5/A 4

DAS AUSLAND

WOCHENSCHRIFT

FÜR

ERD- UND VÖLKERKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

SIEGMUND GÜNTHER.

INHALT.

	Seite
Aufklärungen über Maschonaland. Von Brix Förster (München)	737
Die geographische Verbreitung der Säugetiere im östlichen Russland und ihre Bedeutung für die mitteleuropäische Diluvialfauna. Von A. Nehring (Berlin). (Schluss)	742
Ein Besuch an den Naphthaquellen auf Apscheron. Von Bernhard Stern (Wien). (Schluss)	745
Die Juden in Nordafrika. Von Karl Ochsenius (Marburg i. H.)	748
Geographische Mitteilungen. (E. Kling; Der tunesische Geograph Hadji Ahmed; Die Weddahs auf Ceylon)	749
Litteratur. (Memoiren der kaukasischen Abteilung der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft; Hibsch)	752

STUTTGART.

VERLAG DER J. G. COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG

NACHFOLGER.

Geschlossen am 19. November.

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

Class_____

Book_____

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
AU
v.62

LIBRARY OF CONGRESS
DUPLICATE
EXCHANGED

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINO
URBANA

1889.

Mit einer Karte.

Stuttgart und München 1889.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

D
15 M09

130816
9

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in München.

053
AU
v.62

8 Π 8 | 3 N. C. 21

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1889.

Die Zahlen bedeuten die Seiten der Schrift. — Den „Kleineren Mitteilungen" ist M., den „Notizen" N. vorangestellt.

I. Erdteile und Länder.

Europa.

Staats-Einnahmen und -Ausgaben in Europa. 420. — M. Die Bevölkerung Europas. 520. — M. Die Stärke der Familien in Europa. 540.

(Belgien.) Die Reform der Wehrmacht Belgiens. 201. 235. 249. — Dreikönigstag in Belgien. 709.

(Dänemark.) Der Opalberg von Färöe. 64. — Thoroddsens weitere Forschungen in Island. 138. — Neue Solfataren und Schlammvulkane in Island. Von Thorvaldur Thoroddsen, übersetzt von M. Lehmann-Filhés. 161.

(Deutschland.) Die neuen Hafenbauten in Bremen. 141. — Hamburgs Handel und Verkehr. Von W. Beumer. I. Warengeschäft. II. Exportgeschäft. 321. — Die Wenden in Deutschland. 336. (Berichtigung.) 580. — Das „Rauhe Haus" in Horn bei Hamburg. 697. — Steinkohlen im badischen Oberland? Von Dr. W. Beumer. 725. — Die Weiterführung der Mainkette oberhalb Aschaffenburg und ihre Bedeutung für die Ausfuhr von Rohprodukten. 901.

(Frankreich.) Eisenbahnbau in Corsica. 159. — M. Der Aufstieg zum Eiffelturm. (Von einem Fachmann.) 439. — Die beabsichtigte Kanalbrücke zwischen Frankreich und England. 1030.

(Großbritannien.) M. Die Lebensmittelversorgung Londons. 220. — Der Manchester-Schiffahrtskanal. 381. — Die englische Kolonialfrage. Von H. Zöppritz. 561. — Die englische Volkserziehung. (Veranschlagte Kosten für 1889.) Von Rudolf Schück. 654. — Das englische Heerwesen. Von H. Zöppritz. 681. — Die Cinque Ports (Fünfhäfen) der englischen Küste. 846. — Der englische Adel. Von Rittner-Lübeck. 894. — Musik und Gesang Irlands. Von Helen Wolff. 978.

(Italien.) N. Die Bevölkerung in Italien 1887. 199. — Zur Anthropologie Italiens. Von Dr. Fligier. 476. — Das Passionsspiel an den oberitalienischen Seen. 603. — Das neue Landesbefestigungssystem Italiens. 801. 826. — Eine Liliput-Republik (San Marino). 1018.

(Montenegro.) Das neue Gesetzbuch von Montenegro. Von Dr. Fried. S. Krauß. 534. 547. 568. — M. „Offizielle Seife" in Montenegro. 859. —

(Oesterreich-Ungarn.) Die Marmaros, das Nachbargebiet Siebenbürgens. Von Rudolf Bergner. 14. 34. 55. — Aus Siebenbürgen (eine Entgegnung auf 1888. 1007). 60. — Die Wasserverhältnisse der Kesselthäler von Reifnitz und von Gottschee. 84. — Das Staats-Quecksilberbergwerk zu Idria in Krain. 101. — Die Insel Lacroma. 177. — M. Die Wiener Volkssprache. 260. — M. Die österreichische Flußschiffahrt. 359. — Die Wiener Zahnradbahn. Von J. Barber. 456. — M. Die Achensee-Bahn. 619. — Das Landesmuseum in Krain. 626. — Abazzia. 664. — M. Die Aufforstung des Karstes. 680. — Ein Tag in Fruska-Gora (Slavonien). Von Rudolf Bergner. 685. — Sächsisches Bauernleben in Siebenbürgen. Von Fr. Spuller. 708. — M. Passionsspiele in Brixlegg. 739. — M. Die ungarische Seidenkultur. 859. — Das neue „Deutsche Volkstheater" in Wien. 871. — Die Basilika in Gran. 916.

(Portugal.) Volkstrachten in Portugal. 346. — Das Neueste über Portugal. 598.

(Rumänien.) Rumänien. Von Rudolf Bergner. A. Die Deutschen in Rumänien. 276. B. Deutsche Kolonien in der Dobrogea. 296. C. Eine Reise durch das Land. 315. — Das Bauernhaus in Romänien. Nach Odobescu von M. Przyborski. 410. — Das romänische Landvolk. Musik und Tanz, Volkslieder und Volkstrachten in Romänien. Nach Odobescu von Przyborski. 493.

(Rußland.) Ein Ausflug in die polnische Schweiz. Von Otto Hach. 4. 29. — St. Petersburger Eindrücke. 48. 72. — Die südrussischen Kurgane und Balka. Von J. Hesse. 76. 94. 139. — M. Der Unfall der englischen Reisenden Donkin und Fox im Kaukasus. 139. 160. 719. — Die Mennoniten in Rußland. Von Gregor Kupczanko. 153. 164. (Entgegnung.) 500. — N. Die Ausdehnung der Eisenbahnen im Kaukasus. 180. — N. Die Volkszählung in St. Petersburg. 199. — Grusinische Sprichwörter. Von N. v. Seidlitz. 256. — M. Rußlands neueste Statistik. Von Gregor Kupczanko. 259. — Bilder aus dem russischen Volksleben. Die Butterwoche. 632. 646. 667. — M. Petroleum in Baku (Kaukasien). 699. — Die wandernden Arbeiter in Rußland. Von Herm. Roskoschny. 886.

(Schweiz.) Ein Ausflug nach Arenenberg. 134. — N. Die Bevölkerung der Schweiz 980.

(Serbien.) N. Eine neue Eisenbahn in Serbien. 200. — Zur Volkskunde im Königreich Serbien. Von V. Karic. Uebersetzung von F. S. Krauß. 741. 776. 787.

(Türkei.) Die Bessá (Schwur) bei den Albanesen. Von J. Okić. 372. — Kreta und seine politische Bedeutung. 1011.

(Sonstige Länder.) Barcelona. Von Julius v. Bük. 353. 373. — Athen und die Zunahme seiner Bevölkerung. 657. — M. Die Heeresreform in den Niederlanden. 740.

Asien.

(Burma.) Oberburma. 258. — Die Eisenbahn zur Verbindung von Burma mit dem Yün-nan. 578. — Die Rubingruben von Burma. 935. 955.

(China.) Amoy. Von Miß Gordon-Cumming. 8. — Chinesische Heiratsgebräuche. Von Adele M. Fielde. 264. — Handel mit Hundefellen in China. 337. — Die Chinesen. Von Rittner-Lübeck. 427. — Chinesische Sterbebräuche. Von Adele M. Fielde. 452. — Die chinesische Auswanderung. 458. — Die Denkschrift des Marquis Tseng 1887 „Ueber den Schlaf und das Erwachen Chinas." Von Adolf Fleischmann. 541. — Gasbeleuchtung in Kanton. 599. — M. Ein chinesisches Menu. 720. — Die Heirat des Kaisers von China. Von W. H. Wilkinson. 863. — Landwirtschaftliches Leben in China. Von A. M. Fielde. 985.

(Japan.) Das Familienleben und die Religion der Ainu. Von J. K. Goodrich. 106. 131. — M. Der vulkanische Ausbruch in Japan. 219. — M. Die Kolonisation des nördlichen Japans. 220. 660. — M. Verteilung von Hitze und Regenfall in Japan. 359. — Die kaiserlich japanische Universität in Tokio und ihre Einrichtung. 391.

(Ostindien: Englisch-Ostindien.) Lebensbilder aus Indien. Von einer Dame. 1. Die Frauen. 2. Erziehung. 70. 3. Indische Diener 91 — Der Humbug der Schlangenbeschwörer in Indien. 252. — Die indische Provinz Bhutan. 257. — Gwalior. Ein Städtebild aus Indien. Von L. Wingfield. 504. — M. Die landwirthschaftliche Statistik der Insel Ceylon. 540. — Die Vermessung der Region der Schwarzen Berge im nördlichen Indien. 579. — Ein militärischer Spaziergang nach Tomlung in Sikkim. 643. — Kalkutta. Eine Reiseskizze von Rich. Garbe. 690. 711. 728. — Reisen in Ostindien. Von Dr. Ottokar Feistmantel. 744. 773. 793.

250994

(Persien.) In einem persischen Dorfe fern von der Heerstraße. Eine Reise-Erinnerung. 135. — In einem wilden Garten in Schiras. 214. — Der Handel in Persien. 498. — Handelsstraßen in Persien. 658. — Das heutige Persien. Von A. J. Ceyp. 784. 804. 829. 851.

(Russisch-Asien.) N. Kanal zwischen dem Obi und Jenisei (Sibirien). 160. — M. Die Stadt Prschewalsky (Karakol). 499. — M. Rußlands transkaspische Eisenbahn. 859. — Die Besiedlung der transkaspischen Region. 999.

(Sunda-Inseln.) Holland in Ostindien. Von A. Frhrn. v. Moltke. 1. 26. — Das britische Nordborneo. 79. — Antimonerze in Borneo. Von Dr. Theod. Posewitz. 174. — Der Gesundheitszustand der Europäer im malayischen Archipel. Von A. Oppel. 241. 270. — Bilder aus den Sunda-Inseln. Von E. Mayer. 1. Etwas über das Upasgift. 2. Amok und Latta. 287. — Aus Britisch-Nordborneo. Von Dr. Theod. Posewitz. 438. — Die holländische Kolonialarmee und der Krieg in Atjeh. Von Hans Altona. 861.

(Sonstiges aus Asien.) N. Der Handel in Siam. 80. — Ein griechisches Kloster (Syrien). 123. — Die Kultur der Gewürznelken und Muskatnußbäume auf den Molukken und Banda-Inseln. Von E. v. Barfus. 195. — N. Die Sprache im Zaraffschan-Thal. 199. — Eine Konsularreise in den Schan-Staaten. 497. — Gromtschewskis Reise über die Pamir. 519. — Die Franzosen in Hinterindien. Von Emil Jung. 3. Annam und Tongking. 565. 590. — M. Aus dem Hedschas. 640. — Tibet in chinesischer Beleuchtung. 737. — M. Die türkisch-asiatischen Eisenbahnen. 820. — Die Mekka-Pilger. 908. — Die große zentralasiatische Handelsstraße von Pekin nach Kuldscha und Semiretschensk und nach Yarkand und Indien. 925. — An der Grenze von Kurdistan. 945.

Afrika.

(Algerien, Marokko, Tunis.) Die algierische Sahara. 58. — N. Altertümer in Tunisien. 120. — N. Die Bevölkerung von Marokko und ihre Rassen. 120. — Die Berberbevölkerung in Marokko und ihre Einteilung und Verteilung. 337. — Eine Löwenjagd in Algerien. 484. — Die muselmännische Universität Garawin zu Fas (Fez). 518. — Mogador, der Hafen von Marokko. Von Alfr. Stähelin. 611. 629. — Die Heuschreckenplage von 1888 und 1889 in Algerien. 919.

(Kongo und Nyanza.) N. Kongo-Freistaat. 100. — N. Ein Brief von Stanley. 300. — Die neuesten Nachrichten von Stanley (und Emin Pascha). 301. 326. — M. Neues von Stanley und Emin Pascha. 319. — Zwei Briefe von H. M. Stanley an Major Barttelot. 341. — Stanleys Neu-Afrika. 351. — Major Barttelots Lager am Aruhwimi. 406. 433. 448. 469. — Der Handel des Kongo. 460. — Die projektierte Kongo-Eisenbahn zwischen Vivi und dem Stanley-Pool. 498. — Die Vermessung des Kassai. 760. — Die Meereshöhe des Viktoria-Nyanza. 797. — Das Neueste aus Afrika (Peters, Stanley, Emin). 921. — Die Kongo-Eisenbahn. 940. — Stanleys Forschungspläne. Von Heinrich Becker. 949. — Ein Freiwilliger der Stanley-Expedition, H. Ward. 1001.

(Madagaskar.) Die Bevölkerung Madagaskars. Aus dem Italienischen von Julius Doden. 44. — Die neuesten Vermessungsarbeiten der Franzosen auf Madagaskar. 138. — Der geologische Bau von Madagaskar. 497. — Die neuesten Ereignisse in Madagaskar. 558.

(Ostafrika.) Der Tabaksbau in Sansibar 60. — Harar. Aus dem Italienischen von Jul. Doden 128. — Ein italienisches Urteil über den Aufstand in Ostafrika. Von Jul. Doden. 156. — Graf Teleki's Entdeckungsreisen in Ostafrika. 189. — M. Aus dem Witu-Lande. 197. 699. — Die Veste Bagamoyo. 412. — Der Kampf um Ostafrika. Von Heinr. Becker. 461. — Mount Milanje (am Schirwa-See). 979.

(Westafrika.) N. Die Alcatras-Inseln. 80. — Leben und Treiben in Kamerun. Von Dr. Robert Müller. 1. Die Männer. 2. Die Frauen. 3. Musik und Tanz. 81. 4. Trade. 5. Das Kanu. 6. Fürst und Volk. 7. Die Dörfer. 116. — Skizzen aus Tenerifa (Kanarische Inseln). 125. 149. 171. 192. — M. Die Ureinwohner der Kanarischen Inseln. 178. — Ein Zivilisationsbericht aus Westafrika. Von Herm. Pollak. 431. — Die Insel Réunion. 488. 509. — Neue Forschungen über die Insel Mauritius. 558. — Deutsche Erforschungen in Westafrika. 579. — Eine Reise in das Innere des Gabun-Landes. 797. — Ein Ausflug nach Westafrika. Von Dr. Rob. Müller. 1. Die Ausreise. 809. 836. 2. Kamerun. 3. Golf von Guinea. 852. 4. Südatlantischer Ocean. 868. 5. Kamerun und St. Ascension. 890. 6. Die Heimreise. 914. — Gabun. 961. 987. — Einiges über Land und Leute aus Nordwest afrika. 1025.

(Sonstiges aus Afrika.) Die Forschungen in Afrika seit einem Jahrhundert. 59. — Schilderungen aus Natal und den südafrikanischen Republiken. Von J. C. Vogel und K. Schenkh. Die Goldfelder. 207. 233. — Aus dem italienisch abessinischen Feldzug. Von Capucci. 557. — Die Portugiesen am Nyassa-See und dessen erste Erforscher. 559. — Mandara, Fürst von Moschi, im östlichen Aequatorialafrika. Von A. W. Hubner. 651. — Die afrikanischen Sklaven. Aus dem Italienischen. 655. — Der Vormarsch der Derwische ins Nil-Delta. Von A. Ramsauer-Osenbrüggen. 726. — Reisebilder aus Aegypten. Von Ernst Schrecker. 1. Von Brindisi bis Kairo. 965. 2. Kairo. 992. 1015. 3. Die Hauptreligionen des heutigen Aegyptens. 1032.

Nordamerika.

(Canada.) Canada. Von A. Daul. 261. — Zwei Städte im fernen Westen: Vancouver und Victoria. 415. — Der Indianer in Canada. Von J. Macdonald Oxley. 524. — Der Pelzhandel in Canada. 796.

(Mexiko) Die Eisenbahn-Invasion in Mexiko. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. 21. — Mexiko zur Zeit Motezumas. Nach altspanischen Quellen aus dem Jahr 1691. Von H. Keller-Jordan. 361. 385. — Die Seen im Hochthal von Mexiko. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. 521.

(Vereinigte Staten.) Die Eigentümlichkeiten der amerikanischen Städte. 10. 32. 52. — Das Washington-Gebiet. 18. — Die Umgangssprache der Arapahoe-Indianer. Von Friedr. J. Pajeken. 89. — Von Chicago nach Montana. Reiseskizze von Ernestine Martin. 167. — Der Tauschhandel und das Zählen der Arapahoe-Indianer. Von Friedr. J. Pajeken. 175. — Die Sonntagsruhe und Temperance-Bewegung in Amerika. 204. 237. — Skizzen aus Nordamerika. 254. 418. — Kansas. 267. — Das Hotel der Vereinigten Staaten. 274. — Liebe und Ehe bei den Indianern Nordamerikas. Von Friedr. J. Pajeken. 357. — Das Postwesen in Amerika. 367. — Ansichten eines Ausländers über die Indianerfrage. Von H. Ten Kate im Haag. 441. — M. Oklahoma (das „schöne Land"). 460. — M. Arbeiterversicherung in den Vereinigten Staaten. 499. — Der „Trommler" im fernen Westen. Ein amerikanisches Lebensbild. 512. — Reisebilder aus dem Westen Nordamerikas. Von Fried. J. Pajeken. Reise von New Fort nach Old Fort Mc'Kinney. 581. 608. Von da nach Bighorn Ranche. 671. — Die Zurückberufung der Chinesen nach Californien. 599. — Amerikanisches Gefängniswesen. Von Rittner-Lübeck. 637. — Die Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten. Von Rittner-Lübeck, 661. 693. — Das amerikanische Schulwesen. Von Rittner-Lübeck. 74. — Das Cumberland-Plateau in Tennessee. Von O. Plümacher. 902. 932. 953. 971.

(Sonstiges.) Die Engländer in Westindien. Von Hans Altona. 184. — M. Ein Friedenskongreß aller amerikanischen Nationen. 520. — Der Robbenschlag auf Neufundland. 733. 756. — Der Rio San Juan de Nicaragua. 760.

Südamerika.

(Brasilien.) Eine neue Expedition nach dem Rio Tapajos in Brasilien. 18. — Forschungen in der Provinz Paraná. 20. — Die gegenwärtige Regierung Brasiliens und ihre Stellung zur Einwanderungsfrage. Von A. W. Sellin. 481. — Bei den Deutschen in Südbrasilien. 1. São Bento und Joinville. 530. 2. Kolonie Blumenau. 550.

(Sonstiges.) Das obere französische Guyana. 79. — M. Statistisches aus Argentina. Von Gotil. Webersik. 179. — N. Das Klima der Falklands Inseln. 180. — N. Stand der Weizenkultur in Chile. 199. — Reise nach Santa Rosa (Chile). 213. — Die Insel Juan Fernandez. 216. — M. Wahrnehmungen am Valencia-See in Venezuela. 219. — Die Republik Urugnay. Von A. Oppel. 365. — M. Gegen die Auswanderung nach dem oberen Orinoco. 440. — Die Republik Bolivia. Nach den neuesten Konsularberichten. 473. — Einwanderung in die Argentinische Republik. 579. — Die Llanos von Columbia. Von Dr. Alfred Hettner. 614. 634. — M. Eine Schienendurchquerung Amerikas. (Von Recife nach Valparaiso.) 620. — Die transandinische Eisenbahn. 796. — Coudreaus Forschungen im Tumac-Hnmac-Gebirge (Guyana). 796. — Die Italiener und die Argentinische Republik. 938.

Australien und Polynesien.

(Festland.) Die australischen Kolonien in ihrer gegenwärtigen Gestalt. Von Neubaur. 145. — Das australische Bergland. Von R. v. Lendenfeld II. Mount Bogong. 181. 209. 230. — M. Der australische Bunyip. Von Greffrath. 659. — N. Einwanderung nach den australischen Kolonien. 820. — N. Die Goldfelder der australischen Kolonie Victoria. 860. — N. Koloniengrenze strittig. 980.

(Inseln.) Kaiser-Wilhelms-Land in Neu-Guinea. Von A. Oppel. 61. 86. 109. — N. Die chilenische Besitzergreifung von der Osterinsel. 100. — Erinnerungen aus Neu-Guinea. Nach Tagbuchnotizen von F. Grabowsky. 121. — Unter den Fidschi-Insulanern. Von C. Trotter. 291. — M. Die Fidschi-Inseln. 1887. Von Greffrath. 340. — Die Chinesen in Honolulu. 599. — Pater Damian und die Leprosen. (Von den

Sandwichsinseln.) 714. 726. — M. Wasserfall in Neuseeland. 740. — Der nautische Werth von Samoa. Von Heinr. Becker. 761. — In den Alpen Neuseelands. Von R. v. Lendenfeld. 781. 816. 838. 856. 877. 897. 904. 927. 958. 967. 995. — Die Norfolk-Insel. 918.

Polarregionen.

Frithiof Nansens Reise quer durch Grönland. 137. — N. Neue Entdeckungen auf Nowaja Semlja. 180. — N. Der kälteste Punkt der Erde (Werchojansk). 199. — Die Eskimo-Stämme. 464. — Haparanda. Eine Reiseerinnerung. Von Jos. Körensky. 584. — F. Nansens Reise über das Binnenlandeis von Grönland von Ost nach West. 721. 751. 769. — M. Die König-Karls-Inseln. 799. — Die Eskimo der Hudson-Straße. Von F. F. Payne. 812. 832. — Das arktische Eis und seine Beschiffung. Von A. A. Ackermann. 821.

II. Personalien.

Arnot, F. S., Afrikaforscher. 940. — Emin Pascha (Dr. Schnitzer) vide Afrika. M. Gregory, Francis Thomas, australischer Forscher †. 260. — Gromtschewski, Forschungsreisender. 519. — Krupp, Alfred, Fabrikant in Essen. 41. — M. Kükenthal, W. Dr. in Jena, Polarreisender. 738. 779. 798. — Meyer, Hans Dr., Reisender. 221. — Nansen, Frithiof Dr. 137. 720. — Peters, K. Dr., Afrikaforscher †. 921. — Stanley, Henry M., vide Afrika. — Teléki, Graf, Afrikareisender. 189. — Thimm, Franz, Buchhändler in London †. 618. — Ungern-Sternberg, Frhr. v., Physiker. 477. — Veuster, J. Damian de (Pater Damian), † Mokokai. 714. 726. — Ward, Herbert, der Afrikareisende. 1001.

III. Allgemeines.

Archäologie.

Funde in Arizona. 337. — Die Gräber von Sackrau in Schlesien. 593. — Einteilung Nordamerika's in archäologische Areale. Von Alb. S. Gatschet. 641. — M. Ein Goldfund in Szilágy-Somlyo (Ungarn). 700.

Ethnographie.

M. Die Zwergvölker der Erde. 40. — Bettler und Zigeuner in den Alpen. 112. — Die Zigeuner als Kulturvolk. Von J. Okič. 187. — Die Völker des Kaukasus nach ihrer ethnologischen Klassifikation. Von C. Hahn. A. Die weiße Rasse. B. Die mongolische Rasse. 225. — Dainu Balsai. (Lithauische Melodien.) Von E. Lemke. 333. — Wandervolk in den Alpen. 424. — Weihnachten in den Alpen. 595. — Armenische Sprichwörter und Rätsel. Von N. v. Seidlitz. 807. — Christen und Kurden. 930. — Die nordischen Weihnachten. 981. 1006. 1021. — Zigeunergeschichten. Von Rudolf Bergner. 1036.

Geographie.

Geographische Neuigkeiten. 18. 58. 79. 137. 257. 337. 458. 477. 497. 518. 558. 578. 598. 657. 719. 760. 796. 918. 940. 979. 999. — Neue Vermessungen im Indischen Ozean. 19. — Vorderasien und Hellas. Eine geographisch-kulturgeschichtliche Skizze. Von Waldemar Lewis. 284. 306. — Geographische Forschungen in den Niederlanden. Von J. F. Niermeyer. 421. — M. Der große Globus auf der Pariser Weltausstellung. 680.

Geologie, Orographie, Paläontologie.

Dr. Hans Meyers zweite Reise nach dem Kilima'ndscharo. 221. — Eine Besteigung des Großen Ararat. Von E. Markoff. 244. — Zwei neue Knochenhöhlen aus Siebenbürgen. Von Gabriel Téglás. 378. — Die Eiszeit im Sill-Thale. Von Julius Jäger. 389. — Forschungsreise im Atlas-Gebirge. Von Josef Thomson. 394. — M. Russische Mammuth-Funde. 440. — Die Wüste Gobi und die Himálayas. Von F. E. Younghusband. 444. — Ehlers Besteigung des Kilima'ndscharo. 459. — Eine Nacht auf dem Sattel des Elbrus (Kaukasus). 477. — M. Der Schnee auf dem Kilima'ndscharo. 500. — Die Gipfel, Pässe und Gletscher des Kaukasus. Von Douglas W. Freshfield. 514. 537. 554. 573. — Ein Gletscherschliff (am Würmsee). 617. — Gemiedene Berglandschaften. Schilderungen aus dem Karwendelgebirge. Von Dr. Christian Gruber. 621. — Die Jahreszeiten in den Alpen. 677. — Aus den Südkarpathen. Von Otto N. Witt. 764. — N. Erste Ersteigung des Kilima'ndscharo. 960.

Handel und Industrie.

Alfred Krupp und die Entwickelung der Gußstahlfabrik in Essen. Von Dr. W. Beumer. 41. — N. Russische Waren in Buchara. 140. — M. Elektrische Tramways. 220. — M. Die Distillerie der Abtei Fécamp. 340. — M. Gummi-Arabicum. 499. — Die Erdnuß als Handelsartikel. 518.

Zur Naturkunde.

M. Oel ins Meer. 198. — Das Erdbeben von Vostizza. Nebst der griechisch-kleinasiatischen Erdbebenchronik 1887. Von Dr. Bernhard Ornstein. 281. 310. — Das Erdbeben von Wernoje und seine Wirkungen im Ala-tau (Tien-Schan). Von E. Brückner. 501. — Der Kampf zwischen Meer und Sand. Von Dr. Vinzenz Hilber. 601. — Die Umgestaltungen des Mittelmeeres. Von Dr. C. Gumprecht. 701. — M. Versinken des vulkanischen Gebirges Ziarot-Daghi in Armenien. 780. — Der größte Vulkanausbruch auf Island in historischer Zeit. Von M. Lehmann-Filhés. 881.

Tier- und Pflanzenkunde.

M. Wälder und Trockenländer. 97. — M. Die Batate. Von C. Fruhwirth. 198. — M. Der Schützenfisch. 360. — Quercus Romovena und Konsorten. Von E. Lemke. 437. — Aus der amerikanischen Tierwelt. Nach eigenen Erlebnissen. Von K. Ludloff. 1. Die Stinkkatzen. 717. — M. Das Vipergift. 900. — M. Wirkung des Alkohols auf die Fische. 920. — M. Kanaff, die neue Gewebepflanze. 920. — Das Plankton und seine Erforschung. Von Dr. Karl Lampert. 941. 973

Vereine, Institute.

M. Aus der kaiserlichen Russischen Geographischen Gesellschaft. 39. 479. 679. — M. Ein österreichisch-deutsches Krankenhaus in Paris. 400. — Der 8. Deutsche Geographentag in Berlin. 401. — M. Von der Geographischen Gesellschaft in Bremen. 738. 779. 798. — Der internationale Kongreß der geographischen Wissenschaften in Paris. Von A. Oppel. 841. 873.

IV. Druckschriften, besprochen:

a. mit Namen:

Bartsch, Christian: Dainu Balsai. Heidelberg, K. Winter. 333.

Bayer*, Th. v.,: Ueber den Polarkreis. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, Brockhaus. 619.

Blake, Mary Elizabeth: Mexico Picturesque, Political, Progressive. Boston, Lee & Shepard. 200.

Cronau, Rudolf: Im wilden Westen. Braunschweig, Löbbecke. 1000.

Fränkel, Arthur: Der Nachbar im Osten. Kultur- und Sittenbilder aus Rußland. Hannover, Helving. 1020.

Froude, James Antony: The English in the West Indies or the Bow of Ulysses. London, Longmans, Green & Co. 184.

Garbe, Rich.: Indische Reiseskizzen. Berlin, Gebr. Pätel. 690. 711. 728.

Grempler: Der Fund von Sackrau. Brandenburg, Lunitz. 593.

Hartleben, A.'s Volksatlas. 72 Karten. Wien, Hartleben. 100.

Hirt, Ferd.'s Geographische Bildertafeln. Breslau, Hirt. 339.

Humboldt, Alex. v.: Gesammelte Werke. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 320.

Hurgronje, C. Snouck: Mekka. Haag, M. Nijhoft. 1040.

Jensen, Wilh.: Der Schwarzwald. Mit Illustrationen. Berlin, H. Reuther. 1019.

Junker, Wilh.: Reisen in Afrika 1875 bis 1886. Wien, E. Hölzel. 380.

Keller, Conrad: Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar. Leipzig, C. F. Winter. 488.

Knackfuß, H.: Deutsche Kunstgeschichte. 2 Bände mit ca. 750 Abbildungen. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 99.

Lizius, Maximilian: Wald-, Wild- und Waidmannsbilder aus dem Hochgebirge. Augsburg, Amthor. 99.

Meyers Reisebücher. Aegypten, Palästina und Syrien. Mit 11 Karten, 17 Plänen, 45 Textbildern. Leipzig, Bibliographisches Institut. 100.

Meyer, Hans: Zum Schneedom des Kilima'ndscharo. Berlin, H. J. Meidinger. 1039.

Ott, H.: Ueber die Möglichkeit des Vorkommens von Steinkohlen im badischen Oberland. Waldshut, H. Zimmermann. 725.

Otto's (böhmisches) Konversationslexikon. 335.

Parlow, Hans: Bilder und Träume aus Spanien. Leipzig, B. Elischer Nachf. 1020.

Radics, P. v.,: Bergfahrten in Oesterreich. Einst und Jetzt. 1363 bis 1887. Augsburg, Amthor. 99

Roux, Joseph: La Chanson Lemousine. Texte, traduction et notes. Paris, Picard. 560.

Schanz, Moriz: Brasilianische Reiseskizzen. Leipzig, Roßberg. 530. 550.

Schweiger-Lerchenfeld, Amand Frhr. v.: Das Mittelmeer. Freiburg, Herder. 339.

Seler, Ed.: Reisebriefe aus Mexiko. Berlin, Ferdinand Dümmler. 1039.

Stevens, Thomas: Um die Erde auf dem Zweirad. Aus dem Englischen von F. M. Schröter. 2 Bände. Mit 2 Titelbildern und 172 Abbildungen. Leipzig, F. Hirt u. Sohn. 98.

Stutzer, G.: Das Itajahy-Thal und die Kolonie Blumenau in Südbrasilien. Mit 1 Karte. Goslar, L. Koch. 200.

Sydow-Wagner's Methodischer Schulatlas, entworfen, bearbeitet und herausgegeben von Hermann Wagner. 60 Haupt- und 50 Nebenkarten auf 44 Tafeln. Gotha, J. Perthes. 700.
Thoroddsen, Th.: Oversigt over de islandske Vulkaners Historie. 881.
Walcker, Karl: Grundriß der Statistik der Staatenkunde. Berlin, Mayer u. Müller. 860.
Witt, O. N.: Reiseskizzen aus den Südkarpathen. Berlin, R. Mückenberger. 764.

b. Anonym:

Alaudae. Lateinische Zeitschrift. 680.
Elf Jahre Balkan. J. U. Kern, Breslau. 920.
Erde, die, in Karten und Bildern. Handatlas in 63 Karten und ca. 1000 Illustrationen. Wien. A. Hartleben. 98.
Führer durch Bulgarien. Mit 25 Illustrationen und 1 Karte. Leo Wörl, Würzburg. 880.
Handbook of New Zealand Mines. G. Didsbury, Wellington. 860.
Wealth and Progress of New South Wales. Coghlan, Sydney. 880.

V. Namen der Autoren

soweit sie in der Schrift genannt sind.

Ackermann, A. A. 821.
Altona, Hans. 184. 861.
Barber, J. 456.
Barfus, E. v. 195.
Becker, Heinrich. 461. 761. 949.
Benfey, M. 560.
Bergner Rudolf. 14. 34. 55. 276. 296. 315. 685. 1036.
Beumer, W. 41. 321. 725.
Brückner, E. 501.
Bük, Julius v. 353. 373.
Capucci. 557.
Ceyp, A. J. 784. 804. 829. 851.
Daul, A. 261.
Doden, Julius. 44. 128. 156.
Feistmantel, Ottokar. 744. 773. 793.
Fielde, Adele M. 264. 452. 985.
Fleischmann, Adolf. 541.
Fligier. 476.
Freshfield, Douglas W. 514. 537. 554. 573.
Fruhwirth, C. 198.
Garbe, Richard. 690. 711. 728.
Gatschet, Albert S. 641.
Goodrich, J. K. 106. 131.
Gordon-Cumming. 8.
Grabowski, F. 121.
Greffrath. 340. 660.
Gruber, Christian. 621.
Gumprecht, O. 701.
Hach, Otto. 4. 29.
Hahn, C. 225.
Hesse, Julius. 139.
Hesse-Wartegg, Ernst v. 21. 521
Hettner, Alfred. 614. 634.
Hilber, Vinzenz. 601.
Hubner, A. W. 651.
Jäger, Julius. 389.
Jung, Emil. 160. 565. 590.
Karič, V. 741. 776. 787.
Kate, H. Ten. 441.
Keller-Jordan, H. 361. 385.
Korensky, Josef. 584.
Krauß, Friedrich S. 534. 547. 568. 741. 776. 787.
Kükenthal, W. 800.
Kupczanko, Gregor. 153. 164. 259.
Lampert, Kurt. 941. 973.
Lehmann-Filhès, M. 161. 881.
Lemke, E. 333. 437.
Leudenfeld, R. v. 181. 209. 230. 781. 816. 838. 856. 877. 897. 904. 927. 958. 967. 995.
Lewis, Waldemar. 284. 306.
Lindemann, M. 780.
Ludloff, K. 717.
Markoff, E. 244.
Martin, Ernestine. 167.
Meyer, E. 287.
Moltke, A. Frhr. v. 1. 26.
Müller, Robert. 81. 116. 809. 836. 852. 868. 890. 914.
Neubaur. 145.
Niermeyer, J. F. 421.
Okič, J. 187. 372. 1018.
Oppel, A. 61. 86. 109. 241. 270. 365. 841. 873.
Ornstein, Bernhard. 281. 310.
Orley, J. Macdonald. 524.
Pajeken, Friedrich J. 89. 175. 357. 581. 608. 671.
Payne, F. F. 812. 832.
Plümacher, O. 902. 932. 953. 971.
Pollak, Hermann. 431.
Posewitz, Theod. 174. 438.
Przyborski, M. 410. 493.
Ramsauer-Osenbrüggen, A. 726.
Rittner-Lübeck. 427. 637. 661. 693. 747. 894
Roskoschny, Hermann. 886.
Schanz, Moriz. 530. 550.
Schenkh, Karl. 207. 233.
Schrecker, Ernst. 965. 992. 1015.
Schück, Rudolf. 655.
Seidlitz, N. v. 256. 807.
Sellin, A. W. 481.
Smissen, H. van der. 500.
Spielmann, C. 1011.
Spuller, Fr. 708.
Stähelin, Alfred. 611. 629.
Téglás, Gabriel. 378.
Thomson, Joseph. 394.
Thoroddsen, Thorvaldur. 161. 881.
Trotter, C. 291.
Vogel, Jakob C. 207. 233.
Weberšik, Gottlieb. 179.
Wilkinson, W. H. 863.
Wingfield, L. 504.
Witt, Otto N. 764.
Wolff, Helen. 978.
Younghusband, F. E. 444.
Zöppritz, Hermann. 561. 681.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 1. Stuttgart, 7. Januar 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Holland in Ostindien. Von A. Freiherrn von Moltke. S. 1. — 2. Ein Ausflug in die polnische Schweiz. Von Otto Hach. S. 4. — 3. Amoy. Von Miß Gordon-Cumming. S. 8. — 4. Die Eigentümlichkeiten der amerikanischen Städte. S. 10. — 5. Die Marmaros, das Nachbargebiet Siebenbürgens. Von Rud. Bergner. S. 14. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 18.

Holland in Ostindien.

Von A. Freiherrn v. Moltke.

Johann Müller sagt in seiner Physiologie, man könne die Kolonisation der Bildung jener Tiere vergleichen, wo sich ein Glied vom bisherigen Stammkörper ablöst, um fortan ein selbständiges, aber dem des Stammkörpers ähnliches Leben zu führen. Dieses abgelöste Tier ist mit Bezug auf Holland die Insel Java, dessen Glieder die übrigen Sunda-Inseln. Seit dem jüngst stattgehabten Aufstand in der Provinz Bantam auf Java, der, wie alle seine Vorgänger, mit der Ermordung einiger Europäer und mißliebiger inländischer Beamter in Szene gesetzt und in kurzer Zeit unterdrückt wurde, werden Stimmen in der Presse laut, welche in diesen periodisch wiederkehrenden und eng lokalisierten Aufständen den Anfang vom Ende sehen und prophezeien, daß in den Mißerfolgen des Krieges mit Atschin der Keim zu weiteren Aufständen liege und daß, sobald Holland Atschin ganz aufgebe oder aufgeben müsse, auch seine Herrschaft im übrigen Archipel zu Ende sei. Schon fragt man, wer der glückliche Nachfolger sein werde.

Bevor ich auf die Folgerung bezüglich des Krieges mit Atschin und der Stellung Hollands als Kolonialmacht überhaupt näher eingehe, möchte ich, was den einstigen Nachfolger anlangt, zunächst konstatieren, daß derselbe nicht unbestritten in den Genuß seiner Rechte oder vermeintlichen Rechte treten dürfte, da jeder Holländer sich vollkommen bewußt ist, daß der Besitz der Sunda-Inseln, insbesondere Java's, eine Existenzfrage für sein Land ist. Der Holländer, in dessen Blut ja auch die „furor teutonicus" liegt, wie er ja vollauf im achtzigjährigen Krieg und in seinen Kämpfen um die Hegemonie zur See bewiesen hat, wird, einmal aus seiner beschaulichen Ruhe und dem Gefühl des sicheren Besitzes gerissen, jeden Blutstropfen daransetzen, um zu behaupten, was er einstens gewonnen hat und was für seine Lebensfähigkeit so erforderlich ist. Im Falle der Holländer kann nicht angepaßt werden, was z. B. der berühmte Reisende Townsend behauptet, indem er als Hauptbedingung für Spaniens Aufblühen das „Abschütteln" seiner Kolonien aufstellt. Auch A. Young nennt denjenigen, welcher Frankreich von seinen Kolonien „befreit", den wahren Freund desselben. Allein dort ist die Rede von Ländern, die in sich selbst die Vorbedingungen von Blüte und und Wohlstand bergen, hier aber von einem Lande, dessen Reichtum von seinen Kolonien abhängt und das den durch seine Kolonien geschaffenen Transithandel nicht aufgeben kann. Die klugen Lehren, die energischen Maßregeln eines Johann de Wit, des größten Staatsmannes seiner Zeit, sind in Holland noch nicht vergessen, und das kleine, aber von opfermutiger Vaterlandsliebe und unbegrenztem Stolz auf seine Errungenschaften erfüllte Volk zwischen der Schelde und Ems wird einem etwaigen Angriff auf seine Kolonien einen zähen Widerstand entgegensetzen.

Um nun auf die oben berührte Behauptung zurückzukommen, so glaube ich nicht, daß durch das Aufgeben von Atschin an Holland die Frage herantritt, mit welchen Mitteln die übrigen Besitzungen zu halten seien. Von Sumatra besitzt Holland nur Küstenstriche und die Lampongs, den äußersten Süden; die Eingeborenen dieser Länderstrecken stehen in gar keinem Kontakt mit denen Java's. Im Verein mit javanischen Soldaten bekämpfte und bekämpft noch der angeworbene Europäer Atschinesen,

Dajakkers, Balinesen, Makassaren ꝛc., und es sind diese Volksstämme den Javanen ebenso fremd und antipathisch, wie z. B. die Engländer. Er macht im Bekriegen irgend eines Stammes auf Sumatra, Borneo oder sonstwo im Archipel gemeinsame Sache mit seinem weißen Herrn; Niederlagen des letzteren in jenen Gegenden sind auch seine Niederlagen, und ein aus Atschin zurückkehrendes geschlagenes Heer wird niemals direkte Ursache eines Aufstandes sein. Der Sultan von Atschin spielt für den Javanen keineswegs dieselbe Rolle wie etwa der Sultan der Türkei für die Mohammedaner Nordafrika's. Er kennt nur seine beiden Sultane auf Java selbst; um sie würde sich im Falle eines allgemeinen Aufstandes die Masse scharen. Ich lege den Schwerpunkt meiner Betrachtungen nach Java, weil es vor allem diese herrliche Insel ist, welche heutzutage Holland als selbständigen Staat lebensfähig macht; denn Java bildet, wie bereits angedeutet, für die übrigen Besitzungen im ostindischen Archipel gleichsam das Mutterland im engeren Sinne. Von hier aus sind, unbemerkt von der übrigen Welt, mit der dem Holländer eigentümlichen Geduld und Zähigkeit sämtliche Eroberungen oder Gebietsabtretungen vorbereitet und realisiert worden, wie auch die Verwaltung der sogen. „buitenbezittingen" (Sumatra, Borneo, Makassar ꝛc.) in Java ihren Stützpunkt sucht. Einen „smaragdenen um den Aequator sich schlingenden Gürtel" nennt treffend ein holländischer Dichter die langgezogene Kette ostindischer Inseln. Java bildet das goldene Schloß des Gürtels; wer dies zu öffnen versteht, dem fallen die Smaragden von selbst in den Schooß. Es war mir interessant, Beobachtungen über das Verfahren anzustellen, durch welches Holland diese Insel sich sichert, ohne deshalb die Abfassung eines gelehrten Elaborats über seine Kolonialpolitik zu beabsichtigen. Die Wahrscheinlichkeit eines einstigen Verlustes Ostindiens für Holland ist eine große. Sie begründet sich, abgesehen von dem empirischen Glaubenssatz, daß schon seit den Zeiten des Thukydides es immer die Natur der Kolonien gewesen ist, sich unabhängig zu machen, nicht in dem Verluste Atschins, sondern in Hollands gegenwärtiger Kolonialpolitik, welche, unabhängig von etwaigen Mißerfolgen der holländischen Waffen auf den „buitenbezittingen", schließlich entweder zur Selbständigkeit Java's oder zum, wenn auch schwer bestrittenen, Uebergang desselben in den Besitz eines anderen Europäers führen muß. Was ich im folgenden nur in allgemeinen Umrissen anführe, ist mitunter auch von Holländern selbst, die den Mut der freien Rede besaßen, offen ausgesprochen worden. Diejenigen aber, die sich schriftlich über indische Angelegenheiten ausgelassen haben, legen eine angeborene oder anerzogene Blindheit für die Mängel derselben an den Tag, und nur zwei sind es, welche als durch langjährige Erfahrung kompetente Beurteiler ihren Landsleuten bittere Wahrheiten sagen, allerdings aber in ihrer Stimmung als in ihren vermeintlichen Erwartungen Betrogene, also als Unzufriedene oft weit über's Ziel hinausschießen und zu gewöhnlichen Pamphletisten herabsinken. Der eine ist Multatuli, von dem später die Rede sein wird, der andere Roorda van Eysinga, der mit haßgetränkter Feder über seine Landsleute herfällt. Wenn er in der Einleitung seiner Schrift sagt: „presque tous les étrangers sont dupes", so meint er ohne Zweifel hiemit die in Indien reisenden Männer der Wissenschaft oder Vergnügungsreisende, deren Auge nur sieht, was sich vor den Koulissen abspielt. An der Hand meiner vieljährigen, in intimem Umgang mit europäischen und inländischen leitenden Persönlichkeiten gesammelten Erfahrungen will ich versuchen, ein in sich abgeschlossenes Bild von dem zu entwerfen, was eifriges Forschen nach den Ursachen der sich aufdrängenden Thatsachen ergeben hat.

Vor Jahren äußerte unter anderen der „Directeur van binnenlandsch bestuur" in einer der gelesensten Zeitungen Java's, daß sich die Insel derselben Sicherheit des Eigentums zu erfreuen habe, wie der zivilisierteste Staat Europa's, Preußen. Der Beweis, daß diese im Munde eines so hohen holländischen Beamten für Preußen gewiß höchst schmeichelhafte Aeußerung hinsichtlich Java's der Wirklichkeit entspricht, bleibt aber noch der Zukunft vorbehalten, denn erst später werden die Wirkungen der in den letzten Jahrzehnten eingeführten Reformen sichtlich zu Tage treten. Man hat in Holland richtig erkannt, daß, um die Javanen zu gewinnen, das sicherste Mittel sei, ihnen den Schein einer gewissen Unabhängigkeit zu lassen, d. h. sie in der Ausübung ihres Kultus nicht zu stören und ihre eigentümlichen Sitten und Gebräuche nicht blos zu respektieren, sondern sich sogar nach ihnen zu richten. Die Javanen wollen aber nicht sowohl gewonnen als auch, als ein im Kastengeist tief versunkenes Volk, beherrscht werden, und es läßt in dieser Hinsicht die Ausbildung der zukünftigen indischen Beamten in Holland an der nötigen Vorbereitung nicht fehlen. Man schult schon in Delft die jungen Adspiranten ein, unerschütterliche Ruhe und Geduld zu üben, ein dem Javanen imponierendes Selbstgefühl zur Schau zu tragen, da diese Eigenschaften im Umgange mit ihm unerläßlich sind und bei Verhandlungen mit einheimischen Fürsten öfters bedeutende Konzessionen errungen haben. Ferner hat man jedem, auch dem geringsten europäischen Beamten einen gewissen Nimbus in den Augen der Eingeborenen dadurch geschaffen, daß er im Dienste stets von einem ansehnlichen Gefolge begleitet ist, ein Umstand, den der Javane als unzertrennlich von Amt und Würden ansieht. Man hat den Beamten gelehrt, in Indien mit einem Selbstbewußtsein aufzutreten, als ob Holland die Welt und er Holland repräsentiere. Dem Inländer wurde hierdurch eine möglichst hohe Idee von der Macht des Mutterlandes eingeflößt, des Mutterlandes, das aus weiter Ferne, in ein mystisches Dunkel gehüllt, mit gewaltigem Griff sein Land umfaßt und beherrscht. Der sanfte, lenksame, Ackerbau treibende Javane nahm sein Joch, dessen Druck die mit

Sammet gefütterte Unterlage möglichst leicht machen soll, willig an, und gewann aus seinem reichen Boden unermüdlich die Mittel, um in Holland den Bau von Eisenbahnen, Inundationslinien, Trockenlegungen von Meeresteilen, Staatsschuldenabzahlungen u. s. w. zu ermöglichen.[1] Nach dem Vorhergehenden liegt die Vermutung nahe, daß die Hauptstützen der niederländisch-indischen Regierung die europäischen Beamten bilden sollen; dem ist aber nicht so. Im Gegensatz zu der indischen Kolonialpolitik der Engländer haben die Holländer richtig erkannt, daß die Masse der Inländer am sichersten durch kluge Behandlung der Vornehmen gewonnen wird. Man hat also neben und unter der europäischen Bureaukratie ein inländisches Beamtensystem entwickelt, so daß mit festem Gehalt und besonderen Ehren verbundene Verwaltungsämter in die Hände alter, vornehmer, teilweise selbst fürstlicher Familien gelegt wurden. Während die unteren Stellen, d. h. die Vorsteher einzelner Kampongs und Dessas (Stadtteile und Dörfer), durch Wahl besetzt werden, behält sich die Regierung die Ernennung oder besser Bestätigung der höheren Beamten vor. Der höchste javanische Würdenträger ist der Regent, gleichsam das inländische Oberhaupt einer Residentie, welcher als Verwaltungschef ein Resident (stets Holländer) vorsteht. Da die Regenten die Nachkommen ehemaliger Rajahs und buddhistischer Oberpriester sind und als solche einen unbegrenzten Einfluß auf ihre niedriger stehenden Stammesgenossen ausüben, bewilligte ihnen die Regierung sehr hohes Gehalt und hat ihrethalben ganz besondere Instruktionen erlassen. Knüpfen sich doch an ihre Namen für den Javanen Traditionen ehemaliger Größe und Macht; sie hauptsächlich sind durch ihre hervorragende Stellung die vornehmsten Bestandteile der niederländischen Verwaltungsmaschine. Dem Residenten ist nachdrücklich zur Pflicht gemacht, den Regenten als seinen jüngeren Bruder zu betrachten und demgemäß zu behandeln. Jedem Regenten ist ein Kontrolleur (Holländer) zugeteilt, gleichsam als Adjutant, der ihn dienstlich überall hin zu begleiten hat, um in die inländische Verwaltung eingeweiht zu werden. Da indes die Stellung und Bedeutung der Regenten fortgesetztes Mißtrauen wachruft, so sind die denselben beigegebenen Kontrolleure eigentlich nur Spione der Regierung, welche augenblicklich von jeder verdächtigen Handlung des Regenten an den Residenten zu berichten haben. Unter den Regenten stehen die Wedana (Distriktsvorsteher), unter diesen die Lurah oder Demang, die Dorfvorsteher. Außen diesen drei Hauptkategorien gibt es noch verschiedenene Zwischenstufen, die einzeln zu benennen hier zu weit führen würde. Die Lurah haben keinen Gehalt, doch beziehen sie Prozente von dem Ertrag der Reisfelder; ihnen liegt es hauptsächlich ob, die prompte Einzahlung des sogenannten Patjek (des der Regierung zufallenden Betrages der Ernte) herbeizuführen.

Wie bereits im Eingange erwähnt worden, herrschen oder besser vegetieren auf Java zwei Sultane, welche Holland in ihren Würden belassen hat, die Sultane von Surakarta und Djocjokarta. Diese beiden Fürsten, deren Territorium die Holländer mit dem Gesamtnamen „Vorstenlanden" bezeichnen, fristen im Vergleich zu ihrer Väter einstiger Macht und Größe ein jämmerliches Dasein; sie gleichen reichgekleideten Drahtpuppen, die nach dem Willen des dem Publikum unsichtbaren Lenkers reden und handeln müssen. Auch in ihren Landen sind holländische Beamte angestellt und der jedesmalige Resident besitzt weitgehende Machtbefugnisse. Der Palast Sr. Hoheit (Kraton genannt) wird von einem holländischen Fort (Benting), dessen Besatzung aus Europäern besteht, dominiert, und sind die Kanonenmündungen direkt auf den Kraton gerichtet. Diese Kanonen bilden eine wirksame Unterstützung des Ansehens des Residenten und verschaffen dessen Anordnungen unbedingten Gehorsam. In welchem Verhältnis der Sultan und der Resident zu einander stehen, läßt sich am besten aus der Befugnis des letzteren erkennen, erforderlichen Falles dem Sultan Hausarrest zu diktieren.

Ungeachtet dieser Härte gegenüber den beiden genannten inländischen Staatsoberhäuptern und der letzteren Ohnmacht liegt gerade hier der wunde Fleck der niederländischen Kolonialpolitik. Erkennt man auch dem Umstande nur sekundäre Bedeutung zu, daß die holländische Langmut geduldig zusieht, wie der in seinem Auftreten für einen Javanen ziemlich energische Mangonegoro (Sohn und Thronerbe des Sultans von Surakarta) sich eine inländische Leibwache hält, die er mit vieler Sorgfalt, Dank ihren europäischen Drillmeistern, so weit gebracht hat, daß sie besser manövriert wie die niederländisch-indischen Truppen selbst, so kann dem aufmerksamen Beobachter doch nicht verborgen bleiben, daß gerade in den „Vorstenlanden" stets der Funke der Empörung glimmt. Dieser Funke bedarf nur des Hauches eines entschlossenen Mannes, um sofort in lichte Lohe emporzuschlagen. Die halbe Maßregel, diese beiden Fürsten mitten auf der Insel zu dulden, haben die Holländer schon wiederholt zu bereuen Veranlassung gehabt. Dieselben benutzen mit Freuden jede Gelegenheit, nicht allein um sich unabhängig zu machen, sondern auch um ganz Java von der holländischen Oberherrschaft zu befreien, wozu sie der insgeheim von den Hadschs (Priester, welche angeblich das Grab des Propheten besucht haben) genährte Glaube oder besser Aberglaube des Volkes prädestiniert. Kleinere Aufstände, wie z. B. der vor wenigen Monaten in Bantam ausgebrochene, werden gewöhnlich schon im Keime erstickt, bleiben aber stets im

[1] Eysinga sagt hierüber: „L'Insulinde, un continent grand comme l'Europe moins la Russie, a 411 kilomètres de chemins de fer (vor 1870 nicht einen Meter), dont 208 construits par l'Etat, tandis que la mère-patrie s'est construite un reseau de 300 millions de florins sans conclure un seul emprunt, prenant tout l'argent sur le travail quotidien des Javanais."

Gedächtnis der Leute haften, da sie nie ohne einige Opfer ablaufen. Ich erinnere noch an die Mordszenen in der Residentie Tagal im Jahre 1865, wo unter anderen der Resident selbst, als er ahnungslos an seinem Schreibtisch saß, überfallen und niedergestochen wurde. Uebermäßiger Genuß des von der Regierung monopolisierten Opiums und hieraus entstehende Verarmung und Entsittlichung, Wühlereien der Hadschis, Hungersnot in einzelnen Distrikten, geheim ins Werk gesetzte Erpressungen der inländischen Großen, zu große Strenge oder Gleichgültigkeit der europäischen Beamten, willkürliches Verfahren der Plantagenbesitzer unter dem Schutz des Gesetzes, haben da und dort auf Java den Samen der Empörung ausgestreut. Daß die geradezu beispiellose Geduld und Unterwürfigkeit der Javanen erschöpft werden kann, daß sie sich alsdann in gefährliche Gegner verwandeln, das hatten die Holländer in dem auf ganz Java verbreiteten Aufstand von 1825 bis 1830 unter Dipo Negoro erfahren; sie konnten desselben nur mit äußerster Anstrengung Herr werden. Die in jener Zeit gewonnenen Erfahrungen vermochten die Holländer nicht aus ihrer Lethargie zu erwecken; erst im Jahre 1868 erließ die Regierung Verordnungen, welche auf Verbesserung der indischen Zustände hinzielten. Nicht den geringsten Anteil an diesem Umschwung hatte das epochemachende Werk „Max Havelaar" von einem ehemaligen höheren indischen Beamten, welcher unter dem Pseudonym „Multatuli" (multa tuli) die Zustände auf Java, namentlich die dortige Beamtenwirtschaft, aufs schonungsloseste geißelte. „Celui qui le premier et le mieux a approfondi et décrit tous nos défauts est Multatuli" — also schreibt Noorda van Eysinga.

Den administrativen Verbesserungen folgten 1871 Anordnungen auf militärischem Gebiete, die Holland in den Stand setzen sollten, Java's zugängliche Nordküste gegen die Invasion eines europäischen Feindes zu schützen. Holland hat auf Java eine hinreichende Anzahl Schulen errichtet, in welchen Lesen und Schreiben der malayischen Sprache und die vier Spezies gelehrt werden, und es verdient gewiß hervorgehoben zu werden, daß selbst der geringste Kuli die javanische (nicht malayische) Sprache zu schreiben versteht, während man noch heutzutage unter der holländischen Landbevölkerung viele trifft, welche weder lesen noch schreiben können. Der Javane ist sicherlich nicht unempfänglich für Kultur; ist er doch vor Zeiten bei der Berührung mit Europäern nicht, gleichwie die Indianer Nordamerika's, zu Grunde gegangen, sondern hat im Gegenteil durch seine Fähigkeit ebenso wie Willigkeit, eine höhere Kulturstufe zu erklimmen, seine Existenzberechtigung gesichert. Zu bedauern ist nur, daß bei ihm seine glücklichen Anlagen stets mit Indolenz und knechtischer Denkungsart im Kampfe liegen, so daß glückliche Resultate nur vereinzelt dastehen. Ein leuchtendes Beispiel ist dem Javanen übrigens in der Minahassa — einem Landstrich im Norden Makassars — gegeben, wo seit geraumer Zeit europäische Kultur festen Fuß gefaßt hat. Der Reisende begegnet dort schönen, hochgewachsenen Leuten mit europäischen Manieren und in europäischen Kleidern. Ackerbau und namentlich Pferdezucht stehen dort in hoher Blüte; man darf die Minahassa wohl einen kleinen indischen Musterstaat nennen.

Die Einwanderung der Chinesen ist von den Holländern in früheren Zeiten sehr begünstigt worden; eine Beschränkung fand nur insofern statt, als Frauen von der Aufnahme ausgeschlossen waren und die Ansiedelung im Innern mit der Erfüllung gewisser Formalitäten verknüpft war. Es wird jedoch eine Zeit kommen, daß auch den Holländern das Verbot der Einwanderung aus China im Sinne der Chinesen-Bill der Nordamerikaner als eine Notwendigkeit wird erscheinen müssen. Die Chinesen, dieses Volk, welches durch seine Masse, seine intellektuellen und physischen Anlagen wie eine drohende Wolke am Horizont des asiatischen Kontinents hängt, spielen auf Java die Rolle der Juden in Europa. Sie sind den Eingeborenen an Schlauheit, Erwerbsfähigkeit und Ausdauer weit überlegen und gelangen sehr bald zu bedeutendem Wohlstande. Das apathische Naturell der Javanen sträubt sich gegen jede geistige Anstrengung; sie verlangen nicht mehr, als was ihnen von der Natur oder von ihren Unterdrückern in den Schooß geworfen wird. Der Kleinhandel und die Hausindustrie liegen in den Händen der Chinesen und diese wissen die eigentümlichen Verhältnisse auf Java mit wunderbarem Geschick auszubeuten. Im Interesse der Holländer liegt es ja auch, daß der Javane nicht zu Wohlstand gelangt; dieser könnte gar leicht einen gefährlichen Hang nach Unabhängigkeit entwickeln. Der größte Feind der fortschreitenden Kultur auf Java ist das Opium. In Ost-Java, das durch den Losari-Fluß von West-Java, der sogen. Suvda, geschieden wird, ist der Opiumkonsum bei Hohen und Niederen ein ungeheurer. Die Regierung verpachtet dieses unheilvolle Gift für bedeutenden Pachtzins an die Chinesen, welche, des hohen Pachtbetrages ungeachtet, hiemit großen Reichtum erwerben. Der Gewinn fließt in die Staatskasse und in die Tasche der Pächter, während der Javane für den Ueberschuß seines Gehalts, seines Arbeitslohnes oder seines Anteiles an den Bodenprodukten sich durch die Züge an der Opiumpfeife jenen seligen Zustand erkauft, der ihn die Pforten des Paradieses offen sehen läßt.

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug in die polnische Schweiz.

Von Otto Hach.

Polnische Schweiz! Märchenhafter Name das! Und doch es gibt eine polnische Schweiz, eine herrliche Berglandschaft, gar nicht weit von der preußisch-russischen und

ebenso österreichisch-russischen Grenze. Freilich nicht himmelanstrebende Gipfel, Spitzen mit ewigem Schnee, Abhänge mit lustig singenden Sennen und Sennerinnen, aber als Ausläufer der Karpathen, der hohen Tatra, die an kalten klaren Wintertagen unter herrlichem Blau des Himmels das blendende Weiß zackig und bogig aufsteigender Schneemassen über meilenweit sich hinziehendem düstern Schwarz eines dichten Fichten- und Tannenwaldes ausbreitet, doch ein felsenreiches Bergland, das sich aus der weiten Ebene von Russisch-Polen sichtlich abhebt.

Bei Sosnowice mit der Warschau-Wiener-Eisenbahn über die Grenze gekommen, erhält man ein völlig neues Bild. Links am Ufer des kleinen Grenzflusses Przemza liegt eine für Polen sehr bezeichnende, öde Sandebene, umsäumt von einem nicht sehr starken aber dichten Kiefernwald mit vereinzelt liegenden, kleinen, hölzernen Gebäuden. Hie und da weiden ein paar kleine magere Kühe und Ziegen, oder auch ein Pferd, das aber keineswegs zu den bekanntermaßen großartigen Kosakenkünsten tauglich zu sein scheint, und als ein sicheres Zeichen einer von Kultur noch wenig beleckten Gegend oder als ein Zeichen der Grenze der Zivilisation erblickt man Knäblein und Mägdlein von mindest schulpflichtigem Alter einzig mit einem Hemd bekleidet, dessen Farbe mehr als „Theorie". Auf der rechten Seite dampft eine Menge von Schloten; denn seit einigen Jahrzehnten ist meist von Deutschen der Anfang gemacht worden, die Kohlen- und Erzreichtümer dieses Grenzgebietes auszubeuten. Da sind Kohlenschächte, Eisengruben, Papiermühlen, Tuchfabriken, Spinnereien u. dgl. in bunter Reihe.

In Sosnowice, der russischen Grenzstation, selbst angekommen, fängt man an, die den Russen eigene Ruhe zu empfinden. Lautlos öffnet sich die Coupéthür und ein Beamter Sr. russischen Majestät, bekleidet mit einer Schildmütze, wie sie dem Deutschen von den Freiheitskriegern bekannt, mit einem weißleinenen Uniformrock, weiten blauen Tuchhosen und saubergewichsten Schaftstiefeln (man glaubt sofort russisch Juchten riechen zu müssen) fordert höflich mit kaum gehauchtem „Proszę paszporty" (Bitte die Pässe[1]) und verschwindet.

Die nächste halbe Stunde, welche seitens der Zollbeamten zum Visieren der Pässe benutzt wurde, bot uns die Gelegenheit, einem polizeilichen Untersuchungsverfahren beizuwohnen. Kurz vor Abgang des Zuges von Kattowitz hatte sich ein Lärm erhoben und das Gerücht verbreitet, es sei ein Tausendrubelschein gestohlen worden. Hier wurden nun mehrere Gestalten vom Stamme „Nimm" der unverlangten Grenzüberführung solch mächtigen Rubelscheines verdächtigt; aber mit zeterndem „Gott soll mer schützen" beschwor hoch und teuer einer des anderen Unschuld und Ehrlichkeit. Auch bei dieser sonst doch aufregenden Szene war die Ruhe und Pommadigkeit der löblichen russischen Polizei zu bewundern. Kaum hörbar raunte ein Beamter dem andern etwas zu oder meldete irgend ein wichtiges, doch wohl dem ausländischen Laien nicht sichtbares Ergebnis dieser angestrengten Untersuchung, die Hand an seine Mütze legend, dem mehr als ruhig dreinschauenden Naczelnik (Vorsteher).

Mit dem frohen Bewußtsein, den eigenen Reisesäckel noch zu haben, wurde nun das Heiligtum der kaiserlich russischen Kammer betreten, der Paß geholt und ein bereitstehender Zug der Dombrowa-Iwangoroder-Bahn bestiegen. Leider dauerte es aber noch eine lange Weile, ehe sich die gegen deutsche allerdings beträchtlich längere und bedeutend breitere Wagenreihe in Bewegung setzte. Ob es immer so, sei vorerst nicht behauptet, doch war es auffällig, ebenso wie außerordentlich viel und höfliche Beamte die Reisenden bedienten. Packträger, Schaffner, alles bot hülfebereit die Hand und wußte die mit einigen Kopeken oder Papirossen gespickte Rechte zu sehr zeremoniellem Gruß und Komplimente zu erheben.

Endlich nach einigen verzweifelten Fragen, ob es denn nicht bald losgienge und nach ebenso vielen „Proszę zaras" (ich bitte sofort) pfiff es, und weiter giengs; aber langsam, sehr langsam. Doch wurde das von Sosnowice nur 36 Werst entfernte Olkuß noch vor Abend erreicht. Hier hieß es nun wirklich die Kenntnis polnischer Sprache und Sitte zur Anwendung zu bringen: nämlich mit einem „Furman" zu verhandeln, der es unternahm, noch eine Fahrt nach den Bergen zu machen. Daß hier keine Droschke nach Berliner Begriffen zu erwarten oder zu verlangen sei, war selbstverständlich, und mit Kennerblick war bald der Führer zweier flotter Pferdchen und eines leidlich anständigen Wagens für die Hälfte des geforderten Geldes ($1\frac{1}{2}$ Rubel) verpflichtet.

War das Auge während der langweiligen Fahrt im Eisenbahnwagen an der endlos erschienenen, nur von einigen Kiefernbüschen unterbrochenen Sandebene aufs höchste ermüdet, jetzt wurde es erfrischt und ergötzt, erst durch einen aus Kiefern, Fichten und Wachholder gemischten Wald, dann durch wogende Getreidefelder, die in verschiedenfarbiger Abwechslung mosaik- oder schachbrettartig auf sanften Abhängen dalagen, und endlich durch die merklich immer höher werdenden Züge des Berglandes von Sandomir.

Man muß es geradezu als aufregend bezeichnen, wie solch ein Weg von drei Stunden auf echt russische Weise zurückgelegt wird. Die kleinen, aber ausdauernden Pferdchen fliegen förmlich mit dem schmalen, offenen Wägelchen über Stock und Stein dahin, immer im Trabe, bergauf, bergab, daß man wirklich schon beim ersten Werstpfahle, (solche sind dort statt der Meilensteine) seine sämtlichen Glieder mürbe geschlagen glauben könnte. Dabei bedient sich der Kutscher sehr selten seiner Peitsche, um zu schlagen, sondern er hält dieselbe zumeist in den rechten Stiefelschaft gesteckt oder versetzt sie für lange Zeit über den Ohren seiner Koniki (Pferdchen) in eine schwingende,

[1] Diese in Rußland notwendigen Ursprungsatteste.

sausende Bewegung. Im großen und ganzen kann man sagen, daß er seine Pferde durch Worte regiert und auf einem viel vertraulicheren Fuße steht als unser deutscher. Bewundern muß man auch, mit welcher Geschicklichkeit und Schnelligkeit dieser diensteifrige und überaus unterwürfige Kerl sein Gefährt die steilsten und steinigsten Stellen herunterrasseln läßt. Die Pferde rutschten häufig trotz des Hemmholzes auf allen Vieren in hals- und beinbrecherischer Stellung, daß die Funken stoben, und nicht selten soll es sogar vorkommen, daß die Karre schief geht und umstürzt. Die vertrauenerweckende Sicherheit, deren der Kutscher sich rühmte, und namentlich aber der Reiz der Schönheiten, die dem Auge entgegentraten, machten Angst und Gefahr leicht vergessen. Pieskowa Skala, das erste Quartier in der polnischen Schweiz, wurde glücklich noch vor Nacht erreicht, und zwar zuletzt durch einen Buchenwald, wie er selten schöner und frischer zu sehen ist. Wohl eine Meile weit wurden die Augen durch das lebhafte Grün und die anmutige Glätte des Laubes erfreut, während die Lungen durch balsamischen Duft zu neuem schnellerem Atmen getrieben wurden.

Weisen die sächsische Schweiz mit ihrem Sandsteingebirge und die Weckelsdorfer Felsen ihre sogen. Felsenstädte auf, so glaubt man sich hier in solche von Kalkstein versetzt. Es ist ein Gestein, welches dem des Jura vollkommen gleicht und als Spongitenkalk bezeichnet wird. Zahllose Felsenriesen, zerklüftet und zertrümmert, oder starr und steil zum Himmel ragend, mit Moos, Kräutern und Sträuchern bewachsen, oder mit kahlen, hellen Wänden in der Sonne glänzend, traten schon auf dieser verhältnismäßig kurzen Strecke Weges dem Auge entgegen, und es ist entschieden eine Unmöglichkeit, sich der Verwunderung über die herrlichen Ueberraschungen der Natur zu überheben. Ein gleiches geschieht aber auch bei der Vergegenwärtigung der Geschichte der Schlösser und Ruinen, die hier vielfach zerstreut umherliegen.

Daß Pieskowa Skala eine großartige Geschichte hinter sich haben müsse, wird beim ersten Anblick des stattlichen Baues und bei der Einfahrt durch das feste, wappengeschmückte Thor klar. Den ältesten Ueberlieferungen zufolge, die sich bis in die heutige Zeit über jene Gegend erhalten haben und die Ambrosius Grabowski in seinen Beschreibungen des Krakauer Gebietes gibt, ist diese Feste nicht polnischen Ursprungs. Ueberhaupt ist es auffällig, daß im Königreich Polen und namentlich im Krakauer Gebiet den ältesten Schlössern und Burgen so viel deutsche Namen eigen sind, als Olstein, Czorstein, Rabstein, Mehlstein u. s. w. Auch Schloß Pieskowa Skala ist in besagten Ueberlieferungen mit Peskenstein bezeichnet; es ist dies ein Privilegium auf Pergament vom Polenkönig Ladislaus Sokietek im Jahre 1315, in welchem es unter anderem heißt:

„Silvam nostram incipiendo a Castro dicto Peskenstein, ad villa dicta Suloszowa“ etc.

Die Geschichte des Schlosses weist aber, wie in Richard Roepells Geschichte Polens berichtet ist, auf viel fernere Zeiten zurück. Schon vom Jahre 1235 ist eine Urkunde eines Boleslaus von Sandomir in Skala erwähnt, und in der Geschichte des vorgenannten Königs Ladislaus Sokietek wird erzählt, daß 1291 der Kastellan von Schloß Skala im Krakauischen dem König Wenzel von Böhmen eine Unterwerfungsurkunde ausgestellt habe. In welcher Verfassung und Bauart Pieskowa Skala in damaliger Zeit gewesen ist, ist unbekannt, da das jetzige Schloß eine Schöpfung späterer Zeit ist. Eine lateinische Inschrift über dem Thore inmitten zweier schöner Wappen von Stein lautet ungefähr:

„Dieses Castrum, von Stanislaus Szafraniec im Jahre 1582 erbaut, kam im 18. Jahrhundert in den Besitz des Grafen Wielopolski, welcher es im Jahre 1834 an den Grafen Sobieslaas Mieroszowski Mieroszowice, Majoratsherrn von Myslowic, mit den dazu gehörigen Ländern verkaufte. Im Jahre 1851 brannte es vollständig aus, 1863 desgleichen und ward von 1864 ab von dem jetzigen Besitzer von neuem restauriert. Anno 1864—1868.“

Trotzdem so viele der alten Vesten der Umgegend im Laufe der Zeit dem Erdboden gleich gemacht wurden und ihre Ruinen im ganzen Lande zerstreut umherliegen, das Schloß Pieskowa Skala thront noch heute mit seinen festen Mauern hoch oben auf den Felsen, bewohnbar eingerichtet, und scheint allen Unbilden der Zeit inmitten der Trümmerhaufen zu trotzen. Es ist aber auch ein Schloß, welches einer kleinen Festung gleicht. Auf einem Felsen ist es erbaut, der auf einer unzugänglichen Flußseite sich über 200 Fuß hoch erhebt, und zeigt hier fünf Stockwerke.

Das Gemüt eines Landschafters würde jedenfalls hier recht warm werden und dieser wochen-, ja monatelang Arbeit finden für Malkasten und Leinwand. Wahrlich, es müßte z. B. ein flottes Bild geben: dieser sich steil erhebende Fels von Pieskowa Skala mit seiner festen Schloßbekrönung. Hier der sich bergan windende Weg, auf der einen Seite von einem hellen, klaren, stellenweise lustig schäumenden Fluß begleitet, auf der anderen drei kleine Teiche umsäumend. Hier eine alte Brennerei mit stolz sich hebendem Schlote und da ein altes, von wildem Wein fast völlig geborgenes Beamtenhaus mit Giebeltreppe und Balkon. In der Mitte aber vorn die mächtige Herkuleskeule, gleichsam Wache haltend vor dem dahinter sich majestätisch ausbreitenden Schlosse. Ein Fels ist nämlich die Herkuleskeule, unterhalb des Schlosses aus ebener Erde unbesteigbar sich über 100 F. hoch erhebend, genau wie eine Keule mit dem dünneren Ende in die Erde getrieben. Welche Wirkung müßte nicht das sonnenbeleuchtete gelbliche Gemäuer des kleinen Festungswerkes geben mit seinen vielen Winkeln in Halb- und Schlagschatten, von einzelnen Streiflichtern der Morgensonne durchblitzt, dann der mit Zinkblech gedeckte, hellglänzende,

spitze Turm, rechts saftiges Waldesgrün und als Staffage vor einem kreuzgezierten kleineren Felsen vielleicht einige knieende, brünstig betende Polinnen oder ein lustig rasselnder Wózek (kleiner Wagen) mit vier, wenn auch kleinen und dürftigen Pferden!

Man muß gestehen: gewaltig, fast wie ein Hohn für die jetzt innewohnende Unordnung, für die Folgen der brutalen Zerstörungswut, wie eine Herausforderung an die herbeikommenden staubigen Besucher, steht dieses Schloß da, ein verkörpertes Stück Mittelalter, dessen Anblick leicht bewegt zu Versen, wie:

„Ein Schloß ist halb verborgen im grünen, grünen Wald,
Es glänzt so rosig im Morgen, wie des Glückes Aufenthalt.
Es glänzt im Mondenscheine, da singet die Nachtigall,
Da tönen die alten Steine nachzitternd im Widerhall.
Nach jenem weißen Schlosse blick' ich von fern hinan,
Trab' ich auf schnaubendem Rosse, geh' ich als Wandersmann.
Nicht sagt es die lichte Mauer, die Fenster sagen es nicht,
Daß dort ein Leben in Trauer, wie hier mein Herze bricht!"

Auch das Innere des Schlosses trägt zumeist kriegerisches Aussehen. Alles ist darauf berechnet, hier im Fall einer Belagerung nach Erstürmung des Berges und der Thore noch in den inneren Räumen einen letzten Kampf mit Erfolg zu führen. Greiffenstein, Hornschloß, Neuhaus und Kynsburg in Schlesien halten keinen Vergleich aus, höchstens der Kynast. Unter einer großen Anzahl von Zimmern und Sälen findet man auch mehrfach unterirdische Kellerräume und Gänge, Rüstkammern und Grüfte. Leider ist der größte Teil wertvoller Gegenstände bei den wiederholten Bränden verloren gegangen. Einen eigentümlichen Eindruck machen in den Treppenwänden die aus rotem, grauem oder schwarzem Marmor gehauenen liegenden Bildnisse tapferer Ritter und Herren.

Unzweifelhaft stehen diese untrüglichen Zeichen einer großartigen Vergangenheit an Schönheit und Würde denen der herrlichen Kathedralkirche zu Krakau nicht nach. Unter den vorerwähnten Kellerräumen zeigt man unter anderen einen tiefen Kerker, Dorotka genannt, welcher vor Jahren zum Gefängnisse der dem Hungertode Geweihten diente, indem man sie an einem Seile hinab ihrem Schicksale überließ. Eine Edelfrau des Hauses, namens Dorothea, soll die erste wegen einer Unsittlichkeit von den Morgenstern- oder Beilrittern verurteilte unglückliche Bewohnerin dieses Verließes gewesen sein. Einen schaurigen Eindruck bekommt man auch beim Besichtigen eines ungeheuer tiefen Brunnens im zweiten Schloßhofe. Nur nach ganz bedeutender Kraftanstrengung vermag man mittels einer Winde ein ungemein frisches Wasser zu heben.

Aber auch für Festlichkeiten, ja für Turnier und Bankett findet man alte großartige Einrichtungen. In einem weiten Hofe sind die inneren Wände des Schlosses im oberen Stockwerke derartig durchbrochen gebaut, daß sie eine schöne, säulengetragene Veranda bilden. Leider sieht man nun schon lange, lange nicht mehr „rings auf hohem Balkone die Damen im schönen Kranz". Auch die in den Sälen befindlichen Gemälde, Büsten, Nippesfiguren und Mosaikgegenstände sind nur ein Rest entschwundener Pracht. In dem einen Saale zeichnet sich durch besondere Schönheit aus ein Gemälde „der hl. Sebastian" von Matejko, ferner „Gott Vater", „der verschwenderische Sohn", „die Bacchanten", „König David", „der hl. Johannes", „ein Kindskopf" auf Holz u. a.; im ganzen gewinnt man den Eindruck, daß dem religiösen Gemüt am meisten entgegen gekommen ist. In einem zweiten Saale befinden sich chinesische und ägyptische Steinfiguren, chinesische und venezianische Porzellanmalerei und Schwarzwälder Holzschnitzerei. Unter den baulichen Schönheiten des Schlosses sind noch vier kleinere Türme zu erwähnen, welche über die mit Schießscharten versehene Umfassungsmauer ragen und ein aufmunterndes Vorbild bekommen in einem mächtigen, äußerst festen und hohen Wartturm, gleichsam dem Vater von ihnen, und der vielleicht nur in dem „Hängenden" am Heidelberger Schloß einen Großvater haben mag.

Was für Reize aber die herrliche Umgebung bietet, bald mit ihren einzelnen Felsen, bald mit den größeren Gruppen und Massen, mit dem romantischen Thale, mit den wohlgepflegten, sauberen und in musterhaftem Zustande gehaltenen Forsten und namentlich die entzückende Aussicht aus den Fenstern des Schlosses mit seinen hohen Zinnen, das geht auch daraus hervor, daß alljährlich der Bischof K. von Kielce daselbst zur Sommerfrische erscheint, und mit diesem Zeitpunkte auch ein außerordentlich reges Leben für die sonst tote Stätte beginnt.

Allmorgens kamen aus den umliegenden Ortschaften in früher Morgenstunde fromme Pilger, um die Messe ihres Oberhirten zu hören, drängten sich zu einem dichten Haufen in der gar nicht für diese Verhältnisse berechneten, dem hl. Michael geweihten Schloßkapelle und verrichteten ihre Andacht, die nicht nur im Küssen der hochwürdigen bischöflichen Rockschöße besteht, sondern sogar im Küssen des heiligen Fußbodens! Trotz dieser überfrommen Uebungen ist es aber auch zu so früher Morgenstunde schon geschehen! daß (wahrscheinlich nur aus Versehen!) ein gräfliches Tischtuch in unmittelbarster Nähe verschwand.

Merkwürdigerweise, als ob hier ein hochbedeutendes Bild aus dem großen Weltgetriebe gegeben werden sollte, Wie man wohl behaupten kann, daß die katholische Kirche stets früh aufgewesen, ihr Heil zu verkünden, alles in ihren allein seligmachenden Schooß zu sammeln, ja vielleicht ängstlich zusammenzutreiben, so zeigt sich auch bei dem „auserlesenen Volke Gottes" das ruhige Bewußtsein ihrer Gottbegnadung. Bei einem begüterten, die Landwirtschaft wirklich mit Geschick und Fleiß betreibenden Israeliten befand sich zur selbigen Zeit ein Oberrabbiner zu Besuch, und allabendlich kamen wohl an 60—80 Juden der Umgegend in dieses fromme Haus, um Andachten nach altem mosaischen Ritus abzuhalten. Wahrlich, nach Jahren schwirren noch die lauten, eintönigen Melodien ihrer Gesänge in den Ohren, wenn man sie wie hier

gehört. Minutenlang hörte man das atemerschöpfende „Vorbeten ihres Kantors" und dann ein Tutti, das dem Brausen des Meeres nicht nachstehen kann. Am Tage sah man die von weiter Ferne Herbeigekommenen, welche in Stall und Scheune ihr Nachtlager haben mochten, an den Abhängen des Berges liegen und sich sonnen. Wunderliche Bilder! Diese unbeholfenen Gestalten mit ihren krummen Nasen, zierlich geformten Löckchen, langen, pludernden Kaftan und den weiten Hosen mit langen Schaftstiefeln!

Das Glück war aber noch wohlwollender, als nur diese sichtlichen Gegensätze vorzuführen. Einen glücklichen Zufall möchte man es nennen, daß als Vertreter einer dritten Volksgemeinschaft in einer zur Sommerwohnung eingerichteten alten Kamienica (gemauertes Wohnhaus) für einige Zeit Se. Exzellenz der Generalgouverneur Baron v. Kr. von Warschau daselbst Wohnung nahm. Von einem Tscherkessen in voller Rüstung, mit wohl an 20 Patronen auf der Brust, mit Pistol und mächtigem Krummsäbel bewaffnet, begleitet, ergieng sich der alte, äußerst freundliche Herr in der herrlichen nächsten Umgebung des Schlosses mit seinen Kindern, dem Herrn v. L. und Familie. Letztere, namentlich die Damen, machten in ihrer kurländischen Tracht einen belebenden, gewissermaßen aufregenden Eindruck. Bei ihnen schien deutsche Festigkeit und Gediegenheit mit polnischem Uebermut und Leichtsinn gepaart zu sein, und Heine hat da entschieden nicht so Unrecht, wenn er meint, daß wohl ein Ensemble mehr reizt, als der Anblick einer romantischen Felsenburg oder der einer marmornen Mediceerin, und als er bei dem Anblick dieser Weichsel-Aphroditen sich Raphaels Pinsel, Mozarts Melodien und Calderons Sprache wünschte, weil eine Darstellung allein nicht ausreicht. Und wenn sonst wieder von den Russen gesagt werden muß, daß ihre „schirokaja natura", ihre breite russische Natur, nicht dem deutschen Gemüte angenehm oder passend erscheint, das ungezwungene, freie Sichgeben ohne Förmlichkeit, „besz zeremoni", gerade dieser Gesellschaft mußte sympathisch wirken.

Die Polen und Polinnen fordern ja auch bei jeder Gelegenheit, beim ersten wie beim vierten oder sechsten Glase Thee, das man in ihrer Gesellschaft zu trinken gezwungen wird, auf, ja sich ohne Ziererei, „besz zeremoni" zu bewegen und zu bedienen; aber dabei machen sie selbst einem zehn Bücklinge und zwanzig Kratzfüße, um eine Zuckerschale oder eine Rumflasche zu reichen und begleiten jeden Dank mit einem lieblichen „Całuję rączki" (ich küss' die Hand). (Schluß folgt.)

Amoy.

Von Miß Gordon-Cumming.

Der malerischste und interessanteste von allen den Häfen im südlichen China, welche nun vertragsmäßig dem europäischen Handel geöffnet worden sind, ist ohne Zweifel die Stadt Amoy, eine angenehme Handelsstation für den Reisenden auf seiner Fahrt von Hongkong nach Fu-tschau oder Shanghai und der Ausgangspunkt für einen Ausflug nach der schönen Insel Formosa, welche mit dem Dampfer mittels einer sechsstündigen Fahrt zu erreichen ist. Amoy ist eine geschäftige Handelsstadt, liegt auf der gleichnamigen Insel und ist seit unvordenklichen Zeiten der Mittelpunkt eines bedeutenden Verkehrs gewesen. Es war einer der ersten Berührungspunkte für den Handelsverkehr China's mit dem Auslande. Die Portugiesen faßten schon im 16. Jahrhundert hier festen Fuß, und ihnen folgten die Holländer. Im Jahre 1841 wurde Amoy von den Briten eingenommen, und durch den Vertrag von Nanking erlangten die französischen und englischen Unterthanen das Recht, sich auf der Insel Ku-lang-su niederzulassen, welche von Amoy nur durch eine schmale Meerenge getrennt ist. Auf diese Weise genießen die fremden Residenten das Vorrecht der Isolierung von der ungeheuer überfüllten Stadt mit ihrer Bevölkerung von mehr als hunderttausend Chinesen, und was dies bedeutet, das vermögen nur diejenigen vollkommen zu würdigen, welche in chinesischen Städten gelebt haben. Die großen luxuriösen Häuser der Ausländer sind hier in der angenehmsten Weise zwischen krapproten erratischen Blöcken und Felsenmassen zerstreut, beschattet von Gruppen von fiederigem Bambus, umgeben von prächtigen, wohlgepflegten Gärten voll von dem herrlichsten Laub- und Blütenschmuck eines halbtropischen Klima's. Natürlich nehmen Land und Landschaft während der versengenden Sommerhitze einen krankhaften gelben Farbenton an, allein in der kühleren Winterszeit ist die Insel vergleichsweise grün, und hier und da zeigt sich ein lebhaft grünender Hügelhang, auf welchem fleißige Bauern ihre terrassenförmigen Reisfelder angelegt haben. Pferde und Wagen kennt man auf Ku-lang-su nicht, und ihre Stelle wird vertreten durch Sänften und ihre menschlichen Träger, starke geduldige Chinesen. Boote sind immer bereit, diejenigen, welche dort Geschäfte zu besorgen haben, nach der volkreichen Stadt hinüberzuführen, welche sich so malerisch am jenseitigen Gestade des blauen Meeresarmes erhebt. Zur Linken liegt der Hafen, gefüllt mit den seltsamen, einheimischen Dschonken, welche in Farbe und Gestalt gleich wunderbar sind, und mit einer großen Menge schwimmender Häuser auf Flößen und Kähnen, in denen es einer unglaublichen Menge menschlicher Wesen gelingt, in einer weit anständigeren und reinlicheren Weise zu leben, als ihre Nachbarn in den Straßen der Stadt. Auch legen alljährlich im Durchschnitt etwa tausend ausländische Schiffe in diesem Hafen an.

Von den Häusern der fremden Residenten aus gesehen, erscheint die Insel Amoy überraschend malerisch. Obwohl ihre hohen, steilen Hügel an sich nur nackte, ausgedörrte Höhenzüge von verwittertem Granit sind, so zeigen sie sich doch in jeder Richtung bestreut mit riesigen Findlingsblöcken jenes schon erwähnten dunkelroten Gesteins, welches anscheinend nur aus den Wolken herabfallen konnte, obwohl

hie und da sich ein Felsenkamm davor erhebt und den Horizont begrenzt. Ein einzelner derartiger Kamm teilt die Stadt und ist stark befestigt, und schwere Geschütze beherrschen die Seebucht, in welcher so viele Handelsschiffe liegen. Sehr unregelmäßige Straßen laufen dem Strand entlang zwischen den großen Findlingsblöcken ein und aus, wo Dschonken aufs Land gezogen liegen und schöne alte Bäume die Tempel und Heiligenbilder und namenlosen Gräber überschatten, welche da und dort den chinesischen Begriffen von Glück entsprechend umher liegen. Die Träger, welche an einigen dieser steilen Hügelpfade hinaufklettern, um die Leichen nach irgend einem hohen Punkte zu tragen, welchen die Wahrsager als den in jeder Hinsicht wünschenswertesten Ruheplatz für den Verstorbenen erklärt haben, müssen totmüde werden. Einige von den Heiligtümern sind in natürlichen Höhlen, gebildet von mehreren großen, durch irgend eine große Erdumwälzung zusammengeworfenen erratischen Blöcken, untergebracht; andere sind mit steinernen Bänken und Tischen versehen und laden zu Picnic-Partien ein. Ein interessantes Ziel für einen Nachmittags-Ausflug ist ein Buddhistenkloster, welches inmitten dieser Felsenwildnis an einer Hügellehne erbaut ist. Stattliche Aloës scheinen in dem Boden aus verwittertem Granit besonders zu gedeihen und stimmen vortrefflich zu ihrer Umgebung.

Gleich den meisten bedeutenden chinesischen Städten ist auch Amoy mit einer gewaltigen Mauer umgeben. Der Gipfel dieser Mauer bildet meist den angenehmsten Spaziergang, den man sich nur wünschen kann; er ist der einzige Ort, wo kein Gedränge herrscht, und gewährt eine herrliche allgemeine Aussicht über die Stadt. Den meisten Europäern bieten die Mauern von Kanton einen Größenmaßstab. Diejenigen von Kanton sind bedeutend kleiner und der Stadt selbst fehlen zwei Charakterzüge, die in Kanton in die Augen fallen, nämlich die hohen Pagoden und die großen viereckigen Türme, worin sich die vielbenützten Leihhäuser befinden. Steigt man von den Mauern herab, so betritt man sogleich ein Labyrinth von schmutzigen Gassen und Märkten mit einem betäubenden Gewühl von hin und her wogenden Menschen, worin einem bei jeder Straßenbiegung tausend interessante Einzelheiten auffallen.

Die Mannigfaltigkeit und Trefflichkeit der Fischnahrung, welche hier ausgeboten wird, muß auch dem flüchtigsten Beobachter auffallen. See- und Flußfische, frisch und gesalzen, fallen durch ihre Menge auf, und ebenso der Vorrat von sogen. Bambus-Austern, die ihren Namen davon haben, daß sie an dieser Küste künstlich gezüchtet werden, wo man die künstlichen Austerngehege aus Bambus sorgfältiger anlegt als Weinberge oder Hopfengärten. Man bohrt in alte Austernschalen Löcher und steckt in diese dann etwa zwei lange Stöcke von gespaltenem Bambus; diese werden dann dicht neben einander auf Sandflächen zwischen der Hoch- und der Niederwassermarke ausgepflanzt, wohin starke Flutströmungen angeblich den Laich der Austern führen. Jedenfalls findet man den besagten Laich bald massenhaft an den alten Schalen hängen, welche sich in gegebener Zeit mit jungen Austern bedecken. Diese Bambusstäbe werden alsdann verpflanzt und in Zwischenräumen von einigen Zollen ausgesteckt; innerhalb sechs Monaten von der Zeit an, wo sie zuerst ausgesteckt worden sind, liefern sie dann eine Ernte von ausgewachsenen Austern, welche für den Markt reif sind. Aber auch die Austernschalen gehen nicht zu grunde, denn obgleich die Chinesen den Luxus des durchsichtigen Glases kennen gelernt haben, wird eine große Menge Austernschalen so lange geschabt, bis sie ganz dünn und durchscheinend sind, worauf man sie hübsch in Blei faßt (wie die Butzenscheiben in den Fenstern unserer Vorfahren), so daß sie die ornamentalen Fenster in den inneren Höfen der Häuser der reichen Leute bilden.

Einer der besonderen Industriezweige von Amoy ist die Verfertigung phantastischer kleiner Gegenstände aus Seidenkrepp als Kopfputz für die Frauen. Realistische Blumen sind nicht beliebt, sondern ihre Stellen vertreten die genannten Zierraten, welche so allgemein getragen werden, daß nur wenige Frauen zu arm sind, um nicht ein Stückchen Geld in diesen hübschen Kleinigkeiten anlegen zu können. Künstliche Blumen werden hier nur verfertigt, um den kaiserlichen Toten geopfert zu werden, denn der Brauch, die Gräber mit Blumen zu bestreuen, ist seltsamerweise in China nur der kaiserlichen Familie vorbehalten, und die künstlichen Blumen werden zu diesem Behufe den natürlichen vorgezogen. Nur die Mitglieder des kaiserlichen Hauses wagen sich der Blumen zum Schmuck der Gräber ihrer Toten zu bedienen; Adel und Volk in gleicher Weise muß sich begnügen, ihren Toten nur Zierraten von rotem und weißem Papier darzubringen. Jeder, der eine chinesische Stadt durchwandert, betritt natürlich unzählige Tempel, welche zwar zum größten Teil staunenswert unsauber sind, aber im allgemeinen immer einige interessante kennzeichnende Züge aufzuweisen haben. Unter diesen will ich ein sehr schönes Bild der Kwan-yin, der tausendarmigen Göttin der Gnade, anführen, dessen besonders merkwürdiger Zug der war, daß der große goldene Heiligenschrein, innerhalb dessen die Göttin steht, aus einem Tausend goldener Hände gebildet war.

Die bedeutendste Sehenswürdigkeit von Amoy ist die Zitadelle, worin eine große Besatzung von chinesischen Soldaten in köstlich seltsamen Gruppen herumzulungern pflegt, welche mächtig an Pantomimen und Burlesken erinnern; einige sind mit Pfeil und Bogen, andere mit Speeren bewaffnet, während andere nur kleine Zierbanner und Fähnchen auf hohen Fahnenstangen tragen. Manche führen allerdings auch Gewehre von merkwürdiger Länge, allein die Mehrzahl der Schießgewehre, welche man hier zu sehen bekommt, besteht aus alten Luntenflinten und Steinschloß-Gewehren, welche wahrscheinlich für den Träger gefährlicher sind als für den Gegner. Diese armen Soldaten

haben erst vor Kurzem eine furchtbar erschütternde und wirkliche Erfahrung von der Gefahr erlebt, welche die von ihren Gebietern an verschiedenen Punkten eines möglichen Ein- und Ueberfalles so eifrig aufgehäufte Munition mit sich bringen kann. Am 21. November 1887 giengen die fremden Residenten in Ku-lang-su friedlich ihren Geschäften nach, als plötzlich ein betäubender Donnerschlag die Luft erschütterte und man eine ungeheure Rauchwolke über einem Pulvermagazin der Hauptinsel aufsteigen sah. Der Stoß war ein so gewaltiger, daß Ku-lang-su selbst erbebte, wie von einem Erdbeben, und mehrere Häuser in Trümmer stürzten. Dem Getöse folgte eine augenblickliche Grabesstille von seiten der beinahe betäubten Bevölkerung; dann erhob sich aus der Stadt das Jammer- und Schreckgeschrei der verstümmelten und entsetzten menschlichen Wesen in ihrer Folterqual, und gleich darauf die wilde Wehklage um die Toten. Das Pulvermagazin, worin 40,000 Kilo Schießpulver aufbewahrt wurden, war in die Luft geflogen, hatte fünfzig Soldaten zu Atomen gerissen, mehrere Hundert andere Personen getötet und eine Menge anderer schwer verwundet. Alle Gebäude auf dieser Seite der Stadt wurden zertrümmert und in den eingestürzten Häusern brach Feuer aus und verbreitete sich so rasch, daß sich die Feuersbrunst über ein volles Viertel von der Gesamtfläche der Stadt ausdehnte.

Bis jetzt sind nur wenige Einzelheiten hierüber nach Europa gedrungen, aber schon der einfache allgemeine Umriß dieses tragischen Ereignisses ist entsetzlich genug und muß viele Europäer erschreckt haben, deren Angehörige gerade in Geschäften in der Stadt anwesend waren. Amoy ist nicht allein ein großes Emporium des Handels, sondern auch zugleich ein wichtiger Mittelpunkt der Missionsarbeit. Die Insel Amoy mit einem Durchmesser von etwa 15 Km. ist ganz besetzt mit Dörfern und Städtchen, so daß ihre Gesamtbevölkerung auf 250,000 Seelen geschätzt wird. Da der Hafen einer der ersten war, worin Ausländer geduldet wurden, schien er die Möglichkeiten für die Errichtung christlicher Missionen darzubieten, welche anfangs nur die geringen Ergebnisse lieferten, die in diesem höchst konservativen Reiche gewöhnlich sind. Vor dreißig Jahren konnten die Missionen in Amoy erst ungefähr zwanzig Bekehrte aufweisen; allein diese haben sich, wie dies in China gewöhnlich ist, als ein Krystallisationskern erwiesen, an welchen sich allmählich größere Mengen anschlossen; und heutzutage zählen die drei bedeutendsten Missionskörperschaften in Amoy: die Londoner Mission, die englische presbyterianische und das amerikanische Methodisten-Bistum, gegen dreitausend Kommunikanten und eine weit größere Zahl von solchen Personen, welche noch christlichen Unterricht empfangen.

Die Eigentümlichkeiten der amerikanischen Städte.

Der wunderbarste Zug in dem Wachstum und der Ausdehnung der jungen Nation in dem ungeheuren Gebiet, welches die Vereinigten Staaten einnehmen, ist die Menge und Mannigfaltigkeit seiner Städte. Die Feinde des Zollschutzes behaupten, die Ausdehnung und Größe dieser Bevölkerungsmittelpunkte seien Beweise für die langsam demoralisierenden Einflüsse der Lehre, welche sie befehden; der Antrieb zu eigenen Fabriken, welcher in der Erbauung von Mittelpunkten und Abzugskanälen für dieselben resultiere, sei eine blose Ablenkung der nationalen Kraft, welche symmetrischer verteilt werden könnte, und Millionen von Männern und Frauen in Amerika würden sich in weit besseren Umständen befinden, wenn sie niemals vom Lande in die Stadt gewandert wären. Die ungroßmütigen Anhänger einer „Nichtswisser"-Politik gleich derjenigen der früheren Zeit trauern, weil die hereinbrechenden Irländer, Dänen und Schweden, die sparsamen Engländer und Schotten, die umsichtigen, strebsamen und genügsamen Deutschen die Farmen aufkaufen, welche von den eingeborenen Bebauern des Bodens verlassen worden sind, die des Bauernberufes müde und überdrüssig werden und nach den benachbarten Städten übersiedeln, wo sie die Vorteile der Cooperation genießen können, und das Wagnis der Flüche derselben auf sich nehmen. In den volkreichen östlichen Bezirken der Vereinigten Staaten verläßt der Bauernsohn sein Vaterhaus schon in einem frühen Alter; er haßt den Anblick bemooster Dächer, zerfallender, ehrwürdiger Zäune und verwitternder Gebäude; die uralten Wiesen und historischen Waiden haben für ihn keinen Reiz mehr und er zieht ein ungesichertes Dasein als Handwerker, als Gewerbs- oder Kaufmann in einer Stadt, wo es Trottoirs, Gas- und elektrische Beleuchtungen, tägliche Zeitungen, Theater, den fashionablen „Salon", den Hotel-Korridor (ein Lieblingsbummelort in den amerikanischen Städten) gibt, bei weitem der sicheren aber harten und ziemlich freudlosen Unabhängigkeit des Farmers vor. Wenn er imstande und ebenso industriös ist, so zahlt er die unvermeidlichen Pfandschulden auf die väterlichen Aecker ab und nimmt häufig die Eltern mit nach der Stadt — eine Veränderung in ihrem Dasein, welche sie bereitwillig genug anzunehmen scheinen. Ueber ganz Neu-England und die Mittelstaaten hin findet diese Wanderung vom Lande in die Stadt stetig statt, und täglich und stündlich nimmt der ausländische Bauer, welcher durch die Beschaffenheit seiner Umgebungen selbst emanzipiert und aufgeklärt worden ist, in aller Stille die verlassenen Bauernhäuser und Aecker in Besitz. Die O'Briens und M'Gallaghans, die Durands und La Places, die Müller und Schulze, die Stein und Grundler, die Aksakoffs und Levys treten an die Stelle der Smiths und Allens, der Emersons und Thorpes, der Coreys und Cheneys und Winthrops. Der Yankee ist in die Stadt gezogen und gedenkt dort zu bleiben. Für ihn

ist das Land einfach ein Ort geworden, worin Heu und Gemüse gezogen wird, worin man seine Sommerferien verbringt — ein Landstrich, durch welchen man in Eisenbahnzügen reist, und zwar womöglich bei Nacht. Selbst wenn er reich ist, findet der Yankee nicht jenes Gefallen an einem Landhause, welches ein solch kennzeichnender Charakterzug der Europäer ist. Vielleicht bedarf er auch des Landhauses nicht so sehr, denn viele von seinen Städten sind einfach groß gewordene Dörfer, nirgends eingeengt und zum Ersticken zusammengedrängt. Man findet in den Vereinigten Staaten kein Ueberbleibsel der rohen alten Zeiten, keine drohenden Befestigungen, welche die Straßen eng und unbehaglich und die Häuser notgedrungen hoch und düster machen. Wenn der Farmer in die Stadt gekommen ist, so hat er unbewußt jene Vorliebe für frische Luft und Raum, für Vorgärtchen, Höfe und Obstgärten mitgebracht, welche dazu beigetragen hat, manche städtische Partie zu verschönern, die außerdem sehr gewöhnlich gewesen wäre.

Ohne Zweifel hat die Vervielfältigung der Manufakturen als ein mächtiger Magnet mitgewirkt, um die Bevölkerungen Neu-Englands, der Mittelstaaten und vieler Regionen des näheren Westens und Südens in die Städte zu ziehen. Nehmen wir ein Beispiel an: Ein unternehmender Kapitalist hat plötzlich entdeckt, daß es — Dank den hohen Zöllen auf ausländische Waren, welche das Schutzzollsystem eingeführt hat — nicht mehr nötig sei, Handschuhe aus England und Frankreich einzuführen. Er errichtete eine Handschuhfabrik in einer blühenden Stadt, welche bald ihren ursprünglichen Namen mit dem deutlicher bezeichnenden Gloversville (glover = Handschuhmacher) vertauschte. Er schickte zuerst die zu besorgende Arbeit „stückweise" in die Bauernhäuser der Umgebung und behielt sich nur die letzte Ausarbeitung oder Vollendung für die Fabrik vor. Nach und nach vergrößerte sich dieser Erwerbszweig; Nebenbuhler erschienen im Feld, und Nord-Gloversville wurde gegründet. Die Söhne und Töchter der Farmer, durch ihre neue Beschäftigung für das Stadtleben interessiert, wurden allmählich nach Gloversville und Nord-Gloversville gezogen und kehrten nicht mehr zu ihren vereinzelten Heimstätten zurück. Bald darauf wurden Gloversville und Nord-Gloversville durch eine Straße miteinander verbunden und bildeten nur Eine Stadt, mit einem Mayor, einem Gemeinderat, einem Kollegium von Aeltermännern und einer Polizeigewalt von fünf Männern mit einem Vorstande. Die Bauernsöhne verwandelten sich in Mitglieder der Stadtverwaltung und eine Farmerstochter wurde die Gattin des Mayor. Das vereinigte Gloversville erhob den nur in Städten erreichbaren Fortschritt der Zivilisation bis in den Himmel und ein Farmerssohn, welcher die redaktionelle Feder schwang, machte die Langsamkeit und den Stillstand der ländlichen Gemeinde lächerlich, aus welcher er selber stammte. Der natürliche Trieb, welcher die Menschen drängt, in Gesellschaften zu leben, machte sich mit Macht geltend. Eine gelegentliche ansteckende Krankheit, ein finanzieller Krach oder eine furchtbare Sittenlosigkeit wurden nicht als Ereignisse angesehen, welche aus der dichten Menschenanhäufung in Städten entsprangen, sondern als die Strafen für die der menschlichen Natur anhaftenden Schwächen, welche ebenso sehr auf dem Lande wie in Städten möglich sind.

Dies ist keineswegs ein nur eingebildeter oder erdichteter Fall, sondern die Geschichte der Entstehung und des Heranwachsens von Hunderten von großen Gemeinden im ganzen Bereich der Vereinigten Staaten. Allein die Ermutigung, welche dadurch dem einheimischen Gewerbefleiß zuteil wird, ist keineswegs der hauptsächlichste Antrieb dazu, daß der eingeborene Amerikaner die ländlichen Bezirke verläßt. Auch kann man die Ursache jenes Verlassens nicht in irgend einer unwürdigen Verachtung des Ackerbaues als Beruf finden, sondern eher in einer kühnen Abwendung vom kleinbäuerlichen Betriebe der Landwirtschaft von Seiten jeder Person, welche Ehrgeiz und regen Geist besitzt, weil dieselbe nach Luxus, Aufregung, raschem Reichwerden, nach Kämpfen und sozialer Reibung trachtet. Selbst wenn ein solcher Mann seine Laufbahn nur mit einer Reihenfolge von teilweisen Fehlschlägen schmücken kann, zieht er die Aufregungen und Kämpfe eines solchen Lebens doch dem Studium der Wetterveränderung und dem Ueberwachen des langsamen Heranreifens von Ernten und Viehstand vor. Er will sich die Welt vor seine eigene Thüre bringen, er will das Bewußtsein haben, daß von seinem erwählten Wohnorte aus fünf oder sechs Eisenbahnen in die weite Welt hinaus führen, daß der magische Draht des Telegraphen ihn mit London, Paris und Peking verbinde. Er subskribiert auf alle neuen Erfindungen, nicht allein weil sie ihm als nützlich und angenehm vorkommen, sondern weil er den Ruf seiner Stadt verbreiten will. „Wir haben in Leadville dermalen mehr Telephone in Betrieb, als heutzutage in Paris sind", sagte vor vier oder fünf Jahren ein Bürger jener wie ein Pilz aus der Erde aufgeschossenen Stadt in Colorado, und er bewies triumphierend seine Behauptung. Der rasch reich gewordene Bewohner einer Stadt wird zwanzig-, fünfzig-, ja hunderttausend Dollars zur Gründung eines neuen gewagten Unternehmens beisteuern, nur weil er die Kühnheit oder Nebenbuhlerschaft einer Nachbarstadt hemmen will. Er weiß, daß diese Schenkung in seinem Nachruf erwähnt werden und von den Worten begleitet sein wird: „unser hochgeschätzter und unternehmender Mitbürger, welcher für die Förderung der Wohlfahrt unserer Stadt stets großmütig und opferbereit war." Er fühlt dasselbe stolze Interesse für seine Vaterstadt, welches der Franzose an seiner Familie nimmt; er kann unter Umständen 10,000 Doll. an eine Universität vermachen und seinem Sohn keinen Cent hinterlassen, wenn derselbe zufällig mißraten sein sollte; für einen Franzosen aber würde es schon der Aufregung eines Erdbebens bedürfen, bevor er sich hiezu entschließen würde.

Unser Zweck in dem vorliegenden Artikel gilt jedoch nicht so sehr den Ursachen der Thatsache, daß zwei Fünftel der Bevölkerung der Vereinigten Staaten in Städten wohnen, als dem Andenken und den äußerst mannigfaltigen Aus- und Ansichten derjenigen alten und neuen Städte, die, gleichviel ob sie aus dem Antrieb der gewerblichen Thätigkeit entsprungen oder innerhalb der letzten drittehalb Jahrhunderte infolge ihrer geographischen Lagen naturgemäß emporgewachsen, ob sie in Gehorsam gegen die Forderungen jener gewaltigen bewegenden Kräfte, der Lokomotive und des Telegraphen, aus der Wildnis herausgehauen oder auf Schichten von Kohle, Eisen- und Kalkstein oder neben fetten, nach Petroleum riechenden Hügelhängen oder auf Prärien, aus denen jährlich beinahe unzählige Tausende von Rindern und Schweinen und Millionen über Millionen von Zentnern von Getreide ausgeführt werden, wie Pilze aus dem Boden aufgeschossen sind. Obwohl wir, wenn wir über diese Städte Musterung halten, keine bemerkbaren Unterschiede in ihrer Architektur finden werden, so werden wir doch in der Lage und umgebenden Szenerie, in Charakter und Zusammensetzung der Bevölkerung, in Temperament und den Graden von Energie derselben die größte Mannigfaltigkeit finden. Vielen amerikanischen Städten haben Heilige ihre ehrwürdigen Namen verliehen, aber sie haben gestattet, daß St. Paul und St. Augustin ganz verschieden sind, und daß St. Louis und San Francisco nur wenig miteinander gemein haben. Die andächtige Stimmung und fromme Inbrunst der früheren katholischen Erforscher hat ihre Spuren nur in der Namengebung, sonst in nichts zurückgelassen. Schon die Art und Weise, in welcher die Namen der heiliggesprochenen Städte von den einheimischen Geschlechtern in diesem 19. Jahrhundert ausgesprochen werden, zeigt deutlich, daß die heilige Benennung für dieselben ihre Bedeutung verloren hat. In gleicher Weise gedenkt kein Bewohner der Manhattan-Insel jemals an Neu-York in gegensätzlichem Unterschied zu dem alten York jenseit des Meeres, sondern er spricht den Namen aus, als wäre derselbe nur ein einziges Wort. Höre man dagegen einen Engländer diesen Namen aussprechen: In seinem salbungsvollen Nachdruck, welchen er auf die Silbe „Neu" legt, gibt sich bereits genügende Anerkennung des alten York und eine Erklärung des Ursprungs dieses Namens zu erkennen. Zwei Dinge müssen unfehlbar auf jeden intelligenten Ausländer, welcher die Vereinigten Staaten zum erstenmal bereist, einen tiefen Eindruck machen. Das erste ist die große Menge der so nahe beieinander liegenden Städte, welche so sehr von seinen vorgefaßten Begriffen von einem „neuen Lande" abstickt. Boston mit seinen 400,000 Einwohnern und mit den 25 oder 30 ihm tributbaren Nachbarstädten, deren jede von 30,000 bis zu 60,000 Einwohnern hat, ist nur sechs Stunden von New-York mit seiner Bevölkerung von 1,100,000 und von Brooklyn — „der alten Schlafstube von New-York" — mit einer Bevölkerung von 600,000, und von Jersey-City mit seiner Einwohnerzahl von 150,000 Menschen entfernt. Dicht dabei sind ferner Newark mit 130,000 und eine Anzahl kleinerer Städte an der großen Heerstraße nach Philadelphia mit seinen 900,000, nach Baltimore mit seinen 400,000 und nach Washington mit seinen 150,000 Einwohnern. In den kontinentalen Ländern Europa's gibt es keine derartigen Städte-Mittelpunkte, und auch Großbritannien hat nichts, was sich damit vergleichen ließe. In den lateinischen Ländern wäre es unmöglich, daß zwei Städte von der Größe von New-York und Philadelphia in einer Entfernung von drei Stunden voneinander existieren könnten; die „Zentralisation" würde unvermeidlich der einen auf Kosten der anderen das Uebergewicht sichern. Wenn Chateaubriand auf die Erde zurückkehren und jene Gegenden, welche er vor 100 Jahren als eine Wildnis bereist hatte, wieder besuchen könnte, was würde er zu dieser glänzenden Kette von Städten sagen, die nun miteinander in Handel, in der Schöpfung von Bildungsanstalten, im Anhäufen von Reichtümern und in der Sicherung der größten Wohlfahrt für die größte Menge wetteifern? Er würde sich für das Opfer einer Phantasmagorie halten. Der edle Wetteifer der Staaten, die richtige individuelle Initiative, welche in Amerika so allgemein sind, der beständige Zufluß fremder Bevölkerung und die ungeheuren gewerblichen Interessen und die Fabrikthätigkeit der jüngsten dreißig Jahre haben in einem Jahrhundert geleistet, was unter einem verschiedenen System oder einer Reihe von Systemen in fünf Jahrhunderten nicht erreicht worden wäre.

Die Menge und Bedeutung dieser Städte würden den Ausländer in Erstaunen versetzen, aber kaum mehr als eine andere und eigentümliche Thatsache, besonders für den Fremden, welcher zufällig mit der englischen Sprache vertraut wäre — nämlich die Thatsache, daß man von Portland in Maine, bis Portland in Oregon — auf einer Strecke von mehr als 3000 e. Mln. — keine Spur von einem deutlichen Dialekt finden kann. Der Mann aus Maine, wenn er auch von geringer Bildung und Erziehung und beschränkten Fähigkeiten sein mag, kann den Mann aus Oregon genau verstehen. Es gibt keine Bauern mit einem patois, keine Dialekte. Die näselnde Aussprache des Bewohners der atlantischen Küste verliert sich in dem weichen nebeligen Klima am nördlichen Stillen Ozean; der scharfe angreifende Ton des New-Yorkers gleicht durchaus nicht dem weichen und überredenden Ton des Bewohners von New-Orleans; allein kein Dialekt bietet seine Schranken dar; kein Landmann wendet den Kopf ab, wenn Du ihn unterwegs nach dem rechten Wege fragst, und erwidert Dir, daß er Dich nicht verstehe; kein Bezirk berühmt sich einer geschriebenen oder gesprochenen Sprache, welche sich von der amtlichen Landessprache unterscheidet; es gibt nicht 13 Bezeichnungen für den Pflug in ebenso vielen getrennten Bezirken, wie man dies in einem gewissen Bezirk im südlichen Frankreich trifft. Ein vielgereister

Bekannter von uns machte eine ausgedehnte Reise zu Pferde in den wilden Bergen von Nord-Carolina und traf ein einfaches Landmädchen, welches es zwar beklagte, daß „euereins nicht spreche wie unsereins", aber doch zugeben mußte, daß sie alles verstehe, was er ihr sage. Phrasen, Redewendungen, Worte, die dem Boden und den örtlichen Bräuchen entstammen, sind natürlich sehr verschieden und mannigfaltig; allein die allgemeine Sprache ist doch in jeder Stadt und jedem Landbezirk fest gegründet, und selbst in Louisiana und Californien, wo es doch noch Französisch- und Spanisch-redende Bevölkerungen gibt, schmilzt deren Sprache allmählich in dem englischen Tiegel. Selbst den Deutschen, wenn sie sich in großen Mengen auf neuen Landstrichen niederlassen und die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung bilden, gelingt es niemals, der übrigen Bevölkerung ihre Sprache oder ihren Dialekt aufzudrängen. Allerdings machen sie auch gar keine Anstrengung hiefür und ziehen eher vor, in die angelsächsische Form sich zu ergießen; allein wenn sie auch entgegengesetzte Anstrengungen machten, würden diese mehr als nutzlos sein. Vor etlichen und zwanzig Jahren gründeten deutsche Bewohner in St. Louis den Germania-Club, dessen Kardinalgrundsatz die Nichtaufnahme eingeborener Amerikaner war; allein in weniger als drei Jahren standen schon über 200 amerikanische Namen in seinem Mitglieder-Verzeichnis. Das Amerikanertum verschlingt unwiderstehlich alle anderen Nationalitäten.

Obschon die Zahl der Deutschen in Amerika eine ungeheuer große ist, sind sie doch niemals imstande gewesen, mehr als Ein erstes deutsches Theater zu unterhalten, nämlich die deutsche Oper in New-York. Die kleineren Lustspiel- und Possen-Bühnen in den westlichen Städten für Deutsch-sprechende Bevölkerungen stehen weit unter dem Niveau derjenigen in der deutschen Heimat und werden eines Tages gänzlich verschwinden. Der Grund dafür ist in der Vorliebe der heranwachsenden Generation der Deutsch-Amerikaner für eine dramatische Litteratur zu suchen, welche nach ihren Umgebungen schmeckt und zu ihnen von ihrem täglichen Leben und ihren Freuden und Sorgen spricht, und nicht von einer Litteratur, welche ganz landfremde gesellschaftliche und der Demokratie ganz unsymphatische Zustände schildert.

Trotz alledem, was von Seiten einer hastigen, eifrigen, heißhungerigen Zivilisation geschehen ist, welche nur nach Obdach und Behagen der besten Art strebt und sich in keiner Weise um äußere Zier kümmert, sind doch manche amerikanische Städte im Ueberfluß mit malerischen Elementen versehen. Bisweilen ist eine edle Gelegenheit versäumt worden, wie in San Francisco, wo die Paläste der reichen Kaufleute und der Eisenbahnmagnaten ohne irgend eine Rücksicht auf die allgemeine Wirkung längs der Sandhügel aufgereiht sind. Etwas Vorbedacht und die Beschäftigung von Baumeistern mit künstlerischer Auffassung würden San Francisco eine Gruppierung gegeben haben, welche der besten Tage der antiken Architektur würdig gewesen wäre. Es liegt ein großes Pathos darin, daß man die bedeutenderen Friedhöfe der Stadt auf den Gipfel der Dünen hinauf verlegt hat, als ob die Toten und deren letzte Ruhestätte augenfälliger hervorgehoben werden sollten, als die Paläste und die künstlerischen Leistungen der Lebenden. San Francisco erfreut sich keiner so noblen Umgebung, wie seine nördlichere Schwester Portland in Oregon. Portland besitzt bei günstigem Himmel einen Ausblick über Berge wie ihn die Berner Alpen nicht schöner darbieten können.

Die erste Stadt von Oregon ist allerdings auch rechtlinig, sieht aber in anderer Beziehung der typischen Stadt des Westens wenig gleich. Ihre Gesellschaft ist eine engverbundene, etwas exklusive und weist die Wirkung ihrer langen Isolierung vom östlichen Teil des Landes — bevor die Eisenbahnen über den Kontinent herüber zu ihr kamen — in einer gewissen Scheu, um nicht zu sagen Eifersucht gegenüber von Fremden, auf. Es ist wohlhabend und seine gebildeten Einwohner lieben gute Musik und Litteratur, obwohl — wie man vielleicht zu seiner Schande sagen muß — das beste Theater in der Stadt das chinesische ist. Der Chinese als Individuum kann kaum malerisch genannt werden, allein die äußere Verzierung seiner Läden und der von ihm errichteten Wohnungen ist es gewiß: er bringt einen Schimmer von Farbe, wo nicht von Fröhlichkeit, in das ernste und ziemlich düstere westliche Leben. Seine Demut und beinahe unwandelbare gute Laune stehen in schreiendem Kontrast zu der Wildheit und dem brutalen Mangel an Höflichkeit bei den ungebildeten niederen Ständen der Eingeborenen; namentlich sein Fleiß verläßt ihn niemals. Der fremde Besucher findet auf seinen Spaziergängen in Portland unfehlbar viele stämmige Irländer mit roten Gesichtern bummelnd und vor den Thüren der Schnapskneipen sich sonnend, allein nie sieht man einen Chinesen die kostbaren Augenblicke seines Daseins müßig vergeuden. Der Ernst — wir hätten beinahe gesagt die Stumpfheit — der Chinesen in ihren Theatern, angesichts der Darstellung von großartigen und erschütternden Episoden in ihrer nationalen Geschichte, ist ganz überraschend. Die Pracht dieser Schaubühnen besteht hauptsächlich in den Kostümen. Die Stoffe, die Tapeten, Stickereien, Waffen, Banner und Insignien, welche zu den chinesischen Theatern in Portland und San Francisco gehören, sind viele Hunderttausende von Dollars wert und in China ausdrücklich für diese Anstalten angefertigt worden. Die Theaterunternehmer müssen einen großen Nutzen aus ihrem Geschäft ziehen, denn die Theater sind allabendlich dicht gefüllt mit feierlichen Chinesen in schwarzen Beinkleidern, blauen Blousen, Filzpantoffeln mit enorm dicken Sohlen und breiten aufgestülpten Zehen, ihre Köpfe bedeckt mit schwarzen amerikanischen Schlapphüten, unter denen ihre Zöpfe sorgfältig aufgebunden sind. Die Bühne hat keinen Vorhang; Auftreten und

Abgehen geschieht durch dieselbe Thür; ein Krieger wird fertig ohne Pferd und gibt sich nur den Anschein, als besteige er ein solches; er kämpft mit unsichtbaren Feinden und schwatzt und schnattert an einem fort, wie eine Elster, ohne seiner Zuhörerschaft ein Lächeln oder eine Thräne zu entlocken. Der chinesische Tragöde verschmäht alle jene kleinen Kunstgriffe und Mätzchen, zu denen die Schauspieler der alten Welt ihre Zuflucht nehmen; da das ganze Spiel auf der Bühne das Werk der Einbildungskraft ist, so ist es leicht, sich ein Heer, eine Stadt, ein Pferd, eine Räuberbande vorzustellen — es sind nur eine oder zwei zentrale Figuren erforderlich, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Es gibt zwei gänzlich verschiedene Arten des Vortrags, die eine dialog-artig, die anscheinend etwas von menschlicher Natur an sich hat; die andere eine Art Bombast, gewöhnlich den Zuhörern aufgedrungen durch eine prächtig gekleidete Person, welche die Stelle des Chors vertritt oder die Moral nachweist; die Wirkung dieser einsilbigen und herunter gehaspelten Diktion ist schnurrig, komisch und deprimierend.

Die Frauenrollen werden unabänderlich von Männern gespielt, welche mit einer gewissen Plumpheit auftreten; allein in den chinesischen Theatern des Westens findet man trotzdem selten etwas, das das feinere Gefühl oder den Anstand verletzen könnte. Dieses selbe Lob kann den einheimischen Theatern nicht erteilt werden. Das Tingeltangel und das Varietätentheater sind ein Krebsschaden, welcher in mancher Gemeinde in den Vereinigten Staaten das sittliche Leben ertötet und nirgends vielleicht verderblicher ist als in Portland in Oregon. Hoffentlich kommt aber auch die Zeit, wo die Stadtbehörden, soweit es in ihren Kräften steht, den einheimischen arbeitenden Klassen ebenso anständige, nüchterne und ehrbare Unterhaltungen verschaffen werden, wie die Chinesen sie für sich selbst besorgt haben. Darauf wird ein Kritiker aus dem Westen sogleich antworten: Diese Varietätentheater werden nur von den unteren Volksklassen besucht und die Laster dieser Klassen hören hier auf, während die Chinesen zwar in der Oeffentlichkeit anständig genug, im Privatleben aber tief unmoralisch seien und in der That keinen Sinn für Moralität haben. Diese Behauptung ist aber nach unserer Ueberzeugung übertrieben. Das Varietätentheater mit seinem wohlfeilen Debit der Verworfenheit Europa's und der großen Städte der atlantischen Küste Amerika's erreicht und verdirbt noch andere als die untersten amerikanischen Klassen. Ein Theater, welches anständige Frauen nicht besuchen werden, an dessen gelegentlichem Besuch aber ihre Gatten und Brüder sich nicht schämen, ist eine öffentliche Gefahr, welche man nicht früh genug beseitigen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Marmaros, das Nachbargebiet Siebenbürgens.

Von Rud. Bergner.

Was hat denn einst das deutsche Bürgertum des späten Mittelalters zu jener Blüte erhoben, die wir noch heutigen Tages mit gerechtem Stolz bewundern? Nichts anderes, als der treue Gemeinsinn, der sich auf den Gebieten der Industrie und des Handels kundgab, das unerschütterliche Zusammenstehen gegen einen übermütigen, entarteten Adel und vor allem das Bewußtsein einer großen Vergangenheit und der nationalen Kraft. Dadurch eroberten sich die schwäbischen Städte lange Zeit die Herrschaft über den Adel, dadurch gelang es der Hansa und dem rheinischen Städtebunde, sich zu Herren der deutschen Gaue zu erheben. Und was sich im heiligen römischen Reiche deutscher Nation im großen Maßstabe abspielte, das wiederholte sich in den Ländern der ungarischen Krone im Kleinen. Hier hatten sich im Laufe der Jahrhunderte deutsche Stämme niedergelassen, welche das ungarische Städtewesen begründeten, förderten und erhielten. Dem Rufe der ungarischen Könige waren sie gefolgt, die den brachliegenden, einer großen Zukunft entgegenschlummernden Bergbau von fleißigen, geübten Händen betreiben lassen wollten, und welche dem entvölkerten Boden neue Elemente zuzuführen gedachten. Und wahrlich, sie konnten zu diesem Zwecke keine bessere Wahl treffen, als die sächsischen, flandrischen und mitteldeutschen Stämme! Viel gute Kraft und viel guter Wille kam zu dieser Zeit ins Reich der Arpaden. König Geisa II., unter dessen Regierung dem Ungarlande von allen Seiten kriegerische Gefahren drohten, wird als derjenige genannt, der zugleich mit den ersten deutschen Besiedlern der Zips die Sachsen nach Siebenbürgen rief, wo sie Städte und Dörfer gründeten und, heimgesucht von den schwersten Prüfungen, beständig umringt von heimtückischen Feinden, zu dem wurden, was wir noch heute bewundern: zu dem kernigsten und tüchtigsten aller deutschen Stämme. Daß dieser Ausspruch sich rechtfertigen läßt, beweist ein Vergleich der Siebenbürger Sachsen mit anderen kräftigen deutschen Volksgruppen. Während die heldenmütigen Dithmarschen unterlagen, die Schweizer durch ihre schwer zugängliche Bergwelt geschützt wurden und die Zipser von den Türken- und Tartarenstürmen in der Hauptsache verschont blieben, harrten die Siebenbürger Sachsen trotz der häßlichsten Parteikämpfe und des verzweifelten Anstürmens jener fanatisierten Scharen dreier Weltteile, die das große Geschlecht der Osmanensultane zum Siegeszuge gegen die abendländische Welt heranführte, unerschütterlich aus, bis auch ihnen die Morgenröte einer neuen Zeit leuchtete. Und nachdem der Padischah am Bosporus längst ein stiller Mann geworden, die großen Handelsstraßen nach der Zips verödet, die Zipser Städte sich zum Teil in elende slowakische Dörfer verwandelt und die anderen deutschen Kolonien Ungarns mehr oder weniger von ihrem Deutschtum eingebüßt hatten,

blieben die Siebenbürger Sachsen, Dank ihrem festen, konservativen Sinn und ihrer zähen Lebensfähigkeit, das, was sie stets gewesen: ein Volk, welches seinen Nachbarn auf der Bahn der Zivilisation und der Gesittung voranschreitet und neben dem Banner der Wissenschaft das seiner Nationalität unbeirrt und unentwegt hochhält.

Welches unschätzbare Verdienst sich die Sachsen um das siebenbürgische Land erworben, das wird deutlich, sobald man die Kulturverhältnisse Siebenbürgens mit denen der benachbarten Gebiete vergleicht. Die Moldau und die Wallachei entwickelten sich erst unter der Leitung eines deutschen Fürsten zu einem neuen, hoffnungsvollen Dasein, sie waren gezwungen, in Dezennien nachzuholen, was sie in Jahrhunderten versäumt — das Banat war noch im 18. Jahrhundert eine sumpfige Oede und blieb es, bis zähe Schwabenstämme erschienen, um sich hier eine zweite Heimat zu gründen; die Verhältnisse der Bukowina waren lange Zeit höchst unerfreulicher Natur; die Komitate Ungarns beherbergen ziemlich verkommene, ungebildete Bevölkerung, das Bergland der Marmaros ist noch immer eine Wildnis. Wer aber glaubt, daß die Osmanenherrschaft einzig und allein die Schuld an dem geringen Kulturzustand dieser Länder trage, der irrt gewaltig. Wohl ruhte die Faust des Beherrschers aller Gläubigen schwer auf den von ihm eroberten Gegenden, allein weder die Bukowina, noch die Marmaros wurden von Türkenheeren dauernd belästigt. Was ihnen mangelte, war eine zahlreiche deutsche Bevölkerung, wie sie in Siebenbürgen eine ganze Reihe mächtiger Städte ins Leben rief; die wenigen deutschen Kolonien, die in der Marmaros errichtet wurden, genügten nicht, um ein reges industrielles Leben zu begründen: sie glichen isolierten Eilanden, die beständig dem Anprall der rastlosen tückischen Wogen preisgegeben sind.

Das Marmaroser Komitat (magy Máramaros) ist ein Alpenland von großem Zauber und romantischer Schönheit der Natur. Während sich in Siebenbürgen blühende Ortschaften aneinander reihen, goldene Saaten meilenweit das Auge entzücken und düstere Wälder nur in den Hochgebirgsregionen zu finden sind, ist der größte Teil der Marmaros von der Hauptmasse des karpathischen Waldgebirges bedeckt und ein rauhes, in jeder Hinsicht unkultiviertes Land. Die Menschen gleichen in demselben den zahlreichen Bären, ihr Gesichtskreis ist kurz, er reicht nicht über die mächtigen Wälder hinaus, in denen sie seit Jahrhunderten ein kümmerliches Dasein fristen, mühevoll, freudelos, ohne jede Kunde von der Welt und ohne eine Ahnung, daß in dem benachbarten Siebenbürgen menschenwürdige Zustände existieren. Meilenweit ist das Land mit herrlichen Waldungen überzogen, Waldungen, welche einen Reichtum repräsentieren, der nur darauf wartet, daß er erweckt und behoben wird. Dazu schlummern in diesen Bergen Metalle und andere wertvolle Mineralien, Salzgruben finden sich in großer Anzahl vor, und ebenso entspringen allerorts Mineralquellen, fast durchgehends noch unbenutzt und unbekannt, was man glücklicherweise von denen Siebenbürgens nicht mehr sagen kann. Wahrlich, es ist ein Land, so seltsam und reich, daß man sich nicht genug zu wundern vermag, wie ungarische Kapitalisten und andere spekulative Geister ihre Mittel auf ungewisse Unternehmungen verwenden, anstatt hier sicheren Gewinn einzuheimsen. Auch die Eisenschmelzwerke, Kunstmühlen, Glashütten und Edelhöfe sind in so geringer Anzahl vorhanden, daß eine Vermehrung derselben absolut von Nutzen für das Land und für etwaige neue Ankömmlinge sein müßte.

Eine bedeutende Veränderung haben die kommerziellen Verhältnisse des Landes durch den Bau der in der Hauptstadt Sziget endigenden Eisenbahn erfahren. Früher wurde das Ergebnis der Salzgruben auf der Theiß hinabgeführt oder auf Wagen befördert, woraus dem Landmann Fuhr- oder Fährlohn erwuchs. Dieser ist zwar jetzt in Wegfall gekommen, trotzdem aber sehen die Bewohner des Theiß-Thales recht gut ein, daß ihnen der Schienenweg mehr Nutzen als Schaden gebracht hat. Das Salz läuft nicht mehr Gefahr, auf dem Flusse durchnäßt zu werden, das Dampfroß ermöglicht es, bei etwaigen Hungersnöten das entlegene Land mit Lebensmitteln zu versehen, auf diese Weise die Wiederholung trauriger Vorfälle der vergangenen Zeiten verhindernd, und einzelne Wiener und Budapester Handelshäuser senden ihre Vertreter hieher. Glücklicherweise geschieht dies noch nicht in dem Maße wie in Siebenbürgen, wo man mir einmal beinahe die Thüre vor der Nase zugeschlagen, weil man in mir einen Commis-Voyageur vermutete. Im großen und ganzen liegt der Handel in der Marmaros noch brach; er besteht fast ausschließlich in dem Transithandel mit Vieh, welchen Juden und Armenier betreiben.

Obgleich die Marmaros ihrem ganzen Charakter nach ein Bergland ist, so gedeihen doch alle Feld- und Gartenfrüchte, sowie Obst; namentlich zeigen die Thäler der Theiß und das Nagy-Agh den herrlichsten Pflanzenwuchs. Wein kann nicht mehr kultiviert werden, dafür steht die Branntweinbrennerei in erschreckender Blüte; Bier wird in geringer Quantität und noch geringerer Qualität aus Galizien eingeführt. Die Dichtigkeit der Einwohnerschaft ist eine außerordentlich schwache, denn während die ungarische Monarchie im Durchschnitt per Quadrat-Kilometer 49 Köpfe aufweist, entfällt auf dasselbe Areal in der Marmaros nur die Zahl von 22 Köpfen. Das Land reiht sich in dieser Hinsicht der Bistritzer Gegend mit 24 Seelen und der Csiker Landschaft mit 25 an, wogegen andere Bezirke Siebenbürgens das Doppelte an Bevölkerung besitzen (Fogaraser Landschaft 45, Kronstädter Gegend 48 Köpfe). Diese in betrübenden sozialen Verhältnissen vegetierende Menschenmenge verfügte im Jahre 1850 über 6 Marktflecken, 162 Dörfer und 34 Ansiedelungen, Zahlen, welche seitdem nur geringe Aenderungen erfahren haben können.

Das Komitat grenzt im Norden an Galizien, im

Westen an das Szatmaer und Ugocsaer Komitat, im Osten an Galizien und die Bukowina, im Süden an Siebenbürgen. Es umfaßt 180 Qu.-Mln. und wird mithin an Größe nur vom Budapester und vom Biharer Komitat übertroffen. Bei der letzten Volkszählung besaß es 220,568 Einwohner, vor 30 Jahren dagegen 182,716, so daß sich seitdem die Bevölkerung um 20% des damaligen Standes vermehrt hat. Sie zerfällt der Religion nach in griechische Katholiken, römische Katholiken, Protestanten und Israeliten; der Nationalität nach in Rumänen, Ruthenen, Magyaren, Deutsche, Juden, Armenier und Zigeuner. Die Rumänen werden in der Marmaros allgemein Walachen genannt, die Ruthenen Rußniaken, was etwa denselben Grad von Spott in sich schließt, wie das in Deutschland gebräuchliche Wort Polak. Bei der oben erwähnten Zählung von 1850 konstatierte man 22,570 Magyaren und 7500 Deutsche. Der Religion nach unterschied man 12,000 Katholiken, 8200 Protestanten und 9300 Israeliten — eine Zahl, die jetzt auf das Doppelte gestiegen ist — der Rest bekannte sich zur griechisch-katholischen Kirche.

Die Geschichte des Marmaroser Landes ist einfach; sie ist arm an interessanten Ereignissen und wechselvollen Schicksalen. Das innere soziale Leben hat nie einen großartigen Aufschwung genommen und für äußere Verwicklungen ist das ganze Gebiet zu entlegen. In jenen grauen Zeiten, wo die römischen Legions-Adler ihre stolzen Schwingen über Siebenbürgen ausbreiteten und diesem Lande zum erstenmale die Segnungen der Kultur gewährten, taucht die Marmaros aus dem geschichtlichen Dunkel empor. Damals hauste hier das wilde Volk der Bastarner, mit dem sich nach Zertrümmerung des Dacischen Reiches die Karpen, höchstwahrscheinlich ein dacischer Stamm, vereinigten. Die Horden beider Völker bedrängten die römischen Kolonisten, bis die Stürme der Völkerwanderung hereinbrachen und mit der ersten lokalen Kultur auch die Bastarner und Karpen, welch' letztere nach einigen Forschern den Karpathen den Namen gegeben haben sollen, verwehten. Nach wie vor blieb das Land ein wüster Wald, in dessen undurchdringlichem Dickicht Bär und Auerochs ungestört herrschten, und welcher außer den erwärmenden Sonnenstrahlen wohl schwerlich Gäste gesehen haben dürfte. Es glich einem Felsen, an dem sich der Fluß teilt; nördlich und südlich rauschten und wälzten sich Völkerschwärme vorüber, das Land selbst blieb jungfräulich. Gothen, Gepiden, Longobarden, Magyaren und Petschenegen streiften den Fuß der Karpathen, diese Gegend betraten sie nicht.

Bis zum 10. Jahrhundert diente die Karpathenkette nur einigen Falknern, Hundewächtern, Jägern und sonstigen Dienern der ungarischen Könige zum Aufenthalt. Ihnen kam es zu, sich bei feindlichen Einfällen um einige feste Ansiedelungen zu schaaren, als welche die Urkunden die Burgen von Saros, Munkacs, Kiralyhaza und Huszt nennen. Erst im 11. und 12. Jahrhundert begann die Marmaros sich nicht nur Wächtern, sondern auch einer thätigen, lebhaft ringenden und strebenden zivilen Menschenschar zu erschließen. Allmählich trafen magyarische Kolonisten ein und ihnen folgten gar bald in größerer Anzahl die Deutschen, um das eigentliche kulturelle Leben zu begründen. Im Theiß-Thal ließen sie sich nieder. Hier entstanden die sogenannten fünf Kronstädte: Visk, Huszt, Tacsö, Hosszumezö und Sziget, deren Bewohner (Saxones et Hungari) sich der verschiedenartigsten Vorrechte erfreuten. Die Richter- und Pfarrwahl stand den Gästen frei, und der Edelmann sollte ebenso wenig wie ein anderer freie Verpflegung fordern dürfen. Die Bewohner dieser Kronstädte haben stets ihre Pflicht gethan, wie dies auch das Lob beweist, das ihnen König Mathias im Jahre 1472 spendete, weil sie sich den aus Süden gekommenen, die Ortschaften niederbrennenden Walachen tapfer wiedersetzt hatten.

Das frühe Vorhandensein deutscher und magyarischer Kolonien erkennen wir noch jetzt aus zahlreichen Namen, allein dabei läßt sich nicht leugnen, daß einzelne Slawen bereits vor den Deutschen und Magyaren von Norden her ins Land gekommen waren, denn nur so sind die zahlreichen slawischen Berg- und Flußnamen erklärlich. Immerhin waren diese Ruthenen nicht ansässig, sie hielten sich nur als Nomaden auf und erregten deshalb den Zorn der Obrigkeit, welche nicht unterließ, sie „Herumlungerer" zu nennen und sie zur „Gefangennahme" zu verurteilen. Noch im 13. und 14. Jahrhundert sind die Slawen nur als sporadisch im Lande zu finden; dies erhellt schon daraus, daß die ruthenischen Ortschaften eine Bezeichnung erhalten, welche die Nationalität ihrer Bewohner kundgibt. Da taucht in Siebenbürgen Also-Drosz-Falu, Drosz-Mezö, Also-Droszi, Drosz-Faja, Drosz-Hegy und bei den Siebenbürger Sachsen Reußdorf und Reußmarkt auf. Man darf sogar behaupten, daß die meisten ruthenischen Ortschaften der Marmaros nicht älter als 150 bis 200 Jahre sind. Einmal für feste Wohnsitze gewonnen, breiteten sich die Rußniaken schnell aus, und es gelang ihnen, manchen Sieg in Entnationalisierungsfragen zu erringen. Hiebei kamen ihnen die traurigen religiösen Verhältnisse zu statten. Mancher Germane wurde zum Preisgeben seiner Religion gezwungen und trat, da er der katholischen Kirche abhold war, in die griechische ein. Ein solcher Wechsel machte ihn zum Slawen, denn nichts spielt beim Entnationalisieren eine größere Rolle als die Religion. Sie bestimmt Denken, Fühlen und Handeln des Menschen und beeinflußt in zweiter Linie Sprache und Nationalität. Darum haben auch die Siebenbürger Sachsen bisher allen Entnationalisierungsversuchen so glänzend widerstanden und an ihrem Protestantismus festgehalten. Wären sie gleich anderen deutschen Kolonistengruppen in Ungarn mit den umwohnenden Völkern religiös verwandt, so würden sie vielleicht hie und da eine Einbuße ihres Volkstums erlitten haben.

Nach der Schlacht von Mohacs trat das Marmaroser Bergland in veränderte politische Verhältnisse. Die Macht der Siebenbürger Wojwoden hatte sich im Lauf der Zeit herausgebildet, so daß es nur der türkischen Invasionen bedurfte, um ein bedeutendes Fürstentum Siebenbürgen ins Leben zu rufen. Im Frieden von Großwardein kam 1538 zwischen den beiden Thronkandidaten Ferdinand I. und Johann Zapolya ein Vertrag zustande, demzufolge jeder die besetzten Landesteile behalten sollte. Johann Zapolya behielt Siebenbürgen und die angrenzenden Gespanschaften, kurz die Hälfte von Ungarn. Nach seinem Tode nahmen die Türken das ganze Land bis Ofen ein und schickten Zapolya's Gemahlin Isabella nach Siebenbürgen. Sie empfieng außer diesem Gebiete noch sieben Komitate, darunter die Marmaros, welche dadurch unter türkische Oberherrlichkeit geriet, bis sie, Dank dem zunehmenden Verfall der Osmanen und der Tapferkeit der christlichen Heere und ihrer Feldherren wieder dem Hause Habsburg, resp. der ungarischen Krone zufiel.

Die Lage, in welcher sich die ruthenische Bevölkerung der Marmaros, der bei weitem zahlreichste Teil der Bewohnerschaft des Komitates, befindet, ist eine geradezu ergreifend erbarmungswerte. Alle 2—3 Stunden trifft man in den romantischen Flußthälern des Landes auf ein sogen. ruthenisches Dorf. Es besteht aus elenden Bretterhöhlen, in denen ein untergehendes Volk haust. Die Frauen sind häßlich, klein von Gestalt, rauchen aus halb zerbrochenen Pfeifen und schauen stumpfsinnig drein. Die Männer wanken von Palinka eingenommen daher, die Füße mit elenden Fetzen umwickelt, den Körper in zerfallende schafwollene Kleider gehüllt. Selten sieht man Burschen von 6 Fuß Länge und frischem Gesicht. Einen von ihnen traf ich, der sechs Finger an jeder Hand und sechs Zehen an jedem Fuß besaß. Aehnliche Abnormitäten sind so häufig, daß Herr Präuscher im Wiener Wurstlprater ein Raritätenkabinet für die Marmaros errichten könnte, besonders da sich diese Abweichungen auch auf die Tierwelt erstrecken und dreibeinige Kälber und zweiköpfige Schafe hier oft das Licht der Welt erblickten.

Während der Nachbar des Ruthenen, der fleißige Slowake, gegenwärtig die Schule besucht, um Lesen und Schreiben zu lernen und seine natürliche Intelligenz zu erhöhen, ist der Ruthene noch immer ohne jede Bildung und deshalb seinen Feinden preisgegeben. Er hat deren fünf. Der älteste ist sein eigener Seelsorger, der griechisch-katholische Pope. Dieser ist infolge der seltsamen Organisation seiner Kirche fast ganz auf das angewiesen, was ihm der Bauer an Gebühren zahlt. Niemals amtiert er unentgeltlich, immer fordert er die höchsten Abgaben und nötigt dadurch den Ruthenen, den Juden um Vorschuß anzugehen. Als Beispiel der Rücksichtslosigkeit einzelner Popen sei ein vor wenigen Jahren in der Verchowina — so heißt der nördliche Teil des Komitats — vorgefallenes Ereignis angeführt. Das Kind eines Bauern war gestorben, der Vater erschien tief betrübt beim Popen und offerierte demselben einen zerknitterten Guldenzettel für die bevorstehende Beerdigung. Der Priester erklärte den Betrag für zu gering und prügelte den Bauern zum Hause hinaus. Zufällig hörte ein ehrenhafter Gendarm von dem Vorfall; er begab sich zum Popen, drohte und zwang den Geistlichen, seiner Pflicht nachzukommen.

Um andererseits die schreckliche Unwissenheit der ruthenischen Bauern zu charakterisieren, sei eine Episode erwähnt, welche sich vor etwa 25 Jahren in einer Gemeinde des Visso-Thales zugetragen hat. Als eine Bauersfrau bei großem Regenwetter beerdigt wurde, bediente sich der Pope eines blauen altmodischen Regenschirmes und hielt unter seinem baldachinartigen Schutz die Grabrede. Den Bauern gefiel das ungewohnte Schauspiel. Einige Wochen später erschien ein Ruthene beim Popen und bat, sein Sohn möge gleichfalls mit dem Regenschirm zur letzten Ruhestätte geführt werden. Der schlaue Seelsorger erkundigte sich ganz ernsthaft, ob der Verstorbene einen roten oder blauen Schirm zum Begleiter erhalten sollte. Der Bauer entschied sich für den roten, und der Geistliche erklärte, daß dieser um fünf Gulden teurer sei als der blaue. Diese Erzählung klingt vielleicht märchenhaft, allein sie erscheint glaubwürdig, wenn man sich der tragikomischen Unfälle erinnert, die nach Boner noch vor wenigen Dezennien den rumänischen Popen Siebenbürgens widerfahren sind; außerdem kann ich dafür bürgen, daß sie der Bildung der ruthenischen Landleute entspricht.

Aus einem Uebel sind weitere hervorgegangen. Die Unwissenheit, worin der Pope den Bauern möglichst erhält, liefert ihn in die Hände des Juden. Mit einigen Hundert Gulden in der Tasche heiratet der sechzehnjährige Israelit ein nicht unbemitteltes Mädchen. Er kauft sich Jungvieh und übergibt es dem Ruthenen zur Zucht. Kommt nun dieser durch Krankheitsfälle, durch Trunksucht oder, wie es häufig geschieht, durch abgekartete listige Streiche der orthodoxen Israeliten in Not, so wendet er sich an seinen neuen Freund, den jungen Hebräer. Nach einigen Monaten erscheint dieser und fordert die geliehene Summe zurück, an welche der Bauer kaum mehr gedacht hat. Der Ruthene kann nicht zahlen, der Israelit entfernt sich achselzuckend, läßt die Schuld in den nächsten Monaten infolge seiner vorzüglichen Rechentalente anwachsen und der Ruthene ist mit den Seinigen für den Rest seines Lebens einem unersättlichen Peiniger preisgegeben.

Der Israelit pfändet zunächst von Zeit zu Zeit den Bauern. Das Erworbene nimmt er ihm, das Nötigste läßt er noch zurück. Geld, Stiefeln, späterhin Vieh, sieht der Ruthene auswandern. Stumpfsinnig ergiebt er sich dem Trunke; ist er endlich alt und arbeitsunfähig geworden, so wirft ihn der Hebräer als ausgepreßte Frucht weg, nimmt ihm Haus und Hof und zwingt den Obdachlosen, sich hoch oben am Berge eine Hütte zu errichten, wo er, im Winter gänzlich abgeschnitten von den Thalbewohnern, fern von

Schule und Kirche, ein entsetzliches Robinson-Dasein führen muß. Ein Glück ist es dabei, daß dieses Volk so geringe Bedürfnisse hat; es übertrifft in dieser Hinsicht sogar die Rumänen Siebenbürgens. Zur Nahrung dient dem Ruthenen jahraus jahrein elender Kukuruz. Und wie schwer wird ihm derselbe zuteil! Die dürftigen Felder liegen weit ab von der Ortschaft; um sie vor der Heimsuchung des Bären zu schützen, muß der Ruthene allnächtlich Wache halten und ein Feuer anzünden. Kommt einmal eine regnerische Nacht, so hofft er, daß Meister Petz zu Hause bleiben werde. Er überläßt sich dem Schlafe und gewahrt am Morgen zu seinem Schrecken, daß der braune Geselle dagewesen ist und ihn seiner Nahrung beraubt hat.

Der dritte Feind des Ruthenen ist der ungarische Beamte, besser gesagt der magyarische Beamte, denn bei dem heutigen Budapester Regierungssystem ist es einleuchtend, daß fast alle juridischen Geister der Marmaros magyarisches Blut besitzen. Als das Bach'sche System in dem Lande herrschte, konnte man nur vereinzelte Klagen über die Obrigkeit vernehmen. Damals walteten Deutsche im Komitate, welche, umgeben von fremden Elementen, Ungerechtigkeiten und Bestechlichkeiten nicht einmal wagen konnten, selbst wenn ihr rechtlicher Sinn solche gestattet hätte. Heutigentags ist das anders. Heutigentags ist fast die ganze Beamtenwelt eines nordöstlichen Komitates verschwägert, man stützt sich gegenseitig, es herrscht die schönste Vetternwirtschaft, und mit Hülfe einiger Guldenzettel triumphiert der gewandte Jude stets über den einfältigen Bauer.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Eine neue Expedition nach dem Rio Tapajos in Brasilien. Unter den Auspizien der Geographischen Gesellschaft in Rio de Janeiro ist eine neue Expedition ausgerüstet worden, welche zu Ende des jüngsten Juni von Cuyabá aufbrach, um die Gegend um den Oberlauf des Tapajos zu erforschen. Die Erforschungsgesellschaft, welche aus drei Militär-Ingenieuren, dem Kapitän Telles und den Lieutenants Miranda und Villeray besteht, reist zu Lande bis in die Nähe der Quellen des Paranatinga, welcher, nach den Ergebnissen von Dr. von den Steinen's erster Schingu-Expedition, sich anscheinend in den Tapajos ergießt; hierauf sollen sie dem Laufe des Paranatinga folgen bis zu dem Punkte, wo er sich als der Saõ Manoel oder Tres Barras in den Tapajos ergießt.

* Das Washington-Gebiet. Der vorjährige Bericht über die Hülfsquellen des Washington-Gebietes ist kürzlich von dem britischen Vizekonsul in Port Townsend ausgegeben worden und enthält eine Menge wertvoller Belehrung, aus welcher wir folgendes entnehmen: Die Wälder bestehen zum größten Teil aus der roten und der gelben Kiefer, die im Handel als Oregon-Kiefer bekannt ist, und der von diesen Bäumen eingenommene Flächenraum ist in der Nachbarschaft der Cascade-Mountains allein so groß, daß man den Vorrat für genügend erachtet, um lange Jahre hindurch den einheimischen Bedarf und denjenigen der Ausfuhr an Bauholz zu liefern, welches dermalen der größte und wichtigste Ausfuhrartikel des Gebietes ist. Die Lieferungsfähigkeit der in diesem Gewerbszweige für dieses Jahr beschäftigten Sägemühlen ist auf 645,440,000 oberflächliche Fuß berechnet worden. Amerikanische Schiffe verschifften im Küstenverkehr 370 Schiffsladungen Bauholz, welche sich auf 257,689,438 F. beliefen und einen Wert von 686,295 Lstrl. darstellten. Die Ströme, namentlich der Columbia, besitzen wertvolle Lachsfischereien, und es sind jährlich 6000 Personen und 400,000 Lstrl. erforderlich, um diese Industrie nur auf dem Columbia allein zu betreiben. Die Ernten bestehen hauptsächlich aus Weizen, Hafer, Rüben, Kartoffeln, Möhren und Futterrüben, welche sämtlich in ungeheuren Mengen gebaut werden, obschon nicht alle gleich gut in allen Teilen des Gebietes wachsen; außerdem gewinnt man schöne Erträgnisse vom Anbau von Hopfen, Tabak, süßen Kartoffeln, Melonen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen und anderen Obstarten. Die Vieh- und namentlich Rinderzucht wird mit befriedigenden Ergebnissen betrieben. Die hauptsächlichsten Mineralien sind Gold, Silber, Kupfer, Zinnober, Blei, Marmor, Kalkstein, Sandstein und Kohle; allein der Mangel an Transportmitteln hat bisher die Entwickelung der Bergwerksindustrie hintangehalten, welche eine vielversprechende Zukunft zu haben scheint. Die Steinkohlenlager sind anscheinend von beträchtlichem Wert und Wichtigkeit und bestehen im allgemeinen aus Lignit und den halb-bituminösen Qualitäten. An den westlichen Grenzen liegen alle Kohlenfelder innerhalb 40 e. Mln. von der Flutmarke, und da die Förderungs- und Transportkosten sich nur auf 2—3½ Mark per Tonne belaufen, so darf man mit Zuversicht einem schwunghaften künftigen Ausfuhrhandel entgegensehen; die Gruben haben in der That bis jetzt schon 2,461,108 Tonnen ergeben, mit einer wachsenden monatlichen Ausbeute, hauptsächlich für die Märkte von Californien und Oregon. Der östliche Teil des Gebietes scheint reicher an Gold und Silber zu sein, als die übrigen Teile; allein es ist bisher noch nicht viel geschehen, um diese Vermutung zu beweisen, obwohl jüngst angestellte Schürfversuche das Vorhandensein reicher Minen in jenem Bezirke bestätigten. Eisenerz ist in anscheinend unerschöpflichen Mengen vorhanden, allein auch hier hat der Mangel an Transportmitteln bisher einen erfolgreichen Abbau verhindert. Einem lebhaften Handel mit Großbritannien sieht man hier vertrauensvoll entgegen, und derselbe hat schon einige Ermutigung erfahren. Man erwartet, daß die Häfen des Washington-Gebietes sich als wertvolle Märkte für Roheisen, Cement, feuerfesten Thon, Salz, Hopfensackleinwand und Kornsäcke

erweisen werden. Der Eisenbahnbau nimmt an Ausdehnung zu, in der Hoffnung, daß die Einfuhren aus Großbritannien, hauptsächlich in Gestalt von englischen Eisenbahnschienen, gegen welche Ladungen von Getreide in Tausch eingenommen wurden, vornehmlich, wenn nicht ganz nach dem Puget-Sund gerichtet werden, in welchem man den künftigen Hafen des ganzen Gebietes zu sehen sich schmeichelt.

* Neuere Vermessungen im Indischen Ozean. Commodore Carpenter von der indischen See-Vermessung und seine Gehülfen haben in dem Vermessungsschiff „Investigator" während der Saison 1887—1888 verschiedene wertvolle Entdeckungen gemacht, die zu einigen wichtigen Veränderungen auf den Seekarten geführt und Daten und Thatsachen ermittelt haben, welche für den Geographen wie für den Seefahrer auf dem Indischen Ozean gleich nutzbringend sind. Der „Investigator" verließ im März 1887 Madras und peilte auf den South Patches vor der Mündung des Megna-Flusses; man fand hier eine geringe Wassertiefe von 7 Fuß und trug sie in die Seekarten ein, welche seither eine Tiefe von $2^1/_2$ Faden (2.3 m.) angegeben hatten, wodurch also die Genauigkeit von Pearson's Messungen aus dem Jahre 1867 bestätigt wurde. Diese Patches sind die Ursache von zahlreichen Schiffbrüchen gewesen, und zwar, wie Commodore Carpenter nachweist, infolge der Thatsache, daß Segelschiffe, die auf der Höhe von Chittagong ankamen und deren Chronometer oft nach langen Fahrten nicht mehr richtig giengen, entweder auf diesen Untiefen aufgelaufen oder, bei dem Versuch, dieser Gefahr auszuweichen, dieselben weit vermieden haben und dann auf die Untiefen vor der Megna-Mündung geraten sind. Infolge der nun auf den Karten angebrachten Verbesserungen können Schiffe jetzt ihren Weg finden und den Gefahren vor Chittagong nur durch den Gebrauch von Senklot und Ground-log entgehen.

Eine andere von der Vermessung vorgenommene Arbeit, welche wahrscheinlich eine größere Sicherheit für die Seefahrer herbeiführt, ist die Richtigstellung der hervorragenden Landmarken der Andamanen- und Nikobaren-Inseln, welche die Kapitäne von Segelschiffen in den Stand setzen wird, ihre Richtung mit großer Genauigkeit zu nehmen und ihre Chronometer durch Sonnenbeobachtungen zu berichtigen. Die Untiefen der Sunderbunds dürften sich forthin hoffentlich der Schifffahrt weniger verhängnisvoll erweisen, als es seither der Fall war. Eine Reihe von Peilungen ward sodann von der Nähe der Patches südwärts bis zur Breite von Akyab vorgenommen, von wo aus sie im tiefen Wasser gegen Madras hin fortgeführt wurden, wo die Tiefe allmählich zunahm, bis man 40 Mln. vor Pulikat eine Tiefe von 1820 Faden erreichte. Die Bodentemperatur des Wassers der Bucht ward immer ermittelt und die Ablesungen waren so gleichförmig, daß Commodore Carpenter glaubt, der Thermometer wirke als eine starke Kontrole über die mittelst des Senklots erzielten Ergebnisse, und er führt ein Beispiel an, wo bei früheren Veranlassungen an einer Stelle zwischen Cheduba und Zeylon die Temperatur gar nicht mit der Tiefe übereinstimmte, weshalb man bei der letzten Vermessung einen neuen Versuch anstellte und die früher vom Senklot gezeigte Tiefe sich als falsch erwies. Außer diesen Beobachtungen über die Temperatur am Meeresgrund wurde gelegentlich auch eine Reihe von Thermometer-Messungen näher an der Oberfläche vorgenommen. Auch Versuche mit dem Scharr- und Schleppnetz wurden vorgenommen, aber die Ergebnisse waren dürftig, unbefriedigend und enttäuschend, da das benützte Tau irgend welcher großen Anstrengung zu widerstehen unfähig war. Man ermittelte jedoch, daß der Meeresgrund mit winzigen Schwamm- und Korallenbildungen bedeckt zu sein scheint. Auf Ansuchen der Behörden des Postamts wurden sodann das Trilupur-Riff und das Rockingham-Patch untersucht; allein aus den eingehenden Nachforschungen der Vermessungsbeamten ergab sich keine Veränderung in den Karten. Es wird nachgewiesen, daß das nun auf Trilupur aufgestellte rote Licht sich nur als eine große Bequemlichkeit und Hülfe für die in der Nähe Schiffenden erweisen muß. Die Schlammbank, von welcher das britische Dampfschiff „Clan MacIntosh" im Jahre 1884 berichtete, wurde aufgesucht, aber ohne Erfolg. Nachdem man Madras verlassen hatte, wurde eine Peilung von 1700 Faden an einer Stelle gemacht, welche in den Seekarten früher bezeichnet war mit „5 Faden, zweifelhaft." Die Verschweigung dieser vermeintlichen Gefahr in den Karten wird den Schiffern künftig größere Zuversicht geben, wenn sie sich Madras nähern. Einige nützliche Peilungen wurden nördlich von Pedro Point auf Zeylon gemacht und die Gezeiten genau beobachtet; man ermittelte, daß das Steigen und Fallen an der genannten Spitze nur drittehalb Fuß betrug. Nachdem alle diese nützlichen Arbeiten vollendet waren, wurde der „Investigator" am 13. Mai abgedankt und die erlangten Ergebnisse wurden in Poona verarbeitet. Die wirkliche Vermessung wurde im Oktober 1887 wieder aufgenommen durch eine Reihe von Lotungen, welche vor Porbander und den Lakediven-Inseln aus ausgeführt wurden. In der Mitte dieser Gruppe gieng der „Investigator" für eine Nacht vor dem Chitlac-Atoll vor Anker, wo der mit den naturwissenschaftlichen Forschungen betraute Schiffsarzt landete, um Sammlungen zu machen, und Commodore Carpenter zwischen dem Ankergrund und der Insel Kiltan auf eine Entfernung von 20 Mln. Lotungen vornahm. In dieser Reihe von Peilungen ergab sich die tiefste Lotung in der Mitte zwischen den Inseln, wo man auf einem Grunde von amorphen Korallentrümmern eine Tiefe von 1300 Faden erreichte. Nördlich von der Cora-Divh-Bank erreichte man 1120 Faden, 7 Mln. nördlich von der Elicalpeni-Bank 1150 Faden. Während des Aufenthalts in Chitlac wurde am inneren Gestade der Lagune eine merkwürdige Entdeckung gemacht in Gestalt eines großen hölzernen Gefäßes,

welches einen Menschenkopf enthielt. Es war über das Riff hereingeschwemmt worden und im September 1885 gestrandet, und man vermutete, es sei ein Teil des Wracks des unglücklichen Barkschiffs „Jabree", welches im vorgegangenen Monat Juni auf der Höhe von Rás-al-Had in Arabien versunken war. Die Anwesenheit dieses hölzernen Gefäßes auf dem Atoll scheint dem Commodore Carpenter auf das Vorhandensein einer südlichen Strömung an der Westküste von Indien hinzudeuten. Zwischen Zeylon und den Andamanen und im Golf von Manaar wurden mehrere Lotungen vorgenommen, deren tiefste 2125 Faden ergab. Unter 14° 23′ n. Br. und 70° 28′ ö. L. wurden 1120 Faden Tiefe gefunden und bewiesen, daß die Ada-Bank, wenn sie überhaupt existiert, falsch plaziert worden ist; eine sorgfältigere und ausgedehntere Suche nach dieser Untiefe erscheint außerordentlich wünschenswert. Auf der Höhe der Südwestspitze der Insel Klein-Andaman wurden mehrere Stellen von sieben Faden auf toter Koralle wahrgenommen.

Port Blair ward einer sorgfältigen Vermessung durch den Lieutenant Whitehouse von der königlichen Flotte und Herrn B. Rajaram unterworfen. Ebenso ward ein Teil des Landes vermessen und dabei ermittelt, daß die Bank südwestlich von den Rutland-Inseln sicher passiert werden kann, daß aber Macpherson-Straits und die Einfahrt zu Port Mouat erst mit Sicherheitsbaken versehen werden müssen, ehe eine gefahrlose Schifffahrt hergestellt werden kann. Auch hier wurden Versuche mit Scharr- und Schleppnetzen mit dankenswertem Erfolg angestellt und auf den Cinque Islands und der Labyrinth-Gruppe Flutpfähle errichtet. Die sogen. westlichen Korallenbänke wurden äußerst sorgfältig vermessen, und da das Wetter schön und das Wasser merkwürdig klar war, so wurde das Wasserteleskop äußerst nützlich angewendet, um das Senkblei bis zu Tiefen von 10 Faden zu kontrolieren. Man beobachtete, daß die Oberfläche allgemein glatt war, bedeckt mit zerriebenen Bruchstücken von toten Korallen und zerstreuten kleinen Büscheln von lebenden und wachsenden Korallen, welche nirgends die Höhe von zwei Fuß überschritten. Man bemerkte jedoch keine riffbildenden Korallen, und auch die lebenden Exemplare zeigten keine Neigung Gruppen zu bilden. Commodore Carpenter glaubt, es bilden sich bei stürmischem Wetter Brandungen oder wenigstens hohe Sturzwogen überall, wo die Tiefe weniger als 7 Faden beträgt, und der dadurch aufgerührte Sand mache die Bedingungen für das Wachstum der Korallen auf den seichteren Teilen der Bänke, welche nicht auf der Wetterseite liegen, ungünstig; allein dieser Stand der Dinge kann kaum die Abwesenheit der riffbildenden Korallen am Wetterrande erklären. Auf der südlichen Korallenbank ergab sich als der geringste Wasserstand 7 Faden, auf der mittleren Korallenbank 23 Faden. Das Wasser ist so klar, daß man bei gewöhnlichem Wasser Untiefen von 12 Faden schon auf die Entfernung einer Meile unterscheiden kann, und an einem windstillen Tage kann die Gestaltung des Meeresgrundes unter dem Schiff in 8 Faden Tiefe auch ohne ein Wasserteleskop genau unterschieden werden. Die West-Korallenbank hat eine Länge von 25 Mln., liegt 13 bis 15 Mln. vor dem Ufer, und das seichteste Wasser, welches man seither auf derselben entdeckt hat, ist 6 Faden tief. Tiefes Wasser findet man auch innerhalb einer Meile oder zwei westwärts von diesen Bänken, welche am westlichen Rande des Plateau's der Andamanen-Inseln liegen. In dem Kanal zwischen den Inseln und den Bänken waren keinerlei Gefahren bemerklich, welche mehr als $4^1/_2$ Mln. vom Strande lagen. Der „Investigator", mit einem Tiefgang von 13 F., fuhr unverletzt durch die Middle Strait, aber das Ostende von Homfray Street ergab sich als durch eine Barre versperrt, auf welcher nur 9 F. Wasser standen. Beide Durchfahrten sind eng und gekrümmt, aber die Gezeiten sind nicht sehr stark und Schiffe von mäßiger Länge können leicht durch dieselben hindurch dampfen. Die Eingeborenen der Andamanen zeigten sich sehr freundlich und in vielen Stücken äußerst anstellig; sie bekundeten namentlich eine merkwürdige Leichtigkeit, mit welcher sich manche schnell die Hindustani-Sprache aneigneten. Dieser große Umschlag in den Gefühlen der Eingeborenen ist besonders durch die weise Verwaltung des Obersten Cadell zustande gebracht worden, und es ist sehr zu wünschen, daß die von ihm so klugerweise befolgte Politik auch von anderen nachgeahmt werde, welche künftig mit diesem Volke zu thun haben.

Das Obige bildet eine kurze Skizze der Arbeiten, welche der „Investigator" bis zum April vorigen Jahres ausgeführt hat. Wer sich nur immer für Geographie und Ozeanographie interessiert, der wird mit gespannter Neugierde der Veröffentlichung des nächsten Berichts entgegensehen.

* Forschungen in der Provinz Paraná. Kapitän B. Mendoça ist gegenwärtig mit einer Erforschung des westlichen Teiles der Provinz Paraná beschäftigt, mit welchem Auftrage er von dem brasilianischen Kriegsminister betraut worden ist, in der Absicht, diese Provinz der Einwanderung zu erschließen. Sein Zweck ist, eine praktikable Straße von Guarapuava nach dem Punkte festzustellen, wo sich der Iguazú in den Paraná ergießt, dann dem Lauf des letzteren, von Stromschnellen unterbrochenen Flusses bis zu dem berühmten Wasserfall der Sete Quedas zu folgen, von hier nach dem Thal des Piquiri vorzudringen und wieder nach Guarapuava zurückzukehren. Am Vereinigungspunkt des Iguazú und des Paraná soll eine Militärkolonie errichtet werden, um der Provinz größere Sicherheit zu geben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 2. Stuttgart, 14. Januar 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Eisenbahn-Invasion in Mexiko. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. S. 21. — 2. Holland in Ostindien. Von A. Freiherrn von Moltke. (Schluß.) S. 26. — 3. Ein Ausflug in die polnische Schweiz. Von Otto Hach. (Schluß.) S. 29. — 4. Die Eigentümlichkeiten der amerikanischen Städte. (Fortsetzung.) S. 32. — 5. Die Marmaros, das Nachbargebiet Siebenbürgens. Von Rud. Bergner. (Fortsetzung.) S. 34. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 39.

Die Eisenbahn-Invasion in Mexiko.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Noch vor einem Jahrzehnt war die einzige nennenswerte Eisenbahn in dem großen mexikanischen Reiche die bekannte Linie zwischen Vera Cruz, dem Haupthafen, und Mexiko, der Hauptstadt der Republik. Seit 1880 sind zu dieser ihrer Naturschönheiten wie ihrer schwierigen Konstruktion wegen bald berühmt gewordenen Bahn eine ganze Anzahl anderer Bahnlinien hinzugekommen, und wenn man heute eine Eisenbahnkarte Mexiko's betrachtet, so wird man dieselbe mit einem dichten Netz von Kreuz- und Querlinien überzogen finden, was den Glauben erwecken könnte — es sei in den letzten Jahren des Guten fast zu viel geschehen. Die Amerikaner waren es, welche die Erbauung all dieser Eisenbahnen ausschließlich unternommen und außerdem eine Anzahl Konzessionen zur Erbauung weiterer Linien erhalten haben. Seit 1880 wurden in Mexiko an 15,000 Km. Eisenbahnen konzessioniert, von welchen 5000 heute thatsächlich fertiggestellt und in Betrieb sind. Die Amerikaner versprechen sich von dieser Erschließung des alten Aztekenreiches durch Eisenbahnen ganz Erkleckliches, und auch Mexiko hofft davon einen so beträchtlichen Aufschwung, daß es daraufhin sofort in England eine neue Staatsanleihe von 5 Millionen Lstrl. machte.

Diese Eisenbahnen sind indessen nicht nur für Amerika von Interesse, sondern in vielleicht noch höherem Maße für Deutschland, denn der Handel Mexiko's liegt großenteils in deutschen Händen. Nicht, daß die Amerikaner für das augenblicklich schon bestehende Eisenbahnnetz über 100 Mill. Doll. geopfert hätten, um den deutschen Kaufleuten des mexikanischen Landes die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Sie unternahmen die Versorgung Mexiko's mit Eisenbahnen in der Hoffnung auf reiche Einnahmen und in der Voraussetzung, daß diese Eisenbahnen die Pionniere amerikanischer Kultur in Mexiko sein würden, wie sie es unstreitig in Texas, Neu-Mexiko, Colorado, Californien und anderen Gebieten der Vereinigten Staaten waren, Gebiete, die ja auch früher zu Mexiko gehörten, und heute große, fruchtbare und ertragsreiche Kulturländer geworden sind. Bisher haben die Resultate diese Hoffnungen nicht gerechtfertigt. Der Eisenbahnbau ist zu sehr überstürzt worden, und es dürfte lange Jahre dauern, bis der Ertrag der Eisenbahnen mit den Ausgaben für dieselben im richtigen Verhältnis stehen wird.

Der kleine Maßstab, in welchem die gebräuchlichen Karten Mexiko's gehalten sind, läßt auch das Eisenbahnnetz viel dichter erscheinen, als es wirklich ist. Um eine richtige Vorstellung des bisher Geleisteten zu erhalten, möge man sich das gesamte Deutsche Reich statt mit 44 mit nur 3 Millionen Menschen bevölkert denken. Hierauf entferne man sämtliche schiffbaren Flüsse Deutschlands, sämtliche Poststraßen, sowie 38,500 Km. von den bestehenden 40,000 Km. Eisenbahnen und lasse nur Bahnlinien in einer Länge von 1500 Km. bestehen, dann erhält man das richtige Verhältnis der Verkehrswege von Mexiko.

Immerhin sind die über das 2 Mill. Qu.-Km. große Mexiko verteilten 5000 Km. Eisenbahnen ein Fortschritt, der in seiner ganzen Bedeutung gar nicht hinlänglich geschätzt werden kann. Sie ermöglichen es zum mindesten, die früher mehrere Wochen dauernde Fahrt von der Grenze nach der Hauptstadt in höchstens zwei Tagen zurückzulegen; sie gestatten es, die hauptsächlichsten Entfernungen zwischen

der Hauptstadt und den Küstenstaaten auf der Eisenbahn zu unternehmen und nur den Rest des Weges auf die bisherigen, ungemein beschwerlichen Reisemetboden, nämlich Diligence oder Reitpferd, zu beschränken. Von den Mühsalen derartiger Reisen durch Mexiko kann sich jemand, der sie, wie der Verfasser dieser Zeilen, nicht selbst unternommen hat, gar keine Vorstellung machen.

Bayard Taylor, der berühmte amerikanische Reisende, der als Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin vor einigen Jahren starb, unternahm noch vor der Epoche der Pazifikbahnen eine Reise von Kalifornien durch Mexiko zum Atlantischen Ozean. Er landete in Mazatlan an der Stillen Ozean-Küste Mexiko's und brauchte für die Durchquerung Mexiko's nach Vera Cruz, also eine Reise von etwa 1500 Km., sechs Wochen. Er sagt darüber selbst:

„Ich mußte große Strecken in brennender Sonnenhitze über kahle, vegetationslose, sonnverbrannte Wüsten zurücklegen, ohne irgendwelche Bevölkerung, ohne Quellen, und konnte meinen Durst nur selten an spärlichen Wasserpfützen löschen; meine Nahrung bestand aus Frijoles (schwarzen Bohnen) und Tortillas, welch letztere mitunter auch nur schwer zu erlangen waren — ein Gemisch von Maismehl und so viel rotem Pfeffer, daß der Sage nach weder Aasgeier noch Wölfe die Leiche eines Mexikaners berühren; ich mußte unter freiem Himmel oder auf dem schmutzigen Lehmboden von Adobe-Hütten schlafen, und selbst dieser Luxus wurde mir durch die Gesellschaft von Schweinen, bissigen Hunden oder anderen Feinden — Flöhen, Moskitos 2c. — vergällt; dazu wurde ich, von Briganten beraubt und gebunden, vollständig hülflos in einer einsamen Schlucht zurückgelassen, wo mich nur der reine Zufall vor dem Hungertode rettete."

Wer heute in entlegenen Staaten Mexiko's, in Jalisco oder Sinaloa, reist, wird ganz ähnliche Erfahrungen zu machen haben. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß das Reisen in Mexiko bis zur Aera der Eisenbahnen auf das Allernotwendigste beschränkt war, und daß man in Mexiko jede Meile Eisenbahn mit Enthusiasmus begrüßt. Die Zentralregierung in Mexiko hatte früher weder die Gewalt, noch die Mittel, dem Räuberunwesen ein Ende zu machen, noch die zahllosen Aufstände zu unterdrücken, die alljährlich in verschiedenen Gebieten des unwegbaren Landes auftauchten. Aber selbst in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt war es nicht besser. Das Geld zur Zahlung der Wochenlöhne in den Fabriken der Nachbarschaft konnte bis auf die jüngste Zeit nicht ohne starke Militärbewachung von der Hauptstadt dahin gesandt werden, und in den letzten Jahren kam es häufig genug vor, daß sogar die Tramway-Wagen in den Vorstädten Mexiko's von Räubern überfallen und ihre Insassen beraubt wurden. Die Hauptrouten der Diligencen werden fortwährend von Militärpatrouillen bewacht, und Raubanfälle kommen trotzdem[1] so häufig vor, daß die Zeitungen davon gar nicht Notiz nehmen. 1885 sandte die mexikanische Regierung eine Deputation von Offizieren von der Minenstadt Zacatecas aus zu dem berüchtigten Banditenhäuptling Eraclie Bernal, um mit ihm über Friedensbedingungen zu unterhandeln. Nach dem offiziellen Bericht der Parlamentäre verlangte der Straßenräuber einen Generalpardon für sich und seine Bande, eine Entschädigung von 30,000 Pesos (á 4 Mark) für sich selbst und die Erlaubnis einer Bedeckung von 25 Mann in Waffen oder die Stelle eines Generals und Kommandanten der Regierungstruppen im Staate Sinaloa.[1] Derartige Abmachungen und Friedensabschlüsse mit Straßenräubern sind in Mexiko keine Seltenheit, und ich machte selbst im Staate Michoacan die Bekanntschaft eines Truppenkommandanten, der auf solche Weise vom Briganten zum Stabsoffizier avanziert war.

Daß unter solchen Umständen die Regierung Mexiko's den Eisenbahnbau in der denkbar liberalsten Weise unterstützt und subventioniert, wird man begreifen können. Unter der Präsidentschaft der Generale Gonzales und Porfirio Diaz sind, wie vorne erwähnt, an 15,000 Km. Eisenbahnen konzessioniert worden, und die Mehrzahl der Konzessionäre erhalten für den Bau Subventionen von 6000—8000 Doll. per Kilometer oder beiläufig ein Drittel der ganzen Baukosten. Die Regierung zieht ungeachtet dieser Subventionen von den Eisenbahnen unabsehbaren Nutzen, ohne dabei von ihren eigenen Interessen etwas zu opfern. Sie zahlt ja die Subventionen doch nur aus dem etwaigen Ueberfluß in den Staatskassen. Ist kein Geld vorhanden, so wird die Zahlung der Subventionen einfach eingestellt, wie es unter Porfirio Diaz thatsächlich geschah. Aber trotzdem fanden sich in den Vereinigten Staaten hinreichend Spekulanten, ebenso wie solide Gesellschaften, die aus dem Eisenbahnbau großen Nutzen zu ziehen hofften. So kam es, daß in den letzten fünf Jahren in Mexiko jährlich 1000 Km. und mehr Eisenbahnen gebaut wurden, eine Thätigkeit, die in den nächsten zwei bis drei Jahren in demselben Maße fortgesetzt werden dürfte.

Wenn man sich die eigentümliche Konfiguration Mexiko's vor Augen hält, das gewaltige zentrale Hochplateau, das von den Ufern des Rio Grande südwärts sich immer mehr verengend, an seiner Südgrenze bei Mexiko und Puebla eine Höhe von beiläufig 2300 m. erreicht und dabei seiner ganzen Längen- und Breitenausdehnung nach so gleichmäßig eben ist, daß man nach Humboldt von Mexiko bis zum Rio Grande bequem in einem gewöhnlichen Reisewagen fahren kann; wenn man ferner bedenkt, wie steil dieses von den mächtigsten Gebirgszügen umschlossene Plateau gegen die beiderseitigen Meeresküsten abfällt, so wird man es erklärlich finden, daß die ersten der neuen Eisenbahnen vom Rio Grande aus über das Hochplateau, also in nordsüdlicher Richtung, gebaut wurden. Die wichtigsten

[1] David Wells, a Study of Mexico. 85.

[1] Siehe die Konsularberichte der Vereinigten Staaten über die Zustände in Mexiko.

derselben, wie überhaupt die wichtigste aller Bahnlinien Mexiko's, ist die Central Mexicano, im Anschluß an das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten von El Paso del Norte am Rio Grande nach der Hauptstadt Mexiko führend. Die Entfernung zwischen El Paso und Mexiko beträgt 1970 Km. und wird von den Zügen dieser (breitspurigen) Bahnlinie in 60 Stunden zurückgelegt. Ursprünglich hatten die Erbauer die Absicht, die Bahn über Durango, die wichtigste Stadt des zentralen Hochplateau's, zu leiten. Indessen waren die Terrainschwierigkeiten doch so bedeutend, daß man davon absah und der geraden Linie zwischen den beiden Endpunkten so viel als möglich folgte. Die Bahn berührt die Stadt Chihuahua, vorher die abgeschiedenste und entlegenste der mexikanischen Hauptstädte; durchschneidet die Osthälfte des Staates Durango, nach dessen gleichnamiger Hauptstadt eine Zweigbahn projektiert ist; durchschneidet die Staaten Zacatecas und Aguas Calientes, deren Hauptstädte sie berührt, zieht dann durch die Staaten Jalisco (nach dessen Hauptstadt Guadalajara gleichfalls eine Zweigbahn gebaut wird) und Guanajuato, mit der gleichnamigen Hauptstadt, die bereits durch eine 24 Km. lange Eisenbahn mit der Hauptlinie verbunden ist, berührt hierauf Queretaro und Hidalgo und schließlich den Staat Mexiko. Die Linie steigt von El Paso, das 3717 e. F. über dem Meere liegt, bis zu dem 7500 e. F. hohen Mexiko um nahezu 400 F. Nur an einer einzigen Stelle, bei Marquez, 120 Km. nördlich von Mexiko, wird das Hochplateau durch einen sich in westlicher Richtung von den Hauptketten vorschiebenden Querriegel unterbrochen, bei dessen Ueberschreitung die Bahn eine Höhe von 8134 englische Fuß erreicht. Diese vortrefflich gebaute Eisenbahn, sozusagen das Rückgrat Mexiko's bildend, gestattet es, von New-York aus die Stadt Mexiko innerhalb sechs Tagen zu erreichen. Die Bahn wurde im Frühjahr 1884 dem Verkehr übergeben.

Außer den bereits angeführten Zweigbahnen wird die Gesellschaft noch eine transkontinentale Bahn von dem pazifischen Hafen San Blas nach dem am Golf von Mexiko gelegenen Hafen Tampico im Staat Tamaulipas bauen, und es sind heute schon die Strecken von San Blas nach Tepic (26 Km.) und von Tampico nach Valles (160 Km.) fertig gestellt. Von Valles wird die Bahn in westlicher Richtung nach San Luis Potosi und von dort nach Aguas Calientes geführt, wo sie auf die Hauptlinie El Paso-Mexiko trifft. Die Strecke Aguas Calientes-San Luis Potosi ist bereits im Bau begriffen und etwa 110 Km., nämlich die Strecke von Aguas Calientes nach Salinas, sogar fertiggestellt.

Da an eine direkte westliche Fortsetzung dieser Strecke nach Guadalajara wegen der Gebirgszüge und des steilen Abfalles nicht gedacht werden konnte, so wird die westliche Hälfte dieser transkontinentalen Bahn weiter südlich, von Chico, im Staate Guanajuato, ausgehen und auf dem Wege nach Guadalajara den großen See von Chapala berühren. Im Zusammenhang mit dieser Central Mexicano-Eisenbahn kann auch die Sonora-Eisenbahn genannt werden, welche von beiläufig derselben Gesellschaft noch vor der Central Mexicano fertiggestellt wurde und bereits seit 7 Jahren dem Verkehr übergeben worden ist. Diese Bahn führt von Benson, im Vereinigten-Staaten-Territorium Arizona, über Nogales und Hermosillo, den nordwestlichsten Staat Mexiko's, nämlich Sonora in nordsüdlicher Richtung durchschneidend, nach Guaymas, einem kleinen Seehafen am Golf von Kalifornien. Die Länge dieser ziemlich unbedeutenden Bahn beträgt 285 Km., soweit sie auf mexikanischem Territorium gelegen.

Die zweite Verbindungsbahn zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko ist die Mexican Nacional-Eisenbahn, welche am 1. November 1888 eröffnet worden ist. Dieselbe schließt bei Laredo, südlich von San Antonio, auf dem texanischen Ufer des Rio Grande, gelegen, an das texanische Eisenbahnnetz und führt über Monterey (die Hauptstadt von Nueva Leon) und Saltillo (die Hauptstadt von Coahuila) nach San Luis Potosi. Von dort geht sie in nordsüdlicher Richtung, die Central Mexicano-Eisenbahn bei Celaya kreuzend, direkt nach Mexiko. Diese Nacional-Eisenbahn ist zum Unterschied von den anderen mexikanischen Eisenbahnen schmalspurig. Die Länge der Strecke Laredo-Mexiko wird ca. 1250 Km. betragen, und die Reise von New-York nach Mexiko um anderthalb Tage abkürzen. Auch an dieser Bahn wurde in den letzten Jahren fleißig gebaut, so daß nur mehr zwischen San Luis Potosi und Saltillo eine Lücke von etwa 400 Km. besteht. Die 378 Km. lange Strecke von Laredo nach Saltillo wurde bereits 1884 dem Verkehr eröffnet, ebenso die Strecke von Mexiko über Toluca nach Celaya (354 Kilometer). Seither wurden auch zwei kleinere Strecken dem Verkehr übergeben.

Außer dieser Hauptlinie baut die Mexican Nacional-Gesellschaft auch an einer Eisenbahnverbindung zwischen Mexiko und Manzanillo, einem wichtigen Hafen am Stillen Ozean, welche bis Pazcuaro im Staate Morelia bereits hergestellt und im Betrieb ist. Die Bahn wird von dort über Chapala und Colima nach Manzanillo führen, und nach ihrer Vollendung nicht nur für den Handelsverkehr, sondern auch für die Touristenwelt von großer Wichtigkeit sein. Der Verfasser hat die gleiche Strecke vor 4 Jahren noch per Diligence und zu Pferd zurückgelegt, und spricht dabei aus eigener Erfahrung.

Eine zweite Nebenlinie der Mexican Nacional-Bahn ist jene, welche den Hafen Matamoras, an der Mündung des Rio Grande in den Mexikanischen Golf liegend, mit Monterey verbinden soll. Vorläufig sind hievon 120 Km. — also etwa die Hälfte — vollendet, nämlich die Strecke Matamoras—San Miguel d'Allende (im Staate Tamaulipas am Rio Grande gelegen).

Die dritte Nebenlinie der Nacional-Eisenbahn wird von San Luis Potosi nach Zacatecas führen; von dieser

sind vorläufig nur 7 Km., von Zacatecas bis Guadaloupe, vollendet.

Die dritte wichtigste Eisenbahn des Hochplateau's, el Ferrocaril internacional, schließt bei Piedras Negras in Coahuila, gegenüber Eagle Paso an das texanische Bahnnetz, durchkreuzt den Staat Coahuila in südlicher Richtung und schließt bei Lerdo im Staate Durango an die Mexican Central-Bahn. Diese ist beiläufig zur Hälfte, und zwar von Piedras Negras bis zu dem 208 Km. entfernten Monclovia, im Herzen von Coahuila gelegen, vollendet.

Noch eine vierte Verbindungsbahn zwischen den Vereinigten Staaten und der Hauptstadt Mexiko, die Mexican Southern-Eisenbahn ist in Aussicht genommen und diese wird, wenn einmal vollendet, die kürzeste Eisenbahnroute zwischen Mexiko und dem amerikanischen Bahnnetz bilden. Vorderhand ist sie allerdings erst auf dem Papier und nur 132 Km. davon sind von Mexiko in nördlicher Richtung bis La Luz (Irolo) dem Verkehr eröffnet. Diese Southern-Eisenbahn wird, wie die Nacional-Bahn, von Laredo ausgehen, anstatt aber auf das Hochplateau hinanzusteigen, am Ostfuße desselben in direkt südlicher Richtung, also nahezu parallel mit der Ostküste Mexiko's, den Staat Tamaulipas durchziehen. Erst bei Valles, nahe der Grenze des Staates Vera Cruz, wird sie das Thal des Rio Panuco und Rio San Juan benützen, um auf das Hochplateau hinaufzusteigen und dort, den Staat Hidalgo durchschneidend, Mexiko erreichen. Indessen ist auch schon eine Verlängerung dieser erst auf dem Papier bestehenden Bahn von Mexiko südwärts konzessioniert worden, allein ihre Herstellung von Mexiko über Puebla durch den gebirgigen Staat Oajaca nach Tehuantepec steht doch noch im weiten Felde. Sie wird in Tehuantepec an die gleichnamige Eisenbahn anschließen, die über den Isthmus von Tehuantepec vom Stillen Ozean nach Coatzacoalcos, dem Hafen am Golf von Campeche, gebaut werden soll.

Wie diese beiden letztgenannten Bahnen, so ist auch die Interoceanic-Eisenbahn vorläufig noch größtenteils auf dem Papier. Die einzige fertige Strecke dieser Bahn ist jene von Mexiko nach dem 132 Km. entfernten Yautepec im Staate Morelos. Sie ist auch die einzige von Mexikanern mit mexikanischem Kapital erbaute Eisenbahn und erlangte bei ihrer Eröffnung 1883 durch den Einsturz einer Brücke und einen schrecklichen Unglücksfall traurige Berühmtheit. Diese Eisenbahn gieng nebst der Konzession für weitere Strecken vor wenigen Jahren in den Besitz einer englischen Gesellschaft über, welche sich verpflichtet hat, innerhalb dreier Jahre die ganze Linie in einer Gesamtlänge von über 1000 Km. auszubauen. Wann fertig, wird sie von Acapulco, dem Haupthafen der Republik am Stillen Ozean, durch den Staat Guerrero nordwärts nach Mexiko und von dort über Jalapa nach Vera Cruz führen. In den letzten zwei Jahren ist an dieser Bahn so fleißig gearbeitet worden, daß bereits 385 Kilometer fertiggestellt und weitere 362 Kilometer im Bau begriffen sind.

Neben den vorstehend genannten Linien besteht schon seit Jahren die bekannte alte Mexican Railway, von Vera Cruz nach Mexiko führend, 423 Km. lang, mit ihren Seitenlinien Apizaco-Puebla, 47 Km., Irolo-Pachuco, 60 Km., und Vera Cruz-Jalapa, 114 Km., so daß im ganzen in Mexiko augenblicklich ein Eisenbahnnetz von nahe 5000 Km. Länge im vollen Betriebe ist. Auf dem Papiere, aber doch wenigstens konzessioniert, sind indessen noch eine Menge anderer, deren Erbauung wohl hauptsächlich von dem Erfolg der bestehenden Linien abhängen dürfte. Es sind dies hauptsächlich einige Linien an der Westküste Mexiko's, z. B. eine Pacific Coast-Eisenbahn, die von San Diego am Südende Californiens längs des Golfes von Californien und der Stillen-Ozean-Küsten bis zum Isthmus von Tehuantepec laufen und alle Häfen mit einander verbinden soll. Ferner die Topolobampo-Eisenbahn, die von Topolobampo, einem an der Nordspitze des Staates Sinaloa gelegenen pazifischen Seehafen, ausgehend, die Sierra Madre überschreitend und über das ganze Hochplateau von Chihuahua und Coahuila führend, bei Piedras Negras mit dem texanischen Bahnnetz verbunden werden soll. Ein anderer Zweig dieser Linie soll von Guaymas in Sonora durch ganz Sinaloa nach Mazatlan und San Blas gebaut werden. Eine dritte Eisenbahn, die Sinaloa und Durango-Railway, wurde konzessioniert, um eine Schienenverbindung zwischen Durango und dem Seehafen Atlata in Sinaloa herzustellen. Dazu gelangen noch mehrere andere Projekte am Isthmus von Tehuantepec und im Staate Chiapas, dem Grenzstaate gegen Guatemala, das ja auch bereits eine Konzession für eine Eisenbahn zum Anschluß an das mexikanische Bahnnetz erteilt hat.

Dieses ganze, weit über 15,000 Km. umfassende Eisenbahngewebe Mexiko's soll binnen wenigen Jahren zur Ausführung gelangen. Wenigstens ist hiezu, wenn auch nicht die gesunde ernste Absicht, so doch das Spekulationsfieber vorhanden. Im Verhältnis zu der Ausdehnung des Landes wäre dieses projektierte und zu einem Drittel fertiggestellte Bahnnetz durchaus nicht zu viel. Zieht man aber die spärliche Bevölkerung Mexiko's in Betracht, so ergeben diese Projekte einen Kilometer Eisenbahn auf je 600 Einwohner, während das Deutsche Reich nur 1 Kilometer auf je 1200 Einwohner besitzt. Man würde in Mexiko damit ein Bahnsystem erhalten, das jenem der Vereinigten Staaten im Verhältnis zu der Bevölkerung des letzteren nahekommt! Sollen also all die mexikanischen Eisenbahnen florieren, so müßte dementsprechend auch der natürliche Reichtum des Landes jenem der Vereinigten Staaten gleichkommen, und auch der Wohlstand der Bevölkerung, Industrie und Handel müßten eine ähnliche Blüte erreicht haben. Nun besteht aber bekanntlich die Bevölkerung Mexiko's mit Ausnahme von etwa drei Millionen Seelen

aus Indianern, die für derlei Berechnungen kaum von Wert sind, und es bleiben also nur jene drei Millionen Weißer, Ausländer und Mischlinge, die sich mit der Bevölkerung der Vereinigten Staaten halbwegs vergleichen lassen, was das Verhältnis noch viel ungünstiger für Mexiko gestaltet. Daß ferner Mexiko ungeachtet der Fabeln, die über seine Naturschätze in der Welt verbreitet sind, in Wahrheit ein armes, wenig fruchtbares Land ist, und abgesehen von seinen Silberminen nur über die tropischen Produkte der schmalen heißen Küstenstriche verfügt, wird gewiß von niemandem, der mit den Verhältnissen vertraut ist, bestritten werden. Es ist zu befürchten, daß die Amerikaner, ermutigt durch die glänzenden Erfolge ihrer Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten, sich hier in eine tolle Spekulation eingelassen haben, die innerhalb der nächsten Jahre und selbst Jahrzehnte zu nichts gutem führen kann. Sie scheinen zu vergessen, daß Mexiko nicht ein Land für fremde Einwanderung ist, und daß die Eisenbahnen dort nicht, wie in den Vereinigten Staaten, sozusagen Kanäle sind, durch welche sich die Hochflut der europäischen Einwanderung — im ganzen 9 Millionen Menschen innerhalb 30 Jahren — nach den Prärien gewälzt hat, daß ferner diese Prärien ungemein fruchtbare Länderstriche mit günstigen klimatischen und sozialen Verhältnissen sind und in den Oststaaten hochzivilisierte, kultur- und industriereiche Hinterländer besaßen, mit denen ein reger Handelsverkehr unterhalten wurde. Diese amerikanischen Eisenbahn-Enthusiasten scheinen die gleichen Verhältnisse auch auf das arme, dünn bevölkerte Mexiko übertragen zu haben und ähnliche Resultate erwarten zu wollen. Sie werden sich darin unendlich täuschen, und es wäre nur zu wünschen, wenn deutsches Kapital sich an diesem tollen Wagestück vorläufig nicht beteiligen würde. Mit echt amerikanischer Ueberhastung wird das Unglück dort noch schneller reiten als anderswo — es wird ja auf Dampfesflügeln und Eisenbahnschienen herbeieilen. Die Amerikaner haben heute bereits für Eisenbahnbauten in Mexiko an 180 Millionen Dollars verausgabt; die zu erbauenden Bahnen werden noch weitere 250 Millionen fordern; wo sollen die Interessen (etwa 20 Millionen Dollars jährlich) in einem Lande herkommen, das im ganzen nur das doppelte Budget Einnahmen besitzt? Wäre Mexiko von 10 Millionen Anglosachsen bevölkert, statt von Indianern, so könnte man erwarten, daß diese Verkehrserleichterungen binnen Kurzem entsprechende Resultate haben würden. Aber die Indianer sind dieser Kultur, dieser Entwickelung gar nicht fähig. Sie kommen nur sehr langsam vorwärts, sie sind über alle Maßen arm und ferner weder Produzenten noch Abnehmer. Die Amerikaner versprechen sich großartiges von der Einfuhr amerikanischer Industrieprodukte und dem Austausch mit mexikanischen Naturprodukten. Zunächst beläuft sich die gesamte Ausfuhr der letzteren (abgesehen von Edelmetallen) auf 14 Millionen Dollars, von welchen etwa 10 Millionen nach den Vereinigten Staaten gehen. Die Einfuhr von dort nach Mexiko hat einen Gesamtwert von etwa gleicher Höhe, beides aber bewegt sich doch immer auf dem wohlfeilsten Verkehrswege, nämlich zur See. Soll also etwa dieser geringfügige Warenverkehr hinreichende Einnahmen für die mexikanischen Eisenbahnen ergeben? Das Ganze sieht, figürlich gesprochen, etwa so aus, als ob man goldene Remontoiruhren unter den Kongo-Negern verkaufen wollte.

Dazu kommt noch ein weiterer Umstand: die hohen Einfuhrzölle in Mexiko. Bisher hat Mexiko jede Zolleinigung mit den Vereinigten Staaten abgelehnt und so hohe Zollschranken errichtet, daß Waren in Mexiko fast um die Hälfte ihres Wertes teurer sind als in den Vereinigten Staaten. Nun ist ein so hoher Zoll Eisenbahnen gegenüber etwa dasselbe, als ob nach der glücklich erfolgten Verbindung zweier Länder durch Schienenstraßen vulkanische Kräfte ein großes Gebirge längs der Grenzen aufwerfen würden, welches den Transport der Waren und den Verkehr im allgemeinen neuerdings verhinderte. Eine beschränkte Anzahl Eisenbahnen, etwa die augenblicklich vorhandenen, würden dem Bedarf für Jahrzehnte hinaus vollkommen genügen, und sie würden auch ihr Auskommen finden. Allein nach sattsam bekannter Weise hat sich amerikanische Ueberhastung nun auch nach Mexiko gelenkt; es wird an allen Ecken und Enden gebaut und statt daß die verschiedenen Linien einander vermeiden, streben sie nach gleichen Zielen, gleichen Endpunkten, sich auf derartige Weise selbstmörderische Konkurrenz schaffend.

Noch ein weiterer Umstand, einer der gewichtigsten, muß berücksichtigt werden. Mexiko hat kein Holz und keine Kohle. Wohl sind in den Sierras große Wälder, aber sie sind zu weit von den Bahnlinien entfernt und fast unzugänglich; Kohle wird wohl längs der Nordgrenze Mexiko's in geringen Quantitäten gegraben, aber die bisher gefundenen Lager sind viel zu spärlich, um irgendwie die enormen Kohlenpreise herunterzudrücken. Die Vera-Cruz-Eisenbahn bezieht ihre Kohle aus England (!), und die Central-Eisenbahn benützt als Brennmaterial elendes Mesquiteholz, das sie mit 15 bis 17 Dollars per Cord bezahlt! Auch dieses Material ist nur spärlich vorhanden, und der Preis wird bei dem fortdauernden Bedarf noch weiter bis zur Unerschwinglichkeit steigen. Dazu ist das tropische Klima dem Eisenbahnmaterial ungemein schädlich. Die teuren Schwellen haben dort ein kurzes Leben; sie springen in der trockenen und verfaulen in der nassen Jahreszeit; Brückenmaterial geht rasch zu Grunde, selbst die Waggons leiden unter den klimatischen Extremen. Die Bahnen erfordern demnach in Mexiko viel mehr zu ihrer Instandhaltung als anderswo.

Viele andere Umstände könnten angeführt werden, um zu zeigen, daß sich die Eisenbahn-Invasion in Mexico auf ungesunden Grundlagen vollzieht; aber schon aus dem Gesagten wird man erkennen, daß, wie gut auch die bereits

bestehenden Schienenwege Mexiko bekommen werden, ein fortgesetzter Bau nur zu einer finanziellen Katastrophe führen kann, und es wäre den Deutschen anzuraten, den Geldstrumpf zuzuhalten, wenn eine Beteiligung an derlei Unternehmungen in Frage käme.

Holland in Ostindien.

Von A. Freiherrn v. Moltke.

(Schluß.)

Betrachten wir nun näher die „administrativen Verbesserungen" des Verwaltungssystems der Holländer in ihren ostindischen Kolonien, so zeigen sie zunächst das gewiß anerkennenswerte Bestreben, den Inländer auf eine höhere Stufe gegenüber dem Europäer zu heben, das Verhältnis der beiden zu einander für den ersteren menschenwürdiger zu gestalten. Ob diese tief einschneidende Maßregel aber dem Gebiet der Klugheit entsprach, das ist eine Frage, die erst nach Jahrzehnten in ihrer vollen Bedeutung beantwortet werden kann. Die bereits wenige Jahre nach der neuen Ordnung bald offen bald versteckt sich bemerklich machenden Anzeichen lassen auf ein Verneinen der Frage schließen. Die Prügelstrafe, welche von den Javanen unter allen Strafen (bei einem fatalistischen Volke, wie sie nun einmal sind, selbst die Todesstrafe nicht ausgenommen) am meisten gefürchtet wurde, ist abgeschafft worden. Beibehalten dagegen wurde sie noch in der ostindischen Armee, wo der europäische Soldat unter gewissen Umständen seine Anzahl Stockschläge erhält. Auf den Plantagen, wie überhaupt überall, wo es sich um Händearbeit handelte, wurde freie Arbeit eingeführt. Dem Kastengeist gieng man insofern zu Leibe, als man den „Hooften", diesen Grundpfeilern des holländischen Ansehens über die Masse[1] ihr Prestige nahm, indem man dahin zu wirken suchte, daß der gemeine Mann die „Hoofden" nicht mehr als von der Vorsehung besonders privilegierte Wesen betrachtete und umgekehrt, daß diese den gemeinen Mann nicht mehr als ein willenloses Werkzeug in ihrer Hand ausbeuteten. Als Aequivalent für den Verlust an „Hörigen" erhielten die „Hoofden" höheres Gehalt; ließen sie sich Erpressungen oder Zwang zu unentgeltlichen Dienstleistungen, wie sie dies ehedem gewohnt waren, zu Schulden kommen, so wurden sie entlassen. Dergleichen Maßregeln sind von Philanthropen gewiß in guter Absicht in der holländischen Kammer dekretiert worden, aber der Eingeborene, für solch plötzlichen Umschwung seiner Lebensstellung nicht reif, sah in diesem unvermittelten Vorgehen nur das Kriterium der Schwäche. Wie dem Kinde die Medizin mit sanftem Zuspruch in kleinen Dosen gereicht wird, also hätte man auch bei dem Inländer, der doch in seinen Anschauungen und in seinem ganzen Thun und Lassen der Kindheit nie entwächst, langsam und unmerklich die Erziehung zum selbständigen Manne bewerkstelligen sollen. Schon nach wenigen Jahren konnte man unter diesem zuvor bedrückten, aber um so unterwürfigeren Volke Spuren von Unzufriedenheit, vermindertem Respekt vor den Weißen — das Schlimmste, was passieren konnte — und Unlust zur Arbeit wahrnehmen.

An dieser Stelle mögen einige Worte über das europäische Beamtentum, speziell auf Java, ihren Platz finden. Die Dauer der Amtsgewalt des höchsten administrativen Beamten, des Generalgouverneurs, ist auf fünf Jahre bemessen. Wie kann und will dieser durchgreifende Maßregeln in Vorschlag bringen oder, soweit es in seiner Macht steht, ergreifen, wenn er weiß, daß, sind solche von Erfolg begleitet, ein anderer deren Früchte genießt, im entgegengesetzten Falle aber nur er den Mißerfolg nach seiner Rückkehr in der holländischen Kammer zu verantworten hat? Weiterhin hat er dem Kolonialminister Berichte zu senden; um möglichst viel Stoff zu diesen zu erhalten, sucht er Maßregeln seines Vorgängers in ein ungünstiges Licht zu setzen und reißt nicht selten nieder, was jener mit Mühe aufgebaut hat. Mit Recht sagt hierüber Roorda: „Le successeur, pour montrer son zèle, démolit ce que le prédécesseur a construit." Wie kann er ferner, zumal wenn er zuvor während seiner Beamtenlaufbahn nur holländische Verhältnisse kennen zu lernen Gelegenheit hatte, in fünf Jahren die nötige Einsicht in koloniale Angelegenheiten gewinnen? Gerade in Kolonien verlangt die Besetzung verantwortlicher Posten genaue Kenntnis von Land und Leuten; der Generalgouverneur wird es nur dem Glück zuzuschreiben haben, wenn er den rechten Mann auf den rechten Platz setzt. Er wird zumeist eine passive Rolle spielen und seinen erfahrenen Untergebenen Freiheit des Handelns überlassen müssen oder aber ideale, also unpraktische Ideen zu realisieren und sich, wenn der Karren einmal festsitzt, hinter dem Rücken des Kolonialministers zu decken suchen.

Die Stellvertreter des Generalgouverneurs sind die Vorsteher einer „Residentie", die Residenten. Die Direktoren bilden eine Zwischenstelle und sind etwa unseren Staatssekretären gleichzustellen. Charakteristisch für die Residenten ist ein im Jahre 1871 an sie ergangener und in den öffentlichen Blättern zum Abdruck gelangter Erlaß ihres Chefs, des „Directeur von binnenlandsch bestuur", in welchem ihnen auf's strengste eingeschärft wird, in ihren Rapporten nur die Wahrheit zu sagen und nicht, wie es sonst Sitte sei, grobe Mißstände in ihren Residentien durch Unwahrheiten zu verdecken zu suchen. Thorbecke, der als Staatsmann und Mensch gleich ausgezeichnete Mann, sagte einstens mit Bezug hierauf: „het heeft het aanzien, dat er in Indië nog eene heel andere waarheit bestat als diegene in de berigten (es scheint in Indien noch eine ganz andere Wahrheit zu geben als die offizielle).

[1] „Il vaut mieux renvoyer dix préfets hollandais qu'un seul Javanais", meinte Roorda van Eysinga.

Den unmittelbaren Anlaß zu obigem Erlaß gab das Verhalten des damaligen Residenten von Samarang. Geflissentlich ignorierte dieser die in der Abteilung Demak herrschende Hungersnot, seine Rapporte berichteten stets von dem blühenden Zustand seines Bezirkes. Schließlich fanden die Seufzer der haufenweise am Wege verhungernden Javanen ein Echo in den Blättern, worauf der Resident abberufen wurde.

Wenn man die ökonomische Seite des niederländischen Kolonialsystems ins Auge faßt, so ist man beinahe versucht, zu glauben, daß der Holländer in seinem Verfahren durch den Gedanken geleitet wird, daß die Herrlichkeit plötzlich ein Ende nehmen könne. Daß ein Handelsvolk, wie das holländische, sich trefflich darauf versteht, aus seinen Besitzungen möglichst viel herauszuholen, bedarf wohl keiner Versicherung. Durch die äußerste Ausbeutung des Bodens und der Arbeitskräfte ist auf Java ein Zustand geschaffen worden, den einsichtsvolle Holländer selbst „ongezonde toestanden" benennen. Roorda findet „partout le même démon de l'avidité"; ähnlich urteilt Reclus in seinem „L'Inde", während gar der Professor Veth in Leyden das Mutterland mit einem Vampyr vergleicht, der die Kolonie bis zum letzten Blutstropfen aussaugt. Also brandmarken kompetente Richter solche Krämerpolitik, allein ihre vereinzelten Stimmen werden durch das in der Kammer herrschende Geschrei nach dem „batig Saldo" übertönt. Wie bekannt, führte im Jahre 1830 der damalige Generalgouverneur van den Bosch das sog. „Cultuurstelsel" ein und schien hiermit das vor Jahrzehnten begrabene Merkantilsystem wieder ins Leben rufen zu wollen. Alle seine Vorschläge zielten darauf hin, die Gegenwart nach Kräften auszubeuten, weil „für die Zukunft wirken" heiße „für einen anderen wirken". Die Javanen mußten unter Aufsicht ihrer „Hoofden" Reis, Kaffee, Indigo und Gewürze bauen, wo diese Produkte nur immer gedeihen konnten. Ein Zehntel des Ertrages erhielten die Arbeiter, ein Zehntel die „Hoofden", der Rest floß in die Regierungskasse. Der Kaffee- und Indigobau, ebenso der Kochsalzimport waren Monopol. Für Rechnung des Mutterlandes wurden Kaffee- und Indigogärten in großartigem Maßstabe angelegt; dem Javanen, welcher unter strenger Aufsicht vom frühen Morgen bis zum Abend in denselben arbeiten mußte, wurden nur die Blätter des Kaffeebaumes bewilligt, um sich daraus einen bitterschmeckenden Absud zu kochen. Zu den Diensten für die Regierung (heerendiensten) wurden die Dorfbewohner in Klassen eingeteilt; sie mußten unentgeltlich bald in den Gouvernementsgärten, bald an den Chausseen oder öffentlichen Bauten arbeiten. Für seine und seiner Familie Bedürfnisse zu sorgen, dafür blieb dem gemeinen Mann blutwenig Zeit, und häufig hatte er es nur dem herrlichen Boden seines Landes zu danken, daß er und die Seinen am Leben blieben. Man sollte denken, daß hiermit alle Verpflichtungen des Inländers aufgeführt seien. Dem war aber nicht so. Waren nämlich Plantagen in der Nähe von Ortschaften, so mußten die geplagten Bewohner den Plantagenbesitzern ihrer Hände Arbeit gegen einen willkürlich festgesetzten, deshalb äußerst geringen Lohn zur Verfügung stellen. Dieser Lohn wanderte nicht selten in die Tasche des Ortsvorstehers, welchen die Plantagenbesitzer durch Geschenke bei gutem Willen zu erhalten suchten, um nie Mangel an Leuten zu haben. Je strenger und gewissenloser ein solcher Landbesitzer, je habgieriger und rücksichtsloser ein solcher Ortsvorsteher war, desto elender gestaltete sich das Leben der armen Dorfbewohner. Es gehörte in früheren Zeiten zu den häufigen Fällen, daß lokale Empörungen ihr Entstehen auf Plantagen hatten. So erinnere ich mich eines drastischen Vorganges in der Residentie Pekalongan. Ich war dort bei dem Besitzer einer Zuckerplantage auf Besuch, und zwar gerade in dem Jahre, wo die neue Aera für die Inländer ihren Anfang nehmen sollte. Abends war der Wedana (inländischer Distriktsvorsteher) bei meinem Gastherrn auf Besuch und bei einigen Flaschen Wein, deren Inhalt unser muhammedanischer Freund keineswegs verschmähte, wurde viel gelacht über die plötzliche Milde des Kantjing tuwan Goperment (allergnädigsten Herrn Regierung). Einige Monate später ersah ich aus den Zeitungen, daß gerade auf dieser Plantage wegen schlechter Bezahlung bei schwerer Arbeit ein Aufstand ausgebrochen war, der mit der Ermordung des Plantagenbesitzers und seiner zwei europäischen Aufseher seinen Anfang und mit der Absetzung des Wedana sein Ende nahm. Felix qui potent rerum cognoscere causas!

Das Jahr 1868 machte diesen Errungenschaften des van den Bosch'schen „Cultuurstelsel" ein Ende. Die „heerendiensten" wurden auf ein Minimum beschränkt, für alle weiteren Verrichtungen wurde Zahlung geleistet. Die Höhe der Löhne hieng nicht mehr von der Willkür der Arbeitgeber ab, sie bestimmte sich von nun an aus dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Das Indigo-Monopol wurde zwar abgeschafft, allein dasjenige des Kaffees sogar noch verschärft. Also mußte doch wohl die Verordnung aufgefaßt werden, welche an sämtliche Residenten ergieng und in der zu lesen war, daß zwei Palen (1 Paal = 20 Minuten Gehens) im Umkreis jeder Ortschaft, vorausgesetzt, daß sich der Boden dazu eignet, Kaffee für die Regierung gepflanzt werden sollte. Um den Eingeborenen diese Pille zu überzuckern, folgte jener Verordnung die neue nach, daß jeder Plantagenbesitzer seinen Boden vermessen und den früheren Eigentümern (Eingeborenen) — hatten sie oder ihre Voreltern auch nur einen Spatenstich darauf gethan, so galten sie als ehemalige Besitzer — eine entsprechende Entschädigung geben müsse. Dieses Danaergeschenk wurde somit aus der Tasche der privaten Unternehmer dem über die unverhoffte Gabe überglücklichen Inländer bewilligt. Im allgemeinen begünstigt die holländische Regierung private Unternehmungen

nicht sehr; hat der Landbesitzer nicht stets für inländische und häufig auch für europäische Beamte eine offene Hand, so begegnet er auf Schritt und Tritt unendlichen Schwierigkeiten. Dies mag wohl der Grund sein, daß in Holland des großen Angebotes von Kapitalien ungeachtet verhältnismäßig wenig Nachfrage nach Landerwerb auf Java oder den sogen. „buitenbezittingen“ herrscht. Der Aussaugung durch Privatleute, dem „Nabobing“[1] in Britisch-Indien, ist freilich durch die Regierung ein Riegel vorgeschoben; es scheint fast, als ob diese letztere sich allein dieses Geschäft vorbehalten hätte. Etwa im Jahre 1820 wurden auf Java der chinesische und japanische Theebaum eingeführt. Die ersten Versuche wurden von der Regierung selbst gemacht und gelangen mit dem chinesischen Theebaum vollkommen. Java hat heutzutage bedeutenden Thee-Export, namentlich nach Amerika; es ist sicherlich zu bedauern, daß die Einfuhr nach Europa sich noch so wenig Bahn gebrochen hat. Der auf Java aus China akklimatisierte Theebaum liefert zwar selbst in seinen feinsten Pecco-Sorten keinen solch aromatischen Thee, wie der echt chinesische, allein der Java-Thee ist auch weniger nervenaufregend, gesünder und — last not least — billiger.

Eine Hungersnot in dem Grade, wie wir sie mitunter in Persien und Bengalen entstehen sehen, hat in Niederländisch-Indien nie geherrscht. Ganz frei ist es jedoch nicht von ihr geblieben, das Gespenst taucht bald da, bald dort auf. Die Schuld trägt hauptsächlich der betreffende Resident, insofern er verabsäumt, für den Anbau des von der Regierung eingeführten Ersatzes des Reis, nämlich des türkischen Weizens und der Katella (des sog. „tweeden gewass“) gehörige Sorge zu tragen. Die Katella ist eine unserer Kartoffel verwandte Knollenfrucht, wohlschmeckend und sehr nahrhaft, die auf jedem Boden gedeiht und irgend einer Pflege nicht bedarf. Fällt nun die Reisernte schlecht aus und ist solcher Ersatz nicht vorhanden, so kann allerdings lokale Hungersnot eintreten. Von der Mildthätigkeit der Privaten ist dann wenig zu verspüren; sie haben für solche Zwecke weder Zeit noch Geld, denn ihre Absicht ist nur, möglichst rasch reich zu werden und das Erworbene in Europa zu verzehren.

Das Verfahren, wie Holland in den Besitz der „Buitenbezittingen“ (die Besitzungen im ostindischen Archipel außerhalb Java's) kam, war ebenso einfach wie untrüglich. Die zahlreichen Fürsten und Sultane, welche auf den übrigen Inseln des Archipels hausten, lagen unter einander in ewiger Fehde. Die Holländer schlossen bald mit dem einen, bald mit den anderen Verträge ab, welche stipulierten, daß der betreffende Fürst die Rohprodukte seines Landes nur an sie verkaufe, wofür sie sich zur Hilfeleistung verpflichteten. Hatte nun der also gewonnene Bundesgenosse seinen Gegner niedergeworfen, so machte ihn Holland samt diesem zum Vasallen. Solche Handlungsweise hat wohl van der Wyk, Mitglied der indischen Verwaltung zu dem allzu scharfen Urteil verleitet: „Nous sommes un peuple de brigands et de larrons“, während Multatuli auch nicht sub rosa ausruft: „Entre la Frise orientale et les bords de l'Escaut il y a un état de corsaires“. Begreiflich ist, daß diese Art und Weise, seine Herrschaft auszubreiten, überdies die allerdings zuweilen von der Politik gebotene Maßregel, jenen Fürsten einen gewissen Grad der Unabhängigkeit zu lassen, keine Garantien für einen sicheren Besitz bietet. Die Holländer haben auch alljährlich in ihren Buitenbezittingen mit Unruhen mehr oder weniger ernstlicher Art zu kämpfen, die sie erst nach schweren Opfern zu dämpfen vermögen. Sie fallen in denselben Fehler, wie die Engländer und Franzosen in ihren Kolonien, wie die Nordamerikaner in ihren Indianerkriegen, nämlich erst den Feind zu unterschätzen, infolgedessen zu wenig Truppen zu verwenden, um dann durch empfindliche Schlappen eines Besseren belehrt werden zu müssen. Die Unsicherheit des Besitzes steht natürlich der vollständigen Ausbeutung des Bodens hemmend entgegen, ebenso der Umstand, daß die in den Buitenbezittingen fungierenden Beamten denjenigen auf Java in Rang und Gehalt bedeutend nachstehen. Sie zeigen deshalb im allgemeinen wenig Pflichttreue, und Fälle sind durchaus nicht selten, in denen sie der Bestechlichkeit oder der Beraubung von Gouvernementsmagazinen überführt werden. Es geht aus dem Vorstehenden zur Genüge hervor, daß Java die eigentliche Goldquelle Hollands ist und daß sein Verlust denjenigen der übrigen Besitzungen im Archipel nach sich ziehen würde. Daß dieser Verlust nicht schon längst eingetreten ist, haben die Holländer nach dem Vorstehenden wohl weniger ihrer guten Verwaltung als dem friedfertigen, duldsamen und nachgiebigen Charakter der Javanen zu danken. Dieses Volk gleicht seinen Karbo (Zugstieren), welche unermüdlich bei spärlicher Nahrung vom Morgen bis zum Abend arbeiten, ohne widerspenstig zu werden. Zuweilen aber geschieht es, daß der Stier seine Langmut verliert und in Raserei gerät. Er wird sich der Kraft bewußt, die in seinen Hörnern sitzt, und wehe dem, der sich ihm in den Weg stellt.

Eigentümlicherweise ist bei den Holländern die Furcht vor der Selbstbefreiung der Javanen oder Sinjos (Mischlinge) weit weniger vorhanden, als vor einer Annexion durch Deutschland. Multatuli berührt diesen Punkt, indem er sagt: „L'Allemagne a besoin d'extension“, welchen Ausspruch Roorda van Eysinga dahin erläutert, daß er Amsterdam, Rotterdam und in der Folge Java als dereinstige Beute Deutschlands bezeichnet. Mir scheint, daß die Holländer gut thun würden, anstatt solch phantastischen

[1] „That ill-gotten, ill spent wealth, which was obtained by robbing and starving the poor defenceless natives of East-India, a species of villainy, for which the English language had not a name, till it adopted the word „Nabobing“ (J. Tucker, Four Tracts).

Träumen nachzuhängen, ihr Hauptaugenmerk auf ihre nächste Umgebung in ihren indischen Besitzungen zu richten. Sollten sie aber nochmals eine Zeit auf Java erleben, wie diejenige von 1825—1830, so würde ihnen die Niederwerfung ihrer Gegner weit mehr Mühe verursachen, wie damals, zumal wenn die Stelle eines Dipo Negoro und Sentot europäische Führer einnehmen und die inländischen Truppen, deren Zahl zu den europäischen im Verhältnis wie 3 : 1 steht, mit den aufständischen gemeinsame Sache machen würden.

Ein Ausflug in die polnische Schweiz.

Von Otto Hach.

(Schluß.)

Die Eigentümlichkeit des vielen Theetrinkens ist nämlich auch bei den Polen zu Hause. Auf den Bahnhöfen broddelt der Samowar schon am frühen Morgen, und Mittags und Abends, kurz zu jeder Zeit ist Thee zu haben, stark, schwach, mit und ohne Zuthat. Ja, dieses goldige Getränk, „herbata“, wird da ebenso viel in seiner reinsten Gestalt ohne Milch und Zucker, wie auch selbst mit Zitronen- oder irgend einem anderen Fruchtsaft versüßt getrunken. Das Bier ist meist gut, aber immer schwer und teuer. Schnäpse werden am meisten genossen, jedoch selten ohne einen nachfolgenden kleinen Imbiß. In vielen Lokalen, namentlich Konditoreien, „Cukiernij“, ist man gezwungen, wenn die sogenannte Schnapskonzession daselbst fehlt, ganze Fläschchen zu kaufen. Freilich gibt es auch solche mit kaum zwei Gläschen Inhalt.

Diese letzten Ausführungen zu beobachten, hat man in der ungefähr zwei Stunden vom Schloß entfernten Stadt Skala Gelegenheit. Zum Besuche derselben wurde ein Markttag gewählt und reich war die Ernte neuer Beobachtungen. Um die Mittagsstunde eines warmen Julitages wurden zwei kleine, aber muntere, feste, sogen. Kosaken bestiegen, und im scharfen Trabe ging es selbst an steilen Felswänden durch Wald und Feld. Hier und da kamen schon Männer und Weiber heimwärts mit schweren Lasten in einem leinenen Tragtuche auf dem Rücken oder ein Schweinchen an einem Stricke vor sich hertreibend. In der Stadt selbst mußte nicht wegen polizeilicher Vorschrift, aber wohl wegen unbeschreiblichen Gedränges der langsamste Schritt innegehalten werden. Mit seiner Löwenstimme vermochte auch Pan Rządzca, der Verwalter der Herrschaft, die überall in tiefstem Gespräch, ja man muß schon sagen, in aufgeregtestem Gekeife sich drängenden Menschen nicht zum Platzmachen zu bewegen. Ein derbes Puffen mit den bespornten Stiefeln hatte erst Wirkung.

Hier standen sechs, acht Männer und Weiber und handelten um eine schauerlich brüllende Kuh, da fast ebenso viel um ein Paar Ferkel, hier stand ein Haufe um einen Tisch mit geradezu durch Geruch und Aussehen anwidernden Grützwürsten, da ein gleicher um ein Weib, welches mächtige Körbe mit Zwiebeln aufgestellt hatte, dort lagen nicht sehr einladende Brote auf einem lässig ausgebreiteten Tuche, nicht weit davon wurde aus einer Thonschüssel Krautsuppe verkauft, stehenden Fußes genossen, und unter höchst unregelmäßig aufgestellten Leinwand- und Bretterbuden wurden die verschiedensten Gebrauchsartikel feil gehalten: Bänder, Zwirn, Spiegel, Kämme, Sicheln, Schafscheeren u. dgl. Man sah aber auch Gestalten, von denen Franzos sagt, daß sie im Plusquamperfekt ein Gut besessen, im Perfekt dasselbe verspielt, im Präsens arme Strolche sind, denen alles Prahlen und Lügen keinen Groschen mehr in den Beutel zaubert und die in eleganter Czamamara umhergehen, jedoch ihre Wäsche ängstlich verbergen.

In einem Hotel wurde eingekehrt. Hotel! O! honny soit qui mal y pense! Das Thor hatte eine so beträchtliche Höhe, daß man, auf selbst so kleinem Pferde sitzend, sich bücken mußte, um nicht durch einen Stoß vor den Kopf erst zur Besinnung gebracht zu werden, daß man in Polen sei! Absteigen wäre aber noch weniger ratsam gewesen — zu Pferde haut sich ein Reiter immer besser durch als neben diesem — denn auch die Einfahrt und der Flur waren zum Handelsplatze ausersehen. In einem offenen Schuppen, wo Wagen, Schlitten, Tröge u. dgl. aufgebahrt waren, wurden die Pferde eingestellt und dann ins Restaurant gegangen, als Wielmożny Pan, vielvermögender Herr, natürlich in die „gute Stube“. Ja, das war eine Stube — eine Gaststube! Ein mächtiger Spiegel und zwei große schöne Oelbilder, von denen das eine eine polnische Schlacht, das andere weibliche Gestalten à la Makart darstellte, und die beide um dessentwillen wie wegen der ungeheuren Fliegenmenge, die Einen hier belästigten, mit Gaze verschleiert waren, beide in kostbaren Brokatrahmen, waren das beste und schönste; Tische und Stühle schienen fast dem vorigen Jahrhundert oder vielleicht gar der Pfahlbauzeit zu entstammen, und ein Sopha ließ durch seinen offenen Ueberzug vielfach erkennen, daß es wirklich Sprungfedern besessen. Etwa zehn oder zwölf Personen füllten den Raum: einige Pächter umliegender Güter mit ihrer „laskawa pani“, gnädigen Frau, der Gerichtsschreiber und einige Juden, welche aus Ojcow gekommen waren. Außerdem kamen und giengen aber einige polnische Juden immer in Geschäften, denn der polnische Jude ist hier alles.

Der Jude ist Unterhändler und Vermittler. Er kauft der gnädigen Frau das Fleisch, die Graupe, er verkauft dem Herrn das Getreide, mietet ihm das Gesinde, ja sogar für die Kinder die Erzieherinnen. Für den Reisenden, zumal für den deutschen, ist der Jude ein unentbehrliches Geschöpf, denn sie sprechen fast ausnahmslos Polnisch und Deutsch, wenn auch letzteres manchmal so kauderwälsch,

daß man nichts versteht. In den Städten sind die Juden auch Handwerker, und zwar geschickte; auf dem Lande aber betreiben sie zumeist den Hausierhandel und den Branntweinschank. Sie sind auch keineswegs arm, wenngleich es immer so scheint. Als Hausierer kaufen sie alles, was halbwegs Wert hat, und verkaufen alles, was man zu kaufen wünscht. Man muß sagen, der Jude war in Polen ein unvermeidliches Uebel, ist es noch und wird es auch bleiben, und er spielt eine wichtige Rolle, weil er ein pünktlicher Mann ist, und der leichtlebige Pole, der Bauer wie der Edelmann, leidet immer an Schwindsucht vons Portemonnaie! der Jude aber hat Geld, weil er hungert, und er hungert, wenn er auch Geld hat. Unter seinen Glaubensgenossen der übrigen europäischen Länder ist der polnische Jude eine wesentlich eigenartige Erscheinung. Er hat nicht nur seine Rasse bewahrt, sondern auch durch Tracht und Lebensweise unterscheidet er sich auffallend. Dabei kommt eine schreckliche Unsauberkeit mit in Betracht, und zwar stehen die Frauen den Männern darin nicht nach, sondern übertreffen sie vielmehr in vielen Stücken. Ekelhaft erscheint z. B. die abscheuliche Sitte, der Jungfrau das Haar abzuschneiden, wenn sie sich verheiratet, und dann den kahlen Scheitel mit einer roten oder schwarzen Perrücke zu bedecken. Unter den Mädchen findet man manche Schönheit, aber die Reize derselben welken, sobald sie heiraten. Den Gipfel der Unreinlichkeit erreichen die Wohnungen dieser Leute, und ihre Vorliebe für den Knoblauch trägt bedeutend dazu bei, den längeren Aufenthalt in ihren Wohnungen einem Nichtjuden unmöglich zu machen.

Nun aber von diesen weniger erquicklichen Abschweifungen noch zu einigem, was den Namen Schweiz rechtfertigt.

Wenn man sich der ringsumliegenden, endlosen weiten Sandebene dieses Landes erinnert, denn der Name Polen kommt von pole, d. i. Feld, Ebene, so darf das Thal des gerade nicht bedeutenden Flusses Prondnik im Gouvernement Kielce mit den in der polnischen Geschichte vielgenannten Orten Pieskowa Skala, Grodzisko und Ojcow getrost die polnische Schweiz genannt werden.

Die meilenweit zerstreut umherliegenden Kalkfelsen und die den Prondnik begleitenden Höhen gehören dem Bergland von Sandomir an. Polnisch heißen sie Gory Sto. Krzyzki, d. h. die heiligen Kreuzberge, denn ihre höchsten Gipfel sind die Lysa gora oder der Kreuzberg, 1800 F. und der Katharinenberg, Gora Sw. Katarzyny, 1900 F. hoch. Die Berge um Pieskowa Skala sind an ihren niederen Abhängen mit herrlichen Getreidefeldern bestanden, Klee gedeiht wohl am besten, ebenso wie eine Menge saftiger duftender Almenkräuter. Die höheren Teile sind mit dichten Wäldern bedeckt. Tannen- und Fichtenbestände sind vorherrschend, doch auch die herrlichsten Rotbuchen, Eichen und Ahorne sind zu finden. In den Schlägen und Schonungen aber sind derartig viel Himbeeren und Erdbeeren, daß man ein mit Blut getränktes Schlachtfeld zu sehen glauben könnte; wenigstens erinnert man sich hier leicht an die Verse, welche Adam Mieckiewicz in seiner Ballade „Switez-See" singt:

„Sieh die Blumen und die Beeren hier im Kreise!
Das sind die Töchter Switez und die Frauen —
Umschuf sie Gott sich ihm zum Preise!"

An wildromantischen Stellen, Schluchten und Thälern fehlt es nicht. Die Wolfsschlucht bei Pieskowa Skala erinnert lebhaft an den weltberühmten Fürstensteiner Grund. Es ist das Gefühl kaum zu beschreiben, zu dem der Geist beim Anblick dieser zauberisch schönen Gegend erhoben wird, wenn man sie in warmer Sommernacht beim fahlen Licht des Vollmondes betrachtet. Diese gespenstigen Gestalten und diese Ruhe! Den ganzen Fluß umsäumen frische, im Nebel dampfende Wiesen, fruchtbare Ackerstreifen oder kleine Gärten mit Mohn und Küchenkräutern. Im Flusse selbst aber, an welchem auch eine Anzahl Schneide- und Mahlmühlen sich befinden, spielen die als Leckerbissen bekannten Forellen.

Den Fluß hinabwandernd, begegnet man weiter noch mächtigen Felsenriesen, an deren steilen Wänden hinabzuschauen leicht Schwindel erregt, und die die verschiedensten Namen, meist nach ihrem Aussehen, tragen. Da ist ein Handschuh, ein Vogel u. dgl. Auf einem solchen, auf drei Seiten unzugänglichen Felsen steht auch ungefähr eine Stunde von Pieskowa Skala die Kirche Grodzisko, rundum von düstrem Gebüsch umgeben. Ursprünglich war es eine Einsiedelei der hl. Salomea. Jetzt steht hier nur eine kleine Kirche und in vier kleinen Kapellen zeigt man die Gräber des Königs Koloman von Galizien, seiner Gemahlin Salome, deren Bruder, des Königs Boleslaus des Schamhaften, seiner Gemahlin Kunigunde, des Fürsten Heinrich von Breslau und der hl. Hedwig. Die Geschichte zeichnet namentlich die erwähnten Frauen als ebenso ausgezeichnete wie treue Repräsentanten ihrer Zeit.

Folgt man von hier aus weiter dem Laufe des nun schon lustiger mit klarstem Wasser in vielen Windungen dahinrauschenden Flusses, so kommt man nach einer Stunde angenehmster Thalwanderung in Ojcow an, wo Einen Felsen von wunderlicher Gestalt begrüßen und, dicht an den Fluß geschoben, gleichsam ein Thor bilden vor dem dahinterliegenden, breiten, romantischen Thale. Auf einem dieser Wache haltenden Felsen ist die Ruine des Schlosses Ojcow. Auch die Geschichte dieses Ortes reicht weit in frühere Jahrhunderte, und man muß sich wundern, daß bei gänzlicher Vernachlässigung sich die Ueberreste der einstigen Großartigkeit noch so lange erhalten haben. Die ältesten Ueberlieferungen weisen seine Erbauung einem „Hetman Skorbimir" zu, welcher unter König Boleslaus, mit der schiefen Lippe, gekämpft haben soll. Zu Zeiten des Königs Sokietek aber war es schon eine Ruine und weil trotzdem dieser hier ungemein gern geweilt, ließ Kasimir der Große auf den Trümmern ein neues Schloß

erbauen und zum Andenken an seinen Vater dasselbe Ojcow nennen. Zu wiederholtenmalen aufgebaut und immer wieder zerstört, ist es jetzt nur noch eine Ruine im vollsten Sinne des Wortes. Von einem schönen breiten, mit Ahorn und Linden bepflanzten Damme gelangt man über eine, neuerer Zeit entstammende, aber sehr gefährlich aussehende Holzbrücke auf den sonst unzugänglichen, burggekrönten Felsen. Nächst einigen, zumeist zerfallenen Umfassungsmauern ist hier ein hoher, achtseitiger Turm aus gebrochenen Steinen, von dem man eine bezaubernde Aussicht ins Thal flußabwärts genießt. Das Thal ist, soweit es hier sichtbar, ein Wiesengrund, der von einem düstern, dunklen Nadelwald eingeschlossen ist, aus welch letzterem aber eine Menge Felsen in ihren wunderlichen Formen hervorlugen. Durch die Mitte des Thales hat die Natur das glänzende Band des Flusses gezogen, und der Mensch hat an dasselbe in neuester Zeit gleichsam wie Perlen und Flitter eine Anzahl heller, hölzerner Landhäuschen im Schweizerstil angesetzt. Villa Sturm und Villa Gordon gehören zu den schönsten. Zusehends schnell hat sich nämlich hier durch die Umsicht und Mühe eines deutschen Direktors in neuester Zeit ein klimatischer Kurort entwickelt, das Bad Ojcow. Zwei Hotels mit einem Kramladen befriedigen die Bedürfnisse der Kurgäste und vieler Ausflügler, die alle Sommer hierher kommen. Selbst eine Musikkapelle und ein Photograph haben schon ihren Einzug gehalten. Auch die Bauernhäuschen haben ein reinliches, freundliches Aussehen bekommen, und die Bewohner selbst fangen an, einen feineren Schliff anzunehmen.

Die größte Eigentümlichkeit Ojcow's sind zwei Höhlen. Die eine liegt in der Felsreihe am rechten Flußufer in der Richtung von Osten nach Westen und heißt die finstere; die andere wird die Königshöhle genannt, weil in ihr der unglückliche König Ladislaus Sokietek im Jahre 1300 Unterschlupf gefunden. Ein steiler Pfad führt den Berg hinan und ein enger Eingang, im Dickicht zwischen kleineren Felsstücken versteckt, zur geräumigen Höhle. Mit Unrecht ist diese erstere eigentlich die finstere genannt, denn wenngleich sie anfangs als solche erscheint, bemerkt man doch nach einer Weile, nachdem das Auge sich dem Eindruck angepaßt hat, wenigstens so viel Licht, daß man die Größe des Raumes überblicken kann. Die Länge beträgt etwa 90 m., die Breite 30 und die Höhe der Decke an vielen Stellen 20 m.; doch bemerkt man noch an den Seiten vielfach die Eingänge zu kleineren Nebensälen.

Der Eingang zur Königshöhle ist ein so schöner, daß er dem Naturschwärmer, dem Dichter wie dem Maler gleich viel Anregung geben würde. Sie liegt auf dem höchsten Felsen der Umgegend und ist fast noch schwerer zu finden als die erstere. Eine etwa 10 Schritt lange Kluft bildet gewissermaßen den Vorsaal. In verschiedenen Ecken und Winkeln verschwindet hier die Möglichkeit einer genaueren Größenangabe, doch ist sie größer als die erstgenannte, und man bedarf hier unbedingt eines besseren Lichtes, als bisher durch einige Kienspäne erzielt wird, und um in die unteren Teile dieses Naturwunders zu gelangen, müßte etwas anderes als eine so gebrechliche Leiter, wie sie dort zu finden ist, beschafft werden.

Mit Verwunderung genießt man hier den Eindruck lautlosester Stille. Hier hat sich König Sokietek aufgehalten, hier ist sein von Tropfstein überzogenes Lager, sein Herd und ein Wolfsfell, auf welchem seine Waffen gehangen. Mit Stolz wird dies alles gezeigt und manches erzählt, denn die Sage hat diesen mächtigsten König von Polen, der mit Stammesgenossen um seine Herrschaft fehden mußte, der mit Karl Robert von Ungarn in Verschwörung und Verschwägerung getreten, der gegen Ludwig den Bayer in der Mark gekämpft und der auch gegen Russen und Lithauer kühnlich sich behauptet hat, zum polnischen Faust, zum König Tuacz gemacht. Er ist die am meisten genannte und auch geschichtlich bekannteste Persönlichkeit. Ladislaus Sokietek haben aber auch die verschiedensten Wechselfälle des Lebens betroffen: ihn, der immerwährend im Ringen nach Großem war, der beständig Krieg geführt, der sein kleines väterliches Erbe so erweitert, daß er einer der mächtigsten Herzoge des Landes geworden, den dann sein neidisches Geschick so stürzte, daß er wie ein Dieb in der Nacht über die Mauern seiner eigenen Hauptstadt fliehen mußte, und den die Vorsehung trotz verwerflicher Leidenschaften und Eigenschaften zu einem volkstümlichen Helden gemacht.

In der Nähe des Ortes Jerzmanowice ist eine dritte, auch bedeutende Höhle, die den Namen Fledermaus-Grotte führt, weil in ihr sich eine ungeheure Menge von großen Fledermäusen, Vespertilio murinus, aufhält. Ferner sind erwähnenswert eine Räuberhöhle und eine Mammutshöhle. In allen findet man eine Menge versteinerter Knochen, vermutlich vom Höhlenbären, Ursus spelaeus. Für Dichter, Geschichts- und Naturforscher gibt es also hier reiche Fundgruben. Eine große Natter, Coluber laevis, gehört hier gar nicht zu den Seltenheiten, ebenso wie herrliche, goldgrünglänzende Laufkäfer, Carabus auronites, Carabus catenulatus und Cigaene filipendulae, welche letztere zu Tausenden auf Klee, Ehrenpreis, Minze und anderen aromatischen Blumen vorkommt. Von Pflanzen findet man dort nächst vielen gemeinen, aber schönen die sonst seltenen Geranium placum, Trifolium rubens, Asplenium viride, Drosera anglica, Tofieldia alpina, Erysimum hieracif., Asperula odorata, Rubus saxatilis und Pinus mughus, und als schönste Erinnerung an diesen herrlichen Flecken Erde selbst einige prächtige Versteinerungen, besonders Ammonites biplex, und Cerithium cristatum giganteum.

Wer einmal nach Krakau kommt und das Salzbergwerk Wieliczka besucht, um die Reize der wundervollen Natur kennen zu lernen, der sollte nicht verfehlen, durch die österreichisch-russische Grenzkammer Szyce auch einen

Abstecher nach der geschilderten Gegend zu machen. Ein Halbpaß, der in jedem Grenzbezirksamte unentgeltlich bei genügendem Ausweis über seine Persönlichkeit auf 14 Tage ausgestellt wird, genügt, um einen lohnenden, in erfreulicher Erinnerung bleibenden Einblick in die polnische Schweiz thun zu können. Der Weg ist von der alten polnischen Krönungsstadt mit einem Mietswagen bis Ojcow in vier Stunden leicht zurückzulegen und man wird das russische „Maraschos!“ herrlich, herrlich, noch lange mit Vergnügen gebrauchen.

Die Eigentümlichkeiten der amerikanischen Städte.

(Fortsetzung.)

Aeußerlich ist das Chinesenviertel in San Francisco gar nicht malerisch; allein seine unterirdischen Höhlen sind ganz so geheimnisvoll und erstaunlich, wie irgendwelche in Venedig oder Konstantinopel. Wie diese außerordentlichen Behausungen unter den Straßen erbaut worden sind, ist eine Quelle der Verwunderung. Da sind Keller, Neben- und Unterkeller und unter denselben noch weitere Keller, Gerüste in dunklen Höhlen, worin ganze Familien für die Nacht unterkriechen — eine Familie über der anderen wie die Toten in einem spanischen Friedhofe; da sind wackelige brestafte hölzerne Treppen, welche anscheinend in bodenlose Gruben hinabführen, aber nur zu einer Art Krähenhorst hinaufleiten, der von einem halben Hundert Chinesen bewohnt, deren ganze jährliche Hausmiete nicht über 2 Mark per Kopf betragen kann; da sind winzige Stübchen, worin Opiumraucher zusammengekauert liegen. In den wohlhabenderen Teilen des Chinesenviertels gibt es elegante Theehäuser, wo man um weniges Geld einen Thee kosten kann, welcher auf gesunde Weise erheiternder wirkt als der beste Champagner, und wo man hie und da einen in Seide gekleideten achtbaren Kaufmann in einen heimlichen Opiumrausch versenkt sehen kann.

Die Tempel machen selten einen besonderen Eindruck; sie sind meist kleinere Hallen worin Kerzen vor den holzgeschnitzten Bildern von verstorbenen chinesischen Würdenträgern brennen — denn diese Standbilder sind keine Gottheiten, sondern gewissermaßen heiliggesprochene gute Menschen. Die Priester geben vor, an die wunderwirkende Kraft dieser Bilder zu glauben, aber es liegt ein komisches Blinzeln in ihren mandelförmigen Augen, wenn sie einem fremden Besucher die angeblichen Wunderthaten dieser Bilder schildern.

Diese leise auftretenden Söhne des Ostens mit den glatten gelben Gesichtern sind unvergleichliche Diener und unverkennbar dazu bestimmt, eines Tags, wenn die ihnen feindselige Gesetzgebung endet, noch ihren Weg in Millionen von Familien jenseit der Felsengebirge zu finden — mit Einem Wort zu einer Zeit, wo auch der amerikanische Arbeiter sparsam zu leben und nicht den größten Teil seines Verdienstes in Lagerbier, Branntwein und Tabak anzulegen gewöhnt sein und nicht mehr befürchten wird, von der wohlfeilen Chinesenarbeit ruiniert zu werden.

Die Umgebungen von San Francisco machen, wenn man sich diesem zu Wasser nähert, keinen sonderlichen Eindruck. Nach den unabsehbaren majestätischen Strecken des Stillen Ozeans mit seinem ungeheuren Wogenzug, der von den Tausenden und aber Tausenden von Meilen ununterbrochener Wassereinöde erzählt, erscheint das Goldene Thor ziemlich hübsch. Dieser Eindruck steigt, wenn man in den Hafen gelangt, wo ein stiller, kühler Nebel landwärts zieht und die Sandhügel in eine Art zerfetzten Vorhang hüllt, durch welchen Abschnitte von den mit ärmlichen Häusern gekrönten Böschungen der Küste erscheinen. Das Innere der Stadt wirkt jedoch nicht enttäuschend: San Francisco erscheint in all seinen Geschäftsquartieren ganz so alt und substanziell wie Liverpool oder Hamburg; in den Einrichtungen der Hotels oder Läden sieht man nichts Unvollkommenes oder Ungraziöses; nur eines fehlt, was ihm den Charakter einer großen und reichen Stadt geben würde, nämlich die große Menge hübscher Privatequipagen, welche man in europäischen Großstädten sieht. Die Wägen der Drahtseilbahnen, welche ohne irgend eine sichtbare bewegende Kraft hin- und herfahren, erscheinen gespenstig, unheimlich und magisch, namentlich wenn sie Terrasse um Terrasse der Sandhügel erklimmen und um Ecken fahren, als ob sie lebende Wesen wären. Einzelne Teile des südlichen San Francisco, welche auf den langen sonnenbestrahlten Hügelhängen liegen, sind ganz bezaubernd, und ihre Gruppierung hat einen gewissen spanischen Anstrich, welche Einen glauben macht, daß die Vorgänger der Amerikaner in Kalifornien manche von ihren Abkömmlingen in jenem Stadtviertel zurückgelassen haben. Die Stadt hat keine dieses Namens würdigen öffentlichen Gebäude; der bedeutendste Gemeindebau ist, anstatt auf einem der Hügel, in einer sandigen Vertiefung aufgeführt und innen und außen rettungslos häßlich. Hoffen wir, daß eines Tags ein kalifornischer Millionär der Hauptstadt dieser Goldküste ein Stadthaus stiftet, welches, der Stadt würdig, in seiner Architektur und seinen Standbildern die Geschichte dieses wunderbaren Staates, seiner Pioniere und seiner Erbauer verewigt!

Die Männer der Küste des Stillen Ozeans haben ein hohes Selbstgefühl und Selbstachtung, hören sich gern wegen ihrer Leistungen und Erfolge loben und erwehren sich wacker der Kritik — vielleicht weil sie einer solchen nicht zu bedürfen glauben. Wir führen hier die Aeußerung eines wohlbekannten californischen Geistlichen an: „Es gibt in unserem Staate eine große Menge Männer zweiten Ranges, die, weil sie zu einer Zeit kamen, wo sie noch keine Mitbewerber hatten und seither sich ganz gehen lassen durften, sich einbilden, sie besitzen Genie.“ Die wirklich ausgezeichneten Männer in Californien sind sanft

und schlicht in ihrem Wesen, mild im Ausdruck, rasch zur Entscheidung, scharf im Streit, kühn im Kampf und geduldig in der Niederlage. Beinahe jeder hat eine humoristische Ader in seinem Charakter und das widrige Geschick bringt diese zum Vorschein. San Francisco ist eine Stadt, wo die Gesellschaft allzu beständig wechselt, weil sie von der Veränderung der sie beherrschenden Einflüsse umgeben ist, um bis jetzt noch irgend einen feststehenden gesellschaftlichen Typus zu haben. Jede neue transkontinentale Eisenbahn ruft die Umgestaltung des Geschäfts in San Francisco hervor, und es ist daher nur eine logische Vermutung, daß auch die Gesellschaft eine gewisse Umgestaltung erfahre. Aber in der gesellschaftlichen Atmosphäre von San Francisco macht sich das kosmopolitische Element nicht bemerkbar, denn das, was man gewöhnlich unter Kosmopolitismus versteht, existiert in San Francisco nicht, und anstatt desselben trifft man eher einen Provinzialismus, wenn wir diesen Ausdruck in seinem edelsten und löblichsten Sinne gebrauchen. Das Element ist kein metropolitanisches, wie in New-York, noch wird es für drei oder vier Generationen ein solches sein. Es hat übrigens einen feinen Duft von Romantik, nichts von der Rohheit und Pöbelhaftigkeit einer ganz neuen Stadt, und wenn die „Kultur auch nicht auf den Straßen umherläuft", wie in Boston, so hat diese doch manche vielbesuchte Versammlungsorte und es ist schon manches hochherzige Opfer auf ihren Altar niedergelegt worden.

Der hitzige Wettbewerb zwischen zwei benachbarten Städten in den Vereinigten Staaten ist nirgends sonst so deutlich veranschaulicht worden, als in den Fällen von St. Paul und Minneapolis und zwischen Saint Louis und Chicago. Die beiden letzterwähnten Städte haben Ursachen und Beweggründe zur Eifersucht, welche für die beiden erstgenannten nicht vorhanden sind: St. Louis ist der Hauptort eines früheren Sklavenstaates, wo eine stolze, um nicht zu sagen hochmütige, Aristokratie bestand und wo man noch lange nach dem Sezessionskriege ein lebhaftes Mitgefühl mit dem großen Süden hegte — ein Mitgefühl, welches durch die von den riesigen Wasserstraßen des Mississippi abhängigen materiellen Interessen noch gefördert und genährt wurde. Chicago war die neue Hauptstadt eines streng loyalen Staates, welcher schon die bloße Erinnerung an den „Missouri-Kompromiß" Widerwillen einflößte, der sich nichts aus Aristokratie machte, und über den Konservatismus der alten invaliden Zöpfe von St. Louis spottete. Saint Paul und Minneapolis, beide in demselben phänomenalen Staate Minnesota gelegen und nur durch 15 Mln. ebenen Landes getrennt, erinnern den leidenschaftslosen Beobachter an zwei Zwillingsbrüder, von denen jeder Tag und Nacht bemüht ist, den anderen in materiellem und geistigem Fortschritt zu überflügeln. In San Francisco beherrscht das spekulative und und hazardierende Element im Geschäftsleben alles andere; auf Fabriken hat man nur wenig Vertrauen; man spricht nur von guten, schlechten und gleichgültigen Bergwerken, von Schiffsladungen aus den geheimnisvollen Ländern Niphon und Kathay, von Weizen aus dem neuen fernen Nordwesten; in Minneapolis aber sind wir im Lande der Fabriken. Hier gibt es große Mahlmühlen, wie sie sonst nirgends in der Welt zu sehen sind; hier wird das Holz aus den gewaltigen Wäldern in Bauholz und Möbel, in Gesimse, Thüren, Fenstergewände für Häuser, sogar für den europäischen Markt verarbeitet; der Börsen-Spekulant und -Spieler ist eine untergeordnete Persönlichkeit. In Saint Paul sind Hunderte von Werkstätten, welche für die zahllosen Bedürfnisse der Ansiedler in Dakota und Montana, in Idaho, Washington und Oregon sorgen. Diese beiden Gemeinden, welche vor 50 Jahren kaum existierten, zählen nun Hunderttausende von Einwohnern, vereinigen in sich verschiedene Eisenbahnen, haben palastartige Hotels und eine zahlreiche Klasse wohlhabender Bürger. St. Paul beansprucht den Vortritt im Rang, weil es am „Vater der Gewässer" liegt und weil seine Dampfschiffe nach St. Louis hinabfahren und der dichten Bevölkerung an dessen Ufern Waren und Neuigkeiten bringen. Allein Minneapolis beantwortet diesen Anspruch mit einem geringschätzigen Lächeln und verweist auf seine zahllosen Mühlen, Fabriken und Zimmerplätze als die Quellen wahrer Größe. Diese Leute in Minnesota haben die östliche Schlauheit und Sparsamkeit der Yankees; das ausländische Element hat eine Festigkeit und Beharrlichkeit eingeführt, welche zur Befestigung der Zustände dienen. Mancher schwindsüchtige Neu-Engländer, der schon mit einem Fuß im Grabe stand als er nach Minnesota gieng, blieb in diesem Staate und ward gesund, kräftig und wohlhabend und kann nun über die Strenge eines Winterklima's lachen, welches einen Russen erschrecken würde. St. Paul hat seinen „Eiskarneval", seine „Eispaläste", seine Spiele und Vergnügungen auf den überfrorenen Flüssen und Seen zu derselben Zeit, wo die Bürger des Tausende Meilen südwärts liegenden New-Orleans halb erschlafft ihren Karneval unter blühenden Rosen und Magnolien, Camellien, Jasmin und Azaleen feiern. Die Handelsfürsten von St. Paul und Minneapolis besuchen New-Orleans im Winter, und der Pflanzer von Louisiana entflieht vor dem entnervenden Sommer seiner Niederungen nach den kühlen und würzigen Hochebenen Minnesota's, dem Lande von Hiawatha und Minnehaha und von Mondamin, dem rauschenden Mais. St. Paul schuldet New-York keine Lehnstreue; es betrachtet sich selbst als eine Metropole, gibt in den Hunderten von neuen Städten im Nordwesten für Sitten und Bräuche und Politik den Ton an und hält seine eigene Ausbreitungsfähigkeit für unbegrenzt. Eine Reise durch die westliche Region, welche durch die nördliche Pacificbahn, mit ihren weit bis zu den prächtigen Arterien des Pugetsunds sich erstreckenden Linien, der Zivilisation erschlossen ward, macht einen geneigt, St. Pauls übermäßiges Vertrauen zu teilen. Wenn das Wachstum Chicago's ein wunderbares ist, so

ist dasjenige von St. Paul und Minneapolis ein magisches. Diese beiden schicken heutzutage ihre Morgenzeitungen in friedliche Heimwesen an Orten, wo noch vor einigen Jahren der wilde Sioux sich mit Erfolg gegen die ungenügende Kavalerie und Infanterie der Vereinigten Staaten wehrte.

Weder Saint Louis noch Chicago sind bei den heutigen raschen Expreßzügen mehr eine volle Tagereise von New-York entfernt, und gleichwohl scheint New-York auf beide keinen großen Einfluß auszuüben. Saint Louis ist sogar in seinem Konservatismus originell und unabhängig; sein Gesicht ist nach Südwesten gerichtet; es handelt in Eisen, Bier, Baumwolle und Leder, in Blei, Bauholz und Getreide; die der Stadt tributpflichtige Region der Bleierzgruben bedeckt 7000 e. Qu.-Mln.; die gewaltigen Thäler um den Eisenberg herum wimmeln von Hochöfen, welche ihr Erzeugnis nach Saint Louis senden, und das nördliche Texas und das Indianer-Territorium liefert Hunderttausende von Ballen Baumwolle. Saint Louis hatte im Jahre 1788 knapp hundert Einwohner, heutzutage hat es gewiß 600,000. Vor 15 Jahren war sein Wachstum so rasch, daß seine Oberschulbehörde jährlich sieben oder acht neue Schulen, deren jede gegen 800 Zöglinge aufzunehmen imstande war, bauen mußte. Der Fortschritt in St. Louis war in den zehn Jahren nach Beendigung des Bürgerkrieges größer als in den anderen 90 Jahren seines Daseins. Chicago begann seinen Aufschwung, als St. Louis sich seines Wachstums zu rühmen begann; dieses „Phänomenkind" war daran gewöhnt worden, in allem seine eigene Weise zu haben, und war einer Konkurrenz sehr abgeneigt; daher ein großer Teil seines Humors und der etwas plumpen Weise, mit welcher es sich auf Kosten der Missourier lustig machte. St. Louis ist entschieden malerisch, belebt, angeregt, lebhaft; Chicago hat Lebhaftigkeit, ist aber schmerzlich häßlich, selbst in seinen allermajestätischesten Stadtvierteln. Chicago ist geradlinig wie Berlin; St. Louis ist unregelmäßig, anmutig und interessant, wie Dresden oder das alte Wien; es hat seinen Strom, den riesigen Mississippi, mit seinen rührigen Flotten von Dampfschiffen, Barken, Flößen und seinen Tausenden von Negern geruderter Kähne, welche seinem Süßwasserhafen die Belebtheit des Hafens von Genua oder Neapel geben; es hat ferner noch den Duft des „fernen Westens", welchen Chicago, wenn es ihn jemals besaß, längst verloren hat. Chicago ist eine Neu-England-Stadt, welche auf der Wanderung über die Prärie hin an einem ungeheuren See stehen geblieben ist, und rings umgeben mit gewissen westlichen Anhängseln. Seine wohlfeilen Stadtviertel sind angefüllt mit dem Abschaum eines halben Dutzends nordeuropäischer Hauptstädte, mit unwissenden, ungebildeten, rohen, faulen Fremdlingen der untersten Klasse, welche von Sozialismus und Branntwein trunken sind. Die fremde Einwanderung nach St. Louis war von der besseren Sorte: deutsche Politiker, Schriftsteller, Musiker und untergeordnete Gelehrte, welche durch die Revolution von 1848 aus ihrer Heimat vertrieben wurden und, wenn sie auch nichts Bemerkenswertes zur Litteratur ihres Adoptivlandes beitrugen, doch wenigstens auf das gesellschaftliche Leben in St. Louis einen günstigen Einfluß ausübten. Chicago hatte unbezweifelbar in den Tagen vor dem Kriege die überlegene Thatkraft und Unternehmungsgeist; allein heutzutage hat St. Louis es um nichts zu beneiden. Wäre St. Louis bis auf den Boden niedergebrannt, wie es Chicago geschah, seine Bürger würden es ebenso heiter und mit ebenso viel Mut aus der Asche wieder aufgebaut haben, wie es von den Männern der Hauptstadt von Illinois geschah. Keine von beiden Städten hat einen bedeutenden litterarischen Stand; Schulen und Universitäten sind reichlich vorhanden und reichlich dotiert, allein die geistige Thätigkeit wendet sich nicht den litterarischen Kanälen zu. In Chicago herrscht zwar hohe Verfeinerung des Gedankens, allein sie erlangt keinen genauen Ausdruck außer in einer oder zwei Kirchen, einigen Professoraten und Zeitungen.

Sowohl in St. Louis wie in Chicago ist die Architektur charakterlos und armselig; die Gebäude sind groß, aber nicht schön; beide haben meilenlange Reihen von stattlichen Herrenhäusern, aber keine von originellem Charakter. Die Natur hat viel für beide Städte gethan, die Parks und Gärten sind bezaubernd, aber in den Hauptstraßen sieht man nur zerstreute Prozessionen von Telegraphenstangen, bunte Aushängeschilder, welche hoch über dem Straßenpflaster schweben und den allgemeinen Eindruck verderben. Die Spelunken und Diebsgäßchen aller amerikanischen Städte wollen wir in einem besonderen Abschnitt behandeln.

Wenn Boston seine Börse zuschnürt, fühlt Chicago sich arm; aber St. Louis behauptet, es wisse gar nicht, wo Boston liegt. Chicago horcht nach dem Osten zurück; St. Louis behauptet, es höre die Brandung des Golfs von Mexico und das Brausen des Windes, der über die Sierra Madre hereinweht. Chicago ist spekulativ wie San Francisco, liebt Winkelgeschäfte in Hausse und ungeheure Operationen, in welchen Millionen figurieren; St. Louis ist sehr geizig, scheut sich aber vor Spekulationen. Der missourische Kapitalist sagt von einem gewagten Plane: „Unbedacht und rasch, wie Chicago;" der Spekulant in Illinois spricht von einem sicheren und wohlüberlegten Unternehmen: „Langsam und thöricht wie St. Louis."

(Schluß folgt.)

Die Marmaros, das Nachbargebiet Siebenbürgens.

Von Rud. Bergner.

(Fortsetzung.)

Frau Justitia ist in diesem Lande sehr blind. Um einige Streiflichter auf die hiesige Gerechtigkeitspflege zu

werfen, seien mehrere Gerichtsfälle der letzten Zeit erwähnt. Ein Bauer in der Gegend von Luhi besaß ein schönes, stattliches Weib, welches seine Gunst an einen Förster verschenkte. Der eifersüchtige Ehegemahl lauerte den beiden eines Abends mit einigen Genossen auf, schlug den Förster hinterrücks nieder und trat ihn solange auf den Brustkorb, bis der Ueberfallene den letzten Seufzer aushauchte. Und seine Strafe? Die bestand in zwei Jahren Freiheitsverlust. Gegenwärtig läuft der Mörder bereits wieder ungeniert herum und der Tote wäre sicherlich vergessen, wenn nicht ein einfaches Holzkreuz die Stätte des Verbrechens bezeichnete.

Ein anderer Förster traf im Walde auf zwei Rumänen, die ihm als Holzdiebe bekannt waren. Er erhob das Gewehr, wich langsam vor den wilden Gesellen zurück, stolperte über eine Wurzel und wurde erschlagen. Auch hier bestand die Strafe in wenigen Jahren Gefängnis. Ob dabei Bestechlichkeit im Spiel gewesen, soll nicht erörtert werden; gewiß ist, daß diesem häßlichen Charakterzug fast alle richterlichen Beamten der Marmaros unterthan sind. Ich habe einigemal unter diesen Leuten ehrwürdige Männer mit weißem Haar und sympathischem Benehmen gefunden und dann freudig die Bauern gefragt: „Aber dieser Mann kann doch nicht so sein wie die anderen!" — „Er ist genau so", lautete die betrübende Antwort. Weitere Verhöhnungen der Gerechtigkeit habe ich in meinem Buche: „In der Marmaros", München, 1885, behandelt.

Unter solchen Umständen ist es ein Glück, daß der Ruthene gutmütig und harmlos ist, und daß er nie auf den Gedanken verfällt, jemanden des Geldes wegen zu inkommodieren. Sticht er doch nur höchst selten seinen lieben Nachbar in der Seligkeit des Rausches nieder! Anders ist dies mit den Bewohnern einiger rumänischer Dörfer. Die Straße von Sziget nach Kapnik-Banya war besonders verrufen. Wie hier vor 200 Jahren der Räuber Pintya sein Unwesen trieb, so vergieng bis vor kurzem kaum eine Woche, ohne daß man von einem Mord oder Diebstahl vernommen. Die beachtenswerteste Thätigkeit entwickelte dabei ein starker, riesengroßer Bursche. Er erschlug im Laufe der Zeit nicht weniger als acht seiner Gefährten und wurde erst dingfest gemacht, als die Gendarmen ins Land kamen. Diese entlarvten mit jenem Mörder zugleich einen Polizeikommissär Feuerstein, dem jener jährlich 30 Gulden Schweiggelder gezahlt und dadurch Absolution von allen Sünden erwirkt hatte. Gegenwärtig büßt der Kommissär samt seinen Panduren für den begangenen Frevel.

Mit der Einführung der Gendarmerie hat die Regierung dem entlegenen Bergland die größte Wohlthat erwiesen. Der frühere Mann der Gerechtigkeit, der Pandur, war nur darauf bedacht, die schöne rote Farbe seiner Nase zu erhalten; das Volk behandelte ihn als Bruder oder verhöhnte ihn. Raufereien waren unter seiner Herrschaft allgemein Mode, Diebe blieben unentdeckt. Gegenwärtig fällt jeder Missethäter dem Manne mit dem grünen Federhut in die Hände, die blutigen Raufereien sind von der Tagesordnung verschwunden, und niemand treibt sich im Gebirge ohne Passierschein herum. In jedem Flußthale ist ein oder sind zwei Posten zu je drei oder vier Mann stationiert; sie bestehen alle aus Männern, denen eine gewisse Einsicht nicht abzusprechen ist, und die als alte Soldaten gewandt, pünktlich und ehrlich ihren schweren Dienst verrichten. Allerdings kommt es vor, daß der Gendarm durch die umgebogene Handkette den Gauner gefügig macht, allein ist dies nicht besser, als wenn derselbe straflos umhergeht? Stolz und streng behandelt der Gendarm auch den Nichtverbrecher. Oft ereignet es sich, daß er dem Bauer, weil er nicht grüßt, den Hut vom Kopfe schlägt; aber ist dies nicht heilsamer, als wenn der Ruthene vom Popen in seiner Dummheit und Faulheit bestärkt wird? Ein Uebelstand der Gendarmerie verdient freilich gerügt zu werden; er wird durch die linguistischen Verhältnisse bedingt. Häufig trifft es sich, daß weder Postenführer noch Gendarm Ruthenisch oder Rumänisch verstehen, wie sollen sie sich mit den Landleuten der Marmaros verständigen können? Dabei besitzen sie wohlgemerkt das Recht, jeden niederzuschießen, der den Ruf: „Stillstehen!" nicht beachtet. Liegt in solchen Verhältnissen nicht eine schwere Grausamkeit, dem armen, ungebildeten Karpathenbewohner gegenüber?

Doch nicht genug mit dem Elend, welches dem Ruthenen aus seinen drei lebenden Feinden erwächst! Ein unheilvoller Dämon, eine schreckliche Krankheit, welche sich von Generation auf Generation fortpflanzt, zerstört die letzte Kraft des ruthenischen Volkes: die Syphilis. In den ruthenischen Gebirgsdörfern krassiert dieses Uebel in betrübender Weise. Ein weit schlimmerer Feind jedoch als dieser immerhin nur sporadisch auftretende, ist der Branntwein. Er hat den materiell so tief stehenden, stumpfsinnigen Rußniaken unterjocht und seine häßlichen Polypenarme derart um ihn geschlungen, daß kein Entrinnen möglich ist. Dem Karpathenbewohner ist hier der Branntwein das geworden, was dem Chinesen das Opium; er ruiniert seine Natur in demselben Grade, wie jenes Gift den bezopften Asiaten, und wenn sich trotzdem noch in jedem Dorfe der Verhovina Greise mit 70, 80, ja 90 Jahren finden, die ihrer Aussage nach nur die kleinere Hälfte ihres Lebens nüchtern gewesen, so beweist dies einzig und allein, welche enorme Kraft und Zähigkeit bei diesem Volke einst vorhanden war, und es läßt ahnen, wie günstig es um dieses Volk stehen müßte, wenn es rechtzeitig dem Alkoholgenuß entzogen worden wäre. Vieles ist jetzt übrigens durch das neue Wirtshausreglement besser geworden, demzufolge der Schankhalter nicht mehr unbeschränkten Kredit gewähren darf, und wodurch der Bauer verhindert wird, jenem sein ganzes Besitztum zuzutrinken.

Unter solchen Verhältnissen geht ein Volk langsam dem Untergang entgegen, welches ein besseres Loos verdient hätte. Noch wäre es Zeit, dasselbe zu retten, aber

die Zeit drängt. Zerreißt man das Netz, welches den schlichten, verlotterten Ruthenen umgibt, so kann er bei kluger Behandlung ein glücklicher Rekonvaleszent werden. Die griechisch-katholische Kirche müßte reorganisiert, das starre Zusammenhalten der orthodoxen Israeliten gebrochen und der „Ring" der magyarischen bestechlichen Beamtenseelen zerstört werden. Solche Mittel wären nötig, um Korruption und finstere Mächte zu vernichten, doch sie sind umständlich und unbequem, und so ist zu fürchten, daß sich das ruthenische Volk im Elende ächzend verblutet.

* * *

Es war Ende April 1883, als ich Wien verließ, um zum erstenmale das herrliche Siebenbürgen zu besuchen. Vorher beabsichtigte ich, das Nachbargebiet Siebenbürgens, das Bergland der Marmaros, zu betreten, denn ich schloß mit vollem Rechte, daß eine Kenntnis dieser beiden in ihrer Vergangenheit und ihren jetzigen kulturellen Zuständen so verschiedenen Landschaften höchst interessant und lehrreich sein müsse. Ich hatte mich darin ebenso wenig getäuscht, wie jemand, der das Leben der Nacht studiert, um sodann zu dem des Tages überzugehen. Hätte ich in Wien geäußert, daß ich den Nordpol zu besuchen wünsche, um mich mit Eisbären und Eskimos herumzuschlagen, so würde man mir vielleicht einen guten Pelz, vielfachen Segen und Ratschläge gegeben haben, man hätte mich aber sicherlich mit weniger Einwänden entlassen, als dies nach der Marmaros geschah. Mächtige Urwälder sollten dort zu finden sein, die Bären sich mit den Räubern um das numerische Uebergewicht streiten, und was beide angeblich von Reisenden bisher verschont hätten, das sei dem Hunger erlegen. Nichts destoweniger strebte ich mutig über Budapest dem fernen Osten zu, einen Waffenstock führend, den man mir gegen etwaige neugierige Wölfe in die Hand gedrückt. Munkacs schien bereits die Wahrheit des Gehörten bestätigen zu wollen, denn ich gelangte dorthin bei nächtlichem Dämmerlicht in einem Eisenbahn-Koupee, welches von einer magyarischen Familie mit drei hoffnungsvollen Sprößlingen, deren Lungen sich Gott sei Dank als völlig gesund erwiesen, einer slowakischen Amme, die das jüngste Familienmitglied unerschütterlich ansang, sowie von allerlei unaussprechlichen Bedürfnissen einer Kinderstube okkupiert worden war. In Munkacs verschwand mein Waffenstock spurlos. Der Treulose hatte offenbar einen Liebhaber gefunden. Das mehrtägige Regenwetter aber hinderte mich am Besuch der umliegenden behäbigen Schwabendörfer. Munkacs erwies sich dabei als echte Stadt des Ostens. Einmal versuchte ich durch eine der Hauptstraßen das Freie zu gewinnen; allein ihre ganze Breite und Länge glich einem amerikanischen Sumpf. Nach wenigen Minuten sah ich weder Anfang noch Ende desselben, wohl aber machten meine Stiefeln höchst bedenkliche Versuche, sich von meinen unteren Extremitäten zu trennen, und ich mußte wohl oder übel als besiegt den Rückzug antreten. Ich erzwang den Ausgang durch eine andere Gasse, kam endlich ins Freie und konnte hier mich und meine Stiefeln zu weiterem Vormarsch versammeln.

Nachdem ich Munkacs gründlich kennen gelernt und mir ein Urteil über die 5000 Israeliten, welche die Hälfte seiner Bewohnerschaft ausmachen, gebildet, entführte mich eines Morgens ein biederes schwäbisches Bäuerlein in seinem einfachen Korbwagen. Wir fuhren durch ein welliges, waldloses Vorland der Karpathen, in dem sich in Schmutz versunkene rußniakische Dörfer zeigten, und gelangten in sechs Stunden nach der Marmaros. Hier nahm mich zunächst Huszt, der zweitgrößte Ort des Komitates, auf. Dasselbe verwischte mit seinen hübschen Kirchen und einigen breiten Straßen, mit seiner höchst schätzbaren reformierten Israelitengemeinde und seinen nicht ungebildeten Beamten den beängstigenden Eindruck, den die verkommenen Männer des Vorlandes und ihre in elende Fetzen gehüllten, tabakrauchenden Frauen, ihre mehr als halbnackten, dickbäuchigen Kinder und ihre verschlafen dreinschauenden Hunde hervorgerufen.

Besonderer Erwähnung verdient die Huszter Burg, welche das Städtchen weithin sichtbar überragt. Die Umrisse dieses mittelalterlichen Bauwerkes steigen auf gleichmäßig abgerundetem, ziemlich hohem Bergkegel stolz in die Lüfte, und ihre wohlerhaltenen Mauerreste geben, wann der Vollmond mit seinem silbernen Lichte die ganze Landschaft in einen feenhaften Glanz hüllt, ein überwältigendes Bild. Vom Gipfel des herrlichen Berges bietet sich eine liebliche Umschau dar. Dort am Ende des Ortes sieht man die Zigeunergasse, ringsum das verlockende Gebirge, dicht zu Füßen die Schwabengasse, deren Bewohner ihren eigenen Ueberlieferungen zufolge Oberrheiner sind. Diese Deutschen haben ihre alten Lieder und Sagen bewahrt, allein infolge ihrer Isoliertheit und infolge des Umstandes, daß Lehrer und Prediger die magyarische Sprache soviel als möglich pflegen, ist der gänzliche Untergang des Deutschtums in Huszt wohl nur eine Frage der Zeit. In den ehemaligen Kronstädten Tucsö und Hosszumezö kennt man ebenfalls noch eine Schwabengasse, findet aber keine Schwaben mehr darin; in der Hauptstadt Sziget suchte ich sofort nach meiner Ankunft die die obige Bezeichnung führende Straße auf, fand sie aber fast ausschließlich von Polen, Israeliten und Magyaren bewohnt. In einem deutschen Hause, wo ein siebzigjähriger Greis leben sollte, sprach ich vor, allein der Gesuchte war nicht anwesend, und nachdem mich sein großer Hund ins Bein gebissen und ich mir am Hofthor beinahe den Kopf eingerannt, kam ich zu der betrübenden Erkenntnis, daß in dieser Gasse das Deutschtum so ziemlich verschollen sei.

An einem wolkenlosen, entzückenden Maimorgen trennte ich mich von Huszt und fuhr dem in blauer Ferne winkenden Gebirgszuge entgegen. Die Natur hatte die Fesseln des Winters gesprengt und all ihre Kinder, Tiere und Pflanzen, regten sich in erneuerter Lebenskraft und strebten

sichtbar dem Gipfel des Lebens entgegen: dem Sommer. Nach einigen Stunden erreichten wir das Gebirge und mit ihm das romantische stille Thal des Nagy-Agh. Jede Spur von Zivilisation war hier dem Auge entzogen, die Berge traten dicht aneinander und der wildschäumende Fluß ließ nur so viel Raum, wie die Fahrstraße benötigte. Allmählich wurde es dunkel, die Berge hüllten sich in einen schwarzen Mantel, die Nacht brach in bezwingender Ruhe über diese Einsamkeit herein. Stundenlang fuhr ich am rauschenden Fluß dahin, die Sterne zeigten sich, der Mond kam herauf. Plötzlich traf ein Feuerschein mein Auge, weiterhin ein zweiter und ein dritter. Ein Dutzend verwilderter Gesellen saß um das Feuer herum und einige traten an den Weg und betrachteten mein Gespann. Es waren Holzknechte, die inmitten der großartigen Natur die Nacht verlebten. Gegen Mitternacht erreichte ich ein kleines Dörfchen, und hier gewährte mir der freundliche Förster gern eine Unterkunft, froh darüber, daß es „außer den Barbaren" noch „Europäer" gibt.

Am anderen Morgen drang ich tiefer ins Gebirge ein. Heiter lachte der blaue Himmel auf das freundliche Thal herab, der wilde Fluß erschien bald als ein blauer Streifen, bald infolge der sich spiegelnden grünen Bäume als Smaragd. Von den Bergen kamen zuweilen kleine, muntere Bäche herab; breite Felswände, noch mit Schnee bedeckt, zeigten sich, und endlich verkündeten duftige Felder die Nähe Oekörmezö's, eines niedlichen Oertchens, aber so rauh gelegen, daß daselbst vor 25 Jahren am 12. Juli Schnee gefallen. Hier verließ ich das Thal des Nagy-Agh, passierte den Sattel, der sich zwischen ihm und dem Thale des Talabor befindet, und erblickte gegen Mittag zu meinen Füßen das malerisch gelegene Szinevar. Dasselbe durcheilend, brachte mich meine Britschka von neuem in eine romantische Wildnis. Der Talabor überbot in seinem Eifer den Nagy-Agh; sein Thal war zum Teil noch mit Schnee gefüllt, sein Wasser ein überaus klares und verlockendes. Hart am Fuße der mächtigen Gebirgswand, welche Galizien von Ungarn scheidet und in meilenweiter Runde menschliche Niederlassungen nicht gestattet, fand ich die Zentralstelle des deutsch-ungarischen Waldindustrie-Vereins, dessen oberster Leiter mir außer seiner reichen Sammlung von Hirschgeweihen, Bären-, Dachs-, Fuchs- und Luchsfellen zwei ganz kleine Bären zeigte, die man tagsvorher geschossen. Das Fell war ihnen bereits abgezogen und die kleinen Individuen erinnerten in diesem Zustande an Affen.

Nach Szinevar zurückgekehrt, vernahm ich, daß die Brücke über den rauschenden Fluß weggerissen sei. Mit Hülfe des nach Spirituosen bedenklich duftenden Panduren wurde meine Britschka durch Schlamm und Sumpf an den Bergen entlang geführt, bis ich bei einer zweiten Brücke wiederum auf die Straße gelangte und mich ganz dem Zauber des Abends überlassen konnte. Wildnis ringsum; trotzig streckten die Berge ihre schneebedeckten Häupter gen Himmel, allmählich zog das Heer der Sterne blinkend auf. Jenseit des Flusses leuchtete zuweilen der Schein eines Feuers, an dem offenbar Holzfäller oder Flösser Rast hielten. Noch einige elende Rußniakendörfer, dann erhoben sich vor mir die Umrisse des Forsthauses von Kalocsa-Laz, durch dessen deutschen Inhaber ich bald die Strapazen des Tages vergaß.

Leider fahndete man am Morgen des nächsten Tages vergeblich für mich nach Pferden, und dadurch wurde es möglich, daß mich das Verhängnis in Gestalt eines kgl. ungarischen Postenführers ereilte. Der Herr erschien im Hause, musterte meinen Waffenpaß und meine Paßkarte, erklärte beides für wertlos, und weil ich ihm einen Reisepaß absolut nicht herbeischaffen konnte, meinte er gelassen: „Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes." Bald darauf stand ich vor dem Dorfnotar, bei dem der Fang zu Protokoll genommen wurde. Ein zweiter Gendarm gesellte sich zu uns, und da man die Bedeckung für ausreichend erachtete, so wurde der Marsch nach Szinevar zum Stuhlrichter angetreten. Die Sonne brannte in sengender Glut, trotzdem schritt ich tapfer vor den beiden Herren einher, die Hände in den Taschen, wie es armen Sündern ziemt. Als mir die Sache zu einförmig wurde, suchte ich die Gefährten in ein Gespräch zu verwickeln, allein sie bedeuteten mir, ein Arrestant müsse sich hübsch ruhig verhalten. Vor meinem Geiste stieg jetzt das effektvolle Bild Wereschagin's auf, dessen Spion ruhig der Exekution entgegengeht. Er ist in ganz ähnlicher Toilette dargestellt und hält gleichfalls die Hände in den Taschen. Dann wieder liebäugelte ich mit dem schiefen und eckigen Leitungsdraht der Telegraphenstangen, er war meine letzte Hoffnung.

Gegen Mittag langten wir bei der gebrochenen Brücke an, ein Jude wurde gerufen, er mußte sein Gefährt mit Holz belasten, wir setzten uns auf, und hinein gieng es in den tosenden Fluß. Ein Pferd stürzte und wir waren in Gefahr zu ertrinken, allein das Tier raffte sich wieder auf, und ich war gezwungen, durch den kleinen Ort zu marschieren, mich im Stillen über die Juden- und Rußniakenweiber amüsierend, die den Verbrecher ihrer zahlreichen Nachkommenschaft zeigten. Auf dem Stuhlrichteramt gab es eine rührende Erkennungsszene, man sagte mir, ich müsse solange bleiben, bis man wisse wer ich sei, und ich wurde nach der Gendarmerie-Kaserne abgeführt. Dies alles bildete den ersten Akt der Tragödie.

Am Nachmittag durfte ich mir ein Seidel Wein holen lassen; er war jedoch so sauer, daß er mir den Mund zusammenzog, und da der Postenführer Bier nicht gestattete — offenbar fürchtete er mehr für meinen Magen als für meinen Kopf — so blieb mir nichts anderes übrig, als mit saurem Gesicht hinaus zu schauen und die herrliche Landschaft da draußen sehnsüchtig zu betrachten. Der Abend kam, aber keine Antwort auf meine telegraphischen Berichte nach Wien und Budapest. Der endlich von

Szinevar-Polyána zurückkehrende Bote brachte die Nachricht, daß die Leitung unterbrochen sei und die Antwort mithin einige Tage ausbleiben könne. Glücklicherweise stand ein Gendarmerie-Bett leer, und so wurde mir vergönnt, mich inmitten der Söhne der Gerechtigkeit zum Schlummer niederzulegen, in dem mich bald holde Bilder umgaukelten, die nur durch das Dazwischentreten von Wereschagin's Spion auf fatale Art gestört wurde.

Am Mittag des nächsten Tages tauchte der edle Pandur auf. Sein Antlitz war genau so stumpfsinnig wie früher, nur der Geruch, den er verbreitete, war intensiver geworden. Er äußerte, ich möge ihm zum Stuhlrichter folgen. Ich that es und erblickte bei dem genannten Herrn mein Gepäck, freilich bestaubt und arg zerschunden. Die Herren untersuchten die Stücke in meiner Gegenwart und erklärten sodann, ich könne im Frieden scheiden; sie hielten mich für ungefährlich. Ich fragte, ob sie über meine Person ins Reine gekommen; sie verneinten es; ich äußerte, daß sie mich unter solchen Umständen eigentlich noch festhalten müßten; sie aber schienen der Sache überdrüssig zu sein. Später besuchte ich die Kegelbahn. Bier und Wein löste manche Zunge und ich erfuhr, daß die Herren in mir einen Züricher Bankbeamten vermutet, der mit 150,000 Frcs. flüchtig geworden, und auf dessen Einbringung eine Prämie von 1000 Gulden gesetzt ward. Ich bedauerte aufrichtig, daß ich nicht imstande sei, den Herren 1000 Gulden durch meine Ablieferung zu verschaffen, und verließ am nächsten Tage den Ort, der für mich so verhängnisvoll geworden war. Hinterher erfuhr ich, daß der Herr Stuhlrichter wohl in Kalocsa-Laz gewesen, jedoch keineswegs meinetwegen, daß er mein Gepäck nicht persönlich behoben, sondern in ziemlich gewissenloser Weise hatte holen lassen, daß endlich meine Depesche nach Budapest niemals an den Adressaten gelangt ist.

Die Bescheinigung meines Arrestes in Szinevar sollte mir übrigens noch gute Dienste leisten, denn als ich auf dem ungewöhnlichen Wege über die Rotunda nach Rodna in Siebenbürgen gelangte, prüfte der dortige Stuhlrichter meine Papiere und schien gleichfalls von meiner Harmlosigkeit nicht ganz überzeugt zu sein, und nur die Gewißheit, daß die Herren in Szinevar an mir wenig Freude erlebt, hielt ihn vor weiteren Attentaten ab. Trotzdem dankte ich den Göttern, als ich ohne nochmaliges Scheitern in Klausenburg eintraf und hier auf dem Polizeiamt einen vorschriftsmäßigen Reisepaß in Besitz nehmen konnte.

In Kalocsa-Laz schied ich von dem Thale des Talabor und ritt bergauf, bergab, vorüber an tosenden Gebirgsbächen und durch schweigende Wälder nach dem Flußgebiete des Taracz.

Die erste Niederlassung, die ich im neuen Gebiete erreichte, war Deutsch-Mokra. Die Bewohner desselben sind vor einem Jahrhundert aus der Gegend von Gmunden eingewandert und haben sich, gleich den benachbarten Königsfeldern, isoliert von den magyarischen und anderen fremden Elementen, als gute Oberösterreicher erhalten. Schaut man ihnen in das treuherzige Gesicht und hört man ihren echt Gmundener Dialekt, so kommt man nur zu leicht in Versuchung, nach dem Traunstein auszublicken und nach dem Gmundener See Erkundigungen einzuziehen. Allein obgleich man aus den kräftigen Kehlen der Mokraer Mädchen im Sommer auf gut Oesterreichisch jodeln hören kann, wird man doch den Traunstein vergebens suchen, und die armen Mokraer sind derart auf sich selbst angewiesen, daß, wenn einer von ihnen heiraten will, ihr Herr Pfarrer fast immer um Dispens ansuchen muß, weil sie bereits alle miteinander verwandt sind. Findet man doch in Mokra nur zehn verschiedene Namen, die natürlich immer wiederkehren: Hoffer, Ziller, Keis, Pilz, Zauner, Holzberger, Plakinger, Preinesberger, Reißenbüchler und Zeppezauer. Die Leute sind trotzdem keine Kretins, vielmehr gesund, besonnen, fleißig geweckt und darum den Ruthenen des Nachbardorfes Orosz-Mokra in jeder Hinsicht überlegen. Orthodoxe Juden finden sich bei ihnen — ganz wie dies in einigen sächsischen Dörfern Siebenbürgens der Fall ist — nur in den Schenken; im übrigen werden sie in diesen ärarischen Kolonien weder geduldet, noch könnten sie sich hier halten.

Eine Meile nördlich von Königsfeld liegt Brustura, ein großes Ruthenendorf und die letzte Ansiedelung vor der Grenzgebirgswand. Von hier aus versuchte ich mittelst eines kühnen Zuges durch die Gebirgswildnis Körösmezö im Theißthal zu erreichen. Enger und enger wurde das Thal, näher und näher traten die Kinder des Waldes zusammen, als wollten sie uns verstohlen von dem Menschen zuflüstern, der so selten erscheint, aber wenn er auftaucht, nur kommt, um zu vernichten, von den rauhen Stürmen des Winters, von den Windbrüchen und von dem Adler, dem Könige der Lüfte. Lange gieng es so fort, endlich teilte sich der Fluß und eine Schlucht nahm uns auf. Unsere Britschka verließ mich und meinen Führer, einen alten Deutschen aus Brustura. Stundenlang zogen wir an 50—60 F. hohen Tannen vorüber, stellenweise waren wir gezwungen, minutenlang durch vom brausenden Fluß überschwemmtes Gebiet zu waten, während zugleich der Himmel seine Schleusen öffnete. Bei einbrechender Dunkelheit erreichten wir Turbacsil. Was ist aber Turbacsil? Ein Dorf, ein Forsthaus? O nein, es ist ein schlichtes, hölzernes Häuschen, bestimmt, den Forstbeamten bei Revier-Inspektionen zum Nachtlager zu dienen. Fröstelnd hockte ich mit meinem Führer und einem jungen Ruthenen neben dem Ofen, in dem einige Holzspäne flackerten, und wo der Alte seinen Speck röstete, um sein Kukuruzbrot damit zu bestreichen; der Ruthene war von Galizien herübergekommen; er erzählte, daß er zweimal bis zum Hals im Wasser gewesen sei, und benahm uns die Hoffnung auf einen Weitermarsch. Die Nacht war inzwischen herabgesunken, der alte Deutsche klagte, daß ihn die Juden von Brustura gepfändet und ihm die Stiefeln genommen. Das

Feuer erlosch langsam, draußen rauschte der Regen und der entfesselte Fluß, mir aber kam in den Sinn, daß es Pfingstnacht sei.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Vereine, Gesellschaften ꝛc.

Die allgemeine Sitzung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft am 7. Dezember begann mit einem vorläufigen Bericht des Sekretärs über die wichtige Expedition des Stabskapitäns Grombtschewski nach den fast unbekannten Khanaten Kanschut und Raskum, die unter Mitwirkung der Gesellschaft, sowie des Kriegsministeriums und des Ministeriums des Auswärtigen ausgeführt wurde. Herr Grombtschewski, der schon einige Jahre als Generalstabsoffizier in Turkestan thätig ist und die dortigen türkischen Dialekte vollkommen beherrscht, brach im Juli d. J. mit fünf Mann Bedeckung und einem Uebersetzer der persischen Sprache von Nowi Margilan im Ferghana-Gebiet auf, um zunächst durch bekanntes Gebiet über den Hai und am Karakul-See vorbei ins südliche Pamir-Gebiet zu gehen. Hier stieß er zunächst am Murghab auf ein großes Lager chinesischer Kirgisen, die, ihm ganz unerwartet, bis in diese Gegend vorgedrungen waren. Weiter im Süden, am Akbaikal, schon auf afghanischem Gebiet, in Wachan, erfuhr er, daß eine Abteilung afghanischer Reiterei aus Kila-Pandsch abgesandt sei, ihn aufzufangen. Dieser Verfolgung entzog er sich, indem er über den Paß Dscharket auf den Tachtombasch-Pamir in chinesisches Gebiet übergieng. Von hier bewerkstelligte er, wahrscheinlich über den Paß Kalik, seinen Uebergang in das Khanat Kanschut. Von hier an bewegte er sich in durchaus unbekanntem Gebiet, so daß es nicht möglich ist, seinen Weg auf den bisherigen Karten zu verfolgen. In Kanschut wurde er in der Stadt Chunsa oder Baltit von dem Herrscher Sirdar Ali Khan freundlich aufgenommen, konnte aber nicht lange bleiben, sondern suchte seinen Weg weiter. Er drang nach dem rätselhaften Raskum vor, wo er wieder chinesische Kirgisen traf; weiter drang er bis auf fünf Tagemärsche vom Paß Karakorum vor, den er gern erreicht hätte, um seine Marschroute mit den englischen zu verbinden. Durch schlechte Führer wurde er verhindert, diesen Zweck zu erreichen. Nach vielen Abenteuern am Rasken-Darja finden wir ihn wieder im Passe Gill oder Pil, der auf den Karten angegeben ist. Von hier kehrte er zum Teil auf neuen Wegen nach Kaschgar und dann ins Ferghana-Gebiet zurück. Vielen Dank spricht er dem Konsul Petrowski in Kaschgar aus. Wie der Telegraph mitteilt, hat Grombtschewski jetzt schon das Ferghana-Gebiet verlassen und ist bald in St. Petersburg zu erwarten. In einer der nächsten Sitzungen können wir hoffen, alle die Unklarheiten, die jetzt noch seinem Reiseweg anhaften, aufgeklärt zu sehen.

Den eigentlichen Vortrag des Abends hielt der Bergingenieur E. S. Feodorow. Er gab eine Uebersicht der geographischen Verhältnisse des nördlichen Urals, in dem er fünf Sommer, von 1884 bis 1888, zusammen mit seinem Kollegen Kusnezow, unter Leitung des Bergingenieurs Lebedinski, thätig gewesen war. Das Arbeitsfeld seiner geologischen Aufnahmen liegt zwischen dem 61° 30′ n. Br. und dem 63° 40′ n. Br. und bildet die Wasserscheide zwischen dem System der Petschora im Westen und der Sosswa im Osten. Die Hauptzuflüsse der letzteren, die hier entspringen, sind die Taps-ja, Nu-ja, Uol-ja und Man-ja, der ersteren die Ilitsch und Tol-ja. Außerdem nehmen, nach Süden verlaufend, hier ihren Ursprung die Kolwa und Wischera, deren Wasser sich durch die Kama in die Wolga ergießen und die dem Irtysch-System angehörige Losjwa. Einleitend schildert der Redner die Umstände, unter denen die Untersuchungen ausgeführt wurden. Es bestehen die Hauptschwierigkeiten in der Unbewohntheit und der Kommunikationslosigkeit dieser Gegend. Höchst selten stößt man auf die Jurte eines Wogulen, der dem Fischfange nachgeht, aber ständige Ansiedelungen finden sich im Zentrum dieses Gebietes nirgends. Wege gibt es hier überhaupt nicht, und die einzigen Straßen sind die Flüsse, die deshalb auch besonders genau untersucht worden sind. Das unentbehrliche Fahrzeug ist das Boot, welches, von sehr primitiver Bauart, häufig genug seine Insassen in die unangenehmsten Situationen bringt, ja bei seiner geringen Tiefe leicht umschlägt und nur schwachen Widerstand beim Anprallen auf Steinen oder beim Stranden auf Untiefen zu leisten vermag. Dabei wird das Fortkommen durch Felsgeröll in den Flüssen oder natürliche Verhaue von massenhaft angeschwemmten Baumstämmen oft unmöglich gemacht. Einen Vorteil aber bietet die Bauart des Bootes: es ist leicht transportabel und über die Hindernisse hinwegzuschaffen. Stromauf wird das Fahrzeug am Strick vom Ufer aus gezogen, wobei es vorkam, daß die Reisenden so in 2 Stunden 1 Werst zurücklegten. Auf dem Kamm des Urals sind Pferde unumgänglich als Reit- und Lasttiere. Hier aber finden sich andere Hindernisse im Fortkommen in den herrschenden Nebeln. Diese sind so dicht, daß die Menschen sich Hand in Hand vorwärtstappen, um im Falle eines Fehltrittes in einen ungesehenen Abgrund sich aneinander zu halten. Renntiere der Wogulen zu benutzen, war deshalb nicht geboten, weil diese im Sommer der Nahrung und hauptsächlich der Mücken wegen sich nur auf dem Kamm des Gebirges aufhalten können, während den Geologen gerade die Flußthäler am meisten des Interessanten bieten mußten. Natürlich war der Proviant ein möglichst beschränkter und häufig genug in verdorbenem Zustande.

Von den Vorgängern Feodorow's haben Nassilow und Protassow nur Marschrouten geliefert, von denen die des ersteren wenig Anspruch auf Brauchbarkeit erheben können. Hingegen sind von Strashewski, der in den dreißiger Jahren den nördlichen Ural bereiste, wertvolle Sammlungen gemacht und auch von der Hoffmann'schen Expedition, die in den vierziger Jahren von der Geographischen Gesellschaft ausgerüstet ward, schätzenswerte Materialien zur Kenntnis dieser Gegend erbracht worden. Dennoch blieb diese Expedition doch nur eine Rekognoszierung, während jetzt gründliche Detailstudien trotz der schwierigen Umstände angestellt worden sind. Das Hauptresultat bildet eine genaue Karte dieses Gebietes. Es zerfällt in vier Zonen: die zentrale Gebirgszone, eine westliche und eine östliche Zone der Abdachung, an die sich nach Osten eine Niederung in der sibirischen Ebene anschließt. Diese Zonen dehnen sich von Süd nach Nord in verschiedener Länge: die Zentralzone reicht bis an die Nordgrenze des Gebietes, die Abdachungszonen hinter sich lassend, und statt ihrer tritt die Flächenzone hier an den Fuß des Gebirges. Die Zentralzone besteht aus drei Parallelzügen und weist im Süden ihre höchsten Erhebungen auf, unter welchen der Molebni-Kamen. Die Abdachungszonen sind hügelig, die Flächenzone zeichnet sich durch Reichtum an Sümpfen aus. Jenseit derselben, nach Osten, tritt vermutlich wieder eine Bergkette auf. Die Untersuchungen reichten leider nicht bis dorthin, doch ist dies nach den Angaben der Wogulen sehr wahrscheinlich.

Die Flüsse sind in ihrem oberen Lauf, also in der Gebirgszone, stark fließend und weisen sogar einige kleine Wasserfälle auf, so z. B. an der Tol-ja. Hier sind die Ufer hoch, im unteren Lauf aber sind sie niedrig und die Flüsse haben die Neigung zu Ueberschwemmungen. Eine Eigentümlichkeit der Flüsse ist die häufige unvermittelte Einengung ihres Bettes. Dieser Umstand erklärt die Entstehung der natürlichen Barrikaden oder Verhaue. Der Fluß, der eine Menge losgerissener Baumstämme mit sich

führt, muß dieselben aufstauen, wenn eine plötzliche Einengung ihm nicht gestattet, diese Masse fortzuschieben. Seen finden sich in der Randzone im Norden.

Was die klimatischen Verhältnisse betrifft, so ist der Nebel bereits Erwähnung geschehen. Die Zeit ihrer Herrschaft ist der Mittsommer, im Jahre 1886 war sie es vom 20. Juni bis zum 6. Juli, darnach trat Kälte und Schneegestöber ein. Der Sommer 1888 dagegen war regnerisch. Im Winter sind die Schneestürme in einzelnen Jahren so arg gewesen, daß Renntiere in Heerden zu Grunde gegangen sind.

Das Tierleben ist arm und im Abnehmen. Dazu tragen die vielen Waldbrände bei, die leichtsinnig von der anwohnenden Bevölkerung verursacht werden. An der Uol-ja ist Feodorow durch die Dicke des Rauches in seiner Arbeit gehindert worden, obgleich der Waldbrand 50 Werst von jenem Punkte entfernt war. Die Fische, unter denen der Charjus früher einen einträglichen Fang lieferte, verschwinden immer mehr aus den Flüssen. Enten gibt es noch recht viele. Der Bär, der sonst im nördlichen Rußland überhäufig und schädlich ist, kommt hier ebenfalls höchst selten vor.

Die ackerbauende Bevölkerung hält sich an das Gebiet der Petschora, wo sie bei Ausdauer und Fleiß zu einigem Wohlstand gelangt; doch ist der größte Teil der Bauern arm und der Reichtum nur in der Hand vereinzelter Exploiteure, besonders von Kaufleuten, die den Bauern gründlich übervorteilen. Die Bewohner sind Altgläubige und ihrem Charakter nach leichtlebig und genußsüchtig, im Alkoholgenuß aber mäßig. Merkwürdigerweise ist bei ihnen der Auswanderungstrieb stark entwickelt und viele folgen demselben und siedeln sich in Sibirien an. Die Bewohner der Sfossiwa und der Los-ja unterscheiden sich in ihren Charakter-Eigentümlichkeiten: die ersteren sind weniger konservativ. So haben sie sich zur Anschaffung von Pferden und Kühen entschließen können, während die anderen nur am Besitze der Renntierheerden festhalten. Uebrigens werden die Pferde und Kühe meist zu ihren Schlachtopfern verwandt, da sie von ihrem Götzendienst trotz des offiziell angenommenen Christentums nicht gelassen haben. Die Wogulen sind ein im Aussterben begriffener Volksstamm und merkwürdigerweise ohne nachweisbare äußere Veranlassung. An der Ljobs-ja und Taps-ja stehen nur noch vereinzelte Jurten. Das vom Redner entworfene Bild gewann noch durch eine reiche Sammlung wohlgelungener Photographien, die der Gesellschaft zur Ansicht vorgelegt waren. („St. Petersb. Ztg.")

* Die Zwergvölker der Erde.

Die Wissenschaft wendet neuerdings jenen Völkerschaften, deren durchschnittliche Körpergröße fünf rheinl. Fuß nicht erreicht hat, besondere Aufmerksamkeit zu, und diese Zwergvölker beschäftigen dermalen beinahe alle unsere Anthropologen. Die ersten Zwergvölker, welche wir kennen lernten, waren die Bewohner der Andamanen, eine Völkerschaft, welche in raschem Verschwinden begriffen ist, seit durch die Gründung einer Strafkolonie auf Groß-Andaman alle Laster und Krankheiten der Zivilisation unter denselben eingeführt worden sind. Herr Man gibt die mittlere Höhe der Männer auf 4 Fuß und 10¾ Zoll, die der Weiber auf 4 Fuß 7¼ Zoll an, und Professor W. H. Flower in London nimmt, gestützt auf Messungen von Knochengerüsten, sogar noch einen kleineren Maßstab für dieselben an. Die Andamanesen besitzen das krause wollige Haar und andere Eigentümlichkeiten der Neger, sind aber nicht ganz schwarz, und die vorspringenden Unterkiefer, dicken Wulstlippen und die breite, platte Nase der Neger sind bei den Andamanesen sehr bedeutend modifiziert. Auf ihre Verwandtschaft mit den Negern deutet aber am schärfsten die relative Proportion der Knochen. Die Schädelform ist brachykephalisch. Mit der Metallverarbeitung und dem Ackerbau sind sie noch ganz unbekannt, und sie leben gänzlich von Fischen, wildem Obst und Pflanzenstoffen. Vor der Ankunft der Briten führten sie ein friedliches und unschuldiges Leben. Viele Inseln Ozeaniens werden von negritischen Völkerschaften bewohnt, nämlich ein großer Teil von Neu-Guinea, den Neu-Hebriden, Fidschi-Inseln 2c., allein diese unterscheiden sich von den Andamanesen durch ihre größere Statur, ihre langen schmalen Schädel und ihre gröberen Züge. Als die Spanier die Philippinen zu kolonisieren begannen, fanden sie im Innern von Luzon ein kleines Volk, das den Andamanesen sehr ähnlich war und dem sie den Namen Negritos del Monte gaben. Auch in ihren sittlichen Eigentümlichkeiten glichen diese den Andamanesen sehr. Sie erfüllen das eheliche Gelübde sehr treu und haben nur Ein Weib. Diese kleine Rasse scheint sich von Formosa bis zu den Sunda-Inseln verbreitet zu haben, und war wahrscheinlich die Urbevölkerung in diesem Teile der Welt. Ueberbleibsel der Rasse existieren noch am Fuße der Himálayas. In Afrika finden wir die Buschmänner, dann einen Stamm, welchen Touchard Akoas nennt, am Gabunflusse, und die Mbulus an der Küste nordwärts von dem genannten Flusse. Diese sind entweder schon ausgestorben oder dem Aussterben sehr nahe. Die Buschmänner haben die platteſten Nasen unter allen bekannten Rassen, eine senkrechte Stirn und einen mäßig dolichokephalischen Schädel. Ihre gelbe Hautfarbe, ihre breiten vorstehenden Backenknochen und ihre geschlitzten Augen erinnern einen an die mongolischen Rassen. Sie sind ohne Zweifel die ältesten von den noch vorhandenen Einwohnern von Afrika, obwohl sie sich gegenwärtig nordwärts nicht über den Ngami-See hinaus erstrecken. Allein die merkwürdigsten von allen Zwergen sind die Akkas, deren Land unter 3° nördl. Br. und 25° östl. L. liegt. Dr. Schweinfurth traf sie am Hofe von Munza, dem König der Monbuttu, allein die Aufzeichnungen über die an ihnen gemachten Messungen sind leider verbrannt. Seither hat Emin Pascha sie gesehen und beschrieben und ebenso Skelette von einem Mann und einer Frau nach Europa geschickt. Das weibliche Skelett war hinreichend vollkommen, um seine Artikulierung zu gestatten. und wenn man sich einen Ersatz für die fehlenden Rückenwirbel 2c. denkt, so dürfte die Höhe dieses Weibes bei Lebzeiten auf genau 4 Fuß geschätzt werden, während der Femur des männlichen Skeletts eine Höhe von einem Viertelszoll weniger andeuten würde. Emin Pascha maß einen Mann, der nur eine Höhe von 3 Fuß 6 Zoll und ein Weib, das nur eine Höhe von 3 Fuß 10 Zoll hatte. Alle Akkas, welche Dr. Schnitzer-Emin Pascha sah, hatten ein dichtes steifes Haar, beinahe wie Filz. Die Akkas sind die kleinste jetzt lebende Menschenrasse und doch von normaler Bildung und nicht breit und außer Verhältnis, wie die Zwerge einer größeren Rasse. Der einzig wesentliche unterscheidende Punkt zwischen ihnen und den Negern ist die Kürze und Breite des Schädels, welcher übrigens von sub-brachykephalischer Form und nicht so rund wie derjenige der Andamanesen ist. Man kann die Akkas betrachten als einen deutlichen eigenen Negertypus, der sich von den asiatischen Zwergvölkern und den Buschmännern unterscheidet. Schon Herodot spricht von einem Zwergenvolke, welches in Zentralafrika an einem Flusse wohne und worin man die Akkas wieder erkennen will.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vitzthum von Eckstädt, Carl Friedrich Graf, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. Zweite durchgesehene Auflage. gr. 8°. XXIX und 338 S. Broschirt M. 5. — Gebunden M. 6. —.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 3. Stuttgart, 21. Januar 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. – Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. – Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Alfred Krupp und die Entwickelung der Gußstahlfabrik in Essen. Von Dr. W. Beumer in Düsseldorf. S. 41. — 2. Die Bevölkerung Madagaskars. Aus dem Italienischen von Julius Doden. S. 44. — 3. St. Petersburger Eindrücke. S. 48. — 4. Die Eigentümlichkeiten der amerikanischen Städte. (Schluß.) S. 52. — 5. Die Marmaros, das Nachbargebiet Siebenbürgens. Von Rud. Bergner. (Schluß.) S. 55. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 58. — 7. Offene Korrespondenz. S. 60.

Alfred Krupp und die Entwickelung der Gußstahlfabrik in Essen.

Von Dr. W. Beumer in Düsseldorf.

Die Gußstahlfabrikation ist nicht der erste Industriezweig gewesen, der auf dem Boden des bis 1803 ein freies Reichsstift bildenden Essener Territoriums und der benachbarten Gebiete emporgeblüht ist. Hat die Stadt Essen, deren Einwohnerzahl damals nicht über 3000 hinausgieng, auch noch bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hinein den Charakter eines stillen Landstädtchens in sich getragen, so waren ihre Bürger doch schon vielfach an allerlei Unternehmungen zur Ausbeutung der reichen Bodenschätze der Gegend beteiligt. Seit dem 16. Jahrhundert wurde hier der Kohlenbergbau getrieben, der namentlich durch die Friedericianische Gesetzgebung in der benachbarten Mark einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte. Daneben hat im Essener Revier die Gewinnung von Eisenstein, Rasenerzen, wenigstens eine gewisse Bedeutung erlangt. Dieselbe gab seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die nächste Veranlassung zum Entstehen der größten Eisenwerke in der Nähe von Essen. In der Stadt Essen selbst endlich hat die Gewehrfabrikation zwei Jahrhunderte hindurch bis in unser Jahrhundert hinein einen nicht unbedeutenden Zweig der bürgerlichen Erwerbsthätigkeit gebildet.

Die Familie Krupp war mit diesen Industriezweigen vielfach verknüpft gewesen. Bis in das 16. Jahrhundert hinein ist der Name Krupp in den alten Chroniken der Stadt Essen zu verfolgen. Die Firma Friedrich Krupp stammt aus dem Oktober des Jahres 1810, zu welcher Zeit der Vater Alfred Krupp's ein größeres Spezereigeschäft eröffnete, dessen Hauptartikel Kaffee war. Allein Friedrich Krupp, welcher eine hüttenmännische Ausbildung genossen hatte, war von dieser Thätigkeit nicht befriedigt und gab sie 1811 auf, um in der Gemeinde Altenessen auf einem etwa fünf Morgen großen Gütchen, die „Walkmühle" genannt, außer einem Reckhammer, zu dem der das Gut durchfließende Bach die nötige Wasserkraft lieferte, ein Schmelz- und Zementirgebäude zu errichten.

Sein Hauptaugenmerk lenkte er, wie so viele seiner Zeitgenossen, auf die Herstellung von Gußstahl, der 1770 von Huntsman in Sheffield erfunden, von den Engländern sorgsam als Geheimnis gehütet wurde. Wie so viele andere Erfindungen, so konnte auch die der Herstellung des Gußstahls erst durch eifrige Weiterarbeit, durch unablässiges Probieren der für die einzelnen Zwecke des Fabrikates geeignetsten Beschickungsart praktisch nutzbar gemacht werden. Dazu gehörten aber vor allem Erfahrung und Zeit. Friedrich Krupp gieng dieser Erfahrung nicht aus dem Wege. Er suchte so lange, bis er mit Sicherheit das Ergebnis des einzelnen Gusses zu beherrschen, die Beschickung desselben zu regeln vermochte. Er hatte die Freude, in nicht zu langer Zeit zu sehen, daß seine Fabrikate, namentlich Lohgerberwerkzeuge und vor allem Münzstempel und Walzen, mit den besten Erzeugnissen Englands siegreich konkurrierten. Schon 1818 waren die Krupp'schen Münzstempel nicht nur in Berlin, sondern auch in Wien und namentlich in St. Petersburg in Gebrauch, ja die englische Münze in Hannover gab seinen Stempeln und Walzen gegenüber den Huntsman'schen aus Sheffield den Vorzug. Trotzdem befand sich Friedrich Krupp dauernd in großer Geldverlegenheit, da er von den ihm zunächst stehenden Kreisen eher verkannt als

aufgemuntert wurde. Hiezu kam andauernde Kränklichkeit, und als ihn am 8. Oktober 1826 die Brustwassersucht dahinraffte, stand sein ältester Sohn Alfred, geboren am 26. April 1812, als die einzige Stütze der Witwe da, welche das Geschäft weiterführte.

Ueber das Leben dieses ohne Zweifel größten und bedeutendsten Industriellen Deutschlands ist bisher vieles geschrieben worden, aber die vorhandenen Broschüren und Artikel bieten nur Weniges, was auf Zuverlässigkeit Anspruch erheben kann. Mit um so größerer Freude begrüßen wir das Erscheinen einer auf authentischen Quellen beruhenden Biographie, welche in der Darstellung des Lebens- und Entwickelungsganges Alfred Krupp's ein bedeutsames Stück der Kulturgeschichte unseres Jahrhunderts bildet und Herrn D. Baedeker in Essen zum Verfasser hat.[1]

Nachdem uns Baedeker eingehender mit den oben kurz dargelegten Verhältnissen des Anfanges der Gußstahlfabrikation in Essen bekannt gemacht hat, zeigt er zunächst die Schwierigkeiten, mit denen der 14jährige Alfred Krupp zu kämpfen hat, als er die Leitung des väterlichen Werkes übernahm. Von der treuen Mutter mit Ratschlägen und Anerkennung immer aufs neue ermuntert, von den Eltern seit jeher zu strenger Pflichterfüllung und eisernem Fleiß erzogen, das Vertrauen auf einen endlichen Lohn so vielen Denkens und Mühens in seiner Brust tragend, so gieng der 14jährige neue Leiter der Fabrik mutig daran, des Vaters Werk aus- und neuzubauen. „Ich stand", so sagte Krupp später in einem Aufrufe an seine Arbeiter, „an den ursprünglichen Trümmern dieser Fabrik, dem väterlichen Erbe, mit wenigen Arbeitern in einer Reihe. Der Tagelohn für Schmiede und Schmelzer war damals von 18 Stüber auf 7½ Sgr. erhöht, der ganze Wochenlohn betrug 1 Thlr. 15 Sgr. Fünfzehn Jahre lang habe ich gerade so viel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn auszahlen zu können; für meine eigene Arbeit und Sorgen hatte ich nichts weiter als das Bewußtsein der Pflichterfüllung." „Ich sollte", so schrieb er noch einige Jahre vor seinem Tode, „laut Testament für Rechnung meiner Mutter die Fabrik fortsetzen, ohne Kenntnis, Erfahrung, Kraft, Mittel und Kredit. Von meinem 14. Jahre an hatte ich die Sorgen eines Familienvaters und die Arbeit bei Tage, des Nachts Grübeln, wie die Sorgen zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich oft blos von Kartoffeln, Kaffee, Butter und Brot, ohne Fleisch, mit dem Ernste eines bedrängten Familienvaters, und 25 Jahre lang habe ich ausgeharrt, bis ich endlich bei allmählich steigernder Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang. Meine letzte Erinnerung aus der Vergangenheit ist die so lange dauernde drohende Gefahr des Unterganges und die Ueberwindung durch Ausdauer, Entbehrung und Arbeit, und das ist es, was ich jedem jungen Manne zur Aufmunterung sagen möchte, der nichts hat, nichts ist und was werden will."

Krupp strebte rastlos vorwärts; die erste größere öffentliche Anerkennung wurde seiner Fabrik 1844 zu teil, indem sie auf der Berliner Ausstellung vaterländischer Gewerbserzeugnisse die goldene Medaille erhielt. Aber es kam die gewaltige wirtschaftliche Depression des Jahres 1848 und die Zahl seiner Arbeiter sank auf 72 Köpfe herab. Nur durch den Verkauf des ganzen ererbten Silberzeuges seiner Familie konnte sich Krupp die Mittel zur Erhaltung seiner Arbeiter verschaffen. Seit jener Zeit ist im Hause Krupp niemals wieder Silbergerät gebraucht worden; das sämtliche Wirtschaftsmaterial durfte, so wollte es Alfred Krupp, nur aus Neusilber bestehen.

Da sollte im Jahre 1851 mit einem Schlage eine Wendung zu dauernder Besserung eintreten. Im Jahre 1847 hatte Krupp ein Dreipfünder-Geschützrohr konstruiert welches 1849 in Berlin in Gegenwart einer aus preußischen Artillerieoffizieren bestehenden Prüfungskommission erprobt wurde. Das Resultat fiel über Erwarten günstig aus. Das Geschütz war, gleich einigen anderen, welche bald darauf fertig wurden, ein glatter Vorderlader, dem die bronzenen und gußeisernen Geschütze jener Zeit als Modelle dienten. Indessen bestand nur das Kernrohr aus Gußstahl, während der die Verbindung mit der Lafette vermittelnde Mantel noch aus Gußeisen hergestellt war. Nach 200 Kugelschüssen zeigte die Seele des Rohres, dessen Wandstärke am Bodenloch im Verhältnis zu dem damals in Gebrauch befindlichen preußischen Dreipfünder aus Bronze 32.7 mm. gegenüber 62.8 mm. betrug, keinerlei Verletzungen, wie sie bei den bronzenen Kanonen vorkamen. Im Jahre 1850 stellte Krupp ein Sechspfünder-Geschützrohr her, welches ähnlich konstruiert war, wie der Dreipfünder von 1847. Dasselbe bildete im folgenden Jahr eines der von aller Welt angestaunten Fabrikate, mit dem die Firma die I. internationale Industrie- und Kunstausstellung zu London beschickte. Das Hauptstück dieser Ausstellung war ein roher Gußblock Gußstahls von 4500 Pfund, der das schwerste zu jener Zeit ausführbare Massengewicht darstellte. Mit diesem Fabrikate errang die Essener Fabrik mit einem Schlage den ersten Platz unter sämtlichen übrigen sich mit der Herstellung von Gußstahl beschäftigenden Werken der Welt. Nicht darin bestand in der That das Verdienst Krupp's, überhaupt Gußstahl dargestellt zu haben, sondern vielmehr darin, daß es ihm gelungen, den Gußstahl in großen Blöcken anzufertigen. Gußstahl hatte man in England lange vor Krupp fabriziert, aber nur in kleinen Stücken zu Werkzeugen, insbesondere Scheeren, Messern u. dergl. Daher das Erstaunen der gesamten Eisenindustrie, als Krupp 1851 jenen Gußstahlblock von mächtiger Größe in London zur Ausstellung brachte, deren Jury keinen Augenblick zögerte, ihm die damals im ganzen Departement der

[1] „Alfred Krupp und die Entwickelung der Gußstahlfabrik in Essen. Nach authentischen Quellen dargestellt von Diedrich Baedeker." Mit Titelbild, 5 Ansichten und Situationsplan. Essen, G. D. Baedeker, 1889.

Eisen- und Stahlkonkurrenz nicht wieder ausgeteilte council medal zu verleihen. Von diesem Zeitpunkte an entwickelte sich das Werk mit Riesenschritten. Als neue Fabrikationsartikel wurden Eisenbahnwagen-, Schiffs- und Maschinenachsen aufgenommen; durch die Erfindung der Eisenbahnradreifen ohne Schweißung, Krupp's eigenstes Verfahren, kamen dem Werke massenhafte Aufträge zu, die Bestellungen auf Gußstahlgeschützrohre mehrten sich, und so entwickelte sich die Fabrik zu dem Riesenetablissement, dessen Namen in den fernsten Weltteilen mit Bewunderung genannt wird.

Diesen Entwickelungsgang legt Baedeker an der Hand eines authentischen Materials in großer Uebersichtlichkeit und fesselnder Schreibweise dar und gibt damit, wie gesagt, einen wichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte unserer Zeit. Des uns zugemessenen Raumes wegen müssen wir bezüglich dieser Darstellung auf das Buch selbst verweisen, das neben dem wohlgelungenen Porträt Alfred Krupp's in 5 Ansichten die allmähliche Entwickelung der Gußstahlfabrik auch bildlich erläutert und in einem trefflichen Situationsplan eine Uebersicht über die gegenwärtige Ausdehnung desselben gibt.

In Bezug auf die letztere entnehmen wir dem statistischen Anhange des Buches einige, unsere Leser ohne Zweifel interessierende Zahlen. Auf dem Krupp'schen Werke befinden sich gegenwärtig in Thätigkeit 1195 Oefen verschiedener Konstruktion, 286 Dampfkessel, 92 Dampfhämmer von 100 bis 50,000 Kgr. Gewicht, 21 Walzenstraßen, 370 Dampfmaschinen mit 27,000 Pferdekräften, ohne die Lokomotiven und Dampfkrähne, 1724 verschiedene Werkzeugmaschinen und 361 Krähne mit einer Gesamttragfähigkeit von 3,219,700 Kgr. Mehrere Krähne sind derartig eingerichtet, daß sie miteinander verbunden werden können, um Lasten bis zu 120,000 Kgr. zu heben. Der tägliche Verbrauch stellt sich gegenwärtig auf 2735 Tonnen Kohlen und Koks, 18,716 bis 26,724 Cm. Wasser aus einem eigenen Wasserwerk, 13,500 bis 49,500 Cm. Leuchtgas, das die Gasanstalt des Etablissements liefert. Die Anwendung elektrischen Lichtes befindet sich in rascher Zunahme.

Zu dem Werke gehören drei Hochofengruppen am Rhein, welche 11 Hochöfen neuer Konstruktion umfassen, die jetzt alle im Betrieb täglich nahezu 600 Tonnen Roheisen erblasen. Die Krupp'schen Bergwerke umfassen zwei Kohlenzechen mit drei Schächten, 534 Eisensteingruben in Deutschland und bei Bilbao in Nordspanien. Täglich werden 2100 Tonnen Kohlen und 1200 Tonnen Erz gefördert, in Spanien 400 Tonnen Erz, zu deren Transport die Firma vier eigene Seedampfer mit einer Gesamttragfähigkeit von 6100 Tonnen besitzt.

Als Alfred Krupp im Jahre 1848 die Werke auf alleinige Rechnung übernahm, betrug die Zahl der in der Gußstahlfabrik beschäftigten Arbeiter 74; im Juli vergangenen Jahres belief sich die Arbeiterzahl auf 20,960 Mann, die Zahl der übrigen Familienmitglieder dieser Arbeiter beträgt 52,809, worunter sich 15,520 Kinder im schulpflichtigen Alter befinden, so daß sich die ganze vom Werke abhängige Bevölkerung auf 73,769 Seelen beläuft. Von diesen leben 24,193 in Wohnungen, welche der Fabrik gehören, 12,723 in eigenen Häusern und 36,853 in fremden Wohnungen.

Die Wohlfahrtseinrichtungen, welche Krupp für seine Arbeiter schuf, sind so mannigfaltiger Art, daß zu einer Darstellung derselben hier der Raum fehlt. Auch in dieser Beziehung sei auf das Baedeker'sche Buch verwiesen, das denselben eine eingehende Beschreibung widmet, welche in sozialpolitischer Hinsicht von größtem Interesse ist.

Mit Recht widmet endlich der Verfasser der Persönlichkeit Alfred Krupp's ein besonderes Kapitel.

Es gab wohl keinen Besucher — und sie zählten nach Tausenden vom Fürsten herab bis zum einfachsten Manne — dem es vergönnt war, mit Krupp zusammen zu treffen, auf den die Erscheinung des Essener Fabrikherrn nicht von vorneherein einen gewaltigen Eindruck gemacht hätte. „Dies muß er sein und kein anderer", so sagte sich jeder, der beim ersten Eintritt in den von Gästen gefüllten Salon Alfred Krupp erblickte. Von Auge zu Auge trat dem Besucher hier der Mann gegenüber, dessen Gußstahl an Vortrefflichkeit denjenigen jedes anderen Werkes überragte, dessen Fabrikerzeugnisse wegen der Exaktheit und Vollendung ihrer Ausführung über den ganzen Erdkreis gesucht und verbreitet waren, dessen Kanonen die wirksamste Waffe in den großen Kriegen der Neuzeit gewesen und welche immer noch, trotz aller Anstrengungen seiner eifrigen Wettbewerber im In- und Auslande, bis auf den heutigen Tag „hors de concours" geblieben waren: der Schöpfer einer Welt der Technik, in der selbst das Kleinste, wie von einer unsichtbaren Hand geleitet, in staunenerregender Ordnung sich von selbst dem Ganzen fügte. Das war der deutsche Ingenieur, der, wie seine großen englischen Vorbilder, in seiner Jugend kaum die Grundlagen der Bildung sich angeeignet hatte, um doch in wenigen Jahrzehnten nicht nur innerhalb des Kreises seiner Berufsgenossen, sondern aller seiner Landsleute zu einer Stellung sich emporzuschwingen, welche so hervorragend und einzigartig erschien, wie der Gußstahl der Krupp'schen Fabrik selbst. Das war jener selbstbewußte Vertreter des Bürgeradels, welcher in seinem Freiheitsgefühle es verschmäht hatte, durch die Annahme der ihm angebotenen Erhebung in den Adelstand seinen bürgerlichen Namen mit einem andern Glanze umgeben zu lassen, als der war, welcher aus der eigenen Thatkraft und Tüchtigkeit entstammte und in ihnen seine fortwährende Erneuerung fand.

Alfred Krupp war von gewinnender Liebenswürdigkeit. Unzertrennlich verband er damit jene Bescheidenheit, welche ein Kennzeichen alles tiefen Wissens ist. Seinen Beamten und Arbeitern trat er stets als ein väterlicher

Freund gegenüber. Er war ihnen, wie Geh. Rat Jencke bei der Bestattung so trefflich sagte, „ein guter, edler, lieber Herr". Das schloß freilich nicht aus, daß er von jedermann seiner Angestellten unbedingten Gehorsam und strengste Pflichterfüllung verlangte. War er darin doch am strengsten gegen sich selbst.

Das glänzende Beispiel der Ordnung und Gesetzlichkeit, welches die Krupp'sche Fabrik allerwege an den Tag gelegt hat, kann nicht hoch genug gewürdigt werden. Für diejenigen, welche als Augenzeugen den großen Bergarbeiterausstand im Oberbergamtsbezirke Dortmund im Jahre 1872 mit erlebt haben, kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß diese Bewegung ungleich gefährlichere Ausdehnung und Intensität gewonnen hätte und von viel längerer Dauer gewesen sein würde, wenn es den Unruhestiftern gelungen wäre, auch die Krupp'schen Arbeiter mit in die Bewegung hereinzuziehen.

Nicht minder ist die deutsche Industrie in handelspolitischer Beziehung Alfred Krupp zu Dank verpflichtet. Die Geschichte der Entwickelung der deutschen Warenausfuhr lehrt, daß die hervorragende Stellung des Essener Industriellen auf dem Gebiete der Stahlfabrikation in Friedens- wie in Kriegsartikeln in vielen Ländern recht eigentlich bahnbrechend gewesen ist auch für andere deutsche Waren und Handelsartikel. Es lag ja für Länder wie die südamerikanischen Republiken oder China und Japan sehr nahe, sich zu sagen, daß ein Land, welches Waren von so auserlesener Güte wie diejenigen der Krupp'schen Gußstahlfabrik hervorbrachte, in anderen Zweigen der menschlichen Thätigkeit nicht weniger Vorzügliches leisten würde, was den Vergleich mit den Waren aus Sheffield, Manchester, Glasgow und anderen englischen Handelszentren nicht zu scheuen brauchte. Vielfach hat auf diese Weise gerade das Krupp'sche Kriegsmaterial langsam, aber sicher eine Mission erfüllt, welche reicher an Eroberungen des Friedens war, als die staunenerregenden Erfolge Krupp'scher Geschütze und Geschosse in den großen Kriegen der Neuzeit.

Möge das Baedeker'sche Werk über Alfred Krupp — das ist unser herzlichster Wunsch — Eingang in viele deutsche Häuser finden; es wird dort Tugenden predigen, durch die Alfred Krupp, von kleinen Anfängen beginnend, zu großen Zielen gelangt ist, Tugenden, durch die auch unser schönes deutsches Vaterland einzig und allein dauernd seine Größe zu erhalten fähig sein wird. Unter die Abbildung des mit großer Pietät inmitten des Riesenetablissements erhaltenen elterlichen Stammhauses, einer dürftigen Arbeiterwohnung, hat Krupp im Jahre 1873 geschrieben:

„Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte Jedem unserer Arbeiter der Kummer fern bleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängte. 25 Jahre lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit endlich so wunderbar belohnt hat. Möge dieses Beispiel andere in Bedrängnis ermutigen; möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft großen Sorgen darin vermehren.

„Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein; dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet."

Möge diese Lehre allerorten widerklingen, wo man dem Lebensgange Alfred Krupp's und der Entwicklung seiner großartigen Schöpfung mit Interesse folgt. Dann haben auch die vorstehenden Zeilen ihren Zweck erreicht.

Die Bevölkerung Madagaskars.

Aus dem Italienischen von Julius Doden.

Nach dem italienischen Ingenieur Cortese, der sich im vorigen Jahre im Auftrage seiner Regierung längere Zeit auf Madagaskar zum Zweck der Anlage einer Eisenbahn aufhielt, sind dort drei Rassen zu unterscheiden:

1. Die Einwohner der östlichen Küste (Typus Betsimisaraka.)

2. Die Einwohner des westlichen Abhangs (Typus Sakalava).

3. Die Hauptrasse (Hova).

Die Betsimisaraka sind von dunkler, doch nicht schwarzer Hautfarbe; man könnte sie etwa mit der Farbe der Bronze oder Chokolade vergleichen. Sie sind gut entwickelt, und besonders sind die Frauen gut gestaltet, ohne jene übermäßige Entwickelung gewisser Körperteile, welche die Frauen der afrikanischen Rassen charakterisiert und dieselben zuweilen in den Augen des Europäers wenig ästhetisch erscheinen läßt. Ihre Augen sind außerordentlich groß; die Augenäpfel besitzen jene natürliche Feuchtigkeit und sind von schwarzer Farbe, mit Uebergang ins Violette, was wirklich an das Auge der Gazelle erinnert. Ihre Nase ist kurz, jedoch nicht stumpf, der Mund groß, die Lippen dick, doch nicht wulstig, wie es bei der afrikanischen Rasse der Fall ist; ihre Zähne sind sehr schön und natürlich weiß. Das Haar ist kraus und wollig. Die Männer sind indessen wenig bärtig. Von Charakter sind sie sanft, leichtsinnig, neugierig und vergnügungssüchtig. Von solchen Anlagen aus war es natürlich, daß sie sich dem Laster der Völlerei hingaben. Sowohl mit ihrem einheimischen Likör, dem Betza-betza, dem in Gährung versetzten Saft des Zuckerrohrs, als auch mit dem durch die Weißen importierten Rum erheitern sie sich gern und oft. Dieses Laster wirkt traurig auf die Rasse, und man bemerkt ihre Entartung leicht, wenn man die Betsimisaraka der Küste mit denen vergleicht, welche ein wenig entfernt von derselben wohnen, zu denen jene geistigen Getränke nicht so leicht gebracht werden können.

Ihr Name rührt von einer Art Verbindung her, die, wie es scheint, nach einer langen Zeit innerer Kriege gebildet wurde; sie nennen sich „die Vielen, die sich nicht trennen." (Be = viele; tsi = nicht; misaraka = trennen.) Ich glaube nicht, daß dieser Bund gegen den Bund der Hova gebildet wurde, denn dieser entstand erst Anfang dieses Jahrhunderts, jener dagegen rührt schon aus früherer Zeit her.

Die Sakalava haben eine weit größere Ausdehnung, sie haben sich indessen stets in den niedrigen Regionen aufgehalten, ohne die Hochebenen zu bevölkern. Sie gehören augenscheinlich der kaffrischen Rasse an. Da sie mit starken Muskeln versehen und gut gestaltet sind, so machen sie einen kräftigen, robusten Eindruck. Ihre Haut ist fast schwarz, im allgemeinen glänzend; sie besitzen die Eigentümlichkeit, nur zwischen der Kehle, dem Kinn und den Kiefern bärtig zu sein; außerdem haben sie ganz kleine Schnurrbärte, d. h. jene Form von Bart, die man gewöhnlich Ziegenbart nennt. Die Frauen haben sehr stark ausgeprägte Brüste; der hintere Teil ist bei ihnen vorspringend, allerdings nicht in dem Maße wie bei den Hottentotten, noch wie bei den Frauen von Mozambik, aber immerhin in ziemlich auffallender Weise. Das Haar ist etwas gekräuselt, aber lang. Die Augen sind ziemlich klein, aber mit einem natürlichen, etwas wilden Ausdruck, besonders wenn dieser nicht gemildert wird durch den Wunsch, sich der Umgebung angenehm zu zeigen. Ihr Charakter ist sehr von dem der Betsimisaraka verschieden. Sie sind dem Raube zugethan und wild, um nicht zu sagen grausam. Ihre wilden Triebe, ihr Blick, der merklich gutturale Accent, welcher dem der Südafrikaner ähnlich ist, verleiht denselben ein eigentümliches Gepräge. Sie lieben, wie alle farbigen Menschen, die geistigen Getränke, und wenn sie können, berauschen sie sich. Sie trinken nicht nur Rum, sondern auch einen Likör, den sie aus den Früchten einer besonderen Palmenart zubereiten. Bei den Zügen, die sie unternehmen, um die benachbarten Stämme, besonders die Dörfer der Hova zu berauben, schaffen sie sich durch die geistigen Getränke Mut.

Der wörtlich übersetzte Name der Sakalava bedeutet „lange Katze" (von Saka = Katze; lava = lang).

Die Hova nehmen den mittleren Teil der Insel ein, besonders die Provinz Imerina, welche auch Ankova genannt wird. Sie beherrschen jedoch heutzutage die ganze Insel. Ihre Farbe ist sehr verschieden: Vom Hellerdfarbigen bis zum Dunkelbraun der Sakalava, nebst allen Zwischenstufen. Ihre ursprüngliche und vorherrschende Farbe jedoch ist die unbearbeiteten Leders oder die des Holzes. Diese Hautfärbung, die der malayischen Rasse gleicht, ist nicht allgemein, wie ich sagte. An den verschiedenen Küsten gibt es verschiedene Färbungen, und da unter gewissen Bedingungen unter den mannigfaltigen Kasten Kreuzungen möglich sind, so gibt es ebenfalls Verschiedenheiten unter den Kindern. Zufolge der Polygamie ist es nur zu natürlich, daß Kreuzungen der verschiedensten Rassen, von der weißen bis zur schwarzen der Einwohner von Mozambik, stattfinden. Unter den Hovas der höheren Stände, welche in der Hauptstadt leben, findet man ebenfalls helle Gesichtsbildungen, obwohl dieselben reiner Rasse sind. Jene, welche die heißen und niedrigen Regionen des östlichen und südlichen Teils der Insel bewohnen, sind wieder schwärzer, weil sie der brennenden Sonne mehr ausgesetzt sind. Die Hova sind weder muskulös, noch sehr stark. Ursprünglich war ihr Typus vielleicht fein, da sie groß und mager, aber gleichmäßig geformt sind. Gegenwärtig ist jene Rasse augenscheinlich degeneriert, da man vorherrschend kleine, mit schwachen Gliedmaßen versehene Menschen antrifft. Die Frauen haben im allgemeinen sehr wenig entwickelte Formen, so daß die Venus Hova nicht „Callipygos" genannt werden könnte. Die Zierlichkeit ihrer Hände und Füße, die übrigens mit der Zartheit der Glieder im Verhältnis steht, verleiht ihnen ein angenehmes Aeußere; sie haben indessen nichts mit den imponierenden und wirklich weiblichen Formen der Frauen vom Stamme Betsimisaraka, noch derer von Sakalava gemein. Die Hova haben oft rabenschwarze, gerade geschnittene Augen, gleich jenen der kaukasischen Rasse; die Nase ist kurz, an der Basis jedoch breit, so daß die Nasenlöcher, anstatt von vorn nach der Basis zu sich verlängern, sich schräg von der Spitze nach außen hin ausbreiten. Dies ist jedoch nicht so sehr auffällig und erinnert an ähnliche Nasen, die sich bisweilen unter den Weißen finden. Die etwas vorstehenden Backenknochen sind ein wenig flach, so daß die größte Eigentümlichkeit und vielleicht auch der größte Fehler einer Gesichtsbildung bei den Hova darin besteht, daß sie zu platt, ohne hervorspringende Teile geformt ist. Der Bartwuchs ist selten und spärlich. Die größte Eigentümlichkeit der Rasse ist jedoch glattes und langes Haar. Alle übrigen auf jener Insel lebenden Rassen haben mehr oder weniger krauses Haar, keine indessen hat vollkommen glattes und rabenschwarzes, wie das der vorherrschenden Rasse. Ihre Hautfarbe, ihre Körpergestalt, unterscheiden sie vollständig von den übrigen Stämmen Madagaskars, deshalb muß man sie als einen eingewanderten Volksstamm betrachten und sie der malaischen Rasse beizählen, mit welcher sie, was den Typus und in gewisser Beziehung die Sprache anbelangt, verwandt sind, wie wir dieses späterhin sehen werden. Abgesehen von der schiefen Stellung ihrer Augen erinnern sie ebenfalls an den japanesischen Typus, besonders was ihre Farbe, die Form ihrer Nase und der Backenknochen anbelangt.

Von Charakter sind sie freundlich und in ihren Beziehungen zu einander besitzen sie sogar eine Leutseligkeit und eine Sanftmut, die sich schlecht vereinigen läßt mit dem Rufe eines kriegerischen und eroberungssüchtigen Volkes, in dem sie stehen. Wenn wir nicht wüßten, daß sie nach fortwährenden Kämpfen mit den übrigen Stämmen

diese zum größten Teil durch ihren Mut und ihre militärische Ordnung unterjochten, so würden wir eher geneigt sein, sie für schwach und unfähig zu halten. Sie haben eine besondere Anlage zum Handel und sind vielleicht deswegen listig und oft unaufrichtig. Es wäre indessen ungerecht, ihnen diese Fehler zu hoch anzurechnen, da sie bei den Kaufleuten anderer Rassen und Länder auch nicht selten anzutreffen sind.

Um diese drei Hauptrassen müssen wir andere Volksstämme gruppieren, welche zuweilen ziemlich ausgedehnte Regionen bewohnen. Einige derselben könnte man übrigens eher als Rassen denn als Stämme bezeichnen. Im Süden von Imerina bewohnen die Betsileo die gleichnamige Provinz. Sie besitzen einen von dem der Hova verschiedenen Typus. Sie sind größer und nerviger, haben eine dunklere Hautfarbe, die Lippen sind dicker, das Haar ist lockig, um nicht gerade kraus zu sagen. Sie haben einen sanften Charakter. Einige Schriftsteller charakterisieren sie als lymphatisch, aber dabei intelligent. Ich hatte nicht nötig, ihre Provinz zu betreten, weil mir die Gelegenheit geboten wurde, sie in Imerina zu beobachten. Unter anderen sah ich in der Hauptstadt Antananarivo Soldaten vom Stamme Betsileo, die gekommen waren, um der Königin ihre Fortschritte und ihre Geschicklichkeit in der Kriegskunst zu zeigen. Dieses beweist besser als alles übrige, wie sie die Lebensart der Hova nachahmen und wie sie sich in das Reich von Madagaskar einzuverleiben suchen. Die Hauptstadt der Betsileo ist Fianaransoa, eine wichtige und ihnen heilige Stadt, gleich wie es Antananarivo für die Hova ist.

Im Süden der Betsileo befinden sich die Bara, welche die Provinz Barabé bewohnen. Diese sind von kaffrischer Rasse wie die Sakalava und haben mit letzterer den Hang zum Raub, sowie die Liebe zu den Waffen gemein. Gleich den Sakalava, gehen sie stets bewaffnet, und da sie sich weniger leicht Flinten verschaffen können, so verwenden sie große Sorgfalt auf die Anfertigung ihrer Spieße. Im beständigen Krieg mit den benachbarten Stämmen, haben sie sich noch nicht von den Hova unterjochen lassen; diese haben daselbst nur einige Forts errichten können und sind aus ihren Kämpfen gegen die Bara keineswegs stets siegreich hervorgegangen.

Nach der östlichen Küste zu, unter derselben Breite wie die Provinz Barabé, sind die Antaimoro zu Hause. Diese teilen die Eigenschaften der Bara, insofern sie ebenfalls stolz sind; wegen der Nachbarschaft des Meeres indessen und der Betsimisaraka, mit denen sie im Norden zusammenstoßen, sind sie weniger wild; sie üben den Handel aus, sie arbeiten in den Faktoreien der Weißen sowohl, als auch bei den Kaufleuten der Hova. Gegen Beleidigungen sind sie sehr empfindlich, so daß, wenn ihnen von ihrem Brotherrn ein Unrecht zugefügt wird, sie sich nicht nur sofort entfernen und auf den Lohn, worauf sie Anrecht haben, verzichten, sondern alle Gefährten des Beleidigten ihm folgen, indem sie gleichfalls den Beleidiger im Stich lassen. Auch sie haben krauses Haar, ihre Hautfarbe ist dunkel, sie sind groß und abgezehrt, aber dabei ziemlich stark.

Die Tanala und die Mavoronga haben die Wälder zwischen den Betsimisaraka der Küste und den mittleren Provinzen Betsileo und Imerina zum Aufenthalt. Sie haben ebenfalls krauses und wolliges Haar und gehören dem Stamme Betsimisaraka an.

Die Antanosy nehmen das äußerste Ende im Südosten der Insel ein und gehören nicht minder dem Stamme Betsimisaraka an. Ihr Name bedeutet „Land der Insel." Sie sind unumgänglicher als die übrigen Bewohner der östlichen Küste. Unumgänglich sind zudem die Tandroy (d. h. „Land der Sträucher"), sowie die Mahafaly (das heißt „die glücklich machen"), welche die südliche Küste der Insel bewohnen. Unter letzteren finden sich ferner ausgewanderte Antanosy und Tanala.

Weiter nach dem Norden der Provinz Imerina zu wohnen noch andere Volksstämme. Im Nordwesten nehmen die Bonizongo eine Provinz ein, deren Hauptstadt Fihaonana ist. Diese gleichen in Anbetracht ihrer hellen Hautfarbe und ihres Typus den Hova; sie sind indessen ein wenig kräftiger und nerviger und haben sehr oft gelocktes Haar. Es scheint, als ob sie ein besonderer Stamm Hova wären; heutigen Tags sind sie wenigstens ganz und gar unter die Hova einverleibt und teilen ihre sämtlichen Rechte und Pflichten.

Um den See Alaotra befinden sich die Tsianaka, ein Name, der im Malaiischen „ohne Kinder", im Madagassischen jedoch zutreffender „die sich nicht ausbreiten" bedeutet. Sicherlich ist die Gegend, welche sie einnehmen und die Antsianaka benannt ist, durch das Becken jenes großen Sees begrenzt, und es rührt vielleicht daher der Name der Bewohner. Sie gehören dem Stamm der Betsimisaraka an. Der ganze Teil, der sich von der Bucht Antongil bis zum Kap Ambra hinzieht, wird durch die Antankara bewohnt. Diese gehören der kaffrischen Rasse an, d. h. derselben, wie die Sakalava, und sind wie diese die erbittertsten Feinde der Hova. Es wird nicht nötig sein, sie besonders zu erwähnen, denn abgesehen von dem großen Gebiet, welches sie einnehmen, kann man dieselben als einen besonderen Stamm der Rasse betrachten, welche den westlichen Teil der Insel bevölkert. Ich werde somit die Namen Boina, Ambongo, Menabé, Masikoro hier blos angeben, ohne mich weiter darüber auszulassen. Außerdem sind dann noch die Stämme Ankay, Bezanozano, Bétanimena zu erwähnen, welche den Gegenden und Stämmen der Betsimisaraka der Berge angehören.

Sämtliche erwähnte Volksstämme werden unter dem Namen Malagasy begriffen. Der Ursprung dieses Namens ist allerdings sehr ungewiß, und weiß ich nicht, ob er mehr den eingeborenen Stämmen als den eingewanderten angehört. Gewiß ist, daß jener Name mehr von den Hova als von den übrigen Stämmen angewandt wird; letztere

und insbesondere die Sakalava scheinen auf ihren Namen und auf die Selbständigkeit ihrer Rasse zu halten. Meiner Ansicht nach ist die Rasse Betsimisaraka oder, um noch genauer zu sein, diejenige des östlichen Abhanges die erste, welche Madagaskar bewohnte; vielleicht ist sie nicht einheimisch, vielleicht ist auch sie von dem Indischen Ozean gekommen, aber es ist gewiß, daß es die einzige ist, welche einen besonderen Typus an sich hat, der sich nicht auf einen asiatischen, australischen oder afrikanischen zurückführen läßt.

Die Sakalava gehören der kaffrischen Rasse an, und es ist sehr leicht möglich, daß sie nach jener Insel importiert worden sind, deren heißesten und ungesündesten Teil sie bevölkert haben. Die Hova sind sicherlich ebenfalls von außen her gekommen, denn ihre Rasse ist keine afrikanische; sie gehört vielmehr zum Typus jener Rassen, welche Borneo, Sumatra u. s. w. bevölkern, also eher der japanischen Rasse gleichen. Viele ihrer Sitten, sowie die Einteilung in Kasten, sind denen der Volksstämme des Indischen Ozeans ähnlich. Ihre Sprache hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der malayischen, und ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie sich den Namen Malagasy selbst verliehen haben, gewissermaßen als Erinnerung an ihr malayisches Vaterland. Unzweifelhaft stammen sie nicht vom malayischen Boden her, weil sie unter jenem Klima wie ein Fremder leiden und häufig von Fiebern befallen werden, was bei den weniger zivilisierten Sakalava und den Betsimisaraka keineswegs der Fall ist. Zudem können sie die große Hitze nicht ertragen, so daß bei ihrer Niederlassung auf Madagaskar eine ihrer größten Sorgen war, das ihrem Körper am meisten zusagende, richtige Klima zu finden. Eine solche Gegend, wo sie sich niederließen, war Tany Mangatsiaka, welche das jetzige Ankova ist. Trotz der tausend Schicksalsschläge ist es dieser am wenigsten farbigen Rasse gelungen, die Obergewalt über sämtliche übrigen Stämme zu erlangen.

Unter den Hova finden sich keine Spuren ehemaliger Zivilisation; während man auf den Sunda-Inseln, auf dem asiatischen Festland, ja sogar auf Neu-Seeland Spuren einer ziemlich vorgeschrittenen Zivilisation findet, trifft man auf Madagaskar nicht einen Tempel, nicht ein Bildwerk, noch irgend einen Gegenstand an, der die Frucht künstlerischer Thätigkeit und Zeuge vergangener Größe wäre. Gegenwärtig nehmen die Hova die Zivilisation Europa's auf und passen sie mit Leichtigkeit ihrem Lande und ihren Gewohnheiten an. In dieser Hinsicht sind sie glücklicher als ihre malayischen Brüder; denn während jene immer mehr zurückgegangen sind, haben sie noch unendlich viel zu thun, bevor man dieselben als zivilisiertes Volk betrachten kann.

Im Durchschnitt zählen die Schriftsteller: 3 Millionen Betsimisaraka nebst den verwandten Rassen; 1,500,000 Sakalava und Bara; 800,000 Hova.

Die ganze Bevölkerung Madagaskars würde also nicht 6 Mill. Insulaner überschreiten auf einem Raum von 952,000 Qu.-Km.

Die Kasteneinteilung kommt nur bei den Hova vor. Bei diesen gibt es sieben Kasten der Adeligen und drei des Volkes. Der Name Hova sogar ist thatsächlich nur für die ersten zwei Kasten des Volkes reserviert, während die Adeligen es unter ihrer Würde halten, sich diesen Namen beizulegen. Ohne mich in lange Definitionen einzulassen, zähle ich gleich die Kasten auf, darauf werde ich den Ursprung einer jeden angeben.

Die sieben Kasten der Adeligen sind:

1. Zanakandriana (Kinder des Königs).
2. Zana marolahy (Kinder vieler Menschen).
3. Andriamasina valona (heilige Adelige mit doppeltem Kinn).
4. Andriantompoko indindra (wirkliche Adelige).
5. Andrianamboninolona (Adelige über den Stämmen).
6. Andrianandrano andro (Adelige vom Wasser des Tages).
7. Zanadralambo.

Diese Kasten gehören der Kategorie der Andriana (d. h. Adeligen) an; in ihrer Sucht, überall die entsprechenden Verhältnisse der europäischen Zivilisation zu finden, in der bürgerlichen, politischen, religiösen, sowie militärischen Ordnung, lassen die Hova gegenwärtig jene sieben Kasten unseren Adelsstufen entsprechen: Fürst, Großherzog, Herzog, Marquis, Graf, Baron, Ritter.

Jetzt zum Ursprung der verschiedenen Kasten.

Mit der ersten waren natürlich die Königskinder bezeichnet oder diejenigen aller Andriana, der ersten Abteilung der Hova, die auf Madagaskar anlangten und sich daselbst festsetzten. In die zweite setzte der König Andriamasinavalona alle Kinder seiner Vorgänger von Imerina, und deswegen nannte er jene Kaste die der Kinder vieler Menschen. Zur gleichen Zeit (1680 ?) schuf er für seine Nachfolger eine besondere Kaste, die seinen eigenen volltönenden Namen tragen sollte. Die übrigen vier Kasten wurden durch den König Ralambo eingesetzt, der etwa ein Jahrhundert vor Andrianamasinavalona regiert hatte, mit dem Zweck, Ordnung in die adeligen Kreise des Reiches zu bringen. Die vierte erhielt den Namen Andriantompokoindrindra von seinem Lieblingssohn; er verband damit die Ambohimalaza (aus dem berühmten Dorf), aus welcher Kaste man ehemals, sowie auch heute, die Königinnen von Madagaskar wählte. Die fünfte und sechste umfassen zwei niedere Adelsklassen und haben ihre Benennung vielleicht von den Hauptstämmen erhalten. Zur letzten Kaste endlich wurden alle übrigen Abkömmlinge des Königs gerechnet, und daher erhielt sie den Namen Zanaka Ralambo, was eben Kinder des Ralambo bedeutet.

Das Volk bei den Hova hatte zwei Kasten:

1. Tsimianbolahy (die den Leuten nicht die Schultern wenden).
2. Tsimahafotsy (die nicht erbleichen).

Mit dieser letzten Kaste sind die Zafimbazaha (Neffen der Weißen) verwandt. Diese halten sich für Abkömmlinge einiger Weißen, die, nachdem sie an der westlichen Küste Schiffbruch erlitten, sich mit Frauen vom Stamme Hova verbunden haben. Auf die beiden vorher erwähnten Kasten ließ man dann eine besondere Kaste folgen, der alle in Freiheit gesetzten Sklaven angehören, alle jene der übrigen Rassen, die sich vereinigen oder den Hova dienen 2c. und die aus diesem Grunde auch die Kaste der Neger benannt wird. Sie erhielt den Namen die Kaste der Tsiarondahy.

Unter dem Volke und den Tsiarondahy gibt es nur noch die Andevo (Sklaven). Sklaven sind sie teils durch Geburt, teils als Kriegsgefangene, teils sind sie durch Schulden oder durch ruchlose Thaten in diesen Stand versetzt worden. Diese letzteren also gehören ursprünglich zu den Hova. Sie können jedoch in die Kaste der Freien zurücktreten, nachdem sie sich durch Geld oder verdienstvolle Handlungen losgekauft haben. Eine besondere Art von Sklaven, die der Person des Herrschers beigegeben waren und, wie es scheint, im Gefolge der ersten Hova waren, die sich auf Madagaskar festsetzten, wurde durch die Tsimandoa (die nicht bezahlen) gebildet. Diese thaten Dienste als Eilboten. Gegenwärtig sind sie alle befreit und bilden eine besondere Kategorie in der letzten Kaste des Volkes.

Eine andere Klasse von Sklaven, sehr eigentümlich und zahlreich, ist diejenige der Borijani, die zuweilen von ihnen selbst Zani borijani benannt werden (eine Bezeichnung, die von dem französischen gens bourgeoises herkommt. Diese bilden die Kategorie der Sänften- und Gepäckträger, welche beim Reisen und Handelsverkehr auf der Insel unentbehrlich sind. Ihre Bezeichnung als Unterthanen rührt daher, daß sie stets einen Brotherrn anerkennen, dem sie jährlich oder monatlich einen Teil ihres Verdienstes zahlen müssen und der sie zu seinem besonderen Dienste zwingen kann. Sonst können sie übrigens bei Anderen in Dienst treten, besonders, wie ich eben erwähnte, um die Sänften der Reisenden oder ihr Gepäck, oder endlich auch Waren zu tragen. Vor einigen Jahren (1877) wurden auf dringendes Verlangen der Engländer und nach dem mit letzteren geschlossenen Vertrag alle von Mozambik herrührenden Sklaven in Freiheit gesetzt. Diese befreiten Sklaven, die den Namen Masombika führten, leben gegenwärtig vom Handel oder arbeiten als Packträger. Ihren Namen haben sie indessen selbst geändert, so daß sie heute Zazamanga (Kinder der Himmelblauen oder der Vorzüglichen) genannt sein wollen, ein Ausdruck, den sie für hübscher halten und der weniger an ihren Ursprung erinnert. Die Kinder eines Zazamanga und einer Sakalava (oder umgekehrt) werden auch mit dem Namen Makoa bezeichnet. Im allgemeinen gehören die Sklaven einer schwärzeren Rasse als die Hova an; indessen gibt es so verschiedene Kreuzungen und eine so große Anzahl von unehelichen Kindern der Brotherren, daß alle Verschmelzungen möglich sind.

Die aus Sansibar herrührenden Araber haben sich in Fülle auf der westlichen Küste Madagaskars niedergelassen und befinden sich in großer Menge zu Mojangà, Marovoay 2c. Indier von Malabar findet man ebenfalls häufig an den Küsten; außerdem treiben viele orientalische Juden (aus Arabien und aus Syrien) den Handel in den größeren Handelsplätzen an der Küste. Alle diese Morgenländer umfaßt man unter dem Namen Karana (vielleicht weil alle mehr oder weniger der Lehre des Korans folgen).

Die Weißen wurden gewöhnlich neben die Familie des Monarchen gestellt. Ich weiß nicht, ob gegenwärtig, wo so vielen auf Madagaskar gleiche Ehre zuteil wird, die Achtung und das allgemeine Ansehen derselben nicht geringer geworden ist.

Selbstverständlich wird das Volk vom Stamme Sakalava und Betsimisaraka geringer behandelt als das der Hova. Den Fürsten jener Rassen jedoch zollen sogar die Hova eine gewisse Achtung, nicht weil sie deren Ueberlegenheit anerkennen, sondern weil sie den Gewohnheiten jener Volksstämme nicht zu nahe treten wollen.

St. Petersburger Eindrücke.

Der erste Eindruck, den der Fremde von St. Petersburg hinnimmt, wenn er vom Bahnhof nach seinem Hotel fährt, ist derjenige von der Unebenheit der Straßen. In anderen Großstädten gibt es eine Mannigfaltigkeit der Pflasterung, von dem primitiven Macadam bis zu dem geräuschlosen Asphalt, allein es gibt dort nichts, was dem Greuel des St. Petersburger Pflasters nahe kommt, das ganz aus kleinen runden Rollsteinen zusammengesetzt ist, die mehr oder weniger regelmäßig in die Oberfläche der Straße eingebettet sind — ganz so wie Straßburg, Köln und andere rheinische Städte vor fünfzig Jahren gepflastert waren. In St. Petersburg — und in Moskau ist es genau das gleiche, nur noch schlimmer — ist diese Pflasterung mit Rollsteinen, wie man sie eben aus dem nächsten besten Flußbett genommen, beinahe allgemein. Es ist das einzige Material, welches dem Frost widersteht und nicht unerschwinglich teuer ist. Im Newski-Prospekt gibt es auch Holzpflasterung, welche aber alljährlich erneuert werden muß, und da und dort kommen noch Strecken mit ähnlichem Material oder mit einigen Quadratmetern Asphalt vor, und am Quai ist sogar eine Strecke mit Eisenplatten gepflastert; aber das normale Straßenpflaster ist eine Mosaik von Steinen, welche in Ermangelung irgend einer soliden Fundation im Untergrunde beständig in Höhlungen einsinkt und in deren Folge der darüber Fahrende jene Stöße erhält, welche mehr gewaltsam als angenehm sind. Als Peter der Große die Stadt gründete, waren so wenige

Steine zu bekommen, daß kein Schiff im Hafen ausladen, kein Karren in die Stadt einfahren durfte, welche nicht eine gewisse Anzahl von Steinen mitbrachten, die man zum Pflastern verwenden konnte. Ein derartiges Gesetz ist heutzutage nicht mehr notwendig. Ganz St. Petersburg ist mit Steinen gepflastert und der erste dem Neuankommenden in die Augen springende Punkt davon ist, daß es ein buckeliges, unebenes, rüttelndes Pflaster ist, das dem Fahrenden verzweifelte Stöße gibt. Die Moral davon ist: Fahre in St. Petersburg nie in einem geschlossenen Fuhrwerk, wenn es nicht Gummi-Radreifen hat, vermeide die Gasthof-Omnibusse wie die Pest, und benütze die Straßenbahn, wenn Du dem Gerüttelt-werden entgehen willst!

Du fühlst die Stöße nicht so sehr in den Droschkis, welche ein ebenso kennzeichnender Zug der St. Petersburger Straßen sind, wie das Hansom-Cab in London oder die Gondel in Venedig. Alle Hauptstraßen der Stadt wimmeln von Droschkis; die Pferde derselben sind in der Regel klein, aber die Droschkis fahren ziemlich gut und sind überraschend wohlfeil. Man zahlt selten mehr als 30—40 Pfennige für eine Fahrt unter anderthalb Kilometer. Der Fahrpreis muß immer durch Feilschen festgestellt werden, denn es gibt keinen Tarif, und in diesem despotischen Lande herrscht absoluter Freihandel. Die Fahrpreise werden durch jenes Feilschen geregelt, welches auch im ganzen russischen Volks- und Marktleben üblich ist, und dieses Markten und Feilschen ist ein sehr lebhaftes, besonders wenn Du kein Wort Russisch verstehst und der Iswoschtschik, wie es gewöhnlich der Fall, auch keiner anderen als seiner Muttersprache mächtig ist. Ich fand es jedoch niemals schwierig, mich zu verständigen. Du gibst durch ein Zeichen zu erkennnen, daß Du fahren willst, und im Nu stürzen alle Iswoschtschiks innerhalb Sehweite auf Dich zu, jeder auf Deine Kundschaft erpicht. Du nennst Dein Fahrziel und hältst diejenige der Landesmünzen in die Höhe, welche Du für die Fahrt geben willst. Nun erhebt sich ein lauter Chor der Verwahrung, wahrscheinlich um Dein Anerbieten zu verschmähen, aber Du behandelst es wie das Geschrei eines Fluges Krähen und gehst weiter, gefolgt von einem Iswoschtschik oder mehreren, welchen Du Dein Anerbieten wiederholst. Wenn sie Dich hartnäckig sehen, wird einer derselben sein „Podschaluyte" rufen, Du springst in sein Gefährte und der Handel ist geschlossen. Der Kutscher sitzt auf einem Bock vor Dir; Du sitzest hinten auf einem Sitz, welcher nur zwei Personen faßt; da keine Rücklehne vorhanden ist, so wird die Dame von ihrem Fahrgenossen gestützt, welcher den Arm um ihre Taille legte, — ein Brauch, welcher eine sehr hübsche Wirkung hat und allgemein verbreitet zu sein scheint. Die Droschki ist niedrig, hat vorne sehr kleine Räder und die Zugstränge sind an die Achsen derselben befestigt. Das Sitzbrett ist breit; die Droschka hat kein Verdeck noch irgend eine andere Bedeckung als eine lederne Schürze. Die hohe hölzerne Duga, welche die Stelle eines Kummets vertritt, ist oft sehr hübsch bemalt, und an ihr sind die Deichseln befestigt. Das sonstige Pferdegeschirre ist leicht. Die Pferde werden alle vom Backenriemen aus mit dem gewöhnlichen Gebiß kutschiert, und zwar mittelst Zügeln, welche der Kutscher in beiden Händen hält. Ich habe manchen Zusammenstoß drohen sehen, wenn wetteifernde Iswoschtschiks im Galopp um Ecken herumfuhren und in Hauptstraßen einbogen, allein während der sechs Wochen, welche ich in St. Petersburg zubrachte, sah ich kein einziges Unglück und nur einmal ein Pferd stürzen. Was aber einem Ausländer zumeist auffällt, das ist die beinahe vollständige Abwesenheit oder der Nichtgebrauch der Peitschen. Der Iswoschtschik hat manchmal eine kleine Peitsche, deren Stiel nur einen Fuß lang ist und auf welcher er sitzt und die er nur gelegentlich zum Vorschein bringt; aber die gewöhnliche Anspornung träger Pferde geschieht mittelst eines kleinen, am Ende der Zügel angebundenen Riemens, mit welchem der Kutscher die Rückseite seines Pferdes behandelt. Allein ebenso bei den Equipagen der Reichen wie bei der bescheidensten Droschki bemerkt man die Abwesenheit der Peitsche, ohne welche ein deutscher Kutscher sich nicht auf der Straße zu zeigen wagen würde. Wenn man in St. Petersburg zufällig ein Paar Pferde mit Aufsatzzügeln und einem scharfen Gebiß gequält und mit der Peitsche angetrieben werden sieht, so darf man sicher sein, daß die Equipage einem Engländer oder irgend jemandem gehört, welcher englische Manieren nachahmt. Der Iswoschtschik trägt einen langen blauen Rock, einer Mönchskutte nicht unähnlich, außer daß derselbe um die Hüfte von einem Gürtel zusammen gehalten wird, der oft buntfarbig gemustert ist; sein blauer Rock und hoher schwarzer Hut gehören unter die häufigsten Gegenstände, welche man auf den St. Petersburger Straßen sieht; er wohnt und lebt gleichsam auf seiner Droschki. Die Natur, welche die Klasse der Vögel mit entsprechenden Sehnen versehen hat, so daß ihre Zehen und Klauen sich desto dichter an ihren Auffitz anlegen, je gesünder sie schlafen, scheint auch den Iswoschtschik ebenso gütig ausgestattet zu zu haben. Er schläft auf seinem Bock ebenso sicher als ein Huhn auf seiner Stange und fällt sogar nicht herunter, wann das Pferd sich bewegt. Wie er dies fertig bringt, ist ein Geheimnis, zu dessen Erklärung ein vergleichender Anatom erst einen Iswoschtschik secieren muß.

Bevor man noch lange in Rußland gelebt hat, entdeckt man, daß die gewöhnliche westeuropäische Vorstellung falsch und eine entschiedene Täuschung ist, als ob beinahe jedermann in Rußland oder wenigstens in St. Petersburg noch eine andere Sprache als Russisch rede. In Gesellschaft sind die Russen allerdings polyglott. Bei einem Diner erlebt man allerdings angenehme Erinnerungen an den Turmbau zu Babel, wenn man um sich herum gleichzeitig fließend Russisch, Französisch, Deutsch und Englisch sprechen hört. Allein außer der Gesellschaft, auf den

Straßen, ist Russisch die einzige übliche Sprache. Unter allen St. Petersburger Iswoschtschiks soll es nur Einen geben, welcher etwas Französisch versteht; er ist eine Art weißer Rabe, und wenn er einmal stirbt, widmen ihm die Zeitungen gewiß einen Leitartikel. Ich traf nie einen Iswoschtschik, welcher Deutsch verstand und Englisch ist eine noch unbekanntere Sprache. Die Allgenugsamkeit des Russischen ist so ziemlich ein Dämpfer für den Westeuropäer. Nach alledem, was man darüber gehört hat, daß St. Petersburg nicht russisch, sondern kosmopolitisch sei, ist es einigermaßen eine getäuschte Erwartung und etwas ärgerlich wahrzunehmen, daß man nur äußerst selten, sogar auf dem Newski-Prospekt, andere Ladenschilder an den Magazinen sieht, als solche mit russischer Schrift, und daß man neuerdings in wenigen Läden etwas anderes spricht, als Russisch oder Französisch. In Holland und Belgien sind die Namen der Eisenbahnstationen in drei oder vier verschiedenen Sprachen angeschrieben und selbst in Berlin und in Paris zeigt man mehr Rücksicht auf Fremde als in St. Petersburg. Der Russe glaubt, in Rußland genüge das Russische als Verkehrsmittel. Zum Glück verdolmetscht er an seinem Laden seine cyrillische (russische) Schrift durch jenes ursprüngliche Volapük der Kindheit der Welt: durch das Bild. Der Gebrauch der Zeichen, welcher in früheren Jahrhunderten, wo nur wenige Leute außer den Geistlichen lesen und schreiben konnten, auch im westlichen Europa allgemein üblich war, beschränkt sich nun beinahe ausschließlich auf die Wirtshäuser. In Rußland, wo die Zahl der Schulgebildeten im Verhältnis zur Bevölkerung noch klein ist, nimmt der Kaufmann und Krämer seine Zuflucht nicht zu Zeichen, sondern zu dem einfachen und naheliegenden Hülfsmittel, die Außenwände seines Etablissements mit mehr oder weniger lebhaften Gemälden aller derjenigen Artikel zu schmücken, welche er zu verkaufen hat. Der Fleischerladen ist bedeckt mit Fresken von Schöpsenkeulen und Rindsvierteln; der Gemüsehändler hantiert hinter einer Wand voll gemalter Kohlköpfe, Zwiebeln, Möhren und roter Rüben. Verlockende Bilder der wärmsten Pelzröcke und Pelzmäntel verkündigen den Kürschner und Händler mit Winterkleidern. Viele dieser Mauergemälde sind allerdings elende Schmierereien, wie man sie bei uns selbst auf dem Lande nur noch selten sieht; aber andere sind vortrefflich ausgeführt und der Erfolg ist in Anbetracht der Schwierigkeit des Gegenstandes und des Stucco, auf welchen der Künstler zu malen hat, nicht unbefriedigend. Die Wirkung des Ganzen trägt dazu bei, den St. Petersburger Straßen mehr Abwechslung und Farbe zu geben, als wir von unseren westeuropäischen Hauptstädten rühmen können. Ob diese allgemeine Beliebtheit der gemeinnützigen Freskomalerei zur Entwickelung einer einheimischen russischen Malerschule beitragen wird, mag bezweifelt werden; allein in zwei anderen Richtungen schafft der russische Brauch doch eine Nachfrage nach Gemälden, zu der wir im westlichen Europa nichts Analoges haben. Dies ist die Malerei von Ikons, von Bildern der Heiligen und der Verstorbenen, und die Malerei der Porträts des Kaisers, des Herrn und Gebieters der Lebenden. Gleich den Kindern bedürfen die Russen ihr symbolisches Bild in allen Ecken. Das Bildnis des Kaisers ist in jedem öffentlichen Lokal, in jeder Amtsstube, selbst in Gefängnissen und Polizeistationen zu sehen, als das äußere und sichtbare Zeichen der unsichtbaren, aber allgegenwärtigen Selbstherrschaft. In allen Ministerien hängt außer dem Bildnis des Kaisers das des Ministers, umgeben von den Bildnissen aller seiner Vorgänger. Herrn v. Giers' geräumiges Amtszimmer ist eine Gemäldegalerie der russischen Minister des Auswärtigen, und im Vorzimmer Wyschnegradski's hängt ein ganzes Schock früherer Finanzminister, von denen mehrere zu den häßlichsten Exemplaren des Menschengeschlechts gehört zu haben scheinen. In den Polizeistationen hängt neben dem Porträt des Kaisers unfehlbar dasjenige des Polizeipräfekten. Ebenso findet man in jeder Familie einige Heiligenbilder neben der ewigen Lampe, und zwar, je nach den Mitteln der betreffenden Familie, von der elendesten kolorierten Lithographie bis zum vollendetsten, wenn auch stilisierten, Oelgemälde.

Allein nicht nur in den buntbemalten Ladenfronten entfaltet St. Petersburg mehr Farbe als London oder irgendeine Hauptstadt des Westens. Ich kam am Vorabend von Ostern an; am folgenden Tage strahlte die ganze Stadt durch alle ihre Hauptstraßen im buntesten Flaggenschmuck. Ueber jedem Laden prangten Fahnen, Banner und Flaggen in den Nationalfarben (Schwarz-Weiß-Orange) oder in Weiß, Blau und Rot. Ueberall wurden Flaggen aufgezogen; den ganzen Newski-Prospekt entlang kann man die Dillen für die Flaggenstangen sehen. Die Balkone waren in Scharlach drapiert; fast bei jedem Schritt bemerkte man sinnreiche Nachahmungen von Hermelin als Einfassungen zu scharlachroten Verzierungen. Venezianische Masten, weiß und rot umwickelt, trugen die Farbenlinie die Straße entlang. Selbst die Pferdebahnwagen waren mit Fahnen verziert. Diese überreiche Entfaltung von Verzierung und Farbenschmuck war jedoch nicht blos der Osterwoche eigentümlich, sondern jedes hohe Fest wird durch die Wiederentfaltung von Flaggen und Draperien bezeichnet. Des Kaisers Namenstag, der Jahrestag eines großen Sieges, Himmelfahrtsfest, beinahe jeder bemerkenswerte Jahrestag geben Veranlassung zur Wiederentfaltung von Fahnen und Flaggen. Ich sah innerhalb sechs Wochen eine reichlichere Entfaltung von Flaggenschmuck, als ich es in vollen sechs Jahren in London erlebt hatte — natürlich das fünfzigjährige Regierungsjubiläum der Königin ausgenommen. Die Verzierung der Wagen der Straßenbahn überraschte mich Provinzialen als eine ganz glückliche Idee und war um so wirkungsvoller, als in St. Petersburg auf dem Newski-Prospekt der seltsame Brauch herrscht, immer drei Wagen,

je mit einem Pferdepaar bespannt, zugleich und hinter einander und nur mit einigen Metern Zwischenraum zwischen denselben als eine Art Zug abgehen zu lassen. Die Wirkung der lustig bewimpelten Wagen, welche so zwischen der langen Allee von Masten und Flaggen hinglitten, war eine sehr hübsche.

St. Petersburg ist die Hauptstadt eines großen Militärstaates, und doch habe ich nirgends weniger von der Pracht, dem Pomp und den Aeußerlichkeiten gesehen, welche man von derartigen kriegerischen Staaten unzertrennlich wähnt. Man sieht zwar viele Soldaten auf den Straßen verkehren, aber ihre einfache dunkle Uniform ist nicht so bunt und augenfällig wie diejenige unserer westeuropäischen Heere und soll auffallend gegen den militärischen Prunk abstechen, welcher unter dem gewaltigen Zar Nikolaus I. üblich war. Der russische Soldat ist, so viel ich in der Hauptstadt sehen konnte, mehr für die Arbeit als für den Prunk uniformiert. Die Schildwachen vor den Palästen in ihren langen Ueberröcken sahen ziemlich nüchtern aus. Wenn man mit einem General den Newski-Prospekt hinabfährt, so gibt es ein unaufhörliches Salutieren, welches die rechte Hand des Generals in einer unaufhörlichen Bewegung erhält; allein dies ist das augenfälligste Zeugnis von Militarismus, welches dem Fremden auffällt. Die Offiziere mit ihren flachen Mützen, ihren langen grauen Ueberröcken und ihren unvermeidlichen Sporen, waren so häufig wie Schlehen, allein ob es zivile oder militärische Generale waren, das konnte nur ein Eingeweihter unterscheiden. Allerdings tragen einige höhere Zivilbeamte eine imposantere Uniform als die echtesten Generallieutenants. Es herrscht in der russischen Armee eine äußerliche Nüchternheit und geschäftliche Ruhe, welche sich auffallend von unserm deutschen militärischen Treiben abhebt. Auch die Livreen der russischen Dienerschaft sind minder prächtig und mannigfaltig als bei uns. Die fremden Gesandten umgeben sich allerdings mit einem gewissen Pomp; allein der wetteifernde Luxus, welchen man in unseren westeuropäischen Hauptstädten und namentlich in London mit den Livreen treibt, ist in St. Petersburg unbekannt. Die einzige Ausnahme macht die prächtige scharlachrote Livree des kaiserlichen Haushalts. An hohen Festtagen und bei großen Festen rücken die livrierten Diener der kaiserlichen Familie in großer Gala aus mit aufgeschlagenen Hüten und langen scharlachroten Fräcken mit gelben Aufschlägen, die mit dem kaiserlichen Adler bestickt sind. In der Osterwoche ward große Pracht entfaltet, als die Kaiserin ihre Equipagen nach dem Smolni-Institute (vielleicht dem prachtvollsten Mädchenpensionate in der ganzen Welt) schickte und die dortigen Zöglinge abholen ließ, um die Festlichkeit auf dem Märzfelde anzusehen. Es gewährte einen prächtigen Anblick, als der lange Zug der kaiserlichen Equipagen mit der Dienerschaft in ihren scharlachroten Livreen durch die Mengen der festlich gekleideten Bummler und Zuschauer hinfuhr. In Rußland ist dieser Besuch des Märzfeldes von Seiten der Smolni-Zöglinge in den kaiserlichen Equipagen ein althergebrachter und sehr würdiger Brauch, welcher wahrscheinlich nicht in Abgang kommen wird.

Jede Farbe kommt in St. Petersburg zu voller Geltung in dessen vollkommen reiner Atmosphäre. Da man in St. Petersburg nur Holz in den Oefen brennt, so ist selbst im Winter die Luft ganz frei von Rauch und Kohlendunst; die Häuser sind rein und man hat nicht mit dem Ruß und Schmutz zu kämpfen, welche die vorwiegend Braunkohle und Steinkohle brennenden Städte so ungemütlich machen. Auch die Straßen werden, dem abscheulichen Pflaster zum Trotz, merkwürdig reinlich gehalten und gekehrt. Jeder Hauseigentümer ist verpflichtet, Trottoir und Straße vor seinem Hause ganz rein zu halten und befolgt diese Weisung pünktlich. Vom sanitären Standpunkt aus ist St. Petersburg zwar durchaus keine ideale Stadt, allein betreffs der Straßenreinigung verdient es volle Anerkennung. Der Anstrich der Häuser ist meist von Oelfarbe und der Färbung nach sehr verschieden; einige sind weiß, andere, worunter sehr viele von den Palästen, von einer eigentümlich gelben Nuance; einige wenige sind rot, die meisten von dem gewöhnlichen Steingrau des Stucco. Die Farbe kommt hauptsächlich in den Dächern zur Geltung; anstatt mit den gebrannten Thonziegeln und dem Schiefer wie in anderen Ländern bedeckt man die Häuser in St. Petersburg mit Zink- oder Eisenblech, das man rot, grün, chokoladebraun oder beliebig irgendwie bemalt; jedoch so, daß die Wirkung immer eine gute ist. Im Winter verliert sich diese ganze Mannigfaltigkeit der Farbe unter der allgemeinen weißen Schneedecke. Allein die letzten Schneekränze schmolzen soeben, als ich im Mai ankam und den vollen Anblick der mannigfaltigen Färbungen der sämtlichen Dächer der Stadt hatte. Von den Dächern wird der Regen auf das Pflaster geleitet in Rinnen und Röhren von den außerordentlichsten Raumverhältnissen, die oft so umfangreich sind, daß man ein kleines Kind durch dieselben herunterlassen könnte. St. Petersburg erfreut sich keines Kanalisierungssystems, und so wird das Wasser von den Dächern mittelst dieser Röhren auf die Trottoirs geleitet. Es hat während meines Aufenthaltes in St. Petersburg nicht geregnet, und so entgieng mir die praktische Erfahrung; allein bei einem schweren Regenguß müssen die Gießbäche aus den Dachrinnen die Trottoirs ungangbar machen.

Eines der außerordentlichsten Dinge in St. Petersburg ist die Unebenheit dieser Bürgersteige, in denen man gewissermaßen eine Reaktion gegen die vorherrschende Ebenheit in Rußland sehen möchte. Selbst in den bedeutendsten Straßen der Hauptstadt sind diese Bürgersteige nicht gleichartig eben gemacht wie bei uns, sondern steigen und fallen unaufhörlich und in der verräterischsten Weise. Wie Betrunkene eine Wanderung durch die Straßen überleben, ist mir ein ungelöstes Rätsel. Ueber das fromme

Middlesbro' in England hat man den Witz gemacht: Die Quäker, welche die Stadt anlegten, haben absichtlich in einigen Straßen die Bürgersteige um einige Fuß höher angelegt als die Straßenbahn, damit die Trunkenbolde den Hals brechen sollten. Vielleicht hat ein ähnlicher wohlwollender Beweggrund bei der Anlage der Trottoirs in St. Petersburg mitgewirkt. Der Mensch gewöhnt sich aber an alles, und wenn man eine Woche in jener Hauptstadt gelebt hat, wird man mit dem beständigen Niveauwechsel unter seinen Füßen so vertraut, daß man das Vorhandensein desselben gar nicht mehr bemerkt. In derselben Weise gewöhnt man sich auch an den Dwornik oder Hausmeister, der druselnd vor der Thüre jedes öffentlichen Gebäudes oder Miethauses sitzt. Anfangs erscheint Dir nichts ungeheuerlicher als die Anwesenheit dieses in Schaffell gekleideten Sterblichen an der Thüre Deines Hotels, der die ganze Nacht unbeweglich und schlaftrunken dasitzt; allein nach einer Weile hörst Du auf, ihn zu bemerken. Er gilt für einen Ersatz der Polizei, und da er den Winter überlebt, so ist anzunehmen, daß er auch die kalten russischen Frühlingsnächte nicht fühlt.

(Schluß folgt.)

Die Eigentümlichkeiten der amerikanischen Städte.

(Schluß.)

Die Dampfbootreise von der Hauptstadt von Missouri hinunter nach New-Orleans nahm in den Tagen, wo die nun allgegenwärtigen Eisenbahnen dem Wassertransport noch keine Konkurrenz machten, gerade so viel Zeit in Anspruch, als heute die Reise von New-York nach Liverpool; allein trotz der ungeheuren Entfernung (1200 Mln. auf dem vielgewundenen Fahrwasser des Stroms) standen die beiden Gemeinden doch in vernünftig inniger Verbindung. Gegenwärtig machen Rivalität und die dieselbe begleitende Leidenschaft, Eifersucht, diese Beziehungen minder herzlich als früher. New-Orleans meint, es soll mit der Baumwolle und anderen Erzeugnissen des neuerdings entwickelten Westens allein zu thun haben; allein St. Louis will diesen Anspruch nicht gelten lassen. Man behauptet, daß sowohl Norfolk in Virginien, wie St. Louis in Missouri dem Markte in New-Orleans Baumwolle entziehe, welche innerhalb 200 Meilen von der Hauptstadt von Louisiana gewachsen sei. Das sind die leidigen Veränderungen, welche die gewaltige Entwickelung des Eisenbahnsystems hervorgerufen hat. Allein New-Orleans hat dafür manchfachen Ersatz erhalten: der Weizen von Californien, Washington und Oregon wird nun auf der südlichen Pacificbahn und deren Nebenbahnen in seine Kornspeicher geführt. Diese Verbindung von San Francisco mit New-Orleans durch eine direkte südliche Bahnlinie wird mit Zeit und Weile manche überraschende Veränderungen und Ergebnisse im Handel und Wandel herbeiführen.

Die Ankunft in New-Orleans zu Wasser an einem lieblichen Frühlingsabend, nach einer achttägigen Fahrt den majestätischen Strom herab, aus Ländern, wo noch der Winter herrscht, ist eine Empfindung, welche nie wieder vergessen werden kann. Die langen Linien elektrischer Lichter, welche sich in der ungeheuren Masse des rasch aber glatt hinfließenden Wassers spiegeln; die Düfte von Rosen und Jasmin in den Tausenden von Gärten und Pflanzungen, welche halbversteckt hinter den hohen Levées (Dämmen) liegen, das seltsame gespensterartige Vorbeifahren der zahlreichen weißbemalten Dampfschiffe, das Geschnatter der französischen Bauern und das Schreien und Singen der ununterdrückbaren Neger, die geheimnisvolle Weise, in welcher sich die ganze große Stadt aus dem Schooße der Strömung zu erheben scheint — alle diese Dinge zusammen machen auf das Gemüt des Reisenden einen in seiner Art einzigen Eindruck. New-Orleans ist das Haupt des Mississippi; der gewaltige Strom bringt ihm seine Reichtümer aus fernen Ländern, bedeckt von Zeit zu Zeit seine Pflanzungen mit fettem Alluvium und ersäuft sie auch hie und da in chaotischer Zerstörung. An einem Samstag Abend, wenn Dutzende von Dampfbooten mit drei Stockwerken zur Fahrt stromaufwärts aufbrechen und einander mit ihren sanften Pfeifen begrüßen, beleben Tausende von Bürgern, arm und reich, die Levées, denn sie erkennen in diesen seltsamen Ungeheuern mit den eisernen Rümpfen und Flammen-schnaubenden Nüstern die Quelle des Wohlstandes ihrer Stadt. Auf den Levées und westlich von Canal-Street hat alles ein amerikanisches Aussehen; östlich von Canal-Street ist man im alten provinzialen Frankreich, in irgend einem stillen Stadtviertel von Bordeaux oder Toulouse oder Perigueux. Die Architektur ist halb spanisch, halb französisch; die portes cochères, die Balkone, die Dächer, alle sprechen von Frankreich und Spanien; die Läden haben ein fremdartiges Aussehen und die Ladenbesitzer dazu. Die Mischung des Blutes und das südliche Klima haben dazu beigetragen, Menschen und Dingen eine wollüstige Schönheit zu geben, welche leider bald verschwindet. Das französische New-Orleans scheint sich ganz gut zu erhalten; die sich eng aneinander schließende Nation gibt so wenig wie möglich von ihren Gewohnheiten auf, und man kann es nur dankbar anerkennen, daß sie in zwei wichtigen Dingen: in der Kochkunst und im geschmackvollen Ausstatten der Schaufenster, ihren Einfluß in der Stadt erfolgreich ausgeübt hat. Die Märkte sind Muster von gutem Geschmack; die Ladenfenster in ihrer Anordnung sind poesiereiche Studien. An den Wänden findet man prächtiges Grau und Blau in demselben wirksamen Kontrast wie unter französischem Himmel. New-Orleans ist die Stadt für Nachtleben. Die warmen stillen Abende mit ihrem würzigen Blütenduft sind unaussprechlich bezaubernd. Der Abendbesuch wird unbewußt verlängert bis in die kleinsten Stunden des Morgens. Die Gesellschaft ist heiter, genial, gemütlich,

ausnehmend gastfreundlich, etwas provinzial, aber die letztere Empfindung tritt keineswegs mehr so deutlich hervor wie vor dem Kriege. Die Karnevals-Festlichkeiten sind weit ausgebreiteter und haben kostspieligere Accessorien als in Paris. Alljährlich geben New-Orleans, Memphis und andere mit dem Baumwollenverkehr sich befassende Städte das Geschäft für einige Tage auf, um sich einem Karneval voll rückhaltloser Fröhlichkeit zu überlassen. Der „König des Karnevals" verlangt die Schlüssel der Stadt und fordert von allen unbedingten Gehorsam. Ein berühmter Tragöde, welcher in New-Orleans Gastrollen gab, ward vom „König des Karnevals" benachrichtigt, daß er am ersten Abend der Saturnalien jedermann freien Eintritt in sein Theater gestatten müsse. Der Schauspieler versagte diesem Ansinnen den Gehorsam und ward dafür verhaftet und ins Gefängnis gebracht, denn der „König" hat sogar über die Stadtpolizei zu gebieten, und der Verhaftete ward nicht eher wieder freigegeben, als bis er sich zu einer ausgedehnten Entschuldigung bequemt hatte. Keine nördliche Stadt könnte einen Karneval wie derjenige von Memphis und New-Orleans erhalten. Die linde südliche Atmosphäre, der heitere Himmel, die Wärme und das feenhafte Mondlicht, die Blumen, die Anmut in Haltung und Kostüm, welche man im Süden findet, sind zu dieser Einrichtung unerläßlich. Viele von den sogen. Karnevalsbällen in New-York sind Orgien, wie man sie in New-Orleans nicht einen Augenblick dulden würde. Die „oberen Kreise" in New-York würden nicht wissen, wie sie sich im Karneval amüsieren sollten. Sie könnten oder wollten sich nicht genügend aufknöpfen, und am wenigsten würde irgend jemand aus ihrer Zahl unter dem Gewicht und der Hitze seiner Verkleidung sterben, wie es vor einigen Jahren ein Mitglied der „Mystischen Schar des Komus" in New-Orleans lieber that, als daß er seinen Schwur brach, indem er die Identität seiner Person enthüllte. Der Karneval kann nur gefeiert werden, wenn la tête est près du bonnet, wie in New-Orleans. Und gleichwohl zählt dieselbe Stadt, welche solch lustige und vergnügungssüchtige Temperamente erzeugt, unter ihren Bürgern auch einige von den strengsten Presbyterianern, Männern und Frauen, welche niemals ein Theater betreten oder irgend eine andere Form weltlicher Unterhaltung begünstigen. Diese trefflichen Leute spielen in der Gesellschaft wie in der Politik die Rolle von Steigrädern — eine Funktion, welche zu diesem Zwecke beinahe in jeder amerikanischen Stadt von den Orthodoxen vollständig ausgeübt wird. In New-Orleans hüpft das Blut in den Adern, und es gibt noch unheilvolle Fehden und Privathändel, welche in anderen Städten vor den Gerichten geschlichtet werden würden, hier aber dem höchsten schiedsrichterlichen Ausspruch des Messers oder der Pistole unterworfen werden. „Ich ward etwas beunruhigt, als mir ein wohlbekannter Politiker sagen ließ, er werde mich bei der ersten Begegnung totschießen", erzählte uns ein Herr aus den Nordstaaten, welcher sich in New-Orleans niedergelassen hatte; „aber ich machte mir klar, daß wenn ich fürder in der Stadt wohnen bleibe, ich derartigen Dingen nicht ausweichen könne; und so bewaffnete ich mich und besuchte alle diejenigen Orte, wo ich die genannte Person möglicherweise finden konnte, mit dem festen Entschluß, daß ich den ersten Schuß haben wolle." Aus dieser blutdürstigen Drohung wurde zwar bei dieser Gelegenheit nichts; allein einige Jahre später tötete der Nordländer seinen Mann bei einer Begegnung auf einem Trottoir in New-Orleans, indem er ihn mit einem gewöhnlichen Einschlagmesser niederstach! Er wurde aber freigesprochen, obwohl er viele politische Feinde hatte.

Bei Erwähnung dieses kitzlichen Punktes der persönlichen Begegnungen im Süden ist aber billigerweise zuzugeben, daß dieselben in der Stadt weniger zahlreich sind als auf dem Lande. Die meisten Händel mit tötlichem Ausgang in den Städten, besonders diejenigen zwischen Männern von gebildeten Ständen, rühren von zwei übertriebenen Dingen her — von übertriebenen Begriffen von persönlicher Ehre, und vom übermäßigen Gebrauche geistiger Getränke. Auch Eifersucht scheint im Süden allgemeiner zu sein als im Norden, und das Rachegefühl ist ein dauerndes. Streitigkeiten mit Fremden kommen selten vor, denn von einem vorübergehenden fremden Besucher nimmt der Bürger ruhig Aeußerungen hin, welche er sich von einem Einheimischen nicht bieten lassen würde.

New-Orleans ist die einzige wirklich große Stadt im Süden, die einzige, welche mit Zeit und Weile einen metropolitanen Charakter annehmen dürfte. Es gibt aber noch viele kleinere Gemeinden, welche unbestreitbar Städte sind, ihre eigenen städtischen Gewohnheiten, Sitten, Ansichten und Style haben und dieselben den von ihnen abhängigen Bezirken aufdrängen. Einige von ihnen werden unmittelbar vom Süden beeinflußt, wie Jacksonville in Florida und Atlanta in Georgien; wir hätten beinahe auch Charleston dazu gezählt — ehemals die politische Antipode, nun die feste Freundin des Nordens, sogar Bostons; die Städte der südatlantischen Meeresküste sind von dem, was wir den neuen nationalen Geist nennen wollen, leichter und direkter beeinflußt, als andere Städte des Südens, wie New-Orleans, Galveston und Richmond. Charleston ist, ohne etwas von seinem alten Beigeschmack zu verlieren, seiner Denkweise nach vollständig modernisiert und vollständig mit der Union und mit der Emanzipation des schwarzen Leibeigenen ausgesöhnt worden; es hat sein seltsames altväterisches Aussehen behalten und ist die originellste der südlichen Städte. Seine ungetünchten und unbemalten Häuser mit den unter üppigem Laubwerk halb vergrabenen geheimnisvollen Porticos im Schatten moosbehangener Lebenseichen umschwebt ein bezaubernder Hauch von Romantik; allein ein Spaziergang durch die geschäftigen Straßen und Alleen an der Wasserseite zeigt, daß Charleston in beständigem und gewinnbringendem

Verkehr mit der weiten Außenwelt jenseit des Ozeans steht, und daß es mehr als eines Erdbebens bedarf, um seine Bürger ihrer Thatkraft zu berauben. Der Strom der ausländischen und nordischen Reisenden fließt durch Charleston und Savannah und der Halbinsel Florida entlang nach dem trägen und zauberisch reizenden Fleckchen Erde, das nach dem heiligen Augustin benannt ist — einem vom sapphirblauen Meer umgebenen Paradies von Orangengärten. Dieses neue Eden rühmt sich dermalen, wenn wir glaubwürdig berichtet sind, des „schönsten Hotels in der Welt", eines Baues, neben welchem die großen Karawanserais der Nordstaaten, der Schweiz und des Rheins nach floridanischen Begriffen zur Unbedeutendheit herabsinken. Eines Tags wird ein stattliches Venedig am Saint-Johns-Flusse in Florida erstehen; die Ufer dieses edlen Flusses sind schon jetzt da und dort mit prächtigen alten Herrenhäusern besetzt, und ein künftiges Jahrhundert wird uns in diesem schönsten aller südlichen Aufenthalte die ideale stille Stadt geben. Keine andere Stadt des äußersten Südens hat romantischere Verbindungen und Ideen-Associationen als Saint Augustine; sein zerfallendes Fort, seine Seemauer, seine Ueberbleibsel spanischer Architektur — alle zusammen machen es der neuen Nation wert und teuer, welche so wenige Altertümer hat, daß es die paar vorhandenen positiv anbetet!

Alle diese südlichen Städte: Savannah inmitten seiner fetten Reisfelder und neben seinem mäandrischen Flusse; Charleston am Meere; Galveston am prächtigen Gestade des Mexikanischen Meerbusens hingelagert; Columbia in den reichen und kühlen Hochebenen von Süd-Carolina; Columbus mit seinen Gruppen blühender Baumwollmühlen; Macon, Augusta und Atlanta — sie alle haben ihre Fragen von Rassenscheidung, von Grenzen, welche Hautfarbe oder Kaste zieht — Fragen, welche einem Fremden von geringer Bedeutung erscheinen, die aber für den Südländer brennende und überaus wichtige sind. Der Neger in den Städten hat nun eine Stimme in der Führung der Geschäfte; er wird Polizist, zuweilen sogar Magistrat — hie und da selbst höherer Beamter als der Weiße; allein er hat dieses Ergebnis nicht ohne Kampf und viel Erbitterung erreicht. In den meisten Städten des Südens nimmt der Neger an Zivilisation zu; wenn er dabei nicht an Moralität gewinnt, so sind die Weißen nicht daran Schuld, welche ihr Möglichstes thun, um ihn dafür zu interessieren. Der Neger bekundet eine Neigung, sich eng an seinesgleichen anzuschließen, und es gibt Leute, welche glauben, daß die ganze farbige Rasse eines Tags gen Süden, nach Mexiko, auswandern wird. Dies stimmt jedoch nicht mit der Ansicht überein, welche wir in einer Versammlung, die über den kitzlichen Gegenstand einer allgemeinen Auswanderung nach Liberia debattierte, von einem Vollblutneger äußern hörten.

„Andere mögen nach Belieben nach Afrika gehen", äußerte dieser schwarze Redner; „was mich anbelangt, so bin ich zwar ein Schwarzer, aber ein Amerikaner. Dies ist meine Heimat; hier bin ich geboren und ich bin entschlossen, hier zu bleiben!"

Amerikanische Städte im Süden und Norden haben einen gemeinsamen Zug, welcher dem Europäer neu ist und denselben ein gastfreundliches und zutrauliches Ansehen gibt: sie sind nicht mit hohen Mauern angefüllt, welche schöne Häuser und Gärten vor dem Vorübergehenden abschließen. Man hegt keine Furcht vor dem Einbrecher oder vor dem Nachbar, daß er in das Eigentum des Millionärs eindringen und dessen Grenzen überschreiten könnte. Früher waren niedrige Zäune oder Hecken in der Mode, aber gegenwärtig steht in vielen Städten das Privateigentum dem Publikum nach der Straße hin offen.

An warmen Abenden versammelt sich die Gesellschaft vor den Hausthüren, und zwischen acht und zehn Uhr kann ein Herr bei einem Dutzend Damen zum Besuch vorsprechen, ohne in ein einziges Haus geladen zu sein. Selbst die Courmacherei wird mit so viel Decorum, als die Situation erfordert, auf der Vortreppe vor dem Hauseingang bewerkstelligt. Dieser Brauch herrscht auch in zahlreichen anderen Städten des Westens und Südwestens. Für Bostoner Schicklichkeitsbegriffe ist dies geradezu erstaunlich, und es empört den Bostoner noch mehr, zu erfahren, daß in Saint Louis am Sonntag Abend die Theater geöffnet sind wie in dem gottlosen Paris. In allen amerikanischen Städten herrscht eine noch weit größere Freiheit des geselligen Verkehrs als in den europäischen Großstädten. Würde eine junge Amerikanerin nach irgend einer Stadt des europäischen Festlandes versetzt, wo sie keine Besuche machen könnte, außer im Kreise der Familie und ihrer Verwandten, wo es keine öffentlichen Vorträge, kein Konzert außer demjenigen der Militärkapelle auf der Promenade und keinen Spaziergang außer unter der eifersüchtigen Aufsicht einer Duenna gäbe — sie würde vor Langeweile vergehen. Zu Hause wertet sie kaum den Umfang ihrer Freiheit, und sie kann zu einer entsprechenden Wertung des Umfangs derselben nur durch einen zeitweiligen Verlust derselben gebracht werden.

In einem späteren Aufsatze wollen wir einige der Eigentümlichkeiten der großen Städte im mittleren Westen und die große Prozession der Städte zwischen Washington und Boston die Revue passieren lassen und zu gleicher Zeit die Gelegenheit wahrnehmen, gewisse Fragen des Typus, der Sittlichkeit, Kultur und Ueberfeinerung, sowie deren Widerspiel: Verbrechen und dessen Unterdrückung — ferner Industrie und Kunst, Kirche und Theater, Politik und Schauspiel ꝛc. zu untersuchen, wie sich solche in diesen zahlreichen Zentren der Rührigkeit der neuen Welt kundgeben. — (Westm. Rev.)

Die Marmaros, das Nachbargebiet Siebenbürgens.

Von Rud. Bergner.

(Schluß.)

Nach Königsfeld zurückgekehrt, wandte ich mich mit dem Taracz-Fluß dem Süden zu. Ueppige Laubwälder zu beiden Seiten, ein blauer Himmel und ein verdorbener Magen, den ich der liebenswürdigen Gastfreundschaft der kgl. ungarischen Forstbeamten verdankte, das waren meine Begleiter auf dieser Fahrt. In Ganya verließ mich mein Königsfelder Kutscher und ich mußte mich nach einem anderweitigen Transportmittel umschauen. Die Götter geruhten mir zuzulächeln. Ein Israelite war gerade im Begriff, Geschäfte halber ins Theiß-Thal zu fahren; er lud mich gegen den Spottpreis von einem Gulden als Gelegenheitsgepäck auf. Die Equipage war höchst bedenklicher Natur. Die kleinen, hageren Klepper und der auf einem Sack voll Gott weiß was thronende Kutscher verursachten mir keinerlei Kopfzerbrechen; weit mehr interessierte mich eine riesige Spiritusflasche, die beständig fatale Bewegungen ausführte und sich mit Vorliebe an meinen Beinkleidern rieb, sodann einige Säcke und Kisten, deren Duft sich liebevoll mit dem der Spiritusflasche vermischte. Ich saß mitten drin in all den Herrlichkeiten und ritt so lange auf einem Bündel Heu herum, bis ich in dasselbe versank und nur mein Kopf aus dem Wägelein hervorragte.

Der städtische Gasthof des ehemaligen Kronortes Tacsö im Theißthal gewährte mir für die Nacht ein Unterkommen. Leider bemühten sich kleine und unaussprechliche Quälgeister, mir dasselbe zur Hölle zu machen, während in den unteren Lokalitäten eine Zigeunerbande einigen Schweinehändlern allerlei schöne Sachen vorwinselte. Nachdem das Ohr dieser Kunstmäcene befriedigt oder ihre Börse erschöpft war, ertönten die Lockrufe in meiner unmittelbaren Nähe. Der Csardas wurde gespielt und getanzt, die fröhliche Jugend des magyarischen Oertchens begieng ihr Pfingstfest, und ihr Jauchzen störte meine Träume.

Am nächsten Tage wählte man einen Stadthauptmann. Der neue Herrscher fühlte die Verpflichtung, sich seinen Wählern dankbar zu erweisen, er revanchierte sich frühzeitig durch Getränke. Gegen Mittag ähnelte das ganze Stadthaus einem Bacchustempel. Rechts vom Hausflur speisten die Beamten, links spielten die Zigeuner den situierten Bürgern auf. Die Stiefel schlugen den Takt, der Csardas wurde getanzt, man trank und lärmte. Schritt man die Stiege zum ersten Stock hinauf, so wankten einige Angehauchte herunter; oben im Saale gieng es drunter und drüber. Drei oder vier Gestalten gestikulierten auf dem Gang, im Saale selbst wurde ein armer Teufel von drei Gesellen heftig hin und hergezogen, wobei man ihm beinahe die Arme ausriß. Einer der Festgäste wollte sich hinter mir ins Zimmer drängen; der Schlüssel steckte draußen, und da ich mannhaft Widerstand leistete, so hätte mich der Herr wenigstens einsperren können. Allein über so viel Verstand verfügte er glücklicherweise nicht mehr, und ich kehrte nach einiger Zeit ziemlich unbehelligt ins Erdgeschoß zurück, wo ich mich neben einen Israeliten auf eine Bank setzte und die Dinge einigermaßen aus der Vogelperspektive ansah. Ein robuster Bursche schleppte bald darauf seinen grauhaarigen Vater heraus, plazierte ihn neben uns und erzählte, daß er aus adeligem Geschlecht sei. Mein Israelit bestätigte dies und ich hoffte noch Interessantes von dem Manne zu vernehmen, als man plötzlich einen Durchgeprügelten zum Hause hinauswarf. Sobald ihn der junge Edelmann gewahrte, schwang er in größtem Zorn seinen Stock und stürzte auf den armen Blutenden los, der wie ein gehetzter Hase davoneilte und verschwand. Der Edelmann war jetzt für jedes ruhige Gespräch unzugänglich, und ich war deshalb keineswegs traurig, als das Dampfroß herannahte und mich diesem Chaos entführte.

Durch das Eiserne Thor der Theiß, einen Engpaß, in welchem den Mongolen einst eine blutige Schlacht geliefert wurde, erreichte ich endlich die Hauptstadt des Landes, Marmaros-Sziget. Die Stadt ist so lieblich! Weiße Häuser, stattliche Kirchen, duftende Büsche, Lindenbäume und vor allem schlanke Pappeln begrüßen uns. Die Straßen sind reinlich, die Häuser gleichfalls, und wenn man direkt aus dem Gebirge, wo Schmutz und Elend herrschen, herabsteigt, so erfüllt einen der Anblick der von Israeliten gehaltenen Kaufläden mit einem gewissen Behagen. Die Angehörigen des erwähnten Volkes sind übrigens in Sziget ebenso zahlreich als in Muncacs oder in Huszt, unter den 11,000 Bewohnern Sziget's befinden sich 4000 Juden.

Die Umgebung der stillen, nur an Wochenmärkten äußerst belebten und dann durch die bunte Tracht der ruthenischen und rumänischen Bauernweiber verschönten Stadt bietet manches Sehenswerte dar. In erster Linie sind die drei berühmten Salzbergwerke der Marmaros, Sugatag, Ronaszek und Szlatina, zu nennen. 2000 Mill. Meterzentner sollen ihre Lager enthalten; 3 Mill. Meterzentner werden jährlich gefördert, mithin glaubt man, daß die Erschöpfung des Salzstockes erst nach sechshundertjähriger Thätigkeit eintritt. In Bergmannskleidern treppab, treppab zu steigen, den sich plötzlich öffnenden, unterirdischen, riesigen Dom zu betrachten, die Bewegungen halb entkleideter, gnomenartig huschender Gestalten zu verfolgen, staunend an den riesigen, schön gehauenen Salzpyramiden emporzuschauen und von nichts als Salz und immer nur Salz umgeben zu sein, das ist ein Genuß, den sich kein Besucher des Komitates entgehen lassen soll, zumal alle drei Werke in kurzer Zeit und ohne Mühe zu erreichen sind. Auch das Dampfsägewerk von Groedl verdient besichtigt zu werden. Fünfzehn große Sägemaschinen sind thätig; 90,000 Kubikmeter Holz, im Werte von 350,000 Gulden, werden jährlich verarbeitet, zahlreich sind die Ochsen, welche die Baumstämme am Fluß in Empfang nehmen, um sie

zur Schlachtbank zu schleppen; über 300 Arbeiter, Magyaren, Deutsche, Rumänen und Ruthenen, finden Beschäftigung. Rings um das riesige Etablissement steigen die Häuschen der Tagelöhner empor, nett aber einfach, denn da das Areal nach einer bestimmten Zeit wieder an das Aerar zurückfällt, so wollen die Besitzer nicht allzuviel Mühe und Geld darauf verwenden.

Mit dem bereits angedeuteten Besuch des Sugatager Salzwerkes läßt sich ein solcher des Breber Bades verbinden. Auf gut gepflegter Straße, aber fern von den schönen Wäldern, fährt man über Berg und Thal. Tarkasrav ist das erste Rumänendorf, welches man berührt; seine Besichtigung ist besonders an einem Sonntage zu empfehlen. Die Nähe der Stadt bringt es wohl mit sich, daß man in diesem Orte noch den Schmutz und die Armut vermißt, welche fast sämtliche Rumänendörfer der Marmaros charakterisieren und die diesen weggesetzten, verlorenen Zweig des rumänischen Volkes so unvorteilhaft von den Rumänen Siebenbürgens unterscheiden. Die Mädchen und Frauen von Tarkasrav tragen des Sonntags ein schwarzes Kopftuch, weiße Hemdärmel, eine braun- oder rotgestreifte Schürze, einen schwarzen oder braunen Rock und schwarze Stiefeln. Eine solche Dorfschöne schreitet stolz daher, und da das Linnen wie Schnee glänzt, die wertlosen Glasketten oft einen schönen weißen Hals zieren und das Antlitz weit schöner und frischer als das der übrigen Rumäninnen der Marmaros ist, so erscheint sie in der That recht einnehmend und gewinnend. Ist eine Schar junger Mädchen und Burschen im Wirtshause oder in der Kirche versammelt, so wird man gestehen müssen, daß sich nichts Lieblicheres denken läßt. Keine unregelmäßigen, häßlichen Züge tauchen auf, und es ist schwer, die schönste Jungfrau heraus zu finden. Alle haben sie schwarzes Haar, dunkle Augen, rote Wangen und weiße Zähne; alle beweisen, daß sie demselben Volke angehören wie die von Szelistе bei Hermannstadt.

Die anderen Ortschaften der Rumänen ziehen sich den Flußthälern entlang; auf der Höhe der Straße findet man vier Stunden lang keine einzige Niederlassung mehr. Ein Wegräumerhäuschen und eine Schenke ist alles, was bis zum Breber Bade angetroffen werden kann. Das Bad selbst ist freundlich gelegen, beherbergt im Laufe des Sommers einige Hundert Gäste und gehört nicht zu jenen seltsamen Bädern der Marmaros, wo allerdings eine Quelle vorhanden ist, aber auch nichts weiter, und wo die Gäste gezwungen sind, sich im Walde Hütten zu bauen, Bett und Mundvorräte aber mitzubringen.

Von Sziget aus wandte ich mich das landschaftlich reichgesegnete Theißthal hinauf nach Körösmezö, einem in rauhester Gebirgsgegend gelegenen Orte von 3500 Einwohnern, deren armselige Behausungen auf einen Raum von zwei Quadratmeilen verteilt sind. Wie in Bocsko-Raho befindet sich auch hier eine Anzahl Zipser Familien, die dem Aerar dienen und sich in günstigen materiellen Verhältnissen befinden. Ihr Deutschtum muß freilich als ein verlorenes bezeichnet werden. Schule und Kirche ist der magyarischen Staatsidee anheimgefallen, und zugleich mit den Huszter Schwaben dürften die Zipser von Körösmezö gute Magyaren werden. Zudem ähneln sie der Hauptmasse der Zipser auch noch auf andere Weise. Sie sind weniger geweckt, besonnen und fleißig als die Munkacser und Banater Schwaben und die Siebenbürger Sachsen. Infolge dessen fällt einer nach dem anderen dem orthodoxen Juden in die Hände, der von Tag zu Tag mehr und mehr die Herrschaft im Lande an sich reißt. So geringe Sympathie diese Leute im Ganzen erwecken können, so waren sie doch oft mein Trost und meine Rettung, denn mit dem Russischen, das ich mir in Wien mühsam zusammengesucht, kam ich bei den guten Ruthenen nicht weit, und man mußte mehr als einmal die Israeliten zum Dolmetschen entbieten. Aber ach, ihr Deutsch klang gar seltsam! fünf Minuten schrieen wir uns oft an, ohne einander zu verstehen und erst der sechste oder siebente Israelit hieb auf friedliche Art den gordischen Knoten durch.

Ganz besonders bemerkenswert ist bei den Juden der Marmaros der Umstand, daß sie ihre Kinder in frühestem Alter verheiraten. Sie übertreffen dabei noch die Zigeuner und Rumänen, deren Töchter bekanntlich ziemlich häufig mit 14 Jahren eine Ehe schließen. An einem sehr kühlen Morgen fuhr ich einst auf der Kaiserstraße dahin, als mir ein kleines Judenmädchen bittend zurief, ich möge sie mitnehmen. Ich hieß sie sich auf den Wagen setzen, und da die Hände und Füße des schwächlichen Kindes ganz erstarrt waren, fragte ich, ob sie nicht friere. „Freilich frier' ich", lautete die Antwort der schwarzäugigen, rotwangigen kleinen Dame. — „Warum kauft man Dir keine Stiefeln?" forschte ich weiter.

„Weil kein Geld", tönte es zurück.

„Wie alt bist Du?" meinte ich.

„Elf Jahre."

Ich wußte, daß die Israelitinnen in diesem Lande zeitig heiraten und nahm daher keinen Anstand zu fragen: „Dann heiratest Du wohl bald?"

Die Entgegnung, die mir lächelnd zuteil wurde, lautete: „Ich möcht' schon, aber ich darf noch nicht."

Zehn Minuten später setzte ich meine Mitreisende vor dem Hause ihrer Eltern ab. Die beiden Alten gruben auf dem Felde, sie lebten offenbar in dürftigen Verhältnissen. Ueberhaupt darf man nicht glauben, daß sämtliche Israeliten der Marmaros durch Geldausleihen oder durch Handelsgeschäfte zu einem angenehmen Dasein, welches Arbeit und Mühe ausschließt, gelangen. Dazu wäre das von ihnen okkupierte Terrain zu klein. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl liegt vielmehr dem Ackerbau ob; man sieht sie graben und säen; auch traf ich eine Jüdin, welche mit gespreizten Beinen auf einem Schotterhaufen saß, und Steine zerschlug, und auf dem Gipfel der Rotunda,

4000 Fuß über dem Meere, fand ich einen orthodoxen Juden als Wegräumer, im wahren Sinne des Wortes ein Pionier der Kultur in der Wildnis.

Von Körösmezö aus kann man die Theißquelle auf der Okola besuchen. Durch die üppigsten Nadelwälder, vorüber an holzfällenden Ruthenen, welche die seltsame Sitte beobachten, daß sie sich mit ziegelroten, purpurroten oder violetten Beinkleidern schmücken, erreicht man in einigen Stunden die Apsinec-Klause, eine der größten unter den 23 ärarischen Klausen der Marmaros. Diese Klausen sind umfangreiche, meist über 100 Schritt breite Vorrichtungen, durch welche die Flößerei die nötige Regelung erfährt. Sie bestehen aus gewaltigen Steindämmen, hinter denen sich in einem Reservoir das Wasser sammelt, bis man es mittelst Aufhebung einer Schütze ins Thal hinabbrausen läßt, wo es den Fluß anschwellen macht und die harrenden Flöße mit sich nimmt.

Es war Ende Mai, als mich am frühen Morgen der Klausenwärter, ein biederer Deutscher, zur Okola hinaufführte. Schweigend stand der Wald, kein lebendes Wesen zeigte sich, und eine verlassene, verfallene Klause, die wir hoch oben in den Bergen antrafen, vermehrte nur noch das düstere Bild der unentweihten Natur. Zwischen den Bäumen lag Schnee; er zierte die Zweige der Tannen. Unsere Pferde glitten auf dem steilen Pfade der Okola aus, und plötzlich senkten sich weiße Flocken auf uns herab. Winterlandschaft Ende Mai, und dabei waren wir nicht höher als 3000 F.!

Das Panorama, welches der Gipfel der Okola bietet, ist ein erhabenes. Endlose Wälder, Berge ohne Zahl, unter ihnen die gewaltige Csernagora, wo sich noch Urwälder ausdehnen, Wälder, in denen noch nie der Schlag der Axt erklang, grüßen uns ernst und erhaben. Ein Schutzhaus ziert den Aussichtsberg, Bänke und Tische laden bei der aus dem Felsen munter hervorsprudelnden Theißquelle zum Träumen ein. Im Sommer muß es sich hier angenehm weilen, allein als ich das Wasser der Theiß kostete, machte ein eisiger Wind unsere Hände erstarren; unsere kleinen Pferde senkten fröstelnd die Köpfe und unter uns wogten und wallten unheimliche Nebelgebilde.

Acht Tage später schied ich von dem freundlichen Sziget, um meinen Uebertritt nach Siebenbürgen zu erzwingen. Bei Rona-Polyana erhält der Theißfluß, der hier plötzlich seine Richtung ändert, einen Nebenfluß: den Visso. Der Punkt ist wichtig, denn bei Rona-Polyana endet das Reich der „Rothosen;" westwärts wohnen diejenigen Ruthenen, welche mit weißen Pantalons herumlaufen; im Visso-Thal aufwärts, sowie rechts und links davon, hausen die Rumänen. Hauptort ihres Gebietes ist Telö-Visso, wo wir neben 1300 israelitischen Bewohnern auch eine ärarische Kolonie von in diesem Jahrhundert eingewanderten Zipsern entdecken können. Leider scheint es, als sei der Auswurf der Zipser hieher verschlagen worden, denn daß die lieben Zipserinnen vorzügliche Branntwein-Konsumentinnen sind, ist noch nicht das Schlimmste was man sich von ihnen erzählt.

Angenehmere Ergebnisse als das Studium der ethnographischen Verhältnisse wird das der Vissoer Umgebung bieten, vor allem eine Fahrt durch das wildromantische, völlig einsame Thal des „Wasserflusses" nach der vorzüglichen, leider so wenig bekannten Quelle von Suligule. Prächtige Laub- und Nadelhölzer wechseln ab, grüne Alpenwiesen winken traulich, schroffe Felsenpartien präsentieren sich, und an die Existenz des Menschen würde nichts gemahnen, als hin und wieder ein pfeilschnell dahinschießendes Floß, wenn nicht hölzerne Kreuze auf hohem Bergrücken zeitweilig die Stätte bezeichneten, wo ein Verbrechen verübt worden, wo ein Nachkomme Kains seinen Bruder erschlug. Ob dies aus Rache, Eifersucht, Brotneid ꝛc. geschehen, davon berichtet das mahnende Kreuz nichts, und die Natur ist verschwiegen. An Stoff zu romantischen Betrachtungen ist überhaupt in dem herrlichen Thale kein Mangel. Mein Kutscher zeigte mir eine Wiese, wo im Frühjahr der Bär seine Kuh und sein Kalb zerrissen; er deutete auf einen Felsen, der einstens einer Räuberbande zum Schlupfwinkel gedient, und bald darauf fuhr er infolge des oft verzweifelt engen Weges auf einen Baumstamm auf. Ein kurzes Hangen und Bangen und der Wagen entledigte sich seines Inhalts. Da sich nun mein Führer mit großer Seelenruhe wieder erhob und that, als wäre nichts vorgefallen, so blieb mir nichts anderes übrig, als ihn nachzuahmen und das Gefährt mit einer Virtuosität aufrichten zu helfen, die ich mir bereits bei früheren Reisen erworben, und die sich späterhin in Siebenbürgen noch vermehrte.

Der Junitag, an welchem ich aus dem Marmaroser Berglande scheiden sollte, war überaus freundlich; die Sonne brannte, die armen, zerlumpten Rumänenkinder tummelten sich lustig inmitten ihrer Schaf- und Ziegenheerden, der gewaltige Pietros Veliki, der höchste der Marmaroser Bergriesen, schien zu lächeln, so glänzten und flimmerten seine Schneemassen, und nur die rumänischen Ortschaften harmonierten in ihrer Verkommenheit nicht mit diesem schönen Bilde. Ihrer gedachte ich oft mit Wehmut, wenn ich die weit behäbigeren Dörfer um Rodna durchfuhr oder die stattlichen Häuser der Rumänen um Hermannstadt und Kronstadt betrat.

Borsa ist der letzte Ort der Marmaros. Sieben Meilen muß man jetzt reisen, ehe man den ersten Ort der Bukowina erreicht, neun Meilen, ehe man nach Rodna in Siebenbürgen gelangt. Zwanzig Quadratmeilen in der Runde keine Ortschaft, höchstens Wegräumerhäuschen und Sägewerke. Und doch ist es sicher in dieser weltvergessenen Gegend. Vor etwa zehn Jahren war es freilich anders, damals trieb hier eine Räuberbande ihr schäbiges Gewerbe; sie bestand aus sechs oder sieben verwilderten Gesellen, welche in der schmutzigsten Weise ihr Handwerk übten und jeden töteten, bei dem sie 10 Kreuzer vermuteten.

Soldaten und Gendarmen wurden aufgeboten; sie fahndeten vergebens nach den Räubern. Nach einiger Zeit wichen die Gesellen ungestraft aus der Gegend und kehrten nach der Moldau zurück, wo man sie bezwang, und die armen Grenzbewohner Siebenbürgens, Ungarns und der Bukowina konnten wieder erleichtert aufatmen.

Hinter Borsa hob sich die Straße; gegen Mittag erreichten wir Gura Funtina, wo sich einige Häuser für einen Wegmeister und für Holzschläger präsentierten, und hier wurde uns ein herrlicher Blick ins Thal hinab zuteil. Die Schlucht war fast vollständig mit Kiefern und Tannen ausgefüllt, doch zeigten sich auch kahle Stellen, an denen ein spekulativer Israelit 10,000 Bäume hatte schlagen lassen; im Hintergrund stiegen die schneebedeckten Berge empor, vor uns hockten Zipser am Wege, klopften Steine, zündeten ihre Pfeife an und begrüßten uns mit deutschen Lauten. Gleich darnach fuhren wir über historischen Boden. Wir waren in der sogen. Tartarenschlucht. Als vor 200 Jahren ein Trupp Türken und Tartaren diesen Paß fliehend durcheilte, lauerten die umwohnenden Rumänen den Fremdlingen auf, töteten sie, offenbar mittelst herabgeschleuderter Steine und Baumstämme, und empfiengen zur Belohnung für ihre That den erblichen Adel. Die Sage hat sich selbstverständlich des dankbaren Stoffes bemächtigt; sie erzählt, daß die Rumänen Hunderte von Baumstämmen halb durchgeschlagen, ein Sturm habe dieselben während der Nacht vollends zu Fall gebracht und dadurch die ahnungslos schlummernden Tartaren getötet.

Nach Zurücklegung der Tartarenschlucht hatten die kleinen Pferde das schwierigste Stück Arbeit zu überwinden. Der gewaltige Prißlop begrüßte uns, 4500 F. mit seinem Gipfel den Meeresspiegel überragend und die Wasserscheide zwischen der Theiß einerseits und dem Szamos und dem Pruth andererseits bildend.

In Serpentinen gieng es empor, ganze Wälder sanken neben uns hinab; immer mehr erhoben wir uns zur Höhe der schneegekrönten Bergriesen. Die Straße war keineswegs einsam. Einzelne Wanderer schritten vorüber, Juden zogen auf hagerem Klepper daher, Viehheerden läuteten am Waldessaume, von dem auf der Schalmei blasenden Hirten bewacht. Als wir die Höhe überwunden und das Thal der goldenen Bistritz erreicht, senkte sich die Nacht herab. Ich verbrachte sie in einem einsamen Wegräumerhäuschen, dessen Inhaber, ein Deutscher aus der Bukowina, die Zither schlug. Draußen rauschte der Fluß, zog der Mond herauf, leuchteten die Sterne und zeigten sich die Umrisse einer Brücke, die zum anderen Ufer hinüberleitete. Die Wälder und Berge da drüben gehörten nicht mehr zum rauhen Berglande der Marmaros, in dem der Mensch an Wildheit fast die Natur übertrifft; sie gehörten bereits zu dem schönen, blühenden Siebenbürgen, das mich am nächsten Morgen freundlich aufnahm.

Wie sympathisch berührte mich das reinliche, wohlhabende Rodna, das ehemalige deutsche Rodenau, wo bereits alles von geordneten, zivilisierten Zuständen predigte! Wie war ich erfreut, in diesem Lande viel von Rechtlichkeit und wenig von Korruption zu hören! Und wie staunte ich, als ich das erste sächsische Dorf erblickte und mich seine stattlichen Steinhäuser an die kleinen Landstädtchen meiner mitteldeutschen Heimat erinnerten! Andererseits war man freilich nicht wenig verwundert über meine Berichte und mein Erscheinen. Erzählte ich in Siebenbürgen von den stillen Flußthälern der Marmaros, von den dortigen Beamten und dem großen sozialen Elende, welches den schlichten Ruthenen heimgesucht hat, so schüttelte man zweifelnd den Kopf und gestand mir, daß man von solchen entsetzlichen Zuständen keine Ahnung gehabt. Auch mein Herabkommen über die Rotunda erschien ungewöhnlich: man war daran gewöhnt gewesen, daß fremde Besucher ihre Rundreise bei Hatszeg oder bei Klausenburg und nicht bei Bistritz begannen.

In welchem Lande ich mich länger denn einen Monat herumgetrieben, das wurde mir am besten dadurch klar, daß man meine Toilette, welche für die Spiritus- und Petroleum-Equipage von Ganya vollständig gepaßt hatte, in Siebenbürgen mit eigentümlichen Blicken musterte. Als Trost flüsterte mir jemand zu, daß vor einigen Jahren ein bekannter süddeutscher Gelehrter aufgetaucht, dessen Aeußeres noch weit mehr derangiert gewesen, ihm hätten die Zehen zu den Stiefeln herausgeblickt. Leider ruhte mein Koffer in Klausenburg und ich konnte nicht umhin, in Reitstiefeln und mit magyarischem Hütchen herumzuspazieren. Später erfuhr ich, welchen Verdacht ich damit erregt. Eine der Bistritzer Damen hatte nämlich geäußert, man solle mich beobachten, ich sei höchst wahrscheinlich ein magyarischer Spion. Ich verzieh alles, dagegen fühlte sich mein norddeutsches Gemüt tief gekränkt, sobald ich vernahm, daß eine andere Dame bemerkt, ich besitze hunnische Gesichtszüge. Nach acht Tagen verließ ich das freundliche Bistritz, und Dank der Liebenswürdigkeit der Siebenbürger Damen, welche das Herz ebenso schnell zu erobern verstehen wie den Magen, hatte ich in kurzer Zeit die Strapazen und Unannehmlichkeiten meiner Marmaroser Streifzüge vergessen.

Geographische Neuigkeiten.

* Die algerische Sahara. Herr Teisserenc de Bort, welcher seine Forschungen über den Erdmagnetismus in Algerien und der Sahara fortsetzt, machte vor einigen Monaten eine Reise von Biskra durch die Sahara nach Laghuat, in deren Verlauf er auch den algerischen Djuf, eine noch wenig bekannte Region, bereiste. Er schildert die Gegend als hügelig, mit einem sanften Anstieg von dem „Schott" Melrir gegen Nordwesten, bis sie nach dem Thale des Wed Djedi steil abfällt in einem 200 Fuß hohen Kalkfelsen, an dessen Fuß eine üppige

harische Pflanzenwelt gedeiht. Mehrere kleine Wasserläufe sickern von den Felswänden herab und geben zu Einsickerungen in den Boden Veranlassung. Nach Osten hin ist das Land reich an meist trockenen Weds oder Wasserläufen, während nach Norden hin die Hochebene durch den Wed Salun tief eingeschnitten ist. Der Djuf ist bedeckt mit großen viereckigen Steindenkmälern, wahrscheinlich von berberischem Ursprung, welche gewölbte Kammern enthalten und als Begräbnisplätze benützt wurden; sie krönen die Felsengipfel des Djuf und kommen hie und da sogar noch bis an den Wed Djedi. Herr Teisserenc de Bort bestimmte mit Hülfe eines Chronometers die Breite von acht und die Länge von neun Punkten und war in zwei Fällen imstande, seine Längenbestimmungen auch noch durch Mondbeobachtungen zu verifizieren.

* Die Forschungen in Afrika seit einem Jahrhundert. Im Jahre 1788 wurde die Londoner African Association zu dem Zwecke gegründet, zu Reisen und zu Forschungen im schwarzen Erdteil zu ermutigen. Zu jener Zeit war Afrika, mit Ausnahme des unteren und des mittleren Nil, Senegambiens und des Kaps der Guten Hoffnung, beinahe lauter unbetretenes Land. Da es nicht ratsam gewesen wäre, diesen Weltteil von allen Seiten zugleich in Angriff zu nehmen, so konzentrierte der Verein seine Bemühungen auf die Regionen der Sahara und des Sudan. Der übrige Kontinent wurde jedoch nicht ganz vernachlässigt. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts reiste Burckhardt im oberen Nubien, Caillaud in der Wüste östlich und westlich von Aegypten, Rüppell im Sennaar und Kordofan, und Somerville, Lichtenstein und Burchell bereisten die Regionen des Oranje-Flusses und des Limpopo. Die wichtige Frage, welcher sich damals die meiste Aufmerksamkeit zuwandte, war diejenige des Niger. Ergoß dieser Strom seine Gewässer in den Nil, verlor er sich in den Lagunen von Wangara (des heutigen Tschad-Sees), mündete er in den Kongo oder in die Bucht von Benin? Hornemann und Mungo Park waren die ersten, welche diese Frage zu lösen versuchten; ihnen folgte Tuckey, welcher den Kongo hinanfuhr, und Denham und Clapperton, welche eine genaue Erforschung des Tschad-Sees vornahmen und vom Sultan von Sokoto die Nachricht erhielten, daß der Niger in die Bucht von Benin münde, welche Behauptung erst von den Gebrüdern Lander im Jahre 1830 bewahrheitet wurde. Ungefähr um diese Zeit begann das größere Publikum ein Interesse an Geographie zu nehmen. Es hatten sich geographische Gesellschaften gebildet: in Paris 1821, in Berlin 1828 und in London im Jahre 1831. Die Londoner African Association, welche nicht länger mehr einen Anspruch auf ein gesondertes Dasein hatte, ging in der Königl. Geographischen Gesellschaft auf. Von 1830 bis 1850 war der Fortschritt nur langsam; mit der Karte von Afrika wurden nur kleine Veränderungen vorgenommen in der Berberei, wo Frankreich Fuß gefaßt hatte, im Nil-Thale und in Südafrika. Die Entdeckungen des Kilima'ndscharo und Kenia durch die deutschen Missionare Rebmann und Krapf im Jahre 1848 und des Ngami-Sees durch Dr. Livingstone eröffneten die Periode des andauernden Fortschrittes, die 1850 begann. Diese Periode zerfällt in drei Abteilungen, nämlich 1850—1862, 1862—1877 und von 1877 bis zur Gegenwart. In der ersten dieser Perioden erweckten die Expeditionen behufs der Entdeckungen der Nilquellen großes Interesse. Arnaud glückte es, den Nil bis Gondokoró hinanzufahren, und Tremaux, Hartmann, Baker u. a. bereisten das Land in verschiedenen Richtungen, so daß ihre Routen ein Netzwerk bildeten, welches immer enger wurde. Inzwischen hatte Livingstone den Sambesi erforscht und auf seiner ersten Expedition (1853—1856) den Kontinent von Ost nach West durchquert. Diese Periode ist ferner merkwürdig durch Heinrich Barth's Expedition nach Fezzan, der Oase Asben und Timbuktu. Ein großer Strom blieb noch zu erforschen: der Kongo. Livingstone erforschte auf seiner dritten Reise dessen Oberlauf, den Lualaba, und seine beiden großen Reservoirs, den Moëro- und den Bangweolo-See. Allein niemand hatte noch irgend eine Ahnung von der Größe dieses Flusses bis Stanley von seiner Expedition zur Aufsuchung Livingstone's zurückkehrte und durch seine Enthüllungen das größte Aufsehen erregte. Andere Expeditionen von nicht minder bedeutendem Rufe vermehrten unsere Kunde von Afrika — Rohlfs, Nachtigal und andere im Sudan, Munzinger, Rattray und die englische Expedition in Abessinien, Schweinfurth am oberen Nil, Mauch, Elton u. a. im Süden, und Pogge nebst anderen im Kongobecken. Ein großes Ereignis in dieser letzten Periode war die Gründung der Afrikanischen Internationalen Association, die sich weitere Ziele gesteckt hatte als die frühere Afrikanische Association, denn sie lud Leute von allen Nationen ein, zu kommen und von dem Lande Besitz zu ergreifen. Zum Schlusse erfahren wir, was noch zu thun bleibt: Nur die Kapkolonie, Transvaal, Algerien, Unterägypten und Tunis sind geometrisch vermessen und verzeichnet worden, Senegambien, Oberguinea, der Weiße Nil, Abessinien, das Hottentotten-Land und die Becken des Schiré und Rovuma sind wiederholt erforscht, aber seither noch nicht ganz bekannt worden. Von dem übrigen Kontinent sind einige Teile vielmals bereist worden, so daß ihre Orographie und Hydrographie mehr oder weniger genau bekannt geworden sind. Gleiches ist der Fall mit dem Norden und Westen der Sahara, dem Sudan zwischen dem Niger und Tschad-See, verschiedenen Teilen des Sambesi und den oberen Strecken der südlichen Zuflüsse des Kongo, Andererseits sind das Somali-Land, Wadai, der westliche Sudan, die zentrale Sahara und das Kongobecken so wenig besucht worden, daß die Routen noch leere Stellen auf der Landkarte lassen, welche auszufüllen den künftigen Reisenden überlassen bleibt. Endlich sind noch einige Regionen ganz in Geheimnis gehüllt, z. B. das Land der

Mandingos, nordwärts von Liberia, die Grain-Coast, das Land östlich vom Weißen Nil und ein Teil des Kongobeckens. Allein der größte leere Fleck in der Karte von Afrika liegt nördlich vom Kongo, einer der interessantesten Teile des Kontinents, denn hier muß die Wasserscheide zwischen den vier Strömen Kongo, Nil, Schari und Niger liegen. („L'Afrique", Oktober 1888.)

* Der Tabaksbau in Sansibar. Das Verdienst, diesen wichtigen landwirtschaftlichen Erwerbszweig, welcher schon nach seinen ersten Anfängen einen raschen Aufschwung genommen, und eine große Zukunft hat und wahrscheinlich auf den ganzen Wohlstand der Insel einen bedeutenden Einfluß haben wird, kommt einem Deutschen zu. Vor etwa drei Jahren machte Herr Oswald, ein Hamburger, von der Firma Oswald u. Komp., einen Versuch mit dem Tabaksbau, und der Erfolg hat die Erwartung des gegenwärtigen Besitzers weit übertroffen. Herr Oswald hat ungefähr 400 e. Acres in Kultur genommen und beschäftigt darauf 500 Arbeiter und zwei deutsche Aufseher. Er hat ein großes Kapital in dieses Unternehmen gesteckt, denn er ließ große hölzerne Trockenhäuser für seine Tabakskultur bauen, unabhängig von einem aus Stein erbauten Magazin, worin er den zur Ausfuhr bestimmten Tabak gähren läßt. Auch hat er Brunnen oder Zisternen von ungefähr 80 F. Tiefe graben lassen, deren Wasser durch anzulegende Windmühlen gehoben werden soll. Der Tabak, welcher auf dieser Pflanzung gebaut werden soll, stammt dem Vernehmen nach aus Samen, welche aus Cuba, Sumatra und Java bezogen worden sind; allein Herr Oswald, welcher das größte Vertrauen in das Gelingen seines Versuches hat, hält alle Einzelheiten in Betreff der Qualitäten des verwendeten Tabaks geheim; er übt eine strenge, wachsame Aufsicht über seine Angestellten und läßt die Pflanzung durch Bewaffnete hüten, welche den gemessensten Befehl haben, ohne seine Bewilligung kein Blatt aus dem Etablissement kommen zu lassen. Die Blätter sind groß, wohlgebildet und von einer seidenartigen Textur, sollen aber angeblich wenig Geruch und Geschmack haben. Sie sind bestimmt, den Markt mit einer Tabakssorte zu versehen, für welche man einen Preis von 300 Lstrl. per Tonne (20 Zollzentner) in Aussicht nimmt und sollen von jener Art sein, die man ausschließlich als Deckblatt verwendet und welche für die Einlage der Zigarre ganz ohne Wert ist. Aehnliche Pflanzungen wie diejenige des Herrn Oswald werden in dem unter deutscher Schutzherrschaft stehenden Lande Usagara von Deutschen betrieben.

Offene Korrespondenz.

An die löbl. Redaktion des „Ausland". Stuttgart.

Infolge des in Nr. 51 des „Ausland" vom 17. Dezember 1888 erschienenen Artikels: „Aus Siebenbürgen" halten Unterzeichnete es für ihre Pflicht, nachstehende Erklärung abzugeben und eine löbliche Redaktion ergebenst zu bitten, diese Erklärung als Entgegnung auf jenen Artikel in Ihrem Blatte veröffentlichen zu wollen. Wir hoffen umsomehr auf die Erfüllung unserer Bitte, als ja die Tendenz Ihres Blattes die Förderung wahrheitsgetreuer Kunde von Land und Leuten ist.

Erklärung.

Wir Unterzeichnete, Angehörige des Deutschen Reiches, seit einer Reihe von Jahren in Hermannstadt, der Hauptstadt des Siebenbürger Sachsentums, ansässig, erklären hiermit den in Nr. 51 des „Ausland" am 17. Dezember erschienenen, mit ot gezeichneten Artikel „Aus Siebenbürgen" für übertrieben und mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht im Einklange. Es scheint der Schmerzensschrei eines durch schlechte geschäftliche Spekulationen hier Verunglückten zu sein. Wir können nur unsere Entrüstung darüber ausdrücken, daß der Schreiber jenes Artikels, anschließend an das Machwerk einer Frau, welche als geborne Französin, erzogene Engländerin und verheiratete Generalin wohl kaum imstande ist, deutsches Volksleben richtig zu beurteilen, in ungerechtfertigter Gehässigkeit über einen Volksstamm sich ausläßt, der durch seine Anhänglichkeit und Treue an deutsches Wesen und deutsche Sprache in jeder Beziehung der Achtung des Mutterlandes würdig ist.

Hermannstadt (Siebenbürgen), den 30. Dezember 1888.

Georg Meyer, Buchhändler, Besitzer der A. Schmiedicke'schen Buchhandlung, k. preuß. Premierlieutenant der Landwehr-Infanterie, aus Hirschberg, preuß. Schlesien. Seit 21 Jahren in Hermannstadt.

W. Schönhut, Leiter der Fachschule für Holzindustrie in Hermannstadt, aus Göppingen, Württemberg; seit 10 Jahren in Siebenbürgen.

Julius Spreez, letzter Besitzer der nun aufgelösten S. Filtsch'schen Buchhandlung in Hermannstadt; jetzt als Privatmann in Hermannstadt lebend, aus Weimar.

Carl Dörschlag, Realschulprofessor in Hermannstadt, geb. in Mecklenburg-Schwerin, seit 1862 in Siebenbürgen unter Sachsen lebend.

Herm. Hartmann aus Werben in Pommern, seit 20 Jahren hier ansässig.

H. Baumann, Baumeister, seit 1878 in Siebenbürgen, Hermannstadt.

Franz Bertsch, geboren zu Dormettingen in Württemberg; in Siebenbürgen ansässig 24 Jahre.

C. Schweitzer, Appreteur, seit 1885 in Hermannstadt i. Siebenbürgen.

Friedrich Heberlein, Kunst- und Handelsgärtner, lebt gegen 30 Jahre in Siebenbürgen. Wiewohl ich ein Fremder, geboren in Lippe-Detmold (Fürstentum Lippe), jetzt hier ansässig, bin ich auf jeder Ausstellung, die ich beschickte, von Sachsen und Ungarn prämiiert worden.

H. Wusterhausen, Tuchscheerermeister; geb. in Mecklenburg-Strelitz, aus Fürstenberg. Seit 1850 in Hermannstadt, Siebenbürgen.

Karl Eichler, Tuchfabrikant; seit 40 Jahren in Hermannstadt, aus Salzwedel in Preußen.

Karl Kautlehner, Oekonom. Vor 8 Jahren nach Siebenbürgen gekommen und habe die Absicht, hier zu bleiben und unter den Sachsen zu weilen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 4. Stuttgart, 28. Januar 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Kaiser-Wilhelms-Land in Neu-Guinea. Von A. Oppel. S. 61. — 2. Der Opalberg von Färöe. S. 64 — 3. Lebensbilder aus Indien. Von einer Dame. S. 68. — 4. St. Petersburger Eindrücke. (Schluß.) S. 72. — 5. Die südrussischen Kurgane und Balka. S. 76. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 79. — 7. Notizen. S. 80.

Kaiser-Wilhelms-Land in Neu-Guinea.

Von A. Oppel.

Kaiser-Wilhelms-Land, dasjenige Stück Erde, welches den Namen unseres durch seine Thaten und Tugenden unsterblichen Heldenkaisers auch auf der Karte zu verewigen bestimmt ist, muß schon dadurch die Aufmerksamkeit eines jeden Deutschen in hohem Grade in Anspruch nehmen und seine Wißbegierde in lebhafte Bewegung setzen. Diese zu befriedigen, wäre man aber bis vor kurzem kaum genügend imstande gewesen, denn es dürfte wenige Teile der bekannten Welt geben, über die bislang die Quellen so spärlich flossen wie über das heutige Kaiser-Wilhelms-Land. Wenn diesem Mangel jetzt abgeholfen ist, so verdanken wir dies einerseits der deutschen Neu-Guinea-Gesellschaft, welche vor einigen Jahren die Erwerbung dieses Gebietes nicht nur ins Auge faßte, sondern auch zur Ausführung brachte, andererseits dem Mann, den sie mit den dazu nötigen vorbereitenden Schritten betraute und der die ihm gestellte Aufgabe in ausgezeichneter Weise löste. Es ist dies der um die Geographie und Ethnologie der Südsee wohlverdiente Reisende Dr. O. Finsch, dessen kürzlich erschienenes Werk, betitelt „Samoafahrten", überhaupt das erste deutsche Originalwerk über Neu-Guinea, den vollständigsten und besten Aufschluß gibt, der überhaupt nach Lage der Sache gewährt zu werden vermag. Seinen Mitteilungen gegenüber verschwindet fast alles, was die ältere Litteratur bietet, während hingegen die von der Neu-Guinea-Gesellschaft veröffentlichten „Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel" einige Ergänzungen nicht unwesentlicher Art enthalten. Wenn nun im folgenden der Versuch gemacht werden soll, die Grundzüge unserer Kenntnis vom Kaiser-Wilhelms-Land und seinen Bewohnern mitzuteilen, so erheischt es die Pflicht historischer Gerechtigkeit, in Kürze der Männer zu gedenken, welche vor der neuen Aera dieses Gebiet besucht, beziehungsweise über dasselbe Berichte der Nach- und Mitwelt übergeben haben.

Wie O. Peschel in seiner „Geschichte der Erdkunde" angibt, war es der spanische Seefahrer Rui Lopez de Villalobos, der, beauftragt, von den Philippinen aus in äquatorialen Breiten nach Mexiko zu fahren, im Jahre 1544 an der Nordküste eine neue Strecke von 230 spanischen Meilen enthüllte, indem er nach dem „Orbis terrarum a Hydrographo Hispano 1573 delineatus" über die westliche Vulkaninsel hinaus bis ungefähr 144° ö. L. von Gr. gelangte. Er entdeckte also nur die in dieser Gegend gelegenen Inseln, betrat aber die Küste Neu-Guinea's selbst nicht. Dies geschah erst von den Holländern Jakob le Maire und Willem Corneliß Schouten, welche, im Jahre 1615 mit den Schiffen „Eendracht" und „Horn" ausgesandt zu dem Zwecke, einen kürzeren Seeweg nach Indien um die Spitze von Südamerika zu suchen, im Jahre 1616 Neu-Irland umsegelnd, unsere Insel am 8. Juli unter 4° 10′ s. Br. erreichten. Nachdem sie am 6. Juli die brennende Insel „Vulkanus" entdeckt hatten, ankerten sie am 9. und 10. Juli in einer Bucht, welche, später Cornelis Kniers-Bay benannt, nach Finsch' Dafürhalten etwa 80 Km. westlich von dem Kap de la Torre (Blaken Huk), also an der heutigen Hansemann-Küste, liegen dürfte. Nach ihnen war es der Engländer William Dampier, der, mit dem großen Vorsatze aussegelnd, das ganze Festland „Australien aus dem Meere zu heben", nach der Erforschung der jetzt

ebenfalls deutschen Inseln Neu-Irland und Neu-Britannien, unter anderen die gegenüber von Kap Croisilles gelegene und nach ihm benannte Insel Dampier auffand; zugleich hat er festgestellt, daß Neu-Britannien nicht, wie man vor ihm meinte, mit Neu-Guinea und Neu-Irland zusammen einen Landkörper bilde, sondern eine selbständige Insel sei.

Nach Dampier vergingen fast hundert Jahre, ehe wieder ein Forschungsreisender die Nordküste Neu-Guinea's berührte. Im Jahre 1793 gelangte nämlich der französische Admiral d'Entrecasteaux in den großen, vom 7.° s. Br. durchschnittenen Busen, den er nach Huon Kermadec als „Huon-Golf" bezeichnete, und einige Jahrzehnte später folgten ihm seine Landsleute Duperrey mit dem „Coquevile" (1823) und Dumont d'Urville mit der „Astrolabe" (1827); letzterer fand die nach seinem Schiffe getaufte „Astrolabe-Bai". Duperrey und d'Urville waren auch die ersten, welche mit der Aufnahme der Küste und der Inseln von der Astrolabe-Bay nach Westen begannen und verschiedene Oertlichkeiten mit französischen Benennungen belegten; an der Küste selbst bestimmten sie 16 vorspringende Punkte, mußten aber erhebliche Lücken lassen, weil sie wegen der Strandverhältnisse sich vielfach weit ab vom Lande, das sie nirgends betraten, halten mußten. Eine eigentümliche Fügung des Geschickes ist es also, daß die ersten exakten Untersuchungen in Kaiser-Wilhelms-Land wie eine entsprechende Anzahl Namen französischen Ursprungs sind.

Die jüngste und letzte Epoche in der Geschichte unseres Gebietes beginnt mit den Reisen des jüngst verstorbenen russischen Naturforschers N. Miclucho-Maclay. Derselbe hielt sich zuerst an der Astrolabe-Bay, speziell in Port Konstantin seit 1871 15 Monate, sodann an der sog. Maclay-Küste seit 1876 17 Monate, mit anthropologischen und zoologischen Studien beschäftigt, auf. Bis in die letztgenannte Gegend gelangte auch der englische Kapitän J. Moresby, der sich bekanntlich um die Aufnahme der Ostküste schätzenswerte Verdienste erworben hat. Ihm folgte sein Landsmann Wilfred Powell, der in den Jahren 1875—1879 zu verschiedenenmalen, im ganzen 18 Monate, sich an der Nordostküste Neu-Guinea's zwischen der Chinastraße und der Pointe d'Urville hin und her bewegte, aber nirgends Aufnahmen machte, sondern seine Aufmerksamkeit vorwiegend den Eingeborenen zuwandte.

Erst nach Powell hebt die deutsche Forschung an, auf ehrenvollste Weise durch unsern Dr. O. Finsch vertreten. Er hat auf fünf verschiedenen Fahrten mit der „Samoa" die ganze Küste befahren und an zahlreichen Stellen das Land betreten. Bei dieser Gelegenheit hat er nicht nur die Karte vielfach verbessert, sondern überhaupt die zahlreichen Lücken, welche seine Vorgänger gelassen hatten, zum großen Teil beseitigt. Eine Menge Namen fast ausschließlich deutschen Gepräges sind neben die französischen, englischen und holländischen Bezeichnungen getreten, so daß also Kaiser-Wilhelms-Land, wenigstens was die Namengebung betrifft, dem kosmopolitischen Charakter der Deutschen recht entspricht. Daß auch Finsch selbst an der Küste noch mancherlei festzustellen und zu untersuchen übrig ließ, versteht sich von selbst, und da ist es nun erfreulich zu melden, daß nach seiner Heimkehr sowohl die Beamten der Neu-Guinea-Gesellschaft als eine besonders ausgesendete Expedition unter Leitung des Astronomen Dr. W. Schrader nach Kräften und Verhältnissen sich bemühen, die wissenschaftliche Erforschung zu vervollständigen und zu festigen, denn erst auf solcher Grundlage kann eine gesunde Kolonisation aufgebaut werden.

Doch muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß alle die vorher bezeichneten Unternehmungen, abgesehen von einigen Ausnahmen, wie der Untersuchung des Kaiserin-Augusta-Flusses, bisher auf die Küste und deren unmittelbare Umgebung beschränkt bleiben; tief in das Innere aber ist bis zur Stunde noch niemand vorgedrungen. Das gilt aber nicht nur von Kaiser-Wilhelms-Land, sondern in gewissem Sinne von ganz Neu-Guinea. Und warum? Nun, der Grund liegt in den örtlichen Verhältnissen. Einmal ist Neu-Guinea sehr schwach bevölkert und in sprachlicher Beziehung außerordentlich zersplittert. Die einzelnen kleinen Gruppen der Eingeborenen leben also in völliger Isolierung von einander; sie kennen nur ihre unmittelbare Umgebung und wagen sich über dieselbe nicht hinaus. Bei dem vorwiegend gebirgigen Charakter der Nordküste können auch die Flüsse nur geringe Dienste leisten. Einheimische Zuchttiere zur Beförderung von Menschen und Lasten gibt es nicht; die Eingeborenen aber sind zu Trägerarbeit nicht geeignet. Man wird also zur Untersuchung des Innern fremde Trägerkräfte heranziehen müssen, aber daß auch diese nicht sogleich dem gewünschten Zweck entsprechen, das lehren die Erfahrungen der deutschen Verwaltung.

Das Gebiet des Kaiser-Wilhelms-Landes, zu dessen Betrachtung wir uns nun wenden wollen, ist bekanntlich durch Verträge mit Holland und England derart begrenzt worden, daß es an der Küste im Westen nahe der Humboldt-Bay bei 141° ö. L. von Gr. beginnt und bis zum Mitrafels bei Kap Ward Hunt 148° 10′ ö. L. von Gr. und 8° s. Br. reicht. Die Demarkationslinie im Innern, zur Zeit eine imaginäre Größe, hebt im Westen bei 141° ö. L. und 5° s. Br. an und erreicht, in südöstlicher Richtung weiter laufend, aber einmal gebrochen, den 8.° s. Br. bei 147° ö. L. Das Ganze mit den der Küste unmittelbar vorgelagerten Inseln macht eine Fläche von 179,250 Quadratkilometer aus.

Die Küste folgt vom Mitrafels aus im allgemeinen der nordwestlichen Richtung und zerfällt in drei natürliche Abschnitte. Der erste derselben, wenn man von Südosten herkommt, ist der Huon-Golf, der im Norden von einer breiten und stumpfen Halbinsel begrenzt wird; diese enthält den nach dem Entdecker benannten Finschhafen, jetzt die Hauptstation der deutschen Verwaltung und Sitz des

Landeshauptmanns. Bei Kap König Wilhelm unter 6° s. Br. fängt der zweite Abschnitt an, der die Maclay-Küste und die Astrolabe-Bay umfaßt; letztere hat fast genau die Gestalt eines rechten Winkels, dessen westlicher Schenkel, von Süd nach Nord verlaufend, mit Kap Croisilles, gegenüber der Dampier-Insel, endet. Daran schließt sich der dritte und letzte, zugleich aber auch der größte Abschnitt, denn er macht, in der Luftlinie gemessen, nahe 6 Aequatorialgrade oder 650 Km. aus. Ohne scharf ausgeprägte Gliederung verläuft hier die Küste in schwach nordwestlicher Richtung und bildet meist flache Buchten, die von stumpfen Vorsprüngen, sogen. Huns, begrenzt werden. Durch die Mündung des Kaiserin-Augusta-Flusses wird diese wenig gegliederte Strecke in zwei ungleiche Teile zerlegt. Der östliche und kleinere, bis jetzt eines Gesamtnamens entbehrend, hat etwa in seiner Mitte Hatzfeldt-Hafen mit einer deutschen Station aufzuweisen; der westliche und längere dagegen heißt bis Kap Pomone Hansemann-Küste, von da an aber bis über Angriffshafen hinaus ist sie als Finsch-Küste bezeichnet worden.

Wie bereits angedeutet, sind der eben verfolgten Küste in größerer oder geringerer Entfernung Inseln vorgelagert, jedoch mit Unterschied. Während nämlich die Finsch-Küste nur wenige, sehr kleine, wie Sanssouci und Sainson, aufzuweisen hat, treten von der Hansemann-Küste an bis nach dem Kap König Wilhelm hin kleinere und größere Eilande, bald nahe an einander, bald in gewisser Entfernung von einander, auf und flankieren demnach die Küste. Von Kap König Wilhelm an verschwinden die größeren, dagegen finden sich stellenweise Gruppen von Inseln in kleinstem Format, so bei Kap Cretin die Tami-Insel, bei Adolf-Hafen die Luard-Insel u. a.

Entsprechend dem Charakter der Südsee, lassen sich sämtliche Inseln des Kaiser-Wilhelms-Landes auf Grund ihrer Entstehung auf zwei Typen, korallinische und vulkanische, verteilen. Zu den ersteren gehören z. B. die Inseln der zufriedenen Menschen (insonderheit Bilibili), die Luard-Inseln u. a. Deutlicher auf der Karte wie erst recht in der Natur treten die vulkanischen wie Rook, Long, Dampier, Hansavulkan, Blosseville u. a. hervor. Die Dampier-Insel, 272 Qu.-Km. groß, erscheint von Süden wie ein mächtiger, dicht bewaldeter stumpfer Kegel von 1600 m. Höhe; von Norden gesehen bietet sie sich dagegen als ein langgestreckter Gebirgsrücken mit zwei hohen, stumpfen Kegeln dar, beides erloschene Vulkane. Einen recht stattlichen Anblick gewährt auch der Hansa-Vulkan, ein in seiner Form an Stromboli erinnernder Berg von 1300 m. Höhe, der bis zum oberen Drittel dicht bewaldet, am unteren Teile mit ausgedehnten grünen Flächen versehen ist. Das Bett eines alten Lavastromes, bis zum Meere reichend, bildet eine gewaltige Schlucht. Das Bild eines typischen Vulkans endlich zeigt Blosseville, ein steil aus dem Meere aufsteigender, dicht bewaldeter Kegel (400 m.) mit einem Dorfe in der Höhe.

Treten wir dem Lande selbst näher, so erhebt es sich hie und da wohl ziemlich steil aus dem Meeresgrunde empor, z. B. an der Maclay-Küste, die frei von Korallenriffen, Inseln und Sandbänken ist; im überwiegenden Maße aber findet doch ein allmähliges Aufsteigen statt, was selbst bei ruhigem Wetter das Landen hindert oder erschwert. Zudem kommen nicht selten Korallenriffe vor, welche sich dem Seefahrer durch trübgefärbtes Wasser bemerklich machen und seine Aufmerksamkeit in hohem Maße wach halten.

Der landschaftliche Charakter des Küstenstriches zeigt im allgemeinen ein doppeltes Gepräge. Entweder treten nämlich die Gebirge bis unmittelbar an den Wasserrand, um dann mehr oder weniger steil abzufallen, oder sie weichen von der Küstenlinie zurück und lassen einem bald hügeligen, bald ebenen Vorlande Raum. Wie aber auch das Relief gestaltet sein mag, in den meisten Fällen deckt dichter Urwald Gebirge, Hügel und Ebene, und nur solche Stellen bilden Ausnahmen, an denen durch die Eingeborenen Lichtungen zum Zwecke der Anlage von Plantagen hervorgebracht wurden oder aus gewissen Gründen der Baumwuchs keine Entwickelung fand und dann durch Graswuchs, Gesträucher oder eine Verbindung von beiden ersetzt wird.

Im einzelnen betrachtet, gestalten sich die Verhältnisse allerdings ziemlich verschieden. Beginnen wir unsere Küstenreise im Südosten, an dem Huon-Golf, so bleibt sich hier der Charakter der Landschaft im großen und ganzen gleich: Gebirge und Berge, von der Sohle bis zum Gipfel mit dichtem Wald bekleidet, steigen aus einem ebenso dicht bewaldeten, bald schmäleren, bald breiteren Vorlande empor; in diesem bemerkt man gewöhnlich einen oder mehrere Flüsse, offenbar Gebirgsgewässer, deren Mündung meist durch Barren oder andere Hindernisse versperrt wird. Die Gebirge selbst erreichen mitunter eine stattliche Höhe, so z. B. diejenigen an der Herkules-Bay, bei denen sich drei Ketten unterscheiden lassen, die innerste und höchste wohl 2000 m. erreichend. Am Nordrande des Huon-Golfes liegt das etwa 1000 m. hohe Rawlinson-Gebirge, das ebenfalls in eine Anzahl Ketten zerfällt. Mit Kap Cretin erhält die Landschaft ein anderes Aussehen: statt der höheren dicht bewaldeten Gebirge begrenzen das Ufer niedrige Hügelreihen, auf denen hellgrüne Hänge und Matten mit größeren und kleineren dunkelgrünen Wäldern, Hainen und Baumpartien in der mannigfaltigsten Weise abwechseln, „in der That eine liebliche und vielversprechende Gegend", die ganz den Eindruck eines verwilderten Parkes macht, in ihrer Vegetation aber gar nichts Tropisches hat. Bald darauf folgt der rings von einem Mangrovengürtel eingefaßte Finschhafen, dessen Umgebung aus sanft ansteigenden Hügeln und Bergen bis 400 m. von ebenfalls parkartigem Charakter besteht.

Den kenntlichsten Punkt nördlich von Finschhafen bildet das Kap Fortifikation, eine mehrere hundert Fuß hohe grüne Pyramide, von mehreren horizontalen, stufen-

förmigen Absätzen durchzogen, die eine frappante Aehnlichkeit mit Festungswerken darbieten. Von Kap Fortifikation nach Westen tritt das Gebirge wieder näher an das Ufer und gibt dem Landschaftsbilde durch zahlreiche wild zerklüftete Schluchten ein besonderes Gepräge. Weiterhin aber, bei Teliata Huk, wird dieses insofern recht charakteristisch, als hinter dem mit Buschwerk, seltener mit Bäumen begrenzten, nicht sehr ausgedehnten Ufersaume sich das Land in drei bis vier scharf abgesetzten Terrassen erhebt; diese bilden auf ihrem Scheitel breite Grasflächen, deren oberste, sanft ansteigend, allmählich mit dem sehr steilen, stark durchschluchteten Hauptgebirgsstock verläuft. Die Höhe der Terrassen mag etwa 300 m. betragen; sie sinkt aber an manchen Stellen bedeutend herab, so daß die erste Stufe zuweilen das Meeresufer selbst bildet. Diese merkwürdige Formation, etwa 35 Km. lang, ist „ein Amphitheater, wie ich es", sagt Finsch, „nirgends in Neu-Guinea, ja überhaupt in der Welt zu sehen bekam". Bei Teliata Huk beginnt die Maclay-Küste. Diese trägt ziemlich weit inland das gegen 2000 m. hohe Finisterre-Gebirge; es ist sehr steil, von fast senkrechten Schürfen und Rinnen durchsetzt, aber in der Regel von Wolken verhüllt. An den Hauptstock lehnt sich ein dicht bewaldetes Mittelgebirge, das in ansehnliche, grüne, mit Gras bedeckte Vorberge ausläuft, die sich ihrerseits sanft bis zum Meeresufer herabsenken. In der Gegend des Kap Rigny zeigen die Berge zuweilen auffallend jähe Spalten mit senkrecht abfallenden Wänden und bilden so eine wilde, malerische Landschaft. Dabei fehlt an manchen Abhängen fast alle Vegetation, und das Ganze macht den Eindruck, als wenn hier gewaltsame Veränderungen durch Erdbeben stattgefunden hätten.

So sind wir an die Astrolabe-Bay gelangt. Diese, etwa 25 Km. breit, ist rings in ansprechender Weise von hübschen, dicht bewaldeten Bergreihen umschlossen, hinter denen gegen Südosten stattliche Erhebungen, über 3000 m. hoch und vielleicht zum Finisterre-Gebirge gehörend, hervorragen. Das Küstenland selbst ist vielfach mit dichtestem Urwald bestanden, besonders in der Umgebung des Friedrich-Wilhelm-Hafens. Aber das Auge sucht hier vergebens nach Blumen. Hie und da sieht man ein lilienartiges Staudengewächs mit plumper Blume oder hoch in dem Gelaube die schön roten Blüten gewisser Schlingpflanzen guirlandenartig von Baum zu Baum ranken, seltener zeigt sich eine Orchidee. Zum Ersatz der Blumenarmut muß der Reichtum an Lianen und anderen Schlingpflanzen dienen. „Letztere umstricken große Bäume so dicht, daß die sonst schönen Formen bizarr und phantastisch aussehen. Die zahllos herabhängenden, oft armsdicken Enden, und die dünnen, mit häßlichen feinen Dornen besetzten Ranken bereiten häufig unüberwindliche Hindernisse. Den eben geschilderten Charakter behält die Küste bis zum Kap Croisilles, vielleicht auch noch bis zur Franklin-Bay. Westlich davon aber, bei Kap Gourdon und Samoahuk, zwei sanften Vorsprüngen, findet sich wieder Grashügelland, der „beste und versprechendste Strich in ganz Kaiser-Wilhelms-Land, zugleich auch der am dichtesten bevölkerte. Ein ähnlich liebliches, zivilisiertes Gepräge trägt auch das Land gegenüber der Laing-Insel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Opalberg von Färöe.

Stromöe, die bedeutendste der Färöer-Inseln, ist nur 37 Km. lang und 9 oder 10 breit, hat aber auf seinem kleinen Flächenraum zwei wundervolle Berge aufzuweisen. Der eine von diesen ist der sogen. Opalberg, der seinen Namen dem Umstande verdankt, daß er viele Edelsteine von Opalart enthält. Der andere ist der Absturz des Myling-Head, einer Landspitze, welche sich beinahe senkrecht 2200 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Alexander v. Humboldt, der große Reisende, wies nach, wie sehr selten dieser oder jener Fels, welcher im Ruf eines senkrechten Absturzes steht, auch wirklich senkrecht abfällt, allein der Myling-Head hängt an seinem Gipfel positiv über das Meer hinaus, so daß man die Wogen mehr als zweitausend Fuß tief unter sich an seinem Fuß anschlagen sehen kann.

In der Absicht, diesen beiden Bergen einen Besuch abzustatten, verließ ich an einem Augustmorgen Thorshavn, die Hauptstadt der Färöer. Auf diesen Inseln kann man sich nie auf das Wetter verlassen, und obwohl zu der Zeit, wo ich die steilen, steinigen, engen Straßen der Stadt verließ, die Sonne hell und glänzend über dem Meere stand, konnte doch, bevor ich nach Kollefjord kam, das ganze Land in Nebel gehüllt sein. Die Witterung erhielt sich übrigens gut, und so verlor ich meinen Weg nicht in den Mooren und auf den Hochebenen zwischen Thorshavn und Kollefjord. Acht Stunden angestrengten Gehens bald auf hartem, bald auf weichem Boden hatten mich jedoch müde genug gemacht, bis ich, um die blauen Gewässer des Fjords herum mein Reiseziel für die Nacht erreicht hatte. Ich kam an mehreren Gruppen von rotmützigen Kollefjord-Männern vorüber, welche am Strande bummelten oder zum Abendfischfang nach ihren Booten giengen; sie waren erstaunt, einen Fremden zu sehen und hörten mit Singen auf, bis ich an ihnen vorüber war.

Etwa um sieben Uhr Abends erreichte ich das Gehöfte, an dessen Besitzer ich eine Empfehlung hatte. Ein Mann, welcher fließend Englisch sprach, hatte mich im Thale eingeholt; er versicherte mich, es würde ihm eine Freude sein, den Dolmetscher zwischen mir und dem Bonder (Bauern) zu machen. Er hatte mehrere Jahre lang in Grimsby gefischt und an Bord einer schottischen Häringsbüse gedient, allein die Bedürfnisse einer alten Mutter und seiner eignen sich stark vermehrenden Familie hatten ihn in den letzten fünf Jahren an die Färöer gefesselt.

Wir hielten an der Thür eines Hauses, vor welchem einige schmale Heubeete oder Wiesenstriche lagen, denn das anbaufähige Land auf den Färöern ist in kleine rechteckige und von Gräben umgebene Stücke — buchstäblich Beete — eingeteilt, welche ungefähr zweihundert Meter weit sich bis zum Wasserrande hinabsenken. Auf dem Grasfleck vor dem Hause war eine Anzahl Schaffelle zum Trocknen ausgebreitet, sowie hausgesponnene Garne von blauer, scharlachroter, grüner, gelber und weißer Wolle. Ein Paar bellende Hunde sprangen uns entgegen, und den Hunden folgten mehrere stämmige flachsköpfige Knaben und Mädchen, welche laut nach ihrem „Fader! Fader!" riefen. Als Antwort auf diesen Ruf trat ein hochgewachsener, stämmiger, hünenhafter Mann aus dem Hause und begrüßte meinen Führer; in der Hand hatte er ein Stück Kuhhaut, aus welcher er sich eben ein Paar Mokassinen zu schneiden im Begriff war, und er duftete nach dem Heu seiner eigenen Grasbeete vor uns. Kaum erfuhr der Bauer, daß er einen Gast bekommen solle, so erglühte sein schönes, ehrliches Gesicht vor freudiger Erregung; mit einer ausnehmend seltenen Höflichkeit lüftete er seine rote, turbanartige Kopfbedeckung und neigte seinen langen Leib bis auf ein Viertel seiner Länge vom Boden. Mit nervöser Eile nahm er mir den Ranzen von den Schultern, zeigte mir alsdann den Weg ins Haus und ersuchte mich, einen Sitz in der rogstue, Küche, einzunehmen, wo ein halbes Dutzend gestörter Männer und Weiber um das Feuer gruppiert war. Allein ich war kaum ins Zimmer getreten, als die Hausfrau hinter mir her eilte und mit freundlichem Lächeln und unter lautem Tadeln ihres Mannes für einen so linkischen Verstoß mich aus der Stube hinaus bekomplimentierte und in die eigentliche Gaststube geleitete.

Ich fragte, ob sie mich auf solch kurze Benachrichtigung und zu solcher Tageszeit aufnehmen wolle? Allein es lag ein positiver Vorwurf im Ton und Gesicht der würdigen Frau, als sie die Gegenfrage stellte: ob ich es für wahrscheinlich halte, daß sie anders handle? Es gebe in Siov noch Leute genug, welche nur allzu bereit wären, einen Fremden aufzunehmen; allein ich sei ihrer Pflege anbefohlen worden, und sie hoffe, ich werde mich derselben anvertrauen. Das beste von allem im Hause solle mir zu Diensten stehen, vom besten Feder-Ober- und Unterbett bis zum besten Silber und den größten Eiern, und ihr Gatte selber solle mich auf den Opalberg, auf den Fischfang oder wohin ich sonst immer wolle, begleiten; sie selbst aber wolle mir sogleich ein Abendbrot bereiten, wenn ich ihr nur sagen möchte, was mir am liebsten sei.

Ehe sie mich verließ, deckte sie noch das Fenster auf und öffnete es, so daß der kühle Abendwind den Geruch des frischgeschnittenen Heues gerade vom Meere hereintrug. Die Abendschatten senkten sich über das stille Fjord, auf den grauen Felsen der anderen Seite desselben, welche steil tausend Fuß hoch und mehr vom Wasserrande emporragten, lagen noch einige sonnige Flecke, während am Ende des Thales der Gipfel des großen Skelling selbst (des höchsten Berges von Stromöe), in seinen unteren Teilen bis zur Schwärze verdunkelt, in einen dichten Mantel weißer Wolken gekleidet war. Es war eine Szene von unbeschreiblicher Schönheit und Ruhe, und der getragene Gesang einiger nach Hause zurückkehrenden Fischer nebst dem schwachen rhythmischen Plätschern ihrer Ruder schollen zur Feierlichkeit gedämpft zu mir herüber.

„Und das Wetter?" fragte ich meinen jovialen Wirt während des Abendbrotes.

„Es ist nicht sehr", meinte er; „einen Tag gutes Wetter — niemals zwei. Allein wenn Sie morgen den Berg besteigen wollen, um nach den Steinen zu sehen, wird es ziemlich gleichgültig sein, was für Wetter wir haben."

Ich sagte ihm mit Hülfe meines Taschenwörterbuches, ich sei entschlossen, morgen den Odnadalstind (Opalberg) zu besteigen und zu sehen, ob ich nicht einen des Mitnehmens werten Opal finden könne, worauf er mir erzählte, vor kurzem habe ein Herr aus Westmannshavn (an der Westküste von Stromöe) in der Nachbarschaft einen prächtigen Opal von vielen Hundert Kronen im Wert aufgelesen. Nichts könne leichter sein, als unter seiner Führung den Anstieg zu machen. Er kenne alle wahrscheinlichen Fundorte, denn eigentlich brauche auch niemand außer ihm sie zu kennen. Es sei sein eigener Berg, denn er habe ihn vom König gepachtet und zahle jährlich hundert Kronen dafür; derselbe liefere die Waide für seine hundertundsechzig Schafe, einige Kühe und einen Bullen, sowie für verschiedene Triebe Gänse, welche die windigen Hochflächen liebten; der Berg beherberge Hasen und auch einige Schnepfen, und dies mit dem Erlös aus den gefundenen Stückchen Opal, welche er an die Kopenhagener Juweliere verkaufe, sei ein ziemlich guter Gegenwert für die hundert Kronen. Zudem war der Berg der dritthöchste auf den Färöern, was für die individuelle Eigenliebe meines Wirtes keine kleine Genugthuung war.

Ja, wenn er den Berg gehen lassen wollte, welcher schon von Vater auf Sohn in der sechsten Generation in der Familie sei, da wären Leute genug auf den Faröern froh, ihn zum selben Preise zu pachten, wenn sie ihn nur bekommen könnten; allein der Berg werde wahrscheinlich in der Familie Johannesen so lange bleiben, als Dänemark eine Monarchie sei, „denn", meinte er mit einem fröhlichen bedeutsamen Blick auf seine Frau, „es seien ihm ja bereits zwei Söhne geboren, beides stramme Jungen, stark an Gliedern und Lunge." Der Bonder war zum zweitenmale verheiratet und meine Wirtin, seine zweite Frau und Mutter der Knaben, war die Schwester seiner ersten Gattin. Derartige Verbindungen sind auf den Färöern sehr beliebt.

Nach dem Abendbrot überließen die guten Leute mich mir selbst. Es ist unter den Bewohnern der Färöer nicht üblich, sich künstlicher Beleuchtung zu bedienen, aber sie

brachten mir ihre beste Winterlampe und wünschten mir dann artig eine gute Nacht (sov vel). Der Bonder verfertigte mir dann noch ein Paar Mokassinen aus Kuhhaut für die Bergbesteigung, denn trotz seiner unbegrenzten Bewunderung für meine oberbayerischen Bergschuhe hielt sie er doch auf den nassen Mooren und der felsigen Oberfläche der Färöer für ungeeignet.

Hier nur ein Wort über die Stube, worin ich hier in Siov untergebracht und die wohl ziemlich typisch für die durchschnittliche Gaststube eines Bauerngehöftes auf den Färöern war. Sie war ganz von Holz und in jeder Hinsicht reinlich. Die Decke war so niedrig, daß die altertümliche Flinte, welche quer über dieselbe aufgehängt war, mit Leichtigkeit erreicht werden konnte. In einer Ecke des Zimmers stand eine Nähmaschine, denn meine Wirtin war eine erfahrene Kleidermacherin, die viele Jahre in Kopenhagen gelebt hatte. In einer anderen Ecke standen zwei Kommoden aufeinander und bildeten ein imposantes Möbel, welches beinahe zur Decke reichte. Die dritte Ecke nahm ein Schrank mit einer Glasthür ein, worin das Silberzeug und Porzellan der Familie mit einigem Geschmack und Geschick aufgestellt war. Ein mit weichem Stroh ausgestopftes Sopha erstreckte sich der einen Seite der Stube entlang, in der noch drei oder vier schwere, harte und unpolierte Stühle verteilt waren. Einige Tische und eine laut pickende Glocke vervollständigten die eigentliche Möblierung; auf dem Fenstersims standen zwar einige Blumentöpfe, vegetierten aber nur und blühten nicht, und an den Wänden hiengen ein ovaler Spiegel in einer vergoldeten Rahme und ein Bild mit den Silhouetten und Büsten von drei Herren, Vorfahren meiner Wirtin, mit tüchtigen Haarschöpfen und Nasen von merkwürdiger und mannigfaltiger Entwickelung. Von dem Gastzimmer führte eine kleine Thür in das Schlafzimmer, welches nur ein Bett enthielt.

Der folgende Tag brach lethargisch an und es zeigte sich schon früh, daß der Bonder ein erfahrener Wetterprophet. Ein dichter Nebel lag über dem ganzen Thale. Es war jene Erscheinung, welche bei den Färöesen Pollamjörki genannt wird (von dem norwegischen poll, ein kleiner kreisrunder Kanal, oder pold, Rasenplatz, und mjörki, Nebel), insofern der Nebel nicht die Gipfel der Berge bedeckte, welche aus demselben wie gespenstige, schwarze, rumpflose Riesen aufragten. Und als dann die Sonne herauskam, auf die Berggipfel schien und sie durch den unteren Nebel hindurchglänzen machte, war die Wirkung eine ganz unbeschreibliche. Allein einige Zeit später verwandelte sich der Pollamjörki in einen eigentlichen Mjörki, welcher eine unwillkommene Heimsuchung ist. Der Nebel rollte sich gleichsam auf wie ein Theatervorhang und stieg in wogenden wirbelnden Massen die Bergseiten hinan. Bald waren alle Gipfel vollständig verhüllt und ihr Fuß ebenso bis auf einige Dutzend Meter Höhe, und das Thal war mit einem leichten weißen Nebel angefüllt. Es schien auf Tage hinaus eine Witterung zu drohen, welche an keine Besteigung denken ließ, und ich war schon auf eine Absage von Seiten des Bonders gefaßt; allein zu meiner Freude äußerte er sich geringschätzig über das Wetter und kam, die für mich gefertigten Schuhe aus Kuhhaut in der einen, einen massiven Meisel und schweren Hammer in der anderen Hand, sein ehrliches Gesicht noch frisch gerötet von der kalten Waschung, welcher er dasselbe soeben im eisigen Bergbach vor seiner Thür unterzogen hatte, und erklärte mir, er sei zum Aufbruch fertig.

Odnadalstind ist ein Berg, der vom südlichen Teile von Stromöe aus sehr in die Augen fällt. Seine Gestalt ist die eines wohlgeformten gleichschenkeligen Dreiecks, dessen Spitze eine zusammengehäufte Felsmasse ist, die sich nur in eine sehr beschränkte wirkliche Spitze verjüngt. Von Siov aus ist die Besteigung leicht, obwohl an vielen Stellen die Felsen in einer ziemlich mühsamen und beunruhigenden Weise überhängen. Nur am Gipfel ist eine Stelle, welche für einen nervösen und zu Schwindel geneigten Besteiger etwas ängstlich ist. Hier ragen übrigens die Felszacken auf 40—50 Fuß sehr steil empor und erfordern beim Klettern einen festen, aber vorsichtigen Tritt. Die Aussicht vom Gipfel soll der allgemeinen Aussage zufolge diejenigen von Skelling oder Slatteritind (dem „König" der Färöer, 2890 rheinl. Fuß hoch, auf Osteröe) weit übertreffen und beinahe alle Färöer überschauen. Hievon weiß ich aber leider nichts zu erzählen, denn der Nebel verhieng uns beharrlich jeden Ausblick über Land oder Meer, obwohl über uns die Sonne in tantalisierender Weise erglänzte. Von Strecken weiter, mit Rollsteinen und erratischen Blöcken bestreuter Haide aus gelangten wir zu steilen Hängen zerrissener Felsen, von da zu vielem Moos, welches durch die darunter fließenden Quellen ganz mit Feuchtigkeit getränkt war, worauf uns ein langes, mühsames Klettern an einer steilen Geröllhalde von Schiefer bis zum Fuß der Spitze hinaufbrachte. Ein großer Lichtbogen spaltete den Nebel, gerade als wir den Gipfel erreichten, und schien uns eine Aufhellung zu versprechen, war aber nur eine kurze, wenn auch reizende Beleuchtung.

Sobald wir den Gipfel erreicht hatten, begann der gute Bonder unverkennbar von den Sorgen seiner Verantwortlichkeit bedrückt zu werden. Er bethätigte eine Besorgnis um meine Sicherheit, welche zwar äußerst löblich, aber beinahe lächerlich war. Mehr durch Geberden als durch Worte — denn seine Sprache vermochte der Gelegenheit nicht gerecht zu werden — suchte er mir die furchtbare Beschaffenheit des Abgrundes begreiflich zu machen, welcher vom Fuß des Gipfels des Odnadalstinds nach beiden Seiten abfiel, und anfangs flogen seine Hände an meinen Nacken oder Arm, so oft ich mich nur einen Zoll weit bewegte, und er packte mich wie ein Schraubstock. Als er sich aber an die Lage gewöhnt hatte, wurde er allmählich ruhiger. Uebrigens hätten wir nach allem,

was wir sahen, die Ersteigung des Odnadalstind unterlassen können. Aus dem nordöstlichen Thale, nach welchem der Berg sehr steil abfiel, tönte das rauschende Brüllen der vielen Wasserfälle herauf, vielleicht durch den Nebel gedämpft, aber noch eindrücklich genug, während gleichsam als Kontrast dazu das Brüllen einer einsamen Kuh von der Westseite des Berges her unendlich gedämpft zu uns heraufdrang. Der Donner der Wasserfälle kümmerte meinen Führer nicht; als aber die Kuh brüllte, lächelte er verständnisvoll, spitzte bei der Wiederholung des Lautes die Ohren und vertraute mir an, daß es Christina, eine seiner besten Kühe, sei.

Mittlerweile war es Zeit geworden, uns nach den Opalen umzusehen. Wir hatten schon während des Aufstieges gewisse Felsen angeschürft, obwohl nicht im Ernste. Nun aber stiegen wir, an Nase, Bart und Ohren von Nebeltropfen triefend, zu der Stelle ab, die angeblich an Edelsteinen am ergiebigsten war, und verspürten, offen gestanden, ein wahres Juwelenfieber. Auf Händen und Knieen krochen wir aufgeregt über die Felsblöcke und Rollsteine hin, rissen Moos, Haidekraut und Boden hinweg, um jene Spalten und Ritzen im Porphyr zu suchen, die auf das verborgene Vorhandensein der Edelsteine hindeuten, deren energischere Teile auf diese Weise dem Lichte zustreben. Dank den Kenntnissen Johannesens waren wir bald auf der Spur von einigen vielversprechenden Steinen. Zwischen den Rollsteinen, wo der Abfluß der angesammelten Regen die Erde hinweggespült hatte, entdeckten wir eine Anzahl rubinglänzender Splitterchen, durch Nachgraben entdeckten wir größere Bruchstücke, und als wir dem Verlaufe dieser kleineren Stücke gefolgt waren, gelangten wir an den Felsblock selbst, welcher durch Verwitterung den unteren Boden vermehrte, und hier kamen nun Hammer und Meisel vorwiegend zur Verwendung.

Tonnen um Tonnen von dem hier anstehenden Porphyr in dieser Oertlichkeit waren mit opaliner und opalisierender Substanz gefleckt und gestreift und umschlossen winzige Edelsteine von höchst ansprechenden Farben: hellweinrot, hellgelb, rotbraun, fleischfarb, milchweiß und grau, im lieblichsten Durcheinander schimmernd. Meinem unwissenden Auge wollte es erscheinen, als ob es uns bestimmt wäre, unvermeidlich so viele kostbare Steine loszuschlagen, als wir nur haben wollten. Allein leider ward eine Hoffnung um die andere vereitelt, wenn Hammer und Meisel ins Spiel kamen. Zunächst war das Muttergestein furchtbar hart, und dann wurden unter Johannesen's wuchtigen Schlägen die darin eingelagerten Steine, die vorhin so schön ausgesehen hatten, alle mit demselben in Stücke zersprengt, oder erwiesen sich, wenn sie durch einen Glücksfall unversehrt zu Tage kamen, als ohne Tiefe, undurchsichtig und darum wertlos — bloße „Plättchen" oder „Schuppen".

„Nein, nein, Sie dürfen mir meinen Berg nicht schelten", sagte der Bonder, als mir ein starker Ausruf des Aergers und der Enttäuschung entfahren war; ein irisierender Stein wie ein Katzenauge war nämlich soeben ohne äußern Antrieb zersprungen. „So machen es die Steine immer, und ich kann Ihnen sagen, es kostet viele Zeit und Arbeit mit dem Meisel, um zehn Opale zu sammeln, für welche ich von den Kopenhagener Händlern je eine Krone (1.35 Mk.) erhalte."

Ich schlug die Anwendung von Dynamit als ein geeigneteres Förderungsmittel vor, allein als der Bonder die Natur dieses Sprengmittels zu begreifen begann, erblaßte er vor Schrecken. Was sollte aus seinem Berge werden, für welchen er dem König jährlich 100 Kronen Pacht bezahlte, wenn einmal eine solch verruchte Substanz hier eingeführt würde? Und überdies war ihm ganz klar, daß die Edelsteine diesen Sprengstoff ebenso wenig begünstigen würden, wie er selbst, denn sie würden alle mit dem Muttergestein zerspringen. Ueberhaupt zeigte seine geschäftige Phantasie dem Bonder noch eine ganze Reihe von Unfällen, welche jener gefürchtete Sprengstoff in seinem Gefolge haben könnte: die Zerstörung seiner Schafe und Gänse, die Verschlechterung von Christina's Milch, die Vertreibung der Meeresvögel auf Meilenweite aus der Nachbarschaft ꝛc., so daß ich mich schließlich mit ihm einverstanden erklären und die Unwahrscheinlichkeit, daß jemals Dynamit auf den Färöern in allgemeinen Gebrauch kommen werde, zugeben mußte, worauf er teilweise getröstet in seinem Opalsuchen fortfuhr.

Endlich, nach vier oder fünf Stunden unaufhörlicher Arbeit mit Graben und Hämmern, die ganze Zeit über im ewigen Nebel gebadet, füllten wir unsere Taschen mit Edelsteinen in mehr oder minder guter Beschaffenheit, die aber zum größten Teil noch mit einem Stück des harten Muttergesteins umgeben waren. Der Bonder meinte, es sei kein schlechtes Tagwerk, allein als wir am Abend unsern Schatz der Kritik eines im Thale wohnenden Sachverständigen unterwarfen, meinte dieser kopfschüttelnd: die Steine seien als Juwelen wenig wert, denn kein Juwelier werde dieselben zum „Fassen" kaufen, aber als bloße Handstücke und Specimina seien sie ganz hübsch und lehrreich.

Im Abstieg führte mich der Bonder abseits zu einer Felsenleiste, welche unverkennbar bereits angeschürft und bearbeitet worden war. Es war sein ergiebigstes Opallager und er konnte es keiner dilettantischen Verstümmelung unterwerfen. Der Porphyr erhob sich in unregelmäßigen Lagern oder Schichten, welche durch Zwischenräume von zwei bis drei Fuß getrennt waren, und auf seiner ganzen Länge herab lief eine helle Linie von gelbem Muttergestein, das lustig durch die dicke Atmosphäre glänzte. Zu beiden Seiten desselben war das Gestein weggesprengt und die Spuren von Johannesen's früheren Arbeiten mit Hammer und Meisel bei anderen Gelegenheiten waren noch deutlich sichtbar. Der Bonder betrachtete diese wertvolle Spalte mit festen Blicken und schwellenden roten Wangen; seine Stimme zitterte, wenn er davon sprach, und man

konnte sehen, wie seine Finger den Hammer und Meisel fester erfaßten, als zuckte es in ihnen, das Gestein in wirklich nutzbringender Arbeit in Angriff zu nehmen. Allein mit einer Anstrengung riß er sich vom Orte los.

An jenem Abend fragte ich den wackern Bonder, wie er es denn anstelle, ein solches Besitztum wie Odnadalstind vor Plünderung zu bewahren?

„Man kann es nicht hüten und es wird nicht bewahrt", erwiderte er warm. „Die Leute steigen auf den Berg, wann es niemand weiß, und holen die edlen Steine ohne Erlaubnis. Und es ist in Kollefjord mancher Mann und manche Frau, welche weit schönere Opale bekommen als ich, trotzdem daß es mein eigener Berg ist, wie er schon der meines Vaters und Großvaters vor mir war. Und wenn sie dann die Steine zeigen, geben sie vor, sie hätten sie im Thale aufgelesen; aber es ist alles nur eine Lüge; es gibt nur einen einzigen wirklichen Opalberg auf allen Färöern, und das ist Odnadalstind."

Am dritten Tage verabschiedete ich mich von meinen freundlichen Wirten; sie hätten für König Christian selbst nicht mehr thun können, als sie für mich, den ganz Fremden, thaten. Und obwohl ich mich bemühte, sie zu überzeugen, daß sie durch meine uneigennützige freiwillige Bewirtung mit dem Besten, was sie besaßen, ihre Kinder schädigten, wenn sie nicht einen Entgelt von mir annähmen, konnte ich sie doch nicht bewegen, bei dieser Gelegenheit Geld von mir zu nehmen. Sogar meinen Dank für ihre Gastfreundschaft wollten sie nicht ohne die Verwahrung annehmen, daß sie nichts dankenswertes gethan haben. Die Gunst sei auf meiner Seite, die Ehre auf der ihrigen, sagten sie. In der That waren nach meinem Gefühl diese rechtschaffenen, hochherzigen, feinfühligen, lieben Nordlandsleute für mich interessanter, als der ganze Opalberg Odnadalstind mit all seinen Schätzen.

Lebensbilder aus Indien.

Von einer Dame.

1. Die Frauen.

Man kann nicht lange in Indien leben, wenigstens nicht in der Präsidentschaft Bengalen, ohne über die Thatsache zu staunen, daß man niemals irgendwelche eingeborene Frauen zu sehen bekommt, welche einer höheren als der gewöhnlichen arbeitenden Klasse angehören. Dies betont in einer merkwürdigen nachdrücklichen Weise den Unterschied zwischen den morgen- und den abendländischen Lebensgewohnheiten. Man sieht hübsche Equipagen in den Parks fahren und erwartet instinktmäßig Damen in denselben zu sehen; allein die Insassen derselben sind unwandelbar Männer, fast unwandelbar dicke fette Männer, denn behagliche Wohlbeleibtheit und glatte Rundung wird besonders günstig angesehen als ein sichtbares Zeichen von Wohlstand und Würde. Du wirst zu einem prächtigen Feste in dem Hause eines vornehmen Eingeborenen eingeladen, wo Du von dem Wirt, seinen Söhnen, Oheimen und sonstigen männlichen Verwandten aller Grade empfangen wirst, aber nirgends wirst Du eine Spur von dem Vorhandensein einer Frau bemerken. Noch weniger darfst Du Dir einen solchen Verstoß gegen das Anstandsgefühl erlauben, auf die Gattin oder die Töchter eines Mannes anzuspielen; er ignoriert Weib und Töchter und erwartet von Dir, daß Du dasselbe thust.

Im Verlauf der Zeit verliert dieser Brauch sein Fremdartiges und Du vergissest praktisch, daß unter den höheren Klassen in Indien das männliche nicht das einzige Geschlecht ist. Viele Engländerinnen sind, wenn sie zuerst nach Indien gehen, der Ansicht, sie werden sich diesem eifersüchtigen Brauche nicht fügen müssen, und es werde ihnen gelingen, diese Kluft zwischen ihnen und den Frauen des Landes zu überbrücken. In ihrem wohlwollenden Enthusiasmus machen sie es ihren Landsmänninnen zum Vorwurf, daß sie dies in früherer Zeit nicht gethan haben. Sie werden aber nicht viele Monate im Lande selbst zubringen, bevor das unantastbare Netzwerk der Gewohnheit seine Maschen nicht auch um sie herum geschlagen haben wird. Der allgemeine Wunsch wird immer noch bei ihnen vorhanden, aber ihre Begeisterung wird zu einer schweigenden Anerkennung der Schwierigkeiten herabgestimmt worden sein, welche jeden Versuch, den vorhandenen Zustand der Dinge zu ändern, umgeben — Schwierigkeiten, welche keinen oberflächlichen oder vorübergehenden Charakter haben, sondern in tiefliegenden Grundsätzen wurzeln, welche dem ganzen Leben und der Denkweise der morgenländischen Nationen ihre Färbung geben.

Allerdings würden einige eingeborene Damen gern den Besuch einer englischen Dame annehmen, obgleich sie ihn niemals erwidern könnten, da in einem englischen Hause alle hinreichenden Einrichtungen fehlen, um die der Orientalin auferlegte Heimlichkeit und Abgeschiedenheit zu sichern. Es wäre einer vornehmen Eingeborenen nicht möglich, zu Leuten zu gehen, welche so wenig Sinn für den gewöhnlichen Anstand haben, daß sie nicht einmal einen Teil ihres Hauses den Frauen zur ausschließlichen Benützung einräumen. Die Orientalin könnte sich dem unerhörten Greuel und der Entwürdigung aussetzen, daß sie von irgend einem Mann gesehen würde, und man kann einem europäischen Gemüte kaum begreiflich machen, was für eine Katastrophe dies für sie sein würde. Die Bekanntschaft würde daher ganz auf Einer Seite gepflegt werden müssen, und die Vorliebe für ungleich ausgeteilte Beziehungen ist in manchen Naturen weder besonders entwickelt, noch von kräftigem und dauerhaftem Wuchse.

Eine weitere und vorwiegend praktische, obwohl in diesem Falle nur indirekt dem Orient zur Last fallende Schranke besteht auch in der Thatsache, daß eine Engländerin oder Europäerin gewöhnlich nur in sehr beschränkter

Weise mit der Hindustani-Sprache vertraut ist. Selbst unter den Männern, welche jeden Tag ihres Lebens Hindustani reden, sind nur wenige imstande, über irgend einen Gegenstand außer ihrer Profession diese Sprache fließend zu sprechen. Die Profession eines in Indien lebenden Europäers besteht entweder darin, daß er als Geistlicher predigt oder die Heilkunde ausübt, oder Eisenbahn-Kulies überwacht, oder Soldaten einexerziert. Das Geschäft einer Frau beschränkt sich in der Regel darauf, daß sie ihren Dienstboten Befehle gibt oder Haushaltungsangelegenheiten erörtert. Jedermann lernt nur das für seine eigenen Erfordernisse nötige, oft seltsam beschränkte Wörterverzeichnis, aber zu irgend einer allgemeinen Unterhaltung über abstrakte Gegenstände wären die wenigsten fähig. Nicht allein würde ihnen ein weit ausgedehnter Wörtervorrat fehlen, sondern wenn sie mit irgend vornehmen oder angesehenen Persönlichkeiten reden würden, müßten sie diese in der dritten Person des Singulars anstatt in der zweiten Person des Plurals anreden, an welche sie bisher allein gewöhnt gewesen wären. Dies zu unterlassen würde ein ebenso grober Verstoß gegen die gute Lebensart sein, als wenn man im Französischen einen französischen Würdenträger oder vornehmen Mann bei der ersten Begegnung duzen wollte.

Ein geselliger Verkehr zwischen eingeborenen und englischen gebildeten Männern in der abendländischen Bedeutung des Worts existiert kaum. Wenn ein Eingeborener seinem englischen Bekannten ein Mahl gibt, setzt er sich nicht mit denselben zu Tisch; diese speisen für sich und sehen ihren Wirt nur später, wenn sie zusammensitzen, um dem Auftreten einer Tänzerin oder einem Feuerwerke zuzusehen. Von einer allgemeinen Unterhaltung oder Erörterung ist daher keine Rede; auch gibt es keine Litteratur, durch welche man sich mit der Sprache näher bekannt machen könnte, außer für Gelehrte und vorgerücktere Schüler, welche sich an die persische Schrift gewöhnt haben und zu Zwecken des Studiums lesen. Alle diese Umstände erschweren es mehr, sich eine gute Kenntnis des Hindustani zu verschaffen, als irgend eine europäische Sprache gründlich zu erlernen.

Ich war noch nicht lange in Indien gewesen, als eine eingeborene Dame, welche große Landgüter besaß, meinen Gatten um einen Besuch bat, weil sie ihn zu bestimmen wünschte, er solle die Verwaltung ihres Vermögens übernehmen, welches sehr in Unordnung geraten war, und weil sie die Sache mit ihm zu besprechen wünschte. Wir stiegen im Hofe ihres Hauses von unserem Elefanten und wurden von einem prächtig gekleideten Haushofmeister und einer Schar untergeordneter Diener nach einer mit Teppichen belegten Veranda geführt, wo Stühle für uns parat gestellt waren. Hierauf näherte sich uns der Haushofmeister und hielt in der Fläche seiner halb gefalteten Hände einige Goldmünzen, welche wir berührten, anstatt sie als Honorar anzunehmen, wie es in minder zimpferlichen Tagen allgemein der Brauch war. Allein keine Dame war zu sehen, und ich staunte und erschrak beinahe, als ich meinen Gatten, welcher noch immer gerade vor sich hinschaute, plötzlich sprechen hörte, als ob er wirklich jemand vor sich sähe.

Ich war ordentlich erschrocken, allein da er keine weiteren Zeichen plötzlicher Verrücktheit zeigte, schaute ich mich nach einer Erklärung um und bemerkte, daß unsere Stühle in die Nähe eines sogen. Chik, eines aus dünnen Bambusstäben gefertigten Vorhangs, gesetzt worden waren. Dieser Vorhang verhindert, daß irgend jemand hinter demselben von außen gesehen werden kann, obwohl die Person innerhalb des Zimmers herauszusehen vermag; und hinter diesem verbergenden Mantel der Unsichtbarkeit saßen die Dame und ihre Frauen. Die Unterhaltung war lang und für mich beinahe unverständlich; allein ich entnahm daraus, daß mein Gatte, weil er Grund hatte mit dem Gebahren der Dame unzufrieden zu sein, sich entschieden weigerte, die Gastfreundschaft der Dame in irgend einer Weise anzunehmen, was, nach gewissen beredten Lauten zu urteilen, welche hinter dem Vorhang hervordrangen, ihr Thränen und Wehklagen entlockte.

Das einzigemal, wo ich in die Räume der Zenâna oder die Frauengemächer eines indischen Hauses eindrang, war eines Tages in Lucknow, wo der Bruder des früheren Königs mich bat, seinen Frauen einen Besuch zu machen. Die Nawábs von Oudh sind übrigens in keiner Weise typische Muster von hindustanischen vornehmen Herren. Sie sind in ihren Grundsätzen sehr lax und werden darum von ihren strenger gläubigen Glaubensgenossen etwas scheel angesehen. Sie setzen sich sogar mit den Ungläubigen zu Tisch und brechen Brot mit ihnen, unter der einzigen Bedingung, daß ihnen das Fleisch eines unreinen Tieres niemals unter irgend einer Verhüllung vorgesetzt werde.

Der Nawáb führte mich selbst in die Zenâna und ließ mich daselbst mit der hauptsächlichsten Begum (Hauptfrau) und mehreren anderen Frauenzimmern, von denen ich nicht genau ermitteln konnte, ob sie Dienerinnen oder jüngere Frauen waren, allein. Sie interessierten sich sehr für meine Kleider, deren Schnitt ihnen ohne Zweifel ebenso lächerlich vorkam, als er mir 20 Jahre später erscheinen wird. Sie selbst waren in die ganze Mannigfaltigkeit von Farben und drapierten Falten gekleidet, welche nur in der morgenländischen Tracht erlaubt, deren Mode allein so unveränderlich ist wie die Form in der Natur, welche zwar Gleichförmigkeit liebt, aber nie von ihren alten Mustern abweicht.

Die Frauen berührten mich und streichelten mich mit kindlicher Neugier und richteten endlose Fragen über alles Mögliche an mich. Die Unterhaltung ward aber von meiner Seite nur schleppend geführt, infolge meiner mangelhaften Kenntnis der Sprache, welche mich oft zwang, eher das zu sagen, was ich sagen konnte, als das, was ich

sagen wollte. Da ich weiß, wie oft ich aus dieser Ursache auf meine schlagendsten Beweisgründe verzichten und einige passende Bemerkungen, welche ich gern gemacht hätte, ändern oder ganz unterdrücken mußte, so bin ich nur erstaunt und verwundert, wenn ich in Reisebeschreibungen lese, wie gut und sogar beredt die Reiseschilderer imstande gewesen sind, sich in der Unterhaltung mit den Eingeborenen verschiedener fremder und entfernter Länder auszudrücken, in denen sie nur einige wenige Monate zugebracht haben. Ich meinesteils habe in der That zu Zeiten unter dieser lähmenden Unfähigkeit, meine Gedanken auszudrücken, so schmerzlich gelitten, daß ich oft ein persönliches Mitgefühl mit einem Hunde gehabt habe, dessen Augen seinen innigen Wunsch zu zeigen schienen, seine Gefühle und seinen Kummer über seine Stummheit auszudrücken. „Armes Tier!“ sagte ich; „ja, ich weiß, es ist hart; ich habe es selbst gefühlt.“

Nachdem wir einige Zeit geplaudert hatten, sagte die Begum: „Ach, ihr englische Frauen seid sehr glücklich; euer Gatte hat nur eine Frau.“

Ich erwiderte — und ich fürchte, mit mehr Bedacht auf Höflichkeit als auf Aufrichtigkeit: „Ich habe geglaubt, der seit unvordenklichen Zeiten herrschende Brauch würde eine Frau mit dem Schicksal versöhnen, nur eine von vielen Gattinnen zu sein.“

„Aber der Brauch vermag unsere Herzen nicht zu ändern“, sagte sie wehmütig und mit einer pathetischen Geberde. „Und unsere Herzen sind wie die eurigen — sie können lieben und leiden. Könnten Sie glücklich sein, wenn Sie Ihren Gatten seine Liebe an eine andere Frau hängen sehen würden?“

Ich gestehe, es überraschte mich, daß diese Frau es in dieser Weise fühlte und sich im Herzen gegen dieses allgemeine Loos des mohammedanischen Weibes auflehnte. Wir vergessen so leicht die Wahrheit des Spruchs, daß „ein Stück menschlicher Natur in uns allen steckt“, und daß es die ganze Welt gleich macht. Wir denken nur allzu oft: Diejenigen, welche sich nicht beklagen, leiden nicht oder wünschen keine Veränderung. Es erscheint für den Kakadu so natürlich, daß er eine Kette am Fuß habe und sein Leben lang auf einem messingenen Gestell sitze, daß wir vergessen, wie sich sein Instinkt in ihm regen und ihm den Wunsch eingeben muß, seine Schwingen auszubreiten und mit einer lustig schwatzenden Schar anderer Kakadus durch den Raum zu schweifen, sich ein Weibchen zu nehmen und mit diesem eine Brut geräuschvoller Jungen nachzuzüchten. O nein, er ist ganz glücklich und bedarf, nach unserer Annahme, nichts von allen diesen Dingen. Hat er nicht Zucker genug? Ist er nicht der Liebling seiner Herrin? Glücklicher Poll! warum sollten wir bei ihm von aufrührerischer Natur und verkümmerten Instinkten reden? Dein Loos ist ein gemeinsames; stellt dich dies nicht zufrieden?

2. Erziehung.

Vor einigen Jahren war ich in einer Station in Oudh, als der Generalinspektor der Schulen auf seiner jährlichen Inspektionsreise kam und seine Frau mich einlud, sie nach der Zenâna-Schule zu begleiten. Sie reiste bei solchen Gelegenheiten immer mit ihrem Gatten, weil dieser infolge der Art und Weise der vorzunehmenden Prüfung schon hätte schmählich betrogen werden können.

Die Schule lag im Herzen der Stadt der Eingeborenen und die Fahrt durch den Bazar und die menschengefüllten Straßen war voll Interesse. Erst wenn man im Morgenlande ist, vermag man die Notwendigkeit eines vorauseilenden „Läufers“ völlig zu werten. Es gibt in den morgenländischen Städten kein Pflaster und kein Trottoir, worauf Fußgänger ungeniert gehen könnten, und sie verbreiten sich über die ganze Straße und versperren sie so dicht, daß man unmöglich darin fortkommen könnte, wenn nicht der Weg freigemacht würde. Unsere Syces oder eine berittene Sepoy-Ordonnanz reiten daher unserem Wagen voran und schreien unaufhörlich: „O Wanderer! O Kaufmann, entweiche von der Straße! O Du Tuchhändler, weiche aus! Macht die Straße frei, ihr Leute! Der große Sahib kommt! Macht die Straße frei!“ und so schafft er uns eine freie Bahn durch die Menge, welche sich im Nu wieder schließt, wann wir vorüber sind.

Kinder werden oft buchstäblich und körperlich von der Straße emporgehoben, während gedankenlose oder zerstreute Personen, welche ihre Gedanken in den Wolken und ihren Kopf in einer Wolldecke haben, leicht in den Fall kommen können, sich plötzlich an der Straßenseite auf dem Boden sitzend zu finden, und sich verwundert zu fragen, wie sie dahin gekommen seien.

Das bewegliche Panorama der einheimischen Stadt ist voll Farbe und Mannigfaltigkeit. Man sieht Menschen von allen Typen: den unheimlichen Ascetiker mit winzigem Lendentuch, mit phantastisch-wirren, schlangenringel-ähnlichen Locken von sonnverbranntem, verblichenem Haar; den wohlhabenden Kaufmann in stattlichen weißen Gewändern und glänzender Kopfbedeckung, der unter dem Schatten eines Sonnenschirms einherstolziert, während seine beladenen Kulies unter der Last tüchtiger Ballen daherschwanken und beinahe nur in ihre eigene glänzend schwarze Haut gekleidet sind. Man sieht Affen und Ziegen und Büffel mit ihren ungeschlachten Körpern, welche wie aufgeblasene schwarze Säcke aussehen, aus denen da und dort gefährliche stoßbereite Hörner hervorragen; ab und zu schreitet auch ein Elefant feierlich durch die Menge und eine Koppel geringschätzig-blickender, mit Lebensmitteln beladener Kameele zwängt sich durch das Gewimmel, und Büffelkarren bewegen sich langsam auf ihren plumpen Rädern, deren eines beinahe immer gebrochen ist und mit einem furchtbaren Aechzen sich dreht; und kleine Bambuskarren mit schreiend scharlachroten Zeltdächern, gezogen von einem elenden kleinen Pony mit rot und gelbem

Geschirr und in dem Wagen vier fette glatte Eingeborene, alle zusammengepackt in einen Raum von einem Yard ins Gevierte, rollen vorüber.

Der Wagen hielt an einem zerfallenen gewölbten Einfahrtthor in einer hohen nackten Wand, und das Thor ward nach einer Weile vorsichtig gerade weit genug geöffnet, daß wir zu Fuße hindurchgehen konnten. Wir mußten uns durch enge geheimnisvolle Gänge winden, die zu beiden Seiten von weißen Wänden begrenzt waren, über welche Palmbäume, Bananen und Orangen ihre sonnigen Kronen herüberneigten; dann gieng es durch einen Garten von Zypressen und Orangenbäumen, bis wir in Sicht eines altertümlichen unheimlichen Gebäudes kamen, welches einen Hof vor sich hatte. Hier im Hofe, unter dem Schatten einer alten Tamarinde, waren Stühle aufgestellt, denn der Fuß eines Mannes durfte nicht weiter vordringen. So nahmen denn der Inspektor und der eingeborene Schulmeister demütig Platz mit einer selbstverständlichen Entschuldigung dafür, daß Männer sich in ihrer Weise der Musterung durch Blicke aussetzen mußten, während ein zahnloses altes Weib herauskam und schweigend einen schweren Vorhang beiseite schob, um die Frau des Inspektors und mich in die inneren Räume einzulassen.

Wir traten in ein großes, luftiges Gemach, dessen Beleuchtung durch eine quer vor den nach dem Hofe mündenden zierlichen maurischen Hufeisenbogen aufgehängte Steppdecke gedämpft wurde. Hier waren ungefähr 20 Frauen und ältere und kleine Mädchen versammelt, alle gut und in alle Farben des Regenbogens gekleidet, mit großen goldenen Ringen in ihren Nasen und ganz um ihre Ohren herum, und mit Schnüren von klingenden Münzen und Glöckchen von Silber um Handgelenke, Fußknöchel und Hals. Bei unserem Eintritt erhoben sich alle vom Boden mit dem Geräusch eines auffliegenden Taubenschwarms und begrüßten uns schweigend mit dem schönen würdevollen Salaam, welchen wir mit abendländisch linkischer Steifheit, wiewohl mit den besten Absichten erwiderten, worauf wir schweigend unsere Plätze auf den einzigen im Zimmer vorhandenen Stühlen einnahmen. Dann setzten sie sich mit einem leichten Geräusch wieder auf den Boden, und einige der Mädchen saßen so andächtig zu unseren Füßen, als wären wir Gamaliels, und starrten uns von da aus eine Stunde lang ehrerbietig und unabgewendet an.

Die Schullehrerin war eine hübsche und hübsch gekleidete Frau, welche sogar weiße Strümpfe, wenn auch keine Schuhe trug; sie schien etwa dreißig Jahre alt zu sein und hatte eine Tochter hier, ein Mädchen von 15 oder 16 Jahren, welche (wie wir bald entdeckten) den Inbegriff der Kenntnisse der ganzen Schule in sich vereinigte.

Sobald das Geräusch sich gelegt hatte, begann der Inspektor die Prüfung, welche vom Hofe aus, von jenseit des Vorhanges, mit lautester Stimme geführt wurde. Die Wirkung war eine äußerst drollige. Zunächst wurde die erste Klasse aufgerufen; sie bestand aus zehn Weibern, von denen einige schon alt, grau und zahnlos und die einzige ganz junge die Tochter der Lehrerin war. Der Inspektor hieß sie nun alle ein Exemplar von einem gewissen Buch zur Hand zu nehmen und an der und der Stelle aufzuschlagen. Dies verursachte langen Aufenthalt, denn die meisten von ihnen murmelten hiebei, daß sie an jener Stelle nicht lesen könnten. Endlich hatten jedoch alle die Stelle gefunden, und der Inspektor forderte Fatima Begum auf, mit dem Lesen zu beginnen. Fatima war ein sehr altes Geschöpf mit einer goldenen Brille auf der Nasenspitze, und Kopf und Gesicht in ihren Chudder oder Kopftuch, Schleier, eingehüllt. Sie murmelte einige Zeilen her, gieng offenbar nur nach dem Laut, ohne einen Gedanken oder Verständnis von dem Sinn, und ward mehrfach von dem Inspektor verbessert — wahrscheinlich so oft als er hören konnte, was sie sagte. Aber man konnte doch sagen, daß sie einigermaßen lesen konnte.

Hierauf ward Hosaini Begum aufgefordert zu lesen, allein Hosaini gab vor, sie könne nicht lesen, den zürnenden Blicken der Lehrerin zum Trotz. Wenn wir nicht anwesend gewesen wären, hätte wohl keine Schwierigkeit stattgefunden, denn die Lehrerin und ihre Tochter hätten anstatt Hosaini's gelesen und der Inspektor wäre nicht imstande gewesen, den Betrug zu entdecken.

Noch einige andere wurden aufgerufen, aber außer der Tochter der Lehrerin konnten nur Fatima und eine andere vorgeben, daß sie lesen könnten, und ich glaube, sie verstanden nicht ein Wort von dem, was sie lasen. Hierauf wurden sie aufgefordert, ihre Schiefertafeln zu nehmen und zu schreiben, aber das Mädchen allein konnte schreiben. Zwei andere konnten einen einzelnen Buchstaben malen, waren aber nicht ganz sicher, was für ein Buchstabe es war, und eine dritte kopierte ihn so ziemlich über ihre Schultern hinweg; allein wir ertappten sie dabei und als man sie besonders setzte, mußte sie gestehen, daß „Schreiben" nicht ihre Sache sei. Sodann wurde im Rechnen geprüft, allein niemand außer dem Mädchen wagte sich an diese Geheimnisse. Und damit war die Prüfung vorüber, denn man nahm an, daß nur die erste Klasse etwas leisten könne.

Wie der Inspektor sich dabei noch guten Mut bewahren kann, ist mehr als ich begreife; er sagte, es sei im letzten Jahre genau dasselbe gewesen. Die Schullehrerin gab als Grund des Mißerfolges an, daß kein Zögling länger als sechs Wochen oder längstens zwei Monate bleibe, dann werde sie überdrüssig und sage: das Lernen gelinge ihr nicht; oder sie werde verheiratet, oder, wenn sie verheiratet sei — und die Mädchen heiraten ja meistens schon mit zwölf Jahren — behaupte sie, Haushaltungsgeschäfte halten sie zu Hause — kurzum, aus dem einen oder dem anderen Grunde wolle keine bleiben. Dies alles macht den Beruf einer Lehrerin zu einer wahren Sisyphusarbeit. (Schluß folgt.)

St. Petersburger Eindrücke.

(Schluß.)

Die Witterung war während der ersten Hälfte des Mai ungemein launenhaft: auf hellen warmen Sonnenschein am Morgen konnten schneidende Winde folgen und der Nachmittag dann Schlossen und Schnee bringen. Es war niemals sicher und ratsam, sich ohne einen Ueberrock ins Freie zu wagen, und die Einheimischen warnten mich feierlich, als ob ich förmlich auf Selbstmord ausgienge, wenn ich meinen Winterpaletot bei Sonnenschein zu Hause ließ, denn in der That trug jeder anständige Mensch einen solchen bis in den Juni. Das Eis im Ladoga-See bringt, wie man mir sagte, in St. Petersburg die große Kälte hervor. Man konnte sagen, der Sommer sei erst nach dem längsten Tag auf der Newa in St. Petersburg eingezogen. Nie habe ich in irgend einer Stadt so viele Männer und Frauen mit geschwollenen Gesichtern wie von Zahnweh gesehen.

Die Straßen sind im Vergleich mit Berlin und London still. Ein paar Zeitungsverkäufer bieten an den Straßenecken schweigend ihre Blätter aus, dürfen sie aber nicht ausrufen; auch sieht man nicht die vielen Plakate, von denen bei uns die Straßen wimmeln. Omnibusse sind nur wenige vorhanden, und die Schaffner der zahlreichen und wohlfeilen Straßen-Eisenbahnwagen dürfen nicht ihre Kunden nach englischer Sitte anrufen. Was St. Petersburg vor den westeuropäischen Städten voraus hat, das sind seine Tauben, welche in der ganzen Stadt allgegenwärtig sind, aber immer noch weniger zahlreich als in Moskau. Die Taube wertet der Russe beinahe so hoch wie der Hindu den heiligen Stier; sie ist ihm ein heiliger Vogel, das Sinnbild des heiligen Geistes — so heilig, daß angeblich der heilige Synod den Verkauf einiger französischer Stahlschreibfedern verboten haben soll, weil das Fabrikzeichen derselben die heilige Taube war. Infolge davon flattern die hübschen Tauben überall herum, unbelästigt von jedermann außer den räuberischen Katzen, deren Instinkte selbst die Kirchenzucht nicht zu unterdrücken vermag. Um so verwunderlicher klingt die Kunde, daß jüngst ein Klub für Taubenschießen in den Vorstädten von St. Petersburg gegründet und diese scheußliche Barbarei nun auch in St. Petersburg eingeführt worden sei.

Eines der eindrucksvollsten Schauspiele in den Straßen St. Petersburgs, so belebt sie auch durch den geschäftlichen Verkehr sein mögen, ist ein Leichenzug. Die Pferde, bis zum Boden herab mit schwarzen Leichentüchern bedeckt, machen einen ganz geisterhaften Eindruck; dem blumenbedeckten Sarg schreiten Begleiter mit Laternen und Priester in reichen Gewändern voran, und folgen barhäuptige Leidtragende, welche paarweise hinter dem Sarge herschreiten. Wo der Zug vorüberkommt, nimmt alles den Hut ab und bekreuzt sich. Ich sah den Leichenzug einer Gräfin T., einer vornehmen Dame vom Hofe, hinter deren Sarg Großfürsten dem Hagel zum Trotz barhäuptig den Newski-Prospekt hinunter giengen. Man sah nirgends das Gedränge und die lärmende Zudringlichkeit, welche bei uns zu bemerken gewesen wäre, wenn man fürstliche Personen in einem Leichenzug durch die Straße hätte gehen sehen. Mein Iswostschik bekreuzte sich andächtig, mäßigte aber nicht einmal den Schritt seines Pferdes, als wir im Trab vorüberfuhren. Ich habe niemals einen solch vornehmen Zug so wenig Aufsehen erregen sehen, und die Huldigung galt nicht den Lebenden, sondern den Toten.

Die Newa ist die Glorie von St. Petersburg, die Seele der Stadt, die Ursache ihres Vorhandenseins und das Geheimnis ihrer Größe. Jedermann weiß, daß St. Petersburg an der Newa steht, allein wer nicht in dieser Stadt gewesen ist, kann sich nicht vergegenwärtigen was die Newa für St. Petersburg ist. Selbst die Russen lassen kaum ihrem herrlichen Flusse Gerechtigkeit widerfahren, und es herrscht selbst unter den besten Russen die Mode, St. Petersburg gering zu schätzen, um dagegen die Glorie von Moskau zu rühmen. Moskau ist allerdings eine ganz wundervolle Stadt, einzig in ihrer Art an Geschichte, Architektur, Ueberlieferungen und allem, wie keine andere Stadt in der Welt. Wer je einmal unter dem Schatten des Kreml gestanden hat oder von dessen Terrasse über die weiten Strecken der von Bäumen umkränzten Dächer und die vergoldeten Zwiebelkuppeln hingeschaut und über das tragische Drama nachgedacht hat, dessen Bühne Moskau Jahrhunderte-lang war, der kann Moskau nicht den zweiten Rang unter den russischen Städten geben. Allein obgleich St. Petersburg in allem andern der alten Reichshauptstadt die Palme überlassen muß, so kann es sich doch Eines überwiegenden Reizes rühmen, welchem Moskau nichts an die Seite zu setzen hat. Die Moskwa ist nur ein Bächlein im Vergleich zu der ungeheuren Wassermenge, welche an dem heutigen St. Petersburg vorüber aus dem Ladoga-See nach dem Meere hinunterfließt. Was das Adriatische Meer für Venedig, das ist die Newa für St. Petersburg, die Stadt ist gleichsam in den Fluß hinein gebaut und scheint beinahe auf dem Wasser zu schwimmen.

Ein Drittel von St. Petersburg ist auf den Inseln erbaut, welche im Bett der Newa liegen und die mit dem festen Land durch mehrere Brücken verbunden sind, welche am frühen Morgen auf eine oder zwei Stunden für den Durchgang von Schiffen geöffnet werden. Ozean-befahrende Dampfschiffe können daher durch das Herz von St. Petersburg fahren, und der Anblick dieser großen Schiffe, die gegenüber von den Palästen am Hofquai vor Anker liegen, ist einigermaßen demjenigen der Schlote der Dampfer zwischen dem Laub der Bäume zu vergleichen, mit denen die Kanäle von Rotterdam besetzt sind. Jener Teil von St. Petersburg, welcher auf dem festen Lande steht, ist von drei Kanälen durchschnitten, welche in unregelmäßigen

parallelen Halbkreisen durch die Stadt verlaufen. Diese drei Kanäle: die Moyka, der St. Katharinen-Kanal und die Fontanka, kreuzen alle den Newski-Prospekt und liefern ein Mittel des Geschäftsverkehrs nach allen Teilen der Stadt. Viele von den elegantesten und fashionabelsten Häusern sind den Kanälen entlang erbaut worden, und der Anblick der Fontanka von der Brücke zwischen dem Anitschkoff'schen Palast und demjenigen des Großfürsten Sergius ist eine der schönsten Stadtszenen, die ich jemals gesehen habe. Das helle frische Blau des belebten gekrümmten Kanals ist so verschieden von dem trüben schmutzigen Wasser der Amsterdamer Kanäle. Die malerischen und stattlichen Häuser, welche seine Ufer besäumen, die mannigfaltigen Kontraste von Farbe und Baustyl an den Bauten auf beiden Seiten des Kanals geben zusammen ein Bild, auf welchem jedes Auge lange und mit Vergnügen verweilt. Die schmucken Reiterstandbilder auf der Brücke tragen noch wesentlich dazu bei, die Wirkung dieser einzigen und schönen Szene zu erhöhen. Auf diesen Kanälen fahren den ganzen Tag kleine Schraubendampfer hin und her, führen Passagiere von einem Punkt zum andern, fahren durch Tunnels und unter Straßen hin, weichen den großen mit Brennholz beladenen Barken aus und legen ihren Weg in der Stadt herum mit Geschwindigkeit und Pünktlichkeit zurück; sie gehören einer finnischen Gesellschaft und sind kleiner und in ihrem äußeren Ansehen hübscher als die Dampfboote auf der Seine und Themse. In Verbindung mit den Landungsstationen dieser Newa-Dampfer sind einige der hübschesten schwimmenden Restaurants eingerichtet, welche ich jemals gesehen habe. An heißen Sommertagen, wenn die Sonne glühend auf die staubigen Straßen herabbrennt, ist es geradezu köstlich, unter dem leichten Zeltdach zu sitzen, welches über das schwimmende Erfrischungszimmer gezogen ist, behaglich die guten eisgekühlten Getränke zu schlürfen und auf das Rieseln des Wassers unter unseren Füßen zu lauschen.

Ein in seiner Art einziger Zug in dem St. Petersburger Verkehr zu Wasser ist die ungeheure mit Brennholz gefüllte Barke, welche einem auf Schritt und Tritt begegnet. Holz ist das allgemeine Heizmaterial und wird aus den Wäldern auf diesen riesigen und primitiven Fahrzeugen herabgebracht, welche man an den Seiten aller Kanäle verankert oder viele Morgen der Newa bedecken sieht, wenn sie so Seite an Seite neben einander liegen und auf Bestellungen warten. Sie sind von der Treckschuit oder dem holländischen Kanalboote ebenso verschieden, wie ein Schuppen von einer Villa, nur mit der Eigenschaft, daß — um den Vergleich vollständig zu machen — der Schuppen in diesem Falle dreimal so groß sein müßte als die Villa. Die Schiffleute, welche diese Boote rudern, verbringen zur Sommerszeit den größten Teil ihres Lebens an Bord ihres Bootes; im Winter hört natürlich alle Schifffahrt auf. St. Petersburg im Winter ist eine ganz andere Stadt als St. Petersburg im Frühling oder Sommer; alle ihre Wasserwege werden Landstraßen, ihre Brücken werden als unnötig entfernt und Schlitten vertreten die Stellen von Droschki und Dampfer. St. Petersburg im Schnee ist ein Anblick, den zu genießen ich mir noch vorbehalte. Wenn es so schön ist, wie St. Petersburg im Frühling, so muß es in der That lieblich sein.

Sonnenuntergang oder Sonnenaufgang auf der Newa zu sehen, verlohnt allein schon eine Reise nach Rußland. Die Newa ist jedoch immer schön, wenn die Sonne scheint. So oft ich müde und übersättigt war, pflegte ich auf ihren granitenen Quais herumzuschlendern und fand einen unfehlbaren Reiz und Sporn in der ungemeinen Lebenskraft ihrer Gewässer, die so frisch, so kräftigend und erquickend sind und einen mit der ganzen Macht des Meeres und all dem Liebreiz eines Flusses inspirieren. Mein Lieblingsspaziergang war vom Sommergarten nach dem Winterpalast. Drüben auf dem jenseitigen Ufer erhob sich die hohe schlanke Turmspitze der Festungskirche, auf deren anmutigem Golddach bei Tag die Sonne glänzte und glitzerte und die bei Nacht hell, aber in undeutlichen Umrissen im Mondlicht schimmerte. Um den Fuß der berühmten Kirche, der Ruhestätte der verstorbenen Zaren, lagerten sich düster die Bastionen des Gefängnisses, welches mit seinen finsteren Erinnerungen der Szene einen dunklen tragischen Hintergrund lieh. Das grüne Laub der Bäume um das bescheidene Häuschen her, worin Peter der Große während der Gründung seiner Hauptstadt wohnte, schien frisch und hell über den breiten Spiegel der sonnebeschienenen Newa herüber. Ein endloser Strom von Fuhrwerken aller Art rollte über die Brücken um ein Uhr Morgens an dem Tage, wo ich Rußland verließ, und die Troitzki-Brücke zeigte einen so lebendigen Verkehr, als sie ihn am vorhergehenden Mittag hatte. Die Newa weiter hinunter sah man die Börse, flankiert von den seltsamen, mit Schiffsschnäbeln verzierten Säulen, und auf dieser Seite erhob sich der stolze Zarenpalast.

So blendend aber die Newa im Sonnenglanz des Mittags erscheint, so bezauberte sie mich meines Bedünkens doch am meisten in dem seltsamen magischen Lichte der nordischen Mitternacht. In St. Petersburg giebt es im Juni keine eigentliche Nacht. Man kann noch um elf Uhr auf dem Newski-Prospekt eine Zeitung lesen; die Straßenlaternen werden niemals angezündet, aber noch um zwölf oder ein Uhr kann man die Schilder über den Läden fast so deutlich unterscheiden wie um Mittag. Die Sonne geht in einer Flut von Glorie unter und überglüht die Gewässer mit dem Glanz ihrer Strahlen, allein die Glut ihrer Anwesenheit weicht niemals ganz vom nordischen Himmel. Sie verschwindet über der kleinen Newa, welche an der Börse vorüberfließt, aber am ganzen westlichen Horizont weilt noch eine trübe rötliche Glut unter einem Himmel von blaßgrünlichem Blau, durch welches hindurch man zu Zeiten das schwache Flimmern eines

Sternes wahrnimmt. Hinter dieser rötlichen Wolke am Horizont kriecht die Sonne von Nordwest nach Nordost herum und gegen zwei oder drei Uhr wird der helle Glanz ihrer Scheibe, die zu unserer Linken verschwunden ist, zu unserer Rechten wieder sichtbar, und ein neuer Tag hat begonnen. Die Fischer werfen emsig ihre Netze im Wasser aus, ein Schleppdampfer rauscht vorüber, mit Flußbarken im Schlepptau. Im Osten scheinen die ersten Sonnenstrahlen rot auf das Wasser, während im Westen unter der Brücke die Newa unter den Strahlen des Mondes noch wie ein glänzender Silberspiegel erscheint. In der Mitte ragt wie ein goldener Lichtpfeil die Turmspitze der Kathedrale durch die zauberische lichte Dämmerung in die ruhige Heiterkeit eines wolkenlosen Himmels hinein.

St. Petersburg ist eine Stadt der Paläste, von denen der Winterpalast der erste und wahrscheinlich auch der prächtigste in ganz Europa ist. Er ist ein gewaltiger Block steinerner Gebäude von warmem Farbenton und steht, wie die meisten russischen Paläste, an der Straße. Der Palast Michel und derjenige der Großfürstin Helene stehen auf ihrem eigenen Grund, aber die anderen: der Winterpalast, der vom Kaiser bewohnte Anitschkoff'sche, der Marmorpalast, die Paläste des Großfürsten Michail und des Großfürsten Sergius haben alle ihre Front direkt auf die Straße und sind nicht einmal durch einen Hof von dem Strom des Straßenverkehrs getrennt. Die berühmte Eremitage mit ihrer herrlichen Gemäldesammlung grenzt an den Winterpalast. Ich gieng nie an dem massiven, von zehn Kolossalfiguren aus poliertem grauem Granit als Karyatiden getragenem Vestibül vorüber, ohne an die Geschichte dieses merkwürdigen Gebäudes denken zu müssen. Der Marmorpalast, von außen gesehen, ist ein großes, graues, häßliches Gebäude an der Newa, dessen einziges Verdienst in seiner Lage besteht. Der Garten vor dem Palaste der Großfürstin Helene gibt ihm ein angenehmeres Ansehen als es die übrigen St. Petersburger Paläste haben. Der Michelspalast in der Fontanka mit seinen düsteren Erinnerungen an den Kaiser Paul hat nichts Anziehendes. Der Palast des Großfürsten Sergius mit seiner roten Front sieht anfangs wie ein Magazin von Backsteinbau aus, bis man die Karyatiden an der Front bemerkt. Der Anitschkoff'sche Palast, welchen der Kaiser immer bewohnt, wenn er in der Stadt ist, steht auf dem Newski-Prospekt und ist verhältnismäßig so einfach, daß nur die Paar Schildwachen an den Eingangsthoren die äußerlich sichtbaren Zeichen davon sind, daß der Zar hier residiert.

Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden im Unterschied von den kaiserlichen Palästen nimmt die große Bibliothek auf dem Alexandersplatz den ersten Rang ein; sie enthält über eine Million gedruckter Werke, ist sehr reich an Handschriften und soll nach dem Britischen Museum in London den besten Lesesaal haben. Das Stadthaus ist ein geräumiges Gebäude, ohne eine Galerie, woselbst die vergleichsweise seltenen öffentlichen Versammlungen gehalten werden und das eine vorteilhaftere Verwendung haben dürfte, als es gegenwärtig der Fall ist. Von den Akademien, Museen, Spitälern ꝛc. will ich hier nicht reden und nur speziell das schon erwähnte Smolni-Institut, diese berühmte Hochschule für Töchter mit ihren vierhundert Zöglingen, anführen — ein Institut, das in Europa einzig in seiner Art ist, und ich kann nur bedauern, daß es mir aus Mangel an Zeit nicht vergönnt war, dasselbe zu besuchen.

Nach den Palästen gedenke ich der Kirchen. St. Petersburg hat drei große Kathedralen, worunter die prächtigste die des heiligen Isaak, deren vergoldete Kuppel sich hoch über die undeutliche Himmelslinie der Dächer der Stadt erhebt und eine der bekanntesten Landmarken St. Petersburgs ist. Sie ist von außen ungemein massiv und prächtig, im Innern aber dunkel und schwerfällig, außer wenn sie mit unzähligen brennenden Kerzen beleuchtet ist, wie ich sie am Osterabend sah. Sie steht auf einem unterirdischen Wald von Pfählen, der vierzig Fuß unter die Oberfläche in die Erde eingetrieben ist; allein nicht einmal diese Vorsichtsmaßregel hat das ungeheure Gewicht der Kathedrale vor der Gefahr des sumpfigen Bodens bewahrt, auf welchem die Stadt steht. Eine Kathedrale, welche in ihren Peristylen 112 granitene Monolithe von sechzig Fuß Höhe aufweist, von denen jeder 128 Tonnen wiegt, sollte auf einen Felsen gegründet sein. Leider liegt aller Fels in St. Petersburg über dem Boden. Das Einsinken und Nachgeben einer solch ungeheuren Masse von Mauerwerk macht beständige Ausbesserungen notwendig. Die Kasan-Kathedrale im Newski-Prospekt mit ihrer gewölbten Kolonnade in Nachahmung der St. Peterskirche ist besonders interessant wegen ihrer kriegerischen Erinnerungen; sie ist flankiert von den Standbildern des Generals Kutussoff-Smolenskoi, welcher in der Kathedrale begraben liegt, und zwar an derselben Stelle, wo er betend knieete, ehe er in den Krieg zog, um sich Napoleon's I. Einfall in Rußland im Jahre 1812 zu widersetzen, und des Generals Barclay de Tolly. Unter den Schlüsseln der von russischen Heeren eingenommenen Städte und Festungen, welche in dieser Kirche verwahrt werden, befinden sich diejenigen von Hamburg, Leipzig, Dresden, Rheims, Breda und Utrecht. Die St. Peter- und Pauls-Kathedrale in der Festung enthält die Gräber der russischen Kaiser. Die Katastrophe, welche den letzten Zar nach der Ruhestätte der Romanoffs gebracht hat, soll durch Erbauung einer eigenen Votivkirche gegenüber der Kasan-Kathedrale am Katharinen-Kanal, auf der Stelle, wo der feige Mord stattgefunden hat, verewigt werden; es wird an diesem Bau dermalen emsig gearbeitet und derselbe soll im Jahre 1890 vollendet werden. Ein etwas grausiges Detail dabei ist, daß die Pflastersteine und der Boden, auf welchen Alexander II. blutend zusammenbrach, sorgfältig aufbewahrt wurden, um unter einem von vier Porphyrsäulen getragenen Baldachin in den Fußboden der

Kirche eingemauert zu werden und die genaue Stelle der Ermordung zu bezeichnen. Dieser Brauch, das Verbrechen zu verewigen, ist St. Petersburg eigentümlich; auch am Eingang zum Sommergarten ist ein prächtiges Denkmal zum Andenken an den mißglückten Mordversuch Karakozoff's auf Kaiser Alexander II. 1866 errichtet worden.

Einer der befremdendsten Bräuche, der dem Fremden in St. Petersburg und noch mehr in Moskau auffällt, ist das fortwährende Sich-Bekreuzen, welches auf den Straßen vor sich geht. So oft ein gläubiger Russe an einer Kirche, einer Kapelle, einem Heiligenbild, einem Hochaltare 2c. vorübergeht, nimmt er den Hut ab und bekreuzt sich nach der Art der morgenländischen Kirche. In Moskau ist die Zahl der Heiligenbilder so groß und die Heiligkeit von einigen von ihnen so überwältigend, daß es für den frommen Rechtgläubigen sehr schwierig sein muß, über die Straße zu gehen. In St. Petersburg ist die Zahl derselben geringer, aber immer noch groß genug, um den rechten Arm unseres Iswostschick's in ziemlich lebhafter Bewegung zu erhalten. Eines aber verwunderte mich sehr: in St. Petersburg bekreuzten die Frauen sich sehr selten. Auf eine Frau, welche man im Vorübergehen bei dem Heiligenbild am Eingang zum Gostinoi Dwor das Kreuz schlagen sah, kam mindestens ein Dutzend Männer. In Moskau waren die Frauen sorgfältiger in der Erfüllung ihrer Andachtsbezeugungen, aber in St. Petersburg erschienen die Männer äußerlich frömmer. Die meisten Weiber in St. Petersburg, welche sich bekreuzten, gehörten der unteren Volksklasse an, und ich sah während meines ganzen Aufenthaltes in Rußland nicht eine einzige gutgekleidete Frau sich bekreuzen. Offiziere und Männer von Bildung waren zwar nicht so glaubenseifrig wie die Iswostschicks und Arbeiter, doch sah ich auch viele von ihnen das Zeichen des Kreuzes machen. Ich reiste mit dem General Ignatieff von St. Petersburg nach Moskau; im Augenblick, wo der Zug abfuhr, bekreuzte sich der General zweimal, mit der Bemerkung, man solle zwar jederzeit beten, ganz besonders aber wenn man eine Reise antrete. Die Anzahl der Altäre 2c., wo Lampen und Lichter vor Heiligenbildern brennen, ist in Rußland sehr groß, und dem Brauche der Knieebeugung wird eine weit höhere Wichtigkeit beigelegt als wir Westeuropäer ahnen. Der Sonntag wird in Rußland auch weit allgemeiner gefeiert als ich erwartete. Die Läden auf der großen Morskaja und dem Newski-Prospekt sind beinahe alle am Sonntag geschlossen, ohne daß dabei von einer streng-religiösen Sonntagsfeier die Rede ist. Der Sonntag ist mehr ein Tag des Vergnügens, der Erholung und des Besuchemachens als der Erbauung, aber die Arbeit wird doch allgemeiner eingestellt als in Deutschland oder Frankreich.

Die Eisenbahnstationen und namentlich diejenige für Moskau sind Szenen von höchstem menschlichen Interesse. Gewöhnlich begibt man sich in Rußland, um einen Zug zu besteigen, eine halbe Stunde vorher schon nach der Bahn. Hat man eine größere Reise vor, so begleiten einen die Familie und die nächsten Freunde, um Abschied zu nehmen. Jedermann hat Zutritt zum Perron, welcher infolge davon ein Menschengewühl und ein so interessantes Schauspiel darbietet, dergleichen ich in keinem andern Lande gesehen habe. Die Restaurationen auf den Bahnhöfen sind vortrefflich. Die Restaurants in St. Petersburg sind zahlreich, die Hotels behaglich und Dank der Entwertung des Rubels nicht zu teuer. In den meisten russischen Restaurants glaubt man die Beförderung der Verdauung der Gäste durch die Melodien einer riesigen Spieluhr oder Spielorgel befördern zu müssen, welche über die ganze Tischzeit Tafelmusik macht. In den Straßen sieht man nicht viele Polizeisoldaten, und die wenigen, welche man bei ihrem Patrouillieren oder der Aufsicht über den geordneten Verkehr begegnet, tragen einen (ungeladenen) Revolver und einen kurzen Säbel. Ich besichtigte eine der Polizeistationen, wo mir alles reinlich und in guter Ordnung erschien; der Hauptfehler war der Mangel an Einzelzellen für die Gefangenen und die gänzliche Abwesenheit von jeder Beschäftigung oder Unterhaltung durch Lesen 2c. Der Straßenbettel wird streng verfolgt und ebenso auch die Sittenpolizei streng geübt und namentlich alle Straßendirnen unnachsichtlich von der Bildfläche vertrieben.

St. Petersburg als Stadt ist eine der merkwürdigsten Schöpfungen des Geistes und Willens eines einzigen Mannes, welche man in Europa finden kann. Es ist Peters des Großen Stadt. Das berühmte Reiterstandbild des großen Zars gegenüber der Isaaks-Kathedrale deutet auf die große Hauptstadt, die er aus dem Schlamm hervorzauberte, um der Regierungssitz eines riesigen Reiches zu werden. Die Stadt, wie wir sie jetzt sehen mit ihren Kathedralen, Palästen, Kanälen, ihren langen, sämtlich von der Admiralität ausstrahlenden Straßenzeilen ist der verkörperte Gedanke des großen Alleinherrschers, welcher sicher einer der größten Reformatoren war, die Europa jemals gesehen hat, ein Mann, in welchem sich eine Elementargewalt der wunderbarsten und imposantesten Art verkörperte, der seinem Willen und seinem Plane ungezählte Summen von Menschen- und Geldkräften opferte, und der in allem und jedem seinem Volke und seiner Zeit vorauseilte!

Eines ist merkwürdig und ein Zeugnis dafür, daß Zar Peters Schöpfung keine bloße Laune, sondern ein Notwerk für sein Volk und sein Land war. Wenn sonst Fürsten gründen und bauen, verhalten sich Söhne oder Enkel gleichgültig und teilnahmslos gegen ihre Schöpfungen und lassen sie nach einigen Menschenaltern zerfallen. Nicht so St. Petersburg. Alle Nachfolger seines Gründers haben an ihm fortgebaut, es erweitert, verschönert, verbessert, das Wachstum seines Umfanges wie seiner Bevölkerung befördert, obwohl seine Lage keine gesunde und

die Sterblichkeitsziffer seiner Einwohner so groß ist, daß deren Zahl ohne Zufluß von außen kaum steigen würde. Jetzt ist St. Petersburg durch seine Schifffahrtskanäle sogar mit dem Meere so verbunden, daß Meerdampfer und schwere große Kauffahrer bis in die Stadt selbst hereingelangen können. Trotz aller ungünstigen Verhältnisse ist St. Petersburg, welches dermalen 930,000 Einwohner haben soll, noch im steten Wachsen begriffen — ein vollgültiger Beweis für die treffliche Wahl der Lage, die der weitsehende Scharfblick Peters bezüglich der Hauptstadt seines Reiches getroffen hat. Peters Stadt, so groß und schön, wie sie ist, wird, so lange sie besteht, ein prachtvolles Denkmal des Genie's, der Energie und der entschlossenen Ausdauer des Mannes bleiben, dessen Namen sie führt, und die Tausende derer, welche während der Gründung dieser Stadt in den ungesunden Sümpfen dieser Gegend starben und verdarben, können nicht in Betracht kommen gegenüber den Vorteilen und der Bedeutung, welche St. Petersburg für das ganze Reich gebracht hat.[1] (Cont. Rev.)

Die südrussischen Kurgane und Balka.

Von westeuropäischen Reisenden hört man in Rußland sehr oft die Aeußerung: „Es ist doch wirklich ein entsetzliches Land, diese sarmatische Ebene. Monoton bis zur Verzweiflung ist ihre Natur und alles, was sich in dieser befindet und lebt. Nirgends eine Abwechslung wie in den westlichen Ländern; ewig die gleichen Ebenen mit ihren Wäldern und Sümpfen im Norden und ihren waldlosen Steppen im Süden und Osten, zu denen dann noch die gleichartigen Städte und Dörfer mit ihren ebenso gleichförmigen Bewohnern ganz vorzüglich passen. Hat der Reisende einen Teil des Landes gesehen, so kann er auf das Uebrige ruhig verzichten, da ihm dieses doch nichts Neues mehr bieten kann."

Es läßt sich nicht leugnen, daß für den oberflächlich beobachtenden Westeuropäer in dem eben Gesagten viel Wahres liegt und eine ziemlich starke Einbildungskraft dazu gehört, um mit den Russen nur deren vergleichende Bezeichnungen verschiedener Gegenden ihres Vaterlandes mit westeuropäischen — z. B. russischer Rhein für die Wolga u. s. w. — einigermaßen richtig zu finden, aber ganz so schlimm steht die Sache denn doch nicht, wie oben gesagt wurde. Wie überall, so findet der denkende Beobachter auch hier weit mehr Beachtenswertes, als dies bei der Masse der Fall ist, ja, in vielfacher Beziehung bietet kein anderes europäisches Land des Interessanten so viel wie gerade das russische Reich.

Der Westen Europa's ist in der Hauptsache so ziemlich in allen Ecken durchforscht, während der Osten selbst für die ungeheure Masse der Russen noch ein Buch mit sieben Siegeln ist, von dem man höchstens die Außenseite kennt. Einesteils liegt dies daran, daß die Russen mit wenigen rühmlichen Ausnahmen noch heute die schlechtesten Kenner ihres eigenen Vaterlandes sind und dessen Erforschung größtenteils den Westeuropäern, und hier wieder vor allen den Deutschen, überließen; anderenteils legt aber auch die ungeheure Ausdehnung des Landes, der vollständige oder nur teilweise Mangel an Kommunikationsmitteln, ja häufig an menschlichen Wohnungen in den Steppen, abseits der großen Straßen u. a. m., der Beobachtung so bedeutende Hindernisse in den Weg, daß es vollkommen erklärlich wird, weshalb hier so viele und teilweise äußerst wichtige Fragen bisher noch unbeantwortet geblieben sind.

Zu den letzteren gehört u. a. entschieden die Frage von dem früheren Zusammenhang des Schwarzen und Kaspischen Meeres mit dem Aralsee, und wodurch die Trennung dieser drei hervorgerufen wurde.

Wenn unter den Geologen auch nicht der geringste Zweifel darüber besteht, daß die genannten drei Meere nicht eine zusammenhängende Wassermasse bildeten, so herrscht doch sowohl über die einstige Ausdehnung dieses ungeheuren Beckens, wie darüber noch ziemliches Dunkel: ob der heutige Zustand durch einen plötzlichen Durchbruch der Gewässer am Bosporus oder durch eine allmähliche Hebung des Bodens herbeigeführt wurde, obgleich schon eine oberflächliche Kenntnis der ponto-aralo-kaspischen Tiefländer genügt, um das Irrige der letzteren Annahme zu erkennen, da alles für das erstere spricht. Es muß hiebei aber zugegeben werden, daß die noch heute stattfindende allmähliche Bodenhebung vom gesamten Rußland ihren bedeutenden Anteil an der schnellen Trockenlegung der genannten Tiefländer oder einem Ereignis hatte, dessen richtige Folgen von der Mehrzahl der Menschen noch kaum geahnt werden. Wäre z. B. die Trockenlegung jener gewaltigen Gebiete allmählich erfolgt, so hätte die Beschaffenheit ihrer gesamten, fast nur aus Flötzmassen der jüngsten Formation bestehenden Oberfläche auch eine von der heutigen total verschiedene ebenso sein müssen, wie dann die gesamte Weltgeschichte, speziell die asiatische und europäische, eine andere geworden wäre. Dadurch aber, daß die ungeheuren Schlammmassen des einstigen Meeresbodens infolge der schnellen Trockenlegung ihre ursprüngliche Form und Zusammensetzung mit Ausnahme verhältnismäßig wenig umfangreicher Stellen beibehielten, sind der Gegenwart auch

[1] Unter den Denkmälern von St. Petersburg ist eines der bemerkenswertesten das in der Nähe des britischen Gesandtschaftshotels stehende, welches dem tapfern Feldmarschall Suwarow gewidmet ist. Jeden Morgen, wenn die Wachtparade an dem Fuß dieses Standbildes vorüberzieht, salutiert sie der Statue des alten Helden, als wäre der Feldmarschall noch am Leben und als wären die heutigen Soldaten noch dieselben Veteranen, welche der Alte auf seinen Siegeszügen quer durch Europa führte. Dies ist ein pietätvoller Brauch und erinnert daran, daß jedes Kriegsschiff, welches die Admiralität passiert und auf den Wogen der Newa erscheint, mit seinen Geschützgrüßen eigentlich das Andenken des großen Zars Peter in seinen schönsten und großartigsten Schöpfungen feiert.

die riesigen Flächen der schwarzen Erde erhalten geblieben, die zu den fruchtbarsten Stellen der Welt gehören und hiedurch der Tummelplatz so zahlreicher Völker geworden sind, wie kein anderes Land der Erde mehr.

Unter den wirklich zahllosen Beweisen und Zeugen jenes gewaltigen Naturereignisses, dessen ausführlichere Behandlung wir uns für eine spätere Gelegenheit vorbehalten, wählen wir heute nur diejenigen zwei, welche die Ueberschrift des vorliegenden Artikels bilden.

Wer von den Gebildeten den russischen Süden nicht selbst gesehen hat, kennt das Wort „Kurgan" oder Mogilla, kleinrussisch Mohilla — Grabhügel — wie sie der Russe hauptsächlich nennt, doch wenigstens aus geographischen oder Reisewerken ebenso genau, wie die niederdeutsche Bezeichnung „Hünengräber" für jene Erdhügel und Steinkammern, die allgemein als uralte heidnische Grabstätten gelten. Anders verhält es sich aber mit dem Worte „Balka", dessen Bedeutung selbst den Bewohnern vom nördlichen Rußland in der Mehrzahl so unbekannt ist wie den Westeuropäern, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil beide die Sache nicht kennen, die mit jenem Worte bezeichnet wird. Auf der gesamten Erde dürften sich übrigens auch schwerlich nochmals jene eigentümlichen engen und tiefen Thäler wiederfinden, die oft viele Meilen weit, und größtenteils in fast schnurgerader Richtung über Berg und Thal laufend, den russischen Süden nach fast allen Richtungen hin durchkreuzen und dem Reisenden häufig die unangenehmsten Ueberraschungen bereiten.

Wer sich ausschließlich an die großen Straßen hält, findet natürlich überall die nötigen Uebergänge, wenn es dabei auch häufig steil wie auf dem Dach hinunter und auf der anderen Seite ebenso wieder hinauf geht; aber zufällig ist der Reisende eine Persönlichkeit, die, mit der Oertlichkeit noch wenig bekannt, aus irgend einem Grunde — während der Jagd oder beim Untersuchen der Gegend — querfeldein über die Steppe fährt oder reitet. Scheinbar bietet die ebene Fläche dem Vorwärtskommen kein Hindernis, aber plötzlich steht er vor einer dieser Balka, die vielleicht nur fünfzig bis einige Hundert Schritte breit, aber turmtief und gewöhnlich so steil abfallen, daß das Hinunterklettern zu Fuß oft schon seine Schwierigkeiten hat, obgleich die Wände in der Regel bewaldet sind, und wo er dann vielleicht meilenweit fahren kann, bevor er einen Uebergang findet.

Man kann sich einen Begriff davon machen, von welcher Ausdehnung diese Balka zuweilen sind, wenn man bedenkt, daß sich unter denjenigen zwischen dem Dniester und südlichen Bug — nordöstlich von Odessa — eine Anzahl befindet, die, parallel mit den genannten Flüssen laufend, fast das ganze Gebiet vom Balta bis zum Schwarzen Meere — also mehr wie einen Breitengrad — durchschneiden. Daß wir es hier mit einer ganz eigenartigen Naturerscheinung zu thun haben, dafür spricht schon der Name, da der Südusse mit den Worten „Thal" — Dolina — und „Schlucht" Owray oder Loschtschina — gleichfalls dasjenige bezeichnet, was der Nordrusse und Westeuropäer darunter versteht, wogegen es ihm nie einfallen wird, diese Bezeichnung bei den Balka anzuwenden.

Während wir unter „Thal" eine Bodensenkung mit mehr wagrechter Sohle verstehen, die sich mit allen nur möglichen Krümmungen nach jeder irgend beliebigen Richtung winden kann, laufen die Balka, ihre fast immer gerade Richtung beibehaltend, oft unter einem Winkel von 45 Grad an einem Bergabhang empor, über diesen hinweg nach dem nächsten Thale und möglicherweise auf dessen anderer Seite wieder hinauf und weiter bis zur nächsten größeren Flußniederung.

Dasselbe ist mit den Schluchten in Erde der Fall, die, an ihrem oberen Ausgangspunkte gewöhnlich schmal und flach beginnend, gleichfalls in allen möglichen Windungen und häufig im reinen Zickzack, mit steil abgestürzten und unterwaschenen Rändern bis zur nächsten Thalsohle gehen, ihre Entstehung dem Regen- und Schneewasser verdanken, und gar keine Aehnlichkeit mit den Balka haben. Die letzteren laufen gewöhnlich wie ausgehobelt in gleicher Breite die Anhöhe hinauf, wo sie sich am oberen Ausgangspunkt häufig in zwei und mehr Arme spalten, die zusammen oft eine größere Breite besitzen, als der rückwärts liegende vereinigte Teil der Balka.

Um die Entstehungsweise dieser Balka hat sich die russische Bevölkerung gerade so viel gekümmert, wie um diejenige der vorhandenen Thäler und der übrigen Natur, d. h. gar nicht, wogegen die Kurgane doch von jeher der Gegenstand größerer oder geringerer Neugier gewesen sind, wenn es den Menschen auch nicht gerade möglich gewesen ist, das Richtige zu treffen.

Ueber den Ursprung und den Zweck der letzteren herrschen verschiedene Ansichten, die sich bei einer genaueren Untersuchung aber als irrig erweisen.

In den wissenschaftlichen Kreisen wurde nach den Funden in verschiedenen südrussischen Kurganen — besonders in der Nähe von Kertsch — allgemein angenommen daß sie, in Uebereinstimmung mit den künstlichen Hügeln im Norden Rußlands, sowie den Küstenländern der Ostsee und Nordsee, als Grabstätten dienten und von unbekannten Völkern künstlich aufgeführt wurden. In den Gegenden vom mittleren und unteren Dnjepr herrscht unter der Bevölkerung dagegen der Glaube, daß dieselben von den Polen auf dominierenden Punkten als Standorte für die Wachtposten errichtet worden sind, während dieselben weiter östlich, im Dongebiet, wieder als Grabstätten gelten und hier hauptsächlich infolge der zahlreichen alten Götzenbilder — Baba (Weib), wie sie der Russe nennt, weil stets eine weibliche Figur mit mongolischem Typus vorstellend — darstellen, die sich längs der uralten Handelsstraßen dieser Gegenden sehr häufig auf den Kurganen befinden. Die Bevölkerung vom nördlichen Kaukasus betrachtet sie wieder als Wegweiser der „Germanski."

Wenn auch nicht bestritten werden soll, daß sich im russischen Süden vielleicht Kurgane befinden, die künstlich hergestellt worden sind, obgleich mir ein solcher nirgends vorgekommen ist, so unterliegt es bei einiger Aufmerksamkeit doch nicht dem geringsten Zweifel, daß die Kurgane und Balka Geschwister sind, die beide ihr Dasein ein und derselben Kraft — den Strömungen des verschwundenen Meeres — ebenso verdanken, wie die Kurgane zwar teilweise als Grabstätten benutzt, aber zu solchen nicht besonders hergestellt worden sind.

Welche Rolle die Meeresströmungen bei der Bildung der Oberfläche einer fast nur mit Alluvialmassen bedeckten Ebene einst gespielt haben, läßt sich vielleicht nirgends so deutlich erkennen, wie auf der sarmatischen Ebene und den östlich daran grenzenden Tiefländern. Fast sämtliche Flußthäler und mit diesen die begleitenden Höhen dieser gewaltigen, in lauter Würfel geschnittenen Flächen, haben die Richtung der vorherrschenden Luftströmungen — entweder von Südwest nach Nordost oder umgekehrt, oder zu diesem im rechten Winkel von Nordwest nach Südost — und überall wiederholt sich dieses Gesetz mit einer Regelmäßigkeit, die keinen Zweifel über die Entstehungsweise der Oberfläche vom heutigen Rußland mehr übrig läßt. Nirgends tritt uns diese Erscheinung aber schärfer entgegen, wie in den schnell trockengelegten südlichen Gebieten, und hier wieder in den vorhandenen Kurganen und Balka, in denen sich trotz aller scheinbaren Regellosigkeit doch wieder die ewige Gesetzmäßigkeit der Natur dokumentiert.

Da es für die Leser vielleicht von Interesse sein dürfte zu erfahren, auf welche Weise der Verfasser zur Erkenntnis dieser Gesetzmäßigkeit kam, so mögen hierüber einige Worte folgen:

Die ziemlich zahlreichen künstlichen Grabhügel im Norden Rußlands, wo dieselben, speziell im St. Petersburger Gouvernement, sehr häufig „Schwedengräber" genannt werden, weil die Bevölkerung glaubt, daß dieselben erst aus den Kriegen mit den Schweden stammen, unterscheiden sich von den südrussischen Kurganen in jeder Beziehung. Zuerst befinden sich dieselben stets in der unmittelbaren Nähe der Flüsse und Seen oder nur in geringer Entfernung von diesen, und hier sind wieder diejenigen Stellen mit Vorliebe gewählt, wo sich zwei Flüsse vereinigen oder in einer Krümmung des Flusses und gleichzeitig eine trockene sandige Anhöhe vorhanden war. Der leichteren Arbeit wegen scheint man überhaupt nur reine Sandhügel hiezu gewählt zu haben, wie es die Russen noch heute bei der Wahl ihrer Friedhöfe thun, da mir bis jetzt wenigstens noch kein einziger dieser Hügel auf einer Stelle mit schwerem Lehm- oder gar Thonboden vorgekommen ist.

Mit Ausnahme einzelner größerer, die allem Anscheine nach als heidnische Opferstätten oder auch als Begräbnisstätte besonders hervorragender Persönlichkeiten dienten, sind alle diese Hügel so ziemlich von gleicher Größe — nicht höher als 4—6, höchstens 8 F. und 10—15 F., höchstens 20 F. unten im Durchmesser, und ähnlich den Gräbern auf unseren Friedhöfen selten allein, sondern fast immer in größerer oder geringerer Anzahl vereinigt, wo sich auch überall genau erkennen läßt, von wo die Erde dazu genommen wurde. Man scharrte dieselbe ganz einfach zusammen, wodurch die Vertiefungen um die Hügel herum entstanden sind, die sich nur da nicht mehr vorfinden, wo die betreffende Stelle gepflügt, überhaupt bearbeitet wurde.

Nichts von alledem ist bei den südrussischen Kurganen vorhanden. Schon beim Besichtigen des ersten, der mir zu Gesicht kam, war es mir zweifelhaft, ob derselbe ein künstliches oder Naturprodukt sei; es dauerte aber ziemlich lange, bevor ich fand, auf welche Weise dieselben entstanden sind.

Zuerst treten dieselben längs der Nordgrenze des einstigen Meeres — dem Seim bei Kursk, der unteren Dessna u. s. w. einerseits und dem oberen Donetz-, Oskal-, Sossna- und Dongebiet andererseits — blos vereinzelt auf, um dann weiter nach dem Süden zu immer häufiger zu werden, bis auf der Nordseite vom ural-karpathischen Höhenzuge und Kaukasus manche Stellen mit denselben wie besäet erscheinen. Hier finden wir dieselben ebensowohl viele Meilen weit von jedem Fluß, überhaupt jedem Wasser entfernt, auf dominierenden Punkten und wieder scheinbar versteckt, wie weiter in der unmittelbaren Nähe der Flüsse, und hier nicht selten ganz in der Niederung, die jedes Frühjahr unter Wasser gesetzt wird.

Während uns auf der einen Stelle Kurgane an beiden Abhängen solcher Thäler begegnen, sehen wir auf einer anderen, nur auf der einen Seite, den Kamm der Höhe meilenweit mit einer ziemlich dichten Reihe dieser Hügel garniert, wogegen sich wieder auf einem dritten Punkt eine Reihe derselben von der Höhe schräg herunter nach der Thalsohle zieht, wo der letzte in einer Ecke des Thales vielleicht so verdeckt steht, daß derselbe kaum gefunden wird. Im schroffsten Widerspruch zu der Behauptung, daß dieselben von Menschen aufgeführt wurden, finden wir oft längs solchen Thälern, die erwiesen zu den ältesten bewohnten Plätzen im Süden Rußlands gehörten und ihrer ganzen Beschaffenheit nach von allem Anfang an zu denselben gehören mußten, meilenweit nach allen Richtungen hin keinen einzigen Kurgan, während auf anderen Stellen, wo Nomaden mit ihren Heerden entschieden nicht existieren konnten, die ganze Gegend damit wie gepflastert ist. So viele wir deren aber auch auf einer Fläche sehen, so stehen dieselben doch immer mehr zerstreut und vereinzelt als die Hügel im Norden. Selten finden wir zwei oder mehrere zusammen, sondern ziemlich regelmäßig mit größeren Zwischenräumen, und in der Größe dann wieder so verschieden, daß die einen kleine Berge mit einem unteren Durchmesser von mehreren Hundert Fuß sind, während die anderen nicht größer als die Hügel im Norden sind. Die weit überwiegende Mehrzahl der Kurgane ist aber

ganz unverhältnismäßig größer als die künstlichen Hügel und von einer Bodenbeschaffenheit, die sie sofort als Naturprodukte erkennen läßt.

(Schluß folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Das britische Nordborneo lenkt neuerdings das besondere Interesse der Geographen auf sich. Bekanntlich hat die britische Regierung kürzlich das Protektorat über dieses Gebiet durch einen Vertrag übernommen, den sie mit der Britischen Nordborneo-Kompagnie, dem Radscha von Sarawak und dem Sultan von Brunei abgeschlossen und den der letztere jüngst unterzeichnet hat. Der Bericht, welchen der britische Konsular-Agent Pryer in Sandakan vor Kurzem veröffentlicht hat, enthält interessante statistische Angaben, welche auf den steigenden Wohlstand dieses Gebietes hindeuten. Die Einfuhr weist gegenüber von den früheren Ziffern eine bedeutende Zunahme auf, nämlich an Tuch einen Wert von 190,452 Dollars gegenüber von 147,341 Dollars im Jahre 1886, Kerosinöl 16,526 gegen 7333 Dollars; Eisenwaren dagegen eine bemerkenswerte Abnahme, nämlich 5357 Dollars gegen 10,093 Dollars; irdenes Geschirr 13,073 Dollars gegen 2093 Dollars. Noch im Jahre 1878 betrug die Gesamteinfuhr nur 16,000 Dollars einschließlich des Tuchs mit 5000 Dollars. Die oben angeführten Zahlen zeigen, daß die Eingeborenen nachgerade die aus zivilisierteren Ländern zu erhaltenden besseren Waren zu werten und zu gebrauchen gelernt haben. Die Ausfuhr gestaltet sich weniger günstig und zeigt nur eine geringe Zunahme gegen das Vorjahr, allein es ist bemerkenswert, daß unter den Ausfuhrartikeln zum erstenmal der Pfeffer erscheint und einen wertvollen Verkehr in diesem Gewürz in Aussicht stellt. Gewerbliche Thätigkeit und Ackerbau haben noch keinen großen Fortschritt gemacht, doch sind ermutigende Anzeichen für die Zukunft vorhanden, und die große Waldfläche in der Nähe von Sandakan, auf welcher der Holzschlag begonnen hat, scheint die Aussicht zu begünstigen, daß dieser Hafen bald die Hauptquelle der Holzlieferung für diesen Teil der Welt werden muß. Bereits hat eine Handelsgesellschaft die nötigen Maschinen für das Fällen und Zersägen von Bäumen eingeführt, und man folgt den Operationen derselben mit großem Interesse. Tabak wird bereits in ziemlicher Menge angebaut, und derjenige für „Deckblätter" ist der beliebteste; meist ungemein dünn, fein und dehnbar im Blatt und daher als Deckblatt für Zigarren ganz besonders geeignet. Der Anbau dieser Tabaksorte wirft auch einen weit größeren Gewinn ab, als derjenige der gewöhnlichen Sorten. Es bestehen bereits sehr große Tabakspflanzungen in diesem Gebiet, welche Holländern gehören und hauptsächlich von solchen betrieben werden. Im Jahre 1887 erhielten die Landkommissäre Gesuche um Landbewilligungen in einem Gesamtbetrage von 278,335 Acres, wovon 218,000 Acres von Holländern und 60,000 von Engländern verlangt wurden. Berichte von Goldfunden im Segana-Flusse veranlaßten mehrere Expeditionen, von denen jedoch keine sonderlich erfolgreich war; man behauptete aber, je weiter stromaufwärts man dem Flusse folge, desto vielversprechender werden die Anzeichen für das Vorhandensein von Gold. Die schwache Bevölkerung hemmte seither wesentlich den Fortschritt des Gebietes, allein die Zahl der jährlich ankommenden und sich hier niederlassenden Personen ist in sichtlichem Wachstum begriffen. Unter der Bevölkerung herrscht eine starke chinesische Zumischung vor. Die Jagd auf Menschenköpfe ist noch nicht ausgerottet, aber doch in sichtlicher Abnahme begriffen. Das Straßennetz dehnt sich rasch aus, und die Erfolge der raschen und leichten Verbindung durch das ganze Land hin werden zur Abschaffung der noch herrschenden barbarischen Bräuche wesentlich beitragen. Da nun vieles Kapital nach dem britischen Nordborneo gezogen wird, so wird eine Nachfrage nach tüchtigen Arbeitskräften beinahe die sichere Folge davon sein.

* Das obere französische Guyana. Von diesem verhältnismäßig noch wenig bekannten Lande entwirft der französische Reisende H. Coudreau in einem der neueren Hefte der „Revue de Géographie" eine anschauliche Schilderung. Das französische Guyana erhebt sich wie ein Amphitheater vom Meer bis zum Tumuc-Humac-Gebirge. Der unterste Teil bildet ein Plateau von 300 bis zu 600 Fuß mittlere Höhe; dies ist Unter-Guyana. Das zweite Plateau, welches die Becken des Maroni und des Oyapok umfaßt und sich zur Höhe von 600 bis 1300 F. erhebt, ist Ober-Guyana. Sein Klima ist kühler als das der Küste von Guyana und heißer als dasjenige des südlichen Frankreich; die mittlere Temperatur ist ungefähr 21° C.; die Luft ist frisch und kräftigend, der Himmel immer hell, das Land vorzüglich zum Ackerbau geeignet. Eine dicke Schichte Alluvialboden sichert ausnehmende Ergiebigkeit. Cocosnuß, Cacao, Sarsaparille, Ipecacuanha, Copaivabalsam, Weihrauch wachsen wild in den Wäldern, und Mais, Reis, Baumwolle, Orleans, Tabak und Kaffee geben wunderbare Erträge. Zwanzig verschiedene Stämme von Indianen bewohnen Ober-Guyana, und ihre Gesamtzahl beträgt wahrscheinlich nicht weniger als 20,000 Köpfe. Die bedeutendsten sind die Rucuyennes, die Oyampis und die Emerillons. Die Indianen legen eine große Menge von Pflanzungen an und sind keine wandernden Fischer und Jäger, wie manche behauptet haben. Auch sind diese Pflanzungen nicht Gemeingut, sondern jeder Mann legt eine oder mehrere für sich selbst und je eine für jedes seiner Weiber, Söhne und Töchter an. Die Männer sind fleißig und überlassen nicht alle Arbeit den Weibern, sondern erbauen ihre eigenen Hütten, jagen, pflanzen, ernten, säubern die Pfade und verfertigen

sich ihre eigenen Werkzeuge, Bogen und Pfeile. Die Weiber flechten Hängematten und Bogensehnen, verfertigen irdene Geschirre, helfen beim Pflanzen, tragen den Orleans, die Yamswurzeln und andere Erzeugnisse ihres Feldes nach Hause, spinnen, kochen und verpflegen ihre zahlreichen Kinder. Ihre Hängematte, ihre Halsbänder, Kochtöpfe, Scheere 2c. sind des Weibes eigenster Besitz, welche sie mitnimmt, wenn sie ihren Mann verläßt. Spätestens nach Verlauf von zehn Jahren werden die Dörfer verlassen, entweder weil es an Brennholz in der Nähe fehlt oder weil Wild und Fische seltener geworden sind, und ebenso auch, wenn ein Häuptling gestorben ist. Der Mann, welcher ein Dorf gründet, wird der Tamuchi oder Häuptling desselben und vererbt seine Würde auf seinen Sohn. Seine Schwiegersöhne und deren Kinder sind seine Peitos und sind verpflichtet, dem Tamuchi auf sein Verlangen gewisse Arbeiten zu leisten. Jedem Peito steht es frei, das Dorf zu verlassen und ein anderes zu gründen oder sich für sich selbst niederzulassen. Früher hatte jeder dieser Stämme einen Häuptling, unter dem die Tamuchis standen; aber sie haben sich nun aufgelöst, und selbst das Ansehen der Tamuchis ist in Abnahme begriffen. Der Maroni bildet die Grenze zwischen dem französischen und dem niederländischen Guyana. Die oberen Teile dieses Flusses waren noch vor zehn Jahren kaum bekannt; allein jetzt ist das Land mehr erschlossen worden, und namentlich seit der Entdeckung des Waschgoldes ist eine Streitfrage bezüglich der Grenze entstanden, denn man hat gefunden, daß zwei Flüsse von beinahe gleicher Stärke sich vereinigen, um den Maroni zu bilden, und jede Nation beansprucht als ihr Eigentum das dreieckige Gebiet zwischen den beiden Flüssen, in welchem die Goldgruben liegen. Die Bevölkerung am oberen Maroni besteht aus den sogen. Buschnegern in den drei Stämmen der Paramacas, Aucas und der Bonnies; diese entstanden aus den Negersklaven, welche aus dem holländischen Guyana entlaufen sind. Sie zählen zusammen nun etwa 1545 Seelen und haben sich seit etwa hundert Jahren selbst regiert durch den Granmann, den Großen Rat und die Kapitäne. Der Granmann regiert auf Lebenszeit, aber seine Würde ist nicht erblich. Gegenwärtig besitzt er nur noch richterliche Gewalt und gerade so viel Autorität, um einen Mann für sich jagen oder arbeiten zu lassen. Die Machtvollkommenheit des Großen Rates und der Kapitäne ist beinahe ganz verschwunden, und die Leute bringen sich, so gut es geht, ohne eine eigentliche Regierung durch. Seit der Entdeckung der Goldgruben erzielen die Buschneger großen Gewinn durch den Transport der Lebensmittel und Güter für die Goldgräber, durch Auferlegung von Grundsteuern, Wegegeld 2c. Diese Goldgruben liegen, wie schon erwähnt, zwischen den Flüssen Lava und Tapanahoni in dem streitigen Gebiet, wo nun eine große Gesetzlosigkeit herrscht, da weder die Franzosen noch die Holländer daselbst eine Autorität ausüben können. Die Franzosen behaupten, der Tapanahoni sei die eigentliche Verlängerung des Maroni, während die Holländer die Lava für eine solche erklären. Die zu entscheidenden Fragen sind also: Ergießt die Lava oder der Tapanahoni die größere Wassermenge in den Maroni? Welcher von den beiden erstgenannten Flüssen ist der längere? Welcher von beiden hält im ganzen am meisten und nächsten die Richtung des Maroni ein? Welcher hat die größere ethnographische Wichtigkeit? Im Jahre 1861 ward eine gemischte Kommission von Franzosen und Holländern unter dem Vorsitz des Schiffslieutenants Vidal dorthin geschickt, welche die beiden ersten Fragen zu Gunsten der Lava entschied, aber ihre Schlüsse waren zu vorschnell gefällt. Was die ethnographische Frage anlangt, so sind die auf beiden Ufern der Lava ansässigen Bonnies Schützlinge von Frankreich, und die Aucas, welche beide Ufer des Tapanahoni bewohnen, Schützlinge von Holland. Endlich genügt ein Blick auf die Karte, um zu zeigen, daß der Tapanahoni mehr die allgemeine Richtung des Maroni fortsetzt. Um den Streit zu endigen, nachdem die Franzosen sich schon seit mehreren Jahren trotz des holländischen Protestes auf dem von den Holländern als Eigentum beanspruchten Gebiete niedergelassen haben, soll die schiedsrichterliche Entscheidung über diese Frage nun in die Hände des gegenwärtigen deutschen Kaisers Wilhelm II. gelegt werden.

Notizen.

* Ueber den Handel in Siam im Jahre 1887 gibt der Bericht des britischen Konsuls E. B. Gould in Bangkok folgende Daten: Die Ausfuhr an Reis im gedachten Jahre war bei weitem die größte bis jetzt bekannte, denn sie belief sich auf 402,046 Tonnen im Werte von 1,918,783 Lstrl.; das nächst beste Jahr war 1884 mit 274,300 Tonnen. Der an Wichtigkeit zweite Artikel ist nun Teakholz geworden. Der Gesamtwert der Ausfuhren aus Bangkok für 1887 war 2,598,901 Lstrl. gegen 1,728,807 Lstrl. im Vorjahre. An diesem Betrag nahm Hongkong mit 1,484,064 Lstrl. und Singapore mit 754,449 Lstrl. teil. Hinsichtlich der Einfuhren ist wenig zu sagen, da sie normal waren. Zucker, welcher früher einen sehr bedeutenden Ausfuhrartikel bildete, erscheint nun als Einfuhrartikel, da die einheimische Produktion allmählich immer geringer geworden ist.

* Die Alcatras-Inseln. Das französische Kolonial-Ministerium hat der französischen Westafrikanischen Kompagnie die Ermächtigung erteilt, die Guanolager der Alcatras-Inseln in Ausbeutung zu nehmen. Der betreffende Erlaubnisschein ist auf 5 Jahre ausgestellt und verpflichtet die Gesellschaft zur Abgabe eines bestimmten Betrages für jede gewonnene Tonne Guano; die Abgabe kommt dem lokalen Budget des Senegals zu gute. Die Gruppe der Alcatras-Inseln, von denen Frankreich kürzlich Besitz ergriffen hat, besteht aus einigen felsigen Eilanden ohne alle Vegetation, welche im Atlantischen Ozean vor der Mündung des Rio Nuñez unter 10° 36' 30" n. Br. und 17° 42' 40" w. L. von Paris liegen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 5. Stuttgart, 4. Februar 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Leben und Treiben in Kamerun. Von Dr. med. Robert Müller in Braunschweig. S. 81. — 2. Die Wasserverhältnisse der Kesselthäler von Reifnitz und von Gottschee. S. 84. — 3. Kaiser-Wilhelms-Land in Neu-Guinea. Von A. Oppel. (Fortsetzung.) S. 86. — 4. Die Umgangssprache der Arapahoe-Indianer. Von Friedrich J. Pajeken. S. 89. — 5. Lebensbilder aus Indien. Von einer Dame. (Schluß.) S. 91. — 6. Die südrussischen Kurgane und Balka. (Schluß.) S. 94. — 7. Kleinere Mitteilung. S. 97. — 8. Litteratur. S. 98. — 9. Notizen. S. 100.

Leben und Treiben in Kamerun.

Von Dr. med. Robert Müller in Braunschweig.

1. Die Männer.

Der Kamerunjunge besitzt schon vom Tage seiner Geburt an den Hang zur Selbständigkeit, und diesem Hange wird von seiner Mutter Rechnung getragen. Wenn er noch nicht laufen kann, so setzt sie ihn irgendwo in der Nähe der Hütte hin und nun hat er Zeit, sich mit seinen klugen Augen alles rund umher genau anzusehen. Jetzt kann er sich auch gleich an den Anblick des weißen Mannes gewöhnen, vor dem er denn auch nicht die geringste Angst hat; er müßte denn ein ausnahmsweise dummer Teufel sein. Uebrigens darf er in der Regel nicht unbeschäftigt dasitzen, sondern er bekommt wohl von der Mutter einen Haufen kleiner Fische vorgeschüttet, die ein älterer Bruder oder der Vater gefangen hat, und muß sie nun alle nacheinander umdrehen, damit sie in der Sonne schön trocknen und der sorgsamen Hausfrau den Speicher füllen. Aber wenn er nur erst einigermaßen seine Glieder alle gebrauchen kann, so ist es das heiße Streben des Jungen ins Kanu zu kommen. Der ältere Bruder oder sonst ein wohlwollender Junge nimmt ihn mit, und mit unglaublich ernstem Gesichte sitzt der Neuling nun da und bemüht sich, die Kanukunst gründlich zu lernen. Wenn dann die Kräfte vorhanden sind, so fährt er allein und tummelt sich nun erst nach Herzenslust auf dem lieben Elemente umher. Damit es nicht zu langweilig wird, fängt er zu fischen an. Er angelt gleich mit vier Angeln zu derselben Zeit: zwei davon hat er an den großen Zehen befestigt, da er die Füße zu beiden Seiten über den Rand des Kanu's hinausstreckt, und die beiden anderen in den Händen. Es ist ein furchtbar komischer Anblick, zu sehen, wie er bald das eine, bald das andere Bein einzieht, um die zappelnden Fische von den Angeln zu nehmen, und wie er fortwährend mit den Armen in Thätigkeit ist, da er auch das Boot dirigieren muß. Während des Angelns läßt er sich mit dem Strome treiben, und wenn er wieder den Strom hinauf püllt, angelt er nicht. Am bequemsten hat er es in den Tagen, wenn der Fluß voller Krabben ist, was alle paar Jahre einmal vorkommt. Diese sind dann so zahlreich, daß er nur immer mit beiden Händen ins volle Krabbenleben hineinzugreifen braucht, um sie zu fangen. Der Europäer mag übrigens diese Krabben nicht.

Mit den Erträgen des Fischfanges kehrt der Junge an den heimischen Herd zurück und liefert sie an diejenige ab, die ihm sein Mahl bereitet, also an seine Mutter oder seine Frau. Als Jagdfrühstück erhält er dann auch von ihr köstliche Speise, einen Brei, aus verschiedenen Vegetabilien zusammengehackt, gebacken oder in Blättern wurstartig verpackt. Diese Speise bildet den Hauptgegenstand der Mahlzeiten. Dann aber ist auch der Reis, der allerdings in den Faktoreien gekauft werden muß und ihnen nicht in den Mund wächst wie jene Früchte, eine allgemeine Speise geworden, und das Hartbrot an Bord der Schiffe gilt noch als Delikatesse. Eine festliche Speise wird hergestellt aus Hühnerfleisch und Yams, die zusammen in Palmöl und mit frischen Pfefferschoten, die in Kamerun zahlreich wachsen, gekocht werden. Dieser palm-oil oder Country-chop schmeckt auch dem Europäer. Die Mahlzeiten nimmt der Junge im Verein mit seiner Mutter und seinen Geschwistern ein, und nur in Ausnahmsfällen wird er von seinem allein speisenden Herrn Vater zur Tafel

gezogen. Unter Geschwistern hat man nur die von derselben Mutter stammenden Kinder zu verstehen: die anderen Söhne und Töchter seines Vaters erkennt er nicht als Geschwister an. Ich erfuhr das, als ich meinen kleinen Begleiter Akuelle, einen Sohn des King Bell, fragte, wer der andere Junge sei, der mit uns gienge. „Es ist ein Sohn King Bell's", erwiderte er. „Also Dein Bruder?" sagte ich. „Nein, Doktor", sagte er lachend über meine Unwissenheit, „er hat eine andere Mutter." (Die Sprache der Unterhaltung ist Englisch, das alle können.)

Ist der Junge neun Jahre alt geworden, so wird die Beschneidung mit ihm vorgenommen, und nun rechnet er sich zu den Männern. Ist sein Vater reich, so kauft er ihm wohl gleich eine Frau, aber es ist nicht nötig, daß die Kinder nun gleich zusammenwohnen und sich als Gatten betrachten. Es können noch Jahre darüber hingehen. Erklärlich genug, da die Beschneidung den Mann nicht macht.

In der Jugend ist der Kameruner die reine Intelligenz; man hat seine Freude an solch einem Jungen. Aber mit der Jugend streift er alle guten Eigenschaften ab, die er besitzt, er wird nun jener unwahre, feige, prozeßsüchtige, faule Mann, wie ihn die Europäer in den Faktoreien kennen lernen. Zwar stattlich sieht er aus, wenn er mit ernstem Gesichte daher kommt, um sich zum Trade in die Faktoreien oder auf das Gouvernement zu begeben. Eine große Figur, kräftige Muskeln, eine glänzende Haut zeichnen ihn aus. Das Haar wird für gewöhnlich kurz geschoren und bleibt ohne jeden Schmuck, sogar der Hut fehlt den meisten noch. Nur ausnahmsweise macht ein junger, eitler Mann sich einen Scheitel, was auf mich immer einen komischen Eindruck gemacht hat, besonders wenn er bis auf den Nacken durchgezogen ist. Ich mußte dann immer an die deutsche studierende Jugend denken, die sich ja in derselben Weise schmückt.

Das einzige Kleidungsstück, welches der gewöhnliche Mann trägt, ist das Hüfttuch, das bis zur Mitte der Waden hinabreicht und über den Hüften nur durch eine kunstvolle Verschlingung festgehalten wird. Unter demselben tragen alle noch einen kleinen Schurz, so daß sie, wenn das Hüfttuch beschwerlich wird, es abnehmen können, ohne sich ganz zu entblösen. Allmählich kommt es jetzt wohl dahin, daß auch europäische Kleidungsstücke getragen werden, aber doch vorläufig immer nur solche für die obere Körperhälfte, wie Jaquette oder Hemden, während das Beinkleid auch bei den Fürstlichkeiten noch keinen Eingang gefunden hat. Die beiden einzigen Ausnahmen bildeten Meatom, der Dolmetscher auf dem Gouvernement neben seiner Stellung als Unterhäuptling ist, und Morgan oder Boddle Beer, einer der beiden Lootsen, die beide sich zuweilen vollkommen in europäisches Zeug stecken und dann fein à quatre epingles sind. Sie halten sich auch schon für „Gentlemen" und sprechen, wenn sie von ihren Frauen reden von Mistreß Meatom und Mistreß Boddle Beer. Auch King Bell macht in einer Beziehung eine Ausnahme, indem er sich einen schwarzen Zylinderhut leistet, der ihm auch wirklich gut steht. Der Hut ist nicht etwa eingetrieben und rauh, sondern immer neu, wie es scheint; wie man denn überhaupt die Bemerkung macht, daß die Leute ungeheuer eitel sind und viel auf sich geben.

Einen wirklich schönen Schmuck besitzen sie in den elfenbeinenen Manchetten, die man häufig zu sehen bekommt und die dann und wann wohl auch an den Fußgelenken getragen werden.

2. Die Frauen.

Wenn in Kamerun ein Mädchen geboren wird, so wird es mit viel größerer Freude begrüßt als bei uns eines — und es fällt niemandem ein zu sagen: „Ach, blos ein Mädchen!" Nein! im Gegenteil, man beglückwünscht und beneidet den Vater, der sich schmunzelnd die Hände reibt, da sich sein Vermögen so angenehm und ohne große Kosten vergrößert hat. Wenn es schön heranwächst, kräftig und gesund wird, so ist es ein begehrter Artikel und kann wohl einmal für 1000 Mark verkauft werden. Der Käufer kommt entweder aus demselben Dorf oder aus einem anderen; im letzteren Falle ist er willkommener, da er mehr bezahlen muß.

Das Kind wächst unter den Augen seiner Mutter heran und wird von ihr in allen den Geschäften unterrichtet, die es später einmal zu versehen hat, als da sind: Kochen, Arbeiten auf dem Felde, Kinderwarten und Rauchen. Es wird zu alledem schon früh angehalten; denn es dauert nicht lange bis sich ein Käufer findet. Kaum länger als 10 bis 12 Jahre, dann muß es schon dem fremden Manne folgen. Nun ist aus dem Kinde eine Frau geworden, und es dauert auch nicht lange, so wird die Frau zur Mutter. Trotz der frühen Heirat ist die Zahl der Kinder jedoch nicht groß; denn es kommt kaum vor, daß eine Frau mehr als drei Kinder hat. Es wird das erklärlich, wenn man bedenkt, daß sie ihre Kinder zwei bis drei Jahre stillt, und daß sie schnell verblüht, so daß sie mit 20 Jahren schon zu den Matronen gerechnet werden muß. Während sie stillt, existiert sie für ihren Mann nur als Arbeiterin, und wenn sie verblüht ist, ebenfalls nur noch als solche. Als Gattin kauft er sich dann eine andere. Auf diese Weise geschieht es, daß der kräftige, vermögende Mann sich jährlich eine oder zwei Frauen neu anschafft. Die Frauen wohnen mit ihren Kindern in besonderen Häusern, die der Mann mit ihnen nicht teilt. Er wohnt als Pascha in besonderer Hütte, inmitten seiner Frauenhäuser, deren Zahl eine sehr große sein kann. So besitzt z. B. King Bell 120 Frauen.

Der Verkehr der Mutter mit ihrem Kinde ist von unserer Art durchaus verschieden dadurch, daß die Kamerunerin weniger verschwenderisch mit Liebkosungen ist als ihre weiße Schwester. Vor allen Dingen: sie kennt das

Küssen nicht. So wenig wie ihr Mann sie oder sie ihren Mann küßt, küßt sie ihr Kind — und man ist daher im Anfang geneigt zu glauben, daß sie ihr Kind nicht liebt. Aber es ist doch der Fall; denn man bemerkt, daß sie es zuweilen anlacht und anspricht, und daß sie es auf ihren Knieen schaukelt, ja! sie übt eines ebenso oft, wie eine weiße Mutter das Küssen, das ist, daß sie an den Brustwarzen des Kindes zieht, was zweifellos ein Beweis von Zärtlichkeit sein soll. Denn auch der jungverheiratete drückt in dieser Weise, wie man bisweilen sieht, seine Zärtlichkeit der jungen Frau gegenüber aus, ja auch der Kamerun-Schwerenöter thut dasselbe in dem Falle, wo der deutsche Jüngling das Mädchen seiner Neigung um die Taille fassen und ihr einen Kuß rauben würde. Auch muß ein angenehmes Gefühl dadurch erweckt werden, da Kinder wie Erwachsene, wenn sie so geliebkost werden, vergnügt darüber grinsen.

Auf ihre Toilette legt die Kamerunerin, so lange sie jung und hübsch ist, den größten Wert. Da muß zunächst das Hüfttuch, das von den Hüften bis zu den Waden hinunterreicht, durchaus glatt und sauber sein, und auch der Schurz, welcher darunter getragen wird, ist so tadellos wie das Unterzeug einer europäischen Dame. Sodann wird auf die Frisur viel Sorgfalt und Zeit verwandt. Die Friseuse (es gibt eine Anzahl Frauen, die das Frisieren gewerbsmäßig betreiben) legt durch das Haar, je nach dem Geschmack der Frisierten, eine Anzahl Scheitel, sei es in Spiralen rund um den Kopf herum oder in sich kreuzenden Linien, und flicht das Haar dazwischen wulstartig ein. Irgend ein Schmuck wird im Haar gewöhnlich nicht getragen, und ebenso wenig wird es mit Fett oder sonstwie eingerieben. Nur die eine oder andere Frau trägt eine Schnur von Glasperlen um den Kopf. Die Frisuren halten beiläufig wochenlang und werden Nachts durch ein umgebundenes Tuch geschützt. Bei der Friseuse (das Geschäft wird natürlich auf der Straße ausgeübt) wird auch eine Prozedur vorgenommen, deren Bedeutung nicht ersichtlich ist: die Frauen lassen sich nämlich die Augenwimpern ausreißen. Sie liegen sich gegenseitig im Schooß und ziehen sich ein Haar nach dem anderen heraus. Geschieht das nun zur Verschönerung oder hat es sonst einen Zweck? Ich vermag es nicht anzugeben.

Um den Hals herum tragen die Frauen fast alle ein Schnur von Perlen oder einen sonstigen Schmuck von europäischer Herkunft. Schultern, Brust und Bauch sind von sehr zierlicher roter und blauer Tätowierung bedeckt, deren Mittelpunkt, um den sich alles dreht, der Nabel zu sein scheint. Um Hand- und Fußgelenke tragen sie dann noch, wie die Männer, schwere, schöne Manchetten von Elfenbein oder, im Falle man nicht so reich ist diesen Luxus sich gestatten zu können, metallene Ringe.

Denkt man sich zu dem allem eine gewisse Fülle der Schultern und Arme, eine weiche, braune Haut, sehr schöne Zähne (es sind Zahnstocher in Gebrauch), klare braune Augen, wie die eines Tieres, prachtvolles, rotes Zahnfleisch — so wird man zugeben müssen, daß die Kamerunerin, so lange sie jung ist, auch dem Auge eines europäischen Mannes angenehm sein kann. Ist die Jugend vorüber, hat die Frau gestillt, so ist der Reiz geschwunden; und kleidet sich die Frau gar (wie die Baptisten es anstreben) in europäische Gewänder, so erlischt der vorteilhafte Eindruck sofort. Sowie der Neger nicht mehr nackt ist, wird er zur komischen Figur.

3. Musik und Tanz.

Jeder, der sich eine Sammlung von ethnologischen Gegenständen anlegen will, muß als erstes sich eine Trommel, die Elimbi, anschaffen. Sie wird hergestellt aus einem ausgehöhlten Stück Baumstamm von verschiedener Länge und Dicke. Es befindet sich an ihr ein Längsspalt, der ungleich geteilt ist dadurch, daß an einer Stelle eine Brücke stehen gelassen ist, wodurch, wenn mit einem Holzklöppel auf diesen Spalt getrommelt wird, verschiedene Töne entstehen. Die dadurch hergestellte Musik ist zwar für das Ohr im Anfang eintönig, und es wird einem schwer, sich davon zu überzeugen, daß das Instrument auch zum Telegraphieren benützt wird, denn in der That ist das sein vornehmster Zweck. Jedes Ereignis, das der Mitteilung wert erscheint, trommelt der Kameruner in die Welt hinaus, so daß es vom nächsten aufgenommen und weiter getrommelt werden kann. So verbreiten sich Nachrichten mit größter Schnelligkeit von einem Dorfe zum anderen. Eine richtige Trommelsprache hat sich so herausgebildet, die der Kameruner auch mit dem Munde nachmachen, ja sogar lautlos mit den Fingern auf seiner Brust nachklopfen kann, in dem Falle etwa, wenn er annimmt, daß der weiße Mann die Duallasprache versteht und er seine Gedanken doch nur dem Landsmanne mitteilen will. So hat er eine Geheimsprache, hinter der er sich im Verkehr mit den Europäern verstecken kann. Das Telegraphieren mittels der Trommel hört den ganzen Tag nicht auf, denn der Kameruner ist mitteilsam und hat viel Zeit.

Aber damit ist der Zweck ihres Daseins noch nicht ganz erfüllt; die Trommel wird auch als ein Instrument angesehen, nach dem man tanzen kann. Die Kameruner tanzen aber auch anders als es in der zivilisierten Welt geschieht. Zunächst einmal sind die beiden Geschlechter voneinander getrennt, und so kommen nicht wonnige Walzer und formvolle Kontretänze zu Stande. Auch die Pausen mit ihrer anmutigen Konversation fallen weg. Der Tanz dauert einfach tagelang, und wer nicht mehr kann oder mag, geht fort und ruht sich erst wieder aus. Die Szene ist folgende: Da sitzen unter einer offenen Hütte ein paar Kerle mit Trommeln und pauken wie wütend, aber doch im bestimmten Takte, darauf herum. Vor ihnen ist eine Schar von Tänzern oder Tänzerinnen in Bewegung. Sie haben sich im Kreise aufgestellt und machen im Anfange

mit krummen Beinen schlürfende, kurze Pas nach rechts und links. Allmählich werden die Bewegungen etwas lebhafter, und außer den Muskeln der Beine werden auch die der Arme und Schultern in Thätigkeit gesetzt, was sich dann immer mehr steigert, bis zuletzt jeder Muskel mittanzt und ein Schütteln und Winden des Körpers entsteht, wie es der Europäer nicht würde nachmachen können. Aber wohlgemerkt: es wird nie dabei gesprungen — wohl aber wird gesungen, wenn man es so nennen darf. Einer aus der Musikbande singt vor und gibt ein beliebiges Thema an, das dann der Chor aufnimmt, indem er von Zeit zu Zeit gewaltig dazu brüllt. So geht das eine Weile hin, bis den Tänzern der Schweiß in Strömen hinunterfließt; dann läßt die Wut nach und es wird allmählich wieder ein ruhigeres Tempo angeschlagen, bis wieder neue Kräfte für einen Schwung vorhanden sind. Wie gesagt, ertönt die Tanztrommel, wenigstens zur Zeit des Mondwechsels, mehrere Tage und Nächte hindurch. Wie bei uns, gehört auch bei den Kamerunern Getränk dazu; sie trinken Gin, jedoch ohne auszutreten, denn ein guter Freund reicht von Zeit zu Zeit die stärkende Flasche und facht die Flamme der Begeisterung immer wieder an. Auch die Frauen lieben den Schnaps. Eine niedliche Geschichte mag hier Platz finden:

Wir wollten den Frauen eines gewissen Freeborn, den wir öfter in seiner Wohnung besuchten, etwas Bier ponieren wurden jedoch abgewiesen und Mr. Freeborn sagte: They do not like beer, they only take Kummel or champain. Das waren verwöhnte Frauen, und wir ließen uns nicht lumpen, sondern gaben ihnen Kümmel, viel Kümmel. Der gewöhnliche Negerschnaps ist für unsereins nicht genießbar, auf unserem Schiffe wenigstens mußte er verboten werden, da unsere Leute, wenn sie ihn tranken, Krämpfe bekamen.

Ohne die Trommel würde dem Kameruner jede Musik schaal vorkommen, deshalb nimmt er sie auch mit ins Boot, damit er nach ihrem Takte sein Lied singe. Das Lied im Boote ertönt in ähnlicher Weise wie beim Tanze; einer singt vor und die anderen bilden den Chor. Der Inhalt der Lieder ist verschieden; bald wird gesungen von der Schönheit des Kanu's, in dem die Sänger sitzen, bald von dem guten Geschäfte, das sie heute gemacht haben, bald verhöhnen sie in dem Liede ihre Feinde, bald preisen sie ihre Freunde. Auch erotischen Inhalts soll dann und wann ein Lied sein.

Außer diesem sind übrigens noch einige andere Musikinstrumente in Gebrauch, aber ihre Bedeutung ist der Trommel gegenüber gering. Es sind Saiten-Instrumente von der verschiedensten Konstruktion: bald Harfen ähnlich, bald der Zither; bald geformt wie ein Bogen, bald wie eine Guitarre. Die Resonanz wird häufig in der Art hergestellt, daß an dem Instrument ein hohler Kürbis oder dergleichen befestigt ist, den der Musikus sich auf Brust oder Bauch aufsetzt. Der Klang wird dann mächtig verstärkt.

Die Bell-Leute haben dann noch in ihrem Königskanu eine Glocke und ein Horn von Elfenbein, sind also, da dort natürlich auch die Elimbi nicht fehlt, sehr reichlich mit Musikinstrumenten ausgerüstet. Wenn King Bell im Boot sitzt, werden die Instrumente alle gerührt, so daß man immer, wenn der alte Herr sich naht, unwillkürlich an Jahrmarkt und Schützenfest denken muß

(Schluß folgt.)

Die Wasserverhältnisse der Kesselthäler von Reifnitz und von Gottschee.

Im Monat November 1888 wurde von Seite des k. k. Ackerbauministeriums der Ingenieur Herr Wilhelm Putick nach Unterkrain entsendet, um die Wasserverhältnisse der Thäler von Reifnitz und von Gottschee zu studieren und darüber Bericht zu erstatten. Es läßt dies darauf schließen, daß Se. Exzellenz die Aktion zur Bewältigung der periodischen Ueberschwemmungen auch auf diese beiden Thäler auszudehnen gedenkt, und aus diesem Grunde dürfte es nicht ohne Interesse sein, die derzeit bestehenden Verhältnisse zu schildern, die besonders im Reifnitz-Thale höchst merkwürdige sind.

Es muß vorausgeschickt werden, daß die beiden in der Ueberschrift erwähnten Kesselthäler einem Flußsysteme angehören. Das Reifnitz-Thal bildet die oberste, das Gottscheer Thal die mittlere und das offene Kulpa-Thal die unterste Stufe. Zum Niederschlagsgebiete gehören aber noch mehrere andere kleinere Depressionen, wie dieß ja bei den Karstthälern nichts seltenes ist. Die genaue Grenze des Niederschlagsgebietes kann daher erst nach eingehenderer Untersuchung bestimmt werden, weil man heute noch nicht genau anzugeben vermag, wie viele von den benachbarten Kesselthälern zum Systeme des Rinnseeflusses gehören und welche davon ihre Niederschläge auf anderem Wege abführen.

Daß die Bestimmung des Niederschlagsgebietes nicht so leicht ist, wie bei offenen Thälern, geht aus dem Beispiele des Raschitzabaches hervor, der bei Ponique sich in eine Höhle stürzt und als Schitza im Ratschna-Thale zum Teile wieder erscheint, um bald darauf wieder zu verschwinden und als Gurkquelle nochmals an den Tag zu gelangen.[1] Wohin der andere Teil gelangt, ist mit Sicherheit noch nicht zu sagen. Die neueren Untersuchungen des mit der Entwässerung des Ratschna-Thales betrauten krainerischen Landesingenieurs J. V. Hvasky führten jedoch zur Annahme, daß nur dieses Wasser den unterirdischen Flußlauf bei Podpeč im Guttenfelder-Thale speisen könne. Nach der ganzen Konfiguration kann es von hier aus nur mehr einen südlichen Lauf einhalten und träfe daher so ziemlich die Linie des Reifnitz-Thales.

[1] Siehe „Ausland" 1887, Nr. 25.

Derlei Gabelungen sind bei Karstflüssen nichts Seltenes, es würde aber zu weit führen, die Ursachen davon, die ganz gut bekannt sind, in diesem Aufsatze zu erörtern.

Wenn nun schon das Niederschlagsgebiet schwierig zu bestimmen ist, so ist der Zusammenhang der Tagwässer ein nicht minder komplizierter. Das Reifnitz-Thal hat nämlich vier unfern von einander liegende Flußläufe, die oberirdisch keinen sichtbaren Zusammenhang haben, außer wenn sie infolge bedeutender Niederschläge über ihre Ufer treten und das ganze Thal überschwemmen. Bei normalem Wasserstande erreichen sie sich gegenseitig nicht, dürften sich jedoch unterirdisch vereinigen.

Gleich der erste aus der nördlichen Thalenge von Finkovo heraustretende Bach verschwindet in der Thalweitung bei Zlebič, noch ehe er den nahen Feistritzbach erreicht hat. Auch dieser fließt von Nordwesten nach Südosten nur bis in die Gegend von Weikersdorf. Parallel mit dem Feistritzbache fließt der Sajowizer Bach, der sich in den Reifnitzbach ergießt. Der Reifnitzbach durchquert in fast östlicher Richtung das Thal und verliert sich bei Niederdorf, bei größerem Wasserstande aber erst nächst dem Kirchlein St. Margaretha. Im südlichsten Teile des Thales entspringt noch der Rakitnitzbach, der nächst diesem Orte in einer Gruppe von Sauglöchern verschwindet. In diesem kürzesten aller Wasserläufe des Reifnitz-Thales leben, wie die Anwohner behaupten, weder Fische noch Krebse, während die übrigen Bäche sämtlich deren enthalten.

Obwohl die Hauptverschwindungspunkte weit auseinander liegen, so ist doch anzunehmen, daß die einzelnen Wasserläufe einem gemeinsamen unterirdischen Gerinne zuströmen. Den Verlauf dieser noch von keines Menschen Fuß betretenen Räume kann man mit Hülfe der bereits gewonnenen Erfahrung aus den Einbrüchen ermitteln, von denen zwei erst im Herbste 1888 neu entstanden sind. Die Linie dieser Einstürze zieht sich bis zum Trennungsrücken zwischen Reifnitz und Gottschee, dem sog. Schweinberge, hin, der ebenfalls zahlreiche Dolinen zeigt.

Die jenseit des Schweinberges liegende Mulde von Ober-Luschin gehört schon zum Gottscheer Gebiete und liegt ca. 10 m. tiefer als der tiefste Punkt des Reifnitz-Thales. Eine Reihe von Speilöchern zieht sich auf der Gottscheer Seite dem Fuße des Schweinberges entlang und bildet unleugbare Beweise dafür, daß die Hochwässer von Reifnitz hier sich in das Gottscheer Gebiet ergießen. Von den Niederwässern sieht man aber hier nichts, und man findet ihre Spur erst viel südlicher im Hauptbecken von Gottschee, und zwar in zahlreichen unterirdischen Wasserläufen, von denen einige auf kurze Strecken weit zugänglich sind.

Im Gottscheer Hauptthale gibt es nur einen bedeutenderen oberirdischen Wasserlauf. Es ist dies der Rinnseefluß, der in loco Rinsche genannt wird. Er führt schon diesen Namen von den Speilöchern am Schweinberge an, obwohl er zumeist bis Koflern hinab nur ein wasserleeres Bett zeigt. Von Koflern an schleicht er träge bis zur Stadt Gottschee und verschwindet in den Sauglöchern der nächsten Umgebung. Bei mittlerem Wasserstande füllt sich wohl auch das südlich der Stadt fortlaufende Rideau, und wenn der Zufluß genügend ist, so erreicht der Fluß den Ort Schwarzenbach und den Fuß des Berges von Ober-Mösel. Tritt dieser Fall ein, so ist bereits ein großer Teil der Niederungen unter Wasser und der Schaden ist schon ein bedeutender.

Die mächtigsten Sauger liegen bei Ober-Mösel und diese stehen jedenfalls mit jenen bei der Stadt Gottschee in Verbindung. Es würde sich nur darum handeln, an irgend einem geeigneten Punkte die Haupthöhle anzuschürfen und die Verschlämmungen in derselben zu beseitigen, welche ihren Querschnitt verengen und dadurch ihre Absorptionsfähigkeit vermindern. Derlei Punkte, die Aussicht auf Erfolg versprechen, gibt es zwar mehrere, jedoch ist der große Sauger bei Ober-Mösel derjenige, der nach allen Anzeichen sicher in die Hauptabzugshöhle führen dürfte. Für die Ausführung dieser Arbeit gibt es bereits Analogien in den künstlich eröffneten Wasserschächten von Planina (ausgeführt von Ingenieur Putick) und in dem Durchbruche in die Dešnica-Grotte bei Ratschna (Ingenieur Hrasky). Diese beiden Arbeiten haben sich bei dem enormen Wasserandrange des Jahres 1888 bestens bewährt und können als Musterarbeiten für ähnliche Ausführungen dienen.

Durch die Eröffnung der Hauptabzugshöhle von Gottschee wird ihr weiterer Verlauf gegen Süden klar werden. Es gilt derzeit als feststehend, daß die Gewässer von Gottschee hauptsächlich im sogen. Teufelsrachen beim Weiler „Wilpen" am Kulpa-Ufer zutage kommen. Durch Parallelklüfte mag auch ein Teil davon mehr westlich das Kulpa-Thal erreichen. Letztere Quellen liegen in der Nähe der auch in der Generalstabskarte verzeichneten Lobich-Mühle und können auch eventuell ihr Wasser aus der Gegend von Mrauen oder von Skeil beziehen.

Man kann also sagen, daß der Zusammenhang der Gottscheer Gewässer mit der Kulpa zwar unzweifelhaft ist, weil die Kürze der Distanz und die bedeutende Niveau-Differenz von über 250 m. dafür sprechen, allein die Details dieses Zusammenhangs sind noch sehr hypothetisch. Mit der Inangriffnahme der Untersuchungsarbeiten wird dieses Dunkel bald schwinden und die Kenntnis der Hydrographie des Karst wird abermals einen bedeutenden Schritt nach vorwärts gethan haben.

Wie dringend auch hier eine Abhülfe gegen die fast alljährlich wiederkehrenden periodischen Ueberschwemmungen notthut, geht aus den Kulturverhältnissen hervor. Sowohl in Reifnitz als in Gottschee handelt es sich nicht um die Sicherung von Wiesen und Waidegründen wie in Planina, sondern um jene ausgedehnten und wohlgedüngten Ackergründe.

In Planina wird die Einführung des Ackerbaues

auf dem Ueberschwemmungsterrain erst nach Vollendung der Entwässerungsarbeiten möglich werden; der Schaden betrifft derzeit nur Wiesen, deren Ertrag wohl oft nicht die Mühe des Einsammelns verlohnt, wenn das Gras vom anhaftenden Lehm verunreinigt ist und nur als Streu verwendet werden kann. Der Hauptnutzen der Entwässerung wird also in der Möglichkeit bestehen, von der Wiesenkultur zum Feldbau überzugehen und dem Boden einen größeren Ertrag abzuringen. In Reifnitz und in Gottschee, wo bereits Feldbau betrieben wird, handelt es sich darum, denselben zu erhalten und einen Rückgang zur Wiesenwirtschaft unnötig zu machen.

Der Umstand, daß in diesen beiden Thälern die Ansiedelungen zum größten Teile im Ueberschwemmungsterrain liegen, während sie in anderen stark betroffenen Kesselthälern am Gehänge sich befinden, spricht dafür, daß in Reifnitz und Gottschee die Wasserverhältnisse früher günstiger gewesen sein müssen. Dafür sprechen auch die Kulturarten und noch mehr der erbärmliche Zustand der Sauglöcher, deren Verschlämmung einen so hohen Grad erreicht hat, daß es nur zu verwundern ist, wenn sie überhaupt noch funktionieren.

Es kann aber nicht oft und nicht eindringlich genug betont werden, daß die untere Thalstufe (jene von Gottschee) zuerst in Angriff genommen werden muß, damit nicht dort die Verhältnisse noch verschlechtert werden. Reifnitz und Gottschee sind als ein einziges Flußgebiet zu betrachten, und naturgemäß muß zuerst der tiefer gelegene Teil gesichert sein, ehe man den höher gelegenen in die Hülfsaktion einbeziehen kann. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Aktion bald beginnen möge.

Kaiser-Wilhelms-Land in Neu-Guinea.

Von A. Oppel.

(Fortsetzung.)

Während bisher ein ziemlich reicher Wechsel im Landschaftsbilde stattfand, tritt von nun an, zumal westlich vom Kaiserin-Augusta-Fluß, eine große Einförmigkeit zu Tage. So verläuft die Hansemann-Küste gegen 100 Km. nach Westen, ohne tiefere Buchten, gleich und eintönig waldgesäumt mit ausgedehntem Flachland; erst weiter inland zeigen sich niedrige Hügelreihen. Mit dem Caprivi-Fluß aber endet das Flachland und Berge säumen die Küste, ein Charakter, den sie bis zur Humboldt-Bay beibehält. Von den hier gelegenen Gebirgen sei zunächst die Prinz-Alexander-Kette mit malerischen Kuppen (1000 m.) genannt, sodann das etwas höhere, von Dumont d'Urville bereits beobachtete Toricelli-Gebirge, das, dicht bewaldet, in seiner Kammlinie ziemlich einförmig verläuft. Den letzten Vorsprung auf deutschem Gebiete bildet Germania-Huk, ein steiler, dicht bewaldeter Hügel.

Ueber die allgemeine Gestaltung des Waldes ist bereits eine Andeutung gemacht worden; dieser wollen wir noch die Beobachtungen des Dr. Hollrung vom Hatzfeldt-Hafen hinzufügen. „Der Charakter des Waldes", sagt dieser, „ist strichweise ein recht verschiedener. Erinnern einige nahe der Küste befindliche Partien durch ihre dickstämmigen, himmelan strebenden, dicht belaubten Baumriesen, durch die schlanken, dünnen Stämme des Unterholzes, sowie durch das vollständige Fehlen monokotyledonischer Pflanzen lebhaft an den deutschen Wald, so verleihen andererseits die namentlich am Fuße der Berge sich hinziehenden Bestände von Fächerpalmen sowie Calamus Rotang mit seinen langen, dicken stacheligen Stengeln, die sich in kühnen Windungen bis in die Kronen der höchsten Bäume hinaufwinden, und den schön geformten, durch ihren Besatz mit Widerhaken aber oft unangenehm wirkenden Blättern, dem Walde eine oft ausgesprochen tropische Physiognomie. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die Farnkräuter, die, bald herabhängenden Fellen, bald großen Bechern mit zerfetztem Rande gleichend, bald am Boden, bald hoch in den Bäumen wachsen, durch die mächtigen Baumfarne (hauptsächlich Alsophila armata), durch die zahlreichen Orchideen, das Blumenrohr und den wilden Ingwer. Unter den Laubbäumen ist der wilde Muskatbaum besonders häufig vertreten. Mehrere Nutzhölzer wurden gefunden; außer diesen fanden sich noch eine Reihe sehr dickstämmiger Bäume vor, deren Holz wegen geringer Härte sich weniger zur Ausfuhr als zur Verarbeitung an Ort und Stelle eignet. Garcinia, welche Gummigut liefert, fand Hollrung nur in jungen Exemplaren, ferner dickschaftiges Bambusrohr, aber kein dünnes. Die Areka- und Caryotapalme, durch ihr zähes, festes Holz nutzbar, kommen beide ziemlich häufig vor, die Sagopalme dagegen ist nur vereinzelt zu bemerken, häufiger die Nipapalme, deren Fruchtkern zu Drechslerarbeiten dienen kann.

Wie der Wald, so zeigt auch der Graswuchs örtlich eine verschiedene Beschaffenheit. Im Uferlande der Maclay-Küste z. B. ist er grob und erreicht fast Mannshöhe; auf den Terrassen dagegen steht kurzes, feinhalmiges Gras, das übrigens keinen ununterbrochenen Rasenteppich bildet, sondern wie das sog. Buffalogras der Prärien büschelweise auftritt.

Wenden wir uns zu der Tierwelt, so kann diese nicht als eine reiche und mannigfaltige bezeichnet werden, wenn schon hierüber natürlich jetzt das letzte Wort noch nicht gesprochen werden kann. Wir beschränken uns daher auf eine kurze Aufzählung. Unter den von Finsch genannten Tieren überwiegen bei weitem die Vögel; er erwähnt u. a. Paradiesvögel, Papageien, Kakadus, verschiedene Taubenarten, den Kasuar, den Eisvogel, den Wasserläufer, das Scharrhuhn, eine Pirolart, eine Pinarolesart, die Nachtigall von Neu-Guinea, und von Raubvögeln den schwarzohrigen Milan und den weißbauchigen Seeadler. Von anderen

Tieren mögen nur noch die Krokodile und die fliegenden Hunde erwähnt sein.

Noch spärlicher sind die Beobachtungen über das Klima des Kaiser-Wilhelms-Landes; es gibt wohl allgemeine Urteile darüber, aber Zahlenreihen sind unseres Wissens bisher weder gewonnen, selbst von Miclucho-Maclay nicht, noch veröffentlicht worden. Wenn daher Loomis auf seiner Regenkarte der Erde das Kaiser-Wilhelms-Land unter diejenigen Gebiete einreiht, welche über 200 cm. jährliche Regenmenge haben, so ist das eine reine Vermutung. Im allgemeinen haben wir es hier mit einem echt tropischen heißfeuchten Klima zu thun, von dessen Einwirkungen auf den Organismus des Europäers in den letzten Jahren ja viel die Rede gewesen ist. Dr. Schilling, Arzt im Dienst der Neu-Guinea-Gesellschaft, äußert sich u. a. wie folgt: „Mit der Malaria, als mit einer durch klimatische Einflüsse bedingten häufigen Erkrankung, wird man auch wohl weiterhin zu rechnen haben, aber in Rücksicht auf die verhältnismäßig leichte Form, in welcher dieselbe meist aufzutreten pflegt, darf man ernstliche Bedenken gegen die Akklimatisationsfähigkeit des Europäers nicht hegen, vielmehr der zuversichtlichen Hoffnung Raum geben, daß mit der festeren Konsolidation der kolonisatorischen Grundlage auch in dieser Hinsicht günstigere Verhältnisse eintreten werden."

Das Hauptinteresse wendet sich naturgemäß den Bewohnern des Kaiser-Wilhelms-Landes schon deshalb zu, weil sie wegen ihrer räumlichen Isolierung unter allen Eingeborenen der Südsee vom Einfluß der Weißen am meisten unberührt blieben und daher in allen ihren Lebensbethätigungen, ihren Geräten u. s. w. den vollen Eindruck der Originalität machen. Und in der That, wer für den Kulturzustand von Naturmenschen einigermaßen Sinn hat, der wird bei diesen Leuten viel des Anziehenden und Eigenartigen finden.

Bezüglich der Rassenzugehörigkeit sind die Eingeborenen des Kaiser-Wilhelms-Landes samt und sonders zu der Gruppe der Papua oder Melanesier zu rechnen, die sich durch dunkle Hautfarbe und wolliges Haar von ihren helleren schlichthaarigen polynesischen Nachbarn auf den ersten Blick unterscheiden, dagegen ebendadurch eine allerdings nur äußerliche Aehnlichkeit mit den afrikanischen Negern zeigen. Was sie von diesen unterscheidet, ist neben der ganz verschiedenen Sprache vor allem eine gewisse Schwächlichkeit des Körperbaues, die sich keineswegs durch die Ernährungsverhältnisse erklärt, sondern in der That ein Rassenmerkmal zu sein scheint. Nach den von Finsch vorgenommenen, allerdings nicht sehr zahlreichen Messungen schwankte die Größe der Männer an der Astrolabe-Bay zwischen 147 und 162 cm., am Angriffshafen zwischen 157 und 170 cm., während er früher an der Südostküste für die Männer 152—178, für die Frauen aber 139—149 cm. gefunden hatte. Der Durchschnitt ergibt also ein geringes Mittelmaß. Neben ungewöhnlich armseligen und schwächlichen Individuen fanden sich auch kräftigere und feiner gebaute Leute, so z. B. auf dem Archipel der zufriedenen Menschen, wo die Ernährungsverhältnisse besonders günstig zu sein scheinen. Junge Mädchen, wenn auch im ganzen klein und schmächtig, sind häufig von sehr angenehmer Gestalt und zeigen zuweilen tadellose Formen, aber sie verblühen schnell, wie alle Tropenbewohnerinnen. Frauen, die bei uns noch in guten Jahren gelten, sind hier bereits alt, mager und runzelig, was eben durch Kleider und gewisse Toilettenkünste nicht verdeckt wird. Zudem sind die Leute, zumal in älteren Jahren, mit unangenehmen Hautkrankheiten, wie Ringwurm, Schuppenkrankheit (Ichthyosis) und Aussatz (Elephantiasis) behaftet. Ja an einigen Stellen, wie an der Astrolabe-Bay und am Angriffshafen, wurden sogar Pockennarben gesehen.

Die vielfach verbreitete Meinung, daß in Gesichtsbildung, Hautfarbe u. s. w. bei den Naturmenschen eine große Gleichmäßigkeit herrsche, wird durch die Beobachtungen von Dr. Finsch aufs gründlichste widerlegt, denn hier, wie allerorts auf der Erde, ist der lehrbuchsmäßige Rassencharakter nur selten zu finden; vielmehr machen sich innerhalb eines gewissen Umfangs verschiedenartige und große Abweichungen geltend. Bezüglich der Hautfärbung herrscht wohl im allgemeinen ein dunkler Ton vor, vorzugsweise ein sattes Braun, aber dieses steigert sich einerseits durch Tiefbraun zu Schwarz, andererseits geht es bis zu den lichten Tönen des Polynesiers, ja des Malayen herab, selbst weiße Papuas kommen vor, ohne daß man dabei an Mischung zu denken hätte. Auch in der Physiognomie herrscht große Mannigfaltigkeit; auf der Insel Grager z. B. (wie am Finschhafen) waren typische Judengesichter nichts Seltenes; andere erinnerten durch ihre gebogenen Nasen an Indianer und einzelne unterschieden sich, wenn man von der Hautfarbe absieht, kaum von Europäern. Was sodann die Haarbildung anbetrifft, so kann, nach Finsch, von dem mehrfach behaupteten büschelartigen Wachstum keine Rede sein. Das Haar wächst nämlich beim Papua anfangs wie bei uns und fängt erst später an, sich mehr oder weniger eng spiralig, korkzieherartig zu drehen, bei gewisser Länge verfilzen sich die einzelnen Haare leicht in- und untereinander, namentlich an den Enden, wo sich Klümpchen bilden. Ueberdies findet man auch Locken- und Krausköpfe, ja vereinzelt sanft gewelltes und schlichtes, an Farbe neben dem vorherrschenden Schwarz sogar fuchsrotes. Auch an Bartwuchs fehlt es nicht bei den Männern.

Wie der Neger, so liebt auch der Papua, sich mit den ihm zustehenden Mitteln zu verschönern und zu schmücken, und man kann sagen, daß er mit einem gewissen Raffinement sich zu diesem Zwecke die belebte wie die unbelebte Natur dienstbar zu machen gewußt hat. Die bei manchen anderen Völkern teilweise kunstvoll ausgeführte Tätowierung kennen zwar die Bewohner des Kaiser-Wilhelms-

Landes nicht, höchstens bringen sie sog. Ziernarben, d. h. beliebige Einschnitte im Gesicht und am Oberkörper, an. Besonders häufig waren solche bei den Eingeborenen am Hatzfeldt-Hafen zu finden, und zwar in Form von schwungvollen Schnörkeln auf Schultern und Achsel. Außerdem beobachtete Finsch an einzelnen Stellen, z. B. bei Venus-Huk, daß der Ohrrand durchbohrt war. Von der fast allgemein üblichen Durchstechung der Nasenscheidewand, gelegentlich des Nasenflügels, soll später die Rede sein. Mit dem Indianer teilt der Papua die Sitte, das Gesicht und den Körper mit bestimmten Farben zu bestreichen. Schwarze Bemalung bedeutet Trauer, rote ist das Zeichen festlicher Stimmung und zugleich ein integrierender Bestandteil des bunten Festschmuckes. Da die rote Farbe teuer ist, so macht man gewöhnlich nur einen Längsstrich über Stirn und Nase, ein paar Querstreifen über die Backen und einen weißen Ring um die Augen. Ist aber viel Stoff vorhanden, so bestreicht man das Haar, das ganze Gesicht, zuweilen auch den Rücken und die verschiedenen Schmuckgegenstände mit der hochgeschätzten Festfarbe.

Im Gegensatz zu den Gepflogenheiten der Kulturmenschen besteht bei den Papua der Gebrauch, daß der beste und wertvollste Schmuck von den Männern angelegt wird. Die Frauen dagegen tragen sich, selbst wenn sie jung sind, verhältnismäßig einfach, ältere Weiber aber gehen in der Regel ganz unverziert einher. Große Aufmerksamkeit wendet man zunächst der Behandlung des Haares zu. Während dieses nämlich von älteren Personen weiblichen Geschlechts meist kurz abgeschnitten und mit schwarzer Farbe eingeschmiert wird, sehen jüngere Frauen und Mädchen dicht verfilzte Locken, von Farbe, Schmutz und Fett starrend und an der Stirn bis über die Augen fallend, als besonders elegant an. Unverheiratete Männer verwenden die größte Sorgfalt auf die Zurichtung ihres Wollkopfes; sie zausen es nämlich nicht nur mittels eines langzinkigen Bambukammes zu einer weitabstehenden Wolke auf, sondern reiben es auch mit Farbe, Erde u. s. w. gehörig ein, um es dann mit Blumen und Federn auszuschmücken. Aeltere Männer stellen lange, dicht verfilzte, in den Nacken herabhängende Haarzotteln her, welche sie wie den Bart mit allerlei Gegenständen, insbesondere kleinen Muscheln, verzieren. Die Leute von Venus Huk haben eigenartige Moden; sie vereinigen nämlich das Haar am Hinterkopf zu einem abstehenden, dick verfilzten Zopf, der in ein zierlich geflochtenes, noch besonders ausgeschmücktes Körbchen gesteckt wird. Außerdem tragen ältere Männer lange Zwickelbärte, an deren unterem Ende Muscheln oder dünn geschliffene Eberhauer angebracht sind. Junge Leute lieben dagegen ein glattes Gesicht; sie reißen daher die hervorsprossenden Barthaare und die Augenbrauen sorgfältig aus, rasieren auch wohl mit Bambu oder Muschelstücken das Stirn- und Nackenhaar ab.

Im Gegensatz zu den auch jetzt noch meist in puris naturalibus einhergehenden Neu-Britanniern tragen die Bewohner des Kaiser-Wilhelms-Landes abgesehen von den ganz kleinen Knaben, durchweg etwas Kleidung. Diese, bei den Männern „Mal“ genannt, besteht an der Astrolabe-Bay aus einem oft mehrere Meter langen Stück Zeug aus geschlagener Baumrinde — ähnlich der polynesischen Tapa — das um die Hüften gelegt und zwischen den Beinen durchgezogen wird. Frauen und Mädchen, auch ganz kleine, bekleiden sich mit einem Lendenschurz, der, entweder um den ganzen Leib gehend, eine Art Rock bildet oder nur gewisse Teile vorder- und hinterseits bedeckt. Als Material dazu dient die gespaltene Blattfaser der Cocos- oder der Sagopalme. Letztere, häufig bunt gefärbt, meist rot mit roten, schwarzen und gelben Längsstreifen, kleidet junge Mädchen ganz artig. Im Westen findet man bei den Männern auch eine Kopfbedeckung aus tapaähnlichem Stoff, welche die Form eines Zylinders zeigt. An Parsi Point dagegen hat man spitze Mützen.

Was nun den Körperschmuck anbetrifft, so ist dieser nach Form und Stoff ein äußerst mannigfaltiger, und wenn schon fast kein Teil unverziert bleibt, so sind es doch außer Kopfhaar und Bart vorzugsweise die Nase, der Hals, die Brust, der Oberarm und die Kniegegend, welche solche Auszeichnungen erhalten. In der Nasenscheidewand wird wohl fast überall von den Männern ein Pflock getragen, und zwar entweder ein bleistiftdickes Stückchen Holz oder ein aus Tridacnamuschel geschliffener Stift, mitunter auch Hundezähne oder ein Stück Perlmutter. Den gewöhnlichsten Halsschmuck für junge Leute bilden Schnüre mit zierlich aufgereihten, kleinen weißen Muscheln oder mit Hundezähnen; letztere gelten als besonders wertvoll, weil eben von jedem Gebiß nur die vier Eckzähne Verwendung finden. Besonders kunstvoll und kostbar ist stellenweise der Brustschmuck. Dies gilt zumal von den im Westen vorkommenden herzartigen Schilden, welche in mannigfaltiger Weise aus Hundezähnen oder Muscheln zusammengesetzt und mit den roten Samenkernen der Abruspflanze besetzt sind. Beliebt sind auch filetgestrickte Brusttäschchen mit Troddeln, in denen man allerhand Gegenstände für den täglichen Gebrauch mit sich herum trägt. Nirgends fehlt wohl das Band am Oberarm. Die einfachen dieser Art sind aus Gras oder Liane geflochten und zuweilen mit kleinen Muscheln besetzt. Bessere Qualitäten bestehen aus rot gefärbtem, feinem Grasgeflecht mit geschmackvollem Besatz aus flachen Muschelringen. Die feinsten Sorten, wahre Kunstarbeiten, stellen breite Armbänder aus einem gebogenen Stück Schildpatt dar, mit verschiedenartig eingravierten Ornamenten in geschmack- und schwungvoller Zeichnung versehen. Ferner gibt es solche aus den Basisabschnitten von Trochus niloticus, deren Außenrand zuweilen schöne Gravierung trägt; das Vertiefte ist dabei mit roter (bei Schildpatt mit weißer) Farbe ausgefüllt. Leibschnüre sind nicht überall zu finden; wo sie vorkommen, bestehen sie, wie

die Bänder unterm Knie und Fußgelenk, aus rotem Stroh und werden so stramm als möglich angelegt. Zur Ausrüstung der Papua gehören unbedingt größere oder kleinere dicht gestrickte Beutel. Die kleineren, auf der Brust getragen, dienen zur Aufbewahrung von Tabak, Betelnüssen, Talismanen u. s. w. Größere, über die Schultern gelegt, enthalten allerhand Requisiten, als Kalkbüchse zum Betel, Löffel, Betelnußbrecher, Muscheln zum Schneiden und Schaben u. a. m. Die Beutel der Frauen sind viel größer als die der Männer und sackartig; mittels eines Bandes am Vorderkopf getragen, dienen sie zum Transport von Feldfrüchten, Holz, jungen Hunden, Schweinen und kleinen Kindern. Auf weitere Einzelheiten des Schmuckes einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es mag nur bemerkt werden, daß wenn schon die verschiedenen Gegenstände örtlich abweichen, zwei Hauptgebiete unterschieden werden können, ein östliches und ein westliches. Das letztere beginnt etwa bei der Insel Guap und charakterisiert sich einerseits durch das häufigere Vorkommen der wertvollen Brustkampfschmucke, andererseits durch die Verwendung von mancherlei Federn, beides Eigentümlichkeiten, welche im Osten entweder fehlen oder viel seltener auftreten.

Entsprechend ihrem allgemeinen Kulturzustande, sind die Bewohner des Kaiser-Wilhelms-Landes ansässige Leute, was mit der Beschränkung zu verstehen ist, daß sie in gegebenem Falle ihre Ansiedelungen von einem Orte zum anderen verlegen. Diese Siedelungen haben die Form von kleinen Dörfern, im Durchschnitt aus 15 Häusern bestehend und etwa 60—70 Einwohner zählend. Größere Dörfer kommen vor, so z. B. das Dorf Bongu an der Astrolabe-Bay mit 30 Häusern und 150—180 Seelen, bilden aber doch die Ausnahme. Im ganzen muß das Gebiet als sehr schwach bevölkert bezeichnet werden; denn, wenn wir die Angaben von Dr. Finsch richtig verstanden haben, dürften an der ganzen Küste und den dazu gehörigen Inseln keinesfalls mehr als 30,000 Menschen leben. Diese verteilen sich über das weit ausgedehnte Land in unregelmäßiger Weise. Manche Gegenden scheinen unbewohnt zu sein, so z. B. an der Küste die Umgebung des Friedrich-Wilhelms-Hafens, sowie der Abschnitt zwischen den Kaps Juno und Kusserow. Andere Strecken zeigen sich etwas besser bevölkert. An der Astrolabe-Bay z. B. sollen nach Miclucho-Maclay in 80 Dörfern 3500—4000 Menschen leben. Die Maclay-Küste enthält nach Finsch 24 Dörfer mit höchstens 1500 Personen. Das am dichtesten bevölkerte Gebiet aber ist der Küstenstrich von der Laing-Insel bis zum Kap Gourdon; hier wurden 35 Dörfer gezählt, denen nach dem oben angegebenen Durchschnittssatz eine Seelenzahl von 2300 entsprechen würde.

Die Dörfer liegen teils an der Küste, teils weiter inlands im Urwald versteckt oder an den Abhängen der Berge, mitunter sogar in bedeutender Höhe, wie auf der Insel Blosseville bei fast 400 m. Jedes größere Dorf pflegt wieder in eine Anzahl von Häusergruppen zu zerfallen, deren jede in der Regel wieder ihre besondere Bezeichnung trägt, ein Umstand, der bei der Ortsstatistik leicht zu Verwirrungen führen kann. Bei den Häusern stehen fast ohne Ausnahme einige Cocospalmen, deren Vorkommen über das Vorhandensein von Bewohnern keinen Zweifel läßt, selbst wenn man keine Ansiedelungen wahrnehmen sollte.

(Schluß folgt.)

Die Umgangssprache der Arapahoe-Indianer.

Von Friedrich J. Pajeken.

Alle Indianer des nordamerikanischen Westens sind keine Freunde von vielen Worten, aber eine so übertriebene Schweigsamkeit, wie bei den Arapahoes, habe ich bei keinem anderen Stamm gefunden.

Sie bleiben stumm, wenn sie nicht gezwungen sind, etwas zu sagen, und dann selbst bedienen sie sich untereinander der Fingersprache.

Oft habe ich die Männer beobachtet, wie sie stundenlang, Tabak kauend, in einem Kreise auf ihren Fersen um das Feuer saßen, ohne ein Wort von sich hören zu lassen. Sie öffneten nur den Mund, um den darin angesammelten Tabakssaft in die Flammen zu spritzen. Höchstens benutzte einer der Indianer seine Finger zu einer kurzen Ansprache. Ein Grunzen oder Knurren der übrigen zeigte an, daß man ihn verstanden habe. Auch auf ihren Jagdzügen oder während der Reise reiten die Arapahoes stumm neben oder hinter einander her.

Ebenso schweigsam gehen die Frauen ihrer Thätigkeit nach. Auch sie können stundenlang nebeneinander ihre Büffelfelle bearbeiten, ohne ein Wort dabei zu äußern.

Nur die Kinder sind in dieser Beziehung ihren Eltern wenig ähnlich. Sie tauschen gern ihre Gedanken miteinander aus, und stets erblickt man sie bei ihren Spielen in eifriger Unterhaltung. Besonders scharf und lebhaft wird diese geführt, wenn die Fäuste dabei eine Streitigkeit ausfechten, was eine große Liebhaberei der Knaben sowohl wie der Mädchen zu sein scheint.

Die einzige Erklärung für die Schweigsamkeit der Arapahoes läßt sich in der grenzenlosen Bequemlichkeit finden, der sich die Männer in jeglicher Weise hingeben. Sie sind effektiv zu faul, den Mund zu öffnen. Auch die Weiber scheinen das Sprechen als eine unnötige Arbeit zu betrachten.

Etwas gesprächiger wird der Arapahoe beim Tauschhandel, doch auch nur, solange derselbe Interesse für ihn hat. Im übrigen vermeidet er ebenfalls mit dem Weißen jedes überflüssige Wort. Sehr selten trifft man hierin eine Ausnahme.

Gebraucht der Arapahoe nun wirklich seine Zunge, um die Gedanken oder einen Wunsch auszudrücken, so

beschränkt er sich gewöhnlich auf ein oder zwei Worte und überläßt es den Zuhörern, sich das Fehlende hinzu zu denken.

Einige Beispiele dürften hier zur Erklärung am besten beitragen.

Ein Indianer verläßt die Hütte und sagt: „Wochoach“ (Pferd). Damit deutet er an, daß er die Pferde tränken oder satteln will.

„Schittah (Feuer) hitscha“ (Pfeife) heißt soviel wie: „Setzt Euch um das Feuer und laßt uns die Pfeife rauchen.“ Anstatt „Schittah hitscha“ wird auch einfach das Wort „nitscha“ (rauchen) angewandt.

„Nohósteïa (Licht) hissis“ (Mond): Der Mond scheint sehr hell.“

„Hisettich (gutes Essen) nakacht“ (schlafen). „Ich habe sehr gut gegessen, ich will mich schlafen legen.“

„Mihaza (weißer Mann) hachaéuach“ (Arapahoe), haáuë“ (Blockhaus): „Der weiße Mann wohnt mit dem Arapahoe unter einem Dach, was gleichsam sagt: „Der weiße Mann hat Freundschaft mit dem Arapahoe geschlossen“ u. s. w.

Aus diesem Grunde ist es auch für den Weißen nicht schwer, sich in der Arapahoe-Sprache verständlich zu machen. Einige Hauptwörter, welche bei den sich mehr oder weniger wiederholenden Gesprächen in Frage kommen, sind bald erlernt. Gleichfalls überläßt man es dann dem Indianer, sich das Fehlende zu ergänzen.

Eine Unterhaltung mit einem Arapahoe ist infolgedessen oft sehr originell.

Man kommt z. B. in das Lager derselben. Sagen wir, die Männer seien auf die Jagd geritten, und nur ein Indianer träte uns entgegen, so entspänne sich etwa folgendes Gespräch:

Weißer: „Nononichases!“ „Guten Tag, guter Freund!“

Indianer: „Nononichases!“ Kräftiges Händeschütteln.

Weißer: (sieht sich nach allen Seiten um) „Hachaéuach?“ (Arapahoe) „Wo befinden sich Deine Brüder?“

Indianer: (zeigt nach Süden.) „Haú“ (Büffelfell). „Sie sind auf der Jagd, um neue Büffelfelle zu holen.“

Weißer: „Wochoach?“ (Pferd.) „Zu Pferde oder zu Fuß?“

Indianer: (nickt). Selten sagt er: „Jassáh!“ (Ja.)

Weißer: „Nötsch“ (Wasser). „Gieb mir Wasser, ich habe Durst.“

Indianer: „Wiseweh“ (Essen). „Steige ab und komme mit mir, ich will Dir auch zu essen geben.“

Weißer: (schüttelt den Kopf). „Haáuë“ (Blockhaus). „Ich will mich nicht länger aufhalten und nach meinem Blockhaus zurückreiten.“

Indianer: „Chohée?“ (Berge.) „Liegt dasselbe jenseit der Berge?“

Weißer: (zeigt nach der Richtung.) „Jassáh!“ (Ja.)

Indianer: „Tschetschininik?“ (Schnee.) „Befindet sich dort viel Schnee?“

Weißer: (nickt.)

Der Indianer holt nun in einer, von Reinlichkeit weit entfernten Blechkanne das gewünschte Wasser herbei.

Weißer: (trinkt, dann zeigt er auf den Indianer, auf sich und nach der Richtung, wo seine Hütte gelegen ist.) „Nakacht“ (schlafen), hisettich“ (gutes Essen). „Ich lade Dich ein, bei mir zu wohnen. Du sollst ein gutes Essen erhalten.“

Indianer: (schüttelt wehmütig den Kopf und zeigt auf die Erde.) Was bedeutet: „Ich muß hier bleiben.“ „Wochoach“ (Pferd). „Ich besitze kein Pferd.“

Weißer: (reicht ihm die Hand; abermals längeres Händeschütteln.) „Hatnatzéna!“ „Lebe wohl guter Freund.“

Indianer: „Hatnatzéna mihaza!“ „Lebe wohl, guter Freund und weißer Mann!

Da einem nun selbst bei längerem Umgange mit den schweigsamen Arapahoes manches Wort fehlt, bedient man sich bei einer Unterhaltung lieber der Fingersprache. Ueber diese ist bereits mehrfach berichtet. Ich beschränke mich daher, nur noch hinzuzufügen, daß dieselbe bis auf geringe Unterschiede bei sämtlichen Indianerstämmen Nordamerika's gleich ist.

Die Arapahoes haben außerdem durch den langjährigen Umgang mit den Weißen sehr viel von der englischen Sprache erlernt. Sie lassen sich diese Kenntnis jedoch ungern, eigentlich niemals merken, um hauptsächlich beim Tauschhandel die Weißen zu belauschen und daraus ihren Vorteil zu ziehen. Rätlich ist es stets, in Gegenwart der Indianer jegliche Bemerkung über diese, auch wenn sie gut gemeint ist, zu unterlassen, da man dadurch oft in die größte Unannehmlichkeit verwickelt werden kann.

Um sich einen vollständigeren Begriff von der Arapahoe-Sprache machen zu können, füge ich zum Schluß den bereits angeführten Wörtern noch einige hinzu, welche bei gewöhnlichen Unterhaltungen etwa gebraucht werden.

Witschissi, Dollar. Kockuisch, Büchse. Kockiljanossi, Patronen. Taá, Revolver. Akach, Sattel. Tschawetiwe, Zügel. Tasao, Sporen. Tschainach, Satteltasche. Niazachuí, wollene Decke. Uatta, Hut. Wichókuwichút, Oberrock. Nesseasséche, Beinkleid. Uaá, Stiefel. Woáchenach, Mokassin (Fußzeug der Indianer). Wakinaii, Topf. Weschná, Eimer. Kailja, Pfanne. Hatitsch, Teller. Nevilja, Löffel. Kachkáuat, Gabel. Wache, großes Messer. Tawisanache, Taschenmesser. Wanichia, Bohnen. Nostschate, Pfeffer. Nittschaáu, Salz. Toiá, Blechtasse. Nisaitsche, Halstuch. Schissagua, Tabak. Wachanachaé, Brand bei den Pferden, Abzeichen. Wassanachée, Schrift. Sanak, Tau, Lasso. Kaáchanach, Säge. Sawatit, Spiegel. Heéia, Uhr. Woketsch, Kuh. Woternichassa, Schwarzer. Naássa, Feldglas.

Lebensbilder aus Indien.

Von einer Dame.

(Schluß.)

Die wahre Ursache dieser Schwierigkeit liegt aber meines Bedünkens in dem einheimischen Charakter, in der gänzlichen Abwesenheit irgend eines Wunsches oder eines Strebens nach einem höheren und volleren Leben, im vollständigen Mangel an irgend einer Geistesthätigkeit. Ich ergieng mich gegen einen meiner Diener in einer Erörterung über den Segen einer thätigen Beschäftigung, und sagte: „Es würde unsereins umbringen, wenn es den ganzen Tag so müssig dasitzen und nichts thun sollte, als Pân kauen."

„Wir lieben das nicht", war die Antwort. „Sehen Sie, wenn ein Mann 300 Rupien zusammengebracht hat, dann nimmt er einen Diener an und dann kann er den ganzen Tag hinsitzen und Pân kauen."

„Aber das könnte ja ebenso gut ein Affe thun", versetzte ich; „inwiefern ist denn euer Leben besser, als das von Affen?"

„Oh, das weiß der liebe Gott! sie essen ganz andere Dinge als wir!"

Man kann diese Menschen nicht aus ihrer apathischen stumpfen Befriedigung aufrütteln, und Befriedigung kann zu einem ebenso verhängnisvollen Uebel werden wie Opium-rauchen, so vollständig vergiftet es den Geist und stumpft ihn ab. Unwissenheit ist ein Feind, welcher vergleichsweise leicht zu besiegen ist, aber Befriedigung ist beinahe unüberwindlich. Sie brachte den Laodicäern des Altertums den Glauben bei, sie seien reich und bedürften nichts, denn sie wußten nicht, daß sie arm und elend, hülf- und schutzlos, blind und nackt waren.

Zufriedenheit mit den Dingen *wie sie sind* ist eine hoffnungslose Schranke gegen jeden Versuch, die Dinge zu machen, *wie sie sein könnten*. Der erste notwendige Schritt zur Auferweckung der Eingeborenen von Indien aus ihrer geistigen Trägheit und Teilnahmslosigkeit muß daher der sein, daß man in ihnen ein Gefühl der Unzufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Lage hervorrufe. Dies hieße einen gewaltigen Hebel in Bewegung setzen, und wäre etwa einer brennenden Lunte zu vergleichen, die man an einen Zündfaden legte, ohne genau zu wissen, wo sich die Mine befinde. Eines der ersten Ergebnisse der erfolgreichen Thätigkeit dieses Unternehmens könnte aber möglicherweise die Vertreibung der Briten aus Indien sein.

Erziehung ist ohne Zweifel ein mächtiges Agens, obwohl man meines Erachtens kaum voraussehen kann, wie der Riese seiner Kraft sich bedienen will, wenn er ausgewachsen ist und seine Gängelbänder abgeworfen hat. Die Erziehung unter Menschen verbreitet sich selbst jetzt in Indien rasch, allein gegenwärtig in keiner günstigen Richtung für die christliche Religion, wie man es sich früher versprochen hatte. Die meisten der jungen Eingeborenen von Stand oder von Bildung, welche in England oder in Indien eine gute Erziehung genossen haben, sind nun Freidenker von sehr vorgeschrittenem Typus und daher gleich abstoßend für ihre eigenen Verwandten wie für die christlichen Missionare.

Freidenkerei und ein Bestreben, hochräderige Dogcarts zu kutschieren, scheinen in Indien in irgend einer geheimen Verbindung miteinander zu stehen. Sieht man einen vornehmen jungen Eingeborenen ein flottes elegantes Tandem kutschieren, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß seine religiösen Ueberzeugungen weder Fleisch noch Fisch sind und womöglich ganz fehlen, und man wird darin kaum fehlgehen. Sieht man ihn dagegen zusammengekrümmt auf einem zweiräderigen kleinen Gestell aus Bambus hocken, welches von einem Ochsenpaar gezogen ist, so darf man als sicher annehmen, daß er entweder ein guter Hindu oder ein gläubiger Muselmann mit einem Gemüte ist, dessen Ruhe noch nicht von den Zwillingsschwestern Erziehung und Unzufriedenheit getrübt worden ist.

3. Indische Diener.

Von den Tagen Simris' des Königsknechts bis sogar auf den heutigen Tag sind die Diener immer wichtige Faktoren in der Summe der menschlichen Glückseligkeit gewesen. Es gibt nur wenige Personen, welche sich darüber nicht praktisch klar sind, obwohl sie selten weiter gehen und fühlen, daß sie den Dienern, von welchen so viel von ihrem Behagen und Vergnügen abhängt, zu einigem Dank verpflichtet sind.

Wenn man die Anglo-Indier fragte: ob sie in ihren eingeborenen Dienern mehr eine Quelle der Behaglichkeit oder des Aergers oder des Vergnügens gefunden haben, würden sie meist um eine Antwort verlegen sein, und ihr Bescheid würde hauptsächlich von ihrem individuellen Temperament abhängen. Manche Leute haben die glückliche Eigenschaft, gute Diener an sich heranzuziehen, wie Austernschalen den Kalk anziehen; andere besitzen eine Art Zentrifugalkraft, welche im Verlauf der Zeit ihre Nachbarschaft mit entlassenen Dienern wie mit Meteorsteinen bevölkert, während nur wenige die Macht besitzen, Belustigung aus Begebenheiten zu ziehen, in welchen das Element der Albernheit hübsch durch das noch wahrnehmbarere Element des Verdrusses aufgewogen wird.

Indische Diener sind in vieler Beziehung wie Kinder in ihrer Hülflosigkeit, ihrer Unbefangenheit, Arglosigkeit, Schüchternheit, in der Art und Weise, wie sie sich leicht zufriedenstellen lassen, in ihrer kopflosen Thorheit, ihrem Hang zur Unwahrheit und ihrer starken persönlichen Anhänglichkeit. Selbst in ihrem gänzlichen Mangel an irgend einem Gefühl für Humor gleichen sie Kindern. Kein Engländer könnte das Englische in der komisch-barbarischen Weise radebrechen hören, in welcher der britische Soldat gewöhnlich Hindustani spricht, ohne seine Heiterkeit und

Belustigung durch lautes Lachen zu verraten; aber das Gesicht des Indiers bleibt dunkel, starr, teilnamslos und nicht das mindeste Zucken in seinen Mienen verrät ein heimliches Gelächter.

Auch die Vorliebe womit sie sich gegenseitig hochtönende Titel geben und geben lassen, ist in ihrer verschwenderischen Fülle kindisch. Da sie bescheiden und demütig sind und auch ihre Verehrung für alle Rangunterschiede tief gewurzelt ist, so entspringt ihre Titelsucht aus keinem gemeinen Wunsche, mehr zu erscheinen als sie sind, und schmeckt in ihrer übertriebenen Befriedigung dieses Dranges sogar nach Sarkasmus. Ein Schneider und ein Koch erfreuen sich beide des Vorrechts, mit dem erhabenen Titel Kaliphá, Kaiser, angeredet zu werden; der Wasserträger ist immer Dschemadâr, ein Hauptmann; der Palankinträger ist Serdar, Häuptling, gnädiger Herr, während, als krönende Ironie, der Gassenkehrer, welcher im Rang kaum höher steht als die Hunde, welche er verpflegt, unwandelbar den Titel Machter, Fürst, in Anspruch nimmt.

Die Notwendigkeit, eine große Anzahl Diener zu halten, worüber man sich in Europa häufig wundert, rührt hauptsächlich von der Zeitvergeudung her, welche mit den Kasten-Vorurteilen zusammenhängt. Anstatt eine gemeinsame Stunde für die Mahlzeit Aller und Einen Mann zu haben, welcher für alle kocht, gibt es nur wenige, welche nicht gezwungen sind, für sich selbst zu kochen. Die Tafeldiener können nicht mit den Stalldienern, noch diese mit dem Kutscher, noch diese mit dem Gassendiener speisen; so hat jeder von ihnen täglich zweimal sein eigenes Feuer anzuzünden, Wasser aus dem Brunnen zu ziehen, sich seine eigene Schüssel Reis zu kochen — lauter Geschäfte, durch welche nicht wenig Zeit verloren geht. Ein Diener, welchen wir hatten, war von der Kaste der Oelverkäufer und erklärte uns, unter unseren sämtlichen vierundzwanzig anderen Dienern sei kein einziger, mit welchem er Brot essen, die Speisen genießen könne, die der andere koche, und nur ein einziger, welcher mit ihm essen könne, wenn er koche. Wir fragten ihn, ob diese Auszeichnung nicht auch ihre Nachteile habe? Er erwiderte nur: das sei einmal so der Brauch — was könne er thun? Er selbst bezog das bescheidene Gehalt von vier dünnen Rupien monatlich, welche er ohne Zweifel mit einem Weib und verschiedenen dunkelhäutigen Kindern teilte, und doch hätte er sich lieber zu Tode peitschen lassen, als irgend etwas gegessen, das auf unsern Tisch gesetzt worden war. Es ist merkwürdig, wie geduldig und ohne Klagen die Menschen die eisernen Fesseln tragen, welche die große Göttin Gewohnheit ihnen geschmiedet hat. Sie mögen sich mit dem Munde über dieselben lustig machen, aber im praktischen Leben gehorchen sie denselben, in seltsamem Kontrast zu den vielen Zeloten, welche mit den Lippen einen Gott verehren, dessen Lehren sie beharrlich nicht befolgen.

Die Tischdiener sind Leute von unbeschränkten Hülfsquellen, welche nichts entmutigt. Behagt Dir die Art und Weise nicht, auf welche Dein Koch Dir einen Speisekürbis zubereitet hat, so wird er sagen: „Eure Majestät braucht nur zu befehlen, so wird er morgen als grüne Bohne zubereitet werden!“ Wenn man Dir meldet, es gebe Beefsteak zum Mittagessen, so fragst Du natürlich: „Aus was ist es gemacht?“ worauf häufig die Antwort erfolgt: „Aus Schöpsenfleisch, da kein Ochsenfleisch zu bekommen war.“ Der Mangel am letzteren war ein Unglück, aber er durfte der Speisekarte keinen Abbruch thun.

Wir wurden bisweilen von angesehenen Eingeborenen zu Tisch geladen, bei welchen Gelegenheiten der Tisch mit unserem eigenen Tischzeug, Silber, Porzellan, Glas ꝛc. gedeckt war und wir von unseren eigenen Leuten bedient wurden, welche auch das Mahl gekocht hatten. Der Wirt lieferte das Material und zog ohne Zweifel unsere Leute über das Erforderliche zu Rate, die ihm dann eine Liste aufstellten, welche ihm, wie ich fürchte, einen schrecklichen Begriff von unseren carnivoren Leistungen geben mußte. Man erzählte uns, unser Wirt habe für eines dieser Gastmähler um unsertwillen ein Schaf, eine Gans, eine Ente und sechs Hühner geschlachtet, wozu dann noch ein gewaltiger Vorrat von Lachs, Austern und verschiedenen Gemüsen in Blechbüchsen kam.

Da das Mahl ein zeremoniöses war, so wurde, obwohl mein Gatte und ich die einzigen Gäste waren, doch an der herkömmlichen Anzahl der Gänge gewissenhaft festgehalten, ganz ohne Rücksicht auf die nachteiligen Folgen, welche es für uns haben konnte. Als der Gang mit dem Wildpret mit vieler Feierlichkeit aufgetragen wurde, staunten wir etwas über das ungewöhnliche Aussehen der Rebhühner; unser Diener bemerkte das und flüsterte uns heimlich zu, es seien nur junge Hühnchen, aber wie Rebhühner zubereitet. Das Herkommen erforderte bei einem feierlichen Mahle einen Gang Wildpret — man kannte keinen Vorgang für das Gegenteil — und da man sich gerade kein Wildpret verschaffen konnte, so waren diese unschuldigen zahmen Hühnchen als Opfer auf den Altar der großen Göttin „Gewohnheit“ gebracht worden.

Wie weit der Dienst dieser Göttin viele ihrer witzlosen Bekenner führt, dafür lieferte uns ein belustigender Vorfall bei einer Gelegenheit, als wir auf dem Lande waren, ein belustigendes Beispiel. Unser erster Diener hatte auf einige Tage Urlaub genommen — wahrscheinlich um seine Großmutter zu begraben, eine Verwandte, welche die Befähigung zu haben scheint, tausend Tode zu sterben, so oft wurde die Notwendigkeit, sie zu Grabe zu geleiten, zum Vorwand eines Urlaubsgesuchs genommen — und wir waren auf Gnade oder Ungnade der Pflege eines untergeordneten Dieners überlassen, welcher nicht mehr Intelligenz als eine Nachteule besaß. Am ersten Abend bei Tische fragten wir, was wir als zweiten Gang erhalten würden. „Eine Krähe“, versetzte er mit gewinnender Behendigkeit, sah dann aber unsere erschrockenen

Gesichter und setzte hastig hinzu: „Wenigstens keine Krähe, aber einen langschwänzigen Vogel, welchen Euer Gnaden geschossen!" Wir entdeckten nun, daß er beabsichtigt hatte, uns einen großen Nashornvogel (Buceros Rhinoceros), natürlich statt des Wildpretganges, aufzutischen.

Während derselbe Bursche in unseren Diensten stand, hatte ich einmal von Hause ein großes Paket frischen Lavendel erhalten samt einem famosen Rezept zur Bereitung eines Potpourri. Ich sammelte emsig Rosenblätter vor Thau und Tag und ließ mir aus Lucknow Veilchenwurz und alle die erforderlichen Gewürze kommen, welche dann mit einem halben Pfund Salz gestoßen werden mußten. Als ich alles beisammen hatte, gab ich meine kostbaren Gewürze dem Manne von der Nashornvogel-Geschichte mit der Weisung, das Stoßen derselben zu besorgen. Er fragte mich, was für Salz er nehmen solle, Lahoresalz oder schwarzes Salz oder Steinsalz. Nun ist „schwarzes Salz" der Trivialausdruck für rohe Pottasche. Ich glaubte es sei alles einerlei, da das Rezept Seesalz vorschrieb, welches nicht zu haben war. Der unselige Bursche fragte, ob er schwarzes Salz nehmen sollte, und ich in meiner Harmlosigkeit bejahte es. Als er mir das Gemenge brachte, rührte ich es unter meinen an die Heimat erinnernden Lavendel und die Rosenblätter und deckte dann in freudigem Vorgefühl das Gefäß zu. Ich hatte mir nämlich gedacht, meinem Gatten auf den Abend bei seiner Heimkehr eine Freude zu bereiten, und als er kam, deckte ich plötzlich die Vase auf und hielt sie meinem Gatten triumphierend unter die Nase. Sein Gesicht nahm alsbald einen energischen Ausdruck — aber nicht vor Freude und Behagen — an. Ich hatte diesen Ausdruck im Gesicht eines Knaben gesehen, welcher ein nicht ausgebrütetes Schwanenei ausblasen wollte, und es war mir damals als ganz geeignet und bezeichnend erschienen. Jetzt aber erschien er mir ganz aus aller Uebereinstimmung mit Lavendel und Gewürzen, bis ein vorübergehender Hauch oder Duft aus dem Gefäß mich erreichte und ich die berechtigte Beredsamkeit des Gesichts meines Gatten anerkennen mußte. Hätten die Rosenblätter sich in faule Eier und die Gewürze in Schwefel verwandelt, so hätte kein höllischerer Geschmack daraus entstanden sein können. Als ich den Khidmatgar darüber hörte, zeigte er gar kein Erstaunen, erkannte den Geruch der rohen Pottasche sogleich und gab freiwillig die Erklärung, daß derselbe mit nichts zu vertreiben sei. „Der Geruch dieses Salzes ist ein derartiger, daß eine Unze davon fünfzig Pfund von irgend etwas anderem verpesten würde", sagte er.

Die indischen Dienstboten sind im ganzen ehrlich, wenigstens nach ihren eigenen Begriffen, welche allerdings ziemlich dehnbar sind — etwa wie die Ehrlichkeit der Schneider in Beziehung auf den Stoff. Allein wer will in dieser Angelegenheit den ersten Stein werfen? Indien ist nicht das einzige Land, wo die anständig in liberal verdolmetschte Nebeneinkünfte gekleidete Unehrlichkeit frei und unberufen umhergehen und die tugendhafte Miene offener Biederkeit und Ehrlichkeit annehmen darf.

Wirklicher Diebstahl ist sehr selten, und wenn man bedenkt, wie leicht zugänglich ein Haus von allen Seiten her ist, wie schwer man einen Diebstahl auf einen von den vielen Dienern herausbringen würde, und wie viele ungehütete Kleinigkeiten von großem Werte für diese Leute in jedem Zimmer herumliegen, so spricht das sehr für die natürliche Ehrlichkeit der indischen Dienstboten.

Ich vermißte eines Tages eine Lieblingsbrosche, deren Verlust mich sehr ärgerte. Der Zahltag stand bevor und ich kündigte meinen Leuten an, daß keine Bezahlung irgend welcher Art erfolgen würde, bis die Brosche sich gefunden habe. Diese Drohung war so wirksam, daß schon nach wenigen Stunden die Schuppen von Aller Augen fielen und man mich einlud, zu kommen und die Brosche an einem höchst augenfälligen Punkte liegen zu sehen, welcher zuvor mehrmals abgesucht worden war. Niemand von meinen Leuten blinzelte, soviel ich weiß.

Dieselbe Brosche verschwand noch einmal, und zwar diesmal am Tage vor dem Austritt einer Ayah (Kindermädchens), welche ich entlassen hatte. Wir verrieten weder durch Wort noch durch Blick, daß wir sie im Verdacht hatten, bis sie auf dem Punkte war, unser Haus zu verlassen, dann wurden ihre Siebensachen untersucht, aber nichts gefunden, was uns ziemlich verlegen machte und ihre Miene gekränkter Unschuld zu tragischen Verhältnissen aufbauschte. Gerade dann bemerkte einer der Diener, daß die Ayah in ihrer Hand einige Chupatties (kleine Kuchen) trug, um welche sie besonders besorgt zu sein schien. Diese nahm er ihr trotz ihrer Thränen und Proteste aus der Hand, und siehe da! in den schmierigen Falten eines solchen kleinen Kuchens versteckt, fanden wir meine vermißte Brosche. Die Freude unserer Dienerschaft war grenzenlos; sie drängten sich um uns mit strahlenden Gesichtern und sagten, sie haben den ganzen Tag kein Brot gegessen wegen des Argwohns, der auf dem ganzen Hausstande liege. In diesem Stücke sind sie wie die Kinder: bei jedem Kummer oder jeder Furcht verschmähen sie die Nahrung.

Es hält ungemein schwer, irgend etwas Neues unter einem so konservativen Volke, wie die Hindustani, einzuführen. Wir hatten einen Schiebkarren machen lassen in der Meinung, dadurch Arbeit zu ersparen, aber der Erfolg war kein ermutigender. Wir räumen dem Scharfsinn der Eingeborenen niemals genügenden Spielraum ein. Keinem Engländer würde es, nachdem er seinen Schiebekarren beladen hatte, eingefallen sein, denselben auf seinen Kopf zu nehmen, aber unsere indischen Diener thaten dies. Ein Engländer würde nicht daran gedacht haben, zum Schieben des Karrens noch einen zweiten Mann zu beanspruchen, damit jeder von ihnen eine Handhabe ergreife; aber dieser Einfall kam meinen Indern sogleich. Es entsprach ihren Erwartungen nicht, sondern führte zu

wahnwitzigem Torkeln und einem krampfhaften Umwerfen. Aber es war ihre Idee, auf welche wir niemals verfallen wären.

Die besten Seiten ihres Wesens treten in Zeiten der Not oder besonders harter Arbeit zu Tage, wo ihre Willigkeit und Selbstvergessenheit wirklich überraschend sind. Wenn während der Lager- und Manöverzeit irgend ein starker Marsch zu machen ist, so sind die Diener oft manche Nächte nacheinander unterwegs und brechen gerade um die Zeit, wo ihre Herrn sich zu Bette begeben, mit Zelten und Gepäck auf; aber man hört nie ein Wort der Klage von ihnen. Der Khitmatgar wird dann vielleicht beim Frühstück mit einem Lächeln erzählen, die Nacht sei so pechfinster gewesen und die Karren der vermeintlichen Straße gefolgt, bis sie sich am Ufer eines Flusses mit keiner bekannten Furt befunden haben; sie haben dann Licht machen und das Ufer absuchen müssen, bis sie eine Brücke gefunden, und so seien sie erst zwei Stunden vor der Herrschaft auf dem Lagerplatz angekommen — alles dies im heiteren Tone einer eigentlich erlustigenden Erzählung, welche niemanden auf die Vermutung führen würde, daß der Erzähler selbst einer der Teilnehmer an dieser verdrießlichen Irrfahrt gewesen sei.

Oder Dein Kuhhirt wird Dir erzählen: es sei bei der Fahrt durch die letzte Dschungel im ersten Morgengrauen ein Wolf aus dem Dickicht gesprungen, habe das jüngste Kalb angepackt und es beinahe davongetragen, ehe er demselben habe zu Hülfe kommen können.

Diese indischen Diener haben ohne Zweifel viele gute und liebenswürdige Eigenschaften in Verbindung mit einer Sanftmut und ruhigen Würde des Gebahrens, welche nur allzuoft ihren englischen Gebietern fehlen. Viele Engländer, namentlich die Herren von der Armee, sprechen unwandelbar mit ihren Dienern in einem brutalen, polternden, einschüchternden Tone und schelten sie bei der geringsten Veranlassung mit der ganzen Heftigkeit eines ungezügelten Temperaments aus. Sie glauben, wenn sie eine verächtliche Geringschätzung gegen diese „Niggers" herauskehren, unter welchem Sammelnamen sie alle farbigen Rassen begreifen, so sei dies ein Zeichen ihrer eigenen Ueberlegenheit. Sie ahnen kaum, welch gegenteilige Wirkung dies auf die Gemüter derjenigen hervorbringt, welche für die breiten Grundsätze guter Lebensart weit empfänglicher sind.

Viele von unseren Dienern sah ich nur mit aufrichtigem Bedauern scheiden. Als der Tag kam, wo wir uns für immer von Indien verabschieden mußten, versammelte sich eine ganze Menschenmasse auf dem Bahnhofe, um uns abfahren zu sehen, und es kostete uns einige Zeit, um uns den Weg durch dieselbe zu bahnen und ihr Lebewohl zu sagen. Endlich hatten wir uns bis zu unserem Wagen hindurchgearbeitet und ich dachte soeben mit einigem Troste, dieser angreifende Auftritt werde nun vorüber sein, als plötzlich einer unserer Diener sich durch die Menschenmenge drängte und sich zu meiner Bestürzung unter Schluchzen und Thränen zu meinen Füßen niederwarf.

In diesem kritischen Augenblick that der Schirrmeister seinen Pfiff und im nächsten Augenblick dampften wir langsam zur Station hinaus und traten unsere Rückreise nach der westlichen Zivilisation und allen ihren zweifelhaften Vorteilen an.

Die südrussischen Kurgane und Balka.

(Schluß.)

Es war im Herbst 1881 als ich vom Süden her, auf der Station Schelesnaja, die Konstantinow-Mariupoler Eisenbahn verließ, um mit Pferden westlich vom Doretz — einem Nebenfluß vom Donetz — an dem sich, ebenso wie längs dem südlich liegenden Kalmyus, viele Kohlenwerke befinden, weiter zu fahren. Etwa 20 Werst weiter nördlich und ca. 9 Werst südwestlich von der Station Konstantinowka mußte ich das Thal der Kalinowa kreuzen, welches, kaum einige Hundert Schritt von meinem Wege weiter nach Osten, im rechten Winkel in das Thal des von Norden kommenden Byk mündete, und hier standen zwei Kurgane; der eine etwas höher am Abhang, der zweite dagegen weiter unten. Und kaum daß ich den größeren betreten hatte, als mir auch die Entstehungsweise dieser Hügel klar war. Vor mir, nach Norden, hatte ich die gerade Linie in das Thal vom Byk hinein und links nach Westen diejenige im Thale der Kalinowa. Hier im Scheitelpunkt der beiden Linien war durch die aufeinander treffenden Strömungen also eine Drehung des Wassers entstanden, durch die aus dem Schlamm des Bodens der jetzt vorhandene Hügel aufgeführt worden war.

Zum Glück bot diese Gegend die reichste Gelegenheit, um die gemachte Entdeckung sofort nach allen Richtungen hin zu verfolgen. Nicht allein, daß bei der geringsten Abweichung von einer dieser Linien sofort zu sehen war, daß die betreffende Drehung im Wasser dann auf einer Stelle erfolgt wäre, wo sie nicht die geringste Wirkung auf den Boden hervorgebracht hätte — der ganze östlich mir gegenüberliegende, einige Hundert Fuß hohe, westlich und südlich sehr steil abfallende Abhang des Bykthales, welches sich hier im rechten Winkel nach Osten zum Doretz wendet, war nicht allein mit einer Menge von Kurganen gekrönt, sondern auch mit Balka in einer Weise durchfurcht, wie ich es nirgends mehr in gleichem Maße auf so beschränktem Raume gefunden habe.

Von meinem Standpunkt aus beachtete ich aber vorläufig nur den größten Kurgan, der sich etwa drei Werst weiter östlich auf der Höhe, genau in der Mitte derjenigen Balka präsentierte, die von hier aus als Fortsetzung des Kalinowathales über die quer vorliegende Höhe hinweg gelten konnte.

Wo war aber die zweite Linie zu diesem Kurgan, wenn derselbe gleichfalls durch das Zusammentreffen zweier Strömungen entstanden sein sollte? Ich fuhr sofort auf die andere oder Nordseite des Kalinowathales, und hatte von hier aus östlich den Abhang hinauf allerdings wieder eine der Balka vor mir, aber von dem Kurgan auf der Höhe war nichts mehr zu sehen. Also weiter östlich durch das Byk-Thal nach dem betreffenden Kurgan selbst. Hier sah ich nun sofort, daß die nördliche der beiden Balka sich oben in zwei Arme spaltete, von denen der linke nach einer weiter nördlich liegenden Balka — Lossowoi genannt — führte, während der rechte direkt auf den Kurgan zulief, der hier also wieder im Scheitelpunkt der früheren zwei Strömungslinien stand, worauf die Strömungen dann vereinigt hinter dem Kurgan in der bis zum Doretz-Thale führenden Balka weiter gegangen waren. Einmal auf der Höhe, nahm ich sofort den ganzen ca. 16 Werst langen Kamm durch, wo ich — wie später im gesamten Süden Rußlands — dann fand, daß nirgends ein Kurgan existiert, welcher nicht im Scheitelpunkt zweier früherer Strömungslinien steht. Wer sich für die eben geschilderte Gegend vielleicht näher interessiert, dem sei noch bemerkt, daß dieselbe durchgehends zu dem Gute Wassiliewka — einer Besitzung des bekannten Grafen Ignatieff — gehört und von der Station Konstantinowka an der Charkow-Asower-Bahn, wo sich auch die Bahn nach Mariupol abzweigt, am schnellsten zu erreichen ist.

Zur definitiven Entscheidung der Frage handelte es sich jetzt vor allem um die Bodenbeschaffenheit der Kurgane. Waren dieselben trotz aller bisherigen Gegenbeweise von Menschen aufgeführt, so mußten sie aus vermischter Erde oder grober Schichtung bestehen, wogegen bei der Herstellung durch Wasser gleichmäßige Schichtung die erste Bedingung war. Abgesehen davon, daß jetzt nur noch wenige Kurgane vorhanden sind, die infolge der kostbaren Funde bei Kertsch u. s. w. nicht von Spekulanten oder den umwohnenden Bauern nach Schätzen durchwühlt worden sind, so wäre das Abgraben eines größeren Kurgans mit dem benachbarten Terrain eine ziemlich umständliche und kostspielige Sache gewesen; es ließ sich aber mit Sicherheit darauf rechnen, daß unter den zahllosen Hügeln dieser Art in jener Gegend wenigstens der eine oder der andere durch die verschiedenen Eisenbahnlinien durchschnitten war, wo die ganze Schichtung dann offen zu Tage lag. Und diese Erwartung täuschte auch nicht, da ich wiederholt Gelegenheit hatte, auf solchen Stellen die Uebereinstimmung der Schichtung mit derjenigen des unmittelbar angrenzenden Terrains zu vergleichen, wodurch die letzten Zweifel darüber beseitigt wurden, daß die Kurgane ein reines Naturprodukt sind. Schon früher war beim Untersuchen einzelner von diesen die gleichmäßige Schichtung oder deren Zusammensetzung aus Erdarten aufgefallen, die sich in der Nähe gar nicht weiter fanden; man untersuchte die Sache aber nicht näher und nahm einfach an, daß das Material zu den betreffenden Hügeln von anderwärts hergeschafft worden sei. Die einfachste Betrachtung derselben aber ergibt schon, daß der Urboden in der Nähe aller nirgends verletzt worden ist, also die Erdmassen zu allen von anderwärts hergeschafft sein müssen — eine Arbeit, der gegenüber alle unsere Eisenbahnen und bisherigen Bauten die reine Spielerei gewesen wären.

Wenn es überhaupt noch eines Beweises bedürfte, daß die Kurgane keine künstlichen Gebilde sind, so liegt derselbe jedenfalls darin, daß dieselben längs der Wolga fehlen, oder stehen dieselben dort auf Punkten, wo sie nicht zu sehen sind? Hätte den ältesten Bewohnern dieser Gegenden daran gelegen, ihre Toten in künstlichen Hügeln auf besonders bemerkbaren Punkten zu beerdigen, so hätte sich jedenfalls nichts so dazu geeignet, wie das rechte Wolga-Ufer von Ssamarow stromabwärts, aber weder hier noch auf der Wiesenseite — dem linken Wolga-Ufer — sind mir dieselben begegnet. Gerade auf dem schmalen Kamm, welcher die Wolga von den Thälern der Medwediza und Flowla — Nebenflüssen vom Don — trennt, wären sie zu beiden Seiten weit sichtbar gewesen.

Wenn wir auch zugestehen müssen, daß sich die Steppe östlich der Wolga als Wohnplatz für Nomadenvölker nie in dem Maße geeignet hat, wie die Gebiete vom Don und Dnjepr, da ihr außer dem gemäßigteren Klima die zahllosen Flußthäler der letzteren mit ihrem Schutz gegen die gefährlichen Steppenstürme ebenso fehlen, wie die dortigen Balka, von denen sich nur Andeutungen auf dem höheren östlichen Teile vom Obschtschyi-Syrt finden, oder daß ihr fast überall der natürliche Wasserreichtum der genannten westlichen Thäler abgeht, wodurch der Aufenthalt tief in der Steppe mit Heerden oft zur reinen Unmöglichkeit wurde, so gehören die Ufer der unteren Wolga doch zu denjenigen Gegenden, wo Völker sich schon vor Jahrtausenden festsetzen konnten, die uns dann Spuren ihres Daseins hinterlassen hätten, wenn sie ihre Toten in künstlichen Hügeln begruben. Allerdings läßt sich der Einwand erheben, daß das linke Ufer der unteren Wolga noch Jahrhunderte lang auf weiten Strecken unter Wasser stand, als das Gebiet vom Don und Dnjepr bereits trocken lag, und innerhalb dieser Zeit die Kurgane in den letzteren aufgeführt sein könnten; aber früher als die eben genannten Gebiete hat entschieden der größere Teil des rechten Ufers der Wolga, die sogen. Bergseite, trocken gelegen, so daß der Anlage solcher Hügel hier ebensowenig etwas im Wege gestanden hätte wie am nördlichen Ufer des verschwundenen Meeres, wo sie heute ebenso fehlen wie dort. Die Hauptsache war hier aber, daß die ganze Terrainformation die Bildung solcher Balka und Kurgane nicht zuließ, wie in den westlichen Tiefländern, und der Entwickelungsgang überhaupt ein ganz anderer als dort gewesen ist.

Die weit überwiegende Masse der Balka ist zusammen mit der Mehrzahl der Kurgane auf den höheren Punkten

zweifellos schon lange vor der Trockenlegung des Südens vorhanden gewesen, da deren ganze Bodenbeschaffenheit auf eine lange Wirkung des Wassers schließen läßt. Wir stehen z. B. vor einigen Balka, durch die einst eine mächtige Strömung gieng, von der zugleich ein großer Kurgan auf der Höhe gebildet wurde. Wände und Böden derselben sind klafterdick mit Sand und Geröll gepflastert, aus denen dann auch der Kurgan besteht — wo fast keine Spur von schlämmbarer Erde mehr vorhanden ist, während kaum 50 Schritte von beiden die ganze Fläche vielleicht turmtief aus Lehm und schwarzer Erde besteht. Erklärlich wird dies nur dadurch, daß sich die ganze Gewalt der Strömung ausschließlich in den Balka konzentrierte, die nebenan liegende Fläche aber so gut wie unberührt ließ, und dies wird wieder nur dadurch erklärlich, daß der Anfang sämtlicher Balka am Fuße einer Anhöhe liegt, die quer vor einem Thale oder einer Einsenkung steht, die heute entweder trocken liegt oder in der sich noch ein Fluß befindet. Je nach der Stärke der einstigen Strömung in diesen Thälern und der Höhe des quer vorliegenden Abhanges, über den hinweg sich das Wasser den geraden Weg nach den tieferen und größeren Niederungen suchte, ist auch die Größe und Tiefe der Balka, von denen oft drei bis vier zusammengehören, die dem oberflächlichen Beobachter als selbständig erscheinen, weil sie durch dazwischenliegende Thäler oder auf der Höhe durch Kurgane oder anderes auf kurze Strecken geschieden sind.

Unter den zahllosen Beweisen in Südrußland davon, daß die vorhandenen Balka und Kurgane durch die infolge des Windes entstandenen Strömungen des verschwundenen Meeres entstanden sind, nur ein Beispiel.

Die ural-karpathische Höhe würde — wie die vorhandenen mächtigen Balka und die östlich über ihnen stehenden Kurgane beweisen — von den Wassermassen im jetzigen Dnjepr-Thale entschieden weiter östlich durchbrochen worden sein, wenn sich nicht gegenüber dem heutigen Durchbruch bei Jekaterinoslaw das von Nordosten kommende Thal der heutigen (südlichen) Ssamara befunden hätte, dessen Gewässer sich bei den in diesen Gegenden — besonders im Frühjahr — sehr häufigen Nordostwinden ihren Weg gleichfalls in der nächsten Richtung suchten. Die Beweise hiervon sehen wir einesteils in den das Ssamara-Thal westlich begrenzenden und vom jetzigen Flußbett ziemlich weit entfernten Höhen, andernteils aber in den mächtigen Kurganen dieser Gegend, von denen sich der größere Teil unten im Thale der Ssamara zwischen dem jetzigen Flußbett und den eben genannten Höhen, von dem 29 Werst nördlich liegenden Nowo-Moskowsk bis fast nach Jekaterinoslaw hinzieht, während sich die anderen hauptsächlich auf dem Kamm der Landhöhe südwestlich hinter der genannten am Nordabhange liegenden Stadt befinden. Durch die weit größere Wassermasse im Dnjepr-Thale, sowie die die vorherrschenden westlichen und nordwestlichen Luftströmungen wurde das Flußbett der Ssamara allerdings immer weiter nach Osten gedrängt, aber trotzdem besaß das Wasser in diesem Thale zu Zeiten hinreichende Kraft, um quer durch das Dnjepr-Thal zu dringen und auf der anderen Seite den Durchbruch über die Höhe hinweg zu versuchen. Am deutlichsten sehen wir dies östlich der Stadt zwischen dieser und dem jetzigen Durchbruch der Höhe an einer größeren Balka, die schnurgerade die Richtung der Ssamara-Niederung besitzt und dieser gegenüber liegt. Der Durchbruch nach Süden erfolgte aber erst später, als die Ssamara bis zu den Höhen gedrängt war, an deren Abhang die deutsche Kolonie Rybalski jetzt liegt, wo das Wasser im Dnjepr-Thal sich dann mehr nach rechts wenden mußte und mit dem Tieferwerden des Durchbruchs — der allem Anschein nach erst während und nach der Trockenlegung des Südens vollständig erfolgte — auch die nach dem Osten zu ausgewaschenen Thäler und Balka immer trockener wurden. Die Versuche, die Landhöhe nach dem Süden zu durchbrechen, sehen wir sowohl an sämtlichen Nebenflüssen vom Dnjepr wie beim Don. Nördlich der südlichen Landhöhe sind ebenso wie auf der Nordseite der ural-baltischen Landhöhe die Thäler dieser früheren Strömungen breit, tief und steil, wogegen die Fortsetzung über die Höhe hinweg und dann auf der Südseite derselben in der Regel schmal und flach ist, wie wir dies beim Kalmyus, der Molotschna, dem Inguletz u. s. w. sehen.

Die jüngsten, hauptsächlich bei der allgemeinen Trockenlegung entstandenen Kurgane bestehen ihrer Mehrzahl nach aus schwarzer oder schlämmbarer Erde. Bei einer langsamen Trockenlegung dieser Gebiete würden diese aber samt und sonders durch den Wellenschlag wieder weggeschwemmt worden sein, wie wir dies auf zahllosen Stellen sehen, wo sich lange vor dem Freiwerden dieser Stellen aus dem Schlamm des Bodens durch etwas seitwärts getriebene Strömungen solche Hügel gebildet haben, die jetzt nur noch die früheren Umrisse erkennen lassen, oder sich kaum einige Fuß über den Boden erheben. An diesen läßt sich am deutlichsten erkennen, daß wir es blos mit einem Naturprodukt zu thun haben.

Um dem Einwand zu begegnen, „daß das Wasser beim Drehen wühle", bemerken wir nur, daß dies blos in Flußufern bei einer scharfen Stromwendung der Fall ist, wo sich infolge des Emporsteigens des Wassers an den Rändern in der Mitte der Drehung ein Kessel bildet, während beim Zusammentreffen zweier Strömungen auf einer größeren, besonders erhabenen Fläche gerade das Umgekehrte der Fall ist, wie sich jedes bei einer Ueberschwemmung von Niederungen selbst überzeugen kann. Das ganze Experiment kann sich übrigens jedermann mit einer Prise Brodkrumen im Wasser- oder Theeglase selbst vormachen.

Kurgane von gleicher Beschaffenheit wie die südrussischen müssen sich auf geeignetem Terrain sowohl südlich vom Schwarzen Meer, wie an den Süd- und

Oststrändern der aralo-kaspischen Tiefländer finden, soweit die letzteren bei der allgemeinen Trockenlegung gleich anfangs frei gelegt wurden. Da dem Verfasser diese Länder aber noch nicht aus eigener Anschauung bekannt sind, so muß er sich jetzt blos auf Vermutung beschränken. Interessant würde hierbei die Entscheidung der Frage sein: ob die von den zentralasiatischen Hochebenen ausgehenden Völker — besonders die finnischen Stämme, die man für die Erbauer der künstlichen Grabhügel im Norden halten möchte — den letzteren Gebrauch infolge dessen annahmen, daß sie die vorhandenen natürlichen Hügel an den Rändern ihrer Urheimat benutzten, oder ob sie ohne äußere Anleitung auf diese Idee gekommen sind. Man möchte das eine wie das andere glauben, da allen Anzeichen nach die Wasserscheide zwischen den kaspischen und sibirischen Tiefländern schon vor der Trockenlegung des russischen Südens so weit frei lag, daß dem Uebergang vom Altai u. s. w. nach dem Ural und weiter westlich nichts mehr im Wege stand. Wahrscheinlicher ist aber, daß die erste Besiedelung des russischen Nordens von Osten her längs der ural-baltischen Landhöhe erst nach der Trockenlegung des Südens westlich der Wolga erfolgte, da ein sehr großer Teil der aralo-kaspischen Tiefländer zusammen mit den Thälern der Wolga und ihrer Nebenflüsse bis hinauf zur Mologa-Mündung, oberhalb Rybinsk, infolge der eigentümlichen Beschaffenheit dieser Gebiete, deren Gewässer nur den einzigen Ausgang durch den Manytsch besaßen, noch Jahrhunderte hindurch unter Wasser standen, als die pontischen Tiefländer bereits vollkommen frei lagen, wodurch die Menschen, die jedenfalls noch über keine großen Schiffe verfügten, zu dem Umweg über den Ural und die nördliche Landhöhe gezwungen waren; wogegen die Länder westlich vom Kaspischen Meere ihre ersten Bewohner sicher über den Kaukasus weg erhalten haben, da das sogen. Völkerthor nördlich vom Kaspischen Meer erst ziemlich spät, wenn auch früher als Herodot diese Gegenden besuchte, frei geworden ist.

Das großartigste Beispiel von einer den Balka gleichen Bodenbildung durch die Meeresströmungen im Süden Rußlands ist entschieden die eben genannte, mit dem Kaukasuskamme parallel laufende und ca. 500 Werst lange Manytsch-Niederung, in der die volle Wasserverbindung zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere — in den zwei letzten Jahrtausenden allerdings nur vermittelst der in diese Niederung mündenden Flüsse — noch bis in die neueste Zeit bestanden hat. Sonderbar bleibt bei dieser nur das eine, daß diejenigen Gelehrten, die sich mit der Untersuchung dieser Niederung befaßten — hauptsächlich Pallas, Parrott, Fuß, Sabler, v. Baer, Bergsträßer u. a. — nie auf den Gedanken gekommen sind, welch riesige Rolle diese Niederung bei der Trockenlegung vom Süden Rußlands einst gespielt hat, obgleich ihnen schon die Umgebung von deren Mündung am Don sofort gesagt hätte, was hier vorgegangen ist. Da uns ein Eingehen auf diesen Gegenstand hier aber zu weit führen würde, so verweisen wir in Betreff desselben auf den später erscheinenden Artikel: Ueber die Trockenlegung der pontischen und aralo-kaspischen Tiefländer, in den diese Sache ohnedies allein gehört.

Nachschrift. Nach Beendigung des vorliegenden Artikels finde ich zufällig im zehnten Band vom „Ergänzungs-Konversationslexikon", Redakteur Dr. Fr. Steger, Artikel „die Steppe", Seite 161, die Vermutung, daß sich östlich vom Kaspischen und Aral-See Kurgane von gleicher Beschaffenheit, wie die südrussischen und nordkaukasischen, befinden müssen, bestätigt. Es handelt sich demnach nur noch um die Gebiete südlich vom Schwarzen Meer.

Kleinere Mitteilung.

* Wälder und Trockenländer.

Major J. W. Powell, Direktor der geologischen Erforschung und Vermessung der Vereinigten Staaten, hat jüngst einen wertvollen Beitrag zur Erörterung der Frage vom Waldwuchs auf trockenen Böden von der Wirkung der Winde und von der Ausdehnung, bis zu welcher die Bewässerung das landwirtschaftliche Klima der Ebene zu verändern mag, geliefert. Major Powell bezieht sich besonders auf die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten und behauptet, die Plains (höheren Prärien des Westens) seien baumlos, weil sie trocken seien. Dies ist das Gegenteil einer im Volke weit verbreiteten und namentlich in der täglichen Litteratur des Westens stark vertretenen Ansicht, daß nämlich die Trockenheit des Klima's die Folge des Mangels an Wäldern sei. Ein Argument zu Gunsten der Anpflanzung von Bäumen und der Waldkultur ist sehr oft auf diesen Irrtum gegründet worden. Die Einwirkung der Wälder auf den Regenfall ist auf vielerlei Weise in vielen Ländern und zu vielen Malen zu ermitteln versucht worden, und das Ergebnis aller dieser Versuche zeigt, nach Major Powell, daß die Anwesenheit oder Abwesenheit von Bäumen nur bis zu einem sehr beschränkten Grade den allgemeinen Regenfall oder die Menge des Niederschlages beeinflußt. Es ist in der That nicht sicher, daß das Vorhandensein von Bäumen den Regenfall vermehrt; dagegen ist gewiß, daß, wenn dies der Fall ist, die Vermehrung eine so geringe ist, daß sie als klimatischer Faktor nur eine unbedeutende Rolle spielt. Und gleichwohl behauptet Major Powell, daß Wälder oder reichlicher Baumwuchs auf das Klima in seinen Beziehungen zum Ackerbau einen Einfluß üben. Zweierlei Arten, in welchen dieser Einfluß ausgeübt wird, verdienen eine sorgfältige Erwägung. Zum Ersten, während es nicht wahrscheinlich ist, daß Wälder den gesamten Betrag des Regenfalls in irgend einem Lande vermehren oder vermindern, hat es doch allen Anschein, daß Wälder diesen Regenfall *regeln*, so daß weniger wilde Gewitterstürme und mehr sanfte Regen vorkommen. Wenn der Regen in Gewittern fällt, so wird das Wasser schnell in Flüssen gesammelt und verläßt sogleich das Land; fällt der Regen dagegen in sanften Schauern, so ist ihm Zeit vergönnt, den Boden zu befeuchten und den Pflanzenwuchs zu kräftigen. Zum Zweiten: Wälder verhindern die schnelle Verdunstung des Wassers, indem sie die Ländereien vor den sengenden Sonnenstrahlen schützen und ganz besonders das Land vor dem schnellen Vorüberwehen trockener Winde bewahren, welche das Wasser aus dem Boden und aus den wachsenden Pflanzen mit großer Begierde auffangen. Offenbar müssen die Wirkungen der Wälder auf die großen Bewegungen der Atmosphäre sehr gering sein, wenn man den Verhältnissen zwischen Ursache und Wirkung genau Rechnung trägt.

Wälder können nur auf die Winde dicht an der Erde wirken, indem sie eine Reibung an der Oberfläche verursachen, allein der Boden und die in demselben wachsenden kleineren Gewächse dürften großenteils nur durch die Bäume beschützt werden; obwohl das allgemeine Klima kaum dadurch beeinflußt werden mag, wird das landwirtschaftliche Klima doch dadurch wesentlich modifiziert. Die Beziehungen der Wälder zur Feuchtigkeit und der Prärien und Plains zur Trockenheit sollten deutlich verstanden werden. Im allgemeinen kann man behaupten, daß — falls alle anderen Dinge gleich sind — je trockener das Klima, desto kleiner die Wälder, je feuchter das Klima, desto größer die Wälder, denn obgleich der Regenfall hinreichen mag, um die Wälder wachsen zu machen, dürfte er doch nicht hinreichend sein, um sie vor Feuer zu schützen. Die großen Plains und die Thäler der Felsengebirge sind alle imstande, Wälder von gewissen Bäumen zu unterhalten, welche den darin enthaltenen klimatischen Bedingungen angepaßt sind. Der Betrag des Regenfalls, welcher erforderlich ist, um in irgend einer gegebenen Breite Wälder zu schaffen, wird bis zu einem gewissen Umfang von dem Charakter und den Beschaffenheiten des Bodens abhängen, denn einige Böden bedürfen zu diesem Zweck mehr Regen als andere; allein die Beschaffenheit des Bodens hat enge Grenzen. Große Flächen von unbewohntem Lande können nicht ertragsfähig gemacht und geschützt werden, der Schutz muß von Menschen kommen, welche auf dem Lande leben und dasselbe für die Zwecke des Ackerbaues und der Viehwaide nutzbar machen. Die Art und Weise, wie dies geschehen kann und wird, mag in Kürze und im Rohen folgendermaßen geschildert werden: Die Thäler hinab über die Plains hin laufen viele fließende Wasser — Bäche, Flüßchen und Flüsse, welche ihre Quellen in den Gebirgen haben, durch die die trockenen Ländereien durchschnitten werden, und alle diese fließenden Gewässer können nutzbar gemacht werden, um die trockenen und ausgedörrten Ländereien zu bewässern, welche nun den öden Anblick von Wüsten darbieten. Durch Anwendung der Bewässerung, durch den Gebrauch der fließenden Gewässer können durch das ganze Land zerstreute Landstriche unter Kultur gebracht und in fruchtbare Felder verwandelt und mit üppigen Hainen bedeckt werden. Auf diese Weise können volkreiche und wohlhabende Niederlassungen über jenes Land der dörrenden Winde und sengenden Sonnenstrahlen verteilt werden. Wenn gewerbfleißige und sparsame Leute einmal irgendwo festen Fuß gefaßt haben, so legen sie Obstgärten und Weinberge an und umgeben ihre Meiereien und Felder mit Bäumen, pflanzen solche an die Seite der Straßen, und jeder Ansiedler verwendet einen Teil seines Grundstückes zum Waldbau und die nackten Länder werden bald mit einem reichen Pflanzenwuchs bedeckt. Noch vor einem Menschenalter war die Prärie-Region östlich vom Missouri so von Wäldern entblößt, daß manche Bezirke für praktisch unbewohnbar galten; allein seit jener Zeit hat sich das Land mit Baumgärten, Weinbergen und Wäldchen bedeckt, und auf den einst so nackten Landstrichen entfalten nun Millionen von Bäumen ihre Aeste vor den Winden. In derselben Weise werden durch die ganze trockene Zone hin große Landstriche mittelst künstlicher Bewässerung angebaut und eine Menge wechselvoller Wäldchen und Haine entwickelt werden. Aber nicht alle trockenen Länder können für die Kultur gewonnen werden, da die Wassermenge aller fließenden Gewässer dieser Aufgabe nicht gewachsen ist; allein das dazwischenliegende Gelände wird zu Waidezwecken benützt und durch die Menschen vor Feuer geschützt werden; man wird Wälder anpflanzen und die Fläche des noch nicht unter Kultur genommenen Landes beforsten. Zum Schlusse macht Major Powell geltend: erstens, ein großer Teil der trockenen Ländereien könne durch Bewässerung dem Anbau unterworfen werden und der aus denselben hervorgehende Ackerbau werde in Zukunft die höchste Beschaffenheit des Landbaues sein, wie er es in der Vergangenheit war; denn der Ackerbau, welcher von dem Regen abhängt, ist auf der einen Hand den Gewittern, auf der anderen der Trockenheit unterworfen; wird aber die Wasserzufuhr durch die Künste des Menschen richtig geregelt, so wird der Boden für die reichlichsten Ernten ergiebig gemacht. Zweitens, unter der Kultur und dem Schutze des Menschen können Obstgärten, Weinberge und Lusthaine auf ungeheuren Flächenräumen hergestellt werden, wo unter der Herrschaft der Natur nur Wüsten gefunden werden. Drittens: die Sciroccos der großen Ebenen können nicht gebändigt werden, aber die Menschen vermögen ihre Häuser, Gärten und Felder vor der Verheerung durch dieselben zu schützen. Viertens: man kann sich zwar der Blitze des Himmels nicht bedienen, um Regen auf die Plains herunter zu rufen, allein die Elektrizität kann zur Beleuchtung der Städte, Dörfer und Weiler benützt werden, welche schließlich auf diesem ganzen Lande entstehen müssen.

Litteratur.

* Stevens, Thomas: Um die Erde auf dem Zweirad. Aus dem Englischen von Dr. F. M. Schröter. Zwei Bände. Mit 2 Titelbildern und 172 Abbildungen im Text. Dritte Auflage. Leipzig, Ferd. Hirt und Sohn. 1888. — Die originelle Idee, eine Reise um die Welt auf einem Velociped zu machen, konnte nur in dem Kopf eines Amerikaners entstehen. Sie ist aber auch verwirklicht worden, und zwar unter ebenso viel Abenteuern und lehr- und genußreicher Ausbeute, wie uns der Verfasser in den beiden vorliegenden reich illustrierten Bänden in der ansprechendsten und fesselndsten Weise erzählt und uns damit ein Buch gibt, das an Frische, Originalität und Interesse kaum wieder seinesgleichen hat. Diese Reise auf dem Zweirad ging von San Francisco aus über die Sierra Nevada mit ihren Einöden, durch das Mormonenland und über die Felsengebirge bis zum Atlantischen Ozean, dann per Dampfer nach Liverpool und wieder auf dem Zweirad durch England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Slawonien, Serbien, Bulgarien, Rumelien, die europäische Türkei, Kleinasien, die Provinzen Angora und Siwas nach Armenien, zum Ararat, durch Kurdistan nach Persien bis Teheran, mit welcher Etappe der erste Band abschließt. Von Teheran geht dann die Reise weiter nach Mesched, Birdschend, Farrah, Herat, dann zurück nach Mesched und von da über Asterabad, Baku, Tiflis, Batum, Sinope nach Konstantinopel, von da zur See nach Alexandria, nach Suez, von hier zur See nach Karadschi und nun wieder auf dem Zweirad über Lahore, Delhi, Agra, Benares nach Kalkutta, von hier zu Wasser über Singapore nach Kanton, von da quer durch China nach Schanghai, von da nach Nagasaki und quer durch Japan bis Yokohama, von wo unser unermüdlicher Radfahrer mit dem Dampfer über den Stillen Ozean nach San Francisco zurückkehrt. Alle diese unzähligen neuen, eigenartigen, anziehenden und oft überwältigenden Eindrücke in ihrer ganzen kaleidoskopischen Mannigfaltigkeit werden uns nun mit einer Frische und Unmittelbarkeit der Auffassung und einer Feinheit und Schärfe der Beobachtung naiv, unaufdringlich und mit einem trockenen Humor beschrieben, daß sich der Leser innig gefesselt und in der unterhaltendsten Weise belehrt sieht und diese originellen Schilderungen und frappanten Bilder wirklich liebgewinnt. Es ist ein Buch, welches der Erwachsene mit stillem Vergnügen und gespannter Aufmerksamkeit liest und von dem sich die wißbegierige reifere Jugend nicht losreißen kann, ein Familienbuch im besten Sinne des Wortes, das, wie kein anderes, seine Stelle unter dem Weihnachtsbaum zu finden verdient und für Jung und Alt eine höchst willkommene Festgabe ist.

* Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in 63 Karten nebst 125 Bogen Text mit ca. 1000 Illustrationen.

Wien, A. Hartleben's Verlag, 1888. — Von diesem wahrhaft monumentalen Prachtwerke, welches die Idee eines wirklich populären Handbuches der beschreibenden Geographie in Verbindung mit einem vollständigen Handatlas verwirklicht und somit das Bedürfnis der weitesten Kreise befriedigt, liegen uns wieder die Lieferungen 36—45 vor, welche ganz dieselbe lohnende Anerkennung verdienen, welche wir schon früher den erschienenen Lieferungen zu zollen verpflichtet waren. Das ganze Unternehmen, das der ebenso umsichtigen als thätigen Verlagshandlung zu hoher Ehre gereicht, ist aus einem rein praktischen und dermalen vollauf berechtigten Gesichtspunkte hervorgegangen und von der größten Lehrhaftigkeit, denn es vereinigt in innigster Weise Wort und Bild, um in die heutzutage für jedermann unentbehrliche Wissenschaft der Geographie auf dem kürzesten praktischen Weg einzuführen und dem Käufer all dasjenige in leichter Uebersichtlichkeit zu bieten, was er in Schule und Haus, in der Studierstube wie im Geschäftsleben zu wissen nötig hat und zu rascher Orientierung bedarf. Wir sehen mit Spannung den fünf Schlußlieferungen entgegen, welche das vortreffliche gemeinnützige Werk zu Ende bringen, das in jeder Familie eingebürgert zu werden verdient und in seiner ganzen Anlage, wie in seiner gediegenen und eleganten Ausstattung und Lehrhaftigkeit in unserer deutschen Litteratur kein ähnliches und in allen fremden Litteraturen kaum einige hat. Es ist nun möglich, das ganze Werk zu überblicken, welches qualitativ allen vorhandenen Atlanten ebenbürtig zur Seite steht, sie jedoch quantitativ sicher übertrifft. Dies bezieht sich zwar nicht direkt auf die Karten, wohl aber auf das Werk in seiner Gesamtheit. In reicher Fülle entrollen sich die Schilderungen aller Erdteile, unterstützt durch zahllose Illustrationen, durch praktisch und übersichtlich angeordnetes sachliches Material. Die letzten Hefte bringen ein neues Element in den ausführlichen Text: die Polargebiete und den Weltverkehr — also Dinge von vorwiegend physikalischem, bezw. ökonomischem Inhalt. Dadurch ist das großartig durchgeführte Werk inhaltlich wieder bedeutend bereichert worden und dient somit jedem wie immer gearteten Belehrungsbedürfnisse. Die Zahl der Illustrationen überschreitet schon jetzt weit neunhundert, d. h. es wird in dieser Beziehung den Abnehmern des Werkes erheblich mehr geboten als versprochen wurde. Auch dieses im Punkte der Herstellungskosten sehr bedeutende Opfer im Interesse der Subskribenten muß dankbarst anerkannt werden. Von den mit den letzten fünf Lieferungen neu herausgegebenen Karten sind besonders die großen Blätter „Frankreich" und „Afrika" (politische Uebersicht) und eine Verkehrskarte von Mitteleuropa hervorzuheben. Hierzu kommen die technisch tadellos durchgeführten Blätter Nordwest-Afrika und Vorderindien. Trefflich ist der Abschnitt über die Polargebiete, eine litterarische Musterleistung. Der Abschnitt „Weltverkehr" zeichnet sich durch eine erstaunliche Fülle von sachlichem Material aus. Kurz, Herausgeber und Verleger haben hinsichtlich ihrer Versprechungen nicht nur Wort gehalten, sondern das Werk über das ursprüngliche Programm erheblich erweitert und ausgestattet. So möge es denn auch einen glänzenden Abschluß erfahren!

* Knackfuß, H.: Deutsche Kunstgeschichte. Zwei Bände mit etwa 750 Abbildungen im Text. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1889. — Ihrem Versprechen gemäß hat die rührige und umsichtige Verlagshandlung wirklich das vorliegende ungemein lehrreiche Prachtwerk, dessen Erscheinen wir im vorigen Frühjahre anzeigten, noch vor Jahresschluß fertig gebracht und damit ein Werk von dauerndem Werte geschaffen, welches dem Verfasser, Herrn Professor H. Knackfuß an der K. Kunstakademie in Kassel, und dem genialen Verleger ebenso sehr zur Ehre gereicht, wie eine Zierde unserer Litteratur ist. Die Geschichte der deutschen Kunst, welche mit der ganzen Entwickelung des deutschen Volkes und seines Geistes, seiner Nationalität und seines Lebens so viele Berührungen hat und mit ihnen in innigem Zusammenhang steht, wird in diesem Werke mit einer allseitig erschöpfenden Vollständigkeit und in der knappsten, bündigsten Form vorgetragen und in bewundernswert reicher, taktvoller und treffender Weise in künstlerischster Vollendung illustriert, so daß aus dieser innigen Verquickung von Bild und Wort die größte Anschaulichkeit und Lehrhaftigkeit erfolgt, welche man nur gerechterweise von einem Lehrbuche verlangen kann. Von demjenigen, welcher heutzutage für einen wirklich und wissenschaftlich Gebildeten gelten will, verlangt man mit Recht eine Bekanntschaft mit der deutschen Kunstgeschichte und darf bei demselben auch ein Interesse für dieselbe voraussetzen, die sich so häufig und direkt mit unserem heutigen Wissen und Leben und unserer ganzen Kultur berührt, und zum Studium dieser fruchtbaren und interessanten Wissenschaft, deren namentlich auch der Jünger der Geographie nicht entbehren kann, ist nach Tendenz, Anlage, Form und Umfang kein Buch geeigneter als dieses vorliegende, welches uns die gesamte Entwickelung der deutschen Kunst von ihren schüchternen Anfängen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in Baukunst, Bildnerei, Malerei und den dienenden graphischen Künsten und in den Einflüssen auf das Gewerbe in gemeinfaßlicher und knapper Form vorführt und unter vorwiegender Berücksichtigung des Wesentlichen mit feinem Takte zwischen Zuviel und Zuwenig hindurch zu steuern weiß. Die Illustration ist vorzüglich, stets den Schöpfungen des betreffenden Kunstzweiges und der Zeitperiode entlehnt und in der zweckentsprechendsten technischen Darstellungsweise ausgeführt. So leitet das Werk, gründlich belehrend, das Kunstverständnis anregend und läuternd, das ästhetische Gefühl hebend, den Leser durch alle Phasen deutscher Geschichte und deutschen Lebens von den ältesten Zeiten an der Hand der Denkmale und Altertümer jeder Periode bis zur Gegenwart herauf und bildet eines jener mustergültigen Werke für den Hausgebrauch, wie König's deutsche Litteraturgeschichte, Stacke's Deutsche Geschichte, Oskar Jäger's Weltgeschichte u. a. m., welche der geniale Verleger ins Leben gerufen hat und welche in keiner gebildeten deutschen Familie fehlen dürfen — Familienbücher im besten Sinne des Wortes und für alle Klassen unseres Volkes, wie wir deren nur wenige daneben aufzuzählen vermögen.

* Lizius, Maxim.: Wald-, Wild- und Waidmannsbilder aus dem Hochgebirge. Augsburg, Amthor'sche Verlagsbuchhandlung, 1888. — In dem vorliegenden reizenden Büchlein bietet uns ein tiefempfindender, feinfühliger und wirklich poetisch gestimmter Forstmann, der königl. bayerische Forstmeister M. Lizius in der Fachenau, eine Anzahl reizender Skizzen, Bilder und Eindrücke aus dem Hochgebirge und dem Menschenleben daselbst, welche wir ihrer Frische, Innigkeit und Anschaulichkeit wegen allen Freunden der Natur, des deutschen Waldes und Hochgebirges und des mannhaften Waidwerks im Gebirge als eine höchst anregende und erfrischende Lektüre empfehlen können. Jedes dieser folgenden zwölf kleinen Bilder und Skizzen ist eine gelungene Momentphotographie aus dem Naturleben; die einzelnen Skizzen behandeln folgende Stoffe: Die Hirschbrunft; die Gemsbrunft; der Jagdgehülfe; der Wilderer; Wildfütterung im Hochgebirge; der Holzknecht; ein Abend auf dem Schnepfenstrich; die Auerhahnbalz; Winter im Hochgebirge; der Gebirgsförster; Scheibenschießen im Hochgebirge; eine Episode aus der Hirschbrunft 1886.

* Radics, P. v.: Bergfahrten in Oesterreich. Einst und Jetzt, 1363—1887. Augsburg, Amthor'sche Verlagshandlung. — Touristik und Alpinistik sind heutzutage modische Lieblingsbeschäftigungen unserer gebildeten Jugend und ein allbeliebter und sehr entwickelter Sport. Die meisten jungen Männer, die demselben huldigen, werden es daher Herrn v. Radics in Laibach danken, daß er ihnen unter dem obigen Titel dreizehn interessante lehrreiche und unterhaltende Bilder aus der Geschichte des Touristen-

wesens in Oesterreich vom 14. und 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart herab darbietet, welche ein charakteristisches Licht auf die Entwickelung des Touristenwesens und der Alpenwanderung in Oesterreich werfen. Das kleine hübsche Buch verdient vollkommen Beachtung von Seiten der heutigen Alpinisten.

* Meyer's Reisebücher. Aegypten, Palästina und Syrien. Zweite Auflage. Mit 11 Karten, 17 Plänen und Grundrissen, 45 Textbildern. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1889. — Mit besonderer Freude begrüßen wir die neue umgearbeitete Auflage dieses mustergültigen Reisebuches, dessen klarer und wohldurchdachter Plan uns gleich von Anfang an sehr gefallen hat, weil er bei größter Reichhaltigkeit in bündiger Kürze doch alles enthält, was von all den eigentümlichen und fremden Dingen und Zuständen des Morgenlandes dem Reisenden und sogar dem gelehrten Touristen notwendig und nützlich ist. Die vortreffliche und gemeinnützige Idee des Buches ist nun erst in ihrem ganzen Umfang verwirklicht, denn wer heutzutage eine Reise in den Orient macht, wird ja die drei in diesem Bande behandelten Länder nacheinander besuchen und an der Hand dieses Buches, das ihn keinen Augenblick mit seiner Belehrung im Stiche lassen wird, erst den rechten Genuß von dieser Reise haben. Schon die Thatsache, daß Herr Legationsrat Professor Dr. Heinrich Brugsch-Pascha das Buch für diese zweite Auflage neu bearbeitet und der Schilderung der Nilfahrt von Kairo bis Assuân auch noch diejenige nach Nubien hinan bis Wâdi-Halfa hinzugefügt hat, ist ein wichtiges Moment; aber außerdem haben nicht nur andere Ortskundige und Gelehrte an der Ueberarbeitung mitgewirkt und dasselbe bereichert, sondern die umsichtige und thätige Verlagshandlung hat auch für neue Karten und Pläne freigebig gesorgt und ein treffliches Sachregister über den ganzen Inhalt neben einem vollständigen Ortsregister beigegeben, so daß das Buch in seiner hübschen handlichen Form und seinem ökonomischen Druck bei der weisen Beschränkung auf das Wesentliche mehr bietet, als die großen französischen und englischen Reisebücher und namentlich durch seine schönen Karten, Pläne und Grundrisse die erwähnten fremden Reisewerke entschieden übertrifft. Meyer's Reisebücher im allgemeinen gehören zu dem Besten, was die deutsche Litteratur dem Touristen darbietet, aber der vorliegende Band gehört zu den besten, lehrreichsten und bequemsten des ganzen verdienstlichen Unternehmens.

Atlanten und neue Kartenwerke.

* A. Hartleben's Volksatlas. 72 Karten in Einhundert Kartenseiten. Wien, A. Hartleben, 1888. — Von diesem schönen Unternehmen, das wir schon in seinen ersten Lieferungen mit verdientem Beifall begrüßten, liegen uns wieder fünf weitere Lieferungen (11.—15.) vor. Da das ganze Werk in 20 Lieferungen vollständig sein wird, so haben wir nun einen Ueberblick über drei Viertel des ganzen Werkes und sind daher in der Lage, ein maßgebendes Urteil abgeben zu können, welches dahin geht: Die Idee der Herausgeber, einen wirklichen Volksatlas zu schaffen, welcher über alle Gebiete der Geographie eine eingehende Belehrung und rasche Uebersicht darbietet und das Bedürfnis von Schule und Haus und praktischem Leben in jeder Hinsicht befriedigt, ist in diesem Werke erfolgreich verwirklicht. Die Karten sind flott gezeichnet, deutlich gestochen und möglichst korrekt, Kolorit und Papier solid und gediegen, Auswahl und Verteilung des Stoffes ebenso praktisch wie umsichtig getroffen. Was die einzelnen Gebiete betrifft, so ist die mathematische Geographie mit 3, die physikalische mit 8, die Ozeanographie mit 6, Europa mit 46, Asien mit 14, Australien und Ozeanien mit 4, Amerika mit 8, Afrika mit 10 Karten vertreten, wobei auf den größeren Karten noch beinahe überall Stadtpläne, Spezial- und Uebersichtskarten und Cartons beigegeben sind. Dieser Atlas will sich nicht mit den Handatlanten von Stieler, Andree und anderen messen, die andere und mehr wissenschaftliche Ziele verfolgen; er will mehr dem allgemeinen Bedürfnis dienen und ein wirklicher Volksatlas für die weitesten Lebenskreise sein, der in keinem Hause, in keinem Comptoir fehlen darf, und diesem Zwecke hat er redlich und gewissenhaft nachgestrebt, so daß wir mit vollem Recht unsere Leser auf denselben aufmerksam machen dürfen. Unmittelbar nach dem Erscheinen der fünf letzten Lieferungen, denen wir wegen des versprochenen vollständigen Registers begierig entgegensehen, werden wir diesem Atlas noch eine weitere endgültige Besprechung widmen.

Notizen.

* Der Kongo-Freistaat ist zu Verwaltungszwecken folgendermaßen in elf Bezirke eingeteilt worden:

Distrikt:		Hauptort:	
„	Banana	„	Banana
„	Boma	„	Boma
„	Matadi	„	Matadi
„	die Fälle (Livingstone)	„	Lukunga
„	Stanley-Pool	„	Leopoldville
„	Kassai	„	Luluaburg
„	Aequator	„	Aequatorville
„	Ubangi	„	Bangala
„	Stanley-Falls	„	Stanley-Falls
„	Aruwimi-Welle	„	(?)
„	Lualaba	„	(?)

* Die chilenische Besitzergreifung von der Osterinsel. Die chilenischen Zeitungen melden, daß die Regierung in Santiago am vergangenen 9. September amtlich Besitz von der Osterinsel genommen hat. Von dieser Annexion ist eine amtliche Urkunde in spanischer Sprache und in derjenigen der Eingeborenen aufgenommen und von dem Kapitän der chilenischen Fregatte „Toro" im Namen und Auftrag der chilenischen Regierung und ungefähr 20 Eingeborenen unterschrieben worden. Die Osterinsel oder Davisland, von den Eingeborenen Rapanui, von Cook Waihu genannt, gehört zu Polynesien, liegt in der Südsee unter 27° 8′ 30″ s. Br. und 92° w. L. und ist die östlichste der australischen Sporaden. Sie liegt auf halbem Wege zwischen Panamá und den französischen Niederlassungen in Ozeanien, 250 geogr. Mln. östlich von Mangarewa und 500 geogr. Mln. westlich von der Küste von Südamerika. Sie hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen eine Seite 17 Km. und die beiden anderen je 13 Km. lang sind. Sie enthält einen erloschenen Vulkan, der etwa 800 Fuß tief ist, verschiedene ausgebrannte Krater und einige kegelförmige Gipfel, die bis zu 403 m. hoch sind. Die Insel ist nicht sehr fruchtbar, ernährt aber ihre Bewohner reichlich, deren Zahl verschiedentlich von 600—2300 angegeben wird, und hat Mangel an süßem Wasser, und das Regenwasser muß sorgfältig in Felsenlöchern gesammelt werden. Die Haupterzeugnisse des Bodens sind Bataten, Jgnamen, Bananen, Maulbeeren, Zuckerrohr ꝛc. Die Einwohner sind kräftig, gehören zum Stamme der Rarotonganen, mit denen sie auch in ihren Eigentümlichkeiten übereinstimmen, und gelten für diebisch und abergläubisch. Sie scheint schon 1687 von dem britischen Flibustier Davis entdeckt worden zu sein; 1722 aber landete Roggeween am Ostertag auf ihr und gab ihr darnach ihren Namen. Später ward sie 1770 von dem Spanier Gonzalez, 1774 von dem Weltumsegler Cook und 1786 von La Perouse besucht.

☞ **Hierzu ein Prospektus der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg i. Br.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 6. Stuttgart, 11. Februar 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das Staats-Quecksilber-Bergwerk zu Idria in Krain. S. 101. — 2. Das Familienleben und die Religion der Ainu. Von F. K. Goodrich. S. 106. — 3. Kaiser-Wilhelms-Land in Neu-Guinea. Von A. Oppel. (Schluß.) S. 109. — 4. Bettler und Zigeuner in den Alpen. S. 112. — 5. Leben und Treiben in Kamerun. Von Dr. med. Robert Müller in Braunschweig. (Schluß.) S. 116. — 7. Notizen. S. 120.

Das Staats-Quecksilber-Bergwerk zu Idria in Krain.[1]

Von der Südbahnstation Loitsch der Wien-Semmering-Triester Linie führt ein rauhes Felsenthal — die Sala-Schlucht — ins Zentrum der Julischen Alpen zu einem einsamen Bergkessel, woselbst ein altertümliches Stadtgebilde mit zahlreichen rauchenden Schlöten sich erhebt: Idria und seine Montanwerke.

Das hauptsächlichste Gestein jener Gegend bildet der im Kronlande Krain sehr verbreitete, zur Steinkohlen-Formation gehörige Thonschiefer oder, wie er wegen seiner reichen erzführenden Schichten im Volksmunde genannt wird, der Silberschiefer. Die eigentliche Erzführung in dem berühmten Idrianer Quecksilber-Bergbau gehört den Triasschichten an; der Thonsilberschiefer bildet die Decke.

Die Entdeckung der Quecksilberlager von Idria erfolgte im Jahre 1490. Ein Böttcher, welcher in dem damals dicht bewaldeten Thalgrunde Holzgeschirre verfertigte, fand beim Schöpfen von Quellwasser in dem benutzten Gefäße eine Anzahl Quecksilbertropfen. Aufgeklärt über den Wert seines Fundes, teilte er seine Entdeckung einem Landsknechte, dem Canzian Anderle, mit; beide vereinigten sich mit noch einigen anderen zu einer Gesellschaft behufs Ausbeutung ihres Fundes.

Im Jahre 1504 verkaufte besagte Gesellschaft ihren Besitz an eine Gewerkschaft, welche den Bergbau energisch in Angriff nahm und unter der Bezeichnung „Gewerkschaft zu St. Achazi" lebhaft betrieb.

Im Jahre 1509 wurde auf Veranlassung des Kaisers Maximilian ein Grubenbau, der Fürstenbau, auf Staatskosten in Idria eröffnet. Leider bemächtigten sich in demselben Jahre die Venezianer infolge eines Einfalles sämtlicher Idrianer Bergwerke, wurden jedoch im folgenden Jahre wieder vertrieben, und der Kaiser verlieh durch Mandat vom 25. Februar 1510 die von den Venezianern innegehabten Gruben der Gewerkschaft zu St. Achazie. Die Verleihung wurde durch den Erzherzog Karl unterm 2. März 1521 bestätigt.

Auf eigenen Schutz angewiesen, war die Gewerkschaft genötigt, gegen feindliche Einfälle ein festes Schloß zu bauen, das Kastell Gewerkenegg, das 1521 begonnen und nach zehn Jahren vollendet wurde. Dieser sichere Hort damaliger schwerer Zeit steht noch heute und dient als Amtsgebäude.

Im Jahre 1520 bildete sich die zweite Gewerkschaft „zu St. Kathreinschacht"; 1523 ließ Kaiser Ferdinand I. einen weiteren neuen Bau, den „Georgsschacht" eröffnen.

Im Bergwerksreviere zeigt man noch heute einen Ort, die „Totenteufe", wo im Jahre 1532 eine größere Anzahl Bergleute ihr Leben infolge ein Bergsturzes einbüßte.

Durch die im Quecksilberhandel erlittenen Verluste und den immer kostspieliger werdenden Bergbaubetrieb gerieten die Idrianer Gewerkschaften nach und nach in Verfall und appellierten an den Landesfürsten. Dies führte zu Verhandlungen, welche 1580 mit der Uebernahme des Bergwerkes Idria durch den Staat endigten. In der Carolinischen Bergordnung für Idria vom 6. April 1580 wurde für das Montanwerk das Bergbau-Reservat auf Quecksilber begründet, welches noch heute für die vormalige Herrschaft Idria zu Recht besteht und jeden Privaten vom Bergbau daselbst ausschließt.

Bei Beginn des Bergbaues von Idria war jenes

[1] Nach der Beschreibung über Idria (von der k. k. Bergdirektion herausgegeben).

einsame Gebirgsthal noch nicht bevölkert, und es mußten daher fremde Bergleute herangezogen werden; daher wanderten schon in den ersten Tagen des Betriebes deutsche Bergleute aus Kärnten und Salzburg in Idria ein. Demzufolge erhielt der Bergort den Namen Deutsch-Idria zum Unterschied von Idria (Bazza) in Tolmein.

Der Fundort des Quecksilbers liegt nahe der gegenwärtigen Hl. Dreifaltigkeitskirche im Bereiche der Thalsohle. Im Jahre 1500 wurden die Schürfungen auf den südlichen Bergeshang ausgedehnt und der noch heute bestehende „Anton-Stollen" eröffnet. Um dieselbe Zeit wurde in der Sohle des Thalkessels von der ersten Gewerkschaft ein Schacht abgeteuft und mit demselben am 22. Juni 1508 eine reiche Erzlagerstätte angefahren. Da der letztere Tag dem hl. Achatius geweiht ist, so erhielt der Schacht den Namen des Heiligen, und letzterer wurde als Bergpatron für das ganze Bergwerk erkoren. Also ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die Aufbereitung und Sortierung der Erze nach Gehalt und Korn erfolgte anfangs mittels Handscheidung und Sieben, später durch das Waschen in Trögen. 1696 wurde das erste Pochwerk erbaut und seitdem werden alle Grubengefälle gepocht. 1736 erfolgte die Errichtung des noch heute bestehenden Poch- und Scheidehauses.

Das aus der Grube kommende Hauwerk wurde in Grubenerzgefälle, Grubenscheidgefälle und in Waschgänge geschieden; aus den ersteren und aus den letzteren wurden durch Handscheidung die Erze gewonnen.

Im Jahre 1842 wurde das Waschen und Naßpochen der Grubengefälle, sowie die gesamte nasse Aufbereitung beseitigt und durch die trockene Aufbereitung ersetzt, weil erfahrungsgsmäßig bei dem ursprünglichen Verfahren zuviel Zinnober verloren gegangen war. Gegenwärtig findet bereits in der Grube eine Scheidung der Erze statt. Bei den Schächten befinden sich Sturzgitter mit 100 mm. Maschenweite, über welche die geförderten Grubenerze und das Scheidgut gestürzt werden. Die Erze werden im Trockenpochwerk zerkleinert. Der Rückstand kommt auf die Backenquetsche, der Siebdurchfall als gesiebtes Erz zur Hütte. Das Trockenpochwerk besteht aus 5 Sätzen zu je 5 Stempeln und verarbeitet reiche und arme Erze von 20—50 mm. Korngröße.

Das ursprüngliche Gewinnungsverfahren des Quecksilbers bestand in dem einfachen Waschen der mit metallischem Quecksilber durchsetzten Silberschiefer. Demnächst wurden die Erze mit Holz zu meilerartigen Haufen aufgeschichtet, mit Rasen bedeckt und entzündet. Nach dem Erkalten der Meiler konnte das Metall teils frei, teils waschfähig gesammelt werden. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde das Erz in je zwei übereinander gestülpten irdenen Gefäßen im Freien bei offenem Feuer zu Gute gebracht. Dies bezeugt eine vom 5. November 1537 datierte landesfürstliche Genehmigung zur Errichtung einer Quecksilber-Brenn- und Zinnoberhütte.

1665 kamen retortenförmige Schmelzgefäße aus Gußeisen zur Anwendung (siehe Chronik von Valvasor). 1668 wurden 14 neue Retortenöfen zu je 50 Retorten, 1715 Oefen nach der in der Pfalz üblichen Weise mit geschlossenem (bedecktem) Feuer eingerichtet. Diese Einrichtung bewährte sich nicht und führte zur Erbauung der vertikalen Flamm- oder Leithneröfen mit gemauerten Kondensationskammern (Rauchkaminen).

Die Flammöfen wurden 1825 abermals umgebaut; an deren Stelle traten die bis 1870 im Betriebe gewesenen Doppelöfen und der Quartofen Leopoldi. Die Schwierigkeiten der Verarbeitung großer Mengen Grus gaben Veranlassung zur Anwendung der Alberti-Flammöfen mit liegenden, durch Wasserberieselung gekühlten eisernen Kondensationsröhren. 1849 wurde ferner ein kontinuierlich arbeitender Schachtofen, im Prinzipe den schwedischen Eisenerzröstöfen gleich, mit Holzkohleneinrichtung und gemauerten, an der aus Eisenplatten bestehenden Decke mit Wasser gekühlten Kondensationskammern erbaut, aber infolge ihrer ungünstigen Resultate nach wenigen Jahren wieder eingestellt. In der Zeit von 1868 bis 1869 wurden vier Schachtöfen nach dem Muster von jenem in Vallalta im Venezianischen erbaut. Seit dem Jahre 1871 werden alle Destillations- und Feuergase durch unterirdische Kanäle zu der über der Hüttensohle liegenden Zentralesse geleitet. Behufs Vereinigung der Quecksilberdämpfe sind inzwischen noch weitere vier Kondensationskammern eingerichtet worden.

In den Jahren 1878—1879 erfolgte die Schachtofenanlage. Dieselbe besteht aus vier in einem Eisenpanzer vereinigten Oefen, welche per Tag 750 metrische Zentner Erzstufen zu verarbeiten vermögen. Zur Kondensation dienen in Wasser stehende Eisenröhren und gemauerte Kammern. Zum Verdichten der letzteren ist Asphalt verwendet worden.

Die Hüttenanlage von Idria, so wie sie sich heute darstellt, liegt unterhalb der Stadt am rechten Ufer der Idriza, deren Wasser als Arbeitskraft dient, und umfaßt folgende Einrichtungen:

1. das Erzmagazin, welches durch eine Pferdebahn mit dem Scheidehause der Grube verbunden ist; 21 Kammern mit Raum für 750,000 Doppelzentner Grubengefälle;

2. das Probenhaus zum Vorrichten der Proben, mit einer La Motte'schen Mörsermühle und einer Kugelmühle, betrieben durch eine Lokomobile von 12 Pferdekräften;

3. den Probiergaden mit Wagzimmer, dem Laboratorium und der Stampfe;

4. das alte Hüttengebäude mit zehn Alberti-Flammöfen älterer Einrichtung mit liegenden Röhren; zwei Alberti-Oefen neuerer Konstruktion mit Sohlenheizung und eisernen Schenkel-Kondensationsröhren; einem Fortschauflungsofen gleicher Konstruktion.

Die daselbst befindliche Anlage zur Herstellung von Zinnober auf trockenem Wege umfaßt eine Schachtofen-

Anlage mit vier gepanzerten Schachtöfen neueren Systems und einem Schachtofen mit gußeisernen Schenkelröhren, zwei gepanzerten Schachtöfen älterer Konstruktion mit stehenden Röhren. Im Muffelofen-Gebäude befindet sich außerdem eine Quecksilber-Aufbewahrung und eine Bindstube; daneben drei Schuppen und Trockengestelle für die Erzziegeln; die Bindstube enthält vier Reservoirs für Quecksilber. Ferner eine Turbine mit 18 Pferdekräften, eine Zentrifugalpumpe, eine Zirkularsäge, betrieben von einem Wasserrad mit 4 Pferdekräften; ein Kondensationskammer-System von vier Kammern; ein Badehaus, ein Verwaltungsgebäude, ein Versuchsofen, ein Wassersäulenaufzug zum Heben der Rückstände.

Am linken Idritza-Ufer steht die Thonwarenfabrik mit zwei Brennöfen zur Herstellung der thönernen Hüttenschüsseln und des gesamten sonstigen Geschirres.

An baulichen Anlagen hat das Bergwerk aufzuweisen:

1. das schon erwähnte Schloß Gewerkenegg mit der Wohnung des Bergdirektionsvorstandes, des Kanzleioffizials, des Thorwarts und eines Gerichtsdieners; die Kanzleien der Bergdirektion, das Bezirksgericht und Steueramt, sowie die Produktenmagazine;

2. 21 Wohngebäude, und zwar 9 Beamten- und 12 Arbeiter- und Diener-Wohnhäuser;

3. die Anstaltsstube mit der Wohnung des Bergmeisters;

4. die Hüttenkanzleigebäude;

5. das Getreidemagazin;

6. zwei größere Gasthäuser;

7. den Pfarrhof mit den Wohnungen für den Dechanten und zwei Kapläne;

8. die 1875—1877 erbaute neue Werksvolksschule mit fünf Knaben- und vier Mädchenklassen, einer Mädchen-Industrieschule, einem Zeichnen- und einem Turnsaale, einer Musik- und Spitzenklöppelschule, einem Schulmuseum, einem Konferenzzimmer, drei Lehrerzimmern und einer Schuldienerwohnung;

9. die Gewerksapotheke mit einer Kanzlei und einem Laboratorium und den Wohnungen für die Beamten;

10. die Schießstände und das Werkstheater.

Die Arbeitsgebäude umfassen:

a) fünf Schachtgebäude mit Radstuben und Maschinenhäusern;

b) einen Erzsturzkasten zum Absturz des Hauwerkes beim Josephi-Schacht;

c) einen Pulverturm;

d) zwei Dynamit-Verbrauchsmagazine mit Hochdruck-Rohrwasserleitung;

e) zwei Scheidehäuser mit den Wohnungen der Aufseher;

f) die Hüttengebäude;

g) die Schachtofengebäude;

h) die Erzbrennhütte;

i) eine Stuppbrennhütte;

k) die Zinnoberbereitungshäuser;

l. die Erzlagerräume mit 21 Kammern;

m. eine Holzhütte für die Flammöfen;

n. einen Hüttenprobiergaden;

o. das alte und neue Badhaus.

Dazu kommen: die Zentralesse, die Probenlokale, die Filtrierkammern (erbaut 1879) mit 72 Filtrierhürden; die Werkschmiede mit Turbine, Ventilator, dem Hammer und fünf Schmiedefeuern; die mechanische Werkstätte mit drei Drehbänken, einer Stoß-, Bohr- und Hobelmaschine, einem Kupolofen, Windofen und einem Federhammer, einer Turbine und der Schlosserwerkstätte; das Dreh- und Rohrbohrwerk mit Turbine und Zirkularsäge; die Zimmerhütte, das Materialiendepot, die Bretterfäge, zwei Ziegelhütten und zwei große Stallungen.

Die k. k. Hüttengrundstücke umfassen im ganzen 135.69 Ha. Feld-, Garten- und Waideland.

Die Wasserwerke bestehen aus dem im Jahre 1596 angelegten, 3.5 Km. langen ausgemauerten Rinnwerk, das mit seinen Gefällen eine Rohkraft von 134 Pferden darstellt; ferner 9 Wasserleitungen zu den Gewerken und die zum Schlosse führende Trinkwasserleitung. Dazu kommen die Wasserwehre zur Stauung und zum Betriebe der Maschinen in der Zinnoberfabrik.

Das Quecksilber-Bergwerk zu Idria besteht aus 22 einfachen Grubenmassen, welche eine Fläche von 45 Ha. 11 Ar 70 Qu.-m. bedecken.

Das ausgedehnte Revier zählt sechs Schächte und zwei Stollen im Tageinbau mit folgenden nach Metern angeführten Zufahrtslagen (A) und Tiefen (B):

	A	B
1. der Josephi-Schacht	356.4	286.7
2. „ Petri-Lichtschacht	374.9	281.1
3. „ Barbara-Schacht	342.0	229.5
4. „ Theresia-Schacht	344.6	231.4
5. „ Francisci-Schacht	344.3	276.9
6. „ Ferdinand-Schacht	342.3	100.5
7. „ Antoni-Stollen	337.4	—
8. „ Floriani-Wasserstollen	327.1	—

Die Quecksilber-Lagerstätte war bis zum Jahre 1880 in 12 Laufhorizonten mit streichenden Strecken auf eine Länge von 1500 m. und mittels Querschlägen auf eine Mächtigkeit von 570 m. erschlossen.

Die zwölf Laufhorizonte oder Felder verbinden die Schachte und erscheinen in folgenden Ausdehnungen:

1. das Mittelfeld	3575 m.
2. „ Wasserfeld	3476 m.
3. „ Hauptmanns-Feld	3518 m.
4. „ Barbara-Feld	1902 m.
5. „ Großherzogs-Feld	2887 m.
6. „ Hauptfeld	1547 m.
7. „ Floriani-Feld	1482 m.
8. „ Caroli-Feld	1300 m.
9. „ Clementi-Feld	1192 m.
10. „ Achazi-Feld	1084 m.
11. „ Josephi-Feld	590 m.
12. „ Francisci-Feld	310 m.

Von den ſtreichenden Hauptſtrecken aus, die zuſammen eine Länge von 26,598 m. ergeben, iſt die Erzlagerſtätte auf den einzelnen Horizonten bis zum Gailthaler-Schiefer durchquert.

Die in Idria übliche Abbaumethode, durch welche Erzmittel bis zu 14,000 Q.-m. Ausdehnung blosgelegt werden, iſt ein Etagenbau, welcher in der Weiſe geführt wird, daß von den durchſchnittlich 21.8 m. auseinander liegenden Laufhorizonten Stollen bis zur Grenze der Bauwürdigkeit getrieben werden, die wieder durch ſtreichende Parallelſtrecken in Verbindung ſtehen. Nach erfolgtem Abbau der Laufſohle wird zur nächſt höheren Etage vorgeſchritten. Die jährliche Förderung beläuft ſich auf rund 13,600 Cm. feſter Maſſe.

Die Erzeugung der Grubengefälle aus 13,600 Cm. feſter Maſſe beträgt im Durchſchnitt 326,000 Meterzentner mit einem Metallgehalte von 4272 60 Meterzentner Queckſilber, und der Metallinhalt von 1 Cm. feſter Maſſe beläuft ſich auf 31.41 Kgr. Queckſilber.

Die auf den Straßen erhauten Gefälle werden vor Ort von den Häuern einer vorläufigen Grubenſcheidung in Erze, Scheidgang und Berge unterworfen, die Erze in ungariſchen Hunden zu den mit den Hauptſchachten verkehrenden Abbauſchutten befördert. Die Abfuhr der Erze und Scheidgefälle von den Schutten zum Förderſchachte auf den Schienen beſorgen die Hundſtößer, welche die gewonnenen Grubengefälle in Eiſenbahn-Förderwagen von 5 Doppelzentner Tragfähigkeit zum Schachtfüllorte laufen, woſelbſt ſie mittels der Förderſchale zu Tage gefördert werden.

Die Wetterführung in der Grube iſt eine natürliche; letztere iſt allenthalben gut ventiliert. Die Koſten des Bergbaubetriebes beziffern ſich auf etwa 63 Kreuzer für den metriſchen Zentner Grubengefälle.

Nach älteren Aktennotizen wurden im Jahre 1525 aus dem Werke 1340 Doppelzentner Queckſilber und 224 Doppelzentner Zinnober verkauft. Die Preiſe beliefen ſich damals auf 80, bezw. 180 öſterr. Gulden per 2 Zentner. Vom Jahre 1612 ab ſtieg die Queckſilber-Produktion auf 1680 Meterzentner jährlich, um ſpäter wieder auf 1100 Meterzentner zurückzugehen.

Im Jahre 1785 verpflichtete ſich das Bergwerk vertragsmäßig, jährlich 8960 Zentner Queckſilber an Spanien zu verkaufen. Dieſe Menge muß auch wirklich abgeliefert worden ſein, denn 1791 wurde der bezügliche Vertrag auf weitere 6 Jahre über 11,200 Zentner Lieferung verlängert. Die damalige Queckſilber-Produktion iſt die höchſte geblieben, die das Montanwerk Idria bis jetzt überhaupt erzielt hat. 1879 belief ſich die Erzeugung auf 4193 Doppelzentner. Die höchſte Verwertung iſt im Jahre 1874 mit 1,971,936 Gulden erreicht worden. Der Ertragsausweis ergibt u. a.

1786	42,226	Meterzentner	Erze	=	5836	Meterzentner	Metall
1790	66,177	„	„	=	6142	„	„
1800	61,813	„	„	=	4020	„	„
1810	24,607	Meterzentner	Erze	=	2097	Meterzentner	Metall
1825	18,605	„	„	=	1773	„	„
1850	143,217	„	„	=	1415	„	„
1875	294,663	„	„	=	3697	„	„

Die höchſte Prozentziffer bezüglich des Queckſilbergehaltes der aufgearbeiteten Erze wurde im Jahre 1787 mit 18 Prozent erreicht. Seit 1801 iſt die Zinnobererzeugung hinzugekommen, welche, mit einem Ergebnis von 205 Meterzentner beginnend, 1859 mit 1420 Doppelzentner den höchſten Ertrag ergab.

In den erſten Jahren des Betriebes dienten zur Förderung Göpel, zur Waſſerhaltung Saugpumpen. Im Jahre 1596 brachte man zur Waſſerhebung und Förderung Bremsräder und Stangengetriebe in Anwendung; ſeit dem Jahre 1847 finden die Druckpumpen Verwendung. Die gegenwärtigen bei den Schachten arbeitenden Maſchinen ſind folgende:

1. Ferdinand-Schacht. Ein oberſchlächtiges Kunſtrad von 14.22 m. Durchmeſſer und 40 Pferdekräften. Es dient zum Betrieb von fünf einfachen Pumpenſätzen von 184,3 mm., 210.7 mm. und 250.1 mm. und einem 184.3 mm. Hilfsſatze.

2. Thereſia-Schacht. Zwei doppelt wirkende Pflungerſätze von 237 mm. zur Waſſerhebung, welche mittels eines oberſchlächtigen Waſſerrades betrieben werden. Im Jahre 1880 wurde ſtatt des Rades eine 40 Pferdekräfte ſtarke Säulenmaſchine eingebaut. Außerdem iſt eine 60 Pferdekräfte ſtarke Reſerve-Dampfmaſchine aufgeſtellt. Zur Förderung wird eine Tangential-Turbine verwendet.

3. Beim Franz-Schachte. Eine Schwankrug-Turbine von 9 Pferdekräften.

4. Beim Barbara-Schachte. Ein Waſſerrad von 12 m. Durchmeſſer zum Betriebe eines 342.4 mm. Pumpenſatzes und ein Kehrrad von 10.1 m. Durchmeſſer zur Förderung.

5. Beim Joſephi-Schachte. Drei doppelt wirkende Saug- und Druckſätze von 296.2 mm. Durchmeſſer und zwei Hilfsſätze von 171.1 und 184.3 mm., welche durch ein oberſchlächtiges Waſſerrad von 13.3 m. Durchmeſſer und 33 rohen Pferdekräften betrieben werden. Die Förderung wird mittels einer Hochdruckdampfmaſchine von 20 Pferdekräften betrieben.

Zu der ſeit den älteſten Zeiten betriebenen Zinnober-Erzeugung ſind in Idria nachbezeichnete Betriebseinrichtungen vorhanden:

Ein Schwefelpochwerk, ein Amalgamierwerk, vier Sublimieröfen, vier Zinnobermühlen, ein Trockenherd, ſowie die nötigen Keſſel und Bottiche. Für die Sublimation beſtehen vier Sublimieröfen mit je ſechs birnenförmigen, gußeiſernen Kolben. Die Oefen werden je mit 58 Kgr. Torf angeheizt, die Oeffnungen mit loſen Blechhauben bedeckt, worauf die Verbindung des Schwefels mit dem Queckſilber erfolgt. Demnächſt ſetzt man die Thonhelme

auf und verſtärkt die Feuerung derart, daß nach etwa zwei Stunden der überflüſſige Schwefel abdampft. Sodann werden Rohr und Vorlage angeſtückt und lutiert, worauf die Sublimierung des Zinnobers erfolgt, welcher ſich in den thönernen, glaſierten Kondenſationsapparaten anſetzt.

Das Mahlen des Stück-Zinnobers geſchieht auf je vier durch ein unterſchlächtiges Waſſerrad betriebenen Mühlen. Idria erzeugt auf dieſe Weiſe drei Sorten Vermillon, nämlich hellroten, dunkelroten und chineſiſchen.

Von der Mühle gelangt der Zinnober zur Raffinierung, welche mittels Kochen desſelben in Pottaſchenlauge geſchieht.

Sobald eine Zinnober-Charge ſich in den Raffinier-Bottichen abgeſetzt hat, wird die Löſung abgezogen und der Zinnober ſo lange gewaſchen, bis das Waſſer klar abfließt. Das Trocknen erfolgt in Schüſſeln, aus denen der Zinnober auf die Siebe und von da zur Verpackung gelangt. Die letztere erfolgt zunächſt in lohgegerbte Schaffelle, demnächſt in hölzerne Fäßchen, nur der kleinere Teil gelangt in Doppelkiſten zum Verſandt.

Im Jahre 1665 wurde das Werk mit 280 Mann befahren; heute beträgt die Geſamtzahl der Bergarbeiter 1000 Mann. Bei dem Staatswerke Idria werden ausſchließlich Männer beſchäftigt. Die Aufnahme in die Arbeit findet erſt nach dem zurückgelegten 15. Jahre ſtatt. Die Gruben- und Hüttenarbeiter fahren auf achtſtündige Schichten an, die übrigen Arbeiter haben zehn- bis elfſtündige Tagesſchichten mit einſtündiger Mittagsraſt.

Die ſtändigen Arbeiter werden teils in baarem Gelde, teils in Naturalbedürfniſſen abgelohnt. Die letzteren erſtrecken ſich auf die Abgabe von Weizen, Korn und Mais zu beſonders ermäßigten Preiſen. Im Jahre 1880 wurden auf dieſe Weiſe 4400 Hl. Weizen und 6000 Hl. Maiskorn verteilt.

Der Geſamtbetrag der gezahlten Baarlöhne beläuft ſich jetzt auf etwa 1,800,000 Gulden im Jahre. Die ſtändigen Arbeiter haben außerdem noch das Vorrecht zum Bezug billigeren Brennholzes, ſowie des zur Inſtandſetzung ihrer Wohnhäuſer benötigten Bauholzes; auf den Bezug von Krankengeldern, auf koſtenfreie ärztliche Behandlung und freie Medikamente; auf Ruhegehalt, Witwen- und Waiſengelder und auf Unterſtützungen aus der Gewerks-Bruderlade. Außerdem erhalten die ſtändigen Aufſichtsbeamten alljährlich einen mehrwöchentlichen Erholungsurlaub nebſt Geldunterſtützung, damit dieſelben außerhalb Idria's, fern den ſchädlichen Einwirkungen der Hüttendämpfe, ihre Geſundheit ſtärken können.

Nach 40 Dienſtjahren erhält jeder Arbeiter den vollen, bei geringerer Dienſtzeit den halben Lohn als Ruhegehalt. Außerdem wird ihnen volle Naturalverpflegung an Getreide gewährt.

Das Vermögen der Bruderlade beziffert ſich auf ca. 80,000 Gulden in Staatsſchuldverſchreibungen. Außerdem beſitzt die Bruderlade ein eigenes Spital und Badehaus, in welchem die Angehörigen unentgeltliche Aufnahme und Pflege genießen. Die Abzüge der Mitglieder betragen 3 Prozent vom Baarverdienſt.

Von den 400 Häuſern der Bergſtadt Idria gehören 38 Proz. dem Aerar und 77 Proz. den Werksgenoſſen an. Im übrigen überläßt das Montanwerk 720 Ar Ackergrund, geteilt in kleine Parzellen, den Bergarbeitern zur Bewirtſchaftung gegen mäßigen Pachtzins.

Die Beamten des Bergwerks beſtehen aus einem Oberbergrat als Direktor, einem Oberbergverwalter und einem Bergmeiſter beim Bergweſen. Ferner bei der Hütte und der Zinnoberfabrik ein Bergrath als Vorſtand, ein Probierer, ein Hüttenverwalter und ein Hüttenmeiſter. Außerdem ein Bauinſpektor, ein Hauptkaſſier, ein Kaſſen-Kontroleur, ein Materialverwalter nebſt Kontroleur, ein Kanzleioffizial, Bergeleven, zwei Bergärzte, ein Dekan und zwei Kapläne, ein Schuldirektor, fünf Lehrer und ebenſo viel Lehrerinnen.

Die reichſten Erze des Idrianer Bergwerks lagern im nordweſtlichen Grubenreviere, und zwar in den zu den Wengener Schichten gehörigen Skonca-Schichten, dem Lagerſchiefer. Doch iſt letzterer nicht überall gleichmäßig erzhaltend, ſondern ſtellen- ja revierweiſe unbauwürdig, bezw. ganz taub. Gediegenes Queckſilber führt der Lagerſchiefer nur in den höheren Schichten, dort wo er unter dem Silberſchiefer ruht.

Das reichſte Erz iſt das nach ſeiner Farbe benannte Stahlerz, welches bis 75 Proz. Queckſilber enthält und teils dicht, teils kryſtalliniſch-körnig vorkommt. Ihm folgt das dichte, glänzende Lebererz, welches keilförmig im Stahlerz vorkommt. Die nächſte Sorte, das Ziegelerz, erſcheint ſandig, körnig, hellziegelrot; es enthält eingeſprengten kryſtalliniſchen Zinnober und findet ſich vorwiegend beim ſandſteinartigen Lagerſchiefer. Eine Abart des letzteren iſt das ſogenannte Korallenerz. Es iſt eine Sondererſcheinung der ſogenannten Skonca-Schichten, daß ſie dunkle, bituminöſe, dolomitiſche Sandſteine enthalten, die teils in dichten Maſſen, teils zerſtreut Verſteinerungen enthalten, welche Korallen genannt werden. Der erzführende Lagerſchiefer zeichnet ſich durch hervorragenden Bitumengehalt aus, welcher ſich ſtellenweiſe zu einem Harze, dem Idrialit, konzentriert. Ein Begleiter des Lagerſchiefers iſt der Schwefelkies. Das Queckſilberlager von Idria führt außer Pyrit keine anderen Metalle mit ſich. Auch Zinnober, Kalkſpath (Calcit), Dolomit und Quarz finden ſich höchſt ſelten in den Kryſtallen gleichzeitig mit den Erzen vor. Idrialit, Anthrazit und Calomel, ebenſo Flußſpath kommen noch ſeltener vor. Zu den Bildungen jüngerer Epochen gehören Gyps, Bitterſalz (Epſomit) Halotrichit und Melanterit.

Die Verbreitung des Erzvorkommens in Idria, das gegen Tag ſich mehr und mehr verliert und gegen die Teufe zunimmt, beweiſt, daß die Ausfüllungsmaſſe der

Erzlagerstätten in der Dislokationsspalte aus der Tiefe emporgestiegen ist und daß daher die Erzlager wässerigen Lösungen ihren Ursprung verdanken, welche durch Infiltration aus der Tiefe entstanden sind. Bewiesen ist ferner, daß in Idria eine und dieselbe Erzführung nebeneinander in der Form eines Lagerganges, Stockwerkes und weiterer Gänge auftritt.

Nach den Anführungen des Bergrates v. Groddeck gehört das Zinnoberflötz von Idria der Trias an. Es sind ferner Anzeichen vorhanden, wonach die Zinnober-Erzablagerung von Idria erst zur neogenen Tertiärzeit stattgefunden haben kann. Nachgewiesen ist, daß ein Teil der vorkommenden Kreidekalke an den bei der Bildung der Dislokationsspalte stattgehabten Störungen teilgenommen hat.

Daß die Imprägnation der Triasschichten mit Quecksilbererz in der Idrianer Grube erst nach der Ablagerung der Kreidekalke stattfinden konnte, bestätigt auch Oberbergrat Stur in seinem Berichte über die geologischen Verhältnisse des Idrianer Bergkessels.

In dem bei Gelegenheit der 300jährigen Jubiläumsfeier des Bergwerkes von Dr. Keesbacher verfaßten Festprolog heißt es u. a. rühmend:

„Aus Dolomiten, dunkelfarbig hangend,
Entquoll das Silbererz, in wunderbaren Farben prangend,
Zinnobererz und leuchtender Krystall,
Jungfräulich glänzend schimmerndes Metall.
Der Knappe fährt im Schacht zum Bergesgrund;
Im Stollen rollet erzgefüllt der Hund,
Die Haue schlägt, das Fäustel schwingt,
Und tiefer stets der Knappe dringt;
Er hebt den Schatz, den Silberfund,
Zu Tag aus grauend tiefem Grund;
Von Lust fühlt er sein Herz erbeben.
‚Glück auf!' welch' frohes Bergmannsleben."

Das Familienleben und die Religion der Ainu.

Von J. K. Goodrich.

Ein Ainu-Kind heißt bis zum Alter von drei bis vier Jahren ai-ai (Baby) ohne Unterschied des Geschlechts. Von diesem Alter an bis etwa zum zurückgelegten siebenten Jahre heißt ein Knabe sontak, ein Mädchen opere. Vom siebenten bis etwa zum sechzehnten oder achtzehnten Jahre heißt ein Knabe heikachi und ein Mädchen matkachi. Nach dieser Zeit heißt ein Mädchen shiwentep oder Weib. Vom achtzehnten bis zum dreißigsten Jahre heißt ein junger Mann okkaibo oder okkaiyo und erst nach dem dreißigsten Jahre ist ein Mann ein Ainu, d. h. ein Mensch.

Der Knabe wird von seinem Vater und den anderen Männern im Dorfe zu Jagd und Fischfang dressiert und begleitet ungefähr vom zwölften Jahre an die Männer auf ihren Ausflügen und männlichen Beschäftigungen.

Das Mädchen hilft der Mutter und den übrigen älteren Frauenzimmern der Familie bei der Bestellung des Gartens und beim Kochen, bei Reinigen, Einsalzen und Einpökeln der Fische, beim Spinnen von Wolle und Baumwolle, beim Weben von Tuch, bei der Verfertigung der Kleider und überhaupt bei allen Arbeiten und Mühsalen des Hauswesens, denn der Ainu-Mann ist ebenso stolz in seiner Ansicht, daß Arbeit unter seiner Würde ist, wie der nordamerikanische Indianer.

Wenn die Ainu-Eltern in der Liebe zu ihren Kindern auch nicht so demonstrativ sind als andere Völker, so lieben sie meines Erachtens ihre Kinder ebenso zärtlich; und wenn Miß Bird's Beobachtung richtig ist, so haben sie eine hübsche Weise der Darlegung ihrer Zuneigung, welche man sonst im ganzen Umfang des Reiches Japan nicht mehr sieht, nämlich den Kuß der Zuneigung.

Vor der Geburt eines Kindes findet keine Zeremonie irgend einer Art und keine Isolierung der Mutter statt. Da die Weiber nicht beten, noch an religiösen Uebungen und Bräuchen irgend welchen aktiven Anteil nehmen dürfen, so kann die künftige Mutter die Götter nicht um ihre Hülfe zur Zeit der Entbindung, behufs der Erleichterung derselben, bitten, und es würde daher einem Ainuweib niemals einfallen, auf diese Weise in den Verlauf der Natur einzugreifen. Der Vater dagegen, welcher vorwiegend Söhne haben will und äußerst erpicht auf einen männlichen Erben ist, wenn er nicht schon einen solchen hat, betet zu den Göttern, daß sie ihm einen Sohn schenken, und bringt der Göttin des Feuers Trankopfer dar, wenn seine Mittel ihm diesen Aufwand erlauben oder sein Wunsch heftig genug ist, um diese Verschwendung zu rechtfertigen.

Die Entbindung geht sehr leicht von statten, infolge der thätigen und arbeitsamen Lebensweise der Frauen, und wird wesentlich durch ihre physische Bildung unterstützt, da sie breite Hüften und große Stärke in der Beckengegend hat. Die Frau geht ihren täglichen Aufgaben nach, bis die Geburtswehen wirklich eintreten; dann zieht sie sich in ihre Hütte zurück, wo sie von einigen ihrer vertrautesten weiblichen Verwandten verpflegt wird und wo ihre Mutter an ihr, wenn es ihr erstes Kind ist, ohne Zweifel den Dienst einer Hebamme versehen wird. Da die knieende Stellung, welche ein Weib im Augenblick der Entbindung annimmt, den Durchgang des Kindes durch das Becken sehr erleichtert und den Abgang der Nachgeburt beschleunigt, so nimmt die Ainufrau in überraschend kurzer Zeit ihre häuslichen Verrichtungen wieder auf, als wenn nichts Ungewöhnliches geschehen wäre. Eine Reinigungsfeier für die Mutter findet nicht statt, und ebenso wenig empfängt sie Beglückwünschungen. Dagegen wird der Vater beglückwünscht, und wenn die arme Mutter ihre mühsame Arbeit wieder aufgenommen hat, bleibt der Vater in seinen besten Kleidern am Herde sitzen, um die Glückwünsche seiner Freunde und Verwandten entgegenzunehmen, fortwährend zu rauchen und manchen Becher Saké zu

trinken, besonders wenn das Neugeborene ein Knabe und der Erbe ist. Ich war nicht wenig überrascht, in diesem Teil der Welt einen der Couvade so nahestehenden Brauch zu finden, und diese kleine Sache scheidet anscheinend die Ainu noch weiter als jemals von den Japanern.

Die Kinder werden zum strengsten Gehorsam gegen beide Eltern erzogen, und wenn mehrere Söhne vorhanden sind, so verlangt und erhält der älteste von seinen jüngeren Brüdern unbedingten Gehorsam; von Seiten seiner Schwestern erfolgt ohnedem unweigerliche Folgsamkeit, so tief ist die gesellschaftliche Stellung des Weibes. Adoptierung findet ganz in demselben Umfang statt wie unter den Japanern, und die gesetzliche Stellung des adoptierten Kindes scheint eine ebenso absolute und unanfechtbare zu sein, als wenn es ein durch Geburt erworbenes Recht wäre. Die Adoption wird übrigens beinahe nur auf männliche Kinder beschränkt, obwohl ich zu meiner großen Ueberraschung fand, daß ein kinderloses Ehepaar ein kleines japanisches Mädchen an Kindesstatt angenommen hatte, welches noch so jung war, daß es seine Muttersprache noch nicht erlernt hatte.

Wenn ein Ehemann nur Töchter hat, so adoptiert er zuweilen einen Knaben als Erben; allein dies ist gerade nicht notwendig, da der Gatte der ältesten Tochter gewöhnlich seinem Schwiegervater nachfolgt und, um sich erst für diese bevorstehende Erbschaft im voraus tüchtig zu machen, in das Haus seines Schwiegervaters übersiedelt und ein Mitglied von dessen Familie wird. Ist aber ein Ehepaar kinderlos, so wird es ganz gewiß einen Knaben an Kindesstatt annehmen, denn da die Erbfolge in der männlichen Linie stattfindet, muß immer ein Erbe vorhanden sein, welcher von der Hinterlassenschaft, dem Haus und dem persönlichen Eigentum Besitz ergreift und an die Spitze des Hauswesens tritt. Um die Fortführung des Familiennamens handelt es sich nicht, denn es gibt bei den Ainu keinen solchen. Jede Person hat nur einen einzigen Namen, ohne irgend ein Anhängsel hinten oder vorn, um zu bezeichnen, wessen Kind jemand ist, und der Name wird oft in einer blosen Laune verliehen; wenn z. B. ein kleines Mädchen auf einen schmutzigen alten Topf als ihr Lieblingsspielzeug verfällt (und dies ist ein sehr möglicher Fall, da es unter den Ainu nicht viel Kinderspielzeug gibt), so ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß man es in der Familie bald „Kessel" oder „Topf" nennt und daß ihm dieser Name verbleibt. Auf diese Weise erhalten die Ainukinder ihre Namen so ziemlich in derselben Weise, wie die Kinder bei uns ihre Spitznamen.

Es gibt also nicht allein keine Familiennamen, sondern der Name jeder Person stirbt mit seinem Träger aus; die Wiederholung eines Namens in verschiedenen Generationen hängt nicht mit der Erhaltung des Andenkens an eine ältere Person zusammen. Kinder werden auch nicht nach einem reichen Oheim oder einer ledigen Muhme benamst, um denselben „Erbschaftsaussichten" zuzuweisen; auch gibt es keinen posthumen Namen wie bei den Japanern, und man erwähnt den Namen einer toten Person gar nicht, wenn es mittels einer Umschreibung vermieden werden kann, und bemüht sich überhaupt, allen Beziehungen auf die Toten auszuweichen.

Die Adoption eines Erben sogar ist nicht oft nötig, da unfruchtbare Weiber zuweilen zu ihren Vätern zurückgeschickt werden und diese unglückliche Eigenschaft bei den Ainu wie bei anderen wilden und barbarischen Völkern in der ganzen Welt einen vollgiltigen Scheidungsgrund bildet.

Die Kinder werden manchmal durch ihre Väter schon im jugendlichsten Alter verlobt, und zwar geschieht dies ohne Mittelspersonen. Es ist gewöhnlich keine eigentliche Geschäftssache, sondern geschieht oft, wenn zwei Männer bei einem Trinkgelage eine große Freundschaft für einander fassen. Häufig ereignet es sich auch, daß zwei reiche Männer ihre Kinder mit einander verloben, weil sie den Reichtum ihrer betreffenden Familien mit einander verschmelzen wollen. Allein eine Verlobung ist für die jungen Leute nicht absolut bindend, denn das Recht des Veto steht den Kindern zu, und wenn sie das heiratsfähige Alter erreichen und eine der beteiligten Personen keine Neigung zu der Heirat verspürt, so kann der oder die Verlobte die Verlobung aufheben, in welchem Falle die erhaltenen Geschenke zurückgegeben oder dem Schenkgeber ihrem Wert nach wieder ersetzt werden müssen. Es ist zuweilen eine schwere Sache für ein Mädchen, ihren Willen durchzusetzen, denn es existieren sogar in der Ainu-Gesellschaft Herkömmlichkeiten; der Jüngling aber bedient sich einfach seines Rechts und geht eine Ehe mit dem Gegenstand seiner Neigung ein, und wenn dann der Zustand der Zukünftigen die Thatsache verrät, hört oft der Widerstand dagegen auf.

Wenn die Wahl von Seiten der beiden zukünftigen Gatten eine ganz unabhängige ist, so ist es unter den Vätern Brauch, zur Zeit der Verlobung Geschenke auszutauschen, die allerdings nicht von großem Wert sind und nur die gegenseitige Billigung der Heirat beweisen sollen. Lange Verlöbnisse sind nicht beliebt, und wenn einmal eine Verlobung stattgefunden hat, dann heiratet das Paar auch bald, wenn es das geeignete Alter — etwa zwanzig Jahre für den Mann und sechzehn oder achtzehn Jahre für das Mädchen — erreicht hat. Hiebei ist zu bemerken, daß in allem, was Alter, Zeit ꝛc. betrifft, ein gewisser Zweifel obwaltet, weil die Leute keine Aufzeichnung der Zeit außer der Wahrnehmung der wiederkehrenden Jahreszeiten haben und selbst nicht wissen, wie alt sie sind.

Wenn zwei junge Leute sich heiraten, wird das Hochzeitsfest gewöhnlich im Hause des Vaters des Bräutigams abgehalten. Der Häuptling des Dorfes (oder sein Stellvertreter, falls jener nicht persönlich erscheinen kann) und alle Mitglieder der beiden Familien nebst den unmittelbaren Verwandten und den nächsten Nachbarn versammeln

sich, und diese Gelegenheit ist, wie alle ihre geselligen und religiösen Zusammenkünfte, eine Entschuldigung für Sakétrinken, dem sich die Männer bis zur Berauschung ergeben. Da sie hartköpfige Bursche sind und ihren Trunk kalt nehmen (anstatt erhitzt wie die Japaner thun), so ist die Menge des verzehrten Saké oft eine ungeheure. Um einigermaßen einen Begriff von der ausnehmenden Vorliebe der Ainu für Saké zu geben, darf ich hier die Thatsache erwähnen, daß manche der nördlichen Ainu sich oft weigern, um Geld im Tagelohn zu arbeiten, sondern übereinkommen, daß sie die volle Bezahlung in Saké im voraus bekommen, ehe sie zu arbeiten anfangen.

Die Herrin vom Hause überwacht die Vorbereitungen des Hochzeitsfestes und wird von allen versammelten Frauensleuten der ganzen Familie im Stoßen der Hirse und in der Bereitung der Hochzeitskuchen unterstützt, die gesotten werden gleich Klösen. Vom Bräutigam wird erwartet, daß er wenigstens den größten Teil des Saké, wenn nicht allen, liefere, da man von ihm annimmt, er habe sich mit mannhaften Beschäftigungen befaßt, daher seinen Anteil am Ertrag von Jagd und Fischfang erhalten und soviel Geld zusammengespart, um das nötige Festbier zu beschaffen, denn Saké ist ein gebrautes Getränke und keine gegohrene oder destillierte Flüssigkeit.

Das neuvermählte Paar nimmt sogleich Besitz von einer neuen kleinen Hütte, welche eigens für dasselbe errichtet worden ist. Diese Hütten sind mit einem leichten Gerüst aus Pfählen verfertigt, deren Seiten und Dach dicht mit Schilf gedeckt werden. Sie sind durchaus nicht warm und für die Witterung undurchdringlich, sondern viele Lücken in dem Strohdach lassen eine Lüftung bis zu einem Grade zu, welcher die Temperatur im Winter beinahe unerträglich machen muß. Die erste Hütte wird gewöhnlich auf Grund und Boden erbaut, welcher dem Vater der Braut gehört und nahe bei dessen Hause liegt; allein die Lage der neuen Hütte scheint einigermaßen von der Art der Werbung abzuhängen. Wenn der Bräutigam oder sein Vater um die Braut werben, dann läßt sich der Bräutigam, um den Vater der Braut für den Verlust seiner Tochter zu entschädigen, auf dem Grund und Boden seines Schwiegervaters nieder und wird ein Mitglied seiner Familie; erfolgte dagegen die Werbung von der anderen Seite und freite die Braut (wie es zuweilen vorkommen kann) oder ihr Vater um den Bräutigam, dann glaubt man seiner Familie eine Entschädigung schuldig zu sein, und die Braut läßt sich auf dem Lande ihres Gatten nieder und hilft in den häuslichen Verrichtungen ihrer neuen Heimat mit. Eine Ausnahme von dieser Regel kann vorkommen, wenn der Vater der Braut keine Söhne hat und einen Gatten für seine älteste Tochter verlangt, um sich einen Erben zu sichern.

Wenn ein Ainu-Ehepaar sich erst verheiratet, so gilt es in seinem Hauswesen für ganz gut eingerichtet, wenn es eine kleine Hütte besitzt mit kaum so viel Raum für die jungen Leute, daß sie auf der linken oder nördlichen Seite der zentralen Feuerstelle schlafen können, daß in derselben eine winzig kleine Platform am östlichen Ende, dem Eingang gegenüber und unter dem heiligen Fenster und ein Raum zur Rechten der Feuerstelle für Gäste, ungefähr in denselben Dimensionen wie die Schlafstelle, Raum hat. Das Möblement der Hütte wird wahrscheinlich in einigen Matten, um darauf zu sitzen und zu schlafen, einigen Wollteppichen oder Fellen zum Zudecken und in einem Kessel und einigen Schüsseln zum Kochen und Auftragen der Speisen bestehen. Wenn die Familie sich vermehrt — und dies ist beinahe sicher der Fall, denn eine kinderlose Familie ist unbekannt, wenn die Schuld nicht am Manne liegt — so wird entweder ein Stück an das Haus angebaut oder (was häufiger der Fall ist) das Haus niedergerissen und in anspruchsvolleren Raumverhältnissen ganz neu aufgebaut, bis es seine nach Süden mündende Eingangsvorhalle, sein Vorzimmer im westlichen Vorbau und sein Hauptgemach hat, welches häufig 30—40 Fuß ins Gevierte groß ist. In der Nähe desselben wird dann noch ein auf Pfählen ruhendes Vorratshaus aufgeführt und an der einen Seite ein kleines Gartengrundstück für Bohnen, Hirse u. dgl. angelegt.

Wenn das neuvermählte Paar seine Behausung bezogen hat, wird ein Einzugsschmauß veranstaltet. Dieser ist, wie jede Ainu-Festlichkeit, nur ein Vorwand für Sakétrinken und bringt dem jungen Ehepaar keine Erleichterung in den Kämpfen seines Ehelebens, sondern dient eher dazu, den nicht allzu strotzenden Geldbeutel zu leeren oder die jungen Leute in Schulden zu stürzen, denn für das Getränke muß der junge Gatte sorgen, dessen Hülfsquellen stark angezapft werden, wenn er den Saké für das Hochzeitsfest und den Einzugsschmauß geliefert hat. Beim letzteren Fest wird der Göttin des Feuers ein Gebet gewidmet, um ihren Schutz für das Haus und seine Bewohner und um die Gewährung recht vieler und kräftiger Söhne anzuflehen, welches Gebet man chisei nomi nennt.

Zwischen den Einwohnern verschiedener Dörfer finden selten Verheiratungen statt, und wenn die Ainu irgend etwas wie eine Aufzeichnung von Blutsverwandtschaft unterhalten würden, so würden Heiraten zwischen Vettern und Basen ersten Grades wahrscheinlich eher als Regel wie als Ausnahme sich ausweisen. Allein daß Bewohner von verschiedenen Dörfern sich untereinander heiraten, wird durch die Thatsache bewiesen, daß sie für diesen Vorfall ein eigenes Wort in ihrer Sprache haben. Iriwak bedeutet nämlich Blutsverwandte, diejenigen, welche in den Familienkreis aufgenommen worden sind und dicht bei einander leben (ein Dorf ist eigentlich eine einzige große Familie), während man unter Iritak entfernte Verwandte oder solche versteht, welche aus dem Familienverband ausgeschieden sind. Wiederum werden die Namen derjenigen, welche ihr eigenes Dorf verlassen, um sich mit einem Mitglied eines anderen Dorfes zu verheiraten,

verändert; allein ob dies nach irgend einer Regel geschieht, ist nicht ganz deutlich erwiesen; sicher ist jedoch in dem neuen Namen nichts, was irgend auf den Geburtsort der Person deuten würde. Bei der vermehrten Leichtigkeit des Reisens und den steigenden Versuchungen zum Wandern, um Beschäftigung zu suchen, werden diese Heiraten aus dem Familienkreis hinaus nachgerade immer häufiger.

Polygamie bis ins Unbegrenzte ist erlaubt und die Zahl der Weiber richtet sich nach den Wünschen des Mannes und seiner Befähigung, sich mehrere Weiber zu verschaffen, denn von einer Fähigkeit, dieselben zu erhalten, kann ja nicht die Rede sein, da die Weiber hauptsächlich für den Unterhalt des Mannes selbst und seiner Familie sorgen.

Witwen werden für eine Periode von drei Jahren von dem allgemeinen Verkehr abgeschieden, und jede wohnt für diesen Zeitraum in ihrer eigenen Hütte und bringt sich, so gut sie kann, mit etwas Gartenbau fort und indem sie bei Nacht in halb heimlicher Weise einige Fische fängt. Die Witwe muß während dieser Zeit eine besondere Haube tragen und darf an keiner von den Festlichkeiten des Dorfes teilnehmen. Nach Ablauf ihrer Trauerzeit legt sie ihre Witwenhaube wieder ab, nimmt ihre Stellung in der Gesellschaft wieder ein, ist wieder heiratsfähig und wird begierig umworben, wenn sie als gute Hausfrau und Mutter bekannt ist. Aeltere Weiber (Witwen) mit erwachsenen Kindern sind von dieser gezwungenen Abschließung ausgenommen und werden von ihren Kindern unterstützt. (Schluß folgt.)

Kaiser-Wilhelms-Land in Neu-Guinea.

Von A. Oppel.

(Schluß.)

Der Baustyl der Papuahäuser ist örtlich etwas verschieden. In Bongu an der Astrolabe-Bay z. B. stehen sie unmittelbar auf dem Erdboden und zeigen ein seitlich etwas gerundetes, breites, stumpfwinkliges Dach mit gerader Firste. An der Vorderseite befindet sich eine kleine Thüre, zuweilen überdacht und mit einer schmalen Platform versehen. Die äußerst einfache Inneneinrichtung besteht aus ein paar Bänken von gespaltenem Bambu, Barla genannt, welche als Schlafstätten der Männer wie zur Aufnahme der Lebensmittel und einiger Hausgeräte, wie Töpfe und Holzschüsseln, dienen. An den Dachbalken hängen Körbe und Bündel, welche, in Blätter eingepackt, feinere Schmucksachen enthalten. In der Mitte der Hütte endlich befindet sich die Feuerstätte, nicht zum Kochen, was im Freien geschieht, als vielmehr um Feuer zu haben, denn die Leute von Bongu haben kein Gerät, um solches zu erzeugen, sondern holen jenes anderwärts her. Häufiger als die eben beschriebene Art sind die auf Pfählen stehenden und mit einem Eingangsbalken versehenen Gebäude. Man kennt solche mit kurzen und mit hohen Pfählen. Erstere scheinen zu überwiegen, letztere nur im äußersten Osten, etwa von der Maclay-Küste an, stellenweise vorzukommen. Gute Bauten mit kurzen Pfählen hatte das schöne Dorf Rabun am Dallmann-Hafen aufzuweisen. Einzelne Häuser waren hier 15 m. lang, 8 m. breit und 6 m. hoch. Das Dach bestand aus Ried oder Gras, die Seitenwände aus sauber befestigten, zuweilen rot und schwarz bemalten Blattscheiden der Nipa- oder Sagopalme, die Diele aus gespaltenen Latten von Betelpalme. Da der Vorplatz fehlt, so liegt der Eingangsbalken gleich unter der Schiebethür. Größere Häuser enthielten zwei Abteilungen und dienten daher mehreren Familien zum Aufenthalt.

In den meisten Dörfern ist ein gewöhnlich größeres und nicht selten besonders kunstreiches Gebäude vorhanden, welches, den Frauen durchaus unzugänglich, verschiedenen Zwecken dient, nämlich als Schlafstätte für die unverheirateten Männer, als Festhütte bei den Versammlungen und Gelagen, wie zum Empfang fremder Gäste. Das Versammlungshaus in Bilibili, z. B. „Bhambrambra" genannt, besteht im wesentlichen aus einem bis zum Boden reichenden Dache, dessen offene Vorderseite von einer an 8 m. hohen durchaus in durchbrochenem Schnitzwerk ausgearbeiteten Mittelsäule getragen wird. Diese Schnitzerei, „Aimaka" genannt, stellt vier männliche und zwei weibliche übereinander stehende nackte Papuafiguren dar, die auf weißem Grunde rot und schwarz bemalt sind. An den Querbalken hiengen aus Holz geschnitzte Tiergestalten, als Fische, Vögel, Eidechsen und Schildkröten, ebenfalls bunt, bisweilen grün bemalt. Die 10 m. langen Balken, welche jederseits das Dach tragen, waren mit 1.5 m. hohen, aus den Balken selbst herausgeschnitzten Papuafiguren verziert, ein wahres Kunstwerk für Steinäxte und und Muschelwerkzeuge, wie es Finsch sonst nirgends in Neu-Guinea traf. Das Innere des an der Giebelseite durch eine Mattenwand geschlossenen Versammlungshauses enthielt große und kleine Trommeln, große runde, mit Schnitzerei und Malerei verzierte Schilde, niedrige Bänke, zahlreiche Schweineunterkiefer und als Hauptstück eine etwa 2.5 m. hohe Platform aus gespaltenem Bambu.

Bei Naturvölkern, wie die Papua es sind, ist das natürliche Attribut der Seßhaftigkeit die Beschäftigung mit Bodenanbau, und in der That müssen die Bewohner des Kaiser-Wilhelms-Landes in ihrer Art als sorgsame und geschickte Bauern bezeichnet werden. Die Plantagen, auf denen sie Yams, Taro, süße Kartoffeln, Zuckerrohr, Bananen, Bohnen, Tabak u. m. pflanzen, liegen selten in unmittelbarer Nähe der Dörfer, sondern vielmehr weit davon entfernt an Bergabhängen oder im Urwaldickicht versteckt. Bei Anlage und Bearbeitung der Aecker beteiligen sich beide Geschlechter. Die Männer fällen zuerst mit ihren Steinäxten die kleineren Bäume und hacken von den

größeren die Aeste ab, darauf stecken sie alles in Brand. Hat das Feuer seine Aufgabe verrichtet, so wird das Gebiet mit etwa mannshohen Stäben des wilden Zuckerrohrs eingezäunt, was wegen der Verwüstungen gewisser Tiere, besonders der Wildschweine, durchaus nötig ist. Ist sodann der Boden mittelst spitzer Stöcke umgegraben, so beginnt die Thätigkeit der Frauen, denen sowohl die feinere Zurichtung des Bodens, als die eigentliche Bestellung und die Pflege der heranwachsenden Früchte obliegt. Sie wenden dabei eine große Sorgfalt an; die Ranken der Yams z. B. winden sich an regelmäßig eingesteckten Stangen, zwischen denen andere Pflanzen wachsen, wie in einem Hopfenfelde empor. Die Cocospalme und der Brotbaum, die Haupternährer in anderen Teilen Neu-Guinea's wie der Südsee überhaupt, kommen wohl vor, spielen aber, im allgemeinen wenigstens, nicht die Hauptrolle. Doch gibt es Lokalitäten, wie die Insel Guap, wo es viele Cocospalmen gibt.

Neben dem Ackerbau, der die Grundlage der Ernährung bildet, werden, wenn man so sagen darf, noch andere Erwerbszweige getrieben, aber doch nur die Fischerei und an einigen Stellen die Töpferei sind von einigem Belang, die Jagd dagegen sowie das Aufsuchen von wildwachsenden Pflanzen und anderen natürlichen Genußmitteln kommen weit weniger in Betracht. Unter den letzteren spielen einige kleine Muschelarten und die eßbare Erde, eine gewisse Rolle, letztere aber nur als Leckerei oder Dessert. Die einzigen Haustiere, welche gehalten bezw. gezüchtet werden, sind Schweine und Hunde. Die ersteren sind Abkömmlinge der Wildschweine, von denen Neu-Guinea zwei eigentümliche Arten, Sus papuensis und Sus niger, besitzt; beide werden im Alter gewaltige Tiere mit mächtigen Hauern, die als Schmuckgegenstände große Wertschätzung genießen. Die Herkunft des Hundes ist noch nicht aufgeklärt. Der Papuahund, am ehesten noch dem kleinen Dingo vergleichbar, ist glatthaarig, von kleiner, unansehnlicher Statur, hat einen fuchsähnlichen Kopf, aber stumpfe Schnauze und aufrecht stehende, spitzgerundete Ohren. Die Färbung wechselt sehr, doch herrscht rostfahl vor. Hunde und Schweine, deren junge Tiere „die erklärten Lieblinge der papuanischen Damenwelt" sind, werden des Essens wegen gehalten, aber nur bei Festlichkeiten aufgetischt. Außerdem findet man noch Hühner, welche in beschränkter Zahl der Federn wegen gehalten werden, denn Hahnenfedern, namentlich weiße, sind ein beliebter Kopfputz der jungen Leute.

Die Fischerei wird sowohl mit Speeren als mit Netzen und Fischhaken, zuweilen auch unter Zuhülfenahme von seetüchtigen Kanus, betrieben. Diejenigen der Anwohner des Finschhafens z. B. sind oft von bedeutender Größe (bis 20 m. lang), haben zuweilen drei Seitenbretter und zwei Platformen übereinander, zwei Maste mit großem, viereckigen Mattensegel, auch sind sie an den Schnäbeln reich mit Schnitzerei, an den Seiten mit bunter Malerei verziert. Der Hauptsitz der Töpferei, die übrigens ausschließlich von den Frauen betrieben wird, ist die mehrfach erwähnte kleine Insel Bilibili; die Fabrikation erfolgt hier ganz in derselben Weise, wie an gewissen Punkten des englischen Neu-Guinea und wie bei manchen Indianerstämmen in Südamerika. Aus dem Thon werden nämlich wurstartige Rollen gemacht und nachdem daraus die Form der Gefäße, meist weitbauchige Töpfe und Schüsseln, hergestellt ist, werden diese mit einfachen Instrumenten geglättet und darauf gebrannt. Diese Töpferei-Fabrikate sind Handelsartikel und dadurch eine Quelle des Wohlstandes. Die wichtigsten Nahrungsmittel ergeben sich aus dem Vorstehenden; es erübrigt noch, der gebräuchlichsten Reizmittel Erwähnung zu thun. Diese sind vor allem Tabak und Betel. Für den einheimischen Tabak, der mit dem gewöhnlichen Bauerntabak, Nicotiana tabaccum; übereinstimmt, gibt es an der ganzen Nordostküste kein Rauchgerät, sondern man wickelt aus den umfangreichen, etwas getrockneten Blättern eine Zigarette, welche starken Ziehens und häufigen Anzündens bedarf. Uebrigens sind die Leute keine Raucher in unserem Sinne; ein paar volle Züge genügen und die Zigarre wandert von Mund zu Mund. Was den in ganz Melanesien wie in Südostasien verbreiteten Betel anbelangt, so hat man darunter den Kern der Betelpalmfrucht zu verstehen, der, in Verbindung mit pulverisiertem Kalk und den Blättern oder Blüten einer Pfefferpflanze gekaut, einen beißend-säuerlichen Geschmack hat, aber eine erfrischende und das Atmen erleichternde Wirkung ausübt. Irgend eine Betäubung erfolgt durch das Betelkauen nicht, dagegen werden Zunge, Lippen, Speichel und Zähne rot, bei längerem Gebrauch letztere braun bis schwarz gefärbt. Die in Polynesien so beliebte Kawa wird in Kaiser-Wilhelms-Land nur stellenweise, z. B. an der Maclay-Küste, bereitet. Die dazu dienende Pflanze, „Keu" genannt, ist wie Kawa eine Pfefferart und wohl identisch mit Piper methysticum.

Der wichtigeren Geräte, deren sich die Papua bei ihren mannigfachen Arbeiten bedienen, ist teilweise im Vorstehenden bereits gedacht worden, so daß nur noch wenig hinzuzufügen bleibt. Das größte Interesse erregen die Steinärte, die östlich eine etwas verschiedene Form zeigen. Die Klingen bestehen nämlich entweder aus geschliffenem Dioritporphyr oder aus besonders zugerichteten Stücken der Tridacna-Muschel. Anderes Material wird seltener verwendet. Auch die Stiele sind von verschiedener Art. Bald nimmt man nämlich ein rechtwinklig gewachsenes Stück Holz dazu, bald bringt man die Klinge in einem besonderen Teile an und verbindet diesen in entsprechender Weise mit dem eigentlichen Stiele.

Was die Waffen anbelangt, so ist in erster Linie der Wurfspeer zu nennen, in der Regel eine runde, 2—3 m. lange, oft ziemlich schwere Stange mit etwas verdünntem Basisende, meist aus Palmholz. Andere Wurfspeere sind

mit breiten, lanzettförmigen Spitzen aus Bambu versehen und an der Verbindungsstelle oft sehr kunstvoll mit Federn, Kuskusfell u. a. verziert. Letztere Art bringt gefährliche Wunden hervor, aber doch nur auf eine Entfernung von 40 bis 50 Schritten. Nach dem Wurfspeer kommen Bogen und Pfeil, aber sie haben keine ganz allgemeine Verbreitung. Der Bogen, aus Palmenholz gefertigt, ist etwa 2 m. lang, meist glatt, ohne allen Ausputz und mit einer Sehne aus gespaltenem Rotang versehen. Die Pfeile, etwa 140 cm. lang, sind fast ausnahmslos aus leichtem Rohr gemacht und mit einem runden Spitzenteile ausgestattet. Die Spitze selbst, im Feuer gehärtet, ist öfters mit verschiedenartig geschnitzten Kerb- und Sägezähnen oder Widerhaken verziert. Vergiften der Pfeile kennt man hier, wie in ganz Neu-Guinea, nicht. Damit sind die gebräuchlichsten Waffen genannt; von seltener vorkommenden sind schwere, bis 150 cm. lange Holzkeulen, schwere, runde Schilde und schöne, gut ornamentierte Dolche aus Kasuarknochen zu erwähnen. Letztere finden sich jedoch nur im westlichen Gebiete, etwa von Venushuk an.

Wenngleich nun die vorher genannten Beschäftigungen, als Ackerbau, Hausbau, Fischerei, Herstellung von Geräten und Waffen, den Beweis liefern, daß die Papua keineswegs faul oder arbeitsscheu sind, so wird doch dadurch lange nicht ihre Zeit ausgefüllt, und es bleibt namentlich den Männern, denn auf den Frauen lastet die ganze Haushaltung, noch viel Muße übrig, die sie, wie die meisten Naturmenschen, mit Gesang, Tanz, Spiel und Festlichkeiten hinzuzubringen lieben. Die letzteren, mit großen Schmausereien verbunden, wobei das Schwein den Hauptbraten liefert, dauern oft mehrere Tage und Nächte hintereinander fort, nehmen aber wegen des Mangels an einem berauschenden Getränke keinen gefährlichen Charakter an. Zur Erhöhung der Feierlichkeit dienen die in den Versammlungshäusern aufbewahrten großen Holztrommeln, welche, dickwandigen Trögen ähnelnd, mit einem dicken Knüppel geschlagen, auch als Signalinstrumente dienen. Ihr dumpfer Ton, namentlich in der Stille der Nacht mehrere Meilen weit vernehmbar, läßt die Nachbarn sogleich erkennen, ob es sich um einen Angriff, einen Todesfall oder eine Festlichkeit handelt. Wir finden demnach in Kaiser-Wilhelms-Land eine ähnliche Trommelsprache, wie sie die ebenfalls deutschen Schutzgenossen in Kamerun mit besonderer Virtuosität ausgebildet haben.

Da wir nun einmal zu dem Begriffe „Kunst", wenigstens in ihren rohesten Anfängen, gelangt sind, so verdient es erwähnt zu werden, daß die Papua neben der Musik auch die Skulptur im Sinne der Darstellung von frei aufgestellten, holzgeschnitzten Menschenfiguren pflegen. Proben dieser Kunst fand Finsch u. a. an der Astrolabe-Bai, auf der Insel Tiar und am Dallmannhafen. Das „Telum Mul" in Bongu z. B., etwa 250 cm. hoch und aus einem Stück Holz geschnitzt, stellt einen Papua dar, dessen „Kopf allein über die Hälfte der ganzen Länge einnahm, aber trotz der groben Fehler in den Proportionen doch ein Kunstwerk und eine Leistung, welche dem Alter der Steinzeit zur höchsten Ehre gereicht." Was die Bedeutung dieses und anderer derartiger Werke anbetrifft, so ist Finsch der Meinung, daß dieselben nichts mit Religion, wohl aber mit der Geschichte der Papua zu thun haben, „da sie ähnlich wie unsere Denkmäler berühmte Personen, Ahnen, darstellen und somit nur für die Wissenschaft von höchster Bedeutung sind."

Schließen wir an den eben ausgesprochenen Gedanken gleich die Frage nach den religiösen Vorstellungen der Papua, so fehlt es darüber leider an eingehenden Beobachtungen, und man muß sich in dieser Hinsicht auf die Zukunft vertrösten. Doch steht es fest, daß die Leute, wie sich schon aus dem Vorstehenden ergibt, die Verehrung Gestorbener kennen. Auch die Art der Behandlung der Leichen weist darauf hin. Mit Armen macht man freilich wenig Federlesens; angesehene Leute aber werden nicht nur in bestimmter Weise (durch Schwärzen der Gesichter seitens der Hinterbliebenen) betrauert, sondern auch richtig begraben. Solche Grabstätten sind äußerlich an viereckigen und mit weißem Sande ausgefüllten Holzrahmen zu erkennen. Teilweise werden sie sogar überdacht und und mit Ziersträuchern bepflanzt. Für die Pietät gegen Verstorbene spricht auch der Umstand, daß man die Knochen und Schädel derselben aufbewahrt, nachdem man sie einige Zeit nach der Beisetzung aus dem Grabe hervorgeholt hat.

Dagegen bestreitet Finsch, daß die auch in Neu-Guinea vorhandene, wenn auch nicht bestimmt benannte Sitte des „Tabu" mit religiösen Vorstellungen in Verbindung stehe. Denn „Tabu", d. h. unverletzlich und unberührbar, sind nicht nur allerlei Geräte, ferner Häuser, Bäume, z. B. Cocospalmen und ganze Distrikte für längere oder kürzere Zeit, sondern, für die Frauen, auch die Versammlungshäuser mit ihrem Inhalte. Gewisse Musikinstrumente der Männer, vor allem die großen Signaltrommeln, dürfen nie von einem weiblichen Auge gesehen werden. Diese Art Tabu, meint Finsch, haben die Männer ersonnen, um sich ungestört ihren Festlichkeiten hingeben zu können.

Diese Handlungsweise würde darauf hindeuten, daß die Papua-Männer vor ihren Ehegattinnen einen gewissen Respekt haben und, wie anderwärts, deren „Gardinenpredigten" fürchten. Der Einfluß der Frau macht sich eben trotz Vielweiberei überall auf der Welt in gleicher Weise geltend. Ad vocem Polygamie muß aber gesagt werden, daß diese zwar eine allgemeine melanesische Sitte ist, jedoch auch ihre Ausnahmen zuläßt. An der Astrolabe-Bai, wie auf dem Archipel „der zufriedenen Menschen", scheint nämlich, nach Finsch, keine Vielweiberei zu herrschen, „denn immer stellte uns der Mann nur *eine* bessere Hälfte vor." Auch hebt derselbe hervor, daß hier wie anderwärts unter den unberührten Papua eine große Moral und Decenz herrscht. Kinderlieb sind jedenfalls die Weiber

in Kaiser-Wilhelms-Land, ja ihre Zärtlichkeit erstreckt sich nicht nur auf ihre eigenen Sprößlinge, sondern sogar auf junge Schweinchen, denen im gegebenen Falle die volle Mutterbrust gereicht wird. Was die Stellung der Frau überhaupt anbelangt, so ist diese zwar eine mehr oder weniger gedrückte, weil eben das Weib mehr zu arbeiten hat, als der Mann, aber Finsch meint, daß, wenn man die Lage der Papuaninnen mit der der Frauen in unseren und besonders in den englischen niedrigeren Klassen vergleiche, die ersteren unbedingt das bessere Teil erwählt hätten. Und das mag wahr sein!

Ueberschauen wir noch einmal im Geiste das eben entworfene Bild unseres Papua-Völkchens, so dürfen wir es ohne Zweifel als ein interessantes bezeichnen. Vielleicht würde es sogar ein anheimelndes sein, wenn sich nicht wie ein dunkler Schatten die Frage einstellte: „aber wie steht es mit dem Kannibalismus? Die Papua sind ja notorische Anthropophagen." Darauf wäre zu erwidern, daß diese Sitte oder vielmehr Unsitte nirgends, wo sie vorkommt, eine allgemeine Verbreitung hat, sondern sich immer nur auf einzelne Gegenden beschränkt. Von diesem Gedanken aus werden wir daher gern geneigt sein, Finsch Glauben zu schenken, wenn er gelegentlich seines Berichts über die Fahrt an der Maclay-Küste sagt: „Auf der ganzen Reise habe ich nirgends auch nur die leisesten Zeichen von Kannibalismus beobachten können. In Bongu sah ich einmal ein paar Menschenschädel an einem Hause aufgehangen und in Gumbu wurde mir ein menschlicher Unterkiefer zum Kaufe angeboten, gewiß für viele deutliche Beweise für Menschenfresserei! Aber dieser Schluß würde sehr irrig sein; denn solche Reliquien sind nicht Siegestrophäen erschlagener Feinde, sondern Andenken lieber Verstorbener, da die Pietät gegen Tote bei allen diesen Stämmen sehr groß ist." Diesen erfreulichen Aeußerungen gegenüber wollen wir jedoch nicht unterlassen, zu bemerken, daß Miclucho Maclay das „Gebiet der Menschenfresser Exempi in der Nähe von Kap Croisilles" erwähnt.

Aber freilich, ein Makel bleibt doch, denn „semper aliquid haeret" und ob sich nicht unter den noch zu entdeckenden Stämmen des Innern noch Kannibalen finden, das ist die Frage. Abgesehen davon, machten die Bewohner des Kaiser-Wilhelm-Landes auf die Samoa-Fahrer weder den Eindruck der Feindseligkeit, noch überhaupt den kriegerischen Wesens. Das Betragen der Leute war vielmehr örtlich ein recht verschiedenes; bald zeigten sie sich entgegenkommend und freundlich, ja sogar „liebenswürdig", bald waren sie ängstlich und schüchtern, in einzelnen Fällen lärmend, selbstbewußt bis frech, letzteres besonders gegen die Humboldt-Bay hin. Freilich kommt bei dem Umgang mit solchen Naturmenschen sehr viel auf die Art und Weise an, wie der Fremde ihnen entgegentritt. In jedem Falle ist äußerste Ruhe und Vorsicht geboten, schon deshalb, weil die Papua nicht nur große Neigung, sondern auch ein bedeutendes Geschick entwickeln, Dinge, die ihnen gefallen, ohne vorherige Frage an sich zu nehmen und verschwinden zu lassen. Finsch hebt daher mehrfach hervor, wie anstrengend der Verkehr mit diesen Leuten, der ja vielfach mit dem Volapük der Zeichensprache ausgeführt werden mußte, gewesen sei. Denn gerade mit der Kenntnis der Sprache oder vielmehr der Sprachen, sieht es am übelsten aus. Aber es dürfte auch kaum ein Gebiet auf der Erde geben, wo eine gleich große Mannigfaltigkeit und Zersplitterung der Sprachen herrscht wie in Neu-Guinea; es wird daher noch viele Mühe kosten, ehe etwas Licht in dieses Dunkel gebracht ist.

An den Schluß unserer Mitteilungen gelangt, müssen wir der Wahrheit gemäß sagen, daß das von uns entworfene Bild in manchen einzelnen Zügen schon der Vergangenheit angehört, obwohl die grundlegenden Beobachtungen nur drei Jahre alt sind. Denn es ist eigentümlich und merkwürdig, wie schnell und tiefgreifend sich die Eingeborenen durch Fremdes beeinflussen lassen. Naivetät und Originalität geht bald und unwiederbringlich dahin. Haben die Naturmenschen einmal Eisen und eiserne Werkzeuge kennen gelernt, so geben sie ihre Steinäxte und sonstigen Geräte auf und ihr Gewerbefleiß verliert sein eigenartiges Gepräge, es müßte denn sein, daß sie für den „Export" arbeiten; denn schlau und praktisch sind die Leutchen. Der Einfluß, der sich seit der Samoa-Reise bei ihnen geltend macht, ist zur Zeit ein doppelter: einmal finden wir da die Beamten und wissenschaftlichen Forscher, die im Auftrage der Neu-Guinea-Gesellschaft hinausgiengen und mehrere Stationen gründeten. Sodann begegnen wir den Sendlingen der christlichen Mission, die nun auch diese Heiden in ihre Schule nehmen will. Was und wie beide arbeiten, das zu verfolgen, ist eine Sache, die gewiß jedem Deutschen am Herzen liegen wird. Aber jetzt schon damit beginnen zu wollen, das wäre verfrüht, denn bei jedem größeren Werk ist bekanntlich der Anfang am schwersten und in Fehler zu verfallen unvermeidlich. Also auch hier heißt es: „Principiis obsta." Wünschen wollen wir aber, daß unsere deutschen Landsleute, welche unter den Bewohnern von Kaiser-Wilhelms-Land zu arbeiten den Beruf in sich fühlen, etwas von jenem Geiste und Scharfblick besitzen mögen, der in den letzten Dezennien unser teures Vaterland durch Kampf und Trübsal zu glänzender Höhe und Machtstellung geführt hat.

Bettler und Zigeuner in den Alpen.

Die in den Alpen wandernden Menschenklassen sollten eigentlich so behandelt werden, wie die Botaniker die Alpenpflanzen behandeln. Der gewöhnliche Landstreicher und Drehorgelspieler findet sich auf den Landstraßen der Alpen ebenso gut wie in unseren Städten, und wir brauchen uns mit derartigen kosmopolitischen Landstreichern und

Weltwanderern nicht zu befassen. Auch gedenken wir hier nicht von den ausländischen Touristen und Durchzüglern mit ihren unerklärlichen Geschmäcken und ihrem geheimnisvollen Treiben zu sprechen, denn das sind exotische Individuen und kein einheimisches Erzeugnis und Gewächs. Sie verlohnen zwar ohne Zweifel ein sorgfältiges und unparteiisches Studium, gehören aber nicht zu unserem Gegenstand. Wir befassen uns daher nur mit denjenigen Klassen und Formen von Ausgestoßenen, welche in den Alpen geboren und aufgewachsen sind oder sich den verschiedenen Bedingungen alpinen Lebens anbequemt haben.

Bettler sind leider in aller Herren Länder häufig, und der gewöhnliche Dorfbettler der Alpen gleicht vollkommen demjenigen im Deutschen Reiche. Wie bei uns, so ist auch in Oesterreich der Bettel verboten, besonders wenn er gewerbsmäßig betrieben wird; der Bettler kann daher seinem gewohnten Drange beinahe nur heimlich fröhnen, wenn er nicht mit den Behörden und Gesetzen in Konflikt kommen will. Zwar ist in einigen Gegenden des Kaiserstaates der Hausbettel an Einem Tage in der Woche erlaubt, vielmehr es ist den Ortsarmen an solchen Tagen gestattet, von Haus zu Haus zu gehen und das Mitleid ihrer Mitbürger anzusprechen; allein die Armen der benachbarten Dörfer kommen dann auch herein und lesen die Aehren auf, welche von der Ernte der öffentlichen Mildthätigkeit übrig geblieben sind. Diese sind jedoch meist nur Dilettanten, welche gewöhnlich ihr Brot in anderer Weise verdienen. Der echte Alpenbettler, welcher leider immer seltener wird und wahrscheinlich bald ganz ausgestorben sein dürfte, war eine weit ausgezeichnete Person und hatte gar manche Eigentümlichkeiten. So bettelte er vor allem gar nie, sondern schaute einen nur mit wehmütigen flehenden Augen an, denen man kaum widerstehen konnte, gleichviel ob man ihm auf der freien Landstraße begegnete oder ob er in das Wirtshaus trat, worin man eben frühstückte, und schweigend an der Thüre stand. Man wußte zwar, daß er bis zum Betrag von mindestens drei Gulden ein Kapitalist war. Wenn der Hunger ihn in Versuchung führte, diesen kleinen Schatz anzubrechen, so war ja der Gendarm oder Polizist, der ihn antraf, zu seiner Verhaftung berechtigt und er würde dann von Station zu Station zu dem Orte zurückgebracht worden sein, den er als seine Heimat bezeichnete. Die drei Gulden waren also ein Talisman, ein Zauber, welcher ihn vor seinen schlimmsten Feinden bewahrte, denn jeder Wanderer kommt in den Fall, verhaftet zu werden, wenn er nicht imstande ist, das Geschäft zu bezeichnen, welchem er nachgeht, und einige Subsistenzmittel nachzuweisen. Der Bettler hatte daher immer da und dort etwas zu besorgen und konnte immer diejenige kleinste Summe aufweisen, welche das Gesetz als genügendes Reisegeld anerkennt.

Sein Aussehen war ein malerisches, und der einzige Fehler, welchen vielleicht der strengste Kritiker an ihm finden konnte, war der, daß sein Gesicht vielleicht ein wenig zu reinlich war, um mit seiner Kleidung zu harmonieren. Er durchwanderte immer ein Gebiet oder eine regelmäßige Runde, auf welcher er bekannt war und wo er wußte, welcher Bauer ihn in seiner Scheune auf dem Stroh übernachten lassen und welche gutmütige Frau ihm einen Teil der Familienmahlzeit reichen würde. Er war im allgemeinen beliebt und wurde geduldet und nur Neulinge und rohe Rekruten der Polizeigewalt wagten sich an ihm zu vergreifen. In früheren Zeiten war er der Verbreiter von Neuigkeiten in den oberen Thälern, wohin kein Postwagen gieng, und gab sich auch mit der Ueberbringung von Aufträgen und sogar Briefen von einem an den anderen ab. Wenn jemand erbötig war, ihm in einem Wirtshaus an der Landstraße sein Abendbrot oder ein Glas Wein zu bezahlen, so wußte er als Entgelt dafür immer eine Geschichte zu erzählen. So gieng sein Sommer nicht unangenehm in den Winter über, wo er in sein Heimatsdorf zurückkehrte und von dem, was er sich auf seinem Ausfluge erspart hatte, und von den milden Gaben seiner Nachbarn lebte. Manche derartige Bettler sollen Männer von der gewissenhaftesten Ehrlichkeit gewesen sein, welchen gelegentlich große Geldsummen anvertraut wurden. Heutzutage trifft man sie nur selten mehr, und die wenigen noch Vorhandenen sind alt und haben ihre Rundgänge abgekürzt, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo man nicht einen einzigen mehr stramm über Berg und Thal wandern und mit seinem Stück Schwarzbrot in der Hand am Straßenrande sitzen sieht.

Ein Menschenschlag von traurigerer Erscheinung sind die Krüppel, welche jedoch wahrscheinlich noch länger auf der Landstraße zu treffen sein werden. Auch sie haben ihre regelmäßigen Rundgänge und scheinen — nach den Entfernungen zu urteilen, welche sie oft wandernd zurücklegen — Menschen von bedeutender Körperkraft zu sein, welche nur durch Blindheit oder irgend eine körperliche Mißbildung, welche sie nur gar zu gern zu zeigen bereit sind, bei welchen wir aber nicht zu verweilen brauchen, arbeitsunfähig geworden sind. Wenn sie an einem Bauernhaus vorüberkommen, so bleiben sie vor der Thüre stehen und jammern; sie betreten selten ein Haus, ohne dazu aufgefordert zu sein, um nicht des Diebstahls verdächtig zu werden. Wenn sie nicht wohlbekannt sind, hat die Polizei ein scharfes Augenmerk auf sie, um zu ermitteln, ob die Entstellungen und Verkrüppelungen, welche ihr armseliges Betriebskapital für das Leben bilden, auch wirklich sind, und um Simulanten das Handwerk zu legen.

Auch der Zigeuner in den Alpen unterscheidet sich in vielen Dingen von seinen anderen schwarzen Brüdern, aber es ist eher ein Fall der Entartung als der Weiterentwicklung. Früher pflegten große Scharen im Lande hin und her zu wandern und vor den verschiedenen Dörfern zu lagern. Sie waren die besten Klempner, Kessel- und Kupferschmiede, trieben Pferdehandel und Tierheilkunde und lebten auch vom Stehlen und Wahrsagen. Dabei

waren sie gewandte Musikanten, und die Dörfler lauschten mit Vergnügen ihren seltsamen Weisen und tanzten wild zu ihrer leidenschaftlichen Tanzmusik. Das war das goldene Zeitalter des Zigeunerlebens in Oesterreich, dessen liberale Einrichtungen nun abgeschafft sind. In manchen Provinzen sind nun Gesetze erlassen worden, welche alle auswärts geborenen Zigeuner ausschließen; den wenigen in der Provinz geborenen oder solchen, welche in derselben ein Wohn- oder Heimatrecht besitzen, ist es noch erlaubt, in derselben umherzuziehen; allein jedermanns Auge ruht lauernd und mißtrauisch auf ihnen und jedermanns Hand ist gegen sie erhoben, und sie selber sind sehr auf ihrer Hut — nicht sowohl um eine günstige Gelegenheit zu verpassen, als vielmehr, um sich bei einem Uebergriff nicht ertappen zu lassen. Sie lassen zwar noch immer eine verlaufene Gans, Ente oder Henne mitlaufen, wenn sie ihnen in den Weg kommt, aber sie geben sich den Anschein, als bevorzugten sie die Dächse, Igel, Fischottern, Marder ꝛc. und ähnliches Wild. Bisweilen mögen ihre Finger sich auch an Gegenständen von größerem Werte vergreifen. Sie wandern in kleinen Banden umher und machen Musik, aber diese Musik ist nicht mehr das was sie in Ungarn und Spanien war oder noch ist. Hie und da begegnen sich einige Zigeunerbanden, vereinigen sich dann auf einige Zeit und belustigen sich mit Tänzen und Gelagen. Manche Zigeunerbanden geben auch Vorstellungen als Seiltänzer, Kunstreiter, Athleten oder Jongleurs, sehen aber stets verkommen aus und weisen nur ärmliche Leistungen, dürftige Kostüme und elende Pferde auf. Sie sehen immer trübselig und verkommen aus; ihre Glorie ist dahin und sie wissen es.

Merkwürdigerweise zeigen die Zigeunermädchen selbst in dieser entarteten Stellung noch einen gewissen unverkennbaren Reiz, welcher auf die Männer wirkt, und man kennt Fälle genug von Männern, welche um solcher Weiber willen Amt und gesellschaftliche Stellung, Ehre und alle höheren Interessen in die Schanze geschlagen haben. Man hat mir verschiedene derartige Geschichten erzählt, welche ich aber hier, selbst mit Unterdrückung der Namen, nicht wiederholen will, weil noch Personen leben könnten, welche dadurch unangenehm berührt werden könnten. Allein zwei Fälle will ich doch anführen, welche schon vor etwa fünfzig Jahren sich ereigneten und wovon der eine einen jungen Mann betraf, welchen ich selbst gekannt habe. Beide Geschichten sind authentisch und ich erzähle sie ohne jegliche Ausschmückung, aber ohne Nennung von Namen.

Der Besitzer eines großen Landguts und eines bedeutenden Eisenwerks war ein ältlicher Mann, der nach dem Tode seiner ersten Frau als kinderloser Witwer eine zweite Ehe mit einem jungen Mädchen von großer Schönheit und Anmut aber kleinem Vermögen eingieng. Im Ehevertrage war bestimmt worden, daß in Ermangelung von Kindern der überlebende Teil das ganze Vermögen erben solle. Der Verwalter des Eisenwerks war ein junger Mann namens W., welcher im Hause seines Prinzipals wohnte und lebte. Bei einer Ueberschwemmung war der Gutsherr mit allen seinen Leuten emsig beschäftigt, sein Möglichstes zu thun, um Leben und Eigentum seiner Nachbarn zu retten, als er unglücklicherweise auf ein unterwaschenes Stück Ufer trat, welches unter ihm einbrach. Der Bach, in welchen er gestürzt, war nur etwa 1 m. tief, aber außerordentlich reißend, und brachte große Sägeblöcke mit sich, deren einer dem unglücklichen Gutsbesitzer den Kopf zerschmetterte, so daß er besinnungslos und schwer verletzt aus dem Wasser gezogen wurde und gleich darauf starb, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein. Die junge Wittwe legte nun die Verwaltung ihres gesamten Vermögens in die Hand W's., und dieser entledigte sich der übernommenen Pflichten mit der größten Rechtschaffenheit, Klugheit, Umsicht und Gewissenhaftigkeit. Die junge Witwe war blond und zierlich, er hochgewachsen, dunkel von Teint und Haar, schlank und von angenehmen, gebildeten Manieren, gieng sorgfältig gekleidet und umgab sich mit schönen Möbeln und einer eleganten Einrichtung, welche ihn nach der Ansicht seiner Nachbarn ein schönes Stück Geld kosten mußte; allein in anderen Stücken war er eher sparsam als verschwenderisch. In wenigen Jahren hatte er sich die Achtung und das Vertrauen des ganzen Bezirks erworben, und jedermann, die Witwe mit inbegriffen, erwartete zuversichtlich, seine dienstliche Stellung würde mit einer Heirat endigen. Eines Tages mußte er in Geschäften in den benachbarten Marktflecken fahren und traf daselbst mehrere Bekannte, worunter auch den Mann, welcher mir den Hergang erzählt hat. Vor dem Gasthause des Marktfleckens, wo W. abstieg, gab eine Zigeunertruppe ihre Vorstellung, welcher W. anwohnte, und unter der Zigeunerbande war ein sehr hübsches Mädchen mit schwarzem Lockenhaar und einem merkwürdig schönen Teint, welcher um einige Nüancen heller war, als derjenige ihrer Gefährten, und mit schwarzen Augen, die „nur so glühten und blitzten." Ihre Gestalt war überaus zierlich, aber gerundet und voll entwickelt, obwohl sie noch ziemlich jung zu sein schien. W. hatte kaum wenige Worte mit ihr gesprochen, als sie Geld von den Zuschauern einsammelte. Als die Freunde nach der Vorstellung im Wirtshause beisammen saßen, nahm W. keinen Teil an der Unterhaltung, stützte den Kopf in die Hand und erwiderte alle an ihn gerichtete Fragen nur einsilbig. Nach einer Weile ließ er plötzlich seinen Wagen anspannen und fuhr davon. Die Zurückbleibenden waren von seinem Benehmen überrascht und fragten einander, ob ihn denn jemand beleidigt habe. Am anderen Morgen verließen die Zigeuner den Marktflecken und zogen nach einer benachbarten Stadt. W. fuhr nach Hause, schloß mit der größten Genauigkeit seine Rechnungen ab und erklärte, er müsse nach der Stadt reisen, welche das nächste Ziel der Zigeuner war. Er erhob weder sein Gehalt, noch verfügte er über seine Möbel, sondern nahm nur einen großen

Koffer mit. Diesen lud er am folgenden Tage in einem kleinen Wirtshause ab, schickte das Gefährte nach Hause und kehrte nie wieder zu seinem Amte zurück. Nach einigen Tagen wurde die Witwe besorgt um ihn und ließ Nachforschungen anstellen, vermochte aber nur die obenerwähnten Thatsachen zu ermitteln, und man konnte die Polizei nicht in Anspruch nehmen, weil kein Verbrechen begangen worden war. Nach einiger Zeit trafen Nachrichten ein, daß W. an verschiedenen entfernten Orten bei der betreffenden Zigeunerbande gesehen worden sei und sich an ihren Vorstellungen beteiligt habe. Ungefähr drei Jahre nach W's Flucht wurde in einer Köhlerhütte in den Bergen, ganz nahe bei dem Marktflecken, wo W. die Zigeuner zum erstenmal gesehen hatte, die Leiche eines Mannes gefunden, von welchem die Holzknechte und Köhler erzählten, er sei etwa vor einem halben Jahre in Arbeiterkleidern zu ihnen gekommen, habe um Beschäftigung angesucht und solche erhalten, habe seine Arbeit pünktlich und geschickt gethan, sei aber so schweigsam und zurückhaltend gewesen, daß niemand etwas Näheres von ihm erfahren habe. Als die Leiche aus den Bergen heruntergebracht war, wurde sie allgemein als diejenige des verschollenen W. erkannt, welcher zur Zeit seines Todes ungefähr zweiunddreißig Jahre alt gewesen sein mag.

Stände dieser Fall allein da, so wäre er kaum erwähnenswert; blinde unbezwingliche Leidenschaften haben seit uralter Zeit Menschen ins Verderben gestürzt und werden dies thun, solange die Welt steht; allein der Fall ist kein vereinzelter, sondern ist eine typische Zigeuner-Liebesgeschichte, welche in Oesterreich in den verschiedensten Varianten wiederkehrt und von Mund zu Mund geht. Der obigen Geschichte ziemlich ähnlich ist unsere zweite, deren Helden oder Opfer ich selbst gekannt habe. In einer kleinen Garnisonsstadt stand als Lieutenant bei einem Infanterie-Regiment ein junger Mann, welchen wir Wilhelm nennen wollen; ein hübscher Jüngling von etwa 24 Jahren, Sohn eines Obersten, kräftig, gutmütig, wackerer Kamerad, guter Soldat und wenn auch nicht gerade geistreich, so doch nicht ungebildet und namentlich in allen körperlichen Uebungen sehr gewandt; er war nicht leidenschaftlich, sondern im Gegenteil ruhig und still und galt sogar für phlegmatisch. Eines Tags erschien in der bezeichneten Garnisonsstadt eine zigeunerische Seiltänzerbande, bei welcher eine junge, nicht gerade hervorragend schöne, aber muntere und graziöse Seiltänzerin und Voltigeurin war, welche unsern Wilhelm anzog, so daß er ihr öffentlich und privatim in auffallender Weise huldigte und darob sogar von seinen Vorgesetzten getadelt wurde. Einige Tage, nachdem diese Seiltänzer ihre Vorstellungen beendigt hatten und weitergezogen waren, erbat Wilhelm sich Urlaub, angeblich um seinen Vater zu besuchen, und reiste ab. Von der Provinzialhauptstadt aus gab er seinen Abschied ein, welcher ihm bewilligt und ausgestellt, aber niemals abgeholt wurde, und blieb von da an für die Seinigen und seine Bekannten verschollen. Einige Jahre später sah ein beurlaubter Offizier seines Regiments seinen früheren Kameraden Wilhelm in einer entlegenen Provinz als — Hanswurst bei einer ganz ordinären Seiltänzerbande, welche unter freiem Himmel und auf Jahrmärkten ihre künstlerisch äußerst bescheidenen Vorstellungen gab, und es schnitt ihm in die Seele, seinen ehemaligen Kameraden hier seine trivialen Späße machen zu sehen. Er suchte nach der Vorstellung den Hanswurst auf, der bei seinem Anblick erschrak und elend und vergrämt aussah, aber entschieden leugnete, der frühere Lieutenant Wilhelm zu sein, auch eine angebotene Geldunterstützung mit Entschiedenheit ablehnte, wie jedes andere Anerbieten einer Hülfe, obwohl er unverkennbar sehr arm war und am Nötigsten Mangel litt. Der Offizier merkte sich jedoch den Namen der Seiltänzergesellschaft und verfolgte ihre Wanderungen soviel wie möglich.

Nach einigen weiteren Jahren kam Wilhelms früheres Regiment infolge der ungarischen Revolution in eine niederungarische Stadt in Garnison und mit ihm derselbe Offizier, welcher Wilhelm als Hanswurst bei den sogen. Gassenpurzlern getroffen hatte. Dieser, ein Hauptmann v. O., hörte eines Tags zufällig einen Fall erzählen, der sich in einer benachbarten Komitatsstadt zugetragen hatte und ihn sehr interessierte: ein walachischer Gutsbesitzer hatte in einer wandernden Zigeuner-Seiltänzerbande ein hübsches Weib gefunden, mit der Einwilligung desselben entführt und war verschwunden; den Tag darauf hatte ein junger Seiltänzer, aber kein Zigeuner, der für den Mann der Entlaufenen galt, eine Vorstellung auf dem sogen. hohen Seil gegeben, welches vom Marktplatz nach dem obersten Geschoß des Kirchturms gespannt war, und hatte sich, wie vermutet ward, aus bedeutender Höhe auf das Pflaster herabgestürzt, den einen Schenkel und beide Arme gebrochen, aber den Tod nicht gefunden, sondern war im städtischen Lazareth untergebracht worden. Die Zigeunerbande war jedoch über Nacht entflohen und mit Hinterlassung ihres verunglückten Kameraden spurlos verschwunden. Von einer vagen Ahnung getrieben, ritt Hauptmann v. O. sogleich den andern Tag nach der Komitatsstadt hinüber, um sich nach dem Schicksal des Verunglückten zu erkundigen und diesen womöglich zu sehen. Als er an sein Bett trat, erkannte er sogleich seinen früheren Kameraden Wilhelm, der auch ihn erkannte und nun seine Identität nicht mehr leugnete, aber zu schwach war, irgend welche Auskunft über sich zu geben, und noch in derselben Nacht starb. Wilhelm hatte keine Papiere noch sonstige Ausweise bei sich, und die Offiziere seines Regiments sicherten seiner Leiche durch ihre Beiträge eine anständige Beerdigung und ein namenloses Grab.

Der Volksglaube führte in beiden Fällen die plötzliche Bezauberung eines Mannes und das unbarmherzige Aufgeben von Pflicht und Behagen, die Aufopferung aller gesellschaftlichen Verbindungen, die langen Wanderungen und die blinde Anhänglichkeit des bethörten Mannes an

ein vielleicht wertloses Weib auf Liebestränke und Zauberkünste zurück, mit denen ja nach dem Volksglauben die Zigeuner noch heute vertraut sein sollen, und die das Volk noch jetzt von ihnen zu erkaufen sucht. In den Alpen erzählt man sich viele ähnliche Geschichten von Liebeszauber und von den verführerischen Künsten der Zigeunerinnen, und die erzählten Thatsachen der beiden Fälle sind die mehr oder minder aufgestutzten Ingredienzien, aus welchen solche Geschichten bestehen. Daß man den Zigeunermädchen in den Tagen ihrer kurzen Jugend und Blütezeit einen besonders hohen Grad von sinnlichem Reiz beimißt, ist ja bekannt und im südlichen und südöstlichen Europa allgemein angenommen; ebenso, daß sie angeblich Kinder beider Geschlechter stehlen und unter sich aufziehen sollen, um einen Ersatz für die große Kindersterblichkeit und die seltenen Geburten unter den wandernden Zigeunern zu finden. Wie viel von letzterer Anschuldigung wahr ist, konnte ich nicht ermitteln. Ein älterer, sehr intelligenter Herr, der als früherer Polizeibeamter viel mit den Rumi oder Zigeuner-Nomaden zu thun hatte und den ich hierüber befragte, sagte mir offen: Dem Zigeuner ist jede Unthat zuzutrauen, wenn er sich vor Verdacht oder Entdeckung sicher glaubt, aber er ist zu feig zu einem kühnen Verbrechen. Sein ganzes Wesen ist List und Tücke, Selbstsucht und Feigheit; aber er vermeidet womöglich jede Gewaltthat, welche ihn mit dem Gesetz und mit der Justiz in Konflikt bringen könnte. Wo er aber einen Dummen oder Schwächling trifft, den er bethören, auf den er eine Art von mesmerischem Einfluß ausüben kann, da wird er es thun und sein Opfer nach Kräften ausbeuten, sei dasselbe nun jung oder alt, männlichen oder weiblichen Geschlechts. Er meinte, manchmal treffe man unter den jungen Zigeunermädchen Geschöpfe von einer wilden Schönheit und seltenen sinnlichen Reizen, welche in hohem Grade zu fesseln imstande seien und ihre Vorteile unter dem Einfluß der älteren Weiber mit aller angeborenen und anerzogenen Selbstsucht und Verworfenheit auszubeuten verstehen, aber keine wahre und ideale Leidenschaft besitzen. Aber im allgemeinen finde man unter ihnen mehr schöne Männer als Frauen, zumal da die Zigeunerinnen früh mannbar werden, aber auch ungewöhnlich früh verblühen. Die Zigeuner halten ungemein fest zusammen und nehmen selten oder nie einen Fremden in ihre Banden oder engeren Vereine auf, welche immer unter der Gewalt und Führung eines Häuptlings, ja sogar meist einer erfahrenen alten Frau stehen und von derselben unumschränkt regiert werden, denn unter den Rumi gilt im Erben und im übrigen Familienleben noch das Matriarchat. Die Weiber seien auf jeder Altersstufe die Späherinnen und die Organe der Bethörung, und besonders auf Erbschleicherei und schlaue Erpressung erpicht. Diebstahl, Betrug, Kuppelei und ähnliche Vergehen seien unter den Rumi allgemein, dagegen Raubmorde und Morde äußerst selten, und sogar in ihren eigenen häufigen Händeln von Mann zu Mann oder von Bande zu Bande, wo ihre wildesten Leidenschaften zu Tage treten, seien tötliche Verwundungen äußerst selten. Auch sei es aktenmäßig und statistisch festgestellt, daß die Zigeuner zwar alle fast ohne Ausnahme wilddieben, aber vorwiegend mit Schlingen- und Fallenstellen und nur in den seltensten Fällen mit Schießgewehr, obwohl beinahe jeder Zigeuner seinen Stolz darein setze, eine Flinte oder einen Stutzen zu haben, wenn auch nur zum Zierrat und zur Bethätigung seiner Mannhaftigkeit.

Leben und Treiben in Kamerun.

Von Dr. med. Robert Müller in Braunschweig.

(Schluß.)

4. Trade.

Es wäre verkehrt zu denken, daß der Kameruner in den bisher geschilderten Thätigkeiten aufgienge und für nichts weiter Sinn hätte. Nein, außer zum Essen und Trinken, Gesang und Tanz, hat er zum Handeln Lust und Fähigkeit. Es gibt keinen eifrigeren Händler, als ihn. aber auch hier ist er eigenartig, und seine Art zu handeln sticht von anderwärts geübter bedeutend ab. Wir wollen daher auch dafür das Wort „Trade" im folgenden beibehalten, um damit gleich von vornherein auf den Unterschied hinzuweisen. Das System, nach dem der Europäer mit dem Dualla Trade zu treiben gezwungen ist, ist ein Vorschußsystem. Der Schwarze kommt dabei zu dem Weißen und sagt ihm, daß er Waren bringen wolle, er bitte aber vorher um Vorschuß (trust) dazu. Der Weiße gibt ihm den Vorschuß und nun kommt der Schwarze und bringt ihm Produkte. Aber beileibe nicht so viel wie der Vorschuß betrug nicht nur, sondern er bittet auch sofort für die nächste Lieferung um Vorschuß, den er natürlich auch erhält. Man kann sich vorstellen, daß wenn in dieser Weise jahrelang verfahren ist, der Schwarze bei dem Europäer bedeutend in Kreide steht, und kann sich ferner erklären, daß es für den Europäer von Zeit zu Zeit notwendig wird, „to stop the trade" und die eingehenden Waren nur zu benutzen „to wash the trust", die Schulden zu decken. Wenn ein einzelner Europäer so vorgehen wollte, würde er damit ganz und gar nichts erreichen, da der Schwarze dann einfach auf die nächste Faktorei gienge, sich Trust zu holen. Daher vereinigen sich die europäischen Geschäftsleute von Zeit zu Zeit und lassen keine Waren an die Schwarzen ab, bis sie wieder einen Prozentsatz Trust gewaschen haben, und sie erreichen damit etwas; denn die Schwarzen können ohne die europäischen Waren nicht mehr auskommen. Der Handel ist bisher Tauschhandel gewesen, insofern der Europäer dem Schwarzen kein baares Geld gegeben hat, sondern nur Waren lieferte, wie Reis, Tabak, Branntwein, Zeug, Gewehre, Munition, Salz, Nippsachen — und in diesem Umstande liegt es,

daß der Europäer immer gute Geschäfte macht. Denn diese einzelnen Sachen haben in Kamerun einen anderen Wert als bei uns; beispielsweise zahlt der Schwarze das Salz ganz außerordentlich teuer.

Die Werteinheit, nach der gerechnet wird, ist die Kru, worunter man also eine bestimmte Menge Waren zu verstehen hat, die der Schwarze für eine ebenfalls bestimmte Menge Produkte erhält. Der Wert der Kru schwankte so bedeutend; denn ein Kru Salz anzuschaffen kostete den Europäer weniger Geld als ein Kru Zeug u. s. w., daher denn jetzt der Gouverneur den Wert einer Kru definitiv auf 20 Mark festgesetzt hat. Die Kru wurde übrigens geteilt in „Kek" (den vierten Teil der Kru) und „Bar" (den zwanzigsten Teil der Kru), so daß angenommen werden kann, daß schon ursprünglich der Wert einer Kru dem englischen Pfunde entsprochen hat.

Das Eintauschen der Produkte, hauptsächlich also des Palmöls, der Palmkerne und des Elfenbeins, beschäftigt den Kameruner sehr. Er kommt Morgens sofort nach Aufgang der Sonne auf die Faktorei, und nun geht das „Traden" los. Den ganzen Morgen hindurch weicht er nicht vom Platze, und das Geschäft kommt immer erst nach Stunden zu Stande. Für die Sachen, die er über seinen augenblicklichen Bedarf geliefert hat, erhält der Schwarze einen Bon, in Kamerun „Book" genannt — und dieser kleine Zettel ist für den Kameruner das einzige Ding in der Welt, vor dem er Achtung hat, und worauf er schwören würde. Lesen kann er ihn nicht, aber er hat die Erfahrung gemacht, daß der Weiße ihm jedesmal, wenn er das Book später präsentiert bekommt, das dafür herausgibt, wozu er sich früher verpflichtete. Das Geheimnisvolle dieses Vorgangs giebt dem Kameruner zu denken, er kann nicht anders, als in diesem Book einen Zauber sehen, und daher entsteht seine Verehrung. Von diesem Book überträgt er sie auch auf alles Geschriebene, und man hätte dem wildesten Kerl im Busch einen Brief geben können zur Ablieferung an den und den, er würde ihn bestellt haben, da er sonst fürchten müßte, schwere Strafe zu erleiden. Ob diese Zustände bestehen bleiben werden, wenn die deutsche Regierung ein regelrechtes zivilisiertes Gerichts- und Verwaltungsverfahren mit seinen Vorladungen, Strafbefehlen, Kostenrechnungen, Anschreiben 2c. eingerichtet haben wird?

Die in den Faktoreien abgelieferten Gegenstände hat der Kameruner nicht selbst produziert. Er ist nicht Produzent, dazu ist er zu faul, sondern Zwischenhändler. Er kauft die Sachen landeinwärts „im Busch" auf, natürlich nicht ohne dabei einen ganz außerordentlichen Schnitt zu machen. Er betrügt seinen „Buschmann" einfach, und so ist es erklärlich, daß er mit Verachtung auf den dummen Teufel herabsieht, der sich betrügen läßt, und er nennt jeden, den er für dümmer ansieht als sich, Buschmann. Die Bestrebungen der deutschen Regierung gehen dahin, diesen Zwischenhandel aufzuheben, einerseits dem „Buschmann" die Möglichkeit zu verschaffen, seine Produkte mit dem höheren Gewinn in den Faktoreien selbst abzusetzen, andererseits den Dualla zu eigener Arbeit zu erziehen. Diese Aufgabe ist schwer; denn obwohl der Dualla feige ist, für diese bequeme Art der „Trade" wird er alles einsetzen. Es haben immer schon zuweilen unternehmungslustige „Buschleute" versucht, den Fluß hinunter zu gehen, sind aber bisher stets noch mit blutigen Köpfen und Verlust ihrer Kanus zurückgejagt worden.

Um die Producte einzusammeln, verläßt der Kameruner von Zeit zu Zeit die heimische Hütte, packt etwas Proviant und einige Weiber ins Kanu und läßt sich von seinen Sklaven in den Busch rudern. Hier hat er seine bestimmten Gebiete und Lieferanten. Wenn sein Boot oder seine Boote voll sind, kehrt er zurück, worüber immer einige Wochen vergehen, und zieht unter viel Halloh in Kamerun wieder ein. Eine Festlichkeit, bei reichlichem Getränk, giebt dem Trade-Zug einen feierlichen Abschluß.

5. Das Kanu.

Der Kameruner ist auch Sportsmann, Wassersportsmann.

Das Kanu wird aus einem Baumstamm angefertigt in der Weise, daß ein Längsschnitt auf der einen Seite des Baumes angelegt wird, von dem aus die völlige Aushöhlung des Baumes vor sich geht. Durch allmähliches Auseinanderspannen des Randes der Aushöhlung wird das Fahrzeug dann fertig gemacht. Begreiflicherweise ist das Gleichgewicht in einem solchen Kanu, wenn es klein ist, nur schwer zu halten und es gibt manchen Europäer, der das Wagnis, in einem Kanu zu fahren, mit einem Bade gebüßt hat. Die Schwarzen selbst sind in der Behandlung des Fahrzeugs Meister; denn sei es, daß sie in einem großen Kanu in großer Zahl zusammen sitzen (es gibt deren, die bis zu 60 Mann tragen) oder daß ein einzelner das Boot regiert, die Bewegungen sind schnell, sicher und gewandt. Es macht einen sehr vorteilhaften Eindruck, ein Kanu im Kriegsschmuck sich auf dem Flusse tummeln zu sehen. Die Boote sind mit bunten Farben schön bemalt und tragen vorn einen mit großer Kunstfertigkeit geschnitzten Schiffsschnabel. Die dabei verwandten Figuren sind meist Vögel und Menschen; auch Wesen, welche die Phantasie geschaffen hat, sieht man wohl. Die Besatzung sitzt auf dem Bootsrande und treibt es durch den taktmäßigen Gebrauch der Paddel weiter. Diese Paddel, Pagei, hat eine Länge von 1.5 m., besteht aus Stiel und Blatt, von dem jeder Teil etwa die Hälfte ausmacht. Das Blatt ist lanzettförmig und in der Regel, ebenso wie das Boot, bunt bemalt. Der Ruderer sitzt mit dem Gesicht nach vorne im Boot, und hat die Paddel mit beiden Händen gefaßt, die eine Hand am Ende des Stieles, die andere dicht am Blatt. Unter Vor- und leichtem Seitwärtsbeugen des Oberkörpers wird nun die Paddel ins Wasser gestoßen, senkrecht nach unten, und das Fahrzeug vorwärts geschoben. Gleichmäßig heben dann alle die

Paddel wieder aus dem Wasser und schwingen sie gleichmäßig von hinten unten nach vorn oben, um sie dann sofort wieder ins Wasser zu stoßen. Sie beschreiben also mit der Paddelspitze einen senkrecht neben dem Körper liegenden Kreis. Vergegenwärtige man sich, daß diese Bewegungen, sowohl wenn man das Boot von der Seite, wie wenn man es von vorn oder hinten sieht, ganz gleichmäßig aussehen, daß sie rasch und mit Eifer gemacht werden, daß die Ruderer bei jedem Eintauchen der Paddel ins Wasser einen Zischlaut von sich geben und Gesichter dazu schneiden, so wird man die Vorstellung von einem Wettrudern, wie sie von Zeit zu Zeit veranstaltet werden, erhalten. Es sieht wunderschön aus, und die Kerle wissen das auch. Wenn sie z. B. auf das Kriegsschiff wollten, so fuhren sie erst in großem elegantem Bogen um dasselbe herum, um ihre Kunst recht zu zeigen.

Die Ruderer in einem solchen Kriegskanu staffieren sich auch mit kriegerischen Geräten aus. Sie tragen zum Teil Helme aus Ziegenfell, deren äußere Form den bayerischen insofern ähnlich ist, als sich auch auf ihnen eine Raupe befindet. Nur ist diese Raupe nicht von anderem Stoffe, sondern in der Weise hergestellt, daß das Fell an der betreffenden Stelle unterpolstert ist, wodurch die Form entsteht. Auch wird der Helm so getragen, daß diese Raupe an der Vorderseite sitzt. Der eine oder andere steckt auch wohl in diese Raupe Federn senkrecht hinein. Sodann wären die Waffen zu erwähnen: Gewehre von den allerverschiedensten Konstruktionen und Kalibern, von alter und neuer Art. Aber darin besteht eine Gleichmäßigkeit, daß die Gewehre alle schlecht gehalten sind, wie denn die Dualla überhaupt schlechte Schützen sind. Den Beweis dafür haben sie in dem Gefecht vom 18. Dezember 1884 gegen die Deutschen geliefert, die sie, von ihrer prachtvollen Position auf der 25 m. hohen steilen Uferböschung — als jene in oen Booten herankamen — alle hätten töten müssen. Aber sie brachten nur zehn Verwundungen zu Stande. Man hat auch Gelegenheit, zu sehen, wie schlecht sie schießen, und man sieht ihnen die Freude an, wenn der Schuß aus der bis an die Mündung voll geladenen Muskete glücklich heraus ist. Auch in den gelegentlichen Gefechten, welche die einzelnen Stämme sich bisweilen liefern, ist die Verlustliste klein und die ehrenwerten Narben befinden sich in der Regel auf der Reversseite.

Außer den Gewehren führen sie noch einige Säbel und Buschmesser im Boot mit, wohl mehr um ein Dickicht zu durchhauen, als in der Absicht, einem Feind damit zu Leibe zu gehen. Auch den Revolver sieht man wohl in der Hand eines Häuptlings.

Wenn das Kriegskanu nach Möglichkeit schmuck aussieht, so ist das Handelskanu, in dem der Mann in den Busch geht, oder dasjenige, in dem die täglichen notwendigen Fahrten auf dem Fluß gemacht werden, ohne allen Zierrat und nur mit der notwendigsten Bemannung versehen. Das kleine Kanu, das der Junge für seine Fischereizwecke benützt, zeichnet sich in der Regel auch noch dadurch aus, daß es undicht ist, so daß der Junge außer allen anderen oben geschilderten Obliegenheiten auch noch die hat, es fortwährend auszuschöpfen.

6. Fürsten und Volk.

Der King-Titel wird in Kamerun von Bell und Akwa seit langer Zeit geführt, und sie waren daher sehr überrascht, als das Gouvernement ihnen Zuschriften unter dem Titel „Häuptling" machte. Sie wagten dagegen zu remonstrieren, hatten aber keinen Erfolg, und führen das stolze Wort King nun also nur noch wie einen gewöhnlichen anderen Namen. Die ihnen von den Engländern gegebenen Titel King bezeichnen die Stellung der Träger auch in keiner Weise; denn Bell, sowie Akwa und die anderen Häuptlinge, genießen ihr Ansehen und verdanken ihren Einfluß allein ihrem Besitz. Ihr Reichtum ermöglicht ihnen das Halten vieler Frauen und infolge dessen haben sie viele Söhne, die dann schließlich ihren Anhang bilden. Das Verhältnis also, in dem Bell zu seinen Dorfbewohnern steht, ist ein rein patriarchalisches.

Von dem Reichtum kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß beispielsweise King Bell 120 Frauen besitzt, und daß jede einen Durchschnittswert von 800 Mark hat. Aber er legt jetzt gewiß sein Geld nicht allein mehr in Frauen an, sondern hat auch baare Münze. Von den Firmen des Flusses wird ihm ein Tribut von 15,000 Mark pro anno gebracht, wie ich höre.

Er lebt dabei sehr einfach und bescheiden. Erst in der letzten Zeit hat er sich ein hölzernes Haus gekauft, vorher bewohnte er eine Hütte wie die anderen. Wenn man ihn besuchte, wurde man allerdings erst von einem in der Nähe seiner Wohnung sich aufhaltenden Sohne oder Sklaven angemeldet, hatte dann aber anstandslos Zutritt. Er bot Einem Bier oder Wein zu trinken an, trank selbst aber nie in Gegenwart eines Europäers alkoholartige Getränke. Auch sein Sohn Manga nicht, und es heißt, daß die beiden es überhaupt nie thäten, wodurch sie eine seltene Ausnahme unter ihrem Volke wären, denen gewiß jeder eine hervorragende Stellung gern einräumt. Diese beiden Männer zeichnen sich auch sonst aus durch eine soweit es einem Dualla eben möglich ist, gewisse Beständigkeit und Treue, wodurch sie dem Gouvernement sehr wertvoll sind.

Wie weit ihr Einfluß übrigens auf ihre Stammgenossen reicht, kann ich nicht bestimmt angeben; in einzelnen Dingen scheint ihre Ansicht gar nicht in Betracht zu kommen. So wurden beispielsweise dem Untersuchungführenden Offizier an Bord unseres Schiffes eine Menge von Rechtsstreitigkeiten vorgetragen, die uralt und doch noch nicht geschlichtet waren. Seit das Gouvernement die Rechtspflege unter sich hat, werden eine Anzahl von Streitigkeiten zurückgewiesen, die entweder zu albern oder

zu alt sind. Auf dem Gouvernement wird wöchentlich einmal Sprechtag abgehalten, wozu sich Hunderte von Menschen versammeln. Jeder möchte seine wichtige Angelegenheit gern vorbringen. Die Autorität des Gouvernements ist bisher gewahrt und wird es bleiben, da hinter ihm immer das Kriegsschiff steht, das Säumige oder Schuldige sofort verfolgen kann.

7. Die Dörfer oder „towns".

Jeder, der in den Kamerunhafen einfährt, ist entzückt von der Schönheit des Panorama's, das sich ihm bietet. Die majestätischen Berge im Hintergrunde, die üppig bewachsene Uferböschung des Flusses, die großen, schönen tropischen Bäume, die hellen Gebäude der Europäer, die deutschen Flaggen — sie zusammen geben ein Bild, wie ich wenigstens ein schöneres nicht kenne. Dem oberflächlichen Gesamteindruck machen die Negerdörfer im allgemeinen keine Unehre. Gerade, rein gehaltene Straßen fallen zuerst auf. Die einfach aus Mangoholz gebauten und mit Palmzweigen gedeckten Hütten, auf einem etwa 0.5 m. hohen Hügel erbaut, sind zwar mit Rauch imprägniert, aber beim Betreten derselben bemerkt man doch durchaus nicht Schmutz oder Unordnung. Es sind ja meist auch nur wenig Sachen vorhanden: einige Matten zum Schlafen, einige kleine Stühle und der aus Steinen einfach hergestellte häusliche Herd machen das Wesen aus. Dazu kommen jetzt allmählich Hausgeräte europäischen Ursprungs, wie Kommoden, Spiegel, Lampen, Trinkgefäße, Nippessachen, Koffer, Eßgeschirre.

Die notwendigen Arbeiten werden vor der Hütte vorgenommen, diese wird also selbst eigentlich nur zum Kochen und Schlafen und dann natürlich während der Regenzeit benutzt. Arbeitsam sind die Leute nicht, sie haben immer Zeit zum Reden und Lachen. Daher kommt es auch, daß es langsam geht, wenn jemand sich eine Sammlung ihrer Geräte 2c. anschaffen will; sie fertigen eben nur das für sich selbst notwendige an und sind nur durch hohe Preise zu veranlassen, sich von den Sachen zu trennen. Sie werden vermutlich, wenn die „Erziehung des Negers zur Arbeit" gelungen sein wird, Rühmliches in Holzschnitzereien leisten; denn, wie schon angeführt, fertigen sie doch kunstvoll geschnitzte Schiffsschnäbel an. Auch die Stühle, die sie nun schon auf Vorrat machen, da sie von allen Fremden gern gekauft werden, zeichnen sich durch saubere Arbeit aus, sowie auch Kanu-Modelle, die nun wohl jeder, der Kamerun besucht, mit nach Hause bringt, da sie in den Museen schon häufig zu werden anfangen. Auch aufs Flechten von Bast verstehen sie sich, Matten und Taschen werden recht hübsch hergestellt. Schwerer zu haben sind schon lange aus Ebenholz geschnitzte Stöcke (Palaverstöcke) und die Kalabassen. Das Material dazu ist vielleicht dürftig. Einen Elfenbeinschnitzer gibt es auch in Kamerun, er fertigt für die reichen Leute Spazierstöcke an. Eine Arbeit darf nicht vergessen werden, die man vielfach ausüben sieht; das ist das Anfertigen und Flicken von Fischnetzen und Angeln.

In der Umgebung der Hütte wachsen der Bananenbaum und die Yams, diese beiden wichtigen Pflanzen für den Kameruner. Die Pflege der kleinen Ackerwirtschaft liegt den Frauen ob. Ebenso gehen nur diese den Eiern nach, die von den ruppig-struppigen Hühnern hierhin und dorthin gelegt werden. Der Verkauf dieser Eier sowohl als der Hühner liegt den jungen Leuten ob, die damit auf die Faktoreien und die Schiffe fahren. Der Handel ist sehr amusant; denn der größte Teil der Eier, darf man wohl kühnlich behaupten, ist faul. Der einkaufende Steward nun will sich aber nicht betrügen lassen, sieht erst durch jedes Ei durch und scheidet die aus, welche ihm gut erscheinen. Den Verkäufer rührt das nicht, er läßt sich die gekauften Eier bezahlen und fährt mit den für schlecht gehaltenen ruhig weiter zum nächsten Abnehmer. Auch dieser sucht sich wieder die ihm am besten scheinenden aus, und so wird der Verkäufer allmählich seine Eier doch bis aufs letzte los. Daß sich während des Handels ein Hühnchen durch die Schale pickt, kommt eben nicht selten vor. Wer sich dabei am meisten freut, ist der schwarze Verkäufer; der Europäer, den er so beinahe angeführt hätte, gerät dabei leicht in Wut. Aber das stört das gute Einvernehmen nicht; was sich liebt, das neckt sich. Als Portemonnaie benutzt der Eierjunge seinen Mund, in dem Schilling für Schilling verschwindet. Wenn er einmal wechseln muß, spuckt er einfach in die Hand und sucht die nötigen Sixpence und Threepence heraus. Die Kamerunhühner sind, um auch das hier anzuführen, nicht gut von Geschmack, da sie so schlecht gehalten werden — aber was ißt man nicht, wenn man einmal den Präserven entgehen kann!

Ein weiteres Tier, das dem Kameruner etwas einträgt, ist die Ziege. Und zwar wird dieses Tier, was manchem gewiß wunderbar erscheinen wird, gegessen. Am besten stellt man sich ein Ragout von dem ganzen Tiere her, recht scharf mit Pfeffer behandelt, damit man den Ziegengeschmack nicht hat, denn dieser ist, wie man gelegentlich eines Ziegenbratens sich überzeugen kann, nichts weniger als angenehm. Das einzige, was ich außer dem Ragout noch zulassen will, sind die Cotelettes, aber an jedem Tier sitzen zu wenig daran und es gibt nur Zank und Streit unter den Tischgenossen, wenn einer keines mehr bekommt. Ob schon jemals eine Ziege in Kamerun gemolken worden ist, ist mir nicht bekannt geworden.

Uebrigens ist die Ziege nicht das einzige vierfüßige Haustier, das die Kameruner haben. Da sind noch Schweine und Hunde. Die Europäer essen diese Schweine nicht. Denn dieses auch bei uns wegen seiner Reinlichkeit nicht gerade in Ansehen stehende Tier treibt sich dort mit Vorliebe auf den Aborten herum, welche die einzelnen Dörfer von einander abgrenzen — und es würde einem gewiß das Fleisch nicht schmecken, wenn man zufällig

während des Essens daran dächte. Für den Kameruner macht das ja nichts aus, denn er benutzt ja auch beim Fischen den eigenen Kot als Köter. Ob er auch Hundefleisch ißt, weiß ich nicht. Während die Ziegen oft so reizend sind, daß es einem leid thut, wenn sie ans Messer müssen, gleichen die Hunde, eine Art Schäferspitz, in ihrem Aeußeren den Hühnern. Sie sind schlecht gehalten und anscheinend eine dumme Art.

Auch Rindvieh haben wir dann und wann in Kamerun haben können, kleine Tiere von Kälbergröße. Das Fleisch war gut. Sie werden landeinwärts gehalten. In Kamerun selbst habe ich sie nicht gesehen.

Außer diesen nützlichen Tieren hält sich ein Kamerun-Junge wohl gelegentlich auch einige unnütze, wie Papageien, die nie sprechen lernen, aber gräßlich schreien und beißen können; Affen der allergemeinsten Art; ein Chamäleon, an dem er seinen Spaß hat, wenn es die Zunge herausstreckt oder seine Farbe ändert; Krabben, denen er um den Sehnerven einen Faden bindet, an dem er sie festhält und denen er die Scheere abbricht, damit sie ihn nicht beißen können. Das sind Spielereien, deren Wertlosigkeit auch der Kameruner einsieht, was ihn aber nicht hindert, dafür 1 Lstrl. zu fordern, wenn einmal einer nach dem Preise fragt.

Die Sprache, in der man sich mit dem Dualla unterhält, ist die englische; denn die Landessprache zu lernen, erfordert lange Zeit und Uebung. Die Art des Englischen ist natürlich nicht ganz korrekt; ich gebe am besten einen Begriff davon, wenn ich hier den Brief eines schwarzen Patienten mitteile. Er lautet: Dear sir I beg to inform you that I am very much troubled by a pain in my belly I must try to mention how I feel it right in my waist close to the hole I feel this pain coming on the right side of my belly and than rise upwards close to the navel and it begins to turn my belly very bad after that it comes downward I then I feel no more pain but my belly begins to rear out so quickly that it nearly put me out of life and when I eat anything it cannot stay in my bowels but comes out the very same time I am yours truly Longtom Hawkins. — Genaue Angaben über das Pigeon-Englisch der Kameruner finden sich in Max Buchner's Buche über Kamerun.

Notizen.

* Altertümer in Tunisien. Der französische Missionar Pater Delatre hat neuerdings sehr wichtige und erfolgreiche Nachgrabungen in Tunisien veranstaltet, nämlich auf dem Punkte der Byrsa oder früheren Akropolis des alten Karthago und auf dem Hügel von Gamart. Am ersteren Orte hat Pater Delatre eine Reihe von Grabstätten aufgedeckt, welche auf die Anfänge des punischen Karthago zurückdeuten. Eine derselben bietet ein besonderes Interesse dar; sie ist nämlich von einer analogen Bauart wie das Grab, welches man bei der gegenwärtigen Kathedrale gefunden hat. Diese Grabstätte war noch ganz unberührt; die Leichen waren auf ihrem Leichenbett mit ihren Waffen und Kleinodien niedergelegt. Man fand in denselben Töpferwaren und Topfscherben, welche ein ganz neues Licht auf die Kulturgeschichte jener Vorzeit werfen werden. Bruchstücke von Vasen mit phönizischen Schraffierungen und Malereien werden merkwürdige Vergleiche mit der griechischen Keramik erlauben. Die auf dem Hügel von Gamart gefundenen Altertümer beweisen, daß dort eine Nekropole stand, welche aus der römischen Epoche stammt und besonders für eine jüdische Kolonie in Karthago bestimmt war. Herr v. Vogüé, welcher darüber der Pariser Akademie berichtet hat, behält sich vor, eingehendere Einzelheiten über diese wichtigen Funde beizubringen und der Akademie Photographien, Pläne und Zeichnungen über dieselben vorzulegen.

* Die Bevölkerung von Marokko und ihre Rassen. Nach einer im „Reveil du Maroc" veröffentlichten Studie kann man die Bevölkerung dieses ungeheuren Gebietes, das in Wirklichkeit nur ein geographischer Begriff ist, in folgender Weise in seine einzelnen Rassen zerlegen:

Imaziren oder Amazirgen	Berbern und Tuaregs	3,000,000 Seelen
	Schellah-Berbern (Schlökhs) und Squssis	2,200,000
Araber	aus Afrika gekommene und reingebliebene nomadische Beduinen	700,000
	Mischlinge: Mauren und Hartani	3,000,000
Israeliten: 14,000 Familien im Innern, 25,000 Individuen an den Küsten des Atlantischen und des Mittelländischen Meeres		150,000
Neger von jeglicher Abstammung		200,000
	Summa	9,250,000 Seelen.

Diese Bevölkerung verteilt sich folgendermaßen auf die verschiedenen Regionen:

Die Gebiete des früheren Reiches	Fez	3,200,000 Seelen
„ „ „ „ „	Marokko	3,900,000
„ „ „ „ „	Tafilet und des Sigilmesa-Landes	850,000
die Gebiete des früheren Reiches	Sus, Adrar und Nord-Dràa	1,450,000
	Summa	9,450,000 Seelen.

Der Unterschied von 200,000 Seelen zwischen den beiden Schätzungen erklärt sich aus der Unmöglichkeit, worin man sich bezüglich einer auch nur annähernden Schätzung befindet. In Wirklichkeit kommen eigentlich nur das arabische und das berberische Element in politischen Betracht, und trotz des gemeinsamen religiösen Bandes des Islam existiert zwischen diesen beiden Rassen ein tiefer Widerwille.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Riehl, W. H., Lebensrätsel. Fünf Novellen. Erste und zweite unveränderte Auflage. Oktav. XVI und 508 S. Brosch. M. 6.—. Eleg. geb. M. 7.—

Inhalt: Damals wie heute. — Gradus ad Parnassum. — Fürst und Kanzler. — Am Quell der Genesung. — Die Gerechtigkeit Gottes.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 7. Stuttgart, 18. Februar 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Erinnerungen an Neu-Guinea. Nach Tagebuchnotizen von F. Grabowsky. S. 121. — 2. Ein griechisches Kloster. S. 123. — 3. Skizzen aus Teneriffa. S. 126. — 4. Harar. Aus dem Italienischen von Julius Doden. S. 128. — 5. Das Familienleben und die Religion der Ainu. Von J. K. Goodrich. (Schluß.) S. 131. — 6. Ein Ausflug nach Arenenberg. S. 134. — 7. In einem persischen Dorfe fern von der Heerstraße. Eine Reise-Erinnerung. S. 135. — 8. Geographische Neuigkeiten. S. 137. — 9. Nachtrag zu dem Artikel über die „Südrussischen Kurgane." Von F. Hesse. — 10. Kleinere Mitteilungen. S. 139. — 11. Litteratur. S. 140.

Erinnerungen an Neu-Guinea.

Nach Tagebuchnotizen von F. Grabowsky.

I.

Am Mittwoch den 28. Oktober 1885, Nachmittags $3^1/_2$ Uhr, traten von Cooktown (Queensland) aus die beiden der Neu-Guinea-Kompagnie gehörenden Dampfer „Samoa" und „Papua" mit den zur Gründung der ersten Stationen herausgeschickten fünf Beamten, zu denen auch ich gehörte, und einer Anzahl von javanischen Arbeitern, die ich in Ostjava angeworben hatte (29 Männer mit 8 Frauen und 3 Kindern), die Reise nach Kaiser-Wilhelms-Land an. Ich befand mich an Bord der kleineren „Samoa", die unter der bewährten Leitung von Kapitän Dallmann die Führung übernahm, während die „Papua" in gemessener Entfernung folgte. Mit Sonnenuntergang giengen wir bei Three Islands vor Anker, weil es nicht rätlich war, das Barrier-Riff in der Nacht zu passieren. Mit Tagesanbruch wurden die Anker gelichtet, um 10 Uhr passierten wir Lizard Island, und um $^3/_4$11 Uhr giengen wir durch die One and half a mile opening des Barrier-Riffs in den Großen Ozean hinein. Leider bewahrheitete er seinen Zunamen der Stille Ozean durchaus nicht, und die nur 121 F. lange und 21 F. breite „Samoa" schaukelte so gewaltig und die Sturzseen ergossen sich so andauernd über das Deck des sehr niedrig liegenden Schiffes, daß die kleine dumpfe Schiffskajüte bald der einzige Raum war, wo man, ohne durchnäßt zu werden, sich aufhalten konnte. Unsere Javanen, Männer wie Frauen, litten fürchterlich an der Seekrankheit und fanden notdürftigen Schutz gegen die Wellen in dem kleinen Raum einer Dampfbarkasse, welche die ohnehin sehr wenig Raum bietende Samoa auf dem Vorderdeck beherbergte.

In der Nacht war die „Papua" außer Sicht gekommen; erst gegen Morgen sahen wir sie mit vollen Segeln uns nacheilen und Mittags so nahe kommen, daß wir Länge und Breite austauschen konnten. Wir befanden uns in dem das „Korallenmeer" genannten Teil des Ozeans auf 12° 24′ s. Br. und 147° 43′ ö. L.

Am 31. Oktober war die See etwas ruhiger geworden, und wir sahen gegen 4 Uhr die Dumoulin-Inseln; da die Luft jedoch trübe wurde, so giengen wir nicht in das unbekannte Fahrwasser hinein.

Eine starke Strömung hatte uns in der Nacht sehr weit westwärts abgetrieben, so daß wir am 1. November früh die Castori-, Arch- und Brunner-Inseln westwärts, die Dumoulin-Gruppe dagegen weit östlich von uns sahen. In einem großen Bogen fuhren wir sodann um Beehive- und Blanchard-Island herum und giengen um $^3/_4$11 Uhr bei Dinner-Island, gegenüber der Station der Londoner Missionsgesellschaft, vor Anker. Wir sollten hier einen Landsmann vorfinden, den von Dr. Finsch in der Station Blumenthal zurückgelassenen Hunstein, hörten aber von dem Leiter der Station, einem Südsee-Insulaner von Lifu, der bald mit einigen Papuas an Bord kam, daß Hunstein sich auf Killerton-Islands in der Milne-Bay befände. Nachdem wir dem Teacher — so werden diese Leute, die unter der Leitung der englischen Missionare stehen, genannt — einige Geschenke an Tabak und Zucker, woran er schon lange Mangel zu leiden vorgab, gemacht, verließen wir Dinner-Island Mittags 12 Uhr und fuhren durch die von Kapitän Moresby entdeckte China-Straße

in die Milne-Bay hinein, dampften nordwärts auf Killerton an und giengen auf Steinwurfweite von der größten der drei Inseln, Aroani, bei 9 Faden Wasser um $^1/_2$4 Uhr Nachmittags vor Anker.

Bald stieß ein Boot vom Ufer ab und Hunstein mit seinem Genossen, dem Schotten Paterson, kam an Bord, beide hocherfreut, endlich die lange erwarteten Schiffe zu sehen. Hunstein erzählte uns seine Erlebnisse auf der Station Blumenthal, die darin gipfelten, daß die Eingeborenen, nachdem die „Samoa" die Station verlassen hatte, immer brutaler geworden, daß sie die Station in Brand zu stecken versuchten und es so weit trieben, daß Hunstein und Paterson eines Nachts auf einem ihnen bekannten Wege die Ostspitze Neu-Guinea's durchqueren und auf Killerton Schutz suchen mußten.

Hier hatte sich Hunstein, um seine Zeit nützlich anzuwenden, mit dem Einkauf von Copra beschäftigt, der ziemlich lohnend war, da die Umgebung der Milne-Bay große Bestände von Cocosnüssen aufweist. Es befanden sich zur Zeit noch zwei Weiße hier, ein Finne, der Trepang fischte, und ein Australier, der Naturalien sammelte. Auch ein Teacher der Londoner Mission leitet diese östlichste ihrer Stationen; wir besuchten den Mann, der wie sein Kollege in Dinner-Island ziemlich gut Englisch sprach; er hatte sich ein nettes, zweistöckiges Haus gebaut, das Fenster besaß und durch Mörtelbewurf mit weißer Kalktünchung eine neue Aera in der Baukunst dieser Gegenden einleitet. Auch das Innere des Hauses war sehr reinlich; einige verschließbare Kasten bildeten das Mobiliar; der Fußboden war mit neuen Matten belegt; dieselben werden von den Papuas aus Pandanus-Blättern angefertigt, sind sehr dauerhaft und zeigen eigentümliche Muster. Diese Muster werden in der Art hergestellt, daß auf die frisch geflochtene Matte mit den Fingern ein Thonbrei in wellenförmigen Linien und Strichelungen aufgetragen wird. Dann legt man die Matten zum Trocknen in die Sonne, wodurch die unbedeckten Teile ausbleichen und sich etwas erheben, während die später vom Thon befreiten Teile etwas tiefer liegen und dunklere Färbung zeigen.

Vom Teacher mit einigen Cocosnüssen regaliert, wofür wir unsere Zigarrentaschen bei ihm entleerten, kehrten wir mit Sonnenuntergang an Bord zurück.

Am Morgen des 2. November waren die „Samoa" und die „Papua" von einer Flottille von Eingeborenen belagert, unter der aber nur wenige und schlechte Canoes bemerkt wurden. Weitaus die meisten Fahrzeuge bestanden nur aus 3—4 mit Lianen aneinander gebundenen Baumstämmen, die an beiden Seiten etwas abgestumpft waren, um dem Wasser weniger Widerstand zu bieten. Sie trugen ein, höchstens zwei Eingeborene, die in der Mitte in kniender Stellung saßen oder aufrecht standen; einzelnen diente als Ruder nur der untere, breitere Teil einer Palmblattrippe.

Die Mehrzahl der Erschienenen waren Frauen, die sehr dicke, bis etwa auf die Kniee reichende Röcke aus Cocosblatt-Fasern als einziges Kleidungsstück trugen. Sie zeigten lebhaftes Verlangen, mit uns in Tausch zu treten, und Tabak und Eisen waren die gesuchtesten Tauschartikel. Dafür bot man uns recht interessante Sachen an; namentlich hatten die Leute Steinbeile von einer Größe (19 cm. lang und 11 cm. breit) und Glätte, wie ich sie nie wieder längs der ganzen Nordostküste Neu-Guinea's gesehen habe und die später oft den Neid und die Habgier der Eingeborenen von Hatzfeldhafen wach riefen, wenn sie dieselben bei mir saßen.

Ferner wurden viel Armringe angeboten, besonders solche von der letzten abgesprengten Spirale von Trochus niloticus und breitere von Conus millepunctatus; letztere hatten noch allerlei verzierende Anhänge von harten, braunen Fruchtschalen und Kaurimuscheln und zierten die dunkelbraunen Arme der Papua-Damen ungemein.

Auch die Männer trugen Armringe, und zwar um den Oberarm; sie bestanden aus einem massiven ca. 6 cm. hohen Geflecht von etwa 1 cm. breiten, bräunlichen Rottanstreifen. Fläschenförmige Kalebassen, in denen pulverisierter Muschelkalk zum Betelkauen aufbewahrt wird, waren mit sauber umflochtenen Holzstöpseln geschlossen und wurden, in netzartigen Tragebeuteln mit sehr großen Maschen eingeflochten, am Arm oder Nacken getragen. Der schön geschnitzte Griff der Kalkspatel, mit denen man den Kalk aus der Kalebasse herausholt, war gespalten und bildete so ein primitives Musikinstrument, das, gegen einen anderen Gegenstand geschlagen, castagnettenartige Töne giebt. Zum Hervorheben der Ornamente werden die tiefen Stellen mit Kalk eingerieben, eine Methode, die den meisten Papuas der Nordostküste bekannt ist. Namentlich gravierte und mit Kalk eingeriebene Cocosschalen, die mit Seeschnecken und Muscheln gefüllt uns zum Verkauf angeboten wurden, zeigten geschmackvoll komponierte Ornamente. Schalen von Nautilus umbilicata wurden für ein Stückchen Tabak mit Freuden hergegeben, ein Zeichen, daß das an der Nordostküste selten vorkommende Tier hier viel vorkommen muß. Jeder Eingeborene hatte einen großen Vorrat von Nautilusschalen bei sich; das Tier wird gern von ihnen gegessen; alle Bemühungen, ein Tier in der Schale zu erhalten, blieben erfolglos.

So vergieng uns der Tag sehr schnell mit Handeln und Beobachten; indes brachte Hunstein seine Sachen an Bord und traf mit dem Teacher wegen der Copra, die er zurücklassen mußte, Vereinbarungen.

Am 3. November um 6 Uhr Morgens dampften wir weiter, auf das Ostkap von Neu-Guinea zu, wo auf der äußersten Spitze unter einem Walde von Cocospalmen ein Dorf liegt. Zwei kleine Inseln liegen in der Verlängerung des Ostkaps. Zahlreiche Riffe erschweren hier die Navigation sehr und Kapitän Dallmann verließ seinen luftigen Ausguck auf der Raa keinen Augenblick. Durch eine kaum die halbe Schiffslänge breite Straße fuhren

wir langsam hindurch, zu beiden Seiten kabbelte das Wasser über Korallenriffe hinweg, deren mannigfache Formen wir deutlich sahen. Die „Papua" folgte zögernd, kam aber glücklich durch die gefährliche Passage und nun gieng's mit vollem Dampf weiter. Bald näherten wir uns der Südküste der sehr gebirgigen Normanby Insel, und Kapitän Dallmann zeigte uns eine Bucht, wo vor wenigen Wochen ein Kapitän Miller beim Trepangfischen von den Eingeborenen erschlagen wurde.

Normanby erscheint stark bevölkert, worauf zahlreiche Rauchfeuer und viele Plantagen an den steilen Bergabhängen hindeuteten.

Auch die hohen Berge der Ferguson- und Goodenough-Insel blieben bis Sonnenuntergang in Sicht.

In der darauffolgenden Nacht steuerten wir direkt nördlich, passierten die Jurien- und Trobriand-Insel im Osten und traten mit dem Morgengrauen des 4. November (ziemlich genau beim Schnittpunkt des 8.° s. Br. mit dem 151.° ö. L.) in das deutsche Schutzgebiet ein.

Die starke östliche Dünung hatte die kleine „Samoa" so arg in Pendelbewegungen versetzt, daß wir alle in der Nacht kein Auge zumachen und nur mit allen Chikanen, durch Feststopfen mit Kissen und Festhalten, uns in den Kojen behaupten konnten. Kojen? ja so — deren gab es für Passagiere nur eine, deren glücklicher Besitzer ich war. Mein Gefährte rollte auf einer Matratze lustig auf dem Boden der Kajüte umher und mußte am Morgen nur froh sein, ohne Gliederverrenkungen davon gekommen zu sein.

Näher und näher kamen wir nun unserem Ziele, indem wir in Nordwestrichtung auf das Festland abhielten. Endlich, am 5. November, 6 Uhr Morgens, waren wir in der Nähe der Cretin-Inseln, und alle schauten neugierig auf das verheißene Land. Da — es war gegen 9 Uhr — sahen wir zu unserer Ueberraschung um eine Landspitze ein Boot hervorrudern, das die deutsche Flagge führte. Es gehörte zur deutschen Barke „Lübken", die mit Kohlen, Häusern und Lebensmitteln für uns von Sydney her in 18 Tagen heraufgesegelt war und seit 10 Tagen in Finschhafen auf uns wartete. Bald darauf lagen auch wir in Finschhafen vor Anker, von zahlreichen Canoes der Eingeborenen umschwärmt.

Während die „Lübken" bereits in Finschhafen lag, hatte auch ein französisches Kriegsschiff demselben einen flüchtigen Besuch abgestattet. Die Herren Franzosen sollen nicht wenig verwundert gewesen sein, ein deutsches Schiff bereits vorzufinden, dessen Kapitän ihnen Lootsendienste erweisen konnte.

Ohne viel Zeit zu verlieren, machten wir eine Rekognoszierungsfahrt durch den Hafen, der sich in drei Bassins gliedert, von denen aber nur das erstere für größere Seeschiffe brauchbar ist und etwa 5—6 derselben Schutz bietet; nur bei Nordwestwinden steht eine schwere Dünung in den Hafen hinein.

Wir kamen alle zu der Ueberzeugung, daß zur ersten Ansiedelung die im Hafen liegende Insel Madang, von unseren Kriegsschiffen seinerzeit „Holzinsel" getauft, am geeignetsten sei und traten mit den beiden Besitzern derselben, Aru und Jessari, wegen Verkaufs der Insel in Verbindung. Bald einigten wir uns über den Preis, und nachdem ihnen klar gemacht war, daß sie am nächsten Tage mit Abbruch ihrer Häuser, die sie nicht verkaufen wollten, beginnen müßten, unterzeichneten sie mit zitternder Hand einen Kontrakt, d. h. sie malten ein ihnen vorgemaltes Kreuz darunter, wonach wir die Insel für 4 Beile, 4 bunte Taschentücher, 4 Kalkpfeifen und 24 Stangen Trade-Tabak für die Neu-Guinea-Kompagnie in Besitz nahmen.

Obgleich beide Eingeborene vor Angst flatterten, waren sie doch augenscheinlich mit dem Handel sehr zufrieden und versprachen, am nächsten Morgen mit dem Abbruch der Häuser zu beginnen.

Außer den beiden Stellen, wo die Häuser standen, war die kleine Insel mit dichtem Wald bestanden; Wasser war nicht auf derselben. Dasselbe mußte entweder aus dem Bumi-Fluß, der außerhalb des Hafens in die See einmündet, oder aus dem Matatákum, einem Gebirgsbache, der im zweiten Hafenbassin einmündet, entnommen werden, bis die großen Tanks zum Sammeln von Regenwasser aufgestellt waren, die in Australien allgemein in Gebrauch sind und die wir in Cooktown auch angekauft hatten.

Den Hafen rahmte ein Gürtel von Mangroven ein; bei Ebbezeit konnte man trockenen Fußes von der Insel zum Festlande gelangen, wo hinter dem nicht sehr breiten Waldsaum einige Plantagen der Eingeborenen lagen, die uns aber als launi, d. h. unverkäuflich, bezeichnet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein griechisches Kloster.

Wer die Klöster der griechischen Kirche im Herzen Rußlands und namentlich in Moskau, Troiza, am Waldai- und Ilmensee, in Wladimir und Kiew gesehen hat, der wird außer im Typus der Bauart — der sich meist wiederholenden byzantinischen Architektonik — noch einen anderen harmonischen Punkt gefunden haben, worin fast sämtliche griechische Klöster übereintreffen. Dies ist der Schönheitssinn, der sich bei Gründung jener Klöster in Hinsicht auf die Wahl der örtlichen Lage ausspricht. Der Slawe hat überhaupt viel Takt in jener Beziehung, und seine Städte sind oft mit Vernachlässigung kommerzieller und merkantiler Zwecke mitten im grünen Urwald oder an den Gehängen lieblicher Hügel malerisch hingegossen, wo das Herz der zur Lust und zum Lachen aufgelegten Nation mit jedem wiederkehrenden Lenz neuen Stoff der Befriedigung aufnimmt. Hinter dem Walde dehnt sich vielleicht ein totbringende Gefahr entwickelnder Sumpf oder schließt

sich eine ermüdende, mehr von Sturmwinden durchjagte, als von Menschentritten berührte Steppe, die sich Hunderte von Werste weit ausdehnt; und von den Gehängen der Hügel herab, an denen die Häuser wie Schwalbennester kleben, gleitet zur Winterszeit der russische Schlitten, der Lenkung spottend, jählings zur Tiefe nieder und prallt wider Schnee- und Eisberge an, die der Orkan zusammengewirbelt, oder wird in Erdstürzen oder Uferklüften zerschellt. Ja, der Sturm, an der morschen Hügelkette wie eine züngelnde Schlange entlang laufend, bricht oft das Gebälke und die Sparren entzwei, welche die einfache Basis der russischen Familienhütte bilden, und der nächste Tag sieht die vom Unfall betroffenen Bewohner geschäftig, an derselben Unglücksstätte und aus den gleichen morschen Materialien die Hütte neu wieder aufzuzimmern. Denn das Auge des Jünglings, der jetzt Greis geworden, schweifte schon von hier aus kindesselig über die Stromebene hin und das Herz ergötzte sich, so lange seine Rückerinnerung reicht, an dem alljährlichen Aufblühen der Nelken und Tulpen, welche die weite Steppe zu seinen Füßen getragen.

Aber nicht allein an den Ursitzen des russischen Volkes beweist sich jener — man könnte sagen drastische — Schönheitstakt, der die Hereinziehung der Oertlichkeit in die Interessen der Baukunst erheischt, indem er die Naturszenerie allüberall, wo es irgend geht, bei Anlage der Wohnplätze zu Hülfe nimmt; vielmehr, wo immer der Slawe sich anbaut, da verrät sich dieselbe Sorgfalt in der Wahl des Wohnsitzes, wie er sie in der Heimat bewies. Der Russe will minder bequem leben, aber an einem hübschen, gemütlichen Orte, und steigern sich die Mittel, die er zur Anlage seines Hauses aufwenden kann, so steigern und verfeinern sich auch die Ansprüche, die an die Plastik der Natur erhoben werden. Daher haben die Reichen in den Großstädten während der Sommerszeit ihre oft im Versteck der Bäume so lieblich gelegenen Villen (Datschen), die der Westeuropäer sehen müßte, um seinem viel edleren Kunstgeschmack auch den feinen Natursinn des Slawen hinzu zu legen. Comment vous portez-vous? fragt der Franzose, dem die Tracht die Hauptsache ist; how do you do? der Engländer, der in der Thätigkeit sein Heil findet. Wie geht es? fragt der Deutsche, und seine Einbürgerung in alle Länder der Erde spricht für seine Wanderlust. Kak wy shiwete li? Wie wohnen sie? so fragt der Russe, dem eine freundliche Behausung als das Wichtigste im Leben erscheint. Nicht Tracht, Arbeit oder Wanderung ist sein Ziel, vielmehr kleidet er sich nachlässig, ist unthätig, wanderscheu, seinem Phlegma kann nur Genüge geschehen an demselben und immer demselben Orte; daher sind Eroberungszüge und Völkerwanderungen viel häufiger von romanischen und germanischen Stämmen ausgeführt worden, als von slawischen, die wohl die Waide wechselten, nicht aber das Land, den teuren Boden der Kindheit. Der Wohnsitz gilt ja eben dem Slawentum als das Höchste und Heiligste. In den geistlichen Kreisen herrscht in Rußland ungeheurer Reichtum. In den Tempeln und Klöstern der griechischen Kirche, zu welcher der Russe sich bekennt, ist demgemäß die meiste Sorgfalt auf Zier und Bauart sowohl, wie auf die Auswahl einer schönen Natur verwendet. Moskau liegt ausgebreitet auf dreizehn Hügeln. Fast die Spitze eines jeden ist bekrönt mit einem stattlichen Klosterbau, der seine Goldkuppeln weithin in die Ferne leuchten läßt, und dessen weißsteinerne Mauern, oft mit Türmen und Zinnen versehen, dem Auge, welches aus der Moskwa-Ebene auf die alte Zarenstadt schaut, eine Menge interessanter Wechsel- und Ruhepunkte darbietet.

Das Priestertum hat sich in der Mutterstadt Rußlands, wie in ganz Rußland und überall, wo der griechische Ritus herrscht, in seinen kirchlichen Bauten stets pomphaft erwiesen. Als die Russen in Wiesbaden einen griechischen Tempel gründeten, wählten sie zu seiner Anlage, die mit allem Pomp geschah, die schönste Stätte im ganzen Taunusgebirge. Welcher Badegast ließe diesen entzückenden Aussichtspunkt unbesucht? Wer kennt ferner nicht die malerisch gelegenen griechischen Tempel auf dem Pfingstberge und den Hügeln gegenüber der Pfaueninsel bei Potsdam? Die griechische Kirche in Baden-Baden, die russische Kapelle auf dem Roten Berg bei Stuttgart? Wenn die Russen Fuß faßten in Amerika, an dem schönsten Punkte im Angesicht des ewig brandenden Niagara würden sie eine Kirche, ein Kloster erbauen. In Amerika wird das Zarentum sein Regiment nicht ausbreiten, aber in anderen naturschönen Ländern, in Griechenland, Armenien, Syrien und Mittelasien geschah es seit Jahrhunderten oder geschieht noch gegenwärtig durch die kluge Taktik der modernen Politik. Als der blutige Kampf zwischen Drusen und Maroniten — 1860 — entbrannte, da hatte das St. Petersburger Kabinet Sorge zu tragen um die Erhaltung vieler griechischen Heiligtümer, womit es im Laufe der letzten Jahrhunderte den Libanon gleichsam übersäet hat. Hier ist das Land, welches durch seine religiöse Bedeutung als Ausgangspunkt der christlichen Lehre, aber in gleicher Weise auch durch seine Naturschönheit den ersten Rang vor allen anderen Ländern einnimmt. Ewiger Frühling herrscht hier und die Wälder tragen ewiggrüne Kronen, gleichzeitig mit Blüten und mit Früchten geschmückt. Die heilige, durch die Schriften des alten Bundes geweihte Ceder hat hier ihre Heimat. Daneben strebt die Cypresse, mit ihr um den Preis ringend, stolz und edel himmelan. Aber auch die Laubwaldung hat hier ihre reizendsten Arten aufzuweisen. Granaten- und Myrtenhaine, Pomeranzen- und Zitronenbüsche, Olivenwälder, Dattel- und andere Palmen wechseln in bunter Gruppierung untereinander ab, alle Stufen des Grüns, von der grauen bis zur saftigsten Tinte, malerisch darstellend. Ueber die Hügel hin ziehen sich Blumengewinde von Tulpen, Hyacinthen, Lilien und Rosen in den feurigsten Guirlanden, Düfte

verströmend, welche die Seele mit Entzücken füllen. Ueber alle Hügel hinweg, in grauer Ferne, hebt sich vom Horizont rasch ab der Riese Syriens, der Libanon, mit emporgehobenen Fingern zum Himmel deutend, denn es gliedert sich die langhingezogene Gebirgskette in viele einzelne Berggruppen und Gipfel, zwischen denen schäumende Silberquellen lustig dahinrauschen. Längs den Gehängen jener die Ebene rasch aufsuchenden Quellen folgend, haben die Bekenner der verschiedenen Religionen seit Jahrhunderten Kirche an Kirche, Kloster an Kloster erbaut, aber der griechische Glaube die meisten, und unter ihnen keines, welches dem Kloster Beligore den Rang streitig macht. Beligore ist, sowohl was die Großartigkeit des Baustyls, als was die Reize der Gegend betrifft, das erste Kloster im ganzen Umkreise des Libanon.

Zackig und schroff erhebt sich der zerklüftete Kalkfels, auf dessen überhängender Gipfelplatte die nach griechischer Art mit fünf Kuppeln versehene Kathedrale des Klosters (welches von der weißen Farbe des Felsens den Namen hat) emporsteigt. Schneeweiß getüncht sind die Wände dieses Tempels und die Kuppeln vergoldet mit Dukatengold, so daß beide Färbungen den Glanz des Klosters, zumal bei der Reinheit und Durchsichtigkeit der orientalischen Luft, weit in die Ferne hinaustragen. Dunkelgrüne Cypressenwälder bilden, wenn der Blick von der Tiefe emporsteigt, einen wunderbar davon abstechenden Hintergrund. Es ist, als ob Tag und Nacht sich einen. Der „Weiße Berg" gehört zu den Vorstufen des Libanon. Das Hauptgebirge steigt am Horizont machtvoll empor, violettblau, als hätte es sich satt getrunken am Azur des Himmels. Besonders sind es drei Berggipfel, die sich scharf markieren. Sie haben eine Meereshöhe von 6000—8000 F. Die allerhöchsten Zinnen des Libanon, die noch 2000—4000 F. höher aufsteigen, erreicht der Blick von hier aus nicht, wohl aber sieht er sie von der Plateauhöhe des Klosters, wo das Auge die ganze Ausdehnung der Libanon-Massen beherrscht. In vielfachen Windungen, auf Stufen, die in den Kalkfelsen gehauen sind, steigt man gegenwärtig zur Kathedralkirche von Beligore empor. Vormals dienten Leitern dazu, die Passage zum Kloster auf der letzten Strecke zu vermitteln. Nachdem ein Mönch einmal, in die Tiefe zurücktaumelnd, durch den Sturz das Leben eingebüßt, wurde die Höhe durch Einmeißelung von Stufen in den Felsen mittelst unzähliger Spiralen erreichbar gemacht. Man hat hier eine Simplonstraße im Kleinen. Das Kloster liegt auf den Ländereien einer Nachkommin des berühmten und berüchtigten Potemkin. Die Freigebigkeit dieser Dame kam dem Kloster und seinen Bewohnern trefflich zu statten. Aus ihren Schätzen, aus Staatsmitteln, endlich aus Kollekten, die man in ganz Rußland, Griechenland und Syrien anstellte, ward der großartige Bau hergestellt, der am Fuße der Bergkathedrale gegenwärtig sich hinzieht und mindestens den zehnfachen Umfang der ursprünglichen Kloseranlage einnimmt. An den Ufern des Nahr-Kadischa (des Flusses der Heiligen) zieht sich ein ganzer Kranz blendend weißer Gebäude hin, der sich durch eine künstliche Linie von Mauern und Türmen, die keck durch Gräben und Felsterrassen springt, mit dem Bergkloster in Verbindung setzt. Noch eine prächtige Kirche, mehrere Mönchsgebäude, ein Klosterteich und die schattigsten Myrten- und Cypressenhaine werden durch jene Umwallung in den Kreis des großartigen Beligore'schen Klosters gezogen.

Dasselbe besitzt außer der Bergkathedrale noch drei andere Hauptkirchen und Kapellen, alle im Inneren prächtig ausgestattet und zum Teil von Marmorsäulen getragen und mit marmornem Getäfel. Ueberaus glänzend eingerichtet ist die Wohnung des Archimandriten (Abts), die einen Altan hat, von wo aus man eine entzückende Aussicht genießt. Auch das Refektorium oder der Speisesaal der Mönche ist großartig in der Anlage, dagegen sind die Zellen der Klosterbrüder und die Behausungen der Klosterdiener klein und bescheiden. Eine Menge Höhlen und Grotten führen außerdem in den Fels hinein und dienen Solchen, die eine stete oder zeitweise Buße üben, zum Aufenthalt. Ueberall findet man dort Kreuze, Heiligenbilder und Reliquien von Märtyrern. Es geht übrigens die Sage, daß der ganze Fels von der Höhe der Kathedrale bis zum Fuß herab unterminiert sei und daß die Mönche im Falle einer feindlichen Ueberrumpelung sich einen Weg zur Flucht offen gelassen haben. Auch werden stets Kähne am Ufer unterhalten, welche schnell an das jenseitige Ufer tragen können, für den Fall, daß die Verbindung mit dem entgegengesetzten Stromland durch Abbruch der Brücke gehemmt wäre, welche gegenwärtig den Verkehr ermöglicht. Diese Brücke hat die Erbin der Potemkin'schen Reichtümer auf ihre Kosten erbauen lassen; auch ist ein großer Teil jener Häuser, welche die unmittelbare Nachbarschaft des Klosters bilden, sowie die Hütten und Balangane (Speicher) in den griechischen Dörfern am anderen Ufer des Kadischa durch ihre Gelder hergestellt worden.

Das Dorf Beligore ist der Sammelpunkt für den russischen Verkehr und Handel im ganzen Libanon. Hier finden chinesische, bucharische, persische, grusinische, armenische Handelsartikel Absatz. Man tauscht für Wolle Thee, für Oel, aus den Oliven der Umgegend gepreßt, Stahl- und Eisenfabrikate, für Feldfrüchte, die der Boden in hundertfacher Ernte bietet, Leinwand, Tabak und Spirituosen ein. Gro.

Skizzen aus Tenerifa.

I.

Ich war anfangs entschlossen, die Reise ganz allein zu machen, denn es erschien mir ebenso unnötig wie unklug, mich mit einem Führer zu belasten, welcher sicher das Land, das er zu kennen behauptete, ebenso wenig

kannte als ich, welcher krank werden und alle mögliche anspruchsvolle Pflege benötigen konnte und der gewiß mit allen möglichen religiösen und sonstigen Skrupeln behaftet war, die ihn abhalten würden, an einem Feste eine fremde Stadt oder ein Dorf zu betreten. Aber Lorenzo Despacho, von dem ich das Pferd gemietet hatte, übte einen Druck auf mich.

„Es ist fünfzig Leguas, Señor! Die Stute ist ein gutes Pferd — caramba! wenn auch ihr Herr sie so lobt. Aber angenommen, sie verliere ein Hufeisen?"

„In diesem Falle müssen wir ihr wieder eines auflegen lassen, mein guter Lorenzo", sagte ich.

„Ohne Zweifel, Señor; aber wie? Und wer wird nach dem Futter des Tieres sehen? Wie wollen Sie erfahren, ob das Pferd mehr als die Hälfte des Futters kriegt, welches Sie bezahlen? Am Aussehen des Bauches sehen Sie das nicht, denn die Welt ist schlecht und es gibt mancherlei schlechte Mittel, um der Stute den Magen zu füllen, ohne daß es sie eigentlich nährt. Und Sie sprechen nicht geläufig genug Spanisch, Señor — wenn ich mir erlauben darf, diese unhöfliche Bemerkung zu machen — um Sie aus einer Verlegenheit zu ziehen, wenn Sie unter Fremden sind."

„Hm, ja — das ist allerdings wahr! — was soll ich denn thun?"

„Nehmen Sie den Jungen José mit, Señor! Er wird eine Hülfe für Sie sein — ave Maria! — sollte ich meinen. Wenn Sie in Verlegenheit kommen, wird er um Hülfe rufen — und der Junge kann schreien, daß seine Schwester es hört, wenn sie eine Meile weit draußen im Felde arbeitet! — er wird dann irgend jemand herbeirufen und um Hülfe bitten, und der Weg wird ohne Zweifel wieder frei gemacht werden. Und der Gaul hat eine Neigung zu dem Jungen und wird auf sein Geheiß thun, was er, meines Bedünkens, Señor, auf Ihr Geheiß nicht thun würde, ein so gutes, frommes Tier die Stute auch ist! Und was den Kostenpunkt anbelangt, Señor, so soll es nur einen Schilling mehr für den Tag ausmachen, was ja natürlich nichts bedeutet."

Ich wollte, wie gesagt, den Knaben nicht haben, aber er kam trotzdem. Er war mir nicht ganz fremd, denn erst am gestrigen Tage hatte ich ihn beim Besuch der Pfarrkirche von Porto Orotava in Gesellschaft von anderen Jungen gesehen, wie sie sich am Altar mit einer Anzahl Kerzen unterhielten, die so hoch waren, wie sie selber. Einer dieser Jungen, ein Bursche von zwölf Jahren, gab sich mir als der Sakristan der Kirche zu erkennen und zeigte mir als solcher mit seinen Spielgenossen alle die kirchlichen Schätze dieses Gotteshauses, von der Riesenbildsäule der Maria an hinter dem Altare (welche schon für die feierlichen Prozessionen der Charwoche in schwarzen Sammt gekleidet war) bis zu dem silberbeschlagenen Krystallflacon, worin der Ueberrest irgendeines heiligen Weines von irgend einer Feierlichkeit seit so und so viel Jahren aufbewahrt wurde.

Als ich mir die Kirche und ihre alten Bilder zur Genüge betrachtet hatte, bestiegen wir den Kirchturm, um auf die Stadt herunter zu schauen. Hier waren drei Glocken, deren größte die Jahreszahl 1671 trug, und diese Glocke interessierte mich so sehr, daß ich, als der Junge José mir riet, sie zu läuten, mir kein Gewissen daraus machte, den Klöppel auf die gewöhnliche Weise an die Seite der Glocke anschlagen zu lassen. Der Ton war laut und wohlklingend, allein als die Jungen ihn hörten, flohen sie alle, der Sakristan voran, mit lautem Jubel die Treppen hinab. Da es mich aber wenig kümmerte, ob ich von irgend einer heiligen Stunde eine vorzeitige Warnung gegeben hatte oder nicht, so blieb ich bei den Glocken, bis ich genug von der Stadt gesehen hatte, stieg dann hinunter und begab mich nach meinem Gasthofe. Aus dieser Erfahrung glaubte ich schließen zu dürfen, daß José ein Spitzbube sei. Allein im Gegenteil erwies er sich darin, daß er seine Geschäftsstunden streng von seinen Spielstunden trennte, als ein eigentümlich begabter Junge.

Wir brachen an einem sonnigen Morgen in aller Frühe auf. Das Pferd erwies sich fromm und fügsam gegen mich, und ich kann es nur loben. José trug meinen Mantelsack, denn es schickte sich für einen Caballero nicht, etwas anderes mit sich zu führen als einen kurzen Stock mit einem kleinen Büschel Roßhaar an der Spitze, um sich der Fliegen zu erwehren. José behielt seine gelben Lederstiefeln an, bis wir aus der Stadt waren, dann schlang er sie über meine Schultern und sang aus voller Brust lärmende Madrigals. Ich lernte bald, ihm seine gute Laune jedesmal zu benehmen, denn ich brauchte ihm nur zu befehlen, daß er seine Stiefeln wieder anziehe. Unmittelbar darauf ließ er den Mund hängen und trollte in düsterem Schweigen hinter dem Pferde her mit dem nervenlos verdrossenen Gang eines Menschen, dem man alle seine Freuden genommen hat. Da er aber bei derartigen Gelegenheiten auch sehr verstockt und dickköpfig wurde und auch die einfachste und best accentuierte Bemerkung nicht verstehen wollte, so ließ ich ihn ebenso gern wieder barfuß wandern, als er es zu haben schien.

Einige Worte über die Konfiguration und natürliche Szenerie der Insel Tenerifa dürften meines Erachtens zum besseren Verständnis des Planes und der Freuden unseres kleinen Ausfluges notwendig sein. Jedermann weiß natürlich, daß es auf Tenerifa einen hohen Berg gibt, welchen man den Pik nennt. Manche Geologen behaupten sogar, der Pik sei die ganze Insel und das Land steige von der Küstenlinie an auf dem ganzen Umkreis von fünfzig Leguas stetig an in der einzigen und einfachen Absicht, die Vollkommenheit des Pik zu erzielen. Dies ist jedoch ein bestrittener Punkt und nur durch eine sehr genaue Untersuchung der Natur und des Alters der verschiedenen Bergzüge von Tenerifa zu lösen. Man hält den Pik für einen sehr steilen Hügel, allein in Wirklichkeit übersteigt

der durchschnittliche Neigungswinkel seines Anstieges vom Meeresspiegel bis zum Gipfel nicht 12 bis 13 Grad. Der Pik hat eine Höhe von 12,180 Fuß, und der Anstieg beginnt zu Orotava, das etwa zwölf Meilen von ihm entfernt liegt. Die paar letzten Tausend Fuß des Anstieges sind jedoch etwas steiler und ihre Steigung schwankt zwischen 30 und 42 Grad. Ueberdies ist der Boden ein feiner nachgiebiger Bimssteinsand, der den allerunsichersten Fußhalt gewährt und die allerschwächste Hebekraft und den schlechtesten Stützpunkt beim Steigen. Man sieht gewöhnlich nur den Kegel des Piks von Tenerifa vom Atlantischen Ozean aus und aus einer Entfernung von fünfzig bis zu hundert Meilen. Der übrige Teil der Insel liegt gewöhnlich in den Wolken versteckt, womit der Pik während des größten Teils des Jahres seine Lenden umgürtet. Und gerade das Aussehen des steilen vereinzelten Kegels, der gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebt, erweckt in einem den Gedanken, der Berg müsse so vollständig wie möglich ein Probestück für den Mut und die Zähigkeit eines Alpensteigers sein.

Was die Szenerie von Tenerifa anlangt, so ist sie eine merkwürdige: man kann auf dieser kleinen Insel im Atlantischen Ozean sich sein Klima so nachdrücklich wählen, als wenn man einen ganzen Kontinent zur Verfügung hätte, und natürlich wechselt die Vegetation mit der Temperatur. In der Küstenstadt Porto Orotava z. B. lebten wir inmitten von Palmbäumen, Bananen, blühenden Oleandern, Aloës und von Feigenbäumen. Die hier herrschende Hitze nach dem frühen Morgen machte selbst im März jede Körperbewegung zu einer entschiedenen Anstrengung; nicht als ob der Thermometer einen hohen Stand aufwiese, allein die Luft ist so trocken, daß einem die ganze Kraft aus dem Leibe zu strömen schien, um die Feuchtigkeit aufzusuchen, welche man nicht erlangen konnte. Wir lebten hier unter tropischen Bedingungen. Ein Mensch, welcher so unglücklich war, hier zu sterben, mußte sich darauf gefaßt machen, noch am selben Tag begraben zu werden. Und da die Abende in Tenerifa köstlich sind und ein Leichenbegängnis mit seiner Begleitung von singenden Priestern, Chorknaben mit Lampen und ähnlichem Gepränge eine höchst malerische Feierlichkeit ist, so dürfte der Verstorbene, wenn ihm etwas daran läge, versichert sein, daß eine große Menge von Freunden und Bekannten sich beeifern würde, ihm gleichzeitig ein ehrenvolles Geleite zum Grabe zu geben und etwas frische Luft zu schöpfen.

Allein in einer Höhe von zwei- bis dreitausend Fuß über Orotava, weiter hinauf an den Abhängen des Pik, ist das Klima ein ganz anderes: es ist natürlich kälter und erfrischender. Gersten- und Kartoffelfelder bedecken das Land und anstatt der mit reifen Früchten behangenen Bananen treffen wir Wälder von Kastanienbäumen, die kein Laub zeigen bis tief in den Mai hinein. Ueberdies sind wir hier inmitten der hartnäckigen Wolke, welche wochenlang andauernd um den Pik herum hängt. Vom untern Saum derselben können wir auf die besonnten Felsen und Sandflächen von Orotava herabschauen, aber um uns und über uns steht der Dunst dicht und undurchdringlich. Hier sind wir in der Zone, worin die Ziegen von Tenerifa leben und gedeihen. Sie steigen jeden Morgen zu den Küstenstädten herab, wohin ihre Hirten sie treiben und von Haus zu Haus sie führen und nach Wunsch jedes Kunden melken; dann klettern sie alle wieder den Berg hinan, um sich zu waiden, damit sie am andern Morgen wieder gemolken werden können.

Ueber der Zone der Kastanien liegt die Zone der Lorbeeren, nach den Lorbeeren kommen die Haidekräuter, welche in einer Meereshöhe von vier- bis zu fünftausend Fuß eine riesige Größe erreichen. Auf die Haidekräuter folgen die hellen gelben Kiefern und kämpfen unter den dürren verwitternden Laven und dem grauen Bimssteinsand, welche hier die heißen Felsen bedecken, um ihr Dasein.

Allein wenn wir die roten Dörfer von Orotava etwa siebentausend Fuß unter uns gelassen und sogar die Wolke überstiegen haben, welche die Insel umgürtet, so sehen wir keine andere Vegetation mehr, um das Auge zu erfreuen, als die silbergrauen Büsche der Retama (Pfriemkraut). Der Pik erhebt sich aus dem Mittelpunkt einer dürren unfruchtbaren Hochebene von gelbem Bimssteinsand, welche ungefähr zwanzig Meilen im Umfang hat. Im ganzen Umkreis dieser hohen Fläche ist keine einzige menschliche Wohnung. Der einsame Reisende, welcher aus Ermattung oder einer anderen ihn untauglich machenden Ursache zufällig hier oben sterben würde, dürfte durch die Thätigkeit der Sonne und der reinen austrocknenden Luft in eine treffliche Mumie verwandelt werden, ehe ein wandernder Ziegenhirte seine Leiche entdecken könnte.

Die Szenerie von Tenerifa ist so wechselvoll und die Insel so dicht zusammengedrängt, daß man in einem Tagesritt aus der Region der Palmen und Bananen durch Kastanienwälder und Dickichte von Haidekraut zu diesen selben nackten Strecken von Lavaschutt gelangen kann, wo die großen, metallisch-glänzenden, über die Schlacken hinhuschenden Eidechsen die einzigen Zeichen von Tierleben sind und wo die Atmosphäre so verdünnt ist, daß ein schwacher Mensch nach Atem ringt.

Ein weiterer kennzeichnender Zug in der Physiognomie des Landes muß hier noch erwähnt werden: die Barrancos. Diese tiefen Einschnitte in den Körper des Landes gehen strahlenförmig von dem alten Krater oder dem Plateau aus, von welchem der Kegel des Pik sich erhebt, und endigen nur an der Küste. Ich weiß nicht, wie viele Dutzende derselben es an den Nord-, West- und Südseiten der Insel gibt, mit Tiefen von etwa 1500—2000 F., welche der Reisende im Auf- und Abstieg durchklettern muß; manche derselben so eingerissen, daß ihre Seiten beinahe senkrecht sind.

In solchen Fällen ist die Wegspur beim Ab- und Aufstieg ein gefährlicher, gleichsam in den Felsen geritzter Zickzackpfad in den Felsenwänden, dazu ein Pfad, welchen die Feigencacteen förmlich zu überwuchern bemüht sind durch die Ausdauer, mit welcher sie ihre furchtbaren Stacheln über denselben in einander flechten. Man thut klug daran, in diesen Barrancos Pferde oder Maultiere ganz sich selbst zu überlassen, denn des Menschen eigener Fuß ist eine ziemlich lästige Verantwortlichkeit; und zum Beweis, daß der Fremde hier sein eigenes Leben in Gefahr versetzt, wenn er sich einfallen läßt, in diesen Schluchten leichtsinnig zu sein, sind hier an unheimlichen Stellen viele rohe kleine Kreuze aufgerichtet, um diesen oder jenen verhängnisvollen Unfall zu verewigen, und der Bauer, den das Schicksal Einem zum zeitweiligen Wegzeiger oder Reisegefährten zwischen zwei Dörfern gegeben hat, weiß gar nicht genug von solchen seiner Bekannten zu erzählen, welche sechs- oder siebenhundert Fuß tief über die Felsen in das trockene blaue Flußbett drunten gefallen sind, gerade wie Du gefallen sein würdest, wenn Du in diesem selben Augenblick nach links hinausgeglitten wärest. Als ich mit zwei oder drei dieser Barrancos von Tenerifa Bekanntschaft gemacht hatte, begann ich Lorenzo dafür zu segnen, daß er mir José mitgegeben hatte, um das Pferd zu halten.

Am ersten Tage unserer Reise blieben uns diese besonderen Prüfungen erspart. Wir sollten in dem Städtchen Icod übernachten, wohin beinahe auf dem ganzen Wege eine Landstraße führt. Wir hielten uns zum größten Teil ungefähr tausend Fuß über dem Meere, zur Linken eine viele Hundert Fuß hohe Felswand, zur Rechten eine Dschungel von nützlicher Vegetation bis zur Küstenlinie hinab. Die grüne Draperie der rötlichen Felsen dieser senkrechten Mauer war sehr schön. Frauenhaar und andere Farne wuchsen breit aus der Mitte eines hängenden Gartens von Brombeeren, wildem Wein, verkrüppelten Feigenbüschen und Johannisbrotbäumen 2c., und die Wassertropfen rieselten von den Blättern in einen Kanal, der das köstliche Naß unter die Bohnen und Kartoffeln auf der anderen Seite des Weges verteilte.

Zwischen Orotava und Icod liegen zwei Städtchen, Realejo und Ranebla. Realejo ist auf einem hohen Abhang erbaut, an einer Schlucht, die über den Abhang verläuft und das Städtchen in zwei Teile scheidet. Es ist ein hübscher Platz mit seinem weißen, sich hoch über die Häuser erhebenden Kirchturm und den seltsamen Kandelabern der über einander sich erhebenden Aeste der Drachenblutbäume. Es ist auch geschichtlich berühmt, denn hier verzichtete im Jahre 1496 der König der Guanchen oder Ureingeborenen von Tenerifa auf seine Oberherrschaft, willigte ein, sich taufen zu lassen und den König von Spanien zugleich als König von Tenerifa anzuerkennen. Der arme alte Bencomo! Er hatte zwei Jahre lang einen tapfern, wenn auch unpolitischen Krieg gegen die Spanier geführt. Die erste Schlacht war ein Sieg gewesen, auf welchen er stolz sein durfte, denn er erschlug achthundert Spanier von dem kleinen Heere von zwölfhundert Mann. Allein die natürliche Herzensgüte (oder Einfalt, wenn man so will) des Guanchenkönigs verbot ihm, diesen Sieg auszunützen, indem er den Rest seiner Feinde aus dem Lande jagte, dessen sie sich so unklugerweise bemächtigt hatten. Er ließ die Spanier ausziehen und ihre Streitkräfte von der Halbinsel aus verstärken; ja noch mehr, er sandte ihnen einige Dutzend Gefangene, welche er in der Schlacht von Matanza gemacht hatte, mit der Botschaft zurück, er führe keinen Krieg mit hülflosen Männern, wie sie seien, und er versah sie dann so selbstlos, als ob er ein christlicher Ritter und kein bloser Heide oder Barbar wäre, mit Lebensmitteln. Zwei Jahre nach der Schlacht von Matanza stießen die Spanier und Guanchen wieder zu einem Kampf zusammen, welcher entscheidend sein sollte, und hier traf Bencomo, dem die durch den Tod infolge von Krieg und Pestilenz verursachten Verluste so vieler Tausende seiner Unterthanen das Herz gebrochen hatte, zur Ersparung weiteren Blutvergießens ein Uebereinkommen und beugte sein Haupt zur Unterwerfung im Lager Lugo's des Conquistadors.

(Fortsetzung folgt.)

Harar.

Aus dem Italienischen von Julius Doden.

Harar, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, liegt 270 Km. vom Golf von Aden unter 42° 24′ 36″ östlicher Länge und 90° 23′ nördlicher Breite am Fuße eines Berges, etwa 1885 m. über dem Meeresspiegel. Die Stadt nimmt einen Flächenraum von ungefähr 50 Ha. ein. Der Untergrund ist von rotem körnigen Granit; vom selben Material sind die Häuser gebaut, die, bei Sonnenuntergang gesehen, ein eigentümliches und merkwürdiges Bild zeigen, welches noch durch ihre malerische Lage und ihre eigenartige Bauart erhöht wird. Die imponierende Höhe des benachbarten Berges Konkuda (3500 m.), sowie jene des Gara Abdul, welche Gipfel der Kette des Kondela sind, verleihen der Stadt einen prächtigen Hintergrund. Die Stadt ist nach allen Richtungen von sehr schönen Gärten mit Bananen und Kaffeestauden umgeben, welche dieselbe besonders um die Zeit der Blüte mit einem Kranze von Lilien zu umgürten scheinen und dem Fremden ein Bild von der Schönheit der afrikanischen Natur bieten. Das außerordentlich angenehme und milde Klima läßt annehmen, daß dieser Winkel Afrika's sein Paradies sei, da sich seinesgleichen nicht auf dem ganzen schwarzen Kontinent findet.

Der ganze Flächenraum der mit Mauern umgebenen Stadt ist buchstäblich durch Gebäude eingenommen, ja,

ich möchte sagen, daß die Häuser dort einander stützen. Hierin unterscheidet sich gerade Harar von den übrigen afrikanischen Städten, insbesondere von denen des westlichen Sudans, die in ihrem Innern ganze Hektaren unbebauten und unbesetzten Landes darbieten und auf diese Weise deutlich ihren Verfall und die verschwundene Größe zeigen. Wie die Stadt sich heute unseren Augen darbietet, wurde sie von Emir Nur gegen Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut und mit Mauern umgeben, und daß die Stadt sich somit immer mehr verbessert hat, das bezeugt die Zahl der Häuser, die seit jener Zeit bis heute beträchtlich vermehrt worden sind. Die Bewohner von Harar erzählen, daß die um die Moschee Abadir liegenden Häuser die ältesten Gebäude der Stadt seien, was als sicher erscheint, wenn man annimmt, daß diese Lage den höchsten Teil des Berges ausmacht. Von diesem Punkte ausgehend, breitete sich die Stadt vorzüglich gegen Nordosten aus.

Die Mauern von Harar umschließen mehrere Tausende von Häusern und Hütten. Die Häuser sind mit Terrassen versehen, haben nur Erdgeschoß oder höchstens ein Stockwerk; die Fenster blicken auf einen inneren Hof, die Wohnungen liegen eng nebeneinander. Die erwähnten Gebäude sind rechtwinkelig, schließen einen kleinen Hof ein und sind von außen von einer kleinen Hecke umgeben. Jedes Haus steht einzeln da; beim Bauen achtet man keineswegs auf die Regelmäßigkeit der Straßen; diese bilden sich durch die Anlage der Häuser, deshalb sind es nur enge Pfade, die nach allen Richtungen laufen. In bunter Unordnung sind die steinernen Häuser und die Manas der Galla erbaut, stets aber mit kleinen Gärtchen oder Höfen in der Nähe oder mit kleinen Plätzen vor den Thüren. Aus dem Haufen von Häusern ragen hier und dort alte Sykomoren hervor, welche dieselben mit ihren Zweigen beschatten. Auf den höchstgelegenen Punkten der Anhöhe und der Abhänge gegen Nordwesten zu befindet sich ein 5—6 m. breiter Raum, der sich von einer Seite ausbreitet und einen Platz bildet, der von den Kasernen, den Moscheen und dem Palast des Emirs umgeben ist. In Harar gibt es keine Straßen wie die unsrigen, sondern blos, wie schon gesagt, Pfade oder Verkehrswege. Das Wasser, welches in der Regenzeit vom Berge herunterfließt, hat weite Krümmungen gebildet und große Massen von viereckigen und pyramidenförmigen Steinen blosgelegt, zwischen welchen die Leute passieren, und auf welchen sie gehen müssen. Alles das bietet Schwierigkeiten dar nicht nur für die Fußgänger, sondern besonders für die Karawanen, welche mit ihren schwer beladenen Lasttieren mannigfaltigen Gefahren ausgesetzt sind.

Längs den vorhin erwähnten Krümmungen konnte man nur in einer beträchtlichen Entfernung Häuser bauen, und daher rührt es, daß man häufig ganze Strecken freien Landes Straßen zu nennen pflegt. Wenn diese Krümmungen bis an die Stadtmauern reichen, so wird man dort sicherlich ein Thor finden. Solcher Thore, Abantico, gibt es zu Harar schon fünf, nämlich als erstes die Bab-el-futuch oder das nördliche Thor, welches früher Aksumbari (Thor von Aksum) genannt wurde und zwar, weil durch dieses die für Abessinien bestimmten Karawanen passierten. Heute führt die Straße, welche bei diesem Thor beginnt, in das Gebiet der Nole-Galla. Dies ist noch das einzige Thor, welches sich im Norden der Stadt befindet. Gegen Osten befindet sich das Bab-er-rahmah, genannt Argobbari, d. h. „Thor gegen Argobba", eine Kolonie von Muselmännern, welche späterhin nach Harar einwanderten. Gewiß nahmen diese einen der fruchtbarsten Teile Harars in Besitz. Dieses Thor führt zum Thal von Erev und dient jenen Karawanen, wlche sich nach der Berberei richten, zum Durchgang. Das südliche Thor ist das Bab-es-salam, früher Sukutai-bari oder auch Bassa-dimo genannt. Seine heutige Benennung ist ihm durch die Aegypter zuteil geworden. Zwei Thore blicken nach Westen: das von dem benachbarten Berge so genannte Bab-el-Hagim und das Bab-en-nazr, beide gegen das Land der Galla zu.

Die Thore sind sehr eng, gut bewacht und werden beim Anbruch der Nacht bis zum Tagesanbruch geschlossen. Gewöhnlich befindet sich vor einem jeden dieser Thore ein kleiner Platz auf welchen die Pfade und Wege münden. Die Mauern der Stadt sind gut gebaut, etwa 4—5 m. hoch und durch zahlreiche Bastionen und Türme befestigt. Die Aegypter pflegten an wichtigen Punkten kleine Forts zu errichten und erhielten die Mauern in vorzüglichem Zustande. An vielen Stellen sind die Mauern an der Basis geöffnet, um das Wasser in der Regenzeit durchfließen zu lassen. Die Hyänen benutzen diese Oeffnungen, um in die Stadt zu dringen. Wenn die Regenzeit vorbei ist, schließt man die Oeffnungen mit Dornsträuchern, um dem Schmuggelhandel vorzubeugen. Im Innern der Stadt werden die Flanken der Mauern von ziemlich breiten Durchgängen gedeckt, welche zu den Bastionen führen, damit die Verteidigung leicht und sicher von statten gehen kann.

Außer dem obenerwähnten Hauptplatze auf dem höchstgelegenen Punkt der Anhöhe gibt es noch den sogen. Suq (Marktplatz), ein unregelmäßiges Viereck, welches ganz von Läden eingeschlossen wird. Auch dies ist ein wichtiger Platz für die Stadt. Thatsächlich werden auf diesem Platze während der Nachmittagsstunden die wichtigsten Geschäfte abgeschlossen und er ist zu jener Zeit sehr bevölkert. Heutigen Tags ist der Suq zu klein und ungenügend für die Handelswelt, welche dort zusammenströmt. Daher kommt es denn, daß während der Geschäftsstunden auch dessen Umgegend von Handelsleuten gedrängt voll ist.

An bemerkenswerten Gebäuden gibt es in der Stadt noch sehr wenige, und diese sind nicht einmal großartig, noch prunkvoll. Es ist dort, um eins zu erwähnen, der Palast des Emirs, ein stark in die Höhe steigendes Gebäude, einfach, von drei großen runden Hauptgebäuden

mit flachen, weißgefärbten Dächern. Aber bewundernswürdig an demselben ist die außerordentlich einfache Bauart, sowie die Anordnung der Nebengebäude. Diese Gebäude bieten das Ansehen von Kasernen dar und sind derart angelegt, daß, wenn man dieselben von der Umgegend aus betrachtet, man sie für Exerzierplätze halten muß.

Die Zimmer des größeren Gebäudes sind ein wenig höher als alle übrigen der Stadt und es befindet sich vor dem Eingange eines jeden ein kleiner, mit Blumen ausgefüllter Raum. Durch seine offenbar ägyptischen Formen zeigt es seinen Ursprung. Man bemerkt noch leicht die Stelle einer dunklen Kammer mit unterirdischem Gefängnis, welche in einen der Höfe umgeformt worden ist. Die nördliche Seite des Hauptgebäudes ist von weit ebenmäßigerer Bauart, im unteren Teile jedoch bemerkt man ein neuerbautes Stockwerk. Auf allen Vorderseiten gewahrt man denselben in Westafrika, besonders in Segù-Sikoro angewandten architektonischen Schmuck. Diese Gebäude sind die einzigen, deren Fenster nach der Straße und dem Platze zu geöffnet sind; zwei andere, welche ebenfalls solche besitzen, verdanken Aegyptern ihren Ursprung. Diese zahlreichen Kasernen gestaltete der Emir Abdullah nach dem Rückzug der Aegypter zu Moscheen, welche gegenwärtig in ihrem blendenden Weiß in großer Zahl, ich glaube einundachtzig, über einen Teil der Stadt hervorragen. Die höchste Moschee der Stadt wurde durch Rauf Pascha, den ersten ägyptischen Statthalter, erbaut; sie liegt dem Palast des Emirs gegenüber, obwohl sich im selben Gebäude in früheren Zeiten schon eine Kirche befand. Die Dschama Rauf, allgemein unter dem Namen ihres Schöpfers Rauf bekannt, ist ein einförmiges Gebäude mit weiter Wohnungen auf der Vorderseite, blos durch zwei Fenster erhellt und von einem mit scharfen Spitzen versehenen Minaret von der Gestalt einer Cigarre überragt. Dieses in Weiß angestrichene Gebäude von persischem Stil enthält zwei Galerien. Die weißen Wände werden während der Regenzeit mit einer roten Tünche überstrichen. Eine rohe Thür bildet den Eingang zu der Dschama. Vor dem rechten Flügel derselben befinden sich, mit dem Gebäude der Moschee verbunden, Hütten für Straßenräumer, Bettler und Koranleser. Zu Harar zählt man zwölf Schulen für den Koran und die Kultdiener. Das Innere der Moschee wurde mir nicht zu besuchen erlaubt, doch glaube ich nicht, daß dieselbe irgend etwas der besonderen Erwähnung Würdiges enthält.

Von anderen nennenswerten Moscheen gibt es nur die von Schech Abadir, d. h. jene des Nationalheiligen von Harar, außerdem die von Omar-ed-din und die Moschee von Ridwan Pascha, nahe dem Suq. Die letztere wurde zur Zeit des Einfalls der Galla errichtet. Endlich bedarf diejenige von Abd-el-qatir noch der Erwähnung. Diese wird von zwei im persischen Stil erbauten anmutigen Minarets überragt, welche von denen der Dschama Rauf in der Bauart weit verschieden sind. Sie liegt in der Nähe von Bab-el-futuch und Bab-ec-namah und wird viel besucht. Alle diese heiligen Gebäude wurden dem Anschein nach zur Zeit erbaut, in welcher sich zu Harar die Schîa-Sekte[1] verbreitete, woraus folgt, daß ihr Ursprung sich schwerlich weit vom 15. Jahrhundert entfernen kann, obwohl die Einwohner dieselben für sehr alt ausgeben und sie auf die Zeit des ersten Khalifats zurückführen.

Die Aegypter haben es sich unter der Schutzherrschaft von Rauf Pascha angelegen sein lassen, die Stadt zu erneuern, und haben dabei den Gesetzen der Schönheit Rechnung getragen. Sie haben auch ganz neue Bauten aufgeführt inmitten und neben der schönen obenerwähnten Dschama Rauf, nämlich ein Krankenhaus sowie ein Holzmagazin gegen den westlichen Teil der Stadt. Dieses letztere ist zur jetzigen Zeit ein mit mächtigen Mauern umgebener Hof, der zur Lagerung des Getreides verwendet wird. Von außen bemerkt man dies jedoch keinesfalls, so daß, wenn man diese Kornscheunen von außen betrachtet, man sich überrascht frägt, wozu denn doch wohl jene cyklopischen Mauern gebraucht werden mögen.

Zum Zwecke der Erhebung der Abgaben und einer statistischen Aufstellung wurde die Stadt zur Zeit der Aegypter in 147 Abschnitte eingeteilt. Jeder Vorstand verwaltete seinen kleinen Teil. Die Zahl der steinernen Häuser in der Stadt dürfte man auf mehr denn 8000 schätzen, die der Hütten der Gallas auf 1500; jedes Haus sowie jede Hütte wird nur von einer Familie bewohnt. Die Zahl der Einwohner von Harar betrug am Anfang des Jahres 1885 nebst der ägyptischen Garnison etwa 42,000. Letztere beträgt vielleicht 2000—3000 Mann, da die Bevölkerung auf 39,000—40,000 Seelen geschätzt wird. Zwei Drittel der Einwohner gehören dem weiblichen Geschlechte an, woher es sich erklärt, daß man so sehr häufig Frauen begegnet. Von den Einwohnern sind 24,000—25,000 Hararianer, etwa 6000 Galla, 5000 Somali. Diese alle haben sich hier naturalisiert und dieselben Lebensgewohnheiten ihrer Brüder von Zeila und Berbera angenommen. Außerdem 3000, welche die abessinische Nationalität aufgegeben haben. Diese stammen aus den Provinzen Schoa und Amhara. Endlich gibt es dort augenblicklich 100 aus Yemen stammende Araber, 50 Türken, zum größten Teil aus dem militärischen Dienst getretene Baschi-Bozuks, 11 griechische Kaufleute, 3 Italiener, 3 Franzosen (Missionare), einige Syrier und Inder. Letztere haben sich daselbst als Handelsvermittler niedergelassen.

Nach der Besetzung durch die Aegypter wurden die Europäer vertrieben. Ebenso wandten sich die Syrier in großer Anzahl nach der Küste. Eine gewisse Anzahl Neger aus Darfur (Sudanesen), die ehemals im Dienste Aegyptens standen, traten als Soldaten beim Emir ein und sollten daher in der oben erwähnten Zahl mit eingerechnet werden. Nach der ethnographischen Lage sind die Bewohner Harars

[1] Die Anhänger der Lehre Ali's.

äthiopischen Ursprungs. Es ist augenscheinlich, daß der äthiopische Zweig der Semiten früher ein viel größeres Gebiet einnahm als gegenwärtig, und dem entsprechend bemerkt man, daß in jenen Gegenden sich Dörfer befinden, in denen zwischen fremder Bevölkerung noch die ursprünglich äthiopische Sprache gesprochen wird. Besonders waren es die Dörfer im Ost-Süd-Osten, im Reiche von Schoa. Die westliche Grenze der äthiopischen Bevölkerung in diesen Gegenden reichte wahrscheinlich bis zum Flusse Errer und vielleicht noch etwas weiter. Sie trifft zusammen mit einer natürlichen Grenze, da wo im Osten das fruchtbare Land aufhört und ein unfruchtbarer und vulkanischer Boden beginnt. Die prächtigen Ruinen im Thale Errer zeigen die Grenze des semitischen Elements, das sich nach Osten nicht weiter ausdehnte.

Das Familienleben und die Religion der Ainu.

Von J. K. Goodrich.

(Schluß.)

Ehebruch gilt bei den Ainu für ein großes Verbrechen und wird streng bestraft; die schuldigen Teile (wenn sie nicht junge Leute sind, welche durch Heirat ihr Vergehen sühnen können) werden manchmal an den Fersen aufgehangen, bis sie beinahe tot sind. Die anderen Verbrechen, welche durch allgemeine Zustimmung geahndet wurden, waren, nach Batchelor, Diebstahl, Blutschande, Mord, Selbstmord, Kindsmord, Ungehorsam gegen die Eltern, Götzendienst und Preisgebung der Person. In früheren Zeiten wurde jedes Dorf von drei Häuptlingen regiert, die dem Sara dienstbar waren. Diese Häuptlinge hatten niemals unbedingte Machtvollkommenheit; alle Verbrecher wurden dem Urteil von so vielen Mitgliedern der Gemeinde unterworfen, als zugegen sein wollten.

Insofern es keine Familie, keine Dorf-, Stammes- oder nationalen Rechte zu achten gibt, kennt man kein eigentliches Vater- oder Mutterrecht. Oder es würde vielleicht genauer sein zu sagen: insofern die Weiber ihr ganzes Leben lang als Dienerinnen und nur dann als Mütter anerkannt werden, wenn sie das geeignete Alter haben, so beruht die Persönlichkeit der ganzen Familie auf derjenigen des Gatten und Vaters, solange er lebt. Sobald er stirbt, ist er sogleich und unbedingt vergessen (ausgenommen in so weit, als er hernach noch erwähnt wird), und jedes überlebende Mitglied seiner Familie geht fortan seinen eigenen Weg und bekümmert sich in keiner Weise um die anderen. Wenn ein Mann stirbt und eine Familie von kleinen Kindern hinterläßt, so geht die Sorge für dieselben auf die Mutter über, bis der älteste Sohn das Alter von etwa 18 Jahren erreicht, worauf er das Haupt der Familie wird. Weibliches Erbrecht ist ganz unbekannt, wie dies nicht anders in einer Gesellschaft erwartet werden kann, in welcher Frauen überhaupt keine Rechte haben. Wenn ein Mann so unglücklich ist, keinen echten männlichen Erben zu hinterlassen, oder wenn er aus Sorglosigkeit einen solchen nicht adoptiert hat, so geht sein Besitztum an seinen nächsten jüngeren Bruder oder an seinen nächsten männlichen Verwandten über, wenn er keine Brüder durch Geburt oder Adoption hat.

Ist ein Ainu-Mann sehr krank (denn die Weiber dürfen überhaupt nicht beten), so wird er die Feuergöttin, welche für eine große Reinigerin gilt, folgendermaßen anrufen: „O Feuergöttin, geruhe, auf mich herabzublicken!“ Wenn sein Tod herannaht, legt sich der Hausvater auf seiner eigenen Seite des Herds dicht an das Feuer, teils um der Wärme willen, aber wahrscheinlich einigermaßen auch wegen irgend eines möglichen Vorteils, welchen ihm die Nähe des Bereichs der Feuergöttin verschafft. Der Häuptling und die Aeltesten des Dorfes und die nächsten Freunde und Verwandten kommen dann, um ihn zu besuchen, die Männer, um zu beten und den Göttern zuzutrinken, während die Weiber in ziemlich geräuschvoller Weise weinen und wehklagen, da ihnen der Trost der Religion versagt ist. Es gibt aber Zeiten, wo die Geduld der betenden Männer erschöpft wird, wenn sie auf ihre Fürbitten keine günstige Antwort enthalten. Herr Batchelor berichtet von einer Sterbeszene, welcher er selbst beiwohnte, wo zwei Männer zu der Göttin des Feuers und ein anderer durch das östliche Fenster zum Sonnenaufgang beteten, während ein anderer nach der nordöstlichen Ecke der Hütte schaute und heftig auf alle Götter fluchte und sie etwa folgendermaßen anredete: „Ihr Thoren! warum schenkt ihr uns nicht einige Aufmerksamkeit? Könnt ihr denn nicht sehen, daß dieser Mann in großer Gefahr ist? Hier haben wir nun für ihn gebetet und gefleht und er wird doch nicht besser. Was habt ihr denn? seid ihr taub? könnt ihr uns nicht hören?“

Sobald der Tod wirklich eintritt und die Anwesenden durch die Kälte des Körpers überzeugt werden, daß unbedingt keine Hoffnung auf Rettung mehr vorhanden ist, so beginnen sie sogleich die Vorbereitungen zur Beerdigung. Die Leiche wird nicht in irgend einer Weise gewaschen oder gesalbt, denn die Einbalsamierung ist unter diesem Volke ganz unbekannt; man zieht derselben ihre neuesten Kleider an, und das äußere Kleidungsstück, welches beinahe zu den Füßen reicht, wird um den Körper gelegt und vorn wie ein Stiefel zusammengeschnürt und mit dem Gürtel umgürtet; Füße und Hacken werden sorgsam eingehüllt, womöglich in weiße Lappen, und Hände und Arme werden in ähnlicher Weise bedeckt. Dem Manne werden Bogen und Köcher und seine Flinte an die Seite gelegt und Pfeife und Tabaksbeutel in den Gürtel gesteckt. Diese Gegenstände, mit möglicher Ausnahme der Rauchrequisiten, werden aber nicht mit der Leiche begraben, sondern einfach als Abzeichen seiner Mannhaftigkeit ihm während des nun folgenden Leichenschmauses beigegeben. Zu diesem Feste werden durch die Witwe und weiblichen Verwandten Kuchen

aus Hirsemehl gemacht und so ziemlich in derselben Weise wie Klöße in Wasser gesotten und von den Männern verspeist, welche sich bei dieser Gelegenheit versammeln, wobei eine Menge Saké getrunken wird. Dem Andenken des Verstorbenen und den Göttern wird ein kleines Dankopfer dargebracht, indem die Männer das eine Ende von geschnitzten flachen Stäben, deren sie sich als Schnurrbart-Aufrichter bedienen, in den Saké tauchen und damit einige Tropfen auf den Leichnam, gegen den Herd, das östliche Fenster, die nordöstliche Ecke des Hauses und den Platz vorn um dasselbe herum sprengen. Der Akt des Sakétrinkens an sich ist schon ein religiöser, denn sie sagen, indem sie den Göttern zutrinken, bezeugen sie denselben ihre Verehrung; je mehr sie daher trinken, desto besser; und eine Gelegenheit, wobei alle bis zu absoluter Betäubung betrunken werden, bereitet nach der Ansicht vieler Ainu den Göttern Vergnügen und verschafft den Trinkern besonderen Segen. Da der Häuptling des Dorfes zugleich dessen Priester ist und alle religiösen Zeremonien verrichtet, so ist seine Anwesenheit bei dem Leichenschmause wesentlich. Er leitet das Ritual — wenn man die Orgien dieses Ausdruckes würdigt — die Männer nehmen sämtlich daran teil und die Weiber besorgen die Bedienung. Wenn der Häuptling aus irgend einem Grunde am Erscheinen verhindert ist, so schickt er einen Stellvertreter.

Wenn die Kuchen verzehrt sind, der Saké aller getrunken ist und die Männer sich von den Wirkungen desselben wieder so weit erholt haben, daß sie wieder gehen können, so wird der Leichnam an eine Stange gebunden, von den nächsten männlichen Verwandten zu Grabe getragen und unmittelbar beerdigt. Hiefür wählt man keine besondere Zeit und auch der Lage des Grabes schenkt man keine besondere Aufmerksamkeit. Dies erscheint sehr seltsam, wenn man sich erinnert, daß der Osten für die heilige Richtung gilt, und man würde daher natürlich vermuten, man werde einige Sorge tragen, um dem Leichnam genau die Lage von West nach Osten zu geben, vielleicht mit leicht erhöhtem Haupte in der Richtung nach der aufgehenden Sonne. Dies ist jedoch nicht der Fall: es wird ein seichtes Grab gegraben, der in eine Matte eingewickelte Leichnam hineingelegt, vielleicht noch einige Steine daraufgelegt, damit keine Tiere die irdischen Ueberreste stören können, dann hastig die Erde daraufgeworfen und die Leiche ihrem Schicksal überlassen. Bisweilen werden Pfeife und Tabaksbeutel oder ein kleines Päckchen Tabak dem Toten ins Grab gegeben, wenn er ein besonders eifriger Raucher war. Diese Thatsache und die weitere, daß man einen tüchtigen Knüttel ins Grab legt, um den Mann mit einem Verteidigungsmittel zu versehen, deutet auf den Glauben an einen Uebergangszustand hin; allein der Ainu hat nur eine nebelhafte Vorstellung von einem zukünftigen Zustand und besonders von einem Fegefeuer oder von dem Uebergang der Seele (welche man sich dann naturnotwendig als unsterblich denken müßte) in ein Leben nach dem Tode, wo sie im Pokna moschiri (Fegfeuer) Lohn oder Strafe empfangen würde. Batchelor sagt: „Man nimmt an, daß die Bösen dort von unreinen Geistern, nitun kamui, gequält werden; aber worin die Belohnung der Guten bestehen soll, davon haben die Ainu keine Vorstellung."

Es herrscht der Brauch, zu Häupten des Grabes einen kurzen Stock aufzupflanzen, dessen geschnitztes oberes Ende das Geschlecht der hier begrabenen Person anzeigt. Ist der hier ruhende Tote ein Mann, so wird dem oberen Ende des Stockes die Gestalt einer Speerspitze gegeben, ist es ein Weib, so stellt dasselbe eine roh gestaltete Kugel dar. Man kennt unter den Ainu nichts, was einem Grabstein entweder auf dem Grabe oder im Dorfe entspräche, wo es ja keinen Tempel gibt, wie in jedem japanischen Dorfe, worin Gedächtnistafeln oder Altäre das Andenken der Verstorbenen erhalten. Vielmehr scheint bei den Ainu alles auf den Wunsch hinzudeuten, die Toten so rasch wie möglich zu vergessen, wofür schon ihr Widerwille, von den Toten auch nur zu sprechen, zeugt. Hinsichtlich der Frauen ist dies wirklich auch der Fall, und nur einer einzigen Ausnahme müssen wir unten noch gedenken. In Betreff eines Mannes mag ein Sohn ein kleines Trankopfer von Saké an seinem Grabe und an dem Inao, welchen man seinem Andenken an seiner früheren Heimstätte gesetzt hat, am Jahrestage seines Todes veranstalten. Im Fall eines hervorragenden Häuptlings werden die Männer dies auch zwei oder drei Jahre lang thun, aber niemals länger, und überdies sind diese Jahresfeiern mehr Vorwände für ein Saké-Trinkgelage, als eigentliche Achtungsbezeugungen.

Die soeben erwähnten Inao sind geschnitzte Weidenstöcke, an denen die langen, gelockten Späne hängen gelassen werden. Es sind Opfergaben, welche zur Zeit der Verehrung den Göttern gleichzeitig mit den Trinkopfern dargebracht werden. Miß Bird gibt in ihrem mehrerwähnten Werke (II. Band, S. 86) eine Schilderung derselben und nennt sie „Götter." Ich halte dies aber für einen Irrtum, gerade wie es ein Irrtum wäre, wenn man die Heiligenbilder, Reliquien u. dgl. in einer römisch- oder griechisch-katholischen Kirche Götter in dem Sinne nennen würde, als besäßen sie an sich absolute Macht. An das östliche Ende der Hütte wird immer ein großer Inao für den Sonnengott gesteckt, und um die Innenseite der Hütte herum werden viele derselben aufgehangen; gewöhnlich sind einer oder mehrere an dem Feuerherde und immer wenigstens einer an jeder Wasserquelle aufgestellt. Zu Häupten des Grabes eines Mannes wird immer mindestens ein Inao aufgepflanzt, und deren mehrere werden an dem Pförtchen, an welchem die Bärenschädel angepfählt werden, in den Boden gesteckt. Der Bär nimmt in der Philosophie der Ainu eine etwas anomale Stelle ein, denn zu der einen Zeit wird er gefürchtet und angebetet und zur anderen wird er getötet und gegessen.

Obgleich die Vorstellungen der Ainu von einem künftigen Dasein sehr unklar sind, so bilden sie sich doch ein, die Geister der Verstorbenen seien den Lebenden wohlgeneigt und man dürfe ihnen zutrauen, daß sie dem Dorfe und dessen Einwohnern Glück bringen. Sie hegen daher keine Furcht vor den Geistern der Männer; aber ganz anders ist es mit denen der alten Weiber, denn diese gelten für sehr bösartig, für wirkliche Hexen, welche immer darauf bedacht sind, andere Menschen boshaft zu schädigen. Dieses Vorurteil war früher noch tiefer eingewurzelt als jetzt, und um die Geister der alten Weiber daran zu hindern, daß sie Ort und Leute behexten, pflegte man ihre Häuser niederzubrennen, sobald die Leiche zur Beerdigung aus ihnen hinweggenommen war. Dies geschah, damit der Geist kein Versteck finde und damit er, während er nach seiner früheren Heimat suche, von seinen boshaften Gedanken abgelenkt werde. Diese Ansicht entspricht den abergläubischen Vorstellungen barbarischer Völker in anderen Weltteilen.

Mit der Feuerstelle scheint niemals irgend ein Aberglaube verbunden gewesen zu sein, weder hinsichtlich der Beibringung der Flamme, wenn man in einem neuen Hause zuerst ein Feuer anzündet, noch bezüglich der Notwendigkeit, immer ein Feuer brennend zu erhalten, um Unglück vom Hause abzuwenden. Der Holzkohle bedient man sich nicht, und da das Holz gewöhnlich nur aus kleinen Stücken besteht, so erlischt das Feuer leicht, bringt aber vermeintlich kein Unglück. Der Gebrauch des japanischen Hibatschi oder Kohlenbeckens und kleiner Feuertöpfe bürgert sich immer mehr ein, ist aber im Grunde so ausländisch, daß er kaum Erwähnung verdient. Früher machten sich die Ainu Feuer mit zwei Holzstücken, so ziemlich auf dieselbe Art, wie es die Eskimo in Nordamerika noch thun, aber seit vielen Jahren sind die ursprünglich aus Europa und Nordamerika eingeführten und jetzt in Japan in ungeheurer Menge fabrizierten Reibzündhölzer so wohlfeil geworden, daß selbst die Ainu sich ihrer bedienen können.

Das Bärenfest der Ainu ist so oft beschrieben und die hervorragenden Züge desselben sind von anderen so trefflich geschildert worden, daß ich nur auf einige wenige Punkte aufmerksam zu machen versuchen will, die meines Wissens noch nicht hervorgehoben worden sind, und hier wiederholen, daß das Fest der Tötung und Verspeisung eines Bären, welcher als Junger eingefangen und in einem Käfig eingesperrt gemästet wurde, eine Art religiöser Zeremonie ist, welche Veranlassung zu vielem Sakétrinken gibt, und daß dabei ein Tanz stattfindet, an welchem nur Männer sich beteiligen. Dieses Fest wird im Februar oder März gefeiert (ich mache diese Angabe nicht in unbedingtem Widerspruch gegen das, was Miß Bird sagt, sondern gebe zu, daß nach örtlichem Brauche die Zeit in den verschiedenen Dörfern verschieden sein mag.) Unter den nordöstlichen Ainu, Kusuri und Nemuro besorgen die Weiber, welche als Köchinnen und Aufwärterinnen mitwirken, große Gefäße voll wilder Erdbeeren (welche vom vergangenen Sommer her aufbewahrt worden sein müssen), mischen den Saft mit Wasser und beschmieren damit allen beim Feste Anwesenden, sogar den fremden Gästen das Gesicht. Alle müssen sich, als Beweis freundlicher Gesinnung, diesem seltsamen Brauche unterwerfen, welcher möglicherweise anzeigen soll, daß das Bärenfest einigermaßen einem blutigen Opfer gleicht, denn die Ainu sagen, man bediene sich der Erdbeeren, weil die Farbe ihres Saftes einigermaßen an die des Bärenblutes erinnere.

Ich will meine weitläufigen Bemerkungen über dieses Volk mit der Schilderung der Vorgänge beschließen, die ich am Tage der Sonnenfinsternis (19. August 1887) in einem oder zwei Ainu-Dörfern beobachtete. Zunächst schicke ich die Bemerkung voraus, daß die Ainu die Verfinsterung der Sonne für die Wirkung einer schweren Krankheit halten, infolge deren das Gesicht der Sonne schwarz werde, wie es zuweilen bei einem menschlichen Angesicht geschieht, wenn es von einer Ohnmacht oder einem Schlagfluß befallen wird. Ich verließ das Dorf Horobetsu, an der Südküste von Yezo, ungefähr um zwei Uhr. Offenbar waren die Ainu von dem bevorstehenden Unglück in Kenntnis gesetzt worden, denn viele von ihnen standen außen vor ihren Hütten, schauten von Zeit zu Zeit ängstlich nach der Sonne und unterhielten sich in ernstem gedämpftem Tone, welcher ihre Angst und Aufregung verriet. Als wir das nächste Dorf, Waschibetsu, erreichten, hatte der Mondschatten schon ein großes Segment der Sonnenscheibe bedeckt und die Leute waren sehr aufgeregt. Viele Männer schauten nach der Sonne und bewegten die Lippen wie im Gebet, während andere sich mit Schüsseln voll Wasser versehen hatten und dieses Wasser mit ihren Schnurrbarthebern und mit Inaos nach der Sonne spritzten, gerade wie wir es einer ohnmächtigen Person ins Gesicht spritzen würden, um sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Bis wir nach dem nächsten Dorfe, Mororan, kamen, war die Verfinsterung ganz vorüber und die Aufregung hatte sich beinahe ganz gelegt, obwohl noch einige Personen die Sonne ziemlich genau beobachteten, als befürchteten sie einen Rückfall derselben und die Notwendigkeit, die Sonne wieder zum Leben zurückbringen zu müssen.

Da ich mich bemühte, keinen Boden zu betreten, der schon von früheren Beobachtern geschildert worden ist, so habe ich manche Einzelheiten von dem Leben und den Bräuchen der Ainu ausgelassen, und ich halte es für angezeigt, hier eine kleine Liste von Büchern und Veröffentlichungen zu geben, welche diejenigen nachschlagen können, welche ein tieferes Interesse für diesen Gegenstand haben und gern noch mehr über das „haarige Volk" von Japan erfahren möchten, nämlich:

„Transactions of the Asiatic Society of Japan"; sie enthalten in vielen Nummern mehr oder weniger interessante Artikel, besonders aber verweise ich auf die längere Serie der „Notes on the Ainu" von J. Batchelor, Band II, Teil 2.

„The Japan Weekly Mail“. Yokohama. Diese Zeitschrift enthält viele wertvolle Artikel über die Ethnologie von Japan im allgemeinen und über die Ainu insbesondere.

„The Language, Mythology and Geographical Nomenclature of Japan, viewed in the Light of Ainu Studies, including a Grammar of the Ainu Language, by J. Batchelor, By Basil Hall Chamberlain. Memoirs of the Literature College, Imperial University of Japan. No. 1, Tokyo 1887.

„Unbeaten Tracks in Japan.“ By Isabella L. Bird. London 1882. 2 vols. Der zweite Band enthält eine graphische und malerische Schilderung des Aufenthaltes der Verfasserin unter den Ainu.

„The Stone Age in Japan“. By John Milne, ein Aufsatz, welcher im Maiheft des „Journal of the Anthropological Society“ von 1881 erschien.

„Der Bärenkultus und die Bärenfeste der Ainos, mit einigen Bemerkungen über die Tänze derselben“, von Dr. B. Scheube. Ein Aufsatz in den „Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“, Dezember 1880; handelt von dem Bärenkultus und Tanz der Ainu.

„Die Ainos“ von Dr. B. Scheube; ein Aufsatz in den „Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“, Februar 1882.

„Ethnologische Studien über die Aino auf der Insel Yesso“, von Heinrich v. Siebold. Berlin 1881; illustriert.

„Japan in Yezo“. by T. W. Blakiston. Yokohama 1883.

„Reisen und Forschungen im Amur-Lande“, von L. v. Schrenck. Der dritte Band enthielt viele wertvolle Belehrung über die Ainu, welche aus verschiedenen Quellen gesammelt ist.

Ein Ausflug nach Arenenberg.

Es war im Sommer. Ich hatte in München gutes, in Stuttgart mittelmäßiges, in Heidelberg schlechtes, immer viel Bier getrunken: es drängte mich, die heiße Stirn in das Wasser des Bodensees zu tauchen, und ich war alsbald in Konstanz. Im Gastzimmer eines dortigen Hotels — der Name des Hotels thut nichts zur Sache — fiel mir ein aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts datierender Stahlstich großen Format ins Auge: „Napoléon entouré des personnages les plus illustres de son époque“ und da entsann ich mich, daß Arenenberg nicht weit sei, Arenenberg, wo der Neffe des ersten „empereur“ in seinen Jugendjahren vielleicht schon die Pläne ausgebrütet, die ihn zum Wiederhersteller des Kaiserreiches machen sollten, und wo, nachdem auch er gefallen, Eugenie Montijo, die er an seine Seite zur Kaiserin erhoben, bis sie als Witwe definitiv nach England übersiedelte, zeitweise ihren Aufenthalt genommen.

Gedacht, gethan. Die Eisenbahn geht von Konstanz rasch nach Mannenbach und von dort führt ein kurzer Spaziergang nach Arenenberg. Zunächst trat mir ein hochgelegenes, stattliches Schloß entgegen, das mit seinen Zinnen die ganze Umgebung beherrscht: ich hielt es für Arenenberg. Aber ich war im Irrtum, Salenstein heißt das Schloß, Arenenberg liegt auf einem lieblichen Hügel, seine alten Mauern schauen bescheiden aus saftigem Waldesgrün hervor, und zwischen goldig schimmernden Kornfeldern, viel verheißenden Obstgärten und aufstrebenden Rebenflächen führt eine mäßig aufsteigende Fahrstraße zu ihm hinauf. Sie trifft direkt auf ein Häuschen, wahrscheinlich — einst oder noch jetzt — das Heim des Kastellans oder wie er sonst sich nennen mag; die Fenster waren mit Läden geschlossen, niemand ließ sich blicken, alles lag still und tot. Ich gieng auf's Geratewohl weiter, links war der mit Kieseln gepflasterte Eingang in den Garten und den Vorhof, mächtige Pappeln standen davor, Flieder umrankte die Gitter, Coniferen drängten sich dazwischen, das Wasser in dem Becken einer Fontaine lag in träger Ruhe da. Bald sah ich das ganze Schloß hart vor mir.

Die Front ist nicht groß, aber sie baut sich in drei Stockwerken auf. Den vorderen Flügel bildet ein veranda-artiger Vorbau und an ihn lehnt sich ein Pavillon mit dem, wie ich nachher sehen sollte, herrlichsten Ausblick auf den Untersee, alles von wildem Wein dicht umrankt, während in den Beeten längs der Mauer, ohne Zweifel zu pietätvoller Erinnerung an die ehemalige Herrin des Schlosses, die schöne Königin Hortense, lichtfarbige Hortensien träumten. ... An wie zahlreiche und ungeheure Ereignisse erinnerte nicht die Scholle Erde, die ich hier betrete! Man glaubt, in dieser fast peinlichen Stille den Flügelschlag der Geschichte zu hören, die den Thron der Napoleons aufrichtete und zerschlug.

Rechts von der Einfahrt und in geringer Entfernung zeigten sich die Wirtschaftsgebäude; der Hof steht offen. Aber auch hier war kein lebendes Wesen zu sehen, und erst als aus ihrer Wächterhütte mit wütendem Gebell eine riesige Dogge herausstürzte, nahte sich jemand, ein Führer, bestimmt, dem Fremden das Schloß zu öffnen, dessen Besichtigung jederzeit gestattet ist. An seiner Hand betrat ich zunächst die kleine, zimmerartig ausgestattete Hausflur. Die Wände sind mit den seltensten Waffen orientalischen Gepräges geschmückt, Trophäen, welche der damalige General Bonaparte aus Aegypten heimgebracht, als er, vor jetzt 90 Jahren, die Schlacht bei den Pyramiden geschlagen. Zwischen den Waffen und in der Ordnung dieser Waffen hängen die Porträts der Mameluken-Beys, die er besiegte.

Links von der Hausflur liegt ein kleines Zimmer alle Zimmer sind klein. Man möchte sich eher in der Sommer-Villa eines wohlhabenden Bürgers glauben, als in einem Schloß, in welchem die frühere Kaiserin eines mächtigen Reiches noch jetzt gebietet und vorübergehend Aufenthalt genommen. Kaum ist man eingetreten, so hat man ein prächtig gemaltes Oelbild in Lebensgröße vor sich, das Bild des im fernen Zulu-Lande gefallenen einzigen Sohnes des dritten Napoleon; am Fenster, nahe der Thür, erblickt man einen interessanten Frauenkopf mit Brustſtück in Gyps; es ist das Bild Josephinens, welche der General Bonaparte geliebt und geehelicht hatte und der Kaiser Napoleon verstieß. Noch birgt dieses Zimmer

ein Originalgemälde von Horace Vernet, „Feldgottesdienst in Algier". Die Möbel sind prachtvoll, aber sie alle deckt ein schützender Ueberzug; man sieht, daß der Raum selten bewohnt wird.

Im zweiten Zimmer fesselt uns zunächst die Marmorbüste des Königs von Rom, der nicht „im Garten von Schönbronnen" liegt. Unweit davon steht die Marmorbüste Napoleon's, der sich der Dritte nannte, weil eine Fiktion den König von Rom zum zweiten gemacht; die Züge haben einen schmerzhaften Ausdruck, sie sind eben der Totenmaske getreu nachgebildet. Einen weiteren Bilderschmuck des Gemaches bildet eine Reihe von Oelgemälden, die Porträts vom General Beauharnais, dem ersten Gatten der nachmaligen Kaiserin Josephine, dann der drei Söhne Hortensiens, der Königin von Holland, Louis Napoleons, des als Kind verstorbenen Napoleon Charles und Charles Napoleons sowie der Herzogin von Leuchtenberg. Ein großes Bild, „Napoleon I. bei Arcole", zeigt uns den Feldherrn mitten im Kugelregen. Eine sehr einfache und schmucklose Stutzuhr, welche im Schlafzimmer Napoleons auf St. Helena gestanden, vollendet die Einrichtung.

Das dritte Zimmer zeigt uns wiederum eine lebensgroße Büste des „kaiserlichen Prinzen", des von den Zulu-Kriegern erschlagenen Erben des Kaiserreichs, daneben hängt ein Oelgemälde, die Kaiserin, seine Mutter, in ihren jüngeren Jahren darstellend; sie muß, wenn es ähnlich, sehr schön gewesen sein. Auch ein Bild der unglücklichen Königin Marie Antoinette — wie das hierher kommen mag! — sehen wir und die Büsten der Kaiserin Josefine und der Königin Hortense.

Den hervorragendsten Platz im vierten Zimmer nimmt ein großes Farbenbild ein, den König von Rom darstellend; daneben hängt, eine ziemlich überraschende Erscheinung in einem Napoleonischen Gemach, das große Gemälde von Rubens „Die Friedensgöttinnen."

Im fünften Zimmer befindet sich die Bibliothek. Eine große Gobelins-Stickerei, auf welcher das Bildnis der Kaiserin Josephine, nimmt fast die Hälfte einer Wand ein, am Fenster sieht man en miniature eine Nachbildung der Pariser Vendôme-Säule. Auch die sonst weniger beachteten Verwandten des ersten Napoleon sind hier teilweise untergebracht, sein Bruder, der harmlose König von Holland, der „Vater" Napoleons III., sein anderer Bruder Joseph, der König in partibus von Spanien, und seine schöne Schwester Pauline Borghese; sein jüngster Bruder Jérôme, der ehemalige König von Westfalen, fehlt, ebenso sein Schwager Murat, der König von Neapel.

Das sechste Zimmer, das Speisezimmer, glänzt durch seine Einfachheit. An den Wänden hängen die Porträts einiger hervorragender Revolutionsgeneräle, dann Abbildungen der Kaiserkrönung, weiter der Szene, wo (am 24. Oktober 1806) Napoleon in Potsdam sinnend an der Gruft Friedrich des Großen steht und — angeblich — die Worte spricht „Wärst Du noch, wäre ich nicht hier", und endlich des Wiener Kongresses. ... So viel vom ersten Stock.

Im zweiten Stock befindet sich das Zimmer, in dem (im Jahre 1837) die Königin Hortense, die Stieftochter Napoleons, die Gattin seines Bruders Louis und die Mutter Napoleons III., gestorben ist; es ist seit ihrem Tode fast unverändert geblieben, nur daß dem Feldbette des bei Sedan entthronten Kaisers auch ein Platz eingeräumt ist. Das Sterbelager der Königin ist mit einer einfachen weißen Damastdecke verhüllt und auf der Decke liegt ein rosarotes Seidenkissen, darin eingestickt „Hortense" und „1837". Am Fenster lehnen, die Saiten gesprungen, zwei prachtvolle Harfen, und der Tisch ist, als wäre das alles erst gestern im Gebrauch gewesen, mit einem Durcheinander von Maler-Utensilien gefüllt. Aus dem Fenster hat man einen wunderbar schönen Ausblick auf Flur und Wald und den Bodensee. Die Zimmer, welche, wenn sie nach Arenenberg kommt, die Kaiserin Eugnie bewohnt, werden den Fremden nicht geöffnet.

Die von Ulmen und Birken beschattete Schloßkapelle ist außerordentlich einfach; ihr fast einziger Schmuck ist die von dem Florentiner Bartolini gearbeitete Marmorstatue Hortense's. Sie stellt die von einem langen Gewand umwallte Königin in betender Stellung dar, das edelgeformte Gesicht atmet wunderbare Milde und Anmut. Der Sohn hat in das der Mutter gesetzte Denkmal in goldenen Lettern die Widmung eingraben lassen: A la reine Hortense son fils Napoléon III.

In einem Nebengebäude des Schlosses werden die schmucklosen Räume gezeigt, welche der Kaiser als unbedeutender Prinz bewohnte. In der Wagenremise stehen in beschaulicher Ruhe fünf sehr schlichte Kutschen, aber in einer von ihnen hat der gedemütigte Napoleon seine letzte Fahrt als Kaiser gemacht; dieses Gefährte trug den Besiegten von Sedan zu jener Zusammenkunft, in welcher er den Siegern seinen Degen übergab.

Der Park von Arenenberg ist nicht groß, aber schattig und anmutig. In seine Stille und Einsamkeit paßt eine kleine, mit Baumrinde umkleidete Einsiedelei. G. W.

In einem persischen Dorfe fern von der Heerstraße.

Eine Reise-Erinnerung.

Wir waren um Mitternacht aufgebrochen und es regnete, was nur aus den Wolken herunter wollte. Meine Frau und ich sind zwar gut eingehüllt, allein der fortdauernde Regenguß beginnt doch endlich durchzudringen, und ich vernehme nachgerade ein gedämpftes Murren und Klagen. Wir sind auf einem wirklichen Reisemarsch, das heißt wir legen Tag für Tag Stationen von 36—48 Km. zu Pferd zurück. Unsere Reise wird ohne Unterbrechung volle zwölf Tage währen. Unsere 20 Maultiere, welche unser Gepäck, unsere Reise-Ausrüstung und unsere Diener tragen, sind

noch um etwa 10 Km. zurück, denn wir sind mit unserem Führer vorausgeritten, in der Hoffnung, ein Obdach zu finden. Der Regen kommt noch immer wie Tauenden herunter. Mein schwerer Reiseüberrock, zwar wasserdicht, aber mit Feuchtigkeit geschwängert, scheint mit dem Gewicht einer Tonne auf meinen müden Schultern zu liegen; ein dünner Faden eisigkalten Wassers träufelt in meinen rechten Stiefel hinab. Ich habe schon vor einiger Zeit meine Handschuhe abgelegt, denn sie waren wie nasse Schwämme. Meine Frau befindet sich in einer gleichen peinlichen Lage; sie trägt über ihren Kleidern eine mexicanische Wolldecke mit einem Loch in derselben, um den Kopf hindurchzustecken. Ihr Pferd hat ein Hufeisen verloren und lahmt daher etwas. Mein Tabak ist mir ausgegangen. Unser Befinden ist ein hinlänglich armseliges. Neben uns her reitet unser Schatz, unser Faktotum, Malek Mohammed, seit zwölf Jahren mein Diener, und schlägt abwechselnd auf seinen elenden Maultiertreiber-Klepper und verwünscht sein Geschick. Malek ist der Mann, dessen Talente als Koch und Intriguant uns das Leben in in Persien erträglich und zum Teil angenehm machen. Die Ladung, auf welcher er sitzt, gibt einen metallischen Klang; von seinem Packsattel hängt an der einen Seite ein rauchender Feuertopf, von der anderen eine große lederne Wasserflasche herab. Er selbst raucht seinen Kalian oder seine Wasserpfeife. Malek ist ganz trocken, denn er trägt ein Yapundscha, d. h. einen zottigen wollenen Ueberrock von schwarzer Farbe, welcher genau das Aussehen eines Bärenfelles hat. Plötzlich streckt Maleb die Hand aus und ruft: „Dort ist es, Sahib; ich sehe den Rauch!"

Ja fürwahr, es ist so, denn gerade in diesem Augenblick erscheint undeutlich durch Nebel und Regen ein dunkler Punkt. Es ist ohne Zweifel das Dorf, denn wir hören jetzt auch das willkommene Bellen der Hunde der Dörfler. Mein Diener stößt einen Schrei aus und sprengt vorwärts. Als wir ihn erreichen, finden wir ihn an die anscheinend ungastlichen Thore eines ummauerten Dörfchens von 200 Meter ins Gevierte pochend.

„Hunde! Söhne verbrannter Väter, macht auf! Möge Eure Seele" u. s. w. Aber kein Laut außer dem heftigen Hundegebell. Ist der Ort unbewohnt? Nein; der verräterische Rauch beantwortet ja diese Frage. „Esel, Narren, macht auf! ich sage Euch ja, es ist ein Sahib!" ruft Malek Mohammed und rüttelt an den hölzernen Thoren.

Jetzt akkompagniere ich ihn im Rufen und versichere die argwöhnischen Einwohner meiner friedlichen Absichten. Mittlerweile stehen unsere Pferde knietief im Kote, und der Regen gießt noch immer herunter. Endlich fragt eine schrille Stimme: was wir wollen?

„Was wir wollen?" schreit Malek Mohammed; „wollen? Du Tochter der Hölle? Obdach wollen wir natürlich."

Die Thore werden geöffnet und eine uralte Matrone von abstoßendem Aussehen erscheint, auf einen eisenbeschlagenen Stock gelehnt; eine Schar hagerer bellender Köder stürzt auf uns zu; allein ein paar Hiebe mit meiner Peitsche treiben sie zurück. Langsam tappen wir durch den schwarzen schlüpfrigen Kot durch das Thor. Innerhalb der Dorfmauern ist kein Zeichen von Leben außer dem Rauche und dem Blöken der Lämmer.

Das Dorf besteht aus ungefähr 20 Hütten in Gestalt von Bienenkörben und einigen Schuppen; einige von den rohen persischen Ackerbaugeräten liegen umher; die alte Hexe schreitet uns voran.

„Hierher, mein Liebling! — Hierher, Herr meiner Seele!" ruft sie uns zu.

Warum all diese Höflichkeit und Süßigkeit? woher dieser Willkommen? Jenun, umschließt die Hand der Alten nicht ein blankes Keran (Zehnpfennigstück) und hat sie nicht bereits bemerkt, daß wir Europäer sind? Ein angesehener Perser dringt mit Gewalt in ein Dorf oder Haus und lebt und wohnt nur durch Gewalt auf Kosten der Einwohner. Wenn es ihm irgendwo gefällt, so wird er nicht weggehen, bis er durch Gewalt oder Bestechung dazu veranlaßt wird. Der Europäer bezahlt natürlich für das, was er genießt und empfängt, gibt zum Abschied noch ein kleines Geschenk und ist immer ein willkommener Gast.

An der Thüre eines der Bienenkörbe steige ich ab, und ein Weib nimmt unsere Pferde in Empfang, sobald ich meine Gattin aus dem Sattel gehoben habe. Wir treten in die Hütte durch eine Thür von vier Fuß Höhe. Der Raum ist voll dichtem beizendem Rauch. Wir legen unsere triefenden Ueberkleider ab, und ein lächelndes und unverschleiertes junges Weib nimmt dieselben in Empfang. Wir legen uns rasch auf den Teppich nieder, denn nur der obere Teil des Bienenkorbes ist voll Rauch und nun sind wir frei davon. Unsere Stiefeln werden uns von kichernden Frauen ausgezogen. Unser Koch hat von einem benachbarten Bienenkorb Besitz ergriffen. Während wir es uns so auf dem Teppich bequem machen, besichtigen wir uns unser Quartier; wir lehnen auf den Bettrollen unseres ländlichen Wirtes; es ist alles ärmlich, aber gewissenhaft reinlich. Der untere Teil der Wände ist getüncht, der obere pechschwarz vom Ruß und vom Rauch, welcher durch ein rundes Loch im Gipfel des Bienenkorbes seinen Abzug nimmt. Dieser merkwürdige Raum hat einen Durchmesser von etlichen und zwanzig Fuß und wird durch das als Schlot dienende Loch und die Thüre erleuchtet. Eine weitere Thüre steht in Verbindung mit einem anderen Bienenkorb-ähnlichen Gemach an der Seite. Möbeln sind nicht vorhanden. Einige von der Zeit hart mitgenommene lederne Koffer enthalten den ganzen weltlichen Reichtum unseres Wirtes, einige schmierige Krüge seinen Schatz, seine Opiumernte. Einige Baumwollenschoten liegen auf einem Haufen, etwas Gerste auf einem andern. Er (oder vielmehr sein Weib) vertraut uns vollkommen, denn alle arbeitsfähigen Männer sind dem Regen zum Trotz draußen in den Feldern an der Arbeit.

Malek Mohammed tritt lächelnd ein, von allen seinen Umhüllungen befreit und erscheint in der That als ein sehr wild aussehender Bursche: ein breiter Kummar oder gerader Säbel hängt von seiner Seite herab, eine einläufige Pistole und ein gerades langes Messer stecken in seinem Gürtel neben einer Reitpeitsche mit vielen Strängen und einem kurzen Handgriff. Seine sorgfältig gereinigten hohen Stiefeln und seine grellfarbige Schärpe erhöhen noch sein furchtbares Aussehen. Seine Nase ist rot von Sonnenglut und Wind, und wie er so über dem qualmenden Feuer steht, läßt er seine funkelnden Augen überall herumlaufen; allein er reicht uns lächelnd den dampfenden Thee, den er uns soeben bereitet hat, und eilt dann hinweg, um mir meine eigene Pfeife zu bringen. Wir schlürfen unsern Thee, ich rauche meine Pfeife, und während ich dies thue, höre ich das Schreien unserer Diener und der Maultiertreiber, welche soeben ankommen. Wir legen uns nieder, um zu schlafen: es ist 10 Uhr Morgens.

Wir erwachen und dehnen uns träge aus. Es ist 1 Uhr, aber was für eine Veränderung! Das Sonnenlicht strömt zur offenen Thüre herein. Es ist heiß, furchtbar heiß, denn der Regen ist vorüber. Wir bahnen uns behutsam den Weg über die Trittsteine durch den schwarzen Kot. Vor dem Dorf und außerhalb desselben ist ein Rasenstück, auf welchem etliche und dreißig Weiber und Mädchen schwatzen. Aus einer Hürde inmitten des Grasstückes erschallt das Blöken von Lämmern; dort liegen und schreien die kleinen Geschöpfe, in einer bunten Masse von Schwarz, Weiß, Braun und Grau. Malek Mohammed wählt sich dort ein Opfer aus für unser Mittagsmahl; er findet endlich das fetteste der Heerde und zahlt nach einigem Feilschen dem Eigentümer zwei Mark dafür, womit beide Parteien offenbar sehr zufrieden sind, denn sie grinsen vor Vergnügen. Und nun werden wir von den Weibern umringt, welche alle unverschleiert sind, denn die Bauernfrau verschleiert sich nur in den Städten. Diese Fragen, dieses Gelächter und diese Komplimente! Die Zungen gehen wie geschmiert. Wir sagen der Schönen des Dorfes, sie habe Augen wie eine Gazelle; sie zieht sich diskret zurück und lächelt, zieht aber ihren Schleier herunter. Es gibt jedoch einige scherzhafte Auftritte. Meine Frau teilt Nähnadeln aus und wir verkehren mit den Leuten wie alte Freunde. Aber das Blöken von der Hürde wird dringender und man hört antwortendes Blöken näher kommen. Geschrei und Hundegebell verkündigen die Ankunft der Dorfheerde und ihrer Hirten. Die Mutterschafe drängen heftig nach der Hürde und dorthin eilen auch die Weiber und Mädchen des Dorfes. Jedes holt sich ein Lamm und bringt es zu seiner wartenden Mutter. Das gibt ein wirres Durcheinander, wobei viele Irrtümer vorkommen; entrüstete Mutterschafe weisen Lämmer zurück, die ihnen nicht gehören. Endlich, nachdem jedes Mutterschaf sein Lamm gefunden hat, tritt Ruhe ein. Das laute Blöken verstummt jetzt allmählich. Die Väter und Söhne des Dorfes kommen nun zum Vorschein. Meine Frau zieht sich zurück; ich setze mich zu den Graubärten des Dorfes, rauche und plaudere mit ihnen über örtliche Politik, die Getreidepreise, die bösen Provinz-Gouverneure. „Ja, Sahib! Das Opium, das Opium — das ist unsere Rettung!“ heißt es; „aber es ist etwas Zufälliges, ein reines Glücksspiel!“ Wir stimmen in unseren Ansichten überein, und so geht es weiter.

Die persischen Bauern sind wohlfeil aber behaglich und in der That auch gut und warm gekleidet. Jedermann hat seinen dicken Filzüberrock, welcher für Wind und Wetter undurchdringlich ist, seine blauen baumwollenen Pydschamas oder weiten Beinkleider und ein eben solches Hemd. Alle gehen baarfuß, denn es ist schmutzig, aber jeder Mann führt seine Ghewas oder baumwollenen, mit Leder besetzten Schuhe im Gürtel bei sich. Jeder hat seinen kegelförmigen Hut oder seine runde Mütze von braunem Filz. Durch geschicktes Ausholen bekam ich eine ziemlich genaue Einsicht in das Leben des persischen Dorfbewohners. Er wohnt gut, kleidet sich in bescheidener heimeliger Weise, und wenn sein Pachtherr oder Grundeigentümer und der Steuereinnehmer der Regierung kommen — die Steuern werden nämlich in Naturalien erlegt, — so zieht er seine zerlumptesten Kleider an. Baares Geld sieht er nur selten, denn der meiste Handelsverkehr geschieht durch Tausch. Wenn er eine wirkliche Münze einnimmt, vergräbt er sie, denn in Persien gibt es keine Banken, außer in den großen Städten, und selbst dort nehmen die Bankiers nur die Stelle bloser Kaufleute ein und leben vom Wuchern. Der Dorfbewohner bekommt nur sehr selten gebratenes Fleisch zu Gesicht, allein er lebt gut von Brot, gekochtem Reis, Suppe, Milch, Butter, Käse und Quark. Obst ist ein Hauptnahrungsmittel, namentlich Trauben, Aepfel, Aprikosen und Pflaumen, ebenso Gemüse, Rettige und Gurken, welch letztere in ungeheuren Mengen gegessen werden und ganz harmlos sind.

Solcherart ist ein von der Hauptstraße abgelegenes Dorf, und wir sind die ersten Europäer, welche die eingeborenen Frauensleute jemals unverschleiert gesehen haben. Die Sonne ist beinahe untergegangen, wie wir noch immer dasitzen und plaudern. Und nun erscheint mein lächelnder Pischkhidmut oder Tafeldecker und meldet, daß die Hauptmahlzeit fertig und unser Bienenkorb mit Teppichen belegt und möbliert ist. Das ist eine willkommene Nachricht, und ich eile zu Tische, denn wir müssen eine Stunde nach Mitternacht wieder im Sattel sein. Wir reisen auf diese Weise, um die Mittagssonne zu vermeiden.

Geographische Neuigkeiten.

* Dr. Frithiof Nansen's Reise quer durch Grönland. Diese schwierige Erforschung, welche sich der junge norwegische Gelehrte vorgenommen hat und

über welche wir schon mehrmals berichteten, nämlich die eisige Hochebene von Grönland von Ost nach West zu überqueren, ist vollständig gelungen. Briefe von Dr. Nansen und seinem Begleiter, Herrn Sverdrup, welche vor Kurzem in Kopenhagen angekommen sind, melden, daß beide am 3. Oktober gesund und wohl in Godthaab angekommen sind. Die Reisegesellschaft wurde, wie wir schon früher berichtet haben, am 17. Juli v. J. von dem Robbenschlägerschiff „Jason" ausgeschifft und in ihrem Boot unter 62° 2′ zurückgelassen, um sich ihren Weg durch das Eis nach der Küste zu suchen, allein wir erfahren nun, daß das Boot nicht am nächsten Tage das Land erreichte, wie der Kapitän des „Jason" vermutet hatte, sondern in eine Strömung nach Süden geriet und trotz der größten Anstrengungen beinahe 210 Seemeilen weit an der Küste hinabgetrieben wurde bis nach Andretok unter 61° 32′, bevor man wieder nach Norden vorwärts segeln und an einer geeigneten Stelle eine Landung bewerkstelligen konnte. Diese wurde endlich im Umiawik, unter 64° 30′ erreicht und die Ueberquerung des Binnenlandeises am 15. August begonnen. Man nahm zuerst den Kurs gegen den Nordwesten von Christianshaab an der Disco-Bay; da man aber durch schwere nördliche Schneestürme viele kostbare Zeit verlor, so war Dr. Nansen gezwungen, sich nach Westen, nach der näheren Niederlassung Godthaab, zu wenden. Die Westküste ward nach einer Wanderung von 46 Tagen erreicht, und die Strecke vom Ausgangspunkte an betrug 280 geogr. Meilen. Mehrere Wochen lang waren unsere Reisenden in einer Höhe von mehr als 9000 Fuß über dem Meeresspiegel und litten schwer von Schneestürmen und losem Schnee und einer Temperatur von 40 bis 50 Grad (Celsius?) unter dem Gefrierpunkte. Das niedrige Land an der Westküste ward Ende September erreicht. Es ist sehr zu bedauern, daß das letzte dänische Schiff des Jahres nicht imstande war, noch einige Tage länger auf die Ankunft und Einschiffung der ganzen Gesellschaft zu warten, und daß demzufolge Dr. Nansen und seine Begleiter den ganzen Winter in Godthaab bleiben müssen.

* Thoroddsen's weitere Forschungen in Island. Der dänische Geologe Thoroddsen, über dessen Reisen auf Island wir unsern Lesern schon mehrfach berichtet haben, hat die besonders günstige Witterung des vergangenen Sommers weislich zur Fortsetzung seiner Forschungen in Island benützt. Zu Anfang Augusts machte er eine Forschungsreise nach dem Vulkan Raudukambar, von welchem eine alte Chronik berichtet, daß ein Ausbruch desselben um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts viele menschliche Wohnungen zerstört habe. Die Trümmer derselben sind noch vorhanden und noch niemals zuvor von einem Geologen genügend untersucht worden. Herr Thoroddsen ist der Ansicht, daß sie von einem Ausbruch des Berges Hekla herrühren, welcher im Jahre 1341 stattgefunden hat. In jedem Fall behauptet er, daß Raudukambar kein neuer Vulkan, sondern ein alter Liparit-Rücken ist und daß in seiner Nachbarschaft innerhalb geschichtlicher Zeit kein Ausbruch stattgefunden hat, obgleich in den unteren Teilen des Thales einige vorhistorische Krater vorhanden sind. Man muß also den Raudukambar aus der Reihe der thätigen Vulkane von Island streichen. Später stattete Herr Thoroddsen dem wenig bekannten Bezirk südlich von Hofsjökull und zwischen dem letzteren Orte und Langjökull einen Besuch ab, wobei er den Kerlingarsfjöll erforschte, eine merkwürdige Bergkette, welche zuvor noch von keinem Reisenden besucht worden war. Dieser bedeutende Bergzug, welcher sich von Norden nach Süden erstreckt (und nicht, wie auf Gumlaugson's Karte geschieht, von Ost nach West) besteht beinahe ausschließlich aus Liparit. Man weiß, daß es in dieser Region heiße Quellen geben soll, aber man hat seither noch keine getroffen. Dagegen finden sich an vielen Orten kochende Schlammvulkane von verschiedener Färbung und an zahllosen Punkten entsteigt Wasserdampf dem Boden mit einem Getöse, welches dem Ausströmen des Dampfes aus einer Lokomotive gleicht. Nach einer Erforschung dieser Berge begab sich der Reisende nach dem See Guitarvatn, dessen Gestalt von der auf vorerwähnter Karte angegebenen ganz verschieden ist. Zwei Gletscher erstrecken sich in den See herab, welcher voll von großen Eisstücken von diesen Gletschern ist. Endlich machte er einen Ausflug nach dem nordwestlichen Teil des Langjökull, wo er einige Tage in Hveravellir verbrachte, welches seit Henderson's Besuch im Jahre 1815 nicht mehr erforscht worden war. Seither haben dort bedeutende Veränderungen stattgefunden. Der wohlbekannte „brüllende Berg" hat seine Thätigkeit eingestellt. Schließlich begab sich Herr Thoroddsen nach dem südwestlichen Teil der Insel, wo er eine geognostische Untersuchung der Umgebungen von Baula vornahm und zwei neue Fundorte von Pflanzenversteinerungen entdeckte. (Wir werden in einer der nächsten Nummern noch einen größeren Artikel über die neuesten Forschungen des Herrn Thoroddsen bringen.)

* Die neuesten Vermessungsarbeiten der Franzosen auf Madagaskar. Der von Herrn Maunoir herausgegebene Bericht über den Fortschritt der Geographie, welcher in dem vierteljährlichen „Bulletin" (Heft 1 von 1888) erscheint, enthält nachstehende Uebersicht über die von französischen Offizieren und anderen ausgeführten Vermessungen auf der genannten Insel. In Betreff des Südens der Insel hat der Marine-Minister eine neue Karte herausgegeben, auf welcher das hydrographische System ganz anders dargestellt ist als auf früheren Karten. Zum erstenmale ist der Lauf des St. Augustin-Flusses genau angegeben als das Ergebnis der von Herrn Grandidier geleisteten Vermessungsarbeit, dessen früheren Forschungen und Vermessungen unsere Kunde von der Geographie der Insel so viel zu verdanken hat. An der Nordwestküste hat der hydrographische Ingenieur Favé mehrere wichtige

Vermessungen vorgenommen, besonders zu Diego Suarez und in der Nachbarschaft dieser Bucht. Wertvolle Arbeiten haben auch der Jesuitenpater und Missionar Roblet und zwei Offiziere geliefert, indem sie den nur unvollkommen bekannten Weg von Tamatave nach der Hauptstadt vermaßen; während ein Zivilingenieur namens Iribe eine hypsometrische Karte von diesem Teil des Landes konstruiert hat, welche zur Bestimmung des besten Weges zwischen den beiden genannten Punkten von großem Werte sein wird. Die allerwichtigste Arbeit ist übrigens im Innern der Insel ausgeführt worden: die Provinzen Imerina und Betsileo sind von Pater Roblet trianguliert worden, welcher außerdem noch eine Generalkarte von Madagaskar im Maßstab von 1 : 1,000,000 entworfen und Karten von den beiden genannten Bezirken in einem kleineren Maßstabe hergestellt hat. Ein Landstrich, welcher 300 Mln. in der Länge und 90 bis 125 Mln. in der Breite mißt, ist ebenfalls genau vermessen worden. Diese Region umfaßt die oberen und mittleren Becken aller derjenigen Flüsse, welche im zentralen Gebirgszug der Insel entspringen und deren Thälern entlang die natürlichen Straßen zum Eindringen ins Binnenland liegen, so daß diese von dem ausgezeichneten Missionar und Forscher geleistete Arbeit hinsichtlich der Entwickelung der Insel vom höchsten Werte ist. Ein leistungsfähiger topographischer Stab, welcher auf Anregung des französischen Residenten, Herrn Le Myre de Vilers, gebildet worden ist, hat eine eingehende Vermessung der Hauptstadt und ihrer Umgebungen ausgeführt.

Nachtrag zu dem Artikel über die „Südrussischen Kurgane."

Infolge weiterer Reisen, die der Verfasser des vorliegenden Artikels nach dessen Einsendung unternommen hat, ist derselbe in Betreff der südrussischen Kurgane zu Resultaten gekommen, die jeden Zweifel daran, daß, mit Ausnahme einer nicht nennenswerten Anzahl kleiner künstlicher Hügel, die samt und sonders an den alten Handelsstraßen und auf einigen bekannten Plätzen liegen, die Masse dieser Kurgane ein reines Naturprodukt ist, unmöglich machen. Sowohl in der Krim wie am Kaukasus läßt sich jedem, der sich dafür interessiert, sofort zeigen: daß Kurgane nur unterhalb derjenigen Linie vorkommen, bis zu der das Wasser vor dem ersten großen Durchbruch am Bosporus reichte, durch den der größere Teil der pontischen und aralo-kaspischen Tiefländer trocken gelegt wurde, worauf die späteren Durchbrüche dann das Ganze vollendeten. Sehr bequem läßt sich dies u. a. auf der Nordseite vom Jaila-Gebirge — dem südlichen Teile der Krim — besonders in der Gegend von Baktschy-Sharai und Simferopol übersehen. Während sich hier oberhalb der erwähnten alten Wasserlinie, die in der ganzen Ausdehnung des Jaila-Gebirges, hauptsächlich an den Kalk- und Kreidefelsen, noch mehrere Fuß tief vorhanden ist, nirgends eine Spur von einem Kurgan nachweisen läßt, treten uns dieselben am Abhange derselben Berge und Höhen bis zur Sohle der Thäler sofort zu Dutzenden entgegen, sobald wir von der erwähnten Wasserlinie herunter gehen und den Boden der Alluvial- oder Schlamm-Massen betreten.

Gleichzeitig sind dort beim Bau der Losowo-Sewastopoler Bahn große Kurgane durchschnitten worden, die aus natürlichen, verschieden starken Schichten von Kalkstein mit dazwischen liegenden Lehmschichten bestehen, genau in der Weise, wie wir dies in allen Brüchen jüngerer Kalksteingebilde finden. Derartigen Beweisen gegenüber dürften die Behauptungen, daß die Kurgane von Menschenhand aufgeführt wurden, wohl so ziemlich ihr Ende erreichen, obgleich gerade das Vorkommen von Steinen in solchen Hügeln, die von deutschen Kolonisten in diesen Gegenden zu Bauten benutzt wurden, ohne nur weiter zu untersuchen, ob man es mit einem künstlichen oder einem Naturprodukte zu thun hatte, diese Kolonisten dazu bestimmte, zu behaupten, daß diese Steine durch Menschen dorthin geführt sein müßten.

Um jedoch jedem, der sich die Beantwortung der Frage: Natur oder Kunst? an Ort und Stelle holen möchte, alle weiteren Reisen und mühevolles Suchen zu ersparen, so verweisen wir hier blos auf die beiden Kurgane mit solcher natürlicher Steinbildung, die hinter der Station Nowo-Alexejewka (der letzten Station der Sewastopoler Bahn auf dem Festlande), unmittelbar neben der Bahn und dicht am Nordufer vom Sywasch — dem flachen Meeresarm, welcher die Krim hier vom Festlande trennt — stehen, wovon der eine gleichfalls durchschnitten ist und hiedurch die ganze Schichtung offen zu Tage legt.

J. Hesse.

Kleinere Mitteilung.

* Der Unfall im Kaukasus.

Wir haben seinerzeit eine kurze Notiz über den Unglücksfall gebracht, welcher die englischen Reisenden Donkin und Fox und ihre beiden Bergführer Streich und Fischer aus dem Berner Oberlande im vorigen Sommer auf ihrer Alpenreise im Kaukasus betraf und welcher unter allen Alpinisten, namentlich in England, ein schmerzliches Aufsehen hervorrief. Da wir im vorigen Jahrgang eine deutsche Bearbeitung der lehrreichen Schilderung von Herrn Freshfield's Wanderungen in Swanetien gaben, so glauben wir, daß eine nähere Schilderung des erwähnten Unfalles, der sich in nächster Nachbarschaft der dort geschilderten Hochgebirgswelt zutrug, auch vielen unserer Leser nicht uninteressant sein wird. Man hat seither einige neuere Nachrichten über den gedachten Fall erhalten, welche zwar noch keine absolute Gewißheit über die Art und Weise geben, in welcher die Herren Donkin und Fox mit ihren Führern höchst wahrscheinlich ihr Leben verloren, aber doch auf einen bestimmten Ort und eine spezielle Art und Weise hindeuten. Das erste hierauf bezügliche Zeugnis ist dasjenige eines Herrn N. Djukoff von der russischen Landesvermessung. Herr Donkin benachrichtigte Herrn Djukoff von seiner Absicht, die

Besteigung des Dychtau (16,925 Fuß) zu versuchen, über die Gletscher nach Karaûl vorzudringen und von dort über den wohlbekannten Pasi-Mta-Paß nach Gebi, südlich von der Kette, vorzudringen. Der nächstwichtige Zeuge ist der Dörfler aus Bezingi, welcher die Reisenden mit seinem Packpferd nach ihrem Lager im Dumala-Thal begleitete. Er schildert mit anscheinend großer Deutlichkeit, wie sie am Morgen des 26. August zum Ullu-auz-Gletscher aufstiegen, welcher den Schooß des Thales ausfüllt. Am Morgen des 28., etwa um 10 Uhr, kehrten sie, wie er erzählt, in sehr heiterer Stimmung zurück. Die Umstände: die beiden in einem höheren Biwak verbrachten Nächte, die Stunde der Rückkehr, die gehobene Stimmung der Gesellschaft, zusammengenommen mit Donkin's Mitteilung an Herrn Djukoff, deuten unwiderstehlich auf den Schluß hin, daß die Gesellschaft den Dychtau (wohlgemerkt, der Dychtau der Karten ist der Berg, welcher im Volksmunde Koschtantau heißt) in Angriff genommen und Erfolg gehabt hatte. Am 29. blieb die Gesellschaft im Lager. Am Morgen des 30. um 3 Uhr, und somit lange vor Tag, brach die Gesellschaft wiederum auf, um den Gletscher zu besteigen. Der Eingeborene kehrte zu dem Dolmetscher zurück mit einem vom 28. August datierten Briefchen, welches Herr Fox in deutscher Sprache geschrieben hatte und das folgendermaßen lautete: „Wir sind über die Berge nach Karaûl gegangen; trefft uns dort." Das einzige, was insofern als ein Irrtum oder eine Abweichung von der Wirklichkeit erscheint, ist, daß das Briefchen den neuen Aufbruch auf den 29. festsetzt. Der Dörfler ist sich in seiner Erinnerung ganz klar, und es erscheint daher wahrscheinlich, daß die Reisenden nach dem Schreiben des Briefchens beschlossen, noch einen weiteren Tag zu rasten. Der Paß, welchen sie zu überschreiten gedachten, ist deutlich in den Photographien dargestellt, welche Herr v. Déchy aufnahm, als Herr Freshfield im Jahre 1886 bei ihm war. Er erscheint von der Dumala-Seite her auf den ersten Blick nicht schwer und sieht jedenfalls nicht gefährlich aus. Herrn Philipps Wolley wurde zu verstehen gegeben, daß die einheimischen Jäger sich gelegenheitlich dieses Passes bedienen, welche sich auf ihrem Waidwerk oft weit unter die Gletscher hineinwagen, wie die Thatsache beweist, daß man auf dem Schkara-Paß ein altes Steinmännchen (cairn) gefunden hat.

Es bedarf nur noch der Erwähnung des Ergebnisses. Auf der Karaûl-Seite des Gebirges war gar nichts von den Reisenden zu sehen oder zu hören. Auf der Dumala-Seite wurden Abdrücke von genagelten Stiefeln in der Moräne neben dem unteren Eisfall gefunden. Frischer Schnee hatte die Spuren auf dem Eise verwischt, allein auf der entfernteren Seite des Gletschers (in einer Höhe von etwa 12,000 Fuß), wo der Weg zu dem Passe nahe am Fuß eines großen Ausläufers des Dychtau vorüberführt, lagen die blauen Blöcke einer großen Eislawine. Einige Leute von der nachsuchenden Partei erreichten den Punkt, aber auf der Oberfläche waren keine Spuren von den Reisenden sichtbar und tiefer frischer Schnee verhinderte jedes gründliche Nachsuchen. Der bezeichnete Ort ist einer, wo Lawinen nur selten fallen können, und nach Herrn Freshfield's Zeugnis war dort bis zum Monat August noch keine gefallen. Auch war möglicherweise dort viele Jahre lang — seit der letzten Periode des Gletschervorrückens — keine heruntergegangen, denn die Quelle des Sturzes war offenbar ein kleiner Gletscher, welcher oben an den Klippen hieng. Natürlich war hier nichts zu finden, was auf das genaue Datum des Lawinensturzes hinwies, welcher sich möglicherweise erst nach dem 30. August zugetragen haben mag. Allein wenn — wie man zu glauben allen Grund hat — jene Eisblöcke die Bergforscher bedecken, so sind diese von einem Unglücksfall ereilt worden, welcher ebenso wenig vorauszusehen war, wie der Erdfall, welcher vor Kurzem einen Eisenbahnzug in Süditalien zerschmetterte. Derartige zerstreute Lawinen kommen von Zeit zu Zeit in den Alpen vor, allein man kennt keine Veranlassung außer vielleicht die von Herrn F. F. Tuckett beschriebene, wo seine Gesellschaft am Fuße des Eiger ihr Leben durch Flucht retten mußte, in welcher Gebirgsbewohner ereilt worden oder knapp mit dem Leben davon gekommen wären in einer anscheinend so wenig einer Gefahr ausgesetzten Lage wie diejenige, in welcher die Lawine niedergieng. Mittlerweile ist auch von Baron v. Ungern-Sternberg eine interessante Schilderung des Besuches eingegangen, welchen die Herren Donkin und Fox in Urusbieh gemacht, wo sie einige Tage in seiner Gesellschaft verbracht hatten; außerdem hat der Baron eine Abschrift von den Beobachtungen eingesandt, die Herr Donkin auf dem Gipfel des Donguforum (14,600 Fuß) gemacht und ihm mitgeteilt hatte. Die Effekten der beiden verunglückten Reisenden, welche hoffentlich noch weitere Einzelheiten liefern werden, sind vor Kurzem in England angekommen. Dabei befinden sich Tagebücher mit sehr interessanten Einträgen, welche aber auf die Katastrophe selbst kein deutliches Licht werfen.

Es wäre, sagt Herr Freshfield in einer Notiz hierüber in den „Proceedings", undankbar, diesen traurigen Bericht zu schließen, ohne einen Ausdruck aufrichtigen Dankes für das Mitgefühl an dem Schicksal der unglücklichen britischen Reisenden, welches im Kaukasus die Russen aller Klassen, vom Kaiser bis herab zum Kosakenunteroffizier, an den Tag gelegt haben. Ganz besonderen Dank drückt Herr Freshfield für die hülfreichen Bemühungen der Offiziere, namentlich des Obersts Virukoff, Kommandanten des Naltschik-Bezirks, und des Herrn N. Djukoff von der Landesvermessung, aus, deren Stellung sie in den Stand setzte, die Nachforschung zu erleichtern oder sich an derselben zu beteiligen, welcher erst der Einbruch des Winters ein Ende gemacht hat. Ganz besonders aber müssen die Verwandten und Freunde der Verunglückten dem Herrn Phillipps-Wolley zu Dank verbunden sein, welcher seine eigenen Reisepläne aufgab und alles, was in seinen Kräften stand, that, um das Geschick seiner Landsleute zu ermitteln.

Litteratur.

* Russische Waren in Bukhara. Man schreibt uns von dort: Die Russen wissen ihre neuen Erwerbungen in Asien ganz vorzüglich auszunützen. Mehrere Vertreter russischer Fabrikanten, die Herren W. Zawertz, D. M. Reichmann-Dronceirisky und Comp. u. a., haben in den bedeutenderen Orten des Khanats Bukhara Niederlagen von russischen Manufakten aus dem Warschauer Bezirk errichtet, welche einen leichten und namhaften Absatz finden. Infolge davon sind auch einige Fabrikanten in Tula zum Behuf der Gründung ähnlicher Niederlagen zusammengetreten, um ihren Metallwaren dort Eingang zu verschaffen, und haben schon namhafte Bestellungen erhalten, welche durch die nunmehrige Eisenbahnverbindung einen noch größeren Erfolg hoffen lassen. Von dem wohlthätigen Einfluß der transkaspischen Eisenbahn gibt auch eine Nachricht aus Kisil-Arwat Kunde, welche meldet: Angesichts der erheblichen Vorteile, welche die Eisenbahn darbietet, haben viele Kaufleute von Bukhara für die Einfuhr ihrer Waren aus Indien die alte Handelsstraße durch Afghanistan aufgegeben und den Weg über Buschir-Persien-Askabad bevorzugt. In den Monaten Juni und Juli sind für 1,781,400 Rubel russische Waren von Bukhara nach Afghanistan ausgeführt und Waren im Werte von 2,961,103 Rubeln aus Afghanistan, Indien ꝛc. in Bukhara eingeführt worden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Hierzu ein Prospektus von Fr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 8. Stuttgart, 25. Februar 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die neuen Hafenbauten in Bremen. S. 141. — 2. Die australischen Kolonien in ihrer gegenwärtigen Gestalt. Von Dr. E. Neubaur. S. 145. — 3. Skizzen aus Teneriffa. (Fortsetzung.) S. 149. — 4. Die Mennoniten in Rußland. Von Gregor Kupczanko. S. 153. — 5. Ein italienisches Urteil über den Aufstand in Ostafrika. Von Julius Doden. S. 156. — 6. Eisenbahnen in Corsica. Von Emil Jung. S. 159. — 7. Offene Korrespondenz. S. 120. — 8. Notiz. S. 120.

Die neuen Hafenbauten in Bremen.

„Navigare necesse est; vivere non est necesse". So steht es am Hause „Seefahrt" zu Bremen eingemeißelt, einer Stadt, welche die Thatsache, daß sie der zweite Seehandelsplatz in Deutschland ist, nicht ihrer natürlichen Lage, sondern vielmehr der Tüchtigkeit und Energie ihrer zur Zeit etwa 150,000 Seelen zählenden Bevölkerung zu verdanken hat. Denn Bremen ist keineswegs von der Natur begünstigt. Es liegt an einem Punkte der Weser etwa 120 Km. oberhalb des Eintritts derselben in die offene See und noch etwa 60 Km. oberhalb der seitherigen Grenze für die große Schifffahrt. Auf der andern Seite fehlt es nach dem Binnenlande hin an einem für größere Schiffe fahrbaren Flusse, da die von Bremen bis Münden 366 Km. lange Oberweser trotz großer Anstrengungen bis jetzt noch nicht dahin gebracht ist, den Schiffen 1 m. Tiefgang zu gewähren, und in trockenen Sommern noch erheblich hinter diesem Maße zurückbleibt. Das Hinterland selbst ist dabei zum großen Teil und namentlich in der Nähe Bremens nur ein dünn bevölkertes; erst in größerer Entfernung, wo aber bereits die mächtigen Ströme Rhein und Elbe ihre Herrschaft fühlbar machen, treten Kohlenbergwerke, Eisenhütten und sonstige Großindustrie-Anlagen in namhafter Anzahl auf. Weder vor der Entstehung der Eisenbahn, noch seit deren verkehrsbelebender Wirkung war Bremen ein hervorragender Punkt des Landtransportes, sondern lag, sozusagen, seitab von der großen Heerstraße.

Wenn es dennoch diesem Platze gelungen ist, eine maritime Bedeutung zu erlangen, wie er sie heute thatsächlich hat, so ist dies, da eine Unterstützung mit fremden Mitteln völlig ausgeschlossen, thatsächlich nur jenem tüchtigen und energischen Sinne zuzuschreiben, den die Einwohner Bremens von jeher an den Tag gelegt haben, wenn es sich um die Förderung ihres Gemeinwesens handelt.

Und von dieser Energie und Tüchtigkeit zeugen denn auch die im Jahre 1888 eröffneten neuen Hafenanlagen, von denen uns ein soeben erschienenes bedeutsames Werk[1] ein so überraschendes Bild entwirft, daß durch dasselbe unsere obige Behauptung vollauf bestätigt wird.

Versuchen wir, an der Hand dieses Buches unsern Lesern die gewaltigen Neuanlagen in der Kürze vorzuführen.

Im letzten Jahrzehnt geriet der Seehandelsplatz Bremen in schlimme Bedrängnis. Die Häfen von Hamburg einerseits, Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen andererseits waren im großen Stile ausgebaut; soweit es überall nötig, waren auch ihre Zugänge von der See her und namentlich ihre Wasserverbindungen nach dem Binnenlande hin bedeutend verbessert. Mit diesen großartigen Fortschritten seiner schon von jeher mächtigeren Rivalen hatte Bremen trotz namhafter Ausdehnung seiner eigenen Anlagen in der Stadt Bremen und Bremerhaven, sowie trotz der vorzugsweise von der preußischen Regierung betriebenen Verbesserung der Oberweser, nicht auch nur ver-

[1] „Neue Hafenanlagen zu Bremen, eröffnet 1888. Herausgegeben auf Veranlassung der Deputation für den Zollanschluß vom Oberbaudirektor L. Franzius unter Mitwirkung der Regierungsbaumeister A. Hirsch und H. Hoerneske, des Architekten W. Sunkel, des Zivilingenieurs Fr. Neukirch und des Ingenieurs R. Müller." Mit 10 lithographierten Doppelblättern. Hannover, Gebr. Jänecke, 1888.

hältnismäßig Schritt gehalten. Die Folge davon war ein relativ verstärktes Zurückbleiben hinter jenen Nachbarn.

Während in den Bremischen Hafen in der Periode 1871—1880 durchschnittlich 960,000 Reg.-Tonnen ankamen und diese Zahl im Jahre 1887 auf 1,444,000 stieg, verhielt sich in Hamburg der Durchschnitt jener Periode zu der Einfuhr im Jahre 1887 wie 2,206,000 zu 3,920,000. In Antwerpen hat nachstehende Steigerung des Verkehrs stattgefunden:

Jahre	1860	1870	1880	1887
Gew.-Tonnen	547,000	1,387,000	3,118,000	über 4,000,000

Während also in Bremen nur eine Steigerung von 2 auf 3 eingetreten war, ist dieselbe gleichzeitig in Hamburg und Antwerpen nahezu wie 2 auf 4 gewesen.

An diesem Zurückbleiben Bremens waren hauptsächlich die ungünstigen Verhältnisse schuld, durch welche die über Bremen gehenden Güter dadurch belastet werden, daß sie nicht direkt zwischen den Seeschiffen und dem Speicher umgeladen werden, sondern einen kostspieligen Transport mittels Leichterfahrzeugen oder Eisenbahn erfordern. Diese Mehrkosten gegenüber einem direkten Verkehr des Seeschiffes an der Stadt betragen im Durchschnitt mindestens 2 Mark pro Gewichtstonne, belasten also den Bremer Handel jährlich um mindestens 2 Millionen Mark. Aber es ergeben sich aus der Trennung von Kontor und Hafen auch noch andere, mehr indirekte Mängel.

Der Empfänger wie der Versender der Waren bedarf entweder besonderer Mittelspersonen, des Spediteurs u. s. w., oder eines größeren eigenen Personals; hierdurch entsteht aber neben vermehrter Ausgabe eine größere Unsicherheit. Der in Bremen wohnende Schiffseigentümer oder Rheder kann bei dem Liegen seines Schiffes in Bremerhaven nicht das eigene Auge auf dasselbe gerichtet halten; er muß bei der Reparatur, der Ausrüstung ꝛc. sich mehr oder weniger Anderen anvertrauen und stets höhere Preise zahlen.

Allen diesen Mißständen konnte nur ein Mittel abhelfen, das war die Korrektion der Unterweser, und zwar derart, daß es durch sie ermöglicht würde, Schiffen von 5—6 m. Tiefgang das Heraufkommen bis zur Stadt Bremen selbst zu ermöglichen. Dieses Werk haben die Bremer mit größter Thatkraft, ohne die gewaltigen Kosten zu scheuen, in die Hand genommen nnd haben es durch unermüdliche Arbeit seit dem Jahre 1887 schon jetzt erreicht, daß Schiffen bis zu 3.5 m. Tiefgang das Anlegen in Bremen selbst ermöglicht ist, während im Jahre 1889 ein gleiches für Schiffe mit 4 m. Tiefgang angängig sein wird, bis dann im Jahre 1890—1891 auch die Schiffe mit 5—6 m. Tiefgang nach Bremen werden heraufkommen können. Diese Unterweser-Korrektion ist thatsächlich eines der bedeutsamsten Werke, welches ein so verhältnismäßig kleiner Staat wie Bremen, man kann wohl sagen, mit einer gewissen Todesverachtung in die Hand genommen hat.

Ein Teil dieser Korrektion wurde schon 1883—1886 mit dem Durchstich der „Langen Bucht", einer etwa 1400 m. Umweg verursachenden Krümmung nahe unterhalb Bremen, zur Ausführung gebracht. Einerseits war dies ohne Vorverhandlungen mit den Nachbarstaaten möglich, weil jene Strecke im Bremer Gebiet liegt, andererseits war es besonders dringlich, weil gerade in jener Bucht nach jedem Hochwasser die Fahrrinnen stark versandeten oder sich unregelmäßig gestalteten. Infolge des Durchstichs wurde thatsächlich eine Vergrößerung der Fahrtiefe von 2.75 m. auf 3 m. gewonnen.

Um nun das ganze Projekt der Unterweser-Korrektion durchzuführen, bedurfte es langer Verhandlungen mit den Nachbarstaaten Preußen und Oldenburg, die im Juli 1887 so glücklich zum Abschluß gelangten, daß von diesem Zeitpunkte an mit der Ausführung des Projektes begonnen werden konnte. Freilich zunächst nur in geringem Umfange; denn es mußten allein für $3\,^1/_2$ Millionen Mark Bagger und Erdtransportfahrzeuge angeschafft werden. Diese Leistung erstreckte sich bis in den Sommer 1888 hinein. Es handelte sich dabei um Beschaffung von acht großen Strombaggern, unter welchen zwei mit je 250 Cm. stündlicher Leistung, ferner von 22 Dampfprahmen zum Teil von 200 Cm. Leistungsfähigkeit, 36 geschleppten Prahmen, 6 größeren Dampfern und 7 Dampfbarkassen, mit im ganzen etwa 4000 indic. Pferdestärken.

Die Anschlagsummen des Projektes sind in Mark:

I. Grunderwerb und Entschädigung wegen Ausdeichung	495,000
II. Grab- und Baggerarbeit nebst Transport	23,641,212
III. Korrektionswerke	2,748,860
IV. Nebenanlagen und Aenderung von Abwässerungsanlagen	950,000
V. Allgemeine und unvorhergesehene Kosten	2,164,328
im ganzen	30,000,000.

Die in Ziffer II berechneten Erdmassen betragen rund 31 Millionen Kubikmeter, während noch außerdem 24 Millionen Kubikmeter als durch die während der Ausführung vermehrte und entsprechend geleitete Strömung, also vom Strome selbst, zu beseitigen angenommen sind. Die Ablagerung sämtlicher 55 Millionen Kubikmeter ist so gedacht, daß nur höchstens 12 Millionen flußabwärts geschwemmt, die übrigen im eigentlichen Korrektionsgebiet in den nicht ferner wirksamen Wasserflächen abgelagert werden, wobei eine Fläche von etwa 1000 Ha. neues Land entstehen, jedoch noch ein Fassungsraum von 19 Mill. Kubikmeter außer dem korrigierten Strombett übrig bleiben wird.

Da sich unterhalb Bremerhaven die ein- und ausströmende Wassermenge von 6400 Cm. im Durchschnitt der ganzen Flutzeit oder Tide auf 7500 Cm. in der Sekunde vermehren wird, so wird daselbst trotz des — langsam erfolgenden — Herabschwemmens von 12 Millionen Kubikmeter nur eine Verbesserung des Fahrwassers und eine völlig unschädliche Ablagerung jener Bodenmengen auf den viele Tausend Hektaren großen Ländern in dem

Mündungsgebiet die Folge sein. Die ganze Ausführung derselben ist zu sechs wirklichen Baujahren angenommen.

Neben der Unterweser-Korrektion gab der Zollanschluß Bremens den wirksamsten Antrieb zur Schaffung eines größeren Hafens an der Stadt Bremen.

Bei der Anlage desselben handelte es sich zunächst um die Frage, ob ein geschlossener oder ein offener Hafen gebaut werden sollte.

Ein Schleusenhafen oder Dockhafen, ähnlich wie die Bassins in Bremerhaven, Antwerpen, London, Liverpool ꝛc. hat nur dann Sinn und Nutzen, wenn sein Wasserspiegel ganz oder nahezu in bestimmter Höhe erhalten werden kann, da er alsdann den Vorteil einer bequemen Ladehöhe bietet. Das ist z. B. in Bremerhaven der Fall, wo der gewöhnliche Wasserwechsel zwischen Hoch- und Niedrigwasser 3.3 m. beträgt und täglich nahezu zweimal eintritt. Es ist dort ein Stand von etwas unter gewöhnlichem Hochwasser in den Hafenbecken leicht zu erhalten, welcher eine gewisse Zeit vor bis nach Hochwasser die volle Oeffnung der Dockschleusen gestattet. Besonders hohe und niedrige Wasserstände in der Weser und der offenen See halten dort nur sehr kurze Zeit an und können deshalb und wegen der großen Undurchlässigkeit des dortigen Erdreichs auf die ganze Spiegelhöhe in den Becken nur geringen Einfluß haben.

Bei der Stadt Bremen wäre wegen der in langen Zeiträumen vor sich gehenden bedeutenden Schwankungen des Wasserspiegels, welche bis zu 7 m. betragen, eine Dockschleuse selbstverständlich nicht am Platze gewesen. Durch den mit jeder Durchschleusung einer Kammerschleuse, welche hier allein in Frage kommen könnte, verbundenen Wasserverbrauch würde aber bei wochenlangem Hoch- oder Niedrigwasser in der Weser die Erhaltung eines normalen Wasserstandes in dem geschlossenen Becken welches keinen Zufluß oder Abfluß weiter besitzt, zur Unmöglichkeit werden. Die Kammerschleuse würde außerdem in ihrer Wirkung, die Höhe des Innenwassers gegen die des Außenwassers auszugleichen, noch in bedeutender Weise von dem zwischen Hafen und Weser liegenden äußerst durchlässigen Sandboden unterstützt.

Die unvermeidlichen Schwankungen des Wasserspiegels in einem geschlossenen Hafen würden bei Bremen mindestens 4 m. betragen. Es wäre deshalb nicht nur unnütz, sondern wegen der mit Anlage von 1 bis 2 Kammerschleusen verbundenen sehr erheblichen Kosten und Schiffahrtserschwernisse auch vollkommen verkehrt gewesen, die Einrichtung von Bremerhaven auf Bremen zu übertragen.

Die Entscheidung fiel demnach zu Gunsten eines offenen Hafens aus.

Das Becken des letzteren mißt in der Mittellinie rund 2000 m. Länge, doch ist das rechtsseitige Ufer um rund 150 m. länger als das linksseitige. Das Breitenmaß beträgt im allgemeinen 120 m. Die Tiefe des Hafens ist vorläufig 6.8 m. unter Null, kann aber demnächst um 1 m. vergrößert werden.

Das Hafenbecken ist seiner ganzen Länge nach mit Quaimauern eingefaßt und hat an der Mündung zwei massive Molenköpfe erhalten. Die Mauern sind, soweit eine künstliche Senkung des Wasserspiegels in den betreffenden Baugruben ohne große Hülfsmittel ausführbar war, in einer Gesamtlänge von 3750 m. auf Pfahlrost, auf den am offenen Strom gelegenen Strecken dagegen in einer Ausdehnung von 300 m. auf Beton gegründet.

Mit der Stadt und mit dem Hauptbahnhof ist der Hafen durch breite Verkehrsstraßen und Eisenbahnanlagen verbunden.

Von den Hochbauten interessieren uns hier namentlich die allgemeinen Warenspeicher. Dieselben sind $4\frac{1}{2}$-geschossig mit folgenden Geschoßhöhen incl. Deckenkonstruktion:

Keller	3.25 m.
Unterraum	4.50 m.
Erster und zweiter Boden	3.50 m.
Dachboden in Mauern	1.20 m.

Als Belastung für die einzelnen Böden ist angenommen: für Unterraum 1800 Kgr. per Quadratmeter, für den ersten und zweiten Boden 1500 Kgr. per Quadratmeter und für den Dachboden 1000 Kgr. per Quadratmeter.

Außerdem sind noch vorhanden ein Weinspeicher, ein Tabakspeicher und zwei als ganzes vermietete Speicher.

Von den im ganzen geplanten Quaischuppen mit zusammen 74,000 Qu.-m. Grundfläche sind zunächst die ersten sechs mit 46,400 Qu.-m. Fläche zur Ausführung gekommen. Die Länge derselben schwankt zwischen 138 und 265 m., die Breite beträgt bei zweien 35 m., bei den übrigen 40 m. Zwischen den einzelnen Schuppen sind 28 m. breite, für die Anfuhr von Landfuhrwerk bestimmte Plätze ausgespart.

Zum Betrieb der im Freibezirk notwendigen Hebezeuge entschied man sich für eine hydraulische Zentralanlage, weil sich dieselbe billiger als der Dampf- und Gasbetrieb stellt.

An Hebezeugen sind aufgestellt:

31	Uferkrahne von	1500	Kgr. Tragkraft
1	Uferkrahn von	4000	„ „
1	Uferkrahn von	10,000	„ „
16	Speicherkrahne von	1500	„ „
20	Aufzüge von	1500	„ „
20	Winden von	1500	„ „

im ganzen also 89 Stück Hebezeuge.

Ferner ist die Aufstellung eines Kohlensturzkrahnes beschlossen, welcher imstande sein wird, ganze Waggons unter Benützung eines Schutztrichters in die Schiffe zu stürzen.

Für den Freibezirk ist eine elektrische Beleuchtungsanlage zur Ausführung gekommen, mittels welcher die Beleuchtung der Arbeitsplätze unter den Ufer- und Speicher-

krahnen, die allgemeine Beleuchtung der freien Plätze, sowie die Innenbeleuchtung der Schuppen, Speicher, Maschinen- und Bureauräume beschafft wird.

Die Innenbeleuchtung geschieht durch Glühlampen, die Beleuchtung im Freien durch Bogenlampen. Vorläufig sind 1720 Glühlampen von je 16 Normalkerzen Lichtstärke und 62 Bogenlampen von 12 Ampère-Stromstärken angebracht. Der erforderliche elektrische Strom wird durch gepanzerte Bleikabel den einzelnen Beleuchtungsgruppen zugeführt. Die Dynamomaschinen machen 400 Umdrehungen pro Minute.

Von den Nebenanlagen erwähnen wir noch den Schwimmkrahn, der zum Heben besonders schwerer Gegenstände im Hafen mit zwei verschiedenen Hebezeugen ausgerüstet ist, von denen das größere Lasten bis 40 Tonnen, das kleinere Lasten bis 10 Tonnen heben kann. Der Krahn kann auch zum Feuerlöschen benützt werden, und es ist zu diesem Zwecke eine kräftige Duplexpumpe zur Aufstellung gekommen, welche übrigens schon beim Bau des Hafens zum Eintreiben der Streichpfähle an den Ufermauern mittels Wasserstrahls sehr gute Dienste geleistet hat. Bei den Proben ist der Krahn und das Deck nach einander mit einer aus Eisenbahnschienen gebildeten Last von 50,000 Kgr. belastet worden und beides hat sich dabei gut bewährt.

Um den im Freibezirk verkehrenden Schiffen Gelegenheit zur Vornahme von Ausbesserungen zu geben und um sie der Notwendigkeit zu überheben, dieserhalb entfernte oder wenig günstig gelegene Werften aufzusuchen, ist die Anlage eines Schwimmdocks mit zugehörigen Werkstätten in Aussicht genommen.

Das Dock selbst sowohl als auch die zur Führung desselben anzubringenden Duc d'Alben werden aus Schmiedeeisen hergestellt. Die letzteren erhalten die bedeutende Höhe von 23 m. und bestehen je aus drei durch Fachwerk verbundenen Säulen, von denen die eine, dem Dock zunächst gelegene, senkrecht steht und als Führung dient, während die übrigen beiden geneigt sind und als Streben wirken. Die letzteren erhalten an der Außenseite ein Holzfutter, damit gegenfahrende Schiffe weniger leicht Beschädigungen ausgesetzt sind.

Die zunächst in Betrieb kommende Docksektion erhält eine Länge von 60 m., eine lichte Breite von 15 m. und eine Gesamtbreite von 19.5 m. Das Heben (Aufpumpen) eines Schiffes dauert — je nach dem Tiefgange — 2 bis $2^1/_2$ Stunden und wird durch zwei große Zentrifugalpumpen bewirkt, welche an der einen Seite im Dock aufgestellt und von einer zwei-zylindrigen Dampfmaschine getrieben werden. Die Tragfähigkeit dieser Docksektion beträgt 1650 Tonnen à 1000 Kgr., während die der in Aussicht genommenen zweiten Docksektion, welche eine Länge von 41.4 m. besitzt, 1050 Tonnen trägt. Das ganze Schwimmdock erhält somit eine Länge von über 100 m., so daß Schiffe von 130 bis 140 m. Länge und 2700 Tonnen Eisengewicht bequem gedockt werden können.

Der ganze Lösch- und Ladebetrieb in den neuen Anlagen wird durch die im Jahre 1877 gebildete Lagerhaus-Gesellschaft ausgeübt, welche hierzu auf Grund eines besonderen Mietsvertrages vom Bremer Staat als betriebsführende Verwaltung unter Staatsaufsicht eingesetzt worden ist. Die Vorteile dieses Verfahrens kommen sowohl dem Handel als dem Staate selbst zu gute. Namentlich ist es für alle kleineren Geschäfte vorteilhaft, nicht für alle Fälle gemietete Räume bereit halten zu müssen, die zeitweilig wenig oder gar nicht benutzt werden würden, vielmehr Gelegenheit zu haben, ihre Güter jederzeit gegen Entrichtung einer nach Menge und Lagerzeit zu bestimmenden Gebühr unterzubringen. Auf diese Weise werden aber auch die vom Staate hergestellten Räume am intensivsten ausgenutzt und überflüssige Gebäude vermieden. Ebenso und vielleicht noch mehr wird an Personal (Lagermeister, Küper u. s. w.) gespart, wenn der fragliche Betrieb in einer Hand liegt.

Den ganzen Betrieb aber staatsseitig zu führen, wird in einer Handelsstadt stets und auch mit Recht wenig Anklang finden, namentlich weil die Beamten einer Gesellschaft im Interesse des Handels zeitweilig weniger streng die etwaigen Vorschriften beachten dürfen, als dies von Staatsbeamten erwartet und verlangt werden kann.

Mit der Betriebsführung durch eine einzige Hand ist ferner ermöglicht, daß Waren ohne Platzveränderung von einem Besitzer an einen anderen gelangen, daß Lagerscheine und sogenannte Warrants als hypothekarisch gesicherte Pfandscheine auf eingelagerte Güter ausgestellt werden können, wodurch erfahrungsgemäß dem Handel eine bedeutende Erleichterung erwächst. Es können dadurch z. B. binnenländische Kaufleute und Fabrikanten ihre in Bremen gekauften Waren, bis sie dieselben gebrauchen, im zollfreien Lager bei mäßigen Lagerspesen liegen lassen und zu niedrigerem Zinsfuße Vorschüsse auf sie erhalten.

Die vertragsmäßigen Bestimmungen zwischen Staat und Lagerhausgesellschaft bestehen im wesentlichen darin, daß letztere die Kosten der ihr überwiesenen Objekte, jedoch mit Ausnahme der für das Hafenbassin, die Quaimauern, die Straßengeleise 2c. verausgabten Summen, dem Staate zu 4 Proz. verzinst, sodann von dem etwaigen Ueberschuß der Betriebseinnahmen über die Betriebsausgaben zunächst 2 Proz. (jedoch nicht über 15,000 Mark) für ihre Beamten erhält und von dem Restbetrage des Ueberschusses nur ein Viertel für sich behält und drei Viertel dem Staate zuweist.

Zu den Betriebsausgaben gehören Gehalte, Löhne und Bureaukosten, sowie Unterhaltung, Wartung und teilweise Erneuerung der überwiesenen baulichen und maschinellen Objekte und die Kosten des in und mit diesen zu leistenden Betriebes einschließlich des Eisenbahnrangierbetriebes.

Die Betriebseinnahmen sind durch einen zunächst nur provisorisch festgestellten Tarif geregelt, der durchweg sehr niedrige Sätze aufweist.

So ist denn alles aufs beste eingerichtet, und wir zweifeln nicht, daß diese umfassenden Neuanlagen, welche einen Kostenaufwand von rund 32 Millionen Mark in Anspruch nehmen, in hohem Grade dazu beitragen werden, die maritime Bedeutung Bremens zu heben, so daß die Stadt, welche schon in frühen Jahrhunderten die Seeschiffe unmittelbar vor seinen Mauern ankern sah, nach wie vor das schöne Wort bewahrheiten wird:

Navigare necesse est; vivere non est necesse.

Dr. B.

Die australischen Kolonien in ihrer gegenwärtigen Gestalt.

Erst seit einem Jahrzehnt etwa, nachdem die Hauptstädte Melbourne und Sydney durch Weltausstellungen einen plötzlichen Beweis ihrer Lebenskraft und Bedeutung gegeben haben, ist in Deutschland einige Kenntnis von dem entlegenen fünften Erdteil in breitere Volksschichten gedrungen, eine Kenntnis, welche ein wenig über die rein geographischen Begriffe hinausgeht und Australien in die Reihe der Länder setzt, welche durch ihre Beziehungen zu Deutschland eine größere Aufmerksamkeit verdienen. Das erneute Interesse, welches das Land selbst, die engeren Beziehungen, welche sich allmählich zwischen Australien und Deutschland herausgebildet haben, haben ihren Ausdruck in der Errichtung der Reichspostdampferlinie gefunden. Die in vorigem Jahre abermals in Melbourne stattfindende Weltausstellung war geeignet, zu einer genaueren Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Kolonien einzuladen.

Die allgemeinen Vorstellungen über die Bedeutung der einzelnen Kolonien an sich, über ihren Zusammenhang untereinander, über ihr Verhältnis endlich zum Mutterlande England sind im großen Ganzen in Deutschland ziemlich vager Natur. Hat man doch sogar im Reichstage die Bedeutung der einzelnen Kolonien, hauptsächlich ihres Handelsverkehrs, vor allem aber ihrer Zukunft gänzlich unterschätzt. Um die allgemeinen Verhältnisse zuerst zu berühren, so ist von den fünf Kolonien nur Westaustralien Kronkolonie, d. h. in einer direkten Abhängigkeit von England. Die vier anderen Kolonien des Festlandes, ebenso Tasmanien und Neuseeland, sind vollkommen autonom, jede hat ihr eigenes Parlament, wählt ihre Minister selbst, regiert sich selbst und empfängt von England nur einen Gouverneur, der jedoch die reine Scheinfigur ist. Er hat nicht einmal das Recht des Veto's gegen Parlamentsbeschlüsse. Jede Kolonie hat außerdem ihre eigene Flotte oder versucht wenigstens sich eine solche zu schaffen und ihr eigenes Militär (Freiwillige), während England selbst nur durch wenige Kriegsschiffe und einige Kanonenboote seine Kriegsmacht in Australien und der Südsee repräsentiert.

Von den Kolonien des Festlandes beansprucht die wenigste Aufmerksamkeit die Kolonie Westaustralien, obwohl sie den bei weitem größten Flächenraum darstellt. Sie umfaßt die Kleinigkeit von 975,920 e. Qu.-Mln.; ihre Grenze läuft auf dem 129. Grad östlicher Länge dahin. Die gesamte europäische Einwohnerschaft dieses ungeheuren Komplexes beläuft sich auf etwa 34,000 Seelen, welche in der Hauptsache in den wenigen Städten und Städtchen der Südwestecke verteilt sind, an deren Spitze Perth und Albany stehen. Außerdem ist Westaustralien noch heute Strafkolonie, ein Umstand, welcher ihrer Entwickelung ungemein hinderlich ist. Die Verbindung mit Europa oder vielmehr mit England, welches allein hier Handelsbeziehungen hat, wird fast ausschließlich durch die subventionierte englische Postlinie der Peninsular and Oriental-Company vermittelt. Das Land ist in seinem südwestlichen Teil, d. h. in der einzigen einigermaßen kultivierten und genauer bekannten Ecke, ungemein reich an Hölzern, unter denen die mächtigen Eucalyptus-Arten, die höchsten Bäume der Erde, den ersten Rang einnehmen. Das Innere des Landes ist fast gänzlich unerforscht.

Von einer ungleich größeren Bedeutung ist die benachbarte Kolonie Südaustralien. Gegründet im Jahre 1837, bedeckte die Kolonie ursprünglich einen Flächenraum von etwa 300,000 e. Qu.-Mln. Vor einigen Jahren jedoch wurde das sogen. Northern Territory der Kolonie hinzugefügt. Dieselbe führt daher gegenwärtig ihren Namen ganz mit Unrecht; sie nimmt den ganzen mittleren Teil des australischen Festlandes ein, stößt im Süden an den Stillen Ozean, im Norden an den Golf von Carpentaria, im Westen an Westaustralien, während die östliche Grenze ungefähr durch den 140. Längengrad gebildet wird. Ihr Flächeninhalt beträgt gegenwärtig 203,425 e. Qu.-Mln. mit einer Gesamtbevölkerung von etwa 314,000 Seelen, unter welchen sich etwa 12,000 bis 13,000 Deutsche befinden. Südaustralien ist in hervorragender Weise Ackerbau-Kolonie, und zwar bedeckt die Kultur vornehmlich den südlichen Teil um den Spencer-Golf und den Golf Sankt Vincent herum, sowie an den nördlich davon gelegenen Seen. Die Hauptkulturen des Landes sind Weizen, außerdem ist der Weinbau hier bedeutend entwickelt und größtenteils in den Händen deutscher Weinbauern. Der jährliche Weizenertrag beläuft sich auf etwa 15 Mill. Bushel. Die Viehzucht beschäftigt sich, den allgemeinen australischen Verhältnissen entsprechend, vornehmlich mit der Wollproduktion bei einem Stamm von etwa 7 Mill. Schafen; endlich sind der Kolonie neuerdings, im Jahre 1885, einige Hülfsquellen in der Entdeckung von Silberminen erwachsen, obwohl die außerordentliche Schwierigkeit des Transports der Ausbeutung derselben sehr hinderlich ist. Die Hauptstadt Adelaide mit dem etwa 40 Minuten per Bahn entfernten Port Adelaide zählt ungefähr 50,000 Einwohner,

besitzt Universität, botanischen und zoologischen Garten 2c. Die Physiognomie der Stadt ist eigentlich eine deutsche; der Eindruck wird verstärkt durch die ungemein zahlreichen deutschen Firmenschilder von Kaufleuten, Handwerkern 2c. Im übrigen sind an Städten nur noch von einiger Bedeutung Gawler, Kapunda, Kooringa, Wallaroo und Port Augusta, alle durch Bahn mit der Hauptstadt verbunden, welche letztere seit dem Frühjahr 1887 auch endlich mit den übrigen Hauptstädten Bahnverbindung erhalten hat. Was die Entwicklung der Kolonie an sich angeht, so zeigt dieselbe im allgemeinen ein sehr langsames Fortschreiten. Die Bodenkultur wird durch die zuweilen viele Jahre hindurch anhaltende außerordentliche Trockenheit beeinträchtigt. Von der Entwickelung einer Industrie ist kaum die Rede, zum Vorteil allerdings des Handwerks, welches in den Kolonien überhaupt noch einen goldenen Boden hat. Von größerer Wichtigkeit ist natürlich der Handelsverkehr. Die Ein- und Ausfuhr Südaustraliens repräsentiert einen Wert von 11 Mill. Lstrl. (220 Mill. Mark), und zwar überwiegt die Einfuhr mit etwa 40 Mill. Mark. Der Entwicklung des Landes entsprechend, sind natürlich die Einfuhrartikel durchweg Industrie-Erzeugnisse, die Ausfuhrartikel Rohmaterial, hauptsächlich Wolle. Den Löwenanteil am Handelsverkehr behauptet naturgemäß England, Dank seinen alten Beziehungen und seinem Uebergewicht als Mutterland; dennoch muß darauf hingewiesen werden, daß die offiziellen australischen Statistiken, welche dem englischen Handel etwa 92% zuweisen, während auf Deutschland nur 1% entfällt, durchaus unrichtig sind. Es wird in den australischen Statistiken — und das gilt für alle Kolonien — als deutsche Ware nur diejenige bezeichnet, welche direkt von Deutschland gebracht oder nach Deutschland geführt wird. Solange daher Deutschland keine eigene direkte Linie besaß, waren jene Zahlen gerechtfertigt; seit der Eröffnung der Reichslinie jedoch hat der wahre Sachverhalt sich bald herausgestellt und die deutsche Beteiligung sich als eine bedeutend höhere erwiesen, obgleich noch heute eine Unmenge deutscher Ware in Australien kursiert, ohne als solche zu gelten; diejenige Ware nämlich, welche von deutschen Fabriken zu Spottpreisen für englische Exporteure angefertigt, von diesen als englische verkauft und mit bedeutendem Gewinn in Australien umgesetzt wird.

Von Wichtigkeit für deutsche Interessen ist der Umstand, daß das Deutschtum in Südaustralien eine in sich geschlossene Masse darstellt und in einer ganz hervorragenden Weise, Dank seinen intellektuellen Führern, am Mutterlande hängt und die Beziehungen zu demselben pflegt. Was das oben erwähnte Northern Territory angeht, so ist dasselbe im Innern gänzlich unkultiviert, nur an der Nordküste sind einige Niederlassungen, unter denen Port Darwin die bedeutendste ist und möglicherweise den Ausgangspunkt einer Besiedelung von Norden her bilden wird. Erwähnt mag hier des Kuriosums wegen ein Projekt werden, welches allen Ernstes in der Kolonie erwogen worden ist. Das Projekt einer Bahn nämlich, welche von Port Darwin durch den ganzen Kontinent bis Adelaide geführt werden sollte und von dem man sich infolge der bedeutenden Abkürzung des Seeweges ungemein große Erfolge für Adelaide als Zentralhandelsplatz aller Kolonien versprach. Abgesehen von den ungeheuren technischen Schwierigkeiten, würde die Bahn natürlich für den Handelsverkehr keinen größeren Wert haben, als etwa die russisch-sibirische Bahn, welche bis zur chinesischen Grenze führen soll. Port Darwin ist übrigens der Endpunkt der Ueberlandstrecke des London-Telegraph von Adelaide, Melbourne und Sydney und deren Anschlüssen.

Wenn West- und Südaustralien gegenüber ihren ungeheuer großen Flächenräumen unverhältnismäßig kleine Einwohnerzahlen aufweisen, so bietet die im Südosten von Südaustralien sich hinstreckende Kolonie Viktoria gerade das umgekehrte Beispiel dar. Auf den gewöhnlichen Karten nur einen kleinen Fleck zeigend, ist sie nichts destoweniger 87,000 e. Qu.-Mln. groß und besitzt die größte Einwohnerzahl unter allen Kolonien, nämlich ungefähr eine Million Seelen; sie ist noch jünger als Südaustralien, etwa vierzig Jahre alt, und verdankt ihr ungeheuer schnelles Emporblühen vor allen Dingen den großen Goldfeldern, welche noch jetzt einen bedeutenden Ertrag liefern; die vom Jahre 1851 bis Ende 1883 geförderte Menge Goldes repräsentiert einen Wert von mehr als 4000 Mill. Mark und war natürlich geeignet, eine Menge Einwanderer in die Kolonie zu ziehen. Ganz im Gegensatz zu der langsam fortschreitenden, oft stagnierenden Entwickelung Südaustraliens zeigt Viktoria auf allen Gebieten eine gleichmäßig fortschreitende Bedeutung. Es ist die einzige Kolonie, welche Schutzzölle eingeführt hat, um dadurch zu einer eigenen Industrie zu gelangen, und in der That hat der Ersatz den Erwartungen durchaus entsprochen. Trotz des sehr hohen Lohnsatzes und des nur achtstündigen Arbeitstages ist Viktoria in der Lage, an die Nachbarkolonien Industrie-Erzeugnisse auszuführen. Es zählt gegenwärtig etwa 2500 größere industrielle Etablissements mit etwa 1300 Dampfmaschinen und einer Arbeiterzahl von 50,000 Köpfen. Der Wert des verarbeiteten Rohmaterials betrug im Jahre 1884 etwa 130 Millionen Mark. Die Anlagen selbst umfassen Dampfmühlen, Brennereien, Brauereien, Tabaksfabriken, Wollwebereien, Gerbereien und Kürschnereien, Fabriken von Damenartikeln, Wagenbauereien, Thon-, Glas- und Porzellan-Fabriken, Maschinen- und Werkzeug-Fabriken u. s. w. Daneben ist die Viehzucht eine ausgedehntere wie in Südaustralien bei einem Bestande von etwa 11 Mill. Schafen, 1½ Mill. Rindvieh, 300,000 Pferden u. s. w. Die Goldfelder Viktoria's sind Alluvial- und Quarzfelder. Die Hauptfundstätte liegt in der Umgegend der Stadt Ballarat, etwa 96 e. Mln. von Melbourne entfernt. Die Arbeiterzahl in den Minen beträgt gegenwärtig etwa 32,000 Personen, einschließlich 6000 Chinesen. Von einer besonderen Wichtigkeit ist Viktoria

in handelspolitischer Beziehung. Die Hauptstadt Melbourne ist der Ausgangspunkt für eine ganze Reihe von Verbindungen, deren Handel sie fast ausschließlich beherrscht. In erster Linie gehört dazu die Verbindung mit der Kolonie Tasmanien, deren beide Häfen Hobarttown und Launceston fast allein mit Melbourne im Verkehr stehen. Außerdem gehören dahin die regelmäßigen Verbindungen mit den Fidschi-Inseln und Neuseeland. Was den europäischen Verkehr anlangt, so ist Melbourne von mindestens derselben Bedeutung, wie das später zu behandelnde Sydney. Es bildet eine Art Zentrale für die australischen Kolonien überhaupt und enthält daher eine Unmenge von Ausfuhrhäusern allerersten Ranges, welche denn gewöhnlich in Sydney und Adelaide u. s. w. Filialen unterhalten. Der Ein- und Ausfuhrverkehr im Jahre 1884 belief sich auf mehr als 700 Mill. Mark, und wenn man nach der allgemeinen üblichen Schätzung etwa ein Drittel dieser Summe auf den Interkolonialhandel rechnet, so blieben immerhin noch beinahe 500 Mill. für den außeraustralischen Verkehr, in welchem Europa natürlich den ersten Rang behauptet. Die ungemein große Regsamkeit der Kolonie und ihrer Regierung macht sich in jeder Weise geltend. Viktoria besaß in dem oben bezeichneten Jahre das ausgedehnteste Schienennetz unter allen Kolonien in einer Länge von 1663 e. Mln., während der Telegraph sich über 4020 Mln. erstreckt. Die Hauptstadt Melbourne ist der Stolz der Kolonien überhaupt; sie zählt etwa 320,000 Einwohner und steht in Anlage, Baulichkeiten, vor allem aber in Entfaltung von Luxus und in der Fluktuation des täglichen Lebens keiner europäischen Stadt nach. Die Universität, die außerordentlich umfangreichen und in trefflichster Weise auch dem gewöhnlichsten Arbeiter zugänglichen Staatsbibliotheken, der musterhafte botanische Garten, die Verkehrsmittel in der Stadt (Pferdebahn, Drahtseilbahn 2c.) geben ein beredtes Zeugnis von der Thätigkeit ihrer Verwaltung, ja Melbourne besaß vor Berlin einige vorzüglich eingerichtete massive Markthallen. Die Weltausstellung im Jahre 1879, deren Gebäude und Anlagen zum Teil noch erhalten geblieben sind, hat der deutschen Handelswelt die Bedeutung der Kolonien und namentlich die Bedeutung von Melbourne einigermaßen klar gemacht, und es war nicht zu bezweifeln, daß im letzten Jahr der Wettkampf der Nationen in Melbourne ein besonders hitziger, in seinen Erfolgen aber segensreicher werden werde. Der Hauptstadt zunächst an Bedeutung stehen die Städte Ballarat, Sandhurst und Geelong. Im allgemeinen zeigt das Leben in der Kolonie, hauptsächlich in der Hauptstadt, einen amerikanischen Charakter. —

Wir kommen zur ältesten Kolonie Australiens, Neu-Südwales, deren Gründung vor etwa 100 Jahren und zwar als Strafkolonie, erfolgte. Sie bedeckt ein Areal von 309,975 e. Qu.-Mln. mit etwa 930,000 Bewohnern. Neu-Südwales ist die Hauptwollproduzentin unter den Kolonien. Der Viehstand zeigt 30½ Millionen Schafe, 1½ Mill. Stück Rindvieh, 330,000 Pferde u. s. w. Die jährliche Ausfuhr an Wolle erreicht ungefähr den Wert von 180 bis 200 Mill. Mark. Die Bodenkultur, soweit dieselbe für den Ackerbau in Betracht kommt, ist eine verhältnismäßig sehr geringe, die Ausdehnung des unter Kultur befindlichen Landes ist nur etwa ein Drittel so groß wie in Viktoria, nur ein Viertel so groß wie in Südaustralien und dementsprechend sind auch die Erträge, obwohl die Ertragsfähigkeit des Landes, hauptsächlich was Weizenboden anlangt, größer ist als in beiden vorher genannten Kolonien. Was die natürlichen Hülfsquellen des Landes angeht, so verfügt auch Neu-Südwales über eine Reihe von Goldfeldern, nämlich etwa 44 verschiedene Fundstätten, welche von 1851 bis Ende 1884 einen Ertrag von 750 Mill. Mark ergeben haben. Wichtiger jedoch als die Goldfelder sind die großen Kohlenlager mit einer Minenzahl von 53, von denen allein 24 bei der Stadt Neu-Castle liegen, und deren jährliche Ausbeute sich auf etwa 25 Mill. Mark beziffert. Die Kohle, von einer mittleren Qualität, ist so billig, daß dieselbe in Sydney selbst zu einem Preise von 12 Mark 50 Pfennig für die Tonne (20 Zentner) frei an Bord der Schiffe geliefert wird. Endlich produziert die Kolonie Kupfer, Zinn, Silber und Eisen. Die Industrie ist im Verhältnis zu dem Alter der Kolonie und im Vergleich mit Viktoria, abgesehen von der Montanindustrie, wenig entwickelt. Von einiger Wichtigkeit sind nur die Zuckermühlen, an Zahl 98, die Brennereien, Seifenfabriken (31), die Tabaksmanufakturen (17), die Wollmanufakturen (8) und die Schiffswerften.

Was die Handelsbeziehungen der Kolonie Neu-Südwales anlangt, so kommt derselben neben dem Alter und den infolge dessen lange gepflegten Beziehungen der Umstand besonders zu statten, daß die Hauptstadt Sydney ihrer Lage nach naturgemäß der Endpunkt aller von Europa kommenden Linien mit einer einzigen Ausnahme bildet. Für den Interkolonialverkehr kommt besonders in Betracht die gleich zu erwähnende, nördlich von Neu-Südwales gelegene Kolonie Queensland, welche jedoch, Dank der Entwicklung ihres eigenen Handelsverkehrs, als Abnehmerin von Jahr zu Jahr geringere Ziffern zeigt; außerdem bestehen von Sydney aus regelmäßige und lebhafte Verbindungen mit Neuseeland, den Fidschi-Inseln und den Samoa-Inseln. Der gesamte Ein- und Ausfuhrhandel beziffert sich jährlich auf 820 Mill. Mark. Die Hauptstadt Sydney zählt gegenwärtig etwa 180,000 Einwohner und trägt in der ganzen Gestaltung ihres täglichen Lebens, ja selbst in ihrer Bauart einen hervorragend englischen Charakter. Die Universität ist verhältnismäßig unbedeutend, dagegen sind die Krankenhäuser, die Museen — abgesehen von der Gemäldegalerie, welche ein Ueberbleibsel von der Weltausstellung und auch nur in ein provisorisches Gebäude untergebracht ist — vor allen Dingen die Regierungsgebäude wahrhaft imposant, der

botanische Garten, Dank seiner außerordentlich schönen Lage und sorgsamen Pflege, einer der schönsten auf der Welt. Der Hafen Sydney's überragt an landschaftlicher Schönheit alle Häfen der Erde. Von Sydney aus führen eine Menge Bahnverbindungen in das Land hinein, und überall macht sich im letzten Jahrzehnt, Dank der Nebenbuhlerschaft Viktoria's, auch in Neu-Südwales das Bestreben bemerkbar, durch Anlage von Verkehrsmitteln, durch Beförderung der Industrie und des Handels die Entwicklung des Landes zu beschleunigen. Das deutsche Element in Neu-Südwales beziffert sich auf etwa 6000 Köpfe, ist aber über das ganze Land zerstreut, nur in Sydney selbst ist eine kleine Kolonie von einigen Hundert Deutschen, welche in sich gesammelt erscheint.

Der Wettbewerb der Nationen um den Handel, um Passagierverkehr nach und von den Kolonien kommt am besten zum Ausdruck in der Zahl und Art der regelmäßigen Schifffahrtsverbindungen. Sydney selbst zeigt an regelmäßigen Postverbindungen mit England die vom Staate sehr hoch subventionierte Peninsular- and Oriental-Kompany, welche alle 14 Tage von London geht und Brindisi anläuft, ferner die ohne Unterstützung fahrende Orient-Linie, welche gegenwärtig die größten nach Australien fahrenden Schiffe, Viermaster von 5000 Tonnen Gehalt, besitzt und ebenfalls alle 14 Tage von London mit der Peninsular- and Oriental-Linie abwechselnd abfährt. Die Verbindung mit Frankreich geschieht durch die Boote der Messageries maritimes, welche ihre besten Schiffe nach Australien schickt; mit Deutschland durch die deutsche Reichs-Postdampfer-Linie, welche, wie zuversichtlich zu erwarten ist, in kurzer Zeit an Stelle der jetzt verwandten Schiffe von 3000 Tonnen in Rücksicht auf die Wichtigkeit der australischen Kolonien, auf den bedeutenden Passagierverkehr und auf die Anforderungen, welche die Ladung stellt, große Schiffe mit einer bedeutend erhöhten Geschwindigkeit einführen wird. Die Verbindung mit Amerika ist hergestellt durch die Pacific-Mail-Linie, welche von San Francisco über Honolulu läuft und in Sydney endigt.

Alle vorher genannten Linien berühren natürlich Adelaide und Melbourne, die Peninsular- and Oriental-Linie außerdem noch das obenerwähnte Albany in Westaustralien. Außer diesen Postlinien ist es aber eine ganze Menge von Segelschiff- und Dampfschiff-Rhedereien, welche hauptsächlich zur Wollsaison regelmäßige Verbindungen mit Australien, vornehmlich mit Sydney und Melbourne, unterhalten.

Wir kommen endlich zur letzten der Festland-Kolonien, zu Queensland, welches den ganzen Nordosten Australiens vom 29. Breitengrade bis zum Kap York, und westlich bis zur Grenze des Northern-Territory in einer Ausdehnung von 668,224 e. Qu.-Mln. bedeckt. Es ist die jüngste autonome Kolonie, und zwar datiert sie als solche vom Jahre 1859. Ihre Bewohnerzahl beläuft sich auf 310,000 Seelen. Die ganze Kolonie zerfällt in zwei gesonderte Hälften, und zwar zeigt das Land von der Südgrenze bis etwa zum 28. Grad einen subtropischen Charakter, der im Süden in die gemäßigte Zone übergeht. Nördlich von der erwähnten Grenze sind rein tropische Verhältnisse. Dementsprechend zerfällt die ganze Kultur auch in zwei Klassen. Im Süden sind unter außerordentlich günstigen Verhältnissen die europäischen Kulturen überwiegend, hauptsächlich der Weizen- und Weinbau; im Norden des Landes herrscht der Plantagenbau vor, in erster Linie Kulturen von Zucker, daneben Kaffeeplantagen, Cacaopflanzungen u. a. Die Ertragsfähigkeit des Landes ist sehr hoch und zeigt beispielsweise für den Weizenbau die höchste Prozentziffer unter den Kolonien überhaupt, 16.17 Bushels per Acker. Der südliche Teil von Queensland ist reicher an Flüssen als die anderen Kolonien, in der nördlichen Hälfte bringen die tropischen Regengüsse die nötige Feuchtigkeit mit sich.

Die erwähnten Plantagen in der Nordhälfte sind fast alle sehr ausgedehnt und erfordern ein bedeutendes Anlagekapital, während ihre Ertragsfähigkeit infolge der teuren Verbindungen gegenwärtig noch gering ist. Ein Haupthemmnis für ihre Ausbeutung bildet die Arbeiterfrage, welche sich hier außerordentlich zugespitzt hat. Die Anlage der Plantagen wurde ursprünglich durch Chinesen besorgt, welche, wie gewöhnlich, in Akkord arbeiteten, bald aber sich in die Nähe der Städte zogen und hier durch Garten- und Gemüsebau, sowie alle möglichen anderen Arbeiten den Weißen eine unerträgliche Konkurrenz machten. Es wurde daher gegen die Einwanderung der Chinesen im Parlament von Queensland ein Gesetz eingebracht, welches für jeden Einwanderer eine Kopfsteuer von 500 Mark festsetzte, eine Summe, welche natürlich kein chinesischer Kuli besitzt oder auftreiben kann, und welche andererseits auch von den Unternehmern nicht bezahlt werden konnte, da der Chinese sich auf einen längeren Arbeitskontrakt zur Abarbeitung des Vorschusses niemals einläßt. Neben den Chinesen waren es Südsee-Insulaner, welche rein in der Form von Menschenraub durch die sogen. Queenslander Arbeitsschiffe von den Häuptlingen der Inseln gegen einige alte Flinten, ein paar Hämmel oder sonstige wertlose Dinge geholt wurden. Eine Hauptbezugsquelle bildeten die Salomonsinseln, und es ist wesentlich ein Verdienst der deutschen Regierung, daß diesem Unwesen ein Ziel gesetzt worden ist, noch bevor die Salomonsinseln unter deutschen Schutz gestellt waren. Neben beiden erwähnten Völkerrassen waren es Javanen, welche mit Vorliebe und mit Rücksicht auf die Vorbildung, welche sie in Java auf den holländischen Plantagen sich angeeignet hatten, zum Zuckeranbau benutzt wurden. Gegenwärtig hat auch diese Quelle, Dank einer Verordnung des Maatschappij von Java, zu fließen aufgehört.

Die Viehzucht ist bedeutend ausgedehnter als in Südaustralien und umfaßt neben den Schafen, welche etwa 10 Mill. betragen, hauptsächlich Rindvieh in einer Zahl von $4\frac{1}{2}$ Mill. Stück, welches zu Präserven verarbeitet wird,

und dessen Häute noch außerdem einen sehr wertvollen Ausfuhrartikel ausmachen. Die Kolonie ist aber außerdem mit reichen Mineralschätzen gesegnet, in erster Linie Gold, welches auf den ausgedehnten Fundstätten der Gympie-Goldfelder in Form von Goldsand und Quarz vertreten ist, und außerdem in der Mine des Mount Morgan, welche auf etwa 200 Mill. Mark geschätzt wird. Neben dem Golde ist es die Kohle, welche naturgemäß für die Entwicklung des Landes von höchster Wichtigkeit ist, und welche in reichen Mengen in den Lagern von Ipswich, ganz in der Nähe der Hauptstadt Brisbane, gefunden wird, endlich Zinn, dessen Hauptfundstätte sich im Norden der Kolonie, in der Nähe von Herberton befindet.

Die Industrie des Landes ist noch ganz unentwickelt, das Einfuhrbedürfnis daher bedeutend und der Ausfuhr ziemlich erheblich überlegen. Erstere beläuft sich in runder Summe auf 130 Mill. Mark, letztere auf ca. 100 Mill. Mark.

Die Hauptstadt Brisbane liegt am südlichen Ende der Kolonie, etwa 40 Mln. landeinwärts am Brisbane-River. Sie zählt gegenwärtig 50,000 Einwohner und zeigt ein außerordentlich schnelles Emporblühen, eine, Dank den Hülfsquellen des Landes sich allmählich entwickelnde Industrie und Neigung zur Ausdehnung. Queensland besitzt aber außer Brisbane eine ganze Reihe von guten Häfen, welche neben der Hauptstadt den Ein- und Ausfuhrverkehr übernehmen. Dazu gehört von Süden nach Norden hauptsächlich Rockhampton, Townsville, Carns und Cooktown.

Die sehr bedeutende Ausdehnung der Kolonie, die einander zuweilen gerade entgegenlaufenden Interessen der beiden Hälften haben nun seit geraumer Zeit innerhalb der Kolonie den Wunsch wachgerufen, aus Queensland zwei Kolonien zu machen, deren Grenze sich etwa auf dem 22. Breitengrade befinden soll, und für welche Brisbane im Süden, Townsville im Norden Hauptstadt werden sollen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Trennung über kurz oder lang eintreten wird.

Die europäische Verbindung mit der Kolonie geschah früher, wie wir bereits kurz angedeutet haben, über Sydney oder Melbourne durch zwei Dampferlinien, welche auch heute noch als Australian-Steam-Navigation-Company einen regen Verkehr aller Küstenplätze untereinander vermittelt. Als direkte Verbindung mit Europa fungiert die British-India-Company, welche von London durch den Suezkanal über Colombo, Singapore und Batavia, durch die Torres-Straße nach Cooktown, Townsville und Brisbane als Endhafen läuft.

Queensland ist diejenige Kolonie, welche die größte Zahl Deutscher enthält, nämlich ca. 20,000, deren Hauptansiedelungen sich im südlichen Teil der Kolonie befinden, welche aber auch als Pionniere der Kultur bis an den Golf von Carpentaria zu finden sind. Der Zusammenschluß der Deutschen in Queensland läßt nichts zu wünschen übrig, ja zuweilen kehren sie ihr Nationalitätsbewußtsein gegenüber dem englischen Dünkel etwas schroff heraus und es kommt nicht selten zu heftigen litterarischen Fehden, welche das bedeutende deutsche, in Brisbane erscheinende Organ, die „Nordaustralische Zeitung", auszufechten hat. Dem Berufe nach sind die Deutschen in Queensland Landwirte, Weinbauern, Handwerker, Kaufleute u. s. w.; ihr moralischer Einfluß ist bedeutend, ein äußeres Zeichen dafür ist darin zu erblicken, daß unter den 36 Parlamentsmitgliedern sich vier Deutsche befinden.

Es erübrigt, einen Blick auf das Verhältnis der einzelnen Kolonien zu einander und auf einige Bestrebungen zu werfen, welche sich in allen gleichmäßig vorfinden. Ein dem Besucher zunächst auffallendes Symptom ist die außerordentliche Rivalität, welche die einzelnen Kolonien beherrscht. Am stärksten kommt dieselbe in dem Wettstreit zwischen Victoria und Neu-Südwales zum Ausdruck. Jede von beiden beansprucht den Vorrang und sucht der Nachbarkolonie alle möglichen Hindernisse in der Entwickelung zu bereiten, soweit dies in ihrer Macht steht. Auf der einen Seite ist dieses Verhältnis allerdings ein Sporn für die Fortbildung jeder einzelnen Kolonie, auf der anderen Seite aber ist es ein Hemmnis für das Zusammenwirken, welches gleichwohl den Australiern recht erwünscht wäre, und zwar gegen England selbst. So geringfügig im Grunde genommen die Besiedelung Australiens mit etwa 3 Millionen Menschen erscheint, so sind die Festlandskolonien, mit Ausnahme natürlich von Westaustralien, doch bereits von der Großmannssucht befallen, sie nennen sich mit Stolz Australier, wollen von dem Heimatlande England so wenig wie möglich wissen, hauptsächlich aber in keiner Weise von England beeinflußt werden. Diese Eifersucht auf die eigenen Interessen äußert sich in den Bemühungen, alle mehr oder weniger einflußreichen Stellen im Lande, die Sitze im Parlament mit „Natives", d. h. gebornen Australiern, zu besetzen. Eine gemeinsame Interessenvertretung aber ist zuerst vor drei Jahren durch einen Kongreß der einzelnen Kolonialvertreter in Hobarttown (Tasmanien) angebahnt worden, ohne besondere Früchte hervorgebracht zu haben. Als ein charakteristisches Zeichen australischer Selbstüberschätzung muß es aufgefaßt werden, daß die Heißsporne in den Kolonien nicht übel geneigt waren, die deutsche Besitzergreifung in der Südsee als Kriegsfall zu betrachten. Sie empfanden die Besitzergreifung jedenfalls als einen unerhörten Eingriff in ihre Rechte, da sie am liebsten ganz Ozeanien als einen natürlichen Annex von Australien betrachten möchten. Das deutsche Gegengewicht in den australischen Kolonien, so schwach es noch erscheinen mag, ist dabei keineswegs zu unterschätzen.

Dr. Neubaur.

Skizzen aus Tenerifa.

(Fortsetzung.)

Die alten Guanchen hatten eine seltsame Abneigung vor Blutvergießen und Blutvergießern. Dies ward mir

in seltsamer Weise nahegelegt, als José und ich durch die Umgebungen von Realejo zogen. Gerade in der Mitte einer Brücke über eine Schlucht, kamen wir an ein dort stehendes viereckiges, solides, kleines Gebäude, dessen Fenster vergittert waren wie diejenigen eines Gefängnisses; es war aber das Haus eines Fleischers, und ich zweifle nicht, daß sein Alleinstehen die Folge der alten tenerifanischen Ueberlieferung war, wonach das Fleischergewerbe für ein unehrliches galt und ein Fleischer keinen Verkehr mit anderen Menschen haben durfte. Wenn er irgend etwas haben wollte, mußte er von fern stehen und es andeuten. Dagegen mußte ihm die übrige Gemeinde als Entschädigung für die Selbstaufopferung, womit er sich zu diesem entwürdigenden Gewerbe hergegeben, alle seine Bedürfnisse unentgeltlich liefern. Wenn die Guanchen einem gefangenen Spanier die tiefste Schmach anthun wollten, so verurteilten sie ihn, daß er die Fliegen totschlug, welche ihre Ziegen auf der Waide belästigten.

Auf unserem Wege nach Icod stiegen wir nur ein einzigesmal zum Meeresniveau herab, und zwar in dem trübseligen Städtchen Rambla, das auf einem Vorgebirge von schwarzem Lava liegt, deren rauhe Kanten und Schlacken furchtbar anzusehen sind. Trotzdem ist es kein ganz düsterer Ort, denn das blaue Meer brach sich in weißem Schaum an seinen grausigen, verzerrten Felsen, und der findige Gewerbefleiß der Einwohner hatte Gärten inmitten dieser kleinen Wildnis angelegt, so daß das helle Grün der Weinreben und Kartoffeln, das trübe Rot der Hausdächer und das Grau und Olivengrün der Balkone ein buntes Farbenspiel bildeten. Landeinwärts konnten wir am Berghang hinauf den Lava-Erguß verfolgen, bis er sich beinahe zwischen den Ausläufern des Pik verlor.

Ich besuchte die Kirche von Rambla, aber mit keinen lebhaften Erwartungen. Die Kirchenbaukunst zeigt auf Tenerifa wenig Originalität. Jedes Städtchen setzt seinen Stolz darein, einen schönen Kirchturm zu besitzen, in welchem die Jungen die Glocken nach Belieben läuten können; nach dem Glockenturm ist dann meines Erachtens ein Altar der heiligen Jungfrau von der Empfängnis das begehrteste Ziel der Wünsche. Ich war erstaunt, daß ich so viele dieser Figuren auf den Canarischen Inseln gesehen habe, alle modelliert nach Murillo's prächtiger Madonna im Louvre, aber in unendlicher Mannigfaltigkeit der Ausführung und Ausschmückung! Ein anderer Lieblingsgegenstand für den Altar ist der heilige Lorenz, dessen Statue man in vielen Dörfern mit einem großen Bratrost von Birminghamer Fabrikat versieht, um damit desto lebhafter auf die Sympathie des Volkes zu wirken. Ich habe in der That ein junges Mädchen vor einem derartigen Heiligenbild auf den Knieen betend und in ihren dunklen Augen zärtliche Thränen blinken sehen, als sie regungslos den Heiligen und das Zeugnis seines Martertodes betrachtete.

Hier in Rambla ward ich jedoch plötzlich in eine Atmosphäre von Wohlgeruch versetzt, als ich die schwere hölzerne Thür der Kirche aufstieß. Es war Freitag vor dem Palmsonntag, und zur Vorbereitung für das Fest waren die Steinplatten des Fußbodens mit den Blumenblättern von Rosen und roten Geranien bestreut und die vielen kleinen Altäre des Kirchleins mit den Zweigen verschiedener blühender Gewächse bedeckt. Eine Menge Frauen knieten da und dort betend zwischen den Rosenblättern, und am fernen Ende, neben dem Altar, schaute unter dem Dachvorsprung seines Beichtstuhls der runde Kopf eines Priesters hervor, welcher dem Flüstern einer bußfertigen Beichtenden zu seinen Füßen lauschte. Natürlich vergaßen die Frauensleute auf einen Augenblick ihre Andachtsübungen, als sie einen Fremdling im Reitanzug und mit schweren Stiefeln hereinkommen und die Blumenblätter zertreten sahen. Sie begannen einander zuzuflüstern, zu lächeln und sich zu fächeln, und diejenigen von ihnen, welche in der Weltlichkeit schon weit gediehen waren, befühlten ihre Gesichter, um zu ermitteln, ob sie auch in passender Weise geschminkt seien. Allein ihnen zu Liebe und wegen des Paters in seinem Beichtstuhl, welcher sich mehrmals mit einem unfreundlichen Ausdruck in seinem breiten Gesicht nach mir umgedreht hatte, und um meiner selbst willen, blieb ich nicht lange in dem Kirchlein, denn ein so seltsames, unwirkliches und zwerghaftes Gotteshaus hatte ich noch nie gesehen. Vom coro, im Westen, mit seinen stucco-verzierten Balustraden, seinen dunkelroten, grünen und goldenen Sparren, bis zum Glanze ähnlicher Farben im östlichen Teil der Kirche, wo sich dem vorwaltenden Grün und Gold noch etwas Blau beifügte, erschien mir das Ganze wie ein etwas verbrauchtes altväterisches Puppenhaus, auf dessen Fußboden sich eine Gruppe seltsam beweglicher Puppen befanden. Sogar der Sturz über dem Portal und die Querbalken innerhalb der Kirche waren von Trockenfäulnis verfärbt und die Steinplatten wankten einem unter den Füßen, wenn man von der einen auf die andere trat.

Es ward 1 Uhr, bevor meine Stute ihre Hufe wieder auf die schlüpfrigen, grasbewachsenen Pflastersteine der Straßen von Icod setzte. Wir hatten zwar erst unser halbes Tagewerk zurückgelegt, waren aber alle ermüdet: das Pferd vom rauhen, staubigen Weg und den Fliegen, ich von der Sonnenhitze und der Mühe, welche ich mir gegeben hatte, die Fliegen von dem Tiere wegzuscheuchen, und José von seinem leeren Magen. Wir schleppten uns daher mühsam bis zur Plaza de la Constitucion, wo ein Wirtshaus steht. Die Wirtin erwies sich als mitleidige Seele, welcher das Gesicht eines Fremdlings nichts Ungewohntes und die in der Bewillkommnung eines Gastes etwas entschlossener war, als man es von Seiten eines spanischen Gasthofbesitzers gewöhnt ist.

In Icod gibt es zwei oder drei interessante Gegenstände zu sehen, um derentwillen möglicherweise ein Fremder hieher kommt. Der eine ist eine Höhle, welche in

Preis-Liste

über

Bremer Cigarren

von

B. Martens, Bremen

Cigarrenfabrikant.

a. **Cigarren aus ostindischen, westindischen und amerikanischen Tabacken bester Qualität hergestellt.**

El Aguila Occidental
Milde u. leicht. Grosses Façon.
Sumatra Decke, Felix Brasil Einl.
Kiste von 250 St. Mk. 13.—
Das Mille ..... „ 52.—

La Perla del Comercio
Milde u. leicht. Grosses Façon.
Sumatra Decke, Felix Brasil Einl.
Kiste von 100 St. Mk. 5.40
Das Mille ..... „ 54.—

Los Magnificos
Milde und leicht. Mittelgross.
Sumatra Decke, Felix Brasil Einl.
Kiste von 250 St. Mk. 13.75
Das Mille ..... „ 55.—

Fiat Lux
Milde und leicht. Mittelgross.
Sumatra Decke, Felix Brasil Einl.
Kiste von 100 St. Mk. 5.70
Das Mille ..... „ 57.—

Flor de Aroma
Milde. Mittel-Façon.
f. Deli Sumatra Decke,
[illegible] Einlage.
Kiste von 100 St. Mk. 6.50
Das Mille ..... „ 65.—

El Dinero
Mittelkräftig. Grosses volles Façon.
f. Deli Sumatra Decke,
Felix und Havanna Einlage.
Kiste von 100 St. Mk. 6.90
Das Mille ..... „ 69.—

Fabrica real
Milde. Langes Façon.
f. Deli Sumatra Decke,
Felix und Havanna Einlage.
Kiste von 100 St. Mk. 7.80
Das Mille ..... „ 78.—

La Veneracion
Mittelkräftig. Mittel-Façon.
Hochfeine Sumatra Decke,
Havanna Einlage.
Kiste von 100 St. Mk. 8.30
Das Mille ..... „ 83.—

b. **Havanna und Cuba Cigarren,** ausgewählte feinste Qualitäten.

El Arte
Milde. Mittel-Façon.
Kiste von 100 St. Mk. 8.50
Das Mille ..... „ 85.—

Esquisitos de Cuba
Milde. Grosses Façon.
Kiste von 100 St. Mk. 9.80
Das Mille ..... „ 98.—

Calle de Seguro
Milde. Mittel-Façon.
Kiste von 100 St. Mk. 10.50
Das Mille ..... „ 105.—

La Flor de Morales
Milde. Grosses Façon.
Kiste von 50 St. Mk. 6.75
Das Mille ..... „ 135.—

Preise zollfrei. — Aufträge von 30 Mk. an franco. — Ziel 3 Monate.

Proben gegen Vergütung zu Diensten.

Zur gefl. Beachtung!

Bei jeder Bestellung bitte ich die gewünschte Farbe, ob hell, mittel oder dunkel anzugeben.
Nichtgefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Gefl. umwenden.

Für die allseitige Anerkennung, welche meine Bestrebungen auf dem Gebiete der Cigarren-Industrie gefunden haben, bin ich den Käufern meiner Fabrikate zu Dank verpflichtet.

Die Beliebtheit, deren sich meine Cigarren zu erfreuen hatten, gestattete es mir, mein Geschäft ganz wesentlich zu vergrössern und kann ich mit Dank und Genugthuung auf den grossen Kreis meiner Kundschaft blicken, die mir durch fortlaufende Bestellungen den Beweis liefert, dass mich in der Fabrikation der Cigarren eine glückliche Hand leitet und dass meine geehrten Abnehmer mit meinen Lieferungen zufrieden sind.

Wenn der Consument eine gute Bezugsquelle für Bremer Cigarren gefunden hat, spricht es für sich selbst, dass die gebotenen **Vortheile** des directen Bezugs **wesentliche** sein müssen, einmal sind es die **billigen Preise** dann aber in der Hauptsache die **Qualitäten** und liegt es auf der Hand, dass die **Bremer** Fabrikanten bei gutem Willen **vor allen anderen** eine vorzügliche Cigarre liefern können, denn Bremen ist und bleibt das **Centrum** des **Rohtabackhandels** und **hier** findet der Fabrikant die Gelegenheit, sich aus den reichhaltigen Lägern aus erster Hand das Beste zu sichern.

Meine guten Lieferungen haben mir zahlreiche Anerkennungen eingetragen; möge hier nur die eine Anerkennung eines **Fachmannes** Platz finden, der nach eingehender Prüfung meiner Fabrikate das Urtheil abgab:

> „Ich finde die Cigarren in jeder Hinsicht gut und die Preise so niedrig, wie es sich mit der Herstellung von Qualitätscigarren verträgt.“

Mein Hauptaugenmerk in der Fabrikation richte ich darauf, dass die Cigarren **milde** sind, ohne deshalb fade zu schmecken und dass die Qualität so fein ist, um auch den höchstgestellten Ansprüchen zu genügen.

Wenn Sie mit meinen Fabrikaten einmal einen Versuch machen wollen, bitte ich Sie, Sich auf Grund umstehender Preisliste freundlichst an mich zu wenden und empfehle ich mich Ihnen

Hochachtungsvoll

B. Martens

Cigarrenfabrikant.

Gefl. umwenden.

alten Zeiten als ein Pantheon für die Toten der Guanchen benützt worden sein und sich angeblich fünf oder sechs dunkle Meilen weit unterirdisch bis in den Krater des Pik hineinziehen soll. Allein die Mumien und der Staub der alten Bewohner dieser Gräber sind nun verschwunden, und seither hat niemand den Mut gehabt, sich durch die engen und gefahrvollen Gänge dieser Höhle hindurchzuzwängen, um die Richtigkeit der Sage über ihre Länge zu erproben.

Eine andere Sehenswürdigkeit des Ortes ist der berühmte Drachenblutbaum, welcher nun für den Patriarchen seiner Art auf der Insel gilt und dessen Alter man auf Tausende von Jahren schätzt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts stand in Orotava noch einer von diesen Bäumen, der in einer Höhe von 6 F. über dem Boden noch einen Umfang von 35½ F. hatte. Humboldt schätzte sein Alter auf zehntausend Jahre; da man aber einen Drachenblutbaum auf der Insel kennt, welcher urkundlich noch nicht 400 Jahre alt ist und noch nicht einmal einen Fuß im Umfang hat, so geht daraus deutlich hervor, daß jener Veteran Hunderte von Jahrhunderten erlebt haben muß. Der Drachenblutbaum von Orotava ist jedoch seit Humboldt's Zeit dem Alter und den Stößen der Gewitter und Stürme erlegen und der Baum von Icod ist an seine Stelle getreten. Diese merkwürdige Baumart hat zu einer Menge Legenden Veranlassung gegeben. Gerade so, wie man die Canarischen Inseln für den Garten der Hesperiden hält, so identifiziert man den Drachenblutbaum mit dem Drachen, welcher die goldenen Aepfel dieser glücklichen Reiche hütet, und ein phantasievoller Altertumsforscher hat sich überzeugt, daß ein scharfes Auge in dem Fruchtfleisch dieses Baumes die Umrisse eines Drachens zu unterscheiden vermag.

Ein französischer Schriftsteller geht sogar noch weiter und behauptet, der Drachenblutbaum sei eigentlich gar kein Baum, sondern nur eine Anhäufung lebender winziger Tierchen, von denen sechs Millionen auf einen Kubikzoll gehen. In Wahrheit übrigens scheint der Baum nur eine Mammuthbrut von Spargeln und mit außerordentlicher Lebenskraft begabt zu sein.

Das sogen. Drachenblut ist nur der rötliche Saft des Baumes, der sich zu einem Harz verhärtete und eine Zeit lang einer der wertvollsten Ausfuhrartikel dieser Inseln war, nun aber gar nicht mehr in den Handel kommt. (Das, was gegenwärtig noch unter dem Namen Drachenblut in den Handel kommt, ist nicht mehr der Saft des Drachenblutbaumes, Dracaena Draco, sondern ein Harz, welches aus den Früchten der Drachenblutpalme, Daemonorops oder Calamus Draco *Blum.* gewonnen und selten mehr in der Heilkunde, sondern mehr zum Färben von Firnissen und Lacken verwendet wird.)

In früheren Zeiten hatten die europäischen Apotheker eine ebenso große Vorliebe für das Drachenblut, wie für die Mumien der Guanchen, welche sie in ihren Mörsern in verschiedene sehr geschätzte und teure Arzneien verwandelten. Seinem Aussehen nach ist der Drachenblutbaum ein äußerst symmetrischer Kandelaber. Der knorrige Stamm erhebt sich astfrei bis zu einem gewissen Stadium; dann verzweigen sich die Aeste mit äußerster Regelmäßigkeit und erzeugen ihrerseits harmonische, mit Büscheln scharfer, olivenfarbiger Blätter besetzte Zweige.

Allein meines Erachtens bilden weder die Höhle, noch der Drachenblutbaum, noch beide zusammen ein Zehnteil von dem Reiz von Icod de los Vinos. Es hat eine wundervolle Lage auf dem eigentlichen nördlichen Abhang des Pik. Man denke sich eine Gletschermasse, welche gerade von dem Gipfel eines Berges zwischen hohen Felsen bis zum Meer herunter kommt, und auf welcher halbwegs ihrer Bahn eine Stadt erbaut worden ist; dies ist gewissermaßen die Ansicht von Icod. In gerader Linie kann der Kegel des Pik nicht mehr als 9—10 Km. von den Häusern der Stadt entfernt sein, und vom weißen Dach des kleinen Wirtshauses an schaute ich auf den breiten, schwellenden Berg mit seinem Schneegipfel, welcher den Ausblick nach oben beschloß, und erklärte Icod für prachtvoll. Mir erschien es, als könne man von hier aus leicht in etwa zwei Stunden den Kegel des Pik ersteigen, allein ich erfuhr, daß dies unmöglich sei, denn der Bimssteinabhang auf der nördlichen Seite ist zu steil.

Ich hatte ein Empfehlungsschreiben an einen reichen Einwohner von Icod, welcher nach meinem Gasthause kam, um mich zu besuchen. Er hatte vor vielen Jahren in den Vereinigten Staaten gelebt, und bei meiner geringen Vertrautheit mit dem Spanischen wollte ich mich daher auf Englisch mit ihm unterhalten; allein sein Englisch war aus Mangel an Uebung beinahe eingerostet und der Mann so einfach und bescheiden, daß er lieber gar nicht als schlecht sprechen wollte. Ich lobte die prachtvolle Lage des Ortes, welchen er sich ausgewählt hatte, um seinen Lebensabend daselbst zuzubringen; allein er war schwermütig gestimmt und erwiderte mir, das Leben sei hart, sehr hart. Er war ein wohlwollender freundlicher Mann, von dem jedermann nur Gutes sagte, aber ich fürchte, er war einer von denen, welche nur durch viele Arbeit und Erfahrung Weisheit erlernen und Vermögen erwerben. Am Abend besuchte ich ihn in seinem Hause, und ich werde es nicht sobald wieder vergessen, wie ich ihn hier in seinem hohen wohlgefüllten Bibliothekzimmer gleichsam eingemauert und beim Licht einer einzigen Kerze lesend fand. Auf seinem Tisch lag ein Schädel, und als mein Freund zur Thüre kam, um mich zu empfangen, war alles andere so dunkel, daß ich nichts deutlich sah, als den Schädel. Für den Augenblick schlug er einen heitern und leichtfertigen Ton an und sprach von Billard und Whist im Klub; aber die Natur machte allmählich ihr Recht geltend, und er machte manche wehmütige Bemerkungen, als wir miteinander in den mondbeschienenen Straßen auf und ab giengen.

Dieser würdige, aber kummerbehaftete Mann gab

mir eine Karte an den Alcalde oder Schulzen von Garachico mit, wohin ich am Nachmittag unserer Ankunft in Icod zu Fuße gieng. Garachico ist ein trauriges Städtchen: vor dreihundert Jahren war es noch reich an adeligen Häusern und Klostergebäuden, und Schiffe aus vieler Herren Ländern liefen in seinem Hafen ein. Die grünen Klippen des Landes fielen beinahe senkrecht zum Meere ab, und man rühmte sich in der Stadt, daß man hier zu gleicher Zeit jagen und fischen könne; aber im Jahre 1706 verheerte der Pik von Teyde plötzlich Garachico. Ein Vulkan erschien unversehens in der höheren Region des Berges, einige Tausend Fuß über der Stadt, aber gefährlich nahe bei derselben; dann kam der Ausbruch und die Lava, welche über die Klippen herabstürzte und Stufe für Stufe die Stadt umgab und zerstörte. Mönche und Nonnen, Hidalgos und Bauern enteilten der dem Untergang geweihten Stadt und flüchteten nach Icod. Die Lava blieb aber nicht dabei stehen, daß sie die Stadt ausbrannte und zum größten Teil überflutete; sie ergoß sich auch in den Hafen, den sie im Laufe der Zeit so sehr verstopfte, daß später keine Kauffahrteischiffe mehr da ankern konnten, wo zuvor der beste Hafen auf Tenerifa gewesen war. Auf diese Weise erhielt Garachico seinen Todesstoß und verlor seine ganze kommerzielle Bedeutung. Jeder Meter seines anbaufähigen Bodens war viele Fuß tief unter der Lava begraben, und die passenden lieblichen Felsenwände, welche früher der Stolz der Stadt gewesen waren, wurden nun durch die Erkaltung der feurig-flüssigen Kaskade, welche über ihren Rand heruntergeflossen war, bis zur Häßlichkeit verbrannt.

Der Pfad führte mich von Icod herab durch ein liebliches Thal, welches im reichsten Farbenschmuck von Grün und Gold der Orangen- und Mispelbäume, des hohen Maises, des Zuckerrohrs, der Weinstöcke und Feigenbäume prangte. Gruppen von fiederblätterigen Palmen schaukelten sich auf den niedrigen Abhängen und hoben sich vom blauen Meere draußen ab. Das Grün der steilen Felswände, welche das Thal umhegten, war wunderbar; sie waren mit Weinreben, Brombeeren und anderen Schlingpflanzen drapiert, welche Dutzende von Metern lang ununterbrochen in langen Festons herabhiengen; scharlachrote und gelbe Blüten leuchteten aus den Ritzen und Nischen der Felswände, und die ausdauernde Verode, eine immergrüne Pflanze mit runden Blättern, anscheinend ohne Stiel, klebte wie ein Pflaster an allen Stellen des Felsens, welche nicht anderweitig bewachsen waren. Das Wasser, die Ursache dieses üppigen Grüns, wurde in einem dünnen, spinnenartigen Gerinne von Fichtenklötzen anstatt einer Wasserleitung von einer Seite des Thales zur anderen hin und her geführt und vereinigte die vielen winzigen Wässerchen, welche an den Felswänden herunterträufeln und den tieferen Ländereien ein beständiges Tropfbad bereiten.

Ein großer Felsblock steht neben der Straße, wo Garachico beginnt, und ist von einem hohen Kreuz überragt. In der verengten Bucht, welche heutzutage den Hafen von Garachico bildet, ragt ein anderer Fels ungefähr 200 F. aus dem Wasser und ist ebenfalls von einem hölzernen Kreuz gekrönt. Ueberall sieht man andere Kreuze, besonders auf die Lavablöcke eingehauen und eingekratzt, welche von den Berghöhen heruntergefallen oder vom Meer in dem schwarzen vulkanischen Sand jenseit des Bereichs der Flut angespült worden sind. So fleht Garachico vom Himmel, daß es vor einer künftigen Zerstörung bewahrt werden möge.

Der Alcalde der Stadt erzählte mir die Geschichte der Katastrophe von 1706 mit so viel Gefühl und umständlicher Genauigkeit, als ob er selbst ein beteiligter Zeuge des Unfalls gewesen wäre. Er bewirtete mich mit englischem Ale und englischen Biscuits, und als wir so im Schatten seines Hausdachs saßen, einen englischen Stöberhund zu unseren Füßen, zeigte er mir den erstarrten Lavastrom, welcher den Eingeweiden des Piks von Teyde entflossen war und sich über die Häuser und zwischen denselben ergossen hatte. Wir besuchten hierauf die Pfarrkirche, und hier war, 15 Fuß über dem Boden, der Strich angezeichnet, bis wohin die Lava in ihrem feurig-flüssigen Erguß gereicht hat. In den Staßen standen noch die leeren Außenwände vieler schöner Gebäude mit korinthischen Pfeilern, gemeiselten Balkonen und schönem, kunstreich in Stein gehauenem Wappenschmuck über ihren verödeten Portalen; allein hinter diesen imposanten Fassaden war alles leer und öde. Die Ueberreste von Garachico's casa fuerte oder Wachthaus stehen noch am Meere mit zwei oder drei unlafettierten Kanonen in seinen Zinnen. Das Fort ist nun zwecklos, da es keinen Hafen mehr zu beschützen hat.

Die Pflichten der Gegenwart riefen Don Gregorio, den Alcalde, plötzlich aus dem Rückblick in die Vergangenheit zurück, auf welchen er sich mir zu Liebe eingelassen hatte. Als wir nämlich an dem Amtsgebäude vorübergiengen, schlug plötzlich ein Ton, halb Schrei, halb Seufzer, an unser Ohr.

„Caramba! was ist das?" rief Don Gregorio stehen bleibend, nahm die Zigarre aus dem Munde und schaute mit einem solchen Ausdruck von Ungewißheit zu seinem Hunde hinab, daß das Tier aus Mitgefühl bellte. „Ach ja, ich erinnere mich", fügte er dann lächelnd und mit einem Achselzucken hinzu. Er rief einen ärmlich gekleideten Mann herbei, ließ vom Stadtschreiber einen Schlüssel holen, schloß dann eine Thüre auf und wir traten in einen dicht verwachsenen Garten im inneren Hofe eines klösterlichen Gebäudes. Hier kamen wir durch eine zweite Thür in einen kleinen begrasten Hof mit einer Steinbank in einer Ecke, worauf ein Frauenzimmer mit einem roten Gesicht weinend saß. Kaum waren wir eingetreten, so warf sich das Weib dem Alcalde zu Füßen und richtete unter Thränen einen Schwall flehendlicher Worte an ihn.

„O nein, sie ist nicht so schlimm!" bemerkte Don Gregorio gegen mich; dann sagte er zu der Bittenden: „Steht auf, Frau, und geht nach Hause!" Dies ließ sich das Weib nicht zweimal sagen; unter tausend an die heilige Jungfrau gerichteten Segenswünschen sprang sie empor, raffte ein Stück Brot auf, welches vor ihr im Grase gelegen hatte, und eilte davon. Sie war die einzige Verhaftete in Garachico, und Don Gregorio hatte sie erst gestern zu drei Tagen Haft bei Wasser und Brot verurteilt, weil sie betrunken gewesen war und sich ungebührlich betragen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mennoniten in Rußland.[1]

Von Gregor Kupczanko.

Die Mennoniten in Rußland bilden eine religiöse christliche Sekte und gehören dem deutschen Volksstamme an. Sie sind vor mehreren Jahren, hauptsächlich aber in den fünfziger Jahren aus Deutschland, resp. Preußen, nach Rußland eingewandert und haben sich daselbst vorwiegend in den südrussischen Gouvernements Jekaterinoslaw und Taurien (Halbinsel Krim) niedergelassen. Von hier breiteten sie sich weiter gegen Osten und Norden, nach dem Kaukasus und bis nach Sibirien aus. Ende der siebziger und Anfangs der achtziger Jahre wanderten viele mennonitische Familien aus Rußland nach Buchara und Amerika aus. Heute dürfte es in Rußland kaum 10,000 Mennoniten geben.

Als Grund ihrer Auswanderung bezeichneten die Mennoniten ihre schlechten materiellen Verhältnisse und ihre Beengung und Verfolgung durch russische Behörden. Der eigentliche Grund bestand aber in den gegenseitigen religiösen Streitigkeiten unter den Mennoniten und in ihrer Scheu vor dem Militärdienste.

Die religiösen Streitigkeiten tauchten unter den Mennoniten in Rußland schon zu Ende der fünfziger Jahre auf, indem unter ihnen sich eine neue Sekte bildete, deren Anhänger sich „wahre Mennoniten" nannten und jeden nicht zu ihrer Gesellschaft gehörigen Mennoniten als einen Fälscher der mennonitischen Religion schmähten und als einen Feind der russischen Regierung verleumdeten. Diese neue Sekte der Mennoniten, Neu-Mennoniten genannt, erklärte, daß sie allein nach der Lehre Menno Simons, des Begründers der mennonitischen Religion, lebe, daß sie allein den wahren religiösen Pflichten nachkomme und daß sie daher allein berufen sei, die wahre Religion der mennonitischen Bruderschaft in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. Die Anhänger dieser Sekte enthielten sich strengstens des Genusses von geistigen Getränken, des Tabakrauchens, aller Vergnügungen ꝛc. und chikanierten und verfolgten jedermann von den Mennoniten, der nicht so wie sie lebte und nicht ihrer Sekte beitreten wollte.

Aber auch die sogenannten Alt-Mennoniten blieben, was Streitsucht und Verleumdung betrifft, nicht hinter den Neu-Mennoniten zurück. Diese wie jene verleumdeten einander gegenseitig als Verderber der wahren mennonitischen Lehre, diese wie jene klagten einander vor den russischen Behörden als Feinde der russischen Regierung an, und diese wie jene verlangten von der russischen Regierung ihre gegenseitige Ausweisung aus Rußland. Das russische Ministerium wurde überhäuft mit Klagen der Neu- und Alt-Mennoniten, welche einander alle Schlechtigkeiten vorwarfen und sich gegenseitig als gefährliche Feinde Rußlands hinstellten.

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß die russischen Behörden begannen, auf die Mennoniten in Südrußland ihre besondere Aufmerksamkeit zu richten und sich mit denselben immer mehr zu beschäftigen. Die von der St. Petersburger Regierung behufs Untersuchung der Zustände unter den Mennoniten nach Südrußland entsandten zahlreichen Kommissionen wurden teils von der einen, teils von der anderen Partei der streitenden Mennoniten beeinflußt und sie rapportierten daher an die Regierung so, wie es der einen oder der anderen Partei genehm war, und nicht so, wie sich die Sachen in Wirklichkeit verhalten hatten. Dies hatte zur Folge, daß die Regierung, durch die gefälschten Protokolle der einzelnen Kommissionen irregeführt, lange nicht entscheiden konnte, welche von den beiden Parteien im Rechte und welche im Unrechte sei. Daß unter solchen Verhältnissen in erster Linie die Mennoniten selbst leiden mußten, ist selbstverständlich. Auch die von den Neu- und den Alt-Mennoniten nach St. Petersburg entsandten zahlreichen Deputationen konnten nichts ausrichten, denn auch die Deputationen bedienten sich zur Erreichung ihres Zieles der Verleumdung und der Bestechung. Die Lokalbehörden nützten diese traurigen Verhältnisse der Mennoniten nicht nur dazu aus, um dieselben auf die unerhörteste Weise zu rupfen, sondern auch, um sie in ihren Rechten und Privilegien zu verkürzen und zu schädigen. Diese Lage wurde den Mennoniten endlich unerträglich und sie begannen, wie gesagt, aus Rußland auszuwandern.

Zu der Auswanderung nötigte die Mennoniten, wie gesagt, auch die im Jahre 1874 in Rußland eingeführte allgemeine Wehrpflicht. So wanderte ein Teil der südrussischen Mennoniten nach Amerika und ein Teil nach Buchara und Chiwa aus. Den Rekruten der in Rußland zurückgebliebenen Mennoniten gestattete die Regierung in dem Forstkorps im Gouvernement Cherson (in Südrußland) zu dienen und sich mit dem friedlichen Waldbau zu befassen.

[1] Die Daten zu dieser Skizze entnahm ich einem mir kürzlich von Sr. Exzellenz dem Herrn Schulkurator vom Kaukasus, Geheimrat Kyrill Petrowitsch Janowskij, freundlichst zur Verfügung gestellten geographisch-statistisch-geschichtlich-ethnographischen Material über die Völker des Kaukasus. G. K.

Das Kriegsministerium versuchte, die jungen Mennoniten in den Arsenalen zu verwenden, die betreffenden mennonitischen Soldaten baten aber händeringend, sie von dieser Beschäftigung zu befreien, da es nach ihrer Religion eine große Sünde sei, Werkzeuge zur Vernichtung der Menschen zu erzeugen, und sie sich lieber den Tod geben würden. Das Kriegsministerium gab damals nach, heute aber will die russische Regierung auch die Mennoniten zu den gewöhnlichen Kriegsdiensten verwenden, was sicherlich auch die Auswanderung der übrigen, heute noch in Rußland lebenden Mennoniten zur Folge haben wird. Bemerkenswert ist es, daß die mennonitische Religion die Benützung der Waffen zum Totschießen der Tiere und Vögel nicht verbietet. Ueberhaupt sind die religiösen und sozialen Anschauungen der Mennoniten höchst merkwürdig. So wird der Taufakt bei den Mennoniten nur an erwachsenen Personen, und auch da nicht an allen, vollzogen. Um über die religiösen und sozialen Gebräuche der Mennoniten sprechen zu können, muß man die Alt-Mennoniten von den Neu-Mennoniten und diese beiden Sekten wieder von der dritten mennonitischen Sekte, die „Jerusalemer Freunde" oder „der Tempelhof" genannt, unterscheiden.

Die mennonitische Sekte wurde, wie gesagt, von Menno Simon, einem Holländer und Zeitgenossen Martin Luthers, begründet. Da Menno Simon in der Reformationsepoche lebte, ließ er sich von der damaligen religiösen Bewegung hinreißen und begann mit Eifer die Bücher der heiligen Schrift zu studieren. Seine höhere Universitätsbildung und große Belesenheit gestatteten ihm, die Religion nach den Büchern in lateinischer, deutscher, hebräischer und griechischer Sprache zu studieren. Als hochgebildeter und vielbelesener Mann erhielt Menno Simon sehr leicht die Stelle eines katholischen Predigers. Bald aber lehnte er sich gegen den Ritus und die religiösen Zeremonien seiner Kirche auf. Anfangs verbreitete Menno Simon seine Lehre im geheimen und im innigsten Kreise seiner besten Freunde; folgendes Ereignis gab ihm aber Anlaß, mit seiner neuen Lehre ganz offen hervor zu treten. Eines Tages wohnte Menno Simon der Verbrennung eines Anhängers der Sekte der Baptisten, deren Begründer bekanntlich Thomas Münzer war, bei. Der der Feuerstrafe unterzogene Sektierer ertrug mit staunenerregender Ruhe seine fürchterlichen Qualen und sah mit stoischer Ruhe seinem Tode entgegen. Diese Szene machte auf Menno Simon einen so tiefen Eindruck, daß er beschloß, aus der Sekte der Baptisten Anhänger für seine Lehre zu gewinnen. Sein Wunsch gieng in Erfüllung und seine Anhänger nannten sich nach dem Namen ihres Lehrers Mennoniten. Der Begründer der Sekte der Mennoniten wurde vielfach verfolgt, man konnte ihn aber nicht unschädlich machen und ließ ihn endlich in Ruh. Er starb im Jahre 1561 und hinterließ eine vollkommen organisierte mennonitische Bruderschaft, „die Gemeinde Gottes" genannt.

Die Anhänger der „Gemeinde Gottes" lebten hauptsächlich in den Niederlanden, in Norddeutschland und in Preußen. Die Lehre Menno Simon's wurde in dessen von ihm im Jahre 1556 verfaßten „Fundamentbuche von dem rechten christlichen Glauben", der Normalschrift seiner Partei, dargelegt. Die Hauptdogmen des mennonitischen Glaubensbekenntnisses sind: der Akt der Taufe hat an Erwachsenen, nachdem dieselben hiezu ihre Zustimmung gegeben, vollzogen zu werden; Eidschwüre dürfen nie geleistet werden, sondern es sollen anstatt derselben nur die Worte Ja oder Nein angewendet werden; die Rache darf nie geübt werden; Waffen dürfen nicht getragen und hauptsächlich nicht gegen Menschen angewendet werden, weil das gegen die Lehre Christi verstößt. Die Beschneidung ist außer im Fall von Ehebruch unstatthaft; in der Religion sind keine Riten und Zeremonien gestattet; die Kirche ist eine Gemeinde der Heiligen, die durch strenge Kirchenzucht in ihrer Reinheit erhalten werden muß; die weltliche Obrigkeit ist eine zwar notwendige, aber dem Reiche Christi fremde Einrichtung u. s. w. Diese Dogmen gelten bei allen drei genannten Sekten. Doch haben dieselben vieles an sich, was sie in religiöser und sozialer Beziehung von einander scheidet.

Die Alt-Mennoniten sind am wenigsten streng in der Erfüllung der religiös-moralischen Pflichten und Vorschriften ihrer Sekte. Sie trinken Wein, rauchen Tabak und erlauben sich einige weltliche Vergnügungen. Die Taufe vollziehen sie an erwachsenen Personen, welche den Wunsch ausgesprochen haben, getauft zu werden; diese besuchen durch zwei Monate ihren Ortspfarrer, der ihnen die Bedeutung des Sakraments der Taufe und der mit derselben verknüpften Verpflichtung auseinandersetzt. Auch unterrichtet er sie im Katechismus und erklärt ihnen die Bestimmungen der mennonitischen Religion. Dann fragt der Geistliche die zu taufende Person in Anwesenheit zahlreicher getaufter Mennoniten, ob sie wünsche, getauft zu werden, und, wenn ja, ob sie den mit dem Sakrament der Taufe verbundenen Pflichten nachkommen könne. Diejenige Person, welche auf diese Fragen keine genügenden Antworten zu geben vermag, wird vom Geistlichen noch einige weitere Monate hindurch unterrichtet und zu dem Taufakte vorbereitet. Auch kommt es vor, daß die ganze Gemeinde eine Person der Taufe als würdig erklärt, dann fällt die Unterweisung beim Geistlichen ganz weg und die betreffende Person wird sofort getauft. Die zu taufende Person muß sich vor allem mit allen, mit denen sie je Streit oder Feindschaft gehabt, aussöhnen.

Der Taufakt wird nur an einem Tage der Pfingstwoche vollzogen. An diesem Tage versammeln sich die zu taufenden Personen unter zahlreicher Versammlung der übrigen Mennoniten in der Kirche, wo sie auf ein Zeichen des Priesters auf die Kniee fallen. Der Priester schreitet auf die Knieenden zu und fragt sie nochmals, ob sie wünschen, getauft zu werden. Haben die zu Taufenden

dies laut, daß es alle Anwesenden hören, bejaht, so ruft sie der Priester einzeln zu sich, gießt ihnen aus einem Becher oder aus der Hand Wasser auf den Kopf und sagt dabei die Taufformel her. Die Täuflinge sind hiebei durchgehends in reine schwarze Gewänder gewöhnlicher Façon gekleidet. Viele bewahren diese Kleider bis zu ihrem Tode auf und werden in denselben zur Erde bestattet. Nach dem an sämtlichen Täuflingen vollzogenen Taufakte geht der Priester auf jede getaufte Person zu und gratuliert derselben zu ihrer Aufnahme in die Gemeinde Christi. Dann findet die heil. Kommunion statt, welche darin besteht, daß der Gehilfe des Priesters jeder getauften Person ein Stück Brot und einen Becher Wein überreicht. Endlich waschen die Getauften einander die Füße, und zwar die Männer den Männern und die Frauenspersonen den Frauenspersonen, und gehen dann heim.

Die Getauften haben das Recht, in den Ehestand zu treten, die Ungetauften sind dieses Rechtes benommen. In diesem Sinne hat die Taufe bei den Mennoniten den Charakter des Zwanges. Personen, welche sich als der Taufe unwürdig zeigen, indem sie sich einem schlechten Lebenswandel hingeben, die Vorschriften der mennonitischen Religion nicht befolgen, Verbrechen begehen oder dergl., werden aus der mennonitischen Gemeinde ausgeschlossen.

Außerordentlich streng gehen in dieser Hinsicht die Neu-Mennoniten vor, bei denen der streng moralische Lebenswandel eines ihrer religiösen Dogmen bildet. In der Religion lassen die Neu-Mennoniten gar keine Zeremonien zu; nur der innerliche, aufrichtige Glaube hat bei ihnen Bedeutung. Die Taufe hat bei den Neu-Mennoniten nicht den Charakter des Zwanges, da sie weder durch die Zeit noch durch den Ort beschränkt wird. Personen, welche streng moralisch sind und daher der Taufe würdig befunden werden, werden zu jeder Zeit des Jahres zur Taufe zugelassen. Der Taufprozeß selbst geht in einem Flusse vor sich, indem der Täufling bis zu den Hüften ins Wasser steigt und in demselben dreimal untertaucht. Hiebei sagt der Geistliche die Taufformel her, während die anwesende Menge Verse aus der Hl. Schrift singt. Bei den Neu-Mennoniten können auch Ungetaufte heiraten.

Die Sekte der Jerusalemer Freunde, der „Tempelhof" genannt, hat dagegen gar keine Taufe. Die Taufe wird da durch den Segen ersetzt, welchen der Geistliche den Kindern erteilt, indem er in Anwesenheit zahlreicher anderer Mennoniten dieser Sekte seine Hände auf deren Köpfe legt und für sie den Segen Gottes herabfleht. Von diesem Augenblick an gehört das Kind der Gemeinde als deren Mitglied an, während die Gemeinde verpflichtet ist, für die Erziehung und die Veredelung des Kindes zu sorgen. Die Sekte der Jerusalemer Freunde wurde im Jahre 1848 von dem Bruder des berühmten Berliner Hofpredigers, Christoph Hoffmann, begründet, der ein geborener Württemberger und Lutheraner war und gegenwärtig in Jerusalem lebt.

Die übrigen religiösen Bräuche sind bei allen drei Sekten der Mennoniten einander so ziemlich gleich. Der Gottesdienst trägt bei allen Mennoniten denselben Charakter. Um 9 Uhr früh versammeln sich die Andächtigen in ihrem Bethause und nehmen in den Bänken Platz. Bis der Geistliche kommt, liest einer der Brüder den einen oder den anderen Vers aus seinem Buche vor. Dieser Vers wird dann von allen anwesenden Brüdern und Schwestern gesungen. Alle Kirchenlieder der Mennoniten werden nach Noten gesungen. Sobald der Geistliche kommt, tritt er auf den Katheder hin und rezitiert einige Verse, die von den Anwesenden gesungen werden. Dann fordert der Geistliche die Anwesenden auf, sich von ihren Sitzen zu erheben, worauf er ein Gebet verrichtet. Nach dem Gebet erläutert der Geistliche den Zuhörern die eine oder die andere Stelle aus dem Alten oder dem Neuen Testament. Hierauf folgen Gesänge und Gebete, mit denen der Gottesdienst schließt. Jedes Mitglied der Gemeinde hat das Recht, den Katheder zu besteigen und eine entsprechende Ansprache an die Anwesenden zu halten.

In der Kirche der Mennoniten gibt es gar keine Bilder oder Kreuze. An den Wänden hängen nur einige Bilderrahmen mit den Titeln der Lieder. Die Mennoniten anerkennen keine Heiligen. Auch verehren sie nicht die Propheten und die Apostel, obwohl sie dieselben für heilig halten. „Gott wird sie belohnen und verherrlichen, wir aber wollen nur Gott allein verherrlichen", sagen sie.

Die Geistlichen der Mennoniten werden aus der Mitte dieser letzteren gewählt. Von einem mennonitischen Geistlichen werden gründliche Kenntnisse des Alten und des Neuen Testaments, Bekanntschaft mit den Büchern der Heil. Schrift und oratorisches Talent gefordert. Ferner muß er ein in jeder Beziehung ehrenhafter und streng moralischer Mensch sein, der weder raucht noch geistige Getränke genießt. Die Pflicht des Geistlichen ist vor allem, über die Geburten, die Taufen und die Ehebündnisse Buch zu führen. Es gibt höhere und niedere Geistliche. Bei den Jerusalemer Freunden aber gibt es keine höheren Geistlichen im hierarchischen Sinne. Auch werden bei dieser Sekte die Geistlichen nicht wie bei den beiden anderen Sekten durch die Mitglieder der Gemeinde, sondern durch einen Rat von Geistlichen gewählt. Eine der wichtigsten Pflichten der mennonitischen Geistlichen ist, für die gute Erziehung und Bildung der mennonitischen Jugend zu sorgen. Zu diesem Zwecke sammeln sie Geld und gründen, wo sie nur können, Schulen für ihre Kinder.

Zu den eigentlichen Funktionen der Geistlichen gehören außer der Verrichtung des Gottesdienstes die Trauung und die Leichenbestattung. Die Trauung geht entweder in dem Gemeindehause oder in irgend einem Privathause vor sich. Dem Trauungsakte geht die Verlobung der

Brautleute voraus. Dieselbe besteht darin, daß der Geistliche den Bräutigam und die Braut befragt, ob sie zusammen und untrennbar miteinander zu leben wünschen. Bejahen das die Brautleute, so segnet sie der Geistliche und spricht dabei die Worte des Apostels Paulus: „Männer, liebet eure Frauen, wie auch Christus die Kirche geliebt und sich für sie preisgegeben hat" (Kap. V, Vers 20—33). Auch während der Trauung befragt der Geistliche das Brautpaar, ob es geneigt sei in Gemeinschaft zu leben; dann läßt er das Paar, sobald er eine bejahende Antwort erhalten hat, niederknieen, legt ihm seine Hände auf den Kopf auf und liest dabei das Kapitel II, und zwar den Vers 1 bis 12, des Evangeliums Johannis. Hiemit schließt der Trauungsakt. Nach vollzogener Trauung begeben sich die Brautleute in das Haus der Eltern des Bräutigams, wohin auch die Verwandten des Bräutigams und der Braut zusammenkommen und woselbst das Hochzeitsfest veranstaltet wird. Bei demselben werden außer den religiösen Liedern nur zwei weltliche Lieder, und zwar das deutsche Nationallied „Die Wacht am Rhein" und die russische Volkshymne „Bosche Zarja chrani" („Gott beschütze den Zar") gesungen. Reiche Mennoniten haben auch Musik bei der Hochzeit; es werden jedoch nur religiöse Stücke gespielt.

Die Leichenfeier ist bei allen Mennoniten gleich. Im Hause, wo der Verstorbene liegt, versammeln sich die Verwandten und die Nachbarn des Verstorbenen und singen geistliche Lieder. Am dritten Tage kommt der Geistliche und hält eine Predigt über die Vergänglichkeit alles Lebenden auf der Erde und über die Notwendigkeit, sich für das jenseitige ewige Leben vorzubereiten. Nach der Predigt wird die Leiche direkt auf den Friedhof getragen. Hier werden religiöse Lieder gesungen und Gebete verrichtet, während der Sarg in das Grab hinuntergelassen und mit der Erde bedeckt wird. Wohlhabende Mennoniten stellen am Grabe ihrer Verwandten Denkmäler, jedoch ohne Kreuz oder irgendwelche religiöse Embleme auf.

Eine Beichte, wie bei den übrigen Christen, gibt es bei den Mennoniten nicht. Wenn jemand seine Sünden einbekennen will, so wählt er hiezu eine beliebige Person und gesteht vor derselben seine Sünden ein.

Die Kommunion geht folgendermaßen vor sich: Die Mitglieder der Bruderschaft kommen in ihrem Gemeindehause zusammen, nehmen um einen mit Speisen und Getränken bedeckten Tisch herum Platz und rezitieren, indem sie zu essen und zu trinken beginnen, die Worte: „Nehmet hin und esset, es ist Mein Leib" und „Trinket alles aus, es ist Mein Blut." . . .

In den Kirchen der Mennoniten werden außer dem Gottesdienste gar keine anderen religiösen Funktionen verrichtet. Ihre Kirchen werden nicht, wie bei den Russen und Katholiken, irgend einem Heiligen geweiht, sondern tragen den Namen jener Gemeinde, von welcher sie erbaut wurden. Die Geistlichen erhalten von ihren Pfarrkindern keine bestimmte Entlohnung. Ist ein Geistlicher gleichzeitig Lehrer, so erhält er als solcher ein kleines Gehalt.

Ungeachtet der schlechten Bezahlung der Geistlichen geben sich dieselben alle Mühe, um Schulen zu gründen und in denselben recht vielen Kindern Unterricht zu erteilen. Eine jede mennonitische Gemeinde in Rußland hat daher ihr eigenes Schulgebäude. Dasselbe bildet nächst der Kirche die wichtigste Stätte in der Gemeinde. Viele Schulen sind in den Kirchengebäuden untergebracht. Die Schule wird von Kindern beiderlei Geschlechts im Alter von 7 bis 14 Jahren besucht. Dieses Alter ist das obligatorische Schulalter. Der Besuch ist gewöhnlich sehr regelmäßig, da unregelmäßiger Schulbesuch Geldstrafen von 25 Kopeken bis zu einem Rubel per Tag nach sich zieht. Die Lehrer der Gemeindeschulen erhalten nebst der Wohnung und dem Beheizungsmaterial ein Jahresgehalt von 500 Rubeln. Die Lehrer der Pfarrkirchenschulen bekommen dagegen für jedes schulbesuchende Kind je 40 Rubel jährlich. Die Lehrer bilden sich in der Halbstädter mennonitischen Zentralschule aus und müssen öffentliche Prüfungen ablegen. Nach Absolvierung der Volksschule treten die Kinder der wohlhabenden Eltern in die Pfarrkirchenschulen oder in die Gymnasien ein, während die Kinder armer Eltern zu denselben zurückkehren und ihnen bei der Wirtschaft aushelfen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein italienisches Urteil über den Aufstand in Ostafrika.

Uebersetzung von Julius Doden.

Im Jahre 1870 (so schreibt der Italiener Riola) übernahm Said Bargasch infolge eines gütlichen Vergleichs mit seinem Bruder das Sultanat von Sansibar. Schon seit den ersten Tagen seiner Thronbesteigung machte sich der englische Einfluß auf Sansibar in allen Regierungsangelegenheiten höchst fühlbar. Sir John Kirk war der Hauptfaktor bei allen Ereignissen, die sich dort zutrugen. Als auf Sir Kirk Sir Bartle Frère gefolgt war, der sich immer mehr die Gunst des Sultans erworben hatte, gelang es demselben im Jahre 1873, beim Sultan ein Verbot gegen den Sklavenhandel durchzusetzen, der die wichtigste Einkommensquelle des Sultanats bildete.

Als dann Dr. Gerhard Rohlfs als Vertreter des Deutschen Reichs nach Sansibar kam, fiengen die Sachen allmählich an, eine andere Gestalt anzunehmen, indem an die Stelle des ebenso gewaltthätigen als zivilisierenden englischen Einflusses bei dem Sultan der deutsche Einfluß trat. Da der letztere sich immer mehr geltend machte, sowohl bei den Staatsgeschäften, als auch bei Said Bargasch selbst, so gewann derselbe solchen Boden, daß England in sehr kurzer Zeit seinen Einfluß beim Sultan nicht

nur sehr vermindert, sondern auch jedes Prestige bei den Eingeborenen des Innern verloren sah. Nachdem die Deutschen die moralische Uebermacht in jenen Gegenden erlangt hatten, richteten sie ihr Augenmerk darauf, sich dieselbe in praktischer Weise nutzbar zu machen. Zu diesem Zweck wurde die „Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft" ins Leben gerufen, welche auf Sansibar ungeheure Strecken Landes durch Kauf an sich brachte, die am 27. Februar 1885 Kaiser Wilhelm unter seinen Schutz nahm. Saïd Bargasch inzwischen, obwohl er sich nach Deutschland hinneigte, ermangelte doch nicht, in diesem einen noch unbequemeren und gefährlicheren Freund als England zu erblicken. Letzteres, obwohl es sich für den Augenblick durch die deutsche Politik für geschlagen ansehen mußte, gab doch keineswegs seine Thätigkeit beim Hofe des Saïd auf, sondern fuhr fort, ihn nach jeder neuen Handlung der Deutschen in Unruhe zu versetzen.

Die Erklärung der deutschen Schutzherrschaft bestimmte Saïd Bargasch, Deutschland die Spitze zu bieten, und die Lage zwischen Deutschland und Saïd Bargasch wurde so gespannt, daß dieses im August 1885 dachte, jede fernere Erörterung kurz abzuschneiden, und in die Gewässer von Sansibar eine große Seemacht unter dem Befehl des Admirals Paschen sandte. Nachdem jedoch England eingesehen hatte, daß die Lage anfieng tragisch zu werden, und das Ende derselben zweifelsohne zum Schaden des Saïd Bargasch gereichen mußte, nahm dieses seinen ganzen Einfluß zusammen, damit es wieder zu einem friedlichen Vergleich käme.

Saïd Bargasch, der zwischen zwei Feuer genommen war, legte jede Anwandlung zum Widerstande ab und nahm die kaiserlich deutsche Oberherrschaft über die besetzten Gebiete an; zudem, um jeden Vorwand zu einem weiteren etwaigen Zwiespalt zu benehmen, wurde ein Vertrag zwischen Deutschland, England und dem Sultan geschlossen. Deutschland und England erkannten die Unabhängigkeit der Staaten des Saïd Bargasch innerhalb folgender Grenzen an: An der Küste, von der Bucht Tunghi anfangend, zum Kap Delgado bis Chipini an der Mündung des Tana (diese Besitzungen dehnen sich im Innern auf einer gleichmäßigen Zone von 18 Km. aus); die Inseln Sansibar, Pemba, Mafia und Lamu, als auch die kleinen Inselchen, welche an Sansibar und Pemba grenzen; die Stationen Kismaiu, Barava, Marca, Makdischù, Warscheik nebst den umliegenden Distrikten. Deutschland behielt sich das ganze ungeheure Gebiet vor, welches sich zwischen den Küstenbesitzungen des Sultanats und den drei großen Seen Niassa, Tanganjika und Victoria ausdehnt — ein Gebiet, welches begrenzt wird im Süden vom Rovuma und im Norden von einer Linie, welche von Vanga ausgeht und den Victoria-See auf dem 1. Grad südlicher Breite erreicht. England nahm die Gebiete an sich, welche im Norden der erwähnten Grenzlinie liegen, bis zum Flusse Tana.

Während auf Sansibar Deutschland und England Grenzen bestimmten und Besitzungen legalisierten, ließen London und Berlin keineswegs die Hände in dem Schooß liegen. Dieses, welches sich durch Gründung der „Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft" in die von der Kolonisationsgesellschaft erlangten Rechte und Besitzungen setzte, sandte Reisende und Arbeiter in die neuen Gebiete, welche dort Stationen errichteten — jenes gab Sir Mackenzie die Veranlassung, die British East African Association zu gründen, welcher es gelang, vom Sultan neue Konzessionen zu erhalten.

Einige Zeit gieng friedlich vorüber und es schien, daß infolge der zwischen den beiden Großmächten und dem Sultan von Sansibar zustande gekommenen Verträge, sowie der festgesetzten Grenzen und bestätigten Vergleiche eine wahre Harmonie in jene Gegend eingetreten sei; die nachfolgenden Ereignisse jedoch zeigten, daß die Ruhe nur anscheinend und oberflächlich war, und daß England sich in die Folgen seines verminderten Einflusses nur schlecht zu fügen wußte. Als aber die British Association wiederum am Hofe von Sansibar Grund faßte, erlangte dieselbe am 27. Mai 1887 eine neue Konzession vom Sultan, kraft welcher sie sich ganz und gar in den Besitz des Landes zwischen Vanga und Chipini an Stelle der Regierung von Sansibar setzte. Sicherlich konnte dieser Anschlag von Seiten der Politik Großbritanniens Deutschland nicht gleichgültig sein. Letzteres sah sich nach so vieler Arbeit und ungeheuren Opfern an die zweite Stelle versetzt; kaum jedoch wurde der neue Vertrag mit der British Association öffentlich bekannt gemacht, als die Deutsche Gesellschaft sich bemühte, eine der British Association ähnliche Stellung zu erlangen, so daß am 16. August 1887 öffentlich proklamiert wurde, daß die ganze Küste von Tunghi bis nach Vanga von jenem Tage an in die deutsche Verwaltung übergegangen sei zu den fast gleichen Bedingungen, welche der British East African Association bewilligt worden waren. Infolge aller dieser im Sultanat von Sansibar vorgekommenen Abänderungen und Zersplitterungen befindet sich dieses heutigen Tages auf die Inseln Sansibar, Pemba, Mafia und Lamu und die Stationen Warscheik, Makdischu, Marca, Barava und Kismaiu beschränkt.

Bevor wir die Ursachen erwähnten, welchen man unserer Ansicht nach die gegenwärtige Revolution auf Sansibar zuschreiben muß, haben wir unserem Leser ein ziemlich genaues Gemälde der verschiedenen politischen Phasen jenes Sultanats vorlegen wollen, die es unter der Regierung des Saïd Bargasch durchzumachen hatte, welche für jene Gegend ein glänzendes Zeitalter und ein großer Fortschritt auf dem Wege der Zivilisation gewesen ist. Jetzt wollen wir daran gehen, zu prüfen, welchen Ursachen man die gegenwärtige Revolution zuschreiben kann oder muß, nachdem man gesehen hat, daß es, wenigstens bis jetzt, keine bestimmten und festgesetzten Gründe zu geben scheint.

Vor allem muß erwähnt werden, daß Sansibar, obwohl verhältnismäßig eine der zivilisiertesten Gegenden Afrika's, doch nicht ermangelt, mit der ganzen Welt des schwarzen Kontinents den eingewurzelten Haß zu teilen, mit welchem diese Bevölkerung alle Wohlthaten vergilt, die ihr von Seiten der Fremden erwiesen werden. Die ganze Geschichte der europäischen Okkupation in Afrika kann uns bei diesen Behauptungen als Zeuge dienen. Es ist dies eine Erwiderung durch Haß, die übrigens jede gesittete Nation in ihrer humanitären Mission bei den wilden Völkern zu erwarten hat. Außer dem Haß, den wir als allgemeinen Grund bezeichnen müssen, hat sich auf Sansibar noch ein besonderer bemerkbar gemacht, und dies ist gerade in erster Linie das, was die Sympathien der zivilisierten Welt auf jene Gegend gerichtet hat, nämlich die Abschaffung der Sklaverei; denn wenn Saïd sich durch jenen Beschluß eine gewisse Stellung im Kreise der zivilisierten Fürsten erwarb, richtete er zur selben Zeit sämtliche kleine Potentaten seines Sultanats zu Grunde. Letztere machten aus dem Sklavenhandel ein großes Gewerbe und zogen einen ungeheuren Gewinn daraus. Von welcher Wichtigkeit der Sklavenhandel in Afrika ist, wissen alle, die von den Angelegenheiten des Negerlandes unterrichtet sind — Beltrame, Piaggia, Rohlfs, Nachtigal, Baker, Cooper, Schweinfurth, Livingstone, Gessi und alle übrigen haben durch ihre Schriften die zivilisierte Welt in Schrecken gesetzt, indem sie von jenen ungeheuren Greuelthaten berichteten. In den vorhergehenden Jahrhunderten wurde der Sklavenhandel — zur Steuer der Wahrheit sei es gesagt, trotz der Schande, die dabei auf uns fällt — thatsächlich durch die europäischen Regierungen organisiert, die sich denselben zu Nutze machten, da in ihren Ansiedelungen in Amerika die Arbeitskräfte fehlten. In jedem Jahre kamen Hunderttausende von Afrikanern in die spanischen, portugiesischen, holländischen, englischen und französischen Besitzungen. Wir wollen hier keine Statistik machen, sondern nur erwähnen, daß von da an während drei Jahrhunderten Mittelafrika durch jene Menschenfleischhändler entvölkert wurde und daß dieses Verbrechen an der Menschheit trotz des edlen Kreuzzugs, welchen England seit dem Jahre 1817 gegen dieselbe führt, öffentlich in großem Maßstabe bis zu unseren Tagen durch ziemlich zivilisierte Nationenen fortgesetzt wurde. Dies beweist uns die Thatsache, daß noch im Jahre 1849 in Brasilien 50,000 Sklaven aus Afrika importiert wurden! — — —

Mittelafrika war stets das Hauptfeld der Menschenjagd. Nachdem die Ware angewiesen ist, wie man in der Handelssprache zu sagen pflegt, wird sie an die Küste befördert. Die hauptsächlichsten Absatzplätze dieses traurigen Handels finden sich im Sultanat von Sansibar, dessen Hauptorte Tunghi, Lindi, Quiloa, Saadani, Vanga, Melinde, Kismaiu 2c. sind. Blos an Uebergangssteuer dieser absonderlichen Ware hat das Sultanat von Sansibar im Jahre 1873 eine halbe Million Francs eingenommen. Welche wirklichen Folgen indessen der Beschluß der Abschaffung des Sklavenhandels in Sansibar nach sich zog, das beweisen die öffentlichen Berichte der Konsulate in den Jahren nach der offiziellen Abschaffung. Jene Berichte versichern, daß jener Handel in ziemlich bedeutenden Verhältnissen fortgesetzt wurde, so daß man thatsächlich nur sagen konnte, daß er seinen öffentlichen Charakter verloren habe. In den letzten Jahren indessen ist die Lage allmählich ganz und gar umgestaltet worden, und da die Verwaltung der fast ganzen Küste des Festlandes in die Hände Englands und Deutschlands übergegangen ist, so hat sie der Sklavenausfuhr den Garaus gemacht. Es ist allen bekannt, daß bis jetzt der Hauptreichtum auf Sansibar von der Jagd auf Menschen und Elfenbein herrührt. Letztere ist eine kaum seit einem halben Jahrhundert ins Leben gerufene Industrie, welche im Vergleich zur ersteren größere Auslagen, Mühen und Gefahren bereitet, während die erstere leichter auszuführen und im Bereich aller kleinen und großen Herren jener Gegend ist. Heute allerdings nimmt das Elfenbein den ersten Platz von diesen beiden Artikeln ein, dies jedoch nur der Notwendigkeit halber. Sicherlich vergällt sich jene mächtige und unzählige Horde von Menschenfleischhändlern heutzutage das Leben, weil sie sich von Tag zu Tag immer mehr auf jenen Wegen gehemmt sieht, welche ihr vormals einen ebenso reichen als verbrecherischen Gewinn einbrachten. Und daß wir nichts Falsches behaupten, wird uns durch Thatsachen bewiesen. Solange sowohl im Innern als auch auf der Küste die Negerhändler den leicht zu widerstehenden arabischen Statthaltern gegenüber standen, machten jene sich nicht gerade viel aus jener Verordnung der Abschaffung; heute dagegen, wo im Westen Deutschland, Frankreich, Portugal und der neue Kongo-Staat, im Osten England, Deutschland und Portugal die Küste besitzen, im Innern endlich die Gesellschaften die Negerhändler beaufsichtigen und diesen Waffen und Kriegsmunition verweigern, ist die Verordnung des Saïd für die Handeltreibenden ein glühendes Eisen.

Der Sklavenhandel sieht sich also tötlich geschlagen, nicht nur weil die Exportmittel beschränkt sind, sondern auch, weil er auf den Raubfeldern verfolgt wird. Der Haß, den die Negerwelt im allgemeinen gegen die Europäer nährt, findet auf Sansibar wegen der vorhin auseinandergesetzten Gründe einen besonderen Antrieb in Anbetracht der Negerhändler, welche dort die vorherrschende Klasse bilden. Wir beabsichtigen nicht, uns nach Beispielen umzusehen, nur möchten wir, was wir in Betreff der großen Wichtigkeit sagten, welche die Negerhändler in gewissen Gegenden Afrika's einnehmen, hier bestärken. Es genüge zu erinnern, daß der heldenmütige Gordon, um die Feindschaft zu mildern und die Vornehmen der Bevölkerungen des Sudans zu beruhigen, zu dem traurigen Entschluß greifen mußte, den Sklavenhandel wieder frei zu geben.

Neuere aus englischen Quellen hervorgegangene Nachrichten machen glaubhaft, daß die Quälereien und Mißhandlungen, welche die Deutschen die Eingeborenen haben erleiden lassen, die Ursache des Aufruhrs sind. Wir behaupten nicht das Gegenteil. Die Deutschen sind Neulinge in der Kunst der Ansiedelungen; sie haben nicht und können nicht die Geschicklichkeit und die Praxis der Engländer besitzen, sie werden vielleicht gewaltsame Mittel angewendet haben. Daß die Empörung jedoch gerade die wahre Ursache der europäischen Opfer auf Sansibar sein soll, möchten wir keineswegs behaupten.

Dort gibt es viele Gründe: von dem Haß der Araber gegen die Fremden bis zu dem zu harten Verfahren der Deutschen gegen die Eingeborenen; von dem unübersteigbaren Damm zwischen den Europäern und den Negerhändlern bis zum neuen Sultan Ekirret. Dieser scheint nicht in der Mildthätigkeit mit seinem Bruder Saïd Bargasch zu wetteifern, er trachtet nicht nach Titeln der europäischen Zivilisation, noch bietet er seine Kräfte auf, sich den Ruhm der Menschenfreundlichkeit zu erwerben. Dieser beklagt sehr den fremden Einfluß, der während des Sultanats des Saïd Bargasch um sich gegriffen; er sieht keineswegs mit einem Lächeln auf seinen Lippen die große Macht, worüber in den Staaten die British East African Association und die Ostafrikanische Gesellschaft verfügen.

Das sind unserer Ansicht nach die Ursachen, denen man den gegenwärtigen Zustand auf Sansibar zuschreiben muß. Wir sind gewiß, daß auch Sir Mackenzie sich nicht wird täuschen lassen durch den höflichen Empfang, der ihm von Seiten Ekirrets zu teil geworden, noch andererseits wird die East Association sich durch die ihr von diesem erwiesene Gunst täuschen lassen.

Auf Sansibar ist der Boden glühend und die Zukunft voll Ueberraschungen. Der East Association wie auch der Deutschen Gesellschaft sind die Anwandlungen zum Rivalisieren augenblicklich nicht erlaubt; im Gegenteil legt die Pflicht ihnen auf, die eigenen Kräfte zu sammeln, damit der normale Zustand in jener Gegend sobald als möglich wieder hergestellt und befestigt werde. Die Deutschen und Engländer, schließt G. Riola, welche politisches Verständnis in hohem Grade besitzen, werden leicht einsehen, daß, wofern sie in jener Gegend in voller Uebereinstimmung handeln, sie nicht blos mit größerer Leichtigkeit ihre persönlichen Interessen fördern werden, sondern daß auch der Nimbus der europäischen Zivilisation, die sie daselbst vertreten, auf jene Art und Weise erhöht werden wird.

Eisenbahnbau in Corsica.

Die Insel Corsica ist infolge ihrer besonderen orographischen Anlage eines der unwegsamsten Gebiete der Erde. Das Innere ist ein Gewirr von Bergen, nur steile Pfade, oft Treppen, führen von Dorf zu Dorf, selbst die Straße an der Westküste besteht nur aus steilen Auf- und Abstiegen. Die Hauptstraße von Ajaccio nach Bastia durch das Innere der Insel hat im Paß von Vizzavona eine Höhe von 1145 m., ja der Weg aus dem bis nahe an die Westküste reichenden Thal des Flusses Golo nach dem Golf von Porto hat im Paß von Vengio sogar 1532 m. zu übersteigen. Natürlich erschweren solche Verhältnisse den Verkehr ungemein, namentlich zwischen der Ost- und Westküste, welche ein hoher, die Insel in ihrer ganzen Länge von Norden nach Süden durchziehender und schwer zu überschreitender Berggrat scharf scheidet. Diese Scheidung Corsica's in ein Land diesseit und jenseit der Berge ist uralt, auch der Charakter der Bewohner der beiden Hälften hat sich im Lauf der Zeit ganz verschieden gestaltet. Für die wirtschaftliche Entwickelung des Landes ist die geringe Anzahl von Verkehrsstraßen und ihre beschränkte Brauchbarkeit immer das größte Hindernis gewesen. Man gibt die Länge der acht routes nationales auf 600 Km. an, doch bilden dieselben kein zusammenhängendes Ganze, sind vielmehr durch mehrere Lücken getrennt; sie bilden gewissermaßen einen Ring, der die ganze Insel umzieht und durch eine Diagonale von Bastia nach Ajaccio durchschnitten wird. Von dieser letzteren Straße geht eine Abzweigung von Corte, der alten Hauptstadt, nach Calvi an der Nordwestküste. Die Departementalstraßen, im ganzen fünf, haben nur eine Länge von 100 Km. Und die Vizinalwege großer Kommunikation sind zwar 2200 Km. lang, dürfen aber zum großen Teile nur als Maultierpfade bezeichnet werden. Nun hatte man schon lange das Projekt von zwei Eisenbahnlinien gefaßt, wovon die eine von Bastia nach dem westlich gelegenen San Fiorenzo am gleichnamigen Golf über den schmalen, beide trennenden Isthmus gehen, die andere gleichfalls von Bastia aus, der schmalen Ebene an der Ostküste folgend, südwärts nach Porto Vecchio an dem nach diesem benannten Golf führen sollte. Diese Pläne haben weit größeren Platz gemacht, welche, zum Teil schon verwirklicht, in wenigen Jahren ihrer Vollendung entgegengehen. Am 1. Februar 1887 wurde unter entsprechenden Feierlichkeiten die erste Strecke der Eisenbahnlinie eröffnet, welche, von Bastia nach Ajaccio führend, die Kammlinie des Gebirges durchbrechen und die so lange getrennten beiden Hälften der Insel endlich verbinden soll. Diese Strecke reicht von Bastia bis Corte, das Pascal Paoli während seiner Unabhängigkeitskämpfe zur Hauptstadt der Insel machte, und hat eine Länge von 72 Km. Sie verfolgt anfangs eine gerade südliche Richtung, der Küste folgend bis zum Flusse Golo, wo sie bei dem Dorfe Casamozzo eine westliche Richtung nimmt und diese bis Ponte Leccia fortsetzt, worauf sie in abermaliger scharfer Wendung bis Corte eine südliche Richtung einschlägt. Dieser Teil der Bahn hat in der Ebene von Bastia bis zum Golo keine Schwierigkeiten verursacht, desto größer waren dieselben

nach Eintritt in das Golo-Thal, so daß die Kosten per Kilometer sich weit über 100,000 Francs gestellt haben. Der schwierigste Teil des Baues beginnt indes 16 Km. südlich von Corte, wo der Durchschlag des Bergrückens mittels eines Tunnels erfolgen soll. Die gegenwärtige Fahrstraße überschreitet das Gebirge zwischen dem Monte d'Oro und dem Monte Renoso auf dem 1143 m. hohen Paß von Vizzavona. Während an der Tunnellierung gearbeitet wird — man rechnet für diese Arbeit 2 Jahre — soll auch die Strecke von Ajaccio aus vollendet werden, so daß man also die Eröffnung der ganzen Linie Bastia-Ajaccio im Jahre 1890 erwarten darf. Diese Bahn wird auf Staatskosten gebaut, zu zwei anderen Bahnen schießt der Staat den betreffenden Unternehmern der Departements das Geld gegen einen vereinbarten Zinsfuß vor. Diese Bahnen sind eine von Ponte Leccia nach Calvi gehende 74 Km. lange Linie und eine von Casamozzo am Golo südwärts laufende Bahn, welche bis Ghisionaccio, eine Strecke von 62 Km. gehen soll und von der 46 Km. bereits im Betrieb stehen. Für die wirtschaftliche Entwickelung Corsica's wird der Bau dieser Bahnen jedenfalls von höchster Bedeutung sein, da nur dem Mangel an Verkehrsmitteln die geringe Leistungsfähigkeit der mit Naturprodukten reich gesegneten Insel beizumessen ist.

E. Jung.

Offene Korrespondenz.

Herrn **H. M. v. W.-N. in Wien.** Sie wünschen Näheres über den „Unfall im Kaukasus", welchen wir Seite 139 erwähnt haben und über die dabei verunglückten Herren zu erfahren, und wir erfüllen Ihren Wunsch mit Vergnügen. Am 29. August v. J. verließen die Herrn W. F. Donkin, Ehrensekretär des britischen Alpenklubs und der Photographischen Gesellschaft, und H. Fox ein Lager im Schooße des Dunala-Thales im Bezirk Bezingi im zentralen Kaukasus, um in Begleitung von zwei Schweizer Bergführern, Kaspar Streich und Johann Fischer von Meyringen, die Dychtau-Kette zu erforschen. Die ganze Gesellschaft gieng im Gebirge verloren. Ihre Angehörigen in England hörten nichts von dem Unfall bis zu den letzten Tagen des September, worauf sogleich Mitteilungen in den Kaukasus ergiengen, um eine wirksame Nachforschung zu veranstalten. Mittlerweile war Herr Phillipps-Wolley, ein erfahrener Kaukasus-Reisender und weltgewandter Tourist, zufällig an jenen Ort gekommen, um im Kaukasus zu jagen, und gab sogleich großmütig seine eigenen Pläne auf, um eine Nachsuche zu fördern, welche jedoch nur insofern erfolgreich war, als sie zur Entdeckung von Spuren auf dem Wege führte, welche die Reisenden bei ihrem Anstieg auf den Gletscher über ihrem Lager zurückgelassen hatten. Allein seither hat man nichts weiteres gefunden, was auf die genaue Oertlichkeit wo oder auf die Art und Weise hindeutete wie der Unglücksfall stattgefunden hatte. Wie dieses Unglück sich zugetragen haben mag, darüber sind vorerst selbst Vermutungen noch verfrüht, denn die Gefahren, die mit Besteigung und Ueberquerung von Gletschern im Hochgebirge verbunden sind, können kaum zusammengefaßt werden, da sie zu mannigfaltig sind und zu sehr von Witterung und raschem Umschlag derselben, von dem Zustand des Schnees und der Häufigkeit der Lawinen abhängen, welche gewöhnlich einen Witterungswechsel begleiten. Die Herren Donkin und Fox waren beide erfahrene und geübte Bergsteiger und Alpinisten und hatten zwei geschickte und erfahrene Führer bei sich, was den Unfall, der sie betraf, noch auffallender und schwieriger erklärlich macht. Für diejenigen, welche die Alpenwelt und speziell die Hochgebirgswelt des Kaukasus kennen, liegt nur die Annahme nahe, daß sie entweder mit einer der zahlreichen „Schneewächten" (überhängenden Schneegesimsen) eingebrochen und verstürzt oder von einer Lawine verschüttet worden seien. Herr F. W. Donkin, erst 42 Jahre alt, war der Sohn des verstorbenen Professors der Astronomie in Oxford, eines ausgezeichneten Gelehrten und Mathematikers, von welchem er den wissenschaftlichen Geist und das Streben geerbt hatte. Er war selbst ein tüchtiger Gelehrter, geduldiger und gewissenhafter Forscher, ein ausgezeichneter Musiker, Chemiker, Physiker und als Liebhaber ein Meister der landschaftlichen Photographie. Auf allen seinen zahlreichen Gebirgswanderungen begleitete ihn seine Camera, und seine Aufnahmen auf den Höhen des Weißhorn, der Aiguilles du Géant und de Dru lieferten die treuesten Bilder der geheimnisvollsten Winkel der Alpen. Als er die Vervielfältigung seiner Aufnahmen für den Verkauf erlaubt hatte, kamen dieselben schnell in den Handel und gehören zu dem Schönsten und Vollendetsten, was wir von Photographien aus der Alpenwelt haben. Auch war er im Kaukasus kein Neuling mehr, denn er war schon im Sommer 1886 mit Herrn Dent, dem Präsidenten des Londoner Alpenklubs, dort gewesen, hatte genaue Vermessungen des großen Bezingi-Gletschers vorgenommen und diese, sowie die meisten seiner früheren Arbeiten, im Londoner „Alpine Journal" veröffentlicht. Er war kein gewöhnlicher Bergfex, sondern ein ruhiger, besonnener und gewissenhafter Bergsteiger, ein Mann von Gemüt und der liebenswürdigsten Bescheidenheit. Herr H. Fox war ein Mitglied der bekannten, zu Wellington in Somerset wohnhaften Familie dieses Namens und Besitzer eines großen kaufmännischen Geschäftes, einer jener tüchtigen jungen, gebildeten Engländer, welche in Arbeit und Spiel denselben frischen Wagemut betätigen, ein vollendeter Sportsman, der Stolz seiner Vaterstadt und Grafschaft. Nach einer Reihe von Alpenfahrten zu einem Meister in Hochgebirgswanderungen geworden, erforschte er die Alpenwelt nicht blos zur Befriedigung von Eitelkeit und Eigenliebe, sondern in ernster wissenschaftlicher Absicht und hatte sich namentlich auf diese seine letzte Tour noch durch einen Kursus an dem sog. Scientific Instructor der Königl. Geographischen Gesellschaft in London vorbereitet und mit allen Kenntnissen vertraut gemacht, welche dem wissenschaftlichen Alpenforscher nötig sind. Er war erst 32 Jahre alt, und es ist daher um so bedauerlicher, daß dieser schmerzliche Unfall zwei solch eminent tüchtige und ernste Männer traf.

Notiz.

* Kanalverbindung zwischen dem Obi und Jenisei. Laut Nachrichten aus St. Petersburg beschleunigen gegenwärtig die Russen mit ungemeiner Rührigkeit die Arbeiten, mittels deren eine Wasserverbindung zwischen den beiden großen sibirischen Strömen Obi und Jenisei hergestellt werden soll. Man hofft den Kanal bis Frühjahr 1890 für den allgemeinen Verkehr eröffnen zu können. Diese Verbindung wird für die südlichen Regionen von Sibirien, welche bekanntlich einen Ueberfluß an trefflichem Getreide haben, von höchster Wichtigkeit werden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Hierzu eine **Preisliste** der Firma **B. Martens** in **Bremen.**

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 9. Stuttgart, 4. März 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Neue Solfataren und Schlammvulkane in Island. Von Thorvaldur Thoroddsen. Uebersetzt von M. Lehmann-Filhés. S. 161. — 2. Die Mennoniten in Rußland. Von Gregor Kupczanko. (Schluß.) S. 164. — 3. Von Chicago nach Montana. Reiseskizze von Ernestine Martin. S. 167. — 4. Skizzen aus Teneriffa. (Fortsetzung.) S. 171. — 5. Antimonerze in Borneo. Von Dr. Theodor Posewitz. S. 174. — 6. Der Tauschhandel und das Zählen der Arapahoe-Indianer. Von Friedrich J. Pajeken. S. 175. — 7. Lacroma. S. 177. — 8. Kleinere Mitteilungen. S. 179. — 9. Notizen. S. 180.

Neue Solfataren und Schlammvulkane in Island.

Von Thorvaldur Thoroddsen.

Uebersetzt von M. Lehmann-Filhés.

Island ist sehr reich an Solfataren und Maccaluben, wie es von einem Lande, das so viele Vulkane besitzt, auch nicht anders zu erwarten ist. Die nachtertiären Vulkane sind alle an den mittleren Teil des Landes gebunden, wo die Palagonitbreccie die vorherrschende Felsart ist, während das West- und das Ostland ausschließlich aus tertiären Basalten gebildet sind. Im Mittelteil findet man alle Solfataren in enger Verbindung mit den Vulkanen; einige derselben, z. B. die Solfatoren bei Krisuvík im Südlande und am See Mývatn im Nordlande, sind durch Lunsen's und Sartorius von Waltershausen's klassische Untersuchungen sehr bekannt geworden; außerdem finden sich Salfataren an mehreren anderen Orten, z. B. die Geistareykir in der Nähe von Husavík, die Fremrinámur, am Rande der Lavawüste Ódádahraun, an einigen Stellen auf der Halbinsel Reykjanes u. s. w.

Die isländischen Schwefellager haben gegenwärtig keine praktische Bedeutung; ein paar englische Gesellschaften, welche die Schwefelminen am Mývatn und bei Krisuvík gepachtet hatten, haben den Betrieb wieder eingestellt, da er sich — besonders des Transports wegen — nicht bezahlen konnte. In alten Zeiten lohnte er sich weit besser, weil ihm damals durch die Schwefelminen auf Sizilien noch keine Konkurrenz erwuchs. Schon im Altertum wurde von Island Schwefel ausgeführt; im Jahre 1284 wird erwähnt, daß der norwegische Erzbischof zu Throndhjem das Privilegium hatte, Schwefel und Falken auszuführen; später wurde er auch von anderen ausgeführt, wenn sie dem Erzbischofe nur einen Zoll dafür bezahlten, wie man aus einem Urteil ersehen kann, das im Jahre 1340 von den Chorbrüdern in Throndhjem gefällt wurde. Vom Ende des vierzehnten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gehörten alle Schwefelminen im Nordlande einem alten isländischen Häuptlingsgeschlecht. Der Schwefel wurde damals, wie auch später, auf Pferden von den Fremrinámur und dem See Mývatn nach Husavík transportiert und die Minen zuweilen an andere verpachtet. Im Jahre 1563 kaufte die dänische Regierung die Minen für ein Geringes an und ließ eine Reihe von Jahren hindurch eine ganze Masse Schwefel von Husavík ausführen. Derselbe wurde von den umwohnenden Bauern auf Pferden nach Husavík gebracht, wo sie für jedes Liespfund eine gewisse Entschädigung erhielten. Diese Ausfuhr war damals, wo der Schwefel noch hoch im Preise stand, sehr einträglich für die Regierung; sie bezog z. B. im ersten Jahre von einem einzigen Schwefelschiffe einen Reingewinn von 10,000 Thalern, was in jenen Zeiten eine sehr große Summe war. Als der Schwefel später im Preise fiel, wurden die Minen von der Regierung an verschiedene dänische und fremde Spekulanten verpachtet.

Auf einer Reise in das innere Island im Sommer 1888 war ich so glücklich, bedeutende Solfataren und Maccaluben aufzufinden, die man bisher nicht gekannt hatte.

Mitten in dem isländischen Hochlande finden sich zwei große Gletschermassen, der Langjökull (26 geogr. Qu.-Mln.) und der Hofsjökull (25 Qu.-Mln.). Da diese Gletscher und ihre Umgebungen sehr wenig bekannt sind, reiste ich im Sommer 1888 dort hinauf und verbrachte drei Wochen in einem Zelt droben bei den Gletschern. Wenn man das

innere Island bereist, ist man vollständig auf sich selbst angewiesen und muß alles, was man braucht, mitführen; ich hatte zwei Begleiter mit und acht Pferde, um die Bagage, Instrumente, Proviant u. s. w. zu tragen. Ungefähr zwei Tagereisen von den bewohnten Gegenden des Südlandes befindet sich am Rande des Hofsjökull eine Bergreihe, welche Kerlingarfjöll heißt; dieser Gebirgszug ist auf Björen Gunnlaugsson's Karte von Island mit der Richtung von West nach Ost dargestellt, während er sich in Wirklichkeit von Nord nach Süd erstreckt. Man hatte aus der Ferne hin und wieder Dämpfe von den Bergen aufsteigen sehen und vermutete deshalb, daß hier warme Quellen seien, die auch Gunnlaugsson auf seiner Karte mit kleinen Punkten vermerkt hat; kein Reisender aber hatte jemals die Berge durchforscht.

Am Nachmittage des 19. August, als wir die einförmigen schuttbedeckten Hochebenen entlang galoppierten, hatten wir den ersten Ausblick auf die Kerlingarfjöll, die mit ihren braunen, roten, gelben und weißen Zacken und Spitzen grell gegen die Umgebung abstechen; die Berge sind beinahe ausschließlich aus Liparit zusammengesetzt, der die Palagonitbreccie, welche in dieser ganzen Gegend die Unterlage bildet, durchbricht. Am Abend schlugen wir unser Zelt in der Nähe der Berge an einem kleinen Bache 550 m. über dem Meere auf, wo die Pferde ein wenig grasen konnten; die Felsen selbst sind aller Vegetation vollständig bar.

Am nächsten Morgen brachen wir zeitig aus dem Zelte auf, um die merkwürdigen Kerlingarfjöll zu untersuchen. Das Wetter war im Anfang etwas nebelig, bald aber brach der prächtigste Sonnenschein durch. Die Kerlingarfjöll bestehen aus zwei parallelen Bergketten, die durch das Flüßchen Kerlingará getrennt sind, welches sich durch den Liparit und die Palagonitbreccie tiefe finstere „Cañons" gegraben hat. Die östliche Kette erstreckt sich weit länger von Süden nach Norden, als die westliche, und hat mehrere gleichlaufende Reihen von Gipfeln und Spitzen. Wir ritten zwischen den beiden Felsketten aufwärts an den schwindelnd tiefen Klüften der Kerlingará entlang; da das Gestein hier zum großen Teil aus der weichen Breccie besteht, so sind die Wände und Ränder der Flußschlucht von unzähligen steilen Wasserfurchen durchpflügt; die Felsen sind davon oft so zergraben, daß sie die merkwürdigsten Formen bekommen haben; dabei aber sind die Wände der Flußkluft so steil, daß ein Mensch kaum würde hinabklettern können; weiter oben im Thale sind die Schluchten nicht ganz so fürchterlich wie unterhalb. Das Thal, das von bedeutenden Bergrücken geschlossen wird, welche die beiden Felsketten unter sich verbinden, ist vollständig kahl und gänzlich von Pflanzenwuchs entblößt, man sieht nichts als den hellen Liparitschutt und die gelben und weißen Bergstürze; es umgibt einen die eigentümlichste Landschaft, die man sich denken kann. In Island sieht man fast nie etwas anderes als schwarze Basaltfelsen mit einzelnen weißen Schneeflecken, hier aber steht man inmitten kühner Felsgipfel, Kämme, Rücken und Bastionen mit gelben, weißen, grünen und roten Farbenschattierungen; einzelne helle Bergwände von Liparit kann man zwar an mehreren Stellen in Island sehen, ich kenne jedoch keinen anderen Ort, wo man eine ganze Alpenlandschaft vor sich hat, die ausschließlich aus diesem Gestein besteht. Die größten Liparitmassen, die ich anderswo in Island weiß, finden sich im Ostlande beim Skriddatur.

Es war ein schweres Stück Arbeit, ganz oben im Thale die Pferde über die Flußkluft zu bringen, doch gelang es uns zuletzt. Wir glaubten anfänglich, es würde sich gar nicht machen lassen, versuchten es aber trotzdem, da wir die Tiere unmöglich an dieser Stelle zurücklassen konnten. Glücklich auf der anderen Seite angelangt, waren wir ganz stolz auf unsere Leistung, die uns, wie wir annahmen, nur wenige würden nachmachen können.

Mein einer Begleiter, Snorri Jonsson, der einzige Mann in der Gegend, der diese Berge ein wenig kannte, war ein paarmal oben an dem mittelsten Felsen gewesen, um nach entlaufenen Schafen zu suchen, doch war er zu Fuß gewesen und hielt es für unmöglich, Pferde hinüber zu bringen.

Von der Flußkluft gieng es alsdann sachte auf den gewölbten Bergrücken der Mittelpartie empor. Wir suchten überall die großen Schneehaufen in den Senkungen zu benutzen, da der schneefreie Fels ganz mit losen, kantigen Liparitblöcken bedeckt war, über die wir nur mit der größten Vorsicht die Pferde am Zügel führen konnten, damit sie nicht die Beine brächen; auf dem harten Schnee gieng es dagegen viel schneller vorwärts.

Von dem höchsten Felsrücken (1100 m. über dem Meere), der den Namen Skygni[1] erhielt, hatten wir eine so weit ausgedehnte Aussicht, wie ich sie zuvor noch von keinem anderen Berge in Island gehabt hatte. Es finden sich zwar auf beiden Seiten in den Kerlingarfjöll noch höhere Gipfel, aber die Aussicht war nach Norden und Süden frei und offen, so daß man von hier quer über Island sehen konnte. Gen Süden lag vor unseren Blicken das Hochland ausgebreitet mit den mannigfachen Wasserläufen und den dunkelgrauen Schuttflächen und Höhen; das Flachland aber ist so fern, daß man die Einzelheiten nicht leicht unterscheiden kann; nur einige freistehende Berge erkennt man an ihrer Gestalt, jenseit Fyrarbakki verschmelzen Meer und Himmel in dem dunstigen Horizont miteinander. Im Norden sieht man das Hochland sich bis hinaus an die See erstrecken, wo seine letzten Ausläufer sich zwischen den breiten Thälern in steilen Spitzen und massiven Brustwehren erheben, hie und da von Thälern und Fjorden durchschnitten. Das Eismeer selbst wurde unseren Augen durch einen milchweißen Nebelschleier verborgen, denn vom Treibeise her streckte

[1] Der sich gut umsehen kann.

der Nebel seine Polypenarme weit hinauf in die Thäler. In der Nähe hatten wir eine köstliche Aussicht über die Gletscherwelt im Innern des Landes, besonders auf den Hofsjökull und den Langjökull, deren ungeheure Eiskuppeln so weiß und schimmernd im Sonnenschein dalagen, als wären sie soeben erst gegossen, und die mit den umgebenden Hochflächen ein Bild der absolutesten Leblosigkeit abgaben. Richtet man dann aber den Blick auf die allernächsten Umgebungen, so findet man, daß sie eigentlich das Merkwürdigste sind, was man von diesem erhöhten Standpunkte sieht.

Die Kerlingarfjöll sind von Norden her durch eine Menge tiefer Thäler und Schluchten zerspalten, unter denen sich das Auge zuerst nicht leicht zurechtfindet; bei genauerer Untersuchung sieht man aber, daß alle diese unzähligen Schluchten und kleinen Thäler sich wie die Zweige an einem Baume zu einem einzigen Stamme vereinigen oder, vielleicht richtiger gesagt, daß die Thäler sich gleich den Rippen in einem handförmigen Blatt nach allen Seiten ausbreiten. Zahllose Wasserläufe aus den großen Schneeanhäufungen, die jede Senkung in dem höheren Teil der Berge anfüllen, haben je nach den Neigungsverhältnissen ein Gewirr von tiefen Rinnen und Kanälen ausgegraben, die sich von allen Seiten zu einem Flusse sammeln; dieser fließt von den Bergen aus nach Norden und ergießt sich später in die Jökulkvísl, einen der bedeutendsten Nebenflüsse der Hvitá. Diese weitverzweigten Thäler boten uns, die wir oben auf dem Felsen standen, einen ganz ungewöhnlichen Anblick dar; man sieht nirgends die kleinste Spur von Pflanzenwuchs, dabei aber prangen die Bergseiten, die Abhänge und Schluchten in den grellsten Farben und die Augen thun einem beinahe weh beim Anschauen aller dieser weißen, gelben, roten, rötlichen, blauen und grünen Kleckse, die in der schreiendsten Disharmonie durcheinander gemengt sind. Aus jedem Loche und jedem Spalt steigen größere und kleinere Dampfstrahlen in die Luft und man kann von unten ein gedämpftes Stöhnen und Pfeifen hören, welches deutlich genug erkennen läßt, daß hier Vulkanus eine seiner großen Werkstätten haben muß, wo Tag und Nacht gearbeitet wird. Der Gestank des Schwefelwasserstoffes schlug dann und wann bis zu uns herauf und wird vom Winde oft weit von den Felsen hinweg geführt. Diese Thäler erhielten den Namen Hveradalir.[1] Ich mußte mich mit einer Rekognoszierung dieses bisher unbekannten Terrains begnügen, denn es würde sehr viel Zeit erfordern, wollte man die Berge genau untersuchen.

Wir mußten die Pferde oben auf dem Felsen auf unserem Ausguck zurücklassen und mein alter Diener Oegmundur, der mich auf allen meinen Reisen in Island begleitet hat, blieb bei ihnen, um sie zu hüten, während ich mich mit Snorri aufmachte, um zu den unheimlichen Spalten und Schwefelpfuhlen hinabzusteigen. Unterhalb des nördlichen Randes des Skygni finden sich gewaltige Ansammlungen von altem Firnschnee, die sich wie ein breiter Gürtel hinunter nach den Thälern und Schluchten mit den warmen Quellen erstrecken; dies Stück Gletscher mußte daher zuerst überschritten werden. Die alten harten Schneehaufen sind sehr steil und von einer Menge Risse und Spalten durchfurcht, so daß es nicht gefahrlos ist, darüber zu gehen. Von unserm Luginsland stiegen wir zuerst gen Westen in eine Senkung hinab, wo sich die Wasserscheide zwischen der Kerlingará und den Gewässern befindet, die sich in den Hveradalir sammeln; bald aber wendeten wir uns nach Nordwesten, um das westlichste der Thäler zu untersuchen, da hier die Schwefelquellen am meisten in Thätigkeit zu sein schienen. Anfänglich gieng es schnell hinab über die harten Schneehaufen, allein bald wurden die Spalten so zahlreich und breit, daß wir nur mit der größten Vorsicht unsern Weg fortzusetzen wagten. An einigen Stellen mußten wir weite Umwege machen, während wir über die kleineren gut hinüberspringen konnten; über einigen der größeren Spalten lagen Schneebrücken, über die wir giengen oder krochen u. s. w.; dabei konnte man tief drunten in den Gletscherspalten das Brausen der Gebirgsbäche hören.

Die Lichtreflexe im oberen Teil der Spalten waren jetzt bei dem kräftigen Sonnenschein von einer bezaubernden Wirkung und die unzähligen, von den Schneebrücken und Spaltenrändern herabhängenden Eiszapfen glitzerten in grünlichen und bläulichen Tönen; es war ein Fest für das Auge, das wir aber leider nicht Zeit hatten zu genießen, da es nur galt vorwärts zu kommen; es gab noch so vieles zu untersuchen und es wäre nicht angenehm gewesen, inmitten dieser unheimlichen Umgebungen von Nacht und Dunkel überrascht zu werden. Zuletzt erreichten wir den Grund des westlichsten Thales, welches sehr schmal ist und eigentlich nur für ein tiefes Flußbett gelten kann. Von den Bergseiten waren große Felsblöcke auf die Schneelager hinabgerollt, wo sie in gewaltigen Haufen einer über dem andern lagen. Dieses Thal ist gleich den anderen Hveradalir mit Thonpfützen, Schwefelpfuhlen und brüllenden Dampflöchern angefüllt. Nördlich vom Bache, da, wo er in das Thal hinabstürzt, fanden wir einen großen, bläulichen, kochenden Thonpfuhl von ungefähr 10 Klaftern im Durchmesser, der beständig siedet und brodelt; dieser Schlammquelle gaben wir den Namen Snorrahver. Indem wir die Schlucht entlang weiter hinabkamen, wurde der Erdboden immer gefährlicher zu betreten und man mußte sich sehr in Acht nehmen, daß man nicht mit den Füßen durch die dünne Kruste hindurch in den kochenden Schlamm fuhr. Die Bergseiten bestehen fast ausschließlich aus durchkochten Thonarten in allen möglichen Farben; hie und da sieht man gelbgrüne Schwefelflecke oder weiße Krusten von verschiedenen Salzen und rund umher finden sich Pfützen mit kochendem Thon in allen

[1] Thäler der heißen Quellen.

möglichen Färbungen, z. B. dunkelblau, hellblau, dunkelgrün, hellgrün, gelb, weiß, grau und rot. Aus kleinen Sprüngen, Rissen und Löchern brechen die Dämpfe pfeifend hervor und der Geruch der verschiedenen Schwefelverbindungen erzeugt auf den Schleimhäuten der Nase und des Mundes ein prickelndes Gefühl. Ab und zu hörten wir drunten in der Erde ein dumpfes Dröhnen, etwa ähnlich dem, das man bei vulkanischen Ausbrüchen, die in entfernten Gegenden stattfinden, vernimmt, und weiter unten in der Schlucht war es mir, als ob der Erdboden hin und wieder ein wenig zitterte und bebte. Indem ich ging und darüber grübelte, was wohl der Grund dieser Bewegungen sein möchte, kam ich an einer hohen Spitze vorbei, in deren Nähe der Ton besonders deutlich war. Vorn in dieser Thonspitze thut sich eine Höhlung auf mit einer etwa zwei und eine halbe Ellen hohen Oeffnung, aus der uns erstickende Dämpfe entgegenschlugen; ich hielt einen Augenblick ein Thermometer in den Dampf hinein und es stieg sogleich auf 60° C.; da jedoch der brennend heiße Dampf gleichsam stoßweise der Oeffnung entströmte, so konnte ich seine richtige Temperatur, die natürlich viel höher war, durchaus nicht messen, denn wäre ich zu nahe gegangen, hätte ich riskiert, lebendig gebraten oder verbrüht zu werden. Der Dämpfe wegen konnten wir nicht deutlich sehen, was drinnen in der Höhlung vorgieng; dieselbe schien sich bedeutend zu erweitern, und tiefer unten muß bestimmt ein riesengroßer kochender Schlammpfuhl sein, denn von unten hörten wir das dumpfe Dröhnen, und wenn die siedenden Blasen platzen und die Thonwellen gegen die Wände der Höhle schlagen, zittert die ganze Umgebung, wie wir schon früher bemerkt hatten; es ist, als würde tief unten in der Erde von Riesenhänden ein gewaltiges Butterfaß bewegt. Einige wenige Klafter unterhalb dieser Thonspitze bricht ein großer Dampfstrahl aus einer schmalen Oeffnung mit so ohrenbetäubendem Brüllen hervor, daß wir, obgleich wir nur höchstens eine Elle weit aus einander standen, es nicht hören konnten, wenn wir uns aus Leibeskräften zuschrien. Es ist auch nicht leicht, in die Nähe dieses Schreihalses zu gelangen, denn rings herum ist die Erde ganz von schwefelsauren Dämpfen durchkocht. Das ganze Thal abwärts verändert sich die Szenerie nicht im Geringsten, Schwefelquellen und Schlammpfuhle sieht man zu Hunderten, sowohl im Hauptthale, als hoch und niedrig in allen Seitenschluchten. An der Mündung dieses Thales vorbei fließt die Hauptmasse des Flusses, der sich in den Hveradalir sammelt; hier findet sich in der Nähe des Flusses eine andere Höhle mit einem kochenden Schlammpfuhl; sie ist lange nicht so fürchterlich wie die erste und ihre Oeffnung weiter, so daß man in die geheime Werkstatt einen Einblick thun kann. Diese Höhle sieht beinahe wie ein breiter Riß oder Spalt in der Bergwand aus, und ab und zu konnten wir durch die Dämpfe hindurch den Schlammpfuhl selbst erkennen. Dicht unterhalb dieser Höhlung ist ein sehr großer kraterförmiger Schlammpfuhl, der den kochenden Thonbrei fünf bis sechs Fuß hoch in die Luft wirft und sich dadurch einen kreisrunden Thonwall in einer Höhe von 10—20 F. aufgebaut hat. Nachdem wir den Fluß durchwatet hatten, untersuchte ich noch mehrere Felsschluchten; da sie aber allesamt im Wesentlichen denselben Charakter haben, so würden es nur Wiederholungen werden, wollte ich sie näher beschreiben.

Hie und da brechen die kochenden Dampfstrahlen am Rande der Schneelager hervor, wo dann der heiße Thon den Schnee herum geschmolzen und eigentümliche Schneehöhlungen gebildet hat; an anderen Stellen brechen die Dämpfe aus Löchern in den Schluchten unter den Schneehaufen hervor, so daß man ihr Pfeifen und Brüllen tief unter seinen Füßen hört, wenn man über die Schneeflächen geht.

Gegen Abend kehrten wir von den östlichen Thälern nach unserem Aussichtspunkt zurück und hatten große Beschwerden, die steilen Abhänge hinan und über die glatten harten Schneehaufen zu klimmen; wir waren daher totmüde als wir unseren Ausgangspunkt wieder erreichten, fanden dort aber weder die Pferde noch Oegmundur, alles war spurlos verschwunden. Ich schickte deshalb Snorri aus zu suchen und ruhte mich indessen, auf einem Schneehaufen liegend, aus. Meine beiden Begleiter kamen erst nach Verlauf von anderthalb Stunden zurück; Oegmundur hatte nicht erwartet, daß wir so lange fortbleiben würden, und war bange geworden, wir möchten zu Schaden gekommen sein, daher war er ausgezogen, um nach uns zu suchen.

Ungefähr um Mitternacht erreichten wir müde und verhungert das Zelt, waren aber doch sehr froh und glücklich gestimmt, denn wenn auch der Tag sehr anstrengend gewesen war, so waren wir doch reichlich belohnt worden durch den Anblick aller dieser interessanten Naturphänomene, die zu untersuchen wir die Ersten gewesen waren. Ich habe alle anderen Solfataren und Schlammvulkane in Island gesehen und finde, daß diese in den Kerlingarfjöll in mehr als einer Hinsicht alle anderen übertreffen.

Die Mennoniten in Rußland.

Von Gregor Kupczanko.

(Schluß.)

Die Wirtschaft der Mennoniten in Rußland ist eine wahre Musterwirtschaft. Daher sind die Mennoniten durchgehends wohlhabende Leute. Das zeigen auch ihre reiche Tracht und das gefällige Aeußere ihrer Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude.

Die Tracht der Mennoniten in Rußland unterscheidet sich fast durch gar nichts von der der deutschen Bauern in Preußen. Die Wohnhäuser der Mennoniten sind geräumig,

licht und rein, aus Ziegeln oder Holzbalken in deutschem Stil gebaut und teils mit Schilf, teils mit Stroh gedeckt. Um das Wohnhaus herum stehen zahlreiche wirtschaftliche Gebäude. Im Hofe erblickt man landwirtschaftliche Maschinen, Dampfmotoren, Dreschmaschinen u. dgl. In den Stallungen befinden sich gutgenährte und reingewaschene Pferde. Um den Haushof herum breiten sich prachtvolle Wein- und Obstgärten aus. An den üppigen Wein- und Obstgärten ist die mennonitische Ansiedelung schon von weitem kenntlich. Noch mehr fallen aber die großen, einförmig gebauten Wohnhäuser der Mennoniten auf. Die Häuser sind gewöhnlich 50 F. lang und 28 F. breit und enthalten ein Vorzimmer, eine Küche, mehrere Zimmer und eine Vorratskammer.

Rechts vom Vorzimmer befinden sich gewöhnlich vier Zimmer, und zwar: ein Gastzimmer, ein Wohnzimmer ein Schlafzimmer und eine Küche, und links eine Vorratskammer und ein sogen. Sommerzimmer, in welchem im Sommer gespeist wird. An diesen Teil des Wohnhauses schließen die Stallungen und die Scheune an. Letztere ist gewöhnlich 98 F. lang und 40 F. breit. Der Fußboden in den Zimmern ist entweder mit festgestampftem weißem Sand oder mit Brettern bedeckt. Die Hauswände sind von außen und innen vergypst und weiß angestrichen, die Thüren und die Fenster mit schreienden Farben bemalt. Die Bretterdecken der Zimmer ruhen auf dicken, sichtbaren Holzbalken. Auf dem Boden wird Getreide aufbewahrt.

Als Brennmaterial wird Holz oder Stroh verwendet. Die Zimmer sind mit Möbeln eigener Erzeugung mit ziemlichem Komfort versehen. Das sind die gewöhnlichen Wohnhäuser der Mennoniten. Es gibt aber auch größere Häuser, von städtischer Bauart und weit reicherer Einrichtung. Derlei Häuser gehören den reicheren Mennoniten. Arme Mennoniten, deren Gesamtvermögen den Wert von 200 Rubeln nicht übersteigt, gibt es übrigens sehr wenige. Das ist auch kein Wunder in Anbetracht ihrer regelmäßigen und sparsamen Lebensweise und der rationellen Bebauung des Bodens. Den Boden bebauen die Mennoniten nur mit Hülfe der neuesten und besten landwirtschaftlichen Maschinen. Da sie sich ausschließlich von Weizenbrot nähren, bauen sie am meisten Weizen an. Nächst dem Weizen werden Hafer, dann Gerste, Roggen, Kartoffeln und Kukuruz angebaut. Jeder Grundbesitzer pflanzt Kürbisse, Wasser- und Zuckermelonen, Gurken, rote Rüben ꝛc. Auch Heu wird sehr gepflegt und als Viehfutter benützt.

Die Viehzucht wird nur in dem Maße betrieben, in welchem sie für den Betrieb der Wirtschaft notwendig ist. Arbeitsochsen halten die Mennoniten keine. Ihre Feldarbeiten u. s. w. werden von Pferden verrichtet. Neben der Pferdezucht betreiben manche Gemeinden sehr rentable Schweine- und Schafzucht.

Mit dem Gartenbau befassen sich die Mennoniten nur zu ihrem eigenen Gebrauche. Besondere Vorliebe haben dieselben zu der Obstbaumzucht, welche sich bei ihnen durchwegs in einem blühenden Zustande befindet.

Auch sind die Mennoniten sehr geschickte Weinbauer. Ihre Krimer und kaukasischen Weine sind nicht nur in Rußland, sondern auch im Ausland berühmt und gesucht. Ein Eimer dieser Weine wird für 2 bis 3 Rubeln und ein Pfund Weintrauben für 5 Kopeken verkauft. Der Weinhandel bildete einen der Hauptzweige des mennonitischen Handels.

Der Handel basiert bei den Mennoniten auf den Prinzipien der Bürgschaft Eines für Alle und Aller für Einen. Die Mennoniten haben ihre Gemeindeläden, in welchen allerlei Handelsartikel verkauft werden. Die Besitzer der Läden müssen echte Mennoniten sein. Die Gemeinde-Mitglieder gestatten den Besitzern der Läden unter folgenden Bedingungen zu handeln: Die Ladenbesitzer müssen die Waren aus Eigenem ankaufen und der Gemeinde die authentischen Rechnungen der Handelsfirmen vorlegen. Es ist den Ladenbesitzern gestattet, ihre Waren um 15% teurer zu verkaufen, als sie eingekauft haben. Die Ladenbesitzer sind jedoch verpflichtet, jedem Mitglied der Gemeinde beim Einkaufe auf einen bis drei Monate Kredit zu gewähren, sich dafür aber die Waren mit 3% teurer bezahlen zu lassen. Ist jemand nicht imstande, nach Ablauf der ausbedungenen Frist zu zahlen, so muß er zu Gunsten des Ladenbesitzers für jeden Monat um $^1/_8$% mehr und noch einen Kopeken von jedem Rubel als Strafe bezahlen. Nimmt ein Mitglied der Gemeinde mehr Waren auf Kredit, als es bezahlen kann, so bezahlt die Gemeinde die Schuld, das betreffende Mitglied wird aber aus der Gemeinde ausgeschlossen. Außer den Kaufläden, in welchen Kolonial-, Galanterie- und Eßwaren verkauft werden, gibt es in den Dörfern der Mennoniten gar keine anderen Geschäftshäuser als: Fleischhallen, Bäckerladen, Schenken u. dgl. Die Mennoniten schlachten nie Vieh zum Verkauf; in ihrer häuslichen Wirtschaft begnügen sie sich mit Schinken, Käse, Milch, Eiern und allerlei Arten Geflügel. Wollen sie Rindfleisch haben, so begeben sie sich in die Nachbarorte und kaufen dasselbe dort ein. Auch öffentliche Schneidereien, Schustereien, Tischlereien u. s. w. gibt es bei ihnen nicht, denn fast in einer jeden Mennoniten-Familie gibt es eigene Handwerker, welche die häuslichen Arbeiten und Gewerbe verrichten.

Oeffentliche, die ganze Gemeinde betreffende Arbeiten werden von den Mitgliedern der Gemeinde gemeinschaftlich verrichtet. Dahin gehören: die Bauten der öffentlichen Gebäude, der Straßen- und Brückenbau, die Ausbesserung der Straßen und Brücken, der Nachtwächterdienst u. s. w. Als Grundsteuer müssen die Mennoniten 1 Kopeken per Deßjätine[1] und als Waldsteuer $^3/_4$ Kopeken per Deßjätine an den Staat und als Grund- und Waldsteuer 2.8 Kop. per Deßjätine an die Landschaft (Semstwo) entrichten.

[1] Eine Deßjätine gleicht 1.0925 Hkt.

Außer diesen Steuern müssen die Mennoniten noch verschiedene andere Abgaben (für Kasernenbau u. dgl.) leisten. Endlich müssen die männlichen wie die weiblichen Mitglieder der Mennoniten-Gemeinden, und zwar vom 14. bis zum 60. Lebensjahre, die sogen. Seelensteuer entrichten; die weiblichen Mitglieder zahlen jedoch um ein Drittel weniger als die männlichen.

Die Frauen genießen bei den Mennoniten dieselben Rechte und Ehren, wie die Männer. In der Hauswirtschaft der Mennoniten spielt die Frau eine sehr wichtige Rolle: sie sorgt für die Ernährung und Bekleidung der Familie, treibt Geflügel-, Gemüse- und Viehzucht, pflegt die Weinreben, bereitet den Wein, nimmt in Abwesenheit des Hauswirts Arbeiter für die Feldarbeit auf und verrichtet häufig selbst alle Arbeiten im Felde. Am wichtigsten ist aber die Thatsache, daß die mennonitische Frau die beste Erzieherin ihrer Kinder ist. Gleich dem Manne erhält sie die erste elementare Bildung, welche sie nach dem Austritt aus der Schule mit Hülfe der Lektüre erweitert und vervollkommnet. Die Bücher dienen ihr als die besten Hülfsmittel ebenso bei der Erziehung ihrer Kinder, wie in allen wirtschaftlichen Unternehmungen. Dank der vernünftigen Bücherlektüre ist bei den Mennoniten keine Spur von einem Aberglauben zu finden. Die bei den ungebildeten Volksmassen so verbreitete und beliebte Kurmethode mit Hülfe der Zauberer und deren Heilmittel ist den Mennoniten gänzlich unbekannt. In allen Fällen leichter Erkrankungen nehmen sie zu populären ärztlichen Broschüren und homöopathischen Apotheken, welche sie in Menge besitzen, Zuflucht. Bei ernsten Erkrankungen wenden sie sich vertrauensvoll an die Aerzte.

Die Heiratsfähigkeit der Mädchen beginnt mit dem 18. und die der Männer mit dem 22. Lebensjahre; in den meisten Fällen aber heiraten die Mädchen erst nach erreichtem 20. und die Männer nach erreichtem 25. bis 28. Lebensjahre.

In ihrem Familienleben sind die Mennoniten wahre Muster: sie verachten den Despotismus und die Willkür des Mannes. Auf ihre Frauen blicken die Männer wie auf ihre besten Genossinnen, Freunde und Helfer und betrachten sie als mit ihnen gleichgestellt. Daher sind Streitigkeiten und widerliche Familienszenen bei den Mennoniten eine große Seltenheit.

Das von der mennonitischen Religion vorgeschriebene Leben und die strenge Verantwortlichkeit wegen Nichterfüllung der sozialen Bestimmungen bezüglich des gemeinschaftlichen Lebens tragen viel zur Bildung derlei normaler Familienbeziehungen bei. Die durch Worte oder Thaten ihrer Männer beleidigten Frauen der Mennoniten beschweren sich gegen diese letzteren vor dem Geistlichen, welcher sich unverzüglich zu dem Verklagten begibt, demselben mit freundlichen Worten, ohne daß es jemand Fremder hören würde, das Unpassende seines Benehmens vor Augen hält und ihn auf die üblen Folgen seiner Handlungen der Gattin gegenüber aufmerksam macht. Er redet ihm so lange ins Gewissen, bis der Mann sich bereit erklärt, seine beleidigte Gattin um Verzeihung zu bitten und sich mit ihr vollständig zu versöhnen.

Wie in der Familie, so herrschen auch in der Gemeinde der Mennoniten Ordnung, Frieden und gute Sitten. An der Spitze jeder Kolonie steht ein Schulze und an der Spitze mehrerer Kolonien, welche zusammen eine Gemeinde bilden, steht ein Oberschulze. Die Gemeinde-Angelegenheiten werden von den Gemeinde-Mitgliedern in besonderen Versammlungen besprochen und erledigt. Diese Versammlungen finden am häufigsten im Winter, seltener im Frühjahr und Herbst und am seltensten im Sommer, weil es in dieser Zeit am meisten Arbeit gibt, statt. Die Einberufung einer solchen Versammlung geschieht schriftlich, durch ein Zirkular, welches von Haus zu Haus geschickt wird. Die Versammlung entscheidet über besonders wichtige Angelegenheiten mit Zweidrittelmajorität und über minder wichtige Angelegenheiten mit einfacher Majorität. Häufig kommen heftige Debatten vor, dieselben werden aber ganz parlamentarisch, indem ein Redner nach dem andern spricht, geführt. Die einzelnen Angelegenheiten werden gewöhnlich an einem und demselben Tage entschieden und nur höchst selten vertagt. Die Bestimmungen dieser Versammlungen werden von allen Gemeinde-Mitgliedern heilig respektiert und beachtet.

Interessante Versammlungen hält auch die mennonitische männliche Jugend im Alter vom 12. bis zum 16. und vom 16. bis zum 25. oder 28. Lebensjahre ab. Die jungen Leute dieser zwei Altersklassen bilden besondere Vereine, deren Organisation und Zweck einander ganz gleich sind und in folgendem bestehen: diejenigen jungen Leute, welche dem einen oder dem anderen Vereine beizutreten wünschen, zahlen an die Vereinskasse einen Rubel Eintrittsgebühr und hierauf alle Monate je 25 Kopeken als Mitgliedsbeitrag ein.

Der Zweck dieser Vereine ist die Ausbildung der Mitglieder derselben. Die Versammlungen der Vereine finden jeden Samstag unter Vorsitz des Vereinspräsidenten, als welcher gewöhnlich der Dorfschullehrer gewählt wird, statt. Während der Woche steht es jedem Vereinsmitglied frei, in den Vereinskasten einen Zettel hineinzuwerfen, auf welchem die Aufklärung irgendeiner den Zettelwerfer interessierenden Frage verlangt wird. Sobald die Vereinsmitglieder am nächsten Samstag zusammenkommen, sperrt der Vereinspräsident den Kasten auf, nimmt aus demselben die Zettel heraus und diktiert den Inhalt derselben langsam der Versammlung. Jedes Mitglied schreibt sich die einzelnen Fragen, deren Aufklärung verlangt wurde, auf, um diese Fragen während der nächsten Woche zu Hause zu studieren und dann in der folgenden Versammlung zu beantworten. Der Präsident hört diese Antworten an und läßt die eine oder die andere derselben, welche ihm am gelungensten erscheint, gelten. Wird aber eine Frage

von keinem Vereinsmitglied gehörig beantwortet, so beantwortet sie der Präsident selbst. Zum Schlusse der Versammlung werden von den Vereinsmitgliedern unter der Leitung eines Kapellmeisters religiöse oder moralische Lieder gesungen. Auch üben sich die Vereinsmitglieder im Deklamieren von Gedichten der besten deutschen Dichter.

Außer diesen Versammlungen finden bei den Mennoniten noch die Sonntagsversammlungen statt. Am Sonntag Nachmittag versammeln sich nämlich Männer und Frauen neuerdings in ihrem Gotteshause, um daselbst Fragen bezüglich des moralischen Lebens der Brüder und deren gegenseitiger Beziehungen zu besprechen und den schuldigen Mitgliedern den ihnen gebührenden Verweis zu erteilen.

Während dieser Zeit begeben sich die Kinder der im Gotteshause versammelten Eltern auf eine Stunde in das Schulhaus, wo ihnen der Pfarrer oder der Lehrer aus den Büchern des Alten oder Neuen Testaments vorliest und die vorgelesenen Stellen auseinander legt. Die ganze übrige Zeit steht den Kindern zur Unterhaltung und Zerstreuung frei. Die Unterhaltung der mennonitischen Kinder ist aber eine in jeder Beziehung höchst unschuldige, ruhige und sogar belehrende. Die Kinder bauen sich im kleinen Maßstabe Häuschen, Mühlen, Gärten, Brücken, landwirtschaftliche Werkzeuge, oder sie spielen Ball u. s. w. Die Spiele der mennonitischen Kinder zeichnen sich keineswegs durch jene Ungezwungenheit, natürliche Hingebung und Primitivität aus, welche unseren Kinderspielen gewöhnlich einen so großen Reiz verleihen. Die Jerusalemer Freunde sehen das auch ein und sie trachten daher, ihre Kinder in deren Spielen nicht gar so sehr zu beengen.

Dank den religiösen Ueberzeugungen der Mennoniten, welche alle ihre Feste mit einem schweren Veto belegt haben, gibt es bei den Mennoniten in Rußland fast gar keine weltlichen Feste oder Unterhaltungen. Ihre einzigen weltlichen Feste sind das Maifest und das Erntefest. Das Maifest wird nach Beendigung der Saaten gefeiert. Die Mennoniten versammeln sich in ihrem Gotteshause und beten da zu Gott, derselbe möge ihnen eine reiche Ernte zuteil werden lassen. Nach dem Gebete gehen die Versammelten in den Kirchenhof hinaus und setzen sich da zu Tischen, welche auf Gemeindekosten mit allerlei Speisen bedeckt werden. Während dieser gemeinsamen Tafel werden religiöse Lieder gesungen. Hiermit endigt das Maifest.

Das Erntefest findet nach der Einheimsung der Ernte statt. Auch dieses Fest wird im Gotteshause abgehalten. Die erwachsenen Mitglieder der Gemeinde versammeln sich im Gotteshause, verrichten da Dankgebete zu Gott für die gute Ernte und flehen Gesundheit und Wohlergehen für den Zaren und ihre mennonitischen Brüder herab. Nach dieser Kirchenfeier wird eine allgemeine Tafel veranstaltet, bei welcher junge Mädchen und Männer unter der Leitung eines Kapellmeisters religiöse und moralische Lieder singen.

Lustige weltliche Feste mit Trinkgelagen, Tanz u. dgl. kennen die Mennoniten nicht. Dann und wann laden die Nachbarn einander an Feiertagen zu Tische ein, aber alle derartigen Zusammenkünfte gehen ohne Genuß von geistigen Getränken und ohne alle Exaltation vor sich. Die deutschen Mennoniten repräsentieren in dieser Beziehung, wie in Bezug auf ihre Wirtschaft und ihr politisches Wohlverhalten die besten Unterthanen des russischen Kaisers. Leider werden sie in Rußland von den Lokalbehörden nicht besonders gut behandelt. Diese Ursache, sowie auch die Scheu vor dem Militärdienste, die Furcht vor nationalen und religiösen Verfolgungen und der Vers 17 des Kapitels 39 des Buches des Propheten Hesekiel flößten den Mennoniten den Gedanken ein, daß ihre Lage in Rußland eine höchst unhaltbare sei, und daß das geringste Ereignis sie zur Auswanderung aus Rußland zwingen könne. Auf diese Grundlage basieren einige Mennoniten ihre Propaganda zu Gunsten der Auswanderung aller Mennoniten aus Rußland nach Amerika oder Zentralasien. Diese Propaganda findet auch bei vielen Mennoniten Gehör, und es kann nicht befremden, wenn es heute oder morgen heißen wird, alle in Rußland lebenden deutschen Mennoniten verlassen diese ihre zweite Heimat, um sich eine dritte in Amerika oder Asien zu suchen. Rußland würde durch eine solche Auswanderung unzweifelhaft einen unersetzlichen Schaden erleiden, denn die deutschen Mennoniten in Südrußland gehören in jeder Beziehung zu den besten Staatsbürgern.

Von Chicago nach Montana.

Reiseskizze von Ernestine Martin.

Wir fuhren Abends 8 Uhr von Chicago ab, um uns vorderhand nach St. Paul im Staate Minnesota zu begeben. Es ist leicht, sich und sein Handgepäck auf den Sophas der Schlafwagen bequem einzurichten, denn ein Schlafbillet berechtigt den Reisenden, zwei Sitzplätze einzunehmen.

Als der Porter kam und frug, ob er die Betten bereiten solle, war es uns recht, uns hinzulegen, denn die Nacht war dunkel, von der Landschaft wenig zu sehen und die Lampen leuchteten nicht hell genug, um uns das Lesen bequem zu erlauben. Der Porter ist auf allen Linien der Vereinigten Staaten ein Farbiger, der nur mit gutem Willen bedient, wenn er sein Trinkgeld zum Voraus erhält, aber nicht etwa eine kleine Gabe, wie sie in Europa gebräuchlich ist, sondern per Tag rechnet man einen halben Dollar auf die Person. Dieser zieht nun die zwei sich gegenüberstehenden Sitze zusammen, so daß sie eine solide Grundlage bilden; dann öffnet er eine Klappe, die bei Tage über den Köpfen der Reisenden fest der Wand anliegt und die Nachts das obere Bett bildet; er zieht Matratze, Decken und Kissen hervor, bringt frische Bettwäsche aus einem Schrank, der an einem Ende des

Wagens angebracht ist, und in weniger als fünf Minuten sind die beiden Betten, das obere und das untere, bereit. Mit künstlerischem Effekt werden die Decken zurückgeschlagen. Die Rouleaux sind vor den Fenstern herabgezogen und im Knopfe befestigt, der Porter ergreift unser Gepäck und schwingt es mit sicherem Wurfe in die Koje, die langen schweren Wolldamast-Gardinen hängen von der Decke herab und verhüllen die Schlafstellen; außerdem sind innerhalb noch kleinere Vorhänge angebracht, welche jedes einzelne Lager isolieren.

Das Aus- und Ankleiden ist unter solchen Verhältnissen eine sehr unbequeme Sache, da kein Fußbreit Platz zum Stehen ist und man seine Toilette auf dem Bette sitzend vollziehen muß. Ueberdies ist das obere Bett so tief gehängt, daß man im untern nicht aufrecht sitzen kann; kommt man aber in die Oberabteilung zu liegen, so stößt man den Kopf an die Decke, wenn man sich nicht sehr vorsichtig bewegt.

Die Kopf- und Fußwände sind mit an Ketten hängenden hölzernen Taschen versehen, welche sich auf- und zuklappen lassen und in denen man sein Zeug teilweise bergen kann.

Sobald ich mich hinlege, öffne ich meine Rouleaux, um vor dem Einschlafen die vorbeisausende Landschaft zu betrachten. Es gewährte einen eigentümlichen Eindruck, als wir Nachts 11 Uhr in Milwaukee einfuhren, die mir unbekannte Stadt vom Bette aus zu betrachten; doch sah ich davon nicht viel anderes als hohe Fabriken und Warenlager, sowie einige kleine, unansehnliche, hölzerne Häuschen. Am Bahnhofe gieng es zu dieser Stunde nicht sehr lebhaft zu, doch strömte eine kleine Prozession Reisender auf unsern Zug los. Der letzte war ein junger Mann, von drei Mädchen und einem Knaben begleitet. An der Pforte trennte er sich mit einem Händedruck von seinen Gefährten und lief einem Wagen zu. Zwei der Mädchen kehrten sogleich um und verschwanden hinter der Thüre des Wartesaals, das dritte aber blieb beharrlich auf den Stufen stehen. Der Junge hielt zweifelnd an, gesellte sich aber doch zuletzt dem wartenden Mädchen zu. Bald erblickten sie wohl ihren reisenden Freund, denn die Taschentücher wehten, und als der Zug sich in Bewegung setzte, schaute ihm das Mädchen so wehmütig nach, daß man vermuten durfte, es berge sich ein kleiner Roman hinter der Szene.

Um 7 Uhr am nächsten Morgen waren so ziemlich alle Passagiere auf den Füßen. Die Toiletten-Kabinette der Herren und Damen befinden sich an den zwei entgegengesetzten Enden der Schlafwagen. Dasjenige der Herren ist ein offener Raum, von dem aus man in das Rauchzimmerchen gelangt. Drei oder vier Waschtische mit Krahnen und Abzugskanal stehen neben einander, jeder ist mit einem Spiegel, mit Seife, mit Kamm und Bürste und mit einer reichen Fülle von Tüchern versehen. Die Damenkabinette sind geschlossene Räume mit nur einem Waschtisch; das Water-Closet ist hier im Toilettenzimmer selbst angebracht.

St. Paul besitzt gute Hotels, und wie im ganzen Lande, so ist auch hier der Preis für ein Zimmer, in einem Gasthof erster Klasse, per Tag auf vier Dollars auf die Person angesetzt. Die Mahlzeiten sind in diesem Preise inbegriffen, und man läßt sich geben, was einen gelüstet, solange das Verlangte auf dem Speisezettel steht. Wünscht man Wein, so muß man diesen extra bezahlen; die meisten Amerikaner begnügen sich aber mit Eiswasser, Milch, Thee oder Kaffee, Getränke, welche sie schon mit der Suppe bestellen — wenn sie überhaupt Suppe essen. Der Stockamerikaner kennt diese Einleitung zur Mahlzeit nicht und kann sich später nie daran gewöhnen. Es macht auf uns Europäer immer einen komischen Eindruck, einen großen stattlichen Mann beim Essen mit einem Glas Milch vor sich sitzen zu sehen; doch viele von ihnen scheinen auf ihren Reisen darauf erpicht zu sein, besonders wenn ihre Frauen sie begleiten, denn die letzteren sehen meistens sorgfältig darauf, daß der Gemahl die Temperenz-Gebote nicht überschreite.

Nur ungern verlassen wir das prächtig gelegene St. Paul, das sich in malerischen Windungen einen steilen Abhang entlang über dem Mississippi hinaufzieht. Die Stadt ist erst vierzig Jahre alt, besitzt aber gut gebaute, schöne, öffentliche Gebäude und einzelne prächtige Privatbauten. Die Straßen sind breit, mit Fußwegen versehen, aber ungepflastert. Viele darunter sind von Straßenbahnen durchzogen. Ueberall ist elektrische Beleuchtung angebracht; vom Flusse aus gewährt die Stadt ein reizendes Nachtbild.

Es wohnen viele Deutsche in St. Paul und vielleicht noch mehr Skandinavier. Letztere gehören zu den allerersten Ansiedlern, die vor vierzig Jahren sich an diesem damals wilden Fleck festsetzten. Sie haben sich in früheren Zeiten vielfach mit Indianerinnen verbunden. Angeblich soll keine zivilisierte amerikanische Stadt so viel indianisches Blut aufweisen wie St. Paul. Wenn der Typus nicht allzustark ausgeprägt ist, sind die Amerikaner übrigens stolz auf solche Abkunft.

Ueber eine Brücke fährt man ans rechte Ufer des Mississippi und zwischen Elevators — vielstöckigen Gebäuden, die das Getreide bergen und verschiffen — und Fabriken hindurch erreicht man in kurzer Zeit Minneapolis. Die beiden, nur durch den Fluß getrennten Städte sind Rivalinnen; das etwas jüngere Minneapolis hat aber beinahe die Größe und Einwohnerzahl der älteren Schwester erreicht.

Oberhalb von Minneapolis bildet der Mississippi die berühmten Fälle von St. Anthony und Minnehaha — das lachende Wasser. Leider hat die amerikanische Industrie diese prächtige Naturszenerie durch Fabriken verunstaltet, und nur mit Mühe erkennt man noch einiges von der früheren, ursprünglichen Schönheit des Ortes.

Wir waren abermals bei Nacht abgefahren und sahen

deshalb wenig von den reichbebauten Gegenden des Staates Minnesota. Am nächsten Morgen gieng es nordwärts, der Grenzlinie zwischen Minnesota und Dakota entlang.

Unsere Bestimmung war eine nördliche Grenzgarnison im Territorium Montana, ein Posten, der mitten in einer Indianer-Reservation liegt. Es war Anfangs November 1887 und die Landschaft ganz herbstlich abgeblüht.

Eigentümlich berührten uns schon in St. Paul und später der ganzen Bahnlinie entlang die Büffelpelz-Ueberröcke der Männer. Die Haarseite ist nach außen gewendet, schwarz, langhaarig, und gibt den Trägern ein bärenhaftes Aussehen. Jetzt sind diese prächtig warmen Hüllen schon sehr rar, weil die Amerikaner es ja glücklich dazu gebracht haben, alle ihre Büffelheerden auszurotten. Ein unverbürgtes Gerücht behauptet, in Texas befinde sich noch ein Rudel, das einzige, das der unvernünftigen Mordsucht entgieng.

Wir benützten zu unserer Reise eine ganz neue Eisenbahnlinie, die St. Paul-Minneapolis- und Manitoba-Bahn, welche direkt an unserem Bestimmungsorte vorbeiführt, während früher die letzten 120 Meilen per Wagen gemacht werden mußten. In Wirklichkeit war aber die Linie noch nicht vollendet und geordnet. Aber der Amerikaner wartet nicht auf Vollkommenheit, um sich einer dargebotenen Bequemlichkeit zu bedienen. Es waren einige alte Schlafwagen angekauft worden, und diese mußten einstweilen den Personentransport versehen.

Glücklicherweise waren wir gewarnt worden, uns nicht auf die Mahlzeiten zu verlassen, die an einzelnen Stationen geboten würden. Somit brachten wir unsern Proviant an Eiern, gepreßtem Fleisch, Brot, Zwieback und Kaffee mit, ein stattlicher Vorrat, der drei Tage lang zehn Personen nähren mußte. Wir hatten auch eine kleine Kochmaschine und hölzerne Teller; jede Mahlzeit wurde zum Picnic.

Die politische sog. „dritte Partei", unter deren Banner Mrs. Belva Lockwood, die Advokatin, agitiert, veröffentlichte vor einiger Zeit ihr Programm, das viele sinnlose, überspannte und wieder andere gute Ideen enthält. So wird zum Beispiel vorgeschlagen, daß sämtliche Telegraphenverbindungen und Eisenbahnen, denen die meisten unserer amerikanischen Krösusse ihre Millionen verdanken, von der Regierung angekauft und verwaltet, also Staatsbahnen werden sollen. Die dritte Partei hat allerdings bis jetzt wenig Aussicht ans Ruder zu gelangen; wenn aber diese ihre Vorschläge sich verwirklichen lassen könnten, so würde im hiesigen Lande viel Willkür beiseite geschafft werden, denn jeder einzelne Reisende und jeder Geschäftsmann, der vom Warentransport abhängig ist, hat unter der Tyrannei der Eisenbahnbarone und noch viel mehr unter der grenzenlosen Borniertheit und Arroganz der meisten ihrer Angestellten zu leiden. Da nirgends Preislisten und Taxen ausgestellt sind, kann der Reisende niemals beurteilen, um wie viel er geprellt worden ist; daß er aber meistens — außer im Lokalverkehr — geprellt wird, ist allbekannt.

Die Landschaft war nicht nur herbstlich gefärbt, sondern von trostloser Einförmigkeit und Einsamkeit. Minnesota besitzt einige prächtige Landstriche und herrliche Seen, diese liegen aber in ganz anderer Richtung. Hier im Westen des Staates und hauptsächlich in Dakota ist das Land flach und nur mangelhaft bewohnt. Kein Baum, kein Strauch, kein Hügel, keine Abwechslung, nichts als die meilenlangen Furchen der ungeheuren Weizenfelder, welche reichen Korporationen gehören, die das Land aussaugen, so daß der kleine Farmer nicht neben ihnen bestehen kann. Zuweilen einmal erblickt man in weiter Ferne ein Farmhaus und daneben vielleicht eine kleine Baumpflanzung, die aber vor den entsetzlichen Winden und Stürmen, welche diese Gegenden heimsuchen, niemals zu stattlicher Größe gedeihen können.

Es wird von Spekulanten mit den Ländereien in Dakota und Montana der unverantwortlichste Humbug getrieben. Ueberall in Europa werden ihre Vorzüge durch Zwischenhändler gepriesen, gedruckte Beschreibungen, die von Unwahrheiten strotzen, werden gratis ausgeteilt und unsere Bauern zu ihrem Verderben dorthin gelockt. Das Klima ist ein wahrhaft entsetzliches. Der Winter ist ärger als in Grönland, der Sommer glühend heiß; die furchtbaren Blizzards (Windstürme) zerstören oft in fünf Minuten die Arbeit von Jahren. Holz ist nur für schweres Geld aus weiter Ferne herbeizuschaffen, und wenn vielleicht eine ergiebige Ernte die lange, harte Arbeit lohnt, so hat die Eisenbahn, von welcher man gänzlich für den Transport abhängig ist, den Profit.

Dazu kommen noch die Gefahren von den umherstreifenden und herumlungernden Indianern, vor denen nichts sicher ist, hauptsächlich aber Kinder und Vieh gehütet werden müssen.

Die Amerikaner schreien jetzt Zeter und Mordio über die allzugroße Einwanderung, aber noch ist es keinem eingefallen, ihre eigenen Spekulanten und Zwischenhändler zu verhindern, ihr gewissenloses Geschäft zu betreiben.

Mitten im nördlichen Dakota liegt ein großer, wunderbar romantischer See, anziehend hauptsächlich durch die ihn umgebende, großartige Einsamkeit. Er wird Devil's Lake — der Teufels-See — genannt. An seinem nördlichen Ufer liegt die Station gleichen Namens und hinter dieser steigt das Dörfchen Devil's Lake City auf sanfter Anhöhe an. Die Wohnungen bestehen aus Blockhäusern, niedrig, fest und solid gebaut, um den entsetzlichen Winterstürmen zu trotzen. Das bedeutendste Gebäude ist ein großes, weiß angestrichenes Schulhaus, das, einsam und entfernt von den Wohnhäusern, auf einem Hügel neben dem winzigen Kirchlein thront.

Da der Zug sich eine Stunde lang dort aufhält, fanden wir Zeit, uns ein wenig im Dorfe umzusehen, und wir entdeckten, daß Devil's Lake City beinahe ausschließlich von Skandinaviern bewohnt wird. In einem der Häuser saß am niedrigen Fenster ein schönes Mädchen

mit prächtigem Blondhaar und tiefblauen Augen, dem dieser einsame Fleck wohl zur Heimat geworden war, denn sie schaute vergnügt heraus, als ob das Leben auch hier seine Freuden biete. Die kräftigen, stämmigen Bursche, welche die Station umstanden, schienen meist von nordischer Abkunft zu sein.

Es war Abend und die Sonne senkte sich hinter einen Gebirgszug südwestlich vom See. Das Wasser war in ein ungeheures Goldmeer umgewandelt, der Himmel eine gelb glühende Masse. Der Horizont rundum schien unbegrenzt, unabsehbar, ein unvergeßlicher Anblick, um so prächtiger, da er uns von dieser baumlosen Wüste ein freundliches Bild zum Andenken mitgab.

Das Wasser von Devil's Lake ist ungenießbar, weil mit Alkalien geschwängert, wie denn überhaupt der Boden dieser Prärieländer mit Alkalien durchzogen ist.

Schon längst hatten wir die vielen Indianer beobachtet, die überall in dieser Wildnis wie aus dem Boden tauchen: einsame Reiter, die mit ihren Ponies wie aus einem Stück gegossen erscheinen; keine Bewegung des Tieres vermag sie vom Sattel aufzuschnellen; sie sitzen fest, etwas nach vorne gebeugt. Dann wieder zogen in der Ferne ganze Karawanen dahin, Männer und Knaben zu Pferd, Zelte und andere Habseligkeiten auf elenden Karren, die Weiber mit den kleinsten Kindern auf dem Rücken gebunden, die größeren Mädchen sich um sie herumtummelnd, zu Fuß nebenbei; doch zuweilen reiten auch die Weiber, wenn genug Ponies vorhanden sind, und zwar sitzen sie stets auf Männerart und sehr sicher zu Pferde. Hie und da erblickten wir ein Indianerdorf mit seinen runden, oben zugespitzten tepees (Zelten). Diese sind alle außen an der oberen Hälfte schwarz bemalt, ein Schwarz, das am Rande in ein schmieriges Grau oder Braun überläuft. Die Zelte des Häuptlings und des Medizinmannes zeichnen sich durch ihre Größe und ihre Farbe aus. Sie sind blau oder grün bemalt, aber nicht einfärbig, sondern in den verschiedensten Schattierungen, so daß sie einem Pfauenschweif gleichen. Bei dem Aufstellen der Zelte wird keine Ordnung beobachtet; es gibt keine Gassen oder Verbindungswege im Dorfe; jedes einzelne Tepee steht gerade da, wo es dem Bewohner am passendsten vorkam. Weiber kauern oder liegen davor am Boden, nackte Kinder tummeln sich im Staub und Schmutz herum; von den Männern sieht man nur wenig, entweder schlafen sie in den Zelten oder sie sind nach Jagdbeute ausgezogen. Man kann sicher darauf rechnen, daß in der Nähe eines solchen Lagers Wasser zu finden ist, meist einer der Ströme, Nebenflüsse des Missouri, die das Land durchziehen. An diesen Wasserläufen findet man auch Bäume, die einzigen im Lande; meist sind es Cottonwoods (canadische Pappeln) oder Weiden, und diese dienen den Indianern zur Feuerung.

Einen eigentümlichen Anblick gewähren in der Nähe der Indianerdörfer ihre Begräbnisstellen. Es sind dies zwei oder drei starke Pfähle, etwa zehn Fuß hoch, nahe beisammen stehend und ein jeder oben mit einem Querbrett versehen, so daß sie den Eindruck von Galgen, machen, umsomehr, da sie meist, weithin sichtbar, auf einer Anhöhe aufgepflanzt werden. Die Toten werden in Tücher eingeschnürt und dann auf ein solches Brett gelegt, wo sie, hoch in der Luft schwebend, nicht in Verwesung übergehen, denn die Atmosphäre ist auf diesen Prärienplateaux, die zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel liegen, außerordentlich trocken; die Leichname verdorren. Nach und nach fallen die Gebeine auseinander und häufen sich um die Pfähle an — ein wahrer Knochenberg, der aber von den Indianern niemals berührt wird. Einer der Bahnangestellten erzählte mir, daß beim Bau der Linie einige der Arbeiter zuweilen einen solchen Knochen auflasen, um ihn als Andenken fortzuschleppen; aber die Indianer wollten es nicht leiden, und obwohl sie sonst die Bahnarbeiter unbehelligt ließen, im Gegenteil ihr Treiben mit Verwunderung beobachteten, so widersetzten sie sich doch dieser Profanation.

An den meisten Stationen, die so einsam in der Prärie stehen, daß weit und breit kein Haus zu sehen ist, lungern die Indianer innerlich neugierig, äußerlich scheinbar gleichgültig herum. Eine Zeit lang waren es die Sioux, die wir zu sehen bekamen, dann die Bloods, die Blackfeet, die Piegans, die Gros-Ventres und die Crows. Mitten unter allen anderen Stämmen und weit verbreitet über dieses Gebiet sind die Crees, die miserabelsten unter den Indianerstämmen. Die verschiedenen Nationen unterscheiden sich alle in Sprache und Kleidung, sowie auch in ihrem Bau, doch sind ihnen natürlich viele allgemeine Züge eigen.

Die Männer und Knaben drapieren sich in eine wollene Decke, meist schmutzig weiß oder dunkelblau. Der Kopf bleibt unbedeckt, außer daß zuweilen eine Feder im Haarbüschel steckt. Das Haar selbst ist in der Mitte gescheitelt und hängt entweder lang, schwarz und steif den Wangen entlang auf die Schultern oder in zwei Zöpfen geflochten nach vorn über die Brust. Die Füße stecken in Moccassins mit weichen Sohlen, auf denen sich's so leise geht, die Beine sind mit Lappen umwunden.

Die Squaws (Weiber) flechten ihr pechschwarzes, dickes Haar in zwei lange Zöpfe, welche sie mit einem bunten Streifen Zeug durchziehen und über den Rücken hinab hängen lassen. Ein lose sitzendes, zuweilen gesticktes Mieder ist beinahe verdeckt von den vielen Schnüren aus Glasperlen und Beeren, die sie sich umhängen. Der wollene Rock reicht bis an die Knöchel, die Beine sind mit roten oder blauen Flanellstreifen umwickelt, an den Füßen stecken die hellgelben Moccassins. Eine der Squaws, die wir an einer Station erblickten, hatte sich den mit messingenen Hülsen verzierten Gurt, in dem der amerikanische Soldat seine Patronen trägt, angeeignet; er hieng von ihrem Gürtel vorne herunter, wie der Rosenkranz einer Nonne.

Sowohl Männer als Weiber bemalen sich das Gesicht orangenfarben, mit brennend rotem kreisförmigen Klecks auf den Backenknochen. Diese intensiven Farben geben den ohnehin scharfen Zügen ein ungemein hartes, wildes Aussehen; die Weiber bemalen sich auch den Haarscheitel rot.

Niemals kommt ein Lächeln oder sonst ein humaner Ausdruck in die versteinerten Züge; stumm und starr schauen die Leute um sich, höchstens wenn sie einen Bekannten sehen oder sonst etwas ihnen Erstaunliches, Ungewohntes erblicken, stoßen sie ein rauhes „Hau!" hervor.

Leider habe ich keine Gelegenheit gehabt, trotzdem daß ich später in einer Indianer-Reservation wohnte und einzelne der Rasse täglich sah, sie individuell zu studieren. Dazu braucht es lange Jahre gänzlicher Selbstverleugnung, denn diese Menschen sind so scheu, so mißtrauisch gegen die Weißen, daß sie sich ihnen vollständig verschließen, und wohl mit gutem Grund und Recht.

Im westlichen Dakota führt die Bahn mehrere Stunden lang durch die sogenannten Bad Lands, eigentümliche Basaltformationen, welche die merkwürdigsten Formen angenommen haben. Man glaubt zuweilen, man fahre zwischen den Ruinen einer Stadt hindurch. Das Gestein häuft sich nach allen Seiten in grauen und gelblich fahlen Blöcken übereinander, türmt sich auf, erscheint wie niedergeworfenes Gemäuer, zieht sich lang hin, wie ein noch stehender Wall, ragt als Turm in die Höhe, verschwindet in einem tiefen Abgrund, verschlingt sich zum Labyrinth, erweitert und verengt sich, so daß man es ganz aufgibt, an Felsgestein zu denken und nur noch Vergleiche mit Gebilden aus Menschenhänden anstellt. Dabei die unheimliche, totenstille Einsamkeit, welche noch dadurch erhöht erscheint, daß kein Busch und kein Gesträuch, keine Blume und kein Gräschen sich zwischen dem harten Gestein zeigt. Es ist alles wüste, ausgebrannte Lavaformation — eine schaurige Einöde.

Schon längst ehe wir die Bad Lands erreichten, hatten wir die kultivierten Distrikte gänzlich hinter uns gelassen und waren in die endlose Prärie eingefahren; jetzt, nachdem wir auch diesen vulkanischen Strich durcheilt hatten, hinter unserm Dampfroß, kamen wir abermals in die Prärie. Diese ist aber nicht mehr glatt und flach, sondern gewellt; am Horizont erblickt man zuweilen ganz ansehnliche Bergketten. Zu dieser Jahreszeit ist die Prärie ausgedörrt; lange, trockene Stengel und die abgestorbenen Büschel der Salbei bedecken sie — im Frühjahre aber herrscht da eine Pracht von anderswo unbekannten Blumen, wie man sie sich schöner nicht denken kann.

Viele Flüsse hat die Bahn überbrücken müssen, und am letzten Tage unserer Fahrt überfahren wir wohl ein Dutzendmal den Milk River, weil er in seinen Krümmungen sich immer wieder in den Weg stellt. Warum er wohl Milk River — der Milchfluß — genannt wird? Er hat ein schmutzig gelbes Wasser, ohne alle Durchsichtigkeit.

Es war schon spät Abends und immer noch fuhren wir durch dieselbe einförmige, traurige Landschaft. Von Zeit zu Zeit passierten wir ein einsames Stationshäuschen, mit enormer Platform versehen. Die Stationen in Montana haben meist wunderbare Namen, blindlings aus der Geographie und Geschichte gegriffen. Es ist eigentümlich, daß der Amerikaner so oft die wohlklingenden, lokalen Indianer-Bezeichnungen verschmäht und überall herumborgt. So fahren wir an Athen, Theben, München, Bukarest, Wien, Damaskus, Paris, Genf, Zürich und an vielen anderen bekannten Namen vorbei, aber niemals war eine Wohnung in der Nähe der Station zu erblicken.

Eben als es dunkelte, zeigte man uns am Horizont eine schöne gezackte Bergkette, die Bear Paw Mountains, hinter welchen unser Bestimmungsort, die Garnison Assinaboine, lag. Es wurde aber drei Uhr Nachts, ehe wir sie erreichten. Endlich lief der Zug langsamer, dann hielt er, und mehrere Offiziere in ihren einfachen, aber kleidsamen Uniformen stiegen ein. Der erste Bewillkommnungsgruß in der neuen Heimat wurde uns geboten; die Garnisonswagen — von dem amerikanischen Militär eigentümlicherweise Ambulances genannt — transportierten uns eine und eine halbe Meile weit in die Mitte des Postens, wo unser Haus bereitet und eingerichtet worden war. Helle Lampen erleuchteten alle Zimmer, wärmende Feuer brannten in den Kaminen und ein willkommenes Nacht- oder Morgenessen dampfte auf dem Tisch im Eßzimmer. Der Neger und seine Frau, welche die Meß — Offiziersküche — besorgen, hatten für uns gekocht und bedienten uns nun mit freudestrahlenden Gesichtern, denn mehrere aus unserer Gesellschaft waren ihnen alte Bekannte.

Und später, welch wohlthuendes Gefühl, sich bequem auskleiden und in einem wirklichen Bette ausstrecken zu können, nach der engen Koje im Eisenbahnwagen. Wie herrlich schlief sich's in der ununterbrochenen Stille des einsamen Postens, nach dem Rütteln und Schütteln, dem Brausen und Tosen des eilenden Zuges.

Doch früh Morgens schon, bei aufgehender Sonne, wurden wir daran gemahnt, daß wir uns in einer Garnison befanden, denn die Trompeter wanderten der Parade entlang und bliesen lustig ihre Reveille — ein Wort, welches der Amerikaner mit langgedehnter letzter Silbe ausspricht, wie wenn es auf n i e reimte.

Mit diesen Klängen fieng ein neues Leben für uns an, ein Leben voll Entbehrungen und oft trostloser Einsamkeit, aber dennoch interessant in seinen eigentümlichen Bedingungen und seiner wundersamen Umgebung.

Skizzen aus Tenerifa.

(Fortsetzung.)

II.

Am Abend beobachteten wir den Sonnenuntergang von der Azotea des Gasthauses in Icod aus. Der Pik

war anfangs völlig wolkenfrei; seine schwarzen Lavenstreifen, sein Schnee und der rosige Gipfel desselben waren gleicherweise von dem warmen goldenen Lichte des Abends überflutet. Aber nach einiger Zeit zog eine Wolke um seine Schulter herum, etwa zwei- oder dreitausend Fuß unter seinem Gipfel, und teilte sich in Bruchstücke, welche nach allem Anscheine regungslos da und dort um seinen gefürchteten Körper herumhiengen. Als die Sonne sank, färbten sich diese durchscheinenden Wolken mit einem hellen Bernsteingelb, durch welches die purpurnen Berghänge glorreich hindurch schimmerten, wo sie auf die canarischen Fichten fielen, welche, gelb wie Butterblumen, im Schooß des Thales von Icod standen.

Später überliefen sich die Wolken und alle Ausläufer des Teyde, wo kein Schnee lag, plötzlich mit Schwarz. Es lag etwas wie unbeschreibliches gespenstiges Grauen über dem hohen Geisterberg, der so nahe bei der Stadt aufragte, und doch war dieser Anblick so majestätisch, daß nichts entfernter von dem Eindringen ruheloser Sterblicher erscheinen konnte. Die ganze Welt war mittlerweile in den kühlen Schatten kurzer Dämmerung gehüllt: die Ausläufer des Berges, die Pinien- und Kiefernwälder an seinem Fuße, die Tabak-, Gersten- und Kartoffelfelder um die Stadt herum, die rötlichen Hausdächer, untermischt mit Palmen und Drachenblutbäumen, welche sich alle sanft gegen das Meer absenkten — die ganze Welt mit Ausnahme des Piks von Teyde selbst.

Der Pik aber erglänzte in hochrotem Licht, bis der Mond über unseren Häuptern hell genug schien, daß man dabei lesen konnte.

Als diese unvergeßliche Szene vorüber war, giengen wir hinunter, um Abendbrot zu essen. Die Gesellschaft war klein, aber artig, das Essen vorzüglich und der Wein belebend. Ich erlebte dabei einen großen Spaß. Mich traf nämlich zufällig das Loos, einen Streit über den vergleichsweisen Wert der spanischen und der englischen Weine zu entscheiden: ein Herr, dessen Schulbildung etwas vernachlässigt worden zu sein schien, warf sich nämlich zum Verteidiger der englischen Weine auf, indem er Burton's Pale Ale, welches in Tenerifa in jedem Weinhause zu bekommen ist, welches er aber selbstgeständigermaßen noch nie gekostet hatte, für das Erzeugnis englischer Trauben und für besser als den canarischen Wein hielt, was seine Gegner in Abrede zogen. Als die Streitenden nun mich um ein schiedsrichterliches Urteil angiengen, überraschte es den Lobredner des Pale Ale gewaltig, zu erfahren, daß dieses Pale Ale gar kein Wein, sondern Bier, cerveza, sei!

Vor Schlafengehen bot sich mir noch ein kleiner Zeitvertreib. Die Wirtin erzählte mir, sie habe eine Tochter, und ich gratulierte ihr zu deren Besitz. „Außerdem lernt sie Französisch und spricht es ein Wenig — zwar nicht so gut als der Señor Spanisch spricht, aber immerhin doch besser als gar nichts!"

„Dann muß die arme Señorita über einen kleinen Wortschatz verfügen", meinte ich lächelnd.

„O nein, keineswegs. Spricht der Señor auch Französisch?"

„O ja — etwas besser als Spanisch."

„Würde mir der Señor erlauben, meine Tochter zu holen?"

„Mit Vergnügen!"

Die Señorita, ein hübsch gewachsenes Mädchen von beiläufig achtzehn Jahren, kam und brachte gleich ihre Grammatik mit. Es blieb mir nichts übrig, als mich neben sie zu setzen, gemeinsam mit ihr ins Buch zu schauen und gegenseitig unsere Kenntnisse zu prüfen. Die Mutter hatte ihre Spitzenklöppelei herbeigeholt und sich an die andere Seite des Tisches gesetzt und schob hie und da ein Wort der Mahnung oder Ermutigung ein, wenn die Tochter zerstreut oder verlegen wurde und unter Erröten oder Lächeln stecken blieb; denn obwohl die Wangen des Mädchens bis hinter die Ohren so dick bepudert waren, daß sie beinahe wie eine Leiche aussah, zeigte sich das heiße Blut durch den Puder hindurch und ihre großen dunklen Augen führten eine sehr ausdrucksvolle Sprache. Hie und da streckte ein Gast den Kopf ins Zimmer herein, allein mich dünkte, ein Blick von Seiten der Mutter meiner Schülerin bedeutete sie alle einen nach dem andern, daß sie sich anderwärts unterhalten könnten. So verbrachten wir eine angenehme Stunde, nach deren Verlauf ich Dolores liebliche Träume wünschte.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Deutschen soviel Geduld haben", sagte die Mutter in Anerkennung unseres Fleißes, worauf ich sie natürlich versicherte, daß mehr Geduld dazu gehöre, das Aufhören als die Fortsetzung solch anmutiger Aufgaben zu ertragen.

Am andern Morgen um zehn Uhr brachen José und ich nach den Cañadas, dem unteren oder alten Gletscher des Pik auf. Wir mußten dorthin ansteigen, von wo so viele verderbliche Lavaströme über die West- und Südwestseite der Insel heruntergeflossen waren, denn gerade auf diesem südwestlichen Abhang des Teyde sind die meisten von den neueren Volcañetas entstanden, und die große Mündung des Chahora, der im Jahre 1798 mehrere Wochen hindurch Tag für Tag seine feurigflüssige Lava ausgespieen, stößt auf dieser Seite an den Pik und ist nur 2300 Fuß niedriger als er.

José gestand ungeniert, er wisse den Weg nach den Cañadas nicht, allein um sechs Pesedas dingte ich als Führer einen andern verantwortlichen Jungen, welcher mir einen Einblick in den canarischen Charakter gewährte, indem er sogleich mit einem anderen Jungen feilschte, der ihm das übernommene Geschäft um drei Pesedas abnehmen sollte. Gegen diese Anordnung hatte ich nichts einzuwenden, zumal da der letztere Führer ein lustiger, ehrlich aussehender Junge war, der zwar ein gottloses Kauderwälsch sprach, aber es als seine unvermeidliche,

durch den Handel bedingte Pflicht erklärte, den Sack mit unseren Lebensmitteln, Brot, Mais, Eiern, Wein ꝛc., zu tragen, mit welchem José sich pflichtlich umgürtet hatte. Von diesem Augenblick an spielte José ihm gegenüber den Herrn, allein mit Gönnermiene und herablassendem Wohlwollen.

Der Tag war so schön als man ihn nur wünschen konnte: der Berg lag prächtig im Morgenlichte da, Schwalben kreisten zwitschernd um uns in der klaren warmen Luft; der blaue Rauch von den Meilern der Kohlenbrenner, zwei- oder dreitausend Fuß über uns, stieg in geraden, ungebrochenen Säulen in die Luft. Sogar die Ziegen, welche sich an dem niedrigen Gestrüpp ästen, erschienen von einem gehobenen Gefühl über diesen fröhlichen schönen Tag durchdrungen; mit einem hellen Klingen ihrer Glöckchen hüpften sie von einem Hügel zum andern und spotteten der Aufsicht der Ziegenhirten in den langen weißen Kutten und der Steine, welche dieselben ihnen nachwarfen. Wir begegneten manchem Bauernweib, das zur Stadt herabstieg, mit stolzer Haltung ihres ebenmäßigen Körpers, mit schwingendem Gang und einen Korb mit Eiern auf dem Kopfe balancierend; auch Maultiertreibern in kühlen leinenen Kleidern, die roten Westen leicht auf der Schulter tragend, und Holzhauern, welche mit Leichtigkeit Kiefernstämme auf der Schulter trugen, welche einen andern zu Boden gedrückt hätten. So kletterten wir von den verwünschten felsigen Gäßchen der unteren Region durch Wälder von blühenden, immergrünen Cistusbüschen und hohem Haidekraut in die heitere und duftende Region der Kiefern hinauf, deren abgefallene Nadeln so dicht am Boden lagen, daß wir unsere eigenen Schritte nicht hörten. Unser Vorwärtskommen ward uns durch die wachsende Nähe des Teyde zu unserer Linken und durch das Erscheinen scharlachroter Hügel zu unserer Rechten bemerklich gemacht, welche wie Blut durch das Gold der Kiefern glänzten und von denen wir einen um den anderen hinter uns zurückließen. Wir waren mittlerweile in eine Höhe von vier- oder fünftausend Fuß über dem Meere gelangt; die ausnehmende Trockenheit der Luft, die Sonnenhitze unter einem wolkenlosen Himmel und die Anstrengung des Steigens hatte die Jungen ausgetrocknet, daß sie gewaltig dürsteten, aber nirgends war ein Tropfen Wasser für ihre oder des Pferdes Labung zu finden, denn wir waren nun auf den Lavaschichten, welche in verhältnismäßig neuer Zeit die Insel bis in ihre Eingeweide hinein verbrannt haben und von wo keine Quellen nach den Niederungen hinabfließen. Ich für meinen Teil genoß mit Behagen und nach Herzenslust die purpurnen Hänge des Teyde, das tiefe Blau des Himmels, die hochroten Volcañetas und das glänzende Goldgelb der Kiefern.

In einer Höhe von ungefähr fünftausend Fuß ließen wir die Kiefern hinter uns und sahen uns inmitten der ungeheuerlichen, aber bezaubernden Zeugnisse der vulkanischen Thätigkeit. Der Chahora-Berg war dicht zur Hand: ein breiter Rand von weißlichem Bimssteinstaub, bestreut mit grauen Flecken von Retama-Büschen, würde uns in zwei oder drei Stunden zu dem Gipfel gebracht haben. Allein sein schwerfälliger gerundeter Pik erschien, von unten gesehen, nicht sehr anziehend. Erst später, als ich auf dem Kegel des Teyde selbst stand und auf ihn herunterblickte, erkannte ich, was für ein prachtvolles Exemplar von einem Krater der Chahora dem Auge darbietet. Seine große kreisrunde Mündung hat einen Umfang von mindestens sechs Kilometern und eine Tiefe von 300—400 F., während der Kegel des Pik kaum einen Umfang von dreiviertel Kilometer hat und seine Schwefelgruben nur 40—50 F. von dem einschließenden Rande liegen.

Wir wateten eine geraume Zeit durch den nachgiebigen Bimssteinstaub mit einer wellenförmigen Schicht lichtbrauner Lava zu unserer Rechten. Nichts erschien ungangbarer als dieser rauhe eiserne Lavastrom, dessen Oberfläche sich stellenweise zu verdrehten Zinnen, Höckern und scharfen Rändern erhob und von Spalten zerrissen war, die man sich beliebig tief denken konnte. Hier waren keine Spuren von Verwitterung: wie das eiserne Band sich vor so und so viel Jahrzehnten über den Boden hin entrollt hatte, so lag es noch. Nicht einmal ein ausdauernder genügsamer Ginsterstrauch hatte eine fruchtbare Ritze gefunden, um darin Wurzel zu schlagen und seine olivgrünen Stengel und Blätter zu entwickeln. Es herrschte eine absolute Oede.

Allein nach einiger Zeit hörte der Bimssteinsand auf und wir standen vor einem breiten, tintenschwarzen Lavastrom, welcher von der Lippe des Chahora gegen die braune Lava zu unserer Rechten heruntergeflossen war. Das war der letzte Lava-Erguß auf der Insel, ein Ueberbleibsel des Ausbruchs von 1798; er lag auf dem Lande wie ein langer grober Strich.

An diesem Punkte begann die wirkliche Strapaze unseres Tagewerkes, denn so ungangbar die Lava auch erschien, wir mußten sie und noch vieles andere überschreiten, ehe wir die Cañadas erreichen konnten. José zog nun seine Stiefeln wieder an; so dick auch die Oberhaut seiner Füße war, so konnte er sie doch nicht ungestraft den scharfen Spitzen der Lava aussetzen, welche nach einem Dasein von fast neunzig Jahren noch nicht abgestumpft waren.

Wir mühten uns ab über diese furchtbare Strecke hinüber! Natürlich überließ ich das Pferd sich selbst und gieng zu Fuß, denn ein Sturz von ihm herunter hätte mich der Gefahr der Spießung ausgesetzt. Das arme Tier wußte nicht, wohin es seine Füße setzen solle. Es war in der That eine Seiltänzerarbeit, so von einem Punkt zum andern zu steigen und dabei das Ausgleiten und den Sturz in eine dieser peinlichen Spalten zwischen den Spitzen zu vermeiden.

So quälten wir uns einige Stunden lang in fortwährendem Steigen ab. Wir hatten eine Höhe erreicht,

welche uns erlaubte, die Insel Gomera zu sehen, welche dicht im Westen von Tenerifa liegt. Ihr Aussehen war reizend. Wir schauten auf ihre Berge in einer Weise hinab, daß sie die Gestalt eines auf das ruhige silberne Meer hinabgeworfenen Schattens hatten.

Wir standen siebentausend Fuß höher als das glänzende Meer, welches Gomera umwogte, als ein scharfer Wind uns gerade ins Gesicht wehte. Sehr bald kam über die große Hochfläche der Cañadas eine mächtige Nebelwoge mit Brausen daher gefegt. Das Pferd erschrak, scheute und strauchelte etwas in seiner Furcht; es war an die Stille dieser oberen Regionen gewöhnt worden, die nichts mit Leben oder Tod zu thun hat. Allmählich aber gewöhnte sich das Pferd auch an den Nebel und ward in diesen prasselnden Dunst ganz eingehüllt, als wir um drei Uhr Nachmittags am Rande des Kraters der Cañadas saßen und mit seltenem Appetit unser Mittagbrot verzehrten. Hie und da zerriß der Nebel und zeigte uns die scharfen Spitzen der Cañadas-Berge, welche den Krater umgeben. Einige von ihnen erreichen eine Höhe von neuntausend Fuß über dem Meere und alle sind in schöne, kühne Gestalten verdreht. Der Schnee lag noch immer dicht an ihrer Seite, in malerischem Kontrast mit den glänzendroten und braunen Farbentönen ihrer Felsen und den gelblichen Sandstrecken an ihrem Fuße, welche wie ein großes Leopardenfell mit vielen hellen Punkten bestreut waren, die von Klumpen von Ginsterbüschen herrührten. Einen Steinwurf von dem Punkt, wo wir unser Mahlzeit hielten, gab es auch Schnee, aber in der That fehlte es weder unserm Wein noch unseren Nasen an der Eigenschaft der Kühle.

Auf dem Abstieg und Rückwege machten wir einen Umweg, um einen kleinen Vulkan zu untersuchen, welcher sich aus der Mitte eines der braunen Lavaströme zu einer Höhe von 30—50 F. erhob. Gewohnheit hatte in mir einige Geringschätzung gegen die Gefahren der Lava erzeugt, und die Folge davon war, daß ich etwas Blut und einige Stücke Haut verlor, ehe wir an den Fuß des vulkanischen Hügels kamen. Dieser erwies sich als ein zierlicher Auswuchs, wie ein kegelförmiger Kalkofen gestaltet. An seiner Seite war die Spalte, aus welcher die Lava heraufgequollen war, um sich mit dem Strome zu vereinigen, welcher sich bereits gegen sie gedrängt hatte. Vermutlich war die von vulkanischer Materie strotzende Flanke des Teyde, welche ursprünglich weiter oben geborsten war, froh gewesen, hier einen weiteren Auslaß zu finden. Diese kleine Lavenblase hatte sich zu Tage gearbeitet als eine untergeordnete Anzapfung des hauptsächlichen Ausflusses. Innerhalb der Volcañeta waren Spuren von Ziegen und Schafen, welche wahrscheinlich heraufgekommen waren, um den Ginster abzuweiden, der am besten in großer Höhe wächst.

Wir eilten vergnügt die Hänge des Teyde hinauf, wo die volle Abendsonne noch auf den gelben Fichten lag. Die Jungen sangen, zwar nicht sehr zusammenstimmend, aber von Herzenslust; ich meinesteils überließ mich stumm dem Zauber, welchen die Reize des Teyde und diese allein auf mich ausübten. Als die Sonne gen Westen sank, schien der Berg uns näher zu kommen. Seine schneebedeckte Pyramide und der rosige Kegel, welcher dieselbe krönte, mit seinen weichen Kurven nach einwärts, gewährte einen blendenden Anblick. Zuweilen fiel ein purpurner Schatten auf den Fuß des Berges und kroch langsam aufwärts. Und in diesem Stadium des Tages, mit einem Himmel vom reinsten Blau über uns und keiner Spur von einem Wölkchen, von einem Horizont zum andern, wob der Teyde einen Schleier wie von Sommerfäden um den andern wie einen Kopfputz um sein Haupt und entfernte sie wieder so schnell, als er sie vorgenommen hatte. Sie waren die zarteste, lichteste aller Verhüllungen, absolut durchsichtig und trugen nur zur Erhöhung seiner Schönheit bei. Einer dieser Schleier um den andern fiel vom Haupte des Teyde, lag eine Weile als eine glänzende horizontale Schichte da und löste sich dann allmählich in Nichts auf. Genau ausgedrückt waren es die schwefeligen Dünste, welche beständig vom Kegel des Pik ausgestoßen werden und die nun in der kalten Luft sichtbar wurden.

Gegen acht Uhr erreichten wir Icod wieder. Wir alle waren müde und erschöpft, ebenso sehr von Angst als von der Strapaze, denn die letzte Stunde unserer Arbeit war ein Abstieg im Dunkeln, über kitzliche Steine und rauhe Felspfade unter einem ungewöhnlich steilen Winkel, gewesen.

(Schluß folgt.)

Antimonerze in Borneo.

Von Dr. Theodor Posewitz.

Das Vorkommen von Antimonerzen in abbauwürdiger Menge ist bis jetzt blos vom Staate Serawak in Nordborneo bekannt, während das Vorhandensein derselben von einigen Orten im südlichen, resp. westlichen Borneo wohl auch festgestellt, jedoch über Lagerungsverhältnisse 2c. nichts bekannt ist.

Südborneo.

Im Barito-Stromgebiete soll nach Aussage Eingeborener im oberen Flußlaufe des Limu (rechter Nebenarm des Barito) und ebenso im Rungan-Flusse (linker Nebenarm des Kahajan-Stromes) Antimonerz vorkommen; und nach brieflichen Mitteilungen des verdienstlichen Beamten Arnout fand derselbe Antimonglanz am Ufer des Hiang-Flusses (Nebenarm des Kapuas).

Auch in den Stromgebieten des westlichen Teiles Südborneo's kommen nach Angaben H. v. Gaffron's Antimonerze vor, so zwischen den Strömen Katingan und Pembuang, an den Quellen des Sunan-Flusses und in den

Bergen Russa und Bassa, zum Grenzgebirge zwischen Süd- und Westborneo gehörend. Diese letzteren Berichte stammen noch aus den vierziger Jahren, und nähere Bestätigungen, eventuell Untersuchungen, liegen nicht vor.

Westborneo.

Schon seit Ende der vierziger Jahre verlauteten die ersten Berichte der Eingeborenen über das Vorkommen von Antimonglanz in diesem Teile Borneo's. Es wurden mehrere Flüsse erwähnt, aus den beiden Grenzgebirgsketten stammend, wo er angeblich gefunden wurde (Flüsse: Kelah, Merenkiang, Katungan, Limau), und ebenso von der nahegelegenen Insel Mentigi.

Die Untersuchungen des indischen Montaningenieurs Everwijn (1853—1857) hatten aber nur ein negatives Resultat; Antimonerz fand er anstehend nirgends. Auf der Insel Mentigi fand er anstatt Antimonglanz Eisenglimmer und Eisensand, und blos am Orte Pinoh bei der Einmündung des gleichnamigen Flusses in den Melawi-Strom erhielt er von einem eingeborenen Häuptling eine Stufe Antimonglanz, konnte jedoch nicht erfahren, von welchem Flusse es stamme.

Auch der indische Montaningenieur van Schelle richtete sein Augenmerk während seiner Untersuchungen in den achtziger Jahren auf etwaige Antimonerz-Vorkommnisse, allein gleichfalls mit einem wenig befriedigenden Resultat. Es stellte sich heraus, daß die Eingeborenen vielfach Eisensand für Antimonglanz hielten und daß sie im geheimen dagegen arbeiteten, etwaige Fundorte bekannt zu geben.

Aus dem Melawi-Stromgebiet erhielt er (gleichwie Everwijn) eine Stufe Antimonglanz, angeblich vom Iban-Flusse stammend, und ebenso sprechen Anzeichen für das Vorkommen im oberen Sikajam-Flußgebiete an der Grenze gegen Serawak.[1] Anstehend wurde es jedoch bis jetzt nirgends angetroffen.

Auf der Insel Serasan hingegen kommt Antimonglanz gangförmig vor. Eine nach Batavia zur Untersuchung gesandte Probe bestand aus 51.3 Proz. Antimonglanz; das übrige war Ganggestein (Quarz).

Nordborneo.

Im nördlichen Borneo sind Antimonerze blos von Serawak bekannt, und hier ist ihr Vorkommen auch beschränkt auf das obere Gebiet des Serawak-Stromes. Bidi und Tudong sind die Hauptorte. Im Sabah, im Territorium der British North Borneo Company, fand Frank Hatton keine Antimonerze.

In Serawak wurde Antimonglanz schon in den dreißiger Jahren zufällig durch Eingeborene entdeckt. Man brachte das Erz an den Markt, und da es von den Europäern gewillt und gut bezahlt wurde, so entwickelte sich ein lebhafter Tauschhandel, und als James Brooke als Herrscher auftrat, wurde die Ausbeute noch kräftiger betrieben.

Die Antimonerze sind hier an Eruptivgesteine (quarzitische weiße und dunkle Gesteine und Porphyr) gebunden die gangförmig Kalkmassen (Kohlenkalk?) durchsetzen. Die unregelmäßigen Gangspalten sind da und dort zu höhlenartigen Räumen erweitert. In diesen Gängen ist das Erz grob eingesprengt oder zeigt sich in Nadelform, und wird hieraus gewonnen. Viel ergiebiger jedoch ist die Gewinnung aus losen großen Blöcken, die zerstreut am Fuße der Hügel in der Ackerkrume liegen, teils mit Quarz gemengt, teils ganz rein.

Die Antimonerze sind folgende: Antimonglanz, Antimonocker (Stilbith und Cervantit), gediegen Antimon, Valentinit, Antimonblende, Serawakit. Seltene Begleiter des Antimonerzes sind Kupfer und gediegen Arsen.

Ueber die Produktion in Serawak besitzen wir folgende Daten:

Bis in die vierziger Jahre wurden jährlich 600 bis 1000 Tons nach England ausgeführt.

1855—1877 betrug die jährliche Produktion 25,000 Zentner.

1859—1879 wurden 25,000 Tons (= 1 Mill. Dollars) durch die „Borneo-Gesellschaft" gewonnen.

1873 war der Export von

$Sb_2 S_3$	1667 Tons	= 88,197 Dollars
$Sb_2 O_3$	342 „	= 10,672 „
		98,869 Dollars.

Der Wert des Exportes, in amerikanischen Dollars ausgedrückt, war:

1873	98,869
1882	75,063
1883	66,572
1884	57,853.

Von Ostborneo ist über Antimonerze nichts bekannt.

Schließlich mag noch erwähnt werden, daß Antimonglanz von den Chinesen als Medizin gebraucht wird. Auf vielen Märkten ist es zu kaufen und wird in feinverteiltem Zustande gegen Augenkrankheiten angewendet.

Fassen wir das Obenerwähnte zusammen, so zeigt es sich, daß Antimonerze in den Gebirgsformationen Borneo's ziemlich verbreitet zu sein scheinen, daß man aber in allen Fällen — mit Ausnahme Serawak's — nicht mehr als das Vorkommen derselben bis jetzt konstatiert hat.

[1] Auch in der Nähe des Ortes Nanga Betung im Kapuas-Becken fand man im Diluvium der Flüsse Bojau und Betung zwischen Gold und Zinnober wenig nadelförmigen Antimonglanz.

Der Tauschhandel und das Zählen der Arapahoe-Indianer.

Von Friedrich J. Pajeken.

Die Arapahoes, einer der vielen Indianerstämme, welche von Jahr zu Jahr an Kopfzahl abnehmen, hausen in der ihnen von der nordamerikanischen Regierung

angewiesenen Reservation im Territorium Wyoming an dem westlichen Abhange der Bighorn-Mountains.

Im langjährigen Umgange mit den Weißen haben es diese Indianer meisterhaft gelernt, ihren Vorteil auszunutzen. Gern nehmen sie für ihre Büffelfelle, Hirschleder, gestickten Arbeiten u. s. w. klingende Münze, da sie lange herausgefunden haben, daß sie für dieselbe ihren Bedarf an Lebensmitteln (Kaffee, Zucker, Reis, Bohnen, Salz) in den Befestigungen wohlfeiler kaufen können, als wenn sie ihre Artikel gegen diese Waren bei den Indian-traders (Unterhändler mit Indianern) eintauschen.

Beim Zählen bedient sich der Arapahoe seiner Finger, so lange die Summe gering ist. Uebersteigt der Betrag jedoch die Zahl 10 oder 15, dann werden kleine Steine oder Holzstückchen zu Hülfe genommen. Diese benutzt der Indianer auch, wenn er mehrere Summen zu addieren hat. Er zählt dieselben vorsichtig mit den Steinchen oder Holzstückchen einzeln ab, wirft diese dann zusammen und zählt nun das Ganze.

Während ich bei anderen Stämmen gefunden habe, daß die Indianer nur die Zahlen von 1 bis 5 und 10 zu nennen wußten — die Zahl 8 beispielsweise in Worten „5 und 3", in Zeichen mit der rechten Hand und drei Fingern der Linken ausdrückten — benennen die Arapahoes sämtliche Zahlen.

Durch Little Bear, einen der Häuptlinge dieses Stammes, welcher mit mir treue Freundschaft schloß, nachdem ich ihn bei einem Unfall auf der Büffeljagd vor Schaden behütet hatte, wurde mir Gelegenheit, die Namen der Zahlen in der Arapahoe-Sprache niederzuschreiben. Ich gebe dieselben hier, wie folgt, wieder:

1 = tschessích,	11 = tschessín,
2 = nis,	12 = nissín,
3 = nes,	13 = nessín,
4 = jin,	14 = jinín,
5 = niássam,	15 = niassanin,
6 = nitátach,	16 = nitatachin,
7 = nissátach,	17 = nissatachin,
8 = nessátach,	18 = nessatachin,
9 = zeátach,	19 = zeatachin,
10 = betteátach,	20 = nissa,

21 heißt nicht, wie man vermuten sollte, nissa tschessích, sondern nissa tschessín, und

22 = nissa nissín,	80 = nessatássa,
23 = nissa nessín,	90 = zeatássa,
24 = nissa jinín,	100 = betteatássa,
u. s. w.	101 = betteatássa tschessín,
29 = nissa zeatachín,	102 = betteatássa nissín,
30 = nessa,	u. s. w.
40 = jija,	200 würde heißen nis bette atássa,
50 = niassácha,	300 = nes betteatássa.
60 = nitatássa,	
70 = nissatássa,	

Doch kann sich der Arapahoe keine genaue Anschauung von dem Umfang dieser Summe bilden. Ueber hundert Büffel, Hirsche oder dergleichen drückt er einfach durch das englische Wort heap (Haufen) aus.

Dieses Wort gebraucht er auch, wenn er etwas nicht veräußern will. Ich sah bei einem Indianer einen Breastplate, einen Schmuck auf der Brust, kunstvoll von Hirschzähnen hergestellt, den ich gern besessen hätte; doch mein Wunsch wurde nicht erfüllt. Der Mann blieb auf mein Ersuchen, mir den Preis für den Schmuck zu nennen, bei seinem „heap".

Für ihre Artikel fordern die Indianer gewöhnlich das Fünffache der Summe, welche sie erhalten werden. Fragt man z. B. nach dem Preise eines Büffelfelles, so streckt der Indianer uns seine beiden Hände mit gespreizten Fingern entgegen. „Betteátach witschissi!" (zehn Dollars) ruft er zur Bekräftigung dabei. Sieht er jedoch, daß er nicht mehr wie zwei Dollars erhält, ist er schließlich auch damit zufrieden.

Der Tauschhandel mit den Indian-Traders bezieht sich bei den Arapahoes heute noch auf solche Gegenstände, welche ihnen laut Gesetz nicht verabfolgt werden dürfen, und zwar sind dieses: Waffen, Patronen und Whisky.

Für das Feuerwasser haben, wie alle Indianer, so auch die Arapahoes eine große Vorliebe. Sie geben dafür oft, was verlangt wird, und die Unterhändler machen infolgedessen mit diesem Getränk ein sehr gutes Geschäft, besonders, wenn sie sich die Kundschaft eines Stammes durch jahrelange Bekanntschaft gesichert haben.

Gleichfalls müssen die Indianer aber auch Waffen und Munition teuer bezahlen. Die Patronen haben sie zur Erlegung der Büffel nötig, welches Tier ihre Existenz beinahe ausschließlich begründet. Erstens dient ihnen das Fleisch als Nahrung, und zweitens bildet das von den Weibern präparierte, an seiner unteren Seite gegerbte Fell einen Haupttauschartikel.

Zucker und Kaffee wird von den Frauen für ihre oft sehr kunstvoll ausgeführten Handarbeiten, Perlstickereien auf Leder, Webereien u. s. w., in den Befestigungen und von den Indian-Traders eingehandelt. Auch die Weiber lassen ihren Vorteil nicht aus dem Auge und zählen genau die Anzahl der Blechtassen, in denen ihnen die Waren verabreicht werden. Zu einer Verabfolgung der Waren nach Gewicht haben sie kein Vertrauen.

Hat der Indianer sich den Besitz irgend eines Gegenstandes in den Kopf gesetzt, dann bietet er auch wohl blind darauf los. So erhielt ich einst für ein gewöhnliches Taschenmesser von etwa einem Dollar Wert drei prächtige Büffelfelle. Ein in Messing auf der Schale des Messers eingelegter Hirsch hatte es dem Manne angethan.

Umgekehrt glaubt der Indianer noch unverschämter wie gewöhnlich fordern zu dürfen, wenn man den direkten Wunsch nach einem seiner Artikel äußert. Darum ist es stets vorteilhafter, man läßt beim Tauschhandel den Indianer seine Gegenstände anbieten und stellt sich dann, als könne man keinen Gebrauch davon machen. Auf diese Weise erzielt man immer ein gutes Geschäft.

Das merkwürdigste Angebot wurde mir einst von

dem schon vorgenannten Häuptling Little Bear gemacht, indem er mir seine Tochter, ein im Verhältnis zu den anderen Frauen sehr reinliches Mädchen von etwa zwanzig Jahren, zu vertauschen wünschte. Er forderte für dasselbe nis wóchoach (2 Pferde) und fühlte sich einigermaßen gekränkt, als ich auf diesen Handel nicht eingehen wollte.

Man hat es mehrfach erlebt, daß die in der Nähe von Indianerquartieren wohnenden Weißen sich ein Mädchen eintauschen. Der Besitzer erhält dann meistens die unangenehme Zugabe der ganzen Verwandtschaft der Dirne, welche sich bei ihm ebenfalls einnistet und auf seine Kosten lebt. Wechseln die Indianer im Frühjahr oder Herbst ihren Camp, so ist auch das Mädchen und ihre Sippe eines Nachts verschwunden. Vereinzelt kommt es vor, daß das Mädchen bei dem Weißen aushält, d. h. auch nur dann, wenn die Indianer beabsichtigen, im nächsten Jahre in ihr altes Quartier zurückzukehren.

Einen Gegenstand gibt es, welchen der Arapahoe weder verkauft noch vertauscht: das ist seine Pfeife. Als Grund dafür wurde mir mitgeteilt, daß die Indianer, mit den Jahren durch die Regierung von einer Reservation zur anderen immer weiter nach dem Westen gedrängt, den roten oder schwarzen Stein nicht mehr erhalten können, aus dem sie ihre Pfeifen herstellten. Sie betrachten dieselbe gewissermaßen auch als ein Andenken an frühere Macht und Größe, welche vor der mit eiserner Gewalt fortschreitenden Zivilisation mehr und mehr verschwand, so daß heute nur noch alte Indianer sich zu erinnern vermögen an die einstige fesselose Freiheit und ruhmreiche Zeit ihres absterbenden Stammes.

Lacroma.

Die Augen Oesterreichs waren zuletzt wieder nach der sonst vergessenen Insel Lacroma gerichtet, als dort auf seiner Insel — denn sie ist sein Eigentum — der Kronprinz Rudolf von Oesterreich vor zwei Jahren die volle Genesung von seiner sehr ernsten Erkrankung suchte. Lacroma (La croma, die Farbenreiche) ist ein kleines Paradies, in jeder Jahreszeit sich des herrlichsten Klima's erfreuend, die Luft von balsamischen Düften erfüllt. Nur durch einen Kanal von Büchsenschußweite ist die Insel von dem Weichbild Ragusa's geschieden, des „südslawischen Athens", wie es in seinen stolzeren Tagen genannt wurde, der „Stadt der Vergessenheit", wie es heute getauft ist. Wer Lacroma zu besuchen kommt, den führt aus dem Miniaturhafen Ragusa's, der Porta Cassone, eine Barke hinüber. Anfangs gleitet man auf glatter Flut dahin, aber sobald man die schützenden Mauern des Molo im Rücken hat, wird die Adria stürmisch bewegt. Hier ist das Wetterloch, in welchem die Bora pfeift, die Tramontana heult und der tückische Scirocco und der Ostro aufeinanderstoßen. Aber wenn die Punta passiert ist, eine weit ins Meer hinausragende Klippe, glättet sich die See wieder, denn der mächtige Karst-Leib der Insel schützt gegen den Anprall der Wogen, welche die Westküste Lacroma's umbranden und ihren Gischt bis zu den Gipfeln der Bäume am Ufer hinaufsenden. Bald sind wir hart am Lande, und was uns von fern als Zwerg-Gestrüpp erschien, zeigt sich als stattlicher Wald von Edelhölzern. Von einer Felsenzinke blickt ernst und streng ein riesiges Marmorkreuz herab, vertrocknete Kränze tragend, an der Spitze ein längst verblichener Trauerflor in Fetzen flatternd. Hier ankerte im Mai 1859 eine Brigg, der „Triton", die sich vor der Verfolgung der französischen Flotte geflüchtet. Als der Feind die dalmatinischen Gewässer verlassen hatte, schickte sie sich an, wieder in See zu stechen. Da plötzlich zuckte ein feuriger Strahl vom Himmel, ein furchtbarer Donnerschlag türmte die Wogen berghoch und der „Triton" mit seiner ganzen Mannschaft sank in die Tiefe. Jedoch bald haben wir das Trauerkreuz mit seinen düsteren Erinnerungen hinter uns und zur Rechten öffnet sich eine von Brombeersträuchern umrankte Schlucht, das geröllreiche Bett eines meist gänzlich versiegten Flusses. Steil hinauf geht es bis zum Gipfel eines olivenbewachsenen Berges, von dessen Höhe das Fort Royal mit seinen zerbröckelnden Bastionen und Warttürmen herabschaut. Das Fort ist verlassen und seine Geschütze stehen jetzt im Zeughaus von Ragusa. Noch ist ein zweites Vorgebirge zu umschiffen und dann ist der in einer entzückend schönen Bucht gelegene Hafen von Lacroma mit seinem zierlichen Molo erreicht. Eine 6 m. hohe grüne Laterne, an der Spitze eine vergoldete Kaiserkrone tragend, zeigt bei Nacht die Einfahrt in den Hafen an. Sechs steile Treppen sind, wenn das Boot angelegt hat, zu ersteigen, dann sind wir in einem zauberischen und mit allen Reizen tropischer Vegetation geschmückten Garten. Vor einem Vierteljahrhundert war das alles noch nackter Fels; da erwarb der Erzherzog Max, der nachmalige Kaiser von Mexico, das Eiland und schuf es zu einem Eden um. Ueberall leuchtet und glüht in tausend und abertausend brennenden Farben die ganze Blütenpracht der heißen Zone; die Pfade, die wir betreten, knirschen von dem weißen Sand, mit dem sie sorgsam bestreut sind. Noch einige Stufen höher und wir machen Halt vor einer auf einem Granitsockel ruhenden Sonnenuhr und zugleich am Rande eines von grünen Baumwänden eingefaßten, blumenbesäeten Octogons. Vor uns aber ragen die epheuumsponnenen Trümmer der alten Abtei Lacroma empor, eines Cyklopenbaues, den sich die einstigen Herren der Insel aufgerichtet. Trotzig steht vor allen Dingen der nach Westen schauende Turm (aus dem Jahre 1024) da, und oft genug mag sich der Donner der Karthaunen und Feldschlangen in die Gesänge der Hora gemischt haben, denn die Mönche, die dort gehaust haben, waren ein kriegerisches Geschlecht und zeigten mehr als einmal, daß sie das Schwert und die Streitaxt kräftig

zu handhaben verstanden. Das Erdbeben von 1667, das Ragusa zu einem Trümmerhaufen machte, warf auch die scheinbar für die Ewigkeit gebaute Mönchsburg auf Lacroma nieder, in dem Rahmen aber der verwitterten Klosterruine erhebt sich das neue Schloß Lacroma, das Heim des Kronprinzen. Es ist ein stattlicher Bau im Styl der Profan-Gothik und zwei hoch über die Wipfel der Baumriesen ragende Ecktürme flankieren ihn. Eine in zwei Absätze gegliederte Freitreppe führt aus dem Erdgeschoß, welches die Dienerzimmer, die Küche und die Vorratsräume enthält, in das erste Stockwerk mit einer Flucht von 17 Gemächern; eine andere Freitreppe leitet zu einer von mächtigen Pilastern getragenen und nach dem Schloßhof zu offenen Halle, die den linken Schloßflügel bildet. Dort lag einst das Refectorium der Mönche, das jetzt zu einem imposanten Speisesaal umgewandelt ist. Die Mönche waren gastfrei und selbst tüchtige Trinker. In Lacroma hielt Richard Löwenherz, als er aus Palästina heimkehrte, von den Stürmen verschlagen, Einkehr und baute zum Dank für seine Errettung die Kathedrale von Ragusa, und ebenfalls Gast in Lacroma war Kaiser Sigismund, als er, vom Sultan Bajazid bei Nikopolis geschlagen, von den türkischen Schiffen verfolgt heimwärts floh. Heute erinnert nur noch ein mächtiger Marmorkamin, den ein Jahr lang zu heizen alle Wälder der Insel nicht ausreichen würden, an jene Zeiten. Der Schloßhof ist in einen Garten umgeschaffen, darin Sonnenblumen und Malven, Euphorbien und Granatblumen, Pisangs und Bananen, Camellienbäume und Cacteen prangen, einen Springbrunnen einschließend, der aus marmornem Becken seinen Strahl emporsendet. Unter dem grünen Dach der Orangenbäume, die schon im Januar ihre süße Frucht spenden, gelangt man in ein, von hohen Camellienwänden begrenztes Parterre, auf dessen Rasenteppich, mit Tulpen und Rosen durchwirkt, sich die eherne Statue des Kadmus erhebt, der, der Sage nach, der erste Bewohner Lacroma's gewesen. Von da führt ein schmaler Pfad am Ufer entlang in scharfer Krümmung landeinwärts zu einem von Cypressen und Sykomoren beschatteten Karstkessel, dessen Trichter ein brausender Binnensee ausfüllt, das „tote Meer", il mare morto, das, weil die Adria durch einen unterirdischen Tunnel hineinschäumt, seine Ebbe und Flut hat, wie die Adria selbst. Nicht weit davon steht ein von Moos überwucherter Baumriese, ein japanischer Tulpenbaum: sein Schatten war der Lieblingsplatz des Kaisers Max. Ein schweres Ungewitter entlud sich über der Insel und an demselben 19. Juni 1867, an welchem ihr einstiger Herr unter mexicanischen Kugeln fiel, warf der Blitz seinen geliebten Baum zu Boden. Ein entzückendes Schauspiel bietet der Söller des Schlosses. Zu Füßen hat man die in tropischer Farbenpracht erglänzende Insel, zur Rechten liegt die bunte Inselwelt des dalmatinischen Archipelagus und schimmern die pittoresken Formen der Festungswerke von Ragusa, rückwärts aber schweift der Blick auf die scharf gezackten und abenteuerlich geformten Spitzen der Berge der Herzegowina, die nackten Felsen von der Sonne gleich einem Alpenglühen übergossen, während weiter links die massigen Kontouren der montenegrinischen Gebirge emportauchen; im Westen endlich schaut man auf das weite Meer und ein gutes Fernrohr zeigt bei klarem Luft die Küsten von Apulien. G. W.

Kleinere Mitteilungen.

* Die Ureinwohner der Canarischen Inseln.

Mit diesen befaßte sich ein Vortrag des Herrn Harris Stone, welcher auf der letzten Zusammenkunft der British Association in deren anthropologischer Abteilung gehalten wurde. Herr Stone behauptete: der Name „Guanchen", welcher zwar allgemein für die Urbewohner sämtlicher sieben Inseln der Canarien-Gruppe gebraucht werde, sollte eigentlich nur auf die Urbewohner der Insel Tenerifa angewendet werden. Die Ureinwohner dieser Inseln kannten den Gebrauch der Metalle nicht und waren bis zum Jahre 1402, wo die Eroberung zuerst begann, in jeder praktischen Hinsicht der Zivilisation jener Zeit fern geblieben. Sie waren ein Zweig der großen Berberrasse und wahrscheinlich ebenfalls ein Zweig jener weißen dolichokephalischen Rasse der Cromlech-Erbauer, welche sich in einer sehr frühen Zeit über Europa verbreiteten. Ihr Zusammenhang mit den alten Aegyptern war aus manchen Zügen und Bräuchen zu erkennen. Die Verzierungen in Höhlen und auf Töpfergeschirr, welche unser Gewährsmann auf seinen Reisen auf jeder dieser Inseln gefunden hatte, waren von altägyptischem Charakter. Die Art der Einbalsamierung der Toten, besonders der Gebrauch, die Eingeweide durch einen mit der Tabona gemachten Schlitz zu entfernen, und die Einfüllung des Leichnams waren denjenigen ganz ähnlich, welche von den unteren Klassen der ägyptischen Einbalsamierer ausgeübt wurden. Die Urbewohner dieser Inseln hatten zwar vieles mit einander gemein, allein in ihren Sprachen, Sitten und Bräuchen waren sie doch so von einander verschieden, daß sie ursprünglich von mehr als einem Stamme derselben Rasse bevölkert worden sein mußten. Herr Stone hatte eine große Anzahl Schädel in Sammlungen auf den Inseln untersucht und dieselben in Kontouren und allgemeinem Aussehen sehr europäisch gefunden. Bei einem großen Bruchteil derjenigen aus den Sammlungen auf den Inseln hatte er einen eigentümlichen zackigen Einschnitt im Stirnbein, gewöhnlich dem linken, bemerkt und zu seinem Erstaunen gefunden, daß auch unter den 26 Schädeln im Royal College of Surgeons nicht weniger als 15 dieses Kennzeichen besaßen, und von diesen hatten es 10 auf der linken Seite des Stirnbeins. Die Urbewohner sind jetzt als besondere Rasse ganz ausgestorben, allein Herr Stone hatte auf seinen Reisen verschiedene Züge, Sitten und Bräuche beobachtet, welche nach seiner Ansicht deutlich von der alten Rasse herstammten. Das Nahrungsmittel Gofio und die Art und Weise, wie es bereitet und verspeist wird, die Menge der Höhlenwohnungen und kleineren Dörfer, die noch immer vorhandene interinsulare Eifersucht, die Größe, Stattlichkeit und auffallende physische Entwickelung der Männer der Purpurariä, der zutrauliche, großmütige, gastfreundliche Charakter der Conejeros, der Gebrauch des Sprungstockes, die allgemeine Abwesenheit von Bigotterie und religiöser Unduldsamkeit, die noch heutzutage bemerkbare Vorliebe der Gomeros, Lasten auf dem Kopfe zu tragen, das Vorurteil gegen die verachteten Fleischer und Schlächter, der Fischfang bei Fackelschein, die Sitte, die Leichen zur Schau zu

stellen, der Witz der Palmeros, die Geschicklichkeit im Hausbau aus Steinen ohne Mörtel, die Ehrlichkeit der Canarios, die ungewöhnliche Schönheit der Bauernweiber — dies alles sind lauter Punkte, welche unser Gewährsmann zur Veranschaulichung seiner Behauptung anführt. Die Stellung der Frauen ward eingehender erwogen und Herr Stone führte eine Menge von Thatsachen auf, um zu beweisen, daß dieselben eine weit höhere Stellung auf der gesellschaftlichen Stufenleiter einnahmen, als unter alten Nationen gewöhnlich war. In der sich an den Vortrag anreihenden Erörterung behauptete Domherr Tristram, die Zeichnungen aus den Höhlen auf den Inseln seien identisch mit denen auf kabylischer Töpferware in seinem Besitz. Die Traditionen sind offenbar vorchristlich. Die neuere Rasse ist unverkennbar im wesentlichen dieselbe wie die alte, eine kabylische (blaue Augen und rötliches Haar) — keine Spur von ägyptischem oder Negerblut, ihre Sitten und Bräuche sind auf die heutige Rasse vererbt worden, z. B. der Brauch, die Toten zur Schau auszustellen, ist der Anordnung der Glieder bei den in Kabylien gefundenen Mumien ähnlich und zeigt, daß die Rasse dieselbe ist. Als man einen Schädel mit einem zackigen Einschnitt am Stirnbein vorzeigte, waren mehrere Mitglieder, welche denselben untersucht hatten, der Ansicht, daß der Einschnitt von einer Wunde oder einem Hieb herrühre, welche der Schädel bei Lebzeiten erhalten habe.

Statistisches aus Argentina.

Nur wenige Staaten haben in den letzten zwei Jahrzehnten so rasche Fortschritte gemacht, wie die „Argentinische Republik." In einem Zeitraume von 20 Jahren hat sich die Bevölkerung dieses Staatswesens mehr als verdoppelt. Die Bewohnerzahl, welche nach dem Census vom Jahre 1869 1,812,490 Seelen betrug, läßt sich für das Jahr 1888 auf mehr als 3,840,000 Köpfe veranschlagen. Die Ergebnisse der Volkszählung vom Jahre 1869 im Vergleiche zu den im „Gothaischen Hofkalender" für 1889 angeführten Zahlen, welche sich auf das Jahr 1887 beziehen, sowie das Areal der einzelnen Provinzen zeigt die folgende Tabelle:

	Areal in qkm	Bewohnerzahl: 1869:	1887:	Auf 1 qkm (1887)
Bundeshauptstadt Buenos Aires	198,104	495,107	466,267	6.39
Provinz Buenos Aires			800,000	
„ Santa Fe	99,713	89,117	220,332	2.21
„ Entre Rios	66,974	134,271	300,000	4.48
„ Corrientes	58,022	129,023	290,000	5.29
„ Cordoba	143,912	210,598	380,000	2.64
„ San Luis	60,674	53,294	100,000	1.64
„ Santiago	80,403	132,898	100,000	1.24
„ Mendoza	88,193	65,413	160,000	1.90
„ San Juan	86,204	60,319	125,000	1.42
„ Rioja	89,685	48,746	100,000	1.10
„ Catamarca	109,247	79,962	130,000	1.19
„ Tucuman	31,166	108,953	210,000	6.77
„ Salta	84,215	88,933	200,000	2.37
„ Jujuy	62,332	40,379	90,000	1.44
Territorium Gran Chaco	325,422	45,291		
„ Missiones	61,337	3,000	170,000	0.178
„ Pampas	497,331	21,000		
„ Patagonien	693,035	. . .		
Summa	2,835,969	1,812,490 [1]	3,841,599	1.35

[1] Eingerechnet die Armee, welche sich damals in Paraguay befand in der Stärke von 6,276 Köpfen; vergl. „Behm und Wagner, die Bevölkerung der Erde, II."

Die bedeutendsten Städte der Republik sind folgende:

	Einwohner:	
Provinz Buenos Aires:		
Buenos Aires	466,267	(1888)
La Plata	30,000	(1887)
Bahia Blanca	4,320	(1886)
Campana	2,714	(1886)
Chivilcoy	8,800 [2]	
Carmen de Areco	2,900	
Carmen de Patagones	2,000	
Barracas al Sud	8,244	
Azul	6,000	
Chascomus	4,000	
San Nicolas	10,700	
Mercedes	6,600	
Provinz Santa Fé:		
Santa Fé	14,206 [3]	(1887)
Esperanza	2,652 [3]	(1887)
Rosario	50,914 [3]	(1887)
Coronda	2,255 [3]	(1887)
Provinz Entre Rios:		
La Concepcion del Uruguay	6,050	(1869)
Parana	20,000	(1887)
Gualeguaychu	15,000	
Gualeguay	10,000	
Concordia	10,000	
Victoria	5,000	
Provinz Corrientes:		
Corrientes	15,000	(1887)
Goya	4,000	
Provinz Cordoba:		
Cordoba	60,000	(1887)
Provinz San Luis:		
San Luis de la Punta	7,000	(1887)
Provinz Santiago:		
Santiago del Estero	18,000	(1887)
Provinz Mendoza:		
Mendoza	20,000	(1887)
Provinz San Juan:		
San Juan de la Frontera	15,000	(1887)
Provinz Rioja:		
Rioja	8,000	(1887)
Provinz Catamarca:		
Catamarca	9,000	(1887)
Provinz Tucuman:		
Tucuman	40,000	(1887)
Provinz Salta:		
Salta	20,000	(1887)
Oran	2,345	(1869)
Provinz Jujuy:		
Jujuy	6,000	(1887)
Territorium Gran Chaco:		
Formosa	600	
Territorium Patagonien:		
Rawson (Chupat)	200	

Ein Beispiel von ganz besonders rascher Zunahme bietet die Stadt Rio Cuarto in der Provinz Cordoba; die Bevölkerung dieses Ortes als Municipium betrug 1869 weniger als 4000 Köpfe, 1887 aber wurden bereits 11,649 Einwohner gezählt! Auch die

[2] Nach „Metzgers Weltlexikon."

[3] Nach „Primer Censo general de la Provincia de Santa Fé" von Carrasco im „Hofkalender" für 1889 findet sich für die Stadt Santa Fé die Zahl von 15,099 Einwohnern.

ökonomische Lage der Republik Argentina gestaltet sich immer günstiger, wie dies namentlich die erstaunliche Zunahme des absoluten Viehstandes zeigt. In der Provinz Buenos Aires zählte man 1866: 6,216,328 Rinder, 1,436,827 Pferde, 25,187 Maultiere, 32,081,977 Schafe und 111,849 Schweine. Im Jahre 1886 zählte man in derselben Provinz 2,040,443 Pferde, wobei jedoch noch mehrere Distrikte, über welche keine Angaben vorlagen, gänzlich außer Acht gelassen wurden.[1] Von den übrigen Nutztieren zählte man in Buenos Aires im Jahre 1884: 6,531,248 Rinder, 60,774,836 Schafe, sowie (im Jahre 1886) 195,489 Schweine und 100,735 Strauße. Der gesamte Viehstapel der ganzen argentinischen Republik stellt sich nach den neuesten Daten wie folgt: Pferde, Maultiere und Esel (im Jahre 1885): ca. 5,000,000; Rinder (1885): ca. 18,000,000; Schafe (1884): 85,619,836; Schweine (1886): ca. 307,000. Zwar verloren die Schafzüchter im Sommer 1886 infolge der lang andauernden Dürre gegen 20,000,000 Schafe; doch dürften die angeführten Zahlen für den gegenwärtigen Zeitpunkt doch nicht zu hoch gegriffen sein, da seit dem Jahre 1886 wieder eine Zunahme des Schafbestandes zu verzeichnen ist.

Gottlieb Webersik.

Notizen.

* Das Klima der Falklands-Inseln. Nach den neuesten Erhebungen beträgt die mittlere Temperatur der verschiedenen Monate des Jahres: Januar 10.2° C., Februar 11.3°, März 9.8°, April 6.3°, Mai 5.2°, Juni 1.4°, Juli 2.9°, August 1.4°, September 2.4°, Oktober 6.3°, November 8.5°, Dezember 9.7°. Die mittlere Temperatur des ganzen Jahres ist 6.2° C. Die größte Regenmenge fiel im Januar und Juni, die geringste im Oktober und November. Die mittlere Feuchtigkeit betrug 86. Der Wind wird geschildert als „stürmisch" an 62 Tagen, „stark" an 70 Tagen, „frische Brise" an 39 Tagen, „mäßig" an 75 Tagen, „leicht" an 113 und „windstill" an 6 Tagen. Die Volkszahl der Inseln betrug am 31. Dezember 1887 1843 Seelen und zeigte gegenüber von der Bevölkerung des Vorjahres eine kleine Zunahme.

* Neue Entdeckungen auf Nowaja Semlja. Der russische Reisende K. Nossiloff, welcher ein ganzes Jahr der Erforschung dieser Doppelinsel gewidmet hat, ist vor etlichen Monaten nach Archangel zurückgekehrt und hat wertvolle mineralogische, botanische und zoologische Sammlungen mitgebracht. Nach seinen Versicherungen hat er vier Kohlenfelder, verschiedene Erzlager von Eisen und Kupfer, sodann Fundorte von Gold und Schwefel entdeckt, von welchen einige nach seiner Versicherung den Abbau lohnen würden. Ebenso hat er wichtige Belehrungen über das Tierleben der Inseln gesammelt, eine große Anzahl meteorologischer Beobachtungen aufgezeichnet und eine bedeutende Strecke Landes vermessen. Bei der Aufnahme der Küstenlinie entdeckte er drei neue Inseln, deren eine (ungefähr 19 e. Mln. lang und 3 e. Mln. breit) er Possiet-Insel nannte. Seine Absicht geht nun dahin, weitere fünf Jahre auf die Erforschung von Nowaja Semlja zu verwenden und die Peilungen im Kara-Meer, welche er bereits begonnen hat, bis zur Mündung des Jenisei fortzusetzen.

* Die Ausdehnung der Eisenbahnen im Kaukasus. Nach Berichten aus Odessa hat sich die russische Regierung nun definitiv entschlossen, Sukhum-Kalé, welches am südlichen Teil der tscherkessischen Küste liegt, durch eine Eisenbahn mit dem transkaukasischen Bahnsystem in Poti zu verbinden. Die Entfernung zwischen beiden Häfen beträgt ungefähr 14 geogr. Meilen und die in Aussicht genommene Trace der Küste entlang über Nowo-Senaki bietet keine besonderen technischen Schwierigkeiten. Diese Eisenbahn wird einen neuen Abfuhrweg für einen weiteren fruchtbaren Bezirk des Kaukasus bilden. Die Russen haben neuerdings Sukhum-Kalé bedeutend verbessert und gehoben. Der Ort war früher einer der ungesündesten und fieberschwangersten im ganzen Kaukasus, hat sich aber in dieser Beziehung so sehr verändert, daß man nun ein militärisches Sanatorium hier eingerichtet hat. Durch den Bau dieser Eisenbahn will die russische Regierung einen neuen Versuch machen, das tscherkessische Küstenland mit Russen zu bevölkern, nachdem mehrere derartige Versuche bisher nur geringen Erfolg gehabt haben. Seit 1864 hat die Regierung nicht weniger als 450,000 russische Bauern zur Niederlassung in verschiedenen Bezirken des Kaukasus veranlaßt, indem sie ihnen freien Grund und Boden und andere Erleichterungen gewährte, allein von diesen unterstützten Einwanderern ist nur ein Teil geblieben und dieser befindet sich hauptsächlich in den Bezirken des Kuban. Der jüngst erfolgten Eröffnung der Eisenbahn in Nowo-Rossisk soll nun die Bahnerweiterung Poti-Sukhum-Kalé folgen und den Beweis liefern, daß die Regierung sich endlich von der hohen Wichtigkeit der vollständigen Entwickelung der verschiedenen reichen natürlichen Hülfsquellen des Kaukasus überzeugt hat.

[1] Nach dem Annuaire Statistique de la Province de Buenos-Ayres von Albert Dessein.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie.

Von

Friedrich Jodl.

Zweiter Band: Kant und die Ethik im 19. Jahrhundert.

XIII u. 608 Seiten. M. 10. —

Mit diesem zweiten Band ist Jodl's Geschichte der Ethik abgeschlossen.

Der II. Band der „Geschichte der Ethik" behandelt Kant und die Ethik des deutschen Idealismus, der klassischen Periode unserer Philosophie, bis Benecke und Feuerbach; sodann die Hauptrichtungen der französischen und englischen Philosophie im 19. Jahrhundert: den Gegensatz des akademischen Spiritualismus und des Comte'schen Positivismus in Frankreich, den Gegensatz der intuitiven und utilitarischen Schule in England. Streng innerhalb der Grenzen historischer Darstellung sich haltend und die Auseinandersetzung mit Zeitgenossen vermeidend, sucht das Werk den Stoff zu einem abgeschlossenen Gesamtbilde zu vereinigen und der systematischen Forschung der Gegenwart dadurch Richtung und Ziel zu geben. Die englische und französische Philosophie dieses Jahrhunderts finden hier die erste zusammenhängende Darstellung in deutscher Sprache, die, wenn auch auf ein Spezialgebiet sich beschränkend, doch der Natur des Stoffes nach interessante Streiflichter auf die allgemeinen Kulturverhältnisse dieser Länder wirft. Die Darstellung des der Gegenwart zum Teil schon ferner liegenden deutschen Idealismus ist bemüht, aus diesem Gedankenkreise das bleibend Wertvolle zu gewinnen. Der Reichtum der in den Anmerkungen mitgeteilten Belege und Exkurse setzt den Leser in den Besitz eines ausgedehnten litterarischen Materials und bietet den Schlüssel zu selbstständigem Eindringen in den Geist der behandelten Autoren.

Gratis u. fr. versende Katalog ü. m. reichh. Verlag. Grösste Ausw. i. kl. Lustsp., Possen, kom. Scenen, Fastnachtssp., Pantomimen, Schattensp., leb. Bildern. Couplets, Prologen, Cot.-Touren etc.
G. Kramer, Buchh., Hamburg St. P.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 10. Stuttgart, 11. März 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das australische Bergland. Mount Bogong. Von R. v. Lendenfeld. S. 181. — 2. Die Engländer in Westindien. Von Hans Altona. S. 184. — 3. Die Zigeuner als Kulturvolk. Von J. Okič. S. 187. — 4. Graf Teleki's Entdeckungsreisen in Ostafrika. S. 189. — 5. Skizzen aus Tenerifa. (Schluß.) S. 192. — 6. Die Kultur der Gewürznelken und Muskatnußbäume auf den Molukken- und Banda-Inseln. Von E. v. Barfus. S. 195. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 197. — 8. Notizen. S. 199. — 9. Litteratur. 200.

Das australische Bergland.

Von R. v. Lendenfeld.

II.[1]

Mount Bogong.

Die Fernsicht von den Gipfeln der Kosciusko-Gruppe ist eine recht einförmige: nur ein Berg erhebt sich dominierend über das wellige Hügelland fern im Westen, die Monotonie des Panorama's unterbrechend. Als ich diesen Gipfel vom Müller's Peak zum erstenmale sah, stieg gleich der Wunsch in mir auf, ihn näher kennen zu lernen. Geziert mit kleinen Schneefeldern, entragt sein schlanker Gipfelbau, einer Hochwarte gleich, dem Sande, eine prächtige Rundschau versprechend. Erst später erkannte ich in diesem Berg die höchste Spitze Victoria's, den Mount Bogong, welcher den nördlichen, ziemlich isolierten Eckpfeiler eines hohen und weit ausgedehnten Basaltplateau's nördlich von Omeo bildet.

Mein Wunsch, diesen Berg zu besteigen, wäre nicht erfüllt worden, wenn nicht ein anderer Umstand zu Hülfe gekommen wäre. Nach meiner Rückkehr vom Kosciusko-Gebirge publizierte ich, als eines der wissenschaftlichen Resultate dieser Reise, meine Entdeckung von Gletscherspuren bis zu 1800 m. herab in jenem Gebirge. Da ich unter diesem Niveau dort keine Schliffe oder Moränen angetroffen hatte, glaubte ich schließen zu sollen, daß die Gletscher der australischen Eiszeit nicht unter 1800 m herabgegangen seien. Dieser Anschauung trat Mr. James Stirling, District Surveyor in Omeo (Victoria), lebhaft entgegen und behauptete öffentlich und in Briefen an mich, daß in der Umgebung von Omeo die Gletscher bis zu 800 m. herabgereicht hätten. Unser Streit wurde immer lebhafter und wir beschlossen endlich, zusammen eine Reise nach dem Mount Bogong zu unternehmen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Da wir einander nicht persönlich kannten und das ziemlich weglose Gebiet der australischen Alpen zwischen uns lag, so war es einigermaßen schwierig, sich ein passendes Rendezvous zu geben. Endlich kamen wir überein, die Sache in folgender Weise anzugehen: Stirling mietet die nötigen Pferde und Männer in dem Distrikt nördlich von Omeo und bringt gewisse Instrumente und Proviantartikel mit. Er reist dann mit seinen Leuten und Pferden in nördlicher Richtung über die östlichen Ausläufer des Basaltplateau's im Süden des Mount Bogong und langt am 3. Januar (1886) in Mitta-Mitta, einer kleinen Ortschaft nördlich vom Mount Bogong, im oberen Teile des Mitta-Mitta-Thales an. Ich, mit einem Begleiter und gewissen Instrumenten, fahre mit der Eisenbahn nach der Grenzstation zwischen Neu-Südwales und Victoria, Wodonga, und von hier per Wagen hinauf durch das Mitta-Mitta-Thal, ebenfalls nach Mitta-Mitta, wo ich am 3. Januar anlange. Weitere Pläne ließen wir vorläufig noch unbestimmt.

Mein Begleiter, Herr R. Moline, und ich verließen Sydney am Neujahrstage 1886 mit dem Kurierzuge um 5 Uhr abends, und langten am anderen Morgen in Wodonga an. Hier ist Zollrevision. In Victoria huldigt man Schutzzoll (20—30 % ad valorem auf alles, was in der Kolonie gemacht werden kann); in Neu-Südwales aber herrscht vollkommener Freihandel, und die zuweilen auftauchenden Versuche einer parlamentarischen Minorität, Schutzzölle in Neu-Südwales einzuführen, sind bisher alle

[1] Siehe „Ausland" 1888, Nr. 49—52.

mit viel Lärm und Begeisterung von Seiten der Bevölkerung (allgemeines Stimmrecht, freie Presse) verworfen worden. Hier sind zwei kleine Staaten nebeneinander mit gleicher Bevölkerung und in den gleichen Verhältnissen; ein Experiment im Kleinen, welches gewiß den Streit zwischen Freihändlern und Schutzzöllnern entscheiden kann. Seit zwanzig Jahren ist hier Schutzzoll, dort Freihandel — nun das Resultat: beide Kolonien stehen brillant und es ist in der Raschheit der Entwicklung zwischen beiden, während der letzten zwanzig Jahre kein Unterschied zu erkennen. (Quod erat demonstrandum?)

Wodonga, eine mittelgroße Ortschaft, liegt in einer Seehöhe von etwa 165 m., am Zusammenflusse des Kiewa-Flusses mit dem Murray, der hier eine beträchtliche Breite hat und von einer eleganten Eisenbahnbrücke übersetzt wird. Die Länge des Murray von Wodonga bis zu seiner Mündung, südöstlich von Adelaide, beträgt über 2000 Km., die durchschnittliche Neigung ungefähr 1 in 12,000.

Gegen Mittag verließen wir Wodongo zu Wagen und fuhren hinauf durch das breite, fruchtbare Kiewa-Thal in südlicher Richtung. Der flache, alluviale Thalboden ist teilweise Ackerland, bebaut mit Weizen, Mais und anderen Feldfrüchten. An den sanftgeneigten Thalhängen treten hie und da dunkelgraue, abgerundete Granitfelsen zu Tage. Die Straße ist schlecht und staubig, und die Hitze groß — 35° C. im Schatten —; doch die schlimmste Plage sind die Fliegen, welche sich (in Wirklichkeit) von dem Schweiße unseres Angesichts nähren. Man trägt in jenen Teilen Australiens, wo die Fliegenplage besonders arg ist. weitmaschige, vom Hut herabhängende Netze, welche zwar das Gesicht vor den Fliegen schützen, aber die drückende Hitze noch steigern.

Nach zweistündiger Fahrt wandten wir uns links nach Osten, überquerten einen Sattel und langten Abends bei einem kleinen Wirtshaus, unserer Nachtstation, an. Das Haus ist klein; die Wände bestehen aus zwei Bretterlagen. Die äußeren Bretter sind horizontal und übergreifen dachziegelartig, die inneren sind vertikal, teilweise überklebt mit Ausschnitten aus illustrierten Zeitungen, als Tapeten. Alle Räumlichkeiten sind Parterre. Das Dach besteht aus galvanisiertem Wellenblech. Die wichtigsten Räumlichkeiten haben eine Decke, die übrigen nicht. Herausgeputzt mit farbigen Annoncenschildern, und mit separiertem Eingang, ist die Haupträumlichkeit, das „Bar." Ein hoher, langer, schmaler Tisch, mit Blech beschlagen, quer durch den Raum, dahinter auf Stellagen zahlreiche Flaschen mit prangenden Etiquetten und fraglichem Inhalt. Im ganzen Raum ist nicht ein Sessel oder eine Bank. Hinter dem Tisch steht der „Barman" in Hemdärmeln. Vorn einige bärtige, mehr oder minder nüchterne, halbwilde Gesellen. Draußen vor der Thür eine Gruppe von solchen. Die meisten mit kurzen schmutzigen Lehmpfeifen im Mund. Ich trete hinzu. „Have a drink!" ruft einer. Natürlich! — es wäre unpolitisch nein zu sagen; aber welches der verschiedenen Gifte soll ich wählen? Also Whisky — das ist sozusagen der australische Nationaltrank und wird noch am ehesten gut sein.

Der Haupteingang führt in einen schmalen Gang, zwei Schlafzimmer links, das „Bar" und „Parlour" — Zimmer mit Tisch, Sesseln und Klavier, rechts — Küche, Vorratskammer ꝛc. sind hinten angebaut.

Während der Bereitung des Nachtessens — nichts als eingesalzenes Schaffleisch und Thee ohne Milch — hatte ich Zeit genug die Einrichtung zu betrachten. Sesseln aus gebogenem Holz, von Thonet in Wien, Klavier aus Berlin, ganz heimisch — aber das eingesalzene Schaffleisch! Doch der Whisky ist nicht so schlecht mit warmem Wasser. Ich bin kein Musiker, aber wenn man da „hinten in Australien" auf einem Wiener Sessel sitzt und ein Berliner Klavier vor sich hat — beide zwar billig und schlecht — so kommen einem alle möglichen Gedanken. Man klimpert gedankenlos und schließlich wird's ein Lied. Kaum sind die ersten Töne erklungen, als ein starker Chor die Melodie erfaßt und es klingt hinaus in den Wald: „Es braust ein Ruf —"; ich hielt erschreckt ein wenig inne; doch als die Männer weitersangen, spielte ich lustig drauf los und schonte die Tasten so wenig wie die Männer ihre Stimmen. Gleich kam auch die ganze Gesellschaft herein, meine Bekannten vom „Bar."

Ein deutscher Schafhirt, ein alter Achtundvierziger — die meisten alten Deutschen hier sind solche „Maivögel" — hatte seinen Lohn — Check auf 15 Lstrl. — bekommen und denselben, wie hierzulande üblich, dem Wirt mit dem Auftrage übergeben, ihn und seine Kumpane so lange zu traktieren, als der Check vorhält. Er hatte seine deutschen Bekannten zu diesem edlen Zweck um sich versammelt, und in ihrer Brust hatten meine Töne das Lied erweckt. Die Leute sprachen ihre Muttersprache zwar nicht sehr fließend, aber dennoch erkannte man leicht in dem einen den Sachsen, in dem anderen den Schwaben — doch alle kannten das Lied. Die Männer tranken und sangen und ich mußte aufspielen — von Schlafengehen lange keine Spur. Als ich endlich im Bett lag, dauerte die Kneipe noch lange fort.

Anderen Morgens, meine lieben Landsleute schliefen ihren — nun sie schliefen noch, verließen wir zeitlich dieses Wirtshaus „Im Krug zum grünen Kranze", Lockhardt-Creek genannt, und setzten unsern Weg durch Eucalyptuswald in östlicher Richtung fort. Die Straße steigt hier steil an, und wir hatten unsere liebe Not mit dem Wagen und mußten öfters unsere Schultern an die Radspeichen stemmen. Der Wald ändert zusehends seinen Charakter, wie am Nordabhang des Kosciusko-Plateau's, die Bäume treten dichter aneinander, die Blätter sind zahlreicher und wenden sich mehr der Sonne zu; der unten staubige Waldboden ist feuchter und kühl, geschmückt mit Moos und mit Blumen. Auf der Höhe finden sich, was im Tiefland nirgends vorkommt, Flechten an den Baumästen. Besonders auffallend ist eine Bartflechte, Usnea, jener unserer Bergwälder ähnlich.

Wir überquerten einen ziemlich hohen Sattel, und sahen nun das Mitta-Mitta-Thal in der Tiefe vor uns liegen. In einer Stunde war der hier breite und flache Boden desselben erreicht, und wir wandten uns nach rechts, in südlicher Richtung, thalaufwärts.

An der Straßenbiegung steht ein nettes Gehöfte, beschattet von einer Gruppe prächtiger Linden. Diese sind hier vor 40 Jahren von den ersten Ansiedlern gepflanzt worden und sehen aus wie hundertjährige Bäume. Die Straße hält sich durchaus am linken Ufer, verläßt bald die flache Thalsohle und zieht der östlichen, ziemlich steilen Thalwand entlang, fortwährend auf und ab — an einzelnen Stellen bis zu 150 m. über die Thalsohle ansteigend. Strecken dieser Straße sind überaus steil und nötigen uns, beim Bergabfahren große Aeste oder junge Bäume abzuhacken und hinten am Wagen anzuhängen, da die Bremsen nicht ausreichend wirken. An einer Stelle mußten wir sogar den Wagen eigenhändig mit einem langen Seil zurückhalten. Für Zuschauer wäre dies ein Anblick gewesen, und auch für den Ingenieur, der diese „infernal road“, wie unser Kutscher sie bezeichnete, angelegt hat.

Von den Höhen genießt man hübsche Ausblicke ins Mitta-Mitta-Thal. Schöner Wald bedeckt den steilen, hie und da sogar felsigen Hang. Das Thal zu unseren Füßen, höchst fruchtbar, sorgfältig kultiviert und durchzogen von den silberglänzenden Schlangenwindungen des Mitta-Mitta-Flusses, bietet einen sehr freundlichen Anblick dar. Maisfelder und Tabakpflanzungen, dazwischen kleine Hütten und Arbeiter auf den Aeckern. Darüber, im Hintergrunde, die Waldberge im Osten des Mitta-Mitta-Thales.

Nach mehrstündigem Auf- und Abfahren kamen wir endlich wieder in den flachen Boden hinunter und ich konnte mir das idyllische Treiben in jenem stillen Thale näher betrachten. Doch mit der Idylle war es gleich zu Ende, denn es stellte sich heraus, daß die Bebauer dieses fruchtbaren Bodens größtenteils schmutzige Chinesen sind. Einem Chinesen begegnet im Inneren Australiens keiner mit Vergnügen. Der Haß der Australier gegen die Chinesen, besonders der Arbeiterklasse — dort die regierende — ist ein tiefer, unauslöschlicher, ebenso wie in Californien. Die Chinesen leben schlecht und sind zufrieden, um geringen Lohn unangenehme und schmutzige Arbeiten zu verrichten. Sie sind auch in der That sehr nützlich.

Also wozu der Haß? Man sollte denken, daß die Europäer froh sein sollten, solche Menschen wie die Chinesen zu finden, denen alle Arbeiten aufgebürdet werden können, die für die Europäer zu schlecht oder zu wenig erträglich sind.

Es ist jedoch dieser Chinesenhaß wohl begründet. Der Chinese der unteren Volksklasse — andere wandern nicht aus — ist gleich geizig und genügsam. Er fährt und reitet nicht, geht in der größten Hitze Arbeit suchend der Eisenbahn entlang Hunderte von Meilen weit zu Fuß. Auf der Schulter trägt er einen elastischen Stab mit einem Bündel an jedem Ende, sein ganzer Reichtum. Er arbeitet jahrelang in Australien, betrügt und stiehlt wo er kann, und darbt dabei, bis sich ein Häuflein Sovereigns in einem seiner zwei Bündel angesammelt. Wieder zu Fuß geht er der Bahn entlang zum nächsten Hafen und segelt zurück nach dem Reich der Mitte, um dort in otio cum dignitate seinen hart erworbenen Reichtum zu genießen. Und selbst wenn er in der Fremde sterben sollte, so muß seine Leiche zurück in die Heimat, und er hat zu diesem Zweck bei seinen Landsleuten einen entsprechenden Obolus deponiert. Diese ungewaschenen Gauner blicken auf uns arme, barbarische Europäer mit einem Gemisch von Verachtung und Mitleid herab, mit einem gewissen versteckten homo Romanus sum, das — nun, das der Teufel holen soll. Doch das wäre nicht so schlimm, wenn sich dieser Standpunkt nicht auch in Handlungen ausdrückte. Abgesehen von Schwindel und Betrug, der in den Augen der Chinesen gegen uns Europäer ganz gerechtfertigt erscheint, wie sie selber unumwunden gestehen, ist es besonders ihr Benehmen gegen die Europäerinnen, dem sie den Haß der Europäer in Australien und Californien zuzuschreiben haben. Ihre eigenen Frauen bringen sie nie mit in die Fremde. Sie überreden junge Europäerinnen Opium zu rauchen — das größte Laster der Chinesen — und erhalten ihre Opfer so lange im Opiumrausch, bis — nun ich will hierauf nicht näher eingehen, aber gewiß wird jeder zugeben, daß jene, welche eine Schwester oder Geliebte auf diese Weise verloren haben, alle Ursache haben die Chinesen zu hassen. Ja, ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich dieses Treiben der Chinesen als die eigentliche und hinreichende Ursache des Hasses von Seiten der Europäer und der Gewaltmaßregeln ansehe, die man zum Schutz von Ehre und Sitte gegen die Chinesen ergriffen hat.

Einige der Nebenbäche bringen zuweilen große Schuttkegel herab ins Mitta-Mitta-Thal, verwüsten die Kulturen und verursachen nicht selten, durch Stauung des Mitta-Mitta, verheerende Ueberschwemmungen. Ein solcher Schuttkegel bedeckte auf eine kurze Strecke die Straße. Links die Mitta-Mitta, rechts der steile Thalhang, vor uns der wüste Schuttkegel; eine erfreuliche Aussicht. Es war drei Uhr Nachmittags und die Sonne brannte herein in das Thal. Nach vergeblichen Rekognoszierungen mußten wir uns trotz der Hitze dazu entschließen, jenem Schuttkegel zu Leibe zu gehen. Alles wurde ausgepackt und hinüber getragen, dann die Passage etwas geebnet und schließlich der Wagen mittelst Hebeln und des Seils, an dessen Ende jenseit des Schuttkegels die Pferde gespannt wurden, schwankend wie ein Schiff auf stürmischer See, hinübergebracht. Abermals giengs hinauf in die Thalwand — die Steigungen sind doch noch besser als die Schuttkegel; zwei Stunden auf und ab, und endlich sind wir in Mitta-Mitta.

Der Ort liegt malerisch am oberen Ende der Thalweitung. Ringsum steile, teilweise bewaldete Berghänge.

Dicht oberhalb der Ortschaft vereinigt sich der Snowy Creek mit dem Mitta-Mitta, beide kommen aus engen Schluchten heraus.

Ich erkundige mich gleich nach Stirling; er war noch nicht angekommen. Müde und erschöpft von der Hitze, beschlossen wir zu baden, giengen hinab zum Snowy Creek und hinein in das kühle, klare Wasser; welch eine Labung nach so einem Tag — Ah! Doch im nächsten Moment Au! Ich springe ans Land, meine Füße hängen voll Blutegeln, gefolgt von meinem Begleiter, dem es nicht besser geht. Wir lasen einander gegenseitig die Blutegel ab und saßen nun da mit blutenden Füßen, sehnsuchtsvoll hineinblickend in die klare, erfrischende Flut und nachsinnend über die Wechselfälle des menschlichen Lebens. „A damned valley from beginning to end", brummte mein Freund; „nothing but hills, Chinese and leeches."

Plötzlich gewahrten wir auf einem schmalen Pfade, hoch über unseren Köpfen, einige Reiter und Packpferde, und erkannten an dem Theodolitenständer, der grotesk von einem der Packsättel aufragte, in den Reitern unsere künftigen Kameraden. Und so war es. Stirling war zehn Minuten nach uns eingetroffen und er hatte, wenn auch einen kürzeren, so doch viel schwierigeren Weg zurückzulegen gehabt, als wir. Wir waren sehr erfreut über unsere gegenseitige Pünktlichkeit und schlossen an Ort und Stelle Freundschaft — ob die Gletscher nun bis zu 1800 m. oder bis zu 800 m. herabgereicht hatten, was scheert uns das!

Alle verfügbaren Karten und Croquis wurden ausgebreitet und wir begannen, daran zu studieren; doch die Karten schienen uns nicht sehr verläßlich, standen auch teilweise miteinander im Widerspruch und wir konnten aus ihnen nicht recht klug werden. So ersuchten wir denn einige der Bewohner um Auskunft; allein diese lächelten ungläubig und gaben ausweichende Antworten. Dieses mysteriöse Betragen war bald aufgeklärt.

Das ganze Terrain zwischen Mitta-Mitta und unserem Ziel, dem Mount Bogong, ist mehr oder minder goldhaltig, und es steht etwas westlich von Mitta-Mitta ein größeres Goldbergwerk im Betrieb. Das Gold findet sich dort fein verteilt in einer posttertiären Anschwemmung und wird aus derselben, unter Leitung eines californischen Ingenieurs, auf sehr einfache und originelle Weise gewonnen.

Mittelst einer mehrere Kilometer langen Wasserleitung wird ein 20 m. ober dem Goldflötz gelegenes Reservoir gespeist, und von diesem geht eine Röhre hinab zu dem Bau. Das Flötz liegt an einer Berglehne. Die Wasserröhre läuft in einen biegsamen Schlauch mit Endstück aus, ähnlich einem Spritzenschlauch. Dieser wird so an Ständern befestigt, daß ein starker, etwa 4 cm. dicker Wasserstrahl unter 20 m. Druck — wie erwähnt, liegt das Reservoir 20 m. über dem Flötz — auf die Vorderseite des Flötzes zu spielen kommt. Ein Mann reguliert Stärke und Richtung des Wasserstrahles. Unter der Stelle, wo der Strahl anprallt, beginnt eine sanft geneigte, oben breite, nach unten hin sich verschmälernde Rinne aus Brettern, durch welche das Wasser und das losgewaschene Material herabkommen. Am Boden der Rinne sind zahlreiche Querleisten angebracht. Der Wasserstrahl wäscht die Erde mit dem Gold hinunter in die Rinne. Die leichtere Erde wird größtenteils durch die Rinne fortgeschwemmt, das schwere Gold bleibt größtenteils hinter den erwähnten Querleisten liegen. Sobald sich die Winkel hinter den Querleisten mit Material angefüllt haben, wird der Strahl in eine andere Richtung über eine zweite, ähnliche gelenkt. Der Schlamm hinter den Leisten der ersten Ruine wird mit Schaufeln ausgehoben und in die rotierenden Quecksilberfässer gebracht. Inzwischen haben sich die Leistenwinkel in der zweiten Rinne angefüllt und der Strahl wird zur ersten zurückgelenkt u. s. w. Ab und zu werden, wie die Abschwemmung fortschreitet, die Rinnen nach oben verlängert. Auch an vielen anderen Orten in der Nähe ist Gold gefunden worden und zahlreiche „Prospecting-Parties" wandern in jenem Teile der australischen Alpen herum, nach Gold suchend.

Die Leute, welche wir um Rat fragten, waren meist selbst Prospektors und hielten jedenfalls auch uns für solche. Das war wohl der Grund ihrer Geheimnisthuerei.

Da weder die Karten noch die Leute die gewünschte Aufklärung boten, so beschlossen wir endlich, einfach gerade auf unser Ziel loszugehen. Die Vorbereitungen nahmen viel Zeit in Anspruch und es war 11 Uhr Mittags des 4. Januar, ehe wir flott wurden. Wir ritten über die steile Berglehne im Osten von Mitta-Mitta hinauf und überquerten die Wasserleitung zu dem oben erwähnten Goldbergwerk, welche diesen Hang traversiert. Es stellte sich aber bald heraus, daß hier nicht fortzukommen sei, und wir mußten nach Mitta-Mitta zurück. Während des Rückweges war ein anderer Plan gefaßt worden. Wir ritten eine Strecke weit durch das Mitta-Mitta-Thal hinab, wandten uns dann nach links, östlich, und setzten unsern Weg einem kleinen Nebenfluß der Mitta-Mitta, dem Scrubby Creek entlang, fort, vorbei an einer kleinen Blockhütte, der letzten menschlichen Behausung, in schönem Hochwald, hie und da in den Niederungen durch mannshohes Känguruhgras, immer sanft ansteigend.

(Fortsetzung folgt.)

Die Engländer in Westindien.[1]

Ein neues Buch von James Froude darf auf vielseitige Teilnahme rechnen. Der gelehrte Verfasser, welcher

[1] „The English in the West Indies or the Bow of Ulysses, by James Anthony Froude." London, Longmans, Green & Co., 1888. 373 S.

als Historiker und Litterarhistoriker sich bereits einen bedeutenden Ruf erworben hat, darf sich rühmen, durch dieses sein neuestes Werk berechtiges Aufsehen erregt zu haben. Es ist eine polemische Schrift, welche in scharfer, aber möglichst objektiver Weise die politischen und sozialen Zustände von Britisch-Westindien beleuchtet.

Als ein erfahrener Mann studiert Froude zunächst Geschichte und Kultur des Landes, welches er bereisen will. Zugleich versieht er sich mit Empfehlungsbriefen an hervorragende Persönlichkeiten, eine Vorsicht, die ihm später sehr zu Nutzen kommt.

So ausgerüstet, fährt er am 30. Dezember mit der „Mosel" von Bridgetown ab. Zwölf Tage später landet er — aus tiefster Winterkälte in den lachenden Frühling versetzt — auf Barbados.

Der Anblick Westindiens ruft in ihm das Andenken an die glänzenden Heldenthaten seiner Vorfahren wach. Die Engländer kämpfen anfangs mit den anderen Nationen gemeinschaftlich gegen die erdrückende Uebermacht der Spanier. Allmählich bilden sich freie Genossenschaften aus, welche teils mit, teils ohne Wissen der Regierung diesen Kampf fortsetzen. Das sind die Flibustier und Buccaneers, deren Thaten einer gewissen Romantik nicht entbehren. Einer der gefürchtetsten ist Henry Morgan. Sein kühner Angriff auf Panamá erregt selbst in dieser Zeit allgemeines Aufsehen. Zur Belohnung für seine Piraterien macht ihn der König zum Gouverneur von Jamaica. Bedenklich steht es mit der britischen Macht in den westindischen Gewässern zur Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Die verbündeten Spanier, Franzosen und Niederländer suchen die bedrängte Lage Großbritanniens zu ihrem Vorteil auszubeuten. In dieser Not hat der Admiral Rodney die Ehre des englischen Namens aufrecht erhalten. Durch einen glänzenden Sieg über den französischen Admiral de Grasse stellt er das britische Uebergewicht in Westindien wieder her (8. April 1782). „Damals", sagt Froude — und hiermit begründet er zugleich den zweiten Titel seines Buches — „war der Bogen des Ulysses gespannt. Auch heute ist er unversehrt; Motten und Würmer haben weder Sehne noch Bogen verletzt. Aber er ist nicht gespannt, und die Pfeile, welche abgeschossen werden, fallen schwach zu Boden."

Westindien, welches ehemals so heiß umstritten und in schweren Kämpfen von den Engländern behauptet wurde, wird heute von der britischen Regierung stark vernachlässigt. Dem Drängen der Liberalen nachgebend, hat sie verschiedenen Inseln eine Schein-Konstitution mit Lokalparlament bewilligt. Froude hält dieses für einen folgenschweren Fehler. Denn da die Neger in Britisch-Westindien bei weitem in der Zahl überwiegen, so würden dieselben nach und nach zur Herrschaft kommen und es würden dann Zustände eintreten, wie sie schlimmer auf Haïti nicht gedacht werden können.

Während die Zahl der Neger mit jedem Jahre zunimmt, verringert sich die der weißen Bewohner mit jedem Jahre. Der Grund dafür liegt einmal in den unerquicklichen politischen Verhältnissen und dann in der Entwertung des Bodens und seiner Erzeugnisse. Der Preis des Zuckers geht mit jedem Jahre zurück und eine schwere Krise steht bevor. Die Pflanzer haben diese durch einen Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten abzulenken versucht. Es wäre ihnen dadurch der sonst streng verschlossene Markt der Vereinigten Staaten eröffnet worden. Aber die Staatsmänner von St. James haben diesen Vertrag nicht anerkannt.

Man kann sich denken, daß dadurch die Sympathien der weißen Kolonisten für das Mutterland nicht gestiegen sind. Die meisten verkaufen ihre Güter oder lassen dieselben durch Untergebene verwalten. Diese Abwesenheit des Herrn (Absenteeism) hat auf die Verhältnisse Westindiens im höchsten Grade schädlich eingewirkt. Es sind dadurch ähnliche unglückliche Verhältnisse wie in Irland entstanden.

Aber andere Pflanzer begnügen sich nicht mit der Auswanderung. Sie predigen offenen Anschluß an Amerika. „Noch ist es Zeit, einzulenken", meint Froude. „Aber es muß bald etwas geschehen, ehe es zu spät ist. Vor allen Dingen muß England aufhören, zu experimentieren. Und dann muß es tüchtige Gouverneure nach Indien senden, nicht solche, welche durch Protektion auf einen Posten berufen werden, für den sie durchaus ungeeignet sind." . . .

Unter den westindischen Inseln ist Barbados, welches der Verfasser zuerst betritt, am besten bebaut. Da es die älteste Besitzung Englands ist, so trägt es auch am meisten einen englischen Charakter. Der Name Barbados soll nach Froude aus dem Spanischen kommen und „die Bärtigen" bedeuten. Diese Annahme scheint uns etwas gewagt, da nach älteren Schriftstellern die Karaiben immer als bartlos geschildert werden. Der französische Pater Labat, welcher Westindien im vorigen Jahrhundert bereiste, weiß viel von dem Glanz und der Pracht dieser Insel zu berichten. Seine Kaufläden sollen denen von London und Paris nicht nachgestanden haben. Heute ist wenig mehr von der alten Herrlichkeit zu spüren.

St. Vincent und Grenada kranken an dem allgemeinen Uebel: Ueberwiegen der schwarzen Bevölkerung, wirtschaftlicher und finanzieller Rückgang. Ausführlicher verweilt Froude bei der größten der Kleinen Antillen: Trinidad. Den verhältnismäßigen Wohlstand derselben glaubt er darin zu erblicken, daß sie direkt der englischen Krone unterstellt ist. Dennoch sind drei Viertel der Insel unbebaut, und die Besitzer der Zuckerplantagen haben auch hier einen schweren Stand. Die Neger sind seit der Emanzipation träge geworden.

Es kann wohl kein Zweifel mehr darüber sein, daß die plötzliche Freilassung der Neger ein politischer Mißgriff war. Man hielt, beeinflußt durch die Lektüre von „Onkel Toms Hütte", die schwarzen Söhne Afrika's für

besser als sie in Wirklichkeit sind. Auch war ihre Lage durchaus nicht so schrecklich — einige Ausnahmen zugegeben — wie sie in diesem Buche geschildert wird. Es herrschte zwischen Pflanzern und Sklaven im allgemeinen ein ganz patriarchalisches Verhältnis. Eine allmähliche Freilassung, wie sie später ja auch in andern Ländern erfolgte, würde jedenfalls viel besser gewesen sein. Der Neger, sorglos und von Natur träge, ist eben ein Kind, welches nicht weiß, was es mit der plötzlichen Freiheit anfangen soll. Es muß erst dazu erzogen werden.

Um den Mangel an Arbeitskräften zu decken, hat man Kulis aus Indien eingeführt. Sie sind fleißige und thätige Leute, welche mit Verachtung auf den geistig niedriger stehenden Sohn Afrika's herabsehen. Eine Vermischung beider Rassen ist daher gänzlich ausgeschlossen.

Auch Dominica und Jamaica werden von Froude besucht. Letzteres, die größte englische Besitzung im Antillenmeer, leidet besonders hart unter der wirtschaftlichen Krise. Bis zum Jahre 1853 hatte Jamaica eine Art Verfassung mit einem Lokalparlament. Infolge eines Aufstandes wurde die Konstitution aufgehoben und das Land direkt der Krone unterstellt. Im Jahre 1884 wurde unter dem Ministerium Gladstone abermals eine neue Verfassung eingeführt.

Froude fragt mit Recht: „Wozu diese ewigen Veränderungen? Viel besser wäre es, wenn, durch kluge Benützung der Umstände, Handel und Verkehr gehoben würde. Aber in dieser Beziehung huldigt man dem laisser-aller. England, welches keinen direkten Nutzen mehr aus diesen Ländereien zieht, läßt seine westindischen Besitzungen ruhig dem Untergange entgegengehen. Vielleicht wäre es ihm gar nicht unangenehm, wenn diese Kolonien sich vom Mutterlande lossagten oder sich einer fremden Macht anschlössen. Dabei vergessen seine Staatsmänner, daß, wenn ein Teil leidet, der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen wird und daß jede Schwäche auf die anderen Kolonien nur nachteilig einwirken kann.

Daß der Neger noch nicht reif ist, sich selbst zu regieren, hat er am schlagendsten auf Haïti bewiesen.[1] Eine größere Mißwirtschaft als hier ist kaum denkbar. Sittlich durch und durch verfault, bietet es mit seinen Pestdünste aushauchenden Städten ein Bild der größten Verkommenheit dar. Die wenigen Weißen, welche sich Handels halber in Port-au-Prince aufhalten, sind nur geduldet und dürfen nach § 7 der Verfassung weder ein öffentliches Amt bekleiden, noch das Stimmrecht ausüben, noch Grundbesitz erwerben.

Um die spanische Verwaltung Westindiens kennen zu lernen, begibt sich Froude auf einige Zeit nach Cuba. Er ist nicht blind für die Uebelstände, welche sich hier dem unbefangenen Beobachter darbieten. Die Verwaltung ist korrumpiert, Revolutionen nicht selten und die Städte leiden trotz ihrer reizenden Lage an großer Unreinlichkeit. Aber die Spanier haben es wenigstens verstanden, dem Lande ihren Stempel aufzudrücken. Die weiße Bevölkerung, welche hier vorherrscht, ist nach Sitte und Sprache durchweg spanisch.

Auch die „Perle der Antillen" hat ihre reiche geschichtliche Vergangenheit. Drake versuchte sie vergeblich durch einen kühnen Handstreich den Spaniern zu entreißen. Im siebenjährigen Krieg hielten die Engländer sie besetzt. Doch gaben sie sie nach dem Pariser Frieden den Spaniern wieder heraus. Die Bedrückungen des Mutterlandes, welches diese Insel wie seine südamerikanischen Besitzungen stark aussog, führten wiederholt zu Unruhen. Im Jahre 1873, gerade als Spanien sich in einer gefährlichen Krisis befand, brach ein furchtbarer Aufstand aus, der erst nach langer Zeit gedämpft werden konnte. Von den Vereinigten Staaten Nordamerika's wurden die Aufständischen in ziemlich offener Weise unterstützt. Zu einem Bündnis kam es aber nicht. Auch jetzt hat das Kabinet von Washington seine schweren Bedenken gegen eine Einverleibung dieser Insel, obwohl der größte Teil ihrer Bewohner dieselbe mit Freuden begrüßen würde.

In Havannah besucht Froude eine der größten Tabakfabriken. Das lebendige Treiben daselbst behagt ihm sehr. „Warum", so fragt er, „sucht unsere Regierung den Anbau und die Verbreitung dieser nützlichen Pflanze nicht mehr zu fördern? Der Boden eignet sich auf fast allen Inseln Westindiens vorzüglich dazu, und die arbeitende Bevölkerung ist auch im Ueberfluß vorhanden. Sie würde die Ertragsfähigkeit des Landes bedeutend steigern und den schwarzen Bewohnern, welche mehr und mehr in Trägheit versinken, genügenden Unterhalt verschaffen."

Auch die berühmte Kathedrale mit dem Grabdenkmal des Kolumbus wird von ihm besichtigt. Als Grabstätte des großen Mannes ist es ziemlich armselig. Rechts vom Altar befindet sich eine marmorne Tafel mit dem Reliefbild des Kolumbus. Darunter ist folgende Inschrift eingegraben:

„O Restos y Imagen del grande Colon
Mil siglos durad guardados en la Urna
Y en remembranza de nuestra Nacion."

Kolumbus und sein Bruder Diego wurden ursprünglich in St. Domingo begraben. Als letzteres für die Spanier verloren gieng, sollte der Körper des großen Entdeckers nach Havannah gebracht werden. Ein Leichnam wurde hinübergeschafft. Ob es aber der richtige war, ist noch nicht fest entschieden.

Mit der Besichtigung Cuba's hat Froude seine Mission beendigt. Er faßt seine Ausführungen im Schlußkapitel noch einmal zusammen. Zugleich bespricht er die Aussichten der sog. „Imperial Federation".

Unter letzterem versteht man die engere Verbindung Englands mit seinen Kolonien, besonders in Kriegszeiten.

[1] Wir haben über die unglücklichen Zustände jener Insel einen Aufsatz veröffentlicht im 14. Heft der „Deutschen Kolonialzeitung" 1887.

Das Projekt soll von dem Prinzen von Wales herrühren. Der Name tauchte zuerst zur Zeit der großen Kolonialausstellung in London auf (1887). Der Grundgedanke war, die verschiedenen Kolonien und das Mutterland zu einem Reichsparlament zu vereinigen.

Aber ein solches gemeinschaftliches Parlament, welches von allen Ländern des britischen Reiches beschickt würde, hat seine großen Schwierigkeiten. Abgesehen davon, daß jedes Land seine Sonderinteressen hat, sind die großen Kolonien, wie Canada, Australien und das Kapland, auch gar nicht sehr einer solch' engen Verbindung geneigt. Sie streben im Gegenteil nach gänzlicher Unabhängigkeit. Der gewandte Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung", Hugo Zöller, hat über diese Bestrebungen in Australien interessante Mitteilungen gemacht. Aber selbst in Ostindien regt es sich. So wurde vor einiger Zeit von einer Versammlung vornehmer Indier berichtet, welche ein Sonderparlament, aus Eingeborenen bestehend, forderten. Damit wäre aber, wie eine Betrachtung der anderen Besitzungen zeigt, der erste Schritt zu gänzlicher Lostrennung vom Mutterlande gethan.

Froude's Buch bietet viel des Anregenden und Interessanten. Es ist geistvoll geschrieben. Doch leidet es etwas an Weitschweifigkeit und häufigen Wiederholungen, was das Lesen erschwert. Die mancherlei philosophischen und litterarhistorischen Betrachtungen wären besser unterblieben. Wir sind auch so von der Belesenheit und Gelehrsamkeit des Verfassers überzeugt. Eine Uebersichtskarte der bereisten Gebiete würde sehr willkommen gewesen sein. Hans Altona.

Die Zigeuner als Kulturvolk.

Von J. Okič.

Ich bin überzeugt, daß der Leser bei dem Anblick obiger Aufschrift mitleidig den Kopf schütteln wird; nur weiß ich nicht, wen er mehr bedauern wird, mich, den Schreiber dieser Zeilen, oder die angeblichen Nachkommen des Pharaon, d. h. jene vermeintlich unglückliche Menschenrasse, welche, ohne feste Wohnsitze und ohne Heimat, seit undenklichen Zeiten in der Welt herumirrt — die Zigeuner.

Die Aufschrift dieser Schilderung ist jedoch keine Ironie, sondern beruht, wie unglaublich es auch klingen mag, auf fester Grundlage. Freilich darf man die Berechtigung derselben nicht in den äußersten Ausläufern des Zigeunerlebens suchen, dort, wo die fortschreitende moderne Kultur der verschiedenartigen Thätigkeit der braunen Söhne der Natur einen festen Damm gesetzt hat. Will man den Zigeuner in seiner unverfälschten Urwüchsigkeit kennen lernen, so muß man sich dorthin wenden, wo er in seiner vollsten Freiheit und Ungebundenheit anzutreffen ist; wo er einen integrierenden Teil der Landesbevölkerung ausmacht, nicht der Familie, sondern dem Stamme nach — denn eine Truppe bezieht die Lagerplätze der anderen — d. h. in dem Oriente.

Wenn ich jedoch von den Zigeunern als einem Kulturvolke spreche, so will ich damit durchaus nicht die moderne Kultur des Westens oder Südens gemeint haben. Ich will nur den Beweis zu führen versuchen, daß die Zigeuner eines gewissen Kulturgrades, der anderen nomadisierenden Völkerstämmen entweder ganz oder zum großen Teile mangelt, nicht entbehren.

Man ist gewöhnt, den Zigeuner als den Ausbund alles Schlechten und Lasterhaften, als den Inbegriff alles dessen darzustellen, was mit der Moral und mit den menschlichen Gesetzen auf dem Kriegsfuß steht. Es ist allerdings wahr, daß der „arme Sohn" ein außerordentlich fingerfertiger Dieb und raffinierter Betrüger ist, aber ich frage: thun Angehörige der fortgeschrittensten Kulturvölker nicht auch dasselbe? Gauner, Diebe und Betrüger hat jede Nation aufzuweisen, nur ist bei anderen Völkern die Begriffslosigkeit zwischen Mein und Dein nicht so stark entwickelt als bei dem Zigeuner. Dies rührt aber von der Lebensweise des Zigeuners her. Im Walde erblickt das Zigeunerkind das Licht der Welt; im Wald wächst es auf, um im Walde zu sterben. Er ist ein Kind der Natur, welche nach ihren unerforschlichen Gesetzen unbekümmert um die von den Menschen geschaffenen Grenzen und Vorrechte ihre Gaben allen zur Verfügung stellt. Er betrachtet alles als ein Geschenk der Mutter Natur und eignet sich an, was er eben findet. Deshalb hat auch die Zigeunersprache für das Stehlen keinen Ausdruck. Der Zigeuner stiehlt nicht, er findet.

Was gehört zu der Kultur eines Volkes? Vor allem eine eigene Sprache; ferner Handel, Gewerbe, Musik, Dichtkunst ꝛc. Haben die Zigeuner eine eigene Sprache? Gewiß! Dieselbe ist entschieden weit mehr ausgebildet, als die „Weltsprache" Volapük. Die Zigeuner der ganzen Welt sprechen nur eine Sprache, ihre Muttersprache. Meines Wissens existieren bereits zwei Lehrbücher der Zigeunersprache, von denen eines niemand Geringeren als den Erzherzog Josef, Oberkommandanten der ungarischen Landwehr, zum Verfasser hat. Außerdem gibt es mehrere Lesebücher, ein „Schatzkästlein" der Zigeunersprache und dergleichen. Freilich haben nicht die Zigeuner selbst diese Bücher geschrieben, das ändert aber an der Thatsache gar nichts, denn sie haben aus dem Schatze ihrer Sprache das Material dazu geliefert.

Handel! Gibt es auf der Welt einen eingefleischteren Geschäftsmann als den Zigeuner? Entschieden nicht! Der Zigeuner handelt mit allem und überbietet seinen Landsmann par excellence, den Schacherjuden, sowohl in dem Ueberschätzen des Verkaufsobjektes, als auch im Nachlassen des Preises. Wenn es nicht anders geht, so setzt er die Ware, besonders wenn ihn dieselbe nichts kostet, auch mit 50 Proz. und noch weniger des reellen Wertes ab, was bei dem Juden nie der Fall ist.

Wie jede Nation den Handel mit einer bestimmten Ware allen übrigen Geschäftszweigen vorzieht, so hat auch der Zigeuner sein Auge hauptsächlich auf einen Gegenstand geworfen. Der Südungar handelt vornehmlich mit Getreide, der Slowak mit Mäusefallen, der Serbe mit Schweinen, der Bulgare mit Obst und Gemüse, der Italiener mit Südfrüchten, der Zigeuner aber mit — fehlerhaften Pferden. Man findet im Besitze der Zigeuner wohl auch fehlerfreie Pferde, aber diese gehören zu den Ausnahmen. Die Fehler bestehen jedoch nur beim Ankaufe der Tiere; will der Zigeuner dagegen ein Pferd verkaufen, so ist dasselbe nach seiner Behauptung nämlich entschieden — fehlerfrei.

Der Sinn für die Vielseitigkeit des Gewerbes ist bei dem Zigeuner nicht in jenem Grade entwickelt, als bei den modernen Kulturvölkern, aber in gewissen Zweigen nimmt er es mit jedem seßhaften Meister auf. Die Holzgeschirre und Geräte, die er mit seinem einfachen Messer herstellt, könnten die Konkurrenz so mancher Fabrikarbeit bestehen. Und erst seine Schmiedearbeiten! Er schmiedet auf dem kaum sichtbaren in die Erde geschlagenen Ambos mit seinem Hämmerlein aus Eisenabfällen und den aus der Rumpelkammer hervorgeholten Eisenresten Geräte und Werkzeuge, die seiner Fertigkeit unstreitig alle Ehre machen. Er macht aus gebrochenen Mistgabeln Sensen und umgekehrt; aus gebrochenen Radschienen Messer; aus Dengelstöcken Nägel u. s. w. Das soll ihm ein Schmied nachmachen! Alle löcherigen Kochkessel, über deren Zustand selbst ein ergrauter Slowak mit einer nicht mißzuverstehenden Lasciate ogni speranza-Miene den Kopf schüttelt, richtet er ohne viele Umstände her. Freilich wird dabei auch so manches gute Werkzeug und Gerät, welches der „arme Sohn" — gefunden hat, im Handumdrehen umgeschmiedet, aber das gehört zum Geschäfte des Zigeuners.

Musik! Wer ist ein besserer Musiker als der Zigeuner? Er kennt keine Noten, sondern spielt nur nach dem Gehör, aber er braucht eine Arie nur einmal zu hören, um dieselbe auf seinem meist schadhaften Instrument wiederzugeben. Der Vollblutmagyar tanzt den Csardas nur dann mit dem vollen Genuß, wenn ihm denselben die Zigeuner vorspielen. Man muß eine ordentliche Zigeunerkapelle gehört und gleichzeitig gesehen haben, um einen richtigen Begriff von ihren Leistungen zu bekommen. Man glaubt, daß der Musiker und das Instrument mit einander verwachsen sind. Wenn er sich in das Spiel vertieft, so hört und sieht er nichts. Als ich nach dem ersten serbisch-türkischen Krieg (1877) in B. in Garnison war, hörte ich einen Zigeunerjungen von ungefähr zwanzig Jahren auf seiner Violine den Schlag der Nachtigal täuschend nachahmen. Ich riet ihm, in die Welt hinaus zu gehen und dort sein Glück zu machen.

„Und der Wald?" fragte er mich. „Geht der auch mit?"

Ich schwieg.

Die Zigeuner entbehren auch nicht der Poesie. Im Gegenteil, sie haben eine bedeutende Anzahl und dazu ganz hübscher Lieder. Der Inhalt derselben ist in den meisten Fällen die Lobpreisung der Freiheit, die Verherrlichung der Natur und die Schmähung der herrschenden Rassen, unter welchen die Zigeuner leben. Um den Leser nicht zu ermüden, will ich hier nur eine kleine Probe wiedergeben:

„Yobädjipen ná kámáv
André beseí the besháv!
Sár yobádyo ná jidáv,
Miseçes keráv dostá!
Káná ándro bes meráv,
Meyish odoy me jiav.
Ráyen ferinel o del —
Te tire ker pçábuvel!
The cepelyel yivoro
Táysá tiro yároro
Andre minç, t're romñákri
Triándá meren juklá!
Uvá, uvá, tu ná merá
Máren tut shov meribená."

(„Ich hab' das Sklavenleben satt
Und will im Walde sterben!
Man immer mich mit Füßen trat,
Ich sollte schier verderben!
Wenn ich im Walde enden soll,
So will ich gerne sterben.
Leb' wohl, mein Herr, Dein Haus so voll
In Asche mög' das Feuer legen!
Der Dreschet sei der Hagel Dir
Und Hunger sei Dein Plager!
Im Bauche Deiner Gattin schier
Für dreißig Hund' ein Lager!
Und wenn Du von den Bestien sechs
Gepeinigt stirbst, dann werd' ich lachen.")

Ganz eigenartig sind die Sprichwörter der Zigeuner. Dieselben sind nicht jenen anderer Völker nachgemacht, sondern dem Leben des Zigeuners selbst entnommen. Manche derselben enthalten einen so gesunden Kern, daß die Aneignung derselben selbst den auf der höchsten Kulturstufe stehenden Völkerschaften sicherlich nur nützlich sein könnte. Die Sprichwörter bilden gewissermaßen auch die Leidensgeschichte der Zigeuner. Er hat das Leid, welches ihm am nächsten angieng, in das Kleid des Sprichwortes gesteckt. Wieder andere bekunden unzweideutig die Lebensanschauung, den praktischen Sinn und die Philosophie der braunen Söhne. Ich will aus der Fülle derselben nur einige ausheben

Für einen Zigeunermusikanten gibt es kein größeres Unglück, als das Springen einer oder mehrerer Saiten auf seiner Violine, deshalb sagt er:

„Hegedüre bishelóri gádsio bicibákro." („Eine Geige ohne Saiten ist ein stummer Mensch.")

Oder:

„Hegedüre bishelóri, keritúno be romñi." („Eine Geige ohne Saiten, ist ein Zelt ohne Weib.")

Gleich dem Musikanten ist der Zigeunerschmied untröstlich, wenn ihm sein Hammer abhanden kommt. Ambos

und Hammer bilden ja doch das Drum und Dran seiner Schmiede. Deshalb klagt er im Sprichwort:

„Kerbúci bi svirí, rom te romñi bi ráklji." („Eine Schmiede ohne Hammer, ein Mann und Weib ohne Kind."

Der Zigeuner ergibt sich ohne Murren mit stiller Resignation in sein Schicksal. Das Ende des Erdenlebens ist unter allen Umständen das Sterben.

„Pernánges te pál cirác, andro pçuv jias" („Barfüßig oder in Stiefeln, man muß ins Grab") seufzt er, wenn ihm der doppelt gebrannte Schnaps nicht mehr schmeckt.

Obwohl mit seinem Schicksal zufrieden, wandelt den Zigeuner zuweilen doch die Sehnsucht nach einer schützenden Wohnung an, zumal wenn der kalte Wind durch die Ebene fegt und ihm die Schneeflocken in das Zelt trägt. Auf den letzteren ist er nicht gut zu sprechen. Er sagt:

„Pçúrdipén bengéskro bášháviben." („Der Wind ist das Niesen des Teufels.")

Aber er weiß, daß ihm bei Lebzeiten keine feststehende Wohnung beschieden ist, deshalb klagt er:

„Cerno mánuheské ker kerel mériben." („Dem Armen verschafft nur der Tod ein Haus.")

Auf das zarte Geschlecht ist der Zigeuner so schlecht zu sprechen, wie kein zweiter. Aber diese scharfe Beurteilung entbehrt nicht nur im Zigeunerleben, sondern in allen Gesellschaftsklassen der Kulturmenschen leider nicht eines gewissen festen Untergrundes. Wenn man den Zigeuner über das weibliche Geschlecht in Sprichwörtern reden hört, so bekommt man vor den Wesen, welche das irdische Leben zu versüßen bestimmt sind, eine gewisse Scheu. Hören wir, was er sagt:

„Gadsi ke gadses nikána tárdyás, silyálé mishelyi." („Ein Eheweib, welches den Gatten nie betrogen, ist ein singender Fisch.")

„Shukár romñákri duma, bengeskro hárángos". („Der Mund eines schönen Mädchens ist die Glocke des Teufels.")

„Kás o bevel kamel, adáles pçivles kerel." („Wen Gott segnen will, den macht er zum Witwer.")

„Ko kámel bijáv, grai bengeskro ádá." („Wer heiraten will, den reitet der Teufel.")

„Piráno mátes, ko bijav kamel, diniles." („Wer sich verliebt, ist betrunken, wer heiratet, ist ein Narr.")

„Pçurake terneçav, davco shevo kánályi." („Einem alten Weib ein junger Mann, ist dem kahlen Kopf der Kamm.")

„Kámávibcu pçurakri shilályi". („Die Liebe eines alten Weibes gleicht dem Fieber.")

Nachstehende Sprichwörter geben für den großen praktischen Sinn und die gesunde Philosophie des Zigeuners ein beredtes Zeugnis ab. Er sagt nicht: „Besser ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dach", denn er hat weder ein Dach, noch eine Taube. Er greift in die ihn umgebende Natur und schmiedet aus den Produkten derselben ein Sprichwörtlein.

„Feder pendeç pal gono, sar akhor pál vuk" („Besser eine Haselnuß in der Tasche, als eine wälsche Nuß auf dem Baum") sagt der das Kleine aber Gewisse dem Großen aber Ungewissen vorziehende Zigeuner. Oder:

„Feder sámáris lang, sar murdalo gvái." („Besser ein hinkender Esel, als ein verendetes Pferd.") Oder:

„Kamel yabjin, uvá ua bervélya." („Er liebt den Honig, aber nicht die Biene.")

Wenn ihm etwas Unangenehmes geschieht, so ist es gleichviel, woher dasselbe kommt, deshalb sagt er:

„Augár merel te pál e pani, te pal cináné páni." („Ein brennendes Scheit erlöscht im Wasser, mag dasselbe rein oder trüb sein.")

Der Zigeuner ist mißtrauisch gegen jedermann, er vertraut nur sich selbst, deshalb sagt er:

„Pal gendalvs cak dighas legféder naródes." („Im Spiegel sieht jedermann seinen besten Freund.")

Aus dem Gesagten geht unzweifelhaft hervor, daß das heimatlose Volk der Zigeuner nicht ohne Kultur ist.

Graf Teléki's Entdeckungsreisen in Ostafrika.

Der vorgenannte erfolgreiche ungarische Reisende erstattet in einer Zuschrift an die „Times" einen kurzen Bericht über seine neueren Entdeckungen, welchem wir nachstehend das wesentlichste entlehnen. Er schreibt:

Unsere Expedition verließ Sansibar am 23. Januar 1887 an Bord des „Stern", eines der kleinen Dampfboote des Sultans Said Bargasch, das nach Pangani bestimmt war. Die Mannschaft unserer Expedition, ungefähr 200 Mann, worunter einige alte wohlbekannte Bursche, welche in ihrem Leben mehr als einmal ganz unbekannte und unerforschte Gegenden durchwandert hatten, waren drei Tage vorher in einer arabischen Dhau vorausgeschickt worden.

Nachdem wir zu Jumbé Kimemeta, einem wohlbekannten Elfenbeinhändler im Masai-Lande, welcher als Dolmetscher angeworben worden, gestoßen waren und an diesem Orte noch weitere hundert Mann angeworben hatten, die wegen ihrer Kenntnis der Sprache und der sehr eigentümlichen Bräuche der Masai für Reisende in diesen Regionen unentbehrlich waren, trat die Expedition am 4. Februar ihre Reise ins Innere an und schlug den Weg über Ruon und Pare nach Taveta ein. Da es unmöglich war, alle Lasten zu tragen, ward eine große Menge derselben in Pangani zurückgelassen, und andere wurden nach Mombassa geschickt, wo man leicht genug Träger für Taveta oder Kilima'ndscharo, aber nicht nach einem entfernteren Punkte erhalten kann.

Infolge von Desertionen erreichten wir Taveta erst am 30. März. Hier beabsichtigte die Expedition sich einige Zeit aufzuhalten und es mußte daher in dieser wuchernd üppigen tropischen Vegetation ein Platz gelichtet und auf demselben

Häuser und Güterschuppen errichtet werden. Alsdann mußte ein Teil der Leute zurückkehren und die Güter von Pangani heraufschaffen, ein anderer Teil zu gleichem Zweck nach Mombassa abgehen. Andere wurden damit beschäftigt, ungefähr 100,000 Halsbänder von Glasperlen anzufertigen und 2000 „Naiberé", Kriegskleider der Masai, zu nähen, welche kein anderes Tuch annehmen.

Wir selbst nahmen eine kleine Anzahl von Männern mit uns und statteten den unteren Abhängen des Kilima'ndscharo einen kurzen Besuch ab, wobei wir, weil es gerade Regenzeit war, Tag und Nacht durch schwere Regengüsse belästigt wurden. Wir wanderten durch den dichten Wald am Fuße des Kilima'ndscharo, durch das Land der Sigirari-Masai, hinauf nach dem Meru und kehrten über Aruscha und Kahé zurück, vollkommen befriedigt von der herrlichen Landschaft, der wunderbaren Pflanzenwelt und der Menge von Wild aller Art. Nach einer Rast von vierzehn Tagen, da die Regenzeit noch nicht ganz vorüber war, wurde die Ersteigung des Kibo versucht, die uns aber nicht gelang.

Mittlerweile waren die beiden Abteilungen von Pangani und Mombassa zurückgekehrt, alle Vorbereitungen getroffen, alle Güter und Waren in Lasten von 70 bis 90 Pfund verteilt und da nun alles genügend für eine einjährige Reise im unzivilisierten Afrika hergerichtet erschien, ward Taveta am 15. Juli verlassen. Die Karawane besteht aus 250 Swahelis, 8 Somalis und 23 Eseln, jeder Mann war gut bewaffnet und beinahe alle überladen mit Gütern und Nahrungsmitteln. Da wir um die Ostseite des Kilima'ndscharo herumreisten, so begegneten wir den ersten Masai in der Nähe von Kimangelia, und hier bildete sich sogleich jenes freundliche Mitgefühl, das wir später für sie hegten. Nach einmonatlicher Reise durch ihr Land, welches beinahe ebensoviel herrliche Jagdgründe wie Lagerplätze besitzt, erreichten wir Ngongo Bagaß, einen Ort an der südlichen Kikuyu-Grenze, wo die Karawanen Halt zu machen pflegen, um Lebensmittel einzukaufen, bevor sie ihren Weg weiter nach einem Lande fortsetzen, welches zwar einen Ueberfluß an Elfenbein hat, aber keinerlei Mittel zum Unterhalt einer Karawane liefert. Von diesem Orte aus gedachten wir unsern Weg nach dem Kenia zu nehmen. Wir wußten, daß Kikuyu dicht besiedelt ist von einem gefährlichen Volke; dunkle Wälder setzen dieses in den Stand, bei Tag und Nacht unbemerkbar und versteckt den Karawanen zu folgen und dieselben mit ihren Speeren oder vergifteten Pfeilen anzugreifen.

Die Schilderungen, welche man uns vor unserm Aufbruch von dem Lande gemacht hatte, erwiesen sich als ziemlich richtig; das Land ist bedeckt mit Pflanzungen aller möglichen Ernten und Nahrungs- und Nutzgewächse und innerhalb seiner Grenze gibt es keinen Wald mehr; allein anstatt einer ruhigen ackerbauenden Bevölkerung fanden wir eine Rasse, welche ungeheure Mengen von Zuckerrohr anbaut und daraus gegohrene Getränke bereitet, von denen die Leute beinahe immer betrunken sind und daher jeden Augenblick den Frieden gefährden. Umgeben von einer Anzahl von 1000—2000 bewaffneten Männern, mußte die Karawane ihren Weg durch dieses wohlbewässerte Hügelland nehmen, wo sie nie wußte, wann der Kampf beginnen würde. Allein nur dreimal während unseres ganzen einmonatlichen Aufenthaltes in diesem Lande kam es zum Blutvergießen.

Wenn die Eingeborenen von Kikuyu weniger feig wären, als sie es sind, so würde es für eine kleine Karawane eine schwierige Aufgabe sein, durch ihr Land zu reisen. Wir gelangten jedoch wohlbehalten an die jenseitige Grenze und waren froh, wieder in absoluter Wildnis zu sein, nicht gestört und gepeinigt durch das Geschrei von Hunderten und Tausenden von Wilden, und wanderten weiter nach dem Fuß des Kenia, des Zwillingsbruder-Berges des Kilima'ndscharo, welcher bis jetzt noch nicht erstiegen oder erforscht worden ist. Drei Wochen lang — vom 8. September bis 1. Oktober — verweilte die Expedition hier; allein nur Graf Teleki versuchte, den schneebedeckten Krater des Kenia zu erklettern, die anderen Mitglieder litten damals von Krankheit. Die mittlere Höhe des Kraters schätzt man auf 16,000 Fuß, und wenn man dazu noch 2000—3000 Fuß für den unersteiglichen felsigen Gipfel fügt, so haben wir für den Kenia beinahe dieselbe Höhe wie für den Kibo. Dichte Wälder, besonders vom Bambus, bedecken seine sanftgeneigten Hänge bis zur Höhe von 10,000 Fuß.

Nach diesem war besonders der Baringo-See der nächste Anziehungspunkt. Die Expedition erreichte Njemß, die Wakuafi-Niederlassung an seiner Südseite in zwei Abteilungen; die eine derselben versuchte anfangs, nach Lorián zu kommen, was ihr aber aus Mangel an Lebensmitteln nicht gelang. Njemß erwies sich durchaus nicht als der liebliche Ruheplatz, auf welchen alle gerechnet hatten, wo die Expedition ruhig einige Wochen lang verweilen und ihre Leute sich wieder kräftigen konnten, um imstande zu sein, die kommende harte Zeit zu ertragen. Man vermochte weder in Njemß noch auf 16 d. Meilen in der Runde irgendwelche Nahrungsmittel zu bekommen. Eine Abteilung, welche vorausgeschickt wurde, um Nahrungsmittel aufzutreiben, verursachte uns einen Verlust von zwanzig Tagen und kehrte beinahe mit leeren Händen zurück. Nun ward beschlossen, 150 Mann nach Kikuyu zurückzusenden, denn wir bedurften große Mengen. Diese ganze Zeit hindurch, beinahe drei Monate lang, bildete Wild ausschließlich die einzige zu bekommende Nahrung, und Wild war glücklicherweise hier in ungeahntem Ueberfluß vorhanden.

Endlich kehrte die nach Lebensmitteln ausgeschickte Karawane mit ungefähr hundert Lasten zurück, der mindesten Menge, deren wir bedurften. Unsere Leute waren mager, schwach und von Hunger und Strapazen erschöpft

geworden und hatten sehr von Kälte gelitten. Mianfini, ungefähr 8000 Fuß ü. M., ist ein keineswegs angenehmer Aufenthalt für Leute, welche nur einen Meter dünnen Baumwollenzeug zu ihrer Bedeckung haben.

Von den Eingeborenen konnte man nur rohe Schilderungen des Landes nordwärts vom Baringo-See erlangen, welche überdies von Lügen strotzten; nur so viel erschien als wahr und gewiß, daß wir auf dem Wege nach einem großen See Wassermangel erleiden und Mühe haben würden, uns Nahrungsmittel zu verschaffen.

Erst am 10. Februar 1888 war die Expedition imstande, sich wieder in Bewegung zu setzen, nachdem sie die kranken Leute und die überflüssigen Güter zurückgelassen hatte, welche ohne Gefahr dort niedergelegt werden konnten. Nach sechzehn Tagemärschen über den nördlichen Teil der Leikipia-Hochebene und die 8000 bis 9000 Fuß hohe Bergkette Loroghi wurde der Berg Njiro erreicht; dies ist der südlichste Punkt, wo die Burkenedschi, ein nomadischer Stamm, noch in kleiner Anzahl sich herumtreiben. Hier ward die so schwierige Frage, sich gute Führer zu verschaffen, gelöst. Nach fünf weiteren Tagemärschen erfreute sich die Expedition zum erstenmal des wirklich prachtvollen Anblicks des sagenhaften Sees an seinem südlichsten Ende, und am nächsten Tage, dem 6. März, lagerte sie an dessen Gestade nach einem steilen Abstieg über vulkanische Felsen. Der See, welcher, wahrscheinlich wegen der bläulichen Färbung seiner Gewässer, bei den Eingeborenen Basso Narók (schwarzer See) heißt, erhielt dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich zu Ehren den Namen Rudolfs-See; die nächsten Umgebungen des Sees, beinahe ohne allen Pflanzenwuchs, waren so schlecht, daß man nicht daran denken konnte, seine Ufer zu verlassen. Wir marschierten daher denselben entlang und erreichten das nördliche Ende desselben erst am 7. April.

Nur zweimal begegneten wir Eingeborenen; in dem Teil am Südende des Sees fanden wir eine kleine und sehr gemischte Gesellschaft von Fischern, welche in der Nähe des Gestades auf kleinen Eilanden wohnen und vom Fischfang und dem Fleisch der Flußpferde und Krokodile leben, welche sie zufällig zu erlegen vermögen. Diese Kolonie besteht aus drei verschiedenen Rassen: Burkenedschis, Rándiles und Gallas. Sie sind alles ihres Viehes beraubt worden und sind nun gezwungen, vom Fischfang zu leben, da das Land selbst nicht den Bedürfnissen des anspruchslosesten Wilden zu genügen vermag. Das Volk, welches wir später trafen, waren die Elmolos von Reschiát, welche die Landschaft Reschiát bewohnen und in einem etwas besseren Style leben. Auch dieses Volk ist arm, ohne Grundbesitz und zum Fischfang gezwungen worden; dadurch sind sie imstande, im Tausch gegen getrocknete Fische mit Leuten ihres eigenen Stammes, welche nur etwa zwölf geogr. Meilen weiter nach Norden wohnen, sich Durrha zu verschaffen, und auf diese Weise leben sie etwas besser. Auch diese Niederlassung zählt nicht über 60—80 Seelen, welche auf einer sandigen Uferbank unmittelbar über dem Wasserspiegel wohnen. Vierundfünfzig Tage waren vergangen, seit die Expedition Njemß verlassen hatte, und während dieser ganzen Zeit hatten wir uns für unsern Unterhalt nur auf die mitgeführten Vorräte und unsere Flinten verlassen müssen, und in der That, hätte es nicht so viele Elefanten gegeben, so wäre die Expedition nicht imstande gewesen, ihr Vorhaben durchzuführen.

Die Gallas von Reschiát hatten Durrah im Ueberfluß; sie besitzen ungeheure Heerden von Rindern und grauen Eseln; allein trotz des Ueberflusses an Waren, welche die Expedition mit sich führte, konnte man nichts als Durrha in Tausch erhalten. Eisendraht war vollkommen wertlos, Kupfer und Baumwollenzeuge fast ebenso. Die Leute waren ganz bedürfnislos; nur blaue Glasperlen von Erbsengröße und einem noch etwas stärkeren Umfang, kegelförmig, unregelmäßig, rundlich, waren das, wornach ihr Herz verlangte. So waren wir denn Bettler, denn diese von ihnen so hochgeschätzten Arten von Glasperlen waren uns vollkommen unbekannt. Sie müssen ihren Weg vom Somali-Land aus hierher durch andere Negerstämme finden, denn Karawanen sind hier ganz unbekannt.

Von hier begaben wir uns nach einem andern, weiter ostwärts gelegenen See, welcher Basso na Ebor, weißer See, heißt. Man kann nur während der Regenzeit dorthin gelangen, denn der Weg dorthin ist beinahe ohne Wasser und das Wasser des Sees selbst ist wegen seines starken Salzgehaltes ungenießbar. Obwohl man angeblich beinahe immer an seinem südlichen Gestade Burkenedschis und an seinem östlichen Rande auf den demselben parallel verlaufenden Hügeln Boranas treffen sollte, erblickten wir trotz aller Nachforschung keine Seele. Um den See herum zu den auf seiner Nordseite wohnenden Marlé konnten wir nicht gelangen. Die westlichen Ufer dieses Sees, welcher der Kronprinzessin von Oesterreich zu Ehren den Namen Stephanien-See erhielt, sind nicht bewohnt, weil auf denselben die Pocken herrschen.

Um nach Reschiát zurückzukehren, mußten wir sehr gegen unsern Willen wieder denselben Weg einschlagen, welchen wir auf dem Herwege gemacht hatten, denn es war wieder Regenzeit und das ganze Land nördlich vom See war so überschwemmt, daß das Wasser stellenweise 8 Fuß tief war. Außerdem waren dort zwei große Flüsse, über welche die Expedition nicht setzen konnte, weil sie ihr Boot verloren hatte. Wir kehrten daher in Eilmärschen durch dieselbe traurige Gegend zurück. Die Träger mußten außer ihren eigenen Lasten noch schwere Mengen Durrha schleppen, denn die Ochsen, welche wir mitgebracht hatten, waren längst geschlachtet und verzehrt worden, und neue einzutauschen war uns unmöglich. Außerdem waren die Elefanten während der Regenzeit beinahe bis zum See hinunter gezogen und gänzlich verschwunden. Wir nahmen nun unsern Weg dicht um den südlichen

Teil des Sees und um einen dort liegenden Vulkan herum und begegneten zu guter Zeit den zahlreichen Heerden der Turkana (Elgume), eines großen Nomadenstammes, der auf dem ganzen Gelände des westlichen Ufers des Sees wohnt. So fremdartig und seltsam diesen Leuten auch das plötzliche Erscheinen einer Karawane war, deren sie nie zuvor eine gesehen hatten, so fanden sie sich doch ziemlich ruhig mit der vollendeten Thatsache ab und schienen sich sogar darüber zu freuen. Allein selbst hier entsprachen unsere Waren dem herrschenden Geschmack nicht, denn ihr einziges Verlangen gieng nach Tabak, und nur Leute, die Tabak mit sich führten, wären imstande gewesen, Rinder und Kameele von ihnen einzutauschen, welche sie im Ueberfluß besaßen. In Tausch gegen Glasperlen, Draht und dergleichen wollten sie nur Ziegen und Schafe und Esel geben. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen, um uns Lebensmittel zu verschaffen, zogen wir weiter und erreichten das ausgetrocknete Bett des Flusses Tirgwell, der die westliche Grenze dieses Landes bildet.

Wir hatten nun acht Tage durch eine absolute Wildnis zu wandern. Es war unmöglich, irgendwelche Lebensmittel einzukaufen, und da das Wild wegen der Vertrocknung des Flusses andere Standorte aufgesucht hatte, so mußten wir nur von Beeren und wilden Kräutern leben. So kamen wir nach Ngabóto, einer kleinen Niederlassung von Turkanas, welche vom Ackerbau leben. Sie vermochten uns nur wenig von ihrer eben eingeheimsten Durrha zu geben. Weiter südlich war nicht einmal diese zu bekommen, denn die Ernten standen noch im Halm auf den Feldern und waren unreif, und da es hier kein wildes Obst gab, so konnten sich die Leute nur mit Pilzen und Kräutern aufrecht erhalten. Aber dies konnte nicht so fortgehen: die Leute büßten mehr und mehr ihre Kraft ein und endlich starben einige, und als wir kein anderes Mittel mehr wußten, uns Nahrung zu verschaffen, griffen wir schließlich zum Aeußersten und raubten eine genügende Anzahl Rinder von den Nomaden, welche so große Heerden davon besaßen, aber auf keine Weise dazu bewogen werden konnten, uns solche zu verkaufen. Nun hatte das Elend ein Ende. Am 29. Juli erreichten wir wohlbehalten Njemß und schlugen dann den leichtesten und nächsten Weg über Naiwascha durch Kikuyu und Ukambani nach Taveta ein, denn die Angst um Lebensmittel war uns sehr unangenehm geworden. Endlich erreichten wir Mombassa, wo die Expedition am 25. Oktober 1888 eintraf.

Skizzen aus Tenerifa.

(Schluß.)

Der dritte Tag unserer Wanderung war Palmsonntag, ein auf Tenerifa besonders hoch gefeiertes Fest. Während ich mich ankleidete, sah ich, wie die Leute aus der Stadt und das Landvolk sich auf dem Rasenplatz vor der Kirche und auf der Plaza de la Constitucion unter meinem Fenster versammelten. Die Weiber trugen buntseidene grellfarbige Tücher um den Kopf gebunden und über denselben auf dem Scheitel winzig kleine Strohhütchen, wie sie für eine große Puppe gepaßt hätten; außerdem war ihre Kleidung keine eigenartige und bestand vorwiegend aus hellem Druckkattun. Die Männer trugen sich in ihrem Sonntagsstaat weit stutzerhafter. Namentlich ein junger Bursche in einer enganliegenden, schwarz und weißen Kattunjacke, einem großen hochroten Halstuch und weißen Beinkleidern sprengte mit großem Selbstgefühl in die Plaza herein und drehte sich den Schnurrbart, während er sein Pferd zügelte; in der einen Hand trug er als Fächer einen breiten Palmwedel, und auch die anderen trugen meist im Mitgefühl mit dem Festtag ein Palmblatt in der Hand.

Als man zur Messe läutete, trat ich mit den Anderen in die Kirche, wo bald jeder Fußbreit Raum eingenommen war. Die Frauensleute nahmen für sich die eine Seite der Kirche ein, und die Wirkung der Hunderte mit Seidentüchern in Purpur, Gelb, Hochrot und Blau umwundenen Köpfe, von denen die Strohhütchen nun abgenommen waren, war ein äußerst lebendiger und malerischer. Die Männer waren während des Gottesdienstes kaum weniger andächtig als die Frauen. Die paar Ausnahmen waren schmucke Jungen, welche es für kein Unrecht hielten, an eine Säule gelehnt nach Herzenslust zu schwatzen; aber auch von ihnen trug jeder ein Palmblatt. Das Schwenken dieser Palmwedel in allen Teilen der Kirche kühlte die Luft wunderbar. Von einer Seite des Chors zur anderen war ein dünner Gazeschleier gezogen, um den Vorhang im Tempel sinnbildlich vorzustellen. Im Verlaufe des Gottesdienstes am folgenden Freitag sollte dieser erbarmungslos entzwei gerissen werden, worauf man die ergreifenden Standbilder des gekreuzigten Christus und der trauernden thränenreichen Mutter Gottes durch das Schiff der Kirche hinab und durch die Straßen nach dem Kalvarienberge hinauftragen und dort unter Weinen und Schluchzen die Grablegung in der Höhle des Josef von Arimathia vornehmen würde. Für heute aber schien der Schleier die erhitzte Kirche abzukühlen gleich den Palmblättern.

José wohnte dem Hochamt bei gleich den übrigen Einwohnern von Icod und erklärte sich dann bereit zu dem Ausflug von etwa 30 Km., den ich für den heutigen Tag vor hatte. Dolores trat unter die Thüre, um uns aufbrechen zu sehen; sie hatte ihr frisches junges Gesicht von neuem so stark gepudert, daß man nicht erraten konnte, ob es einen betrübten oder getrösteten Ausdruck angenommen habe. Ich faßte einen Entschluß, welchen ich jedoch nicht ausgeführt habe: ich gelobte mir nämlich, das alte Sprichwort: „Ungeschminkte Schönheit ist die, welche den besten Eindruck macht", in tadelloses Castilianisch zu übersetzen und ihr bei unserem nächsten Zusammentreffen

heimlich in das empfängliche Ohr zu flüstern; allein ich fürchte, selbst in Tenerifa widersteht man nicht der Mode.

Wir überquerten das Thal und stiegen dann sogleich bergan auf einem steilen Pfade, der uns eine Stunde später auf den Gipfel der Felswand brachte, welche Garachico überhängt. Wir hielten in der vollen Glut einer sengenden Sonne, nur von der grauen Lava umgeben, die im Jahre 1705 sich von hier aus über die Stadt ergossen hatte, und schauten hinunter. Einige wenige rote Fleckchen mit einer Handbreite von Grün dazwischen, das war alles was uns als Garachico erschien — der schwarze Rahmen umschloß es zu dicht. Seltsamerweise fanden wir an zwei oder drei Stellen diese höher gelegene Lava so weit verwittert, daß einige kleine Feigenbäume, ein paar Quadratruten mit Kartoffeln und einige junge Ginsterbüsche in ihr wuchsen, während sie anderwärts unergiebig war. Allein dieses Material ist in seiner Nachgiebigkeit gegen den Einfluß der Zeit und der Atmosphärilien sehr verschieden, und die Lava eines neueren Ausbruchs verwittert zuweilen vor derjenigen eines älteren.

Der Vormittag vergieng unter nutzlosen Bemühungen. Am Tage zuvor waren wir in einer Region gewesen, wo es keinerlei Art von Wasser gab. Heute suchten wir in den heißesten Tagesstunden vergeblich nach trinkbarem Wasser. Der Boden war eine Art weicher, zinnoberroter Lehm, und Kartoffeläcker erstreckten sich zu unseren beiden Seiten hinaus, so weit unsere Blicke reichten, in einer Höhe von ungefähr 3000 F. über dem Meere; wir befanden uns in einer Art nordischer grüner Landschaft, und die Luft war feucht; wir versuchten das Wasser in einer Pfütze um die andere, verschmähten es aber alles.

Endlich öffnete sich ein Thal zu unseren Füßen und zeigte ein schmales, glitzerndes Silberband, das sich durch dasselbe hindurchschlängelte und das wir als „süßes Wasser" begrüßten. Wir stiegen rasch hinunter, denn die Zeit des zweiten Frühstücks war längst vorüber, und hier, neben dem Bache, von der Außenwelt abgeschlossen durch glatte, gerundete Hügel, welche mit Ginster und Haidekraut bedeckt waren, breiteten wir den Inhalt unserer Satteltaschen aus und ließen das Pferd seine Nase in einen Sack mit Gerste stecken. Zwei oder drei Hütten wie Schweineställe beherbergten die Bevölkerung dieses Erdenwinkels, und es währte nicht lange, so hatten wir auf Rufweite von unsern Speisen und Flaschen einen verwunderten Haufen wilder Kindergesichter. Die Gebirgsszenerie dieses wilden Thales und die großen starrenden Augen dieser schmutzigen Kinder, welche frisch vom Spiel mit Schweinen und Hühnern kamen, erinnerten mich an Marathon. Nach einer Weile erschien auch ein Mann, der eine Kuh am Horn führte; mit jenem, anscheinend den Spaniern angeborenen Zartgefühl wollte er nicht so nahe herankommen, um uns durch seine Anwesenheit zu belästigen; trotzdem konnte er sich nicht enthalten, sich in einiger Entfernung niederzusetzen und diese ungewöhnliche Szene zu beobachten. Als José den Mann erblickte, sah er mich an, als wolle er das Stichwort unseres gemeinsamen Benehmens unter sothanen Umständen von mir erfragen, aber ich gestehe, daß ich seine Frage nicht verstand. So nahm denn José die Sache in die Hand, gieng mit Brot, Eiern und Wein auf den Mann zu und sagte: „Haga me el favor (thut mir den Gefallen) einen Bissen zu essen!" Der Bauer lehnte ab, zog aber den Hut bis zum Boden in Anerkennung unserer konventionellen Artigkeit. Später verschmähte er es jedoch nicht, gemeinsam mit den Kindern die Ueberreste aufzulesen, welche wir zurückgelassen hatten.

Als unsere Mahlzeit vorüber war, gieng es uns gewaltig gegen den Strich, dieses grüne Eden mit den harten Hügelseiten zu vertauschen. Selbst das Pferd stellte sich gewaltig steif und hatte vielleicht eine Ahnung von dem Zustand des Weges auf der anderen Seite des Berges. Wir stiegen bis zur Schneide eines Rückens hinan und schauten dann in das große Dorf Santiago, das in einer jenseitigen Thalstufe am Fuße von zwei oder drei hohen roten Berggipfeln liegt, welche ihre Schatten über seine niedrigen rohen Häuser werfen. Diese roten Kegelhügel zu unserer Linken waren dieselben, welche wir gestern auf dem Wege nach den Cañadas zu unserer Rechten gehabt hatten. Der Abstieg nach Santiago war niederträchtig, und das arme Roß konnte sich kaum auf den Beinen halten, so schlüpfrig waren die breiten geneigten Platten von wildem Gestein, welche stufenweise ins Thal hinunter führten.

Von Santiago habe ich wenig zu sagen; es ist ein poblacion von etwa 2000 Einwohnern, sehr reich an Obst und Getreide und sehr malerisch durch die unregelmäßige Gestalt der umgebenden Berge, sonst aber für einen Fremden uneinladend. Die Einwohner beiderlei Geschlechts waren unsertwegen sehr neugierig, und ich glaubte anfangs, sie würden uns zu Ehren die Kirchenglocke läuten. Die Häuser aber hatten ein sehr verlottertes und zerfallenes Aussehen, das Gegenteil von Behaglichkeit, zumal an einem Orte in beinahe 3000 F. Meereshöhe. Und so war ich gar nicht böse, als José endlich mit einiger Mühe den letzten von seinen Befragern abgeschüttelt hatte und wir über die grauen Lavakiesel gegen einen anderen hohen Bergpfad hinanstiegen. Diese ganze Gegend ist vulkanisch und das Becken selbst, worin Santiago liegt, muß in ferner Vorzeit wiederholt von den umgebenden Vulkanen mit feurig-flüssiger Lava überschwemmt worden sein.

Von Santiago aus kletterten wir auf einem ungeheuer steilen Pfade am Hang eines Berges hinan, den ich um mein Leben nicht herabgeritten wäre. Allein diese tenerifanischen Pferde bewältigen die stärksten, steilsten Anstiege mit überraschendem Mut und Kraft, und ich hatte eher das gute keuchende Roß zu zügeln als anzuspornen, damit es nicht zufälligerweise einen falschen Schritt mache. Wir stiegen, bis wir ungefähr 1000 F. hoch über Santiago

in einem anderen Dorf waren, das auf einem ähnlichen Plateau, aber näher am Meere lag. Ein Fehltritt oder Schreck oder eine plötzliche böse Laune hätte uns beide diesen steilen Abhang hinunterstürzen lassen. Ueberdies wollte der leidige Zufall, daß gerade da, wo die Felsenleiste am schmälsten war, uns ein Eselstreiber mit seinem Esel entgegenkam, welch letzterer so mit Buschholz beladen war, daß er den Raum von drei Eseln einnahm. Dies erforderte eine sehr vorsichtige und kitzliche Handlungsweise von unserer Seite, um den Esel an der Außenseite vorüber zu lassen, wo er, mit zwei von seinen Füßen bedeutend niedriger als den anderen, an uns vorüberkam. Als wir aber den Esel wohlbehalten passiert hatten, war auch die Mühsal unseres Tagewerks vorüber.

Von da an bis 5 Uhr stiegen wir allmählich gegen die Stadt Quia hinab, wo man mir zu übernachten geraten hatte. Auf diesem Wege bekam ich auch den Pik für eine Weile zum letztenmale zu Gesicht. Sein winziger Kegel schaute gerade noch über den ungeheuer zertrümmerten, rauhen Landstrich herüber, welcher in diesem Teil von Tenerifa zwischen ihm und der Küste liegt. Dünne Kiefernwälder beschatteten die höheren dieser dazwischenliegenden Berge; allein ehe wir Quia erreichten, hatten sich die Wolken in einer langen steten Linie schwarzen Dunstes über diese Anhöhen niedergesenkt. Wir kamen durch das Dorf Chia, dessen Bewohner kaum weniger entartet zu sein schienen, als diejenigen von Santiago. Alte Weiber saßen auf den Schwellen ihrer verlotterten Häuser in Gruppen beieinander, mit rauhen Stimmen klatschend, aus zinnernen Dosen Tabak schnupfend oder Zigarren rauchend; die Männer dagegen, stämmige Bursche von gefälligem Aeußern, standen in ihren roten Jacken und buntem Aufputze umher und liefen uns nach; sie und die Knaben begrüßten uns mit einem Lauffeuer von Fragen und Ausrufen und anerkannten José's stolze Schilderung unserer Reiseleistungen — denn als solche erschienen sie den guten Leuten — mit manchem „Ave Maria!" oder „Caramba!" der Genugthuung. Wir eilten aber an ihnen allen vorüber und weiter auf den ausgetrockneten Lavafeldern, auf welchen die Gerste nur armselig wuchs, aber Feigenbäume und Feigencactusse eine ungeheure Größe erreichten. — José hatte einen Oheim, welcher in Quia geboren war, und er rühmte mir die Gesundheit und die landschaftlichen Reize dieses Ortes mit einem solchen Schwall von Superlativen, daß ich erwartungsvoll meiner Ankunft daselbst entgegensah. Für das Auge versprach es jedoch wenig: eine lange Reihe niedriger weißer Häuser mit flachen Dächern und nur wenig Grün zwischen den Häusern, alles über den nackten Berghang hin zerstreut, und umgeben von steinigen Lavenfeldern und nicht geschützt vor der Sonne — das war Quia. Wäre es nicht 1800 F. über dem Meere gelegen, welches am Fuß seines langen Abhangs glänzte, so müßte seine Hitze mit derjenigen von Timbuktu gewetteifert haben.

Hier war die Aufregung über den Einzug eines Fremden beinahe noch demonstrativer als in Chia. Die Bürger mit ihren Weibern und Töchtern eilten auf die Dächer ihrer Häuser und unterwarfen uns mit Fernröhren, Operngläsern und ihren eigenen scharfen Augen einer Musterung der allerkritischesten Art. Dieser konnten wir nicht entgehen, denn der Hufschlag meines Pferdes auf den rauhen Steinen der Straße verursachte in den stillen Gassen einen donnerähnlichen Lärm. Die Fenster füllten sich mit Köpfen und unter der Thüre des Casino oder Klubhauses stand eine Schar junger Männer mit Billardqueues in den Händen, um uns vorbeiziehen zu sehen. Auf diese Weise erreichten wir das Haus des guten Doktors, an welchen ich empfohlen war, mit mehr Aufsehen, als weder mir noch José lieb war. Der Junge hatte natürlich für diese Gelegenheit seine Stiefeln angezogen, allein seine Füße waren von der Anstrengung geschwollen und dies, in Verbindung mit den peinlichen groben Kieseln der Straße, machte daß er elend hinkte. Trotzdem rühmte er vergnügt die Leistungen des Pferdes gegen jeden, der es hören wollte.

Zu meiner Verlegenheit war der Doktor nicht zu Hause, als wir an seiner Thür ankamen, allein sobald die Damen seiner Familie die Bedeutung der Unterredung verstanden, welche auf der Hausschwelle geführt wurde, luden sie mich in das Empfangszimmer ein und sandten das Empfehlungsschreiben schnurstracks an den Doktor ab. Es waren im ganzen sechs Damen und ich, dem ihre Sprache beinahe unbekannt war, mitten unter ihnen. Des Doktors Mutter, eine hübsche Frau in mittleren Jahren, setzte sich auf das Sopha, welches in einem spanischen Salon der Ehrenplatz ist, und die anderen Damen nebst meiner Wenigkeit, reihten sich auf Stühlen rechts und links von ihr auf. Des Doktors Gattin, eine schöne junge Frau von zwei- oder dreiundzwanzig Jahren, schien keinen höheren Rang im Hauswesen einzunehmen als des Doktors Schwestern, brünette, dunkeläugige, graziöse Mädchen, wie alle Spanierinnen.

Allein welche tötliche Verlegenheit war es für mich, daß ich nicht mit einer zusammenhängenden Unterhaltung auf die Artigkeit antworten konnte, mit welcher sie mich in so zeremoniöser Weise empfiengen. Hie und da bemühten wir uns mit ziemlichem Erfolg eine Minute lang miteinander zu plaudern, allein dies endete immer in einem Emporziehen der Augenbrauen, einem Zwinkern schwarzer Augen, heiterem Lächeln und gutmütigem Lachen. Es ist in Spanien allbekannt, daß ein Fremder in Spanien sich am besten verständlich macht, wenn er von einem hübschen Mädchen unterwiesen und gehofmeistert wird. Das von einem reizenden Munde gesprochene Spanisch ist die süßeste Musik, welche jemals ihre Quelle auf den Turmbau zu Babel zurückführte, und das Verständnis kann, meines Erachtens, durch ein Paar dunkler, glänzender Augen beschleunigt werden. Darum fand ich auch

bald, daß ein einziges Wort von Doña Mercedes, der jüngsten von den Damen, für meine langsame Fassungskraft zehn Worte von irgend einer der anderen aufwog. Nichts destoweniger war es mir ein herzerleichterndes, tröstliches Gefühl, als der junge Doktor selbst erschien und mir durch sein herzliches, wohlwollendes Entgegenkommen bewies, daß es, so weit es meinen Willkommen anlangte, nichts zu bedeuten hatte, ob wir einander verstanden oder nicht. Zigarren wurden angezündet, Zigarren wurden mir sogar noch in die Tasche gesteckt „für morgen unterwegs", Flaschen von Baß's Pale Ale wurden in Gegenwart der Damen geöffnet, welche es nicht verschmähten, sogar von dem Inhalt der Flaschen zu nippen. Bald kamen auch einige junge Männer, Freunde des Doktors, um die Gesellschaft zu vergrößern, und alle Zurückhaltung hatte ein Ende. Und hier, wie anderwärts, gewann ich die spanische Natur lieb. Neben vieler blos äußerlichen Artigkeit umschließt sie einen ernstlichen Wunsch, gegen einen Fremden gastfreundlich zu sein, welche geradezu gewinnend ist. Bei Tisch z. B. wetteiferten die Damen ohne die geringste Spur von zudringlicher Vertraulichkeit untereinander, leckere Bissen von diesem oder jenem Gericht auf meinen Teller zu legen. Es war eine prächtige Mahlzeit, erleuchtet durch glänzende schwarze Augen. Oben am Tische saß der Doktor; drei von den Herren saßen ihm am unteren Ende gegenüber. Zu seiner Rechten saß seine Mutter, noch immer am Ehrenplatze; neben dieser Dame saß ich, mit des Doktors Gattin auf der anderen Seite. Eine solch offenbare Herrschaft der Schwiegermutter würde vielleicht wenigen deutschen Frauen gefallen, aber hier betrachtete man sie als selbstverständlich und nahm sie ruhig hin.

Nach Tisch führte mich der Doktor im Mondenschein durch die öden Straßen der Stadt. „Es ist nichts in Quia zu sehen, gar nichts", sagte er.

Er war aus Familiengründen aus Sevilla nach Tenerifa ausgewandert, aber der Kontrast zwischen Sevilla und Quia war zu groß, um leicht ertragen zu werden. Nur dies eine rühmte er zum unverfälschten Lobe von Tenerifa, daß das Klima wunderbar gesund sei.

„Es ist trockener als Madeira und darum auch gesünder als Madeira", urteilte er mit fachgemäßem Ernste. Außerdem galt die merkwürdig wohlfeile Lebensweise auf Tenerifa ebenfalls noch als ein Vorteil desselben in seinen Augen. „Was glauben Sie, wie groß mein Einkommen hier ist?" fragte er mich. „Jenun, ich bestreite dieses ganze Hauswesen, Diener und Dienerinnen, Pferde und und Hunde den Unterhalt aller meiner Verwandten mit inbegriffen, mit jährlichen 2500 Pesetas (2000 Mark)."

Die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse kosten hier wenig oder nichts. Das Obst, in seiner Mannigfaltigkeit köstlich, ist hier spottwohlfeil. Wildpret (hier Feldhühner und Kaninchen) ist in Ueberfluß vorhanden; die Wände eines Korridors im Hause waren ganz mit den gefiederten Bälgen von Rebhühnern benagelt, um diese zu trocknen. Unter allen Prüfungen und Heimsuchungen, mit welchen ein derartiges Leben verbunden ist, war die Vereinzelung die am schwersten zu ertragende. Obschon Tenerifa nur ein Pünktchen im Ozean ist, machten die armseligen Straßen und die Beschaffenheit der Gegend zwischen Quia und Santa Cruz, der Hauptstadt, es unmöglich, die Reise in weniger als zwei oder drei Tagen zurückzulegen.

Die Kultur der Gewürznelken und Muskatnußbäume auf den Molukken und Banda-Inseln.

Von E. v. Barfus.

Nachdem ich meine topographischen Arbeiten in der Minahassa, demjenigen Teile der Residentschaft Menado, in welchem vorzugsweise die Kultur des Kaffees betrieben wird, beendigt, mußte ich mich, einer Weisung aus dem Hauptquartier in Weltevreden zufolge, nach den Molukken begeben, um dort ähnliche Arbeiten auszuführen. Da kein Postdampfer zwischen Menado und Amboina verkehrte, mußte ich mich auf einem entsetzlich schmutzigen arabischen Küstenfahrzeug einschiffen, dessen Eigentümer, ein arabischer Handelsmann, von Mindanao mit einer Ladung Manufakturwaren aller Art nach Ternate und Amboina segelte.

Am sechsten Tage unserer Reise erreichte die schwerfällige Brigg Ternate, die nördlichste der kleinen Inseln, die vor der Westküste von Halmahera oder Gilolo liegen. Bei der Einfahrt in den an der Südküste von Ternate liegenden Hafen hat man eine wundervolle Aussicht auf die Insel, die eigentlich nur aus einem riesigen Vulkankegel mit sehr wenig ebenem Boden längs der Küste besteht. Der beständig rauchende Berg ist gegen 1500 m. hoch und birgt eine stete Gefahr für die Bewohner in seinem kochenden und gährenden Innern.

Da mein Araber mehrere Tage in Ternate zu bleiben gedachte, begab ich mich ans Land, wo ich bei den im Fort Oranje stationierten Offizieren und Beamten die gastfreieste Aufnahme fand. Außer diesen Herren leben nur sehr wenige Europäer auf Ternate, von welchem nur die Ost- und Südküste den Holländern gehört; der übrige Teil der Insel steht unter der Herrschaft eines Sultans. So schön in landschaftlicher Hinsicht Ternate auch ist, so muß das Leben dort für einen gebildeten Menschen schrecklich einförmig und langweilig sein, da nur selten ein europäisches Handelsschiff die Insel besucht und nur zweimal im Jahre ein Regierungsdampfer dort anlegt.

Nachdem der Araber einen Teil seiner Waren an den Mann gebracht, verließen wir Ternate und segelten südlich nach den Molukken, die wir nach einer außerordentlich langweiligen Fahrt von neun Tagen erreichten. Die Einfahrt in die innere Bay von Amboina ist entzückend schön; der Strand ist mit herrlichen Cocospalmen

und Pisangbüschen bedeckt, in deren Schatten ausgedehnte Kampongs liegen; die weißen Mauern der christlichen Kirchen und Schulen leuchten aus dem dunklen Grün freundlich hervor. Die Stadt mit dem weit ins Meer hinaus sich erstreckenden Molo, auf welchem eine Schar wohlgekleideter Leute lustwandelt, das große, noch von den Portugiesen erbaute Fort Neu-Victoria, die von zahlreichen hin- und herfahrenden Praauwen belebte Bay bieten ein sehr hübsches, dem Auge wohlthuendes Bild dar.

Sobald die Brigg am Hafenquai festgelegt war, gieng ich ans Land, um mir einige Kulies zur Fortschaffung meines zahlreichen Gepäckes zu besorgen; es gelang mir jedoch nicht, in der Menge der müßig umherlungernden Eingeborenen auch nur einen einzigen zu finden, der sich zu dieser leichten Arbeit bequemen wollte. Ich begab mich schließlich nach langem, vergeblichem Bemühen in das am Molo liegende Zollhaus, wo mir ein Schreiber, ein Lipp-Lapp (Sohn eines Weißen und einer Eingeborenen), den Rat gab, mein Gepäck durch Matrosen der Brigg nach dem nicht weit entfernten Fort schaffen zu lassen, dessen Kommandant mir schon weiter helfen würde; es gäbe ein altes Sprichwort: „Faul wie ein Amboinese!" dasselbe sei aber vollkommen der Wahrheit entsprechend.

Im Fort fand ich freundliche Aufnahme und verbrachte mit den drei in demselben wohnenden Offizieren einen recht angenehmen Abend. Am folgenden Morgen fuhr ich in der Bendy (Gig) des Kommandanten nach Betugadja hinaus, einem herrlich am Abhange des Gebirges liegenden Orte, wo der Gouverneur der Molukken in einer schönen großen Villa residierte. Nachdem ich meine Dienstpapiere überreicht, lud der Gouverneur mich sehr liebenswürdig ein, bei ihm in der Villa zu wohnen, solang ich mich in der Stadt aufhalten müsse, um die nötigen Vorbereitungen zu den Vermessungsarbeiten zu treffen, welche ich im östlichen Teile der Insel auszuführen hatte.

Nachdem ich auch den übrigen Offizieren und höheren Beamten in der Stadt meinen Besuch abgestattet, übersiedelte ich nach Betugadja und benützte die Muße der nächsten Tage, um mich über die besonderen Eigentümlichkeiten der Molukken und ihrer Bewohner näher zu informieren. Die Amboinesen stehen in geistiger Entwickelung weit über den anderen Völkerstämmen des Malayischen Archipels, sind aber sehr eingebildet und träge. Letzteres kann man ihnen indes kaum verdenken, da sie bei der enormen Fruchtbarkeit des Bodens ihrer schönen Heimat mit sehr geringer Arbeit das für ihren Unterhalt Erforderliche gewinnen.

Das Haupterzeugnis der vier Inseln Amboina, Haruku, Saparua und Nussalaut, welche die Gruppe der Molukken bilden, besteht in den Gewürznelken, welche in schattigen Gärten, sogen. Negereien, gezogen werden, die unter der Leitung von Aufsehern, Regenten, stehen. Auf den Molukken existieren im ganzen etwa 130,000 Nelkenbäume, die einen jährlichen Ertrag von ungefähr 500,000 Pfund Nelken liefern. In den letzten Jahren hat das Gouvernement die Kultur der Gewürznelken bedeutend eingeschränkt und an deren Stelle die Anpflanzung des einträglichen Cacaobaumes gesetzt. Außerhalb der Negereien müssen die Eingeborenen der Molukken ihre Nelken-Ernte vollständig zu einem von der Regierung festgesetzten Preise in die Magazine der letzteren abliefern.

Neben den Nelken und dem Cacao wird auch die Sagopalme vielfach kultiviert, von der, außer dem Sago, noch durch Anzapfen der Bäume der Sagowein oder Palmwein in bedeutenden Quantitäten gewonnen wird; dieser Palmwein liefert nach überstandener Gährung ein zwar etwas fades, doch sonst ganz angenehmes Getränk. Die in den Regierungsnegereien beschäftigten Eingeborenen sind so wenig mit Arbeit belastet, daß sie hinlänglich Zeit haben, für ihren eigenen Bedarf Reis, Sago, Erdfrüchte, Baumwolle u. s. w. zu bauen, ohne sich besonders dabei anzustrengen, da der Boden von ganz außerordentlicher Fruchtbarkeit ist.

Als meine Vorbereitungen getroffen, verließ ich Amboina, um über das Gebirge von Soja nach der Negerei Hatalej zu gehen, wo ich meine Arbeiten beginnen wollte. Der Weg über das hohe Gebirge, welches durch wilde, tiefeingeschnittene Schluchten zerrissen ist, führte häufig an steilabfallenden Felswänden hin und war so gefährlich, daß ich oft vom Pferde steigen mußte, um mit großer Vorsicht auf dem kaum zwei Fuß breiten Pfade längs der senkrechten Felsmauer weiter zu klettern; der geringste Fehltritt hätte mich in eine mehrere Hundert Fuß tiefe Schlucht hinabstürzen lassen. Bevor ich Hatalej erreichte, wurde dieser Felspfad so schmal, daß ich häufig lange Strecken auf Händen und Füßen kriechend zurücklegen mußte, weil mir auf dem engen, noch dazu schräg nach dem Abgrunde hin geneigten Felsabsatze, auf welchem wir uns fortbewegen mußten, fortwährend schwindlig wurde; dazu brannte die Sonne mit voller Glut auf die kahle Felswand, was die Gefahr und das Unbehagliche der ganzen Situation noch erhöhte. Ich bereute es sehr, den Rat des Gouverneurs nicht befolgt zu haben, mich im Palankin über den gefährlichen Gebirgsweg tragen zu lassen; die Träger, acht bis zehn an der Zahl, überschreiten, wie der Gouverneur mir gesagt, die gefährlichsten Stellen mit der größten Sicherheit; ich habe indes stets einen Widerwillen gegen diese Art des Transportes gehabt und nur wenn ich mich unwohl fühlte, von einem Palankin Gebrauch gemacht.

In der Negerei Hatalej empfing mich der im voraus benachrichtigte Regent vor dem Logierhause, das in der Mitte des sehr ausgedehnten Kampongs in der Nähe der kleinen Kirche und des Schulhauses lag. Nachdem ich mich erfrischt und ausgeruht, führte mich der Regent, ein getaufter Amboinese, in die nächsten Gewürznelken-Gärten. In der ersten Plantage wurde ich fast betäubt von dem starken, köstlichen Dufte der blühenden Nelkenbäume und

Ranken. Alles war außerordentlich sauber gehalten und dabei sorgfältig beobachtet, daß die Wurzeln der schwachen Nelkenbäume nicht direkt den Sonnenstrahlen ausgesetzt, sondern durch kräftigen Graswuchs vor denselben geschützt wurden; ebenso standen in regelmäßigen Zwischenräumen hohe Tamarinden und andere Schatten gebende Bäume, um die Glut der Sonne zu mildern, der die schwachen Ranken und Zweige der Nelkenbäume nicht widerstehen können. Eine große Anzahl von Kindern sah ich in der Plantage damit beschäftigt, die am dichtesten an den Spitzen der dünnen Zweige und in den Gipfeln der Bäume sitzenden Nelken abzupflücken, was für einen Erwachsenen unmöglich gewesen wäre.

Nachdem ich meine Arbeiten im östlichen Teile der Insel Amboina beendigt, fuhr ich nach den übrigen drei kleineren Gewürzinseln: Haruku, Saparua und Nussalaut hinüber, auf denen ich etwa noch einen Monat zu thun hatte, worauf ich nach der Stadt Amboina zurückkehrte. Ich benutzte zu diesen Fahrten eine sogenannte Orembaay, eine ziemlich große Praauw mit einem Ausleger auf jeder Seite, um das Umschlagen des Fahrzeuges bei hohem Seegange zu verhindern.

Von Amboina aus fuhr ich auf einem Regierungskutter nach der etwa 200 Km. südöstlich von den Molukken entfernt liegenden Gruppe der Banda-Inseln, bestehend aus den Inseln Groß-Banda, Neira und den kleinen Eilanden Gunong Opi und Waej; außerdem gehören noch einige Inselchen ohne Namen dazu; die ganze Gruppe liegt unter 130° ö. L. von Gr. und 4° 30′ s. Br.

Das Hauptprodukt der Banda-Inseln sind die bekannten Muskatnüsse, welche in sogen. Parks gezogen werden. In diesen Parks, von denen es auf Groß-Banda 26, auf Neira 3 und Waej oder Aj 5 giebt, stehen die Muskatnußbäume in Reihen gepflanzt auf sorgfältig sauber gehaltenem Grasboden, dessen Gras stets ziemlich kurz geschnitten wird; in bestimmten Zwischenräumen sind hohe Tamarinden und Cypressen gepflanzt, um den Nußbäumen den notwendigen Schatten zu geben. Von den Muskatnußbäumen ist ein Teil, etwa ein Viertel, nicht tragend, sondern dient zur Befruchtung der übrigen; so stehen in den 26 Parks auf Groß Banda ungefähr 220,000 tragende Muskatnußbäume und 57,000 nichttragende, zu deren Unterhaltung und Pflege 1250 Arbeiter erforderlich sind; das Ernte-Erträgnis aus den Parks dieser Insel ergab vor einigen Jahren 756,000 Pfund Nüsse und 207,000 Pfund Muskatblüte, während die fünf Parks auf Aj 42,300 tragende und 7400 nichttragende Bäume mit einer Ernte von 118,340 Pfund Nüsse und 32,000 Pfund Blüte aufwiesen, zu deren Gewinnung 200 Arbeiter erforderlich waren. In demselben Jahre lieferten die drei Parks auf Neira von 138,000 tragenden und 10,000 nichttragenden Bäumen, welche von 120 Arbeitern gepflegt wurden, 71,000 Pfund Nüsse und 18,000 Pfund Muskatblüte.

Da die Arbeit in diesen Parks eine ziemlich schwere ist und die Bewohner der Gewürzinseln zu träge sind, sich als Tagelöhner zu vermieten, hat sich das Gouvernement genötigt gesehen, über tausend Verbannte von den westlichen Inseln des Archipels nach den Banda-Inseln zu transportieren, um in den dortigen Gewürzparks zu arbeiten, wo sie in Baracken untergebracht sind und von Aufsehern in Ordnung gehalten werden.

Sobald die Nüsse reif werden, beginnt das Abpflücken derselben; hiezu bedient man sich kleiner, aus gespaltenem Bambus geflochtener, länglichrunder Körben, welche an einer Seite etwas weiter sind; oberhalb dieser weiteren Oeffnung ist ein gebogenes Stückchen Holz oder Eisen angebracht, mittelst welchem die reife Frucht erfaßt und abgeschnitten wird, die alsdann in den an einer langen Stange befestigten Korb fällt. Diese Körbe, gait-gait genannt, sind von den Portugiesen vor länger als zweihundert Jahren eingeführt worden und gleichen völlig den noch jetzt in Portugal beim Pflücken der Oliven gebräuchlichen.

Es wird beim Abpflücken der Muskatnüsse mit großer Strenge darauf gesehen, daß keine unreifen Nüsse gepflückt werden noch solche mit aufgeborstenen Schalen, da dieselben schnell wurmstichig werden. In den Parkhäusern wird die Muskatblüte abgemacht und dann in der Sonne getrocknet; die Nüsse selbst werden auf Räucherböden gebracht, auf Latten einen halben bis einen Fuß hoch aufgeschüttet und dann unter den Latten Holz angezündet. Nach dem drei Monate währenden Räuchern werden die Nüsse aus dem sie umgebenden harten Polster genommen und in die Packhäuser gebracht, wo sie wiederum drei Monate im Kalk mit Seewasser gemischt liegen müssen. Dann werden sie sortiert und in Fässer aus Djatiholz verpackt. In einigen Parks werden die Nüsse nur wenig geräuchert, in eine Tonne voll trockenen Kalk verpackt und diese gehörig umgewälzt.

Bevor die häufigen Erdbeben die Plantagen auf den Banda-Inseln zum Teil vernichtet, war das Erträgnis derselben bedeutend höher. Man hat jedoch seit längerer Zeit schon auf der Südküste der Insel Ceram, auf welcher das holländische Gouvernement drei große Faktoreien, Taruno, Elpaputi und Teluti, besitzt, begonnen, der Kultur des Muskatnußbaumes besondere Aufmerksamkeit zu schenken, um so den Ausfall auf den Banda-Inseln zu decken.

Kleinere Mitteilungen.

* Die neuesten Vorgänge in Witu-Land.

Der Tana ist wohl endgiltig jetzt für Deutschland verloren. Englische Dampfer befahren sowohl den Osi, als den Tana. Die Flüsse werden von dem englischen Lieutenant Swen vermessen. Die Engländer beabsichtigen, den Osi und den Belleſoni-Kanal zu verbreitern und wollen dort Zoll erheben. Den Sultan von Witu wollen sie verklagen, weil er oben am Tana Zoll erhebt.

Zwei englische Kriegsschiffe liegen bei Kipini, wo von den Engländern ein Einfahrtssignal erbaut wird. Die Einwohner von Kipini sind Unterthanen des Sultans von Sansibar und wollen den Ort verlassen. — In der Moschee zu Mallindi waren Suaheli und Araber nahe daran, sich gegenseitig zu beschießen, weil erstere den Engländern gestatten wollten, sich in Mallindi festzusetzen, die Araber aber nicht. — Mackenzie verteilte unter die Einwohner von Kau etwa 1000 Rupien (à 1.50 Mk.). Der Linali von Kau bot dem Scheib Schali, einem Verwandten des Sultans Achmet von Witu, 150 Rupien, gab auch dessen Frau eine Rupie, damit er den deutschen Schutzbrief herausgäbe oder vor seinen Augen vernichte. Scheib Schali weigerte sich, das Geld zu nehmen und zwang auch seine Frau, ihre Rupie herauszugeben. In der darauffolgenden Nacht wurde Scheib Schali auf Befehl des Linali von 7 arabischen Soldaten ins Gefängnis gebracht. Nun ist jede Freiheitsberaubung eines Deutschen oder im deutschen Schutze oder Dienste Stehenden gegen den Vertrag zwischen Deutschland und Sansibar. Dem zufällig in Kau anwesenden schwedischen Missionar Emil Heddenström gelang es, am andern Tag Scheib Schali zu befreien. Man erzählt sich hier, daß ein Araber von einem (englischen sagt man) Matrosen ohne allen Grund geohrfeigt worden sei und der letztere nur mit Mühe dem Stahle des Arabers entgangen sei. — Von Sr. Hoheit dem Sultan Achmet, der nun tot ist, sind zweifelerregende Nachrichten in den Zeitungen. Sein Andenken ist bei den Suahelis aber ein gutes. Er war ein dem Deutschen Reiche aufrichtig ergebener Fürst und unterstützte uns Deutsche wo und wie er konnte. Er war ein eifriger Schachspieler und freute sich über ein ihm von einem Deutschen geschenktes Schachspiel so sehr, daß er es nicht aus seinem Wohnzimmer ließ und stets selbst wieder sorgsam einpackte, wenn damit gespielt war. Das Deutsche Reich hatte an ihm einen treuen Verbündeten, bezw. Schutzbefohlenen.

* Oel ins Meer.

Im Wiener „Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse“ hat der Oberstlieutenant v. Obermayer einen höchst interessanten Vortrag über die Eigenschaft des Oels, das Meer zu beruhigen, gehalten, und ich erlaube mir, diesen Vortrag in folgendem zu skizzieren. Schon die seefahrenden Völker des Altertums kannten das Oel als ein solches Beruhigungsmittel und brachten es in Anwendung; in der Levante wird es traditionell noch gegenwärtig benutzt, und jetzt haben die Seefahrer der Neuzeit es wieder hervorgesucht. Eine bewegte See, ein starkes Oszillieren der Wellen ist keine Gefahr für ein Schiff; der Wellenberg hebt es und senkt es wieder hinab in das Wellenthal, davon leidet es nicht. Aber gefährlich sind die brechenden, die sich überschlagenden Wellen, und gerade diese werden durch eine auch nur dünne Oelschicht auf dem Wasser unschädlich gemacht. Physikalisch erklärlich wirkt die Spannung einer solchen Oelschicht auf einen sich heranwälzenden Wellenberg, resp. auf die den Kamm dieses Wellenberges bildenden und zum Ueberssturz neigenden Wassermengen in überraschender Weise: die auf der Wasserfläche immer wieder sich überstürzenden Wogen fügen sich, sobald sie an der Oelgrenze angelangt sind, sofort in die ruhig oszillierende Bewegung der von der Oelschicht überzogenen Umgebung des Schiffes, welches das Beruhigungsmittel mittelst Säcken oder anderer Vorkehrungen angewendet hat. Jedenfalls ist das Zurückgreifen auf dieses nicht sehr kostspielige Mittel sowohl im Hafen als auf hoher See über das Stadium eines Experiments schon längst hinaus.

G. W.

Die Batate.

Südamerika wird als die Heimat einer Pflanze aus der Familie der Convolvulaceen angesehen, welche für der Tropengegenden eine ähnliche Rolle spielt, wie die Angehörige der nördlichen Hälfte dieses Kontinents, die Kartoffel, in nördlicheren Gegenden.

Ipomaea Batatas *Lam.* (Batatas edulis *Choisy*), die Batate, hat aber nicht nur in den Tropen eine ausgedehnte Anwendung gefunden, sie hat sich auch in Amerika in den nördlichen Gebieten bis nach Canada hinauf einer weitgehenden Anerkennung zu erfreuen. Dem Volksmund ist sie unter dem Namen sweet potato, süße Kartoffel, bekannt, ohne daß sie mit der echten Kartoffel, welche in Nichtachtung ihrer Abstammung irish potato, irische Kartoffel, genannt wird, verwandt wäre. Die Batate ist, wie erwähnt, eine Angehörige der Familie der Convolvulaceen; die Kartoffel zählt zu den Solanaceen.

Die eßbaren Teile der Batate sind in erster Linie die rübenförmigen Verdickungen der Wurzeln, welche sehr stärkemehlreich sind und eine dem Stengelknollen der Kartoffel ähnliche starke Vegetationskraft besitzen. Im Frühjahr in Erde gebettet, senden sie üppige, mehrere Meter lange, mit pfeilförmigen, langgestielten Blättern besetzte Triebe aus, welche sich in südlichen Klimaten gegen den August zu mit trichterförmigen, roten Blüten bedecken. Während die alte Wurzelknolle meist erhalten bleibt — die Batate ist perennierend — bildet sich im Verlauf des Sommers an dem Wurzelsystem eine große Anzahl neuer, und so ist die Batate in südlichen Gegenden unbedingt ertragreicher, als die Kartoffel.

Abgesehen von den Trieben, welche als Gemüse und als Futter für Rindvieh verwendet werden, nützt man in hervorragender Weise die Wurzelknollen aus. Im Süden werden dieselben auch als Viehfutter verwendet, vorwiegend aber dienen sie daselbst, gleichwie im Norden, als Nahrungsmittel. Während sie aber im Süden, gleichwie in manchen Gegenden Europa's die Kartoffel, das vorwiegende Nahrungsmittel der ärmeren Klassen bilden, finden sie im Norden nur als Zuthat, als Gemüse, Verwendung. Im Süden ist die Batate eine Frucht des freien Landes, im Norden bedarf sie in der ersten Zeit ihrer Entwicklung der künstlichen Wärme von Mistbeeten. Ihres hohen Stärkemehlreichtums wegen wurden die Knollen auch bereits im Süden der Vereinigten Staaten und in Indien zur Erzeugung von Stärkemehl und zur Branntweinbrennerei herangezogen, ohne aber in diesen Industrieen dem Mais eine nur einigermaßen erhebliche Konkurrenz bereiten zu können. Was ihre Verwendung als Nahrungsmittel betrifft, so werden die Knollen fast ausschließlich in der Schale gebraten genossen. Sie erinnern in diesem Zustande genossen an gebratene Kastanien oder auch an gefrorene Kartoffeln, besitzen jedoch zum Unterschied von letzteren ein angenehmes Aroma.

Den besten Aufschluß über die Bedeutung der Batate in Amerika, speziell in den Vereinigten Staaten, geben die statistischen Daten, welche ihren Anbau daselbst veranschaulichen. Der Zensus von 1880 gibt die Erntemenge an Bataten in der gesamten Union mit 33,378,693 Bushels an. Am stärksten sind die Südstaaten, allen voran Nord-Carolina, mit 4,576,148 Bushels vertreten, aber auch die nördlichen Staaten weisen mitunter erhebliche Erträge an dieser Frucht aus. Die Angaben über die in den nördlichen Staaten dieser Pflanze gewidmeten Flächen waren ungenau, der Zensus bringt daher nur die Erntemengen, welche weniger gut als die Flächen die Beurteilung der Verbreitung des Anbaues ermöglichen.

In Europa kultiviert nur Spanien diese Pflanze in größerem Maßstab, obgleich sich der gesamte Süden unseres Kontinents zum Anbau der Batate auf freiem Felde eignen würde. Im übrigen Europa aber würde sich eine Kultur, ähnlich jener im Norden der Vereinigten Staaten, sehr wohl anwenden lassen, und haben auch Versuche in Belgien, Frankreich, Deutschland und Oesterreich gezeigt, daß eine derartige Kultur von Erfolg begleitet ist. Daß die Batate in nördlichen Gegenden nicht fähig ist, die Kartoffel zu ersetzen, wie man dieses in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts in Deutschland nach verstärktem Auftreten der Kartoffel-

krankheit hoffte, folgt aus dem Gesagten. Sie ist hier eine Pflanze des Gemüsegartens. Wenn aber der Ueberwinterung der Knollen genügende Sorgfalt geschenkt wird, so ist damit der hauptsächlichlichsten Schwierigkeit, welche der Kultur dieser Pflanze im Norden entgegensteht, begegnet, und es kann der Markt um ein hier neues, wohlschmeckendes Gemüse bereichert werden.

C. Fruwirth.

Notizen.

* Die Volkszählung in St. Petersburg vom 15. Juli v. J. hat ganz unerwartete Resultate ergeben. Die Zählungslisten sind unter der besonderen Aufsicht der Polizei ausgefüllt worden. Zum erstenmal fand die Volkszählung im Sommer, in der toten Jahreszeit, statt, und so hat man denn eine starke Abnahme in der Einwohnerzahl konstatiert, denn in den 38 Polizeibezirken der Stadt hat man nur 842,883 Einwohner gefunden, von denen 488,990 dem männlichen und 353,893 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Im Jahr 1881 ergab die Volkszählung die Zahl von 928,016 Seelen, also für 1888 85,133 Personen weniger, und zwar 22,390 männliche und 62,743 weibliche. Man wollte daher am 15. Dezember v. J. eine neue Volkszählung vornehmen, welche das Maximum der Stadtbevölkerung ergeben würde, weil man dann in der vollen Saison wäre. Der statistische Ausschuß hat übrigens konstatiert, daß seit 1886 die Bevölkerung der Hauptstadt im Rückgang begriffen ist, was mit den ökonomischen Verhältnissen zusammenhängen soll.

* Die Bevölkerung von Italien im Jahre 1887. Nach den neuesten Erhebungen betrug die Gesamtbevölkerung von Italien am Ende des genannten Jahres 30,260,065 Seelen. Die erste Volkszählung, welche nach der Annexion des Kirchenstaates am 31. Dezember 1871 gemacht worden war, hatte die Zahl von 26,801,154 Seelen ergeben, so daß in den seither vergangenen sechzehn Jahren die Bevölkerung um 3,250,000 Seelen zugenommen hat. Die Bevölkerungszahl für die einzelnen Regionen stellt sich folgendermaßen: Lombardei 3,916,114; Piemont 3,233,431; Sicilien 3,192,108; Campanien 3,065,060; Venezien 3,010,315; Toscana 2,340,104; Emilia 2,303,050; Apulien 1,685,505; Abruzzen und Molisa 1,409,871; Calabrien 1,333,660; Marken und Romagna 98,968; Latium 960 440; Ligurien 930,609; Sardinien 723,833; Umbrien 610,306; Basilicata 546,622. Während des abgelaufenen Jahres (1887) ist der natürliche Zuwachs der Bevölkerung in Latium, in Calabrien und Sicilien am bedeutendsten gewesen. In den Provinzen Foggia und Potenza hat die Zahl der Todesfälle diejenige der Geburten überstiegen. Die Gesamtzahl der Todesfälle für das ganze Land betrug im Jahre 1887 834,097, die der Geburten 1,152,020. Die Zahl der eingegangenen Ehen betrug 233,338. Die Zunahme der Bevölkerung betrug 10.51 per Tausend. Unter den Geburten waren 492,471 männlichen und 559,549 weiblichen Geschlechts. Unter den natürlichen oder unehelichen Kindern waren 48,865 anerkannt, 35,119 blieben unanerkannt. Die Geburten waren verhältnismäßig am zahlreichsten in den Abruzzen, in Apulien und Sicilien, die Eheschließungen in den Abruzzen, in Apulien, Umbrien und Campanien, die Sterbefälle in den Abruzzen, in Apulien und der Basilicata.

* Vom Stand der Weizenkultur in Chile gibt der jüngst herausgegebene Bericht des britischen Konsuls Newman über die Ackerbau-Zustände in Chile einige Auskunft. Soviel sich beurteilen läßt, hat die Proportion des in Chile gebauten Weizens seit einer guten Reihe von Jahren nicht erheblich zugenommen. Neue Ländereien an der Indianergrenze im Süden sind zwar in Anbau genommen worden, allein Jahr für Jahr wird ein Teil der bewässerten Ländereien zwischen Santiago und Chillan dem Weizenbau entzogen und zu Viehfutter verwendet. Man findet, daß dieser Futterbau und ferner die Anlage von Weinbergen an den Berghängen und der Anbau von Gerste, sowie die Heugewinnung in den nördlichen und älteren Bezirken einen höheren Ertrag liefern als Weizenbau; und der Grund davon ist die ungeheure Steigerung des Verbrauchs an Viehfutter in den Salpeterbezirken, wo viele Tausende von Maultieren ganz mit dem aus dem Süden eingeführten Heu und Gerste gefüttert werden müssen. Die Salpeter-erzeugende Provinz Tarapaca und die Bergbau-treibende Provinz Atacama sind absolut unfruchtbare Wüsten. Folgende Zahlen veranschaulichen ungefähr die Ausfuhr von Weizen für die letzten sechs Jahre: 1882 150,000 Tonnen, 1883 120,000 Tonnen, 1884 100,000 Tonnen; 1885 95,000 Tonnen, 1886 120,000 Tonnen, 1887 110,000 Tonnen. Von diesem Betrag erfordert Pern nun jährlich ungefähr 15,000 Tonnen anstatt der 25,000—30,000 Tonnen, welche es vor acht oder zehn Jahren bedurfte, denn Pern hat aus verschiedenen Gründen in den letzten Jahren große Mengen Weizen aus Australien oder Californien bezogen. Der Mehlverbrauch in Chile ist im Verhältnis zu seiner Bevölkerung groß und beträgt jährlich ungefähr 120,000 Tonnen; ungefähr 15,000 Tonnen werden jährlich nach Zentralamerika, Ecuador und Bolivia ausgeführt.

* Der kälteste Punkt der Erde scheint nach der „Revue de Météorologie“ Werchojansk in Ostsibirien zu sein, welches unter 67° 34′ n. Br. und 133° 51′ ö. L. von Gr. in einer Meereshöhe von 107 m. liegt. Nach den von Professor Wild in St. Petersburg zusammengestellten Beobachtungen ergibt sich eine mittlere Temperatur für den

	Werchojansk	Wien	Berlin
Dezember	—49.9° C.	—0.3° C.	—0.7° C.
Januar	„ —53.1	„ —1.7	„ —1.5
Februar	„ —46.3	„ 0.1	„ 1.5
März	„ —34.7	„ 4.3	„ 3.5
April	„ —15.4	„ 9.9	„ 8.4
Mai	„ —0.1	„ 15.1	„ 13.2
Juni	„ 9.6	„ 18.8	„ 17.5
Juli	„ 13 8	„ 20.5	„ 19.0
August	„ 6.4	„ 19.7	„ 18.1
September	„ —1.6	„ 15.9	„ 14.9
Oktober	„ —20.2	„ 10.0	„ 9.4
November	„ —40.1	„ 3.9	„ 3.7
für das ganze Jahr	„ —19.3		„ 9.1

Minima von —0.60 sind im Winter häufig. Die beobachtete niedrigste Temperatur war —64.5, die höchste beobachtete 30.4°.

* Die Sprachen im Zarafschan-(Serafschan-)Thal. Das Serafschan-Thal wird von zwei Völkergruppen bewohnt, wovon die eine Turki-Dialekte, die andere Persisch spricht. Letztere sind die Tadschiks, welche vorwiegend in Städten wohnen und Handel und Gewerbe treiben. Ihre Hauptsitze sind Kodschend und Samarkand. Ihre Sprache unterscheidet sich wahrscheinlich nur wenig vom geschriebenen Persisch. Es werden hier vier verschiedene Turki Dialekte gesprochen, nämlich Kirgisisch, Karakalpakisch, Turkmenisch und Jagatai oder Usbekisch; letztere ist eigentlich nur eine Schriftsprache und unterscheidet sich bedeutend von den anderen drei Dialekten. Die Usbeken bilden weitaus die Mehrzahl der Bewohner des Serafschan-Thales. Die Sprache ist da am reinsten, wo sich am wenigsten Fremde niedergelassen haben, und deshalb nimmt das in den Steppen gesprochene Kirgisisch an Reinheit die oberste Stufe ein, dann kommen das Karakalpakische und Turkmenische der Nurata-Berge. Im Serafschan-Thale sind aber auch viele arabische und persische Ausdrücke üblich. Sobald ein Usbeke einige Erziehung erhält, legt er sich auf das Studium des Persischen und Arabischen. Amtliche Urkunden werden immer in persischer Sprache abgefaßt. Die Folge davon ist, daß die Usbeken in ihrer Unterhaltung schwerfällig sind und es ihnen an

Ausdrücken mangelt, weil sie sich einer Sprache zu bedienen suchen, welche sie nicht vollkommen verstehen.

* Eine neue Eisenbahn in Serbien. Einer Nachricht im Konstantinopler „Journal de la Chambre de Commerce“ zufolge hat die serbische Regierung einem deutschen Unternehmer namens Hardel (welcher früher an dem Bau des Strousberg'schen Eisenbahnprojekts in Rumänien beteiligt war) eine vorläufige Konzession zur Erbauung einer Eisenbahn zwischen Gladowo und Nisch erteilt, welche die Erbauung einer Brücke zwischen Gladowo und Turn-Severin veranlaßt. Diese Linie soll, nach dem Plane der Unternehmer einen gewissen Teil des rumänischen Handelsverkehrs nach Serbien hinüberleiten.

Litteratur.

* Stutzer, G.: Das Itajahy-Thal und die Kolonie Blumenau in Südbrasilien, Provinz Santa Catharina. Mit einer Karte der Kolonie. Goslar am Harz, L. Koch. — Die Auswanderung nach Südbrasilien ist in der Zunahme begriffen, seit diejenige nach den Vereinigten Staaten durch die verschiedensten Ursachen erschwert wird. Trotz des Vielen, was gegen Südbrasilien neuerdings eingewendet wird, scheint es aber doch ein Land mit gesundem Klima und fruchtbarem Boden zu sein, worin ein fleißiger und genügsamer Landmann sich gut fortbringen und zu einem gewissen Wohlstand gelangen kann. Dies geht auch aus der vorliegenden klaren und anscheinend wahrheitsgetreuen Schilderung der bekannten Kolonie Blumenau und ihrer Umgebungen hervor, welche dem Auswanderungslustigen die gesamten dortigen Zustände nüchtern, schmucklos und ohne Illusionen schildert und zur genaueren Kunde der Verhältnisse in den deutschen Ansiedelungen von Südbrasilien wesentlich beiträgt.

* *Mexico Picturesque, Political, Progressive* by Mary Elizabeth *Blake*, author of „On the Wing“, „Poems“ etc., and Margaret F. *Sullivan*, author of „Ireland of To-day“, Boston, Lee and Shepard. 8⁰ 228 S., gebd. in Leinwand. — Vorliegendes Buch ist das Werk zweier Frauen, welche in der litterarischen Welt der Vereinigten Staaten wohlverdientes Ansehen genießen: Mrs. Blake, Berichterstatterin des „Boston Journal“, und Mrs. Sullivan, Mitarbeiterin an der „Encyclopaedia Brittanica“ und eine der drei weiblichen Autoren, aus deren Feder manche interessante Beiträge der gelehrten „American Catholic Quarterly Review“ hervorgegangen sind. Beide schreiben einen gewandten Styl, beide besitzen guten Geschmack und ein durch Reisen geschärftes Urteil und beide bringen zu ihrer Arbeit die Sympathie mit, welche bei Schilderung eines nach Stamm, Sprache und Sitten völlig fremden Volkes so unentbehrlich ist. Seiner Anlage nach zerfällt das Buch in zwei Teile: im ersteren schildert Mrs. Blake die Bewohner eines Landes, welches nach ihrer Meinung picturesque beyond description, and beautiful beyond belief genannt zu werden verdient; in dem zweiten kleineren Teile gewährt uns Mrs. Sullivan einen Einblick in die politische und materielle Lage der mexicanischen Republik. Das Werk erhebt keinen Anspruch darauf, erschöpfend zu sein. Wohl aber haben die beiden Reisenden das Land nach allen Richtungen fleißig durchforscht: mit Pietät für das Alte und nachsichtsvoll gegen die nationalen Eigentümlichkeiten eines Volkes, welches unter einer weisen und starken Regierung die Wunden zu heilen verspricht, die ihm jahrelange blutige Bürgerkriege geschlagen haben. Wir sehen den Mexicaner in seinem häuslichen und öffentlichen Leben, gewinnen eine Vorstellung von der gegenwärtigen Verwaltung des Landes, dem Zustande seines Bodens, seiner aufstrebenden Industrie u. s. w. Dabei tragen die Schilderungen so sehr den Stempel der Natürlichkeit und Wahrheit, daß sie den Leser bis zum Schlusse gefesselt halten. Die Zahl der in Deutschland über Mexico erschienenen Publikationen ist nicht groß, und unter diesen dürfte keine an Lebhaftigkeit der Darstellung das vorliegende Buch übertreffen, dessen Sprache, immer anziehend, an manchen Stellen einen dichterischen Schwung zeigt.

Frbrg. Bhsen.

Verlag von G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung in Dresden.

So eben erschien in unserem Verlage:

Abhandlungen und Vorträge
zur
Geschichte der Erdkunde
von
Dr. Hophus Ruge,
o. ö. Prof. der Geographie und Ethnologie am Kgl. Polytechnikum zu Dresden.
gr. 8. 268 Seiten. Preis **eleg. gebunden 6 Mark, geheftet 5 Mark.**

Inhalt: I. Ueber die historische Erweiterung des Horizonts. — II. Frostgeschichten. — III. Die erste Erdumsegelung. — IV. Fretum Anian (die Geschichte der Beringstraße vor ihrer Entdeckung). — V. Ueber einige vor-Defoe'sche Robinsonaden. — VI. Die ersten Einsiedler auf der Robinsonsinsel Juan Fernandez. — VII. Aus der Sturm- und Drang-Periode der Geographie (die älteste geographische Gesellschaft und ihre Mitglieder). — VIII. Die Bedeutung des Jahres 1781 für die Entwicklung der Erdkunde. — IX. Die Geschichte der Erforschung des Bismarck-Archipels. — X. Die historische Entwicklung und die wachsende Bedeutung der neuen Welt. — XI. Die Bedeutung der letzten 25 Jahre (1863—88) für die Entwicklung der Erdkunde. — XII. Die afrikanische Gesellschaft in London.

Man sieht, der Leser wird in diesen Abhandlungen in das graue Altertum und die unmittelbare Gegenwart, auf das Gebiet der geographischen Fabel und der wahrhaftigen Reiseabenteuer geführt; er erhält Bilder von Entdeckungen im großen Stil und mühsamer Forscherthätigkeit, von Entwickelungsreihen, die bald Jahrhunderte, bald Jahrzehnte umfassen. Welche Bedeutung die gelehrten Gesellschaften gerade in der Geographie gehabt haben, tritt deutlich hervor, und in der Geschichte der Erforschung des Bismarck-Archipels wird auch unserer eben wieder brennend werdenden Kolonialfrage ihr Recht. Vergleichungen, Blicke auf gleichzeitige frühere und spätere Erscheinungen, Personen und Ereignisse, Beziehungen und Verknüpfungen mannigfaltiger Art machen die Lektüre der Abhandlungen genußreich, wozu auch die Vermeidung gelehrten Nebenwerkes, soweit es entbehrlich ist, und der klare, fließende, zuweilen humoristisch gefärbte Stil nicht wenig beitragen.

In unserem Verlage erschien so eben:

Borneo.

Entdeckungsreisen und Untersuchungen. Gegenwärtiger Stand der geologischen Kenntnisse. Verbreitung der nutzbaren Mineralien.
Von **Dr. Theodor Posewitz,**
Mitglied des k. ung. geologischen Institutes in Budapest.
Ein Band in gr. 8 mit vierfarbigen Karten in Gross-Folio und 29 Profilen und Abbildungen im Text.
Preis 15 Mark.

In dem Werke hat der Verfasser die wissenschaftlichen Ergebnisse eines dreijährigen Aufenthaltes auf Borneo niedergelegt. In seinen Forschungen und Studien durch die niederländischen Behörden gefördert und unterstützt, und unter Benutzung der schwer zugänglich gewesenen gesamten niederländischen Litteratur, bietet Dr. Posewitz zum ersten Male eine topographisch-geologische Beschreibung der ganzen Insel Borneo, wie sie bisher keine Litteratur in dieser Gesamtheit aufzuweisen hatte.

R. Friedländer & Sohn, Berlin. NW., Carlstrasse 11.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 11. Stuttgart, 18. März 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Reform der Wehrmacht Belgiens. S. 201. — 2. Die Sonntagsruhe und Temperance-Bewegung in Amerika. S. 204. — 3. Schilderungen aus Natal und den südafrikanischen Republiken. Von Jak. C. Vogel und Karl Schenth. S. 207. — 4. Das australische Bergland. Von R. v. Lendenfeld. (Fortsetzung.) S. 209. — 5. Reise nach Santa Rosa (in Chile). S. 213. — 6. In einem wilden Garten in Schiras. S. 214. — 7. Juan Fernandez. S. 216. — 8. Kleinere Mitteilungen. S. 219.

Die Reform der Wehrmacht Belgiens.

Von neuem erheben sich in Belgien gewichtige Stimmen, welche nicht nur eine umfassende Reform des belgischen Heeres, sondern auch die Schöpfung einer belgischen Kriegsmarine fordern. Man ist sich seitens der belgischen Regierung, sowie in den derselben nahestehenden Kreisen der Thatsache sehr wohl bewußt, daß nicht nur die Prosperität des Handels, der Industrie und des Gewerbes, wie sie Belgien in beispielloser Weise, England etwa ausgenommen, seit 50 Jahren genießt, die Grundlage der Existenz der Staaten bildet, sondern daß die Fähigkeit der Nation, die in langen und glücklichen Friedensjahren erworbenen materiellen und ideellen Güter schützen und verteidigen zu können, d. h. ihre Kriegstüchtigkeit, im belgischen Volke wach erhalten, man möchte sagen, wieder wach gerufen werden muß, da dasselbe bis jetzt durch die Majorität seiner Vertreter die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, d. h. die von der Regierung beabsichtigte Durchführung des persönlichen Dienstes im Heere an Stelle der Stellvertretung, eine Modifizierung der ersteren abgelehnt hat.

Wohl mit Recht konnte König Leopold II. bei einem auf der Place Royale in Brüssel vor dem Standbild Gottfried von Bouillons abgehaltenen öffentlichen Festakt der Schulen seinerzeit auf die hohen kriegerischen Tugenden dieses Fürsten hinweisen und die belgische Jugend zur Nacheiferung in denselben ermahnen; allein bis jetzt betrachtete vor allem die starke Partei der belgischen Klerikalen die Konsequenzen der Einführung des persönlichen Heeresdienstes als ihrem Einflusse und ihrer Wirksamkeit nachteilige, und alle Heeresreformprojekte der Regierung, sowie des der liberalen Partei angehörigen Grafen d'Oultremont scheiterten besonders an ihrem Widerstande.

Die Idee der Schaffung einer belgischen Kriegsmarine ist nicht neuen Ursprungs; sowohl bereits König Leopold I. in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts wie der Graf von Flandern in den fünfziger Jahren betonten wiederholt die Notwendigkeit für Belgien, eine Kriegsmarine zu besitzen, und waren bemüht, die Schöpfung einer solchen ins Leben zu rufen. Diese Bestrebungen giengen Hand in Hand mit den ebenfalls bereits von König Leopold I. geplanten Kolonisationsprojekten, denen die Kriegsmarine Vorschub leisten sollte.

Man erinnert sich in Belgien der Zeiten der Hansa, der Epoche Karls V., der blühenden Kompagnie von Ostende, der Kolonisationsunternehmungen auf San Thomas und in der amerikanischen Provinz Sainte Cathérine, sowie am Rio Muñez auf Guinea, und man bedauert in vielen Kreisen lebhaft, daß der unter das Protektorat Belgiens gestellte Kongostaat, was leicht zu erreichen gewesen wäre, nicht eine belgische Kolonie geworden ist.

Heute nun organisiert sich der politische Feldzug für den persönlichen Heeresdienst und die Schöpfung einer Kriegsmarine in Belgien von neuem, und kein Geringerer wie General Brialmont, der begabte belgische Chef des Generalstabes, ist es, der mit der Schrift „La Belgique actuelle" für diese beiden Forderungen eintritt.

Die Rolle, welche Belgien in einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland zu spielen berufen sein kann, indem seine geographische Lage und Beschaffenheit das erstere Land zu einer Umgehung der starken befestigten Rhein- und Mosellinien auffordern, läßt auch Deutschland ein unmittelbares Interesse an den Reorganisations-

bestrebungen der belgischen Streitmacht nehmen, und es sei daher gestattet, zugleich, gestützt auf persönliche in Belgien gemachte Beobachtungen und dort gewonnene Eindrücke, auf den Inhalt der Reformvorschläge General Brialmonts, deren Verwirklichung allem Anschein nach, da dieselben, wie verlautet, von der Regierung im wesentlichen gebilligt und in den Kammern mit Nachdruck vertreten sein werden, nur eine Frage der Zeit sein dürfte, näher einzugehen.

Man ist in Belgien der Ansicht und General Brialmont teilt dieselbe, daß die Heeresfrage durch die bloße Unterdrückung der Stellvertretung nicht gelöst werden könne. Denn die Heeresorganisation sei mangelhaft und die faktische Kriegsstärke unzureichend. Die Regierung hielt bis jetzt dafür, daß das jährliche Rekrutenkontingent von 12,300 Mann und die dreizehn Jahrgänge der Miliz dazu genügten, die festgesetzte Kriegsstärke von 130,000 Mann zu erreichen. General Brialmont aber weist überzeugend nach, daß das Ergebnis der alljährlichen Kontrole der auf unbegrenzte Zeit beurlaubten Milizen ein unvollständiges ist, da nur die zehn jüngsten Jahrgänge vor dieser Kontrole erscheinen und man im Ungewissen darüber bleibt, welche Ziffer die drei ältesten Jahrgänge ergeben werden. Ferner sei es ungewiß, ob die große Anzahl der Milizen, welche sich im Auslande befindet, ihre Beschäftigungen und ihre Familie verlassen würden, wenn man sie zu einem Kriege einberufe. In Frankreich allein halten sich 440,000 naturalisierte Belgier auf. Diese Milizen stellen sich zwar im Frieden regelmäßig zu den jährlichen Kontrolversammlungen, weil sie bei dieser Gelegenheit ihre Angehörigen und Freunde wiedersehen, und weil sie, im Falle sie bei denselben fehlen, nicht mehr in die Heimat kommen dürfen, ohne verhaftet und auf einen bis sechs Monate in die Front eingestellt zu werden. Auch zieht man die während des Milizverhältnisses dienstuntauglich werdenden Mannschaften bei der Berechnung nicht in Betracht.

Die Behauptung ist daher unbegründet, daß die belgische Mobilmachung 130,000 Mann bei der Fahne ergeben wird, von denen außerdem noch die Kranken, die Gefangenen, die Mannschaften der Korrektionskompagnien und die sedentären Kompagnien abgehen, und das umsomehr, wenn man berücksichtigt, daß Belgien nur sehr wenig Zeit für die Mobilmachung bleibt und das belgische Gebiet acht Tage nach der Kriegserklärung von den Franzosen oder den Deutschen und in zwei bis drei Tagen von deren Kavalerie überflutet sein könne. 1870 gebrauchte Belgien einen vollen Monat, um das Maximum seiner Effektivstärke zu erreichen. Seine Mobilmachungsorganisation hat sich seitdem verbessert, und die Einberufung der Milizen und ihre Absendung in die Depots werden künftig mit mehr Ordnung und Schnelligkeit erfolgen; allein der künstlich beschleunigte Mobilmachungsorganismus schließt auch die Gefahr leichterer Störungen in sich.

Wenn man nun auch annimmt, daß Belgien nach acht Tagen 130,000 Mann bei den Fahnen hat, so reicht diese Anzahl zu einer wirksamen Verteidigung des Landes nicht aus, denn man muß die Abgänge durch die Märsche, Krankheiten, die Desertion und die ersten Gefechte in Abzug bringen.

„Wenn die belgische Armee", sagt der General Renard, „über nichts verfügt, um diese unvermeidlichen Abgänge zu ersetzen, so werden ihre Cadres in wenig Tagen gewaltige Lücken aufweisen."

Um ihre Effektivstärke vollzählig zu erhalten, muß sie daher über eine Reserve an Rekruten gebieten. Diese Reserve existiert in Belgien nicht. Um sie zu schaffen, müßte das Kontingent der Armee erhöht werden, und der Artikel, welcher die verheirateten Männer und die Witwer mit Kindern des 9., 10., 11., 12. und 13. Jahrganges ausnimmt, aus dem Milizgesetz gestrichen werden. Auch existiert diese Ausnahme in keinem andern Lande. In Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Spanien, Italien, Rußland, Rumänien und den Niederlanden sind die Verheirateten und die Witwer aller wehrpflichtigen Altersklassen zum Dienst verpflichtet. In Belgien allein will man nicht einräumen, daß ein Familienvater dasselbe Interesse wie ein Unverheirateter hat, die Ordnung im Innern und die nationale Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten.

Um die verlangte Effektivstärke, welche später angegeben werden wird, zu erreichen und sie vollzählig zu erhalten, gibt es zwei Mittel: entweder das jährliche Kontingent zu erhöhen, um im Moment der Mobilmachung einen Ueberschuß von etwa einem Fünftel zu erhalten, der in die Depots zu verteilen wäre, um eine Ersatzreserve zu liefern, oder alle diensttauglichen jungen Leute im milizpflichtigen Alter der Regierung zur Verfügung zu stellen.

Der erstgenannte Rekrutierungsmodus ergibt den persönlichen Heeresdienst, der zweite die allgemeine Wehrpflicht. Der letztere ist im allgemeinen vorzuziehen, weil er die militärischen Lasten gleichmäßiger und gerechter verteilt und zahlreichere Armeen ergibt.

Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß in allen Ländern, in denen die allgemeine Wehrpflicht existiert, mit Ausnahme der Schweiz, der eine Teil ihrer diensttauglichen Mannschaft der Feldarmee, der andere Teil der Territorialarmee einverleibt wird. Nun existiert ein gewaltiger Unterschied zwischen den Strapazen, Entbehrungen und Gefahren, denen die Leute dieser beiden Teile des Kontingentes unterworfen sind. Die einen ertragen die ganzen Lasten des Feldkrieges, der heute mehr als jemals über das Schicksal der Staaten entscheidet, während die anderen erst zur Verwendung kommen, wenn das Land vom Feinde überflutet ist, und selbst dann kommen sie nur in belagerten Plätzen vor den Feind, deren Zahl heute weit kleiner wie früher ist.

Es ist außerdem zu berücksichtigen, daß die Mannschaften des stehenden Heeres in Friedenszeiten drei Jahre,

in einigen Ländern noch länger dienen müssen, während diejenigen der Territorialarmee nur zu einer je nach den verschiedenen Ländern variierenden Dienstzeit von 5 bis 12 Monaten verpflichtet sind.

Eine völlig gleiche Verteilung der Militärlasten, welche die allgemeine Wehrpflicht für sich in Anspruch nimmt, existiert daher nur, wenn alle Staatsbürger denselben Friedensübungen, denselben Anstrengungen und Kriegsgefahren unterworfen sind. Allein dieser Heerbildungsmodus würde, wenn man nicht, wie in der Schweiz, die Dauer der Dienstzeit im Frieden beschränkt, den Ruin der Staaten hervorrufen und nur Milizheere ergeben, von denen Washington sagte: „Sich auf sie stützen, heißt, sich auf einen zerbrochenen Stock stützen."

General Brialmont gibt nicht zu, daß eine derartige Armee sich für Belgien eigne, welches in die Lage kommen könne, die trefflichen Truppen Frankreichs und Deutschlands zu bekämpfen, und er ist der Ansicht, daß 150,000 bis 160,000 gute und während der Dauer des Krieges vollzählig erhaltene Soldaten zur wirksamen Verteidigung der Unabhängigkeit und Neutralität Belgiens genügen. Er schlägt eine auf dem Prinzip des persönlichen Dienstes im Heere, unter Abschaffung der Stellvertretung, basierende Organisation der belgischen Armee vor.

Zur möglichst gleichmäßigen Verteilung der Militärlast will Brialmont eine Wehrsteuer für die nicht in die Armee eingestellten Bürger einführen, sowie die Verpflichtung zum zwölfjährigen Dienst in der Bürgergarde. Er bezeichnet die letztere Institution mit Recht als veraltet, allein die Verfassung erheische deren Aufrechterhaltung. Die Bürgergarde soll in Friedenszeiten zur Aufrechterhaltung der Ordnung in den Kommunen, in Uebereinstimmung mit der Polizei und der Gendarmerie, deren Reserve sie bildet, dienen. In Kriegszeiten soll sie die Kommunen vor den Gewaltthätigkeiten und Forderungen kleinerer feindlicher Abteilungen sichern. In den Festungen soll sie einen Teil des Garnisonsdienstes versehen und in den Grenzkommunen an den Mobilmachungsmaßnahmen teilnehmen.

Hinsichtlich der von ihm in Vorschlag gebrachten, allen Anforderungen der nationalen Verteidigung genügenden Organisation der belgischen Armee bemerkt General Brialmont das folgende:

Augenblicklich beträgt die Kriegsstärke der belgischen Armee 130,000 Mann, die von dreizehn Jahrgängen der Miliz geliefert werden. 70,000 Mann bilden die Feldarmee und 60,000 Mann die Besatzungsarmee der Festungen. Im Vergleich zu den Streitkräften, über welche die anderen Staaten Europa's verfügen, ist die Stärke von 70,000 Mann, welche zwei Armeekorps und zwei selbständige Kavalerie-Brigaden bilden, nicht genügend. Belgien müßte drei Armeekorps und drei selbständige Kavalerie-Brigaden mit einer Totalstärke von 91,000 Mann haben; denn weniger reiche und weniger bevölkerte Staaten: Bayern, Portugal und Rumänien, legen sich größere Opfer auf. Bayern hat bei einer Bevölkerung von 5,285,000 Menschen eine Armee von 150,000 Kombattanten auf Kriegsfuß. Sie besteht aus 110 Bataillonen, davon 34 Landwehrbataillone, 66 Escadrons, darunter 16 Ersatzschwadronen, aus 42 Feldbatterien, 16 Fuß-Artillerie-Kompagnien und 15 Genie-Kompagnien.

Portugal hat bei einer um ein Drittel schwächeren Bevölkerung wie Belgien (4,307,000 Einwohner) eine Armee von 125,000 Mann, bestehend aus 36 Infanterie-Regimentern, 10 Kavalerie-Regimentern, 42 Feld-Artillerie-Batterien und 13 Genie-Kompagnien.

Rumänien hat bei einer Bevölkerung von 5,376,000 Seelen vier Armeekorps, und zwar 120 Bataillone, 60 Eskadrons, 48 Batterien und 20 Genie-Kompagnien, außerdem eine selbständige Kavalerie-Division von 16 Eskadrons, in Summa 150,000 Mann und 288 Geschütze. Es besitzt außerdem eine 32 Infanterie-Regimenter starke Miliz und ein Massenaufgebot, dessen Stärke nicht definitiv festgestellt ist.

General Brialmont verlangt nicht, daß Belgien eine so starke Armee im Kriege aufstellt. Er erklärt drei Armeekorps für dessen Situation ausreichend. Zwei und ein halbes Armeekorps sollen die Feldarmee bilden und eine Division das verschanzte Lager von Antwerpen besetzen. Die Verteidigung der Festungen würde außer dieser Division 64,800 Mann der sedentären Truppen erfordern. Die Zusammensetzung dieser Armee soll die folgende sein.

Feld-Truppen.

Zwei Armeekorps und zwei kombinierte Divisionen, von denen eine die mobile Reserve des verschanzten Lagers von Antwerpen bildet. Die Divisionen zu 2 Brigaden, 4 Regimentern, 12 Bataillonen.

Eine selbständige Kavalerie-Division, bestehend aus 3 Brigaden, 6 Regimentern, 24 Eskadrons. 6 Regimenter Divisions-Kavalerie zu 4 Eskadrons. 2 Korps-Artillerie-Regimenter zu 9 Batterien, darunter 3 reitende. 3 Divisions-Artillerie-Regimenter zu 8 Batterien. 2 Pontonnier-Kompagnien. 1 Genie-Regiment zu 3 Bataillonen von 4 Kompagnien. 1 Eisenbahn-Kompagnie und 1 Feldtelegraphen-Kompagnie, 8½ Train-Kompagnien. Der erste Teil des Verwaltungsbataillons.

Sedentäre Truppen.

Garnison von Antwerpen. Dieselbe soll bestehen: aus einer Felddivision von 12 Bataillonen, 4 Eskadrons und 4 reitenden Batterien, die sich in gewissen Fällen mit der Feldarmee zu vereinigen hat; ferner 20 Reserve-Infanterie-Bataillonen, 50 Festungsbatterien, 3 Spezial-Artillerie-Kompagnien (Feuerwerker, Büchsenmacher, Handwerker), 10 Genie-Kompagnien, darunter 3 Spezialkompagnien (Festungstelegraphisten und Feuerwerker, Festungspontonniere und Handwerker), 1½ Train-Kompagnien und der zweite Teil des Verwaltungsbataillons.

Garnison von Termonde: 5 Bataillone, 1 Eskadron, 7 Festungsbatterien und 2 Geniekompagnien.

Garnison von Diest: 4 Bataillone, 1 Eskadron, 5 Festungsbatterien und 2 Genie-Kompagnien.

Garnison von Namur: 3 Bataillone in den Forts und 6 in Reserve, 1 Eskadron, 8 Festungsbatterien und 2 Genie-Kompagnien.

Garnison von Lüttich: 4 Bataillone Fortsbesatzung, 6 in Reserve, 1 Eskadron, 10 Festungsbatterien und 2 Genie-Kompagnien.

Für Lüttich und Namur werden Garnisonen nur von dieser Stärke vorgeschlagen, da dieselben keine verschanzten Lager sind, deren Besatzung während der Dauer einer langen Belagerung sich selbst genügen soll, sondern Brückenköpfe, welche die ganze belgische Armee oder ein beträchtlicher Teil derselben besetzen wird, sobald sie die Annäherung eines feindlichen Korps in Erfahrung gebracht hat. Diese strategische und politische Notwendigkeit wird in Belgien nur von der Partei bestritten, welche annimmt, daß die belgische Armee nur in Positionen in der Nähe Antwerpens kämpfen kann und soll. Wenn jedoch diese Armee, sagt General Brialmont, gegenüber den Aufgaben, die ihr die Verteidigung der Neutralität auferlegt, sich eine so kleinmütige Rolle vorzeichnet, oder wenn sie, in ihrer großen Kriegsposition (Antwerpen) zurückgehalten, abwarten würde, um zu Gunsten eines der Kriegführenden Partei zu ergreifen, bis der andere sich unterlegen gezeigt hat, so würde das Land verloren sein; denn, wenn es verabsäumte der ersten seiner Pflichten, die darin besteht, eine Invasion zu verhindern oder zu verzögern, nachzukommen, würde es aufhören, ein Recht auf eine selbständige Existenz zu haben. Nun versteht es sich von selbst, daß, wenn Lüttich und Namur nicht angegriffen werden können, ohne daß die belgische Feldarmee dort vereinigt ist, um den Angreifer zurückzuweisen, es nicht erforderlich ist, dort im Voraus, wie einige wollen, 12 resp. 9 Bataillone zu versammeln, um die 21 Intervallen der Forts zu sichern.

Diese Deckung und die Rekognoszierungen nach außen sind nach General Brialmont's Ansicht genügend durch die mobile Brigade gesichert, welche er jedem der beiden Brückenköpfe zuzuteilen vorschlägt.

Eine Ueberraschung dieser Positionen ist umsoweniger zu fürchten, als die belgische Feldarmee sich in der Nähe der einen oder der anderen konzentrieren und als die belgische Kavalerie die Grenze beobachten wird, sobald Frankreich und Deutschland kriegsbereit sind. (Forts. folgt.)

Die Sonntagsruhe und Temperance-Bewegung in Amerika.

Von H. R.

Ein glücklicher Zufall war es, der es fügte, daß ohne das geringste Zuthun von meiner Seite mir der Auftrag wurde, eines der größten Luxusartikel-Geschäfte Deutschlands — der Name thut nichts zur Sache — bei der Ausstellung in Philadelphia, welche im Jahre 1876 stattfand, zu vertreten. Meine Bedenken, daß ich als Nichtberufener keinerlei Fachkenntnisse besitze, mich daher der Vertretung nicht gewachsen fühle, wurden rasch und mit dem Bemerken beseitigt, daß Fachkenntnisse überhaupt nicht nötig seien, es handle sich nur um eine angemessene Repräsentation; das Geschäft sei weltbekannt und längst auch in Amerika eingeführt; ich solle nur dafür besorgt sein, daß das Arrangement geschmackvoll sei, daß niedliche Verkäuferinnen engagiert würden, daß der Reichtum des Geschäfts nach außen sich zeige. Dieser Aufgabe hielt ich mich für gewachsen, und da ich außerdem der weiteren Bedingung, der englischen und französischen Sprache mächtig zu sein, entsprach, so nahm ich in Gottes Namen den Auftrag an — und heute noch, nachdem so manches andere Erlebnis an mir vorübergezogen ist, darf ich die Stunde segnen, wo ich meine Zustimmung gab, nach Philadelphia zu gehen, um dort in der oben angeführten Weise das rheinländische Welthaus zu vertreten. Für den kaufmännischen Teil des Geschäftes war in entsprechender Weise Sorge getragen, so daß ich diesem mir völlig unbekannten Gebiet gänzlich fern bleiben konnte. Mit glatten Worten kann man meine Aufgabe dahin präzisieren, daß ich mit reichlich zur Verfügung gestellten Mitteln den Glanz des Geschäftes durch Diner, Frühstück und sonstige Einladungen an bedeutendere Abnehmer leuchten lassen sollte.

Ich will den Leser nicht mit einer Beschreibung meiner Reise nach Philadelphia belästigen; es genüge, wenn ich sage, daß sich dieselbe ohne jeglichen Zwischenfall in direkter, angenehmster und schnellster Weise vollzog; auch davon will ich nicht berichten, in welcher Art ich meine Aufgabe löste — ich könnte weiter nichts darüber mitteilen, als eine lange Reihe von Festlichkeiten und angenehmen Begegnungen; auch von dem Erfolge sei nur so viel erwähnt, daß das Geschäftshaus nicht nur beträchtliche Summen für fest verkaufte Artikel einnahm, sondern auch eine Menge äußerst vorteilhafter Verbindungen anknüpfte, deren Wert sich später als sehr bedeutend erwies; und darauf soll nur kurz hingedeutet sein, daß mein Haus sich sehr nobel gegen mich zeigte und meine Verdienste, wenn überhaupt vorhanden, wahrhaft fürstlich belohnte.

Allein man soll nicht glauben, daß ich nur dem Wohlleben huldigte; ich nahm auch Gelegenheit, mich sehr eingehend über soziale, politische und kommerzielle Verhältnisse der Vereinigten Staaten zu orientieren. Diese Verhältnisse sind aber im allgemeinen so bekannt und jedem Gebildeten in Europa so geläufig, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wenn ich auf dieselben ausführlicher zurückkommen wollte. Sie sind durchgehends von den unsrigen verschieden, nicht besser und nicht schlechter, eben ganz anders! Nur einen Punkt will ich in den

nachstehenden Zeilen hervorheben, und zwar deshalb, weil derselbe nicht allein die mannigfaltigsten Beurteilungen erfährt — darunter meistenteils falsche — sondern auch für unsere deutschen Zustände neuerdings vielfach von Bedeutung und Gegenstand der öffentlichen Diskussion geworden ist. Ich meine die Sonntagsruhe.

Ehe ich jedoch zu der Betrachtung über Sonntagsruhe übergehe, dürfte es im Interesse des Lesers liegen, eine kurze Beschreibung der Stadt Philadelphia vorauszuschicken.

Philadelphia, die Hauptstadt des Staates Pennsylvanien, nimmt nach New-York die zweite Stelle unter den großen amerikanischen Metropolen ein und liegt am Delaware-Fluß, an der Mündung des Schuylkyll. Im Jahre 1790 zählte Philadelphia erst 42,500 Einwohner, während man die letzteren heute bereits auf eine Million beziffern kann; darunter gegen 300,000 Deutsche.

Sie wurde 1682 von dem Quäker Wm. Penn gegründet, doch hatten sich schon 50 Jahre vor ihm Schweden daselbst niedergelassen. Da der Delaware-Strom so breit und tief ist, daß er selbst die größten Seeschiffe bis vor die Stadt trägt, so ist der Handel nach ausländischen Hafenplätzen ein höchst bedeutender. Allein auch die Küstenschifffahrt, welche Kohlen und Fabrikate aller Art nach der Union führt, ist enorm. Durch Eisenbahnen steht Philadelphia mit den wichtigsten Städten der Union in regem Verkehr, sowie durch Dampfer mit den großen Hafenstädten. Philadelphia ist reich an schönen, öffentlichen Plätzen, herrlichen Parks und vor allem an Gebäuden von historischem und öffentlichem Interesse. Von letzteren ist das Rathaus, welches in den Jahren 1729 bis 1734 erbaut wurde, das wichtigste. In demselben wurde am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Nation erklärt. Das neue Stadthaus wurde 1871 zu bauen begonnen und dessen Fertigstellung hat vierzig Millionen Mark gekostet; es ist aus Granit und Marmor und nimmt einen Flächenraum von 180 Ar ein. Weiter sind an öffentlichen Gebäuden hervorzuheben die Post, das Zollhaus, die Münze, die Arsenale, die Universität mit dem großen Hospital, die Akademie der schönen Künste. Auch verschiedene Bibliotheken finden sich in Philadelphia von 135,000 bis 150,000 Bänden. Die Bauten Philadelphia's repräsentieren eine Summe von 100 Mill. Mark. Es gibt über 600 Kirchen, von denen 94 den Methodisten, 90 den Presbyterianern, 66 den Baptisten, 44 den Katholiken, 29 den Lutheranern und 9 den Israeliten gehören. Am 4. Juli 1876 wurden ein von den jüdischen Logen erbautes Monument, die Religionsfreiheit darstellend, sowie das Humboldt-Denkmal enthüllt. Mit diesen Feierlichkeiten wurde gleichzeitig die Ausstellung eröffnet zum Andenken an die vor hundert Jahren erfolgte Unabhängigkeitserklärung.

Doch wir wollen uns von unserem eigentlichen Thema nicht allzuweit entfernen und meinen, daß das Vorstehende genügen wird, um sich im allgemeinen zu orientieren und sich von der Großartigkeit Philadelphia's einen Begriff zu bilden. Als Kuriosum sei nur noch erwähnt, daß Philadelphia der Geburtsort des berühmten Taschenspielers und Abenteurers J. Philadelphia ist. Derselbe wurde von jüdischen Eltern im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts geboren, ließ sich taufen und nahm den Namen seiner Vaterstadt an. Sein Todesjahr ist nicht bekannt, doch scheint er das laufende Jahrhundert nicht erreicht zu haben. Zuletzt hat man ihn in Deutschland in Schulpforta gesehen, welches er im Jahre 1795 besuchte. Sein Ruhm als Taschenspieler erfüllte alle Länder, doch hat er sich auch vielfach als Abenteurer schlimmster Art bekannt gemacht.

Um nun den eigenen Standpunkt zur Sonntagsruhe, resp. -Heiligung, festzustellen, so bin ich der Ansicht, daß dieselbe nicht allein für das leibliche und wirtschaftliche Leben unseres Volkes, sondern namentlich auch für die sittliche Entwickelung desselben von der allerhöchsten Wichtigkeit ist. Seit Jahren bewegt daher alle wahren Volksfreunde die Frage, was ist zu thun, um dem Volke wieder zu seinem Sonntage und seinem Sonntagssegen zu verhelfen. Unser großer Kanzler würde sich in der That zu seinen großen Verdiensten nicht das geringste noch hinzuerwerben, wenn er unserem Volke zur Rückgewinnung seines Sonntags beistehen wollte. Wie tief wurzelt der deutsche Sonntag von Hause aus in unserem Volke, wie ist er mit unserer ganzen Volkssitte innigst verwachsen der deutsche Sonntag, der, frei von finsterer puritanischer Strenge, frei von starrer Einförmigkeit in seiner ursprünglichen Gestalt, so von Weihe, Poesie und beschaulicher Stille erfüllt ist! In solchem Sinne haben ihn unsere Dichter gefeiert von Hebel und Uhland an bis zu Julius Mosen, so hat ihn der volkstümlichste aller Künstler der neueren Zeit, der große Illustrator deutschen Volkslebens, Ludwig Richter, mit seinem Pinsel verherrlicht. Alle Momente des Sonntags, die ernsten der stillen Feier des Morgens und die heiteren des Nachmittags, hat er mit den Ranken seiner Kunst umwunden. So lebt der deutsche Sonntag in Bild und Lied, freilich wesentlich verschieden von jenem in Philadelphia!

Fragt man mich nun: „Was versteht man denn eigentlich unter dem amerikanischen Sonntag?“ so mag er geschildert sein, wie ich ihn selbst monatelang verlebt habe. Der Hauptcharakter desselben läßt sich mit Uhlands Worten aus dem herrlichen Gedichte „Schäfers Sonntagslied“ bezeichnen:

„Nur Stille nah und fern!“

Der amerikanische Sonntag ist ein stiller, ein Ruhetag. Geschlossen sind sämtliche industrielle Etablissements und Fabriken, kein Handwerker geht seinem Broterwerbe nach, kein Lehrjunge verrichtet eine Arbeit, Magd und Knecht feiern bis auf die nötigsten Verrichtungen im Hause oder im Stalle. Wie ausgestorben sind die sonst so lebhaften Straßen, die Ruhe hat sich selbst auf die Wohnhäuser erstreckt. Nur der unentbehrliche Milch- und

Eiswagen rasselt in aller Frühe durch die Straßen; wohl bereitet der Apotheker die Arznei für den Erkrankten, wohl versieht der Barbier sein Verschönerungsgeschäft — sonst aber herrscht allenthalben die tiefste Stille. Auch die „Reform-Juden" haben ihren Sabbath auf den Sonntag verlegt.

Eine Unterbrechung erleidet diese Sabbathsruhe nur durch die zahlreichen Kirchgänger, die Kinder, welche die Sonntagsschule besuchen, und deren Lehrer. Das sind die einzigen Menschen, welche Sonntags, sei es in der Stadt, sei es auf dem Lande, auf den Straßen zu sehen sind. Spaziergänge in die städtischen Parkanlagen sind weit seltener wie in Deutschland; einmal ist der Amerikaner nicht entfernt ein so warmer Freund der Natur wie der Deutsche, andererseits sind diese Parks sehr weit abgelegen, drittens endlich wird der Amerikaner weit mehr durch verschiedene sonntägliche Gottesdienste in Anspruch genommen wie der Deutsche; er bringt den größten Teil des Sonntags in der Kirche zu.

Allein ein Kirchenzwang existiert nicht; wer keine Lust hat, das Gotteshaus ein- oder mehreremale zu besuchen, unterläßt es eben; der Amerikaner genießt auch in religiöser Beziehung dieselbe Freiheit wie in anderen Dingen und verabscheut jeden Zwang. Jeder wählt sich seine Gemeinde, der er sich anschließen will; sein eigenes Gewissen ist der Regulator bezüglich seines Kirchenbesuches. Eine Staatskirche existiert nicht.

Es versteht sich nach dem Gesagten von selbst, daß Sonntagsvergnügungen und Belustigungen im Sinne deutscher oder französischer Art nicht kultiviert werden; sie finden keinen Raum im amerikanischen Sonntagsprogramm und können nur im Geheimen als verbotene Frucht genossen werden. Der echte Amerikaner fühlt im übrigen gar kein Verlangen nach denselben, er betrachtet sie als importierte Gewächse.

Nun sollte man meinen, daß eine solche Sonntagsfeier eine recht freudenlose, düstere und langweilige sei; das trifft jedoch nicht halb zu. Wenn der Amerikaner seinen kirchlichen Pflichten genügt hat, gehört er einzig und allein seiner Familie und seinem Heim. Und nichts ist falscher, als dem Amerikaner Mangel an Familiensinn vorzuwerfen. Nur Leute, die mit den einschlagenden Verhältnissen nicht genügend vertraut sind, können dies behaupten. Zugegeben soll sein, daß der Amerikaner bei seinem hastigen Schaffen während der Geschäfts- und Arbeitszeit seinem Hause wenig Aufmerksamkeit widmet, allein so viel steht fest, daß es kein Land auf dem ganzen Erdenrund gibt, in welchem der Familienvater sich so häufig Abends und am Sonntage zu Hause aufhält, wie in den Vereinigten Staaten.

Nicht an eine solche Sonntagsfeier gewöhnt, muß ich dennoch bekennen, daß ich mich sehr bald mit ihrer Ruhe und Stille aussöhnte. Der Amerikaner arbeitet wochentags energisch, oft mit unverständiger Hast; er wird todmüde; dafür ruht er am Sonntag mitten unter den Seinen behaglich aus in seinen in der Regel verhältnismäßig gut eingerichteten vier Pfählen. Das Verlangen nach einer Sonntagszerstreuung, wie etwa der Berliner nach der Hasenhaide, liegt ihm fern; er erfreut sich am häuslichen Herde mit und an den Seinen. Er entbehrt deshalb nichts, wohl aber schützt er sich auf diese Weise vor sinnlichen und wirtschaftlichen Ausschreitungen; und es kann kein Zweifel darüber bestehen, welcher Geschmack der reinere ist: der des den Sonntag im häuslichen Kreise feiernden Amerikaners oder jener des Berliners, der sich den ganzen Nachmittag auf der staubigen Hasenhaide trinkend und bummelnd herumtreibt.

Es kommt aber bei der amerikanischen Sonntagsfeier noch ein zweiter Faktor in Rechnung, das ist der religiöse Sinn des amerikanischen Volkes, wenigstens in seiner weitab größeren Mehrzahl. Und auch bei demjenigen Teil des Volkes, welcher der Kirche äußerlich fernsteht, hat sich eine gewisse Hochachtung vor der Religion und ihren Einrichtungen erhalten, obschon keine Staatskirche, kein Zwang von außen existiert, vielmehr die ausgedehnteste Gewissensfreiheit herrscht. Die Verfassung selbst spricht nirgends von einem „christlichen Volk", und dennoch ist das amerikanische Volk im wesentlichen ein eminent christliches. Man fühlt instinktiv, daß eine Regierung, welcher ein großes stehendes Heer, eine omnipotente Polizeigewalt und sonstige Handhaben anderer Kulturstaaten fehlen, irgendwo anders einen festen Halt haben muß; und diese Grundlage findet das amerikanische Volk in der Bibel. Wir haben hiebei nicht die Absicht, darüber zu streiten, ob und inwieweit diese Grundlage berechtigt und für alle Fälle genügend ist; wir begnügen uns, die Thatsache selbst festzustellen.

„Der Sonntag ist für den Menschen geschaffen", das ist die Meinung des Amerikaners; der Mensch soll diesen Ruhetag zur geistigen und leiblichen Erholung benützen. Ein amerikanischer Schriftsteller schreibt in diesem Sinne: „Zweiundfünfzig Sprungfedern sind uns im Laufe des Jahres geschenkt; sie sollen dazu beitragen, das Volk vor dem Versinken zu bewahren. Es ist der Sonntag, die Sonne der Woche, welcher Licht und Wärme über alle unsere Arbeit, über die Aermsten und Reichsten ausgießen soll. So groß aber die Gabe ist, so groß ist auch die Aufgabe, dieselbe zu wahren."

Diese Worte stehen vollkommen im Einklange mit der amerikanischen Volksanschauung, und es findet sich diese Ueberzeugung niedergelegt in den Gesetzen aller Staaten, die Sonntagsfeier betreffend. Diese Gesetze verlangen von niemandem die Anwesenheit im Gotteshause, aber sie gebieten die Einstellung jeglicher Arbeit und lärmender Lustbarkeiten. Das amerikanische Gesetz drängt also keine kirchliche Sonntagsfeier auf, sichert aber einen bürgerlichen Ruhetag. Ein solcher Ruhetag wirkt jedoch nach allen Richtungen hin wohlthätig auf das Volksleben und die

Volkswohlfahrt, seine strikte Durchführung fördert das geistige und materielle Gedeihen der Nation.

Es erheben sich nur ganz vereinzelte Stimmen, welche grundsätzlich dieser Anschauung entgegentreten, wohl aber wird ein mehr oder minder heftiger Kampf geführt gegen das Verbot, Sonntags Theater und Vergnügungslokale aller Art offen zu halten. Diejenigen, welche gegen ein solches Verbot sind, behaupten, es müsse jedem gestattet sein, den Sonntag nach seinem Geschmacke zu verleben; während es den Einen gestattet sei, die Kirche aufzusuchen oder zu Hause zu bleiben, solle es den Andern gestattet sein, Theater, Tanzlokale oder Schenken zu frequentieren. Der Staat habe nicht die Aufgabe, sich in derlei persönliche Neigungen zu mischen; es sei ein Eingreifen in die persönliche Freiheit, schließlich könnte der Staat auch noch vorschreiben, was man essen, wie man sich kleiden solle. Es sei überhaupt nicht Sache des Staates, sich mit solchen Dingen zu befassen, der Einzelne solle selbst bestimmen, ob er Sonntags arbeiten oder feiern wolle.

Hierauf ist zu erwiedern: In jedem zivilisierten Staate muß die persönliche Freiheit sich Einschränkungen zu Gunsten der Allgemeinheit gefallen lassen; fände eine solche Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit nicht statt, so könnte am wenigsten eine Volksregierung wie in Amerika bestehen, wo das Volk souverän ist und jedem Bürger durch das allgemeine Stimmrecht die Teilnahme an der Regierung garantiert wird. Hält die Mehrheit der Nation daher eine Maßregel für notwendig und nützlich, so muß sich die Minorität fügen.

Was den Einwand betrifft, daß es jedem nach seinem Belieben gestattet sein müsse, am Sonntag entweder die Kirche oder ein Vergnügungslokal zu besuchen, so muß auf den Unterschied aufmerksam gemacht werden, der zwischen Kirche und Vergnügungslokal klar zu Tage tritt. Der Kirchgänger stört niemanden in seiner sonntäglichen Beschaulichkeit und Ruhe, während Tanz- und andere Vergnügungslokale Unruhe und Lärm verbreiten und den in ihrer Nähe Wohnenden das „Ausruhen" zur Unmöglichkeit machen. Ebenso ist die üble moralische Wirkung derartiger Vergnügungen nicht zu vergessen. Der amerikanische Sonntag hat speziell den Zweck, die Menschen nach mühevoller Wochenarbeit sozusagen sich selbst wieder zu geben; er soll sie vor Versumpfung im Alltagsgetriebe schützen. Wie könnte aber dieser Zweck erreicht werden, wollte man lärmende Vergnügungen, oft von sehr zweifelhaftem sittlichen Hintergrunde, am Sonntage gestatten? Welche Menge von Menschen würden die rauschenden Klänge schmieriger Tanzmusiken zu Ausgaben verführen, zu dem Besuche solcher Orte verlocken? Nicht lange würde es dauern, so wäre auch der physiologische Zweck des Sonntags, nämlich des Ausruhens von gethaner Arbeit und des Kräftesammelns zu neuem Schaffen, rettungslos dahin! (Forts. folgt.)

Schilderungen aus Natal und den südafrikanischen Republiken.

Von Jak. C. Vogel und Karl Schenkh.

Die südafrikanischen Goldfelder.

Außer den De Kaap- und Wittewaterrand-Distrikten, mit welchen wir uns auf Grund eigener, an Ort und Stelle gesammelter Erfahrungen eingehender befassen werden, wird heute das Edelmetall südlich davon im heutigen Transvaal, im Zulu- und Swazie-Lande, in Natal und im Oranje-Freistaate gewonnen, ganz abgesehen von den täglich gemeldeten neuen Entdeckungen von Goldspuren auf deutschem, englischem und Boeren-Gebiete, deren Wert noch nachzuweisen verbleibt.

Wir lassen hier zunächst ein Verzeichnis jener Goldfelder folgen, welche sich zur Zeit in Betrieb befinden, und wo die Erze mehr oder minder lohnende Erträgnisse an Edelmetall liefern.

An der Südküste der Kapkolonie beginnend, finden wir:

1. Die Knyswafelder, westlich von Port Elizabeth;
2. in Natal die Goldriffe am Umzimkulu-Flusse
3. in Natal die Umsingafelder am oberen Tugela-Flusse;
4. in Natal die Umfungosifelder an der Nordost-Zulugrenze;
5. In der neuen Boerenrepublik bei Vryheid;
6. im Oranje-Freistaat am mittleren Vaal-Flusse, daranstoßend auf der Transvaalseite des Flusses;
7. im Oranje-Freistaat die Klerkdorpsfelder, bis nach Potschefstroom in nordöstlicher Richtung hinziehend, und weiter nordöstlich die
8. Wittewatersrandfelder;
9. direkt westlich hievon die Malmanifelder;
10. im Swazie-Lande die Felder um Piggo Peak;
11. westlich hievon im Transvaal die Minen am Komati-Flusse;
12. nördlich vom Komati die De Kaap- und noch weiter nördlich
13. die Lydenburg-Minen;
14. In der Provinz Zoutpansberg in Nordvaal die Felder um Marabastad;
15. im angrenzenden Matabele-Land am Tosti-Flusse die gleichnamigen Minen.

Die wichtigsten und ertragsreichsten dieser Goldfelder sind bis jetzt unstreitig einerseits die des Wittewaterrandes mit dem Zentralpunkte Johannesburg, andererseits jene um Barberton gruppierten Komati-, Kantoor-, De Kaap-Thal- und Shebaminen.

Die Stadt Barberton selbst, unter 25° 20′ s. und 30° 6′ ö. v. Gr. etwa 6 e. Mln. vom Queens-River, am nördlichen Ende des weiten, fruchtbaren, aber fiebererzeugenden De Kaap-Thales situiert, gilt ihrer hohen luftigen

[1] Siehe „Ausland" 1888, Nr. 12—28.

Lage wegen, welche die Bewohner vor den Fieberdünsten ꝛc. der Niederungen schützt, als gesund.

Im Norden, Süden und Osten erhebt sich das Makowah-Gebirge, dessen goldführende Quarzgänge Anlaß zur Gründung der Stadt im Jahre 1884 gaben.

Nachdem schon etwa zehn Jahre früher vereinzelte Forscher Gold nachgewiesen und dargestellt hatten, fand vor etwa vier Jahren ein gewisser Graham Barber bedeutende Goldadern in einer tiefen Schlucht des Makowah-Gebirges; — weitere Entdeckungen folgten, die Zelte und Lehmhütten mehrten sich und bald erhielt die improvisierte Ansiedelung, ihrem ursprünglichen Begründer zu Ehren, den Namen Barberton.

Die junge Stadt wuchs schnell durch den mächtigen Zudrang von Goldsuchern; Holz- und Eisenhäuser stiegen aus der Erde, und nach Entdeckung der fabelhaft reichen Sheba-Mine in unmittelbarer Nachbarschaft der Ansiedelung verschwanden die Lehmhütten vollständig, um Steinbauten Platz zu machen. Zu Barberton's bester Zeit, während der Jahre 1885 bis 1886, zählte dasselbe etwa 6000 ansässige Einwohner, bildete jedoch außerdem den Mittelpunkt der mindestens ebenso zahlreichen Goldsucherbevölkerung der Umgegend, welche aus den Magazinen der Stadt ihre Lebens- und Erwerbsbedürfnisse bezog, dabei aber auch in ausgedehntester Weise Gelegenheit fand, in den nach Hunderten zählenden Trinklokalen das leicht erworbene Gold rasch los zu werden.

Heute ist infolge unsinniger, die Außenwelt und namentlich das europäische Kapital abschreckender Spekulationen, und nicht weniger durch wirkliche Schwindeleien der Gründer, eine heilsame Reaktion im Leben der Stadt eingetreten, indem das eigentlich nachteilige, unsolide Element unter den Spekulanten größtenteils verschwunden ist, die Einwohnerschaft wenn auch an Zahl verringert, sich zur stetigen und energischen Bearbeitung und Ausnutzung der natürlichen Schätze der so goldreichen Gegend entschlossen hat, und eifrig darauf bedacht ist, den erlangten schlechten Ruf des Bezirkes durch rationellen Betrieb der Gruben und Stampfwerke nach Möglichkeit vergessen zu machen.

Soviel zur Charakterisierung der Stadt; was nun die Goldminen des De Kaap-Distrikts selbst betrifft, so ist vor allem das im Südsüdwesten gelegene, an Barberton anstoßende Gebiet der 13 Farmen zu erwähnen, welche, nach ihrem ursprünglichen Eigentümer Moodiesfelder genannt, 35,000 Morgen holländisch oder etwa 70 e. Qu.-Mln. umfassend, einen bedeutenden Teil der Minenthätigkeit des De Kaap-Thales in sich schließen.

Um die natürlicherweise außerordentlich hohen Transportkosten möglichst zu verringern, wurde die Errichtung einer Trambahn durch Fig-tree Creek projektiert; eine Aktiengesellschaft für die Ausführung des Unternehmens bildete sich rasch, es wurde jedoch hiebei so „nachhaltig gegründet", daß das Gesellschaftskapital verbraucht war, ehe der Bau selbst begann, und es blieb beim Alten!

Ein weiterer Golddistrikt der Gegend „nordwestlich" von Barberton, der Nord-De-Kaap-Thal-Bezirk, welcher durch reichlich vorhandene Wasserbetriebsmittel begünstigt ist, zeigt eine Reihe von 6—12 Lstrl. Gold per Tonne Quarz liefernden Gängen, und wird von einer Anzahl Gesellschaften bearbeitet.

An diesen Bezirk angrenzend, erheben sich die Terrassen des Duivels-Kantoor, in dessen Schluchten in neuester Zeit sowohl, als schon seit Jahren bedeutende Quantitäten von Alluvialgold gefunden wurden. Der letzte große Fund, ein Goldklumpen von 15 Pfund, hat dem Kantoor neues Relief gegeben und das hier angewendete Ausschlemmen des Alluviums von Neuem in die Gunst der Goldsucher gebracht.

Sämtliche Flüsse und Rinnsale des Duivels-Kantoor-Bezirkes sind, weite Goldriffe durchbrechend, mehr oder weniger Gold führend, aber verhältnismäßig wenig bearbeitet, wegen ihrer totbringenden Fiebermiasmen im Sommer.

Die Komati-Felder, etwa 42 e. Mln. südwestlich von Barberton im Komati-Thale gelegen, mit der Hauptstadt Steynsdorp, sind noch wenig im Betriebe entwickelt; dieselben haben jedoch trotz geringeren Goldgehaltes der Erze durch Reichtum an Wasserkraft und Ueberfluß an Brennmaterial vor anderen eine billigere Förderung voraus.

Seit Gründung Barberton's entstanden daselbst nach und nach 106 verschiedene Ausbeutungsgesellschaften mit 2,800,000 Lstrl. nominellem Kapitale; viele davon haben allerdings wieder aufgehört zu existieren, entweder weil die Erze sich nicht genügend goldreich erwiesen, oder aber weil sie, allzu sehr durch Gründeraktien belastet, nicht lebensfähig waren und an Mangel verfügbaren Arbeitskapitals zu Grunde giengen.

Andere, auf reeller Grundlage errichtete, mit genügenden Mitteln versehen, welche eine stetige Entwickelung gestatten, produzieren von Monat zu Monat wachsende Quantitäten Goldes, dessen Wert man heute auf 500,000 Lstrl. per Jahr berechnet, und dies jetzt schon, wo viele Werke noch an Mangel an Betriebsmaschinen leiden!

Wenn erst einmal die nötige maschinelle Einrichtung in ausreichender Weise beschafft und in Thätigkeit gesetzt sein wird, so haben die Barberton-Goldfelder die beste Aussicht, an die Spitze der goldproduzierenden Länder zu treten; ehe dies aber der Fall sein kann, muß der durch geradezu unsinnige Spekulationssucht, unehrliche Gründungen und in vielen Fällen nicht weniger auch durch unfähigen Betrieb reeller Minen hinterlassene schlimme Eindruck beim großen Publikum verwischt und das Vertrauen durch ehrliche, ausdauernde Arbeit, gefolgt von regelmäßig verteilten Dividenden, wieder hergestellt sein.

Die bis jetzt erfolgte systematische Durchforschung dieses Areals hat das Vorkommen zahlreicher Erzgänge erwiesen.

Dutzende von Aktiengesellschaften erwarben Abbau-

Berechtigungen, errichteten Stampfwerke an den Wasserläufen, und von Ende 1884 bis Mitte 1887 wurden hier aus etwa 12,500 Tonnen Erz 72,000 Lstrl. Gold gewonnen. Wasserkraft und Holzfeuerung sind die Betriebsmittel der verschiedenen Stampfwerke, da Steinkohle, obgleich nicht allzuferne vorkommend (am Chriessie-See etwa 30 e. Mln.), wegen des äußerst kostspieligen Transports über die schrecklichen Gebirgswege nicht in Frage kommt.

An die Moodies schließt sich die nördlich ungefähr 12 e. Mln. von Barberton beginnende Hügelreihe des nach ihrer bedeutendsten Mine genannten Sheba-Distriktes an. Der Zugang zu diesem an Golderzen fast noch reicheren Gebiete ist ein äußerst schwieriger.

Die Sheba-Mine, auch Goldsteinbruch (Golden Quarry) genannt, wurde von dem jüngst verstorbenen Edwin Bray entdeckt. Dieselbe, ein an einer Bergseite gelegener Tagbau, oder besser „Steinbruch von Golderz" enthält einen Quarzgang von etwa 100 Fuß Mächtigkeit, dessen Dicke noch nicht endgültig festgestellt ist, indem der horizontale Abbruch, ungefähr 40 Fuß tief in den Erzgang schneidend, noch nicht dessen Rückwand erreicht hat. Der Erzgang zieht sich an der Berghalde hinab; ein Stollen, 400 Fuß unterhalb der zur Zeit bearbeiteten Sektion, in das Gestein getrieben, hat das identische Vorkommen festgestellt.

Wenn man in Anschlag bringt, daß bis jetzt das geförderte Erz stets zwischen 15 und 20 Lstrl. Gold per Tonne ergab, so läßt sich der enorme Reichtum der Sheba-Mine ermessen.

Eine solche „Goldgrube" mußte natürlich eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben! Meilenweit in der Runde wurden Abbaurechte erworben, Grundstücke abgesteckt und mit der Arbeit begonnen; allein keine der neuen Unternehmungen hat bis jetzt den „Goldsteinbruch" an Ergiebigkeit erreicht, obwohl neben mancher verfehlten Spekulation, mit welcher man arglose Käufer betrog, zahlreiche nutzbringende Adern aufgefunden wurden.

Eine kurze Strecke, etwa eine halbe Stunde, östlich von der Sheba, liegt auf einem Hügelrücken „Eureka City", mit prachtvoller Aussicht auf ringsum sich auftürmende, durch tiefe bewaldete Thäler geschiedene, rundgewölbte Berge.

Bis jetzt besteht die „Stadt" aus zwei Gasthöfen, einigen Magazinen, Schlächterei und Apotheke.

Wenige Meilen östlich von „Eureka City" fließt in tiefem Thaleinschnitte der Fig-tree Creek, welcher bis zu seiner Vereinigung mit dem Queen's River (ursprünglich Süd-De-Kaap-Fluß genannt) ein halbes Dutzend Stampfwerke treibt, zu welchen die umliegenden Minen, unter andern die Sheba, die Erze liefern, welche zuerst mittelst Drahtseilen über die Felshänge herab und darauf durch Ochsenwagen an ihre Bestimmung befördert werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das australische Bergland.

Von R. v. Lendenfeld.

(Fortsetzung.)

Nach anderthalbstündigem Ritt wurde der Thalschluß erreicht und wir ritten hinauf zur Kammhöhe. Der Hang ist steil und viele gefallene Baumstämme erschweren das Fortkommen. In den oberen Partien war der lehmige Boden von Wombatbauen derart unterminiert, daß die Pferde fortwährend einbrachen und mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Jeder grollte über die Route seines Vordermannes und suchte einen eigenen besseren Weg. Besonders bös war dieser Anstieg für die Packpferde.

Die Wombats, die uns hier so viel zu schaffen gemacht hatten, sind plumpe kurzbeinige Tiere von Dachsgröße, die tagsüber in ihren Bauen schlummern und nur des Nachts hervorkommen, um zu äsen. Sie lieben die Wurzeln gewisser Kräuter und scharren weithin den Boden auf, um ihrer habhaft zu werden. Mit Hunden ist es mir nie gelungen, die Wombats aus ihren Bauen zu vertreiben, wohl aber kann man in mondhellen Nächten dieselben am Anstand beim Verlassen der Baue erlegen.

Zerstreut, wie wir waren, kam der eine hier, der andere dort auf den Kamm hinauf, und es dauerte einige Zeit bis wir alle beisammen waren. Vor uns lag ein breites, gar nicht tiefes Thal, welches, nach der Karte zu urteilen, von einem nach Norden ziehenden Zufluß der Mitta-Mitta durchzogen wurde. An dem Ufer dieses Baches wollten wir biwakieren, und wir ritten daher, sobald sich die Pferde erholt hatten, durch den schönen Wald über den westlichen Hang hinab jenem Bache zu. Der Bach wurde auch glücklich vor Einbruch der Dunkelheit erreicht und mit einiger Mühe — denn hier gab es dichtes Unterholz und Schilf — übersetzt. Zu unserer Ueberraschung sahen wir, daß dieser Bach nicht von Süden nach Norden floß, wie es auf der Karte dargestellt war, sondern umgekehrt.

Die australischen Gewässer haben eine eigene Gewohnheit — dachte ich mir — in der unrechten Richtung zu fließen (der Leser erinnert sich an mein kleines Abenteuer am Crackenback-Bache). Doch mag der Bach fließen wohin er will, wir haben Wasser, Holz und Proviant und brauchen uns nicht zu sorgen. Es war schon zu finster, um dieses topographische Dilemma, wie mein Freund Stirling diesen vorschriftswidrig fließenden Bach nannte, aufzuklären, und wir verschoben die Lösung des Rätsels und die Anpassung unserer Pläne an dieselbe auf den folgenden Tag.

Unser Lagerplatz, auf einer sumpfigen Wiese nahe dem Bache, war recht bequem, doch fürchteten wir sehr, von den Gelsen geplagt zu werden.

In Sydney und in anderen australischen Städten sind die Gelsen bei Nacht ebenso eine oder eine noch größere Plage, als die Fliegen bei Tage. In Sydney schlief ich fast

das ganze Jahr hindurch unter Moskittonetzen und unser Trinkwasser — Regenwasser vom Dach, in eisernen Behältern gesammelt — wimmelte von ihren Larven. Zu unserer angenehmen Ueberraschung gab es hier, in diesem entlegenen Thale, gar keine Gelsen, und ich glaube, daß die bösen, stechenden Mücken in Australien überhaupt nicht dort zu Hause, sondern importiert sind und sich von den Hafenstädten aus nur den Verkehrsstraßen entlang ins Innere verbreitet haben. Am schlimmsten sollen sie in dem Kohlenrevier von Neu-Castle (Neu-Südwales) sein, und man erzählt wunderbare Leistungen der Gelsen — Moskittos — jener Gegend. So sollen sie einmal mit den Stiefeln eines Reisenden davongeflogen sein — das behauptete wenigstens ein irischer Bergarbeiter, den man des Diebstahls dieser Stiefel zeihte. Diese Moskittos sind besonders groß, „viele", so erzählen die Bewohner jener glücklichen Gegend „wiegen ein Pfund" (Nicht je ein Pfund, lieber Leser).

Es war eine herrliche Nacht. Nicht der leiseste Hauch regt sich, lautlos hängen die Blätter und die hellleuchtenden Sterne blicken herein durch die dunklen Baumkronen. Das Lagerfeuer verglimmt und alles ist dunkel und einsam in diesem stillen Thal. Wir legen uns im Zelt zurecht — gute Nacht.

Am anderen Morgen waren wir zeitlich auf und giengen den Bach entlang auf und ab, um uns zu orientieren. Der Wald ist dicht und man hat nach keiner Richtung einen Ausblick, so daß wir über die Topographie unseres Thales nicht ins Reine kommen konnten. Sicher war, daß die Karte log. Einer unserer Leute war ein erfahrener Buschmann und wir kannten die Richtung, in welcher unser Ziel lag — also frisch drauf los. Wir frühstückten, packten auf und begannen unseren Ritt nach Südosten, quer durch den dicht bewaldeten, fast ebenen Thalboden. Bald erkannten wir, daß das Terrain rechts anstieg und wandten uns dem Hange zu, um in die Höhe zu kommen und einen Ausblick zu gewinnen. Ohne Schwierigkeit erreichten wir auch den Bergrücken und konnten nun das „topographische Dilemma" enträtseln: Unser Bach fließt nach Süden und ergießt sich in den Snowy-Creek. Der Bergrücken, auf dem wir stehen, bildet die westliche Begrenzungslinie seines Gebietes und steht im Süden jedenfalls mit dem Mount Bogong selber im Zusammenhang. Thal und Bach waren auf den Karten nicht dargestellt und unbekannt. Auf Stirling's Antrag sind Thal und Bach nach mir benannt worden — ich wünsche beiden glückliche Zukunft.

Auf der Höhe angelangt, wandten wir uns unter rechtem Winkel nach links und setzten in südlicher Richtung unsern Weg fort. Der Hang wie der Rücken selbst sind durchaus erdig, unten Sand, oben Lehm, und nirgends tritt das Grundgestein zu Tage.

Der Rücken ist dicht bewaldet und zahlreiche subalpine Blumen, darunter eine zwei Meter hohe Orchidee (Diso-dium punctatum) schmücken den Waldboden. Stellenweise finden sich dichte Bestände eines 2 bis 3 Meter hohen Halbstrauches — Daviesia, von den Australiern „wilder Hopfen" genannt. Anfangs ist der Rücken breit und eben, weiter südlich kommen einige steilere Stufen vor und wir steigen beträchtlich. Hier trafen wir auf Felsen; ein mächtiger, etwa 4 m. dicker Trachytgang durchsetzt den Rücken. Weil der härtere Trachyt relativ langsam verwittert, überragt der Gang die Umgebung.

Um 11 Uhr Morgens wurde der Vereinigungspunkt unseres Kammes mit einem ostwestlich streichenden Bergrücken erreicht. Vor uns liegt ein tief eingeschnittenes, nach links (östlich) absteigendes Thal. Weiter ein anderes, das nach Osten führte, und dahinter der Mount Bogong, unser Ziel. Es war der erste Anblick, den wir von unserem Berge hatten. Der Wald ist stellenweise weniger dicht und wir konnten uns orientieren.

Der Mount Bogong besteht aus einem von Ost nach West streichenden und an Höhe zunehmenden Rücken, der im Westen plötzlich steil abbricht. Von seinem westlichen Endteile erheben sich drei Kuppen, deren mittlere, 1984 m. hoch, der höchste Punkt in Victoria, unser Ziel ist. Mehrere Kilometer östlich von diesem Gipfel geht ein breiter, sanft geneigter Rücken nach Norden ab und stellt die Verbindung zwischen Mount Bogong und dem nächstnördlichen Parallelkamm her.

Von diesem Kamme waren wir durch das obenerwähnte, nach Osten ziehende, tiefe und im Grunde mit undurchdringlichem Dickicht bedeckte Thal getrennt. Nach längerem Zweifel entschlossen wir uns, dasselbe auf den Höhen rechts zu umgehen: nach rechts (Osten), dem Komme entlang bis zum Schlusse des vor uns liegenden Thales zu reiten und über den dort vermuteten Verbindungskamm den vor uns liegenden Parallelkamm zu gewinnen.

Der Rücken, dem wir nun folgten, ist schmal und wird von mehreren Gängen vulkanischen Gesteins gekreuzt, die uns öfters Schwierigkeiten bereiten. Von mehreren Punkten dieses Rückens aus, besonders von jenen, wo die vulkanischen Felsmassen aus dem Wald aufragen, genossen wir einen guten Ausblick auf den Nordabhang des Mount Bogong. Der untere Teil desselben ist mit Hochwald bedeckt, der nach obenhin allmählich in eine Art Krummholz übergeht, welches sich durch eine etwas gelblichere Farbe auszeichnet. Oben endet dieses Krummholz plötzlich an einer scharf markierten Linie. Jenseits ist der Rücken, über den wir hinauf wollten, fast durchaus grasig, nur hie und da durch kleine Felsen unterbrochen. Es war offenbar, daß alle Schwierigkeiten überwunden wären, wenn wir erst die Alpenmatte ob dem Walde erreicht hätten.

Nach anderthalbstündigem Ritt erreichten wir den Verbindungskamm, wandten uns unter rechtem Winkel nach links, ritten zu einem ziemlich tiefen Sattel hinab und jenseits hinauf auf den ersten Parallelkamm. Abermals eine volle Wendung nach links und dann geht es

diesem Rücken in östlicher Richtung entlang. Nach längerem Suchen fanden wir den Verbindungskamm zum Mount Bogong, welcher hier die Hauptwasserscheide zwischen dem Kiewa-Gebiet im Westen und der Mitta-Mitta bildet.

Wir ritten über denselben hinab zu einem etwa 1200 Meter hohen Sattel im Hintergrunde des Mountain-Creek-Thales, den wir um drei Uhr Nachmittags erreichten. Weder Reiter noch Pferde hatten seit unserem Aufbruch aus „meinem" Thale, um 6 Uhr früh, Nahrung oder Trank zu sich genommen, und da wir wenig Hoffnung hatten, auf dem vor uns liegenden Rücken Wasser zu finden, so bahnten wir einen für Pferde gangbaren Weg zu einer Quelle, welche einer meiner Leute östlich unterhalb des Sattels aufgefunden hatte, und trieben die Pferde zur Tränke. Auch wir nahmen ein hastiges Mahl und begannen dann über den Rücken hinauf zu reiten.

Die unteren Partien dieses Rückens sind recht steil und werden von einigen Felsstufen traversiert. Hier finden wir außer den häufigen vulkanischen Felsarten auch Gneis, der an den Kontaktflächen mit den Ganggesteinen in verschiedener Weise metamorphosiert ist (Fleckschiefer 2c.). Die Terrassen nötigten zu kleinen Umwegen, aber wir kamen, obwohl abgesessen werden mußte, durch den hochstämmigen Wald rasch vorwärts. Nach oben hin nimmt die Neigung ab und der Rücken wird breiter. Der ganze südöstliche Teil Australiens ist mit einem Wald bedeckt, der vorzüglich aus Eucalyptus-Bäumen besteht, zu denen sich Banksia-Arten, Coniferen und andere Bäume gesellen. Im Gebiete der australischen Alpen und in dem Landstrich zwischen den Bergen und dem Meer findet man fast nur Eucalypten. Nordwestlich, gegen das Innere zu, unterbrechen ausgedehnte Frenela-Bestände (Coniferen) den Eucalyptus-Wald. Im großen und ganzen treten aber alle anderen Bäume an Zahl so sehr hinter die Eucalypten zurück, daß dieser ganze Wald kurzweg Eucalyptus-Wald genannt werden kann. Die Eucalypten haben sich an die verschiedenen Existenzbedingungen angepaßt, und so ist eine große Anzahl von Eucalyptus-Arten entstanden; die einen gedeihen in den salzigen Sümpfen, die anderen auf trockenem Flachland, einige schmücken die feuchteren Alpenthäler und andere wachsen hoch oben an den Berghängen an der Waldgrenze. Einige sind niedrige Sträucher und andere wetteifern mit den größten Bäumen der Welt (Eucalyptus Amygdalina, in Gippsland V.) in Höhe des Stammes und Ausbreitung der Krone.

In dem größten Teil von Australien herrscht große Dürre und es tritt deshalb der Kampf ums Dasein unter den Pflanzen nicht wie bei uns in der Form eines Kampfes ums Licht auf, sondern als Kampf ums Wasser.

Von allem anderen ist genug vorhanden, nur an Wasser fehlt es und deshalb treten auch alle anderen Anpassungserscheinungen hinter jenen zurück, welche den Zweck haben, die Aufnahme und Festhaltung des Wassers zu erleichtern. Darum ist auch der Eucalyptus-Wald in den trockenen Teilen Australiens unserem heimatlichen Walde so unähnlich.

Die Wurzeln gehen tief hinab und breiten sich weithin aus, um möglichst viel Wasser aus dem Boden aufsaugen zu können. Selbst die Blätter gewisser Opuntien im Innern Australiens tragen dazu bei, die Pflanze mit Wasser zu versorgen, indem sie hygroskopische Salze an ihrer Oberfläche ausscheiden, welche die Feuchtigkeit der Luft absorbieren und der Pflanze zur Verfügung stellen.

Infolge der großen Ausdehnung der Wurzelareen stehen die einzelnen Bäume des trockenen Tieflands weit von einander entfernt, und sie lassen auch keine anderen Pflanzen zwischen einander aufkommen. Der Waldboden ist vollkommen kahl und bedeckt sich nur nach heftigen Regengüssen auf wenige Wochen mit ephemeren Kräutern, deren Samen im Erdboden schlummern. Um das einmal aufgesaugte Wasser festzuhalten, sind alle möglichen Einrichtungen getroffen.

Die Blätter der Eucalypten haben eine dicke wasserdichte Haut. Die Spaltöffnungen liegen tief versteckt und sind durch Haarbüschel geschützt. Ueberdies werden sie, denke ich, an besonders warmen Tagen und vorzüglich dann, wenn der heiße, trockene Sandwind weht, ganz geschlossen. Die Blätter hängen vertikal herab und bemühen sich, der Sonne eine möglichst geringe Fläche zuzukehren, um nicht zu sehr erwärmt zu werden.

Es ist offenbar, daß hier fremde Pflanzen im Kampfe ums Wasser gegen diese nicht aufkommen können, und in der That beobachten wir, daß der heiße Landwind, der in wenigen Stunden die Blätter der europäischen Sträucher und Bäume in den Gartenanlagen versengt und tötet, wirkungslos durch die Eucalyptus-Wälder braust.

In den Alpenthälern ist hinreichende Feuchtigkeit vorhanden, und hier erscheint, wie bei uns, der Kampf ums Dasein unter den Pflanzen als ein Kampf ums Licht. Dieser Wald besteht vorzüglich aus E. globulus, E. amygdalina, E. obliqua, E. macrorhyncha, zu denen, über 1000 Meter, E. siberiana und weiter E. pauciflora und E. gunnei hinzukommen. Nirgends läßt sich der Uebergang des Hochwaldes in das Krummholz an der Baumgrenze besser verfolgen als hier, am Nordabhang des Mount Bogong.

Im Sattel selbst und auf den unteren steilen Partien des Bergrückens, dem wir folgen, besteht der Wald fast ausschließlich aus Eucalyptus pauciflora-Bäumen mit hohen, schlanken Stämmen, die erst 10 m. über dem Boden Aeste abzugeben beginnen. Hie und da wachsen Gras und Kräuter auf dem Waldboden, der größte Teil desselben ist jedoch vegetationslos, bedeckt mit dürren Blättern und gestürzten Stämmen in verschiedenen Graden der Vermoderung.

Je höher wir ansteigen, um so knorriger und niedriger wurden die Eucalyptus pauciflora-Bäume. Ihre Stämme werden unregelmäßig verkrümmt und beginnen kurz über

dem Boden Aeste abzugeben. Sie stehen so dicht, daß die Aeste benachbarter Bäume sich verschlingen. Hier tritt auch der schlankere, dünnstämmige Eucalyptus gunnei (Snow Gum) auf, dessen zartere Stämme überall zwischen den knorrigen Eucalyptus pauciflora-Bäumen emporwachsen.

Anfangs unterbrachen noch freiere Stellen die dichten Bestände dieser knorrigen Bäume; doch diese wurden bald kleiner, und es war nicht mehr möglich, den Dickichten ganz auszuweichen, so daß wir genötigt waren, uns hie und da mit der Axt einen Weg zu bahnen.

Immer breiter wurden diese Krummholzstreifen und immer kleiner die freien Stellen. Schließlich hörten sie ganz auf und wir mußten uns kontinuierlich mit der Axt Bahn brechen. Hier, in einer Höhe von 1500—1600 m. gesellt sich zu den übrigen noch eine neue Schwierigkeit hinzu: der Waldboden ist mit einem stacheligen, 2 m. hohen Halbstrauch, der Brassica microphylla, bedeckt, ein höchst unangenehmes Hindernis nicht nur an sich, sondern auch deshalb, weil er die am Boden liegenden Stämme und Aeste verbirgt.

Mit großer Ausdauer arbeiten unsere Leute, um für die Packpferde durch dieses heillose Dickicht freie Bahn zu brechen. Es wird spät, schon sendet die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen horizontal durch die Baumkronen. Ermüdet halten die Vordermänner in ihrer Hackarbeit inne; wir greifen selber zu den Aexten und wieder klingt der hallende Axtschlag durch den Wald, und das Krachen der brechenden Aeste unter den stolpernden Pferden. Mit der Sonne sank auch unsre Hoffnung, heute noch auf die freie Alpenmatte hinaus zu kommen.

Je weiter wir kamen, um so undurchdringlicher wurde das Krummholz, und wir mußten uns endlich entschließen, hier im Dickicht, ohne Raum für die Pferde und ohne Wasser zu übernachten.

Zwei von uns krochen durch das Dickicht den Hang hinab, während die übrigen durch Abhacken von Bäumen und Planieren des Bodens bemüht waren, einen Lagerplatz herzurichten. Nach einer halben Stunde kehrten die beiden mit ein wenig Wasser zurück. Die Pferde konnten unmöglich getränkt werden.

Wir verbrachten hier eine sehr unruhige Nacht. Die sieben Pferde, die nirgends fortkonnten, wanderten störrisch in dem engen Lagerplatz umher, traten das Zelt um und beschnupperten uns in unangenehmster Weise.

Beim ersten Grauen des kommenden Tags setzten wir unsern Weg ohne Frühstück fort. Zwei giengen voraus, um Bahn zu brechen, die übrigen packten die Impedimenta auf und folgten dann nach. Hier nimmt die Neigung wieder etwas zu. Der Wald wird zusehends niedriger, behält aber denselben Charakter bei, bis an die Baumgrenze. Wieder klingen die Aexte und knattern die Aeste und Stämme und der unbeholfene Marsch geht vorwärts. Die Sonne war längst aufgegangen und noch immer stolperten wir in dem Dickicht umher. Endlich, nach dreistündiger Arbeit, war das Krummholz überwunden und wir traten hinaus auf die Alpenmatte, prangend im frischen Grün und geziert mit farbenreichen Blumen und glitzernden Thautropfen. Ist auch nicht eine Blume die gleiche, so sieht doch diese Bergwiese geradeso aus, wie eine Alpenmatte in der lieben, fernen Heimat.

Der Punkt liegt ungefähr 1700 m. (Aneroidmessung) über dem Meer.

Es war ein herrlicher, wolkenloser Morgen, als ich allein — die anderen stiegen zu einer Quelle ab, um ihren Durst zu löschen — über die duftige Alpenmatte hinaufritt. Den Felsstufen ausweichend, erreichte ich ohne Mühe den Gipfelgrat, wandte mich rechts und langte um 9 Uhr Morgens bei dem großen Steinsignal an, welches den höchsten Gipfel des Mount Bogong krönt.

Von Süden und von Westen aus war der Mount Bogong schon mehrmals bestiegen worden, aber das Terrain im Osten, zwischen dem Mount Bogong und dem Mitta-Mitta-Thale, mit seinen verworrenen Bergrücken und tiefen Thälern, war vor uns von keinem Europäer traversiert worden.

Ich machte mich sofort daran, das Panorama zu studieren und mich über die nächste Umgebung zu orientieren.

Die australischen Alpen, deren Kulminationspunkt, Mount Townsend (2241 m. hoch), wir bereits kennen gelernt haben, ziehen dem Ostrand Australiens entlang und bilden einen großen, nach Osten vorgeschobenen Bogen, der sich von Tasmanien im Süden bis zum Kap York, dem nördlichsten Punkte Australiens, erstreckt. Südwestlich von Sydney wird dieser lange Gebirgszug von einer Depression unterbrochen; ein tiefer und breiter Sattel, von welchen aus das Yaß-Thal nach Osten und das Shoalhaven-Thal nach Westen abgehen. In der Depression selbst und in der nächsten Umgebung derselben, vorzüglich im Norden, treten triassische Gesteine zu Tage. Nördlich hievon werden ausgedehnte Carbonablagerungen angetroffen, während im Süden außer zerstreuten devonischen Kalken und Basaltablagerungen vorzüglich silurische und azoische Gesteine an dem Aufbau der Alpenkette teilnehmen.

Es teilt demnach die erwähnte Depression die Alpen naturgemäß in einen nördlichen und südlichen Teil. Letzterer ist es, der die höchsten Erhebungen enthält und uns hier interessiert. Er erstreckt sich von 37° 40′ südl., 145° 30′ ö. bis 35° südl., 149° ö. und liegt demnach in derselben Breite, wie die Sierra Nevada, dem Aequator um 10° näher als die europäischen Zentral- und Ostalpen.

Diese Gebirgsgruppe besteht aus einer Anzahl von bogenförmigen, nach Osten vorgeschobenen Bergketten, die nicht streng nordsüdlich verlaufen, sondern von einem Punkte östlich von Tasmanien fächerförmig nach Norden ausstrahlen. Diese Ketten nehmen von Osten nach Westen

an Höhe und Länge bis zu dem Kosciusko-Kamme zu; weiter östlich liegt nur mehr eine Bergreihe von unbedeutender Höhe. Die der Küste zunächst liegenden Ketten sind derselben genau parallel. Die Gesteinsschichten, Granit, Gneis und Silur, aus welchen diese Bergketten zusammengesetzt sind, stehen sehr steil und streichen den Erhebungslinien und der Küste parallel.

Im Osten des Gebirges dacht der Meeresgrund von der Küstenlinie sehr steil zu einer Tiefe von 5000 m. ab, und da dieser großartige submarine Absturz der Streichungsrichtung des Gebirges und der Gesteine so streng parallel ist, erscheint die Annahme wohl gerechtfertigt, daß wir es hier mit einem großen Bruche zu thun haben, der mit den Alpen in kausalem Zusammenhang steht. Das Terrain im Osten dieses Bruches ist abgesunken.

Die Alpen selber dürften einem starken, von Westen aus im großen Bogen wirkenden Seitendrucke ihre Entstehung verdanken. Zentrum dieses Bogens ist jener Punkt östlich von Tasmanien, von welchem die Bergketten ausstrahlen. Da nur silurische und zum Teil devonische Schichten an der Faltung des Gebirges teilnehmen und jüngere Schichten, wie Carbon und Trias, ungefaltet oder doch viel weniger gefaltet und diskordant den steilen Silurschichten der Alpen aufliegen, so erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß die australischen Alpen im paläozoischen Zeitalter und wahrscheinlich während oder gleich nach der Devonperiode gebildet worden seien.

(Schluß folgt.)

Reise nach Santa Rosa (in Chile).

Am 4. April früh fuhr ich allein, da mein Reisegefährte erst einige Tage später abreisen konnte, mit der Bahn von Valparaiso ab und erreichte etwa eine Stunde später die Station San Francisco, wo ich einen Tag zu bleiben gedachte. Dort gieng ich dann nach einem englischen Hotel, bei dem sich ein ziemlich großer Garten befindet. San Francisco ist ein kleiner Ort, der außer einigen Quintas nur wenige Sehenswürdigkeiten enthält. Falls man die dortigen ungepflasterten Wege Straßen nennen darf, besteht der Ort aus sechs bis acht Straßen, die fast nur kleine, unbedeutende Häuser aufzuweisen haben, da ansehnliche Gebäude daselbst nur sehr sparsam vertreten sind. Die meisten Wohnungen des Ortes enthalten nur einen Raum, der als Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer benutzt wird, und sind meistens nicht höher als 10 Fuß. Nachdem ich zunächst einen kleinen Spaziergang gemacht und darauf gefrühstückt hatte, setzte ich mich in den Garten meines Wirtes, um mich ein wenig auszuruhen. Dieser Garten enthielt, wie die meisten, welche ich in Chile gesehen, unter den verschiedenen Wegen einen, der mit einem Weintraubendache versehen und geschmückt war. Außer Obstbäumen und verschiedenen Gemüsearten, unter denen Mais — eine Lieblingsspeise der Chilenen — nie fehlt, findet man in dortigen Gärten meistens nur solche Blumen, die man auch in Deutschland häufig in Gärten sieht.

Als ich wieder ins Hotel gieng, traf ich dort zwei inzwischen angekommene Chilenen; ich versuchte mit ihnen eine Unterhaltung anzuknüpfen, worauf dieselben freundlich eingiengen, weil sie, wie fast alle ihre Landsleute, durchaus nicht steif oder zurückhaltend, sondern entgegenkommend waren. So vertrieb ich mir die Zeit denn recht nett bis zu meiner Abreise und fuhr dann gegen 5 Uhr nach dem Bahnhofe, um nach Quillota zu reisen, wo ich schon nach einer halben Stunde ankam. Dort gieng ich nach einem guten Hotel, begab mich sogleich zu Tisch, denn in Chile pflegt man allgemein erst zwischen fünf bis sechs Uhr zu speisen, und traf dort sechs chilenische Gäste, die sich sehr bald als recht heitere Tischgenossen erwiesen, denen der Wein des Wirtes sehr gefiel. Dieser war auch wirklich recht gut und wird nur günstig auf die Stimmung der vergnügten Gäste gewirkt haben. Obgleich diese Herren bedeutend älter waren als ich, so behandelten sie mich doch bald wie einen Jugendfreund, und einige derselben gaben mir ihre Adresse auf, mit der Bitte, sie gelegentlich auf ihren Haciendas (Gütern) zu besuchen.

Am folgenden Morgen, als ich mir den Garten des Wirtes besehen, in dem der übliche Nebengang nicht fehlte, machte ich einen Spaziergang durch den Ort, der nur wenig Abwechslung bot, denn man geht dort entweder zwischen kleinen unansehnlichen Häusern oder man hat an jeder Seite ca. 6 Fuß hohe Mauern, welche große Gärten einschließen und somit dem Blicke verschließen. Quillota ist eine Stadt mit etwa 6000 Einwohnern und hat gar keine gepflasterten Straßen; der angenehmste Platz ist daselbst für Fremde, welche die Gärten nicht besuchen können, die „Plaza“ (ein freier Platz), wo man einige Bäume und einen Springbrunnen sieht und auch das Leben des Ortes am besten betrachten kann. Nachmittags gegen 4 Uhr bestieg ich einen kleinen, nahe bei der Stadt sich erhebenden Berg, der mich für die geringe Mühe reichlich entschädigte, da er mir wirklich eine vortreffliche Aussicht bot, denn von oben betrachtet bietet die Stadt ein hübsches Bild. Der ganze Ort schien mir ein großer Garten zu sein, so farbenreich lag er unter mir, und selbst die langen Mauern, die ich vorher nur ungern sah und die sich nun verkleinert zu haben schienen, waren dem Blicke nicht mehr hinderlich. Quillota liegt in einem Thale, das ringsum von Bergen umgeben ist, die, wenngleich sämtlich kahl, teilweise doch recht malerisch sind. Da die Sonne dem Untergange schon nahe war, so war die Beleuchtung der Gegend auch nicht ohne Reiz, zumal die Berge noch hell beleuchtet wurden, so daß deren Formen und schöne Schluchten noch deutlich zu erkennen waren, als das Thal

schon in der Dämmerung lag. Außer den Bäumen der Gärten wachsen bei Quillota nur kleine Weidenbäume, nämlich auf Wiesen, die nicht wie die fetten Wiesen Deutschlands, sondern eigentlich nur unkultivierte Grasplätze sind, wo sich manche sandige Flächen und Felsen befinden; daß dort überhaupt ziemlich viel Gras existiert, ist einem kleinen Flusse zu verdanken, der sich mit mehreren Armen durch das Thal schängelt. Nach dem Hotel zurückkehrend, traf ich dort meinen Bekannten aus Valparaiso, mit welchem ich meine Reise nach Santa Rosa fortsetzen wollte. Am folgenden Tage fuhren wir denn mit der Bahn um 12 Uhr ab und kamen nach ca. 2 Stunden in Llaillai an. Durch herrliche Aussichten wurde uns während der Fahrt ziemlich viel Abwechslung geboten, dagegen machte Llaillai keinen freundlichen Eindruck und veranlaßte uns, eine Droschke zu suchen, um nach San Felipe zu fahren, wohin die Eisenbahn nicht führt. Um überhaupt weiter zu kommen, mußten wir mit vier Chilenen eine Kutsche teilen, in welcher sich dann also sechs Personen befanden, und so fuhren wir mit dem Bewußtsein ab, ca. drei Stunden tüchtig geschüttelt zu werden.

Bis zur Mitte unserer Fahrt mußten wir auf Sandwegen so steil bergan fahren, daß unsere fünf Pferde manchmal stehen blieben, und ich freute mich daher aufrichtig, als die armen Tiere nach ca. 1½ Stunden losgespannt und durch neue ersetzt wurden. Da unser schmaler Weg, sich um steile Berge windend, meistens nur an einer Seite Aussichten gestattete, denn an der anderen war gewöhnlich eine steile Felswand, so wurden dieselben umsomehr mit Aufmerksamkeit betrachtet. Fast immer an tiefen Abgründen vorbei fahrend, hatten wir oft Gelegenheit, auf hübsche Thäler hinabzublicken, die freilich nur Grasplätze, Ackerland und einzelne kleine Häuser und Hütten enthielten, jedoch neben den kahlen Bergen sogar üppig erschienen und einen freundlichen Eindruck machten. Zur Freude unserer Pferde gieng die Fahrt endlich bergab und dann durch eine Ebene, über die ich nur erwähnen will, daß ihre Wege meistens mit Pappeln bepflanzt waren, und darauf erreichten wir gegen halb sechs Uhr San Felipe, wo wir uns nach einem französischen Hotel begaben.

San Felipe ist ungefähr so groß wie Quillota, aber niedlicher und interessanter, weil das Auge dort mehr Abwechselung findet. Näher will ich den Ort nicht beschreiben, um nicht vieles zu wiederholen, was ich schon über Quillota berichtet, sondern will nur bemerken, daß sich sämtliche mir bekannten kleinen Städte Chile's täuschend ähnlich sind. Gewöhnlich bilden die Städte ein längliches Viereck, das von geraden Straßen bezw. Wegen der Länge und Breite nach durchschnitten wird, und besitzen stets eine Plaza (einen freien Platz), an welcher die Kirche zu stehen pflegt. In größeren Städten, wo solche Plazas für die Spaziergänger wichtig sind, sieht man sie oft mit Bäumen bepflanzt, mit Bänken versehen und auch wohl mit Statuen und ähnlichen Kunstgegenständen verschönert. Hohe Türme findet man im ganzen Chile nicht, wegen der dort häufigen Erdbeben. Die Bauart der Häuser in den kleinen chilenischen Städten ist höchst einfach und bedarf keiner näheren Beschreibung.

Mein Begleiter und ich hatten uns San Felipe noch nach Tisch angesehen und dann beschlossen, am folgenden Morgen nach Santa Rosa zu reiten oder zu fahren. Als wir am nächsten Tage diesen Plan ausführen wollten, hörten wir mit Bedauern, daß weder Pferde noch Wagen zu haben waren, weil die Feier des stillen Freitag das Reiten und Fahren nicht erlaubte. Wir hatten uns schon darein gefunden, den ganzen Tag in San Felipe zu bleiben, als wir auf einem Spaziergange außerhalb der Stadt einen kleinen, zweiräderigen Wagen entdeckten, dessen Besitzer sich überreden ließ, uns heimlich nach Santa Rosa zu fahren, oder vielmehr in die Nähe, da in diesem Orte natürlich auch nicht gefahren werden durfte, und so wurde es uns möglich, bald das Ziel Santa Rosa zu erreichen.

Was ich im allgemeinen über kleine Städte in Chile geschrieben, bezieht sich auch auf Santa Rosa und deshalb will ich nur der prächtigen, dortigen Umgegend mit einigen Worten gedenken. Der nächste Berg, welchen wir nach einer kurzen Erholung dort bestiegen, überzeugte mich, daß ich bis dahin noch keinen so schönen Ausblick in Chile genossen hatte. Wieder malerische Berge, aber bedeutend großartiger und romantischer als die vorher gesehenen, besonders auf der Ostseite zeigen sie prachtvolle Formen und eine imposante Höhe, werden aber dennoch erheblich überragt von den majestätischen Cordilleras, welche stolz darauf herabblicken. Etwa zwei Tagereisen von Santa Rosa entfernt, verschönern die Cordilleras sehr die dortige Gegend und haben auch einen günstigen, wohlthuenden Einfluß auf das Klima derselben, was ihrem dauerhaften Schneemantel zu verdanken ist. Gern hätte ich die frische, erquickende, von den Schneebergen niederströmende Luft einige Tage genossen, mußte aber leider darauf verzichten, weil ich schon nach wenigen Tagen wieder in Valparaiso sein mußte. Aus diesem Grunde konnte ich auch nicht die Cordilleras besuchen, wozu ich mich übrigens auch besonders hätte ausrüsten müssen. Schnell vergieng uns die Zeit, die wir meistens im Freien verlebten, bis zu unserer Abreise, und gar zu bald befanden wir uns wieder in Valparaiso und erzählten von unserer kleinen Reise, die uns eine angenehme Abwechslung gewesen war.

R. M.

In einem wilden Garten in Schiras.

Schiras ist noch ganz persisch; man findet keine europäischen Neuerungen in der Stadt, wo die beiden großen Dichter Persiens, Hafis und Saadi, ruhen. Im Sommer ist Schiras heiß, und diejenigen, denen ihre Mittel es

erlauben, verbringen die heißere Witterung in einem Garten. Ich hatte das Glück, mich mit einem persischen Großen zu befreunden, welcher der glückliche Besitzer eines der größten, schattigsten und entlegensten Gärten von Schiras war. Kein Perser versagt irgend einer anständigen Person die Gastfreundschaft seines Gartens, und so sind beinahe alle Gärten thatsächlich jedermann geöffnet, außer wenn der Eigentümer, seine Frauen oder Freunde daselbst ihr dolce far niente genießen. Glücklicherweise hatte der Eigentümer des Nescht-i-Behescht (wörtlich Neid des Himmels) auch einen prächtigen, an sein Stadtwohnhaus anstoßenden Garten zu seinem Gebrauch, und dies setzte mich in den Stand, die Hundstage in jenem irdischen Paradies zu verbringen.

Der Garten Nescht-i-Behescht liegt ungefähr anderthalb Kilometer von den Mauern von Schiras, gerade jenseit des leeren Flußbetts, denn in den meisten Sommern ist der Schiras-Fluß trocken, da ihm sein Wasser zur Bewässerung abgezapft worden ist. Das Landhaus in diesem Garten ist der allgemeinen Zerstörung durch das Erdbeben von 1854 verfallen. Die drei großen Zimmer sind mit Teppichen belegt worden, vor den Thür- und Fensterhöhlen sind lange Mückenvorhänge aufgehangen, denn das Haus ist nur ein Sommerhaus und hat kein Glasfenster. Die Fließen sind gescheuert und mit Wasser besprengt. Die Diener haben ein kleines Zelt für sich selbst aufgeschlagen, der Koch hat eine Reihe von Oefen unter freiem Himmel errichtet. Der kleine von Ziegeln eingefaßte Bach, welcher vor den drei Zimmern vorüberfließt, murmelt lustig. Auf dem großen Sarkù oder der erhöhten Platform von Backsteinen ist ein Teppich ausgebreitet und ein Lehnstuhl und ein Lotterbett oder eine Matratze mit dicken persischen Kissen aufgestellt, um hier zur Ruhe einzuladen. Aller Schatten ist hier, denn die Bäume sind so gepflanzt, daß der eine Sarkù bis zum Nachmittag beschattet ist, der andere, 200 Schritt entfernte, bis Sonnenuntergang. Neben jedem breiten Pfad rauscht fließendes Wasser hin. Allein es gibt hier keine „Reihen von stattlichen Lilien", keine „gewundenen Pfade, um welche Rosen sprießen", sondern nur hier und da eine Hecke von Moosrosen. Tausende von Büscheln der gefüllten und der einfachen Narcisse — diese sind die einzigen Blumen außer den wilden. Das übrige ist eine Art Dschungel oder Dickicht von Obst- und Waldbäumen mit einem dichten Wuchs von Unterholz und Gras. Neben den vielen Wasserläufen ist das Laub dicht und frisch; der Ort wimmelt buchstäblich von Nachtigallen. Eine Nachtigall ist ein sehr poetischer Vogel, allein selbst Nachtigallen übersättigen, wenn sie zu Tausenden vorkommen und ihr Gesang unsern Schlummer stört. Sie sind schon um Mitternacht sehr geschäftig, allein gerade eine Stunde vor Tagesanbruch ist die Musik betäubend und Schlaf unmöglich. Diese Weckuhr der Natur ist jedoch ein Segen, denn was ist ergötzlicher und genußreicher als ein Spaziergang am frühen Morgen in dem kühlen Garten bei den murmelnden Wassern! Niemand ist hier als wir selbst, unsere Diener, der Gärtner und sein Junge. Niemand spricht hier vor, außer im dringendsten Geschäft, denn man begreift allgemein, daß ein Mann nur in seinen Garten geht, um allein zu sein, um sich Ferien oder einen Feiertag zu machen, um sich zu erholen. Wenn die Hunde sich mit dem Wachthund des Gärtners befreundet haben, dürfen sie im Garten frei umherlaufen und die kleinen Vögel in den Büschen jagen. Eine Wasserpfeife, welche man auf einem Baumstumpf neben dem fließenden Wasser im Schatten sitzend raucht, und eine Tasse Kaffee sind am frühen Morgen ein Genuß; ein noch größerer ist das Bad in dem eiskalten Teiche, welchen man eigens für uns ausgeräumt und gesäubert hat; dann liest man vielleicht eine Stunde in einem Buche. Bald geht die Sonne auf, deren Wärme sich schnell geltend macht, und wir ziehen uns in schattige Winkel zurück, um ihr auszuweichen. Aber der persischen Sonne kann man nicht entgehen, und so werden wir in das Gebäude zurückgetrieben, sobald die Hitze steigt und die Fliegen munter werden. Das Summen der Insekten wird laut, aber drinnen im Hause ist alles kühl und still. Wir sind um des Bummelns und Müßiggangs willen hierher gekommen, nun wollen wir aber auch träge sein. Wir erröten nicht einmal mehr, wenn wir finden, daß wir geschlafen haben, und daß es beinahe Mittag geworden ist. Wir sind gekommen, um der Sonne auszuweichen, und es gelingt uns, denn wir frühstücken, noch immer im Schatten, unter dem Säulengang; dann folgt wieder ein Bummel oder gemächliches Ausruhen unter den Bäumen und an den Bächen. So verbringen wir auf irgend eine Weise den Nachmittag, den wir möglicherweise auch verschlafen haben. Um fünf Uhr aber wird der russische Samowar mit vielem Obst gebracht und wir trinken Thee aus winzigen Tassen und greifen zu der ewigen, aber angenehmen Wasserpfeife.

Jetzt ist die Stunde, wo sehr vertraute Freunde uns besuchen; wir lassen uns vor lästigen oder geschäftlichen Besuchen verleugnen, denn wir haben uns ja von den Geschäften zurückgezogen und leben auf dem Lande oder vielmehr im Garten. In einer halben Stunde wird die Sonne untergehen. Es ist schon kühl; der angenehme Wind, welcher immer gegen Abend in Schiras verspürt wird, ist schon aufgesprungen. Die Pferde werden vorgeführt; wir machen einen zweistündigen Spazierritt, entweder einen raschen Trab durch die Gärten von Mesched Werdi oder über die sandige Ebene von Dschaffirabad. Vielleicht statten wir auch anderen in Gärten wohnenden Bekannten Besuche ab; geflissentlich aber vermeiden wir die Stadt mit ihren heißen staubigen Gassen. Wenn wir dahin gehen müssen, so thun wir sehr gegen unseren Willen, kehren aber rasch wieder nach unserem wilden Garten zurück. Oefter als nicht besuchen wir andere Gärten, welche gewöhnlich leer sind; mehrere derselben stoßen an unsern eigenen Nescht-i-Behescht. Vielleicht finden wir

einen solchen bewohnt; wir versuchen, uns bescheiden zu entfernen; allein das wird uns durchaus nicht gestattet. „Bismillah! ihr müßt eine Tasse Thee mit uns trinken und einen Granatapfel verspeisen!" heißt es, oder man bietet uns irgend eine andere Obstgattung an, für welche der Garten berühmt ist, denn jeder dieser Gärten hat seine Spezialität. Darin liegt beiderseits keine Zudringlichkeit, denn die Leute leben in der Sommerfrische und freuen sich redlich, uns zu sehen. Sie werden gewiß auch diesen zufälligen Besuch erwidern und wir werden sie dann in derselben Weise regalieren und uns ebenso aufrichtig freuen, sie zu sehen und mit ihnen zu plaudern.

Unser eigener Garten ist berühmt wegen eines weißen Apfels, welcher einen unverkennbaren Geruch nach Rosenwasser hat; er ist aber zugleich auch der schattigste Garten um Schiras und der kühlste; wir sind davon ganz überzeugt, denn haben wir nicht in ihnen allen gewohnt und kommen wir nicht nun jedes Jahr in diesen besonderen Garten? Das ist auf jeden Fall für uns Beweis genug.

Es wird nun dunkel, aber der Mond geht auf, der herrliche, glorreiche persische Mond. Wie wir wieder zu unserem Garten zurückkehren, sehen wir Lichter in allen benachbarten. Auf dem Sarlù vor unsern Wohnzimmern ist ein Tisch gedeckt, mit allen seinen zivilisierten Zubehörden; der Wein steht im Schnee, denn das Eis ist selten und teuer, der Schnee aber ein auch dem Aermsten zugänglicher Genuß, da man immer eine Menge des reinsten Schnees aus den Schluchten und Spalten der benachbarten Berge holen kann. Die Mahlzeit, nach europäischer Küche bereitet, wird aufgetragen; allein immer kommen auch ein oder zwei landesübliche Gerichte auf den Tisch: ein dampfender Pillau mit einem in Stücke zerfallenden gekochten Huhn oder ein Fizzindschân von Rebhuhn oder von Lamm, denn wir bekommen hier im glücklichen Schiras zweimal im Jahr Lämmer.

Das Mahl ist vorüber, wir sitzen auf unserem Sarlù, der Mond scheint durch die Bäume und leuchtet uns. Die Hunde sind als Schildwachen um das Haus herum an Ketten gelegt; des Gärtners Lieblingsbär steigt von dem Baume herab, an den er angekettet ist, sobald die Hunde angelegt sind; er zieht sich aber klugerweise auf die Aeste zurück, sobald seine Feinde losgelassen werden. Wir versorgen Petz mit einer Mahlzeit von gekochtem Reis. Aus dem Quartier der Dienerschaft ertönen die melancholischen Liebeslieder Iran's und unser gebildeter Koch improvisiert Liedchen über örtliche Skandalgeschichten, welche mit großer Heiterkeit aufgenommen werden. Allmählich verstummt auch unsere Dienerschaft und wir ziehen uns auf das Dach zurück, wo unsere Betten hergerichtet sind. Da hebt eine Nachtigall zu schlagen an, und augenblicklich stimmen mehrere wie ein Echo mit Variationen ein, daß aus dem sanften melodischen Flöten ein Lärm wird. Aber wir sind nicht romantisch, wir sind müde, wir haben gespeist; wir legen uns auf die Seite und schlafen ein, da unser Dach frei von Muskitten ist.

„He, hollah, hollah! Diebe! Diebe!" erschallt es von drunten und ein Schuß kracht aus dem Quartier der Dienerschaft; es entsteht ein Hin- und Herrennen, ein Hundegebell. Am Morgen aber wird nichts vermißt, nirgends eine Spur von einem Räuber entdeckt; es war ein blinder Lärm und der Dieb wahrscheinlich nur eine Vision. Wie gewöhnlich wird schon eine Stunde vor Sonnenaufgang das Vogelkonzert betäubend. Wir schlüpfen in einen afghanischen Pûsîn, eine Art Schlafrock aus Schaffell mit langen Aermeln, den Pelz nach innen, denn es ist empfindlich kühl — liegt ja doch Schiras in einer Meereshöhe von 1524 m. (4700 pariser F.) Wiederum schlendern wir ziellos durch den Garten und beginnen den neuen Tag, welcher ganz so verbracht werden wird, wie der vorhergehende. (C. J.)

Juan Fernandez.

Juan Fernandez, Robinson Crusoe'schen Andenkens, ist eine kleine Insel im südlichen Stillen Ozean, etwa 400 bis 500 Mln. westlich von Valparaiso. Außer dem Namen, unter welchem sie gewöhnlich bekannt ist, führt sie auch den Namen Mas-à-Tierra (näher dem Lande), um sie von einem anderen Eilande zu unterscheiden, welches beinahe 100 Mln. weiter westwärts liegt und daher den Namen Mas-à-Fuera (weiter draußen) führt. Die Insel hat nur einen einzigen Ankergrund, Cumberland-Bay, und hier, dem Meere gegenüber, liegt die Niederlassung, welche aus einigen Hütten und den Trümmern eines Forts besteht. Die Insel scheint vulkanischen Ursprungs zu sein und die gewaltigen aufeinander getürmten Felsenmassen, welche sich zu einer Höhe von beinahe 3000 F. erheben, bieten vom Meere aus einen ungemein malerischen und kühnen Anblick dar. Aber auch sanftere Reize fehlen nicht, und mindestens zwei Thäler sind reich an Vegetation und lachender Anmut infolge der Ueppigkeit einer beinahe tropischen Fruchtbarkeit.

Eines dieser Thäler wird von einem amerikanischen Reisenden (Mr. J. R. Browne in seinem Werk „Crusoe's Insel") folgendermaßen geschildert: „Hier herrscht nichts von jenem ernsten und ungastlichen Charakter, welcher die felsumgürteten Küsten der Insel bezeichnet. Ein weicher Duft hieng über dem Thale, eine glückliche Ruhe herrschte in der würzigen Luft; der Hauch des Himmels berührte lind die Blüten, welche aus dem Rasen sproßten; alles war frisch und heiter und voll romantischer Schönheit. Und doch war Leben in dieser Ruhe, Ueberfluß innerhalb dieses Netzes von Anhöhen, welches die träumerischen Einöden umschloß! Felder von wildem Hafer wogten mit wechselnden Farben an den Berghängen, grüne Wiesen zogen sich um den Fuß der Berge; reiche, wohlriechende

Sträucher blühten überall, wohin wir nur sahen; schöne Blüten und üppige Schlingpflanzen hiengen von den Felsenstirnen herab und krönten sie wie mit Blumengewinden, und Quellen entsprangen der kühlen Erde und fielen in weißem Nebel auf die darunter liegenden Myrtenhaine nieder und verloren sich im Schatten. Nirgends war eine Spur vom Eindringen des Menschen. Wilde Pferde schnoben in den Wind, sprengten in der vollen Freude ihrer Freiheit ins Thal hinaus, ließen ihre Mähnen flattern und warfen ihre Köpfe stolz in die Höhe, brachen, wenn sie uns sahen, plötzlich auf und flüchteten die jenseitigen Berge hinan. Heerden von wilden Ziegen liefen an den steilen Abhängen unter uns hin und erschienen kaum größer als Kaninchen; Vögel vom prächtigsten bunten Gefieder flogen uns dicht um die Köpfe und schwangen sich auf den Bäumen ein. Es war eine reizende holde Szene, noch unberührt von profanierenden Händen, schön und einsam und in ihrer Einsamkeit so lieblich wie Rasselas' Glückliches Thal."

Das Hauptinteresse von Juan Fernandez liegt jedoch nicht in seinen äußeren Zügen, sondern in seiner ereignisreichen Geschichte und den Sagen, welche sich um seinen Namen gesammelt haben. Dieser Name rührt von einem kühnen spanischen Seemann her, welcher sie ums Jahr 1563 entdeckte und von der spanischen Regierung sogleich mit seinem Fund belehnt wurde. Hier lebte er, wie sein berühmter Nachfolger Alexander Selkirk, eine Zeit lang als „Monarch über alles, was er überschaute", ward aber bald seiner einsamen Höhe überdrüssig, gab sein Königreich auf und hinterließ als ein Geschenk für die Nachwelt eine Heerde Ziegen und Schweine, welche später verwilderten.

Später finden wir die Insel wieder als das Obdach der kühnen Buccaniere. Sie lag so passend nahe bei den spanischen Niederlassungen, denn gegen Spanien führten die Buccaniere mit rachgieriger Wildheit Kriege. Es waren die heroischen Tage des Flibustierwesens, die Tage von L'Olonnais dem Grausamen, von Montbars dem Ausrotter, von Sir Henry Morgan, dem geadelten Seeräuber, von Sharpe und Dampier. Nach einem verunglückten Versuch, La Serena zu überrumpeln, giengen Sharpe und seine Leute auf der Höhe von Juan Fernandez vor Anker. Die Küste war so dicht mit Robben besetzt, daß man erst einige erschießen mußte, ehe man landen konnte. Auch die Ziegen hatten sich sichtlich stark vermehrt, denn die Seeleute feierten Weihnachten damit, daß sie 60 Stücke davon erlegten. Die verwilderten Schweine waren so häufig, daß außer denen, welche man für den dermaligen Bedarf schlachtete, weitere 100 Stück eingesalzen wurden. Die Gewässer wimmelten dermaßen von Fischen, daß ein Matrose mit einem unbeköderten Angelhaken binnen einer oder zwei Stunden so viele fieng, als zu einer tüchtigen Mahlzeit für die ganze Bemannung nötig waren. Man fand einen überreichen Vorrat von Nutzholz, Palmen, Sandelholz und wilden Quitten, von denen der größte Teil längst wieder verschwunden ist.

Im Oktober 1704 lief die Galeere „Cinque-Ports", ein Schiff von Dampier's Geschwader, in Juan Fernandez an. Es hatte auf derselben ein Streit zwischen Kapitän Straddling und seinem Segelmeister Alexander Selcraig oder Selkirk stattgefunden. Dieser aus dem schottischen Fischerdorf Largo in Fifeshire stammend, hatte sich geweigert, länger unter seinem Kapitän zu dienen, und verlangt, daß man ihn am Lande aussetze. Als jedoch sein Wunsch erfüllt und er mit einigen spärlichen Vorräten am Lande zurückgelassen worden war, fiel ihm das Herz in die Schuhe und er bat dringend um Erlaubnis, wieder an Bord zurückkehren zu dürfen. Allein der brutale Kommandant machte sich nun über diese Sinnesänderung lustig und überließ ihn den Reizen der Einsamkeit. Selkirk „genoß" diese vier und ein halbes Jahr lang, bis er (im Februar 1709) von dem Korsarenschiff „Duke" unter Kapitän Wood Rogers aufgenommen wurde, Selkirk ward zum Maat an Bord des „Duke" ernannt und starb (1723) als Lieutenant des königlichen Schiffes „Weymouth". Man hat ihm 1885 in seinem Geburtsorte ein Denkmal errichtet. Zwei Umstände haben dazu beigetragen, diesem jungen Schotten eine Art Unsterblichkeit zu verschaffen: Cowper machte ihn zum Mundstück für ein reizendes Gedicht, und ein plausibler Volksglaube identifizierte ihn mit dem Helden von Defoe's unsterblicher Erzählung.

Die Anziehungskraft von Juan Fernandez muß etwas besonders Verführerisches gehabt haben, denn der nächste Besucher der Insel, Kapitän Clipperton, vom „Succeß", büßte vier seiner Leute ein, welche desertierten, obwohl zwei davon wieder eingefangen wurden, ehe das Schiff die Insel verließ, während Kapitän Shelvocke, welcher sein Schiff, den „Speedwell", verlor und sich aus den Trümmern ein anderes bauen mußte, hier einen ernsteren Verlust erlitt, denn eilf Matrosen und dreizehn Indianer und Schwarze weigerten sich, die Insel zu verlassen unter dem Vorwande, sie seien nicht darauf gefaßt, die andere Welt zu betreten. Zwei Jahre später konnte von den 24 Meuterern keine Spur mehr gefunden werden.

Hieher kamen im Jahre 1741 die verschlagenen Ueberreste von Lord Anson's Expedition in die Südsee. Da die Hälfte seiner Mannschaft gefallen und die Ueberlebenden in einem solchen schlimmen Zustande waren, daß von den 200 Mann kaum mehr so viele dienstauglich waren, um das Schiff zu segeln, so war der Ankerplatz von Cumberland Bay ein willkommener Anblick. Die Erinnerung an die bestandenen Mühsale kann einigermaßen die glühende Sprache erklären, in welcher der Geschichtsschreiber der Expedition Juan Fernandez schildert. „Nur diejenigen", sagt er, „welche eine lange Reihe von durstigen Tagen erlebt haben und die sich leicht an den Wunsch und die Aufregung erinnern können, welche schon der bloße Gedanke an frische Quellen und Bäche damals in ihnen

hervorgerufen hat, vermögen die tiefe Gemütsbewegung zu beurteilen, mit welcher wir eine Cascade vom durchsichtigsten Wasser erblickten, welche sich von einem vielleicht 100 F. hohen Felsen in geringer Entfernung vom Schiffe herabstürzte. Selbst diejenigen unter unseren Kranken, welche sich nicht in den letzten Stadien körperlicher Zerrüttung befanden, wenn sie auch lange an ihre Hängematten gebannt gewesen waren, boten den letzten kleinen Ueberrest ihrer Kraft auf und krochen auf das Verdeck, um sich an diesem belebenden Anblick zu laben."

Der Wind wehte von der Küste her und erschwerte die Landung sehr; allein die vom Skorbut Befallenen starben zusehends und man konnte die wenigen Gesunden nicht entbehren, um die Kranken zu pflegen. Endlich jedoch, nach dreitägiger harter Arbeit, gelang es, die 180 Kranken wohlbehalten ans Land zu bringen mit Ausnahme von 12, welche in den Booten starben, als sie der frischen Luft ausgesetzt wurden. Es wurden bald Zelte aufgeschlagen und eine Art Spital aus dem Stegreif hergestellt; allein die Krankheit war so bösartig und hatte sich der Bemannung so bemächtigt, daß in den ersten zehn oder zwölf Tagen die durchschnittliche Sterblichkeit sich auf fünf bis sechs Mann belief. Zum Glück gab es einen Ueberfluß an Vegetabilien, und Rettige, Sellerie und Brunnenkresse erwiesen sich als die besten Heilmittel für die mit Skorbut behafteten Matrosen. Anson gab aber ebenso viel, als er nahm, denn er säete viele Samen von Gartengewächsen und die Steine von Obstbäumen, von denen manche trefflich gediehen.

Der nächste Besucher war der Spanier Ulloa, welche im Jahre 1743 auf der Insel landete. Er staunte sehr über die Menge von Hunden, die er sah, besonders von der Rasse der Windhunde. Diese Hunde waren von den Regierungen der Kolonien Chile und Peru hieher geschickt worden, in der Hoffnung, daß man dadurch die Ziegen ausrotten und dadurch feindlichen Kriegs- und Seeräuberschiffen die Möglichkeit benehmen könne, sich wieder zu verproviantieren. Der Plan erwies sich jedoch als verfehlt, denn die Ziegen erkletterten zu behend die Felsen, um ihren schnellfüßigeren Feinden eine Chance zu geben. Ulloa drang in die spanische Regierung, sie solle die Insel befestigen und in eine Strafkolonie verwandeln, allein sein Rat wäre wohl kaum befolgt worden, wenn nicht gewichtige Gründe politischer Eifersucht denselben unterstützt hätten. Es war nämlich die Kunde nach Spanien gelangt, daß auf Lord Anson's Bericht hin England eine Niederlassung auf Juan Fernandez zu gründen beabsichtige. Hiedurch gewaltsam gedrängt, ließ die spanische Regierung die Insel im Jahre 1750 durch eine starke Militärmacht besetzen und ein Fort erbauen, welches den Hafen beherrschte. Letzteres ward aber im folgenden Jahre durch ein Erdbeben zerstört und später mehr landeinwärts wieder aufgebaut. Der Posten eines Gouverneurs scheint für eine der besten Sinekuren im spanischen Dienst gegolten zu haben, und mit der Regierung des Mutterlandes wurden riesige Summen für den Bau völlig unnötiger Befestigungen verrechnet, welche zwar angefangen, aber niemals vollendet worden waren.

Nach Ulloa's Rat wurde die Insel auch als Strafkolonie benützt. Beim Ausbruch der südamerikanischen Revolution wurden viele von den chilenischen und peruanischen Patrioten dorthin in die Verbannung geschickt und im Jahre 1819 noch eine zweite Strafkolonie errichtet. Im folgenden Jahre sollen 300 Sträflinge von einem Hundert Soldaten bewacht worden sein. Im Jahre 1821 brach jedoch ein Aufstand aus und die Niederlassung ward für einige Zeit aufgegeben, die Garnison versetzt und das Fort niedergerissen. Um dieselbe Zeit beschloß die chilenische Regierung, daß wenn sie die Insel nicht benützen könnte, auch niemand anders davon Gebrauch machen dürfe, und erließ ein Verbot, welches die Ansiedelung daselbst, sowie das Niederschießen der wilden Rinder und das Schlagen von Holz verbot. In den Jahren 1828 und 1833 wurden abermals Strafkolonien gegründet, aber die an den Strafgefangenen verübten Grausamkeiten riefen Aufstände hervor, welche in zwei Fällen erfolgreich waren. Endlich zerstörte das große Erdbeben von 1835 die Befestigungen, und die Strafkolonie ward endgültig aufgegeben. Allein der Reisende, welcher das Gehänge eines dem Hafen gegenüberliegenden, nur etwa tausend Schritte vom Landungsplatze entfernten Hügels erklimmt, wird noch immer die traurigen Spuren dieser Behausungen der Grausamkeit finden. Die Vorderseite der Felsenklippe ist auf eine Strecke von mehreren Hundert Fuß ausgehöhlt, und lange gewundene Gänge führen zu den dunkeln wassertriefenden Zellen, worin jene Sträflinge eingemauert wurden. Unter diesen und mit ihnen durch in den Fels gehauene Stufen verbunden, waren noch andere dunklere, womöglich kältere und jedenfalls kleinere Zellen, die nicht mehr als fünf Fuß lang und sechs Fuß hoch waren und für Missethäter der schlimmsten Art aufgehoben wurden. Hier in ewiger Finsternis und einer Stille, welche nur vom Fluche des Kerkermeisters und dem Grollen des Erdbebens unterbrochen wurde, verbrachten die armen Opfer der Unwissenheit und Grausamkeit ein Leben voll Qual und Schrecken bis zur Vergessenheit durch Wahnsinn oder zur Grabesruhe.

Der höchste Punkt der Insel ist ein zerrissener felsiger Hochgipfel mit dem Namen el Yunque (der Ambos) oder Yonca, welcher allem Anschein nach unersteiglich ist. Selbst da, wo der Fels mit Pflanzenwuchs bedeckt, ist der Boden so dünn und zerreiblich, daß jeder Versuch von Seiten des Bergsteigers, sich durch Anklammern an Sträucher oder sogar an Bäume hinaufzuschwingen, beinahe unfehlbar Unfälle nach sich ziehen würde. So erzählt Walter, der Kaplan von Anson's Expedition, von einem Matrosen, der auf der Ziegenjagd in den Bergen sich an einem steilen Gehänge an einem Baum festhielt, um sich das Hinansteigen zu

erleichtern; der Baum gab aber nach und der Mann rollte unmittelbar den Abhang herab, suchte sich zwar in seinem Fall an einem größeren Baum zu halten, allein auch dieser gab nach und er stürzte zwischen die Felsen hinein und ward zu Stücken zerschmettert.

Seit 1835 hat die chilenische Regierung die Insel an Privatspekulanten verpachtet und im Jahre 1868 erkaufte dieselbe ein deutscher Ingenieur namens Robert Wehrdan und errichtete auf ihr eine kleine, aber gedeihlich aufblühende Kolonie. Außer Ackerbau, Viehzucht, Robbenschlag und Jagd auf die Pelzrobbe wird hier einiger Handel mit vorüberfahrenden Schiffen, besonders Walfischfängern, betrieben, welche hier oft anlegen, um Wasser einzunehmen. In demselben Jahre besuchte das britische Kriegsschiff „Topaze" Juan Fernandez und errichtete eine Gedenktafel für Alexander Selkirk an einem Punkt, der unter dem Namen „Selkirk's Lugaus" bekannt ist.

Kleinere Mitteilungen.

* Wahrnehmungen am Valencia-See in Venezuela.

Der See Valencia, einer der größten Süßwasserseen von Südamerika, wurde im Jahre 1887 von Herrn E. v. Hesse-Wartegg im Verlauf seiner Reisen durch das nördliche Südamerika besucht. Der See ist schon von vielen Reisenden, von Alexander v. Humboldt zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bis herab zu Dr. Sievers im Jahre 1886, erforscht und beschrieben worden; allein die Beobachtungen des Herrn v. Hesse-Wartegg über die fortgesetzte Austrocknung des Sees haben von neuem Interesse und Wert, während die durch ihn erlangte allgemeine Belehrung dazu dienen wird, unsere Kenntnis des Sees und seiner Umgebungen zu erweitern und noch genauer zu machen. Wir entlehnen die folgenden Bemerkungen aus einem Aufsatze des Herrn v. Hesse-Wartegg in einer der neuesten Nummern von „Petermann's Mitteilungen". Daß die Gewässer des Sees, der in einem der breiten Hochthäler der Andes gelegen und weniger als 15 Meilen vom Karaiben-Meer entfernt ist, in einem schnellen Maßstabe zurücktreten, ist eine interessante Thatsache; allein die Ursachen davon braucht man nicht weit zu suchen. In erster Linie besteht gar kein Zweifel, daß die Verbindung zwischen dem See und dem Becken des Orinoco, welches (nach der Versicherung des Verfassers) zu einer gewissen Zeit noch weit entschiedener war als gegenwärtig, dem See einen großen Teil seines Wasserüberschusses entzieht. Der Rio Pao führt diesen Ueberfluß in einer solchen Ausdehnung ab, daß, wie unser Reisender erfuhr, nur ein Unterschied von sieben Fuß zwischen dem höchsten Wasserstand während der Regenzeit und dem niedrigsten Wasserstand in der trockenen Jahreszeit besteht. In zweiter Linie hat die allmähliche Zerstörung der Wälder (von Seiten der Viehzüchter), welche früher die sämtlichen Thäler um den See herum bedeckten, eine äußerst wichtige Wirkung auf den Rückgang der Wasserzufuhr für den See durch seine Zuflüsse gehabt, deren es vierzehn und nicht zweiundzwanzig sind. Alex. v. Humboldt gibt die Länge des Sees auf 35 Meilen an, Hesse-Wartegg fand, daß dieselbe nur 30½ Meilen beträgt; Humboldt schätzte seine mittlere Breite auf 8 Meilen, während dieselbe nach dem neueren Reisenden 11¾ Meilen mißt. Die Stadt Valencia, im Jahre 1555 nur eine Strecke von einer halben Meile vom Seeufer entfernt, war zu Humboldt's Zeit 3½ und ist nun beinahe 5 Meilen von demselben entfernt. In früherer Zeit war das kleine Dorf Los Guayos der Hafen von Valencia, gegenwärtig liegt es 2½ Meilen vom Ufer entfernt. Auch andere Thatsachen können noch angeführt werden, welche zeigen, um wie viel die Gewässer zurückgetreten sind. Der Reisende ermittelte die Tiefe des Sees an achtundzwanzig Punkten, welche er auf der seinem Aufsatze beigegebenen Karte bezeichnete; die größte Tiefe, welche sich ergab, war 51 Faden. Die Temperatur des Wassers war den Tag hindurch wenig von einander verschieden: am Morgen betrug sie durchschnittlich 22.7°, am Abend 23—24.4° C. Das Wasser ist durchaus nicht hell und klar, sondern enthält eine Anzahl organischer Stoffe, obgleich nur sehr wenige mineralische Bestandteile. Es wird von den Anwohnern nicht getrunken, weil sie behaupten, es erzeuge Fieber und andere Krankheiten. Der See enthält 22 Inseln (Humboldt spricht nur von 15), aber in früheren Zeiten hat wahrscheinlich die doppelte Zahl seine Oberfläche belebt. Von diesen Inseln sind nur drei bewohnt, nämlich Burro, Culebra und Ottama; die übrigen haben steile Ufer und sind dicht bewaldet. Hesse-Wartegg beobachtete auf den von ihm besuchten Inseln eine deutlich erkennbare alte Uferlinie, etwa 10 Fuß über dem gegenwärtigen Niveau des Sees und ist aus verschiedenen Erwägungen der Ansicht, der See dürfte noch in so naher Zeit wie das letzte Jahrhundert jenes Niveau gehabt haben.

* Der vulkanische Ausbruch in Japan.

Ungefähr hundert englische Meilen nordwestlich von Tokio, unter 37° 36' n. Br. und 146° 6' ö. L. von Gr. steht der Berg Bantaisan oder Bandaisan. Dieser war am 15. Juli v. J. der Schauplatz eines der furchtbarsten vulkanischen Ausbrüche, welche jemals stattgefunden haben. Wir geben nach den Berichten darüber in „Science" und in den „Times" nachstehende kurze Schilderung. Der fragliche Berg selbst soll durch einen Ausbruch im Jahre 807 unserer Zeitrechnung gebildet worden sein, allein es ist keine Schilderung über irgend einen Ausbruch des Berges selbst vorhanden, und nur ein alter Schriftsteller meldet, die Thätigkeit des Bantaisan habe aufgehört, als der See Inawaschiro sich gebildet habe, welcher 4½ Meilen davon entfernt sei. Der Berg liegt jedoch auf einer der vier Linien, welche das vulkanische System von Japan bildet; er besteht aus schlackiger Masse und trägt auf seinem Gipfel den deutlich gestalteten Umriß eines erloschenen Kraters. Außerdem aber waren auch die heißen Schwefelwasserquellen, die an drei verschiedenen Seiten an seinem Gehänge entsprangen, Beweise für die noch vorhandene vulkanische Thätigkeit. Allein Bäume wuchsen hoch an den Seiten des Berges hinauf, und seit mehr als einem Jahrhundert hatte sich kein Anzeichen von vulkanischer Thätigkeit mehr gezeigt, so daß die umwohnenden Bauern nicht die mindeste Gefahr ahnten. Am Morgen des 15. Juli wurden sie durch ein rumpelndes Getöse und durch Erdstöße erschreckt, und diesen folgten Aschenregen, welche eine dichte Finsternis veranlaßten, welche nur gelegenheitlich durch Feuerflammen erhellt wurde. Der untere der beiden Gipfel des Bantaisan, der sogen. Scho-Bantaisan, wurde in die Luft gesprengt und an seiner Stelle bildete sich ein Krater, welcher wenigstens fünf englische Meilen im Durchmesser hatte. Aus diesem Krater wurden Ströme von Schlamm, Steinen, siedendem Wasser und Asche über das Land hin ergossen, zerstörten die Ernten, überschwemmten die Dörfer und töteten eine große Menge Menschen. Nicht minder verheerend wirkten die Erdbeben und Wirbelwinde, welche den Ausbruch begleiteten. Wälder und Häuser wurden von ihnen zerstört und eine Menge Todesfälle müssen diesen Naturgewalten zugeschrieben werden. Die ersten Schilderungen derartiger Naturereignisse sind hinsichtlich ihrer Zahlenangaben selten zuverlässig, allein es kann kein Zweifel obwalten, daß dieser Ausbruch einer der bedeutendsten und bemerkenswertesten ist. Man schätzt den Verlust an Menschenleben auf ungefähr 600 Personen. Professor

Sekiya und andere Sachverständige sind mit einer genauen wissenschaftlichen Erforschung des Schauplatzes dieser vulkanischen Eruption beauftragt worden.

* Die Kolonisation des nördlichen Japan.

r. Ueber die Ergebnisse der japanischen Kolonisation in den nördlichen Inseln des Reiches liegen nun eingehende Nachrichten in den Berichten des britischen Konsuls in Hakodate vor, welche auch interessante Mitteilungen über den Ackerbau in den Hokkaido enthalten. Der erste Kolonisationsversuch von Seiten der japanischen Regierung datiert vom Jahre 1869. Von diesem Zeitpunkt waren der Fischfang und die Bergung der eßbaren Tangarten praktisch die einzigen Mittel des Lebensunterhaltes, welche damals auf der nördlichen Inselflur betrieben wurden. Im Jahre 1869 ward ein Kolonisationsdepartement gegründet, um auf den Hokkaido den Ackerbau zu entwickeln und eine Einwanderung von Landbebauern dorthin zu veranlassen. Gleichzeitig wurde zum erstenmal eine Vermessung von Yezo vorgenommen. Seit jener Zeit sind fortwährend Kolonisationsversuche unter verschiedenen Verwaltungen gemacht worden, aber nur mit einem ziemlich mäßigen Erfolge. Die hauptsächlichen Hindernisse sind:

1) die Abneigung der Japaner, ihren Geburtsort und dessen Umgebungen zu verlassen;

2) die strengen Winter von Yezo, welche vier oder fünf Monate währen; in Hakodate liegt der Schnee auf den nicht über 2000 Fuß hohen Bergen bis nach Anfang Juni's;

3) die Thatsache, daß dort nur eine einzige Ernte im Jahre gewonnen werden kann, während man im Süden des Reiches mehrere Ernten nacheinander einheimst.

Trotz dieser Nachteile sind seit 1869 gegen 45,000 Acres anbaufähigen Getreide- und Reislandes in Kultur genommen worden. Das Reisland liegt meist in der Umgebung von Esaschi und Hakodate, dem südlichen Teil der Insel, während das Ackerland um Sapporo und Mombetsu liegt. Unter dem Kolonisationsdepartement sind zwischen den Jahren 1869 und 1886 22,034 Häuser errichtet und 106,302 Personen nach der Insel gebracht worden. Im Jahre 1869 enthielt die Insel 48,867 Japaner, im Jahre 1886 betrug die Gesamtbevölkerung 225,958 Seelen. Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, welche auf den Hokkaido am besten gedeihen, sind Weizen von verschiedenen Arten, Gerste, Hirse, Sorghum, Hanf, Buchweizen, Kartoffeln, Reis und Hafer. Es sind auch eine Menge Obstarten eingeführt worden, von denen Aepfel und Weintrauben am besten gedeihen. Die Seidenraupen- und die Pferdezucht sind mit ermutigendem Erfolg eingeführt worden. Auch noch viele andere Unternehmungen sind von der Regierung mit verschiedenem Erfolg versucht und dafür große Summen verausgabt worden, von denen man seither noch keinen verhältnismäßigen Ertrag gesehen hat; allein der britische Konsul spricht unumwunden seine Ueberzeugung dahin aus, daß alle bisher gemachten und noch in Ausführung begriffenen Anstrengungen zur Entwickelung der landwirtschaftlichen und sonstigen Hülfsquellen der Hokkaido sich künftig fruchtbarer und einträglicher gestalten werden. Was die Ainu-Bevölkerung anlangt, so sind ja überhaupt erst neuerdings einige Versuche gemacht worden, dieselbe für den Anbau des Bodens zu gewinnen, und sie bleiben daher noch immer vorwiegend ein von Jagd und Fischfang lebendes Volk. Man hat seither noch nicht einmal eine Volkszählung unter den Ainu vorgenommen, weil eine solche ihrer unsteten nomadischen Lebensweise wegen schwer ist; aber man schätzt ihre Gesamtzahl auf ungefähr 14,500 Seelen und hat im allgemeinen den Eindruck, daß dieselbe stark in der Abnahme begriffen sei.

* Elektrische Tramways.

Elektrische Tramways gibt es in Europa bisher nur wenige. Brüssel besitzt eine solche von 8 Km. Länge, Berlin, auf der Strecke Lichterfelde, von 3.5 Km., Frankfurt (6 Km.) nach Offenbach, Hamburg von 4.5 Km. Die Brüsseler Tramway wird mit Accumulatoren nach dem Systeme Jullien betrieben, die deutschen elektrischen Bahnen benutzen Accumulatoren nach dem System Hüber oder Siemens. Im Vereinigten Königreich erhielt Irland im Jahre 1883 die erste elektrische Tramway von Portwish nach Bushmelles (9.6 Km.), dann folgten weitere an der Küste von Brighton und in Blackpool. In London ist eine Abzweigung der Metropolitanbahn, die Strecke von Stratford nach Manor-Park (6.4 Km.), nach dem System Edison eingerichtet. In Amerika fährt man bereits Strecken von 135 Km. mit elektrischen Waggons.

Die Anlagekosten der elektrischen Bahnen sind sehr bedeutend, aber sie werden durch die Vorteile des Betriebes reichlich aufgewogen. Man wird durch keinen Rauch belästigt, die Maschine wirkt still, fast unsichtbar, der schwere Waggon gleitet glatt über die Schienen und die Maschine ist dem Willen des Führers bedingungslos unterthan. Paris hat noch keine elektrische Straßenbahn, aber die bevorstehende Ausstellung mit den dort zu placierenden Tramways dürfte die Anregung dazu geben. Paris besitzt Omnibuslinien von 224 und Pferdebahnen von 105 Km. Länge und beide haben im Jahre 1887 nicht weniger als 301,559,893 Personen, also täglich 826,120 Personen, befördert. Bei solcher Frequenz muß sich auch die kostspieligste elektrische Beförderung rentieren. G. W.

* Die Lebensmittel-Versorgung Londons.

Die Hauptfaktoren für die Versorgung der Riesenstadt London mit Lebensmitteln sind — wir entnehmen das Folgende der „Railway Times“ — die in London mündenden Eisenbahnen. Die sämtlichen betreffenden Eisenbahnzüge langen zwischen 11 Uhr Nachts und 3 Uhr früh an, und auf den verschiedenen Bahnhöfen wird die Ware sofort auf schon bereitstehende Karren und Streifwagen geladen und nach den einzelnen Märkten in der Stadt weitergeführt. Am bedeutendsten für den Marktverkehr sind die zwei täglichen Fleischzüge aus Schottland; der erste zählt durchschnittlich 40 bis 44 ausschließlich mit frischem Rind- und Schöpsenfleisch beladene Waggons und trifft nach einer Fahrt von 30 Stunden um 11 Uhr Abends in Camden ein, der zweite kommt speziell aus dem westlichen Schottland und erreicht mit 50 bis 55 Waggons Camden um 2 Uhr 40 Min.; alles Fleisch wird sogleich auf die Märkte transportiert. Um 1 Uhr 40 Min. kommt täglich ein Zug mit durchschnittlich 20 Waggons, die Fleisch, Butter und Milch führen, von Aylesbury; kurze Zeit nachher trifft ein ähnlich befrachteter Zug von 25 Waggons aus Bletschly ein und um 3 Uhr 5 Min. ein dritter Zug aus Northampton und Peterborough. Noch etwas später fährt von Chester her ein Zug mit Käse ein. Fischzüge richten sich nach der Jahreszeit und die Waggonzahl nach der Ergiebigkeit des Fanges; wenn der Makrelenfang auf seiner höchsten Höhe steht, bringt die Bahn einen Monat hindurch täglich neunzig Tonnen Fracht, und während der Häringszeit schickt das nordöstliche Schottland täglich 10 bis 12 Waggons mit Häringen und das übrige Schottland und Irland die gleiche Zahl, und schon eine halbe Stunde nach dem Anlangen der Züge ist die ganze Ware auf dem Wege zum Fischmarkt in Billingsgate.

Der Lebensmitteltransport durch die Bahnen ist in den letzten 20 Jahren enorm gestiegen, aber eine bedeutende Menge von Lebensmitteln kommt nur nach London, um von dort aus nach den verschiedensten Teilen Englands rückverfrachtet zu werden, so zwar, daß die Londoner Großhändler zahlreiche Bezirke mit denselben Lebensmitteln versorgen, welche diese Bezirke selbst nach London zu Markt gesendet haben. G. W.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 12. Stuttgart, 25. März 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Dr. Hans Meyer's zweite Reise nach dem Kilima'ndscharo. S. 221. — 2. Die Völker des Kaukasus nach ihrer ethnologischen Klassifikation. Mitgeteilt von C. Hahn. S. 225. — 3. Das australische Bergland. Von R. v. Lendenfeld. (Schluß.) S. 250. — 4. Schilderungen aus Natal und den südafrikanischen Republiken. Von Jak. C. Vogel und Karl Schenkh. (Fortsetzung.) S. 233. — 5. Die Reform der Wehrmacht Belgiens. (Fortsetzung.) S. 235. — 6. Die Sonntagsruhe und Temperance-Bewegung in Amerika. (Schluß.) S. 237.

Dr. Hans Meyer's zweite Reise nach dem Kilima'ndscharo.

Dr. Hans Meyer, dem der Araberaufstand in Ostafrika im vorigen Jahre seine zweite Forschungsreise nach dem Kilima'ndscharo in solch bedauerlicher Weise vereitelt hat, gehört unter die kühnsten und umsichtigsten der neueren Afrikareisenden und verdient es, daß auch unsere Leser, welchen wir schon mehrfach von ihm berichtet haben, sich spezieller für ihn interessieren. Er ist am 22. März 1858 in Hildburghausen geboren als der Enkel jenes geistvollen und unternehmenden Joseph Meyer (1796—1856), welcher als Buchhändler, Publizist und Industrieller einer der bedeutendsten öffentlichen Charaktere seiner Zeit und seiner engeren Heimat war und in der nun seit 1874 nach Leipzig übersiedelten bedeutenden Verlagsbuchhandlung des „Bibliographischen Instituts", in dem von ihm gegründeten Meyer'schen Konversationslexikon 2c., so bedeutende Denkmale seines geschäftlichen Fleißes und Genie's hinterlassen hat. Der Vater von Dr. Hans Meyer, der dermalige Chef des Bibliographischen Instituts, Herr Hermann Jul. Meyer, lenkt noch mit Umsicht und Genialität das von Joseph Meyer gegründete Verlagsgeschäft und hat demselben durch seine Sammlung von Reisehandbüchern, durch die gediegenen Klassikerausgaben, durch Brehms Tierleben, durch die große Naturkunde u. a. m., durch sein beliebtes Hand- und sein vorzügliches Konversationslexikon noch höheren Wert und Ehre verliehen. Dies jedoch nur beiher, um zu konstatieren, daß unser Reisender, der zugleich Mitbesitzer des Bibliographischen Instituts ist, einer geistig bedeutenden und wissenschaftlich verdienten Familie entstammt.

Dr. Hans Meyer bereiste nach seiner Studienzeit in den Jahren 1882—1883 Indien, den Sunda-Archipel, Ostasien und Amerika und berichtet hierüber in seinem höchst lehrreichen Werke „Eine Weltreise" (1885). In den Jahren 1886—1887 machte er eine Reise nach Ostafrika in der Absicht, den Kilima'ndscharo zu ersteigen, und gelangte bis an dessen Eiskrone. Seine versuchte Ersteigung gelang nicht ganz, hat aber die Erforschung dieses Gebirgsstockes ungemein gefördert und zu manchen Erweiterungen unseres Wissens und wertvollen Bereicherungen der Wissenschaft geführt, und einige der schönsten Resultate von Dr. Meyer's Forschungen sind in dem aus 40 Photographien bestehenden Prachtwerke „Zum Schneedom des Kilima'ndscharo" (Berlin 1888) niedergelegt.

Der Umstand, daß ihm 1887 die Ersteigung des Kilima'ndscharo nicht ganz gelungen ist, weil er sich unmittelbar am Fuß der Eiskrone ganz allein sah und der nötigen Hülfe entbehrte, veranlaßte ihn zu dem Entschluß, einen zweiten wohl überlegten und sorgsam vorbereiteten Versuch im Sommer 1888 zu machen. Diesmal gedachte er einen andern Weg nach dem erwähnten Gebirgsstock einzuschlagen, die unvollendet gebliebene Ersteigung des Kibo-Gipfels des Kilima'ndscharo zu vollenden, womöglich auch den Kimawenzi-Gipfel zu erklettern, sich dann nach dem Naiwascha-See zu wenden und womöglich nach dem Speke-Golf des Victoria-Nyanza vorzudringen und endlich das noch unbekannte Gebiet zwischen dem Victoria-Nyanza und dem Muta-Nzige forschend zu durchziehen. Nach Erreichung des Muta Nzige wollte man sich erst darüber entscheiden, ob die Expedition wieder nach Sansibar zurückkehren oder sich nach dem Kongo wenden und versuchen solle, den ganzen schwarzen Erdteil zu durchqueren.

Unter allen Umständen sollte das ganze Gebiet der deutschen Interessensphäre durchquert und durchforscht werden. Die Dauer der ganzen Expedition war auf zwei Jahre veranschlagt.

Herr Dr. Meyer hat einstweilen bis zum Erscheinen seines ausführlichen Reisewerkes vor einigen Wochen vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen mündlichen Bericht über den Verlauf dieser wohlbedachten Reise erstattet, welche durch äußere Gewalt und den ausgebrochenen Araberaufstand in solch beklagenwerter Weise vereitelt worden ist. Diesem Vortrag entnehmen wir die Thatsachen unserer nachstehenden kurzen Skizzen dieser Reise.

Dr. Otto Baumann aus Wien hatte sich Herrn Dr. Hans Meyer angeschlossen, um die topographischen Aufnahmen zu besorgen. Um die Mitte Juli 1888 versammelten sich die Reisenden mit einer sehr reichen wissenschaftlichen Ausrüstung in Sansibar, wo sie leicht imstande waren, 220 Träger anzuwerben durch die Vermittelung eines Banjanen oder indischen Kaufmanns, welcher ihre Spedition und die Verpflichtung übernahm, für den Verlust aller Waren und Ausrüstungsgegenstände Ersatz zu leisten, welcher (außer im Kriegsfall) durch das Entlaufen der Träger entstehen könnte. Dr. Meyer engagierte noch zwei geschickte Präparatoren, welche schon unter Hildebrand und Fischer thätig gewesen und durch ihre Bekanntschaft mit dem Idiom der Masai sehr von Nutzen waren. Die vollständige Expedition bestand aus zwei Europäern, 230 Schwarzen, sechs Lasteseln und drei kleinen Hunden aus Thüringen. Mit einer andern Karawane wurden hundert Traglasten nach dem Speke-Golf am Victoria-Nyanza vorausgeschickt.

Die Expedition brach gegen Ende August auf, indem sie zunächst nach Pangani hinüberfuhr. Der Zeitpunkt war aber ein ungemein ungünstiger, denn das Vorspiel des Araberaufstandes hatte bereits begonnen; die deutsche ostafrikanische Gesellschaft hatte die Verwaltung des Zollwesens übernommen, der Wali hatte dagegen Widerstand geleistet und war vor den deutschen Marinesoldaten geflohen, die Araber hatten die Stadt verlassen und die Neger sich in ihre Hütten zurückgezogen, so daß die Stadt wie ausgestorben war.

Dr. Meyer nahm seinen Weg von Pangani nach Teita und dem Kilima'ndscharo-Gebiet durch das wilde Gebirgsland Usambara, welches in seinen zentralen und westlichen Teilen noch beinahe unbekannt ist und das er bei dieser Gelegenheit erforschen wollte. Hiezu war jedoch nötig, daß er seine Karawane teilte, denn mit dem schwereren Gepäck, z. B. den Bootsteilen, konnte man jene Bergketten unmöglich übersteigen. Das Gros der Expedition marschierte daher unter der Kontrole eines bewährten Führers auf der gewöhnlichen Karawanenstraße dem Ruvu entlang nach Gondja, während Dr. Meyer mit Dr. Baumann und 60 Trägern den Weg nach der deutschen Versuchsstation Lewa mit ihren herrlichen Tabaksfeldern und von da nach der englischen Missionsstation Magila einschlug, die am südöstlichen Fuß des Usambara-Gebirges liegt. Von hier begann die Gebirgswanderung. Erst mußten zwischen Magila und Mkaramu die steilen und dichtbewaldeten Hänge der Bergkette überstiegen werden, welche das Thal des bei Tanga mündenden Sigi von demjenigen des unteren Ruvu trennt; dann galt es, über die zweite Bergkette, die Romba-Kette, nach dem Wugire-Fluß hinüber zu gelangen und alle jene Strapazen zu überwinden, über welche schon der Missionar Krapf geklagt hat. Die größten Mühsale aber brachte die Uebersteigung der Hundu-Berge und der Nielo-Kette, in denen der östliche Teil des Usambara-Gebirges zu seiner bedeutendsten Höhenentwickelung (ungefähr 1100 m.) ansteigt. Die schwarzen Träger hielten sich der Mehrzahl nach wacker, mochten aber die beiden Weißen für verrückt halten, daß sie solch halsbrechende und ermüdende Wege einschlugen, wo es doch viel bessere gab. Acht von ihren Trägern liefen jedoch davon.

Nun rückte man in starken Tagemärschen vor, immer möglichst nahe an der Wasserscheide zwischen dem Ruvu im Süden und dem Umba im Norden, und mußte eine Menge Bäche und Bergströme mittelst Furten passieren. Acht weitere Tagereisen waren erforderlich, um das dürftig bewaldete und dünn bevölkerte zentrale Usambara zu durchqueren, und erst in dem bei Kihitu beginnenden nördlichen Teile betrat man wieder wald- und wildreiche und fruchtbarere Gegenden, wo man Nahrungsmittel im Ueberfluß haben konnte, und wo sich die äußerst dichte Bevölkerung im allgemeinen gegen die Reisenden sehr freundlich erwies. Nach einem harten Marsch von drei Wochen erreichte man endlich Mbaramu und damit den Nordabhang des Usambara-Gebirges und schlug in der nordwestlich vom Gebirge sich ausbreitenden Nika-Ebene an derselben Stelle das Lager auf, wo im Jahre 1862 schon C. von der Decken und Kersten gelagert gewesen waren. Hiemit war der erste Teil der Aufgabe der Expedition gelöst; man hatte eine Wegkarte und viele Photographien aufgenommen und interessante Gegenstände aller Art gesammelt, und in der zuversichtlichsten Hoffnung auf Erfolg zogen nun die Reisenden durch die wasserlose Nika-Ebene nach Gondja, wo sie sich mit der Hauptmasse der Expedition wieder vereinigen wollten.

Ueber die zurückgelegte Strecke und namentlich über das Gebirge äußert sich Dr. Meyer im Rückblick folgendermaßen: Der gebirgige Teil von Usambara gleicht einer Insel, welche sich aus unendlichen umgebenden Ebenen zu einer mittleren Höhe von beinahe 2000 Fuß erhebt. Durch das Innere dieses „Inselberges" verlaufen lange bewaldete Bergketten und einzelne vegetationslose hochragende Gipfel, welche durch breite Thäler mit durch sie hindurch windenden Flüssen getrennt sind. Im südlichen Teil von Usambara verlaufen die Thäler quer der Hauptrichtung der Gebirgszüge und gestatten daher ein leichtes

Uebersteigen von der Ost- nach der Westseite des Landes. In der Mitte und im Norden von Usambara tritt die Wasserscheide vom Zentrum mehr und mehr nach der Ostseite hinüber, von welcher, wie ebenso von der Nordseite her, der Umba-Fluß zahlreiche kleine Zuflüsse erhält; die Westseite und der zentrale Teil des Landes haben praktisch ihren Wasserabzug in dem Fluß Luengera, dem Hauptstrom des Landes, welcher sich in den Ruvu ergießt. Die Gebirgsformation ist krystallinischer Schiefer, welcher sanft von Osten nach Westen abfällt. Die Regen sind, den vorherrschenden Winden entsprechend, sehr ungleich über das Land verteilt und der Pflanzenwuchs gedeiht im Verhältnis zu dem Betrag des Regenfalls. Im Falle von Ostafrika ist es eine erwiesene Thatsache, daß jene Regionen, welche nur die Niederschläge der tropischen Regenzeit erhalten, auf welche dann die regenlose Trockenzeit folgt, keinen Wald haben, sondern nur Savannen mit Gruppen von Bäumen da und dort. Wälder sind nur an solchen Stellen vorhanden, wo es Grundwasser gibt und wo außer der eigentlichen Regenzeit ein weiterer Regenfall stattfindet. Im Falle des südlichen Usambara führen die feuchten Seewinde vom Indischen Ozean herein regelmäßig Feuchtigkeit zu und infolge davon ist das ganze südliche Usambara bis zum Nielo-Gebirge hinauf mit einem wuchernden tropischen Urwalde bedeckt. Von allen Seiten rauschen Bäche herab und bilden die breiten Flußsysteme des Wugiri und Sigi. Auf der anderen Seite der Nielo-Kette, gegen Westen, verlieren die Winde ihre Feuchtigkeit, und wir finden daher dort Bezirke mit einer dürftigen Vegetation von Mimosen, Tamarinden und Cacteen ꝛc. Ebenso trifft man weiter gegen Nordwest, an den Rändern der Bergkette, wo die täglichen und oft mit großer Gewalt von den Ebenen her wehenden Winde Gebirgsregen verursachen, wieder Wald an, welcher einen mehr oder minder breiten Gürtel um die ganze Region am Fuß der Berge bildet. Drei Viertel des Landes sind daher in hohem Grade fruchtbar und unverkennbar für den Anbau mancher tropischen Erzeugnisse und namentlich für den Kaffeebau sehr geeignet. Nur der zentrale Teil ist wenig fruchtbar. Die großen Säugetiere der Ebene fehlen in Usambara ganz. Nur im Umba-Flusse wurden noch einige Flußpferde beobachtet. Zuweilen tritt ein Löwe auf und lauert auf die großen Rindviehheerden, welche den Eingeborenen gehören. Dagegen sind andererseits Hyänen, Schakale und Leoparden häufig. Raubvögel sind sehr zahlreich, und die saftigen Graswiesen der Hügel wimmeln von vielfarbigen Schmetterlingen, Käfern und zweiflügeligen Insekten. Die Einwohner, die Waschamba, bevölkern sehr dicht den abgeschlossenen Norden und sehr spärlich den unfruchtbaren zentralen Bezirk. Der südliche Teil ist entvölkert infolge der beständigen Kriege zwischen den beiden Königen Kipanga und Kimuera. Die Waschamba unterscheiden sich wenig von den anderen Negerstämmen der Küste; sie tragen meist Baumwolltücher anstatt der früher üblichen Schürzen aus Tierfellen In den Ohren werden hölzerne Zapfen getragen, und die Weiber tragen an den unteren Teilen ihrer Beine und Arme Gewinde von Messingdraht im Gewicht bis zu 20 Pfund. Als Rassenkennzeichen haben sie mitten auf der Stirn ein rundes Mal von der Größe eines Schillings, welches beim Eintritt in die Geschlechtsreife in die Stirnhaut tättowiert wird. Die Hütten sind rund, mit einem hohen kegelförmigen Grasdach, welches weit über die Wände der Hütte hinausragt. Das Innere der Hütte ist in ein großes und zwei kleinere Gemächer geschieden. Die Niederlassungen sind mit einer Palissadenhecke von etwa doppelter Mannshöhe umfriedigt und umfassen gewöhnlich von fünfzehn bis zu zwanzig Hütten; doch gibt es auch Dörfer, wie Vuga und Mlalo, mit 150 bis 200 Hütten. Zum Schutze gegen Angriffe sind alle Dörfer auf den runden Gipfeln der Berge erbaut. Die Büffel, Ziegen und schwarzen Schafe, welche den Viehstand der Eingeborenen bilden, werden täglich auf die Waiden getrieben. Die Feldarbeit fällt ganz den Weibern zu. Der Souverän von Usamba ist Sembodscha (Simboya), welcher in Masinde wohnt, allein der eigentliche Herrscher ist sein Sohn Kimuere, welcher in dem großen Dorf Vuga residiert. Die Herrschaft über Usambara liegt schon seit fünf Generationen in den Händen der Familie Sembodscha, welche aus dem Südwesten, aus dem Gebirgslande Nguru, einwanderte.

Von dem vorerwähnten Lagerplatz in der Nika-Ebene aus gieng der Marsch durch eine wasserlose Grassteppe unter Mühsalen aller Art, und man erreichte am dritten Tage Gondja. Anstatt aber hier den größeren Teil der Karawane zu treffen, wie man erwartet hatte, erfuhr man von dem Dorfältesten, derselbe sei in dem fünf Tagemärsche weiter südlich gelegenen Masinde aufgehalten worden. Da unsere Reisenden keine Ahnung von dem inzwischen ausgebrochenen Araberaufstand hatten, vermuteten sie einen Erpressungsversuch von Seiten Sembodscha's. Dagegen schienen ihre Leute Kunde von dem erhalten zu haben, was an der Küste vorgieng, denn auf dem Marsche durch die wüstenartige Gegend bis Masinde entliefen ihnen von ihren Trägern und Begleitern nicht weniger als vierundfünfzig Mann, so daß sie nur noch vier Leute behielten, worunter zwei Somali, welche sie schon aus Aden mitgebracht hatten. Die Lasten, welche die desertierten Träger weggeworfen hatten, ließ Dr. Meyer später durch Sembodscha sammeln und nach Masinde bringen. Bei der Ankunft in Masinde fand man, daß auch von der großen Karawane einhundertvierzig Mann entlaufen waren und ihre Lasten bei Sembodscha zurückgelassen hatten. Sembodscha behauptete, ein im Auftrag des Sultans von Sansibar geschriebener Brief des Wali von Pangani habe die Träger veranlaßt, die Reisenden im Stich zu lassen und zurückzukehren, weil der Sultan ihrer bedürfe, und so sei es denn dazu gekommen. Sembodscha vermochte den betreffenden Brief nicht vorzuweisen, und

auch keiner der Führer der Karawane hatte irgend einen näheren Bescheid hinterlassen, und so wurden die beiden Reisenden zwar argwöhnisch, erhielten aber auch hier keine Kunde von dem an der Küste ausgebrochenen Aufruhr.

Unsere beiden Reisenden sahen sich nun in einer sehr kritischen Lage; sie mußten notgedrungen an die Küste zurückkehren, um dort eine neue Karawane zu bilden. Da sie aber einmal den Herweg gemacht hatten, so wollten sie wenigstens die begonnene Aufgabe: die Erforschung Usambara's, nicht aufgeben. Sie stiegen daher nochmals in die Usambara-Berge hinauf, zuerst nach Buga, der Bergveste Kimuere's, sodann durch kesselförmige Hochthäler über Kwambugu nach Mlalo, von wo sie sich der früheren Route anschlossen. Sie fanden die Bewohner dieser zentralen Teile von Usambara wesentlich verschieden von den anderen Waschamba. Sie gehören zwar ebenfalls zu den Bantu-Stämmen, befassen sich aber vorzugsweise mit Viehzucht, indem sie die Heerden ihrer Fürsten waiden. Die Wahl ihres zentralen Wohnsitzes zeugt für ihre alte Ansässigkeit; die Thatsache, daß sie noch immer die alte Fellschürze anstatt des baumwollenen Lendentuchs tragen, deutet ebenfalls auf ihre noch ursprünglichen Sitten und geringe Berührung mit der Außenwelt hin. Ihre Weiber tragen als besonderes Kennzeichen an einem über den rasierten Schädel laufenden Riemen große Bündel von Ringen aus Masai-Perlen hinter den Ohren. Die dreiteiligen Hütten, die denen der übrigen Waschamba ähnlich, sind jedoch geräumiger, da sie bei Nacht auch die Heerden beherbergen.

Bei der Rückkehr nach Masinde bat Dr. Meyer den Sembodscha, er wolle durch seine Leute die zurückgebliebenen Lasten nach der Küste zurückschaffen lassen; allein der zuvor so freundliche König benahm sich auf einmal sehr abweisend und beinahe feindselig, und er gab vor, vom Wali einen neuen Brief erhalten haben zu wollen, der ihm verbiete, den Reisenden Träger zu liefern; er benahm sich sehr anmaßend und gierig nach der Habe des Reisenden, und somit mußte Dr. Meyer sich entschließen, unter Zurücklassung aller seiner Waren nach Pangani zurückzukehren. Hierdurch ward die Weiterführung der Expedition vereitelt und deren ganzes Schicksal entschieden. Zwar verlautete jetzt, es seien in Tanga Unruhen ausgebrochen, allein man wußte den Reisenden die Nachricht vorzuenthalten, daß der Aufstand sich bereits über die ganze Küste verbreitete. Dr. Meyer und Baumann nahmen also nur einen kleinen Teil ihrer Sammlungen, ihre Instrumente und Waffen und die unentbehrlichste Ausrüstung mit und schlugen mit wenigen Begleitern den gewöhnlichen Karawanenweg nach der Küste ein, noch ganz ahnungslos, daß sie sich in einer Falle befanden, welche ihnen schon seit Wochen gestellt worden war. In Koropele begegneten sie einem Haufen schwarzen, mit offenbar gestohlenen europäischen Kleidungsstücken herausgeputzten Gesindels, das ihnen einen Brief angeblich vom Wali überbrachte, der sie bei den Reisenden einführte als eine von diesem ausgesandte Geleitsmannschaft, welche unsere Reisenden sicher nach Pangani bringen sollte. Sie zogen unter dieser Bedeckung weiter und fanden unterwegs die Station Lewa völlig ausgeplündert, dagegen die prächtigen Tabaksfelder zur Ernte reif.

In Pongwe, am Ruvu, etwa fünf Stunden von Pangani, angekommen, sahen sich die Reisenden in ihrer Erwartung getäuscht, ein Boot ihres indischen Agenten Sewa Hadschi vorzufinden. Man lockte sie in eine Schamba (Gehöfte) und hier erfolgte die ihnen drohende Katastrophe. Nach der Mahlzeit, womit man sie noch zuvorkommend bewirtet hatte, saß Dr. Meyer vor der Hütte und schaute nach dem erwarteten Boote aus; da fand er sich plötzlich von hinten ergriffen, zu Boden geworfen und von einem ganzen Haufen wilder Bursche überwältigt, welche ihm die Kleider vom Leib schnitten, und er ward von einem wuchtigen Hieb auf den Kopf mit einer Masai-Keule besinnungslos. Als er wieder zur Besinnung kam, sah er sich gefesselt, die Hände auf den Rücken gebunden, einen schweren Eisenring um den Hals und mit einer Kette an Dr. Baumann, welchen das gleiche Schicksal ereilt hatte, so zusammengefesselt, wie man mit den schwarzen Sklaven auf dem Marsche verfuhr. So wurden nun er und Baumann unter Fußtritten und Kolbenstößen in eine Hütte gebracht, nachdem ihre vier Begleiter ebenfalls ausgeraubt und weggejagt worden und nach Pangani davongelaufen waren. Drei Tage lang wurden sie in der Hütte bewacht und mußten befürchten, daß man sie erschlagen werde; von einer alten Negerin, die ihnen etwas Nahrung brachte, erfuhren die beiden Gefangenen, sie seien in den Händen von Sklaven des Arabers Buschiri, welchem auch die Schamba gehöre. Am dritten Tage erschien eine Schar von Bewaffneten in der Hütte unter der Führung eines stolzen graubärtigen Arabers von ungefähr 45 Jahren, des Buschiri ben Salim selbst, welcher ihnen erklärte, er habe die Reisenden einfangen lassen, weil er keinen Europäer mehr in Ostafrika dulden wolle; er habe seinen indischen Geschäftsmann mitgebracht, damit Dr. Meyer sich mit demselben über das Lösegeld verständigen könne. Wenn eine derartige Verständigung nicht gelinge, werde er den Reisenden den Kopf abhauen lassen. Unter dem Druck dieser Drohung kam natürlich eine Verständigung zustande: Dr. Meyer unterschrieb einen Check auf die bedeutende Summe von 12,000 Rupien (à 1½ Mark) und der Inder gieng nach Pangani, um das Geld zu holen. Hierauf nahm Buschiri den Gefangenen die Ketten ab und behandelte sie fortan mit arabischer Höflichkeit als seine Gäste. Diese erfuhren nun auch von Buschiri die Ursachen des Aufstandes und seine eigenen Absichten. Buschiri gestand, er habe von dem Tage an, wo die Deutschen in Ostafrika erschienen seien, den Aufstand geschürt und seit Wochen planmäßig darauf gesonnen, die Expedition zu vereiteln und die Reisenden gefangen zu

nehmen; er habe selbst die angeblichen Briefe des Wali an Sembodscha geschrieben und alle Briefe an die Reisenden abgefangen, um sie über die Vorgänge an der Küste in Unkenntnis zu erhalten, und Sembodscha, mit welchem die Reisenden früher Schutzverträge abgeschlossen haben, stehe nun ganz unter seinem (Buschiri's) Einfluß und befolge seine Befehle.

Gegen Abend brachte der indische Geschäftsmann das Geld und Buschiri schaffte nun in seinem eigenen Boote die Reisenden nach Pangani in sein steinernes Haus. Hier in Pangani herrschte nun der Aufruhr in der wildesten Weise: Araber und Neger zogen unter Gewehrschüssen lärmend durch die Gassen und forderten das Leben der gottverfluchten Europäer. Buschiri brachte auf Bitten des Inders die beiden Reisenden in dessen Haus und von da aus gelangten sie am frühen Morgen des folgenden Tages, umsaust von den Kugeln der Aufständischen, an Bord des dem Sultan von Sansibar gehörenden Dampfers „Barawa", welcher ungefähr eine Stunde von der Küste in See hielt.

Die Ursachen des Aufruhrs der Araber sind nach Buschiri's Aeußerungen folgende: Früher konnten die Araber im äquatorialen Afrika den Handel beinahe allein betreiben, allein nun dringen die Europäer aus West, Ost und Süd in jene Länder ein, um sich derselben zu bemächtigen, und erschweren den Handel der Araber und schädigen deren Interessen. Dagegen wehren sich nun die Araber, haben aber von Seiten des Sultans von Sansibar keinen Schutz zu erwarten, da er das Land an die Wadatschi (Deutschen) verraten habe. Die Deutschen haben sich der Zölle an den Küsten bemächtigt, angeblich als Beamte des Sultans, allein als wirkliche Herren, seit sie die Flagge des Sultans aufgezogen haben. „Die indischen Kaufleute", sagte Buschiri, „fürchten die Wadatschi und geben uns keinen Vorschuß mehr — was sollen wir aber ohne einen solchen anfangen? Wie können wir eine Karawane ausrüsten, wenn uns niemand einen Vorschuß gibt und hilft? Ich bin seit achtzehn Jahren nicht nach Sansibar gekommen, weil ich mich mit dem Sultan überworfen habe; darum haben mich die Unzufriedenen zu ihrem Führer gemacht, und ich werde den Europäern zeigen, daß ich eine eiserne Faust habe, wie ich es dem großen Fürsten Mirambo bewiesen habe."

Von Sansibar aus kehrten dann die beiden Reisenden nach Europa zurück. Alle ihre Aufzeichnungen und Vermessungen sind zwar in den Händen der Araber, aber Dr. Meyer hofft doch imstande zu sein, dieselben zurückkaufen und eine Karte von seinen Reisen herstellen lassen zu können, über welche einige vorläufige Schilderungen von ihm und Dr. Baumann in „Petermann's Mitteilungen" erscheinen werden.

Neuerdings hat Dr. Hans Meyer in Leipzig durch einen Brief des britischen Generalkonsuls in Sansibar die Nachricht erhalten, daß das seinerzeit von Dr. Meyer bei demselben hinterlegte Lösegeld von 12,000 Rupien auf Wunsch des Sultans von Sansibar und des englischen Generalkonsuls größtenteils dem Reisenden wieder ausgehändigt wird, da der Bandenführer Buschiri von dem britisch-indischen Vermittler in Pangani nur 700 Rupien erhalten hat, während der letztere die übrigen 11,300 Rupien in seine Tasche zu stecken gedachte. Dr. Meyer hat die zurückerhaltene Summe der vorjährigen Stiftung seines Vaters für nationale Afrikaforschung überwiesen.

Die Völker des Kaukasus nach ihrer ethnologischen Klassifikation.

Mitgeteilt von C. Hahn.

Wohl in keinem Lande der Erde findet man auf einem Gebiet von ca. 10,000 Quadrat-Meilen mit einer Bevölkerung von beiläufig 6 Millionen ein solch buntes Völkergemisch, wie im Kaukasus. Erzählt doch schon der Geograph Strabo (66 v. Chr. bis 24 n. Chr.), daß in der Stadt Dioscurias am Schwarzen Meere, deren Lage freilich noch nicht endgültig festgesetzt ist, sich 70, ja nach anderen 300 Völker versammeln, die alle ihre eigenen Sprachen haben. „Und", fügt er bei, „sie alle sind Völker vom Kaukasus." Seit jener Zeit hat sich die Zahl der Völkerstämme und Sprachen wohl kaum verringert, eher vermehrt. Nach verschiedenen Versuchen, namentlich von Seiten des statistischen Komité's, ist nun in neuester Zeit wieder die schwere Aufgabe in Angriff genommen worden, die bunt zusammengewürfelte Bevölkerung des Kaukasus zu sortieren, und hat sich um diese Arbeit der Sekretär der Geographischen Gesellschaft in Tiflis, Staatsrat Sfagursky, bedeutende Verdienste erworben. Eine Hauptschwierigkeit bei Lösung dieser schwierigen Aufgabe bleibt freilich immer noch die, daß verschiedene Sprachen kaukasischer Völkerstämme noch nicht gehörig (einige derselben gar nicht) erforscht sind. Hier eröffnet sich den Linguisten noch ein weites Feld der Thätigkeit. Wir geben im Folgenden die durch die Arbeit des Herrn Sfagursky gewonnenen Resultate.

Die Mitte des Kaukasus und den Westen von Transkaukasien bewohnen Völker, deren Verwandtschaft mit irgend einem anderen Volke bis jetzt nicht nachgewiesen werden kann. Es ist die kartwelische (iberische) Gruppe und die der östlichen und westlichen Bergvölker. Man kann sie „kaukasisch" nennen, da sie ausschließlich im Kaukasus vorkommen. Alle gehören sie zu der weißen Rasse; da aber ihre Sprachen keine Verwandtschaft haben mit den anderen Sprachen der Repräsentanten dieser Rasse, so hat ihnen der bekannte Gelehrte Fr. Müller den Namen „isolierte Bergvölker" gegeben.

Die Gruppen der eigentlichen „kaukasischen" Völker sind im Norden, Osten und Süden von Völkern der weißen und der mongolischen Rasse eingeschlossen. Später kam in den Kaukasus das jetzt dort herrschende Volk der Russen

(Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts) und mit ihnen erschienen auch die Vertreter anderer europäischer Völker.

Wir geben nun im Folgenden eine Art Register der kaukasischen Völker.

A. Die weiße Rasse.

I. Die indo-europäische (arische) Völkerfamilie.

Da sind es vor allem die Russen, welche im Nordkaukasus (Ciskaukasien) die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachen; über eine Million derselben wohnt im Kuban-Gebiet und über 700,000 im Gouvernement Stawropol und im Terek-Gebiet. Dagegen ist in Transkaukasien die Zahl der Russen bedeutend geringer und beträgt ungefähr 115,000 Seelen. Neben den Russen kommen von slawischen Völkern noch in der Stärke von einigen Tausenden die Polen vor, deren viele zu verschiedenen Zeiten in den Kaukasus verschickt worden sind, dann noch in geringer Zahl Tschechen; Letten finden sich noch weniger. Stärker vertreten als diese letzteren ist die romanische Rasse (Moldauer, Rumänen, Franzosen und Italiener). Am Schwarzen Meere namentlich finden wir moldauische Kolonien mit über 1000 Köpfen. Die germanische Rasse ist in teilweise sehr wohlhabenden Ansiedelungen in Cis- und Transkaukasien verbreitet und über 21,000 Köpfe stark. Mehr als doppelt so stark ist der pelasgische Stamm vertreten. Griechische Kolonien finden sich im ganzen Kaukasus, besonders reichlich im Gebiet von Kars (ca. 23,000). Im ganzen beläuft sich ihre Zahl auf ca. 47,000 Seelen.

Wir gehen über zum iranischen Stamm. Da haben wir vor allem die Ossethen zu nennen, welche sich keilförmig zwischen die drei Gruppen der obengenannten eigentlichen kaukasischen Völker einschieben. Sie wohnen in einer Stärke von ca. 75,000 Köpfen vornehmlich im nördlichen Kaukasus, im Terek-Gebiet, im Zentrum des kaukasischen Gebirgskamms, in den Schluchten des Mittellaufs des Terek und seiner Nebenflüsse. Ein Teil dieses Volkes hat den Hauptkamm überstiegen und hat sich im Süden desselben in das vom grusinischen Volk bewohnte Gebiet am Oberlaufe der Ljachwa, der Ksanka und des Rion eingedrängt. Im Gouvernement Tiflis zählt man ihrer ca. 5000, im Gouvernement Kutais ca. 3000. Die Gesamtzahl der Ossethen wird auf ca. 130,000 Köpfe berechnet. Ihre Sprache trägt die Spuren sehr alten iranischen Ursprungs an sich und zerfällt in den tagaurischen oder eigentlichen iranischen und den digorischen Dialekt.

Die Perser, welche einst eine so große Rolle, namentlich im östlichen Teil von Transkaukasien, gespielt haben, sind als ständige Bevölkerung nur noch mit ca. 12,000 Köpfen vertreten; weitaus die Hälfte davon kommt auf das Gouvernement Baku. Ziemlich stark sind sie auch in Tiflis und in Batum vertreten.

Weiterhin folgen die Taten mit einer der neupersischen nahe verwandten Sprache. Sie bewohnen in einer Anzahl von ca. 82,000 hauptsächlich das Gouvernement Baku und den Süd-Daghestan. Ebenso klingt sehr stark an die neupersische Sprache an die Sprache eines weiteren iranischen Stammes, der Talyschinzen in Lenkoran, mit 43,000 Köpfen; ihre Sprache enthält jedoch mehr als die anderen verwandten Sprachen Reste der alten Zendsprache.

Die Kurden sprechen zwar eine der neupersischen verwandte Sprache, welche aber vollkommenes Recht hat, ein eigenes, selbständiges Idiom genannt zu werden. Sie leben im Süden von Transkaukasien, hauptsächlich im Gouvernement Eriwan und Elisabethpol, auch im Gebiet von Kars. Sie nomadisieren mit ihren Heerden im Gebiet von Batum und im Gouvernement Tiflis. Man zählt ihrer 72,000. Ihre Sprache hat zwei Dialekte: den kurmandschischen und den Sasà-Dialekt. Ersteren Dialekt sprechen die auf russischem Gebiet lebenden Kurden.

Weitaus das zahlreichste Volk der arischen Familie im Kaukasus sind die Armenier, welche man früher zur iranischen Gruppe rechnete. Sie bilden nach den neuesten Forschungen ein besonderes Volk, welches allerdings in seiner Sprache sich als naher Verwandter jener Gruppe erweist. Am stärksten sind sie vertreten im Gouvernement Eriwan (gegen 290,000), dann im Gouvernement Elisabethpol (200,000) und im Gouvernement Tiflis (160,000). Im Gouvernement Baku leben ca. 25,000, im Gebiet von Kars ca. 37,000; am geringsten ist ihre Zahl im westlichen Kaukasus (12,000). In Ciskaukasien zählt man gegen 27,000 Armenier. Dort treffen wir sie hauptsächlich in Kisljar, Mosdok (einer Kolonie von Tiflis), in Stawropol, Wladikawkas und Edessia. Im Ganzen berechnet man die armenische Bevölkerung im Kaukasus auf mehr als 750,000 Seelen, wobei die sogen. katholischen Armenier mit inbegriffen sind.

Die Indier sind vertreten durch Zigeuner. Ihre Zahl ist gering, ein Teil derselben nomadisiert seit langer Zeit im Kaukasus; andere sind in neuerer Zeit aus Bessarabien eingewandert.

II. Die semitische Völkerfamilie.

Juden wohnen seit langer Zeit im Kaukasus und scheinen zeitweise eine große Rolle gespielt zu haben. Sie teilen sich in die sogen. Bergjuden im Daghestan und und Terek-Gebiet, welche den tatischen Dialekt sprechen, und die sogen. grusinischen Juden, welche sich der grusinischen Sprache bedienen. In neuerer Zeit sind viele Juden aus Rußland eingewandert. Im Ganzen wird ihre Zahl auf 38,000 Köpfe berechnet.

Andere Vertreter der semitischen Völkerfamilie sind die Aisoren und Chaldäer. Erstere trifft man im Gouvernement Eriwan, in der Steppe Karajas und in Tiflis. Hier finden sich auch Chaldäer. Die Zahl beider Völker übersteigt nicht 3000.

III. Die eigentlich kaukasischen Völker.

Diese zerfallen in drei große Gruppen: Die kartwelische (iberische), die westlichen Bergvölker und die östlichen Bergvölker.

Zur ersten Gruppe gehören die Grusiner. Man unterscheidet die eigentlichen Grusiner im Gouvernement Tiflis, in Karthalinien und Kachetien (im Bassin des Mittellaufes der Kura und eines großen Teils des Oberlaufes dieses Flusses). Wenn man zu ihnen die sogen. Ingiloizen rechnen will, welche im sakatalischen Gebiete wohnen und den Islam angenommen haben, so erhalten wir eine Zahl von ca. 310,000; ferner die Berg-Grusiner, ebenfalls im Gouvernement Tiflis: die Chewsuren, Pschawen und der größte Teil von Tuschetien. Ihre Zahl beträgt ca. 20,000; dann die Immerethier und Gurier im Gouvernement Kutais in einer Stärke von ca. 380,000 Köpfen. Hieher gehören auch die Adscharen, Kobuletzen und überhaupt die Grusiner im Gebiet von Batum. Man trifft sie dort überall, hauptsächlich aber in den wilden unzugänglichen Schluchten des Bezirks von Artwin. Ihre Zahl beträgt ca. 46,000. Die Gesamtzahl der Grusiner beläuft sich auf etwa 755,000 Köpfe.

Zur kartwelischen Gruppe gehören noch die Mingrelier im Gouvernement Kutais (200,000), die Lasen im Kreis von Batum, am Ufer des Schwarzen Meeres (ca. 2000), und die ca. 12,000 Köpfe starken Suaneten im Gouvernement Kutais. Die Mingrelier sprechen eine der grusinischen sehr nahe verwandte Sprache. Von den Lasen ist die Mehrzahl unter türkischer Herrschaft geblieben. Ihre Sprache kommt der mingrelischen sehr nahe und wird von vielen nur für eine dialektische Abweichung gehalten. Die Sprache der in ihren fast unzugänglichen Bergen abgeschlossen lebenden Suaneten entfernt sich am weitesten von den anderen Sprachen der kartwelischen Gruppe.

Zu den westlichen Bergvölkern gehören die Abchasen (Assega). Die eigentlichen Abchasen bewohnen den Suchumer Kreis in einer Anzahl von 32,000 Köpfen. Ein anderer Zweig derselben sind die sogen. Abasinzen; sie wohnen unter verschiedenen Namen in der Stärke von 10,000 Köpfen im südöstlichen Teil des Kuban-Gebietes, größtenteils im Bezirk von Batalbaschinsk. Die Gesamtzahl der Assega beträgt 42,000.

Ferner gehören hieher die Tscherkessen (Adyge). Die Hauptmasse derselben (ca. 72,000) wohnt unter dem Namen Kabardinzen im Terek-Gebiet (Große und Kleine Kabarda), in den Ebenen des Bassins der Malka, auf dem rechten Ufer des Terek bis zum Flusse Kurp. Der Terek trennt die Große und Kleine Kabarda. Außerdem wohnen die Adyge unter verschiedenen Namen zerstreut im Süden des Kuban-Gebietes, nördlich von den Abasinzen. Die zahlreichsten Stämme sind die Abadsechen (ca. 16,000), die Bscheduchen (ca. 12,000), die Kabardinzen (ca. 12,000), die Besleneewzen (ca. 6000) und die Schapsugen (ca. 2500) und so weiter. Die Gesamtzahl der Adyge im Kuban-Gebiet beträgt ca. 57,000. Rechnet man noch dazu die Reste der Adyge im Schwarzen-Meer-Kreis, so erhält man die Gesamtsumme von ca. 120,000 Köpfen. Die Tscherkessen haben alle eine Sprache, welche aber in zwei Dialekte zerfällt, den kabardinischen oder obertscherkessischen und den niedertscherkessischen Dialekt. Uebrigens ist die niedertscherkessische Sprache noch wenig erforscht.

Wir gehen über zu den östlichen Bergvölkern. Da sind vor allem zu nennen die Tschetschenzen und die mit ihnen durch Abstammung und Sprache verwandten sogen. Kistinen. Ihre Sprache ist der lesghischen nahe verwandt.

Die Tschetschenzen wohnen im Terek-Gebiet, östlich von den Ossethen, zwischen dem Terek-Fluß und der südlichen Grenze des Terek-Gebiets, von Darjahl bis zu den Quellen des Aktasch. Jedoch ist dieses Gebiet nicht durchaus von Tschetschenzen bevölkert, da dazwischen hinein die Ländereien der Kosaken und Kumyken liegen. Sie zerfallen in eigentliche Tschetschenzen, im Kreis von Grosnoe, die Bergtschetschenzen, im arguinischen Kreis, die Auchowzen, im Kreis von Chasaw-Jurt, und die Itschkerinzen, im Kreis von Weden. Ihre Gesamtzahl im Terek-Gebiet beträgt ca. 195,000. Verwandt mit ihnen sind die Inguschen, im Kreis von Wladikawkas. Diese sind aus Kistetien ausgewandert, einer Gebirgslandschaft, welche sich im Norden von Tuschetien und Chewsurien und weiterhin nach Westen bis zum Makaldon (Zufluß des Terek) und zur Aragwa erstreckt. Die Inguschen wohnen in einer Stärke von ca. 28,000 Köpfen im Kreis von Wladikawkas; die sogen. Kistinen (ca. 3000) bewohnen den Norden der Bezirke Tioneti und Duschet im Gouvernement Tiflis.

Bedeutend zahlreicher als die Tschetschenzen sind die lesghinischen Völker. Sie bewohnen hauptsächlich den Daghestan, welchen die Araber einst das „Gebirge der Sprachen" genannt haben. Alle lesghischen Sprachen zeigen Verwandtschaft untereinander. Einige derselben sind mehr verbreitet, wie z. B. die avarische, die darginische und kurinische Sprache. Diese Völker haben einst eine hervorragende Rolle im Daghestan gespielt. Zu den weniger verbreiteten Sprachen gehören die kasikumukische und tabasaranische. Außerdem finden wir dort noch einige Sprachen, welche nur einige Tausend Menschen sprechen. Nach den Forschungen von Uslar und Schifner bilden mehrere dieser Sprachen nahe unter sich verwandte Gruppen. Andere stehen mehr isoliert da, obwohl sie Anklänge an das Lesghische zeigen. Leider sind die von Uslar begonnenen Forschungen nach seinem Tode nicht fortgesetzt worden. Eines aber scheint dennoch festzustehen, nämlich, daß die Lesghier und Tschetschenzen eine besondere Familie bilden, welche mit keinem der bis jetzt in ethnologischer Beziehung erforschten Völker irgendwelche Verwandtschaft hat.

Wir teilen hier die bis jetzt errungenen Resultate der Wissenschaft mit. Nach diesen zerfallen die lesghischen Völker in fünf Hauptgruppen.

Die erste Gruppe ist die avarisch-andische. Hierher gehören vor allem die Avaren, das zahlreichste lesghische Volk. Ihre Sprache ist im ganzen Hochdaghestan von Norden nach Süden die allgemein gebräuchliche, was sich durch die einstige hohe politische Bedeutung dieses Volkes erklären läßt. Die Mehrzahl der Avaren wohnt im Gunib-Kreis im mittleren Daghestan und im avarischen Kreis im westlichen Daghestan. Sie sind nicht weniger als 100,000 Köpfe stark. Weiter drangen die Avaren früher in den jetzigen sakatalischen Kreis ein, wo sie jetzt mit ca. 30,000 Köpfen die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Auch im Terek-Gebiet zählt man ihrer über 12,000. Die Gesamtzahl der Avaren berechnet sich auf ca. 142,000 Köpfe.

Im andischen Kreis (im Westdaghestan), dem sprachreichsten im ganzen Daghestan, wohnen acht Stämme, die verschiedene, allerdings untereinander verwandte Sprachen sprechen. Unter ihnen ist der zahlreichste (7000) der andische Stamm. Die anderen heißen Karatinzen, Tschamalalzen, Tindalzen, Bagulalzen, Achwachzen, Botlichzen und Godoberinzen. Im ganzen beläuft sich ihre Zahl mit dem andischen Stamm zusammen auf ca. 24,000. Die Dialekte dieser Völker zeigen Verwandtschaft mit der avarischen Sprache.

Im andischen Kreis wohnen noch die Didoizen und die mit ihnen verwandten Chwarschinzen (ca. 6000); über ihre Verwandtschaft mit den anderen aufgeführten Stämmen läßt sich bis jetzt noch nichts Bestimmtes sagen.

Die zweite Gruppe ist die darginische. Die dazu gehörigen Völker bewohnen hauptsächlich den östlichen Teil des Daghestan und sprechen so nahe aneinander anklingende Dialekte, daß man sie als *eine* Sprache ansehen kann. Diese Völker tragen nicht überall den Namen Darginzen, welcher mehr politische als ethnische Bedeutung hat. (Das Wort „Dargua" bedeutet Bündnis, so daß Darginzen = Föderirte.) Die Zahl der Darginzen übersteigt 90,000.

Die dritte Gruppe ist die kurinische. Die Kurinzen bewohnen einen ziemlich breiten und langen Landstrich zu beiden Seiten des Ssamur im südlichen Daghestan (in einer Stärke von beiläufig 87,000); außerdem wohnen sie im Bezirke Kuba (Gouvernement Baku) und in geringer Anzahl im Bezirk von Nucha (Gouvernement Elisabethpol). Im Ganzen beträgt ihre Zahl 131,000 Köpfe.

Verwandt mit der Sprache der Kurinzen ist die Sprache der Rutulzen und Zachurzen am Oberlauf des Ssamur-Flusses, welche zusammen ca. 26,500 Seelen stark sind.

Die vierte Gruppe bilden diejenigen Völker, deren nahe Verwandtschaft mit den lesghischen Stämmen noch nicht nachgewiesen ist. Das sind die Laken (oder Kasikumuchzen) im mittleren Daghestan mit ca. 35,000 Köpfen, dann die Tabasaranzen im südlichen Daghestan (ca. 17,000), die Artschinzen, die den wenig volkreichen Aul Artschi, 30 Werst von Kumuch bewohnen, außerdem noch die Kaputschinzen im mittleren Daghestan. Zu dieser Kategorie gehören noch die Nachbarn der Tabasaranzen, die Agulen, ferner die Kryszen, Dschekzen, Budugzen und Chinaluzzen im Gouvernement Baku, vornehmlich im Bezirk von Kuba. Die Chinaluzzen sprechen einen den anderen Bergvölkern ganz unverständlichen Dialekt. Die zahlreichsten unter ihnen sind die Dschekzen (gegen 6000) und die Kryszen (gegen 5000).

Die fünfte und letzte Gruppe bilden die Udinen, ein lesghischer Stamm, welcher sich seit undenklichen Zeiten in Transkaukasien festgesetzt hat. Sie sind vielleicht die Nachkommen der in den armenischen Chroniken erwähnten „Afghanen" (Albaner). Die Armenier hatten einen großen Teil dieses Volkes sehr früh zum Christentum bekehrt, aber der christliche Glaube hatte keine tiefen Wurzeln geschlagen und die Udinen haben nach dem Einbruch der Tartaren den Islam und vieles von der tartarischen Sprache und Lebensweise angenommen. Nur in zwei Dörfern des Bezirks von Nucha hat sich noch die udinische Sprache erhalten bei einer Bevölkerung von ca. 10,000 Köpfen. Die Sprache der jetzigen Udinen hat zwar die Grundzüge der lesghischen Sprachen behalten, hat sich aber stark mit Elementen der tartarischen Sprache zersetzt, auch finden sich in derselben viele armenische Wörter.

Neben der weißen Rasse ist im Kaukasus mit mehr als einer Million Köpfe vertreten:

B. Die mongolische Rasse.

I. Der Turk-Stamm.

Die Völker dieses Stammes kamen in den Kaukasus von Süden und Norden; nach Transkaukasien drangen sie aus der Türkei und Persien ein. Die Zahl der letzteren übersteigt die der von Norden Gekommenen bedeutend.

Wir besprechen zuerst die Vertreter dieses Stammes in Transkaukasien. Da haben wir vor allem die aderbeidshanischen Tataren. Sie kamen, wie ihr Name zeigt, aus der persischen Provinz Aderbeidshan. Ihr Dialekt, in welchem sich der Einfluß der persischen Sprache geltend macht, zeichnet sich durch große Einfachheit aus und ist leicht zu erlernen. Mit Unterstützung der persischen Schahe setzten sie sich im südöstlichen Teile von Transkaukasien fest. Die von ihnen unterworfenen Udinen nahmen den Islam und ihre Sprache an und wurden gänzlich „tatarisiert". Auch andere tatarische Völker haben ihre Sprache angenommen, welche einen ganz anderen Typus tragen, wie z. B. die Mugalen, welche jetzt hauptsächlich im Kreis von Ssakatali wohnen (in einer Stärke von mehr als 21,000 Köpfen). Die aderbeidshanischen Tataren sind auch in den Uferstrich des südlichen Daghestan eingedrungen, bis hin nach Derbent und noch nördlicher, wo sie mit den Kumyken, einem türkischen Stamm, der von Norden kam, zusammenstießen. Die dichteste Masse genannter Tataren treffen wir in den drei transkaukasischen Gouvernements Elisabethpol (ca. 360,000), Baku (305,000) und Eriwan

(212,000). Nach annähernder Berechnung beträgt die Zahl der den aderbeidshanischen Dialekt sprechenden Bevölkerung ca. 940,000. Diese Bevölkerung ist, wie wir oben gesehen haben, gemischt und gehört ihrem Typus nach größtenteils zur weißen Rasse.

Ferner haben wir hier zu nennen die Türken. Sie bewohnen hauptsächlich die im letzten Kriege von Rußland eroberten Gebiete: das Gebiet von Kars (über 42,500) und das frühere Gebiet von Batum (ca. 34,000). Hier halten sie einen bedeutenden Teil des artwinischen Kreises besetzt, genauer: Schawschet, den ganzen Bezirk von Ardanutsch und den südlichen Teil des artwinischen Kreises. Sie wohnen auch in Batum (ca. 3000) und in einigen Ortschaften in der Nähe von Batum. Zu den Türken werden von einigen auch die sogenannten „Tataren" gerechnet, welche in den Bezirken von Achalzich und Achalkalaki wohnen. Auch finden wir Türken in zwei Dörfern des Bezirkes von Ossurgeti (in Gurien) und in einigen Ansiedelungen am Ufer des Schwarzen Meeres. Auf solche Weise beträgt die Gesamtzahl aller Türken im Kaukasus ca. 100,000.

Von anderen Turk-Völkern sind in Transkaukasien noch vertreten: Turkmenen (Tarakamanzen). Sie kamen aus der Türkei. Ihre Sprache unterscheidet sich von der türkischen. Im Gebiet von Kars zählt man ihrer über 9000, in geringer Zahl finden wir sie auch bei Achalzich unter dem Namen „Tarakjama". Außerdem sind noch zu erwähnen die Karapapachen (in einer Stärke von 23,000 Köpfen) im Gebiet von Kars. Ueber ihr Herkommen und ihre Sprache können wir bis jetzt nichts Bestimmtes sagen.

Weniger zahlreich sind die Turk-Völker in Ciskaukasien oder dem Nordkaukasus vertreten.

Wir erwähnen zuerst die Nogaizen. Der bedeutendste Einfall turischer Völker in das Gebiet des nördlichen Kaukasus fand unter Tschigis-Chan im 12. Jahrhundert statt. Die erste Stelle unter den von Nordosten eindringenden Horden nahmen die Nogaizen ein. Sie setzten sich mit anderen Horden in den Steppen von Südrußland zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meer fest. Aber im 14. Jahrhundert begannen die Wanderungen der Adyge. Die Kabardinzen, ein Zweig dieses Volkes, nahmen den Nogaizen die jetzige „Große Kabarda" weg und isolierten dadurch diejenigen Tataren, welche in den Oberläufen der die Große Kabarda durchströmenden Flüsse wohnten. Weiterhin wurde ein Teil der Nogaizen nach dem Oberlauf des Kuban und den benachbarten Gegenden gedrängt (ca. 5000), ein anderer Teil bezog die Nomadensitze im östlichen Teil des Gouvernements Stawropol, wo sie noch jetzt als Nomaden herumziehen (ca. 44,000). Einige nomadisieren auch noch an der Grenze zwischen dem Gouvernement Stawropol und dem Terek-Gebiet. Außerdem finden wir über 3500 im Kreis von Chasaw-Jurt im Terek-Gebiet. So sind also die Nogaizen auf einem großen Raum zerstreut.

Die Kumyken erschienen auch im Kaukasus im 12. Jahrhundert. Sie sind der Sprache nach Verwandte der Nogaizen und zählen mit diesen zusammen zum nogaischen Zweig des turischen Stammes. Sie wohnen weiter nach Süden, im Norden von Derbent längs dem Ufer des Kaspischen Meeres und dann nach Nordwest hin bis zum Katschkalikoff'schen Gebirge im Terek-Gebiet. Sie sind ein Kulturvolk, das auf seine auf einer niederen Kulturstufe stehenden Nachbarn einen bildenden Einfluß ausübt. Sie wohnen im Daghestan und im Terek-Gebiet in den Kreisen von Chasaw-Jurt und Kisljar. Man zählt ca. 77,000, von denen auf den Daghestan ca. 40,000 kommen.

Die kabardinischen Bergvölker, welche wir hier noch zu nennen haben, haben keinen allgemeinen Namen und werden meist nach den von ihnen bewohnten Gegenden benannt. Sie wohnen im Oberlauf der Flüsse, welche die „Große Kabarda" durchströmen, und bilden dort sogenannte „Gesellschaften" oder „Gemeinden" unter verschiedenen Namen, wie Balkarzen, Bisingen, Chulamzen, Tschegemzen, Urusbiewzen. Ihre Zahl beträgt ca. 13,000. Man sagt, daß ihre Sprache mit der der Kumyken und Nogaizen verwandt sei; leider sind aber bis jetzt keine genaueren Forschungen angestellt worden.

Zu dem nogaischen Zweig gehören noch die Karatschaewzen, welche in einer Stärke von 19,000 Köpfen am oberen Kuban und seinen Zuflüssen wohnen. Außerdem finden wir im Gouvernement Stawropol, am Unterlauf des Kalaus und der Kuma nomadisierend, die sogenannten Truchmenen, welche ohne Zweifel aus den transkaspischen Steppen hierher gekommen sind, aus den Gegenden, wo die zum uigurischen Zweig der turischen Gruppe gehörenden Turkmenen ihr Nomadenleben führen. Truchmenen zählt man ca. 18,000.

II. Der rein-mongolische Stamm.

Repräsentanten desselben im Kaukasus sind die Kalmyken. Die Sprache derselben gehört zur mongolischen Gruppe der uralisch-altaischen Sprachen. Die Kalmyken sind von ihren Nachbarn, den Kirgisen, auf das rechte Ufer der unteren Wolga gedrängt worden. Später ist ein Teil dieses Volkes in die Steppen des Gouvernements Stawropol südlich vom Manytsch übergezogen. Ein Teil der Kalmyken nomadisiert zeitweise auch in den Steppen am linken Ufer des Terek, im Kreise von Grosno. Die Gesamtzahl aller Kalmyken beläuft sich auf ca. 10,000.

III. Der finnische Stamm.

Die einzigen Vertreter des finnischen Stammes im Kaukasus sind die Esthen. Sie haben sich meist erst in letzter Zeit im Kaukasus, im Gouvernement Stawropol (ca. 950 Seelen) und im Schwarzen-Meer-Kreis (etwa 300 Seelen) angesiedelt. Ihre Gesamtzahl beträgt etwa 1400. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau.

Das australische Bergland.

Von R. v. Leudenfeld.

(Schluß.)

An einer Stelle, 37° 30′ s., 147° 20′ ö., ungefähr dort, wo jetzt Mount Cope steht, fand, nachdem die Alpen völlig ihre jetzige Gestalt erlangt hatten, ein großartiger vulkanischer Ausbruch statt. Die Gewalt der mit diesem Ausbruch verbundenen Explosionen sprengte die Erdrinde auf Hunderte von Quadratkilometern im Umkreise und die radialen Spalten wurden mit emporgepreßten vulkanischen Gesteinen ausgefüllt. Einige dieser Gänge haben wir am Wege zum Mount Bogong angetroffen, viele kreuzen den Mount Bogong selbst. Die Gänge strahlen von mehreren dicht nebeneinander gelegenen Punkten aus und kreuzen sich vielerorts, woraus geschlossen werden muß, daß mehrere Ausbrüche hintereinander stattgefunden haben.

In Verbindung mit diesen Eruptionen fand ein Erguß von ungeheuren Basaltmassen statt, welche das Land auf weite Strecken bedeckten. Der langsam verwitternde Basalt steht heute noch am alten Platze, die weniger resistenten Gesteine in der Umgebung sind abgeschwemmt worden und es erscheint jetzt diese Basaltablagerung als ein ovales, nahezu 1200 Qu.-Km. großes Plateau, dessen undulierende Oberfläche eine durchschnittliche Höhe von 1500 m. besitzt und dessen Flanken überallhin ziemlich steil abfallen.

Von diesem Basalt-Plateau, durch dessen südlichen Teil die Hauptwasserscheide der australischen Alpen läuft, geht nach Norden ein bedeutender Gebirgskamm ab, welcher das Gebiet der Mitta-Mitta von dem Kiewa-Flusse trennt. In nächster Nähe des Basalt-Plateau's ist dieser Kamm niedrig und unbedeutend, erhebt sich dann aber plötzlich bedeutend und bildet, nach Osten sich wendend, den Gipfelgrat des Mount Bogong, auf dessen höchster Spitze wir stehen.

Ich sage wir, denn unterdessen sind auch meine Begleiter angelangt, und ich mache mich sofort daran, die Instrumente auszupacken und das Panorama zu photographieren, während die anderen das Frühstück bereiten.

Die Rundschau ist, wie ich von vornherein erwartet hatte, sehr umfassend und instruktiv, jedenfalls die schönste und interessanteste Aussicht in Australien. Im Norden blicken wir hinab in das tiefeingeschnittene Mountain-Creek-Thal, hinter dem sich zahlreiche Bergreihen erheben, die nach links, allmählich an Höhe abnehmend, unter die Murray-Ebene hinabtauchen. Nach rechts hin, im Nordosten, steigen die fernen Berge an und kulminieren im Osten in dem Kosciusko-Massiv, aus welchem sich die uns bekannten Gipfel erheben. Dieses Gebirge behält auf eine bedeutende Entfernung hin eine beträchtliche Höhe bei und bricht jenseit des Mount Pilatus, im Südosten, plötzlich ab. Weiter rechts erheben sich die zackigen Cobberans: Kalkgebirge der Devon-Formation. Im Süden, jenseit des tiefen Thales zu unsern Füßen, das nach Osten zieht und in das Mitta-Mitta-Thal mündet (Snowy-Creek-Valley), erhebt sich das mächtige Basalt-Plateau, die Bogong-High-Plains, welche oben erwähnt worden sind. Ihm entragen eine Anzahl von Gipfeln, unter denen Mount Hotham, Mount Fainter, Mount Cope (der Mittelpunkt des vulkanischen Systems) und besonders der schlanke, mit Schneefeldern gezierte Mount Feathertop unsere Aufmerksamkeit fesseln. Der größte Teil des Plateau's ist mit Gras bewachsen; nur an wenigen Stellen, wie z. B. am Mount Feathertop treten Felsen zu Tage. Der Wald endet in einer scharf markierten Linie an der Flanke, knapp unterhalb des Plateau-Randes. Nach Westen ist der freie Ausblick durch den westlichen Vorgipfel des Mount Bogong selbst etwas gehemmt. Rechts davon taucht in der Ferne die zackige Buffalo-Kette auf und weiterhin breitet sich unabsehbar die Murray-Ebene aus.

Es war ein klarer, heller Tag und die Fernsicht, nur getrübt durch die von zahlreichen — ich zählte mehr denn zwanzig — Urwaldbränden gerade aufsteigenden, in einer Höhe von etwa 2000 m. Pinien-artig sich ausbreitenden Rauchsäulen.

Die Leute hatten gefunden, daß die halb unterirdisch kriechenden Stämme der Kunzia Mülleri, einer myrtenartigen Pflanze, die auf dem flachen Gipfel üppig zwischen Gras und Alpenkräutern gedeiht, holzig sind, und machten von dieser Entdeckung gleich einen sehr praktischen Gebrauch: ein Feuer zum Frühstück-kochen. Am Nordabhange fanden wir, 50 m. unter dem Gipfel, eine Quelle, die für uns und die Pferde hinreichend Wasser lieferte; und so war denn für uns alle hinreichend gesorgt.

Nachdem ich mit dem Photographieren des Panorama's fertig war und gefrühstückt hatte, betrachteten wir unsere nächste Umgebung genauer.

Der Gipfelgrat des Mount Bogong ist ein nahezu 5 Km. langer und 200 m. breiter, ostwestlich streichender, abgerundeter Rücken, von dem sich drei Kuppen erheben, deren mittlere, höchste, nun unser Standpunkt ist. Nach Norden fällt der Mount Bogong mit einem 700 m. hohen Steilabhange zum Mountain-Creek-Thale ab. Nach Süden ist der Abhang gegen das Snowy-Creek-Thal weniger steil. Hier, südlich vom Mount Bogong, entspringt jener Snowy-Creek, der sich in Mitta-Mitta mit dem Mitta-Mitta-Flusse vereinigt und dort, wie der Leser sich erinnert, so reich an Blutegeln ist.

Der Mount Bogong besteht aus dunklem Gneis — fälschlich auf der geologischen Karte als Granit bezeichnet — der von zahlreichen vulkanischen Gängen durchzogen wird, welche besonders am steilen Nordabhange deutlich hervortreten. Der Gipfelgrat selbst ist eine blumenreiche Alpenmatte, zur Zeit unseres Aufenthaltes dort (7. bis 8. Januar) prangend im Blütenschmuck. Die häufigste und auffallendste Blume ist der weiße Aster alpinus.

Um zwei Uhr Nachmittags hatten wir alles Nötige

gethan und setzten uns zum Mittagessen. Nach einigen Debatten wurde beschlossen, auf dem Gipfel zu biwakieren und unser Zelt auf dem höchsten Punkte des Berges aufzuschlagen, neben einer großen Steinpyramide, die hier von dem Landesvermesser in Melbourne zu trigonometrischen Zwecken errichtet worden ist.

Lesern dieser Zeitschrift sind unsere Erlebnisse während dieser Nacht auf dem Gipfel des Mount Bogong schon bekannt, so daß ich hier auf das Unruhigwerden über die von den Waldbränden aufsteigenden Rauchsäulen, über die von Norden heranstürmenden niedrigen Wolken mit ihren Regenschauern, das Aufsteigen weißer Nebelmassen in den südlichen Thälern und den prachtvollen Untergang der Sonne in den Dunst der auf der weiten Murray-Ebene fern im Westen lagerte, nicht näher einzugehen brauche.

In der Abenddämmerung begann ein ungeheurer Zug von kleinen Nachtschmetterlingen von West nach Ost, dem Bogong entlang, über unser Lager zu fliegen und dieser dauerte bis in die Nacht. Mindestens hörte ich noch um 10 Uhr Abends das Sausen des Fluges unendlicher Scharen dieser Motten.

Die Larven dieses „Bogong-Motte" genannten Nachtschmetterlings, leben in der Erde und nähren sich von den Wurzeln der Alpenkräuter. Diese Raupen bildeten ein Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen jener Gegend, und allsommerlich zogen Scharen von ihnen hinauf ins Gebirge, wo die Männer den edlen Müßiggang pflegten und die Weiber tagsüber die Raupen sammelten, die dann geröstet verzehrt wurden. Die guten Leute wurden bei dieser nahrhaften Kost recht fett und fielen häufig bei ihrer Rückkehr ins Tiefland anderen Horden in die Hände, welche Männer, Kinder und alte Weiber schlachteten und verzehrten, die jungen Damen aber heirateten.

Die Australneger nannten diese wohlschmeckenden Raupen Bogong und übertrugen diese Bezeichnung auf den Standort derselben, das Gebirge. Der Name ist von den europäischen Ansiedlern beibehalten worden; das einzige Denkmal der Ureinwohner jener Berge.

Die Australneger sind jedenfalls eine der tiefstehendsten Volksrassen. Es gibt zahlreiche Nationen derselben, die sich in Charakter und Ausdrucksweise so wesentlich von einander unterscheiden, wie etwa die Deutschen und Franzosen. Diejenigen Australneger, welche die Gebirge, überhaupt den südlichen Teil Australiens bewohnten, standen auf einer tieferen Stufe wie jene des Nordens. Sie sind klein, ziemlich breit, dunkelbraun, mit aufgewulsteten Lippen und zurücktretender Stirne. Sie lassen sich nicht zivilisieren und sind jetzt im Begriffe, vor der fortschreitenden Zivilisation zu verschwinden. Sie sind träge und indolent, physisch und geistig gleich schwach, feige, hinterlistig und grausam. Nicht eine gute Eigenschaft läßt sich an ihnen wahrnehmen und sie machen sich auch in keiner Weise nützlich. Nur in einer Art kann man ihre Trägheit überwinden: indem man ihnen die Mittel bietet, sich zu berauschen. Um eine Flasche Rum kann man von einem Australneger alles haben. Um solchen Preis wird er arbeiten und Strapazen ertragen, wird alles verkaufen, was er etwa hat, sogar seine Flinte und seine Frau.

Obwohl einige der Nationen monogamisch leben sollen, so sind doch die meisten polygamisch. Jeder hat so viele Frauen, als er kriegen kann. Das schwache Geschlecht wird von den Männern nicht sehr zärtlich behandelt. Die Brautwerbung besonders dürfte unter europäischen Damen Staunen erregen. Der liebende Bräutigam sucht sich eine starke Keule aus, versteckt sich hinter einen passenden Baum oder Strauch und lauert der Geliebten auf, überfällt sie plötzlich von rückwärts, schlägt sie mit der Keule zu Boden und schleppt sie besinnungslos fort. Damit sind Brautwerbung und Hochzeit abgethan. Die Weiber müssen alle Arbeit verrichten, Proviant und Wasser, vorzüglich aber auch das Feuer tragen: glühende Holzkohlen in Moos gewickelt. Wehe der Vestalin, welche ihre ewige Flamme vernachlässigt!

Die Horden wandern in der Regel und lieben es, jede Nacht an einem anderen Ort zu kampieren. Die Weiber tragen, wie erwähnt, alles von einem Lager in das andere. Die Männer gehen auf die Jagd aus und das erlegte Wild wird in heißer Asche leicht überbraten und dann in höchst patriarchalischer Weise verzehrt. Vorne sitzt der Herr und Gebieter, zerreißt sein Opossum oder Känguruh, ißt was ihm mundet, und wirft die Knochen und schlechteren Teile über seinen Kopf zurück. Hinter ihm sitzen seine Frauen und Kinder, welche diese Brocken auffangen und verzehren.

Die Australneger bereiten auch aus dem Samen einer Wasserpflanze eine Art Brot.

Sollte trotz aller Vorsicht das Feuer ausgehen, so wird, durch rasches Drehen eines Holzstabes, dessen Ende auf einem Holzstücke aufliegt, wieder Feuer angemacht.

Unter den Waffen der Australneger (sie sind paläolithisch) ist der Bumerang die wichtigste — ein abgeflachter, leicht gebogener, einen halben Meter langer Holzstab mit scharfen Kanten, der so geworfen wird, daß er sich fortwährend in der Ebene seiner Krümmung und Flugbahn dreht. Der Bumerang kehrt, wenn er geschickt geworfen wird, zu den Füßen des Jägers zurück. Die Australneger erlegen Opossums und anderes Kleinwild mit dem Bumerang und verwunden damit zuweilen sogar große Känguruhs derart, daß sie derselben habhaft werden können. Wahrscheinlich ist der Bumerang eine Kopie der Eucalyptus-Blätter, welche zum Teil dieselbe schwach sichelförmig gekrümmte Gestalt haben.

Religion haben die Australneger keine, wohl aber Zauberer, welche gleichzeitig Priester und Aerzte sind und zuweilen geschickte Operationen[1] ausführen. Die Sprache verdient eigentlich diesen Namen gar nicht, sondern ist

[1] Die Ovariotomie soll von ihnen schon seit Jahrhunderten praktiziert werden.

blos eine Aneinanderreihung von Substantiven. Zeitwörter scheint es nicht zu geben, aber es läßt sich nicht viel über diesen Gegenstand sagen, da nur sehr wenig über diese Sprache bekannt ist. Von einer Schrift existiert natürlich keine Spur.

Vielleicht wird der Philanthrop bedauern, daß die Ureinwohner Australiens mit Pulver und Stahl, mit fremden Seuchen und Rum ausgerottet werden; aber ich muß sagen: je früher, desto besser.

Seit wie viel hundert Jahren bewohnt dies Volk das reiche Australien und was hat es geleistet? Nicht einen Quadratmeter Land hat es kultiviert, nicht einen der Schätze hervorgeholt aus den Bergen — und was haben wir dort in einem Jahrhundert gethan? Australien liefert jetzt Gold und Wolle für die halbe Welt; Getreide, Zucker, Wein, Kohlen 2c. hinreichend für den Gebrauch mehrerer Millionen wohlhabender Bewohner; und hinter dem Sessel des Gouverneurs, der beim Festbankett am Geburtstag der Königin den perlenden Wein erhebt auf das Wohl Ihrer Majestät, kauert nicht eine Schar von nackten Weibern und Kindern, die weggeworfenen Brocken verschlingend. Die wenigen Eingeborenen, die in Victoria noch übrig waren, sind zusammengefangen und in eine eigene Domäne gesperrt worden, wo Missionäre und andere verschiedene Experimente mit ihnen anstellen, deren konstantes Fehlschlagen die Zahl dieses letzten Restes von Eingeborenen fortwährend verringert.

In Neu-Südwales laufen sie noch wild herum, aber ich habe auch dort während meiner vielfachen Reisen nur sehr selten welche gesehen. Im Winter kommen einige nach Sydney, um die Decken zu holen, welche die Kolonialregierung ihnen jährlich als Bezahlung für einen Kontinent ausliefert.

Bemerken möchte ich noch, daß die Australneger von den Europäern in ihrer Organisation so wesentlich abweichen, daß Bastarde zwischen diesen Rassen gar nicht oder doch nur ganz ausnahmsweise vorkommen. Jedenfalls habe ich nie einen solchen Bastard gesehen.

Heftige Windstöße rütteln an unserm Zelt und noch immer braust der Zug der Motten über die Höhe hin wie die dunklen Seelen der ausgestorbenen Australneger.

Der folgende Morgen brach trübe an, Wolken erfüllen den Himmel und Nebel die Thäler, dazwischen eine etwa 1000 m. dicke, wolkenfreie Zone, in der zahlreiche Berge, unter anderen auch die Gipfel der Kosciusko-Gruppe, sichtbar sind. Die Sonne gieng mit blaßgelbem Lichte auf und verschwand nach wenigen Minuten hinter der oberen Wolkenbank. Die ganze Nacht hatte der Nordwind angehalten und es war sehr warm gewesen. Jetzt, um halb sieben Uhr früh, schlug der Wind plötzlich nach Süden um und es wurde kalt. Rasch packten wir unsere Impedimente zusammen; doch ehe wir den Gipfel verlässen konnten, waren schon heftiger Südwind und Schneegestöber eingetreten.

Ueber den Nordabhang giengs nun hinab in das Mountain-Creek-Thal. Wir ritten über steilen Rasen und zwischen grotesken Felspartien hindurch über einen kleinen Rücken hinab und langten bald an der Krummholzgrenze an. Hier ist für das Vieh, welches von einem unternehmenden Heerdenbesitzer einmal auf den Bogong getrieben wurde, ein Pfad durch das Krummholz hergestellt worden, welchem wir folgen. Es war windstill und warm. Auf dem Gipfel des Mount Bogong hieng eine Nebelhaube. Nach zweistündigem Ritt erreichten wir den Hochwald. Der Rücken, dem wir folgen, ist viel steiler wie jener östliche, über den wir heraufgekommen waren. Wie dieser setzt er in Terrassen ab, von denen einige für Pferde wirklich fast unüberwindlich aussahen. Da unsere Leute im Sattel blieben, so schämten wir uns, abzusitzen und ritten in der That den ganzen Weg hinunter. Nur Herr Moline fiel an einer Stelle über den Kopf des Pferdes und rollte eine Strecke weit den Abhang hinab, kam aber glücklich mit vielem Gelächter und einigen Kontusionen davon.

Um halb zwölf Uhr Mittags langten wir im flachen Boden des Mountain-Creek-Thales an und ritten durch dasselbe in westlicher Richtung hinab.

Die Abhänge des Mount Bogong und die klippig verwitternden Gänge vulkanischen Gesteins, die aus demselben hervorragen, verleihen der linken Thalwand einen ganz alpinen Charakter.

Die Vegetation im Mount-Creek-Thal ist eine üppige. Eucalyptus-Bäume und an feuchten Stellen der schöne Farnbaum Dicksonia Billardieri, dazwischen am Waldboden mannigfache Blumen, teilweise im Blütenschmucke prangend.

Auf der Höhe verschlechterte sich das Wetter zusehends, in der Tiefe blieb es windstill und warm.

Nach dreiviertelstündigem Ritt in der Thalsohle kamen wir an eine alte Moräne. Wir untersuchten sie genau: ein das Thal durchziehender, aus verschieden großen Felstrümmern mit scharfen Kanten aufgebauter, 35 m. hoher und 200 m. breiter Damm. In der Mitte wird diese alte Moräne von dem Bach durchbrochen. — Wir befinden uns hier in einer Höhe von 900 bis 1000 m. und da ist eine veritable Moräne — Stirling hat Recht, die Gletscher haben weiter herabgereicht als 1800 m. und unser Streit ist entschieden.

Nachdem wir diese Moräne genau untersucht hatten, setzten wir unseren Weg thalab fort und erreichten Nachmittags das Kiewa-Thal, in welches der Mountain-Creek mündet. Hier schlugen wir unser Zelt auf und beratschlagten, was weiter zu thun sei. Das Wetter wurde immer schlechter und schließlich begann es auch im Thale zu regnen. Wir hatten unsern Berg bestiegen und den Streit geschlichtet, also zu was im schlechten Wetter noch länger aushalten?

Wir beschlossen also heimzukehren; Stirling sollte mit uns nach Sydney kommen und die Leute mit den

Pferden über Breight und das Basalt-Plateau nach Omeo zurückkehren. Denselben Abend noch ritten wir das Thal hinab zu den nächsten Häusern, überredeten einen der Besitzer, uns am nächsten Tage per Wagen nach Wodonga zu bringen und kehrten zu unserm Biwak zurück.

Wir waren wenig angenehm überrascht, daß dieser Mann uns nicht eingeladen hatte, in seinem Hause zu übernachten, und legten uns unmutig in unserem Zelte schlafen. Es regnete in Strömen, und eine Nacht im Zelt unter strömendem Regen gehört nicht zu den Lichtseiten des Lebens — also nichts davon!

Anderen Morgens ritten wir wieder hinab zu unserem ungastlichen Bekannten und dieser fühlte sich endlich bewogen, einzuspannen und uns fortzuführen — ein höchst ungnädiger Herr.

Die Distanz von hier nach Wodonga beträgt etwa 100 Km. — dem Kiewa-Thale entlang. Dieses ist durchaus fruchtbar und wir kamen dort an zahlreichen Bauernhäusern vorbei. Es regnete bis Mittag; Abends, als wir schon ins flache Land hinauskamen, wurde es erst schön. Die Luft war abgekühlt und frisch und der Himmel ungemein klar. Im Süden, auf dem Gebirge, wütete noch immer Schneegestöber und Sturm, dort war alles in Nebel gehüllt. An mehreren Stellen verläßt die Straße den flachen Thalboden und steigt an den Thalwänden etwas empor; besonders an einem Punkte, wo ein nach Westen vorspringender Rücken übersetzt wird.

Einige kleine Seen im Thalgrund wimmelten von Wasservögeln, die während der trockenen Jahreszeit sich hier, zur Regenzeit aber im Norden Australiens aufhalten.

Abends kamen wir wieder auf die Straße, die wir früher, am Wege nach dem Wirtshaus „Im Krug zum grünen Kranze", passiert hatten. Hier begegneten wir einem berittenen Gendarmen, den ich schon damals hier getroffen und gesprochen hatte. Guten Abend wünschte ich ihm — „Oh, is it you? good evening, you look more like bushrangers than decent folk." Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust unseres ungnädigen Kutschers. „So you are not robbers?" Diese Frage, begleitet von homerischem Gelächter unsrerseits, erklärte sein unfreundliches Benehmen hinreichend. In der That hatte der gute Mann uns für eine jener Räuberbanden gehalten, die in jener Gegend einmal gehaust hatten und erst im Jahre 1881 ausgerottet wurden. Ungewaschen, durchnäßt, mit zerrissenen Kleidern und zerkratzten Gesichtern auf erschöpften Pferden, wie wir waren, und kommend aus einem menschenleeren unzugänglichen Urwald, hatte er uns für nichts anderes halten können. Das war das Resultat unserer Forcierung der Krummholzbarriere am Nordabhang des Mount Bogong.

Der gute Mann hatte uns aus reiner Furcht schließlich den Wagen bewilligt und fürchtete, wie er erzählte, den ganzen Weg, daß wir den Revolver an seinen Kopf setzen würden. Er hatte auch Geld, Uhr und alle Wertsachen zu Hause gelassen. Kein Wunder, daß er während der Fahrt schweigsam und störrisch war.

Doch jetzt faßte er plötzlich ein Herz, sang und war lustig und erzählte immer wieder von seiner Angst und seinen Vorsichtsmaßregeln.

Es dunkelte, ehe wir Wodonga erreichten, und wir mußten mit Mühe den Weg suchen; dennoch langten wir rechtzeitig an und fuhren mit dem Courierzug nach Sydney, von Bahnbeamten und anderen mit ähnlichen Augen betrachtet, wie von unserem guten Kutscher — und in diesem traurigen Kostüm muß ich auch von Dir, lieber Leser, Abschied nehmen.

Schilderungen aus Natal und den südafrikanischen Republiken.

Von Jak. C. Vogel und Karl Schenkh.

(Fortsetzung.)

Johannesburg und die Wittewatersrand-Goldfelder.

Der Wittewatersrand, ein Höhenzug von ca. 5500 F. im südlichen Transvaal (26° 15′ s. Br.), streicht fast direkt von Ost nach West; die Formation weist eine Verbindung von grobkörnigem Sandstein mit metamorphem Schiefer auf.

In ersteren eingelagert und von Ost nach West ziehend, befinden sich die eigentümlichen Konglomeratriffe und Adern, welche sich so außerordentlich goldreich erwiesen. Dieselben treten meist nahe oder auch an der Oberfläche auf, in Bänken, abwechselnd von 10—12 F. bis herab zu wenigen Zollen Mächtigkeit, stets von Norden nach Süden in einem steilen Winkel untertauchend.

Sie setzen sich zusammen aus groben, faustgroßen bis zu erbsengroßen abgerundeten Kieseln, eingebettet und enge verkittet durch eine bald graue, bald schwärzlichbraune, zementartige Masse.

Eben dieses Bindemittel enthält das Gold in höchst feinzerteiltem Zustande und dadurch in einer für das unbewaffnete Auge selten sichtbaren Form.

Auch die erwähnten Kiesel, wie die anlagernden Sandsteinschichten, zeigen, wenn auch in sehr geringem Maßstabe, Spuren von Edelmetall eingesprengt.

Höchst eigentümlich ist, daß der Hauptkörper des goldführenden Gesteins, welcher bis jetzt als 40 e. Mln. weit von Nordost nach Südwest streichend festgestellt wurde, verhältnismäßig weniger Gold, d. h. 12 bis 18 pennyweights per Tonne Quarz, zeigt, während die denselben seitwärts, in gleicher Richtung begleitenden, von wenigen Zollen bis Fuße dicken sogen. „Leaders" in den meisten Fällen mehrere Unzen Gold per Tonne ergeben.

Bei der weichen Beschaffenheit der goldführenden Konglomerate, dem überall genügend für die Schlemmwerke vorhandenen Wasser und den rings um den „Rand".

in größerer oder geringerer Entfernung auftretenden Kohlenflözen, deren nächstes bis auf etwa 12 e. Mln. an Johannesburg herantritt, ist die Ausscheidung des Goldes selbst aus geringhaltigeren Erzen, bei verhältnismäßig billig zu beschaffendem Brennmaterial, immer noch eine lohnende.

Obgleich schon in den fünfziger Jahren in jener Gegend Gold nachgewiesen wurde, kam es doch erst vor jetzt etwa zwei Jahren zu einem systematischen Suchen nach dem Edelmetalle.

Der gleichzeitig eingetretene Rückschlag in der Prosperität der Barberton-Goldfelder lenkte die Aufmerksamkeit der dortigen, schon einige Erfahrung im Bergbau besitzenden Bevölkerung auf den neuen Golddistrikte. Hunderte von Menschen, darunter das zweifelhafte Element der Spekulanten und Finanzmänner „ohne Finanzen", zogen bald nach dem Süden auf den „Rand".

Die Regierung des Transvaal, nur zu froh, eine neue Quelle für Zoll- und Steuereinnahmen gefunden zu haben, erklärte einen Teil des Rand als „öffentlichen Goldbezirk", innerhalb dessen jeder Einwanderer gegen Erlegung der vorgeschriebenen Schürfabgaben nach Gold suchen konnte.

Post- und Telegraphenlinien wurden eröffnet, das Zeltlager der Goldsucher machte, als ein Teil des Hauptriffes nach dem anderen aufgedeckt wurde, solid erbauten Wohnhäusern Platz; Kapital zur Bearbeitung des Gesteins floß aus ganz Südafrika zusammen, Betriebsmaschinen und Stampfwerke wurden aufgestellt und heute, nach kaum zweijähriger Existenz, ist Johannesburg eine zwei englische Meilen lange, dicht an den Hauptriff grenzende Stadt von 5000 Einwohnern mit breiten, rechtwinklig sich kreuzenden Straßen, stattlichen Marktplätzen, einer Markthalle, zwei Theatern, Post- und Telegraphenanstalten, geräumigen Verwaltungsgebäuden, Kirchen und Krankenhäusern; eine Leitung versorgt die Bewohner mit frischem Wasser und verschiedene gut geführte Gasthäuser gewähren Unterkunft; in den Börsengebäuden versammeln sich täglich die Häupter zahlreicher Handelshäuser ersten Ranges 2c.

Die größtenteils aus Stein geschmackvoll erbauten, wenn auch meist nur einstöckigen Wohnhäuser würden dem Ganzen ein entschieden solides und substanzielles Gepräge verleihen, machten sich nicht allenthalben zahlreiche Kantinen und Trinklokale mit ihrem geräuschvollen Verkehr breit.

Die immer noch vielfach auftretenden, ja in gewissem Sinne noch dominierenden, für Südafrika typischen Wellblechbauten beeinträchtigen kaum den günstigen Eindruck der Stadt, welchen jeder Besucher mit sich nehmen wird.

Das vorwiegende Element der Bevölkerung ist englischen Ursprungs, auch Deutschland ist stark vertreten; Polen hat eine ganze Legion Israeliten herübergesendet, neben welchen der eingeborene Transvaale nahezu verschwindet.

Afrikander und eingewanderte Holländer haben sich zwar in alle profitablen Regierungs- und Verwaltungsposten geteilt, wobei die holländische Sprache im Verkehr mit den Behörden obligatorisch geworden ist; dagegen ist die herrschende Umgangssprache die englische, in welcher sechs tägliche und wöchentliche Zeitungen veröffentlicht werden; auffallender Weise aber erscheint in der größten Stadt des Holländisch-sprechenden Transvaal auch nicht ein einziges öffentliches Organ in holländischer Sprache.

Neben der weißen Bevölkerung bewegt sich ein wahres Mosaik von farbigen Völkerschaften; da ist der „bestgehaßte" arabische Kleinhändler, der indische Kuli, malayische Arbeiter aus Kapstadt eingewandert, Hottentotten, die als Wagenlenker Verwendung finden, und schließlich das große Kontingent der Kaffernbevölkerung, deren Hülfe im Hause als Dienstboten und in den Minen als Handarbeiter nahezu unentbehrlich geworden ist.

Diese große, vielgemischte, aus allen Weltteilen herbeigeströmte Gesellschaft verhält und verträgt sich über alles Erwarten gut; selten hört man von Gewaltakten oder Verbrechen gegen das Eigentum.

Seitdem die Polizei, durch einige Morde zu Beginn dieses Jahres, aufgerüttelt, etwas wachsamer geworden ist, herrscht eine Sicherheit für Leben und Eigentum, wie in irgend einer europäischen Stadt.

Was nun die Lebensader Johannesburgs, die Goldförderung, betrifft, so liegt die Stadt, wie oben erwähnt, in nächster Nähe, ja eigentlich auf einem Teile des Hauptriffes, welches in der Umgebung der Ansiedelung von etwa sechs verschiedenen Aktiengesellschaften auf energische Weise bearbeitet wird. Weitere Schürfungen haben nach Ost und West innerhalb 40 und mehr englischen Meilen ein mehr oder minder starkes Vorkommen des Edelmetalles festgestellt.

An Orten, wo das Ergebnis der Stampfwerke nicht hinreichte, um das angelegte Kapital reichlich zu verzinsen, war dies weit weniger dem Mindergehalte des Goldgesteins, als vielmehr der auch hier, wenngleich nicht ganz so schamlos wie in Barberton, aufgetretenen Gesellschaftsgründerei beizumessen. Die maßlose Gier der Gründer nach leichten, unverdienten Gewinnanteilen ließ die Ziffer der Aktienkapitale derart anschwellen, daß selbst eine Goldmine von der Bedeutung einer „Sheba" nicht ausgereicht haben würde, das zu einer nennenswerten Dividende benötigte Edelmetall zu Tage zu fördern.

In vielen Fällen war es jedoch auch der mangelhaften technischen Leitung der Stampf- und Amalgamierwerke zuzuschreiben, wenn unbefriedigende Ergebnisse erzielt wurden; denn neben einer Reihe verdienter, sachverständiger Männer, deren kundige Leitung ihren Aktionären buchstäblich „goldene" Erträgnisse und Dividenden brachte, befanden sich Betriebsleiter, ehemalige Zuckerpflanzer aus Natal, Schafzüchter 2c. 2c., welchen persönlicher Einfluß und Protektion zu den wohlhonorierten Stellen verholfen hatte, zu deren

nützlicher Ausfüllung denselben jedoch jedes theoretische Wissen fehlte, aber noch mehr die unentbehrlichen Kenntnisse des Maschinenwesens, der Chemie und des Bergbaues abgiengen!

Daß unter solchen Verhältnissen an manchen Förderstellen überhaupt noch Resultate erzielt, die betreffenden Werke nicht total ruiniert wurden, ist wohl allein nur der von Haus aus verhältnismäßig leichten Ausbeute und dem reichen Gehalt der Goldriffe zuzuschreiben.

Im allgemeinen wird energisch weiter gearbeitet und die oft teuer bezahlten Erfahrungen gut ausgenützt, so daß die Förderung des Edelmetalles ziffermäßig von Monat zu Monat gewinnt.

Zu Anfang des Jahres 1888 wurden etwa 10,000 Unzen im Werte von etwa 38,000 Lstrl. pro Monat produziert — im Juli stieg die Ausbeute bereits auf über 20,000 Unzen oder 76,000 Lstrl. — und das Gesamtergebnis des ersten Semesters des Jahres 1888 belief sich auf 109,282 Unzen oder 420,735 Lstrl. — die Unze zum Marktwerte von Lstrl. 3.17.6 berechnet.

Diese Beträge schließen nur die Produktion der Wittewaterrand-Felder in sich und stellen als solche die günstige Ausnützung derselben bei rationellem Betriebe außer Zweifel, zumal wenn ins Auge gefaßt wird, daß dieses Ergebnis der Thätigkeit von etwa 90 Gesellschaften mit nominell 10,000,000 Lstrl. Aktienkapitel, wovon 25% eingezahlt sind, zuzuschreiben ist.

Die offiziellen Quellen entliehene Ziffer des Gesamtexportes südafrikanischen Goldes nach Europa wird für das erste Semester 1888 auf 389,500 Lstrl. angegeben, wobei natürlich weder der nicht unbedeutenden heimlichen Ausfuhr durch Private, noch den über die portugiesische Delagoa-Bay geleiteten Verschiffungen, Rechnung getragen wird.

Höchst eigentümlich ist, daß im ganzen Wittewater-Distrikt fast kein Alluvialgold gefunden wird.

Die wenigen Fälle solcher Funde lassen sich fast ausnahmslos auf Produkte der Verwitterung zu Tage liegender Riffe zurückführen, in deren zerstörter Matrix das Gold noch an Ort und Stelle gefunden wird, und bilden nicht, wie anderwärts, in Wasserläufen angeschwemmte Lager.

Etwa 30 e. Mln. südöstlich von Johannesburg, in der Nähe der Stadt Heidelberg, sind in letzter Zeit weitere, sich weithin erstreckende goldführende Straten entdeckt worden; ebenso wurden in südwestlicher Richtung neue Goldquarzadern blosgelegt, deren Ausdehnung über Potschefstroom hinaus bis an den Vaal-Fluß, ja sogar bis in das Gebiet des Oranje-Freistaates festgestellt wurde. Die Angriffnahme im weiteren Sinne dieser neuen Arbeitsfelder wird die Goldproduktion Transvaals erheblich steigern, umsomehr, als man seit einiger Zeit in der Nachbarschaft Johannesburgs, bei dem ca. 12 Mln. entfernten Boksburg, sowie auch bei Heidelberg, ferner in der Nähe Pretoria's und im Middelburger Distrikte zahlreiche, vortreffliches Feuerungsmaterial bietende Kohlenflöze aufgedeckt hat. Diese Erschließung von ergiebigen Lagern leicht zu beschaffenden Brennstoffes erweist sich in dieser baumlosen Hochebene zur Speisung der nach Hunderten zählenden Generatoren und Betriebsmaschinen von unberechenbarem Werte!

Was nun die häufig angeregte Frage der Beteiligung europäischen Kapitals bei der Ausbeute der südostafrikanischen Goldfelder betrifft, welche bisher fast ausschließlich mit einheimischen Geldmitteln bewerkstelligt wurde, so bietet sich hier allerdings ein weites Feld günstiger Kapitalanlagen; es kann jedoch nicht genügend Vorsicht bei der Auswahl empfohlen werden, und stets sollte in solchen Fällen der Beistand bekannter lokalkundiger und besonders rechtschaffener Männer gesichert werden, indem eine Masse gewissenloser Spekulanten deutscher wie englischer Herkunft stets auf der Lauer liegen, um das unerfahrene Publikum durch schwindelhafte Anpreisungen in ihre Netze zu locken.

Gut geplanten, genügend fundierten, von tüchtigen, geschäftskundigen und vor allem gewissenhaften Männern geprüften und geleiteten Anlagen ist jedoch auch ein reichlich lohnendes Ergebnis sicher.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reform der Wehrmacht Belgiens.

(Fortsetzung.)

Entsprechend der oben angegebenen Verteilung der Streitkräfte würde die belgische Armee auf Friedensfuß umfassen: 24 Regimenter zu 3 Bataillonen, mit 2 Reserve-Bataillonskadres. Der eine dieser Kadres würde in Friedenszeit zu den für die Mobilmachung erforderlichen Maßnahmen verwandt werden; der andere würde die fehlenden oder abkommandierten Offiziere liefern. Ferner 12 Kavalerie-Regimenter zu 4 Eskadrons; 5 Feldartillerie-Regimenter, 2 zu 9 Batterien und 3 zu 8 Batterien. 5 Festungsartillerie-Regimenter, zu 16 Batterien, darunter 2 Reserve-Batterien. 5 Spezial-Artillerie-Kompagnien. 2 Feld-Pionnier-Kompagnien. 5 Spezial-Genie-Kompagnien. 1 Feld-Genie-Regiment zu 3 Bataillonen à 4 Kompagnien. 1 Festungs-Genie-Regiment zu 3 Bataillonen à 5 Kompagnien, darunter 1 Reserve-Kompagnie. 2 Train-Bataillone à 5 Kompagnien. 1 Verwaltungsbataillon.

Kriegsstärke der Feldtruppen.

24 Infanterie-Regimenter	à 2730	Mann	= 65,520	Mann
12 Kavalerie-Regimenter	à 691	„	= 8292	„
2 Korps-Artillerie-Regimenter	à 1545	„	= 3090	„
3 Divisions-Artillerie-Reg.	à 1333	„	= 3999	„
2 Pontonnier-Kompagnien	à 250	„	= 500	„
1 Feld-Genie-Regiment			= 2710	„
2 Spezial-Genie-Kompagnien	à 225	„	= 450	„
8½ Train-Kompagnien	à 500	„	= 4500	„
der erste Teil des Verwaltungsbataillons			= 1850	„
			Total 90,911	Mann.

Kriegsstärke der Besatzungstruppen.

48 nicht regimentierte Bataillone	à 903 Mann	= 43,344	Mann
5 Festungsartillerie-Regimenter	à 2922 „	= 14,610	„
3 Spezial-Artillerie-Kompagnien		= 882	„
1 Festungs-Genie-Regiment		= 3383	„
3 Spezial-Genie-Kompagnien		= 675	„
1½ Train-Kompagnien		= 750	„
die zweite Abteilung des Verwaltungsbataillons		= 1150	„
	Total	64,794	Mann.
	Dazu die Feldkriegsstärke von	90,911	„
	ergibt eine Gesamtstärke von	155,705	Mann.

Dazu kommen:

1) die Unteroffiziere, Korporale, Handwerker und Soldaten, welche in den Magazinen und Depotwerkstätten verwendet werden,	3300	Mann
2) die im Moment der Mobilmachung in den Lazarethen oder im Gefängnis befindlichen und die sonst Unabkömmlichen, sowie diejenigen in den Strafkompagnien und den sedentären Kompagnien, etwa	2500	„
3) die Milizgendarmen	570	„
in Summa	6370	Mann.

Die belgische Armee zählt augenblicklich 8400 gänzlich Freiwillige (volontaires purs) mit und ohne Löhnung, welche bei ihrer Gesamtstärke in Anrechnung zu bringen sind; auf diese Zahl sind jedoch die letzterwähnten 6370 Mann anzurechnen, so daß die Jahresklassen der Miliz 153,705 Mann zu stellen haben, um die Kriegsstärke der Armee zu erreichen.

Alle Truppen mit Ausnahme der 48 Festungsbataillone, der 10 Festungs-Reserve-Batterien, der 3 Genie-Reserve-Kompagnien, der 901 Mann Train (7 Kontingente à 165 Mann, weniger 22 Prozent für Ausfall) und der 1256 Mann des Verwaltungs-Bataillons (7 Kontingente à 230 Mann, weniger 22 Proz. für Ausfall) d. h. 47,996 Mann, würden durch 7 Milizklassen aufgebracht werden. Die 8. Klasse würde als Ersatzreserve dienen; die 9., 10., 11. und 12. würden die Besatzungsarmee bilden.

Die Stärke der Jahreskontingente würde daher durch die Notwendigkeit bestimmt werden, die Ziffer von 153,705 weniger 47,996 oder in runden Zahlen von 106,000 Mann mit 7 Jahresklassen nach Abzug der Abgänge zu erreichen. Hinsichtlich der Schätzung der Höhe der Abgänge legt General Brialmont das Resultat der Mobilmachung von 1870 zu Grunde, dem er mit Recht mehr Wert beimißt als allen theoretischen von den Chefs des Kriegsdepartements aufgestellten Kalkulationen. Das Maximum der Effektivstärke des belgischen Heeres wurde erst einen Monat nach Erlaß der Einberufungsordre erreicht, und die acht jüngeren Jahrgänge der Miliz, deren Sollstärke 104,000 Mann betrug, ergaben nur 72,613 Mann, was einen Abgang von 30 Proz. ergibt.

Man hat seitdem in Belgien umfassende Maßregeln getroffen, um den aus dem Nichterhalten der Einberufungsordre entstehenden Abgang zu vermindern und um das Eintreffen der Milizen in den Depots zu beschleunigen. Allein General Brialmont bemerkt, daß bei den Abgängen von 1870 die seit ihrer Beurlaubung auf unbestimmte Zeit dienstuntauglich gewordenen Mannschaften nicht in Anrechnung gebracht wurden, eine Zahl, die beispielsweise in Italien auf 4 Proz., in Deutschland auf 5 bis 6 Proz. geschätzt wird. Ferner, daß kein Zwischenfall die Mobilmachungsmaßregeln störte. Es wäre daher unverständig, auf eine starke Verminderung der 1870 konstatierten Abgänge zu rechnen, wenn alle Jahresklassen in dem Moment, wo der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbricht, einberufen werden müßten.

Man würde sich glücklich schätzen können, wenn Belgien nach Abzug der dienstuntauglich gewordenen Mannschaften nur einen Ausfall von 22 Proz. zu verzeichnen hätte; denn in Deutschland betrüge der Ausfall von sieben Jahrgängen 25 Proz., in Frankreich 32 Proz. und in Oesterreich 29 Proz. General Brialmont nimmt daher diese Minimalziffer zum Ausgangspunkt der Berechnung der Jahreskontingente. Auf Grund dieser Basis müßte, um (unter Einstellung der Verheirateten) 106,000 Mann zu erhalten, das Jahreskontingent auf 20,000 Mann gebracht werden. Es würde sich alsdann ein Ueberschuß von 3200 Mann ergeben, der, zu den 15,600 Mann der 8. Jahresklasse hinzugerechnet, nach Abzug von 22 Proz. Ausfall, eine Ersatzreserve von 18,800 Mann ergibt.

Da der Ausfall in der 9., 10., 11. und 12. Jahresklasse auf mindestens 32 Proz. geschätzt werden kann, so werden diese Jahrgänge 54,040 Mann ergeben. Da nun die inaktive Armee für ihre Mobilmachung diesen Jahrgängen nur 47,996 Mann zu entnehmen braucht, so würde ein Ueberschuß von 6044 Mann an die Depots abzugeben sein.

Die Milizen aller Waffen sollen zu einem dreijährigen Dienst verpflichtet werden, der um die Hälfte und selbst um zwei Drittel für diejenigen ermäßigt werden könne, welche, nachdem sie sich vor ihrem Diensteintritt vorbereitet hätten, nach 12- oder 18-monatlicher Präsenzzeit bei der Fahne, bewiesen, daß sie die erforderlichen militärischen Eigenschaften und Instruktion besäßen. Im Interesse der höheren Studien und der praktischen Berufszweige sollen Dispense erteilt werden, welche zu einer nur einjährigen Dienstzeit bei der Fahne verpflichten oder, wie bei dem neuen französischen Gesetz, Zurückstellungen, beziehungsweise den früheren Eintritt innerhalb der Grenzen von 1 bis 3 Jahren, gestatten.

Die Milizen mit unbegrenztem Urlaub sollen dreimal für die Dauer von 28 Tagen während der Herbstmanöver im 6., 9. und 12. Jahre zu den Waffen berufen werden.

Diese wiederholten Einberufungen werden für notwendig erachtet, damit die Reserve der Armee geübt zum Kriegsdienst bleibt. Bereits das Milizgesetz vom 3. Juni 1870 schrieb dieselben im Einklang mit früheren Gesetzen vor. Allein sie verursachten den einberufenen Mannschaften

Nachteile und Störungen, was den belgischen Deputierten Malou bestimmte, 1873 ein die wiederholten Einberufungen abschaffendes Gesetz vorzuschlagen. Dieses Gesetz wurde kurz nach dem Gesetz für die Reorganisation der Armee angenommen, und ist in Belgien noch heute in Kraft. Belgien besitzt daher heute Milizklassen, die im Augenblick der Mobilmachung nichts mehr vom Militärdienst kennen, vielleicht nicht einmal die Waffen, welche sie gebrauchen sollen, da sie seit dem Antritt ihres unbegrenzten Urlaubs keine Stunde Dienst mehr gethan haben! Diese Thatsache wird als die bedauerlichste Maßregel, die seit 1830 betreffs der Armee getroffen wurde, bezeichnet.

Wenn der persönliche Heeresdienst bei der Reorganisation der belgischen Armee zur Einführung gelangt, so würde derselbe dieser Armee jährlich 20,000 junge Männer, d. h. etwas mehr als ein Drittel der Zahl, die alljährlich zur Losung kommt, einverleiben. Die jungen Leute, die eine sogen. gute Nummer ziehen, die sie zu keinem Militärdienst verpflichtet, und diejenigen, welche infolge eines Dispenses, einer Ausnahme oder einer Zurückstellung nicht zur Fahne einberufen werden, sollen nach General Brialmont dem Vaterlande ihre Schuld in einer andern Weise abtragen. Sie sollen der Verpflichtung unterliegen, dem Staate zwölf Jahre hindurch eine Wehrsteuer zu zahlen, und zwar auf Grund des Prinzipes, daß der Staat ein Recht hat, von den Bürgern, die ihren Beitrag zur Verteidigung des Landes nicht in Form einer persönlichen Dienstleistung liefern, denselben in Gestalt einer Steuer zu fordern.

Die Zahl der jungen Leute, die 1887 in Belgien an der Losung teilnahmen, betrug 55,300, von denen 4000 definitiv vom Dienst befreit und 9000 auf ein Jahr zurückgestellt wurden. Da diese Zahlen von Jahr zu Jahr steigen, so nimmt die Quote der jungen Leute, welche eingestellt werden, allmählich ab.

Die von den nicht in die Armee Eingestellten zu zahlende Steuer soll nach den in anderen Staaten angenommenen Normen bemessen werden. Sie wird voraussichtlich in Belgien mehr ergeben, als in den Ländern, in denen die Rekrutierung auf dem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht beruht, weil in diesem Lande die Anzahl der von ihr Betroffenen unverhältnismäßig groß sein wird. Es wird beabsichtigt, die Steuer so zu repartieren, daß sie jährlich 6 Millionen ergibt, nur die Bedürftigen und die Krüppel sollen von ihr ausgenommen werden. Die Handwerker sollen einen festen Satz, der einem zweitägigen Arbeitsverdienst entspricht, beisteuern, und die anderen Bürger sollen nach ihrem Vermögen oder Einkommen zu der Steuer herangezogen werden.

Mit der Schaffung dieser Steuer, von der das Kriegsbudget Vorteile ziehen würde, würde man den Staatsschatz von der Verpflichtung entlasten, alljährlich an die Familien der zur Fahne einberufenen Milizsoldaten vier Millionen zu zahlen. Diese Remuneration ist vor zehn Jahren unter dem Ministerium Malou vorgeschlagen und eingeführt worden. Sie wird nur in Belgien gezahlt, dem einzigen Land, worin man den Militärdienst nicht wie eine Bürgerpflicht, deren Erfüllung dem Bürger Ehre macht, sondern als eine Last betrachtet, die ihm Nachteil bringt und ein Recht auf eine Entschädigung gibt. Eine derartige Maßregel vermochte nur von militärischen Empfindungen so wenig zugänglichen Gesetzgebern eingeführt zu werden, welche in dem Miliz-Gesetz einen Artikel aufnahmen, der in gewissen Fällen, wie des wiederholten Fehlens bei den jährlichen Kontrolversammlungen, weder Geldstrafe noch Haft, sondern die Einberufung zur Fahne für die Dauer von einem bis sechs Monaten als Strafe festsetzte.

(Schluß folgt.)

Die Sonntagsruhe und Temperance-Bewegung in Amerika.

Von H. R.

(Schluß.)

Man wird, wenn man unparteiisch und ohne Voreingenommenheit an die obigen Betrachtungen herantritt, schwerlich in Abrede stellen wollen, daß dieselben einen starken Kern von Wahrheit und Berechtigung besitzen. Um aber die amerikanische Auffassung des Sonntags ganz zu verstehen, ist es notwendig, einen Vergleich anzustellen zwischen amerikanischem und europäischem Polizei- und Gerichtswesen.

Wie bekannt, bestehen z. B. überall Gesetze, welche sich auf die Heilighaltung des Sonntags beziehen; sie verlangen die Einstellung der Arbeit und das Schließen der Läden innerhalb gewisser Stunden; eine strenge Polizei-Aufsicht sorgt dafür, daß diesen Vorschriften allenthalben pünktlichst nachgegangen wird. Diese Polizei ist auch mächtig genug, in den sogen. Freistunden selbst die bedenklichsten Ausschreitungen, wie solche wohl in den großen Städten, wie Berlin, Dresden, München 2c. vorkommen, mit starker Hand zu besiegen oder ihnen Einhalt zu thun. Wenn man in Erwägung zieht, aus welch verschiedenen Elementen aus aller Herren Ländern und aus allen Zonen des Erdballs in den großen amerikanischen Städtezentren die Bevölkerung, die hiebei in Frage kommt, zusammengewürfelt ist, so kann man keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß einem solchen erregten Mob gegenüber die schwache Polizei völlig ohnmächtig sein würde. Hiezu kommt das eigentümliche amerikanische Gerichtsverfahren. Diese beiden Faktoren zusammengenommen, würden niemals imstande sein, energisch gegen grobe Exzesse, wozu die Elemente der rabiatesten Sorte reichlich vorhanden sind, einzuschreiten; es würde an hundert Orten ein wahrer Hexensabbath fertig werden, vor dessen Fluten niemand die

ruhige bürgerliche Gesellschaft würde schützen können! Schon jetzt kommen trotz der strengen Sonntagsfeier die schlimmsten Ausschreitungen vor; jeden Montag haben die Polizeirichter alle Hände voll zu thun, um mit den Sonntagskrakehlern aufzuräumen, obwohl nur wenige zur Haft gebracht werden. Wie die Verhältnisse nun einmal in den Vereinigten Staaten liegen, würde ein geradezu chaotischer Zustand der Unsicherheit entstehen, wenn man plötzlich die Sonntagsverordnungen aufheben wollte.

Selbstverständlich ist schon seit einer Reihe von Jahren aus einem Teile der Bevölkerung heraus ein heftiger Kampf gegen die Sonntagsgesetze entbrannt, fortwährend wurden erneute Anläufe gemacht, dieselben wenigstens abzuschwächen; aber ebenso energisch steht ein anderer Teil des Volkes — und, man darf getrost sagen, der weitab größte — für strengste Beibehaltung dieser Gesetze ein, ja es gibt sogar eine Partei, welche sie noch verschärfen möchte. Es gibt keine parlamentarische oder Gemeindeversammlung in irgend einer größeren Stadt, in welcher dieser Kampf nicht schon zu wiederholtenmalen entbrannt wäre. Nicht selten wird sogar bei städtischen Wahlen die Sonntagsfrage zum Angelpunkte, um den sich die ganze Agitation dreht.

Bis jetzt ist der Kampf gegen die Sonntagsgesetze, einige wenige größere Städte ausgenommen, nicht nur erfolglos verlaufen, sondern man ist sogar hie und da noch zu einer Verschärfung geschritten. Es ist auch kaum anzunehmen, daß dieser Kampf in den nächsten 50 Jahren einen anderen Verlauf nehmen wird; die Sonntagsfeier im strengen Sinne ist eine Gewohnheit, welche völlig in das Bewußtsein des amerikanischen Volkes übergegangen ist und völlig den Charakter eines nationalen Instituts angenommen hat. Möglich, daß eine fernere Zukunft Wandel schafft; das hängt lediglich von der Gesamtentwicklung des amerikanischen Volkes, seines sittlichen Zustandes und der Leitung des letzteren ab.

In engstem Zusammenhange mit der Sonntagsfrage steht aber die Temperenzfrage, die deshalb zum Schlusse noch einer kurzen Betrachtung unterzogen werden soll.

Um auf Thatsachen weiter zu bauen, sei zunächst angeführt, bis zu welcher unglaublichen Höhe der Konsum geistiger Getränke gewachsen ist. Nach der offiziellen Veröffentlichung der Zoll- und Steuerbehörde betrug der Konsum von Spirituosen jeglicher Art schon im Jahre 1870 nahezu 620 Mill. Doll., im Jahre 1882 bereits 800 Mill. Doll., das heißt mit anderen Worten: jeder Kopf der amerikanischen Bevölkerung gab im Jahre 1882 für Bier, Wein und Branntwein 64 Mark aus. Hiebei sind natürlich Säuglinge, Kinder, Mädchen und Frauen inbegriffen; es kann sich mithin jeder selbst leicht berechnen, wie viel Mark jährlich von jedem wirklichen Trinker für berauschende Getränke verausgabt werden. Die neueren und neuesten statistischen Nachweise sind leider nicht zur Hand, doch darf man mit größter Bestimmtheit annehmen, daß der Konsum berauschender Getränke in den letzten Jahren nicht nur nicht abgenommen, sondern vielmehr verhältnismäßig zugenommen hat.

Welches Elend, welche sittliche Defekte die marodierenden Begleiter eines solchen Konsums sind, welche verheerende Wirkungen ein solcher unter den Trinkern, deren Kindern und Kindeskindern erzeugen mußte, bedarf einer besonderen Auseinandersetzung nicht. Und wenn auf der einen Seite behauptet wird, die amerikanischen Verhältnisse lassen einen solchen Konsum einigermaßen begreiflich erscheinen, so steht dem gegenüber fest, daß die bedenklichen Folgen desselben das Massenelend in einer Weise gesteigert haben, die jeden Menschenfreund mit dem tiefsten Kummer erfüllen muß!

Wenn nun diesen Thatsachen gegenüber ganz von selbst die Frage sich aufwirft, weshalb die ersten so weisen und umsichtigen Gesetzgeber nicht gleich von Anfang an, ähnlich wie es neuerdings bei allen kolonialen Unternehmungen geschieht, den Handel mit Spirituosen in strengster Weise beschnitten, resp. eingedämmt haben, so erteilen die Geschichte und die Verfassung selbst hierauf die erforderliche Antwort. Dem europäischen Zwange oft unter recht eigentümlichen Verhältnissen und nicht ohne Mühe entflohen, siedelten sich die ersten Einwanderer hauptsächlich deshalb in Amerika an, um in vollen Zügen die „Freiheit" zu genießen und später eine Regierung aus dem Volke heraus ins Leben zu rufen.

Das waren sehr chaotische Anfangszustände, die erste Bevölkerung ein babylonisches Völkergemisch. Es ist somit kaum zu verwundern, wenn in den Vereinigten Staaten zunächst sowohl in den Städten wie auf dem Lande, unter den Beamten aller Gattungen eine wahrhaft grauenerregende Unmäßigkeit sich entwickelte.

Zwar ist die früheste Periode der Ansiedelungen durchaus nicht arm an diesbezüglichen Gesetzen und Verordnungen, z. B. erließen schon im Jahre 1651 die Ortsbehörden von Long-Island „Lizenzgesetze", verbot die Kolonie Victoria den Verschleiß berauschender Getränke, um der hereinbrechenden Trunksucht zu steuern, allein die Behörden wurden von der Majorität des Volkes im Stich gelassen. Die lokalen Verfügungen harmonierten nicht mit den Gesinnungen der Kolonisten, und so blieben sie ohne jegliche Wirkung, die Trunksucht machte sogar Fortschritte. Gesetze sind auch heute noch nur dann in Amerika durchzuführen, wenn sie sich auf die öffentliche Meinung stützen, obschon heute weit geregeltere Verhältnisse vorliegen und auch die Hand der Polizei sehr viel weiter reicht wie ehedem.

Sehr fördernd auf die Trunksucht mußten auch die Freizügigkeit und die Gewerbefreiheit wirken; letztere gestattet jedem, wenn auch hie und da mit äußerst geringen Einschränkungen, eine Kneipe zu eröffnen; weiter leistet ihrer Ueberhandnahme Vorschub das eigentümliche, die Nerven in hohem Grade erregende Klima, das hastige

Geschäftsleben der Nation und schließlich die verhältnismäßig weit verbreitete Wohlhabenheit. Daß unter solchen Vorbedingungen die Trunksucht ein sehr gefährliches Laster in Amerika ist, darf nicht wundernehmen. Stumme, aber um so klassischere und beredtere Zeugen für diese Anschauungen sind die Armen-, Irren- und Gefangenenhäuser; sie dokumentieren die furchtbaren Verheerungen, welche das Gift des Alkohols in Amerika angerichtet hat. Gott sei es geklagt, daß auch in Deutschland genug Jammer und Elend durch den Alkoholismus erzeugt wird, dennoch aber kann kein Unparteiischer in Abrede stellen, daß die bezügliche amerikanische Statistik noch viel krassere Verhältnisse aufweist.

Man lese irgend einen Kriminalprozeß und man wird finden, daß der Branntwein dabei die erste und traurigste Rolle spielt. Fast alle Delinquenten warnen angesichts des Galgens vor der Trunksucht; der weitab größere Teil der Irren- und Armenhäusler rekrutiert sich aus den Trunkenbolden. Die durch Klima, Sitten und Gebräuche bedingten Laster infizieren mit großer Geschwindigkeit die Eingewanderten; nicht minder erzeugt auch die schamlose Fälschung und Verschlechterung der Getränke mehr Säufer in Amerika wie in einem andern zivilisierten Lande.

Man weiß ja recht gut und kann es nicht leugnen, daß auch in Deutschland mancher einen halben Tag „verkneipt" und „hinter dem Schoppen sitzt", auch wohl Nächte hindurch, während seine arme Familie darbt, die Kinder nach Brot schreien; aber man rafft sich wieder auf. Mancher freilich geht auch unter, doch ist die sittliche Willenskraft in Deutschland mächtiger wie in Amerika. In Amerika stürzt der Säufer in größter Hast, wie dies dem Volkscharakter entspricht, seinen Whisky hinunter, hetzt zu seiner Arbeit, kehrt nach kurzer Zeit zurück und jagt von neuem ein Glas Fusel hinunter! Muß denn nun unter solchen Verhältnissen die Trunksucht nicht erschreckliche Dimensionen annehmen? Soll der Menschenfreund solchem Greuel gegenüber die Hand müßig in den Schooß legen?

Die amerikanische Gesetzgebung bietet bei ihrer maßlosen Freiheit, die sie dem Individuum gestattet, keinerlei Handhabe, um diesem entsetzlichen Uebel entgegen zu treten; die öffentliche Stimme ist, wie bereits erwähnt, eine Feindin jeglichen Zwanges. Infolge dessen bildeten sich bereits im Anfang dieses Jahrhunderts Gesellschaften, welche sich die Aufgabe stellten, durch Einwirkung auf das Gewissen des Volkes der Trunksucht zu steuern; sie gaben sich den Namen „Temperenzgesellschaften". Sie verboten ihren Mitgliedern, die sie eifrig warben, anfänglich nur den Genuß von Branntwein, wie es ja in Deutschland die Mäßigkeitsvereine auch thun, und hatten viel Erfolg. Unter dem Drucke der Thatsache, daß wenn der Branntwein durch den Zider und das Bier ersetzt wurde, in nicht seltenen Fällen sogar wieder zum Branntwein zurückgekehrt wurde, mußte man sich zu einer strengen Observanz entschließen; man stellte sich das Motto: „Enthaltsamkeit von allen berauschenden Getränken." Die jetzt bestehenden Temperenzvereine verbieten ihren Mitgliedern jedes Alkohol enthaltende Getränk.

Man hat diese Bewegung häufig mit dem unschönen Wort „Fanatismus" gekennzeichnet; nichts ist unberechtigter und übler angebracht! Wer sich zu solcher Verurteilung hinreißen läßt, der kennt die geschichtliche Entwickelung der Temperenzfrage nicht. Faßt man zur Widerlegung solchen Urteils zunächst die Führer der Temperenzbewegung etwas näher ins Auge, so wird man schnell genug bei der Thatsache anlangen, daß dieselben in keiner Weise zu den Fanatikern zu werfen sind; es finden sich vielmehr unter ihnen zahlreiche gebildete, klarsehende, praktische Geister, Männer und Frauen aller Bildungs- und Gesellschaftsklassen, Leute, welche nie eine Kirche besuchen, sowohl wie solche, die es thun, Vertreter aller politischen Parteien, Laien und Geistliche, Zivil und Militär.

Dabei soll freilich nicht in Abrede gestellt werden, daß die an sich berechtigte Temperenzbewegung hie und da fanatische Anklänge zeigt; allein im großen Ganzen ist der Amerikaner doch zu praktisch und nüchtern angelegt, um nicht mit den Thatsachen zu rechnen und ihre Konsequenzen anzuerkennen. Man mag nun darüber denken, wie man Lust hat, unbestritten aber ist es, daß die Vertreter der Temperenzreform das Recht besitzen, ihre Grundsätze mit allen gesetzlichen Mitteln zur Geltung zu bringen.

Von diesem Rechte Gebrauch machend, sind denn auch diese Vereine in der mannigfaltigsten Weise thätig; unter den verschiedensten Namen wurden Vereine gegründet, in jedem einzelnen Staate ist ein Zentralausschuß gebildet, welcher die Verbindung zwischen den Spezialvereinen aufrecht erhält; ein Nationalkomité steht an der Spitze der einzelnen Zentralausschüsse; dieses Nationalkomité gibt unausgesetzt belehrende Schriften heraus und sendet Redner nach allen Gegenden, welche für die Temperenzanschauungen agitieren.

Und man muß es eingestehen, man hat nicht ohne Erfolg gearbeitet. Viele der Trunksucht ergebene Leute wurden aus diesem Pfuhle herausgezogen und der Gesellschaft als ehrliche und nüchterne Glieder zurückgegeben. Die Temperenzbewegung ist aber weiter auch nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung geblieben. Wenn früher jeder Farmer unbedingt der Ansicht war, es sei nötig, die Arbeiter durch Branntwein zu erhöhter Thätigkeit anzufeuern, so hat sich dies heute wesentlich geändert. Während früher kein Blockhaus errichtet wurde, ohne daß die zur Hülfe herbeigeeilten Nachbarn mit Spirituosen bis zur Trunkenheit regaliert wurden, so ist dieser Brauch heute nahezu verschwunden. Während noch vor wenigen Jahrzehnten zahlreiche amerikanische Familien Branntwein wenn auch mit Wasser gemengt, zum Mittagessen, nahmen, begnügt man sich heute mit Wasser oder einem billigen einfachen Bier; selbst in den Hotels veranstaltet man jetzt

schon häufig Gastmähler, bei denen weder Wein noch Whisky gereicht werden.

Dennoch ist der Verbrauch geistiger Getränke immer noch ein sehr erheblicher, jedenfalls aber ist die öffentliche Meinung wesentlich zu Gunsten der Temperenz umgeschlagen; dieser Umschlag wurde Veranlassung, von neuem den Versuch zu machen, durch gesetzliche Vorschriften der Trunkenheit zu steuern. So existieren in den nachgenannten Staaten folgende Temperenzgesetze:

Die Staaten Maine, New-Hampshire und Vermont haben schon seit Jahren die Fabrikation und den Verschleiß berauschender Getränke verboten, und diese Verbote mit Strenge aufrecht erhalten. Auch Jowa und Kansas haben sich für die „Prohibition" ausgesprochen. In neun anderen Staaten hat man petitioniert, auf legislatorischem Wege die Prohibition durchzuführen, nämlich in Wisconsin, Michigan, Minnesota, Nebraska, Illinois, Ohio, Pennsylvania, New-York und Massachussets. Daneben besteht in einzelnen Staaten das sogenannte Lokal-Option-Gesetz, das gestattet, daß die Bürger eines Ortes durch Majoritätsbeschluß die Erzeugung und den Verkauf berauschender Getränke verbieten; ein solches Gesetz findet man in den Staaten New-Jersey, Pennsylvania, Maryland, Kentucky, Südcarolina, Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana und Arkansas. Thatsächlich haben auch zahlreiche Gemeinden dieses Gesetz in Anwendung gebracht.

Zur Bekräftigung der obigen Behauptung, daß die öffentliche Meinung zu Gunsten der Temperenzbewegung einen Wandel erfahren hat, sei noch angeführt, daß die Bevölkerung des Staates Wiskonsin im Jahre 1878 eine mit 15,000 Unterschriften bedeckte Petition an die Repräsentantenversammlung einsandte, in welcher ein Verfassungszusatz dahin gehend beantragt wurde, daß die Fabrikation und der Verkauf geistiger Getränke verboten werden; eine gleichartige Petition folgte im Jahre 1879 mit 40,000, im Jahre 1880 mit 100,000 und im Jahre 1886 mit 150,000 Unterschriften. Es stimmten im Abgeordnetenhause von Wisconsin im Jahre 1886 nicht weniger als 51 Repräsentanten für und nur 39 gegen einen solchen Verfassungszusatz. Ein ähnliches Verhältnis zeigte sich im Abgeordnetenhause von Pennsylvania, in Nebraska, Ohio und Illinois, so daß zur Zeit alle Aussicht vorhanden ist, daß sich die Temperenzidee schließlich bahnbrechen und in gesetzgeberische Form gebracht werden wird. Mag man die gegen die Temperenzbewegung gehende Strömung noch so sehr überschätzen oder beklagen, so muß man sich doch bei ruhiger Ueberlegung sagen, daß ein großer Umschlag zu ihren Gunsten beinahe in allen Staaten der Union stattgefunden hat. Noch vor dreißig Jahren hätte es in den Legislaturen niemand gewagt, einen bezüglichen Antrag zu stellen, heute machen derartige Anträge alljährlich die Runde in allen Legislaturen.

Im übrigen darf nicht verkannt werden, daß das Interesse für die Temperenzbewegung beim amerikanischen Volke im Wachsen begriffen ist; ihre Berechtigung wird bereits von solchen Leuten anerkannt, welche ihr persönlich fern stehen. So hat noch ganz kürzlich einer der größten amerikanischen Branntweinbrenner, ein Herr Martin in Peoria, in einem Fachblatt seine Kollegen gewarnt, die öffentliche Meinung nicht allzu sehr herauszufordern. Er sagt wörtlich: „Die moralisch-religiöse Gesinnung des Volkes steht unserer Industrie gleich einer Felsenmauer gegenüber. Vor dreißig Jahren hätten noch neun Farmer von zehn gegen Prohibition gestimmt, heute stimmen neun von zehn dafür."

Ein bekanntes Journal, welches sich eines großen Abonnentenkreises erfreut, der „St. Louis Globe Democrate", schreibt: „Durch Unterschätzung der Macht und Verbreitung der heutigen Temperenzbewegung kann nichts gewonnen werden. Die Temperenzler rücken allenthalben vorwärts und drängen, indem sie durch Erfolge die öffentliche Meinung gewinnen, unaufhaltsam zur Entscheidung." Und darin muß man jenem Blatt völlig Recht geben: man rüstet auf beiden Seiten zum Entscheidungskampfe; wie die Sachen heute liegen, kann man kaum mehr darüber zweifelhaft sein, zu wessen Gunsten er ausfallen wird. Die besten Wünsche eines jeden Menschenfreundes, hüben wie drüben, begleiten die mutigen Vorkämpfer der Enthaltsamkeit; und es wäre nur zu wünschen, daß auch in Europa, namentlich aber in Deutschland, eine gleich begeisterte Strömung gegen den Mißbrauch geistiger Getränke recht bald sich zeigte.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung.

Von

Dr. Heinrich von Eicken,

Staatsarchivar in Aurich.

Groß-Oktav. XVI und 822 Seiten.

M. 12.—.

Riehl, W. H., Lebensrätsel. Fünf Novellen. Erste und zweite unveränderte Auflage. Oktav. XVI und 508 S. Brosch. M. 6.—. Eleg. geb. M. 7.—

Inhalt: Damals wie heute. — Gradus ad Parnassum. Fürst und Kanzler. Am Quell der Genesung. — Die Gerechtigkeit Gottes.

☞ Hierzu ein **Prospektus** der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** betreffend **A. von Humboldts gesammelte Werke in neuer Ausgabe.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

4.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 13. Stuttgart, 1. April 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der Gesundheitszustand der Europäer im Malayischen Archipel. Von A. Oppel. S. 241. — 2. Eine Besteigung des großen Ararat. Von E. Markoff. S. 244. — 3. Die Reform der Wehrmacht Belgiens. (Schluß.) S. 249. — 4. Der Humbug der Schlangenbeschwörer in Indien. S. 252. — 5. Skizzen aus Nordamerika. S. 254. — 6. Grusinische Sprichwörter. S. 256. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 257. — 8. Kleinere Mitteilungen. S. 259.

Der Gesundheitszustand der Europäer im Malayischen Archipel.

Von A. Oppel.

Daß die Europäer in den Tropen weniger gut gedeihen als in ihrem heimatlichen Erdteil, und besonders einen ungewöhnlich hohen Prozentsatz der Erkrankungen und Todesfälle aufweisen, ist eine mehr als hundert Jahre alte Meinung, für deren Richtigkeit man schon damals ebenso wie jetzt den Zahlenbeweis zu erbringen versucht hat. Der französische Historiker G. T. Fr. Raynal z. B. macht in seinem großen Werke, betitelt: „Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les Deux Indes" (erste Auflage, anonym, Paris 1770), die Mitteilung, daß in Westindien von Engländern 40 Proz., von Dänen, Holländern und Franzosen 30 Proz., von Spaniern aber 10 Proz. starben, dagegen vertritt er die — heute wohl allseitig aufgegebene — Ansicht, daß die Gefahr für die Frauen geringer ist („le danger épargne les femmes, dont le sang a des évacuations naturelles").

Auch die in neuester Zeit von verschiedenen Seiten mit großer Entschiedenheit verfochtene Behauptung, daß infolge der schädlichen klimatischen Einflüsse sich die Europäer zu dauerndem Aufenthalte in den Tropen nicht eignen, hat auf Neuheit keinen Anspruch; denn sie ist bereits vor mehr als dreißig Jahren fast genau in derselben Weise und mit der gleichen apodiktischen Bestimmtheit z. B. von G. Kolb in der ersten Auflage seines Handbuches der vergleichenden Statistik formuliert worden, wie es heutzutage geschieht. Was die gegenwärtigen Gegner der Akklimatisationstheorie zu den älteren Aufstellungen hinzugefügt haben, besteht nur in einigen speziellen Ausführungen, z. B. in der Behauptung, daß die Europäer in den Tropen nach der dritten Generation aussterben, sowie in dem Hinweis auf die mehrfach gemachten Beobachtungen, daß die südeuropäischen Romanen das Tropenklima besser ertragen als die Nordeuropäer. Diese Wahrnehmung hatte man, wie sich aus Raynal's Zahlen ergiebt, übrigens, wenigstens in Bezug auf die Spanier, bereits im vorigen Jahrhundert gemacht, nur scheint man weder damals noch zu Kolb's Zeiten den eben erwähnten, heute ziemlich allgemein anerkannten Schluß daraus gezogen zu haben.

Während nun die relative Ungesundheit der Tropen als eine festgestellte Thatsache gelten darf, muß der daraus gezogene Schluß von der positiven Unmöglichkeit der Akklimatisation als ein unberechtigter, mindestens aber als ein verfrühter und voreiliger bezeichnet werden, denn einerseits reicht das vorhandene Beobachtungsmaterial weder an Quantität noch an Qualität hin, um einen überzeugenden Beweis zu führen, andererseits ist man in Fachkreisen noch nicht zu der genügenden Erkenntnis von dem Wesen, den Ursachen und der Wirkungssphäre der sogen. Tropenkrankheiten gelangt. Man kann daher auch die Frage, ob die Schädlichkeit derselben wenn nicht ganz zu beseitigen, so doch wenigstens erheblich einzuschränken ist, gegenwärtig durchaus nicht mit Bestimmtheit beantworten. Daher würde, selbst wenn der zur Zeit noch fehlende Zahlenbeweis erbracht wäre, derselbe doch keine unbedingte Geltung für alle Zukunft beanspruchen können.

Wie man sieht, ist eben die in Rede stehende Angelegenheit zur Zeit über das Anfangsstadium noch nicht hinausgekommen, indem mangels zwingender Gründe die

subjektive Meinung eine übergroße Rolle spielt. Wunsch und Hoffnung ersetzen die sachliche Grundlage und selbst die politische Parteifarbe kommt in Frage. Andererseits muß anerkannt werden, daß man in neuester Zeit bemüht ist, durch Herbeischaffung von Beobachtungsmaterial einen Schritt nach vorwärts zu thun. Aerzte, welche in den Tropen ihre Praxis ausgeübt haben oder noch üben, veröffentlichen die Ergebnisse ihrer Beobachtungen und Erfahrungen; wissenschaftliche Forschungsreisende achten sorgfältiger als früher auf die klimatischen Wirkungen und finden für ihr Material Verwertung und Anerkennung;[1] Kaufleute, Kolonialbeamte u. a. halten mit ihren Erlebnissen bezüglich des Tropenklima's nicht zurück; ja, es kommt vor, daß Aerzte mit dem speziellen Auftrag, hygienische Studien im weitesten Sinne des Wortes zu machen, in die tropischen Länder gesendet werden. Als Beispiele nenne ich den Franzosen Dutrieux und den Schweizer Maehly; der erstere war einige Zeit in Ostafrika, der andere an der Goldküste. Kurz, der Anfang zu einer selbständigeren und systematischeren Erforschung der Tropen in Hinsicht auf die allgemeinen hygienischen Verhältnisse, die vorherrschenden Krankheiten, ihre Ursachen u. s. w. ist gemacht. Und wenn auch nach Lage der Sache das allermeiste noch zu thun bleibt, so haben die bisherigen Leistungen bereits manches zur Klärung der Meinungen beigetragen. Dahin ist entschieden der Umstand zu rechnen, daß man mehr und mehr die früher so beliebte Generalisation des ursprünglich nur für einen Punkt gewonnenen Urteils aufgiebt und die verschiedenen Gebiete individuell zu betrachten anfängt.

Wenn nun zu der eben angedeuteten Art des tropenhygienischen Fachstudiums die möglichst vielseitige und sorgfältige Ausübung der Statistik hinzukommt, so darf man die Hoffnung hegen, daß in einigen Jahrzehnten solide Grundlagen an Stelle der heute sich noch breit machenden Meinungen und Vermutungen treten werden. Hier genügt eben nicht einmal das Horazische „*nonum* prematur in annum". Für den Augenblick muß man sich damit begnügen, das vorhandene Material an statistischen Aufzeichnungen und hygienischen Beobachtungen zu sichten und bei deren Darstellung nur die Thatsachen sprechen zu lassen.

Es mag gestattet sein, im Folgenden einen solchen Versuch über den Gesundheitszustand der Europäer im Malayischen Archipel anzustellen. Für die Wahl dieses Gebietes sprach in erster Linie der Umstand, daß wir uns in einem früheren Aufsatze mit dem Gesundheitszustande von dessen Eingeborenen beschäftigten. Zudem sind einige Teile der südostasiatischen Inselwelt seit vielen Jahren, teilweise seit mehreren Jahrhunderten, in den Händen von Europäern, ohne ihren Besitzer in erheblicher Weise gewechselt zu haben. Die mit dem Klima gemachten Erfahrungen bilden also eine Art historischer Reihe. Weiterhin sind auf den Inseln sowohl Südeuropäer als Nordeuropäer vertreten, und zwar vornehmlich die Spanier und Niederländer, deren klimatisches Verhalten für einen der oben erwähnten Gesichtspunkte bezüglich der Akklimatisation von Interesse ist. Daß sowohl das statistische Material, als die tropenhygienischen Beobachtungen für das Niederländische Indien beträchtlich vollständiger und zuverlässiger sind als für die Philippinen, ist eine anerkennenswerte Thatsache. Doch darf diese nicht zu der Meinung führen, als ob nicht auch bezüglich der „Insulinde" erhebliche Mängel vorhanden seien.

Bei der Beurteilung der klimatischen Wirkungen kommt in erster Linie das Verhältnis der Todesfälle zur Gesamtzahl der eine Einheit bildenden Individuen in Betracht. Suchen wir dieses zunächst für diejenigen Europäer festzustellen, welche sich im Niederländischen Indien aufhalten, so ist vor allem der Unterschied zwischen Militär- und Zivilbevölkerung festzuhalten, insofern nämlich die erstere nur aus Männern, meist im Alter von 20—50 Jahren, besteht, andererseits aber auch wieder besonderen Schwierigkeiten und Gefahren ausgesetzt ist. Die Zivilbevölkerung dagegen setzt sich aus allen Altersstufen beiderlei Geschlechts zusammen und braucht sich den klimatischen Gefahren nicht in gleichem Maße preiszugeben. Schließlich ist die militärische Statistik gleichmäßiger, sorgfältiger und über weit längere Zeiträume ausgedehnt, als diejenige, welche die Zivilbevölkerung betrifft.

Demnach betrug die Sterblichkeit des europäischen Militärs, dessen Stärke von Jahr zu Jahr sich ändert, während des Zeitraums von 1819 bis 1849 im jährlichen Durchschnitt 11,39 Proz.;[1] den höchsten Betrag lieferte das Jahr 1828 mit 29.41 Proz.; den niedrigsten das Jahr 1848 mit 3 Proz. Für diesen Zeitraum sind mir die Gesamtzahlen für die Effektivstärke nicht bekannt. Während der darauffolgenden Jahre von 1850 bis 1879 schwankte dieselbe zwischen 8081 (1854) und 17,730 (1878) Personen, Offiziere inbegriffen; die mittlere jährliche Sterblichkeit ergiebt den Durchschnittssatz von 5.1 Proz., doch mit dem Unterschied, daß er in Java und Madura 5.95 Proz., außerhalb dieser Inseln aber nur 4.25 Proz. ausmacht. Ferner wurden seit dem Jahre 1850 bezüglich Java's und Madura's die Zahlen unterschieden, je nachdem sie sich auf die Küste oder auf das Binnenland beziehen.

[1] Es mag darauf hingewiesen werden, daß ein Mann wie G. Nachtigal seiner Zeit sich gegen kritische Bemerkungen des Sinnes verteidigen mußte, daß seine Auseinandersetzungen über die bei den Wüstenbewohnern vorkommenden Krankheiten als allzu ausführlich und kaum in einen allgemeinen Reisebericht gehörig bezeichnet wurden. Glücklicherweise ließ er sich dadurch nicht abhalten, seine Beobachtungen über die in Bornu herrschenden Krankheiten mitzuteilen.

[1] Diese wie die folgenden Zahlen sind teils aus Dr. van der Burg's Werke („De geneesheer in Nederl. Indië"), teils einem Aufsatze E. Metzger's („Deutsche Kolonialzeitung" 1886, S. 584 ff.) entnommen. Letzterer stützt sich wieder auf die Kolonialberichte und auf die „Indische Milit. Tijdschrift".

An der Küste belief sich die Sterblichkeit auf durchschnittlich 7.276 Proz. (Maximum 1864: 13.002, Minimum 1879: 3.09), im Binnenlande dagegen auf durchschnittlich 4.625 Proz. (Maximum 1851: 8.136 Proz., Minimum 1873: 1.37 Proz.). Die vorstehenden Zahlen zeigen, daß die Sterblichkeit im Durchschnitt zwar hoch ist, aber doch nicht konstant bleibt, sondern im Laufe der Zeit in ungewöhnlichem Maße wechselt. Dies gilt nicht nur von den absoluten Zahlen z. B. für 1873 und 1828, welche eine Differenz von 28 Proz. aufweisen, sondern auch von den Durchschnittszahlen der beiden je 30jährigen Zeiträume, welche, von 11.39 Proz. auf 5.1 Proz. fallend, die Annahme von einer allmählichen Besserung in den Gesundheitsverhältnissen der Armee recht nahelegen. Auf den Unterschied zwischen Küste und Binnenland aber muß deßhalb noch einmal zurückgegriffen werden, weil derselbe auch bei den eingeborenen Soldaten mit 4.211 Proz. und 2.35 Proz. beobachtet wird. Dadurch wird einerseits nämlich sowohl die relative Ungesundheit der Küste auf das kräftigste dargethan, als auch die hohe Sterblichkeit der Soldaten überhaupt, selbst wenn sie Eingeborene sind, in die rechte Beleuchtung gebracht.

Um aber die mitgeteilten Sterblichkeitsprozentsätze richtig beurteilen zu können, ist es nötig, die europäischen Verhältnisse zum Vergleiche heranzuziehen. In unserem Erdteil (unter Ausschluß des größeren Teiles der Balkan-Halbinsel) beträgt nun die mittlere jährliche Sterblichkeit, für die letzten Jahre berechnet, 2,41 Proz.; den höchsten Satz weist Rußland mit 3.56 Proz., den niedrigsten aber Norwegen mit 1.66 Proz. auf; dem Durchschnitt kommen Portugal (2.4 Proz.), das Deutsche Reich (2.57 Proz.) und Italien (2.65 Proz.) mehr oder minder nahe. Wenden wir diese Sätze zu einem Vergleich mit denen der niederländischen Armee an, so darf nicht vergessen werden, daß bei den europäischen Ländern die Gesamtbevölkerung gemeint ist. Demnach würde die Sterblichkeit der niederländisch-ostindischen Soldaten eine sehr hohe sein. Der ungünstige Eindruck, den das Klima und der Gesundheitszustand der Europäer infolge dieses Vergleiches machen muß, wird indeß doch etwas gemildert durch die Erinnerung an den Umstand, daß die Soldaten sich in jeder Beziehung in einer Ausnahmslage befinden. In keinem Falle aber würde es statthaft sein, die beim Militär gewonnenen Ergebnisse ohne weiteres zu verallgemeinernden Schlußfolgerungen zu verwenden.

Die europäische Zivilbevölkerung des Niederländischen Indiens pflegt sich ebensowenig wie das Militär an Zahl gleich zu bleiben; sie hat, in den letzten Jahren wenigstens, beständig zugenommen und zwar 1881—1883 von 41,673 zu 45,384, wobei sich die Zahl der Männer und Frauen wie 5 : 4 verhält. Ueber die vorgekommenen Geburten und Todesfälle liegen nun für die Jahre 1881—1883 Auszüge aus den Registern des Standesamtes vor, welche ergeben, daß insgesamt im Jahre 1881 2535 Kinder geboren wurden und 2460 Personen starben, so daß ein Ueberschuß von 75 Personen blieb, im Jahre 1882 2650 Kinder geboren wurden und 2161 Personen starben, so daß ein Ueberschuß von 489 Personen blieb, und im Jahre 1883 2591 Kinder geboren wurden und 2069 Personen starben, so daß ein Ueberschuß von 522 Personen blieb. Daraus geht zur Genüge hervor, daß die europäische Gesellschaft in der im Niederländischen Indien vorhandenen Zusammensetzung nicht ausstirbt, sondern sich vermehrt. Nehmen wir einmal den relativ günstigsten Fall vom Jahre 1883, so würden die Todesfälle zu den Geburten sich verhalten wie 100 : 125, ein Verhältnis, das ungefähr demjenigen Rußlands (100 : 128) entspricht; letzteres nimmt allerdings unter den europäischen Ländern (100 : 142) eine der niedrigsten Stellen in dieser Beziehung ein; immerhin würde dann das Niederländische Indien noch eine stärkere Vermehrung aufzuweisen haben als Frankreich, bei dem das Verhältnis wie 100 : 110 steht.

Leider lassen sich die eben angegebenen Zahlen der Geburten und Todesfälle nicht ohne weiteres zu den naheliegenden Schlußfolgerungen bezüglich des Gesundheitszustandes der Zivilbevölkerung verwenden. Denn in der Zahl der Todesfälle sind nicht nur die der militärischen Bevölkerung mitenthalten, sondern auch diejenigen Sterbefälle, welche auf zufällig anwesende Personen kommen. Für beide Rubriken glaubt E. Metzger im Durchschnitt jährlich 93 Todesfälle in Abzug bringen zu dürfen. In diesem Falle würde die Sterblichkeit der europäischen Zivilbevölkerung im Jahre 1881 5.7 Proz., im Jahre 1882 4.5 Proz., im Jahre 1883 aber 4.3 Proz. betragen, wobei zunächst die kontinuierliche Abnahme des Prozentsatzes auffallen muß. Dürfte man nun die eben gewonnenen Ergebnisse ohne Einschränkung mit den entsprechenden europäischen Verhältnissen vergleichen, so würde man finden, daß die mittlere Sterblichkeit im Niederländischen Indien etwa doppelt so hoch als in Europa ist. Aber ein solcher Vergleich erscheint, mag er nun günstig oder ungünstig wirken, nicht zulässig. Denn bei Europa sind die betreffenden Beobachtungen an mehr als dreihundert Millionen durch viele Jahre, im Niederländischen Indien aber an höchstens 45,000 durch wenige Jahre gemacht worden. Ferner ist die Bevölkerung Europa's der Hauptsache nach konstant, diejenige Insulinde's aber nicht. Denn viele Personen verlassen die Kolonie bevor sie das Greisenalter erreicht haben, während die Kindersterblichkeit ganz auf das Konto der Europäer kommt. Weiterhin bleibt zu bedenken, daß das Europäertum in Indien sich aus äußerst verschiedenartigen Bestandteilen zusammensetzt. So waren 1883 vorhanden: 7400 Niederländer, 827 Deutsche, 249 Franzosen, 242 Großbritannier, 128 Schweizer, 97 Belgier, 74 Oesterreicher, 14 Schweden-Norweger, 17 Dänen, 36 Italiener, 9 Griechen, 9 Russen, 3 Portugiesen, 2 Rumänen, je 1 Spanier und Montenegriner. Außer diesen fallen unter den Begriff der

Europäer auch die im Niederländischen Indien geborenen Personen (Kreolen und Mischlinge), 34,912 an Zahl, ferner 60 Armenier, 30 Perser, 95 sonstige Asiaten, 16 Nordamerikaner, 33 Südamerikaner, 126 Afrikaner und 2 Australier. Hinwiederum setzt sich die Ziffer 34,912 aus sehr verschiedenartigen Bestandteilen zusammen. Dazu gehören außer den unvermischten Kreolen nach Dr. van der Burg die Malayo-Europäer (Abkömmlinge von Europäern und Eingeborenen), die Malayo-Europäoiden (d. h. Kreuzungen von Malayo-Europäern mit reiner oder Mischrasse), die Chinesoid-Europäer, die Chinesoid-Europäoiden u. a. m.

Von großer Bedeutung ist es nun, zu wissen, wie sich die Sterblichkeit in den verschiedenen Altersstufen verhält. Nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Zahlen und unter Berücksichtigung der speziellen Verhältnisse stellt sich die Sache bei dreijährigem Durchschnitt wie die folgende Tabelle zeigt:

Altersstufe	Todesfälle der in Indien Geborenen	nebst Prozentsatz		Todesfälle der außer Indien Geborenen
unter 2 Jahren	459	oder	34.4	11
von 2 bis 10 Jahren	196	„	14.7	12
von 10 bis 20 Jahren	122	„	9.1	23
von 20 bis 40 Jahren	256	„	19.2	623
von 40 bis 60 Jahren	207	„	15.5	194
über 60 Jahren	95	„	7.1	34
	1335	oder	100.0	894.

Wie man leicht aus dem Vorstehenden ersieht, ist die Trennung zwischen Eingeborenen und Eingewanderten durchaus nötig. Die Rubrik der letzteren kann überhaupt zu keinen weiteren Schlußfolgerungen Anlaß geben, denn da unter den gegebenen Verhältnissen die Einwanderer vorzugsweise im erwachsenen Alter stehen, so muß auch die Mehrheit der Sterbefälle auf diese Stufe entfallen. Dagegen läßt sich die Rubrik der in Indien Geborenen und Gestorbenen schon eher zu Vergleichen benutzen. Da fällt zunächst der hohe Prozentsatz der vor Erreichung des zweiten Lebensjahres gestorbenen Kinder ins Auge; indeß verliert sich der erste ungünstige Eindruck, wenn man bedenkt, daß die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre nach Angabe von M. Block und H. v. Scheel („Handbuch der Statistik", Seite 264) im Durchschnitt (für acht europäische Länder) 22 Proz. ergiebt; den höchsten Betrag liefert Bayern mit 31.9 Proz., den niedrigsten England und Wales mit 15.4 Proz. Nimmt man auf Grund von Hermann's Bayerischer Sterbetafel die beiden ersten Lebensjahre zusammen, so giebt das für Bayern 35.56 Proz., also einen Betrag, der denjenigen des Niederländischen Indiens noch um eine Kleinigkeit übertrifft. Erwähnt mag noch werden, daß nach M. Block und H. v. Scheel die mittlere Sterblichkeit der ersten fünf Lebensjahre in acht europäischen Ländern 33.18 Proz. ausmachte. Für alle Lebensalter aber stellte sich im Jahre 1876 im Königreich Preußen die Sache so, daß im ersten Lebensjahre 32.34 Proz., von 1—10 Jahren 20.7 Proz., von 10—20 Jahren 3.47 Proz., von 20—40 Jahren 10.19 Proz., von 40—60 Jahren 12.61 Proz. und über 60 Jahre 19.83 Proz. starben, der Rest kommt auf Personen unbekannten Alters. Diese Zahlen zeigen zur Genüge, daß, wenn auch keine vollständige Uebereinstimmung herrscht, doch auch keine prinzipiellen Abweichungen in den Sterblichkeitsverhältnissen der Altersstufen des Niederländischen Indiens im Vergleich zu europäischen Ländern beobachtet sind. Hierbei ist freilich zuzugeben, daß die Vergleiche nicht auf völlig gleicher Grundlage stattfinden.

(Schluß folgt.)

Eine Besteigung des großen Ararat.

Der große Ararat, einer der gewaltigsten Hochgipfel des Kaukasus, ist am 13. August 1888 von den Herren E. v. Markoff und E. v. Kowalewsky, Studierenden der kaiserl. Universität in Moskau, erstiegen worden. Wir geben im Folgenden die Schilderung dieser interessanten Bergfahrt nach einer Mitteilung, welche die genannten Herren im Bulletin der königl. belgischen Geographischen Gesellschaft veröffentlicht haben.

Das vulkanische System des Ararat liegt auf dem Kreuzungspunkt dreier Grenzen, derjenigen von Rußland, der Türkei und Persiens; es grenzt im Norden an das große Thal des Araks, welcher bedeutende Strom sich in das Kaspische Meer ergießt, und ist im Süden, Osten und Westen vom Hochgebirge umgeben. Dieses Gebirgssystem weist eine ungeheure Basis auf, welche sich von Nordwest nach Südost verlängert und einen Umfang von nahezu hundert Meilen hat. Auf dieser Basis erheben sich zwei Berge: der höhere, nicht allzu steile, trägt den Namen des Großen Ararat, während der minder hohe, durch seine vollkommene Kegelgestalt ausgezeichnete, unter dem Namen des „kleinen Ararat" bekannt ist. Der große Ararat liegt unter 39° 42′ n. Br. und 61° 56′ ö. L., hat eine Höhe von 16,916 Par. Fuß und sein Gipfel ist mit ewigem Schnee bedeckt. Auf dem kleinen Ararat, welcher unter 39° 88′ n. Br. und 62° 16′ ö. L. liegt, schmilzt der Schnee gegen Mitte Juli und bleibt nur in den Spalten liegen, wohin die Sonne nur selten dringt.

Im Nordosten des großen Ararat dehnt sich das tiefe Jakobsdefilée mit seinem Gletscher hin, aus dem ein Bach trüben Wassers abfließt, welcher in das Araks-Thal abfällt. Zwischen dem großen und dem kleinen Ararat, etwas entfernter als die Senkung, welche beide trennt, fließt ein Bach namens Sardar-Bulak, wo sich eingeborne Kurden im Sommer mit ihren Zelten, ihren Familien und ihren Heerden niederlassen. An diesem Ort kamen wir am 11. August Abends an, und von hier sollten wir am andern Morgen nach dem Gipfel des Ararat aufbrechen.

Am Morgen des 12. August sahen wir mit Vergnügen, daß die Witterung uns günstig war. Der Himmel

war wolkenlos und der Riese, welcher mit seinem ewigen Schnee vor uns aufragte, erglänzte in der prächtigsten Beleuchtung der Strahlen der aufgehenden Sonne. Der Tag versprach heiß zu werden, und wir brauchten nicht den Wind zu fürchten, welcher in derartigen Höhen so unwillkommen ist.

Bald wurden uns die Pferde von einem benachbarten Kosakenposten aus zugeführt und wir traten im Gänsemarsch die Wanderung auf dem schmalen Pfad an, welcher uns zum Gipfel hinaufführen sollte. Es war uns möglich, bis zu einer Höhe von mehr als 10,000 Fuß hinaufzureiten, eine wesentliche Erleichterung für uns, denn der Anstieg von 3000 Fuß bis zu der Stelle, wo wir die Pferde zurücklassen mußten, erforderte viele Zeit und wir mußten angesichts der Aufgabe, welche sich noch vor uns erhob, unsere Kräfte so viel wie möglich zu Rate halten.

Dem schlechten Zustand der Pfade zum Trotz kamen wir ziemlich rasch vorwärts, so daß wir schon um zehn Uhr ein Plateau erreicht hatten, das 10,200 Fuß hoch lag und von wo aus wir unsere Ersteigung zu Fuß fortsetzen mußten.

Während die Kosaken etwas Mist zusammenrafften, schlachteten die Kurden ein Schaf, bereiteten uns einen Schaschlyk[1] und kochten einige Pfund Fleisch ab, welche wir mit uns nehmen wollten. Die Träger und Führer, welche zurückgeblieben waren, holten uns bald ein; wir verteilten unser Gepäck unter ihnen, verabschiedeten uns von unseren Kameraden, welche uns bis hieher begleitet hatten und welche am andern Tage mit Hrn. v. Kowalewsky den Gipfel des kleinen Ararat ersteigen wollten, und machten uns Mittags halb ein Uhr auf den Weg. Wir waren unserer vierzehn: die drei Mitglieder der Expedition, die Herren Popoff, S. Iwanoff und ich, der Kosake Manukoff, zwei Führer und neun Träger. Der Abhang, welchen wir ersteigen mußten, war mit Felstrümmern von vulkanischem Ursprung übersäet, welche in wilder Unordnung übereinanderlagen.

Auf unsere mit Stahlspitzen versehenen Bergstöcke gestützt, kletterten wir mühsam empor und vermochten kaum unsern Führern zu folgen, die mit der Leichtigkeit einer Ziege von einem Stein zum andern sprangen. Da der Abhang anfangs nicht sehr steil war, drangen wir ziemlich rasch vor, so daß, als wir den ersten Halt an der Quelle Aksu (auf tatarisch „weißes Wasser") machten, es sich ergab, daß wir in dreißig Minuten eine Höhe von 500 Fuß über unserm Ausgangspunkt erstiegen hatten. Die Quelle Aksu, unter Steinen versteckt und nur an wenigen Stellen an die Erdoberfläche tretend, soll nach Versicherung der Eingeborenen der Ursprung des Sardar-Bulak sein. Die Temperatur ihres Wassers ist 2.8° C. Nach einer Rast von einigen Minuten setzten wir unsere Wanderung sogar noch mit einer größeren Schnelligkeit als zuvor fort, so daß wir eine Höhe von 300 Fuß in fünfzehn Minuten zurücklegten; um 3½ Uhr Nachmittags machten wir einen längeren Halt in einer Höhe von 12,200 Fuß. Die Steigung des zurückgelegten Weges betrug 18 bis 22 Grad, erreicht jedoch an einigen Stellen sogar 30 Grad. Im allgemeinen bot die Bestimmung der Neigung viele Schwierigkeiten dar, in Anbetracht der häufigen Veränderung der Lage und der großen Verschiedenheit der Größe der Steine.

Nachdem wir uns mit einigen Bissen gekochten Fleisches und einem Glas Wein etwas gestärkt hatten, setzten wir unsern Anstieg fort, denn wir hatten Eile, noch vor Sonnenuntergang den Punkt zu erreichen, wo wir die Nacht zubringen sollten, bis wohin wir nach der Behauptung unseres Führers noch eine starke halbe Stunde zu steigen hatten. Um fünf Uhr fiel in einer Höhe von 12,900 Fuß etwa zehn Minuten lang ein leichter Schnee; und um halb sechs Uhr erreichten wir in einer Höhe von 13,200 F. eine kleine Hochebene, wo wir uns anschickten, die Nacht zu verbringen.

Die Führer räumten die Steine beiseite und breiteten auf dem Boden ein großes Stück Filz aus, auf welches wir uns nach einem mühsamen Anstieg von beinahe fünf Stunden mit Entzücken niederließen. Da es uns in Anbetracht der wenigen Träger nicht möglich gewesen war, einen Vorrat von Brennholz zur Bereitung unseres Thees mitzuschleppen, mußten wir uns mit einer kleinen Weingeistlampe begnügen, welche wir für den etwaigen Notfall mitgenommen hatten. Zu unserer großen Enttäuschung war aber die Lampe zerbrochen, so daß wir uns den Thee versagen mußten. Schon auf einer Höhe von 12,000 Fuß hatte ich einen leichten Kopfschmerz verspürt und mein Kopf erschien mir wie in einen Schraubstock gespannt. Nach der Ankunft an dem Orte, wo wir übernachten wollten, fühlte ich mich von starken Uebelkeiten befallen, welche immer heftiger wurden und bald in Erbrechen ausarteten. Dieser Zustand zwang mich, auf das Abendessen zu verzichten, ich zog einen Kaftan von Hirschfell an, wickelte mich in meine Burka (Mantel aus behaartem Ziegenfell), streckte mich auf mein improvisiertes Lager und versuchte zu schlafen, um mir Kräfte für den folgenden Tag zu sammeln. Einer meiner Gefährten, Herr Popoff, fühlte sich ebenfalls etwas unbehaglich, was ihn aber gar nicht hinderte, am Abendbrot teilzunehmen; der andere, Iwanoff, hatte sich anfangs ganz wohl befunden, allein nach Sonnenuntergang begann er ebenfalls über heftigen Kopfschmerz zu klagen, der sich immer mehr steigerte, so daß er die ganze Nacht wimmerte. Mein krankhafter Zustand hinderte mich am Abend und in der Nacht an der Vornahme meteorologischer Beobachtungen, so daß ich nicht einmal die niedrigste Temperatur der Nacht bestimmen konnte; allein nach den Thermometer-Beobachtungen, die ich nach den großen Anstrengungen des vergangenen Tages am Abend und am frühen Morgen gemacht hatte,

[1] Ein heimisches Gericht, welches aus kleinen Stücken am Spieß gebratenen Schaffleisches besteht.

konnte ich die Ueberzeugung haben, daß der Thermometer mitten in der Nacht notgedrungen auf —7° C. heruntergegangen war. Trotz meines sehnlichen Wunsches, einzuschlafen, konnte ich die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen.

Am 13. August Morgens fünf Uhr waren wir schon auf den Beinen und zum Aufbruch gerüstet. Die Sonne war zwar noch nicht aufgegangen, aber es war hell genug, um den Weg zu unterscheiden. Trotz meiner schlaflosen Nacht und meines langen Fastens — ich hatte seit vier Uhr des gestrigen Nachmittags nichts mehr gegessen — fühlte ich mich doch stark genug und gab auch die Hoffnung nicht auf, den Gipfel zu erreichen. Popoff war ebenfalls, trotz seiner schlaflosen Nacht, frisch und gut aufgelegt. Da unser dritter Gefährte, Iwanoff, sich nicht ganz wohl fühlte, schlug ich ihm vor, er solle umkehren, allein er erwiderte: er wolle uns nicht verlassen und mit uns gehen, bis seine Kräfte ihn verlassen würden.

Wir ließen fünf Kurden an dem Orte zurück, wo wir geschlafen hatten und brachen unserer neun auf. Wir hatten nur das Allernotwendigste mitgenommen: Lebensmittel und unsere Burkas. Wir kamen bald an einem kegelförmigen Felsen vorüber, der sich auf der südöstlichen Flanke des Ararat erhebt und als die Grenze des ewigen Schnees betrachtet werden kann. Die Bestimmung der Schneegrenze des Ararat ist sehr schwierig, denn an dem einen Orte findet man den Schnee in den Vertiefungen oder Falten des Gesteins, während anderwärts ganz schneefreie Strecken sich bis zum First des Berges hinaufziehen. Die mittlere Höhe der Linie des ewigen Schnees im Südwesten läßt sich im allgemeinen auf 13,500 Fuß festsetzen, allein diese Schätzung ist jedenfalls nur eine annähernde. Von der Basis des großen vorerwähnten Felsens geht in entgegengesetzter Richtung ein ziemlich großes Schneefeld aus, welches sich bis zum Gipfel erstreckt und eine Neigung von ungefähr 35 Grad hat. Unter der blinkenden Schneedecke hört man das Rauschen eines Baches, welcher sich einen Weg unter dem Eise bahnt, und von dem man, da er sich nicht an der Oberfläche zeigt, annehmen kann, daß er in einen Abgrund stürzt und sich von da in der Erde verliert, was in Anbetracht der porösen Natur des Gesteins, welches die Basis des Berges bildet, sehr wahrscheinlich ist.

Dieses Schneefeld begrenzt auf beiden Seiten zwei schmale Bergketten, welche von Trachyt und Andesit gebildet werden, die ohne Ordnung übereinander gestürzt sind. Eine dieser Ketten, und zwar die zur Linken, sollte uns zum Gipfel hinanführen. Iwanoff, welcher sich immer schlechter werden fühlte, gab endlich unseren Bitten nach und entschied sich für das Umkehren; so trennten wir uns in einer Höhe von 13,600 Fuß, und wir setzten unsern Anstieg fort.

Von Zeit zu Zeit fanden sich auf unserm Weg sandige, mit Kies bedeckte Stellen, was die Schwierigkeiten des Ansteigens noch bedeutend erschwerte, denn dieses lose Geröll wich beständig unter unseren Füßen. Popoff marschierte anfangs wacker mit, allein nach und nach bemerkte ich, daß er zurückblieb und sichtlich mit Mühe sich fortschleppte; er meinte, wenn er nur etwas Brennmaterial hätte, so würde ihn eine Tasse Thee bald wieder gekräftigt haben. Bei diesen Worten meldete uns einer der Führer, er habe weiter oben eine Stange gesehen, mit welcher wir ein Feuerchen anmachen könnten. „Wir wollen noch ein Stück weit vorrücken", sagte er, um uns zu ermutigen, „wir nähern uns der Stange und dann können Sie Ihren Thee haben und ausruhen!"

Ich setzte meinen Weg fort, allein Popoff erklärte, er könne unmöglich weiter mitgehen; es ward also beschlossen, durch zwei Träger die Stange holen zu lassen, welche von irgend welchen Reisenden als Erinnerung zurückgelassen worden war. In Erwartung unseres Thees lagerten wir uns auf den Steinen und versanken von Müdigkeit überwältigt, bald in einen leichten Schlaf.

Als ich aus diesem halbbetäubten Schlummer erwachte, sah ich zu meiner größten Genugthuung die hellen Flammen, auf welchen das Wasser zur Bereitung unseres stärkenden Trankes kochte. Das Holz der Stange war bereits ganz verzehrt mit Ausnahme zweier kleinen Stücke, auf welchen ich Inschriften bemerkte: auf dem einen Stück waren die Buchstaben C. B., auf dem andern die Buchstaben H. K. in russischer Schrift eingeschnitten — offenbar die Anfangsbuchstaben von zwei Reisenden, welche vor einigen Jahren die Besteigung des Ararat versucht, aber, als sie sich nicht mehr die Kraft zutrauten, den Gipfel zu erreichen, ihren Namen auf eine lange Stange eingeschnitten und diese auf ihrem Wege zurückgelassen hatten.

Ich vermag noch nicht sicher zu entscheiden, von wem diese Stange hier zurückgelassen worden ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es die Stange, welche der Professor Abich 1845 auf dem Gipfel aufgepflanzt hat; sie ist vermutlich von Lawinen zu dem Ort heruntergetragen worden, wo wir sie gefunden haben. Nachdem wir wieder einige Kraft gesammelt hatten, setzten wir den Anstieg fort. Das Wetter war herrlich, der Himmel rein, ein leichter Wind wehte aus Süden, gerade vor uns glänzte der beschneite Gipfel in der Sonne. In der Höhe von 14,800 Fuß fand ich zwischen den Steinen ein lebendes Marienkäferchen, Coccinella septempunctata. Den ganzen Weg entlang schwankte die Neigung zwischen 20 und 30 Grad.

Nach einigen Marschstunden befanden wir uns vor einer großen Felswand, welche uns von unten gesehen unersteiglich erschien, indessen fanden — dank einigen abgebröckelten Steinen — die Führer einen Weg, welcher zwar nicht sehr bequem, aber wenigstens noch gangbar war, so daß wir diese gefährliche Passage bald zurückgelegt hatten. Den ganzen Weg entlang bemerkte ich an vielen Stellen unter den Steinen Flecke, welche mit einem

ziemlich durchsichtigen Eis bedeckt waren; mehrere Bächlein durchfurchten diese blinkenden Oberflächen. Allem Anschein nach überschritten wir Eisfelder, welche mit den von oben heruntergefallenen Steinen bedeckt waren. Die Steinschicht war von wandelbarer Dicke und das darunter befindliche Eis erschien nur an einigen Stellen.

In der Höhe von 15,500 Fuß fand ich Blumen, welche auf einer kleinen sandigen Anhöhe zwischen den Steinen wuchsen. Um ein Uhr Nachmittags erreichten wir den First des steinigen Felsens, welchen wir seit dem Morgen erkletterten; jenseit desselben erstreckte sich ein Raum mit sanfterer Neigung, aber als Ersatz dafür wurde das Ansteigen um so schwieriger wegen der lockeren, geröllartigen Beschaffenheit des Terrains. Unmittelbar darauf erschien der schneebedeckte Gipfel.

Wir befanden uns in einer Höhe von ungefähr 16,000 Fuß über der Meeresfläche. Der Thermometer zeigte 22.6° C. in der Sonne. Hier wollten wir eine kurze Rast machen, um dann die noch zurückzulegende Strecke in Einem Zuge zu machen, aber wir konnten uns nicht lange aufhalten, denn es war schon spät und wir mußten uns beeilen, wenn wir den Abstieg noch vor Einbruch der Nacht zurücklegen wollten; außerdem stieg von Süden her eine große düstere Wolke auf und weissagte nichts Gutes. Kaum hatten wir einige Schritte gemacht, so fühlten wir uns durch einen starken Schwefelgeruch unangenehm berührt. Die Führer beeilten sich, Mund und Nase mit ihren Taschentüchern sorgfältig zu bedecken; ich hatte den Kopf in meinen Baschlik gehüllt, da ich aber mit Mühe atmete und der Schwefelgeruch mich nicht zu sehr belästigte, so entledigte ich mich endlich meiner Kopfbedeckung. Diese schwefeligen Ausdünstungen wurden uns von dem Winde zugetrieben, der zu unserer Linken wehte. Endlich ward die sandige Stelle zurückgelegt und um zwei Uhr Nachmittags betraten unsere Füße den heiligen Gipfel des großen Ararat.

Dieser Berggipfel bietet eine ziemlich ausgedehnte Schneefläche dar und ist in zwei Teile geschieden durch einen Abgrund, welcher an der Nordostseite beinahe an der Oberfläche beginnt und nach der türkischen Seite hin immer breiter und tiefer wird, eine Tiefe von etwa hundert Fuß erreicht und in einem senkrechten Absturz endet, dessen Tiefe ich nicht schätzen konnte, weil man sich dem Rande nicht zu nähern vermochte.

Da der Abgrund beinahe ganz unter dem Schnee versteckt war, was nur selten sich ereignet, so vermochte ich seine Dimensionen nicht genau zu messen; auch konnte ich nichts von dem Vorhandensein einer sehr tiefen, bogenförmigen Spalte bemerken, welche ihn in seiner ganzen Breite durchqueren soll und von welcher zwei Reisende sprechen, Abich und Siwoloboff, welche beziehungsweise in den Jahren 1845 und 1882 den Ararat bestiegen haben. Im heurigen Jahre war der Ararat nach der Aussage der Eingeborenen mit einer sochen Schneemasse bedeckt, wie sie die Führer nach ihrer Versicherung noch nie gesehen hatten, so daß sie an der Möglichkeit zweifelten, den Gipfel zu erreichen. Diese Umstände erklären es, warum der Abgrund, welcher die beiden Gipfel trennt, mit einer so dichten Schneedecke bedeckt war. Nach der Behauptung der Führer war der Abgrund im Jahre 1882 ganz unbedeckt, so daß man ihn trockenen Fußes durchwandern konnte. Der Schnee, welcher auf dem Gipfel liegt, ist hart und trocken und man sinkt nicht in denselben ein. Der Gipfel zur Rechten, gegen Südost, bietet ein leicht ausgebauchtes Plateau von ungefähr 90 F. Länge und 60 F. Breite dar. Ein Teil dieses Gipfels wendet sich dem Araksthale zu und ist beinahe ganz schneefrei und mit Steinen bedeckt, von denen ich eine Sammlung mitgebracht habe. Die Schneedecke folgt der Richtung nach Südwest und verdickt sich mehr und mehr, erreicht daher in der Mitte des Plateau's eine Mächtigkeit von beinahe 2 F. Am Südende war sie so dick, daß sie nicht gemessen werden konnte, und es liegt die Vermutung nahe, daß unter diesem Schnee sich eine Eisschichte findet.

Der linke Gipfel, auf der Nordwestseite, bietet ebenfalls ein schneebedecktes Plateau dar, aber mit einer kleinen Erhöhung in der Mitte; sein Umfang ist bedeutender als der des Gipfels zur Rechten. Die Dünste, welche an einem heißen Tage aus den Thälern und auf den Bergen aufsteigen, welche den Ararat umgeben, entzogen uns das ungeheure Panorama, welches sich zu unseren Füßen entfaltete. Nach den Schilderungen des Generals Chodska, welcher im Jahre 1850 mehr als fünf Tage auf dem Gipfel zugebracht hat, erblickt man an einem hellen Tage in der Ferne das Schwarze und das Kaspische Meer und die Gipfel des Kasbeck und des Elbrus. Auf dem Gipfel zur Rechten fand ich ein anderes Marienkäferchen, aber größer und bläsſer als das vorige. Ich wäre gern so lange wie möglich auf dem Gipfel geblieben, aber die Führer widersetzten sich meinem Wunsche und zeigten mir gegen Süden eine ungeheure schwarze Wolke, welche nach ihrer Versicherung ein unvermeidliches Schneegestöber bringen werde. Die Träger hatten ohne Erlaubnis auf halbem Wege das Gepäck abgeworfen, um sich desselben zu entledigen, und wir setzten uns daher bei längerem Verweilen der Gefahr aus, entweder zu verhungern oder zu erfrieren. Der Abstieg bei einem Schneesturm von solchen Höhen ist unmöglich, denn man wird vom Schnee geblendet und kann sich leicht verirren.

Ich mußte also in die Rückkehr willigen, wenn ich nicht allein bleiben wollte. Wir begannen daher den Abstieg, nachdem wir auf dem Gipfel zur Rechten eine Steinpyramide von ungefähr fünf Fuß Höhe errichtet hatten, welche von Sardar-Bulak aus mittelst des Fernrohrs sichtbar war. Einige Fuß niedriger als der Gipfel befestigten wir an einem Felsen eine metallene Gedenktafel mit einer auf unseren Besuch bezüglichen Inschrift und einen Minimum-Thermometer, welchen uns zu diesem

Zweck die Kaiserliche Russische Geographische Gesellschaft mitgegeben hatte, um während eines gewissen Zeitraums die niedrigste Temperatur zu ermitteln. Kaum hatten wir eine Entfernung von 500 F. zurückgelegt, so begann das Schneegestöber, welches die Schwierigkeiten unseres Abstiegs noch steigerte. Die vom Schnee nassen Steine boten uns keinen genügenden Fußhalt mehr, und so glitten wir beständig aus. Trotz all dieser Hindernisse und unter fortwährender Gefahr des Halsbrechens, kamen wir jedoch so rasch vom Fleck, daß wir schon um fünf Uhr Abends an dem Orte waren, wo wir die vorige Nacht verbracht hatten. Im Heruntersteigen bemerkte ich einen Stein, welcher auf der einen Seite die Gestalt eines großen ovalen Bechers von etwa einem Meter Höhe, der sich auf zwei Füße stützte, hatte, auf der anderen Seite aber nur das Aussehen eines Felsblockes gewährte. Das Schneegestöber dauerte noch immer fort, obwohl der Wind sich etwas gelegt hatte. Da wir keine Kleider zum Wechseln bei uns hatten, mußten wir unsere nassen Kleider auf dem Leibe behalten, was sehr unbequem war. Wir fanden unsere drei Führer an dem Orte, wo wir sie verlassen hatten, und brachen nach einer kurzen Rast wieder auf.

Wir wollten noch vor Einbruch der Nacht nach Sardar-Bulak zurückkehren; unsere Führer schlugen einen Weg ein, welchen sie für näher hielten, der sich aber als weit länger erwies, denn die Nacht hatte bereits mit ihren tiefen Finsternissen die umgebenden Berge und Ebenen verhüllt, als wir noch immer hinunterstiegen. Endlich verirrten wir uns und mußten in der Unmöglichkeit, auf einem Pfade fortzuwandern, welcher sogar bei Tage wenig gangbar ist, uns entschließen, Halt zu machen und das Morgenlicht abzuwarten. Zu unserer großen Freude entdeckten wir eine Höhle, worin wir wenigstens ein Obdach vor dem sintflutartigen Regen fanden, welcher die ganze Nacht hindurch fiel. Die Morgenröte begann kaum die Gipfel der Berge zu vergolden, so waren wir schon wieder auf den Beinen, und um sechs Uhr Morgens umarmten wir schon unsere Kameraden, welche unsertwegen sehr in Sorge gewesen waren, als sie am vorigen Tage den Gipfel unseres Bergriesen sich mit einem dichten Nebelschleier umgeben sahen.

Die Besteigung des kleinen Ararat durch E. v. Kowalewsky. Am 13. August, während wir auf dem großen Ararat waren, wandte sich der zweite Organisator unserer Expedition, Herr v. Kowalewsky, nach dem kleinen Ararat, um dessen Gipfel zu erreichen und daselbst gleichzeitig mit uns meteorologische Beobachtungen zu machen. Er beabsichtigte überdies, den Gipfel des großen Ararat in dem Augenblick zu photographieren, wo wir ihn erreicht haben würden.

Der kleine Ararat ist zwar bedeutend niedriger als der große, bietet aber trotzdem große Schwierigkeiten wegen seiner steilen Hänge, welche oft eine Neigung von 40° erreichen, und wegen der Beschaffenheit des Terrains dar, das aus vulkanischem Sand und losen Steinen besteht, welche unter den Füßen weichen.

In der Zahl von dreizehn Personen Morgens um zehn Uhr von Sardar-Bulak aufgebrochen, erreichten Herr v. Kowalewsky und der Kosake S. Dudka allein den Gipfel etwa um 4½ Uhr Nachmittags, während ihre Gefährten auf halbem Wege zurückblieben und auf jeden weiteren Versuch verzeichteten.

Der Gipfel des kleinen Ararat bietet einen Raum von ziemlich bedeutender Ausdehnung dar, über welchen sich mehrere Felsen von vulkanischem Ursprung zu einer Höhe von 50 bis 100 F. erheben. Südlich vom Gipfel liegt ein kleiner, durch geschmolzenen Schnee gebildeter See. Der von der türkischen Seite heranziehende Schneesturm gestattete Herrn v. Kowalewsky nicht, lange auf dem Gipfel zu verweilen und so fand er keine Zeit mehr, nach einer großen Steinplatte mit einer Keilschrift-Inschrift zu forschen, welche ein alter Armenier dort oben gesehen haben wollte.

Der Argury-Gletscher. Der obere Teil des St. Jakobs-Defilée bildet einen auf drei Seiten von hohen, senkrechten Felswänden umgebenen Kreis, und diese Wände fallen beinahe vom Gipfel selbst herab. Die Mächtigkeit der auf diesen Felsen lagernden Schneeschichten ist sehr bedeutend und kann nach dem Augenmaße auf mehrere Hundert Fuß geschätzt werden. Aus diesen furchtbaren Schneemassen entsteht der vorgenannte Gletscher, der als eine Eiscascade in das St. Jakobs-Engthal sich herabsenkt und, nachdem er die Sohle desselben erreicht hat, eine beinahe horizontale Richtung annimmt. Die Breite des Gletschers beträgt an der Stelle, wo er in das Defilée eintritt, 175 m., dann verbreitert er sich auf 250 m. Auf eine Strecke von etwa vier Lieues mit Sand und Steinen bedeckt, teilt er sich in zwei ursprüngliche Arme, welche durch Schluchten oder Schneespalten von 30—40 F. Tiefe geschieden werden.

Der Gletscher ist von tiefen parallelen Spalten durchfurcht; der oberste Schnee ist schmutzig weiß, und in einer der Spalten findet sich ein großer Wassertümpel. Die Spalten sind von der mannigfaltigsten Form; so ist eine darunter, welche am Gipfel enger ist als an der Basis; da sie aber mit Steinen bedeckt ist, wird sie nur von der Seite her sichtbar.

Die Ueberbleibsel der Eiszeit, wie Eistische ꝛc., sind durch die Lawine von 1840 davongeführt worden. Die Ränder des Engthals sind sehr steil, und man findet eingestürzte und ausgebrochene Stellen. Es fallen und rollen immer Steine von oben herunter, fliegen oft über die seitlichen Schneespalten auf den Gletscher und höhlen daselbst Löcher aus. An mehreren Orten hat der schmelzende Schnee Höhlen und Tunnels bis zu 15 F. Länge gebildet.

Mitten in dem Defilée, in einer Höhe von 8600 F. befindet sich ein Schlammteich von 60—80 Fuß Länge und 20—30 Fuß Breite; an zwei Punkten, im Osten und im

Süden, konzentrieren sich die Gase unter dem Boden und heben von Zeit zu Zeit den an der Oberfläche angesammelten Schlamm empor.

Der Weg zum Ararat führt über Aralych nach Sardar-Bulak; hier muß man Balia-Achmet-Ogly oder Mahmud-Amo-Ogly zum Führer nehmen und mindestens zehn kurdische Träger mitnehmen. Der Lohn für die Führer und Träger, welchen man nicht vor beendigter Besteigung zahlen muß, soll für den Führer 50 Rubel oder 30 Rubel und ein schönes Geschenk (einen Dolch, eine Flinte oder irgend einen derartigen Gegenstand) nicht übersteigen; den Trägern, welche bis zum Gipfel mitgehen, gibt man je fünf, den anderen je drei Rubel. Man muß notgedrungen von Sardar-Bulak am frühesten Morgen aufbrechen, damit man von dem Ort, wo die Pferde zurückgelassen werden müssen, spätestens um zehn Uhr Vormittags wieder aufbrechen kann. Man muß einen Vorrat von Brennmaterial, Lebensmitteln, warmen Kleidern und Burkas mitnehmen. Der Ort, wo man die Nacht zubringen wird, darf sich nicht in mehr als 14,000 Fuß Meereshöhe befinden; wenn man am andern Morgen um fünf Uhr nach dem Gipfel aufbricht, kann man mit Einbruch der Nacht wieder in Sardar-Bulak zurück sein.

E. Markoff,
Mitglied der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft.

Die Reform der Wehrmacht Belgiens.

(Schluß.)

Wenn die belgische Nation den persönlichen Heeresdienst angenommen haben wird, so wird sie, hofft General Brialmont, nicht mehr einräumen, daß der Dienst bei der Fahne als eine Kalamität für die Familien betrachtet und daß der Militärdienst einer Strafe gleich erachtet wird.

Die vier für die Remuneration bestimmten Millionen würden jährlich zu den sechs Millionen hinzukommen, welche die Wehrsteuer ergäbe, und Belgien würde derart die rationelle Organisation, welche oben erwähnt wurde, erhalten können, ohne daß seinem Staatsschatz neue Lasten erwüchsen. Allein selbst wenn diese Organisation von den Beteiligten einen kleinen Beitrag von Opfern erforderte, so würde dies kein Grund sein, sie zu verurteilen, denn Belgien ist einer der geringst besteuerten Staaten Europa's und der für seine Verteidigung die geringste Steuerquote opfert. Dieselbe beträgt nur 14.5 Proz., während sie bei den anderen Ländern von 15.2 Proz. bis 41.7 Proz. variiert. Es existiert in Belgien in dieser Hinsicht eine so starke Tendenz zur Sparsamkeit, daß es geboten erscheint, wiederholt daran zu erinnern, daß die Militärlasten der Staaten im Verhältnis zu den Gefahren ihrer Situation und zu ihrem Entschluß, ihre Unabhängigkeit und ihre Selbständigkeit zu wahren, stehen müssen.

Vor einigen Jahren geschah dies in der Kammer seitens zweier ausgezeichneter Mitglieder des belgischen Parlaments, von denen eines der katholischen, das andere der liberalen Partei angehörte. Der Vernunft und dem Patriotismus Gehör gebend, sagte Herr de Nayer: „Wenn es sich um Ausgaben für unser Militärwesen, d. h. die Garantie unserer Unabhängigkeit, handelt, tritt die finanzielle Frage in den Hintergrund. Wenn es sich um die Verteidigung des Landes handelt, so deckt sich das Nützliche mit dem Notwendigen, und ist das Nützliche einmal erkannt, so gibt es keine andere Frage, als das Mögliche; denn es handelt sich dabei um eine Existenzfrage. Es gibt im öffentlichen wie im Privatleben harte Notwendigkeiten, denen man nachzugeben verstehen muß, wenn man nicht noch Schlimmeres über sich ergehen lassen will."

Und Viktor Tesch äußerte: „Man sagt, daß unser Militärsystem verderblich ist. Ich wünschte, es wäre es noch etwas mehr. Ich sage dies im vollen Ernst. Gibt es in irgend einem andern Lande der Welt drei Millionen Hektaren, die in jeder Hinsicht so viel Reichtum repräsentieren, wie in Belgien, an Bevölkerung, Fruchtbarkeit des Bodens, Kapital ꝛc.? Trotzdem bezahlt Belgien weniger für seine Militärorganisation und für seine Verteidigung, wie irgend eine der anderen Nationen. Wenn wir uns schon derart ruinieren, was muß die Lage Frankreichs, welches die Lage Deutschlands sein? Alle diese Länder sind nicht so reich wie wir, und trotzdem sind die Militärlasten dort viel größer. . . . Ich werde für alle von der Regierung vorgelegten Projekte stimmen, ich werde denjenigen, die dazu bestimmt sind, unsere Unabhängigkeit zu wahren, keinen Sou und keinen Mann zur Verteidigung des Landes verweigern."

Den kleinen Staaten, schrieb kürzlich ein Diplomat, ist es heute bekannt, daß sie bei keiner Großmacht eine kräftige Unterstützung finden werden, welches Interesse dieselbe auch an ihrer Erhaltung haben möge. Sie müssen auf ihre eigene Thatkraft zählen, um ihre Unabhängigkeit zu verteidigen, die für ganz Europa von Wichtigkeit ist. Die neutralen Staaten haben neue Pflichten; wenn sie unthätig bleiben, so machen sie sich zum Mitschuldigen der Armeen, welche ihr Gebiet zu verletzen beabsichtigen.

Unter den kleinen Staaten hat Belgien, das besonders einem Angriff ausgesetzt ist, eine schwierige Aufgabe; seine Neutralität verteidigen, heißt nicht nur seine Unabhängigkeit sichern, es heißt die Pflicht erfüllen, die ihm die Londoner Konferenz auferlegt hat, als sie es anerkannte; es heißt eine wichtige Militärstraße sperren, und das Schlachtfeld im Interesse des allgemeinen Friedens enger begrenzen.

Die vorstehenden Sätze entstammen dem englischen Blaubuche von 1888. Ihr Autor führt zur Unterstützung seiner Behauptungen eine Erklärung Lord Derby's und die kürzlich von den ersten Journalen Englands, besonders dem „Standard", dem offiziösen Organ des jetzigen

englischen Kabinets, ausgesprochenen Ansichten an. Alle stimmen darin überein, daß England sich keinen großen Krieg auf den Hals laden wird, um Belgien in dem Falle zu Hülfe zu kommen, daß Deutschland oder Frankreich seine Neutralität verletzte, aber alle geben auch mit Sir Charles Dilke zu, daß Belgien, wenn es Präventivmaßregeln für seine Verteidigung träfe, respektiert werden würde.

Indem Belgien dieser Pflicht genügt, wird seine Armee Echecs erleiden können, und das Land kann schwere Krisen zu bestehen haben, allein es wird nach dem Kriege, wenn seine Regierung in der Lage ist, zu beweisen, daß das Land die erforderlichen Opfer für seine Verteidigung gebracht hat, und daß es in dieser Hinsicht nicht hinter den anderen Staaten zurückgeblieben ist, mit lauter Stimme das souveräne Recht seiner Unabhängigkeit verlangen können, da es keine seiner Pflichten weder gegen sich selbst noch gegen Europa verabsäumt hat. Etwas ganz anderes würde es sein, wenn man das Recht hätte, von Belgien, nachdem es von einem der Kriegführenden besiegt und besetzt wäre, zu sagen: Seine zu schwache, schlecht organisierte und schlecht rekrutierte Armee hat die ihr zufallende Rolle, die Invasion zu verhindern oder wenigstens den Vormarsch des Angreifers zu hemmen, nicht durchzuführen vermocht. Indem es sich den von der ihm zufallenden Mission unzertrennlichen Opfern entzog, hat es den Vertrag, kraft dessen es existiert, gebrochen.

Was wird Belgien auf diese Sprache antworten können? Die Sophismen Herrn Woeste's und die Proteste der katholischen Kreise werden Belgien nicht hindern, dem Schicksal Polens, der Republik Venedig, des Königreichs Hannover und so mancher anderer Staaten zu erliegen, die seit einem Jahrhundert von der Karte Europa's verschwunden sind. Es ist Zeit, daß die Nation sich von diesen Wahrheiten überzeugt und daß die Regierung sie an ihre Pflichten erinnert, indem sie gleichzeitig unerschrocken die ihrige thut.

„Verlangen Sie", sagte einst Orts in der belgischen Kammer, „Männer und Geld, Blut und Gold, kurz alles, was für die Verteidigung des Landes unerläßlich ist, Sie werden es erhalten". Dies war auch die Ansicht Devaux's, der sich folgendermaßen aussprach: „Jedesmal, wenn die Regierung sich entschlossen auf die Höhe ihrer Verantwortlichkeit stellt und sich mit Festigkeit und Vertrauen an den Patriotismus des Landes wendet, um ihm zu erkennen zu geben, was seine heiligsten Interessen fordern, wird sie bald verstanden werden und die Opposition, welche einer weniger hohen Auffassung huldigt, besiegen."

Jedes Volk, welches zu leben beansprucht, muß auf sich selbst rechnen und nichts von den anderen oder vom Zufall erwarten. „Die Belgier", sagt einer ihrer Staatsmänner, „haben ihr Loos bis jetzt nur durch Friedensleistungen verdient. Sie können nicht darauf rechnen, für immer von den übrigen befreit und von den Schwierigkeiten verschont zu bleiben, über die man nur durch hartnäckige Energie und weite Voraussicht triumphiert." Es gibt Augenblicke im Leben der Nationen, bemerkt General Brialmont, in denen man den Mut haben muß, sie harte Wahrheiten hören zu lassen, um sie vor der Schande und dem Verderben zu bewahren.

Zu viel Wohlergehen und Glück haben Belgien undankbar und blind gemacht; undankbar gegen das Gluck und blind gegen seine Fehler und Gefahren.

Seit 1839 entgieng Belgien allen Kriegen, allen starken politischen und sozialen Erschütterungen. Ein Zusammentreffen außergewöhnlich günstiger Umstände gestattete ihm, sich zu konsolidieren und zu entwickeln. Der Orkan von 1848 hatte alles ringsumher niedergeworfen. Belgien allein hat sich ihm gebeugt, ohne zu brechen. Das Kaiserreich mit seinen drohenden Traditionen und Neigungen ist vorübergegangen, ohne es zu erschüttern, und große Kriege wurden ringsum geführt, ohne die belgische Armee in den Kampf zu verwickeln. Es gibt wenig Nationen, die es seit fünfzig Jahren nicht nötig hatten. Ströme von Blut zur Verteidigung der Ordnung im Innern oder der nationalen Unabhängigkeit zu vergießen, Belgien allein hat sich eines tiefen Friedens und verhältnismäßiger Sicherheit erfreut, und nur die zur Erhaltung einer Armee auf dem Friedensfuß erforderlichen Ausgaben und Opfer zu tragen gehabt.

Und inmitten dieses in der Geschichte beispiellosen Glücks erheben sich dort noch Stimmen, welche die Verminderung der Militärlasten verlangen und die reichste Nation des Kontinents als unter dem Druck ihrer Steuern darniederliegend hinstellen!

Angesichts dieser Thatsache erscheint es angezeigt, an die beredten und patriotischen Worte Frère-Orban's zu erinnern.

„Wie", rief er in der Deputiertenkammer aus, „diese reichen Provinzen, welche seit so vielen Jahrhunderten der Gegenstand so mannigfachen Begehrens gewesen sind, sollten in einem außerordentlichen Augenblick keine mutige Anstrengung zu ihrer Rettung machen können? Dieselben würden alsdann von Trägheit und Furcht übel beraten sein, und man würde sie schimpflich ins Verderben locken, wenn man sie ermunterte, nur zu berechnen, was ihnen die Erhaltung ihrer Ehre, Unabhängigkeit und Freiheit kostet. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß man ihnen klar machen muß, was ihnen drei Tage der Eroberung, drei Tage Prokonsulat, drei Tage Unordnung und Anarchie kosten würden, und sie werden bald begreifen, wenn sie es nicht schon zur Genüge aus den Erinnerungen der Vergangenheit wissen, daß die Opfer, welche sie sich auferlegen, nichts im Vergleich zu den hohen Gütern sind, um deren Erhaltung es sich handelt."

Man muß den Belgiern, die sich über das angebliche Uebermaß ihrer Militärausgaben beklagen, die Worte Thiers' gegenüber König Leopold I. ins Gedächtnis zurückrufen: „Ohne gute Verteidigungsmittel wird Belgien der

Spielball der ganzen Welt sein", sowie die Aeußerung desselben Staatsmannes seinen Landsleuten gegenüber: „Es kostet zu viel, schwach zu sein".

Die Lage Belgiens ist heute weniger sicher, wie sie es am Tage nach Königgrätz war, als ein katholischer Deputierter und früherer belgischer Minister des Aeußern sagte: „Die kleinen Staaten, welche glaubten, im Schutze ihrer Neutralität und der Macht der Verträge, sowie der Garantie und der Unterstützung Englands und Europa's, ruhen zu können, dürfen künftig nur auf sich selbst rechnen."

Ein anderer belgischer Deputierter, der ausgezeichnete Jurist Thonissen, zeigte noch weniger Vertrauen in die Garantie der Neutralität und in die Macht des Rechts: „Seit dem 17. Jahrhundert", äußerte er, „hat Belgien fünfmal die Zerstückelung, die Demütigungen und die Leiden erduldet, denen das heutige Frankreich unterworfen ist. Und in diesem stets bedrohten, stets begehrten Lande will man sagen, daß es genügt, sich auf die Achtung vor dem Recht, auf den Respekt vor den Verträgen zu beziehen! Selbst wenn Deutschland und Frankreich sich verständigten und in Belgien einfielen, selbst dann würde ich nicht wünschen, daß man sich schimpflich unterwürfe. Das kleinere Dänemark hat sich nicht vor dem vereinigten Oesterreich und Preußen gebeugt."

Die Notwendigkeit für Belgien, stark zu sein, ist jedoch am besten durch den hervorragenden belgischen Patrioten und Staatsmann Devaux dargelegt worden. „Sobald sich in Frankreich und Deutschland", sagt derselbe, „die Meinung befestigt, daß Belgien einem Invasionsversuch keinen ernsthaften Widerstand entgegensetzen will oder kann, wird jeder der beiden Kriegführenden wünschen müssen, vor dem anderen in dieses Land einzudringen. Dann ist es um seine Neutralität geschehen, seine Schwäche zieht ihm zwei Feinde zugleich auf den Hals; Belgien wird, wie früher, der Schauplatz des Krieges und seine Nationalität wird in den Strudel gerissen, vor dem eine feste Voraussicht es höchst wahrscheinlich bewahren würde."

Eine Reihe von Jahren früher schrieb ein aufrichtiger und ergebener Freund Belgiens, der Baron v. Stockmar, der Vertraute Leopolds I., folgende noch heute beherzigenswerte Zeilen: „Wenn ich im Moment einer europäischen Krise in Belgien Minister wäre, würde meine Politik die folgende sein: 1) Aufrechterhaltung der vertragsmäßigen Neutralität Belgiens in ihrem vollen Umfange; 2) die Auslegung dieser Neutralität gegenüber Europa für mich in Anspruch zu nehmen; 3) um mich mit diesem Akte belgischer Autonomie in Einklang zu setzen, eine möglichst starke Armee aufstellen, in der festen Ueberzeugung, daß es unter diesen Umständen keiner europäischen Macht einfallen würde, die Neutralität eines Staates zu verletzen, der nach Belieben der einen oder der anderen der kriegführenden Armeen 100,000 Mann Verstärkung zuführen könne."

Dies war auch die Ansicht Devaux's: „Nichts in der Welt", sagte er, „ersetzt im Auslande den Einfluß der militärischen Haltung eines Landes." Dieses Wort fiel an dem Tage, als Belgien unter Vorbehalt gewisser Rechte des Deutschen Bundes einen Teil Limburgs an Holland abtreten mußte.

„Die Gefahr für Belgien", sagt der Autor des Jahrhunderts der Artevelde, „liegt nicht in der Vielseitigkeit und Unternehmungslust der Geister. Sie liegt vielmehr in der unüberwindlichen Aengstlichkeit, in der Art moralischer Trägheit, welche die Belgier abhält, zur richtigen Zeit aus den wichtigsten Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Man glaubt in Belgien zu leicht, daß die Zukunft immer günstig und die Freiheit stark genug ist, sich selbst zu verteidigen."

„Mit den Waffen und nicht mit einem Vertrage in der Hand", bemerkt General Brialmont sehr richtig, „wollen die Freiheit und Unabhängigkeit eines Landes verteidigt sein. Eine Nation, die ihre Pflichten so auffaßt, kann besiegt werden, allein sie behält die Hoffnung und das Recht, sich wieder zu erheben." König Leopold I. äußerte in diesem Sinne: „Die Nationen sterben nur durch Selbstmord." Es ist ein Glück für Belgien und ein Trost für seine Armee, daß diese Wahrheit von dem Nachfolger jenes Fürsten, dem jetzigen König, verstanden wurde und daß derselbe keine Veranlassung vorübergehen läßt, um sie der Nation ins Gedächtnis zurückzurufen.

So äußerte der König vor einiger Zeit in Gent: „Ich habe die feste Ueberzeugung, daß die Nationen, die die Ruhe und das Wohlergehen nicht zu benutzen wissen, um sich gegen Beunruhigungen zu schützen und um die Schätze, welche sie erworben haben, gegen die Launen des Schicksals sicher zu stellen, mit einem Wort, die Verteidigung des Vaterlandes zu sichern, daß diese Nationen ihrem Untergang entgegen gehen."

General Brialmont fügt, nachdem er derart sowohl mit schwer wiegenden Gründen wie beredten Worten und Zitaten für die Reorganisation des belgischen Heerwesens, für die Abschaffung der Stellvertretung, die Einführung des persönlichen Heeresdienstes und die Vermehrung der Armee eingetreten ist, seinen Forderungen noch Vorschläge für die Errichtung einer belgischen Kriegsmarine hinzu, die sich in folgendem resumieren lassen.

Die Verteidigung der Schelde und der inundierten Polder unterhalb Antwerpens würde erfordern: 10 Torpedoboote von 36 m. Länge, 5 m. Breite, 0.70—1 m. Tiefgang, 1000 Pferdekräften, 22 Knoten Geschwindigkeit und einer Besatzung von 10 Mann. Diese mit 2 Torpedorohren versehenen Boote würden je 130,000 Francs kosten. Ferner 10 Kanonenboote von 18.60 m. Länge, 3.60 m. Breite, 0.75 m. Tiefgang, 200 Pferdekräften, 13 Knoten Geschwindigkeit, 12 Mann Besatzung und als Armierung ein drehbares 57 mm. Schnellfeuergeschütz. Die Kosten für die Kanonenboote werden auf je 62,000 Francs incl. der Armierung veranschlagt.

Zum Schutz des Handels und der Fischerei sind erforderlich 6 Avisos von 41 m. Länge, 6.80 m. Breite, 3.60 m. Tiefgang, 400 Pferdekräften, 10½ Knoten Geschwindigkeit, 60 Mann Besatzung und eine Armierung mit vier 57 mm.-Schnellfeuergeschützen. Die Kosten für ein derartiges Aviso würden incl. der Armierung 375,000 Francs betragen. Schließlich 2 Kreuzer von 90 m. Länge, 10.80 m. Breite, 6 m. Tiefgang, 1800 Pferdekräften, 12 Knoten Geschwindigkeit, 200 Mann Besatzung und einer Armierung mit acht 57 mm.-Schnellfeuerkanonen. Die Kosten eines solchen Kreuzers würden sich auf 1,200,000 Francs. incl. der Armierung stellen.

Die von den Avisos und den Kreuzern einzunehmenden Stationen würden die folgenden sein: 1. die australischen Häfen; 2. die nord-, süd- und zentralamerikanischen Häfen (Brasilien, Plata); 3) Japan (Yokohama, Kobé, Nagasaki); 4. China (Shanghai, Chefoo, Tientsin, Formosa und Kanton); 5. der Kongo; 6. die Häfen des Mittelmeeres und der Nordsee (besonders zum Schutze der Fischerei).

Die Gesamtkosten der belgischen Kriegsflotte würden nach den angegebenen Schätzungen 6,570,000 Francs betragen, eine Summe, die auf drei oder vier Finanzjahre verteilt werden könnte. Als Bemannung dieser Flotte werden incl. der Offiziere 1028 Mann veranschlagt. Der Unterhalt der Bemannung und des Materials würde jährlich etwa 2½ Million Francs erfordern. In den drei ersten Jahren würde er 1½ Million Francs nicht übersteigen.

General Brialmont verlangt, daß die Frage der belgischen Kriegsflotte erst im Prinzip entschieden werde, und läßt sich daher auf Details nicht ein. Er nimmt an, daß dieselbe, von der Regierung richtig erfaßt und der Kammer klar vorgetragen, sicherlich nicht als unopportun oder gar unnütz beiseite gelegt werden würde. Belgien würde eine sehr geringe Meinung von sich hervorrufen, wenn es allein inmitten der handeltreibenden Nationen prätendieren wollte, Handelsbeziehungen zur ganzen Welt anzuknüpfen, ohne jemals seine Flagge zu zeigen oder einen Akt der Autorität an irgend einem Punkt der Erde statuieren zu können, um seine diplomatischen Agenten, seine Kaufleute, Industriellen oder Auswanderer zu unterstützen oder zu schützen.

Der Nutzen einer Kriegsmarine für die handeltreibenden Staaten sei eine anerkannte Thatsache, über welche die Diskussion geschlossen sei.

Der General schließt seine vortreffliche Schrift mit einer Uebersicht über die Bevölkerung, die Militärbudgets, die Steuern und die für Militärzwecke verwandten Steuerbeträge der verschiedenen Staaten Europa's, aus der hervorgeht, daß Belgien mit 14.5 Proz. der ersteren, am wenigsten von diesen Staaten für sein Heerwesen verwendet, während Deutschland mit 41.1 Proz. am ungünstigsten in dieser Beziehung dasteht.

Es bedarf in Anbetracht der wohlbegründeten Argumente und Deduktionen des hervorragenden Generals keines besonderen Hinweises darauf, wie richtig und den wahren Interessen seines Landes entsprechend seine Vorschläge im großen und ganzen sind; und es steht zu hoffen, daß dieselben, von der belgischen Regierung gebilligt und energisch vertreten, demnächst von der belgischen Volksvertretung im wesentlichen angenommen werden, und daß mit der dadurch bewirkten erhöhten Verteidigungsbereitschaft des nördlichen Nachbarn Frankreichs und Deutschlands ein neues Unterpfand für die Erhaltung des europäischen Friedens geschaffen werden wird.

Der Humbug der Schlangenbeschwörer in Indien.

Vor einiger Zeit enthüllte eine in Mazagon in Indien abgehaltene Totenschau verschiedene interessante und merkwürdige Züge über den Glauben und Aberglauben, welchen die ungebildeten Klassen in Indien bezüglich der Leute hegen, welche im Rufe stehen, „Schlangenbezauberer" zu sein, und die sich des Vermögens rühmen, die Wirkungen des Schlangengifts durch Beschwörungen und andere Mittel neutralisieren zu können. Es scheint, daß ein Hinduknabe von sechs Jahren, dessen Tod der Gegenstand einer Untersuchung von Seiten des Coroners war, seine Hütte Morgens sechs Uhr verlassen und sich nur etwa 30 bis 40 Schritte von der Hütte bei einem hohen Stoße Bretter auf einer offenen Stelle niedergehockt hatte, welche nur eine Armslänge von dem Bretterstoße entfernt war. Es steht mit allem Grund zu vermuten, daß, als das Kind an Ort und Stelle kam, die Cobra nicht sichtbar war, und es erscheint wahrscheinlich, daß die Schlange ihr Versteck zwischen den Brettern verließ, um das Kind als einen Eindringling anzugreifen. Sei dem wie ihm wolle, die Schlange packte das Kind an der großen Zehe des linken Fußes, worauf das Kind sogleich aufsprang und große Anstrengungen machte, um die Viper abzuschütteln, was ihm erst nach einer Weile gelang, während deren sein älterer Bruder, welcher nur etwa 20 Schritte entfernt war, ihm zu Hülfe eilte. Als die Cobra abgeschüttelt wurde, kroch sie rasch in ihr früheres Versteck unter dem Bretterstoße zurück. Das gebissene Kind schüttelte zwar das verwundete Bein einige Sekunden lang heftig, war aber nicht sogleich imstande, die Schlange abzuschütteln, weil wahrscheinlich die langen gekrümmten Giftzähne der Cobra sie hinderten, ihr Opfer unmittelbar loszulassen.

Dies sind die einzigen sich auf den Biß selbst beziehenden Erwägungen, und wir kommen nun, nach der Schilderung der „Times of India", auf das außergewöhnliche Verfahren, welches in der Behandlung des gebissenen Kindes eingeschlagen wurde. Die Mutter, welche nahe dabei in der Hütte war, hörte das Kind schreien und eilte ihm

zu Hülfe. Ehe sie aber noch zur Stelle kam, war die Schlange entwischt. Das Kind deutete auf den Biß und erzählte, wie es zugegangen war. Der Knabe ward nach Hause getragen, worauf die sämtlichen Nachbarn zusammenliefen. Ein Gegenmittel, bestehend aus Neemblättern (Melia Azadirachta), Salz und spanischem Pfeffer ward sogleich zu einem Teig zusammengerieben und das Kind fast gezwungen, denselben hinunter zu schlucken. Dies scheint ein schwaches Erbrechen hervorgerufen zu haben, worauf das Kind unmittelbar in Bewußtlosigkeit versank und etwa 20 oder 30 Minuten nach dem Gebissenwerden starb. Auf den ersten Schreckensruf hin, daß ein Kind von einer Schlange gebissen worden sei, wurde ein Nachbar nach einem Schlangenbezauberer ausgeschickt, und es gelang ihm, einen solchen in der Person eines Kohlenarbeiters in Dongri aufzutreiben. Dieser versicherte sogleich seine Befähigung, jede Art von Schlangenbiß erfolgreich zu behandeln, und ward sogleich zu der Leiche gebracht, denn vielleicht eine Stunde, ehe der Zauberer zur Stelle kam, war das Kind gestorben. Man hätte nun erwarten sollen, daß der Tod des Kindes ihn veranlaßt haben würde, jede Behandlung zu unterlassen, aber dies war nicht der Fall. Vielmehr begann der Zauberer sogleich mit der Anwendung von Beschwörungen über der Leiche des Kindes, und fuhr eine Zeit lang mit denselben fort. Als er aber fand, daß seine Beschwörungen oder muntras vergeblich waren, verlangte der Schlangenbezauberer, daß man ihm das Versteck der Schlage zeige, und versicherte den Versammelten: wenn es ihm gelinge, die Schlange zu fangen, wolle er sie veranlassen, das tote Kind noch einmal zu beißen, und der zweite Biß werde dann das Gift entfernen und das Leben wiederherstellen, welches der erste Biß zerstört habe. Alsbald lief alles nach dem Bretterstoße und mehrere Hundert dieser Bretter wurden so rasch wie möglich entfernt, worauf man eine Cobra von ungefähr drei Fuß Länge entdeckte, die aller Wahrscheinlichkeit nach dieselbe Cobra war, welche das Kind gebissen oder, besser gesagt, geschlagen hatte. Mit bedeutender Geschicklichkeit und wirklichem Mut ergriff der Zauberer die Schlange mit der einen Hand am Schwanz, erfaßte sie mit der anderen um den Hals und trug sie im Triumph in die Hütte, worin die Leiche des Kindes lag. Hier hielt er den Kopf der Schlange an verschiedene Körperteile der kleinen Leiche und ließ seinen Griff um den Hals der Schlange etwas lockerer, um sie zu veranlassen, noch einmal das Kind zu beißen. Allein die Cobra wollte nicht beißen, obwohl der Versuch, sie hiezu zu veranlassen, über eine Stunde fortgesetzt und ihr der Kopf an verschiedene Körperteile der kleinen Leiche gesetzt wurde.

Als dieses Verfahren etwa anderthalb Stunden fortgesetzt und die Hand des Zauberers wahrscheinlich durch das lange kräftige Halten der Schlange um ihren Hals herum etwas ermüdet worden war, versetzte ihm das Reptil plötzlich einen Biß in den Zeigefinger seiner Hand. Dieser Biß brachte den Versuch der Wiedererweckung zu Ende, und der Zauberer erklärte, daß er im Begriffe stehe, die Cobra in Freiheit zu setzen. Dies begegnete aber einem heftigen Wiederspruch, und so wurde sogleich ein kupferner Chattie (bedeckter Kessel) herbeigebracht und der Zauberer gebeten, die Schlange behufs sicherer Verwahrung hineinzulegen. Dies geschah und der Kessel samt der Cobra wurde bei der Totenschau beigebracht, die Cobra aber später, nach Beendigung des Verfahrens vor dem Coroner, getötet. Nachdem er gebissen worden war, gieng der Schlangenbezauberer nach dem nahegelegenen Hause eines Freundes, von wo er in einer Reckla (Sänfte) nach seiner eigenen Wohnung getragen wurde, aber noch unterwegs starb. Die Cobra hatte auf diese Weise den Tod von zwei Menschen verursacht.

Die merkwürdigsten Züge, welche mit diesem beklagenswerten Ereignis zusammenhängen, sind die kindliche Einfalt der Leute, welche sich um den gebissenen Knaben versammelten und alles Ernstes erwarteten, daß er wieder ins Leben zurückgerufen werden könne, entweder durch den einfachen und bedeutungslosen Prozeß der Beschwörungen oder durch den Gebrauch der Muntras, oder, wenn diese fehlschlugen, durch die Entfernung des Cobra-Gifts mittelst eines zweiten Bisses von Seiten der Schlange. Das indische gemeine Volk ist erblich abergläubisch und besonders da, wo es in Massen auftritt, nicht sonderlich geeignet, sich seines Verstandes und seiner Vernunft zu bedienen, selbst wenn es diese Attribute besitzt. Daher der blinde Glaube, welcher sich in den Versicherungen des Schlangenbezauberers kundgab, daß die Thatsache des Todes infolge des Schlangenbisses kein Hindernis für eine Wiederherstellung des Lebens sei, wenn der Leiche nur eine zweite Dosis Gift beigebracht werden könne, um die Wirkungen der ersten Dosis zu neutralisieren oder zu überwinden oder, wie es der Schlangenbezauberer ausdrückte, das Gift durch einen zweiten Biß der Schlange zu entfernen: Die Lehre, daß Gleiches mit Gleichem zu heilen sei, ward hier so sehr auf die Spitze getrieben, als es nur der leidenschaftlichste und begeistertste Homöopath thun könnte. Im vorliegenden Fall war die gefangene Cobra instinktmäßig imstande, zwischen einer lebenden und einer toten Person zu unterscheiden; denn während sie sich weigerte, ihr Gift an einen toten Körper zu vergeuden, war sie sehr beeifert und bereit, ihren lebenden Peiniger anzugreifen. Während wir aber unsere Verwunderung über die Leichtgläubigkeit der unwissenden Klassen von Eingeborenen ausdrücken mögen, welche erwarten, daß der Schlangenbezauberer das Leben in einem Körper wieder herstelle, der schon lange von dem Biß einer Cobra gestorben ist, sollten wir uns noch mehr darüber wundern, daß die Klasse der Schlangenbezauberer noch in diesen Tagen fortschreitender Erziehung, wo die Vernunft den Grundfesten des alten Aberglaubens das Wasser abgräbt, fortzubestehen vermag. Es ist wahrscheinlich noch eine Erklärung dafür zu finden, warum die

Leute noch immer fortfahren, an das Unmögliche zu glauben, wenn man nur sorgfältig darnach sucht. Man erzählt sich unzählige Geschichten von den wundervollen Operationen einiger dieser Schlangenbeschwörer und von ihren erstaunlichen Erfolgen, den Tod von Personen abzuwenden, welche von Schlangen gebissen wurden. Es mag sein, daß einige, viele, ja gar alle diese Wiedergenesungen vom Bisse von Giftschlangen mehr die Folge von natürlichen Operationen als von Muntras, übernatürlichen Einflüssen, oder vom Gebrauch von Arzneien und Gegengiften gewesen sind, d. h. diese Opfer von Schlangenbissen mochten genesen sein entweder wegen des ungenügend aufgenommenen Schlangengifts oder wegen der Unschädlichkeit desselben. Wenn solche Fälle vorgekommen sind — und dies ist häufig der Fall — so war die Gelegenheit günstig, einem Manne den Ruf eines erfolgreichen Schlangenbeschwörers zu verschaffen. Die unwissende und unerfahrene Menge, die so gern an Muntras, Beschwörungen und Aberglauben und all dasjenige glaubt, was ihr von ihren Vorfahren überliefert worden ist, würde in ihrem Glauben bestärkt werden durch jeden Fall, welcher mit Erfolg aus der Hand eines glücklichen Schlangenbeschwörers hervorgieng, und die Leichtgläubigkeit einer unvernünftigen Masse wurde durch jeden derartigen Fall genährt. Die sogenannten glücklichen Kuren oder Fälle wurden dann im Gedächtnis behalten, während dagegen die unglücklich verlaufenden, wie es die tägliche Erfahrung zeigt, bald wieder vergessen wurden. Allein der oben erzählte Vorfall bestätigt aufs neue den alten Erfahrungssatz, daß der Biß der indischen Cobra unfehlbar tötliche Folgen hat, daß bis heute die Wissenschaft noch kein Heilmittel oder Gegengift gegen das Gift der Cobra besitzt, und daß die angebliche geheime Kunst der Schlangenbeschwörer reiner Humbug ist. J. S.

Skizzen aus Nordamerika.

Transport-Ungeheuerlichkeiten.

Die Vereinigten Staaten sind, wie Oesterreich, das Land der Unwahrscheinlichkeiten, das Land der Ungeheuerlichkeiten und es darf nicht überraschen, solchen Ungeheuerlichkeiten auch auf dem Gebiete des Transportwesens zu begegnen. Namentlich der halsabschneidenden Konkurrenz verdanken dieselben ihr Entstehen. In der Personenbeförderung haben wir bereits erlebt, daß man auf der Eisenbahn von New-York nach dem Westen, d. h. von einem Ende der Vereinigten Staaten zum anderen, für 1 Doll. befördert werden kann, und daß europäische Auswanderer von Europa nach New-York und noch weiter ins Land hinein für 10 Doll. gelangen. Aehnliches findet sich beim Gütertransport. Im letzten Sommer zahlte eine Dampfergesellschaft für das Privilegium, Weizen in Säcken von Baltimore nach Liverpool führen zu dürfen, 2 Cents für das Bushel. Schottischer Granit wird aus Schottland nach London — vermutlich freilich als Ballast — über New-York versendet. Südaustralische Wolle wurde von Adelaide per Dampfer nach San Francisco verschifft, geht von dort auf der Eisenbahn nach New-York, wird dort abermals zu Schiff gebracht und nach London befördert, und die Gesamtfracht kostete weniger, als wenn sie von New-York nach Philadelphia gegangen wäre. Die Schafzüchter in Utah, die ihre Wolle nach dem Osten nicht günstig versenden konnten, zahlten die regelmäßige Fracht von Ogden nach San Francisco und ließen ihre Ware von da nach New-York befördern, weil sie sich die Raten zu Nutze machen konnten, die dort angesetzt waren, um den Milchhandel von Australien und Neuseeland nach San Francisco zu leiten. Die Butterfabrikanten in Vermont beschweren sich, daß sie durch die billigen Preise ruiniert werden, zu welchen die Eisenbahnen die Molkerei-Produkte aus Jowa transportieren: die Butter von Des Moines nach Boston wird billiger befördert, als von Montpellier nach Boston. In einer Versammlung der Northwestern Dairymen wurde nachgewiesen, daß die Fracht für Käse aus Wisconsin nach St. Paul teurer zu stehen kam, als über Quebec nach Liverpool. Lachs, der an der Mündung des Columbia-Flusses in Blechbüchsen verpackt wird, kommt nach England um die Hälfte des Preises, den er für den Transport nach dem Osten von Oregon zahlt. Pächter, kaum 100 (englische) Meilen von London entfernt, konstatieren, daß amerikanischer Weizen billiger dorthin gelangt, als der ihre. Die Brauer von Milwaukee und Chicago haben große Quantitäten Gerste aus Californien und Utah, obgleich ihnen zwei große Eisenbahnen zu Gebot standen, derart bezogen, daß die Gerste von San Francisco zu Schiff nach Panamá, von dort mit der Bahn über den Isthmus, dann wieder zu Wasser nach New-York, von New-York auf dem Kanal nach Buffalo und endlich mit dem Dampfer über die Seen befördert wurde und auf diesem ungeheuren Umweg kam der Transport um 48 Cents per 100 Pfund, d. h. 40 Proz., billiger zu stehen, als, vor der neuerlichen Herabsetzung, die Eisenbahnpreise. . . . Das alles sind gewiß curiose Daten, aber sie erklären sich einfach aus der Konkurrenz. So lange keine Konkurrenz da ist, beuten die Eisenbahnen das Publikum aus; sobald sie vorhanden, dreht sich der Spieß um. Es ist fast ein Wunder, daß noch keine Transportunternehmung den Versendern *darauf* zahlt, weil sie ihr und keiner anderen ihre Güter anvertrauen.

Beschränkung der Einwanderung in Nordamerika.

In seiner Schlußsitzung hat der 48. Kongreß der Vereinigten Staaten ein Gesetz erlassen, welches die Einführung von Kontraktarbeitern untersagt. Es hieß damals, dieses Gesetz habe nur den Zweck, einem Uebel zu steuern, das sich besonders in der Kohlenbergwerksindustrie und beim Eisenbahnbau, in geringerem Grade aber auch

in anderen Industrien des Landes fühlbar gemacht; es waren nämlich gerade in den letzten Jahren zahlreiche Arbeiter unter Kontrakt aus den slawischen Ländern, sowie aus Ungarn und Italien herübergebracht und meist gegen die Strikes verwendet worden, und die Arbeiter-Vereinigungen hatten natürlich ein dringendes Interesse, den Arbeitgebern diese Art der Kriegsführung wenigstens zu erschweren. Indes war das wohl nicht der einzige und auch nicht der Hauptgrund des Gesetzes. Vielmehr hat jenes Element, welches von jeher sehr zahlreich war, das Element der (wenn der Ausdruck gestattet ist) Fremdenhasser sich neuestens besonders stark zu rühren begonnen, und wenn auch die große Masse der Amerikaner von dem strengen Knownothingtum nichts wissen will, so sind doch allmählich Bedenken aufgestiegen, ob es als wünschenswert erscheinen könne, die Einwanderung noch ferner zu ermutigen oder auch nur in ihrer jetzigen Ausdehnung zu dulden. Sobald Handel und Industrie niedergiengen, wurde der Ueberproduktion die Schuld gegeben und die Einwanderung dafür verantwortlich gemacht; man wies darauf hin, daß man schon weitaus zu viel Arbeitskräfte habe und daß doch jeder Tag noch neue Schiffsladungen davon aus Europa herüberbringe. Daß die Einwanderer einerseits gleichzeitig Konsumenten sind, und daß andererseits die hohe Entwickelung der amerikanischen Industrie neben den großen natürlichen Hülfsquellen des Landes wesentlich der Einwanderung der letzten 50 Jahre zu danken ist, übersah man oder wollte man übersehen. Aber die Thatsache ist da, daß das Thema der Notwendigkeit, die Einwanderung nach allen Richtungen hin eindämmen zu müssen, auch in den Kreisen der Gesetzgeber lebhaft diskutiert wird und daß das Treiben der (meist eingewanderten) Anarchisten wesentlich dazu beigetragen hat, der Einwanderung überhaupt Mißtrauen und Abneigung entgegen zu bringen. In seinem letzten Jahresberichte schreibt der Arbeits-Kommissär Wright u. A.: „Es ist zweifellos richtig, daß die Einwanderung in den letzten 50 Jahren als ein in der Entwickelung der amerikanischen Industrie thätiges Element von unschätzbarem Werte gewesen ist, aber es kann im allgemeinen wahrscheinlich nur wieder gesagt werden, daß Amerika die Heimat der Unterdrückten aller Nationen, und daß in Amerika Raum für alle sei." Wäre die Zahl der Eingewanderten nicht so groß, als sie thatsächlich ist und wären diese Eingewanderten schon kraft ihrer Zahl nicht imstande, einen so bedeutenden politischen Einfluß zu üben, so würden schon längst Beschränkungen der Einwanderung durchgesetzt sein; sie werden indes kaum auf sich warten lassen. Bessert sich der Gang der Geschäfte nicht und steigert sich gar noch der Druck, der auf der heimischen Industrie lastet, so wird man um so gewisser in der Abwehrung ungezählter Einwanderer Abhülfe suchen, als sogar ein sehr beträchtlicher Teil der eingewanderten Arbeiter dahin drängt.

Ein Eisenbahntunnel.

Man geht in diesem Augenblick daran, durch die Rocky Mountains, und zwar mitten durch den Gray's Peak, der sich 14,441 F. hoch über die Meeresfläche erhebt, einen Eisenbahntunnel zu bauen, der 4441 F. unter dem Gipfel des Peak, also 10,000 F. hoch liegen und eine Länge von 25,000 F. haben würde; er soll die Thäler auf der östlichen, der Atlantis-Seite des Gebirges, mit den Thälern an der Pacific-Seite in Verbindung bringen und gleichzeitig die Entfernung von Denver (Colorado) und Salt Lake City (Utah) verringern, so daß die Eisenbahnfahrt vom Missouri-Fluß oder von St. Louis bis San Francisco um etwa 300 Mln. abgekürzt würde. Ein Teil der Vorarbeiten ist bereits beendet.

Das Land vom Missouri an bis zum Fuße der Felsengebirge hebt sich allmählich zu einer wellenförmigen Prärie, die zuletzt eine Höhe von 5200 F. über dem Meeresspiegel erreicht; über diese Prärie hinaus steigen noch die Bergmassen der Rocky Mountains stellenweise bis mehr als 11,000 F. Von den 20 bekanntesten Engpässen, die durch das Gebirge führen, befinden sich nur 7 in einer Höhe von weniger als 10,000 F. über dem Meeresspiegel, von den 23 bedeutenderen Ortschaften in Colorado liegen nur 12 nicht höher als 5000 F., während 10 eine Höhe von 10,000 und 1 eine Höhe von 14,000 F. erreichen.

Gebirgspässe in solcher Höhe bieten natürlich dem gewöhnlichen Verkehr große Schwierigkeiten und die von Meer zu Meer führenden Eisenbahnen haben daher oft Umwege von mehreren Hundert Meilen machen müssen. Die an der Westseite des großen Gebirgszuges liegenden reichen Ebenen waren thatsächlich von Denver und den Märkten des Ostens ausgeschlossen. Die Stelle, von welcher aus der Tunnel gebohrt werden soll, befindet sich 60 Mln. westlich von Denver.

Das Anwachsen Californiens.

Der vor kurzem erschienene Jahresbericht der Californischen Einwanderungsgesellschaft füllt eine Lücke für den Zeitraum zwischen je zwei Census-Aufnahmen seitens der Bundesregierung aus. Es ist hienach die Bevölkerung Californiens, welche der letzte Bundescensus mit 773,000 fast ausschließlich Weißen und 75,000 Chinesen angab, in den seitdem verflossenen 6 Jahren auf mehr als eine Million (die Chinesen nicht mitgerechnet) gestiegen; wenn die Zunahme der Bevölkerung in dem gleichen Verhältnis fortdauerte, so würde Californien in derselben Zeit von 25 Jahren, in welchen die Bevölkerung der Vereinigten Staaten überhaupt sich zu verdoppeln pflegt, seine Bevölkerung sich verdreifachen sehen und schon im Beginn des neuen Jahrhunderts unter den 42 Staaten der Union, der Volkszahl nach, den fünften oder sechsten Rang einnehmen.

Der betreffende Bericht berechnet auch den Gesamtwert des für Steuerzwecke eingeschätzten Eigentums in

Californien in den Jahren 1881 und 1885. Während im Jahre 1881 das unbewegliche und bewegliche Eigentum, jenes mit 489, dieſes mit 156, beides zuſammen alſo mit 635 Millionen Doll. bewertet war, hatte der Geſamtwert im Jahre 1885 ſchon die Summe von 810 (639 für unbewegliches, 171 für bewegliches Eigentum) Mill. Doll. erreicht, Ziffern, welche die bedeutende Wertſteigerung des unbeweglichen und die verſchwindend kleine Steigerung des beweglichen Eigentums erhärten.

Die Hauptbewegung hat bisher im ſüdlichen Californien ſtattgefunden; ſeit aber die Thatſache feſtgeſtellt und bekannt geworden, daß im nördlichen Californien Boden und Klima bis mehrere Tauſend Fuß hoch in die Ausläufer der Sierra Nevada hinein die volle Eignung für den Weinbau und für tropiſche Früchte beſitzen, kommt auch der Norden an die Reihe.

Die Menge des noch nicht vergebenen Regierungslandes, das ſich für den Ackerbau eignet, beziffert ſich mit 13 Mill. Acres. An Privatländereien iſt wenig zu vergeben, ſofern es nicht etwa gelingt, den rieſigen Großgrundbeſitz aufzubrechen, der gerade in Californien, mehr als in irgend einem anderen Staate der Union, ſeinen Sitz hat.

Gruſiniſche Sprichwörter.

Nach den Aufzeichnungen des Fürſten Dſhawachow und Herrn Selinski mitgeteilt von N. v. Seidlitz.

Ich bin nicht ſo alt, um Dich nicht abzutragen, mein Schuhwerk!

Bei hundert (Menſchen) frage und führe Deinen Wunſch aus.

Eine gutes Haus wird aus mir eine gute Wirtin machen, ein ſchlechtes — eine ſchlechte.

Einen Kranken fragt man, ob er eſſen wolle oder nicht, einen Geſunden aber nicht.

War nicht in Erſerum, weiß aber durch Ueberlegung Alles.

Das Verbeſſern des Kiſſens hilft dem Kranken nicht.

Leihe Aſche vom unredlichen Gläubiger und ſtreue ſie ihm in die Augen.

Der Wert der Familie iſt tauſend Rubel, der Wert der Höflichkeit zweitauſend; iſt der Menſch ſelber ſchlecht, ſo iſt auch ſeine Herkunft ſchlecht.

Ich war nahe von Dir und Du beſuchteſt mich nicht, von weitem ſendeſt mir Artigkeiten (möge Deine Krankheit auf mich kommen).

Thue nichts Böſes und fürchte es nicht.

Wie ſich's gehört, iſt die Hirſe in die Erde geſäet.

Wenn der Abſchlagende das nicht thut, was Du willſt, ſo thue Du, was er will.

Verſprachſt und führe aus!

Was beſitzt die Fliege, das ſie der Krähe mitteilen könnte?

Das Ende krönt das Werk.

Man fragte das Kind: „Warum weinſt Du?" — „Ich ziehe Vorteil davon, daher weine ich."

Viel Kinder, viel Plackerei.

Der Blinde verlor ſeine Frau — wie ſolches erfahren? Sie wird nicht neben ihm liegen und dann erfährt er es.

Für den Verrückten iſt immer Hochzeit.

Gieb und nimm nichts vom Verrückten.

Nichts taugt beim Verrückten.

Kummer bringe ich Dir und Kummer mache ich wieder vergeſſen.

Der Niedrige erreicht den Hohen nicht; der Hohe beugt ſein Haupt nicht.

Alt ward ich, hinfällig, der Bart ergraute; im Hauſe begann die Familie mich zu haſſen, auch dem Gutsherrn bin ich unnütz.

Hier iſt der Eſel und hier die Leiter (ſagt man, an den Lügner erinnernd, der behauptete, ſein Eſel könne auf einer Leiter hinaufſteigen).

Dieſer Tatar nennt meinen Sack ſeinen Tſchuwal (im Tatariſchen: Sack).

Eine ſüßredende Zunge bringt eine Schlange aus der Höhle heraus.

Der Langzungige beſiegte den Kurzzungigen.

Die Zunge hat neun Wendungen.

Die Zunge kann man nicht verſchließen.

Dieſer Jagdhund jagt den Haſen, wen aber jagt der Haſe?

Die Angekommenen mahlten, die Abweſenden fragten nach ihrer Reihenfolge.

Wer das Bittere nicht verſuchte, würdigt den Geſchmack des Süßen nicht.

Wen ſoll man mehr bedauern? Die Schwiegermutter am Herde des Schwiegerſohnes.

Wer da ſtarb, that es für ſich; die Hinterbliebenen mögen ſich freuen.

Wer hörte von einem gruſiniſchen Duchan (Kneipe) und armeniſchen Pfluge? (Die Armenier ſind in Gruſien ſtets Kleinhändler, die Gruſiner Ackerbauer.)

Der Eſel ſprach: „Hundert junge Eſel zog ich auf und immer befreite ich mich nicht von meiner Bürde.

Der eine liebt den Pfaffen, der andere die Pfaffenfrau.

Dem Geizhals ſelig werden — dem Eſel ins Paradies eingehen.

Willſt Du einen Menſchen kennen lernen, erfrage zuvor über ſeine Freunde.

Möge Dich ebenſo der Winter überfallen, wie Du die Wahrheit ſprachſt!

Ich bin ein unnützer Imeretier: eſſe, trinke bei Dir und gehe ſo fort.

Angenehm iſt ein guter Menſch, der dazu ſchön gebaut iſt.

Beſſer iſt es, keinen Biſſen zum Munde zu laſſen, als den Arbeitern kein Eſſen aufs Feld zu tragen.

Matschabeli versündigte sich und den Juden bestrafte man. (Die Fürsten Matschabeli in Zchinwal bei Gori hatten eine Menge höriger Juden.)

Den Hohen und Niedrigen schuf Gott.

Den Pfaffen erkennt man selbst in der Matte.

Der Bauch hilft dem Bauch nicht.

Ein herumlaufender Fuchs ist besser als ein liegender Löwe.

Der Molla starb und dann brachte man ihm den Plow (Reisbrei).

Die Sonne versteckt sich und der Abend beginnt.

Ich sättigte mich nicht an Liebe zu ihm, er aber an Haß zu mir.

Wer für einen Zwanziger arbeitet, hat stets Arbeit.

Waise, wem wirst Du schaden? — Wer mich erzog.

Die Schwangere entgeht der Entbindung nicht.

Laß den Bäcker das Brot ausbacken und zahle ihm ein Brot mehr.

Strecke die Füße nach der Decke.

Was ist spitzer denn alles? — Die Zunge.

Was ist bitterer denn alles? — Die Zunge.

Was ist süßer denn alles? — Die Zunge.

Die Armut nutzte mein kostbares Kleid ab.

Der Unterricht ist stets Dein und befindet sich mit Dir. Wenn der Mensch aber keinen Unterricht hatte, malt ihn das Leben ab.

Der Armenier ist für den Grusiner eine Motte.

Wo ist Muchrani und wo Zilkani (zwei benachbarte Dörfer im Gorischen Kreise)? wo die Ziege waidet und wo das Zickel.

Gerechtigkeit hängt von der Kraft ab.

Wenn die Ware dem Juden gefällt, beginnt er sich zurückzuziehen.

Einen Gewissenlosen ins Haus lassen — die Familie auf den Hof jagen.

Ungerechtigkeit darf es auch gegen einen Hund nicht geben.

Herr, der Häher verreckte. Ich wußte von seinem Erscheinen nichts.

Ein unpassendes Weinen kann selbst einen Toten rühren.

Für den Juden war selbst das Schwein schwer, und nun fügte man gar das Ferkel dazu.

Der Liebhaber von Grütze muß den Löffel am Leibgurt hängen haben.

Möge es in einer Hütte sein, wenn es blos was giebt.

Der Eid ist blos für Gerechte.

Den Dieb ließ man zum Eide zu und er sandte sein Haus zu erfreuen (über das ihm geschenkte Vertrauen).

Der Topf fällt und das Essen fließt hinaus.

Das Huhn sagte: „Ob man den Ochsen oder die Kuh schlachtet, schlachtet man mich dazu."

Der Dieb kennt den Dieb.

Katholikos segne das Weltall! — Wenn wieder nichts mehr gilt, möge kein Stein auf dem Stein bleiben.

Dem Tauben liest man nicht zweimal die Messe.

Wenn Dich der Kadi zu Grunde richtet, bei wem wirst Du ihn verklagen?

Wenn das Kind nicht in Deiner Gegenwart weint, backe ihm keinen Wecken.

Die Krähe verlernte, den Gang der Wachtel nachmachend, ihren eigenen und erlernte keinen fremden.

Die Furcht hat neun Augen.

Furcht erzeugt Liebe.

Lieber gutwillig gehen, als mit Gewalt gezogen werden.

Mein verdammter Sohn schwatzte das, was ich ihn nicht fragte.

Ist der Sack leer, pflegt das Maß leer zu sein.

Mit leerer Schüssel stoße ich und gieße die volle aus.

Feuer und Wasser vertragen sich nicht zusammen.

An wessen Thor das Schaf zu blöken anfängt, dem gehört es auch.

Hören wir Schlechtes zu reden auf; reden wir von dem, was nützlicher.

Nennst Du den Namen des Hundes, so lege den Stock auch neben Dich.

Selbst der Hund beruhigt sich während des Fraßes.

Auf einer Hundehochzeit wer fragt nach Gerstenbrot?

Man schlug die Kuh auf den Kopf, zwang sie, das Kalb zu vergessen.

Alles geschah mit mir, nur gieng das Mühlrad nicht auf meinem Kopf herum.

Geh, und ich hole Dich ein.

Was im Krug enthalten ist, fließt aus ihm aus.

Der Baum trug Früchte, der Sohn artete nach dem Vater.

Den Ochsen binde mit dem Ochsen an — und er wird entweder seine Farbe verändern oder seine Natur.

Hast Du die Früchte, warum fragst Du nach dem Fruchthändler?

Der Geistliche sagte zum Geistlichen: „Die Seelenmesse wird in Rußland gefeiert, und wenn das wahr ist, so ist's nicht zu weit dahin."

In der Hölle preist man Gott nicht.

Noch nicht geboren, nannte man ihn Peter.

Geographische Neuigkeiten.

* Bhutan. Ueber die indische Provinz Bhutan haben wir seit funfzig Jahren, seit Kapitän Pemberton's Sendung dahin, in den Jahren 1837 bis 1838, wenig Neues und Näheres mehr erfahren. Major Godwin-Austin's Straßenvermessung von Daling nach Punakha, im westlichen Bhutan, und die Reise des „Pandit" durch Men Tawang und Men Chuna im Osten bilden beinahe die einzige Kunde, welche unser früheres Wissen von jenem

Lande ergänzt hat. Neuerdings haben zwei Reisende, eingeborene Feldmesser, R. N. und P. A., Teile von Bhutan bereist, und Oberst Tanner veröffentlicht nun einige ihrer Aufzeichnungen in dem amtlichen Bericht des Vermessungsdepartements für Indien unter Beigabe einer Karte, auf welcher die Routen dieser und früherer Reisen eingezeichnet sind. R. N. brach von Dardschiling auf und begann seine Durchquerung des Landes vom Pango-La-Paß, während P. A. Tibet durch den Dschelap-La-Paß betrat, über den Miru-La setzte und mit R. N's Route in der Nähe von Batt-Dschong im Ha-Thale zusammentraf. Die Ha-Pa, die Einwohner dieses Bezirks, des Giaba, sprechen ein tibetanisches Patois. Die Bhutanesen oder Duk-Pa bewohnen den mittleren Teil des Landes und reden eine Sprache, welche vom Tibetanischen ganz verschieden ist, aber mit derselben Schrift geschrieben wird. R. N. erreichte über den Giaba-La-Paß (9800 F. hoch) das Thal der Wong Tschu (Pemberton's Tschintschu) wo er zuerst die Duk-Pa antraf. Der Wong Tschu ist einer von den sieben großen Flüssen von Bhutan und schon von Pemberton beschrieben worden. Infolge der Unruhen und Störungen in Bhutan hielt R. N. es für geraten, lieber das Land beim Fort Baxa zu verlassen und es in Dewangiri wieder zu betreten, als in das Innere einzudringen. Er stieg nach dem Diri Tschu hinan, setzte über den (schon von Pemberton beschriebenen) Dangma Tschu und gelangte an den Kuru (des Lama U. G. Lhobra). Dieser Fluß, welcher durch ein merkwürdiges Versehen in Pemberton's Schilderung der Flüsse des Landes vergessen ward, erweist sich nun als der bedeutendste Strom von Bhutan. Das Gelände zwischen dem Diri Tschu und dem Passe Thungsi-La wird von den Tschingmis bewohnt, einem Stamme von gemischter Rasse, halb Bhutanesen und halb Men. Es ist eine gutmütige freundliche Rasse, deren Männer sich wie die Bhutanesen kleiden, während die Tracht der Weiber derjenigen von Garbiang in Kumaon gleicht; beide Geschlechter tragen Zöpfe. Vom Passe Thungsi-La aus (12,500 F. hoch), an der nordwestlichen Grenze des Tschingmi-Landes, hatte man einen prachtvollen Ausblick auf den Kulsa Kangri oder die Tschamaliri-Gebirgsgruppe. R. N. stieg dann in das Thal des Pumthang herab, welches er für eines der angenehmsten in Bhutan hält. Die Berghänge sind hier mit Wald und vereinzelten Bäumen bestockt, das Land ist sehr reich an Wild und Yaks und alle anderen Haustiere sind im Ueberfluß vorhanden. R. N. folgte nun den nordwärts gelegenen Thälern und verließ Bhutan durch den Paß Monla-Katschung-La (17,500 F.), dessen Zusammenhang mit dem Kulha Kangri er durch Beobachtungen ermittelte. Er hatte einen Versuch der Lösung des Sampo-Problems beabsichtigt, mußte aber von S. Schankar in Tibet aus einen beschleunigten Rückzug antreten und durch ein sehr hochgelegenes Gelände nach Men Tschuma reisen, von wo er durch Men Tawang nach Indien zurückkehrte. R. N. machte einige bruchstückweise Aufzeichnungen über die Sitten und Bräuche des Volkes und übersetzte aus dem Tibetanischen ein vom Lama U. G. zusammengestelltes Wörterverzeichnis des Dschingmi-Dialekts.

* Oberburma. Der amtliche Bericht über die Leistungen des Vermessungsdepartements von Indien für 1886 bis 1887 enthält einige wichtige geographische Thatsachen. Major Hobday gibt darin Schilderungen von Reisen, welche er nach den Städten Thonze, Mainlung und Thibaw in den nördlichen Schan-Staaten gemacht hat. Diese Städte liegen ostwärts vom Bezirk Mandalay, und die Gegend, worin die beiden ersten liegen, ist ein hochgelegenes Plateau von einer Höhe von 2000 F. oder mehr und wird auf der burmesischen Seite durch Gebirgsketten begrenzt, worin die Pässe 3500—4700 F. über dem Meeresspiegel liegen. Nördlich von Mainlung liegen die Rubinengruben auf einem rautenförmigen Plateau in einer Höhe von 4000 bis 5000 F. Diese Hochebene umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 18 e. Qu.-Mln. und wird von hohen Bergspitzen begrenzt, deren höchste, Taungem, im Nordosten, eine Höhe von mehr als 7000 F. erreicht. Die Gruben werden von einer eingeborenen Rasse, den sogen. Maingthas, bearbeitet, welche alljährlich von den Grenzen von Yünnan kommen, um Arbeit zu suchen. Der Fluß Maddaya durchfließt Mainlung und verfolgt in diesem Teile seines Laufs eine nordwestliche Richtung gegen die Rubingruben. Zwischen Thonzo und Thibaw liegen Hügelreihen, durch Thäler getrennt, durch welche die Zuflüsse des Stromes Myit Nge südwärts fließen. Major Hobday schildert besonders eine Schlucht zwischen Nammaw und Gnoktack, wo die Straße den Fluß Namsan auf einer natürlichen Felsenbrücke kreuzt und an der gegenüberliegenden Seite des Felsenhangs durch eingehauene Stufen fortgesetzt wird. Thibaw liegt am Flusse Myit Nge, in einer Höhe von nur etwa 1500 F. Die auf der Ost- und Westseite des Flusses Myit Nge beobachteten Höhen schwanken zwischen 2500 und 3500 F. Im benachbarten Staate Taungbain wird von den Palungs Thee in großen Mengen kultiviert.

Lieutenant Jackson schildert seine Reise nach den südlichen Schan-Staaten. Während die nach Norden fließenden Ströme sich in den Irawadi ergießen, sind die Flüsse, welche den Wasserabzug dieses Landes bilden, Zuflüsse des Salwin. Zwischen dem Inle-See und der Grenze des Bezirks Yamethni liegt die 4300 F. hoch über dem Meere liegende Hochebene Myelat, das gemeinsame Besitztum eines Bundes kleiner Staaten, deren bedeutendste Pwayhla und Thamakau sind. Dieses Plateau hat einen trockenen Lehmboden und wird emsig von den Taungnus angebaut, einer fleißigen, den Schans nahe verwandten Rasse. Die ganze Hochebene wird von Kalkstein-Klippen eingeschlossen. Der Inle ist 9 e. Mln. lang und 2 e. Mln. breit und verliert sich an beiden Enden, im Norden und Süden, in langen Sumpfstrecken; sein Wasser ist seicht und wunderbar klar

und ist im Durchschnitt sechs Fuß tief. Der See wimmelt von vielen Arten grober Fische und im Winter ist sein Spiegel mit Wildgeflügel aller Art bedeckt. Am Gestade liegen zahlreiche Dörfer, deren Häuser meist auf Pfählen stehen, und auf dem See treiben schwimmende Gärten, einigermaßen nach der Art mexikanischer Chinampás, welche angebaut werden. Auf der Ostseite liegt eine kleine Befestigung, das sogen. Fort Stedman; von Norden her nimmt der See die Gewässer des Balutschaung auf; im Westen mündet der Fluß Paungdaw, der Ablauf der Pwayhla-Hochebene, durch einen Tunnel ein, welcher eine halbe englische Meile durch den Kalkfelsen ausgehöhlt worden ist. Lieutenant Jackson folgte dem Paungdaw auf eine Strecke von 80 e. Mln. von dem Punkte an, wo er wieder aus dem See austritt, bis Peyakon, wo er den Thawba von Mobye traf, welcher sich dorthin zurückgezogen hatte, um unbelästigt von dem wegen seines Kinderstehlens und seiner Dieberei wegen verrufenen Volke der roten Karinen zu leben. Der Fluß soll angeblich in einer Art Sumpf, 10 Mln. unterhalb Peyakon, unterirdisch verschwinden. Die Ströme ostwärts vom Inle-See sind zuerst der Tabet und dann der Pon, welcher weiter südlich die Gewässer des Tabet aufnimmt und einer der wichtigsten Zuflüsse des Salwin ist. Der höchste Punkt zwischen dem Balutschaung und dem Tabetschaung ist der Pik Myinmal, 6000 F. hoch, und die Hügel zwischen dem Tabet und dem Pon erreichen eine Höhe von 7500 F. Noch weiter ostwärts fließt der Fluß Namtrin. Mone, welches an einem großen, von diesem Fluß gebildeten Sumpf liegt, war früher eine blühende und bedeutende Stadt, nach der Menge ihrer Pagoden zu urteilen; aber ihre ungesunde Lage und die fortwährenden Ruhestörungen haben ihrem Gedeihen ein Ende gemacht. Mokenay, an einem Zufluß des Namtrin, ist die größte, volkreichste und anscheinend wohlhabendste Stadt in diesem Landesteile. Das gesamte flache, breite Thal des Flusses Namyon wird hier durch zahlreiche Kanäle bewässert und ist gut angebaut; die Vegetation trägt einen tropischen Charakter.

Auch aus dem „Vorläufigen Bericht" über die Verwaltung von Oberburma von 1887 bis 1888 sind einige geographische Thatsachen zu entnehmen. Vermessungen von ca. 20,000 e. Qu.-Mln. sind vollendet worden; die Triangulierung von Mandalay ist bis Bhamo ausgedehnt und mit der Serie in Unterburma in Verbindung gebracht worden, und es sind mehrere Karten erschienen, unter denen besonders die vorläufigen Karten von Oberburma und die Karten der Schan-Staaten diesseit des Salwin und die von Mandalay hervorgehoben werden müssen.

Die Monopole auf Rubinen, Erdöl, Kautschuk, Ambra und Jade sind aufrecht erhalten worden. Sie sind keine eigentlichen Monopole, sondern nur Einkünfte, welche aus den Produkten der dem Staate gehörigen Ländereien bezogen werden. Die übrigen Einnahme-Quellen sind Bazarmieten, Verpachtungen von Fähren ꝛc., Zollgebühren, Accise, Opium, Salz und der Tribut der Schan-Staaten. Der wirklich erhobene Gesamtbetrag, welcher während der Finanzperiode 1887—1888 erhoben wurde, war 4,922,285 Rupien oder mehr als das Doppelte der Einkünfte des vorigen Jahres. Auch der Handel hat in diesem Jahre eine bedeutende Entwickelung angenommen. Die Burmesen sind geborene Kaufleute, und sogar während der Unruhen stand der Handel niemals ganz still, trotzdem daß es an Verkehrsmitteln fehle, denn wo keine Flüsse vorhanden sind, müssen die Waren auf dem Rücken von Menschen oder von Ochsen transportiert werden. Baumwolle wird nach China ausgeführt, und man vermutet, daß aus diesem Lande dem Shweli entlang Schwefel und Opium eingeführt werden. Reis, Tabak, Betelnüsse, Kerosinöl, Erdnüsse, Safran, Lack, Thee u. s. w. sind Gegenstände des Zwischenhandels der verschiedenen Provinzen und werden teilweise von Mandalay aus verschifft, um in Unterburma gegen europäische Waren vertauscht zu werden. In den Hauptstädten der verschiedenen Bezirke bis nach Bhamo im Norden hinauf werden kombinierte Post- und Telegraphenstationen errichtet. Bessere Verkehrs- und Verbindungsmittel würden den Handel ungemein heben. Auf dem Tschindwin fahren die Dampfer des Irawady nicht über Kindat hinauf, und das Land ist weiter hinauf viel zu unruhig für einheimische Boote. Man baut zwar nun Straßen und eröffnet Saumpfade für Maultiere, allein es wird lange dauern, bis alles, was in dieser Richtung nötig ist, vollendet sein wird.

Kleinere Mitteilungen.

* Rußlands neueste Statistik.

Die Einwohnerzahl Rußlands betrug dem eben erschienenen offiziellen Berichte des russischen „Zentralstatistischen Komites", „Sbornik Sswedenij po Rossiji sa 1884—1887 gody" (Sammlung der Berichte über Rußland für die Jahre 1884—1887) zufolge im Jahre 1885 im ganzen 108,787,325 Seelen. Diese Gesamtzahl verteilte sich folgendermaßen: Auf die 50 Gouvernements des europäischen Rußlands entfielen 81,725,185, auf das Weichselland (Königreich Polen) 7,960,304, auf das Großfürstentum Finnland 2,176,424 auf den Kaukasus 7,284,547, auf Sibirien 4,313,680 und auf die zentralasiatischen Provinzen 5,327,098 Einwohner beiderlei Geschlechts.

Die Bevölkerung der 1274 Städte Rußlands betrug im Jahre 1885 im ganzen 13,760,000 und die der übrigen Orte in Rußland, welche sich auf 523,901 beliefen, 77,595,271 Seelen. Von den Städten hatten in dem bezeichneten Jahre 4 (St. Petersburg, Moskau, Warschau und Odessa) mehr als 200,000, neun 100,000—200,000, dreiundzwanzig 50,000—100,000, achtundzwanzig 35,000—50,000, fünfundsechzig 20,000—35,000, hundertvierundsechzig 10,000—20,000, zweihundertdreiundneunzig 5000 bis 10,000, dreihundertsechsundsechzig 2000—5000 Einwohner ꝛc.

Die Zahl der Fabriken und großen Werkstätten betrug im europäischen Rußland 83,182. Der Wert der Erzeugnisse derselben belief sich in dem genannten Jahre auf eine Milliarde 307 Millionen Rubel.

Die Ausgaben der Städte in den 50 Gouvernements des europäischen Rußlands beliefen sich im Jahre 1884 auf 42,041,963 und die der Städte im Weichselande auf 4,095,438, zusammen auf 46,137,401 Rubel. Die Ausgaben der Landschaften (Semstwo) betrugen in demselben Jahre 23,904,906 und die der Dörfer 32,478,143 Rubel.

Lehranstalten gab es im Jahre 1885 im russischen Reiche im ganzen 41,492, welche von 2,489,934 Lernenden, und zwar von 1,850,964 männlichen und 638,970 weiblichen Geschlechts besucht wurden. Diese Zahlen verteilten sich folgendermaßen:

	Anzahl der Lehranstalten	Anzahl der Lernenden
Europäisches Rußland	35,049	2,135,527
Weichselland	3757	226,439
Kaukasus	1045	70,065
Sibirien	1247	42,244
Zentralasiatische Provinzen	394	15,659
Zusammen	41,492	2,489,934.

Unter diesen Lehranstalten gab es 561 männliche Mittelschulen mit 131,332 und 476 weibliche Mittelschulen mit 97,431 Lernenden.

Diese Ziffern entsprechen, wie man sieht, nicht im geringsten der großen Einwohnerzahl Rußlands. Am auffallendsten ist aber die Thatsache, daß im europäischen Rußland, also auf einem Territorium von 31,000 Quadratwerst mit 81,000,000 Einwohnern, im Jahre 1885 im ganzen nur 16 forst- und landwirtschaftliche Schulen mit 2156 Studierenden bestanden haben.

Gregor Kupczanko.

F. T. Gregory.

Wieder ist einer der berühmten australischen Forscher dahin gegangen, wir meinen den Honor. Francis Thomas Gregory. Er wurde im Jahre 1820 geboren und starb am 23. Oktober 1888 in Harlaxton, einem kleinen Orte in der Nähe der Stadt Toowoomba, Kolonie Queensland. Als im Jahre 1829 die Gründung einer Kolonie an der bis dahin gänzlich unbekannten Westküste des australischen Kontinents, und zwar an der Mündung des Swan River, stattfand, befand sich Kapitän Joshua Gregory mit seinen beiden Söhnen unter den ersten Einwanderern aus England. Sein Sohn Francis trat im Alter von 20 Jahren in den Staatsdienst der Kolonie und wurde dem Feldmesseramte überwiesen. Hier avancierte er rasch zum Oberfeldmesser, und die Regierung übertrug ihm die Leitung von Expeditionen zur Erforschung des unbekannten westlichen Gebietes. Unter diesen erwähnen wir als die wegen ihrer besonderen Erfolge wichtigsten seine Reisen in den Jahren 1847 und 1861, wofür er von der London Royal Geographical Society durch Verleihung der Goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Die Expedition im Jahre 1847 führte zur Auffindung der Flüsse Murchison in 27° 35′ s. Br. und 114° 4′ ö. L. von Gr. und Gascoyne in 24° 52′ s. Br. und 113° 47′ ö. L. von Gr. mit Nebenflüssen und der in ihren Thälern sich ausbreitenden fruchtbaren Alluvialebenen. Auf der im Jahre 1861 unternommenen Forschungsreise, welche das Küstengebiet vom Exmouth-Golf nordöstlich bis zum 20.° s. Br. betraf, entdeckte er eine ganze Reihe von Flüssen, unter denen die Ashburton, Fortescue und de Grey mit Oakover, wie er sie benannte, die bedeutendsten sind. Zu Seiten ihrer Ufer ziehen sich ebenfalls grasreiche Ebenen von beträchtlichem Umfange hin, welche jetzt als vorzügliches Waideland ausgenützt werden. Er publizierte hierauf eine wertvolle geologische Karte der von ihm bereisten Gebiete und sprach mit Bestimmtheit die Ansicht aus, daß auch in Westaustralien Gold existiere, was sich denn auch in letzter Zeit vollkommen bestätigt hat. Nachdem er seine Ernennung zum Generalfeldmesser abgelehnt hatte, verließ er im Jahre 1862 Westaustralien und siedelte sich in der Kolonie Queensland an, wo er mehrere hohe Posten, wie Kronlandminister, Generalpostmeister u. s. w., bekleidete. Im Jahre 1874 wurde er vom Gouverneur auf Lebenszeit zum Mitglied des Legislative Council des Parlaments von Queensland ernannt. Bemerkt sei noch, daß auch sein Bruder, Honor. A. C. Gregory (ebenfalls jetzt in Queensland angesiedelt und seit 1884 nominiertes Mitglied des Legislative Council), sich durch seine Forschungsreisen in den Jahren 1856 und 1858 einen hervorragenden Namen erworben hat. Die erstere unternahm er vom Cambridge-Golf, an der Nordküste von Westaustralien, aus südwärts und beendete sie in 20° 40′ s. Br. und 127° 25′ ö. L. von Gr. Die andere gieng von Sydney aus und bezweckte die Auffindung der verschollenen Dr. Leichhardt-Expedition. Mr. Gregory entdeckte auf dieser sieben Monate dauernden Reise nur in 24° 27′ s. Br. und 146° 6′ ö. L. von Gr. an einem Eukalyptenbaum ein eingeschnittenes L., weitere Spuren fanden sich nicht. Gr.

* Die Wiener Volkssprache.

Einer der gründlichsten Kenner Wiens und des Wienertums nach allen Richtungen hin, der Volksschriftsteller Eduard Pötzl, zugleich ein Meister in der Behandlung des Wiener Dialekts, hat soeben einen Vortrag über die Wiener Volkssprache gehalten, nicht im trockenen Ton seiner gelehrten Mitarbeiter auf den verschiedenen Gebieten der Sprachforschung, sondern mit jenem köstlichen und zündenden Humor durchsetzt, der das Erbteil des „richtigen" Wieners ist. Von ganz besonderem Interesse war derjenige Teil seiner Forschungsresultate, in welchem er auf die schweren Kämpfe hinwies, die das deutsche Wort seit Jahrhunderten in Wien zu bestehen hatte und aus welchen es, trotz alles Andranges des italienischen, des französischen, des magyarischen und in erster Reihe des tschechischen Elements schließlich als Sieger den Kampfplatz behauptete und seine vollwüchsige Lebenskraft damit bekundet hat, daß es massenhaft Worte aus allen jenen Idiomen in sich aufnahm und sie in solcher Weise „verwienerte", daß selbst der hartgesottenste Urwiener erschrecken muß, wenn ihm hier nachgewiesen wird, daß eine lange Reihe von Ausdrücken und Wendungen, deren Provenienz aus Thury, aus Lerchenfeld und den anderen Stammsitzen des unverfälschten Wienertums bisher kein Mensch angezweifelt, aus Frankreich, aus Italien, aus Ungarn und aus Böhmen in Wien eingewandert sind und, allerdings mutatis mutandis, in Wien das Vollbürgerrecht erlangt haben.

G. W.

Ein geographisch und zeichnerisch tuchtiger

Kartograph,

der die **Technik** aller **Vervielfältigungsarten** von **Landkarten** genau kennt, auch Erfahrung in der **Leitung einer kartographischen Abtheilung besitzt, sucht,** gestützt auf beste Referenzen, geeignete Stellung. Gef. Offerten befördert sub **J. T. 8537 Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchh. Nachf. in Stuttgart.

So eben beginnen zu erscheinen:

A. v. Humboldts ges. Werke

(Kosmos. Reise nach den Aequinoktialgegenden. Neu-Spanien. Ansichten der Natur. Cuba. Lebensbeschreibung)

in neuer vorzüglicher Ausgabe. 30 Lief. à 50 Pf.

Jede Woche erscheint eine Lieferung.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 14. Stuttgart, 8. April 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. – Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. – Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. – Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Canada. Von A. Daul. S. 261. — 2. Chinesische Heiratsgebräuche. Von Adele M. Fielde. S. 264. — 3. Kansas. S. 267. — 4. Der Gesundheitszustand der Europäer im Malayischen Archipel. Von A. Oppel. (Schluß.) S. 270. — 5. Das Hotel der Vereinigten Staaten. S. 274. — 6. Rumänien. Von Rudolf Bergner. A. Die Deutschen in Rumänien. S. 276.

Canada.

Von A. Daul.

Im Dominium Canada gährt es gewaltsam, und es hat allen Anschein irgend einer Veränderung des bisherigen Verhältnisses, in welchem dieses Land bisher zu England gestanden ist. „Handelsunion" mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist noch die zahmste Parole; aber auch der Ruf „Neu-Frankreich" tönt überlaut und sogar „Annexation" will man allenthalben mehr oder minder vernehmen. Oberflächlich genommen, dürfte man sich fast erlauben zu vermuten, daß, wie der „Thee" England um die jetzigen Vereinigten Staaten gebracht hat, es nun auch um des „Fisches" wegen Canada verlieren kann. Denn offenbar haben die noch immer nicht völlig geschlichteten Fischereistreitigkeiten zwischen den beiden Ländern die bisher mehr oder weniger latente Gährung zu sichtlicherem Ausbruche gebracht, und man mag die Sache ansehen, wie man will, der einmal ins Rollen gebrachte Stein wird nicht eher ruhen, als bis die Annexation erreicht ist, welche allerdings unter den bestehenden Verhältnissen für Canada sowohl als auch für die Vereinigten Staaten nicht nur in politischer, sondern auch in kommerzieller, industrieller und sozialer Beziehung das Natürlichste und Beste wäre.

Als die interessanteste dieser Bewegungen in Canada heben wir hier diejenige heraus, welche nicht weniger betrifft als die Bildung eines

Neu-Frankreich

auf dem nordamerikanischen Kontinente.

In dieser Epoche des aufs neue wiedererweckten Nationalitäten-Sinnes, welchem man sowohl in Europa wie in Amerika begegnet, der einst ein neues Griechenland, später ein einiges Italien, ein neues Rumänien und Serbien, ein neues Bulgarien und eine ganze Anzahl neuer Staaten geschaffen hat, kann es nicht befremden, wenn man auch in Canada eine Bewegung entstehen und um sich greifen sieht, welche nicht weniger bezweckt, als die Bildung einer Art französischer Nation innerhalb des britischen Dominiums von Canada oder einer Art von Neu-Frankreich.

Aus Ottawa (in Canada) kommen über die neueste Phase dieser Bewegung ausführliche Nachrichten, worin das systematische Bemühen der „Repatriations-Kommission" in den Neu-England-Staaten und im Staate New-York beschrieben wird, welches dahin zielt, die Rückkehr französischer Canadier nach dem Dominium zu bewirken, und darauf hinweist, daß diese die Nationalität als Panier führende Bewegung in der Geschichte Canada's nie einen so hohen Grad erreicht hat, als gerade in der Gegenwart der Fall ist. „In den französischen Herzen", heißt es, „hat stets die Hoffnung geschlummert, daß sie zu einer Zeit wiederum wieder zurückerhalten werden, was ihnen im Jahre 1759 entrissen worden ist, und daß Franzosen eines Tages wiederum in Canada herrschen werden. Ihr einziges Bestreben geht dahin, ihre Besieger selber wieder zu besiegen. Dieses Gefühl ist so stark, daß es eines Tages unausbleiblich zum Ausbruch kommen muß. Zu dem Zweck macht denn auch die Quebec-Regierung alle Anstrengungen, um all die anderswo in den Vereinigten Staaten lebenden Franzosen canadischer Abstammung zur Rückkehr zu bewegen."

Es wird ferner behauptet, daß die französisch-canadische Bevölkerung, die sich zerstreut in den Vereinigten Staaten befindet, bei 500,000 Köpfe stark sein soll, und daß die

Repatriationisten der Hoffnung sind, damit die Bevölkerung britischer Abstammung gänzlich aus Canada verdrängen zu können.

Mittlerweile vermehrt sich die französisch-canadische Rasse so rasch in den Vereinigten Staaten und ganz besonders in den an Canada angrenzenden Neu-England-Staaten, daß alles darauf hindeutet, daß noch vor Verlauf des ersten Viertels des nächsten Jahrhunderts die französischen Canadier dortselbst das Uebergewicht über die anglo-sächsische Bevölkerung gewinnen werden. Denn während dort eine Yankee-Familie nur ein oder zwei Kinder, oft wohl gar keines hat, zählt die französisch-canadische eine Heerde von einem halben bis ein und einem halben Dutzend derselben. Man hat schon oft behaupten wollen, daß die Neu-England-Staaten fast ganz „irisch" werden würden. Und nun kommt diese neue und überraschende Aussicht für die Yankee-Staaten, daß — sie französisch-canadisch werden würden. Die Volkszählung für den Staat Massachusetts (in den Neu-England-Staaten) weist im Jahre 1885 zwar unter einer Gesamtbevölkerung von etwa 2,000,000 Seelen nur 64,503 Inwohner französisch-canadischer Abstammung auf. Und diese Zahl wäre doch augenscheinlich ein nur allzu bescheidener Anfang, um über die Einwohner anderer Abstammung den Sieg davon zu tragen. Aber die französischen Agenten bestreiten diese Zählung, geben die Anzahl der Ihrigen in den besagten Staaten wenigstens auf 120,000 Köpfe an und wollen außerdem auch noch den Beweis führen, daß nicht blos gegen 500,000, sondern ganz sicher wenigstens 800,000 französische Canadier in den Vereinigten Staaten wohnen. Wenn man nun diese Zahl auch als übertrieben annehmen wollte, so muß man andererseits doch bedenken, daß die Fruchtbarkeit dieser Rasse eine ganz außerordentliche ist. Ihre Vermehrung in Canada von 65,000 Seelen zur Zeit der Abtretung Canada's an England im Jahre 1760 bis auf etwa 1,700,000 Seelen zur Jetztzeit ist ein schlagender Beweis einer merkwürdigen Rassen-Entwicklung der modernen Zeit.

Die sozialen Verhältnisse, in denen die französischen Canadier in den Vereinigten Staaten leben, sind jedoch etwas verschieden von denen, welche in Canada bestehen. Und gerade in der Verschiedenheit dieser Verhältnisse findet diese Bewegung der Repatriation ihre Begründung. Dieselbe ist nicht so sehr eine politische als vielmehr — eine kirchliche Affaire. Die katholische Hierarchie in Canada hat bisher noch immer ihre zusammengefaßte, isolierte nördliche Gemeinschaftlichkeit behauptet und ihre eigene Art und Weise, mit dem Volke umzugehen, behalten. Sie hat sich auf eine Gemeinschaftlichkeit gestützt, welche in allen religiösen Dingen mehr nach dem Zuschnitte des Ländlichen, wie es in Frankreich vor der Revolution bestand, war, als daß sie sich den modernen Zeiten angenähert hatte. Dieser Zustand konnte am Ende aber doch nicht die Entwicklung einer einigermaßen liberalen Gesinnung verhindern, welche die französisch-canadische Bevölkerung den Vereinigten Staaten zugeneigt macht. Viele Canadier, welche nach den Vereinigten Staaten ausgewandert waren, brachten, nachdem sie sich in kurzer Zeit dort amerikanisiert und liberale Ideen eingesogen hatten, bei ihrer zeitweisen oder gänzlichen Rückkehr nach Canada viele dieser neuen Ideen und liberalen Anschauungen mit dahin. Naturalisationen von französischen Canadiern kommen nun in den Vereinigten Staaten sehr häufig vor. Die Kinder dieser canadischen Einwanderer in den Vereinigten Staaten vermischen sich dann mit dem englisch-sprechenden Volke. Dabei kommt aber noch der merkwürdige Umstand hinzu, daß sie weit mehr mit Amerikanern als mit Abkömmlingen von Engländern sich verheiraten. Die Kinder aus solchen Ehen lernen dann wenig oder gar nicht mehr Französisch sprechen, sondern gewöhnen sich, oft zu nicht geringem Verdrusse der Eltern, eben an die englische Sprache. Dann gewinnen auch protestantische Missionare in den Vereinigten Staaten unter den eingewanderten französischen Canadiern viele Convertiten und noch eine größere Anzahl wendet sich gar den „Freidenkern" zu. Ja dieselben beginnen sogar ihre Namen zu amerikanisieren. Boisvert wird Greenwood, Gagné wird Winner, Le Blanc wird White und — sei's dem Himmel geklagt! — Charbonnier ist in einen Coalheaver umgewandelt worden.

Diese Vorgänge und Verhältnisse nun sind es, gegen welche der französische (katholische) Klerus in Canada mittels dieser Repatriations-Bewegung zu Felde ziehen will.

Es ist ihm auch bereits gelungen, eine gute Anzahl französischer Canadier aus den Vereinigten Staaten zurückzulocken und auf noch freien Ländereien in der Provinz Quebec und in Manitoba zur Ansiedelung zu bewegen. Ja, sie haben es schon so weit gebracht, daß jetzt mehr von ihren Leuten zurückkommen als — auswandern.

Das amerikanische Volk sieht aber dieser Sache so ziemlich gleichgültig zu und meint, was immer den angelsächsischen Canadiern bevorstehen mag, so werden die in in den Vereinigten Staaten zurückbleibenden französischen Canadier und ihre Nachkommen schwerlich ein schlimmer Dorn im Fleisch des amerikanischen Volkes werden.

Die nächst interessante Bewegung in Betreff Canada's ist die der Bildung einer „Kommerziellen Union".

Die Anregung hiezu geht von den Vereinigten Staaten aus. Bei einer jüngsten Versammlung der Mitglieder der New-Yorker Handelskammer hielt eines derselben eine in jeder Beziehung interessante und bedeutende Ansprache. In derselben wurde als Mittel zur Schlichtung aller bestehenden Differenzen mit Canada eine „Kommerzielle Union" vorgeschlagen, und dieser Vorschlag fand Seitens des Auditoriums den ungeteiltesten Beifall. Der Redner sprach über die Fischerei-Frage:

„Sie werden mit mir übereinstimmen, daß, wenn

die Diplomatie diese Frage nicht in Bälde und auf friedlichem Wege beilegen kann, man derselben den Abschied geben soll. Sicherlich sind unter uns nicht Wenige, welche eine vollkommenere und bleibendere Auseinandersetzung und Vereinigung aller kommerziellen Fragen zwischen Canada und den Vereinigten Staaten wünschen, als irgend ein Fischerei-Vertrag geben könnte. Wir wollen eine Ausgleichung in dem Sinne britischer Staatsmänner haben, welche nach dem schlimmen Schisma in unserer Rasse wünschen, daß, soweit die Verhältnisse und Dinge es erlauben, man auf bessere Beziehungen rückkehre und, statt einander Fremde und Ausländer zu sein, sich lieber friedlich in die anglo-sächsische Herrschaft zu teilen. Die Fischerei-Streitigkeiten werden aufhören, wenn die Fischerei eine gemeinsame ist."

Solch eine Beilegung würde, insofern es die Fischereifrage betrifft, eine Rückkehr zu dem Stande der Dinge sein, welcher infolge des Vertrages von 1783 geschaffen wurde, der auf das Eingehen Englands sich gründete, daß infolge des Erfolges der Amerikaner eine Teilung der britischen Herrschaft stattfand. Aber der erwähnte Redner meinte eine weiter gehende Beilegung der bestehenden Differenzen, wobei die Fischereifrage nur eine nebensächliche Bedeutung haben würde.

Daß in Canada die öffentliche Meinung den Vereinigten Staaten schon so sehr zuneigt, daß sie weiter geht als blos auf eine Beilegung der obwaltenden Differenzen so mancherlei Art, das geht aus vielen Anzeichen hervor, und der Redner bringt diese Anzeichen denn auch in volle Miteinrechnung zu seinem äußerst gemäßigten und unzweifelhaft für beide Länder heilsamen Vorschlag. Er sagt:

„Schwerlich kann man eine canadische Zeitung in die Hand nehmen oder eine Korrespondenz aus Canada lesen, ohne daß man darüber etwas von der politischen Berufung Canada's finden könne. Und darüber gehen unter uns die Ansichten weit auseinander. Die Einen, meistens der Beamtenklasse angehörig, glauben an einen ewigen oder wenigstens unbestimmbaren Zustand der Abhängigkeit. Andere dagegen hegen die Hoffnung, daß Canada trotz seines Mangels an Zusammenhang und trotz des französischen Keils im Herzen dennoch eine unabhängige Nation werde. Andere wieder glauben, daß es zurück in die Geschichte der Kolonien gehe und einen Teil seiner Selbstregierung an die Oberherrschaft einer Reichsföderation abtrete. Und endlich gibt es welche, die in der Zukunft sehen wollen, daß alle die Englisch-sprechenden Völker des amerikanischen Kontinents einmal Eine Nation ausmachen werden, und daß England in seinem eigenen Interesse eine solche Vereinigung nicht nur willkommen heißen, sondern sich derselben anschließen werde. Schließlich aber halten andere fest an dem Glauben, daß Canada ohne die Einwilligung Englands nach keiner Richtung willkürlich einen Schritt thun wird.

„Allerdings hat sich England diesem Canada stets als ein gutes Mutterland erwiesen. Und was gewiß niemand vernünftigerweise wünschen kann, das wäre eine gewaltsame Annexation, welche uns unzufriedene Bürger geben und Uneinigkeit unter uns stiften würde. Wenn man daher eine Vereinigung mit Canada haben will, dann muß es eine freie und gleiche Vereinigung, eine Vereinigung gemeinsamer Interessen und des Herzens werden, eine solche ‚Union', wie sie jeder Bürger des einen wie des andern Landes wünschen und fördern könnte, ohne einen Verrat zu begehen, und welche ohne Ehrlosigkeit willkommen geheißen werden könnte. Und während die politische Bestimmung beider Länder ihren eigenen Verlauf hat, warum sollten nicht auch unsere Industrie und unser Handel den hier vorgezeigten natürlichen Weg betreten und sich der Vorteile erfreuen dürfen, welche eine ‚Kommerzielle Union' beider Länder mit sich bringt?"

Daß es indessen in den Vereinigten Staaten auch Leute gibt, welche, weit davon, solchen mäßigen und vernünftigen Vorschlägen und Ansichten, wie sie von Mitgliedern der New-Yorker Handelskammer ausgesprochen und gebilligt werden, beizustimmen, gleich alles überstürzen wollen, beweist der neuliche Antrag eines Abgeordneten im amerikanischen Kongresse zu Washington, der dahin lautete:

„Daß der Präsident ermächtigt werden möge, behufs Herbeiführung der Vereinigung beider Völker, Canada's und der Vereinigten Staaten, unter eine einzige Regierung Unterhandlungen anzuknüpfen. Und zwar soll sich diese Vereinigung auf die Zulassung der verschiedenen Provinzen Canada's oder irgend welcher derselben in den Staatenverband unter denselben Bedingungen und der Gleichstellung mit den jetzt die Union der Vereinigten Staaten von Nordamerika bildenden Staaten stützen. Die Vereinigten Staaten sollen die Schuld Canada's oder einen Teil derselben unter billigen Bedingungen übernehmen. Zum Behufe dieser Unterhandlungen soll der Präsident die Ernennung von Kommissären seitens Großbritanniens und Canada's veranlassen. Diese Unterhandlungen sollen gepflogen werden mit gehöriger Rücksicht auf die freundschaftlichen Beziehungen, welche zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten bestehen."

Zum vollständigen Ueberblick der Situation braucht man nur noch beizufügen, daß der neue Gouverneur, den England nach Canada gesetzt hat, eine Reichsföderation mit den übrigen Kolonien Englands — wie schon oben angedeutet — befürwortet, und daß sich insbesondere die französischen Canadier dagegen stemmen.

Die Bevölkerung Quebecs ist nun darüber und weil der Gouverneur sie gewarnt hat, außer sich und es ist in dem „Électeur", dem leitenden Preßorgan der französisch-canadischen Bevölkerung und dem offiziellen Mundstück der Regierung Quebec's und der Opposition dieser Provinz, ein geharnischter Artikel erschienen, in welchem

Lord Stanley, dem neuen Gouverneur, ganz unverblümt zu verstehen gegeben wird, daß man in Quebec die Annexation an die Vereinigten Staaten dem Föderationsplan vorziehe, den er zur Gutheißung nach England geschickt hat. Ferner verlangt besagtes Blatt zu wissen, welche Autorität Lord Stanley habe, über die Zukunft Canada's zu entscheiden; daß er noch nicht lange genug unter den Canadiern sei, um ihre Zustände, ihre Interessen und ihre Stellung zu den Vereinigten Staaten kennen gelernt zu haben; daß seine Ansichten nur englische Ansichten, ja nur teilweise und irrige englische Ansichten seien, nachdem Männer wie Lord St. Vincent, Lord Brougham, Lord Ashburton und Mr. Gladstone lange schon vorausgesehen haben, daß in der Zukunft Canada's bedeutende Veränderungen unabwendbar seien. Ferner wird ihm im besagten Artikel zu verstehen gegeben, daß sich die Canadier nicht so ohne weiteres kaufen und verkaufen lassen, und wird ihm damit gedroht, daß seine Vermittlungsversuche wahrscheinlich zu seiner Rückberufung führen würden.

Solch ein Artikel würde vor hundert Jahren für empörerisch angesehen worden sein. Aber in Quebec hat er allgemeine Billigung gefunden. Quebec hat ja stets nur mit halbem Herzen am „Dominium" gehangen und alle Versuche einer festeren sozialen und industriellen Vereinigung sind fehlgeschlagen. Wie es dort steht, ist bereits bei Erwähnung der vom katholischen Klerus angestifteten Repatriations-Bewegung geschildert, und es braucht zur Ergänzung nur noch gesagt zu werden, daß der freisinnigere Teil der Bevölkerung der Provinz Quebec sich entschieden für eine Annexation an die Vereinigten Staaten erklären würde.

Chinesische Heiratsgebräuche.

Von Adele M. Fielde.

Die geschlechtliche Zuchtwahl, welche ohne Zweifel die Entwickelung und den Fortschritt gewisser Klassen bedeutend beeinflußt hat, ist in China viele Jahrhunderte hindurch nicht thätig gewesen, weil unter den vorherrschenden Sitten und Bräuchen die eine Ehe eingehenden Teile vor der Verlobung oder Vermählung keine Gelegenheit gehabt haben, die Kraft, Schönheit und Intelligenz ihrer Ehegemahle zu beurteilen. Romantische Liebe hat in China keinen Anteil an der Heirat und ihren Folgen. Dies dürfte eine der Ursachen von der stehengebliebenen und gehemmten Zivilisation China's und von der überraschenden Thatsache sein, daß dieses schlaue Volk während Jahrhunderten nichts erfunden und nichts entdeckt hat.

Die Vielweiberei ist in China zwar gesetzlich gestattet, aber in der Praxis so kostspielig und so unbequem, daß sie unter der Volksmasse ungewöhnlich ist. Gesetzlich soll ein Mann nicht mehr als Ein Weib haben, allein er darf in sein Hauswesen eine beliebige Zahl von Gehülfinnen aufnehmen. Die mit einer in ihrer Art einzigen Zeremonie ins Haus gebrachte Gattin darf aus ihrem deutlich bezeichneten Wirkungskreise unter keinen Umständen verdrängt werden, und die Strafe, welche auf jedem Versuche steht, eine niedrigere an ihre Stelle zu setzen, ist ein Hundert Stockschläge. In allen Fällen wird die Heiratsangelegenheit oder die Eingehung des Verlöbnisses durch die älteren Mitglieder der betreffenden Familien bewerkstelligt und geschieht gewöhnlich ohne Vorwissen des künftigen Ehegatten oder der Gattin.

Da die Heirat für die Fortpflanzung des Stammes der Anbeter vor den Laren und Penaten wesentlich ist, so macht sich ein Mann, welcher nicht heiraten will, in der Meinung des Volkes einer kindischen Lieblosigkeit und Ruchlosigkeit schuldig. Alte Jungfern sind in China unbekannt und Junggesellen sehr selten. Das allgemeine und energische Verlangen nach Nachkommenschaft in der Manneslinie und in männlichem Geschlecht führt von Seiten der Eltern zu großer Selbstaufopferung, um den Söhnen Weiber zu verschaffen, und veranlaßt dieselben, fürsorgliche Anordnungen zu treffen, damit die Kinder schon früh heiraten können. Es gehören sogar Verlöbnisse erst zu erwartender Kinder unter der Bedingung, daß sie von verschiedenem Alter sind, nicht zu den Seltenheiten. Unter den Armen ist es sogar nicht ungewöhnlich, daß sie eine neugeborene Tochter hinweggeben, damit die Mutter ein Mädchen aus einem anderen Clan annehmen, an ihrer Brust säugen, erziehen und in späteren Jahren ihrem Sohn zum Weibe geben kann. In vielen Familien gibt es mindestens Eine kleine Schwiegertochter, welche in dem Elternhause ihres künftigen Gatten erzogen werden soll.

Eltern von mäßigem Vermögen bemühen sich, ihren Söhnen Gattinnen zu verschaffen, sobald sie 20 Jahre alt sind, und nur wenige behalten eine Tochter länger, als bis sie 16 Jahre alt ist. Wer einen heiratsfähigen Sohn und die Mittel hat, den Aufwand für die Annahme einer Schwiegertochter zu bestreiten, der legt seinen Fall in die Hände einer befreundeten alten Frau oder einer Heiratsvermittlerin oder Kupplerin, welche unter ihren Bekannten das ausfindig zu machen sucht, was ihr Klient verlangt. Die Eltern der beiden jungen Leute kommen zu keiner Konferenz zusammen und kennen einander gewöhnlich nicht einmal dem Namen nach. Die Unterhandlung wird von der Kupplerin geführt, welche das einzige Verkehrsmittel der beiden Familien ist. Ist man über alle Einzelheiten übereingekommen, so überschicken die Eltern des Bräutigams denjenigen der Braut eine Summe Geldes und das Verlöbnis ist vollzogen. Dieser Vertrag kann gesetzlich von keinem der beiden Teile gebrochen werden; sogar die Entdeckung eines Betrugs von Seiten der Heiratsvermittlerin macht den Kontrakt nicht hinfällig.

Sobald die Braut erfährt, daß sie heiraten soll, muß sie in Wort und Geberde die größte Schwermut an den

Tag legen, und sie gewinnt an Lob und Ruf, wenn ihre Wehklagen poetisch sind. Eine chinesische Bekannte von mir, eine allgemein belobte Person, sprach von der Zeit ihrer Verlobung an bis zu ihrer Hochzeit von der letzteren immer nur von ihrem Leichenbegängnisse. Zu ihrem kleinen Bruder (dem einzigen Mitglied der Familie der Braut, welches diese vor der Geburt ihres ersten Kindes im Hause ihres Gatten besuchen darf), sagte sie: „Wenn ich begraben bin, mußt Du häufig kommen und auf meinem Grabe Weihrauch verbrennen." Zu ihren älteren Brüdern und zu ihrer Schwägerin sagte sie: „Bitte, wenn ich tot bin, so tötet doch die Eidechsen und Hundertfüße nicht, welche im Hause umherkriechen mögen, denn vielleicht kehrt mein Geist zurück und wohnt lieber in dem Ungeziefer meines Elternhauses, als daß er in dem Grabe bleibt, in welches man mich legen wird." Ein begabtes Mädchen äußert derartige Anspielungen ohne Belehrung; den Dummen aber muß man heimlich beibringen, was sie sagen sollen, wenn sie ihr Scheiden vom Mädchenleben beklagen. Wie viel von dem Kummer eines Mädchens echt und wie viel fromm geheuchelt ist, vermögen nur diejenigen zu erraten, welche begreifen, wie tief der chinesische Charakter von chinesischen Sitten beeinflußt wird.

Die Plackereien einer Verlobung und einer Heirat sind so groß, daß sie zu dem Sprichwort Anlaß gegeben haben: „Sage nicht, Du habest Verdruß, ehe Du eine Tochter verheiratet oder eine Schwiegertochter ins Haus gebracht hast." Die Geldsumme, welche die Eltern der Braut erhalten, wird gewöhnlich zu ihrer Ausstattung verwendet. Die geringste Aussteuer sind ein paar neue Anzüge. Reiche Leute geben Hunderte von Anzügen und zuweilen eine oder zwei weibliche Leibeigene mit, sowie ein Stück Feld, welches beim Tode der jungen Gattin wieder an ihre Familie zurückfällt.

In meiner Umgebung, in der Region von Swatow, wird die Braut immer von dem Hause ihres Vaters nach demjenigen ihres Schwiegervaters in einer Sänfte getragen, welche sorgfältig verschlossen und mit Scharlach bedeckt ist. Sie wird dann von keinem Mitglied der Familie begleitet. Die Kupplerinnen und ein Bote von dem Hause des Bräutigams führen die Träger an, welche ihren Mahlschatz mit ihr in einer Prozession durch die Straße tragen.

In aller Morgenfrühe des Hochzeitstages wird die Braut in einem Wasser gebadet, worin zwölferlei Arten von Blumen eingequellt worden sind; ihr Haar wird mit Bandoline gesteift und in einen wundervollen Kopfputz mit vielen goldenen Sträußen verflochten; sie wird in einen prächtigen Anzug gekleidet und muß sich den Anschein geben, als sei ihr das bitter unlieb, und steigt endlich unter lautem Weinen in ihre rotüberzogene Sänfte. An der Spitze des Hochzeitszuges schreitet ein Mann mit einem Zweig vom Banyanen- (indischen Feigen-)Baum, Ficus indica, in der Hand, dessen örtlicher Name eine Lautähnlichkeit mit einem anderen Worte hat, welches „vollendet" oder „vollkommen" bedeutet. Es drückt die Thatsache aus, daß alles zu einer gesetzlichen Ehe Nötige im vorliegenden Falle geschehen ist. Diesem Zugführer folgen zwei Männer, je eine Laterne auf einer Stange von Zuckerrohr tragend, denn die ersteren gehören zur Mitgift der Braut, und der Zuckerrohrstengel, welcher stufen- oder knotenweise zu einem breiten, blühenden Wipfel heranwächst, spricht sinnbildlich die Hoffnung aus, daß das Leben der Braut in gleicher Weise wachsen, gedeihen und sich ausbreiten möge. Der Nächste in der Reihe ist dann ein Mann, welcher einen Bambus über die Schulter trägt als das Sinnbild raschen Wachstums; an dem einen Ende des Bambus hängt ein rotes Bündel Schuhwerk, an dem anderen eine rote Steppdecke. Ihm folgen so viele Lastträger als nötig sind, um alle die roten Kisten zu tragen, welche die Mitgift enthalten.

An der Thüre des Hauses angekommen, sieht die Braut ihren künftigen Gatten zum erstenmal und erkennt ihn unter denen, welche sie erwarten, an seinem reichen Anzug. Infolge vorhergegangener Anordnung wird sie zuerst von einer verheirateten Frau begrüßt, welche für glücklich und wohlhabend gilt, in der Hoffnung, daß es derjenigen, welche diese in ihrer neuen Heimat begrüßt, Glück bringen werde. Ein Zeremonienmeister, welcher eigens zu dem Zwecke gedungen ist, daß die Hochzeitsfestlichkeiten während der drei Tage genau nach dem hergebrachten Brauche stattfinden, wirft etwas brennendes Stroh auf die Thürschwelle, löscht es halb aus, läßt die Braut darüber schreiten und sagt den üblichen Spruch her, welcher ungefähr den Sinn hat: Nun schreite über den Rauch, schöne Braut! heute die Freude, übers Jahr einen Knaben!

Dieser Brauch soll die Braut von jedem bösen Einfluß reinigen, welchen auf ihrem Herwege böse Dämonen oder weiße Tiger auf sie ausgeübt haben könnten. Sie betritt dann unmittelbar das Gemach, worin ihre rote Bettstelle aufgeschlagen und worin ihre ganze Habe niedergelegt worden ist. Hier sitzt sie den ganzen Rest des Tages schweigend unter ihren roten Kisten, denn niemand spricht mit ihr oder beachtet sie in irgend einer Weise, außer daß man ihr Essen bringt. Am Abend findet für die männlichen Freunde und Bekannten, welche schriftlich dazu eingeladen worden sind, ein großer Schmauß statt, dessen Zubereitung den ganzen Hausstand beschäftigt. Nach dem Abendbrot dürfen die Gäste die Braut sehen, welche von der Dueña nach der Thüre des Schlafzimmers gebracht wird. In einigen Fällen dürfen nur diejenigen, welche der Braut in einigen gelungenen Versen huldigen können, sich der Thüre des Schlafzimmers nähern, und es findet daher oft ein wahrer Wetteifer im Rezitieren poetischer Begrüßungen statt. Die Verse enthalten gewöhnlich Anspielungen auf die Nachkommenschaft und kleine Schmeicheleien, z. B. in Prosa übertragen: Die Braut hat eine hohe Stirn, ist schön und hold; ihre kleinen

Füße mit den spitzen Zehen sind wie Ahlen; heute führen wir sie mit Ehren heim, und nächstes Jahr begrüßen wir ihr erstes Kind; oder: Frische Zweige an der Fichte, neue Sprossen am Bambus; der Bräutigam führt heute die Braut heim, damit sie in seinem Hause herrsche; möge das Feld ihr eine tausendfältige Ernte geben! mögen ihre Söhne ihr bald Schwiegertöchter ins Haus bringen!

Heitere Scherze beleben gewöhnlich den Schmauß und die Unterhaltung. Zuweilen tritt ein als ein alter Mann verkleideter Gast ein und bittet die Dueña, die Braut ganz nahe zu ihm heranzuführen, weil er ein schlechtes kurzes Gesicht habe, und wenn sie dann vor ihm steht, reißt er plötzlich Mütze, Brille und Vermummung ab und erscheint als ein heiterer junger Mann. Das erregt dann große Heiterkeit. Ein anderer lustiger Streich ist, einen Bündel chinesischer Schwärmer unter die Bettstelle zu legen mit einer langen und langsam brennenden Lunte, so daß sie erst nach Mitternacht losgehen; häufig ist dies noch begleitet von einem künstlichen Regenschauer, welcher durch das Dach auf das Brautbett herunterfällt. Wann die Gäste weggehen, nehmen sie häufig Gegenstände mit, von denen sie wissen, daß der junge Gatte sie am anderen Tag bedarf, und welche derselbe dann von ihnen mit Päckchen süßer Leckereien wieder auslösen muß. Man erzählt sich sogar, daß eine Gesellschaft lustiger Studenten den ihnen befreundeten Bräutigam nach dem abendlichen Hochzeitsschmauß vom Hause hinweggelockt und in einem Wäldchen so an einen Baum gebunden habe, daß er in jener Nacht nicht mehr imstande gewesen sei, nach Hause zurückzukehren. Die Eltern des Bräutigams veranlaßten zuletzt die jungen Leute, ihn wieder loszubinden; allein als sie nach dem Wäldchen kamen, fanden sie, daß der arme Bräutigam von einem Tiger zerrissen worden war. Um Unbehaglichkeiten zu vermeiden, versteckt sich der Bräutigam zuweilen von der Mahlzeit an bis nach dem Weggehen aller Gäste.

Am zweiten Tage betet das junge Paar die Ahnenbilder im Hauptgemache des Hauses an und huldigt den älteren Familienmitgliedern durch eine Verbeugung. Am Nachmittag treffen die letzten Geschenke ein, welche die Familie des Bräutigams den Eltern der Braut schickt; sie bestehen, je nach dem Betrag, welcher zur Zeit der Verlobung festgesetzt worden ist, in Schweinefleisch, Fischen, Kuchen und Süßigkeiten. Während des zweiten und dritten Tages dürfen die Leute, selbst ganz Fremde, nach Belieben ins Haus treten und sich die Neuvermählte betrachten und beglückwünschen, und dieses Vorrecht machen sich oft große Mengen zu Nutze.

Der dritte Tag der Ehe ist ein sehr geschäftiger für die Neuvermählte, denn sie muß dann förmlich ihre häuslichen Pflichten antreten. Am frühen Morgen wäscht sie Kleider für sich und ihren Gatten unter der Anleitung der Dueña. Dann ergreift diese Zeremonienmeisterin ihre Hand, hält mit dieser den langen Stiel eines Schöpflöffels und rührt damit das Futter in einem Geschirr um, aus welchem die junge Frau Schweine füttern und mästen wird, und bringt ihr dabei einen herkömmlichen Reim bei, welcher sie über diese Pflichten belehren soll. Um Mittag kocht die junge Frau unter der Aufsicht ihrer Schwiegermutter die Mahlzeit für die ganze Familie, und in den Zwischenräumen der übrigen Beschäftigungen beginnt und vollendet sie die Verfertigung eines Paars Beinkleider für ihren Gatten; in dieser Aufgabe darf sie unter keinen Umständen unterstützt werden, und jedenfalls muß sie damit noch vor der Zeit fertig werden, wo sie die Abendmahlzeit zu kochen hat, sonst würde sie alles Glücks für ihre ganze künftige Laufbahn verlustig werden. Zu irgend einer Stunde während des Vormittags dieses dritten Tages kommt ein Bote von ihrer Mutter, gewöhnlich ihr jüngerer Bruder, bringt ihr eine Flasche Haaröl, speist mit ihrem Gatten und kehrt dann nach Hause zurück in Begleitung der Dueña oder Zeremonienmeisterin, welche nun ihre Schuldigkeit gethan hat.

Am vierten Tage muß die Neuvermählte lange vor Tag und Thau aufstehen und ihr Haar in dem mühsamen Styl einer verheirateten Frau ordnen, und da sie nicht gewöhnt ist, diese schwierige Arbeit allein zu versehen, so wird es ihr nur nach manchen vergeblichen Versuchen gelingen. Sie legt an diesem Tag ihren festlichen Staat beiseite und übernimmt alle die Geschäfte und Hantierungen einer Schwiegertochter, bedient die älteren Familienglieder in verschiedener Weise und unterzieht sich den härtesten Arbeiten.

Wenn sie ihren Gatten haßt und sich wenig um die Behaglichkeit ihrer Verwandten kümmert, so kann sie Nahrungsmittel verderben, Geschirr zerbrechen, mit Selbstmord drohen und sich selbst so unangenehm machen, daß die Familie, in welche sie eingetreten ist, sich bald über die Rätlichkeit, sie in eine andere Familie hinein zu verheiraten, schlüssig machen wird. Wünscht die junge Ehefrau aber zu bleiben wo sie ist, so strebt sie vor allem, ihrer Schwiegermutter zu gefallen. Ein Gatte, welcher die Partei seiner Frau gegen seine Mutter nimmt, gilt für unkindlich und hat wenig Frieden im Hause seiner Vorfahren. Ergreift er aber die Partei seiner Mutter gegen die Gattin, so kann die junge Frau zum Selbstmord getrieben werden, und dies würde dann ihrer Familie Veranlassung geben, eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn einzuleiten, welche für ihn verderblich wäre. Die Mutter und die Gattin, beide eifersüchtig auf die Hingebung des Mannes, sind diejenigen Mitglieder der Familie, welche wahrscheinlich immer gegeneinander unfreundlich sind. Das Dasein zahlloser Familien, in welchen drei oder vier Generationen von beiden Geschlechtern in scheinbarer Liebe friedlich beieinander leben, beweist, daß die Chinesen einen hohen Grad von Selbstbeherrschung besitzen.

Nach Verlauf eines Monats schickt die Mutter der Neuvermählten ihr einen Korb künstlicher Blumen, daß

sie damit ihren jungen Nachbarinnen annehmbare Geschenke machen kann. Im südlichen China tragen nämlich die jungen Frauen weder Hüte noch andere Kopfbedeckungen, sondern schmücken ihr Haar bei allen festlichen Gelegenheiten nur mit Blumen.

Wenn vier Monate um sind, macht die junge Frau an einem Tage, welchen der weise Mann oder Zauberer im Orte für einen glücklichen erklärt hat, ihrer Mutter den ersten Besuch, wenn nicht irgend ein Ereignis es für sie geheimnisvoll, unsicher und unrätlich gemacht hat, ihre gegenwärtige Wohnung zu verlassen oder ihre alte Heimat zu betreten. Die Dauer des Aufenthalts der jungen Frau in ihrer früheren Heimat wechselt in verschiedenen Orten. In einigen verweilt sie einen ganzen Monat im Hause ihrer Mutter; in anderen hält man es für ein großes Unglück, wenn sie nicht am selben Tage zurückkehrt, bevor noch der Rauch aus den Schornsteinen des Dorfes andeutet, daß man mit dem Kochen des Abendbrots beginnt. Allein jeder Zufall oder Umstand, welcher jemanden von den Familien unrein macht und daher für unglückbedeutend gilt, verhindert die junge Frau an ihrem Ausgang. Die Unreinheit ist zweifacher Art: nämlich diejenige, welche von einem Todesfalle herrührt, und diejenige, welche einer Geburt folgt. Man unterscheidet sie auch als solche von schlimmer und solche von guter Vorbedeutung; die erste währt drei Jahre, die letztere nur einen Monat. Würde die junge Frau sich irgend einer unreinen Person nähern, so würde sie selbst Gefahr laufen, die geheime Ursache irgend eines Unfalls unter ihren Verwandten zu werden. Während der ersten paar Monate nach der Verheiratung muß sie daher sorgfältig auf ihrer Hut sein, sich irgend einem unheilbringenden Einflusse auszusetzen.

Die Nachbarin einer mir befreundeten Chinesin hatte eine Tochter, ihr einziges Kind, das sie leidenschaftlich liebte. Das Mädchen ward mit 16 Jahren verheiratet. Als die ersten vier Monate ihrer Ehe beinahe um waren, starb die Nachbarin ihrer Mutter und der Besuch in der alten Heimat mußte um weitere hundert Tage verschoben werden. Bevor diese Periode des täglichen Ahnenkultus für die Nachbarin vorüber war, starb die Schwiegermutter der jungen Frau und sie mußte nun drei Jahre lang Trauer tragen. Unmittelbar ehe sie die Trauergewänder ablegte, gebar sie einen Sohn und dies machte es ihr abermals notwendig, den Besuch bei ihrer Mutter noch weiter hinauszuschieben. Ihre Mutter ward mittlerweile von Hallucinationen befallen, während deren sie häufig ihre Tochter vermeintlich in die Thüre treten sah. Sie behauptete, das Gesicht der Tochter deutlich zu unterscheiden, jede Einzelheit in ihrer Kleidung wahrzunehmen und sogar das Klirren ihrer Spangen zu hören. Sie rief dann aus: „O mein Kind, kommst Du nun endlich?" allein wenn sie auf die Vision zueilte und sie umarmen wollte, griffen ihre Arme nur in die leere Luft. Endlich kam die Tochter, welche alle diese Jahre hindurch kaum eine Wegstunde entfernt gewesen war, wirklich zur Mutter zum Besuch. Die beiden Frauen umarmten einander unter lautem Weinen, und nun hörten die Hallucinationen der Mutter auf.

Nach dem ersten Besuch darf eine verheiratete Tochter nach Belieben jederzeit in die Wohnung ihrer Eltern kommen, und diese dürfen die Tochter, nach der Geburt ihres ersten Kindes, gelegentlich in dem Hause ihres Gatten besuchen.

Kansas.

Kansas[1] bildet ungefähr die Mitte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Größe beträgt 81,318 Quadratmeilen, die Ausdehnung von Osten nach Westen 400, von Süden nach Norden 200 Mln. Die Nachbarstaaten sind: im Osten Missouri, im Süden das Indianer-Territorium, im Westen Colorado und im Norden Nebraska. Der Gestalt nach bildet Kansas ein Parallelogramm, dessen nordöstliche Ecke durch den Fluß Missouri abgeschnitten wird. Das Land liegt zwischen dem 94° 37′ und 102° w. L. und zwischen dem 37° und 40° n. Br., hat eine Größe wie etwa England und Schottland oder England und Irland, ist gegen 3000 Qu.-Mln. größer als Dänemark, Sachsen, Bayern, Baden, Hannover und Württemberg zusammen und enthält mehr urbares Land als Schweden und Norwegen, nämlich gegen 52 Millionen Acres. Auf 3000 Meilen durchschneiden Eisenbahnen nach allen Richtungen das Land. Die Einwohnerzahl beträgt reichlich 1 Million. Es sind vorhanden 800 Kirchen, 5000—6000 Schulen, eine Universität, eine Ackerbauschule.

Der niedrigste Punkt des ganzen Landes befindet sich bei dem Zusammenfluß des Kansas und des Missouri in einer Höhe von 751 Fuß. Nach Westen hin hebt sich der Boden. Der höchste Punkt liegt 4000 Fuß über dem Meere.

Unter den Mineralien nimmt die Kohle den ersten Platz ein. Im äußersten Südosten finden sich ausgedehnte Blei- und Zink-Erzgänge. Salz ist reichlich vorhanden. Es gibt in Kansas Gyps- und Kalklager von verschiedener Mächtigkeit und zum Teil von großer Ausdehnung, Sandstein und Erdharz, an verschiedenen Stellen auch Töpferthon.

Kansas wurde im Jahre 1861 unter die Vereinigten Staaten aufgenommen, gerade zu der Zeit, als der große Bürgerkrieg begann. Während dieses Krieges machte der Staat keine Fortschritte. Als aber 1865 der Friede geschlossen war, begann die Periode des Aufblühens. Kansas hat in den letzten zwanzig Jahren in der Landwirtschaft und Industrie ganz erstaunliche Resultate aufzuweisen. Die Haupterwerbsquelle ist die Landwirtschaft.

Im folgenden geben wir eine Uebersicht über die Ernte in den Jahren 1876 und 1883:

[1] Kansas: Information concerning its agriculture etc. Wm. Sims, Topeka 1884.

	Winterweizen	Roggen	Mais	Hafer	Buchweizen	Heu
1876:	758,600 Acres	166,674 Acres	1,884,454 Acres	391,845 Acres	—	—
	11,738,408 Bushels	3,441,189 Bushels	82,808,176 Bushels	12,386,216 Bushels		
1883:	1,480,304 Acres	2,321,508 Acres	4,653,170 Acres	694,576 Acres	2175 Acres	3,730,150 Acres
	28,958,884 Bushels	5,084,391 Bushels	182,084,516 Bushels	30,987,861 Bushels	19,575 Bushels	

	Kartoffeln	Bohnen	Flachs	Baumwolle	Tabak	Reis
	80,545 Acres	12,799 Acres	116,196 Acres	478 Acres	973 Acres	21,481 Acres
	6,413,600 Bushels	135,838 Bushels	1,159,995 Bushels	107,550 Pfund	778,400 Pfund	429,620 Pfund

Im Jahre 1882—1883 wurden 591,770 Pfund Käse und 23,947,016 Pfund Butter bereitet. 1883 betrug die Zahl der Pferde 423,426, der Milchkühe 471,548, der Esel und Maulesel 59,282, der Schafe 1,154,196 und der Schweine 1,393,968.

Man kennt hier weder große Hitze, noch starke Kälte. Es gedeihen Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Pfirsiche, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Erdbeeren, Brombeeren und Weintrauben. Die Zahl der Obstbäume ist in den letzten zwanzig Jahren von 300 auf 20 Millionen gestiegen. Die Weinberge umfassen ein Gebiet von 6532 Acres. Auch eignet sich der Boden zum Anbau des Zuckerrohrs.

Der jährliche Regenfall[1] beträgt im östlichen Drittel über 30 Zoll, im mittleren durchschnittlich 20—30 Zoll, im westlichen gewöhnlich unter 20 Zoll Was die Verteilung des Regens anbelangt, so kommen in den Wintermonaten die wenigsten Niederschläge vor, was dem Ackerbau im höchsten Grade zuträglich ist. Der häufigste Regen fällt in der letzten Hälfte des Mai und Juni, sowie im Juli. Damit das Getreide vor dem Eintritt der Dürre des Spätsommers zur völligen Reife gelangen kann, empfiehlt es sich, die Einsaat Mitte April zu beschaffen.

Schnee fällt gewöhnlich nur in geringer Menge und bleibt nur kurze Zeit liegen, doch hatte man ausnahmsweise 1872 und 1877 im Norden länger als einen Monat Schlittenbahn.

Eine Eigentümlichkeit von Kansas ist das Vorherrschen von Süd- und Südwestwinden im Sommer und Herbst. Diese Winde machen den Boden trocken, was aber dem Gedeihen des Korns durchaus nicht schadet.

Ein Deutscher, welcher sich dort angesiedelt hat, erzählt uns in einem Briefe vom 1. Februar d. J. folgendes:

„Nachdem ich fast zehn Jahre lang zur See gefahren war, landete ich am 19. November 1865 in New-York und begab mich zunächst nach Ohio, wo ich reichlich drei Jahre blieb. Im Frühsommer 1869 machte ich mich auf nach dem Westen. Am 9. Februar 1870 gieng ich mit mehreren Deutschen von Kansas-City fort, um mich im südlichen Teile von Kansas anzusiedeln. Am 21. Februar langten wir in Elk-Falls, Montgomery-County, an und fanden gleich am Tage nach unserer Ankunft Land, was uns gefiel. Nachdem ein jeder am Tage darauf sein Stück Land in Besitz genommen hatte, begannen wir mit dem Fällen von Bäumen, um uns Blockhäuser zu bauen, und es dauerte nicht lange, bis ein jeder sein Haus bewohnen konnte. Das Land, auf dem wir uns niedergelassen hatten, gehörte damals noch den Osage-Indianern, die uns aber vollkommen unbelästigt ließen und kaum dazu zu bewegen waren, ein Wort mit uns zu sprechen. Die Indianer sind überhaupt sehr zurückhaltend. Am 10. Juni 1870 kaufte die Regierung den Indianern das Land ab und dasselbe wurde bald darauf vermessen. Mein Haus stand am südlichen Fuß eines dicht mit Wald bewachsenen Hügels. Zu Süden des Hauses befand sich ein mit Wald dicht bestandenes schönes Thal, durch welches der Salt-Creek von Nordwesten nach Südosten hin, floß. Das Land, welches ich zu bekommen hoffte, erstreckte sich bis an diesen Fluß. Als aber bei der Vermessung alles gute Land in der Nähe meines Hauses einem älteren Ansiedler zufiel, sah ich mich genötigt, weiter nach dem Westen zu gehen. Im März 1871 siedelte ich mich in Howard-County an, 5 Mln. südlich von Elk-Falls, wo ich noch jetzt wohne. Im Jahre 1873 wurde Howard-County in zwei Counties geteilt, die südliche Hälfte bekam den Namen Chautauqua-County, die nördliche die Bezeichnung Elk-Falls.

„Wir haben hier durchschnittlich nur Prairie. Der Boden ist etwas hügelig mit großen Strecken ebenen Landes. Nur an Flüssen und Bächen ist reichlich Holz vorhanden. Die am häufigsten vorkommenden Bäume sind weiße, rote und schwarze Eichen, wilde Wallnußbäume mit ausgezeichnetem, dunkelbraunem Holz, welches in großen Mengen nach Europa versandt und dort zu Möbeln verarbeitet wird. Die Früchte dieser Wallnußbäume sind eßbar, haben große Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Wallnüssen, sind aber viel dunkler und von dickerer Schale;

[1] Meteorology of Kansas. Prof. Lovewell, Topeka.

Hickory, ein Baum, der schöne, eßbare Nüsse trägt und weißes, sehr zähes, biegsames Holz hat; Ahorn, Ulmen, Eschen, Pappeln, Sykomoren u. a. m. Der Boden ist sehr ergiebig. In der Zeit meines Hierseins haben wir nur einmal, im Jahre 1874, eine durch Dürre und Heuschrecken verursachte Mißernte gehabt. Als ich im gedachten Jahre bei meinem Heu beschäftigt war, fühlte ich plötzlich überall an meinem Körper etwas aufschlagen und als ich genauer nachsah, bemerkte ich, daß es Heuschrecken waren. Oben in der Luft sah es gerade so aus wie im Winter, wenn Schnee fällt. In Zeit von einer halben Stunde war alles voll von diesen Tieren; jeder Schritt scheuchte sie so massenhaft auf, daß man Nase und Mund verschließen mußte. Am nächsten Tage waren diese Tiere im Grase nicht mehr so zahlreich; sie hatten inzwischen unsere Kornfelder in Beschlag genommen, wo sie in einigen Tagen alles verwüsteten. Dabei hatten wir beständig einen sehr trockenen, heißen Wind; es war so heiß, daß sich den ganzen Tag auch nicht ein Vogel sehen ließ, alle suchten den Schatten.

„Bei meiner Ansiedlung hier war auf der Prairie bis dicht vor Elk-Falls noch keine Wagenspur vorhanden. Diese Stadt bestand damals aus etwa 80—100 Häusern, unter denen noch einige Blockhäuser sich befanden. Jetzt zählt die Stadt 500 Einwohner, welche größtenteils von den Farmern der Umgegend leben. Die Stadt hat zwei Kirchen, nämlich eine Baptisten- und eine Methodisten-Kirche.

„Die Haupteinnahme der Farmer besteht in dem Erlös aus fetten Rindern und Schweinen, welche das ganze Jahr hindurch in großer Zahl mit der Bahn nach dem Osten versandt werden.

„Jetzt einiges von den Indianern. Wie sie sich uns gegenüber anfangs benahmen, habe ich oben angedeutet. In den ersten Jahren kamen sie häufig in Abteilungen von 10—50 hier durch, hauptsächlich im Frühjahr auf ihren Jagdzügen nach dem Norden und im Herbst bei ihrer Rückkehr von dort. Ein solcher Zug nimmt sich recht stattlich aus. Da im Anfang hier nur wenig Land eingefriedigt war, benützten sie selten unsere Wege, sondern ritten auf ihren Ponies querfeldein, der Führer voraus, die übrigen einer hinter dem andern her. Es kam fast nie vor, daß zwei nebeneinander ritten. Voran ritten in der Regel die Männer, dann kamen die Frauen und Kinder. Ich habe oft Kinder im Alter von 2 bis 3 Jahren auf einem Pony festgebunden, anscheinend ohne jede Aufsicht, sitzen sehen. Hinterher getrabt kommen die Packtiere, mit den Wigwams und einigen Kochgeschirren beladen, ebenfalls ein Tier hinter dem andern, wie Hunde ihren Herren folgend. Niemand kümmerte sich um sie vom Morgen bis zum Abend. Oft blieben sie eine Zeit lang zurück, um zu grasen, dann aber liefen sie wieder, bis sie die anderen eingeholt hatten. Wenn es Abend wurde, war es Sache der Frauen, die Wigwams aufzuschlagen und das Essen zu bereiten. Die Ponies ließ man laufen, wohin sie wollten; am andern Morgen waren die Tiere immer wieder in der Nähe. Nachdem man dann gegessen hatte, gieng es in derselben Weise weiter. Diese Indianer belästigten uns nie. Aber oft kamen kleinere Züge, nicht selten auch nur zwei oder drei Personen, die in der Gegend umherzogen, um zu betteln. Diese konnten mitunter recht unbequem werden, besonders, wenn sie eine Frau allein zu Hause trafen. Am schlimmsten waren sie, wenn sie sahen, daß die Frau sich fürchtete. Eines Tages kam ein junger Indianer zu mir, der verhältnismäßig recht anständig war. Er sprach gebrochen Englisch. Um ihn etwas aufzuhalten und mit ihm über Jagd u. s. w. zu sprechen, gab ich ihm Weizenmehl, Fleisch und Tabak. Als ich ihm eine Feder von einem wilden Truthahn zeigte, die ein Indianer im Haar getragen hatte, erklärte er mir, wie die Indianerstämme an den Federn, mit welchen sie sich schmücken, zu unterscheiden seien. Tags darauf kam wieder ein Indianer, der aber sehr unverschämt war. Er verlangte alles mögliche, gieng ganz ungeniert in meinem Hause umher und durchstöberte jeden Winkel. Weil er sich so ungezogen benahm, bekam er natürlich nichts. Als er sah, daß er bei mir nichts ausrichten konnte, wollte er sich entfernen und hatte schon den einen Fuß im Steigbügel, da bemerkte er meinen kleinen Hund, von dem meine Frau sehr viel hält, und wandte sich an diese mit den Worten: „Oh! Du bist ja meine Schwester, willst Du mir den kleinen Hund nicht geben?“ Natürlich bekam er auch diesen nicht. Ein anderesmal, als meine Frau allein zu Hause war, kam ein Indianer herangeritten, der bald dies, bald jenes verlangte. In dem Glauben, ihn schneller los zu werden, wenn sie ihm nichts gäbe, erklärte sie ihm, daß sie dergleichen Sachen nicht besäße. Da bemerkte er meine Hühner und fragte, ob er davon nicht einige bekommen könnte, und als meine Frau ihm bedeutet hatte, sie könnte diese Tiere jetzt nicht fangen, meinte er, sie brauchte sich deshalb gar nicht zu bemühen, sie möchte ihm die Hühner, welche er haben sollte, nur zeigen, dann wollte er sie schon greifen oder schießen. Als ihm auch dies verweigert wurde, ward er so unverschämt, daß meine Frau sich genötigt sah, die Thür vor ihm zu verschließen. Ihre Befürchtung, der Indianer würde einfach einige Hühner mitnehmen, war unbegründet; er bestieg seinen Pony, fieng an zu singen und ritt davon.

„Manches wird aber den Indianern zur Last gelegt, woran sie unschuldig sind. Davon ein Beispiel: Im Jahre 1873 verkaufte einer meiner Nachbarn, ein unverheirateter junger Mann von deutscher Abstammung, seine Farm, um mit einem andern nach Colorado zu gehen. Von Independence gelangten sie nach Fort Dodge, ohne daß etwas besonderes vorgefallen war. Hier aber wurde ihnen gesagt, daß die Weiterreise der Indianer wegen gefährlich sei und daß aus demselben Grunde eine Anzahl anderer, die ebenfalls nach Colorado reisen wollten,

einstweilen Halt gemacht hätten. Man verabredete nun, die Reise gemeinschaftlich fortzusetzen. Jede Nacht sollten der Reihe nach zwei Mann Wache halten. Wer auf dem Posten schlafend betroffen würde, sollte sofort erschossen werden. Dieser Vertrag wurde schriftlich aufgesetzt und von sämtlichen Reisegefährten unterschrieben. Man hatte sich so gut bewaffnet, wie nur möglich. Während der ersten Tage fiel nichts von Bedeutung vor. Da entstand in einer Nacht ein heftiges Gewitter, bei welchem zwei Pferde der Truppe vom Blitz erschlagen wurden. Gegen Mitternacht wurde plötzlich auf die Reisenden geschossen. Sofort waren alle zum Kampfe mit den Indianern, von welchem man sich überfallen glaubte, gerüstet und wurde nun schleunigst nach der Stelle gefeuert, von wo die Schüsse gefallen waren. Nach einer halben Stunde war alles still. Als es Tag wurde, fand man an der verdächtigen Stelle zwei Leichen am Boden liegen, doch waren es nicht die Leichen von Indianern, sondern von weißen Pferdedieben.

Der Gesundheitszustand der Europäer im Malayischen Archipel.

Von A. Oppel.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun zu den Philippinen, so ist das verfügbare statistische Material bezüglich der Sterblichkeit der Europäer äußerst dürftig. Nach Agustin de la Cavada[1] betrug im Jahre 1880 die Sterblichkeit der Gesamtbevölkerung von Manila (74,306 Köpfe) 3181 Fälle oder 4.27 Proz. J. Montano ist allerdings zwar der Meinung, daß die Einwohnerzahl von Manila wesentlich größer ist als sie nach Cavada eben angegeben wurde, aber den genauen Betrag teilt er nicht mit. Von den 3181 Todesfällen kamen 72 auf Spanier und 25 auf spanisch-indische Mestizen. Da die Gesamtsumme der in Manila lebenden Spanier mir nicht bekannt (diejenige für alle Europäer und Mestizen soll 14,000 ausmachen), so läßt sich der betreffende Prozentsatz nicht berechnen. Dies ist auch bezüglich der europäischen Soldaten (unter anderen 2 Bataillone Artillerie mit 1449 Mann) nicht möglich.

Was die Sterblichkeit nach Altersstufen anbelangt, so betrug diese für das erste Lebensjahr 19.4 Proz., von 1—7 Jahren 18.1 Proz., von 8—15 Jahren 4.2 Proz., von 16—25 Jahren 0 Proz., von 26—60 Jahren 58.3 Proz. Zu irgend welchen Vergleichen eignen sich diese Zahlen aus naheliegenden Gründen nicht.

Nächst der prozentualen Sterblichkeit kommen die Erkrankungen, ihre Häufigkeit und Gefährlichkeit u. a. in Betracht. Brauchbare statistische Ausweise darüber liegen allerdings nur für das niederländisch-ostindische Militär vor, bezüglich dessen wir die folgende Tabelle aufstellen.

Aus diesen Zahlen ergiebt sich, daß jeder Soldat im Jahre durchschnittlich mindestens dreimal erkrankt (Maximum 1879 4 Mal, Minimum 1884 2.3 Mal), doch so, daß von 1880 an eine regelmäßige Abnahme der

Jahr	Zahl der europäischen Soldaten (Offiziere u. Mannschaften)	Erkrankungsfälle	davon geheilt	davon gestorben	untauglich erklärt	im Verhältnis zu den Erkrankten	im Verhältnis zur Armeestärke	im Verhältnis zu den Erkrankten	im Verhältnis zur Armeestärke
1878	17,730	60,556	56,105	737	562	1.21%	4.21%	0,93%	3.21%
1879	17,283	67,215	62,688	687	572	1.02%	4.65%	0.85%	3.87%
1880	16,855	57,200	54.547	415	499	0.72%	2.55%	0.87%	3.06%
1881	15,896	48,479	45,259	602	583	1.24%	3.87%	1.2%	3.74%
1882	14,930	41,594	38,606	506	524	1.21%	3.29%	1.26%	3.41%
1883	14,455	37,050	34,382	590	369	1.59%	4.1%	0.99%	2.56%
1884	14,883	34,350	31,937	367	385	1.06%	2.47%	1.12%	2.59%

Krankheitshäufigkeit erfolgt. Weiterhin stirbt von je 100 Behandelten mindestens einer, von 100 erkrankten Soldaten erliegen 3—4 dem Uebel. Schließlich wird auch von je 100 Erkrankten wenigstens einer für dienstuntauglich erklärt, was für das ganze Heer 3.2 Proz. ausmacht. Der jährliche Abgang des Heeres beläuft sich infolge der den Tod oder die Dienstuntauglichkeit herbeiführenden Krankheiten auf 7 Proz. der Heeresstärke. So hoch nun auch der jährliche Prozentsatz des Abgangs erscheinen mag, so ist dabei zu bedenken, daß derselbe bei den eingeborenen Soldaten noch etwas höhere Beträge (9.5 Proz.) ausmacht. Jeder eingeborene Soldat nämlich erkrankt dreimal, von je 100 Erkrankten aber sterben 1.42 Proz. und 2.05 werden dienstuntauglich erklärt.

Unter den Krankheitsformen selbst tritt die Malaria am häufigsten auf; sie stellt von Erkrankungsfällen der europäischen Soldaten durchschnittlich 36 Proz. dar, und von 200 Erkrankten stirbt jedesmal einer; doch ist auch hier die Beobachtung gemacht worden, daß seit 1879 sowohl die Häufigkeit, als die Gefährlichkeit der Malaria-Anfälle stetig annimmt. Außer der Malaria nennen die statistischen Berichte noch die Cholera, die Dysenterie, die Leberkrankheit, Beriberi, Syphilis und venerische Krankheiten mit Namen (zusammen etwa 14 Proz.), alle übrigen

[1] „Historia geogr. geolog. y estad. de Filipinas. Manila 1876“, und „Guia de Filipinas para 1881. Manila 1881“. Vergleiche auch I. Montano, „Rapport sur une mission aux îles Philippines“ etc. S. 102.

Krankheiten aber werden als morbi reliqui zusammengefaßt und ergeben etwa 50 Proz. Auffallend erscheint hierbei die zunehmende Häufigkeit der Beriberi-Krankheit, denn nach der „Ind. Milit. Tijdschrift“ stieg von 1868 bis 1884 die Zahl der in Behandlung genommenen Soldaten fast stetig von 19 bis 5338, die Zahl der Verstorbenen aber von 13 (1869) auf 235 (1884).

Ueber die Philippinen vermag ich nur einige wenige, vereinzelte Angaben zu machen. So wurden von dem Hospital San Juan de Dios in Manila, welches Eingeborene und Europäer, sowohl Militär als Zivil, aufnimmt, 1856—1860 im jährlichen Durchschnitt 91.4 Proz. geheilt, während 8.6 Proz. verstarben. Für das Jahr 1880 dagegen hat man die ethnographischen Bestandteile gesondert berechnet, demnach verstarben von Europäern 14 Proz, von Eingeborenen 27.47 Proz. und von Chinesen 25.26 Proz. Diese wie alle sonst vorgefundenen Zahlen erscheinen aber nicht spezialisiert genug, um irgend welche Betrachtungen daran zu knüpfen.

Gehen wir nun bezüglich der Erkrankungen zu der europäischen Zivilbevölkerung über, welche für den ganzen malayischen Archipel mindestens 60,000 ausmacht — davon etwa 15,000 auf den Philippinen — so läßt uns die Statistik fast völlig im Stich. Wir verzichten daher darauf, die Zahl der Erkrankungen zu berechnen, und begnügen uns damit, aus dem ärztlichen Beobachtungsmaterial die leitenden Gesichtspunkte herauszusuchen und die wichtigsten Bemerkungen in vergleichender Weise nebeneinander zu stellen. Hierbei ist gleich von vornherein der durchgreifende Unterschied zwischen Männern und Frauen (und Kindern) festzuhalten, denn fast alle Quellenschriften stimmen darin überein, daß die ersteren das Klima des Archipels besser ertragen. Von den Männern wird also im folgenden zunächst ausschließlich die Rede sein.

Einige allgemeine Urteile mögen diese Betrachtung eröffnen. Nach J. Montano wird das Klima der Philippinen im allgemeinen von den Europäern gut ertragen, vorausgesetzt daß sie nicht ausnahmsweise ungesunde Gegenden bewohnen oder außergewöhnliche Anstrengungen zu ertragen haben. Man begegnet nicht selten Beamten und Kaufleuten von 60 und mehr Jahren, die sich seit 30 oder 40 Jahren im Lande aufhalten, ohne Schaden an der Gesundheit erlitten zu haben. In den meisten Fällen dagegen ist die letztere nach einem acht bis zehnjährigen Aufenthalte so erschüttert, daß die Notwendigkeit eintritt, gemäßigtere Gegenden aufzusuchen. Von allen Weißen vermögen die Spanier den größten Widerstand zu leisten; doch wird auch von ihnen der mittlere Zeitraum von 8—10 Jahren nicht wesentlich überschritten, ja sogar dieser nicht erreicht, wenn sie von schweren Krankheiten, wie Diarrhöe, Dysenterie oder Malaria, befallen werden. Weniger bestimmt drückt sich Dr. van der Burg (S. 115) bezüglich des Niederländischen Indien, speziell Java's, aus; dagegen meint er bei Besprechung der Akklimatisationsfrage, daß die Möglichkeit einer dauernden Uebersiedelung ohne Nachteil für ein einzelnes Individuum durch eine große Anzahl von Menschen bewiesen sei; gleichwohl sei nicht jedes Individuum ohne weiteres geeignet, eine wesentliche Veränderung des Klima's ohne nachteilige Folgen zu ertragen und schließlich seien manche vermöge ihrer Körperbeschaffenheit zu einem solchen Wechsel überhaupt nicht befähigt. An einer anderen Stelle macht er die Bemerkung, daß Europäer, besonders Beamte, nach einem gewöhnlich 12—15jährigen Aufenthalt in Indien einen längeren Urlaub nach Europa anzutreten pflegen; bei ihrer Rückkehr von da trete dann eine früher nicht so stark vorhandene Empfindlichkeit gegen klimatische und andere Einflüsse zu Tage, wogegen 60jährige Leute, die schon längere Zeit in Indien lebten, sich im heißen Klima wohler fühlen und gesunder bleiben, als bei der Uebersiedlung nach Europa. Für die Landschaften Deli, Serdang, Langkat und Tamiang auf Sumatra gibt Dr. Kl. Paster („Kolonialzeitung“ 1886, S. 582) sein Urteil dahin ab, daß jeder volljährige Europäer, der mit guter Konstitution anlange, das Klima für eine Reihe von Jahren (3—10 Jahren) ohne größere Schädigung seines Organismus ertragen könne, wenngleich die physische Kraft und die Fähigkeit, angestrengte geistige Thätigkeit auszuüben, erkennbar leide. Dabei sei sowohl eine große individuelle Verschiedenheit wie die Art der Beschäftigung und die gesellschaftliche Stellung in Betracht zu ziehen; Leute von sitzender Lebensweise seien Gesundheitsstörungen in höherem Grade ausgesetzt, als solche, welche sich viel körperliche Bewegung machen. Die Thatsache, daß die Völker romanischer Zunge weniger als die Nordeuropäer unter dem Tropenklima zu leiden haben, erklärt Dr. Paster teilweise mit deren Mäßigkeit, namentlich im Genuß alkoholhaltiger Getränke; derselbe bestätigt auch die oft und vielerwärts gemachte Beobachtung, daß der Mißbrauch von Spirituosen im tropischen Klima weit gefährlicher wirkt als in der gemäßigten Zone. Dr. J. Gronemann in Joghakarta endlich („Kolonialzeitung“ 1887, S. 440) glaubt auf Grund einer fast dreißigjährigen Praxis das Tropenklima des Malayischen Archipels keinesfalls ungesund, sondern wirklich gesünder nennen zu dürfen als das Klima unseres heimatlichen Europa; „und nicht nur für den Eingeborenen und den eingewanderten fremden Asiaten, sondern auch für uns, Enkel der alten Germanen und Bewohner von Mitteleuropa, vorzüglich der von Meerwinden heimgesuchten europäischen Küstenländer.“ Ja, Gronemann ist der Meinung, daß „wir Europäer bei passender Lebensweise, zweckmäßiger Körperpflege, gesunder Ernährung und mäßigem Genuß oder am besten vollständiger Enthaltung von alkoholischen Getränken, trotz des anhaltend heißen Tropenklima's auf den malayischen Inseln, besonders auf Java, ebenso gesund wenn nicht gesünder sein und länger leben können als in der kälteren, viel umnebelten Heimat.“

Sieht man von Gronemann's wohl ziemlich vereinzelt

dastehenden Aussprüchen ab, so geben die angeführten Beobachter zu, daß der dauernde Aufenthalt auf dem Archipel gewisse Schädigungen der Gesundheit herbeiführe, deren Ursachen man dem Klima zuschreiben muß. Daran knüpft sich naturgemäß die Frage: worin bestehen diese Schädlichkeiten und wie wirken sie?

Die Antwort auf diese Frage wird zunächst die erhöhte Empfindlichkeit des Organismus für gewisse schädliche Faktoren, sowie die durch die fortgesetzten Reizungen, verminderte Widerstandsfähigkeit gegen dieselben zu nennen haben. Die Untersuchung der diese Erscheinungen bewirkenden Ursache aber dürfte mit Bestimmtheit als πρῶτον ψεῦδος den Umstand ermitteln, daß bei den Europäern in den Tropen die Blutbildung den veränderten Bedingungen in höherem oder geringerem Grade nicht entspricht. Den Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht bietet die Häufigkeit, beziehungsweise das fast regelmäßige Auftreten der Blutarmut, welche wenn nicht alle, so doch die meisten Europäer nach längerem Aufenthalte heimsucht. Nach allgemeiner Annahme besteht in den Tropen eine vermehrte Venosität infolge ungenügender Oxydationsprozesse. Nach Dr. van der Burg wird am meisten die Atmung und die Blutzirkulation betroffen. Im heißen Klima ist nämlich die Energie der Muskelthätigkeit geringer als in gemäßigten Gegenden, wo ja schon die frische, kühle Luft als ein beständiger Reiz für die Atmungsmuskulatur wirkt. Infolge dieses Mangels wird der Brustkorb weniger erweitert, die Atemzüge werden oberflächlicher und das Blut nimmt weniger Sauerstoff auf. Die schädigenden Wirkungen treten aber keineswegs immer und bei allen Personen in der gleichen Stärke hervor. Kinder und ältere Leute sind ihnen weniger ausgesetzt als Personen im Pubertätsalter, am wenigsten aber scheinen Individuen im Alter von 25—40 Jahren zu leiden.

Die Veränderungen im körperlichen Befinden machen sich sofort nach der Ankunft in den Tropen geltend. Der Blutumlauf ist anfangs in der Regel beschleunigt, der Herzschlag kräftig, die Zahl der Pulsschläge wechselt sehr, je nach der Tageszeit oder nach anderen Umständen, auffallend ist die Pulsvermehrung in der Mittagszeit. Die Folgen des schnelleren Blutumlaufs in Verbindung mit der venösen Beschaffenheit des Blutes bestehen einerseits in einer stärkeren Füllung der Hautgefäße an Kopf, Hals und unteren Gliedmaßen (Krampfadern!), andererseits in großem Schlafbedürfnis, das aber wegen der Gehirnreizung bei manchen Personen nicht genügend befriedigt werden kann. Andauernde Schlaflosigkeit kann nur durch Klimawechsel beseitigt werden. Eine weitere auffallende Erscheinung bei Neuangekommenen ist oft eine „erstaunliche Eßlust", welche von manchen der erhöhten Leberthätigkeit zugeschrieben wird, wahrscheinlich aber die Folge der Seereise ist. Jedenfalls verliert sich die erhöhte Eßlust nach einiger Zeit, vielmehr zeigt sich, daß besonders Abends der Appetit sehr gering ist. Nach längerem Aufenthalte stellt sich fernerhin eine ständige Empfindung der Trockenheit in Mund und Rachen und damit Durstgefühl ein. Viele bekommen auch einen Magendarmkatarrh. Bei der anfangs vermehrten, später verminderten Gallenabsonderung vergrößert sich gewöhnlich die Leber. Erscheinungen eines chronischen Katarrhs durch den ganzen Verdauungskanal finden sich stets bei solchen, die an irgend einer Krankheit gestorben sind. Die rege Hautthätigkeit drückt sich in einer stetigen Schweißabsonderung aus, welche am stärksten zur Mittagszeit stattfindet. Von den Körperteilen transpirieren der Kopf und der Hals am meisten, der am Körper herablaufende Schweiß verdunstet nach und nach oder läßt, wenn dieses schneller geschieht, nadelförmige Krystalle auf der Haut entstehen. Die durchschnittliche Schweißabsonderung erhöht sich bei körperlicher oder geistiger Anstrengung in entsprechendem Maße.

Solcher Art sind die Vorgänge bei Ankunft mit Westmonsun. Herrscht der Ostmonsun, so stellt sich in der Regel die unter dem Namen „Roter Hund" bekannte Hautkrankheit („Lichen tropicus") ein. Diese ist zwar ungefährlich, aber der Behandlung fast unzugänglich. Sie befällt fast ausschließlich Europäer, welche vielfach die Ansicht hegen, dadurch vor anderen inneren Erkrankungen geschützt zu sein.

Veränderungen ist ferner auch die Hautfarbe unterworfen. Dieselbe wird blasser infolge der Blutarmut, die ihrerseits wieder durch Verminderung der Eßlust und Atmungsenergie, sowie durch allgemeine Abspannung verursacht ist. Neben der Bläße macht sich die Neigung zur Verfärbung bemerkbar, indem vorzugsweise Gesicht und Hände, wohl infolge der Sonnenstrahlen, außerdem Schenkel, Achselhöhlen und einzelne Körperstellen bei braunäugigen Menschen gelblich, bei blauäugigen Personen aber kupferfarbig werden. Die Haut selbst wird zarter und empfindlicher, besonders an den Fußsohlen. Haare und Nägel wachsen schneller als in Europa, erstere zeigen bei blonden Männern die Neigung auszugehen, bei dunklen, frühzeitig zu ergrauen. Bemerkenswert ist auch die starke Absonderung gewisser Hautdrüsen.

Daß auch das Nervensystem in Mitleidenschaft gezogen wird, ist begreiflich. Dies zeigt sich an der schnellen Ermüdung bei Körperanstrengung, an dem oft lange andauernden Gefühl der Erschöpfung und an gewissen anormalen Gefühlszuständen (teils Gereiztheit, teils Unempfindlichkeit). Das geistige Leben wird nur insoweit beeinflußt, als bei vielen die Gedächtniskraft, besonders für Eigennamen, entschieden abnimmt und abendliche Geistesarbeit lebhaftes Träumen und unruhigen Schlaf zur Folge hat. Die anderwärts behauptete schädliche Wirkung der senkrechten Sonnenstrahlen auf das Zentralnervensystem wird von Dr. van der Burg mit dem Bemerken in Abrede gestellt, daß sonst der Sonnenstich viel häufiger beobachtet werden müßte, als dies thatsächlich der Fall ist; wenn er hie und

da bei europäischen Soldaten auf dem Marsche vorkomme, so sei daran meist die schwere Kopfbedeckung oder der übermäßige Alkoholgenuß schuld.

Im vorstehenden sind die mit dem Allgemeinbefinden vor sich gehenden Veränderungen angedeutet worden. Wenden wir uns nun zu den vorherrschenden Krankheitsformen, so kommt auf den Philippinen nach J. Montano das Sumpffieber am häufigsten vor. Diesem sind fast alle von Europäern bewohnten Orte und Gegenden ausgesetzt, wenn auch in verschiedenem Grade, doch sind die lebensgefährlichen Anfälle an den meisten Stellen nicht sehr häufig. Uebrigens leiden die Eingeborenen mehr unter dem Fieber als die Europäer; der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt nach Montano in der besseren Beschaffenheit der Ernährung, Wohnung und Kleidung. Aehnlich lauten die Urteile über andere Teile des Malayischen Archipels. Wenn es nun als eine ausgemachte Thatsache gelten darf, daß die Malaria in den sumpfigen und flachen Gegenden, zumal der Küsten, viel öfter vorkommt, als in den höheren Lagen, so wäre im Zusammenhange damit die Frage zu erörtern, ob die Gebirge, zumal die infolge der Höhe kühlen Teile, malariafrei sind oder nicht. E. Metzger („Kolonialzeitung", S. 589) nimmt für Java wenigstens das letztere an und erzählt, er habe in Bantam und den Preanger Regentschaften bei Höhen von 650—1000 m. das Fieber endemisch gefunden. Van der Burg spricht sich über diese Frage nicht direkt aus, er sagt nur, daß sich in einer Höhe von 1000—2000 m. der Europäer viel leichter an das Klima gewöhnen werde; doch müsse auch hier bei Feldarbeit Vorsicht angewendet, namentlich die Anlage von Reisfeldern, das Ausroden von Buschwerk und der Bau von Wegen vermieden werden. Demnach scheint es, daß van der Burg auch die hochgelegenen Gebiete nicht für unbedingt immun hält.

Nächst dem Fieber kommen die Darmaffektionen in Form von Diarrhöe und Dysenterie in Betracht. Die erstere, wohl meist durch Erkältung verursacht, heilt zwar leicht, kann aber, wenn sie durch Alkoholmißbrauch entstanden ist, in Dysenterie umschlagen, welche fast immer die Rückkehr nach Europa notwendig macht. Heilt sie wirklich an Ort und Stelle, so erfolgt die Rekonvalescenz in der Regel sehr langsam, auch bleibt stets eine große Empfindlichkeit zurück.

Krankheiten der Atmungsorgane sind selten. Jedenfalls fehlen viele leichtere und schwerere Brustkrankheiten Europa's entweder ganz oder erscheinen viel weniger häufig als bei uns. Gronemann erzählt, er habe in dreißig Jahren keine Brustfellentzündung, nur einen Fall von akuter Lungenentzündung und nur ausnahmsweise Lungenschwindsucht und Lungenblutung beobachtet. Gefährlicher ist dagegen nach Plaster das Klima für Herzkranke, indem leicht Fettherz und Verfettung des Herzmuskels entstehen und nicht selten einen tötlichen Ausgang nehmen.

Bisher war ausschließlich von Männern die Rede. Etwas anders gestaltet sich die Sache bei den Frauen, zu denen wir nun übergehen. Für die Philippinen stellt Montano fest, daß die Frauen eine verminderte Widerstandsfähigkeit besitzen im Vergleich zu dem starken Geschlechts. Die Blutarmut tritt bei ihnen viel schneller auf und wird durch gewisse Vorgänge der Geschlechtsverhältnisse befördert und erschwert. Die natürliche Fruchtbarkeit wird zwar dadurch nicht gerade beeinträchtigt, aber die Kindbetten sind meist schwer und langwierig; auch haben sie infolge der übergroßen Blutverluste häufiger als in Europa einen tötlichen Verlauf. Zudem wirkt auch bei gesunden Frauen die Vereinsamung und der Mangel an vielseitiger Gesellschaft, oft auch der Verlust der Kinder in schädigenderer Weise als bei Männern. Infolge der besonderen Lebensverhältnisse, wie sie eben Indien jetzt noch bietet, neigen die Frauen sehr zur Fettbildung, und die meisten werden in den vierziger Jahren korpulent. Schließlich altern sie auch früh, doch nicht in dem Maße wie die Inländerinnen, die bereits im 25. Lebensjahre alle Frische verloren zu haben pflegen.

Was endlich die Kinder anbelangt, so ist oben an der Hand der Statistik gezeigt worden, daß die Sterblichkeit in den ersten Lebensjahren den normalen europäischen Verhältnissen entspricht. „Neugeborene sehen wohl aus, haben eine rosige Hautfarbe, gedeihen gut bei guter Nahrung und widerstehen auch leicht den Unbilden der Witterung; die Entwickelung geht zunächst schneller vor sich als in Europa, so daß man in Indien die Kinder meist jünger schätzen muß, als sie nach ihrem Aussehen scheinen." (van der Burg.) Dagegen vermißt man beim weiteren Heranwachsen das rosige Aussehen, die Frische und Lebhaftigkeit des Wesens in körperlicher und geistiger Beziehung; ihre Haut verfärbt sich, sie wird erdfahl; die Muskeln bleiben weich und schlaff. Auch bleiben solche Kinder ungemein empfindlich gegen äußere Einflüsse; v. Heymann bezeichnet sie als „zarte Wesen im Vergleich mit den Kindern der Javanen und Mischlinge, Treibhauspflanzen, die man, sollen sie gedeihen, beständig hegen und pflegen muß." Was speziell die Knaben anbetrifft, so sind sie in Indien durchschnittlich kleiner und leichter als die europäischen, und auch die Gewichtszunahme und das Wachstum beträgt im Verhältnis der Lebensjahre weniger. Wenn die Knaben im Pubertätsalter meist ein ungesundes Aussehen zeigen, so liegt der Grund dafür teils in der nicht genügend eiweißhaltigen Kost, teils in den schon stark vorhandenen und gewöhnlich nicht gezügelten geschlechtlichen Neigungen.

An die Bemerkungen über die Frauen und Kinder könnte man die Frage knüpfen, wie sich die reine Nachkommenschaft von Europäern im Laufe der Zeit verhält, ob sie sich zu behaupten vermag oder nicht? Diese sehr wichtige Frage kann leider nur sehr ungenügend beantwortet werden. Bezüglich der Kreolen der Philippinen bemerkt Montano, daß es unmöglich sei, ihre und ihrer

Nachkommen Fruchtbarkeit festzustellen. Denn entweder verlassen sie die Kolonie oder wenn sie bleiben, so heiraten sie keineswegs blos untereinander, sondern verbinden sich sowohl mit weißen Zuzüglern als auch mit Mischlingen verschiedenen Grades. Nachkommen aus Mischehen aber sind in jeder Beziehung gut gebildet; an Schönheit, Lebenskraft, Gesundheit und Fruchtbarkeit übertreffen sie die Spanier wie die Eingeborenen. Was das niederländische Gebiet anbelangt, so hat van der Burg umfangreiche Nachforschungen angestellt, aber weiter als bis zum zweiten oder dritten Glied konnte er nicht kommen, weil dann immer ein neuer indischer oder europäischer Bestandteil sich zugesellte. Dagegen hat man neulich durch den Bericht des Militärarztes Rombach (aus dem Jahre 1880) erfahren, daß auf der Insel Kisser, nordöstlich von Timor, Nachkommen von Europäern, die im vorigen Jahrhundert dorthin gekommen waren, wohnen, ohne sich mit den Ureinwohnern vermischt zu haben. „Die von Holländern Abstammenden tragen alle holländische Namen; sie sind Christen und senden ihre Kinder fleißig nach Schule und Kirche.“ Es gibt unter diesen Kisser-Leuten solche mit blauen Augen und blonden Haaren. Wie Rombach vermutet, lassen sie die Felder durch Sklaven bebauen. Die Richtigkeit der Angabe vorausgesetzt, wäre also ein Beispiel reiner europäischer Fortpflanzung vorhanden. Der Wert desselben wird allerdings durch andere Mitteilungen eingeschränkt. Jedenfalls aber würde auch das Beispiel der Bewohner von Kisser nicht genügen, um die oben aufgeworfene Frage in genügender Weise zu beantworten; sie muß daher, wie manche andere, vorläufig noch offen bleiben.

Das Hotel der Vereinigten Staaten.

Weit weniger als der Europäer, hängt der Amerikaner an der Scholle; er verändert seinen Wohnort, wenn nur die kleinste Aussicht vorhanden ist, daß er seinem Beruf an dem neuen Wohnort mit mehr Erfolg nachgehen kann. Die „Jagd nach dem Dollar“ bringt dieses mit sich, jener ausgebildete Erwerbssinn, welcher so oft dem Amerikaner zum Vorwurf gemacht wird, zum großen Teil mit Unrecht, denn derselbe macht den Amerikaner rühriger, geschäftstüchtiger, erfinderischer und weder im öffentlichen, noch privaten Leben zum starren, gefühllosen Egoisten. Hotels und Boardinghäuser sind die Bedingungen der Existenz einer so bedeutenden Menge flottierender Bevölkerung. Des ersteren mit seinen Licht- und Schattenseiten wurde bereits in diesem Blatte gedacht. Dem amerikanischen Hotel ward hier noch keine Zeile gewidmet und doch ist es diese Institution, welche den Europäer, der den Boden der Union betritt, vielleicht am meisten überrascht.

Statten wir einem solchen Hotel einer größeren Stadt einen Besuch ab; es wird uns ein solcher gewiß nicht unbefriedigt lassen. Eine pompöse Fassade, eine blendend weiße, riesig hohe Steinfläche wie bei dem New-York Central Hotel, ein von mächtigen Säulen getragener imposanter Vorbau, wie bei dem St. Charles Hotel in New-Orleans, läßt den Besucher in manchen Fällen im Unklaren darüber, ob er vor einem Hotel oder einem öffentlichen Palast steht. Dem Eintretenden zeigt sich eine weite, im Winter wohldurchwärmte Halle, an deren Wänden Stühle stehen, während an einem Ende ein unseren Ladentischen ähnlicher Verschlag sich befindet, hinter welchem sich der Leiter des Hotels oder einer seiner Unterbeamten aufhält. Hier liegt das Hotel-Register auf und hier vorbei führt jeder Weg ins Hotel und aus demselben. Hier werden die Schlüssel zu den Zimmern aufbewahrt, die Briefe und Sendungen ausgefolgt und von dieser Stelle aus kann der Gast das Telephon benützen. Wir tragen unsern Namen in das Register ein, verlangen ein Zimmer zu 3, 3.50, 4 oder 5 Dollars und besteigen, begleitet von einem Hotelbediensteten den Elevator, der uns in das betreffende Stockwerk bringt. Der Preis, den wir pro Tag bezahlen, richtet sich ausschließlich nach dem Zimmer. Die Verköstigung ist immer dieselbe. Ist das Zimmer geräumiger, bietet es eine interessante Aussicht oder enthält es ein Bad, so wird der höhere Preis zu bezahlen sein.

Die Einrichtung der Zimmer ist keine luxuriöse, aber immer sind die Betten gut, sehr häufig ist mit dem Zimmer ein Badekabinet verbunden und immer ist bei Hotels in Städten der Waschtisch mit zwei Wasserhähnen versehen, welche zu jeder Zeit die Zuleitung von kaltem und warmem Wasser ermöglichen. Die höher gelegenen Zimmer sind in Städten oft die gesuchteren; im Sommer erklärt sich dieses daraus, daß sie die luftigeren sind, daß sie es aber auch im Winter sind, ist eine Folge der Einrichtung der Heizung. Diese läßt entschieden zu wünschen übrig. Das Hotel als Ganzes wird von auf dem Gange angebrachten Röhren einer Wasser- oder Dampfheizung erwärmt. In den Gängen ist es daher ziemlich warm, in den höhergelegenen wärmer, in den Zimmern, besonders in jenen, welche in tieferen Stockwerken liegen, kalt, denn die warme Luft kann nur durch ein nahe der Decke angebrachtes Klappfenster in die Räume dringen. Einfache Fenster, welche in ganz Nordamerika zu treffen sind, und stets schlecht schließen, verschlimmern die Lage des Bewohners im Winter.

Zu einem Aufenthalt während des Tages verlocken die Zimmer der amerikanischen Hotels nach dem Gesagten im Winter unbedingt nicht, aber auch im Sommer benützt sie der Amerikaner nur während der Nacht. Hält er sich während des Tages über im Hotel auf, so sucht er die Eingangshalle, den bar room, das Rauchzimmer oder die parlors auf, nie sein Zimmer. Die Eingangshalle, deren Einrichtung wir bereits kennen, ist bei den ersten Hotels einer der gesuchtesten Versammlungsorte. Hier verkehren in Washington die Senatoren und Deputierten,

hier werden berühmte Männer, wenn sie in die Stadt kommen, interviewt, hier verkehren die Finanzleute der Stadt und zahlreiche unbeschäftigte Leute der begüterten Klassen. Die Vorhalle der Hotels ist ein Rendezvous-Platz, der nicht nur von Hotelgästen und ihren Freunden benützt wird. Rauchzimmer und Bar Room werden in keinem der besseren Hotels vermißt und werden von den Herren ebenso gern aufgesucht. Weist die Vorhalle keinerlei elegante Einrichtungsstücke auf, wenn auch ihre architektonische Ausschmückung in vielen Fällen eine pompöse ist, so sind dagegen die Parlors der größeren Hotels reich und elegant möbliert, nach Bedarf wohl durchwärmt und beleuchtet und mit einer großen Menge von Zeitungen und dem nötigen Schreibmaterial versehen.

In gleicher Weise elegant ist die Einrichtung des Speisesaales. Bei unserem Eintritt in das Hotel haben wir eine Karte erhalten, welche uns zum Besuch desselben berechtigt. Der Thürsteher des Speisesaales, ein Neger, gleich der gesamten übrigen Bedienung in diesem Raum, weist uns unseren Sitz an, ein anderer Neger reicht uns die bill of fare, die Speisekarte, und wir sind, wenn wir Amerika zum erstenmal betreten, in der peinlichsten Verlegenheit; ohne Wörterbuch soll aus 50 bis 80 Namen ein Menu zusammengestellt werden. Es wird wenige Europäer geben, die nicht bei der ersten Mahlzeit in einem amerikanischen Hotel trotz der reichen Auswahl mit einem Gefühl von Hunger aufstehen, vorausgesetzt, daß sie nicht vorher bereits von einem mit dem Wesen amerikanischer Hotels Vertrauten Aufklärung erhalten haben. Die drei, vier, selbst fünf täglichen Mahlzeiten geben, da sich die Menus derselben sehr ähneln, Gelegenheit, bald zu den Eingeweihten zu gehören, und dann wird es wenige Europäer geben, die als solche die Einrichtung der Verköstigung in den amerikanischen Hotels nicht als eine ganz vorzügliche anerkennen. Jede der drei Tagesmahlzeiten, Frühstück, Gabelfrühstück und Mittagmahl, wird innerhalb eines Zeitraums von zwei bis drei Stunden serviert, das Abendbrot kann von 6½ oder 7 bis 11 oder 12 Uhr Nachts eingenommen werden. Innerhalb dieser Zeiten liegt die jeweilige bill of fare auf, deren jede eine erstaunliche Menge verschiedener Gerüchte aufweist. So enthielt diese Speiseliste in einem beispielsweise herausgegriffenen Tag des Januars im St. Charles Hotel in New-Orleans, einem der feinsten Hotels des Südens, für das Frühstück 61, das Mittagsmahl 54, das Abendbrot 25 verschiedene Gerichte. Wein, Bier, Likör werden an der Tafel nicht genossen, hiezu sucht man den Getränkraum, den Bar Room, auf. Dagegen nimmt der Amerikaner zu jeder Mahlzeit Thee, Kaffee, Milch oder Apfelwein zu sich. Die im Bar-Room genommenen Getränke werden besonders berechnet, die Bezahlung des Boards berechtigt nur zur beliebigen Auswahl unter den auf der Speisekarte enthaltenen Gerichten. Es liegt keinerlei Zwang in der Zusammensetzung der einzelnen Mahlzeit vor und kann jedes beliebige Gericht auch nochmals verlangt werden. Der Amerikaner fällt dabei dem Europäer insbesondere beim Frühstück auf. Während Kaffee, Thee oder Chokolade bei uns den Hauptgegenstand desselben bilden und nur bei dem sogenannten „thé complet“ der Engländer, wie man ihn auch in Holland — anderswo nur dem Namen nach — findet, kaltes Fleisch hinzutritt, spielen die genannten Getränke im Frühstück des Amerikaners nur eine untergeordnete Rolle. Ein normales Frühstück, wie es der Amerikaner im Hotel einnimmt, besteht aus frischen Früchten, Austern, einer warmen Fleischspeise mit Zuthat, häufig mit Eiern in verschiedener Form und eine Art von Pfannkuchen, den griddle cakes, zu welchen dem Honig ähnlich schmeckender Ahornsyrup genommen wird. Thee, Kaffee oder Milch wird nebenbei genossen. Hominy, in Milch gekochtes Maismehl, tritt häufig an Stelle der Pfannkuchen, wie es denn auch im privaten Haushalt, ebenso wie der Grütze ähnliche Gerichte aus Weizen und Roggen, eine Rolle spielt. Immer muß beachtet werden, daß das Menu des im Hotel lebenden Amerikaners durchaus nicht mit der Zusammensetzung der Mahlzeiten in Privathäusern übereinstimmt. Die Küche der letzteren ist eine weitaus einfachere und bietet weit weniger Abwechslung.

Wir sind im Begriff, das Hotel zu verlassen, wir haben uns eine bestimmte Anzahl von Tagen in demselben aufgehalten, der tägliche Preis für Board ist uns bekannt, wir können daher die zur Begleichung der Rechnung nötige Summe im vorhinein genau bestimmen. Wir treten zu dem Besitzer oder dem Beamten, dem clerk, der hinter dem Tisch in der Eingangshalle seines Amtes waltet, geben ihm die Nummer unseres Zimmers und in wenigen Minuten ist die Rechnung beglichen. Sind wir Stammgäste, so schütteln wir dem Hotelier die Hand; kein Service, keine Bougies, keine hohlen Hände und gekrümmten Rücken. Allerdings hat sich niemand um unsere Kleider und Schuhe bekümmert, wie dies in Europa, gegen in keinem Verhältnis zur Leistung stehende Bezahlung, geschieht. Die Reinigung der Kleidungstücke wird ganz allgemein auf der Straße vorgenommen, die Black-boots besorgen sie, und es wird selten vorkommen, daß man, wenn man die Absicht hat, eine solche vornehmen zu lassen, mehr als zwei Blocks weit gehen muß, ohne einen Blackboot zu finden. Einige Hotels besitzen Angestellte für diesen Zweck, welche im Bedarfsfalle an ihrem Platz im Souterrain des Hotels aufgesucht und nicht höher wie die Putzer auf der Straße entlohnt werden.

Das Hotel auf dem Lande ist ebenso beschaffen, wie jenes in der Stadt, weist aber naturgemäß bescheidenere Verhältnisse auf. Ein so bedeutender Unterschied zwischen Stadt- und Landgasthaus, wie er bei uns getroffen wird, existiert im Osten der Vereinigten Staaten nirgends. Es überrascht den Europäer immer, wenn er Gelegenheit hat, zu sehen, was amerikanische Hotels, weit draußen im Lande, ihren Besuchern bieten.

Die Städte des Ostens besitzen einige wenige Hotels nach europäischem Plan. Sie werden von den Amerikanern fast gar nicht besucht und sind für Europäer berechnet, welchen ihre heimischen Gewohnheiten so lieb geworden sind, daß sie von ihnen nicht lassen können. Dieselben sind, was allgemeine Einrichtung betrifft, besser als ihre europäischen Vorbilder, die Verköstigung ist jedoch entschieden nicht so gut und billig, als in den Hotels nach amerikanischem Plan. Will man die Eigentümlichkeiten des amerikanischen Hotellebens kennen lernen, so darf man diese Hotels natürlich nicht besuchen, ebenso wenig dann, wenn man gezwungen ist, die Ausgaben in mäßiger Höhe zu halten. C. Fr.

Rumänien.

Von Rudolf Bergner.

A. Die Deutschen in Rumänien.

Ist es nicht geradezu staunenerregend, daß unser deutsches Lesepublikum alle Jubeljahre einmal dürftige und unzuverlässige Nachrichten über Rumänien empfängt? Rumänien, ein Land, räumlich so nahe, daß man seine Hauptstadt mittelst einer vierundzwanzigstündigen Fahrt von Wien aus erreichen kann; Rumänien, ein jetzt konsolidierter Staat, gelenkt von einem ehemals deutschen Prinzen und von tüchtigen, kenntnisreichen Männern; Rumänien, ein so fruchtbares und doch so schwach bevölkertes Gebiet, daß daselbst Tausende und Abertausende von deutschen Landsleuten mit Leichtigkeit Wohlhabenheit erringen könnten, sei es durch den Ackerbau, sei es durch diese oder jene Profession oder auch durch beides zusammen. Nun, wir wissen ja, daß die deutsche Phantasie stets gern in die Ferne schweift und daß man die sumpfigen Landschaften des mittleren Amerika's, sowie die Tropengegenden Afrika's für reine Diamantfelder hält, Rumänien aber kurz abzufertigen beliebt. Viel Schuld daran trägt natürlich die deutsche Presse; der Wert einiger weniger Zeitungsartikel wurde schon oben angedeutet, deutsche Bücher aber sind in der langen Reihe von 30 Jahren nur zwei über Rumänien erschienen; obgleich seinerzeit vortrefflich, müssen sie doch als gänzlich veraltet gelten. Seit zwei Dezennien vollzieht sich in Rumänien ein beständiger, vollständiger Umschwung, das junge Königreich hat sich aus den trostlosesten Zuständen, aus Korruption und Rechtlosigkeit zu einem politisch-selbständigen, wirtschaftlich-beachtenswerten Staate emporgehoben, zu einem Staate, dem allem Anscheine nach eine glänzende Zukunft beschieden ist. Ein solches Land und ein solches Volk, kaum aus orientalischem Schlummer erwacht und bereits fast gänzlich befreit von orientalischen Uebelständen, sie verdienen wohl in Zukunft die volle Aufmerksamkeit und die bisher vorenthaltene Zuneigung der Deutschen, der Oesterreicher und der Magyaren.

Langsam aber stetig scheint man in Rumänien dem französischen Vorbild zu entsagen, um an seine Stelle das deutsche zu setzen; schnell und sicher vermag jetzt deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz sich an der unteren Donau ein Absatzgebiet zu verschaffen. Freilich ist dabei nötig, daß die Deutschen im Reich sich gründlich über rumänische Verhältnisse orientieren, die Oesterreicher ihre bisher mangelhaften Orientoperationen durch wohlüberlegte ersetzen; peinliche Zwischenfälle wie der „Zollkrieg" müssen jedenfalls endgültig vermieden werden; sie schlagen bedeutende materielle Wunden und erwecken Gleichgiltigkeit, wenn nicht gar Haß und Mißtrauen.

Bevor wir hier den Versuch machen, eine kurze Schilderung der deutschen Kolonien Rumäniens und ihrer Aussichten für die Zukunft zu geben, sowie den Wert einer Auswanderung nach dem genannten Lande zu erörtern, halten wir es für durchaus nötig, etwas über seinen jetzigen Herrscher, das gegenwärtige Ministerium, die Kommunikationen, die beispiellose Billigkeit der Nahrungsmittel, sowie über Bodenbeschaffenheit, Viehzucht und Industrie zu erzählen.

Die neue Zeit Rumäniens, die Periode des Erwachens aus Jahrhunderte-langer türkischer Lethargie und Hospodarenwirtschaft beginnt mit der Regierung des Fürsten Cusa. Sie datiert von jenem Tage, dem 5. Februar 1852, an welchem Fürst Cusa, der bereits die Verfassung nach belgischem Muster eingebürgert hatte, ein gemeinsames Ministerium für die Walachei und für die Moldau bildete.

Der unternehmungslustige Herrscher erhob sodann Bukarest zur Haupt- und Residenzstadt des ganzen Landes; er schuf neue Stellen, gab ein Kommunalgesetz und schaffte in kluger Erkenntnis die Robotpflicht ab. Ebenso löblich war die Säkularisation der Klostergüter laut Erlaß vom 5. Januar 1864, das Erscheinen eines einheitlichen Zivil-, Kriminal- und Handelsgesetzbuches, sowie eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes. Eine Hungersnot in der Moldau, das Stocken des Handels und die leeren Kassen, die Fürst Cusa wohl vor den Händen seiner Beamten, nicht aber vor den eigenen geschützt, veranlaßten seine Entthronung. Am 23. Februar 1866 brach eine Verschwörung aus, an deren Spitze General Golesco, Oberst Lecca, Oberst Cretzelusco und vierzig andere standen. Man überfiel den Fürsten in seinem Schlafzimmer und zwang ihn zur Abdankung. Der Fürst gieng nach Paris; einer seiner Söhne ist der König Milan von Serbien.

Obgleich sich Cusa im Lande großer Beliebtheit erfreute, blieb doch die Bevölkerung ruhig und billigte einhellig die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen. Der tüchtige Prinz, damals preußischer Offizier, wurde am 20. April 1839 geboren, am 20. April 1866 zum Fürsten von Rumänien proklamiert und trotz des Widerspruches der Großmächte am 22. Mai desselben Jahres feierlichst in Bukarest empfangen. Seit mehr denn 20 Jahren erfreut sich das Land mithin des Besitzes

eines Fürsten, dessen Name auf ewig ehrenvoll in den Annalen der Geschichte eingetragen ist, dessen ganzes Denken und Streben nur dem Wohle seines Volkes gilt, und der in zukünftigen schweren Stunden mannhaft seines hohen Berufes walten wird. König Karl hat während vieler Jahre in Joan Bratianu einen begabten Ministerpräsidenten, in Demeter Stourdza einen überaus arbeitsamen Unterrichtsminister zur Hand gehabt. Eisenbahnen wurden seit 1867 fortwährend geschaffen, Schulen gestiftet, tüchtige Aerzte ins Land gerufen, die Finanzen verbessert, Tabaksmonopol, Branntweinlizenz und Stempelsteuer traten in Kraft; Abschluß von Handelskonventionen und ein neues Mautgesetz bedeuten neue Errungenschaften.

Die russisch-türkischen Feindseligkeiten stellten alles in Frage. Zunächst wurde mit den einmarschierenden Russen eine Konvention geschlossen, laut welcher die Unantastbarkeit des Staates gegen freie Durchzugsverhältnisse garantiert erschien. Unsägliches Elend kam ins Land. Die schmutzige russische Armee verbreitete Krankheiten, Verwüstung und Hungersnot; währenddem Fürst Karl nichts thun konnte, als seine Armee zu konzentrieren und in politischer Klugheit des Momentes zu harren, wo man ihn um Hülfe anflehen würde. Und dieser Moment trat ein, als Großfürst Nikolaus sein verzweifeltes Telegramm sandte. Die Rumänen überschritten am 17. Juni die Donau, siegten in rascher Reihenfolge bei Kalafat, Nikopolis, Rahowa und Smürdan, und nachdem Fürst Karl den Oberbefehl vor Plewna übernommen, war es dem Helden beschieden, den Fall Plewna's und damit die Entscheidung des ganzen sechsten russisch-türkischen Krieges herbeizuführen. Rußlands Undank war abscheulich; Rumänien wurde bei den Friedensverhandlungen gar nicht beachtet, es mußte das fruchtbare Bessarabien an Rußland abtreten und erhielt dafür die öde Dobrogea (sprich Dobrodscha), ein Land ohne Menschen.

Eine freudige Ueberraschung bedeutete es für die Bevölkerung der ehemaligen Donau-Fürstentümer, als am 26. März 1881 die gesetzgebenden Körperschaften die Erhebung Rumäniens zum Königreiche beschlossen, ein Projekt, mit dem sich sämtliche Mächte einverstanden erklärten. Am 22. Mai 1881 wurde Karl I. als erster König, seine Gemahlin als erste Königin in Bukarest feierlichst gekrönt und von einem treuen, ergebenen Volke umjubelt. Die Herrscherin Rumäniens, Königin Elisabetha, erblickte am 29. Dezember 1843 das Licht der Welt und reichte dem Fürsten am 15. November 1869 zu Neuwied ihre Hand. Das herzerquickende Verhältnis zu dem geliebten Gemahl hat uns Freiin v. Stackelberg rührend geschildert. Königin Elisabeth ist, Dank ihren zahlreichen Werken, als Dichterin in den weitesten Kreisen Deutschlands beliebt. Den Winter verlebt das Herrscherpaar in dem geschmackvollen Palais auf der Calea Victorei zu Bukarest, der Frühling wird in dem ehemaligen Kloster Cotrocenĭ (sprich Kotrotschenj) verbracht, der Sommer und der Herbst in dem reizenden, feenhaften Kastell Peles (Pelesch) zu Sinaia. Wem, wie dem Schreiber dieser Zeilen, die Ehre widerfahren ist, als Gast in dem Königsschlosse am Fuße des Bucsecs zu weilen, dem werden die hohen, geschmackvoll ausgestatteten Räume, die geheimnisvoll leuchtenden Ampeln, die Ausblicke auf die Tannen und Fichten des nahen Hochgebirges unvergeßlich bleiben. Die Dienerschaft des hohen Paares besteht zum großen Teil aus Deutschen, die Ehrenfräulein der Königin sind den ersten Familien des Landes entnommen.

Der bisherige Unterrichtsminister Demeter Stourdza war deutschfreundlich und für deutsche Bildung eingenommen, die Mitglieder des seit Anfang April 1888 amtierenden neuen Ministeriums sind es noch viel mehr. Ministerpräsident Theodor Rosetti gehört zu jenen imponierenden und doch so gewinnenden und edlen männlichen Erscheinungen, deren Bild einem stets unverwischt vorschweben muß. Er ist einer der vornehmsten Familien des Landes entsprossen, seine Schwester die Gemahlin des Fürsten Cusa gewesen. Seine Sympathien für deutsche Kultur sind bekannt, ebenso die des Ministers des Aeußern, Peter Carp, der unlängst den Roten Adlerorden empfing und gleich seinem Gefährten an deutschen Universitäten studiert hat. Hinsichtlich der parlamentarischen Beredsamkeit ringt er mit dem genialen Unterrichtsminister, dem Gründer der rumänischen Realschulen, einem durch und durch edlen Charakter, um die rhetorische Palme. Titus Majorescu, ein ehemaliger Heidelberger Student, zählt zu den berühmtesten Advokaten des Landes, zudem ist er der große Sohn des großen Siebenbürgers Majorescu. Auch die übrigen Mitglieder des neuen Kabinets, Fürst Alexander Stirbey, Sohn des einstigen regierenden Fürsten Stirbey, sodann der Finanzminister Ghermani, der Justizminister Marghiloman und der Kriegsminister General Barozzi, bisher General-Adjutant des Königs, können als deutschfreundlich bezeichnet werden.

Eine der am meisten verbreiteten Fabeln über das „verkommene Rumänien" soll jetzt zunächst gegeißelt werden — es ist dies die Behauptung, man lebe in Rumänien, besonders in Bukarest entsetzlich teuer. Wir haben dem die Thatsache entgegenzuhalten, daß Rumänien sicherlich zu den billigsten Ländern Europa's zählt. Bukarest teilt in dieser Hinsicht das Schicksal Belgrads; der Fremde betritt beide Orte mit Herzklopfen, sieht aber sehr bald, daß bei offenem Blick und etwas Akklimatisationsgabe sein Geldbeutel geschont wird. Man studiere nur in rumänischen Restaurants die nationale Küche, und man wird billiger leben als in Berlin, Wien und Paris. Familien leben wahrhaft vorsintflutlich. Kostet doch ein Kilogramm Rindfleisch in Bukarest 70 Banĭ (Centimes), in Provinzstädten 40 bis 50, in Craiova gar nur 25 bis 30 Banĭ. Das Schweinefleisch steht ebenso im Preise, eine Gans wird mit 1 Leu (Franc) bezahlt, eine Ente mit 60 Banĭ. Vorweltliche Zustände herrschen in der Kleinen Walachei, wo in der Gegend von Tergu-Schyl (Târgul-Giuliu) ein Huhn

20 Bani kostet. Butter ist teuer, weil sie meist aus Siebenbürgen kommt; auch Wohnungen und Dienstboten leeren den Geldbeutel, dagegen kann man wiederum für eine Kleinigkeit die köstlichsten Früchte erlangen, so zahlt man für eine Oka ($1^1/_4$ Kgr.) Weintrauben 15 Bani, für eine kleine Melone 10 Bani (sprich Banj).

Hat sich so betreffs der Billigkeit der Nahrungsmittel wenig geändert, so hat sich dafür auf anderen Gebieten mancher hochwichtige Umschwung vollzogen. Vor allem auf dem der Kommunikationen. Seitdem am 1. November 1869 die erste Bahnlinie Bukarest-Giurgiu eröffnet worden, erfreut sich das Bahnnetz einer beständigen Entwickelung. Vor zehn Jahren noch auf 1237 Km. beschränkt, umfaßt es gegenwärtig über 2000 Km.; es wird in längstens zwei Jahren alle volkreicheren Städte Rumäniens untereinander verbinden. Ein Netz von guten oder wenigstens mittelmäßigen Landstraßen unterstützt den Binnenhandel, die Frachtermäßigungen der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft und der rege Verkehr der beiden Seestädte Galatz (rum. Galati) und Braila befördern den Außenhandel. Für die Personenbeförderung bestehen mehr als vierzig Diligence-Routen, auf denen der Reisende für 15 Bani im offenen, für 20 Bani im geschlossenen Wagen den Kilometer zurücklegen kann. Chausseegeld wird nirgends entrichtet. Telegraphenbureaux wurden 1885 über 200 betrieben, ihre Gesamtlänge betrug 5211 Km.

Der Boden der walachischen und moldauischen Ebene ist so fruchtbar wie selten einer. Er ist jungfräulich, bietet die beste Humuserde und gibt fast mühelos zehnfachen Ertrag. Leider kann seine Ausnützung, abgesehen von gewissen Bojarengütern, eine äußerst mangelhafte genannt werden. Die Gründe liegen in dem unseligen Verhältnis des Bauern zum Grundherrn. Bei der Aufhebung der Robot und der Ablösung des Bodens empfiengen viele Bauern wohl Aecker, aber keine Wiesen. Um sich nun einige Stück Vieh halten zu können, müssen sie von Bojaren Weidebenützung erbitten und dafür eine Anzahl Tage für jenen arbeiten. Da der Bojar dazu die Erntezeit wählt, ist es klar, daß jene ihre Felder nicht entsprechend bearbeiten können. Außerdem fehlen ihnen eiserne Pflüge, sowie Eggen gänzlich; sie bewirtschaften sehr große Komplexe schlecht, statt kleinere gründlich zu besorgen. Deutscher Fleiß, deutsche Intelligenz, deutsche Gründlichkeit könnte hier leicht Riesenerfolge erzielen, sobald etwas Kapital mitgebracht würde.

Die rumänischen Viehrassen sind nicht besonders wertvoll und degenerieren beständig. Die Ursachen müssen in den Viehseuchen und in der schlechten Behandlung — das Vieh überwintert meist im Freien — gesucht werden. Für die Stallfütterung sollen die Spesen angeblich zu groß, die Absatzeinnahmen zu gering seien; wir meinen aber trotzdem, rationelle Pflege nach deutscher Art könnte nur zum Vorteil gereichen. Die Bodenreichtümer der Karpathen sind beachtenswert: Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen- und Bleispuren, resp. -Lager, zeigen sich allerorts; zu ihrer Behebung ist so gut wie nichts geschehen. Nur die Salzbergwerke Doftana, Slanic (sprich Slenic), Târgul-Ocna (sprich Tergul), Salin-le-Mare bezeugen großartigen Unternehmungsgeist und liefern im jährlichen Durchschnitt 80 Millionen Kilogramm Salz. Die Forstwirtschaft bietet wenig erfreuliche Momente. Die Karpathenwaldungen sind unermeßlich schön, aber verwüstet und mißhandelt; deutsche Forstbeamte vermöchten daselbst einen edlen Wirkungskreis zu gewinnen. Die Zahlung ist nicht schlecht, 200 bis 300 Lei monatlich ist, abgesehen von Wiesen-, Waide- und Waldbenützung, das Gewöhnliche. Ingenieure stehen sich weit besser, 6000—7000 Lei jährlicher Einkünfte gehört keineswegs zu den Seltenheiten.

Wem das Obige betrübend klingen sollte, dem sei bemerkt, daß alles vor drei Dezennien noch viel betrübender war; wenn auch nicht rapid, so haben sich doch unleugbar Fortschritte eingestellt. Dasselbe gilt von der Industrie. Vor 50 Jahren dampfte in Rumänien wohl schwerlich eine Fabrik, heute weist das Land 30 Bierbrauereien, die großen Tabaksfabriken der Regierung, die Seifen-, Kerzen-, Zucker- und Zündholzfabriken auf; ferner existiert in Neamtu (sprich Neamtzu) und in Piatra je eine Tuchfabrik, in Bacau eine Aktien-Papierfabrik. Dreseler rief in Turn-Severin eine Destillieranstalt ins Leben, Klobund und Walter thaten dasselbe in Braila hinsichtlich einer Porzellanfabrik, Einhorn u. Co. beschäftigten in ihrer Dampfgerberei 60 Arbeiter und somit steht nur zu wünschen, daß weitere unternehmungslustige Landsleute ihrem Beispiel folgen. Insbesondere dürfte sich die Gründung von Exportschlächtereien und Konservenfabriken als lohnend erweisen.

Wir haben jetzt kurz das gestreift, was wir dem Leser zur besseren Orientierung über die rumänischen Verhältnisse sagen zu müssen glaubten, und hoffen daß nunmehr der geneigte Leser die Lage der dortigen Deutschen gründlicher beurteilen kann. Die Gesamtzahl der in Rumänien weilenden Deutschen dürfte wohl 60,000—70,000 Seelen ausmachen; leider lassen sich genaue Daten nicht erbringen, da die rumänische Statistik noch nicht auf westeuropäischer Höhe steht. Betreffs der Beschäftigung der eingewanderten Germanen werden wir zuvor kurz diejenigen Erwerbszweige anführen, die von anderen Fremden ausgeübt werden; der Rest fällt den Deutschen zu. Den Serben trifft man in den Donaufürstentümern meist als Maurer und Hirten, der Bulgare kommt regelmäßig im Frühjahr über die Donau und baut Gemüse, welches ohne ihn im ganzen Lande nicht zu finden wäre, der Franzose erprobt das Glück als galanter Abenteurer oder Großindustrieller, der Grieche als Kaufmann, Kommissionär oder Barkenführer. Die wenigen Italiener spielen den Konditor oder den Musiker, die zahlreichen Székler den Hausknecht, die Zigeuner den Kegeljungen, den Hufschmied, den Goldwäscher, den Erdarbeiter, den Schinder; die Juden huldigen natürlich

dem Gott Merkur. Mithin bleiben für den Deutschen vor allem die Beschäftigungen des Apothekers, des Lehrers, des Ingenieurs, des Buchhändlers, des Försters, und um weniger ideale Professionen anzuführen, des Eisenbahnbeamten, des Gärtners in Bojarenhäusern, des simplen Handwerkers und des Gastwirtes. In besonderer Anzahl und gewiß nicht unwichtiger Stellung befindet sich das Heer deutscher Gouvernanten und Bonnen, das auf gut Glück oder auf Empfehlung in dieses oder jenes Bojarenhaus gekommen ist. Selten hat eines der jungen Geschöpfe Grund zur Unzufriedenheit, denn der Gehalt ist ein sehr hoher, die entgegengebrachte Achtung eine befriedigende und die vielen Geschichten von bojarischer Verführungssucht gehören zum allergrößten Teil ins Reich der Dichtung.

Besprechen wir jetzt die übrigen Branchen, soweit es nötig erscheint. Weltbekannt ist es, daß der Deutsche fast jede rumänische Apotheke inne hat. Man kann daher, um Landsleute zu finden, selbst in den kleinsten Provinzstädten mutig die Apotheken betreten; übrigens sorgt man jetzt höhererseits auch für rumänischen Nachschub. Die Eisenbahnbeamten waren früher in den höheren Branchen infolge des Strousberg'schen Eisenbahnbaues fast ausschließlich Deutsche. In den letzten Jahren drangen laute Klagen nach dem deutschen Mutterlande. Es hieß, man beginne die deutschen Eisenbahnbeamten abzusetzen und ihre Verrichtungen an Rumänen zu übertragen. Es war wirklich etwas Wahres daran, allein wer kann es den Rumänen verargen? Wenn die Deutschen den von Chinesen etwa erfundenen Fallschirm durch chinesische Ingenieure auch anfangs bedienen ließen, würde sie das abhalten, späterhin Deutsche an Stelle der Chinesen zu setzen? Ueber Strousberg selbst hat man oft ein allzu hartes Urteil gefällt; man verkennt die Schwierigkeiten des Bahnbaues in einem Lande, wo jeder Nagel und jedes Stück Eisen aus weiter Ferne per Achse hergeführt werden mußte. Geschickte deutsche Professionisten finden in Rumänien, wo der Rumäne selbst fast nur Bauer, Beamter oder Bojar ist, stets ihr Auskommen, wobei freilich Fleiß und Fernhalten von Zechgelagen und Kartenspielen angenommen werden muß. Man trifft daher auch seit Menschengedenken deutsche Handwerker in jedem bedeutenden Orte Rumäniens, wo sie bald als Schlosser, bald als Zimmermann, bald als Schmied leben. Ebenso verbreitet wie sie ist die Zunft der deutschen Gastwirte. Die bedeutendsten Hotels von Bukarest gehören Deutschen. Im Hotel selbst tönen nur deutsche Laute an unser Ohr; Rheinländer, Hessen, Badenser, Preußen begegnen uns als dienende Geister. Unter den Hoteliers wird am häufigsten ein Wiener genannt. Der Mann kam als armer Schlucker nach der unteren Donau, jetzt besitzt er in Bukarest die zwei größten Hotels nebst zugehörigem Kaffeehaus und Restaurant.

Wie aber kommt es nun eigentlich, daß man im Orient im großen und ganzen den Germanen doch nur gering achtet? Es ist leicht zu erklären. Während bisher die den Rumänen national verwandten Franzosen mit großem Kapital, die Engländer mit nicht geringeren Mitteln aufgetreten sind, fehlt es dem Deutschen in der Regel an Betriebskapital. Rasch reich zu werden, gelingt aber auch nicht jedem so gut wie dem Besitzer des großartigsten Bukarester Vergnügungsetablissements. Oppler war anfangs nur ein einfacher Bierbrauer, durch sein Bier und sein Kolosseum ist er zum Krösus geworden. Sein Etablissement wird jeden befriedigen. Auf einem Hügel mit weiter Ausschau erhebt sich ein großer Konzertgarten, wo es sich an Sommerabenden so schön den Klängen der Militärkapelle lauschen läßt; vom Garten aus gelangt man direkt in das erste Stockwerk des prachtvollen Gebäudes, in dem sich Säle und sonstige Räumlichkeiten für Bälle, Hochzeiten und musikalische Aufführungen darbieten.

Eine unwürdige Vertretung hat das Deutschtum leider durch eine Reihe von Cafés chantants erfahren. Während sich mehrere Besitzer von deutschen Gartenlokalitäten damit begnügten, ihre Gäste durch gute Speisen zu fesseln, verfielen vor Jahren einige deutsche und böhmische Wirte auf die Idee, ihr Geschäft durch Engagement von Chansonettensängerinnen, Harfenmädchen und Damenkapellen zu heben. Die Polizei machte dem skandalösen Treiben durch das Einfordern hoher Abgaben ein Ende, und so existieren heutzutage nur noch Orpheum und Café Raska als Rendezvousplätze für lebenslustige Bojaren, Offiziere und Studenten. An edleren Vereinigungspunkten leiden die 20,000 oder 30,000 Deutschen in Bukarest keinen Mangel; sie können in Bier- und Weinlokalen der Zigeunermusik lauschen, dem Turnvereine beitreten, dessen Mitgliederzahl und Leistungen wirklich achtunggebietend sind und der fleißig Turnfeste, Vereinsausflüge, Tanzkränzchen mit Vorträgen ꝛc. veranstaltet. Sie dürfen sich fernerhin getrost den verschiedenen Gesangvereinen, den Kegelgesellschaften, der Schützengilde, die öfters Preisschießen veranstaltet, vorstellen. Zudem versuchen häufig deutsche Operettengesellschaften in Bukarest ihr Glück; sie kommen vielleicht von Galatz oder Craiova und gastieren im Saale Bossel auf dem Theaterplatz. Der Saal ist freilich klein und unbequem. Auf finsterer Stiege gelangt man zu ihm, und doch herrscht in dem unfreundlichen Bauwerke eine andächtige Stimmung, sobald eben nur eine der soeben skizzierten Künstlergenossenschaften hier waltet.

Das dem Saal Bossel gegenüberstehende Nationaltheater ist gewissermaßen gleichfalls eine Stätte deutscher Kultur. Jakob Negruzzi, der edelgesinnte, geistreiche Herausgeber der Monatsschrift „Convorbiri literare", hat früher die Schiller'schen Dramen „Fiesco", „Die Räuber", „Kabale und Liebe", in letzter Zeit die „Jungfrau von Orleans", „Don Carlos" und „Maria Stuart" ins Rumänische übertragen und alle Stücke unter großem Beifall aufführen lassen. Negruzzi ist deutschfreundlich, ebenso

mehrere Redakteure rumänischer Journale. Die deutsch erscheinenden Blätter, „Bukarester Tagblatt" und „Bukarester Lloyd" gehören leider zu den Revolverjournalen; dagegen wird die deutsche Kultur durch deutsche Buchhändler würdig vertreten, so vor allem durch Herrn Alexander Degenmann, den Herausgeber der so wichtigen und interessanten „Bibliografia româna."

Wir beschließen unseren Versuch, die Verhältnisse der Deutschen in Bukarest flüchtig zu skizzieren, und wollen nunmehr noch etwas über die deutschen Kolonien der Provinzstädte sagen. Solche größere oder kleinere Kolonien trifft man allerorts. Von Westen kommend, ist die erste die von Turn-Severin; sie umfaßt etwa 300 Seelen und eine Schule mit zwei Klassen. Als Leiter fungiert der evangelische Pfarrer Plathner. Weiterhin begegnet man der überaus kräftigen Genossenschaft von Craiova. Sie zählt mindestens 1000 Seelen und sondert sich in eine protestantische und eine katholische Gemeinschaft. Vorstand der ersteren ist Pastor Nesselmann, zugleich Direktor der dreiklassigen Schule, Dirigenten der letzteren sind einige sehr sympathische, junge katholische Geistliche, gebürtige Schlesier. Die evangelische Schule bildet 109 Kinder heran. Der Unterricht ist freilich nicht, wie in allen rumänischen Anstalten, unentgeltlich, erfordert monatlich vielmehr 3 bis 4 Lei. Subventioniert wird die Anstalt vom Kaiser von Deutschland, während das Kultusministerium in Wien die katholische Institution höchst freigebig bedenkt. Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich hat außerdem mehrmals bedeutende Summen für die Sache der österreichisch-ungarischen Ausgewanderten gespendet, so 20,000 Gulden für das Seminar in Bukarest. Da einmal von Lehranstalten die Rede, sei auch des in jeder Hinsicht vorzüglichen Knabeninstitutes gedacht, welches ein Thüringer, Herr Arnold, ein leutseliger gemütvoller Greis, in Craiova unterhält. Ihm reihen sich würdig das deutsche Lehrerpaar Herr und Frau Spreer an.

Ehe wir von Craiova, der Hauptstadt der Kleinen Walachei, scheiden, wollen wir noch erwähnen, daß es sich daselbst für den Deutschen sehr angenehm leben läßt. In Kaffeehäusern liegen zahlreiche deutsche Zeitungen auf, in den Biergärten gibt es gutes Getränk und in der Strada Lipscan (Leipziger Straße), wo einst die Kaufleute handelten, welche die Leipziger Messe zu besuchen pflegten, entdecken wir gar ein Gastzimmer in altdeutschem Styl; Täfelung der Wände, Wölbung der Decke, Tische, Stühle, Krüge und Seidel und Sprüche, alles erinnert an die traulichen Keller und Kneipstuben der fernen Heimat. Etwas ganz ähnliches erfreut uns in Pitesci (sprich Piteschtj). Ein braver deutscher Wirt hält hier einen ebensolchen Raum offen und liefert zugleich die besten Gerichte und Getränke der Stadt. Die letztere birgt etwa 250 Deutsche; ihr Seelsorger Vorhauer ist zugleich Lehrer der einklassigen Schule. Endlich blühen noch im fernsten Osten des Königreiches drei deutsche Genossenschaften: Galatz besitzt 800 Deutsche und eine dreiklassige Anstalt; sein Pfarrer Matzke bereist die Dobrogea; Braila verfügt über 700 Deutsche und eine einklassige Schule; mit Seelsorger Müller; Jassy (rum. Jasi) birgt gleichfalls zahlreiche Germanen, geleitet vom Prediger Hartmann.

Interessant und überraschend zugleich dürfte vielleicht die Thatsache sein, daß viele Deutsche in der Walachei und in der Moldau die Sklaven des orientalischen Aberglaubens geworden sind. Einen eclatanten Beweis hiefür erhielt vor einigen Jahren ein protestantischer Geistlicher. Ihm teilte man nämlich mit, daß der zu Begrabende sicherlich den nächsten Anverwandten ins Grab nachziehen werde, wenn man dem Bedrängten nicht eine Kette an den Fuß lege und sie zugleich mit dem Bein des Toten verknüpfe. Der Pfarrer eiferte zunächst vergebens, dann fügte er sich, um bei etwaigen unglückseligen Zufällen nicht Vorwürfe zu ernten. Nach der Predigt trat er ab, die Leidtragenden aber führten obige Zeremonie aus, riefen im Namen des Blutsverwandten: „Du bist mit mir durch Blutsverwandtschaft verbunden", und der also Gefeite lebt noch heute; seiner Ansicht zufolge natürlich nur durch die eiserne Kette gerettet. Ein anderesmal hielt ein Geistlicher in Bukarest die Leichenrede für einen jungen Mann. Beim Schließen des Sargdeckels durch den Bruder des Verstorbenen sprang ein anwesender Rumäne hinzu und setzte dem Trauernden auseinander, nur ein Fremder könne ohne Lebensgefahr den Sargdeckel schließen. Der Deutsche sah seine Thorheit ein und trat zurück. Sind viele Rumänen bei einem Leichenbegängnis anwesend, so drückt man dem evangelischen Seelsorger ein brennendes Licht in die Hand. Doch nun genug von den deutschen Brüdern in der Moldau und Walachei; unsere nächste Schilderung soll die deutschen Ackerbau-Kolonisten der Dobrogea zum Gegenstand haben. (Forts. folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchh. Nachf. in Stuttgart.

So eben beginnen zu erscheinen:

A. v. Humboldts ges. Werke

(Kosmos. Reise nach den Aequinoktialgegenden. Neu-Spanien. Ansichten der Natur. Cuba. Lebensbeschreibung)

in neuer vorzüglicher Ausgabe. 30 Lief. à 50 Pf.

Jede Woche erscheint eine Lieferung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandl. Nachf. in Stuttgart.

Engler, Dr. C., Das Erdöl von Baku. Ein Reisebericht. Geschichte, Gewinnung und Verarbeitung, nebst vergleichenden Versuchen über dessen Eigenschaften gegenüber dem amerikanischen Petroleum. Sonderabdruck aus Dingler's Polytechnischem Journal. Mit 32 Textabbildungen. 8°. 81 Seiten. Broschirt M. 2. —

Koser, Reinhold, Friedrich der Große als Kronprinz. Oktav. 267 Seiten. Eleg. brosch. M. 4. — Eleg. geb. M. 5. —

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 15. Stuttgart, 15. April 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das Erdbeben von Vostizza. Nebst der griechisch-kleinasiatischen Erdbebenchronik des Jahres 1887. Von Dr. Bernhard Ornstein. S. 281. — 2. Vorderasien und Hellas. Eine kulturgeschichtliche Skizze. Von Waldemar Lewis. S. 284. — 3. Bilder aus den Sunda-Inseln. Von E. Mayer. S. 287. — 4. Unter den Fidschi-Insulanern. Von C. Trotter. S. 291. — 5. Rumänien. Von Rudolf Bergner. S. 296. — 6. Notiz. S. 300.

Das Erdbeben von Vostizza.

Nebst der griechisch-kleinasiatischen Erdbebenchronik des Jahres 1887.

Von Dr. Bernhard Ornstein.

Angesichts der vor zwei Jahren stattgehabten Katastrophe von Philiatra[1] hielt ich es wegen ihres verhältnismäßig weiten Zerstörungsgebietes und der damit verknüpften Schwierigkeit, einen sichern Ueberblick über die Ausdehnung und Eigenart der Verheerungen zu gewinnen, für geboten, erst nach mehr als einem halben Jahre die in verschiedenen deutschen und englischen Zeitungen über dieselbe veröffentlichten Nachrichten richtig zu stellen oder zu vervollständigen. Heute indeß, wo es sich hauptsächlich um das auf einen ungleich geringeren Umfang beschränkte Erdbeben von Vostizza handelt, liegt kein Grund vor, mit der sachlichen Darstellung dieses neuesten seismischen Vorganges auf dem südwestlichen Küstenrande des Meerbusens von Korinth länger zu zögern. Hierzu kommt noch, daß sowohl die Oppositionsblätter als die der Regierung nahestehenden Preßorgane über den durch das Elementarereignis verursachten Schaden mit den einschlägigen Berichten der Zivil- und Militärbehörden im großen und ganzen in den seither bekannt gewordenen Privatmitteilungen übereinstimmen. Hätte sich ein Berichterstatter in der Schilderung der einzelnen auf das Verwüstungswerk bezüglichen Thatsachen eines bewußten oder unbewußten Irrtums schuldig gemacht, so würde man im gegnerischen Lager schwerlich versäumt haben, Lärm zu schlagen, um hieraus zu Gunsten des Parteiinteresses irgendwie Kapital zu schlagen. Man darf weder ein systematischer Griechenfeind, wie weiland Fallmerayer, sein, noch ein Vollblut-Philhellene, wie Professor Sepp, Karl Weyman oder Dr. Engel, um das zu verstehen!

Doch jetzt zur Sache. Am Abend des 9. September wurde aus Vostizza telegraphisch gemeldet, daß daselbst um 5¼ Uhr Nachmittags infolge einer starken Erderschütterung, auf welche in kurzen Zwischenräumen zwei schwächere folgten, zwei Häuser zusammengestürzt seien und eine noch nicht genau ermittelte Anzahl von Privat- und Kommunalbauten mehr oder weniger Schaden gelitten habe. Außer dem Tode einer jungen Magd der Familie Korde seien keine Lebensverluste zu beklagen: zwei Personen waren schwer und ungefähr 20 leicht verletzt. Am 12. September wurden die bislang eingelaufenen Depeschen dahin ergänzt, daß die von starkem unterirdischem Rollen begleiteten Bodenschwankungen in beunruhigender Weise andauerten und dadurch sämtliche Häuser Spalten oder Risse bekommen hätten, so daß die in beständiger Furcht schwebenden Einwohner in denselben nicht zu bleiben wagten und Tag und Nacht im Freien kampierten. Selbst die Kirchen mit Ausnahme einer einzigen seien nicht verschont geblieben. Gleichzeitig erfuhr man durch die „Revue",[1] ein gut redigiertes hiesiges Morgenblatt, daß die zerstörende Wirkung dieser Erdkonvulsionen sich nicht allein auf Vostizza beschränkt, sondern sich auch über die zunächst gelegenen Dörfer und mehrere kleinere, zerstreut liegende Ansiedelungen erstreckt habe. Von diesen sind die westlich von der Stadt befindlichen Selianitika und Demetropulo zum Teil und Murla, Agridérka und Messariotika fast gänzlich zerstört worden. Das Schicksal der

[1] Siehe „Ausland" 1887, Nr. 12 und 13.

[1] Der Herausgeber derselben ist Herr Alexander Alexandropulos, ein auf deutschen Hochschulen gebildeter Litterat.

drei letzteren teilten die auf der Ostseite liegenden Dörfer Temene, Valimytika, Hagios Athanasios und Kulura (im Volksmunde „die Krengel"). In der Nähe der zuerst genannten Ortschaft und bei Valimytika sind Spaltenbildungen mit hervorquellendem warmen und kalten Wasser beobachtet worden; über die Temperatur des erstgenannten ist es mir nicht gelungen, eine befriedigende Auskunft zu erhalten. Auch in der Stadt wurden hie und da Erdspalten und überdies eine Bodensenkung vor dem Hause Messeneze wahrgenommen; eine solche, und zwar tiefere, wurde nach der „Revue" auch im Dorfe Murla beobachtet. Außer dieser eine Viertelstunde von der Stadt entfernten und kaum seit 25 Jahren erstandenen Ortschaft wurden noch die östlichen Dörfer Valimytika, Temene und Kulura schwer geschädigt. Eine zwischen den eigentlichen Kommotionen nicht ganz aufhörende zitternde Bewegung des Bodens, wie solche auch bei der Katastrophe von Chios im Jahre 1881 beobachtet wurde, machte es den Bewohnern nicht selten unmöglich, ihre im Innern der einsturzdrohenden Häuser befindliche Habe zu retten. Die ärmeren Familien, welche mit ihrem Vieh unter einem Dache des einstöckigen Häuschens zu leben genötigt sind, hatten meistens kaum Zeit, dasselbe in Sicherheit zu bringen. Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen Not und Elend unter der Bevölkerung herrscht und daß die herannahende Regenzeit eine trübe Aussicht für die Obdachlosen bietet. Ohne ausgiebige Hülfe des Staates und die werkthätigste private Mildthätigkeit steht die Verarmung eines Teils der Bewohner dieser durch ihre ansehnliche Korinthen-Ausfuhr im Aufblühen begriffenen Eparchie bevor. Unter den mannigfachsten Verlusten, welche die Vostizzioten erlitten, haben dieselben, und speziell die arbeitende Klasse, mit einem neuen und meines Wissens bisher noch unbekannten Faktor zu rechnen. Als solcher wird das angeblich infolge der anhaltenden Bodenerzitterung erfolgte Schaal- oder Sauerwerden der diesjährigen Weine bezeichnet, welche zum Teil nur noch als Essig verwendbar sein sollen. Da nach der Versicherung glaubwürdiger und sachkundiger Personen die einfache Ueberführung der auf Fässer gefüllten griechischen Weine von einer Stelle zur andern wohl eine vorübergehende Trübung, jedoch kein Schaal- oder Sauerwerden derselben mit sich zu führen pflegt, so scheint die öffentliche Meinung, nach welcher die Verderbnis des Weins von der Einwirkung der andauernden Bodenerzitterung auf denselben herrührt, eine nicht ungegründete zu sein.[1]

Die Aktionssphäre des uns beschäftigenden Erdbebens betreffend, so war dieselbe, wenn man, wie schon angedeutet, die äußersten Punkte des Verwüstungsgebietes ins Auge faßt, eine auf 8—9 Km. beschränkte. Die Richtung der anfänglichen verderblichen Erdstöße gieng von Südost nach Nordwest, denn während man in Korinth nur eine schwache Erschütterungswelle verspürte, waren die Bodenschwankungen zwischen dem Epizentrum Vostizza und einigen Stellen des südwestlichen Schüttergebietes der korinthischen Querspalte (Rion, Patras) fühlbarer und auf ihrem Nordwestrande (Messolonghi) selbst heftig, ohne indes Schaden zu verursachen. Die Bodenzuckungen dauerten in dem angedeuteten Zerstörungsgebiete, welches ich im „Ausland" (Jahrgang 1887, Nr. 13) als eines der ausgesprochenen griechischen Schüttergebiete bezeichnet habe, in größerer oder geringerer Stärke bis zum 2. Oktober fort, wurden dann bis zum 6. Oktober seltener und schwächer, so daß die Bewohner der heimgesuchten Gegend etwas freier zu atmen begannen. Doch schon am nächstfolgenden Tage, als am 7. Okt., wurden die Erschütterungen von neuem stärker und häufiger und haben bis Ende der verflossenen Woche nicht aufgehört, die schwergeprüften, unter Zelten und in Baracken lebenden Menschen in fortwährender Aufregung und Angst zu erhalten. Die Notlage derselben hat überall aufrichtige Teilnahme hervorgerufen, doch möchte ich bezweifeln, daß die staatliche Opferwilligkeit eine so ergiebige sein werde, daß die Folgen dieses schweren Schicksalsschlages nicht noch auf Jahre hinaus der Bevölkerung der landschaftlich reizenden *Αἰγιάλεια*, dieser Perle von Achaja, sich fühlbar machen werde.

Was weiter für die wahrscheinliche Genauigkeit der angegebenen Richtung des Erdbebens spricht, ist der Umstand, daß vom 9. September ab in der Entfernung von etwa einer Seemeile von der Westküste von Vostizza stellenweise Trübungen des Meeresspiegels wochenlang hindurch beobachtet wurden, während die östlichen Gewässer des Golfs keine solche zeigten, vielmehr überall gleichmäßig gefärbt erschienen. Dieses Phänomens geschah schon in einer Athener Korrespondenz der „Neuen Freien Presse" Erwähnung, doch ist zu bemerken, daß hierorts nichts darüber verlautete, daß die stellenweisen Trübungen sämtlich nach einem Punkte konvergierten, wie daselbst berichtet wurde. Wie dem auch sei, so ist dasselbe von einer nicht zu unterschätzenden wissenschaftlichen Tragweite, da, wie die „Revue" vom 11. September mitteilt, nach einer Meldung Forsters, des Direktors der englisch-orientalischen telegraphischen Gesellschaft auf Zante, das Kabel Zante-Korinth, rechts von Vostizza,[1] gerissen und seit dem Erdbeben vom 9. September die telegraphische Verbindung zwischen beiden Punkten gestört sei. Gleichzeitig berichtet Forster, daß der Meeresgrund an der Stelle des Kabelrisses nach seinen hydrometrischen Beobachtungen sich bedeutend gesenkt habe, ohne übrigens die Tiefe der Senkung festzustellen, wie das seitens des Kapitäns Petcins vom „Mirror" gelegentlich des Erdbebens von Philiatra, im Osten der Strophaden, geschehen ist. Hiernach wäre

[1] Auch in Chios, Alatzata (auf der erythräischen Halbinsel), sowie in Philiatra will man ähnliche Beobachtungen gemacht haben, wie ich zu ermitteln vermochte. Dagegen soll der starke Santorinwein keine Veränderung erleiden.

[1] Soll wohl heißen „westlich von Vostizza."

der Herd der vulkanischen Thätigkeit allerdings im Golf von Korinth, und zwar in der Umgebung des Kabelrisses und an der Stelle zu suchen, wo die Senkung des Meeresgrundes stattgehabt hat. Obgleich die Thatsachen zu Gunsten dieser Auffassung sprechen, so hat Direktor Forster sich nichtsdestoweniger in der zur selben Zeit abgegebenen Voraussage geirrt, daß von da ab, also 3—4 Tage nach der Katastrophe, keine Bodenschwankungen mehr zu befürchten seien. Es mag sein, daß das zeitweilige Eintreffen der Falb'schen Prognose den Ehrgeiz des zantiotischen Seismologen erregt haben, doch steht fest, daß seit dem 7. Oktober, also nach einer Pause von 3—4 Tagen, stärkere Erdzuckungen sich von neuem fühlbar machten und daß dergleichen noch bis vor Kurzem, wenngleich in größeren Zwischenräumen, gespürt wurden. Der Irrtum wäre leicht zu vermeiden gewesen, wenn der genannte Herr die beinahe an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit vor Augen gehabt hätte, daß es sich im vorliegenden Falle nicht sowohl um ein vereinzeltes Erdbeben, als um eine Erdbeben-Periode handle. Eine solche Voraussetzung lag um so näher, als die Ränder der südwestlichen Depressionszone des Korinthischen Meerbusens seinerzeit von mir als das zweite der griechisch-kleinasiatischen Erschütterungsgebiete bezeichnet wurden. Der auf der Insel Zante als dem Hauptherd des nördlichsten griechischen Schüttergebietes angestellte Forster hätte im seismologischen Interesse hievon ebenso gut unterrichtet sein können, als der auf meine geographische Einteilung des griechisch-kleinasiatischen Vulkanismus in dem bereits erwähnten Berichte der „Neuen Freien Presse" sich beziehende Athener Korrespondent dieses Blattes. Zu verwundern ist übrigens die Nichtbeachtung oder Unkenntnis dieser Klassifikation seitens des Herrn Forster nicht, da derselbe wohl auf flüchtige telegraphische Meldungen und kurzgefaßte englische Zeitungsreferate, jedoch nicht auf ausführliche Besprechungen vulkanischer Vorgänge einzugehen pflegt.

In Betreff des Umfanges des geschädigten Areals der Gemeinde von Vostizza bin ich außer Stande, etwas genaues zu berichten, da sich die Entfernungen zwischen den in Mitleidenschaft gezogenen neun Ortschaften und der Stadt meiner Kenntnis entziehen. Nach der Form der stark erschütterten, doch nicht überall von Verwüstung betroffenen Fläche zu urteilen, ist das Erdbeben von Vostizza im Hinblick auf die angedeutete unterseeische Eruptionsstelle und auf seine geringe Ausdehnung in südlicher und südöstlicher Richtung als ein zentrales mit schwacher radialer Ausbreitung gegen Norden (Naupaktos, Skala, Velvina) zu betrachten, während dasselbe in Anbetracht seiner westnordwestlichen Schütterlinie als ein lineares zu bezeichnen ist. Wenn wir demnach Vostizza mit seinem Dörferkomplex als Epizentrum von geringem Umfang und das zwar heftig erschütterte, aber nicht geschädigte Messolonghi als äußersten nordwestlichen Stoßpunkt auffassen, so beträgt das annähernd elliptische Schüttergebiet in seiner großen Achse etwa 56 Km. Da ich, wie gesagt, keinen Maßstab für die Dimensionen des anscheinend sphäroiden Epizentrums habe, so muß ich darauf verzichten, die kleine Achse sowie die Area der erschütterten Fläche festzustellen.

Nach dem Ergebnis der Erkundigungen zu urteilen, welche ich über die dem Erdbeben von Vostizza vorausgehenden oder dasselbe einleitenden Erscheinungen angestellt habe, so bieten dieselben kein nennenswertes wissenschaftliches Interesse. Die vorjährige Sommertemperatur war in Griechenland im allgemeinen eine hohe und in der ersten Hälfte des Monats Juli erreichte dieselbe bei herrschenden Südwinden die hier zu Lande seltene Höhe von 31 und an einem Tage von 31.5° R. An diesen Tagen war die Hitze in den Häusern eine nahezu unerträgliche, und nach Zeitungsberichten starben hie und da die auf dem Felde arbeitenden Personen am Sonnenstich. Erwähnenswert wäre inzwischen das plötzliche Fallen des Barometers vor dem Eintritt der Katastrophe, insofern als ich mich erinnere, daß auch dem vorvorjährigen Erdbeben im westlichen Peloponnes ein barometrisches Minimum, sowie ein Gewitter mit strömendem Regen vorausgegangen war. In Vostizza hat es am 10. oder 11. September, also *nach* dem Erdbeben, geregnet. Den von unterirdischem Getöse begleiteten Erderschütterungen ist meines Erachtens keine besondere Bedeutung beizulegen, da dieses Phänomen hierorts, wie ich zu beobachten mehrfach Gelegenheit hatte, nicht sowohl vereinzelte Erderschütterungen als Erdbebenperioden, wie die von Theben, Amphissa, Philiatra und, wenn ich mich recht entsinne, auch die von Korinth im Winter 1858 begleitete. Die Bewegung scheint anfangs eine wellenförmige gewesen zu sein, welche mit einem Vertikalstoß endete. Ueber die Natur der späteren Bodenschwankungen vermochte ich keine befriedigende Auskunft zu erhalten. Es war ein glücklicher Umstand, daß die ersten heftigen Erdstöße am Tage, und zwar an einem Sonntag stattfanden, an dem die Einwohner in den späteren Nachmittagsstunden ihre Häuser zu verlassen und sich nach der Tageshitze des Genusses der freien Luft zu erfreuen pflegen, sonst würde sich der Verlust an Menschenleben schwerlich auf ein Opfer beschränkt haben. Noch ist zu erwähnen, daß ungeachtet des geringen Interesses, welches man in einem bereits in prähistorischer Zeit so vulkanisch durchwühlten Lande wie Griechenland[1] den Berichten über auswärtige, zumal unschädliche Erdkommotionen entgegenzubringen pflegt, die gegen Mitte verflossenen Septembers hierorts eingelaufene Zeitungsnachricht von zwei am 9. September Morgens, also an dem Tage der Vostizzaer Katastrophe, in Königs-

[1] Ich zitiere als hierhergehörige prähistorische seismische Vorgänge: das Tempe-Thal, die nördlichen Sporaden, die Trennung des Peloponneses bis auf den zwei Stunden breiten Isthmus von Korinth von dem griechischen Festlande, die Cycladen, Cerigo u. s. w.

hoven (Regierungsbezirk Köln) verspürten und von einem unterirdischen Gebrause begleiteten Erdstößen als Tagesneuigkeit eine gewisse Sensation erregte. Die Gleichzeitigkeit des Datums, wenn auch nicht der Stunde, der beiden in so großer Entfernung von einander wahrgenommenen Erderschütterungen gibt allerdings zu denken, während das Phänomen des unterirdischen Geräusches meines Dafürhaltens von untergeordneter Bedeutung ist.

In vorstehender Skizze habe ich eine möglichst objektive Darstellung der jüngsten Erdbebenkatastrophe von Vostizza zu bringen versucht. Bevor ich zu einer kritischen Betrachtung des Thatbestandes übergehe, halte ich im Hinblick auf meine im „Ausland" (Jahrgang 1887, Nr. 12) zum Ausdruck gebrachte Anschauung, nach welcher die griechischen und kleinasiatischen Küstengegenden und Inseln der stete Schauplatz von leichten, meistenteils unschädlichen und demzufolge wenig beachteten Bodenkommotionen seien, für geboten, an dieser Stelle die seit meinem letzten Bericht vom Frühjahr 1887 bis zum Jahresschluß zu meiner Kenntnis gelangten Erdbeben in chronologischer Ordnung übersichtlich zusammenzustellen. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß dieselben nur einen Bruchteil der Summe der diesseitigen seismischen Vorkommnisse bilden, welche während dieses Zeitraums stattgehabt haben. Eine Fertigstellung der dießjährigen Erdbebenchronik, abgesehen von der Katastrophe von Vostizza, ist selbstverständlich vor Ablauf des Jahres 1888 ausgeschlossen. Im übrigen halte ich es der Raumersparnis halber für angezeigt, mich bei Aufzählung der unschädlichen Erdbebenfälle auf die Zeit- und Lokalitätenangabe zu beschränken. Natürlich werde ich auf mehr oder weniger folgenschwere oder seismologisches Interesse darbietende Fälle etwas näher eingehen müssen. (Schluß folgt.)

Vorderasien und Hellas.

Eine geographisch-kulturgeschichtliche Skizze.

Von Waldemar Lewis.

Seit den ersten Anfängen menschlicher Geschichte wälzt sich der Strom der Völker und der Kultur von Ost nach West und von Süd nach Nord über die Kontinente der alten Welt hin.

Von den Hochthälern der Pamir und den Gipfeln des Hindukusch zog ein Zweig der großen indogermanischen Völkerfamilie nach dem anderen westwärts in neue Heimatlande. Eranier und Griechen, Italer und Kelten, Germanen, Letten und Slawen sind einander in unabsehbar langen Zeiträumen gefolgt und haben den größten Teil von Vorderasien und Europa in Besitz genommen, jeder Stamm seine ihm eigentümliche und charakteristische Kultur oder auch Unkultur mit sich in die neuen Wohnsitze bringend — Keime, aus welchen sich dann im Lauf von Jahrtausenden die große europäische Zivilisation entfaltete.

Neben diesen mit den arischen Völkerfluten nach Europa vordringenden Kulturwellen haben sich jedoch auch noch anderweitige, nicht weniger mächtige Einflüsse geltend gemacht.

Einen solchen Einfluß übten auf die Erziehung der halb oder ganz barbarischen Völkerschaften des vorklassischen Griechenlands die semitischen Kulturvölker Vorderasiens aus, und zwar sind es ganz besonders die Phönikier, diese Briten der alten Kulturwelt, die sich in dieser Beziehung vor anderen hervorthaten. Die phönikische Bildung folgte dem Handel des eigentümlichen Küstenvolkes, d. h. sie schlug entweder den Seeweg über Cypern, Kreta, Samothrake und die anderen Inseln des Archipels ein, oder sie zog den kleinasiatischen Küsten entlang von Cilicien bis Mysien, wo sie dann die Thraker berührte.

Ein anderes Bindeglied zwischen der Zivilisation des Ostens und der Unkultur des Westens bildete Thrakien, welches aller Wahrscheinlichkeit zufolge von einem Zweig der Indogermanen bewohnt war. Leider sind wir in allem, was dieses alte Volk betrifft, durchaus im Dunkeln. Weder die Anthropologie, noch die Sprachforschung haben vermocht, dieses Dunkel aufzuhellen. Was wir wissen, ist nur, daß einige uns von Dioskorides u. a. aufbewahrte Eigennamen der Daken und Geten zu der arischen Sprachenfamilie zu gehören scheinen, und weiter, daß Stephanus von Byzanz berichtet, Thrakien sei auch Aria genannt worden.[1] Unzweifelhaft fest steht aber, daß die Thrakier den nordöstlichen Teil der Balkanhalbinsel, den Nordwesten Kleinasiens, das Land nördlich des Ister bis zu den Karpathen, sowie die Nordküste des Pontus Euxinus bis zum Gebiet der Skythen einnahmen. Im Süden waren sie bis Makedonien, Thessalien und einigen Inseln des Aegäischen Meeres vorgerückt. Bei einer solchen Ausdehnung ist es nicht zu verwundern, wenn Herodot berichtet, die Thrakier seien nach den Indiern das größte Volk der Erde, und hätten sie nur einen einzigen König gehabt oder sich unter sich selbst verständigen können, so würden sie auch das mächtigste gewesen sein.

Indem ihr Gebiet im Südosten an das der Phrygier anstieß, die schon von ältesten Zeiten mit semitischer Kultur bekannt waren, lag es an dem großen Ueberlandweg, auf dem die Bildung des Südostens in die noch wilden Regionen Europa's vordrang.

Phönikien aber, das Heimatland der in uralter Zeit vom Erythräischen Meere nach Kanaan eingewanderten Kanaaniter (zu denen auch die in der Bibel erwähnten Hittiter, Jebusiter, Amoriter, Gergesiter, Hivviter, Pheriziter u. a. gehörten), war in der Urzeit dasjenige, welches durch die Geschicklichkeit seiner Handwerker, den Erwerbsfleiß seiner Kaufleute und die Kühnheit und Abenteuerlust seiner Seefahrer mehr denn irgend ein anderes dazu beitrug, orientalische Kultur und Anschauungsweise nach

[1] Girard de Rialle, „Les Peuples de l'Asie et de l'Europe", pp. 148 & 149.

dem Occident, zuerst und besonders nach Hellas, zu verpflanzen.

Eingezwängt zwischen den drei Erdteilen der alten Welt auf einem schmalen Littoralstreifen, beeinflußt von den mächtigen Reichen Vorderasiens und Aegyptens, und mit Europa durch eine zahlreiche Inselwelt verkettet, war dieses Volk ungemein begünstigt für die von ihm gespielte Kulturrolle.

Sidonische Händler hatten sich schon vierzehn Jahrhunderte v. Chr. einiger ägäischen Inseln bemächtigt, auf denen sie Warenhäuser und Befestigungswerke anlegten und einen lebhaften Tauschhandel mit den Insulanern begannen. Von den nördlichsten, der Küste zunächst gelegenen Inseln aus erreichten sie bald nachher das thrakische Festland und drangen durch Thrakien nach Böotien und Attika vor. Von Kytherä, als einem anderen Ausgangspunkt, gelangten sie nach Lakedämon, Korinth und Elis.

Ueberall boten die Küsten günstige Buchten und Felsvorsprünge für die Purpurfischerei; in den Bergen gruben sie nach Metallen und überall unterhielten sie einen einträglichen Handel mit den Umwohnern. Was die Eingeborenen bei diesem Austausch geben konnten, war natürlich nur der Ertrag ihrer Heerden und Wälder, also Häute, Wolle, Holz, wilder Honig, Rinder und Schafe — dazu kräftige Jünglinge und schöne Mädchen, d. h. Sklaven und Sklavinnen. Was sie empfiengen, war mannigfach: Tand aller Art, wie er Wilde zu verlocken pflegt, Figuren und Büchsen von Bronze und Glas, fertige Kleider, eherne, überhaupt metallene Werkzeuge, Messer und Waffen, Erzeugnisse verschiedenartigen Handwerks, die Mechanik der Steinbaukunst, mythische Erzählungen, Ideen vorderasiatischer religiöser Symbolik, grausame Opfergebräuche.[1]

Manche griechische Wörter legten nachmals, als schon die ganze phönikische Kulturwelt in Trümmer gesunken, Zeugnis ab von ihrem nachhaltigen Einfluß in der Urzeit.

So weisen noch heute *χιτών* (Jonisch *κιθών*), *ὀθόνη*, *σάκκος* und auch das lateinische tunica auf jene Periode zurück, in welcher die Phönikier den hellenischen Occident in der Kunst der Weberei und Färberei unterrichteten, denn „der ganze Orient wußte die Leinwand zugleich bunt zu färben, glänzend zu durchwirken, arabeskenartig oder in Form von Bildern mit Goldfäden u. s. w. zu sticken.“[2]

Den nämlichen Ursprung verrät auch das griechische *βύβλος*, dessen punische Urform gybl (hebräisch gobel) lautet.

Χόρτος (hortus), das nach Fr. Lénormant mit dem semitischen hhoresch oder hhereth zusammenhängt, zeigt, daß das „Bauen und Bewahren des Gartens“ eine ursprünglich semitische Kunst war, die erst in der Folge den arischen Barbaren überliefert wurde. Eine ganze Reihe griechischer Pflanzennamen hat ihren Ursprung in semitischen Idiomen.[1]

Susan und Lâleh, zwei persische Wörter, haben ihren Weg über Syro-Phönikien nach Griechenland gefunden, in Gemeinschaft mit den sie bezeichnenden Gewächsen, wo wir sie als *σοῦσον* (Lilium bulbiferum und chalcedonicum) und *λείριον* (Lilium candidum) wiederfinden. Die Lilie ist überhaupt eine spezifisch persische Blume. Susa ist die Lilienstadt der persischen Großkönige, wie Susiana (*Σουσις* der Griechen) die Liliengegend ist.[2]

Das hellenische *οἶνος* (vinum) auf das wir weiter unten zu sprechen kommen werden, ist ebenfalls orientalisch-semitischen Ursprungs und mit dem Gewächs aus Osten nach Griechenland eingewandert, wie auch höchst wahrscheinlich *κέγχρος* (cicer) unsere Kichererbse. Vergeblich sieht man sich bei den arischen Sprachenkomplexen nach einer irgendwie verwandten Form um, wogegen uns das semitische kikkar (orbis) einige Hoffnung auf Aufschluß gibt. Kikkar, *κέγχρος*, cicer, Kicher würden sich ohne Zweifel auf die kreisrunde Samenfrucht dieser Pflanze beziehen, welche bei den Griechen die Hirse wurde, bei uns Germanen, wie auch den Italiern, die ursprüngliche Erbse blieb.[3]

Σίκος stammt, wie Hitzig[4] nachgewiesen, vom semitischen paqqu'oth oder phaqqu'oth, wie auch Benfey einen orientalischen Ursprung vermutet, indem er sich auf *συκάμινος* bezieht, das seinerseits auf schiqmah als Grundform hinweist. „Daß nach dem *σ* ein Digamma stand“, sagt V. Hehn, l. l., „lehrt die italienische Wortform: ficus wurde aus *σFίκον*, wie fides aus *σφίδες* und wie fallere gleich *σφάλλειν*, fungus gleich *σφόγγος* ꝛc. ist.“[5]

Κάδος und *τροχος* sind wiederum zwei Ausdrücke,

[1] Viktor Hehn, „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa.“ 4. Aufl., S. 57. — Wir haben diesem Meisterwerk deutschen Forscherfleißes manches entnommen.

[2] V. Hehn, l. c. p. 138.

[1] Manche dieser Namen sind jedoch erst in späteren Zeiten nach Griechenland verpflanzt worden:

ezôb — *ὕσσωπος* — Hyssop.
besem — *βάλσαμον* — Balsam.
habni — *ἔβενος* — Ebenholz.
lot — *λάδανον* / *λῆδον* — Laudanum.
mor — aram. Form murrha — *μυρρα* — Myrrhe.
qaneh — *κάννα*, vergl. canon, canalis — Rohr.
qetsi'ah — *κασσία* — Kassia.
quinamôn — *κίνναμον* / *κιννάμωμον* — Kaneel, Zimmt.
lebonah — *λίβανος* — Weihrauch.
semsem — *σέσαμι* — Sesam.
kammon — *κύμινον* — Kümmel.

Vgl. François Lénormant, „La légende de Cadmus et les établissements phéniciens en Grèce“. S. 432.

[2] V. Hehn, l. c. S. 202.

[3] F. Lénormant, l. c.

[4] Hitzig, „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“, 1855, S. 752.

[5] V. Hehn, l. c., S. 473 Anmerkung 34.

welche sich auf Vorderasien, als das Heimatland der griechischen Keramik, beziehen, wie auch *χρυσὸς*, *χαλκὸς* und *μέταλλον* auf semitische Wörter zurückzuzeigen scheinen. Pott, Max Müller und E. Rénan leiten *χρυσὸς* auf jeden Fall von kharus ab. „*Χρυσὸς* me paraît le sémitique kharous, qui aurait passé en Grèce par le commerce des phéniciens, comme le mot *μέταλλον*.“ Kharus scheint alten Inschriften zufolge die in Phönikien für Gold gebräuchliche Bezeichnung gewesen zu sein. Ob nicht auch *καδμεία*, unser deutsches Galmei, aus derselben Quelle stammt?

Der Hauptpunkt der Beziehungen zwischen Syrophönikien und Griechenland und derjenige, um den sich alle übrigen unterordnend gruppieren, ist die Thatsache, daß die Griechen ihr Alphabet von den Phönikiern erhalten haben.

Die letzteren selbst schrieben die Erfindung der Buchstabenschrift ihrem Gotte Taaut zu, der jedoch kein anderer war, als der ägyptische Thoth selbst.

Beide, der Gott Taaut und seine wundervolle Kunst, haben ihren Ursprung in den Tempelhallen des altehrwürdigen Mizraim genommen, eine Thatsache, die nach den Untersuchungen neuerer Forscher über allen Zweifel erhaben steht.[1]

Diese Schriftzeichen, obschon ägyptischen Ursprungs, nahmen aber bei den Phönikiern den durchaus eigentümlichen und charakteristischen Stempel ihrer ganzen übrigen Kultur an, die, wie Rénan sich treffend ausdrückt, „das Resultat der Mischung zwischen Semiten und Hamiten an den Küsten des Roten und Mittelländischen Meeres ist.“[2]

Es gewährt ein eigentümliches Interesse, den allmählich und stetig fortschreitenden Verwandlungsprozeß der hieroglyphischen Tempelsymbole (*γράμματα ἱερογλυφικὰ* zu verfolgen bis sie sich endlich zu einer rationellen, allen allegorischen Charakters ledigen Zeichenreihe emporgearbeitet haben. Leider ist der Rahmen dieser Skizze zu enge, um ein tieferes Eingehen auf diesen interessanten Gegenstand zu gestatten.

Diese phönikische, den Aegyptern schon vor der Hyksosherrschaft[3] entlehnte Schrift ist die Mutter des griechischen und durch dieses der meisten europäischen Alphabete geworden. Hätten die Phönikier, diese Schulmeister der alten Welt, auch gar nichts anderes zur europäischen Kulturentwickelung beigetragen, als nur diese zwanzig und etliche kleine Schriftzeichen, diese Gabe allein würde ihnen den ewigen Dank der Menschheit sichern. Die Feststellung derselben ist, wie die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung der neuen Welt, einer der größten Triumphe, welchen die Geschichte der menschlichen Entwickelung kennt.

[1] Emile de Rougé in den „Mémoires de l'académie des inscriptions“, 1859.

[2] Ernest Rénan, „Histoire des langues sémitiques“. I., p. 188 ff.

[3] Schröder, „Die phönikische Sprache.“

Die älteste griechische Schrift, welche wir kennen, das sogen. kadmeische Alphabet (*καδμήϊα* oder *φοινικήϊα γράμματα*), ist uns in einer Reihe von Inschriften auf den Inseln Thera und Melos erhalten, die aus dem Zeitraum zwischen dem 9. und 7. Jahrhundert v. Chr. stammen. „Die ältesten dieser merkwürdigen Schriftmonumente sind noch, wie die semitischen, von rechts nach links geschrieben, und sind, was äußere Merkmale anbetrifft, von phönikischen kaum zu unterscheiden.“[1]

Die ersten, welche sich des semitischen Alphabets bedienten, waren die kleinasiatischen Jonier, von denen es dann auf die Dorier, Aeoler und die übrigen griechischen Stämme übergieng, nachdem schon der Wechsel der Schreibrichtung von rechts nach links in die von links nach rechts durch das Interimsstadium der sogen. bustrophedonischen Schrift sich vollzogen hatte, sowie fünf neue, von den Griechen selbst erfundene Buchstaben (*υ*, *φ*, *χ*, *ψ*, *ω*) hinzugefügt worden waren.[2]

Wie Taaut der göttliche Schreiblehrer der Phönikier war, so verehrten die Griechen ihrerseits den Kadmus als den Erfinder ihres Alphabets, das sie nach ihm das kadmeische (*καδμήϊα γράμματα*) nannten.

Dieser Kadmus, eine durchaus mythische Gestalt und nichts anderes als die Personifikation des orientalisch-semitischen Kultureinflusses in Hellas, hat zum Vater den ebenfalls mythischen Agenor, König von Tyrus oder Sidon. Er verließ nach der Sage sein phönikisches Heimatland, um sich in Böotien niederzulassen, ist also eine asiatische Persönlichkeit, wie schon Lénormant schlagend beweisen.[3]

Agenor, der Lenker und Gebieter der Menschen, ist blos ein anderer Name für den vorderasiatischen Baal. Kadmus, sein Sohn, hat vier Geschwister: Phönix, Repräsentant der syrophönikischen Stämme; Cilix, Patron der Cilicier; Thasos, d. h. die im Archipel und im thrakischen Küstenland wohnenden phönikischen Kolonisten, und endlich Europa, die phönikische Astarte selbst, welche, wie Kadmus von Tyrus oder Sidon stammend, zuerst in Kreta und in der Folge auf dem griechischen Festland Eingang fand.

Daß Kadmus semitischen Ursprungs ist, beweist auch sein Name, welcher zwei Bedeutungen, eine geographische und eine ethische, hat.[4]

Qêdem, das ist Orient, ist die Form, von welcher qâdmon (Plural qâdmoni), ein Orientale, stammt, ein Name, den wir im Alten Testament als Bezeichnung der

[1] Schröder, l. c.

[2] Comte de Vogüé im „Journal asiatique“, 1868. Kirchhoff, „Geschichte des griechischen Alphabets.“ Die Zeichenreihe *υ*, *φ*, *χ*, *ψ*, *ω* wird dem Komöden Epicharmos aus Kos (480) und dem Simonides aus Keos (556—467) zugeschrieben. Vergleiche Raph. Kühner, „Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache“, 1869, I., S. 39 ff.

[3] Fr. Lénormant, l. c.

[4] Fr. Lénormant, l. c., S. 321.

östlich von Palästina wohnenden Araberstämme, der Beni-Qâdem (Söhne des Ostens), antreffen.[1]

Die andere Bedeutung von qêdem ist „derjenige, welcher voransteht" oder „der sich Manifestierende", und war das Epithet einer die befruchtenden und regenerierenden Naturkräfte versinnbildlichenden phönikischen Gottheit.[2]

Aus alledem geht klar hervor, daß qêdem eine orientalische Sonnengottheit war, deren Name und Kult auch im alten Griechenland als Kadmus Eingang fanden.

Dem Mythus zufolge siedelt sich nun Kadmus am Berge Pangäus in Thrakien, der Insel Samothrake gegenüber, an, wo er sich mit Harmonia vermählt und mit ihr dann nach dem böotischen Theben zieht.

Dieser Umstand, wie auch der von den alten Mythographen der Harmonia zugeschriebene Charakter einer Tochter der arischen Göttin des Morgenrots (die erst im Lauf der Zeit semitische Elemente in sich auf- und einen wollüstigen Charakter annahm) Aphrodite, beweisen nur bis zu welchem hohen Grad sich indogermanische und semitisch-hamitische Elemente zu einem Religionsganzen vermischt hatten.

Kadmus selbst streift in griechischem Anschauungskreise das düstere Nessusgewand semitischer Unnatürlichkeit ab und wird allmählich in der reineren Sphäre arischen Denkens und Fühlens Hermes, der lichte und hehre Götterbote, neben welchem der ophiomorphe Götze Phöniciens[3] seine unheimliche Pracht nur zeigt, um die weite Kluft zwischen beiden so recht deutlich hervortreten zu lassen.

Aus dem Mythus wird es klar, daß der Kult des Taaut und der Ascherah, dieser die beiden Pole des Naturlebens repräsentierenden Gottheiten, zuerst in Thrakien sich festsetzte, von wo er dann allmählich im übrigen Griechenland und besonders in Böotien sich verbreitete, dessen Hauptstadt in der Folge die Metropole dieser orientalischen Religion wurde.

Die althebräischen Schlangenmythen sind eng mit Taaut, dem alten Drachen (*γέρων ὀφίων*), verwandt, von welchem „wir wissen, daß er kein anderer ist, als Hermes-Merkur der Griechen und Römer selbst, welcher die Menschen die Schreibkunst lehrte, und eng verknüpft ist mit dem Offenbarungs- und Weissage-Gott Apollo."[4]

Taaut, der Verbreiter der Weisheit, weil der Erfinder der Buchstabenschrift, Hermes, der Bote und Herold des hellenischen Olymp, und die Schlange der Genesis, die da „listiger war als alle Tiere des Feldes",[5] haben alle ihren Ursprung und Ausgangspunkt in einer und derselben Grundidee.

[1] Hedemah, 1. Mos., 25, 15; vgl. Movers, „Die Phönizier", I., S. 517.

[2] Fr. Lénormant, l. c., S. 321.

[3] Movers, „Das phönizische Altertum", II, S. 85, ff.

[4] Emil Suytter, „Die Schlange in Sprache und Mythus, in Gaea", XXV, 1.—4. Heft.

[5] 1. Moses, 3,1.

Welches aber diese Idee ist, das ist ein zur Zeit noch ungelöstes Problem und wird vielleicht ein solches bleiben. Was wir heute Definitives wissen, hat schon in alter Zeit Sanchoniathon folgendermaßen summiert: „Die Natur des Drachen (oder der Schlange) ist schon von Taaut selbst für göttlich erklärt worden, da sie nach ihm das geistigste (*πνευματικὸν*) aller Tiere und mit feuriger Natur begabt ist (*πυρόδεισεν*).[1] Ob dies jedoch eine Lösung des schwebenden Problems? Wir glauben es kaum.

Der ophiomorphe Charakter der syrophönikischen Gottheit verschwindet beinahe vollständig im griechischen Ideenkreis und nur hin und wieder mahnt uns ein verblaßter Zug, ein abgeschwächtes Echo ans alte Urbild, wie z. B. der Schlangenstab (caduceus) des Asklepios und Hermes, die Fabel, nach welcher Schlangen der Kassandra die Ohren ausleckten, so daß sie die Sprache der Tiere verstand und weissagte, und die Legende von Mopsus, dem Zauberer.

Sonst aber ist der Anthropomorphismus ein vollständiger, und nichts in den idealen Gebilden der klassischen Götter mahnt an die asiatische Schlangenverwandtschaft.

Doch ist Kadmus nicht die einzige Gestalt, deren Umrisse die Kontouren von Kultus und Mythus im alten, vorklassischen Griechenland beeinflußt haben.

(Schluß folgt.)

[1] Sanchoniathon, ed. Orelli, p. 47.

Bilder aus den Sunda-Inseln.

Von E. Mayer.

1. Etwas über das Upasgift.

Upas nennt man sowohl in der malaiischen, als in der japanischen Sprache im allgemeinen alle Pflanzengifte, sowie man mit Radjan tierisches und mit Warangan mineralisches Gift überhaupt zu bezeichnen pflegt. Spezieller ist der Pohon upas, der Upas- oder Giftbaum, von welchem vorzugsweise zwei Arten, Upas tjöté und Upas antjar, zur Bereitung jenes Giftes gebraucht werden, mit welchem mehrere Völker die Spitzen ihrer Pfeile und Lanzen bestreichen.

Die Dayaken (Ureinwohner von Borneo), sowie die Batakker (Ureinwohner von Sumatra) und die Alifuren (desgleichen von Celebes und den Molukken) schießen aus Blasröhren mit Upas vergiftete Pfeile, Sompit genannt, aus zugespitzten Bambusspähnen gefertigt, auch wohl an der Spitze mit Fischzähnen bewaffnet, hinten mit einem Trichterchen aus leichtem Pflanzenmark versehen, und treffen damit auf 50 bis 100 Schritt ziemlich sicher, woneben sie auch die Fertigkeit besitzen, auf weit größere Distanzen diese Pfeile zu blasen und den Feind — bei allerdings verminderter Treffsicherheit — mit einem ganzen Hagel derselben zu überschütten. Tuchbekleidung schützt schon ziemlich sicher vor dem Eindringen der Pfeile in die

Haut. Seltener sind leichte Wurflanzen, sogen. Limbing, mit Upas vergiftet.

Die mit Upas vergifteten Waffen, besonders Sompits, Pfeile, kann man auf Borneo leicht bekommen. Da aber nur ein sehr geringer Ueberzug von Gift an der Spitze befindlich ist, so möchte dies zur Untersuchung des Giftes kaum genügen. Sehr schwer hält es hingegen, von dem Gifte eine größere Quantität zu erlangen, so daß ich für einzelne kleine Bambusröhrchen von sechs Dezimeter Länge und ein und einem halben Dezimeter äußerem Durchmesser 10 Gulden holländisch (17 Mark) bezahlte und dabei noch großer Vorsicht bedurfte, da bei der Entdeckung durch die Inländer das Leben des Käufers und des Verkäufers bedroht wäre. Das Gift zeigt sich hierin als eine dunkel-schwarzbraune Latwerge von klebrig-zäher Beschaffenheit, und trocknet auf den eingetauchten Spitzen der Pfeile schnell zu einer spröden schwarzen Kruste.

Eine gefährliche Kriegswaffe sind die Ranjus, eine Art Fußangeln, die aus vier etwa fußlangen, an beiden Enden zugespitzten Bambusstücken kreuzweise zusammengebunden sind, so daß sie wie kleine spanische Reiter ihre acht Spitzen nach allen Seiten hinauskehren. Die Eingeborenen der Sunda-Inseln werfen solche Ranjus auf der Flucht hinter sich ins Gestrüpp, ins hohe Gras und in Morast und umgeben auch ihre Befestigungen und Schlupfwinkel damit. Diese Waffe ist, auch wenn sie nicht vergiftet ist, höchst gefährlich und von Inländern sowie von Europäern gefürchtet, indem man sich die hochstehenden Spitzen nicht allein in die Fußsohlen tritt, sondern auch andere Spitzen des lose liegenden Ranju beim Darauftreten in die Höhe fahren, und gewöhnlich bei oder über dem Knöchel von unten herauf das Bein verwunden. Hier zwischen die Röhrenknochen des Unterbeines sich einkeilend, haben sie schon manchen Soldaten zum Invaliden gemacht.

Der Upasbaum, von welchem so viel gefabelt ist, daß man manchmal seine Existenz schon gänzlich bezweifelte, ist auf Borneo sehr häufig, und hier fand ich während eines längeren Aufenthaltes Gelegenheit, einige nähere Nachrichten darüber zu sammeln. Auf Java hingegen ist er beinahe gänzlich ausgerottet, und ich habe daselbst ebenso wenig ein Exemplar gesehen, als bestimmte Nachricht von einem solchen bekommen können. In dem südöstlichsten Teile dieser Insel, welcher gegenwärtig sehr unkultiviert ist, soll er jedoch noch öfters gefunden werden.

Der Baum erreicht eine bedeutende Höhe; er ist gebaut wie unsere schönsten Laubhölzer. Seine Blätter sind saftig und beinahe oval. Ich habe mich selbst davon überzeugt, daß Tropfen, die auf den Blättern dieses Baumes gestanden, auf der Hand bald rote Flecke erzeugen, aber es nicht abgewartet, daß sie, wie mir glaubhaft versichert wurde, auch Blasen ziehen. Was von der betäubenden Wirkung des Upasbaumes beim Aufenthalt unter demselben erzählt wird, ist auch nicht ganz ohne Grund, obschon die verschiedene Witterung und auch wohl die Tageszeit nicht ganz ohne Einfluß dabei sein mögen. Während meiner Abwesenheit von meinem Posten Riam auf Borneo wurde einer der dort beschäftigten javanischen Sträflinge eines Vormittags unter einem solchen Baume betäubt angetroffen und von dem daselbst stationierten Arzte, Dr. Rohder, behandelt. Wie mir dieser erzählte, befand sich der Patient in einem Zustande wie ein Betrunkener, und sein Kopf war beträchtlich geschwollen; binnen drei Tagen erholte er sich vollkommen. Herr Doktor Rohder befragte ihn, ob er unter dem Baume etwa geschlafen habe, weil die Inländer behaupten, daß die Ausdünstung des Baumes nur auf Schlafende vergiftend wirke; er sagte, er habe unter dem Baume ausgeruht und sei nur ein klein wenig eingeschlafen. Wahrscheinlich ist die erste Wirkung einschläfernd.

Die Bereitung des Pfeilgiftes wird von den dortigen Priestern (Zauberern, Aerzten; einen eigentlichen Priesterstand gibt es bei den Dayaken nicht) geheim gehalten. Was man über eine Bereitungsweise durch eine langsame Gährung zuweilen hört und liest, scheint mir sehr zweifelhaft und beruht wahrscheinlich nur auf Vermutung. Selbst von den kultivierteren Stämmen der Indier dürfte solch ein ruhiger Gährungsprozeß schwerlich abgewartet werden, während das Kochen von Arzneien und Zaubermitteln dort allgemein gebräuchlich ist. Hiezu kommt noch die Aussage eines Knaben, der Herrn Gaffron bei der Besiegung einiger Seeräuber in die Hände fiel und den er noch zur Zeit meiner Abreise bei sich hatte. Dieser Knabe, der mehrere Jahre mit den Seeräubern gelebt hat, ohne selbst sagen zu können, ob er eines Seeräubers oder eines Gefangenen Sohn ist, hat mehrmals gesehen, daß zur Bereitung des Pfeilgiftes die Priester den Saft des Upasbaumes unter Beobachtung gewisser abergläubischer Formen vorsichtig sammelten und kochten; alsdann aber durfte niemand mehr außer den Priestern zugegen sein, und so konnte uns der Knabe auch keine Auskunft darüber geben, ob noch andere Ingredienzien zugesetzt werden. Die erwähnte Bereitungsweise durch Gährung mag daher wohl ausführbar sein und ein ganz gutes, vielleicht noch besseres, wirksames Produkt liefern; aber indisch ist sie sicher nicht.

Herr Professor Müller in Leyden hat zuerst einen Extraktivstoff aus dem Gifte gewonnen, den er Antjarin benannte und der, ins Blut gebracht, fast augenblicklich tötend wirkt.

Das Upasgift wirkt hauptsächlich auf das Blut. Wenn die Wunde nur so tief ist, daß der vergiftete Pfeil das Blut erreicht, so stellen sich fast augenblicklich Zuckungen ein, und nach wenigen Minuten folgt der Tod, wobei dem Opfer Schaum vor den Mund tritt und die Fäulnis sehr bald sich einstellt. Von Rückbiege oder dergleichen habe ich bei den wenigen Fällen, wo ich Affen, Vögel und einen Hirsch damit schießen sah, nichts wahrgenommen. Trotz dieser schnellen Wirkung aber werden

Tiere zum Essen damit erlegt, werden täglich gegessen und sind ohne Nachteil für die Gesundheit vollkommen genießbar, wenn nur unmittelbar nach der Verwundung die ganze Umgebung der Wunde sorgfältig ausgeschnitten wird.

Während meiner Anwesenheit auf Borneo ereignete sich auch folgender bemerkenswerte Fall. Ein Inländer, Schüler eines dortigen Missionars, der für die Mission erzogen wurde, hatte sich eine Unehrlichkeit zu Schulden kommen lassen, und infolge der Entdeckung nahm er eine Quantität Upasgift zu sich, um sich das Leben zu nehmen. In der Nacht, durch sein Schmerzensgeschrei geweckt, eilte der Missionar zu ihm und fand ihn in fürchterlichen Krämpfen, Schaum vor dem Munde und sterbend. Hierauf äußerten mehrere ältere Eingeborene der Nachbarschaft: „Wenn sie etwas früher dazu gekommen wären, hätten sie ihn retten können." Und doch ist keinem Europäer irgend ein Gegengift bekannt! Wenn man mit Upas verwundet ist, soll noch die einzige mögliche Rettung sein, daß man schleunigst die Wunde und ihre Umgebung ausschneidet.

2. Amok und Latta.

Wir saßen vor der Thüre des Hotels Montoft, am Ufer des Kali-Mas, der von den Vulkanen Klut und Lavu herabkommend, Surabaya durchfließt. Unsern Kaffee trinkend, beobachteten wir das geschäftige Treiben auf dem Flusse und den beiden breiten, ihn einfassenden Quais. Diesseits, wo vom Hotel ab fast nur Magazine längs des Quai's stehen, wurden Kaffeeballen, Zucker, Salz in die Praauwen geladen, die diese Waren stromabwärts zum Hafen und den Schiffen zuführen. Jenseits, auf dem rechten Ufer, herrschte reges Treiben und lebhafter Handelsverkehr, denn hier sind Wohnhäuser und Kaufläden; auch führt hier der Weg nach dem Fort von Surabaya und einigen kleineren belebten Vororten, indes man diesseits bald in das sumpfige Strandvorland gelangt und hinter den Magazinen nur noch das Zollhaus an dem übrigens unbebauten linken Ufer liegt.

Da schallt plötzlich drüben ein durchdringender Schrei, alles laute Treiben übertönend; noch einmal gellt es herüber, und schon zeigt sich jenseits eine ganz veränderte Bewegung: Weiber und Kinder flüchten in die Häuser, aus welchen die Männer hervorstürzen, bewaffnet mit Lanzen, Kris, mit Knütteln oder was sie eben von Waffen rasch ergreifen konnten. Diesen wirft sich ein einzelner Mann mit geschwungenem Kris entgegen, wütend „Amok!" schreiend; die bewaffneten Javanen und Malaien, auch Araber und Chinesen und vielleicht zufällig des Weges kommende europäische Soldaten greifen ihn an, und bald ist er niedergemacht wie ein toller Hund, worauf binnen kurzem alles wieder seinen gewohnten Gang geht, als wäre nichts Besonderes vorgefallen. Eine kleine Gruppe Neugieriger umsteht den blutenden Leichnam, man teilt sich mit, wer der Unglückliche gewesen, bis er dann durch die Diener der Polizei fortgeschafft wird.

Der krankhafte Wutzustand, der sich in mancher Beziehung mit der Berserkerwut vergleichen läßt, in welche die Helden der nordischen Sage zuweilen verfielen, ist ein den Malaien und den polynesischen Stämmen eigentümliches Gemütsleiden und kommt, wenn auch nicht gerade häufig, doch auch gar nicht ganz selten vor, wobei die Erscheinungen in den einzelnen Fällen nicht immer ganz dieselben sind. Am gewöhnlichsten springt der Amokläufer in seinem Anfalle plötzlich auf, ohne vorhergehende Anzeichen des nahenden Wutausbruches, außer daß er eine Zeit lang, oft einige Tage, manchmal sogar Wochen vorher anhaltend oder in Zwischenpausen in stilles Brüten versunken ist, nachsinnend über ein wirklich oder vermeintlich ihm zugefügtes Unrecht, welches er zu rächen hat. Mit dem Kris, dem javanischen Dolche, bewaffnet, wirft er sich unter dem Geschrei: „Amok!" (Rache; auch offene Rebellion, Meuterei wird Amok genannt) auf jeden der ihm eben begegnet, wobei er in blinder Raserei Freund oder Feind oder gänzlich ihm Unbekannte mit gleicher Mordlust anfällt. Hierin besonders äußert sich das Amoklaufen ähnlich der Berserkerwut, da die nordische Sage mehrfach meldet, daß der erzürnte Held, nachdem er sich ausgetobt und wieder beruhigt hat, wehmütig den Freund beklagt, den er, ohne ihn zu kennen, in seinem ungebändigten Zorn erschlagen. Auch hier im Orient kommt es vor, daß ein Amokläufer eingefangen und wehrlos gemacht oder durch Einschließen unschädlich gemacht wird; nachdem er dann — durch ein paar Tage Hungerns geschwächt — zur Ruhe und Besinnung gekommen ist, weiß er sich gewöhnlich gar nicht dessen zu erinnern, was er während seines Paroxismus ausgeführt hat oder wer ihm zum Opfer gefallen ist. Dies sind aber nur seltene Ausnahmen, da man den Amokläufer seiner großen Gefährlichkeit wegen ohne Schonung niederzumachen pflegt. Wie blind, wie sinnlos und rücksichtslos die Wut des Amokläufers ist, das hat ein Fall bewiesen, als ein Offizier, einem solchen begegnend, ihm mit gezogenem Degen entgegentrat und ihm denselben in die Brust stieß; der rasende Malaye rannte sich selbst die Waffe noch tiefer in den Leib, griff mit der Linken über das Degengefäß hinweg, und sich heftig vorwärts werfend, indem er die eigene tötliche Verwundung nicht achtete, tötete er mit kräftigem Dolchstoß den Offizier.

Auch ohne solche offene Kundgebung des Zornes kann der Malaye sich in einen ebenso gefährlichen stillen Zustand des Amok hinein erregen; immer aber ist es der Zorn über ein erlittenes Unrecht, der so lange still in ihm gährt, bis er seine nur mühsam künstlich niedergehaltene Aufregung nicht länger zu bemeistern vermag.

So hatte ein Lieutenant in Boni auf der Insel Celebes einen Buginesen (d. i. einen Eingeborenen dieser Insel, welche bei den Inländern Tanah Bugis, das Land Bugis, heißt), der bereits mehrere Jahre bei ihm diente und immer gut von ihm behandelt worden war, im Verdacht eine Diebstahls, und ließ ihn dieserhalb, um ihn

zum Geständnis zu bewegen, polizeilich aushauen. Noch im Laufe desselben Tages stellte sich heraus, daß der Bursche unschuldig war, und der Offizier zahlte ihm ein reichliches Schmerzensgeld und bat ihn, sein Leid zu vergessen, indem Irren menschlich sei und er sich ihm ja immer als gütigen Herrn erwiesen. Der Diener versprach ihm das auch. Aber Abends, als er ihm beim Entkleiden half, sagte er: „Es ist schade, daß Sie nun werden fortgehen müssen, indes ich hier bleibe; Sie waren immer freundlich gegen mich und ich bliebe gern in Ihrem Dienste." Lachend fragte ihn der Lieutenant, was ihm denn einfiele; es könne ja alles bleiben wie bisher, er solle sogar fortan noch besser behandelt werden und ein Verdacht solle ihn nie wieder kränken. — „O nein!" erwiderte der Diener, „jetzt müssen Sie sich versetzen lassen, denn wenn ich recht nachdenke, so könnte ich in Zorn geraten und Sie umbringen, und ich möchte Ihnen doch nichts zu Leide thun, weil Sie ein so guter Herr sind." Es kostete den Lieutenant große Mühe, den Diener zum Aufgeben seiner Befürchtungen zu bewegen. Als er am folgenden Morgen den Offizieren der Garnison das Vorgefallenen erzählte, rieten ihm alle einstimmig und dringend, sich schleunigst versetzen zu lassen, denn der Buginese kenne seine Natur und werde ihn sicher früher oder später in Amokraserei ermorden. Dem Lieutenant erschien solches Ausweichen als eine Schwäche oder Feigheit, und er hielt auch wohl die Gefahr nicht für eine so große. Auch als einige Tage später dieselbe Abendszene sich wiederholte und der Diener seinen Herrn inständigst bat fortzugehen, da er nicht immer für sich gutsagen könnte, fruchteten die wiederholten Warnungen, sowie die dringendsten Vorstellungen der Kameraden und Vorgesetzten nicht; der Offizier blieb um so vertrauensvoller, als es ihm nach seiner Ueberzeugung gelungen war, seinen beleidigten Diener vollkommen zu besänftigen. Dennoch fand man wenige Zeit nachher eines Morgens den Offizier erstochen in seinem Bette; der Buginese aber war und blieb in den Wäldern seiner Heimat verschwunden.

Ein Menschenleben hat für den Asiaten wenig Wert; selbst das eigene Leben schätzt er nicht hoch und schlägt es leicht in die Schanze, wohingegen er als echter Fatalist geneigt ist, über ihn verhängtes Leid, sofern er es nicht abwenden oder rächen kann, still zu tragen, ohne daß ihm jemals der Gedanke an Selbstmord aufstiege. Desgleichen macht die über einen Mörder verhängte Todesstrafe und deren Vollstreckung sowohl auf ihn selbst wie auf seine Landsleute wenig oder gar keinen Eindruck. Eine andere Eigenschaft des Orientalen, Schweigsamkeit, ist die Ursache, weshalb die Ausführung mörderischer Rachethat meist unvorhergesehen und überraschend eintritt und selten rechtzeitig abgewendet werden kann. Gar nicht selten erhält man daher dort zu Lande auf die Erkundigung nach dem Ergehen eines Bekannten, von dem man seit längerer Zeit nichts gehört, die Antwort: „Er ist ermordet." Es ist das eben eine landesübliche Todesart und überrascht nicht mehr als die Mitteilung: er ist einer der Klimakrankheiten, dem Sumpffieber oder der Dyssenterie, erlegen.

Während dort die Männer den Gegenstand ihres Hasses durch den Dolch, seltener durch Pulver und Blei, aus dem Wege räumen, greifen die eingeborenen Weiber viel häufiger noch zum Gift, fast immer durch Eifersucht dazu gereizt. Auch diese Mörderinnen verraten ihr Vorhaben durch keine Anzeichen vorher, und treffen daher mit fast unfehlbarer Sicherheit den nichts ahnenden Gegenstand ihrer Liebe und Rache.

In Batavia hatte ein Offizier nach dortiger Sitte mit einer Javanin mehrere Jahre gelebt, als er die Bekanntschaft einer europäischen Dame machte, mit der er sich verlobte. Seiner inländischen Haushälterin, mit der eine gesetzliche Ehe einzugehen ihm, wie sie wußte, nicht möglich war, machte er Mitteilung von seinen Absichten und sicherte zugleich ihre Zukunft, indem er einen anständigen Betrag zu ihrem Unterhalte aussetzte, womit sie sich anscheinend vollkommen befriedigt und einverstanden zeigte. Wenige Tage vor der festgesetzten Hochzeit hörten Nachbarn des aus Bambus erbauten Hauses, welches die Javanin nun bald verlassen sollte, die Stimme derselben eine halbe Nacht hindurch ein Klagelied singen, wobei sie in wehmütigen Trauertönen mehrmals die Worte wiederholte: „Du liebst die weiße Farbe, weiß ist Dir schön; nun bist Du selbst weiß, ganz weiß." Am anderen Morgen fand man den Offizier mitten im Wohnzimmer als Leiche, umstellt mit brennenden Lichtern und mit Melatti-Blumen bestreut. Sie hatte ihn vergiftet, den Leichnam geschmückt und ihm die Totenklage gesungen. Dann war sie mit ihrer Habe geflüchtet, und ist durch keine Nachforschungen aufzufinden gewesen.

Die gegenwärtig in Bezug auf künstlich erregten Hypnotismus angestellten Versuche und die veröffentlichten Mitteilungen über den Erfolg derselben, sowie andere damit zusammenhängende natürliche Erscheinungen veranlassen mich, hier anschließend eine andere bei den Eingeborenen der Sunda-Inseln gar nicht selten vorkommende Gemütskrankheit zu erwähnen, die dort mit dem Namen Latta bezeichnet wird. Auch die daran Leidenden werden „Latta" (etwa blödsinnig, schwachsinnig) genannt.

Wenn man solche Leute, meist weiblichen Geschlechts, erschreckt und dadurch ihre Aufmerksamkeit erregt hat, so können sie es nicht unterlassen, alles, was sie sehen, nachzumachen. Rohe Menschen machen sich einen Spaß daraus, solche Unglücklichen zum Nachahmen anzureizen. Dabei sind diese sich ihres Zustandes mehr oder weniger bewußt, während sie dem unwiderstehlichen Drange folgen. Ich habe es mit angesehen, wie ein Soldat eine junge Javanin, die er als Latta kannte, veranlaßte, ihm die ihr unliebsamsten, sogar unzüchtige Geberden nachzuahmen, wie sie unter bitteren Thränen flehend dem schändlichen Spiel ein Ende zu machen suchte, und dennoch wider ihren Willen je länger, desto eifriger in der Nachahmung der

Geberden, zum Teil sogar auch der ihr gemachten Zurufe wurde. Näheres über die Natur dieses Gemütsleidens, sowie darüber, ob Versuche zur Heilung desselben gemacht, welche Mittel dazu angewandt, und welche Erfolge erzielt sein mögen, dürfte vielleicht von solchen Aerzten in Erfahrung zu bringen sein, die als Militärärzte längere Zeit in den niederländischen Kolonien gelebt haben.

Unter den Fidschi-Insulanern.

Von C. Trotter.

So abgedroschen die Bemerkung ist, daß der Stille Ozean seinen angeblich friedlichen Charakter oft nachdrücklich Lügen strafe, so ist doch etwas Wahres daran, und es wäre unvernünftig, von einer solch ungeheuren Fläche des wandelbarsten Elements Bestand und Konsequenz zu verlangen. Als der dankbare Magellan den winterlichen Schrecken jener Region, welche nun stets mit seinem Namen verbunden ist, entgangen war und jenseit derselben in den Sonnenschein und in den Bereich der balsamischen Luft kam, so dachte er natürlicherweise nicht sehr genau über die weite Meeresfläche nach, auf welche der neue Name angewandt werden sollte. Umfassende Generalisationen sind gefährlich, allein der Name „pacifischer Ozean" ist kein absolut unverdienter, und diejenigen, welche diesen Ozean wochenlang in seiner heitreren Stimmung kennen gelernt haben — sei es nun in seinen unabsehbaren öden Flächen oder zwischen seinen zerstreuten Inselgruppen — werden die Richtigkeit der Bezeichnung gern zugeben.

An dem Morgen, wo wir Fidschi erreichten, war die See ohne eine krause Welle, und als wir an der hübschen Insel Mbengga vorüberfuhren, suchten wir an ihren reichen grünen Abhängen vergebens nach einem Lebenszeichen. Der Urmensch und seine Werke heben sich nicht sehr augenfällig von der tropischen Natur ab. Ein leichter, dunstiger Nebel verschleierte die Insel Viti Levu, d. h. Große Fidschi, allein als wir näher kamen, traten uns ihre großartigen und mannigfaltigen Umrisse deutlich entgegen und erstreckten sich weithin nach rechts und links. Suva, der Regierungssitz, hat keine überraschenden Züge: die Häuser liegen einige Tausend Schritte weit einer Landzunge entlang an der einen Seite der Bucht, in deren Schooß sich der Fluß Tamavua ergießt. Ein Riff mit einer schiffbaren Oeffnung läuft quer über diese Bucht und bildet einen hübschen Hafen. Allein der wunderbar fantastische Umriß von Hügeln und Bergen jenseit der Bucht, wie er sich von der breiten Veranda des Klubhaus-Hotels aus darbietet, war ein Anblick, dessen man niemals müde wurde. Da ich bezüglich einer Gasthofsunterkunft nur sehr bescheidene Erwartungen gehegt hatte, so war ich angenehm überrascht, ein wohlgeordnetes, behagliches zweistöckiges Gasthaus zu finden. Das Zimmermädchen war allerdings ein kleiner Junge von den Salomons-Inseln, allein seine Ansichten über Reinlichkeit und Mein und Dein standen nicht wesentlich hinter denjenigen seines Standes in Europa zurück, und überdies war ihm, der zu Hause ein Menschenjäger und Kannibale war, einiges zu Gute zu halten. Der einzige Abbruch, welcher der Behaglichkeit gethan wurde, lag eigentlich nur in der Thatsache, daß die Schlafzimmer alle unmittelbar unter dem Dach von Wellblechzink lagen und daß das Geräusch des strömenden Regens — und eines solchen, wie ich ihn niemals zuvor gesehen hatte — betäubend war. Aber Regentage mußten wir uns jedenfalls auch in dieser Jahreszeit gefallen lassen, welche man dort zu Lande die trockene nannte.

Bootsfahrten sind in jenen Regionen nicht allein eine ganz angenehme und genießbare, sondern auf den Fidschi-Inseln beinahe die einzige Art der Ortsbewegung, obwohl es hier auch Pferde gibt und die Reit- und Saumwege sich in den letzten Jahren bedeutend vermehrt haben. Organisierte Reise-Erleichterungen gibt es nicht, allein der Pfad des Reisenden wird wesentlich geebnet werden, wenn er eine Empfehlung an irgend einen angesehenen Beamten oder an einen der vornehmsten Händler oder Pflanzer mitbringt. Wenn er weislich den Umgang sowohl mit der amtlichen wie mit der nichtamtlichen Klasse kultiviert, so wird er tiefer als je zuvor die große Wahrheit erkennen, daß jede Frage ihre zwei Seiten hat. Auf diesen unglücklichen Antagonismus werde ich später zurückkommen. Mittlerweile erinnere ich mich, mit sehr gemischten Empfindungen, einer vierzehntägigen Reise, welche ich in einem offenen Boote entlang der Nordküste der Hauptinsel der Gruppe, Viti Levu, gemacht hatte, welche eine Ausdehnung von 80 auf etwa 55 e. Mln. hat. Die Vorbereitungen für eine derartige Reise sind jedenfalls einfach. Je weniger persönliches Gepäck, desto besser — sagen wir einen Anzug zum Wechseln und ein Muskitto-Netz — einen „Vorhang", wie man es in den Kolonien nennt; als Mundvorräte, außer einer oder mehreren Büchsen Zwieback, etwas Thee, Whiskey und Tabak, bedarf man nur eine Auswahl von den nützlichen, aber durchaus nicht nahrhaften Arten von Büchsenfleisch, d. h. in Blechbüchsen hermetisch verschlossenen Fleischspeisen, welche hier allgemein im Gebrauch sind und nach denen von Seiten der Eingeborenen merkwürdigerweise eine große Nachfrage stattfindet, wahrscheinlich weil sie so wenig Mühe verursachen. Auf allen Fidschi-Inseln ist kaum ein Korallenstrand so romantisch oder so entlegen, daß man ihn nicht mit den leeren Blechbüchsen bestreut fände. Wenn ich aber nach der Wirkung dieser Büchsenfleischspeisen auf mich selbst urteile, so möchte ich in denselben die wirksamste Ursache des Verkommens der eingeborenen Bevölkerung sehen!

Wir brachen — vaka Viti, nach Fidschi-Begriffen — pünktlich auf; d. h. wir waren auf Samstag mit Tagesanbruch an Bord bestellt und stachen am Montag Nachmittag in See. Man bewunderte dies und versicherte mich,

nur ein Mann von außergewöhnlicher Energie, wie mein Führer, habe eine derartige Leistung fertig zu bringen vermocht. Mittlerweile hatte der Aufschub beinahe dazu geführt, daß wir eine Nacht unter freiem Himmel am Rewa-Flusse verbrachten, dessen berüchtigte Muskittenscharen wenig von uns übrig gelassen hätten, um unsere Geschichte zu erzählen. Diese Flüsse der Fidschi-Inseln sind im Verhältnis zur Ausdehnung des Landes sehr groß, und das Delta des Rewa bildet das östliche Ende der Insel. Wir hatten daher die Absicht, einige Meilen unterhalb Suva in seine südliche Mündung einzulaufen, den Fluß eine Strecke weit hinan zu fahren und von da durch eine andere Mündung hinab an die Nordküste zu gelangen. Unter bewandten Umständen ereilte uns aber die Nacht, als wir kaum in den Fluß eingelaufen waren, und obwohl wir endlich ein Licht gewahrten, das auf ein Haus deutete, fuhren wir doch sehr oft auf Schlammbänke auf, mußten wieder umkehren und uns stundenlang durch Rudern ermüden, ehe wir den ersehnten Punkt erreichten. Da mein Wirt, ein Beamter, auf einer amtlichen Reise begriffen und mit dem Volk und dessen Sprache genau vertraut war, so fand unsere Aufnahme überall nur wenig Schwierigkeit, wie denn ein achtbarer Reisender unter diesen freundlichen Leuten überhaupt nicht viel Schwierigkeiten finden könnte. Gastfreundschaft ist überhaupt hier eine leichte Sache, denn die einheimischen Nahrungsmittel sind reichlich vorhanden, man hat gewöhnlich Raum für jedermann, und überdem hat der Häuptling des Dorfes oft mehr als Ein Haus.

Das gewöhnliche Haus der Fidschi-Insulaner sieht von außen einem großen länglichten Heufeumen ähnlich, steht auf einer Anschüttung, welche sich einige Fuß über den umgebenden ebenen Boden erhebt, hat einen langen Firstbalken, welcher an jedem Giebel sich weit über das Dach hinaus erstreckt und dessen Enden bisweilen mit Muscheln verziert sind. Dieser Bau hat eine oder zwei Thüröffnungen, welche mit Matten verhangen sind. An Häusern mit größeren Ansprüchen sind die Wände jedoch hübsch mit Rohr vergittert und mit einem schön gearbeiteten Strohdach versehen, dessen Traufe weit vorspringt. Im Innern tragen gewaltige Pfosten, gewöhnlich von Vesiholz (Afzelia bijuga), und ein sehr sinnreiches Hängewerk von Balken das Dach. Die inneren Verzierungen von Sinnet (Cocosnußfaser), immer in geradlinigen Mustern — denn die Insulaner lieben die Kurven nicht — sind zuweilen sehr hübsch. Die schwarzen kantig-beschlagenen Stürze der Thüröffnungen sind Stämme von Baumfarnen. Auf einem großen Bord in mehr als Manneshöhe wird der ganze Lau der Familie aufbewahrt, d. h. der ganze Hausrat, bestehend aus den Fischfangs-Gerätschaften, großen Rollen Tappa oder einheimisches Tuch, Matten, großen irdenen Geschirren und ähnlichem. Diese Borde sind in Kriegszeiten auch sehr geschickte Hinterhalte, von denen aus man bequem den eindringenden Feind mit dem Speere niederstoßen kann, ehe seine Augen sich an das gedämpfte Licht gewöhnt haben. Der Boden ist mit Matten belehnt, auf denen man sich ausstreckt, und ist gewöhnlich an einem Ende um einen Fuß oder so erhöht, daß man sich auf den Ellbogen stützen und eine anmutige Lage annehmen kann. Das Kochen geschieht außerhalb in einer kleinen Hütte; manchmal ist aber auch eine Feuerstelle auf dem Fußboden angebracht und mit vier starken Klötzen umlegt, und der Rauch sucht sich seinen Ausweg durch das hohe Dach. Wenn man in das Haus tritt, so findet man die Matten gekehrt oder frisch aufgerollt und hingelegt. Das Gepäck des Gastes wird aus dem Boote herbeigebracht, und sollte dieses zufällig ein Tausend Schritte vom Ufer auf den Grund geraten sein, so muß sich vielleicht der Gast selbst von diesen dienstwilligen Riesen ans Land tragen lassen. Zunächst wechseln wir mit dem Dorfhäuptling oder unserm Wirte nur wenige Worte — meinem Gefühl nach eigentlich zu wenig für die herkömmliche Höflichkeit; allein man sagte mir, daß dies auch gar nicht erwartet wird. Wenn die Insulaner aufgehört haben, Höflichkeit von gebildeten englischen Männern zu erwarten, dann um so schlimmer! Ich selbst bin aus Unkenntnis der Sprache hülflos, und man trifft nur selten einen Fidschi-Insulaner, der etwas Englisch versteht, denn die Missionare, in deren Händen ihre Erziehung gelegen hat, haben es — kluger- oder unklugerweise — unterlassen, den Eingeborenen diese Sprache beizubringen. Die Sitzung war daher eine stille, bis das Abendbrot kam, und noch nachher, und es war sehr langweilig, inmitten dieser angenehmen und würdevollen Gesichter, welche uns umgaben, dazusitzen. Endlich jedoch erscheint das Abendbrot, bereitet aus den vorerwähnten Stoffen und vielleicht noch ergänzt durch das Geschenk eines Fisches oder einer Schildkröte. Das letztere klingt sybaritisch, ist aber, wenn schlecht gekocht, durchaus kein Leckerbissen, und noch weniger so, wenn sie nicht ganz frisch ist. Und als begleitendes Gericht ist natürlich immer die allgegenwärtige und gargekochte Yamswurzel oder die Kumara (süße Kartoffel oder Batate) und Dalo (die Wurzel einer Arum-Art) oder Brotfrucht oder Kassava (Maniokmehl) vorhanden. Ich glaube, ich habe diese Speisen ihrer Fadheit, Geschmacklosigkeit und ihren unbefriedigenden Eigenschaften entsprechend aufgereiht. Ich habe mich sehr bemüht, diese berühmten Nährpflanzen gehörig zu würdigen, deren bloße Namen schon endlose, malerische und wilde Erinnerungen wachrufen; allein es gelang mir niemals und ich weiß kaum, welche von ihnen mir den geringsten Widerwillen einflößte.

Zuweilen brachten wir die Wurzel einer Kawa (oder Yanggona, wie sie bei den Fidschi-Insulanern heißt, Piper methysticum) zum Vorschein, die immer eine willkommene Gabe war und übergaben sie unseren eingeborenen Begleitern, um das Nationalgebräu daraus zu bereiten. Die meisten meiner Leser werden die richtige Bereitungsart desselben kennen. Die in Scheiben geschnittene Wurzel wird, wie

es auf Samoa geschieht, von jungen und daher hübschen Mädchen gekaut (oder soll wenigstens von solchen gekaut werden); die gekaute Masse wird dann in eine Schüssel gespuckt und mit Wasser vermischt, die holzigen Teile werden mit einem Büschel der Fasern von Vau (Paritium, einem malvenartigen Baum) herausgefischt und die Flüssigkeit dann der Reihe nach unter den Gästen herumgeboten. Diese altmodische Bereitungsart wird natürlich von den Anhängern der alten Schule für weit besser gehalten als die tonganische neuere und appetitlichere Bereitungsart durch Zerstoßen und Reiben der Wurzel. Allerdings sind die Ingredienzien etwas verschieden und die kleine Zuthat von etwas menschlicher Ausscheidung bei der orthodoxen Bereitung befördert möglicherweise die Verdauung — eine Wirkung, welche nach einer vollen Mahlzeit von fünf bis sechs Pfund Yamswurzeln gar nicht zu verachten ist! Selbst in der bescheidensten eingeborenen Haushaltung wird das nationale Getränke nicht ohne irgend eine Form und Umständlichkeit zubereitet, z. B. mit künstlichen oder mühsamen herkömmlichen Bewegungen der Hände beim Ausleeren der Schüssel, beim Abspülen der Fasern, mit strenger Aufmerksamkeit auf die Reihenfolge und den Vorrang der Gäste beim Herumreichen der Becher (ein Gegenstand, über welchen ich, wenn es Europäer betraf, auf anderen Inseln zuweilen um Rat gefragt wurde) und bezüglich anderer Punkte der Etikette, deren Verletzung mit einiger Strenge angesehen wird. So ist es üblich, seinen Cocosnußbecher auf einen einzigen Zug zu leeren. Bei der ersten Veranlassung, wo ich Kawa trinken mußte, hatte ich gegen diesen Brauch verstoßen, denn der Becher war groß und der Geschmack nach meinem Dafürhalten abscheulich. Als ich daher den Becher zurückgab, welchen man am Boden kreisend dem Zeremonienmeister zuschickt, unterblieb das gewöhnliche stille Händeklatschen und beifällige Gemurmel, welches auf meinen Trunk hätte folgen sollen. Als ich die Ursache des Schweigens entdeckte, beeilte ich mich, zu erklären, ich habe dieses Getränke niemals zuvor gekostet und es für so gut gehalten, daß ich der Versuchung nicht habe widerstehen können, mir das Vergnügen zu verlängern; allein ich sah, daß mein Verstoß zu groß war, um leicht entschuldigt zu werden.

Die Kawa-Schüssel, das Tabakrauchen und das Abendbrot der Familie erschöpfen das Programm des Abends, und da meine Gefährten alle eingeschlafen sind — warum die Leute in dieser interessanten Welt so viele Zeit mit Schlaf vergeuden, begreife ich niemals — suche ich mir einen passenden Durchzugsbalken aus, um meinen Muskitto-Vorhang daran aufzuhängen, und strecke mich an den Boden nieder, um womöglich zu schlafen, wozu es aber in dieser ersten Nacht nicht kam, denn die Mutter Erde, als Matratze betrachtet, ist doch sehr hart und ohne Sprungfedern; allein dies ist auch das einzige Hindernis am Einschlafen; die Reinlichkeit im Innern der Häuser ist wunderbar; es gibt keine Flöhe noch anderes Ungeziefer, welches durch Schmutz oder Unreinlichkeit herangezogen wird. Fliegen und Muskitten liefert die Vorsehung, und man hat neuerdings entdeckt haben wollen, daß die letzteren eigentlich eine Wohlthat für uns seien; wenn wir sie aber die halbe Nacht so außerhalb des Vorhangs summen hören, so können wir uns von diesem Vorzug nicht überzeugen.

Ich wohnte in dem Bale-ni-Bose oder Beratungshause der Provinz Ba einer halbjährlichen Versammlung der Häuptlinge bei, welche dort zusammenkommen, um die Angelegenheiten ihrer betreffenden Bezirke zu erörtern. Mein Dolmetscher konnte mir zwar nur einen kurzen Umriß von dem geben, was verhandelt wurde, aber ich ward doch unwillkürlich überrascht von der Redefertigkeit und Intelligenz wie von dem Ernst und den guten Manieren dieser halbwilden Häuptlinge. Unter anderen Vorgängen wurden auch einige Männer vorgeführt, welche ohne Erlaubnis ihren Bezirk zu verlassen und mit einem anderen zu vertauschen gesucht, und die gänzliche Demütigung und Zerknirschung in ihrer Stimme und ihrem Aussehen, sowie die Würde und Strenge in Ton und Gebahren des Häuptlings, welcher ihr Vergehen rügte, waren höchst dramatisch. Allerdings wären noch vor nicht langer Zeit die beiden Uebertreter zum Gebraten-werden verurteilt worden.

Dieser selbe Roko oder Oberhäuptling, ein schlau aussehender Mann mit einem feinen, wohlgeformten Kopfe, erzählte mit vielem Humor, wie er bei einer Gelegenheit, wo ein Missionar durchkam und von den Leuten beschenkt wurde, für seinen (des Roko) Anteil dem Missionar ein „langes Schwein", d. h. eine Menschenleiche, geschickt habe. Er und der Missionar, erzählte er, seien einander seither wieder begegnet und haben sich über diesen praktischen Scherz unterhalten. Er lud mich auf den Abend zu einer mekké, d. h. musikalischen Unterhaltung ein. Der Gesang war eine seltsame, fast geisterhafte Aufführung und übte einen eigentümlichen Zauber aus. Es waren ungefähr fünfzig Sänger, welche eigentlich die ganze anwesende Gesellschaft umfaßten. Ein Mann beginnt allein und singt ein paar Takte, dann nimmt ein anderer den Gesang in einer Art Sekunda zu ihm auf; hier fallen einige weitere ein, bis endlich alle als Chor einstimmen und den Gesang mit seltsamen unverständlichen Geberden und Gestikulationen begleiten. Sie sitzen nämlich alle auf dem Boden, wenden sich dann halb um und deuten mit gespannten bedeutsamen Blicken aufeinander und klatschen gelegentlich alle unisono in die Hände, und der Gesang endigt dann unerwartet und ganz plötzlich mit einem einzigen Klapps. Der Takt wird von einem Mann mit ein paar Stöcken geschlagen, er war sehr verwickelt und die Musik offenbar echt und alt, allem unähnlich, was ich seither gehört hatte, und in unserer Notenschrift nicht wiederzugeben. Hierauf ward Yanggona umhergereicht, ein ernsthaftes zeremoniöses Gebräu, und ich that meine Schuldigkeit ziemlich gut, indem ich den Becher auf einen einzigen

Zug leerte; der Roko kredenzte mir nachher seine eigene Schüssel, was für ein großes Kompliment galt.

Als ich an Sailosi, den Provinzialschreiber, die Frage richtete, ob ich nicht auch einen Nationaltanz sehen könne, wurde mir erwidert, das würde kaum der Mühe wert sein, weil nur Mädchen zum Tanzen vorhanden seien. Ich legte Verwahrung gegen dieses „nur" ein, als nicht blos ungalant, sondern auch, was meinen Geschmack anbelangt, unanwendbar; allein es stellte sich heraus, daß der Schreiber Recht hatte, denn die Aufführung der jungen Damen war nicht sehr interessant, dagegen sehr lang. Einige von den kleineren Mädchen, mit einer Lali oder Trommel, bildeten eine Gruppe, während die übrigen in einer oder zwei Reihen fortwährend langsam um sie herumgiengen und mit wunderbarer Taktfestigkeit und weit besser als man es gewöhnlich in Kirche und Schule hört, eine höchst eintönige Melodie sangen. Ihre Tracht war nur das einfache Sulu oder Lendentuch, aber es waren keine wirklich schönen Gestalten unter ihnen. Es wurden kleine Freudenfeuer angezündet, um die Aufführung zu beleuchten, und die Gruppen von kleinen Kindern, welche diese Feuer unterhielten oder Fackeln improvisierten, die sie mit der größten Ernsthaftigkeit und Geduld hielten, waren der malerischeste Teil der Szene. Endlich, als die jungen Tänzerinnen ihr ganzes Repertoire erschöpft hatten und sich zu wiederholen anfiengen, schlich ich mich weg, worauf Sailosi mir folgte und mich bat, noch zu bleiben, da er einen Männertanz arrangiert habe, welcher sogleich beginnen werde. Demzufolge zogen nun die Männer auf und nahmen den Tanzplatz ein; die Mädchen aber, nachdem sie noch eine oder zwei Minuten lang singend umhergeschritten waren, wie gleichsam zum Protest, lösten ihre Reihen auf und setzten sich unter die Zuschauer. Die neue Aufführung nun war, wie ich zugeben muß, eine weit vorzüglichere Leistung. Die Tänzer, lauter schöne, stämmige Burschе, gaben zuerst einige seltsame kombinierte Bewegungen zum Besten, die entweder gleichzeitig und in wunderbarem unisono stattfanden oder in einer langen Linie sich fortpflanzten, als sollten sie die Bewegung einer Welle darstellen; dann kamen einige kapitale Figuren, welche mit Kraft und Feuer wunderschön getanzt wurden, abwechselnde Reigen, welche mit regelmäßigen Schritten in entgegengesetzter Richtung tanzten, dann sich verschlangen und in einer Ronde herumtanzten. Es war ein heiteres, ergreifendes und unterhaltendes Schauspiel.

In Naiserelangi, einer anderen Stadt an der Nordküste, wo eine halbjährliche Häuptlingsversammlung stattfand, hatte ich das Glück, einigen sehr malerischen und interessanten Zeremonien anzuwohnen. Diese bestanden in den herkömmlichen Gaben, welche die Leute der Nachbarschaft den Besuchern darbringen, die aus anderen Teilen des Bezirks gekommen sind. Gruppen von diesen, worunter manche prächtig aussehende Burschе, hockten erwartungsvoll auf einem freien Platze nahe beim Hause des Häuptlings, während von den verschiedenen zum Dorfe führenden Pfaden herunter malerische Züge von Männern und Weibern heranströmten, welche, entweder in den Händen oder an Stangen, die sie auf den Schultern trugen, Bündel verschiedenen Umfangs von Yamswurzeln oder Dalo, oder auch junge Schweine und Schildkröten brachten. Diese Züge waren gewiß nicht mit Absicht auf eine malerische Wirkung des Ganzen angeordnet worden, aber kein Künstler oder Theaterregisseur hätte in Bezug auf Gruppierung, Gestalt und Farbe eine vollkommenere Wirkung zu erzielen vermocht, als diese unbewußten Halbwilden — die langen Reihen von anmutigen oder stattlichen Gestalten, welche in kleinen Kindern endigten, jede ihre kleine Gabe, vielleicht nur eine einzelne Frucht oder ein Ei, tragend, während als Hintergrund des Gesamtbildes ein sanft abfallender, halb wilder, halb bebauter und mit Felsenstürzen und Wald gekrönter Hügelhang abfiel. Die Träger kamen heran und legten ihre Lasten vor der Gesellschaft von Besuchern nieder, und einige von diesen legten ihre Hand auf jeden Haufen, als Zeichen der Annahme; und dann folgte ein sanftes Klatschen mit den Händen oder auf irgend einen nackten Körperteil, entweder unisono oder als eine Art Heckenfeuer, aber in einer ruhigen zeremoniösen Weise, die eher eine formale, als eine begeisterte Annahme und Billigung ausdrückte. Zuletzt ward der ganze Gabenhaufe durch einen Matanivanua — einen erblichen Beamten, welcher die Aemter eines Herolds, Gesandten und Zeremonienmeisters bekleidet — in einzelne Portionen geteilt und dann der Name des Ortes verkündigt, für welchen jeder Anteil bestimmt war. Dies ist offenbar eine sehr heikle, um nicht zu sagen kritische Operation, und die Verteilung der Gaben zur allgemeinen Zufriedenheit erfordert einen hohen Grad von Takt und Beurteilung. Die Leute, welche die aufgerufenen Orte vertraten, nahmen dann die ihnen zugewiesenen Anteile in Empfang und trugen sie hinweg. Bei diesen Gelegenheiten finden große Schmausereien statt, wobei angesichts der großen Haufen von Lebensmitteln vieles davon nutzlos vergeudet wird. Diese Insulaner sind furchtbare Esser und beständig damit beschäftigt. Eines Morgens ward uns unser Anteil an den Gaben hereingebracht: eine Schildkröte und ein Berg von Dalo, und etwas später noch ein Schweinchen und ein weiterer hoher Haufe von Dalo und Yams, und noch vor Abend hatte unsere Bootsmannschaft von fünf Köpfen dies alles, mit der sehr dürftigen Beihülfe, welche wir ihnen leisten konnten, aufgezehrt; aber diese einheimischen Nährpflanzen haben allerdings nur wenig Substanz. Zuweilen sendet man auch sehr schöne Hühner und sogar Truthühner und oft bekommt man sehr schöne Fische.

Das Meer wimmelt an vielen Stellen wirklich von Leben. Man segelt durch Mengen kleiner weißer Molusken und Meerestiere aller Art, manchmal auch von einer größeren braunen Art, und einer prachtvollen von

reicher Purpurfarbe. Sodann gibt es hier eine Menge kleiner fliegender Fische, welche ich nirgends anderswo gesehen habe. Zu den gewöhnlichen Gefahren der Tiefe kommen hier noch große Mengen von Hornhechten, die, meist etwa anderthalb Fuß lang und mit einer langen, spitzen, knöchernen Schnauze versehen — zuweilen in allen Richtungen durch die Luft schwirren. Man kann ihnen nicht ausweichen, da man nie weiß, aus welcher Richtung sie kommen mögen, und die Schnauze, wenn sie jemand trifft, schlägt durch die Wange hindurch und verursacht häßliche Wunden. Einer unserer Bootsleute ward von einem solchen Hornhecht getroffen und verwundet; aber er warf den Fisch nur ruhig an den Boden des Boots und sagte: „Dir werde ich es heute Abend heimgeben." Ein Weib in der Nachbarschaft war jüngst von einem solchen Fische in die Brust getroffen worden und ist an dieser Wunde gestorben. Eines Tages hatte ich einen seltsamen Anblick, den ich mir nicht erklären konnte: zwei große Fische erhoben sich miteinander und kaum einen Meter voneinander aus dem Meere, schossen senkrecht in die Luft hinauf, bogen dann in einander entgegengesetzten Richtungen ab und fielen eine weite Strecke voneinander wieder ins Wasser. Ich fragte, was dies bedeute? ob die Fische miteinander kämpfen?

„Nein, das ist es nicht", meinte einer der Bootsleute; „ich habe es schon früher gesehen — es bedeutet guten Wind für morgen."

Da aber am folgenden Tag das Gegenteil von günstigem Wind eintrat, so stellten die anderen Bootsleute den falschen Propheten in den Bug des Kahns, wo er alle über uns hereinbrechenden Sturzwellen aus erster Hand bekam — keine sonderliche Ermutigung zum Studium von Naturerscheinungen!

Die Fidschi-Insulaner sind eine herrlichgebaute, großartig-aussehende Rasse, wohl proportioniert von Kopf bis zu Fuß, keine fehlenden Waden oder sporenähnliche Fersen, wie man sie sogar bei einigen der schöneren indischen Rassen sieht; dazu eine stattliche Haltung, breite Schultern und Brust, prächtigen Halsansatz und den wohlgebildeten Kopf stolz in den Nacken zurückgeworfen. Die eigentümliche Haartracht, aus einzelnen langen, sorgfältig gedrehten und gekräuselten, weit vom Kopfe abstehenden Locken bestehend, welche ein solch spezielles, charakteristisches Kennzeichen der Rasse war, daß man es noch bis in die jüngste Zeit für eine eigentümliche natürliche Eigenschaft des Haares hielt, kommt leider nun aus der Mode. Es gibt seinem Träger ein sehr imposantes Ansehen, wie von einer riesigen Grenadiermütze von Bärenfell, die er auf dem Kopfe trage; es wird aber jetzt auf die bescheidene Länge von vier bis höchstens sieben Zoll verkürzt. Häufig färbt man es gelblich-braun, indem man es wöchentlich einmal mit Kalk bepflastert, wodurch es auch steifer und sehr hübsch wird, obschon sein ursprünglicher Gebrauch die Zerstörung der überhandnehmenden Insektenkolonien bezweckte. Die Männer haben in Gang und Haltung einen wunderbaren natürlichen Anstand. Der Hautfarbe nach sind nur wenige schwarz, die Mehrheit aber von einem dunklen Bronze bis zum Chokoladebraun. In dieser Färbung kann die Menschheit gewiß nackt gehen und braucht sich nicht zu schämen, denn in ihr tritt die plastische Körperschönheit erst recht hervor, und die geeignete Tracht ist das Lendentuch, und man kann für die natürliche Würde und Anmut und den Anstand des Fidschi-Insulaners keinen besseren Beweis beibringen, als den, daß die nur allzu häufige Hinzufügung eines schmutzigen Flanellhemds ihn nicht ganz zu einem Strolche oder Philister macht. Fügt er aber noch schwarzen Frack und Beinkleider hinzu — was glücklicherweise sehr selten ist — so kann man das nicht von ihm sagen!

Die geheimnisvolle Frage von einer allgemeinen Abnahme dieser Rassen ist schon oft erörtert und so vielen Ursachen zugeschrieben worden, welche alle etwas dazu beitragen, und von denen einige, wie Trunkenheit und Liederlichkeit, auch einen offenkundigen Einfluß ausüben. Von nicht geringerem Einfluß mag auch die Nachäffung europäischer Trachten, Sitten und Bräuche sein. Besonders an der rücksichtslosen Einführung der Kleidung, welche ebenso verderblich als unästhetisch ist, sind die unwissenden Missionare der früheren Zeit schuldig; und überdies sind mit den aus Europa kommenden alten abgelegten Kleidern auch Krankheiten unter diesen Stämmen eingeführt worden.

Man hofft vergebens und gegen die Erfahrung, welche sich Einem aufdrängt, daß man der Abnahme der Fidschi-Insulaner werde Einhalt thun können. Das Verschwinden dieser sehr schönen Rassen von der Erde — die Polynesier sind noch schöner und vielleicht die schönste Menschenrasse auf dem ganzen Erdenrund — ist ein entschiedener Verlust für die Welt, und nicht allein von einem sentimentalen oder antiquarischen Gesichtspunkt aus. Der Versuch, eine derartige Rasse zu erhalten, ist gewiß niemals vorher unter solch günstigen Umständen unternommen worden, denn die Unternehmer hatten unbeschränkte Vollmacht; allein es könnte nicht überraschen, wenn dieselben, im Gefühl, daß sie sich einer verlorenen Sache widmen, in ihren Bestrebungen nun nachzulassen anfangen würden. Es machte einen wehmütigen Eindruck, aus den von eingeborenen Schreibern hübsch gehaltenen amtlichen Registern der kleinen Städte die allmähliche Abnahme der Bevölkerung zu ersehen; gab es zuweilen weniger Todesfälle, so gab es auch verhältnismäßig weniger Geburten. Besonders auffallend war auch die hoffnungslose Ergebung der Kranken, denen, wenn sie auch an vergleichsweise unbedeutenden Krankheiten leiden, doch nichts an der Erhaltung ihres Lebens zu liegen scheint. Wenn irgend etwas in der Absicht geschehen könnte, den Kranken eine geschickte ärztliche Behandlung und Verpflegung zu geben, so würde dies von Vorteil sein. Man hat einen Versuch gemacht, in den Spitälern einigen Unterricht in der Krankenpflege

zu geben, allein die Dörfchen und Weiler sind so zahlreich und so klein und zerstreut, daß es solchen unterrichteten Pflegerinnen schwierig würde, dieselben zu erreichen. Meines Erachtens könnte man auf dem Wege sanitärer Ueberwachung Ersprießlicheres leisten. Der eingeborene Beamte, welcher die Stelle eines Bezirksvorstehers versieht, mag zwar „verantwortlich" sein, aber nicht immer verstehen, was man von ihm erwartet oder was nötig ist. Wo Gegenden ungesund sind, sollten sie verlassen und für größere Reinlichkeit in ihren Umgebungen gesorgt werden. (Im Innern der Häuser herrscht, wie ich bereits erwähnt habe, eine beinahe tadellose Reinlichkeit.) Auch betreffs der Kindererziehung sollte in irgend einer Gestalt eine direkte Ermutigung erteilt werden. Da der Besitz eines illegitimen Kindes gegenwärtig der Beweis eines gesetzlich strafbaren Vergehens ist, so erblicken derartige Kinder natürlich selten das Lebenslicht. Was aber meines Erachtens vor allem anderen notthun würde, das ist irgend ein weiterer Sporn zur Thätigkeit und Arbeitsamkeit, irgend ein Interesse am Leben, welches die Liebe zu demselben erhöhen und kräftigen würde. Und bei unserer gehäuften Erfahrung, unseren großen Hülfsmitteln und unbegrenzten Absichten sollte es auch in unserer Möglichkeit liegen, dieses Problem zu lösen.[1]

Rumänien.

Von Rudolf Berguer.

B. Die deutschen Kolonien in der Dobrogea.

Wir haben bereits an dieser Stelle die Verhältnisse der in den ehemaligen Donau-Fürstentümern, also Walachei und Moldau, ansässigen Deutschen besprochen; um einen Gesamtüberblick über das Germanentum Rumäniens zu gewinnen, erübrigt es daher nur noch, die deutschen Bauerndörfer der Dobrogea (spr. Dobrodscha) zu skizzieren. Zunächst etwas über die Geschichte ihrer Entstehung. Nachdem die Gewaltherrschaft des ersten Napoleon niedergeworfen und Rußland mehr wie zuvor in Verbindung mit dem westlichen Europa getreten, zog mancher Deutsche, dem die Heimat zu eng und zu dicht bevölkert erschien, nach dem Osten. Hier hatte die Kaiserin Katharina II., eine ehemalige deutsche Prinzessin, weite Strecken ihres spärlich bevölkerten Landes mit herbeigezogenen Bayern, Württembergern, Oesterreichern, Preußen, Elsässern und Holländern erfüllt und kultiviert. Deren Thätigkeit war eine segensreiche; ihre Enkel trifft man noch heute in gut gebauten Dörfern, und man wird sie auch in Zukunft darin nach deutscher Art hausen sehen, sobald nämlich russische Unduldsamkeit und die Wut des Panslawismus die deutsche Sprache in diesen Gebieten nicht auf den Aussterbe-Etat setzen. Gegenwärtig breiten sich von Odessa bis Kischineff links vom Dnjestr drei germanische Sprachinseln mit Petersdorf, Freudenthal, Mannheim, Straßburg, Glücksthal, Bergdorf aus, weiter hinaus liegt Hoffnungsthal, München, Worms, Landau. Die größte Insel erstreckt sich zwischen Odessa und dem Pruth. Da wuchs Leipzig, Kulm, Borodino, Kraszna, Teplitz, Arcis und manch anderer blühender Ort empor.

Die Aussicht, unter türkischer Herrschaft vom Militärdienst frei zu bleiben und auch sonst außer der Abgabe des Zehnten in jeder Hinsicht unbelästigt zu leben, bewog viele dieser weggesetzten Deutschen nach der Dobrogea zu ziehen. Ein neues Heim wurde gegründet und von dem Grund und Boden des Sultans so viel Land wie nur möglich und rätlich bebaut. Die Abgabe des zehnten Teiles aller Feldfrüchte an den Grundherrn, den Sultan, sagte allen sehr wohl zu. Geriet in einem Jahre das Getreide gut, dann kam es ihnen leicht an, den zehnten Teil zu entbehren; fiel die Ernte schlecht aus, nun, so bekam auch der Beherrscher Konstantinopels wenig. Die Rechnung war jedoch ohne den Wirt gemacht; das Schicksal wünschte, daß der Muselmann das Steppenland an die Giaurs verlieren sollte. Eines schönen Tages sahen sich die guten Deutschen unter rumänischer Herrschaft und der türkische Schlendrian hatte ein Ende. Da kamen Beamte, die das Land vermaßen, es kamen Steuerzettel, und es kam die Nachricht, die deutschen Bauernsöhne müßten Soldatendienste leisten. Alles das war wenig nach dem Geschmack der Germanen. Immer lauter wurden die Klagen, immer verbreiteter das Urteil, es sei unter den Türken viel besser gewesen als unter den Rumänen. Die letzten Windeswehen solcher Schmerzensrufe drangen nach Deutschland, und dort säumte man nicht, einseitig zu urteilen und zu verkünden, die Deutschen der Dobrogea würden gleich denen Ungarns und Siebenbürgens unterdrückt und mißhandelt. Wie die Verhältnisse wirklich liegen, das wollen wir, entsprechend der Wahrheit und der Gerechtigkeit, anläßlich eines Besuches bei den deutschen Landsleuten besprechen.

Zunächst werden wir darnach trachten, diejenigen Städte kennen zu lernen, von denen die Bauern der Dobrogea mehr oder weniger abhängen. Wir werden dabei am besten thun, wenn wir uns dem stattlichen Lloyddampfer anvertrauen, der früh Morgens die beiden großen rumänischen Seestädte Braila und Galatç (Galatz) verläßt. Die Reisegesellschaft ist hier eine weitaus interessantere als auf der oberen Donau. Weißbärtige ernste Osmanen lehnen an Bord, türkische Weiber hocken, in häßliche schwarze Gewänder gehüllt, auf dem Vorderdeck, Juden, Rumänen, Bulgaren in ihren braunen Kleidern, Armenier, Griechen und die sauber uniformierten Offiziere des Lloyd tummeln sich durcheinander. Stiefelputzer, Weintraubenhändler und Bretzelverkäufer haben bei der Abfahrt das Schiff verlassen, langsam verschwindet das liebliche Bild von Galatz, bestehend aus Tausenden von gelben, grünen, braunen Häusern, sowie einem tiefblauen Himmel,

[1] Im Auszuge bearbeitet nach Blackwood's Magazine.

und wir schwimmen in der Mitte des herrlichen Stromes hinab. Die Pruth-Mündung kommt in Sicht, mit ihr die russische Grenze, bald darauf das kleine russische Reni. Welch ein Name! Hierher wurde Fürst Alexander auf seiner Yacht, begleitet von fünf pflichtvergessenen Offizieren und anderen elenden Verschwörern, geschleppt! Um den unglücklichen Regenten unkenntlich zu machen, hatte man ihn in schafwollene Bauernkleider und in eine Lammfellmütze gehüllt, die russischen Behörden thaten zudem alles Mögliche, um dem Ueberraschten seine Lage zu verbittern. Traurige Reminiscenzen, sie werden noch getrübt durch die elenden Kosakenpikets dieses linken Donau-Ufers!

Weit fesselnder sind die Bilder der Dobrogea. Obgleich die Berge nicht einmal die Höhe von tausend Fuß erreichen, erscheinen sie doch durch die Tiefe des Donau-Thales gigantisch. Manche sind mit herrlichen Wäldern bedeckt, andere entholzt, einzelne grotesk und wild zerrissen. Das Vorland ist sumpfig, Wiesen, Büsche und Fischerhütten bilden ein ewiges Einerlei, aus dem die ehemals türkische Stadt Isaktscha erfreulich hervorgrüßt. Einige Hundert Häuschen, ein Minaret, einige Dutzend Windmühlen, und das Bild ist entworfen. Unweit davon ragt eine Befestigung des letzten Türkenkrieges empor, die in der Dobrogea mehrere Kämpfe heraufbeschwor, hinter Isaktscha trauern die Ruinen des römischen Noviodunum, und weiterhin ist die Donauenge von 200 m., bei der König Darius seinen Uebergang bewerkstelligt haben dürfte.

Viel wichtiger für die deutschen Bauern und selbst eine starke deutsche Kolonie besitzend, ist das gegen Mittag erreichte Tultscha (rum. Tulcea, gesprochen Tultscha). In Tultscha kommt man mit der deutschen Sprache keineswegs in Verlegenheit, deutsche Professionisten und deutschsprechende Juden bilden neben rumänischen Beamten und Türken und Tataren die Einwohnerschaft. Vom Schiffe aus nehmen wir eine bunte Menge wahr, aus der die roten Fes der Türken, die Uniformen von Dorobanzen-Offizieren und die Pariser Toiletten ihrer Damen imponierend hervorragen. Vor dem echt türkischen Kaffeehause am Landungsplatz sitzen Albanesen in ihrer stolzen Tracht, Türken, Tataren, rotgekleidete Lipovener leisten ihnen Gesellschaft, Windmühlen, türkische Häuser und Minarets, auf dem Wasser einige Dutzend buntbewimpelte Barken und Schooner geben uns Beobachtungsstoff für die Zeit unserer Rast.

Bereits vor Tultscha ist der Chilia-Arm abgebogen, hinter Tultscha scheidet sich die Donau in den St. Georgs- und in den Sulina-Kanal. Uns steht jetzt für die nächsten vier Stunden die seltsamste Strompartie von Europa bevor, sie soll Aehnlichkeit mit der Passage des Suez-Kanals besitzen. Ringsum ein trostloses Rohr- und Sumpfland, nur von einigen Dutzend Fischern bewohnt, vor uns der Kanal. Er verfügt stellenweise nur über eine Breite von 30 m., und doch bewegen sich auf ihm die größten Seeschiffe aller Nationen, deren Begegnung uns stets in Spannung erhält. Am Abend naht der Schluß unserer Isterfahrt, der Punkt ist da, wo sich die Donau mit dem Pontus euxinus vermählt. Sulina, vor dreißig Jahren ein elendes Sumpfnest, jetzt ein netter Seeplatz, begrüßt uns, über hundert Schiffe bilden eine zweireihige Straße, die wir passieren. Welche neuartige Welt! Da ist der trunksüchtige englische Matrose, hier der solide Holländer, dort weht die Flagge Frankreichs, hier die des Deutschen Reiches, da bewegen sich Griechen und Türken in ihrer Nationaltracht. Bei anbrechender Nacht sagen wir Valet, und hinaus geht es in das unermeßliche, trostlose Nichts, in jene wilde Wassermasse, die das nasse Grab von Tausenden geworden ist, jetzt aber mit dem silbernen Lichte des Mondes zu kosen scheint.

Der lachende Morgen sieht uns auf der Rhede von Constantä (spr. Constantze), dem türkischen Köstendsche. Kleine Barken nähern sich unserem vor Anker gegangenen Schiff, wir werden handelseinig, man bugsiert uns samt dem Gepäck in die Nußschale, sodann durch den Hafen, und an der Landungsbrücke müssen wir dem griechischen Barkenführer das Doppelte der verlangten Summe erlegen. Zugleich empfängt uns ein rumänischer Zollbeamter, er durchwühlt unsere Kleider, öffnet die Schachtel mit Insektenpulver und streut dasselbe auf unsern Frack. Endlich, endlich legt sich sein Eifer und zwei armenische Lastträger prügeln sich um das Vorrecht, unsern Koffer im Sturmschritt fortschleppen zu dürfen. Es geht nach dem isoliert stehenden, auf einem ins Meer vorspringenden Felsen errichteten Hotel Carol. In ihm entdecken wir einen monumentalen Prachtbau und zugleich das einzige Hotel Constantza's, welches europäischen Anforderungen genügt. Die übrigen Gasthöfe sind echt orientalisch, allerlei Ungeziefer soll daselbst der Reisenden harren. Hotel Carol dagegen gehört einer Aktiengesellschaft, als Leiter fungiert ein Landsmann, ein geborner Hildesheimer, Herr Pleuß.

Wir treten in unser Zimmer und eilen überrascht zum Fenster. Zur Rechten und zur Linken wälzt das Schwarze Meer seine blauen Fluten dahin, in der Mitte liegt die Stadt. Das ist ein Ort, der am Tage wohl wenig anheimelnde Freundlichkeit besitzt, am Abend indessen, wann der Mond die melancholischen türkischen Häuser und die ewig stillen, weil glockenlosen Minarets mit seinem Lichte übergießt, dünkt es Einem, als brächte ein sanftes Lüftchen holde Märchen aus 1001 Nacht daher. Durchwandert man bei Tage die Stadt, so wird man freudig erregt ein Stück Orient wahrnehmen. Der Ethnograph muß sich ob solcher Völkermischung freudig berührt fühlen: Konstantza ist nach wie vor eine türkische Niederlassung, Turban und Kaftan herrschen vor. Die Türken und Tataren leben als bescheidene Verkäufer, Wasserführer, Fischer, Bauern und Lastträger, die Griechen als Beherrscher des Handels, als Obsthändler, Barkenführer und Fischer. Die Armenier stellen einige Magazinsinhaber und Lastträger, die Spagniolen die reichsten Kaufleute, die Bulgaren die Gärtner, die

Deutschen die Bauern und — Bierbrauer dar. Das Gemisch wirkt äußerst anregend, besonders müssen die Tataren mit den schiefgeschlitzten Augen interessieren, die zwar gutmütig, aber faul sein sollen.

Auf einem kleinen Plateau, wo man dem Vater Ovid — er soll einstens hier in Tomi in der Verbannung geathmet haben — ein Denkmal errichtet hat, steht ein echt orientalisches Kaffeehaus. Vor demselben sitzen an wackeligen, hundertjährigen Tischen Türken, Griechen und Fremde, man schlürft Scherbet, Dulcetä (rum. Dultschetze), Kaffee und raucht den Tschibuk oder die Wasserpfeife. Ein zweiter Platz dient als Markt. Tausende von Melonen, das Stück bis zu 5 Bani, werden feilgeboten, auch in den Läden der Stadt findet man köstliche Früchte, Konserven, Fische, Käse 2c. Auf einem dritten öffentlichen Platz stellen sich täglich die Landleute der Umgegend ein, um die Erzeugnisse ihrer Felder an Händler zu vergeben. Tataren, Türken, Rumänen bilden die Konkurrenten unserer deutschen Landsleute; Griechen, Armenier und Juden übernehmen die Ware.

Constantza war unter türkischer Herrschaft ein elendes Dorf, heute ist es eine Stadt mit manchem hübschen Haus, mit 6000 Bewohnern und einem Seebad, das sehr bald zum Rendezvous der feinen Welt des Ostens werden wird. Gegen 2000 Badegäste treffen sich jährlich hier, promenieren auf dem prachtvollen Boulevard mit den reizenden, ins Meer vorspringenden Pavillons und fahren zum Seebad hinaus. Der Hafen birgt stets fremde Kriegsfahrzeuge und Handelsschiffe; noch vor zwei Jahren waren Export und Import gleich schwach, heute wird um 100 Proz. mehr exportiert, um 300 Proz. mehr importiert, Alles Dank den Anstrengungen der rumänischen Regierung, der wir wahrhaft das höchste Lob zollen müssen.

Und nun zu unseren Germanen! Wer eine Fahrt durch die Dobrogea zu ihnen unternommen, der wird sie Zeit seines Lebens in der Erinnerung behalten. Früh morgens rasseln wir an Türken und Tataren, an Windmühlen und Kasernen vorüber. Sobald sie entschwunden, umgibt uns die sonnenverbrannte Steppe. Ueberall Disteln, elendes Gras, welke Blumen, zollhoher Staub auf der Straße, dort drüben das Meer. Anfangs begegnen uns unförmige Wagen mit Tataren, so bunt gekleidet wie die Stieglitze, oder mit Deutschen, eng aneinander gepfercht wie die Häringe. Nach einer Viertelstunde treffen wir Anatolkiöj, eine elende deutsche Kolonie, schon mitten in der Steppe. Fünfzehn kleine Lehmhäuser stehen dicht beisammen, jedes kehrt zwei Fenster der Straße zu, besitzt weder Einzäunung noch Gemüseanlagen, weder Busch noch Baum und entspricht im Innern keineswegs den Begriffen deutscher Reinlichkeit. Hinter den Wohnhäusern gruppieren sich die Ställe, hinter diesen mächtige Berge von Stroh und Heu. Das Ganze macht auf den, der die blühenden deutschen Karpathendörfer gesehen hat, einen peinlichen, niederschmetternden Eindruck.

Glücklicherweise weichen die unfreundlichen Betrachtungen wenige Hundert Schritte hinter Anatolkiöj ungleich belebenderen. Vor einem einsamen Haus sieht man einige Tische und Bänke, ja es ist sogar der Versuch gemacht worden, Grünes anzupflanzen! Infolge des unglaublichen Staubes mußte es natürlich beim Versuch bleiben. Das Gebäude zählt sicherlich zu den merkwürdigsten in der Dobrogea, es stellt eine deutsche Bierbrauerei dar! Ihr Besitzer entstammt dem Banat; er teilt uns mit, er verkaufe jährlich 50,000 Liter Bier, leider zahle er für jeden Liter 28 Bani Verzehrungssteuer, für jedes Kilo Holz 5 Bani. Seine besten Abnehmer sind die Tataren, die Deutschen sollen angeblich zu sparsam sein, als daß sie ihr Nationalgetränk erständen.

Unmittelbar hinter der Brauerei erscheint alle Kultur versunken. So weit das Auge reicht, nichts als unbebaute Flächen. Stellenweise wird diese entsetzliche Einförmigkeit von abgerundeten Hügeln unterbrochen, das sind Tumuli, Heldengräber, die Heiligtümer von Völkern, die seit Jahrtausenden verweht und vergessen. Ihre Zahl ist eine ungeheure, wie denn überhaupt das alte Skythenland eine Fundgrube interessanter Altertümer bildet. Können wir doch auf dem Boulevard von Constantza zwanzig eingemauerte Römersteine bewundern und im türkischen Kaffeehaus römische Münzen und Statuetten erstehen.

Die Bodenbeschaffenheit scheint sich verändern zu wollen: plötzlich gewahren wir, wie sich aus dem Steppenlande ein ganzes Chaos von Steinen loslöst. Doch hier hat kein Gebirge seine Ausläufer, das ist das türkische Totenfeld von Constantza. In seiner fürchterlichen Realistik übertrifft es alles je Gesehene. Hier ist nichts als Himmel, Steppe, ein erbärmlicher grauer Vogel und das ewig stumme, monoton-brandende Meer. Vorüber, vorüber, das Bild war gar zu düster! Weiter rollen wir auf einer Straße von hundert Schritt Breite, denn hier fährt ja jeder, wo es ihm beliebt.

Nach einiger Zeit steigen große, graue Gegenstände aus der Steppe empor. Sollen das Häuser sein? Nein und ja. Wir haben Bordehs vor uns, halbunterirdische Wohnungen, wie sie früher in ganz Rumänien in Gebrauch waren und heute noch stellenweise in der Ebene vorhanden sind. Glücklicherweise sterben sie aus: wo vor zehn Jahren noch sechs oder acht existierten, trifft man heute kein einziges mehr an; wo fünfzig, sechzig standen, findet man jetzt nur noch die Hälfte. Stolpern wir hinunter in diese Erdlöcher, so entdecken wir ein verkommenes Geschlecht. Der Mann präsentiert sich in Fetzen gehüllt, stoisch seine Zigarette rauchend, das Weib wiegt den Säugling und kocht. Melonen, Ackergeräte, einige Kleidungsstücke, Schmutz und Unrat, das füllt den Raum und bildet die halbe Welt der Leute.

Ungleich reinlicher nehmen sich die seitwärts in Kanaraikiöj wohnenden Tataren aus. Ihre Häuser sind nicht wie die der Deutschen und Rumänen aus Lehm, sondern

aus Stein gebaut, der Erdboden ist sauber und weiß, wie Mehl, auf ihm liegen Rohrmatten, auf denen Weiber und Kinder mit untergeschlagenen Beinen hocken. In der Ecke erblicken wir Ruhekissen, an Stangen hängen nette Tücher; prachtvolle Truthühner, schöne Hühner und zahlreiche Gänse stolzieren draußen herum. In den Häusern selbst kann man es leider nicht allzu lange aushalten, weil nämlich mit gepreßtem — Kuhdünger geheizt wird und der Rauch durch eine Oeffnung im Dache entweicht. Im nächsten Dezennium wird man übrigens in Kanarakiöj vergebens nach Tataren suchen. Ihre Religion verbietet ihnen, unter der Herrschaft der Giaurs zu leben, sie ziehen mithin weg, deshalb auch das Sinken der Bevölkerungszahl in der Dobrogea von 250,000 auf 170,000.

Auf unserer Weiterfahrt sehen wir weidende Büffel und Kameele, sodann Kukurutzfelder und als drittes Dorf das von Siebenbürger Rumänen und Deutschen okkupierte Karamura. Hier bietet sich die Gelegenheit, unsere Brüder gründlich zu studieren und genau zu beobachten. Wohl sind ihre weißgetünchten Behausungen stattlicher als die der Rumänen und Tataren. Allein das Innere entspricht keineswegs einer Zipser oder schwäbischen Bauernstube. Der sprichwörtliche Bettreichtum fehlt gänzlich, das Mobiliar und Kochgerät ist sehr ärmlich, die Hausfrauen sind schmutzig. Unter den Männern stoßen wir auf stramme, kernige Gestalten mit intelligenten Gesichtszügen und klugen Reden. Man freut sich ihrer und wünscht, daß das Land einige Tausend mehr besitze. Der Ausspruch, diese Germanen seien der Auswurf ihres Volkes, verdient ganz energisch zurückgewiesen zu werden. Unsere neuen Freunde benehmen sich noch immer fleißiger, sparsamer, nüchterner und moralischer als ihre Nachbarn. Während jene des Sonntags in der Schenke zechen und raufen, sitzen die Deutschen zu Hause oder besuchen sich gegenseitig. Sparsamkeit und das Bestreben, vorwärts zu kommen, dürfen als weitere, den Nachbarn fehlende Eigenschaften gelten.

Dagegen müssen wir die vielen Klagen der lieben Germanen über die rumänische Regierung als größtenteils grundlos zurückweisen. Allgemeine Militärpflicht, Viehsteuer, Kopfsteuer 2c. fallen ihnen lästig. Allein der Sohn des rumänischen Ministers wird heutigen Tages ebenso gut Soldat wie die Tataren von Kanarikiöj, warum sollte der Bauernsohn von Karamurat verschont werden? Zudem gestattet ihm das Gesetz eine kurze Dienstzeit, verbietet seine Verwendung außerhalb der Dobrogea und der Territorialarmee. Ferner fühlt sich jetzt der Deutsche behaglich, wenn er als geschützter Staatsbürger auf guter Straße und ohne überfallen zu werden, dahinfahren kann, eine Kopfsteuer von 9 Lei jährlich erscheint mithin nicht unbillig.

Mit den Feldabgaben hat es folgende Bewandtnis. Die rumänische Regierung trat das Erbe des Sultans an, wies jedem Kolonisten gegen 4½ Lei jährlich zehn Hektar zu und überließ ihm das Land nach zehn Jahren als Eigentum. Grundsatz war, den Leuten wenig Aecker zu geben, damit sie besser bearbeitet würden. Wer nun mehr wünschte, dem lieh man weitere Hektare à 6 Lei, wobei es aber gestattet war, daß der Grund in diesem Jahr dem, in jenem einem andern durch die rumänischen Beamten gegeben wurde. Da sich nun der deutsche Kolonist auf Bestechlichkeit wirklich nicht versteht, so verschwendet er oft vergebens seinen Fleiß und sorgt nur für den ihn ablösenden und ihn auslachenden Nachbar.

Eine andere gerechtfertigte Klage der Deutschen ist jetzt beseitigt. Weil bisher die Felder der Germanen mit dem Gebiete der Rumänen vermischt um das Dorf herumlagen, waideten die Rumänen ihre Heerden häufig auf deutschen Aeckern. Neuerdings hat man nun alle Felder der Deutschen auf eine Seite verlegt und so den Streitfall behoben. Mit dem deutschen Gotteshaus ist man etwas unglimpflich verfahren. Eigentlich sollte jedes Gotteshaus der Dobrogea zehn Hektar Land erhalten. In Karamurat sprach man nur der rumänischen Kirche jenes Gebiet dazu, die Deutschen könnten aber gleichfalls ein solches ganz gut gebrauchen, denn ihre Mittel erlaubten ihnen bisher nur einen einfachen Betsal, und sie wünschen sich doch als fromme Christen ein Kirchlein! Ihrem Pfarrer, einem Polen, zahlen sie jährlich 1000 Lei, führen ihm Holz kostenfrei zu und belohnen ihn bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Es interessiert vielleicht, die Namen der deutschen Brüder zu erfahren, die als weggesetzte, verlorene Aeste der Muttereiche im ehemaligen Türkenlande ein fürchterlich monotones Steppenleben führen. Die Familien in Karamurat heißen: Arnold, Fähnrich, Bolitschky, Bunogovsky, Götz, Greiß, Getak, Heitrig, Kuhn, Maß, Mengs, Miller, Ruschainsky, Schäfer, Speicher, Söhn, Thernes, Weber, Schröder, Erker, Blotzky, Furch, Moser, Hoffart, Nitsche, Wolf.

Außer dem katholischen Pfarrherrn von Karamurat wohnt ein zweiter derselben Konfession angehöriger in Tultscha, ein dritter in Constantza. Die Aemter von Tultscha und Constantza wurden bis vor kurzem durch italienische Franziskaner verwaltet, neuerdings sind deutschsprechende Geistliche aus Bukarest gekommen. Lehrer findet man in den meisten germanischen Ortschaften, doch geht ihr Wirkungskreis nicht viel über den Schreibunterricht hinaus; des Sonntags lesen sie eine Predigt vor. Unleugbar ist der religiöse Eifer zum Teil durch die nach belgischem Muster eingeführte Zivilehe geschwächt worden. In Angelegenheiten der protestantischen Gemeinden erscheint jährlich zweimal der evangelische Pastor von Galatz. Er erteilt die Bestätigung von Taufe, Hochzeit und Konfirmation und hält wohl auch einen Gottesdienst. Alles leider nur ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein.

Der Boden der Dobrogea kann als mittelmäßig gut bezeichnet werden, leider haben die schädlichen Niederschläge der letzten Jahre Mißernten herbeigeführt. Leinsamen wird von den Deutschen mit Vorliebe gebaut, er liefert

einen guten Ertrag, da der Landmann das Kilo für 12 bis 15 Lei abgibt. Erdäpfel gedeihen vorzüglich, doch auch ihre Felder vertragen das Düngen nicht; nach demselben reißt der trockene Boden auf. Holz vermißt man weit und breit; will der Kolonist solches erstehen, so muß er weit nach Norden fahren. Dort in der Gegend von Tultscha zahlt er drei Lei für die Fuhre; nach drei Tagen kehrt er wieder zu den Seinigen zurück. Aus alledem können wir ersehen, daß unsere Landsleute wohl nicht gerade auf Rosen gebettet sind, daß es ihnen aber befriedigend ergeht.

Von Constantza aus durchqueren wir die Provinz bis Cernavoda (sprich Tschernawoda) an der Donau. Dabei können wir ersehen, wie irrig die Ansicht der Russen ist, welche da behaupten, Rumänien habe bei der Abgabe Bessarabiens (8480 Qu.-Km.) gegen die Dobrogea (13,210 Qu.-Km.) ein gutes Geschäft gemacht. Bessarabien besaß eine fast durchgehends rumänische anhängliche Bevölkerung auf fruchtbarem Boden; hier hausen fremdartige Volkselemente, bestrebt, dem Stern des Padischah's zu folgen. Gewiß ist der neue Besitz nicht das Sumpfland, für das man ihn in Deutschland hält, denn Sümpfe finden sich nur bei Tultscha und an der Donau-Mündung; sie nehmen etwa ein Zehntel des Landes in Anspruch; allein auch der bergigen und waldigen Distrikte sind wenige, der ganze südliche und westliche Teil, etwa zwei Drittel des Gebietes, umfaßt baumloses, regenarmes Land. Millionen hat es bereits verschlungen, Millionen müssen noch geopfert werden, um den orientalischen Schlummer zu verscheuchen und westeuropäischen Ansprüchen zu genügen.

Wir geben jetzt eine Liste der deutschen Kolonien in der Dobrogea:

Name des Ortes	Religion	Besteht seit ungefähr Jahren	Ungefähre Anzahl der Familien
Malkotsch	römisch-katholisch	26	40
Kululni	„	6	20
Katalni	protestantisch	26	50
Admatscha	„	34	70
Tschukurowa	„	34	70
Kuschulak	„	10	110
Taraverdi	„	10	90
Koschali	„	6	30
Bahari	„	4	30

In nachstehenden Ortschaften wohnen Deutsche mit Türken, Tataren, Rumänen oder Bulgaren gemischt:

Name des Ortes	Religion	Besteht seit ungefähr Jahren	Ungefähre Anzahl der Familien
Baladagh	protestantisch	25	10
Tultscha	protest. u. kathol.	25	40
Karamurat	römisch-katholisch	10	50
Anatolkiöj	protest. u. kathol.	6	15
Köstendsche	„ „ „	6	15

Diese Daten beziehen sich auf die Gemeinden als Ackerbaukolonien, deutsche Handwerker sitzen seit Menschengedenken wie überall so auch in der Dobrogea.

Wie steht es nun um eine Auswanderung aus dem deutschen Mutterlande nach Rumänien? Wie sich die Stimmung in Rumänien momentan äußert, dürfte eine Massenzuwanderung kaum in Betracht gezogen werden können; nach Dezennien jedoch, wenn die Furcht der Rumänen, ihr Bauernstand könnte entnationalisiert werden, geschwunden ist, dann erscheint eine solche möglich. Vorderhand kann Rumänien jedem tüchtigen Arbeiter, der sich in seinem Vaterlande als Pechvogel erwiesen, als ein Land mit goldenen Sesseln und gefüllten Fleischtöpfen empfohlen werden, wobei wir aber, wohlgemerkt, nur von fleißigen Professionisten reden, denn verwahrlosten Nichtsthuern fliegen nirgends die gebratenen Tauben in den Mund. Schmiede, Schlosser, Tischler, Schuhmacher, Schneider, Klempner 2c. werden in den kleinen Provinzstädten der Walachei und der Moldau gewiß eher ihr Auskommen erlangen wie daheim. Im Dorfe freilich dürfen sie sich nur niederlassen, wenn sie ihr Heimatsrecht aufgeben und Angehörige des rumänischen Staates werden. Nochmals und mit Nachdruck sei hier auf die ganz außerordentliche, schier unglaubliche Fruchtbarkeit vieler Landschaften der Moldau und der Walachei hingewiesen. Deutsche Ackergeräte und deutsche Arme müßten wahrhaftig solchem Boden reines Gold entnehmen können! Und darum eher nach Rumänien als nach dem mörderischen Klima Afrika's und Amerika's. Gott schütze Rumänien und seine deutschen Angehörigen!

(Schluß folgt.)

Notiz.

* Ein Brief von Stanley. Herr A. L. Bruce, der Schwiegersohn des verstorbenen Missionars Livingstone, in Edinburgh hat am 1. April einen Brief von Stanley erhalten, welcher zwei Daten, vom 4. und 5. September 1888, hat und seine Begegnung mit Emin Pascha schildert, bei welchem er 26 Tage verweilte. Stanley hebt hervor, daß er länger gebraucht habe, um Emin Pascha zu erreichen, als er geglaubt hatte; allein nach dem Ton seines Briefes ist er offenbar von seinem Besuche ganz befriedigt und schreibt in vollkommenem Wohlbefinden und heiterer Stimmung. Als er den Albert-Nyanza erreichte, schickte er einen Boten an Emin Pascha ab und kündigte ihm die Thatsache seiner Ankunft an, und Emin antwortete ihm mit der Bitte, zu warten, bis er selbst komme. Beide begaben sich nun nach dem Gestade des Sees. Außer der Thatsache, daß Emin Pascha sich wohl befinde, meldet Stanley nicht viel, und verspart die Anführung weiterer Einzelheiten wahrscheinlich auf die Mitteilungen, welche er der Königl. Geographischen Gesellschaft in London machen wird. Der Poststempel des Briefes von Balana, an der Kongo-Mündung, ist vom jüngst vergangenen Februar und zeigt, daß der Brief fünf Monate gebraucht hat, um vom Ituria-Fluß aus, wo er geschrieben wurde, die Küste zu erreichen. Wir werden in nächster Nummer die Briefe Stanley's veröffentlichen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 16. Stuttgart, 22. April **1889.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die neuesten Nachrichten von Stanley. S. 301. — 2. Vorderasien und Hellas. Eine kulturgeschichtliche Skizze. Von Waldemar Lewis. (Schluß.) S. 306. — 3. Das Erdbeben von Vostizza. Nebst der griechisch-kleinasiatischen Erdbebenchronik des Jahres 1887. Von Dr. Bernhard Ornstein. (Schluß.) S. 310. — 4. Rumänien. Von Rudolf Bergner. (Schluß.) S. 315. — 5. Kleinere Mitteilungen. S. 318. — 6. Litteratur. S. 320.

Die neuesten Nachrichten von Stanley.

Nach einem langen und so bangen Schweigen, daß wir den kühnen Reisenden mit einigem Recht für tod halten zu dürfen glaubten, sind uns endlich wieder neue, heitere und glückliche Nachrichten von Stanley in zwei eigenen Briefen von ihm aus dem Herzen von Afrika zugekommen, welche allerdings von einer langen Reihe schwerer Gefahren und überstandener Mühsale berichten. Wir geben weiter unten die langen Depeschen und Briefe des unermüdlichen Forschers zum Besten, welcher die ergreifende Geschichte seines Marsches nach den Gegenden erzählt, wo Emin Pascha vereinzelt ward, sowie sein glückliches Zusammentreffen mit Dr. Schnitzer und Signor Casati und seine glückliche Rückkehr in die Nähe des Kongo-Stromes. Diese Briefe, von denen jede Zeile von dem größten Interesse für den Denkenden und Fühlenden ist, wurden schon am 28. August 1888 geschrieben und erreichten erst Mitte Februars dieses Jahres die Küste bei Banana, so daß der blose Transport von Stanley's Postpaket, nachdem er nach Ibwiri und den verhältnismäßig bekannteren Bezirken der Stanley-Fälle zurückgekehrt war, nicht weniger als fünf Monate beansprucht hatte. Diese Thatsache an sich selbst, sowie die schmerzlichen Einzelheiten über das Vorrücken unseres Reisenden, liefern einen Beweis von den ungeheuren Entfernungen und langsamen Märschen in jenem dunklen Kontinent, dessen nahezu letzte Geheimnisse nun durch die fesselnd interessante Schilderung entschleiert werden, welche wir unseren Lesern vorzuführen imstande sind. Als Stanley von den Ufern jenes großen Stromes aufbrach, dessen Lauf er zuerst unter den Auspizien des Londoner „Daily Telegraph" und des „New York Herald" verfolgte und schilderte, begab er sich sogleich in ein Land, über dessen Geographie man bisher gar nichts wußte. Arabische Sklavenhändler, wandernde Horden beutegieriger Neger auf ihren Raubzügen, und Jagdpartien von Eingeborenen hatten ohne Zweifel bisweilen die schmalen Pfade am Aruwimi betreten — ihr scheußliches Zerstörungswerk wird ja in der That beschrieben — allein Stanley's jüngste Briefe sind die erste Schilderung des ungeheuren, zwischen den Stanley-Fällen und dem Albert-Nyanza liegenden Urwaldgebiets, von welchem jemals der zivilisierten Welt in Wort und Bild Kunde gegeben wird. Auch ist dies nicht die einzige oder nahezu alleinige Ursache der Aufmerksamkeit, mit welcher diese Depeschen wahrscheinlich gelesen werden. Sie sind nicht allein nach ihrem Wesen und Inhalt neu und aufregend, als wären wir Karthager, welche Hanno's heimgebrachten „Periplus" entziffern, als der große phönikische Seefahrer von jenseit der Säulen des Herkules zurückkehrte; sondern unter der aufregenden Geschichte der geographischen Entdeckung liegt noch die abenteuerliche Bemühung und Absicht der Befreiung, deren persönlicher Mittelpunkt der unerschrockene Emin Pascha ist — eine Persönlichkeit, auf welche das deutsche Volk so stolz sein darf, als die Briten auf ihren Livingstone und Stanley sind. Unsere jüngsten Nachrichten aus Kairo berichteten vor einigen Tagen von dem großen Siege, welchen Emin Pascha's Truppen vor sieben oder acht Monaten über die Streitkräfte der Mahdisten erfochten, wobei jene drei Dampfer wegnahmen und dem Höchstkommandierenden des Khalifa eine vollständige Niederlage beibrachten. Dies wäre ungefähr um dieselbe Zeit gewesen, wo Stanley, nach seinem Aufenthalt am Albert-See bei Emin Pascha, wieder am Ituri zurück war. Können

wir nun zwar ziemlich versichert sein, daß der Pascha selbst an dem Gefecht bei Bor nicht teilnahm, so zeigt doch das Ergebnis selbst, wie trefflich er seine spärlichen Hülfsquellen organisiert, und welch hohen Mut und Selbstvertrauen er seinen ausgehobenen schwarzen Truppen eingeflößt hatte, obwohl er ganz von der Zivilisation abgeschnitten war und nur von seinem Pflichtgefühl für seine äquatorialen Völker und dem Vergnügen aufrecht gehalten wurde, welches ihm die Aussicht auf Stanley's Hülfsexpedition oder Sympathie und deren Verwirklichung verursachte.

Diese Expedition trat am 28. Juni 1887 von Yambuya am Kongo-Strom aus ihr mühsames Unternehmen an, Emin Pascha zu erreichen. Die ersten Begebenheiten dieser Erzählung sind daher beinahe zwei Jahre alt, so langsam ist der Einlauf von afrikanischen Neuigkeiten. Stanley rückte mit im Ganzen 389 Mann vor und ließ den Major Barttelot mit einer Reserve von 257 Mann zurück, welche ihm folgen sollten, sobald der Dampfer mit den Waren angekommen sein würde. Major Barttelot hatte die Weisung, genau die Fährte der Vorhut einzuhalten. Die vorammarschierende Truppe geriet sogleich in schwierige Lagen, denn die Eingeborenen benahmen sich furchtsam und feindselig, und doch starb in 34 Tagen nur ein einziger Mann. Dann kam eine „Wildnis" von neun Tagereisen, und nach zwei Monaten kam ein unglückseliges Zusammentreffen mit einer arabischen Karawane, die das Land verwüstet hatte und nun die Soldaten und Träger Stanley's zum Abfall verführte. Er mußte 56 Leute bei Ugarrowa, dem Araber, zurücklassen, welche sonst der Krankheit erlegen oder desertiert wären. Mit seiner nun auf 273 Köpfe reduzierten Streitmacht betrat er eine Oede von düsterem Waldland ohne Nahrung und Obdach, ohne Bewohner und für die Expedition höchst verderblich. In den nächsten drittehalb Monaten wurde das Korps auf 173 Mann heruntergebracht, welche sich mit wildem Obst, Pilzen und Nüssen vor dem Hungertod bewahrten. Selbst Stanley's Genie und Mut vermochten kaum seine entmutigten Leute in diesem furchtbaren Sumpfwalde beisammen zu halten. Er schreibt: „Unsere Leute zweifelten an allem, was wir ihnen sagten; die Leiden waren so furchtbar, die Unfälle so zahlreich, der Wald anscheinend so endlos gewesen, daß sie nicht mehr glauben wollten, wir würden allmählich niedere Ebenen und Vieh und den weißen Mann, Emin Pascha, wieder sehen. Es war uns zu Mute, als schleppten wir uns mit einer Kette um den Hals hin. „Jenseit dieser ausgeraubten Gegenden liegt ein noch unberührtes Land, wo Nahrung genug vorhanden ist und wo ihr eure Mühsale vergessen werdet; darum munter, Jungens! seid Männer! marschiert etwas rascher!" riefen wir; allein sie waren für unsere Bitten und Vorstellungen taub, denn unter dem Drang von Hunger und Leiden verkauften sie ihre Büchsen und Ausrüstungen um einige Maiskolben, entliefen mit ihrer Munition und wurden ganz demoralisiert. Als ich sah, daß Bitten, Vorstellungen und gelinde Strafen nichts fruchteten, beschloß ich die Elenden mit der Todesstrafe heimzusuchen; infolge davon wurden zwei von den schlimmsten Burschen ergriffen und in Gegenwart Aller gehenkt." Nicht eher, als bis sie sich nach Ibwiri durchgeschlagen hatten, fand die schwerleidende Mannschaft der Expedition Nahrung. Sie kamen nun in eine Region des Ueberflusses und die Leute fütterten sich bald wieder zu Kraft und Entschlossenheit heraus, deren sie so sehr bedurften, denn nun betrat das langsam vorrückende Korps das Gebiet Mazamboni's, eines „schwarzen Fürsten", welcher sogleich die Fremden bekriegte. Von Stanley's Seite war nichts geschehen, um das hervorzurufen; er suchte und wünschte im Gegenteil Frieden; allein er mußte kämpfen und warf selbst mit seiner verminderten Streitkraft die ungastlichen Eingeborenen zurück und zog weiter, bis man ferne Berge zu Gesicht bekam. Stanley wußte, daß diese jenseit des Albert Nyanza lagen, allein seine Leute wollten ihm nicht glauben, als er sie hieß, sich auf einen Anblick der Gewässer des Sees vorzubereiten. Sie hatten jedoch den großen See an seinem südlichen Ende erreicht: er lag 3000 F. unter ihnen und sie betraten seine südwestliche Ecke in Kakondo; allein auch hier erwartete den unerschrockenen Anführer eine doppelte Enttäuschung: die Eingeborenen wollten nicht freundlich sein und hatten keine Nachrichten von irgend einem weißen Mann oder einem Dampfer desselben. Und doch mußte Emin Pascha von Sansibar aus die Nachricht von Stanley's Kommen erhalten haben, und ohne ihn gab es keine Kähne, kein Holz, um solche zu erbauen, keine Hoffnung, sich auf dem übrigen Wege bis nach Wadelai durchzuschlagen, weil nur eine fünftägige derartige Arbeit fünf Kisten Patronen gekostet hatte. In diesem Dilemma faßte der unbezwingliche Anführer ruhig den Entschluß, durch alle seine Feinde hindurch wieder nach Ibwiri zurück zu marschieren, ein Fort zu errichten, nach seinem Boot hinunter zu schicken und seine Rekonvaleszenten heraufzubringen, und alles dies vollführte er unter solch herzbrechenden Schwierigkeiten und Verzögerungen, wie aus der unten folgenden Depesche genauer zu übersehen ist.

Siebenundvierzig Tage lang blieb Stanley zu Ibwiri, erkrankte dort, genas aber wieder und führte seine verstärkte Mannschaft nun wieder durch das Land des mächtigen Häuptlings Mazamboni, der sich jetzt mit ihm befreundete, bis auf eine Tagereise Entfernung vom Nyanza. Hier fand er gute Nachrichten. Einige Eingeborene kamen von Kavalli und sagten aus: „Ein weißer Mann habe ihrem Häuptling ein schwarzes Paket gegeben, welches er mir, seinem Sohne, überbringen solle; ob ich Ihnen folgen wolle?" — „Ja, morgen", antwortete ich, „und wenn eure Worte wahr sind, will ich euch reich machen!"

Sie waren wahr. Es war Emin's Brief und er selbst war ganz in der Nähe, so daß am Abend des 29. April 1888 Herr Jephson den Pascha und Herrn

Casati in's Lager brachte und der Zweck der Expedition erreicht war. Es hatte zehn Monate gekostet, um Emin Pascha zu erreichen und ihm die Hände zu drücken, aber das Werk war gethan. Unsere Leser müssen die lebendigen Sätze Stanley's selbst studieren, um zu erfahren, wie angenehm die beiden weißen Männer miteinander lebten, und wie beschlossen wurde, Stanley solle sich um einige von Emin's Leuten verstärken und dann zurückkehren, um die Vorräte und Munition zu holen, welche nun unter Major Barttelot's Aufsicht in der Nähe sein mußten. Unsere Leser werden erfahren, mit welcher Entschlossenheit Stanley umkehrte, mit welcher Geschicklichkeit er dem Todbringenden Walde auswich, wie er nun Lebensmittel bei sich führte, und wie bekümmert er war, nur einen einzigen weißen Mann bei dem Ueberrest seiner Nachhut zu finden, welche nur noch 52 dienstaugliche Leute von 257 Köpfen zählte. Aus seinen Aeußerungen hierüber geht hervor, daß Stanley wütend war: alles war schief gegangen ohne den großen Führer; seine Leute hatten gezögert, geschwankt, gezweifelt, ihn im Stich gelassen und waren zusammengeschmolzen, weil sie an die Nachricht von seinem Tod glaubten.

Gleichwohl ließ sich der unermüdliche Forscher nicht abhalten und rüstete sich, als er diesen selben Brief schrieb, wieder mit den Munitionen und übrigen Vorräten aufzubrechen, um Emin zu Hülfe zu eilen. Es kostete ihn 82 Tage, um nach Banalya herunter zu kommen, und Emin sollte nach zwei Monaten nach Fort Bodo, wo sie wieder zusammentreffen wollten, oder nach dem Nyanza gehen, denn dorthin strebte Stanley mit seiner Streitmacht von etwa 200 Mann entschlossen zu kommen. Ueber Emin Pascha's schließliche Absichten lassen uns diese Depeschen zweifelhaft; allein es kann nicht verhehlt werden, daß nach dem gänzlichen Zusammenbruch der Nachhut und Ersatzmannschaft Stanley ihm nur eine kläglich verminderte Hülfe leisten konnte. Auch dürfte der tapfere Pascha um so weniger zum Abzug geneigt sein, wenn er von seinen Siegen im Norden Kunde erhielt. Soviel wenigstens ist gewiß, daß Stanley mit einer Kühnheit, welche selbst von seinen eigenen früheren Leistungen nicht übertroffen wird, sich einen Weg durch Afrika erkämpft und einen hinteren Zugang zu den von Emin Pascha beherrschten Regionen eröffnet und trotz aller nur erdenkbaren Hindernisse seinen Plan ausgeführt hat. Wo Stanley in diesem Augenblicke ist, kann niemand genau wissen; aber wahrscheinlich ist er bei Emin, denn er konnte leicht zu Ende vorigen Jahres den Albert Nyanza wieder erreicht und dort von der Revolution in Uganda und vielen anderen Dingen gehört haben, welche ihn zur Veränderung seiner Pläne veranlassen mochten.

Dem Gerüchte nach, dessen Bestätigung jedoch noch zu erwarten ist, sind Stanley, welcher wieder nach dem Albert Nyanza zurückgekehrt ist, und Emin Pascha bereits miteinander aufgebrochen, um den Marsch durch Unyoro und die Länder südlich vom Victoria Nyanza und Massai nach Sansibar anzutreten.

Sir F. de Winton, der Vorstand des Comité's zum Entsatz Emin Pascha's, schreibt unter dem 1. April an den Redakteur des „Daily Telegraph" in London:

„Die längst erwarteten Briefe von Herrn Henry M. Stanley sind endlich angekommen. Sie schildern in einer kurzen graphischen Gestalt die abenteuerliche Reise, welche er und seine Gefährten vom Kongo nach dem Albert Nyanza gemacht, die Leiden und Entbehrungen, welche sie zu erdulden gehabt und wie sie, aufgehalten durch die Angriffe der Eingeborenen und von Hunger geschwächt, 160 Tage brauchten, um die von Stanley so bezeichnete unheimliche Waldregion zu durchwandern. Die unbezwingliche Energie ihres Führers trieb sie weiter, und endlich traten sie aus dem Wald auf grasige Ebenen, in ein Land voll Sonnenschein und Ueberfluß hinaus. Von hier an war ihr Marsch nach dem See, mit einer einzigen Ausnahme, vergleichsweise leicht.

„Dieser Brief enthält eine Schilderung von Stanley's Zusammentreffen mit Emin, und wie der unerschrockene Forscher, nach vierzehntägiger Ruhe, allein wieder umkehrt, um den am Kongo zurückgelassenen Nachtrab zu holen.

„Was Emin weiter beabsichtigt, darüber müssen wir weitere Nachrichten abwarten, und Herrn Stanley's Route auf dem Rückweg wird von der Handlungsweise, welche Emin einschlägt, abhängen. Mittlerweile dürfen die Briten und alle anderen Nationen Europa's versichert sein, daß der Zweck der Expedition erreicht, daß nun Emin Pascha Hülfe zugeführt worden ist, und daß, obgleich dieses befriedigende Ergebnis von großen Mühsalen und Verlusten an Menschenleben begleitet war, der Entsatz Emin Pascha's als eine der bedeutendsten Leistungen in der Geschichte der zentralafrikanischen Forschung dastehen wird. Ich bleibe ꝛc.

* * *

Stanley's Brief an den Vorstand des Ausschusses zum Entsatz Emin Pascha's.

Insel Bungangeta, im Ituri- oder Aruwimi-Flusse.
28. August 1888.

Sir! Eine kurze Depesche mit der Meldung, daß wir die erste Rate von Unterstützung in die Hände Emin Pascha's am Albert Nyanza gelegt haben, ist am 17. d. M., wenige Stunden nach dem Zusammentreffen mit unserem Nachtrab, durch Kuriere von den Stanley-Fällen, gleichzeitig mit Briefen an Tippu Tib, den arabischen Gouverneur dieses Bezirks, abgegangen. Ich schicke mich nun an, Ihnen die Geschichte unserer Bewegungen seit dem 28. Juni 1887 mitzuteilen.

Ich hatte ein mit Graben und Verpfählung versehenes Lager in Yambuya am unteren Aruwimi, gerade unterhalb der ersten Fälle, errichtet, und den Major Barttelot, weil er der älteste unter meiner Offiziere war, zum Kommandanten desselben ernannt. Herr J. S. Jamieson,

ein Freiwilliger, hatte sich ihm angeschlossen. Bei der Ankunft aller Leute und Waren von Bolobo und Stanley Pool sollten die damit angekommenen Offiziere Troup, Ward und Bonny sich bei Major Barttelot zum Dienste melden. Allein den schriftlichen Weisungen gemäß, welche ich dem Major hinterlassen hatte, sollte keine wichtige Handlung oder Bewegung ohne vorgängige Beratung mit den Herren Jamieson, Troup und Ward vorgenommen werden. Die Kompagnien unter Major Barttelot's Befehl zählten 257 Mann.

Da ich den Major bat, Ihnen eine Abschrift von den an jeden Offizier erlassenen Weisungen zu übersenden, so wissen Sie ohne Zweifel, daß der Major in Yambuya bleiben sollte, bis der Dampfer von Stanley Pool mit den zurückgelassenen Offizieren, Mannschaften und Waren angekommen sein würde, und wenn dann Tippu Tib's versprochenes Kontingent von Trägern eingetroffen sein würde, so sollte er seine Mannschaft in Marsch setzen und unserer Fährte folgen, welche, so lange sie durch die Waldregion gieng, durch das Fällen und Anhauen der Bäume, durch unsere Lager und Seribas kenntlich sein würde ꝛc. Falls Tippu Tib's Träger nicht eintreffen würden, dann sollte der Major, wenn er lieber marschieren als zu Yambuya bleiben wollte, alle die in meinen schriftlichen Weisungen bezeichneten Gegenstände ablegen und mittelst kurzer Stationen doppelte und dreifache Tagemärsche machen, bis ich vom Nyanza zurückkehren und ihn ablösen würde. Die Weisungen waren genau und, wie die Offiziere zugaben, verständlich.

Der aus 389 Offizieren und Mannschaften bestehende Vortrab brach am 28. Juni 1887 von Yambuya auf. Am ersten Tage folgten wir dem linken Ufer, marschierten 12 e. Mln. und erreichten den großen Bezirk Yankonde. Bei unserer Annäherung steckten die Eingeborenen ihre Dörfer in Brand und griffen unter dem Schutz des Rauchs die Wegbahner an, welche die zahllosen Hindernisse beseitigten, die sie vor dem ersten Dorfe angebracht hatten. Das Scharmützel währte 15 Minuten. Am zweiten Tage verfolgten wir einen Pfad, welcher landeinwärts führte, aber in östlicher Richtung. Wir verfolgten diesen Pfad fünf Tage lang durch eine dichte Bevölkerung. Die Eingeborenen boten alle ihnen nur irgend bekannten Künste und Listen auf, um einen Feind zu belästigen, zu hindern und zu verwunden; allein wir schlugen uns durch sie durch, ohne einen Mann zu verlieren. Als wir bemerkten, daß dieser Pfad uns zu weit von unserem Kurs abführe, so schlugen wir eine nordöstliche Richtung ein und erreichten den Fluß wieder am 5. Juli. Von diesem Datum bis zum 18. Oktober folgten wir dem linken Ufer des Aruwimi. Nach einem ununterbrochenen Marsch von 17 Tagen hielten wir einen Rasttag. Am 24. Tage von Yambuya an verloren wir zwei Mann durch Desertion. Im Monat Juli machten wir nur vier Haltetage. Am 1. August verloren wir den ersten Mann durch Todesfall infolge von Ruhr, so daß diese 34 Tage lang unser Marsch ein eigentümlich erfolgreicher gewesen war. Da wir aber nun eine Wildnis betraten, deren Durchquerung uns neun Tage kostete, so begannen unsere Leiden sich zu vervielfältigen, und es kamen mehrere Todesfälle vor. Der Fluß war uns in dieser Zeit von großem Nutzen; unser Boot und mehrere Kähne nahmen den Kranken und Ermüdeten ihre Ladungen ab, so daß wir noch immer stetig vorwärts kamen, wenn auch nicht in solch glänzender Weise, wie während des ersten Monats.

Am 13. August erreichten wir Air-Sibba; die Eingeborenen leisteten uns kühnen Widerstand; wir verloren fünf Mann durch vergiftete Pfeile, und zu unserem großen Leid wurde Lieutenant Stairs gerade unter dem Herzen verwundet, und hatte beinahe einen Monat lang schwer zu leiden, genas aber endlich. Am 15. führte Herr Jephson, welcher die Marschkolonne zu Lande befehligte, seine Leute landeinwärts, wurde verwirrt und verirrte sich, und wir vereinigten uns erst wieder am 21.

Am 25. August kamen wir im Bezirk Air-Jeli an und schlugen unser Lager gerade der Einmündung des Nebenflusses Nepoko gegenüber auf.

Am 31. August stießen wir zum erstenmal auf eine Abteilung Manyuema von der Karawane des Ugarrowa, aliâs Uledi Balyuz, welcher sich als früherer Zeltjunge Speke's herausstellte. Unsere Mißgeschicke begannen von diesem Tage an, denn ich hatte die Kongo-Straße eingeschlagen, um den Arabern auszuweichen, damit sie nicht meine Leute heimlich gewinnen und durch ihre Geschenke zum Ausreißen verführen sollten. Sechsundzwanzig Mann desertierten innerhalb drei Tagen nach diesem unglücklichen Zusammentreffen.

Am 16. September kamen wir in einem Lager an, welches unmittelbar der Station von Ugarrowa gegenüber lag. Da es sehr an Nahrungsmitteln fehlte, weil Ugarrowa eine ungeheure Region verwüstet hatte, so hielten wir nur einen Tag in seiner Nähe. Ich traf mit ihm so günstige Uebereinkommen, als nur von einem derartigen Mann zu erwarten waren, und ließ 56 Mann bei ihm zurück. Alle Somali zogen das Zurückbleiben bei Ugarrowa dem Weitermarschieren vor. Auch fünf Sudanesen wurden zurückgelassen. Für sie alle wäre es sicherer Tod gewesen, wenn sie versucht hätten, uns zu begleiten. Bei Ugarrowa konnten sie möglicherweise Wiedergenesung finden. Als Kostgeld für sie mußten für jeden Monat fünf Dollars per Kopf bezahlt werden.

Am 18. September verließen wir Ugarrowa und am 18. Oktober betraten wir die Niederlassung, wo Kilinga-Longa wohnte, ein Sansibari-Sklave, welcher Abed-bin-Salim gehörte, einem alten Araber, dessen blutige Unthaten in dem Werke „Der Kongo und die Gründung des Freistaats" erzählt worden sind. Dieser Monat erwies sich als ein fürchterlicher für uns; kein Mitglied der Expedition, gleichviel ob weiß oder schwarz, wird ihn je

vergessen. Als der Vortrab Ugarrowa verließ, zählte er noch 273 Mann, weil wir von 389 sechsundsechzig Mann durch Desertion und Tod zwischen Yambuga und Ugarrowa's Station verloren und 56 Mann Kranke bei den Arabern zurückgelassen hatten. Als wir Kilinga-Longa erreichten, entdeckten wir, daß wir 55 Mann durch Verhungern und Desertion verloren hatten. Wir hatten hauptsächlich von wildem Obst, Pilzen und einer großen, flachen, bohnenförmigen Nuß gelebt. Die Sklaven Abed-bin-Salim's thaten ihr Möglichstes, um die Expedition ohne offene Feindseligkeiten zu ruinieren. Sie kauften Gewehre, Munition, Kleidung, so daß wir beim Verlassen ihrer Station bettelarm und unsere Leute absolut nackt waren. Wir fühlten uns körperlich so schwach, daß wir außerstande waren, das Boot und ungefähr 70 Traglasten Waren fortzuschaffen; wir ließen daher diese Waren und das Boot unter dem Wundarzt Parke und Kapitän Nelson, welch letzterer ebenfalls marschunfähig war, bei Kilinga-Longa zurück, und gelangten nach einem zwölftägigen Marsch nach einer Niederlassung der Eingeborenen, namens Ibwiri. Zwischen Kilinga-Longa und Ibwiri hatte sich unsere Lage nicht gebessert. Die Verwüstung durch die Araber hatte bis wenige Meilen von Ibwiri gereicht — eine solch vollständige Verwüstung, daß zwischen Ugarrowa und Ibwiri keine einzige Hütte der Eingeborenen mehr stehen geblieben war und das, was die Sklaven von Ugarrowa und Abed-bin-Salim nicht verwüstet hatten, durch die Elefanten niedergetreten und die ganze Region in eine entsetzliche Wildnis verwandelt worden war. Allein zu Ibwiri waren wir jenseit des äußersten Bereichs der Zerstörer; wir waren auf einem jungfräulichen Boden, in einer bevölkerten Region mit Ueberfluß an Nahrungsmitteln. Unsere Hungerqualen hatten am 31. August begonnen und endeten erst am 12. November. Wir und unsere Mannschaften waren reine Skelette. Von den 389 ursprünglich Ausmarschierten waren nur noch 174 vorhanden, worunter einige, bei denen anscheinend wenig Hoffnung mehr vorhanden war, mit dem Leben davon zu kommen. Die Leiden waren so furchtbar, die Unglücksfälle so zahlreich, der Wald anscheinend so endlos gewesen, daß unsere Leute nicht mehr glauben wollten, wir würden mit Zeit und Weile Ebenen und Vieh und den Nyanza und den weißen Mann, Emin Pascha, wieder sehen. Es war uns zu Mute, als schleppten wir uns mit einer Kette um den Hals. „Jenseit dieser verheerten Gegenden", sagte ich ihnen, „liegt ein noch unbetretenes Land, wo es Nahrungsmittel im Ueberfluß geben wird und wo ihr eure Mühsale vergessen werdet; darum frischauf, Burschen! seid Männer und marschiert rascher!" Aber sie waren für unsere Bitten und Vorstellungen taub; von Hunger und Elend gedrungen, verkauften sie ihre Gewehre und Ausrüstungen um einige Maiskolben, liefen mit dem Schießbedarf davon und waren ganz unlenksam. Als ich bemerkte, daß Bitten, Vorstellungen und gelinde Strafen nichts fruchteten, so beschloß ich, über die Elenden die Todesstrafe zu verhängen, und infolge davon wurden zwei der schlimmsten Bursche ergriffen und in Gegenwart aller Uebrigen aufgeknüpft.

Wir blieben 13 Tage in Ibwiri und schwelgten im Genuß von Hühnern, Ziegen, Bananen, Mais, Bataten, Yams, Bohnen ꝛc. Die Vorräte waren unerschöpflich und die Leute aßen nur zu viel. Die Folge davon war, daß ich wieder 173 (einer davon war durch einen Pfeil getötet worden) Mann höchst wohlgenährter und kräftiger Träger besaß, als ich am 24. November nach dem Albert Nyanza aufbrach.

Es waren noch 126 e. Mln. bis zum See, allein bei gegebener guter Nahrung erschien diese Entfernung nichts.

Am 1. Dezember erblickten wir das offene Gelände von dem Gipfel eines Höhenrückens, welcher mit dem Mount Pisgah (so nannten wir ihn von unserem ersten Anblick des Landes der Verheißung und des Ueberflusses) zusammenhieng. Am 5. Dezember traten wir in die Ebenen hinaus, und der tötliche düstere Wald lag hinter uns. Nach 160 Tagen fortwährender Düsterkeit sahen wir wieder das Licht des hellen Tages um uns herum scheinen und alle Dinge verschönern. Wir wähnten, niemals so grünes Gras oder eine so liebliche Gegend gesehen zu haben. Die Männer jauchzten und tanzten buchstäblich und rannten mit ihren Lasten um die Wette über den Boden. Ja, da war mit Einemmale der alte Mut und Geist der früher erfolgreich vollendeten Expeditionen wieder angefacht!

Wehe dem angreifenden Einheimischen, wie stark er auch immer sein mag! mit solchem Mute werden die Männer sich auf ihn stürzen, wie Wölfe auf Schafe; die Menge wird nicht mehr in Betracht gezogen werden. Der ewige Wald hatte die Leute zu den verworfenen sklavischen Geschöpfen gemacht, welche von den arabischen Sklaven Kilinga-Longa's so brutal geplündert worden waren.

Am 9. Dezember betraten wir das Gebiet des mächtigen Häuptlings Mazamboni. Die Dörfer waren über eine große Strecke Landes so dicht ausgestreut, daß es keinen anderen Weg gab, als durch ihre Dörfer oder Felder hindurch. Die Einwohner hatten uns schon aus weiter Ferne wahrgenommen und waren vorbereitet. Wir besetzten einen Hügel, sobald wir am 9. Dezember um vier Uhr Nachmittags im Mittelpunkt einer Masse von Dörfern angekommen waren und errichteten eine Seriba so schnell als nur Holzhippen Buschholz fällen konnten. Das Kriegsgeschrei von Berg zu Berg war furchtbar und scholl gellend über die zwischenliegenden Thäler herüber; die Leute kamen aus allen Richtungen herbeigelaufen und Kriegshörner und Trommeln verkündeten den bevorstehenden Kampf. Diejenigen Eingeborenen, welche zu kühn wurden, warfen wir mit nur geringer Mühe zurück, und ein leichtes Scharmützel endete damit, daß wir eine Kuh eroberten — das erste Ochsenfleisch, welches wir kosteten, seit wir den Ozean verlassen hatten

Die Nacht verging friedlich, denn beide Teile rüsteten sich für den folgenden Tag. Am Morgen des 10. versuchten wir Unterhandlungen anzuknüpfen. Die Eingeborenen waren sehr begierig zu erfahren, wer wir seien, und wir waren sehr darauf erpicht, Nachrichten über das Land zu erhalten, welches die Expedition zu ruinieren drohte. Stunden vergingen über leerem Geschwätz, denn beide Parteien hielten in achtbarer Entfernung voneinander. Die Eingeborenen sagten, sie seien Unterthanen von Uganda, aber ihr wirklicher König sei Kabba-Rega und Mazamboni verwalte nur das Land für Kabba-Rega. Sie nahmen endlich Tuch und Messingstäbe, um sie ihrem König Mazamboni zu zeigen, von dem wir am anderen Tag Antwort erhalten sollten; mittlerweile sollten alle Feindseligkeiten eingestellt werden.

Der Morgen des 11. brach an, und etwa um acht Uhr hörten wir zu unserer Ueberraschung einen Mann verkündigen, es sei Mazamboni's Wille, daß wir aus dem Lande vertrieben werden sollten. Die Verkündigung ward von dem Thale in unserer Nachbarschaft mit betäubendem Geschrei aufgenommen. Ihr Wort „Kanwana" bedeutet Frieden schließen, das Wort „Kurwana" bedeutet Krieg. Wir waren daher im Zweifel oder vielmehr wir hofften, falsch verstanden zu haben. Wir schickten einen Dolmetscher näher hin, um zu fragen: ob es Kanwana oder Kurwana sei. „Kurwana!" hieß die Antwort, welche noch durch zwei auf unsern Dolmetscher abgeschossene Pfeile Nachdruck erhielt und jeden Zweifel zerstreute. Unser Hügel stand zwischen einer hohen und einer niedrigeren Hügelkette. Auf der einen Seite von uns war ein schmales Thal, nur 250 m. breit, auf der anderen Seite war ein Thal von 3 e. Mln. Breite. Oestlich und westlich von uns erweiterte sich das Thal zu einer ausgedehnten Ebene. Die höhere Hügelkette war mit Hunderten von Kriegern besetzt, welche sich zum Herunterkommen anschickten; in dem breiteren Thale stellten sich bereits Hunderte auf. Es war keine Zeit zu verlieren. Eine Abteilung von 40 Mann unter Lieutenant Stairs wurde ausgeschickt, das breitere Thal anzugreifen; Herr Jephson wurde mit 30 Mann ostwärts geschickt; eine auserlesene Schar Scharfschützen wurde ausgesandt, um den Mut derjenigen zu erproben, welche den Abhang des höchsten Kammes herunterkamen. Stairs drang stürmisch vor, setzte angesichts von Hunderten von Eingeborenen über einen tiefen und schmalen Fluß, stürmte das erste Dorf und nahm es ein. Die Scharfschützen thaten wirksam ihre Schuldigkeit und trieben die vom Berghang herunterkommenden Eingeborenen rasch zurück, bis ihr Weichen zur allgemeinen Flucht wurde. Um drei Uhr Nachmittags war nirgends mehr ein Eingeborener sichtbar, als auf einem einzelnen kleinen Hügel ungefähr anderthalb Meilen westlich von uns.

Am Morgen des 12. setzten wir unsern Marsch fort und hatten den Tag über vier kleine Gefechte. Am 13. marschierten wir geradeaus, ostwärts, jede Stunde von neuen Streitkräften angegriffen bis Mittags, wo wir lagerten und Halt machten, um einige Erfrischungen zu genießen, welche wir uns zu verschaffen vermochten.

Um ein Uhr setzten wir unsern Marsch fort. Fünfzehn Minuten später rief ich: „Macht euch auf einen Anblick des Nyanza gefaßt!" Die Männer murrten und zweifelten; sie sagten: „Warum spricht der Gebieter fortwährend zu uns in dieser Weise? Wo soll denn der Nyanza sein? Ist dies nicht eine Ebene, und können wir nicht mindestens vier Tagereisen vor uns Berge sehen?!" Um 1 Uhr 30 Min. Nachmittags war der Albert Nyanza unter ihnen. Nun kam die Reihe an mich, zu jubeln und die Zweifler zu verspotten, aber eben als ich mich anschickte, sie zu fragen, was sie nun sehen, kamen so viele herbei, um mir die Hände zu küssen und mich um Verzeihung zu bitten, daß ich kein Wort äußern konnte. Dies war meine Belohnung. Die Berge, sagten sie, seien diejenigen von Unyoro — oder vielmehr die steilen Wände jenes hohen Plateau's. Kavalli, der Zielpunkt der Expedition, war in Bienenfluglinie sechs e. Meilen von uns entfernt.

Wir waren in einer Höhe von 5200 Fuß über der Meeresfläche. Der Albert Nyanza lag mehr als 2900 F. unter uns. Wir standen unter 1^0 20′ n. Br.; das Südende des Nyanza lag weit ausgebreitet etwa sechs e. Mln. südlich von dieser Stellung. Gerade querüber auf dem östlichen Ufer war jede Einbuchtung auf seinem niedrigen flachen Gestade sichtbar und zeichnete sich der Zufluß des Laniliki, welcher von Südwesten her in den Albert einmündet, wie eine silberne Schlange auf dunklem Grunde ab.

(Schluß folgt.)

Vorderasien und Hellas.

Eine geographisch-kulturgeschichtliche Skizze.

Von Waldemar Lewis.

(Schluß.)

Im böotischen Theben finden wir Minerva unter dem Namen Onga oder Onka verehrt, ein Wort, das zugleich den Beinamen der phönikischen Astarte bildete. Die Etymologie dieses Wortes weist deutlich auf die vorderasiatischen Sonnenkulte hin, denn Onga (Onka) stammt vom semitischen 'akak, das ist „von der Sonne erhitzt", welches seinerseits wieder mit dem Wort 'akkah (brennend) zusammenhängt.[1]

Anklänge an das Wort Onga (Onka) finden sich über ganz Griechenland und Kleinasien zerstreut.

Onchestus, eine böotische Stadt, war das Hauptheiligtum des Poseidon (Melqarth), wo Demeter durch ihren Umgang mit den onkäischen Rossen die Mutter des Rosses Arion wurde.

[1] Movers, „Die Phönikier", I., S. 643.

An den orientalischen Sonnendienst erinnert auch die uralte Sage von der schrecklichen Sturmflut des Kopaïssees, welche durch den feurigen Athem des Königs Ogyges von Böotien — ebenfalls eine mythische Gestalt — entstanden sein soll.

Im karischen Mylasa trug Neptun den Beinamen Ogoa oder Osogo und Apollo Onkaios war ein Gott der Arkadier.

Eins der sieben Thore von Theben — um noch ein Beispiel anzuführen — trug den Namen Onkaioi oder Onkaides, während ein anderes, die Pylai Hypsistai, wiederum ostwärts weist.

In Theben nämlich wurde Jupiter auch Elieus geheißen — ein Name, den auch Sanchoniathon in leichter Veränderung als Eliûn gebraucht, das wohl nur eine orientalische Form ist. Nun ist aber Hypsistos, das ist der Höchste, derselbe als Elieus und Eliûn, nämlich El-'Eliûn der Syro-Phönikier, dem wohl auch Helios nicht fremd steht.[1]

Eines der bedeutendsten religiösen Feste in Theben war das des ismenischen Apollo. Das Attribut Ismenius oder Ismenus ist überhaupt sehr häufig in böotischen Ueberlieferungen. So lesen wir von einem Fluß Ismenus, der, dem Fluß Cithäron entfließend, durch die Stadt Theben brauste, sowie von einem Heros Ismenius, der ein Sohn der Lato war, von einer Nymphe Ismene oder Ismenis, und endlich von einer Tochter des Oedipus und Schwester der Antigone, Ismene.

Daß dieser Name der einer phönikischen Gottheit war, läßt sich neben anderen Umständen auch daraus schließen, daß der ganze Kultus des Apollo Ismenius, wie der des phönikischen Eschmûn in allen seinen Phasen einen orientalisch-astrologischen Charakter hatte.[2]

Eschmûn, dessen Namen „der Achte" bedeutet,[3] ist einer der acht Kabiren, die den Kosmos symbolisch vorstellen. Mit Bezug auf diese Zahl acht waren alle Geräte, Gefäße und Instrumente, kurz alles nur irgendwie mit dem Kult Zusammenhängende, oktogon oder erinnerten sonst an die Achtzahl.

Andere Umstände weisen nicht weniger deutlich gen Osten.

Als die Dorier Rhodus eroberten, fanden sie die Städte Kamirus und Jalysus von Phönikiern unter einem gewissen König Phalas besetzt, dessen Tochter Dorcas oder Dorcia hieß. Der Name dieses Königs erscheint auf einer tyrischen Schriftrolle als Phelles, ein Wort, das Lénormant von Palu oder Phalu, d. i. „erwählt", „ausgezeichnet", ableitet. Der Name Dorcas ist nach demselben Gewährsmann identisch mit dem Darqôn der Bibel.[1]

Von den Inseln Thera und Melos wissen wir ebenfalls, daß sie bei der Eroberung durch die Dorier von Phönikiern bewohnt waren, die sich dann wahrscheinlich mit den Eindringlingen vermischten. Auf Thera blühte übrigens der Kultus des Phönix bis ins dritte Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung.

Dem Kadmus zunächst an Bedeutung steht jedoch Dionysos, der fröhlich-leidenschaftliche, wild-wollüstige Gott des Weines und der Winzer.

Was immer die Ansicht der Botaniker auch sein möge, für den Sprach- und Geschichtsforscher steht fest, daß der Weinstock aus Vorderasien stammt. „Dort (in den Kaukasusländern) windet sich im Dickicht der Waldung die Rebe mit armdickem Stamm bis in die Wipfel der himmelhohen Bäume, schlingt ihre Ranken von Krone zu Krone oder lockt von oben durch schwerhangende Trauben; dort, oder in Kolchis am Phasis, in den Landschaften Kachethien, Mingrelien, Imerethien, Armenien, zwischen Kaukasus, Ararat und Taurus" ist das Heimatland des Weines.[2]

Das lateinische vinum und seine Mutterform, das griechische οἶνος, haben keine verwandte Form im indogermanischen Sprachenkreis, wogegen auf der anderen Seite die semitischen Formen yain (hebr. und aram.), wayn (arabisch) und yavan, gähren, einen günstigen Anknüpfungspunkt bieten, der neueren Sprachforschern zufolge über alle Zweifel erhaben scheint.[3]

„Aus den transkaukasischen Ländern begleitete der Weinstock die sich ausbreitenden semitischen Stämme an den unteren Euphrat und die Wüsten und Paradiese des Südwestens, in dem wir sie später ansässig finden.

Den Semiten wird der zweideutige Ruhm verbleiben, den Fruchtsaft der Weinbeere auf der Gährungsstufe festgehalten zu haben, wo er ein aufregendes oder betäubendes Getränk abgibt."[4]

Von Syro-Phönikien kam der Wein auf zwei verschiedenen Wegen nach Griechenland. Der eine derselben gieng über das Gebiet der Thraker, das, wie wir schon oben gesehen, schon in ältesten Zeiten mit semitischer Kultur in Verbindung getreten war und zweifellos den Weinbau und den Dionysos-Kult schon sehr früh kannte.

Der andere Weg läßt sich über den Archipel verfolgen mit Kreta, Naxos und Chios als Hauptstützpunkten. „Zur Zeit des homerischen Epos und der hesiodischen Gedichte ist diese Aneignung bereits geschehen und längst vergessen; das Dasein des Weinstockes und des Weines

[1] Ein neueres Echo dieses El-'Eliûn will Moriz Willkomm im Namen der durch ihren maurischen Palmenwald berühmten südspanischen Stadt Elche finden, indem er dessen erste Silbe El mit dem Namen der uralten östlichen Sonnengottheit Elium = Helios in Zusammenhang bringt. — Vgl. den Aufsatz, „Die Südfrüchte", in Holtzendorff's und Virchow's gemeinverständlichen wissenschaftlichen Vorträgen.

[2] Otfr. Müller, „Orchomen." S. 220.

[3] Maury, Revue archéologique", III, S. 764 ff.

[1] Esra, 2, 56.

[2] V. Hehn, l. c. S. 64. — Vgl. A. de Candolle, „Origin of cultivated Plants", S. 191, englische Ausgabe.

[3] Fr. Lénormant, l. c. — Fr. Müller, in „Kuhn's Zeitschrift", 10, 319, angeführt bei Hehn.

[4] V. Hehn, l. c., S. 64 ff.

versteht sich ganz von selbst und wird, wie alles Gute im Leben, einem lehrenden oder schaffenden Gotte zugeschrieben."[1]

Wohl mochte sich vielleicht in der griechischen Urzeit der Barbar dem Eindrang des fremden Gewächses und syrischen Lebens und Glaubens zu erwehren versuchen, ungefähr wie der Friese den römischen Bischof Winfried erschlug, allein vergeblich. Die höhere Kultur des Südostens filtrierte durch alle Poren des Barbarentums, bis es dasselbe vollständig verwandelt und zu einem verfeinerten Dasein erhoben hatte. Dionysos blieb Sieger im Zweikampf, was die vielen bald nachher erstehenden und auf den Wein Bezug nehmenden Eigennamen klar beweisen.

Auf der Insel Aegina gab es ein Oenone; am rechten Ufer des Acheloos im See Melite — der auch an Phönikien erinnert — stand die Stadt Oenadai. Von Hesiod erzählt die Sage, daß er in Oeneon, einer Stadt der ozolischen Lokrer, gestorben, und Oenoe in Böotien, Oenoe bei Marathon sind ebenfalls Weinstädte, wie auch die Namensschwestern in Megara, Elis und Argolis. An der Küste des messenischen Methone lagen die Oenusai oder Weininseln.

Von den Weingeländen des alten Nysa kamen die Schiffe, welche den im Lager vor Troja liegenden Griechen Wein zuführten.

In Thrakien auch wuchs der starke Wein, mit welchem Odysseus die Cyklopen trunken machte, und Maros, der ihm denselben gab, war der Sohn des Euanthes (der nämlich Dionysos selbst ist) und ein Priester des ismarischen Apollo. Der Name des Maros ist eins mit der Stadt Ismaris, das mit leichter Wendung Maroneia wird. Maros ist also die Personifikation der kikonischen Stadt Ismaris oder Maroneia am See Ismaris, die wegen ihres guten Weines berühmt war.[2]

Es darf also wohl für erwiesen angesehen werden, daß Weinbau und Dionysos-Kult von Syrien auf zwei Wegen nach Griechenland gelangten, d. h. entweder über Phrygien und Thrakien oder über die Inseln des Archipels. Möglich wäre auch, daß die nach Westen an die Mittelmeerküste vordrängenden Mysier und Teukrer sie zuerst dort verbreiteten.[3]

Eine andere syro-phönikische Gottheit, Melqarth, der tyrische Sonnengott, Stadtpatron, Beschützer der Seefahrer und Repräsentant des Autochthonentums, ward auf griechischem Boden Herakles.[4] Er ist identisch mit dem Sandon oder Sandan der Assyrer und dem Som oder Dsom der Aegypter.[5]

Sein Symbol ist der Löwe, den wir auch in der Bibel antreffen, wo ihn Samson — eine andere Melqarthform — erschlägt. Der Löwe ist überhaupt in Wüstenländern ein häufig und gerngebrauchter Metaphor, um die Gluthitze der orientalischen Sonne, oder, mit einer Wendung aufs ethische Gebiet, physische Kraft und Stärke zu bezeichnen.[1]

Wie Melqarth (Moloch) ist auch Herakles den Kindern als Repräsentant von Jugendkraft und Lebensfülle gefährlich, geradeso, wie der Löwe junges Leben zerstört und die Strahlen der syrischen Sonne die jungen Blätter der Oase versengen.

Was seinen spezifischen Charakter anbetrifft, so ist derselbe durchaus astrologisch, denn die zwölf Arbeiten des griechischen Herakles sind die genaue Kopie der zwölf Zeichen des Tierkreises, welche der asiatische Sonnengott zu besiegen hat. Hier aber sind wir mit den Vergleichungs- und Aehnlichkeitspunkten zu Ende, denn wie alle griechischen, aus dem Orient stammenden Gottheiten, hat auch Herakles sich auf eine höhere und sittlich reinere Stufe aufgeschwungen.

Melqarth, der Gott des natürlichen, der Sonne entstrahlenden Lichtes, wird in Griechenland Herakles, der Gott des Lichtes im ethischen Sinne, d. h. der Gott des Klaren und Wahren, Guten und Schönen, und ist als solcher dann Herakles Alexikakos, dem alles ethisch Unsaubere, Unklare und Unreine zuwider, und der nur eine andere Erscheinungsform von Asklepios, dem körperlichen Heiler und Arzt, und Apollo, besonders Apollo Katharsios, dem Reiniger, Versöhner ist.

Die dem Herakles wie auch dem Apollo geheiligten Gewächse sind der Lorbeer (Laurus nobilis) und die Dattelpalme (Phoenix dactylifera); ersterer wohl wegen seiner herb-aromatischen Eigenschaften, die andere aber war schon von urältesten Zeiten ein Sonnenbaum in semitischen Anschauungen, „denn" — sagt der Wüstenbewohner noch heute — „sie taucht ihr Haupt in das Feuer des Himmels."

Der Lorbeer, in der Urzeit der Mediterran-Flora vollständig unbekannt, hat sich mit dem Herakles- und Apollo-Kult von Kleinasien aus über die ganze europäische Mittelmeerküste verbreitet.

Die Palme, ein Kind der regenlosen Zone der alten Welt, konnte sich nie dauernd in Südeuropa heimisch fühlen. Einzelne Bäume mögen wohl in den Gärten der Herakles- und Apollo-Tempel gestanden sein, sie waren eben trotzdem blose Fremdlinge, wie auch ohne Zweifel die berühmte Palme des Apollo-Heiligtums auf Delos, in deren Schatten, nach dem Mythus, Lato ihren göttlichen Sohn gebar.

Anknüpfend an die deli'sche Palme, wollen wir im folgenden einige skizzenhafte Andeutungen über den Baum-

[1] V. Hehn, l. c., S. 65.
[2] V. Hehn, l. c., S. 61.
[3] Herodot 5, 20.
[4] Rochette, „Mémoire sur l'Hércule assyrien et phénicien."
[5] Maury, „Histoire des réligions de la Grèce antique", III., 240. — Movers, „Die Phönikier", I., 131.

[1] Vergl. 2. Mos. 49, 9: „Juda ist ein junger Löwe. . . . . Er hat niedergekniet und sich gelagert wie ein Löwe und wie eine Löwin; wer will sich wider ihn auflehnen!"

kult der alten Griechen geben, welcher zum großen Teil auch aus Asien stammt.

Kybele, die „große Mutter" (bona dea), ist mit Dionysos nahe verwandt. Sie repräsentiert einen, den weiblichen Pol des phallischen Naturdienstes, dessen anderer durch Atys dargestellt wird. Dieser Atys wird nach seiner Verstümmelung in eine Fichte verwandelt, oder nach einer anderen Version ist es Agdestis (Atys), dessen Zeugungsvermögen in einen Mandelbaum übergeht. Der griechische Name des Mandelbaumes Ἀμύγδαλη ist zugleich der der Kybele, und es ist tiefbedeutsam, daß derjenige Baum, dessen Blüte arabische Dichter wegen der frühen Jahreszeit, in der sie blüht, „das erste Frühlingslächeln im Munde der Welt"[1] nennen und dessen hebräischer Name schaked dem Propheten aus eben demselben Grunde Anlaß zu einem Wortspiel gibt, denselben Namen trägt, wie die Göttin der Zeugung und Wiederverjüngung.[2]

Ein anderes Emblem weiblicher Gottheiten in ihrem zwiefältigen Charakter als Lebensspenderinnen und Todesboten, war die Cypresse. In der Zendreligion war der Baum ein Symbol des Feuers, wahrscheinlich wohl wegen seiner flammenähnlichen Krone. Dem Schâh-Nâmeh zufolge kam die Cypresse vom Himmel herab und wurde von Zoroaster selbst gepflanzt.

Die assyro-babylonischen Eroberungen im Westen Asiens machten diesen zu einer frühen Zeit mit dem ernsten düsteren Baum bekannt, der bald hernach eine hervorragende Rolle spielte.

Der Name des Weibes El-Eliûn's, des Jägers, ist Beroth, d. i. die Cypresse. El-Eliûn selbst, der offenbar den thebaischen Jupiter beeinflußte, ist auch ohne Zweifel der Urtypus des griechischen Adonis, sowie Beroth der Aphrodite zu Gevatter stand, der als Venus Libitina die Cypresse heilig ist.

Der Mythus von Venus und Adonis trägt in allen seinen Phasen den wollüstigen und sinnlichen Charakter der semitischen Phallus-Kulte an sich, und wie jene ist auch er eng mit Baumkultus verknüpft.

Adonis, das Kind, bringt 10 Monate in der Rinde eines Myrtenbaumes zu wie im Mutterschooß. Dieser Myrtenbaum ist, wie auch die Fichte des Atys und der Mandelbaum des Agdestis, kein anderer, als Beroth selbst oder die Cypresse, welche nur eine mystische Manifestation der Ascherah, Mutter alles Lebens ist.

Die Idee, daß weibliche Gottheiten in Bäumen, besonders aber in Cypressen wohnen, ist im Osten sehr verbreitet und stark ausgesprochen. Orientalische Priester und Sänger haben von jeher in der Cypresse die Inkarnation weiblicher Gottheit und Anmut verehrt — eine Idee, die auch Goethe verwertet hat:

„Verzeihe, Meister, wie Du weißt,
Daß ich mich oft vergesse,
Wenn sie das Auge nach sich reißt
Die wandelnde Cypresse. —
In der Cypresse reinstem, jungem Leben,
Allschöngewachsene, erkenn' ich Dich."

Allgemeiner und der griechischen Anschauungsweise gemäß sagt Schiller:

„Eine Dryas lebt in jedem Baum."

In den Mythen wird sehr häufig die Myrrhe mit der Myrte verwechselt und umgekehrt, und dasselbe Wechselverhältnis besteht zwischen Mandel und Granate.

Beide Worte, Myrrhe und Myrte, sind orientalischen Ursprungs und eng miteinander verwandt. Die alte Stadt Smyrna, welche ihren Namen von einer der Priesterinnen der kleinasiatischen Mondgöttin ableitet, soll nach der Sage auf deren Grab erbaut sein. Von dieser Mondgöttin aber wissen wir, daß ihr die Myrte heilig war, wie auch der hellenischen Aphrodite. Daß die Myrte eine aphrodisische Pflanze ist, geht auch aus folgender Anekdote hervor:

„Als die drei der Insel Kytherä gegenüber liegenden Städte Side, Etis und Aphrodisias sich vereinigten, um die Stadt Boiai zu bauen, zeigte ihnen ein Hase (also wiederum ein aphrodisisches Tier) die Stelle, indem er sich unter einem Myrtenstrauch versteckte."

Die Myrte (Myrtus communis), ein immergrüner Strauch, der vor Einführung des kleinasiatischen Ascherah-Kults nicht im Mittelmeergebiete gefunden wurde, wuchs in der Folgezeit überall auf dem griechischen Festland und auf den Inseln, wo er sich zweifellos aus den Tempelgärten der Aphrodite verbreitet hatte. Daß er der Artemis verhaßt war, ist kein Wunder, denn der keuschen und jungfräulichen Göttin war alles, was mit dem Kultus der Liebeszauberin zusammenhieng, verhaßt.

Eine andere aphrodisische Pflanze, ebenfalls aus Osten stammend, ist der Granatbaum (Punica granatum), dessen feurigrote Blumen noch heute im Süden als Liebesemblem beliebt und gebräuchlich sind.

Der Granatapfel war vor allem ein Symbol der Fruchtbarkeit und Fülle, d. h. in zweiter Linie Glück und Wohlergehen, auch langes Leben. Daß dieser Symbolismus auch im heutigen Griechenland unter dem niederen Volk noch nicht vergessen ist, ersieht man aus einem von Fiedler erzählten sinnigen Vorfall:

„Als König Otto 1834 an den Thermopylen war, brachte ein altes Mütterchen einen stattlichen Granatapfel und wünschte dem König so viel glückliche Jahre, als Kerne sich darin befänden."[1]

[1] A. F. v. Schack, „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien", II., S. 286.

[2] Jerem. 1, 11. Und siehe des Herrn Wort kam zu mir und sprach: „Jeremias, was siehst Du?" — Und ich antwortete und sprach: „Ich sehe einen Mandelzweig (schaked)." — Dann sprach der Herr: „Du hast wohl gesehen, denn ich will eilen (schaked) mein Wort zu erfüllen."

[1] Fiedler, „Reise nach Griechenland", I., 625, angeführt bei Hehn.

Daß die Granate aus dem Osten stammt oder wenigstens von dort nach Griechenland eingeführt wurde, beweist unter anderem auch der Mythus von Tantalus, dessen Ursprung in Kleinasien, speziell wohl Phrygien, zu suchen ist, und in welchem neben verschiedenen anderen Früchten auch Granatäpfel Erwähnung finden (rhoiai).[1]

Dieser griechische Name rhoia ist unzweifelhaft das semitische rimmon (romman). Als Bindeglied zwischen beiden darf wohl das von Hesychius gebrauchte rhimba angenommen werden. Daß auch die Maurenstadt Granada ihren Namen der Granatfrucht verdankt, wurde schon oben erwähnt.

Hadad-Rimmon, der Name einer solaren Gottheit in Syro-Phönikien und Phrygien, welcher „die Schärfe des Höchsten" bedeutet, hängt ebenfalls mit der Granate zusammen, denn rimmon bedeutet ebensowohl „der Höchste", als auch „Granate."

Nach der Sage war es Pallas-Athene selbst, die den Baum auf Cypern pflanzte, von wo er sich dann über das übrige Griechenland verbreitet haben soll.

Ein Granatbaum entstand aus dem vergossenen Blut des Jacchus oder Dionysos Zagreus, ein Mythus, dessen Echo auch in der thebaischen Legende wiederklingt, nach der auf dem Grabhügel des Eteokles ein Granatbaum grünte, den die Erynnien selbst gepflanzt hatten und dessen Zweige bluteten, wenn man die Früchte brach. Zum nämlichen Zyklus gehört auch der Granatbaum auf dem Grabe des Menoikeus.

Blut im Zusammenhang mit Pflanzenwuchs hat überhaupt von jeher eine tiefbedeutsame Rolle gespielt in den Anschauungen aller alten Kulturvölker im Norden, Süden, Osten und Westen. Man erinnere sich nur an die griechischen Hamadryaden, an die Baumgenien des alten Assyrien, an die aus dem Blute des Batu entsprossenen Perseabäume Aegyptens, sowie an die sein Herz umschließende Ceder und endlich an die Selleriepflanze, welche aus dem Blut des von seiner Mutter getöteten phrygischen Korybanten entstanden sein soll. — — —

Man ersieht aus dem Obigen, daß die Kultur Griechenlands viele — und darunter einige ihrer charakteristischsten und tiefbedeutsamsten — Züge den semitischen Reichen Vorderasiens und mittelbar auch Aegypten verdankt. Es ist durchaus falsch, zu vermeinen, daß die herrlichen Schöpfungen der griechischen Klassizität so ganz von sich selbst entstanden seien, ohne Einwirkung aus Osten und Süden. Man dürfte sogar sich erkühnen, zu sagen, daß die Quellen hellenischer Kultur semitischen Oasen entflossen. Einmal aber in Griechenland eingedrungen, wurden diese Elemente vom arischen Geiste des Volkes assimiliert, zu eigen gemacht und mit den schon vorhandenen zu einem Bildungsganzen verschmolzen, dessen unsterblicher Glanz der semitischen Kulturwelt für alle Zeiten unerreichbar gewesen sein würde.

Diese so innig sich zwischen Ost und West verknüpfenden und einander kreuzenden Fäden, in denen Europa den Zeddel, Asien den Einschlag versinnbildlichen dürfte, hat schon unser Altmeister erkannt, als ihm die Worte entflossen:

„Wer sich selbst und andre kennt,
Muß auch das erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen."

[1] A. de Candolle, „Ursprung der Kulturpflanzen ꝛc.", S. 240. „Botanische, historische und philologische Data stimmen darin überein, daß die Granate in Persien und einigen umliegenden Gegenden einheimisch ist."

Das Erdbeben von Postizza.

Nebst der griechisch-kleinasiatischen Erdbebenchronik des Jahres 1887.

Von Dr. Bernhard Brustein.

(Schluß.)

Nachdem telegraphische Depeschen Ende Novembers 1886 Mitteilungen über in Patras und Chios vorgekommene Bodenerschütterungen gebracht hatten, blieben derartige Meldungen für längere Zeit aus. Nach einer ungefähr zweimonatlichen Pause begannen dieselben indes von Neuem, und zwar in nachstehender Reihenfolge.

1. Nach Bericht der „Neuen Zeitung" vom 27. Jan. 1887 war am Morgen des 20. Januar ein einziger, aber sehr starker Erdstoß in Zante verspürt worden.

2. Wie die Ἐφημερὶς vom 29. Januar meldet, machten sich am 28. Januar früh schon wieder leichte Bodenschwankungen in Patras bemerkbar.

3. Am 4. Februar lief aus Kyparissia die amtliche Anzeige ein, daß seit dem Aufhören der Erdbeben[1] eine akute, häufig tötlich verlaufende Krankheit sich daselbst epidemisch entwickelt habe, woran bereits 20 Personen gestorben seien. Die Aerzte bezeichneten dieselbe als Cerebrospinal-Mengitis.

4. Nach einer telegraphischen Depesche des oben erwähnten Direktors Forster in Zante an den Kultusminister und den seither verstorbenen Minister des Innern, Dr. med. Lombardos, fiel am Morgen des 27. Januar der Meeresspiegel infolge einer Senkung seines Grundes um 1.20 m. Am Abend desselben Tages um 9 Uhr 54 Min., fährt Forster fort, habe ein heftiger Erdstoß Zante erschüttert, dessen unterirdischer Herd in der Nähe der Strophaden zu suchen sei.[2] Die Richtung desselben sei von

[1] Die dortige Erdbebenperiode hielt fünf Monate hindurch an. Nach meinen Beobachtungen ist hierorts die Dauer dieser Perioden auf verschiedenen Punkten eine sehr verschiedene. Auch unterscheiden sich dieselben in Bezug auf ihre Intensität so wesentlich von einander, daß ich sie in leichte und schwere und in kurze und lange einteilen möchte.

[2] Dieser delphische Orakelspruch steht allem Anschein nach in einem ursächlichen Zusammenhang mit der von mir kurze Zeit

Osten nach Westen gegangen und die Schwankung sei in Pyrgos und Katakolo eine wellenförmige und eine noch stärkere gewesen als in Zante.

5. Nach dem Abendblatt „Palingenesia" vom 6. Febr. wurden in der Nacht vom 9.—10. Februar leichte Bodenzuckungen in Patras beobachtet. Eine ähnliche Mitteilung lief von Kalamata ein.

6. In der Nache vom 23.—24. Februar wurden in Kalamaki, am Isthmus von Korinth, zwei Erdstöße gespürt, von denen der erstere kurz vor Mitternacht ein leichter war und nur einige Sekunden dauerte, während der zweite um 12 Uhr 50 Min. ein recht heftiger und von längerer Dauer war.[1] Die Richtung verlief von Westen nach Osten. Gleichzeitig wehte ein starker Nordwind. („Revue.")

7. Die „Neue Ephemeris" vom 4. März schreibt: Seit vorgestern setzen wiederholte Erdstöße die Bewohner von Kyparissia, Gargalianoi, Navarin und der Westküste des Peloponneses überhaupt von neuem in Unruhe.

8. Die offiziöse „Hora" vom 5. März berichtet: Vorgestern Abend um 9 Uhr brachte eine starke Erderschütterung die ganze Einwohnerschaft von Kalamata auf die Beine, worauf nach einer Stunde eine zweite, bedeutend schwächere erfolgte. Dagegen war eine dritte, um 11 Uhr, nicht minder heftig als die erste, so daß die erschreckten Menschen die Häuser verließen und ihr Heil im Freien suchten.

9. Am 4. März haben sich in Philiatra von Mittag bis Mitternacht schnell aufeinander folgende Bodenschwankungen fühlbar gemacht, von denen eine äußerst heftige, um 10 Uhr Abends, die Einwohner in Schrecken versetzte. Glücklicherweise haben dieselben keinen weiteren Schaden verursacht, als daß einige Häuser Risse bekamen. („Neue Zeitung".)

10. In Megalopolis am 9. April früh starkes Erdbeben mit anhaltendem Regen. (Mehrere Morgenblätter.)

11. In Lamia starke, doch unschädliche Schwankung am 28. April 4½ Uhr Nachmittags. („Neue Zeitung.")

12. In Smyrna am 2. Juni eine ziemlich starke Bodenerschütterung. („Harmonia.")

13. In Chios, Smyrna u. s. w. am 18. Juli um 9 Uhr 40 Min. früh ein schwacher Erdstoß. („Harmonia.")

14. Gleichzeitig auf Rhodus und Chanea (Kreta) schwache Bodenschwankungen. In letzterer Stadt starb ein Mensch aus Furcht. („Neue Ztg.")

15. In Chanea am 27. Juli ein 25 Sekunden dauernder, doch unschädlicher Erdstoß. („Akropolis.")

16. In Nessi (Messenien) am 30. Juli Abends 7 Uhr ein zwar starker, doch unschädlicher Erdstoß. (Nach mehreren Tagesblättern.)

17. In Tripolitza am 1. August um 6½ Uhr früh ein leichter vertikaler Erdstoß. („Neue Ztg.")

18. Fast alle Zeitungen Athens vom 2. August melden, daß am 1. August im westlichen Peloponnes Erdbeben beobachtet wurden. Ein starkes, doch unschädliches, wurde in Kalamata verspürt.

19. Nach der „Neuen Zeitung" vom 2. August wurde in Nacht vom 20.—31. Juli auf der Insel Tenedos eine von unterirdischem Rollen begleitete Bodenerzitterung wahrgenommen, auf welche nach ungefähr 1 Stunde eine viel heftigere folgte, so daß die erschreckten Einwohner die ganze Nacht im Freien zubrachten.

20. Die „Ephemeris" berichtet, daß am 30. Juli um 7 Uhr Abends in Philiatra eine von einem donnerartigen Getöse begleitete und 7 Sekunden dauernde Erdkonvulsion statthatte. Letztere wurde zu gleicher Zeit in Kalamata, Kyparissia und Sparta verspürt. Am 31. Juli in der Frühe wiederholten sich die Schwankungen.

21. Nach einer Privatmitteilung aus Chios soll die Insel am 13. August heftig erschüttert worden sein. Aus der Abendausgabe der „Magdeburger Ztg." vom 15. Aug. entnehme ich, daß am Morgen des 13. August um 3 Uhr 55 Min. eine ziemlich heftige Erschütterung in Agram verspürt wurde.

22. Aus Zante schreibt man: In der Nacht vom 27.—28. August, genau am Jahrestage der Katastrophe von Philiatra, hat hierorts auch heuer wieder ein Erdbeben stattgehabt. Dasselbe unterschied sich von dem vorjährigen durch die geringere Dauer und Heftigkeit und insofern der Zeit nach, daß dasselbe um 12 Uhr 10 Min., dagegen jenes um 11½ Uhr Nachts verspürt wurde. Ein schwacher Erdstoß wurde auch am 31. d. M. Nachmittags 3 Uhr beobachtet.

23. Die Vulkaninsel Santorin wurde am 1. September Abends durch einen leichten Erdstoß erschüttert. Nach einem Telegramm des Reuter'schen Bureaus aus Wellington vom 2. September wurden in ganz Neuseeland am 1. September heftige, eine halbe Stunde andauernde Erderschütterungen beobachtet („Magdeburger Zeitung" vom 3. September). Nach der Abendausgabe desselben Blattes

auch der Katastrophe von Philiatra dem Minister Lombardos gegenüber zum Ausdruck gebrachten und auf Thatsachen gestützten Anschauung, daß dieselbe aus einem submarinen Vulkanausbruch im Osten der Strophaden entstanden sei. Was die Behauptung Forsters in Ansehung der Richtung betrifft, so steht dieselbe im strikten Widerspruch zu seiner eigenen Angabe, daß die Stoßrichtung von Osten nach Westen stattgehabt habe, da diese nach dem geographischen Lageverhältnis der von ihm angegebenen Punkte von Westen nach Osten verlaufen sein muß.

[1] R. Falb geht zu weit, wenn er es zum Gesetz erhebt, daß der erste Erdstoß stets der stärkere sei. Hätte er gesagt, in der Regel, so hätte ich nichts dagegen einzuwenden, doch sind die Ausnahmen nicht einmal als sehr seltene zu bezeichnen. Falb behauptete auch in seinem im Architektenhause zu Berlin am 18. März v. J. gehaltenen Vortrag, daß ein Erdbeben niemals allein komme. In dieser Form ist seine von ihm zum Gesetz erhobene Beobachtung jedenfalls eine ungenaue, den Thatsachen widersprechende. Würde er sich anstatt des Wortes „Erdbeben" der Bezeichnung „ein zu einer Katastrophe führender Erdstoß" bedient haben, so würde ich mir keinen Einspruch gestatten, da man bei 7 oder 8 diesseitigen Erdbebenkatastrophen eine derartige Beobachtung gemacht haben will.

vom 7. September sind am Morgen des 1. Septembers in Ostgalizien und der Bukowina nicht sehr heftige, aber doch ganz deutliche und einige Sekunden dauernde Erdkommotionen wahrgenommen worden. Auch da wurde auf verschiedenen Punkten ein unterirdisches Krachen oder heftiges Rollen verspürt. Schaden soll dasselbe nirgends verursacht haben.

24. Am 4. September um 10 Uhr 25 Min. früh wurden die Bewohner der Insel Leukas (Santa Maura) — ein ausgesprochenes Schüttergebiet — durch einen starken Erdstoß in Schrecken gesetzt. Nach 10 Minuten folgte ein zweiter, schwacher. An demselben Tage, etwa 6 Minuten vor 5 Uhr Nachmittags wurde in Bonn am Rhein und Umgegend ein wellenförmiger, von unterirdischem Gepolter begleiteter und nur zwei Minuten dauernder Erdstoß verspürt, der keinerlei Schaden verursachte; von weiteren Stößen hat nichts verlautet. Keinerlei auffallende Wettererscheinungen wurden vor- oder nachher beobachtet (Abendausgabe der „Magdeburger Ztg." vom 6. September).

25. In der Nacht vom 3.—4. Oktober um 12 Uhr 52 Min. wurde in Athen ein kaum 8—10 Sekunden anhaltender Erdstoß beobachtet, auf den nach 20 Minuten ein zweiter, schwächerer folgte. Die für Athen ungewöhnlich heftige Bewegung war eine wellenförmige und zuletzt drehende. Nach telegraphischen Meldungen wurde die Erschütterung gleichzeitig in Theben, Larissa, Messolonghi, Patras, Tripolitza, Kalamata, Syra, Zante u. s. w. gefühlt und als eine sehr heftige bezeichnet. Um 2 Uhr früh begann hier ein starker Regen. Nach einem Telegramm aus Kalamata trat der Pamisus aus seinen Ufern und überschwemmte stundenweit das Flachland. (*Εφημερὶς* vom 4. Oktober.)

Der eben mitgeteilte Fall bot mir Gelegenheit, mich von der Richtigkeit einer früher schon zu wiederholtenmalen von mir gemachten Beobachtung von neuem zu überzeugen. Eine im Augenblick der Erschütterung auf einem vor meinem Bett ausgebreiteten Teppich ruhig schlafende Katze fuhr wenige Sekunden vor dem Eintritte des eigentlichen Stoßes plötzlich in die Höhe, stürzte auf die verschlossene Kammerthür zu und suchte, an derselben hinaufspringend, zu entkommen. Es sind nicht allein Katzen, welche Zeichen von Unruhe kurz vor einem Erdbeben abgeben, sondern auch Maulesel, Pferde, Federvieh u. s. w. Wahrscheinlich ist ein Teil der Tierwelt für das leise Zittern der Erdkruste, welches heftigen Bodenschwankungen vorauszugehen pflegt, empfindlicher als der Mensch.

26. Die „Neue Ztg." vom 10. Oktober berichtet, daß während des Erdbebens vom 4. Oktober die alluviale Strandebene, welche zwischen dem Südrande des Korinthischen Meerbusens und dem Flecken Xylokastro liegt, von den hochgehenden Wogen des Golfs stellenweise unter Wasser gesetzt sei. Im Volke hält man diese großen, teichartigen Tümpel für durch das Erdbeben bedingte Bodensenkungen, welche später vom Flutwasser gefüllt wurden, während es wahrscheinlicher erscheint, daß dieselben auch hier in einem unterseeischen Vulkanausbruch ihre Erklärung finden, welcher es dem dadurch bewirkten hohen Seegang ermöglichte, die an dieser Stelle niedrige Küste zu überfluten und die bereits vorhandenen natürlichen und unbedeutenden Bodenvertiefungen auszufüllen. Für diese Auffassung spricht der Umstand, daß das Salzwasser der letzteren zu verdampfen beginnt, sowie auch aus der vollkommenen Continuität ihrer Ränder mit dem sie umgebenden Erdreich, ohne irgendwelche Spaltenbildung, unzweifelhaft hervorgeht, daß es sich hier um eine gewaltsame, durch eine Erdkommotion hervorgerufene Bodensenkung nicht handeln könne.

In Amphissa, schreibt dieselbe Zeitung, hat das Erdbeben während eines schweren Gewitters, strömenden Regens und heftigen Sturmes stattgehabt. Die Temperatur soll alsbald bedeutend herabgegangen sein. Die Hauptkirche der Stadt bekam mehrfach Risse und das marmorne Kreuz auf dem Glockenturm derselben fiel herab. Auffallend war das Stillstehen der großen Uhr des Gotteshauses, während eine Stubenuhr, welche drei Monate still gestanden hatte, nach dem Erdbeben regelrecht zu gehen anfieng. Auch in Theben erlitten viele Häuser Risse. Das Haus des Demeter Xanthos stürzte vollständig ein, wodurch seine Frau mit sechs Kindern verschüttet wurde. Sie verdankten ihre Rettung, obgleich leicht verletzt, der schnellen Hülfeleistung ihrer Nachbarn. Auch brach das Dach des dortigen Schulzen, Athanas Demu, zusammen, wodurch der Gendarmeriebrigadier G. Kalogenetos im Schlaf ungefährlich verwundet wurde. Auch der bei dem Bürger Konstantin Maras einquartierte Brigadier A. Anagnostopulos wurde verletzt.

27. Die „Ephemeris" vom 12. Oktober meldet nachträglich, daß auf das Erdbeben vom 4. Oktober in den beiden Städten Patras und Calchis starke Gewitterregen folgten.

28. Dieselbe Zeitung enthält in ihrem Blatte vom 18. Oktober folgende Notiz: Vorige Woche sind heftige, aber unschädliche Erschütterungen in Rhodus beobachtet worden. Nach einem Londoner Telegramm wurde am 13. Oktober, also zu gleicher Zeit, das Rhondda-Thal in Wales durch ein von unterirdischem Gebrause begleitetes Erdbeben erschüttert.

29. Weiter berichtet die obige Zeitung in ihrer Nummer vom folgenden Tage, 19. Oktober, daß gleichzeitig mit dem Erdbeben von Rhodus die aus 32 Dörfern bestehende und zum großen Teile von Türken bewohnte Gemeinde von Vana von heftigen Erdstößen schwer heimgesucht worden sei. Von diesen Dörfern stürzten 28 auf einmal zusammen und bildeten einen großen Trümmerhaufen, von dem alles Vieh und Hausgerät bedeckt wurde.[1]

[1] Es werden wohl eher Weiler bei türkischen Herrenhäusern hier gemeint sein, als Dörfer in unserem Sinne.

Tote gab es 18, die Zahl der Verwundeten war eine große. Aus der Ruinenstätte entwickelten sich infolge des darin verendeten Viehes pestartige Ausdünstungen. An vielen Orten zeigten sich Erdspalten, denen heißes, nach Schwefel riechendes Wasser entquoll. Es wurden Bodensenkungen von 1—2 m. konstatiert.

30. Wieder meldet die „Ephemeris" vom 22. Oktober nachträglich, daß das Rhodiser Erdbeben auch in den Küstengegenden der Dardanellen wahrgenommen wurde und in der Richtung von Süden nach Norden verlief. In Kleinasien dauern die Erschütterungen fort, stärker in Aïdin und Kos,[1] schwächer in Ussaki und auf Chios.

31. Nach der „Neuen Ztg." vom 5. November wurde in Smyrna vom 30.—31. Oktober um 2 Uhr 30 Min. früh ein ziemlich heftiger Erdstoß beobachtet.

32. Nach demselben Blatt vom 11. November wurden am 8. in dem weinreichen Dorfe Dombraina am Korinthischen Meerbusen, $7\frac{1}{2}$ Stunden von Theben, drei Erdstöße empfunden und am folgenden Tage um 3 Uhr früh ein so heftiger, daß viele Häuser Risse bekamen. Die Bodenschwankungen wurden auch in dem $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Dorfe Hostia so fühlbar, daß die Einwohner die Nacht im Freien zubrachten. Nach einer telegraphischen Depesche vom 9. November wurde aus Rom gemeldet, daß in der vorhergehenden Nacht um 2 Uhr früh Venedig durch einen leichten Erdstoß erschüttert worden sei. Nach einer Depesche vom 15. November wurde am 14. November um 6 Uhr früh ein starkes, doch kurzes Erdbeben in Florenz verspürt.

33. Am 7. November um 2 Uhr 45 Min. soll hier in Athen ein leichter Erdstoß empfunden worden sein, der sich meiner Wahrnehmung entzogen hat.

34. Nach der „Neuen Zeitung" vom 6. Dezember wird aus Kirkentze folgendes berichtet: Seit vier Tagen zählen wir tagtäglich fünf bis sechs Erdstöße und ebensoviel in der Nacht. Die Erschütterungen kommen aus Westen und sind mitunter recht stark. Bis jetzt haben dieselben keinen Schaden verursacht. Aus Rom lief am 4. Dezember eine telegraphische Depesche ein, nach welcher in Bissignano und anderen Orten in der Nacht vom 2.—3. Dezember zwei starke Erdstöße gespürt wurden. Der genannte Ort soll infolge der zweiten Erschütterung sehr gelitten haben und an 20 Personen sollen dabei das Leben eingebüßt haben. Ferner entnahm man dem „Popolo Romano", daß am 3. Dezember ein Erdbeben in der Provinz Cosenza in Calabrien beobachtet worden sei, durch dessen zweiten Stoß sechs Ortschaften schwer geschädigt wurden.

Die Schlußfolgerungen der vorstehenden Erdbebenchronik des Jahres 1887 mit Inbegriff der Katastrophe von Vostizza sind:

a) daß zu den vier griechischen Erschütterungsgebieten, welche ich in Nr. 13 des „Ausland" vom 28. März 1887 aufgestellt habe, die zwischen Pyrgos und Navarin[1] und vielleicht noch etwas darüber hinaus sich ausdehnende westpeloponnesische Küstenstrecke als fünftes hinzuzuzählen ist;

b) daß die mehr oder weniger lineare Form der vom Königreich Griechenland nach dem kleinasiatischen Küstenrande hinüberreichenden Schütterlinien zu der Annahme berechtigt, daß es deren in der Richtung von Norden nach Süden im ganzen neun gibt. Die zwischen dem 38. und 39.° n. Br. liegenden Punkte sind:

1. Leukas, Karavassera, Hypate, Thermopylen, Aidepsos, Skyros, Phokaia, Mytilene.

2. Cephalonien, Patras, Vostizza, Dombraina, Theben, Chios, Erythräische Halbinsel mit Tschesme, Alatzada und Vurla; Smyrna; Hypaipa und Peltä (die beiden letzteren sind auch türkische Ortschaften).

Ferner zwischen dem 37. und 38.° n. Br.:

3. der Norden der Insel Zante, Korinth, Susaki, Methana, Piräus, das nördliche Andros, Neu-Ephesus;

4. der Süden von Zante, Pyrgos, das südliche Andros, Samos;

5. die Strophaden-Inseln, Kyparissia, Nissi, Seriphos;

6. Megalopolis, Astros, Kythnos, Mykonos;

7. Navarin, Kalamata, Siphnos, Halikarnassos;

8. Melos, Psolegandros, Sikinos, Jos, Knidos und

9. Santorin, Anaphe und Rhodus.

Die vorstehende Gliederung der Schütterlinien stützt sich nicht allein auf die durch objektive Beobachtung konstatierte Häufigkeit seismischer Vorgänge auf denselben, sondern auch auf unzweideutige Wirkungen vulkanischer Kräfte. So haben unter

Nr. 1 Hapate, Thermopylen, Aidepsos und Mitylene warme und heiße Schwefelquellen, das ziegen- und ponyreiche Skyros ist ein vereinzeltes Basalteiland zwischen Euböa und dem Festlande Kleinasiens,

Nr. 2 die heißen Soolbäder von Tschesme,

Nr. 3 die Solfatara von Susaki,

Nr. 4 die Bittersalzquelle Kere auf Zante,

Nr. 5 der submarine vulkanische Herd in der Nähe der Strophaden[2] und die Felseninsel Seriphos mit ihren alten und neuen Eisengruben und Magnetstein,

Nr. 6 die warme Schwefelquelle von Kythnos und die von massenhaften vulkanischen Auswürflingen bedeckte Insel Mykonos.

Die vulkanische Beschaffenheit der unter Nr. 8 vermerkten vier Inseln ist eine von Alters her bekannte Thatsache und in noch höherem Grade ist es die von Santorin.

Als Stoßpunkte zu Nr. 1 sind zu bezeichnen: Leukas, Aidepsos und Mytilene.

Zu Nr. 2 die gesamten die Schütterlinie bildenden

[1] Die meisten Insulaner nennen die Insel Stanchio, gebildet aus „εὶς τὴν κῶ".

[1] Ich nenne die beiden Städte, da der Leser damit einen bekannten geographischen Begriff verbinden kann.

[2] Das Dasein dieses unterseeischen Vulkans läßt seit der amtlich nachgewiesenen Senkung des Meeresgrundes keinen Zweifel zu.

Punkte, mit Ausnahme Smyrna's und der beiden anderen türkischen Ortschaften Hypaia und Peltä, über welche ich keine zuverlässige Auskunft zu erhalten vermochte.

Zu Nr. 3 und 4 die ganze Insel Zante, Korinth und Pyrgos.

Zu Nr. 5 Kyparissia und Nessi.

Zu Nr. 6 Megalopolis und nächste Umgegend.

Zu Nr. 7 Kalamata.

Zu Nr. 8 Melos.

Zu Nr. 9 Rhodus.

c) Daß man nach den obigen Ausführungen über die auf den Schütterlinien in die Erscheinung tretenden Stoßpunkte zu der Annahme berechtigt ist, daß ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Erdbeben und Vulkanismus besteht.

d) Daß infolge von heftigen Bodenkonvulsionen entstandene, teilweise oder vollständige Trennung von Bergketten, welche sich als mehr oder weniger senkrechte Abhänge oder Steilwände darstellt und aus gelblichgrauem Traß besteht, als Merkmal dienen könne, daß in solchen Gegenden die Bedingungen für ein ganz außergewöhnliches Gedeihen von Korinthen-Anpflanzungen gegeben sind. Die erst erwähnte Bodengestaltung, d. h. die der Abhänge, findet sich in Patras, Kyparissia, Philiatra, Alt-Navarin (das messenische Pylos) und Kalamata, wogegen die der Steilwände in Zante und Vostizza auf den ersten Blick in die Augen fällt. Sämtliche sieben Orte sind Zentren der Korinthen-Erzeugung. Wie bekannt es auch ist, daß der leicht verwitternde vulkanische Tuff einen fruchtbaren, häufig mit einem üppigen Pflanzenwuchs bedeckten Boden gibt, so nehme ich doch für meine Beobachtung, daß die angedeutete Form der Erdoberfläche sich speziell zum Korinthenbau eignet, die Priorität in Anspruch.

e) Daß nach den obigen Ausführungen eine Anzahl von Erdbeben gleichzeitig oder fast gleichzeitig an von einander sehr entfernten Stellen konstatiert wurde. Solche wurden beobachtet:

1. In Chios und Agram am 13. August (s. Nr. 21).

2. In Santorin und Neuseeland, Ostgalizien und der Bukowina am 1. September (s. Nr. 23).

3. In Leukas und Bonn am 4. September (s. Nr. 24).

4. In Rhodus, Wales und Kleinasien am 18. Oktober (s. Nr. 28. und 29).

5. In Dombraina und Venedig am 8. November (s. Nr. 32).

6. In Kirkentse und Vissignano 2c. am 3. Dezember (s. Nr. 34).

7. In Vostizza und Königshoven am 9. Sept. 1888.

Dr. R. Falb hat in einem gelegentlich des am 3. Mai 1887 im Südwesten der nordamerikanischen Freistaaten stattgehabten Erdbebens unter dem 10. desselben Monats an die „Neue Freie Presse" gerichteten Schreiben der Meinung Ausdruck gegeben, daß „angesichts der Intensität dieser Erschütterung und ihrer Gleichzeitigkeit mit den im Peloponnes und in Forli an demselben Tage wahrgenommenen Erdstößen der Schluß auf eine allgemeine Ursache der unterirdischen Aufregung auch diesmal gerechtfertigt erscheint. Jene allgemeine Ursache des Paroxysmus vom 3. Mai wäre somit die Springflut der Lava, welche sich durch unterirdische Eruptionen an verschiedenen Stellen äußert." Das war indeß keineswegs die in demselben Blatte vom 10. September 1886 anläßlich der griechischen und nordamerikanischen Erdbebenkatastrophe vom 27. und 31. August 1886 ausgesprochene Ansicht dieses Forschers, nach welcher derselbe diese beiden Erdbeben als zweifellos unabhängig von einander betrachtete. Es ist anerkennenswert, daß Falb, wenn auch etwas spät und mit dem jedenfalls überflüssigen Zusatze „auch diesesmal", meiner in der bereits erwähnten Nr. 12 des „Ausland" (Jahrgang 1887) kundgegebenen Erklärung des Phänomens zustimmt.

f. Daß das von Falb aufgestellte Gesetz, „ein Erdbeben komme niemals allein", durch die oben angeführten Thatsachen widerlegt wird, wie auch jenes andere, daß der erste Erdstoß immer der stärkste sei. Man mag ja im allgemeinen mit Falb's Erdbebentheorie darüber einverstanden sein, daß die Anziehung des Mondes das flüssige oder gasförmige Erdinnere ähnlich beeinflußt wie die Wassermassen des Meeres, allein von da ab ist es doch noch etwas weit, aus den Konstellationen von Mond und Sonne die Stärke der Springflut der Lava, sowie Erdbeben, Stürme und Grubenexplosionen vorher berechnen zu wollen. Wenn Dr. Falb keinen Anstand nimmt, seismische Gesetze, wie die eben angeführten, aufzustellen, welche doch mit der Erfahrung im offenen Widerspruch stehen, so sind die zahlreichen Mißerfolge seiner Vorhersagungen leicht erklärbar.

g) Daß meine Vermutung über das Bestehen eines Wechselverhältnisses zwischen seismischen Erscheinungen und Luftstörungen, welcher ich gelegentlich der Beschreibung der Erdbebenkatastrophe von Philiatra Ausdruck verlieh, dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß

1. nach dem Erdbeben von Vostizza, am 10. oder 11. September, daselbst Niederschläge stattstanden;

2. das unter Nr. 6 katalogisierte Erdbeben von einem starken Nordwind begleitet war;

3. das unter Nr. 10 erwähnte bei anhaltendem Regenfall beobachtet wurde;

4. daß die unter Nr. 25 aufgeführten Erdstöße von starkem Regen und Ueberschwemmungen gefolgt waren;

5. das unter Nr. 26 aufgeführte Erdbeben in Amphissa von schweren Gewitterregen, heftigem Sturm und Abkühlung der Temperatur begleitet war, und

6. auf das unter Nr. 27 zitierte starke Gewitterregen folgten.

h) Es künftiger Beobachtung anheim gestellt bleiben muß, ob die Qualität leichterer Weine seismischer Beeinflussung unterliegt.

Rumänien.

Von Rudolf Bergner.

(Schluß.)

C. Eine Reise durch das Land.

Rumänien kann zunächst auf vier großen Einzugsstraßen betreten werden; die eine leitet mittelst des Dampfrosses über Kronstadt nach Bukarest, die andere führt über Orsova-Verciorova nach der Kleinen Walachei, die dritte über Suczawa nach der Moldau, die vierte endlich ist die Wasserstraße des Schwarzen Meeres. Wir wählen hier die erste und verlassen am frühen Morgen Kronstadt, das herrliche, bergumgürtete, im Grünen ruhende Karpathenjuwel mit den altertümlichen Häusern und seinem Meer von roten Ziegeldächern. Einige Stunden durchmessen wir den walddurchdufteten Tömöser Engpaß, stets von den gewaltigen Karpathen-Riesen begleitet und im Genusse köstlicher, kraftstrotzender Szenerien. In Predeal verkünden uns die rumänischen Soldaten in dunkelblauer, geschmackvoller Uniform die Grenze; Gepäckrevision, Wagenwechsel hält uns einige Zeit auf, dann geht es weiter nach dem heißersehnten Sinaia.

Sinaia war vor zwanzig Jahren der Welt noch völlig unbekannt; wer damals vorbeizog, der gewahrte nur das einfache Kloster auf dem Hügel. Seitdem aber das hohe Herrscherpaar in diesem Kloster der köstlichen Luft zuliebe die Sommermonate verbracht, hat die rumänische feine Gesellschaft Villa auf Villa erbaut, bis endlich Castell Pelesch, das märchenhafte, von dunklen Tannen umschlossene Heim einer Carmen Sylva erstand. Wie schön, wie unvergeßlich ist doch sein Inneres! Wie poesievoll das Arbeitszimmer, das Musikzimmer der Carmen Sylva, wie geschmackvoll die Appartements des Heldenkönigs!

Hinter Sinaia verliert die Landschaft an Reiz. Immer unansehnlicher gestaltet sich das Gebirge, immer uninteressanter wird das Thal. Endlich erreichen wir die Ebene, wogende Felder empfangen uns und durch Bäume verdeckt ragen fünf oder sechs Kirchen empor, eine immer glänzender, origineller und prunkvoller als die andere. Ploesci (sprich Plojeschti), die erste rumänische Stadt, ist da. Ihr Inneres gleicht dem der meisten rumänischen Provinzstädte. Wir finden nicht besonders reinliche Straßen, Kaffeehäuser und Hotels, große Billigkeit, Popen in braunem Gewand, abgemagertes Vieh, Gärten mit wunderbar fruchtbarem Boden und an Wochenmärkten Hunderte von schaffellgekleideten Bauern, während dann die Bäuerinnen in wunderbarer Nationaltracht, mit der gold- und silberglänzenden Katrintza, dem ebenfalls glänzenden Hemd und der geschmackvollen Marama (Kopftuch) stolz wie Fürstinnen einherschreiten.

Von Ploesci führt eine Zweigbahn in nördlicher Richtung nach dem Salzwerk Slänic (sprich Slenic). Dasselbe wird nur von Rumänen geleitet, steht aber hinsichtlich der Ausbeutung, der Sauberkeit ꝛc. den gleichartigen siebenbürgischen Werken nicht nach. Das Hinabsteigen oder Einfahren in die 150 m. langen, ebenso hohen unterirdischen Hallen, die magische Beleuchtung der Wände, die riesenhaft erscheinenden halbnackten Arbeiter, das alles macht auf den Besucher einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Unangenehm berührt nur, daß Sträflinge, unglückliche, meist gefesselte Gefallene, im Schweiß ihres Angesichts arbeiten und daß der Curtan, Soldat der Territorialarmee, mit scharfgeladenem Gewehr überall zu erblicken ist. Uebrigens scheint das Dasein des rumänischen Verbrechers ein menschenwürdiges zu sein. Einzelhaft gibt es nicht, alle Häftlinge können freien Verkehr mit ihren Leidensgefährten pflegen, die gemeinsame Arbeit, welche ihnen pünktlich gutgeschrieben wird, verkürzt ihre Tage. Löffel, Falzbeine, Spazierstöcke, Pfeifenröhren, Marmorarbeiten, alles wahrhaft staunenerregend, sind die Produkte dieser Unglücklichen, von denen wir 25 Mörder einst in Bucovet (sprich Bukovets) in einem Saal als Lederarbeiter beschäftigt sahen.

Von Ploesci aus erreichen wir in wenig mehr als einer Stunde die Hauptstadt des ganzen Landes: Bucuresci (sprich Bukureschtj). Die „Freudenstadt" oder nach anderen Angaben die „Stadt des Hirten Bucur" müßte, Dank ihren Annehmlichkeiten, ihrem fabelhaften Aufschwung, ihrem originellen Volksleben, allein zu einer richtigen Schilderung ein ganzes Buch erfordern; aus Raummangel beschränken wir uns daher hier nur darauf, dem Deutschen ein Bild in kurzen Umrissen zu entwerfen. Die Einwohnerzahl der nach englischer Art gebauten, einem großen Villenort gleichenden Stadt kann noch immer nicht genau angegeben werden, sie dürfte sich zwischen 200,000—250,000 Seelen bewegen. Im Vergleich zu ihr ist die ungeheure Ausdehnung der Hauptstadt König Karls I. eine schier unglaubliche; kommt sie doch mindestens der von Hamburg oder Budapest gleich! Zu dieser seltsamen Erscheinung hat mancherlei beigetragen, so die häufigen Erdstöße, resp. sogar Erdbeben, die im Sommer erdrückende Hitze, das Bedürfnis nach Gartenanlagen, der Wunsch, abgesondert in seinem Heim weilen zu können. Liegt nun darin eine Annehmlichkeit der Stadt, so bilden der höfliche Umgangston, das für Familien wirklich billige Leben, die öffentlichen Parkanlagen, die Chaussée Kisseleff, die verschiedenen Monumente, die vielen deutschen Vereine weitere den einwandernden Deutschen fesselnde Faktoren. Im Sommer erquicken Hunderttausende von Melonen den Durstenden, im Winter huldigt man keineswegs dem Vegetarismus. Wurden doch laut Angaben des Schlachthauses 1885 getötet und zerlegt: 37,686 Ochsen, 16,267 Kühe, 706 Kälber, 2069 Büffel, 11,783 Schweine, 17,743 Lämmer. Leider müssen auch diese Zahlen als nicht erschöpfend bezeichnet werden, da das Schlachthaus wohl nur den fünften Teil der gesamten, dem Tode geweihten Tiere in Empfang nimmt. Die Mietwagen sind außerordentlich billig und empfehlenswert, Pferdebahnlinien durchziehen die Stadt

in den verschiedensten Richtungen; die Zahl der Häuser wurde vor einigen Jahren auf 21,037 angegeben, wovon nur 635 in der Zeit von 1400—1800 erbaut worden sind. Die Breite der Straßen variiert zwischen 10 und 14 m. bei den größten, zwischen 3 und 6 m. bei den engsten. Als längste Straßen gelten: Calea Pleoneĭ 3350 m., Serban (sprich Scherban) Voda 3137 m., Mosilor (sprich Moschilor) 3068 m., Calea Victorieĭ 2500 m.

Von Ploescĭ aus wenden wir uns nach dem Osten, um die Moldau kennen zu lernen. Die blaue Kette der uns so lieb gewordenen Karpathen winkt in duftigen Umrissen herüber; wogende Getreidefelder von einer in Deutschland ungekannten Ausdehnung ziehen vorbei; hinter ihnen Heerden abgemagerten Viehes, weiterhin Hunderte gefräßiger Krähen, die sich an den Feldfrüchten gütlich thun, alles betrübende Erscheinungen, erschreckende Beweise für die kläglich betriebene Feldwirtschaft und Viehzucht. Die Bodengaben könnten prächtig sein, man hat sie noch nicht eingeholt und sie sind zum Teil verdorben. Mizil, ein Ort mit zwei schönen Gotteshäusern, winzigen Hütten, einer schnatternden Gänseheerde und armselig gekleideten Hebräern, bringt uns kaum auf andere Gedanken. Eher ist der Bahnhof von Bučeu (sprich Buzöu) geeignet, uns angenehm und anregend zu beschäftigen. Die Bahnhofrestauration bietet zwar, wie überall, mit Ausnahme der vortrefflichen von Pascanĭ (sprich Paschkanj), nicht viel, allein die herumspazierenden Händler, die Bretzelverkäufer, die Melonen- und Birnenhändler, der Bragagi, der Israelit mit umgehängtem Regenschirm und einem Zylinder auf dem Haupte, Haselnüsse, Zuckerstücke ꝛc. feilbietend, das sind doch Typen, die dem Westeuropäer völlig unbekannt sind.

Auf Bučeu folgt Râmnik-Sărat (sprich Rimnik-Serat), eine Distriktsstadt mit 7000 Einwohnern und einem Bischofssitz, die aber nichts gewährt als einige Bojarenpaläste. Nach kurzer Zeit passieren wir Focsanĭ (sprich Fokschanj) mit seinem berühmten Schlachtfeld, setzen über den Milcov und befinden uns in der Moldau. Dort drüben an den Bergen leuchtet und lockt Odobescĭ (sprich Odobeschtj), einer der berühmtesten Weinbergorte des Landes, dann geht es über den Irotus nach Adjud, von wo eine Flügelbahn nach dem Salzbergwerk Ocna hinüberleitet. Ocna ist Endstation für das Bad Slănic, den berühmtesten Kurort der Moldau. Freilich darf man sich darunter noch kein Baden-Baden, noch kein Franzensbad, auch kein Schlangenbad denken. Ein die Jagd liebender Salzwerkbeamter von Ocna entdeckte 1801 die Quelle, suchte Badegäste in die schreckliche Einöde zu ziehen und siedelte sogar 1836 fünfzig Bauern zur Urbarmachung an. Die Regierung nahm ihm 1840 alles ohne Entschädigung weg. Sardar Michalaki Spridon starb aus Kränkung, und bis vor 20 Jahren wuchs wohl die Zahl der Badegäste, nicht aber der Komfort. Heute ist alles anders und Slănic entwickelt sich.

Auf der Hauptstrecke kommen wir nach der Distriktsstadt — Rumänien zerfällt in 32 Distrikte oder Präfekturen — Băcău (sprich Becău); der Ort ist im Begriff, sich emporzuringen, einige stattliche Neubauten zeugen dafür. Freilich bleibt Băcău auch der erste Ort, in dem die armen schmutzigen Israeliten der Moldau in überwältigender Zahl auftreten und den Charakter der Niederlassung bestimmen. Außer ihnen bemerken wir noch Zigeuner und Zigeunerinnen, sowie anmutige, nettgekleidete Bäuerinnen, die offenbar dem Rumänenvolke nicht angehören. Es sind Csango-Magyaren (spr. Tschanko); sie sitzen in der Stärke von ca. 40,000 Seelen im Sereth-Thale und hätten sich gewiß schon vor Jahrhunderten gänzlich romänisiert, wenn nicht polnische und italienische Pfarrherren für ihr Festhalten an der römisch-katholischen Religion sorgten.

In einer Stunde entführt uns das Dampfroß von Băcău nach Roman, einer gleich Ploescĭ recht stillen Stadt. Roman macht beim Eintreffen mit seinen weißen Häusern und einigen Villenstraßen einen recht anheimelnden Eindruck, der noch durch die Gastlichkeit seiner intelligenteren Familien gewinnt. In deutschen Journalen wird es öfters genannt, weil es zum Sitz eines den Russen und ihren Umtrieben nur zu sehr geneigten Kirchenfürsten, des Bischofs Melchisedek, dient. Der Mann hat übrigens auch Werke geschrieben, die sich zwar nicht durch Plastik und Gelehrsamkeit, wohl aber durch ihre Zahl auszeichnen.

Hinter Roman beginnt das Gebiet der Lemberg-Czernowitz-Jassyer-Eisenbahn. Auf ihrem Geleise gelangen wir nach Jasĭ (sprich Jaschj). Unterwegs treffen wir Târgul-Frumos (sprich Tergul) und Pod-Ilveĭ, elende, baumlose Nester, in deren Umgebung Tausende von Krähen regieren. Beim Eintreffen in der moldauischen Hauptstadt fühlt man sich viel angenehmer berührt, als bei der Ankunft in Bukarest. Die Stadt steigt an einem Höhenzug hinauf und erinnert in ihrer Terrassenanlage an Belgrad. Die schönen Gärten, die herrlichen Bäume sind mit den Häusern vermischt und kontrastieren mit der weißen Farbe der Gebäude gar lieblich. Die Natur hat also Jasĭ (oder wie der Deutsche fälschlich sagt Jassy) ungleich besser bedacht als Bukarest, wo man die Schönheit der moldauischen Hauptstadt stets in lebhaften Farben und mit Eifer zu schildern versteht. Freilich ist die innere Stadt von Jasĭ ganz anders geraten als die von Bukarest: sie stellt besonders am sogen. Kukuksmarkt ein ausschließlich von armen, schmutzigen Juden besetztes Quartier dar. Die äußeren Stadtteile präsentieren sich anders. Als schönster Schmuck paradiert die Strada Carol, die Bojarenstraße, ein Seitenstück zur Calea Victorieĭ von Bukarest. Prachtvolle Paläste, Asphaltpflaster, köstliche Gärten und die Malerakademie charakterisieren diese Straße. Die zuletzt erwähnte Anstalt bietet 30 Statuen auswärtiger Künstler, eine schöne Figur von Tronescu, die Unabhängigkeit Rumäniens darstellend, sodann recht gelungene Oelstudien junger talentvoller Rumänen und Rumäninnen, von denen namentlich mehrere jüdische und rumänische Bettlergestalten,

rumänische Landschaften ꝛc. uns erwähnenswert dünken. Die Anstalt beschäftigt gegenwärtig fünf Professoren und dreißig Schüler. An die Strada Carol schließt sich außerhalb der Stadt der öffentliche Garten Grădină Publică (sprich Gredine Publice). Unter seinen Bäumen oder auf der nebenher laufenden Allee entwickelt sich am Abend der Korso der eleganten Welt. Man sieht also, die moldauische Hauptstadt verfügt gleichfalls über eine Chaussée Kisseleff.

In der Stadt fesselt vor allem der alte fürstliche Palast; in ihm waren einst alle Ministerien vereinigt, jetzt dient er einem Appellationshof mit zwei Sektionen der Präfektur und dem Post- und Telegraphenamt. Leider brannte das Gebäude vor einigen Jahren aus, die Renovierung dürfte keine besonders geschickte gewesen sein. Auffällig ist für eine so bedeutende Stadt wie Jași der gänzliche Mangel von Lektüre in öffentlichen Lokalen. Die vier Kaffeehäuser und die drei Konditoreien, die uns halbwegs elegant dünken, bieten je eine Zeitung, nach mehr trägt offenbar niemand ein Verlangen. Die Zahl der Kirchen gereicht der Stadt zum größten Schmuck. Unter den achtzig Gotteshäusern zeichnen sich jedoch nur zwei durch künstlerischen Wert aus. Vor allem die Metropolitankirche. Sie ist von solcher Größe, daß sie einem ganzen Quartier gleichkommt und weithin alle Gebäude zwerghaft erscheinen läßt. Vier Türme bilden die vier Eckpfosten, ihre Form ist eine edle, ebenso schön sind die Seitenwände. Leider hatte ein Erdbeben das Meisterwerk dem Verfalle nahe gebracht und die Regierung erst vor kurzem zur Reparatur sich entschließen können. Das Innere stellt sich erhebend dar. Ein guter Geschmack ohne kleinliche Beimischung durchzieht das Ganze, neue große Glasmalereien zieren die Fenster. Anders der Genuß, den die Betrachtung der Kirche Trei Erarchi gewährt. Der gewaltige Bau trägt von oben bis unten die herrlichsten, mannigfaltigsten Ornamente in bezwingender Schönheit! Fürst Wasile Lup hat das Gotteshaus, ein Meisterwerk byzantinisch-maurischer Architektur, den drei Heiligen geweiht, die Türken aber haben das frühere goldene Dach abgetragen.

Ehe man die moldauische Hauptstadt verläßt, sollte man am Morgen oder am Abend einmal einen alten, baufälligen Turm besteigen, der sich so ziemlich inmitten der Stadt erhebt. Die Aussicht ist eine wunderbare, die ganze Niederlassung wird von unsern Blicken umfangen. Im Norden die Bojarenstadt, ein Gemisch von stolzen Bäumen, silberglänzenden Blech- und grellroten Eisenblechdächern, daneben ein kahler monotoner Fleck, alsdann Vororte mit netten, winzigen Häusern, mit Kirchen und Gärten. Im Süden verliert sich die melancholische Mehalà (Vorstadt) in dem öden Haideland, dicht vor uns das Zentrum der Stadt mit der großen Markthalle und weiter hinaus im Osten am fernen Horizont die endlose Steppe — dort beginnt Rußland. — — —

Flügelbahnen befördern uns von Jași nach Botosani (sprich Botoschanj), der zweitgrößten Stadt der Moldau. Botoșani zerfällt in zwei vollständig getrennte Teile — die eigentliche, die alte Stadt setzt sich aus elenden, baufälligen, feuergefährlichen — ein Stück brannte vor $1\frac{1}{2}$ Jahren wirklich ab — alten Spelunken zusammen, sie umfaßt die jüdische Bevölkerung mit etwa 40,000 Seelen. Die Gast- und Kaffeehäuser, den Marktplatz u. s. w. Der zweite Teil besteht aus einem Dutzend Straßen, in denen sich die Reinlichkeit, die Stille und die prächtigen Anlagen vereinigen, um den hier Villen besitzenden Armeniern, Bojaren und Griechen das Dasein angenehm zu gestalten. Man sieht, ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht, hier Fetzen, dort die neuesten Pariser Toiletten, so kostspielig und so schön, daß die eleganten Bukaresterinnen fast in den Schatten gestellt werden. Im ganzen dürfte die Stadt 75,000 Seelen beherbergen.

Von Botoșani fahren wir nach der Bukowina hinüber, um eine dreitägige Floßfahrt auf der Goldenen Bistritz, deren Schönheit und Originalität jeder Moldauer rühmt, unternehmen zu können. Suczawa fesselt uns nicht, bald aber werden die Landschaftsbilder reizvoll. Unbebaute Flächen sind hier unbekannt, ein Feld schließt sich an das andere, alle sind gut bearbeitet, das Vieh ist besser gehalten. Jetzt beginnen die Wälder, von denen wir glauben, daß sie kein Ende mehr nehmen. In Gura Humora halten wir Nachtlager, seine Bevölkerung setzt sich aus Rumänen, Juden und Deutschen zusammen. Am anderen Tage atmen wir wieder die entzückende balsamische Luft des karpathischen Waldgebirges. Wir treffen in Eisenau einen deutschen Ort, in dem sich schmucke Zipserburschen mit sauberen Zipsermädchen herumtreiben, wir gelangen gegen Mittag nach Kimpolung, dem freundlichen ruthenisch-rumänischen Oertchen, übersteigen in stundenlanger, mühseliger Fahrt die imponierende Höhe des Bergzuges, finden in Jakobeni nochmals Zipser, kommen an mehreren Dutzend Zigeunerwagen vorüber und ruhen am Abend in Dornawatra, einem kleinen, freundlichen Eisenquellenkurort, aus. Der Platz besaß bis jetzt ziemlich viel Heilungsuchende, bedauerlicherweise ist aber im August 1888 ein Wolkenbruch niedergegangen, der damals fürchterliche Verheerungen anrichtete und sogar die Verproviantierung in Frage stellte.

Am andern Morgen, wenn der Nebel noch das Thal erfüllt, vertrauen wir uns einem tannengeschmückten, aus zwanzig Baumstämmen gebildeten Floß, sowie zwei kühnen Flößern an, und munter geht es die Goldene Bistritz hinab. Bald erscheint die Sonne, mit ihr der rumänische Zollbeamte und das rumänische Gebiet. Die jetzt folgende dreitägige Floßfahrt dürfte an Originalität und landschaftlicher Schönheit ihresgleichen suchen. Eine kühle, reine Luft umfächelt die Stirne, die dicht zusammentretenden Felsen gewähren Kühlung, die unentweihte Waldwildnis, wo selbst die Axt bisher ohne sichtbare Wirkung gewaltet, erhebt Herz und Gemüt. Gefahr ist nicht zu besorgen, denn

die verdienstvolle Aktiengesellschaft, vorm. Goetz u. Co., hat uns tüchtige Flößer beigegeben, und zudem gleitet ja das Floß ruhig den ungestümen, übermütigen Fluß hinab. Nur am dritten Tage scheinen sich die einzelnen Stämme etwas von einander lösen zu wollen, doch dann neigt sich ja auch die Flußfahrt ihrem Ende zu, die Schönheit der Landschaft verliert sich und wir wünschen, der Bistritz Valet zu sagen.

Am Abend des ersten Tages erblicken wir nach einer achtstündigen Fahrt durch die fast unbelebte Wildnis ein großes Sägewerk nebst einigen Häusern. Das ist Barnar auf der königlichen Domäne Brosteni (sprich Broschtenj) gelegen. Brosteni selbst folgt sehr bald; hier schütteln uns die deutschen Vertreter von Goetz u. Co. herzlichst die Hände und der Verwalter des Königs gewährt uns freundlichst Nachtlager. Die Domäne umfaßt nicht weniger als 75,000 Joch Waldungen, die Domäne Hangul, wo wir die nächste Nacht verbringen, begreift ein ebenso großes Gebiet. Am dritten Abend haben wir das zweifelhafte Vergnügen, uns in der edlen Stadt Piatra in ein höchst unsauberes Hotel zu vertiefen. Piatra, am Fuße kahler Berge häßlich gelegen, erweckt den Wunsch, ihm so bald als möglich den Abschiedsgruß zuzurufen; thut man dies aber und rettet man sich mittelst eines Birjars für 15 Lei nach der Stadt Neamtu (sprich Neamtzu), so kommt man aus einem Schmutznest ins andere.

Neamtu präsentiert auf steilem Fels die Ruinen einer weithin sichtbaren Burg, sodann ist es Ausgangsstation für das Mönchskloster Neamtu. Die Fahrt dahin erweist sich besonders am späten Abend als höchst spannend. Die Nacht bleibt sternenhell, der Mond blickt sanft hernieder, die Herbstluft ist kalt. Hinein geht das Gefährt in den geheimnisvollen Schooß der Nacht, hindurch durch den Fluß, vorbei an kleinen dunklen Häusern, vorbei an düsteren Waldpartien. Dort schwenkt man eine Fackel! Ihre Träger werfen sie hin und her, sind das Räuber? O nein, nur ein Zigeunerehepaar auf der Streife. Endlich, endlich steigt gigantisch ein riesenhaftes Gebäude empor. Das ist Neamtu, der Sitz der rumänischen Mönchsweisheit, Wir werden eingelassen, man setzt uns Hetschen vor, doch das ist Nebensache: Hauptsache sind für uns die Schlafdivans, ihrer bedürfen wir. Am Morgen betrachten wir einige der hundert hier hausenden Mönche, besuchen ihre Klausen, lassen uns vom Bibliothekar die Bibliothekthür vor der Nase zuschlagen und fahren dann nach Varatec (sprich Waratek) hinüber, einem stattlichen Nonnenkloster. wo man uns gegen geringe Vergütung recht gut beköstigt. Am Abend atmen wir in Pascan, von wo uns das Dampfroß am nächsten Tag nach Galati (rum. Galatz) und Brăila (sprich Breïla) führt.

Man bezeichnet Galati und Brăila als die „rumänischen Seestädte". Auf den ersten Blick glaubt man, daß hier ein Irrtum vorliegt, denn Galatz liegt weiter denn 24 Meilen oder 184 Kilometer von der Mündung der Donau in den Pontus euxinus entfernt. Allein man gebraucht die Bezeichnung etwa mit demselben Recht, wie wenn man Hamburg und Bremen als Seestädte hinstellt. Große Seeschiffe müssen nun einmal bis Galati oder Brăila vordringen, sobald sie ein- oder ausladen wollen. Die Lage von Galati ist eine seltsame, von Wasser umschlossene, daher gesundheitlich günstige. Im Norden der Stadt breitet der fischreiche, stille, große Brates-See (sprich Bratesch-See) seine klaren Fluten aus, im Süden zieht die Donau entlang, im Westen erhebt sich das Hügelland von Barbos (sprich Barbosch) und hinter demselben wälzt der Sereth sein Wasser durch ein walderfülltes Thal, das wir jedem Naturfreund wegen seiner Schönheit, jedem Nimrod wegen seines Wildreichtums empfehlen müssen.

Vom Bahnhof kommend, berührt man menschenleere, aber breite, reinliche Straßen mit hübschen Häusern. Mit diesem Stillleben harmoniert der Volksgarten, ein abseits gelegener, verwahrloster Ort. Man wandelt zwischen einem Gewirr von Blumen, Pappeln, Akazien, Linden und Eichen dahin und fühlt sich vereinsamt. Wenn freilich der Mond seine silberne Scheibe auf dem Wasser schaukeln läßt, dann muß der Volksgarten ein wunderbares Reich sein für süße Träumereien und melancholische Betrachtungen.

Der Mittelpunkt der Stadt ist das Geschäftsviertel. Da sieht man gut besuchte Kaffeehäuser, die Präfektur und die übrigen Amtsgebäude, Frisiersalons, in denen Spazierstöcke und Tabakspfeifen verkauft werden, sodann Gewölbe, wo alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens ausgestellt sind. Unweit davon stoßen wir auf einen Kaffeegarten. Welche Ausschau! Unter uns der Hafen, der mächtige Strom mit seinen Schiffen, dort die Höhen der Dobrogea, hier die elende Mehalà, wo nach wie vor Griechen und Armenier sich bezechen und prügeln und wo es noch immer sehr, sehr schmutzig sein kann, obgleich doch Galati seit einem Dezennium ein neues Gewand angelegt und sich gebessert hat. Nur in einer Hinsicht ist ein Rückschritt zu bezeichnen: die ehedem überfüllte, von Seefahrern aller Nationen besuchte Hafenstraße liegt öde und unbelebt, der ehedem stets belagerte Quai wird wenig benutzt. Galati bietet das Bild einer verfallenden Hafenstadt. Welches aber sind die Ursachen dieses in Deutschland gänzlich unbemerkt gebliebenen Vorganges? Es gibt deren verschiedene. Brăila, das fröhlich erblühende, hat die Ueberflügelung vollzogen, Mißernten in den angrenzenden Distrikten, die Aufhebung des Freihafens, der Ausbau des rumänischen Eisenbahnnetzes, das alles hat sich zum Nachteil von Galatz vereinigt.

Wie anders Brăila, die Schwesterstadt von Galati, wohin uns der stattliche Dampfer binnen einer Stunde bringt! Der Hafenquai ist staubig und unwirtlich, aber welches Leben, welcher Verkehr! Welches Stoßen, welches Drängen! Hunderte von Schiffen liegen vor Anker, alle bestrebt, ihre Säcke, Kisten, Körbe, Ballen, Tonnen in Ordnung zu bringen. Und nun erst die Stadt. Freund-

liche Kaffeehäuser an anmutigen Plätzen, reinliche Straßen mit vielen schönen Bauwerken empfangen uns, kurz, man glaubt sich im Geiste nach Bukarest versetzt. Und das alles gilt von einer Stadt, die vor 30 Jahren noch von sämtlichen Reisenden einstimmig als Kothaufen geschildert wurde! Lacul Sărat (sprich Serat) freilich, ein Bad an einem in öder Steppe gelegenen Salzsee, wird die gute Meinung von Brăila wieder abschwächen; es gewährt nichts als Fliegen, elende Holzbarracken und Langweile.

Von Galatz aus eilen wir entweder mittels des Dampfrosses in achtstündiger Fahrt nach Bukarest oder wir vertrauen uns dem vorzüglich eingerichteten Dampfer der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft an. Im letzteren Falle kommen wir bei Cernavoda (sprich Tschernawoda), bei Silistria, der bulgarischen Veste, bei Oltenitza und Turtukai vorüber. Am Morgen können wir ans Land gehen, Giurgiu (sprich Dschurdschu) betrachten, eine staubige, aber stets belebte Stadt von 20,000 Seelen, und von da in zweistündiger Fahrt Bukarest erreichen.

Die Walachei wird aus zwei Gründen am besten während des Herbstes bereist: die unerträgliche Hitze ist dann einem köstlichen Klima gewichen, und die herrlichsten Trauben am Gebirge erfrischen den Wanderer. Nach drei Stunden gehört Pitescĭ (Piteschtj) unser. Es ist gerade kein imponierender Platz, allein die Stadt erscheint ziemlich sympathisch, weil die in der Moldau angetroffene jüdische Armut nirgends bemerkt wird, dagegen in einer deutschen Restauration gutes Bier und gutes Essen entdeckt werden kann.

Am nächsten Mittag entführt uns die Diligence, ein enger Kasten, von drei oder vier Pferden gezogen. Wohl ist er tausendmal besser als die früheren Postkarutzen, die meist ohne Passagiere ankamen, allein sein Schütteln ist trotzdem fürchterlich; am angenehmsten müssen wir noch das Einpferchen zwischen dem Kutscher und Curtan bezeichnen. Die Straße ist von Ochsengespannen äußerst belebt, die Aussicht entzückend, die Luft klar, und so gelangen wir glücklich gegen Abend nach Câmpulung (sprich Kimpulung). So heißt eine freundliche Stadt, lieblich am Fuße der Berge gebettet und von Wäldern umfangen, die hinlänglich erklären, warum rumänische Familien hier gern den Sommer zubringen. Und noch Schöneres sieht der, der am nächsten Tage über hohe Berge hinweg nach dem trostlos einsamen Rucăr (sprich Ruker) fährt oder nach Curtea de Arges (sprich Kurtea de Ardschesch) hinüberreitet.

Leider ist hier der Raum zu genau bemessen, als daß auch nur eine halbwegs genügende Beschreibung von Curtea de Arges, von seiner herrlichen Kathedrale, vom Manolibrunnen u. s. w. gegeben werden könnte. Die Kathedrale stellt eines der schönsten Bauwerke aller Länder und aller Zeiten dar; sie repräsentiert den erhabensten, einheitlich durchgeführten Gedanken eines gottbegnadeten Künstlers. Ein edler Sinn für Harmonie durchweht die Schöpfung in allen ihren Teilen: die Gesimse, das prachtvolle Portal, die unzähligen Kranzgewinde und Rosetten und Säulen zeugen von übermenschlicher Sorgfalt und Gestaltungskraft.

Curtea de Arges liegt von Pitescĭ etwa 40 Kilometer entfernt, ebenso weit reist man, um von Pitescĭ Dragăsanĭ (sprich Drageschanj) zu erreichen. Dragăsanĭ ist der berühmteste Weinort der Walachei und deshalb ein mehrtägiger Oktoberaufenthalt daselbst keineswegs zu verwerfen. Drängt die Zeit, so muß man allerdings nach Craiova, der Hauptstadt der Kleinen Walachei, eilen. Craiova besitzt bei einer Einwohnerzahl von ca. 50,000 Seelen eine Ausdehnung wie München oder Dresden, weshalb die Stadt unbelebt, aber mit ihren vielen Gärten gesund erscheint. Oeffentliche Plätze und Promenaden verschönern sie, gut gepflegte Straßen und die große deutsche Kolonie machen sie angenehm; etwas auffallend bleibt der Mangel an kirchlichen Bauwerken, sehr bedeutend ist dagegen der Wochenmarkt. Er gleicht stets einem namhaften Jahrmarkt.

Die Fahrt von Craiova nach Turn-Severin ist nur am Schluß interessant, wenn sich nämlich das Donau-Thal tief unten den Blicken offenbart. Turn-Severin ist ein stilles Oertchen, ein Dutzend Gassen, ein großer Platz, die Agentur der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, und wir kennen den Ort. Doch halt, neben seiner Bojarenstraße erstreckt sich der Volksgarten. In ihm entdecken wir zwei Reihen wertvoller Römerstatuen, Reste römischer Befestigungen und eine wunderbar weite, entzückende Ausschau in die blaue Ferne. Jene Mauerreste aber am andern Donau-Ufer, das war der Brückenkopf der Trajansbrücke, welche Meister Apollodor von Damaskus auf 23 Pfeilern 3000 m. breit über den Strom spannte, damit der große Trajan den König Decebalus besiegen konnte. Welche Betrachtungen, welche Landschaft! Und doch wir müssen auch von hier scheiden: jeder wird durch das Schicksal von Turn-Severin abgerufen werden, der eine vielleicht mit dem Dampfer Donau-abwärts nach Widdin, Rustschuk, Bukarest, der andere über Orsova (sprich Orschowa) heimatwärts.

Kleinere Mitteilungen.

* Neuere Nachrichten von Henry M. Stanley und Emin Pascha.

Der „Kölnischen Zeitung" wird aus London (vom 5. April) geschrieben: Stanley soll sich mit Emin Pascha, einem großen Gefolge und sechs Tonnen Elfenbein auf dem Marsche nach der Sansibarküste befinden. So wenigstens haben Araber bei den Stanley-Fällen gemeldet, wie Stanley's ehemaliger Unterstatthalter, F. de Winton, in einer Zuschrift an die heutigen Morgenblätter aus einem Brüsseler Telegramm des Grafen d'Oultremont berichtet. Obige Meldung gieng von den Stanley-

Fällen am 21. Februar ab. An sich enthält sie nichts Unmögliches. Da Stanley am 4. September Bungangeta am Aruwimi verließ, konnte er gegen Weihnachten wieder bei Emin eingetroffen sein, um mit ihm gemeinschaftlich den Rückmarsch anzutreten. Nur darf man nicht vergessen, daß er zwar nur 82 Tage brauchte, um vom Albert Nyanza nach Banalya zurückzukehren und die Vorräte seiner Nachhut abzuholen; aber damals giengs flußabwärts und ohne Gepäck, während er bei dem zweiten Vormarsche nach dem See den Strom gegen sich hatte und seine Träger immerhin beladen waren. Wahrscheinlich handelt es sich vorläufig nur von der Absicht Stanley's, den Rückweg über die östliche Straße anzutreten und davon mögen die Araber gehört haben. Im allgemeinen darf man nach den gemachten Erfahrungen den blosen Gerüchten aus Mittelafrika kein allzu großes Gewicht mehr beilegen. Noch ist es nicht möglich gewesen, im vollen Umfange die Dienste zu würdigen, welche Stanley der geographischen Wissenschaft geleistet hat. Sein Brief war nur ein flüchtiger Entwurf und wird wohl die Grundlage zu einem der interessantesten Bücher über Mittelafrika werden. Er durchzog ein Gebiet, welches, wie die „Daily News" sagt, bis jetzt noch von keines Europäers Fuß betreten worden. Sein Zug bewegte sich fast in gerader Linie von Westen nach Osten; denn das Lager von Yambuya nördlich vom ersten Breitengrad nördlicher Breite lag nur einige Minuten südlicher als der Punkt, an welchem er am Albert Nyanza anlangte. Er folgte dem Laufe des Aruwimi aufwärts nach der großen Wasserscheide zwischen dem Becken des Nils und des Kongos. Dieselbe wird gebildet durch eine Hochebene von 5200 Fuß Höhe, welche sich anscheinend nördlich bis zur Provinz Emin Pascha's erstreckte, ohne über 6000 Fuß hinaus zu gehen. Westlich dagegen jenseit des Thales, welches der See ausfüllt, sah er die steilen Berge von Unyoro und südlich glaubte er einen Bergriesen von 17,000—18,000 Fuß zu entdecken, der sich aber wahrscheinlich als der Gordon Bennett herausstellen dürfte.

Betreffs des Muta-Nzige-Sees, der hin und wieder für eine Fortsetzung des Albert Nyanza gehalten wird, hörte er wenigstens, daß derselbe kleiner als dieser sei. Der Aruwimi besitzt eine Länge von 950 Km. und fällt von 5400 Fuß auf 1400 Fuß; er hat sechs Hauptnebenflüsse, vier von Nordosten und zwei von Südosten, und setzt der Schifffahrt viele Schwierigkeiten entgegen. Das Flußgebiet erstreckt sich durch einen ungeheuren Wald, dessen Schrecken Stanley in seinem Briefe mit großer Kraft beschrieben hat. (Die obigen neuen Nachrichten sind nicht unwahrscheinlich, müssen jedoch vorerst mit Vorsicht aufgenommen werden, denn sie basieren nur auf den Aussagen der als höchst lügenhaft bekannten Araber. Aber derartige Gerüchte sind häufig nur Vorläufer von Thatsachen.)

Litteratur.

* Humboldt, Alex. v.: Gesammelte Werke. Lief. 1. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., 1889. — Am 6. Mai sind es dreißig Jahre, daß der große Reisende und Naturforscher Alex. v. Humboldt, der genialste und vielseitigste deutsche Naturforscher der Neuzeit, gestorben ist. Seine Werke, in jeder Hinsicht klassisch, sind bei seinen Lebzeiten nur in teuren Ausgaben erschienen und meist ganz vergriffen. Es ist daher eine Ehrenschuld der deutschen Litteratur und des deutschen Buchhandels, sie in einer gediegenen, wohlfeilen und volkstümlichen Gesamtausgabe wieder auf den Markt zu bringen und auch den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, was in der vorliegenden Ausgabe in 30 Lieferungen à 50 Pfg. geschieht, wovon die erste uns vorliegt und in ihrer bei allem ökonomischen Druck schönen und würdigen Ausstattung sich selbst allen Gebildeten der Nation empfiehlt. Seit dem ersten Erscheinen von A. v. Humboldt's verschiedenen Werken haben die Naturwissenschaften und die Erdkunde ungeheure Fortschritte gemacht, und diese Werke bedurften daher einer Ueberarbeitung, welche teilweise Humboldt's Forschungen und Ideen ergänzt und richtigstellt und die Errungenschaften der neueren Wissenschaft nachträgt, teilweise aber auch die Zitate und Verweisungen auf neuere Quellen und Werke an die Stelle von Büchern setzt, aus welchen der große Forscher zitierte und die nun verschollen und vergessen sind. Diese Ueberarbeitung ist kompetenten, takt- und liebevollen Händen anvertraut gewesen und hat nicht nur Humboldt's Werken ihren vollen klassischen Wert zu erhalten, sondern diese auch in pietätvoller Weise zu ergänzen und auf die Höhe der heutigen Wissenschaft zu erheben verstanden. Trugen diese Werke auch an sich schon in Form und Gehalt den Stempel ewiger Jugend und dauernden Wertes, so sind sie in der jetzt vorliegenden Gestalt ein wirkliches Ehrendenkmal für den großen Toden und ein Buch, welches in keiner Bibliothek eines wirklich gebildeten Deutschen fehlen darf. Den Inhalt der vier ersten Bände bildet der berühmte „Kosmos", diese geistvolle Grundlage und dieser lehrreiche Codex der gesamten modernen Naturkunde, welchem dann die „Reise nach den Aequinoktialgegenden" und die nie veraltenden herrlichen „Ansichten der Natur" nebst den übrigen Schriften sich anschließen. Diese Ausgabe wird noch im Laufe dieses Jahres vollständig erscheinen.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
So eben erschien vollständig:

Handbuch
der deutschen Alterthumskunde.

Uebersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit.

Von **L. Lindenschmit.**

In drei Theilen. Royal-Octav. geh.

Erster Theil. Die Alterthümer der merovingischen Zeit.

Mit zahlreichen Holzstichen. **Preis 30 Mark.**

Elegante und wohlfeile Classiker-Ausgaben
aus dem Verlage der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Goethe's Werke in Auswahl. 4 Bände in Taschenformat. Eleg. gebunden M. 6. —

Schillers sämtliche Werke. 4 Bände in Taschenformat. Eleg. gebunden M. 7.—

Lessings Werke in Auswahl. 3 Bände in Taschenformat. Eleg. gebunden M. 5.—

Uhlands Gedichte und Dramen. Taschenformat. Eleg. gebunden M. 5.—

Uhlands Gedichte und Dramen. **Jubiläums-Ausgabe** (1787—1887). Hocheleg. gebunden mit Goldschnitt M. 7.—

☞ **Hierzu ein Prospektus von Justus Perthes in Gotha betreffend Stieler's Handatlas.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 17. Stuttgart, 29. April 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Hamburgs Handel und Verkehr. Von Dr. W. Beumer in Düsseldorf. S. 321. — 2. Die neuesten Nachrichten von Stanley. (Schluß.) S. 326. — 3. Daimi Balsai. Von E. Lemke. S. 333. — 4. Böhmisches Konversations-Lexikon. S. 335. — 5. Die Wenden in Deutschland. S. 336. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 337. — 7. Litteratur. S. 339. — 8. Kleinere Mitteilungen. S. 340.

Hamburgs Handel und Verkehr.

Von Dr. W. Beumer in Düsseldorf.

Der Hamburgische Handel weist einen stetigen, bald kleineren, bald größeren, in den letzten Jahrzehnten nur selten unterbrochenen Fortschritt auf; sein Gesamtumfang beträgt in Ein- und Ausfuhr einschließlich der Durchfuhr etwa 4 Milliarden Mark.

Welche Summe von Gedankenarbeit, Kombinationen, Anordnungen und Ausführungen ist erforderlich, um diese Riesenzahl als Endergebnis erscheinen zu lassen! Welches Spiel der Kräfte ist die tägliche Voraussetzung, um das unendlich verzweigte Getriebe des Welthandels im Umschwung zu erhalten, und wieviel Hindernisse und Reibungen sind stündlich zu überwinden, damit alle Räder und Rädchen dieser kolossalen Maschinerie im Gange bleiben! Die stille Arbeit des Kaufmanns auf dem Komptoir bereitet die Unternehmung vor, der Telegraph spielt alsdann nach den in Betracht kommenden Richtungen, geheimnisvoll trägt der elektrische Funke Frage und Antwort über die Kontinente hin, auf dem Grunde der Weltmeere entlang, alle Entfernungen überwindend. Auf dem Speicher werden von den fleißigen Händen der Arbeiter nach den Anordnungen aus dem Komptoir die Güter und Waren bearbeitet, verpackt, gewogen, darauf erfolgt die Verladung mit der Eisenbahn oder in die auf dem Fleet am Speicher liegende Schute, welche sie dem Seeschiff zuführt. Dann werden die Gütermassen in Tausenden von Frachtzügen über die Länder verteilt oder in die Laderäume der Dampf- und Segelschiffe nach den Häfen gebracht, für welche sie bestimmt sind. Durch Meeresstürme und alle Gefahren der weiten See lenkt der kundige Kapitän das ihm vom Rheder anvertraute Schiff fernen Ländern zu, wenn ihm das Glück und die Elemente hold bleiben, oder er sieht mit seiner tapfern Mannschaft den Heimatshafen niemals wieder, wenn der tobende Orkan oder die wütende Brandung das stolze Schiff dem Untergange weihen und der schwimmende Palast an den Felsen zerschellt oder auf dem Boden des Meeres versinkt. Sind aber die Waren „drüben" glücklich angelangt und gelandet, dann gehen sie mit den verschiedensten Transportmitteln oft tief in's Innere des Landes; das Verteilungsgeschäft beginnt und die Waren, welche vor einigen Wochen noch auf den Hamburgischen Speichern gelagert hatten, ziehen auf dem Kameel durch die Wüste, werden auf dem Maultier über die Anden oder auf dem Rücken schwarzer Träger weit nach Zentralafrika hineingetragen; sie verfolgen den Lauf der Ströme bis an die Grenze der Schiffbarkeit derselben, kurz, sie benutzen alle Verkehrswege, um den Bedarf zu befriedigen. Und auf demselben Wege in umgekehrter Richtung gehen kolossale Mengen von Waren fremder Erdteile nach dem Hamburger Platze.

„Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernte der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrika's Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Noch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn."

Die glückliche Lage Hamburgs an einem so leistungsfähigen Strom wie die Elbe, an einer Stelle, bis zu der große Seeschiffe herauf- und Flußkähne herabkommen können, in Gemeinschaft mit den nach allen Richtungen hin gehenden Eisenbahnen, machte Hamburg von jeher zu dem von Natur gegebenen Umschlagsplatze zwischen dem

See- und dem Binnenlandverkehr, und die innige Verbindung, in welche die alte Hansastadt durch den am 15. Okt. 1888 erfolgten Zollanschluß mit dem Deutschen Reiche getreten ist, hat ihre Bedeutung als der ersten und größten deutschen Seestadt nur zur steigern vermocht.

Es ist ein fast unmöglich zu nennender Versuch, von einem so umfassenden Gegenstande, wie es Hamburgs Handel und Verkehr ist, ein auch nur einigermaßen übersichtliches Bild zu bieten. Und doch ist dieser Versuch mit großem Glück in einem soeben erschienenen Werke gemacht worden, das bezüglich der Reichhaltigkeit und Ausführlichkeit seiner Mitteilungen vielleicht einzig in seiner Art dasteht und deshalb ein Anrecht auf die Beachtung seitens der weitesten Kreise hat. Es ist das „Exporthandbuch der Börsenhalle 1888/90“,[1] das auf nicht weniger als 1124 Seiten nicht allein ein erschöpfendes Bild von Hamburgs Handel und Verkehr bietet, sondern auch durch eine Fülle höchst anziehender historischer Daten einen bedeutsamen Beitrag zu der kulturgeschichtlichen Entwicklung der alten Hansastadt liefert.

Hamburg's Handel in allen Abstufungen, seine Industrie, sein Kunstgewerbe, seine Verkehrsanstalten u. s. w. finden hier eine eingehende Darstellung, an welche sich treffliche Abhandlungen über die deutschen Kolonien, über das deutsche Konsulatswesen, sowie über das Hamburgische Export-Agenturgeschäft schließen.

Um unsern Lesern eine Probe aus diesem in dem gegenwärtigen Zeitpunkte doppelt willkommenen Werke zu bieten und damit ihre Aufmerksamkeit auf das Buch selbst hinzulenken, gehen wir hier auf zwei Abschnitte desselben etwas näher ein, indem wir zunächst Hamburgs Warengeschäft und sodann die Entwicklung seines Exportgeschäftes und dessen gegenwärtige Lage betrachten.

I.

Hamburgs Warengeschäft.

Vermöge seiner günstigen Lage ist Hamburg von jeher ein Stapelplatz für den Warenhandel gewesen. Zu den Zeiten der Hansa hatten die Gesellschaften der Flandern-, Englands- und Schonenfahrer ihre Faktoreien und Komptoirs in Brügge, London, Bergen und anderen Mittelpunkten des Warengeschäftes; damals holten die Kaufleute, die häufig auch Rheder und Kapitäne in einer Person waren, die Güter aus allen an die Nordsee grenzenden oder von ihr aus leicht zu erreichenden Ländern und vertrieben dahin die Waren, welche auf dem Ueberlandwege aus allen Teilen Europa's und aus der Levante nach Holland und Hamburg gelangt waren. Die kühnen und unternehmenden Hansa-Kaufleute verstanden es, ihre Verbindungen immer weiter auszudehnen und sich den stetig wechselnden Handelsverhältnissen anzupassen. Auf der schnellen Wahrnehmung der in den verschiedenen Zeitläuften sich darbietenden Konjunkturen hat von jeher die Erweiterung des Hamburgischen Handels beruht.

Dies war auch der Fall, als die Unternehmungen sich auf überseeische Länder erstreckten und in dieser Beziehung Hamburg für ganz Deutschland bahnbrechend vorangieng. Die Naturprodukte Nord- und Südamerika's wurden eingeführt und im Austausch gegen dieselben die industriellen Erzeugnisse Europa's dahin ausgeführt. Die jungen Hamburgischen Kaufleute giengen hinaus, begründeten an allen wichtigen Plätzen Zweigniederlassungen oder selbständige Firmen und befestigten dadurch den deutschen Einfluß in jenen entlegenen Ländern.

So entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte ein blühender Warenhandel in einer unendlichen Reichhaltigkeit der Artikel; es gibt wohl keinen Rohstoff und kein Naturprodukt, das hier nicht eingeführt und gehandelt würde. Für alle diese Artikel sind die Bezugsquellen aufgefunden und der Absatz aufgesucht worden; in einer nicht geringen Anzahl derselben ist Hamburg der bestimmende und maßgebende, also der Weltmarkt geworden.

In welcher Weise neue Gegenstände des Warenhandels aufgenommen werden, erläutert das Werk in sehr instruktiver Weise an mehreren Artikeln, z. B. am Guano. Hamburgische Handelshäuser ließen die Guano-Inseln ausbeuten und führten diesen für die Landwirtschaft bis vor Kurzem wichtigsten Dungstoff in Hamburg ein, von wo ganz Europa damit versorgt wurde. Als ferner in Zentralamerika die Steinnuß als ein ausgezeichneter Rohstoff für die Knopffabrikation entdeckt wurde, sah man in Hamburg sogleich die künftige Wichtigkeit dieses anfänglich ganz unscheinbaren Artikels ein, und in kurzer Frist war Hamburg der Zentralpunkt für die Einfuhr und Verwertung der Steinnuß geworden; so daß z. B. im Jahre 1887 von den expedierten 25 Segelschiffsladungen — im ganzen etwa 253,000 Zentner enthaltend — nicht weniger als 22 nach Hamburg giengen, 2 nach London und 1 nach New-York. Der Gesamtimport von Steinnüssen nach Hamburg betrug in dem genannten Jahre 351,000 Ztr., im Jahre vorher 252,000 Ztr. Es wird weiter an die Entdeckung der Kautschuk-Liane erinnert, deren Produkt in verhältnismäßig kurzer Zeit einen überaus wertvollen Artikel ausmachte und eine blühende Industrie großzog. Verhältnismäßig neuen Datums ist auch die Kenntnis und gewerbliche Anwendung der ostindischen Jutefaser, deren Masseneinfuhr zunächst in Dundee und seit einigen Jahren auch in Deutschland eine großartige Fabrikation mit dem nötigen Rohstoff versorgt. Auf das Auftauchen solcher neuen Artikel zu achten, ist die Aufgabe des rührigen und intelligenten Handelsstandes; denn erst wenn dieselben in kaufmännischer Weise vertrieben werden, lohnt ihre Ausbeutung und ermöglicht sich ihre gewerbliche Verwendung. Mit Recht weist das Werk darauf hin, daß sich an diesem Punkte wieder einmal so recht die moderne

[1] „Hamburgs Handel und Verkehr. Exporthandbuch der Börsenhalle 1888/90“. Hamburg, Verlag der A.-G. „Neue Börsenhalle“, 1889.

Arbeitsteilung als Kulturmittel zeige. Der Forschungsreisende dringt in jungfräuliche Regionen ein, der Wilde zeigt ihm gelegentlich eine Pflanze, der Gelehrte prüft sie in seinem Laboratorium und erkennt ihren Wert, der praktische Fachmann erprobt ihre Verwendung, der Händler an den Grenzen der Wildnis lehrt den Eingeborenen, wie er das Produkt sammelt, der Kaufmann läßt es im Großen verladen und die Industrie bemächtigt sich des neuen nützlichen Materials. So ist alsdann wieder ein Gegenstand, der früher unbeachtet und nutzlos untergieng, der Menschheit gewonnen und beschäftigt Tausende von fleißigen Händen diesseit und jenseit des Weltmeeres.

Wie lange ist es denn her, daß Petroleum, heute einer der bedeutendsten Massenartikel, seine erste Anwendung gefunden hat? Die anfänglich ganz unbedeutenden Verschiffungen von Amerika im Jahre 1872 waren zunächst in Europa gar nicht unterzubringen, und erst allmählich, als das Vorurteil schwand und passende Lampen erfunden wurden, entwickelte sich ein stabiles Geschäft. Jetzt ist beständig eine riesige Flotte von Segelschiffen und mächtigen eisernen Tankdampfern unterwegs, um dieses Produkt nach Europa zu bringen. Im Jahre 1887 bezifferte sich die Einfuhr von amerikanischem Petroleum in Hamburg auf etwa 1,008,000 Barrels. Noch viel neueren Datums ist das Geschäft in russischem Petroleum, nachdem vorher auch in Galizien bedeutende Naphthaquellen aufgefunden worden waren.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf die Einzelheiten des Hamburgischen Handels näher einzugehen; nur einige wenige Artikel mögen besonders erwähnt sein. So ist neben Bremen Hamburg der erste Platz für Reis und Tabak. Von dem ersteren Artikel wurden in Hamburg im Jahre 1887 1,008,500 Säcke eingeführt, gegen 824,000 Säcke im Vorjahr. Birma, Siam, Japan, Java und Ostindien sind die Hauptbezugsländer dieses billigen und gesunden Nahrungsmittels, dessen Verwendung sich von Jahr zu Jahr ausdehnt.

Auch die Tabakzufuhr hat sich in den letzten Jahren ganz bedeutend erhöht, denn seit 1882 hat sie sich verdoppelt. In letzterem Jahre betrug die Gesamteinfuhr 259,000 Kolli, im Jahre 1887 dagegen 504,200 Kolli, wovon 340,000 für den Hamburger Markt bestimmt waren, während der Rest transitierte.

Ein Massenartikel, in welchem Hamburg eine dominierende Stellung einnimmt, ist Salpeter, welcher von Chile bezogen wird. Die Zufuhr betrug im Jahre 1887 nicht weniger als 1,336,277 Säcke, gegen 898,824 Säcke im Jahre 1886.

Einer der bedeutendsten und sowohl der Menge als dem Werte nach wichtigsten Gegenstände des Hamburger Warenhandels ist der Kaffee. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit der Zufuhr, die sorgfältige Behandlung, welche dem Artikel am dortigen Platze zu teil wird, die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Weiterverladung haben Hamburg zum Weltmarkt für Kaffee gemacht. Die Zufuhren kommen aus allen Kaffee-bauenden Ländern, die umfangreichsten aus Brasilien, Laguayra, Maracaibo, Domingo, Guatemala, Portorico, Ecuador, Ceylon, Java, neuerdings auch aus Westafrika. Hinsichtlich der Zufuhren hat Hamburg in den letzten Jahren alle europäischen Importhäfen für Kaffee weit hinter sich zurückgelassen. Es betrugen nämlich die Gesamtzufuhren in den Jahren

	1887	1886
	Tonnen	Tonnen
in Hamburg	88,200	100,800
„ England	52,310	51,470
„ Antwerpen	25,250	37,390
„ Havre	72,030	75,660
„ Bordeaux	7,200	6,420
„ Marseille	11,810	12,100
„ Triest	29,350	39,730
„ Niederlande	67,410	49,780
	353,560	373,350.

Das Getreidegeschäft hat am Hamburger Platz in den letzten Jahren an Umfang und Bedeutung sehr eingebüßt, zumal nachdem das Inland, besonders Berlin, seinen Bedarf direkt im Auslande einkauft und die Seestädte bloße Speditionsplätze für das importierte Getreide geworden sind. Maßgebend ist für alle Getreidearten die Berliner Produktenbörse. Von wirklicher Bedeutung ist indessen für Hamburg u. a. der Export von Braugerste nach England geblieben.

II.

Die Entwicklung des Hamburgischen Exportgeschäftes und seine gegenwärtige Lage.

Mit Recht weist das Exporthandbuch darauf hin, daß die Höhe der Entwicklung der industriellen Thätigkeit in Deutschland im Vergleich zu der Kürze der Zeit wahrhaft erstaunlich ist. Was wollen 25 Jahre in dem Leben eines Volkes bedeuten, und doch ist es nicht länger her, daß sich die Umbildung aus einem ackerbautreibenden zu einem industriellen Staate in Deutschland im großen und ganzen vollzogen hat. Wohl bestanden, von der teilweise bis ins Mittelalter zurückgreifenden Hausindustrie in Sachsen, Schlesien und Thüringen abgesehen, da und dort die Anfänge einer regen Fabrikation, aber ohne inneren Zusammenhang, mehr provinziell als allgemein bekannt. Erst die umfassende Anwendung der Dampfkraft und die zunächst allmählich, dann rascher erfolgende Beteiligung des Kapitals nach der Richtung industrieller Verwertung bewirkte die Ausdehnung dieses Zweiges der Nationalwirtschaft. Der Reichtum des Landes an Kohlen, Eisen und anderen Rohstoffen erleichterte und beförderte die Fabrikthätigkeit, die wachsende Zunahme der Bevölkerung, Jahr für Jahr mehr als eine halbe Million Köpfe betragend, wies nachdrücklich auf die Notwendigkeit hin, den Arbeitslustigen neue Arbeitsgelegenheit zu verschaffen. Der Erfindungsgeist unserer Techniker wandte sich der Konstruktion

sinnreicher Maschinen für den industriellen Betrieb zu, und es zeigte sich, daß wir nach einer verhältnismäßig kurzen Lehrzeit bei den Engländern auch auf diesem Gebiete Selbständiges und Eigenartiges zu leisten sehr wohl imstande seien.

Aber Eines mußte hinzukommen, um dem eifrigen Gewerbefleiß auch die nötige materielle Grundlage zu geben, nämlich Kaufkraft und Geschmack des Publikums, und diese wieder waren erst vorhanden, als sich die Nation nach ihrer Einigung auch ihrer wirtschaftlichen Macht bewußt wurde. Es zeigte sich, daß die früher gäng und gäbe gewesene Redensart von der Armut Deutschlands nicht gerechtfertigt war, daß seit dem 30jährigen Kriege in der stillen und fleißigen Arbeit von zwei Jahrhunderten sich ein Kapital angesammelt hatte, das namentlich seit der Mitte des laufenden Jahrhunderts, in der Periode der Eisenbahnbauten und der ausgedehnteren Anwendung der Dampfkraft, eine bemerkenswerte Vermehrung erfahren hat.

So hat sich in einem Vierteljahrhundert der Uebergang in eine ganz neue volkswirtschaftliche Position vollzogen. Bis dahin ein Getreide-exportierendes Land, ist Preußen, dann der Norddeutsche Bund, zuletzt das Deutsche Reich ein Cerealien-importierendes Land geworden. Die eigene landwirtschaftliche Produktion genügte nicht mehr für die Bevölkerung, welche sich von 24.8 Millionen im Jahre 1816 — auf dem Gebiete des heutigen Deutschen Reiches — auf 36.1 im Jahre 1855, 39.6 im Jahre 1865, 42.7 im Jahre 1875 und nach der Zählung vom 1. Dezember 1885 auf 46,855,704 vermehrt hat. Die Bezahlung für die Einfuhr ausländischer Brotstoffe, sowie der Rohstoffe und Halbfabrikate, kann aber nur durch die Ausfuhr der industriellen Erzeugnisse bewirkt werden. Es ist als ein nicht hoch genug zu veranschlagendes Glück in der wirtschaftlichen Entwicklung des Deutschen Reiches zu betrachten, daß sich dieser notwendige und materiell vorteilhafte Uebergang so schnell und unter so günstigen Verhältnissen vollzogen hat. Wenn nun heute die deutsche Industrie in einem solchen Umfange, nach der Menge wie nach der Beschaffenheit der Produktion, exportfähig geworden ist, daß sie selbst der alten Exportindustrie Großbritanniens als eine gefährliche Rivalin auf dem Weltmarkte gilt; wenn sie ihre Erzeugnisse nach allen Gegenden der bewohnten Erde versendet und ihre noch vor wenigen Jahren in überseeischen Gebieten fast unbekannten Erzeugnisse dort jetzt so gangbar sind, wie irgendwelche eines anderen europäischen Industrielandes, so ist dies ohne Zweifel der erfolgreich vermittelnden Thätigkeit der Hamburgischen Exporthäuser zum überwiegenden Teile zuzuschreiben. Um einen großen Absatz, einen universellen Kundenkreis zu gewinnen, dazu bedurfte es des Eintretens einer in diesem Geschäft wohlgeschulten und erfahrenen Kaufmannschaft, welche die Mittel und Wege kennt, um die Fabrikate des heimischen Gewerbefleißes bis in die entferntesten Gebiete zu leiten und zu verteilen. Dieser Aufgabe konnte sich naturgemäß nur der Handelsstand der der Nordseestädte, in erster Linie Hamburgs, unterziehen; nur ihm standen die alten, weit reichenden Verbindungen zu Gebote, durch deren Hilfe es in so kurzer Frist möglich geworden ist, die Leistungen unserer Industrie zu universeller Anerkennung zu bringen.

Das Geheimnis der erstaunlichen Erfolge liegt wiederum in der Arbeitsteilung. Der Fabrikant soll fabrizieren, der Kaufmann die Waren absetzen. Seit der Aufrichtung des Deutschen Reiches hat sich Hamburg der Aufgabe, durch immer nähere Beziehungen zum Binnenlande Vermittler des Deutschen Exportes zu werden, in ersichtlich wachsendem Umfange unterzogen. Selbstverständlich kann im Ernste nicht verlangt werden, daß nunmehr, da deutsche Arbeit sich fast auf jedem Gebiete mit ausländischer messen kann, alle früheren, mühsam erworbenen Beziehungen abgebrochen und die Hamburger Exportbestrebungen ausschließlich auf den Vertrieb deutscher Waren gerichtet werden sollen. Ein solches unberechtigtes Verlangen hätte an sich keinen Zweck und wäre selbstverständlich auch gar nicht ausführbar. Der Handel kennt überhaupt keine plötzlichen Aenderungen, keine Sprünge, sondern nur allmähliche Uebergänge; es muß neben der nationalen Eigenschaft der Ware doch auch die geographische Lage, die Fracht, die Gewohnheit und der Geschmack der Abnehmer und noch so mancherlei in Betracht gezogen werden, was von der Theorie häufig gering angeschlagen oder übersehen wird, in der Praxis aber schwer ins Gewicht fällt. Bestimmte Richtungen läßt sich der Handel seiner Natur nach nicht vorschreiben; aber er bewegt sich gern und mit Leichtigkeit in denjenigen Bahnen, welche die zwanglose Entwicklung der Verhältnisse ihm bereitet.

Was nun die Art und Weise des Hamburgischen Exportgeschäftes anbelangt, so haben die inländischen Fabrikanten ständige Vertreter in Hamburg, die sogen. Export-Agenten, welche sie mit Musterlagern und Musterkollektionen ihrer Artikel versehen; auf Grund dieser Muster machen sie ihren Agenten alsdann die für die Hamburger Exportfirmen, die eigentlichen Exporteure, bestimmten Offerte.

Die Musterlager dieser Exportagenten sind außerordentlich umfangreich und mannigfaltig; viele gleichen kleinen Industrie-Ausstellungen, alle zusammen aber ergeben ein Gesamtbild der Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie, wie man es vollständiger und glänzender wohl nirgendwo sonst vereint findet.

Die Exportagenten machen den Exporthäusern, die meistens nach bestimmten Richtungen arbeiten und sonst durchweg Zweiggeschäfte an den überseeischen Plätzen haben, Offerten und übergeben ihnen die Musterkollektionen der von ihnen vertretenen Fabrikanten, bezw. erhalten sie die Aufträge von den Exporteuren zur Uebermittlung an ihre binnenländischen Häuser. Treffen die überseeischen

Einkäufer, sowie die Kunden oder Sozien der Exporteure in Hamburg persönlich ein, so besuchen sie die Musterlager, um daselbst von den Neuheiten Kenntnis zu nehmen und für ihre Plätze geeignete Artikel zu finden.

Auf der Grundlage dieses durch die natürlichen Verhältnisse und ihre Entwickelung geschaffenen Systems der Teilung der Arbeit sind zumeist jene Erfolge des Exporthandels in deutschen Industrie-Erzeugnissen erzielt worden, welche im Laufe weniger Jahrzehnte Deutschland einen der hervorragendsten Plätze in der Versorgung des Auslandes angewiesen haben. Es ist aller Grund zu der sicheren Annahme vorhanden, daß die Beziehungen zwischen der binnendeutschen, für die Ausfuhr arbeitenden Industrie und den Hamburger Exportfirmen sich nunmehr nach dem Zollanschluß noch enger gestalten werden. Nach dieser Richtung wird das Hamburgische Geschäft ohne Zweifel noch eine bedeutende Ausdehnung erfahren.

Ebenso dürfte sich schon im Laufe der nächsten Jahre die eigene Industriethätigkeit Hamburgs mehr ausbilden. Zwei Umstände sprechen allerdings gegen diese Annahme, einmal der hohe und anhaltend steigende Wert des Grundes und Bodens in Hamburg, sodann die Höhe des Arbeitslohnes. Es ist abzuwarten, ob diese beiden Faktoren schließlich doch durch die unvergleichliche Gunst der geographischen Lage überwunden werden können, indem zugleich durch den in Aussicht stehenden Zuzug der Arbeitslohn eine Herabsetzung erfährt und die billigere südliche Elbuferseite zur Anlegung industrieller Etablissements benutzt wird.

Schon jetzt ist die eigene, zumeist für den Export arbeitende Industrie des Platzes nicht gering. Unter den eigentlichen Hamburgischen Exportindustrien sei die Fabrikation von Sprit und Spirituosen jeder Art genannt, welche deshalb besonders wichtig ist, weil sie jederzeit und nach allen Richtungen der Welt bereitliegendes Schwergut der Schifffahrt zur Verfügung stellt, denn Sprit und Liköre sind Artikel, die überall hingehen. In einer Anzahl von Etablissements, die zu den größten der Welt zählen, wird der Rohspiritus rektifiziert und der Sprit zu den verschiedenartigsten Spirituosen verarbeitet. Die Hamburger Zufuhren von Spiritus und Sprit betrugen im Jahre 1887 113,948 Fässer, wovon etwa 30,000 Fässer zur Weiterverladung bestimmt waren. Um einen Begriff von der Bedeutung dieser Ausfuhrindustrie zu geben, führt das Exporthandbuch folgende Ziffern an:

Ausfuhr von Hamburg.

Korn- und Kartoffel-spiritus und Sprit	1887	1886
	Mengen von 100 Kgr. Brutto	
überhaupt	563,713	718,737
nach Spanien	354,012	464,672
„ Frankreich	36,664	85,550
„ Großbritannien	71,834	80,011

Rum	1886	1886
	Mengen von 100 Kgr. Brutto	
überhaupt	140,331	140,359
nach Afrika (Westküste)	119,521	120,505
Genever		
überhaupt	169,385	192,366
nach Afrika (Westküste)	101,192	120,134

Mit dieser großartigen Industrie hängen einige recht bedeutende Nebengewerbe zusammen, wie Böttcherei, Fabrikation der Kisten, Korbflechterei und die Glasfabrikation, nebst Herstellung der Flaschen; die letztgenannte wird in Ottensen in einer Anzahl von Fabriken betrieben.

Es sind ferner zu erwähnen die Reisschälmühlen, großartige Schweine-Exportschlächtereien, namentlich für England thätig, Schmalzraffinerien, die Tausende von Händen beschäftigende Zigarrenfabrikation, die im Jahre 1888 gerade auf ein hundertjähriges Bestehen in Hamburg zurückblicken konnte. Im Jahre 1788 errichtete der Tabaksfabrikant H. Schlottmann zu Hamburg die erste Zigarrenfabrik, nachdem er bei seinem früheren Aufenthalte in Spanien die Behandlungsweise kennen gelernt hatte. Anfänglich wollten seine Zigarren keine Käufer finden, und er mußte sie wegschenken; denn man war zu jener Zeit, wo Zigarren in Hamburg noch wenig geraucht wurden, gewohnt, sie blos als Geschenk anzunehmen. Als mehrere Schiffe in der Folge Zigarren aus Amerika mitbrachten und diese in Partien verkauft wurden, gieng es bald besser mit seinem Unternehmen und dem Vertrieb seiner Ware. In den Jahren 1796 und 1797 wurde das Zigarrenrauchen in Hamburg zur Mode und bald ein wahres Bedürfnis. Auch etablierten sich neben Schlottmann sowohl in Hamburg als in Altona noch einige Fabriken, bis heutigen Tages die Zigarrenfabrikation einer der wichtigsten Industriezweige Hamburgs geworden ist. Sie verdankt dies der guten Qualität ihrer Erzeugnisse bei großer Billigkeit und gefälliger Verpackung. Während anderweitig zunächst Maschinen und Preßformen in Anwendung sind, steht in Hamburg die Handarbeit noch in erster Reihe.

Ferner gibt es in Hamburg Farbholzfabriken, chemische Fabriken, Maschinen-, Oel-, Wollgarn- und Cakesfabriken, Eisen- und Metallgießereien, Seifen- und Gummifabriken, Etablissements für die Herstellung künstlicher Dungstoffe und in der nächsten Nähe zwei Jutefabriken. Eine nicht geringe Anzahl auf der Höhe technischer Leistungsfähigkeit stehender großer Brauereien arbeitet für den Export nach allen Weltteilen.

Der Hamburger Schiffbau hat sich zu hoher Blüte entwickelt. So zeigt sich denn auf dem die ganze Erde umfassenden Gebiete des Hamburgischen Ausfuhrhandels die regste Thätigkeit, welche unablässig bestrebt ist, dem deutschen Gewerbfleiß immer mehr Boden und Anerkennung im Auslande zu gewinnen.

Wenn das Exporthandbuch meint, daß die begründetste Aussicht dafür vorhanden sei, es werde dies auch

in Zukunft der Fall sein, so können wir diese Ansicht aus eigener Kenntnis der Verhältnisse nur bestätigen und wollen nur hinzufügen, daß hierzu auch das Exporthandbuch, ein Mustererzeugnis deutschen Fleißes und deutscher Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, unserer Meinung nach sein gutes Teil beitragen wird.

Die neuesten Nachrichten von Stanley.

(Schluß.)

Schluß von Stanley's Brief an Sir F. de Winton.

Nach einem kurzen Halt, um die Aussicht zu genießen, begannen wir den steinigen und rauhen Abstieg. Ehe die Nachhut noch hundert Fuß weit hinabgestiegen war, drängten sich die Eingeborenen des Plateau's, das wir soeben verlassen hatten, hinter ihr her. Hätten dieselben droben auf der Ebene ebenso viel Mut und Ausdauer gezeigt wie sie nun an den Tag legten, so wären wir ernstlich aufgehalten worden. Die Nachhut ward ziemlich geschäftig erhalten, bis wir nur noch einige Hundert Fuß von der Nyanza-Ebene entfernt waren. Wir lagerten am Fuße des Plateau's an einer Stelle, welche nach den Ablesungen auf dem Aneroid 2500 Fuß Meereshöhe hatte. Es ward ein nächtlicher Angriff auf uns gemacht, aber unsere Schildwachen reichten hin, diese Eingeborenen zu vertreiben.

Am 14. Dezember um neun Uhr Morgens näherten wir uns dem Dorfe Kakondo, welches in der südwestlichen Ecke des Albert-Sees liegt. Hier verbrachten wir drei Stunden mit dem Versuch, uns mit den Einwohnern zu befreunden, aber es mißlang uns auffällig. Sie wollten uns nicht an den See gehen lassen, weil wir ihre Rindviehheerden erschrecken könnten. Sie wollten mit uns keine Blutsbrüderschaft austauschen, weil sie nie gehört hatten, daß irgend ein gutes Volk von der Westseite des Sees komme. Sie wollten kein Geschenk von uns annehmen, weil sie nicht wüßten, wer wir wären. Sie wollten uns Wasser zum Trinken geben und uns den Weg nach Nyam Sassie zeigen. Wir erfuhren aber von diesen eigentümlichen Leuten, daß sie gehört hatten, es sei ein weißer Mann in Unyoro, daß sie aber niemals von irgendwelchen weißen Menschen auf der Westseite des Sees vernommen hätten. Es waren keine Kähne zu bekommen außer denen, welche die Männer selbst gebrauchten ꝛc.

Es gab keinen Vorwand, um Händel zu suchen: die Leute waren ziemlich höflich, aber sie wollten uns nicht in der Nähe haben. Wir ließen uns daher den Pfad zeigen, verfolgten ihn einige Meilen weit und lagerten dann ungefähr eine halbe Meile vom See. Wir begannen unsere Lage zu erwägen, und zwar in dem Lichte, welches unsere Unterredung mit den Einwohnern von Kakondo darauf geworfen hatte. Meine Kuriere von Sansibar waren offenbar noch nicht angekommen, sonst würde vermutlich Emin Pascha mit seinen beiden Dampfern der Südwestseite des Sees einen Besuch abgestattet haben, um die Eingeborenen auf unsere Ankunft vorzubereiten. Mein Boot war in Kilinga-Longa, 190 Meilen weit entfernt. Es war kein Kahn zu bekommen, und einen Kahn ohne die Entschuldigung eines Zankes wegzunehmen, dagegen sträubte sich mein Gewissen. Nirgends war ein Baum von einer solchen Größe, daß man daraus hätte Kähne fertigen können. Wadelai lag in einer viel zu furchtbaren Ferne für eine so heruntergekommene Expedition wie die unsere. Wir hatten in den fünf Gefechtstagen auf der Hochebene fünf Kisten Patronen verbraucht. Ein Monat solchen Kampfes mußte unsern Vorrat erschöpfen. Es ward mir kein anderer annehmbarer Vorschlag eingegeben, als der, mich nach Ibwiri zurückzuziehen, dort ein Fort zu bauen, eine Abteilung nach unserm Boot in Kilinga-Longa zurückzuschicken, alle nicht fortzubringenden Ladungen in dem Fort unterzubringen, eine Garnison im Fort zurückzulassen, um es zu behaupten und dort Mais für uns zu bauen, dann wieder nach dem Albert-See zurückzukehren und das Boot auf die Suche nach Emin Pascha auszuschicken. Dies war der Plan, zu dem ich mich nach längeren Erörterungen mit meinen Offizieren entschloß.

Am 15. Dezember marschierten wir nach der Lage von Kavalli an der Westseite des Sees. Kavalli war schon vor Jahren zerstört worden. Um 4 Uhr Nachmittags schossen die Eingeborenen von Kakondo, welche uns gefolgt waren, mehrere Pfeile in unser Biwak ab und verschwanden dann so rasch wie sie gekommen waren. Um 6 Uhr Abends begannen wir den Nachtmarsch. Am 16. Vormittags 10 Uhr hatten wir abermals den Kamm des Plateau's erreicht und die Eingeborenen von Kakondo waren uns hartnäckig bis auf den Abhang des Plateau's gefolgt. Wir hatten einen Toten und einen Verwundeten.

Am 7. Januar waren wir wieder in Ibwiri und nach mehrtägiger Rast wurde Lieutenant Stairs mit hundert Mann nach Kilinga-Longa geschickt, um das Boot und die Waren sowie den Wundarzt Parke und den Kapitän Nelson heraufzubringen. Von den 38 Kranken, welche wir unter der Obhut der Offiziere zurückgelassen hatten, wurden nur 11 nach dem Fort gebracht, die anderen waren entweder gestorben oder davongelaufen. Als Stairs mit dem Boote und den Waren zurückgekehrt war, wurde er nach Ugarrowa's Dorfe geschickt, um von dort die Genesenden heraufzubringen, wozu ich ihm eine Frist von 39 Tagen gab. Bald nach seiner Abreise wurde ich von einer Magenentzündung und einem Absceß am Arme befallen, aber nach einem Monat sorgfältiger Verpflegung von Seiten des Dr. Parke genaß ich wieder, und nachdem 47 Tage um waren, brach ich am 2. April in Begleitung der Herren Jephson und Parke wieder nach dem Albert-Nyanza auf. Der einstweilen wiedergenesene Kapitän Nelson wurde in unserer Abwesenheit mit dem Befehle

über das Fort Bodo und eine Besatzung von 43 Männern und Jungen betraut.

Am 26. April kamen wir wieder in Mazamboni's Land an, aber diesmal entschied sich Mazamboni auf mein Anliegen dafür, mit mir Blutsbruderschaft zu machen. Obwohl ich bei diesem zweiten Besuch fünfzig Büchsenschützen weniger bei mir hatte, ahmten doch alle Häuptlinge bis zum Nyanza hin Mazamboni's Beispiel nach und alle Schwierigkeit erschien beseitigt. Nahrungsmittel wurden uns unentgeltlich geliefert und wir erhielten hier Rinder, Ziegen, Schafe und Hühner in solchem Ueberfluß, daß unsere Leute königlich lebten. Noch eine Tagereise vor dem Nyanza kamen die Eingeborenen von Kavalli und sagten, ein weißer Mann namens Malejja habe ihrem Häuptling ein schwarzes Paket eingehändigt, welches dieser mir, seinem Sohne, übergeben solle. Ob ich ihnen folgen wolle. „Ja, morgen", sagte ich, „und wenn eure Worte wahr sind, will ich euch reich machen."

Sie blieben in jener Nacht bei uns und erzählten uns wunderbare Geschichten von „gewaltigen Schiffen, so groß wie Inseln und mit Menschen angefüllt" 2c., welche in unserem Geiste keinen Zweifel mehr zurückließen, daß dieser weiße Mann Emin Pascha sei. Der nächste Tagmarsch brachte uns zu dem Häuptling von Kavalli und nach einer Weile händigte er mir einen Brief von Emin ein, der in einem Streifen schwarzen amerikanischen Wachstuches eingeschlagen war. Die briefliche Mitteilung gieng dahin: Da unter den Eingeborenen das Gerücht im Umlauf sei, man habe einen weißen Mann am Südende des Sees gesehen, so sei er in seinem Dampfer gekommen, um Erkundigungen einzuziehen, aber nicht imstande gewesen, zuverlässige Auskunft zu erhalten, weil die Eingeborenen eine furchtbare Angst vor Kabba-Rega, dem König von Unyoro, haben und jeden Fremden mit ihm in Verbindung bringen. Das Weib des Nyam-Sassic-Häuptlings hatte aber einem von dessen Bundesgenossen, namens Mogo erzählt, sie habe uns selbst in Mrusuma (Mazamboni's Land) gesehen. Er bat mich daher, zu bleiben, wo ich sei, bis er sich mit mir ins Benehmen setzen könne. Der Brief war unterzeichnet: (Dr.) „Emin" und trug das Datum vom 26. März.

Am folgenden Tag, 23. April, wurde Jephson mit einem starken Kommando meiner Leute abgeschickt, um das Boot nach dem Nyanza zu bringen. Am 26. kam die Bootsmannschaft in Sicht der Station Mswa, der südlichsten, welche Emin Pascha gehörte, und Herr Jephson wurde von der ägyptischen Garnison sehr gastfreundlich aufgenommen. Die Bootsmannschaft erzählte: sie seien einer um den andern umarmt und es sei ihnen noch nie so viel Aufmerksamkeit erwiesen worden als von diesen Leuten, welche sie wie Brüder begrüßten.

Am 29. April erreichten wir wieder denselben Lagerplatz, welchen wir am 16. Dezember eingenommen hatten, und um fünf Uhr Nachmittags an demselben Tag sahen wir den Dampfer „Khedive" in einer Entfernung von ungefähr sieben e. Meilen auf uns zudampfen. Bald nach sieben Uhr trafen Emin Pascha und Signor Casati mit Herrn Jephson in unserm Lager ein, wo sie von uns allen herzlich willkommen geheißen wurden.

Am nächsten Tage zogen wir nach einem besseren Lagerplatz, ungefähr drei e. Mln. oberhalb Nyam Sassic und an diesem Orte schlug Emin Pascha ebenfalls sein Lager auf und wir blieben hier beieinander bis zum 25. Mai. An diesem Tage schied ich von ihm und ließ Herrn Jephson, drei Sudanesen und zwei Sansibaris in seiner Pflege, wogegen er veranlaßte, daß mich drei von seinen Irregulären und 102 Eingeborene aus Madi als Träger begleiteten.

Vierzehn Tage später war ich in Fort Bodo, wo ich Kapitän Nelson und Lieutenant Stairs traf. Letzterer war am 2. April, 22 Tage nach meinem Aufbruch nach dem See, zurückgekehrt, hatte aber leider von 56 Zurückgebliebenen nur 16 Mann mitgebracht, alle übrigen waren tot. Meine 20 Kuriere, welche ich mit Briefen an Major Barttelot abgeschickt hatte, waren am 16. März wohlbehalten von Ugarrowa nach Yambuya abgegangen.

Fort Bodo war in einem blühenden Zustande; beinahe zehn Acres waren in Anbau genommen, eine Maisernte war schon eingeheimst worden und lag auf den Kornböden, und man hatte eben eine neue Aussaat begonnen.

Am 16. Juni verließ ich Fort Bodo mit 111 Sansibaris und 101 von Emin's Leuten. Lieutenant Stairs war zum Kommandanten des Forts, Kapitän Nelson zum zweiten Befehlshaber, Dr. Parke zum Arzt ernannt worden. Die Besatzung bestand aus 59 Büchsenschützen. Ich hatte mich auf diese Weise aller meiner Offiziere beraubt, um nicht mit Gepäck und Lebensmitteln und Arzneien belastet zu werden, welche ich hätte mitnehmen müssen, wenn ich von Europäern begleitet gewesen wäre, und jeder Träger war notwendig für die ungeheuren Vorräte, welche ich unter Major Barttelot zurückgelassen hatte. Am 24. Juni erreichten wir Kilinga-Longa und am 19. Juli Ugarrowa's Lager. Letztere Station war verlassen. Ugarrowa hatte so viel Elfenbein gesammelt, als er nur aus diesem Bezirk erhalten konnte, und war vor ungefähr drei Monaten den Fluß hinabgezogen. Beim Aufbruch aus Fort Bodo hatte ich jeden Träger mit ungefähr 60 Pfund Mais beladen, so daß wir die Wildnis unbeschädigt zurückzulegen imstande gewesen waren.

Als wir nun so rasch wie wir nun konnten, am Fluß hinunterzogen, hoffte ich täglich den Kurieren zu begegnen, welche durch eine versprochene Belohnung von 10 Lstrl. per Kopf zur thunlichsten Eile angespornt worden waren, oder den Major selbst an der Spitze eines Heeres von Trägern zu treffen, und wir schwelgten in diesen angenehmen Vorgefühlen um so lieber, je mehr wir uns unserm Ziele näherten.

Am 10. August holten wir Ugarrowa mit einer ungeheuren Flottille von siebenundfünfzig Kähnen und zu unserer Verwunderung unsere Kuriere ein, welche nun auf siebzehn zusammen geschrumpft waren. Sie erzählten uns eine fürchterliche Geschichte von schweren Gefahren, Todesängsten und tragischen Auftritten. Drei von ihnen waren erschlagen worden, zwei von ihnen waren noch schwach von ihren Wunden und alle bis auf fünf hatten an ihrem Körper noch die Narben von Pfeilschüssen aufzuweisen.

Eine Woche später, am 17. August, trafen wir den Nachtrab der Expedition an einem Orte namens Bunalya oder, wie die Araber es verketzert haben, Unarya. Es stand ein weißer Mann an dem Thore der Verpfählung, den ich erst für Herrn Jamieson hielt; allein beim Näherkommen erkannte ich die Züge des Herrn Bonny, welcher aus dem Sanitätsdienst der Armee getreten war, um uns zu begleiten.

„Nun, mein lieber Bonny, wo ist der Major?"

„Er ist tot, Sir, vor ungefähr einem Monat von den Manyuema erschossen."

„Gerechter Gott! Und Herr Jamieson?"

„Er ist nach den Stanley-Fällen gegangen, um den Versuch zu machen, noch mehr Leute von Tippu Tib zu bekommen."

„Und Herr Troup?"

„Herr Troup ist als invalidiert nach Hause gegangen, Sir."

„Ei! Jenun, wo ist Ward?"

„Herr Ward ist in Bangala, Sir."

„Du lieber Himmel, so sind Sie der einzige hier?"

„So ist es, Sir."

Ich fand die Nachhut in einem elenden Zustande; von 257 Mann waren nur noch 71 übrig geblieben, und als ich diese 71 musterte, erschienen nur noch 52 dienstauglich, und diese waren meist Vogelscheuchen. Der Vortrab hatte den Marsch von Yambuya nach Bunalya in 16 Tagen zurückgelegt, trotz des Widerstandes der Eingeborenen. Die Nachhut hatte zur Zurücklegung derselben Entfernung 43 Tage gebraucht. Nach Herrn Bonny's Schilderung ist die Geschichte dieses Nachtrabs während der 13 Monate und 20 Tage, die seit meinem Abgang von Yambuya vergangen waren, nur eine fortlaufende Reihe von Unglück, Desertionen und Todesfällen gewesen. Ich habe gar nicht den Mut, auf Einzelheiten einzugehen, von denen manche unglaublich erscheinen, und ich habe in der That auch nicht die Zeit dazu, denn ich habe außer Herrn Bonny niemand, welcher mir bei Reorganisation der Expedition behülflich sein könnte. Es sind noch viel mehr Traglasten vorhanden, als ich mitnehmen kann, und gleichzeitig fehlen viele Dinge, welche unentbehrlich notwendig sind. So verließ ich z. B. Yambuya nur mit einer knappen Feldausrüstung und ließ meine Reserve an Kleidern und persönlicher Fahrnis in der Obhut der Offiziere zurück. Im Dezember gelangten einige Deserteure vom Vortrab nach Yambuya zurück und verbreiteten die Nachricht von meinem Tode. Sie hatten keine Papiere bei sich, allein die Offiziere schienen den Bericht der Ausreißer für eine Thatsache anzusehen, und im Januar schlug Herr Ward in einer Offiziersversammlung vor, meine Weisungen für ungültig zu erklären. Der Einzige, der dagegen gestimmt zu haben scheint, war Herr Bonny. Demgemäß wurde meine ganze Ausrüstung und Habe, Arzneien, Seife, Kerzen, Lebensmittel 2c. als „Ueberflüssigkeit" nach dem Kongo hinuntergeschickt. So befinde ich selbst mich nun, nachdem ich dieses ungeheure persönliche Opfer gebracht habe, um sie zu entsetzen und zu ermutigen, nackt und sogar von allen Lebensbedürfnissen entblößt in Afrika. Merkwürdigerweise aber haben sie noch zwei Hüte, vier Paar Stiefeln und eine Flanelljacke zurückbehalten, und ich will nun mit dieser wahrhaft afrikanischen Ausrüstung zu Emin Pascha zurückkehren und Afrika durchqueren. Livingstone, der arme Bursche, war ganz in Lumpen und Flicken, als ich ihn traf, aber nun wird diesmal der Befreier selbst in Lumpen erscheinen. Glücklicherweise wird kein einziger von meinen Offizieren mich beneiden, denn ihre Ausrüstungen sind unversehrt — nur ich selbst war tot.

Ich erlaube mir zu bemerken, daß wir nur 82 Tagemärsche vom Albert-See nach Bunalya und 61 vom Fort Bodo entfernt waren. Die Entfernung ist nicht sehr groß — die Schuld liegt nur an den Leuten. Auf dem Wege nach dem Nyanza war uns zu Mute, als hätten wir die mühsame Aufgabe, sie mit uns zu schleppen; auf dem Rückweg kannte jedermann den Weg und bedurfte keines Anspornens. Zwischen dem Nyanza und hier verloren wir nur 3 Mann, wovon einen durch Ausreißen. Ich brachte 131 Sansibaris hieher, ließ 59 in Fort Bodo zurück, im ganzen 190 Mann von 389 — Verlust fünfzig Prozent. In Yambuya ließ ich 257 Mann zurück, von denen nur 71 übrig geblieben, wovon 10 dieses Lager niemals wieder verlassen werden — Verlust über siebzig Prozent. Dies beweist, daß, ungeachtet die Leiden und Mühsale auf dem Vormarsch beispiellos waren, die Sterblichkeit auf demselben doch nicht so groß war, wie im Lager zu Yambuya. Diejenigen, welche den Vormarsch überlebten, sind alle kräftig, während die Ueberlebenden von der Nachhut alle abgezehrt und von höchst ungesundem Aussehen sind.

Ich habe im Vorstehenden einen kurzen Abriß von unsern Bewegungen seit dem 28. Juni 1887 gegeben. Ich wollte, ich hätte die Muße, mehr auf Einzelnes einzugehen, allein ich kann die Zeit dazu nicht finden. Ich schreibe dies inmitten der Eile und des Gewühls der Abreise und unter fortwährenden Unterbrechungen. Sie werden jedoch aus diesem Brief einen Begriff von der Natur des Landes, welches wir durchreisten, gewonnen haben. Wir waren 160 Tage im Walde — einem fortlaufenden, ununterbrochenen, dichten Walde. Das Gras-

land durchquerten wir in acht Tagen. Die Grenzen des Waldes dem Saum des Graslandes entlang sind deutlich bezeichnet. Wir sehen den Wald mit seinen Krümmungen, Buchten und Vorgebirgen, genau einer Meeresküste gleichend, in nordöstlicher Richtung sich hindehnen. Gegen Südwesten hin behält er denselben Charakter. Im Norden und Süden erstreckt sich die Waldfläche vom Nyangwe bis zu den südlichen Rändern des Monbuttu-Landes; in Ost und West umfaßt sie das ganze Gebiete vom Kongo an der Einmündung des Aruwimi bis ungefähr 29° 40′ ö. L. von Gr. Wie weit gegen Westen jenseit des Kongo der Wald reicht, weiß ich nicht. Die oberflächliche Ausdehnung des eben beschriebenen, ganz von Wald bedeckten Landstrichs ist ungefähr 246,000 e. Quadratmeilen. Nördlich vom Kongo, zwischen Upoto und dem Aruwimi, umfaßt der Wald weitere 20,000 e. Quadratmeilen.

Zwischen Yambuya und dem Nyanza trafen wir auf fünf verschiedene Sprachen. Die letzte ist diejenige, welche von den Wanyoro-Wanyankori, Wanya Ruande, Wahha und den Einwohnern von Karangwe und Ukerewe gesprochen wird.

Das Gelände senkt sich sanft von dem Kamme des Plateau's über den Nyanza gegen den Kongo-Strom von einer Höhe von 5500 bis zu derjenigen von 1400 Fuß über der Meeresfläche herab. Nördlich und südlich von unserer Wegspur durch das Grasland war die Oberfläche des Geländes vielfach unterbrochen durch Gruppen von Kegeln, vereinzelten Hügeln oder Hügelrücken. Gen Norden sahen wir kein Land, welches höher als 6000 Fuß zu sein schien, aber unter einem Visirwinkel von 215 magnetischen Graden bemerkten wir in einer Entfernung von etwa 50 Meilen von unserem Lager am Nyanza einen gewaltigen, am Gipfel mit Schnee bedeckten Berg, welcher mutmaßlich eine Höhe von 17,000—18,000 Fuß über dem Meere haben mochte. Man nennt ihn den Ruevenzory und er wird sich sehr wahrscheinlich als Nebenbuhler des Kilima'ndscharo erweisen. Ich bin nicht sicher, ob es sich nicht herausstellen wird, daß es der Berg Gordon Bennett in Gambaragara ist, allein es gibt zwei Gründe, um an der Identität desselben zu zweifeln, nämlich erstens ist er etwas zu weit westlich für die Lage des letzteren, wie sie 1876 von mir angegeben wurde, und zweitens sahen wir keinen Schnee auf dem Gordon Bennett. Ich möchte noch einen dritten Grund erwähnen, nämlich, daß der Gordon Bennett anscheinend ein vollkommener Kegel ist, während der Ruevenzory ein länglichter, an seinem Gipfel ganz ebener Berg mit nur zwei Kämmen ist, welche sich nach Nordost und Südwest erstrecken.

Ich habe nur drei Eingeborene getroffen, welche den gegen Süden hin sichtbaren See gesehen haben; sie stimmen überein, daß er sehr groß, aber nicht so groß wie der Albert Nyanza ist.

Der Aruwimi wird bekannt als der Suhali ungefähr 100 e. Mln. oberhalb Yambuya; wo er sich dem Nepoko nähert, heißt er Nevoa; jenseit seiner Vereinigung mit dem Nepoko ist er bekannt als der No-Welle; 300 Mln. vom Kongo heißt er Itiri, welcher sich bald in Ituri verändert, welchen Namen er bis zu seiner Quelle behält. Zehn Minuten Gehens von den Gewässern des Ituri sahen wir den Nyanza wie einen Spiegel in seinem ungeheuren Golf.

Bevor ich meinen Brief schließe, lassen Sie mich noch ausführlicher auf den Gegenstand kommen, der mich in dieses Land geführt hat, nämlich auf Emin Pascha.

Der Pascha hat zwei Bataillone regelmäßiger Truppen unter seinem Befehle; das erste, aus etwa 750 Büchsenschützen bestehend, besetzt Duffle Honyu, Laboré, Muggi, Kirri, Bedden, Rejaf; das zweite Bataillon, etwa 640 Mann stark, hütet die Stationen Wadelai Fatiko, Mahagi und Mswa, eine Verbindungslinie zwischen dem Nyanza und dem Nil in einer Länge von ungefähr 180 g. Mln. Im Innern westlich vom Nil behauptet er drei oder vier kleine Stationen — vierzehn im ganzen. Außer diesen zwei Bataillonen hat er noch eine ganz achtbare Streitmacht von Unregelmäßigen: Soldaten, Matrosen, Handwerker, Schreiber und Diener. „Wenn ich mich entschließe, von hier wegzugehen", sagte er, „so werden wir im ganzen 8000 Mann bei uns haben."

„Wäre ich an Ihrer Stelle, so würde ich keinen Augenblick zögern oder nur eine Sekunde über das im Zweifel sein, was ich thäte."

„Was Sie äußern, ist vollkommen wahr, aber wir haben eine so große Anzahl Weiber und Kinder, wahrscheinlich im ganzen 10,000 Köpfe. Wie können sie alle von hier hinweggebracht werden? Wir werden eine große Menge Träger nötig haben."

„Träger? Träger? wofür denn?" fragte ich.

„Für die Weiber und Kinder. Sie würden sie doch gewiß nicht zurücklassen, und sie können doch nicht reisen?"

„Die Weiber müssen gehen — das wird ihnen mehr gut thun, als Schaden bringen. Die kleinen Kinder ladet man auf die Esel, von denen Sie ja, wie ich höre, zweihundert bei sich haben. Ihre Leute werden im ersten Monat nicht sehr weit reisen, aber sich nach und nach daran gewöhnen. Unsere Sansibari-Weiber durchquerten ganz Afrika auf meiner zweiten Expedition; warum können Ihre schwarzen Weiber nicht dasselbe thun? Machen Sie sich ihretwegen keine Sorge; sie werden sich besser halten als die Männer."

„Sie würden eine große Menge Lebensmittel für die Reise erfordern."

„Allerdings, aber Sie haben, glaub' ich, einige Tausend Stück Rindvieh; diese werden ihnen Ochsenfleisch liefern. Die Länder, durch welche wir ziehen, müssen Getreide und Pflanzennahrung liefern."

„Nun ja, gut! Wir wollen die weitere Besprechung darüber auf morgen verschieben."

1. März 1888. — Halt im Lager zu Rhabe. Der

Pascha kam etwa um 1 Uhr Nachmittags vom Dampfer „Khedive" ans Land, und wir begannen nach kurzer Zeit unsere Unterhaltung von neuem. Viele der vorerwähnten Argumente wurden wiederholt, und er äußerte:

„Was Sie mir gestern sagten, hat mich auf den Gedanken gebracht, es sei das Beste, uns von hier zurückzuziehen. Die Aegypter sind sehr geneigt zum Abzug. Es sind ihrer etwa hundert Mann außer ihren Weibern und Kindern. Ueber diese herrscht kein Zweifel, und selbst wenn ich hier bliebe, würde ich froh sein, wenn ich sie los würde, weil sie mein Ansehen untergraben und alle meine Bemühungen um einen Rückzug vereiteln. Als ich ihnen meldete, Khartum sei gefallen und Gordon Pascha erschlagen, redeten sie immer den Nubiern ein, es sei eine erfundene, abgemachte Geschichte und eines schönen Tages würden wir die Dampfer den Fluß herauffahren sehen, um uns Hülfe zu bringen. Aber über die Regulären, welche das erste und zweite Bataillon bilden, bin ich ausnehmend im Zweifel; sie haben hier solch ein freies und glückliches Leben geführt, daß sie zaudern würden, ein Land zu verlassen, wo sie Behaglichkeiten genossen, welche sie sich in in Aegypten nicht verschaffen können. Die Soldaten sind verheiratet und mehrere von ihnen haben Harems. Viele von den Irregulären würden ebenso abziehen und mir bereitwillig folgen. Nehmen wir nun an, die Regulären weigerten sich, von hier wegzugehen, so können Sie sich denken, daß meine Stellung eine schwierige sein würde. Wäre es von meiner Seite gerecht, sie ihrem Schicksal zu überlassen? Hieße es nicht, sie alle dem Verderben preisgeben? Ich müßte ihnen notgedrungen ihre Waffen und Munition überlassen und mit meiner Rückkehr würde alle Disziplin aufhören; es würden Streitigkeiten ausbrechen und sich Parteien bilden. Die Ehrgeizigen würden sich bestreben, mit Gewalt Häuptlinge zu werden, und aus diesen Rivalitäten würden Haß und gegenseitiges Gemetzel entstehen, bis keiner von ihnen mehr übrig bliebe."

„Angenommen aber, Sie beschließen zu bleiben, was soll aus den Aegyptern werden?"

„Oh, dieser wegen werde ich wohl an Sie die Bitte richten müssen, daß sie so freundlich seien, dieselben mit sich zu nehmen."

„Nun denn, Pascha, wollen Sie mir den Gefallen thun, den Kapitän Casati zu fragen, ob wir das Vergnügen seiner Begleitung nach dem Meere haben werden, denn wir haben die Weisung, auch ihm beizustehen, falls wir ihn treffen sollten?"

Casati gab durch Emin Pascha die Antwort: „Wozu der Gouverneur Emin sich entschließt, das soll auch die Richtschnur meines Verhaltens sein. Bleibt der Gouverneur, so bleibe auch ich; geht der Gouverneur, so gehe ich ebenfalls."

„Jenun, ich sehe ein, Pascha, daß im Fall Ihres Bleibens Ihre Verantwortlichkeiten groß sein werden."

Er lachte laut auf, und als meine Bemerkung Herrn Casati übersetzt worden war, erwiderte der tapfere Kapitän: „Oh, ich bitte um Verzeihung, aber ich entbinde den Pascha von jeder Verbindlichkeit meinethalben, weil ich mich ganz von meiner eigenen Wahl leiten lasse."

So verzeichnete ich Tag für Tag treulich alle Unterredungen, welche ich mit Emin Pascha hatte; aber diese Auszüge enthüllen so viel, als Ihnen zum Verständnis der Lage notwendig ist. Ich überließ Herrn Jephson dreizehn von meinen Sudanesen und sandte auf die Bitte des Pascha eine Botschaft an die Truppen ab, welche ihnen vorgelesen werden sollte. Alles soll einstweilen im Anstand bleiben, bis ich mit der vereinigten Expedition nach dem Nyanza zurückkehre.

Binnen zwei Monaten beabsichtigt der Pascha, einen Besuch im Fort Bodo zu machen und Herrn Jephson mitzunehmen. In Fort Bodo habe ich an die Offiziere Weisungen hinterlassen, das Fort zu zerstören und den Pascha nach dem Nyanza zu begleiten. Ich hoffe sie aber wieder am Nyanza zu treffen, da ich auf einer neuen Straße einen kürzeren Weg nach dem Nyanza einzuschlagen gedenke. Hochachtungsvoll

Henry M. Stanley.

* * *

Nachstehende interessante Mitteilung erhielt Herr A. L. Bruce in Edinburg (Dr. Livingstone's Schwiegersohn) von Herrn H. M. Stanley. Es ist hervorzuheben, daß der Umschlag dieses Briefes folgende Poststempel enthielt: „Boma", „Banana, Februar 1889", und „Rotterdam, 30. März 1889."

Zentralafrika, Station Mupé am Ituri-Fluß, 4. Sept. 1888.

„Mein lieber Herr Bruce! Ich schreibe diesen Brief, nicht weil ich irgend eine günstige Gelegenheit weiß, durch welche ich Ihnen denselben sicher senden könnte, sondern weil ich Ihnen manchen Brief schulde und die Erinnerung an Ihre Freundlichkeit mich anspornt, ein paar geschriebene Worte fertig bei mir zu haben, im Fall sich künftig eine günstige Gelegenheit darbietet. Mein letzter Brief war von gestern datiert und an unsern gemeinsamen Freund Mackinnon für die Königliche Geographische Gesellschaft und für die Ihnen so werte Schottische Gesellschaft abgeschickt worden. Aber der Kurier ist abgegangen oder vielmehr von mir getrennt worden.

„Während ich mir in England die besten Routen überlegte, welche mir nach dem (Albert) Nyanza offen standen, glaubte ich sehr freigebig zu sein, wenn ich mir einen Marsch von zwei Wochen zubilligte, um die Waldregion zu durchqueren, welche zwischen dem Kongo und dem Grasland liegt; allein Sie können sich unsere Empfindungen denken, als ein Monat um den anderen uns immer noch durch denselben fortlaufenden Wald marschieren, reißen, pflügen und uns durchhauen sah! Es kostete uns 160 Tage, ehe wir sagen konnten: „Gott sei Dank, wir sind nun endlich aus der Dunkelheit heraus!" Zu einer gewissen Zeit waren wir alle, Weiße und Schwarze, beinahe

aufgerieben. Der September, Oktober und die Hälfte des November 1887 werden uns unvergeßlich bleiben. Namentlich der Oktober wird uns besonders denkwürdig sein wegen der Leiden, welche wir erduldeten. Unsere Offiziere sind des Waldes herzlich satt, aber die treuen Schwarzen, eine Schar von 130 Mann, folgten mir von neuem wieder in den wilden pfadlosen Wald mit seinen Hunderten von Unbehaglichkeiten, um ihren Gefährten in der Nachhut zu Hülfe zu kommen. Versuchen Sie sich einmal einige von diesen Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen. Denken Sie sich ein recht dichtes, schottisches, von Regen triefendes Unterholz oder Dickicht; denken Sie sich dieses Dickicht nur als ein bloses Unterholz, wuchernd unter dem undurchdringlichen Schatten riesiger, alter, 100—180 F. hoher Bäume, von Dornen und Gestrüpp starrend, dazu träge Bäche, welche sich in vielfachen Windungen durch die Tiefen der Dschungel ziehen, und zuweilen den tiefen Zufluß eines großen Stromes. Denken Sie sich diesen Wald und die Dschungel in allen Stadien der Verwesung und des Wachstums — alte Bäume zum Sturze geneigt, gefährlich überlehnend, zu Boden gestürzt; Ameisen und Insekten aller Arten und Größen und Farben um uns her schwirrend und summend, Affen und Tschimpansis über uns, seltsame Schreie von Vögeln oder Tieren, Krachen in der Dschungel, wenn Rudel von Elefanten flüchtig hindurch brechen; Zwerge mit vergifteten Pfeilen, sicher versteckt hinter irgend einem Strebepfeiler und in einem dunklen Winkel lauernd; starkgebaute, braunhäutige Eingeborene, den furchtbar scharfen Speer wie zum Wurf erhoben, unbeweglich wie Baumstümpfe stehend; einen Regen, welcher jeden anderen Tag im Jahr auf Sie niederprasselt, eine unreine Atmosphäre mit ihren gefürchteten Folgen: Fieber und Ruhr; düsteres Zwielicht bei Tag und eine beinahe greifbare Finsternis bei Nacht, und dann, wenn Sie sich vergegenwärtigen wollen, wie ein solcher Wald die ganze Strecke zwischen Plymouth und Peterhead einnimmt, werden Sie einen ungefähren Begriff von einigen der Mühsale haben, welche wir vom 28. Juni bis 5. Dezember 1887, und dann wieder vom 1. Juni 1888 bis zum heutigen Datum erduldet haben und die wir noch von heute bis etwa zum 10. Dezember 1888 zu bestehen haben werden, wo wir dann hoffentlich dem Kongo-Walde werden Lebewohl sagen können. Jetzt, wo wir diese Waldregion wieder und wieder passiert haben, kann ich nur staunen, daß ich in meinen Gedanken diesem Walde nicht eine größere Ausdehnung gegeben habe; denn hätten wir nur darüber nachgedacht, so hätten wir aus unserer Kenntnis der großen Quellen der Feuchtigkeit, welche erforderlich ist, um den Wald mit dem nötigen Saft und der Lebenskraft zu versehen, seinen kolossalen Umfang ahnen können. Denken Sie an die ungeheure Ausdehnung des südatlantischen Ozeans, dessen Ausdünstungen neun Monate des Jahres hindurch in dieser Richtung geweht werden. Denken Sie an den gewaltigen Kongo, dessen Breite zwischen einer und sechzehn englischen Meilen wechselt, und dessen Lauf eine Länge von 1600 Mln. hat und der eine andere unermeßliche Menge von Feuchtigkeit liefert, die über diesem unersättlichen Walde in Regen, Nebel und Thau destilliert werden soll; denken Sie sich dazu noch weitere 600 Mln. des Aruwimi oder Ituri selbst und Sie werden sich nicht mehr darüber wundern, daß es in dieser Region alljährlich etwa 150 Regentage gibt und daß der Urwald am Kongo einen solch ungeheuren Flächenraum bedeckt.

„Bis wir das Grasland betraten, welches ungefähr 50 Mln. westlich vom Albert Nyanza liegt, sahen wir nichts was einem Lächeln oder einem wohlwollenden Gedanken oder einer sittlichen Regung ähnlich sah. Die Eingeborenen sind wild, roh, unbändig und unverbesserlich rachgierig. Das Zwergvolk, Wanbutti genannt, ist noch weit, weit schlimmer, das Tierleben ist ebenfalls so wild und scheu, daß kein Waidwerk ausgeübt werden kann. Ueber dem Walde ruht ein ewiges düsteres Zwielicht. Auch die Oberfläche des Flusses, welche nur die schwarzen Mauern der Vegetation wiederspiegelt, ist dunkel und düster. Der Himmel gleicht in der einen Hälfte des Tages einem winterlichen Himmel in England — das Antlitz der Natur und des Lebens ist starr und freudelos. Wenn die Sonne durch die sie umhüllenden Wolken bricht und ein freundlicher Wind die Dunstmassen unter dem Horizonte hinwegfegt und das helle Licht uns unsere Umgebungen enthüllt, dann quält uns die Sonne nur mit einer kurzlebigen Vision von Glanz und Schönheit und reichem Grün.

„Als wir endlich aus dem Wald traten, waren wir alle entzückt. Wie ein Gefangener, dem man die Fesseln abgenommen und die Freiheit wiedergegeben, so erfreuten wir uns des Anblicks des blauen Himmelsdoms, badeten uns wohlig im warmen Sonnenschein, und Schmerz und Fieber, düstere Gedanken und ungesunde Ideen wurden verbannt. Sie haben gehört, wie der Londoner Bürger, nach Monate-langer Hingabe ans Geschäft in der gasgeschwängerten Atmosphäre jener großen Stadt, in Entzücken gerät beim Anblick der grünen Felder und Hecken, Wiesen und Bäume, und wie unbeschreiblich seine Gemütsbewegungen sind, welche auf seine flimmernden Sinne einstürmen. In der That, ich habe einmal einen Derbytag mit angesehen und bildete mir damals ein, ich sehe nur Verrückte, denn große, bärtige, struppelköpfische, wenn auch gutgekleidete Bursche betrugen sich auf die unsinnigste Weise und setzten mich ganz in Erstaunen. Jenun, an jenem 5. Dezember wurden wir in derselben Weise plötzlich von Tollheit befallen. Hätten Sie uns damals gesehen, so würden Sie geglaubt haben, wir hätten unseren Verstand verloren oder eine Legion Teufel sei in uns gefahren und habe uns besessen gemacht. Wir rannten mit unseren Lasten über ein weites, uneingefriedigtes Feld (wegen seines weichen Grases einem englischen Park zu vergleichen), und Heerden von Büffeln, Eland- und anderen Antilopen standen zu beiden Seiten, mit gespitzten

Ohren und weitaufgerissenen Augen, und wunderten sich über die plötzlich hereinbrechende, in gellende Freudenrufe ausbrechende Woge von menschlichen Wesen, wie sie aus den dunklen Tiefen des Urwalds hervorbrach.

„Auf den Grenzen dieses Waldes, in der Nähe eines Dorfes mit reichem Anbau von Zuckerrohr, reifen Bananen, Tabak, Mais und anderen Erzeugnissen des Bodenbaues der Eingeborenen, fanden wird zufällig ein altes Weib, welches im Schlafe lag. Ich glaube, sie war eine Aussätzige und Verstoßene, aber sie war unzweifelhaft häßlich, bösartig und alt, und da sie alt war, war sie auch eigensinnig. Ich versuchte alle Arten von Verführungskünsten, um aus ihr etwas mehr herauszubringen als mürrisches Murmeln, aber es war vergeblich. Da die Neugier ungefähr ein Hundert von unseren Leuten um uns versammelt hatte, so heftete sie ihren starren Blick auf einen hübschen jungen Burschen mit glattem Gesicht und freundlichem Wesen und lächelte. Ich veranlaßte ihn, sich neben die Alte zu setzen, und sie ward nun sehr gesprächig — Schönheit und Jugend hatten die wilde Alte gezähmt. Aus ihrem Geschwätz gieng hervor, daß es im Nordosten von unserem Lager einen mächtigen Stamm, die Bazanza genannt, mit einem großen Könige gab, vor welchem wir uns wohl fürchten dürften, da seine Leute zahlreicher seien als das Gras. Hätten wir dies zehn Tage früher erfahren, so wäre ich vielleicht über den Ausgang besorgt geworden, aber nun entlockte es den Leuten nur ein geringschätziges Lächeln, denn jeder dünkte sich, seit er das Grasland und die Zeugnisse bezüglich der Fleischkost gesehen hatte, in einen Helden verwandelt.

Wir ergossen uns als eine aberwitzige Masse zerstreut in die Ebene hinaus; erst nach einer oder zwei Stunden wurden wir wieder eine geordnete Marschkolonne. Wir zogen in die verlassenen Dörfer des offenen Landes ein, um uns an Melonen, an köstlich duftenden Bananen und Plantanen und an großen Töpfen voll Palmwein zu laben. Die Hühner, welche die Anwesenheit einer hungrigen Menge nicht bemerkten, wurden niedergeschlagen, gerupft, gebraten oder gebacken; die Ziegen, welche sich nachdenklich ästen oder wiederkäuten, wurden plötzlich ergriffen und enthauptet, und der angenehme Duft gebratenen Fleisches erfreute unsere Sinne. Ein Ueberfluß, eine verschwenderische Fülle hatte auf unser Heraustreten in das Grasland gewartet. Jedes Dorf war reichlich versorgt mit Lebensmitteln und sogar mit Luxusgenüssen, welche uns lange versagt gewesen waren. Bei solcher Kost wurden die Männer bald wieder kräftig, Krankheiten heilten wie durch Zauberschlag, die Schwachen wurden wieder stark und es blieb keine Entmutigung oder Feigheit zurück. Nur die Labusesse, in der Nähe des Hauptarms des Ituri, versuchten sich unserem Andringen zu widersetzen.

Zwischen dem Ituri und dem Nyanza übrigens war der Kampf heftig und beinahe fortwährend, bis an den Rand des Sees. Die Absicht des Widerstands war ganz unverkennbar, allein unsere Leute trieben bei jeder Gelegenheit die Eingeborenen in die Flucht. Diese Region wird bewohnt von Ueberresten von Stämmen, welche aus Unyoro und Itoro, aus Südosten und Süden und von anderen Stationen im Norden gekommen sind, um sich mit Gewalt oder Zustimmung unter den Hirten und Schäfern der Wahuma niederzulassen. Die zahlreichsten sind die Baregga oder Balegga, welche eine dichte Hügelmasse südwestlich vom Albert-See bewohnen und deren Gebiet sich bis zum Niveau des Albert-Sees herab erstreckt. Die Baregga leisteten uns ebenfalls den wildesten Widerstand. Drei Tage nacheinander ergossen sie sich von den Hügeln herunter und fielen uns in den Rücken und in die Flanke. Da wir begriffen, daß wir sie durch nichts anderes zufrieden stellen konnten als durch unsere rasche Entfernung, so rückten wir einfach vorwärts und traten ihnen bei jeder Gelegenheit mit rauchenden Remington-Büchsen entgegen, bis der wüste Landstrich dem Nyanza entlang uns Zeit zum Wiederaufatmen gab.

„Am Nyanza waren keine Nachrichten von Emin Pascha zu erlangen. Unsere Kuriere von Sansibar aus waren offenbar noch nicht bei ihm eingetroffen. Es war eine unwirtliche Wildnis, kein einziger Baum von einigem Umfang zu finden, die Eingeborenen angriffslustig und selbstvertrauend. Mittels eines Nachtmarsches erstiegen wir wieder die Krone des Plateau's ohne Vorwissen der Eingeborenen. Ein anderes ernstes Scharmützel fand statt. Abermals trieben wir die Baregga zurück, abermals zogen wir durch Mazamboni's Dörfer, setzten trotz der äußersten Gegenbemühungen der Eingeborenen wieder über den Ituri und drangen in die Waldregion ein, bis wir Itwiri erreichten, eilf Tagemärsche vom Nyanza. Hier erbauten wir ein Fort, d. h. wir gruben einen Graben, errichteten eine Brustwehr und hohe Platformen für Scharfschützen und umgaben das Ganze mit einem dichten Geflecht von Hecken. Die Abwesenheit unseres Bootes hatte diesen Rückzug vom See verursacht, und wir schickten uns nun an, diesen Fehler zu verbessern. Wir schickten hundert Mann unter Lieutenant Stairs aus, um das Boot und die Waren und die beiden Offiziere, den Kapitän Nelson und den Arzt Parke zu holen, welche wir an einem Orte, acht Tagemärsche südlich von Itwiri, zurückgelassen hatten. Mittlerweile bauten wir das Land an, pflanzten Mais, Bohnen und Tabak, legten eine genügende Besatzung in das Fort und nannten es Bodo, d. h. Friede, und marschierten dann am 2. April zum zweitenmale nach dem Albert Nyanza ab.

„Die scharfe Bestrafung, welche die Eingeborenen des Graslandes gelegentlich unseres ersten Besuchs erhalten, hatten dieselben so zahm gemacht, daß sie nun einer nach dem anderen Frieden schlossen und Entschädigungen für unsere Auslagen in Gestalt von Rindvieh und Lebensmitteln bezahlten. Sie schlugen für uns Holz, schafften

uns Wasser ins Lager, trugen unsere Munition und unser Material, versahen uns mit Führern und gaben uns zu Hunderten das Geleite. Wir brauchten nur einen Wunsch zu äußern, so wurde er gewährt. Als wir uns dem See näherten, übergab mir ein Häuptling namens Kavalli einen Brief von Emin Pascha, worin er uns bat, da zu bleiben wo wir seien, bis er uns Mitteilungen machen könne. Da dies auf eine Verzögerung zu deuten schien, so schickte ich Herrn Jephson mit dem Boot und 50 Mann ab, um das Boot ins Wasser zu setzen, weil nun nichts mehr zu befürchten war, da das ganze Land ringsum, vom Wald bis zum See, mir von den Häuptlingen förmlich angeboten worden war.

„Drei Tage später erreichte Herr Jephson die erste von Emin Pascha's Stationen, wo sich bald der ägyptische Statthalter mit seinem Stab bei ihm einstellte, und zwei Tage später empfiengen wir den Pascha und seinen Stab, Kapitän Casati und Herrn Jephson in unserem Lager bei Kavalli, am Nyanza, wo wir erfuhren, daß alles so wohl war wie es sein sollte, und daß wir noch reichlich zeitig genug gekommen waren für solche Hülfe wie er sie bedurfte.

„Nach einem Aufenthalte von 26 Tagen bei Emin Pascha war nur noch eine Arbeit zu vollbringen, nämlich die Nachhut unter Major Barttelot aufzufinden, von dem wir kein Wort mehr gehört, seit wir ihn am 28. Juni 1887 verlassen hatten. War der Dampfer „Stanley" rechtzeitig mit den HH. Troup, Ward und Bonny und den 126 Mann, welche in Bolobo zurückgelassen worden waren, angekommen?" War Tippu Tib, dem in Sansibar abgeschlossenen Vertrag gemäß, zu dem Major Barttelot gestoßen? Und wenn so, warum so langsam? Wenn nicht irgend ein ernster Unfall stattgefunden hatte, müßten wir sicher im Februar, März oder April ihn getroffen oder von ihm gehört haben, während wir in Fort Bodo unsere Konvaleszenten sammelten. Diese Fragen mußten täglich erörtert werden, und es wurden zahlreiche Vermutungen über die Gründe dieser Verzögerung aufgestellt. Ich hegte in der That mehr Befürchtungen wegen meiner Nachtrabstruppe, als ich wegen Emin Pascha's gehegt hatte, weil unserer Nachhut der größte Teil der Vorräte aller Art anvertraut war. Unser Vortrab war nur eine Art verlorener Posten oder äußerster Versuch gewesen, hauptsächlich um Emin die Zusicherung von Entsatz zu bringen. Sodann war der Major im Reisen in Afrika unerfahren und verstand keine andere Sprache als Englisch und Französisch und ein klein wenig Arabisch, wenn er auch voll unbezweifelter Tapferkeit, Loyalität und Entschlossenheit war.

„Wir ließen Stairs, Nelson und Parke im Fort Bodo, Jephson bei Emin und brachen am 16. Juni 1888 von Fort Bodo auf. Siebenundfünfzig Tage später holten wir unsere Kuriere ein, welche am 16. Februar mit Briefen an den Major von Fort Bodo aufgebrochen waren, und vier Tage nachher begegneten wir der Nachtrabskolonne oder vielmehr dem elenden, verlorenen und verachteten Ueberrest derselben, der nur noch von Herrn Bonny befehligt wurde. Der arme Major Barttelot war tot, von seinen eigenen Hülfsträgern erschossen, mit deren Erlangung er so viele Monate vergeudet hatte. Herr Jamieson war unterwegs nach Bangala, 600 e. Mln. weiter unten am Kongo. Herr Troup war invalid geworden und nach Hause gegangen, und Herr Ward wurde durch einen Auftrag von Major Barttelot und Herrn Jamieson in Bangala aufgehalten. Herr Bonny, der niederste Offizier, war zurückgelassen worden im Kommando der Nachhut-Kolonne, welche nur ungefähr noch ein Viertel der Mannschaft zählte, welche ich bei den Offizieren zurückgelassen hatte, denn von 257 Mann waren nur noch 71 vorhanden, von denen viele sich vor Krankheit nicht mehr rühren konnten, die Mehrzahl als Träger wertlos war und nur ungefähr zehn noch ansehnlich oder brauchbar für die vor uns liegende lange Reise waren.

„5. September. Abermals bin ich imstande gewesen, einen Brief abzuschicken. Salim-bin-Mohammed wird diesen nach den Stanley-Fällen bringen.

„Gott segne Sie! Empfehlen Sie mich Ihrer Frau und Ihren Kindern. Immer der Ihrige

Henry M. Stanley."

An A. L. Bruce, Esq.

Dainu Balsai.

Von E. Lemke.

(Lithauisch:) Mieguži noru,
N'imanau, kur gulti.
Toli mano tewiszkele,
Ne galu pareiti.
Schlafen möcht' ich, schlafen;
Weiß nicht, wo mich legen;
Fern ist mir die liebe Heimat,
Kann sie nicht erreichen.

Wie eine Erinnerung an lange dahingeschwundene Zeiten, an vergessene Träume und Wünsche klingt es uns aus den unsagbar schwermütigen, ureigenen Melodien des lithauischen Volkes entgegen. Es liegt in ihnen etwas, das in gleicher Weise den Musikverständigen, wie den sogenannten unmusikalischen Menschen tief berührt, das aber auch in höchstem Grade die Teilnahme der Ethnologen und Psychologen beanspruchen darf.

Nach gewissenhaften und unermüdlichen Forschungen, die bereits seit einem Jahrhundert und länger angestellt werden, und um welche sich vornehmlich die Lithauische Litterarische Gesellschaft ein hervorragendes Verdienst erwirbt, ist man zu der Ueberzeugung gekommen, daß diese Musik uralt sei, und daß noch immer — den Rasse-Eigentümlichkeiten der Lithauer gemäß und im Anschlusse an die Neigung, die alltäglichen Vorkommnisse durch Gesang zu verklären — neue Varianten geschaffen werden.

„Wie alt mögen manche dieser oft wiederkehrenden Liedphrasen sein! Wie mag manche melodische Kadenz, die wir heute immer wieder hören, schon geklungen haben, als das Volk, dem Gange der Mutter Sonne folgend, seine Ursitze in Asien verließ! und geklungen haben zum Tanze um den Opferaltar der Sonne!"

„Der öfters vorkommende Flußname Dunojus, Dunajus, Donajus und Danojus verbindet sich bei jetzt lebenden Lithauern mit keiner bestimmten Oertlichkeit, sondern wird nur als poetisches Beiwort mit dem Sinne von „tiefes Wasser" gebraucht. In slawischen Volksliedern wird in ähnlicher Weise sehr häufig Dunav und Dunai, die jetzige Bezeichnung für Donau, gebraucht. Obgleich nun die poetische Ausdrucksweise an sich kein Grund sein kann, jedesmal für einen ähnlichen Namen auch nach einer bestimmten Oertlichkeit zu suchen, kommt man bei dem in der slawo-lettischen Volkspoesie außerordentlich häufigen Auftreten dieser, ursprünglich gewiß identischen Namen für fließendes Wasser auf den Gedanken an die große Heerstraße, auf welcher diese Völker dereinst aus Asien durch Südeuropa in ihre jetzigen Sitze gewandert sind. Ueberall finden sich dort Flußnamen mit derselben Stammsilbe, welche diese Wörter zeigen, von dem ursprünglich „asiatischen Tanais" (dem jetzigen Syr-Darja) an bis über den durch den ganzen Kaukasus anklingenden Don (griech. Tanais), ferner über Donez, Dnjepr (Tanapris), Dnjestr (Tanaster), bis endlich hin zu jenem, von den Griechen Ister genannten Strom, den wir jetzt als Donau kennen. Die Poesie eines jeden Volkes enthält einen Nachhall seiner ganzen inneren und äußeren Geschichte, auch der niemals geschriebenen." (C. Bartsch.)

Es ist also wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden, daß in den Ton- und Taktphrasen noch ein Nachhall jener festlichen Opfertänze zu vernehmen wäre, die dereinst in heiligen Hainen um den Altar der Mutter Sonne — springend, wiegend, neigend — ausgeführt wurden; wie auch Professor Bezzenberger (Einleitung zu seinen „Lithauischen Forschungen") in Bezug auf eine bestimmte Daina, d. i. kleines Lied, zu erwägen gibt: dasselbe stamme wohl „aus der Zeit der Einheit und Selbstständigkeit des lithauischen Volkes."

Noch heute erweist der Lithauer in seinen Gesängen eine auffallend große Aufmerksamkeit zahlreichen Dingen, die nach heidnischer Auffassung als belebt und heilig anzusehen sind. Die Sonne sowie Bäume, Blumen und Vögel bleiben immer im Zusammenhang mit den Empfindungen der Glücklichen und Verzagten. „In mehr als 50 Prozent findet sich das Pferd, in ungefähr 30 Proz. die Raute (Ruta graveolens *L.*) und der Rautenkranz erwähnt." Die Natur wird stets zum Zeugen aufgerufen, sowohl für die überaus sentimentalen Liebesklagen, wie für die entschieden zum Trübsinn neigenden Betrachtungen über das Leben im allgemeinen. Die Melancholie ist dem Lithauer so eigen, wie seinem Lande die bescheidene Schönheit. Die große Welt kümmert sich nicht viel um beide, und so ist uns mitten in dem breiten Strom der Kultur, dessen Ufer immer weiter zurückgedrängt werden, diese Insel eines verhältnismäßig abgeschlossenen Volkslebens bis heute erhalten geblieben.

Wenn wir uns dem gedachten Nationalschatz der Lithauer nähern, so können wir nunmehr auf die beiden ersten Lieferungen „Dainu Balsai" hinweisen, welche von Christian Bartsch gesammelt und im Auftrage der Lithauischen Litterarischen Gesellschaft herausgegeben sind (Heidelberg, Karl Winter's Universitäts-Buchhandlung). Dieser erste Band enthält 164 Melodien, von welchen viele bisher noch nicht veröffentlicht und 102 von Bartsch selber aufgezeichnet sind; es muß besonders bemerkt werden, daß vordem zwar Tausende von Daina-Texten, aber nur wenige Daina-Melodien im Drucke erschienen waren.

Während Litteratur- und Musikzeitungen eingehende Besprechungen des hochinteressanten Werkes bringen, sei doch auch von dieser Pflegstätte geistiger Interessen aus die allgemeine Teilnahme auf dasselbe hingelenkt.

Schon Lessing nahm sich (1759) der reizvollen kleinen Lieder an, die allgemein unter dem Namen Dainos (Singular die Daina) bekannt sind und einen Gegensatz zu den langsamer vorgetragenen Gesmen, d. i. Chorälen, bilden. Im 33. der „Briefe die neueste Litteratur betreffend" sagt er nach Erwähnung eines lappländischen Liedes: „Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind. Es ist nicht lange, als ich in Ruhig's lithauischem Wörterbuche blätterte und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache eine hierhergehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige lithauische Dainos oder Liederchen nämlich, wie sie die gemeinen Mädchen daselbst singen. Welch' ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt!"

Ihm schlossen sich Herder und Goethe an. Die im Jahre 1825 erschienene Sammlung von Rhesa trug ebenfalls zu weiterer Beachtung bei. Chamisso, v. Gaudy und andere übernahmen Bearbeitung lithauischer Liederstoffe. Immer mehr Beiträge und Sammlungen folgten. Von den Namen, welche für immer mit diesen Fragen lithauischer Litteratur bezüglich Ethnologie verknüpft bleiben werden, seien hier nur erwähnt: Bezzenberger, Peter v. Bohlen, Budrius, Gisevius, Glogau, O. Kolberg, Fr. Kurschat, Nesselmann, A. Schleicher. Dazu kommen die Verdienste russischer Forscher, so die der Brüder Anton und Johann Juschkewitsch; handelte es sich um nicht weniger als 5624 Nummern des lithauischen Liederschatzes; 1883 kam in den Schriften der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften der großartige Sammelband „Lithauer Hochzeits- und Volkslieder" heraus, der aus 1100 Nummern besteht.

Auf den weiten und mannigfachen Gebieten der

Völkerkunde hat sich mehr und mehr ein unerläßlich gewordenes System herausgebildet; das „Was" genügt schon lange nicht mehr, das „Wie" und „Woher" verlangen dieselbe Rücksicht. Während nichts zu gering ist, um die Aufmerksamkeit zu verdienen, werden unverfälschte Wiedergabe des Ureigenen und die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen zu den Hauptforderungen gerechnet. Nun weiß man zwar, welche unglaublichen Opfer bei Durchforschung fremder Erdteile gebracht werden müssen, welche Herkulesarbeiten notwendig sind, um einige Beiträge heranzuziehen, aber das Riesenhafte solcher Thaten darf uns nicht übersehen lassen, welche Treue und Mühe auch dazu gehören, um auf den Altar der „Wissenschaft vom Menschen" eine Urkunde zu legen, wie das Buch von Bartsch eine solche ist.

Das Volk will niemals und nirgends wissentlich belauscht sein; es zieht sich zurück, sobald die Neugier naht; es schämt sich seiner besten Regungen und ist nur ausnahmsweise zu Mitteilungen geneigt. Die Schwierigkeit, den meistens ohne Metrik vorgetragenen Gesang zu notieren, kann man nur aus Erfahrung beurteilen; ein nicht näher zu bezeichnendes „Etwas" schwebt darüber und widerstrebt dem Festhalten. Der oft angewandte Vergleich zwischen Volk und Kind trifft außerdem hier in ganz besonderem Maße zu: es wird scheu, sobald es sich beobachtet fühlt. Die bloße Aufforderung, das nicht sogleich Verstandene zu wiederholen, stört die Unbefangenheit des Vortragenden. Vordem ein Traumwandler, der selig und sicher dahinschritt! — nun ein blödes, sich ungeschickt anstellendes Wesen! Und doch liegt gerade in dieser Thatsache die Bürgschaft dafür, daß wir es nur in beschränktem Maße mit einem Kunstprodukt, dagegen aber mit unmittelbarem Seelenleben zu thun haben.

Es sei diesmal nur noch der auffallendsten Merkmale der Dainos gedacht! Vor allem befremdet uns die außerordentlich häufige Benutzung griechischer oder alter Kirchentonarten; das Schwermütige bekommt durch diesen Umstand oft den Charakter des Herben, des Schmerzes, der nicht milder werden darf; wir überlassen uns unwillkürlich dem Eindrucke, das Lied sei uralt, wie das Volk, das es nun sicherlich unverstanden „weiter klagt." Die Taktänderungen, Ritardandos und Fermaten, sind zahlreich; das kennen wir aber auch von anderer osteuropäischer Volksmusik; hin und wider treten die Beziehungen zum Polnischen und Russischen deutlich hinzu. Was unser an die Gesetze unserer Harmonielehre gewöhntes Ohr am meisten verblüfft, ist wohl der Schluß dieser oder jener Daina. „Das haben wir nicht erwartet; das ist ja etwas Wildfremdes."

Böhmisches Konversations-Lexikon.

Seit langer Zeit schon haben die Böhmen das Bedürfnis gefühlt, ein böhmisches Konversations-Lexikon zu besitzen. Franz Palacky, der verstorbene Führer der böhmischen Nation, richtete schon im Jahre 1824 an den damaligen Oberstburggrafen von Böhmen, Grafen Chotek, eine diesbezügliche Eingabe, in der er betonte, daß freilich die betreffenden deutschen Werke auch den gebildeten Böhmen zugänglich seien, daß sie aber nicht blos im Preise zu hoch ständen, sondern auch „von Ausländern für Ausländer und ohne Rücksicht auf Böhmen verfaßt seien." In einer zweiten Eingabe, im Jahre 1829, wurde schon der Plan, nach welchem ein solches böhmisches Werk auszuarbeiten, dargelegt: „Das Werk sollte eine solide wissenschaftliche Tendenz mit möglichster Verständlichkeit und Gemeinnützigkeit verbinden und daher zwar alle Wissenschaften berühren, aber zunächst überall das Vaterländische berücksichtigen." Demgemäs wurde der zu bearbeitende Stoff in drei Hauptklassen eingeteilt, in die historisch-topographische, in die naturwissenschaftlich-technologische und die philologisch-philosopische Klasse. Aber auch diesmal kam nichts zu Stande, das ganze Unternehmen schlummerte und erst gegen Ende der fünfziger Jahre griff man auf den ursprünglichen Plan der Herausgabe eines encyklopädischen Lexikons zurück. Ladislaus Rieger übernahm die Redaktion und im Jahre 1860 erschien im Verlag von Kober und Markgraf der erste Teil des „Slovník naučný" mit dem Motto „A práci a vědění jest nase spaseni" (In der Arbeit und dem Wissen liegt unser Heil). Daß damit einem wirklichen Bedürfnis abgeholfen worden, zeigte die für die böhmischen Verhältnisse bedeutende Zahl von 5000 Abnehmern.

Nachdem aber in neuester Zeit die deutschen, französischen und englischen Encyklopädien einen so großen Aufschwung genommen, dachte man abermals daran, ein ähnliches Werk in böhmischer Sprache zu schaffen, und zwar um so mehr, als man, mit Recht oder Unrecht, glaubte, daß die fremdsprachigen Encyklopädien den slawischen und speziell den böhmischen Stoff entweder ganz ignorierten oder ihn doch sehr mangelhaft behandelten. So trat denn vor einigen Jahren eine Reihe von böhmischen Professoren der Universität zusammen, ein den fremden Werken ebenbürtiges encyklopädisches Lexikon auszuarbeiten. Den Verlag übernahm die Buchhandlung J. Otto und an die Spitze der Redaktion trat der Publicist und Landtagsabgeordnete Kořán; die Zahl der externen Mitarbeiter ist eine überaus große und schließt fast alle böhmischen Schriftsteller und hervorragenden Fachmänner in sich. Daß allem, was Böhmen und, in zweiter Reihe, die slawischen Völker und Länder überhaupt betrifft, das überwiegende Interesse zugewendet wird, versteht sich von selbst. Das Werk, unter dem Titel: „Otton Slovnik naučny" (Otto's Konversations-Lexikon), ist auf 300 Hefte berechnet und Illustrationen und Landkarten werden den Text erklären und ergänzen.

G. W.

Die Wenden in Deutschland.

Der kleinste slawische Volkszweig lebt im Deutschen Reich: es sind die Wenden oder, genauer gesprochen, die wendischen Sorben. Der Staatsmann schreitet achtlos an ihnen vorüber und für die große Politik haben sie keine Bedeutung, aber ein nationales Interesse nehmen sie trotz ihrer geringen Zahl in Anspruch; es ist gewissermaßen eine Nationalidylle, der wir bei ihnen gegenüberstehen, und bald hier bald dort sprüht ein Funke noch nicht erlöschten Lebens.

Die Wenden finden sich vorwiegend in der Lausitz, und zwar, nach den neuesten statistischen Daten, mit 56,354 Seelen in der sächsischen Ober-Lausitz, mit 37,307 Seelen in der preußischen Ober-Lausitz und mit 72,410 Seelen in der ganz preußischen Unter-Lausitz; das macht zusammen 166,067 Seelen. Außerhalb der Lausitz rechnet man, daß sich in Sachsen 3402, in Preußen 1000, in der Fremde (namentlich in Amerika) 3000, also im ganzen 7402 Ober-Lausitzer und daß sich in Preußen 3000, in der Fremde 500 Nieder-Lausitzer, alles in allem also 3500 Seelen aufhalten. Beträgt also die Zahl der Oberwenden 100,059 und die der Niederwenden 75,910, so existieren im ganzen 175,969 Wenden. Zum großen Teil leben sie in Dörfern mit neun Zehnteln slawischer Bevölkerung. Außerdem aber existieren sowohl in der Ober- als in der Unter-Lausitz Elemente wendischer Nationalität, welche sich aus irgend einem Grunde auf Deutsche hinausspielen; es mögen ihrer in der Ober-Lausitz 4710, in der Unter-Lausitz 3530, zusammen also 8400 Seelen, sein.

Die sächsische Ober-Lausitz hat 33 Pfarrbezirke, 37 Kirchen, 410 Dörfer und 4 Städte; die preußische Ober-Lausitz 30 Pfarrbezirke, 31 Kirchen, 161 Dörfer und 3 Städte; die Nieder-Lausitz 42 Pfarrbezirke, 62 Kirchen, 192 Dörfer und 7 Städte; wendisch sind also im ganzen 105 Pfarrbezirke, 130 Kirchen, 763 Dörfer und 14 Städte.

Die nationalen Bestrebungen der Wenden gelten in erster Reihe der Erhaltung des Hauses „Maćica Sorbska“ in Bautzen. Man darf sich unter diesem Bauwerke aber beileibe nicht irgend etwas Besonderes und Großartiges vorstellen, es ist im Gegenteil von fast verblüffender Einfachheit, um nicht zu sagen Armseligkeit, obgleich auf ihm die metergroße Inschrift „Maćica Sorbska“ prangt. Und die Wenden haben in Gefahr geschwebt, selbst dieses ihr einziges bescheidenes Heim zu verlieren. Der Mann, dem die „Maćica“ 6000 Thaler schuldete, kam — es war im Jahr 1881 — in Konkurs, und nur der Intervention des polnischen Schriftstellers Boguslawski, der die Gläubiger zur Herabminderung der Schuldsumme und zur Nachsicht bewog, war es zu danken, daß das einzige Besitztum des wendischen Völkchens nicht unter den Hammer kam. Seitdem haben die Bautzener „Patrioten“ nur den einen, sicher nicht unbescheidenen Wunsch, die Mittel aufzubringen, welche den Austausch des defekten Daches gegen ein neues ermöglichen.

Der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Wenden ist Michal Hórnik, der Pfarrer von Bautzen, von dessen Thätigkeit überhaupt ihr ganzes öffentliches Leben die Spuren zeigt. Er ist es auch, der mit Luščanski, dem Präses des wendischen Seminars in Prag, für die katholischen Wenden nach der Vulgata das Neue Testament übersetzt; zwei Hefte sind bereits erschienen. Das erste Neue Testament war schon im Jahre 1690 und in altkatholischer Orthographie erschienen, in derselben Orthographie wurde es (von Jakob Buk) im Jahre 1860 nochmals ediert, gelangte aber nicht über das erste Heft hinaus; die jetzige Uebersetzung hat deshalb als eine der bedeutendsten Erscheinungen der neueren wendischen Litteratur zu gelten. Hórnik's wissenschaftliche Thätigkeit konzentriert sich übrigens in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Maćica Sorbska“; das meiste darin schreibt er selbst, das andere überarbeitet er wenigstens. Der letzterschienene Band bringt, von dem Böhmen Kuba, dem Herausgeber der in Poděbrad gesammelten „Die Slawen in ihren Liedern“, eine, weil die slawische Musik im allgemeinen charakterisierende, hochinteressante Beilage von 223 wendischen Liedern. Während nämlich die Lausitzer Wenden in sprachlicher Beziehung sich mehr zu den Polen als zu den Böhmen neigen, zeigt sich musikalisch-ethnographisch die umgekehrte Erscheinung.

In den wendischen Volksliedern sucht man vergebens nach den Elementen, welche die polnischen Mazurkas, Krakowiaken und Kryawjaken charakterisieren oder sich an die ernst und melancholisch fließenden Weisen anlehnen, aber doch hängt die wendische mit der polnischen Musik zusammen; es bindet beide die Polonaise, auf wendisch Réja, und das ist um so wichtiger, als die Réja der einzige nationale Tanz der Wenden ist. Wenn aber bekanntlich die Polen mit der Polonaise einen schnelleren Tanz, den Kukawjak, verbinden, so ist das bei den Wenden nicht der Fall: ihre Réja ist durchweg eine ruhige und ernste Komposition im Dreiviertel-Takt. Der Grundzug ist mit den polnischen Volks-Polonaisen identisch, aber bei den Wenden ist die Melodie reicher und geschmückter, gerade sie bietet ein wertvolles Material für das Studium der Ornamentik der slawischen Volksmusik, und diese Ornamentik der wendischen Polonaisen ist das Werk zahlreicher wendischer Volksmusiker, die auf einer dreisaitigen serbischen Geige die Réja vorzüglich spielen. Neben der Liedersammlung von Kuba werden übrigens demnächst neue wendische Lieder erscheinen, die Ausbeute des Sammelfleißes Czerny's, Lehrers am Pädagogium in Königgrätz. Er hat, meist zu Fuß, 22 Ober-Lausitzer und 19 Unter-Lausitzer Dörfer durchwandert und, außer reichem ethnographischen Material, 151 bisher noch nirgends verzeichnete wendische Lieder heimgebracht. Sie werden mit einem Essay alsbald in der „Maćica Sorbska“ veröffentlicht werden.

Eine Geschichte der Wenden („Rys dziejów sorbo

Luzyckich Przez") hat übrigens schon 1861 der Pole Boguslawski geschrieben und ist dieselbe 1884 auch wendisch erschienen. G. W.

Geographische Neuigkeiten.

* Arizona. Prinz Roland Bonaparte hat der Pariser Geographischen Gesellschaft einen Brief von Dr. Ten Kate mitgeteilt, welcher an der Hemenway'schen Südwestlichen Archäologischen Expedition teilnahm. Dr. Ten Kate ist zu dem Schluß gekommen, daß die Ruinendörfer, welche man zu Los Muertes und Aceguias gefunden hat, ihre Erbauung den Vorfahren der heutigen Pueblos-Indianer oder einer verwandten Rasse verdanken. Die Baumaterialien sind an der Sonne getrockneter oder gebrannter Lehm oder natürlicher Cement. Man hat zahlreiche Gegenstände gefunden, hauptsächlich Töpferware, sowohl einfache, als verzierte, ebenso Waffen und Geräte von Knochen und poliertem Stein, Zierraten aus Seemuscheln gefertigt und mehr als 300 Skelette, von denen manche noch ziemlich vollkommen. Der Typus ist demjenigen der heutigen Pueblos ähnlich, nämlich ein brachykephaler Schädel mit einem abgeplatteten Hinterhaupt und eine niedrige Statur. Die Bewohner dieser Dörfer haben ihre Toten teils verbrannt, teils beerdigt. Man hat eine große Anzahl Vasen gefunden, welche mit kalcinierten und zerbrochenen menschlichen Knochen gefüllt waren. In dem umgebenden Gelände hat man auch Spuren eines Netzwerkes von Bewässerungskanälen entdeckt.

* Der Handel mit Hundefellen in China. Bekanntlich gehört in China ein Regen- oder Wettermantel von Ziegen- oder Hundefellen zur Vervollständigung der Wintertracht des Mittelstandes, während die Reichen und Vornehmen sich zu diesem Zweck des kostbaren Pelzwerks bedienen. Der hauptsächlichste Ausfuhrort für diese fertigen Mäntel und die Felle, aus denen dieselben verfertigt werden, ist der Hafen Niutschwang oder Liao-ho in der Mandschurei, und man war seither allgemein der Ansicht, die Felle, deren man sich für die Anfertigung der genannten Mäntel und Fußteppiche bedient, rühren von umherirrenden, herrenlosen Hunden her, welche man — gleichviel wo — eingefangen und getötet und deren Felle man dann an die Händler verkauft habe. Nun erfährt man aber aus dem letzten Gelbbuche des Zollkommissärs von Niutschwang (eines ehemaligen preußischen Beamten), daß dem nicht so und die Gewinnung dieser Häute ein spezifisch chinesisch-mandschurischer Industriezweig ist und eine förmliche gewerbliche oder zünftige Organisation aufweist. In der ganzen Mandschurei und besonders an den östlichen Grenzen der Mongolei findet man Tausende von Heerden junger Hunde und Zicklein, die aus zwanzig und bis zu mehreren Hundert Stücken solcher jährlich gezüchteten Hunde bestehen und eine regelrechte Wohlstandsquelle bilden, so zwar, daß ein Vater seiner Tochter eine zu seinem Vermögen im Verhältnis stehende Anzahl Hündinnen als einträgliche Mitgift übergibt. Wahrscheinlich findet man in keinem anderen Teile der Welt noch so schöne Hundefelle, was ihre Qualität und die Länge und Dichte ihrer Haare anlangt. Die strenge Kälte jener Gegenden, mit ihrem mittleren Thermometerstand von —1.3° Celsius, welcher häufig auf 30° C. unter Null herabgeht, entwickelt prächtige Pelze. Aber man begreift kaum, wie sich die Hundezucht lohnen kann, wenn man den niedrigen Preis ins Auge faßt, zu welchem diese Mäntel verkauft werden. Zu einem Mantel größten Formats, von 80 bis 86 Zoll Breite, braucht man mindestens acht Hundefelle. Nimmt man den Preis eines derartigen Mantels mit 14½ Mark unseres Geldes an, so kommt, die Wahl mit inbegriffen, auf das Fell nur durchschnittlich eine Mark und sechzig bis achtzig Pfennige, denn die Felle müssen nach Farbe und Länge der Haare assortiert werden, und der Preis der Façon kommt doch dabei auch noch in Rechnung. Die jungen Hunde, welche man mindestens acht Monate alt werden läßt, werden gewöhnlich mitten im Winter erdrosselt. Die Felle werden dann nach der Hauptstadt Mukden (auch Schin-jang oder Schönn-king) und hauptsächlich nach Tschin-tschau geschickt, wo sie gegerbt, sortiert und in Mäntel, Fußteppiche 2c. verwandelt werden. Die Mäntel des Jahres 1887 waren von bedeutend geringerer Qualität, was man dem Umstande zuschreibt, daß die Bestellungen zu spät aufgegeben worden seien, so daß die Hundezüchter, welche auf die Bestellungen warteten, ihre Hunde am Leben ließen, bis ihnen die Winterhaare auszufallen begannen. Die getöteten jungen Hunde werden ohne Zweifel verspeist. Der Umsatz in diesem Handelsartikel betrug im Jahre 1887 für Niutschwang allein gegen 400,000 Lstrl. und zeigt einen merklichen Rückgang gegen das Jahr 1886, welcher sich aus der Entwertung der Ware und den verminderten Bestellungen aus den Vereinigten Staaten erklärt.

* Die Berber-Bevölkerung in Marokko und ihre Einteilung und Verteilung. Die Unterthanen des Sultans von Marokko gehören zweierlei Rassen an: den Arabern und Berbern. Letzteren Namen leiten einige von dem lateinischen Worte barbari ab, allein verschiedene Ueberlieferungen und der Gebrauch dieses Ausdrucks von Seiten der Berbern selbst, widerlegen anscheinend die Theorie, daß der Name von den Römern geschaffen worden sei. Man kann drei Gruppen von Berbern unterscheiden, welche in Sprache, Typus, Sitten und Bräuchen wesentlich voneinander verschieden sind. Die erste Gruppe ist diejenige der Rif-Berbern, welche den bis zur algerischen Grenze sich hinziehenden gebirgigen Landstrich an der Küste des Mittelländischen Meeres bewohnen. Das Gebiet der zweiten Gruppe, der eigentlichen Berbern, erstreckt sich von Fez und Miknasa bis zur östlichen Hälfte des Atlas-Gebirges und über dieses hinüber nach Tafilet

und dem oberen Teil des Draa-Flusses. Die dritte Gruppe, die der Schelluchs, wohnt in den Gebirgszügen des Atlas und Gegen-Atlas und der Küste entlang südwärts von Mogador. Herr v. Foucauld wendet den Namen Berber nur auf die Kabylen der Sahara an und hält es für einen Irrtum von Seiten der Araber, die Stämme der zweiten Gruppe mit diesem Namen zu bezeichnen. Dieser Gebrauch des Wortes gründet sich jedoch auf die Aehnlichkeit der Sprache und Sitten, worin die Kabylen des Südens sich inniger den Berbern des zentralen Marokko, als den anderen Gruppen nähern. Was das Wort Kabyle (Kebail) anlangt, so ist es der einfache arabische Ausdruck für Stamm und wird auf Araber und Berbern angewendet. Die Rif-Berbern bewohnen den eigentlichen Bezirk Er-Rif und das anstoßende Garet, welches mit dem Muluya-Fluß endet. Jenseit dieses Flusses, nach Osten, wohnen die Beni-Snasen, welche einen von dem der Rif-Berbern verschiedenen Dialekt reden. An der Küste besitzt Spanien drei „Presidios" oder Departements: Peñon des Velez, Alhucemas und Melilla, kleine befestigte Städte, welche besonders zu Strafplätzen dienen. Die Garnisonen dieser Städte leben in beständiger Quarantäne, da kein Fremder das Berbergebiet passieren darf und der einzige Verkehr, welchen diese Städte mit den Berbern haben, im Einkauf von Lebensmitteln besteht. Viele Berbern, welche einen Menschen erschlagen haben und vor der Blutrache fliehen mußten — denn diese Völkerschaften beobachten noch streng das jus talionis, das Wiedervergeltungsrecht — wohnen in Tetuan und anderen Städten, wo sie sich als Arbeiter verdingen und wegen ihrer Leistungen geschätzt sind; viele treten auch in den spanischen Militärdienst. Die Rif-Berbern sind keine Nomaden, wohnen auch nicht in Zelten, sondern in den steinernen und hölzernen Häusern ihrer enggebauten Dörfer. Ihre Tracht ist von derjenigen der anderen Berbergruppen verschieden, aber derjenigen ihrer Nachbarn, der Dschebela, sehr ähnlich. Der Rif-Berber geht jedoch barhaupt, außer bei schlechtem Wetter, und trägt auf der rechten Seite des Hinterkopfes einen in Zöpfe geflochtenen Haarschopf, während sich der Dschebeli nach muslimischer Sitte den Kopf rasiert. Die Dschebeli sind ein Stamm von berberischem Ursprung, welcher die arabische Sprache angenommen und sich zum Teil mit den Arabern vermischt hat; er bewohnt das Gebirge (Dschebel), welches zwischen Tetuan und Wezzan liegt und sich ostwärts bis nach Garet hin erstreckt. Die Dschebeli und die Rif-Berbern, wie in der That alle Berbern und viele Arabisch-sprechende Stämme, sind beinahe vom Sultan unabhängig. Muley Hassan schickte 1873 drei Expeditionen (Harkas) gegen sie aus, welche ohne Blutvergießen endigten, aber doch den Rif-Berbern gewaltigen Respekt einflößten. Im Jahre 1876 brachte er den Beni-Snasen eine Niederlage bei und setzte Kadis über sie ein. Die Rif-Berbern sind von mittlerer Größe, breitschulterig und kräftig gebaut. Merkwürdigerweise findet man unter diesem Stamme sehr häufig Männer mit sehr blondem oder rötlichem Haar und blauen Augen. Einige Schriftsteller haben behauptet, man finde diesen Typus unter allen Bewohnern gebirgiger Gegenden, während andere annehmen, diese blonden Berbern dürften die Ueberreste jener vorgeschichtlichen Rasse sein, welche die noch immer in Nordafrika gefundenen megalithischen Denkmäler errichtet haben. Es mögen auch römische Soldaten oder Vandalen Zuflucht unter den Berbern gesucht haben. Grey Jackson schätzt (ziemlich willkürlich) die Kopfzahl dieser Berbern auf etwa 200,000.

Im Nordwesten des Gebiets der zweiten Gruppe erstrecken sich die Stämme Girwan und Semur-Schelluch bis über Miknasa hinaus, halbwegs zum Atlantischen Ozean. Der vierte Meridian westlicher Länge bezeichnet ziemlich genau ihre östliche Grenze. Nach Südosten hin grenzen an diese Berbern die Haratin von Tafilet und Ferkala und im Süden kommen sie in Berührung mit den Draua-Stämmen, welche eine starke Zumischung von Negerblut haben; nach Südwesten stoßen sie an die Schelluchs. Alle diese Berbern, mit Ausnahme von einigen Stämmen an der westlichen Grenze, sind wirklich vom Sultan unabhängig. Dieser übt einen Schein von Autorität aus und erhebt Steuern von ihnen mittelst beinahe alljährlicher Harkas, in welchen er sogar manchmal Niederlagen erleidet. Dieses Gebiet ist beinahe so unzugänglich wie dasjenige der Rif-Berbern. Allein da die Berbern sich selbst von allen Vorteilen des Handels ausschließen würden, wenn sie allen Händlern den Eintritt in ihr Land wehren wollten, so haben sie den Brauch, den sie „Anaia" nennen, bei sich eingeführt. Wenn nämlich ein Reisender die Grenze überschreitet, so hält er an einem Karawanserai (Duar oder Nesâla) und setzt sich brieflich oder durch einen Freund in Verbindung mit einer angesehenen Person des Stammes, welche kommt und gegen ein gewöhnlich sehr mäßiges Schutzgeld einwilligt und sich verpflichtet, die Sicherheit des Reisenden zu gewährleisten und ihm ein Geleite zu verschaffen. Eine derartige Sicherheit wird nur einem Araber oder einheimischen Juden, aber niemals einem Europäer gewährt, und deshalb haben sich die wenigen Europäer, welche das Berbergebiet besuchten, als Araber oder Juden verkleiden müssen. Herr v. Foucauld wählte die Verkleidung eines Juden und reiste mit einem jüdischen Rabbi. Er war auf diese Weise unter den Muslimen weniger der Entdeckung ausgesetzt, als in der Verkleidung als Araber, und die Muslimen würden im Falle der Entdeckung weniger erbittert gegen ihn gewesen sein, als wenn er als einer der Ihrigen ihre heiligen Orte betreten hätte. Herr v. Foucauld war auf diese Weise imstande, eine eilfmonatliche Reise in einem beinahe unbekannten Lande zu machen und, wenn auch fortwährend inmitten von Gefahren, astronomische und meteorologische Beobachtungen aufzunehmen und Pläne und Skizzen zu zeichnen. Die Juden stehen zwar bei den Berbern in

einem schlechten Geruch, und einige Stämme zögern gar nicht, denselben die Treue zu brechen und sie sogar umzubringen, während andere es unter ihrer Würde halten, eine Kugel oder einen Dolchstoß an einen Juden zu verschwenden und sich mit der Mißhandlung desselben begnügen. Die Berbern erkennen nicht, wie die Araber, den Koran als bürgerliches Gesetzbuch an, sondern jeder Stamm oder sogar jede Oertlichkeit hat ihre eigenen, auf Ueberlieferung gegründeten Gesetze. Die Regierung besteht aus einer Versammlung von hundert oder sogar noch mehr Männern unter dem Vorsitz eines Schêch, dem es sauer genug gemacht wird, diese unruhigen Köpfe durch List, Unerschrockenheit und physische Ueberlegenheit in Ordnung zu halten. In gewissen Stämmen ist sogar die Autorität des Schêch gewissen konstitutionellen Beschränkungen unterworfen. Fast alle Verbrechen und Vergehen werden mit Geld abgewandelt und diese Bußen nur verhängt für Vergehen, welche innerhalb des Stammes begangen worden sind. Raub und Diebstahl sind Lieblingsbeschäftigungen der Berbern. Stehlen gilt für ehrenvoll, sich ertappen lassen für eine Schande. Die Berbern liegen beständig unter sich im Kriege. Im Jahre 1873 fand ein Gefecht statt zwischen zwei Stämmen, welche sich über einen Gebietsteil nicht einigen konnten, wobei über tausend Männer erschlagen oder verwundet wurden. Dieser Mangel an Einigkeit unter den Stämmen und der Besitz von Artillerie von Seiten des Sultans sichert dem letztern seine Ueberlegenheit über diese zahlreiche und kriegerische Rasse. (Nach Quendenfeldt, in der „Zeitschrift für Ethnologie" 1888. Heft 2 und 3.)

Litteratur.

* Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Herausgegeben von Dr. A. Oppel und A. Ludwig. III. Teil, 3. Abteilung: Völkerkunde von Afrika und Amerika. Breslau 1888. — Mit dem vorliegenden Bande findet das weit angelegte Unternehmen der Geographischen Bildertafeln von Ferd. Hirt seinen schönen Abschluß. Wenn es in unseren Tagen als unbestrittener Grundsatz gilt, daß in der Geographie wie in den Naturwissenschaften das mächtigste Hilfsmittel für den Lernenden und Studierenden passende Anschauungsbilder sind, wenn dieser Grundsatz in der großartigen Verbreitung der Illustration, die vor 40 Jahren noch fast unbekannt war, ihren Ausdruck findet, so steht unter den Vorkämpfern für diese Richtung Ferd. Hirt, der Verleger des „Seydlitz", sowohl durch die dem letzteren Buche beigegebenen Illustrationen, als durch seine mehrbändigen Bildertafeln sicher in einer der vordersten Reihen. Mit den Bildern aus der „Allgemeinen Erdkunde", die bereits in zweiter Auflage erschienen sind, wurde 1881 begonnen. Als nächster Teil folgten „Typische Landschaften". Der dritte Teil aber, welcher der „Völkerkunde" gewidmet sein sollte, erforderte zu seiner Ausführung drei starke Bände, welche die Völker von Europa, diejenigen von Asien und Australien und zum Schlusse im vorliegenden Bande diejenigen von Afrika und Amerika zur Darstellung brachten. Dieser letzte Band bietet auf 31 Tafeln 311 Holzschnitte nach Originalzeichnungen nebst einem erläuternden Text von A. Oppel. Betrachten wir die Tafeln über Afrika etwas genauer, so erscheinen zuerst die Aegypter (Volkstypen, Erwerb und Verkehr auf der ersten, Bauten und Städteansichten auf der zweiten Tafel), Nubier, Abessinier und Somali, sodann durchziehen wir Tunis, Algerien und Marokko, um durch die Sahara in den Sudan und an die Westküste zu gelangen. Wir nehmen hierauf unsere Völkerschau im oberen Nil-Gebiet wieder auf, dringen durch das Kongo- und Sambesi-Becken an die Südostküste, um bei den Hottentotten und Buschmännern den Rundgang zu schließen. Noch aber sind die afrikanischen Inseln übrig und endlich finden wir auch 2 Tafeln den Europäern in Afrika, sowohl den Ansiedlern als den Missionen gewidmet. Der erklärende Text von Oppel, welcher beigegeben ist, bietet uns, genau betrachtet, einen Abriß der Völkerkunde. Er bespricht die Rassen, denen die einzelnen Stämme angehören, unterscheidet die Eingeborenen von den erst in historischer Zeit Eingewanderten, also in Afrika die Hottentotten und Buschmänner, Sudan- und Bantu-Neger, auch die Hamiten (Aegypter, Berber) von den eingewanderten Semiten (Juden und Araber) wie Europäern. Einfacher fällt die Einteilung für Amerika aus, wo sämtliche Ureinwohner als Indianer den eingewanderten Europäern, Afrikanern und Asiaten gegenüberstehen. Uebrigens muß hier bemerkt werden, daß der Verfasser uns über einige Punkte in Ungewißheit läßt, z. B. über die Zurechnung der Berber zu den Hamiten. Die einzelnen Stämme werden nun nach folgenden Rücksichten beschrieben: körperliche Merkmale, Tracht, Wohnstätten, Erwerbsformen, Religion, also ganz wie diese verschiedenen Gesichtspunkte auch in den Bildern zur Darstellung kommen. Es ist einleuchtend, daß das Werk mannigfachen Zwecken dienen kann: sei es, daß der Lehrer der Geographie seinen Schülern die Bilder zur Belebung des Unterrichts vorzeigen oder daß der Wißbegierige das Werk mit seinem ausführlichen belehrenden Text für sich selbst studieren will. Indem wir noch bemerken, daß die Bände einzeln abgegeben werden, schließen wir mit dem Wunsche, daß dieses bedeutsame Hülfsmittel für den Anschauungsunterricht die verdiente Verbreitung finden möge. F. B.

* Schweiger-Lerchenfeld, Amand Frhr. v.: Das Mittelmeer. Freiburg i. Br., Herder, 1888. — Der Verfasser, der wegen seiner gelungenen Kulturbilder („Unter dem Halbmonde", „Zwischen Pontus und Adria", „Der Orient") längst einen verdienten Ruf genießt, erscheint hier mit einer neuen Gabe seines fruchtbaren Geistes. Das Mittelmeer ist nach seiner Ansicht „der schönste ozeanische Wasserspiegel der Welt: Natur und Kunst, Geschichte und Kultur, Tragödie und Idylle, alles spielte sich in dem Raum ab, wo drei Erdteile über die heitere, blaue Wasserflut ihre Gestaltungen und Ereignisse tauschten." Das Buch beginnt mit einer kurzen Darstellung der physikalischen Verhältnisse: geographische Gliederung, Tiefenstufen, Klima und Naturprodukte, Umwandlung der Küstenumrisse, um damit den Boden oder den Schauplatz vorzuführen, auf welchem die Geschichte der verschiedenen, einander ablösenden Völker am Mittelmeer sich abspielte. Es treten nun nach einander die Phöniker, die Hellenen und Römer, die Araber als Herren des Mittelmeeres auf; ihnen folgen die großartigen Vermittelungsversuche zwischen Morgen- und Abendland, wie sie namentlich durch Venedig und die anderen italienischen Seerepubliken im Zeitalter der Kreuzzüge eingeleitet wurden; zuletzt erscheinen die Osmanen, deren Auf- und Niedergang mit kräftigen Strichen gezeichnet wird. Aus der Vergangenheit mit ihren Völkerbewegungen gelangen wir im nächsten Abschnitt zu den „Heutigen Völkern am Mittelmeer", die der Verfasser nach Rassen und Stämmen ordnet. Von der weißen Rasse kommen drei Stämme, die Basken, die Hamito-Semiten (Aegypter, Berber, Drusen, Maroniten, Araber und Mauren), sowie die Indogermanen (Romanen, Slawen, Albanesen und Griechen) zur Betrachtung; ihnen schließt sich ein einziger Stamm der hochasiatischen Rasse, derjenige der Osmanen, an. Um eine Probe der naturwahren und feinen Schilderungen des Verfassers

zu geben, möge sein Urteil über das zuletzt genannte Volk hier eine Stelle finden: „Die Osmanen waren von Anbeginn ein Eroberervolk, und als sie diese Rolle ausgespielt hatten, sanken sie, für jede Kultur ungeeignet, in ihr früheres Nichts zurück. Sie haben nur zu zerstören, nicht aufzubauen verstanden. Aus dem steingebauten, palastreichen Konstantinopel der letzten Paläologen haben sie eine riesige, aus buntbemalten Holzhäusern zusammengesetzte Barackenstadt gemacht. Der Nomadencharakter, welcher allem Türkischen anhaftet, prägt sich auch in den großen Osmanenstädten aus. All die bunten Holzhäuser mit ihren niederen Dachfirsten, ihren vorspringenden Erkern, von welchen Teppiche und Tücher herabhängen, ihren Guirlanden von Epheu und wilden Reben, mit den Durchblicken zwischen den grünen Garteninseln, sind Hirtenzelte anderer Art, welche zu langen Reihen an einander gerückt sind und schmale Gassen und Gäßchen bilden.“ Das ist sicherlich eine originelle Charakteristik, welche beweist, daß der Verfasser nicht in alten, breitgetretenen Bahnen wandelt, sondern mit offenem, scharf beobachtendem Auge seine Wanderung um das Mittelmeer vollbringt. Das Gleiche finden wir in dem nächsten, und zwar größten Abschnitt des Buches, welcher die „Charakterlandschaften des Mittelmeerbeckens“ schildert. Wir wandern mit dem Verfasser von Spanien aus längs den europäischen Küsten, um von ihnen nach Asien und Afrika überzugehen. Man muß es dem Verfasser lassen, daß er äußerst fesselnde Bilder zu zeichnen versteht, wie es nur derjenige vermag, welcher diese Länder mit eigenen Augen gesehen, ihre Schönheiten und Reize selbst gekostet hat. Von Gibraltar sagt er, es sei nichts anderes als ein Stück Afrika nördlich der Meerenge. Ja, diese afrikaartige Küstenzone erstreckt sich von Malaga bis Almeria und selbst bis Alicante, ein kahles und heißes Küstengebirge. Dahinter aber dehnen sich die fruchtbaren Gefilde von Andalusien und Granada aus und weiterhin die wundervollen Vegas von Murcia und Valencia. Besonders entzückt spricht der Verfasser von Sicilien, von Palermo, von Taormina mit der großartigen Ansicht des Aetna u. s. w. Zur Veranschaulichung seiner Worte dienen aber noch ferner 55 gelungene Illustrationen, unter denen die Tonbilder von Utika (rekonstruiert), Gibraltar, Aetna, Pola, Athen, Triest besonders hervorzuheben sind. Der letzte Abschnitt des Buches ist dem Handel und Verkehr gewidmet. In vier Kapiteln werden 1. die ältesten Handelsbeziehungen z. B. der Phöniker, 2. die Griechen und Römer, 3. Byzanz und die italienischen Seerepubliken und 4. die letzten Jahrhunderte vorgeführt. In diesen wurde zunächst durch die Entdeckung Amerika's und des neuen Seewegs nach Ostindien die Bedeutung des Mittelmeeres herabgesetzt, doch folgte wieder ein neuer Aufschwung infolge der Einführung der Dampfschifffahrt und des Durchstichs der Landenge von Suez. Namentlich durch den Suez-Kanal hat das Mittelmeer den Handelsverkehr mit Ostasien wieder erobert, weshalb diesem Kanal eine ausführliche Betrachtung gewidmet wird. Dabei möchte man nur vermissen, daß der früheren Versuche, diesen Kanal herzustellen, von Ramses und Necho an, mit keinem Worte gedacht wird. Ein Plan des Kanals, sowie eine Karte der gegenwärtig bestehenden Dampferlinien des Mittelmeeres ist beigegeben, so daß der Anteil der verschiedenen europäischen Nationen an diesem Schiffsverkehr zu Tage tritt. Wenn uns etwas auffallen könnte, so sind es verschiedene Wiederholungen, welche vorkommen, z. B. betreffs der Phöniker, was freilich eine Folge der Anordnung des Stoffes ist. Um unser Urteil zusammenzufassen, müssen wir sagen: es ist ein spannend geschriebenes, von eingehender Geschichts- und Naturkenntnis zeugendes Buch, das jeden Leser befriedigen wird. F. B.

Kleinere Mitteilungen.

* Die Fidschi-Inseln im Jahre 1887.

Die englische Kolonie der Fidschi-Inseln umfaßt einen Flächeninhalt von 20,806 Q.-Km. Die gesamte Bevölkerung belief sich Ende 1887 auf 124,658 (84 weniger als im Vorjahre) und davon waren 2105 Europäer, 110,754 Eingeborene und der Rest importierte Polynesier und Kulis. Zur methodistischen Kirche bekannten sich 102,890, zur katholischen 9830. Das Schulwesen besorgten fast ausschließlich die Missionen. Es wurden 41,724 Kinder in den Schulen der methodistischen und 1000 in denen der katholischen Missionare unterrichtet. Die Regierung unterhielt eine Industrieschule für junge Leute. Die wirtschaftliche und finanzielle Lage der Kolonie hat sich gegen frühere Jahre erheblich verschlechtert. Es herrscht zur Zeit eine allgemeine Depression, welche aus der bestehenden Arbeiternot und aus der Schwierigkeit, das Hauptprodukt der Kolonie, Zucker, zu lohnenden Preisen abzusetzen, resultiert. Der Import im Jahre 1887 bewertete 188,071 Lstrl. (— 20,884), der Export 281,080 (— 2416) Lstrl. und der gesamte Kommerz im Wertbetrage von 469,151 Lstrl. stellte sich um die Hälfte niedriger als im Jahre 1883. Von denselben fielen 55 Proz. auf die Kolonie Neu-Südwales, 17 auf Neu-Seeland, 11 auf Victoria u. s. w., auf Großbritannien nur 3½ Proz. Der wichtigste Ausfuhrartikel war Zucker mit 12,831 Tonnen zu 205,294 Lstrl., gegen 11,716 Tonnen zu 187,456 Lstrl. im Jahre 1886. Es existierten 12 Zuckermühlen. Der Export von grünen Früchten steigerte sich von 28,059 Lstrl. auf 31,026. Zwei Fabriken beschäftigten sich ausschließlich mit der Konservierung von Früchten. Eine erhebliche Abnahme zeigte die Ausfuhr von Copra mit nur 1957 Tonnen zu 12,356 Lstrl. gegen 5217 Tonnen zu 49,564 Lstrl. im Jahre 1886. Die Baumwollenkultur scheint ausgestorben zu sein, dagegen erzielte man mit der Einführung des Theestrauches ziemlich günstige Erfolge. Es konnten 20,950 Pfund Thee zum Preise von 2095 Lstrl. exportiert werden. Die öffentliche Revenue belief sich auf 64,916 Lstrl. (+ 342 Lstrl.) und die Ausgaben auf 63,750 Lstrl. (— 14,383 Lststrl. gegen das Vorjahr). Die öffentliche Schuld in der Höhe von 255,390 Lstrl. war um etwa 9000 Lstrl. geringer geworden. Greffrath.

* Die Distillerie der Abtei Fécamp.

In der Abtei Fécamp wird die Krone der Liqueure, der „Benediktiner“, hergestellt. Erfunden wurde er im Jahre 1510 von den Mönchen der Abtei „Normande“ und er hat es seitdem zu einem Weltruf gebracht. Die an den steilen Ufern der Normandie wachsenden, mit Brom, Jod und Chlorkali gesättigten Pflanzen werden, wenn sie blühen, gepflückt, dann mit den feinsten Cognacs infusiert, und das Distillieren macht den Liqueur fertig. Alle medizinischen Berühmtheiten haben seine hygieinischen Tugenden gepriesen, mit Wasser gemischt regt er den Appetit an, und er hat sich als Schutzmittel gegen die gefährlichsten epidemischen Krankheiten, selbst gegen die Cholera, äußerst wirksam erwiesen. Noch zwei andere berühmte Liqueure erzeugt übrigens die Distillerie von Fécamp, den „Alcohol de Menthe des Bénédictins“ und das „Eau de Mélisse des Bénédictins.“

Fécamp (Fiscammum), der erste französische Hafenplatz für den Härings- und Stockfischfang — blos der letztere beschäftigt mehr als 100 Schiffe — liegt im Departement der Nieder-Seine, dort, wo sich der Fluß Fécamp in den Kanal ergießt. Von der im Jahre 662 gegründeten Abtei (St. Trinité), welche der Herzog Richard II. von der Normandie im Jahre 1006 mit großen Vorrechten ausgestattet, dem Benediktinerorden übergab, sind nur noch der Kapitelsaal und ein Teil des Schlafsaales erhalten. G. W.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 18. Stuttgart, 6. Mai 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Zwei Briefe von Henry M. Stanley an Major Barttelot. S. 341. — 2. Volkstrachten in Portugal. S. 346. — 3. Stanley's Neu-Afrika. S. 351. — 4. Barcelona. Von Julius v. Bük. S. 353. — 5. Liebe und Ehe bei den Indianern Nordamerika's. Von Friedrich J. Pajeken. S. 357. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 359.

Zwei Briefe von Henry M. Stanley an Major Barttelot.

Sir F. de Winton, der Vorstand des Comité's zum Entsatze Emin Pascha's (vergl. Nr. 16, S. 321), teilte jüngst dem Londoner „Daily Telegraph" noch die Abschriften von zwei Briefen Stanley's an den verstorbenen Major Barttelot zur Veröffentlichung mit. Der erste war am 18. September 1887 abgeschickt worden, der zweite mit einem Geleite von zwanzig Mann am 14. Februar 1888 von Fort Bodo abgegangen. Die Boten, welche diese Briefe überbringen sollten, waren in den arabischen Lagern, die Herr Stanley auf seiner Reise nach dem Albert Nyanza getroffen hatte, aufgehalten worden und wurden von ihm eingeholt, als er umkehrte, um zu ermitteln, was aus Major Barttelot und dessen Gefährten geworden war. Diese Briefe legen Zeugnis ab für die aufmerksame Fürsorge und das Wohlwollen Stanley's für seine Unterbefehlshaber, und die eingehenden Einzelheiten, welche in denselben über den einzuschlagenden Weg gegeben werden, zeigen, wie ängstlich Stanley war, der Nachhut womöglich diejenigen Mühsale und Entbehrungen zu ersparen, welche er selbst zu bestehen gehabt hatte; ihr Ton und Inhalt macht dem Charakter Stanley's alle Ehre. Der Fluch von Zentralafrika, die arabischen Sklavenhändler, war die Ursache, warum diese Briefe nicht abgeliefert wurden, und sie haben daher die Monate voll Angst, ja beinahe voll Verzweiflung zu verantworten, die Major Barttelot und seine Begleiter zu erdulden hatten und die mit der Ermordung ihres tapfern Führers endigten. — Wir geben nachstehend diese Briefe in wortgetreuer Uebersetzung:

Lager am Südufer des Aruwimi-Flusses, der arabischen Niederlassung gegenüber, den 18. September 1887.

„Mein lieber Major! Ich bin überzeugt, Sie werden ebenso froh sein, deutliche und genaue Nachrichten von unseren Bewegungen zu erhalten, wie ich mich über diese Gelegenheit freue, Ihnen dieselben zusenden zu können. Da dieselben für Sie und Ihre Gehülfen und Gefolgschaften von ungemeinem Trost und Nutzen sein werden, so will ich mich darauf beschränken, Ihnen die nötigen Einzelheiten anzugeben. Wir haben 340 e. Meilen zurückgelegt, um nur 192 geogr. Meilen von unserem östlichen Kurse zu machen. Dies ist in dreiundachtzig Tagen geleistet worden, was nur eine Rate von $4^1/_{10}$ Meilen per Tag ergibt. Wir brachen von Yambuya 389 Mann stark, Weiße und Schwarze, auf. Wir haben nun 333 Mann, von denen 56 so krank sind, daß wir sie in diesem arabischen Lager von Ugarrowa zurücklassen müssen. Wir haben also 56 Mann weniger als die Zahl, in welcher wir Yambuya verließen. Von diesen sind 30 Mann gestorben, vier an vergifteten Pfeilen, sechs im Busch zurückgeblieben und von den Eingeborenen mit dem Speer niedergestoßen, 26 sind unterwegs davongelaufen, in der Hoffnung, sie würden imstande sein, einer Karawane von Manyuema zu folgen, welche wir auf ihrem Wege stromabwärts getroffen hatten. Allein anstatt weiterzugehen, kehrte diese Karawane nach diesem Orte zurück und unsere dadurch irregeführten Ausreißer werden wahrscheinlich unsern Herweg stromabwärts einschlagen, bis sie entweder Ihnen begegnen oder von den Eingeborenen niedergemacht werden. Lassen Sie sich aber durch keinerlei Angaben derselben täuschen. Würde ich Leute an Sie abschicken, so würde ich Ihnen natürlich einen Brief senden, aber in keinem

Falle eine mündliche Botschaft oder überhaupt eine Botschaft durch den Abschaum des Lagers. Sollten Sie denselben begegnen, so werden Sie dieselben gut dingfest zu machen haben.

„Am ersten Tag, nachdem wir Sie verließen, machten wir einen guten Marsch, welcher in einem Gefecht endigte, wobei die thörichten Eingeborenen ihr eigenes Dorf anzündeten, als sie flohen. Seit diesem Tage haben wir wahrscheinlich dreißig Gefechte gehabt. Sobald die Eingeborenen unser ansichtig wurden, schickten sie sich zu feindseligem Vorgehen an. Bis zu den Panga-Fällen verloren wir keinen einzigen Mann und stießen auch auf keine ernstlichen Hindernisse der Schifffahrt. Panga ist ein großer Wasserfall mit einem entschieden bedeutenden Gefälle. Wir machten einen Umweg um denselben auf dem südlichen Ufer, schleppten unsere Kähne überland und wanderten weiter.

„Wir hatten beabsichtigt, einen Pfad der Eingeborenen einzuschlagen, welcher uns mit den gewöhnlichen Windungen des Weges an unseren Bestimmungsort führen würde. Zehn Tage lang suchten wir nach einem Wege und schlugen endlich eine Elefantenfährte ein, die uns in einen endlosen, gänzlich unbewohnten Wald führte. In der Furcht, uns ganz und gar zu verirren, hieben wir uns einen Weg nach dem Strome durch und sind seither immer dem Flusse gefolgt. Von dem Punkte an, von wo wir den Flußweg nach Mugwye's Land einschlugen — vier Tagereisen unterhalb Panga — gieng es uns gut. Nahrungsmittel gab es im Ueberfluß; wir machten lange Märsche und keinerlei Halte. Jenseit Mugwye's Land hinauf bis Engweddeh war eine Wildnis, elf Tagemärsche lang, auf welcher die Dörfer im Binnenlande lagen und meist keine Nahrungsmittel aufwiesen. Von diesem Tage an nahm unsere Streitkraft ab: die Leute verirrten sich im Busch, wenn sie nach Nahrung, suchten, oder wurden von den Eingeborenen erschlagen. Unsere Leute wurden von Geschwüren, Ruhr und schwerer Erkrankung befallen, welche in verhängnisvoller Schwäche endigte. Daher unser ungeheurer Verlust, seit wir Panga verließen — 30 Tote und 26 Ausreißer. Außerdem mußten wir noch 56 zurücklassen, welche so erschöpft waren, daß sie ohne eine lange Rast ebenfalls bald sterben würden. Von den Somalis ist einer (Achmet) tot, die andern fünf bleiben in diesem Lager bis zu unserer Rückkehr vom See. Von den Sudanesen ist einer tot; drei lassen wir heute hier zurück. Alle Weißen sind heute in guter Beschaffenheit, abgemagert, aber noch voll Mut und Rüstigkeit.

„In unseren Gefechten hatten wir über 50 Verwundete, allein sie genasen alle wieder, bis auf vier. Stairs wurde schwer verwundet durch einen Pfeilschuß, welcher unterhalb dem Herzen anderthalb Zoll tief in die linke Brust eindrang; er ist jetzt ganz wieder hergestellt.

„Wir haben einen andern Mann verloren, welcher von einer unbekannten Person im Lager totgeschossen wurde; ein anderer war in den Fuß geschossen, welcher amputiert werden mußte. Diesen letzteren Mann, welcher nun wieder gesund ist, lassen wir heute zurück.

„Die Zahl der Stunden, welche wir marschiert sind, müßte uns mittlerweile zu Ihnen zurückgeführt haben, aber wir mußten uns täglich unsern Pfad durch Wald und Dschungel hauen, um uns dem Flusse entlang zu halten, weil nur die Flußufer bevölkert sind. Der Binnenwald enthält, soviel wir gehört haben, keine Ansiedelungen. Mittelst der Kähne waren wir imstande, zur Erleichterung der Karawane die Kranken und mehrere Traglasten fortzuschaffen. Das Boot war uns von ungemeinem Nutzen. Sollte ich die Reise noch einmal machen, so würde ich möglichst große Kähne zusammenbringen, sie mit einer hinreichenden Zahl Ruderer versehen und mit Gütern und Kranken beladen. Auf dem Strome zwischen Yambuya und Mugwye's Land sind die Kähne zahlreich und ziemlich groß. Ein Unglück ist, daß die Sansibari äußerst schlechte Bootsleute sind. In meiner ganzen Streitmacht sind nur etwa fünfzig Mann, welche ein Ruder zu führen oder zu steuern verstehen, aber selbst diese haben unserer Karawane ungemein viel Arbeit erspart und manche Menschenleben gerettet, welche außerdem geopfert worden wären.

„Unser Plan ist gewesen, von einer Stromschnelle zur andern zu rudern. Wenn wir reißende Strömung oder seichtes Wasser erreichten, haben wir die Kähne ausgeladen, sie mit Stangen durch die Stromschnellen hinaufgerudert oder mit langen Rottangs oder anderen Schlingpflanzen über die Fälle hinaufgezogen, dann wieder beladen und unsere Fahrt fortgesetzt, bis wir ein anderes Hindernis antrafen. Der Mangel an genügender und geeigneter Nahrung bringt die Leute in der Regel sehr rasch herunter, und sie haben dann nicht mehr jene Kraft, ihre Lasten zu tragen, welche sie auszeichnete, während sie mit mir in anderen Teilen Afrika's waren. Deshalb ist jedes Mittel, um die Arbeit der Karawane zu erleichtern, sehr empfehlenswert.

„Wenn Tippu Tib's Leute noch nicht zu Ihnen gestoßen sind, so erwarte ich nicht, daß Sie sehr weit von Yambuya sein werden. Sie können auf dem Flusse zwei Tagereisen machen gegen eine, welche Sie zu Lande zurücklegen. So langsam wir im Heraufweg beim Durchhauen durch den Wald vom Fleck gekommen sind, so will ich wie ein Blitz den Fluß hinunter kommen. Der Strom wird in der That ein Freund sein, denn die Strömung allein wird uns in einem Tage zwanzig e. Meilen weit tragen, und ich werde möglichst viele Kähne zusammenbringen, um uns für unsere zweite Reise stromaufwärts den Fluß hinaufzuhelfen. Folgen Sie dem Flusse dicht und verlieren Sie unsere Wegspur nicht aus dem Gesicht. Wenn die Karawane, welche diesen Brief mitnimmt, an Ihnen vorüberkommt, so geben Sie gut Acht auf Ihre Leute, sonst laufen sie Ihnen in Masse davon und nehmen wertvolle Waren mit.

„Bestellen Sie die besten Grüße und freundlichsten Wünsche von uns allen an Ihre Leute; heißen Sie sie heiter sein. So viele Meilen am Tage werden Sie in so vielen Tagen hierherbringen. Es hängt von Ihrem eigenen Gehen und Ihrer Kraft ab, zu wie vielen oder wenigen Sie sein werden.

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich Ihnen die beste Gesundheit, Gedeihen und Glück wünsche, weil Sie ein Teil von mir selbst sind. Darum leben Sie wohl.

Ihr ergebener Henry M. Stanley."

Herrn Major Barttelot.

(Auf die oberste Ecke dieses Briefes war noch mit Bleistift geschrieben: „Lieber Major! Ich schicke dies Ihnen; der frühere Versuch ist mißglückt. W. E. Stairs.)

* * *

Fort Bodo, Ibwiri-Bezirk, 14. Februar 1888.

„Mein lieber Major! Nach vielem Beratschlagen mit meinen Offizieren über die Ratlichkeit dieser Handlung habe ich mich entschlossen, zwanzig Kuriere an Sie mit diesem Brief abzuschicken, welcher, wie ich weiß, Ihnen und Ihren Kameraden so willkommen sein wird, als das kürzeste Briefchen oder auch nur ein Wort von Ihnen uns willkommen sein würde.

„Fort Bodo ist 126 e. Mln. von Kawalli am Albert Nyanza oder 77 Karawanen-Marschstunden (westlich) entfernt und liegt beinahe unter derselben Breite. Es liegt 527 e. Mln. oder 352 Karawanen-Marschstunden beinahe direkt östlich von Yambuya. Sie können seine Lage leicht ausfindig machen, wenn Sie auf Ihrer Karte eine gerade Linie von Yambuya nach Kawalli ziehen und diese Linie in fünf gleiche Teile teilen. Vier Fünftel würden die Entfernung von Yambuya und ein Fünftel diejenige von unserem Hafen am Nyanza sein.

„Ich sende Ihnen hier eine kleine Skizze von unserem Wege, welche für ihren Gebrauch hinreichend genau ist, und habe auf derselben sechs Hauptpunkte bezeichnet, wo zwischen Yambuya und dem Nyanza Lebensmittel zu haben sind.

„Erstens Mugwye's Dörfer auf dem nördlichen Ufer des Flusses, 184 e. Mln. oder 123 Stunden Karawanenmarsch von Yambuya entfernt. Der Dörfer sind es fünf, umgeben von ausgedehnten Maniok-, Bananen- und Maispflanzungen.

„Zweitens, Aveysheba-Dörfer, 59 e. Meilen oder 36 Marschstunden. Diese Dörfer lagen auf dem südlichen Ufer, in der Nähe eines 35 Yards breiten Flüßchens. Es waren hier fünf Dörfer und Ueberfluß an sehr großen Bananen, als wir vorüberkamen. Zehn Meilen weiter stromaufwärts am nördlichen Ufer ist eine ausgedehnte Niederlassung dicht am Flusse, welche wir jedoch nicht berührt haben. Sie liegt am Fuße einer Stromschnelle. Wenn Sie die Schützen von Aveysheba aus über den Fluß hinüberschicken, dürften Sie einen besseren Zugang zu demselben bekommen.

„Drittens, der Zusammenfluß des Nepoko mit dem Aruwimi. Dörfer auf dem südlichen Ufer, gegenüber vom großen Katarakt des Nepoko, der sich dem Landungsplatz gegenüber in einer prachtvollen Ansicht in den Aruwimi stürzt. Der Nepoko ist beinahe so breit wie der Aruwimi, deshalb können Sie ihn nicht mißkennen. Wir fanden Ueberfluß in diesen Dörfern, welche zahlreich und weit zerstreut sind. Sie sind 39 e. Mln. oder 26 Karawanen-Marschstunden oberhalb Aveysheba gelegen.

„Viertens, die Ansiedelung Ugarrowa's, eines Arabers, auf dem nördlichen Ufer. Hier würde zwar Gastfreundschaft geübt, aber die Lebensmittel wären teuer und Sie müßten sie mit Zeugen bezahlen; es liegt 93 Meilen oder 62 Marschstunden über dem vorgenannten Orte.

„Fünftens, Fort Bodo ist ein Punkt, welchen wir auf unserer Rückreise vom Albert Nyanza in Ibwiri erbaut haben. Wir haben dort Ueberfluß an Lebensmitteln. Heute besteht unser Vorrat innerhalb des Forts aus vier Kühen und einem Kalb, zehn Ziegen (worunter drei Milchziegen) und sechs Tonnen Mais. Außerhalb des Forts haben wir vier Acres mit Mais und einen halben Acre mit Bohnen angepflanzt. Wir haben Bananen auf zwei Meilen westlich von uns und auf eine halbe Meile allseitig um das Fort herum. Unsere Häuser sind behaglich, innen und außen getüncht. Die Männer sind meist voll und glänzend. Stairs, Nelson, Parke und Williams sind mit uns hier, Jephson ist auf einer Fouragierung nach lebenden Haustieren, und ich hoffe, ihn morgen zu sehen. Unsere Mannschaft besteht aus 184 Anwesenden, 11 Mann in Ipoto, 56 in Ugarrowa, gesamter Stand 251 Mann.

„Auf dem neuen Wege ist Fort Bodo nach unserer Schätzung von Ugarrowa 162 e. Mln. oder 108 Karawanen-Marschstunden entfernt.

„Sechstens, die Stirn der Hochebene, welche auf den Albert Nyanza hinunterschaut, und zwischen ihr und dem Fort Bodo haben wir keinen Mangel an allen nötigen Arten von Lebensmitteln erfahren.

„Der Zweck dieses Briefes ist nicht allein der, Sie und Ihre Leute zu ermutigen und durch bestimmte und genaue Belehrung über den Ort unseres gegenwärtigen Verweilens und das vor Ihnen liegende Gelände zu erfreuen, sondern auch Sie vor einer furchtbaren Wildnis zu bewahren, aus welcher wir alle knapp mit unserm Leben davongekommen sind. Ich schrieb Ihnen von Ugarrowa aus einen Brief, welcher eingehend genug war, um Sie in den Stand zu setzen, zu verstehen, was für Erfahrungen wir zwischen Yambuya und Ugarrowa gemacht haben; deshalb beginne ich von Ugarrowa und wende mich östlich nach dem Nyanza.

„Nachdem wir Ugarrowa am 19. September verlassen, hatten wir 285 Seelen bei uns und 56 krank in Ugarrowa zurückgelassen — thut im ganzen 341. Bis zum 6. Okt. waren wir dem südlichen Ufer entlang durch eine von Arabern entvölkerte und verwüstete Gegend gezogen, und

unsere Lage war infolge eines fortwährenden qualvollen Mangels an Nahrungsmitteln eine derartige, daß wir in sechzehn Tagen acht Mann tot und zweiundfünfzig krank hatten, die also völlig aufgerieben waren. Ich war genötigt, den durch Geschwüre gelähmten Kapitän Nelson mit 52 Kranken und 82 Traglasten bei Ugarrowa in einem Lager in der Nähe des Flusses zurückzulassen, während wir weiter vorwärts forschen, Lebensmittel finden und Hülfe zurücksenden wollten.

„Bis zum 18. Oktober marschierten wir in der Hoffnung, Lebensmittel zu erlangen, und betraten an diesem Tag eine Niederlassung der Manyuema, hatten aber in der Zwischenzeit einen unbewohnten Wald durchwandert, wo wir nur von wildem Obst und Pilzen lebten. In diesen zwölf Tagen hatten wir zweiundzwanzig Mann durch Desertion und Tod verloren, aber auch die Lage der Ueberlebenden war eine fürchterliche.

„Wir waren alle abgemagert und abgezehrt, aber die Mehrheit waren bloße Skelette. Am 28. Okt. wurde Nelson's Abteilung abgelöst, aber von zweiundfünfzig waren nur noch fünf übrig geblieben; viele waren gestorben, andere davongelaufen und ungefähr zwanzig waren auf einer Fouragierung begriffen, von welcher endlich nur noch zehn sich wieder einstellten.

„Am 28. Oktober marschierten wir von der Manyuema-Mündung nach diesem Ort, Ibwiri, ab. Hier fanden wir einen solchen Ueberfluß, daß wir bis zum 24. November verweilten, um uns wieder zu erholen. An diesem Tage bestand die Vortrabkolonne aus folgenden: krank in Ugarrowa's arabischer Ansiedelung 56, krank in der Manyuema-Niederlassung 38, anwesend in Ibwiri 174 — insgesamt 268. Am 19. September zählten wir 341, am 24. November 268, Abgang an Toten und Vermißten 73 Mann.

„Ueber diesen Punkt Ibwiri war kein Araber oder Manyuema jemals hinausgedrungen, deshalb litten wir keinen Mangel, und am 24. November marschierten wir von Ibwiri nach dem Albert-See ab, welchen wir am 13. Dezember erreichten, nachdem wir nur Einen Mann infolge des in der Wildnis erduldeten Elends verloren hatten, und wir kehrten vom Albert-See nach diesem Orte am 7. Januar 1888 zurück, nachdem wir nur weitere vier Mann verloren hatten, wovon zwei infolge der in der Wildnis erduldeten Leiden und Entbehrungen, ein gewisser Klamis Kaurura (Häuptling) an Lungenentzündung, und ein gewisser Ramaguebin Kuru an Malaria und Fieber, welche er sich am Ufer des Sees zugezogen hatte, starben. So hatten wir zwischen dem 24. November und 7. Januar nur fünf Mann verloren, und drei Todesfälle von diesen waren nur das Ergebnis der in der Wildnis erlittenen Entbehrungen und Mühsale.

„Wir trafen die Manyuema am letzten Tage des Augusts und verließen sie am 6. Januar. In diesem Zwischenraum hatten wir 118 Mann durch Tod und Desertion verloren. In den Lagern der Manyuema war es so schlimm wie in der Wildnis, denn sie peinigten uns durch Erpressung so ausnehmend, daß wir in einer kurzen Zeit nackt waren. Sie verführten die Sansibari, ihre Büchsen, Munition, Ladestöcke, Offiziers-Wolldecken 2c. zu verkaufen und reichten ihnen so spärlich Lebensmittel, daß diese Vergehen ihnen nicht einmal etwas halfen. Außerdem aber, daß sie die Leute beinahe Hungers sterben ließen, versuchten sie endlich auch die Expedition zu ruinieren: sie peitschten unsere Leute, stachen sie mit Speeren nieder und banden sie, bis in einem Falle der Tod die Mühsale des Gepeinigten endete.

„Es gab niemals so mißhandelte und verworfene Sklaven von Sklaven, als unsere Leute unter dem Einfluß der Manyuema geworden waren. Und dennoch zogen sie den Tod durch Auspeitschen, Speerstöße, Verhungern und Mißhandlung der Pflicht vor, mit ihren Lasten sich nach glücklicheren Regionen weiter zu schleppen. Von 38 Mann, welche im Lager der Manyuema zurückgelassen wurden, sind elf gestorben, elf andere mögen vielleicht noch zum Vorschein kommen, aber es ist zweifelhaft. Wir haben jedenfalls nur sechzehn von ihnen zurückerhalten — 16 von 38 — eine weitere Bemerkung ist unnötig.

„Als wir am 28. Oktober das Manyuema-Lager verließen, mußten wir unser Boot und siebzig Traglasten zurücklassen, weil es absolut unmöglich war, sie fortzuschaffen. Parke und Nelson wurden ausgewählt, nach denselben zu sehen. Wir hofften einen Baum finden zu können, aus welchem ein geräumiger tragfähiger Kahn zu machen war, oder einen fertigen Kahn kaufen oder wegnehmen zu können. Als wir den Nyanza erreichten, fanden wir weder Baum noch Kahn und mußten deshalb wieder hierher zurückkehren und schnell Leute nach der Manyuema-Niederlassung zurückschicken, um das Boot und die Traglasten zu holen. Das Boot und siebenunddreißig Traglasten wurden vorgestern von Stairs und beinahe hundert Mann hierhergebracht.

„Sie werden hienach begreifen, daß, nachdem wir Emin Pascha weder gefunden noch ihm Hülfe gebracht hatten, die gebieterische Notwendigkeit an uns herantrat, uns diesem Werke gerade so angelegentlich zu widmen, wie bei unserm Aufbruch von Yambuya am 28. Juni 1887. Sie werden auch begreifen, wie sehr wir alle um Sie in Sorge waren. Wir fürchteten Ihren Mangel an Erfahrung und Einfluß auf Ihre Leute. Wenn die Leute schon bei mir die Gesellschaft der schurkischen Manyuema mir vorgezogen, der ich ihnen schon seit zwanzig Jahren bekannt war, um wie viel mehr mußten sie es bei Ihnen thun, der ihnen und ihrer Sprache fremd war. Die Stränge der Befürchtung sind daher bei mir auf das äußerste gespannt. Es zieht mich ostwärts zu Emin Pascha und verlangt mich nach Westen zu Ihnen, Ihren Gefährten, Leuten und Waren.

„Beinahe acht Monate sind verstrichen und vielleicht

haben Sie kein Wort von uns erhalten, obwohl ich von Ugarrowa's Lager aus einen langen Brief an Sie schrieb. Wir hätten im Dezember schon zurück sein sollen; es ist nun Februar und niemand vermag zu erraten, wie weit Sie gekommen sein mögen. Ist der Dampfer „Stanley" rechtzeitig, ist er überhaupt angekommen? Ist Tippu Tib zu Ihnen gestoßen? Sind Sie allein mit Ihrer Kolonne oder ist Tippu Tib bei Ihnen? Ist das letztere der Fall, warum so säumig, daß wir kein Wort der Nachricht von Ihnen haben? Sind Sie allein, wie begreifen wir, daß Sie sehr fern von uns sind? Das sind Fragen, welche uns täglich umtreiben.

„Wir sind daher übereingekommen, zunächst das Boot nach dem Albert Nyanza zu bringen, um mit Emin Pascha zu einer endlichen Begegnung zu kommen, gleichzeitig aber den Versuch einer Verbindung und eines Verkehrs mit Ihnen zu machen. In dieser Absicht habe ich Freiwillige gegen 10 Lstrl. Belohnung per Kopf aufgerufen, um Ihnen diesen Brief sogar bis nach Yambuya zu überbringen, wenn Sie (wie es ja nach allem, was wir Gegenteiliges wissen, der Fall sein könnte) noch nicht von dort aufgebrochen wären, und mit den Nachrichten von Ihnen zu uns zurückzukehren. Für uns, die wir diese Strecke zurückgelegt haben, scheint Yambuya nur eine Monatswanderung weit entfernt. Stairs geleitet die zwanzig Boten bis nach Ugarrowa's Lager und bringt mir die 56 Mann, welche, wie ich höre, alle genesen sind. Stairs wird mich auf seiner Rückkehr ungefähr fünf Tagemärsche weit vom See finden und wir wollen dann, wann er zu uns gestoßen ist, rasch zum See vordringen.

„Nach meiner Berechnung werden wir am 10. April am See eintreffen. Unser Geschäft mit Emin Pascha wird am 25. April erledigt sein, am 13. Mai werden wir wieder hier zurück und am 29. Mai werden wir in Ugarrowa's Lager sein, falls wir Sie nicht getroffen haben. Wir werden hoffentlich gewiß unseren Boten auf deren Rückweg begegnen. Was diese Boten anlangt, so möchte ich Ihnen raten, zwei derselben — Ruga und Rugu — als Führer an der Spitze zu behalten, aber sie keine Lasten tragen zu lassen. Schicken Sie die anderen achtzehn und zwei weitere Leute so schnell wie möglich zu mir zurück, weil, je früher wir von Ihnen hören, wir uns desto früher die Hände reichen können; und weil wir, nachdem wir die Emin-Pascha-Frage erledigt haben, nur noch eine Sorge haben werden, nämlich diejenige, Sie wohlbehalten zu uns heraufzubringen.

„Angenommen, daß Tippu Tib's Leute bei Ihnen sind, werden unsere (beiden) Führer Sie rasch hierher bringen und wir werden uns wahrscheinlich hier oder bei Ugarrowa begegnen, und der Dampfer „Stanley" wird zur richtigen Zeit angekommen sein. Sie sind, wie ich annehme, an einem Punkte ungefähr zweiundzwanzig oder vierundzwanzig von unseren früheren Tagemärschen von Yambuya aus, etwa unterhalb Mugwye's Land, angekommen. Von dort aus und ehe Sie unter den arabischen Einfluß kommen, wo Ihre Kolonne sicher sich auflösen wird, wenn Sie allein sind, befehle ich Ihnen, nach dem Ihnen nächsten Punkte (Mugwye's, Abeysheba oder die Einmündung des Nepoko) zu gehen, dort ein starkes Lager zu errichten und auf mich zu warten; aber wofür Sie sich auch entscheiden mögen, davon bitte ich Sie mir Nachricht zu geben. Wenn Sie in die Nähe von Ugarrowa's Lager kommen, werden Sie Mannschaft, Büchsen, Pulver, alle wertvollen Dinge verlieren, Ihre eigenen Schwarzen werden Sie verraten, weil die Araber die Lebensmittel so teuer verkaufen, daß Ihre Leute unter dem Druck des Hungers alles stehlen werden.

„An jedem der drei vorgenannten Orte werden Sie Sicherheit und Lebensmittel finden, bis wir Sie ablösen. So lang Sie am selben Orte bleiben, brauchen Sie keine Desertion zu fürchten, aber die tägliche Aufgabe in Verbindung mit der dauernd ungenügenden Nahrung werden die Treue Ihrer besten Leute untergraben. (Diese Anleitungen gelten nur für den Fall, daß Sie allein ohne arabische Hülfe sind.) Wenn Tippu Tib's Leute bei Ihnen sind, so nehme ich an, daß Sie langsam vorwärts kommen.

„Mit unser aller besten Wünschen für Sie sende ich Ihnen mein ernsthaftes Gebet, Sie mögen trotz aller ungesunden und schlimmen Vermutungen da sein, wo Sie sein sollen, und dieser Brief möge Sie noch rechtzeitig erreichen, um Sie vor dem Elend des Urwaldes und vor den Krallen der erbarmungslosen, schurkischen Manyuemas zu bewahren. An jeden Ihrer Offiziere richten sich ebenso diese guten Wünsche

Ihres aufrichtig ergebenen

Henry M. Stanley."

An Major Barttelot, Befehlshaber der Nachhut, E.P.R.E.

* * *

Unsere Leser werden bemerkt haben, daß der vorstehend veröffentlichte Brief seinem Datum nach gerade um ein Jahr älter ist, als derjenige, welchen wir in Nr. 16 und 17 unseres Blattes veröffentlicht haben. In einer der letzten Versammlungen der Londoner Königl. Geographischen Gesellschaft wurde ein Brief Stanley's über die geographischen Einzelheiten seiner Forschungsreise vorgelesen, von denen wir unten ebenfalls das Wesentlichste geben werden. Die genannte Gesellschaft hat seinerzeit zu der Expedition behufs des Entsatzes von Emin Pascha 1000 Lstrl. unter der Bedingung beigesteuert, daß sie die geographischen Errungenschaften und Erklärungen aus erster Hand erhalte. Der bezeichnete Brief Stanley's ist vom 1. September 1888, nur einige Tage später als der von uns in den letzten Nummern veröffentlichte. Stanley betont nachdrücklich die Schwierigkeiten, welche er in jener Urwaldschranke zu bestehen hatte, welche wahrscheinlich derselbe Urwald ist, in welchem sich Livingstone halb verirrt

umhergetrieben hatte, ehe er von Stanley am Tanganyika-See aufgefunden wurde. Diese Region ist dem Geographen ganz neu, und nach Stanley's Beschreibung da, wo nicht reines Waldland ist, ein Sumpf, durchschnitten von Flüssen, welche nach dem Ituri abfließen, welcher ja selbst nur ein Zufluß des Kongo ist. Viele der jene Länderstrecken bewohnenden Stämme sind Kannibalen und mehrere unter ihnen sind Zwerge. Der Schlußsatz des Briefes konstatiert, daß derselbe nebst den anderen vom Ituri-Fluß nach den Stanley-Fällen durch einen Eingeborenen gebracht wurde, welcher bei Speke und Grant auf deren Reisen in Zentralafrika Zeltjunge gewesen war.

Volkstrachten in Portugal.

Es läßt sich erwarten, daß der Portugiese bei der ihm angebornen Großmannssucht das Sprichwort „Kleider machen Leute" wohl beherzigt. In der That ist das Bestreben, durch Glanz der äußeren Erscheinung einen vorteilhaften Eindruck zu erzielen, allen portugiesischen Gesellschaftsklassen in hohem Maße eigen. Der Grundsatz des Ritters von Bunsen, daß man allzu gut essen und sich allzu gut kleiden, aber nie allzu gut wohnen könne, hat in Portugal keine Anhänger. Der Portugiese treibt mit seiner Wohnung keinen besonderen Luxus und ist in Bezug auf Nahrung einer unglaublichen Enthaltsamkeit fähig, wenn die Umstände es erfordern. Aber nur durch die äußerste Not gezwungen, wird er seinen Wünschen nach eleganter neumodischer Kleidung eine Beschränkung auferlegen. Mancher Lissaboner Stutzer begnügt sich Abends und Morgens mit einer Tasse Thee, Mittags mit einer Wassersuppe und Reis, wenn dies Abspleißen ihm nur gestattet, in hochfeinem Anzuge, tadelloser Wäsche und nagelneuem Zylinderhute aufzutreten. Wer in Verachtung dieses windigen Wesens sich nicht scheut, mit einem schon mehr altfränkischen Rocke und außer Mode gekommenem Hute zu erscheinen, kann möglicherweise sehr hohe Verdienste haben, wird aber in Portugal schwerer als irgendwo anders eine Rolle spielen. Nun hat dieser übertriebene Kleiderluxus nicht einmal die gemeinnützige Folge, der nationalen Industrie zur Aufmunterung zu dienen, da englische und französische Moden in den Seeplätzen die Herrschaft errungen haben und alljährlich der Nation bedeutende Summen entfremden. Patriotische Versuche, diese Abhängigkeit vom Auslande zu brechen (Dom Miguel I. trug nur in Portugal fabrizierte Stoffe) blieben erfolglos; heute sind in den höheren Kreisen nationale Tuche und nationale Formen vollständig verdrängt. Nur das Landvolk, das im Innern des Königreichs, Dank seiner Unzugänglichkeit, von der alles gleichmachenden Kultur fast unberührt blieb, hält noch an den althergebrachten Kostümen fest. Wer aber auf den Straßen der Hauptstadt oder Oporto's einhergeht, wird durch die Trachten der Bevölkerung nur stellenweise daran erinnert, daß er sich in einem fremden Lande befindet.

Die portugiesische Stadtbevölkerung steht auch unter dem Einflusse der spanischen Mode. Zur Winterszeit gilt in Portugal der altspanische Mantel (capa) als hochelegant und wird von der feinsten Aristokratie getragen. Dieser Mantel ist aus feinem und doch starkem schwarzbraunen Tuche gearbeitet, ein faltenreicher bis an die Kniee reichender Ueberwurf mit breitem Kragen, der gegen Wind und Regen vollkommen schützt. Der rechte Endzipfel wird über die linke Schulter geworfen, und zwar so, daß eine Busenfalte entsteht, die den dort angebrachten karminroten oder blauen Sammtbesatz freigelegt. Nur ein Caballero weiß die Capa mit dem gebührenden Stolze und Würde zu tragen; nordischen Gestalten will dieses Kleidungsstück nun einmal nicht anstehen. Ein echt spanischer Mantel kostet in Portugal bis zu hundert Thaler, reicht aber bei der Gediegenheit des Tuches für lange Jahre aus. Auch die spanische Mantilla ist in Portugal unter den Städterinnen, freilich nicht in den höchsten Ständen, sehr beliebt.

Obgleich die portugiesischen Damen wie ihre Kolleginnen allerwärts sich dem Joche der Mode wohl oder übel gefügt haben, wissen sie doch die besonderen Vorteile der nationalen Kostüme wohl zu schätzen und kommen, so oft es angeht, auf diese althergebrachten und kleidsamen Trachten zurück. Auf Bällen oder wenn der Hochsommer in der reizenden Umgebung der Seebäder, in Waldesfrische oder in den schattigen Parks der Landhäuser ländliche Feste bringt, erscheinen die zur Verherrlichung der Feier eingeladenen Damen als Bäuerinnen oder Fischerinnen kostümiert. Das steigende Ueberhandnehmen dieser Sitte ist ein Beweis, daß es ihnen in dieser Verkleidung keineswegs an Huldigungen und Triumphen fehlt.

Auch Herren finden es unter Umständen passend, den städtischen Rock und Hut mit den landesüblichen Formen zu vertauschen. Geschäftsreisende, die das Innere des Landes besuchen und viel auf Dörfern verkehren, legen in kluger Berechnung Bauerntracht an, da sie in diesem Anzuge dem Landvolke sympathischer sind. Speziell der Zylinderhut erregt in den Dörfern des Binnenlandes allgemeine Heiterkeit. Wer es nicht liebt, Zielscheibe des Bauernwitzes zu werden, lasse denselben auf Ausflügen in das Innere des Königreiches hübsch zu Hause. Zuweilen bekommen die arglosen Träger der Angströhre auch bittere Worte zu hören; denn Städter und Betrüger sind für manche Bauern identische Begriffe.

Der portugiesische Süden steht den Nordprovinzen an Originalität und malerischer Wirkung der Volkstrachten bei weitem nach. Ueberhaupt gestaltet sich das portugiesische Volksleben um so reicher und anziehender, je weiter der Reisende nach Norden vordringt. Die Bauern in der Umgegend von Lissabon, die den besonderen Namen Saloios führen, haben durch den häufigen Verkehr in der

Hauptstadt schon sehr viel städtisches Wesen angenommen. Wo sie angestammter Sitte treu geblieben sind, tragen sie eine kurze Jacke aus dunkelfarbigem Stoff, breitkrämpigen Filzhut und um die Hüften eine farbige Binde geschlungen. Die Lissaboner Bürgersfrauen erscheinen Sommer und Winter unverändert in langem Tuchmantel mit breitem Kragen. Als Kopfbedeckung dient ein dreieckiges blendendweißes Tuch, das, unter dem Kinn durch eine goldene Nadel zusammengehalten, nach hinten in die Höhe gezogen ist, so daß der rabenschwarze Haarschmuck sichtbar bleibt. Eine Touristin machte die Bemerkung, in dieser Tracht seien eigentlich alle Frauen hübsch. Anfangs findet der Reisende diese Lissaboner Frauentracht spießbürgerlich und einförmig; später wird er gestehen, daß es ein würdevolles, in dem ernsten Faltenwurfe auch der Anmut nicht entbehrendes Kleid ist. Derselbe Mantel, der übrigens stets mit dem weißen Kopftuche verbunden ist, wird auch zu Coïmbra und Figueira da Fez an der Mondego-Mündung getragen, nördlich von diesem Flusse aber nur vereinzelt angetroffen. Sehr gebräuchlich unter der niederen Bevölkerung der Hauptstadt, unter Fischern und Bootsleuten, ist der Gabão, ein kaftanartiger, mit einer spitzen Kapuze ausgestatteter Ueberrock. Dieses malerische und durchaus praktische Kleidungsstück, wohl ein Ueberbleibsel maurischen Einflusses, ist aus grobhaarigem, dunkelbraunem Tuche (Saragoça) gefertigt, mit gewürfeltem Wollenstoff gefüttert und an den Aermeln mit hellroten, violetten oder blauen Aufschlägen verziert. Wenn die Lissaboner Fischer Abends die Kapuze über den Kopf ziehen, so sehen sie Mönchen zur Verwechslung ähnlich. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die meisten Orden im südlichen Europa ihren Ursprung haben, und die Ordenstracht sich vielfach an volkstümliche Elemente anlehnte. Ein Dominikaner mag in nordischen Städen eine fremdartige Erscheinung sein; auf der pyrenäischen Halbinsel stimmt er vollkommen zur Umgebung.

Der Alemtejaner geht nie ohne eine schwere wollene Decke aus, die ihm zum Schutze gegen die reine, aber scharfe Luft und die zur Abendzeit oft empfindliche Abkühlung der Temperatur selbst nach glühendheißen Tagen dient. Die Provinz Alemtejo hat endlose Haiden und geringen Waldbestand; der Vegetationsmangel hat dort wie auf den castilischen Hochebenen kontinentales Klima und ein rasches Zurückströmen der Wärme in den Luftraum zur Folge. Daher sind die Winter in dieser Provinz im Verhältnis zur südlichen Lage außergewöhnlich rauh, und im Sommer liegt über den weiten Flächen bei Tage sengende Glut. Gewöhnlich trägt der Alemtejaner seine Decke zusammengefaltet über die Schulter geworfen. Sobald aber die Sonne sinkt und die Abendfrische hereinbläst oder sonst ein Temperaturwechsel bemerkbar wird, benutzt er dieselbe zu einem plaidartigen Ueberwurf. Die Decken haben alle dieselbe Farbe, sie sind aus weißer Schafwolle mit drei dunkelbraunen Querstreifen an beiden Enden gewoben. Die Bewohner von Alemtejo haben sich an das Tragen der Decken so gewöhnt, obgleich dasselbe auch mit manchen Unbequemlichkeiten verbunden ist, daß sie auch in den anderen Provinzen diese heimatliche Tracht beibehalten. Wo man in Portugal auf solche deckenbewaffnete Gestalten stößt, weiß man allemal ohne weitere Nachfrage, daß diese Leute südlich vom Tajo zu Hause sind. Während der rauhen Jahreszeit legen die alemtejanischen Bauern aus Schafpelzen roh gearbeitete Beinkleider an. Wenn sie an der Spitze ihrer Schafheerden, die schußbereite Flinte in der Hand, in Begleitung gefährlicher Wolfshunde auf der staubigen Haide einherschreiten, so ist das ein Bild, das lebhaft an die in Castilien mit den Merinos auf der Mesta umherziehenden Gestalten erinnert. Uebrigens leben in Alemtejo nicht nur Bauern und Hirten, sondern auch reiche Grundbesitzer, die auf weitläufigen, zerstreut gelegenen Gehöften, sogen. Herdades, hausen und in Korkeichenwäldern zahlreiche Bestände von Schweinen chinesischer Rasse mästen. Diese Leute tragen Jacken aus einem dicken, plüschartigen Stoff, die zu beiden Seiten mit silbernen Knöpfen, Spangen und anderem Zierrat (alamares) besetzt sind, eine knapp anliegende Reithose, Kanonenstiefeln und eine farbige Binde um den Leib gewunden, in der die Börse mit den funkelnden Goldstücken ruht. Sie sind stets beritten und treiben mit prächtigen Schabraken und Tigerfellen als Satteldecke viel Luxus. Es bildet stattliche Cavalcaden, wenn so eine Gruppe alemtejanischer Grundherren auf den feurigen Hengsten arabischer Abstammung stolz einherſprengt.

Charakteristisch für Alemtejo namentlich im östlichen gebirgigen Teile ist dann noch der Schmuggler, ein echter Grenzer, der je nach Bedürfnis in Spanien oder in Portugal zu Hause ist und einen aus verdorbenem Castilianisch und Portugiesisch zusammengestoppelten Mischdialekt spricht. Oft liegt er wochenlang auf dem linken Guadiana-Ufer; er erspäht die Gelegenheit, wo eine finstere Nacht ihm gestattet, einige Kolli Tabak oder Seide über den Fluß nach Portugal zu werfen. Hat er bei dem gefahrvollen Handwerk einen guten Stüber verdient, so bringt er das Geld in wilden Zechgelagen durch. Er ist eine prahlerische Natur und weiß sich aus Elementen beider Nachbarländer ein phantastisches Kostüm zu bilden. Spanien entlehnt er den hohen spitzzulaufenden Filzhut, während Portugal die silberbeschlagene Plüschjacke und die farbige Binde stellt. Ueberhaupt bildet Alemtejo wie in landschaftlichem Ausdruck, in Typus und Charakter der Bevölkerung, so auch in den Trachten die Vermittelung zwischen dem portugiesischen Küstengebiete und dem spanischen Binnenlande.

Die Provinz Minho verleugnet in den ihr eigentümlichen Trachten ihre Bedeutung als Mittelpunkt des portugiesischen Volkslebens nicht. Die dort unter den Bäuerinnen üblichen Kostüme gehören jedenfalls zu den malerischsten der Welt. Freilich trägt zur Erhöhung des Eindrucks nicht

wenig bei, daß auch die Trägerinnen so anziehender Kleidungsformen an Schönheit weit und breit ihresgleichen suchen. Der aufmerksame Beobachter kann die Ortschaften dieser Provinz nach ihren Trachten in vier Gruppen einteilen: die Ufergelände des Minho, wo schon spanischer Einfluß bemerkbar wird, die Umgegend von Braga bis zur transmontanischen Grenze hin, die Seeküste und die vom untern Duero durchströmte Landschaft. Den Dörfern an der Lima-Mündung, Douchriste, Anha, Miondella, Santa Martha, wo auf den Hügeln ein lieblicher Wein wächst, und Ariosa gebührt vor allen anderen der Preis. Kleider aus feiner Wolle mit roten und grünen Streifen, kurze Mieder, darüber ein Tuch in den buntesten Farben, dessen Zipfel nach chinesischer Weise auf dem Rücken über Kreuz verschlungen sind, blendendweißen Hemdärmel mit reicher Stickerei, dann das turbanartig verschlungene, im Nacken in einen Knoten verschürzte Kopftuch, das die Bäuerin auf das geschmackvollste zu drapieren weiß, sind mehr oder minder die wesentlichsten Elemente der in den Dörfern der Provinz Minho üblichen Tracht. Die Kopftücher dienen den Portugiesen zum Ausdruck der Koketterie wie der Spanierin der Fächer. Sie sind vorwiegend bunt, in einzelnen Dörfern aus Leinen mit breiter Stickerei gearbeitet.

In verschiedenen Gegenden halten die Bäuerinnen an einer traditionellen Farbe der Kopftücher fest, die für alle Bewohnerinnen eines und desselben Dorfes maßgebend ist, ähnlich wie die schottischen Clans sich durch die Färbung ihrer gewürfelten Stoffe unterscheiden. Wer sich längere Zeit unter portugiesischen Bauern herumgetrieben, kann schließlich schon durch die Färbung der Kleiderstoffe die Herkunft dieser Leute bestimmen.

Auch die stark bevölkerte und wohlhabende Umgegend von Oporto, die in einem Umkreise von drei Meilen mehr als siebzig Flecken und Dörfer zählt, weist manche Typen auf, die man mit Recht zu den gefeiertsten Frauengestalten des portugiesischen Nordens rechnet. Da sind vor allem die Schifferinnen von Avintes, einem am linken Duero-Ufer reizend gelegenen Dörfchen, die Segel, Ruder und Steuer wie erfahrene Seeleute handhaben und mit ihren leichtgebauten Kähnen den Verkehr zwischen der Stadt und den dem Flusse naheliegenden Ortschaften vermitteln. Jeden Morgen kommen ganze Flotten der kleinen, nach orientalischer Weise mit einem Zeltdache überspannten Boote zu Thal, um Bäckerinnen, Waschfrauen und Gemüsehändlerinnen zur Stadt zu bringen. Dann warten die Schifferinnen am Werft, bis die an jeden Vorübergehenden gerichtete Frage: Quer barquinto meu amo? (Wünschen Sie ein Boot?) ihnen eine genügende Zahl von Passagieren zugeführt. Sobald mit beginnender Flut die Strömung des Duero landeinwärts geht, lösen sie ihre Nachen und fahren in der frisch von der See hereinwehenden Brise pfeilschnell zwischen den hochragenden Felsenufern den Fluß hinauf. Charakteristisch für diese Schifferinnen ist der eigentümlich geformte flache Filzhut mit breiten stark aufwärts gebogenen Rändern, welche ringsum mit kleinen Troddeln besetzt sind. Prinzessin Gisela fand bei ihrer Anwesenheit zu Oporto an den kleidsamen Hüten der Schifferinnen von Avintes viel Gefallen und nahm zum Andenken ein Muster in die Heimat mit.

Die Majatinnen, d. h. die Bewohnerinnen des Dorfes Maja, das an der von Oporto nach den Schwefelthermen zu Visella führenden Straße in einem malerischen Thalkessel liegt, sind an Wochentagen, wo sie die in den Korkeichenwäldern gebrannte Holzkohle zur Stadt bringen, mit ihren vom Kohlenstaub geschwärzten Gesichtern gerade nicht besonders anziehend. Dafür entschädigen sie sich an Sonn- und Festtagen durch blaue mit orangegelben Blumen gemusterte Kopftücher, spitzschnäbelige, mit blanken Kupfernägeln beschlagene und mit krapprotem oder gelbem Flanell ausgelegte Schuhe (chinellas), deren Name und Form auf chinesischen Ursprung deutet. Dagegen verschmähen die Bäckerinnen aus dem Gebirgsdörfchen Vallongo an der nach Spanien führenden Heerstraße alle auffallenden Farben. Sie lieben dunkelgrüne Kleider, kleine Filzhüte und ein möglichst einfach gefärbtes Kopftuch. Auch sind sie keine Freundinnen von Musik, Gesang und Tanz und bleiben den Volksfesten fern. Daß die Bewohner der umliegenden Ortschaften sie mit Verachtung behandeln, darüber wissen sie sich schon zu trösten, denn sie verdienen sehr viel Geld. Dreimal wöchentlich geleiten sie Maultierkarawanen mit ringförmig gebackenem Blatz und geschätztem Biskuit zur Stadt. Sehr verbreitet ist in der Umgegend von Oporto unter Gutsbesitzerinnen die auch in einzelnen deutschen Gegenden herrschende Unsitte, möglichst viele Unterröcke übereinander anzuziehen. Wenn da so eine Halfentochter mit zehn Unterröcken recht breit und gesetzt wie eine Ente heranwatschelt, so hört schon mehr alle Dorfpoesie auf. Dabei haben denn diese Schönen noch den unglücklichen Gedanken, das massive Untergestell durch ein verschwindend kleines Hütlein zu krönen, und machen sich dadurch selbst zu einer wandelnden Karikatur.

So verschieden die Trachten in der Provinz Minho nach den einzelnen Distrikten und Ortschaften sich darstellen, gemeinsam ist allen Frauen der gesegneten Landschaft die bis zur Leidenschaft getriebene Vorliebe für Goldschmuck, der im portugiesischen Norden als wesentlichstes Symbol der Wohlhabenheit und des Reichtums gilt. Haben die Bauern den Ertrag ihrer Aecker, Oelgärten und Weinberge, eine Koppel Pferde oder ein Joch Mastochsen in der Stadt verkauft, so bringen sie den Erlös nicht in baarer Münze heim, sondern gehen zum Goldschmied und setzen das Geld in Schmucksachen um. Mit baarem Geld kann der Bauer im Innern des Landes auf den Gehöften wenig anfangen; denn alle Bedürfnisse für Haus und Hof beschafft er selbst und kauft höchstens Ackergerätschaften, Saatkorn oder Kleidungsstücke ein. Größere

Zahlungen hat er nur zu machen, wenn der Steuerempfänger ins Dorf kommt. Daher kennt der portugiesische Landmann alten Schlages keine andere Art, seine Kapitalien anzulegen, und moderne Nationalökonomie mit ihrer Finanzweisheit würde bei ihm wenig ausrichten. Staatspapiere und Aktien, Sparkassen und Banken sind für ihn böhmische Dörfer. Zu Darlehen bietet sich nur selten Gelegenheit; denn bei Geldklemme handelt der portugiesische Bauer nach dem Grundsatze: „Leg' Dich krumm und Gott wird Dir helfen", begnügt sich mit Kohlsuppe und wartet auf bessere Zeiten. Statt also sein Geld in der Truhe zu verschließen, auf Zinsen zu borgen oder gar wie ein städtischer Geldmann Koupons zu schneiden, benutzt der Bauer sein Vermögen, um Frau und Töchter in prangendem Goldschmuck auf Jahrmarkt und Kirmes zu führen. So verschafft sein Geld ihm die Genugthuung, bei festlicher Gelegenheit unter seinesgleichen mit Reichtum zu prunken, was nun einmal in aller Herren Ländern die Schwäche üppiger Gutsbesitzer und Halfen ist. Jungen Bäuerinnen wird ihre Mitgift schon im voraus in Goldschmuck ausgezahlt und die freienden Burschen können dann mit eigenen Augen sich überzeugen, wieviel zu erwarten ist, wenn sie an dieser oder jener Thür anklopfen. Ueber ein paar Ohrgehänge und einige Ringe verfügen selbst ärmere Frauen; Bäuerinnen, die auf Wohlhabenheit Anspruch machen, legen zwei, drei oder vier Paar Ohrringe an. In letzterem Falle sind meist mehrere kleinere Paare um einen großen Ring, die sog. Argola, gruppiert. Außerdem tragen sie schwere, mehrmals um den Hals geschlungene Ketten, deren einzelne Glieder oft bis zehn Pfund Sterling aufwiegen, massive Kreuze, handbreite Herzen aus Filigran, ornamentale Blumen, Tiere und sonstige Zierraten in Email, das Bildnis der heiligen Jungfrau von der unbefleckten Empfängnis, der Schutzpatronin Portugals, Christus am Kreuze mit den beiden Schächern, seiner Mutter und Johannes, das alles in buntem Wechsel übereinandergeschichtet. Nun denke man sich, wie schön diese Goldlast zu dem dunkeln Teint, dem rabenschwarzen Haar, den farbigen Kopftüchern und dem blendendweißen Leinen stimmt, wie das in der Sonne blitzt und funkelt! Bäuerinnen zu treffen, die für mehrere tausend Thaler Goldsachen tragen, ist ein alltägliches Begebnis. Uebrigens spricht es sehr zu Gunsten der portugiesischen Landbevölkerung, daß Gruppen von Bäuerinnen häufig ohne alle Begleitung in vollem Schmucke durch Schluchten und Wälder nach Hause gehen, ohne das mindeste zu befürchten. Unter den so günstigen Bedingungen ist in Portugal die Goldschmiedekunst seit alter Zeit, zumal nachdem das indische und brasilianische Gold ins Land floß, zu hoher Blüte gelangt, und unstreitig derjenige Zweig nationaler Industrie, der jenseit der Landesgrenzen noch am meisten Anerkennung findet. Speziell die portugiesische Filigranarbeit gilt mit Recht als ausgezeichnet und würde nach dem Urteile Sachverständiger selbst die auf diesem Gebiete so gefeierten Leistungen der römischen und florentinischen Künstler ausstechen, wenn nicht im äußersten Südwesten Europa's der Mangel an klassischen Mustern stellenweise weniger guten Geschmack aufkommen ließe. Braga, Guimaraëns und Oporto sind Hauptsitze der Goldschmiede, die ihre Erzeugnisse in schimmernden Kaufläden feilbieten. Auf den großen Jahrmärkten des Königreichs, der starkbesuchten Martini-Messe zu Penafiel, der altberühmten Messe zu Trancoso, wo die Provinz Beira ihre Winterbedürfnisse einkauft, zu Vianna do Castello gegen Ende August werden vom Landvolke allemal für bedeutende Summen Goldsachen angeschafft.

Der nordportugiesische Bauer trägt allgemein die auch in Spanien übliche kleidsame Tuchjacke, die er im Sommer nur über die Schultern hängt und geht meistens barfuß. Zur Vervollständigung des Sonntagstaates gehört aber ein Paar sogen. gelber, aus ungeschwärztem Kernleder gearbeiteter Stiefel (botas amarellas), die den Staub, eine wahre Landplage Portugals, weniger sichtbar werden lassen. Sonntags nehmen die Bauern in ihrem schwarzen Tuchanzuge, der, um recht elegant zu sein, aus seidenartig glänzendem Stoffe gearbeitet sein muß, und dem gestickten Hemdkragen sich recht stattlich aus. Die reichen Gutsbesitzer von Traz-os-Montes, kräftige, aber auch stolze und jähzornige Leute, tragen ihre Jacken noch reicher als im Süden mit silbernen Spangen und Knöpfen besetzt. Gegen Sonnenbrand schützt der breitkrämpige, aus Ziegenhaar gearbeitete Filzhut. Die Hut-Manufaktur steht in Portugal auf einer verhältnismäßig hohen Stufe. In Braga werden die gröberen, für die Landleute bestimmten Sorten gefertigt, die klassischen Hüte von Braga (chapeus de Braga), die geradezu unverschleißlich sind und nicht selten von Vater auf Sohn erben. Sehr beliebt sind bei den Duero-Schiffern grobe Strohhüte mit Rändern von stellenweise abenteuerlicher Breite. In städtischen Kreisen werden Strohhüte wider alles Erwarten selten getragen: sie gelten dort als nicht besonders elegant. Nur die in Brasilien reich gewordenen Pflanzer und Kaufleute, bei der starken Auswanderung im portugiesischen Norden stehende Figuren, haben sich von jenseit des Ozeans in Peru oder Chile aus feinem Stroh geflochtene Hüte mitgebracht, welche in Portugal bis zu dreißig Thaler kosten. Charakteristisch für den Bewohner des nördlichen und mittleren Portugals ist der lange, aus zähen Holzarten geschnittene, an beiden Enden mit Kupfer beschlagene Stab (varapau), der unzertrennliche Begleiter des Landmannes. Der Varapau dient ihm zum Tragen von Lasten, zum Stacheln der Ochsen und als Stütze beim Gehen; mit dessen Hülfe schwingt er sich bequem selbst über breite Bäche und Gräben. Gegen wilde Tiere und bei Raubanfällen ist er eine vortreffliche Waffe, die der Bauer auf die geschickteste Weise handhabt. Dem Fremden gewährt es ein überraschendes Schauspiel, wenn die Dorfbewohner Sonntags

nach der Vesper mit diesen Stäben Scheingefechte liefern. Natürlich spielt diese Waffe auch bei Schlägereien eine wesentliche Rolle. In gewissen, durch ihre Raufluft bekannten Ortschaften findet selten ein Jahrmarkt oder ein Volksfest statt, ohne daß man einige Bauern mit zerschlagenen Gliedern zur nächstgelegenen Stadt schafft.

Zum Schutze gegen die Regenstürme des Winters dient ein höchst sonderbarer, aus Stroh und Binsen geflochtener Mantel, der in der Provinz Minho Palhoça heißt, von den Transmontanern aber Coroça genannt wird. Dieses merkwürdige Kleid besteht aus einem bis auf die Füße reichenden Hauptstück, das zum Freilassen der Arme wiederum in ein Vorder- und Hinterstück auseinandergeht, und einem breiten vorn auf der Brust durch eine Spange zusammengehaltenen Schulterkragen. Damit der den Rücken deckende Teil nicht im Winde flattere und so seinen Zweck verfehle, sind zu beiden Seiten aus Stroh gedrehte henkelartige Ohren angebracht, durch welche man beim Anlegen des Mantels die Arme steckt. Das Ganze ist ein Flechtwerk aus Stroh, Binsen und starken Gräsern, welche in einzelnen Schichten dachziegelig übereinanderschließen und mit Stricken durchflochten sind, so zwar, daß die gröberen Halme nach außen zu liegen kommen, während die feineren wie eine Art Flaum die Unterlage bilden. Im Innern sind diese Strohmäntel zur Erhöhung der Dichtigkeit und damit sie besser warm halten, meist noch mit Heu ausgefüttert. Die Palhoça ist seit unvordenklichen Zeiten im portugiesischen Norden gebräuchlich, vielleicht ein Rest keltischen Volkstums, und zeigt deutlich an, daß sie einem Naturvolke ihren Ursprung verdankt. Der Erfinder dieses seltsamen Kleidungsstückes, jedenfalls ein durchaus praktischer, die örtlichen Verhältnisse und klimatischen Bedürfnisse genau abwägender Geist, hat die Natur als weise Lehrmeisterin anerkannt und augenscheinlich das Gefieder zum Vorbilde genommen. Für eine Gegend, wo zur Winterszeit heftige Regengüsse in Begleitung kalter Nordweststürme oft wochenlang andauern, ist ein solcher Mantel, der die Feuchtigkeit nicht durchläßt und zugleich warm hält, für Fuhrleute und Maultiertreiber bei ihren Touren durch unwirtliches Gebirge geradezu unersetzlich. Dabei hat der Strohmantel noch den großen Vorzug der Billigkeit; denn eine Palhoça kostet nur vier bis fünf Mark und kann viele Jahre aushalten. Auf der Michaelis-Messe, wo das Landvolk nach Beendigung der Ernte seine Bedürfnisse für den kommenden Winter in Kleidung und Ackergerätschaften einkauft, bilden die Strohmäntel einen vielgehandelten Artikel. Reitet der Bauer zu Winterszeit auf die Viehmärkte oder in die Stadt zur Besorgung von Geschäften, so hat er immer die Palhoça hinter sich geschnallt, um auf alle Fälle gerüstet zu sein. Der Fremde glaubt sich außerhalb Europa's in ein Land auf niedriger Kulturstufe mit indianerhaften Zuständen versetzt, wenn er eine Gruppe in Strohmäntel gehüllter Reiter, den landesüblichen Stab wie eine Lanze in die Seite gestemmt, auf den Landstraßen durch Sturm und Regen einhersprengen sieht. So mochten die lusitanischen Reitergeschwader equipiert gewesen sein, die unter dem Volkshelden Viriathus aus den heimatlichen Bergen zum Kampfe gegen römische Fremdherrschaft vorbrachen und in kühnen Zügen die andalusische Ebene durchstreiften.

Wieder eine besondere Gruppe hinsichtlich der Kleidung bilden die Küstenbewohner, die dem Fischergewerbe obliegen oder als Schiffer ihren Lebensunterhalt gewinnen. Diese Leute tragen eine wollene Unterjacke und darüber eine dicke Weste aus grobem, schwarzgrauem Tuche und eine weite Hose aus demselben Stoffe. Da Hüte bei der Arbeit auf dem wellenbewegten Meere hinderlich sind, dient ihnen als Kopfbedeckung die je nach Geschmack aufgerichtete oder ungeschlagene phrygische Mütze (carapuça) in krapproter, blauer oder einfach schwarzer Färbung. Letztere Farbe lieben die Fischer von Ovar, die verwegensten Seeleute Portugals, einst kühne Walfischjäger, die mit sechzig Segeln in den nordischen Gewässern auftraten und den Engländern lange den Besitz der New-Foundländer Stockfischbank streitig machten, jetzt aber auf den Fang der Sardinen an der heimatlichen Küste beschränkt sind. Wohl mag der Ernst des Lebens, das gefahrvolle Herumtreiben auf dem dunklen Wogenschooße dem armen, aber genügsamen und immer zufriedenen Völkchen das sonst dem Südländer eigene Gefallen an buntem Farbenspiele verleidet haben. Denn in ihren kleinen, spitzgeschnäbelten, fast in halbkreisförmigen Bogen gebauten Kähnen müssen sie sich oft zu zweien zur Ernährung ihrer Familie bei Wind und Wetter in den sturmerregten Ozean hinauswagen. Zur Sommerzeit machen diese Leute eine sehr einfache Toilette; dann genügt ihnen ein Hemd und eine weite leinene Hose (bragas). In so leichtem Anzug bringen die hochgewachsenen herkulischen Gestalten schwere Körbe gesalzener Sardinen auf den Schultern oft meilenweit in das Innere des Landes hinein oder bieten Seemuscheln, Neunaugen, Aale, Hummer und die in den Küstenwäldern gewonnenen Pinienkerne zum Verkaufe an. Die Vorliebe für dunkle Stoffe, ein stilles, ernstes Wesen ist den biedern Seeleuten von Ovar mit ihren Ehehälften gemein, die hochaufgeschürzt den Ertrag des Fischfangs zum Verkaufe bringen. Diese Fischerinnen, die am Flußufer zu Lissabon und Oporto eine wichtige Rolle spielen, machen sich sofort durch die Form ihrer Filzhüte und das schwarze oder dunkelblaue, nur das Gesicht freilassende Kopftuch bemerkbar. Die phrygische Mütze ist unter den Matrosen aller Mittelmeer-Länder gebräuchlich, doch findet sie westlich von den Säulen des Herkules an den Gestaden des Atlantischen Ozeans wohl in Portugal die Grenze ihrer Verbreitung; denn nördlich von Minho an der galizischen Seeküste wird diese Kopfbedeckung nur noch selten angetroffen. Will der portugiesische Matrose seine Eitelkeit befriedigen, so tritt er in einer neuen, noch in der ganzen ursprünglichen Lebhaftigkeit der Farbe prangenden Mütze auf.

Bei dieser großen Fülle malerischer Volkstrachten, die Portugal aufweist, ist es umsomehr zu verwundern, daß die portugiesischen Genremaler nicht häufiger, als es geschieht, die so anziehenden und naheliegenden nationalen Elemente zum Vorwurf wählen. Von einzelnen Versuchen abgesehen, die aber sofort größten Beifall fanden, ist das portugiesische Volksleben von inländischen Malern noch nicht ausgebeutet worden. Diese Vernachlässigung des ungewöhnlich reichen Schatzes volkstümlicher Elemente ist größtenteils eine Folge des mangelhaften akademischen Unterrichts, der hier zu Lande noch in den Fesseln des klassischen Zopfes befangen liegt, und macht sich auf litterarischem Gebiete in noch höherem Maße fühlbar. Statt die Quellen poetischer Begeisterung in den nationalen Sagen, Volksliedern und Romanzen zu suchen, äfft die große Mehrzahl der heutigen portugiesischen Dichter und Dichterlinge französische Werke nach oder schmiedet fade Sonette. Auch ausländische Maler würden hier zu Lande ein noch wenig angebautes und sehr ergiebiges Feld antreffen und könnten von einer portugiesischen Studienreise eine Mappe wertvoller Skizzen als Ausbeute heimbringen. Allerdings fühlt der Künstler sich in erster Linie nach dem klassischen Boden Italiens hingezogen. Das auf allen Ausstellungen zahlreich vertretene Genre der italienischen Landschaften und Motive aus dem italienischen Volksleben ist ein Beweis, daß die hesperische Halbinsel nach wie vor eine unerschöpfliche Fundgrube dankbarer Vorwürfe bildet. Verbraucht kann man diese immer anregenden Motive trotz ihrer häufigen Wiederkehr nicht nennen, doch dürfte zur Abwechslung eine größere Berücksichtigung des kaum minder reichhaltigen spanischen und portugiesischen Volkslebens von den Kunstfreunden recht günstig aufgenommen werden. Bis jetzt ist noch niemand auf den Einfall gekommen, die portugiesischen Volkstrachten nach den einzelnen Provinzen geordnet darzustellen. Bei naturwahrer Auffassung und guter koloristischer Ausführung würde eine solche Sammlung portugiesischer Nationalkostüme eine recht verdienstvolle Arbeit sein. Photographen haben bereits eine kleinere Auswahl solcher Kostümbilder in farbigen Photographien angefertigt und finden dafür im In- und Auslande lohnenden Absatz. Auch werden schon seit alter Zeit in Portugal die verschiedenen Typen mit großem Geschick und gelungener Nachahmung der einzelnen Kleiderstoffe in Thonfiguren dargestellt, deren Treue bei einer Vergleichung an Ort und Stelle sich als durchaus zuverlässig ausweist.

Gro.

Stanley's Neu-Afrika.

In der zahlreich besuchten Versammlung der Londoner Königl. Geographischen Gesellschaft vom 8. April, deren wir im vorvorigen Artikel erwähnten, wurde der Brief verlesen, welchen Herr H. M. Stanley unter dem 1. September 1888 von den Marriri-Stromschnellen am Ituri-Flusse in Innerafrika an die genannte Gesellschaft gerichtet hatte und welchen der Präsident derselben in seiner Einleitung einen neuen Beweis von jenen Eigenschaften der Ausdauer, Entschlossenheit und des Mutes nannte, welche Herrn Stanley immer und namentlich während der äußerst gefahrvollen, schwierigen und glänzenden jüngsten Reise ausgezeichnet haben.

Herr Stanley schildert in seiner Mitteilung den Verlauf seiner Expedition seit seinem Abgang von Yambuya. In einigen Tagen waren er und seine Leute vollkommen in die Spitzfindigkeiten der Kriegführung der Wilden eingeweiht. „Jede nur dem Geiste der Eingeborenen bekannte Kunst, die Fremden zu schädigen und zu belästigen, ward von diesen einheimischen Stämmen ausgeübt: der Pfad enthielt häufig seichte, geschickt mit großen Blättern bedeckte Gruben, welche mit zugespitzten Splittern oder Spießen angefüllt waren, die sich für barfüßige Wanderer als eine fürchterliche Strafe erwiesen. Die in den Boden gesteckten Spieße durchbohrten den Fuß oft ganz; zu anderenmalen bohrten sich nur die Spitzen tief ins Fleisch ein und erzeugten brandige Geschwüre. Zehn von unseren Leuten wurden von derartigen Spießen so wirksam gelähmt, daß nur wenige von ihnen wieder so weit genasen, um einigermaßen brauchbar für uns zu sein. Einer der Zugänge zu jedem Dorf war ein gerader Weg, vielleicht 100 m. lang und $3\frac{1}{2}$ m. breit, welcher von Unterholz gereinigt, aber mit diesen sorgfältig und hinterlistig versteckten Spießen an allen Stellen besteckt war, auf welche nur möglicherweise ein unvorsichtiger Fuß treten konnte. Der wirkliche Zugang war gewunden und nahm einen weiten Umweg; der durchgehauene Weg erschien daher so verlockend, so gerade und so kurz. Am Ende des Dorfs stand der Wächter mit seiner Trommel, um Lärm zu schlagen, worauf jeder Eingeborene zu seinen Waffen griff und nach dem auserwählten Sammelplatze eilte, um bei günstiger Gelegenheit Bogen und Pfeile zu gebrauchen. Und doch gieng trotz einer furchtbaren Liste von feindlichen Maßregeln und Versuchen kein Leben verloren, obwohl unsere Verwundeten an Zahl zunahmen!"

Vom 5. Juli bis Mitte Oktobers hielt sich die Expedition an den Fluß und während dieser Zeit wurde sie mancher Mühe enthoben. „Der Fluß behielt eine edle Breite — von 600 bis 900 Yards — hie und da mit einer Insel, zuweilen einer Gruppe von Eilanden, dem Aufenthalt von austernfischenden Eingeborenen. Diese aufgeschichteten Massen von Austernschalen! Auf einer Insel maß ich einen Haufen, welcher 30 Schritte lang, an der Basis 12 F. breit und im Durchschnitt 4 F. hoch war. Dieses Land für Fliegen, Insekten und Schmetterlinge! Die Schmetterlinge scharen sich um mich her, während ich dieses schreibe, und klappen mit den Flügeln in Bestätigung meiner Behauptung. Ganze Wolken von Schmetterlingen segeln täglich den Strom hinauf und über denselben, und dies dauert stundenlang."

Von dem grabesähnlichen Düster und Dunkel, welches den größten Teil der Reise über vorherrschte, schreibt Stanley: „Die Morgen waren gewöhnlich ernst und düster, der Himmel mit niedrigen, schweren Wolken bedeckt, zu anderen Zeiten war alles in dichten Nebel gehüllt, der meist um 9 Uhr, zuweilen auch erst um 11 Uhr sich aufhellte. Nichts rührt sich dann; das Insektenleben liegt noch im Schlafe, der Wald ist grabesstill, über dem dunklen Flusse, welcher noch von hohen Mauern dichten Waldes und Pflanzenwuchses verdunkelt wird, liegt Grabesruhe; unser Herzschlag erscheint beinahe tönend und unsere innersten Gedanken laut. Wenn auf diese Dunkelheit kein Regen folgt, so erscheint die Sonne hinter den Wolkenmassen; der Nebel verschwindet und vor dem Glanze des Lichts erwacht das Leben. Schmetterlinge gaukeln durch die Luft, ein einsamer Ibis stößt seinen Allarmschrei aus, ein Taucher fliegt quer über den Strom, im Walde erhebt sich ein seltsames Gemurmel, und irgendwo stromaufwärts ertönt die Lärmtrommel. Die scharfen Augen der Eingeborenen haben uns bemerkt, Stimmen rufen Herausforderungen herüber, Speere blitzen und feindselige Leidenschaften sind erwacht." Die wilden Stämme, welche man am Strome zwischen den Marriri- und den Bandeya-Stromschnellen traf, zeichneten sich nicht durch Ehrlichkeit und Arglosigkeit aus. Herr Stanley sagt: „Ihrer eigenen Aussage nach litten die Eingeborenen alle an Hungersnot — es gab keinen Mais, keine Bananen und kein Zuckerrohr, keine Hühner, Ziegen und anderes. Das Vorzeigen von Messingdraht, Kaurimuscheln und Glasperlen hatte keinen Reiz für sie, weil solche Tauschwerte für sie, welche keine Lebensmittel herzugeben hatten, unerreichbar waren. Wir wären alle sicher längst Hungers gestorben, wenn wir so einfältig gewesen wären, ihnen zu glauben. Bei jedem Versuch eines Tauschverkehrs mit ihnen wurden wir von den schlauen Schurken übervorteilt. Um eine Messingstange kaufte man nur drei Maiskolben — in kurzer Zeit stieg der Preis eines Huhns auf fünf Messingstangen. Um nur leben zu können, mußten wir nehmen, was wir konnten, denn unsere angeblichen Freunde waren unsere schlimmsten Feinde, weil sie sich mit unserem bittersten Feinde, dem Hunger, verbanden. An einer Stelle namens Mugwye, oberhalb der Wasserfälle von Bandeya, ist eine Gruppe von sieben Dörfern, welche von mehreren Quadratmeilen Bananenpflanzungen und Maniokfeldern umgeben sind. Einen ganzen Tag lang baten und bettelten und feilschten wir hier zu furchtbar teuren Preisen — ungefähr ein Drittteil unserer Leute hatte je drei Maiskolben für ihre Kaurimuscheln und Messingstäbe erworben. Die Schamlosigkeit dieser Uebervorteilung wird noch verständlicher werden, wenn ich anführe, daß man in Bangala, 800 Mln. dem Ozean näher, um einen Messingstab 10 Rollen Kassawabrot, um drei Kauris etwa 50 Bananen kauft, während man hier 20 Rollen Kassawabrot oder zwei große Büschel Bananen mit einem Messingstab bezahlen mußte. Jenun, wir giengen in dem Boot und den Kähnen hinüber und holten sie uns und bereiteten uns Nahrungsmittel für die neuntägige Wanderung durch die Wildnis, welche vor uns lag."

In nachstehender Skizze teilt Stanley das Ergebnis seiner kriegerischen Erfahrung mit den in der Region des Nepoko landesüblichen vergifteten Pfeilen mit: „In Avisibba, ungefähr halbwegs zwischen den Panya-Fällen und dem Nepoko, griffen die Eingeborenen unser Lager in einer ganz entschiedenen und entschlossenen Weise an. Sie glaubten, ihr Vorrat von vergifteten Pfeilen gebe ihnen jeden Vorteil, denn wenn das Gift frisch ist, so ist es höchst tötlich. Lieutenant Stairs und fünf von unseren Leuten wurden von ihnen verwundet; Stairs' Wunde war von einem Pfeile, dessen Gift trocken war und somit schon vor einigen Tagen aufgestrichen sein mußte. Er kam erst nach etwa drei Wochen wieder zu Kräften, aber die Wunde heilte mehrere Monate nicht. Ein Mann erhielt einen leichten Streifschuß am Handgelenk und starb fünf Tage später am Wundstarrkrampf; ein anderer erhielt eine Wunde in den Muskeln des Oberarms in der Nähe der Schulter und starb ungefähr sechs Stunden nach dem ersteren Falle ebenso an Kinnbackenkrampf. Einer wurde am Schlund nur leicht verwundet und starb am siebenten Tag, Einer, welcher in die Seite verwundet wurde, wie ich glaube, in der darauffolgenden Nacht. Alle Verwundeten starben am Wundstarrkrampf. Wir waren sehr begierig, zu erfahren, woraus denn dieses so tötliche Gift bestehe. Auf der Rückreise vom Nyanza, um den Major Barttelot abzulösen, hielten wir in Avisibba und fanden beim Durchstöbern der Hütten mehrere Pakete mit getrockneten roten Ameisen oder Pismires. Erst dann erfuhren wir, daß die fein gepulverten getrockneten Körper dieser Insekten, in Palmöl gekocht und auf die hölzernen Pfeilspitzen geschmiert, das tötliche Gift waren, durch welches wir so viele tüchtige Männer unter so furchtbaren Leiden verloren hatten. Nun wundern wir uns, daß wir so lange im Dunklen gewesen sind, denn wir konnten aus den vielen Insekten, welche wir gesehen hatten, alle möglichen Gifte bereiten.

„Die große schwarze Ameise zum Beispiel, deren Biß eine bösartige Blase verursacht, würde, auf dieselbe Weise zubereitet, noch weit giftiger sein; die kleinen grauen Raupen würden ein anderes Reizmittel abgeben, das mit dem Blute vermischt, einen Mann zu Tode peinigen würde; die dicken zolllangen Spinnen, ganz mit Stachelhaaren bedeckt, welche auf der Haut ein heftiges Jucken verursachen, würden eine andere furchtbare Mischung abgeben, an deren Wirkungen man nur mit Schaudern denken kann. Diese Gifte werden im Walde zubereitet. In der Tiefe der Wälder macht sich der Wilde sein Feuer an und bereitet sich das fürchterliche Gift, dem selbst der gewaltige Elefant erliegt. Es ist verboten, das Gift in der Nähe eines Dorfes zu bereiten. Im Walde beschmiert er seine Pfeile, umgibt

die Spitzen mit frischen Blättern, damit er nicht selbst zum Opfer werde, und ist dann zum Kriege gerüstet."

Erst am 5. Dezember verließen Stanley und seine zusammengeschmolzene Schar den pestschwangeren Wald, wandten seinen Mühsalen und Schrecken den Rücken und betraten das wellenförmige Grasland, dessen bloser Anblick schon die ausgehungerten abgezehrten Männer mit verjüngter Kraft und neuem Mut erfüllt. Bezüglich der Quellen und der Richtung des Aruwimi (welcher viele Namen hat, obwohl alle Eingeborenen der Nyanza-Region ihn einmütig den Ituri nennen) sagt Stanley: „Der Hauptstrom des Ituri, in der Entfernung von 680 e. Mln. von seiner Mündung, ist 125 Yards breit, 9 Fuß tief und hat eine Strömung von drei Knoten (18 F.) in der Sekunde; er scheint parallel mit dem Nyanza zu fließen. In die Nähe jener Kegel und Hügel, welche man pietätvoll Mount Schweinfurth, Mount Junker und Mount Speke genannt hat, verlege ich der Schätzung nach seine Quelle. Zeichnet man drei oder vier ansehnliche Flüsse, welche sich von der Krone des Plateau's, das den Albert Nyanza überschaut, in denselben ergießen, und zwei oder drei achtbare Flüsse, welche von Nordwesten her in denselben einmünden, läßt man den Hauptarm aus Südwesten in die Nähe des 1.° n. Br. fließen, gibt man ihm eine bogenförmige Gestalt von 1° n. Br. bis 1° 50′ n. Br., läßt ihn dann mit Kurven und Krümmungen bis zu 1° 17′ nördlicher Breite bei Yambuya herabfließen, so hat man eine Skizze vom Laufe des Aruwimi oder Ituri von seiner höchsten Quelle bis herab zu seiner Mündung, und die Länge dieses Nebenflusses des Kongo wird eine Strecke von 800 e. Mln. ergeben." In den Schlußsätzen seiner interessanten Mitteilung schildert Herr Stanley die geographischen Züge des Albert Nyanza und des umgebenden Landstrichs und deutet auf die ungeheuren Veränderungen hin, welche sowohl in der Tiefe als im Oberflächenraum jenes großen Binnengewässers innerhalb eines meßbaren Zeitraums stattgefunden haben müssen. „Ich betrachte", sagt er, „das Land, welches zwischen dem Albert Nyanza und dem von mir im Jahre 1875 entdeckten See liegt, als eines das noch merkwürdige Enthüllungen verspricht. Bis auf diesen Augenblick bin ich mir noch nicht ganz darüber klar, zu welchem Stromsystem der letztgenannte See gehört — ob zum Nil oder zum Kongo. Ich glaube zu dem letzteren, aber davon bin ich wenigstens fest überzeugt, daß er keine Verbindung mit dem Nyanza hat."

Was die Stämme anbelangt, welche den Urwald und das Thal des Ituri bewohnen, so sind sie unbezweifelbar Kannibalen, und die Zwerge, welche Stanley zwischen dem Nepoko und dem Grasland so ungemein zahlreich und lästig fand — er nennt sie eine „giftige, feige, diebische, im Gebrauch von Pfeil und Bogen sehr gewandte Rasse" — heißen zwar dort Wambatti, wurden aber später von Emin Pascha's Leuten als identisch mit den weiter nördlich gefundenen Tikki-Tikki erkannt.

Am Schluß des vorgelesenen Briefes äußerte Herr Freshfield, einer der Sekretäre der Königlich Geographischen Gesellschaft: es sei zwar beschlossen worden, die allgemeine Erörterung über den gehörten Vortrag zu vertagen, aber er wolle die Aufmerksamkeit der Versammlung doch auf drei Punkte leiten. Zuerst wolle man sich daran erinnern, daß der Gedanke, die Seenprovinz vom Kongo aus zu erreichen und auf diese Weise die beiden Arterien miteinander zu verbinden, durch welche das Lebensblut der Zivilisation ins Herz von Afrika zu fließen bestimmt sei, von General Gordon herrühre, welcher auf dem Punkte gewesen sei, diese Aufgabe zu unternehmen, als er nach Khartum geschickt worden sei. Stanley habe diese Idee verwirklicht; er habe gezeigt, wie nahe diese beiden großen Wasserwege miteinander verbunden seien, wie sich beider Quellen überlappen. Andere dürften leichtere Verbindungswege zwischen beiden finden, vielleicht nördlich von Stanley's Route mittels des Welle. Der Zuerstkommende habe immer die schwierigste Aufgabe, aber das Problem sei gelöst.

Sodann möchte er daran erinnern, daß dieser Brief die wahrscheinliche Richtung von Stanley's Weiter- und Heimreise andeute; er wolle die Probleme im Lande südlich vom Albertsee lösen; er wolle möglicherweise Mlalele, südlich vom Victoria Nyanza, erreichen, da er wisse, daß ihn seit kurzer Zeit dort Vorräte erwarten. Endlich möchte er den Zuhörern alles ins Gedächtnis rufen, was sie von Emin Pascha wüßten und gehört haben, damit sie ihn nicht durch den schon von anderen geäußerten Verdacht entehrten, daß falls er seine Provinz und seinen Posten verlassen würde, entweder seine Arbeit hoffnungslos oder, was noch weit wahrscheinlicher erscheine, seine Aufgabe so weit vollendet sei, daß er die einst ägyptischen Seenprovinzen den Krallen des wankenden Despotismus der Mahdisten in Khartum entrückt habe.

Die Diskussion über Stanley's Brief ward sodann auf später verschoben.

Barcelona.

Von Julius v. Bük.

Seit dem Regierungsantritte des leider viel zu früh verblichenen Königs Alfonso XII. sind die Zeitungsnachrichten über Spanien immer seltener geworden. Die großen politischen Ereignisse, die Schreckniss des Bürgerkrieges, die Karlistenbewegungen und der mörderische Parteikampf hatten ihr Ende erreicht, und das Land atmete auf, wie von einem drückenden Alp befreit, um sich der Segnungen des Friedens, einer zielbewußten Regierung, die auf die kulturelle und industrielle Entwicklung des Landes hinwirkte, zu erfreuen. Und voll und unleugbar ist das Verdienst des jugendlichen Königs um dieses Land, welches

stets von Parteileidenschaft beherrscht war, ja heute noch ist; seine Regierung brachte den längst ersehnten Frieden, eine Besserung der allgemeinen, sozialen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Die großen Sensationsnachrichten zählten in den Rubriken der Tagesblätter zu den Seltenheiten; man hörte nur von Ministerwechseln, doch die Ruhe wurde nicht mehr weiter gestört.

Eine Tochter des hohen Hauses der Habsburger regiert heute dieses Land, als Regentin für ihren minderjährigen Sohn Alfonso XIII. Mit seltenem Verständnis, mit einem wenig Frauen eigentümlichen Geschicke, gleich der durch alle Herrschertugenden ausgezeichneten Kaiserin Maria Theresia, beherrscht sie dieses Land, welches ihr zur zweiten Heimat geworden ist. Und wie schwierig ist dies eben in einem Staate, in welchem die politischen Parteien mit Zähigkeit an ihren Prinzipien festhalten, mit einer bezeichnenden Konsequenz ihrer Ueberzeugung Ausdruck geben. Hat man Gelegenheit gehabt, dieses Volk eben in seinem politischen Leben, in seinem ungeschmälerten Vereins- und Versammlungswesen kennen zu lernen, so muß man über das Geschick einer Regierung erstaunen, die imstande ist, diese vielseitigen und leider auch häufig turbulenten Elemente zu einem gedeihlichen staatlichen Gemeinwesen zusammen zu halten. Daß dieses Meisterwerk einer Regierung in den Händen einer Frau ruht, die mit weiser Mäßigung, doch ohne Schwäche, ohne Gewalt und persönliche Einschüchterung des Individuums, den politischen Meinungen ihre Rechte gibt, die Gedankenfreiheit nicht beeinträchtigt, dies ist eben jenes große Geheimnis der Frauen auf dem Throne, die durch weibliche Klugheit, edle Herzenseigenschaften, echte Weiblichkeit oft einen größeren Einfluß auf die Menge auszuüben vermögen, als die Hand des ärgsten Despoten und Sonderherrschers, der kaum durch eine Schreckensherrschaft derartige überraschende Erfolge zu erreichen vermag. Königin Maria Christina ist die würdige und geistvolle Interpretin der Intentionen ihres hohen Gemahls, dessen geistiges Erbe sie mit edlem Sinne verwaltet. Mit bewundernswerter Pflichttreue und aufrichtiger Gesinnung ist sie für das Staats- und Volkswohl thätig, um diesem vielgeprüften Lande jene innere Ruhe zu geben, die demselben zum fühlbaren Bedürfnisse geworden ist. Und wahren Thatsachen entsprechend muß man gestehen, daß dies der hohen Frau gelungen ist. Die Segnungen des inneren und äußeren Friedens treten offenkundig vor Augen. Das Land blüht und prosperiert, und hoffnungsvoll darf dasselbe in eine freudige Zukunft blicken.

Das abgelaufene Jahr hat uns Gelegenheit geboten, auf dieses Land zu blicken, dessen heutigen Zustand zu prüfen, wohl auf einem anderen Gebiete als man bisher gewohnt war. Vertreter aller Nationen sind fernd in dieses Land gezogen, um Zeugen zu sein eines friedlichen, industriellen Wettkampfes, der ersten Weltausstellung in Barcelona, in dieser Perle der spanischen Krone.

Die Litteratur über Spanien ist ziemlich spärlich. Seit dem ausgezeichneten Werke des preußischen Generalkonsuls Baron Minutoli, welches heute ganz veraltet, ist in deutscher Sprache nichts Bedeutendes erschienen. Reisebeschreibungen mit Wiederkäuungen längst bekannter Thatsachen, mit Nachschreibungen fremdsprachiger Bücher, einige spanische Führer, die das hochwichtige industrielle und volkswirtschaftliche Gebiet ganz unberührt lassen, sind so ziemlich alles. Leider ist selbst in der Landessprache sehr wenig Zweckdienliches erschienen, mit Ausnahme einiger ausgezeichneter wissenschaftlicher Werke aus den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, die leider auch von der Zeit überholt sind. Der Buchhandel, das Verlagswesen ist noch heute in den Kinderschuhen, jeder Unternehmungsgeist in dieser Richtung fehlt, und nur eine ganz anerkennenswert redigierte Tagespresse mag für so manch traurige litterarische Versäumnis entschädigen. Jedenfalls verdienen Tagesblätter wie „Imparcial“, „El Globo“, „Diario di Barcelona“ (mit ähnlicher Anordnung wie die Münchener „Allgemeine Zeitung“), „Vanguardia“ wegen ihrer hervorragenden litterarischen Leistungen alles Lob.

In unserem Jahrhundert der Weltausstellungen treten Städte, in denen solche veranstaltet werden, in den Vordergrund des allgemeinen Interesses und es trägt auch jede Stadt durch die Anziehungskraft, die sie an und für sich auszuüben vermag, zum Erfolge solcher Unternehmungen wesentlich bei. So ist Paris trotz seiner vielen internationalen Wettkämpfe stets eine Stadt, die mit einer Allgewalt, wie kein anderer Ort, Fremde anzuziehen und zu bezaubern vermag, und man kann sagen, daß auch Barcelona, trotz seiner entlegenen Lage, trotz mangelnder Informationen über diese Stadt, in dieser Richtung einen ganzen Erfolg errungen hat.

Seit den letzten Jahrzehnten ist Barcelona sehr wenig genannt worden, da es sich durch sehr geringe Beteiligung an den blutigen Parteikämpfen auszeichnete. Die größte Zahl der Bewohner huldigt demokratischen und republikanischen Anschauungen, und man muß der jetzigen Regierung alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, eine Toleranz zu üben, welche selbst in älteren liberalen Staaten kaum gewährt wird. Man muß Zeuge der Vorgänge gewesen sein, welche daselbst während der Anwesenheit des früheren Präsidenten der Republik stattgefunden und die nichts weniger als zur Hebung des dynastischen Gefühls beigetragen haben. Massenaufzüge, Marseillaise auf schlechten Instrumenten bis zum Ueberflusse geblasen, aberwitzige Reden, ein frenetisches Jubelgeheul, Auffahrten, Fackelzüge, eine unerklärliche, ja rätselhafte Begeisterung, deren Zweck man selbst nicht kannte, beunruhigten tagelang diese Stadt, ohne daß die Polizeibehörde nur einen Versuch gemacht hätte, diesem wirren Treiben ein Ende zu machen. Jedenfalls beweisen derartige Vorgänge, daß man in Fragen der politischen Duldung, in der Achtung des Parteistandpunktes die weiteste Milde übt.

Barcelona zählt zu den wenigen Städten, die keinen Niedergang kennen und gekannt haben, die stets auf den Bahnen des Fortschrittes gewandelt sind. Hier gab es keinen Stillstand, nicht jenes traurige Verkommen, wie es in der Städtegeschichte so häufig anzutreffen ist. Und fragt man, welchen Gründen dies zuzuschreiben ist, so muß man offen aussprechen, daß Barcelona das, was es war und heute ist, der seltenen Rührigkeit und Thatkraft seiner Bevölkerung zu verdanken hat. Hiezu traten pflichttreue Obrigkeiten, welche durch musterhafte Einrichtungen und Gesetze die betriebsamen Bewohner dieser Stadt unterstützten, die stetige Entwicklung des Gemeinwesens anbahnten, alle Mittel versuchten, die Erwerbsthätigkeit zu erhöhen, um einen allgemeinen Wohlstand und Reichtum durch Schifffahrt, Handel und Industrie zu ermöglichen.

So schreibt Marineo Siculo, der Verfasser des Werkes „Principios del Siglo XVI“: Eine blühende Stadt, ausgezeichnet vor allen anderen durch Klugheit, Sitten und Einrichtungen. Gleich den alten Römern nimmt jeder Bürger teil an der Verwaltung der Stadt, an deren Aufblühen und Gedeihen. So belobt auch schon der Cardinal Jakob von Aragon 1395 die Stadt, indem er sie als ein Muster der Verwaltung und Gesetzgebung hinstellt, und auch Geronimo Polo schreibt 1492, daß die Einrichtungen dieser Stadt anderen zum Vorbild dienen mögen. Gomez Mides, der Biograph Jakobs I. von Aragon, bemerkt: Keine Stadt ist mit Barcelona wegen der Mäßigkeit und Eintracht, der Vaterlandsliebe ihrer Bürger zu vergleichen. Auch der gelehrte genuesische Annalist Pietro Bizaro schreibt 1577: „Das durch den Fleiß seiner Bewohner groß gewordene Barcelona ist durch seine musterhafte Bevölkerung, durch seine Gesetze und Sitten, nicht minder durch seinen Reichtum berühmt.“ Und zahlreich sind die Aussprüche italienischer Schriftsteller aus dem 14., 15., 16. Jahrhundert, die sich mit größter Anerkennung über diese Stadt ausdrücken.

Es ist der eifrigsten Geschichtsforschung bisher noch nicht gelungen, das Alter Barcelona's festzustellen. Die einzelnen Angaben sind widersprechend, und das bekannte „Dunkel“ der Geschichte ist auch leider hier noch nicht erhellt. So glaubt man, daß die ersten Gründer dieser Stadt aus Karien gekommen wären, Freunde der griechischen Mythologie nennen Herakles, andere wieder den großen Karthager Hamilkar Barkas als Vater dieser Stadt. Sicher ist, daß vor der christlichen Zeit Barcelona eine römische Kolonie Barcin, daß das „Jus italicum“ Gesetz war und sich dieselbe einer weitgehenden Selbstverwaltung erfreute. Kaiser Augustus verlieh ihr die Namen Julia, Augusta, Pia, Favencia, welche auch auf den Münzen jener Zeit ersichtlich sind. Jedenfalls mag sie schon zu jener Zeit eine auch in architektonischer Beziehung ganz bedeutende Stadt gewesen sein, was durch zahlreiche Ausgrabungen und durch die großen Sammlungen von Bauresten im städtischen archäologischen Museum erwiesen ist. San Sever und Santa Eulalia wurden in dieser Stadt zu Blutzeugen für den katholischen Glauben, deren Gebeine in der Kathedralbasilika gehütet werden.

Im 5. Jahrhundert begründete der Gothenkönig Astulf ein neues Reich in Spanien, und Barcelona wurde die Hauptstadt des gothischen Iberien, des späteren Septimania. Drei Jahrhunderte später bemächtigte sich Abul-Aziz, der sarazenische Eroberer von Valencia, Barcelona's, ein milder Eroberer, welcher der christlichen Liturgie keine Schranken setzte und sich mit einem jährlichen Tribut begnügte, bis Ludwig der Fromme im Jahre 801 dieser über 88 Jahre dauernden Zwangsherrschaft ein jähes Ende bereitete. Barcelona wurde nunmehr die Mark, der Hauptsitz einer Grafschaft Cataluña und der Grenzpunkt des mächtigen karolingischen Reiches. Die karolingischen Könige ernannten diese Grafen von Barcelona nach ihrem Gutdünken. Der berühmte Almanzor verübte daselbst im 10. Jahrhundert große Grausamkeiten, die erst mit der gänzlichen Vertreibung der Sarazenen im Jahre 986 endigten. Unvergeßlich bleibt das Andenken des Grafen Ramón Berenguer, des Schöpfers des Codex Usatges vom Jahre 1068, der als ein Meisterwerk der Staatsgesetzgebung anzusehen ist, und welchem vornehmlich die großartige Entwicklung Cataluña's (Cataloniens) mit der Hauptstadt Barcelona zuzuschreiben ist, bis durch eine Heirat Ramón Berenguers IV. mit Doña Petronilla von Aragon dieses Königreich mit der bisherigen Grafschaft Cataluña vereinigt wurde. Dem 13. Jahrhundert verdankt das berühmte Libro del Consulado, die Basis des Handelsgesetzes für das ganze Mittelalter, sein Entstehen, welches aus dem Catalanischen in das Lateinische, Französische, Holländische übersetzt wurde. Im 14. Jahrhundert unter Pedro dem Zeremoniösen, Johann I. erfreute sich Barcelona bereits eines großen Rufes und Wohlstandes, und zählte zu den berühmtesten Städten Europa's; es hatte einen großen Namen wegen seiner ausgezeichneten Krieger und Litteraten (Juegos floreales), wegen der Pracht seiner öffentlichen und Privatbauten. Energisch erwehrte sich Cataluña seiner Rechte gegen Johann II., welcher am 17. Oktober 1472 nach einer vollständigen Amnestie für die Insurgenten alle alten Rechte und Privilegien der Grafschaft Cataluña bestätigen mußte. Eifrigst kämpfte Cataluña im Erbfolgekrieg für die Interessen Karls von Oesterreich, und erst nach einer langen Belagerung und nachdem Barcelona durch 40,000 Bomben und 100,000 Kanonenkugeln verwüstet war, ergab sich die Stadt dem dem Admiral Berwick im September 1714 in einer ehrenvollen Kapitulation, die sich Philipp V. zu bestätigen beeilte, wobei freilich ein großer Teil der bisherigen Freiheiten unterdrückt wurde. Die Regierungen Ferdinands IV. und Karls III. bemühten sich eifrigst, den Handel nach Amerika zu beleben, an welchem sich Barcelona in hervorragendster Weise beteiligte.

Die späteren Zeiten bringen wenige hervorragende

geschichtliche Momente. Barcelona hielt sich ziemlich fern von allem Parteigetriebe dieses Jahrhunderts, und war nur bemüht, auch während der Bürgerkriege die Wege des Fortschrittes und der Zivilisation zu wandeln. Die zehn Jahrhunderte alte Energie, Zähigkeit, Thatkraft seiner Bürger, ihr unvergleichlicher Fleiß hat es so weit gebracht, daß Barcelona heute die erste Handels- und Industriestadt Spaniens ist.

Barcelona liegt an einem der schönsten Punkte des Mittelländischen Meeres, hart an der französischen Grenze, und zählt zu den bedeutendsten Hafenstädten des Kontinents. Es erscheint in einer schönen, von mäßigen Bergen amphitheaterartig abgeschlossenen Ebene hineingebaut und bietet mit seinen zahlreichen Fabrikschloten, seinem belebten Hafen ein Bild des regsten merkantilen und industriellen Lebens. Die umliegenden Hügel sind mit Villen, Weingärten und Obstbäumen bedeckt und gewähren ein freundliches, farbenprächtiges Panorama, welches in seiner ganzen Schönheit bei der Einfahrt in den Hafen ersichtlich wird.

Barcelona ist unter dem 41.° 22′ 53′ n. Br. und 5° 49′ 20″ w. L. (Observatorium Madrid) gelegen. Das Klima ist milde, zu Niederschlägen geneigt. Die Durchschnittstemperatur des Sommers ist 26°, des Winters + 9 Centigrad, daher die mittlere Temperatur von 17 Centigraden. Der Luftdruck ist auf 0.756935 m. reduziert, die Niederschläge betragen durchschnittlich 0.491568 m. jährlich. 150 Tage sind nach Angaben der meteorologischen Anstalt vollkommen heiter. Wenige Städte des Mittelländischen Meeres erfreuen sich eines solch angenehmen milden Klima's, nirgends werden die Erscheinungen des Winters und Sommers so wenig fühlbar, wie hier. Sommerhitze ist kaum in den ersten Morgenstunden fühlbar, denn leichte Seebrisen sorgen für reichliche Kühlung, und der sich um die Stadt schlingende Höhenzug hält alle Nordstürme fern, welche in anderen Teilen des Landes eine Plage der Bevölkerung sind.

An Denkwürdigkeiten ist die Stadt sehr reich. So gründete hier 1218 Jakob der Eroberer, S. Pedro Nolasco und S. Raimundo de Peñafort den Orden Unserer lieben Frau von Mercedes zur Befreiung der Christensklaven, welcher durch Jahrhunderte in der segensreichsten Art wirkte. Im Jahre 1279 errichtete Pedro der Große das erste Handelsgericht in Barcelona und es war auch die erste Stadt, in welcher nach aus dem Jahre 1435 erhaltenen Urkunden die Institution der Seeversicherungen eingeführt wurde. Im Schiffsbau rivalisierte sie mit den italienischen Republiken, und schon 1331 wurden Schiffe mit 1500 Tonnen fertiggestellt, ferner Kriegsfahrzeuge für 500 Streiter erbaut. Im Jahre 1401 gründete man daselbst die erste Wechselescomptebank und in dieselbe Zeit fällt die Reorganisation der gewerblichen Zünfte, die schon im 13. Jahrhundert bestanden hatten; bereits im 15. Jahrhundert goß man daselbst Kanonen des schwersten Kalibers. Dem 17. Jahrhundert hat die „Academia de buenas letras" ihr Entstehen zu verdanken. Barcelona war die erste Stadt Spaniens, die 1818 den Diligenzendienst einführte, und schon 1826 den größten Teil der Stadt mit Gaslicht versah, die erste Eisengießerei 1832 besaß; auch wurde daselbst 1833 die erste spanische Fabrik mit Dampfbetrieb eingerichtet. Die erste Schiffsbauschule wurde 1828 eröffnet. Im Jahre 1848 gründete man ein Industrieinstitut, eine landwirtschaftliche Lehranstalt.

Barcelona ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz und des Militärdistrikts von Cataluña. Der Provinziallandtag wird auch von den Balearischen Inseln und von dem ganzen Fürstentum Cataluña beschickt. In Marine-Angelegenheiten untersteht es dem Seekommando in Cartagena; der Bischofsitz von Barcelona ist ein Suffraganbistum des Metropoliten von Tarragona.

Nach dem Buche D. Gumersindo Colomers: „Movimiento de la poblacion de Barcelona en el veintenio 1861 a 1880", betrug die Einwohnerzahl Barcelona's im Jahre 1464 blos 40,000 Seelen, sank bis zum Jahre 1715 auf 37,000, betrug jedoch zu Anfang unseres Jahrhunderts schon 115,000, bei einer Anzahl von 5797 Häusern. Im Jahre 1860 zählte die Stadt in 8778 Häusern incl. Garnison bereits 190,000 Einwohner. Im Jahre 1880 besaß Barcelona ohne Vororte 10,939 Häuser und 55,503 Wohnungen mit 244,263 Einwohnern. Auf jedes Haus entfielen im Durchschnitt 22.32, auf jedes Stockwerk 3.40 Bewohner. Das weibliche Geschlecht erschien mit 30,000 Seelen in der Majorität. Nach der letzten Volkszählung 1886 betrug die Bevölkerung ohne Garnison 249,642 Seelen, ungerechnet die der Vorstädte und Vororte, die gleichfalls 160,000 bis 170,000 Seelen betragen dürfte, so daß es bei der großen Bauthätigkeit der Stadt, ihrem stetigen Wachstume wohl nicht zu hoch erscheint, die Gesamtbevölkerung mit 450,000 Seelen anzunehmen.

In erfreulicher Weise ist in den Eheschließungen eine Steigerung zu verzeichnen. Im Jahre 1861 entfielen auf 1000 Einwohner 9 Ehen, im Jahre 1877 bereits 11. Das Jahr 1886 hatte deren 2302 zu verzeichnen. Die Zahl der Geburten betrug in demselben Jahre 7.462, ein bedeutender Rückschritt gegen das Jahr 1861, wo noch auf 1000 Seelen 32.1 Geburten zählten. Von 1876 bis 1880 entfielen auf 1000 Sterbefälle 513.2 Geburten. Die vermehrten Sterbefälle der Dekade 1876 bis 1886 sind den besonders bei Kindern epidemisch auftretenden Fällen von Diphtheritis und Sarampion zuzuschreiben. Es mag noch bemerkt sein, daß ein kaum in anderen Städten des Südens erreichtes Lebensalter in Barcelona zu verzeichnen ist. So sind die Prozentsätze vom 60.—70. Lebensjahre mit 89.05, vom 70.—80. mit 69.6, von 80.—90. mit 25, von 90.—100. Jahren mit 4 per 1000 als höchst befriedigende zu bezeichnen.

(Schluß folgt.)

Liebe und Ehe bei den Indianern Nordamerika's.

Von Friedrich J. Pajeken.

Wer kennt Cooper's Romane und Erzählungen nicht? Mit gewandter Feder führt uns darin der Autor unter das Urvolk der neuen Welt und gespannt lauscht der Leser den Thaten der roten Männer, welche uns zum Teil als übernatürliche Helden, mit geistiger und christlicher Tugend begabt, geschildert werden. Vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet, sind sie leider alle nur Erzeugnisse von Cooper's eigener, sich nur teilweise der Wirklichkeit nähernder Phantasie. Seine Schriften haben die irrigsten Vorstellungen über die wahren Charaktereigenschaften der Indianer verbreitet, weil er uns diese vollkommen modern schildert, während deren Religion, Sitten und Gebräuche sich durch die mit Macht auf sie wirken-wollende Zivilisation niemals veränderten. Ihr gelang es wohl, manchen Stamm zu unterdrücken und dessen Kraft zu lähmen, doch die Indianer selbst blieben bis zum heutigen Tage was sie waren: ein Naturvolk, welches sich in dem ersten Stadium der Entwicklung befindet.

Mögen nun die Indianer auch eine noch so niedrige Stufe der Kultur einnehmen, so üben bei ihnen Liebe und Leidenschaft ebenfalls ihre Macht auf sie aus, nur daß sich die Folgen derselben in anderer Weise äußern, wie in der zivilisierten Welt.

Sobald der indianische Jüngling alt und kräftig genug geworden ist und zum Krieger ernannt wird, sehnt er sich nach einer eigenen Häuslichkeit. Ihm behagt es nicht mehr, von der Gnade des Vaters abzuhängen und diesem die Felle der von ihm erlegten Büffel zu überlassen. Er hält daher Umschau unter den Mädchen seines Stammes. Eine Wechselheirat mit anderen Stämmen ist ungebräuchlich und kommt nur in den seltensten Fällen vor. (Zwischen den Cheyenne- und Sioux-Indianern finden bisweilen derartige Verbindungen statt.) Bald hat der Jüngling seine Wahl getroffen. Mit seinen besten Fellen und Decken bekleidet, das Haar sorgsam geordnet, das Gesicht kunstvoll bemalt und Hals, Nacken und Brust mit glänzenden Metallstücken, Elkzähnen oder sonstigem Schmuck behängt, verfügt er sich schüchtern in die Hütte seiner Auserkorenen, um diese dort stundenlang, ohne ein Wort zu reden, nur durch den Ausdruck der Blicke von seinen Gefühlen in Kenntnis zu setzen.

Obgleich die Liebe die Indianer oft mit großer Leidenschaft beherrscht, so gilt die Aeußerung derselben in anderer Weise als nur durch die Augensprache für unmännlich.

Nach mehreren solchen Besuchen beginnt der Vater des Mädchens mit der Mutter des jungen Kriegers oder, wenn diese nicht mehr lebt, mit irgend einer alten Frau seiner Verwandtschaft zu unterhandeln, denn ob der Vater die Tochter hergibt, hängt von der Anzahl der Pferde und Wertgegenstände ab, welche der Jüngling für sie zum Tausch bietet. Die Pferde pflegt sich der junge Mann von anderen Stämmen zu stehlen, falls der eigene Vater nicht reich genug ist, dem Sohne eine hinreichende Anzahl Tiere für den Zweck der Heirat zu geben.

Erst wenn die Unterhandlungen zur Zufriedenheit ausgefallen sind und das Mädchen die Liebe des Jünglings erwidert, gibt es demselben durch Blicke zu verstehen, daß er sich Hoffnung auf ihren Besitz machen darf. Von jetzt ab verbirgt der Glückliche sich Abends in der Nähe der Hütte des Liebchens, wo er deren Erscheinen geduldig erwartet. Keiner der übrigen Einwohner des Wigwams achtet auf ihn, obgleich man ihn wohl bemerkt. So verlangt es die Sitte, und streng wird dieselbe innegehalten.

Ohne einer von dem anderen Notiz zu nehmen, liegen häufig in dieser Weise mehrere Liebhaber zu gleicher Zeit auf der Lauer, welche sämtlich mit dem Vater der Schönheit verhandelten und dessen Zusage erhielten.

Endlich verläßt das Mädchen die Behausung. Der junge Krieger springt auf sie zu und umschlingt sie mit seinen Armen. Schreit sie auf, so muß er sich sofort als abgewiesen betrachten und entfernen; schweigt sie jedoch, dann ist seine Bewerbung angenommen und eng aneinandergeschmiegt wechselt das verliebte Paar die ersten Worte. Ist es kalt, so wickelt er sie mit in sein Fell oder seine wollene Decken, und wenn beide nach verschiedenen abendlichen Wiedersehen einig geworden sind, kauern sie auf den Boden nieder und decken ein Fell oder eine Decke über sich, um ungesehen ihre Zärtlichkeiten auszutauschen.

Mit der Neugier, welche den Indianern eigen ist, umschleichen Männer und Weiber wohl solche Liebespaare, doch verlangt auch hier die Sitte, daß man sich den Anschein gibt, als seien sie nicht vorhanden. Eine Störung derselben ist vollkommen ausgeschlossen.

Wird ein Mädchen von mehreren Liebhabern begünstigt, so versteht sie es, alle mit ungemeiner Koketterie längere Zeit über ihre Wahl im Unklaren zu lassen. Der Vater benutzt diese Gelegenheit, um den Preis für die Tochter zu erhöhen. Der Meistbietende erhält die Vorhand, und selbst wenn das Mädchen keine Liebe für den Betreffenden fühlt, muß sie ihm folgen, falls derjenige welchen sie liebt, nicht das Gleiche bezahlen kann; dann allerdings gibt ihre Zuneigung den Ausschlag.

Die abgewiesenen Freier finden sich schnell in ihr Loos und beginnen ihre Werbungen bei einer anderen Schönheit von neuem.

Nachdem alle Unterhandlungen beendet sind, bringt der bevorzugte junge Krieger eines Nachmittags sämtliche Tauschartikel, welche gewöhnlich in Büffelfellen und Pferden bestehen, vor die Hütte seines Liebchens. Hat man am anderen Morgen die Felle in die Behausung genommen und sind die Pferde nach der Heerde des zukünftigen Schwiegervaters gebracht, dann ist das Mädchen damit

zur Frau des Jünglings erklärt und ihm die unumschränkte Gewalt über sie zuerteilt. Er mag sie gut oder schlecht behandeln, töten oder verkaufen, keiner kümmert sich mehr darum. Sie ist sein Weib und somit auch sein wohlerworbenes Eigentum.

Weigert sich eine Tochter, dem Manne, welcher ihr bestimmt wurde, anzugehören, so zwingt der Vater sie dazu durch Androhung der schwersten Strafen. In der Hoffnung auf einen Ausweg fügt sie sich in ihr Schicksal.

Dieser Ausweg besteht in der früher oder später erfolgenden Flucht des Weibes aus des Mannes Hütte und zwar mit Hülfe ihres Liebhabers, welcher dann dem ersten Gatten den an den Vater bezahlten Tauschpreis vergütet. Damit ist die Sache gewöhnlich erledigt, ohne daß irgend welche Feindschaft zwischen den beiden Männern entsteht. Nach dem Wigwam des Vaters flüchtet die Tochter selten zurück, da harte Züchtigungen sie dort erwarten.

Sind bei einer solchen Trennung bereits Kinder vorhanden, so behält der erste Eigentümer der Frau gewöhnlich die Mädchen, da er das Geschäft bedenkt, welches er später mit diesem machen kann.

Ein Fall ist mir bei den Arapahoes bekannt, wo der Mann sich mit der Flucht seines Weibes nicht einverstanden erklärte. Wohl mochte das seinen Grund darin haben, daß der Verführer nicht imstande war, den verlangten Preis zu ersetzen. Der erzürnte Gatte holte seine Frau wieder, prügelte sie halb tot und schnitt ihr dann die Sehnen in den Kniegelenken ab, um sie, derartig verstümmelt, an einer zweiten Flucht zu hindern.

Bei den Indianern dauern im allgemeinen die sog. „Flitterwochen" nicht sehr lange. Die Frau verlangt bei der überaus anstrengenden Arbeit, welche ihr aufgebürdet wird, bald nicht mehr nach den Liebesbezeigungen des Gatten und freut sich, wenn dieser sich ein zweites Weib anschafft, welches ihr hülfreiche Hand leistet.

Die meisten Indianer besitzen mehrere Weiber, je nachdem ihr Vermögen ihnen diesen Luxus gestattet. Hauptsächlich veranlaßt sie dazu wohl der Wunsch, recht viele Kinder zu haben, von denen eine Frau ihm gewöhnlich nur zwei, höchstens vier schenkt. Manche bleiben sogar kinderlos. Es liegt dieses wohl zum großen Teil an den Folgen der kolossalen körperlichen Arbeiten, denen bereits die heranwachsenden Mädchen und besonders nachher die Frauen unterworfen sind.

Heiratet ein Indianer die älteste Tochter aus einer Familie, so erhält er dadurch das Recht, die jüngeren Schwestern ebenfalls zu seinen Weibern zu machen, ohne dem Vater etwas dafür zu vergüten. Gewöhnlich bleiben jedoch die anderen Mädchen bei diesem, der sie dann anderweitig verkauft. Laufen sie später von dem ihnen bestimmten Manne fort, so trägt nicht der Vater, sondern der Schwager den Schaden, falls sich nicht ein Liebhaber findet, der denselben mit dem ersten Gatten ausgleicht.

Bei verschiedenen Stämmen ist es nicht ungebräuchlich, daß die Männer sich neben ihren anderen Frauen ebenfalls noch ein Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren zum Weibe nehmen. Dasselbe wird dann meistens bedeutend liebevoller von dem Gatten behandelt, auch hat es nicht nötig, die schwere Arbeit zu verrichten. Ich kannte einen Häuptling bei den Crows, dessen junge, im Anfang der Reife stehende Frau von vierzehn Jahren von ihm mit rührender Zärtlichkeit überschüttet wurde. Befand er sich im Wigwam, so wich er nicht von ihrer Seite. Er selbst schmückte sie mit Ketten, Zahn- und Perlschnüren, und ein besonderes Vergnügen fand er darin, ihr das ebenholzschwarze, seidenweiche, für ihr Alter ungewöhnlich lange Haar zu kämmen. Wie ein Kind tollte er mit ihr umher oder schaukelte sie, ihr Geschichten erzählend, auf den Knieen. Von seinen anderen Frauen verlangte er, daß sie die Kleine mit der größten Ehrfurcht behandelten. Eines Tages, als ich wieder einmal meine Freunde in ihrer Niederlassung aufsuchte, fand ich das Mädchen krank. Die Beschwörungen des Medizinmannes und dessen mit einem großen eisernen Kessel und einem Hammer hervorgebrachter Lärm neben der Kranken bewirkten keine Besserung, und in seiner Verzweiflung wandte sich der trostlose Gatte an mich, mit der Bitte, zu helfen. Durch Zufall erfuhr ich, daß die Indianer am Tage vorher eine ergiebige Jagd gehabt und Abends ein großes Festessen veranstaltet hatten. Die Kleine klagte über Kopf- und Magenschmerzen, und so gehörte nicht viel ärztliche Praxis dazu, um zu wissen, daß die junge Frau von ihrem sorgsamen Gatten überfüttert war. Ich verabreichte ihr daher eine genügende Dosis Rizinusöl und am nächsten Tage befand sich die Kleine wieder wohl und munter. Von dem glücklichen Häuptling konnte ich seit der Zeit verlangen was ich wollte; bereitwillig wurden meine Wünsche erfüllt. Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen.

Eine Heirat der Indianermädchen mit Weißen kommt ebenfalls sehr häufig vor, besonders bei den Stämmen, deren Niederlassungen sich in der Nähe der weißen Ansiedler befinden. Mancher Vater zieht sogar eine Verbindung seiner Tochter mit dem weißen Manne vor, da dieser ihm gewöhnlich mehr für dieselbe bezahlt wie die Jünglinge seines Stammes.

Trapper und Indian-trader (Händler mit Indianern) findet man im wilden Westen beinahe stets in dieser Weise verheiratet. Die Weiber der Indian-trader bleiben in der Niederlassung, während letztere mit ihren Waren von einem Stamm zum anderen ziehen, bei denen sie häufig ebenfalls ihre Weiber besitzen. Den Trappern folgt die Frau in deren Hütte, so lange dieselbe sich nicht zu fern von dem Indianerdorfe befindet. Wechselt der Stamm sein Lager und zieht weiter fort, so ist mit ihm auch das Mädchen eines Morgens verschwunden und dem Trapper gelingt es trotz vieler Mühe selten, ihren Aufenthalt zu entdecken, um von dem Manne, zu welchem seine gewesene Frau

flüchtete, wenigstens einen Teil des für sie bezahlten Preises zurückzuerhalten.

Im allgemeinen sind die Indianerinnen ihren Männern treu. Kommt ein Ehebruch wirklich vor, so schafft der Mann sein Weib einfach zu ihrem Verführer, welcher von dem Häuptling des Stammes gezwungen wird, die seinerzeit bedungene Tauschsumme auszuzahlen, falls er sich nicht gutwillig dazu bereit erklären sollte.

Die Indianermädchen sind bei den meisten Stämmen sehr sittsam, doch möchte ich behaupten, daß dieses mehr seinen Grund in dem Bewußtsein findet, einen minder großen Wert zu besitzen, wenn sie bereits einem Manne angehörten, als daß es in ihrem Charakter selbst liegt. Ich erhielt genügend Beweise dafür. Mehrfach hörte ich Indianerfrauen mit dem Preise prahlen, welchen ihr Gatte für sie an den Vater bezahlte. Auch sah ich Weiber, sich heftig zanken und aufeinander losschlagen. Die Ursache des Streites war die Meinungsverschiedenheit über ihren Wert.

Ein unverheiratetes Mädchen ist außerhalb der Niederlassung der größten Gefahr ausgesetzt, von umherstreifenden Indianern selbst ihres eigenen Stammes überwältigt zu werden; deshalb vermeidet sie es stets, allein das Dorf zu verlassen. Auch Frauen sieht man außerhalb des Lagers, so lange sie noch jung und begehrenswert sind, immer in Begleitung.

Während meines Aufenthaltes bei den Arapahoes ereignete sich ein diesbezüglicher Fall, welcher zugleich beweist, wie sehr die Habgier bei den Eltern über deren Zuneigung zu ihren Kindern triumphiert. Ein Mädchen wurde eines Tages mit einem Auftrage von einem Dorfe zum anderen gesandt. Auf dem Rückwege bemächtigte sich ihrer ein Mann von ihrem Stamme und hielt sie während des Sommers in den Bergen versteckt; dann tötete er sie. Der Missethäter wurde entdeckt und von dem Häuptling der Niederlassung zur Zahlung von sechs Pferden und zwanzig Büffelfellen an den Vater des von ihm ermordeten Mädchens verurteilt, womit letzterer vollkommen zufrieden war. Wäre die That von einem Indianer eines anderen Stammes begangen, so würde ein Krieg unvermeidlich gewesen sein. In diesem Falle aber glich der dem Vater geleistete Ersatz des ihm abhanden gekommenen Wertobjektes alles aus.

Kleinere Mitteilungen.

* Verteilung von Hitze und Regenfall in Japan.

r. In einer der neuesten Nummern von „Petermann's Mitteilungen" ist ein sehr lehrreicher und interessanter Aufsatz über diesen Gegenstand von Herrn J. Hann zu lesen, aus welchem wir einige der lehrreichsten Thatsachen hier zu geben erlauben. Der Verfasser hat seinen Berechnungen hauptsächlich die Berichte und verschiedenen Veröffentlichungen des kaiserl. Meteorologischen Observatoriums in Tokio zu grunde gelegt. Infolge der großen Anzahl und günstigen Lage der meteorologischen Stationen durch das ganze japanische Reich hin bekommt man dort eine ausnahmsweise wertvolle Menge von brauchbarem Material, um zu vertrauenswürdigen Ergebnissen zu gelangen. Hinsichtlich der Temperatur gelangt Herr Hann zu folgenden Schlüssen:

1) die Zunahme der Temperatur mit abnehmender Breite ist an den Ost- und Westküsten rasch, aber noch mehr so im Norden als im Süden und ebenso mehr auf der Ost- als auf der Westküste (eine Ausnahme davon macht nur die Frühlingszeit auf der Westküste);

2) der Temperaturwechsel mit der Breite im südlichen Teile des Reiches vollzieht sich langsamer längs der Ostküste als längs der Westküste; im südlichen Teile ist das Gegenteil der Fall;

3) die mittlere Jahrestemperatur zeigt sich die Westküste hinauf bis ungefähr zum 36.0 n. Br. etwas kühler als die Ostküste, ist aber nördlich vom 38.0 bedeutend wärmer. Dasselbe gilt hinsichtlich der Frühjahr- und Winter-Temperaturen, mit der Ausnahme, daß im Frühjahre die Westküste bis ungefähr zum 39. Breitengrad hinauf bedeutend kälter ist als die Ostküste.

Die Thatsache, daß der 36. Breitengrad ungefähr der Punkt ist, wo die Westküste wärmer zu werden beginnt als die Ostküste, wird von dem Verfasser folgendermaßen zu erklären versucht: Ungefähr unter dem 36.0 n. Br. führt die Längenachse der Insel Nippon aus einer beinahe östlichen und westlichen Richtung zu einer Linie, welche von Nord nach Süd verläuft. Die Folgen davon sind: erstens, daß der abkühlende Einfluß von Ostasien in Beziehung auf Japan und die Westküste durch die gesteigerte Breite des Japanmeeres über diesem Punkte *vermindert* wird, und zweitens, daß die warme Strömung des Kuro-Siwo, welche, von Süden kommend, längs der südöstlichen Küste von Japan anhält, unter 380 sich westwärts wendet und daß die Ostküste nördlich vom 36. Breitengrad durch die kalte Kurilen-Strömung beeinflußt wird, welche sich die Küste herab südwärts bis zum Kap Daihosaki erstreckt. Die ganze Westküste dagegen wird von einem Arme der warmen Kuro-Siwo-Strömung bespült, deren Wirkung auf die Temperatur noch durch die vorherrschenden West- und Nordwest-Winde gesteigert wird. Der kälteste Monat überall, mit Ausnahme des nordöstlichen Teiles von Yedo, ist der Januar, der heißeste ist der August; der September ist bedeutend wärmer als der Juni, und die mittlere Temperatur des Oktobers ist dieselbe wie die des Mai; allein im äußersten Nordosten ist der Oktober weit wärmer als der Mai und die Temperatur kommt beinahe der des Juni gleich. Der Verfasser gelangt noch zu anderen sehr interessanten Schlüssen, von welchen wir aber mit Rücksicht auf den Raum hier nicht Notiz nehmen können. Hinsichtlich der Verteilung und Menge des Regenfalls scheint die Region des größten Niederschlags der Südosten zu sein, besonders die Ostküsten von Kiusiu und Sikoku, wo der jährliche Regenfall von 90 bis zu 100 Zoll beträgt, und ebenso der mittlere Teil der Westküste von Nippon, wo er 100 Zoll erreicht. An der Ostküste nördlich vom 36.0 scheint der Regenfall gleich der Temperatur durch den Einfluß der kalten Kurilen-Strömung vermindert zu werden. Die Westküste mit Ausnahme des äußersten Südens empfängt mehr Regen als die Ostküste. Im südlichen Japan ist die hauptsächlichste Regenzeit der Juni; und es gibt noch eine sekundäre Regenzeit im September; in der Mitte der Westküste findet das Gegenteil statt. An der Westküste ist das Maximum des sommerlichen Regenfalles im Juli und das des herbstlichen im November. Im allgemeinen gesprochen, ist der Herbst- und Winter-Regenfall an der Westküste größer als an der Ostküste, infolge der vorherrschenden Winde.

* Die österreichische Fluß-Schifffahrt.

In dem Augenblick, wo vor Kurzem abermals ein Kongreß (in Frankfurt a. M.) die wichtige Frage der Binnenschifffahrt

behandelt hat, mag es von Interesse sein, einen Blick auf den Umfang und die Verhältnisse der Flußschifffahrt in Oesterreich (ohne Ungarn) zu werfen.

Im abgelaufenen Jahr 1887 hatte die Gesamtheit der befahrbaren Fluß- und Kanalstrecken Oesterreichs eine Länge von 6,595,581 Km. und davon entfielen auf die nur für die Flößerei geeigneten Strecken 3,880,887 Km., also nahezu 59 Proz., d. h. mehr als die Hälfte, und auf die von gewöhnlichen Schiffen zu befahrenden Strecken 2.714,694 Km. Von Dampfschiffen faktisch befahren wurden 898,523 Km., also nur 13.5 Proz. der Gesamtlänge aller fahrbaren und etwas über 33 Proz. der für gewöhnliche Schiffe fahrbaren Strecken. Nur in der Bukowina sind die Schifffahrtslinien länger als die Eisenbahnlinien; Oberösterreich, Kärnten und Galizien haben ein so ziemlich gleiches Netz beider Verkehrswege, in Niederösterreich endlich, in Salzburg, Steiermark, Krain, Küstenland, Tirol, Böhmen, Mähren, Schlesien und Dalmatien ist das Eisenbahnnetz weit überwiegend.

Der durch Schiffe vermittelte und von den Zollämtern in Oberösterreich (für die Donau), in Böhmen (für die Elbe) und in Galizien (für die Weichsel mit ihren Nebenflüssen und für den Dniestr) zur Aufschreibung gebrachte Warenverkehr hat in den letzten fünf Jahren keine Fortschritte aufzuweisen: im Jahr 1883 belief er sich auf nahezu 21 Millionen Meterzentner, schwankte dann zwischen 20½ und 21½ und stellte sich im Jahre 1887 wieder auf nicht ganz 21 Millionen. Den Löwenanteil dieses Verkehrs nimmt im letzten Jahre mit fast 14½ Millionen Meterzentner die Mineralkohle vorweg, die größeren anderen Posten sind Werkholz (etwas über 2 Millionen) und Getreide (ungefähr 1½ Million).

Wir haben schon angeführt, daß von der Gesamtlänge von 6,591,581 Km. fahrbarer Wasserstraßen nur 898,523 Km. von Dampfern befahren werden. Davon entfallen auf die Donau (von der österreichischen Landesgrenze bei Passau bis an die ungarische Grenze) 188,000 Km., für den Donaukanal 16,660, für die Elbe (von Königgrätz bis zur Einmündung der Moldau bei Melnik und von da bis zur Reichsgrenze) stark 190,000, für die Moldau (von Eleonorenheim bis Budweis, dem Einfluß der Baltsch) nahe an 79,000, für den Dniestr (von Halicz bis an die Reichsgrenze bei Okogy) weit über 296,000, für die Zermagna (bis zur Ausmündung in den Kanal della Morlacca) fast 11,000, für die Krka (von Scardona bis zur Mündung ins Meer bei Triska) beinahe 14,000, für die Narenta (von Metkovich bis zur Mündung ins Meer) stark 20,000 und für die Ombla (von der Mündung ins Meer aufwärts) fast 4000 Km. Die letztgenannten vier Flüsse gehören Dalmatien an und auf ihnen verkehren Dampfer in der ins Meer ausmündenden Länge von 49 Km., während alle anderen Dampferlinien sich an die geeigneten Schifffahrtslinien des Auslandes anschließen.

Neben den 13,800 Km. österreichischer Eisenbahnen nehmen die 898½ Km. Dampferlinien nur einen sehr bescheidenen Platz ein. Es sind übrigens noch 77 Km. Dampferlinien auf österreichischen Seen hinzuzufügen. r.

* Der Schützenfisch.

Ein Siam-Reisender, Dr. Karl Meister, gibt uns nach eigenen Beobachtungen eine Schilderung des bisher nur wenig bekannten interessanten Schützenfisches. Der Schützenfisch, kurzgedrungen von Gestalt, mit grünlich-grau gefärbtem, aber nach den Seiten hin mehr silbergrauem Rücken, erreicht zuweilen, aber nicht immer, die Größe einer menschlichen Hand; vier schwarze, über den Rücken laufende Querstreifen geben ihm etwas tigerartiges, das Auge mit der schwarzen Regenbogenhaut und dem hellgelben Hornhautring ist groß und beweglich und verleiht ihm — man verzeihe uns das Wort — fast den Ausdruck von Intelligenz. Der Schützenfisch lebt meist an stillen Stellen und Buchten unweit des Ufers und steuert langsam an der Oberfläche des Wassers umher, nie einem andern nahe schwimmend, immer Distanz haltend, gleich einem erfahrenen Jäger vorsichtig und aufmerksam das Terrain absuchend. Jetzt erspäht er eine Fliege, die sich behaglich und ahnungslos auf dem Stengel einer Wasserpflanze, etwa einen Fuß hoch über dem Wasserspiegel, wiegt und sonnt; er nimmt seitwärts Stellung, zielt einen Augenblick und plötzlich sieht man genau an der Stelle, wo die Fliege sitzt, einen Wassertropfen zerstieben: blitzartig schnellt der Schütze vor, läßt das getroffene und ins Wasser gefallene Tierchen in seinen Magen gleiten und zieht dann, neue Beute suchend, weiter. Das Wasserausspritzen vollzieht sich mit erstaunlicher Sicherheit, Schnelligkeit und Kraft, und noch in einer Entfernung von 3 Fuß wird das Ziel nie gefehlt. Die Prozedur des „Schießens", geht anders als es in Brehm's „Tierleben" beschrieben wird, in folgender Weise vor sich. Der Fisch taucht nicht mit halbem Leibe unter und wirft das Wasser auch nicht im Strahl auf seine Beute, er stellt sich vielmehr im Wasser horizontal so auf, daß er mit dem Kopfe genau die Oberfläche berührt; jetzt richtet er die Augen fest auf sein Opfer, bleibt einen Augenblick, offenbar zielend, in dieser Stellung und schleudert dann, das Maul geschlossen, durch die vorn von dem den Oberkiefer überragenden Unterkiefer gebildete Oeffnung in gerader Linie sein Wasser hinaus.

Dr. Meister hat einzelne Schützenfisch-Exemplare eingefangen und in einem Zimmer-Aquarium zu conservieren gewußt; sie gewöhnten sich rasch an die neuen Lebensverhältnisse und zielten und schossen wie sonst, sie wurden sogar allmählich so zahm und zutraulich, daß sie, wenn er ihnen ihre Nahrung zwischen den Fingern zeigte, 4 bis 5 Zoll hoch aus dem Wasser darnach emporsprangen und fast scherzweise auch auf die herumstehenden Menschen „schossen." Meister hält es für ausgemacht, daß man den Schützenfisch lebend nach Europa bringen und hier in erwärmten Räumen erhalten kann, und meint, er würde ein weitaus kurzweiligerer Zimmergenosse sein, als der „langweilige" Goldfisch. G. W.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchh. Nachf. in Stuttgart.

So eben beginnen zu erscheinen:

A. v. Humboldts ges. Werke

(Kosmos. Reise nach den Aequinoktialgegenden. Neu-Spanien. Ansichten der Natur. Cuba. Lebensbeschreibung)

in neuer vorzüglicher Ausgabe. 30 Lief. à 50 Pf.

Jede Woche erscheint eine Lieferung.

Verl. der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. Nachf. in Stuttgart.

Cypern.

Reiseberichte über Natur und Landschaft, Volk und Geschichte

von

Franz von Löher.

Dritte um Vorwort und Karte vermehrte Auflage.

kl. 80. (XII und) 376 Seiten.

Preis Mk. 6. —

Die Einleitung, welche das Warum und Wie der Reise Franz v. Löhers erklärt, sowie eine in drei Farben gedruckte Karte von Cypern geben dieser dritten Auflage besonderen Werth.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 19. Stuttgart, 13. Mai 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Mexiko zur Zeit Motezuma's. Nach altspanischen Quellen aus dem Jahre 1691. Von H. Keller-Jordan. S. 361. — 2. Die Republik Uruguay. Von A. Oppel. S. 365. — 3. Das Postwesen in Amerika. S. 367. — 4. Die Bessâ bei den Albanesen. Von J. Otič. S. 372. — 5. Barcelona. Von Julius v. Bük. (Schluß.) S. 373. — 6. Zwei neue Knochenhöhlen aus Siebenbürgen. Von Gabriel Téglás. S. 378. — 7. Litteratur. S. 380.

Mexiko zur Zeit Motezuma's.[1]

Nach altspanischen Quellen aus dem Jahre 1691.

Von H. Keller-Jordan.

I.

Die große Stadt Mexiko, welche im Altertum den Namen Tenuchtitlàn trug, war in damaliger Zeit mit 70,000 Familien bevölkert, die in zwei getrennten Stadtteilen wohnten. Der eine derselben hieß Tlaltelúca und wurde von dem gewöhnlichen Volke bewohnt; der andere trug schon damals, zur Zeit der Azteken, den Namen Mexiko und in diesem befanden sich Hof und Adel.

Die Stadt lag in einer weit ausgedehnten Ebene und war von allen Seiten mit Hügeln und aufsteigenden Bergen umgeben, deren Flüsse und Gefälle sich bis ins Thal ergossen und dort die verschiedenen Lagunas (Seen) bildeten.

An den beiden Hauptseen, den Lagos Majores, hatten die Mexikaner mehr als 50 Ortschaften erbaut. Dieselben nahmen den Raum von 30 Leguas (halbe Stunden) im Umkreise ein und waren miteinander durch steinerne Dämme verbunden. Einige Oeffnungen, die in diesen gelassen waren, waren mit hölzernen Brücken überbaut. Der höhere der beiden Seen enthielt süßes, klares Wasser, in welchem sich verschiedene wohlschmeckende Fische befanden, der andere dagegen war von dunklem, schmutzigem Aussehen. Indessen wurde das dicke, salzige Wasser durch den Salzgewinn, den die Umwohner an seinen Ufern zogen, zum größten Nutzen. Sie reinigten dasselbe in der Sonne und vertilgten mit Feuer die üblen Bestandteile.

Beinahe in der Mitte dieses Salzsees lag die Stadt selbst. Ihr Klima war ein gesundes, gesegnetes, gleich frei von großer Kälte und Hitze. Die Feuchtigkeit, die durch diese Lage bedingt gewesen wäre, wurde durch die verschiedenen Winde und die Glut der Sonne gemäßigt.

Die Verbindung mit dem Lande hatte man durch große Dämme und künstlich gebaute Straßen, die man Hauptanlagen nannte, ermöglicht, eine großartige Arbeit, die der Bevölkerung sowohl zur Zierde, als zum Nutzen gereichte. Eine der Anlagen hatte zwei Stunden im Umfange, war südlich gelegen und dieselbe, durch welche die Spanier eindrangen, als sie Mexiko belagerten. Die andere war nur halb so groß. Die Straßen der Stadt waren breit und eben. Einige bestanden nur aus Wasser, hatten aber die nötigen Verbindungsbrücken, die zu den Nachbarhäusern führten; andere Straßen hatten Dämme aus Erde, die mit den Händen gearbeitet waren. Die beiden Seiten derselben dienten zur Benützung der Fußgänger, während die Mitte für die verschiedenen Barken und Kähne benutzt ward, die teils zum gegenseitigen Verkehr durch die Stadt fuhren, teils für den Handel notwendig waren. Ihre Anzahl gieng ins Unglaubliche. Mexiko soll damals 50,000 solcher Barken besessen haben, ohne die anderen kleinen Kähne oder Boote, die sie Acales nannten. Die letzteren waren größtenteils nur für einen Mann bestimmt, und aus einem einzigen Stück Holz gemacht.

Die öffentlichen Gebäude und Häuser des Adels, aus welchen der größte Teil der Stadt bestand, waren aus Stein, und zwar sehr gut und fest gebaut. Die Wohnungen der ärmeren Volksklasse hatten dagegen wenig Ansehen, gaben sich anspruchslos und bildeten keine Straßen.

[1] Altspanisch, statt Montezuma.

Indessen standen immer einige derselben an verschiedenen Hauptplätzen der Stadt, so daß darin Handel getrieben werden konnte. Vor allem war die Plaza von Tlaltelùca bewunderungswürdig angelegt und von regem Verkehr. Die Ferias (Messen), die mehreremale im Jahre dort abgehalten wurden, versammelten alle Händler und Kaufleute des Reiches mit den feinsten, ausgesuchtesten Früchten und allen möglichen sonstigen Waren.

Nach Antonio de Herrera war diese Plaza eine der größten der Welt. Es war da Bude an Bude eng aneinander gereiht, so daß die Käufer kaum vorüber konnten. Jeder der Händler hatte seinen bestimmten Platz. Ihre Buden hatten ein Vordach von Baumwollenzeug, um sich gegen Regen und Sonne zu schützen. Die damaligen Berichterstatter können nicht genug die Verschiedenheit und den Reichtum dieser Waren preisen. Man hatte da ganze Reihen von Silberarbeiten, wo man neben ausgesuchten Spielereien und Ketten verschiedene Arbeiten von Tieren seltener Meisterschaft fand. Die goldenen und silbernen Vasen und Kannen waren von so vorzüglichem Geschmacke, daß einige unter ihnen bis heute nicht von unserer Kunst erreicht wurden, besonders Gefäße mit beweglichen Henkeln, deren Eingravierungen oder Reliefs keine Spuren von Hammer und Meisel verrieten.

Man begegnete auch Reihen von Malerbuden, deren Bilder oft eine seltsame Gedankenwelt verriethen, Landschaften, die zur Bewunderung hinrissen. Die Farben derselben waren mit feinen Federn wiedergegeben und legten Zeugnis von unsäglicher Geduld und Ausdauer ab.

Man verkaufte auf diesen Messen auch Stoffe zu allen möglichen Zwecken; einige derselben wurden von Kaninchenhaaren gemacht. Meistens waren es Frauen, welche dieselben verfertigten. Antonio Soles erzählt in seinem in Barcelona 1691 erschienenen Werke Unglaubliches von deren Fleiß und Geschicklichkeit. Sie fabrizierten Urnen und Vasen aus allem möglichen Material zur Ausschmückung der Häuser und der Tische, da es damals nur Königen erlaubt war, ihre Tafeln mit Gegenständen aus Gold und Silber zu schmücken.

Der Handel wurde bei den Azteken größtenteils durch Tausch bewerkstelligt. Jeder gab, was er übrig hatte, um das, was ihm fehlte, dagegen einzuwechseln. Im kleineren täglichen Handel bediente man sich der Cacaobohnen und Maiskörner statt Münzen.

Der Thaler war ihnen noch unbekannt, aber sie hatten schon verschiedene numerierte Maße, durch welche sie die Preise festsetzten.

Man hatte Handelsrichter, die in besonderen für sie bestimmten Häusern wohnten und die Preise festsetzten; dieselben giengen unter den Verkäufern umher, um den gegenseitigen Wert der Waren abzuschätzen. Auch wurden vor diesem Gerichte Schmuggel und Ueberschreitungen jeder Art bestraft. Die Spanier waren erstaunt von diesen Plätzen und den daselbst befindlichen Waren, mehr aber noch von der Ordnung und Ruhe die zwischen Käufern und Verkäufern herrschte, sowie von der Großartigkeit und Ordnung an Motezuma's Hof.

Die Tempel, wenn es erlaubt ist ihnen diesen Namen zu geben, erhoben sich weit über die anderen Gebäude. Der größte und höchste unter denselben war der erhabensten Gottheit geweiht, dem Idolo Viztzilipuztli, was in ihrer Sprache Gott des Krieges heißt. Die Berichterstatter der damaligen Zeit differieren in der Beschreibung dieses wunderbaren Gebäudes. Die Berichte von Antonio Herrera und Franzisko Lopez, welche es damals sahen, erzählen mehr von anderen Dingen und berühren dasselbe nur kurz. Die genauesten Beschreibungen sind von Padre José de Acosta.

Nach ihm war die erste Wohnung des Viztziliputzli ein großer viereckiger Platz mit einer verzierten Mauer umfangen. Außerhalb war dieselbe mit verschiedenen Reihen verschlungener Schlangen geschmückt, die dem Eingange ein schreckenerregendes Ansehen verleihen sollten. Bevor man in den Haupteingang kam, stieß man auf ein nicht weniger furchtbares Gefängnis. Dasselbe war aus Stein erbaut und bestand aus dreißig verschiedenen Absätzen. Oben befand sich eine Art verlängerter Azotea (flaches Dach), auf welcher eine Menge Baumstämme befestigt waren. Sie bildeten lange gleichmäßige Reihen, deren Oeffnungen mit Stöcken versehen waren, die an den Enden die Schädel der dem Viztziliputzli geopferten Menschen trugen. Dieselben waren unzählig und wurden erneuert, so oft einer derselben durch die Zeit gelitten hatte.

Man machte aus dieser Grausamkeit kein Hehl und fand es in der Ordnung, stets die Erinnerung an den Tod vor Augen zu haben.

Der große, ausgedehnte Platz hatte vier Thore, welche den Wetterseiten entsprachen und nach den verschiedenen Winden ihre Richtung hatten. Auf den Thoren selbst befanden sich je eine Statue von Stein, die den Weg Denjenigen zeigte, die sich, gehörig vorbereitet, diesem Heiligtum nahten. Jeder, der eintrat, mußte sich verneigen, denn diese vier Statuen waren, nach ihrem Glauben, wirkliche Götter. In dem Innern des Hofes befanden sich die Wohnungen der Priester und derjenigen, die bei ihnen bedienstet waren. Derselbe war so groß, daß sich darin bei vorgeschriebenen Festlichkeiten 8000 bis 10,000 Personen zum Tanzen vereinigen konnten.

In der Mitte des Platzes stand ein großes, steinernes Gebäude, welches bei klarem Himmel sich weit über die Thürme der Stadt erhob; dasselbe wurde nach oben schmäler und bildete so die Form einer Pyramide. Es war dies ein mächtiges, großartiges Gebäude mit künstlerischen Verhältnissen, zu dessen enormer Höhe 120 Treppenabsätze führten. Jede Seite des Viereckes hatte 40 F. Breite. Das Pflaster soll ein wahres Meisterwerk gewesen sein, in verschiedenen Mustern vom schönsten Jaspis zusammengefügt, während das Ganze von einem Geländer umgeben

wurde, welches am Rande wie gebogene Muscheln ausgehauen war. Die Pfeiler bestanden aus schwarzen Steinen, ähnlich den Azabachos, die durch eine weiß und rote harzähnliche Substanz verbunden wurden. Diese Pfeiler bildeten die Hauptzierde des ganzen Gebäudes.

Oben, wo die Treppe zu Ende gieng und sich das Gebäude teilte, standen zwei Marmorstatuen, deren Arme riesige Kandelaber von kostbarster Arbeit trugen.

Weiter nach vorne lag ein grüner Stein, der sich 5 Zoll von der Erde erhob; er diente dazu, die armen, elenden Opfern mit dem Rücken darauf zu befestigen, um ihnen das Herz aus der Brust zu reißen.

Gegenüber dem erwähnten Gebäude befand sich eine schön gebaute Kapelle, welche ein Dach aus kostbaren Hölzern deckte. In derselben befand sich, hinter gestickten Vorhängen, auf hohem Altare, ihr oberstes Idol. Dasselbe hatte eine menschliche Gestalt und war an einen blauen Globus gelehnt, den sie den Himmel nannten. Aus den Seiten desselben erstreckten sich vier lange Reihen von Schlangenköpfen. Auf dem Kopfe trug Vizilipuztli eine Bedeckung verschiedener Federn in Form eines Vogels mit goldenem Schnabel. Der Ausdruck seines Gesichtes war von erschreckender Strenge, um so auffallender, da er auf Stirn und Nase je eine blaue Haube trug. In der rechten Hand hielt er eine gewundene Schlange, die ihm als Stock diente, in der linken vier Pfeile, welche, wie aus dem Himmel kommend, segnen konnten — und einen Stab mit fünf weißen, ins Kreuz gelegten Federbüschen.

Ueber die Bedeutung des Schmuckes dieses Idols und seiner Insignien und Farben erzählen Sachverständige die bedauernswürdigsten und beschämendsten Dinge.

An der Seite dieser Kapelle stand eine zweite, genau wie die oben beschriebene mit einem Idol namens Tlaloch, welches in allem seinem Kollegen ähnlich sah. Man hielt sie für Brüder und Freunde, welche unter sich über die Einzelheiten des Krieges zu entscheiden hatten, gleich stark in der Macht und übereinstimmend in ihrem Willen. Für ihr Urteil wurde ein gemeinschaftliches Opfer gebracht und gleicher Dank für die Erfolge, indem ihnen Beiden dieselbe Ehrfurcht erwiesen wurde.

Die Ausschmückung dieser beiden Kapellen war von unschätzbarem Werte. Wände und Altäre trugen über farbigen Federgehängen die kostbarsten Edelsteine.

In dieser Weise, mit gleich verschwenderischer Ausschmückung, befanden sich im Innern der Stadt noch acht Tempel; außerdem, von geringerem Werte, mehr als 2000. In denselben betete man ebenso viele Idole verschiedener Namen, Gestalten und Herrlichkeiten an. Man war sich oft kaum bewußt, welchen Grad von Macht dieselben einnahmen.

Das Volk selbst bildete sich seine Götter nach seinem eigenen Bedürfnisse, ohne sich dabei bewußt zu werden, daß die Macht des einen durch die Erhebung den anderen abschwächen mußte. Sie brauchten für jedes menschliche Elend ihr eigenes Idol, bei dem sie in Not und Hülflosigkeit Rat und Trost suchen konnten.

Was die Wohnung Motezuma's selbst betrifft, so entsprach das Innere dem Luxus und der Ausdehnung der äußeren Gebäude. Der Glanz und Reichtum erschien ihm notwendig, um sein Volk in Unterwürfigkeit und Bescheidenheit zu halten. Es wurden immer neue Ueberflüssigkeiten und Zeremonien für dasselbe erfunden und es wäre als Fehler des Charakters gerügt worden, wenn sie nicht diese sklavische Unterwerfung zur Schau getragen hätten. Motezuma liebte Pracht und jede Art von Zeremonie über alles, die denn auch beim Beginn seiner Regierung ins Unglaubliche gesteigert wurden. Man bildete, um den Glanz der königlichen Familie zu erhöhen, einen Hofstaat aus hervorragenden Noblen und setzte Auserwählte als seine Ratgeber ein. Man wollte somit für alle Zeiten das Volk aus des Königs persönlicher Umgebung ausgeschlossen wissen und dadurch jede Unzufriedenheit desselben vermeiden.

Einer seiner Grundsätze war es, daß Fürsten diejenigen, welche nicht arbeiteten, begünstigen müßten, und er betrachtete es als selbstverständlich, daß Vertrauensmänner aus diesen höchsten Ständen gewählt werden mußten.

Man hatte an seinem Hofe zwei verschiedene Arten von Bewachung eingeführt, eine militärische, welche die Höfe und Korridore bewachte, und eine andere, eine Art Leibgarde, die aus vornehmen Kavalieren bestand. Dieser Dienst wurde von 200 der hervorragendsten Persönlichkeiten gethan, welche Tag und Nacht den König zu bewachen hatten. Sie waren in verschiedene Abteilungen geteilt und lösten einander mit vielem Geräusch und großem Luxus ab. Der Aufenthalt der Kavaliere war in den Vorzimmern des Königs, in welchen sie auch gleichzeitig ihre Mahlzeiten, von dem, was von des Königs Tisch übrig blieb, einnahmen. Zuweilen ließ derselbe den einen oder den anderen in seine Gemächer beordern, weniger um sie zu begünstigen, als um zu erfahren, ob sie auf ihren Posten seien und ihren Verpflichtungen nachkämen.

Bei der Einführung so vieler unnützer Leute entschuldigte er sich bei seinen Ministern damit, daß die Noblen seines Landes auf diese Weise zum Gehorsam herangezogen würden, auch lerne er dadurch die Einzelnen seines Reiches kennen, um sie dann in seinem Königreiche nach ihren Eigenschaften verwenden zu können.

Die Könige von Mejico verheirateten sich mit Töchtern anderer Könige. Motezuma hatte zwei legitime Gemahlinnen dieser Abkunft mit dem Titel Königinnen. Sie bewohnten verschiedene Wohnungen mit gleichem Pomp und Luxus. Die Zahl seiner Konkubinen war indessen unermeßlich und skandalös. In seinem Palaste allein befanden sich mehr als 3000 Frauen zwischen Gebieterinnen und Dienstboten. Alle diejenigen in seinem Reiche, die sich einigermaßen durch Schönheit auszeichneten, wurden

ihm zur Prüfung vorgeführt. Seine Minister forderten diese Mädchen als eine Art Tribut, den man dem Könige schuldig war. Er entledigte sich dieser Frauen wieder mit größter Leichtigkeit, indem er sie mit vielem Gelde den ersten Noblen seines Reiches vermählte.

Man war weit davon entfernt, etwas Unehrenhaftes in diesen Frauen oder in der Handlungsweise des Königs zu finden. Ihre Religion erlaubte ihm nicht nur, sondern sie befahl sogar, jede Laune zu befriedigen.

Damit aber diese Konkubinen in keiner Weise die Ruhe und Ordnung seines Hauses stören konnten, hielt er ältere Frauen zu ihrer Bewachung. Audienz erteilte er nicht oft, aber wenn er es that, so geschah es mit großem Aufwand und vieler Würde. Es unterstützten ihn dabei die Kavaliere, welche gerade Eintritt in seine Gemächer hatten, ebenso sechs bis sieben Räte, für den Fall einer Besprechung, und verschiedene Sekretäre, welche mit den Symbolen notierten, die ihnen als Buchstaben dienten. Derjenige, welchem Motezuma die Audienz erteilte, trat barfuß in sein Gemach und nahte sich dem Könige, indem er, ohne den Blick von der Erde zu erheben, drei tiefe Verneigungen machte; bei der ersten sagte er: „Señor", bei der zweiten: „my Señor" und bei der dritten: „gran Señor." Er sprach dann in der allerdemütigsten Weise und zog sich mit den gleichen drei Reverenzen zurück, mit welchen er gekommen war. Er durfte während der Audienz weder die Schulter bewegen, noch den Blick von der Erde erheben, denn es waren gewisse Minister zugegen, die sofort jede Unachtsamkeit straften. Sogar Motezuma selbst beobachtete genau diese Zeremonie. Es galt für ein großes Verbrechen, sich gegen die Fürsten nicht ganz anders zu verhalten, als gegen die übrigen Menschen. Man mußte, wenn man mit ihnen sprach, die Stimme senken, mit großer Aufmerksamkeit zuhören und ernst antworten. Wenn einer während des Gesprächs lebhaft wurde, so war es die Verpflichtung des Ministers, ihn zurecht zu weisen und auf seine Stellung aufmerksam zu machen. Half das aber nicht und vergaß sich derselbe noch einmal, so wurde er mit feierlicher Zeremonie aus den Gemächern gewiesen. Motezuma speiste allein, aber immer mit gleichem Aufwand. Sehr oft war er dabei von Volk umgeben. Es gab gewöhnlich mehr als 200 Gänge verschiedener Gerichte. Einige derselben waren so vorzüglich zubereitet, daß sie nicht allein den Spaniern sehr mundeten, sondern sogar in ihrem Lande eingeführt wurden.

Bevor er sich niedersetzte, beschaute er die verschiedenen Gerichte, prüfte, was sie enthielten und mit leuchtenden Augen rückte er diejenigen zusammen, die er zu genießen beabsichtigte. Die übrigen wurden unter die Kavaliere verteilt, welche die tägliche Wache hatten. Es war dieses nur ein kleiner Teil der Ausgaben, welche die Küche betrafen, denn es wurden alle im Palaste gespeist, die sich in demselben befanden, selbst die Arbeiter, die vorübergehend dort beschäftigt waren.

Der Tisch, an welchem Motezuma sein Mahl einzunehmen pflegte war groß, aber niedrig und hatte sein entsprechendes Tabouret, auf welchem er saß. Die Tischtücher waren von feiner weißer Leinwand, ebenso die Servietten. Das Zimmer wurde in der Hälfte durch eine Veranda geteilt, ohne die Aussicht zu verhindern. Dieselbe sollte zeigen, wie weit man sich dem Monarchen nahen dürfe, von welchem selbst seine Familie getrennt blieb. In der Nähe des Tisches hielten sich drei bis vier der beliebtesten Minister auf und nahe der Veranda einer der ältesten Diener, dem die Verpflichtung oblag, dem Monarchen die Teller zu reichen. Ebenso waren ungefähr 20 Frauen im Saale, welche das Fleisch servierten und ihm den Becher reichten, immer mit den gleichen Reverenzen, als befänden sie sich im Tempel.

Die Teller und Schüsseln waren vom feinsten Thon und wurden von ihm selbst, gleichwie Tischtücher und Servietten, nur einmal benutzt. Nach dem Gebrauche vom Könige wurden dieselben unter die Diener verteilt. Die Becher waren von Gold; zuweilen trank er indessen auch aus reichverzierten Cocosschalen und natürlichen Muscheln. Dieselben wurden von ihm gleichfalls nur einmal benutzt. Man hatte immer verschiedene Sorten von Getränken zur Hand, und er selbst bezeichnete diejenigen, die er zu trinken wünschte. Einige enthielten feine Düfte, andere waren aus Gesundheitskräutern gebraut und endlich solche gewöhnlicher Sorte. Den Weinen oder, besser gesagt, den Bieren, wurde nur mäßig zugesprochen. Es war das ein von den Indianern zubereitetes Getränk aus in Wasser gekochten und destillierten Maiskörnern, welches indessen ebenso berauschte wie der stärkste Wein. Nach dem Essen nahm er seine Chokolade, welche so lange gequierlt wurde, bis sie Schaum wie Champagner hatte.

Zuletzt rauchte er mit Opium zubereiteten Tabak, der die Sinne benebelte. Sie nannten das eine Medizin. Mit derselben berauschten sich auch die Priester, um, wie sie vorgaben, den Teufel verstehen zu können. Bei Tisch erschienen gewöhnlich vier Narren, welche alles aufboten, um die anderen lachen zu machen. Ihnen allein erlaubte Motezuma, sich seiner Person zu nahen, weil sie ihm auch, mit vielen Schmeicheleien, die Träume auslegten. In dem Augenblicke der Erholung, während seiner vielen Gerichte, traten die Musikanten herein, und zu den Tönen der Flöten und Muscheln sangen sie ihm die verschiedensten Melodien. Die Hauptlieder waren die der Verherrlichung seiner Vorfahren, welche die bemerkenswertesten Heldenthaten derselben verkündeten. Sie wurden auch den Kindern gelehrt und in den Tempeln gesungen, damit das Volk niemals die Größe seiner Nation vergessen möchte.

Das Volk hatte nebenbei auch seine heiteren Lieder, die es bei Bällen und Festen sang und die sehr geräuschvoll waren.

(Schluß folgt.)

Die Republik Uruguay.

Von A. Oppel.

Die Republik Uruguay, auch wohl „Banda Oriental" genannt, ist bei einem Areal von 186,920 Qu.-Km. der kleinste unter allen selbständigen Staaten Südamerika's und unterscheidet sich von diesen auch dadurch, daß die Oberfläche der höheren Gebirge vollständig entbehrt. Denn der Boden des Landes ist vorwiegend wellenförmig; die mitunter scharfkantigen Erhebungen, welche es an mehreren Stellen durchziehen, sind von geringer absoluter Höhe; die wichtigste derselben ist nämlich die Cuchilla Grande nördlich von der Hauptstadt Montevideo, welche mit ihrem höchsten Punkte etwa 650 m. über See steigt. Die ozeanische Küste und die Ufer des La Plata, meist flach und sandig, besitzen nur wenig gute Häfen, während der Uruguay mit seinen vorwiegend hohen Uferrändern eine große Zahl günstiger Anlegeplätze darbietet. Seeschiffe mittlerer Größe können den Uruguay bis Paisandú, bei günstigem Wasserstande aber bis Salto befahren. Außer den Grenzströmen zählt man 14 andere Flüsse, meist Nebenarme des Uruguay, die in ihrem Unterlaufe auf 25 bis 50 Km. weit schiffbar sind. Der größte von ihnen ist der mitten durch das Land laufende Rio Negro. Außerdem reicht in den Nordosten des Gebietes der See Mirim herein, einer jener langgestreckten Strandseen, welche in der brasilianischen Nachbarprovinz Rio Grande do Sul die Meeresküste begleiten.

Der Boden Uruguay's pflegt zwar im ganzen unter die Pampa-Formation gerechnet zu werden, stimmt aber in seinen Einzelheiten keineswegs mit den argentinischen Pampas überein. Nach den Untersuchungen von d'Orbigny, Burmeister und Darwin kommen zwar auf der Oberfläche Uruguay's auch vorzugsweise Sand-, Thon- und Mergelschichten vor, die bald als tertiär, bald als diluvial bezeichnet werden, aber man begegnet hie und da auch neueren Eruptivmassen, namentlich Mandelsteinen, Porphyr und Basalt. Die Cuchillas, welche Burmeister in den westlichen Landesteilen untersuchte, bestehen aus Granit und Syenit oder aus metamorphischen Schiefern. Man könnte daher geneigt sein, die bergigen Gegenden von Villa da Minos als die letzten Ausläufer des brasilianischen Küstengebirges anzusehen. Auch bezüglich der vegetativen Verhältnisse kann Uruguay mit den benachbarten Pampas Argentiniens nicht ohne weiteres auf eine Stufe gestellt werden. O. Drude nämlich rechnet auf seiner Karte der Florenreiche der Erde (Berghaus, „Physik. Atlas", 2. Aufl. Nr. 44) ganz Uruguay zu der Abteilung Paraná des tropischen Amerika, deren Grenze gegen die Pampas hin durch das Ostufer des Paraná gebildet wird. Bezüglich der Vegetationszonen aber stellt der ebengenannte Pflanzengeograph fest, daß nur die Südhälfte des Landes unter den Begriff der „Grasfluren" fällt, während er die Nordhälfte der Zone der „Immer- und semmergrünen Wälder mit wenigen Palmen und Zapfenträgern" zuteilt.

Was das Klima anbelangt, so gehört Uruguay in die allgemeine Gruppe der Länder mit wärmerem gemäßigtem Klima und erfreut sich wegen des Mangels höherer Gebirge nahezu gleichmäßiger Witterungsverhältnisse. Als durchschnittliches Jahresmittel kann man 18° C. bezeichnen, ein Betrag, der sich nach Norden hin bis 20°, nach Süden hin aber bis 16° C. variiert. Die Gegensätze innerhalb der vier Jahreszeiten sind nicht beträchtlich, denn man gibt für den Winter 11°, für den Frühling 17°, für den Sommer 21° und für den Herbst 16° an. Die höchste Wärme herrscht im Januar (24°), die geringste im Juli (11° durchschnittlich). Bezüglich der Regenmenge sind die nördlichen Landesteile mit 130 cm. durchschnittlich günstiger gestellt als die südlichen, die aber durchaus nicht so trocken sich erweisen, wie die inneren Teile der argentinischen Pampas.

Auch die Bevölkerung Uruguay's zeigt eine wesentlich andere Zusammensetzung als diejenige des benachbarten Argentinien, denn während in letzterem der Grundstock und die Hauptmasse aus spanischen Kreolen und deren Nachkommen mit unbeträchtlicher Beimischung indianischen und afrikanischen Blutes besteht, die Fremden aber nach den gewöhnlichen Angaben höchstens ein Drittel der Gesamtzahl ausmachen, bilden in Uruguay die Fremden neuerdings etwa die Hälfte der Bewohnerschaft, die für das Ende des Jahres 1885 zu 617,829 Seelen berechnet wurde. Die eigentlichen Landesbewohner, die Uruguayiten im engeren Sinne, sind zum größeren Teile Mischlinge zwischen Indianern und südwesteuropäischen Romanen, die sich in der Weise verteilen, daß im Norden das portugiesische, im Süden das spanische Element vorherrscht. Wenn nun auch die Einwanderung von Europa her keine lebhafte genannt werden kann (in dem fünfjährigen Zeitraum von 1882 bis 1886 wanderten insgesamt 61,126 Personen ein und 31,579 aus), so liegt doch die Vermutung nahe, daß die fremden Bestandteile über die autochthone Mischlingsrasse nach und nach die Oberhand erhalten können.

Vorausgesetzt, daß die von den Behörden Uruguay's mitgeteilten Zahlen über die Bevölkerung des Staates richtig sind, so zeigt sich in dem 25jährigen Zeitraume eine Steigerung der Seelenzahl von 223,235 (1860) zu 438,245 (1880) und 617,829 (1885). Zugleich aber wird durch die offiziellen Veröffentlichungen die oben ausgesprochene Vermutung, daß die Fremden nach und nach zunehmen, bestätigt, denn während im Jahre 1860 deren 69,801 oder 30.5 Proz. vorhanden waren, weist das Jahr 1880 bereits 140,022[1] oder reichlich 34 Proz. auf. Die starke Steigerung der Gesamtzahl erklärt sich übrigens nicht sowohl durch die Einwanderung, als vielmehr durch die lebhafte natürliche Vermehrung der Bevölkerung, die

[1] Davon waren 39,780 Spanier, 36,303 Italiener, 20,178 Brasilianer, 15,546 Argentinier, 14,375 Franzosen, 2772 Engländer, 2125 Deutsche und 9143 andere.

beispielsweise im Jahre 1883 einen Ueberschuß von 13,165 Personen oder 2.5 Proz. lieferte. Was endlich die Indianer anbelangt, so scheinen solche unvermischten Blutes gegenwärtig nicht mehr vorzukommen. Zur Zeit der Entdeckung aber lebten an der Meeresküste die Stämme der Tapes, Minuanes und Patos, im Innern diejenigen der Yars, Genoa, Bohane und Garrua; die letzteren hatten den größten Teil des heutigen Uruguay inne.

Wie bekannt, bildet die Viehzucht den weitaus wichtigsten Erwerbszweig Uruguay's und der Viehstand des Landes ist demgemäß ein entsprechend hoher. Darf man die Ergebnisse einer im Jahre 1884 zum Zwecke der Steuerbemessung vorgenommenen Einschätzung für richtig halten, so gab es damals 15,921,069 Schafe, 5,952,349 Stück Rindvieh (darunter 59,991 Zugochsen), 480,686 Pferde, 5742 Maultiere und 5656 Ziegen. Rechnet man, wie in Argentinien, den durchschnittlichen Wert eines Stückes Rindvieh zu 6, eines Schafes zu 1.2 und eines Pferdes zu 4 Pesos, so repräsentiert der Viehstand einen Wert von 56 Mill. Pesos oder 224 Mill. Mark oder etwa 370 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, während in Argentinien bei gleicher Berechnung nur 276 Mark auf den Kopf entfallen. Hiebei ist aber zu bedenken, daß in Uruguay mit der Viehzucht und den daran sich anschließenden Thätigkeiten die wirtschaftliche Produktivität fast erschöpft ist. Diese Behauptung wird durch die Ausfuhrbeträge bewiesen. Während nämlich im Jahre 1884 die Ausfuhr der Viehzucht an lebenden Tieren, Häuten, Schlachterzeugnissen, Knochen 2c. sich auf rund 24 Mill. Pesos à 4 Mark belief, lieferten die pflanzlichen Produkte nur einen Wert von 0.3 Mill., alle anderen aber nur 0.36 Mill. Pesos. Unter den letzteren kamen die höchsten Beträge auf Steine verschiedener Art.

Der Betrieb der Viehzucht ist in Uruguay ungefähr derselbe wie in Argentinien. Die Tiere werden auf großen Estancias gehalten und bleiben da in der Hauptsache sich selbst überlassen. Der Zweck der Viehzucht besteht in der Gewinnung von Schlachttieren, die in den großen „Saladeros" getötet und weiter verarbeitet werden. Im Jahre 1884 wurden in diesen Anstalten 853,600 Stück geschlachtet, d. h. etwa 3.5 Proz. des gesamten Viehstandes.

Die Produktionsstätten des Landes finden sich vorzugsweise an den großen Flüssen in der Nähe der wichtigeren Städte, wie Montevideo, Paisandú, Independencia und Salto. Die Ursache dieser Lokalisation liegt auf der Hand. Denn die Flüsse bieten bei dem Mangel an guten Landwegen und bei der geringen Entwickelung des Eisenbahnnetzes (insgesamt 556 Km.) die bequemste Gelegenheit für die Verfrachtung der Güter; von der Nähe der Absatzorte aber hängt wesentlich der zu erzielende Preis für den Produzenten ab. Die gegenwärtig wenig oder gar nicht benutzten Landesteile des Innern harren noch einer entsprechenden Ausnutzung. Diese kann aber erst dann eintreten, wenn mit der Vermehrung der Bevölkerung mehr Wert auf Bodenanbau gelegt werden wird, als es bis in die letzten Jahre geschah. Indessen bereitet sich der eben angedeutete Umschwung in den Produktionsverhältnissen mehr und mehr vor.

Eine noch tiefere Stufe als der Bodenanbau nehmen Gewerbe und Industrie ein, denn die meisten Bedürfnisse des täglichen Lebens wie des Luxus müssen aus dem Auslande, vorzugsweise aus Europa, eingeführt werden. An Bemühungen, diese Abhängigkeit zu beseitigen oder wenigstens zu vermindern, hat es jedoch nicht ganz gefehlt. So hat man in Montevideo eine Kunst- und Gewerbeschule errichtet, an der eine große Zahl von gewerblichen Fächern gelehrt und betrieben wird, die teils unter den Begriff der Handwerke fallen, teils als Kunstgewerbe sich charakterisieren. Allerdings berührt es etwas eigentümlich, wenn man liest, daß diese Schule zugleich als eine Art Korrektionsanstalt, als ein Jugendasyl im Sinne der Umgestaltung verwahrloster Jünglinge zu nützlichen Arbeitern und Staatsbürgern verwaltet wird und unter militärischer Leitung steht. Etwas sonderbar ist auch die Verbindung einer Reihe nach Wesen und Betrieb recht verschiedenartiger Anstalten. So besitzt diese Kunst- und Gewerbeschule neben einer vollständigen Tuchfabrik und Schneiderei, die für das Militär arbeitet, auch ein Musikkonservatorium, an dem 13 Musiklehrer thätig sind.

Wie bereits bemerkt, ist das Eisenbahnnetz, insgesamt 556 Km., noch von geringer Ausdehnung. Die längste Linie, 274 Km., verbindet die Hauptstadt Montevideo mit Paso de los Toros, welches im Innern am Rio Negro liegt. Die zweitlängste Bahn, 194 Km., ist diejenige, welche von Salto am Uruguay nach Santa Rosa an der Grenze von Argentinien und Brasilien läuft. Außerdem gibt es noch drei kleinere Strecken, von denen zwei von Montevideo (nach Pando und Bara de Santa Lucia) ausgehen. Diese Bahnen tragen aber nicht so viel, als man anzunehmen geneigt sein könnte, zur Hebung des Verkehrs bei, weil die Tarife zu hoch bemessen sind. Wo die Bahnen fehlen, werden die Landwarentransporte mittels schwerer Karren bewerkstelligt, die, mit zahlreichen Ochsenpaaren bespannt, an die bekannten ungefügen Ochsenwagen Südafrika's erinnern. Indes gestalten sich trotz des Mangels an Kunststraßen solche Karrenfahrten in Uruguay weniger unangenehm und zeitraubend als in Südafrika, weil das Terrain, namentlich in den südlichen Landesteilen, nicht so beträchtliche Schwierigkeiten wie die steinigen Berge und tiefen Flußthäler des Kaplandes darbietet. An Telegraphen fehlt es in Uruguay nicht. Denn außer den Staatslinien, welche im Jahre 1885 1652 Km. ausmachten, gibt es noch eine Reihe Privat- und Gesellschaftslinien, über deren Länge aber leider keine genauen Nachrichten vorliegen.

Einen sehr bedeutenden Umfang hat die Schifffahrt, sowohl die transatlantische, als die an den Küsten und

auf den Flüssen, erreicht. Ist doch Montevideo allein Anlegeplatz von 14 überseeischen Dampferlinien, nämlich je drei englischen, französischen und deutschen (Norddeutscher Lloyd, Kosmos und Hamburg-Südamerikanische Dampfschiff-Gesellschaft), zwei italienischen und je einer belgischen, nordamerikanischen und brasilianischen. Zu den 40 regelmäßigen Dampfern, welche die vorbenannten Linien zusammen monatlich nach der Metropole von Uruguay senden, kommen noch mindestens ebensoviel unregelmäßig ankommende hinzu. Die gesamte Schifffahrtsbewegung stellte sich im Jahre 1885 auf 9155 Fahrzeuge mit 4.8 Mill. Tonnen, von letzteren entfiel die reichliche Hälfte auf die Hochseeschiffe. Den lebhaftesten Verkehr vom Auslande her hält England aufrecht; in zweiter Linie folgen Frankreich, Deutschland und Italien. Im Vergleich damit sind die Leistungen der übrigen europäischen Handelsflotten wenig belangreich.

Der Handelsverkehr selbst muß als ein recht reger bezeichnet werden, wenigstens wenn man die Nachbarstaaten zum Vergleiche heranzieht. Im Jahre 1885, wo die relativ höchsten Beträge erreicht wurden, machten Aus- und Einfuhr zusammen 202 Mill. Mark aus, der Wert der Handelsbewegung warf also im Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung 336 Mark ab, während in Argentinien das gleiche Verhältnis 218 Mark, in Brasilien aber nur 79 Mark ergab. Mehr als ein Viertel des gesamten Ein- und Ausfuhrwertes entfällt auf den Verkehr Uruguay's mit England; außerdem sind Frankreich, Belgien, Brasilien, die Vereinigten Staaten, Spanien, Deutschland und Argentinien mit ansehnlichen Summen vertreten, Deutschland z. B. mit 9 Mill. Mark. Der Import arbeitet, da die Landbewohner wenig Bedürfnisse haben, fast ausschließlich für die Städte, die allerdings nahezu den dritten Teil der Gesamtbevölkerung des Staates ausmachen. In diesen Städten, vor allem in der Hauptstadt, ist ein ausgesprochener Zug des Luxus vorhanden, der sich namentlich in der Ausstattung der Wohnungen, in der Kleidung, in kunstgewerblichen Gegenständen, sowie in den Genußmitteln bemerklich macht. Der Geschmack ist freilich noch wenig geläutert. Man achtet eben nicht sowohl auf den edlen Stil und den wahren Kunstwert, als vielmehr auf ein prunkvolles Aeußere und auf reiche Ausstattung. Groß ist der Luxus in der Kleidung, besonders der Frauen, die stets nach der neuesten Mode trachten und die lebhaften, auffallenden Farben lieben.

Wie in den meisten Freistaaten spanischer Zunge, so sind auch in Uruguay die politischen Zustände noch wenig gefestigt. Die Verfassung des Landes nimmt sich zwar dem Buchstaben nach recht schön aus. Man unterscheidet nämlich zwei Kammern, welche die gesetzgebende Gewalt ausüben: den Senat, dessen 19 Mitglieder auf sechs Jahre gewählt werden, und die Kammer der 52 Deputierten, welche durch allgemeines Stimmrecht ihr Mandat auf drei Jahre übertragen erhalten. Der Präsident mit einer Amtsdauer von vier Jahren ist Träger der vollziehenden Gewalt. An der Spitze der Regierungsgeschäfte stehen fünf Ministerien. Bezüglich der inneren Verwaltung zerfällt das Land in 19 Departements, deren jede ihre auf Zeit gewählte Vertretung hat. Die vollziehende Gewalt eines jeden Departements liegt in den Händen des Polizeichefs, während an der Spitze der Verwaltung ein Teniente Alcalde steht.

Trotz der vorsichtigen Verteilung der obersten Regierungsgewalten und deren verschieden langer Amtsdauer machen, wie oben angedeutet, die politischen Zustände des jungen Staates keinen befriedigenden Eindruck. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem Vorhandensein zweier um die Herrschaft ringender Parteien, der Blancos und der Colorados, die sich an Zahl wie an materiellen Machtmitteln nahezu gleich stehen. Die jedesmal unterliegende Partei nun bildet die Opposition, kommt aber bald in die Mehrheit, weil es der augenblicklich herrschenden Fraktion nicht gelingt, alle Wünsche ihrer Anhänger zu befriedigen, die unzufriedenen Elemente der letzteren aber dadurch genügend Veranlassung finden, in das Lager der Gegenpartei überzutreten. Man sieht also, daß die staatlichen Gewalten nur mit der Absicht erstrebt werden, gewisse persönliche Vorteile zu erlangen, und daß die verschieden langen Wahlperioden nur dazu dienen, die Streitigkeiten nicht in Ruhe kommen zu lassen. Bei den Wahlen gehen aber die Wogen der Leidenschaften stets sehr hoch, und der Präsidentenwahl folgt in der Regel eine bewaffnete Erhebung der unterliegenden Partei; die siegreiche dagegen sucht, bei der Unbeständigkeit der Verhältnisse, möglichst schnell die Früchte ihres Erfolges einzuheimsen.

Zur Erschwerung der politischen Lage Uruguay's trägt endlich auch der Umstand bei, daß, entsprechend der historischen Entwicklung der Dinge am La Plata seit der Losreißung von Spanien, die Nachbarstaaten Brasilien und Argentinien keine Gelegenheit versäumen, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes einzumischen und den schon vorhandenen Parteieifer zu lebhafterem Brande zu schüren.

Was man also dem von der Natur so günstig ausgestatteten Lande in seinem eigenen Interesse wünschen muß, das ist die Erkenntnis von der Notwendigkeit stetiger politischer Verhältnisse. Sind diese erreicht, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Uruguay eine sehr gute Entwicklung nehmen wird.

Das Postwesen in Amerika.[1]

Von H. A.

Allen Völkern der Erde wohnt der Trieb inne, Kenntnisse und Neuigkeiten unter einander zu verbreiten. Diesem Verlangen hat auch das amerikanische Postwesen seinen Ursprung zu verdanken. Als die öffentlichen Verkehrs-

[1] Nach Armin Tenner's „Amerika" und eigenen Wahrnehmungen.

anstalten noch nicht eingerichtet waren und zu jener Zeit, als sie lange nicht auf der Höhe ihrer heutigen Entwicklung standen, leisteten die Schiffsbesatzungen vom Kapitän herab bis zum letzten Schiffsjungen sowie sämtliche Ansiedler den Nachrichtendienst freiwillig und ohne Entgelt. Noch heute besteht trotz strengen Verbots und schwerer Strafe ein Teil der Brief- und Paketbeförderung in Ausübung jenes Freundschaftsdienstes. Gehen wir in die älteren Zeiten zurück, so finden wir, daß die Gasthöfe, vornehmlich die mit Hofstellen versehenen (Waggon Yards), und die überall zerstreuten Krämerläden (Stores), in noch höherem Grade aber die Hausierer (Pedlars) die Briefvermittlung besorgten. Am meisten aber dienten diesem Zweck die in der Nähe der Landungsplätze belegenen Tavernen. Man kann sich nicht erinnern, daß bei diesem postalischen Vermittlungsverkehr irgendwelche Unregelmäßigkeiten vorgekommen wären. Die Integrität in diesem Punkte war die denkbar größte; ein jeder besorgte mit der größten Zuverlässigkeit die ihm anvertrauten Briefe. Letztere konnte jeder in Empfang nehmen, gleichwohl kamen Veruntreuungen von Postsachen oder Bruch des Briefgeheimnisses niemals vor. Für die höheren britischen Aemter übernahmen die Schiffsschreiber den Postdienst vermittelst versiegelter Briefsäcke, dafern nicht die k. Marine offizielle Gelegenheit zur Beförderung bot.

Jeder Ansiedler betrachtete sich gewissermaßen als Vermittler und Agent für seine hinterwäldlerischen Nachbarn; es hat vielleicht nie ein zuverlässigeres, prompteres und billigeres Postdebit gegeben, als jenes, welches durch diese gegenseitige freiwillige Beförderung gehandhabt wurde. Sie erhielt sich auch sehr lange, nachdem längst öffentliche Posten eingerichtet waren. Im fernen Westen hat sich diese Beförderung bis auf den heutigen Tag gewissermaßen als Korrelat der staatlichen Post erhalten.

Im Staate Virginien wurde im Jahre 1657 jene Botenpflicht sogar gesetzlich festgestellt und jede Versäumnis oder Weigerung, derselben zu genügen, mit einer Strafe, bestehend in einem Oxhoft Tabak, bedroht. Indessen scheint es nie zu einer daraus resultierenden Bestrafung gekommen zu sein, denn es wäre undenkbar, daß damals ein Mensch sich jenem allgemeinem Brauche entzogen hätte. Im übrigen ist nicht zu vergessen, daß zu jenen Zeiten eine Art Briefkommunismus bestand; die Briefe aus der fernen Heimat ersetzten die heutigen Zeitungen; einmal von ihrem legitimen Empfänger gelesen, nahmen sie gewissermaßen den Charakter eines öffentlichen Eigentums an. Aehnlich verhielt es sich auch später mit den Zeitungen. Wer so glücklich war, sich den Luxus einer überseeischen Zeitung zu gestatten, übernahm gleichzeitig die moralische Verpflichtung, sie in den weitesten Kreisen zirkulieren zu lassen. Wie spät manchmal die letzten Mitleser die neuesten Nachrichten aus der alten Heimat erhalten haben und in welchem Zustande, wenn überhaupt, ein solches Zeitungsexemplar in die Hände seines Besitzers wieder zurückkehrte, das läßt sich bei einer einigermaßen lebhaften Phantasie leicht ermessen.

Rühmend mag es anerkannt sein, daß sich um diesen Gedankenaustausch zwischen der alten und der neuen Heimat besonders die Pfarrer und Lehrer Verdienste erworben haben. Die Pfarrhäuser beider christlichen Konfessionen, besonders aber die protestantischen Kirchen und die Herrnhuter Bethäuser waren immer eine Art Poststation. Pfarrer und Lehrer schrieben Briefe im Auftrage eines ganzen Dorfes an eine ganze Ansiedlung in Amerika und umgekehrt. Diese Briefe galten als Gesamteigentum. Besaß aber eine deutsche Nachbarschaft kein Lokal und keine Persönlichkeit zum öffentlichen Lesen und Schreiben eines Briefes, so konnte man mit Sicherheit annehmen, daß dort das Deutschtum dem Erlöschen nahe war. Die Zeitungen übernahmen erst weit später die Aufgabe, den geistigen Zusammenhang mit der alten Heimat aufrecht zu erhalten.

Bereits im Jahre 1639 veranlaßte der Staat Massachusets, den man überhaupt als den Pionierstaat bezeichnen darf, Schritte, um eine öffentliche Post ins Leben zu rufen. Der Anfang war freilich sehr primitiver Natur, indem lediglich der Laden eines gewissen R. Fairbanks die Aufnahme und Verteilung der eingegangenen Postsachen bewirkte. Dieser erste Postagent war allein berechtigt, für jeden durch seine Hand gehenden Brief 1 Penny (8 Pfennige) zu berechnen, dagegen auch streng verpflichtet, die ihm anvertrauten Postsachen möglichst schnell und intakt ihrem Bestimmungsort zuzuleiten.

Im Jahre 1672 übernahm die Regierung von New-York, nachdem dort im Jahre 1655 die holländische Herrschaft ihr Ende erreicht hatte, die Post in eine Art öffentlicher Verwaltung, d. h. sie bestimmte zur Auf- und Abgabe von Postalien die Amtsstube des Staatssekretärs. Letzterer verteilte dann dieselben monatlich an die verschiedenen Boten und sich darbietenden Schiffsgelegenheiten zur weiteren Beförderung an die Adressaten. Bald gestaltete sich die monatliche Expedition zu einer vierzehntägigen; doch erstreckte sie sich nur im bescheidensten Maße über die Kolonien.

Postverbindungen bestanden weiter im Jahre 1677 zwischen New-York, New-Jersey, Massachusets und Connecticut; auf William Penn's Veranlassung trat im Jahre 1683 auch Pennsylvanien in die Reihe der Postkolonien, während Maryland bald nachfolgte.

Diese eben genannten Staaten richteten nun unter einander eine regelmäßige Postverbindung ein, andere Staaten folgten bald. Das Porto betrug für die Postreiter 24 Pfennige per Meile; die vorgeschriebene Tagesleistung derselben betrug 20 Meilen, ihr Einkommen belief sich daher ziemlich hoch, auf der anderen Seite konnte auch für „weit hinten" Wohnende die Korrespondenz recht teuer werden.

Im Jahre 1692 installierte Virginien in der Person

eines gewissen William Neale einen offiziellen Postbeamten; freilich war dieser gleich den übrigen Postangestellten in seiner Verwaltung noch immer geeigneter Privatpersonen und der Transportmittel der letzteren benötigt.

Folgende Portosätze waren damals gebräuchlich:

Von Philadelphia nach Neu-England und Virginien	1.52	Mk.
„ „ achtzig Meilen in der Runde	0.36	„
„ „ nach Connecticut	0.72	„
„ „ „ Rhode Island	0.96	„
„ „ „ Boston	1.20	„

Der Lokalbriefträger erhielt noch 8 Pf. extra, einen gleichen Betrag der Postbeamte am Schalter. Jedenfalls war die damalige Post eine Einrichtung, welche außerordentlich kostspielig fungierte, doch wurde sie trotzdem mit großer Freude begrüßt und man zahlte gern die hohen Porti für Nachrichten aus der geliebten Heimat.

England begann im Jahre 1704 in den amerikanischen Kolonien seine Postverwaltung mit einem Generalpostmeister — Postmaster General; später wurde dessen Amtsauszeichnung zwar geändert, der Titel blieb jedoch unverändert.

Im Jahre 1730 wurde Oberst Spotswood, früher von 1710 bis 1723 Gouverneur von Virginia, Generalpostmeister und ernannte Benjamin Franklin zu seinem Inspektor. Dieser war gleichzeitig Postmeister in Philadelphia und bewirkte vermutlich die Verlegung des Generalpostmeisteramts nach dieser Stadt; auf seinen Vorschlag wurde auch eine alljährliche Postinspektion eingerichtet, wodurch der Postdienst im allgemeinen eine wesentliche Verbesserung erfuhr. Der Vorgänger Franklin's, ein gewisser Bradford, war gewissenlos genug gewesen, seine amtliche Stellung zur Förderung seines Zeitungsverlages und Druckereigeschäftes zu mißbrauchen, und war deshalb abgesetzt worden. Indes konnte die Absetzung Bradfords nicht verhindern, daß der Unfug, öffentliche Aemter zur Erlangung von Privatvorteilen auszubeuten, seinen Fortgang nahm, obgleich Franklin gehörig mit diesem Mißbrauche aufräumte.

Im Jahre 1753 avancierte Franklin zum Generalpostmeister und bald begann das Postwesen eine kleine Einnahme für den englischen Staatssäckel abzuwerfen, was niemand als eine Verletzung der Steuerfreiheit ansah. Der eingeborene amerikanische Generalpostmeister waltete seines Amtes allerdings in der Hauptsache nach eigenem Ermessen und bestimmte, wieviel vom Ueberschusse zur Verbesserung des Postwesens verwendet und wieviel an den englischen Fiskus abgeliefert werden sollte; allein es war doch immerhin ein Ueberschuß. Franklin war britischer Beamter und das Postwesen der Kolonien eine Einnahmequelle für Alt-England.

Dieser an das Mutterland abgelieferte Ueberschußanteil belief sich in einem Jahre auf 60,000 Mark, nach Franklin's eigenem Ausspruch dreimal soviel als der Ueberschuß des irischen Postwesens. Somit hat schon damals Franklin die seither so oft erörterte Streitfrage, ob die Post eine Steuerquelle sein soll oder nicht, thatsächlich im zustimmenden Sinne beantwortet: seine am 31. Januar 1784 erfolgte Absetzung ließ damals das Thema aus der politischen Diskussion verschwinden, denn von diesem Zeitpunkte an versiegte die postalische Einnahmequelle von selbst, so daß keine Veranlassung mehr vorlag, jene Frage zu erörtern.

Im Jahre 1763 unternahm Franklin eine amtliche Inspektionsreise von 1600 e. Mln.; er besuchte in einem eigenen zweispännigen Kabriolet Postamt nach Postamt und gelangte bis Montreal, wo er indessen weder seinen geheimen Zweck, Kanada zum Anschluß an die anderen Kolonien in der Unabhängigkeitsbewegung zu veranlassen, erreichte, noch auch seine ausgesprochene Absicht, eine innigere Postverbindung mit diesem Lande herzustellen, durchsetzte.

Im Jahre 1782 entsandte die britische Regierung Hugh Findlay als Postinspektor nach Nordamerika. Dieser besuchte sämtliche Postanstalten von Portland in Maine bis Savannah in Georgien und prüfte ihren Geschäftsbetrieb. Er berichtete über den Befund nach England; dieser Bericht gelangte aber später wieder nach Amerika in die Hände von Privatpersonen, welche das Schriftstück sodann an das Vereinigte-Staaten-Postamt verkauften, in dessen Archiv sich dasselbe noch heutigen Tages befindet.

Wie vortrefflich Franklin es verstanden hatte, das amerikanische Postwesen zeitgemäß zu gestalten, geht aus der Thatsache hervor, daß der Kongreß der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Kolonien schon am 26. Juli 1775 genötigt war, Franklin mit einem Gehalt von 4000 Mk. wieder als Generalpostmeister anzustellen. Gleichzeitig sprach sich der Kongreß, unterstützt von der öffentlichen Meinung, im Prinzip dahin aus, daß das Postwesen keine Steuerquelle sein solle und daß das Porto in der Höhe zu erheben sei, daß alle Auslagen mit Einschluß der weiteren Entwicklung und der Zunahme des Verkehrs gedeckt würden. Das Postwesen wurde somit als ein von der Finanzverwaltung unabhängiges, auf eigenen Füßen stehendes Institut angesehen. Und so erschien denn weder unter Franklin noch unter der ihm folgenden Exekutivkommission das Postbudget in den Finanzberichten und man war froh, wenn sich weder das Publikum über mangelhafte Ausführung noch die Beamten über schlechte Gehalte beklagten.

Franklin brachte das Postwesen schnell wieder in die früheren Bahnen der Ordnung und Pünktlichkeit; es fand keine Verringerung ihrer Nützlichkeit statt, noch machten sich Klagen über die Höhe des Porto's und der Bestellgebühren bemerklich. Der Generalpostmeister aber ließ sich die Verbesserung der Postanstalten in hohem Grade angelegen sein, z. B. schaffte er für die Reisenden bequemere Wagen an u. s. w.

Am 27. Oktober 1776 begab sich Franklin als Gesandter der Vereinigten Staaten nach Frankreich und

kehrte von dort erst am 14. September 1785 zurück; in das Postamt trat er jedoch nicht wieder ein, indem er zum Gouverneur von Pennsylvanien erwählt wurde, und zwei Jahre später zum Mitglied der Verfassungskommission. Im April 1790 starb Franklin.

Die Bestimmung der Bundesartikel, nach welcher das Postwesen in den Jahren von 1778 bis 1788 verwaltet wurde, lautet: „Die im Kongresse versammelten Vereinigten Staaten sollen das alleinige und ausschließliche Recht und die Gewalt besitzen, Postämter von einem Staat zum andern durch die ganze Union einzurichten und von den durch dieselben gehenden Postsendungen ein derartig bemessenes Porto zu erheben, als erforderlich sein wird, um die Ausgaben jener Aemter zu decken." Es war also unstreitig ein Monopol, welches dem Bundeskongreß erteilt worden war — zugleich das einzige, welches jemals in den Vereinigten Staaten gesetzlich sanktioniert worden ist.

Was die Grundideen des amerikanischen Postwesens betrifft, so sprach sich einer der berühmtesten und intelligentesten Generalpostmeister, Jakob Collamer, in seinem Jahresberichte von 1849 über die ihm unterstehende Verwaltung wie folgt aus:

„Es scheint schon längst der Grundsatz dieses Departements gewesen zu sein, daß seine Auslagen innerhalb des aus dem Porto fließenden Einkommens gehalten werden sollen und daß alle Verbesserungen und Erweiterungen dieses Dienstes auf die Einnahmen beschränkt sein müssen. Auch glaubt man, es sei die Meinung des Publikums, daß, weil das Departement zur Verbreitung der Intelligenz und zur Förderung der Geschäfte errichtet ist, es schicklicherweise nicht Gegenstand der Besteuerung für allgemeine Zwecke sein kann, daß ihm keine Bürde für die anderen öffentlichen Dienstzweige auferlegt werden soll und daß nur so viel Porto erhoben werden darf, als die Besorgung des Transportes und die Ablieferung der Briefschaften erfordert. Diese Ideen decken sich nicht; beide müssen gleichzeitig in Betracht gezogen werden, so daß dem Departement für die Dienste, die es leistet, eine billige Vergütung von allen denen gesichert wird, in deren Nutzen sie in Anspruch genommen werden. Es ist nicht gut möglich, die Kosten jedes einzelnen Briefes oder Pakets festzustellen, wohl aber die der drei Klassen, nämlich der Briefe, Zeitungen und Regierungssachen, vorausgesetzt, daß der Zweck ist und bleibt, jeder dieser Klassen ihren billigen Anteil und nicht mehr aufzulegen."

Hieraus geht hervor, daß die Vereinigten Staaten das Prinzip, die Post als Finanzquelle auszubeuten, gänzlich über Bord geworfen hatten; ja man hatte sogar die Einrichtung getroffen, daß alle Benefizianten mit Einschluß der Staaten und des Bundes ihren Teil an den erforderlichen Kosten beizutragen hätten. Die Bundesregierung sollte von der Post so wenig Gewinn haben wie ein Privatmann, die Post sollte nicht einmal ihre Postsachen unentgeltlich befördern. Nur dem Kongreß war Portofreiheit gewährt, doch nur in beschränkter Weise und so lange die letztere der Postverwaltung keine Extraausgabe verursachte.

Ueber die Beziehungen der Post zu der Bundesregierung ließ sich Präsident Jackson in seiner Botschaft vom 2. Dezember 1834 wie folgt aus:

„Die Wichtigkeit des Postdepartements und die Größe, zu welcher es sowohl seinen Einkünften wie dem Umfange seiner Thätigkeit nach herangewachsen ist, scheinen seine gesetzliche Reorganisation zu erheischen. Alle seine Einnahmen und Ausgaben wurden bis jetzt ganz der Kontrole der Exekutive und der persönlichen Diskretion überlassen. Der Grundsatz, daß Exekutivbeamten so wenig Willkür zugestanden werden soll als sich mit deren Dienststellung verträgt, gilt für dieses wie für jedes andere Departement. Es wird also ernstlich empfohlen, daß es mit eigenen, vom Präsidenten ernannten Beamten und vom Staate ernanntem Auditor und Schatzmeister organisiert werde und daß es ein Zweig des Schatzamtes (Finanzministerium) sein soll."

Diese Anregung des Präsidenten Jackson hatte offenbar keinen andern Zweck, als daß die Post in Zukunft eine Finanzquelle sein und ihr Budget von der Bewilligung des Kongresses abhängig sein sollte; indessen die in diesem Sinne geplante Reorganisation erfolgte erst 11 Jahre später, und zwar in sehr unzulänglicher Weise. Die Notwendigkeit einer zeitgemäßen Reorganisation erhellt aber aus folgenden Betrachtungen.

Die fünf Zensusdekaden von 1790—1840 zeigten eine wesentliche Zunahme der Bevölkerung und des kommerziellen Verkehrs; gleichwohl schienen die Erträge des Postwesens im umgekehrten Verhältnis zurückzugehen. Nachdem die Bundesregierung bis zum Jahre 1819 alljährlich einen mehr oder minder erheblichen Ueberschuß aus der Post bezogen hatte, hörte derselbe bis 1845 gänzlich auf — mit alleiniger Ausnahme der Periode von 1835—1837. Später trat sogar die Notwendigkeit ein, einen Zuschuß zu gewähren. Bei der durch die vorgenannten Verhältnisse nötig gewordenen Untersuchung ergab es sich, daß die Post die Beute habsüchtiger Unternehmer geworden war. Diese berechneten dem Departement viel mehr Kosten wie den Privatpersonen. Auch die Erwartung, daß sich die Flußdampfschifffahrt und der Eisenbahnbetrieb allmählich auf den Standpunkt der Gemeinnützigkeit erheben würden und die Post von diesen wohlfeileren und zugleich schnelleren Transportmitteln profitieren werde, hatte sich nicht erfüllt; vielmehr trugen letztere durchaus kein Bedenken, der Post ganz unerhörte Preise abzuverlangen, wie denn auch ihre Direktionen den Generalpostmeister verhinderten, Vorschläge zur Beseitigung dieser Uebelstände durchzusetzen. Andererseits verlangten die Postverwalter vom Postdepartement Entschädigung dafür, wenn sich dieses der Eisenbahnen und Dampfer statt der langsamen Beförderung durch die Postkutsche bediente. Allein nach

und nach wurden diese Zustände doch unerträglich, denn sie zwangen das Departement, die alten Sätze aufrecht zu erhalten, wodurch die Interessen des Publikums natürlich geschädigt wurden. Das Publikum aber, durch Englands Vorgehen belehrt, drang auf Herabsetzung der Posttaxen und drang beim Kongreß durch. Die ganze Postverwaltung wurde einer eingehenden Prüfung unterzogen. Infolge dessen wurde bezüglich der Unternehmer das strengste Submissionsverfahren eingeführt.

Die günstigen Folgen dieser Reform zeigten sich sehr bald. Gleichwohl war der Effekt der letzteren kein anhaltender, indem das Postwesen von den Unternehmern abhängig blieb; diese waren von demselben Geiste der Habsucht durchdrungen, wie ihre aus ihren Stellen verdrängten Vorgänger; sie konspirierten in letzterer gegen die Regierung unter Anwendung der allerverwerflichsten Mittel. Als nun die Transportkosten wieder in dem Grad stiegen, daß sich im Jahre 1853 ein Fehlbetrag von 2 Millionen ergab, bewilligte der Kongreß zur Balanzierung des Postbudgets 2,800,000 Mk.; trotzdem war das Defizit im Jahre 1860 auf 10 Millionen gestiegen.

Was die äußeren Einrichtungen der amerikanischen Post betrifft, sowie die Leistungen des Personals, so sei hier folgendes eingeschaltet: Eigene Gebäude für die Post findet man nur in den größeren Städten; auf dem Lande und in kleinen Städten gehört nicht einmal das erforderliche Inventar der Post eigentümlich. Von der Unzulänglichkeit solcher Praxis überzeugt, schlug der Chef-Inspektor Parker vor, das Departement solle in den fünf größten Städten die Ab- und Anfuhr der Postsäcke mittels eines eigenen Gefährtes besorgen und von der Vermittelung der Unternehmer Abstand nehmen. Infolge dessen werden auch auf den Eisenbahnen die Postwaggons immer mehr Eigentum der Post; im Jahre 1886 wurden für Anschaffung eigener Postwaggons über 5 Millionen Mark verausgabt; für das folgende Jahr waren zu diesem Ende 6 Millionen Mark in Aussicht genommen. Durch die Vereinigung des Telegraphenwesens mit der Post, die demnächst vollständig durchgeführt sein wird, dürfte das jetzige Kontraktsystem begraben sein.

Auch das ganze Rechnungswesen war umzuändern. Das jetzige war nur möglich, weil $39^3/_4$ von den $41^3/_4$ Mill. Einnahmen durch Stempelwerte erzielt wurden. Die Postmeister bezahlten sich selbst, indem sie ihre Gehalte von den Einnahmen abzogen und nur die Saldi berichteten.

In der Besetzung der Postbeamtenstellen ist gegenwärtig ein ganz entschiedener Fortschritt wahrnehmbar; der Verkehr mit Eisenbahnen, Telegraphen und namentlich mit den europäischen Postanstalten zwang die amerikanische Post, ihren alten Schlendrian abzuwerfen, und die unfähigen Persönlichkeiten werden so sicher auch aus der Postverwaltung verschwinden, wie dies seinerzeit bei den Schulen und anderen öffentlichen Einrichtungen der Fall gewesen ist. Als Kuriosität erzählt Armin Tenner, daß der erste Postmeister in Cincinnati ein früherer Pfarrer gewesen sei; diesem folgte ein höchst unfähiger Schwiegersohn eines früheren Präsidenten; letzterem ein falliter Schnittwarenhändler, dann ein verdorbener Advokat, ein praktischer Arzt und ein ehemaliger Bäckergeselle, der sich in seiner freien Zeit auch als Kellner beschäftigt hatte und in einem Fabrikgeschäft zu Geld gekommen war. Diesen letzteren löste ein Sattler ab, welchem ein Drucker folgte, später ein Geschäftsmann; unter den genannten befanden sich drei Deutsche, kein einziger aber hatte die nötige Befähigung zu seinem Amte. Der jetzige Postmeister ist ein Mann von guter technischer Qualifikation und großem Fleiß, zugleich freilich auch ein aktives Mitglied der herrschenden politischen Partei.

Alles in allem ist das amerikanische Postpersonal noch immer ein sehr verschiedenartig zusammengesetztes; trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß das Postwesen mit der Zeit erheblich vorwärts geschritten ist, wenn auch nicht aus eigenem Triebe, sondern dem Drang und den gerechten Forderungen des Publikums Folge gebend.

Ein Hauptfehler, unter welchem das amerikanische Postwesen zu leiden hatte, bestand darin, daß es ihm an einer tüchtigen, fachmännisch gebildeten Oberleitung fehlte. Mit Ausnahme der Generalpostmeister Gideon Granger (1801—1814) und Cave Johnson waren die Generalpostmeister entweder verrostete Routiniers, jeder Neuerung abhold, oder wenn auch ehrliche, aber doch immerhin grobe Ignoranten, die nicht die Eigenschaften besaßen, um geeignete Reformen durchzuführen oder auch nur anzubahnen. Namentlich scheiterten ihre Bemühungen stets an der Aufstellung vernünftiger Portosätze. Dergleichen hat es freilich im europäischen Sinne in Amerika niemals gegeben und erst neuerdings, durch den Eintritt in den Weltpostverein, ist darin Wandel geschaffen worden. Die früheren Tarife basierten etwa auf den Tarifen anderer Länder oder regulierten sich nach zum Teil sehr unvernünftigen Forderungen des Publikums, denen man zu hastig und unüberlegt Rechnung trug.

Die Porti betrugen von 1792—1845:

	Meilen Entfernung	Cents.
Für einen einfachen Brief bis zu	30	6
„ „ „ „ von	30—80	10
„ „ „ „ „	80—150	$12^1/_2$
„ „ „ „ „	150—400	$18^3/_4$
„ „ „ „ „ über	400	25

Briefe von zwei Blättern zahlten das Doppelte, von drei das dreifache u. s. f.

Zeitungen entrichteten, innerhalb einer Entfernung von 100 Mln. außerhalb des Staates $4^1/_2$ Cents per Exemplar; über 100 Mln. $1^1/_2$ Cents per Bogen; indes würde es zu weit führen, noch eingehender diese Tarife zu behandeln; genug, das Postporto jeder Gattung war ein viel zu hoch bemessenes.

Im Jahre 1845 wurde das Postporto ganz erheblich herabgesetzt.

Den Transport von Wert- und Geldsendungen hat die amerikanische Postverwaltung wunderbarerweise niemals als ihr eigentliches Geschäft betrachtet, nur mit Widerstreben in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen. Noch zu der jetzigen Zeit beschäftigen sich sogen. Expreßkompagnien mit diesem Teil postalischer Wirksamkeit, und es ist begreiflich, daß dieselben daraus einen erheblichen Gewinn erzielen. Fügt man hinzu, daß die europäischen Posten Brief- und Geldsendungen, die Besorgung eingeschriebener Briefe und Frachtstücke, in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und England sogar Sparkassen zu einer ruhmreichen Thätigkeit vereinigen, so wird man leicht ermessen können, daß Amerika nach dieser Richtung hin noch lange nicht auf der Höhe der Leistungen steht.

Daß mit Einführung der Eisenbahnen und der Entwicklung des durch sie ermöglichten Verkehrs die Post in ein neues Stadium zu treten genötigt war, ist begreiflich. Es mußte zunächst für die neuen Beziehungen eine Grundlage gefunden werden; und diese konnte nur in einer Vereinbarung auf legislatorischem Wege liegen; doch konnte dieses Ziel bei dem zwischen den Behörden und den zahlreichen Eisenbahngesellschaften herrschenden Mißtrauen nur auf weiten Umwegen erreicht werden.

Amos Kendal, der Nachfolger des Generalpostmeisters Barry, der bereits im Jahre 1834 auf die Verwendung der Eisenbahnen zu postalischen Zwecken hingewiesen hatte, mußte sich im Jahre 1837 schließlich dem Andrängen der öffentlichen Meinung fügen und zeitweilig mit den Eisenbahnverwaltungen sich verständigen. Dies führte bald zu regulären Beziehungen und einige Jahre später zu einem Vergütungssystem von Raten zwischen 200 Mark als Minimum und 1500 Mark als Maximum per englische Meile. Der Durchschnittsbetrag war 600 Mark, doch wurde dieser bereits im Jahre 1852 auf 105 Mark herabgesetzt.

Zur Beurteilung dieser Umwandlung des Postdepartements in der Zeit von 1834—1838 ist der Bericht des Generalpostmeisters Campbell vom Jahre 1852 nicht ohne Interesse; derselbe schreibt:

„Bis 1836 standen die Einkünfte des Postdepartements völlig unter der Kontrole des Generalpostmeisters, die Gegenstände der Ausgaben waren im allgemeinen seinem Ermessen überlassen; es wurde von ihm nur gefordert, daß er alle Ausgaben decke."

Das Gesetz vom Juli 1836 dagegen verlangte, daß bei jeder Sitzung des Kongresses besondere Voranschläge eingebracht werden sollten, und daß je nach den Geldbewilligungen des Kongresses und nicht mehr zu verausgaben sei.

Campbell sagt weiter: „Der Eisenbahndienst, der sich schnell über alle Landesteile verbreitet hat, ist, obgleich viel vorteilhafter, doch auch viel kostspieliger als die alten Arten des Dienstes; und die Vermehrung des daraus resultierenden Einkommens ist nicht so groß gewesen als die Vermehrung der Ausgaben. Es entstanden Defizits, welche sich der Generalpostmeister nachbewilligen lassen mußte, so daß die nützlichen Grenzen, welche das Gesetz von 1836 zog, wieder wegfielen und das Departement in großem Maße hinsichtlich seiner Ausgaben aufs neue unkontroliert war."

Trotz aller dieser Mängel war es doch als ein großer Gewinn anzusehen, daß im Kongreß ein Organ gefunden worden war, dessen Entscheidungen in allen streitigen Fällen sich das Postdepartement und die Eisenbahnverwaltungen gleichmäßig zu fügen hatten, denn nur so war ein ersprießliches Gedeihen beider Verkehrsanstalten möglich.

Es würde uns viel zu weit führen und die Leser dieses Blattes nicht genug interessieren, wenn wir die Berichte der einzelnen Generalpostmeister noch weiter verfolgen wollten. Wir wollten ein Bild der früheren Verhältnisse geben — und das ist nach unserer Ansicht geschehen.

Wir fügen noch hinzu, daß jetzt ganz Europa, das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, Aegypten, Nubien und Sudan, Algerien, die Azoren und Kanarischen Inseln, Madeira, Marokko und die spanischen Besitzungen an der Küste Afrika's, die Vereinigten Staaten, Mexiko und Canada eine einzige Postunion, den „Weltpostverein" bilden, innerhalb dessen Grenzen bekanntlich der gleiche Tarif gilt.

Ob in Amerika die Herabsetzung der Porti (von drei auf zwei Cents per einfachen Brief), welche im Jahre 1882 angenommen wurde und am 1. September 1883 in Kraft trat, eine neue Zerrüttung des amerikanischen Postwesens hervorrufen wird, das läßt sich heute nicht sagen. Bis jetzt ist es ohne besonderen Nachteil gegangen.

Die Bessá[1] bei den Albanesen.

Von J. Ofič.

Bei den Albanesen herrscht der Brauch, Gänseriche zu züchten, welche, groß geworden, zu Wettkämpfen abgerichtet werden. Dieselben werden mit verschiedenen, die Kampflust erweckenden Vegetabilien gefüttert. Wer seinen Gänserich kampfreif glaubt, sendet einen Ausrufer aus. Derselbe schreit durch das Dorf: „Wer einen kampffähigen Gänserich hat, der komme mit ihm auf den Kampfplatz zum Wettkampfe!"

In den letzten Tagen des Monats August v. Js. forderte im Dorfe Unter-Rogjiza der Ausrufer zum Kampfe auf. Auf diese Aufforderung nahm ein vermögender Albanese seinen Gänserich und begab sich mit demselben auf den Kampfplatz. Hier erwartete ihn bereits der Rivale in Anwesenheit von mehr als 100 Männern. Der Kampf auf Leben und Tod blieb durch volle zwei Stunden unentschieden. Endlich begann ein Gänserich nachzugeben.

[1] Schwur.

Sein Eigentümer wollte ihm zu Hülfe eilen, was der Eigentümer des siegreichen Helden jedoch nicht zulassen wollte. Erbittert darüber, riß ersterer das Gewehr von der Schulter und schoß den Eigentümer des Sieger-Gänserichs auf der Stelle nieder. Die Zuschauer des blutigen Schauspieles waren im ersten Augenblick über die Unthat derart entsetzt, daß sich niemand rührte, um den Mörder festzuhalten. Derselbe flüchtete sich in die Berge, wurde jedoch von der Familie des Ermordeten hartnäckig verfolgt. Die wilde Jagd dauerte mehrere Stunden. Der Verbrecher lief bergauf, bergab, die Verfolger ihm nach. Als er sah, daß er sich nicht retten könne, lenkte er gegen das Dorf ein und flüchtete sich in das Haus — seines Opfers.

In der Stube lag der tote Asso, neben ihm aber saß seine alte Mutter und wehklagte und beweinte den Tod ihres einzigen Sohnes. Der Mörder stellte sein Gewehr in den Winkel und sagte:

„Ich bin in Deinem Hause, hilf mir und gib mir Bessá, denn man will mich ermorden!"

Diese Worte wiederholte der Mörder so lange, bis ihm das greise Mütterchen die Bessá gab. Als sich die Verfolger dem Hause näherten, trat die Mutter des toten Asso vor die Hausthür und winkte denselben mit dem Tüchel, zum Zeichen, daß niemand das Haus betreten darf. Die Verfolger zerstreuten sich, der Vater des Ermordeten blieb allein im Hofe. Als alle fort waren, betrat er die Stube. In derselben saß neben der Alten der Mörder seines Sohnes. Ueber dessen Kniee war ein Stückchen ihres Feredje[1] ausgebreitet.

„Entfern Dich aus der Stube, ich habe ihn auf meinen Eid genommen!" rief Asso's Mutter ihrem Gatten zu.

Der Alte sprach kein Wort, sondern stellte das Gewehr in den Winkel, gab seinem Sohne auf die kalte Stirne einen Kuß und gieng hinaus, um die für das Begräbnis nötigen Anstalten zu treffen. Unterdessen war die Sonne untergegangen. Die Bewohner des Dorfes waren im Innern ihrer Behausungen beschäftigt. Auch die Familie Asso's hatte zu thun, jedes nach seiner Art. Die Alte faßte ihren Schützling bei der Hand und führte denselben in die Berge. Als sie ihn in Sicherheit wußte, sagte sie zu ihm:

„Hier hört meine Bessá auf; jetzt schaue zu, wie Du weiter fortkommen wirst."

Die Bessá ist zu Ende, nun folgt die Rache. Je mehr die Familie des Ermordeten nach Vergeltung trachtete, desto eifriger bemühte sich jene des Mörders, um Verzeihung zu erlangen. Dieser Zustand hielt durch volle zwei Monate an.

[1] Der Mantel der mohammedanischen Frauen. Die mohammedanischen Albanesen-Frauen tragen wohl den Feredje, aber keinen Schleier. Auch die Frauen und Mädchen der auf den Abhängen des Rhodopegebirgs wohnenden mohammedanischen Bulgaren tragen keine Schleier, desgleichen die mohammedanischen Zigeunerinnen.

Eines Tages versammelte sich die ganze Anverwandtschaft des Mörders und beschloß, den Vater des Ermordeten zu bitten, dem Mörder das Blut zu schenken. Hierauf brachen alle auf — die Frauen nahmen ihre Säuglinge aus den Wiegen und trugen dieselben mit — und schlugen den Weg zum Vater Asso's ein. Allen voran schritt der Mörder, das Haupt mit einem Tüchel verhüllt und das Gewehr, welches ihn zum Mörder machte, mit dem nach abwärts gerichteten Rohr, um den Hals gehängt. Hinter dem Mörder schritten zwei seiner Freunde, dann aber kam die übrige Familienprozession. In der Nähe der Wohnung des Rächers angekommen, riefen alle wie aus einem Munde: „A-man, A-man!"[1] Das Geschrei dauerte bis Mittag. Der Vater des Ermordeten ließ sich nicht blicken, sondern beriet mit seinen Familienangehörigen, ob er ihn auf der Stelle niederschießen[2] oder ihm verzeihen soll. Endlich wurde beschlossen, Verzeihung zu üben. Der Alte verfügte sich zu der draußen harrenden Gesellschaft. Der Mörder kniete nieder, bereit auf Leben und Tod, die übrigen aber erneuerten das A-man! A-man! Der Greis nahm das Gewehr des Mörders und schoß es in die Luft ab. Dann hob er das Tüchel vom Kopf und küßte den Mörder, zum Zeichen, daß er ihm verzeihe. Dann küßte er die übrigen männlichen Familienglieder der Reihe nach ab, nahm den Mörder seines Sohnes bei der Hand, führte denselben in sein Haus und nahm ihn an Kindesstatt an. Den Schluß bildete ein drei Tage dauerndes Gastmahl im Hause des Rächers. Ländlich sittlich!

Barcelona.

Von Julius v. Bük.

(Schluß.)

Barcelona hat gleich so vielen kosmopolitischen Städten sehr wenig von seiner nationalen catalanischen Eigentümkeit bewahrt. Die Nähe Frankreichs und Italiens, der rege Verkehr mit allen Nationen hat auf den rührigen und fleißigen catalanischen Volksstamm seine Wirkung nicht verfehlt, und Barcelona ist heute eine durchaus moderne Weltstadt mit verschwindend nationalem Gepräge. Man spricht in Barcelona gewöhnlich die catalanische Mundart. Wohl versteht jeder Gebildete, wenn man so sagen will, oder Dank dem ausgezeichneten Volksschulunterricht ein jeder die Hochsprache oder das Castillianische. Das Catalan erinnert sehr an das Provençalische und Italienische, hat helle klingende Töne, ist energisch, ausdrucksvoll und zur Rhetorik, zum Gesange sehr geeignet. Mit seinen zahlreichen Vokalen erinnert das „Catalan" lebhaft an die Sprache Piemonts und besitzt auch zahlreiche Worte dieses wohltönenden Idioms. Doch spricht man, wie in jeder Hafen-

[1] Verzeihe!

[2] Nach dem Landesbrauch stand das Recht, dies zu thun, zu.

stadt des Südens, geläufig Französisch, Italienisch, Englisch, und auch die daselbst ansässigen Deutschen propagieren eifrigst die heimatliche Sprache. Die Landestrachten Cataluña's sind so ziemlich unter dem starken französischen Einfluß verdrängt worden. Die unteren Volksschichten, die Arbeiterkreise wählen mit Vorliebe die blaue Blouse des französischen Ouvrier, und die Marseillaise ist die stets begehrte Musik, die den größten Enthusiasmus erregt. Der Barcelonese ist ernst, fleißig, arbeitsam, geschäftstüchtig, von einer seltenen Nüchternheit, höflich, doch weniger zeremoniell im Umgang als die übrigen Spanier. An Ausdauer und Zähigkeit, das Begonnene durchzuführen, an Energie und Thatkraft und Unternehmungsgeist stehen sie nicht hinter den Engländern zurück. Die Gesichtszüge sind wenig mit jenen des übrigen Spanien verwandt; die in anderen Provinzen auffallende Vermischung mit arabischen, moresken und semitischen Elementen ist hier kaum zu bemerken. Der Menschenschlag ist schön, die Frauen zur Ueppigkeit geneigt, doch nicht von jener berückenden Schönheit wie in Andalusien, besonders aber in Sevilla. Der fortwährende Verkehr mit Ausländern hat auch die heimatlichen Sitten vielfach verändert, und alle nationalen Eigentümlichkeiten verwischt. Der Barcelonese ist ein Freund des Familienlebens, unterhält jedoch nur mit jenen einen Verkehr, mit denen er schon längere Beziehungen pflegt. Gleich den Engländern liebt er nach den Mühen des Tages den häuslichen Komfort, die Bequemlichkeiten des Lebens, einen guten Tisch. Die Nähe und der Einfluß Frankreichs ist in Sitten und Gewohnheiten, in öffentlichen Lokalen, in Wohnungen von Privaten, in deren Einrichtung und Geschmack in kennzeichnendster Weise zu bemerken. Die Vorliebe für Künste und Wissenschaften, für das Theater ist sehr groß, und alles auf diesem Gebiete Erscheinende erregt das höchste Interesse. Bedeutende Gelehrte und Künstler sind aus dieser Stadt hervorgegangen, und auf den Ausstellungen der bildenden Künste ist Barcelona stets mit bedeutenden Meistern und Werken vertreten. Der Trieb, sich zu unterrichten und zu bilden, ist erstaunlich, und in den Händen des ärmsten Mannes wird man eines der billigen Zeitungsblätter erblicken. Die Liebe zur Musik ist auch eine Eigentümlichkeit der Barcelonesen, und für Opern und Operetten empfindet man eine wahre Begeisterung. Der Arbeiter ist mäßig, intelligent, fleißig und strebsam, ein eifriger Politiker, der politische und volkswirtschaftliche Fragen mit Eifer und Verständnis bespricht. Die Bälle und Feste, Beleuchtungen, Feuerwerke, Regattas der Stadt erfreuen sich weiter Berühmtheit, und jedem Fremden werden wohl die aus Anlaß der Weltausstellung veranstalteten Festlichkeiten unvergeßlich sein.

Ueber die bauliche Entwickelung Barcelona's fehlen in der auch sonst sehr spärlichen heimischen Litteratur alle Quellen; es ist nur der Hafenbau, der Bau der Kirchen, über die sichere Daten vorhanden sind. Ein großer Teil der Stadt wurde im Erbfolgekrieg in den Grund geschossen, durch die fortschreitende Stadterweiterung demoliert und umgebaut und nur einige Quartiere am Hafen weisen ein höheres Alter auf. Das eigentliche Stadtgebiet umfaßt heute 12.20 Quadratkilometer, von welchen 8 Quadratkilometer verbaut sind. Die Länge der Straßen beträgt in den alten Stadtteilen 100.50 Kilometer, in der neuen Stadt 82 Kilometer, daher insgesamt 182.50 Kilometer. Die Stadtverwaltung leitet der Bürgermeister, der Alcalde constitucional, ein hoher Funktionär, welcher den Titel Exzellenz führt und einem alten Adels- oder Hidalgogeschlechte angehört, gleichwie in Italien, wo man auch nur aus altadeligen und reichen Familien das Stadtoberhaupt erwählt. Die Stadt ist in neun Bezirke geteilt. Den Sicherheitsdienst besorgt die städtische Munizipalgarde zu Fuß und zu Pferde, welche nach preußischen Mustern uniformiert ist. Ungleich anderen Städten des Südens, ist auch das städtische Löschkorps mit ausgezeichneten Löschgeräten und Dampfspritzen versehen, gut geschult und uniformiert. Die Sicherheitszustände sind günstig, der Bettlerunfug ungleich anderen spanischen Städten kaum gekannt. In allem und jedem macht sich die schon vor Jahrhunderten gerühmte Administration einer intelligenten und das Interesse der Stadt eifrigst wahrenden Obrigkeit bemerkbar. Auch die noch in ganz Spanien übliche Institution der Nachtwächter, die zu jedem Hause den Thorschlüssel besitzen, sind in ihrer ganzen „heiteren“[1] Originalität in Barcelona anzutreffen.

Die Wasserversorgung geschieht durch drei Wasserleitungen, von denen das Wasserwerk von Llobregat als das bedeutendste erscheint. Die Stadt ist in allen Teilen gut gepflastert, mit elektrischem und Gaslicht erleuchtet. Den Verkehr vermitteln ein- und zweispännige Mietwägen, Omnibusse, Pferde- und Dampftramways. Die Pferdebahnen zeichnen sich durch praktischen Bau, der jede Ueberfüllung verhindert, durch Reinlichkeit, gute Bespannung (2—4 Maultiere) aus. Die Verbindung der alten und neuen Stadtteile besorgt eine Ringbahn in einer Länge von 5 Kilometer, mit Pferdebetrieb. Die Stadt besitzt, ungerechnet die Seebäder, eine große Zahl eleganter Badeanstalten, drei allgemeine hygienische Anstalten größeren Styls.

Wie alle Städte des Südens, so ist auch Barcelona reich an der Menschlichkeit und Wohlthätigkeit gewidmeten Stiftungen und es würde weitaus an Raum mangeln, dieselben nur annähernd in ihrer großen Zahl und humanitären Bestrebungen zu schildern. So besteht das Hospital General de Santa Cruz, ein hochinteressanter Bau seit dem Jahre 1401. Es besitzt ein Ambulatorium, wo Kranke auch gratis mit Heilmitteln versehen werden.

Ein schönes Architekturwerk ist auch das Rekonvaleszentenhaus S. Pablo, mit einer Area von 47,135 m.

[1] Sie werden nämlich „Serenos“ genannt.

Zu nennen ist das Hospital S. Lazar, das Casa de Caridad, welches für 5000 Personen im Wege einer Subskription gegründet wurde. Gegenwärtig beherbergt dasselbe 2500 Greise beiderlei Geschlechtes, die übrigen Räume sind zu einem Waisenhause verwendet. Die jährlichen Unterhaltungskosten dieser Anstalt betragen bei 700,000 Franks. Die Gebär- und Findelanstalt erfordert 300,000 Fr., und das Casa di Misericordia bietet 300 verlassenen Kindern ein freundliches Asyl. Dem Jahre 1370 verdankt das Waisenhaus am Plaza de Elisabeto sein Entstehen, welches die Erziehung von Kindern vom 5. bis 12. Lebensjahre besorgt. Von den zahlreichen Humanitätsanstalten ist noch das Asilo Naval (Schiffsasyl) auf der ausrangierten Holzfregatte „Mazarredo" zu erwähnen, das einzige seiner Art in ganz Spanien. Waisenknaben von Schiffern der Kriegs- und Handelsflotte erhalten daselbst eine vollkommene Schulung und Ausbildung für den Seedienst.

Barcelona's Unterrichtsanstalten stehen auf der vollen Höhe der Zeit. Die Stadt unterhält 9 Schulen für kleinere Kinder; 20 Volksschulen für Knaben, 16 für Mädchen. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder beträgt 12,000. Außer diesen städtischen Anstalten bestehen noch eine große Zahl von Privatschulen für Kinder der besseren Gesellschaftsklassen, die sich eines sehr regen Besuches erfreuen. Sonntagsschulen, katholische Wohlthätigkeitskurse, die Schulen der Liga für den Volksunterricht, Freistunden in Musik und Sprachen ergänzen in ausreichendster Weise diese städtischen Anstalten. Außer diesen sind 25 Mittelschulen, ein polyglottes Lyzeum, ein Handelspolytechnikum. Die Taubstummenschule besteht bereits seit 1816 und zählt zu den besten Anstalten dieser Art. Ein für Schulzwecke seltenes Prachtgebäude ist das vereinigte Seminar, welches 1595 gegründet wurde. Die „Escuela de Bellas Artes", welche durch die Junta de Comercio 1751 gegründet wurde, ist weniger eine Kunstakademie, als eine Kunstgewerbeschule, die von 800 Schülern besucht wird, und die auch ein sehenswertes Museum besitzt.

Die Universität wurde 1714 durch Philipp V. gegründet, später in das Exkonvent Carmen übertragen. In den siebziger Jahren wurde ein Neubau begonnen, der erst vor einigen Jahren mit einem Kostenaufwand von über 4 Mill. Fr. beendigt wurde. Das Gebäude zeigt die Formen der Frührenaissance, besitzt einen mächtigen Glocken- und Uhrturm und ist in jeder Richtung als ein ausgezeichnetes, zweckentsprechendes Bauwerk zu bezeichnen, dessen zahlreiche Prachtlokale wirklich sehenswert sind. Die verbaute Fläche beträgt 11,000 qu.-m. und der anschließende botanische Garten umfaßt 17,000 qu.-m. In diesem großartigen Gebäude befindet sich auch die Provinzialgewerbeschule, und die Handelsschule mit bedeutendenden Lehrmittel-Sammlungen.

Die unter der Leitung Elias Rogents, des gewesenen Baudirektors der Ausstellung, stehende Architekturschule besitzt ein Baumuseum, wie es wenige Anstalten dieser Art besitzen. Ich würde nur wünschen, daß in Fachschulen Deutschlands und Oesterreichs ein so reiches Studienmaterial vorhanden wäre. Auch die Schule für Industrie-Ingenieure ist in diesem Gebäude. Dieselbe wird vom Staate, der Provinzialregierung und der Stadt erhalten und zählte im Vorjahre 230 Frequentanten. In den unteren Kursen, in denen dieselben Lehrer unterweisen, werden Werkmeister, Fabriksleiter, Webmeister ausgebildet. Die medizinisch-chirurgische Schule ist in dem bereits genannten Hospital de Santa Cruz eingerichtet. Nach den einzelnen Fakultäten und Studien entfielen Inskriptionen: Auf die Rechtsschule 420, Notariatskandidaten 40, Philosophie, Naturwissenschaften, Philologie, Lehramtskandidaten 800, Pharmazie 157, Medizin 350. Die Lehrerbildungsanstalten besuchten 630 Männer, 690 Frauen. Die Architekturschule hatte im Vorjahre rund 100 Frequentanten.

Trotzdem Barcelona als eine Handels- und Industrie-Stadt aufzufassen ist, besitzt es doch eine große Zahl von wissenschaftlichen Gesellschaften, Vereinen und Instituten, von denen nur die wichtigsten genannt werden mögen. Die „Real Academia de Buenas Letras" hat als Aufgabe die Pflege der catalanischen Litteratur und Geschichte, und besorgte auch die Ausgabe eines catalanisch-kastillanischen und kastillanisch-katalanischen Wörterbuches. Sie entstand aus der Academia de los Desconfiados, deren Gründung auf das Jahr 1701 zurückreicht. Die Gründung der königl. Akademie für Naturwissenschaften fällt in das Jahr 1764, jene für Medizin und Chirurgie 1770; dieselbe besitzt eine reichhaltige Bibliothek, besonders arabischer medizinischer Werke. Dem Jahre 1840 gehört die königl. Akademie für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung an. Zu nennen ist noch die pharmaceutische Akademie, das Kollegium der Advokaten, jenes der Notare, der Architekten, der Ingenieure, der archäologischen Gesellschaft, das Ateneo Barcelonés, das Arbeiter-Ateneo. Auch die Thätigkeit der Paläographischen Akademie, jene der schönen Künste, der Musikgesellschaft Euterpe verdient alles Lob.

Wohl wenige Städte Europa's erfreuen sich einer solch reichen Zahl von Archiven, Bibliotheken und Museen, wie Barcelona. Einen weiten und berechtigten Ruf in der wissenschaftlichen Welt genießt das Archivo General de la Corona de Aragon; es ist nicht nur das erste der spanischen Krone, sondern überhaupt eines der bedeutendsten der Welt. Dasselbe verdankt Pedro dem Ceremoniösen seine eigentliche Gestaltung und wurde bis 1766 im königlichen Palaste bewahrt, bis Karl III., dieser verständnisvolle Monarch, dessen Aufstellung im Palaste de la Generalidad veranlaßte. Eine eigentliche neue Aufstellung erfolgte im Jahre 1836 unter der Regentin Maria Christina durch den verdienstvollen Historiker Prospero de Bofarul, wodurch dasselbe überhaupt erst der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht wurde. Die Einteilung ist chronologisch, die Register sind folgende: Diversorum, Commune, Princeps namque, Sardinie, Curie Itinerum,

Peccunie, Sigilli secreti etc.; so zählt der große Saal des ersten Stockwerkes allein 6417 Regiſter. Das zweite Stockwerk enthält 18,475 Pergamente, von welchen jenes vom 12. Mai 844 das älteſte iſt. 800 päpſtliche Bullen geben einen Beweis über den lebhaften Verkehr, den das Königreich Aragon mit der päpſtlichen Kurie unterhielt. Die Inkunabeln-Sammlung iſt ſehr bedeutend und wertvoll; auch die aufgehobenen Klöſter und Konvente haben ein reiches und glänzendes Material an Inkunabeln, Kodexen, ſeltenen Büchern für dieſes Archiv erbracht. Für Geſchichtsforſcher hat der Archivvorſtand eine Hülfsbibliothek angelegt. Ehrfurchtgebietend wirkt das alte Bauwerk aus dem 15. Jahrhundert, welches für dieſes Archiv adaptiert wurde; beſonders die prächtige Haupttreppe, der von korinthiſchen Säulen getragene Galerieſaal ſind als wahre Perlen der Frührenaiſſance zu bezeichnen. Außer dieſem Archiv ſind noch jene des Municipiums, des oberſten Gerichtshofes, der Kathedrale, der Protokolle mit mehr als 40,000 Handſchriften, jenes des königlichen Hauſes zu erwähnen. Die bedeutendſte Bibliothek iſt jene der Univerſität, die über 200,000 Werke enthält, von denen 30,000 Bände allein in dem Leſeſaale für 150 Perſonen aufgeſtellt ſind. In der Capilla de Sa. Agueda iſt das archäologiſche Provinzial-Muſeum angeordnet und enthält römiſche Altertümer aller Art und des Mittelalters. Auch die Sammlung E. Fortuny's, des einſtigen ſpaniſchen Konſuls in Arles, welche von der Provinzialdeputation angekauft wurde, befindet ſich hier. Die numismatiſche Sammlung zählt über 1000 wertvolle Münzen. In einem ſchönen klaſſiſchen Bau im Parke iſt das Muſeo Martorell untergebracht, eine Stiftung des heimiſchen Gelehrten und Philanthropen Francesco Martorell y Peña. Dasſelbe enthält eine naturhiſtoriſche, kunſtgewerbliche, archäologiſche und eine numismatiſche Sammlung von 2000 Münzen. Auch die Sammlung des Muſeo de Bellas Artes iſt ſehenswert. Sie enthält Gemälde von Guido Reni, Caraccio, Albano, Luca Giordano, Rembrandt, Menghs, Mignard, Viladonat, Fortuny, Dioscoro. Von Privatſammlungen ſind das Muſeo de la Vireyna, des Grafen Belloch, das artiſtiſch-archäologiſche Muſeum von Boſch und Pazzi, die Waffenſammlung José Eſtruch, das japaniſche Muſeum des deutſchen Generalkonſuls Lindau zu nennen. Die numismatiſchen Sammlungen Privater ſind ſehr zahlreich, und mögen nur die von M. Vidal y Quadras, Juan Armengol y Robert, Ramon de Siscar genannt ſein. Zu erwähnen iſt das Caſino Barcelonés, welches mit einem Aufwand von $1^1/_4$ Mill. Fr. erbaut wurde, das Centro Induſtrial de Cataluña, der Circulo Union Mercantil, die Union Fabril y Mercantil, die zahlreichen Arbeitervereine die für den Fortſchritt, für Anbahnung des materiellen Wohles der arbeitenden Klaſſen durch Aſſociation thätig ſind.

Es wird wohl wenig Städte geben, welche ſchon in kurzer Zeit, nach dem Aufenthalt von wenigen Stunden, ſolch angenehme Eindrücke hervorrufen, wie Barcelona. Seine prächtigen breiten Straßen, die zum größten Teile mit Palmen und Platanen bepflanzt ſind, der großartige neuerbaute Hafen, die glänzenden Quais, ein weiter Blick auf die tiefblaue See, werden auf jeden Fremden ihre Wirkung nicht verfehlen. Einen ganz eigentümlichen Anblick gewährt auch der Stadt und Meer beherrſchende, ſtark befeſtigte Montjuich (Judenberg), der einſt dieſer Nation zu Begräbnisſtätten diente. Das alte Kaſtell mit ſeinen Baluarden, Parapeten, Batterien, Rebellins und Cortinen iſt ein intereſſantes Werk der Befeſtigungskunſt. Die Kirche desſelben erfreut ſich als Wallfahrtsort an den Feſten der heiligen Jungfrau eines zahlreichen Beſuches. Der 213 m. hohe Berg iſt durch eine beſondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Derſelbe ſoll nach einem ſehr gelungenen Projekte unterfahren und in eine Parkanlage verwandelt werden — eine Idee, deren Ausführung wohl Millionen beanſpruchen würde. Barcelona macht mit Ausnahme ſeiner größtenteils gothiſchen Kirchenbauten ſelbſt in ſeinen älteren Teilen den Eindruck einer modernen ſüdlichen Stadt mit flachen Dächern, Balkonfenſtern, welche Licht und Luft im reichſten Maße in die Wohnungen dringen laſſen. Die Stadt war früher von Befeſtigungen auch gegen die Seeſeite eingeſchloſſen und hatte durch beinahe 5 Jahrhunderte ihre urſprüngliche Ausdehnung bewahrt. Seit dem Jahre 1850 fiel ein Teil dieſer Mauern, dem im letzten Jahrzehnt alle übrigen folgten, ſo daß heute Barcelona eine offene Stadt iſt. An Stelle derſelben trat die Ringſtraße oder Ronda, die neuen Stadtteile, die durch ſchöne und ſolide Bauten ausgezeichnet ſind und ſich den Vororten anſchließen. Die Altſtadt durchſchneidet in ihrer ganzen Länge ein mit Platanen beſetzter Straßenzug, der eigentlich aus Plätzen verſchiedener Breite beſteht und die „Ramblas" genannt wird. Derſelbe mündet in den ungeheuren Plaza Cataluña, der mit der originellen Felſengrotte, der Zentralpoſt, Panoramas, Theatern, Kunſtreiterbuden beſetzt iſt. Dieſe Ramblas bieten das Bild der Pariſer Boulevards, nur daß der ſonſt übliche Fahrdamm den Fußgängern überlaſſen iſt. Prachtläden, die erſten Hotels, große Cafés, die erſten Theater, Muſeen zieren dieſe pittoreske Straße, die bis in die früheſten Morgenſtunden nichts von ihrer Lebendigkeit verliert. Durch die Demolierung der gegen die Seeſeite gelegenen Mauern wurde ein prachtvoller Quai geſchaffen, und ſchöne mit Gartenanlagen und Palmenalleen geſchmückte Plätze traten an den Platz altertümlicher Quartiere. Auch des plaſtiſchen Schmuckes entbehrt nicht jener Stadtteil. Standbilder berühmter Männer, die Reiterſtatue Prims, endlich die 80 m. hoch aufragende Säule mit dem Standbilde Chriſtof Columbus' verleihen der ganzen Hafengegend ein monumentales Gepräge. Hier ſind der Paſeo Iſabel II., der Paſeo Aduana mit der ſich daran ſchließenden Vorſtadt Barceloneta, die größtenteils von Seeleuten bewohnt wird, zu nennen. Der großen Gasanſtalt und Maſchinenfabrik gegenüber befindet ſich

der Plaza de Toros, die Arena für die Stiergefechte, die über 15,000 Personen faßt. Sehr schön ist auch der in den industriellen Vorort Gracia führende breite, mit Platanen bepflanzte Paseo de Gracia. Eine wahre Prachtstraße unter allen Straßen, welche unsere modernen Stadterweiterungen geschaffen haben, ist die Calle de las Cortes Catalanes, kurz auch Cortes genannt. Sie ist durch ihre vornehmen Bauten das eleganteste Quartier der Stadt, 50 m. breit, 5 Km. lang und mit Platanen bepflanzt. An Gartenanlagen mit Reizen der üppigen südlichen Vegetation ist die Stadt sehr reich. So die mit einem Teiche, einem prächtigen Wasserschlosse geschmückte Anlage des Parque, die schöne Promenade Salon Sr. Juan, in welchem die Bauten für die Weltausstellung errichtet wurden.

Das großartigste Wahrzeichen der Stadt, ihr glänzendstes Bauwerk ist die altehrwürdige Kathedrale, welche sich nach V. Diago zu den ältesten Kirchen der Christenheit zählen kann, da sie an derselben Stelle errichtet wurde, wo St. Jago das Kreuzeszeichen aufpflanzte. Aymerich bestätigt in seinen „Acta Episcoporum Barehin" gleichfalls das Alter dieser Kirche, desgleichen Flores im „España Sagrada" und Tejada berichtet, daß in derselben 540 das erste Konzil und 599 das zweite Konzil stattfand, nachdem die Kirche den Titel Santa Cruz (hl. Kreuz) angenommen hatte. Nach Eduardo Tamáro wurde der Grundstein zur ersten Kirche im Jahre 801 unter dem Frankenkönig Ludwig dem Frommen gelegt, und während der Herrschaft der Saracenen auch nicht profaniert. 880 wurden die Reliquien der Märtyrerin St. Eulalia durch den Bischof Frodoino in die Kathedrale übertragen und seit dieser Zeit führte dieselbe den Titel Santa Cruz und Eulalia. 1048 begann Ramon Berenguer I. mit seiner Gemahlin Isabel den Neubau der Kirche, nachdem der alte Bau durch Alter und Kriegsstürme baufällig geworden war. Der Bau wurde so eifrig gefördert, daß bereits 1058 die Einweihung desselben erfolgen konnte, an der sich zahlreiche Erzbischöfe und Bischöfe beteiligten. Diese Kirche erhob sich an derselben Stelle und war nach der herrschenden Bauweise im romanischen Style erbaut. Einige Teile dieses Baues sind noch heute erhalten, so das Marmorthor der Klausur, mehrere Skulpturen des nördlichen Thores, an jener des St. Ivo. Das Claustrum Canonical, das Sepulcrum Sedis, der Kreuzgang, mehrere Kapellen, so die der Sta. Lucia, wurden 1270 errichtet, um welche Zeit sich auch die Erweiterung der Kirche als notwendig erwies.

Das Domkapitel einigte sich daher mit dem Bischofe Bernardo Peregri und dem König Jakob II. zur Erbauung einer glänzenden Kathedrale, deren Arbeiten am Tage Kreuzerfindung 1298 begonnen wurden, wie ein Gedenkstein am Thore S. Ivo besagt. Langsam schritt der Bau vorwärts, der im reinsten Spitzbogenstyl errichtet wurde; die älteren Teile desselben gehören der zweiten Epoche, die neueren der dritten Epoche dieser Kunst an. Als Hauptmeister wird Jakob Fabre aus Malorca genannt, der auch 1339 die Krypta der heil. Eulalia beendigte. Seinen eigentlichen Abschluß mag der Bau im Jahre 1400 gefunden haben. Der Chor befindet sich im Mittelschiffe, das kostbare Chorgestühle ist ein Werk von Mathias Bonafé 1483. Dieser Chor ist durch eine prachtvolle Marmorpforte im schönsten Style der Spätrenaissance abgeschlossen, ein Werk Bartolomeo Ordano's 1564. Ein Meisterwerk ersten Ranges ist der Hauptaltar in getriebenem Silber und vergoldet, um den ein Kranz von Kapellen gelegen ist. Das dämmerige Halbdunkel der Kirche, ihre alle Kunstepochen der Glasmalerei aufweisenden Fenster, ihre majestätischen hohen Giebel und Schiffe lassen in jedem Besucher einen unvergänglichen Eindruck zurück. Im Presbyterium der Kirche wurde das erste und einzige Kapitel der spanischen Ritter vom goldenen Vließe unter Kaiser Karl V. im Jahre 1519 abgehalten, und noch heute schmücken farbige Wappenschilder der Ritter das Gitter desselben. Im Jahre 1448 trat noch der architektonisch bemerkenswerte Kapitelsaal hinzu, in dessen Nebenräumen auch die kostbare Kunst- und Schatzkammer der Kathedrale angeordnet ist. Auch der Silberthron Martin von Aragons wird daselbst verwahrt. Weniger bemerkenswert sind die beiden Türme, die „Reloj" und „Campanaria" (Glockenturm) genannt werden, zu denen 240 Stufen hinanführen und von deren Platform man eine schöne Aussicht über Stadt und Meer genießt. Gegenwärtig wird an diesem gothischen Musterbau eine neue Fassade mit zwei Türmen nach dem Entwurfe Manuel Girona's erbaut. Die Arbeiten werden durch den von der Akademie S. Ferdinando bestellten ausgezeichneten Architekten José Mestres geleitet. Sehenswert ist auch die im Jahre 1000 gegründete Kirche S. Maria del Mar, die stark romanisierende Kirche San Pedro de las Puellas. Auch jene der heil. Anna, des heil. Jakob, S. Augustin sind hervorragende gothische Bauten.

Die einzige als Bauwerk bedeutende Kirche der Renaissance-Epoche ist die Kirche S. Miguel des Hafens. Unter den zahlreichen Klosterkirchen ist die neuerbaute Kirche der Salesianerinnen im blühendsten gothischen Style, wohl die sehenswerteste. Die evangelische Kirche ist durch 7 Kapellen mit spanischem Gottesdienste, ferner ein französisches, englisches, schwedisches Bethaus vertreten. Die protestantischen Gemeinden unterhalten auch Krippen, Volksschulen, Kurse für Erwachsene.

Unter den Verwaltungsbehörden gewidmeten Gebäuden ist vor allem das Rathaus, Casa Consistorial, zu nennen. Dem alten gothischen Bau aus dem 14. Jahrhundert wurde eine mit einer Attika geschmückte Fassade im Renaissancestyle vorgebaut. Eine Sehenswürdigkeit dieses Gebäudes bildet der Saal der Hundert, in welchem die erste Sitzung dieser Verwaltungsbehörde 1373 gehalten wurde. Sie ist mit Oelgemälden der bedeutenden Männer

Barcelona's geschmückt und diente auch während der Weltausstellung zu den festlichen Empfängen des Bürgermeisters, der als Präsident derselben fungierte. Sehr luxuriös eingerichtet und mit vorzüglichen Gemälden geschmückt sind der neue Saal des Consistoriums, der Konferenzsaal, die Bureaux des Alcalden und Sekretariats. Ein schönes Gebäude ist ferner der oberste Gerichtshof, die Audiencia, mit einem reizenden Patio, den in der spanischen Architektur üblichen Hofanlagen. Einer der größten Bauten der Stadt ist das Casa Lonja, in jeder Richtung ein ausgezeichnetes Baudenkmal, welches mit seinen Säulenrisaliten ein mächtiges Fronton trägt. Sehr schön ist auch hier die mit einem Brunnen geschmückte Anlage des Patio. Das im Jahre 1772 erbaute Gebäude dient zahlreichen Behörden, der nautischen Schule, dem Admiralate, der Akademie der bildenden Künste. In dem Prachtbau der Aduana sind die Bureaux des Gouverneurs und der demselben unterstehenden Aemter der Finanzdirektion eingerichtet. Ein neuerer Bau ist der Palast des Generalkapitanats. Derselbe war ursprünglich ein Convent, wurde jedoch im Jahre 1846 in stark barockisiertem Styl umgebaut. Die Fassade ist wegen ihrer schönen Stukkoornamente bemerkenswert. Barcelona hat ferner fünf Kasernen, die als Bauwerke wenig hervorragen, doch in Raumverteilung und Reinlichkeit allen sanitären Anforderungen entsprechen.

Zum Schlusse des Bauwesens mag noch der Vergnügungsorte gedacht sein. Der Vorliebe der Bevölkerung für dramatische Produktionen wurde bereits erwähnt, und es kann daher nicht verwundern, wenn die Zahl der Theater bereits das Dutzend überschritten hat. Ein brillanter Theaterbau ist das nach dem großen Brande von 1861 neuerbaute Teatro Liceo oder Opernhaus, in dem auch Bälle und Maskeraden abgehalten werden. Es hat 130 Logen, 1300 Sitzplätze. Außerdem enthält es noch das Konservatorium für Musik, große Säle, ein Restaurant und Café. Ein akustisch ausgezeichnet gebautes Theater ist das prächtige Teatro Principal, Eigentum der wohlthätigen Gesellschaften. Es faßt 2500 Personen und ist, wie die meisten Theater, elektrisch beleuchtet. Die übrigen Theater haben einen Fassungsraum für 750 bis 2000 Personen. Außerdem besteht eine Arena für Stiergefechte, ein Zirkus, ein Reiterverein mit großer Manege, zahllose Kaffeehäuser mit Konzerten und Schaustellungen, im Karneval Maskenzüge, Bälle. Man sieht daher, daß Barcelona auch in dieser Richtung hinter keiner Weltstadt zurücksteht.

Zwei neue Knochenhöhlen aus Siebenbürgen.

Seit dem Jahre 1881 mit der Erforschung unserer siebenbürgischen Höhlen beschäftigt, genügt mir wohl das numerische Resultat, denn schon im mittleren Maros-Thale zwischen Karlsburg und Arad gelang es mir, mehr als 50 neue Höhlen zu entdecken. Aber in einer Beziehung waren meine vielen Bemühungen unbefriedigend, da es mir nur in zwei siebenbürgischen Höhlen gelang, die Reste vorweltlicher Tiere, und zwar des Ursus spelaeus *Blumb.*, in großer Zahl vorzufinden. Uebrigens scheint Siebenbürgen in Knochenhöhlen sehr arm zu sein, denn aus früherer Zeit sind nur die Knochenhöhlen von Homorod Almas (östlicher Teil am Fuße des Horgitagebirges), Natir Pojana[1] (im Laposgebirge, nördlicher Teil), Oncsacra (im Bihargebirge) bekannt. Die vierte Knochenhöhle am Bucsecc, wo das rumänische Kaluger-Kloster Skit la Jalomnitza oder Skit la Pestere liegt, fällt schon ins Rumänische und kommt seit dem vorigen Jahrhundert mehrmals in Erwähnung.[2]

Erst im Jahre 1882 förderte ein nach dem nördlichen Teile des siebenbürgischen Erzgebirges unternommener Probeausflug bei dem Dorfe Bedellö in der Nähe der berühmten Bergortschaft Torocrko die erste Knochenhöhle.

Die von Jahr zu Jahr mit großem Eifer betriebenen Ausgrabungen führten endlich in den vom Erzgebirge bedeutend entfernten südlichen Karpathen neben dem kleinen walachischen Dorfe Petrosz zur zweiten Knochenhöhle. Es sei mir gestattet in den folgenden Zeilen über diese zwei Knochenhöhlen kurze Mitteilung zu machen.

1. Die Knochenhöhle von Bedellö bei Torocrko.

Von der Bahnstation (ungarische Staatsbahn) Torda oder Nagyknyed drei Stunden entfernt, liegt die anmutige alte Bergortschaft Torocrko. In der westlich von dieser Ortschaft malerisch sich erhebenden Kette von Kalkbergen gelangen wir auf ein gegen den Aranyos-Fluß mit steilen Felswänden abfallendes Plateau, welches die Vertiefungen zahlreicher größerer und kleinerer Dolinen zeigt. Auf einem nur von Hirten gekannten Fußwege kommt man zur Höhle, von der man noch etwa 500 m. gegen Alcó Szolcsva das tief eingeschnittene Thal des Aranyos-Flusses wie aus der Vogelperspektive überblicken kann. Der niedrige und ziemlich versteckte Eingang sowie ihre waldige Umgebung liegen schon auf dem Gemeindegebiet von Bedellö. Gleich nach dem Einkriechen erhebt sich vor uns eine mächtige Felsensäule, so daß man neben dieser in zwei Richtungen in die Höhle gelangen kann.

Rechts kommen wir in eine große dunkle Halle, die Haupthöhle, welche sich fast im rechten Winkel quer vor dieser Oeffnung von Norden gegen Süden hinzieht. Gegen Norden sehen wir eine Nebenhalle, welche, sich immer

[1] Hauer und Stache, „Geologie Siebenbürgens", Wien 1861, erwähnt schon auf Seite 396 die zahlreichen Ueberreste von Ursus spelaeus und anderer Tiere der Diluvialzeit. Dann beschäftigt sich Franz Porepny mit dieser Höhle im „Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien", 1862, II. Jahrgang, Verhandlungen 194.

[2] Die erste kurze Notiz finden wir in der „Siebenbürgischen Quartalschrift", 1793, III. Bd., S. 106, von J. Kleinkauf.

verschmälernd, 9 m. dauert. Westlich, also gegen den Ausgang, öffnet sich eine zweite Seitenhöhle, welche eine Länge von 20 m. hat. Diese Halle ist teilweise verschüttet und nur durch eine schmale Zwischenwand von dem Eingang getrennt. Wir müssen noch einen in die östliche Wand 24 m. weit eintiefenden Seitenast erwähnen.

In die Haupthöhle zurückgekehrt, welche hier eine Breite von 10 m. bei einer Höhe von 15 m. annimmt und verschiedene Stalaktiten und Stalagmiten zeigt, sehen wir, daß die Höhe gegen Süden zu immer mehr abnimmt, so daß sie am Ende nur 3—4 m. beträgt. Der Boden ist nur am Eingange etwas abschüssig, zeigt aber von hier bis zum Ende kaum eine geringe Steigung und ist überall mit Kalksinter bedeckt. Bei der nun beginnenden zweiten Abteilung der Höhle vermehren sich die Stalaktit-Bildungen und am Ende dieser Abteilung hängt ein riesiger, mehr als 3 m. langer vielgestaltiger Stalaktit von der Decke herab. Nun fängt die Höhle wieder an, höher zu werden, worauf sie etwas weiter von 10 m. nach 6 m., ja bei Verengerung durch einen anderthalb Meter hohen Stalagmitenhügel sogar auf 4 m. absinken soll, wogegen hier zugleich auch die reichsten Stalaktitenornamente vorkommen. Die älteren Gebilde sind meistens von Haematit rötlich gefärbt, während die jüngsten blendend weiß erscheinen. Die ganze Länge der Haupthöhle beträgt 105 m., die Temperatur 8° C., die Luft ist rein und keine Fledermäuse halten sich hier auf.

Unter einer dünnen Tropfsteinschicht im gelben Höhlenlöß eingebettet liegen die Knochen des Höhlenbären, von einstigen Wasserfluten unregelmäßig zerstreut. Die Rippen, die Extremitätsknochen, die Wirbelknochen sind ziemlich häufig, doch wurde bisher nur ein einziger Schädel aufgefunden. Zur Vergleichung geben wir die Angaben des Universitätsprofessors Dr. Ant. Koch und Dr. Ad. Dersó aus Klausenburg, die sich auf die Funde der Oncsacraer Höhle und des bei uns einheimischen Ursus arctos *L.* beziehen.[1]

An unserem Exemplar beträgt die Länge 0.39 m., die Höhe 0.18 m., die Breite 0.25 m. Dieselben Angaben wie beim Schädel von der Knochenhöhle Oncsacra und beim recenten Bären (Ursus arctos) im Zoologischen Institut der Universität Klausenburg:

Ursus spelaeus	0.424	0.19	0.26
Ursus arctos	0.33	0.17	0.22.

Die Länge eines rechtsseitigen Kiefers bis zum Eckzahn beträgt 0.35 m., die Höhe dieses Kiefers bei dem letzten Mahlzahn 0.09 m., beim Suspensorio 0.17 m. Der letzte Molarzahn ist 0.007 m. hoch, 0.028 m. lang und 0.02 m. breit. Der Eckzahn erhebt sich auf 0.045 m.

Die Länge eines Femurs ist 0.45 m. Dieselbe beträgt an den Exemplaren von Oncsacra 0.47 m., beim recenten Bären 0.38 m. Die Länge eines os humeris ist 0.30 m., dieselbe von Oncsacra 0.41 m., beim recenten Bären 0.33 m.

Diese Knochen stammen von verschiedenen Individuen, die ohne Unterschied des Alters und Geschlechts in verschiedenen Zeiten durch die diluvialischen Wasseranschwellungen hier eingeschwemmt wurden. Menschliche Ueberreste oder Spuren einer Kulturschichte kann ich in dieser Höhle, trotzdem an manchen Stellen bis anderthalb Meter tief gegraben wurde, nicht konstatieren.

2. Die Knochenhöhle von Petrosz.

Die Höhle liegt von der Verkehrslinie weit entfernt und ist in dem oberen Thale des Strell-Flusses, wo der Strigy seine westliche Richtung plötzlich nach Norden zu verändert, von den Eisenbahnstationen Puj oder Krivadna der Piski-Petrocsenyer Flügelbahn aus in einem halben Tage zu erreichen. Von jeder Seite hinzu vertieft sich der dahinführende Weg beim Dorfe Petrosz in ein zwischen Kalkfelsen eingekeiltes romantisches Thal, in welches ein sich streng an den Strell-Fluß schmiegender Fußpfad unsere Schritte lenkt. Schon auf dem dahin führenden Wege wird uns eine Höhle sichtbar, zu der wir aber nur mit Hülfe gehöriger Vorrichtungen hinaufgelangen können. Mehr hinauf hemmt unsere Schritte ein „Sipotulu" genannter Torrens, welcher aus schwindelnder Höhe mit lautem Getöse in die Tiefe stürzt. Unweit von hier beginnt das mühsame Besteigen der Knochenhöhle, welches zwischen dichtem Gebüsch auf steilen Abhängen unter andauernder Lebensgefahr fast zwei Stunden dauert.

Ganz oben am Fuße einer nackten, senkrechten Felsenwand befindet sich eine dreieckige und von den Hirten „Gaura Pojeni" genannte Höhlung, welche mit ihrem anspruchslosen Aeußern die inneren Schönheiten und ihren paläontologischen Wert kaum ahnen läßt.

Diese in der Litteratur bis jetzt nicht bekannte Höhle will ich nach dem Namen des unermüdlichen Forschers der südlichen Grenzkarpathen und des Erzgebirges Béla v. Inkey benennen.

Die Höhle vertieft sich stollenförmig und endigt in ein kellerartig sich ausdehnendes Gewölbe, in welches schon früher eine schachtartige Vertiefung eindringt. Die Hirten der Umgebung lassen sich in dieselbe an Baumstämmen hinunter, und auch wir benützten diesen Weg, bis es uns gelang, auf den viel sichereren und bequemeren Schachteingang zu stoßen. Sowohl der einführende Gang wie auch die hintere geräumige Höhle sind mit den verschiedenartigsten Tropfsteinbildungen angefüllt, und besonders von der Wölbung des Kellerraumes hängen die sonderbarsten Formen der Stalaktiten gleich malerischen Dekorationen herab. Die langsame Thätigkeit der herabfallenden Wassertropfen hat mächtige Säulen und statuenartige Gruppen gebildet.

[1] „Bericht über die Untersuchung der Knochenhöhle von Oncsacra ꝛc. von Dr. Ant. Koch, Universitätsprofessor, und Dr. Ad. Dersó, Assistent." „Jahrbücher des Museumvereins zu Klausenburg." Neue Folge, 1877, Nr. IV.

Die Länge der Höhle beträgt 91 m.; die Luft darin ist gesund und zeigt im hinteren Teile eine Temperatur von 8° C., was dem jährlichen Temperaturmittel der dortigen Gegend entspricht. Ihrer Entstehung nach ist sie unseren Aus- und Einbruchshöhlen einzureihen. Die Fledermäuse sind aus ihr, wie es scheint, durch die Hirten verscheucht worden, die in der Höhle vor den Gewittern Schutz suchen. Die Höhle verdient neben den reichen Tropfsteinbildungen auch wegen der hier vorkommenden Ueberreste des Ursus spelaeus *Blumb.* das Interesse der Fachkreise. Die Knochen befinden sich in dem Höhlenschlamme des 7 m. breiten und 15 m. langen Kellerraumes. Durcheinander geworfen, wurden sie hier eingebettet und sowohl dieser Umstand, wie der Mangel größerer Knochen, die Abschürfungen und Reibungen an den Gelenkköpfen weisen auf die Annahme hin, daß wir hier nicht die Ueberreste der dort verendeten Tiere finden, sondern dieselben wurden zur Zeit größerer Wasseranschwellungen aus entfernter liegenden Höhlen und oberflächlichen Dolinen herbeigeschwemmt.

Das Fehlen oder die Seltenheit der größeren Knochen, die an allen Knochen bemerkbaren Nitzungen, Wetzungen und Brechscharten scheinen diese Annahme zu bestärken. Aus diesem Grunde können meine Ausgrabungen kein vollständiges Kopfskelet aufweisen, denn aus den vorhandenen Bruchstücken zu urteilen, zerbrachen diese bei der gewaltsamen Hinwegschleppung, und ich könnte höchstens auf die Schädel der von näher hergerollten Individuumskelette rechnen. Desto weniger haben wir Hoffnung, hier in den Besitz eines kompleten Skeletes zu gelangen, sondern müssen uns mit der Fülle von Gliedmaßenresten, Rippenstücken und Wirbeln begnügen.

Bis jetzt kann ich über 15 Kinnladen referieren, doch sind einzelne dieser so sehr zerbrochen, daß sie genaue Messungen nicht zulassen. Mit den meisten aber konnte ich in Betreff der Kinnladenlänge, Höhenmaß, Zahnstellung und Gliederung interessante Vergleiche mit den in unseren bekannteren vaterländischen Höhlen gefundenen Ueberresten anstellen. Nur beispielsweise sei erwähnt, daß die Länge eines linksseitigen Kiefers 0.3 m., die Höhe beim letzten Mahlzahn 0.07 m. betrug. Die Länge einer Tibia ist 0.28 m., einer Fibula 0.235 m.

Die Qualität und Größe der Knochen vertritt Bären sehr verschiedenen Alters, und auch an den Knochen der ausgewachsenen Individuen sind einige dem Geschlechte eigentümliche oder infolge pathologischer Erscheinungen aus dem Einflusse des Klima's und der Nahrung entstandene Abweichungen zu beobachten.

Der bisherige Knochenvorrat der Höhle kann ein ansehnlicher genannt werden, und ich hoffe, daß die fortgesetzten Ausgrabungen noch viel Wichtiges zu Tage fördern werden.

Die detaillierte Beschreibung und die Maße der Knochen habe ich mit samt den entsprechenden Zeichnungen bereits an das ständige mathematische und naturwissenschaftliche Komité der ungarischen wissenschaftlichen Akademie in Budapest eingesendet, wo auch meine vorläufigen Berichte erschienen.[1]

Deva. Gabriel Téglás.

Litteratur.

* Junker, Dr. Wilh.: Reisen in Afrika, 1875—1886. Nach seinen Reisebüchern unter der Mitwirkung von Richard Buchta herausgegeben von dem Reisenden. Mit ca. 300 künstlerisch vollendeten Original-Illustrationen und zahlreichen Originalkarten. Erste bis dritte Lieferung. Wien und Olmütz, Eduard Hölzel, 1889. — Seit der Rückkehr Dr. Junker's aus Innerafrika, wo er beinahe zwölf Jahre unter den größten Anstrengungen und Strapazen verbrachte und mehrere Jahre lang verschollen war, hat man mit Begierde dem Erscheinen seiner Reiseberichte entgegengesehen, denn Junker gehört unbedingt zu denjenigen deutschen Reisenden, welche nicht nur am meisten von Innerafrika mit Nutzen gesehen und mit Fleiß erforscht, sondern dort auch am meisten erlebt haben. War er doch nächst Dr. Schnitzer-Emin Pascha derjenige Europäer, welchem der unvergeßliche Gordon Pascha das meiste Vertrauen schenkte; hat er sich doch längere Zeit in Ladó, der Zentralstation der ägyptischen Aequatorialprovinz, bei Emin Pascha aufgehalten und noch eben rechtzeitig in der letzten Stunde Stanley die zuverlässigsten Daten darüber zu geben vermocht, wo und wie er den von Aegyptern und Engländern verlassenen tapfern Emin Pascha finden könne. Das obengenannte Werk, von dem uns bis jetzt die drei ersten schön ausgestatteten Lieferungen (je 32 Seiten Text) vorliegen, wird daher in allen Kreisen mit dem größtem Interesse begrüßt werden und in der Kunde von Afrika eine große Lücke ausfüllen, in der deutschen geographischen Litteratur eine hervorragende, eine Ehrenstelle einnehmen. Die vorliegenden Lieferungen eröffnen die Schilderung von Dr. Junker's erster afrikanischer Reise von Alexandrien durch die Libysche Wüste ꝛc. 1875. Das Werk soll in etwa 50 Lieferungen erscheinen und etwa bis Ende 1890 fertig sein. Die rühmlichst bekannte tüchtige Verlagshandlung Ed. Hölzel in Wien verbürgt uns die genaue Einhaltung des einladenden Prospekts und die Gediegenheit der Ausstattung. Wir werden nach dem Erscheinen weiterer Lieferungen darauf zurückkommen und begnügen uns einstweilen mit dieser vorläufigen Anzeige.

[1] „Mathemathische und naturwissenschaftliche Berichte der ungarischen Akademie in Budapest." XVIII. Band vom Jahre 1882. Seite 57—65 enthält die Bedellöer Knochenhöhle. Neue Knochenhöhle bei Petrosz, in denselben Mitteilungen, Band vom Jahre 1886, und die detaillierte Beschreibung im Band XXI vom Jahre 1888, Seite 166—191.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchh. Nachf. in Stuttgart.

So eben beginnen zu erscheinen:

A. v. Humboldts ges. Werke

(Kosmos. Reise nach den Aequinoktialgegenden. Neu-Spanien. Ansichten der Natur. Cuba. Lebensbeschreibung)

in neuer vorzüglicher Ausgabe. 30 Lief. à 50 Pf.

Jede Woche erscheint eine Lieferung.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 20. Stuttgart, 20. Mai 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der Manchester Schifffahrtskanal. S. 381. — 2. Mexiko zur Zeit Motezuma's. Nach altspanischen Quellen aus dem Jahre 1691. Von H. Keller-Jordan. (Schluß.) S. 585. — 3. Die Eiszeit im Sillthale. Von Julius Jäger. S. 389. — 4. Die kais. japanische Universität in Tokyo und ihre Einrichtung. S. 391. — 5. Forschungsreise im Atlas-Gebirge. Von Josef Thomson. S. 394. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 400.

Der Manchester-Schifffahrtskanal.

Noch vor 130 Jahren galten die Straßen in England für die schlechtesten und es gab noch keine einzige meilenlange Strecke von einem Kanal, wie man ihn heute bezeichnet und was man darunter versteht. Der wunderbare Aufschwung des Handels und des gewerblichen Lebens ungefähr von dieser Zeit an, erhielt seinen ersten und stärksten Impuls von der Erbauung des Bridgewater-Kanals[1] zwischen Manchester und Liverpool, und Manchester darf füglich die stolze Auszeichnung und das Verdienst beanspruchen, daß er den ersten Anstoß gegeben habe, mittelst verbesserter innerer Verkehrsmittel jene Gegenden für Handel und Fabriksthätigkeit eröffnet zu haben.

Von dem Tage der Eröffnung des Bridgewater-Kanals an wurde die Warenfracht um drei Vierteile verringert und es trat wie durch Zauberschlag eine Veränderung ein. Der Handels- und Gewerbe-Verkehr von Manchester und dem ganzen Bezirk seiner Umgebung wuchs ruck- und sprungweise, bis er nicht nur die Hauptmasse der Zufuhr englischer Lebensbedürfnisse vom Kontinente her bildete, sondern die ganze bewohnte Welt durchforscht und durchwühlt wurde, um neue Märkte für britische Erzeugnisse zu finden, und innerhalb der darauffolgenden 50 Jahre wurden 3000 englische Meilen Kanäle mit einem Aufwand von 50 Millionen Lstrl. gebaut. Fünfzig Jahre nach der Eröffnung des Bridgewater-Kanals ließ Manchester sich auf ein zweites Unternehmen von ähnlicher Art und einem ähnlichen Zwecke ein: die erste wirklich erfolgreiche Eisenbahn ward erbaut, der erste Vorläufer eines Systems von Schienenwegen, welches alles übertraf, was die Welt seither gesehen hatte. Merkwürdigerweise war eine der hauptsächlichsten Einwendungen, welche gegen die Eisenbahnen erhoben wurden, die, daß durch diese die mit so vieler Mühe und Kostenaufwand gebauten Kanäle ruiniert werden würden, und ein sehr angesehener Ingenieur machte in allem Ernst den Vorschlag, die Kanäle zuzuschütten und in Eisenbahnen zu verwandeln; und doch sind Kanäle für Rohmaterial und die schwerere Klasse von Gütern ein weit weniger kostbares Beförderungsmittel als irgend ein anderes.

Die ungeheure Ausdehnung des britischen Handels innerhalb dieses Jahrhunderts ist zu keinem kleinen Teile den Kanälen zu verdanken. Der Handel kann ohne Verteilungsmittel nicht bestehen, denn erst Erleichterungen schaffen Verkehr. Erst in verhältnismäßig neuer Zeit hat Großbritannien vermöge seiner Geschicklichkeit in Manufakturen und als Erfinder und Verfertiger der schönsten

[1] Der Bridgewater-Kanal in der Grafschaft Lancaster verbindet bekanntlich die Städte Liverpool und Manchester und ist der älteste Kanal in England. Er ward in den Jahre 1758—1771 von Francis Egerton Herzog von Bridgewater nach den Plänen J. Brindley's erbaut und hat eine Länge von 49 Km. Er teilt sich bei Longfordbridge in zwei Arme, von denen der nördliche älteste, der mehr als 8 Km. lange Worsley-Kanal, zunächst nach den Steinkohlengruben von Worsley Mill und dann als Wigan-Kanal nach Wigan führt, wo er mit dem Leeds-Liverpool-Kanal in Verbindung gebracht ist. Ueber den Irwell führt ein als Meisterwerk der Ingenieurkunst bekannter, 200 Meter langer und etwa 13 Meter hoher Aquädukt bei Bartonbridge, so daß die größten Flußschiffe unter dem Bogen hinwegfahren können, und ein Tunnel von 1300 m. Länge führt nach Worsley Mill. Der andere Arm des Kanals, 30 Km. lang, überschreitet mittels eines Aquädukts den Mersey-Fluß und steht dann in Verbindung mit dem Grand-Trunk-Kanal, welcher den Mersey mit dem Trent und sohin die Irische See mit der Nordsee in Verbindung setzt.

und besten Maschinen (worin es nunmehr aber von den Vereinigten Staaten überboten wird) den Gütertransport der Welt in einer Weise beherrscht, daß außerhalb der Britischen Inseln an gar keinen Wettbewerb gedacht werden konnte. Neuerdings mußten aber die Engländer zu ihrem Erstaunen finden, daß ihre Mitbewerber ungemein rührig und emsig gewesen waren, daß sie die besten englischen Maschinen sich angeschafft haben, diese nachmachen und verbessern, und daß die Arbeiter derselben um weit geringeren Lohn mehrere Stunden länger arbeiten. Durch eine rührigere Bewerbung um Aufträge, durch genaueres Studium der Anforderung der Kunden und durch die geringeren Auslagen für Waren- und Rohmaterial-Frachten ist nun das Ausland imstande, mit England unter mehr als günstigen Bedingungen zu konkurrieren. Die englischen Fabrikanten und Kaufleute haben lernen müssen, daß sie nicht nur im Auslande, sondern auch auf ihrem einheimischen Markt unterboten wurden, und sie begannen nach dem Grunde davon zu forschen. Es hat sich nun, neben den aufgezählten Ursachen, herausgestellt, daß der inländische Gütertransport, den Transport auf Kanälen mit inbegriffen, gänzlich von den Eisenbahnen monopolisiert wurde; und so wurde denn in einem eingehenden Bericht, welchen die verbündeten Handelskammern im Jahre 1885 erstatteten, nachgewiesen, daß die Preise des Gütertransports in Großbritannien im Durchschnitt vollkommen zweimal so hoch sind als diejenigen, welche von den Kaufleuten und Fabrikanten auf dem Festlande bezahlt werden.

Außer diesem rührigen Wettbewerb leiden aber Manchester und die umgebenden Bezirke noch unter Hindernissen, worüber sie sich schon lange beschwert und die sie, allerdings bisher vergebens, zu mildern versucht haben, und welche neuerdings in der „Times" folgendermaßen charakterisiert werden: „Fünf und eine halbe Million Menschen sind auf Gnade oder Ungnade einem Bündnis übergeben, welches zwischen ihnen und der übrigen Menschheit eine Zwangslage aufrecht erhält und von ihrem günstigen Vorsprung denselben Gebrauch macht, wie die mittelalterlichen adeligen Herren, welche die Weltstraßen mit ihren befestigten Zollschranken verlegten. Stadt, Hafen, Dock und Eisenbahn wetteifern miteinander in Erpressung und erheben Steuern, welche die menschliche Geduld kaum ertragen kann. Viele Millionen Tonnen Rohstoffe und Manufakte passieren alljährlich hin und her zwischen dem Hafen und der gewerblichen Region im Binnenlande, und von jeder Tonne Last erhebt Liverpool seinen Gewinn." Dies ist eine schwere Anklage gegen Liverpool, aber es ist eine Thatsache, daß in der Vergangenheit und unter den günstigen Zeiten, deren sich dieser Hafen lange erfreute, Verantwortlichkeiten eingegangen wurden, welche für jene Zeit vernünftig genug waren, allein heutzutage, unter bündigeren Bedingungen, zum mindesten lästig sind.

Liverpool ist keine Fabrikstadt; sie ist das Ergebnis des großen gewerbfleißigen Zentrums, welches hinter ihr liegt, allein infolge der Verantwortlichkeit der Vorstände des Mersey-Docks und des Hafens ist es unglücklicherweise diesen Behörden nicht möglich, in den bestehenden Tarifen solche Einräumungen zu machen, welche Manchester zufrieden stellen werden, und welche diese Stadt mit innigster Ueberzeugung sich nun durch den Schifffahrtskanal sichern wird. Auch die Eisenbahnen mit ihrem ganzen dazwischenliegenden Apparat von Kärrnern, Trägern, Packern ꝛc. müssen ihren Gewinn haben. Herr George Findlay, der geschäftsführende Vorstand der London-Nordwestlichen Eisenbahn, hat vor dem Parlament erklärt, daß von der Frachtgebühr von 9 Schilling 2 Pence per Tonne (à 20 Zentner) für eine gewisse Klasse von Waren bis Manchester seine Gesellschaft nur 1 Schilling 9 Pence erhalte, welche sich neuerdings auf 1 Schilling 2 Pence reduziert haben, und daß der Rest für Abgaben und Spesen in Liverpool darauf gehe. Allein worin auch immer die Ursache liegen möge, das Trachten von Manchester geht dahin, daß Güter von den fernsten Enden der Erde bis auf eine kurze Strecke von ihrem Bestimmungsort gebracht werden, wo dann erst der schwerste Teil ihrer Auslagen und Unkosten beginne. Während der Untersuchung, welche von Parlamentswegen über die von dem Schifffahrtskanal zu erwartenden Vorteile geführt wurde, hat sich deutlich herausgestellt, daß da, wo ein Unterschied von mehreren Tagen in der Länge der Reise stattfindet, eine besondere Spese nicht angerechnet wird, selbst wenn der Unterschied zehn Tage beträgt, daher darf der Transport zu Wasser nach Manchester nicht mehr betragen, als jetzt die Fracht nach Liverpool beträgt. Außer dieser Ersparnis werden von den Vertretern des Planes des seit 1887 im Bau begriffenen Schifffahrtskanals noch einige weitere Erübrigungen in Aussicht genommen. Da die größten Fahrzeuge imstande sein werden, bei jedem Stand von Ebbe und Flut im Kanal ein- und auszulaufen, so wird eine der hauptsächlichsten Ursachen der Verzögerung vermieden, sowie die Kosten des Löschens der Ladung und des Umladens derselben in kleinere Fahrzeuge oder in die Eisenbahn und das damit zusammenhängende Risiko der Beschädigung oder Entwertung der Ware.

Die vorstehenden Andeutungen werden genügend dargethan haben, welche Beweggründe und Rücksichten die Idee der Erbauung eines Schifffahrtskanals angeregt und die Verwirklichung desselben herbeigeführt haben. Gehen wir nun in Kürze auf den Plan selbst und seine Geschichte ein: Dieses große Ingenieurwerk, welches die Metropole der Baumwollen-Industrie, Manchester, in einen Seehafen verwandeln soll, wurde im ersten Teil der Parlamentssession von 1883 in Gestalt einer Bill eingebracht. Das ursprüngliche Projekt war in Kürze folgendes: Nur eine neue Wasserstraße für Ozeandampfer vom Mündungsgebiet des Mersey bei Runcorn (welches oberhalb Liverpool liegt) nach Manchester zu erbauen, und zwar mit zwei oder drei Schleusen und zum Teil in den Betten der

Flüsse Mersey und Irwell. Der Kanal sollte ungefähr 21 e. Mln. lang werden, unabhängig von dem Kanal, welcher durch Erbreiterung und Vertiefung der Seebucht gebildet werden sollte, und die Mannigfaltigkeit und Größe der Interessen, welche dadurch gestört werden würden, machte sich alsbald bemerkbar durch die Notwendigkeit, nicht weniger als fünf Eisenbahnbrücken zu entfernen (und natürlich die Bahnlinien abzulenken) und einen Schiffahrtskanal zu beseitigen. Die Bill gieng im Ausschusse des Hauses der Gemeinen durch und ward von den Lords verworfen; im Jahre 1884 gieng sie in einem Ausschuß der Lords durch und ward vom Hause der Gemeinen verworfen. Im Jahre 1885 gieng sie jedoch in einer verbesserten Gestalt in beiden Häusern durch. Während ihrer wechselvollen Geschichte gab ein Ausschuß seine Geneigtheit kund, den Plan zu verwirklichen, sobald es sich zeige, daß die nötige Summe für die Ausführung verbürgt werden würde. Noch am selben Abend lief ein Telegramm aus Manchester ein, daß dies an der örtlichen Börse daselbst stattgefunden habe, und gegen Ende des genannten Jahres wurde behauptet, es seien Vereinbarungen mit dem großen Hause Rothschild getroffen worden, das Unternehmen mit 5 Mill. Lstrl. zu „finanzieren", so daß die Arbeit ohne Unterbrechung fortgehen könnte. Im Dezember ward angezeigt, die Arbeit der Aussteckung der neuen Wasserstraße habe schon begonnen. Die Veranstalter des Kanalbaues brachten im Parlament eine Bill ein, worin sie die Regierung angiengen, während des Baues die Zinsen aus dem Kapital zu bezahlen, wodurch eine sehr kitzliche Frage wieder angeregt wurde. Die Bill passierte am 9. März 1886 die zweite Lesung im Hause der Gemeinen. Im Juli gab das Haus Rothschild den Prospekt der Gesellschaft für ein Kapital von 8 Mill. Lstrl. aus, als zum Erstaunen der meisten Leute die Zeichnung der Anteilscheine eine so unverhältnismäßig geringe war, daß die Emission zurückgezogen werden mußte. Man ließ jedoch die Sache nicht ruhen, und am 9. Dezember 1886 trat eine große repräsentative Versammlung in Manchester zusammen, nahm den Bericht eines beratenden Ausschusses entgegen und billigte emphatisch das Projekt und die gemachten Schätzungen und Voranschläge. Infolge davon bildete sich die Aktiengesellschaft und ordnete deren Bedingungen, Pflichten und Rechte in entsprechender Weise, so daß noch im Jahre 1887 der Bau in Angriff genommen werden konnte.

Ohne Zweifel ist das Trachten des Handelsstandes nach dem Kanal, welcher demselben eine neue Aera des Wohlstandes bringen und die Befähigung verleihen wird, seine hohe Stellung in der industriellen Welt zu behaupten, ein vollkommen gerechtfertigtes. Der Bau des Kanals ist nun im Fortschritt begriffen und wird mit großer Energie und Lebhaftigkeit von dem Akkordanten, Herrn Walker aus London, betrieben. Die Wahl, welche auf diesen Unternehmer fiel, ist eine glückliche zu nennen, denn derselbe hat seither eine seltene Kombination und Geschicklichkeit in Wahl seines Handwerkszeugs und Stabes für die Ausführung der Arbeit bethätigt und namentlich dadurch gezeigt, wie wirksam die Dampfmaschinen-Arbeit zu derartigen Geschäften ausgenützt werden kann. Die Arbeiten sind nun seit etwa Januar 1888 tüchtig in Angriff genommen, und man kann mit Zuversicht behaupten, daß Herr Walker mit demjenigen Teil der Arbeit, welcher innerhalb dieser Zeit geleistet werden sollte, ziemlich weit voran ist. Der ganze Kanal (mit Einschluß des in die Seebucht oder Mündung des Mersey verlegten Teils) wird 35 e. Mln. lang und soll in Abschnitten erbaut werden, von denen einige beinahe so weit bereit sind, um miteinander in solcher Weise verbunden zu werden, daß man die Arbeiten durch die Legung fortlaufender Schienenbahnen wesentlich erleichtern kann. Es sind keine großen Aufgaben der Ingenieurkunst zu lösen, nicht einmal solche wie sie — um ein großes Unternehmen mit einem weit kleineren zu vergleichen — Brindley mit seinen beschränkten Mitteln und geringerer Erfahrung im vorigen Jahrhundert beim Bridgewater-Kanal zu überwinden hatte. Der Schiffahrtskanal ist unzweifelhaft ein riesiges Unternehmen, selbst in diesen Tagen großartiger Kunstbauten und Baupläne; allein was den Besucher der Baustrecken ganz besonders überrascht, das ist die Abwesenheit jener großen Arbeitermassen, welche man bei umfassenderen Arbeiten ähnlicher Art zu sehen gewöhnt ist. Auf einem der Abschnitte, in der Nähe von Manchester, sind ungefähr 1200 Mann über die ganze, 4 e. Mln. lange Sektion mit drei großen, im Bau begriffenen Docks verteilt. Anstatt aber Handarbeit für die Aushöhlungen zu verwenden, sind fünf gewaltige, mit Dampf arbeitende Arbeitsmaschinen mit Arbeitern von verschiedenen Nationalitäten in Thätigkeit zu sehen, welche von Einem Platze aus arbeiten; außerdem noch eine große Dampfbagger-Maschine, ähnlich denjenigen, welche man an den Hafeneingängen baggern sehen kann, ruhend auf einem gewaltigen Blockwagen auf Schienen, welche dem künftigen Kanalbett entlang gelegt sind. Diese Maschine soll die mächtigste und größte der vorhandenen Aushöhler sein. Jede Minute hebt sie vier Kubikmeter schweren Thonbodens und leert sie in den Blockwagen; binnen zehn Minuten werden zehn Blockwagen gefüllt und entfernt. Die Maschine bewegt sich andauernd vorwärts. Dampfmaschinen scheinen allen Arten von Arbeiten angepaßt zu werden und die Menschen hauptsächlich mit der Bedienung derselben beschäftigt oder solche Arbeit leistend, welche der Anwendung der Dampfkraft nicht würdig ist. Auf allen Seiten ist es der Dampf, welcher die allgemeine Arbeit leistet: ein vollkommenes Netzwerk von Schienen bedeckt den Boden und erinnert den Beschauer an einen großen Bahnhof; allenthalben sind Lokomotiven, Dampfkrahne, Dampfpumpen, dampfgetriebene Erdarbeitsmaschinen ꝛc. in voller Arbeit und bieten ein Schauspiel von Rührigkeit und Thatkraft dar, wie

man es nur selten sieht. Auf den verschiedenen Abschnitten sind 15,000 Pferdekräfte in den verschiedenen Gestalten der Dampfmaschinerie in Thätigkeit, welche mindestens die Arbeit von 100,000 Menschen leisten; und wenn wir bedenken, daß die durch Graben und Fortschaffen zu bewältigende Menge Material 48 Mill. Kubikyards Lehmerde und 6 Mill. Kubikyards Fels oder Stein beträgt, so wird man den riesigen Charakter der Unternehmung zu werten imstande sein.

Allein solche gewaltige Mengen in Ziffern geben den gewöhnlichen Lesern nur einen unvollkommenen Begriff von ihrem ungeheuren Umfang; vielleicht wird man denselben besser bemessen, wenn wir angeben, daß die genannte Menge Material auf der Aequatorlinie einen Wall von 6 F. Höhe und 2 F. Dicke um den ganzen Erdball herum geben würde. Bis zum Januar ds. Js. ist jeden Monat vollauf eine Million Kubikyard Boden weggeräumt worden, und man hat berechnet, daß jede der Erdarbeitsmaschinen in derselben Zeit zwischen 60,000 und 70,000 Kubikyards Boden entfernt.

Während solch gewaltige Arbeitskräfte in Thätigkeit sind, um diese ungeheure Menge Material auszuheben, dürfen wir auch einen Blick auf die Arbeit werfen, wie sie im Einzelnen geleistet wird. Der Kanal ist kein sehr langer, wie gesagt, nur 35 e. Mln. lang. Seine Dimensionen im Querschnitt sind veranschlagt auf 300 F. Breite an der Oberfläche — oder beinahe die doppelte Breite des Suezkanals; am Boden eine Breite von 120 F.; sodann durchaus eine Tiefe von 26 F. Der Ausgangspunkt des Kanals ist Eastham, am Mersey-Flusse; und die Schwelle des Eingangsdocks liegt 11 F. unter dem Niveau des tiefsten Docks in Liverpool und macht auf diese Weise den Kanal unabhängig vom Stand von Ebbe und Flut. Die Geschwindigkeit der Fahrt durch denselben berechnet man auf 5 e. Mln. per Stunde, und da alle die gewöhnlichen Ursachen der Verzögerung vermieden sind, so kann der größte Dampfer Manchester erreichen, während ein anderer noch auf die Flut wartet, um in Liverpool in die Docks einzulaufen.

Beim Einlaufen in das Flutdock zu Eastham findet hier mittelst einer Schleuse eine Steigung von 22 F. über das Ebbe-Niveau statt. 22 e. Mln. weiter wird eine zweite Schleuse mit einer Steigung von 16 F. in Latchford erreicht. Sieben weitere Meilen führen zu einer dritten Schleuse, welche wiederum 14 F. höher hebt, in Irlam. Nach zwei Meilen kommt eine vierte Schleuse mit 14 F. Die nächste Schleuse, vier Meilen weiter, bei Old Trafford, hebt um 16 F., also alle zusammen um eine Höhe von 60 F. über dem Mersey. Diese Abschnitte oder Abteilungen werden an jedem Endpunkte drei nebeneinander liegende Schleusen von Dimensionen, welche den verschiedenen Größen der Schiffe angepaßt sind, erhalten. Durch diese Hülfsmittel werden unnötige Arbeit und Verschwendung des Ausgleichungswassers erspart.

Man kann den Kanal beinahe als ein einziges, langes, fortwährendes Dock betrachten, und mit Ausnahme des nördlichen Ufers zwischen Eastham und Runcorn von 12 Mln. Länge, welches vom Mersey begrenzt wird, kann man das Ganze der beiden Ufer auf einer Strecke von 58 Mln. als zur Anlegung von Schiffsanländen geeignet betrachten, so daß an jedem Punkte derselben Schiffe geladen oder gelöscht werden könnten. Die Vorteile und Erleichterungen, welche sich in dieser Weise darbieten, geben gegründete Aussichten darauf, daß sie eine große Anzahl neuer Industrien dorthin ziehen werden, denn dieser vorteilhaften Lage werden sich sicher viele Fabrikanten bedienen. Die Kanalgesellschaft hat sich sehr weise zu einem mäßigen Preise eines großen Teiles des Grund und Bodens auf beiden Ufern des Kanals versichert, vorzugsweise im Hinblick auf diese Nachfrage, und dieser Grund und Boden muß unbedingt nach Vollendung des Kanals im Werte steigen. In diesem Zusammenhang werden sich hier größere Erleichterungen darbieten, als irgend eine blose, von Ebbe und Flut berührte Flußmündung oder ein Meeresarm geben kann; und während der paar letzten Jahre sind manche große Industriezweige, welche seither in den binnenländischen Grafschaften und Bezirken erfolgreich betrieben wurden, nach der Küste übergesiedelt worden, um sich ähnlicher, wenn auch geringerer Vorteile zu versichern als diejenigen sind, welche der Schifffahrtskanal darbietet.

Die an den verschiedenen Stationen zu erbauenden Docks sollen einen großen Flächenraum einnehmen, ganz besonders das zu Old Trafford, einer Vorstadt von Manchester, und dasjenige bei den Pomona-Docks, welche beinahe im Herzen von Manchester liegen. Es gibt drei sehr große Docks in Old Trafford, von denen das größte 1700 F. lang und 250 F. breit ist. Die beiden anderen sind kleiner und, mit Ausnahme der Mauern, der Vollendung nahe; sie werden mit den neuesten und besten Vorrichtungen zum Ein- und Ausladen der Schiffe versehen. Die Wände der Docks an sich sind schon von einem Maßstabe, daß sie den Gegenstand eines großen Kontrakts bilden. Sie sollen aus Konkret und Beton hergestellt und im Durchschnitt 15 F. dick, mit Cement bekleidet und mit großen Granitblöcken bedeckt werden, von denen jeder mehrere Tonnen wiegt. Auf diese Weise werden die Mauern praktisch eine einzige solide Masse von mehreren Meilen Länge werden. Alle Mauern, mit Einschluß derjenigen von mehreren Schleusen und des großen Einlaufdocks am Mersey-Flusse, werden auf dieselbe Weise erbaut werden. Der Stein, dessen man zur Erbauung der Mauern für den Beton bedarf, wird beinahe aller durch die Ausgrabungen für das Einlaufdock gewonnen.

In dem Augenblick, wo unsere Schilderung im Druck erscheint, werden an den Kanalarbeiten wahrscheinlich über zwölftausend Männer und eine Anzahl Jungen beschäftigt sein, und dies begreift in sich eine große Vermehrung der

Grabmaschinen, da der Akkordant, trotz der bereits gemachten Fortschritte, die Absicht hat, die Arbeit mit noch größerer Eile zu fördern. Herr Walker hat bezüglich der Vollendung sich vertragsmäßig verpflichtet, für jeden Tag, welchen er über die festgesetzte Zeit hinaus braucht, eine Konventionalstrafe von 100 Lstrl. zu bezahlen, während ihm andererseits die Gesellschaft eine gleiche Summe als Prämie für jeden Tag vergütet, um welchen er vor der bedungenen Zeit den Kanal fertigstellt. Der Schifffahrtskanal ist in Wirklichkeit ein Werk von großem Interesse und hoher Wichtigkeit. Wir haben nur die Menge der zu leistenden Arbeit ins Auge gefaßt, neben welcher aber noch Ableitungen und Ausbiegungen der Eisenbahnlinien und des Laufs der Flüsse zu machen sind, welche an sich wieder keine geringe Arbeitsmenge darstellen. Bereits ist ein Plan von neuen Kanälen ausgearbeitet, welche mit verbesserten Einzelheiten erbaut werden und mit dem Schifffahrtskanal jene Gegenden verbinden sollen, welche gegenseitig noch keine Kanäle als Verkehrsmittel haben und welche alle als Zuflüsse und Venen für die ins Meer führende Hauptarterie dienen sollen. Es ist eine sehr erfreuliche Thatsache, daß Herr Walker im Verkehr mit seinen Arbeitern und in der Fürsorge für dieselben eine großmütige und hochherzige Gesinnung bethätigt hat. Auf den verschiedenen Abschnitten sind Schulen, Betsäle, Lehrsäle 2c. eingerichtet und werden regelmäßige gesellige Zusammenkünfte und Mäßigkeitsvorlesungen gehalten. Auf jeder Sektion ist ein reinliches und wohlgelüftetes Spital mit Matronen und gelernten Krankenwärterinnen errichtet. Aber glücklicherweise hat das Werk bisher große Fortschritte gemacht und es sind — in Anbetracht der großen Menge mächtiger Maschinen, welche in Thätigkeit sind, und der Unerfahrenheit der Arbeiter im Anfang des Baues — nur sehr wenige Unfälle vorgekommen.

Der Widerstand gegen das Kanalprojekt entstand zum größten Teil aus dem Mangel an klarem Verständnis bezüglich der Rechnungsbasis, auf welche der Plan hinsichtlich seiner Ertragsfähigkeit und Verzinsung gegründet ist. Es liegt auf der Hand, daß weder der Verwaltungsrat des Mersey-Hafens noch die Eisenbahnen, nach den von ihnen eingegangenen Verpflichtungen, in ihren Tarifen eine solche Herabsetzung eintreten lassen können, daß sie eine Abhülfe herbeiführen würde, wie sie voraussichtlich durch den Schifffahrtskanal herbeigeführt werden wird. Die Unternehmer des letzteren gründen ihre Berechnung auf den gegenwärtigen durchschnittlichen Tonnengehalt im Verkehr, mit Ansatz der Hälfte dessen, was gegenwärtig für Frachten nach Liverpool und solche zwischen den beiden Städten bezahlt wird. Es wird behauptet, der Schifffahrtskanal gewähre den volkreichen Mittelpunkten, wohin er führe, die vorteilhaftesten Wohlthaten, ohne daß er irgendwie schon vorhandene Interessen verletze. Während des heftigen parlamentarischen Streits, welcher über das Kanalprojekt stattfand, wurde von den Förderern desselben geltend gemacht, daß seine Wirksamkeit die Entwicklung des Hafens von Liverpool eher fördern und verbessern als schädigen müsse, und daß die großen dabei interessierten Transportgesellschaften durch die größeren Erleichterungen und die größere Wohlfeilheit, welche der Schiffskanal dem Verkehr darbiete, und die dadurch ungemein gesteigerte Masse des Verkehrs nur eine beträchtliche Erhöhung ihrer Thätigkeit in Sammlung und Verteilung der vermehrten Frachtgüter zu verzeichnen haben werden. Jedenfalls ist nicht zu verkennen, daß die Schöpfung eines neuen Hafens im volkreichsten Bezirke und im Herzen des Königreichs auf die Vermehrung neuer Industriezweige und auf die Erweiterung und Steigerung des Handels und Warenverkehrs hinwirken wird.

Mexiko zur Zeit Motezuma's.

Nach altspanischen Quellen aus dem Jahre 1691.

Von H. Keller-Jordan.

(Schluß.)

II.

Es gab bei den alten Azteken täglich Feste, denn das Volk liebte Lärm und Belustigung. Wenn sich der Hof beteiligte, dann wurden dieselben etwas ernster gehalten, da Motezuma es, besonders den Spaniern gegenüber, liebte, sich in seiner Würde zu zeigen. Das Bemerkenswerteste bei diesen Festen war eine Art von Tanz, welchen sie Mitotes nannten und der aus unglaublichen Umständen zusammengesetzt war. Einige von den Tänzern waren phantastisch geschmückt, andere in besonderen Trachten. Bei diesem Tanze mischten sich, zur Ehre der Festlichkeit, die Nobeln mit dem Volke und sie hielten sich gemeinschaftlich in Bereitschaft, ihren König eintreten zu sehen. Mit zwei Hölzern verschiedener Größe machten sie die Musik. Sie traten, während sie ihre Zeremonien machten, paarweise auf, dann bildeten sie einen Zug, berührten alle zu gleicher Zeit abwechselnd den Boden und die Lüfte mit den Füßen, ohne den Takt zu verlieren. Wenn der eine Zug müde war, folgte der andere mit verschiedenen Sprüngen und Bewegungen nach.

Zu anderen Zeiten versammelte sich das Volk auf den Plätzen und in den Höfen der Tempel zu allen möglichen lärmenden Spielen. Es gab Zweikämpfe, man schoß nach der Scheibe und machte Kunststücke mit Bogenschießen. Auch wurden Purzelbäume geschlagen und Ball gespielt. Bei dem letzteren Spiele erschien nicht selten der Priester mit dem Gotte der Bälle. Sie hiengen ihn dem Spiele gegenüber auf, beschworen ihn mit allen möglichen Zeremonien, gerecht zu sein, und es glich sich wirklich bei seinem Anblicke das Glück der Spielenden aus.

Die Tage, an welchen es keine Spiele zur Erheiterung der Stadt gab, waren selten. Motezuma liebte diese

vielen Bälle und Zerstreuungen, nicht weil sie ihm persönlich zusagten oder er nicht die Inconvenienzen derselben erkannt hätte, sondern weil die Unruhe, die im Volke war, sich auf diese gute und gesunde Weise austoben konnte.

Es war das eine kluge Handlungsweise des Monarchen: indem er sein Volk glücklich sah, übte er die Unterwerfung und den Zwang mit einer Art von Freiheit aus.

Motezuma besaß enorme Reichtümer, die es ihm gestatteten, seinem Hofe ein so pomphaftes Gepräge zu geben. Seine Gold- und Silbergruben, Salinen und andere Rechte, die er im Lande besaß, vermehrten dieselben täglich. Das Hauptkapital seiner königlichen Renten wurde indessen von den Abgaben seiner Vasallen, die unter seiner Herrschaft außerordentlich groß waren, zusammengestellt. Dieselben bezahlten ein Drittel von allem, was sie einnahmen und besaßen. Die Arbeiter gaben gleichfalls ein Drittel ihrer Manufakturen, die Armen brachten alles in den Hof, was derselbe bedurfte, und verrichteten noch andere persönliche Dienste. Die Verpflichtungen der Dörfer waren groß und Motezuma war sich auch dessen ganz gut bewußt. Er sagte oft zu seinen Vasallen, „daß er sich seines Unrechts in dieser Beziehung wohl bewußt, aber daß diese Handlungsweise für seine persönliche Ruhe notwendig sei, da seine Leute wenn sie reich sein würden, keine so guten Unterthanen mehr sein dürften." Er war sehr klug im Auffinden von Gründen gegen sein eigenes Unrecht. Die benachbarten Orte lieferten Leute für die königlichen Arbeiten; sie brachten Holz in den Palast und bezahlten Dinge, die ihnen angewiesen wurden.

Die Nobeln halfen, indem sie Wachen übernahmen und die Vasallen zu den Uebungen begleiteten. Auch machten sie dem König fortwährend Geschenke, die dieser als einen ihm gebührenden Tribut annahm. Man hatte verschiedene Niederlagen und Schatzkammern, welche zur Aufbewahrung für diese Abgaben dienten.

Die Tribunal der Hacienda lieferte alles, was zu den Ausgaben des Hofes und denen des Krieges gehörte. Alles, was erübrigt wurde, fiel in die Kasse der Fürsten. Es wurden dort ganze Stücke von Gold aufbewahrt, die Motezuma weniger Freude deshalb bereiteten, weil sie sich zu Ausgaben verwerten ließen, als weil er sich am Glanze des Goldes ergötzte.

Die Mexikaner hatten ihr Gouvernement vorzüglich, mit auffallender Genauigkeit und Harmonie organisiert.

Neben dem Ministerium der Hacienda, welches, wie schon erwähnt, die Gelder verwaltete, war das der Justicia, an welches sich alle Appellationen der unteren Gerichte wenden konnten. Daneben hatte man einen Kriegsrat, der sich mit allen Angelegenheiten des Krieges und der Bildung der Heere beschäftigte. Dann gab es noch einen besonderen Staatsrat, dessen Verhandlungen in den meisten Fällen der König selbst beiwohnte — hier wurden die wichtigsten Staatsfragen durchsprochen und erörtert.

Es gab außerdem auch Handelsgerichte und andere Arten von Verwaltungen, wie die der Alcalden, einer Art von Bürgermeistern, welche die Städte beaufsichtigten und den Spuren der Verbrechen nachgiengen. Sie trugen zur Erkennung ihrer Stellung Abzeichen und hatten ihre eigenen Gerichtsäle, wo den verschiedenen Parteien Gehör gegeben wurde und in welchen sie in erster Instanz ihr Urteil fällten. Bei dem letzten Ausspruche war der König zugegen, verhörte Richter und Zeugen und entschied dann unwiderruflich.

Die Azteken besaßen keine geschriebenen Gesetze, aber sie regierten im Style ihrer Vorfahren, indem sie die Gewohnheit als Gesetz anerkannten, sobald nicht der König diese Gewohnheit zu nichte machte.

Alle diese Aemter wurden von ausgezeichneten Männern verwaltet, die in Angelegenheiten des Friedens, des Krieges und des Staates allen anderen überlegen waren und das Vertrauen des Königs besaßen. Lag ein Fall von besonderer Wichtigkeit vor, so wurden die Könige von Tezcuco und Tabasco zu Rate gezogen.

Die vier ersten Räte wohnten immer im Palast und waren fortwährend in der Nähe des Königs, um ihm ihren Rat zu geben, im Falle er ihn bedürfe, und endgiltig seine Beschlüsse in Empfang zu nehmen.

Man bewachte die Bestraften mit großer Sorgfalt. Als Hauptvergehen galten Ehebruch, Mord, Raub und alle Verbrechen gegen die Person des Königs und der Religion. Alle übrigen Verbrechen wurden mit Leichtigkeit vergeben, da die Religion die Gerichte entwaffnen konnte. Man bestrafte dagegen mit dem Tode jede Unehrenhaftigkeit der Minister. Motezuma hielt viel auf diese Strafe und prüfte sogar die Beamten in ihrer Ehrlichkeit, indem er ihnen durch Vertraute Geschenke anbieten ließ. Wenn sie in ihren Verpflichtungen fehlten, mußten sie ohne Erbarmen sterben.

Es war dies eine Strenge, die sogar für weniger barbarische Fürsten ihr Gutes gehabt haben würde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Mexikaner manche tief moralische Tugend besaßen, besonders diejenige, in ihrem Amte Gerechtigkeit auszuüben. Bei all ihrer Grausamkeit und Bestialität besaßen sie doch einige Lichtpunkte echten Menschentums, wie sie die Natur allen ihren Kreaturen verliehen hat.

Eine der bemerkenswertesten Eigenschaften Motezuma's war die Sorgfalt, mit welcher er die Erziehung der Knaben handhabte, bei welchen man die Neigung jedes einzelnen erforschte und zu verstehen versuchte.

Es gab sowohl Schulen für das Volk als Kollegien und Seminare höherer Ordnung für die Söhne der Nobeln. Sie wurden in denselben von frühester Jugend an bewacht und erzogen, bis zu der Zeit, wo jeder nach eigener Neigung fähig war, seinen Weg zu wählen. Es gab sowohl Lehrer für kleinere Knaben als für ältere und Erwachsene. Dieselben wurden mit der gleichen Rücksicht und Achtung behandelt wie die Minister.

Man lehrte den Schülern in diesen Anstalten die Zeichen und Figuren, aus welchen sich ihre Schrift zusammensetzte; sie wurden mit den Ueberlieferungen der Geschichte bekannt gemacht, aus welchen sie die Heldenthaten ihrer Vorfahren bewundern lernten, und sie sangen in Versen die Geschichte ihres Volkes und die Bedeutung ihrer Götter.

In den höheren Klassen wurden die moralischen Eigenschaften kultiviert, man lehrte die Schüler Höflichkeit und Bescheidenheit, sowie die Weise, in welcher die Vornehmen zu gehen pflegten.

Nachdem dieser Kursus beendet war, kamen sie noch in die höchste Klasse, wo ihnen alle Arten von Leibesübungen, als Turnen, Laufen, Waffentragen, gelehrt wurden. Auch Hunger und Durst mußten sie erleiden lernen, damit sie zu gehöriger Zeit das möglichste aushalten konnten. Wenn sie dann nach der Meinung der Lehrer so weit waren, als sie kommen sollten, so durften sie sich eine der drei Studien wählen, welche für den Nobeln paßten, Staatsdienst, Exercicio militar oder Sacerdocio.

Es gab auch Kollegien, welche für Jungfrauen, die sich dem Kultus der Tempel weihen wollten, bestimmt waren. Sie wurden schon in zartester Kindheit diesen Anstalten übergeben und in strenger Klausur gehalten, bis ihre Eltern und der König sie für würdig hielten, eine Stellung, wie sie für Frauen geeignet war, zu übernehmen.

Diejenigen Söhne der Nobeln, die sich dem Kriegsdienste widmeten, mußten, wenn sie das Seminar verlassen hatten, noch andere Examina durchmachen, denn ihre Eltern wollten, daß sie genau mit allen Uebungen und Gefahren der Feldzüge bekannt seien, die niedrigsten Dienste kannten, die Eitelkeit verlören und sich an Arbeit gewöhnten, bevor sie Soldaten wurden.

In nichts auf der Welt sahen die Mexikaner so sehr ihr Glück, als in den Angelegenheiten des Krieges, eine Institution, in welcher die Könige ihre höchste Macht erkannten und die sie als besonders geeignet für ihre Nation erkannten. Im Kriege konnten die Plebejer zu Nobeln werden und die Nobeln die höchsten Aemter der Monarchie gewinnen; auf diese Weise fühlten alle, die ehrgeizig waren oder Geist genug besaßen, um sich aus ihrer Sphäre empor zu arbeiten, Drang zum Kriegsdienste. Die Regimenter wurden mit Leichtigkeit gebildet, denn sowohl die Prinzen des Landes als die oberen Behörden hatten die Verpflichtung, auf der Plaza de Armas alles anzunehmen, was sich ihnen zeigte. Motezuma kam bis zu 30 mächtigen Vasallen, von denen jeder sogleich 100,000 bewaffnete Mann stellen konnte. Jeder der Vasallen hatte seine beauftragten Leute, die unter dem Oberbefehl des Kapitän-Generals standen, dem sie gehorchten, indem sie ihn für den Vertreter des Königs ansahen, falls dieser, was jedoch selten der Fall war, bei den Waffenübungen fehlte. Motezuma hielt sehr viel auf seine militärischen Oberhäupter und beschenkte die mit Vorliebe, die sich in irgend einer Weise auszeichneten. Er hatte gewisse Arten von Orden mit ihren Titeln und Insignien eingeführt, welche Ehre und Auszeichnung verliehen.

Es gab Kavaliere, welche die Adler hießen, andere Tiger, wieder andere Löwen; sie trugen Gehänge oder hatten in ihren Mantos das Zeichen ihrer Würde

Er gründete auch noch eine höhere Auszeichnung, welcher nur die Fürsten des Landes gewürdigt wurden. Dieselben trugen bei solchen Fällen an einem gewissen Teil ihrer Haare rote Bänder und zwischen den Federn, mit welchen sie ihren Kopf schmückten, Quasten der gleichen Farbe, welche über den Rücken hinunter hiengen, länger oder kürzer, je nach der Auszeichnung der Kavaliere, und die im Kriege nach Verdienst immer länger wurden.

Zur Zeit der Spanier war der Luxus am Hofe Motezuma's so groß wie nie zuvor. Nachdem der Monarch Cortez begrüßt und gesprochen hatte, erbat sich dieser eine Audienz bei dem Herrscher der Azteken. Motezuma sandte sofort seine Antwort mit denselben Leuten, die Cortez bei dem Besuche zu geleiten hatten. Es waren Minister, die nur den Königen dienen durften, eine Art von Zeremonienmeister, die genau die betreffenden Gebräuche kannten.

In Gala gekleidet, ohne daß die Waffen fehlen durften, welche sie sonst nur in Uniform trugen, wurden sie von den Kapitänen Pedro de Alvarado, Gonzalo de Sandoval, Velasquez de Leon, Diego de Ordaz und sechs oder sieben gewöhnlichen Soldaten begleitet. Unter denselben befand sich Bernal Diaz del Castillo, der beobachten mußte, um alles, was sich zutrug, niederzuschreiben. Die Straßen, die sie durchschreiten mußten, waren von Volksmassen angefüllt, welche die Spanier sehen wollten, ohne jedoch den Weg zu versperren, den dieselben gehen mußten.

Man hörte unter ihnen, während sie sich immer tief verbeugten, wiederholt das Wort „Teules", was in ihrer Sprache „Götter" heißt — ein Wort, welches von den Spaniern verstanden und gut aufgenommen wurde.

Man konnte schon in großer Entfernung den Palast Motezuma's sehen, welcher ihnen nicht ohne unangenehme Gefühle die eminente Macht jener Herrscher verriet. Es war ein so ausgedehntes Gebäude, daß es nicht weniger als dreißig Thore in verschiedenen Straßen hatte. Die Hauptfassade, die einen weiten, großen Platz beanspruchte, war von schwarzem, rotem und weißem Jaspis. Ueber dem Portale befanden sich in ihrer großen Verschiedenheit die Wappen der Motezumas. Das Hauptwappen war ein Greif, halb Adler, halb Löwe, mit ausgebreiteten Flügeln, der einen wilden Tiger zwischen den Klauen hielt. Einige behaupteten, daß es nur ein Adler sei und machten es sich zur Pflicht, den Greif zu verleugnen, um so mehr, da die Schriftsteller sie unter die Tiere der Fabel stellten.

Als sich Cortez mit seinen Begleitern dem Haupteingange des Palastes näherte, wurde er von einem der

Minister vorgeführt; die übrigen folgten paarweise in langsam feierlichen Schritten, in einer Art von Halbkreise. Es war das der Brauch am Hofe Motezuma's, denn es erschien ihnen ein Mangel an Achtung, das königliche Haus in ungestümer Weise zu betreten; sie sollten in dieser feierlichen Art die Schwierigkeit erkennen, diese geheiligten Steine betreten zu dürfen.

Sie durchschritten drei Höfe von gleicher Bauart wie die Fassade und erreichten dann die Wohnung, in welcher Motezuma residierte. Die Säle, welche sie durchschritten, waren von großartiger Pracht: die Fußböden künstlerisch eingelegt und von den Wänden hiengen Arbeiten aus Baumwolle und Kaninchenhaar. Der innerste derselben hatte Tapeten von Federn, die in der Verschiedenheit der Figuren oft eine frappierende Farbenwirkung zeigten. Die mit Cypern- und Cedernholz gedeckten Dächer hatten Schnitzereien und Reliefs, die in ihrer Zusammenstellung, da man den Gebrauch von Nägeln noch nicht kannte, seltsame Verzierungen bildeten.

In jedem dieser vielen Säle befanden sich Beamte und Diener verschiedener Stellung, in dem Vorzimmer desjenigen aber, in welchem sich Motezuma aufhielt, war der ganze Magistrat versammelt, um Cortez zu empfangen. Es geschah das mit vieler Würde und umständlicher Weitschweifigkeit. Dann entledigten sie sich ihrer kostbaren Mäntel und Sandalen, um sich einfacherer zu bedienen, da es nicht passend war, so geputzt vor dem König zu erscheinen.

Die Spanier, denen das alles neu war, beobachteten diese Gebräuche so gut es gieng. Sie staunten die Großartigkeit des Palastes an, sowie den tiefen Respekt und die Zeremonien, mit welchen man sich dem Monarchen nahte.

Als sie eintraten, erhob sich Motezuma, der mit allen seinen königlichen Insignien bekleidet war und gieng ihnen ein paar Schritte entgegen. Er begrüßte erst Cortez und dann dessen Begleiter, indem er ihnen beide Hände auf die Schultern legte, dann nahm er seinen Sitz wieder ein und forderte Cortez und seine Gefährten auf, ein gleiches zu thun.

Der Besuch dauerte lange und die Unterhaltung war familiär und lebhaft. Motezuma stellte verschiedene Fragen an Cortez über die Art der orientalischen Religionen; er gab während des Gespräches zu, was ihm gut erschien, und verstand über das zu streiten, was ihm zweifelhaft und unklar blieb. Er sprach wiederholt von der Unabhängigkeit der Mexikaner, aber auch von der Verpflichtung, welche dieselben ihrem ersten König, der bekanntlich von den Spaniern abstammte, schuldeten. Er erwähnte mit Stolz, was derselbe seinerzeit zu ihrem Vorteile gethan habe. Wenn auch das, was er sagte, teilweise nur blinde Annahme war und wenig schmeichelhaft für die augenblicklichen Umstände erschien, so war es doch höflich, jetzt, wo die Spanier sich bei ihm einführten.

Cortez brachte mit Vorliebe die Unterhaltung auf die Religion, indem er unter anderen Dingen, die sich auf seine Heimat bezogen, das Christentum und dessen Einfluß auf die Moral hervorhob. Bei dieser Gelegenheit sprach er auch offen seine Mißbilligung gegen die Opfer von Menschenleben aus. Er rügte die Rohheit, mit der die Bankette hier am Hofe gefeiert wurden, deren Teilnehmer es sich im Genusse des Fleisches ihrer geopferten Brüder wohl sein ließen. „Es sei das eine Bestialität, gegen welche sich die Menschennatur sträuben müsse." Ganz unnütz war diese Unterhaltung nicht, denn Motezuma ließ sich von manchem überzeugen. So verbannte er sogleich den Genuß von Menschenfleisch von seiner eigenen Tafel, wenn dasselbe auch bei seinen Vasallen nach wie vor die Hauptnahrung blieb.

Das Unrecht, Menschen zu opfern, sah er indessen nicht ein und den Göttern wurde immer weiter geschlachtet, nur bestimmte er jetzt vornehmlich Feinde und Kriegsgefangene dazu.

Indessen gab es wenig Hoffnung, daß die Mexikaner ihren Kultus ändern würden, wenn schon sie zu verschiedenenmalen Cortez und den Pater Fray Bartolomé de Olmedá darum angiengen, ihnen den Weg der Wahrheit zu zeigen. Motezuma hatte genug Verständnis, um gewisse Vorteile der katholischen Religion anzuerkennen und die Mißbräuche in der seinen zu begreifen, aber es kam ihm dann auch immer wieder die Ueberzeugung, daß ihre Götter für ihr Land ebenso zweckmäßig seien, als das Christentum im Reiche der Spanier, und er gab sich Mühe, sich nicht über sich selbst zu ärgern, wenn ihm die Gründe derselben einleuchteten. Er litt in diesen Konferenzen viel mit sich selbst, denn er mußte einenteils die Spanier mit Vorsicht behandeln und ihnen auch zugeben, daß sie in vielem im Rechte seien, andernteils aber zog ihn doch auch seine eigene Religion an, um so mehr, da er glaubte, daß dieselbe seine Krone halte. Auch mußte er seiner Vasallen wegen vorsichtig sein, da er fürchtete, es könnte ihre Unterwerfung beeinträchtigen, wenn sie ihn selbst kühler gegen den Kultus ihrer Götter sehen würden.

Motezuma legte sich selbst so viele Toleranz den Spaniern gegenüber auf, daß er sogar Cortez und den Padre Bartolomé an einem der ersten Tage mit sich nahm, um ihnen die Pracht und Großartigkeit seines Hofes zu zeigen; vorzüglich aber lag es in seiner Absicht, sie in den Haupttempel zu führen. Er schritt dann voraus, um erst mit den Priestern zu überlegen, ob es erlaubt sei, Leute bei ihren Göttern eintreten zu lassen, die für dieselben keine Anbetung hätten.

Es wurden sodann einige der obersten Priester beauftragt, ihnen das Geleite zu geben. Die Thüren des großen Gebäudes öffneten sich und Motezuma selbst übernahm es, ihnen die Bedeutungen und Geheimnisse des Allerheiligsten zu erklären, und zwar so demütig und zeremoniell, daß die Spanier nicht umhin konnten, manches so anzusehen,

wie es der Monarch wünschte. Indessen konnte es Cortez doch nicht unterlassen, zu sagen:

„Erlauben Sie mir, Señor, ein Kreuz unseres Erlösers vor diesen Sinnbildern des Teufels aufzustellen und Sie werden erfahren, ob dieselben Anbetung oder Verachtung verdienen."

Die Geistlichen wurden wütend, während sie diesen Vorschlag anhörten, und Motezuma verlegen und gequält, denn die Geduld gieng ihm bei dieser Anmaßung aus. Er antwortete, sich zu den Spaniern wendend: „Sie sollten an diesem Orte wenigstens die Achtung aufrecht erhalten, die Sie meiner Person schulden." Und er schritt aus dem Tempel hinaus, die anderen somit zwingend, ihm zu folgen. Im Vorhofe blieb er stehen und sagte in etwas sanfterem Tone: „Sie können sich leicht vorstellen, Señores, wenn Sie Ihre Maßlosigkeit in Betracht ziehen, daß ich gezwungen bin, hier zu bleiben, um die Götter für das Viele, das sie eben leiden mußten, um Verzeihung zu bitten."

Er zog sich so in kluger Weise aus dieser Verlegenheit, sprach noch ein paar würdige, versöhnende Worte, mit welchen er ausdrückte, daß sie seiner Beschlüsse gewärtig sein dürften und verschwand dann im Innern des Tempels.

Nach diesen und anderen Erfahrungen, welche die Spanier bei ähnlichen Gelegenheiten machten, beschloß Cortez, indem er den Ratschlägen des Padre Bartolomé de Olmeda und des Licenciaten Juan Diaz folgte, nicht weiter über religiöse Dinge zu sprechen, da es nur dazu diene, um sich gegenseitig zu reizen und zu erbittern. Aber zu gleicher Zeit wurde ihnen ohne große Schwierigkeit die Erlaubnis, öffentlich ihrem Gotte zu huldigen, und man errichtete, so wie Cortez es verlangte, an der Küste einen Tempel. So sehr wünschte Motezuma, daß man ihn selbst in seinen Irrtümern in Ruhe lassen möge. Er ließ ihnen einen der Säle in dem Palaste anweisen, in welchem die Spanier residierten. Sie errichteten daselbst im Vordergrunde einen Altar, stellten das Bild der Jungfrau auf und zierten die Stätte mit einem Kreuze. In der Nähe der Ausgangstüre wurde eine schöne Kapelle erbaut, in welcher man täglich die Messe las. Sie beteten ihren Rosenkranz und vollführten andere Akte der Frömmigkeit.

Motezuma besuchte mit den Fürsten und Ministern öfters ihren Gottesdienst: er fühlte sich von demselben erhoben und erbaut, ohne die Rohheit und Unmenschlichkeit zu begreifen, die in seinem eigenen Kultus lag.

Dessenungeachtet handelte er, wie die Zukunft zeigte, als Mensch ehrlicher und besser als die sich ihm gegenüber mit dem Christentum blähenden Spanier.

Die Eiszeit im Sillthale.

Eines der merkwürdigsten Querthäler ist das sogen. Wippthal in Tirol, das den Kamm der Zentralalpen im Brennerpasse bis zu einer Tiefe von rund 4000 Fuß durchbricht und im südlichen Teile vom Eisack, im nördlichen von der Sill bewässert wird.

Es geht sohin gleich dem Pusterthale über die Wasserscheide hinaus und besteht eigentlich aus zwei Thälern, dem Eisack- und dem Sillthale.

Daß diese Furche des Brennerpasses durch Erosion nicht geschaffen, sondern nur ausgebildet worden ist, hat bereits Sonklar hervorgehoben, der ein Bersten der aus dem Erdinnern aufsteigenden Gebirgsketten in große prismatische Stücke von bestimmter Lage annimmt, deren Zwischenräume zur Thalfurche wurden. Penck („Der Brenner" in der Zeitschrift des Alpenvereins für 1887) erklärt dagegen diese Einfurchung durch Einbruch eines schmalen Streifens in der Brennergegend und nennt dieselbe eine südalpine Verwerfung, welche die Erosion ausgestaltet habe.

Wie dieser Paß sohin der Erosion wenigstens seine Entstehung nicht verdanken wird, so kann wohl auch nach all unseren Beobachtungen über die Entstehung und den Ursprung der Gletscher diese offene, den beiderseitigen Stürmen ausgesetzte, nach zwei Seiten neigende Mulde an und für sich nur wenig geeigenschaftet gewesen sein zur Erzeugung der großen Gletscher, deren Spuren im Eisack- wie im Sillthale nicht zu erkennen, vielmehr in Moränen, Findlingen, Rundbuckeln 2c. und namentlich in zahlreichen Terrassen der Nachwelt deutlich erhalten worden sind.

Der Brenner hat dagegen zur Rechten und zur Linken weit bedeutendere Höhen und verschiedene Seitenthäler, welche, zumeist mit hohem, zirkusartigem Abschlusse versehen, alle Eigenschaften zeigen, welche zu ergiebiger Gletscherbildung Veranlassung geben mußten.

So mündet namentlich in das Querthal der Sill das Valser-, Schmirn-, Navis- und Mühlbachthal auf dem rechten, das Obernberger-, Gschnitzer- und Stubaithal auf dem linken Sill-Ufer.

Diese Seitenthäler mußten ihre starren Eisströme alle in das Sillthal abgeben, das hiedurch hauptsächlich sekundär zum Bette von Gletschern geworden ist.[1]

Besonders deutliche Moränenschuttwälle kann man z. B. nach Einmündung des Gschnitzthales von Steinach abwärts verfolgen, und solche bieten uns namentlich an der Ausmündung des Navisthales bei Tienzens ungefähr 20 Minuten oberhalb Matrei in einem terrassierten Querriegel ein Problem von höchstem Interesse dar.

[1] Penck hält es übrigens nicht für unmöglich, daß „die hoch angeschwollenen Eismassen des Stubaithales ebenso leicht einen Ausweg nach Süden über den Brenner wie nach Norden nahmen." Die letztere Eventualität ist, wie aus den Moränen bei Schönberg zu erkennen, eingetreten, der Eintritt der ersteren würde sich dagegen erst nach eingehenden Untersuchungen ermessen lassen.

Es ist dies ein in drei Terrassen abfallender, begrünter Querdamm, welcher sich an die linksseitigen Berge des Navisthales, und zwar zunächst an einen Vorberg von der Form eines abgestutzten Kegels, anlehnt und das Sillthal bis auf eine schmale Furche an der linken Thalseite absperrt. In dieser engen Rinne windet sich Sill und Brennerstraße durch, während der Damm der Eisenbahn in dem Gehänge des Thales selbst eingeschnitten worden ist.

Dieser Schotterdamm, dessen Grund vielleicht durch alte Bergstürze oder Schutthalden gelegt worden ist und auf den die linke Seitenmoräne des Navisthales aufgetragen sein wird, hat ohne Zweifel die Sill aufwärts den ehemaligen Gletscherbach zu einem See oder Seeflusse aufgestaut, der ursprünglich in der Höhe der obersten Terrasse stand und bezw. überfloß, bis er allmählich zu der zweiten und dritten Terrasse sich erniedrigte und endlich in einem Steilabfall den Damm bis unter die Thalsohle durchsägte, Platz für sich selbst und nach der Abnahme des Wassers in langen Zeiträumen für die modernen Verkehrsmittel der Brennerstraße und Brennerbahn schaffend. Noch jetzt spricht man in Matrei von einem See, welcher das Thal zu uralten Zeiten einmal erfüllt habe.

Unterhalb jenes Querriegels dehnt sich dann das ebene und wirtliche „Landl" aus, auf welchem der freundliche Marktort Matrei, das römische Matrejum, sich ausbreitet.

Aber als jene Terrassen entstanden, da war auch dieses „Landl" überschwemmt und hat weder ein Rhätier, noch Gothe oder Bajuware dort Fuß fassen können. Zeuge dessen sind unterhalb des Marktes drei auf der linken Thalseite dem Schloßberge gegenüber sich erhebende Lateral-Terrassen, welche mit den Terrassen jenes Querriegels korrespondieren und sich gleichfalls an einen die Form eines abgestutzten Kegels tragenden Vorberg anlehnen. Auch hier sanken also die Wasser erst allmählich von Terrasse zu Terrasse und kamen erst nach langer Zeit so tief zu rinnen, daß auch hier zwischen den linksseitigen Schotterdämmen und dem weiter gegen die Mitte des Thales sich erhebenden kegelförmigen Aussichtshügel ein Platz für die Brennerstraße frei wurde.

Früher sind wohl links und rechts des auf einem Serpentinfelsen ruhenden Schlosses Trautson die Wasser in das hier rasch abfallende Thal abgeflossen, wie unterhalb jener Terrassen eine offenbar erodierte wilde Schlucht zwischen Brennerstraße und dem oben genannten Aussichtshügel noch heute erkennen läßt. Der sich allmählich tiefer eingrabenden und wasserärmeren Sill war aber später das ältere linksseitige Abflußprofil zu hoch und sie begnügte sich mit dem rechtsseitigen Absturze um den Schloßberg herum, wo sie sich in tiefer Schlucht eingrub, um im engen Bette und in oft wilden Sprüngen dem Inn zuzueilen.

Merkwürdig sind die zahlreichen, einander so ähnlichen abgestutzten Bergkegel, welche auf beiden Seiten des Thales, dann auch links vom Schloßberge im Thale selbst sich finden und ein Analogon der Erdpyramiden in vergrößertem Maßstabe genannt werden dürften. Sie sind bewachsen und teilweise bewaldet und oft krönt ein schmucker Bauernhof mit Lärchenwäldchen ihr Plateau. Es sind dies zweifelsohne Gebilde der Wasser-Erosion, welche in Form wilder Gebirgsbäche die Schuttwälle angriff und im Verein mit der Thalströmung viereckige Kegel herausarbeitete und planierte, welche mit allmählichem Sinken der Gewässer stehen blieben und sich durch Vegetation befestigten.

Seitenmoränen begleiten nun den in tiefer Schlucht verlaufenden Sillbach, welcher bei St. Peter und bei Schönberg sich zwischen den Stirnmoränen des Mühlbachthales und des Stubaigletschers hindurchwinden muß, um fort und fort bald in ruhigerem Lauf, bald in Kaskaden und Serpentinen der Tiefe zuzustreben und schließlich in einem Bogen um den Berg Isel das Innthal zu erreichen. Kurz unterhalb der Station Patsch sieht man von der Bahn aus hoch auf der westlichen Thalseite eine Gruppe von mehreren wohlausgebildeten Erdpyramiden und hat hier sohin eine weitere Naturmerkwürdigkeit, die in Bozen allerdings in einem größeren Maßstabe auftritt.

Wenn nun auch, wie oben erwähnt, die Vergletscherung im großen Ganzen nur einen sekundären Einfluß hatte auf die Gestaltung des Sill- und bezw. Wippthales, dieses große Querthal vielmehr bereits in tertiären Zeiten und längst vor der Eiszeit der Hauptsache nach fertig war,[1] so bildete letztere doch eine sehr wichtige Episode in der Bildung des Thales, und haben die Produkte der Gletscher, dann die durch ihr Abschmelzen bedingte großartige Erosion gerade in dem unteren Sillthale mächtige Denkmale ihrer Wirksamkeit hinterlassen, die einmal herausgetreten aus dem nivellierenden, allmählich niedersinkenden Wasserschwalle, noch den spätesten Geschlechtern von den Schauern und Umwälzungen erzählen werden, welche die in ihren Ursachen immer noch nicht genügend ergründete Eiszeit gerade in diesem Thale hervorgerufen hat.

Wie heute, so war die Konfiguration des Thales gewiß auch schon zu den Zeiten, als Drusus seine Römer über den Paß führte, die Scharen der Völkerwanderung in Rhätien eindrangen und die deutschen Kaiser ihre zahlreichen Kriegs- und Krönungszüge über den Brenner lenkten. Aber noch fehlte wohl manches Bild der Kultur, das heute namentlich dem unteren Sillthale ein so freundliches Gewand verleiht, es fehlten noch die zahlreichen Siedelungen, der regelmäßige Anbau des Gaues, den wohl noch umfangreiche Waldungen beschränkten.

Doch haben schon die römischen Kaiser die erste Brennerstraße, wenn auch mehr auf den Höhen, z. B. über den Ritten, am Gehänge des rechten Sill-Ufers bei Matrei 2c.,

[1] Penck hält es für möglich, daß der Brenner schon in der Eocänzeit die Gewässer schied.

angelegt und feste Kastelle und Standlager zum Schutze ihrer Heerstraße und ihrer bis über die Donau sich ausbreitenden Legionen gebaut, auch das rhätische Volk der Breuni oder Breonen mit römischem Ackerbau und anderer Betriebsamkeit bekannt gemacht. So legten die Römer den ersten Grund zur nachhaltigen Kultur des Thales, obschon die Rhätier im übrigen die Hand der Römer, die an 300 Jahren auf ihnen ruhte, schwer empfinden mußten.

Später waren es insbesondere die Bajuwaren, welche (im 6. Jahrhundert) das Wippthal in Besitz nahmen und ihre Sprache in diesem wie im Inn- und Pusterthale verbreiteten, so daß der bajuwarische Dialekt heute noch diese Thäler beherrscht.[1]

Aehnlich den alten haben auch die modernen Bajuwaren eine besondere Vorliebe für die gefürstete Grafschaft Tirol und nehmen allsommerlich in friedlicher Invasion von ihren schönsten Gegenden Besitz zur Freude der heutigen Rhätier.

Wenn nun so ein Sommergast in Steinach oder Matrei oder auf der fröhlichen Terrasse des Gasthauses zu Pfons an der Salzstraße das Blut der rhätischen Rebe schlürft und hinausblickt in die freundliche Landschaft, so wird er wohl oft durch den Pfiff der von Innsbruck heraufkeuchenden Lokomotive daran erinnert, daß die Zeiten der Römer, der kriegerischen Völkerwanderung, ja auch die der Lastfuhrwerke auf Brenner- und Salzstraße vorbei sind. Aber mit einem der Naturbeobachtung geöffneten Auge sieht er noch viel weiter zurück und freut sich im Anblick der Denkmale von Eis- und Wasserflut der warmen Sonne und des wohligen Luftstromes, der oft über den Brenner wechselt und das südlich wie nördlich abdachende Thal mit stets sich erneuerndem Atem erquickt.

München. Julius Jäger.

[1] cf. „Die Tiroler und Vorarlberger von Dr. Jos. Egger." Wien und Teschen. 1882.

Die kais. japanische Universität in Tokyo und ihre Einrichtung.

Vor uns liegt ein kleines, unlängst nach Europa gelangtes Buch, betitelt: „Imperial University of Japan (Teikoku Daigaku). The Calendar for the year 1888—89 (XXIst—XXIInd year of Meiji). Tokyo." Published by the University. Sold by Z. P. Maruya & Co. 1888. 8°, 193 S. Es ist der erste von der kais. Universität in Tokyo herausgegebene Jahresbericht; infolge dessen bezieht er sich nicht nur auf das laufende Jahr, sondern enthält auch einen historischen Ueberblick über die Entstehung der Universität und gewährt in Angabe der Bestimmungen, sowie Aufzählung des gesamten Lehrpersonals und der Unterrichtsfächer einen interessanten Einblick in die Einrichtung der Alma mater des fernen Ostens. Eingeleitet wird die Schrift durch einen mit dem September 1888 beginnenden Kalender, der gewissenhaft Beginn und Schluß der Ferien, die einzelnen Feiertage und die Zeit der Prüfungen verzeichnet und mit dem Juli 1889 schließt. In diesem Monat beginnen am 11. die bis zum 10. September dauernden „großen Ferien", während welcher demnach ein Kalender für einen japanischen Studenten unnötig ist.

Die kais. Universität von Tokyo verdankt ihre Entstehung der Vereinigung zweier wissenschaftlicher Institute: nämlich der Verschmelzung der Kobu Daigakko genannten Ingenieurschule oder vielleicht besser Polytechnikums mit der in ihren Anfängen in schon frühere Zeit zurückreichenden, als Tokyo Daigaku bezeichneten wissenschaftlichen Anstalt, welche in ihren Lehrplänen Jurisprudenz, Medizin, Naturwissenschaften und Philologie umfaßte und seit 1876 Universität genannt wurde. Nachdem Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre mancherlei Veränderungen in der Organisation der verschiedenen wissenschaftlichen Anstalten und der Beschaffung der nötigen Räumlichkeiten vorgegangen waren, erfolgte durch kaiserliches Dekret vom 1. März 1886 (1. Tag des 3. Monats des 19. Jahres des Meiji) die Gründung der Universität von Tokyo in ihrer heutigen Gestaltung. Präsident der Universität wurde Hiromoto Watanabe, dessen Stellung näher gekennzeichnet wurde durch einen Erlaß des Unterrichtsministers vom März 1888, wobei zugleich auch die rechtliche Stellung der Universität und der Etat derselben gesetzlich fixiert wurden. Die Universität gehört hienach zum Departement des Unterrichtsministeriums und ist pekuniär abhängig vom Staatshaushalt. Die aus Kollegiengeldern und anderweitig sich ergebenden Einkünfte werden zur Bildung eines Fonds verwandt, können jedoch in besonderen Fällen auch teilweise verausgabt werden. Die Universität besteht aus „University Hall" und „Colleges", die erstere, etwa unseren Seminarien und Laboratorien entsprechend, dient zur Ausführung von Originaluntersuchungen und fortgesetztem Studium nach freier Wahl; in den „Colleges" wird für die verschiedensten Disziplinen theoretischer und praktischer Unterricht nach vorgeschriebenem Plan erteilt. Im ganzen werden nach der Art des Studiums, unseren Fakultäten entsprechend, 5 Colleges unterschieden: Jurisprudenz („College of Law"), Medizin („College of Medicine"), Philosophie („College of Literature"), Naturwissenschaften („College of Science"), technische Wissenschaften („College of Engineering"). Jede Fakultät umschließt mehr oder weniger viele verschiedene Fächer („courses"). Mit der Universität verbunden sind zwei Spitäler, eine Sternwarte, ein botanischer Garten, eine marine zoologische Station und eine Bibliothek. Die gesamte Universität, nämlich sämtliche Bureaux, die Bibliothek und die Gebäulichkeiten der einzelnen Fakultäten nebst dem ersten Spital liegen in dem Kaga-yashiki genannten, ausgedehnten Teile Tokyo's. Der botanische Garten befindet sich zu Hoishikawa, die Sternwarte zu Figura, das

zweite Spital zu Shitaya und die zoologische Station liegt bei Misaki, am Eingang der Bucht von Tokyo.

Die Einteilung des akademischen Jahres ist eine andere als auf deutschen Universitäten; wie schon erwähnt, umfaßt dasselbe den Zeitraum vom 11. September bis 10. Juli. Es zerfällt in drei Abschnitte („terms"), indem es im Winter unterbrochen wird durch Ferien vom 25. Dez. bis 7. Januar und ferner im Frühjahr durch eine kurze achttägige Pause, die am 1. April beginnt und mit dem 7. schließt.

Die Studienzeit ist in der medizinischen Fakultät für das Fach der Medizin auf vier Jahre, für Pharmakologie und für die Fächer aller übrigen Fakultäten auf drei Jahre berechnet. Die Aufnahme in ein Kollege der Universität ist abhängig vom Besitz eines Reifezeugnisses einer höheren Mittelschule oder von der Ablegung einer Prüfung. Prüfungen spielen überhaupt im Leben des japanischen Studenten eine bedeutsame Rolle. Nicht nur müssen sich jährlich vom 21. Juni ab sämtliche Studenten einer Prüfung aus allen im Verlauf des Jahres gehörten Fächern unterziehen, sondern auch die Fortschritte während der einzelnen Trimester werden durch Abhaltung schriftlicher Examina kontroliert. Trimestral- und Jahresnoten sind der äußere Ausdruck des wissenschaftlichen Erfolges und von ihrer Qualität hängt das Vorrücken in die nächst höhere Abteilung oder die Nötigung einer Repetition des ganzen Jahres ab. Zweimaliges, aufeinanderfolgendes „Sitzenbleiben" hat die Dimission zur Folge.

Ebenso wenig wie diese Seminar-ähnliche Einrichtung der Colleges sich mit dem uns geläufigen Begriff der akademischen Freiheit in Verbindung bringen läßt, ebenso fremdartig dünken uns der gesetzliche Uniformzwang und die das sonstige Leben der Studenten regelnden Vorschriften, die in ähnlichen Bestimmungen der englischen Colleges ihre Vorbilder haben mögen. Abgesehen von den Hospitanten („elective students") denen, wie bei uns, unter bestimmten Bedingungen der Besuch einzelner Vorlesungen gestattet ist, müssen sämtliche regelrechte, inskribierte Studenten in bestimmten, zur Universität gehörigen eigenen Gebäulichkeiten, den sog. Schlafhäusern (dormitories), Wohnung nehmen oder erhalten bei etwaiger Ueberfüllung derselben in der Nähe der Universität liegende Kosthäuser bezeichnet, in denen sie in diesem Falle sich einmieten können. Ausnahmen sind nur gestattet, wenn die Studenten unter Aufsicht der Eltern oder eines älteren Bruders im elterlichen Hause wohnen oder die Kostgänger eines Professors sind. Die Dormitorien sind nach Fakultäten getrennt und stehen unter der Oberaufsicht eines Inspektors („Superintendent"). Die Hausgesetze derselben erinnern stark an die Vorschriften von Seminarien; je nach der Jahreszeit ist es gestattet, bis 6 Uhr oder 7 Uhr Abends, am Vorabend eines Sonn- oder Feiertages bis 10 Uhr Abends auszugehen. Für Ausgänge zu ungewöhnlicher Zeit ist die Erlaubnis des Inspektors nötig. Besuche dürfen nur in den Besuchszimmern angenommen werden; vollständig verbannt sind geistige Getränke und verpönt ist das Rauchen in den Schlafzimmern, dagegen stehen Zimmer zur Abhaltung wissenschaftlicher, litterarischer und musikalischer Zusammenkünfte zur Verfügung, und die Pflege der körperlichen Uebungen, des Sports in allen seinen Zweigen, findet offizielle Unterstützung durch den unter dem Protektorate des Präsidenten der Universität stehenden „University Exercise Club", der im Herbst eine den verschiedenen „Athletic sports" gewidmete Zusammenkunft und im Frühjahr eine Regatta abhält.

Das Kollegiengeld beträgt für jeden Hörer der Universität sowohl für den inskribierten Studenten als für den Hospitanten 2 Yen 50 Sen (8 Mk. 75 Pf.) pro Monat. Für den Bewohner eines Schlafhauses oder eines von der Universität konzessionierten Kosthauses belaufen sich die monatlichen Ausgaben, inclusive Beköstigung, Heizung und Beleuchtung sowie Kollegiengelder je nach den gestellten Ansprüchen auf 7 Yen 50 Sen (26 Mk. 25 Pf.) als Minimum bis 12 Yen (42 Mk.) als angenommenes Maximum. Fleiß und gutes Betragen kann den völligen Erlaß des Kollegiengeldes zur Folge haben; diese Studenten sind als Ehren-Studenten (honour students) bezeichnet. Ein originelles Mittel, die pekuniären Lasten des Studiums zu erleichtern, ist die Einführung eines lehnweise erteilten Stipendiums. In diesem Falle erhält der Betreffende jährlich 85 Yen (297 Mk. 50 Pf.) von der Universität ausgezahlt, die er nach Beendigung der Studien in monatlichen Raten zurückzahlen muß; entweder mit Zinsen oder ohne Zinsen, wenn er sich statt dessen verpflichtet, eine von der Universität ihm übertragene Stellung auf eine entsprechende Zeit zu übernehmen. Solche Lehn-Stipendien können mit Genehmigung des Universitätspräsidenten auch von Privaten oder Gesellschaften verliehen werden. Dabei erleichtern auch anderweitige von verschiedenen Seiten gestiftete Stipendien das Studium.

Erinnert die äußere Einrichtung der Universität in manchem an englisches Schulwesen, so mutet uns eine Durchsicht des Lektionskataloges weit bekannter an. Jede Fakultät umfaßt, wie schon angedeutet, mehrere Fächer. Der Jurist hat die Wahl zwischen Rechtswissenschaft und Staatswissenschaft; die medizinische Fakultät umfaßt Medizin und Pharmazie; zur philosophischen Fakultät gehören sieben Fächer: Philosophie, japanische Litteratur, chinesische Litteratur, Geschichte, vergleichende Philologie, englische Litteratur, deutsche Litteratur; ebenfalls sieben verschiedene Fächer lehrt die naturwissenschaftliche Fakultät Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Zoologie, Botanik und Geologie. Die technischen Wissenschaften endlich sind auf neun Fächer verteilt: Zivilingenieurkunde, Maschinenkunde, Schiffsbau, Waffen-Technologie, Elektrotechnik, Architektur, angewandte Chemie, Technologie der Explosivstoffe, Berg- und Hüttenkunde.

Für jedes der aufgeführten Fächer mit Ausnahme der Medizin ist ein Studium von drei Jahren vorgesehen und der Studiengang genau geregelt. Es mag von Interesse sein, ein paar Beispiele hiefür aus dem Kalender herauszugreifen. So lautet der Stundenplan für „Deutsche Litteratur" (philosophische Fakultät) folgendermaßen:

Erstes Jahr: Geschichte der Philosophie und Logik (3 Stunden wöchentlich), Geschichte (3 St.), Englisch (3 St.), Lateinisch (3 St.), Französisch (3 St.), Deutsch (7 St.)

Zweites Jahr: Geschichte der Philosophie und Psychologie (3 St.), Geschichte (3 St.), Englisch (3 St.), Lateinisch (4 St.), orientalische Philosophie (2 St.), Phonetik, Metrik, Geschichte der Entwicklung der romanischen und germanischen Sprachen (2 St.), Deutsch (7 St.)

Drittes Jahr: Ethik (1 St.), Aesthetik (2 St.), Englisch (3 St.), Lateinisch (4 St.), Pädagogik (2 St.), Deutsch (9 St.).

Im dritten Jahr des medizinischen Studiums wird beispielsweise gelehrt: Topographische Anatomie, spezielle Medizin, klinische Medizin, Arzneimittellehre, spezielle Chirurgie, klinische Chirurgie, Geburtshülfe (Uebung am Phantom), Ophthalmologie, klinische Ophthalmologie, Dermatologie und Syphilis, klinische Gynäkologie und Geburtshülfe, Hygieine.

Aus der naturwissenschaftlichen Fakultät wählen wir als Beispiel den Studiengang eines Zoologen:

Erstes Jahr: Allgemeine Zoologie (3 St.), zoologische Uebungen (8 St.), Botanik [Histologie und Morphologie] (2 St.), botanische Uebungen (8 St.), Geologie (2 St.), physiologische Chemie (3 St.), Bestimmungen von Gesteinen und Mineralien (2 St.), Deutsch (3 St.).

Zweites Jahr: Ausgewählte Kapitel (2 St.), Botanik [Systematik] (4 St.), botanische Uebungen (10 St.), vergleichende Anatomie der Wirbeltiere (2 St.), Histologie und Embryologie, mit praktischen Uebungen verbunden (10 St.), Physiologie (3 St.), Paläontologie (2 St.), Deutsch (3 St.).

Drittes Jahr: Ausgewählte Kapitel (2 St.), zoologische Uebungen (nach Belieben), Parasitenkunde (2 St.), Bakteriologie (6 St.). Hiezu kommt noch der Besuch der zoologischen Station zu Misaki für die Dauer eines Trimesters.

Aus dem Gebiete der technischen Wissenschaften mag ein Studiosus der Elektrotechnik berichten:

Erstes Jahr: Mathematik, Physik, angewandte Mechanik, Materiallehre, Dampfmaschinen, Elektrotechnik (allgemein), Uebungen im physikalisch-elektrischen Laboratorium, Zeichnen, chemisches Laboratorium, Meßkunde.

Zweites Jahr: Telephonie, Elektro-Dynamik, elektrisches Licht, Mechanik, Wassermotoren u. dgl., Industrie, Uebungen im physikalisch-elektrischen Laboratorium.

Drittes Jahr: Spezielle Elektrotechnik, verbunden mit Exkursionen.

Das Ende des geschilderten Studiums ist mit der Ablegung eines Schlußexamens verbunden, ohne daß jedoch hiemit die wissenschaftliche Lehrzeit des Schülers der Universität in Tokyo auch ihr Ende erreichen müßte. Neben der durch die Vorlesungen und Uebungen in den einzelnen Fakultäten gewährleisteten theoretischen und praktischen Ausbildung bietet nämlich die Universität in der schon erwähnten mit „University Hall" bezeichneten Einrichtung die Möglichkeit einer weiteren wissenschaftlichen Fortbildung, und es würde uns nach Art ihrer Einrichtung vielmehr diese „University Hall" den Eindruck einer Universität machen, während die „Colleges" als vorbereitende Fachschulen erscheinen, wenn nicht die Unterrichtspläne der letzteren so ziemlich völlig den Lektionskatalogen unserer Universitäten entsprächen. Die University Hall soll die Ausführung eigener Untersuchungen und weitere Ausbildung auf bestimmten Gebieten ermöglichen, und die Besucher derselben müssen daher bei ihrem Eintritt durch ein Examen den Befähigungsnachweis für ihr Spezialfach erbringen. Meist sind, wie es scheint, diese Besucher Studenten, die die Fakultätsstudien absolviert und hiemit den später zu erwähnenden niedersten Grad erreicht haben („post-graduate students"), aber noch keine Stellung im praktischen Leben annehmen wollen. Auch für die Besucher dieser „höheren Universität", wenn wir so sagen dürfen, werden Kollegien („post-graduate studies") gelesen, von denen während der zwei ersten Jahre nach der Zulassung wenigstens das betreffende Spezialkolleg belegt werden muß. In ihrer sozialen Stellung stehen die Besucher der University Hall um ein Bedeutendes höher als die bei den Fakultäten eingeschriebenen Studenten; sie sind weder gezwungen, in den Schlafhäusern zu wohnen, noch brauchen sie eine Bürgschaft zu stellen, während die übrigen Studenten bei der Inskription zwei Bürgen stellen müssen, welche entweder innerhalb des Gebietes von Tokyo über Grundbesitz verfügen oder anderweitige Garantien bieten.

Durch dreierlei akademische Grade drückt die Unisität ihre Anerkennung aus. Der niedrigste derselben ist verbunden mit dem Bestehen der Schlußprüfung nach drei- resp. vierjährigem Fakultätsstudium. Er führt je nach den Fakultäten folgende verschiedene Namen:

Hogakushi (Jus), Igakushi (Medizin) und Yakugakushi (Pharmacie), Bungakushi (Philosophie), Rigakushi (Naturwissenschaften), Kogakushi (technische Wissenschaften). Der höhere Grad eines Hakushi ist nur zugänglich dem Besucher der University Hall und kann nach fünfjährigem Aufenthalt daselbst durch Bestehen einer ad hoc abgehaltenen Prüfung erlangt werden. Beide Grade können durch Universitätsbeschluß auch ohne Examen verdienten Männern verliehen werden. Der dritte von der Universität zu verleihende Grad, Daihakushi, kann als eine Art Ehrendoktor bezeichnet werden, da er nicht erworben werden kann, sondern nur von einer zu diesem Zweck einberufenen Versammlung der Hakushi verliehen wird.

Der Lehrkörper der Universität gliedert sich in ähnlicher Weise wie auf deutschen Hochschulen. Das Verzeichnis der Lehrkräfte der einzelnen Kolleges enthält: Professoren („Professors"), außerordentliche Professoren („Assistant-Professors"), Privatdozenten („Lecturer") und Assistenten („Assistants"). Von den letzteren bezieht nur ein Teil Gehalt (15 Yen = ca. 52 Mk. pro Monat); über die pekuniäre Stellung der o.ö. und a.o. Professoren, sowie der Privatdozenten finden sich keine Angaben. Die Professoren einer jeden Universität wählen aus ihrer Mitte einen Dekan („Director") und Pro-Dekan („Chief-Professor"); den Professoren in den einzelnen Kolleges liegt auch die Abhaltung der Vorlesungen und Beaufsichtigung der Arbeiten an der University Hall ob.

Sehen wir den Lehrkörper auf die Nationalität seiner Mitglieder hin an, so stoßen wir fast durchgängig auf japanische Namen; unter der Gesamtzahl von 138 Lehrkräften der Universität befinden sich nur 16 Ausländer. Der juristischen Fakultät gehören 5 an; 3 Deutsche, 1 Engländer und 1 Franzose; in der medizinischen Fakultät sehen wir einen einzigen Ausländer, Deutschen; unter den Philosophen begegnen wir wie bei den Juristen 3 Deutschen, 1 Engländer und 1 Franzosen; in der naturwissenschaftlichen Fakultät lehren 2 Ausländer, Engländer, und der gleichen Nationalität gehören die 3 nichtjapanischen Professoren in der Fakultät der technischen Wissenschaften an. Kleiner und kleiner ist im Verlauf der Jahre die Zahl der fremdländischen Professoren geworden, die die japanische Regierung seinerzeit zur Verbreitung modernen Wissens in das ferne Inselreich gerufen hatte. An die Stelle jener Männer sind ihre Schüler getreten, die ihre Studien zum Teil ganz in der Heimat vollendet haben, die zum großen Teil aber auch wenigstens zeitweise europäische Hochschulen besuchten. Immer mehr und in überraschend schneller Weise stellt sich so Japan auf eigene Füße, und die Frequenz der Universität, 788 in diesem Jahr, gewährt einen guten Ausblick in die Zukunft. Leider ist in unserer Quelle nichts Bestimmtes über die Aussichten der Studierenden nach Abschluß des Studiums zu finden. Die eigentümliche Verbindung einer Art Fachschulen mit Universität in unserem Sinne, wie wir sie in den „Colleges" und der „University Hall" sehen, legt den Gedanken nahe, daß ein ausschließlicher Besuch der ersteren nur die Erlangung von Stellungen eines bestimmten Grades ermögliche, daß es dagegen zur Erreichung höherer Aemter, wie z. B. der Stellung eines Professors an der Universität, auch noch des Besuches der University Hall bedarf. Da jedoch im Verzeichnis der Universitätsprofessoren sich mehrere finden, die laut dem beigedruckten Titel nur ein College absolviert und auch keine außerjapanische Lehranstalt besucht haben, so scheint eine derartige Bestimmung wenigstens bis jetzt nicht getroffen zu sein. Aus der dem Kalender beigegebenen Rede, die der Präsident Watanabe an der mit feierlicher Diplomverteilung verbundenen Schlußfeier des letzten Universitätsjahres gehalten, geht nur hervor, wie die Absolvierung der Fakultätsstudien zu den verschiedensten Aemtern berechtigt. Von den Juristen wurden die einen Richter, die anderen ergriffen die diplomatische Karriere, die Mediziner gaben Militärärzte und Spitalvorstände, die Ingenieure traten in Staats- oder Privatstellungen, die Philologen fanden an Mittelschulen, z. T. als Direktoren Verwendung, von den Naturwissenschaftlern bezog die Mehrzahl die University Hall, während andere an staatlichen Bureaux, wie am Geologischen Bureau, angestellt wurden.

Die Einrichtung der Universität ist noch nicht abgeschlossen. Erst im vergangenen Jahr wurden das mit einem Kostenaufwand von 200,000 Yen (700,000 Mark) erbaute Fakultätsgebäude für die technischen Wissenschaften und das chemische Laboratorium vollendet, welch letzteres 140,000 Yen (490,000 Mark) kostete; neue Bauten sind für die nächsten Jahre geplant. So kann in der erwähnten Schlußrede Watanabe mit berechtigtem Stolz von der Entwicklung der ihm unterstellten Universität sprechen. Wohl mögen dem glänzenden Bilde mancherlei Schatten nicht fehlen und die rasche Entwicklung selbst mag von manchen Gefahren begleitet sein, aber heute schon verdankt die Wissenschaft mannigfache Bereicherung den Untersuchungen und Arbeiten, die an der japanischen Universität entstanden sind, und mit Erfolg sind die Japaner um Erreichung des Zieles bemüht, die junge Tokyo-Universität würdig ihren älteren Schwestern in Europa und Amerika an die Seite stellen zu dürfen. Dr. K. L.

Forschungsreise im Atlas-Gebirge.

Von Josef Thomson.

Der Gedanke, das südliche Marokko zu besuchen, kam in mir zuerst im Jahre 1885 auf. Zu jener Zeit war ich mit einer Mission nach dem Zentralsudan betraut. Die kindliche Zivilisation, welche ich hier fand, erweckte in mir das Verlangen, ihre mütterlichen Quellen kennen zu lernen. Voran unter diesen stand Marokko. Denn fast neun Jahrhunderte hindurch hatten maurische Händler die Sahara nach Timbuktu, Gandu und Sokoto durchzogen und hinter sich die Spuren ihrer Religion, Kunst und Industrie zurückgelassen. Begleitet von einem jungen Freunde, Herrn Harold Crichton-Browne, verließ ich England am 9. März 1888. In Tanger wurde uns von dem britischen geschickten und energischen Ministerresidenten Sir W. Kirby Green ein herzlicher und ermutigender Empfang zuteil. Doch wurden wir drei Wochen lang durch das Warten auf einen kaiserlichen Brief aufgehalten, von welchem wir hofften, daß er den Schlüssel zu allen Teilen seiner Besitzungen bilden würde. Der Brief kam; aber während

alles, was wir wünschen konnten, für die Tiefländer und Ebenen zugesagt wurde, enthielt er das direkte Verbot, das Gebirge zu betreten — die Gegenden, nach denen wir gerade wollten. Durch das Verbot keineswegs entmutigt und im Vertrauen darauf, daß wir Mittel und Wege finden würden, um den Willen Sr. Scherif'schen Majestät zu durchkreuzen, verließen wir am 5. April Tanger auf einem nach Casablanca fahrenden Dampfer. In dieser aufblühenden Stadt mieteten wir einen maurischen Diener, und so zur Not versehen, ritten wir überland nach Mogador (31° 30′ n., Küste), wo wir am 17. ankamen. Die erste Aussicht auf den Atlas erlangten wir, als wir uns jenem eigentlichen Ausgangspunkt unserer Reise näherten. Als unser Blick von der zumeist vom Meere umschlossenen Stadt zu den Sanddünen schweifte, welche sie von Osten umgrenzen, und von den Sanddünen zu den mit dunklen Sandarakbäumen bestandenen Hügeln hinter ihnen, wurde er plötzlich durch den Anblick einer krystallglänzenden Bergspitze am fernen Horizont gefesselt. Wir erkannten sogleich, daß diese eine der höheren Erhebungen des Atlas war.

Am 7. Mai verließen wir Mogador mit einer kleinen Begleitung von fünf Mann. Da das Reisen in Marokko für mich eine neue Erfahrung, der maurische Charakter eine unbekannte Größe war, hielt ich für das Beste, nicht geradezu in das Innere zu gehen, bevor ich mich nicht hinreichend über diese Punkte unterrichtet hatte. Zu diesem Zwecke beschloß ich, auf einem Umweg durch Schiedma nach Saffi (32° 25′ n., Küste) zurückzukehren. Es war gut für mich, daß ich dies that. Denn die wenigen Tage dieser Reise enthüllten einen solchen Stand der Dinge bei meinen Leuten, daß ich in die höchste Verzweiflung geriet. Ihre Trägheit, Unaufrichtigkeit, Unverschämtheit im Benehmen und beim Essen wurde mir offenbar und ich sah bald ein, daß in erster Linie unser Erfolg durch Entscheidung der Frage bedingt wurde, wer der Herr war. Nach einem höchst unerquicklichen Kampfe war dieselbe zu unseren Gunsten entschieden; aber vom Anfang bis Ende der Reise waren unsere Leute unsere ärgsten Feinde. Ihre Trägheit, Unbändigkeit, Unzuverlässigkeit vergällten mir nicht nur die Freude an der Reise, sondern durchkreuzten und vereitelten meine Pläne gerade dann, wenn sie den meisten Erfolg versprachen. Nach Ankunft in Saffi war unsere erste Handlung, zwei von ihnen zu entlassen und sie durch zwei Leute von größerer Zuverlässigkeit zu ersetzen. Dieser Griff erwies sich als glücklich, da die Neueingetretenen sich abgesondert hielten, sich nicht in die verderblichen und verräterischen Intriguen der anderen einließen und uns oft vor denselben warnten. Von Saffi brachen wir am 19. Mai nach Marokko auf. Mit unserer Ankunft in dieser Stadt, am 21., begannen die eigentlichen Schwierigkeiten unserer Expedition.

Wir standen jetzt an der Schwelle unbetretener Pfade, und alles hieng von der Art ab, wie wir sie beschritten. Wir waren auf einen Dolmetscher angewiesen und konnten dabei niemandem trauen. Wir mußten unsere Fragen mit der größten Vorsicht stellen, da es unumgänglich notwendig war, unsere Leute in vollkommenster Unkenntnis über unsere wahren Absichten zu lassen. Und doch war es für uns von vornehmlicher Wichtigkeit, eine recht genaue Kenntnis der Wege zu haben, welche wir zu verfolgen gedachten, und zwar bevor wir in ihre Nähe kamen, da es ganz unmöglich sein würde, diese Kenntnis in ihrer Nachbarschaft zu erhalten. Alles in allem genommen, hielt ich für das Beste, zuerst Demnat (31° 40′ n., 6° 30′ w.) zu besuchen, den Vizekönig und die Kaids von meiner Spur abzubringen, sowie meine Leute mehr in meine Gewalt zu bekommen. Um nicht durch spionierende und widerspenstige Soldaten gehindert zu werden, nahm ich am 27. von der Hauptstadt französischen Abschied und zog gerade nach Osten.

Worte fehlen mir, um das reizende Thal zu beschreiben, in dessen Mitte die malerische, kleine Stadt Demnat liegt. Wohl in der ganzen Länge und Breite des Atlas kommt ihm kein anderer Ort in all den mannigfaltigen Reizen gleich, welche einer Landschaft Anziehungskraft verleihen. Der Weg windet sich durch eine mit Sandarak- und Wachholderbäumen bestandene Schlucht und führt darnach durch üppige Hecken von wilden Rosen, Geisblatt, Brombeeren und Granatäpfeln zu prächtigen Oliven- und Weingärten. An den Abhängen stufengleich sich erhebend, entfaltet Terrasse über Terrasse einen Reichtum an Farben in buntem Blumenflor, grünen Grasflecken oder der Reife nahen Gerstenfeldern. Bewässerungskanäle verteilen sich in vollkommenem Netzwerke durch das ganze Thal, überallhin Fruchtbarkeit und das liebliche Plätschern rinnenden Wassers verbreitend. Inmitten dieses schönen Thales thront auf einer vorstoßenden Bergecke, den Strom weithin überschauend, die Stadt Demnat, auch im tiefsten afrikanischen Sommer von den ihr zur Seite stehenden Bergen durch frische Winde gekühlt.

Von Demnat aus unternahmen wir zwei Ausflüge in die niedrigeren Bergketten. Der erste führte uns in dem malerischen Thale aufwärts. Hier, einige Kilometer oberhalb der Stadt, wo das stark zusammenlaufende Thal zu enden scheint, entdeckten wir den wunderbaren natürlichen Brücken-Aquädukt von Iminifiri. Als wir dieses seltsame Naturspiel erreichten, sahen wir zunächst eine Art gewaltiger Grotte, was auch der Name bedeutet, aus welcher der Wad Demnat als ungestümer Gießbach herabstürzte. An dem Absturz oben scheint ein zweiter schöner Strom aus dem Felsen zu springen und fällt neben dem Grotteneingang herab. Dem Eintretenden enthüllt sich die Grotte als ein prachtvoller Bogen, von dessen Decke Stalaktiten herabhängen, dessen Wände mit zierlichen Pfeilern geschmückt sind. Der Bogen reicht in einer Höhe von mehr als 30 m. von der einen Wand der Bergschlucht zur anderen. Die Wölbung verlassend und nicht ohne Mühe und Gefahr den oberen Teil des Bogens erklimmend, fanden

wir, daß er nicht nur eine von der Bevölkerung benutzte Brücke, sondern auch ein Aquädukt ist. Der Fluß, welcher von dem Felsen zu entspringen scheint, wird in Wirklichkeit von der entgegengesetzten Seite der Schlucht auf der natürlichen Brücke nach derjenigen Seite geleitet, an welcher er den Wasserfall bildet. Die Erklärung dieser interessanten Bildung ist, wie ich denke, einfach genug. Sie entstand durch den Niederschlag des Kalks, welchen der obere Fluß in Lösung führte. Ursprünglich in Kaskaden an der Ostseite der Schlucht herabfallend, wurde dieser durch das Wachstum des abgesetzten Travertins allmählich vorwärtsgeschoben, bis der Travertin die andere Seite erreichte und die Brücke vollendet war.

Das Thal endete in schroff aufsteigenden Kalksteinmassen, welche sich an 2000 m. hoch erhoben. Den höchsten dieser Gipfel ersteigend, entdeckte ich die Ruinen einer vorgeblichen christlichen Kirche. Diese Ruinen sind sowohl nach Art als Lage sehr merkwürdig, gehören aber nach meiner Meinung der vorchristlichen Zeit an.

Diese erste Forschungsreise in den Bergen war ohne Wissen des Kaid von Demnat ausgeführt worden. Nicht so die zweite. Vor dieser hatten wir unsern ersten Kampf mit marokkanischem Beamtentum zu bestehen, welches von der heimlichen Opposition eines Teils unserer Leute unterstützt wurde. Doch trugen wir den Sieg davon. Unser Ziel war Tasimset, südwestlich von Demnat, ein lieblicher und malerischer Ort, eingeschlossen von Bergen. Hier krönten ausgedehnte Wallnuß- und Tannenwälder Felsen und Höhen. Schöne Quellen entsprudelten in großer Menge dem Fuß der Abstürze. Am bemerkenswertesten war ein großer Wasserfall, unter welchem sich eine beträchtliche Anzahl künstlicher Höhlen befand. Den Absturz ersteigend, an dem der Strom von Tasimset herabfällt, setzten wir es trotz des hartnäckigen Widerspruchs unseres Soldaten durch, den Gipfel eines 1800 m. hohen Berges zu erreichen, auf dem wir durch eine weite und imponierende Aussicht belohnt wurden. Mehrere Hundert Meter unterhalb liegt das Dorf Tafrint (31^0 32′ n. 6^0 45′ w.) mit grünen Terrassen, gelben Gerstenfeldern und dunklen Olivenpflanzungen. Daneben fließt der Tessaut vorüber, viele Nebenflüsse von Ost und West aufnehmend. Sein Weg führt in einer tiefen Schlucht durch zahlreiche parallele Bergketten, welche sich immer höher erheben, bis zu der das Ganze krönenden Mittelaxe des Gebirges. Der Kalkstein der Felshöhen, die leuchtend roten und purpurnen Schichten der Thäler — die tiefeingeschnittene Thalschlucht des Tessaut, die verschneiten massigen Tafelberge, die alles überragten — vereinigten sich zu einem wirkungsvollen Bilde.

Es war eine Zeit nicht geringer Besorgnis für uns, als wir Demnat verließen und nach der Gegend aufbrachen, welche wir für den ersten ernstlichen Versuch ausgewählt hatten, das Gebirge zu überschreiten. Mißglückte uns dieser, so war das ein Unglück in jedem Sinne des Worts. Wir wußten nur zu gut, daß die Nachricht dieses Mißglückens uns überall hin folgen und einen Präcedenzfall abgeben müßte, auf den die Scheikhs nur allzu vorsorglich achten würden. Erfreulicherweise hatten wir aber das seltene Glück, in Demnat einen jüdischen Dolmetscher zu finden, welcher uns von Gefälligkeiten unserer Leute unabhängig machte.

Als wir Demnat am 4. Juni verließen, nahmen wir recht offenkundig Richtung nach Sidi Rehal und Marokko. Bei Tezert, dem Wohnsitz eines Scheikh, eine Stunde vor Sidi Rehal, gab ich vor müde zu sein und sprach, wie aus momentanem Einfall, die Absicht aus, hier zu lagern. Unsere Leute waren vollständig vom Wachtdienst in Anspruch genommen, und ich hatte Gelegenheit, mit dem arglosen Scheikh zu verhandeln, ohne verräterischen Einfluß im Lager fürchten zu müssen. Ich sagte ihm einfach, daß ich am folgenden Morgen seinen Vorgesetzten, den Kaid von Glauwa, besuchen wollte, für den ich vom Sultan einen Brief zu besorgen hätte. Er nahm natürlich an, daß es ein spezieller Brief in Regierungsangelegenheiten wäre, und war sogleich ganz Sorge, um uns zum Vorwärtskommen behülflich zu sein. Es ist wohl nicht nötig, zu sagen, daß ich ihm den Brief weder zeigte, noch ihn über seinen allgemeinen Charakter aufklärte.

Im Morgengrauen brachen wir auf, kaum fähig, an unser gutes Glück zu glauben, unsere Leute voll Staunen über die unerwartete Richtung, die wir einschlugen. Erst mitten in den Bergen gieng ihnen ein Licht auf. Es war ein Anblick, ihre Gesichter zu sehen! Bei dem Marktflecken Enzel (31^0 36′ n., 7^0 5′ w.) erreichten wir den Wad Gadat, auf dessen rauhem Steilufer unser Weg in das Herz des Gebirges führte. Länger als eine Stunde giengen wir an großen Klippen roten Thons hin. Allmählich wurde der Weg schwieriger und gefährlicher. Wir umgiengen die Enden tiefer Schluchten, passierten tiefe Thonabstürze, an welchen der Pfad, auf einen geringen Rest reduziert, uns in beständiger Sorge erhielt, ob unsere Maultiere würden vorüber kommen können. Nach fünf Stunden Marsch wurden die Thonklippen durch roten Sandstein ersetzt.

Dörfer gab es dort nicht. Die Thalwände waren von Sandarak- und Wachholderbäumen, stellenweise von immergrünen Eichen bestanden. Gegen Mittag verengte sich das Thal zu einer in kompakten Sandstein eingeschnittenen Schlucht. Um diese Enge zu passieren, mußten wir die Bergwand erklimmen über Geröll — die Beine der Maulesel in beständiger Gefahr, ebenso die Köpfe der Reiter, wenn auch an manchen Stellen von Reiten keine Rede sein konnte.

An der Schlucht liegt der malerische Distrikt von Zarktan. Hier teilt sich das Stromsystem des Gadat und strahlt in zahlreichen Nebenflüssen an der Nordseite der Mittelkette aus. Die Landschaft ist großartig. Die ausstrahlenden tiefen Thäler und die sie trennenden wall-

ähnlichen Felsriegel reichen südwärts bis zu den schneebedeckten Massen, welche den Rückgrat der Kette bilden. In den tieferen Abhängen der Thäler leuchteten lichtgrüne Terrassen neben dunklen Olivenpflanzungen. Ihre Felsscheiden waren auf einem Grund von Rot und Purpur mit grünen Flecken von Nadel- oder Laubwald gezeichnet und trugen auf Ecken und Felshöhen die eigentümlich gebauten Heimstätten der Bergbewohner.

Von Zarktan führte unser Weg im Zickzack über einen schmalen Felsrücken, welcher uns in einigen Stunden an den Fuß des Hauptstockes brachte. Fern unter uns, zur Rechten, floß der Gadat, die Schlucht des Asif Adrar-n-Iri flankierte uns zur Linken, während der grellgefärbte Grat, auf dem wir standen, zu dem Eingang der Schlucht führte, welche in den das Gebirge durchquerenden Paß auslief. Unter und um uns verliehen der rotfarbige Boden und die Waldflecken der glänzenden Aussicht auf Berg, Kamm und Schlucht einen gewissen Reiz, während vor und über uns kaum ein mildernder Zug die graue kahle Rauhheit der Thonschiefer milderte, welche den Zentralstock zusammensetzten.

Nachdem wir in der Thalschlucht des Adrar-n-Iri einige Zeit über furchtbar eckige Blöcke aufwärts geklimmt waren, erreichten wir spät am Nachmittag den Bezirk von Titula, wo das Thal sich verbreitert und in dem eigentlichen Herzen der Atlas-Kette endet. Einen trostloseren Anblick habe ich niemals gehabt, wenn er mich auch sehr an Aden erinnerte, da ich rostfarbige Sandsteine und Quarzite und graue und schwarze Schieferthone bemerkte. Kaum ein Baum oder Strauch war zu sehen, nur kurzes Gras an den schmalen bewässerten Terrassen. In dieser traurigen Gegend, welche dem erloschenen Krater eines Vulkans glich, lagerten wir.

Am folgenden Tage griffen wir den Rest des Gebirges an, welcher das Thal im Süden abschließt. Wir überschritten zahlreiche Moränen und am Ausgang des Thales angehäufte Geschiebe, Zeugen früherer Vergletscherung, welche wir später auch an anderen Stellen trafen, und bemerkten an den Wasserläufen und Quellen zu unserer Freude Butterblumen, Gänseblumen, Ehrenpreis, Stellaria und andere Pflanzen der Heimat.

Ein scharfer Anstieg von $1\frac{1}{2}$ Stunden brachte uns am Morgen des 8. auf den Gipfel des Passes Tizi-n-Teluet (31° 20′ n., 6° 50′ w.), in einer Höhe von 2554.5 Meter. Ein prachtvoller Fernblick breitete sich vor uns aus. Südwärts schweifte das Auge weit in neblige Ferne über das Becken des Draa, nordwärts drang er über das Thal des Gadat durch die Ebene von Marokko bis zu den Bergen von Rahamna und Srarna. Imposant in seiner Ausdehnung, war er keineswegs malerisch. Wir spähten vergebens nach dem Anti-Atlas. Soweit das Auge reichte, sahen wir eine wenig unterbrochene Hochebene, 2100—2500 m. hoch, ohne einen hervorstechenden Zug, der das Auge gefesselt hätte. Auch die Färbung war ausnehmend traurig und eintönig — ein totes Grau, welches von mürbem Schieferthone und allgemeiner Unfruchtbarkeit erzählte, nirgends unterbrochen durch das Grün von Wald oder Busch, welches im Schimmer der Ferne vollständig verschwand. Der einzige erfrischende Zug in diesem enttäuschenden Landschaftsbilde war das kleine Thal von Teluet, welches 770 m. unter uns lag und dem ausgetrockneten, grasbewachsenen Bett eines Gebirgssees ähnelte, was es in Wirklichkeit gewesen sein mag. Zu beiden Seiten des Passes ragten die Berge 600 m. über uns empor, gleich den rauhen Pfeilern eines Thores. Im Thale von Teluet hat der Kaid von Glauwa seine Burg. Dort wurden wir gastfreundlich mehrere Tage lang beherbergt, obgleich der Gesichtsausdruck des Kaid, als er unsern Brief vom Sultan las, eine Studie war. Unser Plan, entlang dem Südabhang der Hauptkette nach Westen vorzudringen, wurde vereitelt. Als wir erklärten, wir wollten gehen, gleichviel ob mit oder ohne Erlaubnis des Kaid, wurden wir einfach in der Burg interniert. Daß aber wirklich Gefahr dabei war, den von mir geplanten Weg einzuschlagen, darüber wurde ich durch ein sehr unangenehmes Ereignis belehrt. In Begleitung eines jüdischen Dieners war es mir gelungen, aus der Burg zu entkommen. Ich beabsichtigte ein Thal zu besuchen, einige Kilometer im Westen. Ich hatte mein Ziel fast erreicht und ein großes Dorf passiert, als sich auf einmal eine furchtbare Bewegung erhob und ich mich in wenigen Augenblicken inmitten eines erregten Haufens von bewaffneten Bergbewohnern befand. Alle machten drohende Geberden und besonders zwei versuchten sich wütend von ihren friedlicheren Genossen loszureißen, mit der unverkennbaren Absicht, mich zu erschießen. Abwehrende Gesten waren nutzlos in dieser Lage und ich wurde mit Gewalt gezwungen, umzukehren, ernstlich wünschend, ein Paar Augen hinten am Kopfe zu haben.

Es waren für uns bittere Stunden, als wir, unsere Leute unverläßlich, den Kaid für Drohungen und Geschenke unzugänglich findend, am 18. Juni über den Tizi-n-Teluet und durch das Thal des Gadat zurückgiengen. Eine Strecke südlich von Enzel verließen wir den Gadat, durchquerten die niedrigeren Ketten, welche das Gebirge flankieren, und erreichten in zwei starken Märschen die Kasbah von Misfiwa (31° 35′ n., 7° 10′ w.). Glücklicherweise war der Kaid abwesend, und es war uns möglich, Misfiwa zu verlassen, ohne daß jemand außer unserer Reisegesellschaft erfahren hatte, wie wir aus Glauwa hatten zurückkehren müssen. Wir hielten es aber für gut, keine Versuche zur Erforschung der Nachbarschaft zu machen.

In einem einzigen Marsch von 14 Stunden eilten wir von Misfiwa nach der Kasbah von Gurguri und kamen früh am nächsten Tage in Amsmiz an (31° 10′ n., 7° 50′ w.).

Auch hier hatten wir das Glück, ohne Widerstand den Weg nach dem Gebirge anzutreten. Unser Ziel war

jetzt die kleine Provinz Gindafy (30° 50′ n., 7° 40′ w.), unser Weg führte längs des Wad Amsmiz. Der Anblick der Vorketten und der Zentralaxe des Atlas ist hier wesentlich anders, als in denjenigen Teilen, welche wir überschritten hatten. Die äußeren Stufen oder Terrassen erheben sich hier 1200 m. hoch schroff aus der Ebene und bestehen aus alten Schiefern, durchbrochen von Porphyrgängen. So wenigstens ist ihr Charakter an der Ostseite des Wad Amsmiz. Die Westseite besitzt eine Decke von kompakten Kalk- und Sandsteinen. Die horizontale Lagerung der Schichten steht in auffälligem Gegensatz zu der unregelmäßigen, ausgezackten Oberfläche des Schiefergebiets. Wir folgten dem Wad Amsmiz bis zum Djebel Teza, einem ansehnlichen Berg, welcher irrig benannt ist, denn Tezah oder Tizi bedeutet einfach Paß oder Berg. Ich behalte aber den gebräuchlichen Namen bei, weil der Berg keinen bezeichnenderen trägt. Von Tezah wendet sich das Thal nach Südwesten, wird enger, rauher und endet plötzlich einige Kilometer weiter. An dieser Stelle beginnt der Aufstieg zum Hauptstock, eine außerordentlich schwierige Aufgabe, welche die ganze Kraft unserer leichtbeladenen Maultiere in Anspruch nahm. Am Mittag des 25. erreichten wir den Gipfel des Tizi Nemiri in einer Höhe von 3036 m. Hier erwartete uns eine Enttäuschung. Wir hatten die Meinung gewonnen, daß Gindafy an den niederen Abhängen der Südseite liegt, aber jetzt stellte sich das tiefe Thal des Wad Nyfis als Ende unseres Weges heraus. Dieser Fluß dringt durch eine enge Schlucht recht in das Herz des Hauptstockes ein, biegt um und fließt parallel mit der Gebirgsrichtung. Er hat sich ein langes, schmales Thal ausgehöhlt, welches die Bergfeste von Gindafy bildet. Obgleich der Weg der gefährlichste war, den wir bisher begangen, erreichten wir glücklich die Kasbah des Kaid von Gindafy, nach einem Abstieg von mehr als 1500 m.

In den ersten zwei Tagen kamen wir mit dem Kaid sehr gut aus, und es war mir möglich, einen genußreichen Ausflug nach dem Wad Agandire zu unternehmen (7° 40′ w.), einem Nebenfluß des Nyfis. Die Schlucht, welche dieser Strom durch den Südteil des Hauptstockes gewühlt hat, ist die großartigste und imposanteste Landschaft, welche ich im Atlas gesehen habe. Zu beiden Seiten erhoben sich krystallinische Kalke, massive Kalk- und Sandsteinschichten aus späterer Zeit in einer Klippenreihe, welche zu gezackten Spitz- und flachen Tafelbergen, 1200 m. über uns, führten. Die Flußufer boten Raum für eine Allee von Wallnuß- und Mandelbäumen, Pistazien und Eschen, während die wilde Rauhheit der vorragenden Felsen und eingeschnittenen Abgründe durch Gruppen immergrüner Eichen und dunkler Sandarakbäume gemildert wurde.

An einer Stelle, wo die Schlucht sich teilt, war es mir möglich, einen Aufstieg zu unternehmen. Doch wurde ich von meinem Geleitssoldaten gehindert, zu gehen, wohin ich wollte. Ich hielt es für gut, ihn nicht zu reizen. Dank der Einmischung einiger von unseren Leuten wurde der Kaid über die Maßen mißtrauisch gegen uns und internierte uns in unseren Zelten, welche wir nicht verlassen durften. Wir verwandten ein paar Tage auf vergebliche Versuche, mit ihm in Unterhandlungen zu treten, und waren zuletzt genötigt, mit schwerem Herzen unser Lager abzubrechen und in das Tiefland zurückzukehren. Doch konnten wir wenigstens den allerdings beschwerlicheren Umweg durch das Nyfis-Thal machen und erreichten Amsmiz glücklich am 4. Juli.

Beim Uebergang über den Tizi Nemiri und während des Aufenthalts in Gindafy hatten wir einen stattlichen, schneebedeckten Gipfel im Westen gesehen. Eine große Sehnsucht, ihn zu besteigen, hatte mich ergriffen, da er augenscheinlich der höchste Punkt zwischen Wad Nyfis und Atlantik war.

Mein Freund Crichton-Browne litt an den Folgen eines Skorbionbisses, so daß er zurückbleiben mußte. Um den Kaid von Amsmiz von meiner Spur abzubringen, gab ich vor, nur Marossa zu besuchen, eine kleine Provinz an der Quelle des Asif el Mel (31° n., 8° 10′ w.). In Begleitung von drei Dienern und einem Soldaten brach ich am 6. nach dem genannten Strome auf und erreichte Marossa an demselben Tage. Von Marossa kehrte ich nach Osten um, indem ich möglichst offenkundig in der Richtung nach Amsmiz, am Fuße des Zentralstockes, bei Erduz (31° n., 8° w.) vorbeizog. Der Soldat hatte Befehl, uns nirgend anderswohin gehen zu lassen; aber ich schlug dem Befehl des Kaid ein Schnippchen und nahm trotz Vorstellungen und Drohungen die Sache in meine eigene Hand und wandte mich nach dem Distrikt von Ogdimt, am Fuße des Berges (30° 50′ n., 8° w.). Auch die beiden zuverlässigsten meiner Leute hatten große Angst, in ein mehr als halb unabhängiges Gebiet geführt zu werden. Der Dritte, welcher zugleich mein Koch, Kammerdiener und Dolmetscher war, versuchte alle die bösen Kabalen seines ränkevollen Maurenhirns, um mich aufzuhalten und in Verlegenheit zu bringen. Aber ich war von meinem Vorsatz nicht abzubringen und hatte zum viertenmale den Erfolg, das Gebirge zu überschreiten und mein Ziel zu erreichen. Ich übergehe es, die gefahrvolle Lage zu beschreiben, in welche ich versetzt war, wie die Ersteigung des Berges sich zu einer Hetzjagd entwickelte, in der ich von Eingeborenen verfolgt wurde und mehr als einmal mit genauer Not ihren Kugeln entgieng. Ich erreichte den Gipfel ganz erschöpft von den gehabten Anstrengungen. Ich gönnte mir Zeit, mich zu erholen, die Landschaft zu studieren und meine Beobachtungen anzustellen.

Die Aussicht vor mir belohnte mich vollkommen. Von meinem derzeitigen Standpunkte, 3881 m. über dem Meeresspiegel, sah ich rings herab wie auf eine große vor mir ausgebreitete Landkarte. 3000 m. unterhalb konnte

man den Sus erkennen, wie er sich durch das mit Gärten und Feldern überkleidete Thal in glitzernden Bändern seewärts wand und von den Bergen einige zwanzig Nebenflüsse aufnahm. Gerade im Süden lag Ras el Wad und mein treuer Jude bezeichnete mir, stolz auf seine Kenntnis des Landes, einige Dutzend Orte. Vor allem wurde meine Aufmerksamkeit durch die massive Erhebung des Anti-Atlas gefesselt, dessen tafelförmiger Gipfel am Horizont eine fast gerade Linie bildete. Im Osten, Westen und Norden traf das Auge eine wilde Masse von schneegestreiften Gipfeln, scharfen, kahlen Graten, Schluchten und Thälern, oben felsig und öde, unten von Pflanzungen und Wiesen geschmückt.

Da ich nicht auf demselben Wege zurückkehren durfte, umgieng ich das obere Nyfis-Thal und erreichte unser Lager mit meinem einzigen Begleiter, dem jüdischen Diener. Am folgenden Tage überschritten wir das Gebirge auf einem neuen Wege und erreichten Amsmiz am 11. Juli. Am 13. betraten wir wieder die Stadt Marokko. Wir hatten beabsichtigt, dort nur 14 Tage zu bleiben, doch verlängerte eine Menge unvorhergesehener Umstände unseren Aufenthalt auf sechs Wochen. Derselbe wurde belebt durch das Aid Kebir oder Große Fest. Am ersten Tage desselben waren wir einer gefährlichen Steinigung ausgesetzt und retteten uns nur mit genauer Not unser Leben.

Am 27. August verließen wir endlich die Stadt. Wir hatten seit lange einen hervorragenden Gipfel bemerkt, den Miltsin des Lieutenant Washington, an den Quellen der Wads Misfiwa und Urika (31° 10′ n., 7° 20′ w.). Um denselben zu ersteigen, giengen wir geraden Wegs nach Urika. Wir wanderten mehrere Kilometer mit diesem Flußthal aufwärts, wurden dann aber durch eine Kette bewaffneter Bergbewohner aufgehalten, welche uns mit drohenden Geberden zurücktrieben. Von Urika ritten wir nach Asni, am Neraya (31° 15′ n., 7° 35′ w.). Mit dem gewöhnlichen Aufwand von Verwirrung überrumpelten wir den Widerstand des Scheikh und erreichten den oberen Teil des wohlbevölkerten, aber schrecklich kahlen und felsigen Thales. Von Taschdirt, dem höchstgelegenen Dorfe aus, erstiegen wir den Hauptstock und erreichten am 3. September die Spitze des Tizi Likumpt mit 4008 m. (31° 10′ n., 7° 20′ w.). Zu unserm Erstaunen sahen wir einen Arm des Urika-Flusses vor uns, welcher in die Zentralmasse eingetreten war und ihr parallel floß.

Aus Westsüdwest wurden wir durch den Anblick eines imposanten Berges mit Namen Tamjurt überrascht, welcher die ganze Kette um 500 bis 600 m. überhöhte (31° n., 7° 35′ w.). Dies ist nach meiner Meinung der höchste Gipfel des Atlas (ca. 4420 m.).

Wenn ich brauchbare Leute besessen hätte, auf die ich mich hätte verlassen können, würde ich die Besteigung des Tamjurt versucht haben; aber ich war es so herzlich müde geworden, den Sklaventreiber meiner Begleiter abzugeben, beständig gegen ihre bösen Pläne auf der Hut zu sein, mit marokkanischem Beamtenwesen im Streit zu liegen und Hemmnissen von List und Einschüchterung zu begegnen, daß ich nur noch das Ende der Reise herbeizuwünschen vermochte. Ich kehrte deshalb an dem meist versprechenden Teil des ganzen Gebirges um und nach Asni zurück. Am folgenden Tage überschritten wir die Bergecke von Gurguri und erreichten Amsmiz. Wir reisten dann am Fuße des Gebirges entlang durch Mzuda nach Duerani (31° 15′ n., 8° 30′ w.), wo wir die Ebene von Marokko verließen.

In Imintranut, wo wir am 8. eintrafen, fanden wir die ganze Gegend in Kriegszustand wegen der Wahl eines neuen Kaid von Mtuga. Zwischen dem Tode eines Kaid und dem Amtsantritt seines Nachfolgers sind Gesetz und Ordnung aufgehoben, da, was auch vorkommen mag, gewohnheitsmäßig ein Einschreiten in der Zwischenzeit ausgeschlossen ist. In Mtuga waren zwei Parteien übereinander hergefallen, und wir hörten von nichts als von Blutvergießen und Räuberei.

Diese Verhältnisse waren keineswegs ermutigend für einen letzten Versuch, das Gebirge zu überschreiten und das gefürchtete Sus-Gebiet zu betreten, ein wahrer Popanz für unsere feigen Leute.

Am 9. September traten wir unsere verwegene Reise an. In einer Höhe von 1450 m. erreichten wir die Höhe des Passes, welcher zu einem Nebenthal des Sus führte (31° 5′ n., 8° 45′ w.). Zu unserer Linken erhoben sich buschbedeckte, aus altem Gestein bestehende Berge etwa 1800 m. hoch, während zu unserer Rechten die Hügel und Plateau-Abfälle von Mtuga und Haha sich noch nicht 100 m. über uns erhoben, die Schichtenlinien ihrer Sandsteinflötze an ihren Seiten enthüllend, rot und vegetationslos.

Wir empfiengen von diesem Passe den Eindruck, daß wir uns am Ende der Gebirgskette des Atlas befanden und daß im Westen nur noch ein breites Plateau lag, welches geologisch und orographisch in keinem inneren Zusammenhang mit der östlichen Kette stand und nur nach Süden abgedacht war. Unser Weg führte nach Südsüdwest über eine trostlose steinige Senkung, welche sich verbreiterte und Arganbestände aufzuweisen begann. Gegen Mittag passierten wir einige merkwürdige Ruinen. Von da an war die Gegend weniger unfruchtbar. Die grellroten Bodenflächen und Felsen waren besser von Argan- und Mandelbäumen bestanden. Einige dürftige Felder kamen in Sicht, und in ihrer Nähe kleine Ansiedelungen. Die imposanten Massen des Jda Mhamud und Jda Uziki, bisher vom Nebel verhüllt, tauchten auf. Sie erheben sich zu Höhen von 2500 bis 3000 m., aber fallen schnell nach Westen ab. Am Abend, nach einem Tagemarsch von fast 70 Km., so eilig als unsere Maultiere vorwärts kamen, lagerten wir am Fuße des Jda Uziki (30° 45′ n., 8° 50′ w.). Da wir einen nächtlichen Angriff befürchteten, verschanzten wir uns so gut wir konnten, und hielten die Nacht über Wache. Wir blieben aber unbelästigt und setzten uns am

folgenden Morgen wieder in schnelle Marschbewegung, da wir uns noch im Herzen der aufgeregten Gebietsteile befanden.

Wir bogen von dem Hauptwege ab, welcher am Ida Uziki vorüber durch den Paß von Libauan nach Tarudant führt. Bei der Sauia des Asif Jg (30° 40′ n., 9° 10′ w.) verließen wir das Gebiet der Provinzialunruhen und hatten vor uns die Ebene des Sus. Hier war auch eine Bestätigung meiner Ansicht — das äußerste Westende des eigentlichen Atlas-Gebirges.

Aus Mtuga in den Sus kamen wir aus dem Regen in die Traufe. Die ganze Landschaft war in Gährung. Die Howara-Araber hatten sich erhoben und brandschatzten rechts und links. Bei Mshorod war einige Stunden vor unserer Ankunft ein Einfall ausgeführt worden, und uns wäre es schlimm gegangen, wären wir bei dieser Gelegenheit in ihre Hände gefallen. Wir eilten, so schnell als unsere abgetriebenen Tiere dies zuließen, unter den Schutz der Kasbah des Kaid von Mgina 30° 30′ n., 9° 10′ w.). Wir fanden sie voll Soldaten und in täglicher Erwartung einer Belagerung. Zum Glück blieb diese aus und wir gelangten am nächsten Tage glücklich nach Agadir (30° 25′, Küste). Nach einem Rasttag schlugen wir den Weg längs der Küste ein und erreichten am 17. September Mogador. Von da wandte ich mich nach einigen Tagen nach Fez, von wo ich noch einige weitere Forschungen vornehmen wollte. Doch in Casablanca wurde ich durch eine Depesche aufgehalten, welche mich zum Entsatze Emin's rief und ich trat unverzüglich die Rückreise nach England an.

Kleinere Mitteilungen.

* Ein österreichisch-deutsches Krankenhaus in Paris.

Es sind jetzt 30 Jahre, daß eine Anzahl von Oesterreichern und Deutschen, die in Paris lebten, sich vereinigten, um das Elend in der dortigen deutschen Kolonie, das Elend, welchem der deutsche Hülfsverein nur in geringem Maße hatte steuern können, durch Errichtung eines Hospitals wirksam zu lindern. Der dazu bestimmte Fonds wuchs, bis vor zwei Jahrzehnten, durch die politischen Verhältnisse begünstigt, rasch an; speziell die Fürstin Pauline Metternich, die Gattin des damaligen österreichischen Botschafters, nutzte ihre gesellschaftlichen Beziehungen und ihre intime Verbindung mit dem napoleonischen Hofe aus, um (durch Verkaufsbazars ꝛc.) dem Werke der Mildthätigkeit reiche Unterstützungen zuzuführen, und so war am Schlusse des Jahres 1876 ein Fonds von mehr als 418,000 Franken vorhanden.

Wenige Jahre früher waren die Oesterreicher und die Ungarn aus dem deutschen Hülfsverein ausgeschieden, einesteils weil dieser Verein nach dem Kriege nicht mehr in Aktion zu treten und selbst noch im Jahre 1874 nur in der deutschen Botschaft zusammenzutreten wagte, anderenteils, weil die zunehmende Erstarkung der österreichisch-ungarischen Kolonie an und für sich die Schaffung eines besonderen Hülfsvereins wünschenswert erscheinen ließ. Der seitdem verstorbene Bankier Ellissen gab dazu die Anregung, Graf Hoyos, damals erster Botschaftsrat und zur Zeit Botschafter, förderte den Gedanken auf das wärmste, und im Jahr 1878 trat der neue Verein ins Leben.

Selbstverständlich war jetzt die Notwendigkeit der Teilung des Hospitalfonds gegeben, und nach langwierigen Verhandlungen wurde diese Teilung in der Art vollzogen, daß der deutsche Verein aus ihm 55 Prozent (230,000 Fr.), der österreichisch-ungarische Verein 45 Prozent (188,000 Fr.) erhielt. Mit dieser Teilung war nun die Gründung eines deutschen Krankenhauses in Paris in weite Ferne gerückt. Aber in dem ebenbezeichneten Abkommen heißt es, daß derjenige Teil (ob nun der deutsche oder österreichisch-ungarische Teil), der den Bau eines Hospitals unternehmen würde, sich mit dem anderen Teil zu verständigen habe, um demselben event. die Beteiligung zu ermöglichen. Der Weg zur Wiedervereinigung, wenigstens ad hoc, war dadurch geebnet; da indes die österreichisch-ungarische Kolonie zur Zeit wenig Neigung bekundet, überhaupt zum Bau eines Hospitals zu schreiten, so kann von einem gemeinsamen Bau zunächst schwerlich die Rede sein.

Der deutsche Hospitalfonds war, nachdem Baron Diergard aus Bonn ihm die Summe von 250,000 Fr. testiert hatte, am Schluß des Jahres 1887 auf 652,000 Mark angewachsen, und diese sind in vierprozentiger, preußischer, konsolidierter Anleihe angelegt und unter der Rubrik „Kaiserlich deutsche Botschaft in Paris" bei der Reichshauptbank in Berlin deponiert; der österreichisch-ungarische Hospitalfonds dagegen, der sich keines so freigebigen Wohlthäters zu erfreuen hatte, verfügte am Schluß des Jahres 1888 nur über (rund) 287,500 Fr., welche in österreichischen, ungarischen und französischen Werten bei dem Pariser Hause Rothschild liegen, und beide, der österreichisch-ungarische und der deutsche Fonds zusammen, also im Gesamtbetrag von 1,100,000 Fr. wären vielleicht genügend, ein Hospital zu bauen und einzurichten, aber nicht, es zu fundieren.

Ueberdies zankt man sich, wie das Hospital aufzuführen, ob aus Stein und Ziegeln oder aus Riegelwänden: die Herren, welche die Schnüre des Geldbeutels halten, sind aus ökonomischen, die Aerzte aus sanitären Gründen für die Riegelwand; die letzteren, weil die Wände der Krankensäle nach Verlauf einiger Jahre von gesundheitsschädlichen Stoffen gesättigt sind und Ausstrahlungen hervorrufen, die den Kranken nach längerem Aufenthalt bedenklich beeinflussen und die sogenannten Spitalkrankheiten erzeugen. Der Riegelwandbau dagegen hat den Fehler, daß nach einer gewissen Reihe von Jahren das ganze Haus niedergerissen und ein neues an seine Stelle gesetzt werden muß, und zudem gibt es viele Deutsche, welche — die Stellung der Deutschen in Frankreich erheische es, meinen sie — um jeden Preis einen monumentalen Bau erstehen sehen wollen. Nimmt man nun noch hinzu, daß viele deutsche Kolonisten, weil bei aller Erbitterung der Franzosen doch, wenn irgend Platz vorhanden, die französischen Spitäler nie einem Deutschen die Aufnahme weigern, die Notwendigkeit eines besonderen deutschen Hospitals leugnen. Und so verwendet vorläufig sowohl der deutsche, als der österreichisch-ungarische Hülfsverein die Hälfte der Interessen seines Hospitalfonds zur Krankenpflege; die zweite Hälfte wird zum Kapital geschlagen: man wird so den dringenden Bedürfnissen der Gegenwart gerecht und verliert doch das Endziel nicht aus dem Auge. Die Interessenhälften belaufen sich augenblicklich auf 13,000 Mark und auf 7000 Fr. G. W.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchh. Nachf. in Stuttgart.

Vitzthum von Eckstädt, Carl Friedrich Graf, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. Zweite durchgesehene Aufl. geh. M. 5. — Geb. M. 6. —. Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 21. Stuttgart, 28. Mai 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der achte deutsche Geographentag in Berlin (24. bis 26. April 1889). S. 401. — 2. Major Barttelot's Lager am Aruhwimi. S. 406. — 3. Das Bauernhaus in Romänien. Nach Odobescu's „Notices sur la Roumanie." Von Bergingenieur M. Przyborski in Reschitza. S. 410. — 4. Die Veste Bagamoyo. S. 412. — 5. Zwei Städte im fernen Westen: Vancouver und Victoria. S. 415. — 6. Skizzen aus Nordamerika. S. 418. — 7. Staats-Einnahmen und -Ausgaben in Europa. S. 420.

Der achte deutsche Geographentag in Berlin.

(24. bis 26. April 1889.)

Die Ansprache, mit welcher der preußische Kultusminister Dr. v. Goßler am 24. April den achten deutschen Geographentag eröffnete, ist von den größeren Berliner Zeitungen im Wortlaute gebracht worden. Wir verzichten aus diesem Grunde auf eine ausführliche Wiedergabe derselben, können es uns aber nicht versagen, einige besonders wichtige Stellen daraus hervorzuheben. Rückhaltslos erkennt der Minister den hohen Aufschwung, den die Geographie in Deutschland innerhalb der letzten Dezennien genommen hat, an und sieht mit Recht den Grund des raschen Emporblühens unserer jungen Wissenschaft nicht nur in der Gunst äußerer Umstände, sondern vor allem in der ernsten Arbeit der deutschen Geographen und in dem regen Eifer, mit welchem sie das Interesse an der Erdkunde in stetig wachsenden Kreisen wachzurufen bestrebt waren. Nicht ohne günstigen Einfluß auf die Entwicklung der Geographie in Deutschland war ohne Zweifel die politische Einigung der Stämme und Staaten und die errungene Machtstellung des jungen Reiches. „Dem Binnenländer sind die Meeresküsten nicht mehr fremdartige Gebilde, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt er die Entwickelung der deutschen Seemacht, begleitet sie auf ihren auch für die Wissenschaft so nutzbringenden Fahrten um den Erdball und gewinnt ein volles Verständnis für die Ausbreitung deutscher Interessen an den Gestaden fremder Erdteile." „Seit Jahrzehnten haben wir Deutsche den uns gebührenden Anteil an den Forschungsreisen genommen, und was wir im 15. Jahrhundert versäumt haben, suchen wir im neunzehnten nach Humboldt's bahnbrechendem Vorgange mit reichen Opfern an Anstrengung, aber auch an teurem Leben nachzuholen." Ganz besonders wies dann der Minister auf die Beziehungen des Geographentages zur Entwickelung des Unterrichts hin. „Nicht allein die auf Anschauung und Zeichnen gegründeten Methoden und die aus Ihrem Kreise hervorgegangenen Lehrbücher haben Einzug in die preußischen Schulen gehalten, vor allem die Heranbildung der Lehrer in einer Ihren Vorschlägen entgegenkommenden Weise ist im Laufe des letzten Jahrzehnts gesichert. Jede preußische Universität erfreut sich eines eigenen Lehrstuhles für Geographie, ihre Vertreter sind als gleichberechtigte Mitglieder in die wissenschaftlichen Prüfungskommission eingetreten, bei der Prüfung ist die Geographie als selbständiges Lehrfach anerkannt und Fürsorge getroffen, daß selbst der geringste Grad von Lehrbefähigung nicht ohne ein gewisses Maß zuverlässiger Kenntnisse in der physischen und mathematischen Geographie gewonnen werden kann. Indem die Geographie in der Prüfung als ein Hauptfach sowohl mit den sprachlich-geschichtlichen, wie mit den naturwissenschaftlich-mathematischen Fächern sich verbinden läßt, ist sie in den Unterrichtsplan unserer höheren Lehranstalten als ein Bindeglied zwischen die beiden großen Gruppen der Disciplinen gestellt worden, erfüllt mit der hohen Aufgabe, in bevorzugtem Maße an der harmonischen Ausbildung unserer Jugend mitzuwirken und in dem jugendlichen Geiste die Einheit des Wissens zu vermitteln."

Für die Vorträge war, abweichend von den Gepflogenheiten früherer Geographentage, vorher ein Programm aufgestellt und versandt. Als geeignete Themata waren vorgeschlagen worden: Klimaschwankungen in kürzeren und längeren Perioden, Höhenmessung (Instrumente für

dieselbe und deren Gebrauch zu Präzisionsbestimmungen, sowie zu Messungen auf Reisen; Prinzipien bei der Sammlung von Höhenzahlen und ihre Anwendung auf Karten und in Büchern; Anlage von Repertorien; Verwendung der Messungen zur Orometrie und zur plastischen Darstellung); die Rechtschreibung geographischer Namen und deren richtige Auswahl auf Uebersichtskarten, Theorie der Denudationsniveaux und ihre praktische Anwendung. Als der Erörterung würdige schulgeographische Fragen hatte der Ausschuß folgende bezeichnet: 1. Wie lassen sich Ausflüge für den geographischen Unterricht verwerten? 2. Inwieweit sind an Schulen Sammlungen von Naturprodukten als geographische Anschauungsmittel anzulegen? 3. Welche Beziehungen sollen Schulbuch und Schulatlas zu einander haben? Außerdem erwartete man noch Berichterstattungen von Reisenden.

Während die wissenschaftlichen Gegenstände obigen Programms in der That zur Verhandlung gekommen sind, ist die Schulgeographie auf diesem Geographentag recht stiefmütterlich behandelt worden; Berichte von Reisenden haben, wenn wir nicht den schönen Vortrag des Dr. von den Steinen unter diese Kategorie stellen wollen, gänzlich gefehlt. Damit gewann der diesjährige Geographentag einen vorwiegend akademischen Charakter.

In der ersten Sitzung sprach, nachdem auf die Eröffnungsrede des Kultusministers Ansprachen des Legationsrats Dr. Hardeck (Karlsruhe) und des Professors Frhrn. v. Richthofen (Berlin) gefolgt waren, Dr. von den Steinen (Berlin): Ueber Erfahrungen zur Entwicklungsgeschichte der Völkergedanken. Schon auf dem Hamburger Geographentag hatte Dr. von den Steinen über die interessanten ethnographischen Resultate der von ihm geführten Schingú-Expedition des Jahres 1884 berichtet, auf welcher die Reisenden Indianerstämmen, die in der Steinzeit leben und noch nie einen Weißen gesehen hatten, begegnet waren.[1] Hier am oberen Schingú wurden die Erfahrungen gesammelt, welche die positive Grundlage des Vortrages bildeten, der in geistreicher Ausführung die in der Studierstube konstruierten Modelle von Urvölkern als falsche zurückwies. Durch die verschiedenartigsten Lebensbedingungen beeinflußt, werden sich aus der Urform des Menschengeschlechts — die Einheit des Menschengeschlechts erkennen die Anthropologen einmütig an — die heutigen Formen gebildet haben. Freilich kann weder die Ethnologie noch die Sprachwissenschaft direkte Beweise für diese Behauptung bringen; vielleicht aber unterschätzte bisher die Linguistik den hochwichtigen Umstand, daß die Grundformen des Sprechens (Vokale und Konsonanten) wie die Grundformen des Denkens, welche sich in der Grammatik der Sprachen dokumentieren, überall auf der Erde dieselben sind. Nicht anders ist es mit gewissen Geräten, bestimmten elementaren Verrichtungen, mit den Formen überall wiederkehrender Mythen. Eine merkwürdige Gleichheit oder doch Aehnlichkeit herrscht in allen diesen Dingen bei den getrenntesten Völkern des Erdballs. Fast über die ganze Erde verbreitet ist z. B. das Schwirrholz, ein an einer Schnur befestigtes dünnes Holzbrettchen, das durch die Luft schwirrend einen brummenden Ton von sich gibt. Die Kinder der zivilisierten Völker Europa's gebrauchen es als Spielzeug, ein Musikinstrument ist es bei vielen wilden Völkern, bei anderen aber ein Gegenstand religiöser Verehrung; auch die Griechen hatten das Schwirrholz bei ihren Dionysos-Festen. Vielfach verbreitet ist die Feuererzeugung durch Quirlen. Zu dieser Art der Feuergewinnung mußten alle diejenigen Stämme gelangen, welche, wie die Schingú-Indianer, Löcher in Holz zu bohren verstehen, indem sie entdeckten, daß beim Verrichten dieser Arbeit Wärme entstand und endlich rauchendes Holzpulver abflog, durch welches man Zunder in Brand zu setzen vermochte. Natürlich muß ihnen, ehe sie an eine zielbewußte Feuerbereitung gehen konnten, der Nutzen des Feuers bekannt gewesen sein. Sie werden das Feuer durch die vom Blitze entzündeten Waldbrände kennen gelernt haben und die konservierende Eigenschaft des Bratens durch Beobachtung der verkohlten Tierleichen der Brandstätte. Redner ging dann näher auf die von ihm gemachten Erfahrungen bezüglich des ersten Entstehens der Völkergedanken ein. Ebensowenig wie die Kinder machen die Urvölker einen Unterschied zwischen Menschen, Tieren und leblosen Objekten. Warum sollten, so denkt der Schingú-Indianer, die Sterne, da sie doch klein sind wie Flöhe und (Sternschnuppen!) springen wie Flöhe, nicht wirklich auch Flöhe sein? Ebenso halten diese Leute den Regenbogen für eine Wasserschlange, die Sonne für eine Papageienfeder und denken nicht daran, diese Bezeichnungen etwa nur bildlich anzuwenden. Die Entstehung des Kausalbegriffs leitet Herr von den Steinen vom Gebrauche der Werkzeuge her. So lassen die Mythen der Urvölker die Welt durch Gottes Hand vermittelst schon vorhandener Werkzeuge entstehen, und die Menschen sind Kunstwerke Gottes. Nach dem Ursprung der vom Schöpfer benutzten Werkzeuge fragen sie noch nicht. Tod und Krankheit sind das Werk geheimer Feinde. Irgendwelche Begriffe ethischer Art aber werden weder mit der Idee des Weltenschöpfers noch mit der Idee des Todes verbunden. Ethische Gedanken bringt erst der Begriff des Eigentums, welches Ackerbau und Viehzucht, Handel und Gewerbe entstehen läßt. Dann entsteht die Religion, und man verlegt, was die Vorfahren für wirklich und wahr hielten, in die Vorzeit, es entsteht die Völkersage, das Völkermärchen. Man glaube nur nicht, betonte der Redner am Schlusse, daß die Urvölker eine arme Sprache und wenig entwickelte Verstandesschärfe besäßen. Für den Indianer gibt es nichts Gleichgiltiges, reich ist auch sein Wortschatz, jede Art der Palmen und der Papageien hat ihren

[1] Vergl. „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin", Bd. XII. 1885, S. 216—228 und „Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft", 1885. S. 94—97.

Namen, aber der Begriff: Palme, Papagei, den zusammenfassenden Gattungs- und Familienbegriff hat er noch nicht, es fehlen eben alle Arten höherer Begriffe, zu welchen erst weitere Kulturstufen führen. Auf jeden Fall muß die Forschung zu diesen Naturmenschen hinabsteigen und darf nicht völkerpsychologische Ansichten auf Grund von Beobachtungen an Sprachen und Sitten sog. indogermanischer Naturvölker aufstellen, denn das indogermanische Naturvolk war kein Naturvolk mehr.

Geh. Admiralitätsrat Dr. Neumayer aus Hamburg erstattete darauf Bericht über das, was seit der Konferenz für internationale Polarforschung auf dem Gebiete erd- und weltmagnetischer Messungen bisher an Material gefördert worden ist. Sein Vortrag gipfelte in dem Wunsche, es möchten die mit den heute bekannten Thatsachen nicht mehr in Einklang zu bringenden Gauß'schen Konstanten einer Revision unterzogen werden.

Auf der Tagesordnung der zweiten Sitzung stand die Beratung über ein Denkmal für Dr. Gustav Nachtigal. Professor Frhr. v. Richthofen berichtete über den Ertrag der angestellten Geldsammlung und legte dem Geographentage, dem freilich, wie Prof. Wagner (Göttingen) sehr richtig bemerkte, eine Verfügung über die eingegangene Summe formell nicht zusteht, den Vorschlag zur Begutachtung vor, im Völkermuseum eine Kolossalbüste Nachtigal's auf Granitsockel, in Stendal dagegen, dem Geburtsorte des verdienten Geographen und Forschungsreisenden, ein größeres Denkmal aufzustellen; von Errichtung eines Denkmals auf Kap Palmas habe man absehen müssen. Der Stadt Stendal sollen zu diesem Zwecke 12,000 Mk. überwiesen werden, die Büste für das Völkermuseum wird 7500 Mk. kosten, der Rest von etwa 1200 Mk. wurde als Zuschuß für die Veröffentlichung des linguistischen Nachlasses Dr. Nachtigal's, an dessen Redaktion der Neffe Nachtigal's, Dr. Prietze, seit drei Jahren arbeitet, bewilligt. Wir wollen nicht unterlassen, an dieser Stelle zu erwähnen, daß der erste Geographentag auf Anregung des gefeierten, leider so früh uns genommenen Afrikaforschers zusammentrat, so daß Nachtigal als Gründer des Geographentages angesehen werden muß, und schon aus diesem Grunde die Denkmalsangelegenheit einem geeigneteren Forum als dem der hier versammelten Geographen schwerlich hätte unterbreitet werden können.

Nach Erledigung dieser Angelegenheit erstattete Prof. Dr. Kirchhoff aus Halle Bericht über die Thätigkeit der „Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde in Deutschland". Seitdem diese Kommission dem Schooße des Geographentages entwuchs, sind wir gewohnt, von Prof. Kirchhoff stets das Erfreulichste über ihr Schaffen und Wirken zu erfahren. Auch der diesmalige Bericht des Begründers der deutschen Landeskunde ließ erkennen, daß das Werk der Zentralkommission rüstig fortgeschritten ist, unterstützt auch in diesem Jahre durch eine huldvolle Spende des preußischen Unterrichtsministeriums. Mit bisher unerhörtem Eifer hat man in allen deutschen Staaten an den bibliographischen Zusammenstellungen zur Landes- und Volkskunde gearbeitet, aber auch außerhalb der Grenzen des Reiches hat sich eine erfreuliche Thätigkeit auf heimatskundlich-bibliographischem Gebiet entwickelt, so in den Niederlanden, wo seitens der Aardrijkskundig Genootschap unter Kuyper's bewährter Leitung die umfangreiche und mustergültige Bibliotheca Nederlandica veröffentlicht wurde („unter neidloser Anerkennung, daß die Anregung dazu von deutscher Seite ausgieng"). Auch die Schweiz organisiert eine Bibliographie; möge nun Oesterreich, wo im Laufe der Jahre ebenfalls wertvolle Litteraturzusammenstellungen provinzieller Art erschienen sind, mit seiner schon seit längerer Zeit geplanten allgemeinen Bibliographie des ganzen Reiches bald folgen! Der unmittelbaren Anregung zu werkthätiger Anteilschaft an der Heimatsforschung wird „die Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung" dienen, welche vor wenigen Tagen erschienen ist. Die gute Verwaltung endlich ihrer beschränkten Geldmittel ermöglichte es der Zentralkommission, sogar direkte Geldunterstützungen zur Förderung heimatkundlicher Arbeiten zu bewilligen; sie konnte zwei jungen Forschern Stipendien für geophysikalische Aufnahmen verleihen und ist in der Lage, heute einen Preis von 400 Mark für eine am 1. März 1890 einzureichende Arbeit über Namenberichtigung der Generalstabskarten des Deutschen Reiches auszuschreiben.

Methodischen Inhalts war der von Prof. Dr. A. Supan (Gotha) gehaltene Vortrag über spezialgeographische (landeskundliche) Litteratur. Im Gegensatz zur allgemeinen wird die spezielle Geographie oder Landeskunde wenig gepflegt und ist ganz auf dem alten Standpunkt einer blosen Beschreibung von Land und Leuten stehen geblieben. Land und Leute aber muß der Geograph in Zusammenhang mit einanderbringen, nur auf diesem Wege ist ein neuer Aufschwung der Spezialgeographie möglich.

Vorschläge zu einer sachgemäßen Stoff- und Arbeitsverteilung unter den deutschen geographischen Zeitschriften machte Prof. Dr. Richter (Graz). Wir beklagen nicht sowohl einen Mangel, als eine zu große Fülle an Zeitschriften geographischen Inhalts. Es verbirgt und versteckt sich oft wichtiges und bedeutendes geographisches Material in der Menge der periodischen Blätter, und wissenschaftliche Arbeit wird sicherlich dadurch erschwert. Aber vorzüglich der Umstand behindert die Forschung, daß unsere geographischen Zeitschriften ein zu großes Stoffgemenge aufweisen. Der Vortragende machte daher den Vorschlag, der Geographentag möge den Wunsch aussprechen, daß unter den geographischen Zeitschriften eine Einigung, in welcher Weise sie das Gebiet der Forschung unter sich verteilen könnten, zu Stande käme. Mit Recht hob dem gegenüber Prof. Dr. Supan hervor, daß die Privatpresse auf derlei Arrangement auf keinen Fall eingehen könne, sie sei auf ein gemischtes Publikum angewiesen, und wollten beispielsweise die „Petermann'schen

Mitteilungen" nur auf einen Abonnentenkreis von Fachleuten reflektieren, so würden sie den Preis um mehr als 100 Proz. erhöhen müssen, um überhaupt nur notdürftig bestehen zu können.

Den zweiten Sitzungstag eröffnete ein Vortrag des Prof. Dr. Penck (Wien) über das Endziel von Erosion und Denudation. Die bekannte Thatsache, daß jeder Fluß Bodenmaterial von einer Stelle seines Bettes zur anderen transportiert, hier wegnimmt, dort ablagert, um seinen Lauf als eine ganz bestimmte Kurve in das Land zu schneiden, läßt als Endziel aller Arbeit der Flüsse erkennen, an sämtlichen Punkten ihres Laufes die gleiche Wasserkraft oder die gleiche Stoßkraft zu haben. Hat der Fluß dieses Ziel erreicht, so hört die Erosion auf (unteres Niveau der Erosion). In ähnlicher Weise verhält es sich mit der Denudation, welche hauptsächlich durch die von geneigter Fläche herabrinnenden Regenwässer besorgt wird. Gestützt auf gewisse einfache Voraussetzungen, entwickelte Prof. Penck vermittelst feststehender mathematischer Formeln rein theoretisch diese Grenzen und erläuterte seine Ansichten an gegebenen geographischen Beispielen.

Die übrigen Vorträge dieser Vormittagssitzung behandelten meteorologische Fragen, und zwar sprach zuerst Prof. Dr. Brückner (Bern) über die Konstanz des heutigen Klima's. Die Frage, ob und inwieweit unser Klima beständig sei, hat lange Zeit hindurch die Physiker, Meteorologen und Geographen beschäftigt; von den ersteren wurde sie nicht verneint, von den Geographen aber und Geologen insbesondere stets gern mit Ja beantwortet. Nun sind Witterungsschwankungen zweifellos schon beobachtet und es fragt sich nur, ob man denselben den Charakter klimatischer Schwankungen verleihen darf. Das Vorrücken und Zurückgehen der Alpengletscher läßt sich gar nicht anders als durch Veränderungen klimatischer Verhältnisse erklären, und auch anderorts gesammeltes Beobachtungsmaterial weist auf so deutliche und allgemein ausgedehnte Veränderungen in der Witterung hin, daß man sie als Klimaschwankungen ansehen muß. So ergibt sich aus den Beobachtungen von 600 hydrographischen und meteorologischen Anstalten, daß das Jahrzehnt 1840 bis 1850, sowie die Jahre 1870 bis 1880 regnerischen Charakters waren, während die Jahre um 1860 herum eine trockene Periode repräsentieren. Hierbei ist auffallend und bemerkenswert, daß immer die warmen Perioden auch trockene waren, die feuchten aber kalte, und Redner ist der Ansicht, daß derjenige, welcher die Ursache der Temperaturschwankungen findet, zugleich auch die Schwankungen der Niederschlagsmenge erklärt. Ungleiche Wärmezustände, Luftdrucksveränderungen und Niederschlagsschwankungen stehen im innersten Zusammenhange untereinander.

Der darauf folgende Vortrag des Prof. Dr. Partsch (Breslau) über Klimaschwankungen in den Mittelmeerländern entwickelte zunächst, daß es zwei Wege gibt, etwaige Veränderungen des Klima's im Mittelmeer-Gebiete aufzufinden, einmal den Weg der direkten eigenen Beobachtung und sodann den Weg einer kritischen Bearbeitung solcher Beobachtungen, von welchen uns die Schriftsteller dieses alten Kulturgeländes Bericht erstatten. Sind die direkten Beobachtungen, welche wir selbst anstellen können, ohne Zweifel um vieles sicherer, so steht uns doch ein zu geringer Zeitraum dafür zu Gebote, als daß wir so zu gut begründeten Schlüssen gelangen könnten, geschichtliche Ueberlieferungen aber andererseits beruhen oft auf Uebertreibung und berichten nur von seltenen und ausnahmsweisen Erscheinungen (Temperaturextremen), aus welchen nicht auf das Mittel geschlossen werden kann. Es bleibt für den Forscher nur übrig, der stummen Sprache der Natur selbst zu lauschen, und auch hierbei muß er sich sehr vor Uebereilung hüten, da jeder zu leicht die Dinge sieht, wie er sie zu sehen wünscht, und nicht wie sie wirklich sind. So darf man nicht aus dem Verschwinden der Landschildkröte auf dem Peloponnes, aus der Verdrängung des Rindes durch das Kameel in Nordafrika auf eine Klima-Aenderung schließen, da offenbar diese Erscheinungen lediglich durch den Willen des Menschen veranlaßt sein können. Wichtig für Beantwortung der vorliegenden Frage ist, daß der Oelbaum, die Dattelpalme und der Weinstock, drei uralte Kulturgewächse, noch heute genau dieselben Verbreitungsgrenzen haben wie vor zweitausend und mehr Jahren. Auch scheint sich — obwohl eingehendere Beobachtungen der Reisenden in diesen Gegenden unsere Kenntnisse noch erweitern müssen — weder der Spiegel des Mittelmeeres noch derjenige abgeschlossener Landseen, wie z. B. des Toten Meeres, in historischer Zeit verändert zu haben, auch die Nil-Ueberschwemmungen haben in unseren Tagen noch dieselben Perioden wie im frühesten Altertum. Im allgemeinen ist es mithin unwahrscheinlich, daß sich in den Mittelmeer-Ländern Klimaschwankungen werden nachweisen lassen, tausend Jahre sind in der Geschichte der Erde wie ein Tag.

Wegen vorgerückter Zeit zog Prof. Dr. Günther (München) seinen Vortrag über die Lehre von den klimatischen Schwankungen bei den Forschern des 18. Jahrhunderts zurück. Aus demselben Grunde berichtete Prof. Dr. Götz (München) nur ganz kurz von den Ergebnissen seiner Untersuchungen über die dauernde Abnahme des fließenden Wassers auf dem Festlande. Bei der Verwitterung der Gesteine wird Wasser verbraucht und später von dem Gesteinsgruse auch leicht aufgesaugt. Humusbildung bindet gleichfalls Wasser, und es läßt sich daher nicht leugnen, daß die Menge des fließenden Wassers von Tag zu Tag geringer werden muß. Ob aber eine allgemeine Austrocknung dereinst stattfinden wird, ist noch nicht abzusehen, jedenfalls reicht der Vorrat des zirkulierenden Wassers noch auf Jahrtausende hin.

Die ersten drei Themata, welche für die Nachmittagssitzung des zweiten Tages vorlagen, betrafen die Eiszeit und die mit dieser geologisch so interessanten Epoche zusammenhängenden Erscheinungen. Dr. Wahnschaffe

(Berlin), welcher sich durch die Erforschung wichtiger Teile des norddeutschen Diluvs bekannt gemacht hat, trug über die Bedeutung des baltischen Höhenrückens für die Eiszeit vor. Dieser Höhenrücken, welcher von der jütischen Halbinsel aus durch Mecklenburg und Pommern bis über Ostpreußen sich hinzieht, mehrfach unterbrochen durch Einschnitte in nordsüdlicher Richtung, erreicht nicht unbedeutende Höhen; sein höchster Punkt ist der 350 m. über die Ostsee hervorragende Turmberg in der Danziger Gegend. Schon Leop. v. Buch und Hoffmann sprachen aus, daß die Streichungsrichtung in den einzelnen Teilen dieses Rückens mit der der älteren Gebirge in Deutschland zusammenhängt, daß der mecklenburgische Teil die hercynische, der hinterpommersche Anteil die erzgebirgische Richtung hat. Für den schleswigschen Abschnitt hat man neuerdings konstatiert, daß er nicht nordsüdlich, sondern abwechselnd in hercynischer und erzgebirgischer Richtung streicht. In der That sind die Streichungsrichtungen des Rückens durch die Faltenbildung des den Kern desselben bildenden älteren Gebirges bestimmt, welches an einigen Stellen sehr hoch emporragt (Kreide 23 bis 103 m. über dem Meeresspiegel), an anderen Orten aber unter einer außerordentlich mächtigen diluvialen Decke sich verbirgt (Oberkante der Kreide bei Elbing 98 m. unter dem Meeresspiegel). Man sieht hieraus, daß dieses unterliegende Gebirge beim Beginne der Eiszeit keineswegs als ein zusammenhängender ununterbrochener Wall dem von Norden eindringenden Gletschereise sich entgegenstellte. Stellenweise ist das Grundgebirge von ganz bedeutend tiefen Klüften durchsetzt gewesen, so in der Gegend von Straßburg in der Uckermark, wo die diluvialen Ablagerungen mit 200 m. noch nicht durchschnitten wurden. Der Vortragende neigt der Ansicht zu, daß vor dem Beginne der Eiszeit das Ostseebecken tiefer war als jetzt, aus welchem Grunde die noch nicht sehr mächtigen Eismassen zuerst der Richtung dieses Beckens folgten, ohne den Gebirgskern des baltischen Rückens sofort zu überschreiten. So trug dieser baltische Eisstrom esthländische Geschiebe bis in die Niederlande, in deren unterem Diluv sie heute gefunden werden. Später überschritt der Eisstrom, nicht ohne, beispielsweise in der Wolliner Kreide, bedeutende Störungen zu verursachen, radial sich über das norddeutsche Tiefland ergießend, den Rücken, lagerte seine Grundmoräne ab und schüttete bei Stillstand und späterem Rückzug gewaltige Block- und Sandmassen als Endmoränen auf, welche oberhalb des die Grundmoräne repräsentierenden unteren Geschiebemergels lagern. Die Seen, welche meist in nordsüdlicher Richtung sich erstrecken, verdanken ihre Entstehung nicht sämtlich einer und derselben Ursache. Vielmehr lassen sich drei Typen aufstellen: Erosionsseen, gebildet durch Erosion der Schmelzwasser nach der letzten Vereisung, Seen, welche durch fließendes Wasser ausgewaschen sind, und Stauseen, deren Wasser hinter Endmoränenwälle aufgestaut sind.

Ueber Glazialerscheinungen in Südafrika sprach darauf Dr. Schenk und legte einige gekritzte Geschiebe vor, deren Schrammen er auf Gletscherwirkungen glaubte zurückführen zu müssen. Dr. v. Drygalski schloß sich mit einem Vortrage über die Bewegungen der Kontinente zur Eiszeit und ihren Zusammenhang mit den Wärmeschwankungen der Erdrinde an. Es kann als feststehend angenommen werden, daß vor dem Eintritte der Eiszeit die Temperatur der Erdrinde eine höhere war als heute[1] und daß mit dem Vorrücken der Gletscher eine bedeutende Erkaltung des Bodens eintrat. Der Vortragende nimmt an, daß diese Erkaltung bis in große Tiefen eingedrungen sei und zur notwendigen Folge eine Zusammenziehung der Erdrinde (wenigstens für Europa) gehabt habe. Darin ist nach v. Drygalski der Grund zu suchen, weshalb sich damals die Meere weit verbreiteten, denn durch die Schrumpfung des Landes entstanden Depressionen, welche von den Meeresfluten überströmt wurden. Mit der nach der Eiszeit folgenden Erwärmung des Bodens trat dann wieder eine Ausdehnung desselben und eine Vergrößerung und Hebung der Kontinente ein.

Mit großer Begeisterung trat Dr. Hotz-Linder aus Basel für Verwertung der Schulausflüge zu Zwecken des geographischen Unterrichts ein, indem er ein in rosigsten Tinten schillerndes Bild der schweizerischen Verhältnisse entrollte, welche sich Dank großer Geldmittel, die den dortigen Anstalten zu Gebote stehen, bezüglich des geographischen Unterrichts geradezu ideal gestaltet haben. Auch bei uns pflegen Lehrer des naturwissenschaftlichen und geographischen Faches mit ihren Schülern Exkursionen anzustellen, allein weder sie noch die Schüler werden dabei pekuniär unterstützt; dem Referenten ist kein deutscher Staat bekannt, in welchem den Lehrern für derartige Exkursionen Diäten bewilligt würden; auch hat er oft hören müssen, daß die Eltern der Schüler über die mit Ausflügen notwendig verbundenen Ausgaben bitter klagten. Zuzugeben ist sicher, daß bei verständiger Leitung und beschränkter Schülerzahl (nicht mehr als höchstens 10 auf einen Lehrer!) derartige Ausflüge von Nutzen sein können, vorzüglich wenn die Unterrichtsleitung dafür sorgt, daß sie weder dem Lehrer noch dem Schüler die knapp bemessene freie Zeit allzu empfindlich kürzen. Von den technischen Schwierigkeiten der Exkursionen, deren Ueberwindung ein noch immer ungelöstes Problem ist, schwieg Dr. Hotz-Linder und betonte nur wiederholt, was wohl niemand bestreitet, daß der Geograph nicht hinter dem Zoologen und Botaniker zurückbleiben dürfe.

Die Vormittagssitzung des letzten Tages eröffnete der Vortrag des Prof. Dr. Reyer (Wien) über Typen der Eruptivmassen und Gebirgstypen, erläutert durch Modelle und viele sehr anschaulich entworfene Wandbilder.

[1] Vgl. jedoch Woeikof's, „Die Klimate der Erde." I. S. 168.

Reyer's Experimente machen es wahrscheinlich, daß in vielen Fällen die Gebirgsfaltung als ein Glutphänomen aufzufassen ist. Der oberste preußische Bergbeamte, Oberberghauptmann Huyssen, berichtete darauf über den jetzigen Stand der Untersuchungen der Wärme des Erdinnern. Während die früheren Bohrlöcher, die vermittelst des gewöhnlichen Erdbohrers hergestellt waren bis höchstens 500 oder 600 m. in die Erdrinde einsanken, ist man jetzt durch Verwendung des Diamantbohrers imstande gewesen, um vieles tiefer zu gehen. Das Bohrloch von Sperenberg, fünf Meilen von Berlin entfernt, ist 1273 m., das neueste bei Schladebach, unweit Halle, sogar 1798 m. tief. Was nun die in diesen Bohrlöchern beobachtete Temperaturzunahme nach unten anlangt, so wurden in Sperenberg z. B. bei 1064 m. 30.6° R., in Schladebach bei 1716 m. 45.3° R. beobachtet, also bedeutend höhere Wärmegrade als in der Nähe der Erdoberfläche. Eine allgemeine Formel aber für die, wie sich erwiesen hat, stetige Zunahme zu finden, ist nicht gelungen. Beobachtungsfehler, welche leicht durch die Kaltwasserspülung des Bohrloches (eine solche ist notwendig, um den abgeschliffenen Gesteinsstaub nach oben zu heben), oder durch geringere oder bessere Leitungsfähigkeit des durchsunkenen Gesteins herbeigeführt werden können, müssen sorgfältig eliminiert werden. So viel steht aber fest, daß die Wärmezunahme nichts mit dem Vulkanismus zu thun hat. In Sperenberg, wo die Zunahme am stärksten ist, befindet man sich weit entfernt von den eruptiven Porphyrgesteinen, in deren Nähe die eine viel geringere Wärmezunahme zeigenden Hallenser Bohrlöcher sich befinden. Im ganzen Großen nimmt die Wärme auf 46 m. um 1° R. zu, wobei die Seehöhe des Bohrloches ohne Einfluß ist.

Die beiden letzten Vorträge beschäftigten sich mit der Methode des Messens. Es redete Prof. Dr. Jordan (Hannover) über die Methoden und Ziele der verschiedenen Arten von Höhenmessung, und in kürzerer Form Dr. A. Böhm (Wien) über die Genauigkeit orometrischer Meßberechnungen. Das Nivellement, die trigonometrische und die barometrische Methode wurden nach ihrer Entwickelung, nach ihren Vorzügen und Nachteilen ausführlich geschildert, und mannigfache Beispiele von in Deutschland ausgeführten Vermessungen wurden zur Verdeutlichung der Ziele der verschiedenen Arten der Höhenmessung herangezogen.

Als nächster Ort für den 1891 stattfindenden Geographentag wurde Wien gewählt. Zum Schluß sei erwähnt, daß im Völkermuseum eine kleine Ausstellung von Meßinstrumenten, Niveaukarten und Reliefs veranstaltet war. Unter den Instrumenten fielen besonders die von der Firma Louis P. Casella in London und A. Meißer in Berlin aufgestellten Reisetheodolite (Tachymeter) durch exakte und praktische Ausführung bei außerordentlich billiger Preisstellung auf. Die Karten stammten zum großen Teile aus der kgl. Bibliothek und der kgl. geologischen Landesanstalt, welche letztere unter anderen eine von Dr. Beyschlag ausgeführte erst am Vorabend der Ausstellung vollendete prächtige Karte des Thüringer Waldes darbot. Besonderes Interesse beanspruchten auch die von Prof. Dr. Koppe (Braunschweig) ausgestellten Instrumente und Schriften zur photogrammatischen Höhenmessung;[1] als instruktives Beispiel war die photogrammatische Aufnahme des Roßtrappenfelsens (Harz) gegeben. K. Str.

Major Barttelot's Lager am Aruhwimi.[2]

Am Abend des Sonntags des 8. April 1888 saßen die Europäer auf der Station Bangala bei Tische, als eine der Haussa-Schildwachen am Fluß hereinkam und berichtete, sie habe einige Leute in den Booten Swahili sprechen hören; da es aber zu dunkel sei, um etwas zu sehen, so könne man nicht sagen, ob es ein Kahn sei oder fünfzig. Da man beinahe ein Jahr lang keine Nachrichten mehr von den Stanley-Fällen erhalten hatte, und da die Truppe, welche zu Tippu Tip hinauf hätte geschickt werden sollen, durch verschiedene widrige Umstände aufgehalten worden war, so vermuteten wir, der letztere habe die Kähne abgeschickt, um Nachforschungen nach denselben anzustellen. Als ich dem Stationschef nach dem Ufer hinunter folgte, sah ich im Abendschummer undeutlich zwei sehr große zusammengebundene Kähne langsam dem Ufer zurudern. Der erste Mann, welcher ans Land stieg, war Herr Herbert Ward, welcher ein Jahr zuvor im Dampfer „Stanley" mit der letzten Abteilung der Expedition zum Entsatz Emin Pascha's den Strom heraufgekommen war und von dem ich vermutete, er sei nun in Wadelai oder auf dem Wege von dort nach der Ostküste. Als Antwort auf meine hastigen Fragen erfuhr ich, man habe keinerlei Nachrichten von Stanley erhalten außer in Gestalt dunkler Gerüchte und Berichte durch Ausreißer von seiner Karawane; Major Barttelot und seine Gesellschaft seien noch immer in dem Lager an den Fällen des Aruhwimi, wo Stanley dieselben zurückgelassen habe und wo sie vorzugsweise von Maniok und Bohnen lebten, und Tippu Tip sei, nach verschiedenen Entschuldigungen wegen des Nichteintreffens der von ihm versprochenen 600 Träger, im November 1887 nach Kassongo gegangen; da derselbe bis zum folgenden Januar nicht zurückgekehrt sei, so habe Major Barttelot ihm Herrn Jamieson entgegengeschickt, um seinen Marsch zu beschleunigen, und der letztere war noch immer abwesend, als Herr Ward den Aruhwimi verließ.

[1] Koppe: „Die Photogrammetrie oder Bildmeßkunst."

[2] Wir geben diese höchst interessante Schilderung, als eine willkommene Ergänzung der in den Nummern 15—18 gebrachten Episoden aus Henry M. Stanley's Zug zum Entsatz Emin Pascha's, in freier Uebertragung aus Blackwood's Magazine. D. R.

Der „Stanley" hatte Bangala am Morgen des 8. verlassen und Herr Ward brach am anderen Morgen in aller Frühe auf, um ihn womöglich noch in Aequator einzuholen, wo der Dampfer anhalten mußte, um Holz einzunehmen. Er war von der arabischen Niederlassung an der Mündung des Lomami (mit 35 Sansibaris in zwei zusammengebundenen Kähnen) in fünf und einem halben Tage gekommen; er setzte seine Reise in einem kleineren, mit 20 Bangalas bemannten Kahn fort, erreichte Aequator in weniger als 22 Stunden und kam gerade noch eine oder zwei Stunden vor der Abfahrt des „Stanley" an. Er machte daher die ganze Reise zwischen dem Lomami und Aequator (eine Entfernung von mehr als 500 englischen Meilen) in sechs und einem halben Tage. Diese Reise hätte von keinem der Dampfer, welche sich damals auf dem oberen Kongo befanden, in geringerer Zeit zurückgelegt werden können, weil die Dampfer genötigt waren, jeden Abend anzuhalten, um Holz zu schlagen, während Herr Ward sich keine Ruhe gönnte, sondern Tag und Nacht reiste, mit Ausnahme eines Aufenthalts von kaum 10 Stunden in Bangala, so daß die Nachrichten, welche den Aruhwimi am 2. April verlassen hatten, schon am 1. Mai in England bekannt wurden.

Die oben erwähnten 35 Sansibaris blieben vorerst in Bangala zurück und der Bezirksvorsteher versprach, sie in der A.I.A.[1] mit sich zurückzunehmen. Infolge eines Ausflugs nach Aequator, welchen ich in Geschäften der Station und wegen der nötigen Vorbereitungen zu der Fahrt nach den Stanley-Fällen zu machen hatte, wurde unsere Abreise bis zum 24. April hinausgeschoben, wo die A.I.A. mit Herrn v. Kerckhoven und mir, den 35 Sansibaris und ihrer eigenen Bemannung von 15 Köpfen an Bord, Bangala verließ. Der armselige kleine Dampfer, an welchem auf der einen Seite ein Walfischboot und auf der anderen Seite ein großer Kahn angebunden war, worin etliche und fünfzig Trägerlasten (von je 60 bis 65 Pfund) Proviant waren, hatte gewaltige Mühe, direkt gegen die starke Strömung des Flusses anzukämpfen, welcher gerade in seinem höchsten Frühjahrshochwasser war.

Außer zwei oder drei Scharmützeln mit feindseligen kriegerischen Eingeborenen ereignete sich während der paar nächsten Tage nichts Bemerkenswertes, und am 6. Mai erreichten wir die Mündung des Aruhwimi und bogen in diesen Strom ein, um Yambuya zu erreichen, wo Major Barttelot gelagert war. Die Szenerie des Aruhwimi ist weit schöner als diejenige irgend eines anderen der Nebenflüsse des Kongo, welche ich gesehen habe. Als wir stromaufwärts dampften, begannen die Ufer allmählich höher zu werden, und der rote und gelbe Sandstein, mit den Strecken von weißem Quarzsand, welcher hie und da zwischen dem dunklen Laubwerk auf den steilen Böschungen herausglänzte, liehen der Landschaft eine wechselnde Mannigfaltigkeit, welche der Gegend zwischen hier und Bangala fehlt. Der Strom hat einen sehr gewundenen Lauf und macht an mehreren Stellen ungeheure Krümmungen mit hohen Böschungen am äußeren oder konkaven Ufer und einem niedrigen, waldbedeckten Landstrich auf der anderen Seite. Die zahlreichen Eilande bilden einen anderen schönen Zug in dem ganzen Landschaftsbilde. Ich bemerkte große Lichtungen mit jungen Bananenpflanzungen, welche überall ringsum reichlich wuchsen und mich zu dem Schlusse verführten, daß hier früher Dörfer gestanden haben. Etwas weiter stromaufwärts kamen wir an eine Oertlichkeit, wo früher ein vor kurzem niedergebranntes Dorf gestanden hatte, und erfuhren, daß marodierende Banden von Manyemas, von den Arabern ausgeschickt, auf einem Raubzuge den Fluß herabgekommen waren.

Als wir uns am anderen Tage der Krümmung des Flusses näherten, wo wir die (von Stanley als wahrhaft groß und metropolitanisch geschilderte) Stadt Yambumba zu finden erwarteten, bemerkte ich, daß das schroffe Ufer, auf welchem er sie im Jahre 1883 gesehen hatte, ganz kahl von Hütten war und nur noch einige übriggebliebene Bananen zeigte. Die Araber hatten den ganzen Ort niedergebrannt und die Eingeborenen waren nach dem gegenüberliegenden niedrigen Ufer gezogen, wo sie ein elendes Dasein hinschleppten, denn ihre Behausungen waren nur eine Art auf vier Pfosten ruhender Schutzdächer aus Palmblättern, während die Araber eine Abteilung Manyemas zurückgelassen hatten, um sie in Unterwürfigkeit zu erhalten, vor denen sie kaum ihres Lebens sicher waren. Nachdem wir diesen Ort passiert hatten, fanden wir, daß der Fluß zwar einen geraderen Lauf hatte, aber ziemlich von Sandbänken versperrt war, welche uns viel zu schaffen machten. Bald darauf kamen wir an der letzten Insel vorüber und erreichten etwa um 5 Uhr eine Niederlassung von Manyemas, unter denen einige Araber wohnten, welche von den Eingeborenen Tamba-Tamba genannt werden — ein Wort, dessen Bedeutung ich nicht zu ermitteln vermochte. Einen Weißen nennen sie Tuka-a-Tuka, in Nachahmung des Geräusches, welches der aus den Schloten der Dampfbarkassen aufsteigende Dampf macht.

Da Tippu Tip zum Gouverneur an den Stanley-Fällen gemacht worden war, hielten wir ungefähr eine halbe Stunde bei diesen Arabern und hörten wir, daß Major Barttelot und seine Gefährten sich ganz wohl befänden, und daß wir am nächsten Tag um Mittag das Lager erreichen würden. Wir dampften ungefähr noch eine Stunde weiter, machten dann Halt für das Nachtlager — unser Brennholz gieng nämlich auf die Neige — einem Ufer gegenüber, welches von dem Fuße einer Reihe von Hügeln gebildet wurde, die sich, mit prächtigen Bäumen bedeckt, beinahe bis zum Wasserrande herunterzogen. Es waren nicht so sehr die Höhe oder die Belaubung dieser Bäume, welche mich überraschten, als vielmehr ihre schönen

[1] Die Dampfbarkasse „Association internationale africaine."

geraden und glatten Stämme, welche sich alle, mit einem Durchmesser von drei bis vier Fuß, astlos zu einer Höhe von 40—50 F. erhoben und dann erst zu einer Krone sich entfalteten. Die Verjüngung des Stammes war so unbedeutend, daß der Durchmesser desselben gerade unter dem Aste beinahe derselbe war, wie in der Nähe des Bodens, und daß ihre Glattheit und Regelmäßigkeit an die stattlichen Tempelsäulen von Luxor oder Karnak erinnerten.

Am andern Morgen, gegen 8 Uhr Vormittags, kamen wir in Sicht einer Art braunen Flecks im Busch auf dem Gipfel einer vier oder fünf Meilen entfernten Anhöhe und erfuhren von einigen der Sansibaris, daß dies Major Barttelot's Lager sei; einige Minuten später überzeugte uns auch der Anblick der Wasserfälle, daß wir unser Ziel erreicht hatten. Als wir näher kamen, löste sich der braune Fleck in eine starke Verpfählung auf dem Gipfel eines etwa 50 F. hohen, beinahe senkrecht abfallenden schroffen Ufers. Etliche Eingeborene, welche in kleinen Einbäumen dicht am Ufer hinfuhren, waren die einzigen sichtbaren Wesen, und wir konnten kein Mittel zur Ersteigung der Felswand sehen, wenn wir sie nicht nach Affenart erklettern wollten. Wir waren ihr nun bis auf etwa 300 m. nahegekommen und ich konnte jetzt ein paar Hütten hinter den Palissaden unterscheiden; so erfaßte ich denn den Handgriff der Dampfpfeife und gab einen langen, gedehnten Pfiff, welcher die Wirkung hatte, eine Schar dunkler Gestalten aus einer unsichtbaren Oeffnung hervorzulocken, worauf wir dann auch zwei Europäer unterschieden, welche den im Zickzack am Felsen herablaufenden Pfad herunterkamen. Es ergab sich, daß diese der Major Barttelot und Herr Bonny waren, welche in Anbetracht der einfachen Nahrung, von der sie nun schon seit mehreren Monaten gelebt hatten, sehr gesund und kräftig aussahen. Da ich Herrn Troup nicht erblickte, so schloß ich, er sei noch immer an den Stanley-Fällen, wohin er nach Herrn Ward's Aussage gegangen war. Lieutenant van Kerckhoven landete und stieg mit Major Barttelot nach dem Lager hinauf, während ich zurückblieb, um an Bord zum Rechten zu sehen. Als ich eine halbe Stunde später den Hügel erklettert und den Weg nach dem Lager gefunden hatte, erblickte ich den Major gerade innerhalb der Thür einer der Hütten, trat ein und sah Herrn Troup auf einem Feldbett liegen und mit einem Aussehen, als ob er keine Woche mehr zu leben habe. Als er auf der Rückreise von den Stanley-Fällen zu Fuß von Yangabi hieher wanderte, hatte er sich irgendwie den Fuß verstaucht und es hatte sich an dem Bein ein großes Geschwür gebildet, welches ihn nicht allein lähmte, sondern sogar seine Gesundheit in einem bedeutenden Grade schädigte.

Da Stanley's Expedition die Aufmerksamkeit in Europa in hohem Maße auf ihn gelenkt hat, so will, bevor ich in meiner Reisebeschreibung fortfahre, erst den Ort beschreiben, wo fünf kühne junge Briten beinahe ein Jahr lang allen Gefahren des afrikanischen Lebens getrotzt haben. Die Veste oder das befestigte Lager, welches alle Vorräte und die Hütten der Europäer enthält, war eine Einfriedigung von 28—30 m. ins Gevierte, umschlossen von einer starken Verpfählung aus Palissaden aus Stöcken von zwei bis drei Zoll Dicke und 12 bis 15 F. Länge, welche so dicht wie möglich nebeneinander in den Boden gepflanzt waren, und nur gerade so viel Zwischenraum ließen, daß man die Mündung eines Gewehrs hindurch stecken konnte. Auf der dem Flusse zugekehrten Seite war die Verpfählung hart auf den Rand eines beinahe senkrechten Absturzes von 50 F. Höhe gesetzt. Diese Seite, durch Eingeborene oder Araber vollkommen uneinnehmbar, bedurfte keiner weiteren Verteidigungsmittel; allein auf den drei anderen Seiten war innerhalb der Verpfählung etwa 6 F. über dem Boden ein Gerüst errichtet, so daß zwei Reihen Männer sich ihrer Gewehre zugleich bedienen konnten, während gleichzeitig die Palissaden noch hoch genug waren, um der oberen Reihe der Verteidiger Deckung zu gewähren. Gegen Eingeborene, welche mit Pfeilen und Bogen und Speeren kämpfen, würde dieses Gerüst sehr nützlich gewesen sein; allein in einem Gefecht mit Arabern, welche Büchsen und und Schrot-Doppelflinten führen (sie laden diese mit gehacktem Blei und Eisenposten, oft von einem halben Zoll im Durchmesser), würde die Mannschaft auf derselben allzu sehr blosgestellt gewesen sein. Um gegen diesen Notfall zu schützen, war an der Außenseite der Verpfählung eine etwa 5 F. hohe Anschüttung oder Aufdämmung hergestellt worden; hiezu hatte man die Lehmerde aus dem Graben benützt, mit welchem das Ganze umgeben war und der mit Wasser gefüllt werden konnte, aber zu der Zeit, wo ich ihn sah, leer war. Es gibt in diesem Teil von Afrika keine regelmäßige Regenzeit; allein zu dieser Jahreszeit fielen in ungewissen Zwischenräumen — gewöhnlich alle paar Tage — schwere Regengüsse, welche nicht allein bald den Graben füllten, sondern die Besatzung in den Stand gesetzt haben würden, sich reichlich mit Wasser zu versehen, wenn sie vom Flusse abgeschnitten worden wären. Auf der Landseite der Einfriedigung, welche zugleich die dem arabischen Lager zunächst zugekehrte war, befanden sich zwei halbkreisförmige Redouten, von denen aus die Verteidiger ein Flankenfeuer hätten auf jede feindliche Abteilung eröffnen können, welche sich dem Graben zu nähern versucht hätte. Innerhalb der Einfriedigung befanden sich fünf Hütten von Stangen, Gras und Bohlen, welch letztere man durch Zerspalten alter Kähne sich verschafft hatte. Drei von diesen, welche drei von den Europäern zur Wohnung dienten, waren halb mit den Vorräten angefüllt; die vierte Hütte wurde als Speisezimmer benützt und enthielt auch die Eselsättel und verschiedene andere Gegenstände, wie Spaten, Hacken ꝛc. Diese vier Hütten waren von ziemlicher Größe; die fünfte aber, worin keine Vorräte aufbewahrt zu werden brauchten, war nur halb so groß und von Herrn Troup bewohnt. Außerdem waren

noch eine Küchenhütte und vier kleine Hütten (jede ungefähr 5 F. ins Gevierte) vorhanden, welche den Tafeldienern Obdach gaben.

Die beiden Eingänge zu dieser Einfriedigung waren ungefähr 3 F. breit und wurden verteidigt je durch eine Thür aus Planken, welche aus den dicken Böden großer Kähne gewonnen worden waren. Diese Thüren hiengen oben in Angeln und wurden bei Tage offen erhalten, indem man ihr unteres Ende auf starken Stangen ruhen ließ; ihr Gewicht war so groß, daß es vier oder fünf Männer bedurfte, um eine solche Thür emporzuheben. Sie wurden jede Nacht geschlossen und mit zwei Schildwachen besetzt. Ueber den Graben schritt man mittelst einiger leichten Planken, welche in weniger als einer halben Minute zurückgezogen werden konnten.

Die Südseite der Einfriedigung ward nur durch eine Verpfählung verteidigt, denn sie wurde gedeckt durch das Lager der Mannschaft, eine zweite Einfriedigung, welche länger als die erste war, und um welche herum die Palissaden und der Graben sich fortsetzten. Die äußere Einfriedigung enthielt die zahlreichen kleinen Grashütten, welche von den Mannschaften bewohnt wurden, und ihr südliches Ende war ganz in einer Linie mit dem untersten der Fälle des Flusses. Unter den Hütten bemerkte ich vier mit kegelförmigen Dächern — die einzigen, welche von dem durch die Araber niedergebrannten Dorfe übrig geblieben waren. Diese kegelförmigen Bauten haben nur einen Durchmesser von 5 oder 6 F. und werden folgendermaßen hergestellt: zunächst wird ein Kreis von Stöcken von etwa 2 F. Höhe in den Boden getrieben und dann mit Erde ausgefüllt, die sehr hart angetreten wird. Auf dieser Unterlage wird dann ein sehr spitzer Kegel von leichten Stangen errichtet und daran die Blätter gebunden, welche die Decke bilden sollen. Diese Blätter sind sehr groß und herzförmig und scheinen — nach der Menge zu schließen, welche hier zum Bauen verbraucht wurden — in der Gegend massenhaft vorzukommen, obwohl ich nie den Baum gesehen habe, von dem sie kommen. Die Thüröffnung dieser Hütten ist gerade groß genug, daß ein Mann hindurchkriechen kann.

Um das ganze Fort herum ist Wald und Unterholz ganz entfernt worden, so daß sie einem von der Landseite anschleichenden Feinde keine Deckung gewähren. Auf der Nordseite ist die Lichtung noch ein Stück weit stromaufwärts ausgedehnt und dadurch eine Art Esplanade gewonnen worden, auf welcher sich Major Barttelot und seine Gefährten nach Belieben ergehen können. Am fernen Ende dieser Lichtung begann der Weg, welchen herab Stanley seine Leute ein Jahr zuvor geführt hatte, und gerade an dieser Stelle war der Friedhof mit den Gräbern von beinahe 80 von Major Barttelot's Leuten, welche den Mühsalen und Entbehrungen des vergangenes Jahres erlegen waren — ein Punkt, an welchem man unwillkürlich stehen bleibt und über die Ungewißheit des menschlichen Lebens nachdenkt.

Dies war der Ort, wo der Major und seine Abteilung beinahe ein Jahr lang gewohnt haben. Bei seiner Herkunft hatte Stanley, wie er damals (1887) in den Zeitungen schrieb, den Platz gewissermaßen durch seine Dampfpfeifen erobert; dann hatte er hier die Rückkehr des mit Tippu Tip nach den Stanley-Fällen geschickten Dampfers erwartet und alle nur in seiner Macht liegenden Anordnungen getroffen, um das Vorrücken des Majors Barttelot nach Ankunft der versprochenen Boten zu ermöglichen, und Yambuya am 26. Juni 1887 in der Hoffnung verlassen, etwa im November desselben Jahres dorthin zurückzukehren. Tippu Tip hatte, wie bereits erwähnt, versprochen, 600 Mann als Träger von Kassongo, in der Nähe von Nyangwe, aus zu schicken. Sollten diese Männer vor Stanley's Rückkehr eintreffen, so hatte Major Barttelot genügende Anweisungen über den Weg, welchen er einschlagen sollte, um ihm auf seiner Fährte zu folgen. Für jeden möglichen Zufall war Vorsorge getroffen, und ohne die — nach meiner Ansicht verräterische — Säumigkeit Tippu Tip's und der anderen arabischen Häuptlinge hätte Stanley schon längst seinen Zweck erreichen müssen. Nach seiner Abreise waren die von ihm zurückgelassenen Europäer eine Zeit lang großen Entbehrungen ausgesetzt, weil die Eingeborenen noch nicht zu ihren Heimwesen zurückgekehrt waren und man sich keine Lebensmittel verschaffen konnte. Die einzige Kost, mit der man sich eine Zeit lang behelfen mußte, waren die Bohnen, welche die Europäer mit sich den Fluß hinaufgebracht hatten, und der Maniok von den Feldern um das Lager herum. Allmählich wagten jedoch die Eingeborenen zurückzukehren und Vertrauen zu fassen und fiengen nun an, Fleisch und Fische den Fremden zum Kaufen anzubieten, als plötzlich Salim-bin-Mahomed, einer von Tippu Tip's Hauptleuten, mit 150 Manyemas auf der Szene erschien und das Land nach Sklaven und Elfenbein auszurauben begann. Ich las später in der „Times" einen Brief, worin hinsichtlich dieser Manyemas folgendes berichtet wurde: „Engländer haben dabei gestanden und zugesehen, wie die ihnen verbündeten (!) Manyema nach den Köpfen der unglücklichen Männer und Weiber schossen, welche in den Fluß gesprungen waren und über denselben zu schwimmen versuchten, und haben sich am Abend um die Lagerfeuer der Manyema versammelt, um diese mit ihren Thaten prahlen zu hören." Nun waren Major Barttelot und seine Gefährten an diesem Stand der Dinge ebenso unschuldig als der Kaiser von China. Sie hatten Stanley's strengen Befehl, sich mit den Arabern freundlich zu stellen; allein selbst für den Fall, daß sie die Freiheit gehabt hätten, nach ihrem eigenem Gutdünken und nach ihren eigenen Begriffen von Recht und Gerechtigkeit zu handeln, was hätten sie mit ihren kaum zweihundert Mann beginnen können, von welchen der größte Teil Sansibaris waren, welche wahrscheinlich bei einem ernsten Zusammenstoß mit den Arabern sogleich davon gelaufen

wären? Unter den gegebenen Umständen hatte der Major schon große Mühe, alle Feindseligkeiten zu vermeiden, da Salim-bin-Mahomed so erpicht auf den Besitz der Gewehre, des Pulvers und der übrigen von Stanley zurückgelassenen Vorräte war, daß er aus allen Kräften einen Streit mit den Europäern vom Zaune zu brechen suchte, um eine Entschuldigung dafür zu haben, daß er 2000 oder 3000 Mann zusammenbringen, die Europäer niedermachen und sich der Vorräte bemächtigen konnte. Die Pflicht der Mitglieder der Expedition gieng dahin, ihr Möglichstes zu thun, um mit den Vorräten Stanley nachzueilen, und ein Bruch mit den Arabern, welche die Träger für diese Vorräte herbeizuschaffen hatten, würde gewiß diesen Zweck nicht gefördert haben. Der Schreiber des obenerwähnten Briefes an die „Times" scheint unter dem irrigen Eindruck gestanden zu haben, die Expedition sei ausgesandt gewesen, um die Raubzüge der Araber zu unterdrücken; aber dies wirksam zu thun, würde ein ganzes Heer erfordert haben, anstatt der 200 Mann, die zur Mehrzahl Mohammedaner waren und natürlich mit ihren Glaubensgenossen sympathisierten. Was aber das „Versammeln um die Lagerfeuer der Manyemas" anlangt, so kann ich nur sagen, daß, soviel mir bekannt wurde, keiner von den fünf Weißen das je gethan hat, und es wäre, in Anbetracht der gespannten Beziehungen, welche zwischen ihnen und den Arabern herrschten, meines Bedünkens auch ein gefährliches Verfahren gewesen.

In dem erwähnten Briefe heißt es weiter: „Die 400 Manyemas, welche mit Major Barttelot zu gehen eingewilligt hatten, haben dies nur gethan auf Grund einer ausdrücklichen Uebereinkunft, daß man sie ganz gewähren lasse, so daß Plünderung, Mord und Menschenfresserei ohne Zweifel das Land der ganzen Marschlinie entlang verwüsten werden, wie sie dies schon mit der Umgegend des Lagers gethan haben. Die Heersäule wird daher ein noch jungfräuliches Land den Manyemas erschließen und diese in den Stand setzen, die Handelsstation an den Stanley-Fällen mit wunderbar billigem Elfenbein zu versehen."

Als Herr Jamieson mit Tippu Tip und diesen 400 Mann in Yambuya ankam, hörte ich ihn gegen Major Barttelot äußern, daß die Manyema diese Bedingung gestellt hätten; und der Major erwiderte: er wolle sich mit den Beamten des Kongo-Staates darüber benehmen und sein Möglichstes thun, um die Gewährung einer derartigen Bedingung zu verhindern. Der Dampfer „Stanley" war mittlerweile in Yambuya angekommen und mit ihm drei oder vier belgische Beamte des Freistaates, welche nach der Station der Stanley-Fälle bestimmt waren. Von diesen waren zwei oder drei als verantwortliche Vertreter des Staates in der Lage, auf der Einsichtnahme der Bedingungen des Abkommens zwischen Major Barttelot und den Manyemas zu bestehen, und wenigstens einer derselben wußte um die obige Bedingung, denn ich hörte es Herrn Jamieson in einer Unterhaltung mit ihm und Major Barttelot erwähnen.

Major Barttelot's Pflicht war, die Leute von Tippu Tip zu übernehmen und dann sogleich aufzubrechen, um Stanley zu folgen, von welchem man annahm, daß er vor seinem Aufbruch alle nötigen Anordnungen mit Tippu Tip getroffen habe. Das Palaver, welches der Ankunft der Männer in Yambuya folgte, wurde veranlaßt durch außerordentliche Forderungen von Seiten Tippu Tip's, welcher, als Gouverneur der Stanley-Fälle, angeblich oder wirklich übernommen hatte, alle Raubzüge auf Sklaven und Elefanten zu unterdrücken, während alle jene Beamten des Freistaates, welche in einer Stellung waren, um dies zu thun, ihrerseits verpflichtet waren, die Anwerbung von Leuten unter Bedingungen wie die obengenannten zu verhindern. Tippu Tip's Forderungen wurden, wie mir scheint, einfach nur in der Absicht gestellt, Schießpulver zu erpressen, denn er verlangte solches und wurde mit der Munition bezahlt, welche zu Emin Pascha's Entsatz dienen sollte. Es liegt in der That auch einiger Grund zum Argwohn vor, daß er absichtlich nur 400 Mann anstatt der versprochenen 600 gebracht habe, damit der Major außerstande sei, alle seine Traglasten mitzunehmen und sich eher dazu bequemen möge, ihn (Tippu) in Pulver zu bezahlen, welches hier sehr wertvoll und schwer in einiger Menge zu erhalten ist. Auch hier hätten die Beamten des Kongo-Staates den schlimmen Tag für einige arme Eingeborene aufzuschieben, wo nicht gar abzuwenden vermocht, denn sie wußten wohl, welcher Gebrauch von diesem Pulver gemacht werden würde; und hätten sie darauf bestanden, daß Tippu Tip anstatt dessen durch eine Anweisung auf Sansibar bezahlt worden wäre, so hätte er mindestens ein Jahr warten müssen, bevor er imstande gewesen wäre, jene Anweisung in Munition umzuwandeln.

Was nun das „jungfräuliche Land" betrifft, welches die Heersäule der Expedition den Manyemas hätte erschließen sollen, so hatten Salim-bin-Mahomed's Leute nicht allein das Land hinter Stanley's Rücken und auf seiner Marschlinie bis auf eine Entfernung von 15 Tagereisen von Yambuya aus ausgeraubt, sondern auch den Aruhwimi überschritten und die Gegend nach Norden und Nordwesten hin, sowie das rechte Ufer des Aruhwimi beinahe bis zu seiner Verbindung mit dem Kongo herab verwüstet. Wo diese Leute vor ihnen raubend hingezogen waren, würde daher für die 400 Manyemas sehr wenig zu thun übrig geblieben sein. (Forts. folgt.)

Das Bauernhaus in Romänien.

Nach Odobescu's „Notices sur la Roumanie." Von Bergingenieur M. Przyborski in Reschitza.

Das Gebälke des Wohnhauses ruht auf einem aus rohbehauenen Steinen, aus Ziegeln, Pfählen oder auch

ganz einfach aus wagrechten dicken Baumstämmen hergestellten Unterbau. Die Mauern werden aus ungebrannten Ziegeln oder aus Holz oder endlich aus gestampftem Lehm hergestellt und mit Kalk getüncht. Das gewöhnlich mit Stroh, seltener mit Holzschindeln gedeckte Dach überragt die vier Mauern, so daß rings um das Haus (casa) eine Art überdachter Galerie oder Terrasse, die prispa genannt wird, entsteht.

Die Art der zum Hausbau verwendeten Materialien hängt teils von den Ortsverhältnissen, teils von den Mitteln des Hausherrn ab.

Ueber vier bis fünf Treppenstufen, welche zur Prispa führen, gelangt man in das Innere des Wohnhauses, das zumeist aus drei Räumlichkeiten besteht, von welchen zwei als eigentliche Wohnräume, die dritte aber als Vorratskammer (celar) dient. Die Möblierung der Wohnung ist eine höchst einfache und besteht aus hölzernen, mitunter bunt bemalten Bettstellen, die mit Matten oder Decken — Erzeugnisse der nationalen Hausindustrie — bedeckt sind, Bänken längs der Wände, einigen Tischen und rohen Schränken.

Heiligenbilder schmücken stets die Wände, mindestens in einem Zimmer. Der Fußboden besteht aus einem festgestampften Gemenge von Lehm und Jauche. Häufig zieht sich längs der Wände, sowohl außen als innen, bis auf etwa 30 Centimeter Höhe ein roter oder schwarzer Streifen.

Das Zimmer, durch welches man eintritt, der Mittelraum des Hauses, ist zugleich die Küche: eine kleine, aus Ziegeln geformte Erhöhung, die von einem weiten kegelförmigen Kamin überragt wird, dient als Herd zur Zubereitung der einfachen Speisen und im Winter zur Heizung der bescheidenen Behausung. Der Rauch tritt gewöhnlich durch eine im Dache befindliche Oeffnung ins Freie und erfüllt den ganzen Dachraum, wo er zugleich zum Räuchern der dort hängenden Fleischwaren dient.

Der Getreidespeicher (ambar) des romänischen Bauern ist ein Holzbau von rechteckiger Form, dessen Zimmerwerk auf einem aus Bruchsteinen, gebrannten Ziegeln, Piloten oder rohen Baumstämmen aufgeführten Fundament ruht. Vier starke Eckbalken tragen das Dachgerüste; die Wände bestehen aus Fachwerk und sind mit Brettern verschalt. Der Fußboden wird aus starken Brettern oder Pfosten hergestellt, die auf Balken liegen. Eine Bretterdecke und eine Bodenkammer gibt es hier nicht. Das Dach, dessen Höhe der des eigentlichen Speichers gleichkommt, ist mit Holzschindeln oder Stroh gedeckt. Der Speicher wird durch einen Gang in zwei gleiche Teile geteilt; auf beiden Seiten befinden sich Fächer von verschiedener Größe zur Aufnahme der verschiedenen Getreide und landwirtschaftlichen Produkte. An den oberen Querbalken hängen gewöhnlich Felle, Häute, Fleisch und andere Produkte der Viehzucht, die man dort vor den Heimsuchungen der Ratten schützt. Außer der Thür und dem ziemlich großen Spalt, welcher zwischen den Wänden und dem Dache frei bleibt, gibt es keine anderweitigen Oeffnungen in diesem Speicher.

Beim Betreten des Hofes fällt dem Besucher sofort eine Baulichkeit von seltsamer Form auf; es ist der Speicher für den Mais — dem Haupt- und Lieblingsgetreide des romänischen Bauern. Dieser Maisspeicher (cosar) zeigt vielfältige Formen und Dimensionen. Häufig stellt er eine Art großen Käfig aus Latten oder Flechtwerk dar, welcher auf hölzernen Pfeilern ruht und oben eine Oeffnung zum Füllen und Entleeren hat. Da der Mais zu seiner vollständigen Austrocknung und Konservierung ausreichender Lüftung bedarf, eignet sich keine andere Art der Speicherung besser als diese, weil die Luft frei durch das Flechtwerk oder die Fugen der Latten zirkulieren kann. An einem Ende des Speichers wird durch eine Gitterwand eine Kammer gebildet, wo die Arbeitsgeräte und Werkzeuge des Landwirtes aufbewahrt werden und wo dieser während der rauhen Jahreszeit arbeitet. In einem anstoßenden Raum befindet sich der Wagen, ein Schlitten und der Pflug (sopru). Dieser Schuppen dient zugleich häufig als Stall (grajdiu) für das Zugvieh, da es eine besondere Stallung gewöhnlich nicht gibt. Auch dieses Gebäude ist nur mit Holz oder Stroh gedeckt.

Bei den wohlhabenderen Bauern oder Landwirten findet man gewöhnlich zwei Maisspeicher nebeneinander unter einem gemeinschaftlichen Dache. Der Unterbau ist gemauert und stärker und der ganze Bau wird von einem starken Balkenwerk zusammengehalten. Der Boden zwischen den beiden Speichern wird geebnet und sorgfältig mit Lehm gestampft. Das Dach ragt an beiden Enden um etwa 3 m. vor; die überdachten Räume dienen als Dreschtennen.

Bei den meisten romänischen Bauern hat der Maisspeicher noch seine einfachste ursprüngliche Form, die eines ausgebauchten Korbes. Das Flechtwerk wird durch lange in die Erde gesteckte Stangen zusammengehalten, einige Strohbündel, auf einem aus dürren Aesten gezimmerten und von einigen Querstangen gestützten rohen Dachstuhl ausgebreitet, bilden die primitive Bedachung. Ein solcher Speicher hat keine Oeffnung; den Mais schüttet man einfach von oben ein, ehe noch das Dach aufgesetzt ist, zu dessen Zimmerung man erst nach der Füllung des Speichers schreitet, welcher gewöhnlich nicht länger als ein Jahr stehen bleibt.

Der Schweine- und Hühnerstall unterscheidet sich von einem solchen Speicher fast nur durch die kleine Eingangsthür. Das Geflügel ist im Dachraume untergebracht.

Der Hausbrunnen ist ganz ähnlich den Brunnen, die man auf den weiten ungarischen Niederungen sieht, die gewissermaßen ein Kennzeichen der öden Pustenlandschaften Ungarns bilden. Zehn bis fünfzehn Schritte von dem stets unbedeckten Schachtbrunnen wird ein starker unbehauener Baumstamm eingerammt, an dessen oberem gabelförmig verschnittenen Ende ein langer Stamm scharnierartig

befestigt ist, der als Hebel dient und an seinem längeren, dem Brunnen zugewendeten Ende den hölzernen Wassereimer an einem Seile, einer Kette oder einigen hölzernen Stangen befestigt trägt, während das kürzere Ende mit einigen Holzblöcken beschwert wird.

Die Veste Bagamoyo.[1]

Auf mäßig gutem Dampfer kann man die 23 Seemeilen lange Strecke von Sansibar nach Bagamoyo in $2^1/_2$, auf einer Dampfpinasse in $3^1/_2$ Stunden zurücklegen. Dhaus, welche früher das einzige Verkehrsmittel zwischen Sansibar und der Festlandsküste bildeten, laufen bis Bagamoyo, je nach der Gunst oder Ungunst des Windes, 4—5 Stunden oder auch mehrere Tage. Bei sehr klarem Wetter ist bisweilen das Festland von Sansibar aus, häufiger schon die Insel Sansibar vom Festlande her sichtbar. Im allgemeinen kann man die Küste von Deutsch-Ostafrika als einen unansehnlichen Sandstrand bezeichnen, hinter dem buschbestandene Höhenzüge hervorlugen. Nur an sehr wenig Plätzen dieser Küste — Bagamoyo selbst gehört nicht dazu — können größere Schiffe in bequeme Nähe zum Ufer herankommen. Zur Zeit ist man mit einer genauen Aufnahme einiger Küstenstrecken beschäftigt; auch haben unsere Kriegsschiffe dadurch die Schifffahrtsverhältnisse verbessert, daß bei Dar-es-Salaam die Fahrstraße und bei Bagamoyo die Grenze des für größere Schiffe ausreichenden Tiefwassers durch Bojen bezeichnet wurden. Bei Bagamoyo ist wegen des flach abfallenden Strandes und der ungemütlichen Brandung das Ausladen oder Verladen von Schiffen recht schwierig. Oft werden Gepäcksstücke durchnäßt, und während landende Passagiere beim höchsten Stande der Flut geradewegs aus dem Boote ans Land springen können, müssen sie sich zur Ebbezeit einige Hundert Meter weit durch seichtes Wasser tragen lassen. Glücklicherweise ist aber nirgendwo in Ostafrika die Brandung so schlimm wie in Westafrika an der Gold- und Sklavenküste. Uebrigens soll bei Bagamoyo während des Südwestmonsuns die Landung leichter sein als während des viel weniger stark wehenden Nordostmonsuns.

Die „Leipzig", die jeden Morgen ein Boot an Land schickt, um zu erfragen, was vorgefallen, ankert in einer Entfernung von 3400 m. vom Usagara-Hause.

Drei oder vier große Gruppen weißgetünchter Häuser, die in geringer Entfernung vom buschumsäumten Sandstrande liegen, bilden den Ort Bagamoyo. Etwa eine bis anderthalbe Stunde weit erstrecken sich ringsumher die Schambas oder kleinen Plantagen der Araber, auf denen Cocospalmen, Orangen, allerlei sonstige Früchte, dann Reis, Mais, Hirse, Mandioca u. s. w. gezogen werden. Die Szenerie von Bagamoyo und Dar-es-Salaam wird durch keine andere Baum- und Pflanzenart so sehr beeinflußt, wie durch die Häufigkeit der Cocospalme. Baobabs, Mangobäume, Papayas u. s. w. sind ja auch sehr häufig, werden aber von den schlanken Stämmen der Cocospalmen in dem Grade überragt, daß man aus einiger Entfernung überhaupt nur die letzteren sieht. Die besonders bei der kleinen Moschee und dem kleinen Hindutempel überaus zahlreichen mohammedanischen und Hindu-Gräber verstärken den Eindruck, als ob man sich in einer tropischen Stadt befände. Die meisten Häuser Bagamoyos, von denen die besseren Indiern gehören, zeigen Spuren von Kugeln oder Granaten. Das ganze Negerviertel ist abgebrannt, und man stößt in den arabisch-indischen Straßen auf ebenso zahlreiche wie ausgedehnte Trümmerstätten. Die engen, schmutzigen und übelriechenden Straßen, wo sich früher Krämerläden an Krämerladen reihte, sind bedeckt mit zertrümmertem Hausrat, mit Kleiderfetzen und verstreuten Schriftstücken mit hindustanischen Schriftzeichen. Nebenbei bemerkt, scheinen die Indier das unsauberste Bevölkerungselement in Ostafrika zu sein. Die Trümmer des indischen Geschäftsviertels von Bagamoyo, in denen bereits Gras und Buschwerk aufzusprießen beginnt, verbreiten einen niederträchtigen Gestank. Jedenfalls werden in Bezug auf Reinlichkeit sowohl Indier als Araber vom Neger weit übertroffen. Die Ruinen von Bagamoyo sind zuerst wiederholt von den Leuten Buschiri's, dann aber mit stets sich steigernder Gründlichkeit von den später zu erwähnenden Waniamwesi geplündert worden. Auch verfügen die Deutschen zu Verteidigungszwecken nach Kriegsrecht ziemlich unumschränkt sowohl über die Häuser, als über das umherliegende Kriegsmaterial. Die Bauart der weißgetünchten, Bränden nicht leicht ausgesetzten arabischen Häuser mit flachem Dach erleichtert außerordentlich deren Benutzung zu Kriegs- und Verteidigungszwecken. Durch Aenderungen und kleine Anbauten sucht man jetzt auch die zur Aufnahme der Wißmann'schen Mannschaften bestimmten Häuser zu kleinen Festungen umzugestalten. Es gibt dreierlei Arten von Häusern, solche aus Korallenstein, solche aus Fachwerk und gewöhnliche Negerhütten. Die letzteren sind bei den verschiedenen Kämpfen und Beschießungen sämtlich in Flammen aufgegangen. Auch von den Häusern aus Fachwerk sind wohl die meisten zerstört. Ebenso werden noch immer Häuser, welche der Verteidigung hinderlich sein würden, planmäßig niedergelegt. Wenn Bagamoyo wieder aufgebaut werden wird, so wird man darauf halten, daß die Straßen erbreitert würden und daß nach einem regelrechten Plane gebaut würde.

Bagamoyo war vor dem Aufstande als Ausgangspunkt der meisten Karawanen auf Hunderte von Kilometern

[1] Die obige anschauliche Schilderung des dermalen vielgenannten wichtigen Hafens an der afrikanischen Ostküste, wo sich in diesen Tagen die Streitkräfte des Reichskommissärs Hauptmann Wißmann ansammeln, stammt aus der gewandten Feder Hugo Zöller's und erschien in der „Kölnischen Zeitung", welcher wir sie mit der Erlaubnis der Redaktion entlehnen.

der bedeutendste Ort an dieser Küste. Die Einwohnerzahl wurde auf annähernd 20,000 bis 25,000 geschätzt, unter denen gegen 15,000 dauernd angesiedelt gewesen sein sollen, während der Rest Karawanenvolk war. Diese ganze Bevölkerung ist geflohen. Sämtliche Indier, viele Araber und Suaheli haben sich nach Sansibar begeben, während von der französischen Mission zeitweilig gegen 5000 Neger, die sich rings herum angesiedelt hatten, ernährt werden. Obwohl die Mildthätigkeit der Mission alle Anerkennung verdient und die Zahl der Flüchtlinge inzwischen auf 2500 Köpfe heruntergegangen ist (darunter 700 bis 800 aus dem fernen Innern), sollte man denn doch suchen, diese arbeitsscheuen Leute, unter denen sich sehr viel Gesindel befindet, allmählich abzustoßen. Zur Mission, die vor dem Waffenstillstande als neutraler Boden nicht von uns betreten werden durfte, soll jetzt vom Usagara-Hause aus ein Weg gebaut werden.

Das aus Korallengestein erbaute Usagara-Haus der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, welches etwa 150 m. vom Strande entfernt ist, hat den Kern der heutigen, ihrer Vollendung entgegengehenden befestigten Anlage gebildet. Die ganze Umgebung der Station, die früher mit Steinhäusern, Holzhütten, Bäumen uud Buschwerk besetzt war, ist heute dermaßen rasiert, daß man nach allen Richtungen hin ein sich etwa 300 m. weit erstreckendes freies Schußfeld hat. Mit ihren zinnengekrönten Umfassungsmauern, ihren vier Bastionen ohne Erdwerke, ihrem Zaun von Stacheldraht und der glattrasierten Umgebung darf die Station von Bagamayo gegenüber einem Feinde, der nicht über eine sehr gut bediente Artillerie verfügt, für sturmfrei gelten. Diese kleine Festung wird nach ihrer Vollendung ungefähr 27,000 Dollars kosten. Die Arbeiten werden sehr behindert durch die Schwierigkeit, in diesen Kriegszeiten geschulte Werkleute aus Sansibar zu beziehen. Es ist das doppelt schwer, weil der Sultan durch ein geheimes Verbot untersagt haben soll, für die Deutschen zu arbeiten. Besser steht es mit den rauhen Vorarbeiten. Ein Pferd und ein halbes Dutzend Esel schleppen Steine, während eine Anzahl allerdings ganz ungeschulter Waniamwesi-Arbeiter schon um 6 Uhr Morgens (Mittags rasten sie zwei bis drei Stunden) ihr Tagewerk beginnen. Beim Beginn der Unruhen war Freiherr v. Gravenreuth Bezirkschef in Bagamoyo. Ihm folgte Herr v. Zelewski, welcher den Befestigungsplan entwarf, aber schon am 30. Dezember vorigen Jahres auf Urlaub nach Europa reiste. Der derzeitige Bezirkschef Frhr. v. Eberstein hat, unterstützt von Architekt Rabe, den Plan erweitert und mit Herrn Wilckens ebenso eifrig wie umsichtig den Ausbau betrieben. Gleichzeitig mit mir verweilte auch noch der stellvertretende Generalvertreter der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, Frhr. v. St. Paul-Illaire, welcher gewöhnlich seinen Sitz in Sansibar hat, im Fort von Bagamoyo. Die übrigen Beamten der Station, die neben ihrer sonstigen Beschäftigung Offiziersdienste leisteten, waren die Herren: Ostermann (erster kaufmännischer Beirat), v. Medem (Offizier), Illich (vormals Stationsverwalter in Madimola), Heins (Zollsachen), Rabe (Architekt), Lauterbern (Baumwollpflanzer, vormals in Kikagwe am Pangani), Belke (früher Schiffskapitän in Sultansdiensten, Hafensachen) und Wilckens (Bauleiter).

Die Geschütz-Ausrüstung der Veste besteht in drei 4.7 cm.-Schnellfeuerkanonen (die Gesellschaft besitzt deren sechs) und einer 7.5 cm.-Gebirgskanone italienischen Systems. Alle diese Geschütze sind so gut gehalten und so hübsch geputzt, als ob sie in Europa, nicht aber im feuchten Mittelafrika ständen. Etwa 80 m. vom Fort entfernt sind zwei mit je 15 Kilo Pulver und einer Steinladung gefüllte, durch elektrische Leitung mit dem Fort verbundene Minen angelegt worden. In Dar-es-Salaam, wo sich eine ähnliche Mine befindet, ist es den Aufständischen einmal nächtlicherweile geglückt, die Leitung zu durchschneiden. Die Besatzung des Forts, bestehend aus einer Marine-Abteilung und vier Zügen farbiger Askaris (unter den Herren Ostermann, Illich, v. Medem und Heins) ist jetzt durchweg mit Mausergewehren bewaffnet, während die früher benutzten Snider- und Zündnadelgewehre beiseite gelegt worden sind. Die Marine-Abteilung von zwei Unteroffizieren und 25 Mann steht unter dem Befehl des Lieutenants z. S. Meier, welcher, seitdem der Admiral den Oberbefehl an der Küste übernommen, der Höchstkommandierende in Bagamoyo ist.

Das Leben in Bagamoyo ist das Leben in einer nicht sonderlich ernstlich belagerten Festung. Die Kriegführung und der Ausbau der Forts nehmen alle Kräfte in Anspruch. Der Mangel an Lebensmitteln, der früher sehr fühlbar gewesen sein soll, ist jetzt überwunden: Wein, Bier, Sodawasser, Cocosmilch, Kaffee, selbstgebackenes Brot, Butter, Orangenmarmelade, dann Kartoffeln, Zwiebeln, Hühnerfleisch, sowie ab und zu Ziegen- oder Rindfleisch, das waren die Nahrungsmittel, die ich während eines zehntägigen Aufenthaltes auf der Europäertafel von Bagamoyo habe erscheinen sehen. Auch gibt es zwar sehr kleine, aber recht wohlschmeckende Austern, die bei keiner Mahlzeit fehlen durften. Die kürzlich entdeckten Austernbänke scheinen wenigstens vorläufig unerschöpflich zu sein. Seit die Bewohner des Dorfes Kaule um Frieden gebeten, wurden Fische und Eier mehrfach zum Verkauf angeboten. Da die rechtmäßigen Eigentümer der vielen Tausende von Cocospalmen geflohen sind, gibt es auch sehr viele Cocosnüsse, die wenigstens für die europäischen Beamten Trinkwasser oder Limonade völlig ersetzen. Die früher vorhanden gewesene Kuhheerde ist während des Krieges bis auf das letzte Stück aufgegessen worden. Die Meßkosten stellen sich für Mann und Tag auf ungefähr 2 bis 2½ Rupien.

Freiherr v. Eberstein, ein junger Mann von 26 oder 28 Jahren, ist der mustergültige Vorsteher dieser kleinen Festung, wie von Offizieren und Zivilisten übereinstimmend

anerkannt wird. Mit geradezu meisterhafter Ausnützung des Raumes sind in dem doch gar nicht übermäßig großen Stationsgebäude fast 250 Menschen auf bequeme Art untergebracht. Es herrscht da ein Getriebe, von dem man sich in Europa nur schwer eine zutreffende Vorstellung wird machen können. In den wenigen Zimmern schlafen zu zweien oder dreien die Beamten. Die Moskitenplage ist fast ganz unbekannt. In den Holzverschlägen auf den flachen Dächern, wo man beständig das gleichförmige Auf- und Abgehen der am Tage mit Sonnenschirmen ausgestatteten farbigen Schildwachen hört, hausen die Matrosen. Und von drunten aus dem geräumigen Hofe wirbelt der Rauch vieler von schwarzen Schönen bedienter Kochfeuer aufwärts. Denn in den mit Wellblech gedeckten Hallen an der Binnenseite des Hofes lagern nicht weniger als 111 als Soldaten oder mit anderen Dienstleistungen beschäftigte Askaris, deren Familienstand 54 Weiber und 9 Kinder in sich schließt. Zu alledem kommen dann noch die Werkleute aus Sansibar, die Arbeiter, die Stations-Waschweiber, die als Diener und Aufwärter amtierenden kleinen Negerbengel (der gewandteste und unverschämteste heißt „Schnaps") sowie, nicht zu vergessen, der Affe „Buschiri".

Selten vergeht eine Nacht, ohne daß Schüsse fielen oder sonst ein Alarm wäre. Der Mondschein trügt außerordentlich, und oft glaubten selbst sehr ruhige Leute, namentlich neu Angekommene, Gestalten gesehen zu haben, von denen dann bei näherem Nachforschen nichts aufzufinden war. Ein Wahnsinniger und ein Affe, die sich in den Ruinen von Bagamoyo umhertreiben, machen bisweilen in stiller Nacht einigen Lärm und haben schon mehrfach, da man an Buschiri-Leute dachte, Alarm verursacht. Es soll sogar einmal, wie ein nicht ganz sicher verbürgtes Gerücht meldet, ein Kanonenschuß auf einen Leuchtkäfer abgefeuert worden sein. Im allgemeinen aber kann wohl mit Recht behauptet werden, daß sowohl Matrosen als Askaris ganz vortrefflich schießen. Vielfach hört man Nachts schauerliches Geheul, das Nichteingeweihte als von Hyänen oder Schakalen herrührend aufzufassen pflegen. In Wahrheit sind diese nächtlichen Störenfriede fuchsähnliche Hunde.

Eine besondere Erwähnung verdienen die farbigen Soldaten oder Askaris, deren es während meiner Anwesenheit in Bagamoyo 58 gab, während 15 weitere krank oder verwundet in den Hospitälern von Sansibar lagen. Diese Askari, die dem Blute nach Suaheli sind, aber meist aus dem Innern stammen, sind lauter Freiwillige. Aber nicht jeder, der in die Truppe einzutreten wünscht, wird ohne weiteres angenommen. Um die Einschmuggelung von Spionen Buschiri's zu verhindern, werden nur solche Leute eingestellt, welche mehreren der schwarzen Unteroffiziere (Tschausch) persönlich bekannt sind. Der Einstellung geht eine genaue ärztliche Untersuchung voraus, die namentlich wegen der Häufigkeit schwerer syphilitischer Erkrankungen (Geschwüre an Fußsohlen und Beinen) durchaus notwendig ist. Eine weitgehende Vermehrung dieser Truppe würde unter den gegenwärtigen Verhältnissen fast unmöglich oder mindestens sehr schwierig sein. Es sind aber doch noch am 20. März zwei weitere Askaris angeworben worden. Die Löhnung beträgt für die gewöhnlichen Soldaten je 16 Rupien und für die 8 Tschausch oder Unteroffiziere 24 Rupien monatlich. Dazu kommt eine Gefechtszulage von einer Rupie für jedes Treffen. Im Februar beispielsweise sind nicht weniger als 6 Rupien Gefechtszulage auf den Kopf ausgezahlt worden. Im Kriege werden die Askaris von der Station verpflegt, beziehentlich mit Hirse, Mais, sowie ab und zu Reis versorgt. Im Frieden müssen sie sich selbst beköstigen. Am Tage tragen diese deutsch-ostafrikanischen Soldaten weiße, rot eingefaßte Jacken und ebenfalls weiße Kniehosen, Nachts dagegen dunkelfarbene Hüftenbinden, sowie ein ebenfalls dunkelfarbenes Tuch zum Schutz gegen die Nachtkühle. Ein roter Fez und ein brauner Ledergürtel mit Patrontasche vollenden die ebenso einfache wie praktische Uniformierung. Schuhwerk soll demnächst besorgt werden. In der Zwischenzeit tragen die Leute vielfach als Fußbekleidung Ledersohlen, die gleich den Sandalen der alten Römer mit Schnüren am Fuße befestigt werden. Zur Uniformierung jener größeren Truppenmengen, die wir voraussichtlich in Zukunft für Ostafrika unterhalten müssen, dürfte sich graugelbes Leinen- oder Baumwollenzeug, wie es in der englisch-indischen Armee eine so sehr große Rolle spielt, am besten eignen.

Die Mannszucht ist selbstverständlich streng. Askaris, die Wache-stehend auf ihrem Posten einschlafen, werden unweigerlich in Ketten gelegt. Durch ihre andauernden Erfolge gegenüber den Arabern sind die Askaris wahre Draufgänger geworden, die im übrigen vorzüglich gehorchen und nur, wenn sie den Feind wittern, kaum zu halten sind. Nachdem sich Admiral Deinhard wegen der Verleihung von militärischen Ehrenzeichen an Schwarze direkt an Se. Majestät unseren Kaiser gewandt hatte, ist vor wenigen Tagen einem Unteroffizier als dem ersten eine derartige Auszeichnung zuteil geworden.

Daß bei diesen schwarzen Mars-Söhnen mancherlei Originalitäten mit unterlaufen, braucht wohl kaum erst versichert zu werden. Ein Tschausch, der in der Mission erzogen wurde, Französisch spricht und die Neigung hat, sich möglichst gewählt auszudrücken, pflegt, wenn bei einem Patrouillengang mitten im Busch ein Soldat ausgetreten ist, die Meldung zu machen: „Il est allé au cabinet". Die Soldatenweiber sind lauter stramme Gestalten mit jener melonenförmigen Frisur, wie sie in Westafrika bei Gabun üblich ist; sie führen bisweilen, indem sie leere Töpfe und Blechkisten als musikalische Instrumente benutzen, mit einem Höllenlärm verbundene Tänze auf, die in Bewegungen des Oberkörpers und langsamem Sichvorwärtsschieben bestehen und an Wildheit nichts zu wünschen übrig lassen.

Von den Arabern werden natürlich diese Askaris, von denen fast schon jeder im Kampfe verwundet worden ist, recht gründlich gehaßt. Als einmal 13 Askaris krank in dem deutschen Hospital zu Sansibar keine Unterkunft hatten finden können und in einem andern Hause hatten einquartiert werden müssen, wurden fast in jeder Nacht von gewaltsam eindringenden Arabern Leute geraubt. Die Araber behaupteten, es handle sich um entlaufene Sklaven, was auch in einem Falle wahr gewesen sein soll.

Außer dem Usagara-Haus und jenen Khandgee-Häusern, wo die Somalis der Emin-Pascha-Expedition untergebracht sind, ist noch ein drittes Gebäude von Bagamoyo, nämlich das dicht beim Fort gelegene Ratu-Haus (Ratu heißt oder hieß der Besitzer) mit einer größeren Menschenmenge besetzt. Es sind das die 300 bis 400 Köpfe zählenden Mitglieder einer großen Waniamwesi-Karawane, die Ende November mit Elfenbein aus dem Innern zur Küste herunterkam und sich in zwei Teile gespalten hat, von denen der eine im Ratu-Haus zu Bagamoyo, der andere in den Ruinen des Sultanpalastes von Dar-es-Salaam lagert. Die Waniamwesi von Bagamoyo sind in allen Kämpfen die treuen Freunde und Verbündeten der Deutschen gewesen. Durch Tod im Kampf, durch Krankheiten sowie namentlich durch den eine Zeit lang mit großer Frechheit betriebenen Menschenraub der Araber mögen diese Waniamwesi insgesamt fast 100 Leute verloren haben. Buschiri's Wort, keiner der Waniamwesi solle lebend in die ferne Heimat zurückkehren, wird allerdings wohl eine leere Drohung bleiben. Da diese Binnenländer, als sie zur Küste herunterkamen, blos mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, da sie aber jedesmal, wenn das Fort angegriffen wurde, auch ihrerseits einem Angriff ausgesetzt waren, betrachtete man ihre Wehrbarmachung mit Schußwaffen als Pflichtsache. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat ihnen eine größere Anzahl Vorderladergewehre einhändigen lassen, und es dürfte, da sie einem großen, heidnischen, den Arabern feindlichen Stamm angehören, politisch klug sein, ihnen bei der Rückkehr in ihre ferne Heimat die Mitnahme dieser Waffen zu gestatten. Während die größten und schönsten der von den Waniamwesi zur Küste gebrachten Elefantenzähne in Dar-es-Salaam lagern, sollen doch auch die Waniamwesi von Bagamoyo für etwa 20,000 Rupien Elfenbein bei sich haben.

Zwei Gründe halten die Leute an der Küste zurück. Erstens wäre der Rückmarsch in die weit entlegene Heimat namentlich seit den Drohungen Buschiri's ein großes Wagnis. Zweitens und vor allem ist der Verkauf des Elfenbeins, um dessenwillen die Karawane zur Küste gekommen, keine so einfache Sache, wie man sich das wohl in Europa vorstellen mag. Geld hat für die Leute keinen Wert. Zeuge und hunderterlei Kleinigkeiten bilden den Kaufpreis für Elfenbein. Mit derartigem Schacher, der oft Wochen in Anspruch nimmt, können sich blos Indier, aber keine Europäer abgeben. Und den Indiern, den reichen sowohl wie den ärmeren, ist es in Bagamoyo ungemütlich geworden. Sie wagen nicht mehr, von Sansibar aus herüberzukommen.

Die Anwesenheit der Waniamwesi-Karawane versorgt jetzt auch die Station mit ausreichenden Arbeitskräften. Anfangs hat es Mühe gekostet, die Leute zum Arbeiten zu bewegen. Jetzt aber arbeiten sie, wenn nicht besonders fleißig, so doch willig. Und in Dar-es-Salaam sind sogar vor einigen Tagen zehn Waniamwesi als Askari-Soldaten angeworben worden. Früh morgens sieht man bisweilen ganze Trupps der Waniamwesi von Bagamoyo am Strande entlang laufen. Sie begeben sich alsdann zur französischen Mission, um Wasser und Lebensmittel zu holen. Im übrigen leben sie meist von Hirse, die sie bei der Station kaufen. Die Waniamwesi, die herrliche weiße, aber spitz gefeilte Zähne haben, sprechen ihren besonderen Bantu-Dialekt, der aber von einigen Askaris hinreichend verstanden wird, um die Aussagen der Leute den Stationsbeamten zu verdolmetschen. Die interessanteste Erscheinung unter diesen wie die Pökelheringe zusammengedrängten Bewohnern des Ratu-Hauses ist eine kleine, kaum zur Jungfrau herangereifte Prinzessin, die mit 50—60 Untergebenen und sehr viel Elfenbein zur Küste heruntergekommen ist, und die, wenn man ihr auf die Wangen klopft und einige Pesas schenkt, ein sehr freundliches Gesichtchen zu machen pflegt. (Köln. Ztg.)

Zwei Städte im fernen Westen: Vancouver und Victoria.

Die gewaltige Eisenbahn, welche nun das breite Gelände Canada's von einem Ozean zum anderen überspannt, hat uns Europäern große Strecken eines bisher noch wenig bekannten Landes an der Küste des Stillen Ozeans erschlossen. Bis in die jüngste Zeit erschienen Britisch-Columbia und die Nordwest-Territorien jenseit Winipeg unseren Gedanken als ein fernes geheimnisvolles Land, ein großes Unbekanntes, ein britisches Sibirien, welches nur von wenigen kühnen Abenteurern besucht wurde. Die neue Eisenbahn hat diesen Standpunkt verändert. Der neugierige Tourist kann sich nun in Montreal sein Billet nehmen, in den behaglichen Kissen eines Pullman-Wagens über die Prärien und die Felsengebirge hinfliegen, in wenigen Tagen unversehrt an der Küste des Stillen Ozeans wieder aussteigen und sich ruhig die blauen Wogen desselben betrachten.

Die Aussichten eines Seehafens am Ende der Strecke erscheinen natürlich in diesem neuen Lande glänzend. Die reichen Waren des Orients, die verschiedenen Erzeugnisse der Küsten und Inseln des Stillen Ozeans und des sich entwickelnden Handels des westlichen Canada zu sammeln und dieselben sozusagen mittelst der Eisenbahn durch den

Trichter eines solchen Hafens auf die östlichen Märkte zu ergießen, ist ein Ziel, welches Träume von einer künftigen gewaltigen Metropole, einem Liverpool des Stillen Ozean, einem kommerziellen Eldorado des Westens zu wecken geeignet ist.

Zwei Städte — alle embryonischen Ansiedelungen in jenen Gegenden sind ja „Städte" — ringen nun erbittert um diese Ehre: nämlich Vancouver auf dem Festland, am Ende der Eisenbahn, und Victoria, die dermalige Hauptstadt von Britisch-Columbia, auf der gegenüberliegenden Vancouver-Insel. Und welche von beiden in diesem Wettkampfe den endlichen Sieg davon tragen wird, ist gegenwärtig schwer zu sagen. Jede führt vortreffliche Gründe zu ihren eigenen Gunsten ins Feld und setzt geringschätzig die Prätensionen ihrer Nebenbuhlerin herab. Für den unparteiischen Beobachter hat Vancouver ohne Zweifel gewichtige günstige Gründe für sich: es hat eine prachtvolle, einer großen Stadt würdige Lage zwischen zwei herrlichen Häfen; der innere ist ganz von Land umschlossen, hat nur einen schmalen, aber doch genügenden Zugang und ist rundum von Hügeln geschützt. Er verläuft in einer breiten Einbuchtung des Meeres bis hinauf nach Port Moodie, zehn e. Mln. oberhalb Vancouver, an der Eisenbahnlinie. Der gegenwärtige Ankergrund, der sogen. Coal Harbour, ist gut und geräumig und liegt unmittelbar am Ende der Eisenbahn. Die Stadt steht auf einem sanft ansteigenden Hügel, dessen äußerer Fuß von den Gewässern der English Bay bespült wird, welche Fahrzeugen von jeder Größe einen Ankergrund liefert. Eine Zweigbahn setzt diesen Hafen mit der Hauptbahn in Verbindung. Von dieser Bucht aus verläuft ein schmaler, seichter und nur für Boote tauglicher Meeresarm bis in das Herz der künftigen Stadt herein.

Gegenwärtig ist Vancouver noch sehr jung und gewährt daher auch nur den Anblick einer sehr jungen Stadt. Die Oberfläche des Hügels, welcher ihren künftigen Flächenraum abgeben soll, ist nun von dem dichten Kiefernwalde gelichtet, welcher ihn früher bedeckte, und noch ganz schwarz von den verkohlten Ueberresten der Baumstümpfe. Neue Gebäude, meist von Holz, schießen da und dort wie Pilze aus dem Boden auf, und drunten am Wasserrande des inneren Hafens hat sich bereits ein sehr achtbarer Kern von der künftigen „Großstadt" gebildet. Die in stolzem Ehrgeiz schon breit und imposant ausgesteckten Straßen sind stellenweise schon angebaut und schön hergestellt und an den Seiten mit hölzernen Trottoirs versehen. Sie schneiden sich nach amerikanischer Art unter rechtem Winkel in regelmäßigen Zwischenräumen und bilden Vierecke, auf welchen sich später die Häuser-Blocks erheben sollen. Die Häuser vermochten natürlich mit diesem ehrgeizigen Vorgehen nicht gleichen Schritt zu halten und erheben sich in weitschichtiger Unregelmäßigkeit bald in geselligen Gruppen, bald in ziemlich komischer Einsamkeit als öde einzelne Heimstätten auf ganzen Blocks. Zwischen diesen spanneuen Bauten erhebt sich da und dort ein gelegentlicher Baumstumpf, ein wehmütiger, gewaltiger Urwaldsriese, welcher seine gefällten Kinder betrauert, die er in ihrer neuen Gestalt, von der benachbarten Sägemühle hübsch in Balken und Bohlen geschnitten, nicht wieder erkennt, wie sie sich so in der Gestalt von begehrenswerten Wohnhäusern um den Patriarchen herum erheben, glänzend von Oelfarbe und Tünche und prunkend mit all den überladenen Verzierungen der modernsten Entwickelung der Architektur. Manche von diesen Baumstümpfen sind wirklich riesenhaft und zeigen einen Umfang von 30—40 F.

Vorerst enthält Vancouver nur wenige Oertlichkeiten für Geschäfte oder Erholung. Nur zweierlei Arten von Verkehr existieren in reicher Fülle, nämlich Schnapskneipen unter dem prunkenden Namen von „Salons" und „Gin-Palaces" und „real estate agencies", Agenturen für den Verkauf von Grundeigentum. Wie es den ersteren gelingt, in solcher Menge zu gedeihen, ist schwer zu finden, denn auf jedes Hundert Einwohner kommt durchschnittlich mindestens Eine solche Branntweinschenke, und wenn man Frauen, Kinder und Tea-totallers (Mitglieder der Mäßigkeitsvereine, deren es jedoch hier nur wenige geben mag) in Abzug bringt, so muß die Zahl der Kunden jeder einzelnen eine sehr kleine sein. Die „Real Estate Agencies" bieten Land zum Verkauf in Lots oder großen Grundstücken aus, und wenn man erwägt, welche große Zukunft man der Stadt verspricht, so brauchen wir wohl kaum zu sagen, daß ihre Preise ausnehmend hoch sind. Auch von ihnen ist kaum zu begreifen, wer denn eigentlich die Opfer ihrer Anpreisungen und Schmusereien sind. Möglicherweise unterhalten sie untereinander ein Geschäft und sichern sich so wechselseitig ihren Unterhalt. Uebrigens sind zweifelsohne gute Geschäfte in Grundeigentum von schlauen Geschäftsleuten gemacht worden, welche bei guter Zeit Grund und Boden kauften, dasselbe behielten und mit dem Verkauf den rechten Zeitpunkt abwarteten, denn der Preis der Ländereien ist kolossal gestiegen und steht jetzt so hoch, daß es über den Spaß hinausgeht und ein zeitweiliger Stillstand der Geschäfte droht. Die Preise müssen wieder fallen, wenn Ansiedler ihr Geschäft beginnen sollen; ist dann die Stadt einmal fest etabliert, so werden sie natürlich wieder in die Höhe gehen. Große Strecken Landes in Vancouver gehören der Canadian-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft, welche man beschuldigt, sie begünstige diese Stadt in der Absicht, ihre Ländereien mit Vorteil loszuschlagen.

In vier oder fünf Stunden fährt ein Dampfer von Vancouver hinüber nach Victoria, der bedeutendsten Hafenstadt der Vancouver-Insel. Die Fahrt ist bei schönem Wetter eine sehr interessante, denn sie geht zwischen einer Anzahl sehr hübscher Inseln hindurch, die mit ihren Felsen und Wäldern ungemein malerisch in den ruhigen Gewässern der Meerenge liegen; jenseit derselben, am Festlande, erheben sich in ferner Pracht schneegekrönte Berge über die dunklen Fichtenwälder. Bei der Ankunft in

Victoria gestaltet sich ein Vergleich des Hafens mit demjenigen von Vancouver entschieden ungünstig für den ersteren. Derselbe ist nämlich klein und seicht und erlaubt nur Schiffen von geringem Tiefgang das Einlaufen, während für die Anforderungen größerer Dampfer ein Ankergrund und eine Anlände vorhanden sind. Die Victorianer beabsichtigen aber ihren Hafen auszubaggern und zu verbessern, was ihre Chancen künftigen Erfolgs wesentlich verbessern wird. Victoria selbst ist eine Stadt von bereits feststehender Bedeutung und der Sitz der Provinzialregierung, hat eine Bevölkerung von ungefähr 15,000 Köpfen, worunter über 4000 Chinesen, und bedeckt zwei oder drei englische Quadratmeilen, wenn man die Vorstädte hinzurechnet. Die Straßen sind in der gewöhnlichen Weise, in Parallelen, angelegt, welche Blocks umschließen, und von keinem besonders schönen Aussehen. Es giebt nur wenige Gebäude von bemerkenswerter architektonischer Schönheit, denn die meisten Häuser sind von Holz und kaum mehr als ein Stockwerk hoch. Gute Läden sind jedoch in Menge vorhanden; Telephondrähte überspannen die ganze Stadt mit einem Netz und die Stadt wird Nachts mit einem elektrischen Lichte beleuchtet. Es gibt mehrere gute Hotels, mit deren einem das Victoria-Theater verbunden ist, ein hübsches, wohleingerichtetes, kleines Schauspielhaus, welches häufig von guten wandernden Schauspieler-Gesellschaften aus den Vereinigten Staaten benützt wird. Es erscheinen hier mehrere tägliche Zeitungen, welche in der Lieferung von Neuigkeiten sehr unternehmend, im Styl wesentlich amerikanisch sind und an Würdigkeit des Tons sehr viel zu wünschen übrig lassen.

Die Gesellschaft in Victoria ist weder englisch, canadisch, noch amerikanisch, sondern vielleicht eine Mischung oder eher eine Schichtung von all den dreien. Die „oberen Kreise" sind entschieden englisch von Charakter — eine Eigenschaft, welche sie mit Stolz und Sorgfalt aufrecht zu erhalten bemüht sind. Eine große Anzahl von diesen, die hervorragendsten Bürger, haben ihre Häuser in „James-Bay", welch paradoxen geographischen Ausdruck man allgemein einem Vorgebirge beilegt, das zwischen dem Hafen und der äußeren Küstenlinie liegt. Hier steht eine Anzahl hübscher Häuser in Gärten, die im Sommer im reichsten Blumenflor prangen. Hier ist auch Beacon-Hill, ein parkartiges Grundstück, welches einen beliebten Sommererholungsort bildet. Schaut man von diesem Hügel aus seewärts, so genießt man an einem hellen Tage eine prachtvolle Aussicht, denn auf der amerikanischen Küste erhebt sich die Olympische Bergreihe in stattlicher Pracht bis in die Wolken.

Die mittleren und unteren Klassen der Gesellschaft sind mehr von canadischem und amerikanischem Charakter. Diejenigen, welche wir hier als die unteren bezeichnen, würden vermutlich diesen Titel sehr übelnehmen, denn sie zeichnen sich durch eine große Unabhängigkeit des Charakters aus und nehmen an, „ein Mensch sei so gut wie ein anderer." In den Läden ist die unterthänige Höflichkeit des englischen Ladenbesitzers unbekannt; Käufer und Verkäufer verkehren untereinander wie ihresgleichen, mit einer unmanierlichen, geschäftsmäßigen, gleichsam sich von selbst verstehenden Trockenheit. Der Straßenbummler oder Eckensteher ist ein Bursche, welcher mit Männern aller Stände ganz vertraulich zu verkehren sich erkühnt, die ihn zufällig anreden mögen. Diese Unabhängigkeit des Gebahrens erstreckt sich sogar auf die Jungen in den Straßen: wenn man einen derselben, mit einem Hinweis auf endliche Vergütung, bitten würde, ein Pferd zu halten oder eine Reisetasche zu tragen, so würde dies wahrscheinlich mit Verachtung oder Entrüstung zurückgewiesen, aber als erbetene und unentgeltliche Gefälligkeit gern geleistet werden.

Amerikanische Worte aus der Umgangssprache sind hier gewöhnlich: ein Haus ist nicht „in", sondern „auf" einer Straße; shops, Läden, heißen stores (eine Droguenhandlung ist drug-store, eine Bandhandlung ein dry-goods-store, Konfekt und Zuckerwerk heißt candies, Biscuits und Zwieback crackers, Räderfahrstühle sind push-buggies.)

In Geschäftsangelegenheiten erscheint Victoria merkwürdig apathisch und alles Unternehmungsgeistes bar, so ganz unähnlich vielen anderen modernen Städten, welche wegen ihrer Energie und ihres raschen Wachstums so merkwürdig sind. Allein der Wettbewerb mit Vancouver hat neuerdings die Victorianer über die Wichtigkeit belehrt, ihre kommerziellen Interessen zu behaupten, und es macht sich wahrscheinlich in nächster Zukunft weniger Lethargie geltend. Diese Trägheit und Fühllosigkeit in Handelsgeschäften erstreckt sich in gewissem Grade auch auf politische und religiöse Angelegenheiten, welche beide nicht in derjenigen gesunden und harmonischen Beschaffenheit sind, die ein soziales Gedeihen fordert.

Die Hoffnungen Victoria's für die Zukunft gründen sich zumeist auf den nur vier englische Meilen entfernten schönen Hafen von Esquimalt, welcher gegenwärtig das Hauptquartier des britischen Geschwaders für den Stillen Ozean ist. Dieser Hafen liegt gerade innerhalb der Meerenge von Juan de Fuca und ist bei Tag und Nacht leicht zugänglich — ein Vorteil, welchen Vancouver nicht für sich in Anspruch nehmen kann, weil es durch inselbesäete Meerengen, starke Gezeiten und häufige dichte Nebel hindurch erreicht werden muß. Der Esquimalt-Hafen ist von Land umgeben, sicher, geräumig und durch eine Eisenbahn unmittelbar verbunden mit den Kohlengruben von Nanaimo; da dies von unberechenbarem Vorteil für Dampfer ist, so soll diese Eisenbahn bis Victoria fortgesetzt werden. Es ist der Stolz von Victoria, diese Eisenbahn mit der Canadian Pacific auf dem Festland zu verbinden und Esquimalt auf diese Weise zu dem eigentlichen Hafen an deren Endpunkt zu machen. Könnte dieser Plan verwirklicht werden, so würden die Prätensionen von Vancouver vernichtet; allein die baulichen

Ingenieur-Arbeiten auf dieser Strecke stellen große Kosten in Aussicht, und so ist zu befürchten, daß dieser Plan nicht oder wenigstens erst in ziemlich ferner Zukunft ausgeführt werden wird. Ein anderer Vorzug von Esquimalt ist ein schönes, erst im Juli vorigen Jahres vollendetes Trockendock.

Diese Einrichtungen von Hafen, Kohlenstation und Dock dürften große Verlockungen für irgend eine Linie von Dampfern bilden, welche den chinesisch-canadischen oder australisch-canadischen Verkehr im Auge haben, vorausgesetzt, daß die Verzögerungen und Schwierigkeiten der Ueberschiffung nach dem Festlande überwunden werden könnten. Die ganze Umgebung von Victoria und namentlich der Esquimalt-Hafen ist sehr schön. Im Sommer verbergen ihre vielen felsigen Einbuchtungen vom Meere aus und ihre bewaldeten Ufer manche wunderliebliche Punkte, welche an das Feenland gemahnen, und das stille, ruhige, blaue Wasser übt auf diejenigen, welche Fischen und Bootfahren lieben, unwiderstehliche Versuchungen aus. Unter den Kiefern wimmeln diese Wälder von einer Fülle von Blumen und Farnkräutern, welche den Freund der Natur, sei er es nun aus wissenschaftlichem Eifer oder nur zu seinem Vergnügen, entzücken müssen.

Das Klima dieser Gegenden ist eigentümlich in den Extremen von Wärme und Kälte, welche es bisweilen zeigt, und es ist von dem Pater Accolti, einem früheren Jesuiten-Missionar, mit mehr Nachdruck wie Wahrheit geschildert worden, als „acht Monate Winter und vier Monate Hölle." Allein ganz so schlimm ist es nicht; der Winter ist feucht und unangenehm, allein die Sommermonate sind köstlich. Das Klima im allgemeinen gleicht so ziemlich demjenigen des Südwestens von England, ist aber im Winter etwas kälter. r.

Skizzen aus Nordamerika.

Die Deutsch-Russen in Kansas.

Die Zähigkeit, mit der im allgemeinen alle Deutschen ihr Deutschtum festhalten, finden wir auch bei den zahlreichen und aus Franken stammenden Deutsch-Russen in Kansas, und vor allen Dingen haben sie ihre Sprache bewundernswürdig rein erhalten. Die Pfälzer und Schwaben, die vor 140 Jahren nach Pennsylvanien auswanderten, haben sich eine ganz neue Sprache geschaffen, eine Sprache, die weder pfälzisch noch schwäbisch, noch überhaupt deutsch geblieben, aber auch nicht englisch geworden ist; anders die Deutsch-Russen in Kansas. In ihre Umgangssprache hat sich kein einziges russisches Wort eingeschlichen, und dazu hat in erster Reihe die Kirche geholfen, denn in Rußland erhielten sie ihre Geistlichen aus Deutschland, und auch in Kansas sind es durchweg auf deutschen Schulen gebildete Kräfte, welche die Seelsorge versehen und in den Parochialschulen lehren.

Aber nicht blos ihre Sprache pflegen diese Deutsch-Russen, sondern auch die alten Sitten und Gebräuche der schon vor anderthalb Jahrhunderten verlassenen Heimat haben sich unter ihnen erhalten. Noch heute z. B. ißt in Kansas in der Regel die ganze Familie aus der einzigen Schüssel, die mitten auf dem Tisch steht und jeder einzelne steckt nach der Reihe seinen Löffel hinein, doch gibt es in einzelnen Häusern schon Teller für jedes Glied der Familie. Die Frauen backen ein vortreffliches weißes Brot und kochen einen ausgezeichneten Kaffee. Milch gibt es in Ueberfluß, aber Butter ist ein Luxusartikel, der selbst dem geehrtesten Gast nicht vorgesetzt wird. Berühmt ist ihr „Quark" (Schmierkäse), und ihre Salzgurken mit Dill und Kümmel werden nirgends übertroffen. Die Männer sieht man nur mit der Pfeife im Munde, mit einem selbstgezogenen, ungemein starken Tabak. Ihr Stolz sind ihre Gäule, und sobald es irgend möglich, erschwingen sie sich ein kräftiges Gespann, mit welchem sie, keine Schonung der Tiere kennend, mit derjenigen Schnelligkeit fahren oder vielmehr rasen, wie sie es von Rußland her gewöhnt sind. Sitze im Wagen sind noch eine Seltenheit, man streckt sich, die Frauen nicht ausgenommen, auf den Boden.

Alle Deutsch-Russen in Kansas sind katholisch. In ihrem größten Dorfe, in Herzog, nahe bei Victoria an der Kansas-Pacific-Bahn, haben sie sich für 60,000 Dollars eine große und schöne Kirche gebaut. Den Gottesdienst versehen ein Prior und drei oder vier Mönche, die auch in den Filialen Pfeifer, Ober-Munjos, Schönki und Liebenthal fungieren. Die Schulen werden regelmäßig besucht, und nicht blos die freien Staatsschulen, in welchen natürlich blos Englisch unterrichtet wird, sondern auch die Parochialschulen, die von den Geistlichen oder von Schulschwestern geleitet werden. Schon jetzt sind die deutsch-russischen Wähler eine Macht im County und man zieht sie mit Vorliebe zu einflußreichen Stellen heran. Sie sind alles in allem bei ihrer Ausdauer, ihrer Arbeitsamkeit, ihrer Sparsamkeit und ihrer Ehrlichkeit schon jetzt ein sehr wertvoller Bestandteil der jungen Bevölkerung von Kansas.

Das deutsche Element in Süd-Carolina.

In Süd-Carolina hat das deutsche Element von Anfang an eine Rolle gespielt und erst seit den letzten vierzig Jahren ist es aus Mangel an frischem Zuzug wenn auch nicht gerade zurückgegangen, doch einigermaßen verknöchert. Als im Jahre 1779 die Engländer Charleston einnahmen, führten von den Bürgern, die auf Ehrenwort entlassen wurden, drei entschieden deutsche Namen. Die Kriegsgeschichte der Jahre 1781 und 1782 verzeichnet eine Menge von deutschen Offizieren: die Generäle Pickens und Gist, die Obersten Kolb, Harden und Hahne, den Oberstlieutenant Laurens, den Hauptmann Furrer und viele andere, und die Lokalgeschichte von Orangeburg-County feiert aus derselben Zeit unter seinen Tapfern einen Hauptmann Rumpf und einen Lieutenant Wannemaker. Auf dem (nebenbei bemerkt, von einem deutschen

Meister in Charleston gearbeiteten) den im mexicanischen Kriege von 1847 Gefallenen des Palmetto-Regiments in Columbia errichteten Denkmal endlich sind massenhaft deutsche Namen zu lesen. Von einer deutschen Einwanderung während und nach dem Revolutionskriege weiß die Geschichte des Staates freilich nichts zu erzählen, und es hat also jedenfalls keine Massen-Einwanderung stattgefunden; aber ganz aufgehört hat die Einwanderung nie, und ein kleiner Teil der von ihrem „Landesvater" an England verkauften und gegen die revolutionierenden Kolonien verwendeten hessischen Söldlinge hat sich, wie überhaupt in den Südstaaten, auch in Süd-Carolina niedergelassen. Kurz nach der Beendigung des Revolutionskrieges gründete ein zweifelloser Deutscher, zweifellos weil er Schultz hieß, am Savannah River, Augusta im Staate Georgia gegenüber, ein neues „Hamburg". Bei diesem Hamburg wird der Fluß schiffbar und der Platz war seinerzeit der Hauptstapelort für die Baumwollen-Ausfuhr aus dem Westen von Süd-Carolina und aus dem Osten von Georgia — der eben genannte Herr Schultz verdiente dabei soviel, daß er sich nahe an der Stadt ein prachtvolles Schloß bauen konnte. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Hamburg lag sehr tief, Augusta aber, auf dem anderen Flußufer, hoch und gesund. Der Handel und Verkehr wanderte deshalb alsbald nach Georgia hinüber und Hamburg, dessen ehemalige Blüte nur noch die alten Geschäfts- und Lagerhäuser bekunden, wird heute fast nur noch von Negern bewohnt. Im laufenden Jahrhundert beschränkt sich die deutsche Einwanderung in Süd-Carolina auf den Zuzug einzelner Familien, meist von Charleston aus.

Wie überall in den Vereinigten Staaten, hat auch in Süd-Carolina jede Stadt eine kleine deutsche Kolonie aufzuweisen. Die meisten Kolonisten, die übrigens in der Regel erst auf allerlei Umwegen hierher gelangt sind, bringen sich als Kaufleute, Handwerker, Künstler und Lehrer durch, nur ein geringer Prozentsatz gehört der Ackerbau-treibenden oder der Arbeiter-Bevölkerung an.

An der Spitze der deutschen Einwanderung in Charleston steht die in den dreißiger Jahren dahin gekommene weitverzweigte Familie Wagner: der Stammvater „General" Wagner war eine Zeit lang Bürgermeister der Stadt; im letzten Bürgerkrieg fochten mehrere seiner Söhne, wie denn fast alle in die Südstaaten eingewanderten Deutschen Gut und Blut für ihre neue Heimat einsetzten, auf Seiten der Conföderierten, ein Oberst Wagner wurde bei einer Geschützprobe im Fort Moultrie durch das Springen eines Rohres getötet und ein Hauptmann G. W. Wagner, einer der bedeutendsten und reichsten Kaufleute der Stadt, kommandierte während des Krieges die „German Artillery" Charlestons und steht noch heute an ihrer Spitze. Diese German Artillery gilt übrigens als eine Miliz, die im ganzen Gebiet der Union nicht ihres Gleichen hat, und in ihr dienen nur Deutsche oder Abkömmlinge von Deutschen, während die viel ältere „German Fusilier Company", eine der ältesten Miliz-Kompagnien in den Vereinigten Staaten, auch viele Eingeborene nichtdeutscher Abkunft in ihren Reihen zählt. Die German Artillery verfügt über 8 Geschütze, 4 Bronze- und 4 Krupp-Geschütze, und ihr Hauptquartier ist die von ihr käuflich erworbene ehemalige State Armoury.

Noch mag hier eine deutsche Kolonie Erwähnung finden, welche von Deutschen in Charleston in den fünfziger Jahren gegründet wurde, die Ortschaft Walhalla in Oconee-County im nordwestlichen Winkel des Staates. Der Staat selbst thut gegenwärtig nichts, eine europäische Einwanderung heranzuziehen; ein vor einigen Jahren unternommener Versuch ist kläglich gescheitert. W.

Skandinavier in den Vereinigten Staaten.

Die skandinavische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten ist verhältnismäßig neuen Datums: einige Jahre vor dem letzten Bürgerkrieg, als Minnesota noch der Hauptjagdplatz der Sioux-Indianer war, gab es im Nordwesten der Union fast keinen einzigen Skandinavier. Erst seit dem Jahre 1866 begann sich ein mächtiger und stetig anschwellender Strom dahin zu ergießen und während in den 40 Jahren vor dem Bürgerkrieg ihrer höchstens 1000 bis 2000 Köpfe jährlich nach Amerika kamen, sind seitdem oft in einem einzigen Jahr mehr als 80,000 eingewandert. In Illinois wohnen jetzt etwa 58,000 Skandinavier, meistens Schweden, und fast die Hälfte von ihnen in Chicago; in Jowa finden wir etwa 20,000 Schweden und ebenso viele Norweger, in Kansas 12,000, fast durchgehends Schweden, in Nebraska ebenfalls 12,000 Schweden, in Wisconsin 57,000, meist Norweger, in Dakota 12,000, ebenfalls meist Norweger. Die stärkste skandinavische Einwanderung aber weist Minnesota auf: dort haben sich mehr als 125,000 Skandinavier, der Mehrzahl nach Norweger, angesiedelt.

Die Skandinavier haben im Nordwesten buchstäblich von ganzen Counties Besitz ergriffen und dort ist alles ganz nach heimischem Muster, allerdings in verbesserter und verfeinerter Form, eingerichtet. In Minnesota speziell spielen sie in Politik, Handel und Gewerbe die entscheidende Rolle, denn während nach dem letzten Zensus die stimmberechtigte eingeborene Bevölkerung nur 88,000 zählte, sind der im Ausland geborenen Stimmgeber 123,000, und dabei ist noch in Betracht zu ziehen, daß die Fremdgeborenen in der Regel weit zahlreichere Familien besitzen, als die Eingeborenen. Nur zwei andere Staaten gibt es noch, Nevada nämlich und Wisconsin, in welchen die im Auslande geborene Bevölkerung die eingeborene überwiegt. In Minnesota aber bilden die naturalisierten Bürger absolut in jedem Kongreßbezirk die Majorität.

Die Skandinavier in Amerika sind durchweg fleißig, strebsam und ehrlich; sie halten mehr zusammen wie die Deutschen und sind anstelliger als die Irländer. Die Mehrzahl treibt Landwirtschaft, doch sind auch Tausende

als Zimmerleute und Maurer beschäftigt, und auf den großen Seen findet man sie häufig als Matrosen. In einer skandinavischen Familie arbeitet jedermann und selbst wohlhabende Farmer nehmen keinen Anstand, ihre Töchter als Dienstmädchen in die Stadt zu schicken. In Chicago gibt es solcher Dienstmädchen zu Tausenden und sie sind dort wegen ihrer Brauchbarkeit sehr gesucht.

Eigentümlich ist die Erscheinung, daß die Schweden und Norweger ihre gegenseitige Abneigung aus der Heimat auch nach Amerika mit herüberbringen: eine junge Schwedin fühlt sich aufs tiefste beleidigt, wenn man sie fragt, ob sie aus Norwegen sei. Die Schweden sind durchweg größer und schlanker als die Norweger, die, gleich den Dänen, meist klein und untersetzt sind. Die englische Sprache bemeistern alle Skandinavier wunderbar rasch. Sind sie zwei oder gar schon vier Jahre im Lande, so sprechen sie das Englische genau so fertig und accentlos wie die Eingeborenen.

Staats-Einnahmen und -Ausgaben in Europa.

Die Lage der Dinge in Europa mag keine unmittelbare Gefahr besorgen lassen — auch darüber gibt es übrigens sehr verschiedene Meinungen — aber sie eilt jedenfalls einer Krisis entgegen, welche alle Interessenkreise in Mitleidenschaft zieht: die stets wachsende Belastung der Bevölkerung, eine Folge in erster Reihe der immer sich steigernden Ansprüche an die Wehrkraft des Staates, muß in nicht ferner Zeit sich zu einer unerträglichen Ueberlastung gestalten, und sobald der Zeitpunkt dieser Ueberlastung gekommen, ist die Krisis da. Wie steht es, fragen wir, angesichts einer solchen Eventualität, mit den finanziellen Mitteln der einzelnen Staaten und mit den aus diesen Mitteln zu bestreitenden Ausgaben? Wir lassen die kleineren Staatswesen beiseite und fassen nur an der Hand der vorjährigen Budgetanschläge die sieben größeren Staaten, Deutschland, Oesterreich, Italien, Rußland, England, Frankreich und Spanien, ins Auge.

	Seelen	Einnahme
Spanien	17,268,590	836,166,365 Frcs.
Italien	29,699,785	1,409,097,059 Frcs.
England	37,064,052	2,326,471,681 Frcs.
Frankreich	38,138,455	3,011,745,532 Frcs.
Oesterreich-Ungarn	39,407,041	1,900,344,883 Frcs.
Deutschland	46,844,926	1,283,057,628 Frcs.
Rußland	103,912,640	3,062,839,473 Frcs.

Das macht eine Gesamt-Einnahme von im ganzen nahezu 15 Milliarden und davon entfallen auf den Kopf der Bevölkerung in Rußland 29.47 Frcs.; in Italien 47,44, in Oesterreich-Ungarn 48.22, in Spanien 48,42, in Deutschland 50.87, in England 62.77 und in Frankreich 78.96 Frcs. Rußland hat (mit weit über 3 Milliarden Frcs.) die stärkste Einnahme, aber der russische Rubel ist dabei als Metallrubel mit 4 Frcs. gerechnet und da derselbe sich thatsächlich nur mit 2.25 Frcs. bewertet, so müssen von seinen stark 3 Milliarden Staatseinnahmen mehr als 40 Proz. abgezogen werden, so daß dieselben nur mit etwa 2 Milliarden Francs zu veranschlagen sind. Die erste Stelle würde also mit seinen ebenfalls 3 Milliarden übersteigenden Einnahmen Frankreich einnehmen, Deutschland die zweite und England die dritte, Rußland die vierte Stelle und dann würden in absteigender Linie Oesterreich-Ungarn, Italien und Spanien folgen.

Die Staatsausgaben differieren natürlich, weil jeder Staat bestrebt ist, sie den Einnahmen einigermaßen anzupassen, von den Einnahmen nicht wesentlich: sie betragen in Spanien 875,568,284 Frcs., in Italien 1,432,605,788 in Oesterreich-Ungarn 1,911,809,878, in Deutschland 2,391,399,316, in England 2,401,590,238, in Frankreich 2,935,474,036 und in Rußland (ohne Umrechnung) 3,188,904,732 Frcs., also in Rußland auf den Kopf 30.01 Frcs., in Italien 48.24, in Oesterreich-Ungarn 48.51, in Spanien 50,74, in England 64.80 und in Frankreich 77.44 Frcs. Von den Gesamtausgaben erfordern die Staatsschuld und die Zivilliste in Spanien 331,456,806 Frcs., in Deutschland 541,212,866, in Italien 607,857,767, in Oesterreich-Ungarn 745,791,025, in England 785,194,908, in Rußland 967,154,056, in Frankreich 1,282,198,037 Frcs., also auf den Kopf der Bevölkerung: Rußland 9.30 Frcs., Deutschland 11.55, Oesterreich-Ungarn 18.92, Spanien 19.19, Italien 20.47, England 21.18 und Frankreich 33.61 Frcs.

Für die Landarmee verausgabt Spanien 132,982,676 Frcs., Italien 254,000,754, Oesterreich-Ungarn 288,296,215, Deutschland 494,262,034, England 520,284,835, Frankreich 574,750,438 und Rußland 832,922,480 Frcs., also Rußland pro Kopf 2.01 Frcs., Oesterreich-Ungarn 7.22, Spanien 7.70, Italien 8.55, Deutschland 10.55, England 14.04 und Frankreich 15.07 Frcs. Die Marine kostet in Oesterreich-Ungarn 28,447,143 Frcs., in Spanien 44,460,726, in Deutschland 58,502,856, in Italien 84,138,503, in Rußland 157,623,000, in Frankreich 229,972,545 und in England 349,030,776 Frcs., also in Frankreich pro Kopf 0.03 Frcs., in Oesterreich-Ungarn 0.72, in Deutschland 1.25, in Rußland 1.52, in Spanien 2.58., in Italien 2.84 und in England 9.42 Frcs. Frankreich gibt also für seine Landarmee mehr aus als alle übrigen Staaten mit Ausnahme Rußlands und für seine Flotte mehr als alle anderen mit Ausnahme Englands.

Fügen wir übrigens, um gegen Frankreich nicht ungerecht zu sein, sofort hinzu, daß es auch in seinem Unterrichtsbudget die erste Stelle einnimmt. Für den Unterricht wendet Spanien 8,222,317 Frcs. auf, Oesterreich-Ungarn 51,352,795, Italien 53,277,360, Rußland 88,881,192, Deutschland 121,712,952, England 135,428,952, Frankreich aber 145,808,510 Frcs. G. W.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 22. Stuttgart, 3. Juni 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Geographische Forschungen in den Niederlanden. Von F. F. Niermeyer. S. 421. — 2. Wandervolk in den Alpen. S. 424. — 3. Die Chinesen. Von Rittner-Lübeck. S. 427. — 4. Ein Zivilisationsbericht aus Westafrika. Von Herm. Pollak. S. 431. — 5. Major Barttelot's Lager am Aruhwimi. (Fortsetzung.) S. 433. — 6. Quercus Romoveana und Konsorten. Von E. Lemke. S. 437. — 7. Aus Britisch-Nordborneo. Von Dr. Theodor Posewitz. S. 438. — Kleinere Mitteilungen. S. 439.

Geographische Forschungen in den Niederlanden.

Von F. F. Niermeyer.

Fast zwei Jahre sind vergangen, seit wir den Lesern des „Ausland" Bericht erstatteten über die Verhandlungen der geologisch-geographischen Sektion des ersten Niederländischen Kongresses für Naturforscher und Aerzte. Seitdem ist das Studium der Geographie in den Niederlanden in erfreulichem Fortschritt begriffen gewesen. In dieser aufwärts steigenden Bahn bildet der Zusammentritt des zweiten Kongresses — am 26. und 27. April — einen bedeutenden Markstein. Es sei uns gestattet, seine Bedeutung für die deutschen Jünger und Förderer der Wissenschaft von der Erde, die den breiten Weg betreten, neben denen der unserige zu gleichem Ziele heraufführt, ins rechte Licht zu stellen, um ihnen bei dieser Gelegenheit Bericht zu erstatten von der Arbeit, die ihre Nachbarn in der verflossenen Frist vollführt haben, von den Fragen, die sie besprechen, den Zielen, denen sie zugestrebt haben. Diesen Bericht zu erstatten, ist uns eine Pflicht, denn den deutschen Geographen verdanken wir die Aufmunterung zur wissenschaftlichen Forschung und das zündende Beispiel. Was wir gethan, ist deshalb in gewissem Grade auch ihre Arbeit. Hoffentlich werden die Leser des „Ausland" schon aus diesem Grunde einen Ueberblick über den Fortschritt in der Pflege der Geographie in den Niederlanden, der sich in ungezwungener Weise an die Verhandlungen der geographisch-geologischen Kongreßsektion knüpfen läßt, mit Interesse entgegen nehmen.

Der vornehmste Faktor zur wissenschaftlichen Ausbildung der Erdkunde, dessen Erkenntnis wir den deutschen Geographen in erster Linie verdanken, ist die jeden Tag enger werdende Verbindung mit der Geologie. Der Sektionsvorsitzende, Professor Dr. C. M. Kan, hob dies in seiner Eröffnungsrede mit vollem Recht von neuem hervor. Der Kongreß, sagte er, bietet die Gelegenheit zu zeigen, daß die Jünger beider Wissenschaften einander die Hände zu reichen wissen. Diese gegenseitige Hülfe bedürfen wir um so mehr, als für das Studium der Geologie und namentlich der Geographie in unserem Lande noch so viele Hülfsquellen und Hülfsmittel entbehrt werden müssen.

Ungeachtet dieser Ungunst der Verhältnisse ist die Untersuchung des niederländischen Bodens in erfreulichem Fortschritt begriffen. Nicht weniger als vier von den sieben Kongreßvorträgen legten davon Zeugnis ab: die des Geographen Dr. Blink und der Geologen Dr. Lorié, Dr. van Cappelle und Ubaghs.

Dr. Blink ist im Begriff, eine empfindliche Lücke in der geographischen Litteratur auszufüllen durch Herausgabe einer umfangreichen Geographie der Niederlande. Die zwei schon erschienenen Lieferungen zeugen von der großen Litteraturkenntnis und kritischen Verwertungsgabe des Verfassers. Dieser eröffnete jetzt die Reihe der Vorträge mit einigen Mitteilungen über die Gezeitenströmungen an den niederländischen Küsten in Verbindung mit der Deltabildung. Bekanntlich bleibt die Flutwelle des Atlantischen Ozeans bei ihrem Eindringen in die Nordsee nur teilweise eine stehende Welle; zum anderen Teile wird sie umgeändert in eine Strömung. Diese Gezeitenströmung bewegt sich, wo die holländische Küste von einer ununterbrochenen Dünenreihe gebildet wird, in der Richtung der Küste hin und wieder: bei Flut geht die Strömung nach Norden, bei Ebbe nach Süden. In der Kenterungszeit

hört sie auf, um danach in entgegengesetzter Richtung einzusetzen. Eine Drehung findet dabei nicht statt. Anders aber nördlich und südlich von diesem Küstenstriche, wo die Dünenreihe durchbrochen ist. Im Süden von den Inseln der Provinzen Süd-Holland und Zeeland wird die nordöstlich gerichtete Flutströmung allmählich nach Westen umgebogen und passiert nacheinander alle Striche der Kompaßhälfte bis Südwest, welche Richtung sie beim Niedrigwasser hat. Eine Drehung in umgekehrtem Sinne findet bei der nordholländischen Inselreihe statt. Für diese bis jetzt unaufgeklärte Erscheinung gab Dr. Blink folgende Erklärung. Die Meeresbuchten zwischen den südlichen Inseln sind die Mündungen der Flüsse Rhein und Schelde. Ihre große Menge Flußwasser wird durch den zwischen den Inseln eindringenden Flutstrom gestaut und diese Stauung bedingt ein Gefälle des Wasserspiegels gegen Westen und daher ein Abfließen des Wassers in westlicher Richtung, wodurch die Gezeitenströmung nach Westen abgelenkt wird. Die entgegengesetzte Drehungsrichtung bei den nördlichen Inseln erklärt sich durch die Korrespondenz der dortigen Meeresöffnungen mit der Zuidersee, wodurch das Flutwasser in dieses Becken ablaufen kann und ein Gefälle des Wasserspiegels nach dem Lande zu, in südöstlicher Richtung entsteht.

Der Vortragende wies noch auf eine zweite Folge der Ausmündung der großen Flüsse hin: im frühesten Mittelalter bildete die jetzige südholländische und zeeländische Inselwelt ein Haff mit einzelnen zersteuten Inseln. Weil der Rhein und die Maas, die im Norden dieses Haffs ausmündeten, eine viel größere Wassermenge besaßen, als die südlichere Schelde, war die Erhöhung des Wasserspiegels im Norden beträchtlich größer als im Süden; deshalb entstanden zwei Gefällsrichtungen und daher zwei Strömungen im Haff: eine nordsüdliche und eine stärkere ostwestliche. Bei der zunehmenden Anschwemmung wurden in beiden Richtungen Abflußrinnen offengehalten, wovon aber später die nordsüdliche verschwunden, weil die Strömung in dieser Richtung schwächer war. Daher sind die Inseln jetzt zu ostwestlichen Reihen zusammengeschart.

Eine andere Wirkung der Gezeitenströmung, an der kompakten holländischen Dünenküste, bildete das Hauptthema des Vortrages von Dr. Lorié, der unbedingt unter den Kennern des niederländischen Bodens die erste Stelle einnimmt. Eine Uebersicht über seine Untersuchungen des niederländischen Diluviums erschien in der „Tijdschrift van het Kon. Nederl. Aardr. Genootschap in 1887."[1] — Er erklärte die Thäler, welche die mächtige Reihe der Seedünen trennen von kleineren Reihen Binnendünen und Streifen Sandbodens ohne Dünen, von denen öfters einige hintereinander liegen und die alle der Küste parallel sind, für Erosionsthäler, entstanden durch die Wirkung der Gezeitenströmungen (die auch jetzt zwischen den Sandbänken an der Küste entlang die Fahrwasser offenhalten), als diese noch an einigen Stellen die Dünenreihen durchbrachen. Diese Erklärung ist nur zulässig, wenn man annimmt, daß der Meeresspiegel zur Zeit der Entstehung dieser Thäler nicht höher stand als jetzt, sondern ebenso hoch oder bis $1\frac{1}{2}$ m. niedriger. Es muß darauf aber eine Zeit gefolgt sein, worin das Meeresniveau 5 m. niedriger stand als jetzt. Es ist unbedingt notwendig, diese relative Hebung des Bodens (oder negative Niveau-Verschiebung, um in der neutralen Sueß'schen Terminologie zu reden) anzunehmen, um zu erklären, daß sich im Haff hinter der Nehrung die ausgedehnten holländischen Niedrigwassermoore gebildet haben. Dies kann nur geschehen sein, als das Haff vom Meere abgeschlossen und von zahlreichen kleinen Süßwasserseen eingenommen war. Einen weiteren Beweis für eine solche höhere Bodenlage liefert der Umstand, daß im Untergrund der genannten Moore zahlreiche Baumstämme wurzeln. Dieser Untergrund ist also später wieder einige Meter gesunken, das Meeresniveau erhob sich wieder zu dem Stande, den es besaß, als die Erosionsthäler der Nehrung sich bildeten. Zwei Fragen sind hiebei von Wichtigkeit, nämlich: Giebt es auch Beweise für eine positive Niveau-Verschiebung in früheren Erdperioden? Ist jetzt eine solche Bewegung zu konstatieren? Die erste Frage wurde vom Vortragenden bejaht. Das Aufbohren von gewissen Tierarten im Tertiär auf 350 m. beweist eine Senkung des Bodens um diesen Betrag. Was die zweite Frage betrifft, so hat die positive Verschiebung sich sicherlich in historischer Zeit fortgesetzt: die Fundamente der Brittenburg (an der Kleinmündung bei Katwijk) und des Nehallenia-Tempels (auf Walcheren), im Anfang unserer Aera von den Römern gegründet, liegen jetzt 2 m. — A.P. und werden doch wenigstens 1 m. + A.P. erbaut sein. Für die letzten zwei Jahrhunderte ist aber anzunehmen, daß die Senkung aufgehört hat; die in jüngster Zeit ausgeführten Nivellements haben gezeigt, daß die Amsterdamer Pegelsteine in 200 Jahren in derselben Lage geblieben sind.

Die Untersuchung des niederländischen Diluviums wird rüstig fortgesetzt. Neben Dr. Lorié sind hier besonders die zwei Geologen thätig, deren Kongreßvorträge jetzt zu nennen sind: Dr. van Cappelle und C. Ubaghs. Ersterer berichtete über seine Untersuchung des Diluviums von Quasterland, einer an der Südwestspitze der Provinz Friesland gelegenen Hügelmasse, im Norden und Osten von den Mooren Frieslands umsäumt und dahin sich verflachend, im Süden und Westen steil aus der Zuidersee emporragend. Der vertikale Abbruch an der Meeresseite zeigt eine echte Grundmoräne mit charakteristischen Structur-Faltungen, Biegungen und Quetschungen — und zahlreiche Gesteinsfragmente, bisweilen geglättet und geritzt. Das Liegende der Grundmoräne wird von einer Sandablagerung der Gletscherbäche gebildet, während das

[1] Einem Auszug aus seinen Originalarbeiten in den „Archives de la maison Teyler."

Decksand eine umgelagerte Grundmoräne ist. Einige kleine rundliche Wassertümpel von 5—10 m. Höhe im Durchschnitt sind nach van Cappelle in der Abschmelzungsperiode gebildet, ähnlich wie die Seen der norddeutschen Platten.

Herr Ubaghs zeigte, daß er seine jahrelangen Untersuchungen in der Provinz Limburg und angrenzenden Gebieten stetig fortsetzt. Er machte einige Mitteilungen über das dortige Alluvium und Maasdiluvium und lieferte den interessanten Nachweis, daß im Maasdiluvium auch skandinavische Gesteine vorkommen, deren Verbreitungsgrenze man bis jetzt nördlich von Rhein und Maas ziehen mußte.

Es dürfte von Interesse sein, auch über einen Vortrag zu berichten, der sich auf die Geographie der Niederlande bezieht, aber in der Sektion für Physik und Chemie gehalten wurde, nämlich die von Prof. Dr. C. M. Schols gemachten Mitteilungen über die geplante Triangulation der Niederlande. Die Messungen des General Krayenhoff, im Anfang dieses Jahrhunderts, und die im Anschluß daran in den Jahren 1836 bis 1855 vom Generalstabe als Grundlage der topographischen Karte unternommenen genügen den jetzigen Anforderungen hinsichtlich der Genauigkeit nicht mehr. Die größte Landesvermessung ist in den Katasterkarten niedergelegt, aber in den verschiedenen Gemeinden unabhängig voneinander ausgeführt und bildet also kein einheitliches Ganzes. Die jetzt geplante Triangulation wird sehr vereinfacht durch die Grundlage, welche ihr die Messungen für die allgemeine europäische Gradmessung abgeben.

Der Vortragende entwarf ein Bild der zu unternehmenden Arbeiten, dabei die Triangulation Preußens in Vergleich ziehend: auf jeder geographischen Quadratmeile wird man 10 Punkte ausmessen müssen, im Ganzen also 6000. Zehn Beobachter werden in 9 bis 10 Jahren mit der Arbeit fertig sein können.

Während die Anzahl der Vorträge, die sich mit der Geographie der Niederlande befaßten, ein Bild von dem Fortschritt des Studiums gibt, ist es diesem Kongresse ebenso wenig wie dem vorigen gelungen, für die Untersuchung Indiens dasselbe zu leisten. Nur ein Vortrag bezog sich auf die Forschung in unserem asiatischen Kolonialreiche, nämlich der des Professors Dr. Martin, der die Geologie des Ostindischen Archipels zum Hauptgegenstand seines Studiums gemacht und sich darin in den Sammlungen des geologischen Reichsmuseums in Leiden ein unvergängliches Denkmal gegründet hat. Professor Martin hatte eine vom Ingenieur Hooze gesammelte Kollektion Handstücke von Gesteinen Westborneo's untersucht, Mergel, Konglomerate und Sandsteine der oberen Kreideformation.[1] Als vorläufiges Resultat der Untersuchung stellte er fest, daß 14 bis 17 Prozent der Spezies auch in Europa vorkommen, was übereinstimmt mit der in Vorderindien bekommenen Zahl von 16.36 Proz. europäischer Arten. Sonderbar erschien aber auf den ersten Blick eine andere Thatsache, daß der Prozentsatz der borneo'schen Arten, die in Vorderindien vorkommen, nicht größer war als die der europäischen. Es erklärt sich dies aber aus einer Faciesverschiedenheit: in beiden Fällen waren die Schichten an der Küste gebildet, in Borneo aber in untiefem Wasser, in Englisch-Indien nicht. Daher der faunistische Unterschied. Der Vortragende meinte aus der petrographischen Uebereinstimmung seiner Kollektion mit der sehr oft in der niederländischen Litteratur erwähnten Formation von Schiefer, Mergel, Sandkonglomeraten, die aber so wenig Versteinerungen enthält, daß sehr verschiedene Altersbestimmungen vorgenommen sind, den Schluß ziehen zu dürfen, daß diese ganze Formation wahrscheinlich zur Kreide gehört. Er knüpfte an diese Mitteilung eine kurze Kritik des neuen Buches von Dr. Posewitz über die Geologie Borneo's, worüber er schon in „Petermann's Mitteilungen" günstig referierte. Er wies darauf hin, daß die geologische Karte ein Phantasiebild gibt; die Unmöglichkeit, jetzt eine geologische Karte Borneo's zu konstruieren, leuchtet hervor aus dem Umstand, daß der Verfasser Devon mit krystallinischen Schiefern und ebenso sekundäre mit tertiären Gesteinen zusammengefaßt hat. Weiter beruht die Angabe der großen Ausbreitung der Kohlenkalkformationen an der Nordküste auf zwei nicht gehörig determinierten Fossilien.

Professor Kan machte im Anschluß an diese Bemerkungen auf einige Lücken in Posewitz's Litteraturverzeichnis aufmerksam, nämlich die Lange'sche Karte der Ostküste Borneo's, die Reise des Dampfers „Tromp" auf dem Koetei-Fluß und, sonderbarerweise, die von Gaffron-Martin'sche Karte Borneo's, worauf alle bis damals (1883) bekannt gewordenen geologischen Daten zusammengetragen sind.

Es möge uns gestattet sein, hier einige Worte einzufügen über die Forschung in dem Malayischen Archipel. Besonders sind hier die zwei von der Niederländischen Geographischen Gesellschaft ausgerüsteten Expeditionen zu nennen. Kurz vor dem Zusammentritt des ersten Kongresses berichteten wir im „Ausland" über die Ausrüstung der einen. Der damals als Leiter der Expedition genannte Marinelieutenant Meyjes erkrankte schon in Batavia, wurde aber in ausgezeichneter Weise ersetzt durch den Lieutenant der indischen Marine Planten, der jetzt die topographisch-hydrographische Aufnahme macht, während Herr Wertheim im Anschluß daran die geologische ausführt. Seit Oktober 1888 sind die Arbeiten im Gange. Aus einigen früheren Streifzügen Wertheim's ist nur bekannt, daß er bis daher nichts als Korallenformation antraf, an den Küsten wahrscheinlich von recenter Bildung, im Innern vielleicht miocän, aber überall stark verwittert und mit schwer zu determinierenden Gesteinen.

[1] Aber im weiteren Sinne auch die früher meist davon abgetrennte mittlere Kreide umfassend.

Er hofft aber auf der Insel Hoch-Key auch andere Gesteinsarten anzutreffen.

Von nicht geringem Interesse ist die Untersuchung der Insel Flores; hier wird die topographische Aufnahme ausgeführt von dem Ingenieur van den Broek, während die Herren Weber, Professor für Zoologie in Amsterdam, und Wichmann, Professor in Utrecht, die Insel durchstreift haben. Ebenfalls von großer Wichtigkeit ist die Reise der beiden letztern durch die südliche Halbinsel von Celebes, wobei Professor Wichmann sich überzeugen konnte, daß der Pik von Bantaëng zweifellos ein echter Vulkan ist, was bis heute bezweifelt wurde. Diese Thatsache ist imstande, die Anschauungen über die Richtung der vulkanischen Bruchlinien an der Südostgrenze des asiatischen Festlandssockels erheblich zu ändern.

Daß der niederländische Geograph nicht ausschließlich auf die Untersuchung des eigenen Landes und der indischen Besitzungen den Blick richtet, haben im letzten Doppeljahre die Reisen Ten Kate's in Amerika und van der Kellen's in Afrika von neuem bewiesen, und bewies auch der Kongreßvortrag Professors C. M. Kan „Ueber den Stand der antarktischen Forschung." Der Vortragende gab zuerst einen Ueberblick über die vier Perioden der Forschung: 1. Die Reisen vor Cook, wo das Südland gesucht wird. 2. Die Fahrten Cook's, der die Nichtexistenz dieser Antarktis beweist, aber meint, daß ein Eindringen in das Becken unmöglich ist. 3. Die Expeditionen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, denen das Eindringen gelingt, die aber nur teilweise in wissenschaftlicher Weise erforschen, wodurch ganz besonders die Reise Roß's sich auszeichnet. 4. Die expeditionslose Zeit der letzten Dezennien, die sich aber kennzeichnet durch eine ausführliche, echt wissenschaftliche Besprechung der zu lösenden Probleme. Der Vortragende gab von diesen Problemen eine ausführliche Uebersicht. Er hatte sich mit Professor Neumayer, dessen Agitation für die antarktische Forschung bekannt ist, in Verbindung gesetzt und war daher imstande, einige Mitteilungen über die neuesten Aussichten zur Aufnahme der Forschung zu machen. Der an Geld und Einfluß reiche Amerikaner Willard, dessen Interesse für die antarktischen Untersuchungen von Dr. Boas angeregt wurde, ist auf dem Wege nach Europa (jetzt wahrscheinlich schon angekommen) und wird sich bemühen, etwas zustande zu bringen. Man plant die Gründung einer Observationsstation auf Enderby- oder auf Kemps-Insel, zwischen 46° und 60° ö. L. v. Gr. unter dem Polarkreise gelegen. Der Vortragende wies zuletzt hin auf die besondere Wichtigkeit dieser Untersuchungen für die Niederländer. Unsere Kolonien in Transvaal und Argentinien werden ebenso viel Interesse für das Unternehmen zeigen müssen, wie die Bewohner Australiens. Ja, weil die Zustände der Luft und des Meeres im Südpolarbecken ihren Einfluß im ganzen Indischen Ozean fühlbar machen, ist selbst für die genaue Kenntnis des Klima's des Ostindischen Archipels die polare Untersuchung von großer Wichtigkeit.

Der Berichterstatter hat vielleicht die Leistungsfähigkeit der geographischen Gehirnzentra seiner Leser schon zu sehr in Anspruch genommen. Er wird sich also möglichst kurz fassen, wo ihm noch übrig bleibt, über seinen eigenen Vortrag zu referieren. Dieser behandelte das Verhältnis der Niederschlagsmenge zur Wasserabflußmenge in den Stromgebieten Europa's. Der Vortragende wies hin auf die Gefahr, daß das so außerordentlich wichtige Studium der Flußhydrographie von den Geographen vernachlässigt werde, wo die geologische Terrainbeschreibung ihn gänzlich in Anspruch zu nehmen droht. Daß diese Gefahr existiert, zeigte er an einigen neueren Monographien. Zum eigentlichen Gegenstand seines Vortrags übergehend, wies er nach, daß der Bruchteil des Niederschlags in einem Stromgebiete, der nicht von den Flüssen abgeführt wird oder durch Verdunstung in die Atmosphäre zurückkehrt, bei der Untersuchung vernachlässigt werden kann, und trat in eine kritische Besprechung der Resultate John Murray's, der auf der gänzlich ungenügenden Grundlage der Loomis'schen Regenkarte, worauf Europa nur einige Quadratcentimeter Größe hat, eine Berechnung des Verhältnisses beider Werte mittelst des Planimeters anstellte. Der Vortragende machte dieselbe Berechnung auf Grund ausführlicher Regenkarten, und illustrierte seine gänzlich abweichenden Resultate an den Beispielen der Loire und Oder, weil bei diesen Strömen keine Störung durch Gletscherzufluß bewirkt wird. Für die Oder berechnete er einen Abflußcoefficienten von 0.39, für die Loire von 0.37, während Murray resp. 0.17 und 0.43 bekommt. Zum Schluß versprach er eine ausführliche Studie über den Gegenstand.

Hoffentlich wird dieser Bericht seinen Zweck erfüllen: den deutschen Fachgenossen und weiteren Kreisen eine gedrängte Uebersicht von dem Fortschritt der geographischen Forschung in den Niederlanden zu geben. Die holländischen Geographen arbeiten mit auf der von Deutschen gelegten Basis unserer Wissenschaft. Leider aber sind ihre Arbeiten öfters im Auslande selbst in Fachkreisen wenig bekannt. Jeder Versuch, dies zu verbessern, hat seine Berechtigung. Die von der Sprachverschiedenheit gezogenen Schranken müssen auf dem internationalen Gebiete der Wissenschaft so viel wie möglich aufgehoben werden. Wir haben versucht, hiezu von neuem beizutragen.

Amsterdam, Mai 1889.

Wandervolk in den Alpen.

Unter dem wandernden Volke, welchem man in den Alpen begegnet, ist namentlich Eine Klasse von halben Nomaden wesentlich alpin, und man kann sich dieselbe kaum in anderen Umgebungen vorstellen, obwohl entartete Spielarten dieser Spezies auch an vielen anderen Orten

vorkommen. Dieser Alpenwanderer ist der Kräutermann. Er wohnt für gewöhnlich in einem der oberen Thäler und verbringt die ersten Wochen des Frühjahrs und die letzten des Herbsts mit dem Sammeln von Kräutern. Er hat einen guten allgemeinen Begriff von Botanik und ist wahrscheinlich besser als irgend jemand imstande, einem zu sagen, wo seltene Pflanzen wachsen. Wenn die Tage lang und warm zu werden beginnen, so tritt er seine Wanderungen an. Wenn er in ein Dorf kommt, von dem er weiß, daß in seiner Nachbarschaft Heilkräuter wachsen, so nimmt er daselbst seinen Aufenthalt für einen oder zwei Tage und sammelt seine Pflanzen, für welche er unter dem Landvolk immer Abnehmer findet. Ehe er aber seine Kunden zu bedienen beginnt, muß er seine ganze Ausbeute einem Apotheker zeigen, welcher sie in zwei Teile scheidet. Den einen davon, die giftigen Pflanzen, darf er nur an den Apotheker verkaufen, den anderen mag er frei ausbieten. Er hat gewöhnlich einen kleinen Karren, den er entweder vor sich her schiebt oder hinter sich her zieht und der mit seinen Waren beladen ist. Da das gemeine Volk fest glaubt, es gebe keine Pflanze, welche nicht Heilkräfte irgend einer Art besitze, und es gebe, mit Ausnahme des hohen Alters, keine Krankheit, welche nicht mittelst Kräutern geheilt werden könne, so findet er bereite Käufer. Man thut aber am besten, über solche Dinge nicht mit ihm zu sprechen. Er steht noch ganz auf dem Standpunkt der alten Kräuterbücher, und es mag einem Spaß machen, ihn steif und fest behaupten zu hören, die schwarze Nieswurz sei ein unfehlbares Mittel gegen die Schwermut, und in seinem Jargon noch andere Ueberbleibsel veralteter geheimer Wissenschaft zu entdecken; allein auf solche Fragen antwortet er niemals ganz aufrichtig und sucht immer den Geheimniskrämer zu spielen. Jenun, es gibt Geschäftsgeheimnisse, welche geachtet werden müssen, und wir wollen sie auch achten. Ueber die Natur im allgemeinen sind seine Ansichten weit origineller und er äußert sich über dieselben auch freier. Er glaubt fest, daß die Pflanzen nicht nur ein Leben, sondern auch Bewußtsein und einen Willen besitzen. Sie sind so eifersüchtig, daß eine von ihnen ihre ganze Kraft aufwenden wird, um in die Länge zu wachsen, damit sie nicht überragt wird, anstatt ruhig in ihrem eigenen Wirkungskreise zu bleiben, Samen zu erzeugen und für eine eigene Familie zu sorgen. Auch launenhaft sind sie und haben ihre Sympathien und Antipathien; einige werden einen Ort verlassen, sobald ein Hund daran vorüber kommt, und werden Gott weiß wohin gehen; andere Gewächse lieben Hunde und gedeihen nur in deren Nähe. Kurzum, die Pflanzenwelt ist für den Kräutermann eine Art stumme Menschenwelt, und wir zweifeln sehr, ob er jemals die auserlesenen Sorten sammelt, ohne einen Zauberspruch dabei zu murmeln.

Der Kräutermann läßt gewöhnlich sein Weib zu Hause, damit es für Haus und Feld sorge. Hat er aber solche nicht, so begleitet ihn zuweilen sein Weib auf der Wanderung und trägt ihr kleines Kind auf den Rücken geschlungen. In solchen Fällen wird dem Handwerksgerät und der Familie dann gelegentlich noch eine Drehorgel und ein Affe beigefügt. Allein dies sind keine richtigen und angesehenen Fachleute. Der echte Kräutermann verschmäht eine derartige Reklame; er ist ein ernster Bursche, eher zu Trübsinn und Zurückhaltung geneigt, und voll Vertrauen in sich und seine Waren. Er verkauft den größeren Teil seiner Kräuter an den Droguisten, wo er einen guten Preis dafür erhält, und betrachtet den Kleinverkauf in den Dörfern als vergleichsweise unbedeutend, obwohl er natürlich immer gern bereit ist, einen ehrlichen Pfennig zu verdienen. So weit wir ihn seither kennen gelernt haben, handelt er in der Regel nicht mit Geheimmitteln, Liebestränken und Zauberkräften. Sein Stichwort und der Lieblingsgegenstand seiner Unterhaltung sind die wunderbaren Kräfte der Natur — ein Thema, woran weder der Rechtgläubige noch der Freidenker Anstoß nehmen kann. Er ist ein harmloser, friedlicher und anscheinend zufriedener Mann, welcher nach gethaner Arbeit seinen Wein in vollkommenem Stillschweigen trinken wird, wenn seine Nachbarn ihn ungeschoren lassen. In den Bergen aber ist er eine ganz andere Person: da ist er ganz Auge, ganz Aufmerksamkeit; jede Veränderung im Thal stört ihn, jede seltene Pflanze zieht ihn an; er wird Dir mit einem Seufzer eine Uferbank zeigen, welche der Fluß nun beinahe hinweggespült hat und wo früher eine wertvolle Wurzel wuchs, und er kann in Entzücken ausbrechen über eine Blume, welche er nie zuvor in diesem Landesteile gesehen hat. „Rühr sie nicht an!“ ruft er Dir zu, „laß sie stehen! sie muß hier heimisch werden!“

Ein anderer alpiner Charakter ist der Pilger. Wir verstehen darunter nicht die Scharen von Wallfahrern, welche in den hohen Festzeiten irgend einen heiligen Ort besuchen, denn beinahe jeder Bauer thut dies ein- oder zweimal im Jahr, und diese Wallbrüder scheinen immer lustig und guter Dinge zu sein, wenn es nicht etwa gilt, einen besonders steilen Pfad hinaufzuklimmen — wir meinen vielmehr die eigentlichen Pilger. Es gibt ältliche schwarzgekleidete Frauen, die im Schnitt ihrer Kleidung ziemlich genau die Tracht irgend eines weiblichen Ordens nachahmen, einen langen, von einem Kruzifix überragten Bergstock in der Hand tragen und niemals aussehen, als ob sie sich über irgend etwas freuen könnten. So wandern sie von einem Heiligtum zum anderen, bisweilen weit hinunter nach Italien. Alle nehmen Almosen an und bitten bisweilen in einer ruhigen, schüchternen, ängstlichen Weise darum. Es folgt daraus nicht, daß sie mittellose Personen sind, sondern solche Demütigung und Selbsterniedrigung erhöht nur die Verdienste der Pilgerfahrt, denn wenn sie es nicht selbst bedürfen, so legen sie das ihnen geschenkte Geld beiseite und verteilen es unter die Armen. Sie übernachten meist in Kirchen oder Nonnenklöstern; ist ein solches Unterkommen nicht zu finden, so treten sie in das

ärmste Wirtshaus und fordern die schlechteste Verpflegung, welche zu haben ist. Wo möglich, schlafen sie auf Stroh, feilschen nie um Preise und beklagen sich nie über die Zeche.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß derartige Pilgerinnen nicht nur selten, sondern auch sehr zurückhaltend sind. Wir haben nur ein einzigesmal Gelegenheit gehabt, eine Unterhaltung mit einer derselben anzuknüpfen. Sie erzählte, nach dem Besuch eines Heiligtums sei ihr die Mutter Gottes im Traume erschienen und habe ihr gesagt, wohin sie zunächst gehen sollte, und dies geschehe ihr noch jetzt beinahe jede Nacht. Wenn dies dann nicht geschehe, so wisse sie, daß sie einen Nasttag halten müsse; aber in der zweiten Nacht habe sie gewiß ihre Vision. So sei sie von Ungarn heraus bis in die Gegend von Pontebba gekommen und halte es für wahrscheinlich, daß sie noch bis Rom gewiesen werden werde. Warum schlagen Frauen, von denen manche unverkennbar zärtlich erzogen worden sind, eine solche Handlungsweise ein? Welches seltsame Schuldgefühl, welches unüberwindliche Streben nach einem Gut, welches nicht hienieden zu treffen ist, treibt sie dazu? Auf diese Frage wollen sie nicht antworten, und wer kann es sonst wissen?

Der trübseligste unter dem ganzen Wandervolk der Alpen ist der Tanzbär. Sein Trübsinn ist keine augenblickliche Stimmung, sondern ein gewohnheitsmäßiger. Die müde, traurige, mechanische Weise, in welcher er seine Rolle spielt, rührt eher von Unbehagen als von Trägheit her. Er weiß, er macht sich selbst zum Narren, aber was soll er sonst thun? Die älteren Männer, welche zu einem Ball gepreßt werden, wenn sie lieber den Abend mit ihren Büchern, ihrer Tabakspfeife oder ihrem Kartenspiel zugebracht hätten, können einigermaßen seine Empfindungen werten, aber der Ball des armen Petz dauert ja sein ganzes natürliches Leben lang. Er hat die große Lehre erlernt und sich darein ergeben. Kinder mögen ihm Honigbrot, Aepfel und Nüsse bringen, aber er wird dadurch nicht heiterer, er würde vielleicht lieber eines von den Kindern selbst mit seinen Pranten umfangen! Und wie haßt er den Affen, der auf seinem Kopfe tanzt, auf seinem Rücken Purzelbäume schlägt, ihn an den Ohren zupft, sich wie ein Mensch der Gesellschaft bewegt und ihn als ein untergeordnetes Geschöpf behandelt. Er würde gern eine aufrichtige Verachtung für ihn fühlen, allein er kann nicht, er ist sich vollkommen bewußt, daß er selbst linkisch und sein Feind behend ist. Wenn sie nur einmal ein paar ruhige Worte miteinander reden könnten! Und der Affe? — ist er glücklich? Beurteilt ihn nicht nach dem Gesicht, welches er schneidet, wenn er seine lustigen Streiche macht — das ist nur seine gewerbsmäßige Maske; aber beobachtet ihn, wenn er allein ist. Nicht seine faltigen Wangen allein geben ihm ein so trauriges Aussehen; seine Augen sprechen eine hoffnungslose Mattigkeit aus. Wenn Du ihm eine Nuß reichst, wird er voll Leben und Humor sein; aber seine Lustigkeit ist eine gezwungene. Der arme Bursche! er weiß besser als wir, wo die Peitsche liegt.

Der Bär und der Affe sind unzertrennlich; aber sie reisen zuweilen allein und sind bisweilen Teile einer Schaustellung. Im letzteren Falle wird der Bär im Grünen außerhalb des Zeltes angefesselt, versieht hier die Stelle einer Ankündigung und verdient sich selbst seinen Lebensunterhalt. Jedermann bringt ihm Aepfel, Nüsse, Pfefferkuchen oder Honigbrot; er nimmt alles mit demselben mürrischen Blick, nur wenn man ihm einen Suppenteller voll Honig gibt, hellen sich seine Augen etwas auf und überkommt ihn ein Schimmer von Behagen. Es ist nicht befremdend, daß die Kinder ihm oder irgend einem anderen zahmen Ungetüm, welches in ihre Einsamkeit gebracht wird, den Hof machen; allein warum sorgen verantwortliche Personen, Haus- und Familienväter für seine Bedürfnisse? Fühlen sie, daß auch sie mit einem Stricke um den Hals durch das Leben geführt werden und zu der Melodie tanzen müssen, welche irgend ein anderer ihnen vorspielt? Es würde zu weit führen, wenn wir unseren Gedanken über diese Frage etwas weiter nachhängen wollten. Mittlerweile schläft der Affe in seinem Stroh. Träumt er von der Verdorbenheit oder Thorheit der Menschheit? In seinen Augen lauern sowohl Humor als Bosheit.

Wenn der Tanzbär der trübseligste, so ist der Handelsreisende oder Musterreiter der bedauernswerteste unter dem Wandervolk in den Alpen. Die Firmen in den großen Städten können natürlich ihre Waren wohlfeiler verkaufen und in größerer Mannigfaltigkeit anbieten, als der Krämer in einem kleineren Orte. Sie haben daher ein vollkommenes Recht, diesen zu unterbieten, und wenn sie es in ehrlicher und ehrenhafter Weise thun, wie es von Seiten vieler großer Häuser geschieht, so hat niemand ein Recht, darüber zu klagen. Derartige Häuser haben übrigens ihre Kundschaft gewöhnlich in der Nachbarschaft und die Zahl ihrer Kunden wird mit der Entfernung immer kleiner. Es gibt aber andere Firmen, welche zu Hause nichts zu thun haben, sondern eine Provinz nach der anderen plündern. Ein Bauernmädchen hat durch harte Arbeit und die äußerste Sparsamkeit sich ein paar Gulden zurückgelegt, um sich ein Winterkleid zu kaufen; es weiß ganz genau, was der Stoff beim Krämer im Dorfe kosten und wo es dasselbe fertig gemacht bekommen würde. Eines Tags erscheint aber ein junger Mann, zeigt dem Mädchen Muster von Stoffen aller Art und erbietet sich, dieselben zu einem unglaublich niedrigen Preise zu liefern. Sie wählt einen davon, zeigt ihn ihren Schwestern, ihrer Mutter, ihrer Muhme und diese sind alle darüber einig, daß sie nichts besseres thun könne, als denselben zu nehmen. Wie alle Bauern, feilscht sie jedoch, und der junge Mann sagt: weil sie so hübsch sei, wolle er ihr einen kleinen Nachlaß bewilligen und den Unterschied aus seiner eigenen Tasche bezahlen, allein in diesem Falle müsse sie den Betrag im Voraus erlegen. Warum sollte sie dies auch nicht? Das

Geld liegt ja droben in ihrem Koffer. Der junge Mann bekommt seinen Auftrag und wahrscheinlich noch einen Kuß dazu, und in der nächsten Woche erhält das Mädchen einen Pack Zeuch. Es ist zwar von demjenigen Stoff, welchen sie bestellte, an Qualität, Gewebe und zuweilen sogar an Farbe verschieden, aber was will das arme Kind machen? Sie ist nicht so klug gewesen, ein Müsterchen von dem Stoff zu behalten, welchen sie gewählt hat, und selbst wenn sie es gethan hätte, würde es ihr an Geld fehlen, um mit einer reichen Firma vor einem entfernten Gericht einen Prozeß anzufangen. Dies ist nur ein einzelnes Beispiel von der Art und Weise, wie das einfache Bauernvolk Jahr um Jahr durch solche wandernde Musterreiter betrogen wird. Wir könnten eine Menge beglaubigter Fälle anführen, halten aber vorerst mit denselben zurück.

Die Moral von dieser Geschichte ist die: wir lernen dadurch eine der wesentlichsten Ursachen der Intoleranz und der antisemitischen Bewegung in Deutschland und Oesterreich kennen, welche unbedingt eine der thörichtsten und barbarischesten unserer Zeit ist und die wir nicht nur mißbilligen, sondern auch mit Recht mit Widerwillen und einer gewissen Regung von Geringschätzung betrachten. Allein wir wären nicht gerecht, wenn wir alle diejenigen, welche sich an diesen Judenhetzen beteiligen, als Barbaren bezeichnen würden — es sind viele darunter, welche als Opfer irgend eines Betrugs einiges Recht zum Groll haben. In den höheren Alpenthälern sind die einzigen Israeliten, welche man trifft, Handelsreisende, und die meisten Handelsreisenden und Musterreiter sind Israeliten. Beinahe jedermann ist von denselben schon betrogen worden, und daraus ist ein vollkommen unvernünftiges, aber nicht unerklärliches Vorurteil und ein maßloser Haß gegen die ganze Rasse entstanden. Jedermann bildet sich seine Ansichten aus seiner Erfahrung, und die Logik hat mit denselben weit weniger zu schaffen, als er selbst es ahnt. Der Schluß: „Ich bin von dem einzigen Juden, den ich jemals traf, betrogen worden, also betrügen alle Juden", ist ein gröblich unlogischer, aber in hohem Grade in der menschlichen Natur begründet.

Die Chinesen.

Von Rittner-Lübeck.

Vor kurzer Zeit lasen wir in einem süddeutschen Blatte unter der Spitzmarke: „Ein Volk ohne Nerven" folgende Notiz:

„Zu den Eigentümlichkeiten der chinesischen Kultur gehört der interessante Umstand, daß sie bisher die Nerven ihrer Träger unangetastet gelassen hat. Ein Chinese — so schreibt ein langjähriger Beobachter des bezopften Volkes — kann den ganzen Tag schreiben, arbeiten, in jedweder Stellung aushalten, weben, Gold waschen, Elfenbein schneiden, kurz, die langweiligsten und schwierigsten Dinge verrichten, fort und fort, ohne die geringste Abspannung zu zeigen; er ist wie eine Maschine. Diese Eigenschaft zeigt sich bei ihm schon früh im Leben. Es gibt keine unruhigen, unartigen Knaben in China. Sie sind alle erschreckend brav und arbeiten in der Schule ohne die geringste Unterbrechung und Erholung. Der Chinese scheint überhaupt der Erholung nicht zu bedürfen. Sport und Spiel hält er einfach für so und so viel verschwendete Arbeit. Er kann überall schlafen, inmitten rasselnder Maschinen, betäubenden Lärms, streitender Burschen; er schläft auf der blosen Erde, auf dem Fußboden, auf einem Stuhl, kurz, in jeder Lage. Es würde schwer halten, einen Chinesen aufzutreiben, der nicht die Fähigkeit besäße, quer über drei Schiebekarren gelegt, den Kopf nach unten wie eine Spinne, den Schlaf des Gerechten zu schlafen."

Zugegeben, daß die in dieser Notiz enthaltene Schilderung vielleicht ein wenig übertrieben ist, so liegt doch viel Wahres in derselben, und bei der großen internationalen Bedeutung, welche die Chinesen gewonnen haben — wie auch in diesen Blättern mehrfach betont wurde — ist es nicht uninteressant, an der Hand einer Abhandlung, welche kürzlich Freiherr W. v. Treuberg unter dem Titel „Die Chinesen in den britischen und holländischen Kolonien" veröffentlicht hat, uns etwas eingehender mit diesem Zukunftsvolke Asiens, welches gleichzeitig auf eine so ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken kann, zu beschäftigen.

Unserer Gepflogenheit gemäß werfen wir erst einen kurzen geschichtlichen und geographischen Blick auf das „Reich der Mitte", wie China gemeinhin genannt wird. Sehen wir uns die Chinesen zunächst in ihrer Heimat an!

Das chinesische Reich ist das größte der Erde mit Ausschluß des russischen und britischen; es umfaßt 11,813,750 Quadratkilometer. Es gehören zu diesem großen asiatischen Reiche im weiteren Sinne die Mandschurei, die Mongolei und Ostturkestan; Korea ist ein Vasallenstaat, dagegen gehören Cochinchina und die Liu-Kiu-Inseln nicht mit zu China, obschon früher ein Vasallenverhältnis stattgefunden hat. Es wird begrenzt: nördlich von Sibirien und dem Amur; nordöstlich vom Ussuri und dem Seedistrikt des russischeu Amurlandes; östlich vom Japanischen Meer, den Meerbusen von Liaotong und Petschili, dem Gelben Meere und der chinesischen Ostsee; südöstlich von der chinesischen Südsee; südlich von Annam, Birma, dem Gebiet der Kantschin, der britisch-indischen Provinz Assam, von Bhutan und Nepal; westlich von einem Teile der britisch-indischen Provinz Pandschab, von Kaschmir, Westturkestan und Russisch-Zentralasien.

Das eigentliche China im engeren Sinne, mit Inbegriff der Inseln Hainan und Formosa, grenzt im Norden an die chinesische Mauer und den südöstlichen Teil der Wüste Gobi; gegen Westen an die Dsongarei, Ostturkestan, Tibet und das Gebiet der Kantschin; gegen Süden an Birma und Annam. Seine südöstliche und östliche, vom Meere gebildete Begrenzung bis zum Golf von Liaotong

trifft mit jener von China in weiterem Sinne (siehe oben) zusammen.

Die Bevölkerung des gesamten chinesischen Reiches schätzt man augenblicklich auf 410 (465?) Mill. Was den Charakter und die intellektuellen Anlagen der Chinesen im allgemeinen betrifft, so sind ihre Arbeitslust, Geduld, Ausdauer, Sparsamkeit, Bedürfnislosigkeit, ihre zufriedene Sinnesart, ihre Vaterlandsliebe, ihre Verehrung gegenüber den Eltern und ihre Gelehrigkeit zu rühmen; dagegen gehören zu ihren weiteren Charaktereigenschaften Geldsucht, Streben nach Gewinn, selbst mit unerlaubten Mitteln, Egoismus, der sich bis zur Härte und Grausamkeit steigert, Treulosigkeit, Spielsucht und Völlerei. Der Mut der Chinesen ist mehr ein negativer; sie sind unter Umständen todesmutig und todesverachtend, ziehen aber den Selbstmord dem aussichtslosen Kampfe mit dem Feinde vor.

An der Spitze der Staatsverwaltung steht der Kaiser — der Sohn des Himmels — der mit der höchsten Autorität über alle weltlichen und geistlichen Angelegenheiten betraut ist. Die Thronfolge findet nicht nach dem Rechte der Erstgeburt statt, sondern jeder Kaiser bestimmt kurz vor seinem Tode von seinen Söhnen oder, sofern solche nicht vorhanden sind, von seinen nächsten männlichen Verwandten denjenigen zum Nachfolger, der ihm als der hiezu geeignetste erscheint. Augenblicklich steht der jugendliche Kaiser, der bisher von seiner Mutter bevormundet wurde, im Begriffe, sich zu vermählen, nachdem es gelungen ist, nach langer Qual der Wahl eine geeignete Gattin für ihn zu erlangen. Gleichzeitig hat aber auch seine Mutter zwei Konkubinen 5. Ranges, im Alter von 11, resp. 13 Jahren für ihn ernannt. Dieselben sind Schwestern und entstammen der Familie eines hochgestellten Beamten. Leider wird nicht berichtet, wieviel Konkubinen höheren Ranges bereits auserwählt sind.

Die öffentliche Rechtspflege erfolgt rasch und nie allgemein unparteiisch, wenn auch häufig summarisch. Die Chinesen leben in beneidenswerter Unkenntnis über die Thätigkeit des Advokatenstandes, der bei ihnen nicht existiert; die Richter erhalten festen Gehalt und sind auf keinerlei Sporteln angewiesen; die Rechtspflege erfolgt völlig unentgeltlich, ist daher auch für den Aermsten zugänglich.

Die Justiz ist von der Verwaltung getrennt. Bei Kriminalfällen verfährt man mit der größten Vorsicht, namentlich wenn es sich um Todesurteile handelt; fünf Instanzen müssen durchlaufen werden, ehe ein Todesurteil rechtsgiltig wird. Die rechtskräftig gewordenen Todesurteile werden nur einmal im ganzen Reiche an einem bestimmten Tage vollzogen, nachdem sie die Unterschrift des Kaisers erlangt haben.

Ueber den Stand der Finanzen fehlen zuverlässige Nachrichten, doch weiß man so viel, daß China in neuerer Zeit mehrfach genötigt war, Anleihen zu machen.

Was die inneren Zustände und Verhältnisse der Bevölkerung des eigentlichen China betrifft, so lassen sich drei Abteilungen innerhalb der Bevölkerung nachweisen: 1. die ehrenwerte (chinesisch) Liang; 2. die wertlose (chinesisch) Tsien, zu welcher die Bedienten, Sträflinge, öffentlichen Dirnen, Schauspieler, Musikanten, Sänger und Tänzer gehören, und 3. die Klasse der Heimatlosen (chinesisch Man), welche alle umfaßt, die keinen festen Wohnsitz haben, sondern hauptsächlich in Wirtshäusern leben und aus einer Provinz in die andere ziehen.

Die erste Klasse, Liang, welche zugleich die Hauptmasse der Bevölkerung bildet, besteht aus dem Adel, den Ackerbauern, den Kauf- und Handelsleuten und den Handwerkern.

Indem wir auf die Darstellung der Kulturzustände und der Geschichte an dieser Stelle verzichten, wenden wir uns zu dem eigentlichen Thema unserer Beschreibung an der Hand des Freiherrn v. Treuberg.

Die Chinesen sind das Zukunftsvolk Asiens, unter Umständen der ganzen Welt; ihre Geistesrichtung ist der treue Spiegel der jetzt allgemein herrschenden kapitalistischen Strömung. Ihre Religion ist nicht dazu angethan, eine ideale Geistesrichtung zu erzeugen; sie läßt dem freien Spiel der Kräfte den weitesten Spielraum; man darf kurz sagen: Die Religion bildet bei den Chinesen jene Grundlage, die für ein realistisch angelegtes und ausgebildetes Volk notwendig ist. Sie bildet die Basis, auf welcher der Vater die Erziehung seines Sohnes von der frühesten Jugend an aufbaut, und so geschieht es, daß der kleine Chinese in den Kolonien bereits mit einer stark entwickelten Lebensanschauung in die Volksschule eintritt und seine europäischen Mitschüler bald überflügelt. Findigkeit, Fleiß und schnelle Auffassung bringt er aus dem Vaterhause bereits mit, denn diese Eigenschaften hat jeder gewissenhafte chinesische Vater bei seinen Söhnen schon von frühester Kindheit an möglichst kultiviert.

Eine durchaus falsche Auffassung aber wäre es, wollte man annehmen, daß übermäßige Strenge dieses Resultat zeitige; im Gegenteil: der Chinese liebt seine Kinder nicht weniger wie ein europäischer Vater, aber er besitzt eine eigene Erziehungsmethode, die es ermöglicht, bei seinem Sprößlinge schon im Kindesalter Thatkraft und Lebensklugheit zu erwecken, wie solche nur selten bei europäischen Jünglingen gefunden wird.

Herr v. Treuberg erzählt, er habe seinerzeit den Söhnen reicher chinesischer Großhändler Unterricht in den europäischen Sprachen erteilt und sei erstaunt gewesen über die Fortschritte seiner Schüler, von denen einer schon nach zwei Jahren seinem Vater einen kaufmännischen Korrespondenten in deutscher, französischer und holländischer Sprache ersetzt habe. Diese Entwicklung sei aber keine außergewöhnliche, sondern nur ein Beispiel, indem derartige Erscheinungen unter den chinesischen Kindern häufig zu beobachten seien.

Ueberhaupt ist der Chinese dem Europäer von Natur

aus geistig und körperlich überlegen; seine eigenartige Intelligenz sichert ihm eine glänzende Existenz als Handelsmann, die er in den Kolonien bei schwerer Arbeit, aber nach verhältnismäßig kurzer Zeit erringt. Seine Gesundheit ist unverwüstlich; von gleicher Beschaffenheit ist seine Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsse aller Klimate und Himmelsstriche. Unter dem Aequator sowohl wie im eisigen Norden bleibt der Chinese, soweit er es nur irgend vermag, seiner heimischen Lebensweise treu, ohne seiner Gesundheit nur entfernt zu schaden. In den Sümpfen Java's und Borneo's, in den Zinnbergwerken Banka's, in denen selbst die Eingeborenen von dem mörderischen Malariafieber dezimiert werden, arbeitet der Chinese ohne die geringste Beschwerde Tag und Nacht. Er will in möglichst kurzer Zeit so viel verdienen, daß er einen Kleinhandel beginnen kann; für dieses Ziel setzt er sein Leben ein; seine eiserne Natur schützt ihn gegen die Gefahren der Krankheit und des Todes.

Ist er einmal Kleinhändler, dann wird er auch sehr schnell Großhändler; freilich bleibt es dahin gestellt, ob er sich bei diesem Bemühen stets der redlichsten Mittel bedient; das macht ihm aber keinerlei Skrupel; er will als reicher Mann in seine Heimat zurückkehren. Gelingen ihm seine kaufmännischen Spekulationen nicht, dann macht er einfach Bankerott, verzieht mit einem geretteten Reservefonds in eine andere Kolonie und versucht dort von neuem sein Glück.

Freilich, in seinem eigenen Vaterlande dürften ihm derartige Manipulationen nicht anzuraten sein; betrügerische Bankerotte werden dort mit dem Tode bestraft. Umsomehr profitiert daher der Chinese in den fernen europäischen Kolonien von derartigen betrügerischen Handlungen; darin ist er thatsächlich Meister.

Der in jene Kolonien einwandernde Chinese kommt in der Mehrzahl der Fälle als armer Teufel an und ist nach Berichtigung der Einwanderungsgebühren aller Baarmittel entblößt; sofort tritt er als Kuli (Tagelöhner) bei irgend einem reichen Landsmann in Dienst; es vergeht bei seiner unglaublichen Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit nur kurze Zeit, bis er sich so viel erspart hat, um sich zwei Tragkörbe und einen Tragstock zu kaufen; nun verdingt er sich als Hausierer in einem chinesischen Kaufmannsladen, dessen Eigentümer ihm die beiden Körbe mit Waren der verschiedensten Art gegen Hinterlegung einer mäßigen Kaution füllt. Diese Waren sind hauptsächlich auf den Bedarf der dortigen europäischen Hausfrauen berechnet; mit ihnen wandert nun der ehemalige Kuli, der sich rasch zum Hausierer metamorphosiert hat, von Haus zu Haus. Um seine Ankunft allenthalben bekannt zu geben, bedient er sich einer kleinen, mit Erbsen gefüllten Trommel, womit er ein weitvernehmliches Geräusch erzeugt; schnell entwickelt er eine Routine, um die ihn mancher europäische Handlungsreisende beneiden könnte.

In den Tropen gehört es zu den Morgenzerstreuungen der gut situierten europäischen Hausfrauen, unter der schattigen Veranda und hingestreckt auf dem bequemen amerikanischen Schaukelstuhl von diesen Klontongs (Hausierern) ihren Hausbedarf zu kaufen. Oft genug spielen sich hierbei die komischsten Szenen ab; meistens hervorgebracht durch sprachliche Mißverständnisse.

Hat sich nun der Chinese durch Hausieren ein größeres Sümmchen zurückgelegt, so etabliert er sich als Krämer oder Volkskoch. Im ersteren Falle mietet er einen kleinen Laden (Toko) und hält darin jene Artikel feil, die den Hausbedarf der ärmeren Chinesen und Eingeborenen bilden, andernfalls baut er sich an einem frequenten Platz eine primitive Küche, wo er für wenig Geld die einfache Nahrung seiner Landsleute feilbietet.

Man stelle sich diese chinesischen Volksküchen aber nicht sämtlich als Schmutzhöhlen vor; man findet unter ihnen auch ganz saubere, die von Europäern besucht werden, um den berühmten chinesischen Bami zu versuchen. Dieses Leibgericht der Chinesen besteht aus einer Sorte Makkaroni aus Reismehl, welche in kochendem Wasser abgebrüht und mit Stückchen Schinken, Schweinfleisch, Seekrebs, Seefisch und verschiedenen Gewürzen gemischt werden. Der Bami ist, gut bereitet, ein sehr schmackhaftes Gericht von großem Nährwert, allein für Europäer in jenen Gegenden nicht zu empfehlen; der wirkliche chinesische Feinschmecker würzt sich seinen Bami noch mit Stückchen Ratten- und Hundefleisch.

Jedenfalls müssen diese chinesischen Volksküchen ein sehr einträgliches Geschäft sein, denn nach wenigen Jahren eröffnen ihre Inhaber einen größeren Kaufmannsladen. Der neue Kaufmann macht beim Antritt seines Geschäftes sofort seinen Besuch bei den europäischen Geschäftshäusern, stellt sich deren Chefs vor und kauft sogleich, wenn auch meistens auf Borg. Ueberhaupt müssen die europäischen Importeure, wenn sie überhaupt Geschäfte machen wollen, mindestens sechs Monate Kredit geben; und so kann es auch nicht fehlen, daß der Laden des strebsamen Kaufmanns binnen wenigen Tagen bestens assortiert ist. Er selbst gibt natürlich keinen Kredit, sondern verkauft nur gegen Kasse und setzt seine Waren zum großen Teil an die oben erwähnten Hausierer ab. Kommt nun inzwischen der fatale Zahlungstermin heran, so begibt sich unser schlaue Kaufmann zu seinem europäischen Grossisten, klagt über die Ungunst der Zeiten, über die Qualität der längst weiter abgesetzten Ware, kurz, er weiß ein so trauriges Bild seiner Lage zu entwerfen, daß ihm der europäische Importeur eine weitere Zahlungsfrist bewilligt. Schlau, wie nun einmal der Chinese ist, verwendet er die auf diese lügnerische Weise erhaltene Zahlungsfrist in höchst lukrativer Art: er leiht nämlich das aus den kreditierten Waren gelöste Geld gegen hohe Zinsen an andere kreditbedürftige Landsleute. Machen diese schlechte Geschäfte, so daß sie nicht imstande sind, das erhaltene Darlehen rechtzeitig zurückzuzahlen, so hilft sich unser Chinese damit, daß

er ganz einfach den europäischen Lieferanten wiederum nicht bezahlt, indem er ihn einfach vor die Alternative stellt, entweder neue Gestundung zu gewähren oder zu klagen. Da jeder europäische Großhändler ganz genau weiß, daß Klagen gegen einen solchen schlauen, renitenten Nichtzahler nutzlos sind und höchstens dessen Bankerotterklärung zur sofortigen Folge haben würden, so gewährt er ihm neue Frist, deren Einhaltung unter den heiligsten Eidschwüren zugesagt wird.

Ist nun der chinesische Händler soweit vorwärts gekommen, daß er seine Ware baar bezahlen oder die bedungenen Zahlungstermine pünktlich einhalten kann, so ist er unter allen Umständen ein gemachter Mann. Als solcher wird er auch bei den europäischen Großhändlern angesehen, ja selbst die Banken gewähren ihm einen mäßigen Kredit.

Doch der Ehrgeiz des betriebsamen Chinesen hat sich höhere Ziele gesteckt; er bleibt in diesem Stadium nur kurze Zeit. Er sammelt seine auf Wucherzinsen ausgeliehenen Kapitalien und deponiert plötzlich bei irgend einer Bank eine nie geahnte hohe Summe und etabliert sich als Grossist.

So unterthänig und bescheiden der Chinese während der anfänglichen Entwickelung seiner kaufmännischen Karriere auftritt, so frech und selbstbewußt tritt er seinen europäischen Kollegen gegenüber als Großhändler auf. Er hält sich eine Equipage, drängt sich in alle möglichen Klubs, wird Freimaurer und tritt vor allen Dingen einem geheimen Klub (Konghi) bei. Diese geheimen Klubs sind über den ganzen indischen Archipel verbreitet und ihr Hauptzweck besteht in der Vertreibung der Europäer aus den indischen Kolonien, damit die Chinesen zur Alleinherrschaft über ganz Asien gelangen.

Im gewöhnlichen Leben zeigt sich der Chinese dem Europäer gegenüber äußerst zurückhaltend. Man muß schon sein ganzes Vertrauen gewonnen haben, um seine sozialpolitischen Ansichten kennen zu lernen. Herr v. Treuberg war in seiner Eigenschaft als Hauslehrer öfters in der Lage, gesprächsweise mit Vater und Sohn die eigentlichen Grundideen der chinesischen Politik zu berühren; es wurde ihm dadurch die Existenz solcher geheimer sehr gefährlicher Gesellschaften ganz klar. Ein sehr reicher und einflußreicher Chinese, dessen vollkommenen Vertrauens sich Herr v. Treuberg erfreute, äußert sich eines Tages folgendermaßen: „Mein Herr, ich glaube kaum, daß nach fünfundzwanzig Jahren ein Europäer in diesen Kolonien noch Gouverneur sein wird.“ Weiter fügte er hinzu: „Wahrscheinlich wird dann ein Chinese Gouverneur sein.“

Und diese Hoffnung der Chinesen kann man heute nicht mehr als chimärisch bezeichnen; denn während sich die Arier im bewaffneten Frieden ruinieren oder in blutigen Kriegen sich gegenseitig aufreiben, gewinnen Juden und Chinesen die Herrschaft der Welt in der Arbeit des Friedens.

Solche chinesische geheime Gesellschaften bestehen in Britisch- wie in Holländisch-Indien; sie stehen unter einander im engsten organischen Verbande und unterstützen sich gegenseitig sowohl in ihren kaufmännischen wie politischen Interessen. Insbesondere treiben sie in raffiniertester Weise einen Schleichhandel mit Opium zwischen Singapore und Batavia; und da der Handel mit diesem entsetzlichen Betäubungsmittel in Holländisch-Indien Staatsmonopol ist und für enorme Summen an die Chinesen verpachtet wird, so sind dort die Preise mindestens um 50 Proz. höher wie in Britisch-Indien. Natürlich betreibt der geriebene Chinese diesen Schleichhandel mit seinen Landsleuten in Britisch-Indien als Teilgeschäft; und man kann mit Sicherheit annehmen, daß trotz der peinlichsten Ueberwachung des Opiumhandels ein volles Drittel des Gesamtkonsums an Opium in Holländisch-Indien durch Chinesen aus Britisch-Indien eingeschmuggelt wird.

Wir erwähnten bereits, daß der zu Reichtum gelangte Chinese sehr schnell den vornehmen Herrn spielt, ja trotz aller kaufmännischen Klugheit sogar sehr verschwenderisch auftritt, wenn es sich darum handelt, das Ansehen seiner Familie oder seiner Rasse dem Europäer und den Eingeborenen gegenüber zu verherrlichen. So sind denn auch die chinesischen Volksfeste, Hochzeiten und sonstigen Feierlichkeiten geradezu prachtvoll und konsumieren große Summen.

So läßt z. B. ein reicher Chinese in Holländisch-Indien einen mit Tod abgegangenen Verwandten erst nach Verlauf mehrerer Wochen begraben; diese Zeit über behält er den wohl einbalsamierten Leichnam zu Trauerfeierlichkeiten im Hause, obschon er für dieses Vergnügen der Regierung einen anfänglichen täglichen Betrag von 50—100 holl. Gulden zahlen muß. Dieser Anfangsbetrag steigt in der zweiten und dritten Woche auf 200—300 Gulden per Tag. Bei Hochzeitsfeierlichkeiten findet in der luxuriösesten Weise offene Tafel statt; außerdem werden bedeutende Summen Geldes und eine reiche Fülle von Speisen an die Armen verteilt.

Trotz einer allgemeinen, beinahe angeborenen Antipathie, welche alle wilden Völker gewissermaßen instinktiv gegen den Chinesen empfinden, weiß er sich doch bei diesen Achtung und Respekt vor seinen Interessen zu beschaffen; er ist den Eingeborenen das, was häufig der Jude in vielen Ländern Europa's ist. Gleich diesen sorgt er für die Bedürfnisse jener, kauft, verkauft, vermittelt. Mit einem Wort: er ist der Sauerteig für alle Geschäfte.

Dabei verheiratet sich der Chinese in jenen Kolonien, wo das Weib lediglich Ware ist, sehr bald mit einem eingeborenen Mädchen — denn er hat Geld genug, um sich diese Ware nach Gefallen auszusuchen. Seine Abkömmlinge werden, obschon der Geburt nach Mischlinge, infolge ihrer väterlichen Erziehung fanatische Chinesen, welche die Stammesgenossen ihrer Mutter, ja häufig genug letztere selbst, als unebenbürtig ansehen.

Abonnements-Einladung

auf die

ZEITSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFTLICHE GEOGRAPHIE

unter Mitberücksichtigung des

höheren geographischen Unterrichtes.

In Verbindung mit

Th. Fischer (Marburg), **A. Kirchhoff** (Halle), **O. Krümmel** (Kiel), **J. Rein** (Bonn), **S. Ruge** (Dresden), **Th. Schunke** (Dresden), **F. Wieser** (Innsbruck)

herausgegeben von

J. I. KETTLER (Weimar).

Weimar, im Januar 1889.

Geehrter Herr!

Wir erlauben uns, Ihnen mitzuteilen, dass die jetzt ihren VII. Band beginnende „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie“ fortan monatlich erscheint.

Der VII. Band (bis zur Mitte des laufenden Jahres reichend) umfasst sechs Hefte; sein Abonnementspreis beträgt 6 M.

Das umstehende Programm und das Inhalts- und Mitarbeiter-Verzeichniss, für welches wir Ihre besondere Aufmerksamkeit erbitten, dürfte wohl geeignet sein, ein klares Bild über die bisherige Thätigkeit der „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie“ zu gewähren.

Das erste Heft ist durch Vermittelung jeder Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

Hochachtungsvoll

Geographisches Institut
zu Weimar.

Programm der Zeitschrift.

Die „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie“ widmet sich ausschliesslich den Interessen der wissenschaftlichen Erdkunde. Als Arbeitsgebiet sind folgende Disziplinen ins Auge gefasst:

1. Methodik der geographischen Forschung und des geographischen Unterrichts;

2. Mathematische Geographie, Theorie der Kartographie;

3. Physische Geographie (Orographie, Hydrographie und Ozeanographie, Klimatologie und Meteorologie, Pflanzen- und Tier-Geographie);

4. Völkerkunde, Kultur- und Handelsgeographie; erdkundliche Betrachtung geschichtlicher Ereignisse und Entwicklungen;

5. Geschichte der Erdkunde und der Kartographie; antike und mittelalterliche Topographie.

Auf die Pflege einer strengen und rein sachlichen Kritik legt die Zeitschrift ein besonderes Gewicht, was ihr um so nötiger erscheint, jemehr gerade in der Geographie neuerdings ein noch viel zu sehr geschonter Dilettantismus sich oft zum Worte drängt. Und zwar wird die Redaktion namentlich auch der kritischen Besprechung geographischer Karten und Atlanten besondere Sorgfalt zuwenden. Mehr noch als die meisten anderen Wissenschaften ist die Erd- und Völkerkunde gezwungen, eine internationale zu sein. In Berücksichtigung der hier besonders fühlbaren Notwendigkeit, die ausländischen Arbeiten zu verfolgen, traf [illegible] orientierende Rundblicke über die neuesten Arbeiten und Bestrebungen der fremden Nationen bringen zu können; sie hat sich daher mit geeigneten Geographen des Auslandes in Verbindung gesetzt und giebt sich der Hoffnung hin, mit diesen periodischen Uebersichten über die wissenschaftliche geographische Thätigkeit des Auslandes manchem eine willkommene Gabe zu bieten.

Entsprechend der Tendenz des Blattes enthalten die beigegebenen Karten nicht die Wiedergabe topographischer neuer Entdeckungen, sondern dienen vielmehr zur Darstellung von Verhältnissen aus der mathematischen, physischen, historischen Geographie, resp. der Geschichte unserer Wissenschaft. Die exakte und möglichst zweckentsprechende Ausführung dieser „Karten zur wissenschaftlichen Geographie“ hält die Zeitschrift für einen sehr wesentlichen Teil ihrer Aufgaben.

Indem die Herausgeber dem Blatte den Namen „Zeitschr. f. wissenschaftliche Geographie“ gaben, lag ihnen nichts ferner, als die Absicht, einen Zweifel an der wissenschaftlichen Bedeutung aussprechen zu wollen, welche die vorher existierenden erdkundlichen Blätter mit Recht in Anspruch nehmen. Das Unterscheidende, die Berechtigung des Anspruchs auf Eigenart und Neuheit sucht die neue Zeitschrift vielmehr darin, dass sie gegenüber anderen geographischen Journalen die Grenzen ihres Arbeitsfeldes enger zieht. Denn indem sie einerseits weder die lediglich popularisierenden Arbeiten, noch die häufig nur chronistischen Berichte über die Fortschritte und Schicksale der heutigen Entdeckungsreisenden in den Kreis ihrer Thätigkeit zieht, andererseits auch auf die Angelegenheiten der Vereine nicht weiter eingeht, beabsichtigt sie ausschliesslich ein geographisches Fachblatt zu sein. — Seit die Erdkunde als Wissenschaft sich endlich die in der Errichtung geographischer akademischer Lehrstühle zu erblickende „offizielle“ Anerkennung errungen hat, scheint es nicht mehr unzeitgemäss, ihr auch ein eigenes, lediglich den Fortschritten der geographischen *Wissenschaft* gewidmetes Spezial-Organ zu geben, wie alle anderen Disziplinen ein solches bereits besitzen. Es ist bekannt, dass nicht selten Arbeiten aus Spezialgebieten der Erdkunde, die für weitere Kreise der Gebildeten ein Interesse nicht beanspruchen dürfen, wohl aber für den Fachgenossen von grösstem Werte sind, — dass solche Arbeiten, da sie sich für die ausgedehnteren, verschiedenartiger zusammengesetzten Leserkreise der meisten geographischen Journale nicht gut eignen, in Schul-Programmen und ähnlichen schwer zugänglichen Quellen sich verlieren, während dieselben durch Sammlung in einem Spezial-Organ der wissenschaftlichen Erdkunde den Fachgenossen leicht bekannt zu machen wären. Die Herausgeber der neuen Zeitschrift geben sich der Hoffnung hin, durch [illegible]

Der rapide Gang der heutigen Entdeckungsgeschichte legte bislang den erdkundlichen Journalen zunächst und vor allem die Pflicht auf, die Fortschritte in der Aufdeckung unbekannter Erdräume so rasch und so gut als möglich zu verfolgen, und schränkte somit notgedrungen den Raum und die Zeit ein, welche die periodische Litteratur dem inneren Ausbau der Wissenschaft, dem Ordnen und Verwerten des in erdrückender Fülle herbeiströmenden Rohmaterials widmen konnte. Je deutlicher die Anzeichen werden, dass wir jetzt, nachdem die glänzende Periode der modernen Entdeckungsreisen sich ihrem Ende nähert, in der Geographie einem neuen andersgearteten Abschnitt ihrer Entwickelung entgegengehen, umsomehr muss unseres Erachtens eine neue Zeitschrift als eine zeitgemässe erscheinen, die ausschliesslich jenen Interessen sich widmen will, welche voraussichtlich die Signatur dieses neuen Entwickelungsabschnittes der Erdkunde bilden werden: dem inneren Ausbau, der Ordnung und Verwertung des überreichlichen Materials.

Wir geben der Hoffnung Ausdruck, wie in den ersten Jahren des Bestehens unserer Zeitschrift so auch fernerhin in unseren Bestrebungen durch die wohlwollende Anerkennung und Förderung seitens der geographischen Kreise unterstützt zu werden.

Programm des der Zeitschrift beigegebenen Litteraturblatts.

Der Zeitschrift wird **als Gratisbeilage** das „Litteraturblatt der Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie“ beigegeben. Dasselbe enthält:

a) Kritiken neuer geographischen Schriften und Karten;
b) Nachweis von Rezensionen geographischer Werke;
c) Verzeichnis neu erschienener selbständiger Publikationen auf geographischem und verwandtem Gebiete;
d) Verzeichnis geographischer Dissertationen und Programmschriften;
e) Inhaltsangabe der neuesten Nummern der geographischen Zeitschriften Deutschlands und des Auslandes;
f) Inhaltsangabe der Jahrbücher geographischer Gesellschaften;
g) Verzeichnis geographischer Aufsätze in nichtgeographischen Blättern;
h) Verzeichnis neu erschienener Antiquar-Kataloge für Geographie und verwandte Gebiete.

Das „Litteraturblatt der Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie“ erscheint **zweimal im Monat.**

Mitarbeiter der bisherigen Hefte der Zeitschrift.

R. Andree in Leipzig.
P. Andries in Wilhelmshaven.
J. N. Arosenius in Stockholm.
A. Bastian in Berlin.
F. Behr in Stuttgart.
F. Blumentritt in Leitmeritz.
G. v. Boguslawski in Berlin.
[illegible] in Bremen.
F. v. Czoernig-Schwarzenberg in Krakau.
O. Delitsch in Leipzig.
W. Dietrich in Charlottenburg.
G. J. Dozy in Leiden.
J. J. Egli in Zürich.
O. Feistmantel in Prag.
Th. Fischer in Marburg.
F. A. Flückiger in Straßburg.
H. Fritz in Zürich.
J. Früh in Trogen (Appenzell).
K. Ganzenmüller in Dresden.
E. Gelcich in Lussinpiccolo.
J. S. Gerster in S. Margarethen (St. Gallen).
W. Goetz in Waldenburg.
S. Günther in München.
O. Gumprecht in Leipzig.
H. Haas in Kiel.
F. G. Hahn in Königsberg.
E. Hammer in Stuttgart.
A. Hartfelder in Heidelberg.
E. Häusser in Bruchsal.
W. Heine in Rawitsch.
G. Hellmann in Berlin.
A. Heyer in Breslau.
V. Hilber in Graz.
Th. Hildenbrandt in Memmingen.
K. Himly in Halberstadt.
A. Houtum-Schindler in Täbris (Persien).
K. Jarz in Znaim.
F. v. Juraschek in Innsbruck.
J. I. Kettler in Weimar.
O. Kienitz in Karlsruhe.
A. Kirchhoff in Halle.
G. A. v. Klöden in Berlin.
A. Kohn in Posen.
Cl. König in Dresden.
O. Krümmel in Kiel.
J. Kuyper in Haag.
F. A. Junker v. Langegg in London.
A. P. L. v. Langeraad in S. Martensdijk.
B. Langkavel in Hamburg.
O. Leipoldt in Dresden.
W. Levin in Braunschweig.
E. Liebert in Berlin.
W. Lochtin in St. Petersburg.
E. Löffler in Kopenhagen.
C. Mehlis in Neustadt a. H.
L. Mejer in Hannover.
E. Metzger in Stuttgart.
A. B. Meyer in Dresden.
A. E. Modeen in Wiborg (Finland).
G. Nachtigal in Tunis.
J. Naeher in Karlsruhe.
L. Neumann in Freiburg i. Br.
W. Nohr in Chemnitz.
E. Petri in St. Petersburg.
F. v. Pichl in Salzburg.
R. Pietschmann in Breslau.
P. Piper in Altona.
J. J. Rein in Bonn.
H. Reiter in Freiburg i. Br.
G. Richter in Dresden.
Frhr. v. Richthofen in Berlin.
O. Schneider in Dresden.
O. Schück in Hamburg.
Th. Schunke in Dresden.
R. Scobel in Leipzig.
R. Seldner in Mannheim.
W. Sievers in Würzburg.
F. Simony in Wien.
C. Sonklar v. Innstätten in Innsbruck.
A. Steinhauser in Wien.
H. Stier in Zerbst.
C. Struckmann in Hannover.
A. Supan in Gotha.
A. Thomas in Memel.
E. Träger in Breslau.
J. J. v. Tschudi in Jakobshof.
H. Wagner in Göttingen.
F. v. Wieser in Innsbruck.
M. Willkomm in Prag.
E. Witte in Pless.
A. Wojeikoff in St. Petersburg.
W. Wolkenhauer in Bremen.
K. Zöppritz in Königsberg.

Auszug aus dem Inhalt der bisher erschienenen Bände.

GRÖSSERE AUFSÄTZE. **R. Pietschmann**: Beiträge z. Guanahani-Frage; **A. Kohn**: Resultate d. Sjewjerzoff'schen Ferghana-Expedition; **J. I. Kettler**: Die geographische Lage d. Stadt Braunschweig; **E. Witte**: Zur Theorie der Meeresströmungen; **A. Kohn**: Sjewjerzoffs Bemerk. üb. d. meridional. Erhebungen der Pamir-Wüste u. üb. ihr Verhältnis zu Humboldts Bau des Bolor; **J. J. Egli**: Onomatolog. Streifzüge, Le Grand Connétable; **A. Steinhauser**: Eine in Vergessenheit gerat. Projektionsart; **R. Pietschmann**: Ergänzungen zu d. Beiträgen zur Guanahani-Frage; **E. Liebert**: Abichs Bemerkungen z. Orographie Kaukasiens; **J. J. Egli**: Jermaks Kriegszug u. die Lage von Ssibir; **K. Ganzenmüller**: Die Entwicklung uns. Kenntnis d. Himâlajasystems; **P. Amat. di S. Filippo**: Mittelalt. Seefahrten u. Entdeck. d. Italiener an d. westafrikan. Küsten; **G. J. Dozy**: D. geograph. Arbeiten der Niederländer 1879; **A. Supan**: Die Verteilung d. jährl. Wärmeschwankung auf. d. Erdoberfläche; **P. Piper**: Die geograph. Verteilung d. Dialekte Deutschlands um 1300; **A. Wojeikoff**: D. Verteilung der Niederschläge üb. d. Erde; **N. G. Petrussewitsch**: Die Turkmenen zwischen d. Usboj u. der Nordgrenze Persiens; **W. Lochtin**: Die jetz. Lage d. Amu-Darja-Niederung; **K. Löffler**: Die Geographie u. ihre Hilfswissenschaften; **K. Jarz**: Wo sind die homer. Inseln Scherie, Ogygie, Aiaie zu suchen? **W. Lochtin**: Histor. Angaben üb. d. Veränderungen in d. Niederungen d. Amu-Darja; **S. Günther**: D. Kosmographie des Heinrich Schreiber; **K. Christ**: D. röm. Grenzlinien im Odenwald; **S. Ruge**: Gesch. d. sächs. Kartographie im 16. Jahrh.; **A. Breusing**: Zur Gesch. d. Kartographie (La toleta de marteloio u. d. loxodromischen Karten); **J. Naeher**: Ueb. den Kulturzustand des ob. Rheinthals zur Römerzeit; **J. N. Arosenius**: D. Wohnsitze des finnischen Volksstamms in Schweden; **H. Fritz**: Ueb. die Produktivität Afrikas; **O. Krümmel**: Das Relief des austral.-asiat. Mittelmeeres; **G. Hellmann**: Das Klima des Brockens; **G. Hartfelder**: Eine Beschreibung d. Markgrafschaft Baden a. d. 17. Jahrh.; **E. Metzger**: Beitr. z. Kartographie v. Niederländisch-Ostindien, spez. v. Java; **A. Ulrici**: Land u. Volk der Aisten; **E. Hammer**: D. orogr. Gestaltung Württembergs u. sein geolog. Bau; **Th. Schunke**: Entstehung d. norddeutsch. Tiefebene; **C. Struckmann**: Veränderungen in d. geograph. Verbreitung d. höheren wild lebend. Tiere im mittl. Europa seit d. älteren Quartärzeit; **B. Langkavel**: Verbreitung der Wölfe in Asien; **F. Blumentritt**: Üb. ältere Beziehungen Spaniens zu Hinterindien; **B. Langkavel**: D. Verbreitung d. Hausrindes in Nordafrika; **E. Gelcich**: Ein Beitr. z. Gesch. d. Seekarten; **J. J. Egli**: Beitr. z. Gesch. der geogr. Namenlehre; **J. I. Kettler**: Beitr. z. Kulturgeographie (I. D. Dichtigkeit des Eisenbahnnetzes im Deutsch. Reiche, II. Die statist. Karten d. Schweiz); **E. Haeusser**: Städtenamen d. Vereinigt. Staaten; **A Thomas**: Littauen nach d. Wegeberichten; **J. Kuyper**: Alt- u. Neu-Niederland; **O. Krümmel**: Die atlant. Meeresströmungen; **E. Gelcich**: Colon y Pinzon; **F. Wieser**: Zoana Mela; **B. Langkavel**: Die Namen des Ren; **G. Hildenbrandt**: Das Quellgebiet der Iller u. ihr Lauf bis Immenstadt; **M. Willkomm**: Die Quellen des Guadiana; **F. Simony**: Beiträge zur Physiognomik der Alpen; **J. I. Kettler**: Die Gebiete gleicher Bevölkerungsbewegung in Südwestdeutschland; **W. Sievers**: Die Hydrographie des östl. Indo-China; **E. Gelcich**: Die erste Reise des Vespucci; **Dietrich**: Die geographischen Anschauungen einiger Chronisten des 11. u. 12. Jahrh.; **H. Reiter**: Die Kalahari; **F. G. Hahn**: Bemerk. üb. einige Aufgaben d. Verkehrsgeographie u. Staatenkunde; **A. Steinhauser**: Tafeln der Dimensionen des Erdsphäroids; **B. Langkavel**: Verbreitung des Hausrindes in Südafrika; **S. Ruge** Aus der Sturm- u. Drangperiode der Geogr.; **C. König**: Moor u. Torf in ihrer Beziehung zur säkularen Hebung u. Senkung d. norweg. u. nordwestdeutsch. Küste; **A. Steinhauser**: Stabius redivivus; **E. Gelcich**: Vermischte Studien z. Gesch. der math. Geogr.; **C. König**: Der erste grosse Alpenforscher; **J. v. Tschudi**: D. geogr. Namen in Peru; **H. Haas**: Üb. d. heutig. Stand der Glazialgeologie; **H. Reiter**: D. Südpolarfrage u. ihre Bedeutung f. d. genetische Gliederung d. Erdoberfläche; **O. Krümmel**: D. Temperaturverteilung in den Ozeanen; **A. Heyer**: Haubers Versuch d. Gründung einer deutschen geogr. Ges. (1727—30); **E. Hammer**: Darstellung einer Erdhalbkugel in Cassini-Soldnerscher Projektion; **B. Langkavel**: Die Tsetse-Fliege; **F. v. Langegg**: Columbus' Geburtsort; **C. Mehlis**: Hercynia, Ardennen, Harz; **B. Langkavel**: Afrikan. u. asiat. Antilopennamen; **Th. Hildenbrandt**: Hydrograph. Verhältnisse der Iller; **E. Träger**: D. Bevölkerungsdichtigkeit v. Niederschlesien; **V. Hilber**: Erosionsbasis u. Meeresverschiebungen; **O. Feistmantel**: D. verschiedenen Namen indischer Antilopenarten; **O. Schück**: Entwicklung unserer Kenntnis der Länder im Süden von Amerika.

stellen wir Ihnen

ein Probeheft

zur Verfügung und bitten, solches bei der nächstgelegenen Buchhandlung zu bestellen.

Schliesslich ersuchen wir Sie noch, in Ihren Kreisen für Bekanntmachung des Programmes bedacht sein und der „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie" neue Anhänger gewinnen zu wollen und verweisen für Bestellungen auf den angehängten Zettel, den wir ausgefüllt einer Buchhandlung zu übergeben bitten.

Weimar.

Geographisches Institut.

Feste Bestellung.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung von .....

.....

aus dem Verlage des Geographischen Instituts in Weimar fest 1 Exempl. der **„Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie"**. Bd. VII. Heft 1 und Folge. 6 Mk.

1 Exempl. — — — Band VI. complet 6 Mk.

Ort und Datum: Name:

Ansichts-Bestellung.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung von .....

.....

aus dem Verlage des Geographischen Instituts in Weimar

zur Ansicht

1 Heft der **„Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie"**.

Ort und Datum: Name:

Druck von R. Wagner in Weimar.

Wie die Chinesen sich in relativ sehr kurzer Zeit in Britisch- und Holländisch-Indien festzusetzen wußten, so gelingt es ihnen auch in Australien und einem großen Teile Amerika's! Und wenn es sich, wie die neuesten Zeitungen berichten, bestätigen sollte, daß man in Flensburg, wo ein Formerstreik ausgebrochen ist, den Versuch machen will, Chinesen zu importieren, so wird sich ihr fluchwürdiger Einfluß auch in Europa bald genug zeigen. Denn überall wo immer der Chinese seinen Fuß hinsetzt, macht er anfänglich den heimischen Arbeitern die erbittertste Konkurrenz; dann kommt der Kleinhandel an die Reihe und schließlich bemächtigt er sich auch des Großhandels, d. h. er wird der Herrscher, wo er erst Sklave war! Wir können daher vor diesem Schritte, Chinesen nach Deutschland zu rufen, nicht ernstlich genug warnen; die Reue kommt sicher nach! Die heraufbeschworenen Schmarotzer sind nicht mehr zu bannen!

Infolge der Superiorität ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten sowohl wie ihrer kolossalen Zeugungskraft sind die Chinesen unzweifelhaft das Volk der Zukunft. Mit sicherem, eisernem Tritt streben sie ihrem Ziele zu, das ist die Alleinherrschaft in Asien. Wenn diesem mächtigen Volke einst die Grenzen seines Weltteils zu eng werden sollten, dann wird eine zweite Völkerwanderung beginnen; die mongolische Rasse wird über die kaukasische herfallen und sie erdrücken.

Und leider ist es die Gewinnsucht der Europäer, welche die Schuld trägt, daß die Chinesen auf dem heutigen Standpunkte der Entwickelung angelangt sind. Die Engländer in erster Reihe waren es, die ihnen aus schnöder Gewinnsucht die Handelswege öffneten und mit den europäischen Waren auch europäischen Erfindungen und Wissenschaften den Weg in das Reich der Mitte öffneten. Diese sind in den Händen der ebenso geschickten wie zielbewußten Chinesen eine furchtbare Waffe gegen Europa geworden. Heute noch Gegenmaßregeln zu treffen, ist längst zu spät; die Chinesen können heute mit Gewalt erzwingen, was wir ihnen auf gütlichem Wege versagen!

Ein Zivilisationsbericht aus Westafrika.

Von Herm. Pollak.

Einen ebenso bemerkenswerten als interessanten Beleg für die ungeheuren Schwierigkeiten, welche sich den unausgesetzten Bemühungen Englands, seinen westafrikanischen Kolonialbesitz dem Barbarentum zu entreißen und der Zivilisation zuzuführen, entgegentürmen, gewährt ein soeben veröffentlichter offizieller Bericht aus der Feder eines höheren Beamten der englischen Goldküstenregierung. Der Verfasser desselben, Mr. Milsom, bekleidet seit vielen Jahren das Amt eines Bezirkskommissärs in Lagos und ist ein genauer Kenner dieser kleinen, am Golf von Benin, an der Sklavenküste, gelegenen Insel. Seit nahezu drei Jahrzehnten steht dieselbe unter britischer Herrschaft, ohne daß es bisher der britischen Verwaltung gelingen konnte, die dortige Bevölkerung zu zivilisieren und zu einer festen und geordneten Beschäftigung zu bewegen. Die Eingeborenen der Insel sind eine überaus gemischte Rasse, die jahraus jahrein durch das stete Zuströmen von Flüchtlingen der benachbarten Negerstämme neue Elemente aufnimmt. Eine Klassifikation der gegenwärtig daselbst lebenden eingeborenen Stämme ist nur schwer durchzuführen, nichts destoweniger jedoch läßt sich die ganze Bevölkerung von Lagos in drei große, voneinander leicht zu unterscheidende Gruppen teilen: die Popos, die Yombas und die Houssas.

Die Popos stehen auf sehr niedriger Kulturstufe, sie nähren sich fast ausschließlich vom Fischfang, sie sind überaus indolent und jeder geregelten Beschäftigung abhold, sowie von Natur aus habsüchtig und dem Diebstahl ergeben. Die Yombas stehen bereits auf einer etwas höheren Kulturstufe; sie treiben Ackerbau, der allerdings vorläufig über ein rohes Ausnützen der Naturkraft nicht hinausgeht, oft jedoch mit Viehzucht verbunden ist; auch sind sie anstellig und unternehmungslustig. Die Houssas, deren Sprache auch weit über die Grenzen von Lagos hinaus als Handelssprache der Eingeborenen Verbreitung gefunden hat, sind seßhafte Ackerbauer und Palmenkern-Einsammler, mit blühendem Handel und entwickelter Industrie. Als Zwischenhändler, Makler und Kleinkrämer kommen sie weit öfter als die Angehörigen der sämtlichen anderen eingeborenen Stämme mit den in der gleichnamigen Hauptstadt der Insel Lagos ansässigen europäischen Kaufleuten in Verbindung.

Unter allen drei großen Stämmen herrscht noch immer Fetischdienst mit Glauben an Zauberkunst und Hexerei vor, obgleich das stete Vorwärtsdringen des Islam und des Christentums auf die Gesittung und Bildung der Eingeborenen nicht ganz ohne veredelnden Einfluß geblieben ist. So zeigt es sich von Jahr zu Jahr immer deutlicher, daß die Mohammedaner unter der eingeborenen Bevölkerung weit betriebsamer und unternehmungslustiger sind, als die im wilden Heidentum ausharrenden Fetischanbeter, und daß die zum Christentum Bekehrten, obgleich verschwindend klein an Zahl, überall den bestsituierten und prosperierendsten Teil der Einwohnerschaft bilden. Ob Heiden, Mohammedaner oder Christen, die eine Eigenschaft ist allen Eingeborenen gemeinsam, nämlich ein intensiver, stumpfer Konservatismus, sobald und wenn immer sie sich selbst überlassen bleiben, und ein unüberwindlicher Hang und jede andere Beschäftigung fast ausschließender Sinn für den Tauschhandel.

In Bezug auf die nautischen Leistungen stehen die Bewohner von Lagos unter allen afrikanischen Eingeborenen auf der denkbar niedrigsten Stufe. Trotzdem ihre Hauptnahrung aus Fischen besteht, hat sich ihr Unternehmungsgeist nicht über den Bau von seichten, gondelartigen

Booten emporgeschwungen, mit denen sie es nicht wagen können, auf den Fischfang sich aufs offene Meer hinaus zu trauen. Derselbe wird deshalb fast ganz allein innerhalb der Binnengewässer der Lagune betrieben, und nur selten besitzen die kühneren Fischer Mut genug, ihre primitiven Fahrzeuge über die Barre hinauszurudern. Da die Lagunenfischerei von Jahr zu Jahr einen weniger reichlichen Ertrag liefert, die Bevölkerung von Lagos jedoch in stetem, wenngleich langsamem Wachsen sich befindet, so steigt der Verbrauch von animalischer Nahrung immer mehr. Die Eingeborenen sind deshalb genötigt, sich jetzt in größerem Maße, als je vorher, der Gartenwirtschaft, dem Ackerbau und der Viehzucht zuzuwenden. Im Frah-Königreiche ist es dem britischen Regierungsvertreter geglückt, die Eingeborenen nach langem Sträuben endlich zu bewegen, einen großen Teil ihres jungfräulichen Bodens mit Korn zu bebauen, so daß jetzt zahlreiche Dörfer und Ortschaften, welche noch vor kurzen zwei Jahren an einer kärglichen Nahrung von frischen und geräucherten Fischen nahezu verhungerten, nicht allein sich selbst, sondern auch zahlreiche benachbarte Marktplätze mit landwirtschaftlichen Bodenprodukten reichlich versorgen. Auch die Anstrengungen der römisch-katholischen Missionsgesellschaft, die in Badagry ihren Sitz hat, sind hauptsächlich darauf gerichtet, die Eingeborenen für den Anbau der wichtigsten europäischen Getreidefrüchte immer mehr zu gewinnen, um sie auf diese Art von dem spärlichen Ertrage des Lagunen-Fischfanges zu emanzipieren. Mais, die verschiedenen Hirsearten, süße Kartoffel, Kassawa, Yams 2c. 2c. kommen nun überall zum Anbau, und dieser stetig zunehmende Ackerbau hat nicht verfehlt, auf die Lebensweise der Eingeborenen einen merklich bessernden Einfluß auszuüben.

Hand in Hand mit dieser günstigen zivilisatorischen Einwirkung des Ackerbaues geht, und zwar infolge des aus demselben resultierenden Zunehmens des materiellen Wohlstandes der Eingeborenen, ihr Hang zur Trunksucht, indem sie das Erworbene, das Produkt ihrer Händearbeit, in Branntwein, den höchsten Genuß dieses Naturvolkes, in kürzester Frist wieder umsetzen. Für Branntwein, der von der denkbar schlechtesten Qualität importiert wird, dessenungeachtet jedoch unter allen Tauschmitteln für den Handel das beliebteste ist, ist ihnen alles feil, und daraus erklärt es sich, warum die Bewohner von Lagos aus ihrem ehemaligen Zustand der Wildheit in ihren gegenwärtigen Zustand der moralischen Verwilderung getreten sind.

Diese Schattenseite der günstigen Einwirkung fremder Zivilisation auf die Bewohner von Lagos drängt sich überall, im ganzen Bereiche dieser Insel, in den Vordergrund. Katanu, die Hauptstadt des Frah-Königreiches, die ehemals in einem blühenden Zustande sich befand, besteht heute nur noch aus einem regellosen Konglomerat von verwahrlosten und halbverfallenen Häusern und Hütten. Jedes vierte oder fünfte Haus enthält einen Branntweinladen und jede zweite oder dritte Hütte bildet einen sog. „palm-wine shed", der eine wie der andere allabendlich zum Erdrücken voll mit betrunkenen Männern, Weibern und Kindern, die, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, große Mengen des berauschenden Palmweins zu vertilgen verstehen. Einen solchen Umfang haben diese durch den keiner Kontrole unterstehenden Spirituosenhandel um sich gegriffenen Ausschreitungen der Trunksucht angenommen, daß die besseren eingeborenen Elemente zu wiederholtenmalen in den letzten Jahren Petitionen an den Gouverneur der Goldküstenkolonie richteten, worin um ein Verbot des Branntwein- und Palmwein-Ausschankes gebeten wird.

Mr. Milsom selbst ist der festen Ueberzeugung, daß eine Abhülfe auf diesem Gebiete von der ganzen Bevölkerung von Lagos als eine große, vielleicht als die größte Wohlthat angesehen werden würde, welche die britische Regierung bisher den Eingeborenen dieser Insel zuteil werden gelassen. Die erste Folge eines streng durchgeführten Mäßigkeitszwanges würde sein, daß die Eingeborenen sofort mehr Verständnis und Neigung für eine geordnete Lebensweise und Beschäftigung an den Tag legen würden. Die Bebauung des jungfräuliichen Bodens des Frah-Königreiches allein würde hinreichen, die ganze Kolonie, die gegenwärtig in Bezug auf die notwendigsten Lebensbedürfnisse von anderen Orten sehr abhängig ist, mit ihrem Bedarfe zu versorgen. Auch die Entwicklung des legitimen Handels der Kolonie, der trotz der widrigen Verhältnisse untrügliche Beweise seiner Lebensfähigkeit aufzuweisen hat, würde günstig beeinflußt und stimuliert werden. In Lagos, der Hauptstadt der Insel, kommen an Markttagen mehr als 5000 Händler mit allen Arten von heimischen Produkten zusammen, die als Tauschmittel für Spirituosen dienen. Ein erheblicher Prozentsatz dieser eingeborenen Händler und Kleinkrämer ist dem Spirituosenhandel feindlich gesinnt, da derselbe, wie sie selbst herausgefunden haben, ihre Kundschaft arbeits- und konsumtionsunfähig macht. Die gänzliche Abschaffung oder doch zum mindesten die Einschränkung desselben, könnte auf ihre einflußreiche Mitwirkung mit Bestimmtheit zählen. Neben der Unterdrückung des Spirituosenhandels verspricht Herr Milsom sich noch von dem Ausbau mehrerer Wege und Straßen seitens der britischen Kolonialregierung große Vorteile für die Insel Lagos. Die Ausfuhr derselben an Erdnüssen, Indigo, Mais, Baumwolle und namentlich Kolanüssen, Oel- und Palmnüssen nach Europa hat in neuester Zeit einen merklichen Aufschwung genommen, und der ausgedehnte Palmölhandel, der in Händen an Ort und Stelle ansässiger europäischer, zumeist Hamburger Kaufleute sich befindet, ist noch in hohem Grade entwicklungsfähig.

Major Barttelot's Lager am Aruhwimi.

(Fortsetzung.)

Nachdem Salim-bin-Mahomed einige Monate lang sein räuberisches Unwesen um Yambuya herum getrieben hatte, kam er in einen Zusammenstoß mit Major Barttelot, und dieser gieng, als das einzige Mittel, um einem Gefecht auszuweichen, nach den Stanley-Fällen, fand Tippu Tib nicht daselbst, besuchte Nzigé, seinen Stellvertreter, und leitete die Sachen so, daß Salim entweder nach den Fällen zurückberufen wurde oder eine lange Expedition antrat; jedenfalls verschwand er von Yambuya, und die Aussichten der Europäer besserten sich für einige Zeit.

Wenige Tage vor der Ankunft der „A.I.A." erschien Salim wieder mit ungefähr 2000 Mann und schlug sein Lager dicht hinter demjenigen von Major Barttelot auf. Er verbot sodann den Eingeborenen, Lebensmittel an die Weißen zu verkaufen, forderte für seinen eigenen Gebrauch die Vorräte der Emin-Pascha-Expedition, welche ihm natürlich verweigert wurden, und schickte ebenso Leute aus, um die Kähne der Expedition zu zerschlagen, welche am Fuß der Felswand, worauf das Lager stund, im Flusse lagen. Er wäre vielleicht in seinen Feindseligkeiten noch weiter gegangen, hätte er nicht gehört, daß Herr Ward den Kongo hinabgegangen sei, um telegraphische Depeschen an das Comité in England abzuschicken.

Dies war der Stand der Dinge, als ich im Mai 1888 in Yambuya ankam. Nachdem ich hier, infolge eines Gerüchts (welches sich aber bei näherer Untersuchung der Sache durch den Major Barttelot als falsch erwies), daß nämlich Stanley auf seiner Rückkehr nach dem Lager nur noch zwei Tagereisen von uns entfernt sei, vier Tage lang hier gewartet hatte, machte ich am Morgen des 11. Mai Dampf auf und bereitete mich zur Abfahrt vor. Herr Troup war kaum besser als wir ihn gefunden hatten, und wir versprachen, daß entweder die „A.I.A." oder der „Stanley" heraufkommen und ihn stromabwärts bringen solle, falls er nicht bald genese. Da Tippu Tip nun ein Beamter des Staates war, so erbot sich der an Bord befindliche Beamte, das zu Yambuya liegende, von Salim-bin-Mahomed gesammelte Elfenbein nach den Stanley-Fällen in der „A.I.A." hinunter zu nehmen. Dieses Anerbieten ward sogleich angenommen, und Salim's Leute verstauten sogleich etwa 1500 Pfund Elfenbein in unserem Walfischboot. Einige der Stoßzähne waren sehr schön, aber mindestens zwei Drittel derselben, welche aus den von den Manyemas niedergebrannten Dörfern genommen worden waren, hatten durch die Hitze der brennenden Hütten Ritze und Sprünge bekommen und viel an ihrem Werte eingebüßt. Diese Stoßzähne stechen sehr ungünstig von dem schönen Elfenbein ab, welches durch europäische Händler auf friedlichem und wohlfeilem Wege den Kongo heruntergebracht wird und ungefähr viermal so viel wert ist, und liefern einen schlagenden Beweis von dem geringen Werte, welchen die Araber auf Menschenleben legen, da sie Hunderte von Männern und Weibern niederschießen, um einige solche Stoßzähne zu bekommen. Nachdem wir noch zwei oder drei von Salim's Leuten, welche das Elfenbein bewachen sollten, an Bord genommen hatten, fuhren wir um 8 Uhr Morgens ab, und da der Dampfer nun leichter war als zuvor und die Strömung für sich hatte, so schossen wir rasch an den zahlreichen Dörfern auf den Ufern des Aruhwimi vorüber, hatten am nächsten Morgen um 9 Uhr um die Ecke gebogen, und fuhren nun den Kongo hinan nach den Stanley-Fällen. Der Aruhwimi-Bezirk war, wie ich jetzt sah, unbedingt der dichtbevölkertste Teil des Kongo-Freistaats, welchen ich seither besucht hatte. Große und kleine Dörfer drängten sich hier den Ufern entlang zusammen, worunter vier — Mokulu, Umaneh, Bondeh und Yambumba — gewiß die Bezeichnung als „metropolitane" verdienten, welche Stanley diesen vier gegeben hatte. Diese dichte Bevölkerung wird sich bald unter der Herrschaft der Araber vermindern, welche den Eingeborenen nicht erlauben, dauernde Hütten zu bauen, sondern sie ermutigen, Raubzüge gegen andere Stämme zu machen und Sklaven und Elfenbein zu rauben, welche sie ihnen dann abkaufen. Leute, welche zu Nyangwe gewesen sind, haben mich versichert, das System sei dort so vollkommen durchgeführt und das Land infolge davon so dünn bevölkert, daß man Mühe habe, sich Nahrungsmittel zu verschaffen; und ein Stamm, welchem die Araber Gewehre und Pulver für darartige Raubzüge geliefert, habe sich empört und die Waffen behalten, um auf eigene Rechnung Streifzüge zu veranstalten.

Oberhalb der Mündung des Aruhwimi wird der Kongo bedeutend schmäler und die Inseln in demselben seltener. Das nördliche Ufer steigt allmählich an, bis es in eine großartige, waldgekrönte steile Uferböschung von ungefähr fünfzig Fuß Höhe übergeht, welche dann einer ganzen Hügelkette weicht, deren dichtbewaldete Seiten sich steil bis zum Wasserrande herabsenken.

Am 14. Mai kamen wir zu einer Lichtung auf dem südlichen Ufer, wo eine Anzahl zeitweiliger Hütten der Eingeborenen aufgeschlagen waren und längs dem Ufer eine Anzahl Kähne lagen, in denen mittschiffs Sonnendächer aus Stangen und Gras errichtet waren. In diesen wohnen und schlafen die Leute, welche früher in großen Dörfern lebten, ehe die Manyemas den Kongo heruntergekommen waren und dieselben zerstört hatten. Diese früher seßhaften Eingeborenen ziehen jetzt nomadisch hin und her. Ungefähr zehn von den kleineren Kähnen, von einigen sehr nackten Eingeborenen gerudert, stießen vom Lande, um uns Yamswurzeln und Fische zum Kauf anzubieten. Es waren sehr lustige Eingeborene und offenbar sehr vergnügt über unsere Begegnung, denn sie stimmten während ihres Ruderns einen Gesang an, tanzten dazu und wußten doch, trotz alles Tanzens, ihre kleinen Fahrzeuge aufrecht

im Wasser zu erhalten. Die Worte des Gesanges, von denen ich keine Uebersetzung erhalten konnte, lauteten nach dem was ich davon niederschreiben konnte, ungefähr so:

„Ei yon so dokili, ei yon son dokili,
Duda, duda."

Etliche von diesen Männern hatten furchtbar häßliche Gesichter, welche sie durch Schnittnarben so sehr entstellt hatten, daß man kaum unterscheiden konnte, welcher von den unförmlichen Fleischklumpen ursprünglich die Nase vorgestellt hatte. Andere sahen besser aus und hatten ziemlich angenehme Gesichter, allein alle schienen sehr vergnügt über die Begegnung mit uns. Es ist hier Sitte, ein Loch in die Oberlippe und in jedes Ohrläppchen zu bohren und einen kegelförmigen Pflock von Holz oder von Elfenbein hineinzustecken; dieser wird allmählich immer tiefer eingedrückt und so das Loch bis zu der erforderlichen Größe erweitert, und wenn dies dann nach der individuellen Laune der Person ausgedehnt ist, so wird in dasselbe eine kreisrunde glänzend polierte Elfenbeinscheibe gesteckt. Mit einer solchen in der Lippe und einer anderen in jedem Ohr nimmt der Schwarze das herausfordernde selbstbewußte Gebaren eines Stutzers an und erwartet, einen tiefen Eindruck auf die jungen Schönen seiner Bekanntschaft zu machen. Will der schwarze Gentleman aber für einen vollendeten Zierbengel gelten, so bedient er sich zweier oder dreier immer größerer Pflöcke nacheinander, bis die Ohren und die Lippen in ein schmales Band gleich einem Lederstreifen ausgedehnt sind. Ich sah einen Mann, dessen Mund vollständig hinter einem runden Stück Elfenbein von mindestens zwei Zoll Durchmesser verborgen war, während zwei weitere Stücke von derselben Größe in seinen Ohrläppchen hiengen. Dieser Mann schien in seinem Stamme den allerhöchsten Grad von Eleganz und Stutzerhaftigkeit erreicht zu haben, denn er konnte nichts thun, als sich auf sein Ruder lehnen und geringschätzig auf die Glasperlen und Kaurimuscheln herabschauen, mit denen ich ihn in Versuchung führen wollte, seine Zierraten herauszunehmen und mir zu verkaufen.

Weiterhin kamen wir an eine lang fortlaufende Reihe von Lichtungen, gerade unterhalb des Zusammenflusses des Lomami mit dem Kongo, wo ich über dreihundert Kähne von verschiedener Größe zählte. Gerade als wir um eine Landspitze über diesem Ort bogen, kamen wir in Sicht der Mündung des Lomami und einiger arabischer Häuser, die, wie sich herausstellte, das Hauptquartier von Raschid, dem berüchtigten Neffen Tippu Tip's, waren — der Wohnsitz desselben Mannes, welcher zwei Jahre zuvor den Angriff auf die Station an den Stanley-Fällen geleitet und durch seinen dortigen Erfolg sein Ansehen unter den Arabern und Manyemas bedeutend erhöht hatte. Er war ein noch junger Mann mit einer hellgelben Hautfarbe (sie erinnerte an diejenige eines an Gelbsucht leidenden Europäers) mit glänzenden unruhigen Augen und sehr dünnen Lippen. Er trug die gewöhnliche mohammedanische Tracht: ein langes weißes Hemd, eine kurze weiße gestickte Jacke und einen hellgelben Turban. Auf seine Einladung landeten wir am Ufer und verbrachten den Rest des Tages hier. Am Abend stieg ich nach dem obersten Teil der hohen Uferböschung hinauf zu einem Hause, welches als eine Art Diwan benützt wurde, wo ich Raschid und seine vornehmsten Leute auf Matten sitzend fand. Auf einer Bank ihnen gegenüber waren drei oder vier Kassongo-Trommler, welche in Zwischenräumen spielten, während die Araber die Begebenheiten und Neuigkeiten des Tages erörterten. Eine Schar von Manyemas und Ortseingeborenen versammelte sich bald um uns her und führte vor uns einige sehr verschlungene Tänze auf, in welchen sich jeder Tänzer in allen Richtungen zugleich zu bewegen schien. Die Einwohner des Bezirks der Stanley-Fälle übertreffen alle anderen Eingeborenen, welche ich tanzen gesehen habe. Ich beobachtete, wie mehr als hundert Mann von ihnen eine halbe Stunde lang eine lange Reihe der verwickeltsten Tanzbewegungen aufführten, und sah doch keinen Mann von seinem Platz kommen. Als die sechste Abendstunde herankam und die Sonne sich dem westlichen Horizont näherte, kamen die Gebetsteppiche zum Vorschein und bald waren alle Araber in ihre Andachtsübungen versunken und verbeugten sich nach Osten in einer Weise, daß man hätte wähnen können, sie wollten einen Selbstmord begehen, indem sie sich die Schädel am Boden einschlügen. Als das allgemeine Gebet begann, zog ich mich nach dem Dampfer zurück und nahm mein gewöhnliches Abendbad. Kaum war ich damit fertig, so kam ein Sansibari und meldete mir, daß das Abendbrot in Raschid's Hause parat sei; so folgte ich ihm denn die Uferböschung hinauf in eine große, von einem Bambuszaun umgebene Einfriedigung, welche mehrere Hütten und ein Haus von ganz achtbarer Größe enthielt. Letzteres ward von Raschid bewohnt und die Hütten von seinen Sklaven und Weibern. Ich wurde in Raschid's Schlafzimmer geführt, wo er, wie ich nun fand, ein großes, doppeltes, mit Matratzen, Wolldecken, Laken und Muskitovorhang versehenes Bett, ganz in europäischem Styl, stehen hatte. Rings herum waren Beutestücke von den Stanley-Fällen zerstreut, wie Herrn Deane's Feldtisch und Feldstuhl, ein zerrissenes Exemplar von Stanley's „Fünf Jahre am Kongo" in französischer Sprache, ein Paar Jagdstiefeln, die Stationsglocke, ein zerbrochener Revolver ꝛc. Auf jeder Seite der Thüre hiengen zwei oder drei Gewehre, eine Winchester-, eine Spencer'sche Repetirbüchse und ein Revolver mit Selbstentlader. Alle diese waren aber, wie ich bald fand, mehr oder weniger dienstuntauglich und einer Reparatur bedürftig, also zu ernstlichem Gebrauch nicht zu verwenden. Während wir auf die Mahlzeit warteten, unterhielt uns Raschid mit einer Schilderung des Angriffes und der Verteidigung der Station an den Stanley-Fällen vor nun zwei Jahren, untermischt (er hatte keine Ahnung davon, daß ich mit der „A.I.A." damals den Strom

hinaufgefahren war, um Herrn Deane zu entsetzen) mit einigen der gröbsten Lügen über die Zahl unserer durch die Araber erschossenen Leute. Er teilte mir auch mit, Herr Deane sei von einem seiner (Raschid's) Leute durch den Arm geschossen worden, und er war ziemlich verblüfft, als ich ihm sagte, ich kenne den ganzen Hergang, denn ich sei dabei zugegen gewesen, als Deane an Bord des Dampfers gekommen sei und habe ihn selbst gesehen.

Raschid erzählte uns dann noch weiter, wie er und seine Landsleute furchtbar erschraken, weil sie den Umfang der Hülfsquellen des Kongostaates nicht kannten, und weil sie befürchten mußten, es würden in kürzester Zeit mindestens 20 große Dampfschiffe, mit vielen Kanonen und möglichst zahlreicher Mannschaft beladen, den Strom heraufkommen und sie aus der Region der Fälle vertreiben. Sie hatten sich daher alsbald daran gemacht, ihre Stellung nach Möglichkeit zu befestigen, obwohl sie, wenn der Kongostaat eine rührige Thätigkeit entfaltet hätte, zur Aufgabe ihrer sämtlichen Posten unterhalb der Stanley-Fälle gezwungen worden wären. Die Araber hatten besondere Boten nach Kassongo und Sansibar geschickt und allmählich — als Monat um Monat vergieng und sie noch immer unangefochten blieben — Verstärkungen von Arabern und Manyemas an sich gezogen, bis sie endlich, beinahe ein Jahr später, als sie den „Henry Reed" die Strecke unterhalb der Mündung des Lomami heraufkommen sahen, sich für stark genug hielten, um dem Kongostaat zu trotzen.

Und was that der Staat mittlerweile? Monat um Monat lebte ich in täglicher Erwartung, eine bewaffnete Macht den Fluß heraufkommen zu sehen, vollständig ausgerüstet für die Rückeroberung der verlorenen Station und zur Bestrafung der Araber, welche einen der Offiziere des Kongostaates getötet und einen andern schwer verwundet hatten. Beinahe ein Jahr vergieng, bevor endlich das Gerücht zu uns gelangte, daß eine mächtige Expedition den Strom heraufkomme. Man kann eher meinen Ekel sich vergegenwärtigen, als ich, bei meiner Ankunft in Bangala (ich war abwesend gewesen, als die Expedition vorüberkam) erfuhr, daß Tippu Tip zum Statthalter des Bezirks der Stanley-Fälle ernannt sei und daß Herr Stanley, welcher sich auf den Weg gemacht habe, um Emin Pascha zu entsetzen, den Tippu Tip wohlbehalten an seinen Bestimmungsort bringen werde. Und dies war noch nicht einmal das Schlimmste, denn Tippu Tip hatte, wie ich nun ausfindig machte, auf seiner Rundreise von Sansibar aus seine Augen sehr gut gebraucht. Man hatte ihn in Boma freundlich aufgenommen und ihm alles gezeigt, was nur zu sehen war; er hatte die Schwierigkeiten des Transports an den Livingstone-Fällen vorüber kennen gelernt und ermittelt, wie viel Zeit und Mühe es den Staat koste, die Güter bis Leopoldville hinaufzuschaffen — kurzum, man hatte ihm die Einsicht verschafft, wie schwach die Macht war, welche ihm und seinen Häuptlingen vielleicht so furchtbar erschienen war. Seine Gedanken über diesen Gegenstand zeigte deutlich die Antwort, welche er einem Händler auf die Bemerkung gab, daß der Kongo-Freistaat ein großes Land sei, nämlich: „Ja, er ist ein großes Land auf dem Papier!"

Am andern Morgen um 6½ Uhr brachen wir auf, passierten die Mündung des Lomami und kamen nach einer Fahrt von etwa drittehalb Stunden vor Yaporo an, wo Kapitän Coquilhat und ich im Jahr 1886, als wir mit Herrn Deane von den Stanley-Fällen zurückkehrten, einen Strauß mit den Arabern gehabt hatten.

Es war jetzt eine beträchtliche arabische Niederlassung mit fünf oder sechs großen Häusern hier, aber das Dorf der Eingeborenen war (wie es meist der Fall ist, wenn die Araber aufgetreten sind) beinahe verschwunden; zahlreiche bedeckte Kähne dem Ufer entlang zeigten, wo die Leute nun wohnten. Wir setzten unsere Fahrt fort, fuhren nach dem nördlichen Ufer hinüber und erreichten Yangambi ungefähr um 10 Uhr. Dieses Dorf liegt sehr hübsch auf einer flachen Uferstrecke und hat zum Hintergrund einen Halbkreis schön bewaldeter Hügel von etwa 400 Fuß Höhe, über welche hinüber der Weg nach Yambuya führt. Vom Gipfel dieser Hügel soll man eine herrliche Aussicht über viele Meilen Land hin genießen, das, soweit nur das Auge reichen kann, mit einem ungeheuren Ozean dunkelgrünen Waldes bedeckt ist, durch den der herrliche Kongo seine mächtige Straße gebahnt hat.

Der Kanal vor Yangambi hat nur wenig Wasser, und da die „A.I.A." einen Tiefgang von nur 3 Fuß hat, konnte sie kaum durchkommen. Später in der trockenen Jahreszeit soll man über diesen Kanal bis zu den ihm vorliegenden Inseln waten können. Da wir hier keine Neuigkeiten aus Yambuya vorfanden, so fuhren wir hier um 11½ Uhr ab und umfuhren drei hohe, waldbedeckte, felsige Landspitzen. Gegen 3 Uhr gelangten wir an einen Ort namens Yalasula (auf Stanley's Karte Yaruché) und beschlossen hier, Nachtlager zu halten, da wir kein Brennholz mehr hatten; der arabische Häuptling versprach uns, einen Vorrat davon bis zum Morgen anzuschaffen. Nach dem Mittagessen kamen mehrere der angesehensten Araber des Ortes zu unserm Dampfer herunter und erzählten uns bei einigen Tassen duftenden Kaffees von den Eingeborenen und vom Lande. Unter anderen Dingen erwähnten sie auch eines großen Sees, der zwischen dem unteren Lomami und der Krümmung des Kongo liege, durch einen kleinen Fluß mit dem Lomami in Verbindung stehe und von letzterem aus mit Kähnen in einem Tag erreicht werden könne; von Dampfbarkassen, meinten sie, könne man keinen Gebrauch machen, da der betreffende Abfluß nicht breit genug sei.

Am andern Morgen um 5½ Uhr, als ich gerade eine sehr elementare Toilette machte, kam der Häuptling vom Yangambi, ein Mann, welcher für eine Herkulesstatue hätte Modell stehen können, in einem Kahne herauf-

gefahren und übergab mir ein Stückchen zusammengefaltetes Papier. Als ich dieses öffnete, fand ich, daß es ein Briefchen von Major Barttelot war, worin er mir mitteilte, er sei zu Fuß von Yambuya nach Yangambi gekommen und wolle auf seinem Wege nach den Stanley-Fällen um 10 Uhr in Yalasula sein. Sein Kahn traf pünktlich ein, ich nahm den Major an Bord, wir fuhren weiter und passierten etwa um 11 Uhr Yariembi und Juma, zwei Dörfer, welche bei unserem früheren Besuche im Jahre 1886 nichts mit uns hatten zu thun haben wollen. Sie waren nun von Arabern und Manyemas bewohnt; aber wo waren die Eingeborenen hingekommen? Oberhalb der Dörfer ist der Fluß eine Strecke weit frei von Inseln und strömt in einem einzigen, über 1 e. M. breiten Bette majestätisch dahin. Um 3½ Uhr Nachmittags erreichten wir Yarukombe, den Ort, wo Kapitän Coquilhat im Jahre 1886 Herrn Deane mehr tot als lebend in einer Hütte liegend gefunden hatte. Dieses Dorf war ebenfalls den Arabern unterworfen, und die freundlichen Eingeborenen, welche damals Herrn Deane aufgenommen und ihr möglichstes für ihn gethan hatten, waren nun vertrieben und weit und breit zerstreut. Ich erfuhr später, der Häuptling dieses Dorfes und ein anderer seien nebst etwa fünfzig ihrer Anhänger von den Arabern enthauptet worden, weil sie Herrn Deane Beistand geleistet haben. Gerade gegenüber in einer tiefen Bucht, gleichsam auf hohem Ufer klebend, liegt Yatuka, wohin wir sogleich dampften und auf einem langen sandigen Landvorsprung für die Nacht ankerten. Wir setzten hierauf unsere Reise fort, kamen an zwei weiteren arabischen Niederlassungen — Yatakusu und Yakusu — vorüber und langten ungefähr um drei Uhr Nachmittags der Mündung des Chofu-Flusses gegenüber an. Auf der Spitze der Halbinsel, welche dieser Fluß und der Kongo hier bildeten, war eine kleine Lichtung, und hier hatte ich im Jahre 1886 mit der „A.I.A." geankert, während Samba in dem dichten Gebüsch, welches diese Landspitze bedeckte, nach Herrn Deane suchte. Die Strömung ist hier sehr stark, und da wir hier nicht so schnell vom Fleck kamen, als ich erwartet hatte, mußten wir unser Nachtlager an einer Stelle aufschlagen, die uns Major Barttelot bezeichnete, welcher schon in einem Kahne an den Fällen gewesen war. Am andern Morgen hielt uns ein dichter Nebel bis 8 Uhr auf, allein um 10 Uhr ankerten wir am Landungsplatz der früheren Station des Kongostaates auf der Insel Wana Rusari. Von dieser, welche früher die schönste von allen Stationen am oberen Kongo gewesen war, war nun nichts mehr übrig, als der Geschützschuppen und die Straßen, welche die Araber aus irgend einem Grunde frei von Graswuchs erhalten hatten. Es währte nicht lange, so besuchte uns der alte Nzige, Tippu Tip's angesehener Bruder, ein alter Araber von würdevollem Aussehen und ganz orientalischem Gepräge; seine Gesichtsfarbe war sogar noch etwas heller als diejenige seines Sohnes Raschid, und sein grauer Bart, der ihm beinahe bis zum Gürtel herabreichte, lieh ihm etwas Ehrfurchtgebietendes; er trug ein langes fließendes weißes Hemd und einen weißen Turban. Ich fand später, daß er einen unersättlichen Appetit nach Chokolade hatte und diese so lange verzehrte, als er Vorrat davon hatte. Einige seiner arabischen Begleiter waren von heller Hautfarbe, andere so schwarz wie Neger, alle aber trugen schwer gestickte lange weiße Hemden. Nachdem sie sich überall sorgfältig umgesehen und sich angelegentlich nach den Geheimnissen der Maschine und des Dampfkessels der „A.I.A." erkundigt hatten, verließen uns die Araber und ich konnte ans Land gehen. Der ganze Flächenraum, welchen die Station des Kongo-Freistaates früher eingenommen hatte, war nun mit arabischen Häusern und Manyema-Hütten bedeckt und umgeben von großen gelichteten und mit Reis, Mais, Maniok 2c. bepflanzten Strecken Landes. Im Geschützschuppen waren noch die drei Krupp'schen Kanonen, welche Herr Deane vor dem Abzug von der Station unbrauchbar gemacht hatte. Die Verschlußstücke, welche er ins Wasser geworfen hatte, waren von den Arabern wieder heraufgeholt worden, allein die kleineren Stücke, Verschlußzapfen 2c., fehlten. Auch die Laffetten waren verbogen, wahrscheinlich durch das Auffliegen des Pulvermagazins, so daß nur ein einziges Geschützrohr richtig in seinen Schildzapfen hieng, obwohl diese Zapfen und ihre Lager im Rohen von Sansibari-Schmieden repariert worden waren, so daß die Kanonen nötigenfalls als Vorderlader hätten gebraucht werden können.

Am folgenden Tag, einem Sonntag, führte Major Barttelot (welcher diesen Ort schon früher besucht hatte) mich auf der ganzen Insel herum, um alle angesehenen Araber zu besuchen, mit denen er auf sehr freundlichem Fuß zu stehen schien. Der obere Teil der Insel bestand, wie ich nun fand, aus einer etwa 30 Fuß über die untere Hälfte erhabenen Platform, an deren Rande noch das Wenige stand, was von dem Wenya-Dorfe übrig war, welches Stanley im Jahre 1883 hier gesehen hatte. Am oberen Ende der Insel stürzt sich der Fluß über ein Felsenriff von etwa 12—15 Fuß Höhe herab und rauscht dann in einer tosenden, schäumenden, zwei e. Meilen langen Stromschnelle weiter, an deren Fuß der kleine Dampfer „A.I.A." dalag, sein weißes Sonnendach in voller Mittagsbeleuchtung glänzend. Ein dunkles, waldbedecktes Eiland mitten in diesem Katarakt bildete einen friedlichen angenehmen Kontrast zu dem wütenden Kampf der Gewässer, welche dasselbe umtosten, während am jenseitigen Ufer die dem Tippu Tip und seinem Bruder Nzige gehörenden Häuser und Einfriedigungen sich hell von einem dunklen Waldhintergrunde abhoben und ein so hübsches Bild lieferten, als ich es je in Afrika gesehen hatte.

Wir fuhren dann zu dem Eiland hinüber, da ich den kleinen Kanal zu sehen wünschte, durch welchen Stanley im Jahre 1877 seine Kähne geführt hatte. Das Felsenriff

am oberen Ende dieses Kanals war ganz trocken und das Wasser leckte nur weit unten aus Felsenritzen hervor. Der Kanal ist etwa 30 m. breit und könnte leicht in einen Kanal verwandelt werden, mittelst dessen die kleinen Dampfer den siebenten Katarakt der Stanley-Fälle passieren und Zugang zu der schiffbaren Strecke des Flusses von 26 e. Mln. zwischen diesem und dem sechsten Katarakt erlangen könnten. Der letzte könnte nach Stanley's Ansicht zu gewissen Jahreszeiten in der Nähe des rechten Ufers mittelst kräftigen Ruderns überwunden werden. Wenn dies aber durch Rudern gelang, so muß ein kräftiger Dampfer diesen Zweck mindestens ebenso gut erreichen, und dies würde weitere 22 e. Mln. schiffbaren Wassers eröffnen. Wenn ich von demjenigen aus urteile, was ich von Jamieson nach seiner Rückkehr von Kassongo gehört habe, so halte ich es für möglich, auch die übrigen Katarakte der Reihe der Stanley-Fälle in derselben Weise zu bewältigen und so eine fortlaufende Straße von Nyangwe nach Leopoldville zu eröffnen. Dies wäre jedenfalls ein ausführbareres Projekt als der Panamá-Kanal, und wenn die Kongo-Eisenbahn fertig wäre, so würde es — im Verein mit dem Dienst der Kompagnie der Afrikanischen Seen über den Sambesi, Schire, Nyassa-See und dem Stevenson'schen Weg nach dem Tanganyika — zwei wohlorganisierte Handelsstraßen in das Herz Afrika's hinein geben, und wenn dieselbe Vorliebe für die Erschließung Afrika's noch einige Jahre lang anhält, so können wir noch die Veranstaltung von Rundreisen und Vergnügungstouren quer über den dunklen Kontinent erleben!

Während unserer Wanderung um das Eiland herum besuchten Major Barttelot und ich mehrere der angesehensten Araber in ihren Wohnungen und wurden von allen gastfreundlich aufgenommen und mit Maiskuchen, Honig und Früchten bewirtet. Auf dem Wege durch die Dörfer der Eingeborenen drängten sich Männer und Weiber um uns mit lauten Sennenás und derben Händedrücken, und mehr als einer der schwarzen Krieger, wenn nur seine Freunde um den Weg waren, fragte mich, ob ich gekommen sei, um die Araber zu vertreiben, da seine Leute ganz bereit seien, sich gegen dieselben zu erheben. Allen diesen Winken gegenüber mußte ich mir den Anschein geben, als verstehe ich sie nicht, denn ich wußte ja nicht, was ich ihnen erwidern sollte. Wäre ich mein eigener Herr gewesen, so hätte ich mein möglichstes gethan, um ihnen zu helfen; aber ich war im Dienste des Kongostaates, und dieser Freistaat hatte soeben den Tippu Tip zum Statthalter des Bezirks der Stanley-Fälle ernannt. Was konnte ich den Bakumu und Wenya sagen, welche sich um mich drängten. Zu meinem Glück verstand ich kein Wort von ihrer Sprache und konnte mir leicht den Anschein geben, als verstehe ich die Verdolmetschung meines Bangala-Jungen nicht. Die Bakumu sind die schönst gebauten Menschen, welche ich am Kongo gesehen, und ich habe niemals Eingeborene getroffen, welche herzlicher vergnügt über die Begegnung mit Weißen waren. Diese Leute leben vorwiegend von Fischen, die sie in Menge fangen, so lange die Flüsse ausgetreten sind, aber sie verspeisen kein Krokodil wie die Bangalas. Die Bangalas geben dies als Grund dafür an, daß auch die Krokodile keine Bakumu fressen; allein meines Erachtens müssen die Krokodile in diesem Teil des Kongo von einer anderen Art sein, und die Eingeborenen haben mich an mehreren Orten versichert, es gebe zweierlei Arten von Krokodilen — eines das Menschen fresse, und eines, welches dies nicht thue.

Ich habe auf Sand- und Schlammbänken oft Spuren von anscheinenden Kämpfen zwischen Flußpferden und Krokodilen gesehen. Eines Tages, als ich dieser Wahrnehmung gegen meinen Bangala-Jungen erwähnte und fragte, welches von beiden das stärkere Tier sei, erwiderte er: das Krokodil, und stützte seine Ansicht auf die Behauptung, das Krokodil dulde niemals, daß das Flußpferd Menschen fresse, sondern, wenn ein Hippopotamus einen Kahn umgestürzt habe, so komme das Krokodil herbei, vertreibe das Flußpferd und fresse selbst die Menschen auf. Zuweilen versuche ein Krokodil, ein junges Flußpferd zu fressen, dann kämpfe die Flußpferd-Mutter mit ihm, werde aber, nach der Ansicht der Bangalas, immer geschlagen. Ich meinesteils möchte jedoch eher glauben, daß das Flußpferd mit seinem weiten Maul und seinen gewaltigen Eckzähnen und bei dem Gebrauche, den es noch von seinen massigen Füßen machen kann, einen großen Vorteil vor dem Krokodil haben würde, das nur auf seine Zähne und etwa auf einen gelegentlichen Schlag mit seinem Schwanze angewiesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Quercus Romoveana und Konsorten.

Auch auf dem bestgepflegten Acker erblüht zwischen segenbringenden Aehren ein wertloses Blümchen. Ist es wirklich ganz wertlos? Sollte nicht doch jemand seine Freude daran haben? Es schadet ja der reichen Ernte nicht, gern erträgt es den Namen Unkraut, den die Sachverständigen ihm beilegen.

Ein Unkraut nun ist's, das hier inmitten der ernstgemeinten, wissenschaftlichen Bestrebungen emporwächst, nämlich die Mitteilung über eine Bereicherung der bekannten Flora.

„Ein Tag ist des anderen Lehrmeister, und was man heute nicht weiß, das kann man morgen erfahren!" So steht geschrieben in dem ehrwürdigen Buche „Das alte Preußen"; von M. Christoph Hartknoch, Gymn. Thorn. Professor. Thorn den 20. Mai 1664.

Seite 131 daselbst heißt es: „Henneberger und Waissel sagen nur, die Eyche (zu Romove) habe drey Zwelgen gehabt. Wie sie aber solches verstanden, ist aus dem

gefügten Kupfferblat welches aus dem Henneberger genommen zu sehen. Nehmlich es sind in dem Stamme der Eychen unter den Aesten drey Abtheilungen gewesen in welchen die drey Götter gleich hoch gestanden. Matthias Strykowski Ossostevicius sagt die Eyche sey gewesen tripartita, das ist in drey Theile abgetheilet. Darauß man aber nichts machen kann. M. M. Prätorius nimmt an daß in dieser Eychen drey große Aeste auß dem Stamme gleich herauß gegangen welche hernach in der Höhe zusammengewachsen und diese drey Aeste mit dickem Laub bedecket so daß an einem jeden Ast ein Götzenbild sicher vor dem Schnee und Regen hat stehen können. Diese seine Meinung bekräfftiget er auch mit zweien Gründen. Den ersten nimbt er auß der Ableitung des Wortes Romove. Denn das Preussische Wort Romovu hat in Infinitivo Ruomot, das ist zusammenwachsen. Hält also darfür daß diese Eyche deßwegen sey *Qvercus Romoveana* genennet, weil die Aeste oben zusammen gewachsen gewesen. Und daß auch eben daher die Stadt (!?) selbsten wo diese heilige Eyche gestanden, den Nahmen Romove bekommen. Den andern Beweiß nimbt M. Prätorius auß der Form anderer vorzeiten zum Gottesdienst gewidmeten Bäumen. Denn es ist noch zu unseren Zeiten ein solcher hoher Tannenbaum in einem Walde Insterburgischen Gebiethß gewesen, welcher im Jahr Christi 1664 vom Donner gerühret. Derselbe ist gleichfalls in drey glatte Aeste getheilet gewesen, welche oben zusammen gewachsen. Die Preussen, Littauen und die angräntzenden Samayten haben diesen Baum für heilig gehalten und ihn genennet Rommota oder Ruombota. Es thut auch M. Prätorius hinzu daß in seinem eigenen Garten zu Niebudzen ein solcher Birnbaum zu finden welcher von den Preußen und Littauen Rommota wie auch Rumbota Krausis, das ist ein zusammen gewachsener Birnbaum, genennet wird."

M. Prätorius kann nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden; daher wollen Sie gütigst die Sache als kleinen Scherz gelten lassen, wie solcher noch niemals ernste Gespräche gefährdete. E. Lemke.

Aus Britisch-Nordborneo.

Von Dr. Theodor Posewitz.

Die bekanntlich im Jahre 1881 durch Sir Alfred Dent gegründete englische Handelskompagnie, die käuflich von den Sultanen von Brunei und Sulu die nordöstliche Inselspitze Borneo's erworben hat, ist den neuesten Nachrichten zufolge im stetigen Aufblühen begriffen.

Die Anfangsschwierigkeiten der neuen Kolonie waren größere als in manchen anderen Gebieten. War es doch bis dahin der unbekannteste Teil der großen Sunda-Insel, von welchem die Handelskompagnie Besitz ergriffen hatte, ein Land von jungfräulichem Urwalde bedeckt, noch nie im Innern von weißen Männern betreten, und dessen Einwohner, auf einer niedrigeren Stufe der Zivilisation stehend als benachbarte Völker, in mehrere unabhängige Stämme getrennt, zerstreut im Lande wohnten und sich gegenseitig befehdeten.

Hier galt es zuerst das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, sie der neuen Ordnung der Sachen gefügig zu machen und die Autorität der neuen Herrscher ihnen gegenüber zu befestigen.

Eine Schar mutiger energischer Männer brachte dies auch zu Stande, indem sie zugleich durch Entdeckungsreisen das noch unbekannte Innere zum großen Teile erschlossen und so den bisher unbekanntesten Teil Borneo's zu einem der bestbekanntesten machten; und dies alles geschah in der kurzen Zeit von sechs Jahren.

Man erhält eine flüchtige Idee von dem Aufblühen des Landes durch Vergleich der Bilanz der Jahre 1883 und 1888.

		1883	1888
Einkommen	Lstrl.	50,738	157,682
Ausgaben	„	278,862	159,671
Import	„	428,919	1,050,000
Export	„	159,127	600,000.

Bemerkt muß werden, daß die Summen, durch Verkauf von Ländereien erzielt, nicht mit eingerechnet wurden. Bis Ende Dezember 1887 wurden 12,000 Acres für Anpflanzungen verkauft und in den drei ersten Monaten des Jahres 1888 158,335 Acres.

Wie schon der Name sagt, ist das neue Reich in Borneo ein Handelsreich. Das Hauptgeschäft sind die Plantagenanlagen. Hauptsächlich wurde der Boden für Tabakskultur geeignet befunden, und erfahrene Pflanzer aus dem Deli'schen in Ostsumatra, woselbst bekanntlich auch blühende Tabaksplantagen existieren, versicherten, der Boden in Nordborneo sei noch fruchtbarer als jener. Es ist daher kein Wunder, wenn in dieser kurzen Spanne Zeit eine große Anzahl Unternehmungen ins Leben traten behufs Tabakskultur.

Einesteils waren es die billigen Landpreise, die anziehend wirkten — konnte man doch in Nordborneo ein Acre Land für 1 Lstrl. erwerben, welcher Preis erst in den letzten Monaten infolge der großen Nachfragen auf 2 Lstrl. per Acre erhöht wurde — andernteils aber das Vertrauen in die bestehende Regierung und die liberalen Bestimmungen und Gesetze, deren Nichtvorhandensein anderwärts, z. B. in Niederländisch-Indien, hemmend auf den Landbau wirkte.

So kam es, daß nicht nur Engländer, sondern auch zahlreiche Ausländer und insbesondere Holländer sich Ländereien ankauften, um Tabak anzupflanzen. Ende Juli 1888 waren schon 42 Plantagenbesitzer, darunter gegen zwanzig holländische Firmen, einige deutsche und das übrige englische Firmen, ansässig, und zwar in der Alcock-Provinz neun, in der Dewhurst-Provinz sechs, in der Martin-Provinz sieben, in der Myburgh-Provinz dreizehn, in der Mayne-Provinz sieben. Davon waren zweiund-

zwanzig Tabaksplantagen, eine Kaffeeplantage, drei gemengte Plantagen, während sechzehn erst zum Anbau geeignet gemacht wurden.

Aber nicht nur Tabaksplantagen, sondern auch Kaffee-, Zucker-, Cacao- und andere Plantagen wurden gegründet, und für alle diese Anpflanzungen zeigte sich der Boden vorzüglich.

Was die Arbeiterfrage betrifft, so sind es die Chinesen, die als solche am meisten tauglich erscheinen, und deßwegen ist es auch eine Hauptsorge der Regierung, eine regelmäßige Dampffahrtverbindung mit China ins Leben zu rufen und durch liberale Verfügungen die Einwanderung von chinesischen Arbeitern möglichst zu unterstützen.

Außer den Landbauunternehmungen wird aber auch ein namhafter Handel von zwei Firmen getrieben mit dem Export der zahlreichen und ausgezeichneten Holzarten, ferner mit dem Verkaufe der „eßbaren Vogelnester", die im Innern des Landes in den zahlreichen Kalkbergen (Kinabatangan-Strom, Segama-Fluß 2c.) sich vorfinden. Eine offene Frage ist es noch, ob die längs des Segama-Flusses entdeckten Goldfelder sich als abbauwürdig werden erweisen. Die Untersuchungen sind noch nicht zu Ende; aber es läßt sich hoffen, daß, ebenso wie in anderen Gegenden Borneo's, auch in Sabah die Goldseifen einen reichlichen Ertrag liefern werden.

So geht das jüngste Reich in Borneo einer schönen Zukunft entgegen.

Kleinere Mitteilungen.

* Der Aufstieg zum Eiffelturm.

(Von einem Fachmann.)

Der Eiffelturm der Pariser Weltausstellung ist in seiner ganzen Höhe von 300 m. fertig; wie besteigt man ihn, welches sind die Aufstiegmittel?

Zunächst in den ersten Stock auf den Stiegen; die Stufen, die häufigen Absätze, der beständige Ausblick in ein immer wechselndes Panorama sind so trefflich ersonnen, daß man eine Ermüdung absolut nicht spürt: die ungeheure Höhe ersteigt sich leichter als die fünften Stocke der meisten Pariser Häuser. Vier zwischen die vier Pfeiler gelegte Treppen führen hinauf, vier andere Stiegen, diese aber gewunden, verbinden den ersten mit dem zweiten Stock, von dort endlich bis zur Spitze existiert eine Wendeltreppe von 160 m., die aber nur für den inneren Dienst vorhanden ist; das Publikum, welches den den dritten Stock bildenden, 18 m. langen und ebenso breiten, ganz von Spiegelglas umschlossenen Saal erreichen will, muß den Aufzug zu Hülfe nehmen. Uebrigens kann man mittelst Aufzugs auch in den ersten und zweiten Stock befördert werden und zwischen den einzelnen Stockwerken funktionieren drei verschiedene Lift-Systeme.

Zwischen den vier Pfeilern bewegen sich vier Aufzüge. Zwei derselben (System Roux, Combaluzier und Lepage) führen nur bis zum ersten Stock, die beiden anderen (System Otis) machen wohl auch im ersten Stock Halt, gehen aber bis in den zweiten Stock, vom zweiten Stock bis zur Spitze arbeitet nur ein einziger Aufzug (System Edoux). Die bewegende Kraft sämtlicher Aufzüge ist der Druck des Wassers und er wirkt von Reservoirs aus, die sich im zweiten Stock und selbst oben im Turme befinden; die höchstgelegene Zisterne faßt 20,000 Liter. Das Wasser wird von einer fortgesetzt arbeitenden, am Fuße des Turmes errichteten Dampfmaschine den Behältern zugeführt.

Die meisten der fast sämtlich vertikal wirkenden Aufzug-Systeme waren eben deshalb wenigstens für die unteren Stockwerke des Turmes unverwendbar, denn die ihnen in den Pfeilern reservierten Wege sind nicht bloß schief, sondern haben vom ersten bis in den zweiten Stock sogar eine entschiedene Krümmung; der letzte Aufzug aber ist freilich vertikal, aber er entbehrt doch der gewöhnlichen Bedingungen, denn er schwebt in der Luft, ohne Stütze des Bodens, in welchen sich die seine Kabine hebende metallene Säule senkt. So mußte denn eine neue Kombination gefunden werden und das geschah durch die Gesellschaft Roux, Combaluzier und Lepage mit ihren zwei, nur bis zum ersten Stock führenden Lifts. Jeder dieser Lifts hat zwei Ketten ohne Ende, jede Kette besteht aus Barren von Schmiedeeisen und jeder dieser Barren hat eine Länge von 1 m. und ist dem nächsten angegliedert. Die beiden Ketten liegen parallel und funktionieren absolut identisch: in demselben Maße als das Glied der einen Kette vorrückt, rückt das entsprechende Glied der anderen Kette vor die zur Aufnahme der Passagiere bestimmte Kabine. Die Ketten selbst sind von einer Gleitbahn umschlossen, die ein Abrutschen ganz unmöglich macht. Oben und unten greift jede Kette in ein Rad (das obere ein einfaches Leitrad) mit Vertiefungen, deren jede, wie es bei den viereckigen Rädern der Fall, einem Glied der Kette entspricht, um die sich die Dregg-Kette dreht. Ganz besonders interessant bei diesem System ist die Art der Wirksamkeit der Räder. Sie ziehen die Kabine nicht dadurch an den Ketten empor, daß sie dieselben über die obere Rolle leiten, sondern sie stoßen die abgesetzten Teile der Kette in ihrer Gleitbahn von unten nach oben und daraus folgt, daß, wenn auch beide Ketten des Aufzuges reißen sollten, die Passagiere es nicht einmal merken würden: die Kabine, hinaufgetrieben von den Bruchstücken der Ende an Ende in der Gleitbahn gebliebenen Ketten, würde gleichwohl an ihren Bestimmungsort gelangen. Die zweistöckige Kabine befördert 200 Personen auf einmal, und diese werden, da die Schnelligkeit des Aufstiegs 1 m. in der Sekunde beträgt in etwa 1 Minute an Ort und Stelle sein.

Der Aufstieg in den zweiten Stock vollzieht sich nach amerikanischem System mit amerikanischer Eile: man erreicht den zweiten Stock in derselben Zeit, welche der andere Lift gebraucht, um die nur halb so lange Reise in den ersten Stock zu machen. Das System Otis zieht die Kabine auf ihrem schrägen und gebogenen Weg mittelst eines sehr einfachen Mechanismus an einem stählernen Kabel in die Höhe; sobald das Kabel endlich eine im zweiten Stock angebrachte Leitrolle erreicht hat, steigt es wieder zur Erde herab und windet sich an einem riesigen Flaschenzug auf, an welchem jeder einzelne Teil sechsfach ist, sechs Räder mit einem Durchmesser von 1—4 m. Automatische Hemm-Vorrichtungen schließen jeden Unfall aus.

Der dritte Aufzug (System Edoux) vermittelt die Erreichung der Spitze des Turmes, um aus dem schon erwähnten Spiegelsaale, vor Wind und Wetter geschützt, einen Ausblick von 120 Km. in der Runde zu genießen. Dieser Aufzug, der übrigens bereits in vielen Pariser Häusern funktioniert, besteht aus einer metallenen Säule, die an ihrem Ende die Kabine trägt und in einen, gleich einem Brunnen unter dem Boden angebrachten hohlen Zylinder taucht. Das Wasser, welches in diesen Zylinder hineingepreßt wird, treibt die Metallsäule wie einen Stempel vorwärts und hebt folglich die Kabine samt ihrer Last. Der Edoux'sche Lift setzt mithin immer eine Tiefe unter seinem Ausgangspunkt von derselben Größe voraus, als die Höhe beträgt, zu welcher er aufsteigen soll, und das Geniale dieses Lifts bei seiner Bestimmung für den Eiffelturm besteht darin, daß man gewissermaßen als Ausgangspunkt für ihn die Mitte der zu durchlaufenden Distanz

annahm. Er setzt sich von einer Art Terrasse im Innern des Turmes aus (ungefähr beim achten Absatz des obersten Teils) in Bewegung und unter dieser Terrasse steigt brunnenartig der hohle Zylinder mit der Metallsäule hinab, welche die Kabine bis zum Spiegelsaale hinauftreibt. Die an dem Metallkolben befestigte Kabine dient ihrerseits wieder zur Befestigung eines Kabels, das über eine an der Spitze des Turmes angebrachte Rolle gleitet und an seinem andern Ende eine zweite Kabine trägt, so daß, wenn die eine Kabine steigt, die andere sinkt und umgekehrt. Die Länge des Kabels ist so berechnet, daß beide Kabinen, wenn die Metallsäule sich ganz in den Zylinder zurückgezogen hat, d. h. wenn der Aufzug unten angelangt ist, dort nebeneinander, Seite an Seite, stehen. Wird nun der Aufzug in Bewegung gesetzt und steigt die erste Kabine empor, so geht die zweite nach abwärts, und da sich die Terrasse genau in der Mitte des zurückzulegenden Weges befindet, erreicht die erste den Spiegelsaal in demselben Augenblick, wo die zweite im zweiten Stock anlangt und nimmt dort, während die erste stets leer zurückkommt, Passagiere ein; im Mittelstock halten sie beide, die Insassen der zweiten begeben sich in die erste Kabine und gelangen, nachdem sie in zwei Etappen einen Weg von 160 m. zurückgelegt, auf die Spitze des Turmes. Es werden 63 Personen auf einmal hinaufbefördert und der ganze Weg, hin und zurück, dauert höchstens 5 Minuten. Das Uebersteigen von einer Kabine in die andere vollzieht sich auf zwei verschiedenen Wegen (für die Kommenden und für die Gehenden) in kürzester Zeit. Wie bei den anderen Lifts beugt auch hier eine mächtige Hemm-Vorrichtung jedem Unfall vor: das Schlimmste, was den Passagieren widerfahren kann, ist, daß sie mitten in der Fahrt warten müssen, bis man sie von der Diensttreppe aus erlöst.

Der Eiffelturm hat also außer seinen Treppen fünf Aufzüge, welche in der Stunde 2350 Personen in den ersten und zweiten Stock und 750 Personen in die Spitze zu befördern vermögen: die Zirkulation auf den Treppen eingerechnet, können stündlich 5000 Besucher in den Turm gelangen und mittelst der beiden Lifts Otis und Edoux kann man in 5 Minuten die Spitze erreichen. Die für diese Zwecke aufgewendete Kraft liefert eine am Fuße des Turmes installierte Pumpe von 400 Pferdekräften.

G. W.

* Russische Mammuthfunde.

Nach der russischen Zeitschrift „Wostotscharje Obosreni" ist in Krasnojarsk vor kurzem aus Dubniki der Kaufmann Ssotaikoff, der jenseit der Tundren Geschäfte macht, mit der Meldung, die er verbürgen zu können erklärt, eingetroffen, daß 2000 Werst von Dubniki und 200 Werst vom Eismeer entfernt ein Eingeborener im verflossenen Sommer den Riesen-Kadaver eines Mammuths aufgefunden habe. Das Ungeheuer lag in einer Thalsenkung neben einem kleinen Fluß; nur die Stirn und ein Ohr, beide übrigens vollkommen erhalten und mit Haut bedeckt, waren sichtbar. Da den Kadaver Massen von Blaufüchsen umschwärmten und da der Eingeborene wußte, daß General Anuschkin eine hohe Prämie für das Auffinden eines ganzen Mammuths ausgesetzt hatte, machte er bei dem betreffenden Pristaw die Anzeige und hat seitdem Anstalten getroffen, die Füchse fern zu halten; der oben genannte Kaufmann aber ersuchte die Behörden um ihr Einschreiten, auf daß das Mammuth der Wissenschaft erhalten bleibe. Ein zweites Mammuth soll übrigens, ebenfalls im vergangenen Sommer, am Ufer des Jenissei, 600 Werst von Jenisseisk, aufgefunden sein.

G. W.

* Gegen die Auswanderung nach dem oberen Orinoco.

Im Maiheft des „Bollettino della Società geografica italiana" hatte Graf Stradelli in einem aus Atures (am Orinoco) geschriebenen Bericht einer Einwanderung seiner italienischen Landsleute in die Gegenden des oberen Orinoco zwischen dem Rio Meta und dem Randal d'Atures entschieden das Wort geredet. Nach einem längeren Aufenthalt nun, den der Graf in jenen Gegenden genommen, sieht er sich veranlaßt, was er im Maiheft geschrieben, in einem anderen Brief (vom Juli) zurückzunehmen. Die Gesellschaft, welche die Einwanderung in jene Gegenden betreibt, hat noch mit Schwierigkeiten wegen der Konzession zu kämpfen, sie hat überhaupt noch für ihre eigene Existenz so viel zu thun, daß sie den Einwanderern keine Garantie für die Zukunft, nicht einmal die Lebensmittel für den Augenblick bieten kann. Darum warnt der Graf seine Landsleute ernstlich vor einer Auswanderung in jenes Gebiet, um so mehr, als er gehört hat, daß die genannte Gesellschaft in Italien Unterhandlungen wegen Zufuhr italienischer Einwanderer angeknüpft hat. Geradezu ins Verderben stürzen, würde es aber heißen, sagt der Graf, wollte man die Auswanderer nach dem anderen Teil des Orinoco zwischen San Fernando, Esmeralla, dem Cassiquiare und dem Rio Negro zur Gewinnung des Gummi elasticum locken. Der Untergang der Arbeiter ist dort wegen des verderblichen Klima's, der ungesunden Thätigkeit, der Entbehrungen aller Art ein langsamer, aber sicherer, dem selbst der Eingeborene kaum zu entgehen vermag. Als warnendes Beispiel teilt der Verfasser zum Schlusse mit, daß im Jahre 1879 400 Arbeiter (zum größten Teil Italiener), welche durch den Konkurs der Gesellschaft, der sie gedient hatten, genötigt waren, auf jede Weise ihren Unterhalt zu verdienen, sich eben jener Thätigkeit der Gewinnung des Gummi elasticum zuwandten, dabei aber innerhalb zweier Jahre zu mehr als zwei Dritteln den Tod fanden. Wir glaubten, diese Warnung unseren Landsleuten nicht vorenthalten zu dürfen, für den Fall, daß auch bei uns Auswanderer für jene Gegenden gesucht werden, deren Unzuträglichkeit der Deutsche jedenfalls noch weniger aushält, als der an die südliche Sonne doch gewöhnte Italiener. D.

Preisausschreiben.

Auch noch auf den neuesten und besten Spezialkarten der Landesteile des Deutschen Reiches, wie wir sie unseren Militärbehörden zu verdanken haben, finden sich Irrtümer bezüglich der richtigen Wortform, seltener bezüglich der zutreffenden Ortsansetzung der Namen. Die unterzeichnete, vom Deutschen Geographentag eingesetzte Kommission schreibt hiermit einen Preis von 400 Mark aus für die genaueste und umfassendste Nachweisung derartiger Fehler unserer Generalstabskarten, sowie für die gründlichste orts- und sprachkundige Berichtigung derselben. Hierbei kann ebenso wohl das Deutsche Reich im ganzen wie ein Teil desselben Gegenstand der Bearbeitung sein. Die Preisbewerber wollen ihre (gut leserlich zu schreibenden) Arbeiten bis zum 1. Mai 1890 an die Zentralkommission unter der Adresse „Prof. Kirchhoff in Halle a. S." einsenden, und zwar ohne offene Nennung ihres Namens, jedoch mit Beifügen ihrer Namens- und Wohnungsangabe in versiegeltem Umschlag. Die Arbeiten bleiben dann Eigentum der Kommission. Wird eine derselben als die weitaus beste von allen erkannt, so erhält sie den vollen Preis, anderenfalls wird der ausgesetzte Preis nach Maßgabe der Inhaltstüchtigkeit an die besten Arbeiten verteilt.

Halle den 1. Mai 1889.

Die Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland.

☞ Hierzu ein Prospektus des **Geographischen Instituts in Weimar.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 23. Stuttgart, 10. Juni 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Ansichten eines Ausländers in der Indianer-Frage. Von H. Ten Kate im Haag. S. 441. — 2. Die Wüste Gobi und die Himálayas. Von Lieutenant F. E. Younghusband. S. 444. — 3. Major Barttelot's Lager am Aruhwimi. (Fortsetzung.) S. 448. — 4. Chinesische Sterbebräuche. Von Adele M. Fielde. S. 452. — 5. Die Wiener Zahnradbahn. Von J. Barber. S. 456. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 458. — 7. Kleinere Mitteilung. S. 460.

Ansichten eines Ausländers über die Indianer-Frage.

Von H. Ten Kate im Haag.[1]

Das Interesse, welches ich von jeher nicht nur als Philanthrop, sondern auch als Ethnolog an dem nordamerikanischen Indianer genommen habe, mit welchem ich in seiner Heimat bekannt geworden bin, mag es rechtfertigen, wenn ich in den nachstehenden Zeilen meine Ansichten über einige Punkte der „Indianer-Frage" zu geben wage. Obgleich ich zweifle, ob meine Ansicht irgend einen unmittelbaren Einfluß auf das Verfahren der Regierung der Vereinigten Staaten gegen die Indianer haben wird, wohl ebenso wenig als so viele frühere Berufungen und Fürsprachen, welche vielleicht beredter und kompetenter waren als die meinige — so bin ich gleichwohl beeifert zu zeigen, was ein in möglichst unparteiischer und objektiver Weise notwendig urteilender Ausländer über diesen Gegenstand denkt.

Ich will meine Leser nicht im einzelnen an die Behandlung erinnern, welche der Indianer seit der Entdeckung von Amerika von Seiten der Weißen erfahren hat, noch gedenke ich das zu wiederholen, was bereits über das unmenschliche Gebaren der Regierung der Vereinigten Staaten gegen gewisse besonders unglückliche Indianerstämme innerhalb der jüngsten fünfzehn Jahre geschehen ist, da die dramatischen Ereignisse, welche sich daran knüpfen, noch immer in der Erinnerung vieler, sowohl Indianer wie Amerikaner, leben. Die heldenmütigen und unglücklichen Kriege der Modocs, der Nez-Percés und nördlichen Cheyennes, gefolgt von einer zwangsweisen Vertreibung aus ihrer Heimat, der traurige Fall der Ponca-Ueberführung — sie sind so viele tiefbetrübende Thatsachen, für welche die Regierung der Vereinigten Staaten für immer in der Geschichte gebrandmarkt sein wird.

Ich will nur einige wenige Punkte berühren.

Die Geschichte der Politik und der Verhandlungen der Regierungen mit den verschiedenen Indianerstämmen beweist neben dem Vorwalten starker betrügerischer Bestrebungen und einer gänzlichen Unkenntnis des indianischen Charakters die Wahrheit meiner Behauptung, und ich brauche daher nicht noch einmal die zahlreichen Verletzungen von Verträgen und die thörichten Bestimmungen und Uebereinkünfte mit denselben aufzählen. Es sind ja genug Bücher und Broschüren vorhanden, welche davon erzählen; ich brauche nur auf die Veröffentlichungen von Professor O. C. Marsh, G. W. Manypenny, Mrs. Helen Jackson u. a. m. zu verweisen.

Hätte die Regierung den indianischen Charakter besser verstanden und von Anfang an ehrlicher und billiger gegen die Indianer gehandelt, so würden Mühsale und Störungen aller Art und große Geldausgaben vermieden worden sein.

Die jüngsten und noch schwebenden Unterhandlungen der Regierung mit den Sioux-Indianern über das Aufthun von ungefähr der Hälfte ihrer Reservation beweisen dies abermals. Ich habe mit großem Interesse mehrere Monate lang die Zeitungsberichte über diese Unterhandlungen verfolgt, allein gerade beim Lesen dieser Berichte

[1] Unter dem Titel „Council Fire" erscheint in Washington eine Monatsschrift, welche die Interessen und Rechte der nordamerikanischen Indianer mutig, taktvoll und unerschrocken vertritt. Dieser entlehnen wir den obigen gerechten und sachkundigen Aufsatz des rühmlichst bekannten holländischen Ethnographen und Forschungsreisenden, mit dessen Gesinnung die Mehrzahl unserer Leser einverstanden sein dürfte.

ist mir die unkluge und würdelose Weise aufgefallen, in welcher die Kommission der Vereinigten Staaten gehandelt hat. Ich hätte dies niemals von dem Vorsitzenden derselben, dem Kapitän R. H. Pratt, erwartet, einem Offizier, welchen ich nach Ruf und persönlicher Bekanntschaft nicht allein für einen wahren Freund des Indianers, sondern auch für einen mit dem indianischen Charakter vollkommen vertrauten Mann hielt. Seine Handlungen haben das Gegenteil bewiesen, und ich war darüber erstaunt, daß unter denjenigen, welche angeblich die Rechte des Indianers vertreten, nicht einer von Kapitän Pratt's Kameraden in der Armee, wovon doch mehrere meines Wissens seine Handlungen verurteilen, den Mut gehabt hat, gegen sein willkürliches und despotisches Verfahren Verwahrung einzulegen.

Ich übergehe die noch unentschiedene Frage: ob es gerecht ist oder nicht, die gegenwärtige Sioux-Reservation zu schmälern; aber es ist meine Ansicht, daß das Aufthun der Hälfte oder auch nur eines Teils dieser Reservation, ohne die Einwilligung der Indianer, eine Handlung der Ungerechtigkeit und des Despotismus, weil eine Verletzung der Bestimmungen des Vertrags vom Jahre 1868, sein würde.

Wenn nach der Behauptung des Häuptlings „Rote Wolke" unter den bestehenden Vertragsbestimmungen die Sioux wirklich die rechtmäßigen Besitzer ihrer gegenwärtigen Reservation sind, so beanspruchen sie nur das wahre Recht, bevor sie irgend einen Teil des Landes dem Großen Vater (dem Präsidenten) abtreten, damit er zuerst eine Auswahl aus ihrer Reserve treffe und dann über den Rest verfüge. Und für diesen Rest sollte den Indianern ein entsprechender Preis — mindestens ein Dollar für den Acre — gegeben, aber der Plan der Teilung und Verteilung der Sioux-Reservation sollte vorerst noch nicht ausgeführt werden.

Es ist meine feste Ueberzeugung, daß das System der Reservation und der Gliederung in Stämme so lange fortgeführt werden sollte, bis die Indianer so weit erzogen sind, daß sie einzelne Hausstätten halten und Bürger werden. Wenn es sein muß, so lehre man die Indianerkinder erst Englisch, dann die Lebensweise und Lebensführung und die gewerblichen Künste der Weißen, dann wird es noch immer Zeit genug für derartige Maßregeln sein; allein die Leute von höherem und mittlerem Alter lasse man vorerst ihre Tage im Frieden beschließen. Dies gilt nicht nur von den Sioux, sondern von den Indianern im allgemeinen, welche unter denselben Umständen leben, wie heutzutage die Sioux.

Bevor die Stammesorganisation abgeschafft ist, würde der Landbesitz der Einzelnen nur eine verfrühte Maßregel sein. Das verwickelte soziale System der Indianerstämme alsbald sogar mittels Gewalt aufzuheben, würde sich als beinahe unmöglich erweisen und auf den Fortschritt der Indianer nur eine äußerst schädliche Wirkung ausüben. Wenn die Zivilisation einem Urvolke beigebracht werden soll, so muß dies nur in kleinen Dosen geschehen, denn größere kann es nicht auf einmal verdauen. Die modernen zivilisierten Nationen vergessen in ihrer Behandlung der sogen. Wilden, daß viele Jahrhunderte verstrichen, bevor ihre Ahnen den gegenwärtigen Zustand der Zivilisation erreichten.

Die Entfernung zwischen wildem oder barbarischem Zustand und Zivilisation ist groß und die letztere kann niemals von einer Volksrasse sogleich erreicht werden, sondern nur mittels eines langsamen Uebergangs. Anpassung an die Zivilisation ist, gleich so vielen Erscheinungen der menschlichen Gesellschaft, ein Prozeß, eine stufenweise Entwicklung. Und doch hat der nordamerikanische Indianer die Zivilisation vergleichsweise weit früher und bereitwilliger angenommen als manche andere zivilisierte Rasse; allein trotzdem erscheint dies dem hastigen Amerikaner zu langsam, und er will den Indianer mit einemmale umwandeln.

Die vereinzelte Thatsache, welche zuweilen vorkommt, daß ein Mitglied eines wilden Stammes plötzlich die Zivilisation annimmt, beweist nicht im mindesten, daß der ganze Stamm dasselbe thue, gerade so wenig wie die Akklimatisation weniger einzelner Personen in einem tropischen Klima beweist, daß die Rasse, zu welcher diese Personen gehören, für die Akklimatisation im allgemeinen geeignet ist. Bis jetzt sehe ich noch nicht die Notwendigkeit ein, warum die Zahl der indianischen Reservationen vermindert werden sollte. In den westlichen Staaten und Territorien gibt es noch Millionen und aber Millionen Acres Landes, welche von den Weißen noch unangebaut und unbesetzt sind. Jenun, warum sollten alsdann die Ländereien, welche die Indianer bewohnen und bedürfen, zuerst und anstatt der noch wüstliegenden Ländereien besetzt werden?

Ich vermute, es ist nur der Neid und das Vorurteil gegen seine Rasse, welche dagegen protestieren, daß der Indianer den Grund und Boden besitzt. Die in der Nachbarschaft wohnenden Ansiedler nennen immer eine Indianer-Reservation, wenn sie auch, wie es manchmal vorkommen mag, armer und zum Anbau ungeeigneter Boden ist, „das beste Land im ganzen Territorium", und man betrachtet es als eine Schande, daß die Indianer es inne haben sollten. Meine Erfahrungen im Leben und Treiben des Westens haben mich von der Wahrheit der Aeußerung einer amerikanischen Schriftstellerin überzeugt, welche sagt: „So lange an unserer Grenze auch nur noch eine einzige Quadratmeile Land im Besitze eines schwachen und hülflosen Eigentümers ist, wird es einen starken und gewissenlosen Grenzbewohner geben, welcher sich derselben zu bemächtigen erbötig ist, und einen schwachen und gewissenlosen Politiker, welcher um eine Wahlstimme oder Geld gewonnen werden kann, um ihm den Rücken zu decken."

Ich weiß was für eine Art von Mensch der durchschnittliche „edle Pionnier" des Westens ist, nämlich ein kaltherziger, selbstsüchtiger Bursche mit einer einzigen vorherrschenden Leidenschaft: Habgier. Und es ist daher nur natürlich, daß der Indianer, welcher gewöhnlich nur mit Leuten dieses Schlages zu thun hat, falsche Begriffe von Zivilisation bekommt.

Neben dem Bruch von Versprechungen, der Verletzung von Verträgen, dem Lügen und Stehlen von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten und der weißen Ansiedler existiert noch eine andere Ungerechtigkeit und nach meiner Ansicht Thorheit, nämlich die Mitglieder der unzivilisierten indianischen Stämme, welche ein Verbrechen begangen haben, durch die Gerichte der Vereinigten Staaten aburteilen zu lassen, als ob sie zivilisierte Bürger wären. Denn erstens unterscheiden sich meines Erachtens die Ansichten der Weißen und Indianer über das, was ein Verbrechen ist, bis jetzt noch so sehr, daß die Strafe, welche der Indianer zuweilen für gewisse Vergehen erhält, ihm einfach als die Willkürhandlung eines Feindes erscheint und ihn eher verbittern als bessern wird. Zweitens, wenn man einen Indianer für noch nicht weit genug in der Zivilisation vorgeschritten betrachtet, um ihn einen Staatsbürger werden zu lassen, so muß man auch nicht annehmen, daß sein Sittengesetz dasselbe sei, wie dasjenige eines Staatsbürgers. Drittens, wenn man den Indianer als Mündel und unmündigen Pflegling der Regierung oder als ein Mitglied einer unabhängigen Nation betrachtet (welche beide Vorstellungen in der Anschauungsweise des Amerikaners sich in seltsamer Weise verquicken), dann muß man ihn in der einen oder andern Weise behandeln.

Bevor der Indianer so weit erzogen ist, daß er den Maßstab und Begriff des Weißen von Recht oder Unrecht versteht, muß man ihn, wenn er irgend etwas begeht, was der Weiße für ein Verbrechen ansieht, vor einem amtlichen Gericht für Indianer, bestehend aus Mitgliedern, welche etwas mehr vom indianischen Charakter und indianischen Institutionen verstehen, als die seither hiezu bestellten Richter, in Untersuchung ziehen lassen.

In dieser Hinsicht müssen auch die Indianer-Agenten der Vereinigten Staaten aus einer besseren und passenderen Menschenklasse gewählt werden. Sie sind in der Regel ungebildete, unwissende Leute, welche wenig oder gar kein Interesse an der Wohlfahrt der Indianer nehmen. Sie bekleiden ihre Stellen hauptsächlich wegen ihres Gehaltes und wegen der weiteren Vorteile, welche das Amt noch abwerfen mag. Die Indianeragenten sind in der Regel mit dem Charakter, Wesen und den Bräuchen der Indianer gar nicht vertraut und tragen meist auch gar nicht das Verlangen, sich damit bekannt zu machen; daher die zahllosen unbesonnenen, unklugen und willkürlichen Handlungen, die sich die Agenten zu Schulden kommen lassen und an denen die Geschichte der Indianer-Reservationen so reich ist.

Ein anderer oft vorkommender Akt der Ungerechtigkeit ist der, daß man indianische Kriegsgefangene als gemeine Verbrecher behandelt, indem man sie entweder henkt oder zu langer Gefangenschaft verurteilt. Wie eine Regierung, welche sich der Gerechtigkeit und Gleichheit rühmt, derartige Willkürhandlungen begehen kann, ist mir ein unerfindliches Rätsel.

Ein Mensch, gleichviel von welcher Farbe, welcher für dasjenige kämpft, was er für recht und für sein Recht hält, muß als ein Soldat behandelt werden und nicht als ein Verbrecher, um so mehr, wenn wie dies beinahe immer mit dem Indianer der Fall ist, der Krieg ihm aufgedrungen worden ist.

Ich muß hier noch einer anderen wichtigen Sache gedenken, die unter der gegenwärtigen infamen Indianerpolitik häufig vorkommt und für welche die Regierung der Vereinigten Staaten verdienter Tadel trifft, nämlich die Ueberführung von Indianerstämmen von einer Reservation in die andere. Diese Ueberführungen sind oft durchaus nicht zu rechtfertigen und besonders dann nicht, wenn sie große Veränderungen in Klima und anderen Bedingungen mit sich führen, die ich für einen wirklichen Massenmord halte. Ich will die Leser hier nur an die Ueberführung der Temecula erinnern, deren tragische Geschichte in der Erzählung „Ramona" der verstorbenen Mrs. Jackson so meisterhaft geschildert worden ist. Wenn wir auch Romantik und Sentimentalität ganz aus dem Spiel lassen, so kann man doch sagen, die Temecula-Ueberführung sei nur die Geschichte von einem Hundert anderer Ueberführungen gewesen, welche sich nur durch Zeit und Oertlichkeit von ihr unterscheiden.

Diejenigen in Europa, welche an Gerechtigkeit, wahre Freiheit und weise Philanthropie glauben, welche nicht blos den Mammon anbeten, sehen mit Kummer und Ingrimm, wie eine schwache Rasse von einer starken Nation behandelt wird. Solange Freiheit und Gleichheit innerhalb der nordamerikanischen Republik nicht in gleicher Weise den Menschen von jeder Klasse und Farbe gewährt werden, ist dieser Wahlspruch nur eine Parodie. Die beredte Verteidigerin der Indianer-Rechte hat mit Recht in ihrem „Jahrhundert der Schmach" gesagt: „Wenn es ein Ding gibt, woran sie (die Amerikaner) mehr glauben als an irgend ein anderes, und von dem sie wollen, daß es jedermann auf diesem Kontinent haben solle, so ist es das ‚fair play'. Und sobald sie erst recht begreifen, in wie grausamer Weise dasselbe dem Indianer verweigert worden ist, so werden sie sich erheben und es für denselben verlangen."

Acht oder neun Jahre sind vergangen, seit Mrs. Jackson dies schrieb, und was ist die Folge ihrer „Appellation an das Herz und Gewissen des amerikanischen Volkes" gewesen? Ist das Volk aufgestanden und hat dem an den Indianern begangenen Unrecht zu steuern verlangt? Hat der Kongreß erschöpfende und endgiltige Maßregeln ergriffen, um fortan die Indianer zu beschützen oder die

ungerechterweise an denselben begangenen Unthaten zu vergüten?

Einige wenige menschenfreundliche Männer und Frauen sind allerdings aufgestanden und haben sich für die Sache der Indianer, entweder einzeln und auf eigene Faust oder durch Bildung von Vereinen und Veröffentlichung von Zeitschriften und Aufsätzen verwendet; allein was hat das amerikanische Volk — das Volk als vereinigter, als Gesamtkörper — gethan? So viel ich weiß, gar nichts.

Die Thatsache, daß jene von einer der edelsten Frauen erhobene Appellation von der Nation im allgemeinen unbeachtet geblieben ist, daß ihr Hülferuf ungehört verscholl, ist ein ewiger und brennender Schandfleck für das amerikanische Volk.

Ich kenne in den Vereinigten Staaten verschiedene Männer von Stellung und Einfluß, die sich durch ihr wissenschaftliches Wissen auszeichnen, Ethnologen deren Erfahrung bezüglich des indianischen Charakters und der indianischen Stellung weit größer ist als die meinige. Wie kommt es, daß nicht einer von diesen Männern seine warnende Stimme erhebt, seinen Rat erteilt und mit all der Autorität seines überlegenen Wissens darlegt, daß die amerikanische Regierung eine Thorheit und Ungerechtigkeit begeht? Wie kommt es, daß nicht ein einziger von diesen Männern ritterlich genug ist, den Handschuh hinzuwerfen und die menschenfreundlichen und besser unterrichteten Männer von Amerika aufzufordern, daß sie sich ihnen anschließen und der Schwachen und Unterdrückten sich annehmen?

Ich habe immer geglaubt, die Amerikaner seien durchaus praktisch — nicht zum wenigsten in ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen — aber was die Anwendung der Wissenschaft auf die Indianer-Frage betrifft, so täuschen sie meine Erwartungen sehr. Und doch, wie leicht könnten diese Gelehrten der Ethnologie, „der menschenfreundlichsten aller Wissenschaften", mit ihrem — erbetenen oder unerbetenen — Rat nicht allein der Sache des Indianers, sondern des menschlichen Fortschritts im allgemeinen nützen?

Ich will diesen Aufsatz, welcher bereits hinlänglich lang geworden ist, mit dem ausdrücklichen Wunsche schließen, der neue Präsident der Vereinigten Staaten möge in seinem Verfahren gegen die Indianer weise, menschlich und gerecht sein und ohne Verzug und Bedenken dem Unrecht steuern, mit welchem diese hülflose Rasse behandelt wird.

Die Wüste Gobi und die Himálayas.

Von Lieutenant F. E. Younghusband.

Der frühere britische Lieutenant F. E. Younghusband bereitete vor einigen Monaten der Königlichen Geographischen Gesellschaft einen hohen Genuß durch einen Vortrag über eine Reise, welche er von der Mandschurei und Peking aus quer durch Zentralasien und über den Mustagh-Paß nach Kaschmir gemacht hatte. An der Erörterung derselben nahmen dann verschiedene in indischer Geographie erfahrene Offiziere teil. Der Verfasser brach im Sommer 1885 mit Herrn H. E. M. James auf, welcher seither das interessante Buch „Das lange weiße Gebirge" veröffentlicht hat, die beste Schilderung der Mandschurei, welche wir besitzen. Die Reisenden trennten sich nach einer angenehmen und gewinnreichen Reise in Newchang, Herr James, um über Tschifu und Amerika nach Hause zu reisen, und Lieutenant Younghusband, um durch die Mongolei und das chinesische Turkestan nach Indien zurückzukehren.

Bezüglich des Schauplatzes seiner früheren Reise versichert der Verfasser, daß nur wenige Länder den Reisenden besser für seine Mühen zu entschädigen vermögen, als die Mandschurei. Sie ist ein edles Land und wohl würdig, die Geburtsstätte einer Reihe von Dynastien zu sein, welche aus diesem Lande hervorgiengen und alle umliegenden Länder erobert haben, und namentlich die Heimat jener Dynastie zu sein, welche noch heute das volkreichste Land der ganzen Welt beherrscht. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist ganz außerordentlich; das ebene Land ist trefflich angebaut und wimmelt von blühenden Dörfern und wohlhabenden Marktflecken und die Hügel sind mit prächtigen Eichen- und Ulmenwäldern bedeckt. Die Schätze der Erdrinde an Metallen und nützlichen Mineralien sind gegenwärtig noch ungehoben, aber man weiß, daß Kohle und Eisen, Gold und Silber sich vorfinden. Das Klima ist gesund und kräftigend, aber im Winter sehr kalt, da die Temperatur im Süden auf -8^0 bis -18^0 C. herabsinkt. Das Land besitzt zahlreiche und bedeutende Flüsse und der hauptsächlichste darunter ist der Sungari, welcher noch bis Kirin hinauf für Fahrzeuge von drei bis vier Fuß Tiefgang schiffbar ist und dessen reiches Thal alljährlich Tausende von Kolonisten aus China anzieht. Die große Schattenseite ist das Räuberwesen, welches in der nördlichen Mandschurei sich sehr geltend macht und um dessen willen die Leute zu ihrem eigenen Schutz sich in große Dörfer und Städte zusammenthun müssen, so daß man gar keine Weiler und vereinzelte Pachthöfe sieht. Das Land heißt zwar Mandschurei, ist aber nicht von Mandschus bewohnt, denn diese sind größtenteils nach China abgezogen und ihre Stelle ist von Einwanderern aus den chinesischen Provinzen eingenommen worden. Die Abkömmlinge der Ureinwohner haben ihren alten kriegerischen Geist eingebüßt und sind zur Zielscheibe des Spotts der chinesischen Kolonisten geworden. Da dieselben den Räubern nicht die Spitze zu bieten imstande sind, so verlassen sie sich ganz auf die chinesischen Regimenter, daß diese es besorgen.

Wenn man sich auf eine lange Reise durch ein fast

unbekanntes Land vorbereitet, auf welcher man die furchtbare Wüste Gobi und das Himálaya-Gebirge durchwandern muß, so muß man für sehr viele Dinge sorgen. Man kann keine Wechsel auf irgend eine Stadt in Turkestan erhalten und muß daher einen Vorrat von baarem Gelde mitnehmen. Würde man sich mit chinesischem Kupfergeld versehen, so hätte man einen Zug Maultiere nötig, um eine erforderliche Summe mit sich zu führen. Die Aufgabe unseres Reisenden wurde dadurch gelöst, daß er 60 Pfund ungemünzten Silbers mitnahm und in seinem Gepäck unterbrachte. Auch mit Kleidung für große Hitze und strenge Kälte mußte man sich reichlich versehen und sich einen Vorrat von Heilmitteln beilegen, sowohl für den eigenen Gebrauch und seine Begleiter wie für die Einwohner des zu bereisenden Landes, denn es ist immer von großem Nutzen, wenn man den Eingeborenen Medizin reichen kann. Herr Younghusband that wohl, daß er einen Vorrat von Heilmitteln mitnahm, denn da Herrn Dalgleish's Ruf als Arzt sich durch ganz Turkestan verbreitet hatte, so glaubten die Turkis, weil Herr Younghusband ein Engländer war, müsse er ebenfalls imstande sein, jede Krankheit zu kurieren, welche sie hatten.

Bei der Reise von Kalgan das Thal des Yangho hinauf bot das Land einen öden und verlassenen Anblick dar, denn die Dörfer lagen halb in Trümmern; zahlreiche, nun halb verfallene Warttürme waren über das Land hin zerstreut, und die schlechtgenährten und ärmlichgekleideten Bewohner versuchten nur mit halbem Mut die Felder zu bebauen, welche infolge der in dieser Jahreszeit beinahe täglich vorkommenden Sandstürme beständig mit Staub bedeckt waren. Der Boden besteht vorwiegend aus Löß, einer leichten zerreiblichen Erdart, welche in Staub zerfällt, wenn nur der leichteste Druck auf sie ausgeübt wird. Infolge davon sind die Straßen 30—40 Fuß tief unter das Niveau des umgebenden Landes versenkt, denn wenn ein Karren über den Weg hingeht, so zerfällt der Boden in Staub, welchen der Wind davon trägt, und so entsteht ein Wagengeleise. Weiterer Wagenverkehr folgt, weiterer Staub wird hinweggeblasen und allmählich sinkt der Weg immer tiefer unter das umgebende Niveau, denn die Chinesen lassen es sich hier wie anderwärts nicht einfallen, einen Weg auszubessern.

„Am 14. April 1886", sagt unser Reisender, „betrat ich die wirklichen Steppen, welche Charakterzüge der eigentlichen Mongolei sind. Weit in die Ferne hinaus erstreckte sich eine große, wellenförmige grasige Ebene, auf welcher die Heerden von Schafen, Rindern und Pferden und die Jurten oder Filzzelte der Mongolen zerstreut waren. Diese Menschen boten einen auffallenden Kontrast zu den Chinesen dar, welche die Provinzen bewohnen, die ich soeben verlassen hatte. Sie waren stark und kräftig, mit runden, gesund gerötеten Gesichtern, einfachen Sinnes, gutmütig und voll gemütlichem, herzlichem Humor. Ihr Dasein ist ein nomadisches Hirtenleben und sie geben sich nicht mit Landbau ab, aber sie sind friedliebend. Der echte kriegerische Geist, welcher sie in den Tagen Dschingis Khans so mächtig machte, ist nun ganz verschwunden. Die chinesische Regierung hat die Männer vorsätzlich ermutigt, Lamas zu werden, und nun sollen mindestens sechzig Prozent der ganzen männlichen Bevölkerung Lamas sein, welche nach den Geboten ihrer Religion weder heiraten noch Krieg führen dürfen. Infolge davon hat nicht nur die Streitbarkeit der Mongolen, sondern auch ihre Volkszahl bedeutend abgenommen. Ferner hat neuerdings eine große Hungersnot viele hinweggerafft, und das Land würde allem Anschein nach entvölkert werden, wenn nicht chinesische Einwanderer fortwährend zuströmen und die Mongolen in ihrer Betriebsamkeit und in ihren Berufsarten übertreffen würden, denn ich habe in der Mongolei Chinesen als Besitzer von Schafheerden getroffen, welche sie für den Markt von Peking mästeten."

Um der Tageshitze auszuweichen und die Kameele bei Tage waiden lassen, wo sie beaufsichtigt und vor dem Davonlaufen bewahrt werden konnten, bestand der gewöhnliche Reiseplan darin, daß man ungefähr um drei Uhr Nachmittags aufbrach und bis Mitternacht oder noch später reiste. „Die Nächte waren oft wunderschön und die Sterne schienen mit einem ungewohnten Glanz. Venus war ein leuchtendes Gestirn und führte uns über manche Meile von dieser Wüste. Auch die Milchstraße war so hell, daß sie aussah wie lichteeine phosphoreszierende Wolke oder wie eine Wolke, hinter welcher der Mond stand. Diese Helle der Atmosphäre rührte wahrscheinlich von ihrer merkwürdigen Trockenheit her. Alles war so ausgedörrt und so mit Elektrizität geladen, daß, wenn man ein Schaffell oder eine Wolldecke auseinanderlegte, es ein lautes Knistern und Funkensprühen gab. Die Temperatur schwankte bedeutend; die Fröste dauerten bis Ende Mai fort; allein die Tage waren oft sehr heiß und häufig schon Morgens um neun oder zehn Uhr am heißesten, denn später sprang gewöhnlich ein starker Wind auf und blies zuweilen mit äußerster Heftigkeit bis Sonnenuntergang, wo er sich meist wieder legte. Kam dieser Wind aus Norden, so war das Wetter schön, aber kalt. Kam er aus Süden, so war es wärmer, aber es sammelten sich Wolken an und es fiel zuweilen Regen; dieser verwandelte sich jedoch meist in Dunst, ehe er den Boden erreichte. Wir konnten vor uns schweren Regen fallen sehen, allein ehe er zur Erde herabkam, konnte er allmählich unsichtbar werden oder ganz verschwinden, und wenn wir an die Stelle kamen, über welcher wir den Regen hatten fallen sehen, war keine Spur von Feuchtigkeit auf dem Boden zu finden. Anstatt des Regens fand der Sand überall seinen Weg. Gelegentlich mußte man den Marsch einstellen, weil die Kameele nicht gegen den heftigen Wind anzukommen vermochten. An einen großen, von allem Pflanzenwuchs entblößten Hügelrücken von nacktem Sand am westlichen Ende der Husku-Berge, welcher ungefähr

acht deutsche Meilen lang und neunhundert Fuß hoch war, knüpft sich eine Sage von einer großen Heeresmacht, die sich einst gesammelt und angeschickt habe, nach China vorzurücken, worauf sich ein gewaltiger Wind erhoben, dieselbe mit Sand überschüttet und alle nebst mehreren Dörfern und Tempeln verschüttet habe."

Das Altai-Gebirge war vollkommen kahl; sein oberer Teil war vollkommen nackter Fels, und der untere bestand aus langen kiesigen, aus dem Schutt und den Trümmern darüber bestehenden Abhängen. Dieser Schutt bildet sich unter dem Einfluß der Extreme des Klima's auf dem unbeschützten Felsen ohne hinreichenden Regenfall, um denselben abzuspülen. So häuft er sich denn in einem einförmigen, oft 6—8 geogr. Meilen langen Abhang an und läßt am Gipfel nur einige Hundert Fuß von den ursprünglichen zackigen Umrissen des Berges sichtbar. Ein hervorragender Gipfel des Altai ward unserem Reisenden gezeigt, als eine grasige Einsenkung bedeckend, welche von wilden Kameelen besucht wird. Die Mongolen sollen diese Kameele um ihrer Felle willen schießen und ebenso die Jungen derselben einfangen und als Reitkameele dressieren; diese sollen dann in einem Tag vierzig deutsche Meilen zurücklegen, aber nicht ans Lasttragen gewöhnt werden können. Sie sind kleiner als die zahmen Kameele und sollen kurzes glattes Haar, anstatt des langen wolligen der gewöhnlichen mongolischen Kameele, haben. Man sieht auch beträchtliche Mengen wilder Esel und wilder Pferde, des Equus Przewalskii, auf den Ebenen herumziehen.

Der schwierigste Marsch auf diesen Ebenen war derjenigen des letzten Tages, welcher angesichts des Tian Schan oder „himmlischen Gebirges" zurückgelegt wurde. Er war 14 geogr. Mln. lang und auf der ganzen Strecke konnte keine Spur von Wasser gefunden werden, während die Hitze furchtbar war, denn der Wind blies von dem erhitzten Kies hinweg wie von einem Ofen, und „ich pflegte meine Hand als Schutzmittel vor mein Gesicht zu halten, gerade so als ob ich mich einem Feuer näherte."

Am nächsten Abend hieß eine freundliche Stimme die Reisegesellschaft willkommen, als diese an den unteren Abhängen des Tian Schan nach einem Turki-Hause hinanstieg, an welchem ein klarer Bach vorüberfloß. Das Gelände auf dem südlichen Abhang der Hügelreihe blieb noch immer Wüste, allein alle 3 bis 4 geogr. Mln. von einander war eine kleine Oase, welche ein Dorf und angebaute Ländereien enthielt. Man konnte leicht einen Unterschied zwischen den Turki-Städten und den gewöhnlichen chinesischen bemerken. „In China sind die Häuser in der Regel groß und wohlgebaut, mit geneigten Dächern und vorspringenden überhängenden Dachenden. Die Läden sind von einer achtbaren Größe und haben Raum genug im Innern zum Aufspeichern der verkäuflichen Waren und für mehrere rührige Ladendiener hinter soliden Ladentischen, welche die Kunden emsig bedienen. In Turkestan sind Häuser und Läden mehr von indischem Styl, niedrig, aus Lehm gebaut und mit flachen Dächern, die Läden klein und ringsum mit Waren vollgepfropft, so daß kaum der Ladenbesitzer darin Platz hat. . . . Könnte man ganz Turkestan aus der Vogelperspektive aufnehmen, so würde es als eine große, nackte, auf drei Seiten von kahlen Bergen umgebene Wüste erscheinen, wo nur am Fuß der Berge einige lebhaft grüne Flecke erscheinen, welche sich scharf und bestimmt davon abheben, wie Spritzer grüner Farbe von einem Gemälde in Sepia." Die Oasen sind außerordentlich fruchtbar; jedes anbaufähige Fleckchen Land ist gewissenhaft benützt und jeder verfügbare Tropfen Wasser aufgefangen und für die Bewässerung verwendet. Die Einwohner sind fleißig, verstehen sich aber nicht so gut auf den Landbau wie die Chinesen. Sie erscheinen friedlich und zufrieden, kleiden sich einfach und reinlich und wohnen in Häusern, welche zwar von Lehm erbaut sind, aber im Innern äußerst reinlich gehalten werden. Den Turkis fehlt es übrigens sehr an Mut, und sie haben einen gewaltigen Respekt vor den Chinesen, welche auf sie wie auf alle Völker dieser Regionen einen tiefen Eindruck von ihrer überwältigenden Kraft und Bedeutung machen. Sie sind vollkommen bewandert in der Kunst, den Orientalen zu imponieren, und ihre Beamten werden kaum für menschliche Wesen, sondern für halbe Gottheiten und höhere Geister angesehen, welche „eine große ummauerte Einfriedigung bewohnen, deren Eingang durch massive Thore versperrt ist und die nur in großem Staat und unter einem zahlreichen prunkenden Geleite in der Oeffentlichkeit erscheinen. China gilt bei den Turkis beinahe für ein fabelhaftes Land." Sie gehen niemals dorthin, sondern hören von demselben nur von den Chinesen, welche davon die übertriebensten Schilderungen entwerfen und ihnen sagen, der Kaiser habe eine zahllose Menge Soldaten unter seinem Befehl und einen Berg von Gold sowie einen von Silber, aus welchen er unermeßliche Schätze entnehme." Turfan, das auf einer sehr niedrigen Erhebung liegt und ganz von der Wüste umgeben ist, leidet unter einer gewaltigen Hitze, so daß die Einwohner, um derselben auszuweichen, sich unterirdische Gemächer graben, welche sie den Tag über bewohnen.

Herr Younghusband fand die Kirgisen, deren Land er zunächst betrat, wohlhabender als die Mongolen oder Kalmücken. Sie sind besser gekleidet, wohnen in besseren Zelten und halten sich reinlicher; sie sind schöne kräftige Männer, nicht so fleißig und gewerbsam wie die Turkis, aber doch um ein bedeutendes mehr als die Mongolen. „Wir verbrachten jede Nacht in ihren Zelten, und sie waren im allgemeinen sehr höflich, obwohl natürlich sehr neugierig, zu erfahren, wer ich war, und alle meine Habseligkeiten zu sehen. Der Afghane hatte große Mühe, alle ihre Fragen zu beantworten, so daß er, wenn es ihm lästig und langweilig wurde, seinen Teppich auszubreiten und seine Gebete herzusagen pflegte; er war ein Hadschi und mußte, um seinen Religionsvorschriften gewissenhaft

zu genügen, täglich fünfmal beten. Wenn er dann den ganzen Tag gereist und nicht imstande gewesen war, seine Gebete herzusagen, so pflegte er es am Abend hereinzubringen, indem er sie auf einmal eine halbe Stunde lang hersagte." Auf der unter dem Namen der großen Syrte bekannten Ebene waren große von den Kirgisen bebaute Weizenfelder und auf diesen eigens zur Aufbewahrung des Getreides gebaute Häuser, während die Bauern selbst unter ihren Zelten zu wohnen fortfuhren; die Leute meinten, sie wohnten lieber in Zelten, weil sie immer fürchteten, die Häuser könnten ihnen über den Kopf zusammenfallen. Als Herr Younghusband dagegen einige Tage später den Himálaya zu übersteigen begann, hatte er sich der Gefahr zu erwehren, welche mit dem Bewohnen eines Zeltes verbunden ist. In dieser Gegend lauern nämlich die Kandschutis auf den Reisenden, beobachten bei Tag dessen Treiben und überfallen ihn bei Nacht. Wenn er ein Zelt aufschlägt, durchschneiden sie ihm die Spannstricke und suchen ihn unter dem zusammenstürzenden Zelt zu fangen. „Da ich aber meine Reise in Indien und nicht in Kandschut beendigen wollte", sagte unser Reisender, „so verzichtete ich auf den Gebrauch eines Zeltes, biwakierte drei Wochen lang während meiner ganzen Reise durch den Himálaya unter freiem Himmel, breitete meinen Teppich an der mindest windigen Stelle im Schutze eines freundlichen Felsens auf dem nackten Erdboden aus und wechselte immer nach Einbruch der Dunkelheit den Ort."

Um das Hochgebirge zu überschreiten, war eine vollständige Ausrüstung notwendig: gute, gesunde, starke und ausdauernde Gebirgspferde, Reserve-Hufeisen für dieselben und Werkzeuge zum Hufbeschlag, Packsättel und Wolldecken und lange Röcke oder Mäntel aus Schafpelz für die Leute, sowie Pickel, Hacken, Schaufeln und Spaten zum Wegbau, weil es dort keine Straßen und Wege gab. „Als wir weiter ins Gebirge hineinkamen, bemerkte ich, daß der schwere Dunst, welcher immer über den Bezirken Kaschgar und Yarkand schwebte, verschwand. Dieser Dunstschleier rührte meines Bedünkens von dem Staub her, welcher von dem in jenen Bezirken fortwährend wehenden Wind aufgewirbelt wird, denn ich bemerkte, daß fortdauernd eine dünne Staubdecke auf den Felsen im Thale des Tisuaf-Flusses lag, wo es eigentlich keinen natürlichen Staub gibt, allein über welchem jener Dunstschleier beständig hängt, und daß in demselben Verhältnis, wie wir weiter landeinwärts vordrangen und der Dunst verschwand, auch diese Staubdecke auf den Felsen aufhörte."

Vom Gipfel des (16,000—17,000 Fuß hohen) Aghil-Darwan-Passes aus hatte unser Reisender einen Anblick der großen Mustagh-Bergkette oder des Karakorum-Gebirges, welches die Wasserscheide bildet zwischen den Strömen, welche in den Indischen Ozean münden und denjenigen, die ihren Weg durch Zentralasien nehmen, und von dessen Hauptkette ein ungeheurer Gletscher herunterkommt. „Das Aussehen dieses Gebirges ist außerordentlich kühn und zerklüftet, wie sich diese Berghäupter so in einer Reihenfolger spitzer Nadeln oder Gipfel erheben, als wären sie in Hunderten von Matterhörnern hier zusammengesteckt: aber das Matterhorn, der Montblanc und die gesamten Schweizeralpen wären noch viele Hundert Fuß unter mir gewesen, während diese Gebirge sie in feierlicher Großartigkeit noch um Tausende von Fußen überragten. Nicht Ein lebendes Wesen war hier zu sehen, nicht ein einziger Laut zu hören; alles war Schnee und Eis und Felsenstürze, während diese Berge viel zu großartig sind, um etwas so Unbedeutendes wie Bäume oder irgend eine Art von Vegetation zu tragen. Kühn und einsam stehen sie in ihrer Glorie da und gestatten dem Menschen nur während einiger Monate des Jahres, sich in dieselben zu wagen, um ihre Pracht zu bewundern und dieselbe den Leuten da draußen zu schildern. Als ich mir diese Szene betrachtete, war mir zu Mute, als dringe ich in das Heim irgend einer großen, unsichtbaren, aber alles durchdringenden Gottheit ein."

„Nachdem wir im Thal des Flusses Sarpo Laggo einige Meilen weit gegen den Mustagh-Paß hinangestiegen waren, kamen wir in Sicht des großen Hochgipfels K^2, des zweithöchsten Berges der Welt, mit einer Höhe von 28,250 Fuß. Wir konnten ihn durch eine Bresche im Gebirge sehen, wie er sich aufrecht, kühn und einsam erhob, vom Fuß bis zum Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt. Der obere Teil war auf eine Höhe von vielleicht fünftausend Fuß ein vollkommener Kegel und scheint ganz aus Eis und Schnee, der Anhäufung von vielen Jahrhunderten, zu bestehen. Der untere Teil war abschüssiger, aber steil genug, den Schnee nicht auf sich liegen zu lassen, während die von seinen Seiten herabfallenden Schneemassen an der Basis einen großen Gletscher bildeten. Es war ein prachtvoller Anblick und wir konnten uns nicht von demselben losreißen." Den Namen K^2 hat dieser Berg bei der trigonometrischen Vermessung erhalten, in Erwartung der Auffindung eines einheimischen Namens für ihn, denn die erleuchteten Mitglieder des Vermessungskorps geben immer einheimischen Namen den Vorzug, wenn solche gefunden werden können. Er hat jedoch wahrscheinlich keinen Namen wie der Mount Everest,[1] da er den Einheimischen nicht bekannt genug ist, denn beide Hochgipfel können nur von beinahe unzugänglichen Stellen aus gesehen werden. Es wurde für denselben der Name „Godwin-Austen-Pik" — nach dem Offizier, welcher zuerst die Mustagh-Kette und ihre Gletscher vermessen hat, — in der betreffenden Versammlung der Königl. Gesellschaft vorgeschlagen.

Die tiefergreifende Schilderung der Uebersteigung des Mustagh-Passes, wo die Gesellschaft eine Höhe von neun-

[1] Der Name, welchen man gewöhnlich als den einheimischen für den Mount Everest angibt, ist nicht der Name des Hochgipfels selbst, sondern eines der vielen Nebengipfel, welche die höchste Spitze wie Trabanten umgeben und sie für gewöhnlich dem Blick entziehen.

zehntausend Fuß über der Meeresfläche erreichte, ist zu lang, um hier zitirt zu werden; sie umfaßt einfach nur die gewöhnlichen, aber ins Ungeheure vergrößerten Abenteuer des Kletterns in der Eiswelt der Hochalpen und bringt keine neuen Thatsachen bei. Gelegentlich der Diskussion über Lieutenant Younghusband's Vortrag bemerkte der General Strachey, der Präsident der Königl. Gesellschaft, dieser Paß scheine der Mittelpunkt der wunderbarsten Anhäufung von Gletschern auf der Erdoberfläche zu sein. Einige von ihnen, welche Oberst Godwin-Austen beschrieb und welche Lieutenant Younghusband passiert haben muß, hatten eine Länge von 6—8 geogr. Meilen, und wenn der Reisende von einem auf den andern übersteigen würde, so wäre er wahrscheinlich imstande, eine Gletscheroberfläche von 14—16 geogr. Meilen Länge zu passieren.

Major Barttelot's Lager am Aruhwimi.

(Fortsetzung.)

Da Tippu Tip noch immer in Kassongo abwesend war und niemand zu wissen schien, wann er wohl zurückkehre, so blieb mir nichts anderes übrig, als zu warten, bis es ihm beliebe, zu kommen. Ich nahm daher die Gelegenheit wahr, die Dampfbarkasse und das Walfischboot auszuräumen und in die gehörige Ordnung bringen zu lassen, um auf jede zunächst an mich herantretende Arbeit vorbereitet zu sein. Am Nachmittag des 22. Mai verkündigte mir ein furchtbares Musketenfeuer auf dem rechten Ufer, daß Tippu Tip, aliâs Tippuru, aliâs Mtipula, aliâs Hamid-bin-Mahomed angekommen sei, und sah ich bald den Major Barttelot und Lieutenant van Kerckhoven in den Stromschnellen in einem Kahn übersetzen. Da ich gerade sehr beschäftigt war, mußte ich notgedrungen in der „A.I.A." zurückbleiben, trotz meiner Ungeduld, zu erfahren, ob Jamieson mit Tippu Tip gekommen und ob es ihm gelungen war, Träger zu bekommen. Später am Abend kehrte Major Barttelot nach der Insel zurück, und mit ihm Jamieson in grauen Beinkleidern, in einem Flanellhemd und einem Sonnenhelme. Nachdem dieser sich den Reisestaub abgewaschen hatte, setzten wir uns alle zum Abendbrot nieder, und ich verbrachte den angenehmsten Abend, den ich seit Wochen genossen hatte. Jamieson's Vorrat von Geschichten erschien unerschöpflich, und er war während der kurzen Zeit, wo ich ihn kannte, immer derselbe; gleichviel, wie schlecht es ihm auch gieng, er verlor niemals seine gute Laune und hatte für langweilige Augenblicke immer ein Lied oder einen Scherz in Bereitschaft. Sein größtes Bedauern war die Seltenheit von Wild. Nachdem er am Sambesi und im Matabele-Lande gejagt, hatte er auf ein günstiges Waidwerk in einem Lande gerechnet, wohin seither nur wenige Jäger gekommen waren, und wurde daher nicht wenig enttäuscht durch die Entdeckung, daß die Umgegend der Stanley-Fälle wegen des undurchdringlichen Unterholzes der Wälder als Jagdgrund beinahe nutzlos war. Er hatte nach seiner eigenen Aussage seither beinahe noch nichts gesehen, was einen Schuß Pulver wert war, und wenn ihm je ein Tier zu Gesicht gekommen, so war es in der dichten Dschungel verschwunden, ehe er das Gewehr an die Schulter zu bringen vermocht. Er teilte mir ferner mit, daß Tippu Tip anstatt der versprochenen 600 Träger deren nur 400 mitgebracht habe, weil die Leute angeblich nicht in ein fremdes Land gehen wollten.

Als ich einen oder zwei Tage später zum zweiten Frühstück kam, fand ich, daß Tippu Tip herüber gekommen war und mit Major Barttelot und Jamieson Geschäfte verhandelte. Angesichts der hellen Hautfarbe der anderen Araber war ich einigermaßen erstaunt, Tippu Tip so schwarz zu finden, als ich nur irgend einen Neger gesehen hatte; aber er hatte einen schönen wohlgeformten Kopf mit einer Glatze und einen kurzen schwarzen, stark mit weißen Haaren untermischten Bart. Er war nach dem gewöhnlichen arabischen Styl, aber weit einfacher gekleidet, als die meisten arabischen Häuptlinge und hatte eine breite, wohlgebildete Gestalt; seine dunklen großen Augen waren eigentümlich unruhig.

Da ich sehr viel zu thun hatte, um die Dampfbarkasse zur Rückkehr nach Yambuya fertig zu machen, hatte ich nicht viel Gelegenheit, ihn weiter zu beobachten; aber einige Tage später fuhr ich in einem Kahn von Wenyi-Fischern (welche jede Strömung und jeden Strudel kennen und mit verhältnismäßiger Leichtigkeit mittelst ihrer großen Kähne über die Stromschnellen zu fahren verstehen) durch die Katarakten ans jenseitige Ufer und fand Tippu Tip mit der Untersuchung eines großen Haufens Elfenbeins beschäftigt. Als er mich sah, leerte er eine Matte neben sich ab, und lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen. Ich verbrachte einige Stunden damit, ihn genau zu beobachten, wie jeder einzelne Stoßzahn herbeigebracht und von seinen Leuten gezeichnet und von ihm in arabischer Schrift auf einem Stück Papier aufgezeichnet wurde. Salim-bin-Soudi, sein Dolmetscher, erzählte mir mittlerweile, wie es ungefähr neun Monate gekostet habe, um das Elfenbein, das ich hier sehe — ungefähr zwei Tonnen — zusammen zu bringen; daß einiges vom Lomami, anderes von den Regionen des Aruhwimi kommen, von den Gefechten, welche man mit den Eingeborenen hatte bestehen müssen ꝛc., bis ich mich unwillkürlich darüber verwundern mußte, wie viel Menschenleben jeder Stoßzahn darstellte.

Dieser Dolmetscher Salim-bin-Soudi entspricht so genau der Schilderung, welche Stanley in seinem Werke „Durch den schwarzen Kontinent" (Band II, S. 119) von Mahomed bin Sayid entwirft, daß es mir den Verdacht erweckte, er sei derselbe Mann unter anderem Namen. Er kam beständig zu mir, um allerlei Dinge, wie Oel,

Patronen, Tuch ꝛc. angeblich für Tippu Tip zu holen; dabei hatte er aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn erstens führte ich nicht den Oberbefehl über die Expedition und konnte und durfte ohne einen Befehl von Seiten des dienstthuenden Offiziers nichts abgeben, und zweitens hatte Major Barttelot den Burschen durchschaut und uns bei Zeiten gewarnt. Als er daher eines Tages einige Stücke Tuch holen wollte, angeblich für Tippu Tip, erklärte man ihm, dieselben seien nicht bei der Hand und sollen hinübergeschickt werden, sobald der Ballen geöffnet werden würde. Kaum war er aber fort, so wurde einer unserer Leute mit dem Tuch an Tippu Tip geschickt; er kehrte jedoch sogleich wieder zurück und brachte das Tuch wieder mit dem Bescheid, daß Tippu Tip es niemals verlangt habe. Später versuchte Salim niemals wieder unter falschem Vorgeben Tuch von mir herauszubekommen, allein er kam häufig genug und bettelte um Gegenstände für seine eigene Rechnung.

Der 24. Mai, als der Geburtstag der Königin von England, durfte von uns nicht unbeachtet gelassen werden, und mit erlangter Erlaubnis plünderte ich die von Bangala mitgebrachten Arzneimittel-Vorräte und überreichte dem Major Barttelot eine von den beiden Flaschen Champagner, welche ich dort fand. Er öffnete sie und brachte einen Toast auf ihre allergnädigste Majestät aus, welchen wir von Herzen unterstützten.

Am 26. Mai verließen Major Barttelot und Jamieson die Stanley-Fälle in Kähnen, um nach Yangambi zu fahren, und nahmen die 400 Mann mit, welche Tippu Tip von Kassongo mitgebracht hatte und welche sich von Yangambi zu Fuß nach Yambuya begeben sollten. Tippu Tip selbst sollte zwei oder drei Tage später mit uns in der „A.I.A." dorthin gehen. Vom 26. bis zum Morgen des 28. lag ich am Fieber darnieder; aber am Nachmittag des letztgenannten Tages erhielt ich ein Briefchen von dem kommandierenden Offizier mit der Weisung: Tippu und 20 seiner Leute wollten am nächsten Morgen reisefertig sein, und es sei ein Kahn schon flußabwärts vorausgeschickt worden, um allen Arabern auf den verschiedenen Stationen den Befehl zu überbringen, daß sie für uns Holz fällten. Etwas später legten zwei große Kähne an unserer Langseite an und brachten uns so viel Holz, daß wir für zwei Tage genügende Feuerung hatten. Ich lud so viel ein, als ich führen konnte, machte dann alles für die Abfahrt am folgenden Morgen fertig und begab mich an Bord. Am folgenden Tag traf Tippu Tip mit allen seinen Häuptlingen und Weibern in zwei großen Kähnen ein. Viele von diesen Leuten kamen allerdings nur, um ihm das Geleite zum Abschied zu geben, allein als die ganze Schar sortiert wurde, fand ich, daß Tippu Tip anstatt 20 Personen 54 Männer und 12 Weiber mitgebracht hatte.

Die Dampfbarkasse war so gedrängt voll, daß man kaum atmen konnte und die Kante des Bords nur noch einen halben Fuß aus dem Wasser ragte. Ich gieng nun zu Tippu Tip und sagte ihm: wenn er so viele Leute mitnehmen wolle, müsse er uns einen größeren Kahn geben, worauf er fortschickte und einen Kahn holen ließ, welcher zwar kaum groß genug war um 60 Personen aufzunehmen, aber mir doch Zweifel erweckte, ob die Kraft des kleinen Dampfers auch hinreichen würde, um gegen die starke Strömung des Aruhwimi hinanzufahren mit dem Walfischboot auf der einen und diesem Kahn (60 F. lang, 4 F. breit und 3 F. hoch) auf der anderen Seite. Wir hatten jedoch den Aruhwimi noch nicht erreicht, so band ich denn den Kahn an die Langseite anstatt unseres kleineren (welcher in der Hut der Araber zurückgelassen wurde), und um $8^1/_2$ Uhr Morgens brachen wir auf und fuhren den Strom hinab. Um 11 Uhr erreichten wir die Insel Chioba und liefen in den rechten Flußarm ein. Da hier der kommandierende Offizier nach vorn kam, überließ ich ihm meinen Platz und gieng nach hinten, um nach den Maschinen zu sehen. Plötzlich hörte ich einen Schrei, schaute auf und sah, daß wir gerade auf ein Felsenriff zuliefen, über welches das Wasser schäumend stürzte. Ich rief den Männern im Bug zu, sie sollten den Anker fallen lassen, allein sie waren viel zu aufgeregt, um auf mich zu achten; so steuerte ich die Maschinen vollständig rückwärts und sprang dann vor, allein es war zu spät, denn wir stießen krachend mit furchtbarer Gewalt auf die Felsen, polterten über das erste Riff und strandeten hart und fest auf dem zweiten. Tippu Tip, welcher starr wie eine Bildsäule dagesessen hatte, wurde beinahe ins Wasser geschleudert, und da irgend jemand die Befestigung am Bug des Kahns gelöst hatte, so drehte sich dieser um sich selbst, riß die Schlepptaue am Stern ab und trieb mit dem kommandierenden Offizier und ungefähr 40 Mann an Bord von uns weg und den Strom hinunter. Augenblicklich brachte ich die Maschine zum Stehen, warf meinen Rock ab, sprang ins Wasser, untersuchte die Schraube, das Steuer und so viel vom Boden der Barkasse, als ich ich erreichen konnte, um zu sehen, ob und wo wir irgend einen Schaden erlitten hätten. Ich fand, daß wir mit einer großen Kerbe in den Stahlplatten davongekommen waren, allein ohne mein Zurückfahren wäre daraus wahrscheinlich ein sehr großes Loch geworden. Da mehrere Kähne voll Eingeborener herbeigekommen waren, schickte ich jeden, der schwimmen konnte ins Wasser, ließ Tippu mit seinen Häuptlingen ins Walfischboot steigen, welches weniger Tiefgang hatte und deshalb den Felsen entgangen war, und als ich auf diese Weise die Barkasse etwas erleichtert hatte, gelang es mir, mit Hülfe der Eingeborenen, sie über das Riff hinaus in das jenseitige tiefe Wasser zu schieben. Die Strömung rauschte über das Riff daher wie ein Mühlgerinne, aber glücklicherweise hielt sich jedermann an dem Boote fest, als dasselbe wieder klar trieb, und so kamen denn alle, mit Ausnahme eines kleinen Bades, glücklich davon. Mittlerweile hatten die Leute in den Kähnen ihre Ruder hervorgeholt und fuhren nach dem

Dorfe Yatakusu, da sie nicht imstande waren, die Strömung mitten im Fahrwasser zu bewältigen; hierauf band ich den Kahn wieder an die Langseite, steckte mich in trockene Kleider, und um Mittag setzten wir unsere Fahrt wieder fort. Wir hielten diesen Abend in Yariembi, wo Tippu Tip und seine Leute am Lande schliefen; am anderen Morgen um 6½ Uhr setzten wir unsere Fahrt wieder fort, hielten um 10 Uhr einige Minuten in Yaporo und fuhren dann weiter nach dem Lomami, den wir um 1 Uhr Nachmittags erreichten. Hier fanden wir Raschid, welcher Tags zuvor in einem Kahn heruntergekommen war und uns mit einem großen Stoß Brennholz erwartete, weshalb wir den Rest des Tages dort blieben.

Am folgenden Morgen verließen wir den Lomami um 6½ Uhr — Raschid gieng mit uns — und liefen am 2. Juni um 7½ Uhr Morgens in den Aruhwimi ein. Wie ich erwartet hatte, konnte die „A.I.A." mit dem ins Schlepptau genommenen Kahn nichts gegen die mächtige Strömung ausrichten, und wir fuhren nur langsam stromaufwärts, so daß wir erst spät am Abend des 3. Juni in Yambumba, der untersten arabischen Niederlassung an diesem Strome, ankamen. Sobald Tippu Tip hörte, daß wir am nächsten Tag etwa um 4 Uhr Nachmittags Yambuya erreichen könnten, wenn wir nicht den Kahn mitzuschleppen hätten, befahl er seinen Leuten, die Ruder zu ergreifen, und den Kahn hinauf zu rudern. Als wir daher am anderen Morgen aufbrachen, ließen wir ungefähr 30 Sansibari zurück, um den Kahn hinaufzubringen. Tippu Tip saß während der ganzen Zeit, wo er an Bord war, mit unterschlagenen Beinen auf einigen Ballen Tuch. Da wir im Ramadan-Monat waren, so aßen und tranken er und seine Leute den ganzen Tag hindurch auch nicht das mindeste. Ungefähr um 4 Uhr Nachmittags hielten wir in der Regel an irgend einer arabischen Niederlassung, wo Tippu Tip und seine Leute dann ans Ufer giengen, ihre Gebetsteppiche ausbreiteten und sich ihren Andachtsübungen hingaben bis 6 Uhr, wo dann, als die Sonne untergegangen war, sie sich etwas Speise zubereiteten und die Nacht über wieder fasteten. Solange wir noch im Kongo waren, gelang es uns immer, Abends eine arabische Ansiedelung zu erreichen; als wir aber in den Aruhwimi einliefen, mußten wir eine Nacht in einem fremden Lande schlafen, weil die Araber noch nicht bis zu den Dörfern am unteren Teile dieses Flusses herabgelangt waren. Als man uns sagte, wir könnten Yambumba (die nächste arabische Niederlassung) nicht zeitig genug erreichen, sagte Tippu Tip, er wolle an der nächsten von uns zu erreichenden Insel, welche ein Dorf der Eingeborenen enthalte, anhalten. Bald nach 4 Uhr kamen wir zu einem Dorf auf einer kleinen Insel und näherten uns dem Ufer. Sobald wir nahe genug waren, sprangen die Araber und Manyemas mit den Gewehren in der Hand ans Ufer und vertrieben die Eingeborenen aus dem Dorfe und nach der anderen Seite der Insel, wo dieselben in ihre Kähne sprangen und über den Fluß zu setzen versuchten, während die Araber und Manyemas, unsere Verbündeten! am Ufer standen und die unglücklichen Flüchtlinge mit einem vollkommenen Hagel von gehacktem Blei und Eisen überschütteten. Nachdem sie so die Insel von den Eingeborenen gesäubert hatten, machten sich die Manyemas emsig daran, alle Hühner, Ziegen und sonstigen Haustiere zu fangen, deren sie habhaft werden konnten, und einer von ihnen brachte sogar aus einer Hütte einen noch dampfenden halbgekochten Menschenkopf, welchen jedoch die Araber schnell in den Fluß warfen. Nachdem ich an Bord der Dampfbarkasse zum Rechten gesehen hatte, gieng ich auch ans Land und fand Tippu Tip, den Statthalter des unabhängigen Kongo-Freistaates für den Bezirk der Stanley-Fälle, wie er es sich in den Hütten bequem machte, aus denen er eben erst deren rechtmäßige Eigentümer vertrieben hatte.

Am 4. Juni um 6½ Uhr Morgens verließen wir Yambumba ohne den großen Kahn, machten nun eine gute Fahrt und hielten um 11½ Uhr Vormittags an einer kleinen Manyema-Ansiedelung, um einiges Holz zu zerhacken, das wir an Bord hatten und das für den Heizraum unserer „A.I.A." zu groß war. Während ich am Ufer noch nach dem Holz sah, hörte ich einen Ruf von einem meiner Leute, schaute auf und sah den „Stanley" um eine ferne Krümmung des Flusses herum gegen den Strom heraufkommen. Der kommandierende Offizier der „A.I.A" fuhr ihm in einem Kahne entgegen, und bis der „Stanley" unseren Ankerplatz erreichte, hatte ich Holz genug an Bord genommen und war bereit, dem Stanley stromaufwärts nach Yambuya zu folgen. Um 5½ Uhr gieng ich am Ufer vor Anker, gerade vor der Stelle, wo Kapitän Schagerström den Dampfer angesurrt hatte. Dies war eine volle engl. Meile vom Lager, da der Strom während meiner Abwesenheit gefallen war und nun nicht mehr genug Wasser über den Felsen stand, um uns eine Annäherung an die Stromschnelle rätlich erscheinen zu lassen. Mir gewährte es eine große Freude, meine alten Freunde Schagerström und de Man, den Kapitän und den Ingenieur des „Stanley", wiederzusehen, und sobald ich mit den hunderterlei Dingen fertig war, welche ich noch an Bord zu besorgen hatte, gieng ich an Bord des „Stanley", um ihnen einen Besuch abzustatten. Ich fand, daß der Dampfer die lange erwartete Garnison für die Station der „Stanley-Fälle heraufgebracht hatte, unter dem Befehl von drei belgischen Offizieren, von denen einer bei Tippu Tip die Stelle eines Sekretärs vertreten sollte; sie hatten gerade als wir die Mündung des Aruhwimi kreuzten, erfahren, daß wir mit Tippu Tip auf dem Wege nach Yambuya seien, und waren umgekehrt, um uns zu folgen. Da der „Stanley" ein weit größerer Dampfer von mächtigerer Dampfkraft als die „A.I.A." war, so hatte er den von uns in Yambumba zurückgelassenen Kahn mitgenommen und mit sich heraufgebracht. Tippu Tip war äußerst

vergnügt über die Ankunft seines längst versprochenen Sekretärs, brach sogleich in seinem Kahn nach Salim-bin-Mahomed's Lager auf und nahm zu meiner großen Genugthuung alle seine Häuptlinge, Männer, Weiber und Penaten mit sich. Ich speiste diesen Abend an Bord des „Stanley" und gieng erst spät schlafen.

Am andern Morgen (5. Juni) war ich schon lange vor Tagesanbruch munter und machte mich um $5^1/_2$ Uhr auf den Weg nach dem Lager, wo ich fand, daß Major Barttelot und Jamieson richtig und wohlbehalten angekommen waren. Troup war noch so übel auf wie damals, wo ich ihn verlassen hatte, heiterte sich aber sichtlich auf, als er hörte, der „Stanley" sei angekommen und werde bald wieder in der Lage sein, den Fluß hinunterzufahren. Bonny hatte sich auf irgend eine Weise die Hand verletzt, welche bis zum Dreifachen ihres gewöhnlichen Umfanges geschwollen war.

Da Tippu Tip ausbedungen hatte, daß keine der Lasten seiner Träger das Gewicht von vierzig Pfund überschreiten sollte, so mußte man vierhundert Traglasten von sechzig auf vierzig Pfund reduzieren. Dadurch war man genötigt, den Deckel jeder Munitionskiste abzuschrauben, einen Teil des Inhalts herauszunehmen, den leeren Raum mit dürrem Grase auszustopfen und den Deckel wieder aufzuschrauben. Da Troup und Bonny arbeitsunfähig und der Major mit der Abfassung von Depeschen beschäftigt war, so fiel jene ganze Arbeit Jamieson zu. Sobald ich mit dieser Sachlage bekannt wurde, kehrte ich an Bord der „A.I.A." zurück, vollendete die paar Ausbesserungen, deren sie noch bedurfte, gieng zu dem Offizier, welcher die Expedition kommandierte, meldete ihm, daß mein Boot in Ordnung und gutem Zustand sei, und erhielt die Erlaubnis, mit einem meiner Leute nach dem Lager zu gehen und dort zu helfen. Die Manyemas und Araber hatten die „A.I.A." in einem sehr schmutzigen Zustand zurückgelassen, und ich gab daher meinen Leuten die Weisung, in meiner Abwesenheit das Fahrzeug gründlich zu reinigen. Ich war gerade im Begriff nach dem Lager aufzubrechen, als ein Briefchen von Major Barttelot kam, welcher bat, man möge ihm die beiden schwarzen Zimmerleute (Eingeborene von Lagos), welche auf dem „Stanley" für die Station der Fälle heraufgekommen waren, zuschicken, um ihm zu helfen. Nachdem ich diese zwei Mann erhalten hatte, nahm ich einen Kahn und fuhr nach dem Lager hinauf, wo ich Jamieson mit einem Schraubenzieher hart an der Arbeit fand, wobei er aber immer sang. Er war sehr erfreut beim Anblick der drei Mann, welche ich mitgebracht hatte, und in wenigen Minuten waren wir über den Munitionskisten tüchtig an der Arbeit. Ich verweilte drei Tage und zwei Nächte im Fort und erinnere mich nicht, je eine Arbeit bereitwilliger und fröhlicher gethan zu haben als diese Umänderung der Traglasten, denn Jamieson war unerschöpflich an Geschichten, Liedern, Scherzen und Anekdoten, welche er unaufhörlich zum Besten gab, und welche machten, daß es mir trotz der mühsamen Arbeit leid that, wenn der Tag vorüber war und die Schildwache um 6 Uhr Abends zum piga ngoma (Zapfenstreich) kam. Den Abend hindurch und bis tief in die Nacht hinein sortierten wir dann die leichteren Ladungen und wenn jede fertig war, wurde sie mitten im Lager unter einem alten Zelttuch aufgestapelt.

Am 7. Juni war ich mit den letzten Ladungen fertig und mittlerweile auch todmüde geworden; so kehrte ich denn am Abend nach der „A.I.A." zurück, gieng zu Bett und hatte einen gesunden Schlaf. Während ich im Lager war, hatte ich im Offiziersspeisezimmer auf einem alten Zelttuch geschlafen und der Major Barttelot hatte mir ein paar Wolldecken geliehen. Am Morgen des 8. gieng ich hinauf, um Tippu Tip die Karawane mustern zu sehen. Es waren einhundertunddreißig überschüssige Traglasten vorhanden, und da man für dieselben keine Träger erhalten konnte, so entschied der Major, es werde am sichersten sein, sie in Bangala zurückzulassen. Kapitän Schagerström ließ dieselben daher nach dem „Stanley" hinunterschaffen, und ebenso zwei Reitesel, denn die Gegenden, welche die Expedition zu passieren hatte, waren so schlecht, daß ein Esel gar nicht zu gebrauchen gewesen wäre. Gegen 9 Uhr Vormittags kam Tippu Tip mit den Manyemas, um die Traglasten abzuholen, welche alle parat und reihenweise genau außerhalb des Lagerthores aufgestellt waren. Ich plauderte soeben mit Troup in seiner Hütte, als ich einen Lärm hörte, etwa wie gellendes Geschrei und Hyänengeheul; ich eilte hinaus und fand, daß die vierhundert Mann, welche Tippu Tip gebracht hatte, sich weigerten, ihre Traglasten aufzunehmen, weil einige davon ein Pfund oder so schwerer waren als das bedungene Gewicht. Ich weiß nicht, ob Tippu mit dieser Weigerung etwas zu schaffen hatte oder nicht, allein er und die übrigen Araber giengen hinweg nach Salim-Mahomed's Hause, während die Manyemas nach ihrem Lager zurückkehrten. Major Barttelot, Jamieson und Bonny hielten nun eine Beratung, die Offiziere des Kongo-Freistaates wurden von den Dampfern geholt und alle begaben sich nach Salim-Mahomed's Hause, wo ein großes Palawer stattfand, dessen Ergebnis sehr unbefriedigend war. Tippu Tip weigerte sich nämlich, die Leute zu zwingen, daß sie die Lasten so trugen, wie sie waren. Die Traglasten konnten nicht ohne ungeheure Mühe auf das geforderte Gewicht reduziert werden, denn die Patronen und das Pulver waren in luftdicht verlötete Blechkapseln eingeschlossen, wovon jede etwa 15 Pfund wog. Drei von diesen Blechbüchsen, in eine Holzkiste von 10—12 Pfd. Gewicht verpackt, bildeten sonst eine Traglast. Wenn daher eine Pulverbüchse herausgenommen wurde, wog jede Traglast mit Inbegriff der Holzkiste 41—42 Pfund. Hätte man dies Gewicht reduzieren wollen, so hätte man die Büchsen öffnen, aus jeder ein oder zwei Pfund Pulver herausnehmen und die Büchsen wieder verlöten müssen. Allein außer dem Ingenieur des „Stanley" hatte

niemand in Yambuya die erforderlichen Werkzeuge zum oder die notwendige praktische Uebung im Verlöten der Büchsen, und da die Beamten des Kongostaates nichts davon hören wollten, daß die Dampfer länger in Yambuya verweilten, so nahmen die Sachen ein sehr ernstes Aussehen an.

Ich hatte noch zu viel zu thun, um die „A.I.A." zur morgenden Abreise fertig zu machen, als daß ich länger im Lager bleiben konnte, verabschiedete mich also von dem Major und seinen Gefährten und kehrte an Bord meiner Dampfbarkasse zurück. Bald darauf wurde Herr Troup von Kapitän Schagerström im Walfischboot heruntergebracht, und als ich an Bord des „Stanley" gieng, fand ich ihn weit besser.

(Schluß folgt.)

Chinesische Sterbebräuche.

Von Adele M. Fielde.

Das chinesische Reich ist so groß, und die Elemente seiner Bevölkerung sind so verschiedenartige, daß wir als notwendige Vorbemerkung hier vorausschicken müssen: die nachstehend geschilderten, auf eigener Anschauung und Beobachtung beruhenden Bräuche sollen nicht für ganz China gelten, sondern nur für den Bezirk von Swatow, wo die Verfasserin viele Jahre lang lebte.

Wenn die Chinesen das außerordentlich Mühsame und Peinliche irgend einer Arbeit bezeichnen wollen, so sagen sie: „Es mache mehr Mühe als eine Beerdigung", denn die Begräbnis-Feierlichkeiten eines Verwandten werden für das unlustigste und verzweifelndste Geschäft in menschlicher Erfahrung gerechnet.

Kinder werden summarisch und ohne Särge begraben, und die jungen Leute mit wenigen Zeremonien beerdigt; allein die Leichenfeierlichkeiten bei Bejahrten beider Geschlechter sind umständlich und mühsam im Verhältnis zur Anzahl der Nachkommen und zu ihrem Reichtum. Wenn ein kinderloser verheirateter Mann stirbt, so darf seine Witwe alle die Pflichten eines Sohnes gegen ihn erfüllen, darf in seinem Hause wohnen bleiben und Kinder adoptieren, um sie als seine Erben und als Verehrer der Manen der Familie zu erziehen. Wenn seine Witwe sich wieder zu verheiraten beabsichtigt, darf ein junger männlicher Verwandter mit der Zustimmung der älteren Mitglieder des Clans die von einem Sohne erwarteten Dienste auf sich nehmen und das Besitztum des Verstorbenen erben.

Wenn jemand im Sterben liegt, wird er aus seinem Bett oder Lager auf eine Bank oder eine Matte auf dem Boden gelegt, weil man glaubt, derjenige, welcher im Bett sterbe, werde die Bettstelle als eine Last in die andere Welt hinübernehmen. Er wird aus einem neuen Topf mit warmem Wasser gewaschen, worin ein Bündel Weihrauchstengel eingetaucht ist. Nach dem Waschen werden der Topf und das Wasser miteinander weggeworfen. Der Sterbende wird dann in einen ganz neuen Anzug gekleidet, damit er in der Unterwelt in seinem besten Gewande erscheine. Er haucht seinen letzten Atemzug im Hauptgemach, vor der größten Thüre des Hauses, aus, damit die scheidende Seele leicht ihren Weg in die Luft hinaus finden möge. Ein Blatt Geistergeld, d. h. braunes Papier mit einem Fleck Vergoldung auf der einen Seite, wird über das nach oben gerichtete Gesicht gelegt, weil man behauptet, die Leiche müsse, wenn das Gesicht unbedeckt gelassen werde, die Ziegelreihen im Dache zählen, und die Familie könne in diesem Falle niemals ein geräumiges Wohnhaus bauen.

Die Söhne flechten ihre Zöpfe auf und deuten durch diese Auflösung die im Haushalt eingetretene Verwirrung an. Sie nehmen auch ihre Tuniken ab, wenden die eine Hälfte davon seitwärts über die andere und ziehen sie dann in solcher Weise wieder an, daß nur die eine Hälfte des Körpers bekleidet ist. Die linke Schulter wird entblöst, wenn der Verstorbene der Vater, die rechte Schulter, wenn es die Mutter ist. Hiedurch zeigt der Sohn, daß er seinen natürlichen Schutz auf der einen oder der anderen Seite eingebüßt hat, denn in der chinesischen Etikette steht die linke Seite der rechten voran. Ist der Sohn ganz verwaist, so geht er bis zur Lende bei jeder Witterung nackt, und umgürtet sich auch mit einem wattierten Kleidungsstück, das er zu einem Strick zusammengedreht hat. Dieser ungeschlachte Gürtel drückt die Thatsache aus, daß er gezwungen worden ist, sich hastig für die mühsamen Arbeiten zu umgürten, welche ihm durch den Verlust seiner Stützen zugefallen sind.

Es werden nun Boten ausgeschickt, um alle Verwandten von dem Todesfall zu benachrichtigen, und ein ältlicher Mann, welcher denselben Beinamen führt wie der Verstorbene, wird in Sacktuch gekleidet, nimmt dann, gefolgt von dem ältesten Sohne, eine neue irdene Pfanne, geht damit zu einem fließenden Wasser, wirft drei Blätter Geistergeld auf dasselbe, taucht die Pfanne in der Richtung der Strömung ein und schöpft das Wasser, womit der Leichnam gereinigt werden soll. Ein Reis von Bambus oder von Banyane wird in die Schnauze der Pfanne gesteckt, denn der Bambus mit seinem glatten, geraden, gleichartig mit Gelenken versehenen Stengel ist der Typus der väterlichen Herrschaft und der Banyanenbaum mit seinem unverwelklichen Grün ist das Symbol der mütterlichen Liebe. Während der Sohn fortgegangen ist, um das Reinigungswasser zu kaufen, versammeln sich die Verwandten im Sterbehause und brechen, sobald er durch sein Jammern seine Rückkehr meldet, gleichzeitig in ein lautes Wehklagen aus, wobei jeder die Art seiner Verwandtschaft mit dem Verstorbenen bezeichnet. Man glaubt, der Sohn werde durch diese mittelbare Andeutung getröstet, daß sein Vater oder seine Mutter viele Freunde und Verwandte hatte, die den Kummer des nächsten Anverwandten

teilen. Der Leichnam wird nun mit dem Wasser besprengt mittelst eines Granatapfel-Zweiges, welcher durch seine zahlreichen Samen das Sinnbild der Vermehrung ist, und ist dann fertig zur Einsargung. Hierauf werden zwei papierene Bilder, das eine das von einem Manne, das andere das einer Dienerin, gekauft und neben die Leiche gestellt. Ein Sohn füllt den Mund der Leiche mit etwas gekochtem Reis und spricht: „Du nährtest mich während ich wuchs; ich nähre Dich, da Du tot bist", und befiehlt dann den beiden Bildern, den Weisungen des Toten genau zu gehorchen und alle Aufträge desselben getreulich zu vollziehen. Die Bilder stehen aufrecht bei allen Verbeugungen, welche ihnen die Leidtragenden machen, werden aber von einem Windhauch umgeblasen; sie flößen vielleicht das allgemeine Gefühl abergläubischer Abneigung dagegen ein, daß man sich von einem Andern fächeln lasse, woraus die allgemeine höfliche Verwahrung entspringen mag: „Ich möchte eher hundert Verbeugungen von Dir annehmen, als einen Lufthauch von Deinem Fächer."

Die männlichen Verwandten begeben sich dann gemeinsam zum Tempel der örtlichen Schutzgottheit und melden den Todesfall; sie tragen angezündete Laternen, weil die Tageszeit der Menschen die Nacht der Götter und Geister ist. Die Glocke wird geläutet und der älteste Sohn wirft sich so vielmal vor dem Heiligenbild nieder, als der Verstorbene Jahre gezählt hat, und macht die traurige Anzeige von seinem Hingang. Sie kehren dann nach dem Trauerhause zurück und irgend jemand von ihnen geht zum Wahrsager, um die Stunde zu erfragen, welche für die Einsargung der Leiche glückbedeutend sein wird. Die für jedes Familienglied aufgezeichneten Geburtsdaten müssen dann dem Wahrsager vorgelegt und irgend ein Augenblick gewählt werden, dessen Zeichen in geomantischer Beziehung mit den Geburts-Tagen und -Stunden der Lebenden übereinstimmen, weil sonst daraus Unglück für diejenigen entsteht, deren Horoskop dagegen streitet. Den Toten ohne Rücksicht auf die Geburtszeit der umstehenden Leidtragenden in den Sarg zu legen, würde deren Leben nutzlos gefährden. Irgend eine günstige Stunde während des ersten, zweiten oder dritten Tages wird gewöhnlich ausfindig gemacht und festgestellt. Ist dann diese Zeit herangekommen, so werden die Kleider des Verstorbenen oder eine zur Anfertigung eines Ueberkleides hinreichende Länge neuen Tuchs unter die Anwesenden ausgeteilt, als Gurten benützt während die Leiche in den Sarg gehoben wird, und dann von den Trägern behalten.

Sparsame ältere Personen lassen sich noch bei Lebzeiten und guter Gesundheit dauerhafte Särge verfertigen; diese werden auf einem Speicher aufbewahrt, gelegentlich frisch lackiert und trocknen vielleicht ein paar Dutzend Jahre für den endlichen Gebrauch aus. Ist kein schon im voraus gefertigter Sarg vorhanden, so kauft der Sohn einen solchen vom Verfertiger, der den Käufer mit einem Paar Orangen oder einem Päckchen Zuckerwerk beschenkt, damit dieser Kauf für seinen Kunden nicht einer von ungemischter Traurigkeit sei. Irgend eine mit dem Wege vertraute Person muß die Träger des Sarges auf dem kürzesten Weg nach dem Hause des Käufers führen, denn ein leerer Sarg gefährdet die Wohlfahrt der Bewohner jeder Behausung, nach welcher er gebracht wird, und ein Irrtum hinsichtlich seines Bestimmungsortes würde die Träger des Sarges vielleicht Mißhandlungen aussetzen.

Sobald der Leichnam in den Sarg gelegt ist, so wird ihm eine wirkliche oder nachgemachte Silbermünze unter die Zunge gelegt. In früherer Zeit soll einem Toten der volle Wert seiner hinterlassenen Besitzungen von seinen Erben heimbezahlt und in den Sarg gelegt worden sein, um mit ihm begraben zu werden. Später aber, wiewohl schon vor langer Zeit, soll ein Mann von besonderem Scharfblick oder vorheriger Kunde seine Kinder gewarnt haben, es werde in ihrer Zeit ein Aufruhr ausbrechen und ein gewisser Edelmann die Gräber plündern lassen, um Mittel zur Durchführung seiner hochverräterischen Plane zu bekommen. Als nun der Mann starb, luden die Söhne den voraussichtlichen Rebellen ein, der Einsargung der Leiche beizuwohnen, und legten dieser nur eine kleine Silbermünze in den Sarg, indem sie dieselbe unter die Zunge die Leiche schoben. Jahre verstrichen und die Prophezeiung des verstorbenen Vaters gieng in Erfüllung; andere Gräber wurden geplündert, aber das seinige blieb unberührt, weil der Anführer der Aufständischen wußte, daß es keinen Schatz enthielt. Seit dieser Zeit wurde der frühere Brauch, große Geldsummen mit den Leichen zu begraben, durch die Gewohnheit ersetzt, diesen nur eine Silbermünze unter die Zunge zu legen.

Am Abend nach der Einsargung wird für alle Verwandten, welche nicht den Beinamen des Verstorbenen führen, ein Leichenschmauß hergerichtet. Diejenigen von demselben Zunamen betrachten sich als Sünder und darum als Trauernde und bereiten und servieren deshalb das Leichenmahl.

Sobald die Leiche eingesargt ist, wird ein Vorhang von weißem Zeug quer über das Hauptgemach gespannt, und zwar gerade vor dem Bord, worauf die Familiengötter stehen, dem vorderen Eingang des Hauses gegenüber. Der Sarg steht parallel mit dem Vorhang und dicht hinter ihm, den Blicken derjenigen entzogen, welche an der offenen Thüre vorübergehen. Vor dem Vorhang und im Mittelpunkte desselben wird ein Stuhl aufgestellt, welcher ein Bildnis des Verstorbenen und in seiner eigenen Kleidung aufnimmt. Dies nennt man den Sitz des Geistes. Vor dem Bildnis steht ein viereckiger Tisch, der einen Altar vorstellt und mit einer befranften weißen Decke überbreitet ist. Ein paar große Sträußer künstlicher Blumen, in Lehmkugeln gesteckt, werden auf den Altar gesetzt, und nun beginnt der Leichen-Gottesdienst. Viele weibliche Verwandte stehen hinter dem Vorhang, um zu wehklagen. Vor der Hausthür ist ein Kind als Wache

aufgestellt, um Nachricht von der Annäherung eines Leidtragenden zu geben, und bei diesem Zeichen brechen die Weiber im Chor in ein lautes Wehklagen aus. Ein männlicher Verwandter geht hinaus, empfängt den Gast und kniet neben ihm, während dieser sich verbeugt und mit der Stirn den Boden berührt. Der Gast wird dann eingeladen, in ein anderes Zimmer zu treten, um Thee zu trinken, und die Wehklage verstummt, bis ein anderer Besucher ankommt. Freunde und Verwandte von anderen Beinamen und Sippen kommen während der ersten sechs Tage, um dem Toten ihre Verehrung zu erweisen, und bringen Bündel von Geistergeld, um es vor dem Altar zu verbrennen. Der Sohn des Verstorbenen erwidert diese posthumen Ehren, indem er jedem Besucher ein Geschenk mit einigen Fußbreit hausgemachten weißen Zeuges macht und alle zu den großen Aufführungen des siebenten Tages einladet.

Der Altar und das Bildnis bleiben hundert Tage und die näheren Anverwandten werfen sich während dieser Zeit zweimal täglich vor demselben nieder und beweinen den Toten. Diejenigen, welche in Versen wehklagen können, gewinnen durch eine lobende Besingung des Verewigten großen Beifall. Jeden Morgen und Abend, so lange der Sarg im Hause ist, oder hundert Tage lang, falls die Beerdigung länger hinausgeschoben werden sollte, setzt eine Schwiegertochter ein Mahl von Pflanzenstoffen auf den Altar; man nimmt an, der Geist genieße davon und man fügt den Rest dann der Familienkost bei. Neben der dem Toten vorgesetzten Mahlzeit wird auf den Altar noch ein einzelnes Eßstäbchen und ein Ei für den Kerkermeister welcher den Geist in Verwahrung hat, bis er in der Unterwelt abgeurteilt ist, auf den Tisch gelegt. Da er nur ein halbes Paar Eßstäbchen zu seinem Gebrauch hat, muß er notgedrungen langsam essen, und so mag der Tote seinen Anteil an den ihm vorgesetzten Lebensmitteln erhalten.

Außer den schon erwähnten Beschäftigungen müssen die Männer der leidtragenden Familie auch noch für Nahrungsmittel mit Einschluß von Schweinefleisch, Gänsen und Enten zur Bewirtung der Gäste sorgen, müssen Trauerkleider mieten oder Tuch zu deren Verfertigung kaufen, müssen vor dem Hause eine Zeltdecke über den Hof spannen, um den Raum zu erweitern, worin die Priester die Zeremonien des siebenten Tages abhalten sollen, und müssen in den Läden, wo Ausrüstungen für Geister verfertigt werden, alle die papierenen Zierraten und Zubehörden bestellen, welche bei dem Leichenbegängnis verbrannt werden sollen.

Mittlerweile müssen die Frauenzimmer reichliche Mahlzeiten für alle kochen, welche der Beerdigung beiwohnen; müssen ganze Metzen Reis zu Mehl stoßen, um daraus Dampfkuchen zu backen, welche allen Besuchern zum Thee gereicht werden sollen; müssen viele kleine weiße Säckchen verfertigen und in jedes zwei lange Rollen roher Baumwolle, einige grüne Erbsen, etwas ungeschälten Reis und zwei Kupfermünzen legen und an diese Säckchen Schnüre nähen, mittelst deren man sich dieselben um die Hüfte binden kann. Am siebenten Tage trägt jeder Sohn und jedes Sohnes Weib drei von diesen Säckchen, alle Kinder der Söhne tragen zwei Säckchen, und jede verheiratete Tochter und jeder Schwiegersohn trägt *ein* derartiges Säckchen. Auch Trauerzeichen müssen angefertigt werden, nämlich weiße Handkrausen für alle Söhne und blaue Handkrausen für alle Enkel, welche am siebenten Tage und von da an so lange getragen werden müssen, bis sie zerrissen sind und abfallen. Die Frauensleute müssen auch neue rote Schuhe für sich verfertigen und diese mit Sackleinwand überziehen, müssen sich neue Trauerkleider verfertigen oder Fetzen von weißem Baumwollzeug auf die Säume und Ränder ihrer alten Röcke nähen, damit diese aussehen wie unvollendete Kleider, welche man nur unter dem Druck der Umstände angelegt hat.

Am siebenten Tage nach dem Tode nimmt man von dem Verstorbenen an, er merke jetzt, daß er aus dem Leben geschieden sei, und man begeht daher an diesem Tage die Feierlichkeit, ihn nach dem Lande der Schatten zu geleiten. Es werden für eine gewisse feste Summe Geldes, nebst ihrer Verpflegung mit Rauchtabak, Thee ꝛc. und mindestens drei tüchtigen täglichen Mahlzeiten, eine Anzahl buddhistischer und taoistischer Priester gedungen. In aller Morgenfrühe legen die Söhne und Schwiegertöchter ihre Ueberröcke von grober Sackleinwand an. Die Söhne tragen Schuhe, welche mit Leinen geflickt sind; ein kleiner oder ein großer Fleck auf der Zehe bezeichnet, ob eines von den Eltern oder beide gestorben sind. Als Kopfbedeckung tragen sie eine Mütze von Sackleinwand mit einer Wattierung von sogen. Geistergeld, welche über beide Ohren herunterbaumeln und die Ohren verstopfen und die Kritik von Verwandten ausschließen muß, welche etwa von ihrer Anordnung der Begräbnisfeierlichkeiten oder von der Trefflichkeit der beim Leichenschmaus gereichten Gerichte unbefriedigt sein möchten.

Die Buddhistenpriester kommen und hängen an den weißen Vorhang drei Bilder Buddha's, welche von den Mitgliedern der leidtragenden Familie, namentlich von den Frauen derselben, angebetet werden. Man erwärmt Wasser, um die Leiche darin zu baden, und setzt diese, in eine neue Matte eingebunden, in eine Butte neben dem Sarg. Ein papierenes Handtuch und ein vollständiger Anzug werden innerhalb des Koffers verbrannt, um dem Geist eine passende Kleidung für die Aufführungen dieses Tages zu verschaffen. Die buddhistischen Priester singen einstweilen eine Einladung, sich der aufgestellten Speisen zu bedienen; sie fahren fort, den ganzen Tag über in Zwischenräumen zu singen, und zwar in Uebereinstimmung mit den Taoistenpriestern, welche bei der Ueberführung des Geistes in die Unterwelt den Vortritt übernehmen. Von einem bis zu drei Tagen und Nächten, je nach dem

Reichtum und der Frömmigkeit der Familie, setzen die Priester ihre Gesänge und Beschwörungen fort, läuten die Glocken, besprengen den Altar mit Weihwasser mittelst eines Granatapfel-Zweigs und verbrennen Weihrauch, dessen Dunst den ganzen Hofraum erfüllt. Eine Planke ist an ihrem Ende von zwei Stühlen gestützt und stellt eine Brücke dar. Ein Taoistenpriester, gefolgt von dem ältesten Sohne, trägt einen Armvoll Kupfermünzen, alle übrigen Mitglieder der Familie, mit brennenden Weihrauchkerzen in den Händen, stellen sich in langer Reihe auf, machen einen Rundgang durch das Haus, den Hof oder die Straße und ziehen mehrmals über die sinnbildliche Brücke. Dies ist die symbolische Darstellung der langen Reise, welche der Verstorbene durch Sümpfe, Wiesen, Gebirge und über Flüsse und Seen nach dem Ziele zu machen hat, von welchem kein Reisender zurückkehrt. Nach manchem mühsamen Rundgang bleibt der Priester stehen und gebietet laut, man solle die Thore nach der Unterwelt öffnen. Ein Gehülfe erwidert: es müsse erst die Gebühr des Pförtners entrichtet werden, und der älteste Sohn wirft Münzen in die Schüssel des Priesters. Nach einem oder zwei weiteren Umgängen wird der Ruf wiederholt, die unsichtbare Pforte geöffnet, und man nimmt an, der Geist trete nun hinein und besteige eine hohe Platform, von wo aus er einen letzten Blick auf das Haus und das Dorf werfe, worin er gewohnt habe. Die Priester singen sein Abschiedslied, welches ungefähr lautet: „Ich steh' nun auf dem höchsten letzten Aussichtspunkt und schaue voll Wehmut und schmerzlich weinend nach der Heimat. Die an einem irdischen Strand noch so weit gehen, können wieder zurückkehren zu den ihrigen und ihrem Heimwesen; allein wer die Unterwelt betritt, kehrt niemals wieder zurück."

Die Leidtragenden wehklagen laut und man nimmt nun an, der Geist des Verstorbenen habe das Schattenreich betreten. Die Trauerversammlung tritt jetzt unter der Führung des Priesters den kurzen Rückweg an, und schreitet nochmals über die sinnbildliche Brücke, denn sie sagen: „Zum Hingehen reichen Jahrhunderte kaum hin, die Rückkehr kostet nur einen Augenblick."

Der Priester trägt nun einen kleinen künstlichen Lotusgarten in winzig verjüngtem Maßstabe herbei, auf dessen Terrassen Bilder der Unsterblichen stehen, und läßt ihn auf seinem Gestell über einem Becken Wasser kreisen. Die Leidtragenden werfen Münzen in das Becken, um dem Verstorbenen in der Unterwelt einen Ueberfluß von reinem Wasser zu seinem Gebrauche zu sichern. Natürlich bedienen sich die Priester verschiedener Künste, um bei diesem Stadium und bei anderen der Aufführung den Betrag des in ihr Becken geworfenen baaren Geldes möglichst zu steigern.

Bei Einbruch der Nacht werden die Spenden, welche den Toten für sein Geisterleben mit den nötigen Bedürfnissen versehen sollen, ihm nachgesendet, indem man sie verbrennt. Gold und Silbermünzen, Kleidungsstücke von jeder Art und Farbe, Opium- und Tabakspfeifen, Brillen, Schnappsäcke, Kisten, Tragsessel, Sänften, Pferde, Boote und Diener, geschickt in Papier nachgebildet und Hunderte von Thalern kostend, werden von den Nachkommen und Freunden des Verstorbenen gespendet und an kleinen Lustfeuern verbrannt, welche den Hofraum mit Flamme, Rauch und Asche erfüllen. Verheiratete Töchter bringen ganze Arme voll Papierkleider, werfen sie in die Flamme und knieen daneben, das Haupt auf eine Stange aus ihrem Webstuhle gestützt. Nachbarn und Bekannte bringen Päcke von ähnlichen Geräten und überweisen sie, durch die Flamme, der Fürsorge des Verstorbenen, damit er sie ihren eigenen Verwandten in der Region, wohin er gegangen ist, übermittle. Manche spenden sogar wirkliche Gebrauchsartikel, welche nebst Speisen aller Art auf Tischen aufgestellt und gewöhnlich während der Nacht von armen Seelen weggetragen werden, welche noch im Fleische wandeln. Vorräte von papierenen Gütern werden auch für die freundlosen und armen Toten verbrannt, welche ohne diese Beschwichtigung den geliebten Toten auf seiner Reise in die Unterwelt derjenigen Dinge berauben könnten, die für seinen eigenen Bedarf bestimmt sind. Die ganze Nacht hindurch glühen die Feuer und schicken ihren Rauch gen Himmel, die Priester singen und die Leidtragenden wehklagen.

Am Morgen des achten Tages gehen die Priester gewöhnlich hinweg und die Familie nimmt einigermaßen ihre gewohnten Beschäftigungen wieder auf. Dreimal am Neu- und Vollmond bringen die verheirateten Töchter je einen Schweinskopf und einen in Dampf gebackenen Kuchen und schließen sich ihren Brüdern in einer Andacht an, welche sie im Hause ihres Vaters vor dem Geistersitze halten. Am sechsten Tage des sechsten Monats entfernen die Söhne den Geistersitz, kaufen einen Hahn, eine Wassermelone, Kuchen und Weihrauch und opfern dieselben dem Geist ihres Vaters, denn dies ist der Tag, wo er, nachdem er vor zehn Richterstühlen in der Unterwelt abgeurteilt worden, die schmale Brücke derselben passiert und in eine Region eintritt, welche ihm nach Maßgabe seiner Verdienste zugeschieden worden ist. Der Hahn weckt ihn und wird von ihm dann dem Brückenwächter zum Geschenk gemacht; die Melone und die Kuchen werden von ihm unterwegs verteilt und der Weihrauch wird in feierlicher Verehrung des Verstorbenen verbrannt. Nach den ersten hundert Tagen werden den verstorbenen Eltern etwa zehnmal im Jahre, stets mit Einschluß ihres Geburtstags und des Jahrestags ihres Todes, Opfer an Speisen unter Verbrennung von Weihrauch und Geistergeld dargebracht.

Die Trauerfarbe in China im allgemeinen ist Weiß. Söhne tragen während der ersten drei Tage die Tunika verkehrt, nämlich mit der inneren Seite nach außen, und nur auf der einen Seite des Körpers. Nach dieser Zeit tragen sie, wie andere Trauernde, Kleider von ungebleichter hänfener Leinwand, ausgenommen am siebenten Tage,

wo sie und ihre Weiber Tuniken von Sackleinwand tragen, welche gewöhnlich in einem Laden gemietet werden, wo auch Särge zu haben sind. Die Söhne rasieren hundert Tage lang den Kopf nicht und tragen 27 Monate lang Trauer, während welcher Zeit sie sich auch nach dem Gesetz nicht verheiraten können. Töchter und Schwiegertöchter legen die Trauer nach Verlauf eines Jahres ab, wo sie dann ihre goldenen Kopfzierraten wieder tragen und etwas Rot auflegen.

Die Beerdigung der eingesargten Leiche wird zuweilen viele Jahre lang aufgeschoben, weil man den Tod einer Lebensgefährtin oder die günstige Entscheidung eines Wahrsagers hinsichtlich der Lage eines Grabes erwartet. In dem festen Glauben, daß das Gedeihen von jedermanns Nachkommen von seiner Bestattung an einem Orte abhänge, welcher in solcher Beziehung zu Wind und Wasser stehe, daß ihm dadurch ungestörte Ruhe werde, findet man die Wahl eines Begräbnisplatzes oft schwierig, und es gibt Leute, welche sich einen Beruf und Erwerb daraus machen, geeignete Oertlichkeiten für Gräber aufzusuchen.

Ist das Grab vorbereitet, so werden Freunde und Bekannte von der Beerdigung benachrichtigt und versammeln sich zur anberaumten Zeit, um dem Sarge nach den Bergen zu folgen. Der Sarg wird mit einem roten Bahrtuch bedeckt; zwei Laternen werden mit einem roten Bindfaden so zusammengebunden und angeordnet, daß auf jeder Seite des Sarges eine hängt, und es sollen eigentlich so viel Paare Laternen vorhanden sein, als sich verheiratete Paare unter den Nachkommen des Verstorbenen befinden. Ebenso werden kleine Säckchen mit je einer roten und einer grünen Seite, je eines für jedes Mitglied der leidtragenden Familie, am Sarge aufgehangen. Die Säckchen enthalten leinenen Faden, Baumwollrollen, Erbsen, Reis, Hanfsamen und Münzen, Sinnbilder des langen Lebens, der Fruchtbarkeit und des Reichtums, und man mißt ihnen einen Einfluß auf die Wohlfahrt der Lebenden bei.

Ehe sich der Leichenzug in Bewegung setzt, werden zwölf Schüsseln Suppe, in welchen Teigkügelchen schwimmen, unter Niederwerfungen dem Toten dargebracht. Die Zahl Zwölf und der volkstümliche Name der Kügelchen versinnbildlichen „Vollständigkeit“ und sind eine Leichenbegängnis-Charade. Vier oder mehr Männer, um hohen Lohn gedungen, tragen den Sarg, welchem alle männlichen Freunde des Verstorbenen in Trauerkleidern und mit hohen weißen Mützen auf dem Kopfe zum Grabe folgen. Die Frauenzimmer, mit weißen Schärpen um den Kopf, begleiten den Sarg nur eine kurze Strecke weit vom Trauerhause, bis zu einer Gabelung des Weges, wo ein Junge mit einem Banyanenzweig aufgestellt worden ist. Dort verbrennen sie Weihrauch, machen dem Sarg eine Verbeugung, brechen je ein Reislein von dem Banyanenzweig und kehren dann auf einem anderen Wege als demjenigen, den sie gekommen sind, nach Hause zurück. Ein bequemer und passender Aberglaube erspart ihnen eine lange Wanderung auf ihren verstümmelten Füßen und bestimmt, daß „sie dem Toten nicht zum Tode folgen dürfen.“

Die Söhne des Verstorbenen tragen jeder einen Bambus- oder Banyanenstab, der am Grabe zurückgelassen wird. Den ganzen Weg entlang wird Geistergeld ausgestreut, um sich ein Wegerecht von den Dämonen zu erkaufen, welche sich widersetzen könnten. Wenn der Sarg hinuntergesenkt wird, nimmt jede Person aus dem Leichenzuge etwas Mörtel aus dem Schooß seines Rockes und wirft ihn in das Grab. Wenn die Grube gefüllt und der Leichenhügel abgerundet ist, wird Sesam, dessen Trivialname Vollständigkeit bedeutet, obenauf gepflanzt, um in Sonne und Regen daselbst zu wachsen. Auf einem neuen, kleinen, vergoldeten Bild, das mit dem Sarg nach dem Grabe gebracht worden ist, hat man einem darauf angebrachten Hieroglyphen noch einen kleinen Strich hinzugefügt, welcher die Bedeutung des Hieroglyphen von „König“ in „Herrn“ verwandelt. In diesem Augenblick wird das Bild eine Hausgottheit, wird wieder nach Hause zurückgebracht und mit Ehrerbietung auf den Bord der Laren im Hause gestellt und mit Opfern verehrt.

Drei Jahre lang werden am Jahrestag des Todes dem Verstorbenen Geschenke an papierenen Kleidern dadurch nachgeschickt, daß man sie verbrennt. So lange als noch männliche Nachkommen am Leben sind, begehen sie im siebenten Monat jedes Jahres eine Andacht am Grabe. Wenn die Familie so groß wird, daß man sich mit einer Teilung des Besitztums und der Gründung besonderer Wohnungen behelfen muß, so erbt der älteste Sohn die Bilder der Vorfahren.

Die Wiener Zahnradbahn.

Von J. Barber.

Den Wienern, wie den nach Wien kommenden Fremden, ist eine Fahrt auf der Zahnradbahn nach dem Kahlenberge hinauf ein Genuß eigener Art. Die Bahn hat eine horizontale Länge von 5000 m., eine absolute Höhe von 300 m.; sie führt an den Ortschaften Nußdorf und Grinzing, an rebenbepflanzten Hügeln vorüber, da und dort eröffnet sich eine hübsche Aussicht auf die Stadt Wien, auf die wie ein in großen Linien geschlungenes Silberband erglänzende Donau, auf das Marchfeld und den jenseit der Donau gelegenen Bisamberg.

Oberhalb der Station Grinzing wird die Gegend waldreicher; zur Rechten sehen wir die romantisch gelegene „Wildgrube“, zur Linken das „Krapfenwaldl“, ein anmutendes Waldidyll, das die Wiener magnetisch anzieht und seit dem Bau der Zahnradbahn zu den beliebtesten Ausflugsorten zählt. Von da ab führt die Trace durch dichten, steil ansteigenden Wald. Der Oberbau der Bahn

ist genau wie der der Rigibahn; das Profil der Laufschienen mußte jedoch bedeutend verstärkt werden und beträgt 56 Kgr. per Kurrentmeter.

Nachdem wir den Handlberg passiert, einen Blick in die prächtige Waldschlucht geworfen, haben wir in kurzem das Kahlenberg-Plateau erreicht; noch wenige Minuten und der Zug hält an der neuerrichteten „Kronprinzessin Stefanie-Warte", einem 30 m. hohen Rundturm, welcher, nachdem wir die bequeme Treppe, welche in denselben hinaufführt erstiegen, eine großartige, überraschende Aussicht gewährt. Drüben des Kahlen- und Leopoldsberges steil abfallende Höhen, die wie Hochwarten auf das Donauthal herniederschauen, dort unten der Donau-Strom mit seinen fünf großartigen Brücken, jenseit derselben der Prater, aus dessen Mitte einer großen Kuppel gleich der Riesenbau der Rotunde emporragt, und weiter rechts die Kaiserstadt Wien selbst mit ihrem Häusermeer, ihren Türmen und Prachtbauten, die man trotz der beträchtlichen Entfernung von hier aus zu erkennen vermag. Wir wenden den Blick und sehen in der Ferne das Leitha-Gebirge, rechts, ziemlich nahe, das Schloß Kobenzl auf bewaldeter Höhe, dann die in malerisch schönen Thalschluchten gelegenen Ortschaften Dornbach und Neuwaldegg, Schönbrunn mit der „Gloriette" und hinter denselben in der Ferne den Schneeberg, die Schnee- und Raxalpe, den Hochschwab, den Oetscher und die Klosteralpe.

Wie traumverloren schweift der Blick dem Weidlingbach zu, über den Wiener Wald hinweg nach der hart am rechten Donau-Ufer gelegenen Stadt Klosterneuburg, wo alljährlich am Leopolditage das sogen. „Fasselrutschen" der Wiener stattfindet; drüben am linken Ufer fesselt die Ruine Kreuzenstein unfern der Stadt Korneuburg unsere Aufmerksamkeit. Zwischen Buchenwaldungen malerisch schön gebettet liegt dort Langenzersdorf am Fuße des Bisamberges; an dieses reiht sich das weite, historisch berühmte Marchfeld. Die Höhenzüge der kleinen Karpathen begrenzen das anmutende Landschaftsbild, das den Beschauer, sofern er nur einigen Sinn für Naturschönheiten hat, mit magischer Gewalt fesselt.

In kaum 30 Minuten haben wir mittelst der Zahnradbahn den Kahlenberg erreicht. Wohl keine der europäischen Großstädte vermag in so kurzer zeitlicher und räumlicher Entfernung dem Naturfreund ein gleiches Höhenpanorama zu bieten. Die Zahnradbahn — erst seit dem Jahre 1873 erbaut — ist somit auch ein Hauptfaktor zur Hebung des Fremdenverkehrs; im Sommer, wo in Wien Theater und Konzertsäle geschlossen, die Stadt trotz ihrer herrlichen Gärten und ihrer Ringstraßenpromenade wenig Anziehendes besitzt, ist der Kahlenberg das buen retiro der Fremden. Oben, in einer Höhe von 460 m., hat die Kahlenberg-Eisenbahn-Gesellschaft ein mit allem Komfort ausgestattetes Hotel errichtet, das elegante Speise- und Spielsäle, Kaffee- und Damensalons mit Pianos, 100 Fremdenzimmer, Badeeinrichtungen 2c. enthält und selbst dem verwöhntesten Genußmenschen alles bietet, was zu seiner Erholung und Bequemlichkeit erwünscht; die Küche des Kahlenberg-Hotels ist vorzüglich.

Es lohnt schon, nachdem man sich an all den Naturschönheiten sattgesehen, die Lunge mit duftigem Waldaroma gefüllt, dann einen Blick in die Küchensäle zu werfen und auch dem Küchenaroma sein Recht zu gönnen; Gourmands wollen behaupten, daß dieses weit stärkender als die vielgepriesene Kahlenberger Waldluft sei.

Die Lage des Hotels ist eine überaus schöne, die sich von den Balkonen und Terrassen bietende Aussicht eine wahrhaft überraschende. Die Kaiserstadt da unten erscheint uns wie ein kleines Dorf; rings herum Höhenzüge, in der Ferne der Schneeberg, die Karpathen, der Wiener Wald, die Hundsheimer Berge, der Hermannskogel 2c.

Das Hotel ist von schattigen Parkanlagen umgeben, hat seinen eigenen Meierhof dessen gute Milch bekannt ist und die Städter vielfach veranlaßt, hier Milchkuren zu gebrauchen. Mittelst der Zahnradbahn ist es dem im Sommer arg durch Hitze und Staub belästigten Wiener ermöglicht, in kürzester Zeit Höhenluft zu atmen, sich „in frischem Thau gesund zu baden." Viele wohnen denn auch dauernd oben, andere gehen während des Tages ihren Geschäften in der Stadt nach und fahren Abends wieder hinauf, froh, ihren Tag in trauter Weltabgeschiedenheit, auf der Höhe beschließen zu können.

An Sonn- und Festtagen ist der Verkehr auf der Zahnradbahn ein ungemein belebter. Wohl 10 Züge verkehren dann in der Stunde. Die Wagen sind offen, echte Aussichtswagen, leicht und hübsch gebaut, der Fahrpreis ein enorm billiger. Die Endstation der Kahlenberg-Eisenbahn ist in Nußdorf; von hier aus führen dann Dampfschiffe, Omnibusse, Dampftramways und die Eisenbahn in die Stadt; die Fahrt donauabwärts, auf schmucken, reichlich zur Verfügung stehenden Schiffen ist jeder anderen auf den stets überfüllten Waggons vorzuziehen. Tausende von Menschen drängen da oft, aus den Zahnradbahn-Waggons herausstürzend, auf die Dampftramway und Dampfschiffe zu, die im Sommer bis spät in die Nacht hinein verkehren. Viele versäumen oben auch den letzten Zug und dann geht es in corpore mit bunten Stocklaternen hinab von des Kahlenberges Höhen an der, wie in einer Schlucht gebetteten Wildgrube vorbei durch die Rebengelände hindurch nach Nußdorf, wo dann noch bei Rundgesang und Rebensaft — oder, wie es hier heißt, „beim höchsten Heurigen" — der Tag beschlossen, der Morgen begrüßt wird.

Fremde fahren nicht selten mit dem letzten Zuge hin auf, verbringen die Nacht oben im Hotel, um von da mit anzusehen, wie die Himmelskönigin die Stadt an der schönen blauen Donau begrüßt. Die Fahrt ist entschieden lohnend. Kaiser Alexander I. von Rußland soll, als er von hier oben den Sonnenaufgang mit ansah, bewundernd ausgerufen haben: „Nicht um mein halbes Reich würde

ich diesen blühenden Landstrich hergeben, wär' ich in dessen Besitz!"

Dieser Landstrich, jetzt viel bewundert und sogar als klimatischer Kurort geschätzt, hat seine Bedeutung für das größere Publikum aber erst durch die Zahnradbahn erhalten. Vor Jahren führte wohl eine Drahtseilbahn auf den nahen Leopoldsberg hinauf, jedoch genügte sie den Anforderungen des gesteigerten Verkehrs nicht.

Die Gegend zwischen Kahlen- und Leopoldsberg ist auch historisch interessant. Am Fuße des letzteren, da wo sich heute das von dem Vereine Humanitas gegründete erste österreichische Kinderasyl befindet, das als echter Tempel der Humanität angesehen werden kann, befand sich ehedem eine von den Römern gegründete heidnische Ansiedelung; durch Karl den Großen wurde hier zuerst eine deutsche Kolonie gegründet; Kaiser Leopold erbaute dann im Jahre 1108 das Kloster und Stift der Augustiner Chorherrn. Der beschauliche Friede in dem dieselben hier lebten, wurde indes zur Zeit der Türkenkriege im 16. und 17. Jahrhundert gestört. Wilde Türkenschwärme verheerten in den Jahren 1527 und 1683 das Land; auch diese Ansiedlung fiel ihnen zum Opfer. Auf den Höhen des Kahlenbergs erbaute dann Kaiser Ferdinand II. das Kloster Montis Corona, das er für den Orden der Kamaldulenser bestimmte. Das Ganze bildete damals ein Viereck von 30 Mönchszellen; Kirche, Priorat und Gastgebäude nahmen den mittleren Raum ein. Im Jahre 1782 wurde aber das Kloster Montis Corona von Kaiser Josef II. aufgehoben und der Platz der Zellen als Baustellen verkauft. Das Dörfchen, das sich da oben bildete, erhielt den Namen Josefsdorf; es gehörte samt dem Kahlenberge lange Zeit dem Fürsten Johann Liechtenstein, dann dem Fürsten von Ligne, jetzt der Kahlenberg-Eisenbahn-Gesellschaft, die es prächtig versteht, sich selbst und dem Publikum zu nützen, indem sie Zahnradbahn und Kahlenberg-Hotel in den Dienst des Verkehrs gestellt und damit den Naturfreunden die Möglichkeit gegeben, nach kaum einstündiger Entfernung von der Großstadt Höhenluft zu atmen und eine Rundschau zu genießen, die jedem, der hier oben geweilt, unvergeßlich bleiben wird.

Geographische Neuigkeiten.

* Die chinesische Auswanderung. Max Leclerc veröffentlichte jüngst in der „Revue des deux mondes" eine sehr lehrreiche Studie über die Prüfungen und Drangsale, welche die Söhne des Himmlischen Reiches in den Ländern von weißer Bevölkerung erleiden müssen. Die Chinesen, anfangs wegen ihrer Nüchternheit, ausdauernden Arbeitsamkeit und ihrer geringen Gehaltsansprüche sehr gesucht, haben in Amerika, Australien 2c. große Dienste geleistet. Als jedoch ihre Anzahl immer mehr wuchs, sahen endlich die weißen Arbeiter in ihnen furchtbare Mitbewerber und boten alles auf, um ihrer Einwanderung Einhalt zu thun und diejenigen zu vertreiben, welche sich schon im Lande niedergelassen hatten. Die Vereinigten Staaten giengen darin mit dem Beispiel voran, regelten die Einwanderung, legten eine Kopfsteuer auf jeden einwandernden Chinesen und verboten am Ende in unbeschränkter Weise jegliche Ausschiffung der gelben Rasse.

Australien that dasselbe mit noch weniger Formen und schickte ohne vorläufige Verwarnung alle mit Auswanderern beladenen Schiffe zurück, welche mit ihrer lebenden Ladung wieder nach China zurückkehren mußten.

Inmitten von Völkern, welche ihn nicht verstehen, und deren Sprache er auch nicht versteht, führt der Chinese ein ganz absonderliches Dasein, bleibt in beständigen Beziehungen mit seinem Vaterland und gründet überall geheime Verbindungen und Gesellschaften, welche eine wahre Macht ausüben. Zur Organisation der chinesischen Auswanderung nach Amerika haben sich sechs große Gesellschaften gebildet, welche dem Auswanderer seine Hin- und Rückreise, sei er lebend oder tot, sichern. Ist der Chinese einmal ausgeschifft, so behält ihn die Gesellschaft unter ihrer Aufsicht, unterstützt ihn und vermittelt zu seinen Gunsten, wenn er sich mit der Rechtspflege überworfen hat. Hiefür entrichtet der Chinese $2\frac{1}{2}$ Prozent von seinem ganzen Verdienst an die Gesellschaft. Im Jahre 1876 zählten diese Gesellschaften in Nordamerika 148,000 Mitglieder. Dieser Geist der Association hat die Chinesen ungemein gefördert. Wenn eine gewisse Anzahl von ihnen eine kleine Summe zusammengebracht hat, so wird dieses Kapital einem von ihnen anvertraut, welcher ein kaufmännisches Geschäft unternimmt; dieser fährt fort, seine monatlichen Beisteuern in Empfang zu nehmen und teilt mit seinen Associés den Gewinn aus dem Handel, welchen er betreibt. Es bildet sich dann ein neues Kapital und wird einem neuen Associé anvertraut, und so geht dies fort, und infolge dieses Verfahrens sind die Chinesen zu überraschenden Erfolgen gelangt. Allein wenn diese Söhne des Himmlischen Reiches auch viel arbeiten, so kolonisieren sie doch nicht. Sie entziehen dem Lande worin sie arbeiten, nur bedeutende Kapitalien, welche sie dann in ihr Vaterland zurückschicken. Man hat berechnet, daß die in den Vereinigten Staaten ansässigen Chinesen in den 26 Jahren, 1853 bis 1878, ca. 180 Mill. Dollars nach China geschickt haben. Ueberall nimmt der Chinese überhand, und England, welches einen bedeutenden Handel mit China unterhält, hat große Mühe, dasselbe nicht allzu sehr zu verletzen und zugleich dahin zu gelangen, daß es die Empfindlichkeiten seiner widerspenstigen Kolonien beschwichtige.

Der alljährliche Handelsaustausch zwischen China und dem britischen Reich beläuft sich auf 763 Mill. Franken, wovon die Hälfte über Hongkong geht.

In Singapore gibt es 86,766 Chinsen auf 2769 Weiße, und im Gesamtgebiet der sogen. Strait Settlements (Singapore, Penang, Malacca 2c.) zählt man unter 423,384 Individuen nicht weniger als 174,327 Chinesen.

Kein einziger Europäer versteht ihre Sprache genau, und die Chinesen leben in gezwungener Absonderung, als Opfer von Vorurteilen aller Art, und gehören zu geheimen Gesellschaften, welche oft sehr gefährlich sind. Diese zählten im Jahre 1889 in Singapore 62,376, in Penang 92,581 Mitglieder.

In Burmah und auf Borneo ist die Anwesenheit der Chinesen eine nützliche und sogar sehr vorteilhafte, und die britische Regierung versäumt nicht, dieselben herbeizuziehen.

Auf Hongkong zählte man im Jahre 1881 auf eine Gesamtbevölkerung von 160,402 Einwohner nur 7990 Weiße, aber 130,168 Chinesen. Im Jahre 1886 erreichte Hongkong eine Einwohnerzahl von 200,000 Seelen, und die Proportion der chinesischen Bevölkerung hat wahrscheinlich nicht abgenommen.

Europa hat lange Zeit an die Thore von China gepocht und dieselben endlich, als sie nicht geöffnet wurden, mit Kanonen eingeschossen. Da aber China dermalen eine Gesamtbevölkerung von 465 Mill. hat, so ist man heutzutage dahin gelangt, sich zu fragen, ob man dabei auch recht gethan hat und ob es denn kein Mittel gebe, diese Pforte wieder zu verschließen, aus welcher sich jährlich viele Tausende von Auswanderern ergießen. Allein es ist schon zu spät: China, das so lange in tiefem Schlafe lag, erwacht allmählich und es wird vielleicht ein Tag kommen, wo diese ungeheure Masse gelber Gesichter, welche nicht bequem im Innern des Reiches leben kann und die sich durch Geburten noch in bedeutenden Verhältnissen vermehrt, sich wie eine Wasserhose über die weiße Rasse ergießen und diese erdrücken wird.

* Ehlers' Ersteigung des Kilima'ndscharo. Am 2. November 1888 verließ Reservelieutenant Otto F. Ehlers in Gesellschaft des Dr. Abbott, eines amerikanischen Naturforschers, welcher schon seit beinahe einem Jahre in der Gegend um Taveta herum Naturalien gesammelt hatte, Marangu mit einer Begleitung von 30 Mann. Das erste Nachtlager wurde am Fuß eines kleinen Kraters beinahe genau südlich vom östlichen Gipfel, dem Kimawenzi, in einer Höhe von ungefähr 9800 F., aufgeschlagen. Am folgenden Tag machte Herr Ehlers einen Ausflug nach dem Kimawenzi und erreichte eine Höhe von ungefähr 16,400 F.; jede weitere Ersteigung dieses merkwürdig zerklüfteten Bergs erschien ihm unmöglich. Am selben Tage sahen die Reisenden drei Exemplare von einer neuen Antilopenart. Die beiden folgenden Tage verbrachte man mit Sammeln von Pflanzen und auf der Suche nach einem passenden Lagerplatz, wo die Mehrzahl der eingeborenen Begleiter bleiben konnte, während die Reisenden den Berg vollends erstiegen. Man wählte einen Punkt westlich von ihrem letzten Lagerplatze, in einer Höhe von ungefähr 15,500 F.; von hier brachen die Reisenden auf mit fünf Begleitern und Lebensmittel-Vorräten für vier Tage und schlugen eine nördliche Richtung zwischen dem Kibo und dem Kimawenzi ein. Nach einem mehrstündigen Marsch entdeckten sie, daß sie ganz denselben Irrtum begangen hatten, wie Dr. Meyer im Jahre 1887, und daß sie in einer direkten Linie nach dem Gipfel des unteren östlichen Hochgipfels vorrückten. Da sie in diesem Augenblick von einem Schneesturm überfallen wurden, so schlugen sie ihr Zelt in einer Meereshöhe von ungefähr 15,500 F. auf. Am folgenden Morgen, welcher heiter und hell anbrach, machten sie sich in einer westlichen Richtung auf den Weg über den Schnee und rückten am nördlichen Rande der schon von Dr. Meyer erwähnten Reihe von Lavenhügeln vor, an deren südlicher Seite Meyer's Weg hingeführt hatte. Nach einem langen mühsamen Marsch, denn es hatte wieder zu schneien angefangen, mußten die Eingeborenen wieder umkehren, verließen die Reisenden und suchten ihren letzten Lagerplatz (17. November) wieder auf. Der Morgen des 18. war ausnahmsweise hell, und mit einem frühen Aufbruch traten sie die Wanderung über den hartgefrorenen Schnee an. Um 7 Uhr befanden sie sich in einer Höhe von 16,200 F., ungefähr auf der Mitte der Ostseite des Gipfels. Anstatt aber den Versuch der Ersteigung von dieser Seite her zu machen, wie Dr. Meyer gethan hatte, rückten sie in einer nordwestlichen Richtung über Lavaströme und Felsenblöcke nach der Nordseite des Kibo vor. Unglücklicherweise brach Dr. Abbott an diesem Punkte ganz zusammen und Herr Ehlers stieg allein weiter. Sich auf der Ostseite eines gewaltigen Lavastromes haltend, suchte er sich seinen Weg über den mit frischgefallenem Schnee bedeckten Sand, Asche und Schutt und gelangte, nach wiederholtem Haltmachen, aber ohne im mindesten von der dünnen Atmosphäre zu leiden, um 10 Uhr an die Eiswand, welche den eigentlichen Gipfel vollständig umgibt und deren Erklimmung an diesem Punkte unmöglich war. Er gieng deshalb eine Strecke weit dieser Eiswand entlang hin, in der Hoffnung, einen Punkt zu finden, wo dieselbe überwunden werden konnte, allein nach einiger Zeit mußte er wieder umkehren, weil der Boden zu steil abfiel. Am Gipfel ein Stück weit herabsteigend, gelang es ihm mittelst langen mühseligen Kletterns endlich, nach der Nordostseite des Gipfels hinüber zu gelangen, und hier gewann er von einem ziemlich hohen Punkte aus einen vergleichsweise weiten Ueberblick über den Gipfel. Er konnte nichts in Gestalt eines Kraters entdecken; die Schnee- und Eismasse lag vor ihm in einer Reihenfolge sanfter Wellenlinien. Dies ist einigermaßen merkwürdig angesichts von Dr. Meyer's Schilderung des Gipfels. Herr Ehlers ist vorerst noch nicht imstande, die erreichte genaue Höhe anzugeben, da seine Beobachtungen nicht ganz mit denjenigen des Dr. Meyer übereinstimmen, und er lieber abwarten will, bis die von ihm gebrauchten Instrumente untersucht und geprüft worden sind. „In jedem Falle aber", sagt er, „überschreitet die Höhe 19,684 F. (6000 m.)" Der Abstieg wurde auf einem etwas verschiedenen Wege,

in einer geraden Richtung nach Südosten, gemacht. In einer Höhe von 16,400 Fuß wurde die Fährte eines Elefanten im Schnee wahrgenommen, und ebenso auch Fährten von Büffeln und Antilopen. Hier fand Herr Ehlers auch die letzten Spuren von Pflanzenwuchs in Gestalt einer immerwährenden Blüte. Es mag hier bemerkt werden, daß unser Reisender sich zwar auf dem höchsten Punkte vollkommen wohl fühlte, aber auf dem Rückwege schwer an Kopfschmerz, geschwollenen Augenliedern, aufgesprungenen Lippen 2c. litt. Die Rückkehr nach Marangu nahm drei Tage in Anspruch.

* Der Handel des Kongo. Aus den amtlichen Aufzeichnungen über den Handel des Kongo-Freistaates während des Jahres 1888 ersehen wir, daß der Gesamtwert der besonderen Ausfuhren (d. h. Ausfuhren der Erzeugnisse des Staates) sich auf 2,609,300 Franken belief, während der Wert der allgemeinen Ausfuhren, d. h. des gesamten Handels, welcher den Fluß verließ, 7,392,348 Franken betrug. Der bedeutendste Ausfuhrartikel ist noch immer Elfenbein, wovon 54,812 Kgr. im Schätzungswert von 1,096,240 Fr. die gesamte Ausbeute an Elfenbein darstellen und 101,746 Kgr., auf einen Wert von 2,034,920 Franken geschätzt, die ganze Summe Elfenbein bilden, welche den Fluß verließ. Der nächst wichtige Artikel sind Palmnüsse, von denen 3,773,957 Kgr., auf einen Wert von 754,791 Fr. geschätzt, in allen den Gebieten, welche zu dem Freistaate gehören, erzeugt werden, und beinahe 6 Mill. Kgr., auf einen Wert von 1,194,608 Fr. geschätzt, das Erzeugnis der ganzen Region bilden. Die von dem Staate ausgeführte Menge Palmöl betrug 1,033,612 Kgr., im Werte von 465,125 Fr., während noch etwas mehr als die Hälfte dieser Menge von den Gebieten außerhalb des Freistaates ausgeführt wurden. Der nächst wichtigste Ausfuhrartikel ist Kautschuk; die von allen Seiten her ausgeführte Gesamtmenge war 593,752 Kgr., im Schätzungswert von mehr als 2 Mill. Fr., von welchen etwa ein Achtel das Erzeugnis des Freistaates war. Von Kaffee verließen 575,624 Kgr., geschätzt auf etwa 863,436 Fr., den Fluß, von welchem aber anscheinend gar nichts vom Freistaat selbst erzeugt wurde. Auch bedeutende Mengen von Faserstoffen, Wachs, Häuten 2c. wurden auf dem Kongo-Strom ausgeführt, scheinen aber alle aus Bezirken zu kommen, welche außerhalb der Grenzen des Freistaates liegen. Zur weiteren Ausfuhr gehören dann noch kleinere Mengen von Kopal, Sesam, Kupfer, Orchilla und Orleans.

Kleinere Mitteilung.

* **Oklahoma (das „schöne Land").**

Da über die genaue Lage und Ausdehnung dieser Region der Vereinigten Staaten, von welcher neuerdings in den öffentlichen Blättern so viel die Rede war, noch große Unklarheit besteht, so dürfte eine kleine Belehrung hierüber nicht unwillkommen sein. Oklahoma liegt im Herzen des Indianer-Gebietes, d. h. der für die ausschließliche Besetzung durch Indianer vorbehaltenen Region. Dieses Gebiet wird, wie bekannt, im Süden und Westen von Texas, im Norden von Kansas, im Osten von Arkansas begrenzt. Es hat einen Flächenraum von 64,223 e. Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 83,000 Indianern, unter welchen 30,000 Weiße mit und 6000 Weiße ohne Erlaubnis wohnen, nebst einer bedeutenden Anzahl von Negern, welche früher Sklaven der Indianer waren. Oklahoma, im Herzen dieses Gebietes, hat einen Flächenraum von 3120 Quadratmeilen. Es ist durch verschiedene Unterhandlungen, Verträge und Verordnungen, welche bis zum Bürgerkrieg zurückreichen, der Besetzung durch die Indianer entzogen und in Staatsland verwandelt und vollständig vermessen worden, obwohl der Name in der jüngsten Vermessungskarte (von 12 e. Mln. auf einen Zoll) nicht vorkommt und auch die Grenzen nicht genau angegeben worden sind. Diese Grenzen sind nun folgende: Auf der Ostseite ist das Land der Creeks, auf der westlichen das der Cheyennes und Arapahoes auf der nördlichen der „Tscheroki-Streifen", auf der südlichen das Land der Chickasaws. Beginnen wir bei der nordwestlichen Ecke der Creek-Nation, so erstreckt sich die Grenze westlich 100 e. Mln. weit bis zum Cimarron-Flusse, von hier südlich diesem Flusse entlang bis zu dem Punkt, wo eine 10 Mln. vom 98,0 von Gr. gezogene Längenlinie den Fluß kreuzen würde; von dort genau südwärts nach dem Canadian-River, von da südöstlich längs dieses Flusses bis zum „indianischen Meridian", nördlich von diesem Meridian nach dem Cimarron-Flusse, an welchem hinunter die Linie bis zur westlichen Grenze der Creeks und von da nordwärts bis zum Ausgangspunkt führt. In früheren Jahren haben viele Weiße den Versuch gemacht, mit Gewalt bis nach Oklahoma vorzudringen, aber ohne dauernden Erfolg. Das Gebiet erscheint in der Vermessungskarte als reichlich bewässert durch den Cimarron- und den Canadian-River und deren Nebenflüsse (obwohl im Grunde stellenweise Wassermangel zu herrschen scheint) und wird von Norden nach Süden von einer Eisenbahn durchschnitten, welche mit den Hauptlinien in Verbindung steht.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch der Naturwissenschaften.

Vierter Jahrgang: 1888—1889. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; Mechanik; Astronomie und mathematische Geographie; Meteorologie und physikalische Geographie; Zoologie und Botanik, Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Handel, Industrie und Verkehr; Länder- und Völkerkunde. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. **Max Wildermann.** Mit 18 in den Text gedruckten Holzschnitten. gr. 8°. (XII u. 570 S.) M. 6; in eleg. Original-Einband, Leinwand m. Deckenpressung, M. 7. — **Die drei ersten Jahrgänge (1885—1888) können zum gleichen Preise nachbezogen werden.** — Einbanddecke à 70 Pf.

Dieses Jahrbuch führt in gemeinverständlicher, anregender Sprache die wichtigsten Errungenschaften vor, die das verflossene Jahr auf dem Gesamtgebiet der Naturwissenschaften gebracht hat. Dasselbe hat sich während der drei Jahre seines Bestehens in weitesten Kreisen immer zahlreichere Freunde erworben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 24. Stuttgart, 18. Juni 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der Kampf um Ostafrika. Von Heinrich Becker. S. 461. — 2. Die Eskimo-Stämme. S. 464. — 3. Major Barttelot's Lager am Aruhwimi. (Schluß.) S. 469. — 4. Die Republik Bolivia. Nach den neuesten Konsularberichten. S. 473. — 5. Zur Anthropologie Italiens. Von Dr. Fligier, Wien. S. 476. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 477. — 7. Kleinere Mitteilung. S. 479.

Der Kampf um Ostafrika.

Von Heinrich Becker.

Im Osten vom Kongo, 200—300 Stunden vom Indischen Meere entfernt, zieht in weitem Bogen eine Reihe von Seen: Im Süden, vom 15.—9° s. Br., der Njassa, 150 Stunden lang; wo dieser endet, vom 9.° bis 3.° s. Br., der Tanga-njika, über 150 Stunden sich erstreckend; nördlich von diesem, vom 2.° s. Br. bis 2.° n. Br. der Luta- und der Mwuta-Nsige, jeder 50—60 Stunden messend. Im Westen und Osten von diesen Seen erheben sich, 600—700 Stunden lang und 300—400 Stunden breit, große Gebirge von 2000—3000 m. Höhe. Es sind Granitberge, von Gneis, Glimmerschiefer, Sandstein, Marmor und Muschelkalk umlagert. Die Gestalt und Beschaffenheit der Berge, wie die lange Gasse der Seen, verraten die Straße, die einst der australische Meeresstrom zog, als er diese Lande noch überflutete.

Im Osten von diesen Seen zieht eine Bergkette, die vom Süden des Njassa bis zu dessen Nordküste von 1000 auf 3000 m. steigt. Im Osten vom Tanga-njika zieht sie, auf 1500 m. sich senkend, nach Norden. Am Luta Nsige schwillt sie abermals zu 3000 m. empor, um bei dem Mwuta Nsige auf 1000 m. sich zu senken, dann mit diesem See bis zu der mittleren Nil-Mulde auf 500 m. zu verlaufen. Im Osten von Luta und Mwuta Nsige, etwa 150 Stunden von der Bergkette entfernt, erheben sich gewaltige alte Vulkanberge, der Kilima-ndscharo und Kenia, die bis zu 5000—6000 m. Höhe emporsteigen. Zwischen jener Granitkette und den ausgebrannten Vulkanen inmitten ist die obere Mulde des Nil, der Njansa-See.

Der Njansa-See mißt 750 Quadratmeilen, d. i. so viel, wie die obere Elb-Mulde, die von dem böhmischen Granitgebirge umschlossen wird. Der Tanga-njika und Njassa, jeder etwa 600 Quadratmeilen, d. i. jeder so viel wie die obere Donau-Mulde, von Genf bis Wien gerechnet. Die zwei kleinen Seen, der Luta und Mwuta Nsige, sind jeder so groß wie die mittlere Rhein-Mulde, von Basel bis Frankfurt. Denkt man sich die vier langen Seen (außer dem Nil-Becken) hinter einander längs der Alpen gelagert, dann würden sie eine Strecke einnehmen, gleich der von den Pyrenäen bis zum Schwarzen Meere. Bedenken wir, daß die Bergkette im Osten der Seen bis zu 2000 bis 3000 m. sich erhebt und in den Basaltgipfeln des Kilima-ndscharo und Kenia zu 5600 m. emporsteigt, dann thun wir dem Gebirge gewiß nicht zu viel Ehre an, wenn wir mit den europäischen Alpen es vergleichen — wenn auch sein Eindruck des veränderten Klima's und Pflanzenwuchses wegen ein ganz verschiedener ist.

Von diesen ostafrikanischen Alpen rinnen die Wasser, die der australische Strom herauf sendet, zu einem Teil in jene Seenmulden, zu einem Teil in das Indische Meer zurück. Eine Reihe von Flüssen, 100 und mehr Stunden lang, läuft nach dem Meere hin. Sie drehen sich, wie ihre Quellberge, im Kreise. Im Süden vom Njassa-Gebirge läuft der Rovuma und Rusidschi nach Nordosten. In der Mitte von dem Tanga-njika-Gebirge, der Rufu und Wami, ziehen nach Osten. Im Norden vom Kilima-ndscharo und Kenia herab stürzen Pangani und Tana nach Südosten.

Dieses Land, vom Rovuma bis Tani, vom 10.° s. Br. bis zum Aequator reichend, ein terrassenförmiges Küstenland, 300 Stunden lang und 100 Stunden breit — dreiviertel so groß wie Deutschland — hat die Berliner

Ostafrikanische Gesellschaft zu ihrem Tummelplatz sich ersehen. Das heißt, hier hat sie an der Küste ihre Stationen errichtet, ihre Faktoreien gebaut und Plantagen angelegt, mit der Absicht, vom Meere allmählich landwärts nach dem Gebirge vorzurücken und so das Land zu okkupieren und zu kultivieren. An älteren Städten hat sie ihre Stationen errichtet, befestigte Häuser, in denen ihre Beamten vor Ueberfällen gesichert wohnen können.

Solche finden sich im Süden an der Mündung vom Rovuma zu Mikindani, dann weiter nordwärts an der Lindi-Bucht eine Station gleichen Namens und im Süden vom Rufidschi die Stadt Quiloa. Der Rufu und Wami, die vom Tanga-njika-Gebirge kommen, haben eine große Bucht am Meere ausgehöhlt, die Boga major, d. i. die „große Bucht", von den Portugiesen genannt. Inmitten derselben liegt die Insel und Stadt Sansibar, auf welcher der Sultan wohnt. An der Küste an der Mündung von Rufu und Wami liegen die Städte Bogamajo und Dar-es-Salam, mit Stationen der Gesellschaft. Weiter im Norden am Pangani liegt die Stadt und Station gleichen Namens, dann an kleinerem Flußmunde Mombassa, Malindi und im Norden vom Tana die Stadt und Station Witu.

Das Land liegt ganz in dem Bereich des tropischen Regens. Dieser zieht alljährlich mit dem senkrechten Stand der Sonne; er fällt aber nur bis zum 15.—16.° s. und n. Br. Jenseit dieser Grenze liegt im Süden die wasserlose Wüste Kalahari, im Norden die ungeheure Sahara. Darnach ist zu berechnen, daß der Regen über dieses „Ostafrika" vom Oktober bis April — mit kleiner Unterbrechung im Dezember und Januar — unaufhörlich gießen muß. Er ist viel ausgiebiger als auf der Westküste von Afrika. Denn hier, in der Bucht von Sansibar, stößt der warme australische Meerstrom an, der als kalter Südpolstrom an Australien herzieht, dann längs dem Aequator nach Afrika wendet und als erwärmter Strom große Dampfmassen über Ostafrika sendend südwärts kreist. An der Westküste von Afrika zieht ein anderer kalter Strom vom Südpol dampflos her, der, am Aequator erwärmt, erst nach Guinea die feuchten Dämpfe bringt. Die ganzen Berge im Westen vom Kongo, mit Ausnahme der höchsten Kuppen, sind wasserlos, indes die Berge im Osten, von Wasser strotzend, die großen Seen füllen.

In der Regenzeit leidet deshalb das Küstenland von Ostafrika viel von Ueberschwemmung. Livingstone, Cameron, Stanley und andere Forscher haben oft mit Mühe nur den Aufstieg zum Tanga-njika und Njansa vollbracht. Eine große Ebene am Wami-Flusse war derart überschwemmt, daß die Reisenden große Strecken mehrere Fuß durch Wasser waten mußten. Nach der Regenzeit war die Ebene von großen Heerden der Elefanten, Giraffen und Büffeln zerstampft, mit Wasserlöchern bedeckt, in welche Menschen und Tiere einsanken. Mit der Verdunstung des Wassers und der Verwesung der an den Flüssen und Seen umgebrochenen Bambus, Papyrus und anderer Schilfmassen, der ungeheuren Bäume, die von den Stürmen gestürzt werden, entwickeln sich böse Dünste — die „Malaria", d. i. „schlechte Luft", von den Portugiesen genannt — die den fremden Einwanderern besonders gefährlich werden. Cameron und Stanley hatten daran zu leiden, Livingstone's Neffe ist gestorben, ehe er nur die Berge erreichte. Die neueren Reisenden Reichard, François u. a. waren sehr beschwert; Kaiser und Böhm sind an der Malaria gestorben.

Trotz alledem hat das Land große Vorzüge. Der Regen, die glühende Sonne treiben einen Pflanzenwuchs ohne gleichen hervor. Längs der Flüsse bis zum Plateau des Gebirges hinauf wachsen große Wälder von mächtigen Bäumen. Ein üppiger Graswuchs gedeiht, der ungeheure Heerden von Gazellen, Antilopen, Büffeln ernährt und den Schaf- und Rinderheerden der Neger gute Nahrung gibt. Die Eingeborenen pflanzen Reis, Weizen, Korn, Baumwolle, Hanf, Zuckerrohr, Tabak, Muskat und Kaffeebäume, Dattel- und Oelpalmen, Feigen u. v. a. Cameron und Stanley wie die Berichte der Belgier und der neueren deutschen Reisenden wissen nicht genug von dem Reichtum der Produktion zu erzählen.

Eine Eroberung oder, wie man heute sagt, Kolonisation des Landes hat deshalb einen verständigen Zweck: es können noch Hunderttausende, Millionen von Menschen in diesem Lande leben, wenn die Kultur sich desselben bemächtigt. Das haben Stanley, Cameron und alle Reisenden übereinstimmend bestätigt. Aber —

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Dinge!"

Die Neger bewohnen seit unvordenklichen Zeiten dieses Land und betrachten es — wie der Europäer das seine — als ihr Eigentum. Die Vorzüge des Landes lockten aber schon vor tausend Jahren die Araber hierher. Der Superintendent der Berliner Mission, Herr Merensky, und und der schwäbische Geograph Mauch fanden im Land der Betschuanen, am Rand der Kalahari, Spuren von Bauwerken aus Granit, die nur ein Kulturvolk aus Asia oder Nordafrika — die Inder, Araber oder Aegypter — konnte angelegt haben. Vasco da Gama fand vor vierhundert Jahren die Araber bereits hier ansässig.

Als die Portugiesen dann Ostindien erobert hatten, legten sie Stationen an der Ostküste von Afrika an. Sie besiedelten die Küste von „Zanguebar" (Sansibar) und gründeten eine Reihe von Städten: im Süden Mozambiquê (die ihren Namen von den „Mozambi", d. i. „geborenen Europäern" führte[1]), Quilimani am Delta des Sambesi und Quiloa im Süden vom Rufidschi; im Norden auf einer Insel Montbaza (Mombassa) und Melinda (Malindi) am Sabaki. Hier mußten sie schon im Jahre 1699 der Eifer-

[1] „Mosambicum regnum" nennt es der alte Geograph Hübner. Daraus wird man erkennen, wie das Wort zu sprechen ist.

sucht der mahommedanischen Könige (der Araber) erliegen. Die Stadt Montbaza ward bestürmt, die Garnison war „durch ansteckende Seuche" (Malaria) bis auf 18 Mann gestorben. Der Gouverneur, um sich vor der Barbarei der wütenden Neger zu sichern, sprengte die Feste in die Luft. Weil aber den Portugiesen viel an dem Handel gelegen war — sie bezogen Gold, Elfenbein, Ambra und Ebenholz — so ließ der König Pedro 1728 die Stadt wieder erstürmen und aufbauen.

Seit jener Zeit kämpfen Araber und Portugiesen um die Küste von Zanguebar. Im Jahr 1862 eroberte Said Said, der Imam von Mascat (der Sultan von Omam an der Südostküste von Arabien) die Insel Sansibar sowie das Küstenland. Die Portugiesen wurden auf den südlichen Strich zwischen Sambesi und Rovuma, das Königreich Mozambiquê, zurückgedrängt. Die Araber bemächtigten sich des Handels an der Küste und stellten die Verbindung mit dem Binnenlande her, die durch die Portugiesen unterbrochen war.

Zugleich mit den Arabern drangen auch die Indier herein. Das Reich Omam war von den Wahabiten (in Arabien) bedroht; der Imam suchte den Schutz von England. Zum Entgelt mußte er den Engländern den Handel in Sansibar gestatten. Die indischen Kaufleute drangen bis Udschidschi am Tanganjika vor; reiche mahommedanische Handelshäuser in Bombay gaben ihren Landsleuten und arabischen Glaubensgenossen große Summen zum Handelsbetrieb in Sansibar.

Die Engländer sahen aber bald ihre indischen Landsleute durch die Araber bedroht, weil diese schonungslos den Sklavenhandel trieben und damit die Neger gegen die Fremdlinge aufregten. Als nach dem Tode von Said Said das Reich Sansibar an dessen Said Sohn Mejid, dann an den Enkel Said Bargasch fiel, nötigten sie diesen (1873) zu einem Sklaven-Vertrag. Sie übernahmen die Zahlung eines Tributes von 40,000 Maria-Theresien-Thalern, den der Sultan von Sansibar an den Imam von Mascat zu leisten hatte. Der Sultan dagegen versprach, die Sklaven-Ausfuhr auf Dar-es-Salaam zu beschränken und den Engländern die Durchsuchung der Sklavenschiffe zu gestatten.

Der Sultan erhob nach wie vor 2 Thaler Zoll von jedem ausgeführten Sklaven. Dessen Ertrag entsprach ungefähr (bei einer Ausfuhr von 20,000 Sklaven) dem jährlichen Tribut. Diese Zahl sollte jährlich gemindert werden, bis der Handel — weil England entschädigte — allmählich aufhörte. Der Sultan hatte aber ein größeres Interesse an dem Bestehen des Handels wie an seiner Aufhebung, zumal seine Vettern in Arabien, wie auch der Khedive von Aegypten und der türkische Sultan der Sklaven bedurften. Er sah also durch die Finger und ließ seinen Vali freie Hand.

Nun kam die Ostafrikanische Gesellschaft. Diese verlangte das Recht der Niederlassung in Sansibar, und zwar nicht blos in der zwanglosen Form der arabischen und indischen Händler, sondern als geschlossene Korporation mit bestimmten Regierungsrechten. Unter dem Einfluß der deutschen Kriegsschiffe und dem Eindruck der deutschen Macht errang sie das Recht zur Anlegung befestigter Stationen inmitten der Städte und zugleich die Vergünstigung, die Verwaltung und Zollerhebung im Namen des Sultans zu führen. In den genannten Städten Mikindani, Quiloa, Bogamajo, Pangani, Malindi, Mombassa wurden kleine Festungen errichtet und die deutsche Fahne aufgehißt.

Es bedarf keiner Frage, daß ein solches Vorgehen selbst den an Sklaverei gewöhnten Völkern sonderbar erscheinen mußte.[1] Es mußte die Neger aufbringen, welche die Endziele der fremden Herrschaft durchschauten. Es mußte die Araber erregen, welche ihren Handel bedroht, den Menschenverkauf gänzlich vernichtet sahen. Es mußte den Engländern bedenklich erscheinen, deren Handel nun gleichfalls unter deutsche Kontrole gestellt war. Selbst eine geschicktere Inszenierung hätte das vorbereiten müssen, was nachher eintrat.

Am 16. September 1888 wurden die neuen Zollstätten bezogen. Zu Mikindani am Rovuma waren ein Herr v. Bülow und ein Herr Frank die Inhaber des Stationshauses. Kaum hatten sie die deutsche Fahne aufgezogen, als sie in der Nacht vom 20. September geweckt und gewarnt wurden. In der nächsten halben Stunde werden sie schon von Flintenschüssen der aufständigen Neger verfolgt. Sie verlangten Hülfe von dem Vali des Sultans; der weist auf den aussichtslosen Kampf. 15,000 Neger waren vom oberen Rovuma, zum Teil aus dem portugiesischen Gebiet jenseit des Flusses gekommen. Mit Mühe entkommen die Herren nach Sansibar.

In derselben Nacht wird die Station Lindi bedroht. Ein Herr v. Eberstein ist Kommandeur. Der Akida (Truppenführer) erbittet Waffen für die Einwohner, um die Deutschen zu schützen. Er wendet aber die Waffen selbst gegen die Fremden. Diese paktieren freien Abzug gegen ein Lösegeld. Man nimmt dieses; ohne die Warnung eines Indiers wären sie aber ermordet worden. Sie konnten indes noch entfliehen.

Zu Quiloa waren ein Herr Krieger und Herr Hessel. Beide Herren sind nach ihren eigenen Briefen nicht sehr glimpflich mit den „Kerlen" umgegangen. In einer anderen Station (Mwapwa), die landwärts lag, hatte Krieger bereits 20 solcher Kerle, welche die Station angriffen, über den Haufen geschossen. Zu Quiloa hatte er eine vollständige Festung mit Brunnen und Vorräten aller Art, die eine Belagerung aushielt. Er selber nennt sich den obersten Verwaltungs-, Finanz-, Zoll-, Gerichts- und Polizei-Beamten; sein Stab bestand aus Herrn Hessel und zwei arabischen Offizieren, das Heer aus 36 arabischen und 12 schwarzen Soldaten. Am 24. September wird die

[1] Der deutsche Reichskanzler selber hat das allzu rasche und energische Vorgehen der Gesellschaft getadelt.

Station überfallen; ein Gesandter vom Sultan wird von den Negern verhöhnt; sie hätten dem Vater des Sultans ihr Land überlassen; der habe es an die Deutschen verkauft und damit sein Recht verwirkt. Die Station wird erstürmt, die Vorsteher erschossen.

Aehnliche Szenen spielen zu Bogamajo, Pangani und Mombassa. Zu Bogamajo verlangte der Herr v. Gravenreuth von dem Vali die Auslieferung der Sultansflagge. Dessen Weigerung gab am 22. September das Signal zum Kampf. Der wird glücklicher geführt, weil die deutsche Korvette „Leipzig" zur Hülfe kommt. Vom Stationshause werden Granaten geworfen, dann setzt die Korvette 200 Mann aus, die unter heftigem Kampf über 100 Neger zusammenschießen. Hier wird die Station behauptet. In gleicher Weise wird Dar-es-Salaam durch das Kanonenboot „Sophie" verteidigt.

Zu Pangani hauen die Beamten die Fahnenstange des Sultans um. Die Neger thun die gleiche Ehre der deutschen Fahne an. Ein englisches Kriegsschiff will Mannschaft landen; die Eingeborenen wehren dies und die Krieger ziehen ab. Der Sultan schickt 150 Soldaten unter dem (englischen) General Mathews. Dieser verhandelt mit den Aufständischen: die Deutschen sollten die arabische Flagge aufhissen und blos die Zollverwaltung behalten, doch ohne Erfolg. Der Araber-Häuptling Buschiri erklärt: „Alle englischen Unterthanen, Engländer und Hindu, mögen bleiben; die Deutschen müssen fort, sie wollen unser Königreich nehmen!"

Zum Schutz der deutschen Unterthanen ist die deutsche Flotte aufgeboten und ein Reichskommissär entsandt, der mit bewaffneter Hand den Frieden herstellen soll. Wie weit dieser Friede sich erstrecken wird, muß die Zukunft zeigen. Vorläufig gleicht er nur dem Burgfrieden des Mittelalters; der gieng so weit, wie man von dem „Burgfrit" aus mit der Armbrust schießen konnte. Wie der Reichskanzler selber sagte: „So weit wie die Geschütze unserer Flotte!"

Wie lang er dauert, ist auch nicht zu berechnen. Die Mannschaft von der Korvette „Leipzig", die in Bogamajo gelassen war, ist bereits vor der Malaria auf das Schiff geflohen. Die Mannschaft von der „Sophie" hat, um ihre Kranken zu retten, schon ein milderes Klima aufgesucht. So liegen die Schiffe vor den blockierten Städten, um die Trümmer der deutschen Stationshäuser zu bewachen, die von den Landsleuten zusammengeschossen, von den Feinden verbrannt wurden. Die Blockanten können sagen wie die Skythen, als sie vor dem Perserkönig das eigene Land verwüsteten: „Wir hüten nur unsere Gräber!"

So endet der erste Akt dieses neuen Kampfes um Ostafrika. Die Worte der Neger und Araber bedürfen keiner weiteren Deutung, ebenso wenig die Taktik des englischen Generals Mathews. Die drei Völkerschaften sehen in ihren Lebensinteressen sich bedroht; sie bekämpfen offen und versteckt die neue Einwanderung. Die Ostafrikanische Gesellschaft, wenn sie die Geschichte des Landes kannte, hätte anstatt der Junker und Reichspfandmeister ein paar einsichtige Männer dahin senden sollen, die — wie Prinz Heinz und Henry Stanley — „mit jedem Kellner in seiner Sprache trinken konnten." Jetzt ist das Unabwendbare geschehen; ein klaffender Spalt hat zwischen Ostafrika und der deutschen Einwanderung sich aufgethan, so groß, daß wir die Brücke nicht ermessen können, die darüber führt.

Die Eskimo-Stämme.

Dr. Henry Rink, die erste Autorität über die Eskimo-Stämme und der bedeutendste Sachverständige, welcher sich für deren amerikanischen Ursprung ausgesprochen, hat die Ergebnisse seiner Forschungen im 11. Bande der „Meddelelser om Grönland" veröffentlicht. Der größere Teil des Bandes ist einer Abhandlung über die Grammatik der Eskimosprache und einer vergleichenden Liste der unabhängigen Stämme der Eskimo-Dialekte gewidmet, wobei der grönländische Dialekt, als der bestbekannte, zur Basis für diese Liste dient. Der erste Teil des Buches umfaßt eine vergleichende Uebersicht der Sitten und Bräuche der Eskimo und weist die Wanderung der Eskimo von West nach Ost nach. Dr. Rink's Theorie geht dahin, daß die Eskimo den Arktischen Ozean vom Innern von Alaska aus erreichten und sich von da an ostwärts ausbreiteten. Seine Beweise gründen sich auf eine Vergleichung der Gerätschaften, Trachten und Verzierungen, der häuslichen Gewerbe und Künste, der Religion, des Schatzes von Volkssagen und -Liedern und der Soziologie der Eskimos des arktischen Amerika. Er findet, daß die Jagdgerätschaften desto höher entwickelt sind, je weiter wir ostwärts vordringen, daß der Styl der Trachten und Wohnung eine allmählige Annäherung an den Grönlandstyl von Westen nach Osten zeigt, und daß die westlichen Stämme eine höhere Stufe von Zivilisation einnehmen als die östlichen Stämme. Wir wollen uns hier der geduldigen und erfolgreichen Arbeiten des Herrn Dr. Rink bedienen und einige seiner Beobachtungen über das soziale Leben der Eskimo wiedergeben.

Gerätschaften. In einem so rauhen Klima und in Ländern, welche solch dürftige Unterhaltsmittel darbieten, ist es nicht überraschend zu finden, daß die Eskimo, welche in zerstreuten Stämmen ohne Zusammenhang mit einander leben, in ihren täglichen Beschäftigungen sich nur sehr ursprünglicher Vorkehrungen bedienen. Das wichtigste derselben ist das Kayak oder Männerboot. Der Eskimo im Innern von Alaska bedient sich, gleich den benachbarten Indianern, zum Fischen in den Flüssen des Kahns von Birkenrinde; an den Flußmündungen aber wird die Birkenrinde mit dem Robbenfell vertauscht, das über ein hölzernes Gestell gezogen wird und gleichzeitig

Schutz gegen die Meereswogen gewährt. Dies war der Ursprung des Kayak auf der ersten Stufe seiner Entwickelung. Die Wogen, welche das zerbrechliche Fahrzeug durch Hereinschlagen zum Versinken bringen konnten, wurden von dem Kayak abgehalten durch die Kleider des Rudernden, welche die Oeffnung bedecken, worin derselbe sitzt. Man findet, daß diese Anpassung der Kleidung an die Lebensbedürfnisse und Notwendigkeiten im ganzen Bereich der von den Eskimo bewohnten Länder wechselt; sie findet ihre Vervollkommnung nur in Grönland, wo der Kayakmann eine wasserdichte Bedeckung für den ganzen Körper mit Ausnahme des Gesichts trägt.

Das Kayak wird fortbewegt durch ein Ruder mit Schaufeln an beiden Enden, dessen Mittelpunkt den Handgriff bildet. Dieses doppelschaufelige Ruder ist dem eigentlichen Eskimo im südlichen Alaska unbekannt, welcher sich noch immer des einschaufeligen Kahnruders bedient; erst wenn man sich dem Norden des Yukon-Flusses nähert, trifft man die ersten Exemplare des doppelschaufeligen Ruders. An der Barrow-Spitze (der internationalen Polarstation der Vereinigten Staaten) bedient man sich zum gewöhnlichen Gebrauch noch immer des einschaufeligen Ruders. Jenseit des Mackenzie-Flusses wird das echte grönländische Kayakruder ausschließlich gebraucht.

Die große Harpune mit Blase und Leine, deren man sich zur Robbenjagd vom Kayak aus bedient, erleidet ebenfalls verschiedene Veränderungen in der Gestalt. Im südlichen Alaska trifft man Harpunen, welche, wie Pfeile, mit Vogelfedern befiedert sind. Die von der Harpune getroffenen Robben tauchen unter, und um dies zu verhindern, ist eine Blase an das Ende der Harpunenleine befestigt. Diese Waffe, zuweilen Blasenpfeil genannt, findet man in allen Eskimoländern, von Kadjak in Alaska bis Grönland; sie ist jedoch im südlichen Alaska unbekannt, obgleich sich die Indianer dort in derselben Weise großer Blasen zum Walfischfang bedienen.

Nur in Grönland wird die Walfischjagd vom Kayak aus mit ganzer Vollkommenheit ausgeübt. Die Kunst, im Falle eines Umschlagens mittels des Ruders wieder an die Oberfläche des Wassers zu kommen, ist in Alaska und Labrador kaum bekannt, gilt aber für die erste Qualifikation eines Grönländers, welcher irgend auf den Rang eines Robbenjägers Anspruch macht, und dasselbe läßt sich von der Art der Robbenjagd mittels der großen Harpune und Blase sagen, welche Jahre-lange Praxis erfordert. Ganz merkwürdigerweise haben die Eskimo an der Ostseite von Grönland Verbesserungen in ihren Waffen, welche den Eskimo der Westküste ganz unbekannt sind, obwohl die letzteren in Berührung mit den europäischen Ansiedelungen stehen. Für den Walfischfang bedient man sich sogar des offenen Bootes mehr als des Kayak, und an der gegenüberliegenden Küste der Behrings-Straße gebrauchen die Nachbarn der Eskimo bis südwärts nach Kamtschatka hinab dieselbe Art von Boot. Thatsächlich bemerkt man, daß eine merkwürdige Einförmigkeit in den Fischfangsmethoden in allen Eskimo-Ländern gefunden wird.

Wohnungen. Die Eskimo führen während des kurzen Sommers ein Nomadenleben, und wandern in Partien, welche aus so viel Individuen bestehen als ein Zelt oder ein Umiak (Weiberboot) aufnehmen kann. Während des langen Winters ziehen sie sich auf gewisse Stationen zurück, welche seit Generationen von demselben Stamme bewohnt werden. Zwischen den Winterwohnungen der Eingeborenen von Alaska und denjenigen von Grönland findet ein großer Unterschied statt. Das innere Gemach der Alaskaner hat die Gestalt eines Vierecks, umgeben von den Schlafräumen, und hat seinen Eingang nur auf Einer Seite. In Grönland dagegen sind die Schlafplätze oder Bänke der Familie alle nur an einer Seite angeordnet und deshalb die Häuser mehr von länglichter Gestalt, und zwar so, daß die Länge der Zahl der Bewohner entspricht. Die Häuser in Alaska sind kleiner als diejenigen in Grönland, allein um zu öffentlichen Versammlungen, kagse (Mehrzahl kagsit, ebenso kagge, kaschim, kassigit), dienen zu können, werden auch größere Häuser erbaut, und diese öffentlichen Gebäude finden sich, von Alaska nach Osten, in Mengen, welche der Enge und Schmalheit der Wohnhäuser entsprechen. Im südlichen Alaska gleichen die Häuser denjenigen der Indianer dadurch, daß sie den Herd in der Mitte des Fußbodens haben und daß ein Loch im Dache zum Abzug des Rauches dient. Die Häuser sind vergleichsweise geräumig und meist aus Holz erbaut und nur außen mit Erde angeschüttet. Nordwärts an der Küste der Behrings-Straße, wo das Holz seltener wird, nimmt die Größe des inneren Gemachs ab, die Ruhebänke sind auf die äußerste Schmalheit beschränkt; der Herd wird in Ermangelung von Brennstoff durch Thranlampen ersetzt, und die Mitte des Gemachs wird nicht mehr von den Weibern eingenommen, sondern als allgemeiner Arbeitsplatz benutzt. Sobald das Holz selten wird, bedient man sich des Schnees als Baumaterial. In der Nachbarschaft des Mackenzie-Flusses dienen Schneehütten nur zu zeitweiligem Aufenthalt, wie z. B. während der Jagdausflüge, aber in den Zentral-Regionen[1] bedient man sich ihrer als regelmäßiger Wohnungen für einen gewissen Zeitraum des Jahres. Dieselben sind wegen ihrer runden Gestalt klein und aus diesem Grunde mit Seitenräumen für verschiedene Zwecke versehen. In Grönland oder wenigstens südlich vom Melville-Sund weiß man nichts vom Vorkommen von Schneewohnungen, sondern hat nur Häuser, welche von Steinen und Erde erbaut sind. Grönländische Ueberlieferungen gedenken der Kagsit oder Versammlungshäuser, aber hauptsächlich als Erinnerungen an die früheren Heimstätten ihrer Vorfahren. Dr. Rink weiß nichts von dem Vorhandensein derartiger

[1] Dr. Rink bezeichnet als Zentralregionen den arktischen Archipel zwischen dem amerikanischen Festland und Grönland.
D. Red.

Häuser in der Gegenwart oder Vergangenheit in Grönland. Die alaskanischen Eskimo haben nur eine einzige sehr merkwürdige Gewohnheit mit den Indianern gemein, nämlich den Gebrauch der Schwitzbäder. Die Kagses dienen gewöhnlich zu diesem Zweck, aber wie weit dieser Brauch über die Küsten der Behrings-Straße hinausreicht, ist nicht bekannt; derselbe war gewiß schon aufgegeben, ehe der regelmäßige Gebrauch der Schneehäuser begann.

Kleidung und Zierraten. Die Tracht des Eskimo ist bekanntlich für Männer wie Weiber dieselbe; sie besteht aus kurzen oder langen Beinkleidern und einer Joppe oder Jacke, die sich dicht an den Körper anschließen und eine Kapuze haben, die über den Kopf gestülpt wird und die Stelle einer Kopfbedeckung vertritt. Die Tracht wechselt unter den verschiedenen Stämmen, aber die Kapuze ist allen gemein. Nur im südlichen Alaska findet man Ausnahmen von der allgemeinen Mode. Einige der Röcke gleichen denjenigen der Indianer in der Länge und in der Abwesenheit der Kapuze, aber Hüte von einer eigentümlichen Gestalt sind Mode. Eine andere Eigentümlichkeit der Tracht ist die Erweiterung der Kopfbedeckung für die Weiber, so daß die Kapuze eine Art Wiege bildet, worin sie ihre kleinen Kinder tragen. Die Gewohnheit, die kleinen Kinder in den erweiterten Schäften der Weiberstiefeln zu tragen, wie in Labrador und einigen Bezirken der Zentral-Regionen, ist eine ganz ausnahmsweise.

Die den Indianern und den Eskimo gemeinsamen Lippen- (Labrets) und Nasenzierraten sind unverkennbar amerikanischen Ursprungs; sie können deutlich nachgewiesen werden als vom Süden, wo sie erfunden wurden, nach dem Norden gekommen. Die Thlinkit-Indianer durchbohren sich die Unterlippe und stecken in diese Oeffnung eine Zierrat von Knochen oder Stein infolge einer nach Alter und Geschlecht sich richtenden Zeremonie. Desselben Brauchs bedienen sich die Eskimo, nur verwenden diese zwei kleine Zierraten unter den Mundwinkeln anstatt des großen Labrets, welchen die Thlinkit sich durch die Mitte der Lippe schieben. Diese Verschiedenheit eines Brauchs kann einem klimatischen Einfluß zugeschrieben werden, denn es muß offenbar eine schwere Probe physischer Ausdauer sein, die offene Lippe der scharfen Kälte der arktischen Regionen auszusetzen. Diese Gewohnheit ist in Grönland unbekannt und muß in den Zentral-Regionen in Abgang gekommen sein.

In Bezug auf Haarputz und Haarpflege bedienen sich die Männer im Westen und am Mackenzie-Fluß gewöhnlich einer Art Tonsur, welche man über diesen Bezirk hinaus nur in vereinzelten Fällen, z. B. an den Küsten der Hudsons-Straße und des Smith-Sunds, vorfindet. Die Weiber im Westen legen ihr Haar in lange geflochtene Zöpfe; aber in Grönland wird das Haar in einen einzigen dicken Büschel zusammengerollt und senkrecht herunter hängen gelassen. Letztere Mode beobachtet man zuerst östlich von der Barrow-Spitze, wo sie mit den geflochtenen Zöpfen kombiniert wird.

Unter den alaskanischen Eskimo herrscht noch der Brauch vor, bei Festlichkeiten und religiösen Zeremonien aus Holz geschnitzte Masken zu tragen, welcher aber gegen Osten hin verschwindet. Gleich den Lippenzierraten, die derselben Verteilung und Verbreitung folgen, deuten auch diese Masken auf die Verwandtschaft zwischen den Eskimo und den Indianern.

Häusliche Kunstfertigkeiten und Künste. Als allgemeine Regel kann man annehmen, daß jede Familie ihre eigenen Geräte, Geschirre und Gebrauchsgegenstände verfertigt. Man erzählt, daß in Alaska nicht allein die Indianer, sondern auch einige der Eskimo-Stämme Kochgeschirre aus gebranntem Thon zu verfertigen verstehen. Die Ethnologen betrachten die Kunde der Töpferkunst schon als einen gewissen Fortschritt in der Kultur, so daß diese Annahme hinsichtlich der Eskimo eine gewisse Bedeutung hat; im übrigen Eskimo-Gebiet ist die Töpferkunst ganz unbekannt, entweder infolge der Bodenbeschaffenheit oder wegen des Mangels an Brennstoffen. Das gewöhnliche Material, dessen sich die Eskimo für Kochgeräte und Lampen bedienen, ist der wohlbekannte Topf- oder Lapezstein (ein verunreinigter Talk), dessen Vorkommen sich jedoch auf zerstreute Punkte in den arktischen Regionen beschränkt. Die Geschicklichkeit, welche die alaskanischen Eskimo im Schnitzen und Verzieren ihrer Waffen und Geräte an den Tag legen, ist von den Reisenden hinlänglich beglaubigt. Diese rohe künstlerische Begabung nimmt beständig in demselben Maße ab, als man von Alaska ostwärts kommt, und im westlichen Grönland findet man kaum einige Spuren davon. Es ist daher merkwürdig, daß sich an der Ostküste von Grönland ein vereinzelter kleiner Stamm befindet, dessen Geschicklichkeit in Schnitzen und Ornamentik mit derjenigen der alaskanischen Künstler wetteifert. Dr. Rink nennt uns zwar den Namen dieses Stammes nicht, aber wir vermuten, daß er dabei die Eingeborenen von Anmagsalik im Auge hat.

Religion und Folklore. Unter einem so ursprünglichen Volke wie die Eskimo sind, wie sich erwarten läßt, Religion und Folklore unzertrennbar miteinander verbunden. Aus den Forschungen von Dall und Jacobsen erfahren wir, daß auch die ärmsten Stämme ihre Friedhöfe besitzen, in welchen hölzerne Standbilder, Modelle von Kayaks, farbige Gemälde auf Holz ꝛc. als Opfergaben und Weihgeschenke für die Seelen der Verstorbenen aufgestellt werden. Das alljährliche Maskenfest in Alaska gilt für hauptsächlich geeignet, die Gunst der Dämonen, welche Macht über die Fische des Meeres oder der Flüsse haben, zu erwerben oder jene einzuschüchtern. Die Masken tragen symbolische Zeichen, und es findet bei diesen Gelegenheiten eine allgemeine Verteilung von Geschenken und Darbringung von Opfern statt. In Baffinsland werden nach Dr. Boas im Herbste ähnliche Gebräuche beobachtet, aber

in Grönland sind sie kaum wahrzunehmen. Man hat auch das Vorhandensein einer starken Aehnlichkeit im Folklore der verschiedenen Stämme bemerkt, allein Dr. Rink wagt es im fraglichen Aufsatze noch nicht, irgend welche allgemeine Grundsätze vorzutragen.

Soziale Organisation. Das hauptsächlichste Prinzip, welches der Organisation der indianischen Gentes zu Grunde liegt, wenn man es als eine Ausschließung der Heirat zwischen Blutsverwandtschaft auffaßt, ist auch in den Bräuchen der Eskimo wahrzunehmen, welche für Geburt eine hohe Verehrung haben. Kommunismus hinsichtlich persönlichen Besitztums wird dem Eskimo teilweise durch seine physische Umgebung aufgenötigt und ist auch den Indianern gemeinsam. Jede der größeren, mehrere Familien umfassende Hausgenossenschaften hat ihren eigenen Häuptling, welchem unbedingter Gehorsam und gewissenhafte Verehrung geleistet wird. Während wir, was die Verfertigung und den Gebrauch der Kayaks und der Werkzeuge und die Geschicklichkeit in der Anwendung derselben anlangt, im Uebergang von den westlichen zu den östlichen Stämmen einen unverkennbaren Fortschritt wahrgenommen haben, so ist bezüglich ihrer gesellschaftlichen Organisation das gerade Gegenteil der Fall. Dr. Rink weist auf die Thatsache hin als auf eine natürliche Folge der Zersprengung und Zerstreuung der Stämme, durch welche die Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Bräuche entsprechend schwierig wurde.

Unsere Kunde von der sozialen Organisation der Eskimo-Stämme ist so unvollkommen, daß davon nur Beispiele, keine allgemeinen Gesetze gegeben werden können. Die Eingeborenen von Anmagsalik, an der Ostküste Grönlands, bei welchen die dänische Expedition einen Besuch abstattete und in 1884 bis 1885 überwinterte, und welche bis dahin noch keine Berührung mit den Europäern gehabt hatten, liefern eines der besten Beispiele. Diese Eingeborenen bilden deutlich einen eigenen Stamm im kleinen Maßstabe. Sie zählten 413 Köpfe und waren in eilf kleinere Gemeinschaften eingeteilt, welche ebenso viel Winterquartiere einnahmen, zwischen welchen die größte Entfernung ungefähr 16 geogr. Mln. betrug. Jede Gemein- oder Genossenschaft bewohnt ein einzelnes Haus. In einem Falle bestand sie aus 58 Personen und in einem anderen Falle aus 38 Personen oder acht Familien. Im letzteren Falle fanden die dänischen Forschungsreisenden die an der Wand des Gemachs entlang führende Leiste 28 F. lang und 5 F. breit; sie war durch niedere Vorhänge in acht Logen oder Abteilungen geteilt, deren Größe den in jeder Familie vorhandenen Personen entsprach. Das Gemach maß 28 auf 15 F. und seine größte Höhe betrug 6½ F. Es ist sehr lehrreich, zu erfahren, daß trotz dieser beschränkten Unterkunft für 38 Personen während des langen arktischen Winters niemals Zank, Schelten oder auch nur unfreundliche Worte, welche als eine Unart gelten, gehört wurden. Jedes Haus oder jede Station haben ihren Patriarchen oder Häuptling, welchem alle gehorchen. Es muß viele Grade von Bestrafung zwischen dem gesetzlichen Verfahren des Nithgesangs (wodurch eine Person in öffentlicher Versammlung beschämt wird) und der schweren Strafe geben, von welchen die dänische Expedition Zeuge war, wobei ein junger Mann in der Tiefe des Winters aus dem Hause gewiesen wurde.

Um die dänischen Niederlassungen an der grönländischen Westküste herum, wo die Eskimo seit mehr als einem Jahrhundert mit europäischen Einflüssen in Berührung sind, herrscht noch der Brauch des gemeinsamen Beisammenwohnens, aber die Gesetze der Gastfreundschaft sind nicht mehr so bindend; die Eingeborenen sind daher mehr verarmt.

Die Forschungen von Dr. Boas in Baffinsland werfen ein weiteres Licht auf die sogen. soziale Organisation der Eskimo. Infolge der spärlichen Bevölkerung sind die Gemeinschaften in Baffinsland sehr klein und mehr den Gentes zu vergleichen, obwohl ein Anzeichen für das Dasein von Stämmen vorhanden ist. Die überlieferten Geschichten von Grönland veranschaulichen hinlänglich deren geselligen Verkehr.

Die Labrador-Eskismo sind, wie die Grönländer, ebenfalls unter fremdem Einfluß gestanden. Die nicht zum Christentum bekehrten Stämme haben ihre Häuptlinge, die sogen. Angajorkak — ein Ausdruck, welcher in Grönland für Eltern gebraucht wird.

Die westlichen Eskimo scheinen auf einer höheren Stufe sozialer Organisation zu stehen, als ihre Brüder im Osten. Dies geht deutlich hervor aus den günstigeren Bedingungen für die Erwerbung von persönlichem Eigentum. Ueberdies gibt sich eine verschwenderische Freigebigkeit in der Verteilung von Geschenken kund, um sich einen Ruf zu erwerben. Die Binnenland-Eskimo, welche die Ufer des Kuskokwin-Flusses bewohnen, zählen nach Wrangel eine Summe von 7000 Köpfen; sie hatten ihre festen stehenden Wohnsitze dem Flusse entlang und zogen in den Sommermonaten auf Jagdausflügen im Lande umher.

Jedes Dorf hat sein Kaschim oder Beratungshaus, im Innern mit amphitheatralischen Sitzen versehen, welche eine für Vorstellungen bestimmte Bühne umgeben; in der Mitte befindet sich der Herd, mittelst dessen der Raum geheizt wird. Dieses Gebäude wird meist ausschließlich für die erwachsene männliche Bevölkerung vorbehalten und zum Arbeiten oder zur Abhaltung von Ratsversammlungen benützt. Alle öffentlichen Angelegenheiten und Geschäfte werden hier erörtert. Das Kaschim dient aber auch zur Abhaltung öffentlicher Festlichkeiten. Bei derartigen Gelegenheiten beginnen die Zeremonien mit einer Schaustellung der Jagdbeute, welche jeder Einzelne gemacht hat, und sogar Kinder stellen ihre ausgestopften Vögel hier aus. Sobald sich die Leute versammelt und ihrem Range entsprechend gesetzt haben, beginnt einer der waidmännischen Hauptleute, umgeben von den Angehörigen seiner

Familie und Genossenschaft oder seiner Anhänger, die Feierlichkeit durch Anstimmung eines Gesangs, welchen er gleichzeitig mit einem Tanz und dem Schlage eines Tamburins begleitet; dann verteilt er Geschenke von Wildpret unter die Zuschauer. Der Wert dieser Geschenke steht im Verhältnis zur Anzahl seiner Begleiter und entscheidet den Rang, welchen die öffentliche Meinung ihm beilegt. Andere Jäger folgen ihm und handeln in ähnlicher Weise. Festjubel und Fröhlichkeit mengen sich darein und dauern mehrere Tage an. Wenn Beratungen über ernste wichtige Angelegenheiten abgehalten werden, darf kein Weib daran teilnehmen, es wäre denn feierlich dabei eingeführt. Auch über Blutrache wird in dieser Weise entschieden. Zuweilen erklärt der Rat Krieg gegen andere Stämme, und aus diesen Kriegen werden Weiber und Kinder als Sklaven zurückgebracht, ein Brauch, welcher mit dem übrigen sozialen Leben der Eskimo ganz im Widerspruch steht.

Einteilung und Verteilung. Wenn wir die nordamerikanischen Indianer unter die Hauptgruppen der Nordwestlichen, der Tinne und der Algonkin zusammenfassen, so kann man sagen, die Eskimo umgeben die Tinne von der Seeseite her, während sie im Westen und Osten an die beiden anderen anstoßen. Im Westen treten sie gleichsam als eine Fortsetzung der nordwestlichen Indianer auf und verschaffen sich ihren Unterhalt teils vom Lande, teils vom Meere. Während das Gebiet der binnenländischen Eskimo an das der Tinne stößt, ist der Uebergang zwischen ihren beiderseitigen Dörfern für den Reisenden kaum bemerkbar. Dringt man aber allmählich nach Norden und Osten vor, so werden die Eskimo ein ausschließlich die Meeresküsten bewohnendes und arktisches Volk und ihre Beziehungen zu den Indianern nehmen einen entschieden feindseligen Charakter an. Am Mackenzie-Fluß finden blutige Kämpfe zwischen ihnen statt; weiter gegen die nordöstliche Ecke des Festlandes aber werden sie durch ein neutrales Land geschieden, welches wenige zu überschreiten versuchen. Die hauptsächlichsten Straßen, auf welchen die binnenländischen Stämme des Westens nach der Meeresküste vordrangen, lieferten die Flüsse Athna, Kuskokwin, Yukon, Selawik, Kuwak und Colville; aber auch die östlichen Flüsse müssen bei diesen Wanderungen ebenfalls eine Rolle gespielt haben. Dieses Streben nach Ausdehnung führte zu ihrer wunderbaren Erforschung des arktischen Archipels: die zahlreichen Ruinen und sonstigen Ueberreste menschlichen Daseins, welche über die Küsten des Polarmeeres zerstreut sind, die Besiedelung von Labrador, die Wanderungen der Stämme über den Smiths-Sund hinüber nach Grönland und südwärts nach dem Kap Farewell leisten davon Zeugnis. Nachdem der größte Teil des arktischen Gebiets so von ihnen entdeckt worden war, teilten sie sich in Gruppen von Stämmen, deren Umherschweifen sich im allgemeinen darauf beschränkte, daß sie abwechselnd von einer Ueberwinterungsstation nach der anderen in derselben Nachbarschaft zogen und im Sommer stets denselben Ausflug machten. Man kann sie daher, je nach dem Gebiet, welches sie einnehmen, geographisch in Gruppen scheiden:

I. Die westlichen Eskimo umfassen:

a. die südlichen Stämme: Ugalachmut, Kaniagmut (Kadschak), Ogulmut, Nuschagagmut, Kuskowogmut, Magemut und Eskogmut — im Ganzen ungefähr 8300 Köpfe.

b. Die nördlichen Stämme: Unaligmut, Malemut, Kawiagmut, Okiogmut, Selawigmut, Kowagmut, Nunatogmut, Nunawukmut — auf 2900 Personen geschätzt.

c. Die asiatischen Eskimo, deren Zahl Krause auf etwa 2000 Seelen anschlägt.

Hinsichtlich der Klassifikation dieser westlichen Stämme existieren noch verschiedene Ansichten. Dr. Rink stützt seine Einteilung auf die Karte, welche der Erforscher von Alaska, Dall, aufgenommen hat.

II. Die Mackenzie-Eskimo oder Tschiglit, von den westlichen durch einen unbewohnten Küstenstrich von 60 geogr. Meilen getrennt. Einmal im Jahre, im Sommer, begegnen sie sich auf halbem Wege behufs des Tauschverkehrs. Herr Petitot teilt sie in die Tareormiut und Kranealit und schätzt ihre Anzahl auf 2000 Köpfe.

III. Die Stämme der Zentralregion beginnen beim Kap Bathurst und sollen sich scharf von den Eingeborenen dieses Bezirks unterscheiden. Unsere Kunde von diesen Stämmen und der ungeheuren Region, welche dieselben bewohnen, ist jedoch eine unvollkommene. Wertvolle sprachforscherische Beiträge zu ihrer Kunde haben wir aber allerdings von Roß, Parey, Rae, M'Clintock, Allen Young, Schwatka und Boas. Parey behauptet, der südwestliche Bezirk sei unter folgende Stämme geteilt: Natsilik, Pelly Bay, Uvkusigsalig, Ukiolik, Kidelik (Kupferminen-Fluß). Boas gibt eine detaillierte Liste der Bewohner von Baffinsland und schildert die Wege, auf welchen sie mit den entlegeneren Stämmen Verkehr gehabt haben.

IV. Die Labradorier. Die Zahl der Eingeborenen auf der Ostküste von Labrador wird auf 1500 geschätzt, wovon 1163 zum Christentum bekehrt sein sollen. Die ganze Eskimo-Bevölkerung daselbst mag 2000—2200 Köpfe betragen.

V. Die Grönländer. Von den eingeborenen Bewohnern Grönlands scheint nur der kleine Stamm am Smiths-Sund, der der sogen. „Arktischen Hochländer", mit demjenigen der Zentralregion verwandt zu sein. Man kann die Grönländer in westliche und östliche einteilen. Die Westgrönländer zählten im Jahre 1880 9752 Köpfe, welche alle zum Christentum bekehrt waren. Im Jahre 1884 zählten die Ostgrönländer südlich vom 68.° n. Br. 548 Köpfe. Nördlich von diesem Breitengrade sind Eingeborene bekanntlich nur von Clavering angetroffen worden, welcher im Jahre 1823 zwei Familien nördlich von $74^1/_2{}^0$ n. Br. begegnete. A. S. W.

Major Barttelot's Lager am Aruhwimi.

(Schluß.)

Am Abend hörte ich, Tippu Tip sei überredet worden, alle Traglasten, welche Pulver und Patronen in luftdichten Blechbüchsen enthielten, passieren zu lassen, so daß etwa hundertundzwanzig Lasten zurückblieben, die reduziert werden mußten. Ebenso erhielt ich die Weisung, am andern Morgen vor Tag das Walfischboot nach dem Lager hinaufzunehmen und Raschid und zehn andere Araber abzuholen. Am 9. Juni Morgens 3 Uhr wurden die Feuer des „Stanley" angezündet und um 4 Uhr stand ich auch auf und zündete diejenigen der „A.I.A." an. Um 5 Uhr hatte ich meine Bangalas im Walfischboot und ließ mich im Sternenschein den Fluß hinaufrudern. Gerade als wir am „Stanley" vorüberkamen, dessen offenstehende Ofenthüren einen unheimlichen Glutschein über den dunklen Strom warfen, stieg Kapitän Schagerström auf die Kommandobrücke und gab auf seiner Pfeife ein langes Signal und ehe ich noch das Lager erreichte, hatte der „Stanley" gewendet und mit vollem Dampf seine Fahrt nach den Stanley-Fällen angetreten. Als ich den Landungsplatz beim Lager erreichte, fand ich Tippu Tip dort wartend mit einer ganzen Menge Männer und Weiber, welche er in der „A.I.A." fortschicken wollte. Er selbst beabsichtigte noch da zu bleiben, um die Expedition abgehen zu sehen, dann wollte er nach Yangambi hinüberfahren und von da in einem Kahn nach den Stanley-Fällen gehen. Obwohl mittlerweile erst der Tag zu grauen begann, wollte ich doch noch einen Blick auf die Mitglieder der Expedition werfen; so eilte ich denn die Böschung hinan und durch das Wasserthor ins Lager und trat in Major Barttelot's Hütte. Der Major saß auf einigen Kisten, die Hände vor das Gesicht geschlagen, die Ellbogen auf den Knieen; er erschien niedergeschlagener als ich ihn je zuvor gesehen hatte. „Leben Sie wohl, Major!" rief ich; „ich habe nur zwei Minuten Zeit". Als er meine Stimme hörte, sprang er auf wie ein Pfeilschuß, ergriff meine ausgestreckte Hand und rief: „Eilen Sie nicht so, alter Junge! Sie wissen ja, in einer weiteren Woche können wir alle tot sein!" Gerade in diesem Augenblick gab das Horn das Zeichen zum Aufbruch und ein langer Pfiff der Dampfpfeife von der „A.I.A." drang durch die stille Morgenluft herauf, und einer meiner Leute kam eilig herein, um mir zu sagen: der Kahn schicke sich an, vom Land zu stoßen. Ich wandte mich wieder zum Major, als er fortfuhr: „Ich wollte, ich könnte wieder in die alte Heimat zurückkehren. Wenn Sie nach Hause kommen, ehe Nachrichten von mir dort eintreffen, so sagen Sie meinem Vater, ich sei noch gesund und wohl gewesen, als Sie mich gesehen haben". — „Ganz recht", erwiderte ich und eilte hinaus. Jamieson und Bonny waren im Eßzimmer. Der erstere in der besten Stimmung über die Aussicht, daß man nun endlich aufbreche. Nach einigen eilfertigen Abschiedsworten lief ich zum Landungsplatz hinunter und fand, daß Tippu Tip meinen Kahn mit ungefähr fünfzig Männern, Weibern und Knaben gefüllt hatte. Nach langem Zureden willigte er ein, zwanzig davon herauszu nehmen; aber ich wußte, daß wir selbst dann nicht abgehen konnten, da der „Stanley" das große Boot vollgeladen mitgenommen hatte und uns nichts zu Gebote stand als die Dampfbarkasse und das Walfischboot. Ich stieß jedoch ab und als wir die „A.I.A." erreichten und Raschid den überladenen Zustand der beiden Fahrzeuge sah, schickte er noch zehn weitere Leute hinweg, und wir traten endlich unsere Fahrt an. Noch waren wir nicht weit gefahren, so kam einer meiner Leute (ein Sansibari) und vertraute mir an, Tippu Tip habe den Manyemas gesagt: wenn der Major sie nicht gut behandle, so sollten sie ihn nur niederschießen. Dies war eine solch erstaunliche Behauptung, daß ich es kaum glauben konnte; aber die Richtigkeit der Angabe wurde mir von mehreren von Tippu Tip's eigenen Leuten, die wir an Bord hatten, und einige Tage später durch Salim-bin-Soudi, den Dolmetscher, bestätigt. Wäre es in meiner Macht gestanden, so wäre ich sogleich nach dem Lager zurückgekehrt und hätte den Major davon benachrichtigt; allein ich hatte nicht zu befehlen und nur dem Befehl zu gehorchen und weiter zu fahren. Von dieser Zeit an bis zu dem Tag, wo ich die Nachricht von dem Tode des Majors erhielt, erfuhr ich, was die Empfindungen eines Damokles gewesen sein mußten, da ich Tag für Tag zu hören erwartete, daß jener Tod, von dessen sicherem Bevorstehen ich Kunde hatte und den ich doch nicht abzuwenden imstande war, ihn erreicht habe. Und doch, als mir nach vielen Wochen die erschütternde Kunde zukam, schien ich es kaum fassen zu können. Mein ganzes Leben lang hoffe ich nicht mehr in eine solche Lage zu kommen; sie erschien mir wie ein langes, langes Alpdrücken; — der immerwährende Sturz in einen anscheinend bodenlosen Abgrund hinunter ist das einzige, womit ich den Zustand der ängstlichen Spannung vergleichen kann, worin ich in den nächsten zehn Wochen war. Aber wie verschieden war das Erwachen!

Am Tage nachdem der Dampfer „Stanley" die Stanley-Fälle verlassen hatte, als ich an Bord der „A.I.A." gerade einen Brief an Herrn Deane schrieb, um ihm über die dermalige Lage der Dinge in seiner früheren Station zu berichten, erschien ein Dampfer, welcher um die Krümmung des Flusses bog. Ich nahm einen Kahn, ruderte dem Dampfer flußabwärts entgegen und fand, daß derselbe der „Holland" war — der neue Sternraddampfer der Niederländischen Handelsgesellschaft, mit Herrn Grashoff (dem Direktor der niederländischen Faktoreien am oberen Kongo) an Bord. Bald nachdem ich an Bord des „Holland" gestiegen war, vernahm ich die traurige Kunde von Herrn Deane's Tod. Ich konnte vorerst keine anderen Neuigkeiten erfahren, als daß er auf der Jagd von einem Elefanten niedergerannt worden sei, der ihm

seinen Stoßzahn von hinten durch den Nacken gestoßen habe. Ebenso erzählte man mir, Kapitän Bayley sei durch Krankheit zur Heimreise genötigt worden. Der „Holland" hatte Tippu Tip und seine Leute in Yalasula aufgelesen, wohin sie von Yambuya aus marschiert waren.

Nachdem die Araber sich nach ihren Häusern begeben und der „Holland" am Ufer sich festgelegt hatte, gieng ich zum Frühstück. Als ich an Bord der „A.I.A." zurückkehrte, fiel mein Blick auf meinen unvollendeten Brief an Deane. Deane, der im Jahre 1886 einen ganzen Monat lang den Verfolgungen der Araber entgangen war und in der Tiefe der Dschungel gelebt hatte ohne eine andere Kleidung als ein Stück von einer alten Wolldecke um die Lenden und der sich für seine Nahrung auf Raupen und Holzwürmer (buchstäblich wahr!) beschränkt sah, wenn er dem Verhungern entgehen wollte — und dem alles dies nicht genügt hatte, um ihn von der Rückkehr nach Afrika abzuhalten! Deane war erschlagen, und zwar durch einen Elefanten! Ich zerriß meinen Brief, warf die Stücke in den Fluß, nahm meine Flinte und gieng in den Wald, um irgend etwas zu schießen.

Die nächsten paar Tage verbrachte ich, indem ich die Maschinen der „A.I.A." genau untersuchte, und Herr Grashoff, indem er Tippu Tip sein Elfenbein um Schießpulver abkaufte. Am Tage, bevor ich die Stanley-Fälle verließ, kam Salim-Mahomed und brachte ein Brief von Major Barttelot an Tippu Tip. Aus diesem erfuhr ich, daß Barttelot, Jamieson und Bonny ganz wohl und sechs Tagereisen östlich von Yambuya gelagert waren, daß die Manyemas bereits angefangen hatten, Ungelegenheiten zu verursachen, und daß diese Thatsache die Veranlassung zum Briefe des Majors an Tippu Tip bildete.

Am Morgen des 25. Juni wurden wir von einem furchtbaren Tornado heimgesucht, aber um $8^1/_2$ Uhr hatten die „A.I.A." und der „Holland" beide Dampf aufgemacht und waren zur Abfahrt fertig, welche wir bald darauf antraten; wir ließen die drei belgischen Offiziere und Beamten zurück, welche mit dem „Stanley" heraufgekommen waren, um die Station wieder aufzubauen. Sobald wir den felsigen Teil des Flusses zurückgelegt hatten, welcher sich auf etliche und 20 engl. Meilen unterhalb der Fälle ausdehnt, wurde die „A.I.A." an den „Holland" angesurrt und wir dampften nun zusammen hinunter nach Bangala, wo wir am Nachmittag des 3. Juli ankamen. Am 6. Juli gieng der „Holland" nach Stanley Pool ab; am 7. wurde ich plötzlich von heftigen Magenschmerzen ergriffen, und vor Einbruch der Nacht lag ich an einer akuten Ruhr darnieder. Ich versuchte eine große Dosis Ipecacuanha (60 engl. Gran), welche der Krankheit für einige Stunden Einhalt zu thun schien, aber nur, damit sie nach einigen Stunden in chronischer Form wieder ausbrach. Von allem, was dann während der nächsten vier Wochen sich ereignete, habe ich keine sehr deutliche Erinnerung mehr. Ich hatte wenig oder gar keinen Schlaf, bis der „En Avant" vom Stanley Pool heraufkam und Herrn Herbert Ward mitbrachte, welcher nach Yambuya zurückkehrte, nachdem er von Loanda aus seine Depeschen an das Comité zum Entsatze Emin Pascha's abgeschickt hatte. Da Major Barttelot Yambuya verlassen hatte, sollte Herr Ward in Bangala bleiben bis zum Eintreffen weiterer Befehle des Comité's; als er aber erfuhr, wie es mir ergieng, that er alles Mögliche, um es mir recht behaglich zu machen, so daß es mir bald etwas besser wurde. Da die „A.I.A." mittlerweile nach dem Pool abgegangen war, wandte ich mich an den Stationsvorstand um einen Kahn, welcher mich nach der Missionsstation in Aequator hinunterbringen könnte. Am Morgen des 19. Juli erhielt ich die Nachricht, daß der Kahn und zweiundzwanzig Bangalas für mich bereit seien. Ich schleppte mich mühsam zur Anlände hinunter und legte mich unter einer Art Schutzdach, welches mein Junge errichtet hatte, oben auf meinen Koffern nieder, und als ich mich von Herrn Ward verabschiedet hatte, ruderte ich ab. Am Abend überfiel uns ein heftiger Regen, welcher den größten Teil der nächsten vierundzwanzig Stunden hindurch fortdauerte. Es gelang mir, mich trocken zu erhalten, indem ich mich zusammengekrümmt unter die beiden einzigen Wolldecken verkroch, welche ich besaß, und so kam ich denn am Abend des dritten Tages mehr tot als lebendig in Aequator an. Hier wurde ich freundlich aufgenommen; Herr Banks, von der amerikanischen Baptisten-Mission, nahm mich in sein Haus auf, und er und seine Frau, welche mir Kraftbrühe und alles bereitete, was ich nur genießen konnte, und in ihren Bemühungen um meine Behaglichkeit und mein Wohlbefinden unermüdlich waren, thaten alles, was in ihren Kräften stand, um meine Gesundheit wieder herzustellen. In ungefähr vierzehn Tagen war ich wieder imstande, etwas herumzugehen, und getröstete mich schon der Hoffnung, bald wieder ganz hergestellt zu sein, als ein Ekzema (Hautentzündung) an meinen unteren Gliedmaßen ausbrach und sich rasch verbreitete, bis ich vom Hals abwärts nur eine einzige große Wunde war. Was mein Gesicht davor bewahrte, weiß ich nicht, aber ich nahm mit großer Genugthuung wahr, daß mein Kopf nicht ebenfalls angegriffen wurde.

Endlich, nach einer mir ewig lang erscheinenden Zeit kam der „En Avant" von den Stanley-Fällen an und brachte die traurige Nachricht von Major Barttelot's Tod. Ich reiste mit diesem Dampfer noch am selben Tage von Aequator ab und erreichte am 22. August Leopoldville. Hier hatte ich einen leichten Rückfall und erfuhr von dem Arzt der Station, daß ich nicht genesen würde, wenn ich in Afrika bliebe, weshalb ich mich nach einer Sänfte und Trägern umsah, um mich nach der Küste hinunterzubringen, und am 29. August ward ich aus Leopoldville hinausgetragen auf den Weg nach Matadi. Ich will die Mühsale meiner ersten Etape auf meiner Reise übergehen, welche ich pflichtlich überlebte, indem ich am 5. September

in Lukungu ankam. Hier erhielt ich durch die Güte des Herrn Hoste (von der amerikanischen Baptisten-Missionsgesellschaft) etwas Zinkoxydsalbe, welche mir einige Linderung der unablässigen Qual meines Hautausschlages verschaffte; und hier fand ich auch einen Freund, Herrn Hens, einen Künstler, welcher vor beinahe drei Jahren mit mir nach Afrika gekommen war und den ich seit dem Tage, wo ich ihn in Boma bei meiner Reise den Strom hinauf verlassen, nicht mehr gesehen hatte. Er war seither in Europa gewesen und wieder nach dem Kongo zurückgekehrt und nun zum zweitenmal auf der Heimreise, und wartete nur auf die Ankunft des Postschiffes, um nach der Küste aufzubrechen. Am 7. September wurde ich sehr überrascht durch die Ankunft Wards, welcher in einer Hängematte nach Lukungu hereingetragen wurde, weil er wegen Geschwüren an den Füßen nicht gehen konnte. Ich wurde tief erschüttert durch die traurige Nachricht, welche er mir mitteilte, daß Herr Jamieson in Bangala am Fieber gestorben sei. Während ich dieses betrübende Ereignis beklagte, mußte ich unwillkürlich den hingebenden unermüdlichen Mut bewundern, mit welchem Jamieson bis zum letzten Augenblick seiner Pflicht treu gewesen war, und wir werden hoffentlich nach Herrn Ward's Heimkehr genauere Einzelheiten über die Ereignisse erfahren, welche Jamieson's Tod herbeigeführt haben. Dem Anschein nach hat Jamieson, nachdem Major Barttelot erschossen worden war, Bonny verlassen, welcher die Führung der Karawane übernahm, ist mit dem Mörder nach den Stanley-Fällen zurückgekehrt und hat ihn den Behörden des Kongo-Freistaates übergeben, welche ihn nach einer gerichtlichen Untersuchung zum Tode verurteilten. Als er sodann ein Abkommen mit Tippu Tip wegen Stellung der nötigen Männer, um die übrigen Traglasten nach Wadelai zu schaffen, getroffen hatte, fuhr er in einem Kahn stromabwärts, um Ward und die in Bangala liegenden Traglasten heraufzuholen. Zwei oder drei Tage, nachdem er die Stanley-Fälle mit einer Bemannung von Manyemas verlassen hatte, fühlte er sich unwohl und lag im Boden des Kahns unter einer Matte, als einige Eingeborene den Kahn voll Manyemas sahen und in der Befürchtung, die Araber kämen auf einem Raubzug den Fluß herabgefahren, sich zu einem Angriff derselben anschickten. Als die Manyemas dies sahen, kamen sie zu Jamieson, und sobald dieser von der Sache hörte, stand er in der sengenden Sonne auf und winkte mit seinem Hut den Eingeborenen. Als letztere den weißen Mann sahen, standen sie von dem Angriff ab; allein daß er sich der Sonne ausgesetzt hatte, rief bei Jamieson ein Fieber hervor, und acht Tage und acht Nächte lang, bis zu seiner Ankunft in Bangala, lag Jamieson am Boden des Kahns, bis auf die Haut durchweicht von dem Wasser, das sich dort angesammelt hatte, und ohne einen Tropfen Thee oder ein anderes Getränke als Kongowasser, um seinen brennenden Durst zu stillen. Mit beinahe übermenschlichem Mut suchte er das Fieber abzuschütteln und erreichte endlich Bangala lebend, allein dies war auch alles. Er lebte nur noch zwei Tage, war aber trotz seiner Schwäche noch imstande, Ward über die Sachlage an den Stanley-Fällen zu berichten, und dann, nachdem er alles gethan, was ein Mensch möglicherweise thun konnte, starb er; seine beinahe letzten Worte: „Zum Geier mit diesem Fieber! wenn ich ihm nur gegenüber treten könnte, so könnte ich es auch besiegen!" zeigen deutlich, wie er noch bis zum äußersten Ende gegen die wachsende Betäubung ankämpfte. Nach Ward's Aussage hat ihn nur sein kühner Mut und seine Willenskraft am Leben erhalten, bis seine Arbeit vollbracht war. Er hatte einfach noch einige Tage durch seinen festen Willen, Bangala zu erreichen und dort Ward zu finden, welcher ihn abzulösen imstande sein würde, gelebt. Als er seinen Zweck erreicht hatte, schwand sein starker Wille unter der furchtbaren Anstrengung, und die große Liste derer, welche ihr Leben für Afrika hingegeben haben, war um einen Namen reicher.

Sobald er beerdigt war, verließ Ward in einem Kahn Bangala, reiste nach Leopoldville und war nun auf dem Wege nach Loanda, um Instruktionen vom Comité einzuholen. Er blieb nur eine einzige Nacht in Lukungu, und brach am andern Morgen (8. September) um 6 Uhr nach Matadi auf. Zum Beweis für die Eile, mit welcher er reiste, kann ich anführen, daß mir einige Stunden später, als meine Träger erschienen, der Stationsvorstand einen Brief an Herrn Ingham, Missionar in Banga Manteka, einhändigte. Diesen Brief hatte Ward, wie ich nachher erfuhr, durch einen speziellen Boten zwei Tage vor seinem Aufbruch von Leopoldville abgeschickt; als Herr Ingham den Brief öffnete, wandte er sich an mich mit der Frage, warum sich denn Ward die Mühe genommen habe, an ihn zu schreiben und dann seinem Brief vorauszueilen und ihm alle seine Neuigkeiten mitzuteilen — eine Frage, welche ich nicht beantworten konnte. Um Mittag ward ich aus Lukungu hinausgetragen, und am andern Tage war ich beinahe wahnsinnig vor Schmerzen wegen des Ekzema, das durch die von der Bewegung der Hängematte verursachte Reibung schlimmer geworden war als jemals. Bei der Ankunft in Banga Manteka ward ich wiederum einem Missionar, dem ebengenannten Herrn Ingham, für eine zweitweilige Linderung sehr verpflichtet, und verbrachte einen sehr angenehmen Abend mit ihm und Herrn und Frau Richards. Am Morgen des 14. September kam ich durch Mpallaballa, eine andere Station der amerikanischen Baptisten-Missionsgesellschaft, wo ich einige Stunden bei Herrn und Frau Clark anhielt. Von hier gieng ich um 2 Uhr ab und setzte um 4 Uhr über den Mpopo. Als ich über den Gipfel des letzten Hügelrückens getragen wurde, richtete ich mich in der Hängematte auf und meine Leute brachen in einen Freudenruf und einen Dauerlauf aus und brachten mich plötzlich in Sicht der Gewässer des unteren

Kongo. Hier, beinahe zu meinen Füßen, rauschte der große alte Strom dahin, seine Gewässer im Lichte der untergehenden Sonne beinahe anzusehen wie eine Flut flüssigen Goldes, als sie in ihrem felsigen Bett wogend und schäumend zum Ozean hinunterströmten. Zwischen mir und dem Strom lag ein felsiger Rücken, über den hinweg ich gerade die Gipfel eines grünen Hains sehen konnte, welcher die Lage von Matadi bezeichnete. Drei oder vier e. Meilen stromabwärts vermochte ich die Dächer der Missionsstation zu Underhill zu unterscheiden, wie ein Adlerhorst auf einer hohen Felsenspitze klebend, hinter der der Fluß dem Blick entschwand. Diesem gegenüber war der sog. „Teufelskessel", eine große von 600—800 Fuß hohen Felsenwänden umgebene Bucht. Der gewaltige Strom hat in seinem Bemühen, das Meer zu erreichen, diesen riesigen Einschnitt ausgewühlt, ehe er von seinem seitherigen Lauf beinahe unter rechtem Winkel abbiegt, und wallt und schäumt nun rundum in großen Strudeln und Wirbeln, welche Lichtstreifen quer über die dunklen Schatten der Felsenwände zu werfen scheinen, und das tiefe Indigoblau der Berge auf dem nördlichen Ufer leiht dem ganzen Bilde einen herrlichen Hintergrund.

Die Aussicht auf das nahe Ende ihrer Aufgabe schien meine Träger zu beleben und anzufeuern, und sie eilten den steilen Berghang hinab in einem solchen Schritt, daß ich von der heftigen Reibung der schüttelnden Hängematte an meiner wunden Haut Höllenschmerzen ausstehen mußte. Ich hielt dieselben jedoch nicht an, da ich wußte, daß es in einer halben Stunde vorüber sein würde. Gerade mit Sonnenuntergang wurde ich zur Hausthüre des Stationschefs in Matadi hinangetragen, und bald darauf in einem Zimmer so behaglich wie möglich gebettet, während meine Träger nach dem Lager entlassen wurden. Im Verlauf des Abends hörte ich, daß Ward den Tag zuvor angekommen war, aber zu spät, um den Dampfer zu erreichen; er hatte sich daher trotz tötlicher Ermüdung noch die größte Mühe gegeben, Boma in der Nacht zu erreichen, um ja nicht das portugiesische Dampfboot zu verfehlen, mit welchem er seine Depeschen nach der Insel S. Thomé abschicken wollte.[1] Da ich in den letzten Nächten nur wenig geschlafen hatte, verschaffte ich mir einige Opiumpillen von dem Stationsvorstande von Matadi; und eine einzelne derselben versenkte mich bald in eine Art Halbschlummer, aus welchem ich erst am andern Morgen um 8 Uhr erwachte, als ich hörte, daß ein Schooner um 11 Uhr nach Boma abgehen würde. Da es nicht wahrscheinlich war, daß in dieser Woche noch ein anderer Dampfer heraufkommen würde, so beschloß ich, in dem Schooner zu gehen, ließ daher mein ganzes Gepäck an Bord desselben verstauen und mich selbst ans Ufer hinunter tragen und im Stern des Fahrzeugs niederlegen, welches ein offenes Boot von zehn Tonnen Last und mit Kabin das bemannt war. Der Wind gieng stromaufwärts, und so mußten wir lavieren, was uns so aufhielt, daß wir um die Zeit, wo der Wind nachließ, um Sonnenuntergang, noch 15 e. Mln. von Boma entfernt waren und ich, mit einer Wolldecke zugedeckt, die Nacht auf dem Deck des Schooners zubringen mußte. Am andern Morgen waren wir mit Tagesanbruch unter Segel und erreichten Boma um 9 Uhr Morgens; hier war ich froh, mich in ein Bett legen zu können, welches der Stationsvorsteher mir in einem Zimmer gegeben hatte. Da ich hier eine nahrhaftere Kost bekommen konnte, als dies mehr stromaufwärts zu erhalten möglich war, so wurde ich bald kräftiger und war imstande, wieder etwas herumzugehen. Diese Besserung in meinem Befinden verdankte ich hauptsächlich Herrn Ainsworth, von der Faktorei der Herren Hatton und Cookson in Boma, welcher mir Eier und andere Leckerbissen schickte, die in der menschengefüllten Station nicht zu haben waren, und der mir sogar Unterkunft und Verpflegung in seinem Hause bis zur Ankunft des englischen Postdampfers anbot.

Am 21. September traf der Dampfer „Afrika" von der Afrikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft aus Antwerpen ein. Der Dampfer mußte nach Loanda gehen und noch einmal in Banana anlegen; da aber kein anderer Dampfer nach England vorhanden war, entschied ich mich dafür, lieber sogleich an Bord zu gehen als in Boma zu bleiben. Demgemäß schiffte ich mich am 24. September ein, und um Mittag dampfte die „Afrika" wieder den Strom hinunter auf ihrem Wege nach Loanda. Bis zum 9. Oktober, wo wir um 10 Uhr Morgens Banana erreichten, hatte sich meine Gesundheit durch die Seereise wesentlich gebessert, und ich war beinahe von dem Ekzema geheilt, obwohl noch immer sehr schwach. Herr Hens, der mir nach Boma nachgefolgt war, kam hier an Bord, und am 11. Oktober dampfte die „Afrika" auf ihrer Heimreise von Banana ab. Ich wünschte mir nun von Herzen Glück, daß meine Mühseligkeiten und Leiden vorüber waren, entdeckte aber bald, daß ich zu früh gejubelt hatte, denn ich war „noch nicht aus dem Urwald heraus." Einen oder zwei Tage später bekam ich einen Rückfall von Ruhr, und als wir Lagos erreichten, wurde mein Ekel vor allen Sachen im allgemeinen noch vermehrt durch die Ankündigung, daß die „Afrika" gechartert worden sei, um nach Kotonou zu fahren und eine Ladung Palmnußkerne nach Marseille einzunehmen.

Aber wo in Afrika war Kotonou? Wir erfuhren es bald, denn eine Fahrt von fünf oder sechs Stunden unter Dampf westwärts von Lagos brachte uns nach einer elenden kleinen französischen Station, welche auf einer Sandspitze lag, hinter welcher sich eine große Lagune befand. Hier war eine furchtbare Brandung und der Ort wimmelte von Haifischen. Wir machten bald ausfindig,

[1] Es ist keine Telegraphenstation am Kongo vorhanden, sondern das Kabel läuft gerade an dessen Mündung vorüber nach St. Paul de Loanda. St. Thomé ist die nächste Station nach Loanda.

daß infolge der Brandung das Schiff fünfunddreißig Tage brauchen würde, um seine Ladung einzunehmen, wurden jedoch vor äußerster Verzweiflung gerettet durch die Nachricht, daß der Dampfer „Biafra", welcher derselben Gesellschaft angehörte wie die „Afrika", in wenigen Tagen heraufkommen und uns nach Liverpool mitnehmen würde. Am 26. Oktober spät Abends traf er, höchst willkommen für uns, ein und am andern Morgen kam Kapitän Bales, um alle Passagiere abzuholen. Ich fühlte mich noch immer sehr krank und schwach, und erst als wir die Canarischen Inseln erreicht hatten — ich lag in einem bequemen Lehnstuhl, welchen mir der Kapitän geliehen hatte, und sah die Sonne hinter dem hochragenden Pik von Tenerifa untergehen — begann ich das Leben wieder für lebens- und schätzenswert zu halten und zu finden, daß es Zeiten gibt, wo man im Genuß der Gegenwart die Mühsale der Vergangenheit vergessen könnte. Am 22. November liefen wir endlich in den Mersey ein, und ich lernte eine ganz neue Empfindung kennen, als ich bei der Landung nur weiße Gesichter um mich her sah und auf jeder Straße ganze Schock von schönen Damen fand, von denen ich in den jüngsten drei Jahren vielleicht nur ein Dutzend zu Gesicht bekommen hatte. Noch vor Abend war ich behaglich im Northwestern Hotel untergebracht und speiste hier mit Herrn Herford, einem Reisegefährten, welcher drei Jahre an der Westküste von Afrika zugebracht hatte. Die frische Fleischkost, die schneeweißen Tischtücher und die gute Küche waren besonders angenehm und schätzbar nach den Fleischkonserven in Blechbüchsen, dem zähen Ziegenfleisch in Afrika und dem kaum weniger lederartigen Ochsenfleisch der Canarischen Inseln. Wir beide stimmten, als wir die Gesundheit der Mädchen Englands in einer schäumenden Pinte bittern Ale's tranken, darin überein, daß niemand eine gute Mahlzeit richtig zu würdigen vermöge, solange er nicht in einem Lande gewesen sei, wo gute Mahlzeiten unerreichbar sind.

Als ich bei meiner Ankunft an der britischen Küste vernahm, daß die Deutschen und Engländer die Ostküste von Afrika blockierten, tauchte Tippu Tip's gieriges Verlangen, nicht allein von Major Barttelot, sondern von allen Händlern, an welche er sein Elfenbein verkaufte, in Schießpulver bezahlt zu werden, notgedrungen in meiner Erinnerung wieder auf. Ich hatte mehrmals Tippu Tip seinen Widerwillen gegen die Deutschen äußern gehört, die ihn, nach seiner Aeußerung, aus seinem Lande vertreiben wollten. Was war daher wahrscheinlicher, als daß er dieses Pulver an die sansibarischen Araber senden wollte, welche die Deutschen an der Ostküste bekriegten? Was hilft aber eine Blockade an dieser Küste, solange Tippu Tip Gouverneur an den Stanley-Fällen ist und die Kongostraße offen hat, um Waffen und Munition heraufzubekommen? Um die Blockade wirksam zu machen, muß die Westküste ebenso gut als die Ostküste gegen die Einfuhr von Waffen und Munition abgesperrt werden; und selbst dies würde noch eine Lücke offen lassen, mittelst welcher sie durch die portugiesischen Kolonien das Innere erreichen könnten — trotz Portugals anscheinender Billigung der Blockade. Tippu Tip beschwert sich darüber, daß die Deutschen in das Gebiet des Sultans von Sansibar eingedrungen sind, geheime Verträge mit den eingeborenen Häuptlingen, welche ihm unterworfen gewesen seien, abgeschlossen, dann das Land als von Deutschland annektiert beansprucht und den Sultan von Sansibar gezwungen haben, alle diese Verträge zu unterzeichnen.

Die Republik Bolivia.

Nach den neuesten Konsularberichten.

Derjenige Teil des ehemaligen spanischen Südamerika, welcher seit dem 11. August 1825 den Namen Bolivia angenommen hat und einen Flächenraum von etwa 1,140,000 Quadrat-Kilometer und eine Bevölkerung von 1,183,000 Einwohnern (außer den wilden Indianerstämmen) umfaßt, gehört zu denjenigen Freistaaten Südamerika's, welche dermalen noch am wenigsten bekannt und dem Handel mit Europa am wenigsten erschlossen sind. Das Klima Bolivia's ist im allgemeinen gesund. Das Land liegt hoch und wird zu gewissen Jahreszeiten, hauptsächlich während der Monate August und September, von starken Ostwinden bestrichen, welche alle schädlichen Miasmen vom Boden hinwegfegen. Das Gebiet von Bolivia hat nicht überall die gleiche Meereshöhe und die Temperatur des Landes wechselt je nach der Höhe, in welcher man sich befindet. Die Hochebene der Andes, welche sich zwischen zwei Aesten der Cordillera befindet, hat eine Meereshöhe von 4000 bis 4500 m. und ist sehr kalt; es gefriert dort alltäglich. Die mittlere Temperatur stellt sich ungefähr auf $+6^0$ C.

Das Klima desjenigen Landesteils, welcher auf dem östlichen Abhang der Cordillera liegt, ist gemäßigt. In den verschiedenen zwischen 3000 und 1500 m. liegenden Höhen wechselt die mittlere Temperatur zwischen 14 und 20^0 C.

Im östlichsten Teile der Republik, worin die Niederungen liegen und sich bis auf 800 m. über dem Meeresspiegel herabsenken, ist das Klima sehr heiß. Gewisse Teile der Cordillera der Andes sind mit ewigem Schnee bedeckt und dieser Schnee beginnt in einer Höhe von 3200 m.

Der Berg Illimani, welcher ungefähr 10 Wegstunden von La Paz liegt, ist von allen Teilen der Stadt aus zu erblicken; er erhebt sich bis zu 6500 m. majestätisch und weiß wie ein Leichentuch und überragt um vieles die dürre und verbrannte Bergkette, zu welcher er gehört. Er gewährt einen wunderbaren Anblick, dessen sich die Bewohner von La Paz beständig erfreuen, ohne denselben nach Verdienst zu würdigen.

Auf der Hochebene der Andes ist die Luft sehr verdünnt. Der barometrische Druck wechselt dort zwischen 446 und 455 mm. Unter dieser Bedingung wird den Menschen von starker Konstitution das Atmen sehr beschwerlich und sie leiden beständig an Atemnot. Viele gewöhnen sich an diese dünne Luft, andere sterben daran. Die einzige ernsthafte Arbeit, welche man gegenwärtig auf dieser Hochebene zu finden imstande ist, sind der Bergbau und die mit demselben verbundenen Gewerbe.

Da Bolivia in der südlichen Erdhälfte liegt, hat es nicht dieselben Jahreszeiten wie Europa. Die kalten oder Wintermonate sind hier Mai, Juni und Juli. Die Regen beginnen im November und endigen im März. Die einzigen Monate, deren Temperatur in La Paz zwar immer kühl, aber verhältnismäßig angenehm sind, sind November, Dezember und Januar. Auf der Hochebene der Andes fallen in jeder Jahreszeit Hagel und Schnee.

Ackerbau. Da in Bolivia beinahe alle Klimate vertreten sind, so zeigt das Pflanzenreich eine sehr große Mannigfaltigkeit. In den höher gelegenen Regionen baut man Gerste, Weizen, Roggen, Mais und Kartoffeln, letztere in einer großen Mannigfaltigkeit von Arten, welche zum Teil köstlich sind, sowie verschiedene Knoll- und Wurzelgewächse, welche sich mehr oder weniger der Kartoffel nähern. In der gemäßigten Region baut man den Weinstock, den Kaffeebaum, den Cacaobaum und den Cocastrauch, ferner Orangen- und Citronenbäume, Chinarindenbäume, Tabak, Baumwolle und die süße Batate (hier camote genannt). In der heißen Region gedeihen alle tropischen Gewächse: Zuckerrohr, Bananen, Maniok, Kautschuk, Sassaparille, Brotfruchtbaum, tropische Obstarten u. dgl.

Man findet in Bolivia auf demselben Markte, z. B. auf demjenigen von La Paz, die allerverschiedensten Früchte und Bodenerzeugnisse, das Obst der kalten und heißen Länder: Aprikosen, Pfirsiche, Feigen, Weintrauben, Birnen, Aepfel, Citronen, Orangen, Bananen, Granatäpfel, Passiflorenäpfel, Sapoten, Chirimoyas 2c. Alle diese Früchte werden in dem Lande selbst geerntet und wachsen in geringer Entfernung voneinander, wie dies auf dem Abhang des Illimani vorkommt.

Die Wälder des Landes bestehen auch aus einer großen Mannigfaltigkeit von Bäumen, welche das schönste Holz für Bauten und die Zwecke der Kunsttischlerei liefern. Man könnte also hier mit der Ausbeutung der Wälder und dem Anbau des Bodens noch ungeheure Reichtümer gewinnen, wenn Bolivia nur Straßen und leichte Absatzwege hätte; allein das Land ist ganz neu und entbehrt absolut aller Wege für den Transport seiner Erzeugnisse, was für die Ausnützung der Wälder und den Anbau der fruchtbaren Ostprovinzen dieses Freistaates ein wirkliches Hindernis ist.

Der Weinbau, welcher auf den niedriger liegenden Teilen der Andes-Hochebene und auf den von den großen Städten nicht zu entfernten Ländereien (über diese kann der Staat nicht zu Gunsten der Einwanderung anderweitig verfügen, weil sie verschiedenen privaten Eigentümern gehören) mit Vorteil betrieben werden könnte, würde gewiß günstige Ergebnisse liefern, denn der Wein, welchen man schon jetzt in geringer Menge im Lande gewinnt, ist von großer Güte, obwohl man ihn nicht zu behandeln versteht.

Der Handel hat in Bolivia dermalen noch keine sehr große Ausdehnung genommen. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse, welche man dermalen aus diesem Freistaat ausführen kann, sind Goldstaub und Gold in Klumpen, Silber in Barren und in reichen Silbererzen, Kupfer in Barren, Zinn in Barren, Wismuth, Kautschuk von der besten Qualität, Chinarinde, Kaffee, Cacao, Coca roh und verarbeitet, Wolle, Tierfelle, Decken und Teppiche aus Vicuña- und Alpaca-Wolle 2c.

Die hauptsächlichsten Einfuhrwaren sind in diesem Lande: Gewebe und Zeuge aus Wolle und Baumwolle, etwas Seidenzeug, gegerbtes Leder, Schuhwaren, Hüte, Quincaillerie, Möbeln, Taschen- und Wanduhren, Bijouterie, Porzellan- und Krystallwaren, Bücher, Papier aller Art, Korbwaren, Kerzen, Pariser Artikel, Kleineisenwaren, Lebensmittel und Konserven, Sprit und Alkohol, Branntwein, feine Liköre und Weine, Maschinen und Bauholz.

In Ermangelung aller Statistik ist es schwierig, genau das Verhältnis ausfindig zu machen, in welchem die drei bedeutendsten gewerblichen Länder Europa's, England, Frankreich und Deutschland, aus denen die genannten Waren eingeführt werden, daran beteiligt sind. Allein Personen, welche mit dem Handel vertraut und in dieser Frage maßgebend sind, haben mich versichert, daß man für die Einfuhr in Bolivia folgende Proportionen aufstellen könne:

England 50 Prozent, Deutschland 35 Prozent, Frankreich 15 Prozent.

Ebenso wurde mir versichert, daß der gesamte Handelsverkehr von Bolivia sich auf etwa 30 Mill. Bolivianos (Dollars) belaufen dürfte, wovon man 16 Mill. auf die Einfuhr und 14 Mill. auf die Ausfuhr rechnet.

Was die Arbeitslöhne anlangt, so sind diese in Bolivia ziemlich niedrig, denn die Handarbeit liefert zumeist der Indianer, und dieser hat nur wenig Bedürfnisse, lebt von Wenigem und rechnet seine Zeit für nichts oder beinahe nichts. Der Feldarbeiter verdient täglich von 2 bis zu 6 Realen (48 Pf. bis M. 1.44). In den Bergwerken kann der Taglöhner bis zu 2 Mark täglich verdienen. Der Handwerker erhält einen bis bis zwei Bolivianos täglich und der mittlere Durchschnitt des täglichen Verdienstes dürfte sich auf $3\frac{1}{2}$ Mark belaufen.

Die Handwerker des Landes rekrutieren sich gewöhnlich aus jener Klasse der Bevölkerung, welche man Cholos nennt; es ist aber anzunehmen, daß der Europäer, welcher eine größere Menge Arbeit liefert als der Eingeborene, demgemäß auch bedeutend besser bezahlt werden würde als dieser.

Der Handel in den großen Städten wird vorzugsweise von Landeskindern betrieben, welche der weißen Rasse angehören, aber sie sind ebenfalls ziemlich schlecht bezahlt. Der Commis in einem Laden, welcher 40 Bolivianos per Monat ohne Kost bekommt, gilt schon für sehr gut bezahlt und erhält zum Anfang höchstens 10—12 Bolivianos im Monat.

Sitten und Bräuche. Die Bevölkerung von Bolivia, welche sich mit Einrechnung der wilden Indianer ꝛc. auf annähernd 1,300,000 Seelen belaufen mag, ist gar nicht homogen, sondern besteht aus drei verschiedenen Elementen: der weißen Rasse, welche von den Abkömmlingen der Europäer gebildet wird; der indianischen Rasse oder den Ureingeborenen des Landes, und aus den Mestizen, hier Cholos genannt, welche der Kreuzung von Weißen und Indianern entstammen. Die Indianer bilden mehr als die Hälfte dieser Bevölkerung; die Weißen stellen sich nur als ungefähr ein Viertel derselben dar.

Die Sitten und Bräuche in Bolivia lassen sich nicht in eines zusammenfassen und wechseln nach der sozialen Gruppe, welche man untersuchen will.

Die weiße Rasse pflegt hier einigermaßen dieselben Sitten und Bräuche wie die Europäer oder ahmt diese wenigstens nach. In der Kleidung folgt sie den Pariser Moden; ihre Stunden der Mahlzeit unterscheiden sich nicht bedeutend von den unsrigen und ihre Küche und Nahrung ist für einige dieselbe; denn das ist nur eine Geldfrage.

Gleichwohl kann man in Bolivia von einer Art nationaler Küche sprechen, denn es herrscht in derselben eine Art des Würzens der Speisen vor, welche wahrscheinlich in Europa wenig Beifall finden würde. Der Piment oder Nelkenpfeffer (englisches Gewürz, die unreif getrockneten Früchte von Pimenta officinalis) spielt nämlich in der Kochkunst und Ernährung aller Einwohner von Bolivia eine große Rolle. Diese Myrtenfrucht, welche am Gaumen wie eine glühende Kohle brennt, erscheint in bedeutender Menge in der Zusammensetzung aller Gerichte und bildet einen wichtigen Handelsartikel auf allen Märkten des Freistaats; diese Myrtenfrüchte werden getrocknet verkauft und verwendet. Der beständige Genuß eines so starken Gewürzes muß notgedrungen den Gaumen der Bolivianer übersättigen und erklärt die große Leichtigkeit, mit welcher beinahe alle auch die stärksten Spirituosen genießen können.

Der Indianer für sich hat ganz verschiedene Gewohnheiten. Er ißt wann er kann und zu unregelmäßigen Stunden. Er erhält sich in seiner Arbeit und in seinem beständigen Umherziehen in Kraft durch das fortdauernde Kauen von Cocablättern, von denen er immer einen Vorrat bei sich hat. Dieses Cocakauen ersetzt ihm vorübergehend Speise und Trank. Da der Indianer aber dem Trunk ergeben ist, so berauscht er sich jedesmal, wann er Gelegenheit dazu findet, und sein Lieblingsgetränk ist reiner Alkohol.

Der Indianer der Hochebene hat eine besondere Art, sich zu kleiden, und seine Kleidung ist im Sommer dieselbe wie im Winter. Füße und Unterschenkel bleiben nackt; die Kleidung besteht in einer weiten kurzen Unterhose von Leinwand oder grobem Wollstoff, einem wollenen Hemd und einem Poncho, welcher ihm zugleich als Mantel dient. Den Kopf trägt er beständig bedeckt mit einer dicken wollenen Mütze und über diese setzt er einen Filzhut auf. Er ist an ein sehr hartes Leben gewöhnt, schläft unter freiem Himmel, nur mit einer einfachen Wolldecke bedeckt, wie streng auch die Jahreszeit, und er hält es schon für eine Behaglichkeit, wenn er nur unter einem allen Winden offenen Schuppen ein Obdach finden kann. Die Reinlichkeit des Indianers ist mehr als fragwürdig, seinem glatten schwarzen Haare widmet er durchaus keine Sorgfalt; seine rote Haut nimmt infolge des Staubs, welcher sich auf seinem Körper ansammelt und der seiner Haut anhaftet, eine dunkle Farbe an. An Festtagen bedecken sich Männer und Frauen mit Goldflitter, Tierhäuten, mit Federn von allen Farben und tanzen und trinken, bis sie aus Müdigkeit und Betrunkenheit erschöpft zu Boden sinken.

Diese Rasse, welche wegen des neuen Anblicks, den sie dem Fremden darbietet, in mancher Beziehung interessant ist, scheint die Wohlthaten der Zivilisation wenig zu verstehen, aber sie übt wenigstens den Ackerbau im Lande aus.

Der aus der schon bezeichneten Kreuzung entsprungene Cholo gehört demjenigen Teil der Bevölkerung an, welchen man im allgemeinen als wenig empfehlenswert betrachtet. Er trägt in der Regel Schuhwerk, ein Beinkleid und eine Jacke und über den Kleidern einen Poncho. Auch er hält meist sehr wenig auf Reinlichkeit, und von Treue und Glauben ist wenig bei ihm zu finden. Wo nur ein Tumult oder Auflauf vorkommt, dabei ist er zu finden. Der Cholo verrichtet in Bolivia jede Art von Handarbeit und ist als Arbeiter nicht ungeschickt.

Im Grund müssen alle Gewerbe, mit Ausnahme des Bergwerkbetriebs, in diesem Lande, das an Rohstoffen so reich ist, erst geschaffen werden; aber es fehlt an speziellen Kenntnissen und an Kapital.

Wie schon erwähnt, fehlt es in Bolivia an Wegen und Mitteln des Verkehrs. Die einzig mögliche und übliche Art zu reisen in jenem Lande, ist daher zu Maultier, was ermüdend und wenig behaglich ist. Der leichteste Weg zum Eintritt in das Gebiet des Freistaates ist derjenige, welcher von Mollendo ausgeht, Arequipa und Puno (auf peruanischem Gebiet) passiert und in dem bolivianischen Hafen Chililaya am Titicaca-See und schließlich in La Paz endigt. Man macht diese Reise teils zur Eisenbahn, teils im Dampfschiff oder Wagen.

Zur Anthropologie Italiens.

Im Anfang der sechziger Jahre, als bei uns das Interesse für die historische Anthropologie kaum im Erwachen war, hat Nicolucci, Professor der Anatomie an der Universität zu Neapel, die aufgefundenen Schädel der alten Völker Italiens einem detaillierten Studium unterzogen und mit den Schädeln der jetzigen Bevölkerung Italiens verglichen. Er ist schon damals zu dem Resultate gelangt, daß die alten Völker Italiens in den Italienern fortleben. Seine Studien zusammenfassend und vielfach ergänzend, hat er unlängst in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Neapel eine ausführliche Monographie[1] veröffentlicht, auf die wir in folgendem näher eingehen wollen. Es war vor Nicolucci bekannt, daß auf italienischem Boden der Mensch Zeitgenosse der diluvialen Fauna gewesen ist. Der Schädel von Olmo differenziert durch nichts von seinen Zeitgenossen auf belgischem und französischem Boden, die nach der sehr wahrscheinlichen Annahme des Herrn de Quatrefages sich am besten in den Basken erhalten haben. In die Südwestecke Siciliens verdrängt, finden wir noch im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. die iberischen Sikaner, Zeugen einer früheren geologischen Periode auf der Apenninen-Halbinsel. Mit Steinaxt, Bogen und Pfeil bewaffnet, folgen ihnen illyrische Stämme (Sikeler, Japygier, Pelasger, Veneter). Mit diesen Völkern beginnt die jüngere Steinzeit. Dieselben werden später teils verdrängt, teils unterworfen von dem Pfahlbauten- — Terremare- — Volk (Umbrer, Latiner, Sabeller, Osker). Letztere inaugurieren die Bronzeperiode, welche die später von Norden eingewanderten Etrusker weiter ausbilden. Die Gallier waren Meister in der Bearbeitung des Eisens. Mit ihrer Einwanderung um das Jahr 400 v. Chr. beginnt die Eisenperiode Italiens. — Aus allen diesen Völkern hat sich die italienische Nation gebildet.

Die Heruler, West- und Ostgoten haben auf der Halbinsel gar keine, die Longobarden nur wenige und dazu zweifelhafte Spuren in der Lombardei und bei Benevent zurückgelassen. Dieses Resultat wird keinen Anthropologen in Verwunderung setzen. Man weiß es, wie die brachykephalen Elemente das germanische dolichokephale im südwestlichen Deutschland, in Elsaß, in der Schweiz und in Tirol absorbiert haben. Zeigen ja nach Tappeiner die deutsch-sprechenden Bewohner der Sette Comuni den brachykephalen rhätischen Typus. Ebenso wenig ist normannischer Einfluß auf die Bevölkerung Unteritaliens nachweisbar. In Sicilien erinnern dagegen der Adel und selbst die Landbevölkerung um Taormina von großer Statur, blonden Haaren und blauen Augen nur zu sehr an die Söhne der norwegischen Berge. Die Sarazenen wanderten in der normannischen Epoche zum Teil aus, erholten sich unter den Hohenstaufen, wurden aber von den Anjou vernichtet. Nachkommen der alten Hellenen hat Nicolucci in Unteritalien nicht finden können.

Sehr richtig! Wir wollen dem neuen Werke Beloch's „Bevölkerungsverhältnisse des Altertums. Leipzig 1887", folgende Daten entnehmen:

Kroton besaß zur Zeit der hannibalischen Kriege 10,000 Einwohner, Rhegion ebensoviel, Lokri scheint mächtiger gewesen zu sein. Thurioi war ganz gesunken und Tarent besaß etwa 60,000 Einwohner. Zur Zeit des hannibalischen Krieges mag Italien kaum mehr als 100,000 Griechen gezählt haben — eine Zahl, die sich infolge des hannibalischen Krieges vielleicht auf die Hälfte vermindert hat. Größer war der Prozentsatz der hellenischen Bevölkerung in Sicilien. Agrigent hatte nach Timaeos dieselbe Einwohnerzahl wie Athen, Syrakus war bedeutend größer, Gela war die drittbedeutendste Stadt, während Messana nach Beloch 50,000, Selinus und Himera je 30,000 Einwohner gezählt haben. Die Zahl der Phöniker gibt Beloch auf höchstens 50,000 Einwohner an.

Es bleiben somit nur die alten Völker Italiens als Vorfahren der Italiener übrig. In Oberitalien sind drei brachykephale Völker: die Ligurer, Gallier und Veneter. Der ligurische Schädel (Index 85) ist in alter und neuer Zeit total verschieden von denen der übrigen Völker Italiens. Nach einer Berechnung Nicolucci's sind zwei Drittel der Bevölkerung Piemonts und die Hälfte der Bevölkerung des genuesischen Küstenlandes ligurischer Herkunft. Der Rest ist gallischen Ursprungs, besonders im Norden. Die Bewohner der Lombardei und Emilia sind, was Schädelindex und sonstige Indicien anbetrifft, die nächsten Verwandten der Savoyarden, Auvergnaten und Bretonen (Index 82). Auch der etruskische Schädel hat kein Analogon auf italischem Boden. Repräsentanten des altetruskischen Typus sind die Schädel Dante Alighieri's und Petrarca's. Der umbrische Schädel ist ursprünglich dolichokephal, infolge der gallischen Ueberflutung neigt er sich zur Brachykephalie. Den rein umbrischen Typus repräsentiert am besten der von Cardona beschriebene Schädel Raphael Sanzio's. Der latinische und oskische Schädel gleicht dem altumbrischen, während diejenigen der Marser und Samniten vollständig verschieden sind. Die Illyrier Apuliens und Calabriens sind dolichokephal, ebenso die Bewohner Siciliens und Sardiniens. Die Zahl der Brachykephalen im Trentino ist 84 Proz., in Piemont 77 Proz., in der Lombardei 70 Proz., in der Emilia, Marken und Umbrien 68 Proz., in Toscana 51—52 Proz., in Latium 45 Proz., in Campanien 44 Proz., in Apulien 46 Proz., in Calabrien 25 Proz., in der Basilicata 14 Proz., in Sicilien 19 Proz., in Sardinien 16 Proz.

Nach dem Zensus vom Jahre 1881 hat Italien 28,882,943 Einwohner, hievon sind also:

[1] „Antropologia dell' Italia nel evo antico e moderno. Memoria di Giustiniano Nicolucci." Atti II. Vol., Serie 2, Nr. 9 della R. Accademia delle Scienze Fisiche e Matematiche di Napoli.

13,762,478 brachykephal,
8,577,029 mesokephal,
6,543,436 dolichokephal.

Chamaekephalie kommt nur bei den Sarden vor, sonst sind die Italiener orthokephal, die Piemontesen und Venezianer hypsikephal.

Die Kapazität des Schädels beträgt im Mittel 1389 Kubikcentimenter, bei den Männern 1491, bei den Frauen 1287. Die höchste Kapazität haben die Bewohner Piemonts, Toscana's, Latiums und Campaniens. Von dort stammen auch die Größen der italienischen Kunst, Litteratur und Wissenschaft.

Wien. Dr. Fligier.

Geographische Neuigkeiten.

* Eine Nacht auf dem Sattel des Elbrus (nach den Mitteilungen des Herrn D. W. Freshfield). Baron v. Ungern-Sternberg, ein deutscher Physiker, welcher gegenwärtig im Kaukasus verweilt und dessen wir in diesen Blättern schon mehrfach erwähnten, bestand nachstehendes Abenteuer, welches beinahe für ihn und seine Gefährten verhängnisvoll wurde. Die jüngsten Versuche des Herrn T. Vallot auf dem Montblanc, wobei eine Gesellschaft von vier Personen drei Tage und Nächte in einem Zelt auf dem eigentlichen Gipfel zubrachte, haben eine physikalische Erklärung der häufig von Bergbesteigern beobachteten Thatsache suggeriert, daß die sogenannte Bergkrankheit, in jeder Rate bis zu 20,000 F., in den meisten Fällen durch Uebung und Gewöhnung überwunden werden kann. Herr Vallot gibt dieses Ergebnis seiner Erfahrung folgendermaßen an:

„Durch welchen Anpassungsmechanismus können die Bewohner hoher Regionen unseres Erdballs sich an die verdünnte Luft großer Höhen gewöhnen? Auch hierüber vermögen meine Erfahrungen den Schlüssel des Geheimnisses zu geben: ein dreitägiger Aufenthalt auf dem Gipfel des Montblanc hat genügt, um die Art und Weise meiner Atmung ganz umzuändern; am letzten Tage hatte meine Lungenkapazität bemerkbar zugenommen und maß 250 Centilitres; die Zahl der Einatmungen betrug 17 in der Minute anstatt 14 in der Ebene; was die Tiefe der Einatmungen anbetrifft, so hatte sie sich verdoppelt und war auf 100 Centilitres gestiegen. Auf diese Weise war die Luft zweimal weniger dicht als in der Ebene, aber es gieng viel mehr davon in meine Brust, was das Gleichgewicht herstellte; auch fühlte ich keines der Symptome der Bergkrankheit mehr."

Dr. Marcet hatte sich zuvor („Alpine Journal", August 1886) folgendermaßen geäußert: „Wenn eine Person über eine gewisse Höhe über dem Meeresspiegel emporsteigt, so atmet sie weniger Luft, die im Volumen auf den Gefrierpunkt und den Druck der Meeresfläche reduziert ist, um ein gewisses Gewicht von Kohlenstoff zu verbrennen oder ein gewisses Gewicht mehr von Kohlensäure zu erzeugen, als sie auf dem Meeresspiegel oder dessen Nähe thut."

Man muß es den Physikern überlassen, zwischen diesen Erklärungen zu entscheiden. Inzwischen ist es eine merkwürdige Thatsache, daß keine Empfindung von Unbehagen infolge der Verdünnung der Luft bei einer Gesellschaft von sieben Personen verzeichnet worden ist während eines längeren Aufenthaltes in einer Höhe von ungefähr 1000 F. über dem Montblanc und ca. 500 F. unter dem höchsten aufgezeichneten Biwak der Schlagintweits auf dem Ibi Gamin.[1] Ein ähnliches Ausbleiben irgend welches derartigen krankhaften Zustandes wurde bei der ersten Ersteigung des Elbrus wahrgenommen, während bei der zweiten (derjenigen von Grove) die meisten Teilnehmer schwer litten. In den Jahren 1868 und 1888 herrschte starker Wind, bei Herrn Grove's Ersteigung keiner, und so weit meine Beobachtungen reichen, scheint windstilles schönes Wetter besonders zur Bergkrankheit zu prädisponieren. Ich mache diese Bemerkung jedoch nur, damit sie von anderen bestätigt oder widersprochen werden kann.

Nachstehendes ist eine abgekürzte Uebersetzung von Baron Ungern-Sternbergs anschaulicher Schilderung.

„Am jüngsten 23. August (1888) brach ich von dem Lager des Vermessungsbeamten, des Herrn Golombiewsky, mit ihm und neun Kosaken auf. Mein Zweck war, magnetische Beobachtungen auf dem Sattel zwischen den beiden Gipfeln des Elbrus zu machen und einen Krater zu untersuchen, welchen Herr Golombiewsky auf seiner Karte eingetragen hatte und dessen Entdecker zu sein er beanspruchte. Wir stiegen über den Friktschai-Gletscher an. Um 6 Uhr Nachmittags erreichten wir den Schnee und die Lava- und Breccienfelsen, welche aus dem Schneefeld emporragen. Der Abend war hell, mit einem kalten Wind. Die Kosaken waren schlecht mit Lebensmitteln versehen und Herr Golombiewsky und ich teilten die unserigen mit ihnen. (Barometer 38.39°, Temperatur $1\frac{3}{4}$° R.) Am 24. August brachen wir spät auf; wir kreuzten das ebene Schneefeld, der Abhang begann steil anzusteigen. Das Eis nötigte uns zum Stufenhauen, und die Kosaken, welche keine Nägel an den Stiefeln hatten, banden sich an ein Seil an. Herr Golombiewsky und ich hatten Steigeisen. Wir kamen an einen sehr steilen Eishang (28°), welcher uns, nachdem ungefähr 300 Stufen eingehauen worden waren, zu einem Schneeplateau hinaufführte. Wir verbrachten eine stürmische Nacht auf Felsen in einer Höhe von 14,700 F. (Barometer 35.01°, Temperatur 3.75° R.). Am 25. brachen wir um 11 Uhr Vormittags auf. Vier von den Kosaken waren erschöpft und alle wollten umkehren, allein endlich willigten fünf ein, uns zu begleiten. Gegen fünf Uhr Nachmittags wurde es weniger stürmisch und es begann feiner Schnee zu fallen. Auf dem schwierigen Weg umzukehren, worauf wir gekommen waren, erschien

[1] „Alpine Journal", vol. XII, p. 31.

unmöglich, denn wir waren alle zu sehr ermüdet. Ich hoffte ein Obdach auf der Nordseite des Berges zu finden, da wir nicht mehr weit vom Gipfel sein konnten. Der Sturm und Schneefall hörten für einen Augenblick auf — wir sahen unser Ziel vor uns — wir waren bald oben. Eine breite Fläche öffnete sich vor uns; wir überschritten diese und ein Hurrah für den Zar erscholl im Echo von den Andesit-Felsen zurück. Wir überstiegen rasch den Gipfelrücken und begannen hinunter zu steigen. Ungefähr hundert Meter unter dem Sattel fanden wir um 6½ Uhr Abends elendes Nachtquartier unter dem Obdach einiger vereinzelten kleinen Felsen, dem Hagelsturm, Schnee und Orkan preisgegeben. Die Kälte war entsetzlich, wir hatten kein Zelt; ich und Herr Golombiewsky schmiegten uns aneinander und fühlten beide, daß unser Lager unser Grab werden könnte. In der Nacht ward der Sturm noch heftiger. Ich habe auf der Insel Dago in der Ostsee einen Orkan erlebt, bin auf dem Aletschgletscher in den Alpen von einem Schneesturm überfallen worden, aber einen Sturm von solcher Heftigkeit hatte ich mir niemals träumen lassen. Es war mir klar, daß wir hier an Ort und Stelle warten mußten, bis das Wetter besser wurde. Wahrscheinlich erstreckte sich der Sturm noch weit in die Tiefe, und wenn wir aufbrechen würden, wäre die Gefahr, einige von unsern Leuten in den zahlreichen Gletscherspalten zu verlieren, weit größer als diejenige des Erfrierens in unserm Lager, wo wir ziemlich geschützt waren. Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich über unsern Abstieg rasch hinweg gehe, denn er ist ein allzu schmerzlicher Gegenstand; er war eine Flucht, und zwar eine unordentliche und kopflose. Am Ende blieb ich in der Nachhut mit einem kranken erschöpften Kosaken. Nicht ich fand den Abstieg im Sturme, sondern Gott allein führte uns beide unversehrt durch die unzähligen Spalten. Am Abend des 26. sah ich mich wohlbehalten, aber mit erfrorenen Füßen und Händen in der Kosch (Schäferhütte) im Terskol-Thälchen, welche Sie so gut kennen. Für die Genauigkeit der vorstehenden Schilderung verbürge ich mich mit meinem Ehrenwort. Wir verbrachten sechzehn Stunden in einer Höhe von 17,840 F. nach den Messungen des Herrn Golombiewsky."[1]

„Der oben erzählte Versuch ist die erste Gelegenheit, bei welcher der Elbrus auf einem Wege erstiegen worden ist, dessen Gangbarkeit ich schon 1869 angedeutet habe, nämlich über seinen östlichen Gletscher, welcher unter dem östlichen Gipfel sich in ein Engthal herabsenkt und dessen Strom mit demjenigen des Baksan oberhalb Urusbieh zusammentrifft. Dieser Weg ist der Strecke nach kürzer, aber ohne Zweifel der Zeit nach länger, wegen der zu überschreitenden Ausdehnung von Schnee und Eis, als der zuvor durch das Terskol-Thälchen auf der Südostseite angenommene.

Der in obiger Schilderung erwähnte Krater liegt offenbar auf der östlichen Flanke des östlichen Hochgipfels des Elbrus. Er hat sichtlich gar keine Verbindung mit einem der beiden, beziehungsweise von mir und Herrn Grove geschilderten Krater, welche die wirklichen Gipfel des Berges bilden. Diese Thatsache scheint jedoch nicht allgemein anerkannt worden zu sein und es scheinen infolge davon einige Zweifel (die ich aber für ungerechtfertigt halte) in den Anspruch des Vermessungsbeamten auf seine Entdeckung gesetzt worden zu sein, auf den Grund hin, daß der Krater zuvor schon von Herrn Grove oder mir bemerkt worden sei. Soviel ich weiß, ist derselbe von Herrn Golombiewsky entdeckt worden."

Aus der obigen Schilderung geht hervor, daß die Ersteiger des Elbrus eine ernsthafte Unklugheit begiengen, indem sie trotz des mehr als zweifelhaften Wetters auf einem zugleich so hohen und ausgesetzten Berg unaufhaltsam vordrangen. Daß sie die sechzehn Stunden Sturm, welche sie, dem Wind und Wetter in solcher Höhe preisgegeben, überlebten und daß ihr verzweifelter Abstieg nicht in einem Unglücksfall endete, war mehr Glück als man hätte erwarten dürfen. Es ist sehr zu wünschen, daß Russen einen führenden Anteil an der erschöpfenden Erforschung der Gletscher und Hochgipfel des Kaukasus nehmen würden. Allein es ist nur eine gerechte Erwiderung auf manche Höflichkeit, wenn wir nachträglich kaukasische Forschungsreisende jeglicher Nationalität warnen, daß wenn sie nicht mit einer strengen Beobachtung der Gesetze des Bergbesteigens an die Hochgebirge herantreten, sich häufige Unfälle daraus unvermeidlich ergeben müssen. Der Elbrus insbesondere ist gleichzeitig ein sehr leichter und ein sehr gefährlicher Berg. Nur Neulinge in der Hochgebirgswanderung werden in dieser Behauptung ein Paradoxon sehen, und ich empfehle daher die ernstliche Beachtung meiner Warnung allen denen, welche es angehen mag.

Herr v. Ungern-Sternberg frägt ferner, ob seine Expedition in richtiger Weise als eine Ersteigung des Gipfels des Elbrus geschildert werden kann? Die Antwort hierauf ist ganz klar. Die Ersteigung eines Berges ist die Erklimmung seiner höchsten oder einer seiner höchsten Gipfel. Wenn es sich z. B. um die wohlbekannten Wetterhörner im Berner Oberland handelt, so kann man eine Erklimmung des Mittelhorns oder der Hasli-Jungfrau schon füglich eine Ersteigung des Wetterhorns nennen. Der Fall mit dem Elbrus ist ein genau paralleler. Hinwieder ist ein Gipfel eine Anhöhe, wie man sie von einem Sattel oder einer Einsenkung in einen Bergkamm unterscheidet

[1] Nach der jüngsten mir vorliegenden amtlichen Karte ist die Höhe des Sattels anscheinend auf 17,570 Fuß angegeben, aber die Zahlen können sich möglicherweise auf einen Punkt unter demselben beziehen. Die beiden Gipfel des Elbrus auf derselben Karte sind mit 18,470 und 18,347 Fuß bezeichnet, allein bis die genauen Punkte gemessen und die Methode des Messens vollständig ermittelt worden sind, wird man gut thun, sich an die Zahlen der Fünf-Werst-Karte zu halten.

(vgl. v. Sonklar's „Lehrbuch der Geographie", Teil II, S. 4). Baron v. Ungern-Sternberg's Expedition mag daher am richtigsten bezeichnet werden als eine „Besteigung des Elbrus-Sattels". In der geographischen Litteratur insgemein und in Deutschland insbesondere sind das Wort Ersteigung und seine gleichbedeutenden Ausdrücke gewöhnlich mit unwissenschaftlicher und bedauerlicher Schlaffheit und Mangel an Genauigkeit angewendet worden mit dem natürlichen Ergebnis, daß daraus Irrtümer und Verwirrungen entstanden sind, aus denen notgedrungen Widersprüche und Erklärungen hervorgegangen sind. Aus diesem Grunde qualifizierte ich auch meine Bezugnahme auf die fragliche Expedition im vorhergehenden Bande (der Proceedings of the Royal Geographical Society in London) S. 762 durch die Worte „According to the Newspapers." Geographen werden Herrn v. Ungern-Sternberg sehr zu Dank verpflichtet sein, wenn er ihnen eine passende Gelegenheit zu einer öffentlichen Geltendmachung des längst schon vom Alpenklub anerkannten und angenommenen Prinzips liefert.

Es mag jedoch für alle russischen oder kaukasischen Bergsteiger, welche den Vorteil des in unserm Abstieg von 1868 entdeckten Weges zu beglaubigen wünschen, zweckdienlich sein, wenn ich die nachstehenden einfachen Anleitungen wiederhole. Man folge dem Tschach, dem hauptsächlichsten Zuflusse des Devdoraki-Gießbachs bis zu seiner Quelle, erklettere dann die leichten Hänge auf der (wahren) rechten Seite des Atschiereтschi-Gletschers bis zu dem Rücken, welcher ihn von dem Devdoraki-Gletscher scheidet. Man biwakiere für die Nacht unter einem turmartigen Felsen über dem Eisfall des letzteren, welcher von dem Orte aus sichtbar ist, von wo aus der Devdoraki-Gletscher photographiert worden ist. Von diesem Punkte (er ist auf einigen Karten bezeichnet als „Wolgitschki, 13,454 Fuß") ist es leicht, auf das große flache Schneefeld an der nördlichen Basis der beiden Hochgipfel des Kasbek zu gelangen, welches anscheinend von einem weiter westlich gelegenen Thale von Herrn v. Seidlitz' ossetischen Bekannten erreicht worden ist. Von diesem Plateau aus bietet die Ersteigung des Gipfels keine größere Gefahr oder Schwierigkeit dar, als die des Montblanc von den Grands Mulets aus. Und wenn dann erst an der Stelle zum Uebernachten eine Hütte errichtet worden sein wird, dann wird die einzige Schwierigkeit beseitigt sein. Eine direkte Ersteigung von der Poststation aus über den östlichen oder südlichen Abhang wird jedoch immer — je nach dem Zustande des Schnees auf den sehr steilen oberen Abhängen — eine mehr oder weniger schwierige oder gefährliche Expedition sein. Bevor viele Jahre vergehen, wird ohne Zweifel die Ersteigung von Norden her häufig gemacht werden und Touristen aller Nationen werden mit einem Gemisch von Ergötzung und Erstaunen auf die tiefsinnigen mühsamen Ausarbeitungen der Gelehrten zurückschauen, welche unglücklich genug waren, bereitwillige Verleger zu finden, um der Welt darzulegen, wie wenig sie verstanden oder die Einzelheiten der Hochgebirgsbesteigung, die Konfiguration des Kasbek oder die herkömmliche Wahrheitsliebe der Engländer zu werten imstande waren.

(Proc. R. G. S.)

Kleinere Mitteilung.

Vereine, Gesellschaften ꝛc.

Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft. Die Sitzung der Abteilungen für mathematische und physikalische Geographie am 28. April hatte folgendes reichhaltige Programm: 1) laufende Angelegenheiten; 2) Wahl der Glieder der Medaillen-Kommission für das Jahr 1889; 3) Mitteilung des Vorsitzenden der Abteilung für mathematische Geographie, Generals A. Tillo, über die von ihm verfaßte hypsometrische Karte des europäischen Rußland; 4) Mitteilung des Bergingenieurs L. Jatschewski „über den Eisboden Sibiriens."

Die Sitzung eröffnete der Vorsitzende der Abteilung für physikalische Geographie, Professor J. Muschketow, mit einem ehrenden Nachrufe, der dem vor wenigen Tagen verstorbenen Mitgliede der Gesellschaft, Alexander Orlow, Direktor der Realschule in Kasan, gewidmet war. Orlow war Spezialist auf dem Gebiete der Erdbebenkunde. Seine Arbeiten sind nicht nur für die Seismologie im allgemeinen, sondern auch ganz besonders für die Kenntnis der russischen Erdbeben von großem Werte. Ein langjähriger Aufenthalt in Irkutsk, wo bekanntlich nicht selten Erderschütterungen wahrgenommen werden, hatte ihn praktisch mit diesen Erscheinungen bekannt gemacht. Der von ihm, dem einzigen Spezialisten auf diesem Gebiete in Rußland, verfaßte Erdbebenkatalog bildet eine Quelle von größter Wichtigkeit für die Geschichte und Verbreitung der Erdbeben Rußlands. An der seinerzeit ins Leben getretenen seismischen Kommission nahm Orlow den regsten Anteil und bei dem Werk der Errichtung seismischer Beobachtungsstationen gebührt ihm das größte Verdienst. Zum Zeichen der Trauer um den Verlust ihres Mitgliedes und der Verehrung der Leistungen des Dahingeschiedenen erhoben sich die anwesenden Glieder der Gesellschaft von ihren Sitzen.

Nach der programmmäßigen Erledigung der laufenden Geschäfte und der Wahl der Glieder der Medaillen-Kommission ergriff der Vorsitzende der Abteilung für mathematische Geographie, General A. Tillo, das Wort.

Es ist die Frucht einer fünfzehnjährigen Arbeit, welche der Vortragende nun in der hypsometrischen Karte des europäischen Rußlands der Gesellschaft vorlegte. Wie mühsam die Arbeit, wie scharf die Kritik sein mußte, geht aus der Thatsache hervor, daß 51,385 hypsometrisch bestimmte Punkte als Grundlage für die Karte dienen. Das benutzte Material bestand erstens aus früheren Quellen, wie der Katalog der Aufnahmen des Generalstabes, die Nivellements der Eisenbahnlinien und die hypsometrischen Aufnahmen einiger Geologen, besonders der im Auftrage des Geologischen Comités im Ural thätigen, u. a. m., zweitens, aus den unter eigener Leitung angestellten Höhenmessungen. Nur wo eine genaue Kontrole möglich war, wurden die Angaben verwertet. So wurden z. B. die Nivellements solcher Eisenbahnlinien nicht in Betracht gezogen, wo die Marken der bestimmten Punkte nicht mehr vorhanden waren. Die Zahl der hypsometrisch gemessenen Punkte ist im Verhältnis zur Größe des europäischen Rußlands noch eine sehr geringe und die Verteilung derselben auf der weiten Fläche sehr ungleich. Es finden sich um Wilna herum über hundert, während in anderen Gegenden, im Osten, nur einzelne auf demselben Raum verteilt sind.

Ein vorzügliches Material bot unter anderem die im Auftrage des Generalstabes ausgeführte fünfwerstige Karte Kurlands. Der Norden Rußlands aber konnte gar nicht in die hypsometrische Karte aufgenommen werden, weil das Gouvernement Archangel noch gar kein Material aufweist. Ein Hinausschieben der Publikation der Karte hätte eine Verzögerung des Erscheinens vielleicht um 20 Jahre hervorgerufen, weshalb es erwünscht erschien, diese wenn auch nicht vollständige Karte jetzt schon abzuschließen. Ein recht reiches Material boten die Nivellements der Kanäle und Flüsse Rußlands. Dennoch waren auch hier bedeutende Korrekturen vorgenommen. Unter anderem ergiebt sich aus den neuesten Berechnungen die überraschende Thatsache, daß das Gefälle der Newa von Schlüsselburg bis St. Petersburg nur 2.4 Fuß beträgt, im Gegensatz zu den früheren Angaben von 59 Fuß. Zu dem selbstgeschaffenen Material gehört die hypsometrische Aufnahme einer Linie von Powenez am Onega-See bis zum Weißen Meer und andererseits vom Onega-See (der Mündung der Wytegra) bis zum Finnischen Meerbusen. Das Profil dieser Linie lag in einer Karte vor. Diese Nivellements der Wasserwege Rußlands hatten zur Ausarbeitung einer bereits früher vollendeten Karte im Maßstabe von 40 Werst auf einen Zoll gedient. Die eben vollendete, noch im handschriftlichen Original vorliegende hypsometrische Karte ist in einem Maßstabe von 60 Werst auf einen Quadratzoll angefertigt. Der Vortragende erklärte an derselben die Methode, die er bei ihrer Anfertigung angewandt hatte. Die Tiefländer waren mit grüner Farbe, die Höhen von 20 zu 20 Faden bis zu 200, von da an aber von 50 zu 50 Faden, durch je einen stärkeren Ton brauner Farbe bezeichnet. Die höchsten Höhen, die Gipfel des Ural und der Krim, waren weiß gelassen. Das Resultat dieser Methode ist ein überraschend schönes, wenn sich auch der Beschauer an das Neue der Darstellungsweise gewöhnen, sich in die Karte erst hineinsehen muß. In ungeahnter Schärfe treten die Höhen Rußlands hervor. So läßt z. B. die Karte nicht nur alle Gebirge aufs genaueste in ihrem Verlauf erkennen, sondern es treten auch solche Einzelheiten, wie das steilere Abfallen des Ostabhanges des Urals deutlich hervor, während die sanfte Steigung des Westabhanges und ihre Verbindung mit dem Plateau von Ufa klar zu erkennen ist. Ganz ungewohnt für das Auge ist die Höhe des Donez-Gebirgszuges, mit dem die Höhen des Waldai in direktem Zusammenhang stehen, wodurch eine Nord-Süd streichende Wasserscheide plastisch hervortritt. Kurz, es entwickelt sich durch Betrachtung der hypsometrischen Karte ein Bild, das mit den von Kindheit auf gewohnten Ansichten über das Relief des europäischen Rußland im schärfsten Gegensatze steht.

Zu diesem für die Geographie Rußlands epochemachenden Werke wurde der Verfasser mit stürmischem Beifall beglückwünscht. Die Herren Prof. Musch, Retow, General Stetnizki und Kapitän 1. Ranges Rykatschew und andere Mitglieder der Gesellschaft ergriffen nach einander das Wort, um auf die große Bedeutung dieser Errungenschaft, der ersten hypsometrischen Karte Rußlands, für die Geologie, physikalische Geographie und Meteorologie, sowie auch für den Unterricht in der vaterländischen Geographie mit beredten Worten hinzuweisen.

Als Beispiel, wie groß der Wert der hypsometrischen Karte für die Geologie Rußlands ist, sei hier nur erwähnt, daß die kaspische Transgression, d. h. die Ausbreitung des früheren Kaspi nach Norden, bis in das Thal der Kama durch die entsprechende Niederung auf der Karte verdeutlicht wird.

Den zweiten Vortrag hielt Bergingenieur L. Jatschewski über den Eisboden Sibiriens, eine Erscheinung, die vor einigen Dezennien zu den brennendsten Fragen, die unsere Geographen beschäftigten, gehört hatte. Der Redner bezweckte in seinem Vortrage nur eine erneute Anregung für dieses heute nicht minder interessante Thema und lieferte einige neue Daten über die Verbreitung des Eisbodens, d. h. des nie auftauenden Bodens, in Sibirien auf Grundlage eigener lokaler Untersuchungen, besonders in Transbaikalien und in der nördlichen Mongolei. Deshalb gieng der Vortragende auch nicht näher auf die streitigen Fragen über die Mächtigkeit des gefrorenen Bodens und der Erklärungen seiner Entstehungen ein und wies nur kurz auf die Litteratur dieses Gegenstandes hin. Die ersten wissenschaftlichen Beobachtungen verdanken wir A. v. Middendorff, welcher dieselben vor bald einem halben Jahrhundert während seiner großen Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens, besonders in Jakutsk, in einem Bohrloche, dem vielgenannten Schergin-Schachte, anstellte. Der Name dieses Schachtes rührt von dem Unternehmer eines Tiefbrunnens in der genannten Stadt her, den A. v. Middendorff im Auftrage der Akademie zu geothermischen Untersuchungen bis zu 384 Fuß vertiefte, wo er noch eine Temperatur von 2.4° R. fand. Middendorff folgerte daraus, daß der gefrorene Boden bis 1000 Fuß hinabreichen müsse. Dieses Resultat Middendorff's fand bei einigen Gelehrten Widerspruch, am meisten bei C. E. v. Baer, der die Verhältnisse im Bohrloch von Jakutsk nicht als normale auffaßte und eine geringere Tiefe für den Eisboden anzunehmen vorschlug. Die Frage ist bis heute noch eine offene geblieben, da in der Zeit, die seitdem verflossen ist, keine neuen Untersuchungen angestellt wurden; Middendorff's klassische Beobachtungen aber über den Eisboden (= gefrorener Boden) und Bodeneis (= ewiges Eis im Boden) sind bis heute noch nicht übertroffen, wenn auch von einigen Reisenden neue, zum Teil interessante und wertvolle Beobachtungen gemacht wurden. Theoretisch ist die Frage der Verbreitung des Eisbodens vor kurzem vom Akademiker H. Wild, in seinem Werke über das Klima Rußland's, behandelt worden, der die Südgrenze des Eisbodens mit der Isotherme — 2 identifizierte. Der Redner unterzog, unter Benutzung der Angaben Middendorff's, Lopatin's u. a., die Berechtigung dieser Annahme Wild's einer kritischen Beleuchtung. Ihm erschien diese Linie nicht mit den Thatsachen vereinbar; die von ihm gezogene Südgrenze weicht im westlichen Sibirien bedeutend nach Norden ab. Dort läßt Jatschewski die Linie von Beresow über Turuchansk, längs der mittleren Tunguska zum Plateau des Witim, verlaufen. Im Gebiet des Baikal aber greift der Eisboden im Thale des Irkut und jenseit des Baikal je höher ins Gebirge, desto mehr nach Süden. Ferner berührt die Grenze des Eisbodens den Kossogol und die Stadt Urga. Nach Osten zieht sich die Linie von den Goldwäschereien bei Nertschinsk über den Amur bis nach Kamtschatka hinauf. Nachdem der Redner kurz die Hauptbedingungen für die Bildung des Eisbodens: die Jahrestemperatur, die Schneegrenze, die Höhe des Bodens über dem Meeresspiegel und verschiedene lokale Momente gesprochen hatte, schloß er mit dem Vorschlage, die Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft möge zur Erweiterung der Kenntnis dieser sowohl praktisch (z. B. beim Bau der sibirischen Eisenbahnen) als theoretisch hochwichtigen Frage dadurch beizutragen sich bemühen, daß sie sich an alle Goldwäschereien Sibiriens mit zu beantwortenden Fragebogen über die Verhältnisse des Bodens wende. Der Vorschlag wurde mit Dank von der Gesellschaft angenommen und Herr L. Jatschewski mit der Ausarbeitung und Verwirklichung eines Programms in dem vorgeschlagenen Sinne beauftragt. (St. Petersb. Ztg.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandl. Nachf. in Stuttgart.

Vitzthum von Eckstädt, Carl Friedrich Graf, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. Zweite durchgesehene Aufl. geh. M. 5. — Geb. M. 6. —. Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 25. Stuttgart, 24. Juni 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die gegenwärtige Regierung Brasiliens und ihre Stellung zur Einwanderungsfrage. Von A. W. Sellin. S. 481. — 2. Die Löwenjagd in Algerien. S. 484. — 3. Die Insel Réunion. S. 488. — 4. Das romänische Landvolk. Musik und Tanz, Volkslieder und Volkstrachten in Romänien. S. 493. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 497. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 499. — 7. Berichtigung. S. 500.

Die gegenwärtige Regierung Brasiliens und ihre Stellung zur Einwanderungsfrage.

Von A. W. Sellin.

Das letzte Jahr ist für Brasilien insofern von tiefeinschneidender Bedeutung geworden, als sich dort der Uebergang von der Sklaverei zur freien Arbeit vollzogen hat, eine die ganze wirtschaftliche Grundlage des Landes umgestaltende Reform, welche allerdings schon seit Jahren von der liberalen Partei auf ihr Programm geschrieben und vorherverkündigt war, die aber, als sie nun wirklich eintrat, um so überraschender wirkte, als gerade die konservative Partei es war, welche sie durchführte, eine Partei, welcher die Mehrzahl der sklavenhaltenden und der Kolonisation abgeneigten Großgrundbesitzer angehört. Nur mit innerem Widerstreben hatten viele der letzteren dem Gesetze vom 28. September 1871, welches eine allmählige Aufhebung der Sklaverei bezweckte, ihre Zustimmung gegeben und jedes Ansinnen, eine schnellere Freilassung der Sklaven eintreten zu lassen, zurückgewiesen; jedoch äußere Umstände und die naturgemäße Entwicklung der Dinge erwiesen sich auch in diesem Falle mächtiger als der Wille Einzelner, und hätte dieser sich nicht der Allgemeinheit untergeordnet, so würde er ohne Frage zum Schaden der Betreffenden, ja des ganzen Landes gewaltsam gebrochen worden sein.

Glücklicherweise hat es aber auch das gegenwärtige Ministerium Brasiliens verstanden, die große Reform mit einer bewundernswerten Klugheit und Energie durchzuführen, so daß ihm ein wesentlicher Anteil an dem Verdienst gebührt, daß das Land vor schweren Erschütterungen wie sie bei ähnlichen Vorgängen in fast allen Staaten der alten und neuen Welt eingetreten sind, bewahrt geblieben ist. Dieses Verdienst wird der Leser zu würdigen wissen, wenn er mit uns die Lage Brasiliens vor und nach der Sklaven-Emanzipation betrachtet.

Die Lösung der Sklavenfrage war schon im Jahre 1871 vom konservativen Ministerium Rio Branco durch das weiter oben angeführte Gesetz angebahnt worden. Dieses verfügte, daß fortan alle in Brasilien von Sklavinnen geborenen Kinder als freigeboren betrachtet und Fonds zum Loskauf der noch vorhandenen Sklaven aus den Erträgnissen einer Sklaventaxe, einer Steuer für Verkauf von Sklaven und ähnlichen Mitteln gebildet werden sollten. Man hoffte so, im Zeitraum von etwa zwei Jahrzehnten den Schandfleck der Sklaverei zu tilgen, ohne das Land in eine schwere wirtschaftliche Krisis zu treiben. Die Absicht war lobenswert, die Ausführung blieb aber hinter den gehegten Erwartungen zurück, denn im ersten Jahrzehnt nach Erlaß des Gesetzes waren kaum 10,000 Sklaven vom Staate freigekauft, während in dem gleichen Zeitraum 60,000 von ihren Herren ohne Anspruch auf Entschädigung freigegeben waren und 1,330,000 noch immer in der Sklaverei schmachteten. Die ganze Unzulänglichkeit des Emanzipationsgesetzes war damit klargelegt, und die Abolitionisten, welche eine bedingungslose Freilassung aller Sklaven verlangten, gewannen außerordentlich viele Anhänger, namentlich seitdem am 25. März 1884 in der Provinz Ceará der letzte Sklave freigegeben worden und die Provinzen des äußersten Südens und des äußersten Nordens dem gegebenen Beispiele nachzueifern suchten. Nur in den an Sklaven reichsten Provinzen des mittleren Brasiliens hielt man noch an der alten Institution fest. Anarchische Zustände drohten dort

hereinzubrechen, Sklavenaufstände waren an der Tagesordnung und die bewaffnete Macht, welche mit abolitionistischen Elementen durchsetzt war, zeigte sich bei der Niederwerfung derselben als ganz unzulänglich, ja sie verweigerte in einigen Fällen geradezu den Gehorsam.

In dieser kritischen Lage erfolgte der politische Systemwechsel. Nachdem die Liberalen über sieben Jahre das Land regiert hatten, berief der Kaiser am 20. August 1885 die Konservativen ans Ruder, und diese zeigten sich der Situation auch vollkommen gewachsen. Namentlich in der wirtschaftlich am gefährdetsten Provinz Saõ Paulo wußten sie durch zweckentsprechende Maßregeln einer sehr ernsten Krisis vorzubeugen. Dort waren die meisten Sklaven vorhanden und es galt also für diese einen Ersatz zu schaffen, wenn nicht durch eine vollständige Emanzipation, wie sie von den Abolitionisten immer lauter und lauter gefordert wurde, die Produktion lahmgelegt und die Existenz der Großgrundbesitzer völlig ruiniert werden sollte.

Der zum Präsidenten der Provinz ernannte Staatsrat und gegenwärtige Ministerpräsident Joaõ Alfredo Correa de Oliveira, der sich schon im Kabinet Rio Branco als Minister des Innern (1870—1875) durch sein organisatorisches Talent ausgezeichnet und namentlich auf dem Gebiet des Unterrichtswesens Hervorragendes geleistet hatte, ließ es sich in erster Linie angelegen sein, das bestehende Einwanderungsgesetz in liberalstem Sinne zu reformieren, um dadurch einen größeren Zuzug europäischer Kolonisten zu ermöglichen. Er machte dem Halbpachtsystem, das so verhängnisvoll für viele Einwanderer und für das Land geworden war, indem es in europäischen Ländern, namentlich in Preußen, zur staatlichen Unterdrückung der Auswanderung nicht nur nach Saõ Paulo, sondern nach ganz Brasilien geführt hatte, den Garaus und schuf für den freien Arbeiter die nötigen Garantien gegen die Ausbeutungsgelüste der Arbeitgeber. Er sorgte für bessere Unterkunft und Beförderung der Einwanderer und erzielte damit, daß der Zuzug der letzteren nach jener bisher so gefürchteten und gemiedenen Provinz ganz bedeutende Dimensionen annahm. Schon im Jahre 1885 belief sich die Zahl der Einwanderer auf 6500, 1886 wuchs sie auf 9536 und 1887 auf 35,759. Damit war der Beweis der Möglichkeit geliefert, die Sklavenarbeit allmählich durch die Arbeit des freien Mannes zu ersetzen, und als Joaõ Alfredo von der Krone an die Spitze des Ministeriums berufen wurde, da war es keinem, der seine Intentionen kannte, mehr zweifelhaft, daß er sich weder durch die Drohungen der Sklavenhalter, noch durch die gegen ihn eingeleiteten Intriguen einflußreicher Staatsmänner abhalten lassen würde, die Sklaverei endgültig zu beseitigen.

Es kam ihm zu statten, daß ihm wenigstens von Seiten der Krone keine Bedenken entgegengesetzt wurden. Der Kaiser Dom Pedro, der sich trotz seiner freisinnigen Denkungsart für die Einführung tief einschneidender Reformen nur immer schwer entschließt, weilte in Europa und seine Tochter, die Kronprinzessin Isabella, leitete die Geschicke des Landes. Sie hatte schon während ihrer ersten Regentschaft durch Unterzeichnung des weiter oben erwähnten Gesetzes vom 28. September 1871 aller Welt gezeigt, daß es ihr sehr am Herzen lag, die Sklavenwirtschaft zu beseitigen, und als nun im Mai v. Js. Joaõ Alfredo mit dem Ansinnen an sie herantrat, das von ihr begonnene Werk mit der völligen und bedingungslosen Aufhebung der Sklaverei zu krönen, da zauderte sie keinen Augenblick, es zu thun, um so weniger, als sich in den Kammern nur eine verhältnismäßig geringe Opposition gegenüber der kategorischen Forderung des Ministeriums gezeigt hatte.

Gerechter Jubel herrschte im Lande, als das bedeutungsvolle Dekret am 13. Mai v. Js. von der Kronprinzessin unterzeichnet wurde, durch welches mit einem Schlage die noch vorhandenen 800,000 Sklaven Freiheit und Gleichberechtigung erhielten, und nur kurzsichtige Menschen, wie z. B. der kürzlich verstorbene Staatsrat Cotegipe, mehrere Großgrundbesitzer und die Redakteure einiger oppositioneller Blätter konnten es nicht unterlassen, die vollendete Thatsache zu bemäkeln, in dem sie dieselbe als eine Uebereilung in wirtschaftlicher Hinsicht und zugleich als eine schwere Ungerechtigkeit gegenüber den Sklavenbesitzern hinzustellen sich bemühten. Cotegipe verlangte sogar, daß die früheren Sklavenhalter voll und ganz vom Staate entschädigt werden müßten. Das ist nun freilich nicht geschehen, aber auch die wirtschaftliche Krisis, welche er vorher verkündigt hatte, ist nicht eingetreten. Die emanzipierten Sklaven wissen sich zum großen Teile sehr wohl in die Rolle freier Arbeiter zu schicken, und die Thatsache der Aufhebung der Sklaverei hat so sehr zur Förderung der Einwanderung beigetragen, daß schon heute eine bedeutende Zunahme der Produktion für die nächsten Jahre als sicher angenommen werden kann.

Wenn man bedenkt, wie verhängnisvoll die Aufhebung der Sklaverei für die Vereinigten Staaten von Nordamerika geworden ist, wie sie dort zu einem Bürgerkrieg geführt hat, der an Schrecken kaum seines Gleichen kennt, so kann man die Art und Weise, in welcher sich jener Vorgang in Brasilien vollzogen hat, gar nicht hoch genug veranschlagen, und kommende Geschlechter werden den Namen Joaõ Alfredo's, wie der Ministerpräsident schlichtweg von seinen Landsleuten genannt wird, in Ehren nennen und ihn dem eines Lincoln an die Seite stellen; sie werden aber auch dankbar jener hohen Frau gedenken, welche unter dem Jubel des Volkes das große Werk ihres Ratgebers durch ihre Unterschrift bestätigt hat. Wohl mag sie dabei in erster Linie durch ihr religiöses Gefühl geleitet worden sein, aber das kann den sittlichen Wert ihrer Handlung nur heben, und eine traurige Verirrung der oppositionellen Presse ihres Landes war es, darüber

zu spötteln, daß ihr für dieselbe vom Papste die Tugendrose verliehen worden. Wäre diese in allen Fällen so wohl verdient gewesen, so würde man ihrer Verleihung jedenfalls eine höhere Bedeutung beilegen als es gewöhnlich geschieht.

Die Aufhebung der Sklaverei wäre nun allerdings in wirtschaftlicher Hinsicht sehr verhängnisvoll für Brasilien gewesen, wenn die Regierung nicht zu gleicher Zeit die Einwanderung in weit größerem Maße als bisher gefördert hätte. Sie hat aber — wie schon bemerkt — auch in dieser Beziehung voll und ganz ihre Schuldigkeit gethan. Die Blätter der Opposition klagen freilich den Ministerpräsidenten, der auch zugleich das Portefeuille des Finanzministers inne hat, an, das Land durch die letzte Anleihe übermäßig belastet zu haben, aber sie verschweigen dabei gewöhnlich, daß sich trotz dieser im Grunde genommen doch nur für produktive Zwecke gemachten Anleihe der Kredit des Landes bedeutend gehoben hat. Schon die bloße Thatsache, daß der Kurs der brasilianischen Valuta nach jahrelangem niedrigem Stand auf über Pari gestiegen ist und sich in dieser Höhe zu behaupten scheint, läßt erkennen, daß die europäische haute-finance der gegenwärtigen Situation ein großes Vertrauen entgegenbringt; sodann aber braucht man ja nur die Einwanderungsstatistik anzusehen, um sich von der produktiven Verwendung der Anleihe zu überzeugen. Hatte Joaõ Alfredo schon in seiner Stellung als Präsident der Provinz Sao Paulo mit Erfolg für eine Hebung der Einwanderung gewirkt, so konnte er dies als Präsident des Ministeriums in erhöhtem Maße thun, zumal ihm in der Person des gegenwärtigen Ackerbauministers, des Staatsrates Antonio da Silva Prado, ein Mann zur Seite trat, der für seine Ideen ein klares Verständnis hatte und sich die Ausführung derselben mit Eifer und Umsicht angelegen sein ließ. Der Beweis für sein erfolgreiches Wirken auf diesem Gebiete wird durch folgende Ziffern deutlich genug gegeben. Es wanderten in Brasilien ein:

1884	20,087	Personen
1885	30,135	„ (Beginn der kons. Aera)
1886	25,741	„
1887	55,986	„
1888	129,115	„ (!).

Das ist ein Resultat, wie es noch von keinem Vorgänger Prado's auch nur annähernd erzielt worden ist, das aber um so bedeutungsvoller für das Land werden kann, als es sich der Minister angelegen sein läßt, das ganze Kolonisationswesen Brasiliens von Grund aus zu reformieren. Die kostspielige Staatskolonisation ist von ihm fast ganz aufgegeben; dagegen sucht er durch staatliche Unterstützung und Ueberwachung der Privatkolonisation, für welche nach der Emanzipation der Sklaven ungleich günstiger gelegene Ländereien zur Verfügung stehen, als sie der Staat in seinen devoluten Ländereien besitzt, den kleinbäuerlichen Betrieb in Gegenden einzuführen, welche früher ausschließlich von Großgrundbesitzern mit Sklaven bewirtschaftet wurden. Gelingt dies in befriedigender Weise, d. h. so, daß sich Landverkäufer und Kolonisten gleich gut dabei stehen, so dürfte namentlich den mittelbrasilianischen Provinzen ein ungeheurer Aufschwung bevorstehen.

Aber auch in allen anderen Landesteilen soll die Kolonisation in regerer Weise als bisher in Angriff genommen werden. Die Kammern haben nämlich dem Ackerbauminister für das gegenwärtige Finanzjahr einen außerordentlichen Posten im Betrag von 22,523,000 Mark zur Verfügung gestellt, und diese bedeutende Summe wird, soweit sie nicht für die Förderung der Einwanderung nötig ist, in zweckentsprechender Weise an die einzelnen Provinzen für Kolonisationszwecke verteilt werden. Daß die Einwanderung im gegenwärtigen Jahre einen noch weit größeren Umfang als im Vorjahre annehmen wird, steht wohl außer Frage, da die Regierung allen einwandernden Ackerbauern völlig freie Fahrt vom europäischen Einschiffungshafen an bis zu ihrem selbstgewählten Niederlassungsorte in Brasilien, sowie unentgeltliche Beherbergung und Beköstigung während der ersten acht Tage nach ihrer Ankunft gewährt, ganz abgesehen von den weiteren Begünstigungen, welche den auf Staatskolonien sich niederlassenden Einwanderern zuteil werden. Der Dienst der Einwanderungsbehörden ist vom Ackerbauminister neu organisiert worden und seine bezüglichen Instruktionen vom 24. Januar d. J. legen in anerkennenswerter Weise ein besonderes Gewicht darauf, daß überall das Selbstbestimmungsrecht des Einwanderers strikte gewahrt werde.

Wenn nun die deutsche Presse in Brasilien darüber klagt, daß dem Lande fast nur Italiener zugeführt werden, so kann sie das gegenwärtige Ministerium jedenfalls nicht dafür verantwortlich machen. Die offiziellen Organe haben oft genug ihr Bedauern darüber kund gegeben, daß die Auswanderung von Deutschen nach Brasilien fast ganz ins Stocken geraten ist und daß die preußische Regierung ihr nach wie vor die größten Hemmnisse bereitet, obwohl die Gründe, welche den Erlaß des von der Heydt'schen Reskriptes vom 3. November 1859 veranlaßt hatten, nämlich die Möglichkeit einer mißbräuchlichen Anwendung der Halbpachtverträge, nicht mehr vorhanden, da überhaupt keine Halbpachtverträge mehr abgeschlossen werden. Für die Südprovinzen, woselbst das Deutschtum ja am stärksten vertreten ist und wo von jeher die Verleihung kleinbäuerlicher Grundstücke an die Einwanderer die Grundlage der Kolonisation gebildet hat, sind jene Gründe überhaupt niemals vorhanden gewesen, und dennoch wurden auch sie durch die erwähnten Prohibitivmaßregeln der preußischen Regierung in Mitleidenschaft gezogen. Soll nicht die Fortentwicklung der dortigen deutschen Kulturarbeit in Frage gestellt werden, so wäre es wahrlich an der Zeit, den erwähnten Erlaß entweder ganz aufzuheben oder wenigstens den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechend zu modifizieren. Warum dies trotz

der wiederholten Petitionen der Deutschen in Südbrasilien, sowie der deutschen Kolonialgesellschaft und des Zentralvereins für Handelsgeographie in Berlin bisher nicht geschehen ist, entzieht sich unserer Kenntnis; es ist aber für die Stellung der offiziösen Presse in Deutschland Brasilien gegenüber bezeichnend, daß sie alle günstigen Berichte, die von den dortigen deutschen Kolonien kommen, totschweigt, dagegen ihren Lesern alles Nachteilige über Land und Leute — und wenn es auch nur der Ausfluß parteilicher Gehässigkeit wäre — in aufgebauschter Form mitteilt.

Als z. B. vor Kurzem einige deutsch-brasilianische Blätter aus einer unbedachtsamen Rede des kürzlich verstorbenen konservativen Senators und Staatsrates Cotegipe, der allerdings dem deutschen Elemente sehr abgeneigt war, den Schluß ziehen wollten, daß es die Regierung Brasiliens auf eine systematische Entdeutschung unserer dortigen Landsleute abgesehen hätte, da wurde dieser Verdacht in der Berliner Presse in solcher Form zum Ausdruck gebracht, daß die Leser annehmen mußten, in Brasilien wäre thatsächlich eine Deutschenhetze schon in vollem Gange. Daß das aber nicht der Fall ist, geht allein schon aus der Thatsache hervor, daß, als kürzlich der deutsche Abgeordnete v. Koseritz in der Provinzialassemblée von Porto Alegre die erwähnte Rede Cotegipe's mit beißendem Spott widerlegte, die einheimischen Deputierten ihm Beifall klatschten und ihren Sympathien für das deutsche Element in wärmster Weise Ausdruck liehen. Auch hat der Ackerbauminister erst neuerdings Veranlassung genommen, öffentlich zu erklären, daß er zwar keine direkte Bevorzugung der deutschen Einwanderer gegenüber denjenigen anderer Nationalitäten wünsche, daß ihm aber gerade die deutsche Einwanderung außerordentlich willkommen sei.

Und wenn ein so enragierter Deutschenhasser, wie der verstorbene Cotegipe, sich nicht entblödete, seine Mitbürger germanischer Abkunft vor dem Lande herabzusetzen und zu verdächtigen, so muß darauf hingewiesen werden, daß ein anderer konservativer Senator, nämlich Taunay, sich stets in wärmster Weise der Interessen unserer dortigen Landsleute angenommen hat. Er hat wiederholt — wenn auch bisher erfolglos — der Einführung der Zivilehe und der Kultusfreiheit, ja der völligen Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten und ähnlichen Reformen das Wort geredet und wurde darin wacker von seinen der liberalen Partei angehörenden Kollegen, namentlich vom Staatsrat Silveira Martins, unterstützt.

Gewiß müssen in Brasilien noch manche gesetzliche Bestimmungen fallen, bevor man die Institutionen des Landes als wahrhaft freisinnige bezeichnen kann. Es ist und bleibt ein Eingriff in die Gewissensfreiheit und eine große Engherzigkeit, daß gemischte Ehen nur durch katholische Geistliche und unter dem Versprechen des protestantischen Teils, seine Kinder in der katholischen Konfession erziehen lassen zu wollen, getraut werden dürfen und daß den Kirchen der Protestanten der Schmuck von Türmen und Glocken gesetzlich versagt wird; es muß aber doch betont werden, daß die letztere Bestimmung schon vielfach von protestantischen Gemeinden übertreten worden ist, ohne daß sich die Staatsorgane zum Einschreiten gegen sie veranlaßt gesehen hätten. Uns ist überhaupt nur ein Fall bekannt geworden, in dem es ein Polizeibeamter versucht hat, einer protestantischen Gemeinde die Einweihung eines mit Turm und Glocken versehenen Gotteshauses zu verwehren; doch wurde dieser Beamte nach erfolgter Beschwerde der betreffenden Gemeinde vom Amte suspendiert und seine Anordnungen von der Regierung zurückgenommen. Im großen und ganzen herrscht bei den Brasilianern die weitgehendste Toleranz gegen Andersgläubige, und die evangelische Kirche in Brasilien hat wahrlich mehr Ursache, über ihre eigenen, höchst mangelhaften Einrichtungen, als über Behelligungen von Seiten der Katholiken und der Landesbehörden zu klagen.

Und wenn die Lage des dortigen Deutschtums thatsächlich eine so schlimme wäre, wie man sie kürzlich in der deutschen Presse hingestellt, so würde eine fernere gesetzliche Unterdrückung der Auswanderung nach jenem Lande das allerungeeignetste Mittel sein, um Wandel zu schaffen. Damit würde man unsere dortigen Landsleute und die ganze große Kulturarbeit, welche sie seit sechzig Jahren daselbst zum Segen Brasiliens und Deutschlands verrichtet haben, einfach preisgeben, während man ihnen durch eine beständige Zuführung deutscher Einwanderer das geeignete Mittel zur Wahrung ihrer Interessen mit Hülfe des ihnen gewährleisteten aktiven und passiven Wahlrechts an die Hand geben würde.

Eine fernere gesetzliche Hemmung der Auswanderung nach Südbrasilien dürfte aber auch schon aus dem Grunde ganz undurchführbar sein, als sich die Ansiedelungsverhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von Jahr zu Jahr verschlechtern, so daß die deutschen Auswanderer früher oder später geradezu gezwungen sein werden, geeignetere Gebiete aufzusuchen. Und wo anders als in den gemäßigten Ländern Südamerika's könnten diese gefunden werden?

Dann aber wird, dessen sind wir sicher, gerade das südliche Brasilien mit den dort bereits vorhandenen blühenden deutschen Ansiedelungen eine ganz besondere Anziehungskraft auf unsere Auswanderer ausüben, zumal wenn die vom gegenwärtigen Ministerium mit so überraschendem Erfolg durchgeführte Wirtschaftsreform durch weitere Reformen auf anderen Gebieten ihre Ergänzung finden sollte.

Die Löwenjagd in Algerien.

Nordafrika, der Sitz des einst so mächtigen Karthager-Reiches, der Ruheplatz der Vandalen und der Sitz der Mauren, bleibt für die Mehrzahl des Heeres der modernen

Reisenden eine terra incognita. Noch immer herrschen sonderbare Vorstellungen über die Fauna jenes ungeheuren Gebietes, welches sich nordwärts von der Sahara bis zur Küste des Mittelländischen Meeres hin erstreckt. Es ist für die meisten Leute eine fabelhafte Region, welche von riesigen Tierformen wimmelt und wo nach dem allgemeinen Glauben Elefanten und Löwen, Nashorne und Giraffen noch in Menge vorhanden sind. Allein das meiste davon ist reine Einbildung, in geringem Umfang gegründet auf die alte Geschichte. In ferner Vergangenheit scheinen Elefanten in Marokko gediehen zu sein, wenigstens schildert Strabo sie als dort vorkommend. Allein es ist Thatsache, daß man heutzutage in ganz Tripoli, Tunis, Algerien und Marokko und dem großen Wüstengürtel im Süden davon keine Spur von wilden Elfanten mehr findet. Nashorn und Giraffe glänzen daselbst ebenfalls nur durch ihre Abwesenheit. Trotzdem erwartet die öffentliche Meinung von jedem Afrikareisenden eine haarsträubende und herzerbebende Schilderung der Art und Weise, in welcher diese gewaltigen Bewohner der Wildnis niedergestreckt werden.

Auf die Gefahr hin, für prosaisch zu gelten, wollen wir im Nachstehenden wahrhaftig sein und alle Fiktion vermeiden. Wir haben während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Nordafrika keine wilden Elefanten getroffen, auch die Giraffe und das Nashorn nicht in der freien Natur kennen gelernt, sondern nur in der Gefangenschaft. Die größeren Raubtiere, welchen wir, und überdies in geringer Häufigkeit, begegneten, waren nur Hyänen und Schakale. Die Hyäne, welcher die Griechen ihres schweineähnlichen Aussehens wegen diesen Namen schufen, ist jenes hundeartige Tier mit dem gewölbten borstigen Rücken und der Borstenmähne, welches man häufig in Menagerien sieht und von der ich einmal einen der Menageriewärter sagen hörte: „Dies ist die wilde Hyäne; sie streift bei Nacht um die Gräber herum, scharrt die Leichen aus und frißt sie lebendig!“ — Der Schakal ist nur eine Art gesellig-lebenden wilden Hundes. Wenn wir sie in den Menagerien gesehen haben, halb wütend vor Hunger oder durch den langen Stock des Wärters zu Anfällen unmächtiger Wildheit aufgestachelt, wie sie heulten und gegen einander knurrten über der kargen Mahlzeit von Knochen, welche man ihnen zuwarf — da mögen diese schädlichen Geschöpfe in einigen von uns die angenehme Empfindung hervorgerufen haben, sich in vollkommener Sicherheit zu fürchten. Ohne Zweifel hat mancher Besucher derartige Schaustellungen mit der festen Ueberzeugung verlassen, daß Hyänen und Schakale Tiere der gefährlichsten Art sind, schlimme Kunden, wenn man sie außerhalb ihrer eisernen Käfige träfe. Derartige Vorstellungen werden aber auf einer Ferienreise durch Algerien schnell zerstört werden. Mauren und Araber machen sich aus ihnen nicht mehr als wir aus Ratten. Hyänen und Schakale sind für die Eingeborenen von Nordafrika nur Ungeziefer und als solches keine Gegenstände der Furcht, sondern nur des Ekels und der Verachtung. Kein Kabyle würde sich so weit erniedrigen, auf dieselben zu pürschen oder anzustehen; seine lange Flinte, sein Skimitar (krummer Säbel) oder Yataghan sind ihm für dieselben viel zu gut; für sie taugt nur sein Knittel und mit diesem erschlägt er sie erbarmungslos, so oft sie ihm in den Weg kommen. In den Augen des europäischen Sportsman werden sie bald sogar noch verächtlicher als die Ratte, denn diese ist doch ein mutiges Tier, wendet sich bisweilen gegen ihren Feind und stirbt in mutiger Gegenwehr. Das thut der Schakal niemals; selbst wenn er verwundet oder bei seinen Jungen ist, sucht er sein Heil nur in schimpflichem Davonschleichen. Kurzum, Meister Schakal ist eine elende Memme und ein leerer Prahlhans, den in Algerien jedes Kind als solchen kennt. Auch von der weit stärkeren Hyäne kann man nicht sagen, daß sie tapferer sei. Wir haben gesehen, wie ein Knabe mit einem Stecken ihrer mehrere bei Tage davonjagte, und selbst bei Nacht, wenn sie ihren Mut zusammenraffen und in Menge aus ihren Verstecken hervorkommen, um ihrem Amt als Aasvertilger der Wüste obzuliegen, hält man eine Begegnung mit ihnen weder für furchtbar noch für gefährlich. Nur dem grünsten Neuling aus Europa würde es einfallen, eine Patrone seines Hinterladers an ein solches Tier zu vergeuden.

Wo aber mag der wackere Waidmann im ganzen weiten Algerien ein Wild finden, das seiner zuverlässigen Büchse und seines kühnen geübten Jägerauges würdig wäre, das schon manches Reh, manche Gems oder manchen Hirsch auf die Strecke gebracht? Jenun, wenn er ein Jäger ohne Furcht und Tadel und überdem geduldig und ausdauernd ist und Zeit genug zur Verfügung hat, kann er sich das großartigste und edelste Waidwerk verschaffen. Der Berberlöwe, der König der Tiere, ist in seiner schönsten Entwicklung noch immer in Nordafrika zu finden. Unter den Mimosenbüschen jener sandigen Ebenen erhebt er seinen mähnenumwallten Kopf. Jene felsigen Höhen kennen seine Gegenwart; von einem erratischen Block zum andern springt er mit mächtigen Sätzen und bei Nacht weckt seine furchtbare Stimme das Echo der Wildnis, rollt wie Donner dem Boden entlang und schreckt die ganze Natur in Schweigen. Kein anderes afrikanisches Land enthält so viele Löwen wie Algerien, allein auch dort werden sie von Jahr zu Jahr seltener. Gérard, der erste berühmte algerische Löwentöter, schätzte schon vor mehr als dreißig Jahren ihre Gesamtzahl auf nur hundertundzwanzig, und sie hat sich bisher gewiß nicht vermehrt. Auf diese Weise ist eine erfolgreiche Löwenjagd dort eines der seltensten Ereignisse geworden. Wir haben die Veranstaltung mancher fashionablen Löwenjagd mitangesehen. Kein Fremder von Bedeutung, der das Land besucht, kann es wohl verlassen, ohne sich eine oder mehrere derselben verschafft zu haben. Sie sind ein malerischer, aber kostspieliger Prunkzug, der immer bei hellem Tage und natürlich zu Pferde auf-

geführt wird. Es kümmert diese waidmännischen Dilettanten wenig, daß die Löwen in ihren beinahe unzugänglichen Felsenfesten schlafen und daß die Nähe einer großen bewaffneten Macht von Männern und Pferden sie einschüchtert. Die eingeborenen Führer wissen wohl, wie sie mit ihnen daran sind. Aber eine Löwenjagd ist ohne Rücksicht auf die Kosten bestellt worden, und es werden demgemäß alsbald großartige Vorbereitungen getroffen.

Am frühesten Morgen des anberaumten Tages zieht eine glänzende Kavalkade zum Thor hinaus, begrüßt vom Jubel einer bunten, nach Backschisch begierigen Schar von Eingeborenen, deren Erwartungen reichlich belohnt werden, denn die Aussicht auf einen solch edlen Sport versetzt in die günstigste Stimmung und öffnet Herzen und Börsen.

Es wird eine wahre Pracht an Pferden, Sätteln und Geschirren und malerischen Trachten entfaltet. Hinterladerbüchsen, Revolver, Speere und Yataghane blinken in den Strahlen der Morgensonne, und auf diese Weise setzt sich unter vielem Geschrei und Lärm und Waffengeklirr der großartige Jagdzug in Bewegung. Viel Geschrei und wenig Wolle, denn es führt zu keinem Erfolg. Den ganzen Tag hindurch sucht man in Feld und sandiger Ebene und durch den Wald den König der Tiere und findet ihn niemals. Die Führer, welche wohl fühlen, daß für das viele Geld auch etwas geschehen muß, haben das eine oder andere pikante Abenteuer oder eine überraschende Aufregung schon im voraus arrangiert. Ein beturbanter Araber erscheint plötzlich auf dem Saume eines Dickichts und schwört hoch und teuer, ein Löwe stecke darin. Mit einem Anschein von wildem Mut dringen die Führer in das Dickicht ein und geberden sich gleichsam als verlorener Posten, und die Uneingeweihten folgen kühn; jeder Busch wird durchsucht, aber Seine tierische Majestät ist leider nicht zu Hause. Sein Lager wird zwar gezeigt mit der bestimmten Versicherung, es sei noch ganz warm, wie kaum erst verlassen, aber das ist so ziemlich alles, wenn nicht irgend jemand im Drang seiner Begeisterung sich einbilden sollte, er habe den Löwen mit seiner graubraunen Mähne, seinem Büschelschwanz und seinen funkelnden Augen zu Gesicht bekommen. In diesem Fall wird eine Büchse oder mehrere abgefeuert, und obgleich niemals ein Kadaver gefunden wird, sind die verschlagenen Eingeborenen doch gar nicht in Verlegenheit, dies zu erklären: der Löwe ist in irgend eine unzugängliche Schlucht gestürzt und er liegt dort. Ja, er lügt dort, in der That! und so kommt die großartige Jagd noch vor Einbruch der Nacht zum Schlusse. Man kehrt im Triumph zurück und ein üppiges Fest krönt die glorreichen Thaten des Tages, der von Anfang bis zu Ende ein lügenhafter Schein war.

Wirkliche Löwenjagden stellen sich unter ganz anderen Umständen dar. Frei von allem Schein und Schaugepränge, sind sie mit vielen Schwierigkeiten, Anstrengungen und Gefahren gewürzt und werden nur bei seltenen Gelegenheiten mit unverkümmertem Erfolg belohnt. Die großartigste und eindrücklichste Löwenjagd ist vielleicht die, wenn ein ganzer Araberstamm in wirklicher Selbstverteidigung bis auf den letzten Mann auszieht mit dem festen Entschluß, die Verheerer ihrer Heerden wirklich zu vernichten oder bei diesem Versuche zu sterben. Der Schaden, welchen eine einzige Löwenfamilie innerhalb Monatsfrist den Heerden eines Stammes zufügen kann, ist auf zehn Prozent geschätzt worden, und ich erinnere daran, daß seine Heerde für den Araber alles ist.

Wir waren gerade auf Besuch bei einem der Gebirgsstämme, als ein derartiger Notfall eintrat. Unsere Wirte waren arm, aber sie boten uns herzlich gern das Beste, was sie hatten. Es herrscht noch immer viel Gastfreundschaft unter diesen vielgeschmähten Ismaeliten. Manche That echter Freundlichkeit ward uns erwiesen, und wir wären Memmen gewesen, wenn wir es unseren dunkelhäutigen Wirten abgeschlagen hätten, ihnen in ihrer Stunde der Not beizustehen. Eine Löwenfamilie hatte sich in einer schwer zugänglichen Höhle in den benachbarten Bergen einquartiert, und diese wilden Räuber hatten Nacht für Nacht schweren Schaden unter den Heerden des Stammes angerichtet, und die Zeit war gekommen, wo man dieser Verheerung Einhalt thun mußte, um einen gänzlichen und unwiderruflichen Ruin abzuwenden. Dem Gebirgsaraber fehlt es nicht an Mut, Ausdauer und physischer Stärke, aber seine Waffen sind von der primitivsten Art. Die lange Steinschloßflinte, deren er sich bedient, hält keinen Vergleich mit unseren modernen Präcisionswaffen aus. Ihm fehlt jenes behagliche Gefühl der Sicherheit und des Selbstvertrauens, welches der Besitz eines zuverlässigen Hinterladers gewährt, und so bemüht sich der Araber, dies durch eine größere Anzahl der Jäger auszugleichen. Allein einem ergrimmten Berberlöwen gegenüber liegt keine Sicherheit in der Ueberzahl, denn man hat erlebt, daß er auf Hunderte von Männern losbrach.

Ein herrlicher Morgen stieg über den Bergen auf, der Himmel erglühte von purpurnen Farbentönen, und aus dem Nebelschleier, welcher um die Schulter der fernen Granithöhen hieng, glänzten die Gipfel derselben wie ebenso viele in Sonnenstrahlen gebadete schwarze Diamanten. Die Natur in ihrer rauhesten Gestalt lag um uns her. Am reinen Azur des Firmaments über uns verblaßten Mond und Sterne vor der emporkommenden Sonne. Wir waren umgeben von einer buntscheckigen Menge von Arabern in ihrer malerischen Tracht. Jung und Alt, was nur Waffen zu tragen imstande war, war ausgerückt; einige wenige führten ihre langen, schlanken, glattläufigen, kleinkalibrigen Flinten, aber weitaus die größere Zahl nur Speere und Yataghane. Der ehrwürdige Häuptling neben uns erteilte seine Befehle kurz und deutlich. Die genaue Lage der Löwenhöhle war wohl bekannt; mit drohender Lebensgefahr hatten die Streifschützen sie ausfindig gemacht und ihre mächtigen Bewohner auf der Fährte bis zu ihrem Lager

verfolgt. Jetzt wurde ein großer Kreis von Speerträgern gebildet und die Männer erhielten den Befehl, allmählich konvergierend gegen eine felsige Leiste vor der Höhle vorzurücken, deren Eingang von der hohen Lage unseres Versammlungspunktes aus undeutlich sichtbar war. Gleich darauf begann das Treiben. Unter vielem Geschrei und Waffenlärm zogen sich die Reihen immer dichter zusammen, während diejenigen von uns, welche mit Gewehren versehen waren, so gerade wie möglich auf die Höhle zugiengen. Bevor wir noch auf Schußweite herangekommen waren, zeigte sich ein ungeheurer Löwe einen Augenblick, schüttelte seine Mähne und verschwand, um erst wieder zu erscheinen, als wir in einer Entfernung von etwa tausend Schritten angekommen waren.

Ein lebhaftes, aber harmloses Gewehrfeuer ward nun von unseren Freunden, den Arabern, eröffnet und der Löwe zog sich mit drohendem, trotzigem Brüllen wieder in seine Höhle zurück und kam auch nicht eher wieder zum Vorschein, als bis wir, etwa 200 Schritte vor der Höhle angenkommen, Halt gemacht hatten. Die schmale Leiste, welche zur Höhle hinaufführte, war von dem Berghang, auf welchem sie stand, durch eine mehr als 40 F. breite Schlucht getrennt. Ueber der Höhle stieg eine beinahe senkrechte Bergwand an; jede Felsspalte und jede Ritze in den Felswänden ringsherum starrte von den Waffen unserer Speerträger, versperrte den Löwen die Flucht in jeder Richtung und umgab sie mit einem vollkommenen Umkreis von blinkendem Stahl. Wir untersuchten sorgfältig unsere Waffen und als alles fertig war, um den Löwen einen warmen Empfang zu bereiten, wurde ein lautes Geschrei und Lärm erhoben, um sie herauszulocken; aber es war alles vergeblich. Nach einer kurzen Beratung erbot sich ein junger Bursch freiwillig, der Leiste entlang sich zur Höhle hinzuschleichen, einen Haufen trockenes Buschholz zu sammeln und anzuzünden, um die Löwen herauszuräuchern. Die Speerträger verdoppelten ihr Geschrei und wir hielten unsere Büchsen zu unmittelbarem Gebrauch schußfertig, während wir das Treiben des jungen Burschen ängstlich beobachteten. Dieser verfolgte seine gefährliche Aufgabe mit großem Mute. Vorsichtig kroch er die Leiste entlang und hielt nicht eher, als bis er den Eingang der Höhle erreicht hatte. Nachdem er rasch das in der Nähe befindliche trockene Buschholz gesammelt hatte, häufte er davon einen so hohen Holzstoß auf, daß er beinahe den Eingang der Höhle ausfüllte; nachdem er diesen angezündet hatte, kehrte er wohlbehalten auf demselben Weg zurück, stolz auf seine kühne Leistung und warm begrüßt von uns allen. Nur wenige Minuten und das Feuer lohte hoch auf und sandte eine Rauchsäule in die Höhle hinein. Die Wirkung derselben auf die Bewohner war plötzlich und überraschend. Ein doppeltes zorniges Gebrüll erscholl mit einemmale und Löwe und Löwin brachen nacheinander aus der Höhle hervor. Unsere Handlungsweise hatte sie in Wut versetzt und sie waren entschlossen, die Verteidigung ihrer Höhle und ihrer Jungen mit der ganzen Uebermacht ihrer Angreifer aufzunehmen. Beim ersten Anblick der Tiere feuerten mein Gefährte und ich; aber die Bewegungen der Tiere waren so rasch und unaufhörlich, daß wir beide fehlten. Unsere arabischen Freunde pfefferten ebenfalls aus ihren Steinschloßflinten auf sie los, aber gleichfalls mit ganz geringem Erfolg oder ohne einen solchen.

Plötzlich, während die Löwin der Leiste entlang gegen uns anrückte, sprang der Löwe mit einem gewaltigen Satz über die Schlucht, fiel in der Mitte der Araber an ihrem Rande ein und riß im Augenblick alles mit sich nieder. Wir zielten diesmal sorgfältig, als die Löwin gegen uns ansprengte, und unsere beiden Kugeln trafen; allein es bedurfte noch einer zweiten Dosis Blei aus unseren Hinterladern, um sie tot zu unseren Füßen niederzustrecken; dann eilten wir unseren Verbündeten zu Hülfe. Allein was für ein Auftritt bot sich hier unseren Blicken! Obwohl aus vielen Wunden blutend, allein bis jetzt noch nicht wehrlos gemacht, richtete der Löwe eine große Niederlage unter dem Araberhaufen an. Hier zerschmetterte er mit einem einzigen wuchtigen Schlag seiner Pranke dem einen den Schädel, dort zerriß er einem anderen die Schulter, und so fanden wir schon den Boden mit Erschlagenen und Verwundeten bedeckt, als wir herankamen, um ihm mit unseren Büchsen den Garaus zu machen. Gleichzeitig drangen auch die Speerträger auf ihn ein, und während er seine Angreifer vorn zerstreute, hatten sich immer mehr Männer ihm von hinten genähert, und als ihm nun ein halbes Dutzend Lanzen zu gleicher Zeit in den Leib gestoßen wurden, stürzte er endlich zusammen. Der kurze, aber erbitterte Kampf war vorüber, unser furchtbarer Gegner lag verendend da, mit seinen Opfern um ihn her. Er hatte fünf Araber geradezu getötet und vierzehn andere verwundet, worunter zu unserem großen Bedauern leider auch den jungen Helden des Tages, denselben tapferen Burschen, welcher das Feuer an der Mündung der Höhle angezündet und dessen kühne That wir so sehr bewundert hatten. Ein großer breiter Riß vom Hals bis zur Schulter wird forthin in den Augen des ganzen Stammes seine Kühnheit bezeugen.

Der Häuptling dankte uns öffentlich für unseren bescheidenen Anteil am Ruhm des Tages und berichtete uns später, er halte den Sieg für nicht zu teuer erkauft in Anbetracht, daß ein derartiger Zusammenstoß oft 30 bis 40 Opfer koste. Zwei junge Löwen von kaum 6 Monaten wurden in der Höhle halb erstickt gefunden und gefangen genommen; sie wurden, wie wir nachher erfuhren, nach Algier geschickt, um dort verkauft zu werden und zieren nun wahrscheinlich irgend einen Zoologischen Garten oder eine Menagerie. Unsere Arbeit war jetzt gethan, und der uns befreundete Stamm kam nun wohl jahrelang nicht mehr in einen ähnlichen Fall. Mit stolzem Herzen kehrten wir unter Jubel und Triumphgeschrei und Wehklagen über

die Toten nach dem Duar oder Dorfe zurück, wo der Anblick der Verwundeten noch manchen Jammer verursachte. Unserem jungen Helden, der das Feuer angemacht hatte, wurde die verdiente Ehre zuteil: man trug ihn im Triumph daher und als er, vom Blutverlust halb ohnmächtig, so auf seiner roh improvisierten Sänfte lag, schwellte ihm das Bewußtsein seiner Leistung doch so sehr das Herz, daß kein Sterblicher glücklicher sein konnte, als er. Der ganze Stamm, Alt und Jung, brachte ihm dankbar seine Huldigung dar, denn „Ehre, dem Ehre gebührt" ist und bleibt die Regel bei diesen schlichten Söhnen der Wildnis.

Dies war unsere Erfahrung in der Löwenjagd in Nordafrika. Mit den besten Präzisionswaffen versehen und von dem unbezwinglichen Mut und der gereiften Erfahrung unserer dunkelhäutigen Verbündeten unterstützt, hatten wir uns dem König der Tiere gegenüber befunden und einen leichten Sieg errungen, auf welchen wir uns nicht zu viel zugute zu thun brauchten. (C. J.)

Die Insel Réunion.[1]

St. Paul ist die älteste Niederlassung auf der Insel Réunion. Früher Hauptstadt und Sitz der administrativen Behörden, hat die Stadt längst an Bedeutung verloren und ihren Rang an die ganz im Norden gelegene Stadt St. Denis abgetreten. Ich nahm daher bald nach meiner Ankunft den Bahnzug, um letztere Stadt zu erreichen und im Zentrum des kreolischen Lebens einen Einblick in das Getriebe der Kolonie zu erhalten. Die Bahn fährt etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden über La Possession durch meist gutbebaute Strecken und passiert beim Kap einen großen Tunnel, um nach Ueberschreiten des Bettes der Rivière de St. Denis in der Hauptstadt auszumünden. Ich fand bald ein bequemes Quartier und verbrachte hier einige herrliche Wochen, deren Genuß mir nur durch die zahllosen Wanzen, die ihren Weg richtig in die Tropen fanden, etwas beeinträchtigt wurde.

Obschon mitten im tropischen Winter angelangt, fand ich eine dem Nordländer sehr zusagende milde und laue Atmosphäre, welche den Organismus sozusagen gar nicht zum Bewußtsein kommen läßt, daß er von einem irdischen Medium umgeben ist. Bis in den späten Abend hinein konnte ich meine Sammlungen auf der Veranda ordnen und die gewonnenen Eindrücke zu Papier bringen, ohne daß sich ein Gefühl der Kälte bemerkbar machte, und nur unangenehm ist die Kürze des Tages. Man ist hier unter dem 21.° südlicher Breite und hat im Winter daher schon um 6 Uhr finstere Nacht.

In der Vegetation vermag der Winter kaum einen großen Stillstand hervorzubringen; sie prangt, so weit das Auge reicht, in der schönsten Frische und in der gewaltigsten Fülle.

Die Stadt St. Denis mit ihrer Umgebung gibt ein ziemlich getreues Bild vom Leben der Kolonie. Obschon sie eine ansehnliche Ausdehnung besitzt und ziemlich genau 30,000 Einwohner zählt, vermag sie als Stadt gar keinen Eindruck zu machen. Einmal ist ihre Bauart zu einförmig und sodann ist sie halb versteckt in einem Meere von Grün. Sie ist verborgen in einem üppigen Tropengarten, dessen Massenhaftigkeit dem Beschauer imponieren muß, aber nur langsam eine Orientierung zuläßt. Sie erhebt sich auf einer mäßig geneigten und nicht sehr ausgedehnten Ebene, welche im Westen durch das Bett eines größeren Flusses schluchtenartig eingeschnitten wird und dann durch die gewaltigen Basaltmassen des Kap Bernard gegen die Ebene von St. Paul abgeschlossen erscheint. Im Osten ist die Abgrenzung weniger scharf, die Ebene von St. Denis geht unmerklich in die sanft ansteigenden Gehänge von St. Suzanne über.

Die Ufergrenze wird, so weit das Auge reicht, durch eine schön geschwungene weiße Linie bezeichnet; es ist die Strandzone, an welcher sich die Wogen des stets bewegten Indischen Ozeans brechen. Riffbildungen am Strande sind nicht vorhanden. Der Hintergrund ist großartig und wird von tief durchfurchten Lavamassen gebildet, welche rasch im Brulé de St. Denis zu einer Höhe von 1000 m. ansteigen. Die höher gelegenen Gebiete der Plaine des Chicots sind am frühen Morgen gewöhnlich frei von Nebel, den Tag über sind sie meist in dichte Wolken gehüllt. Dort beginnt eine Farnflora, die ihrer Schönheit und ihres Reichtums an Formen wegen berühmt geworden ist, dann eine Waldregion von echt tropischer Ueppigkeit. Die Abhänge sind mehr mit niederem Buschwerk

[1] Wir entlehnen die nachstehende lehrreiche Schilderung der Insel Réunion dem vortrefflichen Reisewerke: „Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar" von Dr. Conrad Keller (Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung), welche wirklich in ihrer Art einzige Reisebilder eines geübten Beobachters und gelehrten umsichtigen Forschers darbieten und die Frucht zweier Reisen nach Afrika sind. Dr. Keller ist ein Schweizer und im Vollbesitz aller Attribute eines tüchtigen Schriftstellers und geschickten Forschungsreisenden, und dies tritt uns in der ganzen Auffassung und Darstellung des Erschauten in diesem Werke in einer Weise entgegen, welche dieses Buch zu einem der gediegensten und lehrreichsten Werke unserer neueren geographischen Litteratur und namentlich unserer Litteratur über den dunklen Erdteil machen. Das Buch schildert uns Unterägypten mit Kairo, den Suezkanal, den Ostsudan, das Tierleben am tropischen Meeresstrande, die Insel Réunion nach allen Seiten ihrer Natur, die Ueberfahrt nach Madagaskar über Diego Suarez und Nossi-Bé und endlich die ganze Insel Madagaskar selbst nach ihren botanischen, geognostischen, zoologischen und ethnographischen Verhältnissen, und gerade dieser Teil, fast die Hälfte des Buches, ist eine der wertvollsten und instruktivsten Monographien, welche jemals über eine spezielle Region der Tropenwelt geschrieben worden sind, und eine der interessantesten und mustergültigsten Bereicherungen unserer modernen geographischen Litteratur. Wir empfehlen das Buch aus vollster Ueberzeugung allen Gebildeten, und lassen in diesem Auszuge des Verfassers eigene klare meisterliche Darstellung für sein Buch werben.

bewachsen, an weniger steilen Stellen meist mit größeren oder kleineren Beständen von Kasuarinen bepflanzt.

Die Häuser von St. Denis sind meist einstöckig und von leichter Bauart. Da es an Kalk fehlt, um Mörtel zu bereiten, Nutzhölzer dagegen im Ueberfluß vorhanden sind, findet man vorwiegend Holzhäuser mit steiler Bedachung. Die besseren Wohnungen sind in der Regel von geschmackvollen Gartenanlagen umgeben, zum Eingang führt eine Säulenallee von schlanken Cocospalmen. Fast alle Kreolenwohnungen besitzen einen weiten Vorraum, eine geräumige Veranda, welche durch große Bambusmatten nach außen abgeschlossen werden kann, und in welcher der Kreole eine schöne Zeit des Abends im Kreise der Familie und der Freunde verbringt.

An der Peripherie der Stadt sind die schattigen Villen der besser situierten Plantagenbesitzer oder gegen die Rivière de St. Denis und Rivière du Butor hin die ärmeren Quartiere der Indier und Mulatten.

Die Straßen, unter denen besonders die Rue de Paris auffällt, sind alle schnurgerade und schneiden sich unter rechten Winkeln. Die öffentlichen Bauten sind im ganzen nur wenig bemerkenswert. Das Palais des Gouverneurs ist fast bescheiden zu nennen, ein in der Nähe stehendes Denkmal wurde dem verdienten Gouverneur Mahé de la Bourdonnais zu Ehren errichtet. Dieser Dank der Kolonie war ein wohlverdienter, denn dieser edle Mensch hat sozusagen sein Herzblut dem Gedeihen des französischen Ansehens in den Kolonien geopfert, und seine Schicksale waren wechselvolle, entgieng er doch später, als viele auf seinen Ruhm neidisch geworden, auch dem bittersten Undank nicht und wurde vorübergehend das Opfer niedrigster Verleumdung.

In der Nähe befinden sich andere öffentliche Gebäude, ein Militärhospital, eine Kaserne mit großem Waffenplatz. Hübsch nimmt sich das Stadthaus oder Hotel de Ville aus, während die Kirchen architektonisch wenig interessant sind. Auch ein bescheidenes Theater ist vorhanden, bleibt aber aus Mangel an Künstlern meist geschlossen.

Mit besonderer Freude hebe ich hervor, daß für die Pflege der Naturwissenschaften in St. Denis ein Institut besteht, aus welchem ich für meine speziellen Studien viele Vorteile gewinnen konnte. Ich meine das naturhistorische Museum der Stadt, welches am Ende der langen Rue de Paris im Osten der Stadt gelegen ist. Ich hatte dasselbe wiederholt vorteilhaft erwähnen hören, und verfügte mich schon in den ersten Tagen meiner Ankunft zu dem Direktor dieses Instituts, Herrn G. Lantz. Derselbe ist ein Elsässer von Geburt, ist in der wissenschaftlichen Welt wiederholt genannt und hat mit großer Zähigkeit und unter ungünstigen Umständen ein zoologisches Museum geschaffen, das in seiner Art wohl einzig ist und ein rühmliches Zeugnis für das geistige Leben in der Kolonie darstellt. Die naturhistorischen Sammlungen sind in dem früheren Sitzungsgebäude des Kolonierates recht hübsch aufgestellt. Sie dienen der Bevölkerung als Bildungsmittel und werden an Sonntagen von dem weißen und farbigen Element zahlreich besucht.

Was ihnen aber ihren eigenartigen Wert verleiht, ist der Umstand, daß sie ein gutes und ziemlich vollkommenes Bild der Fauna von Réunion, Mauritius und Madagaskar geben und bei dem fortwährenden Kontakt mit den wissenschaftlichen Anstalten von Frankreich durchweg zuverlässige Bestimmungen der Objekte aufweisen.

Sie enthalten verschiedene Stücke von hohem Wert, darunter guterhaltene Knochenreste des ausgestorbenen Dodo (Didus ineptus) von Mauritius, ein tadelloses Ei des in historischer Zeit erst ausgestorbenen Riesenstraußes (Aepyornis maximus) von der Westküste Madagaskars, eine sehr vollständige Sammlung madagassischer Halbaffen, darunter zwei gute Exemplare des Aye-Aye; die verschiedenen Tenrekarten, die in Europa immer noch sehr seltene Fossa (Cryptoprocta ferox) u. a. Dinge.

An Litteratur fand ich viele wertvolle Spezialwerke vor. Der Leiter dieser Sammlungen, welcher dem Besucher gegenüber sehr gefällig zu sein pflegt, klagte wohl nicht mit Unrecht über die großen Schwierigkeiten bei der Unterhaltung einer derartigen Sammlung. Die Feuchtigkeit der Tropen, die Pilzbildungen, die äußerst zudringlichen Ameisen und Schaben sind eine fortwährende Gefahr für die Bälge, sogar die Bücher waren oft genug derartigen ruinösen Angriffen ausgesetzt. Die Mittel sind im ganzen bescheiden, da man sich in der Kolonie für Kaffee und Zucker interessiert, aber aus den Mitteln der Kolonie nur geringe Opfer bringt. Die meisten Gegenstände sind auf dem Wege des Tauschverkehres erworben worden oder sind der persönlichen Initiative des Direktors zu verdanken, welcher wiederholte Reisen nach Madagaskar und den Seychellen ausführte.

An das Museum schließt sich ein botanischer Garten an, welcher gut gepflegt ist und die wichtigsten Pflanzen der Maskarenen beherbergt. Seine Unterhaltung bietet in einem so fruchtbaren Klima wenig Schwierigkeiten. Naturgemäß dient er weniger rein wissenschaftlichen Aufgaben, als vielmehr den praktischen Zwecken der Kolonie, er ist Akklimatisationsgarten, und es ist nur zu bedauern, daß nirgends eine Angabe der einheimischen und wissenschaftlichen Namen zu finden ist.

Ich verbrachte manche Stunden in diesem botanischen Paradies, und wenn man auf den sorgfältig gepflegten Wegen die Kolonnaden der majestätischen Cocospalmen mit ihren glatten Stämmen, die Gruppen von Fächerpalmen und Cycadeen, die Waldungen der graziösen Bambusen, der Ficusbäume mit weit ausgreifendem Astwerk, der Eucalyptus- und Pandanusbestände in dem stark gedämpften, dämmernden Tageslichte durchwandelt, so wird man lebhaft an die tropischen Urwaldbilder erinnert.

In ethnographischer Hinsicht bietet die Hauptstadt wie die Insel Réunion überhaupt eine bunte und recht interessante Musterkarte dar. Um das Volksleben zu studieren,

sucht man am besten die Vorstadtquartiere auf und schaut in der Frühe des Tages dem originellen und bewegten Treiben auf dem Bazar zu. Den solideren Kern der Kolonie bilden die französischen Kreolen. Im weiteren Sinne versteht man unter Kreolen alles, was von freien Eltern abstammt, in der Kolonie geboren wurde und für Frankreich optiert hat. Es gibt daher auch indische, afrikanische und madagassische Kreolen. Der Kreole im engeren Sinne, der französische Kreole, ist nicht ohne Originalität und hat neben vielen guten Seiten ebenso viele Schwächen. Im Verkehr mit den Fremden ist er recht gewinnend. Er ist gesellig und gastfrei, und in gemütlicher Hinsicht oft reicher und tiefer angelegt als der Europäer. Mit einer gewissen Gewandtheit im Umgange verbindet er eine gewisse Ungezwungenheit, auf dem Lande begegnet man nicht selten einer bezaubernden Naivetät. Seine Anhänglichkeit an Frankreich ist eine sehr große, und sie ist allerdings sehr berechtigt, da das Mutterland gerade für diese Kolonie sehr viele Opfer gebracht hat. Im Jahre 1870 sind denn auch zahlreiche Freiwillige von dieser Insel ausgezogen und haben in der französischen Armee gedient; im franko-madagassischen Feldzuge haben sich ebenfalls bourbonesische Freiwilligenbataillone gebildet.

Vergleicht man den französischen Kreolen mit dem frisch eingewanderten Europäer, so überzeugt man sich bald, daß er durch seinen langen Aufenthalt in den Tropen an geistiger Initiative und Energie bedeutend eingebüßt hat; er ist zwar geistig begabt, aber etwas matt und langsam. Diese Mattheit erhält ihren Ausdruck auch in der Sprache. Es wird zwar ein reines Französisch gesprochen, aber mit einer fast kindischen Aussprache. Alle „r“ werden vollständig eliminirt, und das „j“ und „ch“ überall durch „s“ ersetzt; der Kreole spricht sour, seu, swal, anstatt jour, jeu, cheval, und man gewinnt den Eindruck, als seien die Leute viel zu bequem, diejenigen Konsonanten anzuwenden, welche physiologisch etwas verwickelt zu Stande kommen. Aus dem Munde eines Backfisches klingt dieses kreolische Französisch ganz nett, es ist auch bei Frauen noch ganz erträglich, aus dem Munde eines Mannes klingt es aber geradezu läppisch. Mit den Verben springt der Kreole ziemlich willkürlich um, ein unregelmäßiges Verbum regelmäßig zu konjugieren verursacht ihm nicht den mindesten Skrupel.

Einige Wortkonstruktionen sind geradezu bedenklich. Etwas Wasser nennt der Kreole un morceau d'eau. Daneben hat er in seiner Sprache Ausdrücke, deren Bedeutung der Europäer erst herausfinden muß. Seinen Beifall drückt er z. B. nicht etwa durch C'est ça aus, sondern durch Ç'a-même, Comme ça-même u. dgl. Vielfach hat er in sein Idiom auch madagassische und orientalische Bezeichnungen und Ausdrücke aufgenommen. Der Morgengruß lautet stets Salâm! Mein indischer Diener, welcher mir täglich den Morgenkaffee brachte, steigerte diesen Gruß sogar zu „beaucoup Salâm!“ und als ich ihn zum erstenmale hörte, glaubte ich, er wolle mir eine tüchtige Portion Salami anbieten, was ich in diesem heißen Klima dankend ablehnte, bis mir nachträglich einfiel, daß dieser Gruß dem Arabischen entnommen sei.

Das körperliche Aussehen des Kreolen ist ein gesundes und blühendes. Die Frauen gelten nicht mit Unrecht als ein Muster von Grazie und Eleganz; man hat ja unlängst durch Nachforschungen in den Archiven herausgebracht, daß sie ursprünglich von Pariserinnen abstammen. Man kennt sogar noch die Namen der Pariser Waisenmädchen, welche den Kolonisten zur Begründung von Familien auf einem Segelschiff überbracht wurden. Uebrigens gibt es auch Familien, welche Madagassenblut enthalten, da einige Kolonisten ihre Frauen in Madagaskar holten. Ein guter Beobachter sagte mir, daß in einigen alten Kreolenfamilien diese Madagassenphysiognomien noch leicht herauszufinden seien, was für die hartnäckige Wirkung der Vererbung nicht ohne Interesse ist.

Die kreolischen Frauen, da sie vielleicht etwas zu wenig geistige Anregung erhalten, sehen sehr auf äußeren Tand; sie entfalten einen oft zu weit gehenden Luxus. Da die Lage der Kolonie zur Zeit eine ziemlich gedrückte ist und die Mittel für den Luxus immer schwieriger aufzubringen sind, so droht dadurch dem Leben der Familie nicht selten Gefahr. Wenn der Kreole nach außen möglichst auf den Schein hält, so ist er in seinem häuslichen Leben sehr einfach. Seine Tafel ist nicht allzu opulent. Reis und möglichst starke Gewürze bilden seine Hauptnahrung. Der Kreole ist unglücklich, wenn er nicht seinen Reis, seinen Carry, seinen Ingwer und sein Rougail bei jeder Mahlzeit vorfindet. Im allgemeinen hält der Kreole sein Land und seine Zustände für vollkommen; auf den Europäer sieht er zuweilen fast mitleidig herab. Diese Hast im Kampf ums Dasein, dieser Ehrgeiz und Egoismus, welcher den Europäer in allen Formen quält, dieser Mangel an Gemüt wird von ihm verurteilt. Er hat in manchen Punkten nicht ganz Unrecht.

Ein weiteres und hervorstechendes Element in dem ethnographischen Charakter der Insel bildet der Indier. Er wird kurzweg als Malabar bezeichnet, ist von Indien eingewandert, hat einige Zeit sich auf die Pflanzungen verdingt, war Bedienter oder Koch, hat dann einen kleinen Handel angefangen und ist französischer Unterthan geworden. Der Malabar ist von kleinem Wuchs und auffallend dunkel. Unter den Männern finden sich viele ausdrucksvolle Gestalten mit etwas melancholischem Gesichtsausdruck. Der Malabar ist rührig, von lebhaftem Temperament und nicht so unterwürfig, wie der Durchschnittsindier. Redet man ihn, selbst wenn er Diener ist, mit „Boy“ an, so verhält er sich ungemein schwerhörig; er verlangt die respektvollere Anrede „Agah“, oder wie man hier wieder mit einiger Kreolenbequemlichkeit ausspricht „Ayah.“

Die Malabarfrauen sind beweglicher als die Kreo-

linnen. Ich sah unter ihnen Gestalten von sehr ausdrucksvollem Wesen und prachtvoller Modellierung des Kopfes. Zur Blütezeit sind die Züge von einer überraschenden Feinheit und den schönsten kaukasischen Völkerzweigen an die Seite zu stellen. Das große und feurige Auge verrät einen hohen Grad von Intelligenz. Die vollen, glatten und glänzend schwarzen Haare werden entweder zu zwei dicken Zöpfen geflochten und aufgebunden oder zu einem Chignon aufgedreht, welcher bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Hinterkopfes sitzt. Die Malabarfrauen lieben Gold- und Silberschmuck, welcher sich auf ihrer zarten, dunklen Haut sehr effektvoll abhebt. An den vollen, drehrunden Armen prangen massive Armbänder von unverfälschtem Metall. Die Finger sind dicht mit Ringen besetzt. Die zweite Zehe des Fußes ist mit doppelten Silberringen besetzt, die Ohren mit Gold oft so schwer beladen, daß die geschlitzten Ohrläppchen gegen die Schultern herabhängen. Die Nasenflügel sind mit Goldstiften oder mit Goldspangen besetzt. Der bunte, baumwollene Ueberwurf wird mit einer graziösen Bewegung um die Schultern geschlagen.

Etwas ernüchtert wird man, wenn diese Schönheiten den mit tadellosen Zähnen besetzten Mund öffnen, um sich der beim Betelkauen entstandenen roten Sauce zu entledigen. Dieses Betelkauen ist eine unter den Indiern allgemein verbreitete Sitte, und an allen Straßenecken werden frische Betelblätter mit Arekanüssen und Kalk feilgeboten. Die Malabarkinder mit ihren mageren, geschmeidigen Gliedern sind von einer fast katzenartigen Behendigkeit. Im Gegensatz zum Kreolen ist der Indier sehr sparsam. Durch seinen Fleiß und durch seine Begabung ist er vom Diener zum Herrn geworden. Er erwirbt kleinere Besitzungen, und ein Teil des Handels, dann der gesamte Lebensmittelmarkt ist in seine Hände übergegangen. Die großen Bazare, auf welchen die täglichen Einkäufe für die Haushaltung gemacht werden, gehören jetzt sozusagen ausschließlich den indischen Frauen.

Ein drittes Element bildet der schwarze Afrikaner, welcher verschiedenen Völkerschaften der Ostküste angehört. Der französische Kreole findet es nicht für nötig, feinere ethnographische Unterschiede festzustellen, und nennt diese Menschen kurzweg „Kaffern." Es sind echte Kaffern darunter, daneben auch Leute von der Suaheli-Küste, Leute von Mozambik und sogar Somali. Manche dieser Schwarzen sind häßlich wie die Nacht, ihre Frauen oft wahre Vogelscheuchen, aber ihrer Anhänglichkeit an den Weißen und ihres Fleißes wegen beliebt. Sie arbeiten meist auf den Zuckerplantagen und Kaffeepflanzungen. In gleicher Eigenschaft dienen auch die Madagassen und werden nicht ungern gesehen.

Dazu kommt noch der Chinese. Er bewohnt die Vorstädte. In den ärmeren Quartieren ist er Boutiker und verkauft Viktualien und Getränke. Der Chinese gehört zur Staffage des Straßenlebens. Er trägt einen breitkrämpigen, in den Nacken gedrückten Strohhut, eine kurze blaue oder braune Bluse und weite Hosen von der gleichen Farbe. Diplomatisch schreitet er durch die Straße, als besäße er das Zeug zu einem Marquis Tseng in seiner Hosentasche. Mir sind diese bezopften und glattrasierten Leichenwachsfiguren aus dem fernen Osten stets unsympathisch vorgekommen.

Das arabische Element ist heute nur in geringer Zahl vertreten, dagegen bedarf hier der Mischling zwischen Weißen und Schwarzen noch einer besonderen Erwähnung. Es ist der Mulatte, welcher zahlreich vertreten ist und in den Gang der Dinge in der Kolonie immer mehr eingreift. Das Kreuzungsprodukt zweier verschiedener Menschenspezies, denn im Sinne des Zoologen haben wir es hier sicher mit zwei guten Arten zu thun, ist nicht uninteressant, liefert aber die physiologisch merkwürdige Thatsache, daß bei solchen Kreuzungen die guten Eigenschaften einen Rückschlag erleiden und die Vererbung sich vorwiegend auf die schlechten Eigenschaften erstreckt. Die Hautfarbe der Mulatten ist sehr verschieden je nach der Menge von Negerblut; sie zeigt alle Nüancen vom Dunkelbraun bis zum völligen Weiß. Es gibt Mulattenfrauen von blendend weißer Gesichtsfarbe, die sich unter den schwarzen Haaren noch besonders hervorhebt; aber der Hals und die Arme lassen dann immer noch schwarzes Pigment erkennen. Der Mulatte ist nicht selten geistig sehr begabt, aber über alle Maßen ehrgeizig und eitel. Ein Mulattenmädchen ahmt die Europäerin möglichst nach, alle ihre Bewegungen werden affenartig kopiert; leider kommt nur zu oft die Niggernatur wieder zum Vorschein. Die Mulattinnen tragen selbstredend auch eine möglichst auffällige Tournüre und kokettieren damit auf ihren Spaziergängen. Manche Mulatten haben sich durch ihre Begabung und durch ihre Rührigkeit zu einer höheren sozialen Stellung emporgearbeitet und sind wohlhabend oder gar reich geworden.

Aber die guten Kreolenfamilien vermeiden eine Berührung mit diesem Element; es gilt auch den ärmeren Kolonisten europäischer Abstammung nicht als ebenbürtig. Ein Kreole wird keine Mulattin heiraten, auch wenn sie fast vollkommen weiß erscheint, dieselbe bleibt immer Négresse und wird in guter Familie nicht geduldet. Um so demonstrativer entfalten die wohlhabenden Mulattenfrauen ihren Goldschmuck, um so vornehmer stolzieren sie einher, und der braune Mulatte, wenn er es etwa in einer Landgemeinde zum Beamten bringt, wird in der Hauptstadt stets in feinem Schwarz, Cylinder, Stehkragen und weißer Halsbinde erscheinen.

Politisch gehört der Mulatte, da auch ihm das freie Stimmrecht zukommt, zur republikanischen Partei. Er ist auf Seite der radikalsten Linken. Seiner Meinung nach taugt die ganze europäische Politik gar nichts, die französischen Republikaner sind seiner Meinung nach gar nicht von echtem Schrot und Korn, sind weder Fisch noch Vogel. Europa ist in den Augen des Mulatten überhaupt

bedenklich zurückgeblieben. Der wahre Politikus, der einzig vernünftige Republikaner findet sich in seinen Augen nur beim Mulatten der Insel Réunion. Die guten Leute, deren Mütter oder Großmütter noch als Sklavinnen harte Arbeit verrichteten, haben nach ihrer Anschauung also Europa schon weit überholt. Es kommt mir das immer vor, wie wenn ein Mucker umsattelt und radikal wird. Er befindet sich dann meist auf der äußersten Linken, und jeder, der solche Bocksprünge beargwöhnt, ist in seinen Augen nicht mehr farbecht.

Das materielle Leben der Bewohner ist im ganzen einfacher, als man es mitten in einer verschwenderischen Natur erwarten sollte. Die Lebensweise ist eine ähnliche wie in Indien. Die Volksnahrung ist Curry mit Reis, er wird hier „Carry“ oder „Cari“ genannt und darf nie fehlen. Zu seiner Bereitung verwendet man Dutzende von Ingredienzien vegetabilischer und animalischer Natur. Starke Gewürze und Safran, Fische, Geflügel und Rindfleisch bilden seine wesentlichsten Bestandteile. Dazu werden Pfefferschoten als Rougail genossen, was mir ganz abscheulich vorkommt, da ich diese heftigen Einwirkungen auf die Geschmacksnerven nicht liebe, und als ich zuerst ahnungslos von diesem Lieblingsgericht der Kreolen kostete, verbrannte ich mir die Zunge derart, daß ich mich nach dem Hahnen der Wasserleitung erkundigte, um den Schmerz zu stillen. Die schwache Seite der kreolischen Küche besteht in der Fleischnahrung. Die Insel hat keine Wiesen und ernährt keinen irgendwie nennenswerten Viehstand. Das Zeburind ist nur selten anzutreffen und das lebende Fleisch muß aus Madagaskar bezogen werden, das allerdings von seinem reichen Vorrat abgeben kann. Geflügel und Fische sind reichlich vorhanden; im Inneren wird vielfach ein mageres, großköpfiges und hochbeiniges Schwein von schwarzer Farbe gehalten. Um so reichlicher ist die Gemüsekost und Früchtennahrung. Ein wahrhaft königliches Gericht bildet der Palmkohl (Chou palmiste). Um ihn zu gewinnen, werden Palmen gefällt und das Herz der Krone in etwa fußlange Stücke geschnitten. Man findet den Palmkohl stets auf dem Markt, wo das Stück zu 6 Sous verkauft wird. Die Zubereitung ist verschieden; er wird bald gekocht, bald als Salat genossen, aber in jeder Form muß man ihm in That und Wahrheit die Palme unter den Gemüsen zuerkennen.

An Früchten wachsen hier die schmackhaften Bananen in verschiedenen Spielarten; auch Weintrauben kostete ich schon im Mai, doch ist die Weinrebe nicht allzu verbreitet, und kann nur mit größten Schwierigkeiten importiert werden, da die Kreolen eine unbeschreibliche Angst vor der Phylloxera besitzen und zwar weniger der Rebe, als des Zuckerrohrs wegen. Ich besitze einen langen und gelehrten Artikel über diesen Punkt, welcher aus der Feder eines offenbar sehr geistreichen Mannes stammt und in einem angesehenen Blatte der Kolonie veröffentlicht wurde. In diesem Artikel werden Beschwerden gegen die zahlreichen von außen her eingeschleppten Plagen geführt und der völlige Ruin der Kolonie in Aussicht gestellt, wenn noch die Phylloxera als neue Heimsuchung ins Land käme — denn, so schließt der Verfasser, die Reblaus würde nicht genug Reben vorfinden und dann wahrscheinlich über das Zuckerrohr herfallen, dessen süße Säfte für das Insekt ja zu verführerisch sein müßten!

Vordem besaß Réunion auch treffliche Orangen und Citronen, allein seit Jahren gedeiht diese Frucht nicht mehr, und müssen die Orangen von Madagaskar herüber bezogen werden. An dem Mißlingen dieser Kulturen ist ein von Madagaskar stammender Schmetterling schuld, welcher unserem Schwalbenschwanz sehr ähnelt und den Namen Papilio demoleus führt.

Der in zoologischen Kreisen bekannte Dr. August Vinson hat zu Anfang der siebziger Jahre den Schmetterling, welcher vordem auf der Insel unbekannt war, lebend von Madagaskar herübergebracht, um wissenschaftliche Beobachtungen vorzunehmen. Er vermehrte sich auf Réunion in kurzer Zeit so stark, daß die Raupen, welche auf Orangen und Citronenbäumen leben, die Kulturen in ihrem Ertrage fast völlig vernichteten. Kein Schmetterling ist so populär wie der Papilio demoleus, jedes Kreolenkind kennt ihn unter dem Namen Papillon Vinson!

Als Ersatz für diese Früchte mag die Mangofrucht betrachtet werden, deren Feinheit fast unübertroffen ist. Sie wird faustgroß, besitzt eine grüne Hülle, unter welcher ein lebhaft orangegelbes Fruchtfleisch liegt, und im Innern nach Art unserer Pfirsiche einen großen steinharten Kern. Das Fruchtfleisch hat einen Terpentingeschmack, ist aber saftig und höchst angenehm schmeckend.

Das Klima der Insel, gemildert durch die stets vom Ozean her wehenden Winde, ist ein gesundes und angenehmes; von epidemischen Krankheiten weiß man nur wenig. Da und dort bemerkt man Elefantiasis und in einigen Gegenden kommt eine Krankheit vor, welche wohl als das scheußlichste aller Leiden betrachtet werden darf — ich meine den Aussatz oder die Lepra. Die Kolonie besitzt für solche Kranke eine eigene Anstalt, die Leproserie, in welcher dieselben von der Außenwelt abgeschlossen werden. Die Anstalt ist etwa vier Stunden von St. Denis entfernt und liegt tief in den Bergen von Affouche versteckt. Da ich noch nie einen Aussätzigen gesehen, entschloß ich mich, den Weg zu unternehmen und wurde von dem Direktor der Anstalt in zuvorkommendster Weise empfangen. Inmitten der schönsten Natur bot sich mir ein Bild des traurigsten menschlichen Elendes. Ich sah etwa 50 Patienten. Es sind darunter Gestalten, wie sie die wahnwitzigste menschliche Phantasie nicht scheußlicher erfinden könnte.

Die Krankheit ergreift die Europäer nur selten, sie zeigt sich meist bei Negern, Madagassen und Mulatten. Die Patienten wurden mir von einer im Dienste der Menschheit ergrauten Ordensschwester vorgeführt. Dieselbe

widmet sich seit 25 Jahren ausschließlich der Pflege von Aussätzigen und hat nicht die mindeste Furcht vor einer Ansteckung. Ein Vierteljahrhundert diesen schwierigsten Samariterdienst auszuüben, ist ein stilles, aber großartiges Heldentum, das mir dem vor mir stehenden weiblichen Wesen die höchste Bewunderung abnötigte. Vor einer derartigen, echten Religiosität, vor einer so selbstlosen Hingabe nahm ich gern meinen Hut ab.

An eine Heilung der Kranken ist nicht zu denken; sie werden beschäftigt, so gut es geht, und jeder erhält ein Stück Land zur Anlage und zur Pflege eines Gartens. Die Patienten erscheinen auch keineswegs niedergeschlagen und suchen nicht selten auszubrechen, um sich in irgend einer Schnapswirtschaft zu stärken. Um die Disciplin in der Anstalt aufrecht zu erhalten, sind einige Galeerensträflinge mit der Ueberwachung betraut. Ich wandte mich bald ab von diesem Bilde, und war zufrieden, beim Herabklettern von den Bergen mit Einbruch der Nacht die schimmernden Lichter von St. Denis aus dem Blättermeer hervorleuchten zu sehen.

Werfen wir einen Blick auf das geistige Leben der Kolonie, das in der Hauptstadt notwendig seinen Mittelpunkt findet, so darf man ja nicht glauben, daß man sich in einer Wildnis befinde. Kirche und Schule arbeiten überall an der Erziehung des Volkes. Neben öffentlichen Bildungsanstalten wirken noch private Erziehungsinstitute. Das große Lyzeum in St. Denis wird von etwa 500 Zöglingen besucht, und an demselben wirken nicht mehr, wie früher, Geistliche, sondern weltliche Lehrkräfte, welche ihre Studien an französischen Bildungsanstalten erhalten haben. Die Litteratur ist gar nicht arm, und so viel mir bekannt ist, sind zwei oder drei Kreolen Mitglieder der französischen Akademie. Die Insel hat ihre Poeten, ihre Künstler, ihre Historiker und namhafte Naturforscher.

Ich begegnete wiederholt Männern, welche neben ihrem täglichen Beruf ein lebendiges Interesse an der Wissenschaft besitzen und sich durch solide Kenntnisse auszeichnen. Ein hübsches litterarisches Erzeugnis der Insel ist das „Album de l'Ile de la Réunion", welches von A. Roussin herausgegeben wird und immer noch fortgesetzt wird. Es ist das Werk bis zum 5. Bande fortgeschritten und ich sah eine größere Zahl von landschaftlichen Ansichten und Farbendruckbildern aus dem Pflanzen- und Tierreiche, welche recht geschmackvoll ausgeführt sind.

Die naturwissenschaftliche Litteratur verdankt dem immer noch rüstigen, obschon sehr betagten kreolischen Arzte Dr. August Vinson ein interessantes Werk über Madagaskar und eine sehr schätzenswerte Monographie der Spinnen von Réunion und Madagaskar. Daß Coquerel, Lantz u. a. vieles für die Kenntnis der Zoologie jener Gebiete durch ihre Thätigkeit gethan haben, darf nicht unerwähnt gelassen werden.

Die Tagespresse liefert eine Reihe litterarischer Erzeugnisse; so ein „Journal officiel" und ein „Bulletin de la Société des Arts et des Sciences", welches von der dortigen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft herausgegeben wird. Daneben bestehen drei größere Zeitungen, welche von Einfluß sind. Das gelesenste Blatt ist der „Créole", welcher täglich erscheint und eine ausgesprochene republikanische Färbung besitzt, Neuigkeiten aus der Kolonie bringt, aber auch über auswärtige Verhältnisse gut unterrichtet ist.

Er liest sich namentlich dann recht angenehm, wenn mit der Europa-Post oder mit der australischen Post Neuigkeiten eintreffen. Er veröffentlicht auch eine genaue Fremdenliste der hergereisten oder abfahrenden Passagiere.

(Schluß folgt.)

Das romänische Landvolk.

Musik und Tanz, Volkslieder und Volkstrachten in Romänien.[1]

Die Musikinstrumente des romänischen Landvolkes kann man in drei Klassen gruppieren, in Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente. Erstere sind durch die Geige (vióra, lauta oder dibla) und die Cobza oder dreisaitige Mandoline repräsentiert. Unter den Blasinstrumenten finden wir die Dudelsackpfeife — das Lieblingsinstrument der in Romänien ansässigen Bulgaren — dann den Bucium, ein großes Horn aus Kirschbaumholz, die Fluier, eine Art Flöte oder Flageolet, den Caval, eine Oboe mit gedämpftem, summendem Ton, und die Tilinga oder Pfeife; diese Instrumente benützen vornehmlich die Gebirgshirten, welche ihre langen Mußestunden mit Musik erheitern. Endlich ist hier noch die Pansflöte, romänisch naiu oder muscal, zu erwähnen. Das Schlaginstrument, welches man in den Orchestern der jüdischen Bevölkerungen und bei den nomadisierenden, mit Tanzbären umherwandernden Zigeunern des Landes findet, ist die Daïra oder baskische Trommel.

Das gewöhnliche romänische Festorchester in der Stadt wie auf dem Lande ist von Zigeunern zusammengesetzt. Bei diesen lebt das Gewerbe der Lautari oder Musiker von Generation zu Generation fort. Eine romänische Lautari-Bande besteht mindestens aus drei Mitgliedern; der Führer spielt die Geige und gibt die Melodie, der Cobzaspieler begleitet ihn, gibt den Takt auf den Saiten seines Instrumentes an und singt dabei, wenn mit der Melodie ein Gesang verbunden ist, der dritte spielt die Pansflöte, mittelst welcher er der Arie mehr oder weniger quickende Koloraturen hinzufügt. Jede Schenke in Romänien hat ihre Lautari-Bande, welche mit ihren Gesängen und Weisen die sonn- und festtägige Muße abkürzt. Die Dorfbewohner versammeln sich dann dort, um die tanzende Jugend zu

[1] Nach A. J. Odobescu's, „Scrieri literare si istorice" aus dem Französischen übersetzt von M. Przyborski, Bergingenieur in Resicza; mit Erlaubnis des Uebersetzers aus der „Romänischen Revue" abgedruckt.

sehen und den mehr oder minder leidenschaftlichen oder munteren Arien der Zigeunerkünstler zu lauschen.

Die Tänze des romänischen Volkes sind sehr zahlreich und die Melodien zu deren Begleitung noch mehr, denn die Lautari komponieren deren stets neue für die bekannten Rhythmen. Der Haupttanz ist die Hora, der Chorus der alten Römer. Die Arme gegenseitig über die Schultern geschlungen, bilden Tänzer und Tänzerinnen einen großen Kreis, und nach einer eigentümlich eintönigen, dabei aber leidenschaftlich wilden Melodie bewegt sich der Kreis rhythmisch bald nach rechts, bald nach links, während der Vortänzer — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf — in gewissen Pausen die Strophen eines Liebesliedes deklamiert, dessen Refrain unter kräftigem Fußstampfen von allen nachgesprochen wird. Nebst dem Horatanze gibt es eine große Menge lebhafterer Tänze, deren jeder seinen besonderen Namen, eigene Musik und seinen mehr oder minder lebhaften choreographischen Charakter besitzt; fast alle diese Tänze werden im Kreise oder Halbkreise getanzt. Die Tanzenden halten sich an den Händen oder am Gürtel. Es gibt Tänze, wie die Chindia oder die Zoralia, wo die kleinen zierlichen Schritte der Tänzerinnen sich mit unbeschreiblicher Grazie aneinanderreihen; bei anderen, wie „ca la usa cortului“ (An der Thüre des Zeltes), „d'a braü“ (Mit dem Gürtel), „biru greü“ (Die Frohne ist hart) u. s. w., begleiten die Tänzer die Bewegungen mit mannhaft energischen Gestikulationen oder man stampft den Boden im Takte, um so den symbolischen Sinn des Tanzes besser zum Ausdruck zu bringen, welcher den malerischen Namen „cum se bate Dunarea“ (Wie sich die Donau wiegt) führt.

Unter den Volkstänzen, welche sich wegen ihrer Originalität und Anmut am meisten auszeichnen, muß noch die Mocancuta, der Gebirgstanz, genannt werden, welcher zu Zweien — Mann und Frau an den Händen sich haltend — getanzt wird, und dessen Schritte und Stellungen sich der italienischen Tarantella nähern. Endlich ist noch der interessante Caluseri-Tanz hervorzuheben. Jedes Frühjahr, meist im April, organisieren sich in mehreren Dörfern Banden von 7, 9 oder 11 jungen Männern, die sich, in ihre schönsten Anzügen gekleidet und mit roten Bändern und Tüchern geschmückt, auf 40 Tage in entfernte Orte begeben und dort einen Tanz eigentümlichen Charakters aufführen. Einer der Tänzer trägt eine Fahne voran und führt die Bande, ein anderer gelobt, während der ganzen Exkursionsdauer kein einziges Wort zu sprechen, es ist der Stumme (mutu) der Truppe. Der Tanz der Caluseri trägt einen bemerkenswert männlichen und heldenmäßigen Charakter: die Tänzer führen mit ihren Stöcken Scheinkämpfe auf, machen die abenteuerlichsten Bewegungen und Sprünge und stoßen verabredete Rufe aus. Der siebenbürgische Gelehrte Samuel Klain glaubte in diesem volkstümlichen Brauche die Fortdauer der Frühlingsfeste der salischen Priester im alten Rom zu erblicken, von welchem ein Kollegium den Namen: Salii Collini trug, und leitete die Bezeichnung Caluseri von Colli Salii ab.

Die romänischen Volkslieder hat V. Alexandri, einer der hervorragendsten Dichter Romäniens, in zwei, mit Sorgfalt gesammelten Ausgaben veröffentlicht, und seinem Beispiele wurde auch unter den Romänen Siebenbürgens, so von Marienescu u. a., gefolgt. Diese Sammlungen romänischer Volkspoesien stellen Werke verschiedener Natur dar, welche man mit dem Namen cantice betranesci, doine, hore, colinde und dicetori oder ghicitori bezeichnet. Die cantice betranesci sind Balladen oder Heldengedichte, welche an Heldenthaten erinnern und sich entweder auf einstige Fürsten, Bojaren oder Landeshelden oder endlich auf jene Klasse von vaterländischen Räubern, haiduci genannt, beziehen, welche, ähnlich den Outlaws Schottlands, in den Bergen und Wäldern gegen die von den phanariotischen Fürsten ausgeübte Tyrannei kämpften, welcher die walachischen Fürstentümer während des vergangenen Jahrhunderts durch die Türkei unterworfen waren. Diese Lieder sind stets aus kleinen siebenfüßigen Versen mit Reimen von mehr oder weniger willkürlicher Form zusammengesetzt, sie enthalten aber gleichwohl so viel poetische Jamben, wie die schönsten Volksballaden anderer Nationen.

Die doine oder cantece de dor sind Liebeslieder voll Leidenschaft, welche nach schmachtenden Melodien gesungen werden. Als Introduktion kommt immer ein Vers vor, welcher als eine Art Anrufung an das Blatt einer Pflanze oder Blume erinnert. So beginnt ein liebeatmendes Lied mit: „Frunda verde rosmarin!“ (Grünes Blatt des Rosmarins!) weil dieses Blatt viel von den jungen Mädchen am Lande getragen wird; das Lied beginnt dagegen mit: „Frunda verde lemn uscat!“ (Grünes Blatt, trockenes Holz!) wenn der Sinn desselben ein trauriger ist, u. s. w.

Die hore, welche nach heiteren Tanzweisen gesungen werden, sind Freudenlieder, welche die Getränke und die leichten Vergnügungen preisen und häufig in Obscönität ausarten, seltsam genug bei einem Volke, dessen Sitten keineswegs korrumpiert sind. Unter einem schützenden Laubdache, welches jeden Sommer vor den Dorfschenken aufgerichtet wird, singen die lautari tigani, besonders der Cobzar oder Mandolinenspieler, Sonntags den bei einem Kruge jungen Weins sitzenden Bauern jene Schnurren, welche die Heiterkeit des durch Getränke mehr oder weniger erregten Auditorims hervorrufen, während die Jugend im Hofe Kreistänze aufführt. Die colinde haben einen vornehmlich religiösen Charakter; es sind Lieder, welche die in einzelne Trupps vereinigten jungen Leute zu Weihnachten, am Neujahrstage und zu Ostern singen, wenn sie, von Haus zu Haus herumziehend, ihre Festtagswünsche darbringen. Die Lieder sind betitelt: „Die Krippe“, „Die Könige und der Stern“, „Die weißen Blumen des Orients“, „Der Platz im Paradiese“ u. s. w.; die Schlußreime tragen einen besonders altertümlichen Charakter.

Die dicetori oder ghicitori endlich sind kleine Rätsel

in zwei oder drei Versen, welche man sich bei den Spielen am häuslichen Herde zu erraten aufgibt.

V. Alecsandri sagt in der Einleitung seiner Volksliedersammlung folgendes: „Unschätzbare Reichtümer tiefer Empfindungen, erhabener Ideen, geschichtlicher Grundgedanken, abergläubischen Vertrauens, alter Ueberlieferungen und vornehmlich poetischer Schönheiten, voll Originalität, welche man selten in fremden Litteraturen findet, bilden unsere volkstümlichen Poesien ein nationales Gut, würdig, an das helle Licht hervorgeholt zu werden, zum Ruhme für die romänische Nation. All' diese Poesien ohne Datum und Namen der Dichter sind kostbare, seit Jahrhunderten im Schooße des romänischen Volkes vergrabene Edelsteine. Sie sind indessen in Gefahr, verloren zu gehen, und eine heilige Pflicht ist es, welche ich mir auferlegt, ihnen nachzuforschen und sie vor den Wandlungen der Zeit und der Vergessenheit zu schützen. Durch die Mithülfe mehrerer Freunde, insbesondere A. Ruß's, habe ich auf meinen Ausflügen in die Berge und blühenden Gefilde unseres Vaterlandes einen großen Teil dieser Volkspoesien gesammelt und gesichtet und widme dieselben meinem Heimatslande, als einen ihm gehörigen Schatz."

Die romänischen Volkstrachten nähern sich einerseits jenen der Völker lateinischen Ursprunges, welche den europäischen Süden bewohnen, andererseits jenen der nördlicher gelegenen, von Magyaren und Slawen und selbst von den Bretonen bewohnten Ländergebiete; in manchen Beziehungen kommen sie auch den rein orientalischen, türkischen Trachten nahe.

Die Kleidung der Frauen besteht aus einem langen Hemde aus Leinwand, welches bis auf die Knöchel herabfällt und gleichzeitig als Unterkleid dient. Je nachdem dieses Hemd am Kragen und an den Aermeln in Falten gelegt oder glatt ist, heißt es camasa oder ije; gewöhnlich ist es aus Leinen, Hanf oder Wolle verfertigt, oft ist aber auch der obere Teil aus Seidengaze (borangic). — Bunte Stickereien in roter, weißer, schwarzer und gelber Seide, durch Gold- und Silberflitter hervorgehoben, schmücken Brust und Aermel, zuweilen selbst den Innenteil dieses Kleidungsstückes. In der Mannigfaltigkeit dieser originellen Stickereien und der Harmonie der Farben, welche sie zusammensetzen, liegt vornehmlich die Eleganz der weiblichen Volkstrachten. Zwei Schürzen aus Wollstoff, mit ähnlichen Mustern gewebt oder gestickt, fallen nach vorne und rückwärts vom Gürtel herab. Die rückwärtige, glatte oder gefältelte Schürze ist immer breiter und heißt valnic, cretinta oder catrinta; die vordere, in länglicht viereckiger Form und ohne Falten, wird zevelca oder pestelca genannt. Der die Schürzen haltende Gürtel (brâu) ist gewöhnlich aus roter Wolle und wird mehrfach um die Taille gewunden. Man schmückt ihn zumeist mit zahlreichen, in bunten Farben gewebten wollenen Bändchen, welche mit Flitterwerk und Perlen besäet sind. Diese Bändchen, welche von beiden Geschlechtern getragen werden, bilden eine der hauptsächlichsten Zierden der ländlichen Tracht; man nennt sie bete, und die jungen Leute schmücken damit Taille und Kniee und lassen die perlenbesetzten Enden in der Luft flattern. Das Bauernmädchen geht im Sommer barhäuptig, im Winter trägt es einen runden Filzhut, wie ihn die Männer tragen. Die romänische Bauernsitte verlangt, daß ein Mädchen unter allen Umständen so lange ihr Haupt nicht mit einem Schleier oder Kopftuche bedecken darf, solange sie nicht verlobt ist. Das Haar tragen die Mädchen in zwei breiten, nach rückwärts fallenden Flechten, welche mit zahlreichen Bändchen (panglice, cordele) gebunden sind; zuweilen flechten sie natürliche oder künstliche Blumen ins Haar. Ohrgehänge und zahlreiche Hals- und Armbänder von Goldmünzen (salbe) und Perlen (margele) schmücken Kopf, Hals und Arme. Die verheirateten Frauen verbergen das Haar unter langen Schleiern aus Leinen oder aus weißem oder oder gelbem Seidengaze (stergare, carpe), mit welchem sie das Gesicht in graziösester Weise umrahmen und deren Enden frei nach vorne oder rückwärts flattern. — In manchen Gegenden trägt man auch unter dem Schleier eine Art Krone aus Stoff oder Goldmünzen (conciu, cununa), die einen ziemlich hohen Aufbau auf dem Kopfe bilden. Zuweilen schmücken sich auch jung verheiratete Frauen mit einer schweren Coiffure aus Münzen, aber am häufigsten mit einer solchen aus Gold- und Silberfäden (betéla).

Man füge diesen Details noch Sandalen (opinci) oder grobe Schuhe aus schwarzem oder rotem Leder, manchmal sogar wollene Strümpfe hinzu und wir haben damit ein vollständiges Bild der weiblichen Sommertracht entworfen. Im Winter hüllt man sich, je nach den Ortschaften, entweder in wattierte, ärmellose Ueberröcke aus Wolle (zabne) ein, oder in schafwollene Unterröcke mit Pelzfutter (scurteica), oder endlich in gestickte Schaffellkleider, ähnlich jenen, welche die Männer in Romänien tragen. Spinnrocken und Spindel begleiten fast beständig die romänischen Bäuerinnen, wenn sie nicht mit Feld- oder Gartenarbeiten beschäftigt sind.

Die Formen, Farben und besonders die gestickten Ornamente der weiblichen Kleidungsstücke zeigen je nach den Distrikten und Regionen des Landes viel Mannigfaltigkeit: so sind die Unterschiede zwischen den Dörfern an der Donau und jenen der romänischen Karpathen sehr bemerkenswert, doch bleibt dabei der Hauptcharakter der Tracht wohl überall derselbe. Es ist die Tracht eines südlichen Volkes, welches die lebhaften und glänzenden Farben und eine leichte Gewandung liebt, eines Volkes, welches während eines großen Teiles des Jahres sich zu schwerer und düsterer Kleidung nur ungern verurteilt sieht. Um die Originalität der Tracht der romänischen Bäuerinnen ganz zu erfassen, hat man sie nur mit jener der Nachbarländer zu vergleichen, z. B. mit der Tracht der bulgarischen Frauen mit ihrem Kleide aus dunkler Wolle,

enganliegend an der Taille, ohne Falten und Aermel, mit dem kleinen Mützchen oder roten Fez auf dem Haupte und dem großen, weiten Ueberrock aus Tuch. Hier gibt es nur düstere Farben, die Stickereien fehlen, das grobe Tuch ersetzt die Leinwand und die leichtgefalteten Gewebe die mannigfaltigen Ornamente. —

Die Kleidung der Männer bietet in Romänien noch viel mehr Mannigfaltigkeit als die des schönen Geschlechtes. Die Sommertracht des Landmannes ist einfach; sie beschränkt sich auf ein ziemlich langes, fast bis an die Waden reichendes Hemd, welches über eine Leinwandhose herabfällt und an der Taille durch eine breite und lange Schürze von roter Wolle zusammengehalten wird. Die Füße stecken in Sandalen aus rohem Rindsleder (opinci), die mit kreuzweise gebundenen Lederschnüren an den Beinen festgehalten werden. Ein schwarzer Filzhut mit breiten Krämpen, ähnlich dem bretonischen Hute oder dem spanischen Sombrero, bedeckt den Kopf. In diesem einfachen Gewande trotzt der Bauer der tropischen Hitze der schönen Jahreszeit. Wenn aber die strenge Zeit des Winters kommt, muß er sich gegen eine Kälte schützen, die oft bis 30 Grad erreicht. Der Bauer vertauscht seine Sandalen gegen große Stiefeln und hüllt die Beine entweder in eine enge Hose aus weißem Flanell, über welche zuweilen gestickte oder ornamentierte Schäfte gezogen werden (poturi, turieri), oder in eine weite orientalische Hose, welche sich unter den Knieen verengt. Die wollene Schürze wird oft ersetzt durch einen breiten Ledergurt (rimir) mit Schnallen, der mit verschiedenen Knöpfen und Metallplättchen geziert ist. In seinem Gurt verwahrt der Landmann sein Messer in hölzerner Scheide, seine Geldbörse, sein Feuerzeug, die Tabakspfeife, den in Blättern gewundenen Tabak, kurz all dasjenige, was bei anderen Völkern in den Taschen verwahrt wird, welche an der Kleidung des romänischen Bauern fehlen.

Die Oberkleider sind entweder aus grobem Tuch (aba oder dimie) von weißer, schwarzer, dunkelgrüner, dunkelblauer, grauer oder kastanienbrauner Farbe oder aus Schaffell; sie sind immer mit farbiger Wolle oder Seide ausgestickt und mit bunten Schnüren und schmalen Lederriemen verziert.

Die an der Taille ziemlich eng anliegenden Ueberröcke aus Tuch heißen gheba, dulama, zeghe u. s. w., jene aus Schaffell im allgemeinen cojoc. Man trägt auch ärmellose Leibchen, welche ilec und peptar genannt werden. Die weiten Mäntel endlich, welche den ganzen Körper wie ein weiter Sack umhüllen und die entweder aus grobem rotem Tuch (bunda) oder aus weißer Schafwolle verfertigt werden und nach außen mit Schaffell-Imitation verbrämt sind (sarica), werden, sowie die große wollene Kapuze (gluga), vornehmlich im Gebirge getragen, während die Postillons und Kaufleute, welche häufig zu Pferde reisen, stets mit weiten Mänteln aus dunkelrotem Tuche, mit weißen oder grünen Fransen verziert, bekleidet sind. Als Kopfbedeckung im Winter dient allgemein die weiße, graue oder schwarze Lammfellmütze (caciula); ihre Formen sind mannigfaltig, von dem kleinen, niedrigen Käppchen aus feinstem, krausem, weißem Fell, wie man sie an den Ufern des Oltú trägt, bis zur zottigen Riesenmütze, turca genannt, welche die Gebirgsbewohner tragen und welche die Form der phrygischen Mütze nachahmt und übertreibt. Es ist dieselbe Kopfbedeckung, wie man sie auf den Häuptern der Dakier an den Basreliefs der Trajanssäule sieht. —

Der romänische Bauer trägt nach Art der Bretonen die Haare nach vorne gekämmt und an der Stirne gerade abgeschnitten, während sie nach rückwärts in langen Strähnen herabfallen. Stets trägt er einen Schnurrbart und läßt das Barthaar erst dann wachsen, wenn er gänzlich auf die Vorzüge der Jugend verzichtet; die Greise tragen langes Haupt- und Barthaar, Bulgaren, Romänier zuweilen auch; die an den slawischen Grenzen wohnenden Romänen dagegen rasieren ihr Haar. Auch ersetzt oft an den Donau-Ufern der türkische Fez die nationale Schaffellmütze.

Ehemals hatte in den romänischen Städten jede gewerbliche Körperschaft ihre herkömmliche Tracht. Selbst der Adel — die Bojaren — und die Beamten bedienten sich der orientalischen Kleidung, deren anwidernde Weitläufigkeit die Heiterkeit der gegenwärtigen Generation erweckt. Kaufleute und Handwerker hatten für sich ihre besonderen Trachten. Heute verschwindet dieser Brauch und man bedient sich fast allgemein der europäischen Kleidung; kaum daß man noch bei den Fischern, Fleischern, Gerbern und einigen anderen verwandten Gewerben eine besondere, aus dunkelbraunem Tuche verfertigte Tracht findet. Die Barbiere, welche sich früher einer eleganten Tunique aus feinem Wollstoff mit gefälteltem Schooße bedienten, haben von ihren alten Bräuchen nur noch die Ausübung gewisser Gewerbe und Fertigkeiten bewahrt, welche ihnen noch eigen sind, wie die Fabrikation der Fischnetze, die Zucht von Blutegeln und Nachtigallen und das Guitarrespielen. Priester und Mönche unterscheiden sich nach wie vor durch ihre wallenden, schwarzen oder dunkelbraunen Gewänder; Haare und Bart sind lang, die Kopfbedeckung ist aus Filz und besteht aus einem Hute ohne Krämpe, der bei großen Zeremonien mit einem wallenden, schwarzen Schleier überzogen wird. Die Kleidung der Ordensgeistlichen ist dieselbe wie jene der Mönche, nur verbergen sie ihr Haar unter einem kleinen verschleierten Barett. Fügt man den hier skizzierten, verschiedenen einheimischen Trachten noch jene der Fremden, als Albanesen, Magyaren, Griechen, Russen, Bulgaren, Türken und Europäer aus dem Westen hinzu, so wird man sich kaum eine Vorstellung von der bunten Mannigfaltigkeit der Trachten zu bilden vermögen, welche man in den Straßen der romänischen Städte durcheinander gemengt zu sehen Gelegenheit hat.

Geographische Neuigkeiten.

* Eine Konsularreise in den Schan-Staaten. Herr W. J. Archer, ausübender britischer Vizekonsul in Chieng-Mai (Zimmé) machte im Sommer 1888 eine Reise von dort nach Chieng-Tung, einer Stadt von einiger Bedeutung, welche in den Hochlanden, ungefähr 40 geogr. Meilen nordöstlich von Chieng-Mai und etwa 12 geogr. Meilen vom rechten Ufer des Mekong, entfernt liegt. Einige Auszüge aus seinem Tagebuche sind kürzlich durch das Auswärtige Amt in den für das Parlament bestimmten Mitteilungen veröffentlicht worden. Die Reise wurde in den Monaten Mai und Juni gemacht, in der Absicht, freundliche Beziehungen zu den Häuptlingen des Bezirks herzustellen. Herr Archer verließ Chieng-Mai am 2. Mai, verfolgte den gewöhnlichen Weg dem Thale des Me Lao entlang und in einer nordöstlichen Richtung nach Chieng-Hai, endlich nach Chieng-Sen am Mekong. Letzterer Punkt sollte, nach dem von uns früher mitgeteilten Plane des Herrn Holt S. Hallett den Endpunkt der Eisenbahnlinie von Bangkok nach Yünnan bilden. Am 13. Mai verließ Herr Archer Chieng-Sen und wandte sich in nördlicher Richtung in eine vergleichsweise unbekannte und sehr unsichere Region. Der Weg war an vielen Stellen beinahe ungangbar durch umgestürzte Bäume und dichte Dschungel, durch welche man sich zeitweise einen Weg durchhauen mußte; die sogen. Straße führte über eine Reihenfolge von Anhöhen und Thälern, deren bedeutendste Wasserläufe alle in östlicher und südöstlicher Richtung zum Mekong hinunter ablaufen. Der höchste überschrittene Höhenzug, welcher sich aus dem Thale des Me Het erhebt, hat eine Höhe von 4400 F. über der Meeresfläche und ist mit spärlichem Pflanzenwuchs bedeckt. Die Thäler sind unbewohnt, allein einige wenige Dörfer der Kha-Khins, eines Stammes von Bergbewohnern, sieht man wie Adlerhorste auf den Berggipfeln kleben. Man traf nur wenige Händler und die Straße zwischen Chieng-Tung und dem Süden scheint in der Regenzeit beinahe ganz verlassen zu sein. Chieng-Tung selbst, welches Herr Archer am 29. Mai erreichte, liegt auf einer Hochebene, 2700 F. über der Meeresfläche, auf allen Seiten, mit Ausnahme des Nordens, von Bergen umgeben. Der Boden in seiner Umgebung ist sehr arm und wenig angebaut und sticht in dieser Hinsicht sehr von den fetten, volkreichen Ebenen um Chieng-Mai ab. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse sind Reis, Baumwolle, Opium und Thee. Die Einfuhr besteht vorzugsweise in baumwollenen Geweben aus Moulmein und aus Salz, Seide 2c. aus Yünnan. Die Stadt hat kein gefälliges und wohlhabendes Aussehen, und der geringe Wohlstand, dessen sie sich erfreut, rührt von ihrer unerreicht günstigen Lage als Markt und Speditionsplatz her. Der Vizekonsul erfreute sich anfangs keiner schmeichelhaften oder freundlichen Aufnahme von Seiten der Häuptlinge, aber bei späterer Wiederbegegnung fand doch einiger freundliche Verkehr statt. Herrn Archer's Rückreise nach Chieng-Sen ward mittelst des Wegs über Payak nach Südosten in sieben Tagen bewerkstelligt; dieser Weg ist zwar länger, aber minder gebirgig und für Elefanten vorzuziehen. Die ganze Region nördlich von Chieng-Sen wird von Dacoits (Räubern) beunruhigt und sehr unsicher gemacht, und Armut ist die einzige Schutzwache der spärlich über die Gegend zerstreuten Dörfer. Die Folge von Herrn Archer's Reise ist die wesentliche Bereicherung unserer Kunde des Bezirks Chieng-Tung, welcher von den neueren Reisenden nach Siam gar nicht besucht worden zu sein scheint. Die Belehrung, welche der Vizekonsul über die Lage und die Aussichten des Handels längs dieser Straße gibt, ist in Verbindung mit der Entwicklung kommerzieller Beziehungen ebenfalls sehr nützlich.

* Der geologische Bau von Madagaskar. Der englische Geistliche Baron, welcher während eines langen Aufenthalts auf Madagaskar der Geognosie und Botanik dieser Insel viel Aufmerksamkeit geschenkt hat, hielt jüngst in der Versammlung der Londoner Geologischen Gesellschaft einen Vortrag über die Geologie von Madagaskar, dem wir einige Notizen entlehnen. Die Hochlande im Mittelpunkt von Madagaskar bestehen aus Gneis und anderen krystallinischen Gesteinen und streichen im allgemeinen parallel zur Hauptachse der Insel und beiläufig auch mit derjenigen der krystallinischen Gesteine des Festlands Afrika. Der Gneis ist oft bis zu großen Tiefen verwittert und bildet einen roten Boden, und das gelockerte Gestein ist von den fließenden Gewässern tief angefressen. Die der Verwitterung widerstehenden härteren Gneismassen ragen in Blöcken hervor und sind irrtümlich für Wanderblöcke gehalten worden, welche durch Gletscherthätigkeit an Ort und Stelle getragen wurden. Die vulkanischen Gesteine sind von großem Interesse: die höchsten Berge, diejenigen, welche im Südwesten der Hauptstadt liegen, bestehen in ihren höheren Teilen aus einer vorzugsweise basaltischen Lava, aber auch mit Sanidin-Trachyt-Einschlüssen. Die Lavaströme sind oft fünf deutsche Meilen lang und eine Reihe von Strömen, oft bis zu 500 Fuß dick, sind durch die Thäler blosgelegt. Aus der großen Entblösung, welche dieser Flächenraum erlitten hat, und aus der Thatsache, daß keine Kegel mehr vorhanden sind, können wir schließen, daß diese vulkanische Reihe von ziemlich hohem Alter ist. Von der neueren vulkanischen Reihe sind viele sehr vollkommene Kegel vorhanden, mit denen die Oberfläche des Gneis an vielen Stellen besetzt ist. Heutzutage existiert kein thätiger Vulkan mehr auf der Insel, allein das Vorkommen von Ausströmungen von kohlensaurem Gas, von zahlreichen heißen Quellen und Niederschlägen von kieselstoff- und kalkhaltigem Sinter, sowie die Häufigkeit von Erdstößen und kleinen Erdbeben scheinen zu beweisen, daß die vulkanischen Kräfte nicht ganz erloschen sind. Die Aschen liegen meist dick an der Seite des vulkanischen Kegels zwischen Nord und West,

was sich durch das Vorherrschen der Südostpassatwinde erklärt. Die vulkanischen Gebiete sind roh in einer linearischen Richtung angeordnet, welche der längeren Achse der Insel entspricht. Sedimentärgesteine kommen hauptsächlich auf den westlichen und südlichen Seiten der Insel vor. Die Beziehungen derselben untereinander sind bis jetzt noch nicht bestimmt worden; allein aus den Fossilien, wenn man sie auf den europäischen Maßstab zurückführt, scheint hervorzugehen, daß folgende Formationen vertreten sind: Eocän, obere Kreide, Neocom, Oxford-Formation untere oolithische und Lyas. Neuere Niederschläge kommen wie Fransen an den Küsten vor und sind besonders im südlichen Teil der Insel sehr entwickelt. Oestlich von der Mittellinie der Wasserscheide ist eine lange Einsenkung vorhanden, welche einen breiten alluvialen Niederschlag enthält, wahrscheinlich ein altes Seebett, dessen Seiten an manchen Stellen mit Terrassen besetzt sind. Die Lagunen der Ostküste rühren ebenfalls von alluvialen Niederschlägen und Ablagerungen her. Der Baron'sche Vortrag schloß mit einigen Bemerkungen über das geologische Alter der Insel. Ihre Trennung vom Festlande glaubt man aus früher pliocänischer Zeit, wenn nicht früher, herleiten zu dürfen. Zu diesem Schlusse ist Wallace durch die Fauna gekommen; Baron's eingehende Erforschungen und Untersuchungen der Flora, über welche er kürzlich in der Linné'schen Gesellschaft in London berichtete, zeigen aber, daß zwar ungefähr fünf Sechstel ihrer Genera von Pflanzen auch anderwärts, hauptsächlich in den Tropenländern, gefunden werden, dagegen mindestens vier Fünftel ihrer Spezies Madagaskar eigen sind.

* Die projektierte Kongo-Eisenbahn zwischen Vivi und dem Stanley-Pool. Die Vermessung dieser Bahn, welche auf der Südseite des Kongo hinführen soll, und mittelst welcher allein die Zukunft des Kongo-Freistaates gesichert werden kann, ist nun vollendet, und der Bericht, welchen Herr Cambier darüber im „Mouvement Géographique" erstattete, vermehrt unsere Kenntnis der Topographie der Region, welche auf diese Weise vermessen worden ist, um ein Bedeutendes. Während der alte Karawanenweg annähernd dem Kongo parallel läuft und dessen Nebenflüsse in der Nähe ihrer Mündungen überschreitet, kreuzt die beabsichtigte Eisenbahnstraße die Flüsse entweder in der Nähe ihrer Quellen oder hält sich auf den Wasserscheiden zwischen diesen Flußsystemen. Auf diese Weise werden die tiefen Schluchten und Thäler vermieden, denn auf der Hochebene walten sanfte Abhänge vor. Die größte Schwierigkeit verursacht es, auf das hohe Land hinauf zu gelangen, welches steil zum Flusse abfällt. Es ergab sich die Unmöglichkeit, dasselbe mittelst eines der von Süden kommenden Zuflüsse des Kongo zu ersteigen, da diese alle durch unzugängliche Schluchten-Thäler verlaufen. Allein endlich fand man eine Einsenkung in kurzer Entfernung unterhalb Matadi, von welchem Punkt aus nun die beabsichtigte Eisenbahnstraße zum Hochlande ansteigt. Die Bahn wird über den Mpopo-Fluß auf einer Brücke setzen, dann durch einen Umweg nach Süden die Hochebene Palababa vermeiden und eine ostnordöstliche Richtung einschlagen, bis man den Lukunga erreicht. Man schien anfangs hier auf bedeutende Schwierigkeiten zu stoßen, allein die Rekognoszierung der Ingenieure ergab, daß das Thal des Flusses eine nordöstliche Wendung annimmt, und so waren sie in den Stand gesetzt, dem linken Ufer desselben zu folgen, ohne ihn zu überschreiten. Es wird behauptet, man begegne keinen ernsthaften Hindernissen zwischen der Krümmung des Lukunga und des Inkissi, da die Gegend nur aus Hügeln bestehe, welche durch schmale Schluchten geschieden werden. Zwischen der beabsichtigten Route und dem Kongo erhebt sich das Plateau von Ngombi zu einer Höhe von 1600 F. Dieser Teil des Landes wird von tiefen Thälern eingeschnitten. Der Inkissi ist an dem Punkte, wo die Straße ihn überschreitet, ungefähr 350 F. breit. Oestlich vom Inkissi wird die Bevölkerung minder zahlreich und das Land höher und sandiger. Die Rücken und Gipfel der Hügel sind mit Wald bekleidet, und tiefe Schluchten durchschneiden die Abhänge der Hochebenen. Wo sie sich dem Stanley-Pool nähert, da soll die Eisenbahnstraße über Hügel hinführen, welche 300 F. über dem Spiegel des Kongo liegen und von schmalen und gewundenen Thälern durchzogen sind. Spätere Vermessungen zeigen, daß weiter westlich eine bessere Linie gefunden werden kann. In der Zwischenzeit wird die Einrichtung einer regelmäßigen Verbindung mit dem Kongo mittelst Ochsen ins Auge gefaßt, und die Sandford'sche Erforschungsexpedition und die Belgische Gesellschaft haben sich zu dem Zwecke vereinigt, einen regelmäßigen Handelsverkehr mit dem Kongo-Becken herzustellen.

* Der Handel in Persien lenkt neuerdings die Aufmerksamkeit der kaufmännischen Welt in Europa auf sich und der britische Konsularbericht von Herrn W. G. Abbott in Tabris für 1887—1888 über den Handel dieser Provinz wird nicht uninteressant sein. Der Bericht betont die Schwierigkeit, genaue Mitteilungen von den Zollbehörden zu bekommen. Die Einfuhr von 1887 belief sich auf 910,108 Lstrl. gegen 795,390 Lstrl. im Vorjahre, die Ausfuhr 575,035 Lstrl. gegen 253,023 Lstrl. im Vorjahre. Faßt man den Handel im Ganzen zusammen, so ergibt sich eine Zunahme von 436,750 Lstrl. oder beinahe 42 Prozent. Auf Großbritannien fallen ungefähr 80 Proz. der Einfuhr, welche meist in baumwollenen und wollenen Stoffen besteht. Der russische Zucker hat den französischen beinahe ganz von diesem Markt verdrängt. Die russische Zuckerindustrie macht, nach den neuesten Schilderungen, große Fortschritte. Die Zollregister weisen aus, daß im genannten Jahre russischer Zucker im Werte von 62,628 Lstrl. in Tabris eingeführt wurde, während die Einfuhr aus Marseille nur 461 Lstrl. betrug. Was die Ausfuhr betrifft, so ist bei weitem der bedeutendste Ausfuhrartikel

das gedörrte Obst. Der Handel ist beinahe ausschließlich in den Händen der russischen Armenier, welche den Artikel aus dem Innern über Ardebil an die Küste des Kaspischen Meeres schicken können, um von dort nach Baku verschifft zu werden, und zwar zu einer weit billigeren Fracht, als es anderen Kaufleuten über Khoi und Erzerum nach dem Schwarzen Meere möglich ist. Auch Baumwolle wird in beträchtlicher Menge ausgeführt; die russische Regierung hat dem Anbau der Baumwolle und dessen Verbreitung in dieser Provinz einen bedeutenden Vorschub geleistet durch die unentgeltliche Verteilung von Charlestoner Baumwollsamen unter den eingeborenen Landbesitzern. Rußland ist weitaus der größte Abnehmer der Erzeugnisse der Provinz, und die in Baku eingerichtete Messe nach dem Vorbild derjenigen von Nischnej-Nowgorod zieht die persischen Waren mehr und mehr nach den russischen Märkten. England bezieht 12 Proz. von der Ausfuhr und kommt hinter Rußland; in den Rest teilen sich Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Zum Schlusse macht der Konsul in seinem Bericht noch geltend, das dringendste Bedürfnis der Provinz sei die Erbauung von Straßen.

Kleinere Mitteilungen.

* Arbeiterversicherung in den Vereinigten Staaten.

Ueber die Ausdehnung der (kleinen) industriellen Arbeiterversicherung hat der Vorsitzende der „John Hancock"-Compagnie in der letzten Monatsversammlung die nachstehenden interessanten Daten mitgeteilt. Vor 12 Jahren wurde die erste Lebensversicherungspolice gegen wöchentliche Ratenzahlungen ausgestellt und gegenwärtig sind 2,296,996 Policen im Betrag von 254,530,075 Dollars in Kraft; die wöchentliche Prämie dafür beträgt 206,729 Dollars, die jährliche also 10,749,908 Dollars. Seit dem Jahr 1879 sind 35 Millionen Dollars eingenommen und an 17,973 Familien infolge Ablebens der Versicherten 9,366,881 Dollars ausgezahlt. Diese Form der Lebensversicherung schafft der unbemittelten Bevölkerung die Möglichkeit, mittelst geringer wöchentlicher Zahlungen etwas zu erübrigen und bietet also größeren Vorteil als die Sparkasse, denn die von den Versicherten einzuhebenden Beträge werden von Personen erhoben, die sonst gar nicht daran denken würden, Ersparnisse zu machen, und ein weiterer Vorzug besteht darin, daß, wenn der Versicherte beispielsweise wöchentlich 9 Cents zahlt, nach seinem Ableben, selbst wenn dasselbe schon im ersten Jahr erfolgen sollte, 110 Dollars ausgefolgt werden. Wie viele Jahre dagegen würde es dauern, bis 9 Cents, in die Sparkasse gelegt, mit Zinsen und Zinseszinsen zu 110 Dollars anwüchsen!

* Gummi-Arabicum.

Das arabische Gummi kommt fast ausschließlich vom Senegal und aus Oberägypten. In den großen Ebenen Nubiens und der westlichen Sahara gedeihen die Akazienbäume, die das Gummi liefern. Wenn nach den fast endlosen tropischen Regengüssen die heißen und trockenen Winde des inneren Afrika wehen dann beginnt die Rinde des Gummibaumes, sowie zahlreicher anderer Bäume zu springen und es fließt ein Saft heraus, desto reicher, je ausgiebiger der Regenfall war. Dieser Saft verdickt sich unter dem Einfluß von Sonne und Wind sehr rasch und wird zu Gummi. In dem Senegal-Teile der Sahara fördern aber die Araber seine Bildung durch künstliche Längsschnitte in die Rinde der Bäume.

Der Gummi-Ertrag ist im allgemeinen ziemlich stabil, aber seit Jahren sind die Verhältnisse ganz exzeptionell und dadurch erklärt sich die enorme Preissteigerung des Artikels. Aegypten lieferte bisher jährlich etwa 9 und der Senegal etwa 3 Millionen Kilogramm Gummi, aber neuestens ist die ägyptische Produktion fast bis auf Null gesunken. Die politischen und militärischen Zustände am oberen Nil machen es unmöglich oder doch sehr schwer, die Gummi-Ernten, falls es überhaupt noch Ernten gibt, flußabwärts zu transportieren. Es ist freilich sehr wahrscheinlich, daß sich in den Thälern dieses Obernils inzwischen große Gummi-Vorräte angesammelt haben, und daß diese unter günstigeren Konjunkturen auf den Markt kommen. Aber einstweilen ist eben nur das Gummi vom Senegal, also nur ein Viertel, im besten Fall ein Drittel der bisherigen Ware, vorhanden. Viele Industrien haben sich infolge dessen an Stelle des Gummi mit Surrogaten behelfen müssen; weil aber andere nicht in der Lage sind, solche Surrogate verwenden zu können, so hat sich die Nachfrage gesteigert und das Angebot stark vermindert. Die Händler, die das Gummi in Afrika aufkaufen, sind natürlich darauf bedacht, um jeden Preis ihre Ware zu erlangen; während sie sonst ruhig das Ankommen der Karawanen abwarteten, eilen sie ihnen jetzt entgegen, halten sie an, lenken sie von einer etwa eingeschlagenen anderen Richtung ab und versprechen und geben nötigenfalls noch besondere Prämien und Geschenke.

Daraus haben sich Uebelstände so grober Art ergeben, daß die Verwaltung des Senegal den Gummi-Handel bereits unter ein besonderes Reglement gestellt hat. Das Produkt darf vom linken Senegal-Ufer nur in den französischen Handelsplätzen zum Verkauf gebracht werden, und da das rechte Ufer ohnehin französisch ist, so vollzieht sich der ganze Verkehr auf französischem Gebiet. Die Freiheit des Verkehrs allerdings ist dadurch gesichert, aber die Konkurrenz ist weitaus schärfer geworden, und so sind die Preise am Senegal selbst sehr in die Höhe gegangen und es wird dort das Kilogramm, die vielen Spesen ungerechnet, zu 3 Fr. verkauft. Das erklärt zur Genüge die hohen Gummi-Preise auf den europäischen Märkten, und so lange nicht der ganze, also vor allen Dingen der oberägyptische Gummi-Ertrag wieder in den Verkehr kommt, ist auf eine nennenswerte und dauernde Preisermäßigung keine Aussicht. G. W.

* Die Stadt Prschewalsky (Karakol).

Der Kaiser von Rußland hat verordnet, daß die Stadt Karakol im Gebiet Semiretschinsk künftig den Namen „Prschewalsky" führe, um in Zentralasien diesen Namen als den des berühmten Erforschers jener Länder zu verewigen. Diese Namensänderung ist auf die Bitte des Generalgouverneurs der Steppenregion vorgenommen worden. Auch das kleine Spital der Stadt, worin der berühmte Reisende gestorben ist, wird den Namen Prschewalsky führen, und an der Stelle, wo er den letzten Seufzer ausgehaucht hat, soll eine eherne Tafel mit der Inschrift angebracht werden: „Hier starb am 20. Oktober 1888 der Generalmajor Prschewalsky." — Die Stadt Prschewalsky, der Verwaltungsmittelpunkt des Bezirkes Issykul, ist im Jahre 1868 auf einem Wüstenfleck gegründet worden, welcher von Zeit zu Zeit von nomadischen Kirghisen besucht wurde, und erhielt seinen ersten Namen von dem kleinen Bergfluß Karakol (schwarzer Fluß), der sich in den Issykul (wörtlich heißer See) ergießt. Sie hat in den zwanzig Jahren ihres Bestehens eine bedeutende Ausdehnung angenommen und zählt im gegenwärtigen Augenblick ungefähr

50,000 Einwohner, zur einen Hälfte Russen, zur anderen eingeborene Sarten oder Einwanderer aus Kaschgar. Die Lage der Stadt ist sehr malerisch; sie liegt auf einer Hochebene von etwa 5000 Fuß absoluter Höhe. Den Mittelpunkt des russischen Viertels bildet eine mit einer steinernen Mauer umgebene orthodoxe Schule. Vor der Kirche befindet sich der Marktplatz. Der tägliche Verkehr ist ein sehr lebhafter und zieht viele kirghisische Reiter herbei. Das russische Viertel ist von dem muselmännischen umgeben, dessen Häuser nach orientalischer Sitte flache Dächer haben. Auf der Poststraße, welche von Pischpek nach Prschewalsky führt, unweit vom See Issykul werden die Reisenden das schöne Denkmal sehen, welches über dem Grabe des Generalmajors Prschewalsky errichtet und mit einem öffentlichen Garten umgeben werden soll. Ein wohl unterhaltener Weg vereinigt Prschewalsky's Grab mit der Poststraße. r.

* Der Schnee auf dem Kilima'ndscharo.

Dr. Hans Meyer schilderte in einem Vortrag, den er vor der Geographischen Gesellschaft in Leipzig gehalten hat, in sehr anschaulicher Weise den Schneefall auf dem Gipfel dieses Berges. Nachdem er nachgewiesen, daß die südlichen und südöstlichen Abhänge des Berges während des Sommers den südöstlichen Passatwinden ausgesetzt sind, während der Gipfel in die Region der Antipassate sich erhebt, und daß die örtlichen Winde, welche oft von bedeutender Stärke sind, den Tag über an den Berghängen hinauf- und während der Nacht wieder heruntersteigen, erklärt er, wie diese Winde Regen und Schnee erzeugen. Der Kibo ist kein Kratergipfel; Dr. Meyer betrachtet die Eiswand, welche sich seinem weitern Vordringen entgegensetzte, als den Rand eines vorgebirgsartigen Schneefeldes, welches den Gipfel bedeckt und das unter dem verbundenen Einfluß von Wind und Strahlungswärme an seiner nördlichen Seite hin weggeschmolzen ist. An der Südseite jedoch scheint es einen echten Gletscher zu bilden, welcher aus der Kratermulde des Kibo austritt. r.

Berichtigung.

Die Ausführungen des Herrn Gregor Kupczanko in Nr. 8 und 9 dieses Blattes über die Mennoniten in Rußland bedürfen dringend einer Richtigstellung. Weder nach der historischen, noch nach der religiösen, nicht einmal nach der wirtschaftlichen Seite ist es dem Verfasser gelungen, diese Leute richtig zu schildern. Eine ausführliche Widerlegung hieße die Geduld der Leser zu sehr in Anspruch nehmen. Wer die historische Entwickelung der russischen Mennoniten kennen lernen will, lese A. Brons', „Ursprung und Entwickelung der Taufgesinnten oder Mennoniten" (Norden bei D. Soltau); wer die wirtschaftliche Bedeutung derselben richtig schätzen will, findet in der Arbeit des verstorbenen Staatsrates Klaus, „Unsere Kolonien", von J. Töws ins Deutsche übersetzt (Odessa 1887), die zutreffenden Angaben.

Nur die folgenden groben Fehler seien hier hervorgehoben:

1. Die Mennoniten sind nach Herrn Kupczanko vor mehreren Jahren, hauptsächlich in den fünfziger Jahren aus Deutschland eingewandert. Thatsächlich feiern sie im Juli dieses Jahres das hundertjährige Jubiläum ihrer Ansiedelung in Chortitz, Gouvernement Jekaterinoslaw, unter Katharina II. Bei dieser Gelegenheit wird eine von D. Epp in Rosenthal bei Chortitz verfaßte Festschrift erscheinen, auf welche wir diejenigen verweisen, welche sich besser zu orientieren wünschen.

2. Der einzige Grund der Auswanderung aus Rußland war die Aufhebung der ihnen von Katharina II. gewährten Militärfreiheit in den siebziger Jahren. Doch sind noch über 20,000 Mennoniten im Lande verblieben, deren Jugend überhaupt nie anders als zu Forstdiensten herangezogen worden ist.

3. Die allgemeinen Notizen über Menno Simons — nicht Simon — und die Anfänge der Mennoniten sind durchaus falsch. Baptisten gibt es überhaupt erst seit 1640, während Menno Simons nach eigener Angabe des Herrn Kupczanko 1561 — richtiger 23. Januar 1559 — gestorben ist. Daß Thomas Münzer „bekanntlich der Begründer der Baptisten" gewesen ist, ist mir und vielen anderen unbekannt.

4. Herrn Kupczanko ist das Versehen zugestoßen, die 1848 von Chr. Hoffmann in Kornthal gegründete „Tempel"-Gemeinde — irrtümlich von ihm Jerusalemsfreunde oder Tempelhof genannt — unter die Mennoniten zu rechnen. Dieselbe steht in gar keiner Verbindung mit den Mennoniten.

5. Die ganze Schilderung der kirchlichen Gebräuche ist einfach unrichtig und nur daraus zu erklären, daß der Verfasser, offenbar ein griechisch-orthodoxer Russe, für die Gebräuche in sämtlichen Zweigen deutsch-protestantischer Richtung kein Verständnis besitzt.

6. Die Angaben bezüglich des wirtschaftlichen Lebens bei den Mennoniten, besonders über den Handel — S. 165 Sp. 2 — treffen durchaus nicht zu. Man findet unter ihnen fast genau dieselben Verhältnisse wie in den preußischen Werdern zwischen der Nogat und Weichsel; sie sind eben deutsch und der Herr Verfasser als Vollblutrusse hat auch dafür kein Verständnis.

Im Zusammenhang mit dieser Darstellung der Mennoniten in Rußland verlangt auch die Schilderung der Deutsch-Russen in Kansas, welche sich in Nr. 21 vom 28. Mai findet, eine Richtigstellung.

Eben die aus Rußland ausgewanderten Mennoniten, nicht römische Katholiken aus Franken, sind hauptsächlich die Deutsch-Russen in Kansas. Man findet diese tüchtigen Kolonisten, welche zugleich durch die großen Mittel, über welche sie verfügen konnten, zur kräftigen Hebung des Staates Kansas wesentlich beigetragen haben, ehrenvoll erwähnt in dem 1884 zu Köln erschienenen Buche Robert v. Schlagintweits „Die Santa Fé- und Südpacificbahn", besonders Kap. VI und VII.

Altona. H. van der Smissen,
Vors. der Vereinigung von Mennoniten-Gemeinden im Deutschen Reich.

Verlag der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung Nachfolger in **Stuttgart.**

Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter.

Von der Zeit Justinian's bis zur türkischen Eroberung.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zwei Bände.

Geh. Preis M. 20.— In 2 geschmackvollen Einbänden M. 24.—

Die Verlagshandlung hat die besondere Genugthuung, das Erscheinen der Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter von Ferdinand Gregorovius anzukündigen. Dieselbe ist das Seitenstück zu des Verfassers monumentaler Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Beide Werke, die Geschichte der zwei unsterblichen Metropolen der westlichen und östlichen Kulturwelt des Abendlandes in den mittleren Zeiten umfassend, vervollständigen einander, und sie verbinden sich jetzt zu einem historischen Ganzen so eigenartig in der geschichtlichen Litteratur, wie zeitgemäß bedeutsam und anziehend für die weitesten Kreise der Gebildeten. Die Verlagshandlung hat die Geschichte der Stadt Athen ganz gleichförmig jener Roms ausgestattet; sie bringt die beiden Bände, aus denen dieselbe besteht, gleichzeitig zur Ausgabe.

= Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. =

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 26. Stuttgart, 1. Juli 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das Erdbeben von Wernoje und seine Wirkungen im Ala-tau (Tien-Schan). Von E. Brückner in Bern. S. 501. — 2. Gwalior. Ein Städtebild aus Indien. S. 504. — 3. Die Insel Réunion. (Schluß.) S. 509. — 4. Der „Trommler" im fernen Westen. Ein amerikanisches Lebensbild. S. 512. — 5. Die Gipfel, Pässe und Gletscher des Kaukasus. Von Douglas W. Freshfield, Ehrensekretär der Londoner Kgl. Geographischen Gesellschaft. S. 514. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 518. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 520.

Das Erdbeben von Wernoje und seine Wirkungen im Ala-tau (Tien-Schan).

Von E. Brückner in Bern.

Im Jahre 1887, am 27. Mai, wurde bekanntlich die Stadt Wernoje in Turkestan von einem Erdbeben heimgesucht, das entsetzliche Zerstörungen anrichtete. Zur Erforschung der Erscheinungen und der Ursachen desselben rüstete die russische Regierung eine Expedition aus, die ihre Arbeit im Juli 1887 begann und an deren Spitze Muschketow, als Mitglied des geologischen Komité's, stand. Ihm beigegeben waren die Bergingenieure Brusnizin, Ignatjew, Ljamin und Steding und die Topographen Rafailow und Strishewski.

Muschketow[1] hat uns selbst die Ergebnisse der Expedition, die von hervorragendem geographischen Interesse sind, in einem am 9. März 1888 in der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg gehaltenen und im Dezember vorigen Jahres in russischer Sprache publizierten Vortrag mitgeteilt.

Das zu erforschende Gebiet wurde unter die Glieder der Expedition verteilt: Ignatjew beschäftigte sich mit der Untersuchung der Gegenden nördlich von Wernoje; Brusnizin verfolgte den Fluß Ili aufwärts, während Ljamin und Steding sich von Wernoje nach Westen wandten. Rafail wurde damit betraut, durch den Trans-ilenischen Ala-tau und den Kungei Ala-tau ein Nivellement zu legen. Es galt, den gegenwärtigen Zustand des Gebirges längs einer Linie zu fixieren, um später etwa im Gefolge von gleich gewaltigen Erdbeben auftretenden Verschiebungen der Erdkruste nachspüren zu können. Strishewski nahm die Ausmessung des Aksu-Thales vor und Muschketow selbst wandte sich dem Zentrum des Erdbebens zu, untersuchte hauptsächlich die Berge zwischen Wernoje und dem Issykkul und dann die Gegenden nach Osten bis Kalkan und Turaigir. Später vereinigte er sich mit Ljamin und Steding und verfolgte mit ihnen zusammen die Spuren der beiden Erdbeben vom 28. Mai 1887 und vom 22. Juli 1885 bis nach Taschkent, von wo Muschketow nach Beendigung seiner Arbeiten am 8. September nach St. Petersburg zurückkehrte.

Die das Erdbeben begleitenden äußeren Vorgänge stellen sich in wenigen Worten folgendermaßen dar: Die ersten Stöße, welche die Stärke V oder VI der seismischen Skala von Rossi und Forel hatten, wurden um 4 Uhr Morgens verspürt. Ein dumpfes, unterirdisches Getöse begleitete sie, das aus den Bergen südlich von Wernoje herzustammen schien. Um 4 Uhr 35 Min. erfolgte der stärkste Stoß, der 1500 steinerne Häuser in der Stadt selbst zerstörte und 332 Menschenleben vernichtete. Nach Norden hin breitete sich die Erdbebenwelle mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 300 m. in der Sekunde aus, die durchaus der von Mallet bestimmten Geschwindigkeit der Wellen im lockeren Gestein entspricht, während sie nach Süden in Fels 800 m. zurücklegte. Ein zweiter starker Stoß wurde um 4 Uhr 45 Min. beobachtet, dem während einer Minute noch andere folgten, die wahrscheinlich alle die Stärke Zehn der Rossi-Forel'schen Skala hatten. In der nächsten halben Stunde wurden die Stöße schwächer, hörten jedoch während des 28. Mai überhaupt nicht auf. Den ganzen Juni, Juli und August konnte man Erderschütterungen

[1] „Iswewtije" der Königl. Russischen Geographischen Gesellschaft, 1888. Heft II, S. 65—90.

beobachten, die im September und Oktober seltener wurden, aber noch bis heute fortdauerten; hat uns doch kürzlich der Telegraph abermals von einem Beben in der Umgegend von Wernoje Kunde gebracht. Im ganzen zählt Muschketow bis zum 9. März 1888 200 einzelne Stöße.

Der Tag der Hauptkatastrophe zeichnete sich durch sehr niedrigen Barometerstand und heftige Regengüsse aus, welche die Bäche zu Flüssen anschwellen ließen und so ihrerseits im Gebirge die Zerstörungen, die durch das Erdbeben hervorgerufen waren, noch steigerten.

Zur Bestimmung des Epizentrums untersuchte Muschketow die Richtung der durch das Erdbeben an den Gebäuden in Wernoje verursachten Spalten und Risse. Es zeigte sich dabei, daß der südwestliche Teil der Stadt bedeutend mehr gelitten hatte, als der nordöstliche, und zwar die Nord- und Südmauern viel mehr als die nach Westen oder Osten schauenden. Aus allem ergiebt sich, daß der Stoß in Wernoje aus südlicher Richtung erfolgte, und daß das Epizentrum daher südlich von Wernoje in den Bergen lag. Dieses bestätigen auch die in den umliegenden Ortschaften gemachten Beobachtungen, vor allem aber die Untersuchung des nördlichen Abhangs des Trans-ileniſchen Ala-tau's, besonders der Gegend zwischen den Thälern von Kaskeljen und von Perjesow. Zwischen diesen 1500 bis 1800 m. hoch über den hochgelegenen Querthälern, in denen die Kammhöhe der Ketten des Trans-ileniſchen Ala-tau's etwa 3300 m., die Gipfelhöhe dagegen bis zu 4500 m. beträgt, begegnen uns die entsetzlichsten Spuren des Erdbebens, das die Physiognomie des Gebietes zum Teil vollkommen verändert hat. Muschketow selbst konnte den Umfang der Zerstörungen am besten konstatieren, da er einen großen Teil jener Thäler auf seiner Reise 1875 besucht hatte, und sie damals mit wild durcheinander geworfenen Bergsturzmassen und graubraunem Schlamm mit grünen Wäldern und blumenreichen Wiesen bedeckt gefunden hatte. Das Gebiet der Zerstörung erstreckt sich weit am Abhang des Trans-ileniſchen Ala-tau's entlang, und zwar bis Usun-agatsch einer- und Talgar andrerseits, das heißt in einer Ausdehnung von ungefähr 75 Km. Der Punkt der größten Intensität der Zerstörung, also des Stoßes, findet sich halbwegs zwischen diesen beiden Orten, zwischen den Thälern des Aksu und des Bil-Bulak. In der Richtung quer zum Streichen des Gebirgs hat die Zone der Zerstörung nur eine Breite von ungefähr 10 Km. Der Strich, wo das Erdbeben die allerentsetzlichsten Spuren hinterlassen hat, ist jedoch nur 5 Km. breit. Fels- und Bergstürze, Bergrutsche und Muren im Gebiet des Granits, der metamorphischen Schiefer und der Eluvial- und Lößablagerungen sind die Zeugen der furchtbaren Gewalt der Stöße.

Die angeschwemmten, lockeren Ablagerungen, besonders lehmig-sandiges Eluvium, sowie das Verwitterungsmaterial, das als mächtige Schicht den stark zersetzten Granit bedeckt hatte, waren durch die dem Erdbeben vorangehenden Regengüsse erweicht worden, lösten sich beim Beben von den steilen Gehängen der Thäler und bildeten bald eine dicke breiige Schlammmasse, die sich anfangs schnell, später langsamer, etwa 250—300 m. am Tage, die Thäler abwärts bewegte; einige dieser Schlammströme traten sogar aus dem Gebirge heraus, die Mehrzahl machte früher Halt. Ihr Vorrücken war die Ursache aufregender Gerüchte von Ueberschwemmungen, welche die Bewohner von Wernoje am 29. und 30. Mai mehr beunruhigten, als das Erdbeben selbst, um so mehr, als die Bergstürze die Flüsse gestaut hatten und diese sich erst nach zwei bis drei Tagen einen Durchbruch schaffen konnten und dann mit reißender Schnelligkeit dahinflossen, gewaltige Schlammmassen bis zur Poststraße zwischen Wernoje und Kaskeljen mit sich führend, wo infolge dessen der Verkehr ganz unterbrochen wurde.

Erstarrt besitzen diese Schlammströme auffallende Aehnlichkeit mit einem schuttbedeckten Gletscher, wie Referent selbst Gelegenheit hatte auf den ihm von Herrn Professor Muschketow vorgelegten Photographien zu beobachten; diese Aehnlichkeit ist besonders frappant durch die seitlichen und radialen Spalten, die bei den Schlammströmen genau so angeordnet sind wie bei den Gletschern. In beiden Fällen sind eben die gleichen mechanischen Kräfte die Ursache gleichartiger Erscheinungen. Die alpinen Geologen, besonders Heim, haben jüngst die Aufmerksamkeit auf diese Analogie gelenkt, doch ist sie wohl bis jetzt nirgends in jener Vollständigkeit beobachtet worden, wie bei den erwähnten Schlammströmen im Ala-tau. Das Volum dieser Schlammströme ist zum Teil außerordentlich groß. Die Mure des Aksu-Thales hat z. B. 10 Mill. C^m. Inhalt. Die Mure in der „Großen Schlucht" ist 40 m. hoch und 500 m. breit und hat eine Längserstreckung von 10 Werst, d. h. über 10,000 m., woraus sich ein Inhalt von mehr als 200 Mill. C^m. berechnen läßt. Außer einer Reihe ähnlich großer Muren traten noch zahllose kleine auf, so daß das in ihnen herabbewegte Gesteinsmaterial jedenfalls ganz ungeheuer ist. Durch ihre anfangs sehr schnelle Bewegung giengen viele Menschenleben und Vieh verloren, so z. B. im Thale des Aksu 60 Personen, im Thale der Großen Almatinka mehrere Hundert Rinder u. s. f. Noch mehr, es veränderten die Muren zum Teil den Charakter der Thäler vollkommen. Sie erhöhten den Boden um 40—60 m., vernichteten Wiesen, Wälder und Felder und verwandelten die grünen, sanft gerundeten Gehänge in nackte, wilde, steile Felswände, indem sie dieselben der Schuttbekleidung beraubten.

Je nach ihrer Entstehung unterscheidet Muschketow unter den Muren zwei Klassen. Die einen, welche auf die tieferen Teile des Gebirges beschränkt sind, entstanden durch Abrutschen längs nur wenig (bis 20^0) gegen die Horizontale geneigten und parallel dem Gebirge streichenden Flächen geringster Kohärenz. Stellenweise, wo das Gesteinsmaterial auf verschiedenen übereinander gelagerten

Gleitflächen ins Rutschen kam, bilden heute die Abrißstellen deutlich Terrassen an den Thalgehängen, so z. B. im Thale der kleinen Almatinka, in der „Geraden Schlucht" 2c. Die Muren dagegen, die in höherem Niveau im steilen Gebirge auftreten, sind fast vollkommen vertikale Abstürze des durchfeuchteten, lockeren Schuttes, im Thale der Perosowa und demjenigen des Kotur-Bulak.

Außer den Muren, die sich aus dem lockeren, durchweichten Material bildeten, ereigneten sich in der Granitzone des Ala-tau eine Unzahl von Bergstürzen, von zum Teil gewaltigem Umfang. Im Thale des Ak-dschar z. B. hat ein Bergsturz im Granit, der nach Muschketow durch einen vertikalen Stoß von unten verursacht worden zu sein scheint, Felstrümmer von verschiedener Größe — es finden sich Blöcke bis zu 4000—50,000 Kgr. Gewicht — aufgehäuft, die das ganze Thal um 50—60 m. erhöht haben. Sie stürzten mit solch einer Gewalt aus 300 m. Höhe herab, daß sie über den Boden des Thales in seiner ganzen Breite hinwegflogen und zum Teil erst auf dem unteren Teile des gegenüberliegenden, unter 30° geneigten Gehänges liegen blieben. Ihr Inhalt beträgt im Thale Ak-dschar ungefähr 40 Mill.[1] Cm. und die Arbeit, die sie beim Fall aus 300 m. Höhe leisteten, 12 Milliarden Kilogramm-Meter.

Wenn die Oberfläche der Muren an die Oberfläche moränenbedeckter Gletscher erinnert, so weisen die Bergstürze im Granitgebiet in ihrem Aeußeren Aehnlichkeit mit Endmoränen auf. Diese Aehnlichkeit ist nach Muschketow so groß, daß man die Wälle im Ak-dschar-Thal jedenfalls für Moränen halten müßte, wenn nicht ihre Entstehung als Bergsturz direkt beobachtet worden wäre. Doch dürfte jedenfalls eine Untersuchung des Inhalts dieser Wälle durch das Fehlen jeglicher gekritzter Geschiebe über ihren Ursprung nicht lange im Zweifel lassen.

Die Klüfte, die sich gebildet haben und die unzähligen Bergstürze lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß der Strich, wo die Zerstörung am furchtbarsten ist, eben das Epizentrum des Erdbebens vom 28. Mai darstellt. Dasselbe ist folglich ein schmaler, 5 Km. breiter und 35 bis 40 Km. langer Streifen, der sich in einer Höhe von 1500 bis 1800 m. am nördlichen Abhang des Transileniſchen Ala-tau's hinzieht. Legt man eine gerade Linie vom Ak-dschar-Thale über den Bergsturz im Granitgebiet unterhalb der Mündung des Urta-bai in die große Almatinka nach der oberen Mure im Thale des Kotur-bulak, so wird diese die Axe des Gebietes des Epizentrums sein. Dieselbe folgt durchaus und gewiß nicht zufällig der Grenze zwischen Granit, Schiefer und Porphyr.

Schwierig ist es festzustellen, ob im ganzen Gebiet der Stoß gleichzeitig sich ereignete und die Bergstürze gleichzeitig sich losrissen oder nicht. Ist nun auch ein absolut sicheres Resultat nicht gewonnen, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß in der That der Stoß, wenigstens entlang der Axe des Epizentrums, gleichzeitig erfolgte. Muschketow selbst hat nämlich Gelegenheit gehabt, bei schwachen Stößen im Gebiet des Epizentrums diese Gleichzeitigkeit zu beobachten.

Da die Gewalt und Ausbreitung des Erdbebens von der Axe des Gebietes des Epizentrums nach Süden zu bedeutend geringer war, als nach Norden, so ist dasselbe als ein laterales anzusprechen, und zwar als ein Längsbeben, weil das Gebiet des Epizentrums in der Richtung des Streichens des Trans-ileniſchen Ala-tau's gestreckt ist.

Wichtig ist es, für die Erkenntnis des Bebens die Tiefe des Ausgangspunktes desselben unter der Oberfläche, wenn auch nur annähernd, zu bestimmen. Nach Mallet's Methode ergibt sich seine Lage in einer Tiefe von ungefähr 5000—8000 m., wo etwa eine Temperatur von 150—260° C. herrschen dürfte.

Vom Epizentrum aus erstreckt sich das Gebiet intensiver Zerstörung nach Norden bis zur Station Karasu, 35—40 Km. jenseit Wernoje. Nach Süden ist das Zerstörungsfeld nur 15—20 Km. breit und die Muren und Bergstürze hören etwas oberhalb des Dschassil-kul in einer Höhe von 3000 m. auf. Auf dem Kamm des Gebirges verspürte man auffallender Weise den Stoß kaum und Zerstörungen fehlen, obgleich der Stoß weiter südwärts den südlichen Abhang der Bergkette am Onyk-kul traf und hier einigen Schaden anrichtete. Das Zerstörungsgebiet hat also die Gestalt einer Ellipse, die sich weit nach Norden hin ausbuchtet und im Süden eingedrückt ist. Ihre Axe streicht derjenigen des Epizentrums und folglich auch der Richtung des Gebirges parallel. Eine gleiche Form hat auch das Verbreitungsgebiet des Erdbebens, soweit dasselbe überhaupt gespürt wurde; die Grenzpunkte sind hier Sergiopol im Norden, Taschkent im Westen, Kaschgar im Süden und Urumtschi im Osten. Es beträgt hiernach der Flächeninhalt des Erschütterungsgebiets ungefähr 140,000 Qu.-Km. bei einer Ausdehnung desselben von Südost nach Nordwest von beiläufig 1000 Km. und von Südwest nach Nordost von 1600 Km.

Die Untersuchungen haben zur Evidenz gezeigt, daß sowohl das Erdbeben von Wernoje am 28. Mai 1887, als auch alle einigermaßen bedeutenden Beben in Turkestan, zu denen vor allem dasjenige von Belowodsk vom 22. Juli 1885 gehört, tektoniſchen Ursprungs sind und in engem Zusammenhang mit den Dislokationen des Tien-Schan stehen, wie schon Romanowski und Lagorio aussprechen. Für den tektoniſchen Ursprung des Erdbebens von Wernoje spricht: 1. die Form des Gebiets des Epizentrums, das sich in der Richtung des Rückens der Falten am nördlichen Abhang des Trans-ileniſchen Ala-tau's erstreckt; 2. die Lage des Epizentrums in 1500 m. Höhe, im Gebiete der größten Störung der Faltung durch Verwerfungen, welche in derselben Richtung streichen, in der sich das Gebiet des Epizentrums erstreckt; 3. die wenigstens

[1] Im Original irrtümlich 15 Milliarden Cm., d. h. 15 Kubik-Kilometer. Aus Fallhöhe und Arbeit ergibt sich 40 Mill. Cm.

höchst wahrscheinliche Gleichzeitigkeit des Stoßes auf der ganzen Linie des Epizentrums; 4. die Form des Gebietes der intensivsten Erschütterung, sowie des Erschütterungsgebietes überhaupt; 5. die tiefe Lage des Ausgangspunktes des Erdbebens — 5 bis 6 Km. unter der Erdoberfläche, und 6. die Fortdauer der Erschütterungen bis heute.

Alle Hauptfalten des Systems des Tien-Schan streichen mehr oder weniger genau von West nach Ost und biegen sich dabei bogenförmig nach Süden aus. Die (nördliche) Innenseite des Bogens zeichnet sich gegenüber der Außenseite durch größere Unregelmäßigkeit der Struktur und große Steilheit aus. Die Faltung ist hier sehr stark gestört und gewaltige Brüche treten auf, an denen die nördliche Fortsetzung der mächtigen sedimentären Schichten zur Tiefe gesunken ist, so daß mehrfach krystallinische Gesteine unmittelbar am Nordabhang des Gebirges zu Tage treten, wie die Granite, die bei Wernoje an die Steppe grenzen, die Gebirgskette zusammensetzen. Im übrigen ist der südliche, regelmäßigere Flügel der Falten hier oft über den nördlichen herübergeschoben, der im Verhältnis zum Südflügel eingesunken ist.

Es sind die Falten durch Abscheeren zu Verwerfungen mit geschleppten Rändern geworden, die fast immer in der Richtung der Falten streichen. Solche Verwerfungen erreichen im Tien-Schan gerade dort ihre größte Entwicklung, wo die Granitmassen zu Tage treten, in deren Nähe an sich schon die Faltung am intensivsten und am komplizierteſten ist, so gerade südlich von Wernoje, in der Nachbarschaft der erwähnten Granitmassen von Tschiliko-Kebinsk. Aus allem geht hervor, daß der Ausgangspunkt des Bebens gerade in jenen Teilen des Gebirges liegt, welche die größten Dislokationen erlitten.

Das tektonische Erdbeben von Wernoje, das sich vom 28. Mai 1887 an mit geringen Unterbrechungen bis heute fortgesetzt hat, lehrt uns, daß jene Kräfte, welche die Ketten des Tien-Schan emporhoben, noch nicht erloschen sind. Wie in den Alpen, im Apennin, in den Gebirgen Griechenlands, Spaniens und an anderen Orten mehr, so dauert auch im Tien-Schan die Gebirgsbildung noch fort. Unsere Tage sahen hier eine besonders intensive Zuckung der Erdrinde sich vollziehen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sehr bald schon Zuckungen von ähnlicher Gewalt sich ereignen werden; es bedarf einer geraumen Zeit, bis Spannungen sich summiert haben, deren plötzlicher Ausgleich Wirkungen hervorrufen könnte wie die vom 27. Mai 1887; allein ausbleiben werden sie nicht.

Gwalior.

Ein Städtebild aus Indien.

Der Staat Gwalior in Zentralindien, welcher die zwanzig einzelnen Teile der Besitzungen der Familie Scindia umfaßt, ist der bedeutendste von den unter einheimischen Fürsten stehenden Gebieten unter der Central India Agency. Er umfaßt einen Flächenraum von 62,150 Qu.-Km. oder 1129 geogr. Qu.-Mln. mit einer Bevölkerung von $2\frac{1}{2}$ Millionen Seelen und zählt zu den fruchtbarsten, bevölkertsten und bestangebauten Landstrichen Indiens. Die Hauptstadt dieses Gebietes, ebenfalls Gwalior (Gwaliar), mit ca. 50,000 Einwohnern, mit der Eisenbahn fünf Stunden von Agra entfernt, ist aus vielen Gründen einer der interessantesten Orte in Hindostan. Auf dem Gipfel eines vereinzelten, 300 Fuß hohen Sandsteinfelsens, der eine öde Ebene beherrscht, steht die alte Veste Gwalior, welche Jahrhunderte-lang für uneinnehmbar galt und deren malerische Geschichte weit in die vorgeschichtliche mythische Zeit zurückreicht. Dem östlichen Fuß der Veste entlang liegen die Ueberreste des alten Laschkar, die enge schmutzige, nur durch eine einzige lange Straße ausgezeichnete Stadt, welche noch immer ihren Rang unter den ältesten, ehrwürdigsten und volkreichsten Städten Indiens einnimmt. Unweit davon ist ein kolossales Gebäude, der Palast des Scindia (Sindhia), eines Fürsten, dessen Familie sich in Zeiten bitterer Not als eine zuverlässige Freundin der britischen Herrschaft bewährt hat. Zur Linken liegt Morar, eine von britischen Truppen besetzte Kantonnierungsstation mit dem behaglichen und gastfreundlichen Bungalow des britischen Residenten, welcher in Staatsangelegenheiten der Berater des einheimischen Potentaten ist. Diese Kantonnierung hat für den britischen Reisenden ein besonderes und wehmütiges Interesse, denn hier spielte sich ein Akt der furchtbaren Tragödie von 1857 ab, dessen 14. Juni für alle Zeiten in den Annalen der britischen Geschichte mit einem schwarzen Kreuze bezeichnet sein wird — einer Tragödie, deren Düsterkeit durch manchen Lichtblick von einzelner treuer Hingebung an Pflicht und manchen schönen Zug von unüberwindlichem Heldenmut erhellt wird. Auf dem anspruchslosen kleinen Friedhof sind die Namen derjenigen aufzeichnet, welche von den wütenden Sipoys niedergemetzelt wurden, sowie die Namen jener anderen, welche fielen, als sie den Rebellen diese Veste wieder entrangen. Viele sind leider schon vom Finger der Zeit wieder verlöscht worden und die übrigen werden bald dasselbe unheimliche Schicksal teilen, denn die Gräber zerfallen rasch: viele sind umgestürzt, andere liegen bereits eingefallen, zersprungen und zerbrochen, ein kläglicher Trümmerhaufe!

Zur Zeit des Ausbruchs der Sipoy-Meuterei hatte der große Mahrattenfürst Sindhia unter seinem Befehl ungefähr 10,000 Mann eigener Truppen, ein Kontingent, welches aus zwei Regimentern unregelmäßiger Reiterei, 1158 Mann aller Grade, sieben Regimentern Fußvolk, zusammen 6400 Mann, vier Feldbatterien und einer Garnisonsbatterie, im ganzen sechsundzwanzig Geschützen mit 700 Mann Artillerie, bestand. Diese Streitmacht wurde von englischen Offizieren befehligt, die Mannschaften waren vollkommen einexerziert und diszipliniert, vortreffliche Soldaten. Sindhia war zu jener Zeit ein junger rühriger

Mann, zum Waffenhandwerk geboren, ein vorzüglicher Reiter und General. Hätte er sich entschlossen, sein Schicksal mit demjenigen der Rebellen zusammenzuwerfen, so hätte er leicht die 65 e. Mln., welche Gwalior von Agra trennen, zurücklegen und sich zum großen Nachteil der Briten jener wichtigen Stadt bemächtigen können. Wäre er dann auf Delhi zu marschiert, so hätten daraus ernste Ergebnisse erfolgen und noch mehr kostbares Blut vergossen werden können, als schon an sich der Fall war, ehe die Empörung ganz gedämpft worden wäre. Allein Sindhia war für seine Zeit weise und scharf- und weitblickend. Er hatte Kalkutta besucht und die von der britischen Regierung ausgeübte Macht hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er handhabte daher die gefährliche Waffe, welche er in seiner Hand hatte, sehr listig und vorsichtig und hielt durch Ausflüchte und Zögerungen seine Truppen davon ab, zur rechten Zeit ihre Kantonnierungen zu verlassen und ihre gefürchtete Streitmacht mit dem Heere der Empörer zu vereinigen. Er vermochte jedoch nicht, seine Hände rein von Blut zu erhalten noch den britischen Offizieren das Leben zu retten, welche mit wenigen Ausnahmen dem wahnsinnigen Fanatismus und der unterscheidungslosen Wut der Sipoys zum Opfer fielen.

Am Abend des furchtbaren Sonntags brachen die Soldaten des Kontingents in den wahnwitzigen Aufruhr aus. Die Offiziere, welche im Begriff waren, sich zur Ruhe zu begeben, warfen sich in ihre Uniformen, eilten nach den Linien und wurden niedergeschossen als sie erschienen. Jeder befehligende Offizier ward erschlagen, und selbst allbeliebte Männer, wie Major Blake, entgiengen dem Blutbade nicht. Die Sipoys waren hier, wie anderwärts, erbarmungslos; blutdürstig und blutrunken, ermordeten sie ohne Ansehen des Geschlechts, der Schwäche oder der Unschuld kranke Frauen, verwundete Männer, junge Kinder, Säuglinge an der Mutterbrust. Nur sieben Männern und einigen wenigen Damen gelang es, dem Kugelhagel zu entgehen und im Palast Sicherheit zu suchen. Diese wurden in der Stille der Nacht heimlich nach Agra gebracht, wohin ihnen zu folgen mit der Zeit der Maharadscha selber gezwungen wurde. Ein ganzes Jahr hindurch war die Felsenveste von Gwalior in der Hand der Aufrührer, eine Thatsache, welche ihnen Mut machte und ein gewisses Ansehen lieh. Erst lange nach der Erstürmung von Delhi und der Niederlage von Cawnpor führten die Lieutenants Rose und Walter ihre Mannschaften zum Angriff auf die Veste. Mit Grassandalen beschuht, erkletterten sie den Sandsteinfelsen und sprengten das Hauptthor, überrumpelten den Feind und setzten sich in den Besitz des wichtigen Windthores, welches durch eine enge Gasse mit den innersten Befestigungen in Verbindung stand. Hier fochten sie im Handgemenge mit der Garnison, welche wußte, daß es für sie keinen Rückzug mehr gab, daß sie jeden Anspruch auf Gnade eingebüßt hatte und die daher mit dem Mut der Verzweiflung sich wehrte. Lieutenant Rose, der tapfere Führer der Sturmkolonne, starb einen Heldentod, aber er wurde reichlich gerächt, denn nach einem furchtbaren Kampfe ward die Felsenveste eingenommen und eine strenge Ahndung an den Empörern ausgeübt.

Die frühere Geschichte von Gwalior ist eine lange Kette von Blutvergießen, eine eintönige Chronik von Einnahme und Wiedereinnahme durch eifersüchtige Häuptlinge, von morgenländischer Hinterlist, Hinterhalten, Ränken, Verrat und Meuchelmord. Zu einer gewissen Zeit bezahlten die Besitzer der Veste dem Schah von Delhi Tribut, zu anderen erfreuten sie sich einer stolzen Unabhängigkeit. Im 16. Jahrhundert hören wir von einem Beherrscher der Veste, an dessen Turban ein Diamant von 530 Karat glänzte, wahrscheinlich der ursprüngliche Koh-i-noor, welchen später Akbar trug und der mit ihm begraben worden sein soll. Etwas später betrachtete Schaliwahan, der mächtige Radschpute, die drohende Felsenveste mit wildem Stolz als sein köstlichstes Juwel. Im Jahr 1780 war sie das Leibgedinge des Hauses Sindhia, welchem es die Engländer nicht weniger als dreimal eroberten und wieder nahmen und endlich vor einigen Jahren zurückgaben.

Der Berg oder Fels mit seinem flachen Gipfel ist lang und schmal, aber wegen seiner Isolierung ein malerischer in die Augen fallender Gegenstand. Seine größte Länge beträgt zwei e. Mln., seine mittlere Breite etwa tausend Fuß, seine Abhänge sind auf drei Seiten absolut unersteiglich von unten; auf der vierten Seite gelangt man zu seinem Thor über einen steilen gewundenen Pfad, hie und da mit einer Treppenflucht von roh aus dem Fels herausgehauenen Stufen, über welche der Reisende in einem Dhooly, einer Art Palankin, oder auf dem Rücken eines schwerfälligen Elefanten emporgetragen wird. Die lange Zinnenreihe, welche die steile Böschung trennt, wird unterbrochen durch die hohen Minarets, die zerbröckelten Kuppeln des prächtigen aber nun ruinenhaften Palastes, welcher sich hinter und über einer Reihe von Brustwehren in ein- und ausspringenden Winkeln und Bastionen mit Schießscharten erhebt. An der Nordseite, wo seit Jahrhunderten der Sandsteinfels regelrecht in Steinbrüchen abgebaut worden, scheinen die zerklüfteten, zerrissenen Massen der Felswand auf die darunter liegende Stadt herabfallen zu wollen. In der Mitte über allem zeichnet sich das riesige Haupt eines massiven Hindu-Tempels, altersgrau und mit dem Moos von vielen Jahrhunderten, von dem reinen blauen Himmel ab. Im Nachglühen des Sonnenuntergangs gesehen, ist der dunkle mannigfaltige Schattenriß der alten Felsenveste ein so eindrucksvoller und merkwürdiger Anblick, als man ihn nur irgendwo in den nördlichen Provinzen Indiens finden kann.

Die Aussicht von oben ist mannigfaltig und ausgedehnt, aber eintönig braun und sonnverbrannt, aus-

genommen in der Regenzeit, wo die Landschaft auf eine kurze Zeit grün ist. Ein großer Teil der Fläche ist durchfurcht von Rissen und Spalten, als sei sie schon vor Jahrhunderten durch Konvulsionen zerstört oder durch vorgeschichtliche Fluten zerrissen worden. Durch den vor Hitze zitternden Duft zieht sich in weiter Ferne rings am Horizont eine undeutliche Linie von Bergen, welche durch den flimmernden Duft und die Lufttäuschung noch entfernter zu sein scheinen, als sie es wirklich sind.

Wenn man sich die zweitausend Fuß rauhen Anstiegs hinanwindet, so ist die Wirkung diejenige einer barbarischen Pracht. Die Bewegungen des Elefanten sind störend, denn man hängt in einem Winkel von 45 Grad auf seinem Rücken und fühlt sich weder sicher noch behaglich, wenn er so langsam sich bergan schleppt, bei jedem Schritt sorgfältig den Boden prüft und gefährlich schaukelnd oft hart am Absturze hingeht. Sein langsames Ausschreiten ist für den menschlichen Rücken schmerzlich, und es liegt ein unangenehmes Zaudern in seiner Bewegung, wenn er so vor sich hinknurrt und schnauft, als erwäge er bei sich die Ratsamkeit, Dich über den Rand der Felsenwand hinunter zu schleudern. Allein wenn auch als Transportmittel unbequem, ist er doch ein harmonischer Zug in der ganzen Szene, denn sein dunkelhäutiger Mahout trägt einen schneeweißen Turban und sein eigenes Gesicht und sein Rumpf sind bedeckt mit verwickelten Zeichnungen, welche in Blau und Scharlach eintättowiert sind. Wenn Du aufwärts schaust, wird Dein Auge entzückt von der lichten Schönheit und der leichten Zierlichkeit der Architektur hoch über Dir, von der endlosen Mannigfaltigkeit mahrattischer Zinnen und Spitzen und kleiner Kuppeln, welche liebliche Schatten werfen, von der fantastischen Verzierung der Mauern, welche mit Friesen aus blauen und gelben Ziegeln geschmückt sind. Gelbe Gänse und Enten auf einem blauen Grund watscheln in feierlicher Prozession quer über die Front, groß und breit im Styl, glänzend in der vollen Glut des blendenden indischen Sonnenlichts. Grüne Papageien (wirkliche und lebendige) glänzend wie Smaragde, wie sie so über die rötliche Fläche hinfliegen und sich auf den Bäumen einschwingen. Ueber dem Hauptthor sind rohe Bildhauerarbeiten angebracht, welche die weite Fläche des Mauerwerkes angenehm unterbrechen. Kolossalbilder in halb erhabener Arbeit von Mahadeo und seinem Weibe schauen auf Dich herab, majestätisch durch ihre ungeheure Größe — hier ein Weib und ein Kind (wahrscheinlich Maya und das Kind Buddah) und weiterhin ein gewaltiger Elefant, wie er nur vor der Sintflut existiert haben mag.

Innerhalb der Festungsmauern stehen sechs Paläste, nun von Myriaden von Fledermäusen bewohnt, welche sich, mit dem Kopf nach unten, in dunklen Winkeln an ihren Füßen aufgehängt haben und wie Mäuse quieken, wenn sie gestört werden. Man kann jedoch kein sonderliches Interesse für diese Bauten gewinnen, denn sie sind klein und eng und bestehen aus niedrigen fachartigen Gemächern wie Brieffächer, welche früher prunkend mit kleinen, in geometrischen Mustern gefaßten Spiegelgläsern verziert waren, nach dem häßlichen und zum Verzweifeln ärmlichen indischen Geschmack, oder aus Kellern, welche ehemals als Kerker gebraucht wurden. Außerdem sind noch eilf Tempel vorhanden, entweder kleine aus dem Felsen gehauene Heiligtümer oder viereckige offene Pavillons, von säulengetragenen Kuppeln bedeckt. Nur einer von ihnen ist groß — derselbe, dessen hohes Dach schon von fern einen solch augenfälligen Gegenstand bildet — und dieser eine reich verziert mit Blumen, kleinen Figuren und Elefanten. Die Bewunderer indischer Baukunst betrachten diesen Tempel als ein Meisterwerk, allein Wahrheitsliebe muß gestehen, daß die Zierraten grob und plump sind und ganz jener zarten Anmut glücklicher und geschickter Zeichnung entbehren, welche im Tadsch-Mahal zu Agra und in Schah Dschehan's Palast in Delhi den staunenden Beschauer so sehr entzücken. Bei den letztgenannten baulichen Meisterwerken ist das verwendete Material Marmor, weißer und rahmfarbiger, auf welchem Muster in pietra dura, nämlich in Jaspis, Karneol oder Lapis Lazuli, eingelegt oder in flacher und dekorativer Malerei aufgetragen ist. Hier in Gwalior dagegen sind die Zeichnungen erhaben in Sandstein gehauen, ein weiches zerreibliches Material, das zu keiner feinen Meißelarbeit für Detail geeignet ist, denn man kann damit unmöglich zu Schärfe und Kontrast des Lichts mit dem Schatten gelangen. Ueberdies ermüden ganze Bataillone von kindischen Elefantenbildern und Menschengestalten das Auge durch ihr Einerlei und langweilen durch die Armut der Phantasie.

Die eigentlichen Sehenswürdigkeiten der Veste Gwalior sind die berühmten in den Felsen gehauenen Bilder, welche durch ihre Anzahl und gewaltige Größe überraschen und den Reisenden an die riesigen Buddhas in den Felsentempeln von Ceylon und an die bronzenen Dai-Buttus von Japan erinnern. Sie sind aus der senkrechten Wand des Felsens herausgehauen und bestehen aus Gruppen von ganz nackten menschlichen Gestalten, von denen manche über 40 Fuß hoch sind. Leider haben sie sehr gelitten und sind von Zeit zu Zeit mit einer Art harten Stucco oder Zement wieder hergestellt worden. Sie wurden absichtslos im Jahre 1527, nur sechzig Jahre nach ihrer Herstellung, auf Befehl des Kaisers Baber zerstört, welcher etwas prüde gewesen zu sein und wie eine moderne britische Matrone an diesen nackten Gestalten Anstoß genommen zu haben scheint. Er schilderte die barbarische That selbst in seinen Aufzeichnungen, welche bis auf uns gekommen sind. „Sie haben", sagt er, „den festen Fels behauen und Götzenbilder ausgehauen. Diese Gestalten sind vollkommen nackt ohne irgend einen Lappen. Es ist jedoch gar keine gemeine Stelle, sondern im Gegenteil sehr angenehm; der größte Fehler besteht nur darin, daß es Götzenbilder sind. Ich habe den Befehl gegeben,

sie zu zerstören." Zum Glück für den Altertumsforscher wurden die Befehle des Bilderstürmers nicht buchstäblich befolgt und nur die Köpfe und Hände verstümmelt, so daß noch bis auf den heutigen Tag genug übrig bleibt, um von dem Stand der schönen Künste in Hindustan im 15. Jahrhundert einen deutlichen Begriff zu geben.

Die glattesten und senkrechtesten Teile der Felswand wurden ohne Rücksicht auf ihre Lage zur Verschönerung ausersehen, und daher sind die Gruppen in verschiedenen Höhen auf drei Seiten des Felsens verteilt. Die eine Gruppe besteht aus nicht weniger als 22 Figuren, von denen die mittlere eine Höhe von 57 Fuß hat. Sie gleichen in der Geschicklichkeit der Behandlung den assyrischen Ueberresten in den Hallen des Britischen Museums. Einige sind hoch poliert, einige tragen noch Spuren von Farbe; sie verraten keinerlei Zeichnenkunst und sind in der Anatomie ganz fehlerhaft. Es ist darunter ein schlafendes Weib von acht Fuß Länge, welches nur unter dem Einfluß von Chloral stehen muß, um so süß zu lächeln, in Anbetracht, daß ihr linkes Bein unter den Leib geschlagen und am Kniee in der falschen Richtung gebogen ist. Die wichtigste Gruppe nimmt die lange gerade Felswand der Ostseite ein und bedeckt die ganze Wand ungefähr auf der Strecke einer halben engl. Meile; einige der Figuren stellen die gewöhnlichen Gottheiten dar, andere die Bildnisse von hohen Geistlichen, allein der Fremde kann keines derselben genau untersuchen, denn er wird alsbald von Schaaren hungriger Einsiedler und zerlumpter heiliger Männer belästigt, deren Geruch der Heiligkeit sehr groß sein muß, wenn er den Gestank überbieten will, welchen der Schmutz ihrer Körper verbreitet. Diese frechen lärmenden Bettler sind fest überzeugt, daß der weiße Mann nur dazu da ist, um sich von ihnen ausbeuten zu lassen.

Ein anderes Hindernis für künstlerische Forschungen und Studien ist, daß die Spalten und Ritzen in den Kolossalbildern der Sammelplatz von Wespen und wilden Bienen sind, welche ungeheure Nester an den Stellen bauen, wo die Köpfe sein sollten und daß sie sich für jede Störung bitter rächen. Sie sind in der That so wild, daß sie sich in der Zudringlichkeit mit den frommen Bettlern messen und sogar zuweilen diese trotz ihrem Schmutz und ihrer Heiligkeit zu kopfloser Flucht zwingen.

Natürlich findet man in Gwalior auch die unvermeidliche Schaustellung von Gräbern. Der Reisende in Indien wird überall zum Besuch von Grabstätten gezwungen, bis er diesen Totenkultus herzlich überdrüssig wird. Die vornehmen Indier der Vorzeit müssen eine besondere Freude an Leichenbegängnissen und schönen Grabmälern gehabt haben. Aber diese Grabstätten sind — mit Ausnahme des Tadsch-Mahal, welcher wahrscheinlich die lieblichste und reinste derartige Schöpfung eines Architekten in der ganzen Welt ist — von einer verzweifelten Gleichförmigkeit: ein viereckiger, mehr oder weniger reich verzierter Bau, von einer anmutigen Kuppel gekrönt, inmitten einer Gruppe ruppiger Bäume stehend, die schattenlose Staubfänger sind. Gewöhnlich zeigt man Einem eine Art Koffer in einem Erdgeschoß, erzählt Einem eine weitgedehnte Geschichte von einem Schah So-und-so und bemerkt schließlich, daß er — nicht hier begraben liegt. Mit nichten: indische große Herren haben eine Vorliebe daran, ihren langen Schlaf in der freien frischen Luft zu verbringen, und daher ist der steinerne Sarkophag unten nur zum Scheine da, während der Leichnam, in einen andern Sarg eingeschlossen, irgendwo auf dem Dach aufgestellt ist.

Das besondere Grabmal, welches hier die Beachtung des Fremden in Anspruch nimmt, wurde unter der Regierung des großen Akhbar erbaut, der selbst in einem Park zehn engl. Meilen von Agra zwischen Himmel und Erde schwebend aufbewahrt wird. Das Grabmal ist viereckig oder kubisch, mit sechseckigen Türmen an den vier Ecken und merkwürdig wegen seiner prächtig durchbrochenen Fenster, die aus einem soliden Marmorblock ausgehauen, das Aussehen von feinen Spitzen haben. Da die Wände sehr dick und die überhängenden Dachvorsprünge sehr breit sind, so ist der Uebergang von überwältigender Hitze zu angenehmer Kühle so köstlich, daß man sich versucht fühlt, hier zu biwakieren, anstatt sein Quartier unter dem Dak-Bungalow in der glühenden Ebene drunten zu nehmen, das man aus Rücksicht für die Sicherheit der Reisenden in der Nähe der Kasernen erbaut hat, weil die Eingeborenen in diesen Gegenden urwüchsige Köpfe und zu Raub und anderen Unthaten geneigt sind.

Glücklich derjenige, welcher nicht die armselige Unterkunft in dem nackten Karawanserai aufzusuchen braucht, sondern der Gast des mächtigen Hauptes des Hauses Sindhia ist. Dieser indische Fürst ist ein wichtiger Faktor in der Politik und ein treuer Bundesgenosse Englands. Derjenige Sindhia, welchen ich kannte und der mir viel Wohlwollen und Gefälligkeiten erzeigte, ist vor Kurzem gestorben und war bis zu seinem Tode der freundliche Wirt vieler europäischen Reisenden und in der That in seinen letzten Lebensjahre ein Anglomane; es brauchte nur irgend ein Ding englisch zu sein, um vor seinen Augen Gnade zu finden, und namentlich ein britischer Tourist durfte seiner Hülfe und Freundlichkeit immer sicher sein. Ich war zufällig sein Gast zu der Zeit, wo er die Veste hatte den Briten wieder einräumen müssen, was ihn sehr schwer ankam und woran er sich trotz all seiner Loyalität kaum gewöhnen konnte, denn es mußte ihn wohl schmerzen, daß er nicht mehr aus den Fenstern seines Palastes schauen konnte, ohne die Kanonen der britischen Garnison zu erblicken, welche von der Veste herunter auf ihn gerichtet waren — eine beständige, stille, aber bedeutsame Drohung. Allein es wäre eine Thorheit gewesen, bei der Erfahrung, welche die Engländer im Sipoy-Aufstande gemacht haben, irgend einem Eingeborenen einen strategischen Punkt von solch ungeheurer Wichtigkeit zurückzugeben.

Sindiah's Nachfolger konnte ja ein Anglophobe sein und sich nach Art Dhulip Singh's gegen die Briten wenden. Die Felsenveste Gwalior konnte in irgend einer künftigen Zeit ein Sammelplatz für Unzufriedene werden. Uebrigens ist die Gefahr, welche daraus für die Engländer entstehen könnte, nicht mehr so groß wie früher, denn unter dem Einfluß des allgemeinen Fortschritts haben sich die Verhältnisse wesentlich verändert: Dank den gezogenen Geschützen von Krupp und Whitworth hat die früher uneinnehmbare Veste viel von ihrer Bedeutung verloren, denn sie ist von den umgebenden höheren Hügeln aus mit den weittragenden modernen Geschützen so wirksam unter Feuer zu nehmen, daß sie in wenigen Stunden in Trümmer geschossen werden könnte. Es liegt daher in der Macht eines diplomatischen Vizekönigs, diesen Dorn aus dem Fleische des empfindlichen Mahrattenfürsten zu entfernen und ihm ein zartes Kompliment für seine wohlerprobte Loyalität zu machen, um welches andere Fürsten ihn beneiden und woraus sie eine heilsame Lehre ziehen würden ohne gleichzeitig die Sicherheit des ganzen Bezirkes zu gefährden. Gwalior würde also in die Obhut seines früheren Besitzers zurückgegeben, sein Palast von seinen Kanonen beherrscht, er würde durch das Geschenk eines kostbaren Spielzeuges erfreut, die Kosten der Unterhaltung der Veste würde den Engländern abgenommen werden können, und der Wechsel des Besitzers würde in keiner Weise die Lage verändern.

Der Palast des Maharadscha ist ein gewaltiger Bau, neu und weiß und glänzend wie ein Brautkuchen, erbaut im Style eines französischen château mit großem viereckigem Hofe in der Mitte. Dicht beim Eingangsthor mit einem prächtigen kunstreichen Eisengitter ist ein großer Käfig für Tiger, deren Gebaren Beachtung verdient, denn hier sieht man den Monarchen der Dschungel wie er sein sollte — wild und murrend, nicht träg und schläfrig, wie man ihn in den europäischen Menagerien sieht. Diese Tiere werden beständig von vorübergehenden Jungen gereizt, welche ebenso mutwillig und boshaft sind wie unsere europäischen, und sind daher in einer chronischen Wutstimmung; ihre Augen sind blutunterlaufen vor ohnmächtigem Zorn, ihr Haar ist gesträubt; Schaum vor dem Maule, rütteln sie an den Eisenstangen oder kauern in einer Agonie der Erbitterung an der Rückwand; man kann ihre strickähnlichen Sehnen unter dem Pelze zucken sehen, und man wird, wenn man die leichte Bauart ihres Käfigs gewahr wird, mit würdevoller Geschwindigkeit einen vorsichtigen und eiligen Rückzug antreten.

Am Eingang des Hofes, welcher allseitig mit schattigen Loggien umgeben ist, stehen als majestätische Schildwachen zwei Löwen von Jngpur-Marmor mit vergoldeten Sätteln und Decken. Ein kleiner Sipoy schreitet mit geschultertem Gewehr neben ihnen auf und ab. Drinnen im Hofe treibt sich eine zahlreiche Dienerschaft herum, welche meist schläft oder kocht; anstatt die trägen Stunden mit Trinkgelagen oder Lärm zu verbringen, hocken diese dunkelhäutigen Mahratten auf ihren Fersen im Schatten, plaudern friedlich und rühren ihren schmorenden Reis im Topfe oder backen Tschupatties (kleine Kuchen) so dünn wie Oblaten und mit einem Geruch nach Butter.

Das Innere des Palastes ist hübsch, obwohl übertrieben prunkhaft und mit falschem Zierrat überladen. Die breiten Treppen sind mit dicken Teppichen belegt. Jm ersten Stockwerk ist ein hoher Empfangssaal für Bälle und Durbars, welcher mit seinen hohen Spiegeln und Krystallkronleuchtern an ein französisches Kaffeehaus erinnert. Der verfügbare Wandraum ist mit groben verblichenen Photographien in wohlfeilen Rahmen bedeckt, welche britische Fürstlichkeiten und Vizekönige und einheimische Maharadschas in voller Galatracht darstellen. Allein die Glorie des Empfangssaales und derjenige Schmuck, welcher dem Gebieter und seinen Myrmidonen am meisten Spaß macht, besteht in einer kostbaren Sammlung von mechanischen Spielwerken, wie sie in Paris verfertigt werden. Man setzt sie bei jeder nur denkbaren Gelegenheit in Bewegung: wenn der gnädige Herr Langeweile oder Verdauungsbeschwerden hat oder wenn irgend ein geehrter Besuch kommt, so werden rasch die Schlüssel geholt und die Maschinerie aufgezogen. Affen in Gesellschaftskleidern von gelbem Atlas stolzieren auf und ab; Stutzer in eingedrückten Hüten rauchen Cigarretten; ausgestopfte Katzen schlagen Cymbeln, Kaninchen trommeln, nachgemachte Bären „nickköppen" oder tanzen ꝛc. Der Besucher ist entzückt über soviel Aufwand von Scharfsinn, des Maharadscha's düstere Stimmung erheitert sich wie die Seele König Sauls, wenn David die Harfe schlug. Dann werden auf gewaltigen Präsentierbrettern Kuchen und Süßigkeiten und Champagner, in welchem einige Tropfen echten Rosenöls destilliert wurden, herumgereicht und alle sind in nüchterner Weise lustig.

Man darf jedoch nicht glauben, daß der in Jahren vorgerückte Sindhia sich mit solchen läppischem Zeitvertreib begnügte. Mit nichten! später ward er Soldat und liebte den Waffenlärm. Zur Zeit des großen Uebungslagers in Delhi, wo eine für jeden Zuschauer unvergeßliche Entfaltung kriegerischer Pracht von Seiten des indischen Heeres und der eingeborenen Fürsten stattfand, errichtete der von Nacheiferung durchglühte Sindhia ein privates Uebungslager in einem kleinen Maßstabe, einige Meilen von seiner Veste. Jeden Morgen um vier Uhr weckte er seine Gäste und galoppierte, von einem glänzenden Gefolge umgeben, über die Ebene hin, um seine Bataillone manövrieren zu lassen. Kein Exerziermeister war ein schrecklicherer Kamaschenknopf: jede Falte am Turban ward einzeln untersucht, die Politur jeder Schnalle und jedes Knopfs geprüft und gerügt. Jm kühlen Frühmorgenwinde war er unermüdlich, karakolierte auf einem herrlichen arabischen Pferde, kommandierte mit lauter Stimme und leitete persönlich die Evolutionen. Man konnte sich kein

schöneres Korps morgenländischer, vortrefflich berittener Soldaten zu sehen wünschen. Die Mahratten gehören zu einem kriegerischen Menschenschlag und sind selbst sehr kriegerisch; gegenüber den schlanken, schwächlich gebauten, dünnbeinigen Eingeborenen von Hindostan sind die Eingeborenen von Gwalior kräftig und stattlich, geschmeidig von Gliedern, flink und rührig in ihren Bewegungen. Nicht so hochgewachsen und hübsch wie die Sikhs, sind sie meines Erachtens rühriger und besser zum Guerrillakrieg geeignet. Der Sindhia war mit Recht stolz auf seine Regimenter und führte dieselben gern Fremden vor. Der Mahratten-Soldat, obwohl großartiges Kanonenfutter, zählt die Ehrlichkeit nicht gerade zu seinen Tugenden. Kurz nach der Räumung der Veste von Seiten der britischen Truppen und ihrer Wiederbesetzung durch die Eingeborenen erkletterten zwei britische Touristen die steile Höhe und betrachteten sich die Befestigungen. Einige Stunden später kehrten sie in die Kantonnements der britischen Truppe zurück und beklagten sich bitter über den Mangel an Sicherheit in einem Orte, über welchem vor kurzem noch die britische Flagge geweht hatte. Arglos, ohne eine Ahnung von drohender Gefahr, hatten sie die ganze Veste besichtigt, waren nach einem entlegenen Winkel derselben gelangt und hatten noch romantischer über die Aussicht geschwärmt, als sie sich plötzlich von braunen mahrattischen Soldaten mit finsteren Gesichtern und blitzenden Augen umgeben sahen, welchen sie ihre Uhren und Börsen überlassen mußten. Die Beraubten schrieen Zeter über diese Schande und dieses Diebsgesindel und drohten an die „Times" zu schreiben und den Sindhia und seine spitzbübischen Soldaten bloszustellen, aber sie bekamen ihre geraubten Sachen nicht wieder.

Die Gärten von Indien sind klägliche Entschuldigungen für Schatten und Kühle, und der an den Palast stoßende Garten macht keine Ausnahme von der Regel. Das Laubwerk, verschrumpft und verdorrt, ist braun und staubig, die Spazierwege voll Sonnenglut, die Teiche und gepflasterten Bäche sind kaum mit schlammigem Wasser bedeckt. Da und dort sieht man kleine Gruppen Rosenbäume und -Büsche von schwachem, kränklichem Aussehen, sowie von verkrüppelten Orangen- und Pompelmusenbäumen. Die einzigen nennenswerten und dieses Namens würdigen Bäume in diesem Bezirk sind die Tamarinden, welche eine bedeutende Höhe erreichen und sich einer breiten Krone von Aesten rühmen können, allein ihre Belaubung ist dünn und in der drückenden Hitze sehnt man sich nach den herrlichen thaufrischen Hainen von Kandy oder den unschönen, dunklen, hallenartigen Kryptomerien-Wäldern von Japan. Die indischen Fürsten ersetzen den Mangel an frischem Grün durch Exzentrizität: sie füllen ihre Gärten mit Käfigen voll wilder Tiere, errichten künstliche Hügel von Lehm und voll von Löchern, aus welchen beim Flötenklang unzählige Cobras ihre Köpfe und gelblichen Hälse hervorstrecken. Einige machen eine Spezialität aus Tauben, welche zu Tausenden in der Luft kreisen und dem Befehlsignal so pünktlich gehorchen wie Sindhia's Truppen. Unser Maharadscha hatte eine Vorliebe für Affen und Alligatoren; er konnte einen arglosen Gast zu einem gewissen Sitz unter einem Baum führen und in ein freundliches Gespräch verwickeln, bis plötzlich aus den Aesten eine ganze Lawine von Affen herunterstürzte, worauf der Wirt vor Lachen über die Bestürzung des Gastes beinahe bersten wollte. Die Fütterung der Alligatoren war eine wichtige Einrichtung: an Stricke gebundene Fleischstücke wurden in ihren Teich geworfen und allmählich zurückgezogen, bis die ungeschlachten Geschöpfe nach einem seichteren Punkte gelockt waren, wo ihre gewaltigen Proportionen sich genau überschauen ließen.

Friede sei Deiner Asche, Sindha! wohlwollender Freund, artiger und rücksichtsvoller Wirt, hochherziger, wackerer Edelmann! Der letzte Maharadscha respektierte und bewunderte die milden aber festen Grundsätze der britischen Herrschaft und war weitblickend und großmütig genug, die kleinlichen Schnackenstiche der thörichten englischen Schreiberwirtschaft zu Hause zu ignorieren und zu verachten, deren erhabene Unwissenheit und unaufhörlichen Verstöße seit unvordenklicher Zeit ihr Möglichstes gethan haben, um die indischen Fürsten und Häuptlinge der britischen Regierung zu entfremden!

L. Wingfield.

Die Insel Réunion.

(Schluß.)

Die Insektenarmut ist geradezu bemerkenswert; man wird Mühe haben, nur ein Dutzend Koleopteren zusammenzubringen, und der Schmetterlingsreichtum beschränkt sich auf eine geringe Zahl von häufigen Schmetterlingen. Die Hymenopteren sind ebenfalls nur spärlich vertreten. Bory de St. Vincent spricht die Meinung aus, daß die importierten insektenfressenden Vögel mit die Hauptschuld an dieser Insektenarmut seien; diese hätten die vordem reichere Fauna vernichtet. Ich zweifle an der Richtigkeit dieser Annahme und glaube, daß der Reichtum an Arten auch früher überhaupt nicht groß war.

Réunion ist ein stark vorgeschobener Posten im Indischen Ozean, der mit Beginn der Tertiärzeit schon nicht mehr im Verbande mit größeren Ländermassen stand.

Die Insektenklasse und namentlich die blumenbesuchenden Ordnungen der Schmetterlinge und Hymenopteren erlangen aber erst mit der Tertiärzeit ihre eigentliche Entwicklung an zahlreichen Arten, von welchen nur durch Zufall einzelne nach dem isolierten Eilande gelangen konnten.

Der natürliche Reichtum an vegetabilischen Produkten, das schöne Klima und die Ertragsfähigkeit des Bodens mußten naturgemäß die Ansiedler anlocken, zumal die

Insel fast überall leicht zugänglich ist. Bei einem Flächenraum von 252,000 Hektaren besitzt sie einen kulturfähigen Küstengürtel von über 200 Km. Länge.

Die Geschicke der Insel waren wechselnde, auch ihre Benennung hat im Laufe der Jahrhunderte wiederholt gewechselt. Ursprünglich hieß sie Sankta Apollonia, von 1645 an Mascarenhas; die Besiedelung erfolgte um die Mitte des 17. Jahrhunderts, und Flacourt wandelte den Namen in Insel Bourbon um; zur Zeit der französischen Revolution wurde sie als Ile de la Réunion bezeichnet; 1806 hieß sie Insel Bonaparte, dann wieder Bourbon, seit 1848 ist ihre offizielle Benennung wieder in Ile de la Réunion umgewandelt.

Heute ist die Bevölkerung auf ungefähr 170,000 Seelen angewachsen.

Wenn man die Schwierigkeiten erwägt, welche ein so heterogenes Völkergemisch mit sich bringt, so darf man den Zustand der Dinge als einen recht geordneten bezeichnen. Die oberste Instanz bildet der Gouverneur, welcher dem französischen Marineministerium verantwortlich ist. Ihm ist seit 1866 ein Rat beigegeben, welcher aus dem Militärkommandanten, dem Direktor des Innern, dem Generalprokurator, einem Archivsekretär und zwei Notabeln besteht.

Für kirchliche Angelegenheiten wird der Bischof und für Unterrichtsfragen der Rektor der Lehranstalten zur Beratung beigezogen. Für Unterrichtszwecke wird per Jahr von der Kolonie eine Million verausgabt.

Das Land eignet sich für alle tropischen Kulturen; die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Zucker, Rum, Kaffee und Vanille. Einst zogen die Kreolen besonders aus ihren Zuckerplantagen reichen Gewinn; das Geld floß in Fülle nach der Kolonie, welche gegen die Mitte dieses Jahrhunderts zur schönsten Blüte gedieh. Der sorglose Kreole glaubte, dies müsse immer so bleiben, und vergaß oft genug, sich durch Ersparnisse auf eine eintretende Krisis vorzubereiten. Heute ist die Lage der Kolonie eine höchst gedrückte; die Runkelrübenfelder der norddeutschen Ebene haben den Zuckerrohrpflanzungen dieses fernen Eilandes beinahe den Todesstoß versetzt. Der Kolonialzucker kann die Konkurrenz des deutschen Rübenzuckers kaum mehr aushalten, und in den letzten 20 Jahren ist die Zahl der Zuckerfabriken auf die Hälfte zurückgegangen. Der Crédit foncier in Paris, welcher in St. Denis eine Filiale besitzt, hat den Pflanzern aufzuhelfen versucht, mußte aber viele Plantagen an sich ziehen.

Dazu kommen noch andere Verwicklungen. Die Engländer haben die Einwanderung der nötigen Arbeitskräfte, der indischen Kulies, erschwert, und in den Pflanzungen richtet eine Raupe, welche sich in die Zuckerrohrstengel einbohrt und das Rohr zum Absterben bringt, große Verheerungen an. Die Raupe wird als „Borer" bezeichnet und ist ungefähr so groß wie unsere Kohlraupe. Die Borerraupe ist nackt, blaugrün und auf der Oberseite mit vier Punktreihen versehen. Ihre Lebensweise stimmt mit unserer Cossusraupe überein, ihre Gänge verlaufen meist senkrecht im Halme und stehen mit der Außenwelt durch kreisrunde, etwa zwei Millimeter weite Oeffnungen in Verbindung. Zur Zeit der Verpuppung sitzt sie in der Nähe der Spitze der Zuckerrohrhalme, welche im Wachstum etwas zurückbleiben oder bei starker Benagung dürr werden. In der Gegend von St. Suzanne traf ich sehr viele zerstörte Rohre an.

Der aus dieser Raupe hervorgehende Schmetterling heißt nach den mir zugekommenen Mitteilungen Hesperia borbonica und ist eine Eule von düster-brauner Färbung. Sie ähnelt unserer Erdbeereule. Es scheint mir, daß die Pflanzer etwas unpraktisch sind, da durch rechtzeitige und vollständige Vernichtung der befallenen Zuckerrohrpflanzen der Ausbreitung dieser Plage gewiß mit Erfolg entgegen gearbeitet werden könnte.

Der Ertrag der Zuckerplantagen ist immerhin noch bedeutend, da per Jahr etwa 25 Millionen Kilogramm Zucker und etwa 1000 Hektoliter Rum ausgeführt werden. Die Kaffeestaude liefert ein gutes Produkt, welches dem echten Mokka nicht viel nachstehen soll. Leider ist auch sie den pflanzlichen und tierischen Parasiten ausgesetzt. Auf den Blättern richtet der Kaffeepilz (Hemileja vastatrix) ausgedehnte Zerstörungen an, und im Parenchym zwischen beiden Blattflächen frißt die sogenannte „Larve géographique", deren eigentümlich gewundene, Flußläufen nicht unähnliche Gänge zu Zeiten überall auf den Blättern als weiße Figuren durchschimmern. Der jährliche Ertrag an Kaffee beläuft sich auf 350,000 Kilogramm. Am wenigsten hat die Vanille-Kultur gelitten. Sie erfordert einige Sorgfalt, gibt aber eine sichere und gute Rente. Die Lage der Kolonie ist zur Zeit jedoch derart, daß nach neuen Einnahmequellen gesucht werden muß. Die Kreditverhältnisse der Kreolen lassen sehr zu wünschen übrig, und der völlige Mangel an gemünztem Gelde ist eine ungesunde Erscheinung. Die Kolonie ist mit Papiergeld überschwemmt und man gibt Banknoten bis zu 50 Centimes herab aus, welche auswärts nirgends als Zahlungsmittel Geltung besitzen. Das Mutterland mußte in der Neuzeit, um die Kolonie vor Verarmung zu schützen, ihr eine besondere Fürsorge widmen. Zunächst wurde eine Eisenbahn erstellt, um die volkreichsten Orte der Küste miteinander zu verbinden. Sie bildet einen fast vollständig geschlossenen Gürtel und ist seit 1882 im Betrieb. Dann wurden im Nordwesten der Insel, zwischen La Possession und St. Paul, großartige Hafenbauten ausgeführt, um den Schiffen, welche meist auf der schlechten Rhede von St. Denis ankerten, eine bessere Unterkunft zu gewähren. Dieses Werk wird den Verkehr erleichtern und hat viel Geld unter die Bewohner gebracht.

Da mit dem benachbarten Madagaskar engere Beziehungen angeknüpft werden, und dort größere koloniale Unternehmungen in Aussicht stehen, so eröffnet sich den Kreolen nunmehr eine etwas bessere Zukunft.

Nach einer vorläufigen Umschau in der Stadt St. Denis suchte ich mir auf größeren und kleineren Ausflügen ein Bild der Insel zu verschaffen und gebe die wesentlichsten Züge hier wieder. Die Form des Eilandes bildet eine Ellipse, deren großer Durchmesser in der Richtung von Südost nach Nordwest liegt und 71 Km. lang ist. Der kleine Durchmesser besitzt eine Länge von 50 Km. In den beiden Brennpunkten der Ellipse liegen die gewaltigsten Erhebungen, im Süden der 2625 m. hohe Piton de Fournaise, im nördlichen Teil der Piton des Neiges von 3069 m. Höhe. Ob dies Zufall oder gesetzmäßige Notwendigkeit ist, muß ich dem Geologen oder dem Physiker zu entscheiden überlassen. Es sind in der That Brennpunkte, d. h. gewaltige Vulkane, von denen der nördliche längst erloschen ist, der südliche aber noch fortbrennt und von Zeit zu Zeit Lavamassen ausfließen läßt. Im Jahre 1861 und 1864 flossen die Lavaströme sogar bis zum Meere herab.

Die Beschaffenheit der Insel ist eine rein vulkanische, sedimentäre Schichten fehlen vollständig. Die Uferzone ist selten steil abfallend, wie beim Kap Bernard, meist bildet sie einen ebenen Gürtel von wechselnder Breite und von einer verschwenderischen Fruchtbarkeit. Er steigt sanft an, um sich dann rasch in bedeutende Höhen zu erheben. Die Abhänge und Ebenen sind furchtbar eingefurcht, eine Wirkung der erodierenden Kraft des Wassers. Die Ufer der zahlreichen Flüsse sind voll von Geschiebe; in ihren Betten liegen oft mächtige, gerollte Basaltblöcke. Die Bergschluchten sind meist höchst malerisch. An deren Flanken tritt das Eruptivgestein nackt zu Tage und zeigt nicht selten einen regelmäßigen Zerfall in gewaltige Basaltsäulen. In der Höhe und an geschützten Stellen liegen die Verwitterungsprodukte oft mehrere Meter hoch und bilden eine fruchtbare vulkanische Erde von lebhaft roter Farbe, aus welcher ein Wald von Farnkräutern emporsprießt.

Nach dem Innern geht das anfänglich steile Gehänge in Hochebenen über, welche am inneren Rande mit schwindelnder Steilheit gegen die im Zentrum liegenden Krater abfallen.

Die Vegetation, welche hier einen fruchtbaren Untergrund, reiche Bewässerung und ein warmes und gleichmäßiges Tropenklima vorfindet, erlangt naturgemäß eine staunenswerte Entwickelung. Der Botaniker findet hier ein wahres Eldorado. Leider fehlt bis heute eine vollständige wissenschaftliche Durcharbeitung der Flora dieser Insel. Bei der bedeutenden vertikalen Erhebung gelangen verschiedene Vegetationszonen zum Ausdruck.

Die zunächst dem Meere gelegene gut bebaute Ebene kann als Kulturzone bezeichnet werden. Sie reicht an den Gehängen hinauf bis zu einer Höhe von 200—250 m. In dieser Zone finden sich die meisten menschlichen Ansiedelungen, hier finden sich ausgedehnte Anpflanzungen von Zuckerrohr, Thee, Mais, Kaffee, Vanille, Maniok ꝛc. Viele Nutzpflanzen sind aus Indien oder aus anderen Tropengebieten hierher verpflanzt. An den Wegen starren uns die dolchförmigen Blätter der Agaven und stachelige Opuntien entgegen, in den Gärten bilden Tamarinden, Mangobäume und Benzoebäume den nötigen Schatten, in welchem der Kaffeestrauch gedeiht. Der Mangobaum (Mangifera indica) verleiht diesem Gürtel zum nicht geringen Teil seinen landschaftlichen Charakter. Als junger Baum mit lockerem Astwerk erinnert er an unsere Pfirsichbäume, später, wenn sich seine massige Krone entwickelt, erinnert er am ehesten an unsere Roßkastanien.

Nicht minder charaktervoll hebt sich der Brotfruchtbaum oder Jakbaum heraus. Die Anwohner nennen ihn „jacquier“, sein wissenschaftlicher Name ist Artocarpus integrifolia. Seine dunklen Kronen sind noch massiger als beim Mangobaum; das glänzend dunkelgrüne Laub steht außerordentlich dicht. Der Stamm liefert das hellgelbe und sehr dauerhafte Jakholz, welches für feinere Möbelarbeiten sehr gesucht wird. Die monströsen Früchte von Melonengestalt, aber mit rauher Oberfläche, sitzen bald an den Aesten, bald ganz unten am Stamm. Ihr süßlicher Aasgeruch ist mir widerlich vorgekommen, der Geschmack ist fade, doch wird dieselbe von den Schwarzen gern gegessen. Die im Fruchtfleisch enthaltenen Samen sind vom Aussehen der Saubohnen und kommen im Geschmack unseren Kastanien am nächsten. Junge Früchte lassen beim Anschneiden eine dicke Milch austreten, welche erhärtet und fast nicht mehr von den Fingern loszubekommen ist. Dieser Saft liefert einen ausgezeichneten Vogelleim, und ihm ist es zu verdanken, daß vor jeder Mulattenhütte Käfige mit lebenden Zeisigen, Finken und Kardinälen gehalten werden. — Nahe verwandt ist der schlitzblätterige Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa); sein Habitus ist aber völlig verschieden. Die Krone ist locker, die gelappten Blätter lang gestielt. Er erinnert stark an den hier überall angepflanzten Melonenbaum oder „Papayer“, dessen kurzgestielte Früchte dem Stamme dicht aufsitzen und von den Anwohnern gekocht oder eingemacht werden.

Die Cocospalmen und Fächerpalmen ragen überall zwischen den Laubkronen hervor, an ihren Stämmen ranken die dichtbelaubten Lianen hinauf. An den Wegen, an den Ufern der Flüsse und Bäche bilden die Dornsträucher (Lantana) mit ihren reichen Blütendolden schöne Gruppen. Im Gerölle wuchert der Boretsch (Borrago africana), und der Stechapfel (Datura Tatula und Datura Metel), vereinzelt erblickt man auch große gelbe Malven. In den feuchten Schluchten wuchern die Begonien in unglaublichen Mengen. In der Ebene und an den Gehängen trifft man ausgedehnte Waldungen von Kasuarinen (Casuarina equisetifolia). In der Ferne machen sie einen äußerst angenehmen und weichen Eindruck; sie sind im Gesamtcharakter unseren Lärchenbeständen nicht unähnlich.

Erhebt man sich bis zu 1000 m., so ändert sich der

Vegetationscharakter. An den Felsabhängen stehen Gruppen von Aloës, deren Fasern verarbeitet werden. Sie sind weithin sichtbar und an ihrem Grün-Gelb erkennbar. Ihre vom Winde stets bewegten Blütentrauben werden etwa 6—7 m. hoch und sind mit weißen Blüten oder mit Brutzwiebeln locker besetzt. Der Mulatte schneidet die Blütenschäfte zu langen Stangen zurecht und fertigt aus ihnen das Gerüst zu seinen mit Bananenblättern bedeckten Hütten.

Es beginnen bei etwa 600 m. die Farne allgemeiner aufzutreten, und ein vielfach benutzter Baum, welcher auch schon in der Tiefe in der Nähe des Meeresstrandes bemerkbar wird — der Vacoabaum (Pandanus utilis), der einem riesigen Armleuchter vergleichbar ist. Er wird nicht sehr hoch; sein schwammiger, mit grauer Rinde versehener Schaft schickt in horizontaler Richtung einige wenige Aeste aus. Gegen das Ende erheben sich dieselben in rechtem Winkel nach oben und tragen ein Büschel dolchartiger Blätter in schraubenförmiger Anordnung. Von den Aesten hängen die kindskopfgroßen, kugeligen Früchte herab. Der Vacoabaum gehört unstreitig zu den nützlichsten Pflanzen der Insel. Seine Blätter werden in Riemen geschnitten und von den ansässigen Madagassen mit Geschick verarbeitet. Man macht aus Vacoa Schachteln, Körbe und die großen Säcke, in welchen der unraffinierte Zucker exportiert wird. In den Bergen begegnete ich einer Schar mulattischer Schuljungen, welche Schulsäcke aus Vacoa am Rücken trugen und darin ihre Gelehrsamkeit und ihre Lebensmittel untergebracht hatten.

Hier beginnen auch die ausgedehnten Waldungen mit zahlreichen und wertvollen Nutzhölzern. Deren Ausbeutung unterliegt der strengen Aufsicht der Kolonialregierung.

Bei 1000 m. beginnt allgemeiner eine Charakterpflanze aufzutreten, welche man nie aus dem Gedächtnis verlieren wird; es ist der von Bory de St. Vincent entdeckte Berg-Bambus (Nastus borbonicus). Der Entdecker gibt als dessen untere Höhengrenze 1200 m. an, ich halte dies jedoch nicht für ganz genau und sah diesen Bambus schon bei 900 m. häufig werden. Dieses prächtige Riesengras entsendet aus dem Boden eine Anzahl armdicker, 12—15 m. hoher Stangen, welche oben zierlich auseinander biegen und reiche Blättergarben tragen.

Zur Aesthetik der tropischen Landschaft tragen die Bambusen ohne Zweifel in erster Linie bei und übertreffen durch ihre graziösen Formen selbst die stolzen Palmen. Das Blätterwerk ist nicht zu locker und nicht zu dicht, größere Gruppen und Bestände rufen durch ihre luftigen Massen, durch die sanften Uebergänge von Licht- und Schattenpartien einen landschaftlichen Effekt hervor, der eine wahre Augenweide ist.

In den Schluchten und an den Abhängen treten die artenreichen Farnbestände und leuchtend grünen Bärlappwiesen (Lycopodium cernuum) in den Vordergrund.

Der „Trommler“ im fernen Westen.

Ein amerikanisches Lebensbild.

Der Trommler, von welchem wir hier reden wollen, ist weder ein fellrasselnder Virtuos auf der großen oder kleinen Trommel, noch eine durch lautes Gurren ausgezeichnete Taubenart — es ist vielmehr einfach ein Handelsreisender oder Musterreiter oder Ellenritter, der im Volksidiom jenen eigentümlich kennzeichnenden Beinamen führt und nur der neuen Welt eigentümlich ist. Handelsreisende und Musterreiter findet man in allen Ländern der Welt, den eigenartigen Trommler aber nur in Amerika. Der Name ist auch ein ganz passender, denn der Wettbewerb in allen Zweigen des Handels ist in den Vereinigten Staaten so groß, daß man nicht mehr sagen kann: „Klimpern gehört zum Handwerk“, sondern sagen muß: „Trommeln gehört zum Handwerk“ und der Trommler muß in der That einen gewaltigen Lärm über die billigen Preise und die schöne Qualität seiner Waren schlagen, wenn er Geschäfte machen will.

Der Musterreiter der Alten Welt wandelt eigentlich auf einem Rosenpfad im Vergleich zu dem Trommler im fernen Westen. Dieser muß hier die Geduld eines Hiob, die Ausdauer der Spinne, die Schlauheit des Fuchses und die Verdauung eines Straußes besitzen, nicht zu gedenken des äußersten Gleichmuts und der Fähigkeit, sich alles mögliche bieten zu lassen. Er muß die ganze Zeit über drei Gegenstände vor allem im Kopfe haben und niemals aus den Augen verlieren: sich selbst, seinen Brotherrn und seinen Kunden. Ich versetze ihn in diese Lage, weil man in Amerika, vor allen anderen Orten, zu allererst auf sich selber sehen muß. Ich weiß, dies liest sich wie ein selbstsüchtiges Glaubensbekenntnis, aber es ist nichts destoweniger wahr und meines Erachtens für den Trommler noch wesentlicher als für einen andern Beruf und Lebensweg. Er findet gewöhnlich nicht viel Sympathie, weder von Seiten seiner Brotherren noch von Seiten seiner Kunden. Unähnlich den Brotherren in der Alten Welt, geben diejenigen in der Neuen nur selten, wenn überhaupt, einem Angestellten eine Pension; sondern das gemeinübliche Verfahren besteht darin, daß, wenn ein Mann seine Kraft verbraucht hat und nicht mehr viel leisten kann, man ihn durch einen andern und jüngeren Mann ersetzt. Es gibt natürlich auch Ausnahmen von dieser Regel, aber sie sind selten genug.

Die Kunden erst würdigen nur selten die Bemühungen des Trommlers, sie dadurch zu befriedigen, daß er ihnen die besten Preise, die schönsten Qualitäten und den freigebigsten Diskonto gibt, sondern sie schauen sich allezeit nach irgend einem andern um, welcher ihnen etwas bessere Bedingungen einräumt; und wenn sie diesen finden, wie es nur allzu oft in diesem Lande der starken Konkurrenz der Fall, so übertragen sie ihm ihre Bestellungen ohne die geringste Rücksichtnahme auf die Folgen für den

Mann, welcher vielleicht schon viele Jahre lang ihre Interessen warm vertreten hat.

Ich will jedoch meine Leser nicht mit einer Predigt über die Beziehungen zwischen dem Trommler, seinem Brotherrn und seinem Kunden ermüden, sondern zunächst eine Schilderung der interessanteren Züge seines Lebens unterwegs und seiner Freuden und Leiden geben.

Der Trommler muß vor allem eine gute Dosis Leichtsinn oder wenigstens heiteren Sinn haben, ein guter Gesellschafter sein und immer über einen reichen Vorrat von Anekdoten und lustigen Geschichten verfügen, mit denen er seine Kunden unterhalten kann. Wenn er Erfolg haben soll, muß er immer lustig und guter Dinge und aufgeräumt sein. Gleichviel wie es ihm auch gehe, er muß seinen Kunden und Bekannten stets mit einem Lächeln begegnen und mit allen guter Kamerad sein. Man erzählt sich eine alte Geschichte von einem amerikanischen Großhändler, welcher keine eigene Erfahrung vom Reisen hatte, aber doch glaubte, er kenne das Leben aus dem Grunde. Ein junger Trommler war eben von seiner ersten Rundreise zurückgekehrt und der geringe Betrag der mitgebrachten Aufträge hatte den Zorn seines Prinzipals hervorgerufen, was zu nachstehender Unterredung Anlaß gab.

Prinzipal: Mr. Blank, lassen Sie mich Ihnen einige Winke geben, wie Sie Waren verkaufen müssen. Wir wollen annehmen, Sie seien der Handelsreisende und ich der Landkunde. Lassen Sie mich 'mal sehen, wie Sie die Rolle spielen, für die ich Sie bezahle! (Damit steht der Prinzipal auf, bereit seinen unbekannten Besucher zu empfangen, welcher sich ihm mit vertraulich-lächelnder Miene nähert.)

Der Trommler (seine Karte darreichend): „Guten Tag, Sir! Erlauben Sie mir, mich bei Ihnen einzuführen als der Vertreter von Dash u. Co., dem großen Ellenwarenhause. Ich habe eine sehr schöne Auswahl von Mustern bei mir; Sie erlauben mir hoffentlich, Ihnen dieselbe vorzulegen?

Prinzipal: Gewiß, gewiß! Bin sehr erfreut, den Vertreter einer so wohlbekannten Firma kennen zu lernen. Es wird mir ein Vergnügen sein, Ihre Muster anzusehen, und ich hoffe, Ihnen eine ansehnliche Bestellung aufgeben zu können.

Trommler: Sie glauben also, daß wir in dieser Weise behandelt werden? Glauben Sie das wirklich, Sir? — Na, lassen Sie uns 'mal die Plätze wechseln und ich werde Sie enttäuschen und Ihnen ein Pröbchen von dem Empfang zum Besten geben, welcher uns gewöhnlich von Seiten der meisten unserer Kunden zu teil wird. — Nun will ich den Landkunden spielen und Sie den Trommler. (Mit diesen Worten setzte er sich auf den Stuhl seines Prinzipals, legte seine Füße auf das Pult von Rosenholz und begann emsig ein Tabakspriemchen zu kauen.

Prinzipal: Guten Tag, Sir! Ich bin der Vertreter ....

Trommler: Oh, Sie sind's. Sie sind ungefähr der zwanzigste Trommler, welcher mich heute Morgen zu meiner Plage heimsucht. — Ich bin mit allen Vorräten reich versehen. — Nun lassen Sie sich's ein- für allemal gesagt sein: ich brauche nichts und kaufe nichts und belästigen Sie mich nicht weiter, denn ich will meine Zeitung lesen. Ich gedenke mir eine Bulldogge, eine Selbstschußflinte und ein Berliner-Eisen für Menschen zu kaufen und zu versuchen, ob ich euch zudringliche Bursche nicht los werden kann — guten Tag, Sir! (Und ohne auf den verblüfften Blick seines Prinzipals im mindesten zu achten, nahm er ruhig ein Zeitungsblatt in die Hand.)

Zu sagen, der Prinzipal sei von diesem Pröbchen überrascht gewesen, hieße zu wenig gesagt; sobald er aber wieder Worte fand, nahm er sogleich die Vorwürfe zurück, welche er seinem Reisenden gemacht hatte, und entschuldigte sich.

Dies ist natürlich eine Uebertreibung der wirklichen Behandlung, welche dem Trommler zuteil wird, allein in der Wirklichkeit findet er oft seine Landkunden sehr sauertöpfisch, unfreundlich und unnahbar. Allein ein derartiger Empfang darf ihm die Laune nicht verderben, er muß herzlich lächeln und sich bemühen, den bäurischen Krämer für sich einzunehmen, und oft gelingt ihm dies so gut, daß der Kunde eine bedeutende Bestellung macht. Der Trommler muß ein großes Repertoire von komischen Charakteren haben, welche er nachahmt, und je besser diese Aufführung, desto erfolgreicher vermag der Trommler gewöhnlich bei dem Kleinkaufmann sich in Gunst zu setzen. Er muß zu jeder Stunde in der Nacht aufstehen und sein Bett verlassen, gleichviel wie kalt oder stürmisch das Wetter auch sei, um den Güter- oder den regelmäßigen Personenzug zu erreichen. Er muß imstande sein, an den Eßstationen längs der Linie seiner Reiseroute innerhalb fünfzehn Minuten eine Mahlzeit zu halten, gleichviel wie zäh das Fleisch oder wie heiß der Kaffee oder die Suppe auch sein mag, sonst wird der Zug weiter fahren und ihn mit der angenehmen Ueberzeugung zurücklassen, daß der Vertreter eines konkurrierenden Hauses die nächste Stadt zuerst erreicht und ihm vielleicht die dortigen Kunden hinwegschnappt. Er muß bereit sein, aus dem Waggon zu springen, sobald der Zug in die Station einläuft, tausend Schritt weit zu laufen, einem Kunden ein Quantum Waren zu verkaufen und die Station wieder rechtzeitig zu erreichen, ehe der Zug weiter fährt, und dieses Kunststück auszuführen, während die Lokomotive Kohle und Wasser einnimmt.

In den winterlichen Blizzards oder Schneestürmen wird er oft eingeschneit oder bleibt mit dem Zuge zwischen zwei Stationen an einem Orte stecken, wo weit und breit kein Haus ist, bei einer Temperatur von 10 bis 12° unter Null und einem Winde, der mit einer Wucht von 10 g. Mln. in der Stunde den Schnee gegen den Bahnwagen treibt. Hier kann er Stunden-lang ohne Nahrung verweilen

müssen, und wenn ihn dann der Hunger zwingt, auf dem ersten besten Gehöfte ein Obdach zu suchen, und er in den Sturm und das Schneegestöber hinauswandert, läuft er große Gefahr, in eine Schneewehe zu geraten, an deren Grunde man ihn dann erfroren findet, wenn im nächsten Sommer die Sonne den Schnee hinweggethaut hat.

Die Erfahrungen des Trommlers in den Gasthöfen des platten Landes und namentlich im fernen Westen, wo er oft in feuchten und schmutzigen Betten schlafen und sein Haupt auf Kissen legen muß, welche anscheinend mit Backsteintrümmern gefüllt sind, kann man zwar beschreiben, aber nur dann vollkommen würdigen, wenn man sie selbst erfahren hat. Die Kost ist auch oft von einer Art, gegen welche sich ein schwacher Magen empört und die nur der Hunger genießbar machen kann. Ein Gericht schmeckt wie das andere, und in allen herrscht ein fettiger Geruch und Geschmack vor. Die Butter scheint oft von selbst davon laufen zu wollen, das Fleisch ist so zäh und die Messer sind so stumpf, daß man es unmöglich schneiden kann; das Brot ist entweder verbrannt oder noch teigig und die Milch sauer.

Natürlich ist dies nicht immer der Fall, denn selbst im Leben eines Trommlers gibt es Oasen und grüne Fleckchen in seiner Erinnerung an ein angenehmes Gasthaus auf dem Lande, wo die Milch süß, die Butter frisch, das Brot weiß und hübsch gebacken und das Fleisch zart und gut gekocht ist. Derartige behagliche und heimelige Hotels sind aber im fernen Westen sehr selten, und wenn je ein Trommler so glücklich ist, ein solches aufzufinden und durch einen Besuch zu erproben, so verbreitet sich die Nachricht von seiner Entdeckung rasch unter allen seinen Kollegen, welche in jener besonderen Region reisen.

Die Sonntage unterwegs sind keineswegs genußreich, wie denn der amerikanische Sonntag auch seine Schattenseiten hat. Mehr als einmal, eigentlich in den meisten Fällen, sieht sich der Trommler genötigt, seinen Sabbath in einem abgelegenen Städtchen zu verbringen, wo er ganz auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen ist, um sich seine Stunden zu verkürzen. Nur allzu oft ist dort nur eine einzige Kirche oder Kapelle und an dieser ein Geistlicher, dessen Fähigkeiten gerade hinreichen, um durch seine Predigt die Zuhörer in ein Schläfchen einzulullen. Während der Wintermonate, wo der reichliche Schneefall Straßen und Wege blockiert, sieht er sich oft gezwungen, längere Zeit in einem winzigen Städtchen zu verweilen, welches nur ein einziges Hotel, ein paar allgemeine Kaufläden, eine Apotheke und vielleicht einen oder zwei sogen. „Trinksalons", vulgo Schnapskneipen, enthält, wo er mehrere Tage lang von der Welt ganz abgeschlossen ist, keine Zeitung mehr zu lesen bekommt und wo er keine andere Unterhaltung findet, als mit der Kellnerin eine Liebschaft anzufangen, mit dem Wirt ein Brettspiel zu machen oder mit irgend einem beliebigen Individuum eine Partie Euker oder Poker zu spielen. Unter allen traurigen Plätzen im Winter ist meines Erachtens eines dieser Städtchen, welches draußen in der weiten Prärie erbaut worden ist, wo man weit und breit keinen Baum oder Busch und keine Anhöhe sieht, einer der trübseligsten Orte, selbst wenn die Eisenbahnzüge regelmäßig verkehren; allein wenn der Reisende im Winter daselbst eingeschneit und vom Schnee allseitig blockiert ist, dann verdient der unglückliche Trommler wirklich Mitleid. Aber trotz aller dieser Prüfungen, Trübsale und Widerwärtigkeiten ist der Trommler doch immer derselbe lustige, scherzliebende, leichtsinnige Bursche, immer zu jedem Schelmenstreich aufgelegt, aber auch immer bereit, irgend einem notleidenden Kollegen hülfreich an die Hand zu gehen, niemals an einem würdigen Gegenstand des Mitleids ohne eine milde Spende vorüber zu gehen, immer bereit mit einem hübschen Mädchen zu liebeln oder bei einem Contretanz das Tanzbein zu schwingen, aber immer mit offenem Auge für jede Möglichkeit, Bestellungen auf seine Waren zu erhalten und die Interessen seines eigenen Ichs, seines Prinzipals und seiner Kunden in einer Weise energisch zu wahren, wie dies nur der amerikanische Trommler zu thun imstande ist.

Die Gipfel, Pässe und Gletscher des Kaukasus.

Von Douglas W. Freshfield, Ehrensekretär der Londoner Königl. Geographischen Gesellschaft.[1]

In meiner Skizze von Swanetien versprach ich einen allgemeinen Umriß der Gebirge des zentralen Kaukasus, soweit wir dieselben gegenwärtig kennen, folgen zu lassen.

Werfen wir zunächst so rasch wie möglich einen Blick auf die Elemente der kaukasischen Orographie. Der eigentlich gebirgige Teil der Kette, nordwärts von Pitzunda bis nach Basardjusi, ist über 400 e. Mln. lang, eine Entfernung, welche ungefähr derjenigen vom Monte Viso bis zum Semmering in den Alpen gleichkommt. Seine Säume und Ausläufer erstrecken sich beziehungsweise noch 150 und 100 e. Mln. weiter bis in die Umgebungen von Baku und Nowo-Rossisk, dem neuen Hafen Ciskaukasiens am Schwarzen Meer. Er verläuft von Nordwesten nach Südosten, zwischen dem 45. und 40.° n. Br., und sein Mittelpunkt liegt unter derselben Breite mit den Pyrenäen. Die Kette der Schneeberge, der „frostige Kaukasus", welcher nördlich von Pitzunda am Schwarzen Meere beginnt, erstreckt sich ununterbrochen bis zur östlichen Quelle des Rion, des alten Phasis. Vom Maruch- bis zum Mamisson-Paß, d. h. auf eine Entfernung, welche so groß ist, wie diejenige vom Montblanc nach dem St. Gotthard, findet man darin keine Lücke unter 10,000 Fuß Meereshöhe, keinen Paß,

[1] Wir lassen der lehrreichen Schilderung „Swanetiens" von demselben Verfasser, welche wir im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift gaben, nun diese gediegene Gesamtbeschreibung der kaukasischen Hochgebirgswelt als eine naturgemäße Ergänzung folgen. Die Redaktion.

der nicht über Gletſcher hinführt. Der beſchneite Zentralkamm, nun nicht länger zuſammenhängend, ſondern von Schluchten unterbrochen, deren eine die berühmte Dariel iſt, ſetzt ſich nun oſtwärts fort und gipfelt in den Gletſchergruppen des Kasbek (16,546 Fuß) und des Schebulos (14,700 Fuß). Oeſtlich von dem geſchichtlichen Paß des Kaukaſus — der Kreſtowaya Gora oder des Kreuzberges — teilt ſich der Bergkamm und umſchließt mit ſeinen Armen die nackten Kalkſteinplateaux und gähnenden Schluchten von Daghеſtan, dem „Hochland", wie ſein Name beſagt. Dieſe öſtliche Hälfte der Kette muß ich, trotz ihrer drei Gletſchergruppen Schebulos, Diklos und Baſardjuſi, mit wenigen Sätzen abfertigen. Schebulos, das Haupt einer Gruppe von granitenen Hochgipfeln, die orographiſch die Fortſetzung der Hauptkette des zentralen Kaukaſus bildet, iſt von Dr. Radde in ſeinem Werk über die Chewſuren geſchildert worden. Die Bergkette, welche die ſüdliche Grenze von Daghеſtan bildet und die reichen Wälder und Obſtgärten Kachetiens beherbergt, iſt zahm im Umriß, obwohl von bedeutender allgemeiner Höhe und ſoll nur in der Nachbarſchaft der baſaltiſchen Klippen von Baſardjuſi (14,635 Fuß) maleriſch und intereſſant werden. Dieſer Bezirk iſt ebenfalls neuerdings von Dr. Radde[1] in „Petermann's Mitteilungen" beſchrieben worden. Dr. Radde iſt ein beharrlicher und energiſcher Reiſender im Kaukaſus und anderwärts geweſen, aber er iſt ſogar vielleicht noch ausgezeichneter als der Organiſator und Verwalter des Kaukaſiſchen Muſeums in Tiflis. Dieſes wunderbare Muſeum verdankt alles der Energie, der Sympathie für verſchiedene Zweige der Naturwiſſenſchaft und der menſchlichen Geſchichte und dem künſtleriſchen Geſchmack ſeines Gründers, welcher ein ganzes Menſchenleben der Herſtellung einer Sammlung gewidmet hat, die im weiteſten Sinne des Wortes geographiſch iſt.

Allein ich muß nun unſer Beobachtungsfeld auf nur einen kleinen Teil der Regionen beſchränken, die in Dr. Radde's Muſeum veranſchaulicht ſind. Wir müſſen uns hier damit begnügen, unſere Aufmerkſamkeit auf denjenigen Teil der Kaukaſuskette zwiſchen Elbrus und Kasbek, den zentralen Kaukaſus, zu beſchränken. Dieſer Teil iſt 120 e. Mln. lang, alſo ungefähr ſo lang als vom Montblanc bis zur Bernina. Von Naltſchik nach Kutais iſt er 100 e. Mln., in ſeinem ſchmalſten Teil ungefähr 80 e. Mln. breit. Hundert e. Meilen iſt ungefähr die Breite der Alpen von Grenoble bis Turin, von Chambery bis Ivrea oder von Luzern bis Arona. Im Gegenſatz zu manchen anderen Angaben iſt alſo der Kaukaſus nur um weniges ſchmäler als die Alpen.

Der geognoſtiſche Bau der Kette iſt mit ziemlicher Genauigkeit von Erneſt Favre,[2] dem Sohn des wohlbekannten Genfer Geologen, geſchildert worden, welcher den Kaukaſus im Jahre 1868 beſuchte. Kasbek und Elbrus ſind zwei vulkaniſche Auswüchſe, welche dicht neben der granitiſchen Kette aufgepflanzt ſind.[1] Der Elbrus hat die regelmäßigen Umriſſe eines typiſchen Vulkans; ſeine kennzeichnende Eigentümlichkeit beſteht darin, daß er in zwei kleinen Kegeln von beinahe gleicher Höhe gipfelt, welche durch eine Lücke von etwa 1500 Fuß Tiefe in einer Meereshöhe von ungefähr 17,000 Fuß getrennt werden. Jeder dieſer Kegel bewahrt noch die Züge eines Kraters in einem an der einen Seite zuſammengebrochenen hufeiſenförmigen Rücken, welcher ein ſeichtes mit Schnee gefülltes Becken einſchließt. Oberflächliche Beobachter aus der Entfernung haben irrtümlich vermutet, die tiefe Einſenkung zwiſchen den Gipfeln ſei eine Lücke in einem ungeheuren Endkrater, eine Mutmaßung, welche durch Mr. Grove's[2] ſehr deutliche Schilderung ſeiner Beſteigung des weſtlichen Gipfels längſt widerlegt ward.

Der Kasbek hat einen weit weniger regelmäßigen Umriß als ſein großer Nebenbuhler, und dem vorüberziehenden Reiſenden, welcher ihn nur von der Landſtraße aus ſieht, iſt es leicht zu verzeihen, wenn er ſeinen vulkaniſchen Urſprung nicht erkennt. Er erſcheint als ein abgebrochener Kegel. Ein großes Firnfeld bekleidet nun die Breſche an der nördlichen Seite des Pik. Wenn auf dem Rücken zwiſchen dem Devdoraki- und dem Tſchatſch-Gletſcher eine Hütte erbaut würde, wäre die Erſteigung von dieſer Seite aus nicht ſchwieriger als die des Montblanc. Auf dieſem Wege ſtieg ich im Jahre 1868 mit meinen Freunden A. W. Moore und C. Tucker herab. Ein Piemonteſe, Herr Lerco, welcher den Berg im Jahre 1887 erſtieg,[3] ſchickte mir eine Photographie, die von der Höhe des von der Poſtſtation aus ſichtbaren Strebepfeilers (etwa 14,500 Fuß) aus aufgenommen iſt und zeigt, daß die dort hervorragenden Felſenzacken verdrehte Lavenmaſſen ſind.

Der Rückgrat des Kaukaſus wird gebildet von einem Syſtem verworfener und zerbrochener dicht paralleler Grate mit vielen kurzen Ausläufern und beſteht von einem bedeutend weſtlich von Sukhum Kaleh gelegenen Punkte bis zum Mamiſſon-Paß größtenteils aus Gneis oder granitoidem Geſtein, vermengt mit kryſtalliniſchen Schiefern. Durch eine anſcheinend ſeltſame Laune der Natur iſt das Gebirge öſtlich von Adai Tſchotſch über und über wieder bis zu ſeiner Baſis von Schluchten zerriſſen und die Waſſerſcheide

[1] „Die Chewſ'uren und ihr Land", Kaſſel 1878, und „Petermann's Mitteilungen", Ergänzungsheft 85.

[2] „Récherches géologiques dans la partie centrale de la chaîne du Caucase". Genève 1875.

[1] Die Entfernung des Elbrus von der Waſſerſcheide iſt durch die neue Vermeſſung von 11¼ auf 7 Meilen reduziert und auch die Lage des nordweſtlichen Hochgipfels im Verhältnis zum ſüdweſtlichen in der neuen Karte von N. 41° W. auf N. 76° W. umgeändert worden. Die in ruſſiſchen Saſchinen (1 = 7 Fuß e.) angegebenen Höhen der Gipfel ſind von 18,526 und 18,453 auf beziehungsweiſe 18,470 und 18,347 Fuß reduziert worden.

[2] Grove's „Frosty Caucasus", 1875.

[3] Siehe „Schweizer Alpenzeitung", 1885, Nr. 17 bis 21. Zürich.

auf einer parallelen Kette von Thonschiefern — paläozoischen Schiefern, wie sie von den ausländischen Geologen genannt werden — welche derselben vom Schwarzen Meere aus gefolgt sind. Diese Uebertragung zu erklären, muß ich Geologen überlassen. Ihre Bedeutung für das Menschenleben ist groß. Die Schiefer, weniger steil und hoch als der Granit, sind auch weniger furchtbare Hemmnisse für den Verkehr. Die Krestowaja Gora kreuzt dieselben in ungefähr 8000 Fuß; der Mamisson-Paß führt über den grasigen Rücken hin, der sie in einer Höhe von 9200 F. mit den Graniten des Adai Tschotsch verbindet. Dies sind die natürlichen Heerstraßen, welche aus dem Norden beziehungsweise nach Georgien und Mingrelien führen. Die erstere war lange die georgische Militärstraße; die letztere sollte im vorigen Jahre für den Wagenverkehr praktikabel gemacht werden. Sie sind gangbare Pässe und so leicht zu ersteigen, daß Chosroes und Justinian übereinkamen, nicht auf dem Bergrücken, sondern da, wo die Darielschlucht die Granitkette bis zu ihrem Fuß gespalten hat, eine Grenzfeste zwischen den alten Zivilisationen der Welt und den sagenhaften Horden der nordischen Barbarenvölker zu errichten und mit einer Besatzung zu versehen.

Zu den aus Büchern und Karten und zerstreuten Beobachtungen erhobenen Allgemeinheiten fügt der Gebirgsforscher die raschen und summarischen Eindrücke, welche er auf den Berggipfeln gewonnen hat. Saussure und Dr. Tyndall haben beide einen hohen Wert auf derartige Ansichten aus der Vogelperspektive gelegt als Grundlage für wissenschaftliche Schlüsse. Der moderne Gelehrte verlangt aber, als eine Bedingung für die gewinnreiche Benützung derselben, daß der Beobachter „physikalisch veranlagt" sei. Nun bin ich kein Physiker, wie ich fürchte. Und doch kann möglicherweise ein Beobachter von diesen Pisgah-Höhen nicht weniger Wahrheit mit herunterbringen, weil er sie besteigt, ohne entweder eine zu bestätigende Theorie oder einen zu gefährdenden Ruf mitzubringen. So viel weiß ich wenigstens gewiß, daß selbst nicht „physikalisch veranlagten" Männern Panoramen von höchstem Nutzen sein können, um einige von den Mißverständissen zu berichtigen, welche durch die Konventionen unvollkommener oder konturloser Karten veranlaßt werden. Ich erkühne mich daher, meine Leser aufzufordern, mit mir wenigstens im Geiste zu einer Höhe von 15,000—18,000 F. über den Meeresspiegel hinanzuklettern und dann, während sie auf einem der höchsten Gipfel des Kaukasus stehen, mit Muße eine solche Aussicht zu untersuchen, wie ich sie vor zwanzig Jahren vom Kasbek und Elbrus und im Jahre 1887 vom Tetnuld und Uka aus vor meinen Augen entrollt sah.

Der Himmel über uns ist von einem dunklen Enzianblau, die benachbarten Hochgipfel sind blendend weiß; wo die Bergkette zurücktritt, glänzt der Schnee golden, bis am Horizont die fernsten Kämme und die dünnen Wolkenstreifen eine reiche Bernsteinfarbe annehmen und sich in die schwachen rötlichen Tinten des Sonnenaufgangs verfärben. Ein leuchtender, opalesзierender, durchsichtiger Duft verbreitet sich über die Tieflande und mildert, aber verbirgt nicht die Umrisse derselben. Um unsern einsamen Hochgipfel herum ist alles still und stumm, ausgenommen das Fächeln der kleinen Wellen warmer Luft, welche an uns vorüber aus den Thälern aufsteigen, das undeutliche aber andauernde Gemurmel stürzender Wasserbäche und der augenblickliche Donner von Lawinen, welche von den gefrorenen Klippen der Firnfelder unter uns in die verborgenen Tiefen der Gletscher abstürzen. Die ungeheure unter uns ausgebreitete Landschaft ist überspannt von einem breiten Gürtel beschneiter Anhöhen und Höhlungen, wie der Nachthimmel von der Milchstraße überwölbt ist. Diese Höhen zeigen sich nicht als der einzelne von den Karten angegebene Wall, sondern eher als ein System von kurzen Rücken, welche gewöhnlich unter einem Winkel auf die Richtung der Kette zulaufen, und zwar mehr beinahe gerade von Osten und Westen her. Wir unterscheiden gewöhnlich zwei (zuweilen auch mehr) einander ziemlich parallele Hauptrücken. Die Hochgipfel sind in Eis und Schnee gehüllt, voll zarter Striche und feiner Kerben, wo die mit Gesimsen versehenen Kronen ihre Schattenlinien auf den dichtanliegenden Eis- und Schneepanzer der Berge werfen. Unter dem Bergschrund oder der Eisspalte, welche die Berghänge umgürtet, fallen schwarze Falten von fleckenlosem Firnfeld zu den unteren Gletschern ab. Ueberall, wo die Felsen kahl sind, zeigen sie die den härteren krystallinischen Klippen eigentümliche Starrheit und Kühnheit der Umrisse. In der zentralen Gruppe, um den Schkara, Koschtantau und Dychtau herum scheinen die Gewalten (gleichviel welcher Art sie waren), welche der Bergkette ihren Ursprung gaben, ihre höchste Anstrengung entfaltet zu haben, denn die Gipfel und Kämme sind höher, die Abhänge steiler, die Gräben und Schluchten tiefer. Der Bau des Gebirges zeigt eine Kraft und Wucht, man möchte sagen eine Heftigkeit, welche an die Alpen des Dauphiné erinnert.[1]

Die Vertiefungen zwischen den Höhen sind von ungeheuren Eisfjorden ausgefüllt, deren obere Becken sich parallel den Kämmen hindehnen, Schneefeld über Schneefeld in einem Maßstabe, den man in den Alpen kaum anderswo wiederfindet, als am Fuße des Finsteraarhorn. Aus den düsteren Gletscherthoren treten vollständige Flüsse ins Leben, und unser Auge folgt denselben in jeder Rich-

[1] Ich bemerke hier als merkwürdiges Zusammentreffen, daß ich auf dem Bezingi-Gletscher ein kleines Stück halb krystallinischen halb schwarzen Schiefers auflas und daß Professor Bonney („Alpine Journal", vol. XIV., S. 48) schreibt: „Das krystallinische Gestein im Dauphiné ist stellenweise von schwarzem Schiefer überlagert." Der Bezingi-Gletscher ist ein geognostisches Museum von Trümmern krystallinischer Gesteine, welche von den benachbarten Bergzügen heruntergefallen und ebenso merkwürdig für das Auge wie verderblich für die Sohlen derjenigen sind, welche diesen herrlichen Eisstrom betreten.

tung nach Norden oder Süden, wie sie eine Zeit lang in breiten, waldumfriedigten Becken oder grasumgebenen Gräben am Fuße der Schneemassen verweilen und ihre Zuflüsse sammeln, ehe sie sich ihren Ausweg durch tiefe Schluchten und ein Gewirr von Hügeln nach der fernen Steppe oder den undeutlich sichtbaren Wogen des Schwarzen Meeres bahnen. Welcher ist nun der Charakter der Bergzüge, durch welche sie hinziehen? Wir wollen sie genau untersuchen, und zwar zuerst die nördlichen. Hier breiten sich am Fuße des zentralen krystallinischen Kerns der Kette weite, glatte, grusige Dünen aus, die Waidegründe der Tartaren und Osseten. Ich nenne sie Dünen, denn der Name scheint am besten für ihre wellenförmigen Umrisse zu passen, aber ihre Kämme erreichen Höhen von 9000 bis 10,000 Fuß. Sie bestehen aus zerreiblichen krystallinischen Schiefern, und wenn sie irgend welche Gipfel hatten, so sind dieselben längst durch atmosphärische Einwirkungen abgetragen worden.

Jenseit dieser Schiefer steigt eine zerrissene Kalksteinwand an, gekrönt von bleichen steilen Zinnen (11,000 bis 12,000 Fuß hoch) und bis zur Wurzel in Breschen gespalten, durch welche die Gebirgswässer fließen.[1] Jenseit derselben liegt wiederum den Höhenzügen parallel eine breite Furche und dann erst steigt die letzte Erhebung an, ein Gürtel niedriger Kalksteinhügel, auf welchen da und dort, zwischen den wegen der Ferne blau oder purpurn erscheinenden Wellen von Buchenwald, eine weiße Klippe erscheint, welche ihre örtliche Farbe behalten hat und wie ein Fleck frischen Schnees glänzt. Weiter darüber hinaus breitet sich die scythische Steppe aus, nicht die wellenlose Ebene der Lombardei, sondern eine lange Strecke niedriger Hügelwellen. Aus ihrer Mitte steigen kühn die fünf Berge von Pätigorsk empor, an Maßstab, Umriß und annähernd auch an Ursprung den Euganeischen Hügeln gleichend. Weiter östlich ist das Becken von Wladikawkas von einem Halbkreis niedriger Hügel eingeschlossen. Sie verdienen eine genauere Besichtigung, denn wenn sie nicht alte Moränen sind (wofür ich sie nicht halte), so findet man in ihnen wahrscheinlich vielfache Spuren alter Gletscherthätigkeit.

Wenden wir unsere Blicke nun südwärts. Auch hier sind glatte, grasige Anhöhen, „krystallinische Schiefer", unmittelbar unter dem Schnee, wo sie die geringeren Undulationen der drei Becken, die „drei Langenhochthäler von Imeretien, Rion, Ingur und Tskenis-Tskali" des Dr. Radde bilden. Diese Becken werden im Süden von einem langen Höhenzuge dunkler Schiefer eingeschlossen, welcher sich parallel zu der krystallinischen Kette von der Umgegend von Sukhum Kaleh bis mindestens zur Krestowaja Gora hinzieht und seine größte Höhe in den schneeigen Kuppeln der Leila (etwa 12,500 Fuß) und den steilen Gipfeln der Schoda (11,120 F.) und Sikara (12,550 F.) erreicht. Hinter diesem Schieferkamm breitet sich eine wirre Masse von jurassischen und Kreidehügeln aus, deren geologische Züge in der sehr nützlichen Karte von Favre im Umriß angegeben werden. Ihr äußerer, 6—8 geogr. Mln. von den Schneefeldern entfernter Rand wird durch einen Kalksteingürtel bezeichnet, der niedriger und minder fortlaufend ist als derjenige im Norden, welcher die Schluchten des Rion umrahmt und im Quamli (6352 F.) und Makala (4774 F.) seine augenfälligsten Erhebungen erreicht. Am Fuße der letzteren liegen die neuerdings durch eine Eisenbahn mit Kutais verbundenen Kohlengruben von Khibuli. Ueber seine hohen Hochlande breitet sich einer der schönsten Buchenwälder der Erde hin mit einem prächtigen Unterholz von Azaleen, Lorbeeren, Buchs und Rhododendren.

Was für Ideen oder Winke dürfen wir aus einer derartigen Landschaft ableiten? Große Panoramen im Kaukasus oder in den Alpen geben mir den Gedanken ein, die Thätigkeit, welche zuerst die Berge schuf, zerkrümple sich durch Druck. Daß die ursprüngliche Unregelmäßigkeit der so hervorgebrachten Oberfläche die Gestalt einer riesigen glattseitigen Bank oder Hügels angenommen habe, erscheint mir unglaublich. Ich sehe meines Bedünkens in dem Bau des Gebirges eine Reihenfolge primärer paralleler Rücken und Porchen, welche zwar ohne Zweifel unendlich modifiziert wurden durch spätere Geltendmachungen von ähnlichen Kräften, wie diejenigen, welche die Bergkette schufen, und durch überirdische Entblösung, die aber im Rohen noch immer erkennbar sind. Es gibt noch Schwierigkeiten genug auf dem Wege einer Theorie, welche alles erklären wird. Wie sollen wir uns gelegentliche quere Höhenzüge, wie die großen Klüfte und Spalten erklären, welche die krystallinischen Gesteine der Zentralkette in den Schluchten von Dariel und Alaggu bis zu ihrer Basis spalten? Hätten sie nur die Kalksteinkämme gesprengt, so wäre noch eine Auswahl von Hypothesen zulässig. Sie hätten vom Wasser herausgesägt sein können, welches seinen alten Kanälen durch einen langsam emporsteigenden Rücken von späterer Erhebung folgte. Allein um sich die Schluchten im krystallinischen Gestein zu erklären, müssen wir schon die Wirksamkeit einer Kraft annehmen, die an Charakter derjenigen ähnlich ist, welche die Bergkette emportrieb, aber unter rechten Winkeln zu ihr wirkte.

Innere Gewalten haben den roh zugehauenen Block hervorgebracht, aber andere Agenzien haben mitgewirkt, die edlen Formen zu modeln, von denen wir uns umgeben sehen: Hitze und Kälte, Feuchtigkeit und Bergströme haben Jahrhunderte-lang die Bergkämme zersplittert und ihre Abhänge zerfurcht. Das den Vertiefungen entlang sich hin und her bewegende Eis hat ihre Seiten poliert und geglättet und bei seinem Zurücktreten ungeheure Lasten

[1] Wer Savoyen kennt, wird eine ähnliche Anordnung des Gesteins, wenn auch in größerem Maßstabe, bei denjenigen erkennen, welche man um den Montblanc herum in den krystallinischen Felsen der Aiguilles, in den schieferigen Dünen von Mégève und in den Kalksteinklippen der Aiguille de Varnes und der Pointe Percée in der Arve-Schlucht findet.

Trümmergestein zurückgelassen, welche es aus den höheren Gebirgsfluten heruntergeführt hatte. Diese Agenzien haben eine riesige Arbeit geleistet, allein sie sind Bildhauer und Steinschleifer, aber nicht Steinbrecher gewesen, und ihr Arbeitsanteil als Bildhauer ist vielleicht ein übertriebener gewesen. Wie Michel Angelo in seiner Kolossalstatue des David mußten sie der Gestalt ihres Materials folgen. Wetter und Wasser sind scharfe Werkzeuge und das Eis (als ein Aushöhler) vertritt in der Natur die Stelle von Sandpapier, und zwar in sehr wirksamer Weise. Aber ihm allein die Konformation der Bergzüge beimessen zu wollen, geht offenbar zu weit. Die Erosionisten scheinen mir zuweilen sich selbst einen scheinbaren Sieg gewinnen zu wollen, indem sie sich einen Strohmann, die Bruch- oder Spalten-Theorie, als ihren Opponenten gegenüberstellen. Diese Theorie erscheint jedoch innerhalb der Grenzen, in denen ich sie angerufen habe, haltbar, was sogar Dr. Tyndall selbst (in seinem „Hours of Exercice in the Alps", 1864) zugibt. Dr. Tyndall umgeht, meines Erachtens, die wirkliche Stärke der Position derjenigen, welche an andere Ursachen als Erosion glauben, wenn er sich darüber beklagt, daß er noch nie „eine genaue Angabe darüber getroffen habe wie die Kräfte wirkten welche die Emporhebung hervorbrachten." Eine solche Angabe lieferte Mr. John Ball in den „Philosophical Transactions" für 1863, durch die er behauptete: „Die angewandten Kräfte würden natürlich zur Bildung paralleler Rücken mit zwischenliegenden Vertiefungen führen."[1] Kann nicht ein Gletscherbeobachter einige Winke über den Aufbau der Berge aus dem bekommen, was er am Eise von dem Verhalten eines unvollkommen elastischen Körpers unter Druck sieht? Die Oberfläche des Eises und seine Wasserkanäle werden endlich dadurch modelliert, daß sie dem Einfluß von Luft und Wasser ausgesetzt sind; allein die breiteren Erhebungen und Depressionen sind das Ergebnis anderer Agenzien.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Ich schrieb die Bemerkungen, auf welche dieser Beweis gegründet ist, heraus, bevor ich Mr. Ball's Artikel gesehen hatte. Alle Koinzidenzien von Gedanke und Sprache, welche darin gefunden werden mögen, sind daher zufällig. Ich habe gar nicht gedacht, die Thatsache, daß ich unbewußt in einigen Punkten einem um so viel kompetenteren Beobachter gefolgt bin, könnte ein Grund sein, um meine Schlüsse zu unterdrücken, sondern vielmehr das Gegenteil.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Erdnuß, *Arachis hypogaea*, als Handelsartikel. Laut Nachrichten aus Senegal, vom März d. J., werden die Hoffnungen, welche man auf die diesjährige Erdnuß-Ernte gesetzt hat, sich nicht verwirklichen und es war schon damals mit Sicherheit vorauszusehen, daß der Ertrag weit hinter den gehegten Erwartungen zurückbleiben wird. Außerdem haben auch die Früchte sehr gelitten und stehen an Gewicht weit — man sagt um 10 Prozent — hinter der Qualität von 1888 zurück. Diese schwache und ungenügende Ernte wird dem spärlichen Regen des jüngstverflossenen Winters beigemessen. So schwierig es auch ist, in sehr genauer Weise die Wichtigkeit eines Erzeugnisses in einem Lande zu bestimmen, wo die Elemente der Wertung und Schätzung so unvollkommen sind, so kann man doch schon jetzt die Erdnuß-Ernte im Senegambien für 1889 auf ungefähr 44,000 Tonnen schätzen; im vorhergehenden Jahre betrug sie 42,000 Tonnen. Wenn man also die Ergebnisse von 1889 mit denjenigen von 1888 vergleicht, so bezeichnen sie im ganzen nur einen leichten Ausfall, allein man muß auch dem Umstande Rechnung tragen, daß der Gambia in diesem Jahre eine große Ausbeute liefert, nämlich 15,000 Tonnen gegen 9000 von 1888. Beschränkt man nun den Vergleich auf den eigentlichen Senegal, so findet man einen Unterschied von 9000 Tonnen zum Schaden von 1889, dessen Gesamtwert doch diejenige der Jahre 1886 und 1887 weit übersteigt. Der Handel der Kolonie, welcher während der letzten Campagne ernste Ausfälle und Rückschläge erfahren hat, weil die Erdnüsse einen allzu hohen Preis erzielten, hat seine Ankaufspreise bedeutend reduzieren müssen, und diese Reduktion ist nur der Rückschlag der Baisse, welche auf den europäischen Märkten erfolgt ist. Im Jahre 1888 wurden die Erdnüsse mit 30 und 31 Franken per 100 Kilo bezahlt und heute werden kaum mehr 28 Franken per Meterzentner erlangt. Die Preise, welche im jüngsten Monat März den Eingeborenen angeboten wurden, betrugen in Saint-Louis und Rufisque 17½ Franken für 100 Kilo, also im allgemeinen 2½ Franken weniger als im vorigen Jahre. Diese Preise sind aber immer noch hoch genug, um den Anbau der Erdnuß zu einem noch sehr lohnenden zu machen, denn man muß in Rechnung nehmen, daß vor dem Betrieb der Eisenbahn der Verkäufer sein Erzeugnis auf dem Rücken von Lasttieren nach den Märkten schaffen und daher für diesen Transport an die Besitzer dieser Saumtiere eine ziemlich bedeutende Quote seines Erlöses abgeben mußte: er verlor dadurch ein Drittel bis eine Hälfte des Erlöses. Die Erdnuß ist daher für den Senegal und seine Nachbarländer noch immer eines der einträglichsten Handelsgewächse, wo ihr Transport nach den Märkten und Hafenstädten nicht zu hoch zu stehen kommt, und wird auch in Kamerun und Togo-Land bald zu einem allgemeiner angebauten Handelsartikel werden.

* Die muselmännische Universität Garawin zu Fas (Fez). Unter den verschiedenen höheren Lehranstalten des nördlichen Afrika ist die Universität Garawin zu Fas in Marokko unbedingt eine von denjenigen, welche den größten Ruf genießen. Sie wird nicht allein von Marokko, sondern auch von Algerien und Tunisien aus besucht, denn der religiöse Unterricht, welcher in den Moscheen des französischen Afrika erteilt wird, scheint nicht auf derjenigen Höhe zu stehen, welche er haben sollte;

daher das ausgesprochene Bestreben bei den algerischen Tolbas, ihre Studien in der Hauptstadt des Maghreb zu machen oder zu vervollständigen. Durch Herrn Delphin, einen der Lehrer der arabischen Sprache an der höheren Schule zu Oran, hat man nun nach den Mitteilungen eines der eingeborenen Professoren an der großen Moschee zu Tlemsen einige denkwürdige Nachrichten über das Leben der muslimischen Studenten in Fas erhalten.

Diese Studenten, ungefähr ihrer 700, haben jeder seinen besonderen Arbeitszweig, wie alle ihre Professoren, und halten sich beinahe ausschließlich an ihre Spezialität. Die Professoren der Garawin, etwa ihrer vierzig, halten jeden Tag ihre Vorlesungen und haben Zöglinge, wenn sie auch nur den Kommentar eines einzigen Werkes der muslimischen Lehre vortragen. Ihr Ruf steht jedoch einmal fest und die Schüler kommen von weitem her, um dieses Werk zu studieren, gerade wie man die Wissenschaften der Rhetorik, Dialektik, Logik, Beredsamkeit, Grammatik oder des Rechtswesens erlernt.

Die aus Fas gebürtigen Tolbas wohnen in ihrer Familie oder in gewissen Medressehs (einer Art Klosterschule oder Alumneum). Die von auswärts kommenden, welche keine Verwandten und Bekannten in der Stadt haben, wählen sich nach ihrem eigenen Geschmack eine Medresseh unter denjenigen der Droguisten, der Verkäufer von kupfernem Geschirr 2c. aus.

Am Morgen nach dem ersten Gebet begeben sich die Tolbas nach der Garawin, um daselbst bis Mittag den verschiedenen Vorträgen anzuwohnen; dann kehren sie in ihre Medresseh zurück, begeben sich in ihr Zimmer oder ihre Zelle, verzehren ihre Mahlzeit und nehmen ihre Abwaschungen vor. Um ein Uhr Nachmittags gehen sie wieder nach der Universität und hören ihre Vorträge bis drei oder vier Uhr, worauf sie wieder nach Hause zurückkehren. Mit Sonnenuntergang vertauscht jeder seine Beschäftigungen mit dem pflichtlichen Abendgebet. Nach demselben begeben sich diejenigen, welche eine bezahlte Stelle als Hassâh (Vorleser des Koran) haben, nach der Moschee, an welcher sie angestellt sind. Am Abend finden Nachhülfskurse, welche von vielen Tolbas besucht werden, in anderen Moscheen statt, und gegen halb zehn Uhr sind die Tolbas frei. Diejenigen, welche einen Freitisch bei irgend einem Einwohner der Stadt genießen, suchen dann ihre Wohlthäter auf. Die anderen behelfen sich so gut sie können, kaufen sich ihre Lebensmittel ein und lassen sich dieselben in der Medresseh kochen. Nach dem Abendbrot gehen sie schlafen und dürfen bis zum andern Morgen nicht mehr ausgehen. Als Frühstück erhalten die Tolbas ein Stück Brot aus den Einkünften der Moschee. Der Mogaddem (Hausmeister) der Medresseh, welche das Scheuern und Reinigen und das Anzünden 2c. der Lampen zu besorgen hat und zu den verschiedenen Gebetsübungen des Tages ruft, verteilt das Brot in den einzelnen Zimmern. Ist der Bewohner eines solchen abwesend, so wirft er von der Thürschwelle aus das Brot ins Zimmer hinein. Am Donnerstag, als dem Ruhetag, wird kein Brot ausgeteilt; auch werden keine Vorlesungen gehalten, und der Student entbehrt sogar seine armselige Portion. Man ersieht hieraus, daß der Tolba mit Ausnahme der wöchentlichen sechs Brote ganz auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen ist. Zum Glück sorgen die mildthätigen Einwohner von Fas für ihn. Jeder Student hat vollkommen freie Wahl unter den Vorlesungen, welche er besuchen will. Die erste Vorlesung beginnt nach der Frühmesse (je nach der Jahreszeit von $2\frac{1}{2}$ bis 8 Uhr Morgens). Man zündet Kerzen und Lampen an und schart sich dicht um den Professor. Diese Vorlesung ist ausschließlich der Erklärung der Kommentatoren des Koran gewidmet, dessen Text jeder Student schon kennen muß. Mit Sonnenaufgang treffen die Professoren der zweiten Serie von Vorträgen ein, ihrer zehn an der Zahl. Die Professoren erster Ordnung nehmen einen erhöhten Lehrstuhl ein, die anderen setzen sich mit unterschlagenen Beinen auf einen Teppich am Boden. Am Morgen werden die Auslegung des Korans, das Recht und die Dogmen gelehrt; dem Nachmittag sind die Grammatik und die Rhetorik vorbehalten. In den späteren Stunden kommen vorwiegend an die Reihe Logik, Arithmetik, Astronomie, Geographie, Geschichte, Medizin, schöne Wissenschaften, die talismanischen und die geheimen Wissenschaften, wie z. B. die Bestimmung der Einflüsse der Engel, Geister und Gestirne durch Berechnung, die Prophezeiungen, wie die des Siegers und des Besiegten, des geliebten Gegenstandes und diejenige der Person, welche denselben sucht. Man kann kaum glauben, wie schwer es ist, einen Mann zu finden, welcher mit den Prinzipien dieser geheimen Wissenschaften, welchen eine so hohe Bedeutung im Islam beigemessen wird, vertraut ist und dieselben lehren kann. Die Tolbas bestehen keinerlei Prüfungen. Der Professor weiß diejenigen von seinen Schülern auszuzeichnen, welche er durch ihre Eigenschaften, Kenntnisse und Fleiß des Diploms würdig hält, das er ihnen in mehr oder weniger anerkennenden Ausdrücken ausstellt. Dieses Diplom steht in einer sehr hohen Wertung und verleiht seinen Besitzern ein ganz besonderes Ansehen.

* Grombtschewski's Reise über die Pamir. Ueber diese Expedition, welche im Frühjahr 1888 von Turkestan aufbrach in der Absicht, über die Pamir nach Dardistan und dem oberen Indus vorzudringen, teilt Herr Venukoff folgendes mit. Die letzte Nachricht (bis zum 2. Dezember) über Grombtschewski's Vordringen lief von dem russischen Konsul in Kaschgar ein, welcher mehrere Briefe von jenem erhalten hatte. Nachdem er den Karakul-See (im östlichen Turkestan) verlassen hatte, erreichte der Reisende die Hochlande der Pamir von Norden her und folgte dem Lauf des Alleşu bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Jsthk. Hier wurde er von den chinesischen Behörden angehalten, welche von Taschkurgan gekommen

waren. Es gelang jedoch Grombtschewski mittels Geschenke an den örtlichen Beg, die Erlaubnis zur Fortsetzung seiner Reise zu erlangen, und er überstieg daher die Wasserscheide zwischen dem Ak-su und dem Vakhan-Daria. Aber hier stieß er auf ein neues Hindernis: als er Baza-i-Gumbez erreicht hatte, erfuhr er, daß die Afghanen eine bewaffnete Abteilung zu dem Zwecke ausgesandt hatten, ihn zu verhaften und nach Sarad am Vakhan-Daria zu bringen. Um dies zu vermeiden, schlug er eine südöstliche Richtung ein und gieng den Aksai hinauf, einen Nebenfluß des Vakhan-Daria von der linken Seiten her, und hielt für die Nacht in dessen Thale. Als die Nacht einbrach, sah die Expedition die Feuer des afghanischen Lagers und beschloß, die Afghanen selbst anzugreifen. Es regnete und die Nacht war sehr dunkel, so daß es den Kosaken gelang, an das Afghanenlager anzuschleichen, sich der Männer zu bemächtigen und sie entwaffnet nach dem russischen Lager zu bringen. Grombtschewski erlangte von den Afghanen alle nötigen Belehrungen und Nachrichten, nahm sie auf seiner Expedition mit, überstieg den Hindukusch und ließ sie dann frei. Als er jedoch den nördlichen Abhang des Hindukusch herabstieg, den Flüssen entlang, welche gegen Nagar und Hunza fließen, verlor die Expedition die Hälfte ihrer Pferde. Grombtschewski schickte sogleich einen seiner Leute an den Beherrscher von Nagar und Hunza und ließ um Hülfe bitten. Die Hülfe kam: der Beherrscher schickte Leute, welche das Gepäck der Expedition auf ihrem eigenen Rücken nach Hunza trugen. Die Expedition verweilte einige Zeit in Hunza und kehrte von da auf einem anderen Wege zurück. Sie setzte über den Mustagh, und nachdem Grombtschewski einen Teil seines Gepäcks an den Quellen des Flusses Tun (eines Zuflusses des Yarkand-Stromes) zurückgelassen hatte, gieng er nach Pile, von wo er bald zurückkehrte und dann dem Lauf des Tun entlang zog bis zu dessen Vereinigung mit dem Yarkand-Flusse. Von hier schlug er an diesem hinab eine östliche Richtung ein; als er aber hier auf neue Hindernisse stieß, gieng er nach Bas-robat, überstieg von hier aus die hohen Berge, welche die Pamir begrenzen, und erreichte einen Punkt, 27 e. Mln. nordöstlich von dem Pik Tagarma (Mustagh-ata) und 47 e. Mln. westsüdwestlich von Yanghiehissar. Von diesem Punkte aus sandte er an den russischen Konsul in Kaschgar folgende Botschaft: „Keine Vorräte und keine Lebensmittel mehr; ich bin in äußerster Gefahr und bitte um schleunige Hülfe." Da die Expedition damals bereits auf russischem Boden war, darf vorausgesetzt werden, daß die Hülfe zeitig kam und daß die Ergebnisse von Grombtschewski's merkwürdigen Forschungen zum Besten der Wissenschaft gerettet worden sind.

Kleinere Mitteilungen.

* Ein Friedenskongreß aller amerikanischen Nationen.

Infolge einer Bill, welche im letzten Kongresse der Vereinigten Staaten passiert ist und welche die Unterschrift des Präsidenten erlangt hat, sollen sich auf die von der Nationalregierung der Vereinigten Staaten zu erlassende Einladung Vertreter aller Nationen von Nord- und Südamerika zu Washington, von Anfang Oktobers 1889 an, versammeln, um über mehrere, allen gemeinsame Fragen zu beraten und, womöglich, ein gemeinsames Zusammengehen bei denselben zu erreichen. Unter den Fragen, über die beraten werden soll, stehen vor allem voran: „Maßregeln zur Erhaltung des Friedens und um die Prosperität der bei diesem Kongresse vertretenen Nationen zu fördern; dann die Errichtung eines Schiedsgerichts, vor welchem alle unter ihnen entstehenden Streitfragen geschlichtet werden sollen: ferner eine Gleichförmigkeit in Dingen aufzufinden, welche Handel, Gewerbe und Industrie betreffen. Darunter wird ein gleichförmiges System der Gewichte und des Maßes, ein gemeinsamer Silbermünzfuß, gleichförmige Zölle, Abschätzungs- und Quarantäne-Maßregeln und Gesetze erwähnt, welche das Verlagsrecht, Schutzmarken und Auslieferung regeln sollten.

Dies bedeutet kurzweg, wennmöglich eine gigantische kommerzielle Union zu gründen und, wenn auch nicht aus Humanitätsrücksichten, so doch auf der Basis gegenseitigen Vorteils, durch die Erhaltung des Friedens und Förderung der Wohlfahrt die gänzliche Abschaffung des Krieges zu bezwecken.

In alter Zeit pflegte man Eigentumsfragen und Dinge persönlichen Interesses im Zweikampfe zu entscheiden. Aber im Interesse der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit wurden die Gerichte eingesetzt, um Streitfragen ohne Blutvergießen zu schlichten. Später in der Geschichte der Zivilisation und des Fortschrittes unterwarfen ganze Korporationen und kleinere Gemeinden ihre Streitfragen derselben Jurisdiktion. Mit dem Fortschritte der Nationen werden auch Nationalfragen in derselben Weise beigelegt werden, und die ersten Länder, welche eine solche friedliche Ausgleichung ihrer etwaigen Streitfragen adoptieren sollten, können auch nur jene sein, welche in allen ihren anderen Beziehungen sich so viel als nur immer möglich in gleiche Verhältnisse zu einander gestellt haben. Und es hat nun allen Anschein, daß in dieser großen, edlen und humanen Bestrebung die Neue Welt in die Lage kommt, der Alten Welt zur Nachahmung zu dienen, und die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, als das vorgeschrittenste Volk in der Neuen Welt, ist stolz darauf, hierin die Initiative ergreifen und die Vertreter aller Nationen derselben auf ihren Boden zu gemeinsamem Streben einladen zu können. Wie es nicht aus Humanitätsrücksichten, sondern im Interesse und zum Wohle der Nation gewesen ist, die Sklaverei aufzuheben, so soll auf solche Weise der Krieg mit seinen Schrecken und seinen barbarischen Folgen in die Vergangenheit verwiesen werden, und zwar aus Beweggründen des Selbstinteresses und der nationalen Wohlfahrt.

Der für heuer zur Erreichung dieses Zieles bestimmte Kongreß wird daher ein Wendepunkt von höchster Bedeutung für die Neue Welt werden und nicht ohne einige Einwirkung auf die Alte Welt bleiben. A. D.

---

* Die Bevölkerung Europa's. Im Jahre 1800 zählte Europa 175, im Jahre 1830 216, im Jahre 1860 289, im Jahre 1880 331 und im Jahre 1888 350 Millionen Einwohner, es hat sich also im Laufe des Jahrhunderts die Bevölkerung geradezu verdoppelt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 27. Stuttgart, 8. Juli 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Seen im Hochthal von Mexico. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. S. 521. — 2. Die Indianer in Canada. Von J. Macdonald Oxley. S. 524. — 3. Bei den Deutschen in Südbrasilien. Von Moritz Schanz. S. 530. — 4. Das neue Gesetzbuch in Montenegro. Von Dr. Friedrich S. Krauß in Wien. S. 534. — 5. Die Gipfel, Pässe und Gletscher des Kaukasus. Von Douglas W. Freshfield, Ehrensekretär der Londoner Kgl. Geographischen Gesellschaft. (Fortsetzung.) S. 537. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 540.

Die Seen im Hochthal von Mexiko.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Wer Mexiko aus den vielen populären Schilderungen des Landes und seiner schönen Hauptstadt kennen lernt, macht sich gewöhnlich eine ganz unrichtige Vorstellung von den Bildern, die er dort in Wirklichkeit zu sehen bekommt. Nach zahlreichen Holzschnitten und kolorierten Ansichten zu schließen, würde man glauben, die alte Aztekenstadt liege eng zusammengepfercht in einem Hochgebirgsthale, aus dem man nicht heraustreten kann, ohne sofort mit der Nase an irgend einem hohen schneebedeckten Vulkan anzustoßen. Der gewaltige Popocatepetl, dieser höchste Berg Nordamerika's, wird gewöhnlich als in eine scharfe Spitze auslaufend dargestellt, und auf manchen Bilder erscheinen noch mehrere andere schneebedeckte Bergriesen neben ihm.

In Wirklichkeit liegt Mexiko indessen auf einer weiten, vollständig flachen Hochebene von etwa 60 Km. Durchmesser, um das sich fast in einem Kreise ein Kranz hoher Gebirgszüge legt, Gebirgszüge, deren zahlreiche Gipfel auf drei- bis fündundeinhalb-tausend Meter emporsteigen. Aber selbst der nächste derselben, der Cerro de Ajusco, ist an 30 Km. von Mexiko entfernt, während der Gipfel des Popocatepetl in horizontaler Projektion nahezu 70 Km. weit entfernt ist. Dieser Kranz von Gebirgen ist nur gegen Norden zu offen, obschon auch hier niedrige Höhenzüge sich quer über die Hochebene legen.

Wegen seiner Lage auf vollkommen ebenem Flachlande hat man in Mexiko nach keiner Seite hin jene Gebirgsvistas, wie man sie sich vorzustellen pflegt. Zudem sind die Straßen Mexico's schachbrettförmig angelegt, aber sie laufen leider derart, daß man zwischen den Häuserfronten hindurch keinen der Bergriesen, dieser Wahrzeichen der Stadt, sehen kann. Man kann also in Mexiko lange verweilen, die Alameda, die Plaza Major und andere große Plätze mit etwas freierem Ausblick besuchen, und wird sich dennoch keine Vorstellung von der bewundernswerten Lage der Stadt, inmitten so großartiger Gebirge, machen können. Erst wenn man das Observatorium im Nationalpalast oder noch besser den Turm der Kathedrale besteigt, sieht man mit jedem Schritte aufwärts ein sich immer mehr erweiterndes, großartigeres Panorama, das nur an wenigen anderen Punkten der Erde seinesgleichen haben dürfte. Alles was man sieht, die weite kreisförmige Hochebene mit ihren vier großen Seen, die aus der Ferne in wundervollem Azur herüberleuchtenden, sie umschließenden Bergzüge und die schwarzen gewaltigen Massen des Popocatepetl und Iztaccehuatl mit ihren weißen, wie in Hermelin gehüllten Häuptern — alles das weist darauf hin, daß man sich im Mittelpunkte eines ausgestorbenen, vor Zeiten schon halb angefüllten Kraters befindet, des Kraters eines der kolossalsten Vulkane des Erdballs. Noch heute wird diese Kraterdecke häufig genug durch Erdstöße erschüttert, und daß die den Kraterrand bildenden Gebirgszüge vulkanischer Natur sind, das beweisen nicht nur die großen Lava- und Basaltmassen, die Obsidian- und Porphyrlager derselben, sondern vor allem anderen der am Kraterrande selbst später entstandene Riesenvulkan des Popocatepetl, der heute noch immer thätig ist, und aus den Solfataras seines Kraters Schwefel und heiße Dämpfe in gewaltigen Massen emporsendet. Nur erscheinen an seiner Spitze keine so mächtigen Rauchwolken, wie sie auf vielen phantasiereichen Bildern Mexiko's zu sehen sind. Im Gegenteil, von Mexiko aus

gesehen, ist die Spitze des Vulkans vollkommen rauchlos, und nur wenn man selbst oben steht, sieht man gerade über seinem Krater eine schwache Rauchwolke. Und auch in dem weiten ebenen Thalkessel findet man genug Spuren vulkanischer Thätigkeit, obgleich der Boden ganz aus Alluvialmassen und vegetabilischen Resten gebildet wird. An manchen Stellen treten heiße Quellen zu Tage, an anderen wird Naphtha gefunden. Und wie die meisten Krater erloschener Vulkane, so hat auch dieser seinen See oder vielmehr die Reste eines einzigen großen Sees, der früher wohl zwei Drittel des ganzen Thales bedeckt haben mochte, heute aber großenteils eingetrocknet ist und nur an den tiefsten Stellen Wasserbecken zurückgelassen hat. Noch zur Zeit des Aztekenreiches, also vor 300 Jahren, war der größte Teil des Hochplateau's mit Wasser bedeckt, und auch die Stadt Mexiko selbst stand, ein aztekisches Venedig, im Wasser, aber aus verschiedenen Ursachen: teils durch die große Verwüstung der Wälder, teils durch vulkanische Bodenveränderungen, zog sich der Wasserspiegel seither zurück und hinterließ jene vier großen Seen, welche heute eine so charakteristische Eigentümlichkeit dieses Hochthales sind. Der größte und der Hauptstadt am nächsten gelegene dieser Seen, ist jener von Texcoco.

Da er keinen Abfluß besitzt und von allen Seen am tiefsten gelegen ist, empfängt er auch all die Salzmassen und anderen mineralischen Substanzen, welche die tropischen Regen von den Bergen herabspülen. Er ist ein Salzsee, mit mehr Salzgehalt als das Baltische Meer, nicht ganz so viel als der Ozean. Seine auch den Abfall der Stadt Mexiko empfangenden verpesteten Wassermassen entwickeln viel Schwefelwasserstoffgas. Ebenso, wie andere Salzseen, enthält auch dieser keine Fische, aber dafür ist er die eigentliche Heimat jenes eigentümlichen Molchs, der so lange Zeit den Naturforschern Kopfzerbrechen verursachte, des Axolotl (Amblystoma Axolotl); wohl eines der häßlichsten und abstoßendsten Tiere, welche die Naturgeschichte kennt. Halb Salamander, halb Fisch, von schmutziggrauer Farbe, mit schwarzen Flecken, besitzt es einen dem Chamäleon ähnlichen Kopf und dahinter an jeder Seite an Stelle der Kiemen je vier fleischige Auswüchse in der Form kleiner Palmenwedel. Seit seiner Entdeckung im vorigen Jahrhundert bis zum Jahre 1865 hielt man diese Gestalt für die des ausgewachsenen Tieres. Erst 1865 wurde die Entdeckung gemacht, daß sie nur die Larve eines in Amerika häufig vorkommenden Molches ist. Die Länge eines ausgewachsenen Tieres ist 6—10 Zoll.

Ich sah das scheußliche Tier in zahllosen Exemplaren auf den Märkten von Mexiko, denn so seltsam es erscheinen mag, der Axolotl wird von Indianern wie von Spaniern als ein Leckerbissen angesehen, und auf verschiedene Weise als Speise zubereitet. Sein zartes weißes Fleisch erinnert an das des Aales, und ich kann gar nicht wissen, ob es mir während meines Aufenthaltes in Mexiko nicht häufig als Aal vorgesetzt wurde.

Ein anderes merkwürdiges Produkt der mexikanischen Seen und vornehmlich des Texcoco-Sees sind die Milliarden von Wasserfliegen, von den Mexikanern axayacatl (Ahuatlea mexicana) genannt, welche Wolken-weise über dem See schweben oder sich auf deren Oberfläche in solchen Massen niederlassen, daß sie große schwarze Felder bilden, und sich aus der Ferne betrachtet etwa ähnlich ausnehmen, wie die Lagunen Venedigs zu einer gewissen Zeit der Ebbe. In Brehm's Tierleben, das vom Axolotl eine vorzügliche Beschreibung liefert, habe ich diese eigentümliche Art Wassermücken nicht angeführt gefunden. Auf einer Fahrt, die ich am Kanal von San Lazaro aus quer über den seichten See nach dem gerade gegenüberliegenden Santa Anita unternahm, wurde ich selbst durch diese schwarzen Mückeninseln getäuscht. Glücklicherweise hielten sie sich fern und ließen sich nicht auf unserem Boote nieder, was übrigens nur durch ihre große Anzahl unangenehm gewesen wäre, denn sie stechen nicht. Diese Axayacatl werden von den Indianern in den unglaublichsten Mengen aus dem Wasser geschöpft, zu einem Brei gestampft, in Maishüllen gethan und so gekocht. Diese Mückenkuchen sind auch häufig in den inneren Stadtteilen Mexiko's auf den Märkten in Stößen aufgeschichtet zu finden und werden gern gegessen.

Dasselbe geschieht mit den Eiern der Wassermücken, die auch in den unglaublichsten Massen auf den Wasserpflanzen deponiert werden. Die Indianer pressen die Eier in einen Brei, versetzen sie mit Vogeleiern, und bringen sie dann zu Kuchen gebacken auf den Markt, wo sie besonders zur Fastenzeit gern gekauft werden. Ja es hat sich in dem Seedistrikt eine eigene Industrie entwickelt, indem die Indianer in passenden Zwischenräumen von einander Schilfrohrbündel derart in den Grundschlamm stecken, daß nur die Spitzen über dem Wasser hervorstehen. Diese werden bald mit Eiern nicht nur vollständig bedeckt, sondern sie sitzen in großen Knollen auf denselben. Dann werden die Rohrbündel aus dem Wasser gehoben, über einem Tuch gehörig eingeschüttelt, und neuerdings in den Schlamm gesteckt. Auch die Larven der Mücken, kleine, gelblichweiße Würmer, werden zu ähnlichen Zwecken angesammelt.

Der größte von den vier Seen ist, wie gesagt, der Texcoco, dessen westliches Ufer heute etwa 4 ½ Km. von der Hauptstadt entfernt liegt. Er hat in nordsüdlicher Richtung eine größte Länge von etwa 25 Km. und eine (ostwestliche) größte Breite von etwa 22 Km., obschon sie in „Bishop's Old Mexico" mit 30 e. Mln. angegeben wird. Seine Tiefe dürfte an keiner Stelle 2.5 m. überschreiten, während sie durchschnittlich wohl nur 1 m. beträgt. An zahlreichen Stellen ist der See so seicht, daß die leichten, zwischen San Lazaro und der Stadt Texcoco am gegenüberliegenden Ufer verkehrenden Boote mit langen Stangen gestoßen werden können, und häufig genug auf den Grund geraten. Bei meiner Ueberfahrt

blieb das Boot zweimal im Schlamm stecken. Der Wasserspiegel liegt bei mittlerem Wasserstande etwa 1.1 m. tiefer als die Hauptstadt.

Wenn ich nur von vier Seen des Hochplateau's sprach, während in manchen geographischen Werken von fünf Seen die Rede ist, so hat dies seinen guten Grund. Ihre Zahl kann entweder mit vier oder mit sechs angegeben werden, aber nicht mit fünf. Außer dem Texcoco-See sind nämlich noch vorhanden der Zumpango-See, der nördlichste und kleinste; dann der San Cristobal-See zwischen diesem und dem Texcoco; ferner der Chalco und der Xochimilco, beide südlich des Texcoco. Nun bilden aber die beiden letztgenannten Seen eigentlich nur einen einzigen See, durch dessen Längenmitte ein nordsüdlich laufender künstlicher Damm führt. Er kann somit als ein einziger See angesehen werden, was die Gesamtzahl auf vier und nicht auf fünf bringt. Wenn andere indessen den Chalco und den Xochimilco als zwei verschiedene Seen betrachten, dann müßten sie dies ebenfalls mit dem San Cristobal-See thun, weil auch dieser durch einen ähnlichen künstlichen Damm in zwei Hälften geteilt wird, deren südliche der eigentliche San Cristobal-See ist. Der nördliche Teil heißt nach einer in demselben gelegenen Insel und Ortschaft See von Xaltocan. Damit wären aber sechs Seen verschiedenen Namens vorhanden.

In hydrographischer Hinsicht giebt es jedoch nur vier verschiedene Seenbecken im Hochthal von Mexiko, deren tiefstgelegenes, wie gesagt, das des Texcoco-Sees ist. Der Chalco und Xochimilco liegt mit seinem Wasserspiegel bereits $1^1/_4$ m. über der Hauptstadt, der San Christobal $2^1/_4$ m. über derselben, und der nördlichste und kleinste der Seen, der Zumpango, gar 7 m. über der Hauptstadt. Dieser letztgenannte (Süßwasser-)See gehört heute infolge der großartigen, unter den Spaniern hergestellten Ableitungsgräben von Huehuetoca nicht mehr zu dem hydrographischen Gebiete der Hauptstadt, sondern gibt sein Ueberschußwasser dem Tula-Fluß ab, einem Nebenfluß des sich bei Tampico in den Golf von Mexiko ergießenden San Juan (Panuco). Der San Cristobal-See ist etwas salzhaltig, aber die südlichen Seen (Chalco und Xochimilco) enthalten Süßwasser, und sind ebenfalls nur von sehr geringer Tiefe.

Wie man sieht, liegt die Mehrzahl dieser Seen hoch über dem Niveau der Hauptstadt, welch' letztere nahezu den tiefsten Punkt des ganzen Kessels einnimmt. Vier dieser Seen haben keinen anderen Abfluß als das etwas tiefer liegende Becken des Texcoco-Sees. Bei heftigen Regengüssen, denen Mexiko leider so häufig ausgesetzt ist, steigt der Wasserspiegel des Texcoco demnach rasch derart hoch, daß er auf das gleiche Niveau mit der Hauptstadt kommt, und damit jedem Abfluß des Regenwassers und, was noch viel schlimmer ist, jenem der Kloaken Mexiko's vollständig ein Ende macht. Ja, häufig genug steigt der Wasserspiegel noch höher und setzt die Straßen der Hauptstadt ein bis zwei Fuß tief unter Wasser, wie es leider in dem eben vergangenen Winter (1888 bis 1889) der Fall war.

Diese Ueberschwemmungen waren in den beiden vergangenen Jahrhunderten derart häufig und verursachten derartige Kalamitäten, daß man den Hauptruhestörer, den Zumpango, durch das Riesenwerk des Durchstichs von Nochistongo von dem Thale Mexiko's überhaupt ganz ablenken mußte. Aber der Hauptstadt ist damit nur wenig geholfen. Die Ueberschwemmungen dauern fort, wenn sie auch nicht dasselbe Maß erreichen, und augenblicklich geht man ernstlich daran, das Thal durch ein System von Kanälen mit sehr großen Kosten zu entwässern. Für Mexiko selbst ist diese Entwässerung zu einer Lebensfrage geworden, denn die stagnierenden, schmutzigen Gewässer, die abzugslosen Kloaken der Stadt, sowie der von beiden durchtränkte Boden, hauchen die schädlichsten Miasmen aus und sind die Ursache zahlreicher Fieber, Typhus und mehrerer anderer Krankheiten. Besäße Mexiko nicht seine über 2200 m. über dem Meeresspiegel erhabene, hohe Lage, läge es beispielsweise in der Sierra Caliente nicht viel höher als das Meer, die Krankheiten hätten längst vielleicht schon den letzten Einwohner hingerafft. Infolge der hohen Lage der Stadt ist aber die Luft derart verdünnt und dabei ihr Feuchtigkeitsgehalt ein derart geringer, daß die Fäulnis der seit Jahrhunderten hier sich ansammelnden organischen Substanzen lange nicht in demselben Maßstab vor sich geht, wie in tiefer gelegenen Regionen. Für diese sich im Texcoco-See und fast gleichzeitig auch in den Straßen der kellerlosen Hauptstadt ansammelnden Wassermassen gibt es heute keinen Abfluß. Sie bleiben wochenlang in den Straßen der Hauptstadt und verschwinden erst allmählich durch die Verdünstung. Aber auch selbst in der trockenen Jahreszeit ist der Spiegel des Texcoco-Sees nicht viel tiefer als die Hauptstadt, und auf zwei Fuß Tiefe wird man hier immer auf Wasser stoßen. Deshalb ist auch in der günstigsten Jahreszeit der Fall gegen den See nicht hinreichend stark, um die Kloaken dahin mit der erforderlichen Schnelligkeit abfließen zu lassen. Dazu kommt noch der Umstand, daß das Becken des Texcoco allmählich durch die Abfälle der über 300,000 Einwohner zählenden Stadt immer mehr ausgefüllt wird. Welche Abfallsmassen von einer solchen Einwohnerzahl im Laufe eines Jahres resultieren, kann man sich wohl leicht vorstellen, und sie verteilen sich nur über einen Flächenraum von etwa 300 Quadrat-Kilometer. Eine andere Ursache der langsamen, aber sicheren gänzlichen Ausfüllung des Texcoco-Sees sind die großen Staub- und Sandmassen, welche in der trockenen Jahreszeit von den ausgedörrten, sonnverbrannten Bergwänden herabgeweht werden. Ganze Sandwolken ziehen im Sommer über und durch die Stadt, über die Ebene hinweg und versinken in dem See. So groß sind diese Sandmassen, daß zuweilen der von Mexiko nach dem Texcoco-See führende Kanal von San Lazaro stellenweise von

ihnen innerhalb drei Tagen vollständig ausgefüllt oder verschüttet wird — eine Thatsache, die auch in den „Archives de la Mission Scientifique au Mexique", II. Band, S. 323 zum Ausdruck kommt.

Auf diese Weise ist die vollständige Ausfüllung des einzigen, tiefer als Mexiko liegenden Seebeckens nur eine Frage mehrerer Jahrzehnte, und es ist als ein wahres Glück für die Stadt anzusehen, daß der jährliche Regenfall im Laufe der Zeit, wie vorne bemerkt, abgenommen hat. Aber auch jetzt noch ist er hinreichend groß, daß die Ausfüllung des Texcoco-Sees die schwersten Folgen für Mexiko haben wird, wenn nicht gar ihre Existenz bedroht.

Jedenfalls sieht Mexiko infolge seiner unglücklichen Lage einer traurigen, unsicheren Zukunft entgegen, selbst wenn die großen in der Ausführung begriffenen Kanalisierungsarbeiten ausgeführt sein werden. Denn werden die Wassermassen auch endlich durch diese kolossalen, kostspieligen Werke abgeleitet und der Texcoco-See trockengelegt, so ist es leicht möglich, daß die Stadt dadurch aus dem Regen in die Traufe gelangt. Heute stehen ihre Bauten auf sumpfigem Boden — oder, besser gesagt, auf einer dünnen, festen Erdkruste, die auf ausgedehnten, die ganze Stadt unterminierenden Sümpfen ruht. Vertrocknen nun diese, so wird sozusagen der Boden unter ihren Füßen weggezogen, und es frägt sich, ob die feste Erdkruste stark genug sein wird, um die Häusermassen zu tragen? Noch ein anderer Umstand drängt sich dabei der Betrachtung auf: Die Erdbeben haben in dem großen Thalkessel durchaus nicht aufgehört, und wenn sie in der Stadt Mexiko nicht in ihrer vollen Kraft gefühlt werden, so hat dies seinen Grund gerade in der schlammigen Unterlage auf der sie steht: wird nun diese trockengelegt, so werden die Erdbeben mit viel größerer Heftigkeit ihre Wirkung äußern können, als bisher.

Nach der Zerstörung der alten Aztekenstadt durch die spanischen Horden unter Cortez war es beabsichtigt worden, die neue Stadt der Kaukasier weiter südlich, auf dem höher gelegenen Plateau von Tacubaya anzulegen, aber Cortez ließ sich durch das in den Trümmern der zerstörten Stadt vorhandene Baumaterial verleiten, seine Hauptstadt an derselben Stelle zu erbauen. Dieser Entschluß hat sich in der bittersten Weise gerächt. Unter Maximilian's kurzer Regierung war es sogar beabsichtigt worden, die Residenz nach dem viel gesünderen, besser gelegenen Puebla zu verlegen, und man kann heute noch gar nicht voraussagen, was die Zukunft bezüglich Mexiko's noch mit sich bringen wird.

Der Indianer in Canada.

Es gibt wenige Länder, deren Vergangenheit in der Eigenschaft des Malerischen reicher ist, wie dasjenige, das wir gegenwärtig die Dominion von Canada nennen, und in den glänzenden Seiten der Geschichte, welche Parkman uns von diesem Lande entwirft, ist — trotz der unparteiischen Treue der Zeichnung — die malerischste Gestalt doch unzweifelhaft der Indianer, wie er in jeder wichtigen Szene als die hervorragend handelnde Person uns entgegentritt. Seine Gestalt ist nicht allein malerisch, sondern auch voll Pathos, denn wenn die Geschichte der Völker uns viele Beispiele von eroberten und unterjochten Nationen vorführt, welche ihre Eroberer absorbiert haben und daraus ein nationales Leben von erneuter Kraft entwickelten, so haben die Eingeborenen des amerikanischen Festlandes eine ganz andere Erfahrung gemacht. Sie haben im Wege der Absorption nichts geleistet, sondern sind im Gegenteil eine ernste Gefahr gelaufen, von der Hand der weißen Eindringlinge ausgerottet zu werden.

Wir müssen daher zugeben, daß der Indianer malerisch und pathetisch, aber nicht heroisch ist oder wenigstens nicht in demjenigen Grade, wie ihn die Fiktion uns geschildert hat. Daß wir erbarmungslos gezwungen werden, von dieser angenehmen Illusion unserer Jugend zurückzukommen, ist ein Teil des Preises, welchen wir für die Erweiterung unseres Wissens bezahlen. Wenn wir ihn, seines Federschmuckes und seiner Bemalung entkleidet, ganz in der Nähe untersuchen, so offenbart der Indianer, gleichviel ob der heutige oder derjenige aus Frontenac's Zeit, nur wenige von jenen Eigenschaften, welche ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu bilden imstande sind; und obwohl die Beziehungen zwischen ihm und seinen Verdrängern von Anfang an in einem für beide Teile ehrenhaften Grade harmonisch und ehrlich gewesen sind und er, wie später nachgewiesen werden wird, aus der Hand der Eroberer Zugeständnisse erhalten hat, welche anderwärts nicht ihresgleichen finden, so erscheint es trotzdem zu viel, zu erwarten, daß der Indianer jemals vollständig in dem nationalen Leben aufgehe oder in Masse sich zu irgend einem höheren Zustand als demjenigen eines Mündels der Regierung erhebe.

Ein flüchtiger Blick über die Geschichte des nordamerikanischen Indianers hebt sogleich den Kontrast in der Behandlung von Seiten des weißen Mannes diesseit und jenseit des 49.° n. Br. hervor, welche so auffallend ist, daß sie eine Erklärung verdient. In erster Linie hatten die Engländer das besondere Glück gehabt, daß ihnen die Franzosen in der Besetzung Canada's vorangegangen waren; denn obgleich in der Behandlung der Eingeborenen von Seiten der Franzosen einige unbedachte und Unwillen erregende Fälle vorkamen, wie z. B. die verräterische Abführung Donnacona's durch Cartier, und Champlain's kurzsichtiges Bündnis mit den Huronen gegen die Irokesen — Mißgriffe, für die die Kolonisten schwer büßen mußten — so war doch im ganzen das Gebahren der Franzosen ein derartiges, daß es die Indianer mit dem Eindringen derselben versöhnen und ihnen dasselbe sogar willkommen machen mußte. Die Franzosen bequemten sich bereitwillig

der Art und Weise der Eingeborenen an und machten nur wenig Aufhebens von ihrer Besitzergreifung, denn sie beschränkten ihre Gebietserwerbungen auf solch enge Grenzen, daß sie den Argwohn entwaffneten, als gelüstete sie nach dem ganzen Festland, während gleichzeitig ihre Handelsposten Punkte einer gegenseitig gewinnbringenden Berührung waren und ihre coureurs du bois ihre dunkelhäutigen Gefährten nicht verachteten und eine Rasse von Blendlingen erzeugten, die ein natürliches Friedensband zwischen den beiden Nationen bildeten.

Als Canada durch die Kapitulation von 1760 in die Hände Englands übergieng, wurden seine eingeborenen Bewohner anfangs allerdings in einen bedrohlichen Zustand von Beunruhigung und Groll versetzt. Neun Zehntel der östlichen Indianer waren im französischen Interesse, denn die Franzosen hatten sich dieselben in dem Kampfe gegen die Irokesen befreundet, während die Irokesen die Engländer als ihren Schutz gegen die Franzosen betrachteten. Diese Indianer staunten über den Zerfall der französischen Macht und liehen den von von schlauen Sendlingen verbreiteten hinterlistigen Gerüchten ein bereitwilliges Ohr, dieser Unglücksfall rühre davon her, daß der König der Franzosen eingeschlafen sei und die Briten sich seinen Schlaf zu nutze gemacht hätten, daß er aber nun wieder erwacht sei und seine Heere den St. Lorenz und den Mississippi herauf rückten, um die Eindringlinge aus dem Lande seiner roten Kinder zu vertreiben.

Die Indianer setzten Vertrauen in die Gerechtigkeit ihrer Sache und in die Fähigkeit ihrer früheren Gebieter, ihnen Hülfe zu leisten, und standen im Jahre 1763 unter Pontiak auf, und nun erfolgte ein blutiger Krieg, welcher zwei fürchterliche Jahre lang währte. Allein dieser war der erste und gewissermaßen auch der letzte ernsthafte Zusammenstoß der Eingeborenen mit ihren neuen Herrschern. Die große Verschwörung Pontiak's erwies sich erfolglos, und als die Indianer aus der Entfaltung der ungeheuren Militärmacht ersahen, daß die Nation, mit welcher sie zu thun hatten, vollständig imstande war, ihre Wünsche durchzusetzen, so begann eine neue Aera in ihren Beziehungen zu den britischen Behörden — eine Aera besseren gegenseitigen Verständnisses, vollkommener Sympathie und größeren Vertrauens; und in der Eröffnung dieser glücklichen Sachlage offenbarte sich die Hand eines weisen Verwalters, des Sir William Johnson, des Idols der Irokesen. Dieser merkwürdige Mann veranlaßte im Jahre 1764 eine Zusammenkunft indianischer Stämme am Niagara, wo er weise Maßregeln für einen Friedensvertrag und für eine Vereinigung vorbereitete, welche zu einem allgemeinen Friedensschlusse führte. Er bemühte sich zugleich, alle Angelegenheiten des Handels mit den Indianern zu regeln und auf einen befriedigenden Fuß zu bringen, und er legte in seinen Unterhandlungen mit den Stämmen einen so klugen und versöhnlichen Geist, verbunden mit Festigkeit und Mäßigung, an den Tag, daß er allmählich ihr Vertrauen gewann und so den Grund zu einer freundlichen Gesinnung gegen die britischen Behörden legte, welche — Dank der unentwegten Redlichkeit und Worttreue, welche dieselben seither immer in ihrem ganzen Verkehr mit ihren eingeborenen Unterthanen an den Tag legten — ununterbrochen sich erweiterten und vertieften. Nächst dem Glück, daß die Franzosen ihnen vorangegangen waren, müssen die Engländer es sich mit Recht zu einem großen Glück anrechnen, daß sie in jenem kritischen Augenblick an der Spitze ihres indianischen Departements einen so politischen und verständigen Mann wie Sir William Johnson hatten.

Die Früchte von Johnson's erfolgreicher Vermittelung offenbarten sich deutlich während des Revolutionskrieges von 1776—1777, denn in jenem ereignisreichen Kampfe leistete ein großer Teil der westlichen Indianerstämme den Briten eine wertvolle Hülfe. Die sogen. Sechs Nationen unter Joseph Brand (welcher, beiläufig gesagt, ein Schwager von Johnson war) zeigten eine besondere Rührigkeit, wie die von ihnen geleisteten furchtbaren Thaten zu Oriskany, Cherry-Valley und ganz den Ufern des Mohawk-Flusses entlang reichlich beweisen. Wenn wir aus unseren glücklichen Tagen auf jene gräßlichen Metzeleien zurückblicken, so können wir es uns kaum glaubhaft machen, daß das sog. „Ungeheuer von Cherry-Valley" und der Uebersetzer des Neuen Testaments ins Irokesische eine und dieselbe Person gewesen seien, und doch ist es so. Die wilde und unschätzbare Loyalität Brand's und seiner Krieger, als es hoffnungslos klar wurde, daß die britische Regierung nicht mehr länger der Revolution widerstehen konnte, wurde durch Verleihung eines sechs e. Mln. breiten Landstrichs zu beiden Seiten des Großen Flusses in Ontario belohnt, und dort ließen sie sich nieder, um ihre übrigen Lebenstage in Frieden und Ruhe zu verbringen. Brand selbst erreichte ein hohes Alter und gab seinen dunkelhäutigen Anhängern ein edles Vorbild von Bürgertugend, bis er endlich 1807 nach den glücklichen Jagdgründen hinüber gieng.

Nicht minder treu in ihrer Lehnspflicht und wertvoll in ihrer Hülfe waren die Indianer den Briten während der unruhigen Kriegszeiten von 1812, wo Brand einen würdigen Stellvertreter in dem großen Häuptling Tecumseh fand, dessen Grimm gegen die Amerikaner durch General Harrison's Uebereilung zu Tippicanoe unversöhnlich erweckt worden war. Als er von den Amerikanern veranlaßt worden war, eine Ratsversammlung zu besuchen, auf welcher die Indianer für Neutralität im Kampf zu gewinnen versucht werden sollten, erklärte Tecumseh: „Nein, ich habe die Partei der Briten ergriffen, und eher sollen meine Gebeine auf diesem Ufer bleichen, als daß ich über diesen Fluß zurückgehe, um mich mit irgend einem Beschluß der Neutralität einverstanden zu erklären."

Und er hielt Wort und fiel im folgenden Jahre in einem Gefecht zu Chatham von den Kugeln der Kentucky'schen

Büchsenschützen durchbohrt, während er an der Spitze seiner Krieger tapfer für die Briten focht.

Soweit es alle östlichen und nördlichen Teile Canada's betrifft, so war der Krieg von 1812 die Gelegenheit, bei welcher die Indianer jener Bezirke den Tomahawk schärften oder die Flinte luden. Sobald das Land wieder einen Zustand geordneten Friedens erlangt hatte, wurden alle jene Indianer, welchen man Ländereien angewiesen hatte, in ihrem Besitz bestätigt und geschützt und mit aller ratsamen Eile auch den anderen Stämmen Wohnbezirke angewiesen. Bei Verwirklichung dieser nicht ganz leichten Aufgabe wurde der Grundsatz, welcher sehr wesentlich zum unverkennbaren Erfolg der canadischen Politik beigetragen hat, sorgfältig befolgt, nämlich die örtliche Unterbringung der Banden auf weit über das Land zerstreuten kleinen Reserven, anstatt sie in großer Menge zu versammeln und sozusagen in vergleichsweise wenigen Bezirken unterzubringen. Auf diese Weise wurde nicht allein verhindert, mit den zwischenliegenden weißen Niederlassungen in Kollision zu kommen, sondern auch miteinander sich zu verbinden. Als die koloniale Bevölkerung wuchs, erstanden auf allen Seiten der indianischen Reserven Weiler, Dörfer und Städte, welche sich ihre Sicherheit selbst verbürgten. Zwischen diese eingesetzt, waren die Indianer faktisch unschädlich gemacht. Jede Verbindung von ihrer Seite konnte binnen Kurzem durch die Ueberzahl der Kolonisten hoffnungslos vereitelt werden, und die Indianer sahen dies von Anfang an so deutlich ein, daß niemals irgend ein Versuch von Verschwörung oder Empörung unter ihnen entdeckt wurde. Von den milden Micmacs von Neuschottland bis zu den kriegerischen Chippewäs und Pottawataumies der Großen Seen haben sich alle diese Stämme geduldig in ihr Schicksal ergeben und ununterbrochene friedliche Beziehungen zu den Eindringlingen in das Gebiet ihrer Vorfahren unterhalten. Dies ist in solchem Umfange der Fall gewesen, daß, obgleich es heutzutage etwa 35,000 Indianer in diesen älteren Provinzen gibt, bei Erwähnung der Indianerpolitik in Canada der sich natürlich aufdrängende Gedanke mehr jene Indianer betrifft, welche seit unvordenklichen Zeiten den Büffel auf den wellenförmigen Ebenen des schrankenlosen Westens gejagt haben.

Der französische Einfluß erstreckte sich natürlich nicht über die Großen Seen hinaus, und als die Engländer zum erstenmal direkt mit den Indianern zu thun hatten, wie es bei Eröffnung des Nordwestens für ihre Ansiedelungen geschah, darf man natürlich fragen, wie es gieng? Und die Antwort ist: Nicht minder gut; denn denselben wertvollen Dienst, welchen die Franzosen den Engländern im Osten geleistet hatten, leistete ihnen die Hudsons-Bay-Kompagnie im Westen, und sie brauchten nichts anderes zu thun, als ihre Verpflichtungen treulich zu erfüllen und in ihren Verwaltungen fest zu sein.

Diese merkwürdige Körperschaft, deren richtiger Titel „der Gouverneur und die Gesellschaft von Abenteurern aus England, welche in der Hudsons-Bay Handel treiben" war, begann ihre Operationen ungefähr ums Jahr 1677 und setzte sie von da zwei Jahrhunderte lang fort, obwohl sie gelegenheitlich von den Franzosen gehindert wurde, und behauptete den Besitz der erstaunlichsten Strecken von Grundeigentum, welche jemals in einem Privatbesitz waren und die sie sich mit außerordentlicher Sorgfalt als Pelzland zu erhalten wußten. Demgemäß wurden zwar alle Versuche von Besiedelung beharrlich vereitelt, aber die Freundschaft und der Friede mit den Indianern so eifrig gepflegt, daß von Fort Churchill an der Küste der Hudsons-Bay bis nach Fort MacLeod, das zwischen den Vorbergen der Felsengebirge liegt, das Leben ihrer Diener und die Güter in ihren Forts so sicher vor Gewaltthat sind, als in irgend einer zivilisierten Gemeinde, obgleich gegen 40 oder 50 verschiedener Stämme sich auf den ungeheuren Jagdgründen umhertreiben, auf deren Pelzwerk die Gesellschaft das behaglichste Monopol hat.

Als daher im Jahre 1869 die canadische Regierung die Kompagnie auskaufte und deren großen Landbesitz übernahm, waren die Indianer auf demselben durch eine lange Reihe von Jahren eines befriedigenden Verkehrs mit ihren weißen Brüdern trefflich vorbereitet, um sich mit ihren neuen Gebietern auf anständige und vertrauensvolle Beziehungen einzulassen. Allerdings waren sie anfangs ziemlich stutzig gemacht, teils wegen der Stellung, welche die Mestizen oder Halbblütigen vom Red River eingenommen hatten, welche sich im Jahre 1870 unter Louis Riel verbanden, um dem Eindringen der Canadier sich zu widersetzen, und teils wegen des plötzlichen Andranges der Weißen, welche sich von Osten und Westen her in ihr Land ergossen. Allein die erste Gefahr ward schnell durch die Ankunft einer kleinen Militärmacht unter dem Befehl des Obersts Garnet Wolseley beseitigt, welcher seine glänzende Laufbahn mit dieser Expedition begann. Die weise Handlungsweise der canadischen Regierung, welche gleichzeitig mit der förmlichen Herstellung ihrer Regierung auch ihre Allianz mit den Indianern eingieng, hat jede aus der Veränderung der Territorial-Regierung entspringende Unordnung verhindert.

Der dritte Umstand, welcher hinsichtlich ihrer indianischen Unterthanen der canadischen Regierung zustatten kam, ist der, daß es den Rothäuten niemals fühlbar geworden ist, wie sie vom weißen Mann verdrängt werden. Den Indianern sind ihre liebsten Jagdgründe zum größten Teil verblieben, denn die Verträge bestimmen, daß sie die Freiheit haben sollen, auf allen noch nicht der Besiedelung unterzogenen Ländereien unbehindert zu jagen und zu fischen, und so ist die fruchtbarste von allen Ursachen zu Streit und Hader in den Vereinigten Staaten — nämlich die unaufhörliche Beeinträchtigung der Rothaut durch den Weißen — in Canada praktisch unbekannt. Wann dann die Bevölkerung sich so vermehrt, daß dieser Prozeß

unvermeidlich wird, dann wird die Prüfungszeit da sein und dann werden die canadischen Behörden ebenfalls in die Lage kommen, dieselbe Probe zu bestehen, wie diejenige, welche ihre republikanischen Nachbarn so schwer versucht hat.

Ein sehr interessantes Kapitel der canadischen Geschichte ist dasjenige, das die mit verschiedenen Indianerstämmen abgeschlossenen Verträge betrifft, und besonders derjenige Teil, welcher sich auf die Indianer des Westens bezieht und auf welchen ich mich der Kürze wegen beschränken werde. Der erste Vertrag, welcher wirklich mit den Indianern im Westen der Großen Seen eingegangen wurde, datiert bis auf 1817 zurück und war mehr ein privates als ein öffentliches Geschäft, denn er war das Werk des Grafen Selkirk, welcher von der Hudsons-Bay-Gesellschaft einen großen Landstrich zu seiner Niederlassung gekauft hatte, der später die Provinz Manitoba wurde. Der Graf hielt es für rätlich, sich die Einwilligung der ursprünglichen Bewohner des Landes zu sichern, und dies gelang ihm so wirksam, daß er den Verzicht auf ihre Ansprüche nicht allein für die canadischen Teile ihrer Besitzungen, sondern auch für eine tüchtige Strecke des Gebietes der Vereinigten Staaten erlangte, welches sich bis zu den heutigen Grand Forks in Dakota erstreckte. Ich brauche jedoch wohl kaum zu sagen, daß der Graf von diesem leichtsinnigen Ignorieren von geographischen Einteilungen keinen wesentlichen Vorteil erzielte.

Seit dem Jahre 1870 hat die canadische Regierung mit ihren indianischen Unterthanen sieben wichtige Verträge abgeschlossen, und es sind nun im ganzen Nordwesten innerhalb des fruchtbaren Gürtels keine Rothäute mehr vorhanden, deren Treue und friedliche Gesinnung nicht auf diese Weise gesichert worden ist. Beinahe in jedem Falle war es den Indianern ebenso sehr um diese Verträge zu thun, wie den Canadiern. Der Zudrang der weißen Bevölkerung verursachte ihnen Unbehagen, und sie zeigten nicht übel Lust, sich dem Eindringen der Feldmesser und Ansiedler zu widersetzen, wenn ihnen nicht zuvor ihre eigenen Rechte gesichert würden. Glücklicherweise gab es nie einen Zusammenstoß, allein ein längerer Aufschub der gütlichen Verständigung mit ihnen würde ohne Zweifel von ernsthaften Erfolgen begleitet gewesen sein. Bei der Konferenz über den ersten Vertrag, welcher nach dem Orte der Zusammenkunft den Namen „Vertrag von Stone Fort" erhielt, äußerte sich der Gouverneur Archibald in ein paar einfachen Worten so trefflich über die Grundlage, auf welcher die canadische Regierung mit den dunkelhäutigen Kindern der Ebene zu unterhandeln wünschte, daß ich mir nicht versagen kann, hier einige seiner Worte anzuführen:

„Eure große Mutter, die Königin", sagte er, „wünscht allen ihren Kindern gleichermaßen Recht widerfahren zu lassen. Sie will an denen von der untergehenden Sonne gerade so gerecht und billig handeln, wie an denen von der aufgehenden. Sie wünscht ihre roten Kinder glücklich und zufrieden zu sehen. Sie würde wünschen, daß sie die Gewohnheiten der Weißen annähmen, das Land bebauten, Nahrungsmittel pflanzten und sie für die Zeiten des Mangels aufspeicherten. Allein der Königin, obwohl sie es gut und nützlich für euch hielte, wenn ihr die Bräuche des zivilisierten Lebens annähmet, fällt es nicht ein, euch dazu zu zwingen. Sie überläßt dies eurer Wahl, und ihr braucht nicht wie der weiße Mann zu leben, wenn ihr euch nicht überreden könnt, es aus eurem freien Willen zu thun. Eure große Mutter will daher für euch Striche Landes auf die Seite legen, welche ihr und eure Kinder für immer benützen sollen. Sie wird dem weißen Mann nicht erlauben, sich auf diesen Ländereien niederzulassen. Sie wird Gesetze geben, um sie für euch so lange zu erhalten, daß es, so lange die Sonne scheinen wird, keinen Indianer geben wird, der nicht eine Stelle hat, die er seine Heimat nennen, wohin er gehen und wo er sein Lager aufschlagen oder wo er, falls er will, sein Haus erbauen und sein Land bebauen kann. Wenn ihr einen Vertrag gemacht habt, so wird es euch noch immer freistehen, auf vielem von dem Lande zu jagen, welches in dem Vertrag inbegriffen ist. Bis diese Ländereien für den Gebrauch nötig sind, wird es euch freistehen, auf denselben zu jagen und sie ganz so zu benützen, wie ihr es in der Vergangenheit gethan habt. Allein wenn diese Ländereien für den Ackerbau und die Besiedelung notwendig werden, dürft ihr nicht mehr auf dieselben gehen."

Der Vertrag ward natürlich nicht ohne die herkömmliche lange mündliche Erörterung abgeschlossen, um die übermäßigen Forderungen der Indianer auf eine vernünftige Ziffer herunterzubringen. Bezüglich der Reserven z. B. betrug die Menge der Ländereien, welche sie für jede einzelne Bande beanspruchten, auf ungefähr drei Townships für jeden Indianer und begriff den größten Teil der besiedelten Teile der Provinzen in sich, und ihre Forderungen waren auch in anderer Hinsicht ebenso thöricht. Allein mittelst Geduld, Festigkeit und gegenseitigen Nachgebens bestimmte man sie endlich, nachstehende Bedingungen anzunehmen, welche mit kleinen, auf andere Sachlagen bezugnehmenden Aenderungen in allen anderen Verträgen angenommen wurden. Für die Abtretung des in dem Vertrag beschriebenen Landes, welches die Provinz Manitoba und gewisse Landstriche nordwestlich davon umfaßte, sollte jeder Indianer für ewige Zeiten eine Summe von drei Dollars jährlich[1] erhalten und für jede Bande sollte eine Reserve von genügender Größe abgesondert werden, um jeder Familie von fünf Personen 160 Acres oder in gleichem Verhältnis, wie jede Familie größer oder kleiner war als fünf Köpfe, etwas mehr oder weniger zuweisen

[1] Diese Bedingungen wurden später von drei auf fünf Dollars erhöht, mit einem weiteren Jahresgehalt von 20 Dollars für jeden Häuptling und Ratsmann, wobei jedem Stamm vier Ratsleute zugestanden wurden.

zu können. Wenn jeder Indianer sich auf seinem eigenen Anteil der Reserve niederließ und sein Land zu bebauen begann, so sollte er einen Pflug und eine Egge bekommen. Jeder Häuptling sollte eine Kuh und ein Paar von den kleineren Haustieren bekommen und für jede Reserve ein Bulle zu gemeinsamem Gebrauch angeschafft werden. Außerdem sollte jeder Häuptling noch einen Anzug, eine Flagge und eine Denkmünze als Auszeichnung und ebenso ein Buggy oder einen leichten Wagen auf Federn erhalten. Schließlich wurde noch eine Entschädigung von 3 Dollars per Kopf als Abfindung für alle Ansprüche aus der Vergangenheit dazu gethan und der Handel abgeschlossen.

Im folgenden Monat wurde ein zweiter, in seinen Bedingungen beinahe ähnlicher Vertrag ohne Mühe in Manitoba Post abgeschlossen, wodurch die Indianer einen Landstrich, welcher fast dreimal so groß als die Provinz Manitoba war, an die Krone abtraten. Daß das Vertrauen, welches der Kommissär Thompson, dessen Takt und Verständnis wesentlich zu dem Gelingen dieses Vertrags beitrugen, in die Treue und Freundlichkeit dieser neuen Unterthanen der Königin setzte, nicht weggeworfen war, das erwies sich in erfreulicher Weise während Riel's Aufstand in 1885, wo die äußerste Anstrengung der Halbblütigen nur eine Handvoll von den vielen Tausenden von Indianern innerhalb jenes Bezirks zu bewegen vermochte, an ihrem wahnwitzigen Anschlag gegen den Frieden des Reiches sich zu beteiligen. Hätten die Indianer im allgemeinen zum Tomahawk gegriffen, worauf die Mestizen gerechnet hatten, so wäre ungehindert ein solcher Sturm von Feuer und Blut über jene fruchtbaren Prairien hereingebrochen, daß er die Welt mit Entsetzen erfüllt hätte. Allein die größte Mehrzahl derselben bewährte ihre Lehenstreue, und so ward ein ganz fürchterliches Unglück abgewendet.

Das Werk der zu schließenden Verträge wickelte sich rasch, wenn auch nicht immer ganz glatt, ab bis zum Abschluß des North-West-Angle-Vertrags mit den Odschibbewä-Indianern; zu den Verträgen Nummer Vier, Fünf und Sechs mit den Crees und Saulteaux, und von Nummer Sieben mit den Blackfeet, Bloods, Sarcees, Pangans und Stonies. Der indianische Anspruch auf dieses ungeheure Gebiet, welches sich von den Gestaden des Oberen Sees bis zu den Abhängen der Felsengebirge erstreckte, ward aufgehoben, und ein vielversprechender modus vivendi zwischen seinen roten und weißen Bewohnern hergestellt. Im Verlauf der oft sehr kitzlichen und schwierigen Unterhandlungen, welche dem Abschluß der Verträge vorangiengen, ergab sich eine ausgezeichnete Darlegung jener sonderbaren Mischung von kindlicher Einfalt mit verschmitzter List, von stolzem Ernst mit thörichter Reizbarkeit, von hochmütiger Zurückhaltung mit geschwätziger Vertraulichkeit, welche die indianische Natur zu einem so interessanten Studium macht. Die überraschendste Erscheinung von allen war aber die stattliche Beredsamkeit, welche viele von ihren Reden auszeichnete — eine Beredsamkeit, welche sich füglich mit dem Erzeugnis der höchsten Zivilisation messen konnte. Einer der Redner deutete auf den Mineralreichtum des Landes hin, welches sie abtreten sollten, und sagte: „Der Klang des rauschenden Goldes ist unter meinen Füßen, wo ich stehe." Und ein anderer Häuptling schloß die Rede, womit er die Annahme der angebotenen Bedingungen erklärte, folgendermaßen: „Und indem ich nun diese Ratsversammlung schließe, nehme ich meinen Handschuh ab, reiche Euch meine Hand und überliefere Euch mein Geburtsrecht und meine Ländereien, und indem ich Eure Hand ergreife, halte ich alle Verspechungen fest, welche ihr gemacht habt, und hoffe, daß sie so lange dauern werden, als die Sonne um uns herumgeht und die Wasser fließen." Der Häuptling Süßes Gras, welchen man den silberzüngigen Redner der Crees nennen könnte, legte, um seine Zustimmung zu den Bedingungen des Vertrages auszudrücken, die eine Hand auf das Herz des Kommissärs, die andere auf sein eigenes und sprach dazu die nachstehenden schönen Worte, welche hoffentlich nicht nur ein Versprechen, sondern eine Prophezeiung enthielten: „Möge das Blut des weißen Mannes niemals auf diesem Boden vergossen werden! Ich bin dankbar, daß der weiße Mann und der rote Mann neben einander stehen können. Wenn ich Deine Hand halte und Dein Herz berühre, so laß uns sein wie eines. Thue Dein Möglichstes, um mir zu helfen, und hilf meinen Kindern, damit sie gedeihen mögen!"

Die canadischen Behörden hatten nicht allein mit jenen Indianern zu rechnen, welche sie innerhalb ihrer eigenen Gebietsgrenzen fanden, sondern sie wurden durch die Gewalt der Umstände genötigt, auch mit den Sioux von der anderen Seite der Grenzlinie zu unterhandeln, welche zweimal in großer Anzahl in Canada einbrachen, glücklicherweise jedoch nicht um Tod und Verödung mitzubringen, sondern nur um der Bestrafung der Unthaten zu entgehen, welche sie jenseit der Grenzlinie begangen hatten. Im Jahre 1862 geschah der erste Einfall, wo eine große Menge dieser Indianer nach dem Blutbad Minnesota eine Zuflucht in der Red-River-Ansiedlung suchte. Ihre Ankunft erregte in der Niederlassung große Bestürzung, und die canadischen Behörden, wie diejenigen der Vereinigten Staaten, gaben sich die größte Mühe, sie zur Rückkehr zu bewegen, aber vergebens. Sie waren gekommen, um dazubleiben, und insofern sie sich merkwürdig gut aufführten, wurde natürlich ihren dringenden Bitten um Reserven im Lauf der Zeit willfahrt, so daß sie eine dauernde Vermehrung der indianischen Bevölkerung wurden. Sie waren mit ihrer Behandlung so wohl zufrieden, daß sie später, als der Krieg zwischen ihren Brüdern jenseit der Grenze und der amerikanischen Regierung ausbrach, sich entschieden weigerten, irgend einen Anteil an demselben zu nehmen, trotz der äußersten Anstrengungen der Emissäre, welche herübergeschickt worden waren, um ihre Hülfe zu

erlangen. Der Bericht des Ministers des Innern für 1877 enthält in Bezug auf sie diese überraschende Stelle: „Die Sioux, welche in Canada wohnen, scheinen intelligenter, fleißiger und von größerem Selbstvertrauen zu sein, als die anderen Indianerbanden des Nordwestens."

Während die Behörden auf diese Weise sich mit dem Problem beschäftigten, wie sie für die Zukunft ihrer ungebetenen Gäste sorgen könnten, entstand eine neue Schwierigkeit durch den Einfall einer anderen großen Bande amerikanischer Sioux in die nordwestlichen Gebiete. Es waren diesmal die Stämme, welche unter dem Befehl des berüchtigten Häuptlings Sitzender Stier standen. Die Anwesenheit dieser Leute war in der That für beide Regierungen eine Quelle großer Sorgen; die canadischen Behörden fürchteten, die Sioux könnten die anderen Stämme aufwiegeln, und die amerikanische Regierung hegte die Sorge, sie könnten ihren Zufluchtsort jenseit der Grenze zu einer Operationsbasis gegen ihre gesetzlichen Vormünder machen. Zum Glück übrigens löste sich das Problem von selbst durch Hunger. Die canadische Regierung wollte natürlich keine Verpflegung für diese ungebetenen und unerwünschten Gäste liefern; als daher die Büffel nachgerade ausgiengen, willigte der größere Teil der Sioux, obgleich sie vorher alle auf irgend welche Anerbietungen von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten einzugehen verweigert hatten, doch in die Rückkehr ein; nachdem beide Teile ein Uebereinkommen über ihre künftige Behandlung getroffen hatten, kehrten die meisten Sioux in ihr eigenes Land zurück und es blieben nur noch wenige auf canadischem Gebiete, über deren Heimkehr gegenwärtig mit der amerikanischen Regierung Unterhandlungen gepflogen werden, welche zu einem erwünschten Ziele führen dürften.

Es ist eine überraschende Thatsache, daß trotz aller Behauptungen, die Indianer seien eine im Aussterben begriffene Rasse, und trotz aller weisen Prophezeiungen und aller pathetischen Dichtungen, welche sich auf ihr endliches Aussterben beziehen, sie positiv den Mut hatten, sich auf manchen von ihren Townships und Reserven entschieden zu vermehren. So zeigen die geschichtlich denkwürdigen Sechs Nationen, welche behaglich in Ontario angesessen sind, eine Vermehrung um 66 Seelen innerhalb Jahresfrist in einer Gesamtzahl von jetzt 3282 Köpfen, während im Jahre 1836 ihre Gesamtzahl nur 2330 betrug. Sie erfreuen sich des Besitzes schöner Gehöfte und Meiereien, guter Straßen, Kirchen, Schulen, Aerzte ꝛc. und thatsächlich aller Vorteile der Zivilisation, ausgenommen vielleicht der — Advokaten. Sie haben gegen 30,000 Acres Land unter dem Pfluge und beziehen davon reiche Ernten; sie treiben Obstbau, Vieh- und Bienenzucht. In der Nähe von Brantford City ist eine höhere Erziehungsanstalt, das sogen. Mohawk-Institut, für sie eingerichtet, welche vorzügliche Dienste leistet.

Nehmen wir die Zahl der Indianer in der Bande in gebührende Rechnung und die Länge der Zeit, während der sie auf der Reserve sich angesiedelt haben, so erhalten wir gleich befriedigende Berichte aus allen anderen Teilen der älteren Provinzen, worin sich noch Indianer befinden. Sie legen sich alle mehr oder weniger auf Ackerbau, bethätigen eine lebhafte Wertung von Kirche, Schule und anderen Privilegien und genießen, mit wenigen Ausnahmen, einen guten Ruf. Ihr einziger großer Fehler, der ihnen aber meist als Rasse eigen ist, ist ihre Unfähigkeit, der Verführung zum übermäßigen Genusse des Branntweins zu widerstehen, so oft sich ihnen Gelegenheit dazu darbietet.

Den bestmöglichen Beweis für die Wohlfahrt des roten Mannes liefert eine Vergleichung seiner Kopfzahl zu verschiedenen Zeiten, und ich füge daher nachstehend die Ermittelung durch die Volkszählung in den betreffenden Jahren 1870 und 1886 an.

	1870	1886	
Ontario	12,978	17,267	Köpfe
Quebec	6,988	12,286	
Neu-Schottland	1,666	2,138	
Neu-Braunschweig	1,403	1,576	
Prinz-Edward-Insel	323	323	
Manitoba und die Nordwestgebiete	34,000	86,632	
Labrador u. die arktischen Wasserscheiden	22,000	20,000	
Britisch-Columbia	23,000	38,539	
	102,358	128,761	Köpfe.

Angesichts dieser Zahlen ist die Aufgabe des Propheten, welcher die Zeit vorhersagen wollte, wann der letzte Indianer den Boden von Canada betrete, eine so schwierige, daß sie wohl noch eine lange Frist ungelöst bleiben wird. Unsere Leser werden bemerkt haben, daß die auffallendste Zunahme der Köpfe in der Provinz Britisch-Columbia stattgehabt hat. Die dortigen Indianer sind denjenigen in der Ebene oder in den anderen Provinzen weit überlegen, sind voll Unternehmungsgeist, Scharfsinn und Unabhängigkeit, und zeichnen sich besonders durch einen kaufmännischen Scharfblick und rührigen Handelsgeist aus, welcher ihren Brüdern diesseit der Felsengebirge ganz fehlt. Sie treiben einen gewinnreichen Handel in Fischen, Pelzwerk und anderen einheimischen Produkten, wohnen friedlich in großen Dörfern, welche aus behaglichen dauernden hölzernen Häusern bestehen, heißen die Missionare willkommen, welche sich zu ihrer Belehrung einfinden, und erweisen sich als lern- und wißbegierige geschickte Zöglinge. Der erstaunliche Erfolg von Mr. Duncan's Mission zu Meltakathla — ein Werk, dessen großartige Ergebnisse unglücklicherweise durch die unverständige Handlungsweise der Kirche, welche er vertrat, beinahe vereitelt worden sind — veranschaulicht deutlich die Ueberlegenheit der Indianer von Britisch-Columbia über den gewöhnlichen Indianer der Ebenen.

Der Rückgang der Bevölkerung von Labrador und den arktischen Wasserscheiden und der Stillstand derjenigen der Prinz-Edward-Insel erklären sich leicht aus den schlechten Ernährungsverhältnissen jener armen Länder. Ueberall wo der Indianer in physischer Genüge lebt, da gedeiht er auch.

Zum Schluß noch einige Worte über die Stellung des Indianers in Canada zum Gesetz. Kapitän Pratt, von der Indianerschule zu Carlisle in Pennsylvanien, sagte in einem seiner Berichte: „Ich hege wenig Hoffnung auf großen Erfolg in Bezug auf Hebung der Indianer, solange der Indianer nicht zum Individuum gemacht ist und man nicht auf ihn als solchen einwirkt in der Absicht, ihn unserer Seite einzuverleiben." Dies ist genau die Ansicht, von welcher die canadische Regierung ausgeht und die sich in der neueren Gesetzgebung veranschaulicht, welche den Indianer nicht nur als ein Individuum, sondern auch als eine Person anerkennt. Der zweite Abschnitt der sogen. Electoral Franchise Act von 1885 enthält nachstehende bezeichnenden Worte: „Der Ausdruck „Person" bedeutet irgend eine männliche Person einschließlich eines Indianers;" und allen gleichqualifizierten Indianern der älteren Provinzen steht daher das Recht zu, bei den Wahlen für Mitglieder des Hauses der Gemeinen mitzustimmen. Im Jahre 1884 ward die Indian Advancement Act erlassen, wodurch jede sich hiezu geschickt erweisende Indianerbande in den Stand gesetzt werden soll, die vollen Vorrechte, Verantwortlichkeiten und Vorteile der Munizipalregierung und Gemeindeverwaltung auf sich zu nehmen. Es ist ferner in dieser Akte noch Fürsorge getroffen, um den Fall von Indianern zu berücksichtigen, welche etwa wünschen sollten, sich von ihren Stammverbindungen loszusagen und sich zu einem Leben auf eigene Faust seßhaft zu machen, daß ihnen dann aus der Reserve ein Ländereien-Anteil unter Bedingungen zugewiesen wird, welche eine Veräußerung oder Verpfändung verhindern. Das Statut, welches diese Vorkehrungen umfaßt, ist zwar schon einige Jahre früher erlassen worden, hat aber vieles gemein mit Senator Davies' Indian Severalty Act, welche neuerdings in den Vereinigten Staaten Gesetz geworden ist.

Bei derartigen gesetzlichen Vorkehrungen, wie wir sie vorstehend aufgeführt haben, ist es — nicht allein wegen dessen, was sie verfügen, sondern auch wegen des Geistes, der sich in ihnen offenbart — sicherlich nicht zu gewagt, die Ueberzeugung auszudrücken, daß der Indianer in dem nationalen Leben von Canada rechtlich und gerechterweise als ein dauerndes und bleibendes und nicht nur als ein vorübergehendes Element betrachtet wird; und daß die Aufgabe, die eingeborene Rasse vor Vernichtung und Aussterben unter den Händen des unterwerfenden und eindringenden weißen Ansiedlers zu bewahren, anscheinend eine erfreuliche Aussicht auf erfolgreiche Lösung darbietet.

J. Macdonald Oxley.[1]

[1] Nach Macmillan's Magazine.

Bei den Deutschen in Südbrasilien.

Von Moritz Schanz.[1]

1. São Bento und Joinville.

Die Kolonie São Bento, eine Tochterkolonie von Joinville, ist von dem Hamburger Kolonisationsverein im Jahre 1873 angelegt worden, hat infolge gesunder und fruchtbarer Lage ausgezeichnet prosperiert und zählt heute bereits 9000 Einwohner. Zu ihrer schnellen Hebung hat zumeist das Netz ganz ausgezeichneter Straßen beigetragen, die überall leichten Verkehr und Absatz sichern.

Am wichtigsten darunter ist natürlich die Serra-Straße, die vom Tief- aufs Hochland führt, schon 1857 begonnen, während des Paraguay-Kriegs nur sehr langsam weitergeführt, mit ihren vielen Dämmen, Einschnitten und Brücken, teilweise bis zu 15 Prozent Steigung, 7 m. zwischen den Gräben breit und überall ausgezeichnet macadamisiert, im Jahre 1878 bis S. Bento fertiggestellt wurde. Die Straße hat vielen Neuankömmlingen Arbeit gegeben, ist sparsam gebaut worden und kostet in der Länge von 84 Km. nur 1100 Contos (Conto = Milreis, im Werte von ca. 2 Mark), während die gleich lange, von der Regierung gebaute Graziosa-Straße in Paraná 5000 Contos gekostet hat. Auch jetzt noch muß mit musterhafter Sparsamkeit gewirtschaftet werden, denn die Regierung gibt für Unterhalt der Straße und die nötigen Ingenieure nur 40 Contos per Jahr, eine erstaunlich kleine Summe für das, was dafür geleistet wird. Die Straße soll vom Kilometer 112, wo die seit 20 Jahren existierende Pikade durch den Urwald anfängt, später nach Rio Negro fortgeführt werden, die Provinz Paraná scheint dies aber möglichst zu hintertreiben, da ihr jetzt schon ein Teil des Mate-Verkehrs, der früher nach Rio Negro gieng, über die Serra-Straße nach Joinville entgeht.

[1] Aus den „Brasilianischen Reiseskizzen" von Moritz Schanz (Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung) entlehnt. Der Verfasser, ein sehr intelligenter deutscher Kaufmann, welcher schon seit vielen Jahren in Rio de Janeiro lebt, wollte Brasilien nicht verlassen, ohne auch einen Ausflug in die Provinz Rio und in die südlichen Provinzen des Reiches gemacht und sich von dem Zustand der dortigen Kolonien und dem Leben und Treiben seiner deutschen Landsleute daselbst mit eigenen Augen überzeugt zu haben. Er schilderte das dort Erschaute in der deutschen „Rio-Post" für seine übrigen Landsleute in Brasilien und veranstaltete dann von diesen anspruchslosen Schilderungen die Separatausgabe, welche nun in dem vorgenannten kleinen Buche vorliegt. Diese frischen und unmittelbaren Reise-Skizzen und -Eindrücke sind gerade durch ihre Sachkenntnis, Naivetät und Wahrheit ungemein lehrreich und geben uns ein weit treueres Bild von den deutschen Ansiedlungen in Südbrasilien nach ihrer geschichtlichen Entwicklung, ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft, als es starke Bände gelehrter Verfasser thun würden, und wir empfehlen daher die kleine Schrift (Preis Mark 1.50) der besonderen Beachtung unserer Leser und geben nachstehend einen kurzen Auszug als Probe der unbefangenen feinen Beobachtung und anschaulichen Darstellung des Verfassers. D. Red.

Am nächsten Morgen suchte ich zunächst den „Stadtplatz" auf und war nicht wenig erstaunt, zu hören, daß ich mich bereits darauf befinde. Ich hatte als Stadtplatz eine geschlossene Anlage erwartet und fand statt dessen etwa sechzig im Umkreise einer halben Stunde liegende, einzelne, freundliche Häuser, meist schon aus Fachwerk mit Ziegeln ausgesetzt, auch einige freundliche Villen darunter, durch gut gepflegte Gärten und grüne Felder von einander getrennt, ziemlich zerstreut um die auf einem Hügel freudlich gelegene, einfache katholische Kirche gruppiert. Von diesem Zentrum aus gehen nach allen Seiten schöne, mit guten Fahrstraßen versehene Thäler ab, in denen bis zu sechs Stunden Entfernung vom Stadtplatz das meiste bereits kolonisiert ist. Die Ansiedler sind je zum Drittel Deutsche, Polen und Oesterreicher und vertragen sich, hier wie in Joinville, gut mit den unter ihnen wohnenden Brasilianern, meist Analphabeten, die im Umgang mit Fremden im allgemeinen besser sein sollen, als die halbgebildeten Brasilianer.

Gutes Land wird hier und in Joinville zu folgenden Bedingungen verkauft: Per Kolonialmorgen = 1/4 Ha. = 2500 Quadrat-Meter: 3 Doll. bei Baarzahlung, 4 Doll. bei 3 Jahr zinslosem Ziel; bleibt nach 3 Jahren die Zahlung aus, so muß die Kaufsumme mit 6 Proz. per Jahr verzinst werden; die Zinszahlung kann durch Wegearbeit geleistet werden.

Bei Pachtland wird als Pacht ein Zins von 6 Proz. per Jahr auf den Wert des Grundstücks gerechnet.

Vorstehende Bedingungen sind für gutes Land, schlechteres ist im Verhältnis billiger. Die Straßenfront der Grundstücke ist meist 100—150 m., die Größe im allgemeinen 100 Morgen, in Joinville nur 60. Neben Gemüse und Obst, wovon immer mehr auch europäische Sorten kultiviert werden, ist die Hauptkultur hier Roggen, aber auch die anderen Körnerfrüchte kommen gut fort. Man arbeitet hier fast überall mit Pflug, pflanzt im Juli bis August, und die Halme schießen so üppig ins Kraut, daß sie zwei- bis fünfmal zum Futtergebrauch geschnitten werden, ehe man sie in die Aehren schießen läßt. Die Roggenernte findet im Dezember statt. Im Juni friert es hier fast in jedem Jahre, der Thermometer ist des Nachts bis zu —6° R. gefallen, und da man auf die Kultur mitteleuropäischer Zerealien angewiesen, ist diese Winterkälte auch ganz erwünscht; der Boden ruht inzwischen, und das Ungeziefer wird durch den Frost am gründlichsten zerstört. In Rio Negro z. B., wo es dieses Jahr ausnahmsweise nicht gefroren hatte, stellte sich sofort in großen Mengen ein winzig kleines Insekt ein, das die Kartoffeln ganz zerstörte, andere Gemüse auch schwer beschädigte. Orangen, Bananen u. s. w. können auf dem Hochlande natürlich nicht gedeihen. Auch das gewöhnliche Waidegras stirbt ab, und man muß Wintergras pflanzen, um auch in der kalten Zeit frisches Futter für die Tiere zu haben.

Der Verkehr auf den Straßen, Gesichter und Kleidung von Männern und Frauen, die frischen, rotbackigen, flachsblonden Kinder, Gruß und Sprache sind fast ausschließlich deutsch.

Von den verschiedenen Schneide- und Mahlmühlen sah ich mir die größte in Bechelbronn an, wohin ich in 1½ Stunden unter Begleitung von Herrn Karl Kaminsky fuhr, einem polnischen Grafen, der nach der 1862er Revolution auswanderte, seinen Grafentitel an den Nagel hieng und sich sein Leben im Urwald mit Kraft und Energie erfolgreich selber schuf. Die Kolonisten von S. Bento verdanken seiner Unterstützung viel. Die Mahlmühle in Bechelbronn, von Gebrüder Heyse, ist erst vor kurzer Zeit von einer Berliner Familie gegründet worden, arbeitet teils in Lohn, teils mahlt sie eigenes Korn und ist, gut prosperierend, bei Anlage eines zweiten Mahlgangs. Eigentümlich anheimelnd hat sich die Familie in ihrem Holzhaus eingerichtet, Komfort und Urwaldleben stoßen spaßhaft aneinander. Auf rohen Brettern, welche die Wand bilden, schöne Stiche und Familienbilder neben angenagelten, buntfiederigen Vogelschwingen; über den kleinscheibigen Fenstern freundliche Doppelgardinen; an einem Fenster vor dem Nähtisch der bequeme Lederfauteuil für die alte Mutter; im Zimmer zerstreut elegante europäische Möbel, um den großen Eßtisch herum aber vier rohe, lehnenlose Holzbänke. Humor, Lebenslust und Jugendkraft der drei Besitzer machten das Leben auch hier heiter und angenehm.

Heiterer, sorgenloser, bescheidener Lebensgenuß ist überhaupt das Charakteristikum von S. Bento, und nur ungern trennt man sich von dem glücklichen Ort.

Die Serra-Straße führt in freundlicher bergiger Gegend weiter über das lieblich gelegene Campo Alegre mit schönem Wasserfall, erreicht bei Kilometer 63 mit ca. 800 m. ihren höchsten Punkt und in Kilometer 61 bei S. Miquel wird Nachtrast gehalten.

Wieder ein deutsches „Hotel" — sehr einfach — dessen jetziger Besitzer, ein Ingenieur, gesundheitshalber von Deutschland auswanderte, auch durch Dr. v. Eye's übertriebene Berichte angelockt und enttäuscht über die unerwartete Schwierigkeit der Urwaldbestellung.

Am nächsten Morgen kurz nach Sonnenaufgang geht es schon wieder weiter, immer bergein, zwischen prächtigem, dicht belaubtem und in allen Tönen ins Grüne spielendem Laubwald hin, untermischt von Legionen von Farnbäumen, mit buntem Gemisch von Taquaras (Bambus), die sich lauben- und guirlandenförmig zwischen Unter- und Oberholz drängen; mächtige Baumriesen sind an ihren abgestorbenen Zweigen mit Bartflechten, Bromelien und Parasiten überzogen. An den Bergwänden, übereinander sich aufbauend, macht der Urwald hier einen weit mächtigeren Eindruck als auf dem flachen Hochland. An rauschenden Bächlein vorüber öffnen sich hin und wieder lachende, dicht bewaldete Thalkessel, menschliche

Ansiedlungen sind auf diesem ganzen Gebirgsabhang, der Salzburger Partien gleicht, fast keine, da das Land hier mit seinem Zwitterklima für Hochlandkultur schon zu warm, für Tieflandkultur zu rauh ist. Pinheiros (Araukarien-Wälder) werden denn auch schon kurz nach S. Miguel nicht mehr sichtbar, dagegen fangen nun etwas tiefer allmählich Palmen, Bananen und Orangen an. Bei Kilometer 41 kommt man auf den Blocksberg mit einer Holzhütte auf einer frei aus dem schön bewaldeten Thal aufsteigenden Felskuppe mit prachtvoller Rundsicht auf die grünen Thäler und den zackenreichen Kamm der Serra. Bei Kilometer 33 passiert man einen schmalen Bergdurchschnitt und sieht plötzlich über das dichtbewaldete Cubatão-Thal hinweg in weiter Ferne die Insel S. Francisco und darüber hinaus das blaue Meer.

Vom Kilometer 25 an wird das Thal weiter, links und rechts öffnen sich freundliche Seitenthäler, die Ansiedlungen auf beiden Seiten beginnen wieder und folgen sich nun in ununterbrochener Reihe bis zum Stadtplatz Joinville. Vielfach trifft man hier allerdings verlassene, schlechte Ländereien, speziell auf der rechten Seite des Wegs, andererseits aber auch wieder gute Stellen mit reinlichen Häusern und freundlichen Gärten, in denen Lilien, buschige Rosen, feurig rote und gefüllte lachsfarbene Hibiscus blühen, Yucca-Kerzen, wilde Fuchsien, Gloxinien und zahlreiche Schilfblattarten stehen. Ein paar Kaffeebäume zur Lieferung des Hausbedarfs fehlen fast nirgends; Orangenbäume habe ich selten so groß und voll belaubt wie hier gesehen, aber auch an reichlichem Unkraut fehlt es nicht, und Zucker-, Tabak-, Mais- und Bohnen-Pflanzungen machen hier jährlich zwei bis dreimaliges Umhacken und Reinigen vom Unkraut nötig, während in São Bento nur einmal vor der Ernte von Unkraut gereinigt zu werden braucht.

Gegen 4 Uhr kam ich auf dem Stadtplatz Joinville an, der 3500 bis 4000 Einwohner zählt, zwar auch keine geschlossenen Häuserreihen, aber doch auch keine Felder mehr zeigt; die einzelnen Häuser, in geradlinig angelegten Straßen, sind hier nur durch Gärten getrennt. Die Häuser sind häufig auf Holz- oder Steinklötze aufgesetzt, so daß die Luft frei unter ihnen zirkulieren kann; sie sind alle freundlich und reinlich, teils aus Holz, meist aber aus Ziegeln gebaut, vielfach mit dem Gepräge des kleinstädtischen Luxus, mit Erkern und Veranden an den Seiten, die mit Epheu, Kletterrosen und Schlingpflanzen umzogen sind. Die früher allgemein üblich gewesene Palmblatt-Dachung ist in der Stadt jetzt ganz verboten. Das Ganze macht, vom Kirchhofsberg aus betrachtet, fast rings von Bergen eingefaßt, den Eindruck eines freundlichen deutschen Badeortes, und auch das ganze Leben hier entspricht diesem Charakter.

Joinville, vom Hamburger Kolonisationsverein von 1849 auf Terrains des Prinzen von Joinville gegründet, zählt heute in seinem Munizip 16,000 Einwohner, wovon 11,000 bis 12,000 Fremde. Der Hamburger Verein hat 1851, dem Jahre, wo die ersten Einwanderer kamen, 20,000 Hektar besiedelt, von denen auf den einzelnen Kolonisten 60, seltener 100 Morgen kommen. Der Verein ist von der brasilianischen Regierung subventioniert; leider sind in den letzten vier Jahren Schwierigkeiten entstanden, da die Gesellschaft nicht immer ihre kontraktlich bedungenen 1000 Einwanderer per Jahr ganz liefern konnte, und seit der Zeit sind die Regierungsgelder sehr unregelmäßig zugeflossen, so daß der Verein hier, ohne genügende Kapitalunterstützung von Hamburg aus, zuweilen keinen roten Pfennig in der Kasse und nicht die wünschenswerten Mittel hatte, Neuangekommenen vor ihrer ersten Ernte, die günstigsten Falls in einem Jahre erfolgt, durch Wege- und andere Arbeit Unterhalt zu verschaffen.

Herr Dr. O. Dörffel, deutscher Konsul, den ich auf seinem freundlichen Landsitz besuchte, seit 33 Jahren hier ansässig und langjähriges Direktionsmitglied des Hamburger Vereins, sagte mir, daß dem Verein per Kopf der Einwanderer 70 Doll. Spesen erwachsen für: Transport von S. Francisco nach dem Ansiedlungsplatz, zwei bis vier Tage Unterhalt, Vermessung des Grundstücks und Kaufbrief darüber, Wege und Brückenbau, Arzt, Apotheke und Hospital, sowie Verwaltung, und daß man auf Grund dieses Kopfpreises einen neuen Kontrakt mit der Regierung zu erlangen suche, ohne an eine bestimmte Zahl von Einwanderern gebunden zu sein. — 2000 Hektaren Land in der Nähe von Neudorf gehören dem Fürsten von Schönburg-Waldenburg; 2000 Hektaren in Pirabeiraba mit einer vorzüglichen Zuckerfabrik dem Herzog von Aumale; aber der größte Teil der noch verfügbaren Ländereien gehört dem Prinzen von Joinville, wovon bislang an 640 Pächter — zur Hälfte Brasilianer — 45,000 Morgen zu 1 Doll. per 4 Morgen jährlichem Zins verpachtet sind. Die von der Stadt übernommenen, vom Hamburger Verein gebauten Wege sind 250 Km. lang, wovon 10 Km. auf die Stadt selbst kommen. Unter letzteren sind die Hauptstraßen der Prinzen- und der Mittelweg. Am Anfang des Prinzenweges befindet sich das Direktionsgebäude des Hamburger Vereins, ein freundliches, einstöckiges Haus mit Säulenvorbau, daneben zwei große hölzerne, mit Wellblech gedeckte Empfangsschuppen. Den Weg weiter, läßt man rechts den Hügel liegen, auf dem katholische Kirche und Freimaurertempel in schönster Harmonie nebeneinander stehen, links sieht man den von Herrn Brüstlein bewohnten Palast des Prinzen von Joinville, zu dem eine Allee von Königspalmen führt, und gelangt dann an den Hafen, das früher „Schrödersort" genannte Viertel. Joinville liegt am Fluß Cachoeira, der gewöhnlich nur für Kanoes fahrbar ist. Die Flut des Meeres kommt aber von S. Francisco aus im Flußbett bis zur Stadt herauf, dort eine Differenz von $2\frac{1}{2}$ m. zwischen höchstem und niedrigstem Wasserstand bildend, und mit Zuhülfenahme der Flut findet der Dampfer-

verkehr zwischen Joinville und S. Francisco vermittels dreier kleiner Dampfer statt, die Herrn Fr. Brüstlein gehören.

Genannter Herr ist einer der verdienstvollsten Leute um Joinville; seit 1865 hier anwesend, ist er Generalvertreter der Prinzen von Joinville und Aumale, des Comte d'Eu, der südlich von Itapocú seine Dotationsländereien hat, seit 1875 gleichzeitig Vertreter des Hamburger Vereins, Präsident der Munizipalkammer, und hat durch Anlagen zahlreicher industrieller und landwirtschaftlicher Unternehmungen die Kolonie wesentlich fördern helfen.

Der Stadtplatz selbst ist zum Teil recht niedrig auf einem sandigen, früher mit Mangrove bestandenen Sumpf gelegen, so daß die Fundamente für schwerere Bauten bis zu 4 m. Tiefe geführt werden mußten. Die Stadt ist außerdem rings von Bergen eingeschlossen, nur wenig über dem Meree gelegen, so daß die Hitze — zuweilen bis auf 30° R. steigend — nicht weniger groß als in Rio und zu bewundern ist, daß epidemische Krankheiten nicht vorkommen. Moskitten und Baraten gibt es wie in Rio.

Eine Wasserleitung, gegen städtische Obligationen für 24 Contos gebaut, führt der Stadt von den benachbarten Bergen in eisernen Röhren gutes Wasser zu, dagegen ist für Straßenbeleuchtung auch nur in primitivster Form noch gar nichts geschehen, und bei dunkler Nacht kann ein Fremder sich nur mit einem Lootsen durch die Stadt finden. Hin und wieder trifft man dann wohl einen alten Herrn, der mit der Blendlaterne in der Hand seinen Weg sucht.

Für Fettgas oder andere billige Beleuchtungsanlagen wäre hier ein Feld.

Die Produktion der Kolonisten erstreckt sich auf Zuckerrohr, zu Zucker und Branntwein verarbeitet; Tabak, der u. a. auch nicht gerade berühmte Kolonie-Zigarren liefert; Reis, Mais, Bohnen, Mandioka, schilfähnlichen Ingwer, Zimmt, von welchem Baum Rinde und Blätter dienen; Orangen, zu einem süßen Wein verarbeitet, und Kaffee. Letzterer wird neuerdings wieder in größerem Umfange angebaut, nachdem man sich vor einem Jahrzehnt durch einen Frostschaden plötzlich ganz von größeren Kaffeepflanzungen abhalten ließ. Der kostbare Baum gedeiht hier im übrigen ausgezeichnet. Der Maté-Handel und die beiden Dampfmühlen für Maté sind auch hier in brasilianischen Händen, und das Produkt bildet den Hauptausfuhrartikel. Für Reispräparierung existieren zwei Mühlen, und der Prinz Joinville besitzt eine ausgezeichnete, von Herrn Fritz Lange betriebene Sägmühle für gute Hölzer. — Ein eigenartiger Exportartikel sind getrocknete Blätter und Blüten von wildem Zuckerrohr (ubá) und anderen Gräsern und Schilfen, von Palm- und Farnwedeln, die zu Makart-Bouquets verwandt werden. In der Stadt ist eine große Reihe von Handwerkern aller Art, hervorragend darunter die Tischler, die auch Möbel nach Paranaguá, Santos und Rio liefern. Den Leuten geht es, ebenso wie der größten Zahl der Landbebauer, gut; wenn beide es aber einmal zu Haus und Hof, Pferd und Wagen und 1 Conto Baargeld gebracht haben, das sie auf Zinsen legen, so soll auch hier das weitere Vorwärtsstreben meist aufhören; die Leute begnügen sich mit dem, was sie haben, und das Leben hier ist außerordentlich billig. Die Mieten z. B. sind ein Viertel von den überspannten Rio-Preisen, und man versichert mir, daß man mit 200 Milr. Baargeld per Monat hier „wie ein Graf" leben, Familie, Dienstboten, Wagen und Reitpferde unterhalten könne. Wie mancher Rio-Hausvater wird mit Seufzen an dieses Eldorado denken! Manche Handwerker halten hier ihre Reitpferde und Wagen, machen sich gern mal inmitten der Woche einen Extrafeiertag, und der eigentliche Ernst der Arbeit fehlt mannigfach.

Es hängt damit auch zusammen, daß verschiedene Kolonieprodukte, die sich gut zur Ausfuhr eignen würden, nicht eigensinnig genug behandelt werden; da ist z. B. die Butter, die billig ist, 900 Reis per Kilo, und gut sein könnte, wenn die Leute nicht fast regelmäßig frische und alte Ware durcheinander mischten; da ist der Tabak, der hier ausgezeichnet gedeiht, aber so schlecht behandelt und unreell geliefert worden ist, daß die Bahia-Fabrikanten auf weiteren Bezug verzichten mußten.

Wenn Eisenbahn aufs Hochland und nach Blumenau, sowie direkte Zollabfertigung in S. Francisco erst ein mal erlangt sein werden, ist zu hoffen, daß das ganze Leben hier einen neuen Anstoß zu kräftigerer Thätigkeit bekommen wird.

Die öffentliche Sicherheit hier ist eine große, und der Präsident Rodrigues Chaves konnte nicht genug sein Erstaunen darüber ausdrücken, als er hier und in S. Bento überall auch die Parterrefenster unverwahrt, d. h. weder mit Läden, noch mit Eisengittern versehen vorfand und die Hausthüren auch unverwahrt und meist in Gestalt von Glasthüren. Diese „especialidade" von Vertrauen auf Ehrlichkeit war dem in Brasilien Weitgereisten noch nicht vorgekommen.

Solange die Kolonie besteht, ist erst ein Raubmord — ganz vor kurzem — vorgekommen.

Die Stadtverwaltung besteht aus sieben deutschen und zwei brasilianischen Gemeindevätern, und die Beratungen werden in Deutsch geführt. Das Gerichtsverfahren dagegen wird in Portugiesisch unter Beiziehung eines deutschen Dolmetschers gehalten.

Vier große Tanzlokale in der Stadt und eine ganze weitere Reihe außerhalb derselben sind abwechselnd der Schauplatz der sonntäglichen Tanzvergnügungen, hier „Summs" genannt, wobei Jung und Alt sich bis zum Hahnenkrähen des Montagmorgens amüsieren, in ungebundener, aber nicht ausartender Fröhlichkeit. Ich habe auch bei dieser Gelegenheit hier keine einzige „Tournüre" gesehen; ein so glatter Anblick des weiblichen Geschlechts,

wie man dessen in den sogenannten Kulturzentren fast ganz entwöhnt ist.

Den fast ausnahmslos Brasilianern gehörenden, ca. 100 Sklaven, die sehr gut behandelt werden, hat das „Summsen" auch recht gut gefallen und auf den von ihnen veranstalteten schwarzen Summsen soll es in Toiletten „feiner" zugehen, als bei den Deutschen. —

An geselligen Vereinen und Vergnügungen fehlt es nicht; mit Recht berühmt darunter ist ein gutes Liebhaber-Theater der Gesellschaft „Harmonia." Vier Bierbrauereien sorgen für einen sehr guten Stoff, aus der Ingwerwurzel bereitet sich fast jeder Haushalt sein eigenes schäumendes Ingwerbier, während ich importierte Biere hier überhaupt nicht zu Gesicht bekam. Für die geistige Nahrung sorgen am Platze zwei deutsche Zeitungen, die „Kolonie-Zeitung" und die „Reform."

Die Regierung hat seinerzeit eine katholische und eine protestantische Kirche gebaut, beide einfach, turmlos. In der Elementarschule, von 400 Schülern besucht und mit vier Lehrern und einer Lehrerin, wird Deutsch gelehrt; in dem Realgymnasium von Dr. Auft, das von einem Schulverein unterstützt wird, Deutsch und Portugiesisch abwechselnd.

Die noch neue Anstalt des Herrn Dr. Auft, von ca. 70, auch auswärtigen Schülern besucht, erstreckt sich, vorläufig vierklassig, nach dem Lehrplan einer deutschen Realschule bis zur Tertia, und ich war bei einem zweistündigen Besuche aller Klassen ebenso erstaunt wie erfreut über die praktische, frische Lehrmethode sowohl wie über die Leistungen der Schüler. In der Oberklasse folgten die Zöglinge dem Unterricht ziemlich gleich gut, ob abwechselnd in derselben Stunde Deutsch, Portugiesisch oder Englisch vorgetragen und examiniert wurde.

Das Unternehmen verdient jedenfalls volle Sympathien. —

Das neue Gesetzbuch von Montenegro.

Von Dr. Friedrich S. Krauß in Wien.

Das kriegerische, kleine Fürstentum Montenegro oder Crnagora hat in jüngster Zeit wieder viel von sich reden gemacht, und zwar zur erfreulichen Abwechslung durch keine übliche Heldenunternehmung, sondern durch ein wirklich gut gemeintes zivilisatorisches Werk, ein neues Gesetzbuch. Die ausländische, namentlich die französische Presse, brachte ausführliche Berichte, während durch die deutsche eine kurze Notiz die Runde machte, welche eher geeignet war, die Begriffe über das montenegrinische Gesetzbuch zu verwirren, als darüber aufzuklären. Nun das Werk gedruckt vorliegt, verlohnt es sich wohl der Mühe, über seinen Inhalt ernstlich zu berichten.

Das bei G. Chamerot zu Paris in cyrillischen Lettern auf Velinpapier gedruckte und in serbischer Sprache verfaßte, 356 S. in Oktav zählende Buch dürfte seiner äußeren, äußerst gefälligen Ausstattung nach auf dem Lesetische einer Hofdame aufliegen. Der verschwenderisch große und schöne Druck föhnt förmlich den Leser mit den feinen Querstrichen der cyrillischen Buchstaben aus. Der erste Eindruck ist unstreitig ein angenehmer, und schließlich kann man sich auch mit dem geistigen Inhalt des Werkes befreunden, dem die südslawischen Literaturen, wir wollen es gleich im vorhinein bemerkt haben, kein ebenbürtiges Seitenstück entgegenstellen können.

Der Titel des Buches lautet: „Opšti imovinski zakonik za Knjaževinu Crnu Goru. Na Cetinju u državnoj štampariji." („Allgemeines Vermögensgesetzbuch für das Fürstentum Montenegro. Auf Cetinje in der Staatsdruckerei 1888.) In Cetinje ist blos das Titelblatt und der dem Buche vorangehende fürstliche Ukas vom 25. März (6. April) 1888 gedruckt worden. Das Gesetzbuch ist am 1. (12.) Juli 1888 in Kraft getreten. Ausgenommen davon ist blos die zehnte Abteilung des zweiten Teiles, welche von grundbücherlichen Eintragungen handelt. Ein verläßliches Grund- und Flurbuch muß nämlich in Montenegro erst angelegt werden. Es können daher bis dahin keine Eintragungen stattfinden.

Ueber die Abfassung des Gesetzbuches spricht sich Fürst Nikola im Ukas (S. III ff.) folgendermaßen aus: „Ein so außerordentlich schwieriges und selbst für einen jeden Großstaat gewaltiges Werk war für die Crnagora um so schwieriger zu schaffen, als Wir im voraus beschlossen hatten, daß in dieser gesetzschaffenden Arbeit neben allen unerläßlichen Rücksichtnahmen auf die Ergebnisse der Wissenschaft und auf die gesetzgeberischen Arbeiten anderer Kulturstaaten die Hauptaufmerksamkeit auf die volkstümlichen Begriffe von Recht und Gerechtigkeit, auf die Gebräuche, Volksüberlieferungen und die lebendigen Bedürfnisse des montenegrinischen Volkes gerichtet bleibe. In solcher Richtung ist diese Arbeit auch vollzogen worden. Die Möglichkeit dazu ist aber nur durch den Umstand geboten worden, daß die Durchlauchtige Herrscherkrone des Uns verbrüderten großen Rußland, in Ihrer immerwährenden Wohlgeneigtheit gegen die Crnagora, geruht hat, die für dieses Ziel notwendigen bedeutenden Kosten zu übernehmen. Andererseits war es Uns gelungen, für dieses kolossale und in vieler Hinsicht sehr mühsame Unternehmen einen der Aufgabe sowohl durch Scharfsinn, als wissenschaftliche Befähigung, durch Energie und unverdrossene Ergebenheit vollkommen gewachsenen Mann zu finden in der Person des ordentlichen Professors der Odessaer Universität, des wirklichen Staatsrates H. Dr. V. Bogišić, des Sohnes des Uns benachbarten berühmten Ragusäer Regierungsbezirkes (oblasti). Ihm hat der in Gott entschlafene Imperator Alexander II. allergnädigst den Befehl erteilt, er möge diese Arbeit persönlich auf sich nehmen, und Se. Majestät der jetzt glücklich als Kaiser herrschende Imperator Alexander III. hat es ihm anbefohlen, die Arbeit fortzusetzen und zu Ende zu führen.

„Für diese wahrhaft kaiserliche Wohlthat bleiben Wir und die ganze Crnagora sowohl dem Zaren, dem Befreier, als auch dem Zaren, dem Beschützer des Slawentums und der Orthodoxie, auf immerdar in Dankbarkeit zugethan.

„Wegen der außerordentlichen Tragweite dieses Gesetzbuches für die Gegenwart und Zukunft des Volkes, wegen der mannigfachen Schwierigkeiten und Hemmnisse, welche einem gewöhnlich in der Ausführung eines so kolossalen Unternehmens auf Schritt und Tritt begegnen; wegen der speziellen Natur der Regeln des Vermögensgesetzbuches, die so allseitig auch die verwickeltsten Fäden des Volkslebens berühren, haben die Grundlage dieses Gesetzbuches, welches obgedachter Gelehrte allein verfaßt hat, heimische und ausländische im Richterfach erfahrene Männer sowohl von der theoretischen als praktischen Seite mehrmals gründlich Prüfungen und Beurteilungen unterzogen.

„Auch Wir Selber haben diese Grundlage mit besonderer Aufmerksamkeit durchgeprüft, und nachdem Wir gefunden, daß sie allseitig den Rechtsgrundsätzen, den guten Bräuchen und den Bedürfnissen der Uns lieben Crnagora entspreche, erteilen Wir und haben ihr, als dem Eckstein Unserer weiteren gesetzgeberischen Thätigkeit, Unsere Höchste Bekräftigung erteilt."

An dichterischer Begeisterung und Freude über das Werk gebricht es dem Fürsten Nikola gewiß nicht. Etwas unsicher scheinen uns nur seine Kenntnisse von der modernen politischen Geographie zu sein. Wie könnte er sonst von einer benachbarten Ragusäischen Oblast sprechen! „Oblast" bedeutet Machtsphäre, Herrschaft, Regierungsgebiet, wir übersetzten aber frei und mildernd oblast mit Regierungsbezirk, weil man doch füglich nicht annehmen kann, dem Fürsten Nikola von der Crnagora sei es noch unbekannt, daß Ragusa schon seit längerer Zeit kein selbständiger Staat mehr sei, sondern zur österreichischen Provinz, dem Königreich Dalmatien, gehöre. Aber freilich, wie hätte der Fürst so einfach eingestehen sollen, daß Professor Bogišić ein Sohn Austrijske oblasti, ein Oesterreicher sei? Ein Oesterreicher der Verfasser des montenegrinischen Gesetzbuches? Horribile dictu! Professor Bogišić trifft hierbei kein Vorwurf. Er hat sich stets als Oesterreicher gefühlt und hängt mit allen Fasern seines Herzens am alten Vaterlande. Fast Jahr für Jahr bringt er einige Wochen in Wien zu, wo er als junger Gelehrter fast ein Jahrzehnt gelebt. Bis zu seinem siebenundzwanzigsten Jahre war er als Amanuensis auf der k. k. Hofbibliothek in Wien beschäftigt, suchte sich an der Wiener Universität zu habilitieren, was ihm aber nicht gelang, wurde zum Schulinspektor für die damals noch bestehende Militärgrenze ernannt und folgte bald darauf einer ehrenvollen Berufung auf die Odessaer Universität.

Professor Bogišić ist ursprünglich nur Jurist gewesen und erst mit der Zeit durch Selbstschulung südslawischer Ethnograph und Folklorist geworden. Auf seinen wiederholten Reisen im slawischen Süden hat er sein ausgezeichnetes Sammler- und Spürtalent für das Volkstümliche reichlich bewiesen. Wie groß seine Sammlungen sind, mag er vielleicht selber nicht genau wissen. Das gewaltige, noch unedierte Material erdrückt ihn förmlich. Daher erscheint das, was er bisnun davon veröffentlicht hat, nur als ein Bruchstück. Eine eingehendere Würdigung dieser Arbeiten können wir uns hier ersparen mit Hinweisung auf die liebevollen Besprechungen, die Prof. Bogišić's Freund, Dr. Friedrich S. Krauß, ihnen gewidmet hat.[1] Es ist unzweifelhaft ein Fehler gewesen, Bogišić in die Fremde ziehen zu lassen. Er hätte sonst seine bedeutende Arbeitskraft ganz in den Dienst des Vaterlandes gestellt und wahrscheinlich auch mit mehr Konzentration wissenschaftlich gearbeitet. Für die Ausarbeitung des montenegrinischen Gesetzbuches war aber niemand so wie Professor Bogišić geeignet und vorbereitet. Dieses Gesetzbuch, an dem er mehr als ein Jahrzehnt gearbeitet, ist auch Bogišić's erstes, abgerundetes Werk, sein Meisterwerk.

So ganz ohne Gesetze, wie es vielleicht den Anschein haben könnte, waren auch bisher die Montenegriner nicht. Ihr Gewohnheitsrecht, das sich in Sitte und Brauch äußert, bildet für den Ethnographen wie für den Juristen eine schier unerschöpfliche Fundgrube für das Studium volkstümlicher Rechtsanschauungen. Mehr als irgend je ein slawisches Volk war der serbische Stamm, der in der Zeta (dies der alte Name für die Crnagora) eine bergende Zufluchtsstätte gefunden, von dem Verkehr mit der Außenwelt länger als durch ein Jahrtausend so gut wie abgeschnitten und nur auf sich selber angewiesen. Die Zeta war aber auch seit dem Auftreten der Türken in Serbien, Bosnien und der Herzegowina ein sicheres Asyl für politische und unpolitische Flüchtlinge. Nur eine feste gesellschaftliche Gliederung konnte die Montenegriner vor den nachteiligen Folgen bewahren, die durch solche meist unerwünschte Zuströmung ordnungswidriger Elemente in einem armen Lande leicht entstehen können. Und die Armut des Landes selbst, wo die Ertragsfähigkeit des Bodens eine so geringe ist, daß die vereinzelte Familie bei aller Plage und Mühe den Lebensunterhalt nicht gewinnen kann, drängte und nötigte zu einer gesellschaftlichen Organisation auf Grundlage der Solidarität in jeder Beziehung.

In Montenegro begegnet uns eine eigentümliche Anfangsform ursprünglicher Staatenbildung, die ihr Analogon in den Clans des schottischen Hochlands und in der Agrarverfassung einiger hinterindischer und tibetanischer Völkerschaften findet. Unter gleichen Bedingungen mußten sich notwendigerweise gleiche Institutionen herausbilden. In Montenegro galt nicht etwa die einzelne Person als rechtliches Individuum an sich, sondern nur als Mitglied,

[1] Vgl. Krauß in: „Sitte und Brauch der Südslawen", Wien 1885, S. XXI ff., und in „Sagen und Märchen der Südslawen", Leipzig 1884, S. XXXIX ff.

nicht etwa einer Familie, sondern einer Genossenschaft, in der Regel eng blutsverwandter Familien, die unter einem gemeinsamen Vorstande ein gemeinsames Vermögen besitzen. Das war die Hausgemeinschaft (zadruga). Verwandte Zadrugen bildeten wieder auf gemeinsamem Territorium eine Bruderschaft (bratstvo), welcher ein Glavar (Hauptmann) oder Knez als Oberhaupt vorstand. Mehrere Bratstven, die von einem einzigen Stammvater abzustammen glaubten, vereinigten sich schließlich zu einem „Stamm" (pleme), welchen ein in Kriegszeiten gewählter Vojvoda (Heerführer) befehligte. Solcher „Stämme" zählte Montenegro im vorigen Jahrhundert zweiundvierzig. Als Oberhaupt des Landes, doch nur als geistliches, galt der jeweilige Vladika.

Gewöhnlich befehdeten die Stämme einander. Bald kämpfte man um die Waideplätze auf den Almen, bald um die Zisternen und Quellen, bald wegen Viehraubs und Mädchenentführungen — Frauenraub war an der Tagesordnung — meist aber wurden wegen der heiligen Blutrache, der zufolge kein Mord bis ins vierte Glied ungesühnt bleiben durfte, die scheußlichsten Fehden geführt. Als oberste Gerichtsbehörde wurden die Friedensrichter, dobri ljudi, (Ehrenmänner) angesehen. Man wählte bei Streitigkeiten zwischen je zwei Stämmen aus jedem je zwölf unbescholtene und als ehrenhaft anerkannte, reifere Männer, welche auf neutralem Boden, etwa auf dem Thatorte eines Verbrechens oder auf dem Grenzgebiet der streitenden Parteien oder vor einer Kirche, die Schuldigen und die beiderseitigen Zeugen ins Verhör nahmen, und nach bester Einsicht über den Fall aburteilten. Eine Appellation war nicht zulässig. Das Urteil konnte auf der Stelle vollzogen werden. Für Totschlag konnte man durch Geld Sühne erlangen. Raubmörder und Hexen wurden gesteinigt. Als Beweismittel war auch das Gottesurteil angesehen. Streitigkeiten unter Bratstven schlichteten nur ausnahmsweise solche Friedensrichter, wenn es sich zum Beispiel um Notzucht oder Blutschande oder Kindsmord handelte und man „das Volk entsühnen" mußte. Andere Prozesse wurden von den Glavari im Einverständnis mit den designierten Hausvorständen ausgetragen. In der Hausgemeinschaft war der Hausvorstand nur der Administrativdirektor des gemeinsamen Vermögens aller, doch weder Hausherr noch Richter. Richten durften nur alle verheirateten Männer der Hausgemeinschaft in gemeinsamer Beratung.

Aus weiter, aber sehr weiter Entfernung betrachtet, mögen solche gesellschaftliche Zustände wegen ihrer Einfachheit und Schlichtheit den Reiz eines goldenen Zeitalters bei dem harmlosen Beobachter erwecken. Es fehlt auch nicht an kroatischen und serbischen Sozialpolitikern, die, freilich mit mehr Phantasie als sachlichem Verständnis, für die gewaltsame Wiederherstellung solcher Einrichtungen bei allen Südslawen plaidieren. Sie übersehen, daß gerade die vermögensrechtliche Zersplitterung und Zerspaltung eines Volkes in jene genannten Teile ein gedeihliches kulturelles Vorwärtsschreiten nachhaltig hemmen und eine einheitliche Staatsbildung nicht aufkommen lassen. Jene glückliche patriarchalische Zerfahrenheit der Montenegriner hat es allein den Vladiken ermöglicht, auch die weltliche Herrschaft allmählich an sich zu reißen. Formell blieb es wohl bei den alten Namen und Einrichtungen, in Wahrheit aber war schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Montenegro in eine Art theokratischen absoluten Fürstentums umgewandelt. Der Vladika war nun zugleich weltliches und geistliches Oberhaupt des Landes, und bei jeder Beratung von 12 oder 24 Friedensrichtern saß obenan ein „schriftkundiger" Pop (Priester) als je Dreizehnter im Bunde und führte das große und entscheidende Wort in jeder Angelegenheit. Die Popen berichteten auch getreulich über Alles und Jedes an den Vladika auf Cetinje.

Schon im Jahre 1796 durfte es Vladika Peter I. wagen, den Oberhäuptern der Stämme ein kurzes Gesetzbuch von 16 Artikeln zur Sanktion vorzulegen, welche letztere das Recht der Selbsthülfe einschränkten. Namentlich waren sie gegen die Blutrache gerichtet. Wie wenig sie vom Volke indessen beachtet wurden, geht z. B. daraus hervor, daß noch im Jahre 1860 ein Enkel des Gesetzgebers, Prinz Danilo, als Opfer einer Blutrache fiel. Im Jahre 1803 wurden 17 neue Artikel dem Gesetzbuche hinzugefügt. Von den 33 Artikeln bezog sich nur ein einziger auf das Vermögensrecht, alle übrigen auf das Kriminal- und Polizeirecht. Dieser eine Artikel, der auch ins Bogišić'sche Gesetzbuch, ein wenig modifiziert, aufgenommen wurde, lautet: „Wer ein unbewegliches Gut verkaufen will, muß es vor allem in Gegenwart von Zeugen seinen Verwandten und dann seinen Nachbarn zum Kauf anbieten. Schlagen diese den Kauf aus, so darf er sein Gut verkaufen an wen er will. Die Verkaufsurkunde muß in Gegenwart dreier Zeugen geschrieben, unterfertigt und vom Schreiber datiert sein." Erwägt man, daß damals die Zahl der Schreibkundigen im Lande eine äußerst geringe war, daß selbst unter den Priestern nur wenige Auserwählte Lesen und Schreiben verstanden, so begreift man, daß durch die Schlußbemerkung des Artikels jedes Bauerngut förmlich zu einem Fideikommiß gemacht und einer leichtsinnigen Veräußerung Väter-ererbten Gutes gründlich vorgebeugt wurde. Die jeweiligen Zeugen bei einem Verkaufe setzten statt einer Unterschrift auf die Urkunde mit dem Finger einen Tintenklecks. Das war übrigens ein von den Türken übernommener Brauch.

Nach dem Ableben des Vladika Peter II. im Jahre 1851, legte dessen Nachfolger Danilo I. die Priesterwürde ab und proklamierte sich zum Fürsten. Die säkularisierte Zentralmacht fühlte sich genug stark, die Gesetze Peter I. als unzureichend erklären. Im Jahre 1855 wurde ein neues Gesetzbuch von 95 Artikeln redigiert. Davon beziehen sich 6 Artikel auf das Vermögensrecht (Art. 42 bis

46 und 90) und 16 Artikel (Art. 47—57 und 67—71) beſchäftigt ſich mit dem Familien und Erbrecht. Es iſt das ein merkwürdiges Geſetzbuch, welches kunterbunt Beſtimmungen privaten, öffentlichen und adminiſtrativen Rechtes enthält. Es war alles eher als ein bürgerliches Geſetzbuch.

(Fortſetzung folgt.)

Die Gipfel, Päſſe und Gletſcher des Kaukaſus.

Von Douglas W. Freſhfield, Ehrenſekretär der Londoner Königl. Geographiſchen Geſellſchaft.

(Fortſetzung.)

Breiten wir nun für einen Augenblick die Fünfwerſtkarte auf den Felſen vor uns aus und vergleichen wir ihre Darſtellung mit der Natur ſelbſt! In ſo weit die phyſikaliſchen Züge in Betracht kommen, liegt das bemerkenswerteſte Verdienſt der Karte in der genauen Unterſcheidung, welche zwiſchen den kahlen und bewaldeten Bezirken getroffen wird. Ihre augenfälligſte Ungenauigkeit iſt die große Reduktion der von Schnee und Eis eingenommenen Fläche. Allein vielleicht der überraſchendſte und bedeutendſte Kontraſt zwiſchen der Karte und der Natur liegt in einem Ding, in welchem die Zeichner der Karte in keiner Weiſe im Irrtum ſind. In der Landſchaft folgen die vornehmlichſten Umriſſe des Gebirgsaufbaues nicht den Waſſerſcheiden und Waſſerabläufen. Sehr häufig, wie z. B. bei den Quellen des Ingur und des Rion, haben die Höhenzüge, welche die Flußbecken voneinander ſcheiden, durchaus nicht die Wichtigkeit, welche ihnen naturgemäß von Einem beigelegt wird, der Karten ſtudiert.

Ferner ſind wir beim Blick auf die Karte vielleicht zu der Annahme geneigt, der große Ausläufer vom Dychtau und Koſchtantau verlaufe unter rechten Winkeln zur Achſe der Kette. Nun ſehen wir aber, daß es in Wirklichkeit eher ein paralleler Bergzug iſt, welcher durch eine tiefe Kluft — den Schkara-Paß des Mr. Mummery — von der Waſſerſcheide geſchieden wird. Ein Hufeiſen, deſſen beide Schenkel parallel zur Achſe der Bergkette ſtehen, würde vielleicht deutlicher die Beziehungen dieſes Ausläufers — des Bergkammes, welcher den Miſchirgi-Gletſcher umgibt — zu dem Wall ausdrücken, welcher die Eisfelder des Bezingi von dem Hügelland Swanetiens ſcheidet. Und dieſe Erhebung ſcheint mit der Reihe granitiſcher Hochgipfel nördlich vom Uruch in Verbindung zu ſtehen.

Ich habe mir möglichſte Mühe gegeben, deutlich und in Kürze dasjenige darzulegen, was ich von dem Aufbau des zentralen Kaukaſus weiß — und es iſt vielleicht etwas mehr, als bis jetzt bekannt iſt. Ich habe ſogar — auf die Gefahr hin, für anmaßend gehalten zu werden — meine Lesart über ſeine phyſiſche Geſchichte zu geben verſucht. Allein ich werde meine eigenen Anſichten und Empfindungen am beſten ausdrücken, wenn ich dieſen beſcheidenen Verſuch mit den Worten des hervorragenden Bergſteigers und vorſichtigen Forſchers ſchließe, welcher uns das erſte Beiſpiel zur Erforſchung der Welt über der Schneegrenze gab.

„Als ich noch jung war", ſchrieb Sauſſure, „und mehrmals die Alpen überſtiegen hatte, glaubte ich die Thatſachen und allgemeinen Beziehungen ihres Aufbaues erfaßt zu haben. Ich hielt einmal einen Vortrag, worin ich das Ergebnis meiner Beobachtungen auseinanderſetzte. Allein ſeither habe ich, durch häufige Reiſen in verſchiedenen Teilen der Alpen, die Zahl meiner Beobachtungen vermehrt und bin zu dem Schluſſe gekommen, daß in den Alpen nichts ſo beſtändig iſt, als ihre unendliche Mannigfaltigkeit."

Für jene Leſer, welche ſchon etwas vom Kaukaſus wiſſen, mag manches von dem, was ich ſeither geſagt habe, vertraut erſcheinen, und ſie mögen nachgerade fragen: auf Grund welcher neuen Belehrung ich meinen Anſpruch gründen wolle, ihre Aufmerkſamkeit zu mißbrauchen?

Ich wünſche ein- für allemal die irrigen Darſtellungen der Gletſcherregion des Kaukaſus, des Aufbaues der Hauptkette, der Anordnung ſeiner Hochgipfel zu beſeitigen, welche noch immer zuweilen in geographiſchen Werken von verdienter höchſter Autorität vorkommen. Ich wünſche alle landläufigen Fiktionen durch die edlere und intereſſantere Wirklichkeit zu verdrängen.

Prüfen wir für einen Augenblick die genaue Beſchaffenheit und den Urſprung der Irrtümer, deren Berichtigung wir anſtreben. Im Jahre 1868, wo ich den Kaukaſus zum erſtenmale beſuchte, bereiſte ein junger Geognoſt, Herr Ernſt Favre (wie ſchon früher erwähnt) den Kaukaſus und veröffentlichte bei ſeiner Rückkehr einen kleinen Band und eine geologiſche Karte. Herr Favre leiſtete außerordentlich viel in der ihm zu Gebot ſtehenden Zeit; ſeine Karte war eine große Bereicherung unſerer Kunde und ſeine geologiſchen und orographiſchen Beobachtungen waren an ſich ſehr wertvoll. Da er ſelbſt aber kein Bergſteiger war und keine Erfahrung in der Eiswelt beſaß, ſo blieb die Gletſcherregion notgedrungen für ihn ein mare clausum. Er mußte ſich daher für ſeine Ideen an die ruſſiſche Fünfwerſtkarte (nämlich fünf Werſt auf den Quadratzoll) halten, welche unter der Aufſicht des Generals Chodzko zwiſchen 1847 und 1863 erſchienen war. Nun hatten die Vermeſſer ihre Arbeit trefflich geleiſtet, ſoweit ihre Mittel und Weiſungen ſie führten. Sie legten mit überraſchender Genauigkeit und Vollſtändigkeit den ganzen Grund unterhalb der Schneelinie und außerhalb der inneren Falten und Winkel der Bergkette dar. Sie lieferten einen trefflichen Aufriß des bewohnbaren Landes und der gangbaren Reitwege, denn ſie waren für militäriſche und Verwaltungszwecke angeſtellt und nicht für wiſſenſchaftliche Forſchung. Die Herausgabe ihrer Karte ſo lange hinauszuſchieben, bis ſie dieſe phyſikaliſch vollſtändig

gemacht haben würden, wäre unmöglich gewesen.[1] Demgemäß begnügten sie sich, die Höhen und Stellungen einiger hervorragender Hochgipfel zumeist, wo nicht ganz, von der Nordseite aus trigonometrisch zu bestimmen. Die schneeigen Höhen wurden in den meisten Fällen durch konventionelle Zeichen dargestellt; ein blauer Fleck da und dort diente als Andeutung von Gletschern, und eine Anzahl brauner Kämme oberhalb der Schneegrenze wurde ohne besondere Beachtung der Uebereinstimmung mit der Natur niedergeschrieben. Hierin folgten die Vermesser ganz dem Vorgang aller der ersten Generalstabskarten der Alpen mit Ausnahme der schweizerischen.

Ich erlaube mir die Bemerkung, daß es in allen derartigen Fällen besser wäre, wenn man den unvollkommen vermessenen Teil entweder ganz leer ließe oder in irgend einer auffallenden Weise bezeichnete. Denn das Publikum oder vielmehr seine Lehrer nehmen natürlich eine Karte als in allen Teilen gleich autoritativ. Als der vorerwähnte intelligente Reisende Favre fand, daß die Vermesser auf der Strecke, welche er bereiste, jeden bedeutenden Wald und jeden kleinen Weiher genau angegeben hatten, nahm er gern das von der Gletscherregion der großen Kette gegebene Bild als richtig an, da er nicht selbst zu derselben vorgedrungen war.

Der nächste Schritt ergibt sich beinahe als natürliche Folge. Der Enzyklopädist der Geographie, Herr Reclus, welchem unsere Wissenschaft vielleicht mehr verdankt als irgend einem andern lebenden Schriftsteller, holt sich natürlich seine Belehrung über die kaukasischen Gletscher mit dem größten Vertrauen von einem berufsmäßigen Geologen und kopiert daher in seiner monumentalen „Géographie universelle“ beinahe Wort für Wort aus Herrn E. Favre's Werk die folgende Stelle: „Obwohl mit einer größeren mittleren Erhebung, als derjenigen der Alpen, sind die kaukasischen Hochgipfel doch weit weniger mit Schnee und Eis bedeckt, nicht allein infolge ihrer südlicheren Breite und anderer klimatischer Bedingungen, sondern auch wegen der Schmalheit der oberen Kronen und der Abwesenheit der kreisförmigen Hochthäler (cirques), wo die angehäuften Schneemassen als Behälter für die Gletscher dienen könnten. . . . Die Abwesenheit von Schnee erzeugt auch eine entsprechende Seltenheit der Gletscher.“

Und dann gibt Reclus als physikalische Karten zur Veranschaulichung seiner Angaben Auszüge aus der Vermessung des Kasbek, Elbrus und der Nordkette von Swanetien, welche ganz unrichtig und als naturunähnlich durch die Wanderungen der Gebirgsbewohner und durch die gegenwärtig vor sich gehenden neuen Vermessungen erwiesen werden.

Gegen diese Zitate muß ich, eines um das andere, sowohl bezüglich der Schlüsse wie der Prämissen, Einsprache erheben und lasse nur die Angaben der Breite gelten. Die anderen klimatischen Bedingungen sind den Gletschern günstig, denn der Schneefall im zentralen Kaukasus ist schwerer als in den Zentralalpen, die Bergkrone ist breit und hat eine Anzahl hoher Ausläufer, welche viele wohlgefüllte Gletscher-Reservoirs einschließen.

Im Journal der Geographischen Gesellschaft für 1874 finde ich, daß ein Reisender auf Grund seiner eigenen Erfahrung Zweifel über die Ausdehnung der kaukasischen Eisfelder erhebt. Sein Zeugnis wird entkräftet durch die Thatsache, welche auch durch seine Schilderung der Ansicht des Kasbek von der Poststation aus erhellt, daß er einen Gletscher nicht kannte, wenn er einen sah!

Ferner nehme man das neueste und angesehenste Werk über Gletscher von Professor Heim in Zürich zur Hand. Seine Schätzung der von Gletschern bedeckten Fläche bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück, denn er behauptet, die ganze Gletschermasse im Kaukasus bedecke nur 120 Qu.-Km., wovon 60 allein auf dem Elbrus. Nun bedeckt der Aletsch-Gletscher in der Schweiz allein eine Fläche von 129 Qu.-Km., ungerechnet seine beiden hauptsächlichsten Zuflüsse. Mr. F. F. Tuckett im „Alpine Journal“ Bd. XII, und ich in einem besonderen Artikel in demselben haben bei Besprechung des Heim'schen Werkes demselben verschiedene Ungenauigkeiten bezüglich des Kaukasus und meines Anteils an den Forschungen in demselben nachgewiesen.

Da dies der gegenwärtige Zustand der wissenschaftlichen Kunde (außerhalb des Alpenklubs) vom Kaukasus ist, so erscheint es ganz geboten, jetzt den größten Nachdruck auf alle Thatsachen zu legen, welche in den letzten 20 Jahren durch Bergsteiger ermittelt worden sind. Während dieses Zeitraums sind Elbrus, Kasbek, Koschtantau, Schkara, Djanga, Tetnuld, Gestola, Uschba, Adai Tschotsch, Uku, Dongusorun und andere Hochgipfel von 11,000 bis zu 18,500 F. Meereshöhe erstiegen und etliche 20 Gletscherpässe von mehr als 10,000 F. Höhe überstiegen worden. Die Expeditionen sind von Reisenden von alpiner Erfahrung gemacht worden, welche daher vollkommen fähig waren, dasjenige, was sie gesehen hatten, zu würdigen und unter Bezugnahme auf einen wohlbekannten Maßstab zu beschreiben.

[1] In der Bibliothek der Königl. Geographischen Gesellschaft in London befindet sich eine merkwürdige, im Jahre 1862 von General Chodzko, dem Vorstand der Landesvermessung, herausgegebene Abhandlung, welche von seinen fünfundzwanzigjährigen Arbeiten einige Rechenschaft ablegt. Zuweilen arbeiteten seine Offiziere unter dem Feuer feindlicher Dorfbewohner; auch waren sie nicht weniger tapfer in Ueberwindung natürlicher Schwierigkeiten, insoweit es ihre Mittel gestatteten. Der General kampierte mehrere Tage auf dem Gipfel des Ararat, erstieg den Zilga Tschotsch, einen Hochgipfel von 12,500 F. auf der Wasserscheide südlich vom Kasbek, um seine ciskaukasischen und georgischen Stationen miteinander zu verbinden. Mehr als dies konnte er ohne Erfahrung in der Eis- und Schneewelt des Hochgebirgs nicht leisten. Es ist merkwürdig, daß keiner von den großen Gipfeln des Dariel von Stationen südlich von der Gebirgskette aus trianguliert worden ist. Daher rührt es, daß die Berge auf der Wasserscheide, mit Einschluß des großen Uschbah, der Wahrnehmung entgiengen. Sie sind von der nördlichen Steppe aus unsichtbar oder nicht zu unterscheiden.

Ich ſelbſt habe ſechs kaukaſiſche Hochgipfel erſtiegen und die Hauptkette mittelſt fünf Schneepäſſen überſtiegen und wohl ebenſo viele ſekundäre Kämme überquert. Mein vorjähriger Reiſegefährte, Herr v. Dechy, hat den Elbrus und Adai Tſchotſch erklettert und vier Sommer im Kaukaſus zugebracht und überall photographiſche und Höhenaufnahmen vorgenommen. Im Jahre 1886 beſuchten meine Freunde: Herr Dent, Präſident des Britiſchen Alpenklubs, und ſein Sekretär Donkin (welchem wir ſo viele prächtige Photographien der Hochalpen und ihrer Gletſchererſcheinungen verdanken) die zentrale Gruppe, entwarfen eine Karte von einem ihrer bedeutendſten Gletſcherbecken und erſtiegen einen ihrer höchſten Gipfel. Im vergangenen Juli erſtieg Herr Mummery den Koſchtantau und erforſchte die oberſten Teile der Gletſcher Tychſu und Thuber-Baſilſu.

Später im Jahre, im Monat Auguſt, erkletterte eine Geſellſchaft, beſtehend aus den Herrn H. W. Holder, J. G. Cockin und Hermann Woolley mit zwei Alpenführern, den Koſchtantau über den nördlichen Rücken (auf einem von demjenigen des Herrn Mummery verſchiedenen Wege), meinen „Sattelpik", für welchen ſie den Namen Kartimtau erlangten, ferner Sallananchera, den auf meiner Karte noch unbenamſten Kamm nördlich vom Zannerpaß, und den Paß zwiſchen den Gletſchern Dychſu und Bezingi. Ihr Verſuch, den Miſchirgi-tau zu erreichen, ſchlug fehl. Herr Cockin und die beiden Führer blieben zurück und wurden durch die Erſteigung der Schkara, Djanga und ſogar des Uſchba ſelbſt belohnt.

Ungefähr um dieſelbe Zeit ſtiegen die Herren Dent, F. W. Donkin und H. Fox mit zwei Führern über die Leila-Kette hinüber nach Swanetien, von wo Herr Dent wegen Unwohlſeins zurückkehren mußte. Seine Freunde unterſuchten den Uſchba, ſtiegen über den Petſcho-Paß hinüber nach Urusbieh und erſtiegen unterwegs den Donguſorun. Von hier aus fanden ſie einen intereſſanten neuen Weg — „einen prächtigen Paß", wie Herr Donkin ſchreibt — nach Tſchegem und Bezingi. Sie verließen dieſes Dorf am 25. Auguſt und marſchierten aus ihrem Lager im Doumala-Thal am 29. mit ihren Alpenführern in der Abſicht, die Dychtau-Gletſcher hinüber nach Karaûl im Bezirk Balkar, gegen den Oberlauf des Tſcherek, zu überqueren, wo ihr Dolmetſcher ſie am 30. oder 31. zu erwarten die Weiſung hatte. Seither hat man nichts mehr von ihnen geſehen, und ihr furchtbares, noch unerklärtes Ende hat über die Eis- und Schneewelt des Kaukaſus in Vieler Augen einen düſteren Schatten geworfen, welcher nicht mehr beſeitigt werden kann und viel Leid verurſacht. Es iſt jedoch nicht unmöglich, daß ein vorſichtiger Leſer Anſtand nehmen kann, wie Herr Reclus, den Berichten „bloſer Bergſteiger" den Vorzug zu geben vor den Ergebniſſen einer bis zu einem gewiſſen Grad durch reiſende „Gelehrte" beſtätigten amtlichen Vermeſſung. Ich beeile mich daher, hinzuzufügen, daß viele der von mir gemachten Bemerkungen die Beſtätigung bewanderter Vermeſſer erfahren haben oder noch erfahren werden. Der ruſſiſche Generalſtab ahmt in dieſer Beziehung den franzöſiſchen, den italieniſchen und den öſterreichiſchen in den Alpen nach, hat die Unvollſtändigkeit ſeiner erſten Arbeit erkannt und iſt nun mit der Verbeſſerung derſelben beſchäftigt. Die Gruppe des Kasbek iſt nun in der jüngſt vollendeten Generalſtabsvermeſſung in einer Weiſe dargeſtellt, welche in Bezug auf das Gletſcherſyſtem der früheren Karte vollſtändig widerſpricht und ſie ganz unbrauchbar macht. Auch der Elbrus wird dermalen von neuem aufgenommen, und von dem erſten Blatt der neuen Vermeſſung, welches die Quellen des Bakſan zeigt, hat ſchon Herr v. Dechy[1] die vollſtändige Unrichtigkeit der ſogen. Fünfwerſtkarte in dieſer Hinſicht nachgewieſen. Eine raſche Wiedervermeſſung der Zentralgruppe wird dermalen vorgenommen, und ihr Ergebnis ſoll im Jahre 1889 veröffentlicht werden. Innerhalb der nächſten 10—20 Jahre (denn die Aufgabe iſt keine leichte) wird die ganze Schneekette von geübten Vermeſſern mit wiſſenſchaftlicher Genauigkeit dargeſtellt ſein.

Mittlerweile gab die Kartenſkizze, obwohl ſie in einigen Teilen keinen Anſpruch auf wiſſenſchaftliche Genauigkeit machen kann, doch eine im Groben richtige Vorſtellung vom Herzen des Kaukaſus. Sie weiſt den entwickelten Charakter der Schneekette, ihre zahlreichen Ausläufer und die Art und Weiſe nach, wie die Gletſcherbecken verteilt ſind und wie die Kämme dieſelben einſchließen und teilen. Alle Berge öſtlich vom Mamiſſon-Paß ſind nach den neueren Karten eingetragen, welche General Schdanow mir ſchickte. Herr Donkin hat mittelſt zahlreicher magnetiſcher Viſierlinien und Photographien den großen Bezingi-Gletſcher mit bedeutender Genauigkeit dargeſtellt. Herr v. Dechy hat mich mit einer Menge Photographien verſehen. Zudem habe ich noch ein reiches Material in Vermeſſungen und Notizen, welche ich ſelbſt von vielen hohen Standpunkten aus aufgenommen habe, worunter allein 36 Seiten topographiſcher Skizzen, welche in dieſem Blatt verwertet worden ſind. Aus der Vergleichung dieſer Materialien iſt etwas hervorgegangen, was zwar von jedem Standpunkt aus unvollkommen und vom ſtreng mathematiſchen Geſichtspunkt aus ohne Zweifel wertlos iſt, aber doch notgedrungen einige falſche Vorſtellungen berichtigen und gerade durch ſeine Unzulänglichkeit andere, denen mehr Mittel, Zeit, Erfahrung und Uebung zu Gebot ſteht, anſpornen muß, das Werk der Kaukaſus-Erforſchung weiter zu führen.[2]

Ich wende mich nun zu den Einzelheiten und zunächſt zu denen der Höhenangaben.[3] Die Vermeſſer in der erſten

[1] Vergl. „La Svanétie Libre", Budapesth, 1886.

[2] Die Kartenſkizze wird noch weiter berichtigt werden durch Aufnahme der Ergebniſſe der im vorigen Sommer gemachten Reiſen, ſoweit ſolche zu erlangen ſind.

[3] Die Vermeſſer ſollten ſchicklicherweiſe das genaue Mittel ihrer Vermeſſungen angeben. Man muß aber nicht glauben, daß, weil der eine Hochgipfel als 12,876 und ein anderer als 12,879.5

Instanz triangulierten nur die von der nördlichen Steppe aus sichtbaren Schneegipfel. Zwischen dem Maruch- und dem Mamisson-Paß vermaßen sie keinen Hochgipfel auf der Wasserscheide, als möglicherweise den Adai Tschotsch (15,241 F.). Die einzigen gemessenen Hochgipfel der Zentralgruppe waren Koschtantau und Dychtau, resp. 17,096 und 16,925 F. hoch und beide auf einem nördlichen Ausläufer stehend. Dieser Ausläufer wirkt als ein riesiger Vorhang, welcher dem von Norden herschauenden Beobachter eine Reihe gleich hoher Gipfel verbirgt. Es ist gerade, wie wenn irgend welche früheren Alpenforscher die Mischabel-Hörner und das Weißhorn gemessen und den Monte Rosa übersehen hätten.

Allein die auf diese Weise ermittelten Höhen mußten aufgenommen werden, bis sie von derselben Autorität abgeändert werden. Gegen die Höhen, welche dem Elbrus in der Fünfwerstkarte gegeben worden sind — 18,526 und 18,453 F. — hat man oft Einwendungen erhoben. Der eine Mann der Wissenschaft muß notwendig ein Mittel zwischen der Höhe der beiden Hochgipfel annehmen; der andere irrt sich um 300 F., indem er Meter in Fuß verwandelt, und so ist Verwirrung hereingebracht worden. Die neue Vermessung des Baksan gibt die Höhen der beiden Hochgipfel (in russischen Saschinen) auf bezw. 18,470 und 18,347 F. an. Ist es möglich, daß diese Ziffern die höchsten von jenem Thal aus sichtbaren Felsen darstellen? Die höchsten Gipfelkämme kehren ihre Front dem Malka zu. Wiederum möchte ich die Geographen bitten, den Ersteigern des Elbrus glauben zu wollen: die Höhlung zwischen den Hochgipfeln ist kein Krater, wie ich es behauptet gesehen habe; jeder der beiden Hochgipfel ist ein besonderer und deutlicher Krater.

Nördlich von Swanetien und in der Hauptkette hat die Vermessung nun neuerdings Zahlen für die breite Masse des Donguforun (14,600 F.), das Breithorn des Kaukasus, gefunden, welches gleich seinem schweizerischen Nebenbuhler von dem Thal an seinem nördlichen Fuße, dem Baksan, aus sichtbar ist. Die Türme des Uschba sind noch ungemessen, dürfen aber (nach einer Notiz hierüber, welche ich jüngst von Herrn Donkin erhalten habe) auf 15,500—16,000 F. geschätzt werden. (Forts. folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

* **Die landwirtschaftliche Statistik der Insel Ceylon,** soweit sie aus den von Herrn Ferguson, dem Herausgeber des „Ceylon Handbook and Directory", gesammelten Zahlen hervorgeht, weist bezüglich der gegenwärtigen Verteilung der Ackerbau- und Bodenprodukte der Insel nach, daß der Kaffee nicht mehr seine alte Stellung als der bedeutendste Ausfuhrartikel einnimmt. Der gesamte Flächenraum von 1963 Pflanzungen und von Europäern unterhaltenen Gütern beläuft sich auf 664,209 Acres; der Gesamtflächenraum von 1475 in wirklichem Anbau begriffenen Pflanzungen 318,067 Acres; die ganze mit Thee bepflanzte Grundfläche (annähernd) 182,914 Acres, die mit (arabischem) Kaffee bepflanzte Fläche 77,407 Acres, die mit Liberia-Kaffee bestockte 916 Acres, die mit Cocospalmen bepflanzte 12,000 Acres, die mit Kardamome bepflanzte 4592 Acres, die Gesamtzahl der mehr als zweijährigen Cinchona-Bäume 35,655,000. Die volle Bedeutung der großen Zunahme der Theeausfuhr läßt sich am besten erkennen, wenn man die Zahlen von mehreren Jahren vergleicht. Im Jahre 1880 erreichte die gesamte Verschiffung von Thee 160,000 Pfund; diese hatte für die Ernte von 1886—1887 sich auf 12,013,686 Pfund vermehrt und ist für 1887—1888 auf 22 Millionen Pfund geschätzt worden. Die Aussichten für alle anderen Ernten des vorigen Jahres waren sehr gut, ebenso für die Produktion von Cocosnußöl und Faserpflanzen, welche nun hauptsächlich in den Händen singhalesischer Grundeigentümer ist. Es ist jedoch eine überraschende Wahrnehmung, daß noch 346,142 Acres Land zu Pflanzungen unbenützt und unangebaut bleiben, was eine Folge der Krankheit des Kaffeebaumes und des dadurch hervorgerufenen Sinkens dieses hauptsächlichsten Ausfuhrartikels ist. Es ist eine neue Warnung für den Pflanzer, wenn noch eine weitere nötig wäre, vor der Thorheit, seine ganze Sorgfalt und Thätigkeit nur der Produktion eines einzelnen und einzigen Verbrauchsartikels zuzuwenden. r.

* Die Stärke der Familien in Europa. Der englische Statistiker Mulhall gibt über die Durchschnittszahl der ehelichen Kinder in den Hauptländern Europa's die folgenden Daten. In Frankreich 3.03, in Dänemark 3.61, in Ungarn 3.70, in der Schweiz 3.94, in Oesterreich und Belgien je 4.04, in England 4.08, in Deutschland 4.10, in Schweden 4.12, in Holland 4.22, in Schottland 4.46, in Italien 4.56, in Spanien 4.65, in Rußland 4.83 und in Irland 5.20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter.

Von der Zeit Justinian's bis zur türkischen Eroberung.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zwei Bände.

Geh. Preis M. 20.— In 2 geschmackvollen Einbänden M. 24.—

Die Verlagshandlung hat die besondere Genugthuung, das Erscheinen der Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter von Ferdinand Gregorovius anzukündigen. Dieselbe ist das Seitenstück zu des Verfassers monumentaler Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Beide Werke, die Geschichte der zwei unsterblichen Metropolen der westlichen und östlichen Kulturwelt des Abendlandes in den mittleren Zeiten umfassend, vervollständigen einander, und sie verbinden sich jetzt zu einem historischen Ganzen so eigenartig in der geschichtlichen Litteratur, wie zeitgemäß bedeutsam und anziehend für die weitesten Kreise der Gebildeten. Die Verlagshandlung hat die Geschichte der Stadt Athen ganz gleichförmig jener Roms ausgestattet; sie bringt die beiden Bände, aus denen dieselbe besteht, gleichzeitig zur Ausgabe.

= Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. =

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 28. Stuttgart, 15. Juli 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Denkschrift des Marquis Tseng vom Januar 1887 „Ueber den Schlaf und das Erwachen China's." Von Adolf Fleischmann. S. 541. — 2. Das neue Gesetzbuch von Montenegro. Von Dr. Fr. S. Krauß in Wien. (Fortsetzung.) S. 547. — 3. Bei den Deutschen in Südbrasilien. Von Moritz Schanz. (Schluß.) S. 550. — 4. Die Gipfel, Pässe und Gletscher des Kaukasus. Von Douglas W. Freshfield, Ehrensekretär der Londoner Kgl. Geographischen Gesellschaft. (Fortsetzung.) S. 554. — 5. Aus dem italienisch-abessinischen Feldzug. Brief des italienischen Ingenieurs Capucci aus der abessinischen Landschaft Schoa. S. 557. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 558. — 7. Litteratur. S. 560.

Die Denkschrift des Marquis Tseng vom Januar 1887 „Ueber den Schlaf und das Erwachen China's."

Wenn auch die Denkschrift des Marquis v. Tseng „Ueber den Schlaf und das Erwachen China's" zunächst einen volkswirtschaftlichen und politischen Charakter an sich trägt, so ist sie doch zugleich und gerade hiedurch eine für die Völkerkunde des Himmlischen Reiches höchst bedeutsame Aeußerung, aus einer ebenso bedeutsamen Feder geflossen, und verlangt zur Erkenntnis ihres vollen Wertes vor allem einen Blick in die Verhältnisse China's auf Grund der Völkerkunde und Erkenntnis des Volkscharakters in gewisser, ganz bestimmter Richtung. Denn es verbinden sich mit dem „Schlaf" des großen Reiches nicht allenthalben die richtigen Begriffe, und ein Gleiches, wenn auch im geringeren Grad, weil der Gegenwart angehörig, gilt von von dem „Erwachen." Man darf dem landläufigen und volksschulmäßigen Glauben nicht huldigen, als sei in China seit Jahrtausenden alles beim Alten geblieben. Es hat schon in den ältesten Zeiten (2000 v. Chr.) kriegerische Stürme und politische Umwälzungen im Reich genug gegeben, aber wohlverstanden im Reich. Allein der völkerbewegende und völkerbildende Krieg mit anderen Nationen ganz verschiedener Kultur, „der Beweger des Menschengeschlechts", hat den Chinesen bis auf unsere Zeit fern gelegen; sie sind das denkbar friedfertigste und friedenliebendste Volk der Welt von jeher gewesen und sind es heute noch. Hierin liegt einerseits das Charakteristischste des Schlafes der Chinesen, und andererseits müssen wir es in ihrer alten und hohen eigenartigen Kultur suchen, in welcher sie sich selbstgenügsam noch heute sonnen, deren Thatsache uns zwar bekannt ist, deren Entstehung und Entwicklung bis zu der Zeit, wo wir sie finden, aber bis jetzt nicht so wissenschaftlich hat ergründet werden können, wie es mit Griechenland und Rom der Fall ist. Dieser friedliche, jeder Expansion fremde und abgeneigte Geist der Chinesen hat ihre Abgeschlossenheit bis auf die neueste Zeit zur Folge gehabt. Er ist im großen und ganzen seit Jahrtausenden sich gleich geblieben und ist vielleicht unter allen Völkern der Welt in seiner Starrheit und Folgerichtigkeit das einzige Beispiel. Nur wo ihnen der Krieg aufgedrungen worden ist, haben sie zu den Waffen gegriffen und das friedliche Hineintragen fremder Kultur in ihr Land haben sie abgewiesen. In ihren Anschauungen nach innen sind große Veränderungen vorgegangen. Die Verfassung des Reiches war zwar stets monarchisch, aber sie wechselte zwischen patriarchalischer, absoluter, zwischen feudaler und wieder absoluter Monarchie. Mehr wissen wir freilich kaum. Sicherere Nachrichten gibt es erst seit Confucius' Tschün-thsieu (722 v. Chr.). In dieser Zeit verfiel die Kaisermacht und es beginnen die Macht der Vasallenfürsten und die Kämpfe der verschiedenen Teile des Reiches unter sich. Die Grenzfürstentümer wurden am mächtigsten. Das Reich war zu groß und die Zentralgewalt des Kaisers konnte sie nicht mehr erreichen. Die Anschauungen der Chinesen über Staat, Regierung und Gesellschaft u. a. m. sind sich keineswegs immer gleich geblieben. Die alten Chinesen verlangten z. B. von einer guten Regierung (worüber ganz bestimmte urkundliche Nachweisungen vorhanden sind[1]): Der Fürst soll des Volkes Vater und Mutter sein. Er soll nicht nach eigener Willkür und

1 cf. Dr. J. H. Plath, „Verf. und Verwalt. China's ꝛc." München 1864, Verlag der Akademie.

eigenem Ermessen handeln. Wie die Welt nur durch Gesetzmäßigkeit besteht, so auch das Reich. Der Idee nach ist der Kaiser nur der Repräsentant des Gesetzes und mehr als seine Unterthanen Sklave desselben, wenn er nicht sein freiwilliger Diener ist. Confucius sagt: „Der Kaiser erhält seine Befehle vom Himmel, die Beamten vom Fürsten; darum, wenn die Befehle des Fürsten den himmlischen Befehlen gehorsam sind, dann befolgt sie der Beamte; wenn aber des Fürsten Befehle dem entgegen sind, so widersetzt er sich den Befehlen des Fürsten." Die alten Chinesen bestraften zwar die Verbrechen. Das größte und schwerste war die Impietät. Man nahm 3000, nach anderen 2500 Verbrechen an. Es muß also schon zu Confucius' Zeit ein sehr ausgebildetes Strafrecht bestanden haben, wenn es auch logischer Systeme entbehrte. Das heutige Strafgesetzbuch hat 436 Titel und befindet sich in China in jedermann's Händen; es enthält zahlreiche polizeiliche und andere sich auf das häusliche und Familienleben, die genaue Inachtnahme der althergebrachten Sitten und Gebräuche, die im Umgang mit anderen zu beobachtende Etikette und auf ähnliche Verhältnisse bezügliche Bestimmungen. Confucius sagt: Unter den 2000 Verbrechen sei keines so groß als die Impietät. „Diejenigen, welche Diebstähle und Räubereien begehen — und die letzteren müssen nach urkundlichen Anekdoten noch im 5. Jahrhundert v. Chr. häufiger gewesen sein, wie je[1] — welche Unordnungen erregen, die Gleißner, Betrüger, Mörder und andere mehr, sind gewiß zu verabscheuen, aber weit mehr die Impietät und die Zwietracht in den Familien u. s w. Es gab nur fünf Strafen für Verbrechen, wozu kleine Polizeivergehen nicht gehören. Die erste Strafe war: den Verbrecher auf der Stirn mit schwarzen Strichen zu bezeichnen; die zweite das Nasenabschneiden; die dritte die Füße abzuschneiden; die vierte das Kastrieren; die fünfte die Todesstrafe durch Enthaupten. Daneben bestand als militärische Strafe das Auspeitschen und Durchbohren der Ohren mit einem Pfeil. Später kommt auch die Verbrennung vor. Man wollte durch die Strafe zwar vor dem Verbrechen abschrecken, aber viel mehr Gewicht legte man auf die soziale Natur desselben und auf seine Verhütung. Man betrachtete Vergehen und Verbrechen nicht isoliert, sondern als unter äußeren Verhältnissen entstanden, welchen zuvorzukommen das Ziel einer guten Regierung sein müsse. „Wenn das Volk nicht zu leben hat, verläuft es sich und wird Räuber und Rebell." Confucius sagt zu einem hohen Beamten, der sich bei ihm über erlittene Räubereien beklagte[2]: „Wenn Du nicht habgierig wärest, würde das Volk nicht Räubereien treiben und wenn Du es auch dazu dingen wolltest. Wird ein kräftiger Mann durch Armut sehr gedrängt, so empört er sich wohl. Wenn er nicht die Mittel hat, die zum Leben nötig sind, und soll doch immer gleichmäßig die Tugend bewahren, so vermag dies nur ein Mann, dessen Geist ausgebildet ist und der sich über den großen Haufen erhebt. Entbehrt der gemeine Mann die nötigen Lebensbedürfnisse, so verletzt er das Recht, sein Herz verdirbt, er ergibt sich dem Laster und wird zu allem fähig. Verfällt er dann in ein Verbrechen, so verfolgt und straft man ihn. Das heißt aber nur dem Volk Fallen legen. Kann wohl ein wahrhaft humaner Fürst sein Volk so in den Netzen fangen? Daher muß ein einsichtsvoller Fürst zunächst dafür sorgen, daß das Volk genug zum Leben habe, um Eltern, Weib und Kind ernähren zu können; dann aber auch, daß es den nötigen Unterricht in den Schulen erhalte. So wird er das Volk zur Tugend leiten und dies ihm willig folgen." —

Aehnliche Aeußerungen anderer finden sich ebenfalls in Urkunden. Bei solchen Anschauungen sind die Chinesen im Lauf der Zeiten, der Jahrhunderte und der Jahrtausende nicht stehen geblieben; aber es ist schon etwas Großes, daß sie dieselben überhaupt hatten. Der Socialismus unserer Zeit ist nach mehr als 3000 Jahren ganz auf demselben Standpunkt angekommen. Der Vernünftige verlangt Abhülfe von der Gesellschaft, der Extreme verlangt sie, ebenso wie Confucius, vom Staat. Verfassung, Regierung, Erwerbsweise, Sitten und Anschauungen sind in China, wie bei allen Völkern, naturgemäß anders geworden, wenn sich auch eine Reihe von Gebräuchen der Lebensführung erhalten hat, weil man ihnen fast gesetzliche Kraft zuschreibt.

Wir haben uns diese kleine Exkursion erlaubt, um darauf hinzuweisen, daß der Schlaf der Chinesen also nicht die Stagnation des Geistes bedeutet. Nur die Abgeschlossenheit gegen andere Nationen, die sie weder kannten, noch zu kennen vermochten, noch auch im Hochgefühl ihrer eigenen Kultur kennen wollten, war der Schlaf, von dem sie jetzt erwachen. Das schließt aber ihre hochgradige, im Nationalcharakter tief liegende Neigung, das Hergebrachte zu ehren und zu erhalten, nicht nur nicht aus, sondern erklärt sie vielmehr. Im sogenannten Schu-King[1] wird gesagt: „Folge der Vernunft, aber glaube nicht, klüger zu sein als die Alten. Aendere nicht die alten Satzungen. Man führe nichts Ungewöhnliches ein, sondern bleibe immer bei dem Alten und Hergebrachten." In anderen Stellen heißt es: „Die Alten haben alles so weise geordnet, daß daran nichts zu ändern ist. Die Regeln, die Lehre und das Beispiel der Alten müssen unsere Muster sein. Davon hängt die Ruhe des Staates ab." Confucius räumt nur dem Kaiser das Recht ein, Gebräuche festzusetzen und zwar auch dann nur, „wenn er die rechte Tugend hat." Auch die Mißachtung der alten Sitten, Gebräuche und Gesetze, nicht blos des Alters der Menschen, hielt man für Impietät. Alte Gebräuche nannte man „Maßregeln, mit denen man die Begierden zügelt, denn Verbrechen entstehen nur aus ungezügelten Begierden und Lüsten." Im Innern

[1] cf. Plath, „Gesetz und Recht der alten Chinesen." S. 67.
[2] Urk. siehe Plath l. c. S. 61.

[1] cf. Plath, „Verf. ꝛc.", S. 25.

hatte aber China trotz seiner alten und hohen Kultur doch nicht so viel Kraft, daß seine geistige Existenz darauf hätte beschränkt bleiben können, ungeachtet allen Wollens. Der Weltverkehr war zu mächtig geworden und ließ sich nicht mehr aufhalten. So mußte dem sogen. Schlaf das Erwachen folgen; der Verkehr mit der übrigen Welt mußte eintreten und trat ein. Aber er hatte sich noch nicht bis zum Willen und bis zum Regierungsgrundsatz erhoben und das gerade geschah oder wurde vor der Welt offenbart durch die Denkschrift des Marquis Tseng vom Januar 1887.

Die Denkschrift erschien im Januarheft der „Asiatic Quarterly Review“ und dies war die Veranlassung, daß wir in diesen Blättern — wenn auch etwas verspätet — die Aufmerksamkeit der Leser auf sie ebenso, wie auf das Organ der Presse, welches sie veröffentlicht hat, zu lenken versuchen wollten; letzteres namentlich deshalb, weil wir nunmehr zur Annahme berechtigt sein dürften, daß auch künftig in dem Organ über asiatische Verhältnisse ähnliche Kundgebungen erscheinen werden. Die deutsche und unseres Wissens auch die ausländische Journalistik haben damals und bis jetzt kaum Notiz davon genommen, was fern im Osten die Regierung der größten Nation der Erde durch einen ihrer bedeutendsten Männer aussprechen ließ. Denn die ersten Wochen des Jahres 1887 trugen die Signatur: „Krieg oder Frieden in Europa?“ Kaum ein anderer Gedanke fand damals Raum in den Seelen der Millionen, denen das Wohl und Wehe des Vaterlandes am Herzen liegt. In Deutschland lenkte das Wort: „Die Nichtannahme der Militärvorlage bedeutet den Krieg“, alle Blicke von außen ab und auf den Reichstag hin. Es war auch in der That vielleicht das am schwersten wiegende Wort, was damals bei der Debatte vom 11. Januar gesprochen — um so schwerer wiegend, als es gerade von dem Mann vor Europa gesprochen wurde, der am sichersten die militärischen Kräfte der Nationen gegeneinander abzuwägen versteht und offen bekannte, daß unser Kriegsapparat an sich demjenigen unserer Feinde kaum mehr gewachsen sei. Inzwischen hatten sich die entfesselten Wogen des öffentlichen Lebens zu beruhigen begonnen, und heute lastet nicht mehr das drückende Bewußtsein auf uns, daß wir, nicht fertiggerüstet, der festen Zuversicht entbehren, uns dauernden Friedens erfreuen zu dürfen. Wir können ruhig unser Interesse und unser Denken dem Aufbau einer neuen Macht in China, den der Marquis Tseng angekündigt hat, und der weiteren Beobachtung und Entwickelung des Volkes widmen, dem noch eine große Zukunft beschieden ist, wenn es seine Adern der Transfusion europäischen Blutes geöffnet haben wird. Das ist ja eben der Wert aller Völkerkunde und ihrer Weisheit letzter Schluß, daß sie aus der Erkenntnis die Brücke zum Verkehr aufbaut und ihm die Wege bahnt; daß sie den Weltmarkt erweitert, und daß sie den Blick auf die Sitten und Gebräuche, auf die Regierungen und die Macht der Nationen lenkt und mittelbar einen Gradmesser ihrer Neigung und Fähigkeit zu gegenseitiger Gruppierung und Verbrüderung für die Interessen dauernden Friedens in der Welt abgibt.

Die Denkschrift sagt, daß China fortan vollen Verkehr mit Europa zu eröffnen sich anschicke, daß das Erwachen von über 300 Millionen ihrer Stärke sich bewußter Menschen den freundlichen Beziehungen zum Westen niemals gefährlich sein werde; sie bekennt offen vor aller Welt, daß China geschlafen habe und daß es bei der Betrachtung seiner einstigen Größe und seiner Kultur in den Schlaf verfallen sei. Sie erinnert aber zugleich daran, wie schon gegen das Ende der Regierung des großen Kaisers Tau Kwang (1820—1850) die Schläfer inne geworden seien, daß die Lage China's nicht die vermeintliche Sicherheit rechtfertige; daß ungewohnte Einflüsse und Mächte sich an den Küsten bereits geltend gemacht hätten; es habe jedoch des Brandes des Sommerpalastes bedurft, „um China's Augenbrauen zu versengen“, des Vorrückens der Russen in Kuldscha und der Franzosen in Tonking, um ihnen die Augen zu öffnen. Nur so sei dem Reich das Gefühl für die Lage beizubringen gewesen, in welche es durch den ihm näher rückenden Kreis der Europäer gerate. Jene Zerstörung des kaiserlichen Sommerpalastes entstand durch die während des Krieges mit England vom 18. auf den 19. Oktober 1860 von Lord Elgin veranlaßte Brandlegung im Palast. Er war für den chinesischen Volkscharakter ein ungeheures Ereignis. Welcher Chinese hätte es geahnt, daß je eine menschliche Frevelhand und vollends die eines Ausländers unbefugt und unberufen dem Sitz des himmlischen Kaisers sich nahen und den Feuerbrand hineinwerfen werde, um ihn der Vernichtung preiszugeben? Wir erinnern uns recht wohl noch des lähmenden Schreckens, den nach den damaligen Berichten die That im Reich verbreitete. Eben deshalb braucht die Denkschrift das bezeichnende Bild, jenes Feuer habe den Chinesen die Augenbrauen versengt; es habe eines solch drastischen Mittels bedurft, um sie aus ihrer Ruhe und ihrem Sicherheitswahn aufzujagen; Tseng nennt den Brand einen hohen Preis für die Lehre, die China erhalten, aber nicht zu hoch, wenn er wirklich gezeigt habe, wie das Reich „seine zerschlagenen Rüstungen verdoppeln und verdreifachen könne.“ Die Mahnung sei nicht umsonst gewesen. Es könnte zwar auffallen, daß ein Staatsmann von der Bedeutung des Marquis Tsang, der doch auch den zähen und für kriegerische Aktionen nicht zugänglichen, zögernden Charakter seines Volkes kennt, jenes immerhin nur vereinzelte, rein äußerliche, halb elementare Ereignis, wie jener Palastbrand, so hoch anschlägt, daß er von demselben die welthistorische Erscheinung des Erwachens China's aus tausendjährigem Schlaf herrühren läßt. Doch braucht es uns nicht gerade Wunder zu nehmen. Hat doch auch Ranke[1]

[1] cf. „Weltgeschichte“, III. S. 189.

in dem rein äußerlichen Umstand, daß der bereits an den Pfahl gebundene Apostel Paulus sich auf sein römisches Bürgerrecht berufen konnte — was ihn (nach der Lex Porcia[1]) davor geschützt habe, auf seinen der Predigt des Christentums gewidmeten Reisen in einer kleinen, unter römischer Herrschaft und Gesetz stehenden Stadt ein Opfer des heidnischen Fanatismus zu werden — einen wesentlichen Faktor zur Verbreitung des Christentums überhaupt sehen zu dürfen geglaubt.

Die Denkschrift führt weiter aus, daß, obgleich das Erwachen China's nicht erst jetzt begonnen habe, sondern daß die Notwendigkeit, das frühere System starrer Abgeschlossenheit zu verlassen, bereits unter jenem Kaiser anerkannt worden sei; dennoch aber, der Haß der Chinesen gegen die Europäer und ihr Eindringen in ihr Land noch nicht aufgehört habe und daß bis jetzt das große Reich nur durch wenige Thore mit der übrigen Welt in Verbindung stehe. Zuverlässig liegt es in der Tendenz der Schrift, auszusprechen und zu bezeugen, daß jetzt auch hierin ein Wandel eingetreten sei. Sie wünscht, daß man in Europa hievon Akt nehme, und betont deshalb entschieden, daß das Erwachen China's den Frieden bedeute. Nie seien die Chinesen eine „angreiferische Rasse", sondern stets seien sie ein friedliches Volk gewesen. China's weites Gebiet gewähre seinen Einwohnern hinlänglichen Raum, ihre Kräfte zu entfalten und den aus volkswirtschaftlichen und militärischen Gründen unumgänglich nötigen Anbau großer Landstriche zu pflegen, welche noch keinen Pflug gesehen.

Hier stellt sich sofort die Frage ganz von selbst: Wem gehören denn diese Landstriche? Aus dem häufigen Vorkommen von Tigern und Leoparden wird man schließen dürfen, daß es eine eigentliche Grundherrschaft über große Länderstrecken, welche für ihre Kultur sorgen könnte, gar nicht gibt, und das ist auch thatsächlich der Fall. Im allgemeinen wird heute noch der Kaiser, der Sohn des Himmels, als einziger Eigentümer jeglichen Grundes und Bodens betrachtet. Dies ist eine von den festgehaltenen Anschauungen der alten Zeit, wo es absolut kein Privateigentum an Grund und Boden gab. Finden wir doch auch noch unter Ludwig XVI. die Ansicht in Frankreich, der König sei der alleinige legitime Herr allen Besitztums.[2] Ueberhaupt hat damals Mein und Dein in China keine so wichtige Rolle gespielt als in Europa. Das Land wurde ehedem vom Staat unter die Familien nach ihrer Personenzahl verteilt; nur wenig scheint er sich zu Staatszwecken vorbehalten zu haben. Wald, Teiche und Minen blieben stets Staatseigentum. Von den verteilten Ländern wurden Abgaben entrichtet und ganz China erschien wie ein großes Pachtgut. Der Kaiser und die Fürsten waren die Grundbesitzer, die das Land nicht nur verteilten, sondern auch die Art der Bestellung im einzelnen bestimmten und bei der Bearbeitung selbst halfen, weshalb Schiller im Rätsel vom Pflug mit Recht sagen konnte, „er ziert des größten Kaisers Hand". Noch heute besteht der uralte Gebrauch, daß der Kaiser zu einer bestimmten Zeit im Jahr, umgeben von den Großen des Reiches, eigenhändig ein Stück Land umpflügen muß — zugleich eine symbolische Anerkennung des hohen Wertes, der dem Ackerbau beigelegt wird. Privateigentum von Grund und Boden hat sich aber in China wie überall nach den Rechtsanschauungen der Gegenwart entwickelt.

Die Hinweisung der Denkschrift auf diese Grund- und Bodenverhältnisse läßt annehmen, daß das Erwachen China's auch in dieser Beziehung eingetreten ist und daß der verborgenliegende wahrhaft kolossale Nationalreichtum des Landes nunmehr erschlossen und nutzbar gemacht werden wird. Die Regierung kann Kolonialpolitik im eigenen Lande treiben, statt die in den letzten Jahren übliche Auswanderung der Chinesen zu unterstützen. Deshalb betont der Marquis die Friedlichkeit seiner Landsleute und seiner Politik.

Aber die Denkschrift sagt auch, daß China mächtig genug sein werde, Mißhandlungen seiner Bürger im Ausland, wie sie neuerlich so vielfach vorgekommen, zu verhüten; daß das Reich bereits an der Herstellung einer ihm unentbehrlichen Flotte mit Erfolg arbeite und bemüht sein werde, seine Landmacht zu kräftigen und Eisenbahnen zu bauen. Es bereitet also Kriegstüchtigkeit vor, wozu auch der Bau von Eisenbahnen gehört. Hier tritt aber eine chinesische Eigentümlichkeit in den Weg, die zu den ältesten und festgehaltensten gehört. Wird mit ihr nicht gebrochen, so wird es hier mit dem Erwachen nicht weit her sein. Auf althergebrachte, noch bestehende Religionsgebräuche bezieht sich das Erwachen noch nicht. Wir meinen die Heiligkeit und Unantastbarkeit der überall im Lande zerstreuten Grabstätten und Totenfelder, wovon wir in Europa bei unseren Gottesäckern keine Vorstellung haben. Kaum eine einzige große Eisenbahnlinie läßt sich ziehen, ohne solche geheiligte Orte durchschneiden zu müssen. Es ist wahr, die im chinesischen Charakter liegende Scheu vor dem Alten ist nicht allenthalben, vielleicht nur selten Wahrheit geblieben! Man erfand genug List, Ausflüchte und Falschheit, um die Gesetze und Gebräuche zu umgehen, und dieser letztere lügnerische Zug hat sich neben jener Pietät gegen das Alte im Volkscharakter fest eingefressen. Aber eine Grabstätte zerstören und ein Dampfroß darüber hinsausen zu lassen — wann wird dieser Gegensatz in einem chinesischen Kopf und Zopf denkbar werden? Es ist jedoch ein hervorstechender Zug der Denkschrift, den wir bei dieser Gelegenheit umsomehr erwähnen wollen, als wir auch später noch darauf hindeuten müssen, daß sie sagt: „China hat Zeit. Die Welt ist ihrem Ende noch nicht so nahe, daß es sich zu beeilen braucht; auch sind die Kreise der Sonne noch nicht so abgezirkelt, daß es nicht Muße haben

[1] Liv. X. 9. 4.

[2] cf. v. Döllinger, „Akadem. Reden". I. S. 350.

sollte, die ihm im Werk der Nationen zugefallene Rolle zu spielen."

Die Rüstungen zu Wasser und zu Land werden wohl nicht so viel Zeit haben, denn die Denkschrift kündigt als Zweck derselben an: „China müsse seine Beziehungen zu den Vertragsmächten ausdehnen; das Verhältnis seiner Lehnsvölker auf eine klarere und festere Grundlage setzen und die Verträge mit anderen Mächten in Uebereinstimmung mit seiner Stellung als einer großen asiatischen Macht bringen. Das Reich habe zwar die Wunden, die ihm durch die Ereignisse des Jahres 1860 geschlagen worden, als längst geheilt vergessen. Damals hätte es aber Bedingungen einzugehen gehabt, die keine Nation auf die Dauer ertragen könne, ohne zu versuchen, sie zu ändern und verlorene Oberhoheiten wieder zu gewinnen."

Hiermit tritt die politische Seite der Denkschrift in den Vordergrund. Auf jenen Krieg Frankreichs und Englands gegen China können wir hier natürlich nicht eingehen, aber daran dürfen wir erinnern, daß die Chinesen sich keineswegs als gar so gering zu schätzende Feinde erwiesen, daß sie erhebliche Kämpfe mit den europäischen Mächten bestanden und in recht schwierigen diplomatischen Verhandlungen mit ihnen sich gemessen haben. Neben ihren sonstigen Charaktereigenschaften, die für den Krieg nicht tauglich sind, wie Unzuverlässigkeit, Falschheit, Treulosigkeit, Spielsucht und Völlerei steht zwar nicht der Kriegsmut. Sie sind todesverachtend, ziehen aber vor, lieber durch Selbstmord, als im offenen Kampf auf Leben und Tod von Feindes Hand zu fallen. Jedoch nach jenen Worten der Denkschrift, die deutlich erkennen lassen, daß es im Willen der Regierung des erwachten Reiches liege, früher oder später mit jenen Mächten noch ein Wort zu reden und die Abmachungen von damals zu revidieren, wird in dem Erwachen auch eine Erziehung des Volkes zu größerer Kriegstüchtigkeit zu erwarten sein. Wir erinnern deshalb daran, wie die Denkschrift entstanden ist, nämlich an die Reise des Marquis Tseng nach Europa im Sommer 1886, wo er sich namentlich lange Zeit in Deutschland und am Hofe des Kaisers ebenso wie in den Werkstätten der Industrie aufhielt und erst Freycinet's Bemühungen in Peking nötig waren, um die Erlaubnis für den Staatsmann auszuwirken, auch Frankreich besuchen zu dürfen. Als er sich im Spätherbst in Marseille zur Heimfahrt einschiffte, verfaßte er die Denkschrift während der Reise.

So privater Natur sie auch äußerlich erscheinen mag, ihrem Inhalt nach steht sie der wichtigsten Staatsschrift gleich. Man kann unmöglich annehmen, daß ihre Veröffentlichung, der verkündete Bruch mit alten Traditionen, die dem Chinesen das Allerheiligste sind, nur seiner Initiative entsprungen und ohne Wissen und Willen der Regierung des Himmlischen Reiches geschehen sei, sonst würde nicht seitdem der Marquis Mitglied des Tsung-li-Yamen, also einer der Leiter der auswärtigen Politik, geworden sein, und bald werden wir in ihm den alleinigen maßgebenden Führer dieser Politik erblicken dürfen. Jene Reise war eine offizielle Rekognoscierung auf dem Gebiet der westlichen Mächte und namentlich des Deutschen Reiches.

Wir haben vorhin schon angedeutet, worin man den wahren Wert der Völkerkunde wird erblicken müssen. Nun eröffnet uns die Denkschrift des Marquis Tseng den Weg dazu, und wir sehen, wenn auch vielleicht in einer weiten Perspektive der Zukunft, jenes Volk von nahezu 400 Millionen einen Anlauf zur Macht der größten Nation Asiens im Sinne der Neuzeit und des Abendlandes nehmen. Um so vorteilhafter erscheint uns dabei gegenüber den Westmächten, welche mit China bereits in blutigen Kontakt geraten und die die eigentlichen Träger des Hasses gegen das Europäertum sind, die Lage des Deutschen Reiches. Zwischen Deutschland und China haben noch keine Feindseligkeiten stattgefunden, also haben beide Nationen bei Anknüpfung intimerer Beziehungen als sie bisher nur in dem Handelsvertrag derselben bestanden, nichts von Groll und Bitterkeit zu überwinden und keine früher etwa geschlungenen Knoten vorher zu lösen. Frei und unbefangen können sie in die Würdigung ihrer beiderseitigen Interessen eintreten und, auf ihre beiderseitige friedliche Politik gestützt, einen Völkerverkehr anbahnen, von dem sich in erster Linie für den Handel ein unermeßlicher Gewinn erwarten läßt. Statt der Landbebauer, wie früher, bilden jetzt die Kaufleute die Mehrzahl der chinesischen Bevölkerung, eine Erscheinung, die sich fast überall wiederholt. Der Umsatz der Großhändler, welche mit fürstlichem Luxus ausgestattete Paläste bewohnen, beläuft sich auf jährlich viele Millionen. Anfänger mit geringem, kaum nennenswertem Kapital verstehen dasselbe so schnell umzusetzen und zu vergrößern, daß sie bei der ihnen wie den meisten Chinesen eigenen großen Mäßigkeit und äußersten Beschränkung der eigenen Bedürfnisse bald imstande sind, ihre Geschäfte zu vergrößern und Reichtümer zu erwerben. Der Handel mit dem Ausland ist schon jetzt im steten Zunehmen begriffen. Im Jahre 1874 belief er sich auf 474 Mill. deutsche Reichsmark für die Einfuhr und auf mehr als 500 Millionen für die Ausfuhr, wovon allein auf den Thee über 200 Millionen entfallen. So gut es dem deutschen Kaufmann jetzt schon gelungen ist, in der englischen Presse „der Schrecken des deutschen Ausfuhrhandels" genannt zu werden, und der deutsche Ausfuhrhandel nach dem dem chinesischen Reiche benachbarten Japan bereits in solchem Fortschreiten begriffen ist, daß ihn einer der letzten Konsularberichte aus Yokohama (neuere chinesische liegen uns noch nicht vor) von 1885 auf über 42 Mill., also auf fast 2 Mill. mehr als in den Vorjahren, beziffern konnte — ebenso läßt sich ähnliches von lebhaften Handelsbeziehungen zu China erwarten. Das Erwachen China's gleicht in seinen Folgen der Entdeckung einer neuen Welt; ist doch dabei die Hälfte Asiens in Frage. Aehnlich der Entdeckung Amerika's, kann die vollständige Erschließung

China's einen neuen Abschnitt in der Weltgeschichte bedeuten, und das von Marquis Tseng in der Denkschrift zitierte Wort eines hervorragenden China-Kenners, Thomas Wade, der 1849 äußerte: „Trotz anscheinender Sicherheit gegen auswärtige Angriffe und neue innere Aufstände darf man doch sagen, daß das Reich seinem Verfall entgegengeht", wird sich nicht bewahrheiten, sondern ins Gegenteil umschlagen.

In zweiter Linie — abgesehen vom Handel — folgen wir der Denkschrift in ihrer politischen Richtung. Sie kündigt eine Verstärkung und Neuorganisation der Land- und Seemacht an. Gegenwärtig beläuft sich letztere auf etwa 820 Kanonenboote, Kriegsdschunken und einige europäische angekaufte Kriegsdampfer, die längs der Küste und auf den großen Flüssen stationiert sind. Ihre Ausrüstung und Bemannung ist gering, etwa 660 Offiziere mit zwei Admirälen und nahe an 800 Unteroffiziere, also kaum einer auf jedes Schiff. Die Landmacht zählt gegen 700,000 Mann Infanterie und 220,000 Kavallerie — gewiß sehr wenig gegenüber einer Bevölkerung von etwa 400 Mill. und ganz unverhältnismäßig im Vergleich mit dem Armeeverhältnis der Westmächte. Beide sind teilweise noch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Zur Kriegstüchtigkeit gehört aber noch mehr als eine „verdoppelte und verdreifachte" Land- und Seemacht, und wir werden stark bezweifeln dürfen, daß die nach der Denkschrift beabsichtigte und geplante Erreichung dieser Kriegstüchtigkeit das letzte sein werde, was man auf das Programm der Regierungsarbeiten setzt. Der Marquis Tseng hat bei seinem Besuch in Deutschland wohl wahrgenommen, welche Hülfsmittel an Offizieren, Ingenieuren, Waffenschmieden dem Reich der Mitte zur Verfügung gestellt werden können. Es will „eine würdige Rolle unter den Nationen" spielen, hat es dieses Ziel erreicht, so wird es ein gesuchter Bundesgenosse werden. „Die Welt ist noch nicht zu Ende", sagen auch wir mit dem Marquis. Es können und werden Verwickelungen entstehen, welche es für Deutschland und für das Abendland überhaupt sehr erwünscht erscheinen lassen dürften, daß der Ausbreitung des Panslawismus ein mächtiger Damm entgegengestellt werde. Eine im Osten sich frisch verjüngende Macht, gekräftigt und organisiert nach europäischem Militärsystem, würde imstande sein, gemeinsam mit dem Westen und besonders mit den germanischen Staaten diesen Damm aufzurichten und von zwei Seiten her dem Feind moderner Staatsentwickelung in etwaigem Umsichgreifen Halt zu gebieten. Auf ein friedliches Nebeneinanderleben der Slawen und Germanen ist ja nicht mehr zu rechnen. Aber ein verjüngtes Staatswesen des chinesischen Reiches im Rücken des Feindes, eingetreten in die Ideen und in die Kultur der Gegenwart, würde einen unberechenbaren Einfluß auf die Gruppierung der Mächte ausüben. Eine große Nation, wie die chinesische, divergierend in ihren Interessen mit den Russen, frei von allen expansiven Bestrebungen, durch mehr als fünftausendjährige Kultur in sich selbst befriedigt, aber jetzt der Gegenwart ergeben und erwacht — in diesen Zügen zum Charakter der Slawen sich gegensätzlich verhaltend und ihm nur gleich und ebenbürtig im urwüchsigen asiatischen Despotismus und Absolutismus der Staatsverfassung — eine solche Nation wird sich leicht anschicken, gegen den Panslawismus Front zu machen.

Die deutsche Litteratur ist nicht reich an eingehenden Berichten und Mitteilungen über innere chinesische Zustände. Der Sinn des Abendlandes für dieselben war lange Zeit nicht geweckt und nur die Handelsinteressen brachten England und Frankreich mit ihm in Berührung. Noch vor wenigen Jahrzehnten hat es große Mühe gekostet, für ein Werk über chinesische Geschichte aus der Feder des berühmten und damals fast einzigen Chinologen, Gützlaff, der sein Werk in China selbst schrieb, einen Verleger zu finden. Die Völkerkunde China's ist noch immer nicht an ihr Ziel gelangt. Aber es sind schon große Fortschritte im Vergleich zur Zeit Gützlaff's gemacht worden, und wir treten seiner Auffassung, daß unter allen asiatischen Völkern es doch gerade die Japanesen und Chinesen sind, die mit den Bewohnern des Westens noch die meiste geistige Verwandtschaft haben, immer mehr bei. Und diese Wahrnehmung regt uns an, den Verschiedenheiten in Charakter und Kultur eine nachforschende Beobachtung zu widmen. Soll die Völkerkunde dazu beitragen, die Völker der Erde miteinander zu verbinden, so müssen diese sich klar darüber sein, worin ihr Charakter übereinstimmt und worin er ein anderer ist. Die Verschiedenheiten sind im Lauf vorstehender Unterhaltung schon angedeutet, wir kommen aber zum Schluß jetzt mit wenigen Worten auf die wesentlichsten zurück.

Die heutigen Bewohner China's stammen schwerlich aus dem Lande; sie scheinen ein von Westen her eingewandertes Volk zu sein und fanden wildes, unbebautes Land, was sie roden und anpflanzen mußten, um sich zu nähren. So wurden sie durch die Verhältnisse und später auch durch die Gesetzgebung zur Arbeit überhaupt und zum Ackerbau insbesondere erzogen und wurden und blieben das fleißigste ackerbautreibende Volk Asiens, ja fast der ganzen Welt. Die Germanen und die romanischen Völker erschöpften ihre Kraft im Krieg. Die Völkerwanderung, welche fürchterlich auf Europa herabrollte, wälzte sich auch auf China; aber still und stet baute das Volk wieder an, was zertreten war. Die Politik der germanischen und romanischen Völker, die diesen unaufhörlich die Waffen in die Hand legte, war ihnen fremd und ist es noch heute. Der schroffste Gegensatz besteht in der Philosophie der Chinesen und der abendländischen Völker. Der erwähnte Gützlaff sagt: man könne ihn nur verstehen, wenn man, wie er, eine geraume Zeit in China gelebt habe. Ungeachtet des Christentums, welches noch zu Anfang unseres Jahrhunderts die grausamsten Verfolgungen erlitt und dem nur etwa zwei Millionen Chinesen ergeben sind, ist bei dem

ganzen Volk der unsterbliche Teil des Menschen nie in Betracht gezogen worden. Zeremonie und Religion sind und waren stets gleichbedeutend. Das Ahnungsvolle in der menschlichen Brust verliert sich in der Vergötterung der Vorväter. Starrer Materialismus und, wenn nicht Leugnen des Unsichtbaren, aber doch Gleichgültigkeit gegen alles, was mit den Sinnen nicht erfaßt werden kann, sind die Hauptgrundsätze, man kann nicht einmal sagen, chinesischer Philosophie, sondern Denkungsweise überhaupt. Das Beste und Tiefste, was sie in dieser Beziehung aufzuweisen haben, die oben — eben aus diesem Grunde — mitgeteilten Prinzipien des Confucius u. a., sind das einzige geblieben, aber im Lauf der Zeiten ist es immer weniger Wirklichkeit geworden, sondern mehr zur Lüge oder wenigstens zum wertlosen Wort herabgesunken.

Wo aber ein Volk aus so wenig Denkern besteht, da kann es auch keine Wissenschaft und Litteratur geben, die mit der abendländischen Fühlung nehmen könnte. Die Schriftsteller, die in unserem Sinne dort klassisch genannt werden, gehören der vorchristlichen Zeit an. Nur wer sie studiert hat, erhält Anspruch auf Amt und Würden und auf den Ehrentitel eines Gelehrten. Die spätere und die gegenwärtige Litteratur beschränkt sich auf Kommentare jener sogen. Klassiker und auf historische, geographische, ethnologische Werke, natürlich nur China's, was sich aus dem Mangel an Idealismus und aus dem nüchternen, nur auf das Thatsächliche gerichteten Sinn der Chinesen von selbst erklärt.

Ob auch in dieser Richtung ein Erwachen des Himmlischen Reiches zu erwarten ist? Die Denkschrift enthält keine Andeutung darüber. Aber dem Gesetz der Geschichte, daß die Völker ihre gegenseitigen Lehrmeister sind, werden auch die Chinesen nicht widerstehen.

Adolf Fleischmann.

Das neue Gesetzbuch von Montenegro.

Von Dr. Friedrich S. Krauß in Wien.

(Fortsetzung.)

Unter der Regierung des jetzigen Fürsten Nikolaus I. erfuhr Montenegro eine bedeutende Gebietserweiterung, durch die es genötigt wurde, in gewisse nähere Beziehungen zu den Nachbarstaaten zu treten. Infolge dessen zeigte sich immer deutlicher die Unzulänglichkeit der früheren, primitiven Gesetzgebung. Unserem Landsmann Professor Bogišić hatte es „Gott und die Glücksgöttin" (Srcća) beschieden, um mich nach serbischer Weise auszudrücken, diesem schwerempfundenen Uebelstande abzuhelfen.

Das Lob, welches der Fürst dem Verfasser des Gesetzbuches gespendet, haben wir oben mitgeteilt. Eine gründliche Beurteilung wird man über die Leistung erst dann fällen können, wann jene Vorarbeiten veröffentlicht sein werden, auf Grundlage derer Professor Bogišić sein Werk aufgebaut hat, und welche rechtliche und soziale Prinzipien ihn bei der Ausführung im Einzelnen geleitet haben. Einige darauf bezügliche orientierende Bemerkungen hat der Verfasser schon im Druck erscheinen lassen.[1]

Es scheint nach Bogišić's eigener Andeutung, daß man ihm bei Uebernahme der Arbeit auch den einzuschlagenden Weg habe vorschreiben wollen. Eine Ansicht gieng dahin, der Gesetzgeber soll mit Rücksicht auf die eigentümliche Ursprünglichkeit des Volkes die auffälligsten und notwendigsten Gewohnheitsrechte sammeln und einfach, mit den vom Augenblicksbedürfnisse geheischten Aenderungen versehen, in Ordnung bringen. Eine andere Partei, die an den Ueberlieferungen des römischen Rechtes festhielt, glaubte, es genüge, die Kodifikation so eng als möglich den berühmtesten Anforderungen der Theorie anzupassen, ohne sich viel um eine größere oder geringere Konformität des Werkes mit den besonderen Sitten des Landes zu bekümmern. Professor Bogišić konnte sich weder den Wünschen der einen noch denen der anderen fügen, durfte es aber auch mit keiner Partei verderben. Er wählte einen Mittelweg, um durch sein neues Gesetzbuch das montenegrinische Rechtsleben keinen Spaltungen zuzuführen, damit nämlich das Gesetzbuch und die Juristen nicht ihren besonderen und das überlieferte Volksrecht wieder seinen eigenen Weg gehe, wie dies in so vielen anderen Staaten der Fall ist. Er wollte eben die Bildung eines Juristenrechtes gegenüber dem Volksrecht hintanhalten. Kenner montenegrinischen Volkscharakters werden gerne zugeben, daß für Montenegro kein Gesetzbuch noch immer besser wäre, als ein solcher Dualismus. Wenn das Volk den Richter und der Richter das Volk nicht versteht, die Auffassungen also von Recht und Unrecht auseinandergehen, so gewöhnt sich das Volk bald daran, den Richter als einen von Staatswegen privilegierten Feind zu betrachten. Dem Richter steht ja die Macht zur Seite, und er ist imstande, durch Gewaltmaßregeln seinen Sentenzen zur Geltung zu verhelfen. Das Volk faßt dies als eine Vergewaltigung auf und das Rechtsleben gestaltet sich chaotisch.

Um den Dualismus im Rechte zu vermeiden und die Fusion zwischen den neuen und alten Elementen zu erleichtern, mußte die Einführung der ersteren in der Weise geschehen, daß das Schlußergebnis zwischen allen eine gegenseitige und unaufhörliche Wechselbeziehung sei. Ferner mußten alle Bestimmungen des Gesetzbuches derart gefaßt und stilisiert sein, daß sie ohne weiters vom Volke begriffen und mit Hülfe der Mittel, die dem Lande zur Verfügung stehen, in Anwendung gebracht werden könnten.

Das Gesetzbuch mußte von der Art sein, daß jeder überflüssige Zwang wegfallen und die Einführung der neuen Teile weder zu direkten Uebertretungen, noch Ver-

[1] Quelques mots sur les principes et la méthode suivis dans la codification du droit civil au Monténégro. Lettre à un ami. 2. ed. Paris 1888. F. Pichon. p. 19.

höhnungen ermuntern sollte. Da die Beziehungen zum Ausland nicht übersehen werden durften, mußte das Gesetzbuch einerseits den Montenegrinern die Gelegenheit bieten, eine allgemeine Kenntnis des Gesetzes gegenüber dem Fremden, und den Fremden einen Begriff von den Eigentümlichkeiten des montenegrinischen Rechtes zu erlangen. Schließlich mußte das Gesetzbuch mit Hinblick auf die künftige Entwicklung des Rechts im Lande, weit entfernt, dieses in Fesseln zu legen, als Grundlage und als Ausgangspunkt der Entwicklung in allen Abzweigungen und Ausdrucksgestalten dienen.

Die Erkenntnis, daß ein Gesetzbuch im Einklang mit den Rechtsanschauungen des Volkes stehen müsse, ist eben nicht neu, drängt sie sich doch jedermann von selber auf, nur hält es schwer und in Bezug auf Montenegro hielt es vollends schwer, diese Erkenntnis in der That durchzuführen, umsomehr, als Bogišić weder in der Wissenschaft, noch in der Kodifikation Vorgänger hatte.

Bei dieser höchst verwickelten und umfangreichen Arbeit lag es Professor Bogišić ob, eine Unzahl weitgreifender Veränderungen gegenüber den bisherigen kodifikatorischen Leistungen vorzunehmen; es galt, besondere Grenzen für die äußeren und inneren Gesetze festzustellen, eine besondere Anordnung der Gegenstände zu treffen, gewisse Sachen, die in anderen Gesetzbüchern fehlen, aufzunehmen und abartige auszuschließen, technische Ausdrücke zu finden und zu erfinden, das Gleichgewicht zwischen den geschriebenen und ungeschriebenen Elementen herzustellen und vorzugsweise das Volksrecht bis in seine minutiösesten Kleinigkeiten zu erforschen und dasselbe mit den Theorien, die in fremden Gesetzbüchern befolgt werden, zu vergleichen. Man darf der Versicherung des auf deutschen Schulen ausgebildeten Gelehrten vollen Glauben schenken, daß er mit deutscher Gründlichkeit alle Gesetzbücher Europa's und Amerika's zu diesem Behufe studiert habe. Manche Fragen erheischten eigene Spezialuntersuchungen. Drei der letzteren liegen dem Schreiber vor und er kann nur sein Bedauern darüber aussprechen, daß Bogišić ihrer nicht mehr veröffentlicht hat.[1]

Die bisherigen selbständigen Zivilgesetzbücher in den modernen Kulturstaaten sind vorzugsweise auf den von der sogen. Theorie geschaffenen Grundlagen entstanden unter minimalen Konzessionen an die Formen des Volkslebens. Die Verfasser der Gesetzbücher giengen offenbar von dem Gedanken aus, daß, wenn in ihrem Buche alles klappe, wenn darin keine Antinomien noch andere Widersprüche vorkommen, daß sie allen Anforderungen gerecht werden, die man an sie stellen kann. Als einzige Entschuldigung läßt sich geltend machen, daß die Volkskunde (Folklore) bis in die neueste Zeit im nichtslawischen Europa ganz im Argen lag. Woher hätten die Juristen das Volksrecht kennen sollen, sie, die im klassischen Romantizismus großgezogen worden waren? Man hatte sich bei uns gewöhnt, aller staatsmännischen und sozialen Weisheit Urquell aus römischem und griechischem Kulturleben abzuleiten. Die richtige Erkenntnis, daß die Gesetze eines Volkes unmittelbar auch mit dem betreffenden Volkstum übereinstimmen müssen, hat sich bei uns sehr spät Bahn zu brechen angefangen, doch früh genug, daß von ihr die Montenegriner, die erst ein Kulturleben beginnen wollen, profitieren konnten. Dort gibt es keinen Romantizismus und keinen als heilig überlieferten und vom Staate mächtig unterstützten Klassizismus wie bei uns. Dort hatte Bogišić als Gesetzgeber trotz aller Schwierigkeiten, die ihm die Arbeit selbst bereitete, ein sehr leichtes Spiel. Noch eines hat man sich bei der Vergleichung der Bogišić'schen Arbeit mit den verwandten Arbeiten anderer, moderner Gesetzgeber stets vor Augen zu halten: Bogišić's Gesetzbuch ist nur für ein einziges, an Zahl sehr beschränktes, durchaus homogenes Völkchen berechnet, während die Gesetzbücher moderner Kulturstaaten oft verschiedenartigen, einander durchaus fremden, oft feindselig gegenüberstehenden Völkern eines politischen Ganzen gerecht werden müssen. In den modernen, großen Kulturstaaten mußten die Verfasser von Gesetzbüchern notgedrungen von den Theorien des absoluten Rechtes, vom Recht an sich, ausgehen. Es wäre das österreichische bürgerliche Gesetzbuch beispielsweise noch lange nicht zustande gekommen, hätte man von vornherein das größtenteils noch nicht genügend erforschte Gewohnheitsrecht der vielen Völker unseres Reiches als den Ausgangspunkt für die Arbeit angenommen. Den unausbleiblichen Zwiespalt zwischen „Juristenrecht" und „Volksrecht" mildern aber bei uns die Parlamente, wo ja doch vorwiegend Männer aus dem Volke beraten.

In Montenegro fehlt ein solches heilsames Korrektiv. Bogišić hat aber vorsorglich vorbauen und wirklich ein eigenartiges Gesetzbuch schaffen können. Im Exposé des motifs seiner Schrift, in welcher er die Gründe seines Verfahrens darlegt, beruft sich Professor Bogišić auf den Unterschied zwischen Inkorporation und Kodifikation, worüber schon Professor Danz erschöpfend und gründlichst geschrieben.[1] Nach Danz, welcher hauptsächlich das damals erschienene sächsische bürgerliche Gesetzbuch und dessen System ins Auge faßte, bestehe die Inkorporation im Sammeln, Sichten und der zweckmäßigen Anordnung aller in Wirklichkeit bestehender Gesetze eines Staates, und habe das Ziel, den gesamten Bestand des bisherigen Rechtes zu erhalten und denselben nur in einzelnen Besonderheiten zu ändern. Kodifikation dagegen sei die Zusammenstellung und Neuformulierung des gesamten Rechtes eines bestimmten Staates, wie es zur Zeit seiner Veröffentlichung zum

[1] Sur la forme de la famille dite inokosna etc. Paris, 1884. — O tehničkim terminima, Spalato 1876, Agram und Belgrad 1888, und Zbornik pravnih običajâ etc. Agram, 1874. Ueber letzteres vgl. Krauß in „Sitte und Brauch der Südslawen", Wien, 1885, Einleitung.

[1] Die Wirkung der Kodifikationsformen auf das materielle Recht. Leipzig, 1861, S. 84.

Bewußtsein gelangt sei und in diesem Sinne von da ab zu gelten habe. Ueber die Art und Weise sogen. Inkorporationen hat sich Danz gar nicht ausgelassen. Bogišić aber hat hier sowohl die Theorie, als ihre Anwendung selber ausgedacht. Danz hat sogar behauptet, daß eine Inkorporation, d. h. eine organische und wissenschaftliche Kodifikation, ein Ding der Unmöglichkeit sei. In Bezug auf die Verhältnisse in Sachsen hat er damals unzweifelhaft richtig die Sache erfaßt; wären ihm aber z. B. die montenegrinischen Verhältnisse bekannt gewesen, er hätte die Möglichkeit einer solchen Kodifikation nicht in Abrede gestellt. Bogišić's Werk ist der schlagende Beweis dafür.

Den Titel des Gesetzbuches haben wir schon oben mitgeteilt. Mit gutem Grund nannte Professor Bogišić das Buch ein Vermögensgesetz, nicht aber, wie ein derartiges Buch in anderen Staaten heißt: Zivilgesetz. Nur unter österreichisch-ungarischen Südslawen gibt es Bürger (cives), bei den übrigen Südslawen ist ein Bürgerstand erst in der Entwicklung begriffen, speziell in Montenegro hält man aber nicht einmal so weit noch. Dort gibt es weder nach römischem, noch nach unserem Begriffe einen Bürgerstand. Ferner unterscheidet sich Bogišić's Gesetzbuch von anderen Zivilgesetzbüchern darin, daß es sowohl das Familien-, als das Erbrecht übergeht und kein alphabetisches Register besitzt.

Formell weist das Buch sechs Abteilungen auf, von welchen jede mehrere Unterabteilungen hat. Im ganzen sind es 1031 Artikel. Behufs genauer Orientierung wollen wir hier ein vollständiges Inhaltsverzeichnis anführen.

I. Teil. Einleitende Regeln und Anordnungen (Artikel 1—25). 1. Von den Gesetzen; 2. von den Besitzern; 3. vom Vermögen und dessen Schutz; 4. vom Eigentum oder Besitz.

II. Teil. Vom Eigentumsrecht und von anderen Arten in der Sache wurzelnder Rechte. (Art. 26—221.) 1. Ueber die Erwerbung des Eigentumsrechtes auf unbewegliche Sachen. (Von der gerichtlichen Bestätigung; vom Bauen und Anpflanzen; vom Zuwachs ohne Menschenarbeit; von der Ersitzung; vom Vorverkaufsrecht zwischen Verwandten und von den Grenzen der Erwerbung unbeweglicher Güter.) 2. Von der Erwerbung des Eigentumsrechtes auf Fahrnisse. (Von der Besitzübergabe; von der Umänderung der Sachen, ihrer Vermengung oder Vereinigung; von der Besitzergreifung herrenloser Sachen; vom Fund von Schätzen und verlorenen Sachen; von der Ersitzung.) 3. Vom Umfang und Schutz des Eigentums (vom Umfang [Art. 93—96]; von der Vorenthaltung des Eigentums). 4. Von der Miteigentümerschaft. 5. Von den grenznachbarlichen Vereinbarungen (vom Angrenzen; von überhängenden Zweigen; vom Baum auf der Grenzscheide; von den Baumwurzeln; vom Durchgang; vom Wasser im allgemeinen; von der Grundbewässerung; von den Bächen und Tümpeln; vom Bauen; von der Scheidewand; von baufälligen Gebäuden und Schlußregeln von der grenznachbarlichen Vereinbarung). 6. Vom grenznachbarlichen Servitute. 7. Von der Nutznießung. 8. Vom Pfand. 9. Vom Unterpfand. 10. Von der grundbücherlich eingetragenen Schuld (zastava). (Von der Eintragung; von den Folgen der Eintragung; von den Veränderungen derselben; von der Ausschreibung [Löschung]; von der Oeffentlichkeit der Grundbücher.)

III. Teil. Vom Kauf und den übrigen wichtigeren Arten von Verträgen (Art. 222—493). 1. Vom Handel (im allgemeinen vom Kauf und Verkauf; von den Fehlern einer verkauften Sache; von der Wegnahme eines unrechtmäßig verkauften Gegenstandes; von einigen besonderen Kaufbedingungen). 2. Vom Tausch. 3. Vom Leihen oder Borgen (von den Prozenten oder Interessen). 4. Von der Verdingung der Sachen. 5. Von der Verpachtung von Sachen im allgemeinen. 6. Von der Grund- und Bodenverpachtung (von den Grundstücken, deren Jahrespacht pauschaliter bestimmt; von den Ländereien, die für die Hälfte, das Drittel oder überhaupt für einen Teil des Ertrages verpachtet werden). 7. Von den Tieren, die man auf halben Ertrag, zur Nutznießung oder zum Ackern, weggegeben hat. 8. Von Dienst und Arbeit. 9. Von den Leistungen auf Wechselseitigkeit und ohne solche. 10. Von der pauschalen Unternehmung von Leistungen. 11. Von der Frachtübernahme. 12. Von Hypotheken. 13. Von Vertrauensmissionen oder Vollmachten. 14. Von der einfachen Vergesellschaftung (von der Zusammensetzung einer Gesellschaft; von den gegenseitigen Pflichten und Rechten der Gesellschafter; von den Rechten und Pflichten in Berührung mit der Außenwelt; vom Aufhören der Gesellschaft). 15. Von den Viehzüchtergesellschaften. 16. Von den Ackerbauergesellschaften. 17. Von der Bürgschaft (im allgemeinen; von der gegenseitigen Berührung zwischen Bürgen und Schuldner; von den Bürgen, von des Bürgen Bürgen und von dem, der für des Bürgen Schaden haftet). 18. Vom Vergleich. 19. Vom Spiel und von Wetten. 20. Vom Geschenke.

IV. Teil. Von Verträgen im allgemeinen, als wie auch von anderweitigen Geschäften, Handlungen und Abmachungen, von denen Schulden herkommen (Art. 494 bis 634). 1. Von der Entstehung der Verträge (von der Abschließung; von den Vertragsabschließern; vom Gegenstande, d. h. von demjenigen, über welchen der Vertrag handelt; von den fraudulös abgenötigten oder erschwindelten Verträgen). 2. Von der Vertragsdurchführung. 3. Von den Folgen eines nicht durchgeführten oder mangelhaft durchgeführten Vertrages. 4. Von den besonderen Anordnungen oder Bestimmungen, die in einem Vertrage vorkommen können (vom Drangeld, vom Reugeld und vom vereinbarten Strafgeld; von der Solidarität; von den Bedingungen). 5. Von den Schulden, welche von unerlaubten Handlungen herrühren, den Vertrag aber nichts angehen. 6. Von den Schulden, die von verschiedenen Geschäften, Handlungen und Gelegenheiten her-

rühren (vom Versprechen, welches durch Verlautbarung gemacht wird; von der unberufenen Durchführung fremder Arbeiten; von den Schulden aus ungerechtfertigter Nutzenschöpfung aus fremdem Eigentum). 7. Von der Schuldenübertragung (von der Abtretung des Gläubigerrechts; von der Auffichnehmung einer fremden Schuld). 8. Von der Aufhörung der Schulden (von der Tilgung im allgemeinen; von der Verrechnung oder Abrechnung; von der Verschmelzung der Schuld und des Schuldens [Schuldner und Gläubiger in einer Person]; von der Vergebung oder Schenkung der Schuld; von der Umsetzung einer alten in eine neue Schuld; von der Unmöglichkeit der Ausführung; von der Verjährung).

V. Teil. Vom Menschen und von anderen Besitzern, als wie auch von der Eigentumsselbständigkeit und überhaupt vom Verfügungsrecht in Vermögensangelegenheiten (Art. 635—766). 1. Von den volljährigen und vollkommen selbständigen Leuten. 2. Von den Minderjährigen und der Vormundschaft über dieselben. 3. Von den Geistesgestörten und Verschwendern, als wie auch von der Vormundschaft über dieselben. 4. Von der Vormundschaft über Abwesende, Eingekerkerte, Witwen, Hinterlassenschaften oder wegen Angezeigtheit. 5. Von der Dauer des Eigentumsrechtes, besonders von der Todeserklärung. 6. Von der Hausgemeinschaft. 7. Vom Pleme (Stamm) und Bratstvo (Bruderschaft); von der Dorf- und Stadtgemeinde. 8. Von den Kirchen, Klöstern und ihnen verwandten religiösen Einrichtungen. 9. Vom Staate. 10. Von einer Gesellschaft als Besitzer (von der Entstehung einer Gesellschaft; von der Thätigkeit einer Gesellschaft; vom Aufhören einer Gesellschaft). 11. Von Stiftungen.

VI. Teil. Erläuterungen, Bestimmungen und Ergänzungen. Enthält 8 Abschnitte (S. 263—340; Artikel 767—1031). (Schluß folgt.)

Bei den Deutschen in Südbrasilien.

Von Moritz Schanz.[1]

(Schluß.)

2. Die Kolonie Blumenau und ihre Umgebung.

Die Niederlassung Blumenau, deren Kirchspiel im Jahre 1886 2000 Einwohner (Brasilianer, Italiener, einige Belgier und etwa 500 Deutsche, die meist am Stadtplatz selbst wohnen) zählte, ist im Jahre 1852 von Herrn Dr. Hermann Blumenau aus Braunschweig auf den von diesem gekauften Privatländereien gegründet worden, gieng 1860 als Staatskolonie unter Blumenau's Leitung an die Regierung über und wurde 1880 emanzipiert. Seit dieser Zeit hörte auch hier die neue Zufuhr frischer Einwanderer fast ganz auf, aber der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle ist hier ein so großer, daß die Kolonie durch ihre eigene Vermehrung ein verhältnismäßig schnelles Wachstum hat. Familien mit zwölf und noch mehr Kindern sind hier gar nichts Seltenes, und der Kinderreichtum ist durchschnittlich sehr groß. Außer dem Gaspar-Bezirk zählt das Municip Blumenau heute ungefähr 17,000 Einwohner, worunter 14,000 Deutsche, 2500 Italiener (vorwiegend Wälschtiroler und Lombarden) und gegen 800 Brasilianer.

Charakteristisch und zu Gunsten der Kolonie sprechend ist der Umstand, daß nur wenige der nach hier gekommenen Kolonisten wieder weggegangen sind, auch die Italiener sind hier wirklich seßhaft geblieben. Sklaven gibt's im Bezirk Blumenau gar nicht, im ganzen Itajahy-Gebiet überhaupt nur sehr wenige, im brasilianischen Besitz befindliche. Der letzte mörderische Ueberfall in der Kolonie durch Bugres fand 1885 statt.

Die Stadtverwaltung ist auch hier heute noch wesentlich deutsch, von den sieben Munizipalräten ist nur einer brasilianisch, von sämtlichen Beamten nur der Munizipal- und Rechtsrichter, sowie die Vermessungskommission, während alle anderen Beamten deutsch sind. Die am Stadtplatz ansässigen Deutschen sind meist, von den entfernter Wohnenden viele naturalisiert, was hier keine Schwierigkeiten macht, dagegen ist es umständlicher, seine Wahlberechtigung geltend zu machen, und zwar gilt als Vorbedingung ein Einkommen, das einer jährlichen Haussteuer von 12 Milreis entspricht. Unsere Landsleute hier sind gar eifrige brasilianische Politiker geworden und üben in ihrer Kritik am Biertisch gegenseitig einen solchen Freimut, wie man es selten finden wird. Uebrigens, mögen sie durch die fadenscheinige brasilianische Unterscheidung von konservativ und liberal äußerlich auch noch so getrennt sein, im Innern ist das solide Wollen und Streben zum Besten gedeihlicher Weiterentwickelung ihres Munizips beiden Parteien ganz gleichmäßig gemein, und in der Person ihres Senators Taunay vereinigen sich ihre Wünsche. Die versuchte Bildung einer „Kolonial-Partei", die bei den Wahlen unbekümmert um konservative oder liberale Einflüsse zusammenhalten sollte, hat noch keine Früchte gezeitigt.

Der Güte des Bodens entsprechend, hat Dr. Blumenau von Anfang an den Hauptaccent auf die Landwirtschaft gelegt und gewerbliche Anlagen nicht sonderlich begünstigt. Die Spesen pro Kopf Einwanderung haben sich für die Regierung auf jeden Deutschen mit 39 Milreis und auf

[1] Aus dessen „Brasilianischen Reiseskizzen" (Leipzig, Frohberg'sche Buchhandlung), vergl. „Ausland" 1889, Nr. 27, S. 530. Die nachstehende Schilderung einer der bedeutendsten deutschen Ansiedelungen in Südbrasilien, von welcher schon so viel in der deutschen Presse die Rede war und deren Gedeihen ein sehr günstiges Zeichen dafür ist, daß Boden, Klima und Leben daselbst auch für Nordeuropäer geeignet sind, verdient um so mehr Beachtung, als sie der Feder eines sachkundigen und mit den brasilianischen Verhältnissen genau vertrauten und unparteiischen Mannes entspringt, dessen kompetentes Urteil nicht anzuzweifeln ist. Wir verweisen wiederholt mit aufrichtiger Empfehlung auf die obengenannte kleine Schrift. D. Red.

jeden Italiener mit 67 Milreis per Kopf gestellt. Da die Mehrzahl der Kolonisten Landbau und Viehzucht zugleich betreibt, haben sie statt der sonst üblichen 50 Morgen minimal meist 100 Morgen Land, und zwar ist dasselbe je nach Güte mit 1 bis 4 Milreis per Morgen auf ein zinsloses Ziel von 5 Jahren verkauft worden. Hierbei hat nun die brasilianische Regierung einen großen Fehler begangen, insofern sie die Landkäufer auch nach Ablauf der fünf Jahre nicht nur nicht zur Abzahlung veranlaßte, sondern ihnen sogar auch dann noch keine Zinsen abverlangte. Infolge dieses — Unsinns, man kann's nicht anders nennen — haben Hunderte von Kolonisten, die seit einem Jahrzehnt und mehr ihr Land hätten bezahlen können, ihr Geld anderweit zinstragend angelegt, die Kolonisten wissen vielfach selbst nicht mehr, wieviel sie für ihr Land schulden, die Regierung bekommt kein Geld, der Kolonist keinen definitiven Besitztitel, und daraus resultiert ein beiderseits beklagenswertes Mißverhältnis. Dieses nachsichtige (oder schlaffe) Verhalten der brasilianischen Regierung den Kolonisten gegenüber ist umsomehr zu verwundern, als sie andererseits die größten Schwierigkeiten machte, über ihr gehörende Ländereien an baar bezahlende Käufer definitive Besitztitel auszustellen. So kommt es z. B. häufig vor, daß ältere Kolonisten, welche ihren herangewachsenen Kindern bei Gelegenheit ihrer Verheiratung ein Stück Land kaufen und baar bezahlen wollen, zu dem Preis, den die Regierung verlangte, Jahr und Tag auf Erledigung zu warten haben. Privatländereien wechseln ihren Besitz natürlich viel leichter und einfacher.

Da die offiziellen Vermessungen manches zu wünschen übrig lassen und später öfters Veranlassung zu Unklarheiten gaben, läßt der Verkäufer eines Grundstückes zu seiner Sicherung jetzt die Klausel „pouco mais ou menos", mehr oder weniger laut anhängendem Plan, in den Kontrakt eintragen. Auch recht ländlich und sittlich.

Der Stadtplatz Blumenau liegt an dem rechten Ufer des breiten, brückenlosen, bis hierher schiffbaren Itajahy, dessen Wasserhöhe von Flut und Ebbe nur bei Zusammentreffen von niedrigem Wasser und Vollmondfluten und auch dann nur um etwa 12 Zoll verändert wird. Im allgemeinen hört schon bei Km. 8 die Einwirkung der Flut im Strom auf, fühlbar zu sein.

Bei der durch freundliche dicht bewaldete Berge eingeengten Lage des Stadtplatzes hat er sich als solcher nicht sehr entwickeln können, er besteht eigentlich nur aus zwei Straßen, von denen die eine, von der hoch gelegenen freundlichen protestantischen Kirche ausgehend, durch eine schöne Palmenallee nach dem Hafen am Itajahy führt, die andere, auf dem linken Ufer des Nebenflusses Garcia, nach der ebenfalls sehr hübschen katholischen Kirche. Der Einwohner am Stadtplatz selbst können nicht viele sein, aber nach allen Seiten, in fruchtbarem, stark koupiertem Terrain ziehen sich die Wege in den Urwald hinein, im ganzen nicht weniger als 1300 Km., deren Unterhaltung den umwohnenden Kolonisten anheimfällt. Dieselben haben Löcher und grobe Unregelmäßigkeiten der Straße jederzeit, die Gräben zweimal im Jahr in Ordnung zu bringen und werden bei Nichterfüllung dieser Verpflichtungen jedesmal mit 4 Milreis bestraft. Brücken und Kanäle, deren es bei dem großen Reichtum an Wasserläufen hier ganz außerordentlich viel gibt, werden von der Munizipalkammer in Ordnung gebracht, die von ihrem Jahreseinkommen von 17 Contos allein 10 Contos für diesen Zweck verwendet und mit diesem wenigen Gelde verhältnismäßig viel leistet. Es wird über die Blumenauer Wege viel geschimpft, und es ist allerdings nicht zu leugnen, daß sie, speziell nach Regenwetter, stellenweise recht schlecht sind, aber wenn man in Betracht zieht, wie schwierig der Lehmboden für Wege ist, wie groß die zu unterhaltende Strecke und wie klein die verfügbaren Mittel, so muß man immer noch mit Bewunderung anerkennen, was geleistet worden ist.

Die Sparsamkeit, resp. die Kunst, mit Wenigem möglichst viel zu leisten, ist noch eine gute Hinterlassenschaft des jetzt in Braunschweig lebenden Dr. Blumenau, der allerdings nicht in allen Details seiner Direktion, aber doch allgemein darin Anerkennung gefunden hat, daß er jederzeit das größte Interesse für die Kolonie entwickelte und die Verwaltung mit der größten Gewissenhaftigkeit und Sparsamkeit geführt hat. Auch mit den Regierungsgeldern soll er geradezu geknickert haben, eine Eigenschaft, die in brasilianischen Kreisen in diesem Maße gewiß ganz unbekannt sein dürfte.

Den unerquicklichen Streit zwischen Dr. Blumenau und Pastor G. Stutzer aus Goslar will ich hier nur kurz erwähnen. Letzterer hatte im ersten Kolonisationsfeuer in Deutschland, das ja vielfach mehr Schaumblasen als Goldperlen trieb, 1885 einen Teil der Blumenau'schen Privatländereien für 200,000 M. gekauft und darauf eine Kleinigkeit angezahlt. Der Verhältnisse hier vollkommen unkundig, fand sich Stutzer in seinen Erwartungen enttäuscht, fühlte sich übervorteilt und gieng nach fünfvierteljährigem, teilweise natürlich recht unpraktischem Experimentieren nach Europa zurück.

Blumenau's große Bedeutung liegt in seinen fruchtbaren, prachtvollen und noch zum größten Teil von Urwald bestandenen Ländereien, die dem Kolonisten fast durchgängig eine freundliche Existenz gesichert haben. Besonders gut sind auch hier die Pommern und Holsteiner vorangekommen, als beste Landbauer und Viehzüchter; sie haben gut stehende Felder mit Mais und Zuckerrohr, die Frauen pflegen das beste Rindvieh, die Männer züchten die schönsten Pferde, und in ihren einfachen, aber freundlichen Häusern, aus solidem Balkenwerk mit roten Ziegeln ausgesetzt, ist mancher Strumpf mit Nickelmünzen und möglichst neuem Papiergeld versteckt. Es ist nämlich auch hier eine Eigentümlichkeit vieler Kolonisten, daß sie nichts

„riskieren" wollen und sich lieber auf ihr Geld „in natura" setzen. Im täglichen Verkehr findet man z. B. für kleine Münze fast nur Kupfer, die Nickelmünzen werden alle im Strumpf begraben.

Die Italiener pflanzen außer Mais hauptsächlich Tabak und Wein und gelten im allgemeinen als tüchtige und gute Arbeiter; ihre Häuser sind mit denen der Deutschen weder in Geschmack noch Reinlichkeit zu vergleichen.

Die Ausfuhr Blumenau's, meist nach den nördlichen Häfen, besteht in Nutzholz, Schmalz, Schweinefleisch, Butter, Tabak und Zigarren, Mais, Bohnen, Zucker und Zuckerrohrbranntwein, Hühnern und Eiern, von welch letzteren das Dutzend hier nur 60 Reis kostet; früher sind dieselben zu gut lohnenden Preisen öfter nach Rio gegangen, aber die zeitraubende Verbindung dahin hat das Geschäft leider nicht aufkommen lassen.

Nach dem Hochplateau ist Blumenau im Augenblick wieder ohne Verbindung, doch hat Herr Gustav Salinger jetzt ein Privileg auf 30 Jahre für einen Waldweg erlangt, der 3 m. breit mit je 15 m. Lichtung links und rechts, von Blumenau nach Curitybanos führen, nur 40 Contos kosten und sich dadurch bezahlt machen soll, daß auf jedes Verkaufs- und Lasttier eine kleine Wegsteuer erhoben wird. Von den 250 Km. Entfernung zwischen Blumenau und Curitybanos auf dem Hochplateau ist die ungefähre Hälfte durch bereits existierende Munizipalwege schon durchschnitten. Die Eröffnung des neuen Weges würde Beförderung von Maté nach unten, von Salz, Zucker u. s. w. nach oben ermöglichen und der Kolonie aus der Sackgasse heraushelfen, in der sie jetzt noch liegt; freilich ist die Provinz so kapitalarm, daß man daran zweifelt, die nötigen 40 Contos ganz in ihr aufzubringen. Bislang ist die Umgebung von Curitybanos von Porto Alegre aus kaufmännisch exploriert worden.

Eine Eisenbahn von Joinville nach Blumenau ist auch abgesteckt, wird beiderseits sehr gewünscht, hat vorläufig die nötigen Geldmittel aber noch nicht zusammen. Eine gute Telephonverbindung, die zwischen Itajahy und Blumenau bestand, ist mangels Beteiligung eingegangen und der Telegraph geht von Joinville aus am Strand entlang über Itajahy nach Desterro, soll aber jetzt landeinwärts umgelegt werden, damit auch Blumenau verdientermaßen in das Netz gezogen wird. Verkehr betreffend, wäre noch zu bemerken, daß die Kolonie 900 Fuhrwerke besitzt.

Für die Holzbearbeitung existieren sechs Dampf-Sägemühlen und außerdem eine ganze Reihe von Schneidemühlen, die mit Wasserkraft arbeiten.

Der Zucker wird von den einzelnen Produzenten sehr primitiv bereitet, der Saft in kleinen, flachen Kupferpfannen eingekocht, in einem Holztrog abgekühlt und dann in Fässer mit durchlöchertem Boden gefüllt, welcher die flüssige Melasse ablaufen läßt. Der Zucker wird alsdann noch an der Sonne oder in mit Oefen geheiztem Raum getrocknet, die Melasse zu Zuckerbranntwein gebrannt; Centrifugen zum Schleudern des Zuckers sind selten.

Die Butter ist, wenn frisch, im allgemeinen ganz ausgezeichnet, ein Kolonist mit 2 Kühen liefert per Woche 2 bis $2\frac{1}{2}$ Kilo an den Vendisten (Ladenbesitzer) ab, dieser sammelt die kleine Produktion seiner umwohnenden Abnehmer, wäscht und knetet die Butter durcheinander; nachdem er einen genügenden Posten zusammen hat, gibt ihr durch Butterfarbe ein gleichmäßiges Kolorit, setzt Borax und andere Chemikalien zur besseren Konservierung zu und verschickt sie so in Blechdosen. Je nachdem die Butter vor ihrer Bearbeitung mehr oder weniger Tage lang liegt, und alsdann mehr oder weniger sorgfältig behandelt wird, kommen natürlich sehr verschiedene Qualitäten heraus; im ganzen ist das Verfahren noch sehr primitiv. Die bedeutende Firma Asseburg und Willerding in Itajahy hat insofern einen Fortschritt in Blumenau eingeführt, als sie in ihrem eigenen Wagen von den einzelnen Kolonisten täglich die frische Milch abholen läßt und alsdann selbst zu Butter verarbeitet, womit sie eine sehr gute Ware erzielt hat.

Der Brauereien gibt es hier acht, darunter die vorzüglich eingerichtete von Heinrich Hosang, und der gebraute Stoff ist im allgemeinen ein guter, so daß man den auch hier wie in den anderen Kolonien anzutreffenden gut entwickelten Durst begreift; um so mehr, als es auch hier recht warm ist; der Stadtplatz liegt nur 16 m. über dem Meere, und wenn es im Winter auch zuweilen Reifen gibt, so soll die sommerliche Wärme doch bis zu 30^0 R. im Schatten gehen und der Thermometer selbst noch mehr gezeigt haben.

An Zeitungen besitzt die Kolonie den von Herrn B. Scheidemantel recht gut redigierten „Immigrant" und die „Blumenauer Zeitung", und deutsche Zeitungen und deutsche Litteratur bilden auch hier ein wesentliches Verbindungsmittel mit dem alten Vaterlande.

In sieben Kirchen und vier Schulhäusern haben die protestantischen Pfarrer Sandretzky und Runte an sieben, der katholische Pastor Jacos an vier verschiedenen Stellen abwechselnd zu predigen, und es ist erfreulich zu sehen, wie die einzelnen sich bildenden kleinen Gemeinden danach streben, sich baldmöglichst, und zwar immer aus eigenen Mitteln, eine Kirche zu bauen. Schulen gibt es im Munizip 38, meist recht zahlreich besucht, aber mit sehr beschränktem Lehrplan. Das flachsblonde, barfüßige junge Volk, die Mädchen mit roten Kopftüchern und verhältnismäßig besser und schneller entwickelt als die früh rauchenden Jungens, macht durchschnittlich einen sehr guten Eindruck.

Das schlechte System, dem Kolonisten gegen seine Produkte nur Waren, kein Baargeld in Zahlung zu geben, besteht teilweise auch hier, einige Kaufleute übernehmen

Wegearbeiten von der Kammer und zwingen ihre Schuldner, die Arbeiten auszuführen, wofür sie den Leuten einen Schundpreis gutschreiben, natürlich nichts baar bezahlen, und einige wenige, gerade der größten Vendisten verdienten wegen ihres schlechten Verhaltens gegen die ratlosen Kolonisten, die bei den großen Entfernungen meist dem nächstwohnenden Kaufmann ohne Gnade überliefert sind, an den Pranger gestellt zu werden.

Die große Ueberschwemmung des ganzen Itajahy-Gebietes vom September 1880, die in Blumenau den Wasserstand binnen 36 Stunden um 16 m. über das gewöhnliche Niveau steigen machte, hat auch hier viel materiellen Schaden gethan, und man sagt, daß seitdem auch das „lustige" Blumenau als solches gelitten hat; ich kann das nicht beurteilen, habe aber auch heute noch ein heiteres, liebenswürdiges und zu Vergnügungen aufgelegtes Völkchen hier gefunden. Der Zentralpunkt der Geselligkeit ist auch hier der „Schützenverein" mit Tanzsaal, Liebhabertheater und Kegelbahn. Unser deutscher Konsul, Herr Viktor Gärtner, ein Neffe Dr. Blumenau's, und dessen Gemahlin haben sich besonders für Pflege von Gesang und Theater interessiert.

Der Hauptreiz von Blumenau liegt aber nicht am Stadtplatz und dessen Leben, sondern in seinen fruchtbaren Ländereien, und um diese kennen zu lernen, unternahm ich mit Baron v. Koppé's stolzem Viergespann eine wundervolle zweitägige Wagentour ins Innere. Verschiedene der Herren, die ich kennen lernte und die den besten Fahrplan für mich kombinierten, um in kurzer Zeit möglichst Charakteristisches zu sehen, hatten Frühstücks-, Mittags- und Abendstationen in ihren an meinem Wege liegenden Häusern liebenswürdig zur Verfügung gestellt, und so wurde die Tour ebenso lohnend als angenehm. Das Hotel um 6 Uhr Morgens verlassend, durchfährt man zunächst, immer den breiten Itajahy entlang, den lang gedehnten Stadtplatz, erreicht dann bald ein Stück jungfräulichen Urwalds, Dr. Blumenau gehörend und bei dem 30 m. hohen Wasserfall (Salto) des Itajahy gelegen. Der Strom ist von Blumenau aufwärts mit Riffen, Steinen, Inseln und Stromschnellen durchzogen und so für die Schifffahrt unzugänglich. Durch freundliche Mais- und Zuckerrohrfelder, vielfach mit Pflug bestellt, lachende Waiden, alles in Urwaldumgebung eingebettet, geht die prächtige Fahrt weiter, bergauf, bergab; die einzelnen Besitzungen sind hier überall durch Hecken von Tangerinen abgegrenzt, die ebenso dicht wie schön sind und deren Früchte ebenso wie die Orangen zu Wein destilliert werden. Ueberhaupt kommt hier alles, was zur Familie Citrus gehört, in wundervoller Weise gut voran: Orangen, Tangerinen, echte Zitronen (die wir sonderbarerweise in Rio ja gar nicht haben), Limonen, Limas, Cidras, alles in dichtbelaubten verhältnismäßig großen Bäumen.

Ueber Badenfurt geht der Weg nach Indayál, wo ich beim Frühstück willkommene Gelegenheit hatte, in dem Schwiegervater meines freundlichen Wirtes den berühmten Darwinisten Dr. Fritz Müller kennen zu lernen, der seit circa 30 Jahren für das kaiserlich brasilianische Museum in Rio hier arbeitet und Hervorragendes geleistet hat. Die Fahrt wurde noch bis zum Flüßchen Warnow ausgedehnt, auf dem Rückweg der Itajahy bei Indayál mit der Fähre übersetzt und dann die Weiterfahrt an dem linken Ufer des lieblichen Rio Benedittо bis Timbó fortgesetzt, wo wir im Hause von Herrn Fr. v. Ockel liebenswürdige Aufnahme, lustige Gesellschaft und luftiges Nachtlager fanden, insofern als wir in seinem neugebauten Chalet der frischen Farbe wegen bei offenen Fenstern und Thüren schliefen. Die Tour des zweiten Tages war noch lohnender; mit der Pommernstraße beginnend, kommt man bald an eine hohe Bergscheide, von dichtem Urwald bestanden, von Brüllaffen, Periquiten u. a. Tierzeug belebt. Von der Höhe des steilen Bergkammes hat man nach der anderen Seite eine prachtvolle Aussicht auf das unten liegende liebliche und sehr fruchtbare Pomerode, dessen weite Thalmulde sich allmählich bis zu schluchtartiger, romantischer Enge einzwängt, auf beiden Seiten hoher tropischer Laubwald, links rauschend und klar über Gestein springend das helle Gewässer des Rio Testo, eine Menge kleiner Wasserfälle bildend. In Pomerode wohnt schon der Nachwuchs der ersten Kolonisten. Das nun folgende Thal des Rio Testo ist auch hauptsächlich von Pommern bewohnt, denen es Haus für Haus wohl ergeht; sie haben die besten Pferde, gutes Vieh, teilweise schon mit Stallfütterung, fruchtbares Land und fast ohne Ausnahme auch ein kleines Baarkapital.

Die Wege im allgemeinen fand ich nicht so schlecht wie erwartet, hier am Rio Testo aber, auf hoher steiler Uferlehne (Barrancao) den Lehmboden vom Flusse schon unterspült, an zwei Stellen geradezu lebensgefährlich.

Bei Badenfurt kommt der Weg wieder an den Itajahy heran, und in kurzer Zeit erreicht man von da aus den Stadtplatz Blumenau nach einer Tour, die reichliche Gelegenheit gab zu beobachten, wie fruchtbar in den meisten Gegenden das Land und wie gut entwickelt die Prosperität der Kolonisten ist, die meistens ohne alles hier ankamen.

Nach einer gemütlichen Abschiedskneipe, die gegen die solide Stadtgewohnheit bis Mitternacht andauerte, verließ ich am nächsten Morgen das freundliche Blumenau mit wirklichem Bedauern; unter den Klängen eines deutschen Musikchors an Bord verließ der kleine Raddampfer „Progresso" um 9 Uhr den Hafen, und es gieng die grünen Wässer des Itajahy thalabwärts, teilweise zwischen schönen, dicht an die Ufer tretenden Berglandschaften, teilweise aber auch, besonders gegen den Schluß, zwischen flachen, reizlosen, meist mit Ubá-Rohr bestandenen Ufern hin. Station wurde nur in Gaspar, nicht aber in Luiz

Alves gemacht, von wo landeinwärts auch eine Ex-Staatskolonie liegt, auf gutem Boden, meiſt von Italienern beſiedelt, aber infolge ſchlechter Kommunikationsmittel nicht emporgekommen. Der Flußdampfer „Progreſſo“ gehört einer Aktiengeſellſchaft, von der Regierung nicht ſubventioniert, und hat jährlich 7 und 18 Prozent Dividende gegeben. Leichterboote und Flöße vermitteln außerdem den Flußverkehr. Nach ſechs Stunden Fahrt legten wir unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ und die deutſche Flagge hoch — was man inkorrekter Weiſe hier unten an deutſch-braſilianiſchen Schiffen öfter findet — in Itajahy an einer ſeiner zehn Landungsbrücken an.

Die Gipfel, Päſſe und Gletſcher des Kaukaſus.

Von Douglas W. Freſhfield, Ehrenſekretär der Londoner Königl. Geographiſchen Geſellſchaft.

(Fortſetzung.)

Wir kommen zunächſt zur Zentralgruppe, dem wirklichen Herzen des Kaukaſus. Den Schkara, den Monte Roſa der Kette und wahrſcheinlich zugleich ihren zweiten Gipfel, muß ich förmlich bei den Geographen und Gebirgsfreunden einführen, denen er ſeither ganz unbekannt oder unter einem falſchen Namen bekannt geweſen iſt. Wie der Monte Roſa, fällt er gegen die niedrigen Rücken und bewaldeten Thäler des Südens in rieſigen Reihen beeiſter Abſtürze ab; ebenſo gipfelt er, wie der Monte Roſa, in einem an Kämmen reichen Rücken, welcher von den ſüdlichen Ebenen und ſogar von der fernen Meeresküſte bei Batum aus ſichtbar iſt. Der Schkara iſt bisher ebenfalls noch nicht genau gemeſſen worden.

Für die irrige Verwechslung des Schkara mit dem Koſchtantau bin ich ſelbſt urſprünglich verantwortlich. Als wir vor zwanzig Jahren vom Stulewesk-Paß aus ein Panorama der Oſtſeite der Zentralgruppe bekamen, ſahen wir einen Berg, welcher anſcheinend höher war, als derjenige, welcher den Platz einnahm, den man auf der Karte dem höchſten gemeſſenen Hochgipfel, dem Koſchtantau, eingeräumt hatte. Hier war ein Dilemma. Entweder war der zweite Hochgipfel des Kaukaſus ungemeſſen oder er war um eine Meile oder zwei falſch geſtellt. Wir nahmen irrtümlich die zweite Erklärung, diejenige der fälſchlichen Stellung, an. In Wirklichkeit hatten die ruſſiſchen Vermeſſer den Hochgipfel auf dem nördlichen Ausläufer gemeſſen und den Schkara gar nicht beachtet. Infolge davon iſt der Koſchtantau meines Buches (ausgenommen in dem von Pjätigork aufgenommenen Panorama, welches Reclus in ſeiner Geographie gibt) in Herrn Grove's „Froſtigem Kaukaſus“ und in Herrn Dent's neueren Artikeln im „Alpine Journal“ der Schkara. Schon eine oberflächliche, von Karten und Photographien unterſtützte Beobachtung beſtätigt unſern erſten Eindruck, daß der Schkara höher iſt als der „Unbekannte Gipfel“, wie wir ihn nannten, und der ſich als der Koſchtantau der Landkarte erwies.[1] Auch Herr Mummery, welcher zuerſt den Koſchtantau beſtieg, reicht die Palme dem Schkara.

Außer dem Schkara müſſen wir längs dem Kamm, welcher Swanetien überhängt, noch drei weitere Gipfel ſchildern: den breitgipfeligen Dſchanga, einen ſattelartigen Kamm (Kartantau?), den Kegel der Geſtola und, dem letzteren gegenüber, auf einem kurzen Ausläufer nach Süden, den Hochgipfel, welchen Herr Favre die „rieſige Pyramide des Tetnuld“ nennt, einen Pik, welcher an Geſtalt dem Weißhorn gleicht. Alle dieſe großen Spitzen ſind zwiſchen 16,000 und 17,000 Fuß hoch — höher als der Montblanc. Ihre genauen Höhenmaße werden wir binnen Kurzem erfahren. Mittlerweile darf man ja dieſen glorreichen Naturdom beſchreiben oder vielmehr ſeine Herrlichkeiten zu ſchildern verſuchen, wenn wir auch die genauen Dimenſionen ſeiner einzelnen Glieder noch nicht kennen.

Die zweite große Gletſchergruppe oder, beſſer geſagt, der Knotenpunkt auf der Waſſerſcheide iſt die Adai-Chokh-(Tſchotſch-)Gruppe. Herr v. Dechy hat einen ihrer höchſten Gipfel, der von Süden her zumeiſt in die Augen fällt, erſtiegen. Der höchſte triangulierte Punkt (deſſen Identität mit dem von Rion aus geſehenen und von Dechy erſtiegenen Pik ich für mehr als zweifelhaft anſehe) iſt 15,000 F. Der von Süden aus ſehr in die Augen fallende Schneeturm des Bordſchula erreicht, wie die Vermeſſung neuerdings dargethan hat, eine Höhe von 14,093 F. Die Hauptgruppe beſteht aus einem Halbdutzend Spitzen von ungefähr 15,000 F., welche rund um die ungeheuren Firnbecken der Gletſcher Karagam, Skatykom und Ceja herum ſtehen und ihren Waſſerabzug ſämtlich nach den nördlichen Thälern haben. Bedeutende Gletſcher an ihren ſüdlichen Abhängen ſpeiſen die Quellen des Rion.

Ich muß auch die Aufmerkſamkeit auf den nach meinem Dafürhalten wirklichen Teil der Zentralkette, die geologiſche Fortſetzung der Dychtau-Koſchtantau-Kette, das Schneegebirge nördlich vom Uruch, lenken. Drei ſeiner prächtigen Felſenſpitzen erreichen Höhen von beziehungsweiſe 14,678, 14,729 und 14,408 Fuß. Der erſte, der Giuliuch der Karte, iſt in meinem „Zentralen Kaukaſus“ S. 411 abgebildet. Wäre der Trog des Uruch weniger tief geweſen, ſo würde ſich hier ein anderer großer länglichter Gletſcher gleich dem Bezingi und dem Dychſu gebildet haben.

Von dieſen Hochgipfeln iſt der Elbrus viermal erſtiegen worden, nämlich 1868 und 1874 von Engländern,

[1] Wir erhalten eine Höhe von 17,278 F. für den Schkara. Bei der Benennung ſtoßen wir noch auf eine weitere Schwierigkeit: die Eingeborenen nennen den Dychtau der Fünfwerſt-Karte Koſchtantau und den Koſchtantau derſelben Dychtau. Ich habe einen ſo lange beſtehenden Irrtum nicht zu berichtigen gewagt; die neuen Vermeſſer können möglicherweiſe auf den örtlichen Brauch zurückkommen. Wenn ſie es thun würden, wird es für einige Zeit nur fortdauernde Verwechslungen und Irrtümer geben.

1884 von Herrn v. Dechy und (den Zeitungen zufolge) 1888 von Baron Ungern-Sternberg. Mindestens drei Reisegesellschaften, worunter auch diejenige des wohlbekannten Sibirienforschers Iwanoff, sind erfolglos gewesen. Der Kasbek wurde von mir und meinen Freunden im Jahre 1868 erklettert und ist seither (trotz zahlreicher gegenteiliger Behauptungen) bis 1887 nicht weiter erstiegen worden, wo ein Herr Lerco aus Piemont, wie er mir schreibt, mit einem Alpenführer den Gipfel erreicht hat. Von weiteren großen Hochgipfeln sind Koschtantau,[1] Tetnuld, Kartantau, Gestola, Donguforun, Adai Tschotsch, Schkara und Uschba erstiegen worden.

Ich wende mich nun zu den Pässen und beschränke meine Betrachtung zunächst auf die über die Hauptkette führenden. Vom oberen Ingur (Swanetien) aus führen viele den Eingeborenen bekannte Wege über die Gletscher nach den nördlichen Thälern und zwei oder drei sind gegenwärtig sehr begangen. Der westliche, der Djiba-(Dscheiba-)Paß, 10,900 F. hoch, führt von den Quellen des Bakfan nach dem engen Neskra-Thal. Er ist ein zu großer Umweg und nötigt die nach Swanetien Reisenden zur Uebersteigung eines zweiten hohen Passes von 14,400 F. Höhe; er bildete früher den Weg nach Sukhum Kaleh, wird aber gegenwärtig wegen der Entvölkerung von Abchasien und dem Zerfall der Waldpfade südlich von der Bergkette kaum mehr anders als von Jägern benützt. Herr v. Dechy und ein englischer Sportsman, Herr Littledale, haben ihn überstiegen; er ist für geübte Bergsteiger nicht schwierig.

Der Donguforun-Paß, 10,850 Fuß hoch, ist der leichteste von allen Pässen in diesem Teil der Gebirgskette. Ich begieng ihn im Jahre 1868; Professor Kowelewsky ist über denselben geritten; er ist in gewissen Jahreszeiten sogar für Saumtiere passierbar. Er gleicht in Aussehen und Charakter dem Gletscher, über welchen der St. Theodul-Paß hinweg geht; er führt von der Quelle des Bakfan durch die Nekra-Schlucht zu den untersten Dörfern in Swanetien.

Der Betscho-Paß, 11,692 Fuß, führt direkt von Betscho nach dem oberen Bakfan und ist nach alpinen Begriffen ein großer, aber leicht zu bewältigender Gletscherpaß, den Herr v. Dechy mit dem Alphubel verglichen hat. Die Gletscher zu seinen beiden Seiten sind ausgedehnt und voll Eisspalten. Eine Kosaken-Sotnia überschritt ihn im Jahre 1875 mit allen Offizierspferden und verlor nur ein einziges. Im Sommer 1887 gelangten zwei Esel mit einem Teil unseres Gepäckes wohlbehalten über denselben. Der schon erwähnte italienische Reisende Lerco, welcher ihn seither ebenfalls überschritten hat, versichert mich, es müssen wunderbare Esel gewesen sein. Die Befähigung zum Bergsteigen ist bei allen Tieren im Kaukasus, von den Pferden herunter bis zu den Schafen, weit größer als bei den Haustieren in den Alpen; ich habe eine Schafheerde über einen Bergschrund springen sehen.

Die nächsten vier Pässe: einer zwischen dem Betscho-Paß und Uschba, welcher in das Thal des Schischildi, eines Zuflusses des Bakfan, hinabführt; der Adyl, welcher vom gleichnamigen Thal nach dem Mestia-Gletscher führt; der Gorwatsch und der Adyr, welcher vom Adyl Su nach demselben Gletscher auf der Südseite führt, sind von den Einheimischen aufgegeben. Nur der letztere ist bis jetzt von Reisenden überschritten worden. Es sind lauter ausnehmend mühsame Gletscherpässe vom Charakter der Strahleck und des Lysjochs und von einer Höhe zwischen 11,500 und 12,500 Fuß. Ihre Daseinsberechtigung ist mit der Pazifikation Swanetiens verschwunden. So lange jede Gemeinde in Swanetien mit ihren Nachbarn im Kriege lag, war es höchst unbequem, in die unrechte zu geraten, und man bediente sich daher selbst eines schwierigeren Passes, wenn er den Reisenden nur genau zu seinen Freunden oder Kunden brachte. Manchmal griff man auch zu einem andern Hülfsmittel und überstieg einen hohen zweiten Paß über eine kleinere Bergkette. In dieser Weise erkläre ich mir eine der seltsamsten Ungeheuerlichkeiten der Fünfwerstkarte. Die Feldmesser verzeichnen dort eine Wegspur über einen der unüberwindlichsten Eisfälle des Kaukasus, über denjenigen des Adyfch-Gletschers. Ohne Zweifel erreichten die Adyfcher in früheren Zeiten den Fuß des Zanner-Passes mittelst des Bergrückens hinter ihrem Dorfe und dem Tetnuld-Gletscher, ohne nach dem Mujalaliz hinabzusteigen. Die Wegspur auf der Karte wurde wahrscheinlich eingezeichnet auf irgend eine halbverstandene Aussage hin, daß dort ein Weg über die Bergkette nach Bezingi vorhanden sei.

Die vorerwähnten Pässe führen alle nach dem Bakschan. Es gibt aber auch einen Paß von dem Schooße des Gwalda-Gletschers, dessen Becken von ungeheurer Ausdehnung ist, nach dem Basil Su, dem westlichen Arme des Tschegem-Thales. Zwei Pässe: der Basilpaß, dessen einen Teil Herr Mummery im Sommer 1887 überstiegen hat, und der 11,815 Fuß hohe Thuber-Paß führen von Mujal über den Thuber-Gletscher nach Tschegem. Der Thuber-Paß ist wohlbekannt und wird, trotzdem er über große Gletscher führt, von Zeit zu Zeit von Swaneten überschritten, welche im Norden Arbeit suchen.

Der einzige Paß, welcher aus Swanetien unmittelbar nach Bezingi führt, ist der Zanner-Paß, welcher gleich den westlichen Pässen ein Vierteljahrhundert lang vollkommen in Abgang gekommen war, als wir ihn im Jahre 1887 wieder eröffneten; er ist sehr lang und sehr hoch

[1] Den Namen Tau geben die Tartaren nördlich von der Bergkette gewöhnlich dem Höhenzuge und den über denselben führenden Pässen; jenseit ihres Landes ist derselbe nicht im Gebrauche. Er erinnert an das im mittleren Tirol übliche und in demselben Doppelsinn gebrauchte Wort Tauern. Man behauptet, daß gewisse in den kaukasischen Friedhöfen ausgegrabene Zierraten nur in den Tiroler Ausgrabungen ihr Duplikat finden. Ich erwähne diese beiden zufällig zusammentreffenden Thatsachen als das, was sie wert sind.

(über 13,000 Fuß), aber nach Begriffen der Alpensteiger nicht sehr schwierig.

Die furchtbaren Felswände der Zentralgruppe versperren nun, außer möglicherweise für erfahrene Gletscherwanderer, allen Zugang zur äußersten Quelle des Ingur hinauf. Von den Quellen des Skenis Skali aus kann der Kamm leicht von Süden her erreicht werden. In früheren Zeiten wurde hier ein Paß von den Uschkul-Leuten benützt, welche nach Balkar gehen wollten. Der Anstieg geht von der Schlucht des Zeskuh aus, und der Abstieg weiterhin nach dem großen Gletscher, welcher östlich vom Dychsu-Gletscher auf dem nördlichen Abhang liegt; er ist auf der Fünfwerstkarte als Geziwesk bezeichnet. Dieser Paß ist nun aufgegeben zu Gunsten des Pasi Mta, 11,400 F., des Cot an der Quelle des Phasis oder Rion, von welchem er den alten Namen zu bewahren scheint. Es sind hier zwei Pässe nebeneinander wie das Alte und das Neue Weißthor. Der östliche, der Edenis Mta, ist wegen Veränderungen im Gletscher aufgegeben worden. Der Pasi Mta ist ein interessanter Paß, denn er ist eine alte und längst bestehende Verkehrs- und Handelsstraße. Die Einwohner von Gebi, dem bedeutendsten Dorfe auf der Südseite, sind Hausierer und gehen mit Waren nach Norden; aus dem Norden kommen die Tartaren von Karatschai, eine kecke Rasse von Hirten und Pferdezüchtern. Es ist sieben Tagereisen von ihrem Dorf, westlich vom Elbrus, nach Gebi. „Wie viele Pferde habt Ihr herüber gebracht?" fragte ich einen dieser Tartaren im Herbst 1887. — „Hundert", war die Antwort. — Gebi hat ein wohlhabendes Aussehen. Die Weiber daselbst haben eine ungemein malerische Tracht: zwei Röcke in verschiedenen Schattierungen von Rot, eine lange weiße Schärpe, um den Kopf herum von einem bunten Turban umschlossen, hängt über den Rücken hinab. Den Hals umspannen lange Reihen von Meermuscheln oder Bernsteinperlen. Ich bedaure, daß ich kein solches Halsband kaufte, denn ich habe seither erfahren, daß in den zu Styr-Digon im Osseten-lande aufgedeckten Gräbern, gerade nördlich von der Bergkette, ähnliche Halsbänder ausgegraben worden sind. Die Muscheln sollen ausschließlich Arten angehören, welche nur im Indischen Ozean vorkommen, und der Bernstein deutet natürlich auf einen Handel mit dem Norden. Die Bewohner von Gebi haben in ihre kirchlichen Zeremonien eine Anzahl seltsamer Gebräuche eingeführt; so sah ich, wie auf dem Kirchhof ein Ochse geschlachtet und ausgehauen wurde und ein Gemeidebeamter jedem Hause einen Teller voll Fleisch zuteilte; früher am Tage hatten die Kinder jeder Familie Opfergaben, zum Beispiel einen süßen Kuchen, eine Frucht u. s. w. hergebracht, um sie einsegnen zu lassen.

Jenseit derselben kommen zwei weitere Gletscherpässe, der Gebiwesk und der Quedziwesk, welche vom oberen Rion zu den Osseten von Styr-Digon am Uruch führen. Man treibt gelegentlich Pferde über dieselben, aber es ist ein gewagtes Geschäft. Man kann sie mit dem Col d'Herens vergleichen und sie sind ungefähr 11,200 F. hoch.

Zwischen diesen und dem Mamisson-Paß kennt man keinen weiteren Paß mehr im Lande. Im Jahre 1868 erzwang ich mir einen Uebergang über die Wasserscheide im Schooß des ungeheuren Karagam-Gletschers, 12,250 F. hoch (welcher tiefer als irgend ein anderer Eisstrom an der Nordseite des Kaukasus herabstürzt) zwischen Bordschula und der Menge von Hochgipfeln, welche als die Adai-Tschotsch-Gruppe bekannt ist.

Jenseit des Mamisson führt eine Anzahl Saumpfade und Pferdepässe quer über die Wasserscheide, welche hier, wegen ihrer Uebertragung auf das Schiefergebirge, sowohl an Höhe wie an vergletschertem Charakter verliert und somit auch an Wichtigkeit als politische und Stammesschranke einbüßte. Die Osseten wohnen gleichmäßig auf beiden Seiten der Kette, eine Thatsache von hoher geschichtlicher Bedeutung.[1]

Die Hauptkette hat eine Menge Gletscher aufzuweisen, und einige derselben sind gewaltig. Unter denjenigen, welche die größten Becken haben, kann ich zwischen dem Dscheriba- und dem Mamisson-Paß auf der Südseite den Dschotinghi-, den Uschba-, den Gwalda-, den Thuber-, den Zanner-, den Tetnuld- und Adesch-Gletscher, alle in Swanetien, anführen, dann noch den Soptschetura an der westlichen und einen anderen an der östlichen Quelle des Rion. An der Nordseite findet sich in jeder Schlucht ein Gletscher. Der Karagam und der Bezingi sind wahrscheinlich die größten; dann kommen der Dychsu, der Basil, der Zea, der Adyr und Adyl, der Mischirgi und eine Menge anderer, welche nicht allein auf der Hauptkette, sondern auch auf deren Ausläufern liegen und in einer Ausdehnung vergletschert sind, von welcher die Generalstabskarte keinen Begriff gibt. Auf dem Schiefergebirge südlich von Swanetien, welches sich über 12,000 F. erhebt, gibt es kaum Gletscher, oder nur solche, welche noch unbedeutender sind, als diejenigen in der Gruppe des Grand Paradis südlich von Aosta.

Infolge der mangelhaften Vermessung können die Längen der kaukasischen Gletscher bis jetzt noch nicht mit derselben Genauigkeit angegeben werden, wie diejenigen der Schweizer Gletscher. Der Karagam in der Adai-Tschotsch-Gruppe ist meines Wissens der längste (10—12

[1] Die Pässe über die Leila-Kette nach Swanetien hinüber von Süden aus sind von Herrn Iljin in „Petermann's Mitteilungen", Band XXX, zusammengestellt. Zu ihnen sollte noch ein Paß hinzugefügt werden, welcher östlich vom Latpari direkt nach Uschkul führt. Den Lyastil- oder Latal-Paß überstieg im Sommer 1887 eine englische Gesellschaft und fand ihn nicht länger, als sie ihn nach Iljin's Bemerkungen erwarteten. Westlich vom Leila erstreckt sich ein langer, hoher, mit Eis und Schnee bedeckter Bergzug gegen den Ingur hin; da er südlich von einem Nebenthale liegt, so ist er teilweise durch einen unbedeutenderen Höhenzug verdeckt und wird nur von einer gewissen Höhe in Swanetien aus gesehen.

englische Meilen), der Bezingi und der Gwalda-Gletscher sind ungefähr 9—10 Mln., der Zanner-, Thuber-, Dychsu-, Zea- und der südöstliche Gletscher des Elbrus und wahrscheinlich noch andere etwa 7 Mln. lang. In den Alpen erreicht der Aletsch-Gletscher 15½ e. Mln. (24 Km.), kein anderer aber überschreitet 9 Mln. Abgesehen vom Aletsch-Gletscher, welcher seine ungeheure Größe einer zufälligen Verbindung eines weiten Beckens und eines langen Trogs mit hohem Niveau verdankt (ich glaube nicht, daß große Gletscher tiefe Tröge machen, dagegen daß seichte Tröge lange Gletscher bilden helfen), sind die größten kaukasischen Eisströme kaum länger als die größten Eisströme in den Alpen, und es gibt im Kaukasus meines Erachtens bedeutend mehr Gletscher von über 5 Mln. Länge als in den Alpen (es ist vielleicht noch verfrüht, sich auf eine Schätzung des Verhältnisses einzulassen). Die Endpunkte der kaukasischen Gletscher liegen natürlich, in Anbetracht der Breite, höher als die schweizerischen. Der Karagam-Gletscher, 5700 F., ist der niedrigste auf der Nordseite; auf der Südseite vereinigten sich der Uschba und der Gwalda-Gletscher vor einigen Jahren unter 6000 F. miteinander, gegenwärtig aber 200 oder 300 F. höher. Die Mehrzahl der großen Gletscher liegt nördlich von der Wasserscheide; der Punkt bis zu welchem sie heruntersteigen, dürfte anscheinend mehr durch die Größe ihrer Schneefelder und andere Zufälligkeiten, als durch ihre Exposition geregelt werden, denn der Zanner- und der Bezingi-Gletscher endigen beide zwischen 6800 und 7000 F.

Von der widersinnigen Annahme von 120 Qu.-Km. Eisfläche im Kaukasus wollen wir ein- für allemal absehen; es ist zu früh zur Angabe der richtigen Zahl von Quadrat-Kilometern, und bevor eine wissenschaftliche Karte davon aufgenommen worden, ist ein genaues Ergebnis nicht möglich.

Vergleicht man die Alpen und den Kaukasus miteinander, weil Vergleichungen oft die einfachste und wirksamste Form der Schilderung sind, so wollen wir für diejenigen unserer Leser, bei denen wir einige Kenntnis der Alpen voraussetzen dürfen, einige der Eigentümlichkeiten der beiden Gebirge miteinander vergleichen und sehen, auf was für natürliche Bedingungen sie hindeuten.

Die Kämme des zentralen Kaukasus sind weit steiler als diejenigen der Zentralalpen. Die ganze Südseite der Zentralgruppe hält die durchschnittliche Neigung des steilsten Teils der Ostseite des Monte Rosa ein; es ist als ob die Abstürze nach Macugnaca sich auf eine Strecke von je 70 e. Mln. ausdehnen würden. Die Nordseite ist noch steiler. Man nehme den steilsten Teil des Breithorns, verdopple seine Höhe und breite denselben vom Nordende bis zum St. Theodul-Gletscher aus und man kann sich ein schwaches Bild von dem machen, was der Bergsteiger von den Höhen über dem Bezingi-Gletscher sieht. Er meint, die Natur habe hier ihr Aeußerstes im senkrechten Style des Gebirgsaufbaues gethan. Der Bergwanderer besteigt nun den benachbarten Mischirgi-Gletscher (welcher in der Fünfwerstkarte gänzlich fehlt) und sieht dann noch tiefere und senkrechtere Abstürze. Man wird finden, daß die Nordseite an diesen kaukasischen Graniten gewöhnlich die steilste ist. Ich sage nicht, der Absturz sei für die ersten 10,000 F. so steil, aber er ist gewiß für die ersten 6000—7000 F. steiler.

Reine Felsen sind nicht an sich schöne Gegenstände. Diese kaukasischen Felswände und Kämme verdanken ihre seltsame Lieblichkeit — denn lieblich sind sie — den weiten Falten und der ausgesuchten Anordnung ihres Schneegewandes. Auf einem Winterausflug, welchen ich im Januar 1888 nach dem Berner Oberland machte, war die vergleichsweise Magerkeit der Firnfelder und Gletscher, die an den höheren Schweizer Bergspitzen hiengen, das erste, was mich überraschte. Ein großer Teil des Kaukasus erscheint wie die Seite der Jungfrau von der Wengernalp oder wie die schönsten Partien des Glacier Noir unter dem Pelvoux.

Steigt man von den Bergkämmen auf der Südseite herab, so ist der erste Punkt, welcher Einem in die Augen fällt, die Grünheit der hohen aperen (schneefreien) Hänge. Jedes vereinzelte Fleckchen nackten Bodens zwischen den kaukasischen Schneefeldern ist ein Jardin, ein Gletschergarten. An einer Stelle am Boden des Gwalda-Gletschers bemerkte ich eine kleine Insel von Pflanzenwuchs auf dem Schutt, welcher das Ende des Gletschereises bedeckte, was möglicherweise das Ergebnis einer Lawine sein mag. Auf dem Uku pflückte ich noch in einer Höhe von mehr als 13,000 F. blühende Pflanzen; Stengel und Blätter derselben sind in dieser Höhe klein, aber die Blüten reichlich und lebhaft gefärbt. Dr. Radde fand tausend Fuß niedriger Blüten auf dem Elbrus. Die Abhänge oberhalb des großen Gwalda-Gletschers, 9000—10,000 Fuß hoch, waren grün und das Gras belebt durch Mohn, Anemone narcissiflora, Enzian, Hahnenfuß, Glocken, Vergißmeinnicht, Veronica, Geranium ꝛc. und vermannigfaltigt durch das dunklere Laub und die rahmfarbigen Blüten des Rhododendron caucasicum. Die Moränen bedecken sich sehr schnell mit Gras und Blumen und gewinnen dadurch ein hübscheres Ansehen. Sie fördern auch den Geologen in der Beobachtung der Gletscher-Oszillationen, denn sobald das Eis vorzurücken beginnt, zeigt sich seine Bewegung in den Schubkarrenladungen von unverkennbar rohem Schutt welchen sie über den grasigen Bänken aufhäuft.

(Schluß folgt.)

Aus dem italienisch-abessinischen Feldzug.

Brief des italienischen Ingenieurs Capucci aus der abessinischen Landschaft Schoa.

Anfangs Mai 1888 hatten die Derwische Taglè-Aimanot, den König von Godscham, bei Mecana Sellasiè,

welches ungefähr halbwegs zwischen Metemma und Gondar liegt, geschlagen. Anfangs schien die Sache nicht recht glaubhaft, sie hat sich indessen späterhin als wahr erwiesen. Dem König Taglè-Aimanot wurde das ganze Heer vernichtet, ja sogar sein Zelt wurde die Beute des Feindes. Dem Tode entgieng er, indem er sich auf seinem wilden Pferde rettete, gefolgt von höchstens etwa zehn der Seinigen. Es scheint, daß er angegriffen worden ist, während sein Heer zerstreut war und daß ihm nicht einmal Zeit geblieben ist, sich in Verteidigungsstand zu setzen. Alle Welt spricht mit Entsetzen von der Rache des Feindes, welcher alle die, welche die Formel des Islam nicht aussprechen wollen, niedermetzelt, seien es nun Greise, Frauen oder Kinder.

Während Taglè-Aimanot sich nach Mancorer flüchtete, rückten die Derwische vor, steckten Gondar mit seinen sämtlichen Kirchen in Brand (was jenes Volk außerordentlich in Aufregung versetzt hat) und setzten ihren Marsch nach Begemeder in der Richtung von Debra Tabor fort. Anscheinend waren sie schon zu Reb angelangt, als der König Menilek, wahrscheinlich bestimmt durch den Schmerzensschrei des ganzen Volkes, von Beramieda abreiste, um den Zerstörungen ein Ende zu machen. Da es jetzt etwa 14 Tage sein müssen, seit der König nach Begemeder abgereist ist, so wird er dem Feinde schon gegenüber stehen und in den nächsten Tagen werden wir wohl Nachrichten über die Schlacht erhalten. Die Derwische scheinen etwa 30,000 Mann stark zu sein, sämtlich mit dem amerikanischen Remington-Gewehr versehen, denen der König allerdings wohl etwa 100,000 Kämpfer wird gegenüberstellen können, aber unter diesen wohl höchstens 20,000, welche mit guten Gewehren bewaffnet sind, während die übrigen nur Gewehre von altem Modell oder schlechte Jagdflinten und die Hälfte nur Lanzen besitzen. Jedenfalls wünsche ich dem König viel Glück, denn durch einen Sieg über Muselmänner, welche Kirchen anzünden, würde der König Menilek sicherlich der populärste Mann Aethiopiens werden. Vielleicht würden dann auch die Priester (die einzigen, welche einen europäischen Einfall befürchten, von welchem das Volk Geld und Ueberfluß erwartet) nicht ermangeln, einen Vergleich zwischen Johannes, der jene Zerstörungen vor sich gehen läßt und ruhig zu Adaua bleibt, und Menilek anstellen, der ein fremdes Land vor dem mohammedanischen Einfall verteidigt. Inzwischen hat Johannes, der die Italiener mit Recht als die hauptsächlichsten Gegner betrachtet und sich nicht durch Nebengedanken davon abbringen läßt, mit Ras Alula und Ras Boria den Ras Micael verbunden, um die Italiener am Ersteigen der Hochebene zu hindern. Er selbst, nachdem er sich nach Maccalè zurückgezogen hatte, kehrt von neuem nach Adaua zurück, vielleicht weil ihm zu Ohren gekommen ist, daß die Unserigen vorrücken. Ich muß noch hinzufügen, daß das langsame Vorrücken der Unserigen hier ziemlich ungünstig ausgelegt wird. Hier begreift man nicht, daß so viel Zeit nötig ist, um einen Weg von 15 Km. zurückzulegen, wieviel die Strecke von Massaua bis zur Hochebene von Amasen beträgt. J. D.

Geographische Neuigkeiten.

* Die neuesten Ereignisse in Madagaskar. Herr Froger, der französische Gouverneur von Diego Suarez, hat infolge besonderer aus Paris erhaltener Befehle im Einverständnis mit dem hauptsächlichsten Verwaltungsbeamten von Nossi-Bé die Besetzung der beiden Eilande Nossi-Faly und Nossi-Mitsiou vorgenommen, die an der Nordwestküste von Madagaskar liegen — zweier Punkte von geringer Bedeutung, obwohl Nossi-Mitsiou einen ziemlich guten Hafen besitzt. Tsialane, der König der Antankaren, war schon seit einiger Zeit im Streit mit den Howas, welche bereits gedroht hatten, militärische Posten auf Nossi-Faly und Nossi-Mitsiou einzurichten. Um künftigen Verwickelungen vorzubeugen, hat die französische Regierung von den Rechten Gebrauch gemacht, welche ihr der Vertrag von 1841 übertrug, wodurch Nossi-Bé und die anderen von demselben abhängigen Inseln unter französische Oberherrschaft gestellt wurden. Tsialane hat auch ohne Schwierigkeit die beiden französischen Agenten mit der Aufhissung der französischen Flagge gewähren lassen. — Die Expedition der Howas im Süden ist mißglückt. Die Truppenabteilung, welche die madagassische Regierung nach der St. Augustins-Bay geschickt, hat sich rasch wieder einschiffen müssen. Die Eingeborenen jener Region haben einen großen Kabang (Ratsversammlung) gehalten und dabei beschlossen, keinen Soldaten bei sich aufzunehmen, und diese und ihr General sollten daher nichts anderes thun, als sich sogleich wieder einschiffen. Dieser ganze Vorgang vollzog sich, ohne daß ein einziger Flintenschuß abgefeuert wurde, und die howaische Kolonne wich, da sie ohnedem durch Krankheiten und Desertion in der empfindlichsten Weise heruntergekommen war. Um diese Scharte auszuwetzen, hat die madagassische Regierung eine Aushebung von 25,000 Mann angeordnet, worauf dann eine neue Expedition nach dem Süden geschickt werden soll.

* Neuere Forschungen über die Insel Mauritius. Die Insel Ambra, nach welcher sich im Jahre 1744 die Schiffbrüchigen vom „Saint-Geran" flüchteten, hatte nach einer von Herrn Nort im Verein für Handelsgeographie in Bordeaux vorgezeigten neuen Karte das Aussehen, als sei sie von der Hauptinsel abgerissen worden. Die Insel Mauritius wurde erst im 16. Jahrhundert bekannt, als Don Pedro de Mascareñas sie entdeckte; die Portugiesen begnügten sich damit, ihre geographische Lage festzustellen und einige Tiere auf derselben aussetzen zu lassen. Am 1. Mai 1598 wurde ein holländisches Geschwader von acht Schiffen am Kap der Guten Hoffnung durch einen Sturm zerstreut und einige derselben

kamen in Sicht der Insel Mauritius. Man ließ etwa zwanzig Mann sich ausschiffen, welche das Land, das sie von Menschen unbewohnt fanden, einigermaßen untersuchten. Der Vizeadmiral ließ einfach das holländische Wappen auf einem Baum einschneiden. Man nimmt an, daß erst im Jahre 1638 die Holländer daselbst ihre ersten Niederlassungen gründeten. Später mußten sie notgedrungen die Insel auf das Andringen der Ostindischen Kompagnie und wegen der Verdrießlichkeiten, die ihnen von Seiten der Marron-Neger bereitet wurden, aufgeben; sie kehrten zwar wieder dahin zurück, gaben sie aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts ganz auf. — Bavillier, der Gouverneur der Insel Bourbon, schickte einige Ansiedler dorthin und der Gouverneurlieutenant von Noyon kam im Jahre 1722 daselbst an, worauf die Ostindische Kompagnie Einräumungen anbot. Im Juni 1735 traf Mahé de la Bourdonnais auf der Ile de France ein, welche er ganz verlassen fand. Er gab der Sachlage bald eine andere Gestalt; da keine Kasernen vorhanden waren, wurde die Garnison in einfachen Hütten untergebracht; Mahé ließ Kasernen bauen. Er schuf einen obersten Rat, stellte die Verwaltung wieder her und hatte, als eine ungerechte Anklage ihn nach Frankreich zurückrief, eines der schönsten Comptoirs gegründet; er ließ seinen Nachfolgern beinahe nichts zu thun übrig; aber die Franzosen sollten diese Besitzung nicht lange behalten. Die Uebereinkunft von 1810 ließ die Sprache, die Religion und die Sitten bestehen, und die Kapitulation von Port Louis wird unter diesem Gesichtspunkte eines der glorreichsten geschichtlichen Ereignisse von Frankreich und England sein. Die Bewohner von Mauritius bewahrten Frankreich immer das dankbarste, zärtlichste Andenken. — Die Stadt Port-Louis ist nicht regelmäßig gebaut, hat nur niedrige Häuser, aber mehrere Promenaden, welche am Abend sehr belebt sind. Die Mauritianer haben eine wahre Leidenschaft für Pferde und Wagen. Die Kathedrale ist von außen stillos und unschön, im Innern aber höchst merkwürdig. Seit der Aufhebung der Sklaverei müssen sich die Mauritianer indische Kulis von Madras und anderen Orten kommen lassen; diese werden auf fünf Jahre angeworben und während ihres Aufenthaltes in der Kolonie gut verpflegt. Sie haben ein Hospital, worin ein Arzt mindestens einmal täglich die Kranken besucht. Nach Verlauf von fünf Jahren haben sie das Recht, auf der Insel zu bleiben. Die Hindu-Bevölkerung zählt 250,000, die europäische nur 110,000 Personen, und dieses Mißverhältnis beunruhigt die Kolonie sehr. Der Hindu ist sehr intelligent und gelehrig, leistet alle möglichen Dienste und erlernt leicht Handwerke. Gleichwohl sollte man Vorkehrungen treffen, um seinen Aufenthalt auf Mauritius zu vermeiden, denn die ansteckenden Seuchen, welche im Lande um sich zu greifen vermochten, rühren hauptsächlich von der Unreinlichkeit dieses Teils der Bevölkerung her. Der Chinese wird als Arbeiter ungleich mehr geschätzt, denn er ist offenherziger und minder rachgierig; der Hindu aber ist versteckt, verhehlt seine Rachgier und wiederkäut sie jahrelang. — Die ländliche Wohnung oder Sommerresidenz des Gouverneurs heißt Réduit und liegt in einem Stadtviertel namens Moca. Die Szenerie der Insel ist prachtvoll; sie weist verschiedene sehr schöne Wasserfälle auf, so in der Nähe der Hauptstadt die Cascade du Grand-Bassin in dem Quartier Grand-Port und die Cascade de Diamaman, die in dem sogen. Quartier Flack liegt. Die Straßen, welche sich durch die ganze Insel hinziehen, werden in sehr gutem Stande erhalten. — Die ansteckenden Fieber, welche ab und zu auf Mauritius ausgebrochen sind, dürften übrigens nicht allein den Hindu zugeschrieben werden, sondern vielleicht noch mehr den Rodungen und Grabarbeiten, welche an gewissen Stellen auf dem Lande in Angriff genommen worden sind. — Das Grabmal von Paul und Virginie befindet sich in dem sogen. Pompelmusen-Garten. — Der gebirgige Charakter der ungemein wasserreichen Insel macht das Klima gesund, und der Boden ist sehr fruchtbar und erzeugt Zuckerrohr, Kaffee, Reis, Indigo und Baumwolle. Momentan ist die Zuckergewinnung allerdings durch ungünstige Konjunkturen gedrückt, und auch die Ausbeute an Indigo ist infolge verminderter Nachfrage etwas zurückgegangen, allein dafür haben andere Erzeugnisse sich gehoben und der Handel ist noch immer ein sehr lebhafter. — Infolge der Kapitulation von 1810 ist der Code Napoleon auf der Insel Mauritius in Geltung geblieben; nur die Gesetzgebung über Bankerutte und das Strafrecht sind englisch. Die Verwaltung ist unter der englischen Regierung etwas vereinfacht worden; die Bezirkslieutenants der Polizei haben etwas ausgedehntere Vollmachten als die Friedensrichter in Frankreich und bilden die zuständigen Gerichte für die Streitigkeiten zwischen Hindu und Weißen. Die Amtssprache für die unteren Gerichte ist noch immer die französische, für die oberen Gerichte aber und besonders für die höchste Instanz, la cour suprême, ist es schon längst die englische. Seit 1847 ist übrigens das Englische als Amtssprache eingeführt worden und alle öffentlichen Urkunden müssen in dieser Sprache ausgestellt werden. So sehr sich auch die französischen Einwohner dessen zu erwehren suchen, so schwindet doch die französische Sprache mehr und mehr aus den Schulen und dem Verkehr und dürfte nach wenigen Generationen auf der Insel ganz in Abgang kommen.

* Die Portugiesen am Nyassa-See und dessen erste Erforscher. Herr J. Batalha-Reis, Mitglied der Geographischen Gesellschaft von Lissabon, hat jüngst eine Broschüre in englischer Sprache herausgegeben, worin er auf Grund urkundlicher Nachweise feststellt, daß der Nyassa-See den Portugiesen schon um 1624 bekannt war und daß der Reisende Luiz Mariano schon zu jener Zeit in einem Briefe eines großen Sees erwähnte, der in dem Flusse Cherim (Schiré) seinen Ablauf nahm. Er schätzte

die Breite dieses Sees auf vier oder fünf Wegstunden und fügt hinzu: man könne an gewissen Stellen nicht von einem Ufer aus das andere erblicken. Auch gedenkt derselbe Reisende gewisser Felsen, welche den Lauf des Flusses hemmen und in welchen Herr Batalha die Murchison-Fälle zu erkennen glaubt. — Im Jahre 1665 schildert ein anderer portugiesischer Forschungsreisender, Manoel Godinho, einen See Zachaf von fünfzehn Wegstunden Breite, dessen Länge er aber nicht kennt, und aus welchem der Schiré-Strom abfließt, der sich oberhalb Sena in den Cuama (Sambesi) ergießt. Fünfundvierzig Jahre später erwähnt Francisco de Souza eines großen Sees, welcher etwa sechzig Wegstunden von Tete in nordöstlicher Richtung unter dem 17. Breitengrad liegt und von dem er eine ähnliche Schilderung gibt, wie Luiz Mariano. Herr Batalha zitiert noch eine Stelle aus dem französischen Werke des Paters Brucker über die „Entdeckung der großen Seen von Zentralafrika", worin gesagt wird: Der Schiré sei den Portugiesen schon im siebzehnten Jahrhundert bekannt gewesen, „trotz allem was Livingstone darüber zu sagen vermochte, welcher häufig das Dasein dessen leugnete, was er nicht kannte." — Was die unter dem Namen Nyassa-Land bekannte Region betrifft, so beweist Herr Batalha, daß die Portugiesen schon im 17. Jahrhundert im Maravi-Lande Militärposten unterhielten und daß es zur selben Zeit zu Seuna und Tete Dörfer und Marktflecken gab, in welchen die portugiesischen Händler Comptoirs hatten und den Elfenbeinhandel mit den Eingeborenen betrieben. Mit einem Wort: nach den Ausführungen des Herrn Batalha hat Portugal beinahe vier Jahrhunderte lang Oberherrlichkeitsrechte über diese Region ausgeübt, welche es erobert und worin es zu wiederholtenmalen durch Hinsendung von Truppen die Ordnung wieder hergestellt hat.

Litteratur.

* *La Chanson Lemouzina.* L'épopée limousine. Joseph Roux. Texte, traduction et notes. Paris, A. Picard, 1889. — Nach mannigfachen Richtungen hin erweckt diese Leistung des preisgekrönten Denkers — Pensees. Ouvrage couronné par l'Académie française, bis jetzt in zehn Auflagen erschienen — lebhaften Anteil. Mehr als ein halbes Jahrtausend ist dahingegangen, seit la lengua lemouzina auf den Lippen der Born, der Ventadour und ihrer zahlreichen Mitsänger die Welt der Dichtung und Bildung unseres Abendlandes beherrschte. Versunken und verschollen waren Sänger und Sang; einzig im Munde des Volkes, dem treuesten Bewahrer, hatte sich die Sprache erhalten, in der sie einst gesungen. Und nun ersteht ihr ein Sänger, soul nouvel troubadour, der vaterländische Stoffe in das heimische Idiom kleidet und der staunenden Mitwelt ein Echo des Mittelalters darbringt. Die Einheit und Wahrheit, welche der Dichter in Anschauung, Inhalt und Form diesen Klängen aus einer versunkenen Welt zu verleihen gewußt, wirkt ganz eigenartig. Hat sich der priesterliche Sänger — Herr Abbé J. Roux ist Geistlicher in Tulle im Limousin, einem kleinen Orte, dessen stille Abgeschiedenheit ihm zum Denken und Dichten Muße gewährt — innerlich den Zusammenhang mit jener Welt in der That zu wahren vermocht oder besitzt er die die dichterische Kraft, sich so vollständig in ihre Anschauungsweise zurückzuversetzen? Jedenfalls ist in seiner Dichtung jener Riß nicht wahrzunehmen, der in hohem Grade ernüchternd wirkt bei den jetzt so vielfach beliebten Darstellungen, in denen die Welt, welche geschildert werden soll, von derjenigen, in welcher der Darsteller in Bewußtsein und Vorstellung lebt, im Prinzip durchaus verschieden ist. Hier wirkt diese rückschauende Sehergabe, selbst wenn dieses Rückversetzen ein bewußt Gewolltes wäre, mit der Wahrheit einer naiven, in sich ungebrochenen Anschauung. Der Reichtum der geistigen Lebensformen Frankreichs, der sich in den widersprechendsten Richtungen offenbart, ist unverkennbar. Die Stoffe, welche besungen werden, sind der engeren Heimat ihres Sängers entnommen: Gestalten aus der Geschichte, Ueberlieferung und legendenhaften Sage. Leider wird gar nichts darüber mitgeteilt, ob sie in irgend einer Weise sich noch im Munde des Volkes erhalten haben, wie ich annehmen möchte nach der Art der Darstellung, die viel Volkstümliches enthält. In Bezug auf die Bezeichnung épopée muß bemerkt werden, daß sie nicht — wie das Wort an sich zu übersetzen wäre — unserem Begriff der Epopöe entspricht, welche eine bestimmte einheitliche Begebenheit fordert, die aus der nationalen Grundlage eines Volksgeistes herauswachsend in breiter Entfaltung diesen Volksgeist in den mannigfachen Manifestationen seines inneren wie äußeren Lebens, im Thun und Dulden der ihn verkörpernden Individuen in objektiver Anschaulichkeit vorüberführt. Der Chanson Lemouzina fehlt jenes einheitliche Band, das die einzelnen einigt. Sie bringt vereinzelte Dichtungen, deren jede ihren besonderen Helden feiert; das einzige Band einender Gemeinsamkeit ist der gleiche Boden, dem diese Helden entsprossen, auf dem sie gewirkt. Die einzelnen Gestalten selbst treten in anschaulicher Plastik hervor, aber der Hintergrund, von dem sie sich abheben, das ganze Aeußere der Lebensformen ist nicht in jener Fülle der Wirklichkeit herausgearbeitet, die gerade das Epos fordert. Als besonders gelungen in dichterischer Beziehung sei Bertran's de Born (S. 110) als besonders interessant durch Festhalten eines altvolkstümlichen Tons, Lou Triounfele de Charlemanha (S. 70) und La mort de Regnar Lodbrog (S. 74) erwähnt. Schade, daß der knapp bemessene Raum Mitteilung versagt. Einmal hat sich der Dichter — in der That eine Seltenheit bei einem Franzosen, einem Angehörigen jener bevorzugten Nation, welcher das sichere Gefühl für Maß und Geschmack in so hohem Grade eignet — zu einer Geschmacklosigkeit verleiten lassen (S. 204), die in dem widerlichen Bilde, das sie dem Geiste aufdrängt, an jene grausamen Märtyrer-Darstellungen mahnt, von denen das Auge sich entsetzt abwendet. Neben dem dichterischen Genuß bietet das Buch auch vielfache Anregung in sprachlicher Beziehung, auf die näher einzugehen hier nicht möglich ist. Die langue d'Oc, wie sie hier erscheint, bietet eine noch gleichsam durchsichtigere Krystallisation, welche die Bildung der Sprache durch die einzelnen Wortformen hindurchscheinen läßt. Zum Schluß noch eine Einzelheit: in einer Note gibt Herr Roux eine interessante Bemerkung zu der, soweit mir bekannt, noch nicht mit Sicherheit enträtselten Bedeutung des Ausdruckes Gral: „Grial, griala, désignent chez nous des vases en terre, en bois, en pierre (S. 244)."

Dem Text steht eine fortlaufende möglichst wortgetreue Uebersetzung in Prosa vom Herrn Verfasser selbst gegenüber; die Anmerkungen bezeichnen die schriftlichen Quellen, welchen die Thatsachen entlehnt sind. Die gediegene Herstellung des starken Bandes ist bei der Firma des Verlags selbstverständlich. Das Buch, das in so vieler Beziehung anregt, wird sicher auch außerhalb der Heimat die es feiert, aufmerksame und dankbare Leser finden. M. Benfey.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 29. Stuttgart, 22. Juli 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Die englische Kolonialfrage. Von Hermann Zöppritz. S. 561. — 2. Die Franzosen in Hinterindien. Von Emil Jung. S. 565. — 3. Das neue Gesetzbuch von Montenegro. Von Dr. Fr. S. Krauß in Wien. (Schluß.) S. 568. — 4. Die Gipfel, Pässe und Gletscher des Kaukasus. Von Douglas W. Freshfield, Ehrensekretär der Londoner Kgl. Geographischen Gesellschaft. (Schluß.) S. 573. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 578. — 6. Richtigstellung. S. 580.

Die englische Kolonialfrage.

Eines der verwickeltsten und schwierigsten Probleme in der neuesten Entwickelung des britischen Reiches ist unstreitig die Zukunft der Kolonien, d. h. deren dereinstiges endgültiges Verhältnis zum Mutterland, und es dürfte sich angesichts des auf dem Kontinent und insonderheit in Deutschland neuerdings herrschenden Kolonialfiebers wohl verlohnen, einen Blick darauf zu werfen.

Ein feststehendes System von Kolonialpolitik, dessen Hauptglaubensartikel die bis in die kleinsten administrativen Einzelheiten unbedingte Abhängigkeit der neugegründeten oder eroberten überseeischen Niederlassungen und Besitzungen von der europäischen Zentralregierung war, gibt es in England bereits seit länger als einem halben Jahrhundert nicht mehr. Auch kann man trotz mancherlei Einwendungen im ganzen kaum anders als die Staatsklugheit billigen, die schrittweise da und dort, je nach Umständen, die Starrheit eines Regimes zu mildern für gut fand, das allerdings stolze Erfolge aufweisen konnte, dessen rücksichtsloser Gewaltthätigkeit jedoch ohne Zweifel auch der Verlust der ersten und schönsten Errungenschaften englischer Ansiedler jenseit des Ozeans, nämlich der jetzt von den Vereinigten Staaten eingenommenen Ländergebiete, zuzuschreiben ist. Großbritannien verstand sich allmählich dazu, den blühenderen seiner jungen Zweiggemeinwesen ein gewisses Maß Autonomie zu gestatten und gieng dann, einmal auf dieser Bahn, von einem Zugeständnis zum andern, je nach lokalem Verlangen oder politischer Opportunität, so daß in einigen Kolonien die Prärogativen von Parlament und Regierung des Heimatlandes sich nunmehr fast einzig und allein auf auswärtige, d. h. das gesamte Reich angehende Angelegenheiten erstrecken, während in anderen, wo bis jetzt keine zwingenden Gründe für derartige Aenderungen vorlagen, die Vertreter der Krone noch mit nahezu unumschränkten, von keiner einheimischen Volksvertretung abhängigen Vollmachten schalten und walten. Infolge dieser somit nur stück- und stellenweise vollzogenen Modifikationen befindet sich das Verhältnis der überseeischen Ableger zum Stammland gegenwärtig in einem Uebergangs- sowie Versuchsstadium, dessen diverse Phasen eine Menge heikler und komplizierter Aufgaben und Alternativen zum Vorschein gebracht haben. Eben daraus sind ferner die nicht wenigen und teilweise außerordentlich verschiedenen nun vorhandenen Verwaltungssysteme hervorgegangen, die sich — von unwesentlicheren Unterschieden abgesehen — unter drei Hauptrubriken bringen lassen. Es sind dies erstens die sogen. Kronkolonien, in welchen der Gouverneur als alleiniger verantwortlicher und dem englischen Kolonialministerium unmittelbar unterstellter Exekutivbeamter ein fast persönliches Regiment führt (ursprünglich der einzige Regierungsmodus in sämtlichen neuen Niederlassungen); dann kommen die höher entwickelten jungen Staatswesen, die eine eigentliche Konstitution mit eigenen gesetzgebenden Versammlungen besitzen, alle ihre höheren Beamten indessen noch direkt von der Krone ernannt bekommen. Auf der höchsten Stufe stehen endlich die auch in letzterem Punkt ganz selbständigen, d. h. sich nach völlig konstitutionellem Muster selbst verwaltenden Tochterstaaten, in welchen der Gouverneur eine lediglich ornamentale Stellung einnimmt und im Namen des fernen Staatsoberhaupts blos in wenigen Dingen ein Veto einzulegen berechtigt ist. Zur erstgenannten

Gattung gehören die meisten kleineren Besitzungen in Asien, Afrika und Amerika; zur zweiten vornehmlich das Kapland nebst Natal; die dritte wird durch Canada und beinahe ganz Australien repräsentiert. Eine vierte Abart bildet außerdem Ostindien samt Birma, das übrigens nur in sehr bedingtem Sinne als Kolonie betrachtet werden kann und ohne eingeborene Volksvertretung von einem Vizekönig mit lokalem Staatsrat und Nebengouverneuren unter der obersten Kontrole des englischen Ministers für Indien verwaltet wird. Der Grund solch vielfältiger Verschiedenheit liegt, wie bereits angedeutet, in den besonderen Umständen so vieler in allen Weltteilen teils rasch, teils langsam herangewachsenen jungen Gemeinwesen, deren sehr ungleichartige Entwickelung ein überall das gleiche Maß anlegendes politisches Behandlungssystem auf die Dauer unmöglich machen mußte. In eben diesen sich natürlich ergebenden Verschiedenheiten besteht zugleich die vielgestaltige, mit der Zeit eher noch zunehmende Schwierigkeit, eine feste und allgemeine Grundlage für die definitive Regelung der Stellung der Kolonialstaaten im britischen Reichsorganismus zu finden, ein Ziel, das die Mannigfaltigkeit und beständig wachsende Bedeutung der zu berücksichtigenden, teilweise in direktem Widerstreit stehenden Interessen schier unerreichbar erscheinen lassen. Denn es ist gerade die charakteristische Eigentümlichkeit des Problems, daß dessen Lösung, wenn solche eine endgültige und wahrhaft glückliche werden soll, notwendigerweise von zweierlei Hauptstandpunkten aus angestrebt werden muß, nämlich einerseits vom englisch-europäischen und andererseits vom kolonialen, welch letzterer sich dann wieder in eine Unzahl lokaler partikularistischer Anschauungen zergliedern läßt. Hierzu gesellt sich als weitere Verwickelung, daß eine Anzahl Kolonien, wie die nordamerikanischen, westindischen, südafrikanischen und australischen, geographische Gruppen bilden und als solche mancherlei gemeinsame Interessen und Wünsche haben, dabei aber vielleicht eben deshalb als zu nahe Nachbarn eine gewisse Eifersucht aufeinander nähren, die gelegentlich in unerquickliche Reibereien ausbricht.

Was nun erstlich den englischen Gesichtspunkt anbelangt, so wäre zu bemerken, daß man im Inselreich von Einhelligkeit betreffs wenigstens der Grundzüge eines einheitlichen Kolonialregime's der Zukunft heute vielleicht weiter entfernt ist als je. Einig ist man blos über den einen Punkt, daß eine einseitige Ordnung der Sache womöglich vermieden werden sollte. In der nunmehr verflossen zu nennenden Generation neigte die öffentliche Meinung unter dem Einfluß der Manchesterschule stark zu Gunsten einer Entscheidung im Sinne der reinsten Krämerpolitik. Es wäre dies, daß England nichts Besseres thun könne, als sich mindestens von den größeren und selbständigeren seiner Kolonien gänzlich loszusagen, einerlei ob diesen erwünscht oder nicht, weil die dem Mutterlande aus der Verbindung mit denselben erwachsenen, früher sehr beträchtlichen materiellen Vorteile längst nicht mehr bedeutend und kaufmännisch lohnend genug seien, um die schweren Kosten und das ungeheure Risiko fernerhin zu rechtfertigen, welche die Behauptung und Verteidigung eines über beide Hemisphären zersplitterten Kolonialbesitzes fortwährend verursachen. Der gesunde Kern dieses Argumentes besteht in der Thatsache, daß das Zollsystem fast sämtlicher Kolonialstaaten ein schutzzöllnerisches, also dem englischen diametral entgegengesetztes ist und sich in dieser Tendenz zusehends verschärft, wodurch der enorme Ausfuhrhandel Großbritanniens mit seinen Ablegern jenseit des Meeres besteuert, d. h. mittelbar beeinträchtigt wird, während der weitaus größte und wichtigste europäische Markt für überseeische Erzeugnisse solchen nach wie vor steuerfrei offen bleibt. Andererseits fällt auch die Bewachung der fernen Niederlassungen — wenigstens zur See — fast ausschließlich dem Mutterlande zur Last, ebenso teilweise der militärische Schutz, obschon nur noch in zwei oder drei der eigentlichen Kolonien (wozu weder Indien noch eine Anzahl strategisch wichtiger Flottenstationen zu zählen sind) in Friedenszeiten eine Garnison regulärer englischer Truppen liegt. Allein trotz der nationalökonomischen Richtigkeit des Raisonnements hat dieser politische Materialismus im letzten Jahrzehnt sehr an Anhängern verloren und darf heute als ein nachgerade überwundener Standpunkt bezeichnet werden. Im ganzen ist man jetzt mehr dafür, auf dem schon lange betretenen Wege zu verharren, d. h. den Dingen einfach ihren natürlichen Lauf zu lassen und allen nach und nach sich äußernden Emanzipationsbegehren in Gottes Namen zu entsprechen, wodurch natürlich der dermalige plan- und ziellose Zustand ad infinitum verlängert werden würde und wobei der Löwenanteil des aus den Zugeständnissen entspringenden Nutzens, wie bisher, den Kolonisten zufallen muß. Außerdem wird aber seit Kurzem für die neuerfundene britische Weltreichsmission (imperial idea) stark und erfolgreich Propaganda gemacht. Dieser Idee gemäß würden alle überhaupt selbstverwaltungsfähigen Kolonien bei völligem Selbstbestimmungsrecht innerhalb ihrer individuellen Grenzen in ein näheres, indessen noch nicht genau definiertes Bundesverhältnis zum Mutterstaat treten, also z. B. in den auswärtigen Angelegenheiten des Reiches ihre Stimme haben und dafür auch zur Leistung einer entsprechenden Quote der für letztere Zwecke erforderlichen außergewöhnlichen Geld-, wie nötigenfalls Menschenopfer verpflichtet sein. Dieses Bundesprojekt hat, wie gesagt, noch äußerst vage Umrisse und dient deshalb parlamentarischen Schönrednern zum bequemen Feriensteckenpferd. Bis jetzt ist das einzige, praktische Ergebnis dieser Bewegung die auf der vorjährigen Londoner Kolonialkonferenz zu Stande gekommene Vereinbarung bezüglich Verstärkung des maritimen Küstenschutzes der entlegenen Besitzungen, der zufolge letztere künftig einen Teil der hiefür erforderlichen Geldmittel beizusteuern haben. Dieses Resultat ist insofern bezeichnend,

als es lediglich den speziell für die Kolonien wichtigsten Teil des Föderationsprogramms unter deren leicht zu leistender Mitwirkung verkörpert, während die für dieselben verhältnismäßig gleichgültige, aber für den britischen Gesamtstaatsorganismus viel bedeutsamere Frage des von ihnen zu übernehmenden gesetzgebenden wie finanziellen Anteils an der Reichspolitik sowie Verteidigung im weiteren Sinne noch offen und deren ernstliche Erörterung sine die vertagt bleibt.

Es ist dieses jedoch ganz begreiflich für jedermann, der weiß, wie die allzu praktischen und unverfrorenen Bewohner der volkreicheren und, Dank ihren großen natürlichen Hülfsquellen, selbständiger und anspruchsvoller gewordenen Filialgemeinwesen ihre Beziehungen zur alten Heimat auszulegen belieben. Engherziger Eigennutz ist der einzige politisch zu nennende Instinkt des typischen Kolonisten, welcher selten ein über die Grenzen seines engeren Adoptiv- oder Geburtslandes hinaus gehendes allgemeines Interesse anzuerkennen vermag; der in unbewußter Beherzigung des berühmten Ausspruches: „La politique n'a pas d'entrailles", in öffentlichen Dingen weder Dankbarkeit noch Rücksichten zu kennen pflegt, der, endlich, solche Ueberzeugungen mit Vorliebe denjenigen gegenüber bethätigt, von denen er sein menschliches wie nationales Dasein herleitet und deren mächtigen Schutz er doch schwerlich entbehren kann. Mit welcher ausschließlichen Einseitigkeit man jenseit des Meeres das Verhältnis zu England betrachtet, das bezeugen viele der Kolonialregierungen namentlich durch Beschränkung (in einigen Fällen fast bis zum Verbot gehend) der Einwanderung im größeren Maßstabe, wodurch mehr als eine andere Nation der Mutterstaat beeinträchtigt wird. Und doch wäre es eben hierin, daß die Ueberseer einem immer dringender werdenden volkswirtschaftlichen Bedürfnis des letzteren bei einigem guten Willen leicht systematische Abhülfe schaffen könnten, ohne ihren eigenen Wohlstand im geringsten zu gefährden. Statt dessen suchen gerade ihre blühendsten jungen Staatswesen durch Verhinderung der Masseneinwanderung dem Arbeiter- und Handwerkerstand eine Art Monopol zu sichern, dessen Frucht übertrieben hohe Löhne sind, die in lächerlichstem Mißverhältnis zur Bezahlung gebildeter „erst recht rein geistiger" Arbeit stehen; man übersieht dabei selbstredend, daß ein solches wirtschaftliches Treibhauserzeugnis trotz aller Maßregeln keinen langen Bestand haben kann und außerdem durch eine Menge daneben aufgeschossener Mißstände entwertet wird. Die Schutzzöllnerei der Kolonien läßt sich wenigstens in gewissem Maße durch finanzielle Notwendigkeit rechtfertigen, allein ihre Handelspolitik will sich nicht einmal überall mit der gleichmäßigen Begünstigung der einheimischen Gewerbe begnügen, bedroht vielmehr insbesondere die englische Industrie, d. h. nicht nur die Hauptquelle ihrer eigenen Einfuhr, sondern zugleich auch die bei weitem größte Abnehmerin von Kolonialprodukten, also den Ausgangs- wie wichtigsten Angelpunkt ihrer kommerziellen Existenz. Denn in Canada z. B. dürfte die Einführung eines Differentialzolltarifes zu Gunsten der benachbarten Vereinigten Staaten nur noch eine Frage der Zeit sein, und die ersten Symptome einer ähnlichen Tendenz der Bevorzugung nichtenglischer Handelsgebiete machen sich ebenfalls in Australien bemerkbar. Dabei wird aber der Londoner Geldmarkt von fast jedem in fernen Weltteilen herangewachsenen Neuengland mit verwandtschaftlicher Ungezwungenheit als einziger und scheinbar unversiegbarer Born mehr und mehr in Anspruch genommen. Selbst der im Postverkehr mit der alten Heimat erzielte, nicht unerhebliche Nutzen fließt beinahe ganz den Kolonisten zu, während die diesseitige Postbehörde den weitverzweigten Dienst eingerichtet hat und hauptsächlich verwaltet.

Auf der anderen Seite verhindert wieder dieselbe raffinierte Sonderinteressendienerei, die als Grundton im kolonialen Staatsleben durchklingt, daß sich die Emanzipationsgelüste je bis zur förmlichen Unabhängigkeitserklärung steigern, womit in einigen Fällen dem Stammlande ganz gedient wäre und der gordische Knoten mancher Schwierigkeit für letzteres aufs glücklichste zerhauen werden würde. Aber während den kleineren Pflanzstaaten ihre geringe Bewohnerzahl oder ökonomische Ohnmacht und Abhängigkeit einen so kühnen Schritt, ja meistens überhaupt irgendwelchen partikularistischen politischen Ehrgeiz, einfach unmöglich macht, verstehen die größeren vollkommen die höchst substantiellen Vorteile zu würdigen, deren sie durch rücksichtslose Ausbeutung ihrer Sonderstellung als Glieder eines gewaltigen Weltreiches teilhaftig werden, so lange sie sich wenigstens die nominelle Oberherrlichkeit der Krone und in äußeren Angelegenheiten die Bevormundung des britischen Zentralparlaments und -Ministeriums gefallen lassen. Einmal nicht mehr unter der Aegide einer Großmacht und einzig auf sich selbst angewiesen, würde es sie schwere und fortgesetzte Opfer kosten, sich gegen mögliche Angriffe anderer großer Mächte einigermaßen sicher zu stellen. Unter dem jetzigen Regime ist es z. B. für Australien recht bequem, sich ein der amerikanischen Monroe-Doktrin nachgeäfftes Protektoratsvorrecht über den ganzen südozeanischen Archipelagus anzumaßen, es jedoch der englischen Exekutive zuzumuten und zu überlassen, diese Ansprüche bei passender oder unpassender Gelegenheit praktisch geltend zu machen und dabei Gefahr zu laufen, mit anderen Nationen in ernstlichen Konflikt zu geraten, endlich gleichfalls die Kosten solcher politischer Abenteuer zu tragen.

Das Endziel kolonialer Selbständigkeitswünsche scheint daher eine Art Personalunion mit Großbritannien zu sein, unter welcher den Ansiedlern alle Annehmlichkeiten und Gerechtsamen nationalen Zusammenhangs mit letzteren verbleiben würden neben vollständiger konstitutioneller Unabhängigkeit ihrer Einzelgemeinwesen. Auch der Plan von Separatbündnissen einer Anzahl je eine Hauptgruppe

bildender Niederlassungen — so besonders der oben genannten höher entwickelten nordamerikanischen, südafrikanischen und australischen — wurde schon länger ins Auge gefaßt und gelegentlich erörtert, ja ist in der ersten Gruppe (Canada 2c.) bereits teilweise verwirklicht worden. Allein in Australien ist man vermöge der Mißgunst unter einzelnen Pflanzstaaten sowie Dank einem bissigen demokratischen Partikularismus, der sich zu einem Vergleich widerstreitender lokaler Anschauungen im gemeinsamen Interesse nur schwer bequemen will, von einer solchen Bundesgenossenschaft noch weit entfernt, während am Kap die Rassenantipathieen zwischen dem neueren englischen und ursprünglichen holländischen Element unter den Ansiedlern das vornehmste Hindernis zu einer engeren Verbindung dieser Art sind.

Merkwürdigerweise der verhältnismäßig berechenbarste und am wenigsten Verlegenheit bereitende Faktor des britischen Kolonialproblems ist das ungeheure Indien, trotz seiner schier zahllosen, die schroffsten Religions- und Rassenunterschiede verkörpernden Bevölkerung und ungeachtet seines zersplitterten, zwiefältigen administrativen Organismus, d. h. seiner Parzellierung in zweierlei Staatskörper, nämlich 1) die völlig der englischen Herrschaft unterworfenen, in verschiedene Präsidentschaften eingeteilten Gebiete, und 2) die einheimischen Fürstentümer (native states), die nur unter politischer Aufsicht stehen und in ihrer inneren Verwaltung unabhängig sind. Denn wenn sich auch in der gebildeteren Minderheit der in diesem ehrwürdigen Kulturland von Alters her angesessenen Völker neuerdings einige bescheidene Regungen konstitutioneller Sonderbedürfnisse kundgegeben haben, so ist doch die Zufriedenheit der Massen mit ihrer Lage jetzt eine allgemeine und stetig wachsende und ihre Loyalität zuverlässiger als je, von welch letzterer auch die großen Vasallenfürsten in der jüngsten Zeit erfreuliche und großmütige Beweise geliefert haben. Auf der anderen Seite nimmt der aus Europa eingewanderte oder abstammende, numerisch verschwindend kleine Teil der Bewohner Hindostans eine in vieler Hinsicht so dominierende und bevorrechtete Stellung ein, daß in diesen Kreisen keinerlei Veranlassung vorliegt, wesentliche Aenderungen im gegenwärtigen Regime zu befürworten.

Aus allem Gesagten wird erhellen, daß erstlich der Schwerpunkt der Kolonialfrage in der Zukunft der großen repräsentativen Gruppen, also namentlich von Canada (einschließlich Neufundland, Neuschottland und der Hudsons-Bay-Länder) und Australien, vielleicht auch von Südafrika, zu suchen ist und weiter, daß diese Zukunft lediglich in den Händen der Ueberseer liegt und liegen muß. Nachdem dieselben, auf ihren Wohlstand, ihre natürlichen Hülfsquellen und politische Reife pochend, dem Mutterland Stück für Stück ihre interne staatliche Selbständigkeit abgetrotzt und ihre Kindesrechte in des Wortes verwegenster Bedeutung nachgerade bis aufs äußerste ausgenützt haben, fällt ihnen damit nunmehr gleichfalls die alleinige Verantwortung für die fernere Entwickelung ihrer Sonderexistenz zu, sowie die Entscheidung darüber, ob dieselbe in ihrer Ausscheidung aus dem stolzen Reichsverband, dem sie noch angehören, zu gipfeln bestimmt ist oder nicht. Welche Form diese Entwickelung annehmen dürfte, wäre ebenso schwer wie zwecklos voraussagen zu wollen: schwer vor allem wegen der demagogischen Regellosigkeit des kolonialen Staatslebens, seines Mangels an ernster Würde und seiner Armut an festeingewurzelten und wohlverdauten politischen Grundsätzen wie Erfahrungen. Am meisten Aussicht auf endliche rationelle Verwirklichung möchte doch das erwähnte Projekt mehrerer Einzelbündnisse der größeren Gruppen haben, welche sich mit oder ohne Trennung von der Stammnation und mit deren wohlwollendem Rat und Einverständnis auch unschwer zur Ausführung bringen ließe, sobald nur die betreffenden Kolonien unter sich selbst in den Hauptpunkten einig sein werden. Dagegen kann der so schönfarbige Plan eines allgemeinen Bundes sämtlicher Bestandteile des Reiches (Imperial Federation), für den gegenwärtig die öffentliche Meinung hierzulande zumeist von Träumern und Unberufenen bearbeitet wird, nur als ein unpraktischer und im wesentlichen nutzloser gekennzeichnet werden. Die Realisierung desselben könnte speziell für England eher nachteilige Folgen haben, da, abgesehen von wahrscheinlich vermehrter finanzieller Belastung, seine Exekutivgewalt einer noch stärkeren und schwerer berechenbaren gesetzgebenden Kontrole unterworfen sein würde als jetzt, wodurch seine auswärtige Politik in kritischen Augenblicken, wo rasche Entscheidung von Nöten ist, aufs verhängnisvollste gelähmt oder auf falsche Wege gelenkt werden könnte. Ebenso muß der mit dieser Idee verschwisterten Grundanschauung widersprochen werden, daß man die Kolonien um jeden Preis an sich fesseln müsse. Der Abfall derselben wäre — von einigen Ausnahmen abgesehen — allerdings nicht gerade wünschenswert für das Mutterland, allein dieses würde den Verlust (der sich ohnedies schwerlich auf mehr als einen Teil seiner fernen Besitzungen erstrecken dürfte) voraussichtlich leichter verschmerzen, als man gewöhnlich glaubt, da derselbe keine nennenswerte materielle Einbuße, wohl aber nicht zu unterschätzende politische Vorteile, d. h. namentlich Erleichterungen, mit sich bringen müßte. Wenngleich infolge dessen Großbritanniens Macht- und Einflußsphäre in anderen Weltteilen sehr bedeutend zusammenschrumpfen müßte, so blieben ihm dafür fernerhin manche Verlegenheiten und Sorgen, viele schwere und schließlich oft unnütze Geld- und Menschenopfer erspart; es würde alsdann im natürlichen Lauf der Dinge seiner europäischen Großmachtstellung verdoppelte Aufmerksamkeit zuwenden, mit vermutlichen Ergebnissen, die sicherlich seiner eigenen Wohlfahrt und mittelbar vielleicht ganz Europa zustatten kämen.

Hermann Zöppritz.

Die Franzosen in Hinterindien.

Von Emil Jung.

3. Annam und Tongking.

Wie diese beiden Länder französisch wurden, ist noch in frischem Gedächtnis. Es bedarf hier keiner Ausführungen über die Motive, welche die französische Regierung bestimmten, nachdem die Untauglichkeit des Mekhong als Handelsstraße nach Südchina hinein erkannt war, sich Tongkings zu bemächtigen, wo der Rote Fluß einen bequemen Zugang nach Jünnan vom Meere aus zu verheißen schien. Noch ist es nötig, die Kämpfe zu schildern, welche die französischen Waffen mit wechselndem Glück, aber doch endlichem Erfolg mit den „Schwarzen Flaggen" und China zu bestehen hatten. Uns interessiert nur der gegenwärtige Zustand der Dinge.

Das politische Verhältnis zwischen Annam und Tongking einerseits und Frankreich andererseits hat seine endgültige Regelung erfahren durch die Verträge von Huë vom 6. Juni 1884 und von Tientsin vom 9. Juni 1885.

Durch den ersten wird Annam unter französisches Protektorat gestellt, indem das eigentliche Annam von seiner früheren Provinz Tongking unterschieden wird, das zu Frankreich in ein größeres Abhängigkeitsverhältnis tritt. In seinen auswärtigen Beziehungen wird Annam darnach von der französischen Regierung vertreten, welche im Lande selbst durch einen in der Zitadelle der Hauptstadt Huë unter militärischer Bedeckung residierenden Generalresidenten repräsentiert wird. Durch ihn und seine Beamten werden Zölle, öffentliche Arbeiten, überhaupt alle Dienstzweige verwaltet, welche eine einheitliche Leitung oder die Verwendung europäischer Beamten oder Ingenieure erfordern. Sonst fahren die annamitischen Beamten von der Grenze von Cochinchina im Süden bis zur Grenze der Provinz Nin-binh im Norden fort, die annamitischen Distrikte innerhalb dieser Grenzen zu verwalten, aber immer unter der Aufsicht der französischen Beamten. Unter dem Generalresidenten stehen zwei Oberresidenten, einer in Huë, ein anderer in Hanoi. Damit ist die Macht des Königs, der am 19. September 1885 unter dem Namen Donc Khanh, d. i. „Vereinigung der zwei Nationen", den Thron bestieg, zu einem Schatten heruntergedrückt worden.

Die Verordnungen vom 17. Oktober 1887 und vom 12. April 1888 zogen das Band noch fester, indem dieselben Annam und Tongking mit Cochinchina und Kambodscha zur Kolonie „Französisch-Indien" unter einem Generalgouverneur zusammenfaßten. Doch behielten diese vier Länder ihre administrative Selbständigkeit sowie ihre eigenen Budgets. Zugleich wurden Annam und Tongking dem Ministerium der Marine und der Kolonien unterstellt.

Der Friede von Tientsin erkannte chinesischerseits die durch Frankreich in Tongking herbeigeführten Zustände an und autorisierte den Handelsverkehr zwischen Tongking und China, wogegen letzteres sich bis dahin entschieden gesträubt hatte. Freilich steht die Erfüllung des zweiten Punktes, dessen Erreichung doch das Hauptmotiv des ganzen Tongking-Unternehmens war, noch in ferner Aussicht. Die „Schwarzen Flaggen" haben, wohl unter Konnivenz der chinesischen Regierung, wenn nicht mit deren thätiger Unterstützung, nicht aufgehört, die Straße des Roten Flusses unsicher zu machen.

Tongking ist vollständig französische Provinz. In den vornehmsten Städten sind französische Residenten angestellt, unter deren Aufsicht Annamiten die Verwaltung besorgen. Diese Residenten vereinigen das Steuerwesen in ihren Händen. Dem europäischen Handel steht Tongking völlig offen, wogegen in Annam nur die Häfen Quin-nhon, Turon und Kuanday dem Handel geöffnet sind. Außerdem ist der Hafen von Huë, Thuan-an, von einer französischen Garnison besetzt.

Das Areal von Annam wird auf 275,300, das von Tongking auf 90,000 Qu.-Km. geschätzt; das erste soll sechs, das zweite neun Millionen Einwohner haben. Es sind fast ausschließlich Annamiten, welche die ursprünglichen Bewohner, die Moi, immer weiter in den bergigen Osten zurückdrängen, ihrerseits aber wieder einer langsamen Invasion von Chinesen weichen müssen. Aber während diese Einwanderung nach Annam, gerade wie in Kochinchina und Kambodscha, sich auf dem Seewege vollzieht, dringen die Banden der „Schwarzen Flaggen" an den Ufern des Song-koi hinunter und die der „Gelben Flaggen" durch die Engpässe des Hellen Flusses nach Tongking hinein.

Von China haben die Annamiten ihre Kultur, ihre Litteratur, ihr Theater, ihre relgiösen Gebräuche, ihre Gesetze, Künste und Wissenschaften, und so sieht man in Annam zu den einwandernden Chinesen auf, wie zu „älteren Brüdern, welche sich an den Tisch der jüngeren setzen." Das Bürgerrecht gehört ihnen ohne weiteres, man nennt sie Herren und als Herren fühlen sich selbst die kleinsten chinesischen Kaufleute dem höchsten annamitischen Mandarin gegenüber.

Wie bemerkt, war der Wunsch, sich eines bequemen Zugangs zu den südlichen Provinzen China's zu bemächtigen, das Hauptmotiv bei der Erwerbung Tongkings. Dasselbe Ziel hat England im Auge gehabt, als es seine Eroberungen im Birma begann, welche mit der Einverleibung des noch unabhängigen birmanischen Reiches vor kurzem ihren Abschluß fanden. Es handelte sich um Auffindung eines Weges, auf welchem das große britisch-indische Kaiserreich in eine mehr unmittelbare Beziehung mit den großen Emporien am Jangtsekiang treten könnte, als dies auf dem weiten Wege um die indochinesische Halbinsel herum thunlich war.

Zu diesem Zwecke sind zahlreiche englische Reisende die Flüsse hinaufgegangen, welche dem Bengalischen Meerbusen aus den Hochplateaux Innerasiens zuströmen. Brahmaputra, Irawady, Salwen, Mekhong sind alle auf ihre Schiffbarkeit hin untersucht worden. Und als es sich nun

durch Margary's Reise herausstellte, daß der Irawady wenigstens bis zur Grenze von Jünnan eine gute Schifffahrtsstraße bot, daß von Bhamo aus die „am wenigsten unmögliche" Route aus dem englischen Gebiet in das Herz von Jünnan hineinführe, da regte sich auch in Frankreich wiederum der Wunsch, mit diesem vielverheißenden Produktionsgebiet in nähere Verbindung zu treten. Die Folge war Dupuy's Fahrt den Roten Fluß aufwärts bis zur chinesischen Stadt Manghao. Damit schien ein weit kürzerer Zugang zu dem reichen Südchina gefunden zu sein, als der, über welchen England verfügte. Allein die Bedeutung des Roten Flusses als Verkehrsstraße wurde sehr bedeutend überschätzt. Mit Felsen besäet, von Stromschnellen besetzt, ein reißender Strom zur einen, eine seichte Wasserader zur andern Jahreszeit, setzt er der Schifffahrt nicht geringe Schwierigkeiten entgegen. Selbst im unteren Laufe des Flusses können sich die französischen Kanonenboote nur mit großer Vorsicht bewegen, und zur chinesischen Grenze hinauf vermögen nicht einmal die annamitischen Barken zu gelangen, noch ist den Flößen aus Jünnan die Thalfahrt stets eine leichte. Indessen ist diese Route vorläufig die einzige, welche aus Tongking direkt nach Südchina führt, und die Franzosen hoffen, daß es ihren Schiffsbaumeistern gelingen werde, Fahrzeuge von so geringem Tiefgang zu erbauen, um ohne Beschwerde die vielfachen Hindernisse des Song-kai zu überwinden.

Der englische Reisende Colquhoun, welcher bei seinen Forschungen auf der hinterindischen Halbinsel der Anknüpfung kommerzieller Beziehungen zwischen Britisch-Birma und China ganz besondere Aufmerksamkeit widmete, rät seinen Landsleuten den Bau einer Bahn an, von Moulmein am Golf von Martaban nach Raheng am Menam, nach Xieng-Mai oder Zimme an demselben Flusse, nach Xieng-Sen am Mekhong, dann über Xieng-Tung und Xieng-Hung nach Semao an der Südgrenze von Jünnan. Indes sind Colquhoun's Bemühungen, in britischen Regierungs- und Finanzkreisen für sein Projekt Stimmung zu machen, bisher vergeblich gewesen. Es sprechen sowohl politische als technische Erwägungen dagegen. Der größte Teil der Trace geht durch das Gebiet der Schan, welche einem solchen Unternehmen entschiedenen Widerstand entgegensetzen würden. Zudem ist dieser ganze ausgedehnte Landstrich sehr gebirgig und von tiefen Thälern durchzogen. Somit würde der Bau einer solchen Eisenbahn auf die größten Schwierigkeiten stoßen. Seitdem England Oberbirma und damit Bhamo besitzt, bis wohin und über welches hinaus seit 1868 Dampfer ohne Mühe gelangen, wird man noch weniger an die Ausführung jenes Planes denken. Denn an dem bei Bhamo mündenden Zufluß des Irawady, dem 40 Kilometer aufwärts schiffbaren Taping, beginnt die transversale Straße, welche am bequemsten vom Irawady zum Jangtsekiang, also von Rangun nach Shanghai führt. Auch Kalkutta ist von Bhamo aus durch das Thal des Barak und Manipur erreichbar.

Diese drohende Konkurrenz hat in Frankreich bereits den Gedanken an eine Bahn vom Delta des Roten Flusses bis zur Stadt Laokai an der chinesischen Grenze gezeitigt und dieser Gedanke ist in jüngster Zeit um so häufiger angeregt worden, als in China selbst an Stelle der bisherigen schroffen Ablehnung aller Eisenbahnbauten eine sehr aktive Eisenbahnpolitik getreten ist. Sollte von Kanton aus eine Bahn im Thale des Sikiang aufwärts nach Jünnan hinein gebaut werden, so würde der Handel selbstredend diesen Weg jedem andern vorziehen.

Jünnan ist aber ein sehr begehrenswertes Objekt. Es ist eine der größten Provinzen des chinesischen Reiches, größer wie Großbritannien und Irland, und zählt noch nicht 12 Millionen Einwohner; nach anderen soll es sogar nur 3 Millionen Einwohner haben. Sein Reichtum besteht in den fast noch gar nicht berührten Bodenschätzen. Man findet Eisen, Kupfer (bisweilen ganz rein), silberhaltigen Galmei, Zinnober, Zink, Blei, Kohle, Edelsteine (Rubinen, Topase, Sapphire); in dem Thal des Roten Flusses sind Zinnlager vorhanden, und schon werden in der Nähe von Manghao, wo die Schifffahrt auf dem Roten Flusse beginnt, in sehr ansehnlichem Maße Gruben auf Silber, Gold, Kupfer, Zinn, Blei, Zink und Kohle bearbeitet. An wertvollen Hölzern sind die dichtbewaldeten Gebirge Jünnans sehr reich, auch Viehzucht wird in hervorragendem Maße betrieben. Somit hoffen die Franzosen, daß, wenn einmal die „Banden" im oberen Tongking zerstreut und das Land beruhigt sein wird, die Produkte Jünnan's ihren Weg über Tongking zum Meer nehmen werden. Weiter erwartet man auch, daß man den Thee von Pu-alh und dem Thal des Wukiang, Moschus, Goldstaub und Seide von Kweitschau und Sfatschuen zu den Märkten von Hanoi und Haiphong wird ziehen können, um diese Produkte dort gegen Baumwollzeuge, Salz, Posamente, Uhren, Kleineisenwaren u. a. einzutauschen.

Aber, wird von französischer Seite hinzugefügt, Tongking ist nicht nur ein Durchgangsland, es bietet mehr als eine bequeme Straße zu wirtschaftlich bedeutenden Gebieten, es ist an und für sich schon ein gar nicht gering zu schätzendes Produktionsland. Die Bewohner selber unterscheiden zwei sehr von einander verschiedene Regionen: das fruchtbare, dichtbevölkerte Delta, das „Tongking wo man ißt", und das gebirgige, mit Wäldern bedeckte Oberland, das „Tongking wo man nicht ißt".

Indessen ist dieses zweite Gebiet keineswegs ein armes zu nennen. Bau- und Möbelhölzer, Bambus, Rotang 2c. sind in Fülle vorhanden, und, wie die für die Ausstellung von Antwerpen verfaßten Notices coloniales besagen, hat man Eisen, Kupfer, Gold, Silber, Blei, Zink an mehr als einem Orte bereits vor Ankunft der Franzosen gewonnen. Und nachdem der Chefingenieur der Bergwerke, Fuchs, 1881—1882 das kohlenführende Becken von Hong-Gahk untersucht hatte, konnte er berichten, daß man hier

binnen kurzem eine jährliche Förderung von 100,000 Tonnen erwarten dürfe. Diese Kohlen werden, so denkt man, auf den Märkten von Singapore, Saigon, Hongkong und Shanghai die Zufuhren von England und Australien verdrängen. Vor kurzem ist einem Vetter von Jules Ferry, Herrn Bavier-Chauffour, eine Ermächtigung zur Anlage von Bergwerken in der Provinz Hantai endlich erteilt worden, nachdem sich derselbe bereits seit Beginn der Eroberung um dieses Recht beworben hatte.

Der Hauptreichtum Tongkings besteht indessen in seinem Reis. Man schätzt die Fläche des für diese Kultur im Delta bereits verwandten und noch verwendbaren Areals auf eine Million Hektar. Wie in Cochinchina gewinnt man jährlich zwei Ernten. Wieviel Tongking zur Ausfuhr verfügbar hat, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Ein von Paul Brunat der Handelskammer von Lyon im verflossenen Jahre vorgelegter Bericht glaubt, daß nach Herstellung völliger Ruhe im Lande der Reis-Export 20 Millionen Pikul erreichen wird, also über das Doppelte der Reis-Ausfuhr Cochinchina's, welche einen Jahreswert von rund 62 Millionen Francs repräsentiert.

Indessen ist die hiesige Produktion keine so einseitige, wie die Cochinchina's. Als schon im beträchtlicheren Maße und seit langem kultiviert sind zu nennen Zuckerrohr, der Maulbeerbaum, Baumwolle in allen Provinzen und bereits ein Exporttartikel, Indigo, Mais, der Theebaum, vornehmlich auf den Hochebenen bei Song-Tay und Hong-Hoa und im Norden anzutreffen, Maniok, Erdnüsse, Bohnen (die letzteren führt man nach China und Saigon aus) endlich Tabak, der Lackbaum, Sternanis u. a. m.

Daß Tongking, insbesondere das fruchtbare, heißfeuchte Deltagebiet, sehr ungesund ist, so daß es dem Europäer nicht leicht wird, dort zu leben, ist bekannt. Es wird daher nur eine Handels- und Pflanzungskolonie sein können. Aber als solche hat es neben seiner großen Ergiebigkeit den unschätzbaren Vorteil, eine sehr fleißige und leicht lenksame, in ihren Ansprüchen an das Leben höchst bescheidene Bevölkerung zu besitzen. Unter der Direktion intelligenter Europäer könnte es für Frankreich das werden, was Java einstmals für Holland war.

Der Vergleich mit Java paßt auch in anderer Beziehung. Die Tongkinesen sind ein Volk, das keineswegs auf niedriger Kulturstufe steht, allerdings nicht auf der javanischen, vielmehr auf chinesischer. Seine Hauptstadt, wie manche andere seiner Städte, wurde 767 von Chinesen gegründet, sie lag damals dem Meere ganz nahe, ist demselben aber durch das stetige Anwachsen des Flußdeltas immer mehr entrückt worden und befindet sich jetzt 175 Km. von der Mündung des Song-kai, an dessen linkem Ufer, nahezu im Zentrum des weiten Alluvionengebietes.

Hanoi, wie die Stadt gewöhnlich genannt wird, oder Kescho, d. i. „Markt", heißt offiziell Bac-thanh, „Zitadelle des Nordens", auf chinesisch Dong-king, „Hauptstadt des Ostens". Es zählt nach Luro an 150,000 Einwohner und besteht aus der in chinesischem Stil meist aus Ziegelsteinen erbauten Stadt, deren Straßen mit schwarzen Marmorplatten belegt sind; schöne Promenaden ziehen sich um die Stadt, welche eine Umwallung gegen Ueberschwemmungen schützt. Mehrere Tausend Chinesen bewohnen ein eigenes Viertel; sie sind die Vermittler des Handelsverkehrs zwischen Tongking und dem Reich der Mitte, wohin sie vornehmlich europäische Waren senden und dafür Zinn und Opium beziehen. Die westlich sich anschließende Festung, deren Umfang nicht weniger als 6 Km. mißt, wurde, wie so manches Befestigungswerk Cochinchinas und Annams, von dem französischen Offizier Olivier, der mit anderen Franzosen im Dienst des Kaisers Gialong stand, erbaut. Sie schließt einen Tempel des Geistes des Königs, ferner Magazine für Salz und Reis, ein Arsenal, eine Schatzkammer, Wohnungen für die Mandarine, die Staatsbeamten, eine Kaserne u. a. ein; dicht neben ihr erheben sich auf einem schon früh an Frankreich abgetretenen Terrain die Gebäude des ehemaligen Konsulats und Kasernen.

Hanoi ist das „Paris" Hinterindiens; von hier und einem Nachbardorfe kommen die geschnitzten Möbel, die Lackarbeiten, die eingelegten Perlmutterarbeiten, welche an die Erzeugnisse Japans erinnern. Es ist berühmt durch die Fabrikation von tonangebenden Kleiderstoffen, seinen Buchdruck, sowie als Sitz tongkinesischer Gelehrsamkeit. In jedem Winter strömen in das ummauerte „Lager der Gelehrten" an 3000 Adspiranten für litterarische Grade aus den fernsten Provinzen zusammen. Ein jeder dieser Kandidaten kommt begleitet von zwei Dienern, und zwanzig Tage lang sind dann dieses Viertel wie die benachbarten Straßen Tag und Nacht von einem unbeschreiblichen Gewühl und Getöse erfüllt.

Der Song-kai kann mit Schiffen von 1.8—2 m. Tiefgang zu jeder Jahreszeit befahren werden, und Schiffsverkehr und Handel sind sehr bedeutend. Kergaradec schätzt in seinen „Excursions et Reconnaissances" den Handel Hanoi's mit Jünnan auf dem Flusse zu 3,529,000 Frcs., davon 1,369,000 Frcs. auf die Einfuhr, 2,160,000 Frcs. auf die Ausfuhr. Der Seehafen für Hanoi ist Haiphong an einem Nordarm des Deltas, sein Hafen kann Schiffe von 4 bis 5 m. Tiefgang aufnehmen. Mitten in Sümpfen gelegen, ist Hanoi kein schöner Ort, aber es ist der einzige für Kriegsschiffe zugängliche Hafen Tongkings; auch ist hier eine Flottille von Kanonenbooten stationiert, welche im Mündungsgebiet des Roten Flusses, allerdings nur auf den Hauptarmen, die Polizei ausübt. Als bedeutendster, ja fast alleiniger Seehafen führt es namentlich chinesische Seidenwaren, englische Baumwollwaren und verschiedene Arzneien ein, dagegen Zinn, Lack, Oel, Baumwolle aus. Nach offiziellen Berichten betrug der Handel in den letzten Jahren 12,975,000 Frcs., wovon 5,467,000 Frcs. auf die Einfuhr, 7,508,000 Frcs. auf die Ausfuhr kommen. Kergaradec gibt den wirklichen Wert des Gesamthandels auf 20 Millionen Frcs. an.

Die neuesten Ausweise fassen den Handelsverkehr von Annam und Tongking zusammen und zeigen einen ganz bedeutenden Aufschwung. Denn es betrug:

	Einfuhr	Ausfuhr
1885	27,679,878 Frcs.	7,860,296 Frcs.
1886	28,808,505	9,112,433
1887	38,368,725	10,051,801.

Die große Zunahme der Einfuhr in dem letzten Berichtjahr ist freilich nur eine scheinbare. Denn es wurden vor 1887 nur die Zölle auf Salz, Reis und Opium angegeben, während von da ab die vollen Werte für diese Waren Aufnahme finden.

Mit dieser Entwickelung des Handels hat die Schifffahrt gleichen Schritt gehalten. In die drei Häfen Haiphong, Turone und Quin-nhon liefen ein

1885:	413	Fahrzeuge von	192,070 Tonnen
1886:	924	„ „	252,597 „
1887:	2811	„ „	293,151 „

wobei zu bemerken ist, daß die einheimischen und chinesischen Tschunken überall mitgezählt sind.

Wie wir später sehen werden, ist aber der Anteil Frankreichs an diesem Handel bei weitem nicht so bedeutend, als man in einer französischen Besitzung erwarten sollte. Man hat nun in neuester Zeit Differentialzölle eingeführt, welche die französischen Provinzen den Fremden gegenüber begünstigen, ja den letzteren die Konkurrenz fast unmöglich machen.

Andererseits sucht man die Kommunikationsmittel im Innern des Landes zu heben, indem man an die Stelle der nicht immer sicheren Flußverbindungen Eisenbahnen setzt. So hat sich die von der Regierung eingesetzte technische Kommission vor kurzem für das nachstehende Schienennetz entschieden.

Die erste Linie wird von Hanoi bis zu den „Sieben Pagoden" gehen; sie durchläuft 66 Km. flaches Terrain. Von da soll die Trace nach Haiphong und eventuell auch nach Quang-Yen abzweigen. Ein anderer Flügel wird via Nam-dinh oder Nin-binh nach Annam gebaut. Eine zweite Linie soll von Hanoi nach Laokon an der Grenze von Jünnan führen. Als militärisch wichtig wird ferner eine Linie von Hanoi nach Langson aufs wärmste empfohlen. Durch diese Bahnen würden die wichtigsten Mittelpunkte des tongchinesischen Verkehrs, darunter Städte wie Nam-dinh und Haidzuong mit 50,000 Einwohnern, in innige direkte Verbindung gebracht werden.

(Schluß folgt.)

Das neue Gesetzbuch von Montenegro.

Von Dr. Friedrich S. Krauß in Wien.

(Schluß.)

Wie aus dieser Inhaltsangabe hervorgeht, ist die Anordnung des Stoffes hier zum Teil eine andere als in den Gesetzbüchern großer moderner Staaten. Unsere Gesetzbücher sind für geschulte Richter und Juristen, das montenegrinische für ein Volk von lauter Laien geschrieben. Bogišić änderte die Reihenfolge nicht aus Willkür, nur um etwas Exceptionelles darbieten zu können, sondern mit der gutgemeinten Absicht, stets vom Konkreten ausgehend, das Verständnis für das Abstrakte allmählich bei seinen Lesern zu erwecken. In dieser Hinsicht sind schon die Ueberschriften der einzelnen Teile lehrreich. Bogišić's Gesetzbuch ist in einem Sinn auch eine Art von Lehr- und Schulbuch und will nicht zum geringsten als solches auch gewürdigt werden. Der sechste Teil besteht eigentlich aus meist sehr einfachen und für einen deutschen Leser selbstverständlichen Definitionen alter und neuer Rechtsausdrücke, einiger weniger näheren Bestimmungen als wirklichen Erläuterungen zu den Gesetzen und einem kurzen Anhange (8. Unterabteilung) juristischer Regeln und Rechtsgrundsätzen meist in Sprichwortsform. Sie sind nur in der Diktion oder Stilisierung slawisch, nicht ihrem Inhalte nach. Bezeichnend ist die Ueberschrift des Anhanges: „Gewisse juristische Sprüche und Sätze, die wenn sie auch das Gesetz weder zu ändern noch zu ersetzen, dennoch seinen Sinn und seine Auffassung klar zu machen vermögen."

Artikel 987. Das Gesetz ist für jedermann Gesetz.

Artikel 988. Gesetz bleibt Gesetz, mag der Widerstand dagegen noch so groß sein.

Artikel 990. Ein böser Brauch ist niemals feststehend, niemals gesetzlich.

Artikel 992. Man urteilt nicht nach Beispielen, sondern nach Regeln.

Artikel 993. Wer blos den Wortlaut des Gesetzes kennt, der kennt noch immer das Gesetz nicht, bis er nicht dessen Sinn und Verstand begriffen.

Artikel 997. Dein Eigentum ist heilig, das meine ist aber auch heilig; behüt' Dein Gut und laß das meine in Ruhe.

Artikel 1006. Was krumm geboren ward, wird durch die Zeit nicht gerade; — was anfangs schon ungesetzlich war, das wird durch die Zeit allein nicht gesetzlich. (Vergleiche Quod initio vitiosum, tractu temporis non convalescit.)

Artikel 1010. Wessen Du Dich einmal begibst, das wirst Du vergeblich später fordern.

Artikel 1011. Des Rechtes ärgster Gegner ist Vergewaltigung.

Artikel 1012. Selbst wenn Du Dein Eigentum außergerichtlich jemandem wegnimmst, so ist das eine Vergewaltigung.

Artikel 1014. Selbst wenn Du in Deinem Rechte bist, treib' es nicht auf's äußerste.

Artikel 1017. Wessen Grund, dessen Geschäfte, wessen Wiese, dessen Saat.

Artikel 1020. Gespräch ist Gespräch, Vertrag aber ist für die Parteien Gesetz.

Artikel 1021. Auch wer schweigend auf etwas einwilligt, hat eingewilligt.

Artikel 1028. Das höchste Unrecht ist, so einer von seiner bösen That noch welchen Nutzen hat.

Artikel 1029. Wer etwas empfängt, was ihm nicht gebührt soll es zurückgeben.

Artikel 1031. Wer sein Recht vernachlässigt, messe sich die Schuld bei, wenn er es verliert.

Rhythmische Sprichwörterform begegnet einem auch öfters in den früheren Teilen, z. B. in den Artikeln 457, 458, 773, 774 u. s. w.

Der VI. Teil ist durchgehends interessant. Neben Erläuterungen finden sich auch wirkliche Ergänzungen, so z. B. über den Besitz Artikel 811—830 oder die über das internationale Privatrecht Artikel 786—800. Aus letzterem wollen wir einiges mitteilen.

Artikel 788. . . . für jene vermögensrechtlichen Geschäfte, welche Fremde unter sich oder mit Montenegrinern in Montenegro abmachen und die in diesem Lande sowohl geführt, als gerichtet werden, werden bezüglich der selbstständigen Bestimmung die montenegrinischen Vorschriften gelten, so oft als es sich zeigt, daß sie für den Bestand und die Festigung des vereinbarten Geschäftes von größerem Vorteile sind.

Artikel 789. Kann man dem in der Crnagora wohnenden Fremden wegen Minderjährigkeit oder aus einem anderen Grunde keine vollkommene vermögensrechtliche Selbstständigkeit einräumen, so kann ihm die montenegrinische Obrigkeit einen Vormund bestellen, falls ihm die Regierung (oder Obrigkeit) seiner Heimat keinen eingesetzt hat. Bezüglich solcher Vormundschaft muß man sich im allgemeinen gemäß den Landesgesetzen jener Regierung richten, von der sie eingesetzt wurde. Betrifft die Vormundschaft einen Minderjährigen, so wird sie nur in Gemäßheit der Gesetze seiner Heimat dauern.

Artikel 795. Die Handlung und die Folgen einer Verurteilung, die von einem fremden Gerichte ausgesprochen wird, werden nach den Gesetzen des Staates bemessen, zu welchem das Gericht gehört. Dennoch werden diese Handlungen und Folgen sich keineswegs weiter als jene erstrecken, welche von den montenegrinischen Gesetzen durch die Urteile ihrer Gerichte gegeben werden.

Artikel 796. Die Urteile ausländischer Gerichte werden auf keinen Fall in Montenegro in folgenden Fällen anerkannt werden:

a) Wenn in einem gegen einen Montenegriner erhobenen Prozesse dem Montenegriner weder persönlich noch durch die montenegrinische Regierung eine entsprechende Möglichkeit zur regelrechten Verteidigung in der Rechtssache, welche durch das Urteil abgewickelt ward, geboten wurde;

b) Wenn das fremde Gericht bei der Durchführung seiner Obliegenheit keine Rücksicht darauf genommen, wie groß die vermögensrechtliche Selbständigkeit des Montenegriners sei, und welche Rechte ihm davon zustehen;

c) Wenn das Urteil zu etwas lautet, wozu nach montenegrinischen Gesetzen niemand genötigt werden kann, oder es lautet zur Zahlung eines Strafgeldes oder eines Ersatzes für eine Handlung, welcher die montenegrinischen Gesetze keine derartigen Folgen erkennen.

Artikel 797. Und selbst wenn das montenegrinische Gericht das Urteil eines ausländischen Gerichtes anerkennt, so verpflichtet es sich dadurch noch immer nicht, es werde sich bestreben, damit das Urteil vollzogen werde. Die Vollstreckung der Urteile eines ausländischen Gerichtes geschieht nur auf Grundlage der Wechselseitigkeit in derartigen Angelegenheiten zwischen Montenegro und dem Staate, dem das betreffende Gericht angehört.

Hübsch und verständlich gefaßt sind einige Doktrinen, als z. B. bona und mala fides, culpa lata, culpa levis, casus, error, vis, metus u. s. w. (Art. 907 bis 912, 924 bis 931), desgleichen die näheren Bestimmungen über res mobiles, immobiles, principales, accessoriae u. s. w.

Für die volkstümliche, wirklich klare und doch vollkommen wissenschaftliche Art von Definitionen bei Bogišić, einige Beispiele:

Artikel 801. Ein Besitzender (imalac) heißt in der Volkssprache jeder, der etwas in seinem Vermögen hat.

Besitzer (imaonik) aber ist nach diesem Gesetzbuche nicht blos jener, der in der That etwas besitzt, sondern überhaupt jeder Mensch, dann auch jede Institution (als wie der Staat, die Kirche u. s. w.), denen das Recht und die Eigenschaft, ein eigenes Vermögen zu besitzen, zuerkannt wird.

Artikel 802. Unbewegliche Sachen sind, im Sinne des Gesetzes, nicht blos Grund und Boden, sondern auch alles, was auf dem Grunde dauernd gemauert, eingegraben, eingepflanzt, ausgehöhlt ist und ohne Zerstörung seiner Ganzheit oder seiner Wesentlichkeit, von einem Orte auf einen anderen nicht übertragen werden kann.

Artikel 803. Demzufolge gelten im Sinne des Gesetzes als unbeweglich auch verschiedenartige Mühlen, Stampfereien und alle anderen Vorrichtungen der Art. Und selbst die Mühlen, welche auf einem Flusse oder einem See schwimmen, gelten als unbeweglich, wenn sie fest und ständig mit dem Ufer oder dem Wassergrund vereinigt sind oder wenn sie neben sich irgend eine unbewegliche Baulichkeit stehen haben, welche der Hauptsache nach dem gleichen Geschäfte gewidmet ist.

Artikel 804. Die Regel lautet: die natürliche Frucht einer Sache, solange sie von der letzteren nicht getrennt ist, wird als Bestandteil der Sache selbst betrachtet. Demzufolge gelten als unbewegliche Sachen: Gras, Pflanzen, Bäume, deren Früchte und jedes Bodenerzeugnis, solange es vom Boden oder dem lebendigen Baum nicht losgetrennt ist u. s. w.

Auch in den früheren Teilen kommen oft Erläuterungen und Zusätze vor, doch kurz und bündig stilisiert, entweder in Klammern oder mit „d. h." oder mit „oder"

eingeführt (vergl. Art. 8, 61; 9, 10, 92, 95 u. s. w.). Ferner finden sich Erläuterungen durch Beispiele, so z. B. in Art. 61, 77, 79 u. s. w.

Zur näheren Charakteristik sollen nachfolgend noch einige wichtigere Artikel des Gesetzbuches angeführt werden, die allgemeineres Interesse verdienen.

Artikel 2. In Angelegenheiten, für welche keine Vorschriften weder in diesem Gesetzbuch noch in seinen Zusätzen sich finden sollten, muß man sich nach den Vorschriften richten, welche in den guten Bräuchen leben.

Artikel 3. Wenn für eine gewisse besondere Angelegenheit oder einen Fall weder in diesen Gesetzen noch in den Bräuchen sich eine Norm finden sollte, ist es geboten, nach der Analogie anderer, ähnlicher Vorschriften sich zu richten oder den Fall nach den allgemeinen Grundlagen des Rechts und der Gerechtigkeit zu entscheiden.

Erläutert wird dieser Artikel durch Artikel 782: Selbstverständlich sind die Grundlagen sowohl des Gesetzes, als des gesetzlichen Brauches (des Gewohnheitsrechtes) Recht und Gerechtigkeit, und wenn daher der Richter nach den aus dem Gesetz oder dem Gewohneitsrecht geschöpften Normen urteilt, so handelt er jedenfalls auf Grund des Rechtes und der Gerechtigkeit. Demnach, die Regeln (Vorschriften), nach welchen er urteilt, haben schon der Gesetzgeber und das Volksleben daraus gezogen. Erst wann weder im Gesetze, noch im Brauche keine entsprechende Vorschrift für eine gewisse Angelegenheit sich findet, durch Analogie aber keine zu finden möglich ist, werden Recht und Gerechtigkeit für den Richter zur unmittelbaren Quelle, aus welcher er die Richtschnur für seine Vorschrift schöpft, in Gemäßheit der besonderen Natur der Angelegenheit, über die gerichtlich geurteilt wird. Solch ein Vorgehen heißt dann: gerichtliches Urteilen nach Recht und Gerechtigkeit.

Bei einer derartigen Urteilsschöpfung muß der Richter in allseitiger Abwägung der Verhältnisse der betreffenden Angelegenheit ein besonderes Augenmerk darauf richten, was Ehrenmänner (časni ljudi) für Recht halten und was mit der öffentlichen Meinung und Ehre, ohne die kein ordentlicher Verkehr unter den Leuten bestehen kann, im Einklang steht. Und selbst wenn der Richter dies alles nach bestem Wissen und Gewissen befolgt, so muß er doch allermöglichst sowohl die Auffassung als die Meinung des Volkes oder jener Klasse von Leuten beachten, die in der jeweilig gegebenen Art von Geschäften heimisch sind.

Von der Gleichheit vor dem Gesetz handeln die Artikel 11 ff.

Artikel 11. Mag einer durch Vermögen oder seine Lage was immer für eine Stellung einnehmen: ob reich oder arm, bedeutend oder unbedeutend, die Gesetze, welche Vermögensrecht und -Angelegenheiten beherrschen, sind in allem die gleichen für ihn wie für die ganze übrige Welt. In dieser Hinsicht wird selbst der Herrscher keinerlei Vorrecht besitzen.

Artikel 12. Auch der Religionsunterschied trägt keinerlei Unterschied in die Vermögensrechte hinein; denn die Gesetze, welche sie angehen, sind die gleichen für die Christen jeder Kirche ebenso, wie für die Nichtchristen welcher Konfession immer.

Das Gesetz, welches dem Ausländer die Erwerbung eines unbeweglichen Vermögens in Montenegro unmöglich macht, hat seinerzeit in der ausländischen Presse als flüchtige Notiz die Runde gemacht. Dieses Gesetz ist alt, wie dies aus unseren früheren Darlegungen von selbst hervorgeht, Bogišić hat es nur mehr neu formuliert. Es lautet:

Artikel 63. Das alte montenegrinische Grundgesetz, wonach nur ein Montenegriner Eigentümer unbeweglicher Güter, welche in Montenegro sind, sein kann, bleibt auch fernerhin in seiner vollkommenen Kraft und Geltung. Was immer gegen dieses Gesetz unternommen werden sollte, außer im Falle, von welchem im Artikel 64 die Rede ist, bleibt nichtig und ohne irgend einen Wert.

Artikel 64. Einzig und allein kann jener Ausländer, dem der Herrscher irgend ein unbewegliches Gut in Montenegro zum Geschenk macht, zum Besitzer dieses Gutes werden, doch unter Bedingungen, die der Herrscher jeweilig aufzustellen für gut findet.

Dieses Gesetz dient nur zum Schutz der Montenegriner. Es geht davon aus, daß die alte Institution der Hausgemeinschaften in erster Linie vor Auflösung bewahrt bleibe. Nun aber findet sich nicht im ganzen Lande, besonders nicht in dem neugewonnenen Gebiete, als dominierend die Hausgemeinschaft, vielmehr wiegt die Zahl der Einzelfamilien vor. Ja, das Gesetz zwingt eine bei allen Südslawen im rapiden Verfall begriffene, eine für moderne Kulturverhältnisse unhaltbare Institution zur Verknöcherung. Dieses Gesetz wehrt ausländischem Kapital den Einzug ins Land und hemmt einen gedeihlichen wirtschaftlichen Aufschwung in Montenegro. Für die ausländischen Kapitalisten ist es aber, wenigstens zur Zeit noch, ein Glück, daß sie ihr Geld in Montenegro nicht verwerten dürfen. Sie mögen auch fernerhin bei dem alten Grundsatze bleiben: „Ohne Baargeld keine Ware." Das Hinterpförtchen von den Schenkungen des Fürsten an Ausländer hat wenig zu bedeuten, denn erstens hat der Fürst nicht viel zu verschenken, und zweitens finden sich in Montenegro so zahlreiche Arme, daß es der Fürst kaum wagen darf, durch Schenkungen an Ausländer sein Ansehen beim Volke aufs Spiel zu setzen. Die Staatsgeschichte von Montenegro meldet aus neuester Zeit nur einen vereinzelten Fall von solcher fürstlicher Freigebigkeitsanwandlung. Gerade als in Montenegro vor zwei Jahren eine allgemeine Hungersnot bevorstand, ersah Fürst Nikola den Zeitpunkt für günstig, dem in Wien lebenden serbischen Lyriker aus Südungarn, Dr. Johann Jovanović ein Gütchen am Scutari-See zu schenken. Darob entstand fast in der gesamten serbischen Presse eine gewaltige

Empörung und Entrüstung, nicht weil man dem vornehmsten serbischen Dichter die Auszeichnung mißgönnt haben würde, sondern weil man der Ansicht war, der Fürst hätte durch das Gütchen einigen hungernden montenegrinischen Familien lieber aufhelfen müssen. Es verlautete sogar, der Dichter Jovanović habe mit Rücksicht darauf geschwankt, ob er das Geschenk annehmen solle oder nicht. Zum Glück ist die Zahl der dem Dr. Jovanović ebenbürtigen serbischen Dichter eine äußerst geringe und die Befürchtung infolge dessen unbegründet, der Fürst könnte eines Tages halb Montenegro an seine Freunde in Apoll verteilen.

Wie sehr Kirche und Staat in Montenegro zusammenhängen, geht z. B. aus dem Gesetze hervor, wonach gefundenes Gut, dessen Eigentümer sich nicht meldet, der Kirchenkasse anheimfällt, sofern der Finder auf den Fund Verzicht leistet.

Zinsen von einem Kapital zahlt man nur, wenn sie ausdrücklich bedungen worden sind oder sich bei einem Geschäfte von selbst verstehen. Höhere als zehnprozentige Zinsen sind gesetzlich verboten. Acht Prozent gelten als landesübliche Zinsen. Zinsen auf Zinsen zu nehmen ist verboten, dagegen gerichtete Abmachungen sind vor dem Gesetze nichtig (Art. 261—263), ja noch mehr, der Gläubiger wird sogar 20 Prozent von der Schuld als Strafgeld zahlen müssen (Art. 534).

Dem Gesetzbuche wird man es gern nachsagen, daß es im humanitären Sinne abgefaßt sei. Es sind gute Ansätze dazu vorhanden. In Montenegro, wo die Männer Heldenrollen spielen und schwerer Arbeit am liebsten aus dem Wege gehen, wo die Frauen und die aufgenommenen Dienstleute, die ersteren ohne jeden, die letzteren um sehr kargen Lohn alle Arbeiten verrichten müssen, herrscht rücksichtsloser Egoismus vor. Gegen die Ausbeutung des dienenden Volkes richten sich nachstehende Artikel:

Artikel 335. Wenn ein aufgenommener Dienstbote im Hause seines Brotgebers ohne eigenes Verschulden bei der Arbeit erkrankt, kann ihn der Brotgeber nur aus diesem Grunde nicht entlassen, sondern es ist in Ordnung, daß er ihm Pflege und Wartung wie sonst einem Hausgenossen angedeihen lasse.

Dauert die Krankeit über einen Monat, die Parteien aber haben für die Zukunft keine Vereinbarung getroffen, so wird das Gericht den Umständen angemessen eine Verfügung treffen.

Artikel 340. Sollte Regenwetter oder irgend ein sonstiges Hindernis, an dem weder die eine, noch die andere Partei Schuld trägt, die Arbeit des Taglöhners auf mehr als den vierten Teil der Arbeitszeit verhindern, so kann der Herr, sofern nichts anderes abgemacht wurde, vom Taglohn einen dem Tagverluste entsprechenden Abzug machen; doch die Verköstigung, falls sie bedungen oder gebräuchlich ist, muß er dem Taglöhner gerade so geben, als ob gar kein Tagverlust eingetreten wäre.

Je geringer bei einem Menschen die Intelligenz und Bildung ist, um so leidenschaftlicher pflegt er sich aufregenden Glücksspielen hinzugeben. Die Südslawen im allgemeinen und die Montenegriner insbesondere sind große Freunde von Würfeln, Wetten, Dame- und Kartenspielen. Die „Helden" der Schwarzen Berge lieben es, ihre Mußezeit mit Spielen auszufüllen. Zank und Streit sind die Kinder des Glücksspiels. Die darauf bezüglichen Gesetze verdienen hier eine Wiederholung.

Artikel 475. Vom Spiel oder von Wetten herührende Schulden (diejenigen ausgenommen, von denen die Rede in Art. 477—478 ist) können weder gerichtlich eingefordert, noch durch Ausgleich bezahlt werden.

Artikel 476. Dennoch, wenn der Verlierer oder sein Bürge selbst eine solche Schuld gutwillig begleicht, kann er nach der Begleichung keine Rückgabe fordern, außer:

a) wenn der Zahler minderjährig ist;

b) wenn der Verlustträger fremdes Geld verloren, der Gewinner aber gewußt hat, daß es fremdes Geld sei;

c) wenn beim Spiel irgend eine Prellerei, eine arge Hinterlist und im allgemeinen ein unehrenhaftes Vorgehen seitens des Gewinners vorhanden war.

Den bezahlten Verlust bei beiderseitigem ungesetzlichem Spiel oder bei Wetten ist der Zahler allein nicht berechtigt zurück zu verlangen, sondern, wenn fremdes Geld verspielt wurde, der wahre Eigentümer; in allen übrigen Fällen die Kirchenkasse jenes Ortes, wo die Wette oder das Spiel stattgehabt. Ist so ein Zahler minderjährig, so verfügt das Gericht den Umständen gemäß: ob der Minderjährige selber oder die Kirchenkasse das Recht haben wird, die Zurückgabe zu fordern.

Artikel 477. Das Gesetz genehmigt jene Spiele und Wetten, die den Körper und den Geist des Menschen stärken, z. B. Wettrennen zu Pferde und Wettlaufen, Ringen, Uebungen mit Waffen, Schachspiel u. s. w., und es können Schulden von solchen Wetten und Spielen gerichtlich eingebracht werden.

Trotzdem kann das Gericht den Kläger abweisen oder seine Forderung auf einen geringeren Betrag herabsetzen, so oft es den Einsatz der Wette oder des Spieles für zu groß findet, und wenn derselbe den Stempel unrechten Erwerbes an sich trägt.

Artikel 478. Spiel- und Wettschulden, die nicht in die vorige Kategorie gehören, doch sonst auch nicht gegen Ehre und gute Sitte verstoßen, werden nur dann auf gerichtlichem Wege eingefordert werden können, wenn das Pfand einem dritten oder in die Hände des Gerichtes gegeben worden war.

Artikel 479. Was immer einer, mit Wissen, einem der Spieler oder Wetter zum Spiel oder zur Wette borgt, dafür wird er nur insoweit auf gerichtlichem Wege sich bezahlt machen können, als es sich zeigen wird, daß Spiel oder Wette gesetzlich gewesen. Dasselbe sei auch von der Bürgschaft für die Spieler oder Wetter gesagt.

Vollen Schutz läßt das Gesetzbuch den Minderjährigen angedeihen. Jeder männliche Montenegriner wird mit 21 Jahren volljährig, ein Frauenzimmer wird es mehr nur dem Namen nach, in Wahrheit aber steht sie ihr Leben lang unter Vormundschaft.[1] Eine vermögensrechtliche Selbständigkeit erlangt die verheiratete Frau nie.

Der Artikel 483 sagt nämlich: Eine verheiratete Frau, mag sie auch volljährig sein, ist nicht berechtigt, irgend ein Geschenk ohne Erlaubnis des Mannes anzunehmen, außer eines von Seiten eines Hausgenossen oder näherer Verwandten. Sie ist desgleichen nicht berechtigt, ohne Einwilligung des Gatten, selbst nicht von ihrem besonderen Eigentum, irgend etwas jemandem zu schenken, es wären denn irgendwelche Kleinigkeiten, die man des Brauches halber verschenkt.

Sollte aber der Gatte ohne begründete Ursache auf die Annahme oder Gebung eines Geschenkes einwilligen wollen, so kann sich das Weib an das Gericht mit der Bitte wenden, es möge ihr an Stelle des Gatten die Vollmacht erteilen.

Alles, was die Frau erwirbt, gehört dem Hause, nur was ein Mädchen an Kleidungsstücken und Schmucksachen durch Arbeit erworben, bleibt ihr besonderes Eigentum, auch wenn ihr dies die Hausgemeinschaft nicht besonders gestattet (Art. 688).

Es ist jammerschade, vom Standpunkt des Volkstumserforschers aus betrachtet, daß Bogišić keine Rechenschaft darüber ablegt, was und wieviel er unmittelbar aus dem im Volke lebenden Gewohnheitsrechte geschöpft hat. Er beruft sich zwar sehr oft auf den Volksbrauch als auf die letzte Zuflucht, doch warum sagt er uns nichts über den Brauch? Alles, was Brauchbares über Sitten und Bräuche der Montenegriner veröffentlicht wurde, kann man leicht, wenn auch nicht wie seinerzeit Anastasius Grün von der slowenischen Litteratur es scherzweise behauptete, in der Westentasche, so doch unterm Arme forttragen. Mutet Bogišić den montenegrinischen Richtern zu, sie sollen die einschlägige Litteratur eines halben Jahrhunderts, die sehr schwer zu erlangen ist, erst durchstudieren, um die Sitten und Bräuche der Montenegriner kennen zu lernen? Er weiß es doch, daß das montenegrinische Gymnasium ganz nach dem Vorbild österreichischer eingerichtet ist, und daß man dort alles Mögliche eher als Volkskunde lernen muß. Die Kenntnis des eigenen Volkstums ist einem Montenegriner ebensowenig als irgend einem Ausländer die Kenntnis des betreffenden ausländischen angeboren. Bogišić würde im Interesse seines eigenen Werkes gut thun, wenn er ehestens das Versäumnis nachholen würde. Soviel durch Vergleichung der vorhandenen ethnographischen oder, genauer gesagt, folkloristischen Litteratur der Südslawen mit dem Bogišić'schen Gesetzbuche hervorgeht, sind nachfolgende Abschnitte meist kodifiziertes Gewohnheitsrecht, und zwar Art. 47 bis 64 vom Vorkaufsrechte; Art. 122 bis 132 von der Bewässerung der Ländereien; Art. 133 bis 135 von den Bächen und Tümpeln; Art. 313 bis 328 vom Vieh; Art. 341 bis 347 von der Arbeit und Hülfeleistung; Art. 442—445 und 446—456 von den landwirtschaftlichen Vergesellschaftungen; Art. 696 bis 708 von der Hausgemeinschaft. Die Artikel 686 bis 706, welche von der Verantwortlichkeit des Hauses und der Hausleute gegenüber der Außenwelt handeln, sind keineswegs eine Kodifikation des bisherigen Gewohnheitsrechtes, sondern vielmehr eine durch die neueren Verhältnisse und durch die Beziehungen Montenegro's zum Ausland hervorgerufene Reform, die bei alledem doch im Geiste der Institution der Hausgemeinschaft eingerichtet ist. Das althergebrachte Kollektivprinzip der Familie ist dabei unangetastet geblieben.

Die Gesetze sind durchgehends als imperſonelle, absolute Befehle stilisiert; die volkstümliche Gesprächsform kommt nur in den Erläuterungen zur Anwendung. Da spricht der Gesetzgeber zum Mann aus dem Volke, wie ein Dorfschullehrer zu seinem Schüler. Der familiär-vertrauliche Ton macht einen angenehmen Eindruck, z. B. Art. 870 hebt also an:

Wenn Du ein eigenes Land, ein eigenes Pferd oder sonst ein Ding besitzest, dessen Eigentümer Du bist, muß jedermann Dein Eigentumsrecht anerkennen, ehren und Dich ungestört lassen, damit Du innerhalb der gesetzlichen Grenzen in Frieden und vollkommener Freiheit Deines Besitzes froh sein magst.

Artikel 871. . . . Du kannst freilich Deinen Schuldner gerichtlich zur Zahlung der Schuld drängen. . . . Doch muß das Gericht auch seine Gründe mit Deinen Gründen und Beweisen vergleichen, ehe es den Prozeß entscheidet. Und selbst wenn der Prozeß mit einer für Dich günstigen Entscheidung endet, so ist es auch dann noch möglich, daß Du das, was Du wünschest, nicht erreichst, denn sogar dann weiß man noch nicht, ob der Gegenstand, von welchem in der Entscheidung die Rede ist, Dir in die Hände gelangen oder ob nicht irgend ein Hindernis dies vereiteln wird, z. B. wenn der Verurteilte inzwischen stirbt oder in ferne Lande auswandert u. s. w.

Professor Bogišić bildet sich nicht wenig darauf ein, daß er „gewisse, von Juristen nach dem in fremden Sprachen vorkommenden Beispiel gebildete Worte, die aber dem Volke gar nicht verständlich sein könnten", ins Gesetzbuch nicht aufgenommen. Als Beispiele führt er merkwürdigerweise die Worte odnošaj (Beziehung), odnosno (beziehungsweise), vašno (wichtig), važnost (Wichtigkeit), zavisiti (abhängen), morati (müssen) an, die unzweifelhaft tadellos gut serbisch sind und wirklich der Volkssprache der Serben angehören. Es ist aber leicht möglich, daß sie der enger begrenzte montenegrinische Wortvorrat nicht enthält. Wie reimen sich mit solcher affektierten Juristerei

[1] Vergl. F. S. Krauß: „Das Mundschaftsrecht des Ehemannes über die Ehefrau bei den Südslawen", Wien, 1886. Alfred Hölder; und Krauß: „Das Weib in Sitte und Brauch der Südslawen." Kap. XXII, S. 482—529 und S. 560—605.

Bogišić's willkürliche Bildungen neuer juriſtiſcher Ausdrücke zuſammen, welche er zu guter letzt im Anhange doch noch erklären mußte, weil ſie ſonſt unverſtändlich geblieben wären? Ja, der ſtrenge Puriſt ſcheute ſich gar nicht, gut türkiſche Worte, die im Serbiſchen ſich eingebürgert, aber leicht durch ſlawiſche hätten erſetzt werden können, zu gebrauchen oder auch Fremdworte aus dem Deutſchen aufzunehmen, ſo z. B. taksa für die Taxe (S. 79, 113, 135) oder auch beim Kirchenſlawiſchen und -Ruſſiſchen kleine Anleihen zu machen, ſo z. B. S. 52, Art. 140: ovetšal, S. 56, Art. 155: vaspostavi, und das ſehr oft angewendete Wort djejstvo. Bogišić hat ſein Leben lang nur in ſerbiſcher, ruſſiſcher oder franzöſiſcher Sprache publiziert, doch der Deutſche ſitzt ihm trotzdem knietif im Genick: er kann es nimmer verleugnen, daß er ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung nur dem Deutſchtume verdanke. Das zeigt ſich im Großen wie im Kleinſten. Er hantiert z. B. mit ſolchen aus dem Deutſchen überſetzten Worten, wo jeder Beſtandteil des zuſammengeſetzten deutſchen Wortes genau ins Slawiſche übertragen erſcheint und die Neubildung im Slawiſchen zum mindeſten lächerlich, jedenfalls dem Volke unverſtändlich iſt. Er gebraucht z. B. pretpostavljati (vor-ausſetzen) S. 3, 104, 195 u. ſ. w.; poduzetnik (Unternehmer) S. 118 ff., als ob ein Unternehmer etwas von unten anfaſſen würde; desgleichen poduzeće (Unternehmung) und gar preduzeti (ſich vor-nehmen), S. 141, und predvidjeti (vor-ausſehen), S. 122: Koje se nije lako predvidjeti moglo (Was man nicht leicht hat vorausſehen können). Das iſt einfach Deutſch in ſlawiſchen Worten gegeben. Der Serbe ſagt in dieſem Falle: što se nije dalo naslutiti. Bogišić's leidenſchaftliche Ausfälle gegen die öſterreichiſche Dolmetſcher-Kommiſſion, welche in den fünfziger Jahren unſer bürgerliches Geſetzbuch in die ſerbiſch-kroatiſche und die ſloweniſche Sprache übertragen hat, ſind mit Hinblick auf ſein eigenes Vorgehen zu kaum rechtfertigen. Schuldner heißt im Serbiſchen dužnik. Nun wird das Wort zuweilen ganz ſo wie in der deutſchen Volksſprache „Schuldner" in der Bedeutung „Gläubiger" geſagt. Jene Kommiſſion hat aber für „Gläubiger" den guten ſerbiſchen Ausdruck: vjerovnik aufgenommen. Vjerovati heißt: glauben, kreditieren, vjera oder veresija (mit dem türkiſchen Suffix verſehen) Glaube, Kredit und das daraus ſich ergebende substantivum personale iſt vjerovnik. Bogišić verwirft es aber unbedingt als ſchlecht und fabriziert ſich das Subſtantivum dužitelj für Gläubiger. Nicht übel ſind die Neubildungen für Erſitzung: održaj und für Antichreſis: podlog, und für Beſitz: držina.

Solche Kunſtſtücke ringen uns keine Bewunderung ab, zumal ſie im großen und ganzen unnütz ſind. Die ſerbiſche Sprache iſt urſprünglich gleich der lateiniſchen ſehr arm an Hauptworten, doch ſteht ihr dafür ein überaus an Formen reiches Zeitwort zu Dienſten, durch welches ſich alles ſchön und herrlich ausdrücken läßt — wenn man den Gebrauch des Zeitwortes beherrſcht. Die altſlawiſchen Ueberſetzer aus dem Griechiſchen übertrugen die ihnen vorliegenden Texte Wort für Wort und ſchufen der Sprache gar ſeltſame Subſtantiva und Verba, ſo daß damit das Schickſal der Ueberſetzungen infolge ihrer Unverſtändlichkeit entſchieden war. Ein berühmter ſlawiſcher, doch deutſch publizierender Philologe hat auf Grund jener Ueberſetzungen eine ſlawiſche Syntax verfaßt, die eigentlich eine griechiſche iſt. So arg ſteht die Sache bei Bogišić nicht. Sein Satzbau iſt meiſt einfach, hübſch durchſichtig und darum verſtändlich. Perioden, die dieſen Namen nämlich verdienen würden, kommen nicht vor. Die Sätze ſind ſehr loſe aneinander gereiht und die langen durch die Subſtantiva recht holperig. Dieſe leidigen Hauptwörter! Auf S. 122, Art. 359 findet ſich ein derartiger Satz, ein deutſcher Satz in ſlawiſchen Worten. Aus den ſechs Zeilen ſoll ein Stückchen hier ſtehen. . . . Kakvih osobitih teškoća u vršenju poduzeća (irgend welcher beſonderer Schwierigkeiten in der Durchführung des Unternehmens). Ein böſer Turcismus oder auch Italianismus iſt die Anwendung des Zeitwortes činiti (türk. itum, ital. fare) als Hülfszeitwort.

Wir wollten durch dieſe etwas langweiligen Nötchen die Verdienſte Bogišić's keineswegs ſchmälern, ſondern nur wahrheitsgemäß feſtſtellen, daß ſeine Arbeit in ſprachlicher Hinſicht nicht durchgehends muſterhaft iſt, und daß er ſich in ſeiner Abhandlung über die techniſchen Ausdrücke in der Geſetzgebung viel zu viel gegen jene öſterreichiſche Kommiſſion von Juriſten und Slawiſten herausgenommen hat. Im übrigen gebührt Profeſſor Bogišić für ſeine redliche Mühe uneingeſchränkte Anerkennung.

Die Gipfel, Päſſe und Gletſcher des Kaukaſus.

Von Douglas W. Freſhfield, Ehrenſekretär der Londoner Königl. Geographiſchen Geſellſchaft.

(Schluß.)

Von den Hochwaiden der Gebirgsziegen ſteigen wir zu den Wäldern herab. Die Herrlichkeiten des mingreliſchen Waldlandes ſind ſchon oft, aber ungenügend, gerühmt worden. Sie bieten die zentraleuropäiſche Vegetation im Gegenſatz zu derjenigen des Mittelmeeres dar. Die Wälder nördlich der Gebirgskette ſind ſeltener geſchildert worden. Die Steppe iſt baumlos, außer in den Uferbetten; allein beginnt der Boden etwas anzuſteigen, ſo erſcheinen Obſtbäume, welchen bald dichte Buchenwälder folgen, in deren Schatten Azaleen und Rhododendren (das hochrot blühende Rhododendron ponticum) gedeihen. Die Lichtungen prangen im Sommer von Millionen goldener Blumen, wahrſcheinlich der Telekia speciosa, die der gewöhnliche Reiſende ſogleich, nur irrtümlich, für Sonnenblumen halten wird.

Die großen Wände von Wäldern breiten ſich längs der äußeren nördlichen Flanken der Gebirgskette aus und

haben den Stämmen des Gebirges zu einer der hauptsächlichsten Schutzwehren gedient. In früherer Zeit war es ein bestrittener Boden. Nördlich davon, am Saume der Ebene, lagen die Stanitzas der Kosaken, deren Leben in denselben der russische Romanschreiber Graf Tolstoi in seinem früheren autobiographischen Werke „Die Kosaken" so wunderbar beschrieben hat. Die Tartarenstämme am Tscherek, Tschekem und Bakschan hielten die Bergvesten dahinter besetzt. Auf ihren Außenseiten trieben sich die von ihren Dschighits oder Tapfern geführten Räuberbanden herum. Der Ausdruck „Dschighit" ist noch im Schwang; ich wurde selbst auf einem der Kämme des Kaukasus als ein solcher begrüßt von einigen dankbaren Tartaren, denen ich die Mühe des Stufenhauens im weichen Schnee erspart hatte.

Sogar noch vor den russischen Zeiten hatten diese Wälder als eine Schranke gedient. Die Tartaren, welche hinter denselben wohnen, hatten gar keinen Verkehr mit den Kabardanern der äußeren Hügel und wurden von den letzteren ins Gebirge zurückgetrieben. Der Kabardaner oder Kabardiner ist ein Mann von einem ganz anderen Körperbau, schlanker, dunkler, von schärferen Gesichtszügen und kühnerem Ausdruck, aber oft etwas verweichlicht. Die tartarischen Hochländer sind breitschultrige, hochgewachsene Männer. Der Häuptling der Bezingi hat eine Größe von mindestens 6 Fuß 3 Zoll. Die Fürsten von Urusbieh sind von gemischtem Blut, und alle auf ihr Aussehen oder ihre Sitten gestützten Schlüsse würden irrig sein.

Die Wälder erstrecken sich bis zum oberen Ende der Kalksteinschluchten. Ueber ihnen stehen die kahlen, krystallinischen Schiefer. Jeder Balken, welcher zum Hausbau in Bezingi oder Balkar nötig ist, muß aus einer Entfernung von mehreren Stunden herbeigeholt werden. Die Schäfer und Hirten speisen ihre Lagerfeuer mit Zweigen und Wurzeln von Rhododendron ponticum, weshalb diese Pflanze beinahe im Aussterben begriffen ist.

Diese Kahlheit der oberen nordischen Schluchten erleidet jedoch eine Ausnahme. Der Oberlauf des Bakschan und Uruch und auch einige von den Seitenschluchten der Ardon weisen Kiefern- und Fichtenwälder auf. Die plötzlichen Uebergänge im zentralen Kaukasus von Waldland zur kahlen Landschaft sind ganz überraschend. Die Ursache davon muß man namentlich im Boden suchen: die krystallinischen Schiefer sind im allgemeinen kahl; die Granite[1] und Kalkgesteine sind mit Wald bekleidet.

Der allgemeine Typus der Vegetation ist weit üppiger als auf den Alpen. Wir kultivieren in unseren Gärten das riesige kaukasische Schneeglöckchen. Dieses ist typisch für den Kaukasus; die Arten sind größer, die Blüten reichlicher und vielleicht minder glänzend in der Färbung; Weiß und Gelb — die Farben, mit denen die Natur des Tieflandes den Frühling begrüßt — erschienen mir vorherrschend. Soweit meine Wahrnehmung geht, gibt es weniger Kryptogamen und besonders nur wenige von jenen lieblichen winzigen Moosen, welche die Felsen der Hochalpen schmücken. Im eigentlichen Kaukasus hat man bis jetzt noch kein Edelweiß, Gnaphalium Leontopodium, gefunden, allein Dr. Radde will die schweizerische Art desselben in den armenischen Gebirgszügen bei Kars gefunden haben, auf welche man ganz fälschlich den Namen „Kleiner Kaukasus" oder „Antikaukasus" angewandt hat, denn sie haben, außer in politischer Beziehung, gar nichts mit dem Kaukasus gemein. Vom Enzian kommen viele Spielarten vor, allein die Arten sind nicht mit denjenigen der Alpen identisch. Die Flora im allgemeinen hat eigentümlicherweise wenig mit derjenigen der Alpen gemein. Ein deutscher Botaniker behauptet, die Alpen und der Himálaya haben mehr Pflanzenarten miteinander gemein, als die Alpen und der Kaukasus. Es besteht kein bemerkenswerter Unterschied zwischen dem Charakter der Flora auf den beiden Seiten der Gebirgskette, wenigstens in der obersten Region. Die breiten armenischen Hochlande dienen weit wirksamer zu einer botanischen Schranke als die hohe, aber vergleichsweise schmale Linie der kaukasischen Schneekämme.

Wir waren im Jahre 1887 zu spät daran, um die Gebirgsflora in ihrer Vollkommenheit zu sehen. Nur dicht an der Schneegrenze, in nordwärts gekehrten kleinen Schluchtthälern oder wo eine spätschmelzende Lawine den Frühling künstlich verzögert hatte, fanden wir noch Pflanzen in voller Blüte. Wenn Botaniker im Hochsommer noch Frühlingsblüten finden wollen, so müssen sie sich immer nach einem gerade von einer spät geschmolzenen Lawine schneefrei gewordenen grünen Fleckchen umsehen. Die hier reichlich vorkommenden Primeln waren schon vorüber; einen schön goldgelben Crocus (Crocus Suworovianus) fanden wir nur auf dem Goribolo-Paß. Hohe gelbe Lilien gab es in Menge; von wilden Rosen bemerkte ich mehrere Varietäten; die gemeinste war weiß, zart mit Hochrot schattiert. Erdbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren gibt es auf der Südseite im Ueberfluß, namentlich in der Schlucht von Skenes Skali.

Die Flora dieses Beckens oder der Ausläufer des Leila gewährt einen der wunderbarsten Anblicke, welche man sich denken kann. Als unsere Gesellschaft durch die offenen Lichtungen zog, verschwand ein mit Gepäck beladenes Pferd ganz in dem dichten Wuchs von blühenden Gewächsen; nur Haupt und Schultern eines Berittenen ragten noch aus diesem Meere von krautigen Gewächsen auf. Die prachtvoll blühende Telekia speciosa, große Umbelliferen, wie Heracleum 2c. und eine Art Campanula erreichten eine Höhe von 6—8 Fuß. Dr. Radde (in seinen „Vier Vorträgen über den Kaukasus", „Petermann's Mitteilungen", Ergänzungsheft 36) gibt eine Liste von einigen der Pflanzen, welche diese Vegetation bilden; seine Werke

[1] z. B. der obere Trog des Uruch, die Zea-Schlucht in der Adai-Tschotsch, die Schluchten der von Süden kommenden Zuflüsse des Bakschan.

sollten von allen studiert werden, die sich für die Botanik des Kaukasus interessieren.

Merkwürdigerweise erreichen in den benachbarten Engthälern, um die Quellen des Rion und des Ingur herum, das Gras und die blühenden krautigen Gewächse nur eine mäßige und gewöhnlichere Höhe, was sich teilweise durch eine größere Befähigung des Bodens in den Skenes Skali, die Feuchtigkeit zurückzuhalten, erklären mag. Ohne Zweifel aber hat die absolute Abwesenheit des Menschen in diesen Engthälern (sie waren früher unbewohnt, und erst in den jüngsten zehn Jahren sind in einem derselben einige Hütten errichtet worden, so daß einen Sommer nach dem andern der Wildwachs auf dem Orte verfaulte, wo er gewachsen war), wesentlich zur Erzeugung des wundersamen und hinderlichen Pflanzenwuchses beigetragen, welches das Auge des Reisenden anstaunt und worin sich seine Füße verwickeln.

Bevor wir die Wälder und Blumen erwähnten, hätten wir vielleicht noch zweier anderen Gegenstände gedenken können, welche im Kaukasus fehlen: er besitzt keine bemerkenswerten Wasserfälle und weder große Seen noch Bergseen — weder am Fuße der Berge liegende Seen wie der Comer-, Garda-, Genfer-, Vierwaldstädter-See, noch Bergseen, wie der Dauben-See, die Seen des Engadin und der Grimsel und die Dutzende von anderen, welche in gewissen Alpenbezirken so häufig vorkommen. Ich habe mich dieser selten wünschenswerten Form der Behauptung, einer universellen Verneinung, bedient; bezüglich der Bergseen gibt es Ausnahmen, aber gerade nur so viel, um die Regel zu beweisen.

Sehenswerte Wasserfälle sind sogar in den Alpen nicht sehr häufig. Ich würde ihrer Abwesenheit auch nicht mehr Gewicht beilegen, als sie vernünftigerweise haben mag. Man könnte jedoch einen Schluß zu Gunsten des Kaukasus, daß er mehr vom Wasser ausgewaschen sei, aus den reißenden Gebirgsflüssen ziehen, welche die Kraft gehabt haben, sich einen Weg aus ihren Schwierigkeiten und durch ihre Hemmnisse hindurch zu bahnen, ohne zu häufigen und gewaltsamen Sprüngen ihre Zuflucht zu nehmen. Geologen mögen noch andere Gründe in der Anordnung des Einfallens der Schichten finden.

Allein der Mangel an Seen ist eine sehr ernste Sache und eine Thatsache, mit welcher namentlich diejenigen rechnen müssen, welche glauben, die größeren untergegangenen Gletscher haben Seebecken ausgehöhlt. Sie mögen es auf mehrfache Weise deuten: entweder durch die Behauptung, der Kaukasus habe nie eine Eiszeit gehabt, oder: seine Gletscher haben Seebetten ausgehöhlt, welche durch die Ergebnisse späterer Entblösung wieder vom Schlamm verstopft worden seien.

Es gibt vielleicht noch ein vollgültigeres Zeugnis; allein es liegt meines Erachtens schon ein ganz genügender Beweis in den erratischen Blöcken, daß die Gletscher des Kaukasus nicht bis zu den nördlichen Ebenen hinausreichten, um uns zur Aufgabe der ersteren Annahme (daß der Kaukasus keine Eiszeit gehabt habe) zu berechtigen. Große Seen am Fuße der Gebirgskette, z. B. in der Ebene, wo Wladikawkas nun steht, mögen verschlammt und wieder zugefüllt worden sein. Allein selbst wenn dies zugegeben wäre, so würde es doch noch übrig bleiben, die Abwesenheit oder außerordentliche Seltenheit von Bergseen zu erklären.

Ich habe hier bestimmte Ansichten über den Umfang der Kräfte des Eises als Aushöhler, sei es im Graben von Seebecken oder im Auswühlen von Thälern, gebildet und geäußert. Um aber diese meine Schilderungen nicht zu unterbrechen, verschiebe ich bei reiferem Nachdenken die Erörterung auf einen späteren besonderen Aufsatz.

In ihren Schwingungen haben die Gletscher des Kaukasus und der Alpen in den jüngsten Jahren eine merkwürdige Uebereinstimmung gezeigt. Im Jahre 1868 war das Eis überall im Schwinden und wich zurück. Ungefähr um 1875 drehte sich dieser Zustand und 1887 waren die Gletscher, welche wir beobachteten, fühlbar im Vorrücken begriffen. Die Gletscher der Alpen und Pyrenäen rücken in gleichem Schritte vor und diejenigen mit den steilsten Abfällen und der größten Geschwindigkeit gehen natürlich in ihrem Vorwärtsschreiten voran.

Diese großen Gletscher, diese schwer mit Schnee bedeckten Hochgipfel und Kämme, diese üppige Vegetation, alle deuten auf den Schluß hin, daß der westliche Kaukasus ein feuchtes Klima hat, aber auch auf die Thatsache, daß die Trockenzeit in ihm nicht lange anhält. Derjenige Teil der Alpen, an welchen die Flora am meisten erinnert, ist derjenige der Dolomiten oder Venezianischen Alpen. Es regnet im Frühjahr oder Winter genug in Corsica oder den Seealpen, aber dennoch findet man dort vergleichsweise wenige Blumen oberhalb der Zone künstlicher Bewässerung, und der Grund davon ist unverkennbar — die lange Sommerdürre. Wir besitzen statistische Notizen, welche diesen Schluß unterstützen, Ergebnisse meteorologischer Beobachtungen von Stawropol, Wladikawkas und den kaukasischen Bädern im Norden der Gebirgskette von Batum, Kutais, Sukhum, Poti, Gori, Tiflis im Süden. Aber Beobachtungen vom Oni, Betscho oder Kasbek, aus dem Herzen der Gebirgskette, sind noch sehr wünschenswert. Die Karte des Regenfalls in Reclus' Werk erheischt Verbesserungen infolge der neueren Veröffentlichungen des russischen meteorologischen Amtes.[1]

Der schwerste Regenfall, zuweilen über 100 Zoll per Jahr, findet da statt, wo die Seewinde in Batum und Kutais auf die ersten Hügel treffen; er ist etwas geringer in Sukhum und nimmt auch westwärts gegen Kertsch ab. Natürlich bemerkt man allgemein das entsprechende Streben nach Trockenheit, wenn man von Kutais aus über die Halbinsel hin nach Osten vorschreitet. Auf dem ersten

[1] Wild, H.: „Die Regenverhältnisse des russischen Reiches." Mit Atlas. St. Petersburg, 1887.

Blick erſcheint es als eine ſeltene Ausnahme, daß der Regenfall zu Wladikawkas (40 Zoll) denjenigen der kaukaſiſchen Bäder (18 Zoll) überſteigen ſolle. Dies erklärt ſich jedoch genügend durch die Thatſache, daß der Elbrus als großer Verdichter wirkt und Wolken an ſich zieht, welche leichter durch die Lücken des Mamiſſon-Paſſes ſtreichen.

Das Klima des weſtlichen Kaukaſus iſt feuchter und weniger warm, als dasjenige der weſtlichen Pyrenäen. Der Regenfall in Kutais iſt doppelt ſo groß als derjenige zu Pau und ungefähr demjenigen zu Tolmezzo im Schooß des Adriatiſchen Meeres gleich; die mittlere Jahrestemperatur ſteht zwei Grade unter derjenigen von Pau. Das Klima von Tiflis iſt feuchter, aber etwas wärmer als dasjenige von Madrid. Die Ebenen nördlich von der Gebirgskette leiden unter größeren Extremen der Temperatur als die ſchweizeriſchen Flachländer. Der Sommer bricht im Mai mit Macht herein, aber Juni und Juli gehören oft zu den naſſeſten Monaten.

Man wird nun erwarten, daß ich eine Zahl für die Schneegrenze angebe, aber für den Kaukaſus läßt ſich eine ſolche unmöglich genau beſtimmen. Die Gebirgskette erſtreckt ſich über vier Breitengrade, und, noch mehr als dies, ihr Regenfall iſt am Schwarzen Meere mindeſtens viermal ſo groß als am Kaſpiſchen. Natürlich liegt am einen Ende der Bergkette der Schnee beſtändig in einer Höhe von 9000, am andern von ungefähr 12,000 F. Im zentralen Teil findet man zuſammenhängende Schneelagerungen erſt ungefähr unter 9500, und auf den nördlichen Ausläufern, wo der Schneefall geringer iſt und wo ſüdwärts abfallende Hänge von ſchwarzem Schiefergeſtein einer Sonne ausgeſetzt ſind, welche die Temperatur der Steppe zuweilen bis auf +32° C. treibt, wird ſich die Schneegrenze zuweilen auf mehr als 11,000 Fuß erhöhen. Wir können alſo 10,000—11,000 Fuß als die durchſchnittliche Schneegrenze annehmen, allein ſie ſtellt ſich je nach den Zufälligkeiten der Expoſition, des Bodens und der Nähe großer Gletſcher dar als eine ſcharf auf- und abſpringende Zickzacklinie.

Die Feuchtigkeit des Sommerklima's iſt gleichzeitig ein Reiz und eine Qual für den Reiſenden. Wenn bei ſchönem Wetter Weſtwind weht, dann ſteigen jeden Nachmittag Wolken vom Schwarzen Meere auf und bringen Regen. Der Bergſteiger läuft Gefahr, vom Nebel überfallen zu werden — auf den ungeheuren Schneefeldern keine kleine Gefahr. Der Schnee auf ſteilen Hängen wird immer in einer gefährlichen Beſchaffenheit erhalten. Im Jahre 1887 hörte ich eine ganze Bergſeite — die oberen Hänge eine Firnbeckens — vom Herabgleiten des oberflächlichen Schnees ſauſen.

Die atmoſphäriſchen Effekte ſind andererſeits ſchön und mannigfaltig. Der Himmel der nördlichen Steppe iſt leuchtend hell und weich; die Fernen ſind zugleich deutlich und tief im Ton; man ſieht nirgends die herben Umriſſe wie in der Schweiz. Die Beleuchtung iſt diejenige des Orients, die Farben ſind diejenigen der römiſchen Campagna, mit denen die Landſchaft in einem ungeheuer vergrößerten Maßſtab eine rohe allgemeine Aehnlichkeit hat. Droben in den Bergen Swanetiens erinnert Einen das Klima, wenn der Weſtwind weht, an das ſchöne Wetter an den engliſchen Seen. Dünne Schleier und Schärpen von Nebel umſpielen die mächtigen Türme des Uſchba; die wirre Maſſe von niedrigen, langen, bewaldeten Höhenzügen und tiefen Schluchten, von glitzernden Flüſſen und weißtürmigen Dörfern iſt bald halbverſchleiert in einen vorüberziehenden Regenſchauer, bald von hellen Sonnenſtrahlen überflutet. Im hellen Wetter bei Nordoſtwind iſt der Himmel von einem minder harten Blau als in den Alpen, und unter dem wolkenloſen Himmelszelt glänzen die Berge zuweilen durch den dünnſten, vollkommen durchſichtigen goldenen Duft, welcher mit dem wachſenden Tage hinſchmilzt.

Die Betrachtung des Wetters hat mich auf die landſchaftliche Schilderung hinübergeführt, und ſo will ich denn hier die Frage zu beantworten verſuchen, welche ſo oft an Einen gerichtet wird: „Iſt der Kaukaſus ſo ſchön wie die Alpen?“ Derartige Fragen ſind leichter zu ſtellen als zu beantworten! Biſt Du, Frager, ein Seebummler, ein Maultierreiter, ein Künſtler oder ein Bergſteiger? Für diejenigen, welche die äußeren Umgebungen der Berge lieben (ich ſehe für den Augenblick ganz von der Frage des leiblichen Behagens ab), ſind die Alpen vorzuziehen. Der Kaukaſus hat keine Seen; die äußeren ſüdlichen Thäler kommen denen der italieniſchen Alpen nicht gleich; die nördlichen Thäler über den Schluchten und unterhalb der Gletſcher ſind weniger mannigfaltig und anziehend als diejenigen der Schweiz (die ſchönſten nördlichen Thäler, welche ich geſehen habe, ſind diejenigen des Uruch und des Tſcherek und die Seitenſchluchten des Bakſchan). Ich kann meines Erachtens den Unterſchied am beſten bezeichnen durch den Satz: der Kaukaſus als ein Ganzes iſt weniger maleriſch, aber weit mehr romantiſch; ſeine Szenerie appelliert mehr an die Einbildungskraft; aber ſelbſt wenn ſie ernſt iſt, iſt ſie ſelten alltäglich.

Der Maßſtab iſt größer. Gegen den Anblick des großen Gebirgszuges von der Eiſenbahn aus, halbwegs zwiſchen den kaukaſiſchen Bädern und Wladikawkas, erſcheint derjenige der Alpen von der lombardiſchen Ebene aus wie zwerghaft. Die ſeltenen eingeſchobenen Punkte im Vordergrund: das begraſte Hünengrab irgend eines ſkythiſchen Fürſten, der beturbante Grabſtein irgend eines Tartarenhäuptlings, oder die niedrigen weißen Hütten, der glänzende Kirchtum und die Sonnenblumen-Felder von einem der Koſaken-Dörfer, mit denen die alte Militärſtraße beſetzt iſt, vermögen manchem Reiſenden faktiſch die Abweſenheit häufiger Villen und Glockentürme zu erſetzen. Franzoſen, und zwar Männer von Geiſt und Bildung, haben die römiſche Campagna unerträglich gefunden!

Und die altmodische und gleichwohl sehr achtbare Ansicht, daß alles Wüste und Oede abscheulich sei, ist unter unsern Zeitgenossen verbreiteter als sie einzugestehen wagen. Reisende brauchen sich ihrer Vorliebe für dies oder jenes nicht zu schämen, so lang dieselbe eine ehrliche und nicht Ergebnis von Unwissenheit und Vorurteil ist. Es gibt Szenerie wie Musik für jede Stimmung und jeden Geschmack. Die kaukasische Szenerie, ich wiederhole es, gehört der romantischen Schule an; sie ruft mehr durch breite Effekte als durch gehäufte Einzelheiten Eindrücke hervor. Im Vergleich mit den Bergen, Wäldern und Blumen Swanetiens sehen die Almen, Nadelwälder und die mit Sennhütten besäeten Waiden von Grindelwald steif und klein aus, und selbst die großen italienischen Thäler stehen an Erhabenheit hinter denselben zurück.

Nirgends ist die Schönheit der Wälder der Glorie von Schnee und Eis so nahe gerückt. Der Zwischenraum ist nicht jener häßliche umstrittene Grund von Fels und Schutt, welchen unsere Alpenwanderer nur zu gut kennen, sondern ist mit Heuwiesen bekleidet. Meines Erachtens wird jeder Reisende, welcher bei schönem Wetter über den Latpari-Paß reitet und dann die niedrigen Ausläufer des Tetnuld nach Mujal und Betscho überquert, mir zugeben, daß die Alpen nicht daran reichen, daß weder das Berner Oberland noch der Monte Rosa eine solche Verbindung von Waldszenerie und glänzendem Schnee aufweisen können. Drei von den Einwendungen, welche Maler beständig gegen die Schweiz erheben, gelten für den Kaukasus nicht. Die Atmosphäre ist rein und licht, nicht herb; es gibt hier weniger düstere, langweilige, nackte und öde Stellen; die Wälder sind keine eintönigen Kiefern- und Nadelwälder, sondern eine reiche Mischung der verschiedensten europäischen Waldbäume, verschönert durch ein Unterholz von Laburnum, Azaleen und Rhododendren, und unterbrochen durch Lichtungen, auf welchen die blütenreichen krautigen Gewächse eine Höhe von sechs Fuß erreichen. Der Maßstab der Szenerie macht es natürlich schwer, dieselbe künstlerisch zu behandeln; allein wir dürfen unsere Freunde, die Künstler, nicht einen technischen und egoistischen Maßstab geltend machen lassen. Wir bewundern an der Natur nicht das, was mehr oder weniger mit dem Pinsel nachahmbar, sondern das, was dem Auge am wohlthuendsten und für die Einbildungskraft am anregendsten ist.

Der Geograph darf die Beziehungen eines Landes zu seinen Bewohnern nicht außer Acht lassen; allein die die Ethnologie des Kaukasus ist ein viel zu umfassender Gegenstand für die letzten Sätze eines kurzen Artikels. Das einzig hier Mögliche sind einige wenige breite Umrisse, welche irgend anderswo ausgefüllt werden müssen.

Die Gebirge sind nicht, wie man früher allgemein annahm, eine Wiege für einen großen Zweig des Menschengeschlechts gewesen. Cuvier's „Kaukasier" in diesem Sinne ist wirklich von der Bildfläche verschwunden; selbst ein Dichter dürfte heutzutage zögern, von der „höchsten kaukasischen Rasse" zu schreiben. Die kaukasischen Hochlande sind eher der Zufluchtsort von Teilen vieler Rassen, ein Museum, gewesen, wo viele in Europa eingedrungene Völkerstämme rohe Exemplare von sich zurückgelassen haben, ehe sie in Nationen verarbeitet wurden.

Wir hören heutzutage viel von Nationalität reden. Die extremsten Vertreter derselben müssen vielleicht daran erinnert werden, daß keine große Nation jemals geworden ist, ausgenommen durch Verschmelzung der Nationalitäten; daß das in Stücke Zerpflücken einer politischen Einheit, wie z. B. Frankreichs oder der Schweiz, um deren Bestandteilen: Provençalen oder Bretonen, Romanen oder Teutonen, ihre Individualität wieder zu geben, nur ein Versuch sein würde, die Ordnung der politischen Entwickelung der Welt umzukehren.

Rußland schweißt im Kaukasus verschiedene Rassen in eine politische Einheit unter einer zivilisierten Regierung zusammen und ist darin mit der Aufgabe der Zivilisation beschäftigt. In diesem Prozesse treten, wie man es hätte im voraus annehmen mögen, die hauptsächlichsten arischen Rassen des Isthmus, die Armenier und Osseten, in die vorderste Reihe. Von den Armeniern brauchen wir nicht zu sprechen; allein ohne die Osseten wäre die Eroberung des Kaukasus durch Rußland lange hinausgeschoben worden. Dieser iranische Stamm, in der alten Geschichte als Alanen gekannt, hatte nicht die weiten Ebenen nördlich vom Dariel-Paß inne. Das Land war so dicht bevölkert, daß der arabische Geograph El Masudi versichert, der Beherrscher desselben habe 30,000 Reiter in die Schlacht zu führen vermocht, und ein Sprichwort behauptet, daß, wenn ein Hahn im Lande krähte, alle Hähne im Lande antworteten. Allein zu irgend einer noch unermittelten Zeit wurden die Osseten ins Gebirge zurückgetrieben von nördlichen Horden. Unter dem byzantinischen Reiche waren sie zum Christentum bekehrt worden, allein im neunten Jahrhundert sollen sie, nach El Masudi, ihre Geistlichen vertrieben haben und zum Heidentum zurückgekehrt sein, wobei mehrere von ihren Gemeinwesen, die den Mohammedanern der Kabarda am nächsten wohnten, den Glauben ihrer Nachbarn annahmen. Religion und Sitte scheinen der Osseten-Natur nur leicht anzuhaften, denn diese ist so schmiegsam und anpassungsfähig, daß im Jahre 1886 ein junger ossetischer Offizier der unentbehrliche Leiter der Bälle und Organisator der Cotillons in der russischen Gesellschaft zu Pjätigorsk war. Professor Kowalewsky hat neuerdings ihre alten Gesetze und Einrichtungen untersucht und ebenso Forschungen über diejenigen der beiden kleineren iranischen Stämme, der Pschaws und Chewsuren, angestellt.

Als die Russen zu Ende des vorigen Jahrhunderts Georgien durch Abtretung von Seiten seines eingeborenen Fürsten erwarben, hatten sie das Glück, den Weg nach Transkaukasien in den Händen der Osseten zu finden. Diese besaßen beide Seiten der Gebirgskette und die ver-

gleichsweise niedrigen und leicht zugänglichen Saumpässe zwischen der Eismauer des zentralen Kaukasus und dem Berggewirr von Daghestan. Auf diesen warfen sie eine wirksame Schranke zwischen den wilden Stämmen des kaspischen Flügels und den Bergvölkern des Westens auf, einerseits zwischen Schamyl und seinen Anhängern, und andererseits zwischen der tscherkessischen Konföderation und ihren Verbündeten. Es gelang während all seiner Kämpfe dem Awaren-Häuptling niemals, den Kriegern vom Kuban die Hand zu reichen.

In einem gewissen Sinne hat der Kaukasus zu einer wirksameren Schranke gedient, als irgend ein anderes Gebirge der Welt. Bis dahin, wo die russischen Adler ihn überstiegen, war kein Eroberer jemals von Norden nach Tiflis hinabgedrungen. Die „turanischen Horden" (man würde sie vielleicht weiser Asiaten vom Norden des Kaspischen Meeres nennen) setzten sich unter dem Schatten des Elbrus fest und vermischten sich mit noch unbekannteren Rassen in Daghestan, aber sie überschritten die große Gebirgskette nicht.

Daghestan soll nach der Aussage aller, welche es besucht haben, seinen ganz eigenen Charakter besitzen und weder den Felsenkämmen und Wäldern der westlichen Hochlande noch den eisumgürteten Thälern der Zentralkette gleichen. Kahle, nackte, graue Hochebenen von Kalkfels werden dort durch tiefe Schluchten und starre öde Rücken getrennt. Zwischen diesen natürlichen Vesten findet sich ein Gewirr von Stämmen und Sprachen: Awaren, Hurka, Kurinen ꝛc. Allein den Ethnologen steht noch eine harte Arbeit bevor, ehe sie uns eine genaue Schilderung des Ursprungs und der Verwandtschaften dieser Menschheitstrümmer liefern können, welche wie erratische Blöcke auf den Bergen liegen geblieben sind, um den Verlauf der Menschenwoge zu bezeichnen. Viele sind ohne Zweifel Zentralasiaten, einige wahrscheinlich Georgier oder was immer sie sonst sein mögen; es soll auch Rassen von arabischem Stamm unter ihnen geben.

Die georgische oder kolchische Familie bleibt uneingeteilt. Herodot berichtet eine Ueberlieferung, daß sie vom selben Ursprung gewesen sei wie die Aegypter. Heutzutage wird sie von den Ethnologen behandelt als eine unabhängige Familie, welche die Imeretier, Mingrelier, Lazen und Swaneten in sich begreift; unter den letztgenannten wird bei weiterem Studium wahrscheinlich ein Gemeng unabhängiger Elemente erkannt werden.

Nach Westen hin wohnen — oder vielmehr wohnten — die Abchasier und Tscherkessen — Stämme über deren Ursprung, Verwandtschaften und Bräuche wir noch immer keine vollständig befriedigende Schilderung besitzen. Neue Forschungen, welche ein deutscher Gelehrter unter den tscherkessischen Flüchtlingen und Verbannten in der Türkei angestellt, haben zu dem Glauben geführt, daß wenigstens die leitenden Familien Verbindungen mit Arabien gehabt haben (vergl. „Petermann's Mitteilungen", XXXIV. Bd.). Wir entsinnen uns auch, daß Aeschylus von der „kriegerischen Blüte Arabiens, welche eine Veste auf hohen Felsenkämmen hart beim Kaukasus inne hat", schrieb. Sind die Tscherkessen Semiten? Was ist ihre Sprache? Hier bleibt für die Erforschung der Altertümer und Ursprünge jener lockeren Verbände von ritterlichen aber halb barbarischen Stämmen und die Aufklärung über ihre geschichtliche Verbindung mit ihren Nachbarn im Norden, den Tartaren von Karatschai und Urusbieh und den Stämmen der Kabardah, welche anscheinend von der Krim aus gegen Osten kamen, noch sehr viel zu thun übrig.

Es ist aber nun Zeit, diesen flüchtigen skizzenhaften Aufsatz zu Ende zu bringen; ich unterwerfe ihn bereitwillig der Kritik, wenn ich nur bei der Berührung der verschiedenen Gegenstände vielleicht meinen Zweck erreicht habe, nämlich den, zu beweisen, daß dieses große Gebirgsland nicht für Bergsteiger und Geographen allein wichtig und interessant ist. Der Kaukasus muß noch für viele kommende Jahre ein reichliches Material für Arbeiten in jedem Zweig der Naturwissenschaften, sowie für historische und ethnographische Studien liefern, und wird in jeder Hinsicht eine überreiche Ausbeute gewähren.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Eisenbahn zur Verbindung von Burma mit dem Yün-nan. Nach den neuesten Nachrichten ist vor Kurzem die Eisenbahn von Tounghoo nach Mandaleh fertiggestellt worden, ein Ereignis, welches für Birmanien von der allerhöchsten Bedeutung ist. Bei Eröffnung der Linie hat der erste Kommissär in seiner zu Mandaleh gehaltenen Rede mit Recht gesagt: Diese Eisenbahn sei das erste Geschenk, welches England dem oberen Burma mache. Die Hauptstadt des früheren Königs Thiebau ist nunmehr mit der Meeresküste verbunden und ihr Handel wird einen rascheren Abzug haben. Das wichtigste in Betreff dieser Eisenbahnlinie aber ist, daß dieselbe bald bis Bhamo fortgeführt werden und somit die Verbindung der Provinz Yün-nan mit dem zum großen Seehafen gewordenen Rangun herstellen wird. Bhamo hat schon jetzt einen sehr großen Markt, welcher noch viel bedeutender werden wird, sobald die Eisenbahn bis dorthin geht. Die Erzeugnisse aller Regionen von Yün-nan und ohne Zweifel auch diejenigen der hinter Yün-nan liegenden Provinzen und Gebiete des chinesischen Reiches werden auf naturgemäße Weise ihren Weg nach Bhamo finden, sobald diese Stadt ihnen einen leichteren Abzug bieten wird als diejenigen Straßen, welche heutzutage nach der Küste von China führen, und ebenso werden die Waren aus Europa, namentlich England, und Indien leichter nach dem Innern von Yün-nan gelangen. In späterer Zeit werden die Chinesen ganz sicher eine Eisenbahn von Kanton nach

Bhamo bauen, aber auf mehreren Punkten wird dieses Unternehmen schwierig und kostbar sein und mehrere Jahre bedürfen, um in Angriff genommen zu werden. Hoffentlich wird daher der englische Hafen Rangun mit der chinesischen Grenze längst in unmittelbare Verbindung gesetzt sein, bevor die beabsichtigte Eisenbahn nach dem Tonkin die Grenze von Kwang-si erreicht haben und die Franzosen imstande sein werden, den ganzen Handel des östlichen China an sich zu ziehen. Enthusiastische Forschungs- und sonstige Reisende haben zwar die Vorteile der kommerziellen Beziehungen mit den Südwest-Provinzen von China bedeutend übertrieben, denn die Provinzen Yün-nan und Kwang-si sind gebirgig und arm und ihre Bevölkerung spärlich und dünn gesäet; allein die Ergebnisse wären ganz andere, wenn die Eisenbahnen durch diese Provinzen hindurch nach dem ungeheuren Gebiet der ebenso reichen als bevölkerten Provinz Sfetschuan getrieben werden könnten. Ein derartiges Unternehmen ist ein Zukunftstraum. Die chinesische Regierung wird ihre Eisenbahnen bauen, sobald sie deren politische oder strategische Notwendigkeit einsehen wird, und wird dann von diesem Tage an nicht mehr nötig haben, zur Entwicklung der Hülfsquellen des eigenen Reiches an fremdes Kapital zu appellieren. Die Chancen, in China dem Handel neue Absatzwege zu schaffen, sind für den Augenblick auch beschränkt, und wenn wir die erste Eisenbahn bis zur Grenze von China geführt haben werden, so werden wir alles gethan haben, was unter gegenwärtigen Umständen Ausländern möglich ist, und werden uns dann mit dem Zuwarten begnügen müssen. Jedenfalls wird sich die Abfuhr der Erzeugnisse von Yünnan über Bhamo und Rangun leichter nach überall hin bewerkstelligen lassen und der Handel sich rascher entwickeln, wenn er die Unterstützung eines Abzugsmarktes in der Nachbarschaft haben wird. In Burma wie in Indien werden die europäischen Industriellen eine Quelle von wirklichen Vorteilen finden. Die Engländer verfolgen aufmerksam und begierig die Fortschritte der Franzosen in Tonkin und wünschen, daß die Eisenbahnen derselben noch lange im Zustand des Projekts bleiben mögen. Der Weg durch Burma ist länger und kostspieliger, und Bhamo liegt noch lange nicht im Mittelpunkt der chinesischen Provinzen; die Engländer müssen daher sehr auf ihrer Hut sein, daß die Rührigkeit der Franzosen nicht alle die ihnen im Wege stehenden Schwierigkeiten überwinde, denn diese haben ja den kurzen und minder beschwerlichen Weg für sich und könnten, wenn sich ihre Eisenbahnpläne verwirklichen, leicht den Handel mit China mittelst einer rasch hergestellten Eisenbahn so ableiten, daß den Engländern eine zweite Stelle angewiesen werden würde und daß auch andere Nationen am dortigen Ein- und Ausfuhrhandel mit Nutzen sich beteiligen könnten.

* Deutsche Erforschungen in Westafrika. Im deutschen Kamerun-Gebiete sind neuerdings mehrere kurze Forschungsausflüge von verschiedenen deutschen Forschern veranstaltet worden; ähnliches geschah an der Goldküste und einige andere sind vorbereitet oder in Ausführung begriffen. Wie wir schon meldeten, ist Ende vorigen Jahres Hauptmann Kund in Begleitung von Lieutenant Tappenbeck und einer starken Karawane von 240 Mann von der Batanga-Küste aufgebrochen, um eine zweite Reise nach dem Oberlaufe des Sannaga und Njong anzutreten. Die von Hauptmann Kund ausgeführte Vermessung des untern Teiles des erstgenannten Flusses zeigt, daß derselbe sieben Minuten weiter westlich liegt, als auf den vorhandenen Karten angegeben ist. — Lieutenant Zeuner machte Ende November einen kurzen Ausflug durch Mambanda in die Bafarami-Gebirge westlich vom Mungo-Flusse; die beabsichtigte Ersteigung des beherrschenden Hochgipfels der Bergkette mußte infolge der ungünstigen Witterung aufgegeben werden. — Am 17. Dezember brach Dr. Zintgraff von der Station Barombi auf, um seine längst beabsichtigte Reise nach dem nordöstlich von Adamaua liegenden Lande anzutreten. — In der Region der Goldküste machte Dr. Wolf einen Ausflug von der Station Bismarckburg nach Salaga und durchreiste das bisher unbekannte Ndjuti-Land. — Hauptmann v. François und Lieutenant Kling sind ebenfalls im Erforschen neuer Wege und Straßen zwischen den verschiedenen deutschen Stationen im Innern und an der Küste thätig gewesen.

* Einwanderung in die Argentinische Republik. Der britische Konsul in Buenos Ayres, Mr. G. Jenner, hat in seinem jüngsten Bericht einige nützliche statistische Notizen über diesen Gegenstand und in Verbindung damit einige in neuester Zeit zusammengetragene Tabellen über die Einwanderung gegeben. Die Gesamtzahl der Einwanderung im Jahre 1857 betrug 4951 Personen. Seither ist die Zahl der Einwanderer von Jahr zu Jahr gestiegen, bis sie im Jahre 1888 eine Gesamtsumme von 155,632 Köpfen erreichte. Man berechnet, daß in diesem Jahr die Zahl der Einwanderer sich auf 200,000 Personen steigern und daß die gesamte Bevölkerung, welche dermalen ungefähr 3,500,000 Köpfe beträgt, bei Fortdauer des dermaligen Maßstabes der Zunahme am Ende dieses Jahrhunderts sich auf sieben Millionen Menschen belaufen wird. Aus einer Klassifikation der Einwandernden nach Nationalitäten geht hervor, daß über 65 Proz. derselben Italiener, ca. 15 Proz. Spanier und 10 Proz. Franzosen sind, so daß die lateinischen Rassen etwa 90 Proz. des Ganzen ausmachen. Dieses Resultat liegt aber nicht ganz in der Absicht der Behörden der Argentinischen Republik, welche vielmehr eine stärkere Einwanderung von Nordeuropäern wünschen und diese zu erzielen sich bemühen.

* Die Vermessung der Region der Schwarzen Berge im nördlichen Indien. Kapitän Wahab, der mit einem Gehülfen den indo-britischen Truppen bei der jüngsten Expedition gegen die aufständischen Bergvölker in den Schwarzen Bergen beigegeben war, berichtet über

die von ihm vorgenommenen Vermessungen: „Bis zu Ende des Akapai-Landes haben wir eine vollständige Vermessung, welche sich noch eine gute Strecke westlich über den Indus hinaus ausdehnt, und eine gewisse Summe von Rekognoscierungsarbeit im Chagarzai-Lande bis ungefähr hinauf nach Judbai (Tschedbé). Nordöstlich vom Schwarzen Gebirge haben wir von Nandihar (der Grenze der Vermessung der Expedition von 1868) vermessen nördlich von der Bergkette, jenseit Allahi und westlich bis zu den Hügeln, welche den Indus überschauen. Wir bestimmten hier den Lauf des Flusses bis auf ungefähr 15 engl. Mln. nördlich von Thakot, und ich habe die Gegend zwischen den Thälern des Indus und des Swát soviel wie möglich im Maßstabe eines Viertelzolls auf die Meile skizziert, soweit ich sie von den Chel-Bergen und dem Ghorapher-Paß aus überschauen konnte. Ich habe drei Stationen gemacht und eine Anzahl Punkte in den niedrigeren Hügelketten zwischen den beschneiten Hochgipfeln, welche von der großen trigonometrischen Vermessung bestimmt wurden, und unseren Grenzen fixiert und hoffe, daß dieselben sich bei künftigen Gelegenheiten nützlich erweisen werden. Während ich auf dem Gipfel des Chel trigonometrisch vermaß, gieng Imam Scharif mit den Truppen den Berg herab bis Pokal und bereiste den größten Teil des Allahi-Thals. Hier ist eine Lücke in der Vermessung des Indus-Thales von der Krümmung westlich von Thakot bis herunter nach Judbai, welche nicht bemerkt werden kann, wenn man nicht in das Chagarzai-Land geht; allein wenn wir auch nicht hingehen, so habe ich nun den Lauf des Flusses praktisch fixiert bekommen bis auf ungefähr eine halbe Meile in der einen oder anderen Richtung."

Zur Richtigstellung.

In dem in Nr. 17 des „Ausland" veröffentlichten Aufsatze „Die Wenden in Deutschland" sind eine Reihe Irrtümer enthalten, die einer Berichtigung dringend bedürfen. Es wird in diesem Artikel das wendische Volk in seiner Heimat und in der Fremde zu 175,969 Seelen berechnet, und zwar soll es diese Stärke „nach den neuesten statistischen Daten" haben. In der sächsischen Oberlausitz sollen 56,354, im benachbarten Preußen 109,717 und in der Fremde die übrigen Wenden leben. Wendisch sollen im ganzen 105 Pfarrbezirke, 130 Kirchen, 763 Dörfer und 14 Städte sein, in der sächsischen Oberlausitz allein 33 Pfarrbezirke, 37 Kirchen, 450 Dörfer und 4 Städte. Die neuesten statistischen Erhebungen über die Zahl der Wenden in der sächsischen Oberlausitz und im ganzen Königreich Sachsen stammen nun aus dem Jahre 1885 und sind veröffentlicht in der „Zeitschrift des Kgl. sächsischen statistischen Bureau's" (1886, Heft I und II). Am 1. Dezember 1885 haben sich im ganzen in Sachsen noch 49,916 Bewohner als Wenden bezeichnet, gegen 51,410 im Jahre 1880, gegen 52,097 im Jahre 1871 und gegen 53,973 im Jahre 1861. Von den 49,916 Wenden Sachsens lebten in den Kreishauptmannschaften Zwickau, Leipzig und Dresden 139, bez. 304 und 2339, in der Bautzner Kreishauptmannschaft aber 47,134. Nicht 410, sondern höchstens 324 Dörfer der sächsischen Oberlausitz sind als wendisch zu bezeichnen. Selbst wenn man alle in den letzten 50 Jahren germanisierten Wendendörfer (z. B. Bernbruch, Jesau, Biehla und Hausdorf bei Kamenz, Schmölln, Demitz und Thumitz bei Bischofswerda, Diehmen bei Gaußig, Carlsbrunn, Georgewitz, Lautitz und Unwürde bei Löbau) hinzuzählen wollte, so würde sich die Zahl immer nur auf etwa 340 erhöhen. Daß es in Sachsen 4 wendische Städte geben soll, wird den Wenden selbst eine interessante Neuigkeit sein. Man kann doch unmöglich Bautzen, wo unter 19,098 Bewohnern 3235 Wenden sind, Löbau, wo unter 6977 Bewohnern 149 Wenden leben, Weißenberg, wo von 1173 Einwohnern 117 Wenden sind, und Kamenz, wo von 7211 Bewohnern 115 wendisch reden, als wendische Städte bezeichnen! In den anderen Städten der sächsischen Oberlausitz ist die Zahl der Wenden aber eine verschwindend kleine. In Preußen ermittelte man 1849 noch 94,332 Wenden; 1861 war ihre Zahl auf 83,443 gesunken. Seit diesem Jahre hat man leider in Preußen von einer Zählung der Wenden abgesehen; es läßt sich deshalb der Rückgang nicht ganz genau feststellen. Wenn aber von 1861 bis 1889 der Rückgang in gleichen Prozentverhältnissen sich vollzogen haben sollte, was sehr wahrscheinlich ist, so würden bis jetzt weitere 20,000 Wenden ihrer Muttersprache verlustig gegangen sein, so daß Preußen jetzt nur noch 63,000 Seelen wendischer Bevölkerung aufweisen könnte. Die gesamte wendische Sprachinsel würden dann nur noch etwa 115,000 Wenden bewohnen. Im Jahre 1861 waren in der preußischen Oberlausitz und Niederlausitz noch 372 Dörfer ganz überwiegend wendisch. Seit dieser Zeit sind viele wendische Ortschaften in der Gegend von Senftenberg, Drebkau, Spremberg, Cottbus und Lübbenau ganz oder zum größten Teil deutsch geworden, so daß man heute nur noch etwa 320 preußische Ortschaften als wendisch ansehen kann. Die 10 Städte, die im wendischen Sprachgebiet oder an der Grenze desselben liegen, sind jederzeit ganz oder fast ganz deutsch gewesen; nur Wittichenau mag mehr wendisch als deutsch sein.

Daß die Abmagerung der wendischen Sprachinsel jetzt rascher als je vor sich geht, ist den Leitern des wendischen Stammes wohl bekannt, wird aber von ihnen nur ungern zugestanden. Frei und offen liegen die Grenzen des Spracheilandes da. Die Industrie ruht durchweg in deutschen Händen; die Eisenbahnen, die das wendische Gebiet nach allen Richtungen durchschneiden, begünstigen ebenfalls die Ausbreitung der Deutschen. Der Unterricht in der Schule ist größtenteils deutsch, der Gottesdienst wendisch und deutsch. Durch die Schule, durch die allgemeine Wehrpflicht und den Umgang mit Deutschen haben sich die Wenden zum größern Teil eine solche Kenntnis der deutschen Sprache angeeignet, daß man das ganze Volk schon jetzt als ein zweisprachiges bezeichnen kann. Vom Standpunkte wendischer Patrioten aus betrachtet, mag der Rückgang des wendischen Volkes beklagenswert sein; wir Deutschen haben keine Veranlassung, den Germanisierungsprozeß, der durch kein Gewaltmittel beschleunigt wird, auf irgend welche Weise aufzuhalten. Die Wenden bleiben ja dieselben tüchtigen, königstreuen Leute, auch wenn sie die deutsche Sprache annehmen. Wir Deutsche müssen uns sogar lebhaft freuen, daß zu derselben Zeit, wo den Tschechen, Slowenen, Slowaken, Polen und Magyaren Hunderte von deutschen Ortschaften zufallen, ein slawisches Gebiet von 50—60 Geviertmeilen im Herzen Deutschlands für die deutsche Zunge gewonnen wird. Dr. Gh.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

☞ Hiezu ein **Prospektus** von **Ed. Hölzel in Wien.**

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 30. Stuttgart, 29. Juli 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Reisebilder aus dem Westen Nordamerika's. Von Friedrich J. Pajeken. S. 582. — 2. Haparanda. Reise-Erinnerungen. Von Josef Korensky. S. 584. — 3. Die Franzosen in Hinterindien. Von Emil Jung. (Schluß.) S. 590. — 4. Die Gräber von Sackrau in Schlesien. S. 593. — 5. Weihnachten in den Alpen. S. 595. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 596.

Reisebilder aus dem Westen Nordamerika's.

Von Friedrich J. Pajeken.

1. Eine Reise von New Fort Mc'Kinney nach Old Fort Mc'Kinney (Fort Reno).

Es war gegen Ende des Novembermonats. Das Thermometer zeigte 20° R. unter Null. Knirschend gruben sich in den hartgefrorenen Schnee die Räder der sog. Passagierpost, auf der ich eines Nachts die in den Bighorn Mountains nahe dem Cloud-Peak gelegene Befestigung New Fort Mc'Kinney verließ.

Ich sage „sogenannte" Passagierpost, denn, genau genommen, ist dieselbe nicht für Passagiere eingerichtet. Höchstens kann eine Person bei dem Kutscher Platz nehmen, was jedoch schon mit Schwierigkeiten verknüpft ist, wenn die Körperfülle des Rosselenkers oder des Reisenden eine normale Größe übersteigt.

Der Postwagen hat vier hohe, dünne, aber fest gearbeitete Räder. Vorn befindet sich der schmale Kutscherbock; dahinter eine kurze Platte, auf welcher die Briefsäcke festgeschnallt werden. Das Gefährt ist im Verhältnis zu seiner Größe ziemlich breit, damit es auf den zum Teil beinahe unpassierbaren Wegen nicht so leicht umgeworfen wird.

Der Kutscherbock besitzt neben dem unbequemen, geringen Raum noch eine unangenehme Zugabe. Der freie Sitz ohne Lehne ist mit einer etwa drei Zoll hoch befestigten, dünnen, eisernen Stange eingefaßt. Hat nun der Passagier neben dem Kutscher Platz genommen, so läßt sich nicht vermeiden, daß hauptsächlich der Reisende — denn der Rosselenker, mit der Sache bekannt, drängt möglichst nach der Mitte des Sitzes — fortwährend dieses Eisen unter sich fühlt. Bei andauernder Fahrt wird ihm dasselbe zu einer unerträglichen Folterqual.

Ich fragte einst einen Postverwalter nach dem Zweck dieser Einrichtung und da wurde mir eine Antwort zu teil, aus der man ersieht, wie praktisch die Amerikaner doch sind. Dieselbe lautete: „Die Wege in den Bergen sind sehr gefährlich. Gibt der Kutscher nicht genau Acht, kann die Post mitsamt den teuren Pferden zu Schaden kommen. Sitzt der Kutscher jedoch auf dieser Stange, dann schläft er nicht ein. Wird sein Gefühl wirklich mit der Zeit dagegen abgehärtet, dann wacht jedenfalls der Passagier neben ihm, denn der gewöhnt sich so leicht nicht an das Eisen. Er wird seiner selbst wegen schon dafür sorgen, daß kein Unglück vorkommt."

Diese „first class american stage line", unter welchem Namen sie allgemein in den Blättern angepriesen wird, hat die Briefschaften und kleineren Pakete zwischen Rock Creek, einer Station der Pacificbahn, und dem in Montana gelegenen Fort Cöster zu befördern. Ihr Weg führt bei allen Befestigungen gegen die Indianer vorbei, welche im Territorium Wyoming und weiter nördlich zerstreut im Lande umherliegen.

Beispielsweise erfordert eine Reise von New Fort Mc'Kinney bis Rock Creek drei Tage und drei Nächte einer ununterbrochenen Fahrt.

Bald lag der Außenposten der Befestigung hinter uns. Am Himmel jagten dunkle Wolken. Nur für Augenblicke streifte das Licht des Mondes die hügelige, schneebedeckte Gegend um uns her. Ein eisig kalter Wind wehte uns schneidend entgegen. Fluchend trieb neben mir der Kutscher seine Pferde an, welche schnaubend die oft steilen Anhöhen erklommen und in rasendem Galopp wieder bergab

liefen. Dabei wurde die Post auf dem unebenen Boden von einer Seite zur anderen geschleudert, so daß wir Mühe hatten, unsern Sitz zu behaupten.

„Fahrt Ihr schon lange?" fragte ich meinen Nebenmann nach einer Weile. Das Schweigen wurde mir auf die Dauer unangenehm.

„Yes, Sir! Lange genug, um den Verstand dabei zu verlieren", antwortete er ärgerlich.

„Dann kennt Ihr voraussichtlich den Weg genau?"

„No, Sir! Ueber die Hälfte der Strecke von hier bis Crazy Woman sah ich nie bei Tage; aber die Pferde kennen sie. Ich habe mir nur einige besonders gefährliche Punkte gemerkt, wo die Post gewöhnlich umschlägt. Bis jetzt ist es trotzdem noch immer gut abgelaufen", fuhr er fort, als ich betroffen schwieg. „Nur einmal brach ein Passagier den Arm. Der Kerl hatte aber selbst Schuld; warum schläft er, anstatt aufzupassen? Man muß sich bemühen, in gleicher Linie mit der Post zu fallen und nicht etwa vorher. Dann geht es allemal gut", fügte er hinzu. Wahrscheinlich wollte er mich durch diesen guten Rat für vorkommende Fälle vorbereiten.

Das waren nicht sehr trostreiche Aussichten für mich. Wenn der Mond hinter den Wolken verschwand, war es so dunkel, daß man keine fünf Schritte weit sehen konnte. Unbekümmert darum fuhr der Kutscher in gleichem Tempo weiter. Vor seinem „Get up!", von einigen Peitschenschlägen begleitet, hatten die Pferde einen ungemeinen Respekt. Beinahe ohne Unterbrechung galoppierten sie fort.

Von Minute zu Minute wirkte die Kälte empfindlicher. Obgleich ich in einen Büffelpelz eingehüllt war und mir Hals und Kopf mit einem wollenen Shawl umwickelt hatte, klapperten schon nach einer halben Stunde meine Zähne vor Frost und ein eisiger Schauder schüttelte meinen Körper.

„Ich glaube, wir laufen ein Stück", meinte mein Begleiter, indem er von der Post stieg.

Ich folgte seinem Beispiele, und etwa fünf Minuten trabten wir neben dem Gefährte her. Dann nahmen wir, außer Atem, aber gründlich erwärmt, unsern vorherigen Platz wieder ein, und von neuem gieng die Fahrt weiter.

Dieses Mal hatte ich den kleineren Teil des Sitzes erhalten, und bald machte sich das Eisen unter mir ganz bedeutend fühlbar. Um mich zu erholen, erhob ich mich von Zeit zu Zeit und verblieb dann eine Weile in schwebender Stellung. Lange war das jedoch nicht zu ertragen, meine Kniee wurden mir lahm und außerdem befand ich mich stets in Gefahr, vom Bock geschleudert zu werden.

Ich bemühte mich nun noch einmal, ein Gespräch mit meinem Nebenmanne anzuknüpfen, doch derselbe antwortete nur kurz mit „Yes" und „No, Sir". Er hatte sein Gesicht vollständig eingehüllt, was ihm am Sprechen hinderlich sein mochte.

So vergieng eine Stunde nach der andern. Wenn die grimmige Kälte durch die Kleider bis auf die Haut gedrungen war, liefen wir von neuem neben der Post her.

Emsig bemühte ich mich dann jedesmal beim Aufsteigen, die größere Hälfte des Sitzes zu erhalten, was mir auch bisweilen glücklich gelang.

Die Pferde hatten soeben wieder eine steile Anhöhe erklommen, und sausend gieng es jetzt bergab. Plötzlich neigte sich das Gefährt bedenklich nach einer Seite.

„Look out! Look out!" rief der Kutscher mir zu. Mit beiden Händen griff er in die Zügel und versuchte, die Gäule in ihrem jetzt rasenden Laufe aufzuhalten. Auf einmal erfolgte ein Stoß. Die Post schlug um. Mein Begleiter und ich rollten in den tiefen Schnee. Sofort standen die Pferde.

„Habe ich es nicht gedacht?" brummte der Kutscher, indem er sich langsam erhob. „Es ist gerade, als wenn die Tiere es bereits wissen, daß hier umgeworfen wird. Habt Ihr etwas gebrochen?" fügte er fürsorglich hinzu.

Ich sprang vom Boden auf und reckte meine Glieder. „Anscheinend ist alles heil geblieben."

„Seht Ihr, Sir! Ich habe es euch gesagt: man muß in einer Linie mit der Post fallen, dann geht es allemal gut. Ihr flogt herunter, als wäret Ihr an die Sache gewöhnt wie ich. Doch nun helft mir, daß wir den Wagen wieder hinaufbringen. Wenn ich einen Passagier fahre, habe ich diese Höllenarbeit doch nicht allein nötig zu thun."

„Aber wenn Ihr vorher wißt, daß dieser Punkt gefährlich ist, weshalb fahrt Ihr denn nicht vorsichtiger?!"

„Hilft nichts, Sir! Es bleibt sich doch gleich. Die Stelle dort oben ist nicht für Fuhrwerk eingerichtet."

Nach vieler Mühe gelang es uns, das Gefährt wieder auf die Höhe zu schaffen. Dann wurden die Postsäcke geholt und festgeschnallt, welche sich bei dem Sturze gelöst hatten.

„Es ist doch großartig, was die Postdirektion in solchen Fällen ihren Passagieren zumutet!" begann ich, als wir endlich weiter fuhren. Jetzt etwas langsamer, da sich in der Nähe abermals eine gefährliche Stelle befinden sollte.

„Ihr kommt noch gut davon", meinte der Rosselenker lachend. „Danket Eurem Schöpfer, daß nicht viel Schnee in den Bergen liegt, sonst müßtet Ihr arbeiten, wie ein Pferd. Sind die Wege stark verschneit, nehme ich stets zwei Schaufeln mit, eine für den Passagier, die andere für mich. Auf weite Strecken müssen wir uns dann oft einen Weg bahnen, wenn wir weiter wollen. Einmal weigerte sich ein Mann, mir behülflich zu sein. Ich arbeitete infolge dessen ebenfalls nicht, sondern wartete es ruhig ab, bis die Kälte dem Widerspenstigen seine Faulheit benahm. Nachher habe ich ihn sich gründlich quälen lassen! Er sollte doch merken, daß eine Fahrt mit der Post kein Vergnügen ist."

Um das einzusehen, hatte man wahrlich nicht nötig, zu arbeiten und Schnee zu schaufeln. Wir waren noch

keine vier Stunden unterwegs, und schon befand ich mich in einem Zustande, in welchem man wie ein Opferlamm alles geduldig über sich ergehen läßt.

Plötzlich standen die Pferde.

„Aha", sagte der Kutscher zufrieden und sprang behende vom Bock. „Seht Ihr, wie gut die Gäule den Weg kennen? Wollt Ihr nicht lieber auch absteigen? Hier kommt eine Stelle, bei der man sein Testament machen sollte, bevor man vorüberfährt."

Rasch verließ ich meinen Platz.

Der Rosselenker faßte das eine Pferd beim Kopf. „Besser ist es, Ihr verfügt Euch hinter die Post. Der Weg wird hier gleich etwas eng."

Schritt für Schritt gieng es weiter. Zu unserer Rechten türmte sich eine mächtige Felswand empor.

„Look out! Jetzt sind wir so weit!" rief der Kutscher, indem er die Pferde veranlaßte, stärker anzuziehen.

Da teilten sich am Himmel die Wolken. Der Mond schien hindurch und in seinem Lichte gewahrte ich zu unserer Linken einen gähnenden Abgrund von grauenerregender Tiefe. Der Weg hier oben war so schmal, daß er kaum Raum genug für das Gefährt bot. Die Hinterräder desselben rutschten auf dem eisigen glatten Boden bedenklich nach dem Rande hin.

„Get up!" schrie der Kutscher und schlug auf die Pferde. „Get up! Get up!" Keuchend zogen die Tiere schärfer an. Endlich erweiterte sich der Weg und erleichtert aufatmend, hielt mein Begleiter die schnaubenden Gäule an.

„Nicht wahr? Etwas gefährlich!" meinte er und trat zu mir heran. „Ich wette, wenn Ihr dort hinunter stürzt, haften, unten angekommen, Eure zweihundertunddreizehn Knochen nicht mehr alle fest aneinander. Das erstemal, vollständig unbekannt mit dem Wege, kam ich hier in voller Fahrt vorüber. Es war eine helle Mondnacht, auch lag kein Schnee. Aber ich sage Euch; meine Haare sträubten sich unter dem Hute, als ich von meinem Bock dort in die Tiefe schaute. In Gedanken lag ich bereits unten. Jesus Christ and General Jackson! Ich merkte mir von da ab diese Stelle genau. Soll etwas stürzen, so mag es die Post mit den Pferden thun; ich bleibe hier oben."

„Jetzt steigt nur wieder auf!" fuhr er geschäftig fort, indem er mich von dem schwindelnden Abgrund hinwegzog. „Nun haben wir zwei Stunden Ruhe. Ich benutze diese Zeit gewöhnlich, um etwas zu schlafen. Ihr seid währenddem wohl so freundlich und nehmt Zügel und Peitsche", sprach er weiter, als wir Platz genommen hatten, und reichte mir ohne weiteres beide Teile. „Es ist besser, die Tiere wissen, daß jemand hinter ihnen sitzt, sonst möchte es doch noch ein Unglück geben."

Da saß ich nun, zitternd vor Frost, stumm vor Erstaunen, zum Kutscher der first class american stage line avanciert. Eine Weigerung hätte mir doch nichts geholfen, das sah ich ein. „Aber ich kenne den Weg ja nicht", erlaubte ich mir schüchtern zu bemerken.

„Ich auch nicht", brummte mein Begleiter, welcher sich in seinen Mantel gehüllt und ein Tuch um den Kopf gewickelt hatte.

Bald darauf zeigten mir die langen Atemzüge und ein leises Schnarchen meines Nebenmannes, daß er eingeschlafen war. In mein Schicksal hatte ich mich schon längst ergeben. Darum nahm ich auch meine jetzige Lage mehr oder weniger geduldig auf mich. Meine Pferde trabten flott bergauf und bergab. Bisweilen ließ ich sie verschnaufen, doch dann gedachte ich wieder der warnenden Worte meines Begleiters, und kräftig gebrauchte ich von Zeit zu Zeit die Peitsche, um den Tieren zu zeigen, daß jemand hinter ihnen saß.

So vergieng abermals eine geraume Weile. Wie lange sie dauerte, weiß ich nicht. Meine Arme erschienen mir abgestorben. Mein Körper war wie Eis. Die Schmerzen, welche ich durch den Druck der eisernen Stange zu erdulden hatte, machten mich zuletzt unempfindlich gegen alles um mich her. Ich hörte auf zu denken.

Schnaubend erklommen jetzt die Pferde eine Anhöhe; dann standen sie mit einem Ruck still, wodurch mein Begleiter und ich von unseren Sitzen nach vorn gegen das Schutzblech des Bockes rutschten.

Mein Nebenmann rieb sich die Augen und schaute umher. „By Jove! Sind wir schon hier?" sagte er verwundert, indem er mir Peitsche und Zügel abnahm. „Es ist jammerschade, daß Ihr nicht Kutscher der Post geworden seid, denn Ihr fahrt vortrefflich!"

Vor uns bemerkte ich ein Licht, und schweigend deutete ich darauf hin.

„Das ist Crazy Woman, unsere Station!" fuhr der Rosselenker fort. „Freut Euch jedoch nicht zu früh. So etwas täuscht. Wir haben wenigstens noch eine Stunde Weges, bis wir dorthin kommen."

„Warum fahrt Ihr nicht weiter?" fragte ich, als er noch immer keine Anstalten machte, die Reise fortzusetzen.

„Noch einen Augenblick Geduld, Sir! Gleich beginnt eine Höllenfahrt, dafür gebrauchen die Pferde ihre vollen Lungen und die ganze Kraft ihrer Beine."

„Dann steige ich ab!" rief ich in der Erinnerung an die vorher passierte gefährliche Stelle. Ich schickte mich an, vom Bock zu klettern.

Der Kutscher jedoch hielt mich am Arme fest. „Seid kein Narr!" lachte er. „Eine halbe Stunde müßtet Ihr laufen, um die Post wieder einzuholen. Haltet Euch nur ordentlich fest. Umschlagen wird das Gefährte so leicht nicht. Ihr könnt nur von demselben herabgeschleudert werden; weiter nichts."

Die Gäule fingen an, unruhig mit den Vorderhufen zu scharren.

„Stemmt Eure Füße nur gegen das Schutzblech und

klammert Euch mit den Händen an das Eisen, auf dem Ihr sitzt", sprach mein Nebenmann weiter. „Seid Ihr bereit?"

„Yes, Sir!" stammelte ich in banger Erwartung des mir Bevorstehenden.

„All right! — Get up!"

Die Pferde zogen an.

Und nun begann eine Fahrt, an die ich heute noch mit Grauen zurückdenke. Steil gieng es bergab. Die Tiere rasten in vollem Carriere. Das Gefährt taumelte von einer Seite zur andern. Es erforderte meine ganze Kraft, um mich zu halten.

„Get up! Get up!" schrie der Kutscher, immer von neuem die Pferde zur Eile antreibend. Obgleich die Fahrt nur etwa zehn Minuten andauern mochte, erschien die Zeit mir doch wie eine Ewigkeit. Laut keuchend hielten endlich die Gäule an.

„War das nicht ein Genuß?" meinte mein Begleiter atemlos. Ohne eine Antwort abzuwarten, sprach er weiter: „Seht, Sir! Nachts geht es schon, da sieht man nicht, wohin man fährt, aber bei Tage" — er schüttelte sich — „da kommt es einem vor, als sei diese Stelle ebenso gefahrvoll, wie der schmale Weg dort oben bei der Schlucht. Man gewöhnt sich jedoch mit der Zeit daran. Wenn die Pferde nur nicht stürzen, geht es hier allemal gut. Meinen Vorgänger traf allerdings das Unglück. Einer seiner Gäule fiel und brach das Genick. Er auch. Das andere Tier, welches ebenfalls von der darauf stürzenden Post bergab gerissen wurde, hatte nur drei Beine gebrochen."

(Schluß folgt.)

Haparanda.

Eine Reise-Erinnerung.

Von Josef Korensky.

Recht sonderbar kam mir das Wort Haparanda vor, als ich noch auf der Schulbank saß und gar keine Ahnung davon hatte, daß ich je die Stadt, deren Namen ich als folgsamer Schüler voll Verwunderung aussprach, mit eigenen Augen schauen werde.

Auch meine Schulkameraden fanden diese Benennung recht kurios, und wir lachten alle hell auf, als einer das absonderliche Haparanda in Harapanda verdrehte, welches dann auf lange Zeit uns als ein heiterer Schulwitz galt.

So war es vor 25 Jahren.

Nach 25 Jahren geriet ich selbst nach Haparanda und kam da auch hinter die Bedeutung dieses sonderbaren Namens.

Vielleicht kommt auch vielen anderen der Name Haparanda wunderlich vor, und auch diese möchten wohl gern seinen Ursprung kennen lernen. Wußten ja geborene Schweden, die der finnischen Sprache nicht kundig waren, auf diese Frage keinen Bescheid, und so erfuhr ich, wie dieses Wort zu deuten und zu erklären sei, erst im Lande der Finnen selbst.

Der Name Haparanda ist eine Zusammensetzung aus dem finnischen haapa (Espe) und dem germanischen rand (Strand), welches letztere auch andere Völker des finnischen Sprachstammes sich zugeeignet haben. Es kommt da bald vor als ranta (im Wotjäkischen und Finnischen), bald wieder als randa (im Livonischen), riddo (in der Sprache der Lappen), rand (bei den Esthländern und Wepsen) und hat dieselbe Bedeutung wie das Russische bereg (Bereg = Ufer), welches auch die Mordvinen in ihre Sprache aufgenommen haben (beräk, berok, auch wotjäkisch bereg).

Die finnischen Urvölker kannten, da sie als ein Glied des mächtigen ural-altaiischen Stammes nur Binnenland bewohnten, das Meer nicht. Erst als sie aus ihrem ursprünglichen Vaterlande gegen Westen hinter den Ural auszogen und von dem germanischen Stamme nach Norden zum Baltischen Meere verdrängt wurden, lernten sie das Meer kennen und entlehnten die nötigen Benennungen aus den Sprachen ihrer Nachbarn. Auch das esthonische meri, das livonische mer, das lappische maer, maerra, sind aus fremden, vielleicht asiatischen, aber viel eher aus der slawischen Sprache, aus dem lithauischen mares oder dem russischen more (More = Meer) entlehnt, welches letztere auch die Mordvinen sich aneigneten.

Flüsse und Seen, an denen es im Ursitze der finnischen Rasse wahrlich nicht fehlt, haben wohl auch Ufer; aber für Fluß- und See-Ufer haben die finnischen Völker andere Bezeichnungen: Die Finnen nennen sie kalta oder kallas, die Estonen kallas, die Livonen kuolta, die Lappen kadde. Die Erscheinungen am Meeresufer machten auf die neuen Ankömmlinge einen viel mächtigeren Eindruck, als der stille Lauf der ural-altaiischen Flüsse, und so wählten sie zur Bezeichnung des Meeresufers auch einen anderen Namen.

Dem Ursprunge des Wortes nach sollte man also eigentlich Haaparanda oder Haaparanta schreiben, gerade so, wie wir es auf Landkarten, die in finnischer Sprache erschienen sind, finden.

Weil aber dieses Wort einen mit Espen bewachsenen „Strand" bedeutet, werden wir uns auf unserer nordischen Reise nach Espen umsehen. Nun, deren gibt es hier in Hülle und Fülle. Die Espe wird da in Liedern besungen; auch die holde Aino warf das Hemd hin auf die Waide, auf die Espen ihre Kleidung. So heißt es auch in der Kalevala, einem alten finnischen Heldengedicht:

„Heitti paitansa pajulle
Hamehensa haapaselle."

R. 4 vv. 309—310.

Nach Haparanda verkehren von Stockholm aus regelmäßig Dampfer, gewöhnlich einer in der Woche, welche bei größeren Ortschaften am schwedischen Ufer Haltestellen haben. Die Fahrordnung wird jedes Jahr mittelst des

„Reseturer emellan Stockholm och Haparanda för Angfartygen“, eines besonderen Anzeigers, publiziert.

Diese Fahrten werden blos während der wärmeren Jahreszeit unternommen. Zu Ende Oktober kehrt das letzte Schiff von Norden gegen Süden nach Stockholm zurück, und der Verkehr im Bottnischen Meerbusen wird auf längere Zeit eingestellt. Erst mit dem neuerwachten warmen Frühlinge, nachdem das Eis geschmolzen, welches alle seichten Stellen am nördlichen Ufer des Baltes im Winter bedeckt, wird er wieder aufgenommen.

Der ganze Balt fror das letztemal im Jahr 1709 zu, der Sund und der Balt pflegen häufiger einzufrieren; durch das Einfrieren der seichten Stellen an den Ufern wird aber besonders die Fahrt auf der eisfreien See erschwert, wie es z. B. häufig in der Bay von Göteborg (am westlichen Ufer von Süd-Schweden) vorkommt. Deshalb verwendet man dort stattliche eiserne Schiffe, welche mit großer Kraft die Eisdecke durchbrechen und so den Handelsfahrzeugen die Bahn auf dem Meere brechen. Ein solches Schiff heißt: Isbrytaren (Eisbrecher).

Die Inseln im Innern des Baltes sind seltener vom Eise umschlossen, aber vor einigen Jahren fror das Meer auch rings um Gotland, der größten schwedischen Insel, zu, so daß sie durch sechs Wochen lang vom Festlande und von der übrigen Welt ganz abgeschlossen war. Während dieser Zeit brachte der eingefrorenen Insel nur der Meereskabel Nachrichten zu. Es war daher ein feierlicher Tag, als der erste Postdampfer wieder an das Ufer Gotlands stieß. Manche erhielten dazumal 50 Briefe und noch mehr Zeitungen auf einmal, hatten einige Tage lang zu lesen und lasen Nachrichten, die schon zwei Monate alt waren.

Da wir eine weite Nordreise bis zum Polarkreise vor uns hatten, benützten wir anfangs statt der langwierigen Fahrt per Schiff lieber die Eisenbahn. Die südlichen Gegenden Schwedens durchkreuzt ein dichtes Eisenbahnnetz, da es hier die meisten Bewohner, vorzüglichen Boden und alle Bedingungen eines nationalökonomischen Aufschwunges gibt. In Sundsvall, einer Hafenstadt mit 9000 Einwohnern, endet die Bahn, welche dem schwedischen Ufer entlang geht.

In Malmö, am $55\frac{1}{2}^0$ n. Br. beginnend, zieht sich diese Bahn bis Sundsvall (am $62\frac{1}{2}^0$ n. Br.) durch sieben Breitengrade gegen Norden.

In kurzer Zeit wird die Bahn bis nach Sollftea ausgebaut sein, einer unbedeutenden Ortschaft mit 300 Einwohnern an dem mächtigen Angermanland-Flusse. Diese Ansiedelung wird dann der am weitesten im Norden Schwedens gelegene Ort sein, den man mittelst der Bahn erreichen kann.

Von Sundsvall aus geht eine Zweigbahn nach Westen quer über die skandinavische Halbinsel nach Throndhjem (Drontheim) unter dem 64.° n. Br. So ist der Balt mit den Gewässern des Atlantischen Ozeans verbunden, auf welche Art es ermöglicht wurde, den Waldreichtum des schwedischen Binnenlandes auf das vorteilhafteste auszunutzen.

Hier sei auch bemerkt, daß Vorsorge getroffen ist, da eine Bahnverbindung bis über den Polarkreis hinaus herzustellen, damit das vorzügliche Eisenerz (Magneteisenstein) von Gellivara in den lappischen Marken nach Lulea unter dem 66.° n. Br. im Bottnischen Meerbusen befördert werden könnte.

Wer von Sundsvall nach Norden reisen will, muß den Weg in vorzüglich eingerichteten Dampfern zurücklegen. Auf diesen findest Du allen Komfort; alles ist da blank und rein, reiche Mahlzeiten mit feinen schmackhaften Speisen werden geschmackvoll arrangiert, von den besten Firmen bezogene Pianos stehen da zur Verfügung und lustig erschallen die auf ihnen vorgetragenen Weisen auf dem Meere. Die ganze Reisegesellschaft lebt da auf vertraulichem Fuße, wie Glieder einer Familie, und das ganze Schiff gleicht einem schwimmenden Hotel. Das Fahrzeug mag landen, wo es will, überall strömen Gäste herbei, um dem Schiffe einen Besuch abzustatten und im Speisesaale einen Imbiß zu nehmen oder sich an Speisen und Getränken zu delektieren, ehe das Schiff absegelt.

Nun aber im Winter, wenn die Schifffahrt aufhört, wie kommt man da nordwärts weiter? Auch im Winter ist um eine gute Verbindung vorgesorgt, und zwar mittelst leichter, von flinken Pferden gezogener Schlitten, in welchen die Reisenden über das eingefrorene Meer schnell weiter befördert werden. Auf diese Weise kann man auf der skandinavischen Halbinsel auch überall auf dem Festlande auf überaus gut hergerichteten Straßen reisen. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß man den weiten Norden Europa's nur zu Wasser erreichen kann. Auch jenseit des Polarkreises gibt es hie und da sehr gute Straßen, und die Fahrt in einer Kariole oder einem Skyds kostet ein Spottgeld.

Was nennt man einen Skyds? Skyds oder Skjuds (sprich beides Schüs) ist gewissermaßen eine Postbeförderung für eine bestimmte Taxe und Strecke. Ohne den Skyds kämen wir in den norwegischen Gebirgsgegenden, sowie in den ausgebreiteten schwedischen Niederungen wahrlich nicht weit; aber mittelst dieser Gelegenheit kannst Du mit Lust die weiten Gefilde Skandinaviens der Kreuz und Quer durchstreifen und die anmutigsten Naturerscheinungen genießen.

Es ist eine Passion, wenn man das erstemal den zweiräderigen Wagen besteigt, um selbst das schnelle und gutgenährte Pferd zu lenken. Das Roß ist zwar nicht groß, aber sehr ausdauernd im Laufe und dabei sehr klug. Seinen Weg kennt es schon auswendig. Ohne angetrieben zu werden, trabt es dahin, biegt selbst zum Brunnen oder zu einer Quelle ein, wo es vielleicht schon hundertmal während der heißen Jahreszeit seinen Durst löschte. Gerne gönnen wir ihm diese Freiheit und steigen selbst von dem

Wagen, um ihn zu erleichtern, wenn unser kugelrunder Fuchs keuchend die steile Bergbahn hinaufsteigt. Skydgut, so heißt der Begleiter des Wagens (gar oft blos ein Knabe), der manchmal mitfährt, ist vielleicht der Besitzer des kleinen Pferdes selbst und liebt zarte Gemüter. Nimmt er doch nicht einmal eine Peitsche mit und bricht höchstens eine Rute ab oder reicht sie dem Fahrgaste, damit er das Pferd selbst von Zeit zu Zeit antreibe. Es genügt, die Rute in der Luft zu schwingen, um das Pferd anzueifern zu schnellerem Laufe, und bald biegen wir in den Hof der nächsten Station ein. Das Pferd biegt selbst von der Straße ab und übergibt sich selbst, den Wagen und den Reisenden in die Hände des neuen Eigentümers Dieser, da er sieht, daß der frühere Stationsholder (Stationshalter) uns und unserem Menschengefühle Vertrauen schenkte, übergibt uns einen frischen Schimmel zum eigenen Lenken, und so können wir meinetwegen vom frühen Morgen bis spät in den Abend ganz mutterseelenallein fahren. Dem skandinavischen Pferde geht es in seinem Vaterlande, die Fahrten ausgenommen, recht wohl Hat es diese oder jene Tour zurückgelegt, so waidet es gemeinschaftlich mit den übrigen Pferden frank und frei am Waldeshügel Tag und Nacht. Freilich ist es möglich, daß es bald wieder an die Reihe kommt, wenn neue Passagiere sich einfinden; aber es ist auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es sich einige Tage lang auf der saftigen Wiese gütlich thut. Der grüne Rasen ist sein tägliches Brot, welches es selbst dann beißt, wenn wir es auf der Straße rasten lassen. Sorglos knuppert es das Gras ab und wartet gern, wenn wir unserem Drange, die hiesige Flora kennen zu lernen, folgend, unterwegs botanisieren oder wenn wir den Wagen verlassen, um uns die oder jene Bergpartie in unserem Reisebuche mit Pinsel oder Blei zu skizzieren.

Glücklich fühlten wir uns in diesem nordischen Lande und jetzt noch erinnern wir uns mit Wohlgefallen, wie wir an tiefen Felsenschluchten anhielten, dem Brausen mächtiger Stromschnellen lauschten oder Wasserfälle bewunderten, in denen das Wasser von schwindelnder Höhe herabstürzt. Eine andere Art, hier im Norden zu reisen, ist die Fahrt auf elastischen Booten, welche von den wilden Schnellen des Flusses fortgerissen werden und pfeilgeschwind ihrem Reiseziele zueilen. Bald also eilen wir mit dem Dampfrosse von dannen, bald vertrauen wir uns mächtigen Schiffen an oder lenken selbst das dem zweirädrigen Karren vorgespannte Pferd, oder reisen zu Pferd oder zu Fuß, oder winden uns auf Booten durch Wasserwirbel, wobei es uns, da wir nebenbei das Getöse der Schnellen und Wasserfälle vernehmen, oft angst und bange wird.

Es war am 1. August früh, als das Schiff „Luleå" in den von Haparanda etwa 10 Km. entfernten Hafen einbog. Kleinere Dampfer laufen in die Stadt selbst ein, welche am rechten Ufer des Torne-Flusses sich ausbreitet; größere Schiffe ankern in dem Hafen von Salmi.

Salmi, ein finnisches Wort, bedeutet so viel als Bucht, Bay, Sund. Die Lappen nennen einen Hafen toabbme.

Am Landungsplatze waren Hunderte von Fässern mit Theer aufgestellt, die da ihrer Erlösung harrten. Auch unser Riese „Luleå" wird ihrer eine große Menge in sein Inneres aufnehmen und sie auf seiner Rückfahrt in südlichere Gegenden, wahrscheinlich nach Stockholm, bringen, woher wieder deutsche und holländische Schiffe sie in ihr Vaterland befördern werden. Der Theer ist nämlich außer Holz und Lachsen der Haupterportartikel an den Ufern des Bottnischen Meerbusens.

Von den wenigen Passagieren, welche der „Luleå" nach Norden mitbrachte, blieben unser blos acht. Einige waren Handelsleute, Touristen waren blos wir zwei. Unser Reisegepäck war bald beisammen und wir machten uns auf die Fahrt in die Stadt selbst bereit.

Das Dampfboot, welches zwischen dem Hafen und der Stadt verkehrt, fuhr uns vor der Nase weg und wir brummten etwas in den Bart, was dem Worte Grobian nicht unähnlich sein dürfte.

Es blieb nichts anderes übrig, als mittelst Telephon einen Wagen aus der Stadt zu bestellen, der sich auch bald einfand und uns bald in das gelobte Haparanda brachte. Ein stiller Regen rieselte nieder, und der trübe Himmel ließ ein anhaltendes schlechtes Wetter erwarten.

Die Ufer neigen sich sanft dem Meere zu, so daß die Schiffe der Sandbänke wegen ebenso auf der schwedischen, wie auf der finnischen Seite schwer landen können; die einstigen Häfen aber sind im Verlaufe eines halben Jahrhunderts von tieferen Meeresstellen so weit zurückgewichen, daß sie verlassen und neue angelegt werden mußten. Andere sind gänzlich entwässert, und wo früher Meer war, ist jetzt festes Land. Diese Erscheinung ist den scharfsinnigen Linné und Celsius nicht entgangen und sie sprachen schon im Jahre 1730 auf Grund eigener und fremder Beobachtungen die Vermutung aus, daß der Spiegel des Baltischen Meeres sich senkt oder, besser gesagt, daß das Festland sich hebe. Die jetzige Geologie stellt nun streng die Stellen fest, wo der Kontinent sich ins Meer senkt oder aus ihm hebt.

Schon weit vom Meere aus war auf einem Hügel die Kirche zu sehen, in welcher sich die Bewohner von Haparanda an Sonn- und Feiertagen zum Gottesdienste versammeln. Der Kirche gegenüber erhebt sich jenseit des Flusses das Kirchlein der Ortschaft Torneå, des nördlichsten finnischen Städtchens! Unwillkürlich gedachten wir der Zeit, zu welcher bei der dortigen Kirche der berühmte Maupertius mit seinen Genossen die Breitengrade der Erdkugel auszumessen begann.

Nach einer einstündigen Fahrt eröffnete sich auf einer kleinen Anhöhe unsern Augen der Anblick von Haparanda, und in einigen Augenblicken werden wir Gastfreundschaft genießen in der nördlichsten Stadt Schwedens.

Wir gaben unserm Kutscher den Auftrag, uns ins

Hotel zu bringen, und machten uns dann auf den Weg, uns das Städtchen anzusehen und seine Schulen zu besuchen.

Wir sehen uns auf dem Marktplatze um. Der Haparander Ring ist ein großes, mit netten Häuschen eingesäumtes Viereck. Höhere als einstöckige Häuser gibt es hier nicht. Alle sind von Holz und rötlich, rot, gelb oder grau getüncht, was ihnen ein allerliebstes Aussehen verleiht. Die Dächer sind mit leichten Brettchen beschlagen. Bei keinem fehlt eine Leiter. In Schweden wüten nämlich gar oft große Feuersbrünste, weshalb die Ortsbewohner, um sich vor dem verheerenden Elemente zu schützen, alle möglichen Vorkehrungen treffen. Auch in Haparanda befindet sich die Allarmglocke mitten auf dem Ringplatze. Die Annalen der schwedischen Städte und Flecken enthalten manche traurige Aufzeichnung über das Wüten von Feuersbrünsten, denen schon so manche Ortschaft gänzlich zum Opfer fiel.

Gegen den Ring zu führen kreuzweise breite Straßen, aber nur selten erblickst Du jemanden des Weges kommen.

Außer den Wegen ist der ganze Ringplatz mit grünem Rasen bewachsen. Aus ihm ragen dünne Birken hervor, in deren Kronen Elstern hin und her hüpfen, quer über die Straßen fliegen, auf den Dächern krächzen und alles, was sich ihren Schnäbeln unter den Fenstern und in den kleinen Gärtchen zum Verzehren bietet, aufklauben.

Aber traurig ist der Anblick eines Gartens da im Norden. Die Blüte des Apfelbaumes entwickelt sich dort gar nicht. Obstbäume tragen dort keine Früchte. Am häufigsten begegnet dort das Auge noch den roten Beeren des Vogelbeerbaumes, und die Birken säuseln wie in einem Haine. Die Beete sind anstatt mit Blumen mit Erdäpfeln bepflanzt und um aufgestellte Stangen winden sich Erbsen und Hopfen. Liegt doch Haparanda nahe am Polarkreise am 65.° 51′ n. Br., und ist um 1° 18′ n. Br. nördlicher als Archangelsk und in derselben Breite wie die nördlichst gelegenen Gegenden Islands, wo schon alle Vegetation aufhört. Die nördlichen Gegenden Schwedens und Norwegens erfreuen sich eines milderen Klima's als alle übrigen Länder desselben Breitengrades. In Schweden wachsen am Polarkreise noch Nadelhölzer, Birken und Espen; Gerste und Roggen tragen reichliche Körner; in Norwegen, weit hinter dem Polarkreise, am 70.° n. Br., am Ufer des Tone-Flusses, blüht noch der Elsebaum, der da eine Höhe von von vier Metern erreicht und von bitteren Früchten strotzt, und unweit davon in Altenfjord unterhalb Hammerfest, der allernördlichsten Stadt der Weltkugel, 70° 40′, reifen noch die Früchte des Vogelbeerbaumes, doch gibt auch die Gerste, die im Mai gesäet wird, Mitte Juli blüht und zu Ende August oder zu Beginn September eingeheimst wird, noch ein zehnfaches Erträgnis. Dort in Altenfjord gedeihen noch Erdäpfel, in Wardö (70° 22′ n. Br.) wird Rübe und im Warangerfjord Möhre mit Nutzen angebaut.

Der Grund dieser klimatologischen Erscheinungen ist im Meere und in der Insolation während der Sommerzeit zu suchen, wo der Tag der Nacht nicht weicht, wo die Sonne tagelang nicht untergeht. Auch wenn die Geisterstunde ertönt, schwebt die Sonnenkugel über den ruhigen Schläfern. Jawohl die Mitternachtssonne „Midnattsolen", belebt auch das stille Städtchen Haparanda, und in seinen Straßen kannst Du die verschiedensten Sprachen vernehmen, wenn die Pilger aus aller Herren Ländern herbeiströmen, um mit eigenen Augen die seltene kosmische Erscheinung, eine Mitternachtssonne, von dem Berge Awasaxa zu bewundern. Sie kommen an im Juni, zwischen dem 21—25. und treten die weitere Reise zu dem besagten Berge an, der in einer Entfernung von etwa 78 Km. hart an dem Polarkreise und auf finnischem Boden sich erhebt.

Am 21. Juni geht die Sonne in Haparanda um 11 Uhr 37 Min. unter und geht schon um 12 Uhr 1 Min. wieder auf. Nur auf eine Weile neigt sie sich unter den Horizont, aber die Abendröte lodert blutrot am Himmel und verschmilzt im Nu mit dem schimmernden Scheine, den Eos dem neuen Morgen vorausschickt, und zaubert ein gelbliches oder rötliches warmes Licht hervor. Die ganze Gegend erscheint purpurrot und macht den Eindruck einer feenhaften Erscheinung aus der Sage. Und der Himmel flammt rot, wie der Widerschein einer Feuersbrunst, die blutrote Aurora färbt sich violett und übergeht in verschiedene Töne, denn zwischen dem Sonnenuntergange und dem Sonnenaufgange stellt sich eine milde Kühle ein, zahlreiche Dünste schweben über der Gegend, die dunstgeschwängerte Atmosphäre bricht die Lichtstrahlen und zerlegt sie in Regenbogenfarben.

Am Polarkreise kannst Du die Sonne beobachten, wie sie 10 Minuten vor Mitternacht untergeht und in derselben Zeit nach Mitternacht wieder aufgeht. Willst Du nicht weiter nach Norden gehen, steige etwa 100 m. höher und Du wirst die Sonne so erblicken, als wenn Du Dich einige Kilometer nördlicher befinden würdest. Deshalb besteigen die Touristen den 213 m. höheren Awasaxa-Berg, um in den Tagen vom 22.—23. Juni den Anblick der Sonnenscheibe durch drei Tage lang ununterbrochen genießen zu können. Auch am Lule-Flusse (unter dem 66.° n. Br.) wurde uns der „Klusaaberget", eine längliche Koppe mit gelichtetem Walde und felsigem Rücken, gezeigt, von welcher die Mitternachtssonne auch beobachtet werden kann.

Weiter jenseit des Polarkreises bleibt die Sonne durch einige Tage, ja wochenlang am Horizonte, wie z. B. am 70.° n. Br. durch 64 Tage lang, am 75.° durch 103 Tage, am 80.° durch 134 Tage, am 85.° durch 161 Tage, am 90.° durch 186 Tage.

Obwohl Haparanda nur wenig über 1000 Seelen zählt, ist es doch mit einer Telegraphenstation versehen, der letzten im schwedischen Norden. Auch an einer Telephon-

Verbindung zwischen dem Hafen Salmi und der Stadt fehlt es nicht. Die Briefkästen sind in den Gassen angebracht, trotzdem Haparanda nur ein kleines Städtchen ist.

Auch die Ortsapotheke ist musterhaft eingerichtet, und in der Bank von Haparanda kann man inländisches Geld gegen ausländisches umwechseln. Nur was die Hotels anbelangt, gibt es in Haparanda keine Auswahl. „Bringen Sie uns in das beste Hotel", befahl ich dem Kutscher, der uns vom Hafen in die Stadt brachte. Aber wie lachte ich und mein Gefährte, als wir zur Antwort bekamen: „Bitte, hier gibt es nur eins!" Aber auch mit diesem einzigen waren wir ganz zufrieden. Hier entgieng uns auch nicht, daß die Bürger in Haparanda, wenn sie nach Feierabend das Bett aufsuchen, doppelte Vorhänge herablassen, um die Tageshelle der Sommernächte in Nacht zu verwandeln. Daß während dieser ganzen Zeit „Abends und bei Nacht" weder Laternen, noch Lampen oder Lichter in Verwendung kommen, ist selbstverständlich.

In Haparanda treffen immer einige Reisende ein, und im Hotel nehmen an der gemeinsamen Tafel oft mehrere Gäste teil. Während unseres Besuches waren ihrer im ganzen zehn, aber nur in den Adern uns zweier rollte blaues Touristenblut, den übrigen — es waren Handelsagenten — war das Reisen Berufssache. Sobald die Mitternachtssonne aufhört, verirrt sich nach Haparanda keine Touristenseele. Im Hotel lernten wir zum erstenmal den braunen Kaviar kennen. Die Meermaräne (Coregonus lavaretus, schwedisch „Sik"), ein lachsartiger Fisch, wird dort im Torneelf bei Kukolafors (Stomschnellen nördlich von Haparanda) in so großer Menge erbeutet, daß ihrer in den kleinen Netzen der Fischer in einem Tage bis 5000 hängen bleiben. Von diesen Fischen rührt der braune Kaviar her. Der „Sik" ist zwar nicht schmackhafter als der Lachs, trotzdem werden aber beide gepriesen durch diesen schwedischen Vers:

Umeaa lax och Kumo sik
Fins ej gerna i verlden lik.
Umeå-Lachs und Kumea-Sik
so leicht in der Welt findest Du nicht.

In Schweden fischt jedermann gern selbst in den kleinsten Gewässern. Welch ein Wunder also, daß der Haparander Buchhändler neben geistiger Kost auch Angeln, Netze, Fischruten und andere für Fischer unentbehrliche Utensilien am Lager hat. Ein Buchhändler im schwedischen „Norrlande" wäre überhaupt kein ordentlicher Buchhändler, wenn er keine Angeln feil hätte.

Die Aufschrift „Kirjakauppa", d. h. Buchhandlung, erinnert daran, daß in Haparanda zwei Nationalitäten, die schwedische mit der finnischen, also der indoeuropäische Stamm mit dem ural-altaiischen, sich berühren.

Die ehrsamen Bürger in Haparanda sind vermögende Leute. Nicht jede Stadt von solcher Größe oder, besser gesagt, von solcher Kleinigkeit kann sich mit einer eigenen Zeitung ausweisen. Das „Haparandabladet" ist sehr billig. Bei einem Pränumerationspreise von 4 Kronen kann es freilich nicht täglich erscheinen.

Haparanda ist der Mittelpunkt des Handels im schwedischen Norrlande. Einst war es die gegenüberliegende Stadt Torneå, welche ihren Vorrang einbüßte, als Finnland im Jahre 1809 von Schweden abfiel und bis zu den Flüssen Torne und Muonio in den lappischen Marken Rußland unterthänig wurde. Erst nachher, im Jahre 1812, wurde das jetzige Haparanda gegründet und hieß anfangs Karl Johansstad.

In Haparanda leben bis jetzt neben den eingebornen Schweden viele Finnen, deren Geschäftshäuser und Magazine am Ufer des Torneelf sich befinden.

Haparanda, das von Stockholm, der Hauptstadt des Königreichs Schweden, 1250 Km. entfernt ist, versendet gegen Süden Holz (Bretter und Planken), Theer, Lachse, Butter u. dgl. und empfängt wiederum Getreide, Mehl, Salz, Flachs, Kolonialwaren u. s. w.

Wir mögen im schwedischen Norrlande wo immer landen, überall finden wir Hunderte von mit Theer (Tjära) gefüllten Fässern, die im Hafen ihrer Weiterbeförderung harren.

Zur Theererzeugung werden dort hauptsächlich harzhaltige Baumstümpfe und Wurzeln von gefällten Föhren (Pinus sylvestris und Pinus Friesii) verwendet, welche in jenen Gegenden vortrefflich gedeihen.

Da ist überhaupt keine Spur von elenden niedrigen Waldständen zu finden; im Gegenteile begegnet man auf den Wegen gegen den Polarkreis nur gesunden schlanken Tannen. In den Wäldern, die wir oft ganze Stunden lang durchwandern, liegen Tausende Stämme hingestreckt, die auf dem sumpfigen Boden verwesen. Nur die gesundesten Stämme werden im Winter zum nächsten Flusse gebracht und im Frühjahre dem Meere zugeschwemmt.

Stämme, die halbwegs leidend sind, werden angehauen und ihrem Schicksale überlassen. Der nächste Orkan beugt sie zur Erde, worauf sie dann schnell durch Zersetzung zerstört werden.

Der Holztheer wird im Norden auf diese Art bereitet: Ueber eine etwa $1\frac{1}{2}$ m. breite Grube werden schief gegen den Mittelpunkt Pfosten gelegt, die mit Birkenrinde und einer Schichte Lehm so verdickt werden, daß das Ganze einer mäßigen, einige Meter im Durchmesser, messenden Kesselvertiefung gleicht. Auf dem so gewonnenen Boden werden Holzscheite und Stockholz aufgeschichtet, welche dann, wie bei Köhlermeilern, mit Lehm verkleidet werden. Durch das Anzünden des Scheiterhaufens entquillt aus dem harzigen Holze schwarzer Theer und fließt herab in die Grube. Die Theermeiler werden am besten an Abhängen und abschüssigem Waldgrunde angelegt.

Die mit Theer gefüllten Fässer werden aus dem Innern des Landes auf Schiffen befördert. Der Schiffer, der die Theerfässer dem Hafenplatze zuschwemmt, fürchtet selbst die wildeste Strömung nicht und stürzt sich gewandt

mit seinem langen und elastischen, mit etwa 10 Fässern beladenen Schiffe in die schäumenden Wellen. Früher wurde ein Faß Theer um 8 Kronen (etwa 10 Mark) verkauft, jetzt bekommt der norrländische Bauer 15 Kronen dafür.

An Lachsen herrscht im Norrland großer Reichtum. In manchen Flüssen wurden dort z. B. während eines einzigen Tages so viel Lachse gefangen, daß der Erlös dafür 300 Kronen betrug, und so gieng es täglich durch einige Wochen. Als ich aber dort zu Besuche gewesen bin, war ein noch günstigeres Jahr. Die getöteten Lachse werden in Kisten mit Eis verbracht und treten dann eine einige Tage lange Reise nach Stockholm oder England an.

Die Bewohner Haparanda's ahmen im Sommer gern die Beduinen nach, indem sie in ihren Gärten Zelte aufstellen, in denen sie dann die Annehmlichkeiten der warmen Sommerzeit genießen. Obzwar das Städtchen selbst eine wahre Landstadt ist, bringt doch jedermann, wenn es nur halbwegs geht, den Sommer „paa landet", d. h. auf dem Lande, zu. „Han är paa landet" (er ist auf dem Lande), bekam ich gewöhnlich zur Antwort, wenn ich in Norrland nach diesem oder jenem Schulvorsteher fragte.

In Haparanda war mir das Glück günstiger. Es fehlte zwar nicht viel und ich wäre wieder leer ausgegangen. Aber der Rektor des Haparander Schullehrerseminars, Herr Oskar Liljebäck, war während meiner Anwesenheit von seiner Sommerfrische zurückgekehrt, um sich alsbald wieder auf sein Tuskulum auf einer nahen Insel zurückzuziehen, wo er die Ferien gewöhnlich zubrachte, wiewohl es kaum einen stilleren und ruhigeren Ort gibt, als Haparanda.

Der Rektor hieß mich herzlich willkommen und bewirtete mich mit Thee, Zuckerwerk und Cognac, an den sich in Schweden jeder gewöhnen muß.

Im Seminar zu Haparanda, dessen Gebäude sich auf dem Stadtplatze befindet, werden Lehrer und Lehrerinnen für schwedische und finnische Schulen gebildet.

Als ich die Anstalt besuchte, waren 11 Kandidatinnen und 11 Kandidaten, also im Ganzen 22 Zöglinge, eingeschrieben.

Der Kurs dauert drei Jahre, jedes Schuljahr 36 Wochen. Was die Ferien anbelangt, so können weder die Lehrer, noch die Schüler sich beklagen. Die Hauptferien im Sommersemester (Termine) beginnen am 3. Juni und währen bis zum 28. August, im Wintersemester ist frei vom 17. Dezember bis zum 17. Jänner.

Zu Ende Mai finden öffentliche Prüfungen durch drei Tage statt. Ihr Programm enthält das „Examensschema vid Haparanda seminarium", welches gedruckt veröffentlicht wird.

Examiniert wird aus der Religion (schwedisch: Kristendom), aus der Naturgeschichte (naturkennighet), aus der schwedischen und finnischen Sprache (svenska och finska spraaken), aus dem Rechnen (räkenkonst), aus der Geschichte und Geographie (historia och geografi), aus Gesang (saang); nebstdem finden praktische Uebungen (praktiska öfningar) statt. Außer in diesen Gegenständen werden die Zöglinge noch im Turnen und in der Methodik, die Mädchen noch in der Hauswirtschaft und in Handarbeiten unterrichtet. Der Handfertigkeitsunterricht (slöjd) für die männlichen Zöglinge ist unobligatorisch.

Der Gesang wird vom Harmonium begleitet, weshalb auch eine gewisse Geläufigkeit im Harmoniumspiele von den Eleven verlangt wird. Das Violinspiel wird nicht gepflegt.

Aller Unterricht im Seminar ist unentgeltlich. Die Zöglinge werden selbst mit Schulbüchern umsonst versehen und erhalten obendrein eine Unterstützung von Staatswegen zu 200 Kronen per Kopf.

In das Haparandaer Schulseminar werden als Zöglinge Mädchen und Knaben aufgenommen, welche die Volksschule (folkskola) absolviert haben, und erlangen in der Anstalt die Qualifikation für Kleinschulen (smaaskolor), für Volksschulen niederer Kategorie. Solche Seminare gibt es in Schweden 2; in den übrigen 12 Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten dauert der Kurs vier Jahre und können die Zöglinge da eine Qualifikation für „Volksschulen" erlangen, welche etwa den ehemaligen Hauptschulen gleichkommen.

Das zweite Seminar zur Ausbildung von Lehrern für andere Volksschulen ist in Mattisudden, am Polarkreise, in Lappland, wo die Zöglinge im Schwedischen und Lappischen unterrichtet werden, um dann die lappische Jugend auf Grundlage ihrer Muttersprache auch im Schwedischen unterweisen zu können. Die Lehrbücher sind in Doppelsprache, nämlich lappisch-schwedisch, gerade so, wie die im Haparander Seminar eingeführten schwedisch-finnisch sind.

Wie ich aus dem Schülerkataloge entnahm, standen die Zöglinge des Haparander Seminars etwa im Alter von 17—22 Jahren. Beim Durchlesen der Namen erkennt man leicht, welcher Zögling schwedischer, und welcher finnischer Herkunft ist. Zum Andenken habe ich mir einige Namen finnischer Kandidaten und Kandidatinnen notiert: Ulrik Herman Nikkalvainia, Herman Nilsson Yuntti; Greta Vilhemine Yatko, Kaisa Maria Piekkolo.

Unterrichtet wird von 7—1 und 3—5 Uhr. Von 10 bis ½11 Uhr ist frukost (Frühstück). Im Winter geht das Licht in den Lampen fast gar nicht aus, weil es da nur zwischen 12—1 Uhr etwas hell wird.

Mit dem Seminar ist eine zweiklassige Uebungsschule verbunden, in welche nicht mehr als je 12 Schüler aufgenommen werden sollen. Für beide Klassen ist aber nur ein einziges Schulzimmer bestimmt.

Die Haparander Volksschule (folkskola) steht am Anfange der Stadt und zeichnet sich durch ein angenehmes Aeußere und durch große Fenster aus. Auch sie ist freilich ein Holzbau. Als wir, in Haparanda angekommen, an diesem netten Hause vorbeifuhren, sagte ich zu meinem

Gefährten: „Das wird wohl die Schule sein", und ich hatte es richtig getroffen.

Die Volksschule hat vier Klassen in zwei Lehrzimmern. Die Zimmer sind durch eine dünne Holzwand in zwei Räume geschieden. Im ganzen sind da zwei Lehrer angestellt.

Die Volksschule wird durch 6 Jahre besucht von Kindern, die früher 2 Jahre in der kleinen Schule (smaaskola) gewesen sind. Die Schulbänke sind zweisitzig und sehr bequem. Die Schulbücher zeichnen sich durch deutlichen Druck aus. Auf jeder Seite sind zwei Spalten! links ist der schwedische, rechts der finnische Text. Insbesondere gefiel mir das Lehrbuch der Geographie (schwedisch: lärobok i geografi för sveriges folkskolor, finnisch: oppikirja maantieteessä ruotsin kansakouluja varten) von Professor Ersley, das eine gediegene Auswahl übersichtlicher Diagramme, Landschaftsbilder, Städteansichten und Abbildungen verschiedener Baudenkmale aus allen Zonen enthält.

Die Einleitung beginnt mit der Mahnung: Glöm icke att betrakta kartan. — Älä unhota katsella kartta (d. h. Versäume nicht die Karten zu betrachten)!

Hier erfahren wir, daß Schweden (Sverige) finnisch Ruotsi, Norwegen (Norge) Norja, Dänemark (Danmark) Tanska, Rußland (Ryssland) Venäjä, Deutschland (Tyskland) Saksa, Oesterreich-Ungarn (Osterrike-Ungarn) Itävalta-Unkari, Frankreich (Frankrike) Ranska heißt u. s. w. In dem das Deutsche Reich (finnisch Saksan keisarikunta) behandelnden Kapitel lesen wir unter anderem, daß Berlin zwar keine altertümliche Stadt sei, daß es aber viele prächtige Gebäude hat und daß die belebteste Straße „Unter den Linden" heißt, weiter, daß Eisleben der Geburtsort Luthers und Wittenberg diejenige Stadt ist, wo er Professor gewesen. Ueber Köln erfahren wir, daß es den größten und schönsten Dom in ganz Deutschland hat und daß dort Eau de Cologne oder „vatten från köln" erzeugt wird.

Von München heißt es da, daß es die Hauptstadt von Bayern ist, viele Kunstschätze besitzt und daß dort gebraut und getrunken wird ein sehr starkes Bier, das sog. „baierskt öl" u. s. w.

Auch das Lehrbuch der vaterländischen Geschichte (Lärobok i faderneslandets historia — Oppikirja isänmaan historiassa) bietet eine angenehme Lektüre, da es in einem sehr anmutigen Tone geschrieben ist und auch Abbildungen historischer Personen und heimischer Denkmale nicht entbehrt. Der Schlußsatz lautet: God bevare vaart älskade fädernesland und finnisch Jumala varjelkoon meidän rakastettua isänmaataamme! Gott beschütze unser geliebtes Vaterland!

Die Franzosen in Hinterindien.

Von Emil Jung.

(Schluß.)

Annam, früher ein so mächtiges Reich, ist jetzt auf einen schmalen Küstenstreifen zwischen dem Meere und einer nordsüdlich verlaufenden Gebirgskette beschränkt; nur in seinem südlichen Teile verbreitert es sich und tritt über das Gebirge nach Westen hinüber. Das Land fällt dort in Stufen zum Thal des Mekhong ab. Aber es ist dieser Teil noch fast ganz unbekannt. Die Produkte der Pflanzenwelt sind die gewöhnlichen Indochinas. Unter den Tieren ist der Tiger König. Die Annamiten machen zwar Jagd auf den „Herrn des Waldes", aber sie greifen ihn selten offen an, ziehen es vielmehr vor, ihm tiefe Fallgruben zu stellen, im Gegensatz zu Cochinchina, wo Regierungsprämien für die Vernichtung wilder Tiere zur offenen Jagd ermutigen. Nach einem vorliegenden Bericht wurden dort im verflossenen Jahre 84 Tiger, 22 Panther und 17 wilde Büffel erlegt.

Wie in Indien, so wird auch hier der Tiger mit abergläubischer Furcht betrachtet, man sieht in ihm sogar eine Art Gottheit und trägt als Amulett gern einen seiner Zähne, und um seinen Zorn abzuwenden, bringen die Bewohner der Gegenden, welche er schädigt, außerhalb ihrer Häuser farbige Papierstreifen an, auf welchen das Lob des Würgers verzeichnet ist.

Die Pferde des Landes sind klein, man sucht sie durch indische und australische zu ersetzen. Das vornehmste Lasttier ist der Büffel; der Ochs wird auch zum Reiten verwandt. Aber vor allem zieht man Schweine und nirgends in Europa zieht das Landvolk wohl so viele Hühner, Gänse und Enten wie hier. Mit den Kambodschern teilen die Annamiten die Vorliebe für Fische, selbst wenn dieselben in einen für unsere Geruchsnerven unerträglichen Zustand übergegangen sind, aber sie vereinigen sich nicht mit ihnen in der Schätzung der Krokodile, deren Fleisch, vornehmlich das vom Schwanz, den Kambodschern ein wahrer Leckerbissen erscheint.

Die meisten Ortschaften Annams sind nichts weiter als Gruppen von Strohhütten, an den Ufern der Flüsse oder in den Wäldern verstreut und nahe einer befestigten Anlage, welche die Wohnung und die Bureaux der Beamten einschließt. Schmale Fußpfade verbinden die einzelnen Dörfer, und in manch einer Stadt könnte man sich mitten im Walde glauben; nur der Platz um den Schuppen, in welchem Markt gehalten wird, erinnert daran, daß hier größere Mengen von Menschen wohnen.

Das Land ist voll von verlassenen und zerstörten Ortschaften, aber sie entstehen ebenso schnell wieder, wo sich ein Festungswerk erhebt. Es kann aber auch vorkommen, daß ein böses Omen die Vollendung einer solchen Festung verhindert, wie das mit Tei-gai im südlichsten Teil des Delta's des Song-kai geschah. Wenige Denkmäler der

alten Zeit, schreibt Theurel in den „Annales de la propagation de la foi", bieten einen großartigeren Anblick. Das vollkommene Quadrat granitner Mauern schließt einen mit Kulturen bedeckten Raum ein, jede Seite dieses Quadrats wird von einem hohen gewölbten Thor durchbrochen, draußen schließen sich an die Mauern zwei Dörfer aus elenden Hütten an.

Huë, auch Thua-thim oder Pu-thua genannt, die Hauptstadt des Reiches, gleicht genau den übrigen Städten, nur sind seine Verhältnisse weit größer. Bereits 1350 erwähnt, wurde die Stadt 1570 Residenz der annamitischen Herrscher. Der Kaiser Gialong ließ sie ebenso wie Hanoi und manche andere Stadt von dem französischen Obersten Olivier und dessen Genossen 1790 nach Vauban'schem System befestigen. Zur damaligen Zeit war Huë wohl eine imposante Festung, gegenwärtig hat sie als solche europäischen Angriffswaffen gegenüber gar keine Bedeutung mehr. Gegenwärtig sind die aus Ziegelsteinen hergestellten hohen Mauern, durch welche sechs Hauptthore führen, stark im Verfall. Dieselben bilden ein regelmäßiges Fünfeck, mit der Spitze nach Südosten und hart an dieser Spitze ein zweites, dem ersten ganz konform gebildetes Fünfeck mit Seiten von 1700 m. Länge, gleichfalls umgeben von einem Wassergraben, über den geschweifte steinerne Brücken führen. Dieses kleinere Fünfeck ist gleichfalls umgeben von einer Mauer, durch welche acht Thore führen. Es ist die Zitadelle der Stadt und schließt sämtliche öffentliche Gebäude ein: die sechs Ministerien, die Mandarinschule, den Gerichtshof, die Kasernen, Magazine für Reis und Salz, Arsenale, welche 4000 Geschütze enthalten sollen, von denen die meisten nach Dutreuil des Rhins mehr interessant als gefährlich erscheinen. Eine hohe Mauer trennt diesen Teil von einem kleineren ab. Letzterer schließt die Paläste des Königs ein, die zahlreiche Wertgegenstände, meist chinesische Fabrikate, enthalten; seine Schätze sollen vergraben sein und, so geht die Sage, von Kaimans gehütet werden, welche die annamitische Majestät aus Cochinchina bezieht, da es in seinem jetzigen Reiche keines dieser Reptilien mehr gibt.

Der Palast des Königs ist in chinesischem Styl aus gelben Ziegeln erbaut und durchaus nicht bedeutend. Alles kennzeichnet den Verfall des Reiches. Als die österreichische Korvette „Aurora" Ostasien besuchte, bot alles einen traurigen Anblick. Im Thor des Palastes standen in Scharlach gekleidete Wächter, deren anscheinend halbverhungerte Persönlichkeiten nicht mehr imstande waren, die von Rost strotzenden Säbel zu tragen. Und auf den Mauern ruhten die verrosteten Geschütze, von den Laffetten herabgestürzt, halb verdeckt in hohem Grase, während die gußeisernen Kugeln zu Hunderten umherlagen.

In den Vorstädten hat jedes Gewerbe sein bestimmtes Quartier. Hier weben Frauen seidene Zeuge, dort arbeiten Drechsler, Tischler fertigen Schränke und Särge, Schmiede hämmern aus gutem Erz schlecht gewonnenes Eisen mit Hülfe von Blasebälgen primitivster Konstruktion, bei denen ein Knabe sich zu schaffen macht.

Von einem der Hügel im Südosten der Stadt glänzen die vergoldeten Dächer der Paläste herüber, in welchen die königlichen Särge, geschmückt mit kostbaren Steinen und Metallen, aufgestellt sind. Eines dieser Gebäude beherbergt die Witwen der Verstorbenen, welche kinderlos blieben. Für den Rest des Lebens hier eingeschlossen, fällt ihnen die Aufgabe zu, an jedem Tag die Speisen zu bereiten, welche dem Toten aufs Grab zu stellen sind und von denen, wie man glaubt, er sich nährt.

Auch hier ist der Handel in den Händen der Chinesen, welche die annamitische Regierung aber nicht in beliebiger Zahl zuläßt. In Tongking soll es über 10,000 Chinesen geben, in Annam schätzt man ihre Zahl für jede Provinz auf höchstens 500. Aber ist auch ihre numerische Bedeutung eine geringe — in der durchaus von Gewerbe und Handel treibenden Menschen bewohnten Vorstadt Kiö-Döok sollen sich nur 150—180 Chinesen befinden — so haben sie doch den ganzen Großhandel an sich gerissen. Ihre Läden in Kiö-Döok gleichen förmlichen Bazaren; man findet dort englische und chinesische Baumwoll- und Seidenstoffe, Porzellanwaren, Möbel, Thee, Droguen, chinesische Konserven, Tabak, Papierwaren, Spielzeug, Haushaltungsgegenstände u. a. Diese Chinesen stammen aus verschiedenen Provinzen des Himmlischen Reiches: Hainan, Kanton, Fokien, und gehören verschiedenen religiösen Gemeinschaften an; dennoch arbeiten sie mit einer bewundernswerten Einmütigkeit. Aber auch hier entfalten sie gegenüber den Annamiten einen Stolz, der an Verachtung grenzt; der kleinste chinesische Krämer dünkt sich unendlich erhaben über die obersten annamitischen Mandarine.

Huë liegt am linken Ufer des Thruong-Thien oder Huï-Flusses in einer großen Krümmung desselben, so daß er die Stadt von zwei Seiten völlig umschließt, während nach den beiden anderen Seiten ein vom Flusse abgeleiteter Kanal den Wasserring vervollständigt. Auf der ganzen Strecke bis zur Mündung bei Thuan-an sind bald rechts, bald links Forts und Verschanzungen angebracht, alle aus jener Zeit stammend, in der französische Ingenieure im Dienst des Königs des Landes thätig waren.

Schon eine kurze Strecke unterhalb der Stadt, da wo der Fluß beginnt sich nach Osten zu krümmen und einen kleinen Nebenfluß von links her aufnimmt, ist ein Fort hart am Ufer erbaut, weiterhin sind Verschanzungen mit alten Batterien an beiden Ufern errichtet, dann kommen kurz hintereinander zwei Flußsperren aus Bambuspfählen, welche den Fluß so schließen, daß nur eine enge Durchfahrt bleibt. An beiden Enden des Zaunes, wo er die Durchfahrt begrenzt, sind auf Platformen Wachthäuser aus Bambusrohr mit Zäunen aus gleichem Material angebracht, an denen ehemals die annamitischen Wächter postiert waren, um fremde Schiffe am Einlaufen in den Fluß zu verhindern. Dicht dabei bestreichen ein Fort und eine Batterie am linken Ufer das Fahr-

wasser. Die Befestigungen bei Thuan-an, welche den Eingang zum Fluß vollständig beherrschen und zu beiden Seiten auf Zungen und Inseln errichtet sind, bestehen zumeist aus Erdwällen, welche hier und dort durch Ziegelmauern verstärkt sind. Sie wurden 1883 nach kurzer Beschießung mühelos von den Franzosen genommen.

Ueber Thuan-an, das, auf der äußersten Spitze einer sandigen Landzunge am linken Ufer gelegen, einen französischen Militärposten bildet, an den sich annamitische Hütten anschließen, dürfen fremde Kriegsfahrzeuge den Fluß nicht aufwärts befahren. Der Thruong-Thien erweitert sich hier zu großer Breite, ist aber außerordentlich seicht, nur ein schmaler, jetzt betonnter Kanal erlaubt größeren Fahrzeugen die Fahrt aufwärts. Eine Barre verlegt den Fluß übrigens so sehr, daß nur Schiffe von höchstens drei Meter Tiefgang einlaufen können. Zur Zeit der Stürme ist die Barre aber oft gar nicht passierbar. Und von Stürmen wird diese Küste häufig genug heimgesucht. Cyklone wüten hier periodisch mit erschreckender Gewalt, wälzen die Meeresfluten über die niedrigen Gestade und reißen ganze Dorfschaften mit ihren leichten Bauten mit sich hinweg; im Jahre 1867 blieben von 300 Kirchen, welche die Missionare in dem hiesigen Gebiet ihrer Thätigkeit errichtet hatten, nur drei stehen.

Von Huë führt die einzige gute Straße des Reichs nach Turan, dessen schöne, beinahe kreisförmige Bucht von meist felsigen Gestaden eingefaßt ist und die durch einen Schifffahrtskanal mit dem südlicheren, jetzt fast ganz verlassenen Hafen von Faifo in Verbindung steht. Unter großen Beschwerlichkeiten haben die Franzosen eine Telegraphenlinie an diesem Gestade angelegt, welche die vornehmsten Orte ihrer hinterindischen Besitzungen verbinden soll. Noch immer zerstören die nicht „beruhigten" Bewohner Annams diese Linie, deren Zweck sie wohl verstehen, im letzten Juni über 15 Km. in einer Nacht und verwandten den Draht zur Herstellung kleiner Geschütze, indem sie Bambusrohre mit denselben umwickelten. Schon steht Huë mit dem südlicher gelegenen Hafen Quinon in telegraphischer Verbindung und bald wird Honko an der Grenze von Cochinchina erreicht sein, das seinerseits gleichfalls an einer Telegraphenlinie baut.

Quinon oder Tin-hai treibt vornehmlich Handel mit Salz und groben Seidenwaren, es ist erbaut auf einer sandigen Landzunge, welche ein annamitisches Fort beherrscht, und bildet den Hafen für das 20 Km. vom Meere gelegene Bien-hoa. Zwischen beiden, aber in geringerer Entfernung von der Hafenstadt, mag man drei kleine Dörfer wie verloren in einer 12 Km. langen Umfassungsmauer sehen. Das sind die Reste des alten Quinon, der ehemaligen volkreichen Hauptstadt des gefallenen Reiches der Tsiampa. Noch finden sich in den Wäldern zerstreut zahlreiche Ruinen, Zeugen einer dahingeschwundenen Größe, sowie die von Bastian in seinen Geographischen und Ethnologischen Bildern beschriebenen Dolmen und andere megalithische Monumente, welche an ähnliche Bauwerke der Gallier erinnern.

Cochinchina, Kambodscha, Tongking, Annam sind, wie wir gesehen haben, reiche Länder schon jetzt und dabei noch von einer großen Entwicklungsfähigkeit; die Frage wirft sich nun auf: welche Vorteile haben sie für Frankreich und welche lassen sich in der Zukunft erwarten?

Tongking hat bisher enorme Summen gekostet. Das Departement der Marine und der Kolonien und das des Krieges haben bewilligt erhalten durch Gesetz vom 22. Dez. 1883 29 Millionen Francs, durch Gesetz vom 19. Aug. 1884 38,363,874, am 12. Dezember desselben Jahres 59,569,368, am 1. April 1885 50 Millionen, und am 8. April 1885 150 Millionen Francs, also zusammen 326,933,242 Francs. Für 1885 ist noch ein Posten von 685,000 Francs für Legung eines submarinen Kabels eingestellt worden. Die Ausgaben für Cochinchina betragen $9\frac{1}{2}$ Millionen Francs, eine Summe, die sich durch jährliche Zahlung von 2 Millionen seitens dieser Kolonie an Frankreich auf $7\frac{1}{2}$ Millionen herabmindert. Man sieht, der hinterindische Kolonialbesitz ist für Frankreich bisher ein sehr kostspieliger gewesen.

Seit dem Oktober 1887 sind in der Verwaltung eingreifende Aenderungen vorgenommen worden. Man hat sämtliche ostasiatische Gebiete vereinigt und an die Spitze einen Generalgouverneur gestellt, unter welchem in Cochinchina ein Lieutenantgouverneur, in Kambodscha und in Tongking je ein Generalresident und in Annam ein Oberresident schalten. Der Generalgouverneur hat ein Ministerium zur Seite, bestehend aus den Direktoren der allen vier Gebieten gemeinsamen Verwaltungsfächer. Der Kolonialrat von Cochinchina verlor damals seine bisherige Selbständigkeit und die Beschlüsse dieser Körperschaft sind nun von der Genehmigung des Marineministers abhängig. Dadurch erhoffte man eine jährliche Ersparnis von 10 Mill. Francs, was allerdings um so wünschenswerter erscheint, als im verflossenen Jahre nach dem Bericht des Generalresidenten nicht nur der gewährte Zuschuß von 30 Mill. völlig erschöpft wurde, sondern auch ein Fehlbetrag von $1\frac{1}{2}$ Mill. Francs sich herausstellte, eine Folge der noch immer sehr unsichern Lage in Tongking. An mehreren Punkten, sogar im Delta selbst, haben noch im vergangenen Jahre Aufstände stattgefunden, welche kostspielige Truppenbewegungen nötig machten. Die Festsetzung blieb keineswegs, wie man gehofft hatte, eine rein diplomatische Operation, sondern erheischte ein Gefolge von 2500 Mann für die französischen Kommissäre.

Die ganze Lage in Annam und Tongking ist eine sehr wenig befriedigende, wie aus dem der Kammer im letzten Jahre vorgelegten Bericht des Deputierten de Lanessan hervorgeht, welchen die französische Regierung zur Untersuchung der Verhältnisse in Ostasien entsandte. De Lanessan schildert die ganze in Annam und Tongking seit Jahren von den dorthin geschickten Beamten verfolgte Politik als

der Kolonisierung feindlich und nur den Missionaren günstig. Man mache die Gemüter der Eingeborenen geradezu gewaltsam der französischen Herrschaft abwendig und wenn man es so weiter treibe, so sei eine allgemeine Erhebung zu besorgen.

Die oben erwähnte Verschmelzung der vier Verwaltungen soll sich übrigens auf die Militär-, Zoll-, Post- und Telegraphenangelegenheiten beschränken, für alles andere, also namentlich für das Steuerwesen, die Rechtspflege und die Polizei bleiben die vier Gebiete getrennt. Das gemeinsame Budget sieht für die Einnahmen 49,990,150, für die Ausgaben 49,684,933 Frcs. vor. Die Haupteinnahmen sind: Zuschuß des Mutterlandes 20, Leistungen Cochinchina's 18½, Annam's und Tongkings 5, Kambodscha's 1 Million Francs. Die Ausgabe begreift folgende Posten: gemeinsame Verwaltung (Generalgouverneur) 500,000 Frcs., Heer 29 Millionen, Flotte 10,830,000, Zölle und Staatsbetriebe 5,789,983, Post und Telegraph 3,564,000 Francs. Die Einzelbudgets der vier Gebiete sind natürlich weit höher als ihr Teil am gemeinsamen Budget, in welchem nur der Ueberschuß ihrer Einnahmen über die Ausgaben erscheint. Das Budget Cochinchina's (in Einnahmen) beziffert sich auf 34, das Annams und Tongkings auf 17⅓, das Kambodscha's auf 3¼ Millionen. Der oben aufgeführte Zuschuß von 20 Millionen Francs bezieht sich auf Tongking, das, wie bemerkt, bisher in seiner Verwaltung 30 Millionen kostete und auch noch ferner kosten wird, die fehlenden 10 Millionen sollen von Cochinchina hergegeben werden. Es ist bemerkenswert, daß in allen vier Gebieten ein nicht unerheblicher Teil der Einkünfte aus der Verpachtung der Spielhäuser und des Opiumverkaufs, beide an Chinesen vergeben, herrührt; mit der sittlichen Entrüstung über den englisch-indischen Opiumhandel nach China ist es sonach eitel Wind.

Gegenwärtig ist Französisch-Hinterindien also eine Last für den Staatsschatz der französischen Republik. Es tritt uns nun die Frage entgegen: Wird diese Ausgabe durch größere Handelsvorteile aufgewogen? Darauf muß geantwortet werden, daß der Handel nur zum kleineren Teile in französischen Händen ist und zumeist nach nichtfranzösischen Ländern sich richtet. In Bezug auf Cochinchina haben wir das bereits gesehen.

Im Handelsverkehr von Annam und Tongking entfielen 1886 nach dem deutschen Handelsarchiv von einer Gesamteinfuhr von 28,808,505 Francs auf französische Produkte nur 6,013,111 Francs, also etwa 21 Proz.; bei der Gesamtausfuhr von 9,112,433 Francs war Frankreich mit 1,968,611 Francs, d. i. mit etwas über 22 Prozent, beteiligt. Kergaradec schätzte 1880 den Anteil der verschiedenen Nationen am Handel Haiphongs, also am überseeischen Handel Tongkings, folgendermaßen: Es kamen damals auf die englische Flagge 35 Proz., auf die chinesische 23.5, die amerikanische 20, die deutsche 11, die holländische 5.5, die französische 5 Proz. Es hat sich demnach die Stellung Frankreichs wesentlich verbessert, glänzend ist sie in seinen eigenen Kolonien noch immer nicht.

Nach dem bereits zitierten Bericht von Paul Brunat an die Handelskammer von Lyon bestehen die Einfuhren von Tongking in Baumwollgarn aus Manchester oder Bombay, Baumwollwaren aus Manchester, Taschentüchern aus England und Deutschland, Decken, Regenschirmen, Wollzeugen aus England; einige Baumwollgewebe und Flanelle kommen auch aus Deutschland, Uhren aus Nordamerika, Metalle aus England und Schweden. Frankreich importiert Konserven, Getränke, Tabak, Galanterie- und Spielwaren und einige Kleinigkeiten, wie Oel und Gewürze.

Man hat den französischen Kaufleuten vorgeworfen, daß sie zu wenig Unternehmungsgeist zeigten. Es fehlt aber gegenwärtig in Hinterindien nicht an ansehnlichen französischen Firmen. Solche sind Ulysse Pila u. Cie. aus Lyon in Hanoi und Haiphong, Guieu Frères in Haiphong (das Haus hat seinen Hauptsitz in Shanghai), Bourgon-Meiffre aus Paris in Hanoi und Haiphong und ebenda auch Denis Frères, eines der Großhandelshäuser Cochinchina's, endlich die vor etwa vier Jahren gebildete Compagnie Française du Tonkin et de l'Indo-Chine. Sie besitzt ein Kapital von 1½ Millionen Francs, hat sich mit Creuzot und dem Haus Hersent verbunden, um öffentliche Arbeiten zu übernehmen, und hat mit dem amerikanischen Haus Russel in Hongkong eine wöchentliche Dampferlinie zwischen diesem Hafen und Haiphong eingerichtet.

Neben diesen französischen Gesellschaften bestehen zwei große deutsche Häuser in Haiphong, Speidel und Schröder, ferner zwei große Bankinstitute, die Banque de l'Indo-Chine und die Hongkong and Shanghai Banking Corporation.

Was den Schiffsverkehr betrifft, so ist die französische Flagge, dank dem Anlaufen der Messageries-Maritimes-Dampfer, am stärksten beteiligt; von den 180 französischen Schiffen, welche 1886 in den Häfen Annams und Tongkings verkehrten, gehörten 120 dieser Linie an. In zweiter Linie steht die deutsche Flagge mit 124 Schiffen von 66,204 Tonnen. Der deutsche Schiffsverkehr ist in beständigem Steigen. Der Gesamtverkehr umfaßte 1886 im Eingang 924 Schiffe und Dschunken von 252,597 Tonnen, im Ausgang 927 Schiffe von 234,308 Tonnen.

Die Gräber von Sackrau in Schlesien.[1]

So weit wir zurückblicken können in der Geschichte der europäischen Völker, finden wir Spuren eines Verkehrs zwischen den Kulturvölkern des Südens mit den Ländern des Nordens. Wir wissen auch, daß man von altersher

[1] Grempler: Der Fund von Sackrau. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer herausgegeben. 16 S. in Folio mit 5 Tafeln und 1 Karte. Brandenburg a. H., Lunitz,

bemüht gewesen ist, diesem Verkehr nachzuforschen. Beschränkte sich die Kunde der Südvölker auf dunkle mythenhafte Traditionen, so waren später die Nordländer auf die Berichte der klassischen Autoren angewiesen. Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, sachliche Beweise von solchem Handel und Wandel vor Augen zu führen in den Ueberresten aus grauer Vorzeit, die der Spaten zu Tage fördert. Bis nach Skandinavien führen die Wege, die durch Funde von Gegenständen südlichen Ursprungs aus sehr verschiedenen Zeiten ausgesteckt sind.

Es handelt sich hier nicht um die Ueberreste einer Kultur, die unter südlichem Einfluß in Mittel- und Nordeuropa entstanden war und Boden gefaßt hatte; neben diesen kommen Fabrikate von unbestritten transalpinem Ursprung zu Tage, sowohl aus der ältesten Metallzeit, als auch aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, was übrigens weniger überrascht, weil damals die Römer am Rhein und an der Donau saßen. Kostbare Glas- und Metallwaren sind im westlichen und östlichen Deutschland und in Skandinavien ans Licht gefördert worden. Wichtiger noch sind die Funde von solchen Orten, die als Zwischenstationen zu betrachten sind, weshalb die vor Jahren in Mecklenburg aufgedeckten, reich ausgestatteten Skelettgräber, wegen der Aehnlichkeit der Beigaben mit solchen aus seeländischen Gräbern, seinerzeit berechtigtes Aufsehen erregten. Reicher als alle früheren erwiesen sich drei schlesische Skelettgräber, die 1886—1887 in dem 8 Km. nordöstlich von Breslau gelegenen Dorfe Sackrau aufgedeckt wurden. Die Fundsachen aus dem zuerst entdeckten Grabe konnte Herr Geheimrat Grempler in der 1886 in Stettin tagenden Anthropologenversammlung mit stolzer Freude vorlegen. Welch großes Verdienst genannter Herr sich um diese Funde erworben, werden nachfolgende kurze Mitteilungen darthun.

Westlich vom Dorfe Sackrau liegt eine Sandgrube, die schon vor 50 Jahren für Wegebauten ausgebeutet wurde und noch gegenwärtig der dortigen Papierfabrik (in Firma v. Korn u. Bock) und der Dorfschaft ihren Bedarf an Sand liefert. Am 1. April 1886 stießen Fabrikarbeiter beim Ausschachten der Sandgrube auf große Steine; unter denselben lag wieder Sand, und als mit dieser einige Spielsteine von Glas und einige Goldringe ausgeworfen waren, förderte jeder Spatenstich neue Objekte zu Tage. Die Sache wurde bekannt, die Fabrikverwalter ließen die Arbeit einstellen, die Grube absperren und bewachen und sandten die Goldsachen an ihren Direktor, Stadtrat v. Korn, nach Breslau. Dieser setzte sich sofort mit dem Museumsdirektor Dr. Luchs und Geheimrat Dr. Grempler in Verbindung, und schon am 3. April eilten diese Herren hinaus nach Sackrau. Die Einzelheiten der vorsichtigen Lokalunterſuchung übergehend, sei in Kürze gesagt, daß, obwohl das Grab zerstört war, doch erkannt wurde, daß dasselbe in einer aus großen Steinen errichteten Kiste bestanden hatte. Das aufquellende Grundwasser erschwerte die Untersuchung, die am folgenden Tag fortgesetzt wurde. Von menschlichen Ueberresten fand sich keine Spur.

Herr Grempler behielt den Fundort im Auge. Der Grundwasserverhältnisse wegen konnte eine weitere Untersuchung nur bei trockenem Wetter von Erfolg sein. Ein im Juni 1887 gemachter Versuch ergab keine Resultate, aber wenige Wochen später wurde er durch ein Telegramm hinausgerufen. Einen Meter östlich von der Fundstätte war man auf ein zweites Grab gestoßen. Leider hatte man die Lust, weiter zu graben, nicht zu bezwingen vermocht, weshalb Herr Grempler auch diesmal weder die Lage der kostbaren Fundsachen noch die genaue Konstruktion des Grabes feststellen konnte. Er ließ nun das Terrain weiter nach Osten untersuchen und in der Entfernung von 1 m. stieß man in der That auf ein drittes Grab. Berufsgeschäfte zwangen ihn, nach Breslau zurückzukehren, doch fand er in Herrn Langenhan einen kundigen Vertreter, welcher die weiteren Grabungen persönlich leitete und dem wir auch die genaue Aufnahme und Beschreibung des dritten Grabes verdanken. So weit die Fundgeschichte.

Es fanden sich also in einer Sandgrube (vergl. die Gräber im Amte Præstö auf Seeland) drei Skelettgräber im Abstand von je 1 m. In dem ersten fehlte jede Spur menschlicher Ueberreste; in dem zweiten fand man einen unvollständigen Zahn von einem ältlichen Mann (?), in dem dritten desgleichen ein Zahnfragment von einer jüngeren Frau (?). Nachdem die ausgeworfene Erde gesiebt und der Boden ringsum sorgfältig untersucht war, wurden die Fundsachen geordnet und restauriert und von Herrn Stadtrat v. Korn dem Provinzialmuseum in Breslau als Geschenk überwiesen.

Inhalt des ersten Grabes. Von Thon: elf Gefäße, etliche mit Ornamenten, zum Teil mit weißer Füllung; 1 Wirtel. Von Bronze: Prächtiger Vierfuß, 1 m. hoch mit reichen Blatt- und figürlichen Ornamentmotiven und den Fabrikstempeln AVGNVM—AVITVS; flacher Kessel mit schönen Henkeln; Blatt in Tierkopf endigend; Schöpfkelle und Sieb; Bruchstücke von anderen Gefäßen, eines mit schönen Tierfiguren. Von Silber: Löffel, Schere, Messer, Ring, Schnalle; Fibeln mit doppelter und dreifacher Spiralrolle[1] und umgeschlagenem Fuß. Reich verzierte Platten von dem Beschläge eines Kästchens. Von Gold: Fibel mit Doppelspirale, Pincette,[2] Löffelchen, Schnallen, Fingerspirale, Halsring, Armring. Bernsteinperle. Prächtige Glasgefäße, amethystfarben, Millefiori (Fragment) ꝛc., 17 weiße, 18 schwärzliche Brettspielsteine, hellblaue Perle.

1887. — Die mit Unterstützung des Herrn A. Langerhan, namens des obengenannten Vereins, von Herrn Geheimrat Dr. Grempler veröffentlichten späteren zwei Funde, 16 S. in Folio, mit 7 Bildertafeln, sind erschienen bei Hugo Spamer in Berlin 1888.

[1] Dieser Fibel, „Dreirollen-Fibel" vom Verfasser genannt, widmet derselbe besondere Aufmerksamkeit. Ich habe früher Abbildungen solcher Fibeln gesehen, aber leider nicht notiert. Ich meine, es war in der Zeitschrift eines bayerischen Altertumsvereins.

[2] Eine goldene Pincette, Montelius: Antiquit. suéd. 201, wurde in Halland gefunden, eine zweite, im Museum zu Kopenhagen, aus dem Eydshöi, Amt Frederiksborg, Seeland.

Inhalt des zweiten Grabes. Mehrere Thongefäße. Eimer von Taxusholz mit Bändern und Beschlägen von Bronze. Eine hölzerne Handbutte; Kastenbeschläge von Bronze und Eisen nebst Schlüssel; 2 Bronzegefäße. Von Silber: Fibeln (Dreirollentypus und mit umgeschlagenem Fuß); Fingerring; Drahtring; prächtige Gürtelplatten mit Stein und Goldblech; andere Zierplatten. Von Gold: Prächtiger Halsschmuck, bestehend aus 8 Platten mit Korn- und Drahtverzierung. Bernstein: Berlok und schöne ovale Platte; geschliffener Carneol; Perle von Bergkrystall; weinroter Glasbecher mit Ovalschliffen; Gewebereste (Köper-Wollstoff).

Inhalt des dritten Grabes. Zierliche Thongefäße. Bronzekessel, ähnlich dem aus dem ersten Grabe. Holzgefäß (Fragment) und eine Holzplatte, auf die eine Silberplatte genietet war, und geschmückt mit eingelegten römischen Münzen (M. Aurelius, Hadrian 2c.). Von Silber: Messer, Schere, Riemenzungen, Schnallen, Fibeln (wie die oben genannten), rundes Stäbchen, 4 cm. lang, massive Platte, „unbekanntes Objekt". Von Gold: zwei Fibeln, wie oben, ein Halsring, ein Armring, Fingerring, Drahtspirale, zwei eimerförmige Berloks, Münze von Aug. Claud. Gothicus. Bernsteinwirtel. Schöne Millefiorischale, 14 weiße, 15 schwärzliche Spielsteine. Ueberreste von wollenem Gewebe; Rolle und wollener Garnfäden.

Angesichts dieser Fülle kostbarer Grabgeschenke darf man glauben, daß es ein besonders reich begütertes Geschlecht in bevorzugter Lebensstellung war, welches dort einst zur Ruhe gebettet ward. Nach einer eingehenden Beschreibung der einzelnen Fundstücke mit Heranziehung ähnlicher aus anderen Ländern kommt Herr Grempler zu dem Schluß, daß die Gräber in das Ende des dritten oder um Anfang des vierten Jahrhunderts n. Chr. zu setzen seien.

„Um diese Zeit saßen in Schlesien Germanen vandalischen Stammes", und Professor Weinhold sieht, wie Verfasser zitiert, in den Gräbern von Sackrau einen Beweis für derzeitige Verbindungen zwischen pannonischen und schlesischen Vandalen. Eine andere Erklärung wäre nach dem Verfasser in den durch Cassiodor und Procop beglaubigten Gesandtschaften zu finden, welche die Gothenkönige zu einander schickten und die bei der Gelegenheit nach alter Sitte Ehrengeschenke austauschten. Da wären die kostbaren Dinge als südöstliche Industrieerzeugnisse zu betrachten, womit die ausgewanderten Stammesgenossen die heimgebliebenen ehrten. Vielleicht war aber der Handel der Hauptfaktor, der die schönen Waren nach dem Norden brachte, deren wir auch auf den dänischen Inseln und in Skandinavien in überraschender Fülle antreffen. Ist dort bis jetzt zwar kein klassischer Drei- oder Vierfuß gefunden, so zeugen doch überaus kunstvolle Gläser mit buntfarbigen Figuren,[1] Metallwaren (Bronzestatuetten), Schmuck u. s. w. von einem großartigen Import südländischer Fabrikate.

Hinsichtlich der Erklärung der Fundstücke wird man in den Hauptpunkten mit dem Verfasser übereinstimmen. Einige Bemerkungen seien erlaubt. Kann nicht die Figur 14 Taf. II als Schlüssel zu dem Holzkästchen aus dem zweiten Grabe gedient haben? Gold- und Silberbleche, wie Fig. 6, Taf. III, sind, mit einer Oese versehen, als Schmuck getragen; vielleicht dienten sie auch als Unterlage einer Zierplatte?[1] Die einzelnen Glieder des schönen goldenen Halsschmuckes ließen sich symmetrischer ordnen, etwa dergestalt, daß Fig. 10 das Mittelstück vorn, Fig. 14 die Mitte im Nacken bildete, 12 und 13 rechts und links von 10, danach 11 und 15, danach 16 und 17, zwischen welchen das hintere Mittelstück 14 läge. Fig. 10 als Gehänge zu betrachten, liegt meines Bedünkens kein Grund vor. Zu dem „unbekannten Objekt" Taf. V Fig. 11 die Bemerkung, daß ähnliche Fragmente von Schildhalterbelag auch in dem Torsberger Moorfund vorkommen.

Bewundernswert sind die niellierten und tauschierten Silbersachen, die von einer hochentwickelten Technik und einem feinen edlen Geschmack zeugen. Die Dekorationsmotive zeigen im allgemeinen eine nahe Verwandtschaft mit den Metallsachen der durch zahlreiche Münzen gut bestimmten schleswigschen Moorfunde. Auch aus dem Nydam-Moor sind kürzlich prächtige mit Niello und figürlichen Darstellungen geschmückte Silbersachen zu Tage gefördert, die leider einer Privatgesellschaft in die Hände gefallen und somit für die Wissenschaft so gut wie verloren sind, weil sie erst in Vereinigung mit dem Massenfunde ihre volle Bedeutung gewinnen.

Verfasser vertritt die Ansicht, daß das erste und dritte Grab Frauengräber sind, das zweite ein Männergrab, und manches spricht dafür. Befremdend wäre alsdann allerdings, daß in beiden Frauengräbern Spielsteine gefunden sind und daß unter den Beigaben aus dem zweiten Grabe eigentlich nichts auf eine männliche Leiche hinweist, als die Schmelzkappe eines Zahns, der als von einem ältlichen Mann herrührend erkannt ist.

Wer Gelegenheit hatte, die uns vorliegenden stattlichen Hefte zu studieren, wird Referenten beistimmen, daß wir Herrn Geheimrat Grempler zu lebhaftem Dank verpflichtet sind, daß er sich der durch mancherlei Nebenumstände erschwerten mühevollen Arbeit unterzog, die lehrreichen Funde den Forschern zugänglich zu machen, und zwar in so glänzender Weise, Text und Abbildungen gleich vortrefflich. Neidlos wünschen wir, daß er ferner die Gräber noch mehrerer Familienglieder des einst zu Sackrau residierenden edlen Geschlechtes auffinden möge, und daß er alsdann, von neuem Arbeitsmut beseelt, auch diese in gleicher Weise weiteren Kreisen zur Kenntnis bringen werde.

J. M.

[1] S. Aarböyer f. nord. Oldkyndighed. 1871. 441.

[1] ibid. 1866. Der Fund von Brangstrup. Taf. IV., Fig. 1, 2, 3.

Weihnachten in den Alpen.

Die Slawen in Kärnthen feiern, wie wir schon früher erwähnt haben, keine eigentlichen Weihnachten. Natürlich

ist auch dort, wie in allen katholischen Ländern, der 25. Dezember ein kirchliches und der 24. ein bürgerliches Fest, und zwar das einzige fröhliche Fest des Jahres. Das Essen an diesem sogen. „Heiligen Abend" ist meist ungewöhnlich gut und reichlich, aber es wird kein Fleisch aufgetragen, es müßte denn eine Wildente oder ein Fischotter sein, welche von den kirchlichen Behörden nicht als Fleisch, sondern als Fastenspeise behandelt werden. Kommt um diese Zeit ein Fremder in einen kleineren Ort, so wird er mindestens ein halbes Dutzend Einladungen zum Christabend erhalten; für den länger ortsanwesenden Fremden schickt es sich am besten, die Einladung des Wirtes anzunehmen, bei welchem man gewöhnlich speist, und die Erfüllung dieser gesellschaftlichen Pflicht ist gewöhnlich ihr eigener Lohn. Die Gerichte sind fremdartig aber angenehm, und nachdem man den Christbaum in Kärnthen, welches vorwiegend deutsch ist, gebührend bewundert hat und in allen Fällen den Kindern die nötigen Geschenke gereicht worden und dieselben zu Bett gegangen sind, wird ein Ton stiller Zufriedenheit die herrschende Note des Abends. Jeder Gesprächsgegenstand, welcher zu einem Streite führen könnte, wird vermieden, und so sitzt man beieinander bis zur Zeit der ersten Messe oder Christmette, welche um Mitternacht oder gleich darnach gelesen wird und die man nach Belieben besuchen oder schwänzen kann.

Die drei Morgenmessen, wenn man sie in einer Dorfkirche in Oesterreich hört, gehören zu den eindrucksvollsten Gottesdiensten der Kirche, obwohl sie natürlich alles Pomps entbehren. Der Chor singt Weihnachtslieder in der Landessprache und in einer Weise, daß Worte und Musik wie in einer Liturgie dem Altardienste entsprechen. Der Fremde, welcher gelernt hat, die Messe trotz ihres nicht ganz klassischen Lateins als eine der bedeutendsten Dichtungen der christlichen Periode zu betrachten, ist anfangs geneigt, auf die Einführung der modernen geistlichen Lieder und Sprachen zu zürnen; allein die Andacht und Inbrunst der Sänger und die Innigkeit, womit sie von der Gemeinde im Gesang unterstützt werden, ähnlich wie bei den liturgischen Gottesdiensten der Protestanten, zeigen deutlich, daß dieser Brauch dem Herzen des Volkes teuer und in das Volksbewußtsein eingedrungen ist, wenn auch die katholischen Melodien etwas lebhafter und weltlicher sind als die protestantischen Choräle. Die volkstümlichen Verse und die Musik sind immer interessant und zuweilen sehr gut, aber sie vermögen nicht ganz die Stelle des Gloria und des Agnus Dei zu vertreten, namentlich für Fremde, welche nicht derselben Konfession angehören. Immerhin aber ist eine Christmesse um Mitternacht in einem Alpendorfe etwas Sehenswertes. Die lange Wanderung durch Schnee und Finsternis, das freundliche Licht aus den Fenstern der meisten Häuser, die Gruppen der in Pelze gehüllten Kirchgänger, welche man einholt oder von denen man überholt wird, mit ihren herzlichen Weihnachtsgrüßen, der Lichterglanz auf dem Altar, welcher gleich sehr mit der Nacht draußen und den anderen unbeleuchteten Teilen im Innern der Kirche kontrastiert, machen einen tiefen Eindruck.

Auf diese Weise hat Weihnachten in einem slawischen Dorfe einen rein religiösen Charakter, wenn es auch, da man länger aufbleiben oder früher aufstehen muß, als Entschuldigung für eine längere Unterhaltung und ein Glas Wein mehr als gewöhnlich dienen mag. Allein der Advent konzentriert sich nicht, wie in deutschen oder protestantischen Ländern auf ein einziges Fest. In vielen Dörfern bildet sich am ersten Abend eine Art einfacher Prozession, und die Standbilder der heiligen Jungfrau und des heiligen Josef werden nach dem ersten Hause des Ortes getragen, dessen Einwohner genau wissen, was nun vor sich gehen soll, worauf dann, wenn die Leute im Zuge singen, ein Duett oder ein doppelter Chor folgen. Die Begleiter der Heiligen bitten um ein Nachtquartier, die Hausbewohner fragen, wer die Reisenden seien, worauf der heilige Josef der Zimmermann und die Mutter Gottes sich zu erkennen geben und so allmählich die ganze Geschichte der Geburt Christi in altertümlichen Versen und Musik vorgetragen wird. Die Thore und Hausthüren werden dann weit geöffnet, alle im Hause Anwesenden knieen nieder, die Bildsäulen werden nach dem Altar getragen, welcher für sie hergerichtet worden ist, die beiden Chöre stimmen einen Lobgesang an und ein Abendgebet beginnt in ihrer Gegenwart.

Am folgenden Nachmittag werden die beiden Heiligenbilder nach dem nächsten Hause getragen und der ganze Auftritt wiederholt. Dem Leser dieser Zeilen mag vielleicht diese Zeremonie etwas kindisch erscheinen, allein diesen Eindruck macht der Vorgang keineswegs auf einen nichtkatholischen aber vorurteilslosen Fremden. Diese Bauern verehren unverkennbar aufrichtig den wahren Gott nach ihrer eigenen Art und Weise. In den Klöstern, wo Kinder erzogen werden, herrscht derselbe Gebrauch, nur werden die heiligen Gäste, anstatt von Haus zu Haus, von einer Zelle in die andere geschafft.

Dieser Brauch ist ein rein christlicher, ein Versuch, die heilige Geschichte der Einbildungskraft und dem Verständnis des Volkes nahe zu bringen. Die Zeremonien, welche an dem für die Anbetung der heiligen drei Könige festgesetzten Tage (dem Erscheinungsfeste) vorgeschrieben sind, unterscheiden sich davon einigermaßen. Sie tragen nicht so sehr eine Spur von Heidentum, als vielmehr von einem Kampf *gegen* das Heidentum. Die drei Könige aus dem Morgenlande erscheinen in vollem Kostüm, der eine immer mit gewissenhaft geschwärztem Gesicht, mit Weihwasser und Rauchfässern voll brennendem Weihrauch. Sie segnen jedes Zimmer im Hause und noch sorgfältiger die Pferde- und Viehställe und zeichnen auf jede Thür die drei Kreuze, um die Frau Perchta draußen zu halten, welche der ungeheiligte und ungeehrte Schatten der großen

Göttin ist, die von den Helden der Vorzeit einst als Freya verehrt wurde. Daß dieser „Zwölfte", d. h. der letzte von den zwölf Tagen des großen Winterfestes, welches von den Slawen und Germanen in gleicher Weise gefeiert wurde, zu solchen seltsamen Zeremonien auserseh'n ward, ist bemerkenswert, obwohl man unwillkürlich eine gewisse Sympathie für die Göttin fühlen muß, welche gerade an dem Tage aus den menschlichen Wohnungen ausgeschlossen wird, wo ihre Anwesenheit in denselben früher erfleht wurde. Wir müssen noch beifügen, daß die an diesem Tage gezeichneten Kreuze mit der größten Ehrfurcht behandelt werden; Gott weiß, was demjenigen geschehen würde, welcher eines derselben absichtlich auslöschte. Eine Stallmagd, welche zufällig zwei auslöschte, mußte der Sage nach die ganze Nacht über spitzige Steine tanzen mit einem jungen Manne, welchen sie für den leibhaftigen Teufel hielt, und ward hernach schwerkrank. Besonders fromme Personen bemühen sich oft die Kreuze so mit einander zu verbinden, daß sie einen der Namen oder eines der Symbole unseres Heilandes bilden, und wenn ihnen dieses gelingt, so gilt es für ein glückliches Omen.

Die Geschichten, welche über Weihnachten erzählt werden, namentlich im Gailthal, einem beinahe ausschließlich von Slawen bewohnten Thale in Kärnthen, gehören zu den merkwürdigsten des Volkssagenschatzes und scheinen sogar kaum von Christentum etwas gefärbt worden zu sein. Der Glaube, daß Pferde und Rinder sich in der Christnacht, vom 24. zum 25. Dezember, mit einander in menschlicher Sprache unterhalten können, ist dort ein allgemeiner. Ob die Hirsche, Rehe und Gemsen dasselbe Vorrecht genießen oder derselben Buße unterworfen sind, scheint eine noch offene Frage zu sein, da sich niemand die Mühe nimmt, durch den Schnee zu waten, die Berge zu ersteigen oder seinen Aufenthalt in einem Walde zu nehmen, um die Unterhaltung dieser Tiere zu belauschen. Selbst über die Haustiere ist man noch nicht ganz ins Klare gekommen, was zu wünschen wäre — Zeuge dafür ist eine uralte, vor langer Zeit niedergeschriebene Geschichte, welche uns ein Dorfpfarrer einst erzählte, und welche wir so viel wie möglich in seinen eigenen Worten wiedergeben wollen.

Es ist Sünde, das zu belauschen, was die Tiere einander sagen, und bringt immer Unglück. Ein Bauernknecht aus der Fremde glaubte nicht an diese Geschichte, war aber doch so neugierig, daß er sich beigehen ließ, sich im Stalle zu verstecken. Die beiden Pferde, welche im Stalle standen, unterhielten sich folgendermaßen miteinander: „Wir werden diese Woche noch schwere Arbeit bekommen", sagte das eine Roß. — „Ja der Knecht ist schwer", versetzte das andere. — „Und der Weg zum Kirchhof ist lang und steil", meinte das erstere. Der Knecht erschrak, ward krank und starb und ward gerade acht Tage später begraben.

Hier haben wir wenigstens die christliche Idee einer Sünde, welche bestraft wurde, wenn auch ein wenig zu schwer, wie man denken möchte; aber was wollen wir von der nachstehenden Geschichte sagen, welche ein reisender Handwerksbursche in Kärnthen in slawischer Sprache erzählte und die sogleich ins Deutsche übersetzt und so niedergeschrieben, dann dem Erzähler zur Kontrole noch einmal vorgelesen und von ihm als richtig bestätigt wurde. Sie ist allem Anschein nach älter als die oben erzählte. Sie lautet:

„Niemand kann die Tiere mit einander reden hören, wenn er nicht Stiefeln mit neun Sohlen an den Füßen und Farnwedel in den Stiefeln hat. Es war einmal ein Knecht im Gailthal, der hatte sich ein Paar sehr starke Schuhe machen lassen, welche nachher vielfach geflickt und gesohlt wurden, so daß sie die erforderliche Zahl von Sohlen hatten, ohne daß er es wußte. Er wohnte auf einem Speicher über dem Stall, worin zwei Ochsen gehalten wurden, und zwischen dem Speicher und dem Stall war eine Fallthür, welche er häufig aufließ. An einem Christabend gieng er zum Besuch zu einem Mädchen, mit dem er Liebschaft hatte, nach einem Dorf, das ungefähr eine halbe Wegstunde entfernt war. Der Weg führte durch einen Wald, worin es viel Farnkraut gab. Er blieb zu lange bei seinem Schatz und eilte in solcher Hast zurück, daß er gar nicht anhielt, um seine Stiefeln zuzuschnüren, deren Nestel aufgegangen waren, wodurch wahrscheinlich etwas Farnkraut sich in denselben verfangen hatte. Sobald er nach Hause gekommen und in seinen Dachraum hinaufgestiegen war, hörte er unten im Stall ein großes Wehklagen und rief hinunter, was es gebe, erhielt aber keine Antwort. Nun löschte er seine Laterne aus, blieb aber stehen. Da hörte er denn, wie drunten eine Stimme fragte: „Warum wehklagst Du denn?" — „Warum soll ich denn nicht wehklagen, wenn ich in sechs Monaten geschlachtet werden soll?" versetzte eine andere Stimme. — „Das ist ganz wahr", sagte die erste Stimme, „aber da hätte ich noch mehr Grund zum Wehklagen, denn ich werde in zwei Tagen zu einem Leichenschmaus geschlachtet und Du erst in sechs Monaten zu einem Hochzeitsschmaus, was ja viel besser ist." „Wer wird denn sterben?" — „Unsere Bäurin!" — „Wie so denn?" — „Du weißt, sie hat eine Katze, welche immer beim Essen neben ihr sitzt und aus ihrem Teller frißt. Morgen wird eine große Mahlzeit sein und die Katze wird dann wie gewöhnlich kommen und die Bäurin wird zornig werden und die Katze grob wegjagen. Die Katze wird dann auf den Ofen hinaufspringen und eine Zeit lang droben bleiben; allein wenn die Suppe hereingebracht werden wird, wird sie auf den Tisch herunter und von da über die Suppenschüssel und über den Kopf der Bäurin hinwegspringen. Dabei wird sie ein Haar fallen lassen und an diesem Haar wird die Bäurin ersticken." Hiemit endete die Unterhaltung.

Am anderen Morgen schaute der Knecht unter seinen lustigen Kameraden finster und betrübt drein, und sein

Herr fragte ihn, was ihm denn fehle. Er weigerte sich lange Zeit, zu antworten, aber endlich bat er seinen Herrn, die Katze sogleich totschlagen zu lassen, um damit ein Unglück zu verhüten. Es nützt ja nichts, sagte er, eine Geschichte zu erzählen, welche niemand glauben wird; aber sein ganzes Betragen machte einen solchen Eindruck auf den Bauer, daß er der Bitte des Knechts nachgeben wollte. Das Weib sagte jedoch, sie hänge sehr an der Katze, welche schon lange im Haus gewesen sei, und wenn diese wegen einer blosen Laune totgeschlagen werden solle, so werde sie selber aus dem Hause gehen. So wurde denn die Katze am Leben gelassen, und alles ereignete sich so, wie es die Ochsen einander erzählt hatten. Nach sechs Monaten heiratete der Bauer wieder und sagte: „Ich mag den Ochsen nicht mehr sehen; er pflegte mit einem anderen zu ziehen, welcher bei der Beerdigung meines ersten Weibes geschlachtet wurde; schlachtet nun diesen auch zum Hochzeitsschmause." Man wird die Hochzeitsgäste nicht sehr um ihren Ochsenbraten beneiden. Dies war jedoch nicht die Moral, welche der Erzähler aus seiner Geschichte zog, sondern er sagte: „Man kann nun sehen, um wie viel mehr als man denkt die Ochsen wissen; wenn der Knecht nicht zufällig Farnkraut in seinen Stiefeln gehabt hätte, würden die Ochsen gerade so gesprochen haben, wie sie thaten, aber niemand würde etwas davon erfahren haben." Wir für unseren Teil können diese Geschichte nur denen überlassen, welche sich mehr für derartige Dinge interessieren, in der Hoffnung, daß sie sich für dieselben nicht so unverdaulich erweisen werde, als der Ochsenbraten vermutlich war.

Das Farnkraut, welches in dieser Geschichte die Pointe bildet, spielt übrigens seit uralter Zeit im Volksglauben eine geheimnisvolle Rolle, denn man behauptet, mit Farnkrautsamen könne man sich unsichtbar machen und das Schicksal zwingen, Einem alle Wünsche zu erfüllen, und man könne damit sogar Gewitter vertreiben.

Geographische Neuigkeiten.

* Das Neueste über Portugal. Dieses kleine aber interessante Land gehört zu denjenigen Gegenden Europa's, mit denen sich die deutsche Presse verhältnismäßig am wenigsten beschäftigt und das gleichwohl für den deutschen Handel noch immer einer lohnenden Ausbeutung fähig sein dürfte. Viele unserer Leser werden uns daher vielleicht eine gedrängte übersichtliche Schilderung desselben danken. Portugal zählte nach den amtlichen statistischen Erhebungen von 1881 einen Flächenraum von 92,075.3 Qu.-Km. und eine Bevölkerung von 4,708,178 Seelen oder 51 Bewohner auf den Quadratkilometer. Die Bevölkerung, welche jährlich um 18,000 bis 20,000 Köpfe zunimmt, ist sehr ungleich verteilt; im Norden, an den Ufern des Douro und Minho sehr dicht, aber in den Landesteilen südlich vom Tajo sehr dünn und spärlich. Dies rührt vom Boden her, welcher im Norden sehr fruchtbar, im Süden sehr undankbar ist, und vom Klima, welches in der Region des Douro warm und regnerisch, südlich vom Tajo aber heiß und trocken ist. Im Norden, in der Region von Braga, Porto Aveiro, Coimbra 2c. zählt man einen Bewohner auf den Hektar; Grund und Boden ist dort sehr zerteilt und die Viehzucht beschäftigt sich mit Rindern, Pferden und Maultieren. Dicht daneben, in der bergigen Region von Braganza, findet man nur 0.44 Einwohner auf den Hektar, baut vorwiegend Roggen und züchtet statt des Großviehs nur Schafe und Ziegen. In der zentralen Region, vom Mondego bis zum Tajo (0.47 Einwohner auf den Hektar) findet man vorwiegend große Gutskomplexe, und im fruchtbaren Tajothale baut man vorwiegend Weizen und Mais. In der südlichen Region (Alemtejo, Algarve) findet man nur 0.17 Einwohner auf den Hektar. Der Grundbesitz nimmt ungemessene Verhältnisse an, die Kulturen sind selten und man züchtet zahlreiche Heerden von Schweinen, welche von der Eichelmast der großen Eichenwälder Algarbiens sich nähren. Die hauptsächlichsten landwirtschaftlichen Erzeugnisse Portugals: der Getreidebau, die Kultur des Oelbaumes und der Weinbau, haben seit einigen Jahren schwere Beeinträchtigungen erlitten. Die überreichen Erträgnisse des nordamerikanischen Weizenbaues haben viele Landwirte veranlaßt, in Portugal diesen einzustellen. Da das portugiesische Olivenöl, dessen man sich für die Fischkonserven bedient, anscheinend nicht immer in dem erforderlichen Grad von Reinheit geliefert worden ist, wurde es durch das französische Olivenöl einigermaßen vom Markt verdrängt oder leidet wenigstens sehr unter dessen Mitbewerbung. Der portugiesische Weinbau ist ein blühender, aber manchem Steigen und Fallen unterworfen gewesen. Trotz der Reblaus, welche ebenfalls stellenweise auftrat, ist das Weinerzeugnis ein bedeutendes und sind die Anlagen von neuen Weingärten sehr zahlreich gewesen; allein seit zwei Jahren hat die Ausfuhr nach Frankreich, welche eine Zeit lang sehr namhaft gewesen war, stark nachgelassen, was teilweise mit der gesteigerten Einfuhr des leichten navarresischen Rotweins in Frankreich zusammenhängt und mit der fortschreitenden Wiederherstellung der französischen Weinberge sich noch steigern wird. Da überdies der portugiesische Wein nicht so geschätzt ist wie der französische, dürfte derselbe sogar dann von einer neuen Krise betroffen werden. Der portugiesische Handel findet hauptsächlich von den beiden großen Mittelpunkten Lissabon und Oporto aus statt. Die gesamte Handelsbewegung erreichte im Jahre 1887 eine Höhe von 327 Mill. Franken, wovon 205 für die Einfuhr und 122 für die Ausfuhr. England ist der wichtigste Kunde von Portugal (65 Mill. Fr. Einfuhr und 38 Mill. Ausfuhr). Die Engländer haben schon längst Portugal als ihre Handelsdomäne angesehen;

sie haben dort großen Grundbesitz und ausgedehnte Interessen und ihre Sovereigns sind beinahe die einzige Goldmünze, welche man im Lande trifft. Nach England kommt Frankreich mit 25 Mill. Einfuhr und 38 Mill. Ausfuhr, dann Brasilien (mit 12 und 24 Mill.) und die Vereinigten Staaten (mit 25 und 4 Mill.) 2c. Unter den Gewerbszweigen steht in vorderster Reihe der Fischfang und die Konservierung der Fische, besonders der Sardinen. Fischkonserven wurden im Jahre 1887 für nahezu 7 Mill. ausgeführt, worunter nur allein für 5 Mill. Sardinen. Dieser Erwerbszweig macht Frankreich und England einen fühlbaren Wettbewerb. Der Sardinenfang findet an der Küste von Portugal vom Januar bis März statt, setzt sich an der spanischen Küste im März und April fort, beginnt dann in Frankreich an den Küsten der Bretagne und Vendée im Mai und Juni und dauert in England vom Juli bis zum November. Seit einigen Jahren ist der Sardinenfang allmählich minder einträglich geworden, allein diese Abnahme hat sich seither in Portugal am wenigsten fühlbar gemacht. Bei seinem herrlichen Klima und seiner günstigen geographischen Lage sollte Portugal eines der handelsrührigsten Länder in ganz Europa sein. Allein in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts blieb es sehr hinter dem übrigen Europa zurück und besaß nur sehr ungenügende Verkehrsmittel. Dank den Bemühungen von Doña Maria, Pedro V. und Luis I. sind seit 1850 große öffentliche Arbeiten unternommen worden; man hat 5000 Km. Landstraßen, 2000 Km. Eisenbahnen erbaut und zahlreiche Schulen eröffnet (2000 für Knaben, 400 für Mädchen) und die vielfachsten gemeinnützigen Arbeiten in den Städten und Häfen ausgeführt. Gegenwärtig verausgabt die Stadt Lissabon allein 60 Mill. Milreis (à 4.45 Reichsmark) für die Erbauung von Quais und Anländen, welche diese Stadt zu einem Hafen ersten Ranges machen werden. Es sind vorwiegend französische Ingenieure und Akkordanten, namentlich das durch die Erbauung der Staden zu Antwerpen berühmt gewordene Haus Hersent, welchem diese Arbeiten übertragen sind. Im Budget des Staatshaushaltes machen sich diese öffentlichen Arbeiten von gemeinnützigem Charakter sehr fühlbar, denn seit 12 Jahren wies dasselbe ein Defizit von durchschnittlich 40 Mill. Milreis auf. Im Jahre 1888 überschritten die Ausgaben nur um etwa 4 Mill. Milreis die Einnahmen und im Budget von 1889 hofft man mit einem Defizit von einer halben Million Milreis davonzukommen. Allein bei der steigenden natürlichen Entwickelung der Handelsbewegung und der mehr und mehr in die Finanzwirtschaft eingeführten Ordnung wird Portugal binnen Kurzem eine bessere Bilanz im Staatshaushalt herstellen. Die kolonialen Besitzungen Portugals in Afrika sind: die Inseln des Grünen Vorgebirges, Guinea, die Insel St. Thomé, Principe und Aguda, Angola und Mosambik mit einem Flächenraum von 1,805,550 Qu.-Km. und einer Bevölkerung von 4,138,300 Seelen; in Asien und Ozeanien: Goa, Angedive und die neuen Erwerbungen, sodann Macao, Timor, Cambing, Taipa und Colorane mit 19,666 Qu.-Km. und 4,987,900 Einwohnern. An Eisenbahnen im Betrieb besaßen im Jahre 1880 die Kolonie Angola 60 Km., Mosambik 91, Indien 54 Km.

* Bevorstehende Zurückberufung der Chinesen nach Californien. Der überstürzte Ausschluß der Chinesen aus Californien rächt sich bereits, denn nach einer californischen Zeitung werden sich die Weinbauern in Südcalifornien bald in einer sehr großen Verlegenheit befinden, wenn sie keine Chinesen mehr haben können, um ihre zu erwartende reiche heurige Weinernte einzuheimsen. Die Temperatur steigt dort gegen Mitte des Sommers bis auf 130° F. in der Sonne und 115° F. im Schatten — eine Hitze, welche für weiße Arbeiter viel zu groß, aber für die Chinesen, welche meist aus dem tropischen China kommen, ganz erträglich ist. Ueberdies wird es den südcalifornischen Weinproduzenten außerordentlich schwer, für eine beziehungsweise sehr kurze Zeit Weinbergsarbeiter anzuwerben. Die Amerikaner dürften sich also in vergleichsweise kurzer Zeit genötigt sehen, die antichinesischen Gesetze in ihrem eigenen Interesse zurück zu nehmen.

* Gasbeleuchtung in Kanton. Kanton ist eine ungemein rührige Handelsstadt, erfüllt von einer wahrhaft fieberischen kommerziellen Aufregung bis zu einer späten Nachtstunde. Seither ist sie nur sehr schlecht beleuchtet gewesen mittelst Oellämpchen, welche nur ein sehr dürftiges Licht gaben. Seit Erdöl und Kerosin in China eingeführt worden sind, wurden die Straßen hiemit etwas besser beleuchtet; allein nun will der Vizekönig dem Vernehmen nach einen neuen Versuch machen und Gasbeleuchtung einführen, welche er bereits in seinem eigenen Yamen oder Palast anwendet. Er hat daher zwei städtischen Beamten den Befehl gegeben, aus den statistischen Quellen eine vergleichende Zusammenstellung über die monatlichen Kosten des Oelverbrauchs für die Stadtbeleuchtung und die Kosten die Gasbeleuchtung zu verfassen; sobald es sich dann herausstellen wird, daß die Gasbeleuchtung wohlfeiler ist, als die Oelbeleuchtung, soll die Gasbeleuchtung allgemein eingeführt werden. Auf Formosa ist die Erbauung von Eisenbahnen im Werke.

* Die Chinesen in Honolulu. Die Gesamtbevölkerung der Hawaii-Inseln beläuft sich auf höchstens 80,000 Seelen und die berufensten Geographen schätzen dieselbe sogar auf eine schwankende zwischen 60,000 und 70,000 Einwohnern, also der Hälfte der Fidschi-Inseln. Die Zahl der Chinesen beträgt ein Viertel bis ein Drittel der Gesamtbevölkerung. Die hawaiische Regierung wandte sich erstmals in 1878 in amtlicher Weise an den Vizekönig von Kanton durch Vermittelung ihres Generalkonsuls Mackwill Smith in Honkong, allein die chinesischen Behörden zeigten sich nicht geneigt, mit einer Macht von solch geringer Bedeutung diplomatische Beziehungen anzuknüpfen.

Hawaii ist trotzdem ganz unabhängig und man feiert, wie dies auch in den Vereinigten Staaten geschieht, alljährlich das Fest der Unabhängigkeit, d. h. der Befreiung von der Bevormundung durch Frankreich und Großbritannien. Diese beiden Großmächte hatten anfangs ihr Auge auf diese Inselgruppe geworfen, gaben aber durch gemeinsamen Entschluß den Eingeborenen ihre Unabhängigkeit zurück. Kamehameha der Große war der erste hawaiische Monarch, welcher durch seine Eroberungen die verschiedenen Fürstentümer in einen einzigen Staat vereinigte und zu einem Königreich erhob. Allein seine ganze männliche Linie ist schon lange ausgestorben oder in Mißkredit gekommen, auch seine Nachfolgerin auf dem Throne, die gute Königin Emma, ist gestorben, und an ihrer Stelle regiert nun der launenhafte und verschwenderische Kalakaua. Das Opiumrauchen galt in Hawaii als ein großes Verbrechen, allein das hat Kalakaua nicht abgehalten, gegen eine Entschädigung von 70,000 Doll. den Opiumhandel zu verpachten; wie es scheint, hätte Kalakau es auch für passend gefunden, diese Steuer aufzustellen mit dem schließlichen Beifügen, ein König könne sich nicht täuschen, wenn er dem Volke seine Privilegien auferlege. Wie in Australien, auf Neuseeland und in den Vereinigten Staaten dürfte der Widerstand, welchen man gegen die Zulassung der Chinesen ins Innere erhebt, von sehr zweifelhaftem Erfolg sein. Es ist nämlich vor kurzem eine Bill behufs des gänzlichen Ausschlusses der Chinesen eingebracht worden, aber sie wird wahrscheinlich niemals durchgeführt werden. Die gegen die Zulassung der Chinesen im Lande erhobene Einwendung würde auf rein sittliche Erwägungen gegründet werden. Die Chinesen bringen nach Honolulu, wie nach allen anderen Orten, nur wenige Frauen mit; allein in Anbetracht der Ansichten, welche die Chinesen bezüglich der Familie hegen, darf diese Thatsache niemand in Verwunderung versetzen, und man könnte hiefür gewiß leicht Abhülfe schaffen, wenn nur die chinesischen Familienrechte geachtet und den Chinesen Erleichterungen eingeräumt werden würden, indem man ihnen Grund und Boden verschaffte, worauf sie ihre Toten beerdigen könnten. Wie dem nun auch sei, eine gewisse Anzahl Chinesen hat ihre Weiber mitgebracht und sich bleibend auf den Inseln niedergelassen; andere dagegen haben sich damit begnügt, zeitweilig mit Kanakenweibern zu leben, welche — dem auf den Fidschi-Inseln herrschenden Brauch entgegen, — gerne erbötig sind, sich dem nächsten besten Bewerber hinzugeben. Man muß ferner aber auch einräumen, daß nur die Chinesen die Mittel gewesen sind, um einen großen Teil des Landes ertragsfähig zu machen, welcher ohne sie niemals angebaut worden wäre. Als Kulies arbeiteten sie gut und ebenso ruhig als viele andere, allein es kostete gewaltige Mühe, sie zu vermögen, auch nur einen einzigen Tag länger zu bleiben, als ihr Vertrag bestimmte.

Bei dem seiner Rasse angeborenen Handelsgeist hat es jeder Chinese, welcher nur einige Hundert Dollars bei Seite legte, bald dahin gebracht, daß er einen Laden, eine Barbierstube, ein Restaurant, einen Obsthandel etabliert. Da, wo der nüchternste und in Geschäften erfahrenste Europäer Hungers sterben würde, wird der Chinese leben und noch einige Dollars bei Seite legen. Die schönsten Magazine in Honolulu gehören den Chinesen und man kann hier wie in Schanghai konstatieren, daß die Waren, welche dort verkauft werden, besser und wohlfeiler sind, als in den fremden Magazinen.

Die Dienstleute in den Hotels, hier Boys (Jungen) genannt, sind Chinesen in ihrer vollen Nationaltracht. Die schönsten Pachtangebote werden von Seiten der Chinesen gemacht, welche doch gleichwohl darauf einen ausgesprochenen Widerwillen an den Tag gelegt hatten, Ländereien auf den Inseln anzukaufen. Wenn die Chinesen ermutigt werden würden, dies zu thun, und wenn die Inseln so verwaltet würden, wie Hongkong und Singapore, so würde die hawaiische Inselgruppe bald durch eine rührige, fleißige Menschenrasse bevölkert werden und die überlebenden Eingeborenen leicht ihr Auskommen als Dienstboten bei den Chinesen finden. Das größte und dringendste Bedürfnis des Landes ist die Kultur, und ohne eine fortdauernde Verproviantierung werden die prächtigen Pflanzungen von Zuckerrohr, Kaffee und Bananen niemals mit Vorteil gegen die ähnlichen Produkte der anderen Länder ankämpfen können. Nur der Schutz der Vereinigten Staaten und der Gebrüder Spreckel macht sogar noch jetzt die Zuckerausfuhr nach Californien gewinnbringend. Man hält eine große Anzahl Chinesen unter Schloß und Riegel, allein die Nachsicht in der Verwaltung der hawaiischen Strafanstalten und der Rechtspflege ist so groß, daß am letzten Geburtstag des Königs die Strafgefangenen aller Nationalitäten die Erlaubnis erhielten, bei einem Tischler in der Nachbarschaft zu tanzen.

Die Japaner sind als Einwanderer sehr willkommen und der „Takasago Maru" ist erst vor Kurzem mit einem ganzen Tausend derselben eingetroffen. Die hawaiische Regierung hatte darauf bestanden, daß auch eine entsprechende Anzahl Weiber eingeführt werden müsse, und so begleiteten etwa 200 Frauenzimmer die Männer. Die Japaner wohnen nicht in den Städten wie die Chinesen, sondern auf den Pflanzungen und in den Dörfern, wo sie geduldig den Boden bebauen. Sie sind weniger mit Heimweh und anderen Erbfehlern behaftet als die Chinesen, rauchen kein Opium und mengen sich in keine politischen Zettelungen, und haben daher einen großen Vorzug vor den Chinesen. Sie sind auch wohlfeiler, denn die japanischen Kulies erhalten 15 Dollars per Monat bei einem dreijährigen Vertrag und bezahlen selbst die Ueberfahrt nach Honolulu.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 31. Stuttgart, 5. August 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn **Dr. Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der Kampf zwischen Meer und Land. Von Dr. Vinzenz Hilber in Graz. S. 601. — 2. Ein Passionsspiel an den oberitalienischen Seen. S. 603. — 3. Reisebilder aus dem Westen Nordamerika's. Von Friedrich J. Pajeken. (Schluß.) S. 608. — 4. Mogador. S. 611. — 5. Die Llanos von Columbia. Von Dr. Alfred Hettner. S. 614. — 6. Ein Gletscherschliff. S. 617. — 7. Nekrolog. S. 618. — 8. Litteratur. S. 619. — Kleinere Mitteilungen. S. 619.

Der Kampf zwischen Meer und Land.

Von Dr. Vinzenz Hilber in Graz.

Wir stehen am Steilrande des Ufers. Die brandenden Wellen untergraben es. Der weithin sichtbare Einschnitt am Saum des Meeres ist ihr Werk. Dort ist eben die überhängende Masse abgestürzt, der Schutt wird ein Spiel der Wellen, die ihn zu Geröllen umarbeiten. Diese letzteren dienen selbst wieder zur Beschießung des Ufers. Wo diese Vorgänge walten, weicht das Land vor dem siegreichen Meere zurück, und schon im Laufe kurzer Zeiträume zeigen sich erhebliche Wirkungen. Noch aus dem Jahre 800 n. Chr. wird die Größe der Insel Helgoland mit $1^1/_2$ Quadratmeilen angegeben, jetzt beträgt sie weniger als eine Hundertstel-Meile. Die Küsten von Suffolk rückten zwischen 1824 und 1829 um mehr als 16 m. landeinwärts und das Meer wurde tiefer. Die Reihen der Felseninseln an vielen Küsten sind Reste des zerstörten Landes.

Auch kampflos aus eigener Schwäche beugt sich das Land unter die Herrschaft des Meeres. Lockerer Schwemmboden fällt zusammen. Dadurch ist vor fünf Jahrhunderten die Zuider-See entstanden, und dem gleichen Schicksal der Ueberflutung würde Holland, welches teilweise schon unter dem Meeresniveau liegt, anheimfallen, wenn es nicht durch künstliche Dämme geschützt würde. Bodensenkungen sind auch vielfach bei Erdbeben, durch diese ausgelöst, beobachtet worden.

An anderen Stellen unterliegt das Meer. Die Flüsse fördern Massen von Sinkstoffen hinaus, welche sich an die Küste anlagern und das Land zum Vorrücken, das Meer zum Weichen bringen. Römische Hafenstädte an der Ostküste Italiens sind durch diesen Vorgang meilenweit ins Land gerückt worden, ja das ganze Schwemmland der oberitalienischen Tiefebene ist dem Meere abgerungener Boden.

Es ist kein Zweifel, daß es nur sehr langer Zeiträume bedürfte, damit schon durch diese Vorgänge erhebliche Umgestaltungen der Meeresgrenzen erzeugt würden; dennoch müssen wir unsern Blick erweitern, um die Lösung des großen Rätsels zu suchen, welches uns die Erdgeschichte in den Wanderungen der vorzeitlichen Meere darbietet.

Auf hohen Gipfeln findet der Alpenwanderer die im Gestein eingeschlossenen Schalen von Meerestieren. Er sagt sich, daß die Schichten des Berges ein Niederschlag aus dem Meere sind. An den großartigen Faltungen derselben, welche er an blosen Wänden weit zu verfolgen vermag, erkennt er, daß diese Absätze seit ihrer Bildung gewaltige Bewegungen erlitten haben; mit Recht wird er diesen die bedeutende Höhenlage der Ablagerungen zuschreiben; das Gebirge ist durch seitliche Pressung und dadurch bewirkte Auffaltung entstanden. Lenkt er dann seine Schritte in die angrenzende Niederung hinab, so wird er denselben Funden, diesmal in horizontalen Schichten, begegnen. Hier wird er nur die Wahl haben, entweder an einfache Aufwärtsbewegungen großer Teile der Erdrinde oder an eine Senkung des Meeresspiegels seit der Bildung des Bodens zu glauben. Damit berührt er eine der jetzt am meisten erörterten Fragen der Geologie.

Oft sind die aufeinander folgenden Schichten der Erdrinde mit den Blättern eines Buches verglichen worden. Wir lesen aus ihnen ein langes Stück der Erdgeschichte, von der Schriftstellerin Natur schon während der Ereignisse selbst aufgezeichnet und darum zuverlässiger als die Quellen der sog. Weltgeschichte. Noch sind manche Stellen

des Buches dunkel, harrt der erste Band sogar noch seiner Entzifferung; denn in den funkelnden Blättern der archäischen kristallinischen Schiefer sind augenscheinlich die Schriftzüge verwischt, welche uns von den Anfängen des Lebens auf der Erde Kunde geben würden. Der nächste Band, das paläozoische Zeitalter behandelnd, macht uns mit einer niederen, hauptsächlich auf das Meer angewiesenen Tierwelt bekannt, in welcher zuerst noch die Wirbeltiere gänzlich fehlen, dann in der jüngsten Silur- und der Devonzeit Knorpelfische, im Carbon und Perm schon landbewohnende Wirbeltiere, Amphibien und Reptilien auftreten. In der mesozoischen Epoche schreitet die Entwickelung des Lebens fort. Schon in der obersten Trias begegnen uns die ältesten und zugleich am niedrigsten organisierten Säuger, die Beuteltiere. Der Jura bietet uns die ersten Vögel, seltsame Tiere mit Zähnen im Schnabel und einem Eidechsenschwanz, der zwei Federreihen trägt. Es ist der erst in zwei Exemplaren gefundene Archäopteryx, das Reptil im Momente der Vogelwerdung. Die Kreide liefert die ersten Knochenfische und wieder neue bezahnte Vögel, die Odontornithen. Die känozoische Aera, der vierte und letzterschienene Band des großen Buches, legt einen weiteren Fortschritt in der Entwickelung des tierischen Lebens dar, indem im Tertiär die ersten, ausgebildete Junge werfenden Säugetiere und im Diluvium der Mensch erscheinen. Einen ähnlichen Entwicklungsgang von niederen Formen zu höheren zeigt die Pflanzenwelt.

Gewiß liegt im allmählichen Auftreten höher und höher organisierter Wesen der weitaus wichtigste Inhalt jener steinernen Bücher. Aber daneben berichten dieselben, daß die Festländer aus den Fluten stiegen, daß das Meer über das Land schritt, es wieder verließ und von neuem bedeckte, während die Masse des Festen beständig zunahm. Die Seiten, welche die Meeresbedeckung eines Erdstrichs schildern, sind voll beschrieben, die Landperioden desselben werden aber öfter durch eine Lücke, als durch die Fortsetzung der Darstellung kenntlich gemacht, weil auf dem Lande gebildete Ablagerungen meistens nur dann vorhanden sind, wenn die Stelle von einem Flusse oder einem See bedeckt war.

Nach den herrschenden wohl begründeten Anschauungen sind die Hauptlager der Meere die tiefen Becken, uralte Züge des „Antlitzes der Erde." Es sind die ersten Einsenkungen, welche nach der Erstarrung der Planetenoberfläche geschahen, als die Erkaltung ein Schrumpfen des Erdkörpers erzeugte. Wahrscheinlich haben diese Vertiefungen durch alle geologischen Zeitalter hindurch in vertikaler Richtung zugenommen und liegt darin die Hauptursache des beständigen Anwachsens der Festländer bis in die Gegenwart. Allerdings ist die Beständigkeit dieses Wachstums nur im Großen vor sich gegangen; denn es hat Zeiten gegeben, in welchen die Meere über ihre Ufer traten und große Teile der Länder überschwemmten. Die Geologen nennen diese Erscheinungen Transgressionen. Die letzte große Transgression ereignete sich zu Beginn des miozänen Abschnittes der Tertiärzeit. Weite Strecken der alten Welt wurden unter Wasser gesetzt. Teile von Italien, Portugal und Südfrankreich, der Nordschweiz, von Süd- und Nordwest-Deutschland, das Wiener Becken und die ungarische Ebene, nebst den Niederungen Galiziens, Wolhyniens, Podoliens und Steiermarks, Stücke von Kärnten, Krain, Kroatien, Slawonien, Bosnien, Rumänien, der Walachei und der Gegend des Schwarzen Meeres bis in das Innere von Asien nach Persien und Teile der nordafrikanischen Ebenen tragen noch jetzt die Meeresabsätze dieser Periode samt den Resten der Organismen, größtenteils ausgestorbener Arten, welche die zugehörigen Meere bewohnten. In dem letzten Abschnitte der Tertiärzeit, dem Pliozän, sanken die Meere in ihre Betten zurück und aus dieser Zeit stammen die heutigen Grenzlinien der Festländer, von kleinen Verschiebungen abgesehen. Aehnliche Vorgänge haben sich in früheren Zeiten der Erdentwickelung wiederholt abgespielt und ihnen wird auch ein großer Anteil an der Umänderung der Tier- und Pflanzenarten des Landes zugeschrieben; denn jedes Vordrängen der Meere engte die Lebewelt auf einen kleineren Raum ein und entfesselte einen erbitterten Kampf ums Dasein, wobei die minder wehrhaften Arten ausstarben. Der Rückzug der Meere erlaubte wieder die reiche Entfaltung des Lebens und die Entstehung neuer Arten.

In der Verfolgung der Schwankungen des Meeres ist ein wichtiger Umstand zu Tage getreten. Oftmals sind die Kontinente vom Meere überflutet worden; Sueß, der das Studium dieser Meeresbewegungen neuerdings in Fluß gebracht und zum erstenmale eine eingehende Darstellung derselben gegeben hat, lehrt sechs große Perioden der Ueberschwemmung und ebensoviele der Trockenlegung kennen. Es zeigen sich indes seit der Silurzeit keine unzweifelhaften Tiefsee-Ablagerungen auf den heutigen Kontinenten. Die großen Meeresbecken sind ursprüngliche Erscheinungen, uralt sind die Sockel der Kontinente, als gleichwertige Kämpfer stehen diese der Salzflut gegenüber, bald im Wechselspiel des Streites unterliegend und vom Meere in Besitz genommen, bald die Flut abschüttelnd und in ihre Grenzen weisend.

Der Aufhellung harren aber noch die Ursachen dieser Vorgänge. Schon im vorigen Jahrhundert haben Celsius und Linnaeus, welche das Anwachsen des Landes um das Baltische Meer beobachtet hatten, die Meinung geäußert, daß das Meerwasser sich vermindere. Dieser Lehre trat im Anfange dieses Jahrhunderts Leopold v. Buch entgegen und sprach die Ansicht von der Hebung Skandinaviens aus. Lyell und Darwin förderten die Behauptung der Hebung und Senkung der Kontinente, und diese Lösung der Frage hat bis in die neueste Zeit unbestrittene Geltung gehabt. Es ist eine Art Suggestion, welche die

großen Männer, vor deren Geist sich die Mitwelt beugt, ihren Zeitgenossen einflößen, wenn sie eine Anschauung mit dem Gewichte ihres Ansehens aussprechen, zuweilen zum Schaden des Fortschritts in der Wissenschaft. Ohne nähere Prüfung ist auf diese Weise manche irrige Ansicht zur allgemeinen Annahme gelangt.

Sueß fordert nicht die urteilslose Anerkennung der Fachgenossen; er hat mitten in einer umfassenden politischen Thätigkeit Zeit gefunden, den ganzen Gang seiner Forschungen samt allen Beweismitteln seiner Theorie in einem großen Werke, dem „Antlitz der Erde", vorzutragen, so daß von einer Beanspruchung seines persönlichen Ansehens keine Rede sein kann.

Sueß hat die Anzeichen der Veränderungen des Meeresstandes über alle hinreichend bekannten Teile der Erde und durch alle geologischen Zeiträume hindurch verfolgt. Seine Darstellung ergibt die Gleichzeitigkeit der Ueberflutungen und Entblösungen des Landes auf weite Strecken. Dieses Ergebnis ist es namentlich, welches ihn zum Widerspruch gegen die herrschende Lehre von den Auf- und Abschwankungen der Festländer drängt. Abgesehen davon, daß die behauptete Hebung der Kontinente an sich rätselhaft ist, könnten solche Bewegungen nicht auf der ganzen Erde gleichzeitig und im selben Sinne vor sich gehen. Niveau-Aenderungen des Flüssigen hingegen muß jene Allgemeinheit zukommen, welche der Ueberblick über die Vorgänge ergeben hat, denn ein von örtlichen Einflüssen freies Steigen des Meeres muß sich auf der ganzen Erdoberfläche gleichzeitig geltend machen.

Auf der Suche nach den Ursachen des Steigens und Sinkens der Meere kommt Sueß zu folgenden Betrachtungen. Die Meeresbecken sind durch Einsenkung der betreffenden Teile der Erdoberfläche entstanden. Das ungleichförmige Schrumpfen des Erdballs ist eine Folge der immerwährenden Abkühlung desselben. Jedes neue Nachsinken des Meeresbodens erzeugt ein Fallen des Wassers: Aber auch Erhöhungen des Bodens haben statt. Der Meeresboden wird unaufhörlich mit vom Lande eingeschwemmten Sinkstoffen bedeckt, welche ebensoviel Wasser verdrängen, als ihr Rauminhalt ausmacht. Dadurch hebt sich der Meeresspiegel. Sueß kommt aber selbst zu dem Schlusse, daß diese Vorgänge nicht imstande sind, das beträchtliche Ausmaß der vorzeitlichen Bewegungen zu erklären, und hält an diesem Punkt den Flug seiner Gedanken an, ohne eine Aufdeckung der Ursache zu versuchen.

Der Verfasser ist in einer in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie" erschienenen Erörterung des gleichen Stoffes weiter gegangen, obwohl auch er sich die obwaltenden Schwierigkeiten nicht verhehlt hat. Leider lagen bei der Abfassung seiner Arbeit die Sueß'schen Ausführungen noch nicht vor.

Derselbe hat, zum Teil auf ähnlichen Versuchen weiter bauend, die Kontraktion als ausreichenden Grund der Meeresschwankungen hingestellt. Nach den bis jetzt geltenden Anschauungen, gegen welche allerdings in neuester Zeit Widersprüche namhafter Forscher auftauchen, erzeugt der stetige Wärmeverlust des Erdinnern eine Verkleinerung der Erdkugel. Von Zeit zu Zeit werden die im äußeren Gewölbe der Erde entstehenden Spannungen ausgelöst, die Kruste sinkt nach. Dabei sind in Bezug auf das Verhältnis von Meer und Land drei Fälle denkbar. Entweder sinken beide Räume gleich stark, oder es ist ein Uebergewicht in der Senkung der Landmassen oder in der der Meeresböden vorhanden. Im ersten Falle steigt das Meer blos wegen der Verkleinerung seiner Grundfläche, wie dieselbe durch die kleinere Kugeloberfläche bedingt wird, um einen geringen Betrag; im zweiten breitet sich das Meer über die tieferen Festlandsteile aus, es steigt scheinbar an, wenn auch in Wirklichkeit sein Spiegel durch die Ausbreitung der Wassermassen sinkt; im dritten Falle zieht sich das Meer wegen des Fallens seines Niveau's zurück.

Diese Umstände allein würden aber schwerlich die beobachteten Wirkungen haben erzeugen können, wenn sie nicht mächtige Verbündete hätten, welche in den Ruhezeiten zu ihren Gunsten arbeiten. Ununterbrochen wird das Festland abgekehrt, es erniedrigt sich im ganzen fort und fort. Das Gestein der Höhen zerfällt, die Bäche und Flüsse wühlen sich ihre Wege und schleppen die Späne der Verwitterung und ihrer eigenen Hobelarbeit in das Meer. Das Land wird niedriger durch die Abwaschung, das Meer steigt durch die Aufschüttung auf seinem Grunde. Sind endlich ausgedehnte Tiefebenen als Folgen der Abwaschung geschaffen, so können durch eine geringe Landsenkung weite Landstrecken unter Wasser kommen. Sind sie nun vom Meere überflutet, so wachsen auf dem Grunde die Ablagerungen empor, Schichte für Schichte, bis diese nach langer Zeit den Spiegel des Meeres nahezu erreichen. Ein geringes Voransinken der Meeresböden genügt jetzt, damit das Meer in seine alten Grenzen zurückfällt und das Wechselspiel der Abwaschung des Festlandes und der Verlandung der überfluteten Strecken von neuem beginnt.

Ein Passionsspiel an den oberitalienischen Seen.

Wer Italien bereist, um die italienische Kunst zu studieren, der begeht einen großen Irrtum, wenn er sich allein oder auch nur hauptsächlich den Gemäldegalerien widmet. Zwei der gewichtigsten Thatsachen hinsichtlich der großen italienischen Maler, und zwar gerade jene Thatsachen, welche die Arbeiten derselben besonders anziehend und merkwürdig machen, können auf diese Weise nicht erkannt werden. Die italienische Kunst ist in ihren Motiven und in ihren Modellen gleichermaßen eine Spiegelung des italienischen Lebens. „Es ist", sagt Ruskin, „ein feststehendes Gesetz, daß die größten Männer, gleichviel ob

Dichter oder Maler, gänzlich in ihrem eigenen Zeitalter (und, hätte er hinzusetzen können, in ihrem eigenen Lande) leben.“ Die alten italienischen Meister malten ihren immer wieder zurücklaufenden Kreis von religiösen Gegenständen nur, weil diese die Gegenstände waren, an denen das Volk um sie her die innigste Teilnahme bethätigte und wofür dasselbe das meiste Verständnis hatte. Und wir Kinder einer späteren Zeit vermögen nur dann in den Geist der alten Bilder einzudringen, wenn wir uns auf den alten Gesichtspunkt stellen. Ganz dasselbe gilt für die Schönheitstypen, welche die italienischen Meister für die Darstellung ihrer heiligen Legenden wählten: sie malten nur die schönen Gesichter und die prächtige Landschaft, von denen sie sich umgeben sahen. Sie stellten die Madonna nicht als Judenmädchen dar, sondern als eine italienische contadina, und die Hügel, an deren Fuß ihre heiligen Familien rasteten, waren nicht die Berge, welche auf Jerusalem herabschauen, sondern diejenigen, welche Florenz umgeben oder sich am Horizont von Venedig erheben. Allein alle diese Dinge können besser in der Wirklichkeit als in der gemalten Nachahmung gesehen werden, und nun, nachdem man gleichsam die italienische Atmosphäre eingeatmet hat, vermag man die italienische Kunst richtig zu würdigen und zu genießen. In Sachen der Landschaft dürften die meisten Reisenden diese Thatsache gern zugeben, denn jedermann sieht z. B. leicht ein, daß die geeignete Vorbereitung für den Genuß von Tizian's Gemälden eine Fahrt durch Tizian's Heimat in den Dolomiten ist. Die ewigen Hügel sind noch heute dieselben wie damals, und man kann noch heute auf demselben Standpunkt (in Caverzano bei Belluno) stehen, von welchem aus Tizian die Bergformen und die Wirkung der Abendbeleuchtung auf jenem Gemälde der „Rast“ in der britischen Nationalgalerie aufgenommen hat.

Die religiöse Empfindung und der Gesichtstypus des italienischen Landvolkes sind nicht so leicht zu unterscheiden, können aber dennoch zuweilen in ihrer angeborenen Reinheit gefunden werden und sind dann, der alten Konfiguration nicht minder treu, so beständig zu sehen als die Hügel und Thäler ihrer Heimat. Ein sehr hübsches Beispiel dieser Thatsache erlebte ich jüngst, als ich zufälligerweise der Aufführung eines Passionsspiels im oberitalienischen Seenbezirk anwohnte. Es war ein sehr ursprüngliches Schauspiel und eine sehr demütige und bescheidene Zuhörerschaft. Die Zeit war nicht die Reisezeit der Touristen und es war auch auf keiner Seite eine Veranlassung oder ein Wunsch vorhanden, vor einer Galerie von Fremden zu spielen, sondern es war eine rein landesübliche Vorstellung, und bei jeder Wendung wurden wir, die zufälligen und absichtslosen Zuhörer und Zuschauer derselben, an alte Gemälde in Florenz oder Venedig erinnert, zu deren innerer Bedeutung wir oft vergebens den Schlüssel zu finden versucht hatten. Hier erkannten wir in den anmutigen Gestalten und sanften Gesichtern der ländlichen Darsteller die Modelle der alten italienischen Meister, und hier sahen wir, in der Empfindung des Stückes und in seiner Aufnahme von Seiten der Zuschauer, ein lebendiges Beispiel von dem religiösen Gefühle, welches der anstoßgebende Beweggrund der italienischen Kunst war. In den Bildern ist dieser Beweggrund oft schwer zu finden und noch schwieriger oft ganz zu verstehen. Er ist bisweilen so naiv, daß er weniger als religiös erscheint, und dabei doch so aufrichtig, daß er mehr als kindlich sich darstellt. Wer da sich der vielen „Adame und Even“, der „Schöpfungen“ und der „jüngsten Gerichte“ erinnert, die er in Sammlungen älterer italienischer Gemälde gesehen hat, wird auch nicht zugeben, daß dieselben ihn öfter abgestoßen, als angemutet, ihm öfter einen heiteren, als einen hehren Eindruck gemacht haben? Allein man tritt an derartige Gemälde mit einem besseren Verständnis und volleren Mitgefühl heran, nachdem man sie gleichsam von der Leinwand in das wirkliche Leben des Landvolkes übertragen gesehen hat. Und vielleicht wird da und dort ein anderer Besucher einige Förderung im Genuß der altitalienischen Kunst an nachstehender einfacher Schilderung eines Passionsspiels an den oberitalienischen Seen finden.

Wir hatten eines Tages im ersten Frühjahr in dem angesehensten Gasthof des Städtchens Orta am gleichnamigen See ein Unterkommen gefunden. Orta ist der großen Menge der Touristen noch kaum bekannt, denn selbst die im vorigen Jahre eröffnete Eisenbahn hat den stillen Frieden und die Einsamkeit des Ortes noch nicht gestört. Der lange Höhenzug des Monte Motterone, welcher den Orta-See vom Lago Maggiore scheidet, hält noch immer den touristischen Heuschreckenschwarm aus dem Norden ab; der vom alten Turm von Buccione überragte Hügel am Südende des Sees bildet eine Schranke gen Süden und scheidet den See von der „wellenlosen Ebene“ der Lombardei. Die Stadt Orta selbst, auf dem unzugänglichsten aller Vorgebirge stehend, hat im Vergleich mit Baveno oder Pallanza ein seltsam altväterisches Aussehen. Man findet hier nichts von den Kasernen von Bellaggio oder von den Palästen von Cadenabbia. Der alte Gasthof steht auf dem kleinen Marktplatze oder Piazza (es muß in der That ein armseliges Städtchen sein, welches nicht Selbstachtung genug hat, seinen freien Platz piazza zu taufen) und überschaut das ganze Leben des Städtchens oder eigentlich der communa, welches unter seinen Fenstern sich abspielt. Oleander und andere Pflanzen des Südens stehen zwischen den Pfeilern seines Portikus. Einige der Gärten von Orta sind wirklich ein Wunder. Wir sind auf unserem Wege an großen Hecken von Banksienrosen und von prachtvollen Theerosen vorübergekommen, und nun wir den Albergo San Giulio erreicht haben, liegt nach der langen überhängenden Straße ein heller sonniger Fleck vor uns. Der Wirt heißt uns mit altväterischer Höflichkeit willkommen, und wir betreten den verwitterten, alten, gepflasterten Hof, ein umbautes und nach oben hin offenes Viereck, in

welches, wenn man hinaufsieht, Töpfe mit Schlingpflanzen und andere Rankengewächse hereinzuhängen und das Blau des Himmels einzurahmen scheinen. Unser erster Gedanke war: hier, wenn irgendwo in Italien, würden wir einige Spuren von dem alten italienischen Leben sehen, und wir brauchten nicht lange darauf zu warten. Draußen auf der Piazza war soeben eine Zigeunerbande oder wandernde Schauspielergesellschaft aus drei lustig grün und gelb bemalten Karawanenwägen gestiegen, welche gestickte Vorhänge an den Fenstern hatten und vollkommene Nester für ganze Familien waren, wie die Zauberbüchsen eines Taschenspielers. Die kleinen braunen Kinder balgten sich im Staub herum mit einem Wurf junger Hunde, welche ebenfalls zur Gesellschaft gehörten. Da unsere Fenster unmittelbar auf die Piazza hinunterschauten und die Zigeuner hier ihr Quartier für mehrere Tage aufgeschlagen hatten, so bot sich uns reichliche Gelegenheit, mit ihnen bekannt zu werden.

Alle häuslichen Geschäfte und Angelegenheiten der Gesellschaft wurden öffentlich verhandelt, und es war eine äußerst lustige und aufgeräumte Bande, welche beinahe mit jedem Vorübergehenden einen Scherz oder ein Witzwort wechselte. Allein es vergiengen zwei oder drei Tage, bevor wir erfuhren, daß diese vermeintlichen Zigeuner eine wandernde Schauspielergesellschaft seien, welche hier eine große dramatische Vorstellung zu geben beabsichtige. Die Aufregung eines Markttages war gekommen und vergangen, und diese große wöchentliche Festlichkeit hatte beinahe die Schauspieler in den Schatten gestellt; allein nun sahen wir, wie die Männer an der einen Seite der Piazza, unter den Linden dicht am See, emsig ein Zeltdach aufschlugen. Sie unterbrachen sich oft, nach der Sitte italienischer Arbeiter, um ein Schläfchen zu machen, eine Pfeife zu rauchen oder mit jemand zu schwatzen und zu lachen; aber das Zelt machte doch Fortschritte und war bei Einbruch der Nacht ganz behangen mit rohen Oelgemälden wunderbarer Art und von kühner, um nicht zu sagen glänzender Färbung. Auf einem dieser Gemälde war ein Weib dargestellt, auf welches ein Tiger einzuspringen im Begriff war; auf einem anderen sah man einen Mann von vier Speeren zugleich durchbohrt; aber das Meisterstück war Judas Ischarioth, wie er sich in den Flammen der Hölle krümmte. Unter letzterem Kunstwerk ward bald darauf in ungeübter Handschrift ein Zettel angeklebt, welcher uns verkündigte, daß nichts geringeres als das Passionsspiel hier aufzuführen versucht werden solle. Als wir am Nachmittag von einer Ruderfahrt auf dem See zurückkehrten, bemerkten wir, daß zwei Paar nackter staubiger Beine aus dem Zelte herausgestreckt wurden. Diese gehörten, wie wir nun ermittelten, den beiden unruhigsten und störendsten Kindern der Bande an, einem überall gegenwärtigen kleinen Jungen und einem Mädchen, welche überall und nirgends zu sehen und überall im Wege waren und jetzt ihre Köpfe unter das Zelt steckten, in einem wilden Versuch, zu sehen, was in demselben vorgieng. Das Geschäft schien einstweilen noch ziemlich flau zu gehen; die hübschen faulen Zigeuner lungerten außen herum, in äußerst malerischen Gruppen lachend und schwatzend. Es war uns, als sei Wilhelm Meister mit seiner Gesellschaft nach Italien gekommen. Hier war Laërtes, ein dunkeläugiger Mann, und dort Friedrich, der blonde Junge. Dort drüben war Philine, wie sie Nüsse knackend und lachend mit Wilhelm plauderte, einer Art vornehmerer Person, welcher gewissermaßen Theaterdirektor zu sein schien. Der Beginn der Aufführung war auf halb neun Uhr festgesetzt worden. Es dunkelte bereits und noch immer saßen die Familien auf den Stufen ihrer Karawanenwägen und ließen sich gemächlich ihren Kaffee und ihre Polenta schmecken. Als wir in ihrer Nähe vorübergiengen, rief uns die alte Frau an, bot uns anmutig etwas Kaffee an und verlangte, daß wir aus ihrer eigenen Tasse Bescheid thaten. Dann fragte sie uns: aus welchem Lande wir seien? Ah, tedeschi? ob dies weit sei? vielleicht weiter als Venedig? Endlich zogen sich die Männer zurück, um sich zu waschen und fertig zu machen. Am See sitzend, hörten wir zwei hübsche junge Männer um ihre Rollen streiten; beide wollten die Rolle des Heilandes spielen und wurden sehr warm über diese Frage. Endlich gab der jüngere, ein schöner junger Bursche mit einem Lockenkopf, nach, unter der Bedingung, daß man ihm den St. Johannes zuteile. Als diese Frage entschieden war, begann der junge Mann, welcher den Jesus spielen sollte, gemächlich im See seine Hände zu waschen, welche diese Hantierung auch in hohem Grade bedurften.

Um halb neun Uhr fanden wir uns am Zelte ein und bezahlten unser Eintrittsgeld an die alte Großmutter, welche sozusagen die Direktrice der Gesellschaft war. Die Billette waren von verschiedenem Preis: für die reservierten Plätze 25 Centimes, für die Stehplätze 15 Centimes. Die Stühle trugen doppelte Last, so daß manche rosigen jungen Mädchen und viele Knaben in Blousen auf dem Schooße ihrer Väter und Mütter untergebracht waren, wo sie regungslos saßen, die Augen weit aufrissen und in stummem Erstaunen auf die Bühne schauten. Unter dem Thorwege saß der Großvater der Gesellschaft und spielte den ganzen Abend hindurch mit mehr Eifer als Erwägung die Drehorgel. Die Schauspieler in ihren von Flittern glänzenden Gewändern liefen überall umher und wiesen den Leuten ihre Plätze an, was, nach unserem Ermessen, eher geeignet war, die nachherige Wirkung abzuschwächen. Wir hatten bescheidener Weise uns Plätze in der Nähe der Thüre genommen, um leichter hinausschlüpfen zu können, falls uns die Unterhaltung nicht behagen würde. Allein wir wurden überstimmt, die Schauspieler bestanden darauf, wir sollten unsere Plätze mit denjenigen vertauschen, welche sie für die besten hielten. Eine der jungen Schauspielerinnen kam, setzte sich neben uns und wir plauderten einige Minuten, ehe das Schauspiel anfieng. Sie

erzählte uns, sie heiße Angela, sei 21 Jahre alt und seit drei Jahren verheiratet; sie habe drei Kinder gehabt, aber zwei davon seien gestorben und es sei ihr nur der kleine elfenähnliche Säugling geblieben, der heute gerade dreißig Tage alt sei; und sie haben eine lange, lange Reise von Venedig her gehabt. Wir fühlten für sie ein seltsames Mitleid, das sie offenbar nicht einmal für sich selbst verspürte. Aber nun näherte sich uns ein vierschrötiger, römischer Hauptmann und teilte uns in einem schauderhaften Gemisch von Französisch, Italienisch und Deutsch mit, er habe die Ehre, der Theatermaler zu sein. „Ich kann in der That ein Wenig von allen Künsten", setzte er bescheiden hinzu, „ich bin in allen Ländern herumgekommen." Seine Gesellschaft hatte soeben Venedig und Mailand verlassen, wo sie gute Geschäfte gemacht hatte, „aber", fügte er hinzu, „ich habe leider nicht Zeit gehabt, so viele Kunststudien zu machen, wie ich gewünscht hätte." Dann eilte er hinweg, als die Glocke des Regisseurs ertönte und der Vorhang in die Höhe gieng, nicht ohne daß man ein paarmal daran zerrte und ein sehr sichtbarer Theaterzimmermann in einer Ecke hart an ihm emporhob, weil er hängen geblieben war. Die Szene eröffnete damit, daß Maria ihren Sohn zankte und sich über ihn gegen seine Jünger beklagte. Sie trug die herkömmlichen blauen, mit Gold gestickten Gewänder; eine gellende Stimme that ihren Reizen Eintrag; ihr Spiel war schwach und eintönig, aber sie war bei weitem die beste Schauspielerin unter den weiblichen Mitwirkenden. Bei ihrem Auftreten rief ein kleines Mädchen in unserer Nähe ganz ehrfurchtsvoll: „Eccola madonna!" Es war die einzige Bemerkung, welche das Kind während des ganzen Stückes machte, denn später fehlten ihm offenbar die Worte. Der junge Mann, welcher die vielersehnte Rolle Jesu spielte, war gewiß der Stern der Truppe, und sein Spiel war immer andächtig und ruhig. Er war trefflich gekleidet und hätte ebenfalls nach dem Typus des Gesichts und der Farbe der Draperie gerade aus der Leinwand irgend eines alten Malers herausgestiegen sein können.

Es belustigte uns sehr, zu finden, daß die Weiber, welche als römische Soldaten und Centurionen auftraten, nichts zu thun hatten, als in den Chorgesang einzustimmen. Einige der Kostüme sahen sehr abgetragen aus, und besonders bemerkten wir, daß die arme Angela die schmutzigste Tunika von allen und sehr geflickte und gestopfte Tricots trug. Wir vergegenwärtigten sie uns, wie sie, ihren kränklichen Säugling neben sich, bei dem trüben Licht der Laterne des Karawanenwagens flickte, während ihr dicker hübscher Gatte neben ihr schlief. Das Stück wurde gegen das Ende ziemlich langweilig; die Szenen waren zwar kurz, aber sehr eintönig und zahllos. Nach dem Garten von Gethsemane kamen die sieben Stationen des Kreuzes, deren jede ein besonderes Aufziehen des Vorhanges erforderte. Wir waren zwar einigermaßen gelangweilt von dieser Aufeinanderfolge ähnlicher oder gleichartiger Szenen — gerade wie in einer Gemäldegalerie oder in den Kapellen einer Kirche die gemalten Szenen leicht übersättigen — allein unter der ganzen Zuhörerschaft war keine Gleichgiltigkeit und kein Mangel an Aufmerksamkeit zu bemerken. Sogar das statuenmäßige Finale, ohne welches keine Szene vollständig war, schien den Zuschauern jedesmal neues Vergnügen zu bereiten. Auf ein gegebenes Signal stellten sich alle Mitspielenden in einem Kreise in Position und giengen langsam zur Musik der Drehorgel auf einem Schiebebrett rundum. Dieses einfache Manöver wird beständig wiederholt, und auf diese Weise gieng kein Teil von den Kostümen der Schauspieler dem Zuschauer verloren, gleichviel, welchen Standort im Hause er einnehmen mochte. Etwa in der dritten Station erschien Simon von Cyrene schwarz gekleidet und stellte sich nun als komischer Charakter heraus und entlockte den Zuschauern — welche bisher vollkommen ernst, ehrfurchtsvoll und unter tiefem Eindruck stehend, sogar dem Schiebebrett zum Trotz, geblieben waren — ein schallendes Gelächter. Es muß ein Mangel an ersten Schauspielern geherrscht haben, denn wir erkannten denselben Mann in Simon von Cyrene, in Judas und in dem Hohenpriester; dies war jedoch in unseren Augen kein Mangel, denn die alten Meister bedienten sich ja auch oft desselben Modells für die verschiedensten Charaktere. Vom Hohenpriester hieß dies in der That zu viel verlangt; wenn es aber nur geschah, um seine prächtigen Priestergewänder zu zeigen, so war dies ja eine Lizenz, welche sich auch die größten Meister gerne gestatteten. Ferner erschien die heilige Veronika mit ihrem Schweißtuche, welche uns ebenfalls nicht sehr anmutete, denn sie war eine komödiantenhafte Person mit einer grellen kreischenden Stimme und entschieden die mindest angenehme unter den Schauspielerinnen. Die Männer im allgemeinen leisteten künstlerisch überhaupt mehr als die Frauenzimmer der Truppe. Der Judas ward besonders gut, in wahrhaft melodramatischem Style gespielt, und als am Ende gar der Teufel selbst, natürlich in der herkömmlichen fratzenhaften Satansmaske, auftrat, um ihn zu holen, da brach ein furchtbarer Sturm der Erregung und des Beifalls aus. Unmittelbar darauf, als wir das Schauspiel schon für beendigt hielten, sprang der Direktor auf die Bühne, um anzukündigen: es werden noch einmal 10 Centesimi per Kopf eingesammelt werden, und wer dieselben erlege, der dürfe dableiben und noch der „Auferstehung", bei bengalischer Beleuchtung, anwohnen. Man konnte sich keine bessere Illustration für diese Mischung von Geschäft und Empfindung denken, welche in gleicher Weise das mittelalterliche kirchliche Schauspiel und die dasselbe aufführenden Künstler kennzeichnet. Diese Auferstehung nun, mit ihrem wechselnden roten, grünlichen, bläulichen und weißen Lichte und einem gedämpften Frauenchor hinter der Szene, war denn auch ganz nach dem Herzen der ländlichen Zuschauer, und hoch befriedigt und in geräuschvoller Aufregung verlief sich die angeregte Menge aus dem Zelte.

Was mich bei dieser Aufführung am meisten überraschte, war die Sicherheit im Auftreten aller Mitwirkenden. Man hörte keinen Souffleur, bemerkte keinen Regisseur und überhaupt keine Leitung, und doch gieng alles glatt und wie am Schnürchen, und Einsetzen, Vortrag, Gebahren, alles war von einer Unbefangenheit, Unmittelbarkeit, Frische und Natürlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, und selbst das gelegentliche Durchklingen eines Dialektes störte nicht. Besonders aber fiel alles hohle rhetorische Pathos hinweg, in welches der Italiener sonst so leicht verfällt. Alles gieng mit einer Einfachheit und stillen Würde und mit einem gesunden ergreifenden Realismus vor sich, wie er auf einer wohlgeleiteten großen Bühne und mit bedeutenden künstlerischen Kräften nicht schöner und erfolgreicher zu erzielen gewesen wäre. Ich hatte die Passionsspiele in Oberammergau und Brixlegg gesehen und war von der rührenden Wirkung derselben tief erfaßt worden. Hier fand ich weniger Begeisterung, aber das angeborene dramatische Talent und den schauspielerischen Takt der Italiener zur vollen Geltung gebracht.

Am anderen Morgen, bei Tagesanbruch, wurden wir durch dieselbe altväterische Melodie der Drehorgel, begleitet von einem Trompetentusch, aus dem Schlafe geweckt. Als wir aus den Fenstern schauten, sahen wir drunten auf dem Markte die Schauspieler der Truppe und einen Teil ihrer Frauen in ihren Kostümen vom gestrigen Abend einen Umzug in den Straßen halten, wobei hie und da der Theaterdirektor oder sein Regisseur Halt machten, um im Tone eines öffentlichen Ausrufers zu verkündigen, daß am Abend eine zweite Aufführung stattfinden werde, nämlich die „Schöpfung der Welt", mit Adam und Eva, worin auch das Märtyrertum des heiligen Sebastian, nebst Susanna und den beiden Aeltesten vorkommen und mit einem „pantomimischen Effekt" schließen sollte. Unverkennbar waren für diese Schauspieler keine Schwierigkeiten zu groß, wie sich die alten Meister von keinem Gegenstand abhalten ließen.

Obwohl wir am gestrigen Abend von der Hitze unter dem Zelt sehr erschöpft worden waren, so fühlten wir doch, daß wir in der That hingehen und uns diese „Schöpfung" ansehen müßten. Wir bemerkten auch bald, wie einige Leute von der Schauspielertruppe ausgewählt und mit einem Eselkarren weggeschickt wurden, welchen der heilige Johannes bespannte, der diesmal mit seinem über die großen schwarzen Augen herunterfallenden braunen Lockenhaar höchst prächtig und schmutzig aussah. Die Leute kehrten nach einiger Zeit wieder zurück, den Karren hochauf beladen mit Roßkastanienzweigen, deren Verwendung wir sogleich kennen lernen sollten. Die Weiber stillten und verpflegten ihre Kinder oder plauderten mit einander, während sie alle möglichen Kleider flickten.

Angela und Virginia verglichen ihre Kinder mit einander. Virginia (ebenfalls ein römischer Centurio) war ihrem Aussehen nach eine gut gewachsene, glücklich aussehende Dirne, mit einem malerischen gelben Tuche um den Kopf; ihr kleines Kind, Olympia, zehn Monate alt, hatte „un poco di febbre", winselte in der That kläglich und schaute uns aus seinen schwarzen Augen traurig an. Der arme Säugling! Das Wanderleben der Schauspieler schien ihm nicht zu behagen, was aber Virginien anscheinend nicht sonderlich grämte. Virginia war der Direktorin eigene Tochter und war wohl infolge davon nach Kost und Wohnung gut verpflegt; die anderen waren, wie sie uns erzählte, keine Verwandten, sondern nur Freunde und Bekannte.

„Das Schauspiel wird noch viel schöner werden als das vom gestrigen Abend", sagte uns Angela, als sie uns die besten Plätze anwies, und es war in der That auch wo möglich noch überraschender. Wir erkannten die Roßkastanienzweige sogleich wieder in dem Baum des Guten und Bösen. Gott Vater (derselbe junge Schauspieler, welcher gestern die Rollen des Hohenpriesters und des Judas gespielt hatte) erschien in langen priesterlichen Gewändern und einem weißen Barte. Er erschuf Adam und Eva einfach dadurch, daß er sie hinter einem Brett hervorzog, welches zu diesem Zweck an der einen Seite der Bühne aufgestellt worden war. Angela trat an diesem Abend nicht auf; ihrer früheren Glorie entkleidet und in einem sehr alten Kattunkleidchen war sie emsig beschäftigt, Eva's beide unruhige Kinder zu hüten und ein drittes, das jüngste, neben uns in Schlaf zu lullen. Einstweilen sah Eva in fleischfarbenen Tricots sehr jung und hübsch aus und schaute so unbefangen drein, als kümmere sie sich um nichts Irdisches mehr — am wenigsten um ihre drei schmutzigen kleinen Kinder unter der Zuschauerschaft! Ihr ältester Knabe, mit seinem noch immer ungewaschenen Gesicht (er war den ganzen Tag unartig gewesen und hatte geweint) spielte nun den Erzengel, welcher Adam und Eva aus dem Garten Eden verjagte, und seine schmierigen zerrissenen Höschen schauten noch unter seinen Flügeln und weißen Gewändern hervor. „Er war ein sehr kleiner Engel, beinahe ein Puppenengel", wie Ruskin von dem himmlischen Boten sagt, der die heilige Ursula auf dem Bilde von Carpaggio segnet. Mit seiner dünnen pfeifenden Kinderstimme und ohne Haltpunkt entledigte er sich seiner langen Anrede an das erste Sünderpaar, zum großen Entzücken der Zuschauermenge und namentlich der Kinder, welche ihm im Echo der Alten zujubelten. Dann folgte das Zwischenspiel von Kain und Abel und von Eva (welche im ersten Stück die Mutter Gottes gespielt hatte), welche dem Kain Vorwürfe machte. Sie sah so jung wie möglich aus und trug dieselben Tricots, in denen sie erschaffen worden war. Hierauf folgte das Martyrertum des heiligen Sebastian, in welchem die Roßkastanienzweige wieder ihre Schuldigkeit thaten. Diese Szene war eine sehr lang ausgesponnene und der Hauptpunkt in ihr die Thatsache, daß die Pfeile, welche die in römische Soldaten verkleideten Mädchen auf den heiligen

Sebastian abschossen, gar nicht losgehen oder ihn nicht treffen wollten, weil sie alle erst diesen Nachmittag aus kleinen dünnen Zweigchen verfertigt worden waren. Allein der Heilige fiel trotzdem wunderschön, umgeben von Soldaten. Die Szene zwischen der keuschen Susanna und den beiden Aeltesten erwies sich als ein Lustspielstück, das die sämtlichen Zuschauer zum Beifall hinriß. Die beiden Aeltesten (welche wie die Harlekine oder Clowns in einer Pantomime angezogen waren) führten mehrere lustige und komische Szenen mit einander in einem italienischen Patois auf, dem wir nur mühsam zu folgen vermochten, das aber eine zwerchfell-erschütternde Wirkung auf die Zuhörer hervorbrachte. Allein inmitten des schallenden Gelächters überwältigte uns zuletzt die Hitze so, daß wir das Zelt verließen, nach Hause giengen, uns zu Bette legten und der Schauspielergesellschaft die bengalische Beleuchtung und die „wundervollen pantomimischen Effekte" schenkten.

Der See glänzte im vollen Mondschein, als wir uns dem Wirtshaus näherten, und der Widerschein des Mondes wob eine lichte Bahn über den ganzen See hinüber nach dem geisterhaft anzusehenden Pella. Der Himmel leuchtete wie mit zahllosen Goldflittern gestickt, und aus der Ferne drangen die eintönigen acht Takte der alten Drehorgel-Melodie zu uns herüber. „Die ganze Welt ist eine Bühne, und Männer und Weiber insgemein sind nur die Schauspieler darin" — das waren die letzten Gedanken, welche mir vor dem Einschlafen noch durch den Sinn giengen.

Es that uns leid, von Adam und Eva, von Virginia und Angela und selbst von der kleinen Olympia und den schmierigen braunen Säuglingen scheiden zu müssen — sie waren ein unverkennbares Stück echten Volkstums. Als wir am andern Morgen Orta verließen, standen die Frauensleute in der Sonne herum: Eva schalt ziemlich grimmig den kleinen Erzengel mit dem schmutzigen Gesicht; Angela sang ihr kleines Kind in Schlaf, während Adam und Johannes der Täufer die Pferde herbeiführten, um sie vor die Karawanenwägen zu spannen. Sic transit gloria mundi! Die Großmutter packte den Kochofen und die Geschirre ein; das Zelt wurde abgeschlagen und die Zigeuner schickten sich zum Aufbruch an. Und als wir ihnen im Geist folgten, war es uns zu Mute, als träten wir in einer so ergreifenden Weise wie niemals zuvor und mit einer unbeschreiblichen Anschaulichkeit und Verständnis-Innigkeit in jene kindlich-gläubige, unbefangene und frischnaive Weltanschauung hinein, wie sie aus jedem Bilde der altitalienischen Maler in solch ergreifender Wirklichkeit und Eigenart uns entgegentritt. In der richtigen Wertung der Bilder der alten italienischen Meister stört uns jene schiefe Richtung, worin wir uns infolge unseres Skeptizismus oder unseres Wissens und unserer Bildung notgedrungen angesichts der Ideen eines einfacheren und minder anspruchsvollen Zeitalters befinden. Der einzige Weg, um diese schiefe Stellung zu vermeiden, ist derjenige: uns auf den alten kindlichen Gesichtspunkt zu stellen, den Maßstab des unvergänglichen Geistes im Volksleben daran zu legen, so wie wir ihn auf der Bühne und unter den Zuschauern jenes Passionsspiels an den oberitalienischen Seen uns entgegentreten sahen. — E. C. C.

Reisebilder aus dem Westen Nordamerika's.

Von Friedrich J. Pajeken.

(Schluß.)

Nach einer kurzen Weile gieng es weiter. Anfangs langsamer, dann immer rascher. Die Pferde schienen den warmen Stall zu wittern. Der Himmel war jetzt fast wolkenleer, und der Mond, welcher sich im Untergehen befand, warf sein mattes bläuliches Licht zwischen ein paar mächtigen Felsen hindurch auf die wilde bergige Gegend um uns her.

Endlich rasselte die Post vor ein niedriges Blockhaus. Durch einige schmutzige Fensterscheiben schimmerte Licht. Mit vieler Mühe kletterte ich von meinem Sitz herab. Kaum vermochte ich mich zu bewegen, derartig steif waren meine Glieder. Ich hinkte nach der kleinen Thür der Hütte und trat ein.

Ein warmer dichter Dunst schlug mir entgegen. Mein erster Blick fiel auf einen schweren eisernen Ofen in einer Ecke des durch eine Petroleumlampe nur matt erleuchteten Raumes, dessen Wände, von Rauch geschwärzt, die rohen Stämme zeigten, aus denen sie zusammengefügt waren. Neben dem Ofen, vor welchem ich mich sofort aufstellte, befand sich ein Bord mit allerlei gefüllten Flaschen und Gläsern. Ein großer Tisch und einige Holzblöcke als Ersatz fehlender Stühle standen in der Nähe des Fensters.

Von dem erdigen Boden hatten sich drei Gestalten bei meinem Eintritt halb aufgerichtet. Doch als mir nun der Kutscher fluchend und scheltend folgte, legten sich die Männer von neuem nieder und hüllten sich fester in ihre Decken und Büffelfelle ein.

„Kein Teufel ist im Stall zu finden!" schalt der Rosselenker. „Heda! Holla! Hört Ihr nicht? Ausspannen! Pferde wechseln! Jesus Christ and General Jackson! Ist das eine faule Wirtschaft hier!"

Aus einer Ecke kroch jetzt langsam ein Mann hervor. „O, Jack! Seid Ihr schon da?" brummte er, nachdem er sich eine Weile mit seinen großen schmutzigen Fäusten die Augen gerieben hatte.

„Schon?! Schon?! Alte Schlafratte! Mindestens sechs Stunden sind wir gefahren!" rief der Kutscher eifrig und trat zu mir an den Ofen, welcher eine wohlthuende Wärme ausströmte.

Der Mann stieg auf einen Holzblock an der Wand und sah nach einer kleinen Uhr, der ein paar riesige Steine als Gewichte dienten. „Sollte man es glauben?! In zwei Stunden geht die Sonne auf. Wie doch die Zeit verläuft, wenn man schläft!"

„Habt Ihr heißes Wasser?" fragte ich. „Wir müssen einen Grog trinken, sonst tauen wir inwendig nicht auf, bevor die Reise weiter geht."

„Der Herr hat Recht! Unser Magen ist zugefroren", sagte mein Begleiter schmunzelnd. „Jimmy, sputet Euch, und seid mir dankbar, daß ich Euch stets Passagiere bringe, die Euch etwas zu verdienen geben."

Jimmy drehte sich um und legte den Finger an die runde, rote Nase. „Dort bei Euch steht ein Kessel mit Wasser. Setzt den nur auf den Ofen und legt einige Stücke Holz auf das Feuer. Wenn ich die Pferde abgespannt habe, werde ich Euch bedienen." Nachdem er eine Laterne angezündet und einen weiten Mantel umgehängt hatte, trollte er sich hinaus.

Eine geraume Zeit vergieng, bis der Mann zurückkam. Die Männer auf dem Boden schnarchten und von der Wand klang das gleichmäßige Ticken der Uhr.

„Was neues, Jack?" fragte Jimmy, während er sich anschickte, den Grog in zwei von Reinlichkeit weit entfernten Gläsern zu bereiten.

„No, Sir! — Welche Pferde bekomme ich?"

„Den Braunen und den Renner", versetzte der Wirt und Postverwalter in Einer Person pfiffig lächelnd.

Jack stieß einen langen Fluch durch die Zähne.

Ich ahnte neues Unheil.

Mit Wohlbehagen schlürften wir das heiße Getränk. Jetzt erst begann mein Körper wieder gründlich warm zu werden. Welch wonniges Gefühl! In meiner Freude gestattete ich dem Wirt auf seine Anfrage sich ebenfalls einen Grog zu bereiten.

Der Preis von 50 Cents per Grog war wohl reichlich hoch, aber gern bezahlte ich die Summe für das Getränk, welches mich wieder zum Menschen machte.

Eine ganze Weile flüsterte der Wirt abseit mit meinem Kutscher. Verstohlene Blicke warfen beide dabei nach den drei Männern. Dann verließ Jimmy von neuem die Hütte, um die frischen Pferde vorzuspannen. Fünf Minuten später meldete er, daß alles „all right" sei.

Als wir vor das Blockhaus traten, war es stockfinstere Nacht. Keine zwei Schritte weit vermochte man zu sehen. Behutsam tastete ich mich nach dem Gefährt. Da der Kutscher seinen Platz darauf bereits eingenommen hatte, erhielt ich meinen Sitz auf dem fatalen Eisen.

Mit den besten Wünschen von Jimmy fuhren wir ab.

„Ist der Renner vielleicht ein zu wildes Tier, daß Ihr vorhin mit demselben nicht einverstanden waret?" fragte ich neugierig meinen Begleiter.

„Ihr werdet es schon merken, wie stark er läuft", lachte dieser und verabreichte dem Handpferde eine Anzahl Peitschenschläge, welche mit unzähligen Flüchen begleitet waren. Das Tier schien die Züchtigung kaum zu bemerken. Anfangs war der Weg ziemlich eben, dann senkte er sich plötzlich.

„Vorsichtig, boys!" rief der Kutscher und griff fest in die Zügel. „Jetzt kommt der Goose Creek."

Ich strengte meine Augen an und erblickte vor uns eine spiegelglatte Fläche. Nach einigem Zögern betraten die Pferde dieselbe. Doch kaum standen sie darauf, so erfolgte ein Krachen und Brechen.

„Get up! Get up!" schrie mein Nebenmann und schlug auf die Gäule. „Haltet die Beine hoch, wenn Ihr nicht naß werden wollt!" rief er mir zu.

Die Warnung kam noch gerade rechtzeitig; schon spülte das Wasser zu meinen Füßen. Aber nur einen Augenblick dauerte die Ueberschwemmung, dann war das andere Ufer erreicht.

„Da könnt Ihr abermals von Glück sagen!" meinte mein Begleiter. „Wäre eines der Pferde gestürzt, hättet Ihr doch herab und mir helfen müssen. Das wäre in dem kalten Wasser gerade nicht sehr angenehm gewesen. Uebrigens müßt Ihr unter einem sehr günstigen Stern geboren sein", fuhr er eifrig fort. „Wißt Ihr, wer die Männer in der Hütte waren? Drei der berüchtigtsten Wegelagerer. Wenn die uns hier in den Bergen begegnet wären, dann führet Ihr jetzt ohne Uhr und Geld weiter."

Das hätte allerdings sehr ungenehm für mich werden können. Ich trug, in meinen langen Stiefelschäften verborgen, eine Summe bei mir, die ich in Old Fort Mc'Kinney auszahlen mußte.

Das Eisen unter mir verursachte mir immer größere Qualen. Zwar war mein Nebenmann bereitwillig auf meine Bitte mehr nach der Seite gerückt, doch genügte es nicht, um mich vollkommen von dem Druck zu befreien. Die Kälte begann ebenfalls sich von neuem fühlbar zu machen. Neben mir schalt und wetterte der Kutscher. Seine Peitsche gebrauchte er ohne Unterlaß. Hauptsächlich schien er es mit seinen Schlägen nur auf das eine Pferd abgesehen zu haben. Wieder überkam mich ein Gefühl der Ergebung in mein Schicksal. Mit dem Bewußtsein der Machtlosigkeit schloß ich die Augen.

Wie es möglich war, kann ich mir heute noch nicht erklären, aber ich hatte wirklich geschlafen. Als ich erwachte, zeigte sich im Osten ein schwacher Schimmer, der an Ausdehnung mit jeder Minute zunahm. Der lang ersehnte Morgen graute.

Mein Begleiter hatte seine Peitsche umgedreht und bemühte sich vergeblich, durch Schläge mit dem Stiel den einen Gaul vor der Post zum Laufen zu bringen. So viele der mannigfaltigsten Schimpfworte, welche der Kutscher bei diesem erfolglosen Unternehmen gebrauchte, habe ich in meinem Leben nie wieder gehört.

Schließlich stand das Pferd ganz still und war nur immer noch für kurze Strecken weiter zu bewegen.

„Nun seht nur die erbärmliche, faule Kreatur!" schrie mein Nebenmann wütend. „Ich kenne diesen widerspenstigen Satan. So ist er es gewohnt und nun bleibt er auch dabei. Er ist nicht wert, daß ihm das Fell noch auf den Rippen sitzt!"

„Das Tier ist wahrscheinlich krank und matt", warf ich ein.

„Krank?! Matt?! Gott behüte! Faul, sage ich Euch, ist die Bestie! Nur auf der Welt, um uns die Galle in das Blut zu jagen! Wir müssen nach dem Gesetz zwei Pferde vorspannen, wann wir einen Passagier fahren. Das kann ein jeder für sein Geld verlangen. Zuletzt aber wird es dem Reisenden zu bunt, wenn sich dieses kriechende Untier vor der Post befindet und nicht vorwärts will. Die Kreatur wird ausgespannt, und das weiß sie. Immer ist es dasselbe Lied.

„Nun! So spannt das Pferd doch aus."

„Ja, wenn Ihr Euch damit einverstanden erklärt, gern. Ihr allein habt darüber zu verfügen", rief der Kutscher erfreut. Rasch stieg er von seinem Sitz und nahm dem Tiere das Geschirr ab. Kaum war dieses geschehen, so sprang der Gaul in weiten Sätzen wiehernd davon auf dem Wege zurück, den wir gekommen waren. Ich versäumte die Gelegenheit nicht, mir einen größeren Platz zu erobern, um wenigstens den Rest unserer Fahrt ohne den Druck des Eisens über mich ergehen zu lassen.

Weiter gieng die Reise mit einem Pferde.

Es war mittlerweile heller geworden. Schon ließ sich deutlich die Umgegend erkennen, und etwa eine halbe Stunde später war es lichter Tag.

Einen traurigen Anblick bot die Gegend umher. So weit das Auge reichte, bedeckte Schnee das kahle, stark hügelige Land. Kein Baum stand darauf, nur bisweilen fristete hier und dort kümmerlich die Pechtanne ihr Leben oder der mit wenig Nahrung zufriedene Salbeibusch klammerte seine Wurzeln in das steinige Erdreich. Im Osten zogen sich hohe Bergketten hin, deren Kuppen jetzt das Morgenrot färbte. Das allein gab dem eintönigen Bilde einiges Leben.

Der Kutscher erzählte mir, daß wir jetzt keine Gefahren mehr zu erwarten hätten. Es gehe nun meistens bergab und daher sei die Arbeit für das eine Pferd auch nicht allzu groß.

Bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen über die Berge. Silbern glitzerte überall der hartgefrorene Schnee. Doch mit der Sonne erwachte auch von neuem der schneidend kalte Wind, welcher im Laufe der Nacht an Stärke nachgelassen hatte. Keine Felsen und Schluchten boten uns jetzt Schutz dagegen. Wie ein weißes, weites wogendes Meer lag vor uns das Land, durch das unser Weg führte.

Bisweilen erblickten wir hier und dort eine Anzahl Coyotes, jene kleinen grauen Wölfe, welche sich in großen Massen in den Bighorn Mountains aufhalten. Die wenig scheuen Tiere ließen die Post dicht an sich herankommen. Langsam liefen sie eine kurze Strecke fort und standen dann von neuem still, um uns mit ihren funkelnden Augen nachzuschauen.

In einiger Entfernung von uns tauchten jetzt zwischen Hügeln mehrere größere Bäume mit ihren kahlen, stark bereiften Aesten hervor.

„Dort lag vor Zeiten eine der ältesten Befestigungen des Landes, Fort Reno", belehrte mich mein Begleiter. „Viermal wurde es von den Indianern niedergebrannt. Dreimal baute man es wieder auf. Jetzt deuten nur noch einige verkohlte Holzblöcke an, wo das Fort einst gestanden hat. Eine halbe Stunde davon entfernt liegt Old Fort Mc'Kinney."

Frohen Herzens begrüßte ich endlich mein Reiseziel, als wir durch ein weites, sich nach Süden senkendes Thal dahinfuhren. Eine Anzahl Blockhütten bildeten einen geräumigen Kreis. Zum größten Teil waren dieselben eingestürzt. Nur an der östlichen Seite der verlassenen Befestigung standen noch einige Hütten aufrecht. Vor einer derselben hielt die Post, und mit einem lauten Seufzer der Erleichterung verließ ich den Marterbock.

„Ihr könnt Euch freuen, Sir, daß Ihr unter Dach kommt", meinte der Kutscher, indem er mich recht trostlos anschaute. „Ich armer Teufel muß jetzt noch etwa zehn Stunden weiter, wenn alles glatt abläuft. Dann erst habe ich einen Tag Ruhe, und von neuem geht es dahin zurück, woher wir kamen. Nun gebt Ihr doch zu, daß man bei einem solchen Leben mit der Zeit verrückt werden muß?"

Aus der Thür der Hütte trat jetzt ein kleiner magerer Mann mit grauem Bart und spärlichem Haupthaar. Fröstelnd rieb er sich die Hände, und nachdem er mich lebhaft begrüßt hatte — wir waren, da ich öfter in Old Fort Mc'Kinney einkehrte, gute Freunde geworden — half er dem Kutscher die Postsäcke abschnallen und trug diese dann in die Behausung. Ich folgte ihm.

Wir traten in einen durch einen großen Ofen behaglich erwärmten Raum, dessen eine Seite zu einem Verkaufsladen hergerichtet war. Auf einer Zahlbank und dahinter in Kasten, Tonnen, auf Borden und an den Wänden lagen, standen und hiengen die mannigfaltigsten Gegenstände. Alles, was in den Bergen an Proviant sowohl wie an anderen Artikeln gebraucht wurde, konnte man hier bei Mr. Beeby erhalten. Außerdem betrieb dieser einen bedeutenden Handel mit Spirituosen. Dem Laden gegenüber stand an einem Fenster ein Tisch, auf dem ein Telegraphenapparat aufgestellt war. (Sämtliche Befestigungen des Landes sind durch einen Telegraphen miteinander verbunden.) Der Alte war nicht allein Kaufmann und Verwalter der Post, sondern auch von der Regierung als Telegraphen- und Postbeamter angestellt. Ferner nannte er sich Hotelbesitzer, da er an bequemere Reisende für 2.5 Dollars ein Bett abzugeben hatte, welches sich in einem kleinen Zimmer hinter dem Laden befand.

Während Mr. Beeby die Postsäcke öffnete und die für Old Fort Mc'Kinney bestimmten Briefe herausnahm — für viele hundert Meilen nach Osten und Westen ist dieser Platz die einzige Poststation — erschien durch

eine Hinterthür schwankend ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, auf dessen brandrotem Gesicht sich der übermäßige Genuß von Spirituosen deutlich kennzeichnete. Das war der Koch und alleinige Mitbewohner von Old Fort Mc'Kinney.

Mit schwerer Zunge erkundigte sich derselbe, für wie viele Personen er die Mahlzeit zu bereiten habe. Bei dem Versuch, mir eine Verbeugung zu machen, wäre er bald gestürzt. Lächelnd wankte er dann wieder hinaus.

„Ist der Mann noch von gestern betrunken?" fragte ich den Alten.

„No, Sir! Er hat heute Morgen schon wieder des Guten zu viel gethan. Seinen ganzen Verdienst legt er bei mir in Getränken an. Drei Jahre arbeite ich nun mit ihm. Vollkommen nüchtern habe ich den Menschen während dieser Zeit noch nie gesehen. Trotzdem versteht er sein Handwerk ausgezeichnet."

Und das bewies der allzeit betrunkene Koch auch heute, denn eine Stunde später saßen der Kutscher und ich vor einem gut zubereiteten Male, welches aus Wildpret, gebratenen Kartoffeln, verschiedenen Salaten und allerlei Süßigkeiten bestand.

Nachdem ich meinen nächtlichen Begleiter mit einem Trinkgeld erfreut — hatte er mich doch mit heilen Knochen durch die wilden Berge an meinen Bestimmungsort gebracht — besichtigte ich meine Pferde, die in dem Stall Mr. Beeby's untergebracht waren, und auf denen ich meine Reise nach Westen fortzusetzen gedachte.

Dann bereitete ich mir mein Lager vor dem Ofen; ein Kloben Brennholz diente mir als Kopfunterlage und fünf Minuten später umfing mich der Schlaf, den mein von den Strapazen der Nacht während der Fahrt mit der first class american stage line geschundener Körper bitter nötig hatte.

Mogador.

Im Juli 1887 kam ich besuchsweise nach Mogador, welches, unter 31° 30′ 30″ n. Br. und 9° 46′ 10″ w. L. von Gr. gelegen, der südlichste von Europäern bewohnte und dem fremden Handel geöffnete Hafen von Marokko ist. Von da weg südwärts sind bis an den Senegal keine Europäer und keine Hafenplätze mehr anzutreffen, eine englische Faktorei am Kap Juby und eine spanische Faktorei („Villa-Cisneros") am Rio de Oro einzig ausgenommen. Der Hafen von Agadir im Sus, der kurze Zeit geöffnet war, ist vom Sultan wiederum geschlossen worden.

Die Stadt Mogador oder, wie sie von den Mauren genannt wird, Sueira ist befestigt. Sie liegt eben und ist ganz ins Meer hinausgebaut. Ihre Häuser, von blendendem Weiß mit den flachen Terrassen-Dächern (azoteas) und die (zwar viereckigen) Minarete der Moscheen gewähren sowohl von der Land- als auch von der Seeseite einen schönen, echt orientalischen Anblick. Die Stadt besteht aus drei Quartieren: der Kasbah, der Medina (Maurenstadt) und der Mellah (Judenstadt). Die Europäer, bezw. Christen, dürfen nicht in der Medina wohnen, sondern nur in der Kasbah oder auch, wenn sie gern wollen, in der Mellah, was aber selten der Fall sein dürfte. Ausnahmen hievon machen einzig Herr M., ein bekehrter ungarischer Jude, früher Schuster und jetzt protestantischer Missionar oder Kolporteur, der mit seiner Familie — er hat eine Genferin zur Frau — die Medina bewohnt, und ein Spanier mit Familie. Herr M. hat übrigens jetzt noch eine Schusterwerkstatt. Er betreibt für die englische Bibelgesellschaft den Verschleiß von Bibeln in allen möglichen Sprachen, hauptsächlich aber des Alten Testaments in hebräischer Sprache an die marokkanischen Juden.

Die Juden haben ihr besonderes Viertel, genannt Mellah; einzelne wohnen zwar auch in der Kasbah, wo gleichfalls der Kaid (Gouverneur) und der Kadi residieren.

Die Straßen in der Kasbah und in der Medina sind nicht gepflastert. Im allgemeinen sind sie, abgesehen von denen in der Mellah, ziemlich reinlich gehalten, und vornehmlich die mit den Bazaren in der Kasbah und in der Medina sind tagüber sehr bevölkert und belebt.

Beleuchtung ist in Mogador absolut keine, weder der Straßen noch der Plätze. Wer also nach Einbruch der Dunkelheit noch einen Ausgang zu machen hat, muß sich von seinem getreuen Famulus mit der Laterne leuchten lassen — wie bei uns in der guten alten Zeit.

Mogador hat 5 Stadtthore: El beb sba, El beb Ducala; El beb Marakesch; El beb el chader; El beb Marsa. Des Nachts werden die Thore sämtlich geschlossen, und zwar die äußeren bereits bei Sonnenuntergang, das Thor der Medina Nachts 10 Uhr, das der Mellah erst um 11 Uhr.

In der Kasbah sind mehrere offene Thordurchgänge. Einige Straßen daselbst sind eng, andere gar sind gedeckt, folglich ziemlich finster. Die Häuser in diesem Viertel sind hoch gebaut. Die schmalen und niedrigen Hausthore, tagüber offen stehend, geben Zutritt zu einem quadratförmigen Flur. Ebenen Fußes befinden sich die als Magazin, Bureau oder Stallung dienenden Räumlichkeiten. Die Hausinsassen bewohnen das oder die oberen Stockwerke. Der Besucher steigt ungeniert die Treppe hinauf und pocht, oben angekommen, an der verschlossenen Thüre an. Der obere Hausflur ist gewöhnlich mit Backsteinen gepflastert.

In der Medina, wo also mit den vorhin erwähnten Ausnahmen ausschließlich Mohammedaner wohnen, finden sich in der Nähe der Sokos (Marktplätze) einige breite Hauptstraßen; die Seitenstraßen aber sind eng. Die Häuser sind einstöckig.

Die Mellah endlich ist das volkreichste Quartier von

Mogador. Es ist ganz wunderbar, welche Masse Menschen da in diesem kleinen Raum, zusammengepfercht wie die Häringe, bei einander wohnen; welche Menge Kinder sich da laut jubelnd und schreiend auf der Straße herumtummeln, die aber, wenn sich zur Seltenheit einmal ein „Nsrani" (Christ) in ihr Quartier verirrt, im Springen und Spielen innehalten, den Fremdling erstaunt, aber nicht gerade unfreundlich anstarren und hinter ihm drein laufen, akkurat so, wie es bei uns die liebe Straßenjugend machen würde, wenn plötzlich ein bezopfter Sohn aus dem Reich der Mitte oder gar eine Rothaut des Weges daher gegangen käme!

Man unterscheidet in Mogador streng genommen eigentlich zwei Mellahs, nämlich: die große Mellah links vom Saffi-Thor und die kleine rechts von diesem Thor; beide nennt man kurzweg Mellah. Die kleine Mellah ist etwas sauberer als die andere; in der großen ist, soviel ich mich erinnere, die Hauptstraße gepflastert.

Ein Gang durch die Judenstadt bietet des Interessanten vieles, doch würde der Besucher wohl daran thun, wenn er etwas heikel ist — seine Gesichts- und Geruchsnerven für so lange zu Hause zu lassen. Die Unreinlichkeit und der Gestank sind namentlich in den Seitenstraßen oft entsetzlich. Ganze Berge von Kehricht, Schmutz und Mist, auch Tierkadaver liegen vor den Häusern oder bei den Straßenecken; anstandslos werfen die Leute ihre Haus- und Speiseabfälle da auf einen Haufen zusammen.

Die ärmeren Leute in der Mellah hocken in ihrer Wohnung auf Matten am Boden. Stühle oder Tische sah ich keine. Bei den Reichen sieht es schon „europäischer" aus, ebenso bei den in der Kasbah wohnenden Judenfamilien. Die Aermsten wohnen in notdürftig gedeckten Rohr- oder Lehmhütten, oft die ganze Familie in einem und demselben Raum.

An den Thürpfosten der jüdischen Häuser sieht man zuweilen fünf schwarze Striche oder eine Art Hand angemalt; dieses Zeichen soll — sagte man mir — bewirken, daß kein Unglück über die Insassen komme, wenn ein Fremder das Haus betrete oder daran vorbeigehe.

Ein Ausbund von Sauberkeit sind die Straßen in der Medina freilich auch nicht, aber es sieht doch etwas besser und reinlicher aus als in der Mellah.

Besondere architektonische Sehenswürdigkeiten hat Mogador, so zu sagen, keine aufzuweisen. Die sog. Mizpah auf einem Platz nahe der Marina besteht aus zwei ineinandergreifenden Gebäuden mit zwei Höfen. Der Turm der Mizpah kann bestiegen werden. Ich versäumte leider deren Besuch, hatte es aber schließlich doch nicht stark zu bereuen, da das Gebäude in ziemlich baufälligem Zustand ist, wie mir Jemand, der es besuchte, versichert hat; die Treppen, die Scheiben, die Decken, die Fußböden ... alles zerfalle, und wollte man das Gebäude wohnlich machen, so würden umfassende Reparaturen erforderlich sein. Was für einen Zweck die Mizpah eigentlich habe, wisse niemand, sogar der Sultan wohl selber nicht! Vielleicht sei sie für den Gouverneur von Mogador, vielleicht für den englischen Konsul erbaut worden. Der Sultan hätte sie schon vermieten können, aber für nur eine Haushaltung sind die Räumlichkeiten zu groß, und einzeln, d. h. teilweise, will der Sultan sie nicht vermieten.

Auf dem Platze, wo die Mizpah steht, ladet ein wie eine Bank querüber gelegter Mastbaum, welcher wahrscheinlich von irgend einem gestrandeten Schiffe herrührt, den müden Wanderer zum Sitzen ein. Da befindet sich auch, unter freiem Himmel wohlverstanden, der „Generalstall" für Pferde und Maultiere, die von ihren Eigentümern der Billigkeit wegen, anstatt in einem der zahlreichen Fundags (Herbergen), über Nacht auf dem Platze da untergebracht werden, und so ruhig und ungestört, als wären sie im besten Stalle, ihr Futter verzehren. Daß die Tiere nicht gestohlen werden, was an solch einem offenen, jedermann zugänglichen Orte ein leichtes wäre — dafür sorgen schon die geschlossenen Thore.

Ueber die Moscheen bleibt mir weniges zu sagen. „Treten Sie nur ja nie in eine ...." hatte man mir zum Voraus gesagt. Nirgends in Marokko nämlich, sei es nun, wo es wolle, an der Küste oder im Innern, selbst im zivilisierten Tanger nicht, darf ein „Nsrani" den Fuß in eine Moschee setzen. Ja, es soll sogar keiner lange in eine solche hineingucken oder davor stehen bleiben. Nach dem, was ich also flüchtig von außen gesehen habe, unterscheiden sich die Moscheen von Mogador kaum wesentlich von den algerischen, blos die Minarete sind, wie überhaupt allenthalben in Marokko, nicht runde, schlanke, sondern viereckige Türme. Dem nun, der seine allzu große Neugier nicht zügeln könnte und des Verbotes ungeachtet in eine Moschee träte, könnte es schlimm ergehen. Die fanatisch erbosten Moslims wären imstande, den Unglücklichen auf dem Fleck zu töten, und im allergünstigsten Falle dürfte er froh sein, mit einer wuchtigen Tracht Prügel davonzukommen, so daß ihm die Lust, ein solches Kunststück ein zweites Mal zu probieren, sonach gewiß ein- für allemal vergienge!

Ein eigentümlicher Fall dieser Art, jedoch mit ganz anderem Ausgang, ereignete sich einmal in einer der Küstenstädte — ich glaube in Tanger — wo nämlich ein stämmiger englischer Matrose — in stark angeheitertem Zustand notabene — ohne weiteres in eine Moschee hineinspazierte. Was kümmerten ihn die grimmigen Blicke und die geballten Fäuste der frommen Gläubigen um ihn her. Pah! Er war ein Englishman und würde mit dem Pack da drinnen schon fertig werden, sie sollten nur 'mal kommen — so dachte er wohl bei sich selbst und machte Miene, jeden, der ihm zu nahe treten wollte, auf echt englische Art und Weise zu „boxen". Die Rolle war somit eine umgekehrte; anstatt daß der Nsrani sich fürchtete, fingen die Leute an, vor ihm Angst zu kriegen, hielten sich in respektabler Entfernung von ihm und — ließen

ihn schließlich laufen. Sein Zustand, so verwerflich er auch an und für sich war, und die damit verbundene Kühnheit und Kampflust retteten dem Mann nun in diesem Fall das Leben.

Bei diesem Anlaß sei noch bemerkt, daß den Juden ebensowenig als den Christen das Betreten der Moscheen gestattet ist, dagegen verwehren die Juden niemand den Eintritt in ihre Synagogen.

Kein Ungläubiger ferner darf in Marokko jemals ein maurisches Bad besuchen.

Die Zahl der in Mogador residirenden Europäer beläuft sich, wie ich gehört habe, auf etwa 260. Bei einer Einwohnerzahl nun von über 15,000 Seelen (wovon 1300 Juden laut Rohlfs) treten die Europäer gegen die gänzlich verschieden gekleideten, vorherrschend weißen und blauen verhüllten Gestalten in Fez und Turban auf der Straße hinlänglich hervor.

Die europäischen Konsuln haben ihre Soldaten, die allerlei Gänge und Aufträge für sie besorgen. Die Konsulatsschilder sind im offenen Flur an der Innenseite der Mauer aufgehängt, so daß sie von der Straße aus deutlich sichtbar sind. Vertreten sind in Mogador: Frankreich (Konsul), England (Konsul), Spanien (Konsul), Deutschland (Vizekonsul), Dänemark (Vizekonsul), Portugal (Vizekonsul), die Vereinigten Staaten, Oesterreich und Italien (letztere drei durch Konsularagenten).

Dank einem Empfehlungsschreiben an den deutschen Vizekonsul in Mogador, Herrn Nüscke, in dessen Haus und Familie mir die beste Aufnahme zu teil wurde, fühlte ich mich während meines Aufenthaltes nicht so vereinsamt und verlassen, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Ich hatte aber kaum erwartet, auch einen Landsmann hier zu finden, und war daher um so angenehmer überrascht, als mir Herr Nüscke die Mitteilung machte, es sei ein Herr Dr. E. von Lenzburg hier: er wolle mich sogleich in dessen Behausung führen. Wir trafen den Herrn Doktor aber nicht an, da derselbe, ein vielbeschäftigter Arzt, gerade seine Krankenbesuche machte. Hernach wurde ich auf der Straße mit ihm bekannt. Herr Dr. E. praktiziert seit dem Herbst 1886 in Mogador. Durch seine Geschicklichkeit und sein leutseliges Wesen hat er sich das Zutrauen der Einwohnerschaft, selbst der abergläubischen, mißtrauischen jüdischen und mohammedanischen Bevölkerung, in vollem Maße zu erwerben gewußt. Selten ist der Herr Doktor zu Hause, immer ist er auf der Fahrt nach seinen Patienten — er hat zwar auch seine Konsultationsstunde. Daneben muß er noch den Apotheker machen, denn in ganz Mogador existiert keine Apotheke. Am Abend nach den Visiten hat er daher selber die Arzneien zu mischen und zu rüsten und sie durch seinen Diener, zugleich Dolmetscher, einen Englisch sprechenden marokkanischen Juden, der ihn bei seinen ärztlichen Besuchen zu begleiten pflegt, und bei den Leuten scherzhafterweise „Vizedoktor" heißt, an die Patienten zu verschicken. Seine einzige Erholung — und selbst die kann er sich bei seiner ausgedehnten Praxis nicht einmal alle Tage gönnen — bildet ein Ausritt am Abend in die Umgebung der Stadt.

Das Hotel Sadia Cohen in Mogador — die Fremdenherberge par excellence — wird von einer Judenfamilie (sogen. spanischen Juden) gehalten, deren Haupt, einst zu den Reichsten der Stadt gehörend, durch verfehlte geschäftliche Spekulationen sein ganzes Vermögen einbüßte und hierauf das Hotel anfing — so wurde mir erzählt. Als ich in Mogador ankam, war der Gasthof überfüllt, und nur der zuvorkommenden Vermittlung des Herrn Nüscke hatte ich es zu verdanken, daß mir dort dennoch ein Zimmer für mich allein angewiesen wurde. Der Wirt Sadia Cohen trägt europäisches Kostüm; er sowohl wie seine Frau sprechen das Spanische. Die Dienerschaft spricht und versteht blos Arabisch, zur Ausnahme etwa einmal ein Wort Spanisch. Man darf natürlich in dieser „Judenwirtschaft" keine großen Ansprüche machen, sondern muß sich über manches hinwegsetzen, was in Europa unbegreiflich erscheinen würde — hier ist man eben in Marokko, das darf man nicht vergessen, und es bleibt einem nichts anderes übrig, als sich, solange man dort wohnen muß, geduldig in sein Schicksal zu fügen, hie und da ein Auge zuzudrücken und alles im schönsten Lichte zu betrachten, denn ein anderes Hotel gibt's doch nicht. Somit muß man froh sein, überhaupt noch bei Sadia Unterkunft zu finden, wenn man nicht etwa das seltene Glück hat, kraft besonderer Empfehlungen europäische Gastfreundschaft in Anspruch nehmen zu dürfen. (Die Verhältnisse haben sich seitdem geändert, indem seit Mai 1888, wie ich brieflich vernommen habe, ein neuer Gasthof in Mogador ist. Ob Hotel Sadia daneben noch weiter besteht, weiß ich nicht.)

Im besprochenen Gasthof waren zu meiner Zeit alle möglichen Nationalitäten vertreten: marokkanische Juden, Franzosen, Italiener, Deutsche und ich Schweizer. Bei Tisch herrschte eine eigentlich babylonische Sprachenverwirrung: man hörte gleichzeitig arabische, spanische, englische, französische und deutsche Laute. Die allgemeine Unterhaltung wurde vorherrschend in französischer Sprache geführt. Die Essenszeiten waren: Morgens elf Uhr das Frühstück, Abends um sieben das Diner. Diese Stunden waren aber sehr elastische, sowohl wegen der unberechenbaren Launen der Köchin, als auch weil in der Regel mit Beginn der Mahlzeit zugewartet wurde, bis alle Gäste zusammengetrommelt waren, was zuweilen ziemlich lange dauerte! Am Samstag Abend wurde bedeutend später gegessen, als an den anderen Tagen, da nach jüdischer Satzung am Sabbath vor Sonnenuntergang nicht gekocht werden darf. Die Küche war jüdisch, etwas fade und deshalb nicht besonders wohlschmeckend. Die Familie Sadia aß gewöhnlich auch mit den Gästen. Außer einem französischen und einem deutschen Geschäftsreisenden (letzterer reiste zwar am Tage meiner Ankunft wieder ab) wohnten eine südfranzösische

Familie bei Sadia, ferner ein junger Hamburger Kaufmann, der bereits drei Jahre in Kamerun zugebracht hatte. Schließlich logierte noch ein italienischer Schiffskapitän dort, dessen Schiff, die Barke „Emanuel Acama", mit Petroleum befrachtet, welches, von New-York nach Palma de Mayorca bestimmt, einige Monate zuvor bei Mogador gestrandet war.

Von der Dachterrasse des Hotels Sadia sieht man in den Hof des Gefängnisses hinunter. Die Gefangenen erhalten vom Gouverneur täglich ihre Ration Brot und Wasser, weiter aber nichts, und müssen daher im übrigen von wohlwollenden Verwandten oder Freunden unterhalten werden, wenn sie nicht verhungern wollen! Man sieht sie aber ganz vergnügt miteinander plaudern, rauchen und Schach spielen; sie scheinen sich demnach in ihr Loos zu finden.

In der Medina gibt es mehrere maurische Kaffeehäuser, die ausschließlich von Mauren frequentiert werden. Durch einen schmalen Gang, welcher auf der einen Seite durch eine lange Bank längs der Mauer für die Gäste eingenommen wird, auf der anderen Seite vom Schenktisch) hinter welchem der „Cawatschi" (Kaffeewirt) seinen Platz hat, betritt man das eigentliche Gemach. Dort hocken die Gäste auf Matten und lassen sich den Kaffee reichen, der vom Wirt aus einem Blechkännchen dem Betreffenden in ein Glas oder in eine Tasse gegossen wird. Die meisten jedoch sitzen stundenlang im Kaffeehaus, um sich lediglich bei einer Pfeife Kif (afrikanischer Hanf oder Haschisch) mit ihren Bekannten gemütlich zu unterhalten oder auch still ihren Gedanken nachzuhängen. Nachts wird der Raum durch einige Laternchen spärlich erleuchtet.

Es gibt in Mogador auch ein Café maure, von einem Mauren gehalten, der in London gewesen ist und etwas Englisch spricht. Dieses Café ist für europäische Besucher eingerichtet. Es enthält Tisch, Bänke und einen wohlassortierten Vorrat von Liqueurs.

(Schluß folgt.)

Die Llanos von Columbia.

Von Dr. Alfred Hettner.[1]

Endlich war die geeignete Zeit zu einem Besuche der Llanos herangekommen, denn wie bei uns der Winter mit seinen kurzen Tagen, seiner Kälte und seinem Schnee, so können in den Tropen die starken Regengüsse der Regenzeit und das dadurch bedingte Anschwellen der Gewässer das Reisen unmöglich machen oder wenigstens außerordentlich erschweren. Am meisten ist das in den Llanos, d. h. den weiten, am Ostfuße des Gebirges sich ausdehnenden Ebenen, der Fall, in denen der Verlauf der Jahreszeiten ein anderer als im Inneren Columbiens ist. Während hier, wenigstens im Tieflande, wo der typische Verlauf nicht durch Unregelmäßigkeiten der Bodengestaltung beein-

[1] Aus dessen „Reisen in den columbianischen Anden", Leipzig, Duncker und Humblot", 1888. Der Verfasser schildert in diesem gehaltvollen Werke seine Reise in dem noch vergleichsweise so wenig bekannten Staatenbund Columbien, dem ehemaligen Staat Neu-Granada. Die Reise dahin führt ihn über die Landenge von Panamá an die Nordküste des nunmehr wieder zum Einheitsstaat gewordenen Columbien, über den Golf von Darien nach Cartagena, Salgar und zur Eisenbahn nach Barranquilla, von wo Dr. Hettner seine Reise auf dem Magdalenen-Strom bis Honda fortsetzte und von hier zur Hochebene von Bogotá anstieg, wo er einige Zeit verweilte und uns Land und Leute und Zustände eingehend und in sehr lehrreicher Weise schildert. Eine dritte Abteilung des Buches lehrt uns das Reiseleben dort zu Lande in seinem ganzen Umfang kennen. In einer vierten bietet uns der Verfasser eine Reihe höchst lebendiger und anschaulicher Bilder und Naturschilderungen aus der Kordillere von Bogotá; der sechste Abschnitt beschreibt seine Reise über den Abhang der Zentralkordillere hinunter nach dem stärker besiedelten Thal des Cauca-Stromes mit seinen physischen Zuständen, seinem Bergbau auf Gold und Silber und seinen indianischen Gräbern und Altertümern. Den siebenten Abschnitt, einen Ausflug nach den Llanos, geben wir oben teilweise als Probe für die lebendige und frische Auffassung und die anziehende Schilderungsgabe des Verfassers. Der achte Abschnitt ist der Schilderung der interessanten Reisen des Verfassers in den Provinzen Santander und Boyacá mit ihren alten und neuen Ansiedelungen, ihrem Tabaksbau, ihrem Bergbau, ihrem hochinteressanten Hochland von Tunja und Sagamosa und der großartigen Sierra Nevada von Cocui, den Zuständen von Cúcuta, dem Rio Zulia und dem See von Maracaibo gewidmet. Den Inhalt des achten Abschnitts bildet die Darstellung der geschichtlichen Entwickelung und des gegenwärtigen Zustandes von Columbien, von der spanischen Eroberung, der Kolonisierung und dem Unabhängigkeitskampf an bis zur Gründung der Republik Neu-Granada und der Verbündung der Vereinigten Staaten von Columbien und deren inneren Unruhen, sowie die Schilderung der wirtschaftlichen Lage und des Kulturzustandes von Columbien und der Stellung der Fremden daselbst. Dies ist in gedrängter Uebersicht der Inhalt dieses gehaltvollen Buches. Dr. Hettner ist ein noch junger Mann, aber von feiner Beobachtungsgabe und einem hinreichenden Schatz von Kenntnissen, wie er für einen wissenschaftlichen Reisenden unerläßlich ist. Columbien aber, mit seiner mannigfaltigen Bodengestaltung von Hochland und Niederung, von mächtigen Gebirgen und weiten Strombecken unter einem tropischen Himmel, mit seinen reichen mineralischen Schätzen und seinem teilweise wuchernd fruchtbar Boden und seiner vielseitigen tropischen Pflanzenwelt, seiner spärlichen Besiedelung und dünnen Bevölkerung, ist ein höchst merkwürdiges Land, welches theoretisch wie praktisch das Interesse jedes Gebildeten schon um des Umstandes willen verdient, daß dort der deutschen Thatkraft und dem deutschen Kapital sich ein ungemein dankbarer Wirkungskreis für die Zukunft darbieten würde, um die Erbschaft der faulen und verkommenen spanischen Creolen und Mischlinge anzutreten. Dies leiht dem Buch des Dr. Hettner ein hohes stoffliches und litterarisches Interesse und macht es zu einer der wertvollsten Erscheinungen und Bereicherungen unserer deutschen geographischen Litteratur, zu einem dankenswerten Beitrag zur Länder- und Völkerkunde des tropischen Südamerika und zu einem Buche, welches der Beachtung jedes Hochgebildeten dringend empfohlen zu werden verdient und zu den schönsten Hoffnungen auf Dr. Hettners künftige Leistungen als Forschungsreisender berechtigt. D. Red.

trächtigt wird, zwei Regenzeiten, welche in unsere Frühlings- und Herbstmonate fallen, von zwei Trockenzeiten, die unserem Sommer und Winter entsprechen, unterbrochen werden, sind in den Llanos Regen und Trockenheit auf je eine Jahreszeit zusammengedrängt. Die Dauer derselben ist in den verschiedenen Teilen der Llanos verschieden; je weiter wir uns vom Gebirge entfernen und nach Nordosten vordringen, um so kürzer wird die Regenzeit. Am Fuße der Cordillere von Bogotá erfüllt dieselbe noch den größeren Teil des Jahres, da sie, nur mit einer vierzehntägigen Pause im Juli, von Mitte April bis Ende November andauert. In dieser siebenmonatlichen Regenzeit werden die Wege so bodenlos, führen die meisten Flüsse und Cañons eine so große Wassermasse mit sich, daß sie den Verkehr stellenweise ganz unterbrechen. Das Städtchen San Martin ist auf diese Weise die Hälfte des Jahres von der Außenwelt abgeschnitten, denn das Ueberschreiten der Flüsse, die der Weg dahin kreuzt, ist in der Regenzeit mit Lebensgefahr verknüpft. Die angenehmste Reisezeit ist die zweite Hälfte des Dezembers und die erste Hälfte des Januars, weil dann der Verkehr wieder hergestellt und doch die Vegetation noch nicht ganz verdorrt ist, die Hitze und der Staub noch nicht ganz unerträglich geworden sind.

Diese Jahreszeit hatte ich mir ausgesucht, um zu den Llanos von San Martin hinabzusteigen. Man pflegt von den Llanos von Caquetá, von San Martin, von Casanare, von Barinas, von Calabozo und anderen zu reden; es sind dies politischen Einteilungen entlehnte Namen, welche man anwendet, um sich einigermaßen innerhalb der weiten gleichförmigen Grasebenen orientieren zu können, die sich, auf der einen Seite von den Anden, auf der anderen vom Berglande von Guyana begrenzt, ungefähr von 4° n. Br. bis nahe an die Mündung des Orinocco erstrecken. Es war nicht meine Absicht, tief in die Llanos einzudringen, aber ich mußte doch das Gebirge bis zu seinem östlichen Fuße hinab untersuchen und wollte wenigstens einen Blick auf jene eigentümliche, durch Humboldt's klassische Schilderung so berühmt gewordene landschaftliche Formation werfen.

Ich schlug den Weg ein, welcher von Bogotá direkt in östlicher Richtung nach Villavicencio hinabführt. Zunächst steigt er ganz allmählich zu dem Boqueron von Chipaque (3200 m.) empor, welches die Wasserscheide zwischen Magdalena und Orinocco bildet. Die Kammhöhe ist zugleich eine Wetterscheide; der von den Llanos herauf wehende Wind hüllt uns in dichten Nebel ein und schüttet einen anhaltenden Regen auf uns herab. Der jenseitige Abstieg ist viel steiler; schon nach wenigen Stunden haben wir im freundlichen Dorfe Chipaque (2430 m.) die Tierra Templada erreicht, Nebel und Regen sind über uns zurückgeblieben, die Sonne scheint freundlich auf die hellgrünen Zuckerrohr-, Mais- und Bananenanpflanzungen herab. Links hinüber sieht man die Dörfer Ubaque und Fómeque, den Hintergrund bildet der hohe Páramo von Chingasa, der südöstlich von uns von dem Rio Negro in engem Thale durchbrochen wird. Diesem Durchbruchsthale strebt auch unser Weg zu. Ungefähr nach einer halben Tagereise wird das Dorf Cáqueza passiert, wieder einige Stunden später die elende Häusergruppe von Las Juntas erreicht. Eine eiserne Brücke, die hier früher den Rio Negro überspannte, ist vor einigen Jahren eingefallen und nicht wieder aufgebaut worden, so daß man den Fluß an einem Seile oder, bei günstigem Wasserstande, in einer etwas weiter aufwärts befindlichen Furt überschreiten muß.

Bis hieher sind wir auf einem gewöhnlichen, beständig auf- und abführenden columbianischen Wege geritten. Auch der Weg weiter abwärts war bis vor kurzem von dieser Art und dabei wegen seiner schlechten Beschaffenheit berüchtigt, aber in den letzten Jahren hat ein thätiger Antioqueño, der in den Llanos große Hacienden besitzt, Herr Emiliano Restrepo, einen neuen Weg angelegt, der mit ganz sanftem Gefälle, jede unnötige Steigung vermeidend, am Thalhange entlang geführt worden ist. Freilich muß man abwarten, wie lange dieser Weg in gutem Zustande bleibt, denn seine Unterhaltung ist allerdings etwas mühsamer und kostspieliger als die eines gewöhnlichen Kletterpfades. Unmittelbar vor uns fiel eine Brücke ein, blos weil man versäumt hatte, sie rechtzeitig auszubessern, so daß wir für eine Strecke den alten, seit drei Jahren nicht mehr benützten und daher vollständig verwachsenen Weg einschlagen mußten.

Bei Las Juntas sind wir in ein schroffes Felsenthal eingetreten, an dessen Grunde eine warme Quelle hervorsprudelt; nach einer Stunde wird die Landschaft wieder offener, wir haben die hohe Kette des Páramo de Chingasa hinter uns gelassen. Waren die steilen, zum Thale abfallenden Wände fast kahl gewesen, so ist dagegen der sanfte Abfall, welcher sich uns jetzt darbietet, mit einem dichten Urwalde bedeckt, der von hier bis zum Fuße des Gebirges hinabreicht und um so üppiger wird, je mehr wir uns demselben nähern. Nur am Wege entlang finden sich einzelne Hacienden und Hütten mit kleinen Anpflanzungen und schönen Waideplätzen, auf welchen sich das von den Llanos kommende Vieh von den Strapazen der Reise erholt.

Vom Alto de Buenavista, der etwas seitlich vom heutigen Wege, ungefähr eine Meile vor Villavicencio, gelegen ist, erblickt man zum erstenmale die Llanos. Leider war es schon beinahe Mittag geworden; ein starker Dunst verbreitete sich über die ganze Landschaft und engte den Horizont bedeutend ein. Aber der erste Anblick einer weiten Ebene bleibt doch immer ein großartiger. Vor uns, am Fuße der Berge, das ziemlich weitläufig gebaute Villavicencio, dahinter, schon in der Ebene, ein Waldgürtel, der im allgemeinen nur eine Breite von ungefähr zwei Meilen besitzt, aber sich am Ufer der Flüsse weit landeinwärts erstreckt, zwischen dem Walde zungenförmig die

Savanne, die nach hinten mehr und mehr an Ausdehnung gewinnt. Von Flüssen erblicken wir den Rio Guatiquía, der etwas nördlich von Villavicencio aus dem Gebirge tritt, und in größerer Entfernung als Silberfaden unseren bisherigen Reisegenossen, den Rio Negro, der bei Villavicencio nach Süden ausbiegt und erst nach einer Weile wieder in die alte Richtung zurückkehrt. An klaren Tagen soll auch der Rio Meta sichtbar sein, in den die genannten Flüsse einmünden.

Villavicencio war noch vor kurzem ein Haufe elender Hütten, ist aber in den letzten Jahren kräftig emporgeblüht, so daß es sich von anderen columbianischen Landstädten, wie etwa Guaduas, nicht wesentlich unterscheidet. Es ist der Mittelpunkt für den Handel mit diesem Teile der Llanos geworden, wo die Viehgeschäfte abgeschlossen werden und die Llaneros ihren Bedarf an europäischen Waren decken. Rings herum man hat in gerodetem Waldgebiet große Potreros angelegt, auf welchen das in den Llanos aufgewachsene Vieh vor seinem Marsche nach Bogotá gemästet wird; daneben finden sich prachtvolle Anpflanzungen von Bananen, Mais, Zuckerrohr, Kaffee, Cacao u. s. w. Eine Zeit lang wurde der Kaffee sogar den Rio Meta hinab exportiert, aber neuerdings hat man diesen Export doch wieder aufgegeben und einen Teil der Anpflanzungen eingehen lassen müssen. Noch weniger haben sich die Hoffnungen erfüllt, die man vor einigen Jahren auf die Chinarinde setzte. Man hatte damals nämlich gefunden, daß eine, Cuprea genannte Art, welche in den Wäldern westlich von Bucaramanga und Vélez in verhältnismäßig geringer Meereshöhe vorkommt, und die man bis dahin für vollkommen wertlos gehalten hatte, doch recht bedeutende Mengen Chinin enthält. Ueberall begann man nun, nach dieser Chinarindenart zu suchen; bei Villavicencio fand man auch in der That eine Art, welche äußerlich jener vollkommen glich. Viele Kaufleute von Villavicencio und Bogotá kauften Mengen davon auf und versandten sie nach Europa. Einige Deutsche waren vorsichtiger und unterwarfen die Rinde lieber erst einer Analyse, wobei sich, so viele Proben man auch nahm, doch immer nur ganz geringe Mengen Chinin ergaben. Jene hatten mit großen Kosten wertloses Heu verschickt.

Für die Kenntnis der Llanos hatte mir Herr Emiliano Restrepo, der mir auf das Freundlichste mit Rat und Empfehlungen zur Hand gegangen war, einen Abstecher nach seiner, in den Llanos von Apiai gelegenen Hacienda Los Pavitos empfohlen. Gleich am nächsten Morgen brach ich in Begleitung eines Freundes des jungen Herrn Restrepo, eines Studenten der Medizin, dahin auf. Die ersten zweiundeinhalb Stunden ritten wir durch den Wald, welcher den Fuß des Gebirges von den Grasebenen abtrennt. Der Weg war noch reich an schlammigen und ganz mit Wasser bedeckten Stellen, war aber, wie mir mein Begleiter sagte, golden im Vergleiche zu dem Zustande, in dem er sich vor zwei Wochen befunden hatte. Damals hatte das Wasser an vielen Stellen bis an die Schenkel gereicht; seitdem war kein Regen mehr gefallen, und die Sonne hatte bereits stark getrocknet. Der Wald selbst unterscheidet sich bedeutend von dem Walde, den wir früher am Magdalenenstrom kennen gelernt haben. Die Bäume sind vergleichsweise niedrig, im ganzen nicht über 20 m. hoch; die Palmen machen einen unverhältnismäßig großen Bestandteil des Waldes aus, Schmarotzer, Lianen und Luftwurzeln dagegen sind selten, und das Unterholz ist ziemlich dünn, so daß man beinahe ohne Machete in den Wald eindringen kann. Neuerdings hat man ein Vorrücken des Waldes gegen die Savanne bemerkt; noch vor wenigen Jahren soll die Grenze desselben etwa 200 Meter vor dem heutigen Waldsaume (Boca del monte) gelegen haben.

Um 10 Uhr traten wir in die eigentlichen Llanos ein. Der Reisende, der viel von deren Unendlichkeit gelesen hat, ist enttäuscht, nur einen schmalen Streifen zu erblicken, der rings von Wald umgeben zu sein scheint. Aber das ist doch nur ein Schein: diese Steppenstreifen sind nicht Inseln, sondern gewundene Halbinseln, die nach Osten allmählich breiter werden und alle mit der eigentlichen großen Grasebene in Verbindung stehen. Wir finden immer wieder einen freien Ausgang und kommen allmählich, da wir die Waldstreifen der Flüsse in ziemlicher Entfernung liegen lassen, in eine immer offenere Landschaft, in der sich nur noch an einzelnen Wasserlachen größere Gebüsche finden und vereinzelte Palmen und Chaparros (eine Rhopala-Spezies) aus dem Grase erheben. Dieses ist stellenweise so hoch, daß der Reiter kaum mehr aus demselben hervorragt, aber es bildet keine zusammenhängende Narbe wie auf unseren Wiesen, sondern wächst in einzelnen Büscheln und läßt überall das Erdreich hervorschimmern. Zwischen dem Grase zerstreut wachsen zahlreiche kleinere Kräuter, darunter sogar ein Farnkraut, das wir in diesen offenen, sonnigen Ebenen kaum erwarten würden. Am merkwürdigsten ist die Sinnpflanze, die sogen. Dormidera, eine kleine Mimose (Mimosa pudica), die beim Nahen eines Menschen oder Tieres ihre zarten Blätter schließt.

Wir befinden uns am Anfange des Sommers. Die Vegetation hat schon viel von der Frische verloren, welche ihr während der Regenzeit zukommt. In den folgenden Monaten „zerfällt die verkohlte Grasdecke in Staub und der erhärtete Boden klafft auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert." „Allmählich verschwinden die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte." Nur mit Mühe noch finden die Tiere Nahrung und Trank. Erst wenn im April oder Mai die ersten Regen fallen, überzieht sich die Steppe wieder mit frischer Vegetation, bis dieselbe im Dezember und Januar von neuem verdorrt.[1]

[1] Vergleiche Alexander v. Humboldt, Ansichten der Natur S. 12 ff.

In den bewohnten Teilen der Llanos greift der Mensch störend in diesen Kreislauf der Natur ein, indem er das Gras, sobald es im Sommer genügend trocken geworden ist, in Brand steckt, um dadurch den Boden zu düngen und einen zarteren Graswuchs zu erzeugen. Statt des hohen Grases finden wir stellenweise schon kurze, an den Spitzen verkohlte Halme; zwischen denselben sproßt vielleicht schon wieder junges Gras hervor, das sich durch seine Frische vorteilhaft vor dem alten hohen Grase auszeichnet.

Trotz des Mangels an Schatten, und obgleich der Mittag schon ziemlich herangekommen war, war die Hitze nicht so schlimm, wie ich gefürchtet hatte, denn der Himmel war ganz mit Wolken bedeckt, welche von Osten herantrieben und uns gegen die brennenden Sonnenstrahlen schirmten. Im Januar und Februar und dem größten Teile des März wird der Himmel ganz blau und wolkenlos, die Kraft der Sonne unbegrenzt. Man reist dann womöglich nur noch während der Nacht und hängt am Tage in irgend einer Hütte oder in dem Schatten eines Baumes die leichte, aus Blattfasern verfertigte Hängematte (Chinchorro, im Gegensatze zur Hamaca, die aus Zeug besteht) auf, welche, auf den Sattel aufgeschnallt, den treuen Begleiter des Llanero bildet. Der feine, auf die kleinsten Merkmale achtende Ortssinn, welcher sich in den weiten Ebenen, in stetem Verkehre mit der Natur, entwickelt, ermöglicht es ihm, seinen Weg in der Nacht ebenso gut wie am Tage zu finden. Von eigentlichen, wohlgebahnten Wegen ist hier überhaupt nicht die Rede; kaum sind dieselben durch Lücken im Graswuchse kenntlich. Und doch muß man sich ziemlich streng an den gewohnten Pfad halten, weil man nur an bestimmten Stellen die Flüsse überschreiten kann. Wenn ich mir früher einen reisenden Llanero vorstellte, dachte ich ihn mir — und vielleicht geht es den meisten meiner Leser ebenso — auf feurigem Rosse durch die Ebene galoppierend; ein Llanero zu Fuß ist allerdings ein Unding, aber wenigstens in diesem Teile der Llanos pflegt er nicht auf einem Pferde, sondern auf einem Maultiere zu sitzen und ganz gelassen trabend einherzukommen. Das Pferd, das durch seine Gangart für die Llanos viel passender erscheint, soll nämlich dem Klima und den Insektenplagen leichter erliegen, als das zähere Maultier, und ein gleichmäßiger kurzer Trott ermüdet die Tiere weniger, als der für den Reiter vielleicht angenehmere Wechsel zwischen Galopp und Schritt. Nur beim Einfangen der Rinder stürmt der Llanero in wilder Carrière über die Ebene und entfaltet seine Reiterkünste, wegen deren er im ganzen Lande berühmt und in Kriegszeiten gefürchtet ist. Die Pferde und Maultiere, welche er tummelt, sind aber großenteils nicht in den Llanos herangewachsen, sondern werden aus dem Gebirge hierhergebracht, denn auf dem weichen, im Winter meist morastigen Erdboden der Llanos erwerben sich die Tiere keine so festen Hufe, wie auf dem Felsboden des Gebirges.

Nach dreistündigem Ritte, auf welchem wir nur zwei kleine Hütten passiert hatten, kamen wir in Los Pavitos, der Hacienda der Herren Restrepo und Manuel Fernández, an. Eine Meute von wütenden Hunden empfing uns und wurde nur mit Mühe von den Knechten der Hacienda zurückgetrieben. Auf allen Gehöften der Llanos trifft man diese wütenden Hunde an; sie werden beim Zusammentreiben der Viehheerden benutzt und haben dadurch einen so wilden Charakter erhalten. Die Hacienda ist natürlich ebenso wenig wie die meisten Haciendas des Gebirges ein schloßähnliches Gebäude. Das Vorderhaus, aus Holz gebaut, besteht aus zwei ziemlich großen Räumen, in dem Hinterhaus befindet sich die Küche und die Schlafstätte der Knechte. Die Herren kommen nur zu den wichtigeren Geschäften, besonders zur Musterung der Rinder, hierher; den gewöhnlichen Betrieb der Hacienda leitet der Mayordomo, ein großer venezolanischer Neger, das Urbild eines Llanero mit seiner körperlichen Kraft und Gewandtheit und seiner Verachtung aller geistigen Bildung, mit seinem leichtlebigen, vergnügungssüchtigen Sinne. Er war weit in Llanos umhergekommen und erzählte mir in seinem schwer verständlichen Patois viel von denselben, besonders seit er zu seiner Freude bemerkt hatte, daß ich mit der Geographie seiner Heimat Venezuela ganz gut vertraut war.

(Schluß folgt.)

Ein Gletscherschliff.

Etwa eine Viertelstunde Weges von Schloß Berg am Würmsee, wo König Ludwig II. von Bayern sein Leben beschloß, wurde im Frühling dieses Jahres fast gleichzeitig durch die Herren Dr. H. Buchner und Dr. M. Schlosser bei Bloslegung eines Nagelfluefelsens im Anwesen eines Oekonomen ein mehrere Quadratmeter umfassender und einer weiteren Ausdehnung fähiger Gletscherboden entdeckt, auf welchem Professor K. v. Zittel, der Entdecker des Gletscherschliffs auf der diluvialen Nagelflue von Schäftlarn an der Isar, in Nr. 253 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 1. Juni dieses Jahres aufmerksam gemacht hat.

Die Stelle liegt am Rande der zweiten Terrainwelle, vom Seestrande aus gerechnet, in einer Höhe von etwa 60—70 m. über diesem. Die treffende Fläche ist, wie sich bei einer kürzlichen Besichtigung ergab, zu einer fast horizontalen Ebene glatt gescheuert und prächtig abpoliert, was sich bei einem Konglomerat wie Nagelflue, wo viele Rollsteine in Cemente wohlverkittet zu Tage liegen, besonders kunstreich wie ein mit aller Sorgfalt polierter Mosaikboden ausnimmt. Die Politur spiegelt in der Sonne und auf den abgeschliffenen Rollstücken befinden sich zahlreiche, meist unter einander parallele Schrammen (Kritzen), deren Hauptrichtung eine fast nördliche ist. Auf vielen dieser Steine werden aber die nördlichen Schrammen

in verschiedenen Winkeln von anderen Rillen gekreuzt, bald mit mehr östlichem, bald mehr westlichem Streichen.

Wir treffen also hier wieder auf ein Zeugnis, daß die Bildung der Nagelflue älter sei, als die Zeit, in der ein mächtiger Gletscher den Boden des Würmsees ausgefüllt und seine Endmoränen bei Starnberg und Mühlthal abgelagert hat (worin sich öfters Bruchstücke diluvialer Nagelflue neben Ur- und Kalkgesteinen finden), und daß diese Vergletscherung — wie Zittel sagt — der letzten Hälfte der Diluvialperiode angehört. Da aber nur die obern Horizonte der Nagelflue in Südbayern auch Rollstücke aus dem Urgebirge enthalten, die untern Horizonte nur Gerölle aus den Kalkalpen, so kommt Penck in seinem Werke über „die Vergletscherung der deutschen Alpen" zu dem Schlusse, daß zur Zeit der Bildung der ersten Nagelflue, welche er für eine Glazialanschwemmung hält, die Gletscher des Innthales die Kalkalpen noch nicht überschritten hatten und diese Nagelflue ihre Entstehung lediglich den heimischen Gletschern der Kalkalpen verdankt, während die auch Urgesteine enthaltende Nagelflue, ebenso der Gletscher, welcher den Würmsee erfüllte und an seinen Ufern erratische Blöcke aus dem Urgebirge absetzte, ihren Ursprung sicherlich in diesem nahmen.

Ein weiteres Problem sind die sich kreuzenden Schrammen, welche eine Reihe von Forschern nach dem Vorgange von Charpentiers für Zeugen verschiedener Vereisungen oder doch verschiedener Phasen der Vergletscherung betrachten, während Penck l. c. sie auf kleine seitliche Abweichungen in der Gletscherbildung zurückführt und als wesentlich gleichzeitig entstanden betrachtet: „Die Bewegung des Eises braucht nicht immer an demselben Punkte die gleiche Richtung besessen zu haben", und „indem die heterogen zusammengesetzte Grundmoräne über eine Feldfläche gepreßt wurde, konnten die verschiedenen Schrammungssysteme auf derselben entstehen und sich wiederholen."

Diese Erklärung der fast bei allen Gletscherschliffen zu beobachtenden Erscheinung sich kreuzender Schrammen möchte immer noch nicht ganz zureichend sein, denn die Herstellung einer so großen abpolierten Ebene mit zahlreichen, wie mit dem Glaserdiamanten eingeritzten Streifen kann doch wohl nur durch eine ganz kompakte Eismasse mit eingefrorenen, nach unten im Gletscherschlamm (dem Schleifpulver) hervortretenden scharfen Steinchen oder Steinkanten bewirkt werden, die ihre Stoßrichtung nicht leicht in der Weise ändern konnte, daß ohne Unterbrechung der nach Norden weisenden Rillen auch andere in nordöstlicher und nordwestlicher Richtung streichende Schrammen entstehen konnten.

Für die Kraft der Gletscher-Erosion spricht die Durchschneidung und scharfe Politur eines so harten und spröden Gesteins, wie es gut verkittete Nagelflue zu sein pflegt, und Penck's Annahme, daß Gletscher die Betten unserer großen Voralpenseen vertieft und nicht eben blos konserviert haben, gewinnt auch hiedurch an Wahrscheinlichkeit.

Schließlich kann nur der von Professor v. Zittel ausgesprochene Wunsch wiederholt werden, es möge gelingen, „den Gletscherboden noch weiter abzudecken, einzufriedigen und als belehrendes Denkmal urweltlicher Eiswirkung zu erhalten"; denn was sind die besten Beschreibungen, die gelehrtesten Bücher gegenüber einem lebendigen Zeugen des so großen, naturgeschichtlichen Ereignisses, der unmittelbar zu unsern Sinnen spricht und den Vorgang uns gleichsam dramatisch vor die Seele führt?

München. J. J.

Nekrolog.

Franz Thimm in London †.

* Am 6. Juli erlag einem Herzschlag auf seinem Landsitz Fortis Green in Finchley, London, Herr Franz Thimm, der bekannte deutsche Buchhändler und Schriftsteller in Brook Street, New Bond Street, in London, dessen sich viele Deutsche von der Zeit ihres Aufenthaltes in London noch mit Dank und Vergnügen erinnern werden, denn er war ein freundlicher dienstfertiger Mann, ein gründlicher Kenner der englischen Litteratur, namentlich auf dem Gebiete der Geographie und Länder- und Völkerkunde, insbesondere ein Kenner der gesamten Shakespeare-Litteratur und ein vorzüglicher Neuphilolog. Er war 1820 in Potsdam geboren als Sohn des Hauptmanns Karl v. Thimm vom Garde-Grenadier-Regiment „Kaiser Josef", eines Veteranen aus den Befreiungskriegen, welcher noch unter Blücher gedient und bei Waterloo mitgefochten hatte. Aus diesem Grunde sollte Franz Thimm durch König Friedrich Wilhelm's Gnade in ein Kadettenhaus aufgenommen werden, mußte aber wegen eines Fußleidens darauf verzichten und sich einem bürgerlichen Beruf widmen. Er trat also in der Buchhandlung Asher u. Comp. in Berlin in die Lehre, kam nach vollendeter Lehrzeit 1839 in das Verlagsgeschäft von Longmans in London und etablierte sich einige Jahre später in London als Sortimentsbuchhändler, der namentlich deutsche und französische Litteratur führte, und als Verleger. Sein erstes bedeutendstes Verlagswerk war seine eigene Arbeit: „The Literature of Germany from its earliest Period to the present Time", ein geschichtlich entwickelter Abriß von dem Fortschritt der deutschen Litteratur, welcher noch heute in England in hohem Ansehen steht und für des Verfassers gründliche Kenntnis der deutschen Litteratur zeugt. Allein dasjenige Werk, welches Thimm's Namen vielleicht am meisten bei der gelehrten Welt bekannt machte, waren seine „Shakspeariana from 1564 to 1871", eine Uebersicht der gesamten Shakspeare-Litteratur von England, Deutschland, Frankreich und den anderen Ländern Europa's während mehr als drei Jahrhunderten mit bibliographischen Einleitungen. Glücklicherweise hat Herr Thimm die Fortsetzung dieses Meisterwerkes, woran er noch in den letzten Lebensjahren rührig arbeitete, im Manuskript hinterlassen. Seine Arbeiten behufs der Vervollständigung der wertvollen Sammlungen von Shakspeariana im Britischen Museum, in den freien Bibliotheken von Birmingham, dem Shakspeare-Memorial zu Stratford am Avon und der Bibliothek zu Boston (Vereinigte Staaten) haben ihm den aufrichtigsten Dank der leitenden Ausschüsse der genannten Anstalten erworben. Er war ein ungemein emsiger und tüchtiger Sprachforscher, beherrschte beinahe alle Sprachen Europa's und war der Verfasser einer Reihe von Werken zum Selbstunterricht der englischen Leser in den klassischen, modernen und orientalischen Sprachen; ferner war er mit der Goethe-Litteratur so vertraut, daß er in England auf diesem Gebiete für eine Autorität galt und das Manuskript

einer englischen Goethe-Bibliographie hinterließ, welche wohl binnen kurzem im Druck erscheinen wird. Eine besondere Freude gewährte ihm die Beschäftigung mit Oelmalerei, besonders im landschaftlichen Fache, worin er es weit über den Standpunkt eines Dilettanten brachte. Herr Franz Thimm hatte sich als britischer Unterthan naturalisiert, ehe er sich mit der Tochter eines britischen Artillerieoffiziers, Miß Mathias, verheiratete, welche ihn mit ihren vier Söhnen überlebt. Vor Jahr und Tag trat Herr Franz Thimm von der thätigen Leitung seines buchhändlerischen Geschäfts zurück und übertrug dasselbe seinem dritten Sohn, Herrn Karl A. Thimm, Mitglied der Königl. Geographischen Gesellschaft, Bibliothekar der früheren International Health Exhibition und Ehrenbibliothekar des Inventor's Institute, welcher seinem Vater seit zwanzig Jahren in seinen litterarischen Arbeiten unterstützt hat. Der verstorbene Franz Thimm war eine edle, ideal angelegte Natur, von deren Freundlichkeit, Gastfreundschaft und Dienstfertigkeit noch mancher Deutsche die dankbarsten Erinnerungen bewahrt und der dem gebildeten deutschen Ehrenmann in England in jeder Hinsicht Anerkennung verschafft hat.

Litteratur.

* Th. v. Bayer*: Ueber den Polarkreis. Mit fünf Abbildungen und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1889. — Gerade jetzt, wo die Nordlandsfahrt Kaiser Wilhelms II. aller Augen auf den hohen Norden unseres Erdteils gerichtet hat, erscheint sehr gelegen das vorliegende anziehende Werk der Prinzessin Therese von Bayern (Tochter des Prinzregenten) über den Polarkreis — das Resultat gründlicher Vorstudien und eigener an Ort und Stelle vorgenommener Beobachtungen und Forschungen — in edler, einfacher Darstellung, welche den Leser anzuziehen und durch ihre Anschaulichkeit mitten in die Sache hinein zu versetzen weiß. Nach einer allgemeinen Einleitung über Norwegen und seine physischen Verhältnisse und Zustände führt uns die hohe Verfasserin, deren Lieblingswunsch schon seit ihren Kinderjahren der Besuch dieses wunderbaren Landes war, durch Südostnorwegen nach Drontheim und über den Polarkreis hinüber in die Polarzone, schildert uns Flora, Fauna und Menschen- und Völkerleben des arktischen Norwegen, das nördliche Nordland und Tromsoe, West- und Ost-Finnmarken und Lappland nach ihren Zuständen und Eindrücken, und die Rückfahrt, überall belegt mit lehrreichen Zitaten und sicheren Thatsachen. Wir haben vor einigen Jahren in diesen Blättern die russischen Reisebilder der Prinzessin Therese besprochen und die Frische ihrer Eindrücke, die Unmittelbarkeit ihrer Empfindungen, ihre feine und scharfe Beobachtungsgabe und ihr freisinniges und treffendes Urteil über Personen und Dinge rühmend anerkennen müssen. Wir freuen uns, konstatieren zu können, daß uns das vorliegende Buch noch besser gefällt, da es stofflich noch reicher und interessanter, anschaulicher und lehrreicher ist und sich dem Besten anreiht, was jemals über den hohen Norden geschrieben worden, von dessen gesamten Erscheinungen in Physik, Pflanzen-, Tier- und Menschenleben es in der anziehendsten und unaufdringlichsten Weise berichtet. Der feine Naturssinn und künstlerisch-wissenschaftliche Blick für das Großartige der Landschaft der norwegischen Fjords offenbart sich in der hinreißendsten und fesselndsten Weise in den herrlichen Schilderungen jener tief eingeschnittenen Meeresarme mit ihren gewaltigen Felsenwänden, blinkenden Gletschern und riesigen Wasserfällen. Zu ihren ansprechendsten Schilderungen aber gehören die frisch aus dem Volksleben gegriffenen Skizzen, welche uns die Bewohner des hohen Nordens bei ihrer Arbeit als Fischer, Schiffer, Jäger, Hirten ꝛc. in all ihrer Einfachheit und Genügsamkeit zeigen und in der edelsten Anspruchslosigkeit und darum um so beredter zeigen. Wer aus den kurzen Zeitungsberichten über Kaiser Wilhelms Nordlandsfahrt ein tieferes Interesse für jene Gegenden des hohen Nordens gewonnen hat, welche um ihrer Eigenart und Großartigkeit willen neuerdings von Touristen so viel besucht werden; wer jene Länder bereist hat oder noch bereisen will oder genauer kennen zu lernen wünscht, dem können wir das vorliegende Werk wegen seines vielseitigen, anregenden Inhalts und höchst lehrreichen Gehalts nur auf das beste empfehlen. Die hübschen Illustrationen, die gute Karte und das treffliche alphabetische Register über den ganzen Inhalt erhöhen den Wert des Buches noch wesentlich.

* Schack, Adolf Friedrich Graf von: Geschichte der Normannen in Sicilien. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1889. — Seinen trefflichen litterar- und kulturgeschichtlichen Werken: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien“ und der „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien“, läßt Graf v. Schack in dem vorliegenden neuen Werke über die „Geschichte der Normannen in Sicilien“ eine höchst wertvolle Arbeit folgen, welche beinahe zum erstenmal eine der interessantesten und glänzendsten Episoden des Mittelalters veranschaulicht. Es ist eine der denkwürdigsten und ereignisreichsten Perioden der Geschichte von Südeuropa, als im elften Jahrhundert das kühne reckenhafte Normannenvolk unter Robert Guiscard's Führung Unteritalien und Sicilien eroberte, seine Herrschaft auf der reichen Insel befestigte und zu hoher Blüte brachte, von welcher noch heute so viele herrliche Kunstdenkmale zeugen, und als dann gegen das Ende des 12. Jahrhunderts dieses sicilianische Normannenreich im Kampfe gegen den Hohenstaufenkaiser Heinrich VI. ein blutiges Ende nahm. Dies war eine ereignisreiche, großartige Zeit, deren gehaltvolle Spezialgeschichte noch viel zu wenig bekannt und bearbeitet worden ist und die den gelehrten Grafen um so mehr anziehen mußte, als ihm alle hier in Frage kommenden Oertlichkeiten aus eigener Anschauung und durch mehrfache Lokalstudien genau bekannt waren und er, da er sich schon seit Jahrzehnten mit dem Gedanken an eine Schilderung dieser Epoche vertraut gemacht hatte, seit mehr als vier Jahrzehnten jede Gelegenheit benützte, um ein reiches Material von Quellen zu sammeln und mit Umsicht und Takt zu prüfen und zu sichten. Aus diesen mühevoll beschafften Bausteinen nun hat Graf A. F. v. Schack diese hochinteressante und lehrreiche Monographie über das Walten und Leben der Normannen mit dem feinen Takt des geübten Stylisten und hochgebildeten Forschers aufgebaut in einer Einfachheit, Knappheit und Anschaulichkeit der Darstellung, welche ebenso großartig und wirksam ist, wie die Begebenheiten und Persönlichkeiten, die er zu schildern hat. Daraus ist ein Werk entstanden, durch das der Verfasser sich ein hohes Verdienst erworben hat. Denn dasselbe ist nicht nur ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Mittelalters, sondern auch eine ebenso anziehende wie lehrreiche Lektüre für jeden Gebildeten, welchen der gediegene germanische Geist und die unerschöpfliche Thatkraft des normannischen Stammes als ein Stück von unserem Wesen anmutet, und wir fühlen uns dem Herrn Grafen von Schack für diese reife Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zum wärmsten Dank verbunden.

Kleinere Mitteilungen.

* Die Achensee-Bahn.

Tirol hat seine erste Zahnradbahn erhalten, eine Rundbahn um den Achensee: am 1. November 1888 wurde der erste Spatenstich gethan und schon in den ersten Junitagen des laufenden Jahres hat sie dem Verkehr übergeben werden können. Bisher hatte der Tourist, um die prachtvolle Landschaft zu genießen, große Opfer an Geld und Zeit zu bringen, jetzt, wo die Bahn

ihn aus dem Innthal zu dem schönsten aller schönen Seen Tirols führt, wird sich der Fremdenstrom auch dahin ergießen.

Der Achensee ist Eigentum des Benediktinerstifts Fiecht, und für die Fahrt auf dem Achensee haben die frommen Väter — sie wissen wohl, warum — schon bisher manches geleistet: ein eleganter Dampfer — der „heilige Josef" ist er getauft — schaukelt sich schon längst auf der stahlgrünen Flut und ein zweiter Dampfer wird im nächsten Jahre fertig gestellt sein, aber die notwendige Ergänzung der Fahrt auf dem See und über den See ist die jetzt ermöglichte Eisenbahnfahrt um den See, eine Bahn, die ein weiteres Zeugnis von den großen Fortschritten der fast kein einziges unüberwindliches Hindernis mehr kennenden Bergbahn-Technik obliegt.

Bei der Station Jenbach an der Strecke Innsbruck-Kufstein der Südbahn-Linie zweigt sich, den Bergen zu, die Achensee-Bahn ab. Als Zahnradbahn beginnend, steigt sie 400 m. aufwärts bis Eben, der Ruhestätte der heiligen Nothburga; der hübsche Bahnhof liegt hart an dem vielbesuchten Kirchlein. Die Fahrt die Höhe hinauf bietet wunderbar herrliche Ausblicke in das reizende Thal, welches der See in mächtigen Biegungen durchzieht. Tief unten sieht man Jenbach in malerischer Gruppierung, in der Ferne taucht Schwaz mit seinen schon längst verlassenen Bergwerken auf, daneben erhebt sich die stolze Benediktiner-Residenz Fiecht, die Souveränin des Sees, und unter den Kalkwänden des Weihnachtsecks oberhalb Jenbach ragt mit seinen turmbewehrten Terrassen das Schloß Tratzberg empor. Je höher in vielfachen Windungen die Bahn aufsteigt, desto mehr verschwinden Jenbach und das Innthal dem Blick, aber dafür schaut man in das von schneebedeckten Gipfeln eingeschlossene Zillerthal hinein. Von Eben aus führt die Bahn als Adhäsionsbahn mit einer bedeutenden Steigung weiter über Maurach dem Achensee zu, dessen grüner Spiegel bald zwischen den steil abfallenden Bergen hellglänzend herüberschimmert; bei der Station Achensee, am südlichen Seeufer, endet sie.

In majestätischer Ruhe liegt die Fläche des Sees da, rings umkränzt von den Bergriesen, deren Spitzen sich in die Wolken tauchen; harzduftende Tannenwälder ziehen sich von dem Wasser aufwärts weit hinauf zu den unwirtlichen Kalkwänden, auf denen die Vegetation nahezu erstorben ist und deren eintöniges Grau nur durch mächtige dunkelgrüne Streifen und schneegefüllte Wasser-„Runsen" durchbrochen wird. Und doch gibt es noch ein Leben dort oben, denn dort beginnt die Welt der Almen. Blumige Matten mit weidenden Heerden breiten sich aus, vor der niederen Sennhütte macht sich die Sennerin zu schaffen, am Abend kehren auch wohl stämmige Holzknechte und waghalsige Gemsjäger bei ihr ein, dann erklingt am prasselnden Herdfeuer die Zither, und frische fröhliche Stimmen schmettern kecke Schnadahüpferl und verwegene Berglieder in die Nacht hinaus, und wenn die Burschen alle am frühen Morgen weiter gezogen sind, schallt noch lange ihr „Juhhezer" von Berg zu Berg und die Sennerin gibt als Gruß den Jodler zurück, den das Echo der Felsen immer und immer wiederholt.

Der herrlichste Punkt am Achensee ist die Pertisau mit dem „Fürstenhaus". In diesem Fürstenhaus hat einst Philippine Welser, die schöne Augsburger Patriziertochter, die Gattin des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, Hof gehalten, wenn sie sich freier bewegen wollte, als es im Schlosse Ambras thunlich war. Das Alles ist längst vergangen: die fürstlichen Bewohner kehrten nicht wieder, ihr fürstliches Heim verfiel und es teilte schließlich das Schicksal einer langen Reihe historisch interessanter Bauten in Tirol, es wurde ein — Wirtshaus.

Die neue Bahn fährt täglich fünfmal von Jenbach bis zur Seespitz und ebenso oft wieder zurück, der Preis für die Bergfahrt oder die Thalfahrt beträgt 1½ Gulden, für die Fahrt hin und zurück 2 Gulden; alle Waggons haben nur eine Klasse. Neben diesen fünf Zügen, die sich an die großen Züge von Wien, Innsbruck und München anschließen, verkehren, wesentlich für die bäuerliche Bevölkerung berechnet, noch verschiedene Lokalzüge.

Gebaut ist die Achensee-Bahn — charakteristisch genug — nicht mit österreichischem, sondern mit deutschem Kapital und die Bauunternehmer, die bei der Eröffnungsfeier die Gäste des Prälaten von Stift Fiecht waren, waren — soweit ist es im frommen Tirol schon gekommen — lauter Protestanten und Juden. Und noch eine Spezialität wies das Diner auf, welches der hochwürdige Abt seinen Gästen vorsetzte: neben den eingeborenen Tiroler Weinen wurde Champagner — Carte blanche Aubertie, nebenbei bemerkt eine entsetzliche Sorte Champagner — serviert, „der erste Fall in unserem Hause", im Fürstenhause nämlich. Und als der Widerspruch der Autochthonen gegen diesen fremden Eindringling gebrochen war, stellte es sich heraus, daß keine Gläser da waren, ihn zu trinken: sie mußten im letzten Augenblick noch aus Wien und Innsbruck verschrieben werden. G. W.

* Eine Schienen-Durchquerung Amerika's.

Es ist der Bau einer Eisenbahn in Aussicht genommen, die sowohl für Brasilien als für den internationalen Verkehr von eminenter Bedeutung sein würde: Rezife, der östlichste Hafen Brasiliens, soll durch einen Schienenstrang mit Valparaiso, demjenigen Hafen der amerikanischen Westküste, welcher Neuseeland und Australien am nächsten liegt, verbunden werden. Rezife ist mit einem Schnelldampfer von Lissabon aus in 9 Tagen zu erreichen, die Eisenbahnfahrt von dort nach Valparaiso würde 5 Tage in Anspruch nehmen und man würde also in 14 Tagen aus Europa an die Küste des Stillen Meeres gelangen. Die Bahn würde die brasilianischen Provinzen Pernambuco, Bahia, Goyez und Matto Grosso, dann Paragnay, Argentinien und Chile durchziehen und könnte in Pernambuco, Bahia und Argentinien Strecken benutzen, welche bereits fertig sind. Die Anlagekosten sind auf 300,000 Contos (750 Millionen Francs) veranschlagt. G. W.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter.

Von der Zeit Justinian's bis zur türkischen Eroberung.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zwei Bände.

Geh. Preis M. 20.— In 2 geschmackvollen Einbänden M. 24.—

Die Verlagshandlung hat die besondere Genugthuung, das Erscheinen der Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter von Ferdinand Gregorovius anzukündigen. Dieselbe ist das Seitenstück zu des Verfassers monumentaler Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Beide Werke, die Geschichte der zwei unsterblichen Metropolen der westlichen und östlichen Kulturwelt des Abendlandes in den mittleren Zeiten umfassend, vervollständigen einander, und sie verbinden sich jetzt zu einem historischen Ganzen so eigenartig in der geschichtlichen Litteratur, wie zeitgemäß bedeutsam und anziehend für die weitesten Kreise der Gebildeten. Die Verlagshandlung hat die Geschichte der Stadt Athen ganz gleichförmig jener Roms ausgestattet; sie bringt die beiden Bände, aus denen dieselbe besteht, gleichzeitig zur Ausgabe.

= Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. =

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 32. Stuttgart, 13. August 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Gemiedene Berglandschaften. Schilderungen aus dem Karwendelgebirge. Von Dr. Christian Gruber. S. 621. — 2. Das Landesmuseum von Krain. S. 626. — 3. Mogador. Von Alfred Stähelin. (Schluß.) S. 629. — 4. Bilder aus dem russischen Volksleben. S. 632. — 5. Die Llanos von Columbia. Von Dr. Alfred Hettner. (Schluß.) S. 634. — 6. Amerikanisches Gefängniswesen. Von Rittner-Lübeck. S. 637. — 7. Notiz. S. 640.

Gemiedene Berglandschaften.

Schilderungen aus dem Karwendelgebirge.

Von Dr. Christian Gruber.

Die Bergwelt des nur peripherisch bewohnten Karwendels, welche vom breiten Strom der Alpenwanderer bisher meist gemieden wurde und jedenfalls besser in den Zeitschriften der alpinen Vereine, als in den geographischen Handbüchern bekannt ist, verdient nach einer doppelten Richtung unsere Beachtung. Einerseits ist es der jüngst von Dr. A. Rothpletz[1] mit fachmännischer Gründlichkeit erörterte geologische Aufbau des fast 1100 Qu.-Km. umfassenden Gebietes, welches das Interesse der landeskundlichen Forscher herausfordert; andrerseits seine topographische Eigenart und seine Bedeutung als Quellbassin des zentralen Flusses der schwäbisch-bayerischen Hochebene, der Isar. Letztere versuchte ich selbst im einzelnen nachzuweisen; doch verbot mir der Charakter jener Schrift[2] die landschaftliche Schilderung des Karwendelgebirges mit seinen schwer zugänglichen Plattengehängen und steinerfüllten Karen, seinen langsam rieselnden Schuttströmen und welteinsamen Thalhintergründen, seiner Fülle wasserreicher Quellen und rascher, oft in feuchtdunkeln Klammschluchten abstürzender Bäche. Wohl zeichnete Hermann v. Barth,[3] welcher zum erstenmale die Kammfirste zwischen der obersten Isar und dem Inn in ihrer ganzen Länge touristisch erforschte und fast alle die trotzig über sie aufgeworfenen Gipfelhäupter bezwang, in seiner kraftvollen, anschaulichen Weise eine Reihe echter Hochgebirgsszenerien, kühner Aufstiege, weiter Fernblicke. Man hat aber ein Recht, hiebei an die eigenen Worte Barth's zu erinnern, nach welchen er weder eine eigentliche Orographie der von ihm durchwanderten Berglandschaften, noch einen „Führer" durch sie bieten wollte. Er begnügte sich vielmehr im wesentlichen mit der Beschreibung seiner Bergbesteigungen, sowie der dieselben begleitenden notwendigen oder zufälligen Erlebnisse, und kam so vor allem den Bedürfnissen der Hochtouristen entgegen. Spärlicher schildert er die Thalwanderungen. Und doch sind ihre gerade im Karwendel zahllosen Reize manchem Alpenwanderer nicht weniger willkommen, als die härter errungenen Genüsse auf freier, uneingeschränkter Höhe. Heinrich Schwaiger hat in seinem „Führer durch das Karwendel" (München, Lindauer) den Thalwegen mehr Aufmerksamkeit geschenkt als Barth. Allein gerade den Pfad, welcher längs der jungen Isar mitten durch das Gebirge zieht, hat Schwaiger zu schildern unterlassen. Da jener aber die großartigsten und wildeinsamsten Bilder vorführt, den Anblick der höchsten Gipfelzinnen und mächtigsten Felsamphitheater dieser Höhen enthüllt, und außerdem die Entstehung der Isar beobachten läßt, möchte ich die Leser bitten, denselben im Geist mit mir zu wandern. Zuerst aber sollen einige orientierende Angaben über den Aufbau und die Natur des Karwendelgebirges im allgemeinen vorgeführt werden.

Das Quellgebiet der Isar ist nach allen Richtungen wohl begrenzt. Gegen Süden scheidet es das volk- und mattenreiche Rinnsal des Inns von den schneebedeckten Höhen der Stubaier- und Zillerthaler Alpen. Im Westen

[1] Das Karwendelgebirge. „Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins." 1888, S. 401 ff.

[2] Ueber das Quellgebiet und die Entstehung der Isar. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München für 1887. S. 1—68. Mit Karte.

[3] Aus den nördlichen Kalkalpen. S. 281 ff.

schieben sich der Seefelder Paß und das Mittenwalder Querthal zwischen das Karwendel und die ihr nach Gestein, Streichungsrichtung und Physiognomie vielfach verwandten Wetterstein-Miemingketten. Im Norden lagert das Längsthal der Isar von Krün bis an den Fall schmal, aber tief gegen die niedrigeren und sanfteren Höhen des Isarwinkels. Im Osten aber trennen die blaugrüne Spiegelfläche des Aachensees, sowie die Furche seines Abflusses, der Walchen, das Karwendelgebirge von der Gruppe des vorderen Sonnwendjochs und der ihr nördlich gegen den Tegernsee hin angelagerten Bergzüge.

Wir vermögen uns dem Gebiet der Isarquellen also von Tölz und dem Walchensee, von Partenkirchen und der Pertisau her zu nähern. Nie aber tritt uns unmittelbarer dessen äußere plastische Gestalt und echte Natur entgegen, als wenn wir es etwa von Schwaz, Hall oder Innsbruck aus besuchen.

So wandern wir denn von der Station Zirl an der Arlbergbahn aus in langgeschweiften Serpentinen die Innleithe aufwärts, Seefeld zu. Kurz vor diesem, mitten in der Verbindungslinie zwischen Zentral- und nördlichen Kalkalpen gelegenen Ort verlassen wir die Paßstraße und steigen in vier Stunden empor zu den 2372 m. der Reitherspitze. Dort auf freier Höhe erschließen sich in wenigen Augenblicken der topographische Aufbau des Gebirges und die Grundzüge seiner Gliederung im allgemeinen. Auch hier oben enthüllt sich natürlich nicht das gesamte Karwendel in seiner ganzen Fläche von 1100 Qu.-Km. Ausgedehnte Partien im Osten und Norden kann der suchende Blick nur bruchstückweise oder auch gar nicht erreichen; aber vor uns liegt die eigentliche Quelllandschaft der Isar und eben in ihr vereinigen sich all die eigenartigen Bilder, welche das Karwendel an landschaftlicher Größe neben die oft zu blosen Bergskeletten zerfallenen und zerwaschenen Dolomiten Südtirols stellt. Welch andere Formen nimmt doch das Gebirge an, während wir ihm auf hohem Standpunkte unmittelbar und ungehindert nahe stehen? In der Ferne erschien es uns als massiger, scharf geschnittener Felskamm, eine einzige, zinnengezackte Mauer. Wer wollte ahnen, in welcher Weise sie sich zusammensetzt? Wer bezeichnet jene nackten Felsen, welche dort „ihre Ketten verschlingen und ins Himmelsblau sich türmen?" Wer weiß von jener ernsten, großartigen Natur, die sich in und hinter jenen starren Bergreihen verbirgt? Es ist, wie Hermann v. Barth einmal meint, der Eindruck des unerschlossenen Geheimnisses, der uns alsdann vor die Seele tritt. Und wird er gemildert, wenn man sich dem Gebirge bis an seinen Fuß nähert und etwa vom Innthal oder von Mittenwald aus zu ihm emporschaut? Wohl mögen wir uns hier wundern über die klippenhafte Steile der oft kaum bis zur Hälfte mit Wald und Legföhren-Gestrüpp bekleideten Bergflanken, die nahezu von Pflanzen gemiedenen Steinrippen, Schuttdobel und Wandabbrüche. Den vollen Charakter der Karwendels und seiner echten Hochgebirgsszenerien, durch die der Mensch, nach einem Wort Goethe's, staunend als scheuer Gast schleicht, aber erfährt nur der, welcher das Getriebe geräuschvoller Sommerfrischen verläßt und sich hineinwagt in die Stille der nur von Sennen und Jägern durchstreiften Thäler, hinauf in die stumme Oede der Kare zu einzelnen Gipfelpyramiden, wo fast jede Schranke gefallen ist, ungehindert der Gedanke schweift von Bergkette zu Bergkette, von Thal zu Thal.

Denn das ist der erste und nachhaltigste Eindruck, den wir auch bei unserer Rast auf der Reitherspitze gewinnen, daß das Karwendel ein typisches Kettengebirge bildet. In solcher Regelmäßigkeit stellen sich seine vier Hauptkämme von Süden nach Norden aneinander, daß schon Adolf Schaubach bei ihrem Anblick an die zu Stein erstarrten Wellen eines aufgeregten Meeres erinnert wurde. In diesem Falle behauptet jener von bildersuchenden Naturschilderern oft mißbrauchte Vergleich seine volle Wahrheit und Anschaulichkeit. Ungestört durch das Detail der Landschaft tritt die gewaltige Faltung hervor, mit welcher die gebirgsbildenden Kräfte gegen das Ende der Tertiärzeit die Massen von Muschelkalk und Raibler Schichten, Wettersteinkalk und Keuperdolomit, Kössener Schichten und Dachsteinkalk, Jura- und Kreide-Ablagerungen aufgerichtet und sie durch tiefe Thalsenken getrennt haben. Ihre Umrisse fließen ineinander wie die Wellen der See, unendlich mannigfaltig, aber doch nach einem einfachen und durchgehenden Gesetze angeordnet.

Die Vorberge des Karwendels bleiben uns auf der Reitherspitze verdeckt. Ihre waldumschatteten Höhenzüge müßten auch vor diesen, in hartem Kampfe mit Thau und Frost, Wasser und Sturm ausgemeiselten Felswüsten zurücktreten. Im Norden begegnet das Auge den Zacken des nördlichen oder vorderen Karwendelzuges, welcher in 22 Km. langem Bogen vom Brunnstein bei Scharnitz weg in schroffen, selten von Lahnen unterbrochenen Wänden bis nahe an die 2382 m. hohe Karwendelspitze bei Mittenwald zieht, dann nach Nordosten und Osten umbiegt und erst am Johannesthal endet. Er bricht in eine tiefe, von einem kaskadellenreichen Bach durchrauschten Furche ab: das Karwendelthal.

Höher, breiter steigt jenseit desselben der zentrale Kamm des gesamten Isar-Quellgebiets an: Der hintere Karwendelzug. 28 Km. lang dehnt er sich zwischen Pleisenspitze und Inn aus, und über 2600 m. erheben sich im Durchschnitt seine Gipfel. Man hat ihn in die Hinterauthaler- und Vomperkette geschieden, welche an der 2664 m. hohen Grubenkarspitze zusammenstoßen. Vier Hochzinnen überschreiten in den Hinterauthaler Bergen die Isohypse für 2700 m.: Birkkarspitze mit 2753, mittlere Oedkarspitze 2748, östliche Oedkarspitze 2744, Kaltwasserkarspitze 2730 m. Der Vomperkamm kulminiert zwar nur in der Eiskarlspitze mit 2641 m., übertrifft aber trotzdem den vorderen Karwendelzug um 140 m. an mittlerer

Gipfelhöhe. Tiefer noch als der vordere Karwendelzug fällt der hintere gegen Süden in eine schmale Furche ab: es ist das von der jungen Isar entwässerte Hinterauthal. Dasselbe steht durch das Hochthal von Lafatsch in unmittelbarer Verbindung mit dem Bergsattel des Ueberschall (1900 m.), von welchem aus man in die Schluchtenwildnis des Vomper-Lochs mit seiner „Umwallung fast unnahbarer Wände und Zinnen, seiner Welt der Zerstörung" absteigt.

Wieder ist es eine Doppelkette, welche im Süden der das gesamte Karwendel in seiner Mitte durchreißenden Thalungen Hinterau-, Lafatscherthal und Vomper-Loch lagert, die 11 Km. langen Gleierschberge, von den Wänden des hohen Gleiersch bis an die Eintiefung des Lafatscher Joches (2077 m.) und die wolkenhoch aufgeworfene, ebenso lange Speckkarkette, südlich der Vomper. Die klotzigen, mit blanken Felsplatten umpanzerten Höhen im Osten des Lafatscher Joches enthalten nach der Meinung vor allem der Innsbrucker Touristen den Kulminationspunkt des Isarquellgebietes überhaupt: die große Bettelwurfkarspitze mit 2766 m. Für uns steht aber diese Zahl wissenschaftlich keineswegs sicher und auch dies mag die geringe Bekanntschaft mit den Berglandschaften der obersten Isar charakterisieren, daß die Lage ihres höchsten Punktes unsicher und umstritten ist.

Mit seinem Südfuße ruht der Speckkarkamm im Innthal zwischen Hall und Terfens auf. Am Fundament der Gleierschkette aber findet sich das Längsthal der Samer-Gleiersch, dessen Wasserader in dem beständigen Kampf mit dem Bergschutt unterliegt und gleich den verstümmelten Flußsystemen des Karstes zu einem längeren unterirdischen Lauf gezwungen ist. Zwischen Gleierschbach und Innstrom liegt als letztes Glied des Karwendelgebirges die vielbesuchte Solsteingruppe, der bekanntlich auch die sagenverherrlichte Martinswand zugehört. Nach Ausdehnung und absoluter Höhe kann sie mit dem nördlichsten Gliede unseres Gebirges verglichen werden. 17 Km. lang, erreichen ihre Gipfel nur eine Mittelhöhe von 2480 m. Es ist der am frühesten erforschte Teil des Karwendels. Wie wenig man indes lange Zeit auch seine Höhenverhältnisse kannte, bezeugt der Umstand, daß der sogenannte große Solstein nur 2540 m. mißt, während dem kleinen Solstein 2655 m. zukommen. An diese Kette schließt sich jenseit des Erlsattels und Ehnbachs das bogenförmig gewundene Seefelder Bergland an, auf dessen westlichster Spitze wir die Umschau über das Karwendel gehalten.

Sendet man einen letzten vergleichenden Blick auf die vier Parallelzüge des Isarquellgebietes, so lassen sich eine Reihe von Aehnlichkeiten mühelos erkennen. Gipfelschroff aufgetürmt und in ihrer mittleren Höhe nicht sehr verschieden, werden sie vorwiegend durch Längsthäler auseinandergehalten, welche schon von Anfang an in den architektonischen Verhältnissen des Gebirges vorgezeichnet waren und auf deren Sohle wasserreiche Bäche sich sammeln. Die meist schmalen Kammfirste sind wenig geschwungen, aber kühn modelliert und nur in ihrer unteren Hälfte durch Vegetation geschmückt. Ueber dem Krummholz aber, dessen obere Grenze in oft gebrochenen Streifen über die Hänge wegzieht, verläuft eine Reihe menschenfeindlicher Felseinöden, die in Steinfeldern und Schuttstreifen oft genug bis zur Sohle der Thäler niedersteigen und Almenwirtschaft nur an einzelnen begünstigten Stellen zulassen.

Wenig nur recken sich die Gipfelhäupter über die Kammschultern. Die gewöhnliche Bezeichnung der Berge als „Spitz" deutet auf ihre manchmal geradezu verwegen emporgerichteten Kegel-, Pyramiden- und Horngestalten hin, welche in hundertfältig wechselnder Verschiedenheit meist zinkenartig kurz die Trümmer- und Plattenhänge überragen. In wenigen Fällen nur sah sich das Volk veranlaßt, durch die Benennung „Kopf" die mehr abgerundeten Linien eines Berges zu kennzeichnen. Solche Gipfel gehören aber gewöhnlich nicht mehr den Hauptkämmen an, sondern den von ihnen abzweigenden Querästen und Seitenzügen. Nirgends aber fallen uns diese deutlicher auf, als an der Hinterauthaler Kette, deren südliche Flanke allein acht derselben besitzt. Gleich mehr oder minder schräg abgedachten Widerlagern ziehen sie von den eigentlichen Kämmen gegen die angrenzenden Thäler hinaus, bald als kurze Bergsporne und Felskanzeln, bald als 3 bis 4 Km. lange Steinrippen. Zwischen sich aber nehmen sie buchten- oder nischenförmige Einschnitte auf, deren zerrissene Umrahmung übereinstimmt mit den wüstenhaften Schutthalden und mit metallglänzenden Firnflecken auf ihrem Grund. Es sind die Kare. Gemeinsam mit den breiten Wandgürteln beeinflussen sie die Wegbarkeit und Kulturfähigkeit des Isarquellgebietes in so hohem Grade, daß man in ihnen das hervorstechendste Merkmal dieses Gebirgsstückes erkannte und ihm wohl nach beiden seinen durchaus zutreffenden Namen gab. Bezeichnet doch das Volk jener Höhen auch fast alle bedeutenderen Spitzen nach den Felsamphitheatern der Kare, deren landschaftliches Aussehen bald ausführlicher zu schildern ist. Dagegen soll jetzt schon erwähnt werden, daß die zur Hauptrichtung des Gebirges quer verlaufenden Seitenkämme im zentralen Karwendel häufiger gegen die Süd- als gegen die Nordflanken ausstrahlen, wodurch eine gewisse Einseitigkeit im Aufbau der Berglandschaften längs der obersten Isar bedingt wird: eine Erscheinung, welche den nördlichen Kalkalpen insgesamt eigentümlich ist.

Treten wir aber, nachdem uns die topographischen Verhältnisse des Isarquellgebietes in großen Linien vor Augen gestanden, in sein mittleres Hauptthal ein und verfolgen den jungen Fluß bis hinauf zu seinen äußersten Quellen. Früh am Morgen eines der letzten Augusttage beginnen wir die Wanderung vom Scharnitzergrund nach Osten. Ein kühler Hauch fächelt über den beryllgrünen Wellen der Isar. Da und dort hängt über dem leise aufhorchenden Bergwald ein dünner Nebelstreifen; im Gras aber und an den Zweigen des Föhrengestrüpps am

Wege benetzen Myriaden von Thautropfen flach ausgespannte Spinnengewebe; sie lassen diese zudringlichen Zeichen des nahenden Herbstes jetzt als silbergraue Flecken, welche indes von den ersten Sonnenstrahlen rasch aufgezehrt werden, weithin schimmern.

Die niedrigen Steilwände des Thales haben zwischen sich nur Raum für den durch seine eigenen Geröllfelder zerteilten Fluß und die schmale Straße, die wir an dessen rechtem Ufer begehen. Wo sie langsam anzusteigen beginnt, öffnet sich die 12 m. breite, schattenfeuchte und doch freundliche Klamm des Karwendelbaches. Auf rauher, steinbesäter Sohle strömt sein unruhig auf- und niederwogendes Gewässer uns entgegen, und man empfängt den Eindruck, als ob es an Größe der Isar nur wenig nachstehe. Ein lichtbrauner Streifen säumt beiderseits den hier 11 m. breiten, lichtgrünen Bach ein. Die an den Uferrändern stark verminderte Geschwindigkeit läßt nämlich einen Teil des Kalkgehaltes dieses Wassers zum Niederschlag an den Geröllen gelangen. Niedrige Pflanzenformen siedeln sich auf dem Sinter an und erzeugen jene oft sogar kupferfarbenen Töne, welche die Wellen an den seichten Ufern dunkler schattieren, und so eine eigenartige Bänderung im Bachprofil erzeugen. Kurz nachdem wir ihn überschritten, umfängt uns die Einsamkeit hochstämmiger Wälder, des Schmucks der niedrigen Ausläufer am Hinterauthaler Kamm. Der Ausblick zur Linken ist verschlossen. Indem wir aber in ermüdendem Zickzack unseren Pfad emporziehen, gelangen wir bald hoch über den Spiegel der Isar und stehen nach kaum einer Stunde an der landschaftlich großartigsten Stelle innerhalb ihres ganzen Laufes von der Quelle bis zur Mündung. In schmaler, scharf eingeschnittener Schlucht rauscht sie turmtief zu unseren Füßen. In spitzem Winkel mündet ein zweiter, gleich kühn ausgenagter Tobel, dem der jetzt so unscheinbare Gleierschbach angehört, von Süden her in ihre Schlucht. Hier vermag man durch die Tiefe im Grund und die Steilheit der Wände ohne romantische Uebertreibung an die Cañonsysteme des südwestlichen Nordamerika's erinnert zu werden, welche freilich an ihren ausgeprägtesten Stellen den zehnfachen Maßstab aufweisen. Die im Sturm gebleichten oder auch von Strähnen eng aneinander gedrängter Flechten dunkler gefärbten Felsabbrüche deckt häufig dichtes Knieholzgebüsch. Die Steile und Starre ihrer Formen wirkt nicht sowohl als Gegensatz zu den schuttbekleideten, flacheren Hängen oder den hier breit emporgerichteten Gipfelmauern, als durch den Farbenunterschied zwischen blassem Kalkfels, den satten Tönen waldigen Grüns und den blaugrünschimmernden Wasserfäden tief an ihrem Sockel. Dort habe ich oft an thaufrischen Sommerabenden ein prächtig ernstes Bild gesehen, wenn der letzte Funke des Glührots am Grat des hohen Gleiersch erlosch, breite Schatten aus den Thalschluchten aufstiegen, und mir nur noch die Bachspiegel matt entgegenschimmerten, während in der Ferne die Bergzacken des Innthaler Kammes an der Frau Hütt in der hereinbrechenden Dämmerung verschwammen. — Als breite Felsenecke schiebt sich der hohe Gleiersch zwischen Hinterau- und Gleierschthal. Der Weg zweigt zu ihm ab, hinab zum Fluß, und jenseit desselben hinauf über den „Krapfen" ins reich bewaldete Hochthal der Gleiersch und zur Amtssäge, dem gastlichen Ausgangspunkt für jene, welche über den Erl-, Frau Hütt-Sattel oder die Arzler Scharte ins Innthal oder empor zu den zerfallenen Graten der Gleierschberge und den Höhen der Holsteingruppe wollen.

Wir aber verfolgen die eingeschlagene Richtung weiter, die uns allmählich wieder herniederleitet zum Fluß. Er ist sichtlich schmäler und seichter geworden seit wir ihn am Karwendelbach verließen; gewonnen aber hat er an Kraft des Gefälles, an raschem Wesen. Nichts bezeugt dies deutlicher, als das grobe Blockwerk in seinem Bett, an welchem er sich widerwillig bricht, ohne es doch bei gewöhnlichem und bei mittlerem Wasserstand von der Stelle rühren zu können.

Der Anblick der das Thal beiderseits einengenden Bergzüge überzeugt auf das anschaulichste von dem einseitigen Aufbau des mittleren Karwendel, welchen wir vorhin erwähnten. Im Süden brechen die Flanken des Gleierschzugs wenig gegliedert zu Thal. Zahlreiche Wildwasser haben sich gleich Runzeln in sie eingerissen und zerschneiden den dichten Bergwald am schuttreichen Sockel des Kammes. Hunderte von Baumleichen liegen in ihm hin zerstreut und lassen das gefahrvolle Handwerk der Holzknechte ahnen, welche sie über die glatte Schneedecke des Winters hinabstoßen oder im beginnenden Lenz von der Wucht aufgestauter Wildwasser zur Isar niederschleppen lassen. Denn diese selbst ist schon zwei Stunden von ihren äußersten Quellen entfernt stark genug (führt sie doch bei mittlerem Stande 15—18 Kubikmeter Wasser per Sekunde oberhalb Scharnitz), um zum Triften der kurzgeschnittenen Stämme benützt zu werden. Ich konnte aus den Akten der Forstverwaltung Scharnitz ersehen, daß in günstigen Jahren 800 bis 1000 Steer Holz auf diese Weise aus dem Gleiersch- und Hinterauthal nach Scharnitz gelangen, wo rauchende Meiler dessen weitere Verwendung verraten.

Im Gegensatz zu den schroffen Gewänden der Gleierschberge, denen jede ausgiebig und andauernd fließende Wasserader mangelt, treten auf der rechten Seite die Querkämme des hinteren Karwendelzuges an die Isar, während sich dieser selbst 3—4 Km. von ihr entfernt hält. Es sind waldgrüne Steilhänge, welche sich vor die grauen Platten des Hauptkammes und seine Felsnischen schieben und dadurch dem Thalwanderer für längere Zeit die Aussicht auf sie versperren. Zwischen ihnen rinnen einzelne Karbäche nieder, über deren bis 50 m. breite Kegel von scharfkantigem Bergschutt wir schreiten. Ihre Farbe besitzt das lichte Grau der Steinwüsten, von denen sie abströmen, und der Schutthalden, welche sie selbst aus den

Felsamphitheatern niedergebracht. Der Reichtum an Schutt wächst, sobald sich das Thal, dessen Sohle sich an den ausgedehntesten Stellen bis 600 m. ausdehnt, allmählich zu erweitern beginnt. Er überkleidet nun nicht mehr blos Gipfelbauten, Mulden und Wasserrisse, sondern auch die Hänge selbst gleich weiten, faltigen Gewändern. Zwischen Oed- und Birkkarspitze, wo sich die Hauptkette selbst mit ihren Doppelkaren aufthut, macht sich seine Allgegenwart besonders geltend. Dort überschreitet man auch drei Wasseradern, welchen weder die Schotterfläche der Karbäche, noch deren überhastiges Fließen und lichtgraue Farbe eigentümlich ist. Wir verfolgen den letzten, obersten von ihnen, zwischen struppigen, durch Ahorn geschmückten Waldstreifen hindurch. Nach 200 m. stehen wir vor seinen Quellen, neun Ergüssen von beträchtlicher Stärke, welche aus dem Schutt des Thalgrundes hervordringen. Braun angesinterte Moospolster umsäumen sie, und an den größeren Steinblöcken haften die zierlichen Blütenstengel der echten Pflanze dieser öden Felsenlandschaft: der Saxifragen. Der Jäger, welcher mich zum erstenmale an diesen Ort führte, zog den Hut und schlürfte aus ihm mit lautem Behagen wieder und immer wieder von diesem „feinen" Wasser, wie er meinte. Ehe ich ein gleiches that, senkte ich das Thermometer in die mittlere der Quellen; es zeigte nur 5° C., während die Temperatur der Luft doch auf 31° gestiegen war. Eben an dieser Stelle, welche das Gebirgsvolk in seiner kurzen und schlagenden Weise als „bei den Flüssen" benennt, liegt nach seiner Meinung der „Isersprung", die Quelle des zentralen und bedeutsamsten Flusses des deutschen Alpenvorlandes. Hätten die älteren spekulativen Topographen und Kartenzeichner hierauf geachtet und den Ursachen nachgespürt, welche Jäger und Hirten zu dieser Annahme gebracht haben: die Frage nach der Entstehung der Isar wäre früher zu lösen gewesen. Woher nun stammen diese eigenartigen Quellgewässer, und mit welchem Recht verlegt der Aelpler an einen so unscheinbaren Platz den Ursprung unseres Flusses?

Das mittlere Karwendel fällt in eine Zone ergiebigen Niederschlags. Die mittlere jährliche Regenmenge desselben beträgt ungefähr 1800 mm. Während nun in anderen Teilen der Kalkalpen zwei Drittteile der Niederschläge oder mehr für das Gebirge durch sofortigen Abfluß verloren gehen, fallen hier sehr bedeutende Wassermassen auf die in jeder Höhenlage zerstreuten Schuttfelder oder gelangen nach kurzem Sturzlauf zu ihnen. Weitere Zuflüsse empfangen dieselben durch das Abschmelzen der Firnlager während der Sommermonate und durch die aus geologischen Ursachen, wie Schichtstörungen und Verwerfungen, ausfließenden Grundgewässer. Alle in die Geröllfelder und Schuttmäntel von oben und außen einströmende Feuchtigkeit nun wird von ihnen und zum Teil auch von den Spalten der Felsmassen gleich mächtigen Schwämmen aufgesaugt und zu Quellen angesammelt. Solche Schuttquellen besitzt sowohl das Hinterau- und Gleiersch-, als auch das Karwendel- und Rißthal. Sie haben teils infolge ihrer hohen Lage, teils wegen ihres Zusammenhangs mit Schneeflecken und der Verdunstung, welche innerhalb des porös aufgeschütteten Schuttes stattfindet, sehr niedrige und wenig schwankende Temperaturen (3—6° C.) und verändern auch ihre Wasserlieferung nur wenig. Während die meisten Karbäche im Winter und in den trockenen Spätsommermonaten sich im Geröll verlieren, sich also, ähnlich den Fiumaren des Südens, oberflächlich gar nicht bemerkbar machen, fließen die Schuttquellen ununterbrochen zu jeder Jahreszeit. Auch die längste und stärkste Quellader der Isar versiegt jeden Winter und häufig auch zu Beginn des Herbstes von ihrem Eintritt ins Hinterauthal an bis zu den Quellen „bei den Flüssen." Von ihnen an aber rinnt der Fluß dauernd und unabhängig von den meteorologischen Verhältnissen. Aus diesem gewiß sehr auffälligen Grunde sucht das Alpenvolk den Isarursprung hier und auch wir können ihm vom wissenschaftlichen Standpunkte aus so viel zugestehen, daß von dort an der Fluß thatsächlich seinen Namen verdient. Oberhalb dieser Stelle ist er als Lafatscher Bach zu bezeichnen.

Nach halbstündiger Wanderung von der vulgären Isarquelle aus haben wir den Abschluß des Hinterauthals, welchen der schmale Abbruch des Suntiger bildet, erreicht. Kurz sei die Rast im Gärtchen vor dem einfachen Hohenlohe'schen Jagdhaus „Kasten." Dann geht es über das Schuttwerk des Moserkarbaches, der, wie die im Birkkar gesammelten Gewässer, nur beim höchsten Stand während einiger Wochen im Frühling den Lafatscher Bach erreicht, hinein ins Roßloch.

Es stellt einen großartigen, karähnlichen Thalhintergrund dar, wie er dem Karwendel nur noch im oberen Samerthal zukommt. Zwei Längskämme, ein Teil des Hinterauthaler Zugs und der schmale Grat des Suntiger, werden durch einen kurzen, aber massig aufgestauten Querriegel verbunden und erzeugen dadurch eine Hohlform, welche in ihren äußeren Umrissen dem Soyern- und Eppzirler Kessel gleicht. Hoch von Trümmerwerk erfüllt, das alles Gewässer auffaugt, welches hier abströmen möchte, ist das 5 Km. lange Roßloch in seiner Gemiedenheit und Welteinsamkeit einer der stillsten Orte der Bergwelt zwischen Fernpaß und Achensee. Wolkenhohe, schwer ersteigbare Gipfel ummauern es. Keine Scharte führt von ihm aus hinüber nach dem Engthal mit seinem Götterhain ehrwürdiger, wettergefestigter Ahornbäume, hinaus ins hintere Rißthal mit der öden Bergumrahmung zur Linken, den meist erfrischend grünen Hängen des Grasberg-Komperzuges zur Rechten, hinüber an die großstädtisch belebten Ufer des Achensees. Wer aber einmal, im Roßloch am Südfuß der Grubenkarspitze gelagert, diese stummen, lang ergrauten Felsen, diesen Wechsel grauer, langsam rieselnder Steinströme und dunkeln, dicht verwachsenen Legföhrengestrüpps erschaut, der wird auch hier einen Teil des

Reizes der Natur auf genügsame Menschenherzen gefühlt haben, den uns eben nur die Alpen bieten. Er wird vergessen lassen, daß hier die feuchtschimmernden Augen der Hochseen, die starre Größe der Gletscherlandschaften fehlen und nur das wechselvolle Treiben von Licht und Schatten an den zerrissenen Wänden das Auge beherrscht.

Verwandte Eindrücke empfängt der, welcher eines der Kare des Isarquellgebietes erklommen. Es ist eine engeschlossene Bergwelt, in welche man dort eintritt. Hermann v. Barth, H. Schwaiger, Kilger, Zott u. a. haben diesen Satz durch ihre Schilderungen kühner Bergfahrten im einzelnen illustriert. Was aber Julius Pock über den menschenfeindlichen Charakter des Oedkars im Vomperkamm mitteilt, läßt sich auch auf manchen anderen Zirkus im Isarquellgebiet übertragen: „Kein bezeichnenderer Name konnte für diesen einsamen, abgelegenen Erdenwinkel ersonnen werden. Zur Rechten stürzen in ungebändigter Wildheit, ohne die kleinste Spur einer Vegetation, die einförmig grauen Plattenfälle des Kaiserkopfes zum Karboden ab; links wallähnliche, vielfach zerschrundene Wand, im Rücken eine durch senkrechte, nackte Riesenmauern eingeengte finstere Klamm. Geradeauf fällt der Blick auf den himmelanstrebenden, kahlen Gipfel des Hochglück, der Rest in Gerölle, Schutt, Trümmer und Schneefelder. Selbst das sonst so lustig wuchernde Volk der Legföhren scheint seine Aeste und Wipfel zu Boden zu senken."

Dem Roßloch fehlt heute, wie wir gesehen, seiner Schutterfüllung wegen, ein Wasserfaden, welcher dasselbe der ganzen Länge nach durchzieht. Der Roßlochbach versitzt nunmehr in der Mitte des Thalhintergrundes. Er erreicht die Hinterau nicht mehr und doch führte ihn Peter Anich auf seiner 1774 erschienenen Karte Tirols von der Grubenkarspitz aus ununterbrochen nach dem Lafatscher Bach. Ohne Zweifel gelangte dieses Gewässer früher bis zu dem letzteren und es lagen die äußersten Quellen der Isar demnach am Querriegel des Roßlochs, dem natürlichen Abschluß des Hinterauthals. Seitdem aber hat die fortschreitende Verschuttung der Thäler des mittleren Karwendelgebirges ein gänzliches Verschwinden des Roßlochbaches zustande gebracht, und wir müssen dem Lafatscher Bach in sein Hochthal folgen, wenn wir zum Anfang des Isarsystems gelangen wollen. Nun liegt aber das letztere im Durchschnitt 300 m. über dem Hinterauthal und bricht unvermittelt in dasselbe ab. Der Bach überwindet diese hohe Schwelle in einer rauschenden Doppelkaskade und hat sich eine Schlucht eingenagt, welche der vielbesuchten Partnachklamm an Schärfe der Umrißlinien und Höhe der ungegliederten Steilwände kaum nachsteht. Einen reizvollen Anblick bot dieser Tobel, als ich ihn zu Ostern 1886 betrat. Seine Wände waren mit prächtig lichtgrün schillernden Eisdraperien geziert, welche hier, seltsam gefaltet, 20 und mehr Meter hoch herabhiengen, dort nur noch in Bruchstücken erhalten waren, die drohend an den Felsennischen schwebten, während der Bach unmutig mit den bereits abgestürzten Trümmerstücken spielte, und weiter oberhalb unter Schneebrücken und Schneegewölben zu Thal rann. Es war ein Stück des hartnäckigen Kampfes, den der kurze Lenz alljährlich in diesen Klüften noch lange führt, indes er ihn draußen im sonnigen Thal, wo schon die Soldanelle neben dem weißen Bergkrokus, das anspruchslose Leberblümchen am Rasen des fleischfarbenen Haidekrautes blüht, längst überwunden hatte.

An Erhabenheit der Landschaft steht das Lafatscher Hochthal hinter den andern Karwendelthälern zurück. Seine Sohle ist zu hoch emporgehoben, als daß die volle Masse des ohnedies nur durchschnittlich 2200 m. hohen Suntigergrats und die Berge der sogen. Hallthalerkette im Süden hier so massig erschienen, als z. B. die Umrahmung des Roßlochs. Dagegen kommt dem Lafatscherthal eine große hydrographische Bedeutung zu. In einem waldverborgenen, schattenfeuchten Einriß entsprudeln ihm die fünf bachähnlichen Lafatscherquellen, und 2 Km. aufwärts von denselben liegen unter den Schroffen des Speckkargebirges die Quellen des Halleranger, die äußersten des gesamten Isarsystems. Sie tragen durchaus denselben Charakter wie der vulgäre „Isersprung", fließen mit Ausnahme der beiden mittlern dauernd und besitzen selbst im August eine Temperatur von 3—4° Wärme. Regellos durcheinander gelagerte Trümmerstücke von ungewöhnlicher Größe, von Alpenrosen und Legföhrengestrüpp dicht übersponnen, umsäumen sie, daneben bronzefarbig angesinterte Moospolster, Bergkressen und frischgrünes Mattengras. Nach ihrer Vereinigung bilden sie einen mehr als meterbreiten Wasserfaden, in den alsbald eine schwächere, vom Suntigergrat kommende Ader mündet. Beide setzen den Hallerangerbach zusammen, mit welchem sich die Lafatscherquellen zum Lafatscherbach vereinigen.

Wer vom Halleranger aus weiter wandern will, der wird in drei Stunden über das nahe Lafatscherjoch und den Haller Salzberg ins Innthal kommen oder, falls er die Kraft in sich fühlt, durch das einst verrufene Vomper-Loch nach Vomp und Schwaz gelangen.

Wir aber müssen hier unsere Schilderung abbrechen. Nur eines sei noch gestanden: Wer einmal in diesen Berglandschaften geweilt, der wird durch die Erinnerung tausendfältig mit ihnen verknüpft sein. Trotz Winter und Entfernung stehen sie freundlich und nah vor der Seele. Glück auf dem, der früher oder später dieser Hochgebirgswelt zuwandern kann!

Das Landesmuseum von Krain.

Es wird wenige Landessammlungen geben, die eine solche Fülle hochinteressanter Altertümer bergen, wie das Museum von Laibach, der Hauptstadt des Herzogtums Krain, und seit dem vorigen Jahre existiert zu seiner Benützung ein bis dahin schmerzlich entbehrter „Führer durch

das Krainische Landesmuseum Rudolphinum", herausgegeben von Deschmann, dem Kustos des Museums und Konservator für Krain. Das Laibacher Museum ist eine nicht mehr ganz junge Schöpfung; die Landstände von Krain haben es schon im Jahre 1821 ins Leben gerufen und seit dem Jahre 1831 war es im Lyzeum untergebracht und dem allgemeinen Besuch geöffnet. Sein Grundstock war das wertvolle Mineralienkabinet des längst verstorbenen Barons Zois, und es bereicherte sich alsbald durch die vom Grafen Hohenwart, seinem ersten Kurator, gespendeten Konchylien und Archivalien, durch wertvolle Münzen, eine Gabe des Fürstbischofs Wolf, durch Altertümer aus dem Besitz des Bürgermeisters Hradecky und des Kasino-Vereins, durch — von verschiedenen Persönlichkeiten ihm zugewendet — römische Münzen, durch eine zoologische Sammlung, durch Insekten und weitere Konchylien, durch Herbarien und endlich (vom Bischof Baraga herrührende) ethnographische Kollektionen aus Nordamerika, aber sein wesentlichstes Interesse liegt in den reichen (von den im Jahre 1879 in Laibach versammelten Anthropologen und Urgeschichtsforschern nach Verdienst gewürdigten) im Laibacher Moor (seit 1875) aufgefundenen Pfahlbautenresten und in den Aufdeckungen vorrömischer und römischer Gräber im Lande. Die Räumlichkeiten des Lyzeums waren allmählich zu eng geworden, und so erhob sich, am 2. Dezember 1888 vom Kaiser selbst feierlichst eröffnet, mit einem Kostenaufwand von nicht weniger als 280,000 Gulden der im italienischen Hochrenaissancestyl aufgeführte Musealbau, das sofort mit 100,000 Gulden im Testament eines hochherzigen Krainers bedachte Rudolphinum, an entsprechenden Stellen mit den Bildnissen vier berühmter Krainer geschmückt, des Chronisten Valvasor, des Dichters Vodicek, des Mineralogen und Montanisten Zois und des Staatsmannes Herberstein.

Wir haben schon bemerkt, daß das Laibacher Museum seinen Ruf in erster Reihe seinen Denkmälern aus der Vorzeit Krain's verdankt, zunächst den Pfahlbauten. Das Laibacher Moor war in der grauen Vorzeit ein See in der Ausdehnung von 2.3 Quadrat-Myriameter und auf diesem See hatten, zum Schutze gegen Feinde und wilde Tiere, die Menschen ihre hölzernen Hütten auf Pfählen gebaut, die in den Seegrund eingeschlagen waren. Ein zum Teil bereits aufgedeckter Pfahlbau fand sich in Brunndorf, unweit des südlichen Ufers des Sees; er bestand aus mehreren Gruppen von Niederlassungen, und nach den dort vorgekommenen massenhaften Abfällen des Haushaltes, nach den Resten von Tierknochen, Gefäßscherben, Kohlen und Vegetabilien zu schließen, muß die Ansiedelung Jahrhunderte hindurch, vielleicht ein Jahrtausend, existiert haben. Die Waffen, welche man aufgefunden, gehören verschiedenen Zeitperioden an: sie reichen bis in die jüngere Steinzeit zurück, in welcher die Metallbearbeitung noch unbekannt war, und ihr charakteristisches Merkmal bilden die polierten Steinwerkzeuge. Ihr folgten die Kupferzeit, die in der Sammlung mit 15, dann die Bronzezeit, die mit 10 Fundstücken vertreten ist. Am häufigsten indes sind die Waffen und Werkzeuge aus Hirschhorn und aus den Knochen des erlegten Wildes und sie gehören alle jenen Kulturepochen an. Geschichtlich läßt sich übrigens nicht nachweisen, wann der einstige See durch die Thalöffnung in Laibach in das Savebecken abgeflossen und wann dort die Torfbildung eingetreten ist, unter deren Decke die Reste der See-Niederlassung sich Jahrhunderte lang erhalten konnten. Von den einzelnen Objekten in der Pfahlbautenabteilung fallen besonders in die Augen eine kleine Axt aus Nephrit, die einzige, welche im Pfahlbau vorgekommen, dann eine Hirschhornplatte mit Querstrichen, Vertikalstriche dazwischen und mit Löchern am Rande, und Buchenschwämme zur Verwendung als Zunder. Nach den aufgefundenen Kieferresten zu schließen, sind im Pfahlbau mindestens 500 Hirsche verspeist worden, und die zackigen Schalen der Wassernuß allein bedecken den Seegrund 25 Centimeter hoch. Die aus freier Hand geformten Töpfe zeigen häufig das Kreuzornament, und ein solches Kreuz, von mehreren Kreisen umgeben, zwischen welchen ein Zickzackband läuft, hat auffallende Aehnlichkeit mit einem Glasscherben, den Schliemann in Tyrins gefunden, während zwei Biberfallen aus Kahnholz ein Seitenstück in neupommerischen Torffunden aufweisen.

Aus der alten Bronzezeit, welche die Bearbeitung des Eisens noch nicht kannte, besitzt das Museum nur wenige Fundstücke; dagegen ist die Hallstädter Epoche, welcher die erste Bearbeitung des Eisens angehört, durch Lanzen, Hacken und Messer aus Schmiedeisen sehr reich vertreten. Die Bronze behielt man nur für Schmucksachen und für Gefäße bei, und darin hatte man es zu großer Vollendung gebracht. Aus der Hallstädter Periode stammen fast alle Funde von Watsch, aus den Gräbern von Nassenfuß und aus den Hügelgräbern von St. Margarethen und Rotwische, auf Adamsberg und bei Podsemel. Bei weitem am bedeutendsten für die Urgeschichte aber sind die Watscher Funde. Der Marktflecken Watsch liegt zwei Wegstunden nördlich von Littai am linken Ufer der Save, dort wo nach der Volkssage einst eine große Stadt gestanden. Die Gräberstätten sind zerstreut. Schon in früheren Jahrzehnten förderten die Bauern bei Weganlagen und Neubrüchen riesige Thonurnen, sowie Bronzegegenstände und eiserne Werkzeuge zu Tage; die größten — gut erhaltenen — Thongefäße verwendete man zur Aufbewahrung von Getreide, die bronzenen warf man bei Seite oder gab sie für ein Geringes an den Dorfschmied ab. Vor 11 Jahren wurde ein weibliches Skelett mit bronzenen Armbändern aufgedeckt und die sofort betriebenen systematischen Nachgrabungen hatten ein reiches Ergebnis. Mehr als tausend Gräber wurden aufgedeckt, meistens Flachgräber, doch auch einzelne Tumuli. Die Riesenurnen wurden als Familiengräber benutzt, und sie enthielten vielerlei Schalen und Gefäße. Der berühmteste, viel beschriebene und viel

gedeutete Watscher Fund ist die „Situla" aus dem Grabe eines Kriegers mit figuralen Darstellungen in feingetriebener Arbeit in drei Zonen: ganz oben ein festlicher Aufzug mit Reitern, gezäumten Pferden, Wagen und Wagenlenkern, in der mittleren Zone Festgelage und Festspiele mit zwei opfernden Männern, mit vier sitzenden Personen in phrygischen Mützen, mit zwei Faustkämpfern, ebenso vielen Preisrichtern 2c., ganz unten Tiere, darunter ein Wolf, der ein Reh zerreißt. . . . Nach Watsch sind übrigens meistens auch die „Krainer Fibeln" benannt, bogige Gewandhafte, der Kern ein eiserner Draht, der mit Bronzeknoten umgossen, der Draht dann in zwei Spiralen auslaufend, deren eine sich in die Nadel fortsetzte, während die andere zur flachen Nute ausgehämmert ist — eine für die krainischen Gräber der Hallstädter Periode besonders charakteristische Erscheinung. In der Pfarre St. Margarethen sind einige zwanzig Tumuli — es existieren ihrer mehr als hundert — aufgedeckt: ein besonders riesiger Grabhügel lieferte sehr schöne, verzierte, schwarze Urnen. In Rowische sind, während mehr als vierzig vorhanden, sechs Tumuli durchforscht worden, und ganz in der Nähe befindet sich ein „Gradische" (Burg- oder Ringanlage) von 500 Schritt im Umfang. Um Nassenfuß herum gibt es verschiedene Gräbergruppen. An einigen Stellen kommen römische Gräber vor und eiserne Beigaben aus der La Tène-Periode, anderswo grenzen die „Gomilen" (Tumuli) aus der Hallstädter und der La Tène-Zeit noch wahrnehmbarer aneinander. Eine Riesen-Gomila barg nicht weniger als 20 Leichen, die Frauen und Mädchen zu oberst, die Männer unten; in dem sandigen Boden dieses Hügelgrabes hatte ein Fuchs sich seinen Bau etabliert. Was man in Nassenfuß gefunden, ist meist gut erhalten, das Gegenteil gilt von den Fundstücken aus den Hügelgräbern auf Adamsberg. Hier waren Bronzegefäße und rote Urnen nicht selten, aber die Gefäße waren durchweg zerfallen und das dünne Bronzeblech hatte sich in grüne Erde aufgelöst. Dagegen befindet sich dort eines der größten bisher in Krain bekannten Gradische mit gut erhaltener Umwallung im Umfang von 2000 Schritt. Was endlich die Hügelgräber bei Podsemel betrifft, so fand man in einer einzigen Riesen-Gomila nicht weniger als 200 Leichen, die allerdings schon ganz zerfallen waren; ein Steinkistengrab lieferte große verzierte Urnen. Aus einem anderen Tumulus wurden 50 bronzene Arm- und Fußringe herausgeholt. Von größter Bedeutung aber ist das in einer weiteren Gomila aufgefundene schöne Bronzeschwert, 57 cm. lang, in seiner größten Breite 3.3 cm messend, mit blaugrüner Patina, die sich aber an der Spitze der Klinge losgelöst hat.

Wir kommen nun zu der La Tène-Periode, die der Römerzeit in Krain unmittelbar voraufgeht und in der das Eisen schon seine volle Bedeutung für das Volksleben erlangt hat. Seine Bearbeitung zeigt gegen früher eine große Vollendung. Charakteristisch sind die Eisenschwerter mit langen, geraden Klingen, mit parallelen Rändern und mit langem Griff; statt der Parierstange haben sie zwischen Klinge und Angel einen glockenförmig geschwungenen Bügel und in ihn hinein paßt ein gleicher Ausschnitt an der Schwertscheide; diese Scheide ist aus dünnem Eisenblech, dessen Platten an den Rändern übereinander gebogen und mit Querstegen versehen sind, und am oberen Ende befinden sich als Verzierung seltsam verschlungene, feine, erhabene Linien, welche entweder Tierfiguren darstellen oder in gewundene Ranken auslaufen. Nach der Beschreibung der römischen Schriftsteller sind die Krainer Schwerter aus der La Tène-Zeit ganz dieselben, wie die an Ketten getragenen und als Hiebwaffe benutzten, langen, biegsamen Schwerter der Gallier. Der „Kelt" wurde durch die Hacke mit dem horizontalen Schaftloch vollständig verdrängt. Bei den Schmucksachen schließt die La Tène-Fibel nicht mehr mit dem Fuße der Nute ab, sondern es biegt sich das Fußende nach aufwärts bis zum Bügel zurück und dient, mit ihm verbunden, zu seiner Verstärkung. Ganz neue Armbänderformen zeigen sich in hohlen, aneinander genieteten Halbkugeln. Die sonst häufigen Gürtelbleche finden wir durch Gürtel aus Ketten und Ringen ersetzt. Auch bei den Krainer Erzeugnissen aus dieser Periode tritt übrigens eine auffallende Aehnlichkeit mit denen hervor, die man aus den Wohnsitzen der Gallier in der westlichen Schweiz und anderswo kennt; die gallischen Funde in Krain dürften deshalb den Wanderzug der Gallier aus Oberitalien durch Krain nach Pannonien und Makedonien und die zeitweisen Niederlassungen derselben in Krain bezeichnen. Die wichtigsten Gräberstätten aus dieser Zeit finden sich oberhalb Slepschek bei Nassenfuß und dann in Walitschendorf im Bezirk Seisenberg; schon der Name läßt schließen, daß dort eine gallische Ansiedlung vorhanden war.

Uebrigens gehören nicht alle Funde gerade einer der genannten Perioden an. Die Forschung hatte sich zu leichterer Orientierung ein Schema der Aufeinanderfolge aufgestellt, aber das Völkerleben verwischte die Grenzen und flutete darüber hinweg. So sind auf den Feldern des Dorfes Trögern, unweit der Seisenberg-Treffener Bezirksstraße, bereits römische Ziegel, Waffen und Münzen gefunden worden, und man darf daraus vermuten, daß, als die Römer das Land eroberten, in der bezeichneten Gegend zwischen den Römern und den ansässigen Latobikern gekämpft wurde. Ebenso geschichtlich gemischten Charakters sind die Funde aus der Urnengrabstätte bei Zirknitz: es dürfte dort die Stadt Metullum der Jagoden gestanden sein. In Oberschleinitz bei St. Mareia, wurde aus einem jetzt zum Flachsbrechen verwendeten Tumulus u. a. ein bronzenes Riesengefäß hervorgeholt.

In der eigentlichen Römerzeit kommt in erster Reihe Emona, das heutige Laibach, in Betracht. Das wertvollste Fundstück, bei der Grundaushebung für das Kasino (im Jahre 1836) zu Tage gefördert, ist die bronzene, stark

vergoldete, fast lebensgroße Bildsäule eines römischen Würdenträgers auf korinthischem Kapitäl; die Ausdehnung der Gräberstraße (mehr als 1 Km. lang) vom deutschen Grund über die Gradischa-Vorstadt bis nach St. Christoph wird durch bedeutende Funde in Metall, Stein und Glas begränzt. Eine Durchforschung des Laibach-Flußbettes im einstigen Nauportum, jetzt Oberlaibach, hat nur geringe Resultate ergeben; eine stärkere Ausbeute brachte die Ackerparzelle Dolenje njive. Durch Funde ist sodann erhärtet, daß die Marschstation ad Nonum in dem jetzigen Lorenziberg oder in Billichgraz sich befand, durch ebensolche Funde ist Trajana als das einstige Adrans, an der Grenze von Pannonien und Norikum, beglaubigt, und daß das heutige Treffen die Militärstation Prätorium Latobicorum war. Römisches Kleingerät ist besonders in den Gräbern von Neviodunum (Dernowo, unterhalb Gurkfeld) gefunden: blos die dort ausgegrabenen Thongefäße füllen den großen Wandkasten und außerdem sind Glasgefäße, Bronzeschmuck und Eisenwerkzeuge in Fülle vorhanden. Die größte gläserne Aschenurne hat eine Höhe von 19 cm. Sonst sind hervorzuheben eine schöne Venusstatuette, eine nicht weniger schöne Flora und eine knieende Niobide. In den oberen Reihen des einen Wandkastens stehen 69 ein- und zweihenkelige Krüge verschiedener Größe, in der sechsten und siebenten Reihe 140 Lampen, meist rot gebrannt, nur zwei mit Glasur; sie stammen meist aus den Fundorten Emona, Neviodunum, St. Lorenz an der Themenitz und Billichberg. Viele tragen am Boden den Fabriksstempel, Fortis, Communis, Vibianai, Cresce (dieser besonders häufig), Octavi, Litigena, L. Nari, Sexti, Cerealis, C. A. S., Veri, Agilis, Phretasgi 2c. Die Reliefs an der oberen Seite der Lampen stellen verschiedenes dar: den Sonnengott, den Kopf der Diana, einen jugendlichen Kopf, eine Maske, einen Wasserträger mit zwei Eimern, einen Krieger mit Helm und Schild, einen Mann, der einen Ertrinkenden aus dem Wasser zieht, einen Knaben mit der Panflöte, einen anderen mit der Doppelflöte, eine Cista mystica, ein Segelschiff, ein Gebäude zwischen zwei Türmen, eine Palmette, ein Rad, einen Hund in ruhender Stellung, einen Hund und Hasen, eine Sphinx, eine Ziege auf einen Baumast kletternd, einen Raben, auf einem Zweige sitzend, einen Fisch, einen Delphin, eine Stachelschnecke (murex) und einen Eichenzweig mit Eicheln.

Auch die merowingische Zeit hat in Krain Spuren hinterlassen, und allemannische Reihengräber aus dem 5. bis zum 8. Jahrhundert sind an mehreren Orten, so auf dem Heiligen Berg, auf dem Gorjanz-Berg (bei Feistenberg) und auf dem Kugelhügel bei Bad Töplitz, aufgedeckt worden. Die Funde stimmen ganz mit denen im westlichen Deutschland und Frankreich überein.

Mit dem hier angeführten ist übrigens der Inhalt des Laibacher Museums noch nicht erschöpft, und wenn wir uns eine Beschränkung auferlegen, so geschieht es, weil wir nicht glauben, daß der Laie beispielsweise dem Geschlecht der Bronzehelme oder den Trümmern zerfallener Holzhelme ein besonderes Interesse entgegenbringt. Das Museum von Laibach hat aber — das mag hier noch angemerkt werden — einen merkwürdigen Entwicklungsgang genommen; es war für das Naturwissenschaftliche gegründet und hat seine Stärke und seinen Ruhm auf dem prähistorischen Gebiet gefunden. G. W.

Mogador.

(Schluß.)

Die Hauptausfuhrartikel von Mogador bestehen in Gummi, Oelen, den verschiedenen Wüstenprodukten, namentlich Straußenfedern. Eingeführt werden europäische Manufakturwaren, Mercerie- und Quincaillerieware 2c.

Außer dem eigentlichen Handel betreiben die Juden in Mogador auch verschiedene Handwerke; so sind sie vorzügliche Gold- und Silberschmiede, befassen sich auch mit Schneiderei und Schusterei, verfertigen die zierlichsten goldgestickten blauen, roten oder violetten Sammetpantöffelchen für die Schönen Mogador's, sowie Stickereien und Näharbeiten. Arbeiten, die bei uns in Europa gewöhnlich von Frauen ausgeführt werden, werden hier vielfach von Männern gemacht. Die Mauren ihrerseits sind Schlosser, Hufschmiede, Gerber, verfertigen allerhand Lederarbeiten, Pantöffelchen u. dergl., ferner messingene Theebretter, Cumias (Dolche) u. a. Da der Handel größtenteils in den Händen der Juden ist, so schließen auch die arabischen Kaufleute zur Mehrzahl am Sabbath ihre Läden und ziehen wie die Juden Sonntagsstaat an.

Unter den Spezialitäten, die sich jeder Besucher von Mogador mitnehmen sollte, sind von oben erwähnten Artikeln in erster Linie die schönen messingenen Theebretter zu nennen, welche in höchst geschmackvollen Dessins und Verzierungen von den Mauren verfertigt werden. (Es werden deren übrigens auch in Fez hergestellt und an der Küste bezw. in Rabat und Tanger verkauft.) In zweiter Linie erwähne ich die verschiedenartigen Pantoffeln; ferner schöne Cumias (Dolche) mit Silberscheiden, Pulverhörner vom Audêd (Mähnenschaf im Atlas), bunte Tischchen, Etageren u. a. m.

Die echten Rabater Teppiche mit ihren dauerhaften, lebhaften, aber nicht zu grellen Farben, worunter das Karmesinrot in verschiedenen Nüancen vorherrscht, kommen nur bei zufälligen Gelegenheiten nach Mogador zum Verkauf.

Das Leben ist in Mogador außerordentlich billig — so soll ein Araber ganz gut mit 1 Real (20 Pfg.) im Tag auskommen können — wonach man allerdings die im allgemeinen große Trägheit und Arbeitsscheu der Leute zwar nicht ganz entschuldigen, aber doch einigermaßen begreifen kann!

Die Europäer und reichen Mauren halten sich sämtlich Pferde oder Maultiere und reiten allabendlich, wenn das Wetter es gestattet, d. h. wenn der Wind, Mogador's große Plage, nicht zu stark weht, am Strande spazieren, indem es sich dort auf dem weichen Sande prächtig galoppieren läßt. Weitere Spaziergänge außerhalb der Stadt zu Fuß zu machen, ist hierzulande nicht üblich und schickt sich auch nicht für den Europäer. Da es nun keine Wagen gibt, so muß eben alles reiten.

In der Nähe der Stadt befindet sich die Kubba (Grabkapelle) des Heiligen Sidi Mogdul, nach welchem die Stadt benannt sein soll.

Man sieht in Mogador wenig Grün, und selbst das nur in den Gärten. Die nächste Umgebung der Stadt ist sandig, traurig kahl und, von einigen Palmen abgesehen, völlig baum- und strauchlos.

Für Jäger oder für Liebhaber von Fischen, Austern und Muscheln ist hier ein reiches Feld zur Ausbeute vorhanden.

Drei Tage der Woche sind in Mogador, wie überhaupt in Marokko, Feiertage: Freitag ist der mohammedanische (arabische), Samstag der jüdische, Sonntag der christliche Feiertag. Sonntag findet in der Mizpah ein protestantischer bezw. englischer Gottesdienst statt. Es befinden sich auch jeweilen zwei spanische Priester in Mogador.

Mogador ist noch sehr primitiv und wenig beleckt von der modernen Kultur: es ist gewiß noch dasselbe, was es vor zweitausend Jahren war! Dagegen genießt jedermann eine große Freiheit. So darf man nach Belieben auf der Straße schlafen — was ich selbst sah — und tausend Schüsse abgeben mitten in der Nacht, wenn man gern will, ohne befürchten zu müssen, daß man sich dieserhalb mit einer hochlöbl. Polizei auseinanderzusetzen hätte! Die Araber sind äußerst abergläubisch, und die Unwissenheit und Dummheit des gemeinen Volkes streifen zuweilen an das Unglaubliche. Dr. E., der in seiner Eigenschaft als Tabib (Arzt), wie wohl selten sonst jemand von den Fremden, in alle möglichen Verhältnisse hinein zu schauen Gelegenheit hat, weiß davon zu erzählen. So habe einmal ein Maure die Arzneipulver, die ihm verschrieben waren, mitsamt dem Papier verschluckt! Der Doktor hatte anfänglich gegen eine Menge von Vorurteilen und verkehrten Ideen bei den Leuten anzukämpfen. Hinwiederum lobte er den Mut und die Nervenstärke seiner Patienten, die sich den schwierigsten Operationen standhaft unterziehen würden und die größten Schmerzen mit fatalistischem Gleichmut und ohne sich chloroformieren zu lassen, zu ertragen imstande seien.

Es gilt bei den Arabern für unglückbringend, die Zahl 5, 10, 15 u. s. w. auszusprechen. So sagen sie z. B. nicht: „Ich habe 5 Kinder", sondern: „4 und 1 Kinder" (arbá ú wâhid).

Die Juden in der Mellah sind womöglich noch abergläubischer als die Moslims.

Die Mauren sehen es nicht gern, wenn ein Europäer in den Sackgäßchen der Medina vor einem Hause verweilt. Diese Erfahrung habe ich selbst gemacht. Als ich nämlich auf den Doktor einmal anläßlich seines Besuches bei einem vornehmen Kaid vor dem betreffenden Hause eine Weile wartete und, da sich der Besuch ungebührlich in die Länge zog, im Gäßchen auf und ab gieng, so wurde mir sehr bald auf ziemlich deutliche Weise zu verstehen gegeben, ich thäte besser mich zu entfernen. In Haus oder Hof einen Blick werfen zu können, wird einem in der Medina selten zu teil. Dort ist zum Gegensatz von Kasbah und Mellah alles mißtrauisch abgeschlossen wie in einer Festung. Der Eintretende wird auf sein Klopfen angerufen und, wenn man ihn zu empfangen geruht, eingelassen. Sofort aber fällt hinter ihm die Thüre wieder ins Schloß.

Sehr belebt ist es in Mogador am Freitag, dem arabischen Feiertag — davon bekam ich gleich einige Stunden nach meiner Ankunft schon eine kleine Probe: Wir saßen noch bei Tisch, als Musik ertönte. Ich eilte sofort auf den naheliegenden Platz, um zu sehen, was los sei. Jeden Freitag Mittag nämlich zieht die gesamte Stadtmiliz unter rauschender Musik aus und defiliert auf dem Moscheeplatz vor dem Gouverneur, welcher sich um diese Zeit zum Gebet in die Moschee begibt. Die Soldaten marschieren zu zwei und zwei; man sieht noch ganz junge Bürschchen darunter und dann wieder graubärtige Männer, Alt und Jung durcheinander. Die meisten sind uniformiert manche aber nicht, sondern lediglich mit ihrer Dschelebia (Ueberwurf mit Aermeln und Kapuze, gewöhnlich weiß) bekleidet, d. h. vollständig in Zivil. Einige führen einander an der Hand, wie bei uns die Kinder. Die Uniform besteht aus einer roten Jacke, aus roten Hosen und dem roten Fez. Die meisten Soldaten tragen zwar weiße Serouals (Beinkleider). Als Fußbekleidung tragen alle gelbe Pantoffeln. Der Kommandant trägt eine himmelblaue Tobe. Bewaffnet sind die Soldaten mit Steinschloßflinten und sogen. Cap-guns (Zündhütchen-Vorderlader). Das merkwürdigste ist, daß die Kommandos in deutscher Sprache gegeben werden, indem die Offiziere in Deutschland gedient haben. Ganz deutlich „Vorwärts marsch!" „Gewehr ab!" u. s. w. hier in Afrika kommandieren zu hören, machte uns viel Spaß! Während nun der Gouverneur in der Moschee sein Gebet verrichtet, hocken die Soldaten auf dem Platz und in den umliegenden Gassen herum auf den Boden, indem sie sich die Zeit mit Rauchen, Plaudern, allerhand Schnakereien so gut als möglich vertreiben. Gegen ½1 oder 1 Uhr ist wiederum Appell und in dem Augenblick, da der Gouverneur wieder aus der Moschee heraustritt mit seinem Rosenkranz in der Hand, fällt die Musik ein und läßt ihre lustigsten Weisen ertönen, bis der Gouverneur sein Pferd bestiegen hat und abgeritten ist. Sodann wird noch eine Weile so fort musiziert und defiliert, alles kunterbunt durcheinander. Hierauf versammeln sich die Soldaten vor der Thür des Zollhauses,

um ihren Sold in Empfang zu nehmen, was bis gegen 5 Uhr dauert. Zu meiner Zeit fand zwar die Soldausteilung auch Sonnabends und Sonntags statt.

Das Klima von Mogador ist, so viel ich hörte, ganz gesund und sehr gleichförmig. Dr. E., der zu meiner Zeit bald ein Jahr dort anwesend war, sagte mir, der verflossene Winter sei außerordentlich angenehm gewesen, und um die Weihnachtszeit, wo bei uns gewöhnlich alles in Eis und Schnee starrt, sei die Witterung so schön und sommerwarm gewesen, daß man in weißen Kleidern ein Picknick im Freien habe abhalten können. Eine Schattenseite Mogador's freilich ist der heftige Passatwind, der das ganze Jahr hindurch mehr oder minder stark weht, am stärksten jedoch in den Sommermonaten. Doch gerade diesem an und für sich lästigen Umstand hat Mogador sein kühles, gesundes Klima zu verdanken. In der That wären bei seiner Lage unter dem 31. Breitegrad viel höhere Wärmegrade zu erwarten als dies wirklich der Fall ist. Ich war doch im Hochsommer dort, niemals aber beobachtete ich eine höhere Mittagstemperatur als 20° R. In den Morgenstunden stand das Thermometer auf 17 bis 18° R.

Ich erinnere mich eines Abends Ende Juli, an dem es ganz empfindlich kühl war und man sich nach einem Ueberzieher sehnte. Mogador ist im wahren Sinne des Wortes eine herrliche afrikanische Sommerfrische! Während nämlich die Bewohner anderer marokkanischer Küstenstädte, so z. B. die von Saffi, namentlich aber die von Casablanca, in den heißen Monaten vor Hitze fast verschmachten, wo Fieber und sonstige Krankheiten grassieren, bleibt Mogador von diesen Uebelständen so ziemlich verschont. Eine große Feuchtigkeit herrscht aber hier. Dr. E. hatte z. B. die größte Mühe, seine chirurgischen Instrumente in gutem Stand zu halten. Sein Diener und er selbst hatten täglich vollauf zu thun und zu putzen, um sie vor Rost und Verderbnis zu bewahren.

Die Cholera ist seit Jahren nicht mehr in Mogador aufgetreten und man darf kaum daran denken, welche Zahl von Opfern eine solch wiederkehrende Epidemie in der von Schmutz starrenden und mit Menschen überfüllten Mellah fordern würde. Rheumatismen, Magenkrankheiten, besonders aber Augenleiden sind unter den Einheimischen sehr verbreitet.

Die Briefe nach Europa können entweder durch die zweimal des Monats etwa um den 8. und 24. abgehenden Dampfer der Compagnie Paquet viâ Marseille befördert werden, oder durch den alle 3—4 Wochen segelnden Steamer der Forwood-Line viâ London. Die Briefexpedition findet vom Britischen und vom spanischen Konsulat aus statt, woselbst Briefschalter angebracht sind. Auf einer Tafel vor dem britischen Konsulatsgebäude sind die jeweilige Abfahrtsstunde des Dampfers und die Frist für die Briefaufgabe, bezw. der Postschluß angezeigt. Die durch das britische Konsulat expedierten Briefschaften reisen viâ Gibraltar. Marokko gehört bekanntlich dem Weltpostverein an; es gibt jedoch keine marokkanischen Marken. Die Briefe müssen auf einem der beiden genannten Konsulate frankiert werden, und zwar auf dem spanischen mittelst spanischer, auf dem britischen Konsulat mittelst Gibraltar-Marken.

Außer den Postgelegenheiten auf dem Seeweg geht noch alle Wochen, bezw. jeden Samstag frühmorgens, eine spanische Post über Land der Küste entlang nach Tanger durch einen marokkanischen Boten. Diese Expedition dauert aber bedeutend länger als die zur See, d. h. 12 bis 14 Tage allein bis nach Tanger, in welcher Zeit ein per Dampfer expedierter Brief längst schon an seinem europäischen Bestimmungsort angelangt sein könnte.

Mit der Briefexpedition von der Küste ins Innere und im Innern des Landes ist es noch ziemlich primitiv bestellt. So müssen in Mogador z. B. die nach der Stadt Marrakesch (Marokko) bestimmten Briefe entweder bei Gelegenheit einem Privatreisenden oder reisenden marokkanischen Juden mitgegeben werden, oder aber man gibt sie in einem bestimmten maurischen Kaffeehaus ab, wo die Briefboten verkehren, welche die Beförderung der Briefe gegen eine minime Entschädigung ($1\frac{1}{2}$ bis 2 Onzas oder etwa 5—7 Pfg.) übernehmen. Der Empfänger hat dann dieses kleine Porto zu bezahlen. Die Briefe reisen im Innern sicher, die Boten sind sehr zuverlässig. Zu Fuß dahin eilend, legen sie in kürzester Zeit unglaubliche Strecken zurück. Von außerordentlicher Mäßigkeit und Genügsamkeit im Essen, Trinken und Schlafen, ertragen sie apathisch und ergeben in den Willen Allah's die größten Strapazen der Reise, die Hitze des Sommers, wie auch den Sturm und Regen im Winter, durchschwimmen, wenn es sein muß, die reißendsten Gewässer u. s. w. — kurz, in Erfüllung ihrer Pflicht scheuen sie vor keinem Hindernis zurück.

(Ich mache natürlich hier alle diese Angaben über den Postverkehr, wie solcher zur Zeit meiner Reise war — seitdem mögen in dieser Beziehung allerhand Veränderungen vor sich gegangen sein.)

Um die Geduld des geneigten Lesers nicht länger in Anspruch zu nehmen, so schließe ich hiemit vorstehende Schilderung, doch nicht ohne dem im allgemeinen und auf Reisen im besonderen so wichtigen Nervus rerum noch ein Wörtchen zu widmen, wobei gesagt sei, daß in Mogador neben dem einheimischen marokkanischen Silbergeld von fremden Münzsorten hauptsächlich die spanische Duros und Pesetas zirkulieren. Als Kleingeld hat man die schweren kupfernen Flus, wovon 150 Stück (25 Onzas) 1 Peseta (80 Pfg.) ausmachen.

Basel. Alfred Stähelin.

Bilder aus dem russischen Volksleben.

Die Butterwoche in St. Petersburg.

„Masslenitza!“[1] — was umfaßt bei den Russen nicht dieses eine Wort? Alle Vorstellungen und Begriffe, die das Wort „Karneval“ beim Römer vereinigt, reihen sich, wenn auch in anderer Form und mit einer gehörigen Zugabe, im Kopfe des Russen zusammen, sobald er an seine „Butterwoche“ denkt oder von derselben spricht. Alles fliegt dann an seinem Geist vorüber, was mit dieser Woche zusammenhängt. Wenig und nachlässige Arbeit schon in den ersten Tagen, die in der zweiten Hälfte dann gewöhnlich vollkommen ruht. „Blinni“[2] mit Kaviar — frischem und gepreßtem — mit geschmolzener Butter, saurem und süßem Schmand (Rahm) oder auch blosem Fastenöl, je nach der Tasche und dem Stand, jeden Tag frisch in ganzen Massen, mit nicht weniger Wein oder in Ermangelung von diesem, eigentlich noch besser, mit einer entsprechenden Portion „Wodka“[3] hinunter gespült. Balagan,[4] Gulanje[5] und Gudenije[6] von einem Freunde und Bekannten oder aus einem Wirtshaus in das andere, wo es dann wieder Blinni und Wodka in frischer Menge gibt. Katanije[7] entweder mit eigenen Pferden oder beim Fehlen von diesen mit einer angenommenen Troika,[8] und reicht auch hiezu der Geldbeutel nicht aus, dann wenigstens mit einem der in dieser Woche massenhaft vorhandenen und billigen Tschuchna[9]. Jeden Abend Gott weiß wie viele dicke Köpfe und ebenso viele dünne Beutel, aber trotzdem Wiederholung derselben Geschichte am folgenden Morgen — Versetzen des letzten Rockes und letzten Hemdes, wenn sich auf andere Weise hierzu kein Geld mehr auftreiben läßt — überhaupt ein Leben der tollsten und ausgelassensten Weise bis zum Beginn der langen und schweren Fasten, die ihm seine Kirche auferlegt. Doch „Nitschewo!“[10] Zeit ist in den Fasten noch genug vorhanden, um den physischen und moralischen Katzenjammer wieder los zu werden, der sich am Schluß der Butterwoche so ziemlich bei der Mehrzahl eingefunden hat, oder die heillosen Zustände im Portemonnaie wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen.

So ohngefähr ist der Gedankengang des gewöhnlichen Russen, wenn von seiner Maßlenitza die Rede ist. Im Grunde genommen handelt es sich bei den Angehörigen der katholischen und griechischen Kirche, in der Woche vor dem Beginn der großen Fasten, um ein und dieselbe Sache, aber die äußere Natur und der lange Gebrauch verleiht dem russischen Karneval einen vollkommen anderen Charakter wie dem italienischen in Rom und Neapel. Hier fällt der Karneval mit dem Beginn des Frühlings in der Regel zusammen, weshalb sich dessen Treiben auch hauptsächlich auf der Straße, unter den Fenstern und auf den Balkonen entwickelt und vollzieht. Monatelang ist dagegen in St. Petersburg zur Zeit der Butterwoche noch keine Aussicht auf den Eintritt des Frühjahrs vorhanden, und wenn während dieser Woche der Straßenverkehr auch zu einer sonst im ganzen Jahr nicht mehr zu sehenden Höhe steigt, so sind doch fast alle ebenso in dichte Pelze gehüllt, wie die Fenster und Balkonthüren verrammelt sind, um sich gegen die teilweise wirklich mörderische Kälte zu schützen. Aber gerade dieser Karneval in Pelz bildet in seiner Gesamtheit ein Bild, wie es blos in Rußland und auch hier blos in den Residenzen gefunden werden kann, wo sich im Winter fast alles zusammenfindet, was das riesige russische Reich überhaupt nur an vornehmer Geburt und hoher Stellung, Reichtum und Eleganz — wirklicher oder nur glänzender Liederlichkeit — aufzuweisen hat.

Wer St. Petersburg und sein Leben wirklich kennen lernen will, darf dasselbe nicht im Sommer besuchen. Die Residenz des russischen Kaisers ist dann eine tote Stadt; der gesamte Adel, überhaupt alles, was reich ist oder dies scheinen will, befindet sich zu dieser Zeit auf den Gütern und in den Bädern. Selbst vom Militär sind nur geringe Reste vorhanden, da dasselbe entweder in den Lagern steht oder sich auf der See befindet; nicht einmal die Familien etwas besser situierter Handwerker und Beamten sind in der Stadt, da dieselben gleichfalls samt und sonders auf dem Lande, wenn auch nicht in allzu großer Entfernung wohnen, so daß — besonders an Sonn- und Feiertagen — außer denjenigen, die durch ihre knappen Verhältnisse oder durch eine zwingende Stellung an die Stadt gebunden sind, niemand weiter als Hausknechte und die im Sommer stets zahlreichen Schwarzarbeiter vorhanden sind.

Ein anderes Leben herrscht in St. Petersburg dagegen im Winter und hier auch nur hauptsächlich in der kurzen Zeit von Neujahr bis kurz nach der Butterwoche, wo Bälle, Konzerte, Soireen und Routs sich einander jagen, die — wenigstens was Bälle betrifft — wie am Hofe, so auch anderwärts, mit dem letzten Tage der Butterwoche gewöhnlich ihr Ende für das ganze noch übrige Jahr erreichen. Schon in den ersten Wochen der Fasten beginnt sich die Crême der St. Petersburger Gesellschaft zu lichten, da einesteils viele Gutsbesitzer aus dem Süden, auf deren Besitzungen die Feldarbeiten zu derselben Zeit beginnen, die Residenz für den ganzen kommenden Sommer und Herbst gerade so verlassen, wie solche, denen das Leben in den Fasten zu langweilig wird und die gleichzeitig hinreichende Freiheit und Geld genug

[1] Butterwoche. Von Masslo (Butter), die die Angehörigen der griechischen Kirche außer Fastenspeisen und den übrigen Milchprodukten in dieser Woche nur noch genießen dürfen.

[2] Pfannkuchen von Buchweizenmehl.

[3] Branntwein.

[4] Harlekin und Jahrmarktsbude.

[5] Spazieren.

[6] Im gewöhnlichen Sinne Herumtreiberei, Schmoren.

[7] Spazierfahrt.

[8] Dreigespann.

[9] Finnische Bauern.

[10] „Es macht nichts!“

besitzen, um sich einen anderen, mehr vom Klima begünstigten Platz als Wohnort für die nächsten Monate zu suchen.

Mit voller Berechtigung läßt sich daher die kurze Zeit vor und bis unmittelbar nach der Butterwoche als der Kulminationspunkt des St. Petersburger Lebens bezeichnen, wo es auch allein nur möglich ist, eine hinreichende Vorstellung von demselben zu erhalten. Schilderungen von westeuropäischen Reisenden, die zu einer andern Periode des Jahres die Stadt besuchten, können bei aller Treue deshalb den mit St. Petersburger Verhältnissen unbekannten Lesern kein zutreffendes Bild vom Leben der russischen Hauptstadt verschaffen, da sich dasselbe, wie bereits gesagt, eben nur eine kurze Zeit in voller Entfaltung zeigt. Im Vorliegenden werden wir uns übrigens nicht mit dieser ganzen Zeit befassen, sondern uns nur, wie die Ueberschrift auch sagt, ausschließlich auf die Butterwoche beschränken.

Wenn von Vorbereitungen für die letzteren auch auf allen übrigen Plätzen der Stadt in den ersten Wochen nach Neujahr sonst nichts zu bemerken ist, obgleich die während Weihnachten und Neujahr in allen Tabakshandlungen ausgehängten Maskenanzüge einen Fremden auf den Gedanken bringen können, daß dies wegen des bevorstehenden Faschings geschieht, die aber thatsächlich nur zum Maskieren während der genannten Festzeit dienen, so ist dies umsomehr auf dem Marsfelde, dem weltbekannten Platze der Fall, wo die berühmten Maiparaden ausschließlich abgehalten wurden.

Mächtige Haufen von Balken und Brettern, die sich noch dazu durch fortwährende Zufuhren vergrößern, liefern hier das Material für die verschiedenen Volkstheater von teilweise ganz bedeutender Größe, für Rutschbahnen von Eis und die zahlreichen sonstigen Buden, deren eigentliche Bestimmung sehr häufig erst nach ihrer Vollendung und dem Anbringen der Bilder und Aufschriften zu erkennen ist. Sofort mit dem Anführen des Materials erschallt auch der weite Platz wochenlang von den zahllosen Beilhieben der Hunderte von russischen Zimmerleuten, die hier beschäftigt sind und die selbst zur Herstellung der mächtigsten Gebäude außer ihrem primitiven Beil fast kein anderes Werkzeug mehr nötig zu haben scheinen. Langsam steigen die Gerippe der nur für kurze Zeit berechneten, aber häufig Tausende von Rubeln kostenden Gebäude empor, die jedoch sehr bald unter den darauf genagelten Brettern und Verschlägen verschwinden, worauf dann die äußere und innere Dekoration beginnt. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man die Anstreicher und Maler bei nötigenfalls 15—20 Grad Frost oder vielleicht auch Schneegestöber auf ihren Gerüsten — allerdings im Pelz — mit Pinsel, Kalkeimer und Farbentopf gerade so wie im Sommer hantieren sieht, und merkwürdig, das Angestrichene wird auch schließlich wirklich trocken, so daß die luftigen Häuser das gewünschte Aussehen auch thatsächlich erhalten.

Gleichzeitig mit der Arbeit der Zimmerleute beginnen andere Arbeiter Massen von großen Eisblöcken für die Rutschbahnen von der nördlich vom Marsfelde liegenden Newa zu holen, die, nur notdürftig zusammen gefügt, schließlich noch mit Wasser begossen werden und hierdurch in der ganzen bedeutenden Länge dieser Bahnen eine festverbundene Fläche werden, die, klar und blank wie ein einziges Stück Spiegelglas, die denkbar beste Bahn für die kleinen eisernen Schlitten bilden, die später, einer hinter dem andern, an uns pfeilschnell vorüber sausen werden.

Noch wird auf dem Marsfelde vollauf gezimmert, genagelt und gepinselt, wenn blos noch einige Tage bis zum Beginn der Butterwoche übrig geblieben sind. Was dort aber noch gearbeitet wird, besteht fast nur in dem Aufrichten der zahlreichen Carousſels, Drehschaukeln, Schießbuden oder derjenigen für Viktualien und Naschwerkshändler, überhaupt für Solche, die ihren luftigen Stand in einem oder einigen Tagen hinstellen und denselben ebenso schnell auch wieder beseitigen können. Schon in diesen Tagen verkünden mächtige Plakate, Affichen und Annoncen in allen Straßen, Gasthäusern und Zeitungen dem Publikum, was in den verschiedenen Volkstheatern und Balaganbuden an „noch nie Dagewesenem und Unerhörtem" zu sehen ist, ganz wie auch anderwärts, obgleich noch mancher Westeuropäer glaubt, daß Rußland selbst in dieser Beziehung noch hundert Meilen hinter dem Monde zu Hause ist. Selbst die kaiserlichen und sonstigen Theater mit dem Zirkus Ciniselli u. s. w. machen allgemein bekannt, daß in der Butterwoche täglich zweimal Vorstellung ist; und hinter diesem sucht niemand zurückzubleiben, wer während dieser Woche nur irgend ein Geschäft zu machen glaubt.

Vollzieht sich das eben Angeführte innerhalb der Stadt, so macht sich in den letzten Tagen vor dem Beginn des St. Petersburger Karnevals außerhalb derselben auf allen überhaupt zur Residenz führenden Straßen und Wegen die Bewegung eines anderen Elements bemerklich, dessen Fehlen der St. Petersburger Butterwoche einen bedeutenden Teil ihres charakteristischen Gepräges nehmen würde.

Es sind dies die Tausende und aber Tausende der bereits erwähnten „Tschuchna" — wie sie der Russe gewöhnlich nennt — oder der finnischen Bauern, die oft aus großen Entfernungen und häufig zum erstenmal nach St. Petersburg angezogen kommen und gegen eine geringe Entschädigung an die Stadtkasse ausschließlich für die Butterwoche das Recht erhalten, ebenso wie die konzessionierten Iswoschtschiki oder Droschkenkutscher, Passagiere zu fahren. In scheinbar endloser Reihe folgt einer von diesen finnischen, mit Heu und allem vollgepackten Schlitten, was Mann und Pferd in der Butterwoche nötig hat, dem anderen, die sich in den Vorstädten und umliegenden Dörfern dann für diese Zeit einquartieren. Viele von diesen finnischen Bauern machen während dieser Woche

auch ein verhältnismäßig gutes Geschäft, wenn sie sich im Besitz eines leidlichen Pferdes und Schlittens befinden und mit den St. Petersburger Verhältnissen sowie der russischen Sprache einigermaßen vertraut sind. Andere dagegen, denen sowohl das eine wie das andere fehlt, die sich beim Fahren mehr auf die Ehrlichkeit ihrer Passagiere verlassen müssen, erreichen nur wenig, aber jedenfalls immer so viel, daß sie keinen direkten Verlust erleiden, weil das Fahren mit einem „Tschuchanetz" bei den gewöhnlichen Russen in St. Petersburg gerade so zur Butterwoche gehört, wie Blinni, Balagan und Gulanje. Ohne den „Tschuchanetz" würde dem St. Petersburger sein Karneval nicht vollständig erscheinen, besonders deshalb noch, weil der gewöhnliche Iswoschtschik oder Droschkenkutscher bei allen festlichen Gelegenheiten wirklich unverschämt teuer ist, weshalb die Konkurrenz der finnischen Bauern für diese Woche auch notwendig erscheinen mag. Daß die letzteren unter solchen Verhältnissen bei den Droschkenkutschern nicht besonders beliebt sind, begreift sich leicht, weshalb sie diesen auch die ganze Woche als Zielscheibe für ihre Witze und spitzen Bemerkungen dienen müssen, und hier sind ihnen wieder die Iswoschtschiki zweiter Klasse am wenigsten grün.

Ein richtiger St. Petersburger „Sechatsch"[1] sieht auf den vorüberfahrenden oder neben ihm haltenden „Tschuchanetz" mit derselben Verachtung herab, wie etwa ein Bojare aus den vornehmsten russischen Häusern auf den neben seiner Equipage her laufenden Bettler. Wer mit ihm fährt, fährt mit keinem finnischen Bauern, aber dem Iswoschtschik zweiter Klasse vermindern sie die Einnahmen während der Butterwoche ganz bedeutend; da dieselben aber nicht zu beseitigen sind, so bleibt eben nichts weiter übrig, als möglichst gute Miene zum bösen Spiele zu machen.

Der letzte Tag vor der Butterwoche, der Sonnabend, ist endlich herangekommen. Auf dem Marsfelde sind die Hauptarbeiten so gut wie beendet, blos eine Unmasse von Kisten, Kasten und Säcken wird noch angeführt und in den Buden abgestellt, um jedoch erst am nächsten Morgen geöffnet zu werden. Gleichzeitig sehen wir vor allen Getränkehandlungen hochbepackte Schlitten stehen, von denen Kasten mit vollen Branntwein- und Bierflaschen abgeladen werden, die aber schon am zweiten Tage durch gleiche Ladungen ergänzt werden müssen.

Bis jetzt ist uns noch kein statistischer Nachweis zu Gesicht gekommen, wie viel in der Butterwoche in St. Petersburg von Getränken, vor allem an Branntwein, eigentlich konsumiert wird; der Verbrauch von diesem ist in der betreffenden Woche aber ein ganz enormer und wird von demjenigen während einer anderen Zeit des Jahres nicht einmal annähernd erreicht. Wenn z. B. im Jahre 1887, den offiziellen Angaben nach, der Verbrauch von Branntwein allein in St. Petersburg auf den Kopf der Bevölkerung mehr als 2 Weddro, à 20 Flaschen, betrug, so entfällt hievon der verhältnismäßig bedeutendste Teil unbedingt auf die Butterwoche. Ein Tschetwertnoi — 5 Flaschen — spielt in der Butterwoche selbst bei dem gewöhnlichsten Arbeiter keine besondere Rolle. Dasselbe ist bei dem fortwährenden gegenseitigen Besuch und den hiermit unvermeidlich verbundenen Blinni und Sakusska (Zubiß) von gesalzenem Fisch u. s. w. nötigenfalls in einer Stunde ausgeleckt, so daß man sich noch nach mehr umsehen muß. Wenn es von dem gewöhnlichen Russen überhaupt nur möglich ist, wird er deshalb schon am Sonnabend, wo er den wöchentlichen Lohn empfängt, auch sicher sich mit dem nötigen Branntwein und allem zu Blinni Gehörigen versehen, um seine geliebte „Masslenitza" ordentlich beginnen zu können. Das nötige Quantum Buchweizenmehl zur ersten Portion Blinni am nächsten Morgen ist in den späten Abendstunden mit Hefe nötigenfalls noch umgerührt, es kann nun also Sonntag und mit diesem Butterwoche werden.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Droschkenkutscher erster Klasse, mit nur einem, aber sehr gutem Pferd.

Die Llanos von Columbia.

Von Dr. Alfred Hettner.

(Schluß.)

In den Llanos ist überhaupt ein allmähliches Vordringen der Venezolaner bemerkbar. Es sind meistens Neger und Negermischlinge, während die eingeborene Bevölkerung der columbianischen Llanos wesentlich aus Indianern und Cholos, d. h. Mischlingen von Indianern und Weißen, besteht. Diese verschiedenartige Zusammensetzung der Bevölkerung scheint in der verschiedenartigen Kulturentwicklung begründet zu sein; während dort bereits in der Kolonialzeit, als die Sklaverei noch bestand, große Hacienden eingerichtet wurden, ist die Besiedelung hier wesentlich erst in unserem Jahrhundert in Angriff genommen worden.

Unmittelbar bei dem Hause der Hacienda befindet sich eine kleine Anpflanzung von Bananen, Zuckerrohr, Mais, Kaffee, Cacao u. s. w. Ueberhaupt stößt man in den Llanos häufiger auf solche kleine Anpflanzungen, als man erwartete, weil der Geist nur zu sehr geneigt ist, sich fremde Landschaftstypen möglichst extrem vorzustellen. Diese Anpflanzungen finden sich besonders an den Flüssen und am feuchten Waldesrande, sollen aber auch mitten in der Steppe oder Savanne gut fortkommen, wahrscheinlich weil in geringer Tiefe Grundwasser vorhanden ist. Immerhin treten diese Anpflanzungen, welche nur dem Bedarfe der spärlichen und dabei die Fleischnahrung bevorzugenden Bevölkerung dienen, der Viehzucht gegenüber ganz in den

Hintergrund. Große Rinderheerden streifen in den Llanos halbwild umher, ohne daß sich der Mensch für gewöhnlich um sie bekümmerte. Sie halten in großen Trupps zusammen, von denen jeder sein besonderes Waidegebiet hat — ein Anfang von Staatenbildung! Nur einmal im Jahre, am Anfange des trockenen Sommers, treibt der Mensch diese Heerden in großen Corrals zusammen, um den im Laufe des Jahres geborenen Kälbern mit glühenden Eisen die Marke des Besitzers einzubrennen und um die ausgewachsenen Rinder auszusuchen. Dieselben sind für den Verbrauch des Hochlandes bestimmt, aber selten sind sie genügend fett, um sogleich geschlachtet werden zu können; meistens bedürfen sie noch der Mästung auf reicherer Waide. Gewöhnlich treibt man das Vieh gleich zum Gebirge hinauf und läßt es dort mehrere Monate bis ein Jahr lang von den Strapazen der Reise ausruhen und fett werden. Herr Restrepo hat ein anderes System eingeführt; er hat bei Villavicencio, am untersten Teile der Gebirgshänge, auf gerodetem Waldboden künstliche, mit Guinea und Pará bepflanzte Potreros geschaffen, wo das Vieh der Llanos gemästet und von wo es langsam nach Bogotá getrieben wird, um dort sogleich geschlachtet zu werden. Dieses System hat einen doppelten Vorteil: die Ländereien bei Villavicencio sind viel billiger als auf der Hochebene, und die Akklimatisation des Viehs an das Höhenklima wird unnötig gemacht. In Bezug auf die Menge des Viehs gibt man sich leicht übertriebenen Vorstellungen hin. Auf den beiden Haciendas Los Pavitos und Esperanza, welche doch sicher mehrere Quadratmeilen umfassen, waiden zusammen nicht mehr als 2000 Stück. Ungefähr 30,000 Stück sollen jährlich von den columbianischen Llanos in das Gebirge getrieben werden, was etwa auf eine Gesamtzahl von 120,000 Stück hinweist. Eine größere Industrie, wie in den Prärien Nordamerika's oder den Pampas Argentiniens oder wie in Australien, hat sich an den Viehreichtum noch nicht angeschlossen. Diese Gebiete sind doch zu weit landeinwärts gelegen, um mit den genannten Ländern konkurrieren zu können, zumal die Eifersucht zwischen Venezuela und Columbien noch immer die Einrichtung einer Dampfschifffahrt auf dem Rio Meta und seinen Nebenflüssen verhindert hat. Aber wahrscheinlich würden auch die Fleischprodukte der Tropen hinter denen der gemäßigten Zone zurückstehen; sahen wir doch, daß das Vieh der Llanos immer erst der Mästung im Gebirgslande bedarf, ehe sich das Schlachten verlohnt!

Wenn ein Faktor das Bild und die Natur einer Landschaft so sehr beherrscht, wie das Rindvieh das Bild und die Natur der Llanos, so fällt es dem Geiste schwer, sich die Landschaft ohne denselben vorzustellen. Und doch brauchen wir uns nur wenig mehr als drei Jahrhunderte zurück zu versetzen, um diesen schwer denkbaren Zustand verwirklicht zu finden, denn das Rindvieh ist erst durch die Spanier in Südamerika eingeführt worden. Die alten Indianer lebten hier von Jagd und Fischfang und von dem Ertrage kleiner Anpflanzungen, und die Steppe war vielleicht weniger baumarm als jetzt, da das Rindvieh die jungen Schößlinge abfrißt.

Scheinbar stellt sich in dieser Steppe dem Menschen keine Schranke entgegen, frei kann er sie durchstreifen, überall ohne größere Arbeit seine Hütte gründen. Aber versetzen wir uns in die Lage des ursprünglichen Indianers; auf seinen eigenen Füßen mußte er die Wanderungen in glühendem Sonnenbrande vollziehen, die Ueberschreitung jedes Flusses bildete wegen der Krokodile und gefräßigen Fische ein gefährliches Wagnis, nur in schmalen Streifen am Flusse entlang fand er das Wasser, welches sein eigener Körper wie seine Anpflanzungen bedurften; in der Steppe selbst konnte er höchstens scheues Wild jagen. Also trotz der verschiedenen Natur dieselbe Wirkung wie im Urwald: Isolierung des Menschen und darum Beharren auf einer niedrigen Stufe der Zivilisation. Es ist charakteristisch, daß Georg v. Speier, Federmann und Philipp v. Hutten, welche, von Coro kommend, ihren Weg am Rande der Llanos entlang nahmen, mit ebenso großen Entbehrungen und Gefahren zu kämpfen hatten wie die anderen Conquistadoren, welche den Urwald durchzogen.

Die Spanier vermehrten die Nutzbarkeit der Llanos, indem sie die Viehzucht einführten. Aber auch in der alten Welt haben sich Hirtenvölker der Steppen immer nur dann zu höherer Kulturstufe erhoben, wenn sie Ackerbaugebiete eroberten und die Lebensweise und Kultur des unterworfenen Stammes annahmen. In diesen Eroberungszügen, in der Befruchtung verkommender Nationen mit frischem Blute liegt die eigentliche Bedeutung der Hirtenvölker. Auch die Llaneros haben mehrfach diese Rolle gespielt. Sie hielten im Unabhängigkeitskampfe gegen die Spanier die Fahne der Freiheit hoch, als das Gebirgsland durch die Heere Morillo's unterworfen worden war; an ihrer Spitze brachte Páez im Guerrilla-Kriege den Spaniern Schlappe auf Schlappe bei; von den Llanos aus unternahm Bolívar jenen kühnen Zug in die Kordillere, welchen die Entscheidungsschlacht von Boyacá krönte. Eine höhere Gesittung aber wird erst im Laufe der Zeit in diese Regionen einziehen, wenn die Bewohner des Gebirges in höherem Maße als jetzt Veranlassung finden, ihre Scheu vor dem Fieberklima zu überwinden, wenn eine dichtere, Ackerbau treibende Bevölkerung wenigstens die Flußufer besetzt, wenn man durch Brunnengrabungen das Wasser erschließt, das wahrscheinlich in geringer Tiefe unter dem Boden der Llanos schlummert.

Solche Betrachtungen erfüllten mich, als ich von der Loma de Apiai aus die weite Ebene überblickte. Die Loma de Apiai ist das äußerste Ende, gleichsam das Vorgebirge, eines schmalen, leistenförmigen Rückens, der sich nahe dem Fuße des Gebirges von der Ebene ablöst und sich allmählich über dieselbe erhebt, weil er ein geringeres Gefälle besitzt, denn die Ebene ist nur scheinbar horizontal; bei

einer Beobachtung des Barometers wird man mit Erstaunen gewahr, daß man sich dem Meeresspiegel zwischen Villavicencio und der Boca del Monte, d. h. dem Waldsaume, um 70 m., zwischen der Boca del Monte und Los Pavitos um 80 m., zwischen Los Pavitos und dem Fuße der Loma um 30 m., im ganzen also um 180 m. genähert hat. Die Loma erhebt sich etwa 40—50 m. über die Ebene und läßt schon ein ziemliches Stück derselben überschauen. Im Rücken steigt das Gebirge bis zu mehreren Tausend Metern steil auf, nach Osten hin erhebt sich auch nicht der kleinste Hügel mehr aus der Ebene. Nur an wenigen Stellen unterbrechen Palmengruppen und die Waldstreifen der Flüsse das einförmige Grasland. Große Rinderheerden sieht man auf demselben waiden, am nächsten Waldrande guckt ein Rudel Rehe hervor, während der Löwe und Tiger sich in dessen Innerem bergen, um erst in der Nacht ihre Raubzüge zu unternehmen. Keinen Wanderer, keine menschliche Wohnstätte vermag unser Blick zu entdecken, denn die wenigen Häuser liegen hinter den Gehölzen verborgen. Die Atmosphäre ist von einem dichten Dunste erfüllt, wie bei uns an heißen Sommertagen, und an einzelnen Stellen steigen die Rauchwolken der vom Menschen entzündeten Steppenbrände auf.

Das ist im großen und ganzen der Typus der Llanos, die sich von hier bis an den Orinocco und dem Orinocco entlang beinahe bis an den Atlantischen Ozean erstrecken.

Mit den Llanos ist der Name Alexander v. Humboldt's untrennbar verknüpft, und es wäre eine große Undankbarkeit des neueren Reisenden, wenn er seiner nicht rühmend gedenken wollte. Klassisch schön sind die Schilderungen, welche Humboldt in seiner Reisebeschreibung und in den „Ansichten der Natur" von den Llanos entworfen hat. Sie sind das Muster moderner Naturschilderung überhaupt geworden, sie bestimmen unwillkürlich den Sinn und die Eindrücke jedes Nachfolgers.

Mein Zweck war erreicht, da ich diesen allgemeinen Eindruck der Llanos empfangen hatte; ein weiteres Eindringen in dieselben lag nicht in meinem Plane. Am 22. Dezember kehrten wir auf demselben Wege, den wir gekommen, nach Villavicencio zurück.

Wenige Tage darauf brach ich in Gesellschaft des mir befreundeten englischen Vizekonsuls Mr. Chapman und seiner Frau, die gleichfalls einen Ausflug nach den Llanos unternommen hatten, nach dem ungefähr 40 Km. nordöstlich von Villavicencio, gleichfalls am Fuße des Gebirges und nahe dem Rande der Llanos gelegenen Medina auf. Eine Viertelstunde nördlich von Villavicencio passiert man den Rio Guatiquía; bald jenseit desselben liegt die Hacienda Vanguardia (Avantgarde) mit großen Potreros zur Mästung des Steppenviehs. Dann fehlen für mehrere Stunden alle menschlichen Wohnungen. Der Weg führt am Fuße des Gebirges entlang immer durch Wald, der aber, ebenso wie zwischen Villavicencio und den Llanos de Apiai, verhältnismäßig niedrig und arm an Unterholz ist. Erst als wir, dem Thale des Rio Upin aufwärts folgend, in die Kordillere eintraten, betraten wir den schönsten, üppigsten Urwald. Eine kleine halbe Stunde vom Fuße des Gebirges entfernt, liegt an den Ufern des Upin die gleichnamige Saline (auch Saline von Cumaral genannt), in der wir für die Nacht freundliche Aufnahme fanden. Ein Weihnachtsabend im Urwald, doch jedenfalls besser als auf dem Krankenlager, wie im vergangenen Jahre! Chapmans dachten an den Christmas-Ball, ich an den heimischen Weihnachtsbaum, jeder an seine fernen Lieben. Am nächsten Morgen überreichte mir Frau Chapman ein kleines Geschenk, das sie vorsorglich aus Bogotà mitgebracht hatte.

Die Saline besteht aus wenigen Hütten. Das Salz wird auf die roheste Weise gewonnen; man räumt den schwarzen Thon weg, der das Steinsalz bedeckt, und bricht dieses genau wie Pflastersteine in irgend einem Steinbruche. Nur während der wenigen Sommermonate wird gearbeitet, weil im Winter der Regen viel zu viel Salz hinwegwaschen würde und die angeschwollenen Flüsse die Saline von der Außenwelt vollkommen abschneiden. Vorläufig ist auch die gewonnene Salzmenge für den Bedarf der Llanos noch ziemlich genügend, obwohl es für die Viehzucht derselben von Bedeutung wäre, das Salz noch billiger zu erhalten, da es das Gedeihen der Rinder sehr begünstigen soll. Der Llanero legt dem Vieh große Salzblöcke hin, an denen dasselbe nach Belieben lecken kann.

Von der Saline gibt es einen direkten Weg nach Medina, der fast ganz im Walde hinführt und ziemlich schlecht sein soll. Ein etwas weiterer, aber besserer Weg, den wir wählten, bleibt gleichfalls noch mehrere Stunden im Walde und tritt bei Cumaral in die Steppe hinaus, die aber hier noch keinen freien Horizont darbietet, sondern, scheinbar wenigstens, auf allen Seiten von Wald umgeben ist. Cumaral ist kein zusammenhängendes Dorf, sondern besteht aus einer Reihe einzelner Hütten, zwischen denen immer ein Zwischenraum von mehr als einer deutschen Meile liegt. Es soll früher bedeutender gewesen sein, ist aber infolge seines schlechten Klima's heruntergekommen, da viele Leute hinstarben oder, um dem Tode zu entgehen, wegzogen. Dieses schlechte Klima ist den meisten Orten gemein, welche gerade am Rande der Llanos gelegen sind, und ist wohl wesentlich den großen Temperaturschwankungen zuzuschreiben, welche durch den täglichen Wechsel des am Tage von den Llanos kommenden warmen und des in der Nacht vom Gebirge herabwehenden kühlen Windes bedingt sind. Das Klima mitten in den Llanos soll viel weniger ungesund sein. Die Nacht brachten wir in einer dieser Hütten zu.

Am nächsten Morgen waren wir früh auf dem Wege. Wir hatten schon einige Kilometer zurückgelegt und hatten nach Osten einen freien Steppenhorizont gewonnen, als

sich der feurig glühende Sonnenball über denselben erhob. Allmählich bog unser Weg, der seit der Saline von Cumaral eine nordöstliche Richtung gehabt hatte, nach Norden und Nordwesten um und näherte sich wieder dem Fuße des Gebirges oder, genauer gesagt, einer Hügelkette, welche denselben in einiger Entfernung begleitet. Ueber dieselbe hinüber kamen wir zum Rio Humea und bald darauf, nach einem Stück scheußlichsten Weges, zum Zusammenfluß des Rio Casaunta und des Rio Casamumo. Von hier wurde, weniger infolge freien Entschlusses, als infolge von Unkenntnis des Führers, den Fluß abwärts ein neuer Abstecher nach den Llanos, bis zur Hütte von Naguaya, unternommen. Da die Sala des Hauses von Wespen besetzt war, mußten wir die Nacht in einem offenen Trapiche verbringen, aber unsere Furcht, daß ein Fieberanfall die Folge dieser Nacht sein würde, war zum Glücke unbegründet; die ganze Reise ist sowohl Chapmans wie mir vortrefflich bekommen, ein Beweis, daß das Klima der Llanos den schlechten Ruf, den es in Bogotá genießt, nicht ganz verdient.

Erst am nächsten Vormittage langten wir in Medina an. Dasselbe liegt in einem breiten, zwischen die vorderste Hügelkette und die eigentliche Cordillere eingeschalteten Thale, welches mit ausgedehnten Schotterterrassen erfüllt ist, so daß mich die Landschaft einigermaßen an die Landschaft südlich von Honda erinnerte, wenngleich hier alles vulkanische Material fehlt. Medina wurde, gleichwie San Martin, bereits im 17. Jahrhundert gegründet, steht aber gegenwärtig an Bedeutung hinter dem jungen, aufstrebenden Villavicencio zurück.

Der Weg von Medina nach Bogotá ist zwar in den letzten Jahren etwas verbessert worden, läßt aber noch viel zu wünschen übrig. Gleich zuerst muß eine hohe Bergkette (2900 m.) überschritten werden, die noch größtenteils mit üppigem Walde bedeckt ist; der Weg führt nur bei ganz wenigen Hütten vorbei. Nach anderthalb Tagereisen erreicht man das Dorf Gachalá, bald darauf Ubalá und wieder einige Stunden später Gachetá, die alle drei in der bekannten Kulturlandschaft der Tierra Templada gelegen sind. Hinter Gachetá steigt man durch Bergwald zum Páramo an, auf dem uns sofort wieder unfreundliches Wetter und Regen begrüßen. Erst am Ende einer beschwerlichen Tagereise erreichen wir bei Guatavita die Hochebene von Bogotá.

Amerikanisches Gefängniswesen.

Von Rittner-Lübeck.

Schon seit langen Jahren ist es in Deutschland gebräuchlich, alles Heil von amerikanischen Einrichtungen zu erwarten und deren Uebertragung auf deutsche Verhältnisse als wünschenswert zu erachten; dabei haben die wenigsten Lobredner amerikanischer Verhältnisse eine genügende Kenntnis von denselben und verbreiten daher die unsinnigsten Ansichten. Das gilt namentlich von dem amerikanischen Gefängniswesen, welches man als eine einheitlich organisierte Einrichtung hinzustellen pflegt. Das ist in der That nicht entfernt der Fall, denn es gibt keinen nach einheitlichen Grundsätzen organisierten Strafvollzug in den Vereinigten Staaten.

Es ist allerdings richtig, daß man zuerst in Pennsylvanien das Zellensystem einführte und dasselbe in seiner äußeren Form nach verschiedenen deutschen Bundesstaaten verpflanzte. Freilich nur den äußern Teil desselben, denn während das pennsylvanische System ursprünglich eine Strafschärfung bedeutete und als solche angewendet wurde, hat man sich beeilt, in Deutschland etwas ganz anderes daraus zu machen. Man hat die durch das Isolierungssystem beabsichtigte Strafschärfung in Deutschland zu einem System umgebildet, welches mehr einer Strafminderung gleichkommt und mit dieser deutschen Humanitätsbestrebungen angepaßten Einzelhaft zum Teil sehr gewagte Erziehungs- und Besserungsversuche unternommen — freilich ohne jeglichen nennenswerten Erfolg — während die Amerikaner durch Zellenhaft lediglich abschreckend und strafschärfend wirken wollen.

Wir müssen es der deutschen Strafvollzugswissenschaft überlassen, sich aus dieser Begriffsverwirrung selbst herauszuarbeiten, was freilich, wie wir fürchten, kaum früher geschehen wird, als bis Deutschland ein allgemeines Strafvollzugsgesetz besitzt, dessen bisheriger Mangel allerdings immer fühlbarer und bedenklicher wird, weil der deutsche Strafvollzug trotz des gemeinsamen Strafgesetzbuches so buntfarbig und verschiedenartig erfolgt, daß heute von einem gerechten, gleichartigen Strafvollzug in Deutschland leider nicht entfernt die Rede sein kann, vielmehr die größte Ungleichartigkeit in demselben herrscht.

Was den amerikanischen Strafvollzug betrifft, so kann bei der großen Verschiedenheit der in den einzelnen Unionsstaaten bestehenden Gefängniseinrichtungen eine systematische Darstellung derselben selbstredend nicht gegeben werden, wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, unsere Erfahrungen in der Reihenfolge, wie wir sie seinerzeit sammelten, wiederzugeben.

So viel wir wahrnehmen konnten, bestehen in allen amerikanischen Staaten drei Hauptklassen von Strafanstalten, nämlich State prisons, District prisons und County, resp. City jails. Erstere sind am treffendsten mit unseren Zuchthäusern zu vergleichen, die District prisons mit unseren Gefangenanstalten und die letzteren mit unseren Amtsgerichtsgefängnissen; sie resultieren in dieser Scheidung aus den allgemeinen amerikanischen Strafgesetzen, welche gleich den unserigen durch das Urteil des Richters bestimmen, in welchen Anstalten die verschiedenen Delikte zu verbüßen sind. Außerdem bestehen noch in größeren Städten Houses of industry oder Workhouses für Bettler und Vagabunden, würden also unseren Anstalten, in denen

einfache und Korrektionshaft verbüßt werden, etwa gleichzustellen sein.

Daneben gewähren sogen. good time laws, gute Führungszeugnisse, dem Gefangenen die Möglichkeit, nach amerikanischer Auffassung sogar den Anspruch, daß ihm im Falle seines Wohlverhaltens ein Teil der urteilsmäßigen Strafzeit bedingt oder unbedingt erlassen wird, eine Rechtswohlthat, die bekanntlich auch das deutsche Strafgesetzbuch in Form der „bedingten Entlassung" beinahe gleichartig zum Ausdruck bringt.

Was die Verwertung der Gefangenenarbeit betrifft, so treten deutlich vier Systeme hervor, und zwar das Lease-system, nach welchem der Gefangene für die Dauer seiner gesamten Strafzeit an einen Unternehmer „verpachtet" wird. Es ist nicht zu verkennen, daß in diesem System sich ein Rest aus der Zeit der Sklaverei findet, welcher glücklicherweise ja mehr und mehr verschwindet. Und dies ist um so aufrichtiger zu wünschen, als mit einer solchen „Verpachtung" offenbar jeder Straf- und Besserungszweck in den Hintergrund gedrängt wird, da der Unternehmer, wie man ihm von seinem rein geschäftlichen Standpunkt aus nicht einmal verübeln kann, durchaus kein Interesse an der sittlichen Wiedergeburt des Gefangenen hat, sondern letzteren so gut wie möglich lediglich in seinem materiellen Nutzen, leider oft genug ohne auch nur dessen körperliches Befinden zu berücksichtigen, ausbeutet.

Nach dem zweiten System — Contract system — zahlt der Unternehmer täglich für die Arbeit einer Anzahl Gefangener eine vereinbarte Kopf-Taglohnsumme, ein Verfahren, welches auch in deutschen Strafanstalten vielfach gehandhabt wird.

Das Public account system besteht darin, daß der Staat auf eigene Rechnung die Beschäftigung der Gefangenen übernimmt, jedoch mit der Beschränkung, daß dadurch der nationalen Industrie keine Konkurrenz erwüchse; die erzeugten Arbeitsprodukte dürfen nur an staatliche oder kommunale Institute, jedoch nur außerhalb des betreffenden Staates, verkauft werden und sind mit einer besonderen Marke als „Gefängnisgut" kenntlich gemacht.

Nach dem Piece price system endlich liefert ein Unternehmer die erforderlichen Rohmaterialien, häufig auch die nötigen Arbeitsmaschinen, und hat nach einem bestimmten Tarife die Arbeit den Gefangenen abzunehmen — ein System, welches man zur Zeit in Amerika als das beste erachtet.

Nachdem wir versucht haben, ein Bild der allgemeinen Gefängnisverwaltung zu geben, soweit es überhaupt möglich ist, ein solches aus so verschiedenen Einzelerscheinungen, wie sie uns entgegentraten, zu fixieren, laden wir unsere Leser ein, uns in die Gefangenanstalten einzelner größerer Städte zu folgen.

In New-York fanden wir drei State prisons, deren größtes 1600 Insassen zählte. Die dortigen Gefangenen werden neben Wäscherei und Ofenfabrikation vorzugsweise in der mit Dampf betriebenen Schuhmacherei 9 Stunden täglich beschäftigt, und zwar nach dem oben skizzierten Piece price system, welches sich so gut bewährt hat, daß der reine Jahresüberschuß gewöhnlich 300,000 Mark beträgt. Man hält die Gefangenen des Nachts nicht getrennt, ebenso wenig wird das Schweiggebot beobachtet, wahrscheinlich, weil man es doch nicht durchführen kann; sonst wird die Disciplin mit eiserner Strenge gehandhabt, doch werden wenig Disciplinarstrafen verhängt, sowohl aus Furcht vor harten Strafen als in Rücksicht auf die Möglichkeit einer vorläufigen Entlassung vor Ablauf der Strafzeit (good time law).

Von den New-Yorker District prisons sei die sog. Penitentiary, welche auf der der Stadt New-York gehörigen Insel Blackwells Island erbaut ist, hervorgehoben. Die etwa 1000 Köpfe zählenden dortigen Gefangenen arbeiten lediglich für die eigene oder die zahlreichen auf Blackwells Island befindlichen öffentlichen Anstalten, doch kommen hier Maschinen nicht in Anwendung, sondern man hält die Gefangenen, die noch nicht zu den schweren Verbrechern zu zählen sind, zur Erlernung von Stückarbeit an, um sie nach ihrer Entlassung zu befähigen, sich durch eigene Hand zu ernähren.

Wird ein Gefangener eingeliefert, so wiegt man ihn; ebenso bei seiner Entlassung; und es hat sich herausgestellt, daß jeder Gefangene während seiner Strafzeit in der Regel 12 Pfund an Körpergewicht zunimmt, eine Thatsache, die auf der einen Seite in Rücksicht der durch reichliche Ernährung vermehrten Arbeitskraft des Gefangenen recht erfreulich ist, andererseits aber leicht zu Anschauungen und Experimenten verleiten kann, die den eigentlichen Zweck jeder Strafe, nämlich den der Buße, leicht vergessen oder wenigstens nebensächlich behandeln lassen. Eine Ausnahme bei Zunahme des Körpergewichts hat, wie man mitteilte, bisher nur der berüchtigte Anarchist Most gemacht, welcher sich nach seiner eigenen Erklärung in deutschen Gefängnissen wohler befunden hat, wie in amerikanischen, und zwar deshalb, weil er in ersteren „etwas zu trinken" gehabt habe. Um jedoch irrtümlichen Begriffen bezüglich der Getränke in deutschen Gefängnissen vorzubeugen, sei gleich hier eingeschaltet, daß in deutschen Strafanstalten solchen Detinierten, die sich gut führen, es gestattet ist, einen Teil ihres Arbeits-Ueberverdienstes zum Ankauf eines mäßigen Quantums einfachen Bieres zu verwenden; andere Spirituosen werden auch in deutschen Strafanstalten nicht verabreicht.

Die Verpflegung der amerikanischen Gefangenen ist übrigens nach allen Richtungen hin eine ebenso reichliche wie vorzügliche; der Gefangene kann so viel Brot essen, wie er mag, und von anderen Speisen darf er eine zweite Portion erbitten, wenn er noch nicht satt ist; demgemäß wird aber auch seine Arbeitskraft auf das schärfste angespannt.

Das gleichfalls auf Blackwells Island belegene Workhouse ist mit 1500 Köpfen belegt; es sind hier nur wenige

Aufseher angestellt, da besonders vertrauenswürdige Gefangene zu deren Dienst mit herangezogen werden — ein System, welches sich allerdings in Deutschland nicht bewährt hat. Die Gefangenen werden zum größten Teile in der großartig angelegten Waschanstalt beschäftigt, die für alle übrigen öffentlichen Anstalten der Insel wäscht. Ueberall herrscht die größte Reinlichkeit.

Einen sehr unsauberen Eindruck machen dagegen die von dem Sheriff geleiteten County jails; sie werden vom Sheriff lediglich als Einnahmequelle behandelt.

Außer den genannten, durch das Strafgesetz vorgeschriebenen Anstalten besitzt der Staat New-York noch eine Anstalt ganz besonderer Art, nämlich die Reformatory zu Elmira. Nach einem Gesetz vom Jahre 1877 besitzt nämlich der Richter die Befugnis, jedem männlichen, noch nicht vorbestraften, wegen eines Verbrechens oder schweren Vergehens Angeklagten im Alter von 16 bis 18 Jahren dieser Anstalt „Reformatory“ zu überweisen, wenn derselbe zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß es sich um einen Neuling im Verbrechertum handelt, welcher durch angemessene Erziehung zu einem geordneten und straflosen Leben zurückzuführen ist. Mit der Ueberweisung eines solchen Individuums erhält der Leiter der Reformatory-Anstalt das Recht, den Verurteilten bis zur Maximaldauer der für sein Delikt angedrohten Strafe in der Anstalt zurückzubehalten oder ihn vor Ablauf der Zeit versuchsweise zu entlassen. Die Insassen sind in drei Klassen geteilt. Bei seinem Eintritt in die Reformatory wird der Gefangene der 2. Klasse einverleibt, in welcher es weder Straferleichterung noch Strafschärfung gibt; es ist dies die eigentliche Probierklasse. Führt sich der Gefangene in dieser 2. Klasse sechs Monate hindurch schlecht, was durch Marken für Betragen, Fleiß und Schulbesuch kontroliert und festgestellt wird, so wird er in die dritte Klasse versetzt, aus welcher er sich erst durch Verdienen einer bestimmten Anzahl von Marken in die 2. Klasse wieder hinaufarbeiten kann. Hat jedoch der Gefangene in der 2. Klasse während sechs Monaten die vorgeschriebene Anzahl Marken verdient, so rückt er in die 1. Klasse auf; und wenn er sich in dieser 1. Klasse sechs Monate lang tadellos geführt und die erforderliche Markenzahl verdient hat, so wird er zur probeweisen Entlassung in Vorschlag gebracht.

Das Prinzip, welches diesem System zu Grunde liegt, ist unzweifelhaft ebenso rationell wie wohlwollend; es scheint uns jedoch andererseits, als ob die praktische Prüfungszeit von je sechs Monaten zu kurz bemessen sei. Während dieser sechsmonatlichen Frist hat zwar der Gefangene volle Gelegenheit, die Beamten über seinen Seelenzustand und seine erfolgte Besserung zu täuschen, aber die Beamten finden nicht die genügende Zeit und Gelegenheit, den Gefangenen zu studieren und sich von seiner Besserung ein richtiges Bild zu machen — wenn es auch in einzelnen Fällen möglich sein mag. Allein es ist hier nicht der Platz, eine fachwissenschaftliche Kritik anzulegen, es genüge, die schwache Seite des Systems angedeutet zu haben.

Lobend dagegen ist es anzuerkennen, daß dieses Besserungssystem für jugendliche Verbrecher im Alter von 16 bis 18 Jahren den größten Wert auf den Unterricht legt. Während die tägliche Arbeitszeit 8 bis 9 Stunden beträgt, erstreckt sich der Unterricht wöchentlich an je zwei Abenden auf allgemeine Bildung, Erlernung eines Handwerkes und, dafern nötig, auf Elementarien. Als echt amerikanischer Humbug aber muß es gekennzeichnet werden, wenn in Elmira wöchentlich eine von Sträflingen geschriebene Zeitung erscheint, welche außer Mitteilungen aus dem Anstaltsleben auch noch eine politische Wochenschau bringt! Unseres Erachtens ist die Politik keine Beschäftigung für Gefangene; nur der freie, unabhängige Mann soll Politik treiben; und die Mitteilungen aus dem Anstaltsleben, wenn sie für die Erziehung der Gefangenen überhaupt von Interesse sind, erfolgen unzweifelhaft besser und zweckmäßiger durch den Anstaltsdirektor. Wir wollen hoffen und wünschen, daß diese höchst eigentümliche Gefängnislitteratur nicht auch in Deutschland Nachahmung findet; wir fürchten eben das Gegenteil, da die Nachahmung amerikanischen Gefängniswesens geradezu zur Sucht geworden ist.

Ist ein Gefangener probeweise entlassen, so hat er die Verpflichtung, mindestens alle sechs Monate eigenhändig und unter Beifügung beglaubigter Zeugnisse über sein Ergehen an die Anstaltsdirektion zu berichten. Erkennt letztere aus diesen Berichten, daß der vorläufig Entlassene Garantien für ein geordnetes Leben bietet, so wird seine Strafe für verbüßt erachtet, andernfalls tritt eine Verlängerung der Probezeit ein, und kann der Gefangene während dieser weiteren Probezeit jeden Tag in die Anstalt wieder eingeliefert und in die 2. Klasse zurückversetzt werden.

Die öffentliche Meinung, welche in Amerika eine sehr bedeutsame Rolle spielt, steht dieser Institution außerordentlich wohlwollend gegenüber; die Staaten Massachusetts, Pennsylvanien und Ohio haben dieselbe bereits adoptiert.

In Massachusetts, dem unzweifelhaft am besten verwalteten Staat der ganzen Union, findet man eine sehr weitgehende Zentralisation des Gefängniswesens. In Charleston besteht ein allgemeines Gefängnis mit 600 Gefangenen nach dem public account system; ein besonderer Direktor leitet den kaufmännischen Betrieb; die Anschaffung neuer Arbeitsmaschinen ist untersagt worden. Weiter besteht in Sherborn eine lediglich für Frauen bestimmte Anstalt, deren gesamte Verwaltung mit Einschluß der ärztlichen und seelsorgerischen Verrichtungen nur Frauenhänden anvertraut ist. Jede Gefangene wird bei ihrer Einlieferung auf 3—4 Wochen isoliert, kommt dann in die gemeinsame Haft und hat in letzterer drei Grade durchzumachen. Hat eine Gefangene die erste Klasse erreicht und sich in dieser eine Zeit lang gut und vertrauens-

würdig geführt, so kann sie vorläufig entlassen werden, sofern es ihr gelingt, ein geeignetes Unterkommen nachzuweisen. Endlich besteht zu Concord eine Reformatory, welche sich allerdings in einigen Punkten von jener zu Elmira unterscheidet; so ist z. B. den Gefangenen 1. Klasse in Concord gestattet, mit Genehmigung des Direktors unter sich Klubs zu bilden und an bestimmten Tagen ohne jegliche Aufsicht Vergnügungen abzuhalten.

Seit dem Jahre 1869 ist in Massachussets ein besonderer staatlicher Beamter — state agent — angestellt, welcher von jeder gegen eine Person unter 17 Jahren eingeleiteten Untersuchung Kenntnis erhält und über die näheren Umstände, welche zur verbrecherischen Handlung geführt haben, genaue Erkundigungen einzuziehen hat, um gewissermaßen als deren Anwalt die Jugendlichen in den Gerichtsverhandlungen zu verteidigen und vor Gefängnisstrafen zu bewahren. In leichten Fällen wird die Erteilung eines Verweises, in schwereren die Ueberweisung an eine Besserungsanstalt beantragt; in allen anderen Fällen kann der Jugendliche auf Probe gestellt werden. Zu diesem Zwecke erhält dann der state agent die Aufsicht über ihn und kann dessen Aufnahme in eine Korrektionsanstalt für Verwahrloste bewirken, während er, falls der Jugendliche wieder auf Abwege gerät, ihn dem Gericht wieder zuführen kann, welches ihn wegen schlecht bestandener Probezeit einer Besserungsanstalt überweist.

Die Erfolge dieses Systems zeitigten im Jahre 1878 ein Gesetz, nach welchem für die Stadt Boston ein besonderer besoldeter Beamter als probation officer den Verhandlungen gegen alle wegen eines Vergehens Angeklagten, bei welchen er auf Grund angestellter Ermittlungen, namentlich der Vorstrafen, eine Besserung ohne gerichtliche Strafe erwarten kann, beizuwohnen und den Antrag zu begründen hat, die Betreffenden auf Probe in Freiheit zu setzen. Das Gericht, dafern es einem solchen gehörig motivierten Antrage zustimmt, stellt den Schuldigen auf 2—12 Monate auf Probe, und zwar auf Bedingungen hin, welche aus dem Thatbestande der Anklage und des Angeklagten resultieren. Damit erhält der probation officer gleichzeitig die Befugnis, den auf freiem Fuße Befindlichen je nach seinem Ermessen bis zum Ablauf der Probezeit mit Zustimmung des Polizeipräsidiums zu verhaften und dem Gerichte zur Feststellung der gesetzlichen Strafe vorführen zu lassen. Nach Ablauf einer wohl bestandenen Probezeit wird der Betreffende straffrei gesprochen, andererseits kann das Gericht in besonderen Fällen die Probezeit verlängern.

Während der Probezeit liegt es dem state officer ob, unter Assistenz der Polizeiorgane sich durch persönliche Besuche über die Lage des Schuldigen zu informieren; auch kann er demselben schriftliche oder mündliche Meldungen auferlegen. Dieses Gesetz, dessen Prinzip man als „bedingte Freiheit" bezeichnen kann, hat sich in Boston so gut bewährt, daß man es im Jahre 1880 auf den ganzen Staat ausdehnte. Es wird hauptsächlich bei Trunkenheit, kleineren Diebstählen, Körperverletzungen und Vagieren von Prostituierten in Anwendung gebracht.

Wenig rühmenswert sind die Zustände in dem eastern penitentiary auf Cherry Hill bei Philadelphia. Wegen Ueberfüllung mit Gefangenen ist man schon längere Zeit gezwungen gewesen, von der Durchführung der Isolierhaft im vollen Umfange abzusehen; dagegen findet sich in der Krankenstation ein ganzer Flügel mit geisteskranken Gefangenen besetzt, welche, wie man berichtet, bereits im geisteskranken Zustande eingeliefert worden sind, ein Zustand, der nach deutschen Gesetzen absolut unmöglich ist, denn kein Gericht wird gegen einen notorisch Geisteskranken ein Urteil fällen, während es andererseits viel richtiger ist, Gefangene, die während der Haft irrsinnig geworden sind, in besonderen Irrenstationen unterzubringen.

Die Gefangenen werden in der Hauptsache mit Schuhmacherei, Schneiderei, Strumpfwirken und Korbflechten beschäftigt; ihr Arbeitspensum ist ein sehr mäßiges, und von dem, was sie mehr leisten, wird ihnen die Hälfte gutgeschrieben. In den übrigen pennsylvanischen Gefängnissen ist die Isolierhaft ebenfalls dem Namen nach beseitigt; nur des Nachts werden sie noch getrennt gehalten.

Wir verzichten darauf, diese Skizze durch weitere Beispiele zu vervollständigen. Sie wird genügen, um darzuthun, daß das „berühmte" amerikanische Gefängniswesen ein durchaus planloses ist, in welchem alle denkbaren Systeme im buntesten Gemisch zur Anwendung kommen.

Notiz.

* Aus dem Hedschas. Die Zahl der muslimischen Pilger, welche im vorigen Jahr nach Mekka gewallfahrtet sind, wird auf 350,000 Köpfe geschätzt. Die Pilger beklagen sich nach französischen Quellen allgemein sehr über den Großscheriff Aûn und den Wali (Statthalter) Safwet Pascha, welche alle möglichen Mittel anwenden, um ihnen so viel Geld wie möglich abzupressen. So sollen diese beiden Beamten im Verein mit den Kameeltreibern sich 35 Thalaris für die Miete eines Kameels von Mekka bis Medina bezahlen lassen, wovon der Kameeltreiber nur sechzehn erhielt und der Scheriff und der Wali sich in die übrigen teilten.

So eben erschien und versenden wir auf Verlangen:

Lagerkatalog 245.

Geographie der aussereuropäischen Länder.

(Ethnographie und Anthropologie.)

1340 Nummern.

247.

Alpina.

(291 Nummern.)

Frankfurt a. M.

Joseph Baer & Comp.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 33. Stuttgart, 19. August 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Einteilung Nordamerika's in archäologische Areale. Von Albert S. Gatschet. S. 641. — 2. Ein militärischer Spaziergang nach Tomlung in Sikkim. S. 643. — 3. Bilder aus dem russischen Volksleben. (Fortsetzung.) S. 646. — 4. Mandara, Fürst von Moschi, im östlichen Aequatorial-Afrika. Eine Skizze von A. W. Hubner. S. 651. — 5. Die englische Volkserziehung. (Veranschlagte Kosten für 1889.) Von Rudolf Schück. S. 654. — 6. Die afrikanischen Sklaven. Aus dem Italienischen. S. 655. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 657. — 8. Kleinere Mitteilungen. S. 659.

Einteilung Nordamerika's in archäologische Areale.

Von Albert S. Gatschet.

Der Fleiß und die Vielseitigkeit, mit der die archäologische Erforschung Nordamerika's jetzt betrieben wird, hat nicht blos eine bedeutende Anhäufung des Materials der Fundstücke und der wissenschaftlichen Thatsachen zuwege gebracht, sondern hatte auch eine tiefere Begründung der Resultate zur Folge, wo immer der richtige kritische Sinn und gehörige Behutsamkeit bei den Forschungen vorherrschte. Während frühere Forscher es sich z. B. blos angelegen sein ließen, das Material der Funde möglichst zu vermehren, Messungen und Pläne der Mounds anzufertigen und Berichte darüber zu verfassen, schenkt man jetzt den Fundstücken und den künstlichen Hügeln selbst mehr Aufmerksamkeit, indem man sie nach ihrem Aussehen, Kunstwert ꝛc. ꝛc. mit anderen vergleicht und so zu klassifizieren sucht. Auf diese Weise gelingt es nicht selten, etwas über die Urheber derselben auszufinden, und dies wird mit der Zeit auch in Bezug auf ihre chronologische Folge Rückschlüsse gewähren.

Man wußte z. B. längst, daß Mounds, deren Grundrisse Tiere darstellen (effigy mounds) blos in Wisconsin und in nächster Nähe auftreten, und daß man sie daher vermutlich Indianern des Dakota-Stammes, welche die dortigen Gegenden in historischer Zeit innehatten, zuzuschreiben habe. Diese Hypothese hat nun in neuester Zeit eine glänzende Bestätigung dadurch erfahren, daß zwei Mounds derselben „bildlichen" Klasse in Nordcarolina gefunden worden sind, in derselben Gegend, wo zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch die Tutelos und ihre Verbündeten, die zum Dakota-Sprachstamme gehörten, gewohnt haben. Figuren, so zusammengesetzt aus Felsstücken und großen Steinen, daß sie Umrißbilder von Menschen und Tieren bildeten, sind bis jetzt auch blos in den Prärien gefunden worden, die früher (und noch jetzt) von Dakota-Indianern bewohnt gewesen sind.

In anderen Gegenden der Union hat man wieder Charakteristika anderer Art in den Mounds aufgefunden, die ebenso wichtig sind als obige Tierbilder. Durch solche Anzeichen ist Professor Cyrus Thomas, Archäolog des Bureau's für Ethnologie in Washington, auf den fruchtbaren Gedanken gekommen, alle von ihm selbst durchforschten nebst weiteren, ihm näher bekannten Mounds in Klassen einzuteilen. Als Einteilungsgründe figurieren die Fundstücke im Innern der Mounds natürlich in erster Linie und die Gräber-Mounds hat er bei seiner Einteilung in acht Klassen besonders berücksichtigt.

Einige dieser Klassen, Distrikte oder Areale, wie man sie auch nennen könnte, sind nach der einen oder anderen Seite hin unbestimmt in ihrer Begränzung oder bedürfen genauerer Beschreibung der darin enthaltenen Objekte. Trotzdem ist diese neue Einteilung als eine willkommene Handhabe zu betrachten, um damit wissenschaftlich tiefer in dieses Gebiet einzudringen und zweifelhafte Fragen ihrer endlichen Lösung entgegen zu führen. Sie ist hauptsächlich, wie oben angedeutet, auf die Mounds basiert, welche Grabstätten enthalten, da die in diesen gefundenen Artefakte uns mehr als alle anderen Aufschluß gewähren über die Gebräuche, Kunstentwicklung, religiösen Ideen, das tägliche Leben, die Wohnungen und die ethnische Zugehörigkeit der Urheber derselben. Auch ist der innere Bau der Mounds für uns von weit größerem Belang, als ihre von außen sichtbare Gestalt.

Professor C. Thomas skizziert nun seine acht Areale oder archäologischen Distrikte in seinem eben veröffentlichten Artikel: „Burial Mounds of the northern sections of the United States“ [1] wie folgt:

1. Der Distrikt von Wisconsin oder Areal der emblematischen Mounds. Er erstreckt sich auch auf Teile von Jowa und Illinois. 2. Der Illinoisdistrikt oder der Distrikt des oberen Mississippi-Laufes, auch Teile von Jowa und Missouri einschließend, enthält kleinere kegelförmige Tumuli, offenbar zu Gräbern bestimmt; sie enthalten Gewölbe, Tabakspfeifen und kupferne Beile. 3. Der Distrikt von Ohio, der sich auch auf Teile von Westvirginien und Indiana ausdehnt, hat vieles mit dem „Gulfdistrict“ gemein, unterscheidet sich aber von demselben durch die Lehmstrukturen, die man „Altar-Mounds“ benannt hat, durch große Umfangskreise und -Quadrate, durch lange parallele Erdwerkslinien und besondere Töpfereiarbeit. 4. Der New-York-Distrikt, der sich durch Umfassungsmauern und Palissaden auszeichnet und seit langem durch Squier's Beschreibungen den Archäologen bekannt ist. 5. Der Apalachische Distrikt in Nordcarolina, Osttennessee, Virginien und Kentucky enthält in seinen Mounds eine Menge steinerner Tabakspfeifen und Plättchen von Glimmer nebst „altarähnlichen“ Einrichtungen im Innern, viele polierte Celts und gravierte Muschelschalen, dagegen keine Töpferarbeit. Was die Areale der Südstaaten am Golf von Mexico betrifft, so gehen die Merkmale ineinander über, und nachstehende Einteilung ist daher eine blos provisorische: 6. Das Tennessee-Areal oder Distrikt am Mittellaufe des Mississippi. Er erstreckt sich durch Teile von Missouri, Arkansas, Tennessee, Kentucky und Illinois, und möglicherweise gehören auch die am Wabash-Flusse vorfindlichen Erdwerke dahin. Die Mounds dieses Distriktes sind größer als die nordwärts gelegenen, oft pyramidisch oder terrassiert, und letztere dienten als Wohnplätze; es ist die typische Gegend für eine ausgebildete Töpferkunst, und Steinkisten oder Steinsärge sind ebenfalls nicht selten. 7. Der Distrikt des unteren Mississippi-Laufes, in Arkansas, Louisiana und dem Staate Mississippi, unterscheidet sich sehr wenig vom Distrikt Numero 6. Dagegen finden sich Unterschiede zwischen den Erdwerken westlich und denen östlich vom Flusse, da der Fluß selbst eine mächtige Scheidegrenze zwischen den Räumen zu jeder Zeit gebildet hat. Kleine runde Erhöhungen, wo Häuser gestanden haben, lassen sich hier leicht unterscheiden, und dieselben dienten zugleich als Grabstätten, da man die Toten im Innern des Hauses begrub, dann dasselbe niederbrannte, und alles mit Erde bedeckte. 8. Der Golf-Distrikt ist archäologisch am nächsten mit dem vorhergehenden verwandt, unterscheidet sich jedoch in der Gestalt und Verzierung seiner Thonwaren. Nähert man sich der Halbinsel Florida, so tritt hier wieder eine andere Kunstweise in den Artefakten auf, welche, sobald näher untersucht, wohl die Aufstellung eines neunten Distriktes zur Folge haben wird.

Obwohl Thomas selbst erklärt, daß seine Einteilung noch auf ganz schwachen Füßen steht, so sind doch einige der nördlichen Staaten archäologisch so gut bekannt, daß die Forschungsresultate einige Schlüsse gestatten. Seitdem nun allgemein anerkannt ist, daß die Erbauer dieser Mounds keine eigene vorhistorische oder gar durch Kultur hervorragende Menschenrasse gewesen sind, sondern mit den jetzigen Indianern identisch waren, liegt auch für Ethnologen die Frage nahe, ob sich die heutigen Indianerstämme nicht in diesen Erdwerken, ohne Reliquien, Grabstätten 2c. wieder erkennen lassen? Wanderungen mögen freilich stattgefunden haben, viele Stämme sind aber wohl auch in ihrer alten Heimat verblieben. Viele Stämme haben Ueberlieferungen über Wanderungen ihrer Vorfahren, andere halten sich für Autochthonen.

Um also einen Zusammenhang der Mounds mit den jetzigen Indianerrassen aufzustellen, müßten wir zuerst genau wissen, was denn eigentlich die körperlichen Kennzeichen jeder der jetzt bestehenden Rassen sind. Zu diesem Studium sind erst die Anfänge vorhanden; Schädel und Schädelmessungen haben wir genug, wir müssen jedoch den ganzen Indianer, unvermischten Blutes, messen und körperlich abschätzen, bevor wir von Rassenkenntnis sprechen können. Anthropometrie und Somatologie sind bis jetzt zu wenig betrieben, doch bleibt uns ein Merkmal übrig, das in Amerika mehr wie irgendwo sonst auf die Rasse einen Schluß gestattet: die Sprache. Mit Ausschluß von Mexiko sind bis jetzt etwa achtundfünfzig Sprachstämme im nördlichen Kontinent gezählt worden. Unter diesen decken sich mehrere der größeren mit je einer korrespondierenden Rasse, doch läßt sich nicht behaupten, daß für jeden Sprachstamm sich stets auch je eine entsprechende Rasse oder Subrasse finde. Einzelne Indianerstämme, die einem dieser Sprachstämme angehörten, können überdies sehr wohl durch einen separaten archäologischen Distrikt repräsentiert sein.

Ein Vergleich der archäologischen mit den linguistischen Bezirken würde etwa folgende Resultate zu Tage fördern: Nro. 1 gehört ausschließlich den nördlichen Dakotas oder, wie sie gewöhnlich heißen, Sioux an, während Nro. 4 sich mit den Wohnsitzen der Iroquois oder „Fünf-Nationen“ im Staate New-York deckt. Nro. 3 fällt ungefähr mit den Gebieten zusammen, die in historischer Zeit von dem Algonkin-Stamm der Shâwano oder Shawnees besetzt waren, während Areal Nro. 2 von anderen Algonkin-Indianern, den Saks, Potawatamis, Illinois 2c. bewohnt war. Im Distrikt Nro. 5 wohnten in historischer Zeit, zum Teil noch heute, die Cherokees, die Cyrus Thomas mit den halbmythischen Talligewis zu identifizieren geneigt ist und die jedenfalls den südlichen Zweig

[1] In „Fifth Report of the Bureau of Ethnology 1883/84.“ Lex. 8°, pp. 9—119

des Irokesen-Sprachstammes bilden. Nro. 8 war fast in seiner ganzen Ausdehnung von Maskoki-Völkern, wie Chasta, Alibamu, Creeks und Seminolen eingenommen, während Nro. 9 dem Caribischen Stamm der Timukua zuzuweisen sein wird, der Florida bis zum Jahre 1700 bewohnte und dann allmählich verschwand. Die Areale von Nro. 6 und 7 waren von kleineren Nationen verschiedenen Ursprungs bewohnt, was sich in der Unbestimmtheit der archäologischen Kennzeichen ausspricht.

Indem wir wieder auf den Thomas'schen Bericht zurückkommen, heben wir hervor, daß derselbe sich überall da, wo dies möglich ist, sich auf die historischen Zeugnisse früherer Autoren beruft, was seinen Auseinandersetzungen einen besonderen Wert verleiht. Mehrere der behandelten Stämme warfen noch in historischen Zeiten Erdwerke auf und legten Gräber in denselben an. Jeder Stamm besaß besondere Begräbniszeremonien und Arten der Bestattung. Im Norden wurde fast allgemein das Fleisch von den Knochen entfernt, als die letzte Bestattung vorgenommen wurde, und für den Süden ist uns dies durch die Autoren bezeugt. Bei den Begräbnissen fanden fast durchweg Handlungen statt, die einen religiösen Charakter besaßen und wobei Feuer eine Rolle spielte. Nichts läßt auf einen höheren Kulturzustand der damaligen Indianer schließen als die Indianer in historischer Zeit besessen haben, und die Epoche der Entstehung der Mounds hat schwerlich über 1000 Jahre angedauert, so daß wir ihren Anfang etwa ins 5. oder 6. nachchristliche Jahrhundert setzen können. Andere Völker mögen den Erbauern der Mounds in denselben Gegenden vorangegangen sein; was wir jetzt in denselben vorfinden, gehört sämtlich den Vorfahren der heutigen Indianer an. Quatrefages ist der Meinung, daß die „Rothäute" erst im 8. oder 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Missouri-Thale erschienen seien. Thomas macht außerdem auf die Unhaltbarkeit der früheren Theorie aufmerksam, daß das Mississippi-Thal von den Azteken aus Mexiko oder von den Pueblo-Indianern aus Neu-Mexiko bevölkert worden sei.

Ein militärischer Spaziergang nach Tomlung in Sikkim.

Der den Engländern günstig gesinnte Teil der Einwohner von Sikkim war, infolge des zwischen den Tibetern und Engländern in Nepal ausgebrochenen Konflikts, in Besorgnis geraten, die Tibeter möchten auch zu ihnen kommen, der tibetischen Partei im Lande zur Oberherrschaft verhelfen und den englischen Einfluß gänzlich brechen.

Die in Guntok (südlich von Sikkim) befindliche englische Garnison erhielt daher vergangenen September den Befehl, eine friedliche Expedition nach Sikkim zu unternehmen, den Sikkimern die englischen Farben und Waffen zu zeigen, die Aussicht auf Hülfe zu eröffnen im Falle der Not und das englische Prestige wieder herzustellen. Einer der dabei beteiligten Offiziere hat dann von diesem Ausflug ins Gebirge in einem indischen Blatt eine Beschreibung veröffentlicht, aus welcher hier das Wichtigste folgt.

Am 28. September erhielt das Kommando in Guntok Befehl, am folgenden Tag eine Abteilung der Garnison nach Tomlung in Sikkim zu senden und nach kurzem Aufenthalt wieder zurückzukehren. Es mußten daher schnell die nötigen Vorbereitungen getroffen werden, und wurde beschlossen, 50 Mann vom 13. Regiment und 10 Sappeure abzusenden, mit recht wenig Gepäck, wegen der schwierigen Wege, und geführt von dem Oberst Michell und den Lieutenants Robin und Sandbach, sowie dem politischen Agenten Herrn White.

Der Aufbruch am 29. September erfolgte erst am späteren Vormittag, weil die lasttragenden Kulies erst nach einer gehörigen Mahlzeit den Marsch antreten wollten. Der Weg führte erst zum Fluß Rahni hinunter und dann nach Penlongla hinauf, und da dieser Abstieg und Aufstieg ohne alle Windungen und, sozusagen kerzengerade erfolgte und kein Wolken- oder Baumschatten den um diese Jahreszeit immer noch sehr heftigen Sonnenbrand milderte, so war diese Kletterei in das tiefe Thal und wieder hinaus wirklich eine bedeutende Strapaze.

Kurz ehe wir die Paßhöhe erreichten, kam uns eine Deputation von Dörflern aus Penlongla entgegen, die die uns Eier, Milch und Bhota-Thee anbot. Wir erquickten uns an diesen Herrlichkeiten und stiegen dann wieder abwärts, zum Dorfe Satak, wo uns durch eine Deputation dieselben Erfrischungen gereicht wurden. Es war hier auch für uns eine große Laube erbaut, in welcher wir den Bhota-Thee trinken oder vielmehr suppen, zerstoßenen Reis essen und Merwa-Bier trinken sollten. Dieses letztere, aus gegohrener Hirse und Wasser bereitete Getränk ist in der Hitze wirklich sehr erquickend, aber der Bhota-Thee oder tibetische Thee (Bhotyul ist die Bezeichnung für Tibet und Bhotpa für den Einwohner Tibets) ist ein widerliches, aus Theeblättern, Wasser, Butter und Salz hergestelltes Gebräu, das wohl die meisten Europäer nur mit Widerwillen genießen werden.

Nachdem wir uns ausgeruht und nach Kräften getrunken und Theesuppe genossen hatten, stiegen wir noch etwas weiter hinunter bis zum Flusse Diktschu, der vom Tschola-Paß herunterstürzt. Die guten, von unserer Ankunft unterrichteten Gebirgsbewohner hatten über dieses reißende Gewässer, statt einer schwachen Bambusbrücke, für uns eine solide Brücke aus großen Baumstämmen gelegt, die mit Zweigen und Erde bedeckt waren, so daß wir die schwersten Lasten hätten hinüberführen können.

Dann gieng es wieder steil aufwärts zu dem Gebirgskamm, der sich oberhalb des Dorfes Kubbi erhebt. Hier kam uns der Dorfschulze mit den wichtigsten Männern des Ortes entgegen und bot uns eine Schärpe, Merwa-

Bier und Milch zum Geschenk an. Nach Empfang dieser Gaben und pflichtgemäßer Stärkung gieng es auf der anderen Seite des Bergrückens wieder steil hinunter, zu einem prächtigen, Ueberfluß von gutem Wasser bietenden Lagerplatz.

Am 30. September brachen wir schon früh um 7 Uhr auf und marschierten in einem Strich bis Boktschatschu, wo die Llamas des Klosters Phensung auf uns warteten, uns zum Niedersitzen nötigten und mit Eiern und Milch regalierten. Bei Rungdschung, dem nächsten Halteplatz, nahmen wir ein erquickendes Bad in einem Gebirgsbach und stärkten uns damit zum letzten steilen Aufstieg nach Tomlung.

Kaum waren wir eine Viertelstunde gestiegen, als uns ein Abgeordneter des Khansa Dewan (des Premierministers von Sikkim) empfieng und uns Schärpen, Bier und Milch präsentierte. Ein wenig weiter oben warteten die Llamas des Klosters Phodong und die Bewohner des nächsten Dorfes auf uns, natürlich auch wieder mit Merwa-Bier und Milch. Wir tranken das Bier der Llamas und wollten weiter ziehen. Da ließen uns aber die Dörfler durch ihren Dolmetscher fragen, warum wir denn ihr Bier nicht angerührt hätten? Sie hätten uns doch hoffentlich nicht durch irgend etwas beleidigt? Es half also nichts; wir mußten noch einmal Bescheid thun und waren froh, als wir auch diese zweite Bierüberschwemmung glücklich überstanden hatten. Wie mancher durstige Wüstenwanderer hätte durch unseren Ueberfluß gelabt werden können!

Kurz unterhalb Tomlung standen wieder andere Llamas des Phodong-Klosters mit Gongs, Hörnern und Trompeten und geleiteten uns in feierlicher Prozession den noch übrigen Weg bis hinauf zum Palast des Radscha.

Hier empfieng uns der Khansa Dewan, und nachdem er uns die übliche Ehrenschärpe überreicht, führte er uns in den Hofraum des Palastes, in welchem uns die Schwester des Radscha im Durbar-Saal empfangen wollte. Wir krochen also auf halsbrechenden Stiegen in die Gegend hinauf, wo dieser Saal sein sollte und gelangten in einen großen düsteren Raum, wo wir in einer Ecke eine Frauensperson auf einem Kissen sitzen sahen, offenbar des Radscha Schwester.

Sie sieht ziemlich ordinär aus, ist sehr dick und hat nichts Einnehmendes. Sie war so freundlich, uns eine nochmalige Biertränke durchmachen zu lassen, die wir dadurch abkürzten, daß wir vorgaben, uns entfernen zu müssen, um das Aufschlagen der Zelte zu beaufsichtigen.

Der Khansa Dewan ist ein ältlicher, wohl aussehender Mann, welcher vor anderen Tibetern und Sikkimern den Vorzug zu haben scheint, daß er sich zuweilen wäscht. Wir sprachen mit ihm über tibetische Verhältnisse und auch darüber, ob die ganz unzeitgemäße Absperrung des Landes gegen Europäer endlich einmal aufhören würde. Nach seinen Aeußerungen zu schließen, ist nun dazu zunächst noch keine Aussicht, denn die Chinesen scheinen Tibet gegenüber rücksichtsvoller zu sein, als gegen andere Tributstaaten, indem sie den Tibetern in manchen Stücken ihren eigenen Willen lassen. Die buddhistischen Würdenträger in Lhasa, auf deren Meinung der chinesische Gouverneur nebst seinen Beamten doch etwas zu geben scheint, haben den Chinesen wiederholt und auch vor kurzem wieder (wie der Ladaker Führer der sogen. Königskarawane selbst gehört hatte) entschieden erklärt, daß sie in allen weltlichen Angelegenheiten den Chinesen unbedingt folgen würden. Europäer aber nach Lhasa kommen zu lassen, das sei eine religiöse Frage, und da würden sie lieber ihr Leben lassen, als ihre Religion durch das Zulassen von Fremden schädigen; und die Chinesen, durch deren ganzes übrige Gebiet jetzt Europäer ungehindert reisen können, scheinen wirklich den beschränkten Buddhisten nachzugeben und helfen die Grenzen Tibets verschließen. Nur von Osten, vom eigentlichen China her, kann man einige Tagereisen in das Land eindringen. Wahrscheinlich wird nur ein gewaltsames Eindringen der Engländer dieser albernen Absperrung des Landes ein Ende machen können; und dieses Eindringen wäre leicht zu bewerkstelligen. Einige Hundert Mann gut bewaffneter Truppen, mit ebenso vielen mit Revolvern versehenen Kulies (für den Transport von Zelten und Lebensmitteln) würden genügen, um den Weg nach dem nur 300 e. Mln. nordöstlich von Sikkim gelegenen Lhasa zu eröffnen und die Grenzsperre zu brechen. Aber ein so entscheidender Schritt ist allerdings nicht so bald zu erwarten, und Tibet wird wohl also noch längere Zeit ein verschlossenes Land bleiben.

Der Palast des Radscha ist ein solides, zweistöckiges Gebäude mit massivem Mauerwerk und mit Bambus gedeckt.

Der Empfangssaal, dessen Decke von großen, hölzernen, geschnitzten und bemalten Pfeilern getragen wird und dessen Wände mit verblichenen seidenen Tapeten und schauderhaften Bildern buddhistischer Gottheiten geschmückt sind, ist zwar geräumig und könnte eine große Anzahl von Festgästen fassen, aber er hat wenig Fenster und ist so verräuchert, daß man nichts deutlich sehen kann. Auch als wir der Schwester des Radscha vorgestellt wurden, war er voll Rauch. Auf einer Seite des Saales befindet sich ein buddhistischer Altar, und das untere Stockwerk des Palastes wird fast ganz von einem großen Tempel eingenommen, mit dem gewöhnlichen buddhistischen Zubehör, nämlich einem Altar mit brennenden Lichtern, Thonfiguren, Opfergegenständen, sieben messingenen Bechern voll Wasser und dann Gebetszylindern, Büchern in Seitenschreinen, Seemuscheln, Trompeten u. dgl.

Sonst befanden sich im unteren Teil des Palastes noch Vorräte von Reis, Bier und anderen Lebensmitteln, sowie messingene Kanonen und Mörser, welche die Engländer dem Tschibu Llama gegeben, der sie wiederum dem Radscha geschenkt hatte.

Der Palast ist auf einer Seite von einer Terrasse

und Mauer und auf den anderen von Küchen, Ställen und Vorratshäusern umgeben, die ziemlich baufällig sind.

Zehn Minuten östlich vom Palast liegt das Labrong-Kloster und ein wenig weiter nach Süden das Phodong-Kloster, über welches wir gekommen waren.

Die Aussicht vom Palast nach Osten zu ist herrlich: Man sieht ein wildes Gebirgsthal hinauf bis zum Tschola-Paß, und darüber thronend die riesigen Schneegipfel Dopendikang und Simudschiphurhi. Am nächsten Morgen waren auch die niedrigeren Berge mit Schnee bedeckt, denn der starke Regen, den wir am Abend hatten, war dort als Schnee niedergegangen.

Am 1. Oktober giengen wir nach Mafila und hatten daselbst eine schöne Aussicht auf Dardschiling, die bekannte Gesundheitsstation, und eine prachtvolle Aussicht auf den riesigen Kintschindschunga, den zweithöchsten Gipfel des Himálaya-Gebirges, denn nur der etwas weiter westlich, im östlichen Nepal, liegende Gaurisankar oder Mount Everest übertrifft ihn noch.

Von der Großartigkeit einer solchen Aussicht in Sikkim auf die Bergriesen des Himálaya-Gebirges kann man sich kaum eine Vorstellung machen, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. Zunächst schauten wir in eine wilde Gebirgsschlucht hinab, in welcher, wohl 6000 F. unter unserem Standpunkt, ein reißender Gebirgsstrom sich durch eine tropische Waldregion schlängelte. Dann glitt das Auge über einen ganzen Ozean von reich bewaldeten Vorbergen und weilte schließlich auf den ungezählten und zumeist auch unbenannten Schneegipfeln, welche in einem ungeheuren Halbkreis den Nordosten Nepals und den Norden Sikkims umschließen. Unter diesen Schneegipfeln ragte wiederum der noch nicht 50 e. Mln. von uns entfernte und 22,000 F. über unsern Standpunkt sich erhebende Kintschindschunga hoch empor. Zu diesem Riesen unter den Bergen, den man hier aus solcher Nähe überblickt, muß man wirklich, wenn man ihn betrachten will, hoch emporblicken und es nimmt sich allerdings komisch aus, wenn wir die Himálaya-Kette mit diesen Kolossen von Schneegipfeln manchmal als „Hügel" (the hills) bezeichnen. Was für eine ungeheure Ausdehnung der Gebirgsstock des Kintschindschunga auch in die Breite hat, kann man daraus ermessen, daß, nach genauer Berechnung, eine Fußwanderung auf den nächsten Wegen und über die nächsten passierbaren Pässe um den Gebirgsstock des Berges herum ungefähr einen Monat in Anspruch nehmen würde, während man um den Gebirgsstock des Montblanc in vier Tagen wandern kann.

Am Nachmittag des 1. Oktober besuchten wir noch ausführlich das Phodong-Kloster, das interessanteste der ganzen Gegend. Der Weg dahin war auf beiden Seiten mit Gebetsfahnen bedeckt. Dieselben bestehen bekanntlich aus langen, in die Erde gesteckten Stangen, an denen viele mit Gebeten beschriebene Lappen befestigt sind. Gewöhnlich steht aber nur das millionenfach angeschriebene und verbreitete Sechssilbengebet der Buddhisten darauf: „Om mani padme hum", d. h. „O Du Edelstein in der Lotusblume, Amen! Dieselben bedeutungslosen Worte stehen ja auch auf dem Papierstreifen der Gebetsmühlen, auf jedem Stein der manchmal eine Viertelstunde langen Gebetsmauern (Mani genannt) und sonst an vielen Orten. Sogar auf steile Berglehnen hat man diese nichtssagende Formel mit häuserhohen Buchstaben geschrieben, indem man auf hellen Grund dunkle Steine (oder umgekehrt) gelegt und so eine Inschrift geschaffen hat, die von der anderen Thalseite aus gelesen werden kann. Bei den Gebetsfahnen und Gebetscylindern ist dann die Voraussetzung die, daß die durch den Wind oder die Umdrehung bewirkte Bewegung der Gebete dieselben wirksamer machen soll. —

Nach den Gebetsfahnen kamen wir an vielen Tschodtens vorüber (hohen spitzigen Totenschreinen) und dann kam eine lange Gebetsmauer (Mani), die man beim Vorbeigehen immer rechts lassen muß, und auch wir thaten den Buddhisten den Gefallen, an ihren Gebetssteinen immer regelrecht vorüberzugehen. Auf das Mani folgte eine Anzahl kleiner Hütten, in welchen die zum Kloster gehörenden Llamas wohnen, und dann endlich waren wir beim Klostereingang. Hier stand der Ober-Llama mit einem Haufen Mönche, um uns zu begrüßen. Sie salaamten sehr ausführlich (verbeugten sich tief zur Erde), gaben uns Eier und Milch und führten uns auf unsere Sitze auf der rechten Seite des Tempeleingangs. Vor unsern Sitzen standen niedrige Tischchen mit Bier, Pfirsichen und Pomeranzen — offenbar zur Stärkung während des nun beginnenden angreifenden religiösen Aktes, welcher sofort im Innern des Tempels begann, nachdem wir unsere Plätze eingenommen hatten.

Zu beiden Seiten des dem Eingang gegenüber befindlichen Altars saßen da auf Teppichen, mit untergeschlagenen Beinen, zwei Reihen Mönche und sangen laut lange Gebete ab. War ein Gebet zu Ende, so ertönten Cymbeln und zehn Fuß lange kupferne Trompeten (wie die Alpenhörner gestaltet) und verursachten einen gewaltigen, nicht gerade schönen, aber doch eindrucksvollen Lärm. Dann fieng wieder die Gebetsingerei an und das gieng so fort, bis alles abgeleiert war. Die Altarlichter, die häufig geschwenkten Weihrauchbehälter, das Gemurmel und Gesinge und anderes erinnerte uns stark an römisch-katholische Gottesdienste. In China und anderwärts, wo katholische Missionare thätig gewesen sind, bezeichnen ja auch intelligentere Eingeborene die römisch-katholische Religion häufig als den westlichen Buddhismus.

Nach dem Gottesdienst begaben wir uns in die über dem Tempel gelegenen Zimmer des Ober-Llama. Hier befand sich auch ein kleiner Altar und über demselben hieng nicht ein buddhistisches Götzenbild, sondern eine sehr gute Photographie der Königin Viktoria. Er zeigte uns auch seine prachtvollen, rot-, grün- und blauseidenen, an hohen

Festtagen gebrauchten Priestergewänder, schöne kupferne Weihrauchgefäße, eine in Silber gefaßte Muschel zum Blasen und andere Herrlichkeiten.

Am 2. Oktober besuchten wir die Klöster in Ditung und Lebrogma, die wir aber bei weitem nicht so interessant fanden, als das Phodong-Kloster.

Nachmittags ließen wir die Truppen vor der Schwester des Radscha, dem Khansa Dewan und einer ziemlichen Anzahl Leute exerzieren und Revue passieren, und auch sonst zeigten wir die Soldaten den Sikkimern soviel als möglich, ließen auf große Entfernungen nach der Scheibe schießen, um ihnen die Ueberlegenheit unserer Hinterlader vor Augen zu führen, und gaben zu verstehen, daß wir jederzeit mit hundertmal soviel Truppen nach Sikkim kommen und die Tibeter hinwegfegen könnten.

Am 3. Oktober giengen wir nach dem tiefer gelegenen Satata und schlugen da unser Lager auf. Hier aber plagten uns Blutegel und Moskitten entsetzlich; und gegen die letzteren mußten wir in den Zelten starke Feuer unterhalten.

Am 4. Oktober gieng es dann wieder hoch hinauf nach Fiungong, um eine neu angelegte, 7000 F. ansteigende Bergstraße zu besichtigen, und wir genossen von der Höhe eine entzückende Aussicht in die hehre Gebirgswelt.

Am nächsten Tag kehrten wir dann nach Guntok zurück, sehr befriedigt durch unsern militärischen Ausflug.

* * *

Diese kleine militärische Expedition nach Sikkim wurde offenbar infolge der tibetisch-englischen Streitigkeiten, unternommen, welche vergangenes Jahr ausbrachen und noch nicht beigelegt sind, und da man aus den abgerissenen Mitteilungen über diese Händel, wie sie in deutschen Blättern zu finden sind, nur schwer ein klares Bild von dieser Angelegenheit erhält, so dürfte es am Platze sein, noch einige Worte darüber beizufügen.

Der südliche Teil von Sikkim, mit dem Luftkurort Dardschiling, ist britisch; der nördliche Teil des Landes aber, welcher an das eigentliche Tibet grenzt und den Kintschindschunga in sich faßt, ist nur tributpflichtig. Das heißt aber nicht etwa, daß der Radscha von Sikkim den Engländern Tribut zahlen müßte, sondern umgekehrt, er erhält von ihnen eine jährliche Subsidie und hat dafür die Verpflichtung, sich jährlich eine bestimmte Zeit im Lande aufzuhalten und zum Rechten zu sehen — und das nennt man in Ostindien ein tributäres Land! Nun ist aber der jetzige Radscha von Sikkim mit angesehenen Tibetern in dem in gerader Linie nur 70 deutsche Mln. entfernten Lhasa verschwägert und ist selbst so gut wie ein Tibeter. Er ist auch seit Jahren nicht mehr nach Sikkim gekommen, sondern ließ das Land durch Tibeter (meistens seine nächsten Verwandten) verwalten und begnügte sich damit, die englischen Rupien einzustreichen. Nordsikkim war auf dem besten Weg, ganz mit Tibet vereinigt zu werden, und als sogar tibetische Soldaten auf Sikkimer Gebiet ein Fort errichteten und besetzt hielten, da wurde die Sache selbst der wenig energischen ostindischen Regierung bedenklich. Es kam nun zum Kampfe, das heißt zu einem sehr matt geführten Kriege. In demselben wurden die Tibeter wiederholt geschlagen, aber die Engländer nützten den Sieg nicht aus, sondern suchten nur Unterhandlungen anzuknüpfen. Das ist aber chinesischen Beamten gegenüber eine schwierige Sache, denn dieselben nehmen keinen europäischen Brief an — wenigstens die in Tibet angestellten handeln so sonderbar.

Endlich aber kam ein Ampa oder Amban (eine Art chinesischer Gouverneur) von Lhasa an; doch auch mit diesem ließ sich nichts anfangen, da er sich ganz auf die Seite der zu Tibet hinneigenden Llamas stellte. Die Verhandlungen wurden also abgebrochen, und um sie wieder in Gang zu bringen, schickte die chinesische Regierung einen in ihrem Dienst stehenden Mr. Hart von Peking aus über Schanghai und Kalkutta nach Sikkim. Derselbe soll erst den Amban etwas zur Vernunft bringen und dann mit den Engländern unterhandeln.

So weit ist nun die Angelegenheit bis jetzt gediehen und ob die mit Mühe wieder angeknüpften Unterhandlungen irgend ein günstiges Resultat haben werden, ist, bei dem unentschiedenen Auftreten der Engländer, sehr zweifelhaft. Jedenfalls wird wohl das im Norden, Westen und Süden den Europäern bisher noch gänzlich verschlossene Tibet wahrscheinlich auch jetzt noch nicht geöffnet werden, wiewohl doch jetzt eine so günstige Gelegenheit dagewesen wäre, dies endlich zu erzwingen.

Ein bekannter Reisender ist sogar schon jetzt durch das bloße Stattfinden der Unterhandlungen verhindert worden einen Versuch zu machen, von Dardschiling nach Lhasa vorzudringen, nämlich der engliche Geistliche Dr. Lansdell, welcher, von Yarkand nach Ladak kommend, zuerst vom oberen Indus in Tibet eindringen und nachdem er diesen Versuch als ganz vergeblich aufgegeben, von Sikkim aus einen Vorstoß unternehmen wollte. Herr Hart bedeutete ihn aber, daß dies die schwebenden Unterhandlungen mit dem Amban stören würde, und so will er nun über Peking, mit chinesischen Vollmachten versehen, das vielumworbene Tibet von Osten her erobern, und sollte auch dies mißlingen, so bliebe ihm immer noch der Weg über Oberbirma übrig. Ob freilich das, was er schließlich in Lhasa und Tibet finden würde, solcher Anstrengungen und Unkosten wert wäre, ist gewiß mehr als fraglich.

Bilder aus dem russischen Volksleben.

(Fortsetzung.)

Der nächste Morgen, wo die Butterwoche beginnt, unterscheidet sich in den Straßen der Stadt von demjenigen eines jeden anderen Sonntags nur erst wenig.

Frühgottesdienst, wie gewöhnlich in allen Kirchen, blos einzelne langsam vorüber fahrende „Tschuchna" noch ohne Passagiere und die emsige Thätigkeit vor und in den Balaganbuden auf dem Marsfelde verraten, daß es „Masslenitza" geworden ist. Die letzte Hand wird in diesen Buden jetzt angelegt, und alles für den Beginn des Festes um 12 Uhr fertig gemacht. Haufen von Nüssen, Konfekt und Naschwerk aller Art werden in endlosen Reihen in kleinen und vorn offenen Buden aufgeschichtet, die Waagen fest gemacht, das beste der Ware obenauf gelegt und das schlechte darunter versteckt; überhaupt wird alles gethan, um Kunden und Käufer anzulocken. An allen Theatern und Buden hängen jetzt mächtige Bilder und Aufschriften in russischer Sprache, doch halt! — hier tritt uns auch eine solche und dort noch eine zweite entgegen, die die Anwesenheit des „Nemez", des Deutschen, auf dem St. Petersburger Balagan verrät.

Unter der bekannten grinsenden Fratze des Kladderadatsch von mächtigen Dimensionen sehen wir die Aufschrift in deutscher und russischer Sprache: Wiener und Frankfurter Würstchen, Berliner Pfannkuchen, Bayerisch Bier 2c. von Michel So-und-So — also ein richtiger und unverfälschter „Kolbassnik",[1] der trotz aller Artikel der russischen Presse sich auch hier wieder eingenistet hat und seinen Charakter in keiner Weise verleugnet.

Es hat elf geschlagen und bereits beginnt sich das nötige Publikum auf dem Marsfelde einzufinden. Vorläufig ist dasselbe noch wenig zahlreich und noch weit weniger gewählt: gewöhnliche Arbeiter und Soldaten, in Gesellschaft, allein oder mit ihrer „Dushinka",[2] Dienstmädchen, Fabrikarbeiterinnen, Frauenzimmer von mehr oder weniger zweifelhaftem Charakter und in diesen Kreisen bekannte Prostituierte — aber alle im höchsten Staat — flanieren die Reihen auf dem gewaltigen Platze entlang, um sich vorläufig die Bilder und ausgestellten Herrlichkeiten anzusehen und dabei wenigstens „Sämmischke"[3] zu kauen.

Es ist fabelhaft, was in Rußland von diesen „Sämmischke" in jedem Jahre konsumiert wird. Haufen von Schalen dieser Sonnenblumenkerne werden aus allen Waggons dritter Klasse an den Endstationen sämtlicher Bahnen im Innern täglich herausgekehrt. Alle Plätze der Volksfeste und alle Stellen, wo gewöhnliche Russen an Feiertagen in den Städten nur gesessen haben, sind mit diesen Schalen übersäet oder mit einer Schicht von denselben bedeckt. Bewundernswert ist dabei teilweise die Fertigkeit, mit der das Aufbeißen dieser Kerne und das Ausspucken der Schalen geschieht, ganz wie bei einem idealen Nußknacker der höchsten Vollendung; ohne die Hand nur näher zum Munde zu bringen, wird jeden Augenblick ein frischer Kern auf der einen Seite einfach in denselben hinein geworfen, während in demselben Moment auf der anderen Seite die Schalen des vorhergehenden Kernes herausgeflogen kommen. Aber nicht allein bei dem gewöhnlichen Volke treffen wir diese Liebhaberei, auch bei den Kindern der Aristokraten sehen wir dieselbe häufig, und es ist durchaus keine Seltenheit, wenn auch eine Dame von Welt diese „Sämmischka" in den Taschen ihres eleganten Kleides hat; wie könnten dieselben nun auf dem St. Petersburger Balagan und in der Butterwoche fehlen?

Mit jeder Minute nach Elf vermehrt sich die Menschenmasse auf dem Balagan, welchen Ausdruck wir der Kürze wegen auch ferner beibehalten werden, aber immer noch ist genügender Raum für weitere Zehntausende vorhanden. Eine ganze Schwadron von Gendarmen kommt angeritten, um sich auf allen Punkten um den Balagan herum und in den Nebenstraßen aufzustellen, während ein halbes Bataillon von Gorodowois oder Polizisten zu Fuß den Sicherheitsdienst in den Budenreihen selbst oder auf allen Stellen übernimmt, wo mit Pferden nicht gut anzukommen ist. Außerdem sind in jedem Theater und den größeren Buden einzelne von dem Kommando der Feuerwehr postiert, die ihre Spritzen und Geräte in einer größeren Bude auf der Südseite des Marsfeldes oder an dem Moika-Kanal Tag und Nacht in Bereitschaft halten. Und wie nötig diese Vorsicht ist, beweisen am besten die häufigen und teilweise riesigen Brände und Unglücksfälle in diesen luftigen Balaganbuden, u. a. auch der letzte in St. Petersburg, vor etwa 15 Jahren auf dem Admiralitätsplatz, wo das Feuer in dem dortigen Zirkus entstand und den größeren Teil der Theater und Buden in Asche legte, worauf dann der Balagan auf das weite Marsfeld verwiesen und auf dem Admiralitätsplatze der jetzige Alexandergarten angelegt wurde.

Zehn Minuten fehlen noch an Zwölf. Kopf an Kopf drängt sich bereits die Masse auf allen Treppen, die von außen zu den letzten Plätzen in den dortigen Theatern führen. Ebenso sind die freien Plätze um alle Karoussels herum, die auf einem hohen und breiten Unterbau stehen, bereits mit Gästen und Zuschauern besetzt, die nur auf den Beginn der nicht immer sehr delikaten Späße und Tänze warten, die der dort angestellte Hanswurst im russischen Bauernkostüm — mit langem Flachsbart, Schafspelz und Bastschuhen — an der Rampe des Podiums, in Gemeinschaft mit jüngeren Frauenzimmern in phantastischem Aufputz, zum Besten gibt. Im Hintergrunde dieser Karroussels dudelt währenddem vielleicht einer der Musikanten leise einige Takte aus den vor ihm liegenden Noten mit besonderer Wichtigthuerei, weniger wohl deshalb, um sein Instrument und die Noten zu probieren, als um sich auch bemerklich zu machen. Alle Kästen in den Drehschaukeln sind bereits besetzt; Schuljungen und Erwachsene geben auf den Pferden der zahlreichen kleinen, aber noch stillstehenden Karroussels ihre Reiterkünste zum Besten, alle aber müssen sich eben noch so gedukden, wie die Masse derjenigen, die am Fuße und auf allen Treppen stehen,

[1] Wurstmacher. Spitzname der Russen für die Deutschen.
[2] Seelchen, Liebchen.
[3] Sonnenblumenkerne.

die zu dem mehrere Stockwerke hohen Podium der Eisbahnen führen, an deren Ausgang dann die Führer der kleinen eisernen Schlitten — nicht größer wie ein gewöhnlicher Kinderschlitten — im russischen Kostüm, lange Stiefeln, rotes Hemd, Filzhut oder Pelzmütze, warten. Alle Inhaber der Buden warten gespannt und mit Ungeduld auf den Beginn des Festes, denn so wenig sonst Zeit im Leben des russischen Volkes Geld bedeutet, hier setzt sich doch jede Minute, ja Sekunde in klingende Münze um; aber immer noch eine Minute.

Endlich donnert der Kanonenschuß von der Festung herüber, dessen Echo sich tausendfach an der endlosen Reihe von Palais längs der Newa und den mächtigen Gebäuden bricht, die auch das Marsfeld von zwei Seiten umgeben, und dies verändert dort die ganze Szene mit einem Schlage. 12 Uhr! Masslenitza und Balagan treten in ihre Rechte, um dieselbe acht Tage oder so lange auszuüben, bis die Kirche in anderer Form an ihre Stelle tritt.

Noch ist das Echo des Kanonenschusses nicht vollständig verhallt, als die Führer der Schlitten auf der Eisbahn ihre Mützen vom Kopfe nehmen, sich dreimal bekreuzigen und dieselben mit den Worten „Ss Bogom![1]" wieder aufsetzen, und nur einen Moment später saust auch der erste von ihnen bereits mit einem Passagier unter der Begleitung der Musik in den benachbarten Buden und dem Halloh und Johlen der längs der ganzen Bahn stehenden Menge hernieder, wenn dieser erste Passagier zufällig ein bekanntes Frauenzimmer ist, worauf dann ununterbrochen auch die übrigen Schlitten folgen. Am Ende der Bahn steigt der Führer mit seinem Schlitten, dessen sichere Leitung, beiläufig gesagt, keine geringe Uebung verlangt, dann die Treppe zum Podium der nebenanliegenden Bahn hinauf, um auf dieser entweder mit seinem ersten Passagier oder einem anderen zurückzufahren, und dieses Hin- und Zurückfahren dauert ununterbrochen jeden Tag bis in die späte Nacht und bis zum Ende der Butterwoche fort.

Dutzende von Leierkasten aller Größen vereinigen jetzt ihre Töne mit denjenigen der Musikchöre in den Theatern und übrigen Buden zu einem entsetzlichen musikalischen Chaos, das nur hin und wieder von Gewehrsalven und Kanonenschlägen in den Theatern unterbrochen wird, die ihren erstaunten Besuchern für 30 Kopeken „eine getreue Wiederholung" der Schlacht bei Borodino oder an der Moskwa und der Einnahme von Plewna zum Besten geben.

„Piroshki gorjatsche! gorjatsche! gorjatsche![2]" — mit einer erstaunlichen Zungenfertigkeit heraus geschleudert, gellt uns dabei von der einen Seite entgegen, während von der anderen ein wandernder Händler, nicht weniger zungenfertig, etwas dem Aehnliches herüber ruft. Beim nächsten Schritt bietet uns wieder ein ebensolcher Theehändler, dem die in wollene Tücher eingewickelte Theemaschine mit einer Schnur Kringel oder Bretzeln am Halse hängt, wogegen die nötigen Gläser in Futteralen am Gürtel stehen, seine Ware in der gleichen Weise an; und wohin wir uns auf dem Balagan jetzt auch wenden mögen, überall ein und dieselbe Geschichte. Lärmende Musik in allen Theatern und Buden und Lärm in den Räumen zwischen ihnen von der vieltausendköpfigen Menge. Rauch und Dampf aus zahllosen Schornsteinen und Theemaschinen oder aus den Ständen der mit dem Verkauf von heißen Getränken und Speisen beschäftigten Händler. Nur eins fehlt, zum größten Leidwesen sicher sehr vieler — „Wodka" oder Branntwein, der aber verboten ist, um das Balaganbild eben nicht allzu farbenprächtig zu machen.

Verlassen wir jetzt das immer größer werdende Gewühl des letzteren, um auf einem der für die „Katanje" oder Spazierfahrt — auf die wir noch zurückkommen werden — reservierten Wegen, auf denen sich jetzt aber nur erst einige Mietschlitten mit Handwerkerfamilien u. s. w. befinden, in die Straßen der Stadt zu kommen, so ist auch hier eine bedeutende Veränderung vorgegangen.

Wie auf Hüon's Ruf herbeigeflogen oder aus der Erde gestampft, begegnen wir jetzt überall den vor zwölf Uhr fast noch nirgends oder nur vereinzelt zu bemerkenden „Tschuchna" oder Finnen. Hunderte von diesen flachshaarigen Bauern mit ihren unscheinbaren aber äußerst flinken Pferden und Schlitten, in denen nur Arbeiter, teilweise schon angesäuselt, oder lachende Kinder sitzen, fliegen in einigen Minuten an uns und der Menge vorüber, die in ihrer Masse nur ein und dasselbe Ziel — den Balagan — im Auge hat.

Alle Waggons der Pferdebahnlinien, die nach der Gegend des Marsfeldes führen, und dies sind so ziemlich alle, sind mit Menschen vollgepfropft, aber neben diesen bewegt sich noch ein ununterbrochener Strom von Menschen, in Schlitten oder zu Fuß in ein und derselben Richtung, der mit jedem Schritt näher zum Balagan immer mächtiger und dichter wird. Und hier sind es vor allem wieder die Straßen, die aus dem südlichen oder Hauptteil der Stadt auf dem Marsfelde enden, wo derselbe schon kurz nach zwölf eine Ausdehnung und Dichte erreicht, daß den gewöhnlichen Iswoschtschiks und finnischen Bauern schon eine ziemliche Strecke vom Balagan das Weiterfahren untersagt werden muß. Blos herrschaftlichen Equipagen ist der Zugang zu den erwähnten reservierten Wegen um den Balagan herum erlaubt, aber von diesen ist fast noch keine einzige zu sehen.

Zuerst ist es die Zeit des Frühstücks der vornehmen Welt, wo wir den Balagan bereits wieder verlassen; weiter ist es Sonntag, wo alles, was höher steht, ohnehin auch hier auf den Straßen — wenigstens zu Fuß — nicht zu sehen ist, da die letzteren hauptsächlich von den untersten Klassen in Beschlag genommen sind, was wieder an den Sonntagen der Butterwoche am ärgsten ist; und schließlich

[1] „Mit Gott!"

[2] „Kleine Kuchen! heiße! heiße! heiße!" Mit Fisch, Reis oder etwas dem Aehnlichen gefüllt.

beginnt die Masslenitza bei der Aristokratie und oberen Welt in Wirklichkeit erst am Donnerstag, wo sich diese dann aber auch ziemlich entfernt vom Balagan hält, weil sie mehr die Oper und kaiserlichen Theater oder die letzten Bälle besucht. Blos den Kindern wird der Besuch des Balagans an einem Wochentage erlaubt, wo weniger Arbeiter und sog. schwarzes Volk vorhanden ist.

Zu dem letzteren gehören auch neun Zehntel der ganzen Masse, die an uns in der großen Gartenstraße oder auf dem Wege zum Newsky-Prospekt vorüberflutet. Es ist dies schon daran zu erkennen, daß der größere Teil nicht im Pelz, sondern im gewöhnlichen Paletot ist; es sind also fast alle etwas abgeschliffene Bauern, die im schmierigen Schafpelz der Dörfer nicht mehr gehen wollen und zum Kaufen eines guten Pelzes und Paletots nicht die Mittel besitzen. Ein ordentlicher Pelz gehört in St. Petersburg selbst bei jedem anständigen Handwerker gerade so zum Leben, wie das liebe Brot, weshalb es auch nicht so besonders schwierig ist, die verschiedenen Stände zu unterscheiden, obgleich man sich dabei auch manchmal täuscht, da wir selbst in den untersten Ständen zuweilen Pelze finden, wie sie kaum eine westeuropäische Gutsbesitzersfamilie tragen kann, nur darf man dabei nicht immer fragen, wie ihre Besitzer dazu gekommen sind. Ein weiteres Zeichen, daß die Masse der Balaganbesucher am ersten Sonntag hauptsächlich aus Arbeitern besteht, liegt darin, daß der weibliche Teil keine Hüte oder elegante Pelzmützen, sondern nur Tücher von allen möglichen Farben auf dem Kopfe trägt, obgleich wir die letzteren auch noch bei mancher reichen „Kuptschicha“[1] finden können, die ihren Dorfgewohnheiten treu geblieben ist, aber deshalb auch fortwährend zu den Bauern gerechnet wird.

Alle diese Arbeiter und Bauern treffen ihre Bekannten heute auf dem Balagan, in deren Gesellschaft sie den übrigen Tag erst auf dem Marsfelde und später gewöhnlich in einem der zahlreichen Trakteurs oder gewöhnlichen russischen Gasthäuser noch verbringen. In der Regel endigt dieses Zusammensein damit, daß alle insgesamt — Männer und Frauen — ordentlich beduselt sind, wo eins das andere dann im Dreiachteltakt, häufig auch mehr fallend als gehend nach Hause bringt, wenn das Geld zum Annehmen eines finnischen Bauern, der sie nach Hause führt, nicht mehr reichen will. Auch jetzt schon, wo die Masslenitza nur eben erst begonnen hat, begegnen wir auf der Straße bereits mehr oder weniger Flügellahmen, aber dies ist hier eine solch gewohnte Geschichte, daß niemand davon noch weitere Notiz nimmt.

Um dem Menschengewühl in der Gartenstraße in etwas zu entgehen, schlagen wir den Weg über den Platz vor dem Ingenieur-Palais — der gewesenen Wohnung des Kaisers Paul, wo er auch seinen Tod gefunden hat — nach der Fontanka, längs dieser, am Zirkus Ciniselli vorüber, bis zur Schlittschuhbahn an der Simeonow'schen Brücke ein, wo uns wieder die Klänge einer der verschiedenen Regimentskapellen entgegenschallen.

Rings um diese Bahn auf dem Eise der Fontanka flattern Flaggen auf hohen und niederen Masten, zwischen denen an starken Schnüren oder Drähten zahllose Papierlaternen von allen Dimensionen hängen, die bei der elektrischen Beleuchtung der Bahn am Abend eigentlich nur mehr als Dekoration dienen müssen, und zwischen diesen wiegt sich auf der spiegelglatten Fläche nach dem Takte der Musik eine Masse von Schlittschuhläufern im elegantesten, aber auch häufig im gewöhnlichsten Kostüm.

Wollten wir uns überzeugen, welche Ausdehnung und Bedeutung der Eissport in den langen St. Petersburger Wintern erreicht hat, so brauchten wir nur längs der Fontanka stromabwärts zu gehen, um gleiche Eisbahnen wie hier noch auf verschiedenen Stellen zu finden; da wir aber sowohl dort wie auf der Moika, dem Katharinen-Kanal oder der Newa nichts anders treffen werden, als die gleiche Dekoration, Musik und geputzte Menge, so ziehen wir es vor, hier etwas stehen zu bleiben, um den Produktionen solcher Schlittschuhläufer zuzusehen, die es zur Meisterschaft gebracht haben, oder vielleicht auch mit der übrigen zuschauenden Menge darüber zu lachen, wenn ein besonders ungeschickter Anfänger auf die Nase fällt.

Fast mehr noch als Bälle sind diese öffentlichen Schlittschuhbahnen in Rußland zu Plätzen des Sehens und Gesehenwerdens geworden. Allerdings hat die Aristokratie und vornehme Welt ihre abgeschlossenen Bahnen, aber diese liegen nicht immer besonders bequem oder etwas zu abgeschlossen, weshalb auch manche die zunächst liegenden benutzen, wo dann allerdings auch Personen aus Ständen zusammentreffen, die sonst keine weitere Gemeinschaft haben, wo sich aber der Vorteil bietet, unter den Augen einer tausendköpfigen und fortwährend wechselnden Zuschauermenge sowohl am Ufer wie auf der Bahn die eigene werte Persönlichkeit und gelernten Künste im günstigsten Lichte zu zeigen. Zahllose Bekanntschaften, welche mit dem Wege zum Altar endigten, haben ihren Anfang auf den Schlittschuhbahnen genommen, aber nicht wenige sind auch unglücklich geworden, die diese Bahnen mit den größten Hoffnungen betraten.

Was denkt und was wird es wohl schließlich mit dem reizenden Paar junger Mädchen werden, welches mit der Sicherheit ausgebildeter Läufer uns gegenüber eben seine Kreise zieht? Ist es nur die allgemein heitere Stimmung am ersten Tage der Masslenitza oder das Vergnügen des Schlittschuhlaufens allein, was ihre vom Frost etwas gerötete Gesichter so erglänzen läßt, oder ist es mehr die Befriedigung darüber, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit sowohl der sie umschwärmenden jungen Männerwelt und zahlreicher Augen am Ufer zu sein? Haltung und Kleidung verraten Dressur und einen höheren Stand, aber eben die elegante, nur für diese Stelle berechnete Kleidung, welcher

[1] Kaufmanns- oder vielmehr Händlersfrau.

die graziösen Körperformen so vorteilhaft hervortreten läßt, verrät uns auch, daß ihnen bereits mehr wie einmal gesagt worden ist, daß sie nicht häßlich sind.

Derartiges haben wir aber schon zu oft gesehen, um uns dabei noch weiteren tiefsinnigen Betrachtungen zu überlassen, folgen wir deshalb einigen russischen Ehepaaren aus dem Handwerker- oder besser situierten Arbeiterstande, die gleich uns hier einige Augenblicke stehen blieben und sich nun in eines der Trakteure auf der anderen Seite der Brücke begeben werden, um dort den ersten Tag der Masslenitza in ihrer Weise zu feiern.

Wieder empfängt uns Musik beim Betreten des Büffetraumes vom demjenigen Trakteur, dem sich die erwähnten Ehepaare zugewandt haben, aber es sind andere Töne, wie diejenigen der eben gehörten Regimentsmusik, mehr einer großen Drehorgel ähnlich, und in der That sind es auch nur die Klänge der großen mechanischen Orgel, die wir „in der reinen Hälfte" oder der Herrenabteilung eines jeden gewöhnlichen russischen Gasthauses finden, und ohne die sie thatsächlich schlechte Geschäfte machen würden. Fast Tag und Nacht müssen diese Musikwerke, während der Butterwoche, der immer wechselnden Masse der Gäste herhalten, und ihre Töne sagen uns auch bereits, wohin wir uns zu wenden haben, um nicht „in die schwarze Hälfte" des Gasthauses zu geraten, wo es in dieser Woche ziemlich urwüchsig zugeht.

Auch im Saale, wo die Orgel steht, geht es schon ziemlich lustig her. Alle Tische sind bereits mehr oder weniger besetzt, und daß die dort Sitzenden bis jetzt nicht trocken gesessen haben, beweisen am besten die zwischen den unvermeidlichen Theekannen und Theetassen ebenso unvermeidlich stehenden, entweder schon ganz leeren oder nur noch zum Teil gefüllten kleinen Karaffen mit „Reinem" und die animierte Stimmung der ganzen vorhandenen Gesellschaft, unter der alle Augenblicke Kraftworte zu hören sind, bei deren Uebersetzen einem frisch hereingeschneiten Westeuropäer die Haare zu Berge stehen, die hier aber jeden Anwesenden vollkommen gleichgültig lassen.

Weit leichter wird es den gleichzeitig mit eingetretenen Ehepaaren als uns, hier Platz zu finden. Offenbar sind jene von anderen schon erwartet worden, die einen Tisch bereits mit Beschlag belegt haben, da der eine der dort Sitzenden den Eintretenden sofort entgegenruft: „Hierher, Nikifor!" und beim Näherkommen noch hinzufügt: „Nun Gott sei Dank, daß ihr endlich gekommen seid, ich glaubte schon, daß ich die Blinni vergeblich bestellt hätte", worauf dann die gewohnte herzliche Begrüßung beginnt. Die eben gekommene „Mascha"[1] und „Nadascha" küssen, wie es sich gehört, die am Tische sitzende „Sascha" und „Pascha", worauf „Wanka" sich weiter vernehmen läßt: „Nun legt ab und setzt Euch. Kellner, noch zwei Stühle und dann die Blinni nebst einem frischen „Karaffinschik" und vier Gläser!"

„Ich höre!" entgegnet der Kellner lakonisch, sich zum Gehen wendend, aber in demselben Augenblick wird er von der einen der eben gekommenen Frauen mit den Worten angeredet: „Für mich brauchst Du kein Glas zu bringen, ich trinke nicht!"

„Nun, auch noch!" entgegnet unser Wanka sarkastisch, der seine Pappenheimer kennt.

„Bei Gott, ich werde nicht trinken!"

„Dummheit! — Bring nur vier Gläser", beendet der hier Wortführende die Sache, worauf sich der Kellner entfernt, um das Bestellte zu besorgen.

Blos der Intervention eines anderen Kellners, der auf ein ganz besonderes Trinkgeld rechnet, ist es zu danken, daß wir an einem Tisch, wo bereits drei Männer und ein Frauenzimmer sitzen, noch Platz erhalten. Den Vieren steht beim Zusammenrücken allerdings die Frage sehr deutlich im Gesicht: „Was will der denn hier?" wovon aber keine Notiz genommen werden darf, wenn wir das Leben und Treiben dieser Tage in den untersten Schichten kennen lernen wollen. Hut und Pelz hat der Kellner eiligst abgenommen, die auf und neben dem Tische am Boden liegenden Sakuska- oder Imbisreste — abgebissene Stücke Brot und saure Gurke, Fischköpfe, Gräten u. s. w. — mit der Serviette schnell vom Tischtuche gestrichen und dann mit dem Fuße unter den Tisch geschoben, den Stuhl herangerückt, worauf er in steifer Haltung fragt: „Was befehlen Sie?"

Was befehlen! Lieber hätten wir gar nichts befohlen, denn ebenso wohl das Lokal mit allem, was sich darin befindet, wie der Kellner in seiner schmierigen Eleganz, die heute aber wenigstens durch einigermaßen frische Wäsche etwas verbessert ist, erwecken keinen besonderen Appetit; wenn man aber einmal unter die Wölfe gegangen ist, so bleibt auch nichts weiter übrig, als mit denselben zu heulen; wir bestellen also, was sich zur Masslenitza gehört: etwas zu trinken mit einem Zubiß, Blinni und dann Thee.

Bis zum Eintreffen des Bestellten ist noch genügend Zeit, die Umgebung etwas näher zu mustern. Die Vier an unserem Tisch fühlen sich offenbar äußerst unbehaglich und geniert. „Man" gehört doch auch zu „den Gebildeten", wenigstens läuft man wie diese auf zwei Beinen und hat einen Paletot auf dem Leibe und weiß demnach auch, was sich gehört, aber wenn man unter sich ist, so geht es doch viel lustiger zu. Man braucht dann nicht jedes Wort auf die Goldwage zu legen und sich eines Fremden wegen, besonders am ersten Tage der Masslenitza, noch Zwang aufzulegen. Wenn man auch die harmlosen Worte: Dummkopf, Närrin, Aas u. s. w. gebrauchen darf, so ist es doch nicht gut möglich, die gewohnten Schnurren und Neuigkeiten zu erzählen, die mit verschiedenen, selbst vom Gesetz streng verbotenen Kraftausdrücken gespickt werden können, und überall, selbst von den Polizisten auch

[1] Russische Abkürzungen für Maria, Nadeschda, Alexandra und Prasskowija.

gebraucht werden. Aber trotz diesem wird nicht vom Platze gewichen, entweder gefällt es der schon ziemlich illuminierten Tatjana mit ihrem Kolja hier zu gut, oder sie rechnen darauf, daß der Fremde möglichst bald geht, was auch ziemlich richtig ist.

(Schluß folgt.)

Mandara, Fürst von Moschi, im östlichen Aequatorial-Afrika.

Eine Skizze von Professor A. W. Hubner.

Am 20. Mai ds. Js. empfing der Deutsche Kaiser die Gesandtschaft des afrikanischen Sultans Mandara, wobei der Afrika-Reisende Ehlers als Führer und Dolmetsch diente.

Es ist nicht zum erstenmale, daß afrikanische Herrscher eigene Gesandte nach Europa schicken, teils um ihr Wohlwollen für die Weißen und ihre Achtung gegenüber der Macht und Kultur der europäischen Staaten zu bezeigen, teils um durch ihre Unterthanen sich über die Verhältnisse und Einrichtungen Europa's berichten und belehren zu lassen. Im Jahre 1879 hat der König Mtesa von Uganda am Victoria-See, einer jener merkwürdigen afrikanischen Despoten, deren Züge, wie Johnston sagt, sich scharf abheben aus der Finsternis des wilden Afrika und deren Namen mit den Pionieren der afrikanischen Forschung so eng verknüpft sind, daß sie nicht der Vergessenheit anheimfallen werden, Gesandte nach England geschickt, welche nach einer Abwesenheit von zwei Jahren zurückkehrten und über die Wunder der Zivilisation mündlichen Bericht ihrem Fürsten erstatteten. Mtesa's reife Einsicht, sein tief empfundenes Interesse für die Werke der Zivilisation siegte über den durch Verdächtigungen und Intriguen unterstützten Widerstand, welchen seine Häuptlinge und die arabischen Händler dem Projekte der Gesandtschaft entgegensetzten. Leider scheint mit Mtesa's Tod die Zeit des Fortschrittes in Uganda für lange Zeit abgeschlossen und das Reich nun fortwährenden Umwälzungen und dem Bürgerkriege anheimgefallen zu sein.

Mandara's jetzige Gesandtschaft an den Deutschen Kaiser gewinnt dadurch an aktuellem Interesse und an Bedeutung, weil das Reich Mandara's, am südlichen Abhange des schneebedeckten Bergriesen Kilima'ndscharo gelegen, sowohl wegen des gesunden Klima's und der reichlicheren Subsistenzmittel, als auch wegen der größeren Verträglichkeit der Bewohner und der leichteren Verbindung mit der Küste sich zum Mittelpunkte jeder Unternehmung zur Aufschließung des östlichen äquatorialen Afrika in hohem Grade eignet. Aber auch die Persönlichkeit Mandara's darf das allgemeine Interesse für sich in Anspruch nehmen. Vor allem kann er sich rühmen, jene europäischen Reisenden gesehen zu haben und mit denselben zumeist im regen Verkehr gewesen zu sein, welche der Durchforschung des Kilima'ndscharo die höchsten Opfer brachten.

Der Missionar Rebmann, welcher zuerst die thatsächliche Richtigkeit der alten Ueberlieferung über die Schneeberge und großen Seen im äquatorialen Afrika feststellte, zog 1848 durch das Land, als Mandara, nach seiner eigenen Erzählung, drei Jahre alt war.

Baron von der Decken, noch immer unter dem Namen „Baroni" am Kilima'ndscharo wohl bekannt, kam 1862 dahin, als Mandara ein Jüngling war und unter dem Einflusse seiner Mutter Madjake stand. Von der Decken opferte sein ganzes Vermögen und sein Leben, um die geographische Lage jener Bergriesen und die Topographie ihrer nächsten Umgebung aus dem Bereiche aller Zweifel zu heben. Mandara sah den Missionar Charles New auf dessen erster Reise 1871 und unterstützte ihn bei den beiden bis zur Schneegrenze reichenden Besteigungen des Berges. Ungeachtet dieser Freundlichkeit wurde New bei seinem zweiten Besuche 1873 aller seiner Habseligkeiten beraubt und aus dem Lande gejagt. New starb, gebrochen an Körper und Seele, auf dem Rückwege. Thomson hält dafür, daß Mandara die Absicht hatte, New zu töten, daß er aber von seiner Mutter an der Ausführung dieses Planes gehindert wurde. Mandara wollte sein Benehmen damit entschuldigen, daß er behauptete, New habe seine Unterthanen zur Rebellion angereizt; dagegen hält es Johnston für wahrscheinlicher, daß New zu heftig gegen die Sklaverei redete und daher Mandara befürchtete, die Aeußerungen New's könnten bei seinen Sklaven Befreiungsgelüste wachrufen.

Im Jahre 1883 mußte der Geologe J. Thomson die Habsucht Mandara's vorerst durch Ueberreichung umfangreicher Geschenke befriedigen, um sich dann seiner wirklich königlichen Gastfreundschaft zu erfreuen, welche sich sogar auf die Rückgabe der dem Missionar New vor 10 Jahren geraubten goldenen Uhr ausdehnte. Thomson vollzog einen Akt der Pietät, indem er diese teure Reliquie dem Bruder des Missionars einhändigte.

H. Johnston schließlich, welcher 1884 das Gebiet des Kilima'ndscharo bis zu dessen hohen Regionen durchforschte, brachte Empfehlungsbriefe des englischen Generalkonsuls mit, und obwohl er gelegentlich in sehr gespannte Verhältnisse mit Mandara geriet, so war doch dessen Furcht vor England so groß, daß Mandara, ungeachtet seiner Lüsternheit nach dem wertvollen Eigentum und obwohl Johnston vollständig in seiner Gewalt war, es nicht wagte, etwas zu rauben, noch auch seinem Volke dasselbe erlaubte. Den guten Eigenschaften Mandara's konnte jedoch Johnston die Wertschätzung nicht versagen.

Sultan Mandara (Baron von der Decken nennt ihn „Kimandara", die anderen Stämme des Berges „Makingdara") ist unabhängiger und unumschränkter Fürst von Moschi, einem Staat in dem ausgedehnten Gebiete von

Djagga; dies ist der landesübliche, gemeinschaftliche Name aller bewohnten und bebauten Distrikte an den Abdachungen des Kilima'ndscharo ungefähr in 1000—2000 m. Höhe. Das Volk in dieser Ausbreitung heißt Wadjagga. Djagga ist ein Hochland, welches in der südlichen Richtung mit seinem fruchtbaren Boden und der reichlichen Bewässerung durch zahllose Flüßchen, die das Land charakterisieren, alle Vorbedingungen für gedeihlichen Ackerbau auf einer vorspringenden Terrasse bietet. Doch sind blos die Mitte und die niedrigen Abhänge der Terrasse angebaut, weil die Luft in der Höhe über 2000 m. für die Eingeborenen zu kalt und angreifend ist. Obgleich die Terrasse sich nicht bis zur Ostseite des Kimawensi (östliche Spitze des Kilima'ndscharo) ausdehnt, so wird doch auch dieses Gebiet von den Wadjagga von Rombo, Useri und Kimangelia bewohnt, welche die niederen Hänge bebauen und sehr zahlreich sind. Das Gesamtgebiet von Djagga teilt sich nämlich in eine Menge kleiner Staaten, welche freilich oft kaum so groß sind als ein Landgut in Europa. Die Einwohner hängen mit aller Zähigkeit an ihrer Heimat und Bergesfreiheit; hartnäckige, blutige Kämpfe folgen jedem Angriff. Mandara, der bekannteste unter allen Kriegführern des Djagga-Landes, hat lange Zeit Beherrschungsgelüste gehegt und ohne Schranke gemordet und geplündert, um sie zu verwirklichen; aber obwohl er die benachbarten Staaten einen nach dem anderen verwüstet hatte, so konnte er doch keinen zur vollen Unterwerfung zwingen. Weder Hungersnot noch die Ueberlegenheit des Feindes vermögen die Stämme von dem Kriege bis aufs Messer abzuhalten, um ihre Heimat zu verteidigen.

Ueber die Persönlichkeit Mandara's entnehmen wir aus den Schilderungen der Forschungsreisenden, daß er von ansehnlicher Größe und vortrefflich gewachsen ist, obgleich die runden Formen eine leichte Neigung zum Fettwerden bekunden. Sein Gesicht ist eigenartig breit, die Augenbrauen schön gewölbt, die Stirne entwickelt, die Nase leicht gekrümmt, der Mund weit mit dünnen Lippen und das Kinn fast rund und Entschlossenheit verratend. Ein Auge ist blind und sieht irre und gläsern aus, das andere glänzt aber wie das eines Adlers. Der allgemeine Eindruck seines Gesichtes erinnert an die traditionelle Aehnlichkeit der roten Indianer-Häuptlinge von Nordamerika. Beide Ohrläppchen sind durchbohrt und die nach der Landessitte erweiterte Oeffnung in dem einen so groß, daß ein starker hölzerner Ring mitten durchgezwängt wird; das andere Ohrläppchen wird mit kleinen Stahlketten behangen. Mandara hat zwei Reihen glänzender Zähne, aber zwischen den oberen Schneidezähnen befindet sich eine kleine, wahrscheinlich künstliche Lücke. Durch diese Oeffnung spritzte er öfter seinen Speichel oder Bananenbier aus, wenn er lebhaft wurde. Die Farbe seiner Haut ist glänzend braun, worüber eine gewisse Bläue liegt; im Gesichte fehlen die Haare vollständig, während die Wolle auf seinem Kopfe kurz geschoren ist. Sein Alter dürfte gegenwärtig mit 45 Jahren angenommen werden. Er zeigt ein besonders gewinnendes Lächeln, ganz unähnlich dem afrikanischen Grinsen, und während seine aufgeworfenen grausamen Lippen zurücktreten und die glänzenden Zähne offen legen, pflegen seine Augenbrauen in halb verlegener, halb übermütiger Weise sich in Falten zu legen, und gleichzeitig erglänzt und leuchtet sein einziges rundes lebhaftes Auge, in welchem alle seine starken Gefühle sich zusammendrängen, voll schelmischer Lustigkeit.

Stets trachtete Mandara mit selbstbewußter Würde aufzutreten und seine Macht äußerlich zu zeigen. So verlangte er auch von den sein Land betretenden Karawanen mit 21 Schüssen begrüßt zu werden, weil er von arabischen Händlern hörte, daß dieser Salut einem unabhängigen Könige gebührt. Feierliche Versprechungen hat er, selbst wenn deren Erfüllung ihm unangenehm wurde, Johnston gegenüber gehalten, während 20 Jahre früher Baron von der Decken einigemale Ursache hatte, zu beklagen, daß auch die Blutsbrüderschaft die Einhaltung des gegebenen Versprechens nicht stets verbürgen kann. Ebenso zeigt sich eine Wandlung zum Bessern darin, daß Mandara Waren, welche seiner Obhut anvertraut werden mußten, stets völlig unversehrt übergeben hat. In seiner Natur lagen gute und schlechte Eigenschaften seltsam vereinigt, und ungehemmt folgte er oft nur seinen Trieben und momentanen Stimmungen. Während er es für völlig harmlos hielt, seinen Gast so lange zu schrecken und ihm bange zu machen, bis dieser seine Waren hergab, machte er sich ein Gewissen daraus, mit Gewalt sich etwas anzueignen, und verbot seinen Unterthanen strenge, insolange Johnston seine Waren nicht in Sicherheit gebracht hatte, das Lager zu besuchen, damit niemand in die Versuchung gerate, zu stehlen. Während Mandara sich oft von der liebenswürdigsten Seite zeigte, durch sein Schwatzen, seine kindlichen Fragen und durch seine Zutraulichkeit alle erfreute, die unbedeutendsten Dinge dankbar annahm und ihm sogar eine Mundharmonika das größte Vergnügen bereitete, entwickelte er zu einer anderen Zeit eine Habsucht, welche ihn zu den fürchterlichsten Drohungen verleitete, und es gewährte ihm die innigste Freude, die ganz ungeheuerliche Furcht seiner Unterthanen wahrzunehmen, über welche er die unumschränkte Herrschaft ausübte. Allerdings mußte auch dieser afrikanische Despot sich häufig zur allgemeinen Ansicht und Sitte der abergläubischen Bevölkerung bekehren. Jedoch war er stets empfindlich verletzt in seiner königlichen Würde, sobald seine Befehle nicht beobachtet wurden. Es gebe nur einen König im Lande, pflegte er dann zu sagen, indem seine ganze Gestalt vor Grimm konvulsivisch bebte, und dieser sei er.

Die Anwesenheit eines weißen Mannes scheint Mandara's Mut und Thatkraft der Art zu steigern, daß er mit Hülfe des Weißen, dem er einen gewissen Grad von Allmacht zuschreibt, sich für unüberwindlich hält. Rasch

entschließt er sich dann, ohne Herausforderung, einen Krieg mit seinen Nachbarn zu wagen und in wohlausgedachten Raubzügen sie ihrer Frauen und Kinder zu berauben, von denen er die ersteren seinem Harem, die letzteren seinen Heerden einverleibt.

Verfolgungen seiner Feinde weist er mit der prahlerischen Drohung ab, daß, wenn sie wagen sollten, sein Land Moschi zu betreten, „sein" weißer Mann sie lebendig einpökeln würde. Unverkennbar war bei der Unterhaltung mit den Weißen das große Interesse, welches Mandara den verschiedensten Gegenständen widmete; er ließ sich das europäische Leben und die gesellschaftlichen Einrichtungen genau beschreiben und wurde nie müde in der Bewunderung der Errungenschaften der Kultur. Seinerseits entwickelte er eine genaue Kenntnis in der Ortskunde des Djagga-Landes und äußerte häufig seinen Wunsch, selbst zu lernen und seine Unterthanen unterrichten zu lassen. Wiederholt bat er die Forschungsreisenden, bei ihm zu bleiben, damit er und seine Unterthanen etwas lernen, seine Mafundi (Werkmeister) im Anfertigen der Kanonen, seine Krieger im Kämpfen unterrichtet werden. Mandara richtete beim Abschiede die dringende Bitte an Johnston, zu versprechen, daß er zurückkehren werde; „dann", sagte er in sehr warmem Tone, „wollen wir zusammen arbeiten, wir wollen eine große Schamba (Anpflanzung) anlegen und alle europäischen Gemüse ziehen; wir wollen mit den Massai (mit denen er sonst stets im Kriege war) einen Elfenbeinhandel anfangen und miteinander reich werden." Auf die eindringlichen Einwendungen Johnston's gegen die Sklavenraubzüge und auf die Darstellung der Wohlthaten des Friedens entgegnete Mandara sichtlich gerührt: „In der That, Du sagst die Wahrheit, ich weiß es, aber warum kommst Du nicht immer zu mir und gibst mir guten Rat? Ich habe nur diese Suaheli-Leute (Araber), mit denen ich Rat pflegen kann; wie kann ich es dann vermeiden, Unrecht zu thun?"

So wie die Eingeborenen den Wert des Geldes zu verstehen anfangen, so hat insbesondere Mandara eine gewisse, wenn auch rohe Idee von Geldanweisungen und wollte durch Vermittelung Johnston's sich sogar ein Bankconto in Sansibar verschaffen.

Viel Zeit und Aufmerksamkeit verwendet Mandara auf das Drillen seiner Armee, welche etwa aus tausend Mann, der Blüte der Männer von Moschi, besteht. Die Krieger, auf welche er stolz zu sein scheint, die jedoch eher Prahlerei als Tapferkeit zu ihren militärischen Tugenden zählen, tragen die absonderlichsten kriegerischen Kostüme und Masken, welche augenscheinlich dazu bestimmt sind, dem Feinde Furcht einzuflößen. Abergläubische Furcht beim Feinde zu erregen, ist ein bewährtes Mittel zum Siege. Johnston schlug mittels eines abgebrannten Feuerwerkes die lebhaft heranstürmenden feindlichen Wakiboscho in die Flucht. Obgleich die Soldaten in geringer Zahl auch mit Snidergewehren bewaffnet sind, so bleiben diese in der Hand ungeübter Wilden, welche nicht zu zielen verstehen, fast unschuldige Waffen, während die Speere im Handgemenge schreckliche Wunden zurücklassen.

Mandara's Dorf liegt auf dem schmalen Rücken eines Bergzuges, welcher nach beiden Seiten von einem tiefen Thale begrenzt wird. Vom oberen Teile desselben leiten sehr geschickt angelegte Miniaturkanäle das Wasser eines kleinen Baches über den ganzen Bergrücken und verbreiten so über ihn während des ganzen Jahres die fruchtbringende Feuchtigkeit. Einen reicheren und mannigfaltigeren Anblick genoß Thomson an keinem anderen Punkte Afrika's. Die üppige Grasdecke wechselte mit Bananenwäldchen und Feldern mit Bohnen, Hirse, Mais, süßen Kartoffeln, Yams ꝛc. Hie und da standen, gleich Wachen, kleine Gruppen stämmiger Bäume. Die Ufer der Bewässerungskanäle waren mit zartem Frauenhaarfarn und ähnlichen Gewächsen reich besetzt. Träges Vieh lag um die Hütten oder waidete im kniehohen saftigen Grase, muntere Ziegen hüpften um die Kanalufer oder führten heitere und ernste Kampfspiele aus. Mit ungeheuren Fettschwänzen, die um die Beine watschelten, beladene Schafe sahen so lebensmüde aus, als ob sie sehnsuchtsvoll auf das Messer warteten. Moschi hatte das gefälligste Aussehen, eine reiche Fruchtbarkeit, aber auch den schönen Wechsel von Berg und Thal. Die Residenz Mandara's in diesem Dorfe besteht aus einer Menge kegelförmiger, wohlgebauter Hütten, in denen seine 50 und mehr Frauen hausen. Er selbst wohnt in einem viereckigen, nach dem Suaheli-System gebauten Hause. Hier empfängt er seine bevorzugten Gäste und birgt seine Wertsachen. Diese Gebäude nebst einer Anzahl Schuppen für die Tiere, sind mit einer dreifachen Palissade von sehr starken Baumstämmen umgeben, außerhalb welcher sich noch einige größere Hütten befinden, jede bewohnt von acht jungen Frauen, welche Mandara's verfügbaren Vorrat für den Sklavenmarkt bilden, aber auch zu Belohnungen an seine Krieger für geleistete Dienste verwendet werden. Wenn der Mond hell scheint, der Fürst guter Laune und frohen Herzens ist, so tanzen diese Dämchen auf dem thauigen Grase, erwecken das Echo der benachbarten Thäler mit ihrem hexenmäßigen und ohrendurchdringenden Gekreisch und sehen in dem rötlichen Scheine des Freudenfeuers gar gespensterhaft aus. Mandara verläßt sich jedoch nicht allein auf seine Palissaden. Hundert Krieger halten nächtliche Wache und behüten die Festung, immer bereit, das Kriegsgeschrei zu erheben und über alle Eindringlinge herzufallen.

Möge diese Skizze des Charakters und des Lebens eines afrikanischen Despoten, welcher der Zivilisation so sehr zugänglich ist, beitragen zur Klärung der Anschauungen über die Zustände Afrika's, sowie zur Festigung der Ueberzeugung, daß die segensreiche, auf die Veredelung des Negers abzielende Aufgabe der europäischen Staaten und Vereine allerdings beharrliche Willens- und Thatkraft, gepaart mit voller Sachkenntnis und kluger

Wahl der Mittel, erfordert, aber gewiß auch in das Bereich der lösbaren gezählt werden müsse.

Wir schließen mit Thomson's Worten, welche er, angeregt durch den Anblick des vom Monde erhellten Kibo (westliche Spitze des Kilima'ndscharo, 5694 m.), in einer poetischen Anwandlung niedergeschrieben hat:

„In der ruhigen Stille der Nacht, welche ich in meinem offenen Schuppen, warm eingehüllt in meine wollene Decke, durchwachte, und in welcher ich bei dem milden Glanze und weichen Lichte des Vollmondes den Kibo klar und glänzend vor mir stehen sah, erscheint es mir gar nicht auffällig, daß der ungebildete Wilde, der stets in hartem Kampfe mit der Natur lebt und eine starke Neigung zur Anbetung der Naturgeister besitzt, in diesem majestätischen Berge etwas mehr als ein materielles Etwas erblickt und in ihm vielmehr den auserwählten Aufenthaltsort des höchsten Wesens sieht."

Die englische Volkserziehung.

(Veranschlagte Kosten für 1889.)

Noch ist es nicht gar viele Jahre her, daß man in England überhaupt von Volkserziehung sprechen konnte, denn eine solche existierte nicht, und noch heute ist die seit einiger Zeit bestehende Schulpflicht nebst den daraus hervorgehenden Kosten, die durch auferlegte Steuern gedeckt werden müssen, ein Gegenstand, der den Ingrimm eines großen Teiles des Volkes erregt. Bei uns in Deutschland sind wir in dieser Beziehung bereits aus den Kinderschuhen herausgewachsen, in England jedoch ist die staatliche Erziehung noch ein Säugling, der großer Pflege bedarf, um gute Frucht zu tragen. Alle Anzeichen für ein erfreuliches Gedeihen sind vorhanden, aber noch sind die Kinderkrankheiten nicht alle überwunden, und der durch und durch konservative Engländer kann sich noch immer mit der Idee nicht vertraut machen, sein Scherflein für das allgemeine Beste beisteuern zu müssen. Wir können hier nicht darauf eingehen, ob und in wie weit das System, nach welchem diese Schulen hier eingerichtet sind, näher zu beleuchten ist, ich kann aber nicht umhin, zu sagen, daß der Besuch derselben den Eltern der Kinder ein Armutszeugnis ausstellt, und daß, wer es irgend möglich machen kann, seine Angehörigen lieber in eine Privatanstalt sendet. Und diese letzteren stehen mit wenigen Ausnahmen auf der niedrigsten Stufe, obgleich sie, vom Kostenpunkte aus betrachtet, etwas ganz Vorzügliches leisten sollten. Die besseren Klassen von Engländern wissen dies auch sehr gut, und als Beweis dafür dienen die große Anzahl junger Leute, die auf deutschen und französischen Schulen erzogen werden.

Was man aber beim Engländer anerkennen muß, das ist, daß er das einmal Begonnene mit aller Energie betreibt, und seit der Schulzwang einmal Gesetz geworden ist, werden auch alle Bestimmungen desselben mit größter Strenge durchgeführt. Man möchte sogar sagen, daß man darin ein zu unbeugsames Regiment führt, indem man zu häufig Ausnahmefällen und den eigentümlichen sozialen Verhältnissen des englischen Lebens wenig oder gar keine Rechnung trägt.

In England, wo sich alles um Pfund, Schilling und Pence dreht, wo der Wert des Menschen nach seinem Vermögen berechnet wird, da müssen natürlich auch die Kosten einer so durchgreifenden Revolution, wie es das Schulpflichtsgesetz war, ungeheuer groß sein, und ich selbst, mit Millionen von Engländern, sehe mit Grauen und Grausen die immer höher werdenden Voranschläge für die Durchführung des Systems und dadurch merklich erhöhte Steuern.

Auch das Jahr 1889 macht davon keine Ausnahme, wie es uns der eben veröffentlichte Bericht der Schulkommission beweist, der eine wesentliche Erhöhung der Kosten aller öffentlichen Erziehungsbranchen beansprucht.

Die Totalsumme für diese Zwecke, die jetzt dem Parlamente zur Bewilligung unterliegt, beträgt nicht weniger als 5,177,797 Pfd. Strl. für die Durchführung des Schulzwanggesetzes, ungerechnet von 738,494 Pfd. Strl., die für Kunst und Wissenschaft, Erhaltung und Vermehrung der Museen, für Universitäten und für höhere Erziehung im allgemeinen in Anschlag gebracht sind.

England und Wales beanspruchen zusammen eine Summe von 3,684,339 Pfd. Strl., ein Mehrbetrag von 108,262 Pfd. Strl. gegen das letzte Jahr, Irland verlangt 917,847 und Schottland 575,376 Pf. Strl., eine Erhöhung von resp. 19,322 und 14,554.

Von der für höhere Erziehung 2c. ausgesetzten, vergleichsweise kleinen Summe fallen 462,957 Pfd. Strl., also mehr als die Hälfte, auf das Departement für Kunst und Wissenschaften (10,000 Pfd. Strl. mehr als im letzten Jahr).

Das British Museum beansprucht 155,975 Pfd. Strl. (7000 Pfd. Strl. Erhöhung).

Die drei nationalen Bildergalerien von England, Schottland und Irland, sowie die National-Portrait-Galerie sind mit 21,479 Pfd. Strl. ausgeworfen und eine gleiche Summe, nämlich 22,900 Pfd. Strl., soll als Unterstützung für gelehrte Gesellschaften verauslagt werden; der Mehrbetrag dieses letzteren ist nur 1000 Pfd. Strl., welche Summe der Royal Society zur Bestreitung der Kosten für die Veröffentlichung ihres Kataloges bewilligt werden soll.

Während bis jetzt, mit wenigen Ausnahmen, die Gymnasien und höheren Lehranstalten Englands mehr oder weniger Privatunternehmungen oder in den Händen expreß dazu gebildeter Gesellschaften waren, sieht man jetzt immer mehr die Notwendigkeit ein, sie den allgemeinen Gesetzen unterzuordnen oder ihnen wenigstens Subsidien

zu gewähren, und für diesen Zweck enthält der Voranschlag eine Erhöhung von 15,000 Pfd. Strl. Aus der ganzen für diesen Behuf zu bewilligenden Summe sollen, neben den nötigen Kosten der Universitäten, die Kollegien von Belfast, Cork und Galway 10,528 Pfd. Strl. gemeinschaftlich, die drei Kollegien von Wales je 4000 und die Viktoria-Universität 2000 Pfd. Strl. erhalten. Ueber die mehr veranschlagten 15,000 Pfd. Strl. hat man vorläufig noch nicht disponiert, sie dürften aber den englischen und schottischen Kollegien zugute kommen, denn um ihren Zweck zu erfüllen, bedürfen sie unbedingt der staatlichen Unterstützung.

Schließlich sollen auch die noch immer in unzureichender Anzahl vorhandenen Seminarien mit 119,140 Pfd. Strl. bedacht und neue gegründet werden.

Wenn uns nun aber auch die veranschlagten Summen als ungeheuer erscheinen müssen, so läßt sich doch im großen und ganzen wenig gegen deren Verteilung einwenden, wenn es auch bedauert werden muß, daß Kunst und Wissenschaft so spärlich bedacht werden sollen.

Nach dem in England eingeführten System der Elementarerziehung erhalten diejenigen Schulen, deren Zöglinge einen gewissen Bildungsgrad erreicht oder überschritten haben, je nach der Zahl der das Examen glücklich bestanden habenden Schüler, Regierungsprämien, und der größte Teil der bewilligten Summe wird durch dies allein absorbiert. Es ist dies ein Plan, der viel Uebles zur Folge hat, denn er muß notwendigerweise zu bloser mechanischer Vorbereitung zum Examen und Ueberanstrengung des jugendlichen Gehirns führen. Von Tag zu Tag mehren sich die Fälle, daß Krankheiten und sogar Tod dieser Ursache zugeschrieben werden müssen. Doch ist es ja natürlich, daß ein so junges Institut nicht vollkommen sein kann, und erst die Zeit muß solche Mißbräuche ausmerzen.

Etwas anderes aber ist es mit einigen Details der Verausgabungen, die unbedingt einer durchgreifenden Revision bedürfen. So finden wir z. B., daß ein und dasselbe Individuum zwei oder drei der höchsten Stellen zugleich bekleidet. Ist er imstande seinen Pflichten auskömmlich nachzukommen, so ist es eine Verschwendung, ihn für seine Zeit doppelt und dreifach zu bezahlen: kann er aber dieses nicht, so müssen mit dem Gehalte andere Leute angestellt werden, die den Platz ausfüllen. Derartige Mißbräuche finden wir jedoch in England in allen Beamtenkreisen, und je höher hinauf, desto eklatanter werden sie. Gibt es doch hier eine ganze Menge von Geistlichen, die drei oder selbst mehr Pfarrstellen auf einmal einnehmen und dafür Tausende von Pfund Sterlingen jährlich beziehen, während sie die Ausführung ihrer Pflichten einem Kandidaten, Curate, überlassen, dem sie vielleicht 100 Pfd. Strl., kaum genug zum Leben, zahlen.

Wie dem auch immer sei, das Gesetz der Volkserziehung war ein großartiger Fortschritt und jedes Opfers wert. Trotz der wenigen Jahre seines Bestehens zeigen sich jetzt schon, wenn auch noch vereinzelt, die ersten Früchte in der Abnahme des englischen Nationallasters, der Trunkenheit, und damit verbunden Verminderung der Verbrechen. Wer, wie ich, die beste Zeit seines Lebens in England zugebracht hat, der kann überall die Aenderung zum Besseren wahrnehmen. Die grenzenlose Rohheit, wie sie früher Regel war, ist bereits zur Ausnahme geworden, und bald wird das politisch so hoch stehende England auch in sozialer Beziehung die Früchte der ausgestreuten guten Saat ernten.

Rudolf Schück.

Die afrikanischen Sklaven.

Aus dem Italienischen.[1]

Es gibt so viele Dinge (so schreibt der italienische Missionar Carcereri), die ich zu berichten hätte über jenes arme innere Afrika, welches ich viele Jahre lang als katholischer Missionar durchwanderte und bewohnte; über jene arabischen Stämme, die heutigen Tags im Sudan ihren Wohnsitz haben, und unter denen ich, wenn ich auch viel zu leiden hatte, doch eine großmütige Gastfreundschaft, wohlgesinnte Menschen, ja selbst Freunde gefunden habe. Aber vor allem, was hätte ich nicht über jene unglücklichen Kinder von Canem zu sagen, denen ich die besten Jahre meines Lebens in der Eigenschaft als Vater, Arzt und Beschützer zu widmen das Glück hatte. Diese letzteren, jene armen Neger, sind es, über die ich heute zu reden beabsichtige; glücklich werde ich mich schätzen, wenn ich durch diese Schrift werde dazu beitragen können, die Aufmerksamkeit des christlichen und gesitteten Europa auf das elende Schicksal, dem jene unglücklichen Opfer unterworfen sind, zu lenken.

Der Sklaverei der Neger wendet sich glücklicherweise heutzutage die allgemeine Teilnahme zu. Ueber dieselbe sprechen in der That nicht nur verschiedene Blätter und Zeitschriften Italiens, sondern auch diejenigen Frankreichs, Belgiens, Hollands und Deutschlands. Indem auch ich diesen Stoff behandle, erkläre ich zuvörderst, daß ich keineswegs die Absicht hege, mich zum Richter über die Mittel aufzuwerfen, die vorgeschlagen werden, den Sklavenhandel abzuschaffen. Meine einzige Absicht ist, das, was viele über diesen Gegenstand nicht wissen, nämlich die schreckliche Verbreitung und die unmenschlichen Greuel der Sklaverei in Afrika bekannt zu machen. Diese Erkenntnis, hoffe ich, wird alle mitleidsvollen Menschen anregen, immer mehr über die Mittel, wie man so vielen Elenden zu Hülfe kommen könne, nachzusinnen. Ich werde nur das schreiben, was ich mit meinen eigenen Augen in Aegypten, in Nubien, in Sennaar, in Kordofan und in

[1] Aus dem Oktoberheft des in Neapel erscheinenden „Bollettino della Società africana d'Italia."

Dschebel Nuba, gesehen und werde noch beifügen, was ich aus dem Munde der bekannten Reisenden Hansal, Baker, Gordon, Gessi, Piaggia, Marno, Nachtigal vernommen habe. Das ist genau dasselbe, was ich mir von den Negern, von den Eingeborenen, ja sogar von den Sklavenhändlern selbst, die man im Sudan Dschalaba nennt, habe erzählen lassen.

Wenn ich nicht irre, so möchte ich behaupten, daß viele, auch von denen, welche über die afrikanische Sklaverei geschrieben haben, überzeugt sind, sie bestehe aus jenen Negerkarawanen, welche die Menschenfleischhändler aus irgend einem Ort des Innern versenden, um das Personal der Serails in der Türkei, in Persien, im mohammedanischen Indien, endlich das der Harems von Marokko, Tripolis und Tunis, von Aegypten, von Sansibar zu vermehren. In der That würde der Vorschlag, von dem ich neulich las, durch ein Heer von 100,000 Soldaten die Abschaffung dieses schändlichen Handels bei den muselmännischen Staaten zu erzwingen, nur ausführbar sein in der Voraussetzung, daß die Sklaverei nur in den oben erwähnten Staaten im Schwange sei.

Wer indessen so denkt, täuscht sich sehr. Die Serails und die Harems der ottomanischen Großsultane und Paschas sind voll von ganz anderer Ware, die von den Ländern des Kaukasus, von denen Griechenlands und Armeniens, ja, von fast allen Ländern Europa's sogar geliefert wird. Während das letztere sich in lobenswerter Weise gegen den Negerhandel ausspricht, weiß es nicht oder stellt sich, als ob es nicht wüßte, daß es selbst zu einem Handel mit Weißen das Material liefert. Allerdings haben die Serails und die Harems auch an schwarzen Sklaven Ueberfluß; diese jedoch spielen nur eine nebensächliche Rolle und werden für die Bedürfnisse des Lokaldienstes verwendet. Wenn die Sklaverei der Neger sich auf diese beschränken würde, so wäre sie verhältnismäßig von geringerem Schaden und vielleicht nicht schwer auszurotten.

Wo die Sklaverei anfängt, eine schreckliche und verhängnisvolle Ausdehnung anzunehmen, das ist dort in jenen mohammedanischen Familien, wo zusammen die Armut und das Laster herrschen und wo im allgemeinen keine Möglichkeit auf ein besseres Loos vorhanden ist. Und da dies die Lage der meisten unter den Anhängern des fünfundzwanzigmal verheirateten Propheten ist, so sind folglich alle mohammedanischen Dörfer nicht weniger als alle Städte der afrikanischen Küsten voll von schwarzen Sklaven. Selbst die ärmsten thun ihr Möglichstes, um sich einige zu kaufen, ja, nach der Anzahl dieser mißt man sogar im allgemeinen den Reichtum der Familien. So erklärt es sich, daß jährlich 50,000 Neger aus dem Innern nach den nördlichen Küsten Afrika's gebracht werden, und auch der Preis, der zwischen 300 und 500 Franken wechselt, was bekanntlich jeder dieser Sklaven in Aegypten kostet; diese Zahl von Sklaven sogar ist immerhin noch gering im Vergleich zu den Verhältnissen, die im Innern selbst herrschen. Wer weiß in der That nicht, daß dieses ungeheure Innere in seinem ganzen nördlichen Teil, nur mit Ausnahme eines Teils von Abessinien, von Osten nach Westen heutigen Tags von arabischen Stämmen bevölkert ist, die aus dem Hedschas kamen und alle, denen sie auf ihrem Wege begegneten, einfiengen, töteten oder dem Gesetze des Korans unterwarfen? Wer sollte nach so vielen Berichten der Missionare und Reisenden nicht wissen, daß dort sogar in jener Aequatorzone, wo die heidnischen Neger mehr oder weniger ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit haben bewahren können und sich in viel größerer Anzahl befinden, die arabischen Baggara zerstreut sind, zufrieden, die Behausung der Wälder mit den wilden Tieren zu teilen, wofern sie nur die Jagd auf Neger machen können, um dieselben als Sklaven zu verkaufen.

Was sind endlich die Mohammedaner Europa's und Asiens im Vergleich zu jenen zahlreichen Familien, Stämmen und Nationen, womit der Islam Nubien, Gadaref, Sennaar, Fazoglu, Kordofan, Darfur, Dahome und alle Oasen der ungeheuren Wüste Sahara überflutet? — Familien und Stämme, die nur von sich selbst abhängen, die an keinen Vertrag gebunden sind, die im Gegenteil von allem dem, was wir Zivilisation nennen, fern sind und es bleiben wollen, sicher, keine Rechenschaft für ihre Handlungen ablegen zu müssen, und bereit, im Falle eines Angriffs, sich sämtlich zu vereinigen, durchdrungen von ihrem religiösen Fanatismus.

Man werfe nur einen Blick auf die Karte dieser mohammedanischen Welt, welche viele nicht kennen, und man wird zurückschrecken, wenn man an die Zahl der Negersklaven denkt, die verlangt wird, um die ungestümen Begierden jener Millionen Individuen zu befriedigen, die so oft im Koran lesen: „die Welt und alles, was darin ist, ist von Gott nur für sie geschaffen worden, und alles ist ihnen erlaubt, um sich dessen zu bemächtigen und es zu genießen."

Aber damit ist noch nicht alles über die ungeheure Ausdehnung der Sklaverei in Afrika gesagt. Die Neger selbst, die ihre Opfer werden, machen sich nur zu oft zu ihren Mitschuldigen und Urhebern auf Rechnung der Stämme, mit denen sie sich in Streit befinden. Dort, wo kein anderes Gesetz als das der rohen Gewalt herrscht, giebt es jeden Augenblick Streitigkeiten, die fast stets die Gewalt allein schlichtet. Was geschieht dann? Die Besiegten, welche dem Tode entgehen und die zur Flucht unfähig sind, werden alsdann unbeschränktes Eigentum der Sieger, die sich zusammen darein teilen und sie zu Sklaven machen, gemäß der alten Ueberlieferung des Heidentums, welches wir bei fast allen Völkern vor dem Christentum finden.

Da die Zahl jener Sklaven häufig zu groß und zuweilen Grund zur Befürchtung einer Flucht oder eines Aufruhrs vorhanden ist, so wechseln die siegreichen Neger ihre Sklaven

aus oder verkaufen sie anderswo. Von ihnen kaufen sie oft um ein Geringes die Baggara, d. h., wenn es diesen nicht gelingt, sie vorher zu rauben. Dann gehen sie von den ersten zu den zweiten, von diesen zu den dritten über u. s. w., bis sie auf die bekannten Märkte gelangen, von wo die wahren Sklaven-Grossisten sie in ganzen Karawanen nach allen möglichen Richtungen Afrika's führen, wo sie dieselben mit großem Gewinn abzusetzen wissen.

Das ist das einfache und barbarische Verfahren, wodurch es der Sklaverei gelingt, ihre zahlreichen Opfer in alle arabischen Orte Afrika's zu verbreiten, und ich erinnere mich nicht, jemals eine einzige Familie angetroffen zu haben, die sich nicht über irgend welche Opfer zu beklagen gehabt hätte, christliche, orientalische, ja sogar europäische Familien, die sich in den Städten des Innern niedergelassen hatten, nicht ausgeschlossen.

Die Regierung wußte dies sehr gut. Ihre Statthalter und Beamten waren verpflichtet, sich dem zu widersetzen, denn vor dem letzten Berliner Vertrag hatte der Großsultan, nach dem Krimkrieg, für sich wie für alle seine Lehnsleute den Pariser Vertrag unterschreiben müssen, der die Abschaffung des Negerhandels forderte. Aber alle thaten, als ob sie nichts wüßten, und in den öffentlichen Schriftstücken giengen die Sklaven unter dem Namen Bahaim (Vieh). Es hieß daselbst „der und der hat die Steuer, den Zins, die Abgaben mit 30, 60 oder 100 Stück Vieh bezahlt, welches so und so viel macht", oder, „jener Verstorbene hat so viele Kameele, so viele Ochsen, so viele Ziegen, so viele Schafe oder Esel hinterlassen, die auf der öffentlichen Versteigerung so und so viel ausmachten." Und dort handelte es sich um arme Neger, welche die Gewaltthätigkeit zu Sklaven gemacht hatte! . . . Solche Dokumente fanden sich viele, und ich selbst war zuweilen bei Anfertigung jener abscheulichen Akten gegenwärtig. Gott allein weiß, wie wir Missionare haben kämpfen und leiden müssen, um die Freiheit eines Sklaven zu verteidigen, daß viel Blut floß, wenn sie ihre Zuflucht in der Missionsgesellschaft suchten, bevor sie durch ihren barbarischen und blutdürstigen Gebieter getötet wurden. Alle Barken, die den Nil hinabfuhren, waren voll von Sklaven. Ein wenig Gummi, einige Elefantenzähne oder etwas Ebenholz verbargen jene, welche in dem Ballastraum verladen waren, und während die Regierung die unsrigen sorgfältigst untersuchte, so daß sie uns häufig ganze Tage verlieren ließ, sandte sie einen Beamten, um den Kaffee zu holen und den Zoll in Empfang zu nehmen, der auf die mit Sklaven gefüllten Schiffe gesetzt war, welche ganz ruhig ihre Reise bis nach Kairo, Alexandrien, Konstantinopel, Palästina oder wo sie hinwollten, fortsetzten. Die Revolution des Mahdi wird vielleicht heute die Dschalaba veranlaßt haben, einen anderen Weg einzuschlagen, aber ich bin gewiß, daß, wenn die Engländer sich ein wenig Mühe geben wollten, sie, ohne gar weit zu gehen, ganze Haufen zum Verkauf ausgesetzter Sklaven in Kairo sowohl, als auch in allen Städten und Flecken Aegyptens finden würden. Ich kenne das Land hinreichend, um solches behaupten zu können.

Geographische Neuigkeiten.

* Athen und die Zunahme seiner Bevölkerung. Die jüngste Volkszählung gibt die Bevölkerung der Stadt Athen auf 117,746 Seelen an. Die alten Athener haben Mühe, in der heutigen Stadt den ehemaligen Flecken wiederzuerkennen, der noch vor kaum 60 Jahren aus Hütten mit Strohdächern und Häuschen vom bescheidensten Aussehen bestand und sich wirr an dem nördlichen Fuße der Akropolis hinzog, welche durch die aufeinanderfolgenden Beschießungen der Stadt während der Revolutionszeit in einen Trümmerhaufen verwandelt worden war. Einige Zahlen werden den Fortschritt, der sich hier vollzogen hat, verständlicher machen. Wir haben zunächst die Thatsache geltend zu machen, daß man jene kleinen engen Straßen, die an das Morgenland erinnern, nur noch in der Nähe des alten Marktes, zwischen der Hadriansstraße und der Akropolis, findet. Ferner haben diese Häuser nicht mehr wie früher ihre Schauseite nach innen, sondern kehren dieselbe der Straße zu. Noch im Jahre 1835 überschritt die Bevölkerung von Athen noch nicht die Zahl von 15,000 Seelen; in den letzten Jahren der türkischen Herrschaft hatte sie deren kaum 12,000. Athen zählte im Jahre 1850 30,696 Einwohner, 1861 deren 41,298 und 1879 84,908. So hat sich denn also in den vierzig Jahren seit 1850 die Bevölkerung Athens in denselben Proportionen vermehrt, wie man dieselben nur in den Städten der neuen Welt findet. Allein ganz besonders in der allerjüngsten zehnjährigen Periode hat Athen das Aussehen einer Großstadt angenommen. Seit 1879 ist seine Bevölkerung um 65 Prozent gestiegen und diejenige des Piräus ist in demselben Verhältnis gewachsen, denn diese Stadt, die schönste von all jenen, welche sich in den Gewässern des Aegäischen Meeres spiegeln, zählte im Jahre 1861 6261 und im Jahre 1889 21,055 Einwohner. Aber auch andere Städte des heutigen Griechenlands erfreuen sich einer ähnlichen Bevölkerungs-Zunahme. Nach Nachrichten aus Patras zählt dieses heute über 38,000 Einwohner, während es 1856 nur deren 15,351 und 1879 nur 25,594 Einwohner hatte. Allein den bedeutendsten Zuwachs scheint Trikkala gehabt zu haben, unter der Voraussetzung, daß die zur Zeit der Annexion Thessaliens an Griechenland vorgenommene Volkszählung richtig vorgenommen worden sei. Diese Stadt soll damals eine Einwohnerzahl von 5563 Seelen und mit den zur Gemeinde Trikkala gehörenden Dörfern der Umgebungen eine Bevölkerung von 11,281 Seelen gehabt haben. Im laufenden Jahre zählte dieser Hauptort nicht weniger als

20,911 Einwohner, von welchen 12,638 auf die eigentliche Stadt kommen.

* Handelsstraßen in Persien. In einem Vortrage, welchen General Sir Murdoch Smith kürzlich vor der Londoner Handelskammer über den „Karún und den britischen Handel mit Persien" hielt, sagte er: „Mehr als drei Viertel des gesamten Flächenraums von Persien sind eine hohe Hochebene, deren Flächen in einer mittleren Höhe von 4000—5000 Fuß über dem Meere liegen. Diese Hochebene, durch zahlreiche Höhenzüge vermannigfaltigt und unterbrochen, ist der eigentliche kennzeichnende Charakterzug des Landes und derjenige, von welchem sein Klima, seine Produkte und seine Verkehrsmittel vorzugsweise abhängen. Um diese Hochebene zu erreichen, muß man, gleichviel von welcher Seite man zu ihr aufsteige, einen langen und mühevollen Aufstieg zurücklegen. Sobald man aber die Hochfläche einmal erreicht hat, kann man einen ziemlich leichten Weg von einem Teil des Landes zum andern finden, trotz der vielen hohen Berge, welche die Ebenen durchschneiden. Das Klima ist außerordentlich trocken und die Temperatur bewegt sich einigermaßen in Extremen, d. h. es ist im Sommer sehr warm und in den höheren Teilen des Landes im Winter sehr kalt. Der Regenfall ist, einige wenige Oertlichkeiten ausgenommen, für das Wachstum der Ernten ungenügend und muß daher durch künstliche Bewässerung ersetzt werden, für welche ein mühsames und scharfsinniges System schon seit den frühesten Zeiten im Gebrauche ist. Die von ihren winterlichen Schneemassen belasteten Bergketten sind die großen natürlichen Behälter, aus denen die Bewässerungskanäle ihren Unterhalt beziehen. Daher trifft man auch, wo das Land am bergigsten ist, wie im Westen und Südwesten, die üppigsten Ernten, die reichlichste Waide und die zahlreichsten Heerden. Andererseits sind die großen Ebenen im östlichen und im zentralen östlichen Persien mehr oder weniger einfache Wüsten. Räderfuhrwerke sind in Wirklichkeit hier nicht brauchbar und nicht im Gebrauch. Der ganze Transport und Verkehr des Landes geschieht mittelst Lasttieren: Kameelen, Maultieren und Eseln, welche sehr gut und in mehr als genügender Menge vorhanden sind. In einem sehr gebirgigen Lande wie Persien ist dies vielleicht kein solches Zeichen von Zurückbleiben hinter der übrigen Welt, wie dies vielleicht auf den ersten Blick erscheinen möchte. Es ist sehr zweifelhaft, ob der Karren oder Wagen über solch lange, steile, zerklüftete Abhänge hin wirklich besser ist als der Packsattel, namentlich wo Last- und Saumtiere im Ueberfluß zu bekommen sind. Man kann schwer einsehen, wie in dem Gürtel von Gebirgsland, welcher die Hochebene umgibt, diese ursprüngliche Art des Verkehrs anders verbessert werden kann als durch Eisenbahnen. Gewöhnliche Fahrstraßen, wenn sie nicht mit sehr geringem Gefälle angelegt würden und daher sehr kostspielig zu erbauen wären, würden meines Bedünkens nur von geringem oder gar keinem Nutzen sein. Verbesserungen in der bestehenden Art und Weise des Transports könnten jedenfalls für jetzt nur in den Ebenen ober- und unterhalb jenes Gürtels angestrebt werden. An den ältesten Handelsstraßen (unter denen man sich aber, wie ich ausdrücklich bemerken will, nur Maultierpfade vorstellen muß) findet man überall Khans oder Karawanserais für die Aufnahme von Reisenden und Karawanen. Den größten Teil des Jahres hindurch ist jedoch ein Obdach unnötig, so daß die Abwesenheit von Karawanserais an irgend einer besonderen Straße kein wirkliches Hindernis für den Karawanenverkehr ist. Thatsächlich pflegen große Handelskarawanen lieber unter freiem Himmel zu biwakieren, als sich der Karawanserais zu bedienen. Wasser ist das einzige unerläßliche Bedürfnis an einer persischen Handelsstraße, denn selbst Fourage kann auf mäßige Entfernungen mitgeführt werden. Wo dies jedoch geschehen muß und die Karawanen entweder selbst das Futter für ihre Tiere mitbringen oder es von anderen Leuten kaufen müssen, welche es an die vorüberkommenden Karawanen verkaufen, da erhöhen sich die Transportkosten für die Waren in entsprechender Weise. Die Fracht und der Preis der Maultiermiete hängen daher nicht allein von der Anzahl der verfügbaren Maultiere und der zurückzulegenden Strecke, sondern ebenso auch von der Bodenbeschaffenheit ab. Wo natürliche Waide zu finden ist, da werden kurze Tagemärsche und infolge davon lange tägliche Halte gemacht, während deren die Tiere zum Waiden ausgetrieben werden und ihren Unterhalt ohne Kosten für ihre Eigentümer finden. Bei Abschätzung der Vor- und Nachteile, d. h. der Wohlfeilheit oder Kostspieligkeit irgend einer besonderen Straße für den Warentransport in Persien muß die Beschaffenheit des umgebenden Landes in Beziehung auf Wasser und Futter folgerichtig ebenso gut in Rechnung genommen werden, als die wirkliche Entfernung in Meilen. Die Straßen, mittelst welcher Persien gegenwärtig mit der Außenwelt in Verbindung steht, können füglich in zwei Gruppen geteilt werden, nämlich in diejenigen, welche nach dem Kaspischen und Schwarzen Meer im Norden und diejenigen, welche nach dem Persischen Meerbusen im Süden führen. Auf allen denjenigen Straßen, welche nach dem Kaspischen Meere führen, und jedenfalls an deren nördlichen Enden hat Rußland ein Alleinrecht auf den auswärtigen Handel, weil es vom Kaspischen Meere her keinen andern Ausgang gibt als Rußland. Nach dem Schwarzen Meere hin wird die alte Karawanenstraße von Teheran aus über Tabriz, Erzerum und Trebisond noch immer in bedeutendem Umfang benützt; allein es läßt sich nicht erwarten, daß sie lange in erfolgreichen Wettbewerb mit der gleichlinigen Straße durch den Kaukasus trete, seit man auf dem ganzen Weg von Batum am Schwarzen Meere bis Baku am Kaspischen Meere eine Eisenbahnverbindung hat. Die Eisenbahn ist aber für alle Waren außer den russischen nutzlos, weil die früher für den Kaukasus gewährte freie Durchfahrt für die Waren

zurückgenommen und dafür der normale Schutzzolltarif wie für das übrige Rußland eingeführt worden ist. . . . Wenden wir aber nun unser Augenmerk auf die andere Gruppe von Handelsstraßen, die hier in Betracht kommen, nämlich auf diejenigen, welche nach dem Persischen Golf führen. Hier finden wir zunächst die große natürliche Wasserstraße des Tigris, welche bis Bagdad hinauf für Dampfer schiffbar ist, von wo aus dann die Hochebene von Persien über Kermanschah mittelst eines vergleichsweise leichten Anstiegs erreicht werden kann. Diese Straße hat jedoch den großen Nachteil, daß sie durch fremdes Gebiet führt, weil der ganze Lauf des Tigris auf türkischem Grund und Boden liegt. Es liegen also auf dieser Straße türkische Zollhäuser zwischen der türkischen Grenze und dem Meere. Dem Gebrauch dieser großen natürlichen Straße von Seiten des britischen Handels stellt sich ferner noch die Thatsache in den Weg, daß die türkische Regierung nur zwei englischen Dampfern die Erlaubnis zum Befahren des Stromes gibt, obwohl deren zwanzig mit Vorteil beschäftigt werden könnten. Es bleiben nun nur noch die Wege nach dem Innern von Persien von Buschir (Abaschir) und Bender Abbas aus zu berücksichtigen, von denen der von Buschir aus gegenwärtig unsere Aufmerksamkeit beschäftigen muß. Bender Abbas, an der Mündung des persischen Meerbusens und sehr weit östlich gelegen, ist im Vergleich mit Buschir von geringer Bedeutung und hat keinerlei Handelsverbindung mit denjenigen Teilen von Persien, welche bei dermaliger Gelegenheit in Frage kommen. Buschir ist praktisch der einzige einigermaßen wichtige Abzugskanal für seine Erzeugnisse, welchen Persien nach der Außenwelt hat, und in mancherlei Hinsicht ein äußerst unbequemer. Der Hafen daselbst ist nur eine offene Rhede und sehr entfernt vom Landungsplatz, mit welchem der Verkehr bei stürmischem Wetter schwierig und zuweilen ganz unmöglich ist. Der Weg ins Innere nach dem ungefähr 40 geogr. Meilen entfernten Schiras führt über eine Reihenfolge rauher Gebirgspässe und ist einer der schwierigsten im Lande. Jenseit Schiras trifft man dann keinen wichtigen Ort mehr bis Ispahan, auf eine Entfernung von 64 oder von Buschir 104 geogr. Meilen. Von Ispahan, der früheren Hauptstadt von Persien, die noch heute eine große und wichtige Stadt und der Mittelpunkt eines reichen Bezirkes ist, gehen strahlenförmig Straßen nach Yezd und Kerman im Osten, nach Kaschan, Kum und Teheran im Norden, nach Hamadan und Kermanschah im Westen und nach Schiras im Süden aus. Es liegt gerade im Herzen von Persien und ist einer seiner Handelsmittelpunkte. Man kann es daher als einen passenden Prüfungspunkt betrachten, von welchem aus die gegenwärtige Straße von Buschir und die künftige über den Karún betrachtet werden muß. Der Karún entspringt in den Hochlanden von Tschehar Mahal, südwestlich von Ispahan; nach einem raschen Fall biegt er aus dem Gebirge in der Nähe der Stadt Schuschtir auf die niedrigen alluvialen Ebenen heraus; hier teilt er sich in zwei Arme, den eigentlichen Karún, zur Rechten, und den Ab-i-Chargar, von künstlichem Ursprung, zur Linken, welche sich etwa 6 geogr. Meilen weiter unten in Bend-i-Kir vereinigen. Hier nimmt der wieder vereinigte Karún auf seinem rechten Ufer einen Nebenfluß, den Diz, auf, welcher aus den Hochlanden im Westen des oberen Karún-Thals herunterkommt und an der großen Stadt Dizful vorbeifließt, wo er auf die niedrige alluviale Ebene heraustritt. Sechs geogr. Meilen unterhalb dem Zusammenfluß der drei Ströme in Bend-i-Kir verläuft eine Sandsteinbank quer über das Flußbett bei Ahwaz und verursacht eine Reihe von Stromschnellen, auf welche ich sogleich ausführlicher zurückkommen will. Von Ahwaz aus fließt der Karún sanft über die Ebene hin, in einer beinahe geraden Richtung auf einer weiteren Strecke von etwa 14 geogr. Meilen bis Mohammerah, wo er sich in den Schat-el-Arab oder die noch Ebbe und Flut zeigende Mündung des vereinigten Tigris und Euphrat ergießt. Von Mohammerah bis zum Meere, auf einer Strecke von ungefähr 8 geogr. Meilen, ist der Schat-el-Arab für Ozeandampfer schiffbar. Von Mohammerah bis auf eine ganz kurze Entfernung von Schuschtir am Ab-i-Gargar-Arm auf einer geraden Strecke von etwa 26 Meilen ist der Karún mit Ausnahme des einzelnen Hindernisses in Ahwaz auf seiner ganzen Erstreckung zur Dampfschifffahrt vorzüglich geeignet. Auf diese Weise bildet er in Verbindung mit dem Schat-el-Arab, in welchen er sich ergießt, eine große natürliche schiffbare Wasserstraße, welche auf 34 geogr. Meilen weit in das Herz des Landes hineinreicht. Und dies ist noch nicht alles, denn ein Blick auf die Landkarte wird die Gestaltung des Persischen Meerbusens als eine derartige nachweisen, daß, je weiter man denselben hinauf- und namentlich, wenn man an Buschir vorübergeht, man sich desto mehr dem Mittelpunkt von Persien nähert. Diese Thatsache muß man daher in Rechnung nehmen, wenn man den Wert der Karún-Straße abschätzt. Das Ende der schiffbaren Strecke des Karún bei Schuschtir liegt den zentralen Teilen Persiens weit näher als Buschir, nicht allein um die 34 geogr. Meilen des Flusses und Mündungsgebietes, sondern auch um die 30 geogr. Mln. Meer zwischen Buschir und der Mündung des Schat-el-Arab; mit anderen Worten, die 64 geogr. Meilen Wasserfahrt mittelst des Karún-Flusses können ebenso viele Meilen Transport auf Packsätteln über Buschir ersparen."

Kleinere Mitteilungen.

* Der australische Bunyip.

Wer in Australien gelebt hat, wird auch vom Bunyip gehört haben. Es ist das einzige mythische Ungeheuer, welches dort heimisch ist und die Eingeborenen in Angst und Schrecken setzt.

Die alte Welt hat ihre Dämonen, ihre Vampyre, ihren Spuk und was sonst, Australien aber nur seinen Bunyip. In den Eukalyptenwäldern wohnen keine Faune, in den laufenden Creeks keine Najaden, welche ihm Konkurrenz machen. Gesehen hat ihn freilich niemand, aber jeder weiß Schauergeschichten, entnommen aus der Quelle des Hörensagens, von ihm zu erzählen. Der Bunyip ist die australische Seeschlange, nur mit dem Unterschied, daß er Lagunen und tiefe Wasserlöcher dem Ozean zum Aufenthalt vorzieht. Er soll ein amphibienartiges Monster sein, wird jedoch sehr verschieden beschrieben, bald als eine gigantische Schlange, bald als eine Art Rhinozeros mit weichem, zartem Felle und einem kalbähnlichen Kopfe, bald als ein ungeheures Schwein von gelber Farbe mit schwarzen Streifen. Auch werden ihm allerlei Attribute zugewiesen. Er überschüttet die, welche ihn in der Nachtzeit in ihrer Unterhaltung erwähnen, mit kalten schaurigen Gefühlen und eine magnetische, betäubend und tötlich wirkende Atmosphäre strömt von ihm aus, welche Menschen und Tiere anzieht, deren Blut er dann aussaugt. Er ist schweigsam, listig und verschlagen. Nur selten, und das auch nur in der Nacht, taucht er teilweise aus dem schwarzen Wasser, für welche Farbe er eine besondere Vorliebe hat, empor und stößt ein seltsames wehklagendes Geschrei, wie das eines Kindes oder einer jammernden Frau, aus. Seinen Aufenthalt nimmt der Bunyip nur in Lagunen oder in tiefen dunklen Wasserpfühlen mit sumpfiger Umgebung, in deren Nähe sich deshalb kein Eingeborener wagen wird. Dagegen hat er gegen Flüsse und laufende Creeks und in trockener Gegend gelegene Wasserlöcher mit steilen Ufern große Aversion, und in diesen zu baden und daraus Wasser zu schöpfen, nimmt niemand Bedenken. Ist ein Eingeborener gestorben, so heißt es: der Bunyip hat ihn gepackt.

Die Eingeborenen sprechen im allgemeinen nicht gern vom Bunyip, doch erzählte uns einmal ein alter Häuptling folgende Schauergeschichte. Vor langer Zeit lebten zwei Brüder, der eine war ein langer, der andere ein kurzgewachsener. Sie begaben sich eines Tages nach einem Sumpf, um Schwaneneier zu suchen. Sie fanden eine große Menge und kehrten an den Rand der Lagune zurück, um sie zu verzehren. Gegen den Willen des Bruders gieng nun der Kleine von Neuem in den Sumpf, um noch mehr Eier zu holen, und fand in der Mitte desselben ein Nest mit vielen, vielen Eiern. Beim Rückgange aber sank er in den plötzlich erweichten Boden tief ein, eine mächtige Sturzwelle fiel über ihn und riß ihn aus Nest zurück. Ein großer Bunyip kam hervor, nahm den Kleinen ins Maul und hielt ihn hoch. Als dies der lange Bruder sah, eilte er hinzu und harschte das Untier mit den Worten an: Gieb mir meinen Bruder! Es fletschte grimmig die Zähne, gab aber doch den Kleinen her. Allein dieser war tot. Der Bunyip hatte ihm die Gedärme aus dem Leib herausgerissen und sie verschlungen. Dies ist so eine von den vielen Sagen, welche unter den Eingeborenen Australiens über den bösen Bunyip verbreitet sind. Greffrath.

* Die Ansiedelungen im nördlichen Japan.

Die Resultate der Ansiedelungen auf den nördlichen Inseln des japanischen Reiches werden ausführlich beschrieben in einem Bericht über Landwirtschaft auf der Insel Jesso, welcher von Mr. Quin, dem englischen Konsul zu Hakodate, entworfen und durch das „Foreign Office“ veröffentlicht worden ist.

Der erste Versuch einer Ansiedelung von Seiten der japanischen Regierung datiert vom J. 1869. Vor jener Zeit waren der Fischfang und das Einsammeln von eßbarem Seegras die einzig dort ausgeübte Industrie. Im Jahre 1869 bildete sich ein Kolonisations-Departement mit dem Zwecke, die Landwirtschaft zu vervollkommnen und Ansiedler zu veranlassen, nach Jesso zu kommen; zudem wurde zum erstenmal ein Plan jener Insel entworfen. Seit jener Zeit sind beständig Bemühungen zur Kolonisation unter verschiedenen Verwaltungen gemacht worden, jedoch nur mit geringem Erfolg.

Die hauptsächlichsten Hindernisse sind:

1) Die Abneigung der Japaner, ihren Geburtsort und Umgebungen zu verlassen;

2) die strengen Winter auf Jesso, welche 4 bis 5 Monate dauern; zu Hakodate z. B. liegt der Schnee in den Juni hinein bis zu 2000 Fuß herab auf den Bergen;

3) die Thatsache, daß nur eine Ernte jährlich stattfinden kann, während es im Süden des Reiches mehrere Ernten nacheinander gibt.

Dieser Schattenseiten ungeachtet, sind seit 1869 nahezu 45,000 Acker Land zur Anpflanzung in Angriff genommen worden. In der Nachbarschaft von Esashi und Hakodate, d. h. im südlichen Teil der Insel, wird hauptsächlich Reis gebaut, während um Sapporo und Mombetsu herum andere Feldfrüchte angepflanzt werden. Zwischen den Jahren 1869 und 1886 wurden durch das Kolonisations-Departement 22,034 Häuser errichtet und 106,302 Personen nach jener Insel gebracht. Im Jahre 1869 gab es 48,867 Japaner auf der Insel, wo hingegen im Jahre 1886 die Gesamtbevölkerung 225,958 Personen betrug. Die verschiedenen Artikel der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, welche am besten auf Jesso gedeihen, sind mehrere Sorten Weizen, Gerste, Hirse, Durra, Hanf, Buchweizen, Mais, Kartoffeln, Reis und Hafer. Eine große Anzahl von Obstbäumen sind dort eingeführt worden, von denen die Aepfel und Trauben am besten gediehen sind. Die Seidenkultur ist mit gutem Erfolg versucht worden, nicht minder die Pferdezucht. Viele andere von der Regierung ausgegangene Unternehmungen sind von verschiedenem Erfolg gewesen. Große Geldsummen sind ausgegeben worden, wofür man bis jetzt keinen verhältnismäßigen Erfolg erzielt hat, doch hofft der Konsul, daß die ernsten Bemühungen, welche außerdem gemacht worden sind, um den Ackerbau und andere Hülfsquellen auszubeuten, sich in Zukunft nützlicher erweisen werden. Was die Ainu-Bevölkerung anbetrifft, so hat man erst seit kurzem Versuche angestellt, um sie zu veranlassen, den Boden zu bebauen. Eine Volkszählung jener hat bis jetzt nicht stattgefunden, doch schätzt man sie auf ungefähr 14,500 Seelen. Die allgemeine Meinung jedoch ist, daß sie allmählich verschwinden werden. D.

Junge zuverlässige
Philologen
jeder Gattung, Historiker und Geographen, die auf größeren oder kleineren Bibliotheken und Archiven des In- und Auslandes arbeiten, können behufs dauernden oder gelegentlichen Verdienstes ihre Adressen mit genauer Angabe ihres Spezialfaches und Studienganges einsenden an **The London Bibliographical Institute, 217 Euston Rd. London NW.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandl. Nachf. in Stuttgart.

Koser, Reinhold, Friedrich der Große als Kronprinz. Oktav. 267 Seiten. Eleg. brosch. M. 4.— Eleg. geb. M. 5.—

Engler, Dr. C., Das Erdöl von Bank. Ein Reisebericht. Geschichte, Gewinnung und Verarbeitung, nebst vergleichenden Versuchen über dessen Eigenschaften gegenüber dem amerikanischen Petroleum. Sonderabdruck aus Dingler's Polytechnischem Journal. Mit 32 Textabbildungen. 8°. 81 Seiten. Broschirt M. 2. —

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 34. Stuttgart, 26. August **1889.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. – Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. – Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. – Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Rittner-Lübeck. S. 661. — 2. Abbazia. S. 664. — 3. Bilder aus dem russischen Volksleben. (Schluß.) S. 667. — 4. Reisebilder aus dem Westen Nordamerika's. Von Friedrich J. Pajeken. S. 671. — 5. Die Jahreszeiten in den Alpen. S. 677. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 679. — 7. Litteratur. S. 680.

Die Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Rittner-Lübeck.[1]

Es ist leider eine feststehende Thatsache, daß die Landwirtschaft im alternden Europa im allgemeinen sehr unrentabel geworden ist, eine Erscheinung, die, so sehr wir es auch wünschen möchten, auch durch erhöhte Getreidezölle kaum beseitigt werden wird; denn letztere sind eben nur ein Palliativ-Mittel, welches angewendet werden mußte, um den augenblicklichen Zusammensturz zahlreicher Existenzen zeitweilig aufzuhalten und Zeit zu gewinnen, um andere Bahnen einzuschlagen. Kommen wird dieser Zusammensturz so sicher, wie dem bis an die Zähne bewaffneten Weltfrieden der Weltkrieg folgen wird. Beide Kalamitäten schiebt man aus naheliegenden Gründen so lange wie möglich hinaus, aber aus der Welt schaffen wird man weder die eine noch die andere.

Welche Ursachen diesem Todeskampfe der deutschen Landwirtschaft zugrunde liegen, ist schon oft genug behandelt worden; es sind subjektive und objektive; hier näher darauf einzugehen, ist jedoch nicht der Ort; unsere Aufgabe besteht vielmehr darin, nachzuweisen, daß die landwirtschaftlichen Verhältnisse im großen Ganzen jenseit des Ozeans keineswegs günstiger liegen. Wir möchten damit gleichzeitig warnen, dorthin auszuwandern, um daselbst ein landwirtschaftliches Eldorado zu finden. Die nachstehende Darstellung wird die Richtigkeit unserer Behauptung beweisen, andererseits unsere Warnung gerechtfertigt erscheinen lassen.

[1] Nach eigener Anschauung, A. Termer's „Amerika" und Freiherrn v. Vogelsang's statistischen Aufzeichnungen.

Indem wir zur Lösung unserer Aufgabe schreiten, verkennen wir keineswegs die Schwierigkeit derselben. Die ungeheure Ausdehnung des Territoriums der Vereinigten Staaten, die Zahl und die rapide Zunahme ihrer Bevölkerung, „die Größe und Macht ihres Reichtums und ihrer Hülfsquellen, die Jugendlichkeit und Eigenart" der aus allen Erdteilen zusammengewürfelten Bewohner, ihrer Einrichtungen in staatlicher und sozialer Richtung, die so manches dem Europäer in einem fremden, nie geahnten Lichte erscheinen lassen, das Neue und gleichzeitig teilweise noch recht Unvollkommene ihrer Institutionen, endlich die so häufig sich zeigenden Widersprüche in der mehr oder minder tendenziösen Berichterstattung treten dem Darsteller als schwer zu besiegende Hindernisse entgegen. Nur eine unparteiische, auf die besten amtlichen Quellen gegründete Berichterstattung, unterstützt von persönlicher Wahrnehmung, ist geeignet, Wahrheit von Dichtung zu sondern und möglichst Zuverlässiges zu bieten. Einer solchen wollen wir uns ernstlich befleißigen, indem wir es unternehmen, die landwirtschaftlichen Verhältnisse eines so großen, jungen, reichen und rasch emporgewachsenen Volkes, wie jenes der amerikanischen Union, zu schildern.

Wir werden uns dabei wohl hüten, allzu peinlich auf Einzelheiten einzugehen; gar zu schnell würden wir bei solcher Methode in unentwirrbare Widersprüche geraten. Vor uns liegt ein Land von nahezu 3 Mill. e. Geviertmeilen Umfang mit einer Bevölkerung von beinahe 60 Millionen Menschen, welches im Osten vom Atlantischen Ozean, im Westen vom Stillen Ozean, im Norden von Kanada und den englischen Kolonien, im Süden von Mexiko und dem Mexikanischen Golf begrenzt, also nach allen Richtungen hin offen und zugänglich ist.

Es kommt hinzu die große Fruchtbarkeit des Bodens, der Reichtum ausgedehnter Kohlen- und Erzfelder, die Vorzüglichkeit der Arbeitsprodukte, die Vortrefflichkeit und Mannigfaltigkeit der Maschinen, die Ausdauer und der Unternehmungsgeist der Geschäftswelt und die Großartigkeit des Betriebskapitals, alles gefördert und geschützt durch vernünftige politische Institutionen im freiheitlichen Sinne und die ausnehmend glückliche Lage des Landes. Dies alles stellt uns ein Land dar, welches alle Grundbedingungen enthält, um Naturschätze und Menschenfleiß zur höchsten Vollendung zu bringen.

Der Urquell der Gewinnung und Erzeugung der menschlichen Lebensbedürfnisse ist und bleibt aber unzweifelhaft die Erde; je reicher diese von der Natur ausgestattet ist, desto üppigere und vollkommenere Produkte werden ihr entnommen. Diese Produkte dem Menschen thunlichst zugänglich zu machen, ist die ernste sittliche und lohnende Aufgabe der Menschenarbeit.

Was nun speziell die Landwirtschaft betrifft, so mögen zu Nutz und Frommen solcher Auswanderer, die nur mit einem mäßigen Kapital ausgerüstet sind, folgende allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt sein, wobei wir zunächst bemerken, daß romantisch gehaltene Beschreibungen früherer Reisenden, die lügnerischen Anpreisungen geldgieriger Agenten, der ungewöhnlich reiche Ertrag der Ernten der Jahre 1877, 1878, 1879 und 1880 unstreitig zu rosige und weit übertriebene Vorstellungen gezeitigt und die Wahrheit teils bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt haben. Diese Ideen hatten ihre volle Berechtigung, als noch die unermeßlichen und mit ausgezeichneten Nutzhölzern und Viehwaiden gefüllten Wälder noch vorhanden waren, reichlich Wild existierte, gutes Land in Hülle und Fülle billig, ja fast umsonst erworben werden konnte und man an das Leben nicht entfernt jene Ansprüche machte, die man jetzt für unerläßlich hält. Der junge kräftige Einwanderer konnte ehedem bei Fleiß und Ausdauer mit Zuversicht darauf rechnen, ohne nennenswertes Kapital eine kleine Farm sich aufzubauen und für sich und seine etwaige Familie eine, wenn auch immerhin bescheidene Existenz zu gründen. Diese Zeiten sind freilich vorüber, vielleicht im fernsten Westen mag es noch möglich sein, freilich unter ganz ungewöhnlichen Anstrengungen, mit allen denkbaren Entbehrungen und unter Umständen mit steter Gefahr für das eigene Leben. Um sich in den übrigen Teilen der Union eine sichere Existenz zu schaffen, dazu gehört heute mindestens ebenso viel Geld, wie in den weitab meisten Teilen Deutschlands. Dies mögen sich alle diejenigen gesagt sein lassen, die da meinen, sich mit einigen Tausend Mark einen Besitz erwerben zu können, der ihnen und ihren Familien in gewohnter Weise eine reichliche und leichte Existenz gewährt. Wer dies glaubt, der befindet sich in einem bedauerlichen Irrtum, der sich schnell rächt. Wirklich gutes, ertragreiches Kulturland kostet nicht allein in den östlichen Staaten der Union, sondern auch schon in den alten Mittel- und den meisten West- und Südstaaten 800—1200 Mark und je nach der Nähe konsumierender größerer Städte sogar 1200—8000 M. per Acre (1 Acre ist 1.584 preußische Morgen, 0.731 sächsische Acker, 0.703 österreichische Joch, 0.405 Hektar), ohne einen dem Brutto-Ertrage entsprechenden Netto-Ertrag abzuwerfen.

Hiezu kommt noch die Unsicherheit der Ernten, die in den Mittelstaaten von heißen, dürren Sommern, schneearmen Wintern, abnormer Kälte und furchtbaren Stürmen, im Norden und Nordwesten von Tornados, im Westen von Heuschrecken, sonstigen schädlichen Insekten und Viehseuchen, die in der Regel sehr akut auftreten, gar oft sehr wesentlich geschädigt, mitunter ganz in Frage gestellt und vernichtet werden.

Kann man den Ertrag eines Acre Weizenlandes durchschnittlich berechnen in England auf 24 Bushels, in Preußen auf 17 Bushels, so darf man denselben in Amerika nicht höher als 13 Bushels annehmen; der Jahreslohn eines tüchtigen Arbeiters oder Knechts beträgt in Amerika bei voller Kost 600—900 Mark, während der Bushel Weizen meist nicht mehr als $3\frac{1}{2}$—4 M. kostet. Weiter herrscht in Amerika die vollständigste Teilbarkeit des Besitzes, eine wahre Atomisierung des Grundbesitzes, nur einige Farmen bleiben nach dem Tode des Besitzers ungeteilt.

Auch Gemeindeland fehlt gänzlich — ein Uebelstand, der sich außerordentlich fühlbar macht! Die teilungslustigen Bilderstürmer Deutschlands sollten diese Thatsache recht ernstlich studieren und ihren Eifer zügeln. Sie würden überhaupt bald einsehen lernen, daß das gute, alte Deutschland bei manchen störenden Einschränkungen doch sehr wohlthätige Bestimmungen besitzt, um die Erhaltung eines soliden, geschlossenen Grundbesitzes zu sichern. Aeltere, gereifte Männer wissen sehr gut, daß der eigentliche Nutzen menschlichen Schaffens und Strebens nicht allein im augenblicklichen Gewinne liegt, sondern daß zum wahren Lebensgenusse mehr als tägliches Brot gehört; jüngere Leute werden sich freilich durch derartige Bedenken nicht von der Auswanderung abhalten lassen. Nun, jeder trägt seine eigene Haut zu Markte und erntet, was er gesäet hat; unsere Aufgabe kann nur in wohlgemeinter Warnung bestehen, gestützt auf Thatsachen, die nicht zu ändern, sondern nur in Rechnung zu ziehen sind.

Wie bereits mitgeteilt, umfaßt die amerikanische Union ein Gesamtgebiet von 2,835,615 e. Geviertmeilen oder 1,814,793,938 Acres; der Boden ist im allgemeinen als sandiger Lehm von sehr weit auseinander gehender Fruchtbarkeit zu bezeichnen. Der Ertrag dieses sandigen Lehmes, auf welchem unter sonstigen günstigen Verhältnissen und bei verständiger Bewirtschaftung sämtliche Früchte einen angemessenen Ertrag gewähren, ist in den öden, wasserarmen, der Hitze und der Kälte in gleich hohem Grade, wie den Stürmen ausgesetzten Wüsteneien des Westens beinahe null, ebenso in den ausgesogenen Farmen und Plantagen des Süd- und Mittellandes und auf den wald-

entblößten, karstähnlichen Hügeln der mittleren Staaten; dagegen ausgezeichnet und unerschöpflich in den fruchtbaren Niederungen und Marschen (bottoms), deren Ertragsfähigkeit bis heute trotz des entsetzlichen Ausbeutungssystems, dem sie seit undenklichen Zeiten unterliegen, trotz des Mangels an jeder Düngung und der alljährlich sich folgenden Ernten von Weizen und Mais; im Gegenteil scheinen diese Marschen infolge der stetig größer werdenden und immer mehr Humus von den Höhen herabführenden Ueberschwemmungen immer fruchtbarer und ertragsreicher zu werden.

Die Höhenlage des Landes begünstigt im allgemeinen den landwirtschaftlichen Betrieb; das mächtige Binnenland stellt sich mit Ausnahme zweier dasselbe durchziehender Gebirgsketten dem Auge als ein einziges mächtiges Saatfeld dar, in der verschiedensten Weise besäet, streng eingeteilt in die verschiedenen Branchen jeder Landwirtschaft.

Während der Osten für den unmittelbaren Consum der großen Städte und Industrie-Bezirke in Garten- und Molkereiwirtschaften produziert, kultiviert der mittlere Teil und der Norden den Weizen, der südliche Teil den Mais, der Süden die Baumwolle und der ganze Westen betreibt die Viehzucht zur Fleischgewinnung. Das Ganze macht den Eindruck einer großartigen Musterfarm.

Die Erhebungen der einzelnen Territorien sind so unbedeutend, daß das Land an den Quellen des Ohio beispielsweise ungefähr 2000 e. Mln. von der Mündung dieses sich bei Kairo mit dem Mississippi vereinigenden Stromes, der sich bei New-Orleans ins Meer ergießt nur rund 700 F. über dem Meeresspiegel liegt, ein Umstand, der es ermöglicht, daß Dampf- und Flatboote von Pittsburgh in Pennsylvanien direkt bis an das Meer fahren können. So liegt die Stadt St. Paul in Minnesota am Mississippi 2200 e. Mln. vom Meere entfernt, bei alledem aber nur 800 F. über letzterem.

Die beiden oben erwähnten Gebirgszüge, welche das Binnenland umgeben, sind das Alleghany-Gebirge im Osten und das Felsengebirge im Westen; sie sind von einander entfernt im Norden, also an der Grenze der britischen Besitzungen, etwa 1700 e. Mln., im Süden, 32. Breitengrad, nur 750 Mln. Das von ihnen umschlossene Binnenland nun bildet in einer Gesamtfläche von 800 bis 900 Mill. Acres das Zentrum der Landwirtschaft. Die Entwässerung dieses ungeheuren Territoriums besorgen in erster Reihe der Mississippi, dann die Nebenflüsse desselben: der Missouri, Arkansas und Red River im Westen, sowie der Ohio und Tennessee-Fluß im Osten.

Von dem oben angeführten Gesamtareal der Vereinigten Staaten waren bis zum Jahr 1886 vermessen, beziehungsweise in Privatbesitz übergegangene 831,725,863 Acres; herrenlos waren einschließlich des Indianergebietes 983,068,075 Acres.

Der Staat Texas besitzt kein Regierungsland; der größte Teil seines Terrains ist noch unbebaut in den Händen des Staates, einiger Privatleute und mehrerer Aktiengesellschaften; der Boden eignet sich ganz besonders zur Viehzucht.

Es herrscht nun im allgemeinen die Ansicht, daß eine solche Masse Landes, selbst bei sich steigernder Einwanderung und steter Zunahme durch Geburten, noch auf eine lange Reihe von Jahren hinaus den weitgehendsten Anforderungen genüge. Wer indessen Land erwirbt, thut dies nur, um Landwirtschaft oder speziell Viehzucht zu betreiben; da ist nun zu bedenken, daß ein großer Teil der Bundesstaaten weder für die eine noch die andere Branche sich eignet. Alaska, im äußersten Norden, kommt überhaupt nicht in Betracht; ebenso wenig die herrenlosen und fieberschwangeren, sumpfigen Ländereien Louisiana's und Florida's; auch kann das Indianergebiet nicht in Rechnung kommen; hienach bleiben als Hauptmasse lediglich die Ländereien in Californien, Arizona, Colorado, Dakota, Idaho, Nord-Minnesota, Montana, West-Nebraska, Nevada, Neu-Mexiko, Oregon, Utah, Washington und Wyoming. Nimmt man Californien mit seinen teilweise für den unbemittelten Einwanderer höchst ungeeigneten Verhältnissen, sowie das unentwickelte Washington-Territorium und Nord-Minnesota aus, so bleiben noch 11 Staaten; diese aber liegen zwischen dem 100. Längengrad v. Gr. bis zur Sierra Nevada und von den britischen Besitzungen im Norden bis nach Mexiko im Süden und bilden jenen ausgedehnten Länderstrich, der unter dem Namen „Die große Wüste" eine ebenso bekannte, wie gefürchtete Einöde ist; das schließt nicht aus, daß sich in der Nähe von Seen und Wasser überhaupt zahlreiche fruchtbare Oasen finden, die sich recht gut zur Viehzucht eignen. Allein der weitab größte Teil eignet sich hiezu nicht, am wenigsten aber zum Getreidebau. Mangel an Holz und Wasser läßt dies unmöglich erscheinen. General Hayen, der diese große Wüste vermessen hat, beschreibt dieselbe folgendermaßen:

„Dieser Landstrich erhebt sich zwischen 1500—4500 F. über dem Meeresspiegel und bildet eine weite, nur von einigen Höhenzügen und wenigen kleinen Flüssen durchschnittene Hochebene. Dieselbe ist schon seit lange als eine unbrauchbare Wüste bekannt, deren Erforschung oder Passierung bereits Hunderten von Menschen und Tausenden von Tieren das Leben gekostet hat. Unter den bezeichnenden Namen: bad lands, sandy plains, black hills, wasted deserts, el Llaño estacado galt sie stets als eine unkultivierbare Hochebene, bis die neu erbaute Northern-Pacific-Eisenbahn, welche dieselbe im nördlichen Teile durchschneidet und von der Vereinigten-Staaten-Regierung ungeheure Strecken Landes in derselben zum Geschenk erhalten hat, sie als eine mit Unrecht verpönte Fläche darstellte, welche Hunderttausende von Acres guten Farm- und Waidelandes enthalte und den neuen Ansiedlern eine glänzende Zukunft verspreche."

Diese letztere Ansicht ist durch eifrig und mit allen Mitteln betriebene Reklame in Europa und zum Teil auch

in Amerika selbst zur Geltung gelangt und zahlreiche Einwanderer ließen sich von ihr verleiten, dort Grundbesitze zu erwerben. Solche Einwanderer, die Grundstücke in der Nähe von Wasser erwarben, kommen gut vorwärts, die meisten aber gingen elend zugrunde. Eine schwer schädigende Thatsache ist die Härte und die Dauer des Winters; während es sieben Monate im Jahre sehr kalt, stürmisch und schneereich ist, sind die wenigen Sommermonate sengend heiß, Herbst und Frühling sehr kurz und regnerisch.

Die genannten Staaten eignen sich aber außer dem Mangel an Wasser im allgemeinen auch deshalb, und zwar mindestens zu zwei Dritteilen ihres ganzen Umfangs, weder zum Ackerbau noch zur Viehzucht, weil sie bis zu 4500 F. über dem Meeresspiegel liegen. Künstliche Bewässerung läßt sich daher nur mit großen Schwierigkeiten einrichten; blos die kleinen Flußthäler, Cañons, machen eine Ausnahme, sie sind aber steten und plötzlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt und von geringer Ausdehnung.

Im allgemeinen darf man wohl annehmen, daß sich nur 170 Mill. Acres zur Landwirtschaft eignen; ganz ausgezeichnete, tadellose Vorbedingungen für den landwirtschaftlichen Betrieb findet man nur auf rund 20 Mill. Acres. Wäre kein anderes Land disponibel, so hätte man keine ernstere Pflicht, als alle Einwanderungslustigen, so weit sie Landwirte sind, auf das Dringendste vor Einwanderung zu warnen. Es gibt aber außer dem eben erwähnten freien Lande noch ungeheure Ländereien, welche bereits vermessen sind und sofort in Besitz genommen werden können; sie befinden sich im Besitze der Regierung und der Eisenbahngesellschaften.

Nach dem „Heimstättengesetz" (Homestead-law) hat jeder 21 Jahre alte amerikanische Bürger, resp. jeder Einwanderer, der die Erklärung abgibt, ein solcher werden zu wollen, das Recht, von jenem Regierungsland ein Areal von 160 Acres, zu 1 Dollar 25 Cents per Acre zu erhalten, wenn er bei den Landesbehörden darum ersucht und die Verpflichtung übernimmt, auf dem Areal selbst zu wohnen; ist dies fünf Jahre lang geschehen, so erhält er den vollständigen Besitztitel. Die zu entrichtenden Unkosten betragen zwischen 7 und 34 Doll., je nach der Lage des Landes; weiter genießt ein solcher Ansiedler den Vorteil, daß ihm das auf diese Weise erworbene Land nebst dem darauf befindlichen Hause früherer Schulden wegen nicht genommen werden kann.

Es gibt aber noch eine billigere Methode, sich Regierungsland eigentümlich zu erwerben. Nach dem Forstschutzgesetze (timber culture act) können nämlich solche Ansiedler, welche innerhalb zwei Jahren fünf Acres mit Holz bepflanzt haben, eine Heimstätte von 80 Acres und solche, welche zehn Acres bepflanzt haben, eine Heimstätte von 160 Acres von der Regierung beanspruchen. Es sei jedoch hiezu bemerkt, daß ein solcher Ansiedler ein Vermögen von mindestens 2000 M. besitzen muß; kommt hiezu noch Landankauf und soll die Bebauung schneller vor sich gehen, so erhöht sich diese Summe auf 3000 M. Weiter ist wohl zu bedenken, daß ein solcher Ansiedler auf ein rauhes, einsames Leben vorbereitet sein muß; innerhalb der ersten Jahre muß er auf jede häusliche Bequemlichkeit und jeden geselligen Verkehr verzichten.

Diese öffentlichen Ländereien verteilen sich auf die Staaten Alabama, Arkansas, Arizona, Californien, Kolorado, Dakota, Florida, Idaho, Jowa, Kansas, Louisiana, Michigan, Minnesota, Mississippi, Missouri, Montana, Nevada, Neu-Mexiko, Oregon, Utah, Washington, Wisconsin und Wyoming.

Mitunter mag es vorteilhafter erscheinen, Eisenbahnland, weil es in größerer Nähe von der betreffenden Bahn liegt, zu erwerben. In diesem Falle möge sich der Ansiedler an den Landagenten der betreffenden Eisenbahngesellschaft wenden, der ihm gern jede gewünschte Auskunft geben wird. Der Preis dieses Eisenbahnlandes schwankt je nach Lage und Güte des Areals zwischen 12 bis 30 M. per Acre, wobei natürlich auch die Wasserverhältnisse eine entsprechende Rolle spielen. Die Kulturkosten betragen per 1 Acre gegen 40 M. inkl. der Errichtung der nötigsten Baulichkeiten; es verteilen sich jedoch diese Ausgaben auf 5—6 Jahre und lassen sich deshalb auch leichter beschaffen, weil überall Gelegenheit zu nicht unerheblichem Nebenverdienst sich darbietet.

Hienach wird jeder Vernünftige leicht begreifen, daß es eine verfehlte Idee ist, ganz vermögenslos oder nur mit wenigen Tausend Mark sich eine eingerichtete Farm erwerben zu können.

(Schluß folgt.)

Abbazia.

Ein Paradies, ein freilich noch immer nur wenig gekanntes Paradies, ist das österreichische Quarnero und seine Krönung ist Abbazia.

Wir passieren den Karst, das „Felsgebirg am Meer, ein riesiges Herz von Stein": in der Station St. Peter zweigt sich, gleich im Anfang einen tiefen Felseinschnitt zeigend, in südöstlicher Richtung eine Flügelbahn nach Fiume ab. Durch spärlich bewohntes Land, streckenweise auf hohen Dämmen, fährt man am Westhange des Monte Labor dahin, beim Dorfe Narsic durchmißt man einen kurzen Tunnel, vor der Station Kältenberg, hoch über dem Rjeka-Thal, gegenüber einem Hügel, der den Ort Prem trägt, noch zwei Tunnels, dann erreicht man in einem weiten grünen Thalkessel die Station Dornegg-Feistritz. Ein mächtiger Felsbach strömt aus den Felsen und setzt mehrere Mühlen in Bewegung, von der Höhe herab schaut ein verfallenes Schloß. Schnurgerade quert die Bahn die Ebene, setzt über die Rjeka und erreicht jenseits wieder den Abhang

des Gebirges. Mit allmählichem Ansteigen bis zur Wasserscheide, die man in dem langen Malaberce-Tunnel unterfährt, kommt am östlichen Rande des Tschitscherbodens, einer ausgedehnten Steinwüste der südöstlichen Karstregion, die Station Sapiane, in fast südlicher Richtung durchschneidet man dann auf karstigem Terrain eine menschenleere, schwach mit Jungwald bestandene Landschaft, biegt hier, in der Ferne die blauen Höhen der Insel Cherso und einen Streifen des Meeres schauend, wieder nach Südosten, erreicht die Station Jurdani (mit einer prächtigen Grotte in der Nähe), wendet sich in mehreren scharfen Kurven (denn es gilt, das starke Gefälle bis zum Meeresufer zu überwinden) südwestlich, südlich und östlich und hat auf der Station Mattuglie-Abbazia den ersten vollen Ausblick in die gesegnete Landschaft, die, um mit Heinrich Noë zu reden, im Sommer das Seebad und im Winter das Sonnenbad Oesterreichs ist. An Mulden vorüber, auf die Eichen und Kastanien tiefen Waldesschatten werfen, überschreiten wir, jetzt zu Wagen die Fahrt fortsetzend, die Eisenbahn und halten in dem einfachen Wirtshause Sammt, dessen Veranda einen Rundblick über das Meer mit seinen Inseln bietet, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Man schaut den Monte Maggiore Istriens und die ganze Ostküste der Istrischen Halbinsel, die Inseln Cherso, Veglia und San Marco, sowie das ungarische nnd kroatische Küstenland, unmittelbar zu unseren Füßen in der Tiefe glänzen die weißen Häuser von Volosca und ragt der Lorbeerwald von Abbazia empor, und zwischen dem blauen Meer und dem braunen Berge zeigt sich eine große tiefgrüne Insel.

Der Fahrweg biegt jetzt weit nach Osten aus, denn er sucht das Gefälle gegen das Meer hin leichter zu überwinden, aber der Fußgänger benutzt die alte Straße, die in geringer Entfernung von dem eben genannten Sammt südwestlich von der neuen sich abzweigt, und in 25 Minuten hat er Volosca erreicht. Links schaut er am Meer auf die braunroten Abstürze des Kreidekalks in der kleinen, aber tiefen Bucht von Preluca, in welcher zur Sommerszeit ein ergiebiger Thunfischfang betrieben wird; die brüchigen Wände sind durch Sprengungen entstanden, die das Gestein für den großen Molo des Hafens von Fiume lieferten. Volosca hat nur eine einzige lange Straße und am Ende derselben liegt, unter einem baumhohen Hibiscus syriacus ein treffliches deutsches Gasthaus.

Näher und näher kommen wir jetzt an Abbazia heran und immer üppiger entrollt sich die Pflanzenwelt: wir finden ganze Dickichte von Lorbeeren und Rosen. Merkwürdig ist aber die Mischung von Bäumen des Nordens und des Mittelmeer-Beckens: gleich dort, wo Abbazia beginnt — es leuchtet uns eine Villa mit der Inschrift „Villa Peggino" entgegen — streckt neben Magnolien und Erdbeerbäumen eine riesige Legföhre ihre nadeligen Aeste in die Luft, über hochgeschaftetem Lorbeer erhebt sich die noch höhere Eiche und den Weißdorn überragt der blattglänzende Campferbaum. In dem Wald, in welchem die Südbahn ihre schönen und teuren Hotels gebaut, stehen dichtgedrängt die Ceder vom Libanon, der Tulpen- und Erdbeerbaum, die Dattelpalme, der Calycanthus, die Magnolie mit ihren kolossalen Blüten, der Zitronen- und Orangenbaum und die Cypresse, vorherrschend aber ist überall der Lorbeer; man kann ihn allgegenwärtig nennen, er überragt das Dach, er beschattet den Rasenplatz, er zieht sich in dicht geschlossenen Reihen den Berg hinauf und dazwischen, während die See an den Fuß der Felsen schlägt, blühen Rosen und Rosmarin.

Der schönste Teil von Abbazia ist Besitztum der Südbahn und es setzt sich dasselbe aus drei Bestandteilen zusammen. Das erste Stück, wenn man von Volosca her eintritt, ist eine von mächtigen Kastanien, von Lorbeer und Eichen beschattete grüne Flur, die sich von der Straße bis hart ans Meeresufer zieht: hier steht das große, im Jahre 1884 eröffnete Hotel. Später hat die Südbahn den anstoßenden großen Park erworben, so dicht mit einheimischen und fremdländischen Bäumen bestellt, daß die Strahlen der sommerlichen Mittagssonne den Boden nicht erreichen. Der schönste Punkt, dieses im Frühling und Frühsommer von Tausenden von Nachtigallen belebten Parkes ist das Rondeau vor der Villa; an seinen Grundmauern zerstieben die Wellen zu Schaum. Etwas mehr südlich ragt eine mächtige Eiche in den Meeresspiegel hinaus: dort liegt die Badeanstalt. Das dritte Stück der Südbahnbesitzungen bildet ein zweites kleineres, im Herbst 1883 eröffnetes Hotel, das, auf drei Seiten von dichtem Lorbeerwald eingerahmt, die Stirn dem Meere zukehrt. Auf dem Wege zwischen hier und dem kleineren Hafen für Boote beim Lorbeer-Dickicht der Osteria del Mare oder von der Spitze der Landzunge aus schaut man in alle die Meereskanäle hinein, die sich von Süden gegen Abbazia heranziehen. Der Monte Maggiore erhebt sich 1411 m. über den Meeresspiegel. Auf der alten Poststraße Triest-Fiume, die den hohen Utschka-Sattel überschreitet, kann man bis zu einer Höhe von etwa 1000 m. fahren und erreicht dann, meist durch Buschwald, in kaum anderthalb Stunden zu Fuß den Gipfel. Ungleich einem Alpengipfel, zeigt der Monte Maggiore nicht blos Berge, Thäler und Flächen, sondern auch das weite Meer mit seinen Inseln. Und nicht nur der Berg selbst, der den Seefahrern eine Warte ist, auch die Riviera, die sich südlich von Abbazia längs des Meeres hinzieht, ist von großer Schönheit. Bis nach Draga unterhalb Moschenizza, wo sich eine gewaltige Schlucht den Monte Maggiore hinaufzieht, verläßt der Fahrweg die Küste nicht; erst in Santa Maria di Draga klimmt er die Hochfläche hinan, um das Innere von Istrien zu erreichen. Längs der Straße zwischen Abbazia und Draga erstreckt sich ein ununterbrochenes Dickicht von Lorbeer, Eichen, Feigen und Rebendächern. Anmutig liegt Ika mit seinem kleinen Hafen da, ebenso das von Oelbäumen eingefaßte Lograna. Von Abbazia

16 Kilometer entfernt, liegt Moschenizza. Der Ausblick von der Herberge bei der „Carlotta" über die tiefen Oelwälder, über das Meer und über die steilen Küsten von Cherso ist unvergleichlich. Gewaltige Höhlen in der Draga-Schlucht sind noch undurchforscht. Eine Küstenfahrt auf dem Meere von Draga aus ist sehr lohnend; man überschaut die jäh abgerissenen Ufer; Bersez, wo sich die lotrechten, zerfressenen Klippen am steilsten und mächtigsten auftürmen, hängt am obersten Ende des Gestades. Unten ist das Ufer von Höhlungen und Rinnen durchfressen, die der auffliegende Schaum der Brandung verhüllt. Sehenswert ist das „Geisterheer" von Fianona, eine Ansammlung von aufrechtstehenden Karstbildungen zwischen Fianona und dem Capic-See. Auch die Friba von Mitterburg und die Aussicht vom Friedhof in Galignana darf niemand versäumen, der Istrien besucht. Bei Farasina auf Cherso befinden sich sehr merkwürdige Grabstätten.

Abbazia ist unbedingt einer der schönsten Badeorte des Mittelmeer-Beckens. Der dichte Baumwuchs spendet kühlen Schatten, weit in die See hinaus erstreckt sich der weiche Sand, der hier den Muschelkalk überlagert und der Duft nordischer Nadelhölzer atmet eine seltene Frische; wie flüssiges Glas, durchsichtig und rein, ist das Wasser, welches die Klippen umspült, allnächtlich senkt sich die kühlende Tramontana von den steil zum Meer abfallenden und durch Rückstrahlung stark erkältenden Karstplateaux herab, und die hohe Kuppe des Monte Maggiore und ihre nördliche Fortsetzung spenden schon Stunden lang Schatten, wenn die übrige Küste noch unter den Strahlen der Sonne erglüht.

Die Ausflüge zur See sind noch lohnender als die zu Lande. Eine Fahrt nach Portore oder nach Buccari, an den großen Fjord, bringt uns an die wildesten Ufer des Gardasees. Die Stadt Veglia auf der Insel gleichen Namens liegt unweit der Bucht von Cassione; sie zeigt ein von Steineichen beschattetes uraltes Kloster. Noch interessanter ist eine Fahrt nach der Insel Cherso, auf welcher sich der noch auf der gegenüber liegenden italienischen Küste sichtbare Monte Ossero erhebt. Hier ist der Hoana-See eingebettet, dem — eine wunderbare Erscheinung — das süße Wasser von den Niederschlägen des Monte Maggiore und den Wasseradern des kroatischen Capella-Gebirges durch Verbindungen unter dem Meere zugeführt wird.

Niemand aber darf und wird unterlassen von Abbazia aus vor allen Dingen Fiume zu besuchen. Dieser im höchsten Aufschwung begriffene ungarische Hafenplatz liegt malerisch zwischen Karsthöhen und der Adria, ist trefflich gepflastert und zählt eine lange Reihe stattlicher, von Gartenanlagen auf geräumigen Plätzen (Adamics, Elisabetta, Zichy) umgebener Neubauten, darunter ein hübsches Theater mit einem Fassungsraum für 1600 Personen. Am südöstlichen Ende der Stadt befindet sich der kleine, aber reizende Stadtpark, etwas weiter der Hafen für die Küstenfahrer, eigentlich das letzte Stück der zwischen hohen Bergen hervorbrechenden Fiumara, slawisch Rjeka (beides bedeutet Fluß). Noch weiter hinauf kommen wir auf den Fiumara-Platz, dann auf den Scoglietto, eine von Bäumen beschattete Promenade. Links von der Höhe schaut die stattliche Burgruine Tersato herab. Die Hauptverkehrsader von Fiume aber ist der Corso. Kommt man aus dem Küstenfahrerhafen und geht man in der Mitte des Corso durch ein Seitengäßchen rechts, so steht man vor einem römischen Thor, einem Triumphbogen des Kaisers Claudius, des Sohnes von Germanicus. Es gibt zahlreiche und große Fabriken, darunter die weitbekannte Whitehead'sche Torpedofabrik. Die Zigarrenfabrik beschäftigt, blos für die Anfertigung von „Virginia-"Zigarren (Sie kennen diese langgestreckten Ungeheuer), 2000 Arbeiterinnen, kein Wunder, daß es in Fiume keine Kammermädchen und keine Köchinnen mehr gibt und man sich mit dem Spruch des „Dichters" trösten muß:

Zum Glücke liefern Laibach, Graz und Kärnten
Noch Jungfern, die nähen und kochen lernten.

Man unternimmt herrliche Ausflüge aus Fiume. Zunächst durch die wilde Fiumara-Schlucht, dann auf die Anhöhen hinter der Stadt mit wunderbarem Ausblick über die Stadt und den schönen Golf, weiter vom Küstenfahrerhafen über die Fiumara-Brücke und durch das Thor auf einem steilen Treppenweg von 400 Stufen, in kurzen Zwischenräumen von Pflastersteig unterbrochen, zur Burgruine Tersato. Auf der Höhe des Weges steht die uralte Wallfahrtskirche mit der Madonna von Loretto: Engel haben, der Sage nach, das Haus Maria's aus Nazareth hierher getragen, um es der Entweihung durch die Ungläubigen zu entziehen. Nachdem es einige Zeit hier verblieben, trugen es die Engel weiter ans Ufer bei Recanati, nicht weit von Ancona, und schließlich auf den Berg von Loretto, wo eine der besuchtesten Wallfahrtskirchen der katholischen Christenheit es umschließt. Jenseit der Kirche gelangt man in den Ort und dann durch ein Gäßchen zur Burg, einst einer Trutzburg der Grafen Frangipani, deren letzter Sproß mit Franz Zrinyi zusammen wegen Aufruhrs im Jahre 1671 in Wiener-Neustadt hingerichtet wurde. Rosmarin überwuchert die Terrassen im inneren Schloßraum, im Hintergrund der oberen Terrasse liegen die Grabstätten der Grafen Nugent, der jetzigen Eigentümer des Schlosses. In einem Nischenraum zur Rechten sind Altertümer aufgehäuft, Funde aus dem einst blühenden Minturnum, griechischer, römischer, etruskischer und ägyptischer Provenienz. Das alte Burgverließ ist in eine Grabkapelle umgewandelt. Auf der oberen Terrasse sieht man die Säule, die Napoleon I. auf dem Schlachtfeld von Marengo aufrichten ließ. Rückwärts des großen Eckturmes hat man eine prachtvolle Aussicht auf die Karsthänge des Fiumaner Thales, an welchen sich die schöne Louisenstraße hinaufwindet.

Von der Fiumaner Brücke aus gelangt man leicht

nach Martinschiza, einer prächtigen Bucht mit der Quarantäne-Anstalt; noch schöner aber, zauberhaft schön entrollt sich die fjordartige Bucht von Buccari. Steigt man durch die steilen Berggäßchen wieder hinab, so kommt man auf die Marina. Neben dem Corso befindet sich ein merkwürdiger Quellenteich, der sein Wasser unterirdisch aus dem karstigen Küstenhange erhält. Zu Fuß auf der Uferstraße oder zu Boote kommt man von Buccari nach Portore, dem alten „Königshafen" mit der alten Werfte, und ein Kahn trägt uns auf das schlangengesegnete einsame Felseiland Scoglio San Marco hinüber.

Fiume schöpft seine eigentliche Bedeutung aus seinem großen schönen Hafen. Schon seit Jahren widerhallte in den Ländern der Stephanskrone der Ruf „Tengerre magyar" („Ungar, ans Meer"), und der Ausgleich des Jahres 1867 brachte die Erfüllung: in Fiume kamen die Ungarn ans Meer, das ungarische Wappen fand in der Flagge der österreichischen Handelsmarine seinen Platz und gegenwärtig ist, nächst Triest, Fiume, das von einem ungarischen Gouverneur regiert wird, der bedeutendste Hafenplatz der österreichisch-ungarischen Monarchie. Der neue prachtvolle Hafen, ein Werk erst der letzten Jahrzehnte, ist einer der schönsten der ganzen Adria; für kleinere Schiffe existiert am Südostende der Stadt ein besonderer Hafen, der schon mehrgenannte Küstenfahrerhafen.

Der Schiffsbau blühte von jeher in Fiume, neuestens wendet er, vom Sport getragen, sich mit Vorliebe dem Bau von Yachten zu. Auf der Adria fahren jetzt, in den Häfen von Triest und Fiume gebaut, 14 Yachten, darunter die Dampfyachten „Nixe", Eigentum des Erzherzogs Ludwig Salvator, die „Hertha", Eigentum des regierenden Fürsten Liechtenstein, der „Deli", Eigentum der ungarischen Seebehörde, und der „Farnese", Eigentum des Herzogs von Parma. Auf der „Nixe" hat Erzherzog Ludwig Salvator seine Studienfahrten im Mittelländischen Meer gemacht, deren Ergebnisse er in einem hochinteressanten, illustrierten, achtzehnbändigen Werke niedergelegt; die „Hertha" hat Fürst Liechtenstein zu Fahrten nach Schweden und Norwegen, sowie im griechischen und türkischen Archipel benutzt und später einer wissenschaftlichen Forschung in der Adria zur Verfügung gestellt; der „Farnese" des Herzogs von Parma dient wesentlich zu Jagdpartien in der Adria. Die Segelyachten, zum Teil auch in Lussin, Cherso und Veglia ankernd, gehören dem Grafen Bardi (dem Erben des Grafen Chambord), dem Grafen Batthyany, dem Baron Vranyczany u. a. Aber die Zahl der Yachten dürfte sich alsbald noch wesentlich vermehren, denn schon ist die Spekulation drauf und dran, speziell für Abbazia sogenannte Picknickyachten in See zu stellen, die für den Besuch der nahen Inseln im Quarnero, sowie für Ausflüge nach der dalmatinischen und italienischen Küste in Miete gegeben werden; in Fiume liegt bereits eine diesen Zwecken dienende große Dampfyacht, die in England angekauft ist.

Die Verbindung mit Abbazia von Wien aus ist so bequem als möglich geregelt. Der um 7 Uhr abends aus Wien abgelassene Courierzug ist vor 7 Uhr früh in St. Peter und braucht von dort nur noch 2 Stunden nach Fiume, 1½ Stunden nach Mattuglie, zu Wagen kommt man von Fiume in 1½ Stunden, von Mattuglie in ½ Stunde, zu Fuß in einer Stunde nach Abbazia. Von Fiume trifft auch in 1¾ Stunden ein Dampfer auf der Insel Veglia ein, Abbazia gegenüber.

Die Südbahn hat übrigens in Abbazia noch ein neuestes großes Hotel („Quarnero") erbaut mit 50 Fremdenzimmern, einer Restauration, einer Wandelbahn und mit Land- und Seebädern. Der Bau steht hart am Ufer, mit der Fassade genau gegen Sonnenaufgang und bietet einen unvergleichlichen Ausblick über das Meer nach den östlichen Ufern des Quarnero und den Inseln Veglia und Cherso. Eine Dependenz dieses Hotels ist die vielgenannte Villa Angiolina, mit Schweizerhaus, Stallungen und Aussichtspavillon unweit des kleinen Hafens; die Kronprinzessin Stefanie wohnt jederzeit dort. Der herrliche Park ist von einer unmittelbar zum Meere abfallenden Terrassenmauer umgrenzt. Neben dem Hotel liegt die kleine Abtei (daher der Name Abbazia) zu St. Jakob, etwas weiter ein einfaches Wirtshaus mit Lorbeergarten, die Osteria del Mare. Der Wanderer möge aber nicht achtlos vorübergehen: man schenkt dort guten Malvasier.

G. W.

Bilder aus dem russischen Volksleben.

(Schluß.)

Am nächsten Tisch, wo die erwähnten Ehepaare sitzen, die sich ganz selbstverständlich zu den „ganz Gebildeten" rechnen, haben die Angekommenen ihre oberen Hüllen und Kopftücher abgelegt, das Haar noch etwas zurecht gestrichen und sich gleichfalls an den Tisch gesetzt, worauf dann nach Erledigung der stereotypen Phrasen: „Nun, wie lebt Ihr?" „Es geht; bei wenigem." „Nun, Gott sei Dank!" — hauptsächlich bei den Frauen, die gegenseitige Musterung des heutigen „Staates" beginnt.

„Wanka" findet, zum größten Aerger der übrigen Frauen, daß Nikifor's Mascha in ihrem blauen großblumigen, schon ziemlich verschossenen Seidenkleid mit dem Muster von Zuckerdütenpapier, rein wie eine „Barina" (gnädige Frau) aussieht, wovon sich die Betreffende sichtlich geschmeichelt fühlt; die weitere Diskussion dieses Gegenstandes wird jedoch durch die Ankunft der Blinni unterbrochen, die heiß genossen werden müssen, wenn sie wirklich schmecken sollen; aber natürlich wird vor diesem erst eins auf glückliche „Schirokaja (breite) Masslenitza" getrunken, dem nach einigen Bissen dann ein zweites, drittes ꝛc. mit den gewöhnlichen Witzen folgt, daß der Mensch auf einem Beine nicht stehen kann, Gott die Dreifaltigkeit liebt; ohne vier Ecken kein Haus gebaut wird u. s. w.,

wobei diejenige, die früher nicht trinken wollte, ganz genau so mithält, wie die übrigen alle. Schon nach kurzer Zeit pocht „Wanka" mit der leeren Flasche und dem Ruf auf den Tisch: „Kellner, noch ein Karaffinschik!" und es dauert nicht lange Zeit, wo auch der dritte herbei geholt werden muß, wo dann aber auch die Wirkung des Inhalts der geleerten Flaschen bereits zu sehen ist.

Weiter, etwas in der Ecke, sitzt eine dritte Gesellschaft, die sich schon in der richtigen Masslenitza-Stimmung befindet. Müde hat der Eine seinen Arm auf die Stuhllehne seines Nachbars und auf den Arm den schweren Kopf gelegt, aber auch bei den übrigen verraten die blöden Augen, die schwere Zunge und die wirr in die Stirn hängenden Haare, daß es bei diesem nicht wesentlich besser steht. Schwerfällig und plötzlich lehnt sich derjenige, auf dessen Stuhllehne der Arm und Kopf seines Nachbars ruht, an diese Stuhllehne zurück, wodurch der Arm hinunter geschoben wird, und pardautz liegt jener auf der Diele. Allgemeines Aufsehen für einen Augenblick; nach linkischen und schweren Anstrengungen gelingt es jedoch seinen Kameraden wieder, ihn auf den Stuhl zu setzen und die Arme mit dem Kopf auf den Tisch zu legen, wo er so lange liegen bleibt, bis man sich entschließt, ihn nach Hause zu bringen.

Während dem erhalten auch wir das Bestellte und als besondere Auszeichnung dabei eine Serviette und zum Thee einen Löffel, die in solchen niederen Gasthäusern sonst nicht gegeben werden. Gibt es übrigens etwas, was die Masse der an Sauberkeit Gewöhnten von sämtlichen gewöhnlichen Gasthäusern und auch Speisewirtschaften in Rußland sonst fern hält, so sind es entschieden die hier vorgelegten Servietten. Zehn haben ihren schmutzigen Mund bereits daran abgewischt, wovon die Spuren deutlich genug vorhanden sind, aber immer wieder werden dieselben neuen Gästen vorgelegt. Aber dies ist noch immer nicht so schlimm, als daß diese Servietten selbst von vielen, bei denen man derartiges gar nicht vermuten sollte, wie z. B. von verschiedenen Studenten oder mit ihnen im gleichen Rang Stehenden, ohne weitere Zeremonie, bei Tisch als „Taschentuch" benutzt und dann auf den Tisch geworfen werden, um anderen dann wieder als Serviette zu dienen. Aus diesem Grunde nimmt sich auch jeder mit russischen Verhältnissen Bekannte in Acht, in öffentlichen Lokalen eine Serviette anders als nur vollkommen frisch und ungebraucht zu benutzen.

Dem Lokale entsprechend, in dem wir uns befinden, sind natürlich auch die Blinni, weshalb wir dieselben nach einigen Bissen stehen lassen, um nur Thee zu trinken und uns dann zu empfehlen; bevor wir aber dahin kommen, sollen wir erst noch Gelegenheit haben, einen der gewöhnlichsten Fastnachtsspäße mitanzusehen. Im Nebenzimmer ging es schon während der ganzen Zeit äußerst lustig zu, es wurde gesungen, „Kosatschka"[1] getanzt und schließlich kam es zu der gewöhnlichen Keilerei, wo Theegeschirre, Gläser u. s. w. zerschlagen wurden, die die Streitenden in der Regel nicht bezahlen können; wir halten es deshalb für besser, uns zu drücken, und verlassen nach Bezahlung der Zeche das Lokal in demselben Augenblick, wo die Polizei eintritt, um Ordnung zu schaffen.

Noch einmal schlendern wir längs der Fontanka an der besprochenen Schlittschuhbahn vorüber, über die Anitschkoff-Brücke hinweg, wo Baron Klodts berühmte Rossebändiger stehen, eine kurze Strecke den Newsky-Prospekt entlang, wo uns das Menschengewühl jedoch bald zu bunt wird, so daß wir einen Iswoschtschik annehmen und nach Hause fahren, um dort beim Mittagmahl noch einmal ordentlich Blinni zu essen.

Vier Tage lassen wir vollständig vorübergehen, ohne uns noch weiter um Balagan und Gulanje, Benebelle auf den Straßen und in den Häusern oder um Tschuchna zu kümmern, obgleich bei jedem Schritt einer von diesen an uns vorüberjagt. Zehnmal haben wir innerhalb dieser Zeit bereits Blinni gegessen, allein, mit Bekannten bei uns oder oder bei diesen mit deren Bekannten, denn nur zu Blinni wird in dieser Woche noch eingeladen. Donnerstag Nachmittag ist es also geworden und demnach die Zeit, wo die große „Katanije" oder der große Korso auf dem Marsfelde beginnt.

Es ist gegen 3 Uhr Nachmittags, wo wir den Newsky-Prospekt betreten, der heute ein anderes Gesicht wie am letzten Sonntag zeigt. Klar liegt die Sonne auf der prachtvollen Straße, auf der endlosen Masse der auf dem breiten Fahrdamm ohne Unterbrechung hinauf und herunter jagenden Equipagen und Schlitten mit den prachtvollen Pferden und auf der vieltausendköpfigen Menge, die sich auf den Trottoiren gleichfalls auf und nieder bewegt. Heute sind keine Arbeiter im gewöhnlichen Sinne hier zu finden, höchstens treffen wir einen solchen als Lastfuhrmann oder Droschkenkutscher auf dem Fahrdamm, wogegen sich unter der flanierenden Menge Elemente befinden, die weit weniger achtungswert als gewöhnliche Arbeiter sind. Ist es die Stunde, wo die vornehme Welt von St. Petersburg oder alles, was zu dieser gehören will, ihre tägliche Promenade nach dem Frühstück macht, so darf natürlich auch das Flittergold oder die Halbwelt aus beiden Geschlechtern auf dem Newsky-Prospekt nicht fehlen.

Nicht eine Lücke entsteht in den jagenden Reihen der Equipagen und Schlitten, so daß es für jeden wirklich gefährlich ist, nur über die Straße zu kommen. Am ärgsten ist dies an der Ecke vom Newsky-Prospekt und der großen Morskaja oder den beiden Straßen, in denen sich die elegantesten Magazine befinden und auch das eleganteste Publikum an Wochentagen spaziert oder spazieren fährt. Zu Puder sind die Schneemassen auf dem Fahrdamm von den Pferdehufen zerstampft und in ganzen Wolken empor gewirbelt, die sich dann auf die Kutscher

[1] Russischer Nationaltanz.

und die elegante Garderobe der in dem Schlitten Sitzenden niederschlagen, die hiedurch ganz das Aussehen von Müllern erhalten, aber gefahren wird unbedingt bis zur bestimmten Stunde oder bis zur Zeit, wo Toilette zum Diner gemacht werden muß, nach dem dann wieder die Toilette für das Theater oder für einen der zahlreichen letzten Bälle unvermeidlich folgt.

Fast allen bedeutenden Namen und Wappen Rußlands begegnen wir in der an uns vorüberrasenden Equipagen- und Schlittenreihe oder unter der seitwärts spazierenden Menschenmasse. Selbst großfürstlichen Schlitten sind wir bereits begegnet, die aber gewöhnlich nur einmal vorüberfahren, um dann andere Wege einzuschlagen. Verursacht schon dies einige Bewegung unter der flanierenden Masse und Equipagenreihe, so wird diese Bewegung eine ganz andere, als der Schlitten der Kaiserin mit den hintenauf stehenden Leibkosaken erscheint, den außer ihr nur noch eine einzige Frau in Rußland, die Gemahlin des Thronfolgers führen darf. Front macht die ganze Menge der auf den Trottoiren spazierenden Offiziere, vom kommandirenden General bis zum letzten Lieutenant herab, um ihrer „Zariza" zu salutieren, und fast instinktiv folgt diesem Beispiel die gesamte noch übrige Masse.

Sie hat sich wenig verändert die hohe Frau im Lauf der Jahre; noch heute grüßt sie mit ihren weltbekannten prachtvollen Augen die Menge in der gleichen Weise wie im September 1866 als sie ihren Einzug als Braut des damaligen Thronfolgers hielt.

Wird sie nochmals vorüberfahren? — ist die allgemeine Frage, als der kaiserliche Schlitten verschwunden ist, worauf aber niemand weiter als die Kaiserin selbst Antwort geben könnte. Manchmal fährt sie noch in der Morskaja zurück, um dann unter dem Triumphbogen des Generalstabes hindurch, am Winterpalais vorüber, längs dem Palaisquai zu fahren, um dort eine der großfürstlichen Familien zu besuchen; ob dies aber heute der Fall sein wird, wissen wir ebenso wenig, wie jemand aus dem Publikum, wir halten uns bei dieser Frage deshalb auch nicht weiter auf, weil es uns heute nach dem Marsfelde und in die Umgebung des Balagan zieht.

Wie Pflastersteine steht das Publikum längs den für die Katanije oder Spazierfahrt um den Balagan herum reservierten Wegen, als wir auf dem Marsfelde endlich angekommen sind. Nur mit Mühe und Not vermögen wir uns durch die ineinandergekeilte Menge zu drängen, um einen freien Ueberblick über dasjenige zu erhalten, was auf den Fahrwegen vor sich geht.

Wie auf beiden Seiten das Publikum, so stehen auf diesen, fast ineinander gekeilt, auch die Equipagen und Schlitten, die sich jetzt nur noch im langsamen Schritt längs den vier Seiten des einen halben Kilometer langen und breiten Platzes vorwärts bewegen können. Weniger sind es jedoch die prachtvollen Equipagen und Pferde, die das Auge fesseln, da wir diese mindestens ebenso schön kaum erst auf dem Newsky-Prospekt gesehen haben, als dieser Pomp und Luxus in Pelzen, der uns heute hier entgegentritt. Nirgends mehr in der ganzen Welt und auch in St. Petersburg nur auf dieser Katanije in der zweiten Hälfte der Butterwoche ist eine solche Ausstellung der kostbarsten Pelzarten vorhanden, wie diejenige, die wir jetzt vor uns sehen.

Dutzende von Millionen Rubeln stecken in den zahllosen Pelzen, welche die hier vorhandene Menge sowohl heute, wie in den noch folgenden Tagen der Butterwoche trägt; Pelze, von einer Beschaffenheit und einem Wert, von denen selbst der größere Teil der westeuropäischen Aristokratie keine Vorstellung besitzt. Tragen schon Tausende der hier zu Fuß herumgehenden Beamten-, Bürger- und Handwerkerfrauen solche für zweihundert bis fünfhundert Rubel, so kostet der Pelz der reichen Kaufmannsfrau, welche sich uns jetzt eben gegenüber so selbstbewußt in die Ecke ihrer Equipage lehnt — weich, leicht und warm wie dichter Flaum und von einer wunderbaren Feinheit, wovon aber außer dem Kragen äußerlich nichts zu bemerken ist — sicher ebenso viele Tausende. Und wie ist der Schnitt und Sitz des gesamten Pelzwerks der russischen vornehmen und reichen Welt. In anderen Dingen mag das westliche Europa über Rußland stehen, im Pelzwerk wird das letztere stets unerreicht bleiben, weil der Pelz hier eine unbedingte Notwendigkeit ist und deshalb auch wie nirgends mehr kultiviert wird.

Um einen Begriff von der Vollendung zu erhalten, zu der hier Pelzkleider gelangt sind, sehe man sich nur die Toilette der auf dem Newsky-Prospekt spazierenden oder auf den Schlittschuhbahnen befindlichen wirklich vornehmen Frauen an, deren pelzgefütterte Jäckchen, Mützen und Muffe von einer Einfachheit und Eleganz sind, mit der sich keine Arbeit der westeuropäischen Kürschner vergleichen kann. Allerdings sind aber auch die Preise ebenso verschieden. Ob dieser unerhörte Luxus in Pelzsachen immer ein Segen für die russische Bevölkerung ist, ist natürlich eine andere Frage; wir haben es hier aber nicht mit der Untersuchung von wirtschaftlichen und sittlichen Zuständen, sondern einfach mit dem Vorhandensein dieser prachtvollen Pelze zu thun, so daß wir alles Uebrige bei Seite lassen.

Langsam zieht die ununterbrochene Reihe der Equipagen und Schlitten, die sich schließlich verdoppelt, an uns vorüber, so daß jeder Gelegenheit hat, zu sehen und gesehen zu werden. Alles ist heute hier vorhanden, was besonders die reiche russische Kaufmannswelt an kostbaren Equipagen, Pferden und Pelzen nur aufzuweisen hat, da sich keine Gelegenheit mehr wie in diesen Tagen bietet, seinen Reichtum in gleicher Weise zur Schau zu stellen, obgleich auch im Sommer derartige Spazierfahrten sind, wo dann aber das Pelzwerk unvermeidlich fehlt.

Plötzlich geht eine ähnliche Bewegung durch die Menge, wie beim Erscheinen der Kaiserin auf dem Newsky-

Prospekt. Alle Köpfe wenden sich nach der einen Seite bei der gehörten Bemerkung: „Das Ssmolna-Institut!“ und wirklich erscheint auch der erste einer mächtigen Reihe von kaiserlichen Wagen. In Rußland genügen die Worte einer sonst unbekannten Frau, gleichviel ob jung oder alt: „Ich bin im Ssmolna-Kloster erzogen“, um dieselbe sofort in den Augen jedes Russen um so und so viel Prozent steigen zu lassen, weil jeder weiß, daß dies das vornehmste weibliche Erziehungsinstitut des ganzen Reiches ist.

An der Spitze des langen Zuges der kaiserlichen Equipagen, der sich ebenso langsam wie die Privatequipagen vorwärts bewegt, reitet ein kaiserlicher Stallmeister auf einem Schimmel. Nach diesem folgt ein sechsspänniger Wagen, mit zwei Vorreitern, Kutscher und zwei hinten aufstehenden Dienern, alle in der kaiserlichen Livree unter roten, goldbetreßten, mit weißem Pelz gefütterten Mänteln, den Tressenhut quer auf den Kopf gesetzt, mit der Direktrice des Instituts, bei der sich noch einige ihrer vornehmsten Zöglinge befinden, diesmal, wo wir dies schreiben, zwei Töchter des Fürsten von Montenegro, von denen eine, nach dem Wunsche so vieler Russen, vielleicht künftige Kaiserin von Rußland werden kann. Nach diesem folgen nur vierspännige Equipagen mit blos einem Vorreiter, Kutscher und hintenaufstehenden Lakai; die erste Hälfte dieser Equipagen nur mit Schimmeln, die zweite dagegen mit Rappen bespannt, worauf ein Stallmeister mit sechs berittenen Stallknechten den Zug beschließt.

Zwölf junge und muntere Augen in jedem Wagen, der nach demjenigen der Direktrice folgt, mustern ebenso die längs den Fahrwegen stehende Menge, wie sie von dieser gemustert und vielleicht schon kritisiert werden, obgleich zu diesem vorläufig noch weniger Grund vorhanden ist wie später, wo vielleicht manches dieser Fürsten- und Grafenkinder eine bedeutende Rolle unter dem hohen Adel seines Vaterlandes spielt; was sie aber schon hier so bemerkenswert macht, das ist der bedeutende Unterschied in ihrer Gesichtsbildung. Fast alle Typen der dem russischen Kaiser unterworfenen Völker und Stämme sind hier vertreten; das volle, runde Gesicht der Großrussin mit den gleichen Körperformen und aufgestülpten Näschen, die schärferen Linien der mehr dunklen, den Südslawen weit ähnlicheren Kleinrussin, unter denen sich häufig die prachtvollsten Gestalten der russischen Aristokratie befinden, was sie übrigens auch sehr gut wissen, üppige Polinnen, glutäugige Armenier- und Grusinerinnen, Töchter von tatarischen Fürsten mit keiner Spur von mongolischer Abstammung und andere, deren Kopf- und Gesichtsbildung ihre Herkunft sofort verrät. Bei allen ist aber schon das Bewußtsein mehr oder weniger ausgeprägt: „Du bist ‚Ssmoljanka‘ und gehörst demnach zu den ersten der oberen Zehntausend Rußlands.“

Der mächtige Zug dieser kaiserlichen Equipagen ist schließlich wieder verschwunden, um seine jungen aristokratischen Insassen erst nach dem Winterpalais oder die kaiserliche Eremitage zu bringen, wo sie Chokolade, Konfekt und Früchte erhalten, um dann später wieder nach dem Ssmolnakloster gebracht zu werden, wo man sie für die übrige Zeit der Butterwoche zu ihren Eltern, Verwandten oder zuverlässigen Bekannten entläßt, und an die Stelle dieser kaiserlichen sind wieder die Privatequipagen getreten, um ihre Katanije bis zum Einbruch der Dunkelheit fortzusetzen. Da wir dies aber hinreichend kennen, so verlassen wir den Platz, um uns entweder nach Hause oder zu einem Bekannten zu begeben, wo wir gleichfalls zu Blinni eingeladen worden sind. Bevor wir aber mit diesem Tage endigen, sei noch bemerkt, daß die gleiche Spazierfahrt mit den kaiserlichen Equipagen u. s. w. sich am Freitag und Sonnabend genau so mit den weiblichen Zöglingen des Patriotischen und Katharinen-Instituts wiederholt.

Hastiger und nervöser mit jeder Stunde wird das Leben und Treiben der St. Petersburger Bevölkerung in den letzten Tagen der Butterwoche. Fast gleicht dasselbe den letzten Tagen eines Delinquenten, dem gesagt worden ist: genieße die noch verbliebenen wenigen Stunden, denn bald ist es mit allem für immer aus. Alle Schulen und Institute sind bereits geschlossen, denen dann noch die Fabriken und übrigen Geschäfte folgen und mit diesem ist auch eine Masse vorhanden, welche die letzten Tage noch richtig genießen will.

Tägliche Bälle und Privat-Theatervorstellungen in der kaiserlichen Familie, der Diplomatie, Aristokratie bis herunter zu den gewöhnlichen Bürgerkreisen, immer voller werdende kaiserliche und Balagantheater, Gasthäuser, Trakteure, gewöhnliche Kneipen und Spelunken, und mit diesem immer voller werdende Pfandhäuser an jedem Morgen, um die nötigen Mittel zu schaffen. Hastiger jagt die noch immer wachsende Menge der finnischen Bauern und hastiger rennt die vermehrte Masse auf allen Trottoiren und Straßen, soweit sie sich noch im Besitz nüchterner Köpfe befindet, um die noch rückständigen Besuche und noch nicht genossenen Blinni zu beseitigen. Ueber unseren Köpfen und unter unseren Füßen wird bis zum frühen Morgen Klavier gespielt, getanzt, getrommelt und gejubelt, daß wir kein Auge schließen können und die Butterwoche zu allen Teufeln wünschen; es läßt sich dies aber ebensowenig verbieten, wie das Johlen, Singen, Trampeln und Harmonikaspielen in den Hinterhöfen, wo sich die untere Masse in ihrer Weise amüsiert.

Gelöst scheint jedes Gesetz und alle Disciplin des gewöhnlichen und gleichmäßigen Lebens der übrigen Wochen, besonders am letzten Sonntag Nachmittag, wo nur noch zwölf Stunden bis zum Beginn der großen Fasten übrig geblieben sind. Ruhig und gleichgültig sieht selbst die Polizei vielen Vorgängen zu, welche sie sonst nicht ungerügt vorüber gehen läßt, und ebenso gleichgültig sieht auch jeder andere auf den Lärm und das Treiben der Masse bei dem Gedanken herab, daß bereits morgen eine längere

Zeit der Ruhe und Erholung beginnt, was heute geschieht, also noch mit in den Kauf genommen werden muß.

„Heisa Masslenitza!" schallt uns eben bei diesen Gedanken aus einem finnischen Schlitten entgegen, der mit drei oder vier jungen halbbetrunkenen Arbeitern an uns vorüber rast, und eben dasselbe antwortet aus einem entgegen kommenden Schlitten das Jauchzen und Schreien einer Anzahl nicht weniger nüchterner Frauenzimmer. Platz gemacht! heißt es einige Schritte weiter, wo uns einige Arbeiter, gegenseitig unter den Arm gefaßt und die Mütze im Nacken, singend und nötigenfalls schimpfend entgegentaumeln, und ebenso gehen wir einigen Frauen aus dem Wege, von denen wir dem Aeußeren nach zu urteilen nicht wissen, ob es diejenigen der eben vorüber geschwankten Arbeiter oder solche sind, die eine ihrer Freundinnen zu den letzten Blinni besuchten und dabei nicht vergaßen, diese ordentlich anzufeuchten. Mit solchen hat es übrigens noch nichts zu sagen, anders dagegen mit derjenigen, die uns wieder etwas weiter, zerrissen und zerlumpt, mit einem von allen Lastern zerfetztem Gesicht, im letzten Stadium der Trunkenheit entgegenstürzt. Hier bedarf es nur der geringsten Veranlassung und Bemerkung, um eine Flut von Schimpfreden über sich ergießen zu lassen, wie sie ärger kein menschliches Gehirn mehr auszudenken vermag.

Gemütlicher sind die Beiden, die hier an der Wand neben dem Eingang zum Wirtshaus lehnen, und mit unsicherem Blick, schlaffem Arm und zitternder Hand den Bestand ihrer Kasse revidieren. — „Wie viel hast Du noch, Brüderchen?" fragt der eine den andern. — „15 Kopeken." — „Und ich? Wahrhaftig noch 20!" — „20 und 15", ergänzt der zweite, „macht 35, also gerade noch genug zu einem halben Strof" (Flasche), worauf beide im Eingang des Wirtshauses verschwinden.

Allmählich senkt sich die Dämmerung und der Abend hernieder, um mit seinem Schleier einen bedeutenden Teil dieses widerlichen Bildes zu bedecken, auf dem das angebliche Ebenbild Gottes in zahllosen Exemplaren nicht gerade als solches erscheint. Größer wird die Anzahl solcher, die sich zur Ruhe begeben müssen, sei es aus Mangel an Geld oder wegen der fehlenden physischen Kraft, aber immer noch sind überall genug vorhanden, die die Butterwoche bis zur letzten Minute feiern können. Noch wird überall und um so hastiger und toller getanzt, gesungen und getrunken, je näher die Stunde rückt, die diesem allem ein Ende macht. Wurden acht Tage früher die Minuten gezählt, wo dieses Leben beginnen konnte, so werden sie jetzt gezählt, um zu wissen, wie lange dasselbe noch dauern kann.

Noch zehn Minuten bis Mitternacht! Wirt, schnell noch frische Flaschen und, Musikanten, spielt noch einen recht lustigen zum Kehraus auf! Weiter wird getanzt, getrunken und gesungen, und mitten in dieses tolle Jagen hinein fallen die ersten mächtigen Glockenschläge von der Isaakskathedrale, die langsam und feierlich wie Grabgeläute auch wirklich etwas, die Butterwoche, bei der Masse der St. Petersburger zu Grabe tragen.

Mit dem ersten Schlage dieses Geläutes, dem sofort dasjenige aller übrigen Kirchen folgt, hört bei dem gläubigen Russen Tanz und jedes lärmende Vergnügen auf, ernst bekreuzigt er sich dreimal, selbst im halben Dusel, und mit diesem ist von der diesjährigen Butterwoche Abschied für immer genommen. Lichter und leerer werden jetzt die Säle und Zimmer der öffentlichen Lokale, bis endlich auch die letzten Gäste gegangen sind, von denen vielleicht einer mit brummendem Kopf zu einem zweiten sagt: „Nu Bradetz, ja gudjill!" (Nun Brüderchen, ich habe aber geschmort!), worauf ihn der andere mit den Worten zu trösten sucht: „Laß es sein, im Jahre ist ja nur einmal Masslenitza!"

Reisebilder aus dem Westen Nordamerika's.

Von Friedrich J. Pajeken.

2. Eine Reise von Old Fort Mc'Kinney nach der Bighorn-Ranche.

Die Sonne warf so eben ihre ersten Strahlen über die sich weit von Süden nach Norden erstreckende Bergkette, als ich zu Pferde, hinter mir zwei Gäule, welche mit allerlei Proviant und wenigem, für die Reise nötigem Kochgerät bepackt waren, von der verlassenen Befestigung Old Fort Mc'Kinney Abschied nahm, um von dort meinen Weg nach Westen einzuschlagen.

Die grimmige Kälte der letzten Tage hatte nachgelassen. Ein sturmartiger Wind heulte durch die leeren Fensterhöhlen der im Kreise umherliegenden, eingefallenen Blockhäuser und strich pfeifend durch die Zweige des großen Baumes, welcher in der Mitte des Platzes zwischen den durch Wind, Wetter und Menschenhand zerstörten Hütten mit seinen kahlen, zum größten Teil abgestorbenen Aesten den schauerlichen Anblick der Vergänglichkeit noch erhöhte.

Eine Totenstille herrschte rings umher, allein unterbrochen von dem Knirschen des Schnees unter den Hufen meiner Pferde, welche in leichtem Trab über den ebenen Boden dahinliefen.

Ein weiter Thalkessel lag vor mir, als ich die Befestigung verließ, im Norden und Süden durch wellige Höhenzüge begrenzt. Im fernen Westen türmten sich die Berge empor. In wildem Chaos überragte einer den anderen bis zur höchsten Kuppe der Bighorn-Mountains hinauf.

Eine etwa 10 Mln. weite Prärie hatte ich zu passieren, bevor ich die Berge erreichte.

Immer gerade aus führt der Weg durch die aus dem Schnee hervorschauenden dürren Gräser. Kein Baum kein Strauch unterbricht die Monotonie dieser einsamen, im Winter so öden Steppe.

Ein sonderbar drückendes Gefühl überkommt den Menschen in dieser traurigen Einsamkeit und Oede. Beinahe erschrickt er vor dem eigenen Wort, das sich ihm auf die Lippen drängt. Immer unheimlicher wird ihm die Grabesstille um ihn her. Ein Lied singt er wohl vor sich hin. Doch bald verstummt dasselbe. Auch der Mensch schweigt, wo kein Laut sich regt in der winterlich erstarrten Natur.

Weiter und immer weiter traben die Pferde über den knirschenden, in der Sonne glitzernden Schnee.

Nach einem Ritt von drei Stunden lag die weite Ebene hinter mir. Zwischen einzelnen Felsen tauchten Bäume (eine Pappelart, welche man noch in einer Höhe bis zu 5000 F. über dem Meeresspiegel in der Nähe von Gebirgsbächen antrifft) und Buschwerk vor mir auf. Bergab ging es, das Pferd fest im Zügel, auf ungebahntem Wege vorsichtig Schritt für Schritt. In der Tiefe rauscht der Powder River, welcher auf der Kuppe der Bighorn-Mountains nahe dem Sioux-Paß entspringt, sich in unzähligen Krümmungen in den Bergen herabwindet und nach einem Lauf von vielen Hundert Meilen seine Wasser in den Yellowstone-River ergießt.

Am Flusse angekommen, suchte ich, auf- und abreitend, einen Uebergang. Die Ufer bedeckte dickes Eis, zwischen dem in starker Strömung das krystallklare Wasser dahinjagte.

Die Axt mußte schließlich helfen. Nachdem ich damit einen Weg in das Eis geschlagen hatte, ritt ich in den Fluß. An der anderen Seite sprang ich von neuem aus dem Sattel auf das Eis und schlug auch dieses so weit fort, daß meine Pferde das Ufer erreichen konnten.

Dann gieng es weiter zwischen Steinblöcken, Büschen, Sträuchern und dichtem, gelbem Präriegrase bergan.

Zu meiner Linken türmten sich hohe, schroffe Felswände zum Himmel empor. Hier und dort grenzte sich die tiefschwarze Farbe eines Steinkohlenlagers darin ab. Im übrigen war die Färbung des Gesteins von der größten Abwechslung. Wie viel edle Metallschätze mögen hier verborgen liegen!

Ein beschwerlicher Weg war es, den meine Tiere zurücklegen mußten. Nur durch die Uebung bei einem ständigen Aufenthalt in den wilden Bergen an die schwierigsten Uebergänge und kaum zu überschreitenden Stiege gewöhnt, konnten sie manche gefährliche Stelle glücklich passieren. Doch oft, wenn ein schmaler, durch Eis und Schnee glatter Pfad dicht an einem gähnenden Abgrund entlang führte, zog ich es vor, den Sattel zu verlassen und zu Fuß, meine Pferde am Kopfe gefaßt, einherzugehen.

Auch der Reiter in den Bighorn-Mountains sieht durch die Macht der Gewohnheit zuletzt kaum noch irgendwelche Gefahr, selbst auf den unzugänglichsten Pfaden, über die sein Ritt ihn führt.

Mancher aus dem flachen Lande würde hier mit Schauder den sorglosen Reiter betrachten, wenn dieser oft in schwindelnder Höhe an dem Rande einer Schlucht oder auf schmalem, steilem Wege, dicht an eine schroffe Felswand gedrängt, auf seinem Pferde bergab oder bergan klimmt.

Die Sonne hatte bereits längst ihren höchsten Punkt erreicht, als ich zum zweitenmale, wieder verknüpft mit großen Schwierigkeiten, den von dichtem Buschwerk umgebenen Powder-River kreuzte. Ich machte darauf Halt, um meinen ermüdeten Tieren einige Erholung zu gönnen. Nachdem ich dieselben abgepackt und abgesattelt und ihnen die Vorderbeine gekoppelt hatte, legte ich mir ein Feuer an. Auch bei mir stellte sich der Hunger ein, wie bei meinen Pferden, welche gierig über das dürre Präriegras herfielen.

Es war gut, daß ich mir von der Befestigung ein Stück Fleisch mitgenommen hatte, sonst hätte ich mich mit Speck allein begnügen müssen, von dem ich mehrere Seiten als Proviant bei mir führte; war mir doch während des ganzen Morgens außer einigen Präriehasen kein Stück Wild in den Weg gelaufen.

Bald schmorte das Fleisch in einem kleinen Kessel. Daneben stellte ich eine Blechkanne mit Kaffee auf das Feuer, zu dem der Powder-River mir das Wasser lieferte.

Geduldig das Garwerden meines Mahles abwartend, hatte ich mich in der Nähe des Feuers auf einen Stein niedergelassen, als plötzlich ein Summen und Brummen an mein Ohr drang. Meine Pferde blähten unruhig die Nüstern und streckten scheu den Kopf nach dem Fluß, von wo das Geräusch kam.

Behende sprang ich von meinem Sitze empor und ebenso rasch hatte ich meine stets mit acht Patronen geladene Winchesterbüchse ergriffen, welche in einer Lederscheide am Sattel steckte. Vorsichtig schlich ich mich hinter einen Felsblock in der Nähe des Flusses. Die Ueberraschung ließ die Waffe in meiner Hand erzittern und beinahe hörbar pochte mein Herz, denn am anderen Ufer bemerkte ich einen großen Grizzly Bear, welcher brummend auf und ablief und sich augenscheinlich nicht in das Wasser getraute.

Schon lag meine Büchse im Anschlag, und gleich darauf krachte der Schuß. Mit weithin schallendem Geheul richtete sich der Bär empor. Jetzt gewahrte er mich. Seine kleinen Augen funkelten, und knurrend vor Wut, stürzte er sich in den Fluß. Bevor das Tier Zeit gewann, das durch die scharfe Eiskante steile Ufer zu erklimmen, schlug die Kugel meines zweiten Schusses krachend in seinen Schädel ein. Der Bär taumelte zurück. Doch dann raffte er seine ganze Kraft zusammen. Mit Gewalt arbeitete er sich auf das Ufer, und von neuem emporgerichtet, schritt er, seine schweren, breiten Vorderpranken weit von sich gestreckt, auf mich zu.

Mein Leben hing an einem Haar. Verfehlte jetzt meine Kugel ihr Ziel, so war ich verloren. Keine sechs Schritt war das Tier von mir entfernt, da krachte meine

Büchse zum drittenmale. Der Bär wankte und brach zusammen. Heulend und grunzend schlug er mit den Pranken um sich. Aus seinem weit geöffneten Rachen quoll dunkles Blut.

Wohl zehn Minuten dauerte es, bis das zähe Leben aus dem Tiere gewichen war und ich mich an dasselbe heranwagte. Dann aber stieß ich in meiner Freude einen lauten Jauchzer aus, den das Echo der nahen Berge vielfach zurückgab. Es war der erste Bär, den ich während meines Aufenthalts in den Bighorn-Mountains erlegte.

Ich machte mich nun sofort daran, dem Tiere das prächtige Fell abzuziehen. Auch sicherte ich mir die besten Fleischstücke und vor allem die Schinken. Meinen Hunger hatte ich vergessen, und als ich nach der blutigen Arbeit an das niedergebrannte Feuer trat, war mein Fleisch in dem Kessel verkohlt. Der Kaffee wurde noch durch einen frischen Aufguß Wasser gerettet. Dazu verzehrte ich Speck und Brot, um doch etwas zu genießen. Dann sattelte ich meine Gäule. Das Fleisch und Fell des Bären wurde auf die Packpferde gebunden und weiter ging die Reise in die wilden Berge hinein.

Schwarze Wolken zogen jetzt langsam am Himmel entlang und lagerten in den höher gelegenen Regionen. Nach einigen Stunden begann es zu schneien. Anfangs wenig, dann immer mehr. In dichten, dicken Flocken wirbelte der Schnee zuletzt herab. Das war eine unangenehme Zugabe zu dem schon genügend beschwerlichen Wege, und als nach weiteren zwei Stunden das Fortkommen immer mühseliger wurde, schaute ich mich nach einem Platze um, wo ich während der Nacht mein Lager aufschlagen konnte. Derselbe fand sich bald in der Nähe eines mächtigen, vielfach ausgezackten Felskolosses. Genügend Präriegras als Futter für meine Tiere war vorhanden, und die an einer Seite sich stark nach vorne neigende Felswand bot mir einigen Schutz vor dem immer stärker fallenden Schnee.

Rasch sattelte ich ab und besorgte die Pferde. Dann fällte ich eine Pechtanne, von denen umher viele wuchsen, und schlug mit der Axt das Holz klein, zum Vorrat für die Nacht. Dicht vor dem überhängenden Felsen brannte bald ein lustiges Feuer, auf dem ich mit Ruhe nunmehr meine Abendmahlzeit bereitete. Das Bärenfleisch war zwar noch frisch, aber der gute Appetit ließ es dennoch vortrefflich schmecken.

Die Nacht brach schwarz und stürmisch herein. In meine Decken und Büffelfelle gehüllt, lag ich noch lange, bevor der Schlaf kam. Hier und dort in den Bergen, nah und fern, erklang das Geheul der Wölfe.

Als ich am nächsten Morgen, schaudernd vor Frost, erwachte, war es bereits heller Tag. Der Himmel war trübe und mit grauen Wolken bedeckt. Nachts mußte es heftig geschneit haben, denn überall lag der Schnee fußhoch, und hinter Felsen und Sträuchern hatte der Wind denselben in großen Massen zusammengetrieben.

Meine Pferde hatten sich nicht weit von meinem Lager entfernt. Freudig wieherten sie mir entgegen, als sie mich erblickten. Unzählige Fährten von Wölfen waren rund um den Felsen, unter dem ich ruhte, in den Schnee eingedrückt. Der Geruch des frischen Fleisches hatte die Tiere angelockt, doch wagten sie es nicht, in meine unmittelbare Nähe zu kommen, sonst hätte ich meinem Gelüste nach Bärenschinken Lebewohl sagen können.

Ein riesiges Feuer und der daran bereitete Kaffee erwärmten meine durchfrorenen, zitternden Glieder.

Von neuem wurde dann die Reise fortgesetzt. Nur langsam vermochten sich meine Pferde durch den bisweilen sehr tiefen Schnee zu arbeiten, und oft mußte ich aus dem Sattel, um den Tieren behülflich zu sein.

Nach einigen Stunden klärte sich der Himmel auf. Zwischen den Wolken hindurch warf die Sonne ihre Strahlen auf die weiße, herrliche Gebirgslandschaft. Von Zeit zu Zeit hielt ich die schnaubenden Gäule an. Mit wonnigem Entzücken ließ ich meinen Blick umherschweifen. Immer von neuem mußte ich die reiche Fülle der überraschendsten Naturszenerien umher betrachten, welche den Mangel an Baum und Busch durch die großartigsten und abenteuerlichsten Formationen des Gebirges ersetzt. Hier ragt ein Felsen empor, vielfach gezackt, einem kunstvoll erbauten Dome gleich; dort gähnt ein Abgrund, in schauerliches Dunkel gehüllt liegt die grauenerregende Tiefe, und zwischen den Bergen öffnet sich eine Fernsicht. Weit sieht man in das von der Sonne hell beschienene Thal hinab. Das vor Bewunderung trunkene Auge vermag nicht auf einmal die Größe umher zu messen. Ueberwältigend wirkt hier die Natur in ihrer von Menschen unbezwungenen Wildheit.

Nur ungern reißt man sich los von diesen prächtigen Bildern, aber noch ist der Weg weit bis zum Ziel, darum heißt es: weiter und immer weiter.

Es war gegen Mittag, als ich, um einen Felsen biegend, plötzlich vor mir drei Indianer erblickte, welche auf ihren mageren Pferden langsam auf mich zugeritten kamen. Rasch nahm ich meine Büchse zur Hand und rief den Wilden ein lautes „Stop!" entgegen.

Die Männer waren sichtlich erschrocken, denn als sie mich mit der Büchse im Anschlag gewahrten, kletterten sie hastig von ihren hohen Sätteln herab und setzten sich neben ihren Gäulen auf den Boden nieder. Es ist dies ein Zeichen des Friedens. Ich steckte meine Waffe in die Scheide zurück und, die Hand am Revolver, näherte ich mich den Indianern langsam.

„Nononicházes! (Guten Tag, guter Freund!)" riefen diese schon von weitem.

Aus der Begrüßung ersah ich, daß ich Leute des im allgemeinen friedlich gesinnten Stammes der Arapahoe-Indianer vor mir hatte, mit deren Häuptling „Little Bear" ich schon mehr wie einmal die Friedenspfeife geraucht hatte. Sein Kamp lag nur etwa 15 c. Mln. von

meiner Blockhütte entfernt, und oft besuchte er mich mit mehreren seiner Gefährten.

Die Wilden erhoben sich und schüttelten meine ihnen dargereichte Rechte. Vermittelst der Fingersprache, von welcher ich Einiges im langen Umgang mit den Indianern erlernte, fragte ich sie: „Wohin des Weges?"

„Büffel suchen!" war die Antwort.

Den armen Menschen werden von der amerikanischen Regierung manchmal Reservationen angewiesen, in denen sich wenige dieser Tiere aufhalten, welche für die Rothäute das einzige Mittel ihrer Existenz bilden. Das Fleisch der Büffel dient ihnen als Nahrung, während sie die von ihren Weibern präparierten Felle zum Eintauschen notwendiger Lebensmittel und dergleichen gebrauchen.

Alle drei Indianer trugen das unverkennbare Zeichen ihres Stammes: einen breiten, rot oder gelb bemalten, durch Ausziehen der Haare erweiterten Scheitel. Sie waren in rote und blaue wollene Decken gehüllt, welche um den Leib von einem Riemen zusammen gehalten wurden, an dem in einer reich mit Messingknöpfen und Fransen verzierten Lederscheide ein großes Messer steckte.

Nachdem ich jedem der Männer ein Stück Kautabak verabreicht hatte, ritt ich nach einem abermaligen Händeschütteln und dem Worte: „Hatnatzéna! (Lebt wohl, guter Freund!)" weiter.

Erfreut über das willkommene Geschenk, schauten mir die Indianer noch lange nach, bevor auch sie ihren Weg fortsetzten.

Die Müdigkeit meiner Pferde zwang mich, einen längeren Halt zu machen. In einer tiefen Schlucht sattelte ich ab, und bald brannte ein helles Feuer, auf dem ich meine Mahlzeit bereitete. Ich wollte mich gerade anschicken, dieselbe zu mir zu nehmen, als ein lautes Gewieher von dem Eingange des Bergeinschnittes ertönte. In scharfem Trab kam ein Reiter daher.

„By Jingo! Seid Ihr es wirklich selbst, Mr. P.?!" rief dieser erfreut. Mit Vergnügen erkannte ich in ihm einen mir befreundeten Trapper, welcher in der Nähe meiner Hütte seine Fallen stellte. „Seit heute morgen reite ich Eurer Fährte nach. Wer konnte diesen Weg anders geritten sein als Ihr oder Eure Leute?"

Wir begrüßten uns herzlich, dann sprang Mr. Right, wie der Trapper sich nannte, aus dem Sattel und folgte gern meiner Aufforderung, an dem Mahle teilzunehmen. Er beugte sein wetterhartes, von einem aschblonden Bart umrahmtes Gesicht über den Kessel. „Jesus! Das riecht wie — wie —"

„Bärenfleisch!" rief ich schmunzelnd.

„Was? Bärenfleisch?!" Er zog das Wort bedächtig lang und sah mich mit seinen wasserblauen Augen ungläubig an.

„Yes, Sir! Seht Euch nur dort das Fell an, dann werdet Ihr an der Sorte des Fleisches nicht mehr zweifeln."

„Jesus, Maria and Jefferson Davis!" rief er laut und schlug die Hände zusammen. Dann betrachtete er mich von unten bis oben. „Wie ist das denn möglich?! Euer Zeug ist doch vollkommen heil. Habt Ihr das Tier etwa irgendwo erfroren gefunden?"

„No, Sir!" lachte ich. „Würde ich dann wohl von dem Fleisch meine Mahlzeit bereiten?"

Um die große Neugierde des Trappers zu befriedigen, erzählte ich ihm, wie ich den Bären tötete. Gespannt lauschte Mr. Right meinem Berichte. Nachdem er dann das Fell noch einmal einer genauen Besichtigung unterworfen hatte, setzte er sich zu mir an das Feuer und verzehrte mit Behagen die delikate Speise. Bei munterem Geplauder verging rasch die Zeit.

„Gegen Abend fällt doch wieder Schnee", meinte der Trapper. „Meine großen Zehen brennen mich wie Feuer; sie sind vorzügliche Wetterpropheten. Wenn wir uns jetzt auf den Weg machen, wüßte ich schon ein Unterkommen für uns; doch — seid Ihr furchtsam?" fragte er plötzlich.

„Das Gegenteil habe ich wohl oft genug bewiesen", entgegnete ich, lachend über seine feierlich ernste Miene.

„Es ist eine verlassene Blockhütte, von der ich rede. Die Wände und das Dach sind dicht und schützen uns vor Sturm und Schnee, aber es ist nicht recht geheuer in dem Gebäude. Ich sage Euch das lieber gleich, damit Ihr mir nachher keine Vorwürfe macht."

„Dann laßt uns dahin aufbrechen", erwiderte ich. „Es soll mich freuen, mit dem Geiste Bekanntschaft zu machen, welcher nächtlich in der Hütte haust."

„Ein Geist ist es nicht, es sind deren viele", versetzte Mr. Right, indem er sich pfiffig lächelnd hinter dem Ohre kratzte.

Wieviel angenehmer war die Reise jetzt in Begleitung des redseligen Trappers. Er erzählte mir von seinen Fängen in der letzten Zeit und den Abenteuern, welche er in den vielen Jahren seines Aufenthaltes hier in den wüsten Bergen erlebt hatte.

Seine Zehen prophezeiten sehr richtig, denn bereits nach einer Stunde schneite es. Wie am Tage vorher, fiel der Schnee mit jeder Minute dichter. Schon begann es zu dunkeln, als Mr. Right von dem Wege abschwenkte, welchen ich bisher einzuschlagen pflegte, und eine kurze Weile darauf erreichten wir einen kleinen, zwischen hohen Felswänden geschützten Thalkessel, welcher mit Buschwerk, hohem Präriegras und einzelnen Bäumen bewachsen war. In der Mitte desselben stand eine niedrige Blockhütte. Geschäftig half mir der Trapper meine Gäule abzupacken und abzusatteln. Alle meine Sachen trugen wir in die Behausung, welche aus einem Raume bestand, an dessen einer Seite eine Feuerstelle, einem Kamine gleich, aus Felsblöcken hergestellt war. Ein darin angelegtes Feuer verbreitete bald eine wohlthuende Wärme.

Nachdem die Pferde besorgt und deren Vorderbeine

gekoppelt waren, machte sich Mr. Night daran, die bei meinem Proviant befindlichen Speckseiten unter dem niedrigen Dache aufzuhängen. „Vorsicht ist besser wie Nachsicht!" sagte er dabei, als ich seinem Beginnen lächelnd zuschaute. Auch einige Säcke mit Zucker und Reis fanden unter den Dachsparren ihren Platz. Dann bereiteten wir die Abendmahlzeit: Gebratenes Bärenfleisch, Kaffee und Brot. Letzteres wurde aus Mehl, Wasser, etwas Salz und Backpulver in dem Kessel hergestellt.

Ich war nicht wenig erfreut über unser angenehm warmes Unterkommen und sprach dem Trapper wiederholt meinen Dank dafür aus.

„Wartet damit bis morgen früh", versetzte er dann jedesmal. „Die Plage der Geister wird nicht ausbleiben. Ich kenne das. Stets, wenn ich hier abends vorüberkomme, schlafe ich, so gut es geht, in diesem Bighorn-Mountains-Hotel. Den Namen, welchen es bei uns Trappern trägt, werde ich Euch morgen nennen, wenn wir von hier weiterreiten."

Schon längst war die Nacht hereingebrochen, als wir auf ein paar Holzblöcken bei munterer Unterhaltung noch immer vor der Feuerstelle saßen, bis Mr. Night schließlich drängte, das Lager aufzusuchen.

„Wenn wir von den Stunden bis zum Morgen noch einige derselben zum Schlafen benutzen wollen, wird es Zeit", sprach er lächelnd. Und als ich meine Büffelfelle auf dem steinigen Boden ausgebreitet hatte und die Decken über mich legte, sagte er: „Wickelt Euch nur recht scharf darin ein, sonst liegt Ihr in einer Stunde nicht mehr allein darunter. Und nun gute Nacht, Sir?" fügte er hinzu, indem er sich ebenfalls auf seinem Lager ausstreckte, nachdem er vorher noch einmal das Feuer im Kamin zu hellen Flammen angefacht hatte. „Von ganzem Herzen wünsche ich Euch eine gute Nacht! Sollten Euch die Geister zu toll auf den Leib rücken, weckt mich nur, falls ich schlafe, dann helfe ich Euch."

In der Hütte herrschte jetzt eine feierliche Ruhe. Das Feuer knisterte und zischte. Vereinzelt knackte das Dach über uns, wahrscheinlich von dem darauf lastenden Schnee gedrückt. Draußen rauschte der Wind in den Bäumen. Sonst war alles still. War es die Neugierde, mit der ich die Geister erwartete? Genug, ich vermochte nicht einzuschlafen. Vergeblich schloß ich die Augen.

Die Flammen in dem Kamin wurden kleiner und kleiner. Zuletzt verlöschten sie vollkommen, und nur noch glühende Kohlen blieben zurück.

Das Dach der Hütte mußte doch nicht ganz dicht sein, denn verschiedentlich verspürte ich, wie etwas auf mich herabfiel; einmal auch nahe meinem Gesicht. Neugierig griff ich mit der Hand danach, aber nichts war zu finden. Wiederholt schien es mir, als würden meine Decken fortgezogen; auch fühlte ich unter denselben hier und dort einen Druck gegen meinen Leib und meine Beine. Vergeblich tasteten meine Finger nach den Stellen, ich konnte nichts entdecken. Jetzt huschte es an meinem Kopfe vorüber und deutlich vernahm ich ein leises Pfeifen. Aufrichtig gesagt, wurde es mir etwas unheimlich zu Mute, und als ich wieder das Drängen und Drücken an verschiedenen Teilen meines Körpers fühlte, erhob ich mich und legte vermittelst einzelner noch glimmender Kohlen ein neues Feuer an.

Vorsichtig sah ich mich in dem Raume um, welcher von den Flammen jetzt hell erleuchtet wurde. Alles war ruhig. Nichts regte sich. Auch mein Gefährte lag still und schien zu schlafen. Ich konnte mich doch unmöglich getäuscht haben? Von neuem legte ich mich nieder und versuchte dem Beispiele des Trappers zu folgen. Wie beneidete ich den Mann um seinen Schlaf.

Die Bewegung in dem mittlerweile kälter gewordenen Raum hatte mich jedoch vollkommen munter gemacht. Wieder sah ich die Flammen kleiner und kleiner werden, bis es dunkel wurde, wie vorher.

Mit der eintretenden Finsternis begann auch das unheimliche Wesen von neuem sein Treiben. Immer stärker wurde ich von allen Seiten gedrängt und gestoßen. Nach wie vor griffen meine Hände in das Leere. Soviel ich auch darüber nachdachte, ich konnte mir die Ursache nicht erklären. Schon fing ich an, meinen Schlafkameraden zu verdächtigen, daß er sich vielleicht einen Scherz mit mir erlaubte. Da fühlte ich, wie sich etwas bei meinem Hals unter die Decken zwängte. Rasch packte ich zu. Meine Hand hielt etwas Rundes, Warmes, Zappelndes. Gleichzeitig wurde ich stark in den Finger gebissen. Aufspringen und den Gegenstand von mir schleudern, alles das war das Werk eines Augenblicks.

„Donnerwetter!" schrie ich laut, indem ich mich schüttelte vor Ekel und Schreck. „Das war eine Ratte!"

„Yes, Sir! Die Hütte sitzt lebendig voll!" klang es von dem Lager des Trappers her. „Vier Stück, welche allzu unverschämt waren, liegen hier neben mir. Ich habe sie totgedrückt."

Das war eine fatale Entdeckung für mich. An Mäuse hatte ich mich schon während des Winters gewöhnt, denn meine Blockhütte beherbergte Nachts Tausende dieser Tiere; aber Ratten waren mir von jeher widerlich gewesen. Das Exemplar, welches ich packte, war sehr groß, auch fühlte ich deutlich den dicken behaarten Schwanz. Wir hatten es hier demnach mit der größten und ekelhaftesten Sorte, den großen Bergratten, zu thun.

Das Feuer brannte bereits von neuem. Vor demselben ließ ich mich unschlüssig auf einen der Holzblöcke nieder.

„Legt Euch nur wieder unter die Decken und macht es wie ich", riet mir Mr. Night gutmütig, indem er die getöteten Ratten eine nach der anderen lächelnd in die Höhe hob. „Wenn ich etwa ein Dutzend davon abgewürgt und die Leichen rund um mein Lager verteilt habe, bekommen die übrigen Tiere den nötigen Respekt und

lassen mich in Ruhe." Mit diesen Worten hüllte er sich von neuem in seine Felle ein und nach kurzer Weile bemerkte ich, daß der Glückliche schlief.

Ich blieb noch lange auf meinem Platz vor dem Feuer, welches ich fleißig unterhielt. Jetzt sah ich die Tiere auch in der Hütte hin und her laufen. Als ich mich ganz still verhielt, kamen immer mehr Ratten zum Vorschein. Große Mühe gaben sie sich, unter dem Dach nach dem aufgehängten Proviant zu gelangen; dabei fielen sie jedoch regelmäßig zur Erde. Nun konnte ich mir erklären, weshalb ich das Dach vorher nicht für ganz dicht gehalten hatte.

Die Müdigkeit trieb mich endlich doch wieder unter die Decken. Ich schlief auch — aber wie? Alle Augenblicke war ich von neuem wach, um mit Armen und Beinen um mich zu schlagen und die lästigen Tiere zu verscheuchen, welche mir über das Gesicht liefen und an meinem Körper die Wärme mit mir teilen wollten.

Kaum leuchtete durch die Fugen der defekten Thür das erste Tageslicht, so stand ich auf. Im stillen war ich meinem noch fest schlafenden Gefährten recht gram, daß er mich in diese Hütte gelockt hatte, die allerdings ein wärmeres Unterkommen bot, wie im Freien, aber dafür auch außer uns solch widerliche Gäste beherbergte.

Ich öffnete die Thür und blickte hinaus. Vom Himmel fiel in dicken Flocken der Schnee. Zwei bis drei Fuß hoch war die Erde damit bedeckt. Mein Aerger milderte sich. Da draußen wäre es in der letzten Nacht wahrlich nicht angenehm gewesen. Das tröstete mich schließlich vollkommen über den Verlust meiner nächtlichen Ruhe, und als Mr. Right sich jetzt auch vom Lager erhob, vermochte ich ihm seinen Morgengruß ebenso freundlich zu erwidern.

„Vierzehn Stück mußten daran glauben!" sagte er dann triumphierend und schleuderte eine getötete Ratte nach der anderen in die von mir in der Feuerstelle angefachten, hellodernden Flammen. Er war sichtlich erstaunt, daß ich keinem Tier den Garaus gemacht hatte.

„Mein Bruder Bob versteht es am besten!" meinte er. „Der hat hier einmal in einer Nacht zweiunddreißig Ratten abgewürgt.

Eine unangenehme Entdeckung wurde mir noch zuteil. Meine Bärenschinken waren verschwunden. Nur die rein abgenagten Knochen fand ich vor.

Nach einer Stunde sagten wir der Hütte Lebewohl. „First class Bighorn Mountain Hotel. Zur Bergratte", hatten sie die Trapper getauft, wie Mr. Right mir lachend erzählte.

Beinahe bis an den Leib mußten unsere Pferde durch den Schnee. Oft stiegen wir ab, wenn derselbe, an einigen Stellen noch höher gelegen, ein Durchkommen kaum möglich erscheinen ließ. Dabei schneite es ununterbrochen weiter. Bisweilen zwangen uns die erschöpften Tiere, zu halten. Keuchend, den Kopf gesenkt, zog wie dichte Dampfwolken der rasche Atem von ihren aufgeblähten, blutigroten Nüstern.

Endlich erreichten wir einen weiten, tiefen Einschnitt in die Berge, durch den der Powder-River in vielen Krümmungen über Steingeröll und Felsblöcken seine schäumenden Wasser brausend und gurgelnd bergab stürzte. Gigantisch hoben sich an beiden Seiten kolossale Felsmassen zum Himmel empor. Es war, als habe die Natur einen Weg für die Menschen frei lassen wollen, deren Kräfte nicht ausreichen, über die Berge selbst zu klimmen.

Hatten wir diese Schlucht passiert, dann waren wir nicht mehr weit von unserem Ziele entfernt. Das beseelte unsern wankenden Mut von neuem. Die Pferde am Zügel, arbeiteten wir uns durch den uns oft bis unter die Arme reichenden Schnee. Mr. Right ging voraus. Er kannte hier jeden Stein, jede tiefere Stelle, und durch seine Vorsicht und genaue Kenntnis des Weges wurde ein vollständiges Versinken vermieden. Eilfmal mußten wir den Powder-River kreuzen. Ohne Zögern schritten wir hinein und zogen die Gäule hinter uns her. Bis an die Hüften peitschte uns hier und dort das eisigkalte Wasser.

Nach etwa einer Stunde der anstrengendsten, mühevollsten Arbeit, erreichten wir todesmatt den Ausgang der Schlucht. Vor uns lag der „Stein mit dem Hut", wie ich ihn getauft hatte. Weit ragte dieser rote Felsen mit der seltsamen Formation, einem Hute gleich, auf seiner Kuppe über die anderen Berge hervor. Oft hatte er mir schon als Wegweiser gedient, wenn ich mich auf meinen Streifzügen in den Bergen verirrte, denn gleich dahinter lag meine Blockhütte in welcher ich mich während des Winters 1879—1880 aufhielt.

Dieser Felsen gehörte zu einer lang sich nach Norden und Süden erstreckenden Bergkette von auffallend rotbrauner Färbung, an der Merkmale der Urzeit immer von neuem mein Interesse und meine Bewunderung hervorriefen. In verschiedenen Höhen zeigten sich in dem Gestein horizontale Streifen, welche sich meilenweit von Berg zu Berg fortsetzten. Jetzt etwa 7000 F. über dem Meeresspiegel, hatte einst das Meer diese dauernden Zeichen in die Felsen eingegraben.

Noch wenige Minuten und meine Blockhütte, der Bighorn-Ranch, lag in einem Thalkessel vor uns. Bellend kamen mir meine Hunde entgegen. Als sie mich erkannten, sprangen sie, vor Freude heulend, an mir empor.

Meine beiden Leute, aus dem südlichen Texas gebürtig, hatten mich nicht mehr erwartet, da sie glaubten, daß die Unmengen Schnee, welche in den letzten Tagen hier oben gefallen waren, die Schlucht für mich unpassierbar gemacht hätten. Ohne Mr. Right wäre ich auch wohl schwerlich hindurchgekommen. Später wurde ich wirklich einmal gezwungen, etwa eine Woche vor derselben zu lagern.

Der Trapper und ich wechselten in meiner niedrigen Blockhütte, welche ein Feuer, ebenfalls in einer Art Kamin

aus Felsblöcken hergestellt, erwärmte, unsere Kleider. Währenddem lasen meine Leute ihre durch mich empfangenen Briefe, die ihnen Nachricht brachten aus ihrer fernen, warmen, winterlosen Heimat.

Die Jahreszeiten in den Alpen.

Die Frage: welche ist die beste Zeit zum Besuch der Alpen? ist eine vielfach erörterte. Die Einen sagen: das Frühjahr, und diese Ansicht hat manches für sich. Die Blüte der Gewächse steht dann auf ihrer höchsten Höhe, und kein Teil von Europa ist reicher an blühenden Gewächsen als die südlichen Alpen, obwohl die Flora in manchen Gegenden mehr botanische Namen enthalten mag. Nichts kann dann überraschender sein, als die Art und Weise, in welcher Felder, Wiesen und Wälder dort dann von Blüten buchstäblich wimmeln. Der Schnee liegt noch immer in breiten Flächen auf den Feldern und Hochländern, wenn die Christblume in den sonnigeren und felsigeren Thälern in voller Blüte steht und an allen Wegen die Schneeglöckchen und Maßliebchen sich entfalten. Warum gelingt es im nördlichen Europa dem Gärtner nicht, das Alpen-Schneetröpfchen, Galanthus nivalis, eine unserer reizendsten Blumen mit ihrem zarten, scheinbar zerbrechlichen Stengel und überhängenden nickenden Köpfchen, in ihrer ganzen Frische und Lieblichkeit zu bewahren und fortzupflanzen? Unsere Garten-Schneeglöckchen erscheinen neben den wilden der Alpenwelt wie plumpe bäurische Vettern, welche kaum eine entfernte Verwandtschaft beanspruchen können! Etwa acht oder zehn Tage später sind alle Wiesen weiß von blühenden Crocus und alle Höhen blau von der kleinen Gentiane, der nach Gestalt und Farbe lieblichsten Blume, welche wie ein kleines, als Stern zur Erde gefallenes Stück blauen Himmels aussieht. Nachdem diese „stolzen jungfräulichen Kinder des Jahres" ihre Stellen eingenommen haben und sich schon anschicken, dieselben zu räumen, erfolgt nun ein allgemeines Eindringen von Blüten, und man kann weder durch eine Wiese oder Feld, noch durch einen pfadlosen Wald wandern, ohne die schönsten Blumen mit den Füßen zu treten Für den Botaniker und Freund der Pflanzenwelt ist der Frühling die geeignetste Zeit zum Besuch der Hochalpen. Aber er muß dann behagliche Zimmer finden, welche leicht geheizt werden können, und muß eine Bibliothek mitbringen. Die erstere von diesen Bedingungen ist nicht so leicht, als Sommertouristen glauben mögen, und die zweite verursacht mancherlei Unbequemlichkeit, aber beide sind unerläßlich. Das Wetter ist im Frühling niemals beständig, und was soll der Tourist beginnen, wann drei Wochen lang ein Unwetter von Regen, Schnee und Nebel eintritt und er kein Ofenfeuer hat, um sich zu erwärmen, und keine Bücher, um sich zu unterhalten? Etwas Langweiligeres, als ein solcher Zustand der Dinge kann kaum gedacht werden, und dem Manne, welcher in einen solchen Zustand gerät, kommen mildernde Umstände zu gute, wenn er mit irgend einer der Dorfschönen eine platonische Liebschaft anfängt. Wer daher dem Rat des Botanikers folgt und im frühesten Frühjahr in die Alpen geht, der wird gut thun, wenn er die gesammelten Werke eines Schriftstellers mitnimmt, es ist mehr als wahrscheinlich, daß er Zeit finden wird, dieselben zu durchlesen.

Der Sommer ist in den Alpen nicht mehr die Blütezeit. In der ersten Hälfte des Juni sind die lieblichsten und interessantesten Blüten schon vorüber. Nicht etwa, daß sie schon niedergemäht sind, sondern weil sie vor oder mit dem Grase blühen. Die sog. Alpenrose, Rhododendron hirsutum und ferrugineum, und das Edelweiß, Gnaphalium Leontopodium, sollen erst noch in Blüte treten, wie noch viele andere Blumen, welche in der Nähe der Schneegrenze leben; aber die schönsten Orchideen mit ihrer Purpurpracht oder ihren wohlriechenden weißen Becherblüten sind jetzt nur noch dürre Stengel, und an den Ufern und Rainen, wo die Maiglöckchen wachsen, findet man nur Beeren anstatt der Blumen. Sogar die große Sumpfspiere, Spiraea ulmaria, neigt ihr Köpfchen und legt ein braun und gelbes Trauergewand wegen ihres bevorstehenden Absterbens an. Man ist versucht, zu glauben, die Abwesenheit der aristokratischen Gewächse gebe nun dem „kleinen Volk" eine Gelegenheit, sich geltend zu machen, wie bei den Menschen auf einem Ball in einem Provinzialstädtchen. Die gemeinsten Blüten prangen nun in heitern bunten Farben, wo vor einer Woche oder mehr die lieblichsten und anmutigsten Geschöpfe der Natur ihren Liebreiz entfalteten. Niemand, der die Alpen nur im Sommer oder Herbst besuchte, kann einen Begriff von der verschwenderischen Pracht haben, womit die Natur dort im ersten Frühjahr ihren Teppich schmückte.

Es läßt sich aber manches zu Gunsten eines sommerlichen Besuches der Alpen geltend machen. Man kann alsdann daselbst mehr zu essen und zu trinken bekommen, als die zu anderen Jahreszeiten übliche derbe Kost und den sauren Wein, und wenn man alsdann ein Bad verlangt, erscheint dies nicht als eine solch ausschweifende und ungeheuerliche Forderung wie im Winter und Frühling. Es ist Thatsache, die großen Hotels beginnen sich zu öffnen oder ihre Liste von Dienstboten zu vervollständigen, wenn sie, wie zuweilen geschieht, mit vermindertem Personal offen geblieben sind. Du findest zu Deiner Ueberraschung, daß die Suppe kräftiger und schmackhafter geworden ist und daß Du anstatt des alten Kuhfleisches, welches Du seither unter Deinen Zähnen verarbeiten mußtest, nun ein zarteres und saftiges Rindfleisch bekommst. Der Sommerkoch ist angekommen, und die Frau vom Hause hat ihm die Küche überlassen. Dies ist ein deutlich erkennbarer Gewinn, mit welchem aber auch Verluste oder Nachteile verbunden sind, denn die Bedienung ist

nicht mehr so prompt und pünktlich; die Kellnerin liest Dir nicht mehr die Wünsche an den Augen ab, und das Stubenmädel, welches die Aufmerksamkeit selbst war, vergißt die wichtigsten Dinge, welche Du ihr aufträgst. Die einheimische Gesellschaft löst sich auf. Die jüngeren Offiziere der Garnison beeifern sich jetzt, der neuesten fremden Schönen — mit hinreichendem Vermögen — den Hof zu machen, welche den Ort besucht. Dies erregt natürlich eine gewisse Eifersucht und Bitterkeit unter denjenigen, welche seither die Gegenstände der Huldigung dieser kriegerischen Helden waren. Allmählich ziehen sich die Offiziere, mit wenigen Ausnahmen, in ihre Speise-Anstalten oder in die größeren Hotels zurück, während der anständigere Teil der Einheimischen irgend ein Gasthaus zweiten Ranges besucht, wo ihnen oft ein eigenes Zimmer und gewöhnlich ein eigener Tisch vorbehalten wird.

Dies ist die Jahreszeit, in welcher die Alpen hauptsächlich von Italienern und von solchen Deutschen besucht werden, welche ihre eigene Zeit wählen können. Sie handeln bis zu einem gewissen Grad in ihrer Wahl klug; die kühle frische Luft der Alpen wirkt wie ein Tonicum auf diejenigen, deren Nerven durch die warme feuchte Atmosphäre der italienischen und bayerischen Ebene heruntergestimmt worden sind. Es gibt noch immer einige Blumen zu pflücken, besonders auf den Höhen, und die Berge nehmen eine wärmere Färbung an, als sie seit dem Verschwinden ihres Winterkleides getragen haben. In dieser Jahreszeit ist das Reisen leicht, und der Tourist wird mit einem Respekt behandelt als ob er von Adel wäre. In einem beschränkten Maße — nämlich im Bereich seiner pekuniären Hülfsquellen — ist er der Herrscher über alles, was er überschaut. Die Dorfmagnaten haben sich in ihre eigenen Behausungen zurückgezogen; die hübschesten Mädchen wagen kaum mehr sich öffentlich zu zeigen, weil sie wissen, daß ihre selbstgemachten Kleider von den Toiletten jener vornehmen fremden Damen überstrahlt werden, welche sich trotzdem nicht entblöden, mit dem Wirte um ein paar Kreuzer zu feilschen. Die jüngeren Offiziere und unverheirateten Beamten sind zu den fremden Eindringlingen übergelaufen, und die Zeit der Heiratspläne hat begonnen. Dies sind vielleicht Vorteile, aber das Wetter hat Anlage zur Veränderlichkeit, und der Juli ist zuweilen der regnerischste Monat des Jahres.

Mitte Juli beginnen die Schulferien und die wohlhabenden Familien gehen dann in die Sommerfrische, für welche sie am liebsten besuchte Orte in den Alpen wählen. Die Schulferien währen bis in die dritte Augustwoche, und die Gasthöfe zweiten Ranges, besonders in den kleineren Orten, wimmeln dann von Kindern, welche große Unruhe verbreiten und in vielen Gasthöfen den Aufenthalt ungemütlich machen.

Der Herbst ist die Reisezeit für die Engländer und die deutschen Professoren, welche nun einen Ferienausflug machen. Die Hotels werden nüchterner und zugleich stattlicher. Die Speisekarten werden besser, die Unterhaltung anregender. Du kannst gelegenheitlich eine Person treffen, welche zufällig etwas von einem Gegenstand weiß, woran Du ein regeres Interesse nimmst, und die Dir zu einer anregenden Unterhaltung verhilft; und man hört hie und da Späße, welche nicht ganz geistlos sind. Auch das Wetter ist zu dieser Zeit beständiger als zu irgend einer anderen Jahreszeit, mit Ausnahme des Mittwinters; allein die meisten Besucher sind die reinen Zugvögel, welche einen bestimmten Bezirk abwandeln, der sich nicht viel zum Bessern oder zum Schlimmern umzuwandeln scheint, nachdem es auch tausendmal geschehen ist. Zwischen den Sommer- und den Herbstgästen findet ein großer Unterschied statt: die Sommergäste nehmen Zimmer und bleiben, feilschen bei jeder Sache und erscheinen darauf erpicht, ihren eigenen Glanz vor dem Landvolk zu entfalten. Die Herbstgäste kommen und gehen, bezahlen im allgemeinen ohne vieles Feilschen und Fragen, was man von ihnen fordert, und legen eine souveräne Gleichgültigkeit bezüglich ihrer eigenen Kleidung und der öffentlichen Meinung an den Tag. Daß übrigens der Herbst nicht die günstigste Zeit für den Besuch der Hochalpen ist, wird wahrscheinlich jeder gern gestehen, der sie zu irgend einer anderen Zeit gesehen hat. Es fehlt in gleichem Maße die üppige Vegetation des Frühlings wie die glühende Beleuchtung der Sonnenuntergänge im Sommer. Später allerdings kleiden sich die Wälder in eine Farbenpracht, welche man kaum anderswo sehen kann; allein dies ist eher der Fall in den tieferen als in den höheren Thälern, wo der Wald vorwiegend aus irgend einer Art von Nadelholz besteht; allein ehe die herbstliche Verfärbung des Laubwaldes eintritt, ist in der Regel die Saison schon vorüber und die fremden Besucher sind heimgekehrt. Die ruhigen durchsichtigen Himmel Ende Septembers und im Oktober haben zwar ihren eigenen Reiz; aber es ist eine hektische Röte, welche den nahen Tod verkündigt — ein einziger Tag, der erste Schneefall können ein Paradies in eine Wildnis verwandeln, und dann folgt in der Regel eine Periode des abscheulichsten Wetters; der Regen verwandelt sich in Schnee, der Schnee in Regen; Straßen und Wege werden in einen Zustand versetzt, welcher sie für alle diejenigen unpassierbar macht, welche keine hohen Wasserstiefeln tragen. Die Zimmer sind noch in einem ungeordneten Zustand — sie sind, streng genommen, zu dieser Zeit weder Sommer- noch Winterquartiere, sondern eigentlich nur ein trübseliges Biwak, worin man kampieren muß, bis der Winter den Wirt gezwungen hat, sie in einen erträglicheren Zustand zu versetzen. Das gesellige Leben dagegen beginnt sich in demselben Grad zu erwärmen, wie die Jahreszeit kälter wird. Die alten Gäste kehren an ihre gewohnten Stammplätze zurück und der erste Wintersturm führt verschiedene Versöhnungen herbei. Die jungen Damen bewahren möglicherweise im tiefsten Herzensgrunde noch ein Endchen Groll und Bitterkeit, wenn sie an die Vernachlässigung

denken, welcher sie unterworfen worden sind; allein wie sollen sie Tänzer für die Bälle des nächsten Faschings finden, wenn sie schmollen? Der Fasching naht heran und es ist besser, sogleich Amnestie ergehen zu lassen und die kleinen Vernachlässigungen zu vergessen, welche zu ihrer Zeit so bitter weh thaten — man muß sie zu vergessen scheinen, wenn man sie auch nicht ganz zu vergeben vermag. So verläuft die Komödie des Lebens in Dorf und Stadt — eine Komödie, welche leider nur zu oft einen ganz tragischen Ausgang hat.

Im Herbst, namentlich um die Mitte Septembers, hat man in den Alpen oft eine zauberisch-schöne sonnengoldige Beleuchtung, welche in ihrer Art einzig ist und oft herrliche ausgedehnte Fernsichten darbietet; allein für das Hochgebirge eignet sich trotzdem diese Zeit nicht gut, denn die Morgen sind meist sehr neblig, die Tage kurz und die Witterung veränderlich.

Zu Gunsten des Mittwinters läßt sich viel sagen, wenn man ihn in den oberen Thälern in einiger Entfernung von den Seen verbringt. Zu dieser Jahreszeit kann man mit beinahe vollkommener Sicherheit auf einige Wochen ununterbrochenen Sonnenscheins mit knirschendem Schnee unter den Füßen und dem blauesten Himmel über dem Haupte rechnen. Wer schadenfroh ist, kann sich auch an dem Gedanken erfreuen, daß wenige Meilen unter ihm in der Stadt dichter Nebel liegt. Steigst Du auf die Anhöhe hinter Deinem Haus, so kannst Du weithin drunten den Nebel liegen sehen, wie ein Meer, woraus die Bergspitzen sich wie Inseln erheben, und das von selbst in launenhaften Wogen steigt und fällt. Wenn man die sehr unvollkommene Verpflegung in den Hotels zu dieser Jahreszeit ungekündigt verläßt, als eine Sache, welche man für natürlich ansehen muß, so hat man dazu eine Berechtigung, denn die hauptsächlichen Nachteile und Schattenseiten eines Winteraufenthaltes in den Alpen sind die Kürze der Tage und der Mangel an Umriß und Farbe, welcher von der allgemeinen Schneedecke herührt. Die Pracht von Sonnenauf- und Sonnenuntergang ist allerdings zu dieser Jahreszeit größer als zu irgend einer anderen, allein sie leistet keinen vollen Ersatz für das vollständige Laub der Wälder und die scharfgeschnittenen Umrisse der Felsen. Wie groß auch die Glorie und Glut ist, welche sie über die Landschaft werfen, der Schnee bleibt doch ein Leichentuch.

Aus dem bisher Gesagten wird ersichtlich sein, daß die höheren Alpen beinahe zu jeder Jahreszeit ihre hohen Reize und Anziehungskraft haben. Man muß in denselben gewohnt haben, um diese zu kennen, und sie kennen, heißt zugleich sie lieben — eine Behauptung, welche nicht so ganz wahr und auf alle unsere Mitmenschen anwendbar ist, als manche Optimisten vermutet haben. Es gibt übrigens zwei Perioden, in welchen die höheren Alpen ganz unerträglich sind: die Zeit des Schneefalles und die Zeit des Aufthauens. Von der ersteren haben wir bereits gesprochen; die letztere ist entschieden die schlimmste. Du erwachst am Morgen, der Himmel ist klar, die Luft weich und warm. Wär's nicht um den Schnee unter Deinen Füßen, Du würdest Lust haben, im Freien zu frühstücken. Alles außer dem weichen kotigen Schnee, welcher bis zur Höhe von ungefähr drei Fuß zu beiden Seiten der Straße und einen halben Fuß tief in der Mitte derselben liegt, ist reizend. Dann ziehen so gegen Mittag düstere schwere Wolken herauf und es fällt ein warmer starker Regen, welcher am Abend sich in Schnee verwandelt. Am ersten Tag, wo dies vorfällt, findest Du den Umschlag des Wetters interessant. Dauert diese Witterung aber wochenlang, so hast Du große Lust, Dich in Verwünschungen zu ergehen. Aber bitte, thu' es nicht, denn es hilft ja doch nichts! Packe Deinen Koffer, setze Dich in den nächsten Zug und fahre nach irgend einer italienischen Stadt, in welche der Frühling bereits seinen Einzug gehalten hat!

Kleinere Mitteilungen.

* Zwei Beiträge zur russischen Ethnographie.

In der jüngsten Sitzung der Russischen Geographischen Gesellschaft berichtete Dr. Radde aus Tiflis zwei Anekdoten aus seinen Reisen durch Sibirien, Mittelasien und den Kaukasus. Als er am Amur ein beschauliches Urwaldleben führte, war eines Tages ein Tunguse in trunkenem Zustande zu der einsamen Waldhütte des Gelehrten gekommen und hatte diesen mit der Waffe bedroht, war jedoch überwältigt und gefesselt worden. Andern Tags wurde großes Gericht gehalten. Auf den rohen Tisch der Hütte breitete Radde ein rotes Tuch, stellte zwei Kerzen auf dasselbe und legte rechts und links dieser eine Epaulette seiner Majorsuniform. Er selbst empfing in dieser Uniform, mit strengster Miene hinter dem Tisch stehend, den zitternden Uebelthäter. Nach kurzem Verhör fragte er ihn, auf die eine Epaulette deutend: „Kennst du das?" „Nein." „Das ist der weiße Zar!" Sofort fiel der Tunguse mit dem Gesicht auf die Erde. Auf die andere Epaulette zeigend, fragte der Richter weiter: „Kennst du nun dieses?" „Nein." „Das ist die Frau des weißen Zaren!" Abermals berührte das Antlitz des Missethäters den Boden. Das Ende vom Liede war, daß der arme Sünder nach einer scharfen Pauke begnadigt wurde und nun flehentlichst bat, man möge ihm erlauben, die Nacht neben der Hütte zu schlafen, in welcher der Zar und seine Frau, die beiden Epauletten nämlich, residierten. — Die andere Geschichte verlief wie folgt: Ein Chinese lag in der Nähe dem Fischfange ob, hatte aber mehrere Tage hintereinander das Unglück, nichts zu angeln. Darauf kam er zum Vortragenden mit der dringenden Bitte, ihm doch einen neuen Gott zu machen, da sein bisheriger alt und schwach geworden sei und zum Fischfang nichts mehr tauge. Er zog dabei ein zusammengerolltes Papier aus einer Hülse, die aus dem hohlen Stengel einer Pflanze angefertigt war, und siehe, auf dem Papier waren ein Fisch, dabei ein Mann mit einem weißen Barte und einige andere Figuren zu sehen. Nun entsann sich Dr. Radde, daß ihm der Chinese vor kurzem zugesehen hatte, als er einen Fisch zeichnete, und alsbald war ihm die Sache klar. Er erklärte sich bereit, den Gott zu verfertigen, aber nur gegen Abtretung des halben Fanges, den er dem Besitzer bescheere. Gut, sagte der Chinese, male mir aber den Gott mit einem schwarzen Barte, denn sonst leistet er wohl wieder nichts mehr. Schon am nächsten Tage kam der Angler

freudestrahlend mit einem schweren Lachse an. „Dein Gott ist gut", sagte er, „ich wußte ja, daß du die Sache verstehst, hier ist dein Anteil." („Kölnische Zeitung.")

* Die Aufforstung des Karstes.

Seitdem in jüngster Zeit sowohl auf der ungarischen Staatsbahn Fiume als auf der Südbahnstrecke Fiume—St. Peter in Krain die Bora und die Schneeverwehungen auf dem Karst nicht blos häufige Verkehrsstörungen, sondern auch große Unglücksfälle herbeigeführt, hat die Regierung auf dem krainischen Karst eine Reihe von Oertlichkeiten bezeichnet, die zur Hintanhaltung solcher Ereignisse einer ständigen forstmäßigen Behandlung zu unterziehen sind. Man hat 35 Objekte im Gesamtausmaß von 730 Joch ermittelt, deren Aufforstung der oben genannten Bahnlinie Schutz gewähren würde, und es werden dazu 2,321,387 Stück zweijährige Schwarzföhren-Pflanzen verwendet. Die betreffenden Arbeiten, die einen Kostenaufwand von 29,000 Gulden bedingen, sind auf die drei Jahre 1889, 1890 und 1891 in der Weise verteilt, daß alljährlich 243 Joch in Kultur gesetzt werden, und man wird, wenn der neue Wald aufgezogen ist, imstande sein, die zum Schutz des Karstverkehrs bisher teils aus Stein, teils aus Holz aufgeführten sogen. „Bora-Wände", die ihrem Zweck ohnehin nur wenig entsprechen, zu entfernen. Bis jetzt sind ungefähr 900 Joch Karstgründe mit Schwarzföhren-Pflanzen aufgeforstet worden und sie lassen teilweise schon jetzt einen schützenden Charakter erkennen.

G. W.

* Der große Globus auf der Pariser Weltausstellung.

Zu den interessantesten und jedenfalls zu den belehrendsten Schaustücken der diesjährigen Pariser Ausstellung gehört der große Globus, der größte, der bisher angefertigt worden ist. Sein Umfang beträgt 40 m., so daß die Kugel, da der Erdumfang 40,000,000 m. beträgt, gerade eine Million mal kleiner als die Erde ist. Jeder Millimeter auf dem Globus stellt also genau einen Kilometer auf der Erde dar. Der Durchmesser des Globus beträgt entsprechend den 12,732 Km. des Erddurchmessers 12.732 m. Die Abplattung an den Polen ist auf dem Globus angebracht, jedoch kaum wahrnehmbar, da sie in der Wirklichkeit 21 Km., auf dem Globus mithin nur 21 mm. beträgt. Die Gebirge sind nicht in Relief dargestellt, sondern aufgemalt, weil bei der Reliefdarstellung die höchste Höhe (8000 m.) mit nur 8 mm. Erhöhung hätte wiedergegeben werden können und deshalb kaum hervorgetreten sein würde. Die Oberfläche des Globus ist überhaupt in Oelmalerei ausgeführt. Man zerteilte sie in 581 Felder, von denen jedes, nach den Meridianen und Parallelkreisen berechnet, 10 Graden entspricht. Jedes Feld wurde für sich gemalt und dann in das eiserne Globusgestell eingefügt. Dieses letztere wiegt 10 Tonnen, während die Kartons zusammen ein Gewicht von 3 Tonnen haben. Von weiteren Einzelheiten gibt die Münchener „Allg. Ztg." an: Der Globus bewegt sich um einen Pfeiler. Die Tiefe der Meere tritt durch die verschiedenen Abstufungen der Farbe hervor. Die hellste Färbung bezeichnet die Meere bis zu einer Tiefe von 2000 m.; dann geht es immer bergab 2000—4000, 4000—6000, 6000—8000 m.; die tiefste Schattierung bezeichnet die Meere, deren Tiefe mehr als 8000 m. beträgt. Die Länder sind nicht benannt; man glaubte, daß die Namen der wichtigsten Städte genügen würden, um die Länder zu bezeichnen. Die Grenzen sind durch schwarze Kreuzchen erkenntlich gemacht. Die Flüsse sind blau gezeichnet. Die Vulkane werden durch rote Punkte dargestellt; die Hauptlinien der Eisenbahnen durch rote Linien, die Kanäle durch weiße Striche. Die Gletscher an den beiden Polen sind durch weiße Punkte bezeichnet. Die Oberfläche der Kontinente und Inseln (ungefähr 136 Millionen Quadratmeter) werden durch 136 Quadratmeter auf dem Globus dargestellt, dessen Oberfläche ungefähr 510 Quadratmeter beträgt. In dem Pavillon sind verschiedene Zeichnungen und Tabellen angebracht, welche die Höhe der Berge, die Tiefe der Meere, die wahrscheinliche Dicke der Erdrinde, die Bevölkerungsstatistik 2c. zur Darstellung bringen. Es wird uns so ein genaues Bild von der Oberfläche der Erde auf Grundlage der neuesten Forschungen geboten. Da der Globus den Stand der geographischen Kenntnisse im Jahre 1889 darstellen sollte, so mußte man noch die jüngsten Berichte der verschiedenen Forschungsreisenden abwarten. So war man zweimal gezwungen, den auf Afrika bezüglichen Teil den neuesten kartographischen Darstellungen des dunklen Weltteils anzupassen; ebenso ungewiß steht es mit unseren geographischen Kenntnissen China's und des Zentrums von Südamerika. Unser Globus verhält sich zur Größe der Erde, wie ein feines Sandkorn zur Größe des Globus. Paris wird durch einen Centimeter dargestellt; auch bei einigen anderen großen Städten wird die proportionale Größe angegeben. Der Globus ist auch insofern von Bedeutung, als wir durch ihn eine annähernde Vorstellung von der Größe und Entfernung der übrigen Himmelskörper gewinnen. So betrüge, in demselben Maßstabe ausgeführt, der Durchmesser des Mondes 3.50 m., seine Entfernung von der Erde 384 m.; der Durchmesser der Sonne 1400 m. und die Entfernung ungefähr 150 Km.; der Durchmesser des Jupiter die halbe Höhe des Eiffelturms, des Saturnus mehr als 100 m. 2c. Ein Gefühl des Stolzes bemächtigt sich des kundigen Beschauers dieses Riesenglobus, der den Bemühungen der Herren Villard und Cotard zu verdanken ist. (Frkf. Kl. C.)

Litteratur.

„*Alaudae*" nennt sich eine kleine lateinische Zeitschrift, die seit kurzem in Aquila in Italien erscheint und sowohl Prosa als Poesien bringt. Die Poesien der vor uns liegenden ersten Nummern behandeln verschiedene Punkte Italiens, Camaldoli, Ruinen von Paestum, Meeresufer, Wiederbepflanzung kahler Berge 2c. Die Prosa beschäftigt sich mit Altertümern, Inschriften, den neuesten Ausgrabungen, lokalen Gebräuchen, die sich schon im Altertum erwähnt finden u. s. w. Alles ist in leicht verständlichem Latein geschrieben. (Abonnement für drei Monate 1 Fr. 15 Cent.) Dem Programm gemäß (wie man uns mitteilt) sollen folgen: Gebräuche der Apenninenbewohner, Aberglaube, Ueberreste der lateinischen Sprache in Sardinien und auf der Balkan-Halbinsel, Beschreibung eines vulkanischen Schlundes in den Apenninen.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgartner, P. A., S. J., Nordische Fahrten. I. Band: Island und die Faröer. Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 36 in den Text gedruckten Abbildungen, 16 Tonbildern und einer Karte. gr. 8°. (XVI u. 462 S.) M. 8; elegant geb. in Leinwand mit reicher Deckenpressung in Farbendruck M. 11.

Früher ist erschienen:

— **Reisebilder aus Schottland.** Mit einem Titelbilde, 15 in den Text gedruckten Holzschnitten und 16 Vollbildern. gr. 8°. (XII u. 316 S.) M. 5; elegant geb. M. 8.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 35. Stuttgart, 2. September 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das englische Heerwesen. Von H. Zöppritz. S. 681. — 2. Ein Tag in der Fruška-Gora. Von Rud. Bergner. S. 685. — 3. Kalkutta. Eine Reiseskizze von Richard Garbe. S. 670. — 4. Die Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Rittner-Lübeck. (Schluß.) S. 693. — 5. Das „Rauhe Haus" in Horn bei Hamburg. S. 697. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 699. — 7. Litteratur. S. 700.

Das englische Heerwesen.

Unter den Hauptbestandteilen der britischen Staatsorganisation ist vielleicht keiner eigenartiger und für den die Institutionen des Inselreiches studierenden Ausländer ein merkwürdigerer Gegenstand seiner Beobachtungen und Vergleiche als die Armee. Dieselbe nimmt nicht blos in rein militärischer Hinsicht (welche in dieser Betrachtung ganz in zweiter Linie bleiben soll) eine Ausnahmestellung in Europa ein und bildet den überraschendsten, ja in einigen Punkten groteskesten Gegensatz zu den ungeheuren Heerverbänden der kontinentalen Militärstaaten, sondern ist zugleich auch im weiteren Sinn ein Kuriosum, dessen Eigentümlichkeiten ungewöhnliches internationales Interesse darbieten.

Der Begriff „the english army" bedeutet außer Verkörperung der offiziellen nationalen Wehrkraft zu Lande eine Serie ungelöster Probleme der verschiedensten Gattungen und Schwierigkeit, sowie von stetig wachsender Zahl, welche die davon umringten Behörden nachgerade zu überwältigen drohen und jenem mythologischen Ungetüm ähneln, dessen abgeschlagene Köpfe alsbald nachwuchsen. Die unvermeidlicherweise hieraus entsprossenen Mißstände machten sich in den letzten Dezennien infolge der aufs äußerste gesteigerten militärischen Anforderungen der Gegenwart mit jedem Jahre unangenehmer fühlbar und wurden durch eine freie Presse von Berufenen wie Unberufenen unbekümmert nach allen Windrichtungen an Freund und Feind ausposaunt; denn in Großbritannien bleibt es selbst Soldaten unbenommen, den Organismus ihres Berufs im ganzen wie einzelnen mündlich oder litterarisch der schärfsten öffentlichen Kritik zu unterziehen, da ein Dienstgeheimnis im Frieden nur betreffs weniger technischer Hülfsmittel neuester Erfindung besteht. Alles in allem kann man sich nur wundern und es als ein kaum verdientes Glück ansehen, daß England seine neueren Feldzüge im wesentlichen erfolgreich zu Ende zu führen vermochte und seine in so vielem mangelhafte Kriegsbereitschaft hauptsächlich in der erträglicheren Form übermäßigen und vielfach nutzlosen Geldaufwands büßen durfte; allerdings kam ihm dabei zu statten, daß es das Prestige seiner Flagge nur Wilden oder halbzivilisierten Völkern gegenüber zu wahren hatte.

Was nun die Beantwortung der Frage anlangt, in welchem Maße eine in so mancherlei Beziehung unbefriedigende Sachlage durch gegebene allgemeine Umstände bedingt und somit in gewissem Grade militärisch entschuldbar ist, so gebührt es sich in erster Linie geltend zu machen, daß unter allen modernen Heeren dem britischen die vielseitigsten Funktionen im Kriege wie im Frieden zugeteilt sind. Dasselbe soll sowohl das Mutterland als auch die unermeßlichen weit entlegenen Länderkomplexe Indiens und der eigentlichen Kolonien bewachen und gegen feindliche Angriffe schützen; es soll in fernen Weltteilen wichtige strategische Punkte besetzen, Unruhen dämpfen oder stellenweise kaum erst in Besitz genommene Gebiete gegen lokale Aufstände behaupten; endlich alle paar Jahre einmal irgendwo erobernd vorgehen; in aktiven Unternehmungen nur teilweise, je nach der Oertlichkeit des Operationsfeldes, von der Flotte oder irregulären Hülfstruppen unterstützt. Dazu kommen die exzeptionellen taktischen wie administrativen Schwierigkeiten, welche notwendigerweise sehr wechselnde Systeme kleiner und großer Kriegführung bei so himmelweit verschiedenen klimatischen, Boden- und sonstigen Verhältnissen mit sich bringen. Ein

anderer Umstand, der von jeher auf alle Bestrebungen, die Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit der Landmacht zu erhöhen, hemmend eingewirkt hat, ist vornehmlich politischer Natur und in konstitutionellen Satzungen, bezw. Vorurteilen, begründet, nämlich der instinktmäßige Widerwille der Briten gegen das professionelle Soldatentum per se und besonders gegen das Säbelgerassel in Friedenszeiten. Denn obgleich der typische Engländer auf die Kriegsthaten seines Volkes ungemein stolz ist und mit mehr Patriotismus als Sachkenntnis die Fähigkeiten und Leistungen seiner Rotröcke sehr hoch anzuschlagen pflegt, so will er dieselben doch nur als verhältnismäßig untergeordnete und parlamentarisch streng zu kontrolierende Werkzeuge nationaler Machtäußerung gelten lassen. So groß auch die persönliche Beliebtheit sein mag, deren sich die Träger der bunten und kleidsamen Uniform in allen Schichten der Bevölkerung notorisch erfreuen, so werden sie nichts destoweniger als Klasse und Stand mit einer gewissen Eifersucht, gemischt mit Mißtrauen und Geringschätzung, betrachtet, das Produkt eines republikanischen Unabhängigkeitsdünkels nicht unähnlich demjenigen, der einst keine stehende bewaffnete Macht im Weichbild der weltbeherrschenden Roma dulden wollte. Daher die von allen Einsichtigen tief beklagte Unmöglichkeit, die Stärke der regulären Truppen durch konstitutionelle Mittel auf eine Höhe zu bringen, die im Falle ernstlicher Bedrohung von Englands Machtstellung eine hinreichende Sicherheit gewähren würde. Wie die Dinge liegen, ist der als Zivilist eigentlich blos für die finanzielle und geschäftliche Verwaltung seines Ressorts verantwortliche Kriegsminister froh genug, alljährlich seinen Etat (die army estimates) unter dem Kreuzfeuer sarkastisch bemäkelnder oder knauseriger Kritik unbeschnitten durch das Unterhaus zu bugsieren, während er allen umfassenderen, vom militärischen Chef des Kriegsdepartements formulierten Reformvorschlägen ein unbarmherziges non possumus entgegensetzen muß, sobald es sich um bedeutende Mehrausgaben handelt. Außerordentliche Bewilligungen läßt sich aber die Volksvertretung im ganzen lieber für die Marine als für das Heer abzapfen, da letzteres nach den landläufigen Traditionen der weniger wichtige der beiden Hauptfaktoren der nationalen Streitmacht ist, an dem also am ehesten ungestraft gespart werden kann. Letztere Meinung ist weiter insofern verhängnisvoll, als sie mit der Ansicht zusammenhängt, daß der Soldat zwar im Frieden ein recht effektvolles ornamentales und den Nationalstolz angenehm kitzelndes öffentliches Spielzeug abgibt, dessen übermäßigen Kosten jedoch mindestens vermittelst numerischer Beschränkung eine Grenze gesetzt werden muß. Indessen wäre die sich hieraus großenteils erklärende bescheidene Kopfzahl der britischen Armee im Vergleich mit den Militärleviathanen des Festlandes ein Nachteil von ziemlich nebensächlicher Bedeutung, wenn nur die Ausbildung von Offizieren und Mannschaften nichts vermissen ließe und vor allem das Menschenmaterial an sich das beste wäre. Letzteres, das bekanntlich nur durch Werbung aufgebracht wird, ist aber sachlich das schlimmste Gebrechen eines Systems, das schwerlich je ausgezeichnete Resultate aufzuweisen imstande sein dürfte, so lange es das Prinzip allgemeiner oder wenigstens bedingter Dienstpflicht ignoriert. Diese ist jedoch in ihrer mildesten Form dem Selbstbestimmungsinstinkt des Briten ein Greuel und wird von vielen für ein schändendes Zeichen nationaler Knechtschaft gehalten. Man erkennt wohl im großen und ganzen die Notwendigkeit einer sich auf die beste Manneskraft des Volkes stützenden Landesverteidigung von wahrhaft populärem Charakter an, glaubt indessen für diesen Zweck in einer Art Landwehr (militia and yeomanry), besonders aber in den beliebten und zahlreichen Freiwilligenkorps (volunteers) genügende — allein thatsächlich sehr ungleich geübte und disciplinierte — Reserven zu besitzen. Als nicht kleinsten Vorteil hievon schätzt man, daß diese Einrichtung weder nennenswerten individuellen Zwang auferlegt, noch Störung des bürgerlichen Berufslebens nach sich zieht. Bei einer solchen Auffassung ergibt sich dann ferner in nahezu logischer Folge, daß gerade der Söldner, d. h. der zu sonst nichts Brauchbare, die richtige Qualifikation für das in ruhigen Zeitläuften ziemlich verachtete, permanente Soldatenhandwerk hat, ganz abgesehen davon, daß derselbe die einzige Wahl bleibt. Die Schattenseiten einer solchen Rekrutierungsart sind ebenso zahlreich wie augenscheinlich; eine der fatalsten darunter besteht in der wachsenden Schwierigkeit, auf diesem Wege im Inland genug junge Leute aufzutreiben (denn Fremde sind außer in Kriegszeiten ausgeschlossen), wodurch allein schon eine namhafte Vermehrung der Präsenzstärke ein Ding der Unmöglichkeit wird. Zwar fehlt es selten an Aspiranten für das zweifarbige Tuch, für welche ein ziemlich niedrig normiertes Maximalalter festgesetzt ist, aber ein beträchtlicher Teil erweist sich entweder physisch oder moralisch untauglich, während die eingereihten Mannschaften beständig durch Desertion dezimiert werden. Diese ist allerdings seit einigen Jahren in langsamem Abnehmen begriffen, beträgt jedoch immer noch von drei bis hoch in die zwanzig Prozent, je nach den Truppenteilen. Auch dürfte dieses Uebel wohl kaum je auf ein Minimum beschränkt, geschweige denn ausgerottet werden, da man begreiflicherweise Anstand nimmt, durch zu strenge Bestrafung dieses Vergehens viele unter dem ohnehin spärlichen Nachwuchs von Waffenlustigen abzuschrecken und sich dadurch das Rekrutierungsgeschäft noch mehr zu erschweren.

Andererseits wird alles aufgeboten, dem Neuangeworbenen das Soldatenleben erträglich, ja sogar genußreich zu machen. Der britische Gemeine (private) befindet sich in fast jeder Beziehung in angenehmerer Lage als seine festländischen Kollegen: er bezieht nicht nur die höchste Löhnung — die zwar der geringere Geldwert etwas schmälert — sondern er hat auch die liberalste Verpflegung

und dabei den durchschnittlich wahrscheinlich leichtesten Dienst unter seines Gleichen in Europa; dazu erfreut er sich einer Menge von persönlichen Vergünstigungen, sowie einer nachsichtigen und nahezu freundschaftlichen Behandlung seitens seiner Vorgesetzten, wie solche sonst nirgends in diesem Dienstverhältnis wahrzunehmen sind. Daß dies alles einen veredelnden und stärkenden Einfluß auf die Mannszucht der Leute habe, ließe sich freilich schwer behaupten, wiewohl es doppelt angezeigt wäre, so bunt zusammengewürfelte Elemente wie die durch Werbung gesammelten im Schmelztiegel strenger Disciplin zu einem gleichartigen geläuterten Ganzen zusammenzuschweißen. Statt dessen ist selbst bei den im besten Rufe stehenden Regimentern der Prozentsatz von Straffällen sowie von unverbesserlichen Subjekten über Gebühr hoch, weil einesteils der gemeine Soldat in seiner freien Zeit unter keinerlei Aufsicht steht und anderenteils seine Exzesse außerhalb der Kaserne vom Zivilpublikum (namentlich der unteren Stände) viel zu gutmütig hingenommen zu werden pflegen. Jedenfalls muß es als ein Glück gepriesen werden, daß er beim Ausgehen weder Säbel noch Seitengewehr tragen darf, wohl aber ein Stöckchen oder als Kavallerist eine Reitpeitsche, was ihn samt der steifen, schirmlosen, kommentmäßig ganz über das eine Ohr gesetzten Mütze zu einer zugleich possierlichen und geckenhaften Erscheinung macht; doch läßt seine Haltung an Strammheit und sein Aeußeres an Reinlichkeit selten etwas zu wünschen übrig.

Was nun die praktische Schulung der Mannschaft anbelangt, so ist solche weit weniger Sache der unmittelbaren Vorgesetzten, als vielmehr die Obliegenheit besonderer Exerziermeister (instructors oder drill sergeants), die, meist aus den fähigeren Unteroffizieren hervorgegangen, eine Klasse für sich ausmachen und selbst bei Kompagnie- und Bataillonsübungen das wirkliche Kommando führen, während die zugehörigen Offiziere, sofern überhaupt anwesend, entweder als Zuschauer oder ebenfalls als Unterwiesene figurieren. Von einer persönlichen unmittelbaren Verantwortlichkeit der letzteren für die Ausbildung und Leistungen jedes einzelnen Mannes des ihnen untergebenen kleineren oder größeren Truppenteils (wie z. B. in Deutschland) ist keine Rede, was auch kaum anders sein kann. Denn der englische Offizier dient in keiner Hinsicht von der Pike auf, woraus sich sein loses Verhältnis zur Truppe sattsam erklärt. Seine Ausnahmestellung im Vergleich mit seinen ausländischen Standesgenossen ist in der That eine sehr auffallende, und es lassen sich einige der fundamentalsten sowie bedenklichsten Uebelstände des britischen Heerwesens davon herleiten.

Seit Abschaffung des Stellenkaufs im Jahre 1870 erhalten Offiziersadspiranten ihre Ernennung nebst fester Anstellung — letztere soweit Vakanzen vorhanden — für die Artillerie und das Geniekorps nach Absolvierung eines mehrjährigen Kursus auf der Royal Military Academy in Woolwich, für die anderen Waffengattungen nach nur einjährigem erfolgreichem Besuch der Kriegsschule von Sandhurst. Der Lehrplan dieser Anstalten, für welche eine Eintrittsprüfung bestanden werden muß, ist vorwiegend theoretischer und allgemeiner Natur und die praktischen Uebungen haben blos im kleinsten Maßstab und in verfeinerter Form wie Umgebung einen spezifisch militärischen Charakter, wobei der daselbst herrschende gesellschaftliche Ton ein sehr anspruchsvoller und exklusiver zu sein pflegt. Letzteres stimmt auch völlig zu einer der sozialen Ueberlieferungen des Landes, der zufolge der Inhaber eines Offizierspatents (bearer of her majesty's commission) ex officio zum niederen, d. h. untitulierten Adel (gentry) gehört — ein Umstand, der eine Menge junger Leute aus den höheren Ständen und besonders aus reichen Familien bestimmt, ohne sonderliche Anlage dazu eine Laufbahn zu betreten, welche Unbemittelten, wären sie auch noch so natürlich dafür geeignet, angesichts der außerordentlichen Kostspieligkeit des englischen Offizierslebens unzugänglich bleibt. Daß dies der militärischen Tüchtigkeit des Offizierskorps nicht zuträglich sein kann, liegt auf der Hand. Der bei weitem größte Teil desselben betrachtet sich viel weniger als das treibende und gewissermaßen als geistiger Sauerteig zu wirken berufene Element der Armee, denn als deren gesellschaftliche Blüte und Zierde, und diese selbstgefällige, die Würde und Verpflichtungen eines so ernsten und ehrenvollen Berufs gänzlich bei Seite setzende Ueberzeugung wird durch die Sucht sozialer Distinktion in fashionablen Kreisen genährt. In diesen fällt dem Offizier — vorzüglich beim schwachen Geschlecht — die Rolle des allzeit willkommenen Besuchs und Gastes, ja oft des verhätschelten Schooßkindes zu, wobei es selten jemand einfällt, nach seinem persönlichen Wert oder Unwert zu fragen. In wie viel höherem Maße sich diese Herren als einer vornehmen Coterie angehörende gentlemen fühlen, denn als Soldaten, erhellt schon aus der Thatsache, daß man dieselben außer Dienst nie in Uniform sieht, während sie in diesem nur auf Paraden die volle, sonst blos die Interims-Uniform (undress) tragen, bei kleineren Funktionen sogar meist nur die betreßte Mütze als dienstliches Abzeichen. Da die unverheirateten Offiziere bis zum Oberst in der Regel in der Kaserne wohnen und gemeinschaftlich unter eigener Bewirtschaftung speisen (mess), gestaltet sich ihr kollegialischer Verkehr zu einem sehr regen und dabei höchst ungezwungenen — ein ansprechendes Verhältnis, um das man sie, wie um gar manche Annehmlichkeiten ihres Looses, anderwärts beneiden kann. Von jener peinlichen Wahrung jedes Rangunterschiedes bis in die Geselligkeit, wie solche in Deutschland beim häuslichen Verkehr unter Militärs vielfach zu so steifen Formalitäten und lächerlichen Situationen führt, findet man in England keine Spur. Nur dem Regimentskommandeur als Alterspräsidenten wird im Privatumgang von seinen Subalternen mehr aus natürlicher Höflichkeit als unverbrüchlicher Etikette gemäß der

Vortritt eingeräumt; im übrigen schließt der Begriff „gentleman“ im sozialen Leben Großbritanniens mit Recht die strenge Rangordnung jedes offiziellen Standes (mit einziger Ausnahme des fürstlichen) aus. Aus dem Gesagten läßt sich bereits folgern, daß die dienstliche Thätigkeit des Epaulettenträgers durchschnittlich keine sehr angestrengte sein kann; in den kleineren Garnisonsorten ist derselbe gemeiniglich geradezu zum Müßiggang verurteilt und schlägt dann am liebsten die Zeit mit Spiel und Wetten tot, falls er keine Gelegenheit findet, sich in den feinsten lokalen Kreisen als Löwe feiern zu lassen. Nur im Lager oder, genauer ausgedrückt, in der Militärkolonie von Aldershot, gibt es mehr zu thun, indem von den dort stationierten ziemlich starken Abteilungen aller Waffengattungen öfters größere feldmäßige Uebungen, Manöver ꝛc. ausgeführt werden.

Nichtsdestoweniger läßt sich nicht leugnen, daß das englische Heer eine nicht unbeträchtliche Anzahl sehr fähiger und strebsamer Offiziere enthält, vorzüglich für die technischen Spezialfächer, wie Artillerie- und Geniewissenschaft. Allein ihre Kenntnisse, Forschungen und Erfindungen bleiben zu häufig praktisch unverwertet oder aufs Versuchsstadium beschränkt; ihre besten Gedanken werden höheren Ortes gewöhnlich nach oberflächlicher Prüfung ad acta gelegt, wenn nicht von vornherein ignoriert; ihr befruchtender Einfluß aufs Ganze ist mithin ein verschwindend geringer. Und warum? Hauptsächlich, weil ein unsäglich kompliziertes und schwerfälliges Verwaltungssystem alle neuen Ideen und Verbesserungsvorschläge geduldig in sein labyrinthisches Räderwerk einführen läßt, um solche dann entweder darin zu zermalmen oder günstigstenfalls nach langwierigen Wehen in Gestalt kläglicher Mißgeburten und Kompromisse zur Verwirklichung zu bringen. Dieses System ist eines der wunderbarsten und lehrreichsten Beispiele bureaukratischer Umständlichkeit und zugleich Unverantwortlichkeit, die es gibt, und eben deshalb so sündhaft kostspielig, daß selbst in einem an einen großartigen und in vielem verschwenderischen Staatshaushalt gewohnten Gemeinwesen die öffentliche Meinung sich neuerdings in vielstimmiger Entrüstung dagegen erhoben hat. Es wurde bereits erwähnt, daß es genau genommen zwei Kriegsminister gibt: einen den Titel führenden, allein dem Parlament verantwortlichen Zivilisten (secretary of state for war) und den Höchstkommandierenden der Armee (commander in chief), welche beide Würdenträger begreiflicherweise auch nicht in stetiger ungetrübter Harmonie leben, während sie sich gelegentlich von ihnen wünschenswert erscheinender Budgeterhöhungen noch dazu bequemen müssen, den gewöhnlich schwerer als Stein zu erweichenden Finanzminister als dritten im Bunde aufzunehmen. Immerhin hat dieser Dualismus wenigstens das eine Gute, daß der militärische Chef nicht mit jedem neuen Ministerium wechselt und kein Parteimann zu sein braucht; derselbe ist gewöhnlich ein Mitglied des Oberhauses und gegenwärtig ein Prinz von Geblüt (der Herzog von Cambridge). Aber weit schlimmer als die Nachteile einer zersplitterten obersten Leitung sind die aus der Einrichtung und Gliederung der Verwaltung im einzelnen entspringenden: zahllose Neben- und Unterbehörden, die sich gegenseitig helfen und kontrolieren sollen, stehen mit wenigen Ausnahmen in keinem klar definierten, die Geschäftsführung erleichternden und beschleunigenden Verhältnis zu einander und haben teilweise die vagsten Befugnisse. Dieselben schieben, wo es irgend geht, eine der anderen die Arbeit zu und die Verantwortung dafür wird von Pontius zu Pilatus im Ringe herum gewälzt, ohne schließlich auf einer bestimmten zur direkten Rechenschaft verpflichteten Person oder Behörde haften zu bleiben. Daher die Möglichkeit jener Mißbräuche, die in den letzten Jahren so häufig von der Presse ans Licht der Oeffentlichkeit gezogen und gebührend, aber leider meistens ergebnislos gebrandmarkt wurden. Dabei tappt man von einem problematischen Experiment zum anderen, sowohl in reinen Verwaltungssachen wie in der Heerordnung und betreffs technischer Hülfsmittel u. a., wodurch die vorhandene chronische Verwirrung sich mit den Jahren eher noch steigert; denn zu größeren durchgreifenden und klar organisierenden Maßnahmen kommt es nie, es wird nur beständig irgendwo geflickt. Nichts bleibt sich so gleich wie die steigende Tendenz der ungeheuren Kosten und der verhältnismäßig geringe Wert des damit Geschaffenen.

Bei einem Militärbudget von 18½ Millionen Lstrl. — die Hälfte des deutschen und ein Fünftel der gesamten Staatsausgaben — kann Großbritannien nicht mehr als 200,000 Mann regulärer Truppen (worunter an die 10,000 Nichtkombattanten) aufstellen, von welchen etwas über die Hälfte in den überseeischen Besitzungen (bei weitem der größte Teil in Ostindien) steht. Es ist dies, wohlgemerkt, die jetzige etatsmäßige Friedensstärke auf dem Papier, die eingestandenermaßen nie wirklich annähernd erreicht wird und sich im glücklichsten Fall durch Indienststellung der ganzen gedienten Reserve von rund 44,000 Mann auf diese Kopfzahl bringen ließe, während die Beschaffung des fehlenden guten Drittels der für die Kavallerie und Artillerie nötigen Pferde ein, wie offiziell zugegeben, hoffnungsloses Unternehmen wäre, da man in England die Zwangsrequisition nicht kennt. In Kriegsfall aber gibt es nach Aufzehruug der besagten eigentlichen Reserve absolut keine anderen Ersatz- und Ergänzungskräfte als weder hinreichend kriegerisch geschulte und disciplinierte, noch in organischem Zusammenhang mit der permanenten Streitmacht stehende Hülfstruppen, nämlich etwa 140,000 Mann Miliz, 14,000 Mann Yeomanry (auf eigenen Pferden berittene Miliz) und die etwas über 230,000 Köpfe zählenden Freiwilligenkorps. Alle diese sind ausschließlich zur engeren Landesverteidigung bestimmt, und es darf davon verfassungsmäßig höchstens der vierte Teil der Miliz (also keine 10 Prozent des Ganzen), die sogen. Reservemiliz, außerhalb des Vereinigten Königreichs verwendet werden.

Mit der jammervollen Schwäche der Cadres von Mannschaften kontrastiert in fast komischer Weise die Ueberzahl der Offiziere: eine Batterie, Schwadron oder Kompagnie wird in der Regel von einem Major kommandiert, der vier oder fünf Subalterne hat; ein kaum 300 Mann starkes Bataillon zählt oft ein halbes Dutzend Stabsoffiziere. Hand in Hand hiemit geht als unentbehrliche Entlastungsmaßregel die massenhaft vorgenommene längere Beurlaubung (oder eigentlich bedingte Pensionierung) mit halbem Sold von Offizieren im besten Alter, von welchen die wenigsten je wieder aktiv werden, während die enorme Mehrzahl erst nach langen Jahren mit ihrem wirklichen Abschied die geringeren Pensionsbeträge empfängt. Hieraus erklärt sich z. B., daß das Rangverzeichnis eines verhältnismäßig kleinen Heeres einschließlich der auf Halbsold (halfpay) Gesetzten die Namen von mehreren Hunderten von Generalen enthält, sowie ferner die unproduktive Kostspieligkeit eines Regime, das solche absonderliche Früchte aufzuweisen hat.

Nichts wirft vielleicht ein so charakteristisches Licht auf die Verfassung und insbesondere die Kriegsbereitschaft der englischen Krone, als die interessante Thatsache, daß bis vor kurzem nicht einmal ein neueren Anforderungen einigermaßen entsprechender Mobilmachungsplan existierte und ein solcher auch zur Stunde noch nicht in allen Einzelheiten ausgearbeitet vorliegt. Der vorhandene Entwurf nimmt in weiser Erwägung des hierzulande militärisch Vollbringbaren die Mobilisierung innerhalb zwei bis drei Wochen von blos zwei Armee-Korps nebst einer Kavallerie-Division in der Gesamtstärke von etwa 63,000 Mann in Aussicht, welches Ende noch dazu hauptsächlich vermittelst rücksichtsloser Schröpfung der nicht unmittelbar betroffenen Truppenteile an ihren ohnehin mageren Menschen- und Pferdebeständen erreicht werden soll. Allein trotz dieses bequemen Verfahrens gilt es Sachverständigen für ausgemacht, daß nur mit Hülfe eines Wunders mehr als ein einziges vollzähliges Armee-Korps samt einem Teil der Reiter-Division zur gesetzten Frist in feldmäßiger Ausrüstung marschfertig gemacht werden könnte; es wäre hiebei eines der vornehmsten Hindernisse der Pferdemangel — welche Ironie des Schicksals im rossevergötternden Albion!

Daß das britische Heerwesen nur durch eine radikale Reform an Haupt und Gliedern, sowie gründliche Ausfegung der Augiasställe der Verwaltung auf eine gesunde Grundlage gestellt und auf leistungsfähige Höhe gebracht werden kann, daran zweifelt heute niemand mehr, der die elementarsten Erfordernisse moderner Militärorganisationen kennt. Dennoch ist es wahrscheinlich, daß die Engländer, denen es in dieser Frage an Vorstellungen, Warnungen und Ratschlägen von den verschiedensten Seiten wahrlich nicht gefehlt hat, erst durch eine schwere Demütigung ihres Nationalstolzes dahin gebracht werden dürften, mit ihrem bestehenden Wehrsystem rückhaltlos zu brechen. Und daß eine rationelle Neugestaltung desselben kaum anders als auf der Basis allgemeiner Konskription erfolgen kann, wurde bereits von dem unter den einheimischen Autoritäten durch theoretische wie praktische Befähigung hervorragendsten Soldaten der Gegenwart (Lord Wolseley) erkannt, den seine Landsleute in sorgloser und zugleich bezeichnender Selbstverspottung und mit buchstäblicher Wahrheit „our only general“ nennen. H. Zöppritz.

Ein Tag in der Fruška-Gora.

Von Rudolf Bergner.

Der Himmel wölbt sich in entzückendem Blau über der weiten ungarischen Tiefebene. Das Marktleben von Neusatz hat sich bereits entwickelt. Hunderte von Wagen ziehen ab und zu, wir aber harren unseres Gefährtes. Da wir an der Pforte des Orients stehen, so müssen wir uns schon in Geduld fassen und still hoffen, es werde dem löblichen Kutscher denn doch noch gefallen, zu erscheinen. Und er kommt wirklich im Laufe des Vormittags. Lustig geht es nun hinab zum Donaustrand, und mittelst der Schiffsbrücke hinüber zur dräuenden Festung. Die alten Werke Peterwardeins leuchten im Sonnenglanz, riesenhaft hebt sich die Zitadelle auf vorspringendem Felsen ins Land hinein, weithin sichtbar und wohl geeignet, im Verein mit zwölf Wällen und Gräben den Eindruck des Unbezwinglichen hervorzurufen.

Die Sonne scheint indessen zu lieblich, der mächtige Strom blitzt und flimmert zu gewinnend, und die rebengeschmückte Höhe, auf der wir hinziehen, verlockt gar zu sehr zu weitem Auslug, als daß wir uns durch das Bild des kulturfeindlichen Ungeheuers heute zu wehmütigen historischen Betrachtungen verleiten lassen sollten. Links grüßen die dunkeln Höhen der Fruška-Gora, rechts dehnt sich die unübersehbare, dörferbesäete, einem einzigen Getreidemeer gleichende Ebene des Banates aus. Und beide Landschaften ergänzen sich ausgezeichnet, seit alten Zeiten gestalten sie das Dasein den guten Neusatzern zu einem äußerst behaglichen. Das Banat stillt den Hunger, die Fruška-Gora den Durst. Schon jetzt bekommen wir davon einen Begriff. Rechts und links liegen anmutige Weingärten, in denen sich Männer und Weiber mühen. Aber ach, leider hat auch hier seit Jahresfrist ein unheimlicher Gast seinen Einzug gehalten: die Reblaus, der Schrecken von Tausenden und Abertausenden fleißiger, hoffender, bangender Menschen.

Ein Mittel zur Vertilgung dieses in Myriaden auftretenden, mit bloßem Auge kaum wahrnehmbaren Insekts hat man noch immer nicht gefunden, und es ist daher einleuchtend, daß unter solchen Umständen das Uebel mehr und mehr um sich greift. Gegenwärtig schauen wohl nur die vom Insekt verwüsteten, gelb gewordenen Weinstöcke

aus den Gärten von Kamenitz und Karlowitz wie klagend herab, es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß die Reblaus die schönen Höhen der Fruška-Gora übersteigen und jenseit derselben ihr entsetzliches Walten beginnen wird.

Nachdem wir Kamenitz verlassen, führt unser Pfad empor, wir nähern uns der Fruška-Gora. Die schönen, waldbedeckten Höhen treten an uns heran und wir befinden uns in kurzer Zeit in einer hochromantischen Schlucht. Ein kleiner Gebirgsbach sucht die Ebene, zwei Waldhegerhäuser werden sichtbar und vor ihnen treffen wir ihre beiden Insassen, kräftige Männer mit wettergebräuntem Antlitz und kühnem Blick. Eine Waldgebirgsstraße nimmt uns auf, in Serpentinen leitet sie über die Fruška-Gora. Herrliche Waldpartien eröffnen sich, wir verleben Stunden, die unserem Gedächtnis nie entschwinden werden. Der Wald prangt in seiner ganzen Kraft und Ueppigkeit, seine Zusammensetzung ist eine überaus anmutige. Finstere Tannen und Kiefern mangeln hier gänzlich, statt ihrer erheben sich fast auf Schritt und Tritt prächtige Lindenbäume, deren Blütenmeer einen wonnesamen Duft verbreitet. Eichen, Buchen und undurchdringliche Büsche vollenden das Waldparadies, die verschiedenartigsten gefiederten Sänger singen ihre entzückenden Lieder, der Himmel wölbt sich im herrlichsten Blau, die Sonne strahlt ihre beglückende Wärme aus.

Ununterbrochen ergeht sich die Gebirgsstraße in Windungen, sie leitet an den Abhängen der Hügel hin, zur Rechten stets eine walderfüllte Schlucht bietend; jenseit derselben neue Anhöhen. Der Wald ist still, plötzlich regt es sich und zwei mächtige Geier schweben schwerfällig durch die Luft. Wohl greifen wir zum Revolver, allein wir kommen nicht zum Schuß, nur zu bald sind die Gewaltigen hinter den Baumwipfeln verschwunden. An ihnen ist kein Mangel, allem Anschein nach ein Uebelstand, der aus der Thatsache erwachsen, daß man hierzulande ein verstorbenes Tier selten beerdigt, es vielmehr am liebsten da liegen läßt, wo es gerade gefallen. Bären beherbergt die Fruška-Gora nicht mehr, auch Wölfe sind bereits ausgerottet, und finden sich im Winter dennoch einige vor, so ist anzunehmen, daß sie Flüchtlinge oder Hungerleider der bosnischen Gebirge sind. Am zahlreichsten trifft man den Fuchs: er spielt den König der Wälder. Auf ihn, auf Geier und auf Wölfe hat vor wenigen Jahren der verblichene Kronprinz Rudolf mit prächtigem Erfolg gejagt, er weilte damals als Gast beim Grafen Chotek in Cerevič. Und wie zauberhaft hat doch Kronprinz Rudolf, der begabteste unter den erlauchten Schriftstellern dieses Jahrzehnts, die hohen Schönheiten dieses Walddomes zu schildern gewußt! Es heißt da in seinem wertvollen Buche „Einige Jagdreisen in Ungarn" in markanter, plastischer Weise: „Die Fruška-Gora ist ein zweiter Berg Athos; zwölf griechische Klöster stehen da, eines nahe dem andern in den romantischen Schluchten dieses schönen Waldgebirges. Je weiter man in das Labyrinth eindringt, desto schöner gestalten sich die landschaftlichen Bilder, und gar bald kam ich zur Ueberzeugung, daß nicht nur der Frühling, sondern auch der Herbst jenem herrlichen Lande einen ganz eigentümlichen Reiz verleiht. Die Buchenwälder erscheinen auch kahl sehr großartig, und noch deutlicher wie im Frühling hoben sich die immergrünen südlichen Gesträucher, die hier schon gedeihen, wenige Stunden nördlicher aber die Grenze ihres Verbreitungsgebietes finden, von dem roten Laube ab." —

Höher und höher steigen wir, noch glitzert im Grase der Thau, seine Tropfen ähneln Milliarden von Diamanten. Hin und wieder zieht ein Wagen vorüber, auf ihn hat ein Israelit Getreidesäcke geladen, die er in Neusatz zu verkaufen wünscht, oder es fährt auch ein Bauer zu Thal. Das sind stämmige Gestalten mit großem Schnurrbart und finsterem Blick, sie besitzen für den Reisenden keinen Gruß und ihr Gebahren ist ein unsympathisches. Ihre ursprüngliche Volkstracht haben sie gleich den um Neusatz wohnenden Deutschen und Serben abgelegt. Die Städte haben hier leider nivellierend gewirkt, und man muß das liebliche Syrmien weithin durchziehen, ehe man althergebrachte Kleidung zu entdecken vermag. Bei einer Quelle halten wir, um wieder einmal nach langer Zeit, fern von der Donau, echtes klares Gebirgswasser zu genießen.

Nicht lange mehr währt es, und wir haben die Höhe erreicht. Das ist der Berg Venac, 444 m. über dem Meer, der höchste in der Gegend. Weder rechts noch links werden wir jetzt von Bergen überragt, vor uns aber breitet sich die fruchtbare, gesegnete Ebene aus. Das ist das altberühmte Land Syrmien, dem schon die Römer die Segnungen der Kultur gewährt. Schritt auf Schritt stoßen wir hier auf Spuren, welche die Anwesenheit der einstigen Weltbeherrscher verkünden, allüberall ist klassischer Boden. Dort hinaus am Horizont zeigen sich nebelumfangen die bosnischen Berge, in dieser Richtung liegt Mitrowitz, einst eine bedeutende Stadt der Militärgrenze. Dort erhob sich höchst wahrscheinlich das römische Sirmium, dort herrschte einst ein reges Leben. Edle Frauen pflegten ihre Schönheit, kühne Männer brüteten über den Feldzugsplänen wider die Barbaren. Doch Sirmium teilte das Schicksal anderer blühender Orte. Es wurde hinweggefegt von den Barbarenstürmen, auf seinen Trümmern feierten wilde Völker ihre Orgien. Nachdem die Stadt noch im 4. Jahrhundert Sitz eines Erzbischofs gewesen, ja sogar als kaiserliche Residenz gedient, fiel sie in die Gewalt Attila's und seiner Scharen. Sodann traten die Gepiden die Erbschaft an, und 582 nahm der Avarenchan Bajan das Territorium in Besitz. Zwei Jahrhunderte später erschienen die Krieger Karls des Großen, um dem geschwächten Avarenreich den Todesstoß zu versetzen. Sirmium wurde fränkisch, und das Land empfing jetzt bei den Griechen den Namen Franco-Chorion, d. h. Frankenland, die römische Bezeichnung der Fruška-Gora, Mons almus, verschwand gänzlich.

Auch zu Betrachtungen anderer Art regt die Spitze des Gebirges an. Vom Walde umrauscht, zeigt sich ein einfaches Haus, in welchem wir unschwer eine Schenke erkennen. Sie hat ihre Geschichte, und zwar eine düstere. In ihr war Eigentum und Leben noch vor wenigen Dezennien ziemlich gefährdet. Verdächtige, rabiate Gesellen hielten daselbst ihr Stelldichein, und man hörte nicht selten von einem Raubanfall. Dicht bei der Straße erhebt sich ein einfaches Kreuz nebst Grab. Der Unglückliche, der da schläft, war ein Knecht und wurde vor 19 Jahren erschlagen. Weiter unten ist die Stelle, wo einem Fleischer das nämliche Los zu teil wurde, dem Manne soll man 10,000 Gulden geraubt haben.

In kurzer Zeit gelangen wir bergab, wieder grüßen Kukurutzfelder und Weingärten, das Gebirge ist überwunden. Wir verlassen es indessen noch nicht, sondern wenden uns links zu einem steilen Hohlweg, um dem Kloster Opova einen Besuch abzustatten. Die weißen Türme des Klosters haben wir bereits von der Höhe aus bemerkt, die Gebäude waren jedoch unseren Blicken entzogen, da das Kloster ganz versteckt in einer Gebirgsspalte gelegen ist. Opova gehört zu jenen dreizehn serbischen Klöstern, die sich am Fuße der Fruška-Gora hinziehen und in ihrer bezwingenden Weltabgeschiedenheit, innerhalb der umfangenden lieblichen Natur, an die Mönchsrepublik auf dem Berge Athos erinnern, von der uns Fallmerayer so wahrhaft klassische Schilderungen hinterlassen hat. Unter diesen Institutionen des römischen Mons almus ist zweifelsohne Remete das älteste Kloster, es stammt höchst wahrscheinlich aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Es wurde gleich allen anderen Klöstern zu einer Zeit ins Leben gerufen, in der die türkischen Horden weit und breit das Land verwüsteten und die Leute gezwungen waren, in Gebirgsschluchten Schutz zu suchen. Unzählige Male wurden die Klöster zerstört, unzählige Male wieder aufgebaut.

Da die Fruška-Gora nur ein Gebirgszug von mäßiger Ausdehnung ist, so liegen auch diese Klöster nur in geringer Entfernung von einander. In der Regel vermag man von dem einen die Türme der nächsten herüber grüßen zu sehen. Opova besteht gleich allen übrigen aus einem einstöckigen, langen, weißgetünchten Gebäude und einer ebenfalls weiß angestrichenen Kirche. Die weiße Farbe kontrastiert gar lieblich mit dem duftigen Grün des Klostergartens und der nahen Waldungen. Im ersten Stock liegen die Zimmer des Klostervorstandes, eines siebzigjährigen, leutseligen Greises, der, in sein schwarzes Priestergewand gehüllt, die blaue Schärpe um den Leib, die Kamilafka auf dem weißgelockten Haupte, uns freundlich lächelnd entgegentritt. Die Empfehlungskarte Sr. Heiligkeit des Patriarchen von Karlowitz öffnet Thor und Thür, und bald durchschreiten wir die kühlen, porträtgeschmückten Zimmer des alten, festen Gebäudes. Unverfälschter Slivowitz wird uns zu teil, Milch, so dick und so gut wie nirgends auf dem Erdball, erlabt uns.

Die Fruška-Gora ist ein echter Zwetschgenwald, nur darf man sich nicht vorstellen, daß die Zwetschgenbäume etwa wild im Gebirge wachsen. Sie füllen zu Hunderten die Schluchten und Spalten auf der Grenzlinie zwischen Gebirge und Ebene, und ihre Früchte bieten den serbischen Mönchen eine angenehme Beschäftigung. Diese Kalugermönche (bedeutet eigentlich ehrwürdige Greise) pflegen nämlich die Bereitung des köstlichen Slivowitz selbst zu überwachen, und da sie keine Freunde von verfälschten Lebensmitteln sind, so sehen sie sich im Besitz eines wirklich reinen Slivowitzes. Außerdem verstehen sie es, stets vorzügliche Weine in ihren Kellern zu führen, von denen der originelle Wermuthwein einen besonderen Ruf genießt. Dieser Wermuthwein wird dadurch gewonnen, daß man das bekannte Gewächs des Namens in den Wein mischt, denselben eine Zeitlang stehen läßt, um ihn erst abzuziehen, nachdem sich Wermuth und Traubensaft gemischt. Auch die Küche erweist sich als gut bestellt, die hier hausenden Klosterköchinnen kennen ihren Beruf, und die Einkünfte der Klöster sind ihnen dabei keineswegs hinderlich.

Krušedol (Kruschedol), das reichste der Kalugerklöster, verfügt beispielsweise über 1600 Joch Felder, außerdem über Wald und Weingärten, seine Brutto-Einnahmen belaufen sich auf 60,000 Gulden, seine Steuern freilich auf 18,000 Gulden, Grgetek (Gergetek) verfügt über 1200 Joch Felder und 40,000 Gulden Bruttogewinn, Ravanica (Rawanitza) über 8000—10,000 Gulden Brutto-Einnahme. Die übrigen Klöster heißen Beočin, Bešenovo, Jazak, Kuveždin, Privina Glava, Rakovac, Sišatovac, Sidnik, Velika Remeta.

Ravanica ist insofern das interessanteste dieser Gotteshäuser, als in ihm der serbische Kaiser Lazar begraben liegt. Er war jener unglückliche Fürst, der 1389 die Schlacht auf dem Amselfeld verlor. Zum Gedächtnis des Trauertages finden sich alljährlich am 27. Juni bei Ravanica Tausende von Andächtigen aus sämtlichen von Serben bewohnten Gegenden zusammen. Wer das Glück hat, zu jener Zeit in der Fruška-Gora zu weilen, der wird dann bosnische, serbische, montenegrinische Volkstrachten nach Herzenslust studieren können, er wird dem blinden Sänger, dem Guslar, lauschen dürfen und das Volk beim Kolotanz sich ergötzen sehen. Außerhalb jener Zeit predigt alles in der Fruška-Gora Einsamkeit und Beschaulichkeit. Ein Tag verläuft ruhig und langsam wie der nächste, die Klosterbrüder erheben sich an einem jeden, um zu träumen, zu essen, zu trinken, zu beten, und nur selten unterbricht ein außergewöhnliches Ereignis ihr idyllisches Dasein. Ein solches hatte sich vor unserer Ankunft zugetragen. Man hatte aus einem Kloster ein Paar Pferde gestohlen, sie an den Wagen gespannt und auf denselben einige Metzen Hafer geladen. Das Abhandengekommene war etwa 800 Gulden wert und offenbar im Einverständnis mit den beiden Kutschern beiseite gebracht worden,

da diese vor der Stallthüre geschlafen und trotzdem ihrer Aussage nach nichts vernommen hatten.

Weniger harmlos verlief ein ähnliches Stückchen, das zwei Tage vor unserer Ankunft verübt worden. Mit hereinbrechendem Abend fuhr im Dorfe Golubincze bei Ruma ein Wagen rasselnd bei einem Bauernhause vor. Vier Gesellen mit geschwärzten Gesichtern entstiegen ihm, um in das Gehöft, einem der reichsten Grundbesitzer gehörig, einzudringen. Vor den drohenden Gewehrläufen und dem ungestümen Gebahren der Räuber entflohen die meisten Mitglieder der überfallenen Familie, nur ein auf Besuch weilender Anverwandter des abwesenden und mithin vergeblich gesuchten Hausherrn warf sich den Eindringlingen entgegen und rang mit ihnen. Sobald dies der draußen verbliebene Spießgesell der Räuber wahrnahm, schoß er durchs Fenster herein, und der junge Mann stürzte tot nieder. Der Schuß sowie die Angstrufe der Entflohenen lockten die Nachbarn herbei, und die Kerle sahen sich veranlaßt, zu entfliehen. Es gelang, den Gendarmen, sie am nächsten Tage festzunehmen und sie der wohlverdienten Strafe zuzuführen.

Dergleichen Vorfälle ereignen sich jedoch sehr selten, der Fremde darf daher gegenwärtig sorglos den Wald durchziehen, und auch die Kalugermönche können auf ein ungetrübtes Dasein rechnen, es müßte denn sein, daß der liebenswürdige und hochgebildete Finanzkommissär des benachbarten Ruma erscheint, um mit ihnen ein ernstes Wörtchen zu reden. Uebrigens muß man bekennen, daß die großen Einkünfte der Klöster edle Verwendung finden. Den Mönchen kommt eine fixe Summe zu, den Reinertrag ihrer Bemühungen liefern sie an den sog. Nationalfonds in Karlowitz ab, der wiederum zur Erhaltung der Schulen und der gemeinnützigen Bildungsanstalten verwendet wird.

In Opova finden wir außer dem Klostervorstand nur noch zwei Mönche und einige Diener, deren Bestreben darauf hinausläuft, später einmal gleichfalls Mönche zu werden. Das Innere der Klosterkirche ist hochinteressant, es ist, wie das der Nachbargotteshäuser, von oben bis unten mit altertümlichen Freskenmalereien wie austapeziert. Hier hat ein Maler oder Kunstfreund Veranlassung, wochenlang die liebenswürdigste Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, währenddem er die Gedanken der alten, längst vergessenen Maler entziffern oder von ihren seltsamen Hinterlassenschaften Copien aufnehmen kann. Der Ikonostas, die Bilderwand der griechischen Gotteshäuser, der das Heilige vom profanen Raum scheidet und den Altar fast ganz den Blicken der Laien entzieht, verdient ebenfalls Beachtung. Im ersten Stockwerk des Wohngebäudes aber liegt ein geräumiges Zimmer, dessen Wände mit den Porträts serbischer Dichter oder Kirchenfürsten geziert sind. In ihm wohnte und schuf einige Zeit lang der serbische Dichter Obratović (Obratowitsch). Sein Brustbild hängt im Raum, ebenso begegnen wir ihm in Neusatz, Belgrad. Es zeigt einen ziemlich breitschultrigen Mann mit vollem bartlosem Gesicht, welches, wie bei den meisten Serben, von schwarzen Haaren umrahmt wird.

Begleitet von den Segenswünschen der Klosterbrüder, verlassen wir Opova, durchfahren den hübschen Marktflecken Ireg, gelangen auf die Ebene und durch Felder, Wiesen und Waiden, auf denen Hunderte von Kühen, Ziegen, Schafen und Schweinen gehalten werden, zurück zum Gebirge nach dem Kloster Grgetek. Unter dem Rindvieh zeichnet sich mancher Ochse mit prachtvollem Hörnerpaar aus, doch trifft man auch Kühe mit Hörnern, deren Größe wirklich staunenerregend ist. Idyllische Bilder gewähren vor allem die Lieblinge des serbischen Volkes: die edlen Borstentiere. Ihr Aeußeres dünkt zwar wenig anheimelnd, die schwarze Farbe ist durch Kot und Schlamm noch häßlicher geworden, ihr Grunzen keineswegs harmonisch, allein sie repräsentieren doch mehr als einmal den Reichtum des Serben und haben schon Tausende zum reichen Manne gemacht. Eines der Tiere läuft neben uns her und treibt einen furchtsamen Knaben in die Flucht, ein anderes wird von sechs komischen Ferkeln umlagert.

Im Kloster Grgetek lernen wir einen der hervorragendsten serbischen Historiker kennen. Hilarion Ruvaracz ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren, untersetzt und energischen Gebahrens, mit klugen, scharfblickenden Augen begabt. Der Archimandrit (Abt) beschäftigt sich mit der Geschichte der Klöster, er hat die wissenschaftliche Forschung über serbische Volkslieder ins Leben gerufen, auch fungierte er als Mitarbeiter bei dem durch den Kronprinzen Rudolf geschaffenen großen Unternehmen: „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild." Das Streben dieses Mannes ist ein ideales, ernstes; wochenlang verläßt er oft seine Zimmer nicht, um sich ungestört in seine alten Codices vergraben zu können.

Wir kommen gerade zu rechter Zeit, um an dem im Refektorium stattfindenden Mittagsmahl der drei Klosterbrüder und des Archimandriten teilzunehmen. Die Bilder früherer Archimandriten zieren den weiten, kühlen Raum, ein vorzügliches Mahl von fünf oder sechs Gängen erfreut uns. Vortreffliche Suppe, eine Fischwurst, ein Gulyas (Gulasch), Schöpsenbraten, Geflügel, alles stark papriziert, werden vorgeführt, Mehlspeise und delikater Schafkäse machen den Beschluß. Wermuthwein, köstlicher Rot- und Weißwein bilden das Pendant. Die drei Klosterbrüder sind der deutschen Sprache wenig mächtig, dagegen beherrschen sie die im Lande üblichen Idiome. Ihre Bildung ist eine mittelmäßige, da sie höchstens das Gymnasium zu Neusatz oder Karlowitz besucht haben, der Archimandrit indessen hat seine Studienzeit in Wien verbracht und steht noch heute mit den bedeutendsten slawischen Gelehrten in Verbindung.

Noch eine Stunde verleben wir in beschaulicher Ruhe und in anregendem Gespräch in dem Klostergarten. Er

ist auf historischem Boden angelegt: hier stand einst ein römisches Castrum. Wohl sind seine Grundmauern verschwunden, allein wir erkennen den Raum, den es eingenommen, und wir vermögen mehrere Steinbilder zu studieren, die man ausgegraben. Eines derselben stellt einen Mann, ein Weib und ein Kind dar. Der Klostergarten, eigentlich Klosterpark, zieht sich weithin; an dem einen Ende bemerken wir ein Dutzend Bienenstöcke, die dem ältesten Klosterbruder Lieblingsbeschäftigung gewähren. Sie sind ihm behilflich, seine Tage zu verbringen, die klugen fleißigen Tiere bilden die einzige Sorge und die einzige Freude des ehrwürdigen Greises. Bald wird vielleicht der Tag erscheinen, wo dieser Bienenvater seinen letzten Seufzer aushaucht, dann wird man ihn still betten auf dem Friedhof des Przyavor (Klosterdorfes), wo die Klosterbrüder alle zur ewigen Ruhe eingehen. Im Kloster selbst werden nur Bischöfe oder Patriarchen aufgenommen; ihre Leichensteine bieten sich bei jeder Klosterkirche zur Betrachtung dar.

Die Klosterbibliotheken der Fruška-Gora besitzen hohen Wert. Obgleich durch die Osmanenstürme Manches verschwunden, ist doch noch Vieles übrig geblieben, was es wünschenswert erscheinen ließe, daß die guten Klosterbrüder mehr der Feder als dem Becher huldigten. Leider hat gegenwärtig der Volksspruch, demzufolge die Mönche der Vergangenheit die kaiserlichen Diplome liebten, die der Jetztzeit den Pokal vorziehen, volle Berechtigung.

Schwer wird uns der Abschied von den biedern Mönchen, doch wir scheiden. Ein drittes Kloster, Krušedol, öffnet seine Thore, und innerhalb derselben entdecken wir manches Interessante. Im ersten Stockwerk liegen eine Anzahl Zimmer, welche dem Patriarchen von Karlowitz, dem Oberhaupte der serbischen Kirche in Ungarn, zum jeweiligen Aufenthalt dienen. Da wir am Vortage das Glück hatten, von Sr. Heiligkeit zu einem mehrstündigen Gespräch empfangen zu werden, während welches wir die ganze Leutseligkeit eines gediegenen Kirchenfürsten genießen durften, so können wir wahrnehmen, daß die Einrichtung der Krušedoler Zimmer ganz derjenigen des einfachen Hauses entspricht, welches dem Patriarchen in Karlowitz zur Behausung dient. Verschiedene interessante Gemälde zieren die stillen Gastzimmer von Krušedol. So tritt uns ein Bild entgegen, auf dem ein serbischer Fürst in Lebensgröße dargestellt ist; er trägt dabei die Uniform eines russischen Offiziers. Weiter schmücken die Wände Porträts verblichener Kirchenfürsten; die Zimmer sind geschmackvoll möbliert.

Als letzter Ruheort historischer Persönlichkeiten besitzt Krušedol die größte Bedeutung unter allen Klöstern der Fruška-Gora. Vor dem Portal der von oben bis unten mit altertümlichen Fresken geschmückten Kirche grüßen uns ernst die Grabplatten mehrerer Karlowitzer Kirchenfürsten. Niemand geringerer als derjenige Mann, der die Serben, vor der Türkenflut weichend, den Habsburgern zugeführt, liegt in Krušedol bestattet. Es ist dies Arsenius Csarnojevits, Patriarch von Ipek. Nicht weniger als 30,000 serbische Familien leitete er im Jahre 1690 nach Ungarn, dadurch das ungarische Serbentum begründend. Auch der zweite Erzbischof der Serben in Ungarn, Esaias Diakovits, 1707 im Kongresse zu Krušedol erwählt, 1709 in Wien verstorben, schläft hier den ewigen Schlaf. Sein Nachfolger Sophronius Podgoricsanin residierte gleich ihm in Krušedol. Endlich ruht in den stillen Mauern des Krušedoler Walddomes ein Belgrader Patriarch. Er wurde gezwungen, Serbien flüchtigen Fußes zu verlassen und fand in Krušedol ein rettendes Asyl. Im Vorraum des Gotteshauses sind einfache Steine sternartig eingemauert; sie bezeichnen die Stelle, wo sich die Fürstin Ljubitza, die Mutter des 1868 ermordeten serbischen Fürsten, begraben ließ. Unweit davon hat man einen geschmackvollen Marmorstein errichtet; er ermahnt zum Gedächtnis des unglücklichen Sohnes jener Matrone. Alles das erweist sich als wohl geeignet, eine Fülle wehmütiger Erinnerungen und freundlich-ernster Bilder in uns wachzurufen. Lange stehen wir stumm, draußen singen in dem stillen Klostergarten die Vögel, die lauen Abendlüfte ziehen über die Ebene dahin, und die letzten Strahlen der scheidenden Sonne ruhen auf dem bleichen, edlen Antlitz des Klostervorstandes. Ach, dieser Mann ist ja so sympathisch und doch so beklagenswert! Als Feldkaplan hat er den bosnischen Feldzug mitgemacht und dabei den Keim des Todes in Gestalt eines tückischen Lungenleidens empfangen. Vielleicht bald, bald deckt auch ihn die Mutter Erde. Es ist doch so melancholisch, so tieftraurig hier, trotz der schönen Bäume und der herrlichen Rasenflächen des Klostergartens von Krušedol. Ach, die Natur ist schön und erhaben und dabei namenlos grausam. —

Beim Wehen eines lauen Abendlüftchens fahren wir in die liebliche Landschaft hinein. Bald rasselt unser Gefährt auf einer baumlosen, nur als Waide benutzten Höhe dahin, links eröffnet sich die weite Aussicht aufs Banat, rechts reiht sich Hügel an Hügel. Die Fruška-Gora, das liebliche Waldparadies an der Donau, in dem zur holden Frühlingszeit Hunderte und aber Hunderte von Nachtigallen ihre bezaubernden Lieder singen, sendet uns bereits ihren letzten Gruß. Ihre ganze Ausdehnung ist ja nicht bedeutend, kann sie doch in einem Tage der Länge nach durchmessen werden! 90 Kilometer beträgt ihre Länge, 400 Meter ihre durchschnittliche Höhe, als kulminierender Punkt steigt Crolničot im Mittelzuge des Vrdnik-Gebirges (537 m.) hervor.

Nur zu bald ist Karlowitz, bekannt als Patriarchensitz und Weinhandelsplatz, erreicht. Die Stadt, deren Zierde der große erzbischöfliche Garten bildet, liegt freundlich an der Donau gebettet, rings von Höhen eng umschlossen, die einen entzückenden Blick auf die Niederlassung, die silberglänzende Donau und die weite Banater Ebene gestatten. Auf gutgepflegter Straße, beständig erfreut durch die Fernsicht, gelangen wir nach der Wallfahrtskirche Maria-Schnee. Die Kirche selbst bietet nichts

Bemerkenswertes, allein sie steht unter dem Schatten einer mächtigen Eiche, an welcher man den kurz vor der Schlacht von Szlankamen von den Türken gefangenen FML. Graf Breuner grausam hinrichtete. An Stelle der Kirche prangte damals eine türkische Moschee, die Jesuiten wandelten sie 1693 in eine Kapelle um, 1752 wurde das Gotteshaus erweitert und 1880 zu einer zweithürmigen Kirche umgebaut. Schon in alten Zeiten wallfahrtete man am 4. und 5. August nach Maria-Schnee, und man that wohl daran, denn die Lüfte kosen da gar wonnesam, die Ausschau ist eine gar köstliche und das Wasser der unweit davon zu Tage tretenden Quelle so überaus erquickend. Nicht lange, und wir gewahren die Werke von Peterwardein, eine eintägige Rundreise neigt sich ihrem Ende zu, reich an süßen Erinnerungen und die Seele freudig bewegenden Eindrücken.

Kalkutta.

Eine Reiseskizze von Richard Garbe.[1]

Das vor einigen Jahren auch in deutscher Ausgabe erschienene Reisewerk des Italieners Mantegazza dürfte in unserem Publikum eine höchst ungünstige Vorstellung von der Hauptstadt des indischen Kaiserreiches erwecken. Kalkutta wird eine „stinkende Stadt" genannt, welche der hysterische Südländer nur mit Gefahr für sein Leben betritt, in der er keinen ruhigen, behaglichen Augenblick zubringt, und die er im Handumdrehen verläßt, sich glücklich preisend, daß er lebendig der mit giftigen Dünsten und Cholera-Bacillen angefüllten Atmosphäre der Weltstadt entronnen sei. Ich halte die Erfahrungen, welche ich mit Kalkutta in den Jahren 1885 und 1886 gemacht, für hinreichend, um diese Darstellung für ein Glied der langen Kette von Uebertreibungen und Entstellungen zu erklären, die sich durch Mantegazza's halb geistreiches, halb einfältig-unanständiges Buch hindurchziehen. Zunächst glaube ich ein Recht zu haben, die majestätische, durch englische Thatkraft und Ausdauer aus dem Nichts geschaffene Metropole gegen den Vorwurf der Unsauberkeit und des Uebelriechens in Schutz zu nehmen. Denn meine Geruchsnerven haben sich gegen die fürchterlichen, in anderen Teilen Indiens an sie gestellten Zumutungen nichts weniger als stumpf erwiesen. Dann bin ich nicht nur, wie Mantegazza, in der kühlen Jahreszeit, sondern auch im Hochsommer und in den Regenmonaten in Kalkutta gewesen und habe stets meinen Aufenthalt daselbst als eine wahrhafte Erquickung empfunden, selbst als ich dort in der ungesündesten Jahreszeit durch ein bösartiges Malaria-Fieber völlig entkräftet auf dem Wege nach Ceylon Station machte. Damals pries ich Kalkutta als ein Sanatorium, als ich dort meine ersten erfolgreichen Gehversuche machte und die Hoffnung auf Genesung in mir aufstieg. Die Vorliebe, welche ich für Kalkutta empfinde, beruht nicht etwa auf einer individuellen Disposition: in keiner anderen größeren indischen Stadt habe ich das Allgemeinbefinden der Europäer so gut, ihr Aussehen so frisch, den geselligen Verkehr so angeregt und lebensvoll gefunden, wie in der Hauptstadt. Das Klima Kalkutta's ist gleichmäßiger als in den Nordwestprovinzen und im Pendschab, wo man im Winter friert und im Sommer die Hitze sich bis zu einem Grade steigert, für den ich kein Adjektivum zur Bezeichnung zu finden weiß. In Kalkutta ist es in der kalten Zeit selbst in der Nacht so behaglich, daß ich z. B. den Sylvesterabend in leichtester Kleidung im Freien auf der Veranda zubringen konnte, während es andererseits in den heißen Monaten stets um 6—8 Grad kühler ist als im Nordwesten und die Schattentemperatur überhaupt nicht über 33° R. steigt. Dazu genießt man im Sommer die namenlose Wohlthat der Seebrise, welche sich fast regelmäßig gegen Abend einstellt und die ganze Nacht hindurch weht. Ferner ist die äußere Bequemlichkeit des Lebens — und Komfort ist in Indien nicht ein Luxusartikel, sondern eine notwendige Vorbedingung für alle europäische Leistungsfähigkeit — nirgends bis zu einer solchen Vollendung

[1] Aus dem jüngst erschienenen Werke: „Indische Reiseskizzen" von Richard Garbe (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1889). Ein junger deutscher Gelehrter, welcher Indien zu wissenschaftlichen Zwecken bereiste, hat in diesen höchst anschaulichen und unterhaltenden Reiseskizzen die touristischen Eindrücke geschildert, welche er von der indischen Wunderwelt empfing. Wir begleiten ihn auf der Fahrt von Triest nach Bombay, besichtigen mit ihm die merkwürdige Handelsstadt Bombay, besuchen mit ihm auf seiner Reise quer durch Indien die verschiedenen Prachtstädte, welche aber alle schon vom Zahn der Zeit angenagt sind und von vergangenen schönen Tagen berichten; wir verbringen mit dem Autor ein Studienjahr in dem heiligen Benares, lernen dann aus seiner Schilderung, welche wir hier als Probe seiner scharfen Beobachtungs- und prächtige Darstellungsgabe teilweise wiedergeben, die Hauptstadt des indischen Kaiserreichs kennen, genießen mit ihm eine Sommerfrische im Himalaya, machen mit ihm eine Erholungsreise nach Ceylon und lassen uns von ihm in höchst lebendigen und lebenstreuen Schilderungen mit dem Leben und Treiben der Europäer in Indien bekannt machen. Unparteiisch, deutlich, wahr und klar, ohne Voreingenommenheit, ohne sentimentale Schwärmerei und ohne Tendenz schildert Herr Garbe uns vom Standpunkt des vorurteilsfreien, hochgebildeten Deutschen Indiens großartige Natur und herrliche Kunstdenkmäler, so wie sie sich seinem scharf beobachtenden Auge und kritischen Urteil darstellten, seine bunte Bevölkerung, seine heimische Kultur und die Folgen der britischen Eroberung und Herrschaft in den heutigen Zuständen mit ihren Licht und Schattenseiten. Es ist ein deutsches Buch und somit in seiner Darstellung unbefangener, parteiloser, gerechter und treuer, als die Bücher über Indien, welche wir gewöhnlich aus den Federn englischer Residenten, Militärs, Geistlichen und Missionare erhalten, und unbedingt eines der gehaltvollsten und besten deutschen Werke, welche wir über Indien und seine heutigen Zustände besitzen; es gewährt neben der reichsten Belehrung eine solch angenehme, fesselnde Lektüre, daß wir es unseren Lesern nur auf das angelegentlichste empfehlen können. Wir verweisen besonders auf die Kapitel über die indischen Prachtstädte, über den Himalaya und Ceylon und über das Leben der Europäer in Indien. Es sind ungemein scharfe Augenblicksphotographien, aber um ihrer Bestimmtheit und Treue willen von der frappantesten Anschaulichkeit und dem bleibendsten Werte. D. Red.

entwickelt als in einem Kalkuttaer Haushalt; und, was dem Reisenden den Aufenthalt in der schönen Stadt doppelt angenehm macht: die Gastfreundschaft wird in einem so liebenswürdigen Umfange in keiner anderen indischen Stadt geübt als dort. Wenn ich persönlich auch an anderen Orten die freundlichste Aufnahme in den Häusern von Landsleuten und Engländern gefunden habe, so hatte ich doch Gelegenheit, zu sehen, daß man im allgemeinen in Indien die gute alte Sitte, empfohlene Fremde als Gäste ins Haus zu nehmen, aufzugeben anfängt, seitdem fast überall die große Verkehrsstraße entlang leidliche Hotels entstanden sind. Wer mit guten Empfehlungen oder sonstigen Beziehungen nach Kalkutta kommt, mag mit ebensolcher Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, in den Gastzimmern eines nach deutschen Begriffen luxuriösen Hauses die behaglichste Unterkunft zu finden, mit der er bei der Ankunft in Bombay sich auf den ungemütlichen Aufenthalt in einem der geräuschvollsten Hotels vorbereiten kann. Die gastliche Aufnahme in einem Kalkuttaer und einem indischen Hause überhaupt trägt einen von unseren heimischen Verhältnissen durchaus verschiedenen Charakter; die Einladung wird dem bis dahin völlig Fremden oft für eine ganze Reihe von Wochen erteilt, ohne das Gefühl, etwas Besonderes zu thun, und in der Voraussetzung, daß sie sans phrase angenommen werde; der Eingeladene weiß, daß er weder geniert noch geniert wird und seinen Wirten keine irgendwie nennenswerten Unkosten verursacht.

An jeden meiner Besuche in Kalkutta knüpfen sich für mich die angenehmsten Erinnerungen, an keinen aber eine solche Fülle derselben, als an den ersten vierzehntägigen, den ich gegen Neujahr 1886 dort abstattete. Ich sah Kalkutta damals unter den günstigsten Bedingungen, in der schönsten Zeit des Jahres und, da ich erst wenige Monate in Indien war, mit dem „neuen Auge", das noch alle die wundersamen Eindrücke in frischer Unmittelbarkeit erfaßt und durch den Reiz des Fremdartigen und Originellen selbst der alltäglichsten Dinge gefesselt wird. In überraschend kurzer Zeit stumpft sich der Blick des Europäers dermaßen ab, daß er achtlos über nahezu alles hinwegsieht, von dem er sich in den ersten Monaten kaum losreißen konnte; mehr als einmal hörte ich drüben das Bedauern darüber aussprechen, daß man nicht diese erste, unwiederbringlich verlorene Zeit der regsamen Beobachtungsfähigkeit zur Fixierung der äußeren Eindrücke benutzt habe. Was mir aber vor allen Dingen meinen damaligen Aufenthalt in Kalkutta in unvergeßlicher Weise verschönte, war die Aufnahme, welche ich in dem Hause meines gelehrten Landsmannes Dr. Rudolf Hörnle gefunden, der außer seiner Stellung als Prinzipal des mohammedanischen Madrasah College noch das Ehrenamt eines wissenschaftlichen Sekretärs der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen bekleidet und mit Recht als erste Autorität auf dem Gebiete der modernen arischen Sprachen Indiens gilt. Das Hörnle'sche Haus, für den Maßstab eines deutschen Gelehrten ein wahrhaft fürstliches und von einer ebenso liebenswürdigen als geistreichen Herrin mit musterhafter Umsicht geleitet, ist wegen der reizenden dort gepflegten Geselligkeit von der feinen englischen Gesellschaft ebenso gesucht, als von der Elite der deutschen Kaufleute.

Man fährt von Benares nach Kalkutta mit dem Schnellzuge nahezu 19 Stunden, doch gilt eine solche Reise bei den ungeheuren Entfernungen, die man in Indien gewohnt ist, und bei der unübertrefflichen Bequemlichkeit der dortigen Eisenbahnwagen nur als ein Katzensprung. Wenige Stunden hinter Benares hört die für jene Gegenden typische Dürre des Bodens auf, das Land wird grüner, die Palmen immer häufiger und dichter: die unerschöpfliche Fruchtbarkeit von Bengalen beginnt sich anzukündigen, und der Reisende, dem der Anblick zum erstenmal sich bietet, bedauert das Hereinbrechen der Dunkelheit. Mokamah, wo die von Norden herunterkommende Bahn mündet, ist die Station für das abendliche Dinner. Der Aufenthalt daselbst war länger wie gewöhnlich, weil ein nepalesischer Prinz mit seinem Harem, einem Reisemarschall und einer Dienerschaft von 25 Köpfen auf der anderen Linie angekommen war und nun alles im Eilzuge nach Kalkutta mit sich nehmen wollte; da er vor allen Dingen jede seiner elf Frauen in demselben Kompartiment bei sich zu haben wünschte, gab es endlose Auseinandersetzungen mit den Bahnbeamten, während deren ich Zeit hatte, mir die wunderliche Gesellschaft anzusehen. Der glückliche Gatte war völlig europäisch gekleidet bis auf einen kleinen, goldgestickten Deckel auf dem Kopf; die Frauen ebenso in nicht-indischer, sondern unserer weiblichen Tracht ähnlicher Kleidung und unverschleiert; ihre Hautfarbe war nahezu weiß, so daß mir bei der einen oder anderen die Vermutung aufstieg, ihre Wiege habe in Europa gestanden. Diese Vermutung ist gar nicht so ungeheuerlich, als meine Leser im ersten Augenblick denken mögen mögen; namentlich in der neueren Zeit lassen sich Europäerinnen nicht ganz selten zu dem schauerlichen Schritte bestimmen, einen reichen oder hochstehenden Eingeborenen zu heiraten, am ehesten einen Mohammedaner. Dies thut natürlich eine jede in der Voraussetzung, als die wirkliche, rechtmäßige Gattin ihres Auserkorenen gehalten zu werden, und übersieht dabei das Vorhandensein der Nebenfrauen. Aber diese Schwärmerei nimmt bald ein klägliches Ende. Der Eingeborene wird der Europäerin ebenso rasch überdrüssig als seiner indischen Frauen, und die Unglückliche hat, wenn sie den Rest ihrer Tage vertrauert, Zeit genug, den verhängnisvollen Irrtum zu bereuen, daß das Lebensglück an der Seite eines indischen „Fürsten" oder „Prinzen" zu finden sei.

In der Nacht wurde ich trotz der warmen Umhüllung einmal über das andere durch den Frost geweckt; die Winterkälte Nordindiens, die auch in dem oberen Bengalen noch fühlbar ist, empfinden wir in einer anderen

Weise als unsere erfrischende europäische Kälte, da jene hauptsächlich die inneren Teile affiziert: ich habe öfter das Mark in den Knochen erstarren gefühlt, während die äußere Haut noch ganz warm war. Um fünf Uhr Morgens erreicht man die jetzt ganz heruntergekommene französische Enklave Chandernagore, ein Asyl für Kalkuttaer Bankerottierer und andere zweifelhafte Existenzen, welche Grund haben, sich dem Arm des englischen Gesetzes zu entziehen; die jammervolle Kolonie, die, mit dem nahen Kalkutta verglichen, in sehr drastischer Weise den Gegensatz von französischem und englischem Kolonisationstalent illustriert, wird jetzt noch von — alles in allem — 25 Franzosen bewohnt, Zivil- und Militärbehörden eingeschlossen, aber aufrecht erhalten „um der Ehre der französischen Flagge willen." Eine Viertelstunde hinter Chandernagore kündigt sich der Tag durch eine leichte Röte des Himmels an, und im Morgengrauen erscheint den staunenden Blicken die berühmte tropische Vegetation der Gangesniederung: die verschiedenartigsten Palmen, Bananen, riesige Blattpflanzen überwuchern und erdrücken sich in diesen Sumpfgegenden, und dazwischen liegen Wasserflächen frei, auf denen die Morgennebel hin und her ziehen. Um $^3/_4 6$ Uhr langt der Zug auf der Station Howrah an, und der erste Blick aus dem Fenster zeigt das Getriebe der Weltstadt. Beim Aussteigen hoffte ich die nepalesischen Frauen genauer betrachten zu können, aber anstatt ihrer sah ich nur sechs hermetisch verschlossene Palankine in der dort üblichen Kofferform (hind. pâlkî), in welche die Schönen, von keinem Blicke getroffen, sofort aus dem Waggon geschlüpft waren. Die Fahrt nach dem Stadtteile, in welchem die begüterten Europäer ihre Häuser zu haben pflegen, dauert eine starke halbe Stunde; kaum mehr als die eingeborene Bevölkerung und die den größeren Teil von Kalkutta durchziehende prächtige Vegetation erinnert an Indien; der ungeheure Schiffsverkehr auf dem Hugly, die zahllosen europäischen Läden und Magazine, die imposanten offiziellen Gebäude und Hotels würden sonst durchaus die Vorstellung einer europäischen Großstadt erwecken. Kalkutta hat 800,000 Einwohner, darunter 12,000 Europäer. Wenn man gegen Abend auf der Maidân (Wiese), der Promenade von Kalkutta, „Luft ißt" (wie es im Hindustani heißt) und auf dem breiten, dieselbe durchziehenden roten Kieswege (Lâl Rastah) die feine Welt von Kalkutta in langen Reihen von eleganten Wagen dahineilen sieht, unter den Palmen des Eden Garden bei elektrischem Licht und guter Militärmusik lustwandelt oder gar auf einem Ball des Vizekönigs in den riesigen luftigen Räumlichkeiten des Government House eine Gesellschaft von mehreren Hundert Personen, die Damen in den prächtigsten Toiletten, sich tummeln sieht, so glaubt der aus einer kleinen „Station" im Innern des Landes Gekommene in eine andere Welt versetzt zu sein. Und eine andere Welt ist es, auch abgesehen von der Entfaltung der europäischen Zivilisation, die dem Reisenden in Kalkutta allerdings als das Bemerkenswerteste zuerst in die Augen fällt. Man darf Indien eigentlich nur geographisch als einen festen Begriff behandeln; im übrigen ist es ein Makrokosmus, in dem alle Einheiten nur ganz äußerlich vermittelt nebeneinander ruhen: die verschiedensten einheimischen Nationalitäten, die weder durch Abstammung noch durch Sitte miteinander verbunden sind, die verschiedensten Sprachen, Klimate, Vegetationen u. s. w. Man mag in allen diesen Hinsichten weit eher Europa für ein geschlossenes Ganzes erklären, als Indien.

Ich hatte in Kalkutta eine ganze Reihe von Besuchen, größtenteils bei Männern der Wissenschaft, zu machen; für dieselben schreibt, trotz der glühenden Mittagshitze, die Sitte auch in Indien die Zeit zwischen zwölf und zwei Uhr vor. Vor dem Hause unseres Konsuls, Herrn Bleeck, des hochgeachteten Chefs der großen Firma Ernsthausen u. Co., der mir später viele Freundlichkeiten erwiesen und mich für mehrere Tage gastlich aufgenommen, als ich im Juli 1886 vom Himalaya herunterkam, machte ich die erste Bekanntschaft mit einer Indien eigentümlichen Landessitte oder vielmehr Ausdrucksweise. Wenn die Frau des Hauses nicht disponirt ist, Besuche zu empfangen (was in dem heißen Lande häufig der Fall ist, denn Frauen leiden in Indien im allgemeinen mehr als Männer) oder wenn das Hauswesen in irgend einer Weise derangiert ist, erhält der Portier die Weisung, etwaigen Besuchern zu erklären: Darwâzah band, „die Thür ist zu." Ich komme und frage, ob die Mam Sahib zu Hause sei.

„Ja, Sahib."

„Dann trage mein ‚Namenpapier' (nâm kâ kâghaz, Visitenkarte) hinein."

„Darwâzah band."

„Kohlo!" (So mache sie auf.) Der Mann rührt sich nicht.

„Was soll das heißen? Ist die Mam Sahib zu Hause oder nicht?" wiederhole ich, ärgerlich werdend.

„Ja, Sahib" — nach Verlauf einiger Sekunden: „Darwâzah band." Ich denke, der Mensch ist bodenlos unverschämt, trockne mir wütend den Schweiß auf der Stirn und verlange Aufschluß über das sonderbare Benehmen.

„Darwâzah band", erklärt der Unerschütterliche.

Die Art, wie ich jetzt meinen Auftrag erneuere, bestimmt den Mann, doch hineinzugehen, mit der Bemerkung:

„Wenn Mam Sahib den hukm (Befehl) geben wird, die Thür zu öffnen, so werde ich sie öffnen."

Der Gute hatte sich ganz korrekt benommen und ich bedauerte nachträglich mein rauhes Auftreten. Frau Bleeck aber empfing mich lächelnd in dem drawing-room, in welchem gerade etwas geordnet wurde, mit den Worten: „Sie sind nicht der erste Deutsche, der seinen Weg zu uns durch die verschlossene Thüre gefunden hat."

Ein unvermutetes Amüsement erwartete mich bei dem

Chef des Sanskrit Kollege, Mahesachandra Nyayaratna, dem gelehrtesten Bengalen, der mir mit großer Zuvorkommenheit die seiner Leitung übergebene Anstalt und Bibliothek zeigte, auch auf meine Bitte sogleich eine anderthalbstündige Auseinandersetzung über ein mir bis dahin nicht völlig klares Kapitel der indischen Logik gab. An dem Morgen meines Besuches war nämlich der folgende deutsch geschriebene (!) Brief an die Adresse des Sanskrit College (so) zu Kalkutta gelangt:

„Ersuche ergebenst um gefällige Mitteilung, ob ich unter irgend welchen Bedingungen Mitglied des Sanskrit College in Kalkutta werden könnte. Ich habe mehrere Semester fast ausschließlich orientalische Sprachen studiert und fülle meine freien Stunden mit dem Studium derselben aus. Es ist mir deshalb darum zu thun, mich in denselben möglichst zu vervollkommnen. Zu dem Zwecke suche ich mich mit Gesellschaften und Akademien, welche wissenschaftliche Zwecke im allgemeinen, im besonderen aber den Kultus der Sprachen des Altertums betreiben, in Verbindung zu setzen, um auf diese Weise zu meinem Lebensideale zu gelangen. Ich bitte darum ganz gefälligst, mich in die Liste der Mitglieder gütigst aufnehmen zu wollen, eventuell, wenn dies nicht angänglich, mir die Namen derjenigen Gesellschaften anzugeben, mit denen ich mich in Verbindung setzen könnte, und zeichne

achtungsvoll

Villa . . . von . . . . . .“

Inowrazlaw

Allemagne.

Mahesachandra rieb sich die Hände vor Vergnügen, als ich ihm den Brief übersetzte, und ersuchte mich sofort, eine deutsche Antwort zu schreiben, die er mit seinem Namen in Bengali-Charakteren unterzeichnete. So war das Gesuch auf das prompteste erledigt, doch zweifle ich, ob der strebsame edle Pole sich seinen Bescheid hinter den Spiegel gesteckt haben wird.

Eine gewisse Neugierde bestimmte mich, auch den Raja Sourindro Mohun Tagore aufzusuchen, der als der hauptsächlichste Pfleger der einheimischen Musik gilt und auf verschiedenen Gebieten der Sanskrit-Litteratur als Amateur thätig ist, d. h. die Arbeiten von ihm bezahlter Pandits zusammenschweißt und mit seinem Namen versieht. Der wunderliche Kauz verzehrt sich vor Gier nach europäischen Orden und Auszeichnungen, und obwohl er, dem Titelblatt eines von ihm im Jahre 1881 kompilierten Werkes zufolge, bereits zwölf Orden besitzt und Mitglied von siebzehn Gesellschaften ist, überflutet er unablässig sämtliche Höfe Europa's mit schwungvollen Sanskrit-Adressen und originellen Geschenken; in seinen Korrespondenzen mit europäischen Gelehrten bedient er sich nicht nur der Anrede: „Illustrious Doctor“ oder „—Professor“, sondern setzt in dem richtigen Gefühl, daß man Männern der Wissenschaft nie genug schmeicheln kann, das Illustrious auch noch auf das Couvert. Nachdem eine schriftliche Verabredung voraufgegangen, fuhr ich vor dem Palast in Pathuria Ghat vor, dessen erster Anblick den Besucher nicht besonders einnehmen kann. Ein verlotterter Sepoy salutiert, während man in dem nach der Straße zu offenen Vorhofe allerhand faules Dienervolk auf unsauberen Matten oder Pfühlen sich herumflegeln sieht. Dazwischen krächzen weiße Kakadus und Papageien. Doch ist der Empfangssaal im ersten Stock geschmackvoll nach europäischer Weise ausgestattet; der Raja begegnete mir in demselben mit übertriebener Höflichkeit, und ehe wir zu einem vernünftigen Gespräch kamen, mußte erst, der Sitte des Orients entsprechend, eine Zeit lang über die Frage hin und her gestritten werden, auf wessen Seite die Ehre der Gelegenheit wäre. Als ich aufbrach, winkte der Raja einem Diener, der eine Platte mit verschiedenen goldenen Gefäßen präsentierte. Sourindro griff in zwei derselben hinein, bestrich meine rechte Hand mit Rosenöl und überreichte mir eine kleine, aus einem Bananenblatt gefertigte, mit Goldschaum beklebte Tüte, welche gewürzten Betel enthielt, indem er bemerkte, daß man in Indien „diese Ehre Männern von Rang zu erweisen pflege.“ Ich war höflich genug, trotz einer aufsteigenden Uebelkeit gleich in den unsauberen, Zunge und Lippen mit einem unappetitlichen Dunkelrot überziehenden Pansch hineinzubeißen. Nirgends wird so viel Betel gekaut als in Bengalen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Rittner-Lübeck.

(Schluß.)

Was den landwirtschaftlichen Betrieb im speziellen betrifft, so beträgt die Gesamtsumme aller Farmen der Union gegenwärtig etwa 4.2 Mill. auf einem Areal von rund 600 Mill. Acres; die Größe derselben differiert zwischen 3 bis 75,000 Acres; die mittlere Größe beträgt gegen 155 Acres. Jene Farmen, deren Areal über 20 Acres nicht hinausgeht, beschäftigen sich mit Obst- und Gemüsebau, resp. Milchwirtschaft. Der Boden der Farmen ist selbstredend äußerst verschieden, vom sandigen Lehm bis zum Marschboden; in Florida und Tennessee trifft man sogar nahezu sterilen Sandboden; es richtet sich nach diesen Verhältnissen auch die Kultur der einzelnen Gewächse.

Die größten Quantitäten Weizen und Mais produzieren die Mittelstaaten Illinois, Indiana, Ohio, Michigan, Minnesota, Jowa, Missouri, Wisconsin, Kansas, Nebraska und Californien.

Aus den Angaben des Herrn Dalrymple, des Besitzers der Bonanza-Farm, welche 75,000 Acres umfaßt, ersieht man, daß die Kosten der Kultur eines Acre Weizenlandes im ersten Jahre 44 M. betragen, in den folgenden Jahren

30—32 M.; ähnliche Ziffern gibt die Handelskammer in Chicago.

Obenan in landwirtschaftlicher Richtung steht unzweifelhaft der Staat Illinois; dort kostet die Kultur eines Acre Mais bis zu 42 M., doch ändert sich diese Summe je nach dem in der betreffenden Gegend gezahlten Preise des Landes, ferner nach der Höhe der zu zahlenden Löhne und endlich nach der Lage und Qualität des Areals. Wir geben im Nachstehenden eine Liste der Löhne, wie sie in den verschiedenen Staaten durchschnittlich an landwirtschaftliche Arbeiter zu zahlen sind:

	Lohn pro Monat	
Staat[1]	ohne Kost	mit Kost
Maine	20.62 Doll.	12.80 Doll.
New-Hampshire	20.36	13.00
Vermont	22.30	14.33
Massachusetts	25.38	15.44
Rhode Island	22.00	14.00
Connecticut	26.00	13.00
New-York	22.13	13.81
Pennsylvania	22.47	13.80
Delaware	—	—
Maryland	16.31	10.10
Virginia	12.66	8.43
Nordcarolina	12.66	8.78
Südcarolina	10.43	7.95
Georgia	12.46	8.47
Florida	15.73	9.26
Alabama	13.17	9.38
Mississippi	15.19	10.24
Louisiana	17.46	—
Texas	19.11	13.31
Arkansas	19.30	13.03
Tennessee	15.15	9.58
Westvirginia	17.82	11.71
Kentucky	16.61	11.19
Ohio	22.30	14.66
Michigan	24.59	16.58
Indiana	21.15	14.52
Illinois	23.53	16.25
Wisconsin	23.76	15.87
Minnesota	26.26	16.44
Jowa	24.36	16.38
Missouri	19.53	13.34
Kansas	22.49	14.06
Nebraska	24.44	14.53
Californien	38.00	25.67
Oregon	33.50	21.60
Nevada	—	35.00
Colorado	38.33	23.71
Utah	38.56	25.00
Neu-Mexico	32.00	21.00
Washington	38.67	24.17
Dakota	30.18	19.53
Montana	45.00	30.50
Indian Territory	24.50	14.33

Offenbar erscheint nach dieser Zusammenstellung der Lohn ohne Kost ziemlich niedrig gegriffen; unzweifelhaft die Folge der Konkurrenz der vielfach vorherrschenden Negerarbeit in den Südstaaten, während seine Höhe in den Weststaaten den Mangel an Arbeitskräften darthut.

Sämtliche Leute essen mit der Familie an einem Tisch dieselbe Kost, welche im allgemeinen je nach Sitte, Lage und Jahreszeit morgens, mittags und abends aus gebratenem Speck oder Schinken, im Norden aus Weizen-, im Süden aus Maisbrot, Butter, Molasses, Eiern, etwas Gemüse, Reis, Kaffee (und zwar zu allen Mahlzeiten) und Obsttorten besteht; Bier und Branntwein gibt es nur zur Erntezeit.

Gearbeitet wird von 6 Uhr früh bis 12 Uhr mittags, von 1½ Mittags bis Abends 6 Uhr, also keine Spur von einem achtstündigen Normalarbeitstage, wie ihn die europäischen Arbeiter heute fordern; außerdem müssen noch Füttern und Melken besorgt werden. Die Arbeit selbst erfolgt äußerst intensiv und ist weit anstrengender als in Deutschland. In der Regel muß ein guter Knecht mit einem zweipferdigen Gespann täglich 15 Acres Mais, ja sogar, wo der Boden leichter und ganz eben ist, 30 Acres bearbeiten. An solche Arbeit muß man schon gewöhnt sein, deshalb finden auch frisch angekommene Landarbeiter nicht immer leicht lohnende Beschäftigung. Inspektoren, Wirtschaftsvögte, Verwalter kennt man nicht, jeder muß ohne Aufsicht sein Pensum leisten; nur auf Farmen, wo mit zahlreichen Maschinen gearbeitet wird, findet man ein besonderes Aufsichtspersonal. Ist ein Arbeiter fleißig und sparsam, so kann er leicht 400 bis 600 Mark jährlich gut machen.

Wenn nun auch im großen Ganzen die Gewinnungskosten und die Erträge ziemlich günstig liegen, so ist doch auf der anderen Seite wohl zu beachten, daß der amerikanischen Landwirtschaft mancherlei Gefahren drohen, sowohl durch die Konkurrenz anderer Staaten (Australien, Indien) als durch die besseren Ernten der Verbrauchsländer selbst; die Aussichten sind daher thatsächlich nicht besonders glänzend. Gehen in England, Deutschland und Frankreich die Preise nur um 25 Cents per Bushel Weizen zurück, so bleibt dem amerikanischen Farmer nur ein sehr knapper Gewinn, der neuerdings noch wesentlich geschwächt wird durch die hohen Zölle, welche in Deutschland und Frankreich auf Getreide gelegt worden sind.

Indeß die Produktion wird niemals ganz aufhören, denn der Farmer muß produzieren, wenn er überhaupt leben will und nicht imstande ist, seinen Betrieb wesentlich zu ändern.

Die Gesamtsumme der amerikanischen Getreideproduktion betrug im Jahre 1883 2.5 Milliarden Bushels[1], 1884 2.8 Milliarden, 1885 2.066 Milliarden; die Angaben der letzten Jahre sind noch nicht genügend festgestellt.

Wir wenden uns nun zur Ermittelung des Wein-, Obst- und Gemüsebaues, sowie der Tabak- und Baumwoll-Ernten. Im allgemeinen sind über diese Artikel die authentischen

[1] Nach Freiherrn v. Vogelsang.

[1] Bushel = 36,348 Liter.

Angaben sehr knapp und unvollständig; doch darf behauptet werden, daß die Weinrebe ganz vorzüglich in Californien gedeiht; der Export californischen Weins nach Frankreich und anderen Ländern hat neuerdings sehr an Bedeutung gewonnen. Die californischen Weine haben einen durchaus südlichen Charakter und erinnern wesentlich an Portwein und Gewürz; ihre Preise sind niedrig, die Gallone, 5 Flaschen à $^3/_4$ Liter, kostet an Ort und Stelle 1.20 Mk. bis 1.30 Mk. Weine ähnlichen Charakters keltert man in Ohio; der Katawba und der Delaware sind gute Weißweine; der Ohio- und Virginia-Seedling äußerst trinkbare Rotweine. Wenn man Weinkennern Glauben schenken will, so ist der amerikanische Wein im allgemeinen noch zu jung, d. h. roh und erdartig schmeckend, doch prophezeien ihm dieselben eine große Zukunft.

Vortrefflich gedeihen in den meisten Unionsstaaten Aepfel und Pfirsiche, weniger gut Birnen und sehr mangelhaft Pflaumen und Kirschen. Im Norden sind die Obstgärten in der Regel nur mit Aepfelbäumen besetzt; Pfirsiche baut man vornehmlich in Delaware, Kentucky, Tennessee und in den südlichen Regionen von Ohio, Illinois und Indiana; doch ist ihr Ertrag ein unsicherer und schwankender. Im Süden kultiviert man vielfach Apfelsinen, auch wohl Zitronen. Es ist anzunehmen, daß in geeigneten Gegenden tüchtige Winzer und Gärtner, zumal wenn sie noch außerdem einen rationellen Gemüsebau treiben, gut vorwärts kommen.

An Gemüsen findet man in Amerika nahezu dieselben Arten wie in Deutschland; Spargel sind aber lange nicht so zart und schmackhaft wie meist bei uns, und es würde sich wohl der Import aus Deutschland lohnen. Kartoffeln geben bei großem Mehlreichtum und zartem Geschmack in günstigen Jahren sehr reichliche Ernten; letztere werden aber häufig durch den Koloradokäfer, außerordentliche Hitze oder Nässe wesentlich vermindert.

Die Baumwolle beschäftigt schon seit längerer Zeit einen beträchtlichen Teil der amerikanischen Industrie und wird es aller Wahrscheinlichkeit in Zukunft in noch verstärktem Maße thun. Schon vor zehn Jahren gab es in den Vereinigten Staaten 756 Baumwollfabriken mit einer Kapitalanlage von über 200 Millionen Dollars, 10 Mill. Spindeln und 225,000 Webstühlen. Diese Industrie beschäftigte zu jener Zeit bereits 172,000 Arbeiter, darunter 98,000 Frauen und Mädchen, bei einem Jahreslohn von 43 Mill. Dollars.

Was den Tabaksbau anlangt, so ergibt sich aus amerikanischen Statistiken, die freilich nicht die Zuverlässigkeit deutscher beanspruchen können, daß in den verflossenen Jahren jährlich auf 640,000 Acres rund 473 Mill. Pfund Tabak erbaut wurden. An dieser Gesamtproduktion sind beteiligt die Staaten Connecticut, Indiana, Kentucky, Maryland, Missouri, Nordcarolina, Ohio, Pennsylvanien, Tennessee, Virginien und Wisconsin in sehr verschiedener Menge und Qualität. 500 Fabriken verarbeiten den geernteten Tabak zu Kau- und Schnupftabak, 7200 zu Zigarren, 53 zu Rollentabak; diese Fabriken beschäftigen ungefähr 60,000 Männer, 20,000 Frauen und 12,000 Kinder beider Geschlechter bei einem Jahreslohn von 26 Mill. Dollars; der Wert der produzierten Tabakwaren beziffert sich auf 120 Mill. Dollars.

Einen sehr wichtigen Teil des landwirtschaftlichen Gewerbes bildet die Heugewinnung. Zu jenen Zeiten, als das Land noch weniger bebaut war, die Zerstörung der Wälder noch nicht solche Fortschritte gemacht hatte und freie Waide und Schutz vor den Unbilden der Witterung selbst in den kultiviertesten Staaten so reichlich vorhanden war, daß das Vieh das ganze Jahr über im Freien bleiben konnte und niemals im Stalle gefüttert zu werden brauchte, legte man keinen besonderen Wert auf die Heugewinnung. Diese glücklichen Zeiten sind jedoch für immer dahin; heute lautet die Parole jedes amerikanischen Viehzüchters gleich der des deutschen Kollegen: Stallfütterung, und damit war man darauf angewiesen, der Kultur der Wiesen und des Futtergrases die größte Sorgfalt zu widmen. Während im Jahre 1871 das Areal, welches der Heugewinnung gewidmet war, nur 19 Mill. Acres betrug, nimmt es heute gegen 50 Mill. Acres ein, die Produktion dagegen stieg von 22 Mill. Tonnen (à 20 Ztr.) auf 52 Mill. Selbstredend ist das gewonnene Heu nicht überall gleichwertig, hängt vielmehr sehr wesentlich von der Witterung und der Lage der Wiesengründe ab.

Der größte Teil der Wiesen ist mit Timothygras bestanden, mit „Red Top“, einer minderwertigen, aber sehr genügsamen Grasart, mit Rotklee und einigen Untergräsern, welche den Stand dicht machen. Das Gras wird beinahe überall nur einmal im Jahre, gleich nach der Weizenernte, gemäht; Rieselwiesen, die einen mehrmaligen Schnitt ermöglichen, gibt es nur in ganz einzelnen Fällen; leider verliert das Gras sehr an Nährwert, da man es zu reif werden läßt, ehe man es schneidet.

Beinahe unerreicht steht die amerikanische Viehzucht da, sowohl in Rücksicht auf Güte und Quantität, wie auf die Vorzüglichkeit ihrer Einrichtungen und Hülfsmittel; kein anderes Land der Welt kann hier eine irgend erfolgreiche Konkurrenz aufnehmen. Der reiche Nahrungsstoffgehalt der Prärien im Westen, der Waiden und Wiesen in allen anderen Staaten in Verbindung mit einem äußerst günstigen Klima, vortreffliche Verkehrswege, ausgezeichnete Viehhöfe, Märkte, Schlacht- und Verpackungshäuser, nicht am wenigsten aber der tüchtige, nimmer rastende Unternehmungs- und Handelsgeist der Geschäftsleute, gewähren den amerikanischen Viehzüchtern Vorteile, die ihnen gegenüber jede Konkurrenz zur Unmöglichkeit machen.

Die Zucht der Tiere ist gewissermaßen eine länder- oder strichweise. Die besser kultivierten Agrarstaaten der Mitte, des Nordens und des Ostens produzieren für die nächsten Konsumbedürfnisse, mögen sie nun in der unmittelbaren Volksernährung oder in der Lieferung von

Rohmaterial für den Export verarbeiteten Fleisches bestehen. Es handelt sich hierbei in erster Reihe um Schweinefleisch. Dagegen liefert der ganze Westen von Mexiko hinauf bis zu den britischen Kolonien die großen Massen, welche für den Hauptexport bestimmt sind. Dieser reiche und ausgedehnte Landstrich, der unerschöpflich zu sein scheint, bildet das Ersatzreservoir für den einheimischen wie auswärtigen Bedarf. Auch die Rindviehzucht wird in großartigem Maßstabe betrieben. Das Rindvieh bleibt den größten Teil des Jahres im Freien und wird von berittenen Hirten gehütet; nur im Winter erhält es einen Zuschuß an Heu. Leider besteht eine große Schwierigkeit in der Beschaffung genügenden Wassers, weshalb die Regierung neuerdings beschlossen hat, artesische Brunnen anzulegen.

Der Gesamtwert des Viehstandes dürfte sich heute auf 1.8 Milliarden Dollars berechnen; im Jahre 1885 gab es 10½ Mill. Pferde, 2 Mill. Maultiere und Maulesel, 1 Mill. Zugochsen, 13½ Mill. Milchkühe, 23 Mill. Stück anderes Riedvieh, 45 Mill. Schafe und 50 Mill. Schweine.

Besondere Beachtung verdient auch die Pferdezucht; die deutschen Rennplätze können bezeugen, welche ausgezeichnete Erfolge man mit der Pferdezucht in Amerika erzielt hat. Armin Tenner schreibt darüber folgendes: „Die meisten Pferde der Vereinigten Staaten sind leichten oder mittleren Schlages, im ganzen schön gebaut, ausdauernd, schnell und sehr gelehrig. Die Ponies des Westens und der Südweststaaten sind klein, gedrungen, kräftig und ungemein dauerhaft. Die Pferde Kentucky's sind in der ganzen Welt ihrer Schnelligkeit und Schönheit wegen berühmt, und die Rennpferde des genannten Staates rivalisieren erfolgreich mit den besten Wettrennern Englands und des Kontinents. Doch auch die Pferde sämtlicher Mittelstaaten sind vortrefflich und dürfen sich ruhig mit allen entsprechenden Pferdesorten der Welt messen. Fast alle Pferde zeichnen sich neben anderen Vorzügen durch einen schön gebogenen Hals und hübschen kleinen Kopf aus. Seit einiger Zeit sind für den Osten und die Mittelstaaten schwere Pferdesorten, namentlich Normanen, Percherons, Clydesdale- und Shireshire-Rassen eingeführt, und man findet fast in allen großen Städten wahre Prachtexemplare derselben, teils reiner, teils gemischter Rasse. Viele Pferde werden nur zweimal des Tages gefüttert und befinden sich wohl dabei. Im Westen und Süden bleiben Pferde, welche nicht regelmäßig gebraucht werden, das ganze Jahr im Freien, in den Mittelstaaten jedoch nur während der acht wärmeren Monate des Jahres; letztere erhalten im Winter nur Heu mit etwas Mais." Nach unseren eigenen Wahrnehmungen läßt man heute die Pferde immer seltener im Freien; die Wartung der Pferde in den Städten ist ausgezeichnet und deren große Leistungsfähigkeit wohl in der Hauptsache auf diese sorgsame Pflege zurückzuführen.

So verschieden die Qualität der Pferde ist, so sind es auch die Preise. Man zahlt für ein gutes 6-jähriges Farmpferd 300—600 M., für ein Kutschpferd 480—800 M., für ein schweres Frachtpferd 600—1000 M.; Rennpferde bezahlt man bis zu 80,000 M. und darüber. Der Rennsport hat in neuerer Zeit in Amerika überhaupt gewaltige Fortschritte gemacht. Fast alle größeren Städte der Union haben jetzt Rennbahnen und jährliche Wettrennen; es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß die dem Amerikaner eigentümliche Aufregungs- und Wettsucht diesem Sport immer mehr Verbreitung verschaffen wird. Man kann sich in Deutschland schwer einen Begriff davon machen, welche enorme Summen bei solchen Wettrennen umgesetzt werden und bis zu welchem Grade die Sucht der Bevölkerung, gute Rennpferde zu besitzen, gefördert und damit gleichzeitig der Preis sämtlicher Pferde erhöht wird.

Der Maulesel oder das Maultier ist sehr zähe, genügsam und wird als Zugtier den Pferden meistenteils vorgezogen. Es gibt deren in allen Größen und Farben. Zu Reittieren werden sie nur selten verwendet, obschon sie sehr sicher gehen; allein sie stoßen und sind weder elegante noch rasche Läufer. Ebensowenig benutzt man sie als Kutschpferde, da sie nicht elegant genug sind. Dagegen werden sie als gewöhnliche Acker- und Zugtiere mit Vorliebe benützt; doch werden sie schnell bissig und unlenksam, wenn sie einige Tage gestanden haben. Die Preise sind mindestens so hoch als die der Pferde.

Einen weit höheren Gewinn als die Pferdezucht wirft aber die Rindviehzucht ab; Rindfleisch ist das gesuchteste Fleisch im ganzen Amerika und gleichzeitig eine sehr gangbare Fleisch-Exportart, und es ist anzunehmen, daß der Rindfleisch-Export sich noch mehr lohnt als der Export des Schweinefleisches.

Hammelfleisch genießt man nur im Frühjahr und Sommer als Nebenspeise; auch Schweinefleisch, mit Ausnahme der Schinken erster Qualität, essen nur die ärmeren Bevölkerungsschichten auf dem Lande und in den Städten des Südens; ja es ist schon dagewesen, daß sich die Dienstboten weigerten, Schweinefleisch zu essen, obschon manches Dienstmädchen in ihrer europäischen Heimat einstmals froh gewesen sein würde, es einigemale in der Woche zu erhalten. So wächst auch nach dieser Richtung der Mensch mit seinen Zielen!

Wie großartig in Amerika die Viehtransporte sind, möge folgendes neueste Beispiel den Beleg liefern. In Fort Worth in Texas wurde kürzlich ein Kontrakt abgeschlossen, auf Grund dessen „75,000 Stück Rindvieh von den südlich von jener Stadt belegenen Waiden auf der Colorado- und Santa Fé-Eisenbahn nach Wichita Falls, also 114 Meilen weit nördlich, transportiert werden sollen." Dieser Transport wird 215 Trains à 14 Wagen erfordern und 420,000 M. kosten.

Angesichts der Größe der Rindviehzucht kann sich die Milchwirtschaft in den Vereinigten Staaten mit jener

Englands, Hollands, der Schweiz und zum Teil auch Deutschlands nicht entfernt messen. Dagegen macht der amerikanische Käse dem englischen und holländischen schon jetzt auf dem europäischen Markte starke Konkurrenz. Ueberall entstehen Genossenschafts-Käsereien, doch leidet der Geschmack der amerikanischen Milchprodukte nicht unerheblich an einer gewissen Säure des Bodens, die sich auch dem Grase und Heu mitteilt.

Die Schweinezucht hat sich in Amerika unter wesentlich anderen Verhältnissen entwickelt wie in Europa. Es ist ein starker Irrtum, wenn man meint, das amerikanische Schwein mäste sich von selbst und nahezu kostenlos; früher, als die endlosen Wälder den Schweinen reichliche Nahrung boten, mag dies wohl der Fall gewesen sein; das hat sich aber heute vollständig geändert. Die Wälder sind ausgerottet oder stark gelichtet, die frühere billige Nahrung der Tiere also wesentlich geschmälert; der Farmer ist heute auf die Stallmast angewiesen wie der deutsche Landwirt.

Die Schafzucht bewegt sich sowohl quantitativ wie qualitativ in mäßigen Grenzen und scheint infolge der australischen Konkurrenz mehr zurück als vorwärts zu gehen; wir gehen daher auf diesen Teil der amerikanischen Viehzucht nicht weiter ein, sondern wenden uns zum Schlusse zur Ausfuhr von Tieren und deren Produkten im Jahre 1884, hiezu nachstehende Tabellen nach Tenner:

a) Lebendes Vieh.

Pferde 2523, Maultiere 3207, Rindvieh 185,707, Schafe 179,919, Schweine 77,456 Stück. Der Beginn der Ausfuhr lebenden Viehs datiert aus dem Jahre 1877; früher ward nur mageres Texas- und Florida-Vieh nach Westindien geschickt, und zwar zu dem Durchschnittspreise von 60—65 M. Seit dem Beginn der Versendung lebenden Viehes aus dem Westen über Boston, New-York und Baltimore ꝛc. stieg der Durchschnittspreis auf 300 bis 400 M. Die Ausfuhr lebender Schweine nimmt beständig ab, auch die der Pferde; lebende Schafe bezahlen die Transportkosten nicht.

b) Frisches Fleisch.

Es wurde versandt:

	Pfund	im Wert von
Rindfleisch	106,004,812	40 Mill. Mark
Schaffleisch	3,380,147	1 Mill.

c) Fleischwaren.

	Pfund	im Wert von
Speck und Schinken	746,944,545	25 Mill. Mark
Gesalzenes Rindfleisch	40,698,649	1 Mill.
Schmalz	378,142,496	120 Mill.
Schweinspökelfleisch	107,928,086	36 Mill.

In Blechkisten verpacktes Fleisch, Quantum nicht zu ermitteln, Wert 24 Mill. M., also insgesamt 237 Mill. M. an Wert.

Indem wir hiemit unsere Aufzeichnungen schließen, kann es uns nicht entgangen sein, daß wir denselben eine weit größere Ausdehnung hätten geben können. Allein wir sind der Ansicht, daß den Leser dieser Blätter weit weniger die Einzelheiten interessieren, als das große Gesamtresultat. Deshalb haben wir unser Bild nur in großen Zügen skizziert, soweit es nötig erschien, um daraus große wirtschaftliche Gesichtspunkte zu gewinnen. Vielleicht wird diese Skizze dazu beitragen, Irrtümer zu klären und der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen; sie wird ferner bewiesen haben, daß Amerika kein Schlaraffenland oder Eldorado für Müssiggänger ist, sondern eine Stätte ernster und angestrengter Arbeit. Wer aber arbeiten will, kommt auch in Deutschland vorwärts; deshalb möge es sich jeder reiflich überlegen, ehe er der alten Heimat Lebewohl auf ewige Zeiten sagt.

Das „Rauhe Haus“ in Horn bei Hamburg.

„Ora et labora!“

Das sogen. „Rauhe Haus“ bei Hamburg ist gegründet im Jahre 1833 von Ernst Wiechern. Die Anstalt ist ein Rettungshaus für Knaben aller Stände. Den Namen „Rauhes Haus“ hat die Anstalt von einem Gärtner „Ruge“, der ehedem das älteste Gebäude der Anstalt bewohnte. Das Haus, in welchem der alte Ruge lebte, wurde allgemein im Hamburger Dialekt auf Plattdeutsch „Ruge's Huus“ genannt, woraus mit der Zeit „Rauhes Haus“ entstanden ist. Was die verschiedenen Gebäude betrifft, aus denen die Anstalten bestehen, so liegen dieselben etwas abseits von der Landstraße, die durch Horn führt; die einzelnen Häuser, welche teils in früherer, teils in neuerer Zeit errichtet sind, liegen in verschiedenen Entfernungen voneinander auf einem Terrain von 7—8 Morgen Land, welches zu Gartenanlagen verwendet ist. Außer diesem Lande gehören der Anstalt noch 70—80 Morgen Acker- und Waideland.

Fast jedes Gebäude hat einen besonderen Namen. Die bedeutendsten der Häuser sind folgende:

1. Die grüne Tanne, das ehemalige Wohnhaus des Ernst Wiechern. Es ist eines der ältesten Gebäude der Anstalt. Jetzt befinden sich in diesem Gebäude das Bureau, das Fremdenzimmer und die Wohnung des Pförtners. An die grüne Tanne schließt sich unmittelbar das Spritzenhaus an, und daran ein Gebäude, in welchem sich der Betsaal befindet. Morgens und Abends um 7 Uhr ist Hausandacht, mit Ausnahme von Sonntag Morgen und Mittwoch Abend (wo in den einzelnen Familien Andacht ist). Die innere Ausstattung des Saales ist bemerkenswert. Ueber den beiden Haupteingangsthüren sind Gemälde von einem Hamburger Maler angebracht. Eine reiche Dame aus Hamburg hat der Anstalt ein großes Gemälde geschenkt, welches sich gerade für das „Rauhe Haus“ besonders gut eignet, da es die barmherzige Liebe

(nach Matth. 25, 34–40) veranschaulicht. An den Wänden des Betsaales sind Holzmalereien angebracht, welche die Namen der Wohnhäuser, wie: Eiche, Anker, Bienenkorb ꝛc., symbolisieren. An den Wänden sind ferner die Gypsstatuetten der 12 Apostel, sowie die Marmorbüste des Gründers der Anstalten. An der einen Wand ist eine Gedenktafel angebracht für diejenigen Zöglinge des „Rauhen Hauses“, welche in den verschiedenen Kriegen seit 1833 gefallen sind. Vor den in zwei Reihen nacheinander aufgestellten Bänken des Saales stehen drei Lesepulte, auf denen Bibel, Gesangbuch und zwei Kerzen sich befinden. Das in der Mitte stehende Pult ist für denjenigen, der die Andacht hält, rechts von ihm ist das Pult für den Bruder oder Konvikt und links das Pult für den Knaben. Ersterer liest das für die Andacht bestimmte Texteswort der Bibel und letzterer liest einen Spruch, der von dem Anstaltsvorstand für den Tag ausgewählt ist.

2. Das „Weiße Haus“, das Wohnhaus der alten Frau Wiechern.

3. Das „Arbeitshaus.“ In diesem zweistöckigen Hause, welches erst 1883 gebaut ist und die Aufschrift: „Ora et labora“ trägt, befinden sich die verschiedenen Werkstätten für Tischler, Schlosser, Schneider, Schuhmacher u. s. w., sowie die Wohnungen der Meister und Gesellen.

4. Das „Schulhaus“, auch zweistöckig. In diesem Gebäude sind die verschiedenen Schulräume der Knaben, eine Aula, die zugleich als Zeichnensaal benutzt wird, und die Wohnung des Rektors.

5. Die Turnhalle, in welcher gymnastische und militärische Uebungen (mit Zündnadelgewehren) vorgenommen werden. Während der Ferien beschäftigen sich einige der in der Anstalt zurückbleibenden Knaben in der Turnhalle mit Holzschnitzerei und Buchbinderei.

6. Die Agentur, ein Gebäude, in welchem sich die Buchhandlung des „Rauhen Hauses“ befindet.

7. Die Buchdruckerei, welche außer allen für die Anstalt nötigen Büchern auch die sogen. „Fliegenden Blätter“ druckt, d. h. statistische Nachrichten des „Rauhen Hauses.“

8. Das „Alte Haus“, das ehemalige Wohnhaus Ruge's (dessen Mütze noch auf dem Hausflur daselbst aufbewahrt ist) und das spätere Wohnhaus Wiechern's.

Auf dem Hausflur steht auch ein aus Pappe verfertigtes Modell dieses alten Hauses (von einem Knaben der Anstalt gearbeitet). Das alte Haus ist jetzt Wohnhaus einer Anzahl von Knaben.

9. Die Eiche,
10. Der Anker,
11. Der Bienenstock,

} Wohnhäuser der Knaben.

Letzteres ist ein von dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg geschenktes Gebäude. (Die von dem Großherzog selbst unterschriebene Stiftungsurkunde befindet sich dort unter Glas und Rahmen.)

12. Ein Wohnhaus, geschenkt von einem holsteinischen Baron.

13. Ein Wohnhaus, geschenkt von einem schlesischen Adeligen.

14. Das Schwalbennest, früher Mädchenpensionat, jetzt unbewohnt, da dieses mit dem „Rauhen Hause“ verbundene Mädchenpensionat schon seit einigen Jahren örtlich von den Anstalten getrennt und jetzt mit der sogen. Anscharhöhe verbunden ist.

15. Das Fischerhaus, ein Familien-Wohngebäude für die Lehrlinge der Anstalt.

16. Die Krankenbaracke; in diesem Gebäude sind ein Saal für leicht Erkrankte, ein Saal für Rekonvaleszenten, ein Verbandzimmer und mehrere Einzelzimmer für Schwerkranke. Täglich kommt ein Arzt aus dem naheliegenden Hamm.

17. Das Wirtschaftshaus.

18. Ein Gebäude, in welchem die Acker- und Gartengerätschaften aufbewahrt werden. Zugleich ist die Bäckerei in diesem Hause.

19. Ein Waschhaus, in welchem durch Dampfkraft gewaschen wird.

20. Ein Stall, in welchem sich 3 Pferde, 20 Kühe und 60—70 Schweine befinden. Die Kühe werden angekauft, wenn sie gekalbt haben und, nachdem sie aufgehört haben Milch zu geben, fett gemacht. Die gemästeten Kühe und Schweine werden in der Anstalt selbst verbraucht.

Die einzelnen Wohnhäuser enthalten je zwei Familienwohnungen. Eine Familie besteht aus 12, 16, 20 oder mehr Knaben, welche von Erwachsenen, den Brüdern oder Konvikten, beaufsichtigt werden. Jede Familie hat ein Wohnhaus, ein Schlafzimmer und eine Küche, wo das Geschirr gewaschen wird. In dem Wohnzimmer hat jeder Knabe seinen bestimmten Platz, ein Bücherfach und eine Schublade. In den Wohnzimmern der kleineren Knaben sind Schränke zum Aufbewahren von Spielsachen. In einigen Wohnhäusern sind Zimmer, in denen sich die Brüder aufhalten, wenn sie die Knaben beaufsichtigen. (Die Brüder heißen auch „Oberhelfer.“) In den Schlafzimmern sind eiserne Bettstellen, alle gleich. Jeder Knabe hat sein Bett in Ordnung zu halten. Die Waschschalen sind auch bestimmt und numeriert. In den Waschküchen befinden sich große Bottiche zum Waschen des Geschirrs. Das Aufwaschen wird von zwei Knaben besorgt. Vor jeder Familienwohnung ist eine Veranda, wo die Knaben im Sommer ihre Mahlzeiten einnehmen. Vor jedem Wohngebäude ist ein Spielplatz und ein Garten. Jeder Knabe erhält ein Blumenbeet, welches er zu pflegen hat. Mitten in dem großen Garten der Anstalten ist ein Teich, der von Wiechern mit seinen ersten Zöglingen ausgegraben ist. Bemerkenswert ist der große dreihundertjährige Kastanienbaum, der im Garten des „Rauhen Hauses“ steht. Trotz seines hohen Alters grünt und blüht der Baum doch immer

noch in voller Pracht. Seine starken Aeste sind durch eiserne Stangen miteinander verbunden.

Was die Lebensweise der Zöglinge des „Rauhen Hauses" anbetrifft, so ist sie im großen und ganzen bei den Knaben höheren und niederen Standes dieselbe. Alle Knaben haben bestimmte Aemter zu verrichten, die von Zeit zu Zeit gewechselt werden; mit Ausnahme des Waschens und Kochens haben alle Knaben alles selbst zu besorgen. Außer den Schul- und Arbeitsstunden beschäftigen sich die Knaben im Sommer mit Land- und Gartenbau, im Winter mit Korbflechterei, Bürstenmachen, Schnitzerei oder dergleichen.

In dem „Rauhen Hause" finden sowohl reiche und vornehme, als auch arme Knaben Aufnahme. Erstere gehören in das „Pensionat", letztere zu den „Kindern."

Die Zöglinge des Pensionats müssen eine Pension von mindestens 800 M. pro Jahr zahlen, die „Kinder" bedeutend weniger.

Die Knaben besserer Stände erhalten Gymnasialunterricht von Quinta bis Obersekunda. Weiter können in der Regel die körperlich und geistig heruntergekommenen Individuen es nicht bringen. Neun dazu angestellte examinierte Kandidaten der Theologie und Philologie erteilen den Unterricht. Die anderen Knaben erhalten Volksschulbildung bis zur Konfirmation. Nach derselben werden sie Lehrlinge eines Handwerks, das sie sich wählen können. Knaben von 10—19 Jahren werden aufgenommen in das „Rauhe Haus." Die Brüder oder Konvikten erhalten eine Art von Seminarunterricht.

Wer irgend Gelegenheit hat, in die Nähe Hamburgs zu kommen, versäume nicht, sich diese segensreiche Anstalt des „Rauhen Hauses" anzusehen! E. M.

Kleinere Mitteilungen.

* Petroleum in Baku.

Schon seit langer Zeit machen die Petroleumquellen von Baku dem amerikanischen Erdöl eine sehr ernsthafte Konkurrenz. Baku liegt auf der Halbinsel Apscheron, die einst ein heiliger Ort der Verehrung, ein Wallfahrtsort, schon lange vor Cyrus, der Anhänger Zoroaster's war. Als Persien von Hormisdas (Hormuzd) und später von den Arabern erobert wurde, war es mit der Anbetung des „ewigen Feuers" im Tempel Surakhani auf immer vorbei, und an der Stelle, wo die hohen Mauern dieses Tempels emporragten, stehen heute die geschwärzten Türme der Bohrlöcher und die grauen, nüchternen Gebäude der Oel-Raffinerien. Die Geschichte von Baku und seinem Oelkönig Nobel hört sich an wie ein Märchen aus 1001 Nacht: vor etwa 10 Jahren war es noch eine stille persische Stadt, jetzt ist es ein Platz mit mehr Schiffahrt, Handel und Verkehr in seinem Hafen als Kronstadt und selbst Odessa.

Aus den Reiseberichten Marco Polo's wissen wir, daß das heilige Feuer von Baku schon im 13. Jahrhundert ein Gegenstand nicht blos der Verehrung, sondern auch eines einträglichen Handels war, und der Engländer Hanway, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Halbinsel bereiste, erzählt uns, daß das Erdöl von Baku bei den Russen nicht blos als Leucht- und Feuerungsmaterial, sondern auch als Arznei und sogar als angenehm berauschendes Getränk in Verwendung stehe. Andere Reisende haben Baku und seine Erdöl-Schätze oft beschrieben. Bis zum Jahre 1872 war die Gewinnung des Petroleums Monopol; als aber im Jahre 1873 das Monopol aufgehoben und die Ausbeutung freigegeben wurde, entstanden, in erster Reihe durch russische und schwedische Unternehmer, Hunderte von Bohrlöchern und gegenwärtig stehen bei Baku auf einer Fläche von 1000 Acker Landes mindestens 500 Bohrlöcher und Brunnen in Betrieb. Die Quellen liegen sehr nahe beieinander, aber jede von ihnen scheint ganz unabhängig zu fließen; der Reichtum an Petroleum ist schier unerschöpflich, je tiefer die Bohrungen eindringen, desto reicher ist der Ausfluß; die geologischen Ursachen dieses Reichtums sind bis jetzt nur ungenügend erforscht und erkannt.

Die Tiefe der Bohrlöcher ist weitaus nicht so bedeutend als in Amerika; keines von ihnen reicht 1000 Fuß hinab. Im Jahre 1883 lieferten zwei Quellen aus einer Tiefe von 700 Fuß binnen einer Zeit von nicht völlig 4 Wochen je 30 Mill. Gallonen, und ein an Ort und Stelle befindlicher amerikanischer Ingenieur rechnete heraus, daß eine solche Quelle nach amerikanischen Preisen täglich für 5000 Lstrl. Petroleum liefere. Der Bohrturm, durch den sie in der Stärke von 18 Zoll Durchmesser emporschoß, war 70 Fuß hoch und dreimal so hoch darüber hinaus erhob sich die flüssige Säule, um im Niederfallen ausgedehnte Seen von Erdöl zu bilden. Petroleum-Quellen, die 40,000 bis 60,000 Gallonen liefern, sind in Baku etwas ganz gewöhnliches; durch Pumpen fördert man aus einer Quelle Jahre-hindurch täglich 10,000 bis 25,000 Gallonen. Während der bereits erwähnte Amerikaner in Baku war, hatte eine dem Kaufmann Kokerew gehörende Quelle bereits eine Ausbeute von 60 Millionen Gallonen gegeben und noch immer zeigte sie keine Spur von Erschöpfung. Aus Mangel an Auffüllgefäßen und an Lagerräumen gehen 8 Mill. Gallonen einfach verloren. Im Jahr 1886 wurde eine Quelle blosgelegt, die täglich 11,000 Tonnen Petroleum lieferte, ungefähr so viel, als die 25,000 Quellen Nordamerika's und die Tausende von Quellen in Galizien, in Rumänien und in Birma im täglichen Durchschnitt zusammen. Hunderte von Dampfern führen das Petroleum, mit welchem sie auch heizen, über das Kaspische Meer, die Wolga aufwärts und zu den Ostseeländern. Eine Gesellschaft stellt jetzt eine Röhrenleitung her, die täglich nach Batum und Poti am Schwarzen Meer 1,200,000 Gallonen Petroleum führt, und in wenigen Jahren wird es von dort weiter zum Mittelmeer und nach dem südlichen Europa gehen. Und wenn einst der indische Parsi die Apscheron-Halbinsel wieder aufsucht, so wird er dort nicht das ewige Feuer anbeten, sondern für den indischen Markt Petroleum kaufen. G. W.

* Aus dem Witu-Lande.

Der englische Postdampfer von Sansibar nach Europa ist von den hier blockierenden englischen Kriegsschiffen nicht in den Hafen von Lamu hineingelassen, wodurch wir ohne Nachrichten von Sansibar und ohne Post nach Europa sind. Die Engländer haben mit dem Witu-Lande etwas im Schilde — but Englishman is a honorable man, so are they all. — Die von Sansibar erwarteten Waren fehlen und die Passagiere sind entweder in Mombassa ausgesetzt, wo sie einen Monat auf die nächste Weiterbeförderung warten dürfen oder bis Aden mitgenommen, wo sie dann die Reise von Lamu nach Aden (500 Mk.) und von Aden nach Lamu (500 Mk.) mit einem Aufenthalt von einem Monat in Aden (500 Mk.) machen dürfen; mit einem Kostenaufwand von in Summa 1500 Mk. Hätten wir nur deutsche Dampfer!

Die Suaheli buttern aus dicker Milch. Ein großer Flaschenkürbis wird damit gefüllt und von dem auf dem Bette sitzenden Neger zwischen den Knieen so lange hin und her gewiegt, bis die

Butter fertig ist. Sie ist flüssig, wie unser Gänseschmalz, und wird in Flaschen von Glas verkauft, 3 Mk. pro e. Pfund. Ein Suabeli war in Lamu gewesen und hatte zum erstenmale weiße Damen gesehen, die ihm viel zu denken gegeben hatten. Er war noch ganz voll davon und erzählte zu meiner großen Belustigung: Sie haben Hemden von oben bis unten. In der Brust sind diese sehr zusammengepreßt. Die Haare waren wie die eines Löwen. In der Hand hatte jede einen Schirm, obgleich es gar nicht regnete. Ihr Gesicht war ganz weiß, der Mund sehr klein, die Hände aber waren so rot, wie die Haut der Siulente (Handschuhe) und das tollste war, sie haben einen großen Schwanz, der war unter dem Hemd am Hinterteile zusammengewickelt. Die übrigen drastischen Einzelheiten muß ich weglassen. Wie die Frauen in die großen Hemden eigentlich hineingelangen, konnte er sich gar nicht vorstellen. A. F.

* Ein Goldfund in Szilágy-Somlyo (Ungarn).

Im Nationalmuseum von Budapest befindet sich seit wenigen Tagen ein höchst interessanter Goldfund, den man in Szilágy-Somlyo ausgegraben. Er gehört in das Gebiet der Kunsttechnik der Völkerwanderung und übertrifft alle früheren Funde dieser Art, in Bakad (Ungarn) und Petrosa (Rumänien) noch mehr als durch seine künstlerische Schönheit, durch seinen Reichtum. Das germanische Element, welches sich in des Kaisers Trajan Dacien seit dem Jahre 260 n. Chr. eingebürgert, fand dort so große Reichtümer und die Bergwerke lieferten so bedeutende Schätze, daß man berechtigt ist, dieses Dacien das Californien der Völkerwanderung zu nennen, und die verschwenderische Verwendung des Goldes bei allen Funden erheben das „Kauka-Land“ (das jetzige Siebenbürgen) zu einem Barbarenstaat in seiner Blütezeit. Der neueste Fund läßt auf den ersten Blick erkennen, daß er den Schatz eines prunkliebenden gothischen Fürsten repräsentiert, denn alle seine Objekte sind Frauenschmuck und er mag vergraben worden sein, als die Bewohner vor Attila flüchteten, und in der Hoffnung einer baldigen Wiederkehr. Es wurden im ganzen 24 große Schmucksachen und 2 Bruchstücke von solchen gefunden, Fibeln (Broschen), ein Armband und drei prächtige schalenförmige Schmuckschreine. An drei der Fibeln sieht man das Symbol des gothischen Christentums, das arianische Kreuz, zwischen Ornamenten, die mit Granaten markiert sind; zwei von ihnen stellen äußerst kunstreich konstruierte Löwen dar. Die Größe der Fibeln ist sehr verschieden; die meiste Bewunderung erregt ein Exemplar in Gestalt einer Schildkröte aus gediegenem Gold; künstlerisch steht es tief unter den übrigen, es fällt aber durch seine mächtigen Edelsteine auf und dürfte die Bestimmung gehabt haben, das Kleid an den Schultern zusammenzuhalten. Ein großes goldenes Bracelett hat wahrscheinlich den Arm unter dem Aermel des Gewandes geschmückt.

Die künstlerische Region, welche alle diese Gegenstände schuf, beschäftigt übrigens die Fachkreise sehr lebhaft; diese Kreise nennen die betreffende Kunst, weil ihre Technik, von der Wolga angefangen, in westlicher Richtung sich in allen Gebieten findet, die von der Völkerwanderung berührt wurden, „die Kunst der Völkerwanderung.“ Ihr Hauptcharakterzug ist die überaus reiche Verschwendung des Goldes, die kassettierte Fassung der Edelsteine und das Vorkommen von Tiergestalten, die an Skandinavien, an die Altai'schen Funde des Wolga-Gebietes und an Persien erinnern. Die Fachwissenschaft ist noch nicht so weit gelangt, um in derartigen Funden die individuellen Züge der einzelnen Völkerstämme zu erkennen, und selbst in Betreff des bekannten Szent-Miklóser Fundes (des „Schatzes Attila's“) hat man die Stammesfaktoren, die seinen Charakter bestimmen, noch nicht feststellen können. Man hält es indeß für wahrscheinlich, daß eine spätere Forschung in dieser Kunstströmung, in der sich die byzantinische und die südrussische barbarische Kunst vermischt, eine sehr frühe Blütezeit der Altai'schen Völker konstatieren wird, und gerade der Szilágy-Somlyoner Fund dürfte die Erkenntniß des Kunstgewerbes in der Zeit der Völkerwanderung sehr bedeutend fördern.

Litteratur.

Neue Karten und Kartenwerke.

* Sydow-Wagner's Methodischer Schul-Atlas, entworfen, bearbeitet und herausgegeben von Herm. Wagner. 60 Haupt- und 50 Nebenkarten auf 44 Tafeln. Zweite, durchgesehene und berichtigte Auflage. Gotha, Justus Perthes, 1889. — In diesem von Herrn Professor Dr. Hermann Wagner in Göttingen herausgegebenen Atlas, von welchem unerwartet schnell eine zweite Auflage nötig wurde, liegt uns der gehaltvollste und umfassendste Schulatlas vor, welcher je erschienen ist und der wirklich methodisch für alle Stufen und Phasen des geographischen Unterrichts brauchbar ist. Er zerfällt in drei Abteilungen, welche auch einzeln bezogen werden können, nämlich I. 10 Tafeln zur Einführung und zur allgemeinen Erdkunde; II. 22 Tafeln zur Länderkunde Europa's und III. 12 Tafeln zur Länderkunde außereuropäischer Erdteile und Länder, und in einen erläuternden Text von 9 Folioseiten, welcher die vortreffliche Anlage des Werkes darstellt und sein Verständnis vermittelt, seinen Gebrauch veranschaulicht. War der frühere Sydow'sche Atlas, nun allerdings veraltet und unzulänglich, für seine Zeit ein sehr brauchbares und willkommenes Lehrbuch, so hat er durch die Bearbeitung des berühmten Göttinger Geographen nun eine Lehrhaftigkeit und Universalität gewonnen, welche ihn in die vorderste Reihe aller geographischen Hülfsmittel stellen, so daß er namentlich in seiner kartographischen Ausführung mustergültig ist. Jeder von uns älteren Männern wird beim Anblick dieses so hoch vervollkommneten und reichhaltigen Atlas sagen: Wie froh wäre ich seinerzeit an einem solchen Atlas gewesen! Wie sehr ist dadurch der geographische Unterricht der heutigen Jugend erleichtert worden! Anlage und Ausführung sind meisterhaft und mustergültig, wie sich gleich an der I. Abteilung erkennen läßt, welche den Schüler gewissermaßen spielend in das Verständnis der Karten einführt und durch eine Menge neuer und sinnreicher Hülfsmittel dem Anfänger die Thatsachen und Erfahrungen der kosmischen Verhältnisse und der physikalischen Geographie ungemein leicht vermittelt. Bei den Länderkarten erkennen wir mit Genugthuung die strenge und rationelle Methode der Darstellung in Zeichnung und Stich, das Hauptgewicht, welches auf die Darstellung der natürlichen und plastischen Verhältnisse der Länder gelegt ist, um dem Lernenden zuvörderst ein deutliches physikalisches Bild und zugleich einen anschaulichen Größenmaßstab zu geben. Dann sind Stich und Kolorit so vorzüglich und die Schrift so deutlich, daß dieser Atlas auch hierin auf der vollen Höhe der Zeit steht und entschiedene Vorzüge vor anderen Konkurrenten darbietet. In erster Linie ist dieser Schulatlas also ein ganz ausgezeichnetes Lehrmittel beim geographischen Unterricht in unseren heutigen Realschulen, Gymnasien und höheren Lehranstalten überhaupt und besonders für den Lehrer von unersetzlichem Werte; er ist dann aber auch eine Quelle der Belehrung für jeden Gebildeten, welcher sich über die Errungenschaften der modernen Geographie unterrichten und auf der Höhe der Wissenschaft erhalten will, und somit ist er ein entschiedenes Hausbuch für Jung und Alt, welches die umfassendste Verbreitung in Schule und Haus und das Patronat aller Gebildeten in hohem Maße verdient.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 36. Stuttgart, 9. September 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Umgestaltungen des Meeres. Von Dr. E. Gumprecht. S. 701. — 2. Sächsisches Bauernleben in Siebenbürgen. Von Fr. Spuller. S. 708. — 3. Dreikönigstag in Belgien. S. 709. — 4. Kalkutta. Eine Reiseskizze von Richard Garbe (Fortsetzung.) S. 711. — 5. Pater Damian und die Leprosen. S. 714. — 6. Aus der amerikanischen Tierwelt. Nach eigenen Erlebnissen. Von Dr. Ludloff (Tacoma, Wash.) S. 717. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 719. — 8. Kleinere Mitteilung. S. 720.

Die Umgestaltungen des Mittelmeeres.

Von Dr. E. Gumprecht.

(Nach Forsyth Major, Ramsay, Th. Fischer, Neumayr, Neumann-Partsch, Süß u. a.)

Unter den Feuerbergen, von denen uns die schöne Litteratur der Alten beiläufig Kunde verschafft hat, ist am bekanntesten der Berg Mosychlos auf Lemnos (vgl. z. B. Sophokles' Philoktet). Man hat sich vielfach nach ihm umgesehen — aber vergebens. Entweder handelt es sich bei ihm nur um ein Erdfeuer, eine Deutung, der Neumann-Partsch, dem Homer-Erklärer Heraklid folgend, den Vorzug gibt, oder er hat, wenn er wirklich ein Vulkan war, gänzlich zu bestehen aufgehört. Er wäre versunken und dem Meere anheimgefallen und die Insel Lemnos heutzutage ebenso viel kleiner als ehedem. Land und Meer hätten ihre Grenzen gegen einander verschoben — bei dem Mittelmeer, das durch seine Ausdehnung, Gliederung und Geschlossenheit der menschlichen Kultur bisher so erhebliche Dienste geleistet, eine doppelt beachtenswerte Erscheinung. Wer möchte dafür Bürgschaft übernehmen, daß die Veränderungen in der Verteilung von Land und Wasser in diesem Gebiete nicht schließlich einen Zustand herbeiführten, der einen größeren Gegensatz zwischen Winter und Sommer, eine mindere Anregung der Küstenbewohner oder eine Durchbrechung des einschließenden Länderkreises mit sich brächte?

Diese Frage scheint ein Vorwurf, nicht unwürdig der Ausgestaltung. Zu ihrer Beantwortung bietet sich augenscheinlich kein anderer Weg dar, als die Gegenwart und die Vergangenheit auszuforschen und aus ihnen, soweit thunlich, die Zukunft zu entnehmen.

Die Umgestaltungen des Mittelmeeres in Gegenwart und Vergangenheit sind es, deren kürzlicher Betrachtung die folgenden Zeilen gewidmet sein sollen.

Welcher Zeit immer angehörig, sondern sich die einschlägigen Veränderungen in drei Gruppen: in solche vulkanischer Natur, in solche, die verursacht sind durch Abspülung und Anschwemmung — beides Erscheinungen von räumlicher Beschränktheit, — und zum dritten in eigentliche Strandverschiebungen, hervorgerufen sei es durch eine Bewegung ganzer Festlandsmassen mitsamt ihrem Sockel in vertikaler Richtung, sei es durch einen entsprechenden Wechsel in der Höhe des Meeresspiegels.

Zunächst also in der Gegenwart!

Wir müssen uns allerdings gestatten, die Grenzen der der Gegenwart hier etwas weiter zu setzen, nicht im Sinne menschlicher Schicksale, sondern im Sinne der Erdgeschichte; nicht die paar Jahrhunderte seit der Entdeckung der neuen Welt darunter zu verstehen, sondern die paar Jahrtausende seit den ersten bewußten Ueberlieferungen, in unserem westlichen Kulturgebiete etwa vier, wenn es hoch kommt, sechs. Denn nicht alle in Betracht kommenden Vorgänge verlaufen in dem Tempo eines Vesuvausbruches; die meisten sind erst aufzuweisen durch den Vergleich früherer zuverlässiger Feststellungen mit den jetzigen Befunden.

Beginnen wir indes im Bereiche vulkanischer Thätigkeit mit den jüngsten Veränderungen.

Da begegnet uns vor allem unter den südlichen Kykladen der Inselring von Santorin mit seinen Neubildungen. Die letzte derselben stammt aus den Jahren 1866—1870. Im Osten der Gruppe liegt, zwei volle Drittel eines Kreises ausmachend, die Insel Santorin selbst, die alte dorische Kolonie Thera; im Westen schließen

die Innenbucht mit großen Unterbrechungen das kleinere Therasia und das winzige Aspronisi. Aus der mittleren Tiefe ragen nahe beieinander drei Eilande auf, deren größtes, Nea Kayméni, in jenen Jahren durch Lavaergüsse insbesondere aus dem Krater Georgios einen Zuwachs erhielt, der es von der Größe von 65 Hektar zu vierfacher Ausdehnung gelangen ließ und seine Erhebung von 105 m. auf 126 m. über dem Meeresspiegel brachte. Und der Grundstock dieser Insel hat auch kein hohes Alter, wie es schon der Name der „Neuen Brennenden" verrät; er bildete sich auf ähnliche Weise in den Jahren 1707—1708. Das nachbarliche Mikra Kayméni entstand im Jahre 1570, und Palaea Kayméni, das dritte der mittleren Eilande, tauchte 197 v. Chr. auf. Die Schilderungen der alten Schriftsteller, die die Insel unter dem Namen Hiera anführen, lassen erkennen, daß es sich auch damals nicht um Emporhebung eines untermeerischen Berges, sondern um ein Hervortreten und eine fortgesetzte Auflagerung von Laven handelte, zunächst im Meere selbst und schließlich über demselben. Vorher waren an Ort und Stelle Tiefen ohne Ankergrund, wie auch heute in dem größten Teile des inneren Beckens das Senkblei des Schiffers bis zu 300 m. und darüber hinabsteigt. Die klassische Zeit des griechischen Altertums hat nicht einmal Störungen an diesem Punkte des Archipels verzeichnet; es muß eine lange Periode der Ruhe jenem Ereignis von 197 vorangegangen sein. Aber es ist wichtig, daß auch in dieser Zeit ältere Namen der Insel noch nicht verklungen waren: Kalliste wird sie genannt und Strongyle, die schönste und die runde — für schmale und baumlose Bimssteinrücken recht wenig zutreffend. Es scheint dies auf frühere Veränderungen in dem Zustande und der Gestalt der nachmaligen Inselgruppe hinzuweisen. In der That haben griechische und französische Gelehrte unter der Bimssteinhülle, die die höchste Linie und den gesamten äußeren Abhang in unendlicher Einförmigkeit 20—30 m. hoch überkleidet, ganze Dörfer aufgedeckt, deren verscheuchte Insassen zwar im allgemeinen nur Steinwerkzeuge besaßen, aber dabei nicht nur Ackerbau und Viehzucht und Baumkultur trieben, sondern auch im Gebrauch der Töpferscheibe die größten Fortschritte gemacht hatten und teilweise dem Handel zugewandt waren. Die Auffindung einer Kupfersäge und zweier Goldreifchen, wohl fremder Herkunft, vermehren die Bedenken, die man haben muß, diese Niederlassungen auf griechischem Boden hinter die ersten Anfänge orientalischer Geschichte zurückzuschieben. Die Vorgänge, welche die Verschüttung derselben mit sich führten, haben Thera, Therasia und Aspronisi als Reste einer nahezu kreisförmigen Insel wesentlich vulkanischen Ursprungs hinterlassen, welche vordem ohne innere Unterbrechung aus dem Meere hervorragte. Das haben die eingehenden Nachforschungen deutscher und französischer Geologen über den Bau des gegenwärtigen Inselringes übereinstimmend dargethan. Der kurze innere Steilhang, von 300 m. Höhe und höher herabstürzend, setzt quer durch zahlreiche, nach außen geneigte ältere Lavadecken: es ist der Kern der Insel in einer gewaltigen Katastrophe in die Luft gesprengt worden, wie wir es in unseren Tagen zuletzt bei dem Ausbruche der Insel Krakatau in der Sundastraße erlebt haben, oder es ist der mittlere Teil des Vulkans zusammengestürzt, wie wir es bei den meisten feuerspeienden Bergen am Ende einer Eruptionsperiode bemerken; nur daß in unserem Falle das Meer den freigewordenen Raum einnehmen konnte. Diese frühere Umgestaltung Santorins, die eine innere Bucht von 30 Km. Umfang schuf, ist ja ohne Zweifel eine viel bedeutendere, als die erst im späteren Altertum begonnene. Zugleich wird aber ersichtlich, wie unberechenbar solche Veränderungen vulkanischer Natur sind. Denn im Falle Santorins baut die heutige Zeit das Land wieder auf, das eine nur wenig entfernte zerstörte; auch die einzelnen Neubildungen der jüngsten Gegenwart sind durch Zusammenstürze, die sich durch eine Senkung und dadurch bedingte Verkleinerung der inneren Inselchen zu erkennen gaben, von einander getrennt. Es ist keine Stetigkeit in den Vorgängen dieser Art. Das zeigt sich wieder an den Schicksalen des Küstensaumes zwischen Pozzuoli und Bajä am Golfe von Neapel, der aus seiner mittelalterlichen Versenkung mit der Bildung des Monte Nuovo im Jahre 1538 wieder aufstieg; noch deutlicher in der dreimaligen Aufschüttung und Auflösung einer vulkanischen Insel zwischen Sicilien und Tunis in den beiden letzten Jahrhunderten, der allzu eilig schon der Name Ferdinandea beigelegt worden war. Eine Bereicherung von längerer Dauer hat die Liparische Inselgruppe durch Angliederung der im Jahre 185 v. Chr. erschienenen Insel, jetzt Volcanello genannt, an das ältere Volcano erfahren: sie steht noch heute. Aber auch abgesehen von ihrer großen Unbeständigkeit sind vulkanische Bauten für die Gestaltsveränderung des Mittelmeeres von geringem Belang; denn die Hauptzentren vulkanischer Thätigkeit in diesem Gebiet gehören noch ganz und gar dem Festland an.

Viel wirksamer für die Verrückung der Mittelmeer-Küsten erweist sich die Arbeit des Wassers. Sehen wir nunmehr zu, welchen Beitrag diese zur Umgestaltung des Mittelmeers liefert. Er besteht in unserem Gebiete, um es gleich hier vorauszunehmen, wesentlich in einem Vorschreiten des Landes und einer Zurückdrängung des Meeres; der entgegengesetzte Vorgang an anderen Küstenpunkten ist von ganz verschwindendem Ausmaß.

Wo diese Verlandungen einen erheblichen Betrag erreichen, sind stets Flüsse an ihrer Herstellung beteiligt, indem diese, was sie von Sinkstoffen bis zu ihrer Mündung schwebend zu erhalten vermochten, bei der schließlichen Einbuße aller Geschwindigkeit fallen lassen. Sind derartige Anhäufungen erst bis zur Zone deutlicher Wellenwirkung emporgewachsen — die im Mittelmeer im Durchschnitt nicht tiefer als 50 m. unter dem Meeresspiegel beginnt — so bewegen von der See kommende Wellenzüge

jene feinen Schwemmgebilde, aber auch die darauf angesiedelten zwar winzigen, aber zahllosen Muscheln und Kruster landwärts und beschleunigen so sehr beträchtlich den ganzen Vorgang, der mit der Bildung von neuen Streifen festen Landes oder auch von Inseln endigt. So verzeichnet man selbst bei dem kleinen Isonzo, der von den Julischen Alpen zum Golf von Triest geht, in den letzten 60 Jahren ein Vorschreiten der seiner Mündung sich vorlagernden Sandbank um volle 1700 m. Und die Flüsse Veneziens haben bei der scharfen Aufsicht der Gelehrten und der Techniker, unter der sie sich aus praktischen Gründen befinden, die Schätzung gestattet, daß sie zur Bildung des neueren Schwemmlandes dieser Gegend, d. h. des von Mantua bis zur Linie Venedig-Ravenna reichenden, vielleicht nicht länger als 8000 Jahre[1] gebraucht haben. Was im besonderen den Po betrifft, so läßt wenigstens das Längenwachstum seines Delta's von den Zeiten des römischen Altertums her genauere Bestimmung zu. Die alte Stadt Adria, die Namensmutter des Adriatischen Meeres, die vor 2000 Jahren an der Küste lag, sah bereits im 12. Jahrhundert das Meer $^3/_4$ Meilen von sich entfernt; seine Entfernung stieg bis zum 16. Jahrhundert auf $2^1/_2$ Meilen an und hatte gegen die Mitte dieses Jahrhunderts den Betrag von $4^1/_2$ geographischen Meilen erreicht, fast eine Tagereise. Es hängt offenbar mit diesem raschen Vorstoß der Po-Sedimente zusammen, daß der wirtschaftliche und politische Mittelpunkt dieser Gegend sich nicht an der größten Wasserader behaupten konnte: Aquileja und auch dessen Tochter Venedig hatten mit geringeren Schwierigkeiten dieser Art zu kämpfen. Indessen haben sich die Venezianer doch bemüssigt gefühlt, nicht nur kleinere Küstenflüsse, sondern schließlich auch die Brenta um ihre Lagune herumzuleiten, um Venedig den Charakter einer Seestadt und seinen Bewohnern Leben und Gesundheit zu bewahren. Das Längenwachstum des Po-Delta's ist in den letzten Jahrhunderten andauernd stärker gewesen, als in den früheren: eine Folge der Eindämmung des Flusses, die mit der seitlichen Ausbreitung seiner Gewässer auch diejenige seiner Sinkstoffe hindert. Fährt er, durch den Menschen unterstützt, darin so fort, so wird die christliche Aera noch nicht ihre doppelte Länge erreicht haben, wann er den Golf von Venedig zu einem Haff umgewandelt haben wird, aus dem das Polaer Tief die Gewässer entläßt; das nordadriatische Meer ist seicht genug, und die schwächliche Küstenströmung wird ihn noch weniger aufhalten. In ähnlicher Weise ist der kleinasiatische Hermos bemüht, die Bucht von Smyrna vom Meere abzuschnüren, und dem Mäander ist dies mit dem ehemaligen Latmischen Busen so gründlich gelungen, daß dessen innere Spitze heutzutage weit landeinwärts in Gestalt des Sees Akiz gefunden wird. In der Raschheit des Vorschreitens dem Po-Delta an die Seite zu stellen ist das große Delta, welches der Rhone in das westliche Mittelmeer hinausbaut. Aber auch die kleineren Zuflüsse des Golfe du Lion sind in ihrer das Land erweiternden Thätigkeit nicht zu verachten, ebensowenig wie Ebro, Arno, Tiber und von der afrikanischen Gegenküste der tunesische Medjerda, der Bagradas der Alten. Unter den Augen der Griechen verknüpfte der Achelous einen Teil der seiner Mündung vorliegenden kleinen Inseln, der Echinaden, mit dem Festlande, wenn auch die Tiefe des Meeres zwischen Akarnanien und Kephallonia einen gleich schnellen Fortschritt der Verlandung im Mittelalter und Neuzeit unmöglich gemacht hat. Um so erfolgreicher hat auf der Ostseite Griechenlands der kleine Sperchéios an der Ausfüllung des Malischen Busens gearbeitet: die Thermopylen haben längst aufgehört, einen Engpaß zwischen Küste und Gebirge darzustellen. Vergessen wir nicht ganz des Nils, wenn auch das Wachstum der kleinen Außendeltas von Damiette und von Rosette ein langsames zu sein scheint, und erinnern wir uns, daß auch das Schwarze Meer in der Donau und dem Don, von anderen Strömen zu schweigen, Feinde seiner Ausdehnung hat, ja selbst in dem Phasis, dem heutigen Rion.

Aus alledem leuchtet hervor, daß die Anschwemmungen der Flüsse in ihrem Mündungsgebiet einen sehr beachtlichen Faktor in der Umgestaltung der Mittelmeerküste bilden.[1] Was von den bis zur See herabgetragenen Sinkstoffen etwa durch Küstenströmungen erfaßt und davongeführt wird, auch das wird dadurch der Landbildung keineswegs entzogen; es leistet diesen Dienst nur an einer anderen Stelle. Nur zu Stürmen gesteigerte Seewinde zerstören ab und zu einen Teil des jungen Delta's und verschwemmen die feineren Stoffe weit in das Meer hinaus; doch ist diese Gegenwirkung bei den vorhergehenden Betrachtungen über das Wachstum einiger Deltas bereits mit in Anrechnung gebracht. Und die Auskehlung steilerer Küsten durch die Brandung ist, wenigstens im Mittelmeergebiet,

[1] Nach Kovatsch: Die Versandung von Venedig und ihre Ursachen. Nach Zollikofer 23,000—30,000 Jahre.

[1] Nach Rudolf Credner: Die Deltas.

Delta von	Zeitraum	Jährl. mittl. Wachstum
Rhone	seit 1737	58 m.
Donau	1857—1871	12 m.
Arno	seit 800 Jahren	6 m.
Nil	—	4 m.
Tiber, Ostia-Arm	—	3 m.
Tiber, Fiumicino	—	1 m.
Seihun-Dschihan (Saros-Pyramos)	in 12 Jahren	2 m.

Jede Ausfüllung eines Meeresbeckens (durch Sedimente ꝛc.) muß an sich ein Steigen des Meeres zur Folge haben und somit auch ein Vordringen desselben an Flachküsten. Daß dieser Effekt beim Mittelmeer in historischer Zeit noch nicht bemerkbar geworden ist, erklärt sich aus der größeren durch die Verdunstung herbeigeführten Tendenz zu negativer Verschiebung der Strandlinie (Sinken des Meeresspiegels), die noch immer einen stärkeren Zufluß aus dem Ozean hereinzieht. Vgl. S. 702.

ein Vorgang äußerster Langsamkeit, beobachtet z. B. an manchen Strecken des peloponnesischen Ufers, aber auch da in historischer Zeit nicht bis zu einem beträchtlichen Nachsturz der unterhöhlten Wände gelangt.[1]

Es gibt für die Natur nur ein Mittel, jenen Erweiterungen des Landes durch Flußanschwemmungen bis zur völligen Ausgleichung zu begegnen und selbst einen Gewinn für die Meeresfläche zu verzeichnen. Das ist eine sogen. positive Strandverschiebung. In die eigentlichen Strandverschiebungen als dritte mögliche Ursachen einer Küstenverlegung wollen wir uns noch einen Ausblick gewähren. Es handelt sich dabei — ich habe es Eingangs schon erwähnt — um Verrückungen im vertikalen Sinne; die nähere Bezeichnung wird vom Meere aus genommen. Eine positive Strandverschiebung wird also da vorliegen, wo das mittlere Meeresniveau im Verhältnis zum Festland gestiegen ist, d. h. entweder das Meer wirklich stieg oder thatsächlich die betreffende Festlandsstrecke fiel. Da nur wenige Küsten sich lotrecht aus der See erheben, so ist damit zugleich eine horizontale Erweiterung des Meeres gegeben, welche freilich verzögernd auf den Anstieg wirken muß.

Sind solche Vorgänge positiver oder auch negativer Art am Mittelmeer in historischer Zeit zur Geltung gekommen? Vergegenwärtigen wir uns zunächst, daß, soweit wir das Meer dafür verantwortlich machen wollten, die Erscheinung eine allgemeine sein, d. h. im ganzen Verlauf der Mittelmeerküste überall, wo nicht bestimmte Gegenwirkungen vorliegen, beobachtet werden müßte. Davon ist nun für die historische Zeit schlechterdings keine Rede. Süß hat in neuerer Zeit sogar sichere Beweise für eine bereits sehr lange Dauer des gegenwärtigen Meeresstandes von der französischen, peloponnesischen und ägyptischen Küste zusammengestellt. Bei der Größe seiner Verdunstung verdankt das Mittelmeer diese Art von Beständigkeit einzig und allein seinem Zusammenhange mit dem Schwarzen Meer und dem Atlantischen Ozean. Das erstere führt durch den Hellespont seinen von der großen Zahl starker Zuflüsse fortwährend veranlaßten Ueberschuß herbei, und durch die Straße von Gibraltar dringt thatsächlich ein noch stärkerer Strom salzigen Wassers ein.[2] Sonst würde das Mittelländische Meer nicht blos durch hohen Salzgehalt sich auszeichnen — was es in der That thut — sondern allerdings auch seinen Spiegel in negativer Richtung verschieben. Es bleibt die Frage offen, ob in der geologischen Gegenwart die umgrenzenden Festländer durch Senkung oder Hebung zu einer positiven oder negativen Strandverschiebung Veranlassung gegeben haben und geben. Hier liegt natürlich gar keine Nötigung vor, Allgemeinheit und Gleichmäßigkeit des Vorganges für alle Küstenländer des Mittelmeeres vorauszusetzen; im Gegenteil, es wäre das ein blaues Wunder — wenn auch derartige Erscheinungen nicht an ganz vereinzelten Punkten aufzutreten pflegen, sondern in der Regel über eine längere Küstenstrecke hin zu verfolgen sind. Aber auch solche Festlandsbewegungen sind in der Jetztzeit nur für wenige Bezirke des Mittelmeeres sicher nachgewiesen. Am bekanntesten in dieser Beziehung ist Dalmatien mit den vorliegenden Inseln, namentlich seit v. Klöden's Nachforschungen, geworden. Fundamente antiker Tempel und Häuser liegen dort vielfach unter der Linie des Mittelwassers. Doch erfolgte noch der Einwand, daß es sich wohl nur um ein Zusammensinken lockerer Sandmassen infolge ihrer eigenen Schwere handle, wie drüben am Golfe von Venedig, oder um ein Zusammenrütteln derselben durch Erdbeben, die an jener Küste allerdings nicht selten sind, bis endlich die Auffindung römischer Bauten auf dem festen Kalkstein der Insel Brioni[1] und deren Tiefenlage der Vermutung einer positiven Strandverschiebung durch eine allgemeinere Landsenkung das Uebergewicht verschafft haben. Die Verkleinerung und Versumpfung des Narenta-Delta's, dieser römischen Weizenflur, würde dann als notwendige Folge eines solchen Vorganges aufgefaßt werden müssen. Sodann ist es der westliche Teil der algerischen Küste,[2] der in Verbindung mit einer lebhafteren Küstenströmung durch eine langsame Senkung seine Häfen der Gefahr einer Verschlämmung von Seiten der Atlas-Flüsse entzieht. Und endlich scheint bei der langgestreckten Insel Kreta eine Schaukelbewegung um ihre kleinste Achse vorzuliegen, dergestalt, daß sich der westliche Teil hebt, der östliche senkt; die alten Hafenanlagen der Westküste sieht man wenigstens 6 m. über dem heutigen Stande. Alle ähnlichen Angaben von anderen Küstenländern des Mittelmeeres beruhen indes auf Misverständnis. Alte Strandlinien über dem heutigen Mittelwasser mit Resten aus der gegenwärtigen Mittelmeer-Fauna können nicht ohne weiteres als Bildungen der geologischen Gegenwart in dem von uns angenommenen Umfange angesehen werden; sie können noch vorhistorisch sein und sind es in jenen Fällen wirklich, bei anderer Auffassung werden sie Lügen gestraft durch die unveränderte Höhenlage historischer Merkzeichen. Dagegen erübrigt es, in diesem Zusammenhange noch derjenigen dauernden Uebergriffe des Meeres zu gedenken, die im Gefolge besonders starker Erderschütterungen eingetreten sind, insbesondere auf griechischem Boden, in dem klassischen Lande des Poseidon Ennosigaios. Das Meer enger Golfe wird dabei in eine schaukelnde Bewegung versetzt, wie das Wasser in einer angestoßenen Schüssel, und greift bald hüben, bald drüben verheerend über die niedrigeren Küstenstriche. Aber man würde irren, wenn man diesen Ueberflutungen selbst die Gewalt beimessen wollte, ganze

[1] Anders im westlichen Algier (nach Fischer durchschnittlich 1 m. in jedem der letzten 12 Jahrhunderte), aus anderweitigen Gründen — vgl. S. 706.

[2] Vergl. die Anmerkung zu S. 707 (am Ende).

[1] Nach Stache, „Mitteilungen der geologischen Reichsanstalt", 1888, 13.

[2] Vgl. S. 706.

Städte zu verschlingen und ganze Streifen Landes mit einemmale zu begraben, wie es mit dem Epiknemidischen Skarpheia im Jahre 426 v. Chr. und ein halbes Jahrhundert später mit dem ganzen Bezirk von Helike an der Küste Achaja's geschah. Dieselben kräftigen Stöße, die das Wasser in so bedeutende Schwankungen bringen, lösen vielmehr auch das lockere Schwemmland von dem Felsgerüste los und lassen es abwärts gleiten mit allem, was darauf steht und wandelt. Die häufigen Erschütterungen auf jenen Linien Chalkis-Lamia und Hydra-Korinth-Naupaktos haben in der Neuzeit genaue Beobachtung gestattet. So verfiel am 26. Dezember 1861 hinter dem Strande des alten Helike wiederum ein Streifen von nicht weniger als 13 Km. Länge und durchschnittlich 100 m. Breite durch Ablösung dem Meere. Ob die ebenfalls einem Erdbeben zugeschriebene Versenkung eines Teiles der Glimmerschieferinsel Keos auf ähnliche Weise vor sich ging oder ob die eigentliche Felsmasse der Insel sich spaltete, läßt sich aus den Angaben des Altertums nicht ersehen.[1] Aber immer haben wir es mit vertikalen Verschiebungen zu thun.

Die meisten Erdbeben der Mittelmeer-Region bleiben aber bei aller Zerstörung an Volk und Gut ohne derartige Nachwirkungen. Und die Fälle, wo das ganze Hinterland durch langsame Hebung oder Senkung an einer Verlegung der Strandlinie arbeitet, waren eben auch sparsam genug gesäet. So kommen wir hier zu demselben Schlusse, dem wir uns bei der Betrachtung der vulkanischen Thätigkeit im Mittelmeer-Gebiet nicht zu entziehen vermochten, daß der küstengestaltende Einfluß dieser Erscheinungen in der Gegenwart von geringem Betrage ist und von dieser Seite her für eine längere Dauer des gegenwärtigen Zustandes nichts zu befürchten wäre. Der Arbeit des Wassers verbleibt der Hauptanteil an der Veränderung der Mittelmeerküsten.

Wenn es überhaupt in der Natur jener Vorgänge liegen sollte, ein schnelleres Tempo und eine größere Energie annehmen zu können, so würde man allerdings an die Möglichkeit zu denken haben, daß ihre gegenwärtige Zurückhaltung nur das Vorspiel herankommender Ereignisse vorstellen könnte. Aber daneben eröffnet sich die andere Aussicht, daß sie der Nachhall stürmischer Verwicklungen sei und der versöhnende Abschluß herannahe; wie schwächlich sind doch die Erschütterungen unseres heimatlichen Bodens! er ist nicht frei von alten Brüchen, aber sie sind vernarbt, und ihre Regungen haben fast nur ein theoretisches Interesse.

Befragen wir die Vergangenheit des Mittelmeeres, diejenige Vergangenheit, die hinter aller Geschichte zurückliegt! Vielleicht, daß sie uns eine tröstliche Auskunft gewährt.

Erwägen wir aber zuvor, indem wir den Fall früher eingetretener Veränderungen bereits setzen, an welchen Merkzeichen wir solche nachträglich zu erkennen imstande sind. Das ist nicht allzu schwer, wo es sich um Erweiterung des Festlandes und Zurückdrängung des Meeres handelt. Da bleiben immer von den zahlreichen Strandbewohnern aus der Tierwelt Gerüste und Gehäuse in leidlicher Erhaltung zurück, und selbst wenn sie neuerdings durch Flußanschwemmungen überdeckt wären, würde man sie doch in der Tiefe finden. Die größere oder geringere Annäherung an die heutige Fauna nach Form, nach Mannigfaltigkeit der Arten, nach den Verhältniszahlen der Individuen würde zugleich einen Schluß auf das relative Alter der betreffenden Strandablagerungen, also auch des zugehörigen Meeresstrandes gestatten, denn die Veränderungen in der Lebewelt erfolgen nicht sprungweise, selbst wo sie durch Zuwanderung in ein rascheres Tempo geleitet werden. Schwieriger ist es, zu sagen, wo Festland verschwunden und Meer eingetreten ist. Zunächst werden an solchen Punkten marine Strandablagerungen aus dem fraglichen Zeitabschnitt nicht entblößt sein können, es sei denn, daß ein etwa durch Senkung verkleinertes Land sich hinterher wieder gehoben, und zwar um einen größeren Betrag gehoben habe; aber dann wird die Anordnung der drei Strandlinien, aus der Zeit vor der Senkung, aus der Zeit nach der Senkung und der neuesten aus der Zeit nach der Hebung, eine solche sein, daß diejenige mittleren Alters am höchsten liegt und dadurch lehrt, was die älteste und die jüngste allein nicht verraten konnten. Ferner wird ein solcher Bau des Festlandes, daß seine Schichtenköpfe, seine Schichtenränder nicht unter das Meer hinabtauchen, sondern plötzlich frei über dem Meere endigen, ohne daß eine vom Wasser noch bedeckte Schwelle dieses Verhältnis allenfalls als eine Folge abnagender Brandung auffassen ließe — ein solcher Bau des Festlandes, sage ich, wird anzeigen, daß daselbst ein Bruch in einer größeren Festlandsmasse eingetreten ist, veranlaßt durch die Neigung eines Teiles derselben, zu sinken, und daß diese Scholle dann längs jener Bruchlinie gänzlich absank, um dem Meere Raum zu geben. Erneute Regungen in der Erdrinde auf solchen Bruchflächen sind es zu dritt, die sich an der Oberfläche in den Erdbeben äußern, und diese erlauben daher, die Existenz solcher Brüche zu erschließen, auch wo dieselben durch neuere Ablagerungen verhüllt sind oder selbst untermeerisch verlaufen; auch die vulkanische Thätigkeit in ihrer durchgängigen Gebundenheit an solche Störungslinien fordert hier erneute Beachtung. Endlich finden die verwandtschaftlichen Beziehungen der Landfaunen namentlich zwischen den Inseln und dem Festlande, in Gegenwart und Vergangenheit, an dieser Stelle fruchtbarste Verwendung, zumal dieselben über den Zeitpunkt mancher Loslösungen deutlichere Fingerzeige zu geben imstande sind. Denn ursprüngliche und selbstständige Inseln zeichnen sich allgemein nicht nur durch besondere Formen in ihrer Lebewelt aus, sondern vor

[1] Nach Bursian handelt es sich in diesem Falle ursprünglich überhaupt nur um eine geologische Hypothese der Alten.

allem durch große Dürftigkeit, was die Zahl der Arten und die Größe der Individuen anlangt, und Einwanderung ist für Säugetiere und Reptilien, von anderen zu schweigen, eben nur auf dem Trocknen möglich. Man sieht, es fehlt nicht an Mitteln, auch in dem unbequemeren Falle der Meeresausbreitung unserem Problem beizukommen.

So sind denn gleich für die erste Periode der geologischen Vergangenheit, für die sogen. Diluvial- oder Quartärzeit, die bei uns im Norden noch das Mammut und wollhaarige Nashörner, in den Mittelmeer-Ländern andere Elefanten- und Nashorn-Arten, sowie Leoparden und Hyänen, an beiden Orten den Höhlenbären, aber auch bereits den Menschen sah, großartige Einbrüche im Bereiche des Mittelmeeres nachgewiesen. Die schließliche Auflösung des Zusammenhanges von Corsica, Sardinien und Sicilien unter einander und mit Nordafrika muß eines der letzten Ereignisse dieser Art gewesen sein. Noch in der jetzigen Fauna Corsica's und Sardiniens macht sich eine enge Anlehnung an Nordafrika bemerklich. Von den 16 Säugetier-Arten dieser Inseln fehlen 7 — darunter der bekannte Mufflon — der italienischen Halbinsel gänzlich, werden aber in Nordafrika gefunden; ebenso 7 von den 21 Reptilien und Amphibien. Auch die Mehrzahl der Toskanischen Inseln, zwischen Corsica und dem Festlande, ist in jener Zeit beträchtlich größer gewesen als heutzutage; hat man doch selbst auf dem winzigen und jetzt wasserlosen Giannutri Knochenreste einer Hirschart entdeckt. Indes ist hier im Norden eine wirkliche Landbrücke bis Corsica herüber in der Diluvialperiode nicht vorhanden gewesen; der Höhlenbär hat mit einer großen Kolonie nur auf Elba Fuß gefaßt. So wird denn auch der quaternäre Elefant Sardiniens, der dem Riesen seiner Gattung, dem ebenfalls ausgestorbenen Elephas meridionalis, im Bau am nächsten stand, nicht mit diesen seinen Vettern am Arno in Beziehung gesetzt werden dürfen, sondern von der gleichen Verwandtschaft in Afrika abzuleiten sein. Sicilien hatte damals, wie heute, keine Verbindung mit der Apenninen-Halbinsel; die Straße von Messina war sogar wesentlich breiter als jetzt. Aber Malta mit seinen alten, dem heutigen afrikanischen nahestehenden Elefanten muß noch an jener großen Landerstreckung Anteil gehabt haben. Es stimmt zu diesen Erwägungen faunistischer Natur, daß an der Kleinen Syrte die letzten Ablagerungen der vorhergehenden Periode sich nicht nur als zu Lande gebildet erweisen, sondern sich auch weit unter das Meer verlieren, so daß also dieser Busen erst durch eine Landsenkung quaternären Alters entstanden sein kann; es stimmt ferner dazu, abgesehen von den Erdbeben und Lava-Ergüssen im südlichen Tyrrhenischen Meere, der vulkanische Charakter der zwischen Sicilien und Tunis gelegenen Inseln, von denen Pantellaria noch einen Kratersee mit erwärmtem und Gase aushauchendem Wasser besitzt, ganz zu geschweigen von dem wiederholten Auftreten jener Augenblicksinsel Ferdinandea in diesem Meeresteile. Auch die kleinen Inseln vor der Nordküste von Tunis haben sich teilweise als erloschene Feuerherde herausgestellt. Es liegt hier offenbar ein Gebiet vielfältiger Brüche vor, deren Jugend sie noch nicht alle hat vernarben lassen. Nicht anders ist es mit der Straße von Gibraltar. Ob dafür eine früher bestandene Ozeanverbindung, ungefähr durch das jetzige Thal des Guadalquivir, bis an die Grenzen der Diluvialzeit heranreichte, ist sehr zweifelhaft, während der letzteren selbst gelangte jedenfalls der afrikanische Elefant bis in die Gegend von Madrid. Auch die nördliche Adria war zum größten Teil noch Festland; der Monte Gargano, der Sporn des italischen Stiefels, noch mit der albanesischen Küste verknüpft, ließ dagegen westlich von sich einen Meeresarm nach Norden bis zum Po-Gebiet vordringen. Die jetzige syrische Küste wurde vom Meere nicht erreicht; gleichzeitig mit der Grabenversenkung des Jordan-Thales brachen auch im Westen Judäa's Festlandsschollen zur Tiefe. Kreta und Rhodos waren noch mit Kleinasien in Verbindung. Und das Mittelmeer besaß hier im Osten seine Nordgrenze überhaupt schon an dem Südwestrande der Cykladen, die unzerstückt von Asien nach Europa eine Brücke schlugen; es lagen hier nur einzelne abgeschlossene Süßwasserbecken, aus den Resten ihrer Ablagerungen klar und deutlich erkennbar. Ein großer Binnensee nahm auch die Stelle des Nordägäischen Meeres ein; erst jenseit der uneröffneten Dardanellen folgte in sehr schmaler Fläche der schwach gesalzene Pontus. Es ist kein Zweifel: selbst wenn wir diese Periode sehr lang annehmen — die vielgenannte Eiszeit ist thatsächlich nur einer ihrer drei Abschnitte, — so hat sie doch der Umwandlungen erstaunlich viel gebracht. Ja, es kommt zu den bis jetzt berichteten, ohne Zweifel durch sie mit veranlaßt, noch eine Aenderung in der Höhe des Meeresspiegels. Dieser sank während der Diluvialperiode von etwa 200 m.[1] über dem heutigen Niveau, unter vorübergehender Steigerung während des Glazialphänomens, bis auf den jetzigen Stand herab. Der Peloponnes konnte deshalb, ohne Veränderungen in seiner Masse selbst zu erleiden, durch die Trockenlegung des Isthmus von Korinth seine Verknüpfung mit dem Festland bewerkstelligen. Wägt man Gewinn und Verlust während dieser ganzen Quartärzeit gegen einander ab, so ist die Schlußrechnung für das Mittelmeer außerordentlich günstig. Weite Becken sind von ihm erobert und viel Land ist zur Tiefe gesunken, die gleichzeitige Herabdrückung des Wasser-

[1] Uebereinstimmend nach den Befunden auf Kos, in Toscana, am Felsen von Gibraltar. Ausgeschlossen sind die Vorkommnisse in dem noch jetzt vielgestörten Calabrien und den Nachbargebieten. Dagegen kommt man auch für Algier auf denselben Betrag, wenn man die Höhe der altdiluvialen Strandlinie (durchschnittlich 20 Meter) zur Tiefe der Kante der der Küste vorliegenden Abrasionsfläche (vor Tipaza gegen 200 Meter nach Th. Fischer) addiert. Die noch andauernde Senkung dieser Küste (vgl. S. 706) würde hiernach zeitigstens im Anfange der Quartärperiode begonnen haben.

standes von der früheren Höhe aufgehalten durch die erschlossene Verbindung mit dem Ozean.

Wir dürfen aber noch weiter zurückblicken. Wenn die Spuren da auch nicht mehr vollständig genug erscheinen, um die Umrisse ohne erhebliche Lücke zu zeichnen, so ist doch, was man fand, nicht weniger zuverlässig. In den jüngeren Perioden der Tertiärzeit liegt zwischen Europa, Asien und Afrika immer noch ein Anhangsglied des Atlantischen Ozeans, dem wir den Namen Mittelmeer in unserem heutigen Sinne nicht wohl versagen können. Auch in den eingeschalteten Abschnitten größerer Einengung[1] bewährt sich die Fauna seiner Gewässer noch als ein Ableger[2] von derjenigen des westlichen Ozeans. Die allerletzte Periode des Tertiärs, das sogen. Pliozän, das „mehr Neue", bot zwar noch Land auch von den Kykladen südlich,[3] bis über Kreta hinaus, und von Kleinasien zu Cypern hinüber; auch die Jonischen Inseln standen noch in allgemeinem Zusammenhang mit dem ungeteilten Griechenland. Aber die mediterrane Wasserfläche breitete sich andererseits im heutigen Rhonethal bis über die Engen von Montélimart an der Grenze von Provence und Dauphiné hinauf, im Po-Thal bis in das Piemontesische, in tiefere Buchten Westitaliens. Auch im Hintergrunde des Nildelta's haben sich halb mittelmeerische, halb erythräische[4] Anschwemmungen wenigstens aus dem mittleren Pliozän erhalten. Die weiter zurückliegenden Abschnitte des Jungtertiärs, die man als das „Weniger Neue", als Miozän, zusammenzufassen pflegt, haben zuerst den Zusammenhang Corsica's mit dem nördlichen Festlande gelöst; sie sehen aber auch außer Po- und Rhone-Gebiet die ozeanische Bucht von Andalusien[5] dem Mittelmeer von zwei Seiten her eröffnet. Ja, diejenigen miozänen Ablagerungen, welche die erste Mediterranstufe bilden, lassen eine Ausdehnung des Meeres aus der Rhone-Bucht über West- und Nordschweiz und über Oberbayern bis Niederösterreich und Mähren[6] erkennen, wie sie sich auch im östlichen Kleinasien, Armenien und Persien, im südlichen Turkestan gefunden haben, wie sie endlich auch in Marokko als Zeichen eines weiteren Zusammenhangs mit dem Atlantischen Ozean anzutreffen sind. Gegen diese ferne Zeit hat das Mittelmeer bedeutend verloren. Ist im Osten das armenische Hochland aufgetreten, so hat auch die Emporstauung der noch unvollendeten Alpen, des Apennin und des Atlas ihm bald engere Grenzen gesetzt. Es kam als ein Riese zur Welt, dessen Arme weithin reichten. Aber es ist eines größeren Riesen Sohn. Das alttertiäre Meer[1] dieses Erdraums streckte sich von England durch die gesamte heutige Ostfeste bis nach Hinterindien. Das war noch kein Mittelmeer, und seine Fauna hatte einen indochinesischen Charakter. Die Faltung des zentralen Asiens zu hohen Gebirgsscheiden, das erst war die Geburtsstunde des Mittelländischen Meeres.

Einengung und Erweiterung haben bei ihm in großen Zeiträumen sich mehrfach abgelöst. In was für einer Periode stehen wir jetzt? Nur wenig Kennzeichen aus der historischen Zeit waren es, die den leisen Fortgang der diluvialen Einbrüche verraten, aber doch verraten. Sie werden in der Gegenwart mehr als ausgeglichen durch die Delta-Bildung der Flüsse und Anschwemmungen des Meeres. Aber selbst wenn der am meisten erschütterte armenische und transkaukasische Boden die Ahnung erneuter Senkung bewahrheiten sollte, würde der Vater Ozean durch die fester gewurzelten Säulen des Herkules[2] seinen Einzug halten wie bisher, und die blaue Flut des Mittelmeeres würde in kaum geminderter Höhe den Fuß dreier Kontinente bespülen.

[1] Die Zeit größter Einengung zu Beginn des Pliozän hat rein marine Funde noch nicht geliefert, vermutlich weil die Strandlinie noch tiefer lag, als heutzutage.

[2] Beim Uebergang vom Tertiär zum Diluvium kommen z. B. aus dem toscanischen Valle Biaja (nach Stefani bei Süß, „Antlitz der Erde", I, 434) unter 233 Arten heute eine im Antillenmeer vor, zwei in Senegambien, 115 reichen aus dem Mittelmeer bis an die großbritannischen und norwegischen Küsten (keltisches Element), 1 findet sich jetzt nur im höheren Norden (Cyprina Islandica — boreales Element), 94 leben ausschließlich im Mittelmeer weiter und 20 sind inzwischen erloschene Reste aus älteren Mediterranstufen.

[3] Der Abbruch am Südrande der Kykladen ist durch die vulkanische Reihe Melos, Thera, Nisyros gekennzeichnet. Die Bruch- und Erdbebenlinie Hydra-Korinth-Naupaktos ist wahrscheinlich seine Fortsetzung.

[4] Das Rote Meer ist überhaupt nicht älter als pliozän.

[5] Eine Verbindung der miozänen Garonne-Bucht mit dem Mittelmeer hat dagegen nicht bestanden.

[6] Diese Gebiete, später abgeschnürt, treten dann in Verbindung mit brakischen Becken, die östlich bis nach Turkestan greifen und am Ende des Miozän das sogen. Sarmatische Meer bilden, das vorübergehend selbst in das damals dem Mittelmeer noch entzogene Nordägäische Becken (über Thracien) eintritt. Dieses Sarmatische Meer hatte eine besondere Fauna. Ob das Jungtertiär des Thien-Schan und des Hanhai sich dieser anschließt oder der ersten Mediterranstufe Persiens und Südturkestans, scheint noch fraglich.

[1] Dieses alttertiäre Meer ist die letzte Phase des von Neumayr festgestellten sog. zentralen Mittelmeeres, das, ursprünglich von den pacifischen Küsten des heutigen Zentralamerika nach Osten bis wieder zum pacifischen Ozean sich ausstreckend, von sämtlichen damals existierenden Landmassen mehr oder weniger eingeschlossen war. Es reichte so über die ganze Kreideperiode bis zum mittleren Jura zurück. Als sich die unteren Juraschichten (Lias) ablagerten, scheint aber nur ein unserem Mittelmeer ähnliches Becken in dem westlichen Teile der Ostfeste sich befunden zu haben.

[2] Die Eruptionen an der Südküste Spaniens sind bereits in vorgeschichtlicher Zeit zur Ruhe gekommen. Das Hauptschüttergebiet des äußersten Westens liegt auf der Nordseite der Sierra Nevada. Eine etwaige Senkung Andalusiens und ein Ausgreifen der algerischen Senkung nach Westen würde wohl eine (immerhin nicht äquivalente) weitere Auffaltung der marokkanischen und südspanischen Ketten mit sich führen. Sollte der Grabenbruch der Meerenge, der zum Boden einen untermeerischen Verbindungsrücken 200 m. (mit einzelnen Durchlassen bis zu 400 m.) hat, sich nicht der Senkung anschließen, sondern der Stauung, so würde bei der Langsamkeit des Vorganges die Erosion der Meeresströmung wahrscheinlich den Sieg davontragen.

Sächsisches Bauernleben in Siebenbürgen.

Von Fr. Spuller.

Sieben Jahrhunderte sind vergangen, seitdem der sächsische Bauer, dem ehrenvollen Rufe ungarischer Könige folgend, als Kolonist sich im fernen Waldland Siebenbürgen niederließ. Hier hat er festen Boden gefaßt, die alte Sitte in der neuen Heimat wieder aufgerichtet und mit deutscher Ausdauer und deutscher Zähigkeit sich als Bannerträger deutschen Geistes erwiesen. Wer die Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen auch nur flüchtig durchblättert hat — und sie ist wert, gelesen zu werden — wird gefunden haben, daß der Deutsche in der neuen Heimat nicht auf Rosen gebettet lag. Galt es doch, eine Wüste in bewohnbares Land zu verwandeln, Urwald auszuroden und das so gewonnene Land gegen wilde Völkerstämme mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Noch schwerer wurde den Deutschen das Leben in Siebenbürgen, als die Türken sengend, raubend und mordend in das Land einbrachen.

Noch heute wissen die Leute zu erzählen von den Greueln und Verwüstungen der Türken, zu denen sich überdies oft Pest und Hungersnot gesellten. Nicht besser erging es den Sachsen, als Siebenbürgen unter einheimische Fürsten kam. Das Elend des äußeren Lebens mehrte sich sogar; das innere geistige und moralische Leben erhielt aber neuen Schwung durch die Reformation. Alle Sachsen nahmen die Lehre Luther's an, und auch heute ist ein „Siebenbürger Sachse" gleichbedeutend mit evangelisch sein.

Wie aber draußen, im herrlichen deutschen Mutterlande, so ist es auch in der neuen Heimat Siebenbürgen die konservative, am Alten zäh festhaltende Eigenart des Bauern, die den Hausschatz deutscher Volkspoesie im weitesten Sinne des Wortes so rein und treu erhalten hat, wie er ihn vor Jahrhunderten mit Schwert und Schild, mit Pflug und Rebe als leicht bewegliche Habe aus der alten Heimat mitgebracht.

In scharfgezeichneten Zügen prägt sich der Typus der siebenbürgisch-sächsischen Bauern von echtem Schrot und Korn in Wort und That aus, ein gut Stück Saft und Kraft, noch unzersetzt und unzerstört vom Gifte moderner Lebensweise. Schon seine äußere Erscheinung bekundet dieses deutlich. Er ist von kräftigem, oft derbem Gliederbau, doch nicht plump und ungeschlachtet. Hinter seinem guten Aussehen steckt oft nicht gewöhnliche Körperkraft. Hebt auch nicht jeder, wie der „starke Hans in Draas" die Kuh über den Zaun, damit sie nicht vom herbeieilenden Flurschützen auf verbotener Waide angetroffen werde, so schreitet doch mancher noch als Greis von 70—80 Jahren hinter dem Pfluge einher und tanzt munter auf der Hochzeit der Enkelbraut.

Die Haltung des siebenbürgisch-sächsischen Bauern wird gehoben durch die edel männlichen Gesichtszüge, die frischgesunde Farbe des Antlitzes, die starken, weißen Zähne und die blonden Haare.

Die Tracht der Väter hält er mit gewissenhafter Treue auch heute noch hoch; er trägt gewöhnlich weiße, enganschließende Beinkleider, die in die „Stiefelröhren eingeschuht" sind, auf der Brust eine Art Wams, über dem niedern Hemdkragen ein lose geschlungenes Halstuch. Den Kopf bedeckt ein breitkrämpiger, Sonne und Regen wehrender Filzhut. Wirtschaftlich und sparsam von Haus aus, lebt der sächsische Bauer im ganzen sehr mäßig.

In Kleidung, Haushaltung und Hof liebt er Reinlichkeit und Ordnung. Er scheut keine Arbeit, und wenn er nichts anderes zu thun hat, so reißt er — wie der Magyare sagt — sein Haus ein und baut ein neues.

Die Pflege geistiger Bildung ist dem Sachsenbauern ein angestammtes Bedürfnis; davon zeugt die erfreuliche Thatsache, daß nach Kirchenstatuten des 14. Jahrhunderts zu jener Zeit in der Regel jede Gemeinde bereits ihre Schule hatte, davon zeugt so mancher Schulturm auf der Burg, dazu bestimmt, in Zeiten schwerer Kriegsnot den innerhalb der Kirchenmauern Eingeschlossenen eine Unterrichtsstätte zu bereiten.

Vor Gesetz und Obrigkeit hat der sächsische Bauer einen heilsamen Respekt, und meint, auch einen Vorgesetzten aus Stroh gedreht müsse man ehren. Auch heute noch ziert den sächsischen Bauern ein tief religiöser und kirchlicher Sinn. Auf dem „Lande" hat die Sonntagsfeier noch volle Bedeutung. Der Tag des Herrn fängt hier mit dem ersten Anschlagen der Festglocke an und hört mit dem letzten am Abend auf. Freundlich blicken vom Berg oder Hügel herab ins Thal die Kirchen, umringt von festen Mauern, Türmen und Basteien. Hinter ihnen fand zugleich der Bauer Schutz, wenn der Türke ins Land einbrach und die Dörfer einäscherte.

In keinem Lande der Erde finden sich diese Bauernburgen wieder.

Das äußere Leben des siebenbürgisch-sächsischen Bauern bewegt sich in althergebrachten Formen. Hat der Knabe die Schule mit seinem 15. Lebensjahr verlassen, so nimmt ihn die Kirche durch die Konfirmation in die Gemeinschaft der Knechte auf; er tritt hiemit in die „Brüderschaft" ein, eine festgeordnete, durch strenge Gesetze geregelte Gemeinschaft. Die freigewählten Beamten derselben haben die Pflicht, das gesamte Leben der Brüder außer dem Hause zu beaufsichtigen, Streitigkeiten unter ihnen zu schlichten und Vergehen gegen die „Brüderschaftsartikel" zu ahnden. Der Austritt aus der Brüderschaft erfolgt gewöhnlich durch Heirat. Der junge Bauer tritt nun in eine neue Gemeinschaft ein, die alle selbständigen Hauswirte der Gemeinde umfaßt, in die „Nachbarschaft." Diese, unter die Oberaufsicht der Kirche gestellt, ist gehalten, in Freud' und Leid gegenseitige Hülfe zu leisten, die öffentliche bürgerliche Ordnung und Sicherheit aufrecht zu halten und sittliche Wohlanständigkeit zu pflegen. In altgermanischer Weise ladet

das „Nachbarzeichen" den Nachbar zu Gericht und Versammlung, im Feierkleid schreitet er zum „Sittag." Die Hülfe, welche die Genossenschaft dem Einzelnen gewährt, so oft der Genosse „etwas Schweres zu heben hat, so ihm allein zu schwer ist, es möge sein, was es wolle, zu Ehren, Freuden, Bekümmernis", ist von solcher Bedeutung, daß, wer aus der Nachbarschaft üblen Verhaltens wegen ausgestoßen ist, dem Geächteten gleicht. Es ist, wie die Artikel sagen, so viel: „als des Brunnens, des Backhauses, des Feuers und der eigenen Feuerstelle entbehren müssen."

Jahrhunderte hindurch hat die Institution der Nachbarschaft unter dem sächsischen Volke segensreich gewirkt, Zucht und Ordnung emporgehalten, der Selbstsucht in Haus und Gemeinde durch Pflege nachbarlich-brüderlichen Sinnes gesteuert und die Keime für manche Einrichtung der Gegenwart entwickelt.

Die alles nivellierende Zeit hat den Wirkungskreis des wohlthätigen Institutes mannigfach eingeschränkt; doch auch heute noch entbehrt die „Nachbarschaft" nicht ihrer heilsamen Kraft und ehrwürdigen Ansehens. In überaus lebhaftem, in jeder Beziehung förderndem Verkehr steht der siebenbürgisch-sächsische Bauer mit seinem Pfarrer. Was diesbezüglich Riehl vom deutschen Bauern sagt, gilt voll auch von dem sächsischen: „Wo der Städter das Herüberreichen der Hand der Kirche in seine Häuslichkeit als einen unerträglichen Eingriff des Pfaffen in seine persönliche Freiheit ansehen würde, da fordert der Bauer von altem Schrot und Korn immer noch die Mithaftbarkeit der Kirche für sein Haus als etwas Selbstverständliches. Er will für sein Haus die Privatseelsorge, die in der Stadt ein so mißlich Ding geworden, und der Pfarrer, der sich blos in der Studierstube und auf der Kanzel bewegt, ist ihm ein Nichtsthuer."

„Wohlehrwürdiger Herr Vater" nennt der sächsische Bauer fast ohne Ausnahme seinen Pfarrer, und „tugendsame Frau Mutter" seine Pfarrerin. Das Pfarrhaus wird als Vaterhaus, die Gemeinde als erweiterte Familie des Pfarrers angesehen. Während dem Pfarrer die Leitung in allen wichtigeren Angelegenheiten zuerkannt wird, gilt die „Frau Mutter" als treue Beraterin der Familien.

Wie die Dorfanlage, so ist auch die Hofform und der Hausbau des siebenbürgischen Sachsen fränkisch. Die schmale Giebelseite schaut auf die Gasse, die Langseite mit der Hausthüre auf den Hof. Wie im alten Frankenland, so ist im siebenbürgischen Sachsenland das Haus immer ein langgestrecktes Rechteck, nicht breit und nicht niedrig. Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude sind hier wie dort voneinander getrennt. Sie bilden selbständige Gebäude. Wie die heutigen Bräuche des siebenbürgischen Sachsen noch zeigen, gilt ihm das Haus als eine sichere Feste, und in früheren Zeiten gewährte es auch dem Fremdling, der sich den augenblicklichen Folgen einer That oder eines Vergehens entziehen wollte, sicheren Schutz, so lange die Volksgemeinde ihn derselben teilhaftig werden ließ.

Auch im Mutterlande wird man die Thatsache nicht unbeachtet lassen, daß von den 227 Gemeinden der siebenbürgischen Sachsen nach neuesten Forschungen in 118 Jahren nur 22 zurückgegangen sind, eine stillstehen geblieben ist, alle anderen aber um 55 bis 100 Prozent zugenommen haben. Es ist also nicht, wie auch im Pester Reichstage von den den Sachsen Uebelwollenden gesagt worden, ein absterbender und dem Untergange verfallener Zweig des deutschen Volkes, der im fernen Karpathenlande wohnt, noch viel weniger ein zurückgebliebener. Wo das Bauernleben noch so kräftig pulsiert, kann hievon keine Rede sein, und mit ganzer Liebe hängt auch der siebenbürgisch-sächsische Bauer an seiner alten deutschen Heimat und freut sich jedes Zeichens, wodurch seine Liebe erwidert wird.

Dreikönigstag in Belgien.

Die heiligen drei Könige spielten bekanntlich das ganze Mittelalter hindurch in dem Volksleben eine große Rolle. Wer ihren Namen auf sich trug, blieb z. B. von der Fallsucht befreit, wie dies folgende Verse besagen:

Caspar fert myrrham, thus Melchior, Balthasar aurum.
Haec tria qui secum portabit nomina regum,
Solvitur a morbo, Christi pietate, caduco.

(Kaspar trägt die Myrte, den Weihrauch Melchior, Balthasar das Gold; wer diese drei Königsnamen mit sich trägt, wird um Christi willen von der fallenden Sucht befreit.)

Wenn man ein Bild auf dem Leibe trug, mit der lateinischen Aufschrift: „Heilige drei Könige, Kaspar, Melcher und Balthasar, bittet für uns, jetzt und in der Stunde unseres Todes", so genas man nicht allein von der Fallsucht, Kopfschmerzen und Fieber, sondern man war dadurch auch vor Straßenunfällen, dem Bisse wütender Hunde, plötzlichem Tode, Zauberei und Verbrechen sicher. Man glaubte sogar, jeder Schuß treffe unfehlbar, wenn man die Kugel in ein Stück Papier wickelte, auf dem die Namen der drei Könige standen. Die Kirche verurteilte wiederholt diesen Aberglauben; nichtsdestoweniger hat er sich bis ins 19. Jahrhundert erhalten.

In Flandern, wie in mehreren Teilen Deutschlands, nennt man den Dreikönigstag gern „Groß-Neujahr" und feiert den Vorabend des Festes in ähnlicher Weise, wie den Sylvester-Abend. Zu Furnes, Ypern und in anderen flandrischen Ortschaften, heißt das Epiphaniasfest gemeinhin „Dertiendag" oder „Dertiennacht", „Dreizehnter Tag oder Nacht", und ganz ebenso war auch am Niederrhein derselbe Ausdruck „de hillige Drühziendach" üblich. Es ist der Tag, der den bedeutsamen zwölf Nächten folgt, darum wird er auch wohl „Heilig-Licht-Nacht" genannt. Denn in den verflossenen zwölf Nächten haben die dunklen und geheimnisvollen Mächte der Nacht ihre Runde unter den Menschen vollendet, die unterirdische Welt wird wieder verschlossen, und die Erde gehört von neuem den

Lebenden. Daher ist auch der Dreikönigstag ein Tag des Glückes, vornehmlich für die, welche am Donnerstag oder Sonntag geboren sind, und die an diesem Tage geschlossenen Heiraten gelten vorzugsweise für glückliche.

In England nennt man diesen Tag, dem vlämischen Brauch zuwider, bekanntlich „Twelfth-day“; diese Bezeichnung begreift sich, wenn man denselben, was ehemals auch für Belgien galt, als den letzten Tag des Weihnachtsfestes faßt, an dem man sich zum letztenmale der Weihnachtsfreude hingab. Einen Anhalt fand diese Schlußfeier in der Erinnerung an die Hochzeit zu Kana, deren kirchlicher Gedenktag gerade auf den 6. Januar fiel. Darin liegt auch der Grund, weshalb die Festsitte des „le Roi boit“ sich von Frankreich aus leicht über fast alle germanischen Länder verbreitete.

In den Provinzen Lüttich, Namur und Luxemburg hat sich, wie in Frankreich, die Sitte erhalten, um die Bohne zu losen. Die Bäcker pflegen am Dreikönigstage ihren Kunden ein feines Brot von runder Form, in dem sich eine schwarze Bohne befindet, zu schicken. Die einzelnen Stücke werden im Hause stets vom jüngsten Familienglied verteilt. Derjenige, in dessen Anteil die Bohne sich findet, ist König; er wird mit einem Hofstaat und Offizieren umgeben, und man erweist ihm alle Ehren, die seiner eingebildeten Souveränetät gebühren. Wenn er trinkt, rufen alle: „der König trinkt!“ derjenige, welcher dieses versäumt, wird bestraft. Der Volksglaube, daß unter den drei Magiern, die den Heiland anzubeten kamen, ein Mohr gewesen, bot die Idee zur Züchtigung der also Schuldigen. Man bestrafte sie, indem man sie am Körper schwärzte, und dieser heutzutage noch übliche Brauch trug nicht wenig dazu bei, die Heiterkeit des Festes zu erhöhen. Der König hat die Verpflichtung, seinen Unterthanen einen kleinen Schmaus zu geben, und zwar den Sonntag oder Montag nach Dreikönigen. In dem vlämischen Belgien loost man die Könige und alle Würdenträger des improvisierten Hofes durch sogen. Königsbriefe. Nach der Zahl der anwesenden Personen wird der Hof aus einem „Raadsheer“, einem „biechtvader“, einem „schenker“, einem „voorproever“ (Vorschneider), einem „zot“ (Spaßmacher), „geneesheer“ (Arzt), einem „kok“ (Koch), einem „kamerling“ (Kämmerer), einem „speelman“, einem „muzykant“, einem „bode“, einem „zwitser“ (Schweizer), einem „geheimschryver“ und einem oder mehreren „knechts“ gebildet. Jeder muß während des Abends die durch sein Billet ihm gegebene Rolle festzuhalten suchen; sobald der mit einer papierenen Krone geschmückte König sich zu trinken anschickt, müssen alle Anwesenden rufen: „Der König trinkt!“ Der Narr hat über die genaue Beobachtung dieser Pflicht streng zu wachen und mit einem schwarzen Strich ins Gesicht diejenigen zu bezeichnen, die den Ruf nicht gehörig vernehmen lassen. Ist auch die Festfeier heutzutage nicht mehr in dem Grade im Schwange, wie ehemals (wo z. B. in Brügge sogar die Gefangenen mit Wein beschenkt wurden, damit auch ihnen die Festfeier möglich sei), so sieht man doch noch am Vorabend und am Tage selbst in allen vlämischen Ortschaften Scharen von Knaben und Mädchen, den unteren Klassen angehörig, umherziehen, mit dem stets wiederholten Rufe:

Koningsbrieven en Kron, en Kron!
Koningsbrieven en Kron![1]

So gehen sie mit den Königsbriefen von Haus zu Haus, um sie teuer genug an den Mann zu bringen. Ihr Absatz ist nicht gering, denn im Bürgerstande und unter den arbeitenden Klassen hängt noch alles an dem alten Brauche. Da ist kaum ein Haus der Art, wo nicht an jenem Abend die Familie zum gemeinschaftlichen Mahle und zum Bohnenspiele versammelt wäre. Kleine Familien gehen dann wohl gern zu diesem oder jenem Nachbar, um „den Koning te guen trekken!“[2] Man schwatzt, spielt und singt die Lieder von Jan Koes, jenem berühmten Antwerpener Sänger des vorigen Jahrhunderts, der noch heutzutage der Lieblingsdichter des Volkes ist. Bier, Kuchen und andere Erfrischungen erhöhen die Freuden des Festes, das sehr oft schon Mittags beginnt und nur vor 11 Uhr Abends endigt. Dabei sind die besonderen Gebräuche nach den verschiedenen Orten und Gegenden sehr mannigfaltig. Eine sonst am Dreikönigstage in Lüttich, Mecheln, Tournhout u. a. O. sehr allgemeine Sitte, das sogen. Kerzchenspringen („over t' keersken dansen“) der Kinder — es war sonst auch am Rhein üblich und wird hie und da auch noch gefunden — ist in neuerer Zeit mehr und mehr außer Uebung gekommen. Dieses Kerzchenspringen geschah meist so, daß die brennenden Kerzen entweder im Zimmer oder in geschützten Straßenecken aufgesteckt wurden, worauf die Kinder rund um dieselben tanzten und dann über dieselben zu springen suchten, häufig, indem sie dabei sangen:

Drie Koningen, drie Koningen,
Koopt my 'nen nieuwen hood,
Myn ouden is versleten,
Moeder mag 't niet weten,
Vader heeft het geld
Op den rooster geteld.[3]

Oder auch:

Keersken, Keersken onder de been,
En al die dar niet over en kan,
En weet en niet van.[4]

Ein anderer Brauch herrschte früher allgemein im Limburgischen, wo Kinder als drei Könige verkleidet von Haus zu Haus giengen, indem sie ein Lied sangen, welches

[1] Königsbriefe und Krone!

[2] Um den König ziehen zu gehen.

[3] Drei Könige, drei Könige, kauft mir 'nen neuen Hut; mein alter ist verschlissen, Mutter soll's nicht wissen, Vater hat das Geld auf den Rost gezählt.

[4] Kerzchen, Kerzchen unter dem Bein, und alle, die da nicht d'rüber können, verstehen nichts davon.

im Grunde fast das von Goethe benutzte deutsche Volkslied „Drei Könige mit einem Stern" ist und ebenso beginnt: „Dry Koninge mit eene sterre kwamen gerezen al van zoo verre u. s. w.[1] Auch diese Sitte ist gegenwärtig im Erlöschen; manche der alten Lieder verklingen, doch die Sänger, die an Dreikönigen ihre Stimme noch alljährlich in den Straßen ertönen lassen, um die „Dreikönigslieder" zu singen, pflanzen noch hie und da Altüberliefertes fort, was sonst vergessen würde. Und diese Sänger selbst, so sehr sie auch Bänkelsänger sind, erscheinen gewissermaßen als die letzten Ueberbleibsel jener dramatischen Darstellungen oder Mysterien, die in der kirchlichen Feier des Epiphaniastages im Mittelalter ganz besonders bedeutsame und ergiebige Anknüpfungspunkte fanden. Gro.

Kalkutta.

Eine Reiseskizze von Richard Garbe.

(Fortsetzung.)

Kalkutta besitzt mancherlei Sehenswürdigkeiten, die großartigen Bauten gar nicht gerechnet. Das indische Museum enthält in riesigen Räumen außer seinem berühmten Schatze von Antiquitäten massenhafte systematische Sammlungen aus allen Gebieten der Naturwissenschaft. Der zoologische Garten lohnt die Besichtigung hauptsächlich wegen der prächtigen Anlagen, weniger wegen der Anzahl der Tiere, denn diese steht hinter den Sammlungen von Berlin und London erheblich zurück. Erwähnen muß ich jedoch einen ungeheuren bengalischen Königstiger, der mir erst eine richtige Vorstellung von dem grauenhaften Schrecken erweckte, den einzelne Exemplare über ganze Gegenden Indiens verbreiteten; es war ein berüchtigter „Menschenfresser" (man-eater), den man schließlich glücklich in einer Fallgrube gefangen. Das gewaltige Tier war mindestens doppelt so groß wie die Löwen in einem nahen Käfig. Nur verhältnismäßig wenigen meiner Leser dürfte bekannt sein, daß diese Menschenfresser eine besondere Klasse unter den Tigern bilden. In neunundneunzig von hundert Fällen wird ein gewöhnlicher Tiger, ein „Wildtöter" oder „Ochsenschlächter", einen Menschen, der ihm im Walde begegnet, nicht nur unbehelligt lassen, sondern vor ihm, zumal wenn er mit lautem Geschrei auf das Untier losstürzt, entsetzt die Flucht ergreifen. Wird jedoch ein Tiger, von Heißhunger geplagt oder bei der Verteidigung im Verlauf einer Jagd, getrieben, einen Menschen zu töten, so merkt er, wie leicht ein solcher bewältigt werden kann und wie wohlschmeckend er ist. Von diesem Zeitpunkt an gibt der Tiger seine bisherige Lebensweise auf und verlegt sich ausschließlich auf die Menschenjagd, die er mit einer solchen Schlauheit betreibt, daß manchmal ganze Dörfer veröden, bis es den renommiertesten Tigerjägern, die sich an Ort und Stelle begeben — oft nach langen Mühen — gelingt, die Bestie zu erlegen. Und merkwürdigerweise verändert sich das Aussehen des Tigers, sobald er ein Menschenfresser geworden ist: das Tier wird größer und wechselt seine Haarfarbe.

Die Hauptzierde Kalkutta's ist der weltberühmte botanische Garten, den zu beschreiben, wie er es verdiente, mir leider die nötigen fachlichen Kenntnisse abgehen: Alles, was Indien an entzückender Vegetation bietet, findet man hier in einer Anordnung, bei welcher der Raum und das Material wahrhaft verschwendet ist, bei einander. Seit einem Jahrhundert arbeiten die sachkundigsten Hände an dem Garten, der jetzt zweihundertzweiundsiebzig Acres (etwa hundertundzehn Hektar) umfaßt. Den Glanzpunkt bildet der große Feigenbaum (Ficus indica), inmitten einer Wiese ein Wald für sich selbst. Dieser vielbesprochene Baum gehört der bekannten Spezies an, welche durch Luftwurzeln neue Stämme bildet — ein wahres Urbild der schöpferischen, sich ewig erneuernden Naturkraft. Schon die Begleiter Alexanders des Großen, welche Memoiren über die indische Expedition geschrieben, wissen mit Staunen von diesem Wunder zu berichten, dem größten unter den Wundern der indischen Pflanzenwelt, von den ungeheuren Bäumen, die grünen, auf vielen Säulen stehenden Zelten glichen und in den Laubgängen Hunderten von Menschen Schatten gewährten. Der große Banyanenbaum Kalkutta's bestand im Jahre 1882 aus hundertundsiebzig Stämmen, doch senken sich an der Peripherie immer neue Zweige zur Erde hinab, um dort Wurzeln zu schlagen, so daß die Ausdehnung des Baumes und die Anzahl der Zweigstämme in beständigem Zunehmen begriffen ist. In dem genannten Jahre bedeckte der Baum achthundert Fuß im Umkreis; der Umfang des Mutterstammes beträgt einundfünfzig Fuß. Große Partien des Gartens tragen den Charakter englischer Parks; wie in jenen, kann sich das Publikum ungeniert auf weiten Grasflächen herumtummeln.

An dem Tage meiner Ankunft arrangierten Hörnles das Tiffin im botanischen Garten. Die erforderlichen Utensilien wurden in zwei Wagen hinausgeschafft, und der Mittagtisch auf einer lieblichen schattigen Wiese gedeckt. Schon während der Vorbereitungen zum Essen stürzte ein Raubvogel aus der Luft auf eine Schüssel mit Fleisch herunter, welche Frau Hörnle in der Hand hielt; der eine Flügel riß der überraschten Dame den Hut vom Kopfe, und mir schlug der andere über das Gesicht. Gleich darauf folgte ein zweiter ebenso frecher Versuch, an unserer Mahlzeit teilzunehmen. Um die lästigen Störenfriede zu verscheuchen, die über uns herumkreisten oder von den Zweigen eines nahen Baumes aus eine günstige Gelegenheit abwarteten, hatte ein Häuflein Diener sorgsame Wache an unserm Tische zu halten.

Ungemein lohnend sind die Fahrten durch die Eingeborenenstadt, namentlich durch die engen Bazare, wo in

[1] Drei Könige mit einem Stern, kamen gereiset weit aus der Fern ꝛc.

und vor Tausenden und Abertausenden lochartiger Läden ein Treiben herrscht, für welches mir kein anderes Gleichnis passend scheint, als das vielgebrauchte vom Ameisenhaufen. Unablässig stürzen Händler auf den Wagen des Europäers zu, die verschiedensten Dinge: Lampen, Stoffe, Schirme, Stöcke, Fächer u. s. w. in der Hand haltend und anpreisend, während das höhere Wesen mit überlegener Nonchalance von allen diesen Angeboten gar keine Notiz nimmt. Verläßt man den Wagen, so hat man Mühe, sich vor den Inhabern der Läden und deren Agenten zu retten; im Begriff, eine der zerbrechlichen Buden zu betreten, wird man von rechts und links bestürmt, ja nicht in diesem, sondern in jenem Laden zu kaufen, wobei Warnungen recht komischer Art in gebrochenem Englisch mit unterlaufen, wie z. B.: Come into my shop! Not go in this shop, Sir! He big thief, he big liar, he my father, Sir! Mehrere Straßen werden ausschließlich von handeltreibenden Chinesen bewohnt, deren Phlegma merkwürdig mit dem unsinnig lärmenden und erregten Wesen der Hindus in den Nachbarstraßen kontrastiert. In den Teilen der Nativestadt, wo das Getümmel nicht so arg ist, kann man sich an den originellsten Straßenbildern ergötzen: kleine Bengalen werden von ihren zärtlichen Eltern vom Wirbel bis zur Zehe mit Cocosnußöl eingeschmiert und dann mit ihrem glänzend-triefenden Ueberzuge, im übrigen aber wie sie Gott geschaffen, zum Trocknen in die Sonne gesetzt. Mit Vergnügen gedenke ich eines Mannes, der sich von einem mir bis dahin unbekannten Industriezweige nährte. Er unterhielt zu öffentlichem Gebrauch eine mächtige Pfeife (hukka), gefüllt mit einer dort zu Lande gerauchten Hanfart, deren Genuß ähnliche Wirkungen wie der des Opiums erzeugt, und verkaufte an vorübergehende Liebhaber so und so viel Züge aus derselben zur Erfrischung. Die Gier, mit welcher die braunen Abonnenten sich auf ihre Kosten zu paffen suchten, entsprach der ängstlichen Sorge des Pfeifenbesitzers, seinen eigenen Vorteil zu wahren. Stolzer wie in anderen indischen Städten, wandeln die Half-Castes in Kalkutta einher (Eurasians,[1] East-Indians), diese unglücklichen Halbexistenzen, welche so gern Europäer oder wenigstens möglichst europäerartig sein möchten; man sieht dort viele derselben blendend weiße Kleidung und tadellose elegante Plätthemden mit einer Sicherheit tragen, als ob sie ihr Eigen wären; und doch ist es in Kalkutta ein öffentliches Geheimnis, daß die Wäscher (Dhobis) die ihnen anvertraute Wäsche der Sahibs an solche Eurasier auszuleihen pflegen — für 7 Rupien im monatlichen Abonnement. Solche und ähnliche Dinge erscheinen nach einem längeren Aufenthalt in dem Lande, dem Treue und Glauben fast gänzlich abhanden gekommen sind, gar nicht mehr sonderlich wunderbar. Nur ist das betrügerische Treiben in der Hauptstadt unverfrorener als anderswo. Während weiter ins Land hinein die Diener, wenn sie sich zu einer Stellung in einem europäischen Hause melden, sich wohl diskreterweise die erforderlichen Zeugnisse von einem Bekannten leihen, liegen solche Papiere in Kalkutta im Bazar zum Verkauf aus. Ein Herr erzählte mir dort, daß kürzlich ein blutjunger Bengale sich bei ihm gemeldet, mit einem vergilbten Testimonium in der Hand, unterzeichnet von dem berühmten Warren Hastings, welcher von 1773 bis 1785 Governor-General von Indien war.

Leute aus allen Teilen Indiens finden sich in Kalkutta zusammen, auch besitzt die Stadt eine namhafte mohammedanische Gemeinde, doch wird der Volkscharakter derselben naturgemäß durchaus von den Eingesessenen des Landes gemacht. Der Bengale ist aus dem indischen Rassengewimmel stets mit Sicherheit herauszuerkennen: an seiner runden Kopfform, den starken Lippen, der dunklen bronzefarbenen Haut und seinem glänzend schwarzen üppigen Haupthaar. In der Jugend ist er, wenn ihm nicht der rote Betelsaft an den Lippen haftet, häufig eine ansprechende Erscheinung, mit einem Stich ins Klassische, wobei ihm die gerade, aufrechte Haltung und seine Tracht zu statten kommt: schneeweiße dünne Baumwollenkleidung, welche, lose um die Schultern gelegt, den Oberkörper in gefälligem Faltenwurf umgibt und den unteren Teil der Beine vollständig unbedeckt läßt. Schon im besten Mannesalter aber zeigt sich ein höchlichst entstellendes Zunehmen der Körperfülle, auf deren Qualität das geringe Gewicht der Leute schließen läßt; man sieht lächerlich kleine und dürftige Ponies unter einem solchen Schwamme munter und ohne Unbequemlichkeit einhertraben. Die Bengalen sind jedoch die geistig beanlagteste und auch am meisten emanzipierte Rasse der Hindus: viele haben europäische Kleidung und Lebensweise angenommen. Da sie sich in ungeheuren Massen zu den englischen Examen melden und fast durchweg ihre Konkurrenten anderer indischer Nationalität aus dem Felde schlagen — auch in Benares z. B. sind die besten Zöglinge des Government College im englischen Departement regelmäßig Bengalesen — gelingt es ihnen auch im weiteren Nordindien zahlreiche höhere und niedere Anstellungen im Staats- und Privatdienste zu erhalten. Zu dem Posten des Buchhalters, Postsekretärs und dergleichen ist der Bengalese wie geschaffen. Diener aus dieser Rasse kann der Europäer zu weitergehenden Leistungen anlernen als andere Inder. Ich habe meinen Leuten nie beibringen können, ein europäisches Buch von dem anderen zu unterscheiden; in Häusern junger deutscher Kaufleute dagegen, wo das kleine Meyer'sche Konversationslexikon eine wichtige Quelle der Erkenntnis bildet, reagiert der Bengali-Bearer (persönliche Diener) zum Erstaunen des Besuchers auf den Befehl: „Chotâ Meyer Sâhib lâo“ (Bringe den kleinen europäischen Herrn Meyer). Aber trotz seiner Fähigkeiten und geringen Kastenvorurteile wird der Bengale dem Europäer doch nie

[1] Das Wort ist eine geschmacklose Zusammenziehung von Europe und Asia.

eigentlich sympathisch, viel weniger als die einfacheren Männer des inneren Landes; denn er ist von einer sprichwörtlichen Unverschämtheit einer- und feigen Unterwürfigkeit andererseits. Eine resolute Kalkuttaer Dame besorgt in einem Laden ihre Einkäufe; nachdem sie ihre Auswahl getroffen und die Sachen, namentlich Konserven, auf einen Stuhl zusammengestellt, beginnt sie mit der landesüblichen Verhandlung über den Kaufpreis; denn ohne energisches Dingen wird der Europäer allerorts in Indien maßlos übervorteilt. Der Inhaber des Geschäftes macht eine respektlose Bemerkung, worauf er die einem insolenten Native gegenüber einzig richtige Antwort erhält: die Dame gibt dem Stuhl einen Stoß, daß sämtliche Büchsen auf dem Boden herumrollen, und verläßt das Lokal. Aber noch ehe sie draußen in ihrem Wagen sitzt, wälzt sich vor demselben der Sünder mit seinen weißen Kleidern der Länge nach im Straßenkot, jämmerlich um Bewahrung ihrer Gnade flehend.

Bei meinen Umgängen in Kalkutta erfreute ich mich, soweit ich nicht die anregende Gesellschaft des Herrn und der Frau Dr. Hörnle genoß, mehrfach der Begleitung eines jungen gelehrten Brahmanen, Haraprasad Schastri, der früher eine Lehrstelle am Sanskrit-College hatte, aber später als Bengali-Uebersetzer in den Munizipaldienst Kalkutta's getreten war. Eines Morgens holte mich derselbe in aller Frühe aus dem Bette zum Besuche des berühmten Kalitempels in Kalighat (woher nach der besten unter den verschiedenen Deutungen der Name Kalkutta kommt); er hatte einen zweiten Brahmanen mitgebracht, dessen Beziehungen zu dem Tempel mir dort die Wege ebnen sollten. Bald lagen die europäischen Teile von Kalkutta hinter uns, aber wir hatten noch mehrere englische Meilen Weges durch Straßen zurückzulegen, welche der Fuß oder vielmehr der Wagen des Sahibs nicht zu berühren pflegt. Als wir unfern des Tempels hielten und von zwei Priestern empfangen wurden, konnte ich merken, welch eine ungewohnte Erscheinung ein Europäer in diesem entlegenen Winkel der Stadt ist; ein nackter Mann rief aus einer der nahen Bambushütten höhnend den Priestern zu: „Kommt der Sahib zu Euch als Yajamâna (Opferbringer)?" Der Kalitempel, der größte und berühmteste von allen dieser Spezialgottheit der Bengalen geweihten, ist ein häßliches, geschmackloses Gebäude, das sich seinem ganzen Charakter nach nicht von den Tempeln im übrigen Nordindien unterscheidet, das Gedränge und Geschrei der anstürmenden Massen, die das Götzenbild im Innern sehen und ihre Spenden darbringen wollen, hatte ich zur Genüge schon in Benares kennen gelernt. Am Eingang richtete einer der Priester eine feierliche Ansprache an mich, in der er seiner Freude darüber Ausdruck verlieh, daß mein Besuch in dem Tempel Zeugnis von der Verehrung ablege, die ich für die Kali empfände. Dann wurde mir eine Blumenguirlande umgehängt und dadurch „ein großer Teil meiner Sünden von mir genommen". Soweit war der Empfang ganz sinnreich und nett; in demselben Athemzuge aber wurde mir bedeutet, daß ich von einem bestimmten Platz in einem Seitengebäude gegen Hinterlegung einer Rupie einen Blick auf die Gottheit haben könnte. Noch waren die Thüren des Tempels geschlossen, jetzt aber erhob sich ein sinnverwirrender Tumult: Glocken, Becken und dergleichen Instrumente ertönten, während an die Tempelpforten, weil sie nicht aufgehen wollten von außen und innen unter Geschrei gehämmert wurde. Als sie sich schließlich knarrend öffneten, stießen die beiden Priester mit aller Kraft die hinzudrängenden Massen zurück und suchten eine schmale Bahn für meinen Blick auf den scheußlichen pechschwarzen Riesenkopf der Göttin mit ihren Glotzaugen und einer metallenen, weit über das Kinn herabhängenden Zunge, frei zu halten. Das Volk tobte vor Aerger, und ein besonders gottesfürchtiger Mann, der sich nicht zurückhalten ließ, verwickelte den älteren Priester in eine solenne Prügelei, welche beide für einige Augenblicke auf den Erdboden brachte. Meinem mohammedanischen Diener, dem ich das Vergnügen gemacht hatte, ihn dorthin mitzunehmen, stand der Abscheu über all dies unwürdige Treiben auf dem Gesicht geschrieben. Da die Tieropfer im Hofe erst eine Stunde später begannen, gieng ich mit meinen beiden Begleitern einstweilen durch enge Gassen von Bambushütten zum Fluß hinunter, zum eigentlichen Kalighat, wo eine verschlechterte Auflage von dem Morgenbade der Hindus in Benares zu sehen ist. Oben auf dem Ghat saßen zwei Yogies (Büßer, gewöhnlich in Reisebeschreibungen mit dem mohammedanischen Namen Fakirs benannt); beide waren über und über mit Asche bedeckt, ein zerlumpter Schurz bildete ihre Kleidung, das Haar hieng ihnen wild und wirr bis auf den Nacken herunter. Ich redete den älteren auf Sanskrit an und fragte, wie man zur Erlösung gelange. Darauf erfolgte in indifferentem Tone eine längere Vorlesung nach einem modernen, wahrscheinlich vom Christentum beeinflußten System, das die Liebe zu Gott (bhakti) für den Gipfel der Weisheit erklärt. „Für mich gibt es keinen Wunsch mehr, nur noch den Wunsch Gottes (devecchâ)."

„Aber Ihr wünscht doch die Erlösung."

„Nein, ich kenne nur die reine Gottergebenheit."

„Aber neben Euch sitzt ja ein zweiter Yogie; es liegt also doch der Wunsch des Zusammensitzens vor."

„Nein, der andere ist vor zwei Tagen zufällig gekommen, und auch das war devecchâ."

Man darf solche Büßer nicht nach ihrer Heimat, ihrem Alter oder Namen fragen; das wäre eine Beleidigung, denn sie haben eben diese Welt aufgegeben. Soweit meine Beobachtungen reichen, muß ich den indischen Asketen das ehrenvollste Zeugnis ausstellen, daß sie es im allgemeinen mit der Weltüberwindung ernst nehmen, und für den europäischen Forscher, auf den der Aufenthalt in Indien ernüchternd gewirkt hat, ist es eine erfreuliche Empfindung, in ihnen Männer zu finden, denen das Heil

der Seele mehr gilt, als alle Güter dieser Welt. Manche Büßer unterziehen sich noch heute wie vor Zeiten den härtesten Kasteiungen; so habe ich öfters in Benares einen Aufarm (Urdhvabâhu) gesehen, dessen einer Arm durch das unablässige Emporhalten verwittert und so steif geworden war, daß er nicht mehr in die natürliche Lage heruntergebracht werden konnte. Bei einzelnen Büßern hatte ich freilich den Eindruck, daß sie von dem höchsten Heil noch durch eine starke Scheidewand getrennt waren, durch die Eitelkeit nämlich, welche ihre Seitenblicke auf die bewundernde Menge und namentlich auf den herannahenden Europäer verrieten.

(Schluß folgt.)

Pater Damian und die Leprosen.

Es gibt auf der ganzen Erde vielleicht keinen Ort, der an konzentriertem Elend und hoffnungslosem Entsetzen einer kleinen dörflichen Niederlassung auf der Insel Molokai im Stillen Ozean gleicht. Hier wohnen in gänzlicher Abgeschlossenheit von der Außenwelt und ohne alle Hoffnung, jemals wieder dieses „Land der Abstürze" zu verlassen, welches ihr Grab bei lebendem Leibe ist, einige Hunderte Männer, Weiber und sogar ganz junger Kinder, rettungslos dem Tode verfallener Geschöpfe, deren Leben von Tag zu Tag mehr ein lebendiger Tod ist. Das Gesetz ihres Landes hat sie in die Vereinzelung getrieben, hat sie gezwungen, ihre glücklichen Freunde für immer zu verlassen und — manche von ihnen vielleicht für Dutzende von Jahren — ein elendes furchtbares Dasein zu führen, das nur mit dem Leben selbst enden wird. Von all den traurigen und erschütternden Szenen unter der Sonne kann gewiß keine ergreifender und wehmütiger sein als der Anblick, welchen diese elende Gemeinde hoffnungsloser Verstoßenen darbietet.

Die Sandwichs- oder Hawaii-Inseln sind mit dem Fluche der Lepra oder des Aussatzes behaftet. Um welche Zeit diese Pestilenz dort zum erstenmale auftrat und in welcher Weise sie sich einführte, das sind Streitfragen, mit denen wir uns hier nicht zu befassen brauchen. Die Thatsache steht jedoch fest, daß die Krankheit im Jahre 1856 so furchtbar um sich gegriffen und solche entsetzliche Ergebnisse hatte, daß die Regierung gezwungen wurde, energische Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Die Insulaner selbst waren ganz sorglos und gleichgültig angesichts der schrecklichen Krankheit, welche sie so unerbittlich hinraffte. Der Aussatz ist zwar ansteckend, wirkt aber nicht so sehr rasch, und die leichtsinnigen Eingeborenen fühlten keine Furcht vor ihm: die Aussätzigen wohnten in den Häusern ihrer Verwandten und Freunde, aßen aus derselben Schüssel, rauchten aus derselben Pfeife, schliefen auf derselben Matte, Gesunde und Kranke bedienten sich gegenseitig derselben Kleider. Es lag nur allzu klar am Tage, daß man ein derartiges Volk gegen seinen eigenen Willen beschützen mußte, und daß das einzige Mittel, den Verheerungen der Krankheit, welche praktisch und faktisch unheilbar ist, Einhalt zu thun, darin bestand, die Kranken von denjenigen abzuscheiden, deren Blut noch unvergiftet war. Und so wurde denn, nachdem im Jahre 1865 die hawaii'sche gesetzgebende Behörde eine hierauf bezügliche notwendige Verordnung erlassen hatte, auf der Insel Molokai eine Niederlassung von Aussätzigen errichtet, nach welcher alle Leprosen der Sandwichs-Inseln ohne alle Ausnahme geschickt werden sollten.

Dieses wohlgemeinte Gesetz war sehr unbeliebt und wurde in großem Maßstab umgangen. Hunderte von Leprosen blieben noch über die Inseln zerstreut, weil sie von ihren Verwandten und Freunden beschützt und versteckt wurden. Allein als in 1873 ein neuer König an die Regierung kam, bethätigten die Behörden eine bedeutend gesteigerte Wachsamkeit. Die Eingeborenen setzten ihren nicht ganz tadelnswerten Widerstand fort und versteckten ihre kranken Freunde in Höhlen und Wäldern, denn sie zitterten schon vor dem bloßen Namen Molokai, weil sie wußten, daß diejenigen, welche einmal auf jener Insel gelandet worden waren, niemals wieder von ihr zurückkehrten. Allein die von den betreffenden Beamten vorgenommene alljährliche Suche war zu streng, als daß man ihr leicht entgehen konnte. Von 1866 bis 1885 wurden über 3000 Aussätzige nach Molokai geschickt, von denen mehr als 2000 dort gestorben sind. Es galt kein Ansehen der Person und die königliche Familie selbst ward nicht davon ausgenommen. Der eigene Vetter der Königin Emma wurde dorthin deportiert; Europäer, an welchen die Krankheit zum Ausbruch kam, teilten das Schicksal der eingeborenen Inselbewohner. Unter diesen war ein sehr wohlbekannter Halbweißer, ein gebildeter Mann und geschickter Advokat, dessen glänzende Beredtsamkeit in englischer und hawaiischer Sprache allgemein anerkannt war und der, um ein Beispiel von Gehorsam gegen das Gesetz zu geben, sich freiwillig den Behörden überlieferte, obwohl er, da die Anzeichen der Krankheit bei ihm kaum erst zu entdecken waren, leicht wenigstens eine Zeit lang noch frei von allem Verdacht geblieben wäre. Die bekannte Reiseschriftstellerin Miß Bird war zufällig bei einem ihrer Besuche auf Hawaii Zeugin der Abreise einer Abteilung Leprosen, unter denen jener Halbweiße hervorragte. „Er fuhr den ganzen Morgen herum, um Abschied von seinen Bekannten und von den angenehmen Feldwegen von Hilo zu nehmen, welche er niemals wieder sehen wird", schreibt sie, „und gerade als der Dampfer die Anker lichtete, um in See zu gehen, wanderte er, so sorgfältig gekleidet wie immer, zum Strande hinab, begleitet von beinahe der ganzen Bevölkerung. Bei meiner ersten Landung hier in Hilo zog der ganze Sängerklub singend und blumengeschmückt ihm entgegen, um ihn zu empfangen; jetzt begleiteten ihn Thränen und Seufzer zum Abschiede und Männer und Weiber von

seinen Landsleuten hiengen sich an ihn und küßten ihn bis zum letzten Augenblick, während alle Fremden ihm unter den besten Glück- und Segenswünschen die Hand schüttelten. Er hielt eine kurze Rede in einheimischer Sprache, worin er ihnen ruhige Unterwerfung unter die strengen Maßregeln empfahl, welche die Regierung behufs der Unterdrückung des Aussatzes habe treffen müssen, und fügte derselben dann noch einige Worte in englischer Sprache an. Als er ins Boot stieg, richtete er noch an alle die letzten Worte: „Aloha, Gott segne Euch, meine Brüder!" Dann entführte ihn das Walfischboot auf der ersten Station nach seinem Grab bei lebendigem Leibe. Er nahm ein Pferd, eine Bibel und einige juristische Werke mit sich und erfreute sich einer besonderen Nachsicht in Anbetracht der hervorragenden Stellungen, welche er bekleidete, und namentlich derjenigen eines Dolmetschers bei der Gesetzgebung."

Von den zwölf Inseln der Hawaii- oder Sandwichs-Gruppe sind acht bewohnt; eine von den kleinsten und von Reisenden am seltensten besuchten Inseln ist Molokai, die nur etwa 7—8 geogr. Mln. lang und an ihrer breitesten Stelle kaum $1\frac{1}{2}$ geogr. Mln. breit ist. Dem nördlichen Strand der Insel entlang erstreckt sich eine breite grasige Ebene und bildet eine von der Hauptmasse der Insel vorspringende Halbinsel, hinter welcher eine steile, beinahe senkrechte Wand von 2000—3000 F. hohen Klippen abstürzt. Diese Reihe von binnenländischen Felsenklippen und Bergen, eine faktisch unübersteigliche, sich von West nach Ost erstreckende Schranke, schneidet den nördlichen Teil der kleinen Insel von jeder Berührung mit dem Uebrigen ab und macht jede Annäherung an dieselbe, außer vom Meere aus, unmöglich. Auf dieser angenehmen, sonnigen, grasigen Niederung von ungefähr 6000 Acres Flächenraum sehr fruchtbaren Bodens, zwischen der Felsenmauer und dem Meere eingeschlossen, steht die den Aussätzigen von Hawaii angewiesene Niederlassung, bestehend aus zwei Dörfern, welche etwa eine halbe deutsche Meile von einander liegen. Auf der Ostseite steht am Fuße der gewaltigen Klippen das Dorf Kalawao und in gleicher Lage auf der westlichen Seite das Dorf Kalaupapa. Dieses westliche Dorf ist der Hafen und eigentlich das einzige Verbindungsmittel der Insel mit der Außenwelt, obwohl auch am äußersten östlichen Punkte bei Kalawao ein Landen unter Umständen möglich ist. Diese beiden Stellen ausgenommen, liegt die grasige, der Küstenlinie entlang verlaufende Halbinsel volle 100 F. über dem Meeresspiegel. Sie war einst dicht bewohnt, aber die alte eingeborene Bevölkerung ist beinahe gänzlich verschwunden.

Während der ersten sechs oder sieben Jahre des Bestehens der neuen Ansiedelung war das Loos der unglücklichen Verbannten — ganz abgesehen von der entsetzlichen Plage der Krankheit, welche dieselben zu ihrem Inselgefängnis verurteilte — ein elendes und sogar grausames. Die Regierung wünschte ihren neuen Versuch so wohlfeil wie möglich zu verwirklichen und überließ es den Aussätzigen, sich zu behelfen und für sich sorgen, und gerade dies vermochten, eben durch das Wesen des Falles selbst, viele von ihnen absolut nicht zu thun. Außer dem Ankauf von Grund und Boden und dem Transport der Kranken nach den paar grasgedeckten Hütten, welche dort vorhanden waren, leisteten die Behörden wenig oder gar nichts. Sie sorgten für einige junge Kühe und Pferde, ein oder zwei Paar Ochsen und einen Karren, und als dies geschehen war, hoffte und glaubte das hawaii'sche Gesundheitsamt in Wirklichkeit, die Ansiedelung würde binnen kurzem imstande sein, sich selbst zu erhalten. Dies war ein großer Mißgriff, welcher gleich zum Anfang gemacht wurde. Wie konnte man denn erwarten, daß mehrere Hunderte kranker und leidender Männer, Weiber und Kinder, von denen viele sogar des Gebrauchs ihrer Gliedmaßen beraubt waren, Thatkraft genug an den Tag legen könnten, um für sich selbst Häuser zu bauen, Felder zu bestellen und zu bepflanzen, Ernten einzuheimsen und Gesetz und Ordnung in ihrer neuen Heimat einzuführen, als ob sie kräftige und freiwillige Auswanderer gewesen wären? Natürlich konnten sie nichts derartiges thun, und die hoffnungslose Bemühung endete in Verwirrung und Elend. Als der erste Trupp Aussätziger in Molokai ankam, waren sechs Monate vergangen, seit die ursprünglichen Einwohner der Insel sie verlassen hatten. Während dieser halbjährigen Verwahrlosung waren die einst angebauten Felder mit Unkraut überwachsen; die Bearbeitung derselben war sogar für diejenigen schwierig, welche arbeiten konnten; und da immer neue Trupps von Aussätzigen ankamen, von welchen viele überhaupt nicht zu arbeiten imstande waren, so gestalteten sich die Zustände immer schlechter. Die kräftigeren Ansiedler thaten ihr Möglichstes für sich selber und überließen mit vollkommener Gleichgültigkeit die Schwächeren ihrem Schicksal, so daß sie durch ihre Hülflosigkeit zu Grunde gingen. Die häufigen Stürme, Gewitter, Regengüsse und Winde verdarben die neu angelegten Felder von Nutzpflanzen und steigerten noch das schon herrschende Elend. So wurden die Behörden gebieterisch daran erinnert, daß, wenn zum Besten der Inseln als Ganzes diese unglücklichen Menschen gewaltsam und zwangsweise ihrer eigenen Häuslichkeit und der Pflege von Seiten ihrer Verwandten und Freunde entrückt wurden, es die gebieterische Pflicht der Regierung sei, dafür zu sorgen, daß ihr Dasein nicht noch elender gemacht würde, als es absolut unvermeidlich war. Und doch war alles das, was die Regierung that, lange Zeit unzulänglich und von der ungenügendsten Art. Es bestand keinerlei Aufsicht über die Niederlassung; die Unterkunft und die Versorgung mit Nahrung und Kleidung waren vollkommen kläglich, und für diejenigen Leidenden, welche sich im letzten Stadium der Krankheit befanden, gab es keinen Arzt, keine Pflegerinnen, nicht einmal ein Spital. So unglaublich es erscheint, so ist es doch Thatsache, daß kein Arzt auf der Insel vorhanden

war. Kein Wunder daher, daß unter derartigen Umständen die ganze Niederlassung bald in einen Zustand furchtbarer Unordnung geriet. Die physischen Greuel des Ortes waren kaum größer als die Gesetzlosigkeit, die Laster und die Liederlichkeit, welche auf der Insel herrschten, denn Hunderte von zankenden, raufenden, trinkenden, sterbenden Aussätzigen in der Leprosenniederlassung von Molokai führten das elendeste, schmutzigste und verlassenste Dasein.

In diesem entsetzlichen Stand der Dinge bildete die außerordentliche Hingabe eines europäischen Priesters den Anfang einer Wandlung zum Bessern. Im Frühsommer 1873 beschloß ein junger katholischer Priester aus Belgien, welcher zuvor als Missionar auf Hawaii gewirkt hatte und auf diese Weise in einige Berührung mit den Leprosen der Insel gekommen war, sein Leben dem Dienst und der Pflege der armen Aussätzigen auf Molokai zu weihen. Im Mai 1873 stand in einer Zeitung von Honolulu zu lesen:

„Wir haben schon oft gesagt, die armen verstoßenen Aussätzigen zu Molokai, ohne Geistlichen oder Arzt, liefern Gelegenheit für die Bethätigung eines edlen christlichen Heldenmuts, und wir können nun mit Vergnügen mitteilen, daß ein solcher christlicher Held sich gefunden hat. Als der „Kilauna" am vergangenen Sonnabend bei Kalawao anlegte, stiegen Monseigneur Maigret und Pater Damian,[1] ein belgischer Priester, ans Land. Der hochwürdige Bischof richtete viele tröstliche Worte an die Aussätzigen und stellte ihnen den wackeren Pater vor, der sich freiwillig entschlossen hatte, unter ihnen und für sie zu leben. Pater Damian hatte diesen Entschluß schon länger gefaßt und sich auf die Verwirklichung desselben vorbereitet; er blieb am Strande unter den Aussätzigen zurück ohne anderes Obdach und ohne anderen Wechsel der Kleidung, als die Leprosen sie geben konnten. Wir kümmern uns nicht um das religiöse Bekenntnis dieses Mannes, — er ist in der That ein christlicher Held. . . . Wir hoffen, daß der König von Hawaii sich des wackeren Priesters erinnern wird, der sich freiwillig dazu hergegeben hat, die verlassenen und elenden Unterthanen des Königs zu verpflegen. Wenn dieser nicht ein „treuer Diener des Evangeliums" ist, so ist kein anderer mehr auf dieser Insel zu finden."

Pater Damian war damals 33 Jahre alt, stark und kräftig, von eiserner Gesundheit, ein Mann von Erziehung und feiner Bildung, welcher mit Fug auf ein Vorrücken in die höheren Würden der Kirche hätte hoffen dürfen. Aber er opferte freiwillig seine Zukunft und verurteilte sich dazu, auf jenem Entsetzen-erfüllten Eiland im Stillen Ozean zu leben und, natürlich eher früher als später, zu sterben. In den ersten eilf Jahren seiner unausgesetzten Arbeit daselbst blieb er körperlich ganz gesund, obwohl er in täglicher und stündlicher Berührung mit allen den physischen Gefahren des Ortes war. Aber im Jahre 1884 zeigten sich Vorboten und im Jahre 1885 die unverkennbarsten Anzeichen des Aussatzes bei ihm, und nun ist der edle, aufopfernde belgische Priester, der kaum in die besten Jahre seines Lebens getreten ist, nicht mehr imstande, auch nur vorübergehend in den Schooß derjenigen Zivilisation zurückzukehren, welche ihm Honolulu darzubieten vermag, denn er ist nun selbst ein Leprose unter den verbannten Aussätzigen zu Molokai. In einem Briefe an einen Freund vom Jahre 1886 schreibt er:

„Da ich an dem wirklichen Charakter meiner Krankheit nicht mehr zweifeln kann, so fühle ich mich ruhig, ergeben und glücklicher unter meinem Volke. Der allmächtige Gott weiß am besten, was zu meiner Heilung dient, und in dieser Ueberzeugung sage ich täglich ein aufrichtiges „Dein Wille geschehe!" Bitte, beten Sie für Ihren kranken Freund und empfehlen Sie mich und meine unglücklichen Leute der Fürbitte aller Diener des Herrn."

Man kann füglich sagen: der Anfang der wirklichen Besserung in der Leprosenniederlassung datiert von dem Jahre an, wo Pater Damian sich selbst für immer aus der zivilisierten Welt verbannte. Er selbst hat in einem an das hawaiische Gesundheitsamt gerichteten amtlichen Bericht von seiner dreizehnjährigen Arbeit unter den Aussätzigen Rechenschaft abgelegt. Als er auf Molokai landete, waren die Zustände auf der Insel nicht mehr ganz so schlimm, wie sie unmittelbar nach der Gründung der Niederlassung gewesen waren. Private Wohlthätigkeit und die einigermaßen erhöhte Unterstützung von Seiten der Regierung hatten einiges für die Verbesserung des Zustandes gethan; allein selbst in 1873 standen die Sachen noch sehr schlecht. „Der elende Zustand der Niederlassung zu jener Zeit schuf ihr den Namen eines Friedhofs der Lebenden", sagt der Pater. Es waren damals über 800 Aussätzige auf Molokai. In ihren armseligen Grashütten wohnten diese von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen dichtgehäuft und durcheinander ohne Unterschied von Alter und Geschlecht, alten oder neuen Fällen, sämtlich einander mehr oder weniger fremd. Sie verbrachten ihre Zeit mit Kartenspiel, Hula (einem einheimischen Tanz), mit Trinken von gegohrenem Bier aus der Ki-Wurzel und von einheimischem Branntwein und mit den Folgen von diesem allem."

Pater Damian war ein Priester, und die Pflichten, welche er sich selbst auferlegt hatte und die in jedem Fall mühevoll und schmerzlich genug gewesen wären, hätten nicht durch die Fahrlässigkeit und unvollkommene Pflichterfüllung von Seiten der Regierung noch vermehrt werden sollen. Und doch war es eine der ersten Entdeckungen, welche Pater Damian machte, daß die zeitlichen Bedürfnisse seiner Pflegebefohlenen gerade ebenso groß waren wie ihre geistlichen, und daß wenn er an ihren Seelen etwas Gutes stiften wollte, er vor allem erst für ihre Körper

[1] Bekanntlich ist der edle Pater Damian vor kurzem (im April 1889) auf Molokai gestorben.

sorgen müsse. Als die hawaii'sche Regierung sich davon überzeugt hatte, wie thöricht es gewesen war, sich einzubilden, daß eine derartige Kolonie ihren eigenen Unterhalt werde bestreiten können, wurden von Zeit zu Zeit Lebensmittelvorräte von Honolulu nach Molokai abgesandt. Allein die armen Kranken, deren Gefräßigkeit eines der augenfälligsten Symptome ihrer Krankheit ist, beklagten sich bitter über die ungenügende und ungleichartige Verteilung der Lebensmittel unter ihnen. Ueberdies waren alle diese Lebensmittelsendungen, welche begreiflicherweise zu Schiff ankamen, ebenso unregelmäßig wie ungenügend, denn Kalaupapa, damals noch der einzige Landungsplatz auf der Insel, war bei rauhem Wetter mit kleinen Booten oder Segelfahrzeugen gar nicht zu erreichen. Um diesen Uebelstand noch zu verschärfen, waren die Aussätzigen damals gar nicht in Kalaupapa angesiedelt. Als Pater Damian landete, war Kalaupapa nur ein verlassenes Dorf von drei oder vier hölzernen Häuschen und einigen zerfallenen Grashütten. Die Aussätzigen wohnten auf Kalawao, und mußten die ihnen zugeschickten Lebensbedürfnisse an der Landungsstelle abholen, und wenn dies auch nur eine Wanderung von ungefähr einer Wegstunde verursachte, so war es schon eine Aufgabe, welche manchfach über ihre Kräfte ging. Was Wunder daher, daß die ganze Ansiedelung voll Ingrimm und bitterer Klagen war!

Die erste Quelle des Aergernisses und Leidens wurde beseitigt durch die Anordnung, daß in Zukunft die Lebensmittelvorräte durch einen kleinen Dampfer anstatt durch ein Segelboot nach der Insel geschickt werden sollten, so daß wenigstens eine pünktliche Ankunft gesichert wurde. Da auch die Wasserversorgung schlecht und schwer zugänglich war, so wurden im Sommer 1873 einige Wasserröhren nach der Insel geschickt und diejenigen der Leprosen, welche die nötige Kraft hatten, beteiligten sich gern an der Legung einer Wasserleitung. Noch im selben Jahre — dem ersten der Reformepoche für Molokai — gewährte ein neues Gesundheitsamt eine größere Portion von Lebensmitteln. Eine leicht verdauliche und viel Stärkmehl enthaltende Knollenpflanze, die sogen. Taro (Caladium esculentum), bildet die beste Nahrung für die Aussätzigen und ist ihre Hauptspeise. An der Nordseite von Molokai bauen die Eingeborenen der Insel sie in drei Thälern massenhaft an; da aber die Felsenmauern den Transport derselben zu Lande verhindern, so wird die Taro gekocht und zu Wasser verschickt und ist in diesem Zustande als Parai oder Poi bekannt. Die anderen Hauptspeisen außer dem Poi sind Reis, Fleisch und Fische, woran diese Gewässer reich sind. Bataten oder süße Kartoffeln werden von denjenigen Leprosen gebaut, welche noch kräftig genug zum Pflanzen und Graben sind.

(Schluß folgt.)

Aus der amerikanischen Tierwelt.

Nach eigenen Erlebnissen.

Von K. Ludloff (Tacoma, Wash.)

1. Die Stinkkatzen.

Das Leben und Treiben und die besonderen Eigenschaften der in ganz Amerika so häufig vorkommenden Stinkkatzen sind vom Altmeister Brehm, dem Tierkenner, in seinem berühmten Werke „Tierleben" so anschaulich geschildert worden, daß man es füglich unterlassen kann, eine Beschreibung der einzelnen Spezies zu geben. Alle haben die gleiche, höchst widerwärtige und im Grunde genommen auch gefährliche Eigenschaft gemein, ihre Feinde oder das, was sie dafür halten, aus einer Drüse mit einem höchst übelriechenden Safte aus einer Entfernung bis zu fünf, ja bis zu zehn Schritten mit einer Sicherheit und Schnelligkeit über und über zu bespritzen, daß das Opfer ihrer schändlichen Kunst, vor Schrecken förmlich gelähmt, von einer Verfolgung des Missethäters abzusehen gezwungen ist, vielmehr sein Heil in einem sofortigen Rückzuge sucht und dann erst wagt wieder Atem zu schöpfen, wenn es sicher ist, nicht abermals eine Ladung dieser höllischen Substanz über sich ergossen zu sehen.

Das eben Gesagte gilt nicht nur vom Menschen, sondern auch von den Tieren. Es gibt keinen Hund, welcher, wenn er bereits diesbezügliche höchst traurige Erfahrungen gemacht hat, dazu zu bringen wäre, je wieder die Spur einer Stinkkatze aufzunehmen, geschweige denn zu verfolgen. Pferde und Rindvieh, Katzen und selbst wilde Tiere gehen den Stinkkatzen aus dem Wege.

Die Stinkkatzen selbst scheinen die weittragende Gewalt ihrer schrecklichen Waffe recht gut zu kennen. Sie sind nicht im mindesten erschrocken, wenn man ihnen begegnet und sie sehen so harmlos und selbstzufrieden aus, daß man sich förmlich versucht fühlt, dem hübschen Tiere näher zu treten, es zu liebkosen, ihm zu schmeicheln und es mit sich zu nehmen.

Ein feines Köpfchen mit spitziger Schnauze sitzt an einem schlanken, langgestreckten Körper, welcher in einem langen, buschigen Schweif endet. Zierliche Füßchen und schlanke Beinchen tragen den Kobold behend von Ort zu Ort. Langes, feines, seidenglänzendes schwarzes Haar bedeckt den Leib und fällt lang zu beiden Seiten herab. Ein lyraförmiger weißer Doppelstreifen geht über den Rücken nach dem Kopfe und trifft auf der Oberschnauze zusammen. Der Pelz wird hoch geschätzt und viel von den Damen in Deutschland getragen; allerdings wird er erst gefärbt, weshalb der weiße Streifen, welcher dem Tiere in der Nacht ein fast gespenstiges Aussehen verleiht an den fertigen Pelzwaren nicht zu bemerken ist. Die solche Pelze tragenden Damen wissen nicht, daß die amerikanische Stinkkatze einst das köstliche Kleinod getragen und in ihm steckend ganz greuliche Geschichten angerichtet hat.

Veranlassung zu diesen Mitteilungen gibt die durch die Presse gehende Notiz, daß im nordamerikanischen Freistaate Connecticut infolge des milden Winters eine „Stinkkatzen-Epidemie" ausgebrochen sei. Das ist so zu verstehen, daß man von dort aus berichtet, man könne sich vor einer Ueberzahl von diesen Tieren kaum retten und es sei für jedermann gefährlich, nach Einbruch der Nacht Zimmer und Haus zu verlassen. Diese Mitteilung ist, wenn man von der landesüblichen Zuthat der Uebertreibungen in der Presse absieht, ganz gut möglich, denn diese Tiere vermehren sich unglaublich schnell und nur die Unbilden härtesten Winterwetters sind imstande, ihre Zahl merklich zu verringern. Wäre dies nicht der Fall, so wären sie, als bekannte, höchst gefährliche Feinde der Hühnerhöfe, schon längst ausgerottet, denn man stellt ihnen ununterbrochen nach.

Nicht allein stellen sie den Eiern nach, sondern sie töten auch die Hühner, und wie man annehmen muß, aus reiner Lust am Morden und Blutvergießen. Das Geschäft des Umbringens eines Hühnervolkes wird ganz stillschweigend, aber en gros, verübt. Und merkwürdigerweise legen sie die am Halse durchgebissenen Hühner samt und sonders hübsch aufeinander in eine Ecke des Stalles, sich damit begnügend, von einem einzigen Opfer ihrer Schandthat ein Stückchen abzufressen. Wahrscheinlich ist ihnen das Gegacker der Ueberlebenden störend, wenn der Mord beginnt, weshalb sie es für besser halten, die ganze Gesellschaft erst ins Jenseits zu befördern, ehe sie an ihre karge Mahlzeit gehen. Daß solche verschwenderische Jagdweise den Besitzern von Hühnerhöfen nicht angenehm ist, läßt sich begreifen. Uebrigens sind die Stinkkatzen auch recht gute Mäuse- und Rattenfänger und sie sind deshalb doch auch recht nützlich.

Ich hatte, als ich noch in Wisconsin weilte, viel von Stinkkatzen und ihren Missethaten gehört, war auch von Freunden ganz gründlich in die Art und Weise ihrer Kriegsführung eingeweiht worden, hatte aber, weil in der Stadt lebend, nie Gelegenheit gehabt, diese sonderbaren Tiere zu sehen. Da fügte es sich, daß ich im Norden des Staates zu thun hatte und mein Auftrag führte mich nach dem County Marathon, in die östlich von der Eisenbahn liegenden, damals noch ganz wilden Waldgebiete. Als ich meine Vermessungsarbeiten dort beendigt hatte, wanderte ich, einen langen Stecken benützend, wohlgemut wieder aus dem Urwalde nach der Bahn zu. Es war Sonntag und ich hatte eine über einen breiten Waldbach zu errichtende Brücke zu überschreiten, deren Träger, aus riesigen Fichtenstämmen behauen, bereits gelegt waren. Als ich den Stamm überschritt, gewahrte ich unter mir, auf einer Geröllbank herumspazierend, ein nettes, kleines, recht freundlich mich mit munteren Aeuglein ansehendes Tierchen. Es ging nicht weg und so nahm ich denn meinen langen Stock, um ihm Furcht einzujagen. Ungefähr so, wie der Artillerist sein Geschütz wendet, so that das Vieh — es reckte den buschigen Schweif senkrecht in die Höhe, eine Nebelwolke und ein Dunst zum Ersticken umgaben mich — schrecklich, schauderhaft, es gibt keinen Ausdruck, diesen Gestank zu beschreiben! Nur ein Bruchteil des niederträchtigen Gebräues war an meine hohen Stiefeln geraten und der Stock schien davon benetzt zu sein. Natürlich hatte ich mich sofort rückwärts konzentriert und beobachtete nun, als ich außer Schußweite und wieder zu Atem gekommen war, was das unselige Vieh anstellen würde. Es trabte langsam dem Gebüsch zu, hielt dann und wann an, sah nach mir, musterte mich förmlich, ob das Attentat auch gewirkt hätte, hob ein paarmal drohend seine Standarte und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Ich hatte selbstverständlich nicht mehr die mindeste Lust, näher nach ihm zu forschen.

Den Stock warf ich sofort weg; es war unmöglich, ihn noch ferner zu benützen. Um meine hohen Stiefeln von dem teuflischen Geruch zu befreien, suchte ich die tiefsten Schmutzlachen auf, wusch sie ab, ließ fetten Lehm darauf trocken werden, ging damit durch Dick und Dünn — es half alles nichts; selbst nach Jahr und Tag stellte sich der abscheuliche Geruch noch ein. Kommt die Substanz in Berührung mit Kleidern oder Pelzwerk, so muß man diese beseitigen, denn es gibt kein Mittel, den schrecklichen Geruch wieder herauszubringen. Hunde, welche bespritzt wurden, zeigen sich wochenlang förmlich lebensüberdrüssig; es ist das denkbar Schlimmste, was ihnen zustoßen kann. Denn nur die Zeit, lange Monate, der Haarwechsel, befreien sie wieder von dem Ungemach.

Nur ein Schuß, welcher im Augenblicke tötet, verhütet, daß die in Haus oder Hof gedrungene Stinkkatze Unheil anrichtet. Deshalb aber, weil man nie sicher ist, einen solchen Schuß thun zu können, zieht man es vor, dem Ungeheuer ganz den eigenen Willen zu lassen; man zieht sich höflich und schweigend zurück, wenn man den ungebetenen Besuch nahe dem Hause oder im Hofe oder Garten bemerkt und wartet ehrerbietig, bis er seine Geschäfte beendigt hat. Wollte man in einem Gemüse- oder Blumengarten mit einer Stinkkatze Händel anfangen, so wäre es für diesen Sommer um Nutzen und Herrlichkeit des Gartens geschehen. Mit einer Stinkkatze ist eben nicht zu spassen.

Recht unangenehm ist es, wenn man in der Wildnis im Zeltlager haust und die Stinkkatzen haben es sich in den Kopf gesetzt, Abendbesuche zu machen. Sie thun das mit ganz besonderer Vorliebe und anerkennenswerter Beharrlichkeit. Man muß dann ganz besonders höflich mit ihnen sein, sonst setzt man sich der Gefahr aus, die ganze Zelt- und Lagereinrichtung einzubüßen. Das Feuer vor dem Zelte hält sie gar nicht ab, und ich erinnere mich, daß ein solcher Kobold mehrere Nächte förmlich darauf bestand, in das Zelt selbst, wo wir, in die Wolldecken gehüllt, schliefen, zu kommen. Wäre nicht das Moskitonetz vor demselben fest ausgespannt gewesen, ohne Zweifel

hätte das Vieh seinen Willen durchgesetzt. Und diesem dummen Thun und Treiben mußte man stundenlang zusehen ohne sich zu rühren, denn hätte man abgewehrt, so wäre der schändliche Angriff sofort erfolgt und wir wären, viele Meilen weit von der Bahn, im tiefen unwegsamen Urwald in die gräßlichste Verlegenheit geraten.

Aber man gewöhnt sich auch daran und die Gefahr der Attentate nimmt ab, wenn die Tiere lernen, sich sicher zu fühlen. In späteren Zeiten haben uns dann regelmäßig jeden Abend vier bis sechs Stinkkatzen besucht, die Abfälle unserer Mahlzeiten verzehrt und wir haben nie von ihnen zu leiden gehabt. Ja, als wir das Zelt ein paar Meilen weiter verlegten, folgten sie uns und thaten so, als gehörten sie zu der Gesellschaft.

Wie bereits oben erwähnt, bilden die Felle ein gesuchtes Pelzwerk und werden deshalb ziemlich gut bezahlt, etwa mit einem Dollar das Stück. Aber das Abhäuten ist ein Stück Arbeit, zu dem sich nicht jeder hergibt. Sonderbarerweise hat das Fleisch keine Spur des schrecklichen Geruches und manche Leute halten es für sehr schmackhaft. Das Fett der Tiere wird ausgelassen und zu sehr hohen Preisen an unwissende Leute verkauft, weil es ganz allgemein für ein Spezifikum gegen gichtische Schmerzen gehalten wird.

Daher braucht man sich gar nicht zu wundern, wenn in manchen Staaten der Union die Zucht der Stinkkatzen als ein förmlicher Erwerbszweig betrieben wird. So in Californien und Oregon, wo es Skunk Farms, Stinkkatzenfarmen, gibt, wo Hunderte dieser Tiere in Einzäunungen gehalten werden. Es soll, so wird behauptet, ein sehr gewinnbringendes Geschäft sein.

In Californien bilden die Stinkkatzen eine förmliche Landplage; man kennt dort nicht weniger als sieben verschiedene Arten, von welchen die kleinste kaum die Größe einer Ratte hat, während die größte die einer kräftigen Hauskatze erreicht. Und alle führen ihre Waffen mit derselben Geschicklichkeit. Die kleinen Arten werden deshalb besonders unangenehm, weil sie ihr Versteck nicht selten unter den stets leicht gebauten Häusern finden, dort der Jagd auf Mäuse obliegen, dann mit anderen Eindringlingen in Streit geraten und infolge dessen das ganze Haus kräftig parfürmieren. Ich selbst habe wochenlang von solchen Heimsuchungen leiden müssen und fand, daß der vielgelobte Staat Sonderbarkeiten besitzt, welche einem das Leben so recht zu verbittern wohl geeignet sind. Daß sich die dortige Bevölkerung an solche Vorkommnisse wenig oder nicht kehrt, gehört auf ein anderes Blatt.

In Oshkosh (Oschkosch) in Wisconsin drang einmal eine Stinkkatze während der Vorstellung in das Parterre des dicht mit Zuschauern besetzten Theaters ein. Um Unheil zu vermeiden, wußte die Vorstellung sofort unterbrochen werden; die Besucher hatten sich lautlos zu entfernen und zu warten, bis das Tier sich von selbst wieder ins Freie begab, sonst wären die möglichen Folgen gar nicht abzusehen gewesen. Solche Vorfälle sind gar nicht so selten.

Damit genug. Es wäre ein unerschöpfliches Thema, wollte man die lächerlichen Verwicklungen schildern, welche das plötzliche Auftauchen dieser Tiere, welche sich während des Tages so meisterhaft zu verbergen verstehen, hervorruft.

Ist es nicht merkwürdig, daß diese unscheinbare Waffe mehr Schrecken einjagt, als die zollangen, nadelspitzigen Klauen des Berglöwen oder die riesenstarken Pranken des Bären oder das scharfe Gebiß des Wolfes? Kein beherzter Mann scheut sich, den Kampf mit den letzgenannten Bestien aufzunehmen, aber vor der Stinkkatze weicht er Platz-machend zurück und stellt ihr nur dann nach, wenn er außer Tragweite ihrer Waffe ist.

Geographische Neuigkeiten.

* Neueres über die im Kaukasus verunglückten Herren Donkin und Fox. Wir haben im vorigen und im heurigen Jahrgang unserer Zeitschrift des Unfalles gedacht, welcher im August v. J. die Herren Donkin und Fox, Mitglieder des britischen Alpenklubs, bei dem Versuch einer Besteigung des Dych Tau im Kaukasus betraf. Alle sogleich und bis zum vergangenen Spätherbst vorgenommenen Nachforschungen an Ort und Stelle haben weder den Ort noch die Art des beklagenswerten Unfalles zu ermitteln vermocht. Es wurden daher in diesem Jahre eingehendere Nachforschungen angestellt, von welchen wenigstens einige etwas Aufklärung gebracht haben. Der britische Alpenklub vor allem hat eine Forschungsexpedition in den Kaukasus veranstaltet, um über das Schicksal der Herren Donkin und Fox ins Klare zu kommen, und der Präsident des Klubs, Herr Clinton P. Dent, berichtet über das Ergebnis derselben in einem Schreiben aus Kara-ul im Tscherek-Thal vom 31. Juli d. J. in nachstehender Weise.

Aus dem Tagebuch des Herrn Fox und anderen Umständen wurden die Klubmitglieder auf den Schluß geführt, die Reisegesellschaft sei auf einem Berge umgekommen, welcher auf der russischen amtlichen „Dreiwerstkarte" als Dych Tau bezeichnet sei. Die zur Nachforschung ausgesandte Partei, bestehend aus den Herren D. W. Freshfield, Hermann Woolley, Captain C. H. Powell und Herrn Dent selbst, kam am 25. Juli in Kara-ul an, und Herr Woolley brachte zwei Führer, C. Jössi und J. Kaufmann, aus Grindelwald mit, während die Gesellschaft selbst zwei Führer, K. Maurer und A. Fischer aus Meiringen, bei sich hatte. Fischer soll ein Bruder des Führers sein, der die Herren Donkin und Fox begleitet hatte und sich aus freien Stücken der Expedition angeschlossen haben. „Wir waren ziemlich gewiß", schreibt Herr Dent, „daß die Gesellschaft den Paß auf der östlichen Flanke des Dych Tau

überschritten und sich auf dessen südlicher Seite gelagert hatte. Unsere erste Pflicht war daher, dieses Lager aufzusuchen. Das Glück begünstigte uns durchaus. Sogar die Erkrankung eines der Führer der Expedition war nicht ohne günstige Ergebnisse, denn als sie im Lager zurückgehalten wurden, bestiegen einige von der Gesellschaft den Hügel oberhalb Kara-ul, von wo aus man eine gute Aussicht auf den Dych Tau hat, und wurden dadurch in den Stand gesetzt, sich einen genauen Begriff von der Gletscher-Topographie zu machen, welche in der Fünfwerstkarte eine hoffnungslos irreführende ist. Am 28. Juli biwakierten wir am oberen Ende des Engthales Tutine, dicht beim Gletscher. Kaufmann war im Lager zurückgelassen worden. Am folgenden Tag war das Wetter absolut vollkommen, und wir wandten uns unmittelbar nach der Südseite des Ullu-Auz-Passes, wenn man denselben so nennen darf. Gerade um Mittag, als wir noch etwa 25 Minuten vom höchsten Punkte des Passes entfernt waren, ertönte plötzlich von unserem vorangehenden Führer herab der Ruf: „Die Schlafstelle!" Wir waren bei dem ersten Versuch gerade bis zu derselben Stelle hinangeklettert. Anfangs erschien uns der Fund unbedeutend: eine niedrige runde Steinmauer, auf einer Leiste in einer Höhe von ungefähr 14,000 Fuß sorgfältig aufgebaut und eine große Felswand beinahe überhängend. Aber welch eine Geschichte erzählte er uns! An einer Stelle lag eine Bratpfanne, an einer anderen ein Ranzen mit Extra-Proviant, halb in Schnee und Eis vergraben. Unter einem überhängenden Stein ward ein geladener Revolver gefunden. Die Schlafsäcke und wasserdichten Ueberröcke aller vier Mitglieder der Gesellschaft waren so fest eingefroren, daß es drei Stunden bedurfte, um dieselben mit den Eispickeln herauszuhauen. Herrn Donkin's Camera fand sich nicht an der Schlafstelle, und ebenso auch kein Seil. Die ganze Ungewißheit über das Schicksal unserer verschollenen Freunde ward im Nu aufgeklärt. Ohne Frage waren sie von diesem Biwak zu einer höheren Besteigung aufgebrochen, und zwar in leichter Marschordnung und in der unverkennbaren Absicht, nach demselben Punkte zurückzukehren. Die von ihnen unternommene Expedition konnte keine andere gewesen sein, als die Ersteigung des Dych Tau, welcher sie um kaum dreitausend Fuß überragte, allein die einzige Linie der Ersteigung führt über einen furchtbaren Kamm hinauf. Als wir an den entsetzlichen Felswänden dieses großen Piks entlang und empor schauten, fühlten wir, daß jeder an einer derartigen Stelle eintretende Unfall beinah augenblicklichen und unfehlbaren Tod bedeute. Den ersten Teil des wirklichen Grates entlang erschien kein Weg möglich. Man mußte notgedrungen einen Teil der Felswand überqueren (wahrscheinlich den südlichen) und der Sturz fand ohne Zweifel an dieser Seite und im Ansteigen statt. Hier war kaum irgend ein Gegenstand, um den Fall aufzuhalten, bis man den großen Bergschrund am Fuße des Abhanges erreichte. Die Felsenwände auf beiden Seiten wurden äußerst sorgsam mit dem Fernrohr abgesucht, aber gar nichts wahrgenommen. Eine genauere Suche in den Schneefeldern und den Lawinentrümmern unten hätte zu keinem Ergebnis zu führen vermocht. Die Ergebnisse unserer Nachforschung, so unbedeutend sie an sich sind, genügen wenigstens, um die in den Dörfern des Bezirks im Umlauf befindlichen vagen Gerüchte zum Schweigen zu bringen. Diese wären nicht erwähnenswert, wenn wir nicht aus zuverlässiger Quelle wüßten, daß die beinahe verrückte Idee, unsere verschollenen Freunde haben von den Händen der Eingeborenen einen gewaltsamen Tod gefunden, auch an weit wichtigeren Stellen Glauben gefunden hatte. Die Biwakstelle ist nur geübten Bergsteigern zugänglich, und wäre von keinem Eingeborenen erreicht worden.

* Dr. Nansen. Der kühne junge norwegische Reisende Dr. Fridtjof Nansen, welchem es im vorigen Sommer gelang, mit seiner Gesellschaft das Binnenlandeis in Grönland von Ost nach West zu überqueren, ist vor Kurzem wohlbehalten nach Kopenhagen zurückgekehrt und hat einer Einladung der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London Folge gegeben und in der Abendversammlung vom 24. Juni derselben einen Vortrag gehalten, um seine Reise und deren Ergebnisse zu schildern, welchen wir in unseren nächsten Nummern mitteilen werden.

Kleinere Mitteilung.

* Ein chinesisches Menu.

Es war am 7. März d. J., daß die Kaiserin-Witwe von China, aus Anlaß des Regierungsantritts ihres Sohnes, den Repräsentanten der fremden Mächte am Hofe von Peking ein Festessen gab. Wir erwähnen nur beiläufig, daß jedem geladenen Gast zuvörderst ein kaiserliches Geschenk behändigt wurde, bestehend in einem „Ju-hui", d. h. einem Szepter aus hartem Holz, kunstvoll geschnitzt und mit einem großen Jaspis eingelegt, aus vier Rollen schweren Brokats und aus einem Tabakbeutel von gestickter Seide; kommen wir sofort zu dem von den berühmtesten Köchen Pekings bereiteten Göttermahl und verzeichnen wir sein teilweise schon stark von der Kultur beleckles überreiches Menu in folgendem: Vogelnestersuppe, Europäisch gebackenes Brot, Gebratene Enten, Grüne Erbsen in Essig, Geschmorte Aepfel, Hühnerbrühe mit Haifischflossen, Windbeutel, Hammelbraten, Frische Gurken, Gestobte Birnen, Kleine gelbe Kuchen, Fische in Gelée, Schinken in Honig geschmort, Brunnenkresse in Essig, Holzapfel-Gelée, Bambus-Sprossen, Bataten, Geröstetes Spanferkel, Grüne Bohnen in Essig, Eier-Rahm mit Mandeln, Getrocknete Früchte, Zuckerwerk, Mongolischer Käse (aus Schafmilch). Hinuntergespült wurden diese Delikatessen mit fünf verschiedenen Weinsorten: Wein von Scharhing Fu, Chuang-Yuean-hung, Yin-chen-lu (Weißwein mit Artemisia destilliert), Wei-kwei-lu (Weißwein mit Rosenduft), endlich Fu-chia-Pi (fünfmal mit Orangenschalen destillierter brauner Wein). Wohl bekomm's! W.

☞ Hierzu ein **Prospektus** über: **Büttikofer, J., Reisebilder aus Liberia.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 37. Stuttgart, 16. September 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Dr. Fridtjof Nansen's Reise über das Binnenlandeis von Grönland von Ost nach West. S. 721. — 2. Steinkohlen im badischen Oberlande? Von Dr. W. Benner in Düsseldorf. S. 725. — 3. Der Vormarsch der Derwische im Nil-Delta. (Mit einer Karte.) Von A. Ramsauer-Osenbrüggen. S. 726. — 4. Kalkutta. Eine Reiseskizze von Richard Garbe. (Schluß.) S. 728. — 5. Pater Damian und die Leprosen. (Schluß.) S. 730. — 6. Der Robbenschlag auf Neufundland. S. 733. — 7. Tibet in chinesischer Beleuchtung. S. 737. — 8. Kleinere Mitteilungen. S. 738.

Dr. Fridtjof Nansen's Reise über das Binnenlandeis von Grönland von Ost nach West.[1]

Seit Grönland vor etwa neunhundert Jahren entdeckt worden, ist das Innere dieses Festlandes sowohl für Europäer wie für die Eskimos ein Geheimnis geblieben, und es sind über dessen wirkliche Natur die verschiedensten Ansichten und Vermutungen aufgestellt worden. Unsere (der Norweger) Vorväter, die Wikinger, welche Grönland zuerst entdeckten, behaupteten, nur das Land in der Nähe der Küste sei nicht mit Eis und Schnee bedeckt, dagegen das Innere mit einer solch dicken Eisschicht überzogen, daß man nur an wenigen Stellen den Grund darunter sehen könne. Diese Ansicht ist in der That eine ganz richtige, und bis vor ganz kurzer Zeit wußte niemand mehr davon als dies.

Es sind vielerlei Versuche gemacht worden, in dieses geheimnisvolle Binnenland einzudringen, aber ich werde hier nur einige wenige erwähnen.

Die erste derartige Expedition, von welcher man Kunde hat, wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem Dänen namens Paars unternommen, welcher Major in der Armee und der erste und letzte Gouverneur von Grönland war. Die dänische Regierung hatte ihn mit einem Geleite von ungefähr zwanzig Soldaten und deren Weibern und Kindern, mit zwölf Pferden, einigen Kanonen 2c. und mit der Weisung ausgesandt, Grönland von der Westküste aus zu Pferde zu durchqueren, bei der Ankunft an der Ostküste ein Fort zu bauen, eine Kolonie zu gründen und sich der alten Normänner anzunehmen, von welchen man glaubte, daß sie dort noch fortlebten. Ich brauche kaum zu sagen, daß diese Expedition nur das Binneneis erreichte und dann voll Entsetzen umkehrte. Major Paars schrieb eine sehr lebhafte Schilderung von den furchtbaren Gefahren nieder, welche eine derartige Expedition auf dem Binnenlandeise zu bestehen haben würde, und die Unmöglichkeit, Grönland zu durchreisen, ward sogleich festgestellt. Allein trotzdem sind seither eine große Menge Versuche gemacht worden.

Ein anderer Skandinavier namens Dalager, welcher ebenfalls im vorigen Jahrhundert lebte, war glücklicher und wanderte wirklich einige Meilen weit über das Eis. Auch mehrere Norweger und Dänen haben in diesem Jahrhundert den Versuch gemacht, aber keinen Erfolg gehabt. Im Jahr 1867 haben die beiden wohlbekannten Engländer, der berühmte Alpenforscher Whymper und Dr. Rob. Brown, ebenfalls den Versuch gemacht, ins Innere vorzudringen, aber ohne Erfolg, denn sie stießen auf sehr schwieriges Eis und mußten schon einige Meilen von der Küste umkehren.

Glücklicher waren nachstehende Expeditionen: die des Barons Nordenskjöld im Jahre 1870; die der Dänen Kapitän Jensen, Kornerup und Groth 1878; die zweite von Nordenskjöld von 1883 und die des Amerikaners Peary mit dem Dänen Maigaard im Jahre 1886, welch letzterer ungefähr auf 20 geogr. Meilen von der Küste vordrang und eine Höhe von etwa 7500 Fuß erreichte.

Alle diese Versuche waren von der Westküste aus angestellt worden, aber von der wenig bekannten Ostküste aus hatte, soviel mir bekannt, noch niemand einen derartigen Versuch unternommen.

[1] Nach seinem Vortrag in der Abendversammlung der Königl. Geographischen Gesellschaft zu London, gehalten am 24. Juni 1889.

Wie der Plan zu meiner Expedition in meinem jugendlichen Gehirn heranreifte, will ich hier nicht zu erklären versuchen. Diese Idee überkam mich eines Tages im Jahr 1882 an Bord eines norwegischen Segelschiffes; wir waren in der Nähe des noch unbekannten Teiles der Ostküste von Grönland vierundzwanzig Tage lang vom Eise eingeschlossen, und von jener Zeit an konnte ich den Gedanken nicht mehr aus meinem Kopf bekommen.

Meine Ansicht war: Falls eine Expedition in einer geeigneten Weise ausgerüstet würde, dürfte es gar keine Unmöglichkeit sein, Grönland zu durchqueren, und die geeignetsten Leute für eine derartige Expedition würden norwegische Ski-Läufer sein. Die norwegischen Schneeschuhe, welche man ski nennt, sind gerade die richtigen Hülfsmittel zum Ueberschreiten von Schneefeldern, und daß man im Innern von Grönland Schnee finden würde, habe ich niemals bezweifelt. Allein in meiner Ansicht war noch ein anderer Gegenstand von der höchsten Bedeutung, und dies war die Stelle, von wo aus man aufbrechen würde. Wenn wir von der Westküste von Grönland ausgehen würden, so war ich ganz überzeugt, daß wir nicht imstande sein würden, Grönland zu durchqueren, denn alsdann hätten wir die Fleischtöpfe Aegyptenlands hinter uns gelassen und würden vor uns nur die Eiswüste und die Ostküste, welche um nicht viel besser ist, gelassen haben, und nachdem wir die Ostküste erreicht haben würden, mußten wir dann wieder nach der Westküste zurückkehren, um abgeholt zu werden. Selbst wenn der Einzelne sich seinen Mut zu diesem Unternehmen aufrecht zu erhalten vermocht hätte, wäre er wohl kaum imstande gewesen, seine Leute vorwärts zu bringen, sobald die Nahrungsmittel abzunehmen begannen.

Meines Erachtens war der einzig sichere Weg der, durch das Flueneis zu dringen, an der öden eisumgürteten Ostküste zwischen dem 65.° und 66.° n. Br. zu landen und von dort den Aufbruch nach der bewohnten Westküste zu bewerkstelligen; auf diese Weise würden wir gleichsam alle Brücken hinter uns verbrennen und es war dann nicht mehr nötig, die Leute vorwärts zu treiben, denn sie hätten dann keine Versuchung zur Umkehr mehr gehabt, während wir vor uns die Westküste mit allen Behaglichkeiten der Zivilisation haben würden. Die Leute hatten dann keine andere Wahl als vorwärts zu dringen. Unser Wahlspruch war Tod oder die Westküste von Grönland. Auf diese Weise ward unser Unternehmen ausgeführt.

Als ich zuerst die Absicht, Grönland zu durchqueren, kundgab, meinten die Leute, ich müsse entweder verrückt oder lebensatt sein. Es war jedoch keines von beiden der Fall, und trotz aller Warnungen erboten sich mehr als vierzig Personen, mich zu begleiten. Ich wählte drei Norweger, nämlich den Kapitän Sverdrup, den Lieutenant Dietrichsen und den Bauer Kristian Kristiansen Trana. Aus Lappland bezog ich zwei Lappen, Samuel Balto und Ole Ravna, von denen ich hoffte, daß sie uns in mancher Hinsicht von Nutzen sein würden, allein ich wurde in meinen Erwartungen eher getäuscht; sie waren brave und kräftige Leute, aber Norweger würden es ebenso gut gethan haben und in gefährlichen Lagen wurden sie leicht erschreckt.

Hier muß ich auch dankbar die Freigebigkeit des Herrn Etatsrat Gamél in Kopenhagen anerkennen, welcher einen freigebigen Beitrag zu den Kosten der Expedition beisteuerte.

In den ersten Tagen des Mai 1888 brach die Expedition von Christiania auf und segelte über Schottland und die Farör nach Island, wo wir uns am 4. Juni an Bord des norwegischen Segelschiffs „Jason" nach der Ostküste von Grönland einschifften.

Die Küste von Grönland war jedoch nicht so leicht zu erreichen, wie wir erwartet hatten, denn die Eisfluen waren in größeren Mengen vorhanden als gewöhnlich. Sechs Wochen lang mußten wir im Eis zwischen Island und Grönland umherwandern, bevor wir uns der Küste genügend nähern konnten, um uns zum Verlassen des Schiffes bewegen zu lassen.

Am 17. Juli verließen wir das Schiff in dem Eis in der Nähe des Kap Dan, außerhalb des Sermilik-Fjords. Ein Salutschuß aus den Kanonen des „Jason" verkündete der feierlichen und schweigenden Eiswelt, daß wir unsere letzte Brücke verbrannten und der Zivilisation und ihren Behaglichkeiten Lebewohl sagten. Von diesem Augenblick an hatten wir unseren eigenen Weg einzuschlagen. Mit sonderbaren Empfindungen schieden wir sechs Männer von unseren Freunden an Bord des Schiffes und steuerten in unseren zwei Booten in diese öde Eiswelt hinein, welche jetzt für eine lange Zeit unsere Heimat sein sollte. Wir hegten übrigens alle die beste Hoffnung auf Erfolg; daß wir Gefahren und Mühsale zu bestehen haben würden, wußten wir; aber wir waren überzeugt, daß wir dieselben überwinden würden.

Das Erste, was wir zu thun hatten und was in der That auch ein sehr wichtiger Gegenstand war, das war: das Land zu erreichen. Allein ehe wir dies thun konnten, mußten wir uns einen Weg durch ein Packeis von etwa zehn oder zwölf Seemeilen Breite bahnen, und dies war einer der schwierigsten Teile der ganzen Reise. Ich hatte ursprünglich gehofft, in einem oder zwei Tagen durch das Eis zu dringen; allein wir stießen ganz unerwartet auf eine starke und gefährliche Strömung, welche die Eisfluen gegen einander preßte, und wir hatten die größte Sorgfalt darauf zu verwenden, daß unsere Boote nicht zerdrückt wurden. Um unsere Lage noch zu verschlimmern, erhielten wir eine Zeit lang Nebel und schweren Regen. Trotz alledem rückten wir etwa zwanzig Stunden lang ziemlich rasch gegen das Land vor. Ich konnte die Steine am Strande sehen und war schon ganz überzeugt, daß wir denselben in kurzer Zeit erreichen würden, als wir das Unglück hatten, daß eines unserer Boote während eines

Eisdrucks etwas gequetscht wurde; es konnte nicht mehr schwimmen und wir mußten es auf eine Eisflue herausnehmen, um es auszubessern. Dies erforderte mehrere Stunden, und mittlerweile wurden wir von der raschen Strömung südwärts mitgerissen; die Entfernung vom Lande wuchs schnell, und die Geschwindigkeit, mit der wir dahingetrieben wurden, war so groß, daß wir vergebens dagegen anzukämpfen versuchten. Es blieb uns nichts übrig, als von den schönen Bergen und den Gletschern um das Sermilik-Fjord herum Abschied zu nehmen und uns nach einem andern Landungsplatz umzusehen oder vielleicht der Vernichtung auf dem Flueneis mit seinen launenhaften Strömungen entgegenzugehen, welche uns bald dem Lande entgegen, bald wieder dem offenem Meere zu trugen. Um die Lage noch unheimlicher zu machen, bekamen wir starken Regen, welcher uns bis auf die Haut durchnäßte. Wir konnten nichts besseres thun, als unser Zelt auf der Eisflue aufzuschlagen, in unsere Schlafsäcke zu kriechen und uns durch einen Schlaf zu erquicken, welcher uns, nach zwanzig Stunden fortwährender harter Arbeit, eher willkommen war.

Ich will Sie nicht mit der Schilderung unseres willenlosen Hintreibens längs der Küste von Grönland ermüden: wie wir unsere Boote über die Eisfluen hinschleppten, wie wir hart arbeiteten und uns nach dem Lande hin vorzurücken bemühten, wie dann in den Nächten mit ihren reizenden Sonnenuntergängen alle die zartesten Empfindungen und Träume unserer Kindheit in uns geweckt wurden; wie man uns die sehnsüchtigsten Blicke nach jener schönen wilden Küste werfen sah, von welcher wir nur durch einige wenige Meilen dazwischenliegenden Eises getrennt waren.

Ich will Sie nicht langweilen mit der Schilderung der zahllosen Versuche, welche wir anstellten, um zu landen, und wie oft wir dabei unsere Hoffnung vereitelt sahen und nahezu Gefahr liefen, auf dem Eise Schiffbruch zu leiden. Das Schlimmste dabei war, daß die kostbare Sommerzeit rasch vergieng, ohne daß wir imstande waren, dieselbe zu benützen, und daß die Schwierigkeit, unsere Pläne zu verwirklichen, jeden Tag größer wurde.

Um Ihnen einen Begriff von den Gefahren und Wagnissen zu geben, welche man in derartigen Eisströmungen zu bestehen hat, will ich Ihnen nur unsere Erfahrungen während eines Tages und einer Nacht allein mitteilen. Eines Morgens beobachteten wir, daß wir von einer starken Strömung rasch dem offenen Ozean entgegengetrieben wurden, von wo eine schwere Brandung von Osten her auf uns eindrang. Vergebens versuchten wir unsere Boote über das Flueneis zu schleppen und gegen diese Strömung zu schützen; es war unvermeidlich, daß wir am Rande des Eises in die gefährliche Brandung geraten mußten, wo es rein unmöglich war, sich auf dem Eise zu erhalten. Die Eisfluen rings um uns her wurden in Stücke zerschmettert, unsere eigene Flue zerbrach in mehrere Stücke und wir konnten nichts thun, als die stärkste Eisflue auswählen, die wir in der Nähe finden konnten, und uns mit der äußersten Entschlossenheit auf einen harten Kampf ums Leben vorzubereiten. Wir erreichten eine starke Flue, brachten unser ganzes Gepäck und unsere Lebensmittelvorräte in unsere Boote, die auf der Eisflue aufgestellt wurden, und ließen nur unser Zelt und die beiden uns zum Gebrauch dienenden Schlafsäcke auf dem Eis. Gegen den Einbruch der Nacht war alles fertig; wir waren nun einige Tausend Meter vom offenen Meer entfernt und konnten nur allzu deutlich sehen, wie die schwere Brandung über die Eisfluen hereinspülte, so daß alles hinweggefegt wurde, und wie die Fluen dann in Stücke zerbrochen und beinahe zu Staub zerrieben wurden. Binnen weniger Stunden mußten wir uns am äußeren Rande des Eises befinden, wo uns dann nichts übrig bleiben würde, als der Versuch, unsere Boote durch die Brandung zu bringen und in das offene Meer auszulaufen. Da es aber am besten war, diesen Kampf mit möglichst frischen Kräften aufzunehmen, so befahl ich allen Leuten mit Ausnahme eines einzigen, sich zum Schlaf niederzulegen, während jener als Wache achthaben und uns rufen sollte, sobald es für uns nicht länger möglich sein würde, uns in unserer Lage zu erhalten. Die Reihe des Wachestehens traf den Kapitän Sverdrup zuerst; wir krochen daher in unsere Schlafsäcke und verfielen, ermüdet wie wir waren, in wenigen Minuten in einen tiefen Schlaf. Selbst die Lappen schliefen sehr gut, obwohl sie den ganzen Tag hindurch in Todesangst geschwebt hatten und vollständig überzeugt gewesen waren, daß sie den Sonnenuntergang zum letztenmal erlebt hätten; einer von ihnen fand das Zelt nicht sicher genug, schlief daher in einem von unseren Booten und erwachte sogar nicht einmal, als die Brandung das Boot beinahe hinweggefegt hatte, so daß Sverdrup genötigt war, es zu halten.

Nach einiger Zeit wurde ich geweckt durch das Geräusch der Brandung, das ich gerade außerhalb des Zeltes hörte; ich erwartete, Sverdrup uns rufen zu hören oder das Zelt hinweggeschwemmt zu sehen; aber Sverdrup rief uns nicht an und das Zelt blieb stehen; eine Zeit lang hörte ich den Donner der Brandung, aber dann besann ich mich auf nichts mehr, sondern schlief wieder ein und erwachte erst am nächsten Morgen, wo ich höchst erstaunt war, zu entdecken, daß wir uns dem Lande wieder genähert hatten und vom offenen Meere weit entfernt waren.

Sverdrup erzählte mir nun, unsere Lage sei während einiger Stunden in der Nacht eine ziemlich kritische gewesen, wir haben auf unserer Seite eine große Eismasse gehabt, welche jeden Augenblick unsere Flue zu zerschmettern drohte, und die Wogen der Brandung haben auf allen Seiten über unsere Flue hereingeschlagen, so daß nur die Stelle, wo das Zelt stand, verschont worden sei. Einmal kam er bis an die Zeltthür, um uns zu wecken, und hatte schon eine Hafte losgemacht, dann aber dachte er,

er wolle noch einmal zuwarten, bis die nächste Brandung komme; diese war noch schlimmer als die frühere und so kehrte er wieder zum Zelte zurück und machte noch eine Hafte los, hielt es dann aber für das beste, noch zuzuwarten und zu beobachten, was die nächste Brandung bringen würde. Er brauchte keine weitere Hafte mehr loszumachen, denn gerade im entscheidenden Augenblick schlug die Strömung um, und wir wurden wieder dem Lande zugetragen, fern von der gefährlichen Brandung.

Am 29. Juli landeten wir zu Anoritok, welches jedoch nicht weit von der Südspitze von Grönland entfernt und in $62\frac{1}{2}^0$ n. Br. liegt, also ungefähr 50 geogr. Meilen südlich der Stelle ist, wo wir unsere Reise über das Festland zu beginnen beabsichtigt hatten. Es war nun schon sehr spät in der Jahreszeit, die beste Zeit des kurzen grönländischen Sommers war vorüber, und es blieb uns nur noch wenige günstige Zeit. Es wäre sehr leicht gewesen, die dänischen Niederlassungen an der Westküste in der Nähe von Kap Farewell zu erreichen, und nach Norden hin drängte das Flueneis auf dem ganzen Weg fest gegen die Küste. Wir hatten hier zu wählen zwischen sicherer Rettung im Süden und der Verwirklichung unserer Pläne oder vielleicht dem Tod im Norden. Wenn ich meine beiden Lappen gefragt hätte, so wäre ich im voraus der Antwort sicher gewesen, daß wir uns um jeden Preis nach Süden wenden sollten; hätte ich dagegen meine braven Norweger befragt, so war ich ebenso überzeugt, daß ihre Antwort gelautet hätte: Nur nach Norden! wir dürfen wegen irgendwelcher Gefahr oder Wagnis unsere Pläne nicht aufgeben. Ich befragte jedoch keine von beiden. Sobald wir innerhalb des Eises angekommen waren, wurden die Boote ohne einen Befehl nordwärts gesteuert, denn wir dachten nicht daran, unsere Absichten schon jetzt aufzugeben, und glaubten noch Zeit genug zu haben, um Grönland zu durchqueren, wenn wir unser Möglichstes thaten. Ich werde nie die Empfindungen vergessen, die uns durchglühten, als wir die nächste Flue passierten, die uns vom Lande trennte. Es war uns, als seien wir einer langen traurigen Gefangenschaft entgangen und sehen das Leben heiter und hell vor uns liegen.

Und in der That war das Leben ein freudigeres, allein ich will damit nicht sagen, daß wir viel Behagen oder auch nur viel Zeit hatten, um dasselbe zu genießen; unsere Lebensordnung für jeden Tag war die, so wenig wie möglich schlafen, möglichst wenig und rasch essen und möglichst viel arbeiten. Unsere Nahrung bestand in Wasser, Zwieback und gedörrtem Fleisch — um zu kochen oder uns frisches Fleisch zu verschaffen, hatten wir keine Zeit, obwohl es Wildpret genug gab. Das Eis war sehr schwierig und wir mußten uns oft mit Hilfe von Axt und Stangen einen Weg durch dasselbe bahnen. Es sah oft beinahe hoffnungslos aus und kostete uns Stunden, um nur einige Fuß weit vorzubringen, aber wir drangen vor, und das ist immer besser als rückwärts zu gehen oder umzukehren, und ich hatte fünf wackere Gefährten, die unser Vorhaben nicht aufgaben. Unterwegs begegneten wir mehreren Lagern von heidnischen Eskimos, die an dieser öden Küste leben. Wir hofften von ihnen einige Unterstützung zu erhalten, allein sie konnten mit ihren gebrechlichen Robbenfellbooten nicht so gut durch das Eis vordringen, wie wir mit unseren hölzernen, und so mußten wir sie verlassen.

Endlich, am 10. August, erreichten wir einen Punkt namens Umivik, wo ich es für passend erachtete, unsere Ueberlandreise zu beginnen. Nachdem wir die Gletscher in der Nachbarschaft untersucht und einen guten Weg gefunden und alles fertig gemacht hatten, ließen wir unsere beiden Boote an der Küste zurück und traten unsere Reise quer durch das unbekannte Innere von Grönland an. Unser Ziel war die dänische Niederlassung Christianshaab an der Disko-Bay.

Wir hatten fünf Schlitten; die Belastung auf vier von denselben war je ungefähr 200 Pfund, bei dem fünften etwa das Doppelte. Den letzteren zogen Kapitän Sverdrup und ich, welche den Vortrab bildeten; die anderen vier Mitglieder der Expedition folgten und jeder zog einen Schlitten. Unsere Nahrungsmittelvorräte bestanden hauptsächlich aus gedörrtem Ochsenfleisch, Pemmikan, Fleischzwieback, geröstetem Brot, Butter, Gänseleberpastete (nicht dem Straßburger Luxusartikel), Fleischchokolade, gewöhnlicher Chokolade, Thee u. s. w. Außer Lebensmitteln hatten wir auf den Schlitten wissenschaftliche Instrumente, Gewehre, norwegische Schneeschuhe (sogen. Ski), kanadische Schneeschuhe, Eisäxte und Bergstöcke, Alpenstricke, ein Zelt für alle sechs, und zwei Schlafsäcke aus Renntierfellen. Da wir unserer drei in jedem Sack schliefen, so waren sie sehr warm, und wir konnten die niedrigen Temperaturen, welche wir trafen, sehr gut aushalten, wenn wir auch direkt auf dem Schnee schliefen.

Trotz der sehr steilen Abhänge, die wir zu erklettern hatten, und der vielen Eisspalten u. s. w. kamen wir doch zwei Tage lang ziemlich rasch vom Fleck, dann aber wurden wir durch einen Sturm aus Norden mit schweren Regen zum Halt gezwungen und mußten drei Tage liegen bleiben und unter unserem Zelt uns in die Schlafsäcke verkriechen, während das Eis rasch unter uns schmolz und der Regen unaufhörlich sich über uns ergoß.

Anfangs war der Schnee sehr uneben, aber hart und für Schlitten günstig. Wir trafen auf eine Menge sehr gefährlicher Eisspalten, so daß wir wachsam sein mußten; es ereigneten sich jedoch keinerlei Unfälle; nur gelegentlich fiel einer von uns bis unter die Arme durch die Schneebrücken, mittelst deren wir die großen Spalten zu passieren hatten, allein mit Hülfe der Eisbeile und Bergstöcke wurde ein tieferer Fall verhindert.

In einiger Entfernung von der Küste wurde jedoch der Schnee sehr weich und erschwerte das Schlittenziehen sehr; unsere Mühsale steigerten sich, weil der Schnee immer

lockerer wurde und das Ziehen sehr erschwerte, selbst wenn wir nicht immer mit dem fortdauernden Schneesturme zu kämpfen gehabt hätten, welcher uns entgegenwehte. Ich hoffte, es würde bald besser werden, allein es wurde jeden Tag schlimmer. Es war nur zu klar, daß, wenn wir auf diese Weise unseren Weg fortsetzen mußten, wir nicht imstande sein würden, Disko-Bay bis Mitte September zu erreichen, wo das letzte Schiff von dort nach Europa abgehen würde. Wir würden auf diese Weise keine Hoffnung haben, noch in diesem Jahre (1888) nach Hause zurückzukehren, wenn wir unsern Weg nach Christianshaab fortsetzten. Wir würden vielleicht bessere Aussicht haben, ein Schiff in Godthaab zu erreichen, welches weiter südlich an der Westküste liegt, und da ich glaubte, daß diese Richtung noch von einem größeren wissenschaftlichen Interesse sei, so änderte ich unsern Weg und wandte mich gegen Godthaab, obwohl ich in dieser Richtung noch mühsameres Eis zu finden erwartete, wodurch es uns noch schwerer werden würde, nach dem Verlassen des Binnenlandeises die Zuflucht der dänischen Niederlassungen zu erreichen. Diese Aenderung unseres Weges fand am 27. August statt. Wir waren damals ungefähr bis 64° 50′ n. Br. gelangt, waren ungefähr 8 geogr. Meilen von der Küste und hatten eine Meereshöhe von etwa 7000 Fuß erreicht. Durch diese Aenderung unserer Richtung wurde der Wind uns so günstig, daß wir Segel auf dem Schlitten benützen konnten und dadurch viel weniger zu ziehen hatten. In dieser Weise rückten wir drei Tage lang vor, dann legte sich der Wind und wir mußten unsere Segel wieder abnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Steinkohlen im badischen Oberlande?

Von Dr. W. Beumer in Düsseldorf.

In der Schweiz wird bis jetzt nur Lignit, der in Lagern von 30 bis höchstens 60 cm. in der Mergelmasse auftritt, bergmännisch ausgebeutet. Es ist dies eine Kohle, die einen bedeutend geringeren Wert als die der echten Kohlenformation hat, weil ihr namentlich die Eigenschaft fehlt, die für den Hochofenbetrieb unerläßlich ist, die Umwandlungsfähigkeit in Kokes.

Versuche, echte Steinkohlen zu erbohren, wurden zuerst im Jahre 1876 gemacht, und zwar im Bezirk Rheinfelden. Dabei wurde schon von dem Ratsherrn Merian in Basel, der die leitende Persönlichkeit bei den genannten Versuchen war, darauf hingewiesen, daß sich auch die Umgebung von Riehen — Kanton Basel-Stadt — als geeignet zu Bohrungen nach Steinkohlen empfehle und daß man sich durch eine von der badischen Regierung zu erlangende Konzession die Ausbeutung nach Osten sichern solle. Dieser Kenner der geologischen Verhältnisse seiner Heimat vertrat nämlich die Ansicht, daß ein in Riehen aufgeschürftes Kohlenlager sich auch unter badisches Gebiet, auf welchem die Gemarkungen der Orte Grenzach, Wyhlen, Inzlingen, Herthen liegen, etwa bis zur Verwerfungsspalte hin verbreiten dürfte. Der Tod setzte den eifrigen Bestrebungen Merians, die dann nicht weiter verfolgt wurden, ein Ziel.

Bei jenen Bohrversuchen aber fand als Ingenieur der jetzige Salinendirektor a. D. H. Ott Verwendung, dem die Angelegenheit stets ein Gegenstand des Nachdenkens blieb und der nun in einer kleinen interessanten Schrift[1] die Möglichkeit des Vorkommens von Steinkohlen im badischen Oberlande erörtert.

Er lenkt insbesondere die Aufmerksamkeit auf den Südostrand des Dinkelberges, welches Terrain nach seiner Ansicht zur Erbohrung eines in noch abbauwürdiger Tiefe vermuteten ergiebigen Kohlenlagers als günstig zu erachten ist.

Am Südostrande des Dinkelberges befindet man sich in einem aus Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein bestehenden sog. Triasgebiet, welches den tiefsten Teil einer ziemlich umfangreichen, nach Norden und nach Osten von Granit- und Gneisbergen eingeschlossenen Bucht darstellt, die gegen das Südende hin in eine förmliche Mulde übergeht. Die Abgrenzung gegen Westen und Süden geschieht durch eine Bruchspalte, welche von Lörrach bis Rheinfelden zieht, hier unterhalb der Brücke quer das Rhein-Thal abschneidet, von da wieder eine Wendung nach Osten macht, um nochmals zwischen Brennet und Unterwallbach über den Rhein abzuzweigen und mit der Fortsetzung bis zu den Gneishöhen die Einschließung vollendet. Der die Höhen des Wiesenthales bildende Buntsandstein steigt bis zu 700 m. über Meeresfläche, während die Gesteinsschicht im Rhein-Thal, wie die bei den Bohrungen nach Steinsalz geführten Bohrjournale genau nachweisen, im Durchschnitt nur 90 m. über Meereshöhe liegt, dann in einer Entfernung von einigen Kilometern gegen Süden wieder auf 400 m. über Meeresfläche gehoben zu Tage tritt.

Auf der rechten Seite des Wiesenthales sieht man zwischen Granit und Buntsandstein ein schmales Band des Rotliegenden. Da dasselbe wieder westlich der Verwerfungsspalte bei Degerfelden, dann südlich der Bruchlinie bei Zeiningen und Mumpf, sowie auch bei Säckingen sichtbar wird, so ist außer Zweifel, daß diese Formation auch die Unterlage des im Senkungsgebiete befindlichen Triasgebietes bildet.

Folgen Buntsandstein und Rotliegendes in regelmäßiger Schichtung aufeinander, dann darf man erwarten, an der Basis des letzteren die echte Steinkohlenformation anzutreffen, insbesondere unter dem Territorium des südöstlichen Dinkelberges, wo eine die Bildung von Kohlenflötzen begünstigende bassinförmige Gestalt des Untergrundes nachgewiesen ist.

[1] „Ueber die Möglichkeit des Vorkommens von Steinkohlen im badischen Oberland. Von H. Ott, Salinendirektor a. D." Waldshut, H. Zimmermann, 1889.

Die geologischen Gliederungen dieses Gebietes, insbesondere das Vorhandensein der Dioritkuppel, welche den sedimentären Ablagerungen als ein haltbietendes Gerippe diente, sind für das Auffinden eines Kohlenlagers äußerst günstige Vorzeichen.

Im Vergleich zu anderen in Deutschland bekannten Kohlenbecken würde das hier vermutete allerdings klein genannt werden müssen; es könnte nämlich nach Ansicht des Verfassers höchstens eine Fläche von 20 Millionen Quadratmeter bedecken. Dennoch schätzt der Verfasser die Menge der zu gewinnenden Kohlen nicht gering.

Eine Flötzdicke von 4—8 m. ist keine Seltenheit in solch kleinen Mulden. Bei dem genannten Felde ein nur 2.5 m. mächtiges Hauptflötz angenommen, gäbe bei einem Flächeninhalt von 20 Mill. Quadratmeter nach Abrechnung von $^1/_{10}$ für Bergfesten, Rücken und sonstigen Störungen ein Kohlenquantum von 1000 Mill. Zentner. Dazu käme günstigen Falls noch der Bassingürtel am südwestlichen Rande des Dinkelberges, welchen Merian in Basel ins Auge gefaßt hatte.

Das Bohrloch berechnet Ott auf 611 m. Tiefe; mit einem Anfangsdurchmesser von etwa 50 cm. würde dasselbe unter Anwendung des steifen Gestänges mit Freifall-Apparat per Meter zu 150 Mark in 250 bis 300 Tagen auszuführen sein. Das würde einen Kostenaufwand von 90,000 bis höchstens 100,000 M. bedingen, der natürlich im Falle des wirklichen Auffindens von Steinkohle ein minimaler im Verhältnis zum Nutzen wäre.

Ein Kohlenfund im badischen Oberland wäre von unendlichem Werte; derselbe würde den Staat in den Stand setzen, seine daselbst befindlichen Eisenerzgruben wieder aufzuthun und dieses Bergmannsgut, aus welchem früher ein so vorzügliches Eisen erzeugt wurde, gewinnbringend zu verhütten, umsomehr als die badischen Erze für den Bessemerprozeß durchaus geeignet sind. Daraus könnte dann allerdings eine Tausenden Verdienst verschaffende und dem ganzen Lande Segen bringende Industrie erwachsen.

Es wäre darum nur zu wünschen, daß die Ott'schen Vorschläge einer eingehenden Prüfung unterworfen würden.

Der Vormarsch der Derwische ins Nil-Delta.

(Mit einer Karte.)

Es gab eine Zeit, wo man hier zu Lande nichts genaues über die Derwische wußte. Nun taucht der Name seit einigen Jahren alltäglich in den Zeitungen auf, so daß man sich an diesen Namen gewöhnt hat. Gemeiniglich denkt man sich heute noch eine Art fanatisierter mohammedanischer Klosterbrüder unter dieser Bezeichnung, und wenn man auf den Grund zurück geht, so ist auch diese Auffassung insoweit richtig, als die Anhänger einer neuen, der afriko-moslemitischen Welt angehörigen religiösen Bruderschaft die erste Rolle in der Befreiung des Sudans vom ägyptischen Joche spielten. Während die in die Enge getriebenen Sklavenhändler des Sudans, unterstützt von den militärischen Elementen, welche nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges Arabi Pascha's nach dem Sudan sich wandten, für ihre vermeintlichen wohlerworbenen Rechte mit den Waffen in der Hand auftraten, benutzte der „Mahdi", der verheißene Prophet, der eine Schar blinder Akolyten um sich zu versammeln gewußt hatte, die Gelegenheit, der entstehenden Bewegung jenen glühenden Hauch fanatischer religiöser Erregung einzuimpfen, welcher nur unter der feurigen Sonne Afrika's sich entwickeln kann. Die Folgen sind bekannt, die Erhebung des ganzen Ostsudans, die Vernichtung der Hicks'schen Armee, der Fall Khartums trotz Stewart's glänzenden Vorstoßes, die heroische Aufopferung Gordon Pascha's, die Kämpfe an der Ostküste des Roten Meeres, die Schlachten bei El Teb und Tamanoud! Die blutigsten Gefechte, der Massenmord von Tausenden, welche mit bloser Lanze oder dem zweihändigen Schwert gegen das Schnellfeuer der auserlesensten englischen Kerntruppen anstürmten, konnten nicht verhindern, daß der Mahdismus, die neue moslemitische Lehre, bis heute fortlebt und am Nil bis in die Gegend des zweiten Kataraktes herabgestiegen ist, bereit, sich in die blühenden bebauten Fluren des oberägyptischen Nil-Thales zu stürzen — immer noch des blinden Glaubens, auch Kahira el Kebir und damit unendliche Schätze und Güter zu gewinnen. Auch gegen das Rote Meer hin hat der Mahdismus sich behauptet und gegen Abessinien, was als ein Zeichen der inneren Erstarkung angesehen werden muß, Erfolge errungen, welche mit dem Tode des Kaisers Johannes abschlossen, der in den Schlachten gegen die Derwische bei Matammah sein Leben verlor.

Es sind aber heute nicht mehr blos fanatisierte Klosterbrüder oder echte Derwische, sondern viele große Völkerschaften haben sich unter einem Banner mit zwar vorwiegend religiöser Färbung geeinigt, um die in gleicher Weise hassenswerten Frenki und Turki und deren Einfluß zu bekämpfen und zu vernichten.

Die zerfallene politische Lage Aegyptens nach dem Aufstande von Arabi Pascha hatte den guten Erfolg, daß die Briten sich mit starker Hand der politischen und finanziellen Führung dieses Landes bemächtigten und sich heute noch dieser dankbaren Aufgabe unterziehen, trotzdem dieselbe fortwährend schwere Opfer an Blut und Gesundheit kostet. Die Schwierigkeiten der Verpflegung, die großen Steppen- und Wüstenstriche und die Unzuverlässigkeit der unter dem Banne der neuen Lehre stehenden Stämme der Dongola, Berber und Bischari veranlaßten die englische Heeresleitung, die Defensiv-Linie in die Nähe des zweiten Kataraktes zu verlegen. Hier haben sich auch die beigezogenen ägyptischen Truppen mit Beihilfe schottischer und irischer Regimenter tapfer gehalten und seit Jahren einen mehr

oder weniger heftigen Angriffs- und Verteidigungskrieg geführt. Seit einigen Jahren kommt jeden Frühsommer die Kunde, die Derwische rücken am Nil herunter vor. Unwillkürlich denkt man sich, dies geschehe, um die Vorteile zu benutzen, welche dem Sudanesen die Angewöhnung an das heiße Klima biete gegenüber den sanitarischen Gefahren und Beschwerden, welche die an kühlere Temperatur gewöhnten europäischen Truppen an der Glühsonne Afrika's auszustehen haben.

Der britische Soldat indessen kennt kein Klima, und soweit dasselbe die militärischen Operationen behindern sollte, wird jeder Nachteil durch die Schlagfertigkeit, die Todesverachtung und eine angemessene reichliche Verpflegung ausgeglichen.

Wie in früheren Zeiten, bevor die Dampfkraft ihren Siegeslauf antrat und die wirtschaftliche Entwickelung der vorgeschrittensten Nationen in ganz neue Bahnen lenkte, die Wasserläufe die natürlichen Wegweiser und Heerstraßen der Völker bildeten, so ist es auch der Nil, der bestimmend einwirkt und dessen im Frühling und Sommer anschwellende Fluten und die dadurch erleichterte Schifffahrt die Vornahme militärischer Operationen den feindlichen Derwischen gestatten.

Die anglo-ägyptischen Streitkräfte liegen heute, wie aus der Karte ersichtlich, bei Wadihalfa am westlichen Ufer des Nils. Der Fluß wird durch armierte Dampfer auf eine große Strecke aufwärts freigehalten und dadurch den Derwischen der ihnen notwendige Wasserbezug unmöglich gemacht, ebenso ist die ganze Gegend im Bereiche der Dampfer auf eine weite Strecke hin aller Hülfsmittel durch gänzliche Vernichtung der Kulturen beraubt worden. Die dem Nil entlang vorrückende Kolonne der Derwische hat deshalb, vom Wasser abgedrängt, schon schwere Verluste erlitten und geht voraussichtlich ihrer Vernichtung entgegen. Anders verhält es sich, wenn diese Kolonne den Rückzug sucht und sich mit der am Ostufer von Berber vorrückenden Heeresmacht verbindet. Auf diesem Vormarsche sind auch günstigere Verhältnisse hinsichtlich der Verpflegung für Menschen und Tiere vorhanden und hat dieser Vormarsch noch den Vorteil, daß die anglo-ägyptische Armee in ihrer rechten Flanke umgangen wird und für den Angriff erst den Fluß zu überschreiten hat. Diese Route der Derwische führt gegen Korosko hin, bedeutend nördlich von Wadihalfa, und da müssen die Derwische um jeden Preis geschlagen werden, sonst liegt ihnen Oberägypten offen, bis neue Verstärkungen eintreffen, Wad-el-Njumi muß zerdrückt werden. Eine alte Kolonne steuert auf der alten Sklavenroute von Sikket-el-Abaeen nach Assouan. Dieselbe kann wegen der Terrainschwierigkeiten, obwohl sie die linke Flanke der Anglo-Aegypter passiert, erst vor Assouan zum Stehen gebracht werden, wenn sie das große Wagnis unternimmt. Die Gegend bietet außer einigen spärlichen Brunnen keine Hülfsmittel. Die Derwische sind indessen weder auf ein kompliziertes Kommissariat noch auf üppige Verpflegung angewiesen. Kameele tragen das Getreide, und Weiber und halbreife Buben, Sklaven und Hörige schleppen den geringen Transport. Mit dem mittelst etwas Wassers zu Teig angemachten und am Feuer und heißen Steinen zu Kuchen gebackenen Durrahmehl sind die Derwische ebenso zufrieden und befinden sich ebenso wohl dabei wie der englische Soldat mit einem Beefsteak ohne Ei.

Bei der Tüchtigkeit und Umsicht, welche der britische Oberbefehlshaber Sirdar Sir Francis Grenfell bisher in seinen militärischen Maßnahmen bewiesen, und den Erfolgen, die er damit errungen hat, ist anzunehmen, daß die Derwische zu „Irrwischen" werden, doch dürfte es vorher noch einmal zu blutigem Kampfe vor Korosko kommen.

Wie schon oben angedeutet, hat der Vormarsch der Derwische den Impuls durch den glücklichen Ausfall der Schlachten gegen die christlichen Abessinier bei Matammah erhalten. Die Besteigung des Thrones des „Königs der Könige" durch Menilek II., König von Schoa, Kaffa und der Galla-Länder, gibt der Sache indessen ein anderes Aussehen. Die Abessinier werden ihre blutigen Verluste den Mahdisten nicht vergessen, und wenn der neue Kaiser sich so recht in das Vertrauen seiner Unterthanen einnisten will, ist er mehr oder weniger gezwungen, gelegentlich einen scharfen Kreuzzug gegen die ungläubigen Moslems zu unternehmen.

Italien hat seine Lage am Roten Meere durch die Besetzung des strategischen Dreiecks Massaua-Asmara-Keren (Kurum) und die damit im Zusammenhang erzielte Gewinnung gesunder Sommerquartiere mit gesundem Wasser für einen Teil seiner Truppen bedeutend verbessert und damit die Lebensfähigkeit der italienischen Niederlassung am Roten Meere auf die Dauer sichergestellt. Der zwischen Mahdismus und Habeshismus eingetriebene Keil unterstützt nicht nur indirekt die anglo-

ägyptische Truppenstellung in Suakim und Wadihalfa, sondern sie verschließt auch den Sudanesen einen der wichtigsten Karawanenwege an die Küste.

Dem mit Italien befreundeten Kaiser Menilek kann die Abkürzung seiner Grenze gegen die neuen Moslemiten nur angenehm sein. Außerdem liegt noch ein anderer Vorteil darin. Die an die Küste grenzenden Provinzen Okulukuzai und Hamasen waren, von jeher von kleineren Führern geleitet, meistens im Zustande offener Rebellion gegen den Hauptherrscher in Abessinien. Bei wirklich drohender Gefahr flüchteten sich diese kleinen Häuptlinge in die anliegenden Gebiete der Beni-Amer und Habab. Diese Führer erfreuten sich mit verhältnismäßig geringer Mannschaft — es ist ja bekannt, welche Rolle zum Beispiel Debeb spielte — vermöge der Leichtigkeit des Bezuges von Waffen und Munition von der Küste einer gewissen Selbstständigkeit und beuteten solche in einer Weise aus, welche jedem Herrscher von Abessinien ein Dorn im Auge sein mußte. Dieser Uebelstand fällt nun weg — die Gegenwart der Italiener wird im Gegenteil von großem Werte, da nun die Eröffnung eines sichern Handelsweges an die Küste dadurch zum Faktum werden kann, zum Nutzen der Italiener wie der Abessinier.

Wenn aber der Mahdismus ohne weitere große Opfer an Blut und Gesundheit für Aegypter und Engländer an der Wurzel gepackt werden soll, so kann dies nur durch die Abessinier geschehen, welche schon einmal und mit schweren Opfern die ägyptischen Besatzungen im Ostsudan dem Untergang entrissen.

Dazu braucht es aber Geld und Waffen, und doch kann Großbritannien keinen besseren Weg einschlagen, als dem Kaiser Menelik es ermöglichen, die erlittene Niederlage seines Vorgängers zu rächen. Außerdem braucht es aber eine Anzahl europäisch gedrillter gradierter Mannschaften, seien es nun Söhne des Inselreichs oder Angehörige der kleinen Alpenrepublik im Herzen Europa's. Waren doch Schweizer seit den Zeiten des Kaisers Todros bis auf den heutigen Tag in friedlicher Pionierarbeit mit den Geschicken der afrikanischen Schweiz verknüpft. Italien kann dies nur recht sein. Wenn der Mahdismus geknickt sein und Abessinien sich frei wird entwickeln können — fiorirà il presidio di Massua! — wird die italienische Kolonie in Massaua aufblühen.

A. Ramsauer-Osenbrüggen.

Kalkutta.

Eine Reiseskizze von Richard Garbe.

(Schluß.)

Als wir zu dem Kalitempel zurückkehrten, fanden wir die Ziegenopfer im Gang, deren täglich durchschnittlich dreißig bis vierzig, an einzelnen besonders festlichen Tagen aber bis zu siebenhundert dargebracht werden. Eine rohe Holzgabel ist im Erdboden befestigt, in welche der Kopf des Opfertieres durch ein Querholz festgeklemmt wird, um mit einem Schwerte abgehauen zu werden. Von dem blutigen Schmutz unter der Gabel, der für zauberkräftig gilt, suchten Frauen hastigen Griffes sich etwas anzueignen, doch verhinderten die Priester das nach Kräften. Ich wurde aufgefordert, für mein Seelenheil auch eine Ziege opfern zu lassen, eine Zumutung, die ich natürlich mit Bestimmtheit zurückwies. Man stellte mir an dem Tage ein Büffelopfer in Aussicht, welches gegen dreißigmal im Jahre stattfindet; aber die Zeit war schon zu weit vorgerückt, als daß ich in der brennenden Vormittagssonne auf dasselbe hätte warten können; denn auch in der kälteren Jahreszeit ist es aus Gesundheitsrücksichten nicht ratsam, sich gar zu lange solcher Umgebung und den fürchterlichen Gerüchen der heiligen Stätten auszusetzen. Auf dem Rückwege äußerten sich auch meine beiden Brahmanen mit unverhohlener Geringschätzung über den Kalikultus und die Art, wie er dort geübt wird.

Der 4. Januar 1886 war für mich der originellste Tag, den ich in jenem Teile Indiens verlebte: ich machte an demselben in Dr. Hörnles und des oben erwähnten gelehrten Mahesachandra Begleitung einen Ausflug nach dem dreiundzwanzig englische Meilen von Kalkutta entfernten Dorfe Naihati, das durch eine einstündige Fahrt auf der nach Darjeeling führenden Bahn (Eastern Bengal Railway) erreicht wird. In jenem Dorfe befinden sich die merkwürdigen unabhängigen Sanskritschulen (Tols), deren Besichtigung für den europäischen Fachmann von ungleich größerem Interesse ist, als alle von der Regierung oder den Missionsgesellschaften gehaltenen Anstalten. Haraprasad war Tags zuvor dorthin abgereist, um unsern Besuch anzukündigen. Die Jungle-Vegetation der bengalischen Niederung entlockte mir während der Fahrt aufs Neue Ausrufe staunender Bewunderung; inmitten derselben liegt Naihati, mit seinen primitiven luftigen Hütten, Strohdächern auf im Boden befestigten Bambusstäben, der richtige Typus eines Bengali-Dorfes. Unser Besuch in den Tols wurde dadurch verzögert, daß ein wohlhabender Besitzer von Naihati die sämtlichen dort lehrenden Pandits zu einer Zeremonie (Gâyatrîpuraçcaraṇa) und nachfolgendem Diner eingeladen hatte. Bei solcher Gelegenheit erhalten die gebetenen Brahmanen Geschenke, in diesem Fall — wie ich hörte — jeder fünf bis zwanzig Rupien. Wir entschlossen uns, rasch den Opferveranstalter aufzusuchen, um womöglich die Zeremonie mit anzusehen. In dieser Hoffnung wurden wir aber leider getäuscht, obwohl man uns artig empfing und zu der Opferstätte hinführte. Man ließ uns das viereckige Loch im Erdboden (kuṇḍa), in welches die Gaben geopfert werden, die verschiedenen Gerätschaften, Blumenguirlanden u. s. w. betrachten, aber die Zeremonie „war schon vorüber". Solche Ausreden

pflegen die Hindus aus Höflichkeit oder Aengstlichkeit gewöhnlich zu gebrauchen, wenn sie einem wißbegierigen Europäer den Anblick ihrer religiösen Gebräuche vorenthalten zu müssen glauben. Der Wirt wünschte uns die Enttäuschung zu versüßen, indem er nach unserm Weggang einiges von dem Festmahl zu unserem (in einem Korbe aus Kalkutta mitgebrachten) Tiffin herüberschickte; doch habe ich mich damals ebenso wenig wie bei anderen Gelegenheiten überwinden können, die unappetitlichen, in unwahrscheinlichen Farben glänzenden Zucker- und Mehldelikatessen zu berühren. Eine Schar Dorfbewohner hatte sich um uns gesammelt, jedoch nicht in zudringlicher Art, und wechselte freundliche Worte mit uns; ein Mann brachte uns Palmblätterhandschriften, die er geerbt, zum Ansehen; kurz, das ganze Benehmen der Leute war derart, wie man es der Bevölkerung mancher heimatlichen Dörfer fremdartigen Erscheinungen gegenüber wohl als Muster aufstellen könnte.

Als wir zu essen begannen, wurden wir respektvoll gefragt, ob wir jetzt allein zu sein wünschten; denn der Hindu wird ja bekanntlich verunreinigt, wenn Angehörige einer andern Kaste oder gar Outcasts ihn essen oder trinken sehen. Das große Opferdiner drüben war noch immer nicht zu Ende, und so schlenderten wir, dies und jenes in Augenschein nehmend, die Dorfstraßen entlang, an spielenden Kindern vorbei, welche viereckige Drachen ohne Schwänze steigen ließen. Vor einer Hütte sahen wir unter dem Schatten des Strohdaches zwei auf dem Boden hockende Männer, die sich beständig abwechselnd eine Hukka reichten, um je ein paar Züge aus derselben zu thun, mit großer Schnelligkeit Schach spielen. Ein weißes Blatt Papier, auf dem die Felder nur durch Striche abgegrenzt, nicht durch verschiedene Färbung ausgezeichnet waren, bildete das Schachbrett, einfache Holzklötze von verschiedener Größe die Figuren. Unser Herantreten störte die Männer nicht im mindesten. Als ich sah, daß für das Spiel dieselben Regeln wie bei uns galten — nur der König steht auf beiden Seiten links von der Königin (in Indien „Minister", mantrin, genannt) — offerierte ich dem einen der Männer eine Partie. Man holte mir eine Kiste zum Sitzen und das Spiel begann, während Dutzende von den Dorfleuten durch das ungewöhnliche Ereignis angezogen wurden. Ich merkte bald, daß ich es mit einem besseren Spieler zu thun hatte, als ich erwartet, und verlor gleich zu Anfang einen Läufer, was von der Umgebung mit einem Freudengeschrei aufgenommen wurde. Das Spiel fing an, mich ungewöhnlich aufzuregen, zumal bei dem lauten Anteil, den das braune Publikum an demselben nahm. Hier war der Sieg eine Art Ehrensache; auch Dr. Hörnle, dessen Rat ich sehr wohl gebrauchen konnte, schien ähnlich zu empfinden. Allmählich gewöhnte ich mich an das primitive Brett und meine Position wurde etwas besser. „Der Sahib kennt alle Spielregeln, aber es fehlt ihm an Uebung" — „der Sahib ist sehr scharfsinnig", hieß es in der Korona, als ich zum Angriff übergehen konnte. Schließlich stand der König meines Gegners in einer Ecke fest, ich setzte ihn matt, und „mât, mât" tönte es laut um uns her.[1] Mein Gegner war unfähig, seinen Aerger zu verbergen, und selbst das Kompliment, daß ich nie einen so vortrefflichen Schachspieler angetroffen, versetzte ihn in keine bessere Stimmung; er hockte schweigend da und erwiderte nicht einmal meinen Abschiedssalam, dafür aber die ganze, immer mehr angewachsene und über unsere Leutseligkeit entzückte Umgebung umsomehr.

Endlich waren, wie man uns ankündigte, die Pandits zu ihren Tols zurückgekehrt; auf dem Wege dorthin sprangen überall völlig unbekleidete Kinder neugierig an uns heran. Wo die ländlichen Hochschulen beginnen, hat man einen Ausblick auf den Fluß, der, wie ein eisgrauer, uns dort mit einem Sanskritverse begrüßender Pandit sagte, alle Sünden von uns genommen habe. In einem massiven Hause waren drei europäische Stühle für Hörnle, Mahesachandra und mich bereit gestellt. Der Besitzer des Grundstücks, eine dort zu Lande ungewöhnliche Hünengestalt mit riesiger Muskulatur, empfing uns mit der Ankündigung, er habe eine Entdeckung gemacht, die er in Sanskritversen ausgearbeitet und drucken lassen wolle, nämlich, daß „Seele" und „Denkorgan" ein und dasselbe sei. Vor uns auf dem Boden hockend, las er einen Teil des blumenreichen Unsinns vor, indem er sich mehrfach auf den berühmten Dichter Kalidasa als Autorität berief (!) und erläuterte jeden einzelnen Vers mit Feuereifer auf Bengali. Der treffliche Mahesachandra behandelte den Entdecker sehr cavalièrement und ließ sich nur zu deutlich merken, wie gering er das Machwerk taxierte. Unser Wirt zitterte vor Erregung, die Disputation wurde sehr lebhaft und artete bald, als verschiedene Leute aus Naihati für ihren Pandit mit Eifer Partei nahmen, in ein solches Getöse aus, daß wir die Sitzung aufhoben und zu den eigentlichen Tols gingen. Es waren nur noch wenige Minuten Weges durch schmale Gassen, zwischen Mauern und Hecken. Die Klassen befanden sich teils im Freien, teils unter Bambushütten, einige auch in Lehmhäusern; überall saßen die Knaben, größtenteils im Alter von 10 bis zu 16 Jahren, auf dem Erdboden, sowie auch die Pandits, von denen einheimische Grammatik, Rhetorik, Philosophie und anderes gelehrt wurde. Die Leitfäden und Texte, welche dem Unterricht zu Grunde lagen, waren fast nur in Handschriften vorhanden, freilich in ganz modernen Vervielfältigungen. Der Gesamteindruck, den diese Schulen gewährten, war in seiner Einfachheit so urindisch, daß man wahrhaftig den die Eigenart des Hindutums jetzt so rapid zersetzenden Einfluß des nahen Kalkutta nicht spürte. Die Knaben hatten in aller Eile zu unserem

[1] Das Wort ist bekanntlich ebenso wie das Spiel selbst ein orientalisches: in unserm „Matt" liegt eine Volksetymologie vor. Mât heißt im Arabischen „tot;" also „der König ist tot."

Empfange poetische Adressen, zum Teil in schwierigen Metren, verfaßt, die sie mit Pathos deklamierten und uns dann überreichten; meist des Inhalts, daß es für „kleine Leute" keine größere Freude gäbe, als wenn, dem natürlichen Laufe der Welt zuwider, „große Männer" zu ihnen kämen.

Wegen der vorgerückten Zeit mußten wir leider sehr eilen, um unsern Abendzug nicht zu versäumen, und konnten deshalb nicht alle Tols sehen. Aber noch bis auf den Bahnhof kamen uns die zurückgesetzten Pandits nach, mit dem Ausdruck schmerzlichen Bedauerns, daß ihre Schüler nicht Gelegenheit gehabt hätten, ihre Adressen zu verlesen. Ich versprach, wenn irgend möglich, noch einmal zu kommen, und bat einen Mann, die Gedichte zu sammeln und mir nach Kalkutta zu schicken.

Ich habe diesen Bildern aus Kalkutta und Umgegend nur noch ein Wort über die äußeren Bedürfnisse des Lebens hinzuzufügen. Man bekommt in der Hauptstadt alle Speisen in ausgezeichneter Güte, darunter die vortrefflichsten Seefische, welche selbst für den verwöhntesten Gaumen ein seltener Genuß sein dürften, und die Früchte des Landes schöner und mannigfaltiger als irgendwo sonst in Indien. In den großen europäischen Läden der Stadt fragt man kaum nach einem heimatlichen Artikel vergebens und hat denselben meist nicht einmal mit exorbitanten Preisen zu bezahlen, manche sogar, z. B. Stoffe und Kleidungsstücke, nur um ein weniges höher als in England. Trotzdem ist das Leben in Kalkutta nach unseren Begriffen kostspielig; die hohe Hausmiete, die zahlreiche Dienerschaft, Wagen und Pferde verteuern dasselbe derart, daß ein einzelner junger Mann zu einer behaglichen und den Anforderungen der guten Gesellschaft entsprechenden Existenz monatlich etwa 500 Rupien (das Anfangsgehalt des Regierungsbeamten), eine kleine Familie 800 bis 1000 Rupien gebraucht. Wer aber dort unter solchen oder besseren Verhältnissen lebte und in der Lage war, die heißen Monate regelmäßig in der kühlen Bergluft des Himalaya zuzubringen, wird später in der Heimat wohl manchmal mit Sehnsucht an die Jahre zurückdenken, in denen er allabendlich zu Roß oder im leichten Gefährt auf der Maidan von Kalkutta dahinjagte.

Pater Damian und die Leprosen.

(Schluß.)

Allein wenn auch die erhöhte Portion der von der Regierung gewährten Lebensmittel sehr willkommen war, so mußte doch Pater Damian noch Jahre-lang dringende Vorstellungen machen, daß in diesem Stücke nicht genug und nicht das wirklich Notwendige geschehe. Ein Ausschuß, welcher Molokai im Jahre 1878 besuchte, mußte pflichtmäßig berichten, daß die Bedürfnisse der Aussätzigen weit mehr Berücksichtigung und Aufmerksamkeit erforderten, als man ihnen bisher erwiesen hatte. Damian teilte dem Ausschuß ein Beispiel von der frevelhaften Nachlässigkeit mit, die man sich gegen die Niederlassung zu Schulden kommen ließ. Es war kurz zuvor ein Versuch gemacht worden, hundert Stück Rindvieh von der anderen Seite der Insel her über die Klippenmassen nach der Niederlassung zu bringen. Zwanzig Stück Rindvieh waren von den steilen Klippen heruntergestürzt und zu Tode gefallen, und das Fleisch ihrer Kadaver ward in Rationen an die Aussätzigen ausgeteilt worden. Als Ergebnis von Damian's Vorstellungen und den Untersuchungen des Ausschusses wurden in 1878 einige Verbesserungen vorgenommen; allein trotzdem hatten sich, als König Kalakaua und Königin Kapiolani im Jahre 1884 Molokai besuchten und von Pater Damian empfangen wurden, die Aussätzigen noch immer über ungenügende Verpflegung zu beklagen, und Mr. Ambrose Hutchison, der Unteraufseher der ganzen Niederlassung, mußte zugeben, daß ihre Klagen nicht übertrieben seien. Das besuchende Königspaar untersuchte die Sache selbst, besichtigte die Vorräte und fand den geräucherten Lachs so schimmelig und weich, daß er zum Genusse ganz untauglich war, den Zucker dunkel und schmutzig und das Brot zwar in Anbetracht seiner untergeordneten Qualität noch leidlich, aber doch schlechter als dasjenige, welches den Straf- und Untersuchungsgefangenen gereicht wurde. Die Königin selbst verfaßte einen Bericht, worin sie bessere Kost und reineres Wasser empfahl. Seither hat sich zwar viel zum Bessern gewendet, aber es ist noch Gelegenheit genug zu Verbesserungen vorhanden, denn erst noch im Jahre 1886 schrieb Damian betrübt an das Gesundheitsamt: „Gestatten Sie mir, mit Bedauern festzuhalten, daß schon seit mehreren Jahren bis auf den heutigen Tag nicht der zehnte Teil unserer Aussätzigen außerhalb des Spitalhofes imstande gewesen ist, die Wohlthat einer täglichen kleinen Ration Milch zu genießen."

Wenn die Leprosen, bei Damian's Ankunft unter ihnen, elend mit Nahrung versorgt waren, so waren sie bezüglich der Wohnung noch übler daran. Sie wohnten einst in blosen Hütten aus Ricinusblättern, welche mit Gras oder mit Zuckerrohrblättern gedeckt waren. Diese kleinen feuchten Hütten, welche kaum ein Obdach überhaupt gewährten, steigerten noch besonders den furchtbaren Fortschritt welchen die Krankheit auf der Insel machte, und machten die eigentümliche Ekelhaftigkeit, welche der Krankheit anhaftet, noch unerträglicher, so daß der wackere Priester bei Erfüllung seiner religiösen Pflichten oft aus einer Hütte hinauseilen mußte, nur um wieder etwas frische, reine Luft zu atmen. Eine der ersten Bemühungen, denen sich Pater Damian unterzog, ging deshalb dahin, in diesem Punkte Abhülfe zu schaffen. Zufällig riß im Winter 1874 ein Sturm die Mehrzahl dieser halbverfaulten Hütten nieder, so daß sehr viele der Aussätzigen in

ihren Wolldecken, dem Wind und Regen ausgesetzt, liegen mußten. Infolge von Damian's Vorstellungen wurden nun einige Schunerladungen Bauholz nach der Insel geschickt und dieses Material unter die Bewohner der Niederlassung verteilt. Diejenigen unter den Aussätzigen, welche einiges Geld besaßen, mieteten sich ihre eigenen Zimmerleute; einige der Neuangekommenen erbauten sich Wohnungen auf ihre eigenen Kosten und Damian errichtete eine größere Anzahl kleiner Häuser für die Mittellosen. Später ließ das Gesundheitsamt eine Anzahl behaglicher Wohnungen erbauen, „und so", sagt Damian, „wurden allmählich, mit verhältnismäßig kleinen Kosten für die Regierung, in Verbindung mit privaten und mildthätigen Hülfsquellen, jene behaglichen Häuser erbaut, welche heutzutage die beiden anständig-aussehenden Dörfer Kalawao und Kalaupapa bilden. Ich schätze die Zahl der heute (1886) vorhandenen großen und kleinen Häuser auf etwas mehr als 300, welche beinahe alle vergypst und getüncht und somit reinlich und hübsch, wenn auch vielleicht noch nicht alle mit guten Fenstern versehen sind. Diese Häuser können natürlich nicht die geeignete Lüftung haben, deren sie bedürfen. Wie freue ich mich aber, bemerken zu dürfen, daß, wenn ich die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleiche, meine unglücklichen Kranken von heute nicht allein in jeder Hinsicht behaglicher und besser versorgt sind, sondern daß ihre Krankheit im allgemeinen um ein gutes Teil milder ist und weniger Fortschritte macht und infolge davon die Sterblichkeitsziffer auch nicht mehr so hoch ist. Dies rührt zum großen Teil von den gesünderen und besseren Wohnungen her."

So hatte Damian sein Möglichstes gethan, um den Verbannten genügende Nahrung und behagliches Obdach zu verschaffen; aber die Behörden hatten in jeder anderen Beziehung und wesentlichen Besonderheit ihre gewöhnliche Fahrlässigkeit an den Tag gelegt. Als er nach Molokai kam, fand er die Aussätzigen aus Mangel an warmer Kleidung sehr leidend. Die dürftige Kleidung, welche die Regierung jedem Kranken liefert, sollte mindestens für ein ganzes Jahr reichen. Wegen der ungenügenden Wasserzufuhr litt die elend ungenügende Kleidung, die einzige, welche die meisten Kranken besaßen, nur allzu oft an Reinlichkeit und Schicklichkeit. Viele von den Aussätzigen erhielten allerdings gelegentlich Geschenke von ihren Verwandten und Freunden auf den verschiedenen Inseln, aber die Freundlosen hatten gar keine Hülfsquellen. Es war auf Molokai nicht einmal ein Laden, wo diejenigen, welche noch ein Bißchen Geld hatten, sich die einfachsten Bedürfnisse der Kleidung kaufen konnten. Damian konnte natürlich keine Verbesserungen hervorzaubern, aber dieselben begannen wenigstens mit seiner Ankunft. Ein Laden ward errichtet, in welchem unter anderem kleinere Luxusartikel und Eßwaren für diejenigen, welche sich dies erlauben konnten, besonders aber Kleidungsstücke zu haben waren. Die Regierung hob die jährliche Austeilung von Kleidungsstücken auf und gewährte statt derselben jährlich jedem Aussätzigen sechs Dollars. Dies war etwas besser, aber noch 1886 mußte Pater Damian darüber klagen, daß dieser Jahresbeitrag viel zu klein für diejenigen sei, welche keine Verwandten und Freunde auswärts haben, um sie zu unterstützen, so daß nur Mildthätigkeit allein den Ausfall decken müsse.

Der weitere größte Abbruch, der dem Wohlbefinden der Kranken angethan ward, als Damian der Niederlassung derselben sich annahm, war, daß in dieser Krankenkolonie kein ständiger Arzt vorhanden war. Etwa einmal im Monat besuchte ein Arzt die Insel und dieser elend ungenügende Zustand währte noch fünf Jahre lang nach Damian's Ankunft. Bis 1878 mußten er und ein europäischer Leprose das Bißchen Heilkunde ausüben, auf welche er sich verstand. Es gab allerdings ein sogen. Spital zu Kalawao, aber der Name war nur ein Hohn, denn es war ein Spital ohne Arzt, ohne barmherzige Schwestern, ohne ständige Krankenwärterinnen; die einzigen Pflegerinnen waren unbezahlte Frauenzimmer, welche nach Belieben gingen und kamen, welche eigentlich nur auf die Insel gekommen waren, um ihre eigenen persönlichen Freunde und Bekannten zu verpflegen, und die nicht gezwungen und von denen auch nicht erwartet werden konnte, daß sie mehr thaten. Durch Damian's Fürsorge trat hier eine gänzliche Wandlung ein: es kam nun ein ständiger Arzt, welcher in den Hospitalgebäuden in Kalawao die nötigen Medikamente mit solchen Gebrauchsanweisungen aufstellte, daß jeder Mann von gesundem Menschenverstande sie verstehen kann. Er hat eine Armenapotheke in Kalaupapa eröffnet und thut alles, was in seinen Kräften steht, um der Verbreitung der Aussatzkrankheit vorzubeugen, denn er weiß wohl, daß er sie zu heilen vergebens versuchen würde. Für die allerschlimmsten Fälle der Krankheit sind nun vortrefflich eingerichtete Spitäler vorhanden, reinliche hölzerne Gebäude, welche in einer Umzäunung von etwa zwei Morgen Flächenraum mit hübschen wohlbewässerten Gärten für Blumen und Gemüse stehen. Allein trotz alledem haben die Aussätzigen ein nicht ganz unbegreifliches und unnatürliches Vorurteil gegen das Hospital, denn sie erinnern sich noch an das alte Scheinspital zu Kalawao. Es graut ihnen anscheinend davor, und das darf nicht wundern, denn wenn in früherer Zeit ein Patient ins Spital gebracht wurde, so pflegte man in demselben Fahrzeug oder Fuhrwerk mit ihm den Sarg hinzuschicken, welchen er bald einnehmen sollte!

Nun noch einige Worte über Damian's Leistungen als Priester und als Lehrer. Für die Kinder, welche mit ihren Eltern oder Verwandten in der Niederlassung leben, hat er zwei Schulen errichtet. Dicht bei Damian's Hause und unter seiner unmittelbaren Aufsicht sind zwei andere Gebäude, eines für Knaben, das andere für Mädchen, welche sämtlich für sich abgesondert wohnen; in diesen Gebäuden sind alle Kinder untergebracht, welche Waisen sind

oder keine Verwandten und Freunde auf der Insel haben. Im Jahre 1872 gab es auf der Insel nur eine einzige kleine protestantische Kirche, deren Geistlicher ein Eingeborener von Hawaii und selbst aussätzig war. Nun zählt die Insel fünf Kirchen: zwei römisch-katholische, zwei protestantische und eine mormonische. So gering an Ausdehnung die Niederlassung auch ist, so war Pater Damian nicht eher zufrieden, als bis er zwei Gotteshäuser erbaut hatte, damit auch der schwächste seiner Kranken in der Lage sei, eine Kirche in seiner Nähe zu haben. Vor Damian's Zeit sorgte die Kirche für die Aussätzigen im Tode ebenso wenig, als im Leben. Da die Regierung nicht die zwei Dollars hergab, was der Preis eines Sarges von rohen Brettern war, so wurden die ganz mittellos Verstorbenen oft ohne irgend einen Sarg, selbst von der rohesten und wohlfeilsten Art, beerdigt. Die armen Leprosen, um für eine gemeinschaftliche Kasse zur Bestreitung ihres anständigen Begräbnisses zu sorgen, gründeten einen Sargverein und hielten „Sargfeste", bei welchen Beiträge zu dem Fonds gegeben wurden. Damian errichtete sodann, in unmittelbarer Verbindung mit wenigstens einer seiner Kirchen, einen großen wohl eingezäunten Friedhof, wo die Verstorbenen nun feierlich beerdigt werden, gleichviel ob sie zu Damian's eigener Konfession gehören oder nicht.

Welche wunderbaren Veränderungen hat dieser fromme Gottesmann überall auf dieser verlassenen Insel herbeigeführt! Als er zuerst nach der Insel kam, befanden sich die Aussätzigen in einem Zustande tiefster Erniedrigung. „An diesem Orte gibt es kein Gesetz", war die landläufige Aeußerung unter ihnen. Obwohl die anderen hawaiischen Inseln den Götzendienst schon längst aufgegeben und sich zum Christentum bekehrt hatten, so herrschte in Molokai, wo es keinen Missionar und keinen Priester gab, das alte Heidentum mit all seinen entsetzlichen Folgen noch ungeschmälert fort, und um die Sache noch zu verschlimmern, hatten die Eingeborenen ein gewisses Knollgewächs, die sogen. Ki-Wurzel, entdeckt, deren konzentrierter und roh destillierter Absud ein berauschendes Getränke von der entsetzlichsten Art lieferte, welches die Trinker mehr zu Tieren als zu Menschen machte. Allein nun kam Damian als ein Priester und Lehrer unter diese verlassenen sterbenden Unglücklichen. Anfangs schienen, wie er gesteht, alle seine Bemühungen beinahe vergebens zu sein. Allein seine Freundlichkeit und Herzensgüte, seine Sanftmut und Hingebung, sein Mitgefühl und religiöser Eifer und seine Gewissenhaftigkeit brauchten nicht lange zu warten, bis ihr Einfluß sich geltend machte. Bevor er nach Molokai kam, war die Leprosenansiedelung schmutzig, ekelhaft, abstoßend häßlich, beinahe eine Hölle. Jetzt ist es eine friedliche, geordnete, dem Gesetz gehorchende Gemeinde, welche einen anziehenden und sogar von gewissen Seiten heiteren Anblick gewährt. Es ist eine Kolonie von hübschen, weißgetünchten hölzernen Häusern, von welchen einige auf offenem Waideland, andere mitten in Batatenfeldern stehen, manche sogar Veranden und Gärten mit Blumen, Bananen- und Zuckerrohrfeldern haben. Viele von den Aussätzigen — welche vom Zahlen aller Steuern und Abgaben befreit sind — bilden unter sich kleine Kolonien, welche inmitten umzäunter und wohlbebauter Felder und Gärten und in einiger Entfernung von den obengenannten beiden Dörfern liegen. Die auf diesen Außengehöften und die in den Dörfern lebenden Aussätzigen scheinen trotz ihrer hoffnungslosen Lage nicht eigentlich unglücklich zu sein, denn sie haben zum Glück ihren Anteil an jener fröhlichen Heiterkeit nicht eingebüßt, welche eine der kennzeichnendsten Eigenschaften des hawaiischen Volkes ist. Wie ihre glücklicheren Stammesgenossen, schmücken sie sich nach der hübschen hawaiischen Sitte mit Blumenkränzen; sie haben ihre Kompagnie freiwilliger Miliz mit einer sehr beliebten Musikbande. Sie führen so gut sie können das Leben harmloser hawaiischer Dorfbewohner und gehen ihren individuellen Geschäften nach: die einen flechten Matten, andere betreiben einen Kramladen mit Tabak und kleinen Erzeugnissen von eingeborener Arbeit. Alle von ihnen bewahren noch bis zum letzten Augenblick ihre Vorliebe für Schmuck, für helle Farben und besonders für Blumen. Bei einer Gelegenheit hielten sie sogar einen großartigen Ball in ihrem Spitale — einen wahrhaftigen Totentanz.

Alles was Pater Damian für sich allein aus eigener Kraft zu thun vermochte, und sogar noch mehr, das hat er gethan. Die hawaiische Regierung, mit ihren beschränkten Hülfsquellen, kann den Aussätzigen vielleicht nicht mehr Unterstützung gewähren, als sie gegenwärtig gibt, und die Güte und Freigebigkeit der Eingeborenen dieser Inseln hat natürlich ihre notwendigerweise festen Grenzen. Für den Pater Damian selbst kann die Außenwelt begreiflicherweise nichts thun, denn er steht ja unter einem Gelübde der Armut; allein alle Unterstützung und Hülfe, welche man seinen armen Kranken angedeihen läßt, betrachtet er als ihm selbst geleistet; er hat sich im Dienst der Aussätzigen nicht geschont: er ist ihr Arzt, Krankenpfleger, Zimmermann, Schulmeister, Verwaltungsbeamter, Maler, Gärtner und Koch, ja zuweilen sogar ihr Leichenbestatter und Totengräber gewesen. Es ist erfreulich, daß seine Leistungen auch in anderen Ländern bekannt geworden und in den Vereinigten Staaten und England anerkannt worden sind, und daß in beiden Ländern sich Geistliche seines Unternehmens angenommen haben. Namentlich in einem Geistlichen der englischen Hochkirche, dem Ehrwürdigen H. B. Chapman, Vikar von St. Luke, Camberwell, in London, hat Pater Damian einen Freund gefunden, dessen mitfühlende Teilnahme nicht bei bloßen Worten stehen geblieben ist. Herr Chapman veranstaltete Sammlungen und war im Jahre 1886 imstande, gegen tausend Pfund Sterling an Damian abzusenden, welche meist von Armen beigesteuert worden. Damian schrieb im Januar 1887 voll Dankbarkeit an seinen englischen Freund:

„Hochwürdiger lieber Herr! Ihre beiden Briefe vom 1. Dezember mit der beiliegenden Anweisung über 975 Lstrl. sind mir wohlbehalten am 17. ds. Mts. zugekommen. Mögen Ihre hochschätzbaren Bemühungen, meine unglücklichen Kranken zu unterstützen, gewissermaßen ein magnetischer Punkt sein, um auf Sie, Ihre Familie und alle großmütigen Seelen, welche zu diesem Werke beigesteuert haben, besondere Gnaden zu ziehen, damit an einem jeden von Ihnen die Worte der Heiligen Schrift sich bewähren: „Beneficit animae suae vir misericors" („ein mildthätiger Mann thut seiner eigenen Seele wohl"). Ich danke den barmherzigen Gebern inständig für das unbegrenzte Vertrauen, welches sie in mich setzen bezüglich der Verfügung und Verteilung ihrer großmütigen Gaben für die Unterstützung der armen und bedürftigen Leprosen. Da wir gegenwärtig in der kalten Jahreszeit sind, sende ich heute an unsere Lieferanten in Honolulu eine große Bestellung auf Waren zur Deckung der Bedürfnisse aller unserer Armen ohne Unterschied der Rasse und des Glaubens, sowie auf Tuch und andere Bedürfnisse. Der Ueberschuß des Betrages, welcher er auch immer sein mag, soll für künftige Bedürfnisse aufbewahrt werden. Bei der Ankunft dieser Waren wird der Duft der Blüte englischer Nächstenliebe an einer großen Zahl armer notleidender Dulder geschätzt werden, deren kalte und gelähmte Glieder nun die Behaglichkeit warmen Tuchs wieder fühlen werden. Die Mehrheit der Empfänger wird ohne Zweifel ihrem Danke selbst Ausdruck geben und den Gebern ein brünstiges Gebet weihen. . . . Ich bleibe für immer Ihr treuer dankbarer Freund in unserem göttlichen Herrn. Oremus pro invicem.

J. Damian de Veuster."

Auch von einigen Mitgliedern des katholischen hohen Adels und der Hochkirche Englands erhielt Pater Damian reiche Spenden für seine Leprosen.

Die starke Vermehrung der Aussätzigen auf Molokai zwang Damian, im Jahre 1888 den Bau einer neuen Kirche in Angriff zu nehmen, und als für diesen Zweck in England von seinen Freunden gesammelt wurde, gingen von allen Seiten reiche Beiträge ein, welche umsichtig und gewissenhaft verwendet wurden.

Pater Damian erlag am 24. April ds. Js. den fünfjährigen Leiden seiner furchtbaren Krankheit, deren Leid und Schmerzen er mit rührender Geduld und Hingebung ohne Murren trug, und er bat sich aus, auch im Tode auf dem von ihm geschaffenen Friedhofe inmitten seiner heimgesuchten Brüder ruhen zu dürfen, denen er mit dem schlichten Heldenmut eines Märtyrers sein Leben und Wirken gewidmet hatte. Still und friedlich ist er heimgegangen, ohne irgend einen irdischen Lohn erwartet und erhalten zu haben, aber in der Ewigkeit wird er seinen dauernden und schönen Lohn finden. Es gibt nicht zu viel Heroismen in der Welt, denn die Erde wird, wie Thomas Carlyle sagte, nie allzu gottähnlich werden; allein unter den Männern unseres Jahrhunderts dürfte es wenige geben, deren Häupter ein schönerer, hehrerer und verdienterer Lorbeerkranz ziert, als diesen edlen belgischen Ordensgeistlichen!

Der Robbenschlag auf Neufundland.

In der alten Welt sind die Reize und Schönheiten der Frühlingszeit wahrscheinlich schon seit unvordenklicher Zeit der Gegenstand aller Lieder und Gesänge unserer Dichter gewesen. Sollte aber jemals ein Dichter auf der mit Fichten und Kiefern bekleideten Insel Neufundland erstehen, so wird er, jedenfalls in Einer Beziehung, originell sein müssen, denn es wird seiner Gestaltungs- und Darstellungsgabe eine schwere Aufgabe stellen, das Ungemach und die Unannehmlichkeiten derjenigen Jahreszeit zu schildern, welche dort die widerwärtigste ist. Im Frühjahr erscheint, von der arktischen Strömung aus den öden Polarmeeren heruntergetragen, das dicke nördliche Eis, und die Insel ist manchmal auf eine Strecke von mehreren Hundert e. Mln. in diese kalte Rüstung eingehüllt, welche sich so weit erstreckt als nur das Auge reicht und dem weiten Meere das Ansehen gibt, als sei es nur ein unabsehbares Pflaster von rohem, weißem Marmor. Hie und da ist ein Eisberg zwischen die Fluen eingeklemmt, und die tiefen blauen Schatten vorüberziehender Wolken gewähren allein dem Auge einige Erholung in der trostlosen weißen Eintönigkeit. Wenn dann der Südwind über diese eisige Wüste hinstreicht, so begegnet ihm das gewöhnliche Loos, welches mit „schlechter Gesellschaft" verbunden ist, d. h. er nimmt alle schlechten Eigenschaften der neuen Verbindung an und erreicht Neufundland beladen mit jenem erkältenden Nebel, welcher das Klima in einen solch schlechten Ruf gebracht hat und der in einigen Teilen der Insel den bezeichnenden Spitznamen „Barbier" erhalten hat. Häufiges Thauwetter schmilzt dann den Schnee von den wärmeren Stellen von Fels und Feld und diese ragen in schwarz und braunem Elend aus den Flächen von schmutzigem und halbflüssigem Schnee und geben dem ganzen Antlitz des Landes ein unbeschreiblich jämmerliches und trostloses Ansehen. Keine einzige Blüte ist zu sehen, kein einziges grünes Blatt gibt eine Hoffnung auf künftige Herrlichkeit und nur einige „amerikanische Rotkehlchen", welche aber eigentlich Drosseln (Turdus migratorius) sind, hübsche Vögel mit rußbrauner und rötlicher Brust, schwarzem Kopf und gelbem Schnabel, welche um den 10. oder 12. April eintreffen — versichern einen, daß „die Natur nicht tot ist, sondern nur schläft."

Wenn unsere Jungen in Europa sich im Frühjahr darauf freuen, den Vogelnestern nachzugehen, so sieht die Neufundländer Jugend der Ankunft des Eises in Erwartung ihres Frühlingszeitvertreibs, des sogen. copying,

entgegen. Dieses Vergnügen besteht darin, daß man von einer schwimmenden Eisscholle zur anderen springt. Diese Schollen nennt man mit dem landesüblichen Ausdrucke pans oder Pfannen, und eine Pfanne kann einen Umfang von einer Spanne bis zu 30 F. Durchmesser haben. Die Pfannen sind nicht immer dicht zusammengerückt, sondern stellenweise ist zwischen ihnen offenes Wasser oder halbgefrorener Schnee, und nicht jede Pfanne vermag irgendwelches Gewicht zu tragen. Um sie zu betreten, bedarf es daher eines mutigen und erfahrenen Führers. Die Jungen folgen demselben dann einer hinter dem andern, springen von Scholle zu Scholle und ahmen alle seine Bewegungen nach, „kopieren" sie, was dieser Belustigung den Namen gegeben hat. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man nur das einfache Vordringen von einer Eisscholle zur anderen, wo es sich um keinen ernsten Zweck, wie Jagd 2c., handelt. Die Belustigung ist nicht ganz ungefährlich, aber die Eltern halten selbst ihre Söhne zu diesem Vergnügen an, weil es die unentbehrliche Vorübung zu der dem Robbenschläger unerläßlichen und hauptsächlichen Kunst, sich rasch und sicher auf dem Eise zu bewegen, ist. Der Robbenschlag aber ist unter den ärmeren Klassen auf Neufundland ein Hauptvergnügen und Erwerbsmittel und ein Ziel allgemeinen Ehrgeizes. Einige Wochen vor dem ersten März beginnen nämlich in St. John's und anderen Städten der Insel Scharen von Männern in der Hoffnung einzutreffen, eine „Heuer fürs Eis" auf einem der Schiffe zu finden, welche sich auf den Robbenfang vorbereiten. Früher wurde der Robbenschlag von ganzen Flotten von Schunern betrieben, allein in neuerer Zeit sind Dampfer in großer Ausdehnung an die Stelle der Segelschiffe getreten, und während früher über 200 Schuner nur vom Hafen St. John's allein nach den „Robbenwiesen" ausgelaufen sind, so wird heutzutage der Robbenschlag von nicht mehr als sechs oder sieben Dampfern betrieben. Die größten von diesen Dampfern gehören nach Dundee und erreichen Neufundland ungefähr um die Mitte Februars; sie dingen dann in St. John's ihre Bemannungen von Robbenschlägern und rüsten sich für die Jagd aus. Allein kein Dampfer ist vor dem 10. März zum Auslaufen auf eine Robbenjagdfahrt bereit. Sollte die Fahrt eine erfolgreiche sein und der Dampfer im Verlauf von einigen Wochen oder noch weniger mit einer vollen Ladung in den Hafen zurückkehren, so ist es noch Zeit genug für ihn, auf eine zweite Robbenjagd auszulaufen, nur muß es für eine solche Fahrt nicht später als der 1. April sein. Da man befürchten mußte, daß die Einführung der Dampfschifffahrt in die Robbenjagd zur gänzlichen Vernichtung der Robben führen könnte, hat die neufundländische Gesetzgebung sich neuerdings mit der Regelung dieser Angelegenheiten befaßt und geeignete Bestimmungen hierüber erlassen. Die Schuner führten Bemannungen von 40—50 Köpfen, während auf jedem Dampfer 200—300 Mann untergebracht werden können; die Dampfer bieten ferner noch den Vorteil, sich durch das Eis hindurch zwängen zu können (die zur Robbenjagd verwendeten Dampfer sind alle von Holz), dadurch nah an die Schollen mit den Robben zu kommen und bis zu einem gewissen Grade von Wind und Wetter unabhängig zu sein. Aus diesen Ursachen ist in den jüngsten Jahren unter den Robben furchtbar aufgeräumt worden; es sind mehrfach über eine halbe Million Robben in einer einzigen Saison erlegt worden gegenüber einer Ausbeute von 4900 Stück, was im Jahre 1795 für den durchschnittlichen Ertrag galt.

Wenn die Zeit für den Robbenschlag herannaht, so finden sich Scharen von Männern zu Fuße in der Hauptstadt ein, während Hunderte aus den Außenhäfen zur Eisenbahn oder in Küstenfahrzeugen eintreffen. Der hauptsächlichste Zusammenkunftsort der Robbenschläger ist Water Street, die verkehrsreichste Hauptstraße von St. John's, eine lange, ungepflasterte, schmutzige Straße, welche sich vieler Läden und Magazine in Stein- und Backsteinbau erfreut, während die übrige Stadt nur aus hölzernen Häusern besteht. Diese laufen einige englische Meilen weit dem Rande des Hafens entlang, in welchen mehrere hölzerne Staden sich in ungeschlachter Gestalt hinaus erstrecken. In dieser Jahreszeit ist die Straße meist hochauf mit schmutzigem und gefrorenem Schnee bedeckt und Schlitten und Schleifen passieren in der Mitte auf einer Art gebahnter Straße hin und her, während an den Fronten der Häuser hin Fußsteige aus dem Schnee ausgeschäufelt sind. Auf diesen Fußpfaden treiben sich die Robbenschläger herum, lauter schmucke, stramme, hochgewachsene und starknochige Gestalten, an Wind und Wetter und jede Unbill der Witterung im unholdesten Klima gewöhnt, in einer harten Schule aufgewachsen und allen Verfeinerungen des Lebens fremd. Sie sind aus dem Holze, woraus man tüchtige Seeleute schneidet und woraus in früherer Zeit die Kapitäne von Buccanier-, Flibustier- und Kaperschiffen sich am liebsten ihre Mannschaften geworben haben würden. Ihre Gesichter sind in der Regel plump und schwerfällig und ihre geistigen Fähigkeiten dürftig oder wenig entwickelt, wie es stets bei Fischerbevölkerungen der Fall ist. Die Männer tragen meist kurze Jacken, starke Tuchhosen, hohe, beinahe bis zum Knie reichende Stiefeln, pelzgefütterte Mützen mit Klappen für die Ohren und warme Faust-handschuhe, und beinahe jeder trägt ein kleines Bündel an einem Stock auf der Schulter.

Das Bündel enthält ein winziges Quantum von überzähliger Kleidung und etwas Medizin gegen etwaige Unfälle auf der Reise — gewöhnlich eine Art Salbe im Fall eines Schnitts, etwas ‚Klosterbalsam' gegen Verrenkungen und ein Fläschchen mit Zinkvitriol, falls der Robbenschläger von Blindheit befallen werden sollte. Dies ist ein Unfall, welcher den Robbenjägern häufig zustößt — eine Art Augenentzündung mit vorübergehender Blindheit, hervorgerufen von dem Reflex des Sonnenlichts auf der unabsehbaren Eisfläche. Wenn die Augen zuerst davon

befallen werden, fühlt man ein Jucken und Stechen in denselben, wie wenn Staub oder kleine Teilchen irgend einer Art hineingekommen wären; die Augenlider zucken beständig und die Augen thränen. Wenn man der Entzündung nicht schnell Einhalt thut, steigt sie allmählich, bis der Patient eine Zeit lang alle Sehkraft verliert und heftige Schmerzen empfindet, sobald er sich irgend einem starken Lichte aussetzt. Personen, welche einmal an Schneeblindheit gelitten haben, laufen Gefahr, leicht wieder von demselben Uebel befallen zu werden, wenn sie sich dem blendenden Glast der Frühlingssonne wieder aussetzen. Um diese Gefahr für ihre Augen zu vermeiden, tragen diese Leute häufig farbige Brillen, wenn sie auf dem Eise sind.

Bevor jemand nicht eine längere Zeit inmitten von Schnee und Eis zugebracht hat, erfährt er kaum, wie verstimmend und für Auge und Gemüt gleich niederdrückend diese beständige eintönige Weiße der Umgebung ist, und es wird einem dann erst die Thatsache verständlich gemacht, wieviel von des Lebens Freuden und Genüssen von den grünen Gegenständen und den mannigfaltigen und immer wechselnden Schönheiten und Interessen der Tier- und Pflanzenwelt abhängt. Wenn die Eisfluen nicht mit Robben besetzt sind, erscheinen sie als eintönige Wüsten ohne Lebenszeichen. Allerdings ist aber sogar auch in diesen eisigen Höckern und flachen Schollen noch Leben vorhanden. Professor Stuwitz fand in Eisklumpen noch Infusorien, welche, wenn die Masse in kleine Stücke zerschlagen wurde, noch mit phosphoreszierendem Glimmen durch ihren krystallenen Kerker schienen, und Dr. Kane beschreibt das leuchtende Aussehen, welches aus dem Zusammenstoß von Eisbergen und Fluen sich ergab, wie das Flimmern von Glühwürmchen. Allein das Auftreten dieser mikroskopischen Lebensformen ist eine ganz ausnahmsweise Erscheinung; gewöhnlich erscheint das Eis öde und ohne Leben, wie die Welt am zweiten Schöpfungstage gewesen sein muß.

Als man sich noch der Segelschiffe bediente, hatten die Bemannungen oft harte Arbeit, um sich einen Weg für ihr Fahrzeug durch das Eis zu bahnen und zu sägen. Wenn die Fluen nicht schwer oder dicht gepackt sind, kann der Dampfer sie schieben oder sich einen Weg durch sie nach dem offenen Wasser rammen, falls der Hafen nicht vom Eis versperrt ist. Am 12. März, mit Tagesanbruch, laufen die Dampfer aus und die Robbenschläger beleben Verdeck und Takelwerk und rufen lustige Scheidegrüße herüber. Sollte aber das Eis dünn und klares Wasser in Sicht sein, so nehmen die Schiffe ihren Weg immer geradeaus, fahren etwas zurück und rammen sich dann ein wenig ins Eis ein. Die Dampfer wenden sich nordwärts und jeder hält denjenigen Kurs, welcher ihn am wahrscheinlichsten zu den großen Eisfluen zu bringen verspricht, wo die „Robbenwiesen" gefunden werden. Am Top des Masts auf jedem Dampfer ist eine tonnenartige Vorrichtung, das sogen. „Krähennest", angebracht, nämlich ein großes Faß, welches an der Mastspitze über dem Oberbramsegel befestigt ist. Oben an demselben ist ein eisernes Gerüst, um ein Fernrohr daraufzulegen. Im Boden des Fasses ist eine kleine Fallthür angebracht, welche den Zutritt ins Faß gestattet, und in dem Krähennest ist die Station für den Mann, welcher auf dem Auslug nach Robben ist und hier vor den schneidenden Schauern von gefrorenem Schnee und den eisigen Stößen des Mark und Bein durchbohrenden Windes geschützt bleibt. Sobald Robben entdeckt werden, bahnt sich der Dampfer so weit wie möglich seinen Weg zu ihnen hin und nun beginnt das Gemetzel.

Wir wollen nun sehen, wie die Robben dazu gekommen sind, daß ihr Schicksal sie ereilt. Sobald die Wurfzeit herannaht, versammeln sich die Robbenweibchen in zahlloser Menge auf den Eisfluen, welche unter dem Namen „whelping-ice" (Jungenwurf-Eis) bekannt sind. Jede Robbe scharrt und kratzt und beißt für sich selbst ein Loch durch das Eis, durch welches sie auf die Flue hinaufkriechen und nach Belieben nach dem Wasser zurückkehren kann, und merkwürdigerweise gelingt es diesen Geschöpfen, selbst im kältesten Winter jene Löcher offen und ungefroren zu erhalten. Ungefähr um die Mitte Februars kommen die jungen Robben auf dem Eis zur Welt, und jedes Robbenweibchen wirft alljährlich nur ein Junges. Wenn die jungen Robben zur Welt kommen, sind sie in einen dichten weißen Pelz eingehüllt und heißen „Weißröcke." Man findet in den Gewässern um Neufundland mehrere Arten von Robben: die Harfenrobbe oder Sattelrücken, Phoca groenlandica; die Klappmütze, Phoca oder Cystophora cristata; den gemeinen Seehund, Phoca vitulina; eine Robbenart, welche die Robbenschläger den square flipper nennen, und eine fünfte Art, bei welcher die Oberlippe in eine Art kurzen Rüssel umgebildet sein soll, wie beim Tapir oder der Elefantenrobbe der Südpolarmeere. Diese letztere Robbenart kommt nur im St.-Lorenz-Golf vor, ist sehr selten und daher auch nur wenig bekannt. Der gemeine Seehund ist um Neufundland herum nicht häufig; er geht meist die Flüsse hinauf, wird nie auf dem Eise gefunden und ist identisch mit dem Seehund, der an den nördlichen und nordwestlichen Küsten und Inseln von Europa vorkommt, und von welchem die Bewohner der Hebriden bis zum Jahre 1807 vorwiegend lebten und der von den Bewohnern mancher Inseln förmlich gehegt wurde, wie denn ein Kloster auf Jona nach Adamnan eine Heerde derartiger Seehunde auf einer benachbarten Insel hielt. Ein Räuber versuchte dieselben einst zu stehlen, aber die Mönche lösten ihre Seehunde wieder aus, indem sie dieselben gegen Schafe eintauschten. Square-Flipper ist angeblich ein Lokalname für die große grönländische Bartrobbe, Phoca barbata, welche eine bedeutende Größe (gewöhnlich 3 m., aber man hat auch schon Exemplare von $4^1/_2$ m. gefangen) erreicht, wegen der Güte von Fell, Fleisch und Speck sehr geschätzt, aber äußerst scheu und vorsichtig ist und deshalb auf Neufundland nicht häufig genug gefangen

wird, daß man ihr einen Handelswert beimessen könnte. Die Harfenrobbe und die Klappmütze sind daher die einzigen Arten, welche für die Bewohner der Insel von Bedeutung sind, und von diesen ist die Harfenrobbe die geschätztere, weil sie am meisten Speck auf sich hat, aus welchem man den wertvollen Thran gewinnt.

Die Klappmütze, auch Stemmatopus cristatus, führt diesen Namen daher, daß das Männchen eine sonderbare Kaputze oder Blase über der Nase hat, die es nach Belieben aufblasen kann. Diese Robbe ist weit größer als die Harfenrobbe, und die Klappmützen gehen gewöhnlich paarweise, wobei das Männchen dem Weibchen das Junge hüten hilft. Wird das Paar angegriffen und das Weibchen getötet, so wird das Männchen ein gefährlicher Gegner; seine aufgeblasene Mütze erschwert es sehr, ihm den Garaus zu machen, und mit seinen scharfen Zähnen beißt es den Schaft einer Harpune, ab, als ob es ein Kohlstrunk wäre. Die Kämpfe zwischen einer Klappmütze und fünf oder sechs Robbenschlägern sollen zuweilen über eine Stunde dauern und die Jäger manchmal bei dieser Begegnung nicht zum Besten wegkommen. Selbst die Eskimo fallen zuweilen der wilden Kühnheit der Klappmützenrobbe zum Opfer, wenn sie dieselbe von ihrem leichten Kayak aus angreifen. Die alten Klappmützenrobben schießt man gewöhnlich nieder, und eine Anzahl der Robbenjäger sind zu diesem Zweck mit Gewehren bewaffnet. Wenn eine Robbe im Wasser geschossen wird und fett und in guter Beschaffenheit ist, so wird sie gewöhnlich schwimmen; allein wenn der Speck erschöpft und die Robbe mager ist, so sinkt der Kadaver unfehlbar unter. Die Jungen der Klappmütze sind nicht weiß, sondern von gräulicher Färbung und heißen deshalb „Blaurücken." Die sogen. „Wiesen" oder Lagerplätze der Klappmützen- und der Harfenrobben sind niemals auf denselben Fluen, und die Fischer behaupten, man finde die Lagerplätze der Klappmützen immer östlich von denjenigen der Harfenrobben, und die Jungen der ersteren kommen 14 Tage früher zur Welt, als die der letzteren.

Die Robbenschläger versichern, daß auf jeder Robbenwiese eine kleine Robbe, welche sie „Jenny" nennen, eine Stelle auf einem erhöhten Eisblock einnehme und als Schildwache diene, um ihre Gefährten vor der Annäherung von Gefahr zu warnen. Ob diese Robbe einer besonderen Art angehört oder nur ein ungewöhnlich kleines Individuum ist, wie das Nestferkel, welches man oft in einem Wurf Schweine findet, vermag ich nicht zu sagen, denn die Robbenschläger haben eine abergläubische Abneigung gegen das Erschlagen einer Jenny, und so hat man sich noch kein Exemplar davon verschafft. In Irland glaubt man allgemein, das Nestferkel, laughaun, sei besonders schlau und vorsichtig und übernehme die Führerschaft unter seinesgleichen — Eigentümlichkeiten, welche von der Jenny unter den Robben geteilt zu werden scheinen.

Die Harfenrobbe, Phoca groenlandica, ist gewöhnlich von silbergrauer Färbung. Der Rücken ist gefleckt, und im vierten Jahre nehmen die Flecken auf dem Rücken des Männchens eine Gestalt an, welche ungefähr derjenigen einer Harfe gleicht. Bis sie drei Jahre alt sind, kann man die Männchen kaum von den Weibchen unterscheiden und nennt sie „Bedlamers" oder „Narren."

Sechs Wochen lang liegen die jungen „Weißröcke" hülflos und wimmernd auf dem Eise. Die dicke Lage Speck, welche sie umgibt, erhält sie warm wie eine Wolldecke und verhindert ihr Erfrieren in ihrer eisigen Wiege. Unter Tags schwimmen die Mütter weit und breit umher, um auf Fische Jagd zu machen, und kehren in Zwischenräumen zurück, um ihre Jungen zu säugen. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß, wenn die Robben auf der Suche nach Beute auch meilenweit umherschwimmen, doch jede den Heimweg zu ihrem eigenen Loche in der großen eisigen Eintönigkeit zurückfindet, einzig geleitet von jenem ausgezeichnet feinen und sich niemals irrenden sechsten Sinne, den wir Instinkt nennen. Nach sechs Wochen einer hülflosen Kindheit beginnen die Jungen sich ins Wasser zu wagen, verlieren dann ihr weißes Kleid und nehmen dafür ein gefleckes Fell mit dunklem Pelz an, und man nennt sie nun „Haarrobben" oder „Rauhjacken." Obwohl am Lande linkisch, sind die Bewegungen der Robbe im Wasser äußerst anmutig und namentlich diejenigen des Schwimmens ungemein schön. Die jungen Robben sind äußerst lustig und beweglich; sie purzeln und kollern spielend im Wasser übereinander, laben sich in seiner kräftigenden Kühle, tummeln sich manchmal anhaltend im Kreise und versuchen ihre hinteren Flossenfüße zu erhaschen, gerade wie junge Kätzchen tollen und mit ihren Schwänzen spielen. Erst nach mehreren Versuchen und nachdem sie von der Mutter sorgsam dazu angehalten worden sind, lernen die Jungen erfolgreich schwimmen, wobei die Alten sie fortwährend zärtlich überwachen und vor allen Gefahren des Zusammenstoßes mit dem schwimmenden Eise beschützen, ja sogar, wie Kenner versichern, sie zuweilen mit ihren hinteren Flossenfüßen umfassen und sie nach einem sicheren Orte flüchten.

Ganz glücklich ist die Robbenmutter, deren Kind so lange lebt, bis es alt genug ist, selbst ins Wasser zu gehen. Gerade während sie hülflos auf dem Eise liegen, fallen die meisten Robben den Jägern zur Beute. Sobald das Schiff in der Nähe eines Lagerplatzes festgeklemmt ist, beginnt die Arbeit des Niedermetzelns, und wollte Gott, es wäre immer nur ein Gemetzel! allein gräßlicherweise versäumen die Männer in ihrer sorglosen Hast es häufig, die unglücklichen jungen Robben zu töten, und ziehen ihnen lebend die Haut ab. Diese Thatsache klingt beinahe zu grausig, um glaubhaft zu sein, würde sie uns nicht durch einen glaubwürdigen Augenzeugen erhärtet, nämlich durch Tocque, welcher sich folgendermaßen äußert:

„Der Robbenschlag ist nur eine fortlaufende Szene

von Blutvergießen und Metzelei. Hier sieht man einen Haufen Harfenrobben, welche nur einen leichten Stoß mit der Harpune erhalten haben und sich krümmen und winden und das Eis mit ihrem Blut hochrot färben. Dort sieht man wieder einen anderen Haufen, welchen das Fell und der Speck heruntergezogen wird, während bei ihnen noch nicht der letzte Lebensfunke erstorben ist; ihr Zusammenschrecken und Keuchen macht die ungeübte Hand erschrecken und vor ihrer Berührung zurückbeben."

Und Professor Jukes, welcher ebenfalls eine Fahrt auf den Robbenfang mitgemacht hat, schreibt:

„Ich sah, wie man einer armen Robbe die Haut abzog, während sie noch lebte, und wie der Körper sich noch im Blute krümmte, nachdem ihm der Pelz abgezogen war. Der Robbenschläger erzählte mir nachher, er habe sie in diesem Zustande davonschwimmen sehen, und wenn der erste Schlag sie nicht völlig töte, nehme man sich selten Zeit, ihnen einen zweiten zu geben." Und an einer anderen Stelle erzählt er: „Als ich heute Morgen allein gelassen wurde, um das Boot zu überwachen, während die Männer auf dem Eise waren, machte mir die Menge der im Boote um mich herum aufgehäuften sterbenden Tiere und Leichen, welche sämtlich sich krümmten, stöhnten und Blut spieen, beinahe übel. Ich suchte Erleichterung in körperlicher Thätigkeit und stieß die scharfe Spitze der Harpune in das Hirn jeder Robbe, an der ich noch ein Zeichen von Leben entdecken konnte. Die Vision einer armen jungen Robbe in ihrem schneeweißen wolligen Pelz und dem von Blut überströmten Kopf, wie sie so zuckend und wimmernd durch das strömende Blut hindurch noch zu sehen versuchte, verfolgt mich in der That noch jetzt in meinen Träumen."

Die Robbenschläger sind mit Harpunen oder eisenbeschlagenen Stöcken versehen, welche in einen Haken endigen. Diese dienen ihnen dazu, um von einer Flue auf die andere zu springen, und zugleich auch, um die Robben zu erschlagen. Die wenigsten Robbenschläger tragen aber Sorge, den armen Tieren den Gnadenstoß zu geben, denn die einen sind stumpf und fühllos, die anderen leichtfertig und gedankenlos, alle aber nur darauf bedacht, so viel Robben wie möglich zu erschlagen, und bei dieser Gewinnsucht kümmern sich die wenigsten um den langen, grausamen Todeskampf, welchen sie ihren Opfern bereiten. Je mehr Felle sie erbeuten, desto größer ist der Gewinn, und so werden den armen Robben oft die Häute abgezogen, ohne daß man einen Augenblick damit vergeudet, die armen Tiere vollends zu töten, indem man denjenigen, welche vom ersten Streiche nur betäubt und gelähmt oder an der Bewegung gehindert worden sind, noch einen tüchtigen Schlag auf die Nase gibt. Wenn die Robben erschreckt oder verletzt werden, so weinen sie wie Kinder im Schmerz, und aus ihren dunklen, sanften, bittenden Augen rollen große Thränen. Professor Jukes sagt von dem Weinen und Wehgeschrei der Robben:

„Als wir über einen Saum von dünnem Eise gingen, spieste ein Mann mit seiner Harpune eine junge Robbe, und ihr Wehklagen klang genau wie das Weinen eines Kindes in den äußersten Affekten von Furcht, Jammer und Todesschmerz — ein Mittelding zwischen Wehgeschrei und krampfhaftem Schluchzen."

Ein Bekannter, welcher im Frühjahr 1888 eine Robbenjagd auf dem Eise mitmachte, gab uns eine ähnliche Schilderung von den Grausamkeiten, welche dabei vorkommen, und erzählt, wie solch ein armes Tier nur von einem leichten Schlag mit dem Knüttel betäubt ward, um den Robbenschläger in den Stand zu setzen, ihm mit verhältnismäßiger Leichtigkeit die Haut oder „Decke" abzuziehen; wie dann, nachdem es seines Felles beraubt war, nach einiger Zeit das Leben wieder in den zerrissenen und blutigen Körper zurückkehrte, der dann noch zuckte und sich krümmte, bis endlich ein wohlthätiger Tod das arme Geschöpf früher oder später von seinen Qualen erlöste.

Vermöchte man sich etwas Verrohenderes, Vertierenderes und Entwürdigenderes für diejenigen, welche mit einem derartigen Berufe beschäftigt sind, zu vergegenwärtigen? Ueber seine Ergebnisse und Folgen müssen wir abermals Herrn Tocque hören, welcher ja selbst ein Eingeborener von Neufundland ist. Er sagt:

„Der Robbenschlag ist nicht allein mit physischen Unfällen verknüpft, sondern auch eine Pflanzschule für moralische und geistige Uebelstände, denn er trägt dazu bei, das Herz zu verhärten und es den edleren Empfindungen der menschlichen Natur unzugänglich zu machen. . ." Man hat nicht mit Unrecht die Robbenschläger-Schiffe „schwimmende Höllen" genannt.

Professor Jukes schreibt:

„Auf diese Weise hatten wir mit Einbruch der Nacht 300 Robben an Bord, und das Verdeck glich einer einzigen großen Fleischbank. Als die Robben in einem Haufen aufgeschichtet lagen, sahen sie aus wie eine Heerde geschlachteter Lämmer, und gelegentlich erhob aus der Masse ein noch lebendes unglückliches Tier sein blutiges Gesicht und schlug um sich. Ich beschäftigte mich damit, diese mit einer Hebestange auf den Kopf zu schlagen, um ihren Qualen ein Ende zu machen." (Schluß folgt.)

Tibet in chinesischer Beleuchtung.

Trotz der zahlreichen von Europäern herrührenden Reisebeschreibungen, die in den letzten Jahren über Tibet veröffentlicht wurden, ist es von großem Interesse, die höchst merkwürdigen Eindrücke kennen zu lernen, welche dieses geheimnisvolle Reich in Zentralasien auf einen chinesischen Forschungsreisenden gemacht hat, der nach längerer Abwesenheit in Tibet vor kurzem nach Hongkong zurückgekehrt ist.

„Tibet", sagt unser chinesischer Forscher, „wird mit

Recht als das Land des Buddha bezeichnet. Ueberall stößt man auf hohe, bis in die Wolken hinein ragende Klöster, die mit kostbaren Schätzen angefüllt sind, und auf Gebäude und Tempel, aus Nephrit gebaut, von deren Innerm der Klang der heiligen Pali-Sprache, begleitet von harmonischem Glockengeläute, weithin über Berg und Thal ertönen gelassen wird. In einem Teile des Reiches wächst der Baum des ewigen Frühlings, während in einem anderen Teile der Himmel der ewigen Jugend sich befindet.

„In Lhassa, dem Sitz des göttlichen Stellvertreters des Buddha, befinden sich vier große Tempel, deren oberster Priester der Dalaï-Lama selbst ist und in deren weitem, von Ringmauern eingefaßtem heiligem Umkreise derselbe seinen Zerstreuungen und Unterhaltungen nachgeht. Diese Tempel selbst sind weitläufige palastartige Gebäude, überreich geschmückt und widerstrahlend von dem blendenden Glanze von Gold und Nephrit, mit denen die Dächer und Wände verkleidet sind.

„In Hintertibet kommen drei ähnliche Tempel vor, in denen der Banchin-Lama in königlicher Herrscherwürde thront. In allen diesen heiligen Gebäuden sind die Aufschriften in Pali, und die religiösen Andachtsübungen werden ohne Ausnahme in dieser heiligen Sprache der Buddhisten gehalten. Daselbst gibt es auch eine neun Stockwerke hohe Pagoda, welche ein Bild des Buddha enthält, das von sieben kostbaren Gegenständen umgeben ist und auf die Beschauer einen tiefen Eindruck zurückläßt. Tempel sowohl wie Pagode sind auf allen Seiten von wohlriechenden Olivenbäumen und Weingeländen umgeben, die so gepflanzt und gezogen sind, daß sie sich ineinander schlingen und dunkle schattige Räume bilden.

„Der Volksglaube in Hintertibet bezeichnet den Banchin-Lama als die Verkörperung des Buddha. Der Besitzer dieser Würde muß zum mindesten zehn Jahre lang auf die Ausbildung seiner Weisheit, auf die Vervollkommnung seiner Sitten und seines Verstandes, auf die Beherrschung und Befolgung der sämtlichen religiösen Gebräuche aufgewendet, sowie von einem unregelmäßigen und ausschweifenden Leben sich ferngehalten haben. Gleich seinem geistlichen Oberhaupte, dem Dalaï-Lama, besitzt auch der Banchin-Lama die Gabe, Geburten und Todesfälle, wie überhaupt jede Art von künftigen Ereignissen und Zufällen, vorherzusagen, ferner die Macht, alle auftauchenden Zweifel und Schwierigkeiten seiner Anhänger zu ergründen und zu lösen.

„Alle Tibeter, ohne Ausnahme, die auf dem Schlachtfelde ihren Tod gefunden, werden von dem Volke unter Darbringung von wohlriechenden Blumen und anderen hohen Ehrenbezeugungen begraben. Die gewöhnliche Begrüßungsformel der Tibeter besteht darin, daß der Untergeordnete vor seinem Uebergeordneten die Kopfbedeckung abnimmt und seine Zunge dreimal, rasch aufeinander hinausstreckt. Das Klima Tibets ist so unbeständig, daß die Eingeborenen behaupten, daß jede drei oder vier Meilen Entfernung ein anderes Wetter angetroffen wird.

„Die Art der Bestrafung, die in ganz Tibet gang und gäbe ist, wirkt wegen ihrer exemplarischen Strenge geradezu abschreckend. Ohne jedwede Rücksichtnahme auf das begangene Vergehen oder Verbrechen, sei dasselbe noch so gering oder noch so schwer, wird der Missethäter, wenn erwischt, in Ketten geschlagen und in ein dunkles Gefängnis geworfen, wo er so lange verbleibt, bis das Urteil über ihn gefällt ist. Todesurteile sind überaus häufig, und dieselben werden fast ausnahmslos in der Weise ausgeführt, daß der Verurteilte entweder an einen Pfosten gebunden wird und einer Anzahl von Bogen und Flinten zur Zielscheibe dient oder aber, daß der Verbrecher, falls er sich bei der Ausübung seiner Missethat Grausamkeit zu schulden kommen gelassen, in eine tiefe, mit Skorpionen angefüllte Grube geworfen wird, wo er von diesen giftigen Spinnentieren zu Tode gestochen wird. In früheren Zeiten gab es noch eine dritte Todesart für tibetische Verurteilte, indem man sie einfach an die wilden Kannibalen des U-Landes auslieferte, die sich an denselben gütlich thaten.

„Die Bestattung der Toten geschieht bei den Bewohnern von Tibet in der Weise, daß man die Leichen in weite, aus Tierhäuten verfertigte Säcke einhüllt, in denen sie sieben Tage lang von den Firstbalken der Wohnungen der betreffenden Toten herabhängen gelassen werden, während welcher Zeit Lamapriester tagtäglich ihre Liturgie vor denselben ableiern. Am achten Tage werden sie, gefolgt von einer Prozession von Verwandten und Freunden auf den höchsten Punkt des zunächst liegenden Bergrückens getragen, wo der Sack geöffnet, der Leichnam herausgenommen und in Stücke zerschnitten wird, die dann den Hunden vorgeworfen werden. Diese Art der Beerdigung nennt man Erdbestattung. Gehört der Leichnam einem Priester oder sonst einer angesehenen Persönlichkeit an, so werden die von Hunden abgenagten Gebeine sorgfältig gesammelt, pulverisiert und hierauf in Kügelchen oder Pillen von der Größe einer Bohne verarbeitet, die man auf dem Gipfel der Berge ausstreut, damit sie von den Adlern gefressen werden. Eine derartige Beerdigung nennt man Himmelsbestattung, weil die Adler auf diese Weise die Gebeine gen Himmel tragen.

„Leidenden und Kranken wird niemals eine Medizin gegeben, für diese gibt es in ganz Tibet die folgende unschuldige Universalkur: dieselben werden nämlich, nachdem man sie vom Kopf bis Fuß mit einer dicken Schichte Butter bestrichen, der direkten Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt, worauf sie ihre Gesundheit wieder erlangen."

H. P.

Kleinere Mitteilungen.

Vereine, Gesellschaften, Versammlungen ꝛc.

* Mitteilung der Geographischen Gesellschaft in Bremen. Bremen, 28. August. Man wird sich erinnern, daß

im Frühjahr dieses Jahres Herr Dr. Kükenthal aus Jena im Auftrag der hiesigen Geographischen Gesellschaft, begleitet von Dr. Alfred Walter aus Jena, eine zoologische Forschungsreise in das europäische Eismeer unternahm.[1] Beide Herren verließen am 7. Mai auf dem Fangschiff „Berntina", Kapitän Johnsen, den norwegischen Hafen Tromsö zu ihrer Nordfahrt. Am 26. Juni lief hier in Bremen bei dem Vorstande der Geographischen Gesellschaft ein von Whales' Point auf Stans Foreland, 29. Mai datierter Brief des Dr. Kükenthal ein. Eine englische Jacht hatte denselben mitgebracht. Der Hauptinhalt dieses Briefes ging dahin, daß beide Herren sich bei bester Gesundheit befänden, daß aber Wetter und Eisverhältnisse bis dahin ungünstige waren. Weitere Nachrichten liefen seitdem bei der Gesellschaft nicht ein, obwohl letztere Vorsorge getroffen hatte, daß ihr alle aus dem Eismeer eingehenden Nachrichten von Belang sofort durch einen Herrn in Tromsö gemeldet würden. Vor Kurzem lief nun aber ein Telegramm aus Christiania durch die Zeitungen, wonach „das norwegische Schiff ‚Berntina' mit zwei ungarischen Reisenden an Bord an der Westseite von Spitzbergen gestrandet sei, daß aber alle an Bord gerettet seien." Da bei der Gesellschaft irgend welche Nachricht hierüber aus Tromsö nicht eingelaufen war, so wurde von dem Vorstande telegraphisch in Tromsö angefragt und es lief darauf folgende Antwort aus Tromsö, den 23. August ein: „Dr. Kükenthal wurde durch das Schiff „Cäcilie Magdalena", Kapitän Arnesen, aufgenommen. Alles gerettet." Darnach bestätigt sich die Strandung, aber nicht die ebenfalls verbreitete Nachricht, daß Dr. Kükenthal und sein Reisegefährte Dr. Walter nach Tromsö zurückgekehrt seien, beide Herren verweilen vielmehr noch im Eismeer. Hoffentlich treffen bald briefliche Nachrichten der Herren bei der Gesellschaft ein; solche Nachrichten können freilich nur mit einem zufällig früher als sonst nach Norwegen zurückkehrenden Fangschiff anlangen. In Nachstehendem teilen wir nun den oberwähnten Brief des Herrn Dr. Kükenthal an den Vorstand der Gesellschaft seinem Wortlaute nach mit; es erhellt daraus am besten, wie schwierig in der ersten Hälfte dieses Sommers die Witterungs- und Eisverhältnisse im Polarmeer waren, und zwar im Gegensatz zu dem Sommer 1886, in welchem Jahr Herr Dr. Kükenthal seine erste Reise ins Eismeer ausführte. Es sei hier daran erinnert, daß Stans Foreland eine der kleineren Inseln im Osten der Hauptinsel Spitzbergen ist und daß Whales' Point, die südwestliche Spitze von Stans Foreland, auf etwa 77° 25' n. Br. und 21° ö. L. von Gr. gelegen ist. Dr. Kükenthal schreibt:

„Whales' Point (Stans Foreland), 29. Mai 1889.

Vielleicht gelangen diese Zeilen in Ihre Hände. Wir liegen mit fünf anderen Fahrzeugen fest eingeschlossen im Eise an der Westseite von Stans Foreland, denken jedoch bald loszukommen. Von Tromsö konnten wir erst am 7. Mai ausfegeln, da wir zuerst nicht volle Besatzung bekommen konnten, und ferner, weil in der ersten Maiwoche absolute Windstille herrschte. Am 13. Mai kam die Bäreninsel in Sicht, die wir von Osten her an der Nordküste entlang umsegeln konnten. Festes Eis trafen wir erst auf 75° N. 23' O. v. Gr.; es erstreckte sich von Südost nach Nordwest. Ein heftiger Sturm trieb uns zwischen die Untiefen des Südkaps von Spitzbergen, wir segelten indessen heil hinaus und setzten unsere Fahrt der Westküste entlang fort. Das bis dahin kalte, stürmische Wetter schlug um, wir hatten einige Tage lang herrliche Fahrt, Eis war fast gar nicht zu sehen', bis auf einige unbedeutende Treibeisstreifen, welche wir leicht durchbrachen. Am 21. kam starker Sturm aus Nord, wir mußten deshalb in der Magdalena-Bay vor Anker gehen (79° 36' N.) Am nächsten Tag kam ein Segelfahrzeug in Sicht, die englische Flagge am Top ließ keinen Zweifel, daß wir die Jagdexpedition des Mr. Pike vor uns hatten, der mit einigen Mann auf Danskoen überwintert hat. Die Leute erzählten uns, daß sie einen abnorm milden Winter gehabt hätten, um Weihnachten herum habe es gethaut, die strengste Kälte ist —28° R. gewesen. Starke Nordstürme haben zuletzt vorgeherrscht Das Eis, ungewöhnlich starkes Packeis, liegt bereits dicht an Amsterdamoen 79° 50' gänzlich undurchdringlich. Ihre Ausbeute war äußerst gering, nur acht Bären und ein Walroß sowie einige Robben. Wir sahen bald, daß ein weiteres Vordringen nutzlos war, denn am nächsten Tage segelten wir nordwärts und fanden das Eis ‚dicht wie eine Wand', wie unsere Leute sich ausdrückten. Die folgenden vier Tage trieben wir in Sturm und Schneetreiben zwischen den Eismassen herum. Dann entschlossen wir uns zur Rückreise, um die Ostküste zu versuchen. In diesen vier Tagen hatte das Eis infolge des Nordwindes eine Fahrt bis zum Nordkap von Prince Charles' Foreland gemacht, wo wir einen schmalen, aber dichten Streifen durchbrechen mußten. Am Südkap hatten wir, wie es dort gewöhnlich ist, Sturm, dann aber prächtige Fahrt nordostwärts. Eis trafen wir erst neun Meilen von Stans Foreland, wir konnten hindurchsegeln und befanden uns am Abend des 27. Mai unter Land in der Deevie-Bay. Hier erlegten unsere Harpuniere zwei Walrosse; einen Bären, der sich an der Küste zeigte, konnten wir nicht bekommen, da ein furchtbares Unwetter aus Süd hereinbrach. Wir gewannen einen kleinen Hafen nördlich von Whales' Point. Heute früh wurde der Wind westlich, und bei dem heftigen Sturm rückten die Eismassen mit furchtbarer Geschwindigkeit heran. Es war eine bewegte Szene heute Morgen, als die sechs Fahrzeuge bei dem starken Seegange und dem heranstürmenden Eis sich zu bergen suchten, es kamen mehrere Collisionen vor. Unser Heckboot wurde eingedrückt, das Boot des Engländers zwischen Schiff und Eis wie ein Strohhalm zerknickt, dann gewannen wir aber Schutz hinter drei mächtigen, auf den Strand geratenen Eisblöcken. Glücklicherweise war helles Wetter, sonst wäre die Sache nicht so gut abgelaufen. Von da aus sieht man kein Wasser, nur festgekeilte Eismassen. Bei hellem Sonnenschein unternahm ich darauf mit Walter eine Tour ans Land, das hier eine ziemliche Strecke weit flach ist; wir schossen 11 Rennтiere, noch im Winterkleide, und wollen versuchen, ein paar Felle zum Ausstopfen mitzubringen, da in Deutschland wohl kaum ein Museum derartige Exemplare besitzt. Unsere wissenschaftliche Ausbeute ist natürlich noch nicht groß, wir haben viermal dredgen können und prächtige Sachen erhalten. Die Wassertemperatur ist aber noch sehr niedrig, wir hatten ein paarmal —3° R. Walter hat schöne ornithologische Studien gemacht. Im Juli gehen wir wieder an die Nordküste. Mit Kapitän und Mannschaft sehr zufrieden! Beide gesund und guter Dinge. Herzliche Grüße von Ihrem ergeb. Kükenthal."

Einer norwegischen Zeitung ist noch zu entnehmen, daß das Schiff „Berntina" an der Küste auf Grund gestoßen und dabei derart schwer leck geworden war, daß ein Abbringen unmöglich und das Schiff darum aufzugeben war. Indessen war der Kapitän bei Abgang des Fahrzeuges, welches die Meldung nach Tromsö brachte, damit beschäftigt, den Fang sowie alles bewegliche Schiffsinventar zu bergen.

[1] Näheres in dem bezüglichen Artikel des Heftes 2, 1889, der Zeitschrift der Gesellschaft: „Deutsche Geographische Blätter."

* Passionsspiele in Brixlegg.

Die Oberammergauer Passionsspiele haben es zu einer Art Weltruf gebracht und ihre Darsteller gastspielen sogar, nach bekannten großen Mustern, außerhalb ihrer Heimat. Tirol hat, unbeschadet seiner Glaubensfestigkeit, jederzeit einen beträchtlichen Geschäftssinn bekundet, und so hat es auch bei sich zu Hause die lange brach gelegene Industrie der Passionsspiele, nebenbei auch zur Stärkung des christlichen Sinnes, wieder aufgefrischt — in dem Nordtiroler Städtchen Brixlegg nämlich. Zum viertenmale

seit zwanzig Jahren hat sich Brixlegg und ein „zugereistes" Publikum heuer an dem geistlichen Drama erbaut, dessen dem neuen Testament entnommener Handlung, ähnlich dem von Oberammergau, stets motivierende und erklärende Szenen aus dem alten Testament voraufgehen.

Die Bühne in Brixlegg hat zwei Abteilungen: das offene Proscenium und die mit einem Vorhang abgeschlossene Bühne, das Proscenium teils für den Prolog bestimmt, teils bei offener oder geschlossener Bühne, einen Teil der Handlung in sich aufnehmend. Nicht weniger als 15 Akte sehen wir an uns vorüberziehen und vor jedem dieser 15 Akte erscheinen 10 Genien, von welchen einer den Prolog spricht, den einleitenden Text für das Vorbild, für das Analogon aus dem alten und für die Handlung aus dem neuen Testament, dann tritt ein anderer Genius auf, um die auf das Vorbild sich beziehende Bibelstelle zu rezitieren, darauf fällt der Vorhang, der Chor singt eine eigens für die jedesmalige Szene komponierte Dichtung und nun erst kommt die eigentliche Handlung. Fünfzehnmal wiederholt sich dieser ermüdende, dieser fast einschläfernde Vorgang.

Die Handlung entwickelt sich wie folgt: 1. der Einzug Christi mit dem Vorbild: die erste Sünde, Strafe und Verheißung; 2. die Anschläge des Hohen Rates, mit dem Vorbild: die Söhne Jakobs, die ihren Bruder töten wollen; 3. der Abschied zu Bethanien, mit dem Vorbild: Tobias' Abschied; 4. das letzte Abendmahl, mit dem Vorbild: der Mannaregen; 5. der Verräter, mit dem Vorbild: Josef wird verkauft; 6. Jesus vor Kaiphas, mit dem Vorbild: Verurteilung Naboth's; 7. Judas' Verzweiflung, mit dem Vorbild: Kain; 8. Christus vor Herodes und Pilatus, mit dem Vorbild: Simson vor den Philistern; 9. Christus und Barrabas vor Pilatus, mit dem Vorbild: Anbetung des goldenen Kalbes; 10. Geißelung Christi, mit dem Vorbild: David's Verfolgung; 11. der Zug zum Kreuze, mit dem Vorbild: Abraham und Isaak; 12. Golgatha, mit dem Vorbild: Moses richtet die eherne Schlange auf; 13. Auferstehung, mit dem Vorbild: Jonas; 14. Schlußapotheose.

Die Darsteller in Brixlegg lassen zur Zeit sehr viel zu wünschen übrig. Der Kreuzesgang und die Kreuzigung freilich übten volle Wirkung; hier wurde mit erschütternder Naturwahrheit und sorgfältigster Detail-Malerei gespielt, aber im übrigen bekundete nur der „Christus" in Ton, Haltung und Geberde eine richtige Auffassung, Judas war nahezu ein unfreiwilliger Komiker, Johannes ging und saß stets mit gekreuzten Armen und gespreizten Fingern 2c. Auch der Text verträgt nicht nur, er fordert eine gründliche Revision, und die Regie hat, namentlich in puncto der Beleuchtung, noch sehr viel zu lernen, denn der Hintergrund der Bühne bleibt immer dunkel, die vordere Bühne erhält nur von der Seite her Licht (elektrisches Licht übrigens!) und das Proszenium hat nur Oberlicht. Vorzüglich aber sind die Chöre; weihevoll ist auch die Musik (vom Probstei-Organisten Schöpf in Bozen), poetisch der Text (vom Dekan Schenk in Klausen) und geradezu musterhaft der Vortrag.

Ob die andächtige Stimmung wesentlich dadurch gehoben wird, daß unausgesetzt gewaltige Bierkrüge in den Zuschauerraum hineingetragen werden, lassen wir dahin gestellt. G. W.

* Die Heeresreform in den Niederlanden.

Die beiden kleinen Nachbar-Königreiche Belgien und Holland stehen an der Schwelle einschneidender Militärreformen: in Belgien begegnen diese, trotz wärmster Unterstützung des Königs und aller militärischen Kreise, einem so intensiven Widerstand der klerikalen Kammermehrheit, daß ihr Zustandekommen immer zweifelhafter wird, es bleibt abzuwarten, ob es den Niederlanden gelingen wird, mit ihrem veralteten Militärsystem gründlich zu brechen.

Die königliche Kommission, welche die neue Militärvorlage auszuarbeiten gehabt hat, ist in ihrem Entwurf so weit gegangen, als es bei der entschiedenen Abneigung des Holländers gegen Heeresdienst und Heereslasten überhaupt möglich war. Wie heute die Sachen stehen, vermag das Königreich kaum eine Armee von 60,000 Mann ins Feld zu stellen, nach dem Kommissionsentwurf dagegen beträgt das jährlich auszuhebende Kontingent 15,000 Mann, und da die aktive Dienstzeit auf 8 Jahre bemessen ist, so wird das stehende Heer 120,000 Mann stark sein. Die neu organisierte Landwehr soll aus zwei Kategorien bestehen, die erste die aus dem aktiven Dienst ausscheidenden und dann noch fünf Jahre lang landwehrpflichtigen Soldaten, die zweite die in den Städten vorhandenen Bürgergarden in sich begreifend; die Minimalstärke der Landwehr wird von der Kommission mit 50,000 Mann berechnet, dürfte sich aber in Wirklichkeit auf 75,000 Mann stellen. Die Reserve soll nach dem Kommissionsentwurf eine Stärke von 80,000 Mann haben. Holland würde mithin imstande sein, für den Kriegsfall im ganzen über die stattliche Zahl von 275,000 Soldaten zu verfügen, vorausgesetzt freilich, daß diese 275,000 Mann nicht blos auf dem Papier stehen; das aber ist sehr wahrscheinlich, denn schon der Kommissionsentwurf spricht von zahlreichen „Ausnahmen" und von der „Möglichkeit", daß in Friedenszeiten nur ein kleiner Teil der Armee einberufen würde, und da für die Militärreform nur eine jährliche Mehrbelastung von 600,000 Gulden in das Kriegsbudget eingestellt wird, scheint das ein sehr geringer Teil sein zu sollen. Daß übrigens die jetzige Reform den Uebergang zum persönlichen Heeresdienst ankündige, darf man schwerlich annehmen; gerade dieser Punkt dürfte hartnäckig bekämpft werden. Von den beiden parlamentarischen Fraktionen, welche das gegenwärtige Ministerium Makay stützen, der konservativen und der klerikalen, ist die klerikale, gleichwie in Belgien, die entschiedenste Gegnerin des persönlichen Heeresdienstes, und sie erfreut sich der in Holland noch immer einflußreichen Partei der Pietisten. G. W.

---

* Auf der Südinsel von Neuseeland wurde kürzlich an der Westküste der Provinz Otago ein Wasserfall entdeckt welcher zu den bedeutendsten der Erde gehört und durch seine Umgebung — eine Kette von schneebedeckten Bergen, zahlreichen Gletschern und mysteriösen Seen — die größte Anziehung ausübt. Leider ist der Zugang mit großen örtlichen Schwierigkeiten verbunden. Unter den zur Zeit bekannten Katarakten der Erde ist der durch einen Nebenfluß des San Joaquin im Yosemite Valley, Kalifornien gebildete der höchste. Seine Wasser stürzen in drei Absätzen von einer Höhe von 2550 Fuß herab. Dann folgt der Orco-Wasserfall des Monte Rosa in der Schweiz mit 2400 Fuß und in zwei Absätzen. Der jetzt in Neuseeland entdeckte Sutherland Waterfall, wie man ihn benannt hat, rangiert mit 1904 F. an dritter Stelle. Er stürzt in drei Abstufungen mehr Wasser herab als die beiden vorgenannten. Der vierthöchste Wasserfall ist der Gavarnie in den Pyrenäen, Spanien, mit 1400 F. Das größte Volumen Wasser wird vom Niagara-Fall, Nordamerika herabgestürzt. Gr.

Junge zuverlässige **Philologen** jeder Gattung, **Historiker** und **Geographen**, die auf grösseren oder kleineren Bibliotheken und Archiven des In- oder Auslandes arbeiten, können behufs Erlangung dauernden oder gelegentlichen Verdienstes ihre Adressen mit genauer Angabe ihres Studienganges und Specialfaches der unterzeichneten Firma einsenden.

Th London Bibliographical Institute.
217. Euston Road London NW.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 38. Stuttgart, 23. September 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Zur Volkskunde im Königreich Serbien. Von V. Karić. Autorisierte Uebersetzung von F. S. Krauß. S. 741. — 2. Reisen in Ostindien. Von Dr. Ottokar Feistmantel in Prag. S. 744. — 3. Das amerikanische Schulwesen. Von Rittner Lübeck. S. 747. — 4. Dr. Fridtjof Nansen's Reise über das Binnenlandeis von Grönland von Ost nach West. (Fortsetzung.) S. 751. — 5. Der Robbenschlag auf Neufundland. (Schluß.) S. 756. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 760.

Zur Volkskunde im Königreich Serbien.

Von V. Karić.

Autorisierte Uebersetzung von F. S. Krauß.

Die Serben im Königreich Serbien ließen es sich bisher nicht besonders angelegen sein, ihr eigenes Volkstum zu erforschen. Seit den einschlägigen Arbeiten Vuk Stefanović Karadžić's, die aber hauptsächlich über die österreichischen Serben berichten, und seit dem großen Werke G. Miličević's über das Königreich Serbien ist bis in die jüngste Gegenwart kein so bedeutendes Werk über Serbien erschienen, als das von V. Karić, aus welchem wir nachstehenden Auszug aus den Kapiteln über das Volkstum mitteilen wollen. Das Werk führt den Titel: „Srbija. Opis zemlje, naroda i države (Serbien. Beschreibung des Landes, Volkes und Staates," Belgrad, 1888) und umfaßt 940 S. in Lex.-Form. Als Beigaben zum Texte bietet es neun Kartogramme, sechs Karten, siebzehn Melodien und hundertundneunundvierzig Bilder. Karić ist eigentlich Geograph und Schulmann. Im Volke aufgewachsen und mit frischem Beobachtungsgeist begabt, dabei, was bei einem Serben noch viel seltener ist, von einer bewunderungswürdigen Sachlichkeit in der Beurteilung der heimischen Zustände, war er der Mann dazu, ein wirklich wertvolles Buch über sein Vaterland zu schreiben. Besonders verdient angemerkt zu werden, daß er sowohl die serbische, als die fremde Litteratur über Serbien gewissenhaft bei seiner Arbeit mitbenutzt hat. Ihm waren aber auch die serbischen Ministerialarchive zugänglich, und nicht zum geringsten halfen ihm die ausgezeichnetsten Kenner Serbiens im Lande mit Rat und That. So viel ist gewiß, daß weder die Slowenen noch die Kroaten und am wenigsten die Bulgaren ein ebenbürtiges Werk in ihren Litteraturen aufzuweisen haben. Die Darstellung Karić's ist sehr einfach und gefällig, leidet aber vielfach an Weitschweifigkeit und Wiederholungen, die dem Bestreben des Autors entsprangen, seinem serbischen Publikum die Dinge unbedingt mundgerecht und verständlich zu machen. Ich mußte notwendigerweise statt einer genauen Uebersetzung einen gedrängteren Auszug anfertigen, um den deutschen Leser nicht zu ermüden.

Die Kapitel über das Volkstum hätte ich gern gründlicher ausgearbeitet gesehen. Karić schenkte den slawischen Mythologie-Fabrikanten zu viel Vertrauen und tischte mancherlei Behauptungen auf, die von ernster Forschung nicht beachtet zu werden verdienen. Ich beschränkte mich hier darauf, nur thatsächliche Mitteilungen zu verdeutschen. Den Abschnitt über Festgebräuche überging ich ganz, weil er für den Deutschen zu wenig Neues mehr darbietet.

* * *

Das Heim.

Zur Türkenzeit wohnte das (altgläubige) Bauernvolk fast durchgehends in Block- und Plankenhäusern (bronare i talpare), die mit Borken oder Dachstroh gedeckt waren. Selbst Häuser aus Flechtwerk (pletare) waren äußerst selten, gemauerte Wohnhäuser gab es aber schon vollends nicht. Einerseits ließ es die wirtschaftliche Armut, andererseits die Furcht vor Steuerauflagen nicht zu, daß größere Bequemlichkeit und edlerer Geschmack zur Geltung gelangt wären. Vor der Befreiung aus türkischer Herrschaft und noch lange nachher waren die Häuser nicht blos aus dem primitivsten Holzmaterial und auf die allereinfachste Weise erbaut, ja sie entbehrten sogar jeder inneren

Abteilung. Das ganze Haus bestand in der Regel aus einem einzigen Trockenraum (suvota). Stuben (odaja) oder Zimmer (soba) fand man nur in Städten, auf den Dörfern aber nur auf den Gehöften der Spahis.[1] Nach der Befreiung schwanden allmählich bei zunehmendem Volkswohlstande die Block- und Plankenhäuser, die Borken- und die Strohdächer. An ihre Stelle traten Flechtwerke, Häuser, deren Wände aus starken Rutenreisern geflochten, mit Lehm bestrichen und geweißnet waren. Die Dächer wurden mit Holzschindeln eingedeckt. In diesen neuen Häusern teilte man den Trockenraum in zwei Abteilungen ein: in die Feuerstätte (Kuća, das Haus par excellence) und das Zimmer.[2] In der Gegenwart aber gibt es neben den Flechtwerken auch sehr viele Häuser aus gemischtem Material, reine Ziegelbauten oder solche, wo das Holzgerüst der Wände, die Kreuzbalken nämlich, mit Brenn- oder Kotziegeln ausgefüllt sind. Meist sind die Häuser auch mit Ziegeln eingedeckt. Solche Häuser pflegen zwei und auch mehr Wohnzimmer zu haben. Heutigentags sind nicht einmal ganz gemauerte Bauernhäuser eine Seltenheit.

Wie in so vielen anderen Dingen, herrscht in Serbien auch in Bezug auf Häuserbau eine große Mannigfaltigkeit. Dieselbe ist durch viele Umstände bedingt, zuweilen von der örtlichen Lage, oft von der nächsten Grenznachbarschaft und hauptsächlich dadurch, daß die Baumeister sehr oft aus Bosnien oder Makedonien ihren heimatlichen Baustyl einführten. Wir wollen hier einzig das Bauernheim in der Sumadija einer längeren Betrachtung unterziehen, weil man dasselbe als den Typus eines serbischen Bauernhauses auffassen darf, und dann, weil es am vorzüglichsten den Bedürfnissen jener gesellschaftlichen Einrichtung entspricht, die noch gegenwärtig sich im Volke noch lange nicht ausgelebt hat, der Zadruga (Hausgemeinschaft) nämlich.

Wie schon bemerkt, ist im serbischen Waldland der Sumadija das Bauernhaus ein Flechtwerk; die Wände sind mit Lehm verschmiert und geweißnet. Das Dach ist mit Brennziegeln eingedeckt. In den gebirgigen Gegenden, wo man Steine überall in der Nähe im Ueberfluß hat, pflegen die Häuser von der unteren Seite ziemlich hoch vom Erdboden mit Steinen untermauert zu sein. Von der unteren Seite führt der Eingang in den Kellerraum, der immer mehr oder weniger in die Erde vertieft ist. Auf der Eingangsseite hat jedes Haus eine erhöhte, auf Holzsäulen ruhende offene Vorhalle (trijem). Der zuweilen selbständig vortretende Teil der Vorhalle bildet eine Art Balkon (doksat[1]). Das Innere des Hauses hat zwei Abteilungen; die geräumigere mit der Feuerstätte heißt kuća (das Haus), die andere, der Schlafraum, soba. Hie und da ist blos die Schlafstube aus Flechtwerk, die Feuerstätte aber aus Balken gebaut.

Die Kuća hat gewöhnlich keine Stubendecke. Man sieht das Gebälke und das Dach frei, mit einer mäßig großen Oeffnung, durch welche der Rauch ins Freie zieht. Wo schon ausnahmsweise eine Küchendecke angebracht ist, hebt der Rauchfang erst in der Decke mit einem unverhältnismäßig geräumigen Loch an.

Der Hauptthüre genau entsprechend, befindet sich auf der anderen Seite des Hauses eine zweite Thüre; ebenso entsprechen einander die zwei kleinen, in die Wände eingeschnittenen Fensterchen. Die Fenster sind weder mit Papier noch mit Glas versehen. Man verschließt sie mit eigens angepaßten Bretterläden.

Fast in der Mitte der Kuća befindet sich die Feuerstelle, wo das Feuer sozusagen nie ausgelöscht wird. Das ist aber auch das einzige Feuer, das im Hause brennt. An diesem Feuer werden Wasser, Milch und die Speisen gekocht, wird das Brot gebacken, das Fleisch gebraten, an diesem Feuer wärmt sich zur Winterszeit das gesamte Hausvolk, und es arbeitet auch Abends und Nachts beim unsicheren Schein des Herdfeuers.

In einer Wand der Kuća ist ein geräumiger Wandschrank angebracht, in welchem das Geschirr, Schüsseln, Löffel, Töpfe, Tiegel u. s. w. aufgestellt sind. Hier wird auch das Brot, der Speiseüberrest und das Speisengewürz aufbewahrt. Zuweilen hat der Schrank mehrere Abteilungen, von denen jede mit einer Klappe verschließbar ist. Sonst sind in der Runde in der Küche Nägel in die Wände eingeschlagen, an welchen die Reise- und Handtaschen, die Guslen, die Waffen und im Winter der Speck, die Zwiebel- und Paprika-Kränze zu hängen pflegen. Auf den zwischen dem Dachgebälke oder im Rauchfange befestigten Querstangen hängt das Rauchfleisch (pastrma), von der starken Mittelquerstange aber eine eiserne Kette, die bis hart über das Feuer am Ende hinabreicht. In

[1] Karić macht dazu die Bemerkung: „Es ist charakteristisch, daß weder odaja noch soba serbische Worte sind. Odaja ist ein türkisches Wort und bei uns das ältere, weil dasselbe einzig und allein in unseren Volksliedern gebraucht wird. Soba ist ein magyarisches Wort, welches in unsere Sprache wahrscheinlich zur Zeit der türkischen Invasion, als die große Bewegung unseres Volkes nach Ungarn und zurück stattfand, eingedrungen ist.“ Beide Worte kommen auch in Liedern vor. Charakteristisch ist nur das einzige, daß die guten alten slawischen Bezeichnungen für Schlafstube, pokoj und ložnica, durch überflüssige Fremdworte nahezu ganz verdrängt werden konnten. Pokoj für Stube begegnete mir in meinen Aufzeichnungen von Guslarenliedern nur zwei oder dreimal, ložnica sehr häufig, doch fast ausschließlich differenziert im Sinne von Braut-Schlafgemach.

[2] Die Ansicht Karić's, daß diese Einteilung neuesten Ursprungs sei, läßt sich nicht halten. Man kann leicht aus älteren Nachrichten den Nachweis erbringen, daß es schon vor 200 und 300 Jahren neben dem Raum für die Feuerstätte (die Küche) noch ein Wohnzimmer, das als Ankleide- und Schlafzimmer und als Rumpelkammer diente, im Bauernhause gegeben haben muß. Neben dem qualmenden Feuer in der rußigen Küche konnte eben eine zahlreichere Familie nicht nächtigen.

[1] Man hält doksat für ein türkisches Wort, doch kommt es im Türkischen nicht vor. Es dürfte gut slawisch sein und einfach das „Angestücke“ (ans Haus) bedeuten. Ursprünglich dokonsato, dokusato oder dokŭsat djel kućе.

die eiserne Schlußangel der Kette wird nach Bedarf ein Kupferkessel übers Feuer eingehängt.

Hier in der Kuća, bei der einzigen Feuerstelle der ganzen Familiengemeinschaft, kann man am herrlichsten das einträchtige und gemeinsame Leben der bäuerlichen serbischen Familie beobachten. Abends, besonders wann die Tage merklich kürzer, die Nächte aber länger zu werden anfangen, versammelt sich um das Feuer das gesamte Hausgesinde, groß und klein, jung und alt. Nach dem Nachtmahl geben sich die älteren Männer der Erholung und dem Gespräche hin. Ist unter ihnen ein sangeskundiger Mann, so greift er wohl zu den Guslen und rezitiert in monotoner, doch dem Serben zu Herzen gehender Weise ein Lied aus alter Heldenzeit! Die Frauen versehen inzwischen ihre gewohnten Frauenarbeiten: sie spinnen, stricken, nähen und sticken. Zwischen den Erwachsenen macht es sich die liebe Jugend nach ihrer Art bequem. Die älteren Kinder lauschen den Liedern und Sagen oder schauen den Arbeiterinnen zu, um ihnen die Fertigkeiten abzugucken; die kleineren spielen oder schlummern. Zur Abwechslung stimmen auch die Frauen ein Lied an, und hat sich junges Volk aus der Nachbarschaft eingefunden, so tanzt man um den Herd herum einen Reigen. Die Unterhaltung währt dann bis Mitternacht.

Die zweite Abteilung des Hauses, die Schlafstube (soba), befindet sich fast immer oberhalb des Kellers. Zur Soba führen zwei Thüren, die eine aus der Halle, die andere aus der Küche. Inwendig ist die Soba wohl mit Lehm ausgeschmiert und geweißnet, aber sehr niedrig und mit kleinen Fenstern. Der Fußboden besteht aus angestampftem Lehm oder aus Ziegeln, selten sieht man eine Bretterung. Die Zimmerdecke ist aus Schindeln, die ineinander verfalzt sind oder sie ist gleichfalls, wie die Wände, mit Lehm verklebt. Etwa einen halben Meter unter der Decke ist an die Wand von einer Seite des Zimmers bis zur anderen eine nicht sehr breite Brettleiste (raf) befestigt. Die Fenster sind klein und mit Papier verklebt. Nur in reicheren Bauernhäusern gibt es Glasscheiben. Da diese Fensterchen im Winter gar nie geöffnet werden, so bleibt die Durchlüftung der ohnehin halbdunklen und niedrigen Stube eine überaus unzulängliche. Wird aber die Stube noch übermäßig durch die Ofenfeuerung erwärmt, wie dies bei den Bauern Brauch ist, und füllt sie sich zudem mit Menschen, dann ist die Luft darin erstickend und unerträglich. Darum verweilen die Bauern in der Stube nur bei sehr empfindlicher Kälte. Bei halbwegs leidlicher Witterung mag man in die Stube nicht einmal hineinlugen.

Ist die Familie groß und zählt sie mehrere verheiratete Leute, so bewohnt gewöhnlich nur der Hausvorstand (kutnji starešina) die Soba. Sie dient ihm auch als Empfangs- und Schlafzimmer für vornehme Gäste. Für die übrigen verheirateten Leute sind eigene Kammern (vajat) erbaut. Die Kammern sind aus Balkenholz, hie und da mit Schindeln oder Ziegeln eingedeckt und der Reihe nach oder auch ordnungslos im nächsten Bereiche des Hauses aufgeführt. Die Kammern haben keine Unterabteilungen. Jede ist eine trockene Zelle für sich, ohne Ofen und meist auch ohne Fenster. Wenn es im Winter besonders streng kalt wird, trägt man Abends vor dem Schlafengehen einen Scherben mit Glutkohlen (mangala) in die Kammer, um doch einigermaßen den Raum zu erwärmen. Freilich wird dadurch die Luft durch Kohlengase verdorben, doch hat das Landvolk keine Ahnung von der verunreinigten Luft. Jeder verheiratete Mann hat seine eigene Kammer, in welcher er mit Weib und Kindern übernachtet und wo er seine Kleider und übrigen Habseligkeiten aufbewahrt.

An Hausrat sind die Bauernhäuser sehr arm. In der Kuća sind an der Wand Bänke. Dazu noch mehrere dreibeinige, niedere Sitzschemelchen, das ist die Einrichtung der Kuća. In der Soba gibt es gewöhnlich keine Bettstelle; das Schlaflager wird einfach auf dem Fußboden aufgebreitet, just so, wie wenn man beim Feuer in der Küche schläft. Das Lager besteht aus einer Bettdecke (ponjava, guber) und einem mit Wolle angefüllten Polster. Mit dem Guber deckt man sich zu. Polster und Strohsäcke sind selten zu finden, außer in vermögenderen Häusern. In der Soba findet sich wohl noch eine Truhe, in welcher man Leinwand, Schmuckgegenstände, Festtagskleider und sonst feinere Sachen hält. Oefter steht in der Soba auch der Webstuhl (razboj) der Hausvorsteherin. Gleich der Soba sind auch die Kammern (vajati) möbliert.

Tische und hohe Sessel kommen erst nach und nach in vermögenderen Häusern in Gebrauch, doch speist man in der Regel noch immer auf einem Teppich oder auf einem Stühlchen, um den runden, fußhohen Tisch sitzend. Beim Essen behülft man sich mit Holzlöffeln, Erzeugnissen heimischer Muldenschnitzer, und mit Messern, die von einheimischen Schmieden geschmiedet wurden. Gabeln gehören noch zu den Seltenheiten. Mögen ihrer noch so viele um das Tischchen (sofra) herumsitzen, so essen doch alle aus einer Schüssel (čanak). Die Schüsseln, sowie alles übrige irdene Geschirr wird bei den Töpfern aus den Dörfern Grnčara gekauft. Die Speisen kocht man in irdenen Töpfen, gebraten und gebacken wird unter irdenen Stürzen, sofern man kein Holz sparen muß. Wo das Holz seltener ist, backt man in eigenen dazu im Hofe errichteten Oefen. Als Wasserbehälter gebraucht man einen Krug (testija), für Branntwein hat man Flachflaschen (pljoska) und runde Kannen (bardak). Dies sind lauter irdene Gefäße. Wein hält man in plattbäuchigen Holzflaschen (čutura und gostara). Die Flachflaschen (pljoska und čutura) nimmt man wegen ihrer bequemen Form gern auch auf Reisen mit. An Metallgefäßen besitzt jedes Haus einen Tiegel und einen Kupferkessel (tiganj und bakrač), die man zu Markte kauft. Feuerstürer und Ketten schmiedet der wandernde Zigeuner.

Außer den Kammern gibt es um das Haus herum

noch andere Nebengebäude, und zwar: die Milchkammer (mlekar), ein Rutenflechtwerk, wo man Milch, Rahm und Käse aufbewahrt; dann die aus Balken aufgeführte Fruchtkammer (ambar), wo man Weizen, Gerste, Hafer und Graupe aufschüttet; der gewöhnlich aus Ruten geflochtene, zuweilen aber aus Latten gezimmerte Korb (koš), in dem der Mais in Kolben zum Trocknen aufbewahrt wird, bis er reif zum Rüppeln ist; schließlich die Bottichschoppe (kačara), das Kesselhaus oder die Branntweinbrennstube (kazanica), das Mahlhaus (nljanik), der aus Flechtwerk hergestellte Viehstall (košara) und der Schweinstall (svinjak). Also machen, namentlich im Mačva-Gebiete, reichere Hausbestände mit dem Wohnhaus und den Nebengebäuden den Eindruck von kleinen, anmutigen Dörfern.

Der gesamte Raum, auf welchem diese Gebäude stehen, ist mit einem geflochtenen höheren oder niedereren Zaun aus eingerammten Pfählen (prośće) oder auch, wie in der Mačva, mit einem Plankenzaun nach türkischer Art (taraba) umgeben. Das Hauptthor ist gegen die Straße gekehrt und mit einem kleinen Dach versehen, welches auf zwei hohen Balken ruht. Auf der gegenüberliegenden Seite des Zaunes ist in der Regel ein Steg (prelaz) angebracht. Um das Haus herum ist grüner Rasen (ledina), hie und da steht vereinzelt ein Nuß- oder Birn- oder sonst ein Obstbaum. Gewöhnlich befindet sich noch innerhalb der Umzäunung hinter dem Hause ein Blumengärtchen (gradinica). Bei der Wahl der Pflanzen gibt man den stark duftenden, ohne Rücksicht auf die Schönheit der Blume, den Vorzug. Am meisten vertreten sind die Lieblingsblumen des Volkes: Basilicum (bosiljak), Liebstöckel (selen), Raute (vutvika), Saturei (čubar), Frauenblatt (kaloper) und Melissa officinalis (matičnjak). Daneben kommen auch vor: die Schwertlilie (perunika), die Sammtblume (kadivica) und die Totenblume (neven, Calendula off.) Auf dem Dache oben grünt aber die unvermeidliche Hauswurz (čuvarkuća, Sempervivum tectorum).

An die Hausumfriedung reiht sich der Zwetschgengarten (šljivar) an, wo aber auch andere Obstbäume vereinzelt vorkommen, z. B. Aepfel-, Birnen- und Nußbäume ꝛc. Darauf folgen die Felder, Wiesen, Triften u. s. w., doch nicht selten sind die übrigen Grundstücke weit vom Hause entfernt.

In den Grenzbezirken in Ostserbien sind weite geräumige Höfe bei den Häusern selten, ebenso fehlen die Obstgärten und sonstigen Grundstücke in der Nähe. Ein Haus ist an das andere eng angebaut. Die Liegenschaften befinden sich um die entlegenen Wirtschaftsgebäude herum, oft recht fern vom Dorfe.

Die Wohnhäuser in den Städten haben allmählich glücklich ihr türkisches Aussehen abgestreift. Nur einige Städte in den den Türken in jüngerer Zeit entrissenen Gegenden bilden noch eine Ausnahme. Selten sind schon die Ladenflügel (éepenak) unter einem breiten, von Holzsäulen gestützten Vordache geworden. Bau, Aussehen und Einteilung der städtischen Häuser nähern sich immer mehr und zusehends den baulichen Anforderungen der übrigen europäischen Städte, besonders jenen in der unmittelbaren Grenznachbarschaft: in Syrmien, im Banat und der Bačka. Die Häuser werden gleich aus festem Material gebaut; gewöhnlich sind sie ebenerdig und mehr oder weniger erhöht. Zwei- und dreistöckige Häuser findet man in Serbien selten.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen in Ostindien.

Von Dr. Ottokar Feistmantel in Prag.

Während meines achtjährigen Aufenthalts in Indien war zwar mein Hauptquartier in Kalkutta; aber ich hatte nebenbei zahlreiche Gelegenheit, teils im Dienste der geologischen Anstalt, der ich angehörte, teils im eigenen Interesse, viele Teile Indiens zu besuchen, und zwar neben Gegenden, die verhältnismäßig leicht zugänglich sind, auch solche, welche, obzwar nicht gänzlich unbekannt, doch von den gewöhnlichen Touristen nicht aufgesucht werden, da es schwieriger ist, dahin zu gelangen oder dort zu reisen. Die Art und Weise des Reisens ist nach der Gegend, nach der Richtung und nach dem Zwecke der Reise verschieden.

Wenn wir eine neuere Karte von Indien betrachten, so sehen wir, daß in Indien schon sehr viele, in einzelnen Richtungen sehr ausgedehnte Bahnen existieren. Mit Ende des Jahres 1887 waren 22,508.97 Km. Bahnen im Betriebe; darunter ist die lange Strecke von Kalkutta nach Peschaur 1590.24 Km., von Kalkutta nach Bombay 2254.4 Km., von Bombay nach Madras 1268.3 Km., von Lahore nach Karratschi 1312 Km., von Bombay nach Delhi 1424 Km. und viele andere kürzere Linien. Es würde daher scheinen, daß das Reisen in Indien ziemlich leicht und bequem sein sollte. Dem ist in der That so, solange es sich um das Reisen in solchen Gegenden handelt, wo Bahnen hindurchgehen. Mit der Eisenbahn reist man in Indien ungemein bequem. Der Europäer reist gewöhnlich in der ersten oder zweiten Klasse. Die Wägen sind, besonders jene der ersten Klasse, mit allem Komfort eingerichtet. Jeder Wagen erster Klasse ist nur in zwei Abteilungen geteilt und jede dieser umfaßt nur vier Sitze für die Reisenden, also im ganzen acht Sitze, während bei uns gewöhnlich 32 auf demselben Raume sich finden. Die Sitze sind bequeme Kanapés, der Länge nach im Wagen angebracht, immer zwei und zwei übereinander; diese dienen dann in der Nacht als Bettstätten, am Tage werden dann, im Falle die Abteilung vollzählig, d. i. von vier Passagieren besetzt sein sollte, die oberen Sitze hinaufgeschlagen, und die unteren dann zum Sitzen benutzt; dies ist jedoch nur selten der Fall.

Zu jeder der beiden Abteilungen gehört ein gutes und geräumiges Watercloset, worin auch ein Toilettespiegel und ein Waschbecken sich befindet; in vielen Fällen ist auch eine Badestelle dort. In so einem Wagen ist es gar nicht schwierig und anstrengend, selbst zwei Tage und drei Nächte (wie z. B. von Bombay nach Kalkutta) ununterbrochen zu fahren. Im Sommer sind noch eigene Vorrichtungen zum Kühlen der Luft. Die Fenster enthalten weißes und blaues Glas und Jalousien.

Die Abteilungen für Herren und Damen sind vollständig separat, so daß die Damen von so manchen Unannehmlichkeiten verschont bleiben, die sonst ein gemeinsames Reisen mit unbekannten Herren mit sich führt.

Der Reisende führt stets sein Bettzeug mit sich und nimmt so viel Gepäck mit sich in den Wagen, als er zum persönlichen Gebrauch benötigt. Sobald die Nacht heranbricht, machen die Reisenden ihr Bett auf den Sitzen zurecht, überziehen sich in ihre Nachtkleider und verbringen die Nacht bequem; früh können sie sich ordentlich abwaschen und machen wieder ihre Tagtoilette. Auf der zweiten Klasse bestehen ähnliche Verhältnisse, nur sind die Wagen weniger elegant ausgestattet.

Auf einzelnen Stationen bestehen Bahnhofrestaurationen, auf denen man je nach der Tageszeit Frühstück, Gabelfrühstück, Tiffin (um 2 Uhr Nachmittags), Diner ꝛc. erhalten kann. Einige Stationen voraus meldet der Kondukteur, wo und wann das eine oder das andere Mahl zu bekommen sein wird.

Was nun den Aufenthalt in den einzelnen Orten beim Reisen mit der Bahn anbelangt, so ist auch in dieser Richtung gut vorgesorgt. In größeren Orten, namentlich wo auch Europäer sich aufhalten und die öfters besucht werden, gibt es Hotels, wo der Reisende Kost und Wohnung erhalten kann. Die Hauptmahlzeiten sind am Table d'hôte; die Eßzeiten sind so, wie sie gewöhnlich in ganz Indien üblich sind, nämlich zeitlich früh Kaffee oder Thee mit Butterbrot (sog. Tschota Hazri, kleines Frühstück), dann etwa um 9 Uhr das eigentliche Frühstück (Hazri), dann zwischen ein und zwei Uhr Tiffin, und endlich Abends um 7 Uhr Diner.

An anderen Orten, wo es keine Hotels gibt, sind andere Einrichtungen; es existieren nämlich sogen. Dâk Bungalos oder Travellers' Bungalos, d. h. Gebäude für Reisende. Diese Gebäude sind jedem Reisenden in Indien gut bekannt; dieselben sind entweder von der Regierung oder von den Eisenbahngesellschaften errichtet, damit die Reisenden sie benützen können. Sie enthalten gewöhnlich zwei oder vier Zimmer, jedes mit einem sogen. Bathroom, enthaltend eine Badevorrichtung, ein Kloset, Waschbecken ꝛc. Die Zimmer selbst sind teilweise eingerichtet, d. h. sie enthalten gewöhnlich eine Bettstatt, Tisch, Stühle, Spiegel ꝛc., manchmal findet man auch eine Matraze oder einen Strohsack, ja auch ein Moskitonetz und eine Pankah (Zimmerfächer) vor, aber das übrige Bettzeug muß der Reisende mit sich bringen. Alle Einrichtungsstücke sind inventiert; in jedem Zimmer sind gewöhnlich die Hausstatuten ausgehängt, aus welchen der Reisende erfährt, daß er daselbst 24 Stunden verbleiben kann, wofür ein Betrag von einer Rupie (1 Guld. ö. W.) an den Aufseher des Gebäudes zu entrichten ist. Sollte indessen kein anderer Reisender ankommen, so kann der Erstangekommene auch noch weiter verbleiben und zahlt für jede folgenden 24 Stunden ebenfalls 1 Rupie. Seine Diener, die er mit hat, finden ihre Unterkunft verschiedentlich.

Was nun die Verköstigung in diesen Bungalos anbelangt, so hat in den meisten Fällen der Reisende seine eigenen Anstalten zu treffen. Gewöhnlich ist aber in solchen Gebäuden, wo Reisende öfters einkehren, der Aufseher ein Mohammedaner, der gewöhnlich auch des Kochens kundig ist, etwas Geflügel hält, oder der weiß, wo es herzuschaffen, und oft etwas Getränke, wie Bier, Cognac oder Sodawasser und Thee, im Vorrat hat; dieser pflegt dann die Reisenden zu verköstigen. Uebrigens führen die europäischen Reisenden auch auf der Bahn gewöhnlich ihre Diener mit, wenigstens den Khansamah (Tafeldiener), und diese haben dann im nötigen Falle um das Essen ihres Herrn Sorge zu tragen. Gewöhnlich bekommt man in solchen Orten zumeist nur Hühner, Eier, etwas Milch, Butter; dagegen Kaffee, Thee und andere ähnliche Artikel, die am Lande in kleineren Orten nicht immer zu bekommen sind, muß der Reisende gewöhnlich auch mitführen.

Endlich, wo es weder Hotels noch Dâk Bungalos gibt, kann man im Wartesalon auf der Station übernachten oder auch für kürzere Zeit einstellen; doch dies ist gewöhnlich nicht angenehm und auch nicht bequem, da man sich besonders beim Schlafen, was man nur auf der Bank oder dem Sopha des Wartesalons abfertigen muß, nicht gegen die lästigen Insekten, die überall zu Hause sind, hinreichend schützen kann.

Ich selbst hatte Gelegenheit, alle diese verschiedenen Arten von Aufenthaltsorten hinreichend kennen zu lernen, da ich die meisten der genannten Eisenbahnlinien öfters befahren habe.

Was nun die Fahr- oder Transportgelegenheiten in solchen Orten für kürzere Ausflüge anbelangt, so ist dafür auch in verschiedener Weise vorgesorgt. In größeren Orten, namentlich Städten, wo Hotels existieren, z. B. in Kalkutta, Benares, Allahâbad, Dschabalpur, Agra, Delhi, Bombay ꝛc., haben diese gewöhnlich ihre Privatequipagen, für die dann per Tag eine bestimmte Taxe zu zahlen ist; bei längeren Ausflügen sind die Summen dann viel höher; oder es existieren öffentliche Mietwägen, mit denen man die Zahlung per Stunde oder per Distanz vereinbaren kann. Diese letzteren Wägen sind solche, wie sie in Indien allgemein üblich sind, nämlich länglich-viereckige Holzkästen auf vier Rädern, mit einem oder mit zwei Pferden bespannt; der Kutscher ist ein Eingeborener; in Bombay gibt es auch zweirädrige Einspänner zur Kommunikation

in der Stadt, auch zweirädrige Wagen mit Ochsen bespannt. In manchen Gegenden sind überhaupt nur Ochsenkarren zu bekommen. Als ich im Jahre 1881 von der Station Nandgaon, an der Allahábad-Bombay-Bahn, aus die Höhlentempel von Ellora besuchen wollte, mußte ich mich eines solchen Ochsenkarrens bedienen, der mit vier, stellenweise wegen der damals noch herrschenden Regenzeit und infolge dessen schlechter Wege, auch mit sechs Ochsen bespannt war; ich habe auf diese Art drei Tage gebraucht; die Ochsen wurden an bestimmten Stationen abgelöst. Diese Ochsenwägen heißen Schigram, während die anderen Wägen Gárí genannt werden.

Die Preise für die Wägen sind verschieden; die Hotelwägen sind 5—8 Rupies (5—8 Gulden) per Tag, die gewöhnlichen Wägen 12 Ans (60 Kreuzer) per Stunde, längere Ausflüge werden unabhängig von den existierenden Normen berechnet; so zahlte ich z. B. für den Ochsenwagen zu den Höhlentempeln von Ellora 40 Rupien (40 Gulden) für drei Tage; für eine Fahrt per Wagen von Delhi nach dem Kutab Minar 12 Rupien, für eine Fahrt (ein Tag) von Agra nach Fatéhpur Sikri 25 Rup. 2c.

Ein anderes Transportmittel ist der sog. Palankin oder abgekürzt Palki, d. i. ein länglicher Kasten, in dem man in halbliegender Stellung Platz nehmen kann; an der Vorder- und Rückseite sind Schäfte angebracht, die je zwei Träger, Kulis oder Palkiwalas, auf ihre Schultern legen und so den Palki weiter tragen; in den Städten sind für die Zahlung festgesetzte Normen, entweder nach Stunden oder nach der Distanz; für längere Ausflüge werden aber eigene Vereinbarungen getroffen; in diesem Falle gehen, außer den vier Trägern noch zwei andere als Reserve mit, und die wechseln sich dann während der Reise gegenseitig aus; bei längeren Strecken sind auch eigene Wechselstationen für diese Kulis. Auf diese Art bin ich unter anderen auf den Berg Párasnáth hinauftransportiert worden. Auf den Berg Abu (in Rádschputána) habe ich Reitpferde benutzt.

In früheren Zeiten, wo die Eisenbahnen noch nicht so ausgebaut waren, wie gegenwärtig, konnte man solche Reisen zumeist nur auf den existierenden Straßen ausführen; auf diesen wurde man zumeist mit der sog. Dákh-gárí oder Postkutsche weiterbefördert; es waren länglich viereckige geschlossene Wägen, mit Schubthüren und Jalousiefenstern; innen waren zwei Sitze, die dann für die Nacht durch Einschieben eines dritten Polsters in eine Art Bett umgewandelt wurden. Entlang den Straßen waren in bestimmten Entfernungen (16—19 Km.) öffentliche Rasthäuser (Dákh-Bungalos), wo die vorgespannten Pferde gewechselt wurden und wo auch der Reisende seine Erfrischungen einnehmen, eventuell sich für längere Zeit niederlassen konnte. Aber auch heutzutage noch sind diese Dákh-gárís in manchen Gegenden übrig geblieben und werden zumeist mittelst Pferden, manchenorts aber auch mittelst Kulis (Eingeborenen) weitergeschafft.

Im Himálaya-Gebirge kommen andere Reisemethoden in Anwendung, die ich noch später anführen werde.

Will man aber, wie es beim Geologen, beim Sportsman oder bei wißbegierigen Reisenden überhaupt der Fall ist, andere von der Bahn oder von den großen Straßen weiterabgelegene Gegenden für längere Zeit durchstreifen, dann reichen oben angeführte Reisemethoden nicht aus und der Reisende muß ganz andere Vorkehrungen treffen; es tritt eine Art Reisens ein, wie sie in Europa nicht gewöhnlich ist. Auf diese Art hatte ich jedes Jahr in der kühlen Jahreszeit im Dienste zu reisen, um die einzelnen Kohlenfelder und andere pflanzenführende Schichten aufzusuchen und Petrefakte zu sammeln. In Indien nennt man diese Reiseart „to go in field“ oder „to go into camp“ (ins Feld oder Lager gehen). Ich habe auf diese Art das westliche Bengalen, Tschota-Nágpur, Süd-Rewah und Teile der Zentralprovinzen durchwandert.

Auf diesen Reisen muß der Reisende anders ausgerüstet, muß mit allem zum Wohnen und Leben versehen sein.

Da man bei solchen Ausflügen nur selten die früher erwähnten Dâkh Bungalos antrifft, so ist es vor allem notwendig, für eine gehörige Wohnstätte zu sorgen. Zu diesem Zwecke dient das Zelt, das ein jeder mitführen muß. Ich führte gewöhnlich drei Zelte mit, eines für mich, eines für die Diener und eines diente als Küche. Es ist sehr wünschenswert, daß ein solches Zelt, worin der Reisende wohnt, ein doppeltes Dach habe, damit in der Nacht nicht die Feuchte durchschlagen und damit am Tag die Sonnenglut nicht so stark eindringen könnte. Auch geschieht es mitunter, daß in der kühlen Zeit, im Monat Dezember, einzelne Regengüsse und dann später Ende Februar und März sich schon Gewitterregen einstellen, die für den Reisenden recht unangenehm sind; dann ist das Doppeldach von großer Wichtigkeit, wie ich selbst im Jahre 1878 und 1883 zur Genüge kennen gelernt habe. Bei meinen letzten Reisen pflegte ich ein sog. Kábul-Zelt für mich mitzuführen, ein kleines, leichtes, aber dennoch sehr festes und praktisches Zelt, wie es die Engländer in den letzten Afghanenkriegen benutzten. Es hatte die Form einer kleinen Hütte, 7 Fuß lang, 6 Fuß breit, und ruhte auf zwei Bambusstämmen. Das Oberdach ragte rückwärts und auf den Seiten stark herab, so daß darunter ein gedeckter Raum zur Aufbewahrung von Kisten und anderem Gepäck vorhanden war.

Außer den Zelten ist es notwendig, auf diese Expedition tüchtige und verläßliche Diener zu bestellen. Der Reisende muß vorerst einen Diener, am besten Mohammedaner, haben, der auch für ihn kocht; außerdem ist es auch ratsam, noch einen zweiten, persönlichen Diener zur Bedienung zu haben. Zunächst sind dann Diener notwendig, denen das Zelt, das Gepäck und die Ausführung der Befehle des Reisenden obliegt; sie sind die Leibwache

des Reisenden. Ich pflegte sechs solche Diener mitzuführen; sie waren zumeist Hindus, nur einer war Mohammedaner, dem dann wieder besonders die Besorgung solcher Nahrungsmittel für den Reisenden zukam, welche die Hindus gewöhnlich nicht anrühren, als da sind Hühner, Eier und ähnliches.

Diese Leute bekommen ein eigenes Abzeichen, nämlich ein breites Band aus rotem Tuch oder schwarzem Leder, das sie um den Leib oder über die Schulter tragen, und auf dem sich ein Messingschild mit dem Namen und Titel des Reisenden befindet. Dieses Abzeichen heißt in Hindustani Tschaprás und die Leute selbst daher Tschaprási; gewöhnlich wird einer davon als Führer gewählt; dieser empfängt die Anordnungen und teilt sie den übrigen mit. Ihre Zahlung beträgt neben den positiven Reiseauslagen 8—10 Rup. (8—10 Gulden) monatlich.

Weiter muß der Reisende alle nötigen Einrichtungsstücke mit sich führen, und zwar eine Bettstatt, Tisch und Sesseln, die gewöhnlich so hergestellt sind, daß sie zusammengelegt werden können, um beim Transport weniger Raum einzunehmen; außerdem alle nötigen Kochgeschirre und Apparate, ebenso genügender Vorrat von Wäsche, eventuell Kleider und Schuhe.

Endlich ist es nötig, auch verschiedene Provisionen mit sich zu führen, denn es ist stets unsicher, ob auf so einer Expedition in den einzelnen Ortschaften mehr zu bekommen sein wird, als „Anda, murgi“ (Eier, Hühner), wie die Eingeborenen sagen; wichtig ist es besonders, hinreichenden Vorrat an Suppen mitzunehmen, die in Blechbüchsen, wohl verschlossen, zu bekommen sind; davon hatte ich stets eine gute Menge mitgeführt; außerdem Thee (indischen), Rum, Cognac, verschiedenes Gewürz, denn dieses ist am Lande nicht häufig; geräuchertes Schweinefleisch, sog. Bacon; in letzter Zeit pflegte ich auch eine Quantität Sodawasser und etwas Bier mitzunehmen, da das Wasser gewöhnlich, für den Europäer wenigstens, nicht gesund ist.

So ausgerüstet, begeben wir uns mit der Bahn zu einer günstig gelegenen Station, von wo aus dann die eigentliche Expedition beginnt.

(Fortsetzung folgt.)

Das amerikanische Schulwesen.[1]

Von Rittner-Lübeck.

Man braucht noch lange nicht auf dem Standpunkt jener zu stehen, die allen Ernstes behaupten, die großen Siege der Deutschen im Anfang der siebziger Jahre seien lediglich durch den Schulmeister errungen worden, um den Wert der Schule in seinem ganzen Umfange zu erkennen und zu würdigen. Wir wenigstens thun letzteres voll und ganz, müssen aber trotzdem behaupten, daß jene großartigen Siege denn doch auch auf eine Reihe anderer Faktoren zurückzuführen sind, auf deren Spezialisierung wir natürlich an dieser Stelle verzichten müssen.

Wir würdigen also vollständig die Wirkungen und Erfolge guter Schulen und sind überzeugt, daß der Aufschwung, den die Zustände in den Vereinigten Staaten in so eminenter Weise genommen haben, auch auf das Konto guter Schuleinrichtungen zu bringen ist. Und in der That, die amerikanische Volksschule ist ein großer und stattlicher Bau, auf welchen stolz zu sein der Amerikaner allen Grund hat; und wir beglückwünschen den jungen Freiheitsstaat, daß er auf diesen Bau so hohe Kosten verwendet hat und ihn immer kostbarer und zweckmäßiger einrichtet. Wo immer in Amerika das Bedürfnis einer Schule hervortritt, da finden sich reiche Mittel, dieses Bedürfnis zu befriedigen; strenge Gesetze wirken dabei mit, indem sie es den Behörden zur Pflicht machen, dabei anregend und helfend einzugreifen; es ist lediglich die Schuld der Indolenz der Bewohner, wenn an irgend einem neu entstandenen Orte, wo sich das Bedürfnis dazu herausstellt, nicht sofort eine Schule errichtet wird, und zwar mit großer Liberalität. Besonders die Schulhäuser befinden sich in einem vortrefflichen Bauzustande und sind vollkommen den pädagogischen wie sanitären Forderungen angepaßt. An den nötigen Unterrichtsmitteln fehlt es nirgends. Mit welchen reichen Mitteln die Schulen ausgestattet sind und welche Kosten man auf ihre Unterhaltung verwendet, darüber berichtet Arwin Tenner folgendes: Der Schuletat der Stadt New-York, die bezüglich ihrer Einwohnerzahl etwa mit Berlin und Wien gleichen Schritt hält, beträgt das dreifache des Wiener Schuletats und übertrifft den doch gewiß hohen Etat der Stadt Berlin um drei und ein Drittel. Die Stadt Cincinnati verausgabte schon im Jahre 1882 für ihre Schulen die riesige Summe von $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark und zählte dabei nur 300,000 Einwohner.

Die amerikanische Volksschule ist aber auch deshalb ein großartiger und stattlicher Bau, weil er nicht allein den Kindern amerikanischer Herkunft, sondern auch jenen der Eingewanderten und Fremden unentgeltlichen Unterricht, in verschiedenen Orten auf Wunsch sogar die Schulbedürfnisse an Lehrbüchern, Schreibheften, Federn, Schiefertafeln, Zeichnenmaterialien und Landkarten gewährt.

Es öffnen sich aber nicht allein die Volksschulen, sondern auch die Mittelschulen und höheren Unterrichtsanstalten, ja sogar zahlreiche Hochschulen, technische Schulen und Lehrerseminarien dem Weiterstrebenden völlig kostenlos, womit es auch dem ärmsten Kinde ermöglicht wird, sich eine höhere Bildung anzueignen und sein Lebensglück zu begründen. Ob und inwieweit es freilich vom sozialpolitischen Standpunkte aus richtig ist, in dieser Weise auch die höheren Unterrichtsanstalten zu popularisieren, wodurch häufig ein geistiges Proletariat erzeugt wird, läßt sich bestreiten, bleibe aber hier unerörtert.

[1] Unter Benutzung der Arbeiten des Frhrn. v. Vogelsang, Dr. Mizerka, Dulon und Tenner.

Was die Entwicklung des amerikanischen Schulwesens betrifft, so hat allerdings das eingeborene englisch-amerikanische Element schon deshalb vor den nicht eingeborenen Bewohnern der Union den Vorzug voraus, daß es mit der Landessprache, den Landesgesetzen und staatlichen Einrichtungen bekannt ist; und selbst in Orten, wo dieses Element ziffermäßig nicht vorwiegt, tritt es maßgebend auf. Man kann daher die amerikanische Volksschule als eine spezifisch anglo-amerikanische Einrichtung charakterisieren, die ihren Ausgang im Osten der Union genommen hat. Wer aber etwa meinen sollte, daß die amerikanische Schule die Tochter Alt-Englands sei, der befindet sich in einem gewaltigen Irrtum, denn erst durch die Verschmelzung der mannigfachen Bevölkerungselemente erwachte das Verlangen nach einer das ganze Volk umfassenden Schule. Es gab freilich auch schon früher gewisse primitive Einrichtungen und gesetzliche Vorschriften, aber sämtliche bahnbrechenden Gesetze, sämtliche bedeutenden Vorkehrungen und wesentlichen erziehlichen Leistungen der amerikanischen Schule datieren aus der Mitte des laufenden Jahrhunderts.

Die früheste Geschichte des Schulwesens in Neu-England weiß von der Errichtung von Elementarschulen so gut wie nichts zu berichten. Die ersten Ansiedler der Nordstaaten waren zwar größtenteils Engländer und ahmten deshalb die Einrichtungen ihres Mutterlandes nach, allein dies beschränkte sich in der Hauptsache auf Gerichtswesen und Verwaltung, ein Volksschulsystem nimmt man erst im Anfang des 19. Jahrhunderts wahr; zeigt sich doch England selbst erst um diese Zeit geneigt, die seit Jahrhunderten begangene Unterlassungssünde wieder gut zu machen. Bis weit in die Mitte dieses Jahrhunderts gab es in Alt-England nur Privatschulen mit sehr hohem Schulgeld oder Wohlthätigkeitsanstalten zur Erziehung der ärmeren Volksklassen, nichts anderes also in diesem letzteren Falle als eine systematische Proletarisierung. Wenn also Alt-England früher ein Schulwesen im deutschen Sinn nicht gekannt und geübt hat, wie konnte dann Amerika ein solches nach englischem Schema einrichten?

Indes ein Atom von Wahrheit finden wir auch in dieser Anschauung, denn schon 16 Jahre nach der ersten englischen Einwanderung wurde die amerikanische Universität Harvard gegründet. Man darf sich aber durchaus nicht wundern, wenn die englischen Einwanderer zunächst mit der Errichtung einer Hochschule den Anfang machten, denn in ihrem Mutterlande gab es keine Volksschulen; letztere waren für sie daher ein unbekannter Begriff, wenigstens konnte letzterer kein anderer sein, als der in der Heimat aufgenommene. Die Begriffe klärten sich erst mit der Zeit, und die Anerkennung der Berechtigung der Volksschule ist eine rein amerikanische Frucht; diese aber ist ein Produkt der bittersten Not; sie brachte die Ansiedler erst zu der Erkenntnis, daß eine Universität ohne angemessene Vorschulen ein Ding der Unmöglichkeit ist; man gieng daher bald einen Schritt weiter und errichtete „Grammar-Schools." Für letztere mußte man aber wieder Vorbereitungsschulen errichten und damit war der Grund zur Volksschule gelegt.

Doch die niederen Schulen wurden bis zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung wenig beachtet, und die Biographien hervorragender Männer jener Epoche geben nur schwache Anhaltspunkte bezüglich des Standes des damaligen Schulwesens, höchstens, daß von Sommer- und Winterschulen berichtet wird.

Aber auch die Zeiten des allgemeinen Rückganges blieben dem amerikanischen Schulwesen nicht erspart; die Analphabeten waren häufig stark in der Majorität, und wenn sich seit dem Jahre 1783 das Schulwesen merklich zu heben begann, so gebührt das Verdienst jenen bedeutenden Politikern, welche die Verfassung ausarbeiteten; allein bald darauf zeigte sich wieder eine bedauerliche Gleichgültigkeit.

„Die Zahl der Privatschulen", so berichtet Emerson in seinem Buche der „School-Master", welches im Jahre 1842 erschien, „wurde größer; manche derselben waren von wohlthätigen Privatpersonen gegründet, andere durch Landesschenkungen vom Staat ins Leben gerufen worden, und unterhalten wurden sie meist durch Schenkungen und hohe Schulgelder. Im Jahre 1834 gab es 950 solcher Privatschulen im Staate Massachusetts. Einige dieser Anstalten, denen vorsichtige und tüchtige Männer vorstanden und die gute Lehrkräfte hatten, blühten; die meisten indes waren höchst ärmlich in ihren Leistungen und um kein Jota besser wie die Stadtschulen. Ja, die Ueberzeugung, daß die meisten der damaligen Schulen über alle Begriffe elend waren, wurde allgemein geteilt." Es liegt also hier ein Zeugnis vor, gleich ungünstig für die Privat-, wie öffentlichen Schulen.

Herr Horace Mann, den man ohne Bedenken den amerikanischen Diesterweg nennen darf, schreibt, daß in einer der blühendsten Städte des Staates Massachusetts die Schule so verschlechtert war, daß man sie einfach auf die Dauer von zwei Jahren schloß. Nicht weniger ungünstig berichtet der Schulkommissär Henry Barnard, daß in Connecticut eine förmliche Auflehnung gegen die Schulsteuer herrschte.

Endlich siegte aber doch die bessere Einsicht; zunächst in Massachusetts, wo man im Jahre 1828 ein neues Schulgesetz annahm und damit von neuem den Hebel ansetzte. Allein beim Volke fand diese gute Absicht kein Verständnis und noch weniger Gegenliebe; durfte es doch im Jahre 1843 noch ein Volksvertreter öffentlich aussprechen, daß öffentliche Schulen kein Segen für ein Land seien!

Aehnlich lagen die Verhältnisse auch in den übrigen Staaten der Union. Ein dauernder Umschwung der Ansichten des Volkes vollzog sich erst in den Jahren 1849 bis 1853, als die europäische Einwanderung wie ein breiter Strom sich über das Land ergoß. Keinem anderen Elemente aber war es in so hohem Grade vorbehalten, auf die Entwicklung des Schulwesens einzuwirken, wie dem

deutschen. Die deutschen Einwanderer brachten überhaupt alle Kulturbestrebungen in Fluß und in erster Reihe mußte es das Volksschulwesen sein, wo sich dieser elementare Einfluß geltend machte.

Um jedoch das amerikanische Schulwesen, wie es sich heute entwickelt hat, ganz zu verstehen, mögen hier zunächst einige charakteristische Eigenschaften desselben erwähnt sein. Vor allem ist die Schule ganz frei von jedem kirchlichen Einfluß, um die von der Konstitution garantierte Gewissensfreiheit unbedingt aufrecht zu erhalten. Alle Konfessionen vertrauen ihre Kinder ohne jegliches Bedenken der konfessionslosen Volksschule an, welche keinen Religionsunterricht und keine Religiosität im konfessionellen Sinne kennt. Sie duldet keine Lehrbücher, welche im Interesse der einen oder anderen Religionsgenossenschaft verfaßt sind; jede Schule, die das religiöse Bewußtsein des einen oder anderen verletzt, wird sofort geschlossen.

Doch nicht allein die Freiheit von jedem religiös-konfessionellen Zwange der kirchlichen Einmischung ist eine Eigentümlichkeit der amerikanischen Schule, sondern auch ein gewisser Eklektizismus. „Als die Römer", schreibt Armin Tenner, „mit den Griechen in enge Verbindung traten, wählten sie aus dem Bildungsmaterial der überfeinerten Griechen das aus, was ihrem nationalen Bedürfnis entsprach und ihrer Jugend für das praktische römische Leben nützlich sein konnte. Aehnliches läßt sich in Amerika beobachten. Zu den unleugbaren Vorzügen der amerikanischen Schule muß man die unausgesetzte Rücksichtnahme derselben auf die Bedürfnisse des vor der Jugend sich ausbreitenden und die Jugend erwartenden Lebens, auf die Ansprüche der Gegenwart und Zukunft rechnen."

Das ganze Schulsystem in allen seinen Abstufungen ist also auf die zweckmäßige Ausrüstung des jungen Amerikaners für die Reise durch das praktische Leben zugeschnitten und berechnet. Mit großem Nachdruck lehrt sie Gewandtheit im Briefschreiben, Fertigkeit im kaufmännischen Rechnen, Buchführung, heimatliche Litteratur, Geschichte und Geographie, Verständnis der Verfassung und der politischen Landesinstitutionen, angewandte Mathematik, Logik, Rhetorik und Dialektik. Auch dem Zeichnen und der Musik wird große Sorgfalt gewidmet, selbstredend auch den Naturwissenschaften. So erweist sich denn die amerikanische Schule als eine große Lehrmeisterin in allen praktischen und nützlichen Kenntnissen, und es wäre recht wünschenswert, wenn dieser Tendenz auch in den europäischen Ländern überall Rechnung getragen würde.

Hinsichtlich des schulpflichtigen Alters und des Schulzwanges hat jeder Einzelstaat besondere Bestimmungen; die Ansichten gehen natürlich nach dieser Richtung sehr weit auseinander und wird der Lehrplan den lokalen Verhältnissen angepaßt. Wo die Schule mit dem vollendeten dritten oder vierten Jahre beginnt, ist selbstredend der Kindergarten notwendig. Ebenso verschieden gestaltet sich auch das Ende des schulpflichtigen Alters; sehr häufig ist das 21. Jahr als Schlußjahr eingeführt. Ein Schulzwang findet in der Regel nicht statt, doch bedarf es eines solchen nicht, da der Amerikaner den Nutzen der Schule sehr genau kennt.

Mit andern Ländern verglichen, erscheint die Zahl der Lehrkräfte in den Vereinigten Staaten sehr hoch: nach der letzten Zusammenstellung beträgt dieselbe rund 300,000 Lehrer, davon entfällt die Mehrzahl auf weibliche Kräfte, eine Thatsache, die namentlich den deutschen Einwanderer nicht recht erfreulich berührt; nach deutscher Anschauung ist der eigentliche Wirkungskreis der Frau mehr der Strickstrumpf, der Kochtopf, der Toilettenkasten, ja selbst die böse Zunge; allein die Verhältnisse liegen in Amerika doch ganz anders wie in Deutschland; und wenn man erwägt, in welch hohem Maße sich in den letzten Jahren die Zahl der weiblichen Lehrkräfte in Amerika vermehrt hat, wie bereitwillig die Gesetzgebung der Einzelstaaten den Frauen das aktive und passive Stimmrecht bei Schulratswahlen erteilte, so kann man kaum länger in Abrede stellen, daß dort die Frauen einen maßgebenden Einfluß auf die Entwickelung des Schulwesens ausüben. Auch hier ist es das unabänderliche Gesetz des Angebotes und der Nachfrage, durch welches das Anwachsen der weiblichen Lehrkräfte erklärlich wird. Die Lehrerin ist billiger wie der Lehrer; lange freilich wird dies nicht mehr dauern, denn der Gehalt der Lehrerinnen ist in stetem Wachsen begriffen; bald genug wird die Konkurrenz das eine Geschlecht durch das andere im Schach halten und schließlich wird man auch in Amerika zu der Ueberzeugung gelangen, daß die männliche Lehrkraft im allgemeinen der weiblichen vorzuziehen ist.

Der Gehalt der Lehrkräfte ist sehr verschieden; die folgende Tabelle,[1] welche aus dem Jahre 1880 stammt — neuere statistische Ausweise fehlen — wird dies bestätigen.

Staaten und Territorien[2] (Die Territorien sind dünnbesiedelte Gebiete, welche noch nicht zu Staaten erhoben sind. In der nachfolgenden Liste sind sie durch Sternchen bezeichnet.)	Gehalt der weiblichen Lehrkräfte per Monat Mark	Gehalt der männlichen Lehrkräfte per Monat Mark
Nevada	308	404
Distrikt Columbia (Hauptstadt Washington)	248	368
Idaho*	340	340
Arizona*	280	332
Californien	260	320
Montana*	228	292
Rhode Island	172	280
Massachusetts	124	272
Ohio	176	224
Connecticut	140	224
New-Jersey	132	224
Wyoming*	224	224
Georgia	120	200
Oregon	132	176
Colorado	164	172

[1] Nach Frhrn. v. Vogelsang.

[2] Die einschlagenden Ziffern der hier nicht angeführten Staaten und Territorien sind nicht bekannt.

Staaten und Territorien (Die Territorien sind dünnbesiedelte Gebiete, welche noch nicht zu Staaten erhoben sind. In der nachfolgenden Liste sind sie durch Sternchen bezeichnet.)	Gehalt der weiblichen Lehrkräfte per Monat Mark	Gehalt der männlichen Lehrkräfte per Monat Mark
Illinois	128	168
Washington*	132	164
Maryland	164	164
New-York	164	164
Florida	160	160
Indiana	140	148
Michigan	104	148
Wisconsin	100	148
Nebraska	128	144
Missouri	120	140
Minnesota	112	140
New-Hampshire	88	136
Maine	88	132
Pennsylvanien	112	128
Alabama	84	84

In der Verwaltung des Schulwesens ist jeder Staat souverän; ein gemeinschaftlicher Unterrichtsminister existiert nicht, es besteht nur in der Bundeshauptstadt ein National-Bureau, welches dem Ministerium des Innern untergeordnet ist und hauptsächlich statistisch thätig ist. Der diesem Bureau vorgesetzte Erziehungskommissär besitzt keine Direktive. Dagegen besitzt jede Grafschaft mit nur wenigen Ausnahmen einen Schulaufsichtsbeamten, einen Grafschafts-Superintendenten. Mit der finanziellen Seite des Schulwesens hat dieser jedoch nichts zu schaffen, seine Thätigkeit liegt lediglich in der Inspektion der Schulen und der Prüfung der Lehrkräfte. Die eigentliche Verwaltung steht der Ortsbehörde zu.

Zur Wahrnehmung der inneren Leitung steht wenigstens in der Regel an der Spitze eines jeden Gemeindeschulsystems ein Fachmann, Superintendent oder Inspektor genannt; diesem stehen je nach Bedürfnis Gehülfen zur Seite, die in den größeren Städten sich in die verschiedenen Ressorts teilen, in Boston, New-York und anderen ähnlich großen Städten gibt es z. B. einen Hülfssuperintendenten a) für Elementarunterricht, b) für Mittelschulen, c) für das deutsche Departement, d) für Spezialfächer. Es kommt aber auch vor, daß sich die Gehülfen in die Distrikte teilen und somit alle Fächer beaufsichtigen. Die Vorsteher der einzelnen Schulen werden gesetzlich als Hülfssuperintendenten angesehen. In den Landbezirken ist meist der erste Lehrer oder der Vorsteher der größten Bezirksschule auch Superintendent der übrigen Gemeindeschulen; Regel aber ist, daß da, wo eine Dame an der Spitze der Schule steht, der Superintendent mehrere Gehülfen hat; wo hingegen Herren als Oberlehrer fungieren, da besorgt der Superintendent allein die Aufsicht.

Die Anstellung der Lehrkräfte erfolgt auf Vorschlag des Superintendenten durch die Ortsbehörde; da nun die Schulbehörden gänzlich unabhängig von einander sind, so muß sich jeder Kandidat jedesmal einer neuen Prüfung unterziehen und sich ein neues Zertifikat verschaffen.

Die Organisation der Volksschule ist in der ganzen Union dieselbe, sie besteht aus der Elementarschule, der Mittelschule und der Hochschule. Die Elementarschule ist meistens vierklassig und umfaßt die Schüler vom 6. bis 10. Jahr, die Mittelschule die vom 11. bis 14. Jahr und die Hochschule die vom 14. bis 20. Jahr. Die Mittelschule ist dreiklassig, die Hochschule einklassig, doch darf man sich letztere nicht im Sinne der deutschen Universitäten vorstellen.

Der Unterricht beschränkt sich in der Elementarschule auf die gewöhnlichen Elementarfächer, Anfänge der Heimatskunde, Zeichnen und Singen. In den Mittelschulen treten hinzu amerikanische Geschichte, Geographie, Grammatik, Aufsatzlehre und Naturgeschichte, vornehmlich aber wird hier das kaufmännische Rechnen getrieben. Die Hochschule zerfällt in einen doppelten Kursus, nämlich in einen klassischen und einen englischen. Der volle vierjährige Kursus umfaßt höhere Mathematik, Naturwissenschaften, Sprachen, Geschichte, Astronomie, Rhetorik, Philosophie, Logik und Musik.

Eine so gründliche Bildung, wie sie ein deutsches Gymnasium oder eine Realschule 1. Ordnung bietet, wird in den amerikanischen Schulen nicht geboten, doch sind die einzelnen Disciplinen mehr auf das Praktische gerichtet; die amerikanische Schule wurzelt mitten im Leben.

Werfen wir noch einen Blick auf die hier nicht angeführten Lehranstalten, so beschäftigen uns zunächst die Lehrerseminare, von denen vor etlichen Jahren bereits 250 mit 1500 Lehrern und ca. 45,000 Zöglingen existierten. Ein Abgangszeugnis vom Seminar hebt die erneute Lehrerprüfung nicht auf; wie bereits oben bemerkt, muß sich jeder Kandidat jedesmal einer neuen Prüfung unterziehen. Darin liegt eine große Erschwernis, und wenn trotzdem jährlich so zahlreiche Seminaristen zu Lehrern herangebildet werden, so liegt darin der Beweis, daß die Behörden die Notwendigkeit einer Fachbildung anerkennen und bei der Wahl der Lehrer sich davon leiten lassen, ob der Kandidat ein Seminar besucht hat oder nicht.

Zu verwundern bleibt, daß trotz der großen Unzulänglichkeit der Hochschulen — richtiger „höhern Schulen" — Amerika dennoch so zahlreiche bedeutende Gelehrte besitzt; es ist dies nur dadurch erklärlich, daß viele Amerikaner deutsche Hochschulen besuchen, um dort ihren wissenschaftlichen Horizont zu erweitern; auch darf nicht verkannt werden, daß wissenschaftliche Forschungen in Amerika von reichen Privatleuten wesentlich unterstützt werden.

Für Popularisierung der Kenntnisse sorgen öffentliche Vorträge, die in umfassender Weise abgehalten und sehr stark besucht werden. Fast in allen größeren Städten sind Vortrags-Zyklen eingerichtet, auch die kleinsten Städte entbehren wenigstens einzelner Vorträge nicht. Dem Bildungsdrange des Volkes kommt auch die lebhafte Zirkulation von buchhändlerischen Werken, Zeitschriften und Zeitungen entgegen, während die Leistungen der periodischen wissen-

schaftlichen Fachjournale jenen der Deutschen nicht entfernt gleichkommen. Erfreulich ist die stetige Zunahme wissenschaftlicher Vereine, während die öffentlichen Bibliotheken mit fürstlichen und Universitätsbibliotheken Deutschlands sich nicht messen können.

Um nun auch noch von den prinzipiellen Mängeln der amerikanischen Schule zu sprechen, so ist es zunächst die Methode, deren Erwähnung zu thun ist. Dr. Migerka bezeichnet als solche („Erziehungsblätter", 8. Jahrgang, Heft 2) folgende Punkte:

„Die Berufung, Stellung und Entlohnung der Lehrer, die Schulbücher, die Methode des Unterrichts, die verringerte Pflege gewisser Unterrichtszweige auf Kosten anderer, endlich das durch die Eigenheiten des Landes bedingte Ziel des Unterrichts im allgemeinen, welches die Heranbildung einer gewissen Frühreife fördert, die Oberflächlichkeit begünstigt und Vertiefung nicht ermöglicht."

Zu unserm Bedauern müssen wir, um nicht zu lang zu werden, auf die Motivierung der Ansichten des Dr. Migerka, so interessant es sonst sein würde, verzichten; als Schlußresultat ergibt sich, daß das amerikanische Unterrichtssystem den Schwerpunkt der didaktischen Thätigkeit auf das Anhalten zum Auswendiglernen der Lehrbücher verlegt. „Der Schüler", so schreibt Dr. Migerka, „wird nicht zum selbständigen Denken angeleitet, sondern er genügt schon allen Anforderungen, wenn er auf die in den Lehrbüchern enthaltenen Fragen die dort angegebenen Antworten sich eingeprägt hat und wieder zu geben weiß. Was die Lehrbücher betrifft, so wird mit Recht viel geklagt über ihre zu große Anzahl, ihren zu raschen Wechsel, ihren vielfach unpädagogischen Charakter. Die Bücher werden vom Schulrate genehmigt, der in vielen Fällen der hiezu erforderlichen Fachbildung entbehrt. Die Kosten sind verhältnismäßig von geringerem Uebel, als es die notwendigen Folgen sind, welche ihre Fassung und ihre Benützungsweise vereint erzeugen."

Trotz aller dieser Mängel sind aber die Erfolge der amerikanischen Schule als sehr gute zu bezeichnen. Wenn man z. B. die Zahl der amerikanischen Analphabeten mit der Englands und Frankreichs in Vergleich bringt, so neigt sich die Wage entschieden zu Gunsten Amerika's; denn abgesehen von den südstaatlichen Negern und den eingewanderten Iren trifft man nur selten einen Menschen, der nicht lesen und schreiben kann. Mit Deutschland verglichen, kommt man zu folgendem Resultate: In Deutschland ist überall eine dürftige Elementarbildung anzutreffen, allein zwischen der breiten Masse und den „obern Zehntausend des Geistes" besteht ein großer Unterschied, der freilich in der neuesten Zeit sich ja mehr und mehr ausgleicht.

Ueber den allgemeinen Bildungsgrad in Amerika schreibt Dr. Migerka wie folgt: „Ein Bildungsgrad, der sich durch eine gute, geläufige Handschrift, durch vollkommene Geläufigkeit im Lesen der Muttersprache, durch eine erhebliche, mit leidlicher Orthographie und Grammatik verbundene Stilistik, durch einige Fertigkeit im mechanischen Rechnen, durch Bekanntschaft mit den hervorragendsten Thatsachen der heimatlichen Geschichte und Geographie, durch ein verständiges Urteil über die Verfassung der Union, durch einige Anklänge an physikalische und astronomische Gelehrsamkeit charakterisieren läßt — ein solcher Bildungsgrad ist in sehr weiten Kreisen vorherrschend."

Dulon schreibt hiezu ergänzend: „In Europa muß manche Erscheinung des amerikanischen Lebens einen eigentümlichen Eindruck machen. Der erste beste Kaufherr wird plötzlich zum dominierenden Schulinspektor ernannt. Der erste beste einflußreiche Geschäftsmann, Rechtspraktikant oder Lokalrichter wird heute Vorsteher der Postverwaltung, des Kriegs- oder Marineministeriums. Der erste beste Schulmeister oder Brauer tritt als Oberst an die Spitze eines Regiments und marschiert ohne Umstände in den Krieg. Der erste beste Advokat, dessen militärische Ausbildung nicht über den Parademarsch der Miliz hinausgeht, wird General und führt Brigaden und Divisionen gegen den Feind. Die Sache ist arg, aber nicht so arg, wie sie im regelrechten Deutschland aussieht. Der Amerikaner faßt praktische Verhältnisse ungemein schnell und, wenn nicht tief, so doch mit einer gewissen Schärfe auf. Er bildet sich sein Urteil und gelangt leicht zur Sicherheit. Den Kreis seiner Verpflichtungen übersieht er schnell, erkennt leicht die Punkte, auf die es ankommt, faßt leicht die Handgriffe, die zum neuen Handwerk gehören. Er versucht leise, vorsichtig und umsichtig — aber wenige Schritte, und er tritt fest und zuversichtlich auf. Von der Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit deutscher Pedanten ist an ihm keine Spur. Er ist vom Kopf bis auf die Zehe der Mann einer tüchtigen, vielseitigen, leicht beweglichen Praxis. Daß für die Ausbildung gerade dieses Menschen, dieses kühnen, scharfblickenden und schnellfertigen Praktikers diese Volksschule Großes leistete — wer wollte es leugnen? Naturanlage, öffentliches Leben und Schule stehen in Wechselwirkung. Sie sind Kinder Eines Geistes und streben mit vereinter Kraft demselben Ziele zu. Aber so gewiß die amerikanische Schule das Produkt des amerikanischen Lebens ist, so gewiß ist die Potenzierung des amerikanischen Lebens das Produkt der amerikanischen Schule. Sie hat Großes geleistet."

Dr. Fridtjof Nansen's Reise über das Binnenlandeis von Grönland von Ost nach West.

(Fortsetzung.)

Anfang Septembers erreichten wir eine ganz flache und ausgedehnte Hochebene, welche einem gefrorenen Ozean glich; ihres Meereshöhe betrug zwischen 8000—9000 F. und schien gegen Norden sogar bedeutend höher zu sein.

Ueber dieses Plateau wanderten wir mehr als 2 Wochen lang. Die Kälte war bedeutend; ich bin jedoch nicht imstande, die Temperatur genau anzugeben, da unsere Thermometer nicht so weit hinabreichten. Ich glaube, wir hatten in manchen Nächten eine Kälte von —45° bis —50° C. Im Zelte, wo wir sechs schliefen und unsern Thee und Chokolade kochten, mochte es kaum weniger als —40° C. haben. Einen ganzen Monat lang fanden wir kein Wasser und mußten, um Trinkwasser zu bekommen, Schnee schmelzen, entweder in unseren Kochapparaten oder durch unsere eigene Wärme in eisernen Flaschen, welche wir unter den Kleidern auf der Brust trugen. Der Sonnenschein auf diesen weißen Schneefeldern that unseren Augen sehr wehe, doch kam kein Fall von Schneeblindheit vor.

Eine Schilderung der Szenerie in dieser Region zu geben, ist leicht. Wir sahen nur drei Dinge, nämlich Schnee, Sonne und uns selbst. Ein Tag war genau wie der andere, allein selbst dieser Teil der Erde hat seine Schönheiten, und ich werde nie die glorreichen Sonnenuntergänge und die Nächte auf den Schnee- und Eisfeldern Grönlands vergessen, wenn die ewig wechselnden Nordlichter heller als sonst funkelten. Ich werde nie die seltsamen Eindrücke, wie von einer andern Welt, vergessen, welche wir inmitten dieser feierlich schweigenden Natur erhielten, wenn wir die Nordlichter wie ein furchtbares Feuer sich über den ganzen Himmel ausbreiten und dann im Zenith sich sammeln sahen, wie wenn sie von einem Sturm zusammengefegt würden, immer zuckend, aufleuchtend und Funken sprühend, bis sie dann mit einemmale verschwanden und die eintönigen Schneefelder in Dunkelheit zurückließen wie zuvor.

Ein anderer, friedlicherer und beruhigenderer Eindruck überkam uns, wenn der Mond erschien und seine silberne Bahn über die grenzenlosen Schneefelder hinzog, über welchen die Gestirne mit einer Helle funkelten, die unter anderen Breiten unbekannt ist. In der That bin ich überzeugt, daß keiner von uns jemals unsere nächtlichen Wanderungen über die Schneefelder von Grönland vergessen wird. Die Landschaft war jedoch nicht immer so friedlich, wie ich sie hier beschrieb. Zuweilen erlebten wir Schneestürme und sahen oft nichts als treibenden Schnee und Schneewehen. An einem Tag, dem 8. September, mußten wir in unserm Zelt bleiben, welches vom Sturme fast in Fetzen zerrissen wurde. Am andern Tag, als wir unsere Reise fortsetzen wollten, fanden wir, daß das Zelt beinahe ganz im Schnee vergraben war; wir mußten uns herausgraben und nach unseren Schlitten suchen, welche ganz im Schnee verschwunden waren, was übrigens sehr oft am Morgen vorkam.

Was unser tägliches Leben in diesen nicht sehr gastlichen Umgebungen anlangt, wo eine Temperatur von —40° bis —50° C. herrschte, so will ich Sie mit einer besonderen Beschreibung nicht ermüden, sondern nur anführen, daß wir diese Kälte ziemlich gut ertrugen. Das Schlimmste war der Aufbruch am Morgen. Es kam zuweilen vor, daß ich meinen Kopf im Schlafsack von einer Kruste von Eis und Reif umgeben fand, die von dem Gefrieren meines Atems herrührte. Eine Stunde vor den anderen aufzustehen, um zu kochen, eiserne Gegenstände berühren zu müssen und Weingeist an die Finger zu bekommen, war nicht sehr angenehm. Ich hatte diese Arbeit jeden Morgen, da die anderen, wenn sie es versuchten, zu viel Brennmaterial brauchten und wir in diesem Punkt sehr sparsam und sorgfältig sein mußten, da wir nicht imstande gewesen wären, ohne Brennmaterial Wasser zu bekommen.

Was die Reinlichkeit anbelangt, so konnten wir uns diesem Luxus nur in sehr beschränktem Maße hingeben. Ich fürchte, Sie werden mich als einen ganzen Barbaren betrachten, wenn ich Ihnen erzähle, daß wir von der Zeit an, wo wir das Schiff „Jason" verließen, bis zu dem Augenblick, wo wir die Westküste erreichten, nämlich eine Frist von drittehalb Monaten, uns nicht ein einzigesmal wuschen und ebenso lange nicht aus unseren Kleidern kamen. Daß wir uns nicht waschen konnten, hatte seinen besonderen Grund: Einerseits hatten wir kein Wasser, aber andererseits war das Waschen, selbst wenn wir Wasser gehabt hätten, streng verboten, weil das Waschen des Gesichts auf Schneefeldern sehr schädlich ist, wo die Sonne beständig scheint, die Haut aber leicht Blasen zieht und die Sonne Einem furchtbare Schmerzen verursachen kann.

Unsere Kochkunst war nicht immer von der reinlichsten Art, da wir kein Wasser hatten, um unsere Geschirre zu spülen, und wenn wir am Abend Erbsensuppe gekocht hatten, mußten wir am nächsten Morgen in demselben Gefäß und mit den Ueberresten der Erbsensuppe darin unsern Thee oder Chokolade kochen. Dies war jedoch eher gut, da wir weder irgend etwas zur Nahrung dienliches vergeuden durften, noch in dem, was wir zu essen bekamen, besonders heikel waren. Ich erinnere mich noch eines Abends, wo unser Kochapparat umfiel und unsere ganze kostbare Erbsensuppe sich über den Segeltuchboden unseres Zeltes ergoß, aber wir zögerten nicht, sondern hoben das Bodentuch sogleich von allen Seiten in die Höhe und saugten die Erbsensuppe auf, so daß kein Tropfen verloren gieng. Wir mußten in der That leben wie die Eingeborenen, und ein Feinschmecker würde im Innern von Grönland schlechte Geschäfte machen.

Am 19. September bekamen wir wieder günstigen Segelwind, so daß wir Segel an den Schlitten verwenden konnten. Wir brauchten dann nur auf unsere Ski zu stehen und uns an unseren Schlitten zu halten, während wir den Abhang gegen die Westküste hinunterfuhren, was manchmal mit einer ganz erstaunlichen Geschwindigkeit geschah. Jedenfalls war dies die angenehmste Skifahrt, die ich je in meinem Leben gehabt habe.

Eines Abends gegen Einbruch der Nacht, als es schon dunkel wurde und wir gerade mit einer ziemlichen Schnelligkeit dahinfuhren, bemerkte ich einen dunkeln Fleck gerade

vor uns. Ich begriff nicht, was es war, und fuhr lustig darauf zu. Auf eine Entfernung von wenigen Schritten entdeckte ich jedoch, daß es eine breite Eisspalte war. Die Schlitten wurden sogleich und gerade im richtigen Augenblick gewendet, denn wir waren schon am Rande der Spalte; nur eine Sekunde länger und die drei vordersten von uns mit zwei Schlitten würden verschwunden sein und niemand mehr etwas von uns gehört haben. Nach diesem Vorfall mußten wir wachsamer sein. Die Nacht kam, aber wir wollten den günstigen Wind so lange wie möglich benützen, und konnten, da wir hellen Mondschein hatten, noch eine sehr lange Zeit vorwärts fahren. Ich fuhr voran und untersuchte das Eis und die Schlitten segelten hinter her. Wir hatten manche Eisspalten zu passieren, aber es gab keine Unfälle. Einmal jedoch brach eine Schneebrücke über eine sehr tiefe und breite Spalte gerade in dem Augenblick, als wir sie passiert hatten und es wären beinahe zwei Männer und zwei Schlitten hinuntergestürzt. Mitten in der Nacht wurden wir endlich von einer Strecke Eis aufgehalten, die so voll Spalten war, daß wir nicht weiter vordringen konnten und unser Zelt aufschlagen und uns schlafen legen mußten. Wir waren nun der Küste sehr nahe, stießen aber auf so schwieriges und unebenes Eis, welches in allen Richtungen voll ungeheurer Spalten war, daß wir nur sehr langsam vordringen konnten. Endlich, am 24. September, erreichten wir das Land an einem kleinen See südlich von Kangersunek, einem Fjord, von welchem ein großer Gletscher ausgeht; am 26. September erreichten wir das Meer am inneren Ende des Ameralikfjords unter 64° 12′ n. Br.

Ich werde nie das Vergnügen und die Freude vergessen, welche es mir verursachte, wieder Wasser zu sehen, so daß wir nach Belieben trinken konnten — kein Wein hätte uns besser schmecken können. Ein ebenso großer Trost aber war es für uns, wieder Brennmaterial in Fülle zu finden, nämlich Weiden und Haidekraut, so daß wir in der Nacht ein offenes Feuer anmachen und uns nach Belieben Speise kochen konnten.

Wir hatten nun unsern Bestimmungsort erreicht, nämlich die Westküste von Grönland. Die Strecke, welche wir über das Binnenlandeis zurückgelegt hatten, betrug ungefähr 52 geogr. Meilen. Das Innere von Grönland war nun auf jeden Fall in einer Richtung durchforscht, trotz der allgemeinen Ansicht, daß eine Bereisung desselben unmöglich sei. Es blieb uns nun nur noch eins zu thun übrig, nämlich mit anderen menschlichen Wesen in Verbindung zu treten. Daß dies so rasch wie möglich geschehe, war sehr wünschenswert, denn wir hatten nicht mehr viel Proviant übrig. Wir hatten noch einen reichen Vorrat von gedörrtem Ochsenfleisch, aber wir litten Mangel an Fett. Godthaab, der nächste Punkt, wo Menschen wohnten, war noch etwa 10 geogr. Meilen von uns entfernt. Als ich sah, daß es keine leichte Aufgabe sein würde, es zu Lande zu erreichen, da die Berge zu schwierig zu passieren waren, so hielt ich es für besser, zur See dahin zu gehen, und beschloß, ein Boot zu bauen. Am andern Tag verfertigten drei von uns ein Boot aus dem getheerten Segeltuch, welches den Boden unseres Zeltes bildete, aus den Bambusruten auf unsern Schlitten und aus Weidenzweigen, die wir in der Nähe des Strandes fanden. Gegen Einbruch der Nacht war das Boot fertig.

Am andern Tag, dem 28. September brachen Kapitän Sverdrup und ich mit diesem Boot nach Godthaab auf. Den ersten Teil des Weges mußten wir dasselbe tragen, da der Fjord mit Gletscherschlamm gefüllt ist. Dies war eine ziemlich schwere Aufgabe, da wir oft bis zum Knie in den Schlamm einsanken. Am folgenden Tag erreichten wir offenes Wasser und fuhren in den Ameralikfjord hinaus. Einige Tage lang hatten wir widrigen Wind und große Mühe, das Boot gegen Wind in See vorwärts zu bringen, weil dasselbe ebenso zu breit wie zu kurz war. Am 3. Oktober erreichten wir Godthaab und wurden von der Einwohnerschaft herzlich willkommen geheißen. Es sollten zwei Boote ausgeschickt werden, um die andern vier Mitglieder der Expedition abzuholen; allein diese Boote wurden von einem schweren Sturm aufgehalten und mußten noch mehrere Tage lang warten; endlich am 12. Oktober trafen unsere Gefährten ein und die ganze Reisegesellschaft war beisammen. Die Expedition war zu Ende, Grönland zum erstenmal durchquert worden.

Meine Hoffnung, in Godthaab ein Schiff nach Europa zu finden, wurde getäuscht; ich erfuhr jedoch, daß in Ivigtut, ungefähr 48 deutsche Meilen südlich von Godthaab, noch ein Schiff, der „Fuchs", liege, welches Mitte Oktober noch nach Dänemark abfahren sollte. Ich schickte sogleich einen Boten (einen Eskimo in seinem Kayak oder kleinen Robbenfellboote) an den „Fuchs" ab mit der Bitte an den Kapitän, er möge kommen und uns abholen und nach Hause mitnehmen. Da es aber spät im Jahre war und der Kapitän des „Fuchs" nicht wußte, wie viel es Eis gegen Godthaab hin gebe, so wagte er nicht zu kommen, und wir mußten den Winter in Grönland verbringen. Merkwürdigerweise ist dieses Schiff, der „Fuchs" welches die Kunde von unserer glücklichen Ankunft an der Westküste von Grönland nach Europa brachte, dasselbe Fahrzeug, welches Sir Leopold M'Clintock auf seiner Fahrt zur Aufsuchung von Franklin befehligte.

Den Winter in Grönland zuzubringen, war für uns nicht sehr unangenehm. Wir hatten dabei eine gute Zeit; es gab viel zu jagen: Meeresvögel, Schneehühner, Renntiere ꝛc.; es lag Schnee genug, um uns in den Stand zu setzen, uns unserer Skis zu bedienen. Aber das Anziehendste von allem war das Leben im Kayak oder kleinen Eskimokahn aus Robbenfell, welcher nur einen einzigen Mann faßt und das beste Fahrzeug für den einzelnen Mann ist. Er wird mit einem Schaufelruder fortbewegt, und wenn man dies richtig handhaben gelernt hat, so kann man darin dem heftigsten Sturm trotzen. Wird man

von einer Woge umgeworfen und weiß sein Ruder gut zu führen, so kann man sich wieder aufrichten und braucht nichts zu fürchten. Ein guter Eskimo kann in seinem Kayak achtzig Seemeilen an einem Tag zurücklegen.

Für Einen, welcher sein Kayak nicht leicht zu handhaben versteht, ist es ein ziemlich gefährlicher Sport, und viele Eskimos kommen jährlich im Kayak um; in Godthaab und der Umgebung starben diesen Winter sechs, aber dies ist vielleicht gerade einer der Gründe, weshalb die Fahrt im Kayak so bezaubernd ist.

Am 15. April 1889 kam das dänische Dampfschiff „Heidbörnen", um uns nach Hause zu bringen, und wir verließen Grönland beinahe mit Bedauern darüber, daß wir seine glückliche Bevölkerung verlassen mußten, diese Kinder der Natur, welche keine Erfahrung von dem Elend und den Mühsalen der Zivilisation haben und keine wahre Armut kennen. Bisweilen leiden sie zwar Mangel, allein im allgemeinen haben sie Nahrung genug und ihr reichliches Auskommen und sind immer glücklich und zufrieden.

Die Heimreise war so angenehm wie möglich. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition können vorerst noch nicht zusammengestellt werden, denn viele Beobachtungen sind noch nicht von den besonderen Gelehrten ausgearbeitet worden, denen sie übergeben worden sind. Es gibt jedoch einige Punkte, welche, besonders in geologischer und meteorologischer Hinsicht, schon jetzt hervorragend und augenfällig sind, und obwohl ich weder Geolog noch Meteorolog bin, will ich doch einige erwähnen, die meiner Ansicht nach von großem Interesse sind.

Zunächst ist meines Bedünkens die Gestalt des Binneneises von Wichtigkeit.

Viele Geologen haben die Vermutung ausgesprochen, das Innere von Grönland sei mit Eis und Schnee bedeckt, allein andere sind der Meinung gewesen, es fehle an einer Schneedecke, und unter den letzteren will ich hier besonders den berühmten Nordenskjöld anführen.

Dieser hervorragende Erforscher der arktischen Regionen, welcher mehr Eis- und Schneefelder gesehen hat als die meisten Menschen, stellte die Ansicht auf, wir seien nicht zu dem Schlusse berechtigt, daß die Eisdecke sich durch ganz Grönland, von Küste zu Küste, erstrecke, obwohl noch niemand die Grenzen der „Eiswüste" gesehen habe. Er glaubt sogar, es sei „in den meisten Fällen eine physische Unmöglichkeit, daß das Innere eines großen Festlandes vollständig mit Eis bedeckt sei unter den klimatischen Umständen, die auf unserem Planeten südlich vom 50.° n. Br. vorwalten." Was das Innere von Grönland anbelangt, so meint er, es sei sehr leicht zu beweisen, daß die Bedingungen für die Bildung von Gletschern dort nicht vorkommen können, wenn die Oberfläche des Landes sich nicht allmählich und regelmäßig ebenso gut von der Ost- wie von der Westküste gegen den Mittelpunkt des Landes erhebe. Allein eine derartige Gestalt hat nach Nordenskjöld's Ansicht kein Festland auf unserer Erde in orographischer Beziehung. Er nimmt an, Grönland habe einen orographischen Bau, der demjenigen von Skandinavien in vieler Hinsicht gleiche, d. h. daß es aus Bergketten und Hochgipfeln bestehe, welche durch tiefe Thäler und Ebenen geschieden sind, und in einem derartigen Lande müsse der meiste Regen und Schnee in der Nachbarschaft der Küsten fallen, während nur trockene und warme Winde das Innere erreichen, so daß dort nicht Feuchtigkeit genug zur Bildung eines Gletschers vorhanden sein könne.

Ich will hier Nordenskjöld's Theorien nicht kritisieren. Die Expedition, von welcher ich eben zurückgekehrt bin, hat meines Erachtens zur Genüge bewiesen, daß sie, insoweit es Grönland betrifft, nicht richtig sein können. Sie hat, glaube ich, die Thatsache festgestellt, daß dieser Teil von Grönland nicht allein mit Schnee bedeckt ist, sondern eine gewaltige schildförmige Decke von Eis und Schnee hat, unter welcher sowohl Berge als Thäler ganz verschwunden sind und wo man nicht einmal die Spur einer Konfiguration des Landes und des Gebirges nachweisen kann. Ob dies ebenso in den nördlichsten Teilen Grönlands der Fall ist, wage ich noch nicht zu sagen; dies muß durch eine neue Expedition entschieden werden, und die Frage ist meines Bedünkens vom höchsten Interesse. Vorerst haben wir nur die südlichen Teile Grönlands ins Auge zu fassen.

Die Eisdecke hat hier, wie schon erwähnt, die Gestalt eines Schildes. Sie steigt ziemlich rasch, aber regelmäßig von der Ostküste an auf, erreicht eine Höhe von 9000 bis 10,000 Fuß, ist in der Mitte ziemlich eben und flach und fällt wieder ziemlich regelmäßig gegen die Westküste ab. In Anbetracht dieser eigentümlichen und regelmäßigen Gestalt des Eises ist daher die erste Frage, welche sich uns aufdrängen muß, die: Was hat diese regelmäßige Gestalt verursacht? welche ist die Konfiguration des Landes unter demselben?

Ich habe von Geologen die Aeußerung gehört: nach demjenigen zu urteilen, was durch uns beobachtet worden ist, sei Grönland ein Tafelland, dessen äußere Teile nur durch die Gletscher ausgehöhlt seien, so daß sich Fiorde und Thäler gebildet haben, während das Innere offenbar die Gestalt eines hohen Plateau's habe, wo keine beträchtlichen Thäler oder Berge vorhanden sein können, weil es dort keine Gletscher gebe, welche den Boden aushöhlen. Dieser Schluß ist jedoch meines Erachtens ganz falsch. Ich glaube, daß die Gestalt der Oberfläche des Binneneises gar nicht durch die Konfiguration des darunterliegenden Landes verursacht wird.

Nordenskjöld hat gewiß Recht, wenn er sagt, die Konfiguration Grönlands sei derjenigen Skandinaviens und besonders Norwegens sehr ähnlich, und wir können sogar von einer gewissen Aehnlichkeit mit Schottland reden.

Im Innern von Grönland muß es ebenso Berge und Thäler geben, wie in der Nähe der Küste. Daß es

an den Küsten tiefe Fjorde und hohe Berge gibt, welche denjenigen des westlichen Norwegen sehr ähnlich sind, und daß dieselben an vielen Stellen ganz denselben wilden und in die Augen springenden Charakter haben, wissen wir bereits; die grönländischen sind vielleicht sogar noch wilder, als ich sie jemals in meinem Vaterland Norwegen sah.

Wenn wir die Ansicht hegen, daß diese Fjorde durch das Eis ausgehöhlt worden sind, so müssen wir auch schließen, daß dieses selbe Eis imstande gewesen, im Innern des Festlandes Thäler auszuhöhlen und Berge zu bilden — ein Gegenstand, auf welchen wir später zurückkommen werden. Vorerst will ich nur geltend machen, daß wir kein Recht haben, den Grund der schildförmigen Gestalt des Eises in der Konfiguration des darunter liegenden Landes zu suchen; die Oberfläche des Eises muß ihre eigene Gestalt haben, welche ihr nicht durch das Land, sondern durch die meteorologischen Umstände gegeben wird. Niemand vermag zu leugnen, daß das Eis in vielen Stellen eine ganz enorme Dicke haben muß, da es die Thäler ausfüllt und alle Berge bedeckt, und seine Mächtigkeit muß unter allen Umständen durch die Menge des fallenden Schnees geregelt werden. Diese Schneemenge muß gegen die Küsten hin die größte sein und sich gegen das Innere hin allmählich vermindern; es ist daher sehr wahrscheinlich, daß das Eis nicht seine größte Mächtigkeit gerade in der Mitte des Festlandes hat, sondern eher auf beiden Seiten nach den Küsten hin. Wir durften daher bereits a priori erwartet haben, eine Gestalt des Eises so zu finden, wie wir sie beobachteten.

Bereits habe ich erwähnt, daß die Oberfläche des Schneefeldes im Innern eine ganz ebene und gleichsam polierte ist. Sie hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der ungestörten Oberfläche eines gefrorenen Ozeans, dessen lange, aber nicht hohe Wogen von Ost nach West rollen und für das Auge nicht deutlich zu unterscheiden sind. Der hauptsächlichste Faktor, welcher diese Oberfläche so merkwürdig eben macht, ist der Wind. Den nivellierenden Einfluß des Windes kann man leicht zur Winterszeit in unseren eigenen Gebirgen studieren; man kann dort sehen, wie seine vorherrschende Wirkung dahin geht, jeden hervorragenden Punkt zu entfernen, denn der Schnee wird von den Bergen in die Thäler geführt, um dieselben auszufüllen und die Berge verschwinden zu machen. Dies ist natürlich ebenso in Grönland der Fall gewesen, nur in einem weit höheren Grade, als seine gegenwärtige Eisperiode begann. Der Schnee wuchs allmählich an, die Thäler wurden allmählich ausgefüllt, die Berge verschwanden und das Schneefeld wurde so hergestellt, wie wir es nun sehen. Die Arbeit des Windes besteht nun darin, die Oberfläche dieses ungeheuren Feldes zu ebnen und so glatt zu machen, wie die Oberfläche eines Sees in windstillem Wetter, auf welcher man keinen Punkt findet, worauf das Auge haften oder worauf man es ruhen lassen kann, wo man sich also ebenso des Kompasses bedienen muß, wie man es auf dem Meere thut.

Die Oberfläche des Schneefeldes im Innern besteht aus weichem, trockenem und losem Schnee, welcher leicht vom Winde bewegt wird. Selbst im Hochsommer findet in diesem Binnenland kein erhebliches Schneeschmelzen statt. Selbst mit den 6 Fuß langen Bergstöcken, deren wir uns zu unserem Lauf auf Schneeschuhen bedienten, vermochte ich kein hartes Eis oder Schnee unter dieser weichen Schicht zu erreichen. In Zwischenräumen von 6—10 Zoll kamen allerdings ganz dünne Eiskrusten vor, allein zwischen denselben war der Schnee so weich wie an der Oberfläche; diese dünnen Eiskrusten werden offenbar durch den unmittelbaren Einfluß der Sonne im Hochsommer gebildet. Die Sonne ist dann um die Mittagszeit imstande, die Oberfläche des Schnees ein Wenig zum Schmelzen zu bringen, in der Nacht jedoch gefriert diese wieder. Ob diese Krusten in gewissen Zwischenräumen Jahresschichten von Schnee bedeuteten, oder ob sie nur auf schwere Schneefälle während des Sommers hinwiesen, vermag ich nicht zu entscheiden, bin jedoch geneigt, mich zur letzteren Ansicht zu bekennen, auf jeden Fall in einiger Ausdehnung.

Ich habe schon oben erwähnt, daß wir beinahe jeden Tag Schneefall hatten; wenn wir dies mit der soeben festgestellten Thatsache vergleichen, daß im Binnenland kein wirkliches Schneeschmelzen stattfindet, so dürfte es erscheinen, als wären wir zu dem Schlusse verpflichtet, daß im Innern von Grönland die Schneemenge sich noch immer vermehrt. Dies kann jedoch nicht leicht der Fall sein, jedenfalls nicht im bedeutenden Grade, denn wenn dies stattfände, so müßte die Menge von Eis und Schnee sich auch gegen die Küsten hin vermehren.

Wenn wir nach den Beobachtungen und Messungen urteilen, welche an der Westküste von Grönland mehrere Jahre hindurch gemacht worden sind, so erscheint es jedoch, als ob das Eis von einem Jahr zum andern sich ein Wenig verändere, daß aber seine Menge sich im Ganzen so ziemlich auf demselben Niveau erhalte. Auf diese Weise sind wir nicht zu der Annahme berechtigt, daß die Schneemenge im Innern zunehme.

Allein, was ist der Grund, weshalb diese nicht zunimmt?

Wie bereits erwähnt, kann das Schneeschmelzen nicht von Bedeutung sein. Auch die Verdunstung von der Schneeoberfläche aus dürfte meines Erachtens von keiner großen Wichtigkeit sein, da sie bei einer so niedrigen Lufttemperatur und wo an den meisten Tagen etwas Schnee fällt, nur eine Kleinigkeit betragen muß.

(Schluß folgt.)

Der Robbenschlag auf Neufundland.

(Schluß.)

Es wäre unmöglich, daß Männer, welche wochenlang unter derartigen verrohenden Auftritten leben, deren Wirkungen ganz entgehen könnten. Alles, was das Leben angenehm und anständig macht, wird in derartigen Lagen vergessen oder unmöglich. Von Reinlichkeit ist keine Rede mehr, denn wenn Robben in Menge vorhanden sind, füllen die Männer sogar ihre eigenen Schlafbänke mit den dampfenden Fellen und ihre Kleider bleiben auf der ganzen Fahrt ungewechselt. Wie für die Eskimo, so ist auch für sie rohes Fleisch ein Leckerbissen. Die Robbenschläger wickeln häufig die Eingeweide der Robben mehrfach um ihre Gürtel und nagen von dieser rohen blutigen Nahrung herunter, während sie ihrem Schlächterhandwerk nachgehen. Die Mahlzeiten an Bord werden folgendermaßen geschildert: „Als die Männer an Bord kamen, erschnappten sie hie und da einen hastigen Augenblick, um eine Schüssel Thee zu trinken oder ein Stück Zwieback mit Butter zu essen; und da der Schweiß von ihren Gesichtern trof und ihre Hände und Körper mit Blut und Fett besudelt waren, und sie oft die Butter mit ihren Daumen auf den Zwieback strichen und mit der Rückseite der Hände ihre Gesichter abwischten, so genossen sie ihr Essen und Trinken nur mit Blut und Schweiß gemischt."

Wenn Robben in Sicht sind, so wird selbst Sonntags das Gemetzel nicht ausgesetzt, sondern alle Verstöße gegen Menschlichkeit und Zivilisation mit großer Nachsicht behandelt. Viele Geistliche betrachten sogar die Verfehlungen der Robbenschläger gegen die Sonntagsfeier mit milden Blicken, wenn wir nach einem Auszug aus der Predigt eines Geistlichen von „anerkannter Geschicklichkeit und Volkstümlichkeit" schließen dürfen, welcher in einem Lokalblatt veröffentlicht worden ist. Die Fahrzeuge der Einwohner waren im Begriff, auf den Robbenschlag auszulaufen, und vor ihrer Abreise fügte der Geistliche seiner Predigt noch folgendes Gebet an: „Verhüte, o Herr, daß am Sonntage irgend welche Robben in ihren Bereich kommen, damit dieselben nicht an diesem Tage mit ihnen in Berührung gebracht werden. Du kennest, o Herr, die Schwäche unserer armen gefallenen Natur und weißt auch, wie arm sie sind und wie viele Hungrige sie zu Hause zurücklassen, und so sie also Robben erschlagen sollten, so vergieb ihnen gnädiglich!"

Tausende von Robben werden in Lagern auf den Fluen gefunden, aber wenn eine Schar vertilgt ist, müssen die Robbenschläger oft weit vom Schiffe hinwegwandern, um weitere Beute zu suchen, und dann kommt ihnen ihre frühere Uebung im copying, dem Springen auf dem Eise, sehr zu statten. Gelegentlich wandern die Robbenschläger achtzehn oder zwanzig englische Meilen vom Schiffe hinweg über das Eis, welches möglicherweise nicht an allen Stellen gleich stark ist. Zuweilen sind die Eisfluen auseinander gerückt, dann bedient sich der erfahrene Eiswanderer einer kleineren Eisscholle als Floß, steuert sich mittelst der Harpune in der gewünschten Richtung fort und setzt so über die Zwischenräume offenen Wassers. Ein andermal ist der halb aufgethaute Schnee oder das Eis noch weich, trägt aber gerade noch einen Fuß auf einmal, so daß die Robbenschläger rasch darüber hinweg springen, bis sie eine festere und sicherere große Scholle finden, auf der sie wieder Atem schöpfen können. Wenn die Robbenschläger schon einen tüchtigen Weg zurückgelegt haben und ihre Päcke von Fellen im Schlepptau mit sich führen müssen, um den weiten Weg nach dem Schiff zurückzulegen, so kann es geschehen, daß sie da, wo das Eis auf dem Hinweg noch ganz sicher war, auf dem Rückweg eine Lücke finden, die zu breit ist, um übersprungen zu werden. Allein selbst wenn keine schwimmenden Schollen zur Hand sind, wissen diese Leute sich zu helfen: sie werfen ihre Päcke (deren jeder fünf oder sechs Robbenfelle mit dem daranhängenden Speck enthält) ins Wasser, der Speck erhält die Päcke flott und die Männer bedienen sich ihrer als Schwimmer, um über das offene Wasser zu kommen. Es ereignen sich natürlich auch von Zeit zu Zeit Unglücksfälle, Männer brechen durch den halbgeschmolzenen Schnee hindurch oder verlieren ihren Fußhalt und nehmen gezwungen ein kaltes Bad, welches in Anbetracht ihres schmierigen Aufzuges eigentlich gar nicht vom Uebel ist; allein nur selten ertrinkt einer, denn es ist ja immer Hülfe bei der Hand.

Gelegentlich rückt das Eis, worauf die Robben werfen, so nahe an die Küste heran, daß die Küstenbewohner sich ebenfalls ihren Anteil an der Beute sichern können, und dann beteiligen sich sogar Weiber und Kinder gierig an der Metzelei. Im Frühjahr 1883 erlegte an einem Orte, der Bett's Cove heißt, ein Weib fünfunddreißig Robben an einem einzigen Tage, und bei Twillingate erschlugen viele Weiber schwere Ladungen von Robben, und die Leute gingen vom Lande aus zwölf Meilen auf das Eis hinaus, um diese Ernte einzuheimsen. Wenn das Eis in den Buchten eine Zeit lang festgepackt bleibt, so kriechen die Robben bisweilen ans Land, und in Bonavista geschah es einmal, daß nicht weniger als fünfzehnhundert Robben zwischen den Büschen auf einer der Inseln erschlagen wurden.

Vor einigen Jahren kam das Robbeneis dicht an die Stadt St. Johns heran, und die Einwohner rückten aus, um sich dieser Wohlthat zu bemächtigen. Als sie am Morgen seewärts wanderten, sah einer der Jäger einen Mann mit einer Flinte in seiner Nähe ganz unweit dem Hafen auf einem Eishöcker sitzen und eine tote Robbe vor seinen Füßen liegen. Die Leute giengen an dem Mann vorüber und ihrer Beute nach und wanderten auf dem Eise so weit hinaus, daß sie erst spät am Nachmittag zurückkehrten. Da sie zufällig wieder an derselben Stelle vorüberkamen, sahen sie den Mann noch immer auf dem

Eishöcker sitzen und die Robbe vor ihm liegen. Sie giengen auf ihn zu: der Mann war tot und in seiner aufrechten Stellung starr und steif gefroren wie das Eis, worauf er saß.

Bei derselben Veranlassung erlegte ein armer Mann eine einzelne Robbe und schleppte den Kadaver eine große Strecke weit über das Eis bis zum Laden des Händlers, wo er sie verkaufen zu können hoffte. Für jede Beschädigung an dem Robbenfell muß sich der Verkäufer einen Abzug gefallen lassen, dessen Betrag von der Kaufssumme abgezogen wird. Bei dieser Gelegenheit war der Weg so weit und das Eis so rauh und zackig gewesen, daß die Robbe des armen Mannes sehr übel zugerichtet an ihrem Ziele ankam. Allein der Kaufmann war sehr bedächtig: er verweigerte den Ankauf der Robbe nicht; als er aber den Wert des Specks und dann denjenigen des Felles berechnete, wurde das Fell so zerrissen und zerschunden befunden, daß der verdutzte Robbenjäger nicht nur keine Bezahlung erhielt, sondern ihm sogar bewiesen wurde, er sei nach der Berechnung des Kaufmanns diesem für die Beschädigungen des Fells noch einen Betrag von ungefähr einer halben Krone ($2^1/_2$ Mark) schuldig.

Die hauptsächlichste Gefahr, welcher Robbenschläger ausgesetzt sind, ist die, daß die Eisflue, auf welcher sie sich eben in einer bedeutenden Entfernung vom Schiffe befinden, von einem plötzlich aufspringenden Winde in die See hinausgetrieben wird. Die Robbenschläger sind jedoch einem derartigen Unfall nicht oft ausgesetzt, da sie sich auf die Anzeichen eines nahenden Sturmes sehr gut verstehen.

Wo Sprünge in den Fluen vorkommen, da findet man zuweilen auf dem Eise große Kabeljaue, welche in dem Bemühen, ihren amphibischen Feinden zu entgehen, aus dem Wasser gesprungen sind. Haifische umschwärmen fortwährend die auf dem Robbenschlag befindlichen Schiffe und sind manchmal sehr groß, 14 bis 15 Fuß lang, aber von schwerfälligem, stumpfsinnigem Temperament und anscheinend dem Menschen nicht gefährlich. Diese Haie werden manchmal von den Robbenschlägern gefangen wegen des Thrans, der in ihren Lebern reichlich enthalten ist, denn ein Hai von 10 Fuß Länge hat eine Leber, die im Durchschnitt sechs Fuß lang ist. Es ist eine merkwürdige thatsächliche Beobachtung, daß man Haie, welche auf dem Eise getötet werden, immer blinzelnd findet, indem sich eine Haut, welche bis zu einem Zoll dick wird, über ihren Augen gebildet hat. Diese Haie sind auch so dumm, daß man sie auf das Eis und bis in den Bereich der Harpunen locken kann, indem man einen an ein Tau gebundenen Köder vor ihnen herum baumeln läßt und allmählich so weit zurückzieht, bis der Hai in Stoßweite herangelockt worden ist.

Der Robbenschlag ist eine Lotterie: das einemal werden auf einigen Eisfeldern bis zu fünf- und sechshundert Robben gefunden, und wenn die Schiffe dann in die Nähe solcher Scharen kommen, kehren sie bald so schwer beladen zurück, daß beinahe nur noch das Deck aus dem Wasser ragt; aber zu anderen Zeiten wird keine einzige Robbe gefangen. Der größte Fang, der jemals von einem Schiffe gemacht wurde, ereignete sich im Frühsommer 1888, wo der den Herren Job in Dundee gehörige „Neptun" 42,224 Robbenfelle mitbrachte, und doch war der Robbenschlag im ganzen kein reichlicher und befindet sich in der Abnahme. Die Segelschiffe sind in jenen Gewässern großenteils durch Dampfschiffe verdrängt worden, wie die Mineralöle den Robbenthran auf dem Markt zu verdrängen drohen. Der Hauptgewinn der Robbenschläger besteht gegenwärtig in den Häuten, welche, eingesalzen nach England gebracht, vorwiegend zum Gerben verwendet werden und das gesuchte „Kid-Leder" des Handels liefern. Der Fang der Robben mittelst Dampfern übersteigt allerdings jenen der Segelschiffe, verursacht aber auch größere Auslagen, und wenn daher der Fang nicht ein sehr großer ist, so kann leicht der Verlust den Gewinn übersteigen.

Die Bemannung hat Anspruch auf ein Drittel des Werts der gefangenen Robben, welches zu gleichen Teilen unter ihnen verteilt wird. Der Gewinnanteil eines einzelnen Mannes von der Mannschaft des „Neptun" im vorerwähnten Falle betrug 66 Doll. oder 13 Lstrl. 15 Sh. Für seine Koje auf dem Schiff bezahlt der Mann 1 Lstrl. baar, wofür er seine Kost bekommt, der Kapitän erhält 4 Proz. von dem Nettoertrag, obwohl manche Kapitäne sich auch ausbedingen, daß ihnen für jedes erbeutete Robbenfell fünf Pence zu vergüten seien. Der Löwenanteil fällt natürlich dem Kaufmann zu, welchem das Fahrzeug gehört und der das pekuniäre Risiko in diesem lotterie-artigen Unternehmen trägt.

Die Robbe bildet das hauptsächlichste Auskommen des Eskimo, für welchen jedes Atom dieses Geschöpfes von Wert ist. Das Blut, welches er in seiner natürlichen Wärme trinkt, ist sein Champagner; das Robbenfleisch in rohem oder gekochtem Zustande ist seine Kost, deren er niemals überdrüssig wird; er verzehrt sogar die Eingeweide, und die Schleimhaut des Magens vertritt ihm die Stelle des Glases in dem einsamen Fenster seiner Iglu oder Schneehütte. Die Felle bilden einen wichtigen Teil seiner Kleidung und geben vorzugsweise den Stoff für seine Stiefeln, Zelte und Kayaks ab, denn für die letzteren verwendet man nur Robbenhäute, weil keine anderen Felle die beständige Eintauchung ins Meerwasser so gut ertragen würden, und weil die Walroßhaut für solche leichte Fahrzeuge zu schwer wird, wogegen man sich ihrer zu den Umiaks oder Weiberbooten bedient.

Die Robbenjagd wird von den Eskimo auf eine ganz andere Weise betrieben, als das von uns geschilderte Gemetzel im Großen. Wenn ein Robbenloch (d. h. die Oeffnung im Eise, wohin die Seehunde behufs des Atmens aufsteigen) gefunden wird, was im Winter gewöhnlich

durch einen Hund geschieht, welcher eigens für diesen Zweck abgerichtet worden ist, so tastet der Jäger mit seinem Speer durch den darüberliegenden Schnee bis er die Oeffnung findet; dann steht er daneben Schildwacht und wartet geduldig, manchmal zwei Tage und zwei Nächte lang, bis er dadurch belohnt wird, daß er eine Robbe schnauben hört. Beim zweiten oder dritten Hauch stößt der Jäger seinen Speer durch das Loch hinab und durchbohrt gewöhnlich den Schädel des ungesehenen Tieres, welches augenblicklich untertaucht und mehrere Klafter von der am Speer befestigten Leine abläuft; dann zieht der Eskimo allmählich die widerstrebende Robbe aufwärts, erweitert das Loch im Eise und holt seine Beute auf den Schnee herauf. Wenn die Robben auf dem Eise im Sonnenschein liegen, schleicht sich der Eskimo auf dem Bauche liegend und mit einer Art schlangenförmiger Bewegung, welche die Robbe ohne Zweifel für die Bewegung eines Tieres von seiner eigenen Art hält, bis auf Stoßweite heran, wobei er zugleich sein „Robbenlied" singt, welches geschildert wird als „ein lautes eigentümliches Getöse, ein Gemisch von Anmut, Gesang und Gebrüll, welches einen gewissen Zauber auf die Robbe auszuüben scheint", und bringt ihr dann womöglich einen Stoß in die Seite hinter den Vorderflossen bei. Ist die Robbe erlegt, so findet ein Schlachtfest statt, zu welchem alle Nachbarn eingeladen werden. Die erste Zeremonie besteht darin, daß man das Tier weiht, indem man ihm Wasser auf den Kopf spritzt. Das Fest besteht häufig nur darin, daß man sich bis zum Uebermaß mit rohem Fleisch vollstopft; kocht man das Fleisch, so wird es in einer Mischung von Salzwasser und Blut gesotten und die Brühe gierig von den Gästen getrunken, sobald das Fleisch aus dem Topf genommen worden ist. Das angesehenste Weib des Iglu verteilt dann das Fleisch in Portionen unter die Anwesenden, nachdem es erst artig jeden Bissen abgesaugt, damit ja keine Flüssigkeit davon abtriefe, und gleichzeitig alle Haare und andere Dinge, welche am Fleisch hängen geblieben sein mögen, abgeleckt hat.

Der Mensch ist jedoch nicht der einzige Feind der Robbe, sondern diese bildet den wesentlichen Bestandteil der Beute des Eisbären, der übrigens, wenn er nicht sehr hungrig, solch ein Leckermaul ist, daß er nur ihren Speck frißt. Die Eisbären überraschen häufig die Robben, wenn diese auf dem Eise schlafen, erfassen dieselben aber auch im Wasser, indem sie ihre Körper so tief einsenken, daß nur ihre weißen Köpfe sichtbar sind. Die Robbe, welche sich überall ängstlich umsieht, hält den Eisbärenkopf irrtümlich für ein schwimmendes Eisstück und läßt ihren Feind sich gefährlich nahe kommen; während die scheue Robbe dann die obere Welt nach möglichen Gefahren abspürt, taucht der listige Bär unter sie und packt sie von unten. Die in den arktischen Regionen lebenden Robben machen eine Aushöhlung in den Schnee für ihr Junges und lassen in der Nähe ein Loch im Eise, durch welches das Junge von seinem Lager aus Zugang zum Wasser hat. Der Bär soll auf die Kuppel des Schneehauses der Robbe springen, um dieselbe einzubrechen, dann erfaßt er das Robbenjunge in einer seiner Branken, hält es an seinen Hinterflossen fest und läßt es im Wasser zappeln. Wenn dann die Robbenmutter ihrem Jungen zu Hülfe eilt, zieht der Bär das kleine Geschöpf allmählich zurück, bis die alte Robbe in seinen Bereich gelockt ist, worauf er ihr mit seiner anderen Branke einen wuchtigen Schlag versetzt und sich in der Regel beider bemächtigt. Man erzählt sich so viele Thatsachen von dem Scharfsinn, den der Eisbär an den Tag legt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die alten Norweger ein Sprichwort hatten, wornach „der Bär die Stärke von zehn und den Witz von eilf Männern" hatte. An der Westküste von Ireland behaupten und glauben die Bauern noch heute, die Seelen von alten Jungfern gehen in die Körper von Seehunden über. Es wäre gut, wenn ein ähnlicher Aberglaube sich auf Neufundland erstreckte, da man gegenwärtig dort allgemein die Ansicht zu hegen scheint, Robben seien wie Fische und haben kein Gefühl, denn alsdann würde wahrscheinlich ein Robbenschläger einiges Bedenken tragen, einer ledigen Muhme oder älteren Schwester bei lebendigem Leibe die Haut abzuziehen.

Wenn die Robbenschläger-Schiffe von ihren Kreuzfahrten heimgekehrt sind und ihre übelriechenden Ladungen an der Südseite des Hafens gelöscht haben, wo sie außer dem Bereich der Riechnerven der Stadtbewohner sind, so wimmeln die Straßen von St. Johns wieder von den Robbenschlägern. Gruppen von schmutzigen und übelriechenden Männern, deren Kleider von Blut, Fett und Schmutz starren, lungern um die Schnapskneipen herum und bummeln allenthalben, nach Belieben Tabak rauchend, kauend und ausspuckend. Allein ihr Schmutz und andere Nachteile scheinen in den Augen der einheimischen Bevölkerung nur die heldenhaften Eigenschaften der Robbenschläger zu steigern. Die Stadtbettler schauen auf sie mit unverhehlter Bewunderung, und man kann die Robbenschläger mit anständig und ehrbar aussehenden Frauenzimmern spazieren gehen sehen, welche offenbar auf die Begleitung ihrer schmutzigen Kavaliere sich etwas zu gute thun. Man kann viele der ärmeren Einwohner auf den Straßen mit ganzen Bündeln von schwarzen und blutigen Flossenfüßen auf den Schultern gehen sehen, um sich aus denselben eine üppige Familienmahlzeit zu bereiten, und in den plätschernden Bächlein sieht man diese blutigen Stücke immer zum Wässern und Reinigen ausgelegt, bevor sie gekocht werden. Mit den Geschmäcken ist nach dem bekannten Sprichwort nicht zu rechten, und so betrachten die ärmeren Neufundländer die Flossenfüße der Robben für einen Leckerbissen. Das Fleisch ist zwar dunkel und allerdings ungemein zart, allein meinem uneingeweihten Gaumen glich es im Geschmack dem in Thran gekochten Fleisch der thranigsten Wildente, und ich konnte es nicht hinunter-

bringen. Die Verschiedenheit der Urteile, welche die Reisenden über das Robbenfleisch ausgesprochen haben, rührt nicht allein von der Verschiedenheit der individuellen Geschmäcke, sondern auch vom Unterschied in der Jahreszeit her, in welcher das Fleisch gegessen wurde. Unmittelbar nach der Tötung der Robbe soll der Thrangeschmack, welcher vielen Leuten so unangenehm ist, kaum oder gar nicht bemerkbar sein. In vielen der kleineren Häfen bedient man sich des Robbenthrans zur Beleuchtung, und als eines malerischen Ersatzes für eine Lampe oder Kerze bedient man sich zuweilen einer großen Kamm-Muschelschale, welche ein Stück Robbenspeck mit einem daran befestigten Docht enthält.

Wenn die Robbe unbelästigt auf dem Eise liegt oder auf einem glatten, von den Meereswogen abgeschliffenen Felsen sich in der Sonne bäht, so erscheint sie als die Verkörperung zufriedenen Behagens und Glückes. Sie streckt sich und wälzt sich hin und her, erfreut sich der holden Wärme, windet und dreht sich beinahe wie eine Schlange, klappt ihre hinteren Flossenfüße auf und zu wie einen Fächer und kratzt sich hie und da Gesicht und Hals mit einer Vorderflosse, wie es ein Hund mit seinen Hinterfüßen thut. Der einzige Eintrag, welcher in einem solchen Augenblick dem Behagen der Robbe gethan wird, besteht in der Anwesenheit der zahlreichen Schmarotzer, welche in ihrem Pelze hausen. Diese Insekten gleichen den auf Schafen gefundenen Zecken, und die alten Robben wimmeln von ihnen. Wenn die Robbe schlafend auf der Seite liegt, die Schwimmfüße wie Flossen zurückgeschlagen und wenn ihr in der Sonne trocknendes Fell einen leichten Silberschimmer zeigt, so hat sie eine große Aehnlichkeit mit einem gewaltigen Lachs; zu anderen Zeiten erscheint sie dann wieder wie eine gewaltige Seeotter oder Wasserratte, und die jungen Robben werden in der That von den Walfischfängern „Flueratten" genannt. Manchmal werden die Robben wochenlang auf dem Eise gefangen gehalten und können nicht ins Wasser gelangen. Dies geschieht namentlich, wenn das Eis sich festkeilt und die Schollen aufeinander gehäuft werden, so daß die Robbenlöcher zeitenweise verschlossen sind. Wenn dies geschieht, werden die Rücken der armen Tiere oft schwer von der Sonne verbrannt und voll Blasen und die unglücklichen Geschöpfe werden ganz mager, weil sie die ganze Zeit über beinahe verhungern.

Ein alter, kürzlich verstorbener Robbenschläger-Kapitän erzählte oft, wie sein Schiff einmal sechs Wochen lang ganz im Eise feststecken geblieben und die ganze Zeit über von Tausenden von Robben umgeben gewesen sei, welche aus der eben erwähnten Ursache nicht haben zum Wasser gelangen können. Das Schiff hatte schon eine volle Ladung von Robbenfellen und es war kein Zollbreit Raum mehr für weitere vorhanden, und so mußte die Mannschaft einmal ihre Metzelei aufgeben und sich damit begnügen, unter den Robben herumzuwandern, mit denselben zu spielen oder sie zu necken. Zuweilen schwangen sich die Leute auf den Rücken von alten Robben und ließen dieselben unter sich zappeln in dem vergeblichen Versuch, sich ihrer Reiter zu entledigen.

Die Robbe ist leicht zu zähmen und dann sehr anhänglich und zuthunlich und hängt mit der Treue eines Hundes an ihrem Herrn. Wir hielten eine Robbe mehrere Monate lang; sie war anfangs scheu und furchtsam, ließ sich aber durch Freundlichkeit leicht beschwichtigen und wurde bald ganz zahm. Ein Herr von St. John machte mir ein Geschenk mit dieser Robbe, welche unglücklicherweise seiner Weisung zuwider bei der Gefangennehmung durch einen Harpunenstoß am Kopf verwundet worden war. Wir nannten sie Neptun und es dauerte nicht lange, so war die Wunde geheilt und Neptun wurde ein ganz interessanter Liebling. Es kostete einige Zeit, bevor wir das Tier zum Fressen bewegen konnten; es wurden verlockende Bissen von Fisch schwingend vor ihm aufgehangen oder in seinen Teich geworfen, aber es rührte sie nicht an. Endlich dachten wir glücklicherweise daran, ihm einige lebende Fische in sein Wasser zu setzen, was für ihn doch eine zu große Verführung war, und die es rasch fing und verzehrte. Später kostete es uns keine weitere Mühe mehr, Neptun zum Fressen lebender und toter Fische zu bewegen, und wenn Fische selten waren, verschmähte er gekochte Hummer nicht. Er folgte, wenn wir ihn beim Namen riefen, kroch mühsam die zwei oder drei Treppenstufen herauf und kam ins Haus, um einen angebotenen Häring oder ein Stück Kabeljau zu bekommen und stieß ein gellendes Freudengeschrei aus, wenn er seinen Herrn erblickte.

Heutzutage nimmt man an, daß die Handelsinteressen alle anderen Rücksichten überwiegen, und dem Moloch werden nur allzu oft erbarmungslos Gesundheit, Sittlichkeit und Glück von Millionen Menschen geopfert. Daher werden Versuche zur Milderung der Grausamkeiten, welche Jahr um Jahr an Tausenden von harm- und hülflosen Tieren verübt werden, vielen Leuten sehr nutzlos und donquixotisch erscheinen. Ein moderner Philosoph behauptet sehr energisch, es gebe ein „Naturgesetz, welches dem Menschen verbiete, Uebel zu bemerken, welche er nicht zu beseitigen erbötig sei." Ist es nicht möglich, daß es ein Naturgesetz ist, das — wie der Staar auf den Augen eines Menschen dessen Sehkraft eine Zeit lang trübt und doch endlich entfernt werden kann — uns einigermaßen zu der Hoffnung berechtigt, daß diejenigen, welche sich einer höheren Einsicht und besseren Erziehung erfreuen, früher oder später zu dem Bewußtsein der schreienden Sünde der Grausamkeit erwachen, welche bei Vorhandensein dieser Einsicht so leicht abgestellt werden könnte? Gewiß ist, abgesehen von den Leiden der von uns so genannten „niederen Tiere", die gewohnheitsmäßige allgemeine Verrohung und Brutalisation großer Mengen von gewöhnlichen, gedankenlosen menschlichen Geschöpfen keine leichte und unerhebliche Sache,

und mit Recht haftet ein Tadel oder Vorwurf an einer Gemeinde, worin den arbeitenden Klassen ein Rückschritt von den humanisierenden Wohlthaten, welche wir als die notwendigen Ergebnisse der Zivilisation betrachten zu dürfen glauben, erlaubt ist. Allein in Neufundland wenigstens scheinen bessere Zeiten zu kommen: es ist dort ein Verein zum Tierschutz und zur Verhinderung von Grausamkeiten an Tieren zusammengetreten, und die angesehensten Männer daselbst bemühen sich, auf die Abschaffung der vorerwähnten Mißstände hinzuarbeiten, so daß man der Hoffnung Raum geben darf, ihre Bestrebungen zur Unterdrückung von Grausamkeiten und unnötigen Barbareien von Erfolg gekrönt zu sehen.

Geographische Neuigkeiten.

* Der Rio San Juan de Nicaragua. Im ersten Quartalheft des Bulletin der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft schildert der Civilingenieur R. E. Peary von der Flotte der Vereinigten Staaten diesen Fluß, welcher bekanntlich mit dem Nicaragua-See den projektierten interozeanischen Schifffahrtskanal zwischen dem Karaiben-Meer und dem Stillen Ozean zu bilden bestimmt ist. Herr Peary war Mitglied der beiden Expeditionen, welche die Regierung der Vereinigten Staaten in den Jahren 1884—1885 und 1887—1888 nach Nicaragua geschickt hat. Er erinnert daran, daß schon 1851 eine amerikanische Gesellschaft Dampfschiffe den Rio San Juan hinauf und über den Nicaragua-See gehen ließ und in den paar folgenden Jahren Tausende von Passagieren und große Mengen wertvoller Waren aller Art über die Landenge beförderte, und daß noch gegenwärtig ein in Amerika gebauter Dampfer auf dem Nicaragua-See fährt, welcher den Fluß hinauf nach dem See dampfte. Dies ist jedoch nur ein kleiner Dampfer, während man in Zukunft durch Aufdämmung und Vertiefung des Flusses und mittelst zweier Kanäle große Schiffe in den Stand setzen wird, von Ozean zu Ozean zu fahren. Der Rio San Juan bietet für den Naturforscher und Sportsman viele interessante Seiten; seine Gewässer beherbergen Alligatoren und Haifische, seine Ufer werden von Hirschen, Wildschweinen, Affen, weißen und blauen Reihern, Macaos, großen und kleinen Papageien belebt. Die Szenerie des Flusses ist ausnehmend schön, und was die Gesundheit seines Thales anlangt, so ist dieselbe so gut als an irgend einer anderen Oertlichkeit in Nicaragua oder (wie der Verfasser noch besonders betonen zu müssen glaubt) an irgend einem anderen Punkt der Welt. Die Tagestemperatur ist oft heiß (29.4 bis 32.2° C.), allein die Nächte sind ohne Ausnahme kühl, und selbst die Muskitten sind nicht so beschwerlich wie anderwärts. Herr Peary entwirft ganz enthusiastische Schilderungen vom Rio San Juan und prophezeit, daß, wenn nicht alle Zeichen trügen, die Zeit nahe bevorsteht, wo der Rio San Juan und der Nicaragua-See von weißen Segeln und den keuchenden Schleppern eines mächtigen Handelsschiffsverkehrs wimmeln werden.

Nach den neuesten Nachrichten ist der Dampfer „Alvena" kürzlich von New-York nach Greytown mit 50 Mann Arbeitern und den erforderlichen Werkzeugen abgegangen, um die Arbeiten an dem Schifffahrtskanal von Greytown nach dem Rio San Juan in Angriff zu nehmen. Als Einleitung zum Bau des Kanals werden nun zunächst in Greytown Hafendämme, Magazine, Bureaux 2c. errichtet werden.

* Die Vermessung des Kassai. Die Vermessung, welche Kapitän Thys am Kassai und unteren Lulua von Kwamouth am Kongo bis jenseit der Station Luebo vorgenommen hat, bildet die erste große kartographische Leistung bezüglich des Kongo-Gebiets, welche wir den belgischen Beamten des Kongo-Freistaates zu verdanken haben. Die Vermessung des Stromlaufs geschah durch den Dampfer „Stanley" mittelst des Kompasses ohne die Feststellung einzelner Punkte im Verhältnis zu bestimmten Stellungen. Die im Maßstabe von 1 : 200,000 konstruierte Karte (Brüssel, Institut national de Géographie) wird für Beschiffung des Flusses sehr wesentliche Dienste leisten, da alle gefährlichen Punkte darauf mit größter Genauigkeit angegeben sind. Die Vermessung ist jedoch nicht für direkte Uebertragung auf die Karten von Afrika bestimmt. Die Karte des Kapitäns Thys steht in keinem besonderen Einverständnis mit der Vermessung, welche Dr. Wolf mit der Strecke des Flusses von der Einmündung des Sankuru bis Luebo vorgenommen hat. Daß es nicht anders sein konnte, wird deutlich genug werden, wenn wir die Schwierigkeiten derartiger Flußvermessungen in Betracht ziehen, besonders wenn die Strömung oft große Krümmungen beschreibt und das Fahrwasser gefährlich ist. Hoffentlich wird nun bald eine Vermessung des Kongo selbst folgen. Kapitän Thys nimmt die Meereshöhe der Mündung des Kassai auf 287 m. an; allein nach den meteorologischen Beobachtungen, welche vom 4. November 1886 bis zum 7. März 1887 durch den katholischen Missionar Schmitz mit einem Quecksilber-Barometer in Kwamouth aufgezeichnet wurden, wird nun die Höhe der Station auf 330 und die Höhe der Flußmündung auf 305 m. angegeben. Die fraglichen Beobachtungen wurden durch Dr. A. v. Danckelmann berechnet („Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde", Berlin, 1888, S. 432), welcher das Ergebnis wie angegeben und — weil auf der Strecke zwischen Kwamouth und dem Stanley-Pool der Fall des Kongo ein sehr beträchtlicher ist — darin auch eine Bestätigung der Schätzung der Höhe des Stanley-Pools auf 280 m. fand.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 39. Stuttgart, 30. September 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der nautische Wert von Samoa. Von Heinrich Becker. S. 761. — 2. Aus den Südkarpathen. Von Otto Witt. S. 764. — 3. Dr. Fridtjof Nansen's Reise über das Binnenlandeis von Grönland von Ost nach West. (Schluß.) S. 769. — 4. Reisen in Ostindien. Von Dr. Ottokar Feistmantel in Prag. (Fortsetzung.) S. 773. — 5. Zur Volkskunde im Königreich Serbien. Von V. Karić. Autorisierte Uebersetzung von F. S. Krauß. (Fortsetzung.) S. 776. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 779.

Der nautische Wert von Samoa.

Von Heinrich Becker.

Vor wenigen Wochen waren zu Berlin die Vertreter dreier seefahrenden Nationen versammelt, um einen drohenden Streit auf friedlichem Wege zu schlichten. Der Streit galt, dem Anscheine nach, um die Herrschaft oder den größeren Einfluß auf den Inseln von Samoa. Wer aber die großen Anstrengungen sah, die um diese I-Tüpfel im Riesenmeer gemacht wurden, der erkannte, daß mehr als der Besitz von ein paar Tausend Morgen Land in Frage steht. In der That läßt auch jede Nation durchblicken, daß — mehr als der Vorteil der Plantagenbesitzer — das Recht der Seefahrer in den Vordergrund tritt. Mehr als die kleinen Inseln, erscheint der Besitz von deren Häfen erstrebenswert, in denen die Schiffe im Frieden die Bedürfnisse zur Weiterfahrt, im Kriege die Stütze zu feindlicher Operation, im Sturm den Schutz gegen die Elemente finden.

In der That wäre von diesem Gesichtspunkt das Objekt nicht zu gering für einen großen Krieg. Man denke an Troja, die Zwingburg am Bosporos, an Tyrus, die Königin des Syrischen Meeres, an Saguntum, Karthago, die alten Beherrscherinnen des westlichen Mittelmeeres! (Von Gibraltar, Malta u. a. Streitobjekten des modernen Völkerkrieges zu schweigen.) Sie alle waren in Rücksicht auf ihre Ackergröße nicht mehr wert wie Upolu und der Hafen von Apia, und welche fürchterliche, menschenmordende Kriege sind aus ihnen entstanden — Kriege, welche die Städte und mit ihnen ganze Nationen vom Erdboden fegten. Wer bürgt dafür, wenn heute der Streit beschworen, daß morgen ein unbändiger Häuptling, der keine Verträge kennt, den Streit von neuem entfacht, daß die „Schutzmächte" um des Schützlings willen in den Streit eintreten und ein Krieg entsteht, der die Völker der Erde durcheinanderjagt!

Dennoch haben wir eine Gewähr, eine Hoffnung, daß das I-Tüpfel nicht der Anlaß zum männermordenden Streit werde. Das wäre die Erkenntnis von dem wahren Wert oder Unwert der ganzen Inselgruppe. Vor wenigen Wochen war noch an dieser Erkenntnis zu zweifeln; heute — nach dem Ereignis vom 15. März — wohl nicht mehr. Der Schiffbruch bei Samoa hat die Völker, man möchte sagen, fromm, versöhnlich gemacht; er hat aber auch den ganzen nautischen Wert der Samoa-Inseln mit einem Schlage der ganzen Welt vor Augen gelegt.

Der Sturm vom 15. März, der die Kriegsschiffe dreier Nationen zerstörte, war kein einzelner, zufälliger. Er hatte vielmehr drei Vorläufer, am 10. und 14. Februar, sowie am 7. März. Alle drei haben Zerstörung angerichtet, jeder folgende immer stärker, bis am 15. März ein dreitägiger Sturm begann, der die ganzen Inseln zu ersäufen schien. Die Folge, die Steigerung dieser Stürme, läßt ihre natürliche Entwicklung erkennen. Sie kommen, sie gehen, in gleicher Weise, wie im Atlantischen Ozean, auf der Süd- wie auf der Nordhälfte der Erde, mit der fortschreitenden Sonne.

Am 21. Dezember steht die Sonne am weitesten südlich, am 23.° s. Br. Von da kehrt sie nach dem Aequator zurück, den sie am 21. März erreicht. In einem Monat schreitet sie über 8 Grade nach Norden; am 21. Januar steht sie etwa am 16.°, am 21. Februar am 8.° s. Br. Die Insel Upolu (Samoa) liegt unter dem 14.° s. Br.; hier steht die Sonne senkrecht am Ende des Januars. Wo

die Sonne senkrecht steht, bewirkt sie 60° C. auf dem Lande und 30° C. Wärme im Meere. Die Dämpfe steigen zu 4000—5000 Meter empor, zu der Eisregion der Luft; im Gewitter und Sturm fallen sie nieder. Im Februar und März werden die Samoa-Inseln von täglichen Regengüssen, mit Gewitter und Sturm, gleich den Ostküsten von Australien, von Afrika und Südamerika getroffen.

Zu den östlichen Gewittern kommen aber die großen ozeanischen Stürme. Im Vorsommer (Oktober-Dezember) ziehen die warmen Meer- und Luftströme nach dem Südpol; diese lockern die Eismassen und treiben sie nach dem Aequator. Im Nachsommer (Januar-März) kommen sie bis zum 40.° s. Br., 10—15° über die Südspitze von Amerika hinaus und fast bis zur Südspitze von Neuseeland und Australia. Hier schmelzen sie und entsenden große Dampfmassen in die Luft, die als riesige Nebelbänke von hundert Stunden Breite und mehreren Hundert Stunden Länge auf das Meer sich lagern.

Vom Aequator her kommen die erwärmten Meer- und Luftströme im Kreislauf zurück nach dem Süden. An den Südspitzen der drei Kontinente ziehen sie dicht an den kalten Strömen vorbei; auf der Ostseite die warmen, auf der Westseite die kalten Ströme. Die großen Kontraste erzeugen die heftigen Stürme, eine Brandung zugleich, welche die Felsen aushöhlt und die Südkape zu scharfen Klippen bildet. Berüchtigt bei allen Schiffern ist an der Südspitze von Afrika das Kap Agulhas (das „Nadelkap"), seit Bartholomeo Diaz das „Kap der Stürme" genannt; an der Südspitze von Tasmania das Südkap mit seinen domhohen Basaltpfeilern; an der Südspitze von Amerika das Kap Horn, an der Magelhaenstraße das Cabo de los Pilares („Pfeilerkap").

Von der Westküste von Südamerika ziehen diese Stürme zugleich mit dem Meeresstrom im Kreisel nach dem Aequator, dann nach Australien und zum Kap Horn zurück, indes ein Flügel über den Aequator hinaus nach der Ostküste von Asien zieht, dieser entlang bis zur Behring-Straße, dann der Westküste von Nordamerika entlang zum Aequator läuft. Der erwärmte Meerstrom führt ihnen stets neuen Dampf zu. Die Stürme kommen deshalb auf dem Meere nicht zur Ruhe; sie brechen erst ihre Gewalt an den Eisbergen der Felsengebirge, die keinen Dampf mehr hinüberlassen.

Aus zahlreichen Beispielen erwähnen wir nur einige, durch große Schiffbrüche bekannt gewordene Stürme. Die englische Barke „Balaclava" kam am 29. Januar 1887 bei gutem Wetter am Westende der Magelhaen-Straße an das Cabo de los Pilares. Mit der Wendung in den Großen Ozean ward sie von heftigen Stürmen befallen und monatelang umhergeworfen. Vor einigen Wochen ist wieder ein großes Segelschiff an derselben Stelle gescheitert. (Der Bericht ist mir abhanden gekommen.)

An der Ostküste von Australien, insbesondere bei dem nördlichen und südlichen Ausgang des Meerstromes, sind die Stürme nicht minder heftig. Im Dezember 1886 und Januar 1887 wurde die Barke „Forest King" mit 120 Malaien vor dem St.-Georgs-Kanal (bei Nord-Irland, 5° s. Br.) 34 Tage lang hin und her geworfen. Zur selben Zeit wurden Queensland und Neu-Caledonien (20 bis 23° s. Br.) von Regengüssen überschwemmt, die vielen Menschen das Leben kosteten. Im Oktober 1887 versuchte das deutsche Kriegsschiff „Albatroß" — das den gefangenen König Malietoa von Samoa an Bord führte — von Cooktown (Nordost-Australien) ohne Lootsen durch die Korallenriffe nach der Torres-Straße (zwischen Australien und Neu-Guinea) zu fahren. Es strandete auf Bushy Island in der Torres-Straße und ward nur mit Mühe wieder flott.

An der Westküste von Neu-Seeland zieht der kalte Strom vorbei, indes gegenüber bei Australien der warme herabzieht. Hier scheiterte im November 1886 der Dampfer „Young Dick" mit 140 Neu-Seeländern, am 23. Juni 1888 bei Greytown (Süd-Neu-Seeland) der Flensburger Dampfer „Gerda." Ende März 1888 stürzte eine Sturmflut wider die Westküste, die auf der Nord- und auf der Südinsel viele Städte verwüstete, die Eisenbahndämme wegspülte und viel anderen Schaden brachte.

Schlimmer wie an den Kontinenten, ergeht es den Schiffen auf offenem Meere. Denn dieses „offene" Meer ist im ganzen westlichen Teile durch Inseln und verdeckte Korallenriffe derart versperrt, daß die Schiffer kaum eine sichere Straße finden. Herr Professor Vinzenz v. Haardt zu Wien hat eine Karte von Australien und Polynesien hergestellt (Verlag von E. Hölzel in Wien), die mit ausgezeichneter Plastik ein Bild vom Großen Ozean bietet. Im Osten und Westen erheben sich reliefartig die chinesischen, die amerikanischen Hochgebirge; inmitten der blauen Mulde schwimmen die tausend kleinen Inseln und Eilande. Die Meeresströme ziehen in großen Bogen über die Fläche. Aus den Inseln treten in roten Ringen die Vulkane hervor. Von Neu-Seeland bis zu den Sunda-Inseln, den Philippinen, Japanischen Inseln, Kurilen, Aleuten, längs den Küsten von Nord- und Südamerika umkränzen sie das Meer. Um die Vulkane zieht in braun und gelben Farben das Hochland, dann in grünen der flache, von Palmen bedeckte Strand. In weiten Kreisen ziehen um die Inseln hellrote Punkte — die Korallen darstellend — dann in Lilafarben die länglichen Plaggen der Thon- und Sandbänke.

Die ganze Gestalt und Entstehung der Inseln liegt klar vor unseren Augen: Die Vulkane, die dem Meere entstiegen, die Korallen, die um den Felskegel sich anbauten, die Thon- und Sandbänke, die das Meer auflöste. Die alten Vulkane werden, mit Thonschiefer und Sandstein umlagert, zu Inseln gebildet. Um die neuen bilden sich Korallenriffe mit Lagunen, die abermals dem Sand und Thon den Hast zu neuem Eiland geben.

Die Inseln wie die Korallenringe sind sämtlich in der Richtung des Meer- und Wetterstromes gelagert. Die Tuamotu-, Gesellschafts-, Marquesas-Inseln, die Gruppe von Samoa, die Neuen Hebriden, Neu-Caledonien, die Salomons-Inseln laufen alle von Südost bis Nordwest. Neu-Guinea, Java, Sumatra setzen die flache Schlangenlinie von Ost bis West fort. Celebes, die Philippinen wenden mit dem Chinastrome nach Norden, die Japanischen Inseln, die Kurilen, Aleuten nach Nordost und Ost, die Vulkane von Nord- und Südamerika wieder nach Südost, woher der Meerstrom gekommen war.

Eine Spezialkarte von Samoa, von Herrn O. Herkt (Verlag von C. Flemming in Glogau) zeigt die Inseln in größerem Maßstabe. Wie Seetiere scheinen sie in der blauen Flut, in der Richtung Südost bis Nordwest, zu schwimmen. Zwei Pläne zeigen die Häfen von der Insel Upolu, die Buchten von Apia und Saluafata. Sie liegen am Nordostrand der Insel, hinter erloschenen Vulkanen. Bei Apia steigt der Berg 400 m. über das Meer; in zwei Armen senkt er sich zur Küste und umschließt die Bucht. Korallenbauten im Norden sind zum Teil durch verwitterte Lava und angeschwemmten Sand verdeckt; in der Bucht sind sie bei der Ebbe noch sichtbar. Das Meer geht kaum 1 m. über das Riff, hinter demselben fällt es 10—16 m. tief hinab; auf 2000 m. vom Lande findet man noch 30 m., die Tiefe, bis zu der die Korallen bauen. Aehnlich ist die Bucht von Saluafata.

Die Bucht von Apia ist 15—2000 m. lang und breit; das Fahrwasser knapp 1000 m. Rechts und links Korallenriffe, in der Mitte eine Zunge, die den Hafen in zwei Buchten spaltet. An der westlichen liegt das deutsche Konsulat, die Faktorei und Werft, an der östlichen das englische und amerikanische Konsulat. In gleicher Weise lagen auch die Schiffe in der westlichen und östlichen Buchtung.

Am 15. März brach der Sturm aus. Er kam von Osten her, in der Richtung des Meerstromes.[1] Die Gesellschafts-Inseln, Freundschafts-Inseln und die Samoa-Gruppe wurden getroffen. Auf der Insel Tahiti wurde die Hauptstadt Papeiti (im Nordwesten an der Bucht Matawai) überschwemmt, viele Menschen von den Fluten fortgerissen, andere Verwüstungen angerichtet. Die Insel Tonga wurde ebenso überschwemmt, 30 Personen kamen um. Auf Upolu wurde die Hauptstadt Apia getroffen, die deutsche und amerikanische Flottille zerstört, dazu viele Kauffahrer- und Küstenschiffe.

Nach dem Bericht des deutschen Konsuls Knappe lagen alle Schiffe unter Dampf, nach englischem Bericht allein die „Calliope." Wie es auch war, das englische Schiff ist allein aus der Klippenbucht in das offene Meer entronnen, indes die drei deutschen und die drei amerikanischen zu Grunde giengen. Am Morgen des 16. schlug das deutsche Kriegsschiff „Eber" auf das westliche Riff. Es kenterte und sank in die Tiefe. Die ganze Mannschaft, bis auf 4, im ganzen 71 Personen, kam um. Bald darauf ward der „Adler" aufs Riff geschleudert. Ein Teil der Mannschaft flog in das Meer; der größere Teil ward nachher von dem Wrack gerettet. Am Nachmittag fuhr die „Olga", nachdem sie wiederholt mit den amerikanischen Schiffen collidierte, auf den östlichen Strand, von wo die Mannschaft gerettet wurde.

Die amerikanischen Dampfer hatten das gleiche Geschick. Die „Vandalia" wurde westwärts auf das Riff geschleudert, dann sank sie, rückwärts kenternd, in die Tiefe. Da diese nur 10—16 m. betrug, konnte die Mannschaft zum Teil in die Takelage sich flüchten. Einzelne entkamen, die meisten fielen in die Tiefe. Der „Nipsie" steuerte auf die innere Sandbank. Von da konnte die Mannschaft zum größten Teile sich retten. Am Abend des 16. März ward das Admiralschiff „Trenton" auf das Wrack der „Vandalia" getrieben. Es gelang ihm noch frei zu kommen, dann trieb es auf den östlichen Strand; die Mannschaft wurde geborgen.

„Stille Wasser sind tief!" sagt das Sprichwort. Der „Stille Ozean" aber ist voller „Untiefen", voller Riffe, voller Gefahren für die Schiffe. Von den Fidschi-Inseln hat man 225 Eilande gezählt, wenige größere Inseln, viele kleinere, Basaltfelsen, Korallenriffe mit Lagunen, andere unter der Meerfläche verborgen. Die Carolinen werden auf 5000 solcher Inseln geschätzt. Von den Malediven im Indischen Ozean hat man an 12,000 gezählt. Längs Neu-Caledonien läuft eine Riffkette von 200 Stunden Länge; längs Nordostaustralien eine mehr als 500 Stunden lang. Ein amerikanischer Seefahrer hat vor einigen Jahren mehrere Hunderte entdeckt, die auf keiner Seekarte stehen. Es ist lauter angefangene Meerarbeit, die fort und fort sich ausdehnt, den Schiffern täglich neue Gefahr bereitet.

Gegen diese gäbe es nur eine Sicherung: die Rettung in gut gebaute Häfen, nach dem Muster europäischer und amerikanischer, mit hohen schützenden Dämmen, mit Leuchttürmen, Lootsenschiffen u. s. w. Dann wäre nötig, eine Sturmwarnung, ähnlich wie sie im Nordatlantischen Ozean jetzt eingerichtet zwischen Nordamerika, England und Frankreich. Von der Westküste von Südamerika über Tahiti, Samoa bis zur Ostküste von Neu-Seeland und Australien wären Wetterämter anzuordnen. Ein Telegraphenkabel von der Magelhaens-Straße bis Sydney könnte den Sturmgang melden und die Schiffer rechtzeitig warnen. Nach solcher Vorbereitung könnte die Fahrt auf dem „Stillen Ozean" minder gefährlich, könnte der Besitz von ein paar Tausend Morgen Plantagenland in höherem Werte erscheinen.

Wer aber will diese Arbeit unternehmen, welche Nation will die Kosten aufwenden für Werte, die heute noch im

[1] Nach dem Bericht des Konsuls Knappe traf er Samoa aus Norden, d. h. Nordosten. Er fuhr im Kreisel um die Berge.

Schooße des Meeres liegen? Wer wird, selbst bei sichererem Werte, das herkulische Werk versuchen, wenn er ein anderes Unternehmen bedenkt, das in wenigen Jahren vollendet wird sein?

Man mag über den Panama-Kanal heute denken wie man will. Wer die Bedeutung der Weltstraßen im Auge hält, der wird sagen: er wird, er muß gebaut werden. Wenn er aber vollendet, wird der große Verkehr eine ganz neue Richtung gewinnen. Von New-York, von Philadelphia, von der ganzen Ostküste von Nordamerika, wird alle Schifffahrt nach Panama sich wenden. Ganz Westeuropa, das heute die indischen Stürme — und im Kriegsfall die Kanonen von Gibraltar, Malta, Suez, Perim fürchten muß — wird nach dem Panama-Kanal hinsteuern. Von hier aber führt die Straße nach Neu-Seeland und Australien nicht über Samoa. Weiter im Osten wird sie im Norden und Süden von den Gesellschaftsinseln vorbeiziehen. Die Ausreise geht mit dem Meeresstrom und Sturm im Norden von der Tahiti-Gruppe; die Heimreise mit dem rückläufigen Strom und Sturm im Süden von diesen Inseln vorbei.

Samoa wird dann sein und bleiben, was es vor 20 Jahren gewesen ist. Damals war ein gleicher Streit über die westlich gelegenen Fidschi-Inseln. Die Amerikaner verließen die Straße und fuhren über Samoa. Die Engländer nahmen darauf die Inseln in ungestörten Besitz. So wird auch in wenigen Jahren Nordamerika, wird England Samoa nicht für streitenswert mehr halten. Deutschland wird in gleicher Weise, wie England bei den Fidschi that, mit den Kaziken von Samoa sich verständigen.

Das Protokoll von der Samoa-Konferenz kommt dann gleich den anderen Akten der Weltgeschichte in den Archiven zur Ruhe. Aus diesen wird es wieder auferstehen, wenn die Nationen sich zu anderer Konferenz versammeln. Diese wird nicht für Samoa tagen, wohl aber für eine größere Sache, den Kanal von Panama und seine Konsequenzen. Sie wird eine große pacifische werden, d. h. ein Rat der Völker, der die Straßen der Schifffahrt sichert, das Besitztum der Völker ordnet und — pacem faciendo — der Welt den Frieden bereitet.

Aus den Südkarpathen.

Von Otto N. Witt.[1]

Petrozsény. — Szurduk. — Frumosza.

Die Gebirgsbahn von Piski nach Petrozsény ist eine hervorragende Leistung des modernen Bahnbaues; an landschaftlichem Reiz aber übertrifft sie ganz entschieden sowohl die Schwarzwald-, als die Jura-Bahn. Wir bestiegen den Zug in Puszta-Kálan, der letzten in der Sohle des Hatzeger Thales gelegenen Station. Im Vorbeifahren warfen wir noch einen letzten Blick auf Bóldogfalva, das stolze Schloß des Herrn v. Kendeffy, in welchem der Kronprinz von Oesterreich seinen Wohnsitz zu nehmen pflegte, wenn er an den Abhängen des Rétjesat der Bärenjagd oblag. Dem Besitzer von Bóldogfalva gehört auch weit und breit der Grund und Boden der Umgegend, und fast der ganze Gebirgsstock der Rétjesat mit seinen Quadratmeilen jungfräulichen Urwaldes ist sein Eigentum. Der Nutzen freilich, den diese ungeheuren Länderstrecken abwerfen, ist ein verschwindend kleiner. Holz hat in Siebenbürgen keinen Wert; ein Export desselben ist bei dem Mangel an brauchbaren Wasserstraßen ausgeschlossen; so besteht denn der einzige Wert dieses Grundbesitzes in dem damit verbundenen Jagdrecht, zu dessen Ausübung freilich Gelegenheit genug geboten ist, denn an Bären, Wölfen, Füchsen, Gemsen und anderem Getier ist kein Mangel. Aehnlich wie auf Bóldogfalva ist es mit dem Grundbesitz der meisten siebenbürgischen Adeligen bestellt: er ist umfangreich, aber erwartet erst seine Urbarmachung in kommenden Jahrhunderten.

Gleich hinter Kálan beginnt die Bahn zu steigen und kriecht nun in seltsamen Schlangenwindungen das steile, gewundene Thal hinan. Moosgrüne Alpentriften lachen uns ins Coupée-Fenster, während unter uns hier und dort an einem das Thal beherrschenden Punkte die wohlerhaltenen Reste starker römischer Kastelle sichtbar sind. Denn dieser steile Paß, den wir jetzt so mühelos überschreiten, ist eine der wenigen natürlichen Straßen über die Karpathen ins Donauthal.

Die Bahn endet jenseit der Wasserscheide des Passes auf dem Hochplateau von Petrozsény. Sie ist lediglich erbaut worden, um die seit etwa zwanzig Jahren bearbeiteten mächtigen Kohlenflötze dieses Hochplateau's mit der übrigen Welt zu verbinden.

Wie unendlich verschieden sind diese Kohlengruben von denen des Rheines oder gar denen des Lancashire! An Kohlenreichtum freilich dürfen wir diese Fundstätten des schwarzen Diamanten nicht nebeneinander stellen; aber während die englischen und rheinischen Fundstätten

[1] Unter dem Titel „Reiseskizzen aus den Südkarpathen" von Otto N. Witt, mit 20 Illustrationen (Berlin, R. Mückenberger) ist vor kurzem ein sehr hübsches, elegant ausgestattetes Werkchen erschienen, welches in anmutigem, geistvollem Plauderton eine Sommerreise durch Siebenbürgen nach Rumänien schildert. Der Verfasser, ein hochgebildeter, feinsinniger, scharf beobachtender Mann mit regem Naturgefühl, weiß die gewonnenen frischen Reise-Eindrücke so lebendig und anschaulich darzustellen, daß wir uns gedrungen sehen, auf das Buch um so beiferter aufmerksam zu machen, als ja Siebenbürgen, die Heimat der vergewaltigten treuen „Schmerzenskinder deutscher Nation", ein in jeder Beziehung so denkwürdiges wie interessantes Land ist. Als Probe der anziehenden und lebendigen Darstellung des Verfassers gestatten wir uns, seine gütige Erlaubnis voraussetzend, ein kleines Kapitel aus seinem Werke abzudrucken und den lehrreichen Studien von Rud. Bergner, welche wir kürzlich über jene Länder gegeben haben, anzureihen. D. R.

des kostbaren Minerals jeden landschaftlichen Reizes entbehren, befinden wir uns hier in einer Gebirgslandschaft von grandioser Schönheit. Die weite Thalsohle wird freilich ausgefüllt von dem geschäftigen Treiben der Bergwerke, den zahlreichen Schienengeleisen, Arbeiterwohnungen, Schulen und Kirchen, welche von der Verwaltung der Bergwerke errichtet worden sind. Aber zu allen Seiten dieser industriellen Welt steigen gewaltige Felsenmassen majestätisch empor; Bergkuppen thürmen sich auf Bergkuppen, um westlich im Wolken-umgebenen Gipfel des Rétjesat, östlich in dem kaum weniger majestätischen Gebirgsstock der Frumosza, südlich im Vulkangebirge mit der schroffen Spitze des Csimpuluniag ihren Abschluß zu finden. Durch die Thalsohle, unter Brücken und Viadukten hindurch, an Maschinenhäusern und Stolleneingängen vorbei braust und springt die schäumende Schiel, deren Wasser schon nach Süden fließen und, im Szurduk-Passe den vorgelagerten gewaltigen Gebirgsstock durchbrechend, der Donau zueilen.

Die Formation, auf der wir hier stehen, ist wieder eine andere als die bisher betretenen. Die ganze Thalsohle und mit ihr die gewaltigen Kohlenflötze sind verhältnismäßig junge Gebilde, sie gehören der Tertiärzeit an. Die Kohle ist vortrefflich, schön schwarz und glänzend, aber sie leidet an dem Uebelstande, daß sie unfähig ist zu koaken. Sie ist daher nur als Heiz-, nicht als Hüttenkohle verwendbar. In einem Lande, in welchem Holz fast keinen Wert hat, ist dies ein großer Fehler für eine Kohle. Trotzdem ist der Betrieb der Bergwerke, welcher in den Händen des Kronstädter Bergwerks- und Hüttenvereins liegt, ein sehr reger. Sie versorgen fast die gesamten siebenbürgischen und südungarischen, serbischen und rumänischen Bahnen und wohl auch einen großen Teil der Donaudampfer mit dem nötigen Heizmaterial.

Der Betrieb des Kohlenbergbaues ist ein äußerst reger, seit alle Gruben in der Hand des Kronstädter Bergbau- und Hüttenvereins vereinigt sind, welcher dieselben auf rationelle Weise ausbeutet. In früheren Jahren, als die Ausbeutung durch das Aerar geschah, sind viele und schwere Mißgriffe begangen worden. Wohl der schlimmste ist der, daß eines der achtzehn übereinander liegenden und an den Rändern des Thalkessels zu Tage tretenden Flötze durch Unvorsichtigkeit in Brand gesteckt wurde. Ein Löschen dieses Brandes ist unmöglich, so glimmt denn schon seit Jahren das Flötz unterirdisch weiter und das Fortschreiten des Brandes kennzeichnet sich durch das Aufsprießen einer üppigen Vegetation an denjenigen Stellen des Erdbodens, unter denen jeweilen der Herd des Feuers sich befindet. Die Besichtigung der Maßregeln, welche von der jetzigen Verwaltung zur Abhaltung des Brandes von den anderen Flötzen getroffen worden sind, ist, ebenso wie die des Abbaues der Kohle in hohem Grade interessant. Nicht alle Flötze sind bauwürdig, denn einige derselben sind kaum faustdick. Dafür erreichen andere die Dicke mehrerer Meter und die von ihnen gelieferte Kohle ist überaus glänzend und rein. Die Versuche, diese Kohle zur Gewinnung von Koaks brauchbar zu machen, werden fortgesetzt; ihr günstiger Abschluß würde gleichbedeutend sein mit einer vollkommen neuen Befruchtung der siebenbürgischen Eisenindustrie, welche berufen ist, mächtig emporzublühen, sobald ihr eine reichliche Quelle guter und billiger Koaks statt der jetzt benutzten Holzkohle zur Verfügung stehen wird. Ganz neuerdings sollen mächtige Kohlenlager bei Bistritz entdeckt worden sein. Es bleibt abzuwarten, ob diese vielleicht eine zu Hüttenzwecken geeignetere Kohle als die Werke von Petrozsény liefern werden.

Doch ich will meine Leser nicht mit einer Beschreibung der Bergwerke ermüden, so sehr auch die einläßliche Besichtigung derselben gerade uns interessiert hat; ich lade dieselben vielmehr ein, mich auf einen Ausflug in den romantischen Szurdukpaß bis an die Grenze Rumäniens zu begleiten. Der lachende blaue Julihimmel, Vogelsang und Blumenduft sind fröhlichere Wandergesellen als die treibenden Fluten der Grubenwässer und die flackernden Flämmchen der Grubenlichter. Mit einem „Glückauf" verabschieden wir uns von den Bergleuten und wandern nach Süden.

Die meisten meiner Leser kennen den schaurig-schönen Engpaß der Via mala in Graubünden. Ihrer gedachte ich, als wir den Szurdukpaß betraten. Hier wie dort ragende Felswände zu beiden Seiten, zwischen denen der blaue Himmel noch blauer hereinsieht als sonstwo; hier wie dort brausende Wasser in der Tiefe, in weißen Cascaden über gewaltige Blöcke und Geröll hüpfend; hier wie dort eine wundervolle Kunststraße, auf der wir sicher über die Abgründe wandern.

Aber während uns die Straße der Via mala pflichtschuldig bis ans Ende über den Splügen ins sonnige Italien führt, hört die Straße des Szurdukpasses verräterisch und plötzlich auf; sie ist wie abgeschnitten. Vor uns gähnt der Abgrund; ein den Seilbrücken Indiens nachgebildeter federnder Steg ist nur für kühne Wanderer passierbar. Am jenseitigen Ufer führt ein schlüpfriger Fußpfad auf den moosbewachsenen Felsen entlang; auf unbehauenen Baumstämmen überschreiten wir, als neue Blondins, einige tiefe Schluchten, bis wir endlich auf einem Felsvorsprung an der Mündung eines düsteren Seitenthals stehen — hier hört die Welt auf und drüben liegt Rumänien!

Die Erklärung dieser seltsamen Verhältnisse wurde uns von unserem orts- und landeskundigen Begleiter gegeben. Vor Jahren war der gesamte Szurdukpaß nur auf dem schlüpfrigen Wege passierbar, den wir zuletzt gegangen waren. Ein schwanker Steg führte über die vor uns liegende Schlucht nach Rumänien hinüber. Der Szurdukpaß bildete damals eine beliebte Straße für Schmuggler und Schleichhändler, sowie für die Mönche

eines auf rumänischem Gebiete gelegenen Klosters, dessen Insassen jetzt und damals häufig Grund hatten, der Polizei aus dem Wege zu gehen. Später wurde beschlossen, hier eine neue Straße für den Handel und Verkehr beider Länder zu eröffnen und damit namentlich auch einen für beide Länder gleich wichtigen Transportweg für die Kohle von Petrozsény zu gewinnen. Beide Länder unternahmen es, die Straße bis zu ihrer Grenze fertigzustellen, und bald begann rüstige Arbeit von beiden Seiten. Dann kam der ungarisch-rumänische Zollkrieg, der noch jetzt fortdauert. Auf beiden Seiten wurde die Arbeit abgebrochen, der verbindende Steg zwischen beiden Ländern ward in die Tiefe gestürzt, und so blieben die Dinge bis zu einer besseren Zukunft.

Dieser Zollkrieg thut der siebenbürgischen Industrie, welche eben begann, aus den Kinderschuhen herauszuwachsen, bitteren Schaden. Seit den ältesten Zeiten hat Siebenbürgen sein natürliches Absatzgebiet in Rumänien und den anderen Donauländern gehabt. Im Mittelalter schon waren Hermannstadt und Kronstadt mächtige Handelsstädte, deren reiche Kaufherren die ihnen allein zugänglichen Karpathenpässe, den Roten-Turm-Paß und den Predéal, mit gewappneter Hand schützten und verteidigten, um ungestört ihre Warenkarawanen an die Donau hinabzusenden. Glanz und Reichtum wohnten damals in diesen deutschen Handelsstädten des fernen Ostens. Die Dampfschifffahrt auf der Donau und der Bau der Eisenbahn über Orsowa nach Bukarest machte diesem Monopol freilich ein Ende; aber die Handelsbeziehungen Siebenbürgens und Rumäniens blieben immer noch rege und einträglich genug. Seit aber der Zollkrieg entbrannt ist, hat das alles ein Ende. Alle Welt klagt, und Siebenbürgen geht, wirtschaftlich, den Krebsgang.

Auch uns war, wie wir eben gesehen hatten, Rumänien vorläufig noch ein verbotenes Paradies. Wir traten also den Heimweg an und hatten dabei Muße, uns der prächtigen subalpinen Flora zu erfreuen, welche bis hoch hinauf die Felswände des Passes bekleidet. Die prächtige Telekia speciosa, eine ausschließlich in den Karpathen heimische Blume, welche einer kleinen Sonnenblume nicht unähnlich ist und verdienen würde, in unsere Gärten verpflanzt zu werden, blühte in Menge und warf goldigen Schimmer über die Abhänge. Noch schöner müssen dieselben im Frühjahr erscheinen, wenn die Tausende von Syringenbüschen, deren Heimat hier ist, in Blüte stehen. Auf allen Bergen der Umgegend von Petrozsény wächst die Syringe wild, und zwar sowohl mit weißen, als auch mit violetten Blüten, ebenso wie in unseren Gärten.

Nach Petrozsény heimgekehrt, galt es, uns für die großen Unternehmungen der folgenden Tage vorzubereiten. Wir beabsichtigten, durch die wilden Einöden des Zibinsgebirges, über den Gebirgsstock der Frumosza und quer durch den dieselbe bedeckenden Urwald nach Hermannstadt hinüberzureiten, eine Tour von wenigstens zwei vollen Tagen. Wir wußten, daß wir auf dem ganzen Wege, mit Ausnahme der ungarischen und rumänischen Grenzposten, keine menschliche Behausung antreffen würden. Pferde und Führer waren bereits bestellt, aber es galt nun, die nötigen Lebensmittel für unsere kleine Karawane zu besorgen und zu verpacken. Das geschah denn auch und der nächste Morgen sah uns kurz nach Sonnenaufgang gewappnet und gerüstet und im Sattel. Ein seltsames Bild, würdig, vom Stifte Wereschtschagins fixiert zu werden. Neun zottige, eigensinnige walachische Ponies, deren eines sein Fohlen mit sich führte. Auf den drei kräftigsten derselben wir, im wetterfesten Reisekostüm, mit Revolver und Büchsflinte bewaffnet, auf Sätteln, wie man sie wohl in Turkestan im Gebrauch, in Europa aber nur in ethnographischen Sammlungen zu sehen gewohnt ist. Drei weitere Ponies hoch bepackt mit dem nötigsten Gepäck und den Lebensmitteln, zu beiden Seiten mit phantastischen „Tschutras", bemalten hölzernen Reiseflaschen für Wein und Wasser, behängt. Die letzten drei Ponies dienten den Führern, unheimlichen, schwarzhaarigen Gesellen in Schaffelljacken und mit Fellmützen von unglaublicher Höhe bekleidet. Ohne Steigbügel kauerten sie auf ihren Pferden, mit einer schweren Axt bewaffnet, im Gürtel die keinem Walachen fehlende Holzflöte. So setzte sich der Zug in Bewegung; Nicolai, der älteste der Führer, ein Walache, der in Wien gedient hatte und einige Worte Deutsch verstand, voran, auf seiner Flöte blasend, dann die beiden anderen Walachen, Nicolai's Musik mit kläglichem Gesang begleitend, dann wir. Die Packpferde wurden von den Führern an langen Stricken mitgeführt. So gieng es langsam das Thal hinauf. Der flache krystallhelle Gebirgsbach diente uns als Weg und die Pferde trabten mit sichtlichem Vergnügen durch die kühle Flut. Plötzlich lösen sich die Riemen des einen der Packpferde: unser Gepäck liegt im Wasser. Der vorsorglich mitgenommene zweite Anzug, die warmen Decken für die Nacht, die schöne Ledertasche — der Stolz meines Reisegefährten — das alles schwimmt lustig den Bach hinunter und muß mit vielem Halloh eingefangen, ausgerungen und, so gut es geht, wieder verpackt werden. Dann geht es weiter. Mein Pony entdeckt eine ihm besonders sympathische Futterpflanze am Abhange des Thales und besteht trotz allen Zuredens darauf, den gewünschten Leckerbissen zu haben; ich folge dem Sprichwort von dem Vernünftigeren, der nachgibt, und werde bald darauf zum Danke für meine Nachgiebigkeit abgeworfen. Alle diese kleinen Scherze aber haben ein Ende, sobald wir die Bergwand erreichen, mit der unser Aufstieg beginnt. Jetzt heißt es arbeiten, und auch das kann der Walachenpony, wie kaum ein anderes Pferd. Stundenlang keuchen die Tiere unverdrossen, ohne auch nur einen Augenblick zu rasten, mit Sack und Pack den steilen Abhang hinauf. Die Naschhaftigkeit hat ein Ende, die saftigsten Kräuter bleiben unberührt und nur von Zeit zu Zeit wird ein junger Tannen-

trieb abgebissen und zerkaut. Die Tiere kennen offenbar die anregende Wirkung, welche das Kauen dieser harzigen Zweige auch auf den Menschen ausübt. Nie habe ich gesehen, daß ein solches Tier auf der Waide oder bei leichter Arbeit Tannenschößlinge verzehrt.

Unser Ritt geht zunächst durch prächtigen Buchenwald. Wie Kirchensäulen ragen die mächtigen Stämme in das gemeinsame Blätterdach hinein, oft dicht besetzt mit Riesenexemplaren des in Siebenbürgen oft so häufigen Feuerschwammes. Bald aber lösen riesige Tannen die Buchen ab. Schweigend reiten wir durch den immer wilder werdenden Forst, bis wir endlich, gegen Mittag, unsere erste Rast erreichen, ein freies Hochplateau, welches den seltsamen Namen „Pojana mujeru", Fluch des Weibes, führt. Während wir hier die erste Mahlzeit einnehmen und die Pferde, freigelassen, ohne Zaum und Sattel sich ihre Nahrung selber suchen, haben wir Zeit, den Blick über die wundervolle Gebirgslandschaft streifen zu lassen, welche sich hier vor uns aufthut. Hinter uns die blauen Kegel des Rétjesat, von dem wir hier auf immer Abschied nehmen, vor uns der zackige Kamm, dem wir auf unserem Wege folgen wollen, gekrönt von dem in dämmernder Ferne aufsteigenden Gipfel der Frumosza, des „schönen" Berges. Tief unter uns ein schweigendes, von schwarzen Tannen ausgefülltes Thal und über uns im blauen Aether zwei Adler, welche majestätisch ihre Kreise ziehen.

Ein paar walachische „Stinen", Sennhütten, auf einer entlegenen Alpentrift sind das einzige, was uns daran erinnert, daß auch in dieser Einöde der Mensch seinen Geschäften nachgeht.

Der Nachmittag traf uns wieder zu Pferde, durch den immer wilder werdenden Urwald reitend. Mühsam mußten wir unseren Weg zwischen den tief herabhängenden Zweigen der Tannen suchen, über gefallene Riesen des Waldes kletternd, welche, moosbewachsen und langsam vermodernd, neu aufsprießenden Bäumen und fast undurchdringlichem Brombeergeranke zur Nahrung dienen. Erdbeeren und üppige Waldblumen laden zur Rast ein, aber wir haben keine Zeit, denn schon senkt sich die Sonne und wir haben noch einen weiten Weg vor uns.

Da, mitten im wildesten Forst, schlagen deutsche Laute an unser Ohr. Zwei Touristen, welche, wie wir, in den Wildnissen der Karpathen sich ihre Wege suchen und in Begleitung eines Tiroler Führers sich hier „trainieren" wollen, um alsdann halsbrechende Touren im Kaukasus zu unternehmen. Wohl zwei Stunden weit giengen wir zusammen; später trafen wir uns wieder in Hermannstadt. Das war unsere einzige Begegnung mit Touristen in den Karpathen.

Als die Berggipfel begannen, sich rötlich zu färben, verließen wir den Wald und betraten die weiten, sammetartigen Rasenflächen, welche regelmäßig die Bergkämme der Karpathen bedecken. Hier war es, im Vergleich zum schweigenden Walde, ganz lebendig. Weiße Punkte, welche sich in der Ferne auf der grünen Rasenfläche langsam bewegten, erwiesen sich als waidende Schafe und seltsame dreibeinige Gestalten, welche sich scharf von dem Kamm des Berges gegen den stahlblauen Horizont abhoben, als die Hirten derselben, welche, mit riesenhaften Fellmützen und Schaffelljacken bekleidet und mit dem Kinn auf ihren Stab sich stützend, uns regungslos mit den Blicken folgten. Bald sehen wir auch eine hölzerne Bude, auf der eine Fahne weht — das ist der rumänische Grenzwachtposten, das „Commando Timpa."

Die rumänische Grenze beginnt eigentlich bei Pojana mujeru, aber hier werden unsere Pässe visitiert, und, Dank unserer Bereitwilligkeit, rumänischen „Tutunuri" oder Tabak zu kaufen, in Ordnung gefunden. Die Frau des Grenzwächters, eine hübsche Rumänin in Nationalkostüm, bietet uns „Dulcsasa", Eingemachtes, an und erwartet ihrerseits eine klingende Erwiderung ihrer Liebenswürdigkeit. Da wir diese Erwartungen nicht täuschen, so werden auch die Pässe unserer walachischen Führer in Ordnung und die Lasten unserer Packpferde als zollfrei befunden. Wir werden durch ein Holzgitter durchgelassen und stehen auf rumänischem Grund und Boden, allerdings nur auf kurze Zeit, denn wir hoffen noch am gleichen Abend auf der anderen Seite des Bergabhanges wieder die ungarische Grenze zu erreichen.

Die Paßschwierigkeiten an der rumänischen Grenze sind höchst lästig und führen oft zu den lächerlichsten Verwickelungen. Davon wußten unsere neuen Freunde, die Kaukasusfahrer, ein Lied zu singen. Ehe sie ihr Heil auf der Frumosza versuchten, hatten sie dem Rétjesat einen Besuch abgestattet und auch hier den unvermeidlichen rumänischen Grenzposten getroffen. Diesem schienen zwei Dinge im Gepäck unserer Freunde bedenklich: ihr Wein und ihre photographische Camera. Er schlug vor, den Wein gemeinsam auszutrinken, was auch unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen geschah. Als der Wein zu Ende war, erklärte der Grenzwächter, daß die Camera ein unzweideutiges Zeichen der Spionage sei, arretierte die Reisenden und sperrte sie ein. Nur mit Mühe gelang es ihnen, sich durch Entsendung eines walachischen Hirten an den Stuhlrichter von Petrozsény aus diesem Dilemma zu ziehen. Diese Grenzplackereien sind eine unangenehme Zugabe des zwischen Ungarn und Rumänien schwebenden Zollkrieges und eine kleine Unbequemlichkeit für den Karpathenwanderer!

Andererseits muß zugegeben werden, daß eine strenge Bewachung der über die Karpathenkämme laufenden Grenze für beide Staaten sehr notwendig ist. Denn diese Grenze wird im ausgedehntesten Maße von Deserteuren heimgesucht. Die auf beiden Seiten des Gebirges wohnenden Walachen, welche sich als ein Volk fühlen und von einer Trennung in Ungarn und Rumänien nichts wissen wollen, entziehen sich in Scharen ihrer Militärpflicht und verstecken

sich in den blos ihnen bekannten Schluchten der Berge. Gelingt es, sie in ihren Verstecken aufzusuchen, so entweichen sie, wenn irgend möglich, über die Grenze und sind dann ihren Verfolgern entzogen. Die Regierungen sehen sich daher genötigt, die wichtigsten Grenzposten durch ziemlich starke Militärabteilungen besetzt zu halten.

Bald lag das Kommando Timpa hinter uns und vor uns die schweigende Einöde des Gebirgskammes. Die Sonne sank und die sternhelle Nacht brach an. In langem Zuge, eines hinter dem anderen, schritten unsere Pferde lautlos auf dem sammetweichen Pfade dicht am Abgrunde dahin. Unten in der Tiefe das tintenschwarze Meer des lautlosen Urwaldes, über uns in überirdischer Klarheit das Heer der flammenden Sterne am Nachthimmel. Ein Gefühl kam über uns, das nur denen bekannt ist, welche schon Nächte im Hochgebirge verbracht haben: ein Gefühl der Gleichgültigkeit gegen die kleinen Sorgen und Lasten des Erdenlebens, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem erhabenen Weltgeiste. Wir fühlten den Pulsschlag der Natur, ein Klingen gieng durch unsere Seelen und wir verstanden das alte Wort von dem Gesang der Sphären.

Glücklich der Sterbliche, dem nach einem Jahre fieberhaften Hastens im Gewühle der Weltstadt nur eine solche Stunde der Weihe vergönnt ist; sie heilt alle Leiden des täglichen Lebens und macht uns stark zu neuem Dulden.

Aber diese Weihestunden sind nur möglich, solange wir uns ganz und gar allein mit der Natur fühlen. Der leiseste Schimmer der menschlichen Kultur, ein einziges Licht, das am Horizonte auftaucht, reißt uns aus unseren Himmeln zurück in die Alltäglichkeit. Für uns freilich war trotzdem dieses Licht nicht unwillkommen, denn es strahlte aus unserem Nachtquartier, dem ungarischen Grenzposten von Piatra Alba, dem „weißen Stein."

Bald waren die stattlichen Blockhäuser erreicht. Die Soldaten räumten uns ihre Pritsche ein und suchten sich eine Lagerstatt auf dem Heuboden, und tiefer Schlaf senkte sich auf unsere müden Lider.

Aber schon beim Grauen des jungen Tages waren wir wieder wach und gerüstet; denn ein weiter Marsch lag vor uns. Draußen auf der weiten Wiese jagten unsere Walachen unseren grasenden Pferden nach, um sie einzufangen und zu satteln. Ein von den Soldaten gefangener und gezähmter Adler saß krächzend auf der Balustrade des Hauses und schüttelte sich den Nachtthau von den gebrochenen Flügeln, während wir unser aus frisch gemolkener Schafsmilch bestehendes Frühstück einnahmen. Goldig färbte sich der Himmel im Osten und aus der grauen Nacht stiegen die Riesenhäupter der umliegenden gewaltigen Berge.

Bald saßen wir wieder im Sattel und trabten der Paßhöhe der Frumosza zu, welche wir gegen neun Uhr erreichten. In dem Latschenkieferngebüsch, welches hier die Abhänge bekleidet, schlugen wir unser Lager auf; bald loderte ein lustiges Feuer und der „Räuberbraten" drehte sich am frisch geschnittenen Tannenspieße. Wir überließen ihn der Sorge unseres Dieners und unternahmen die Besteigung des zu unserer Rechten emporragenden Csinderell, des höchsten Kegels der Frumosza. Der Blick, der sich uns von hier aus darbot, war reicher Lohn für die Mühe des Aufstiegs. In wunderbarer Klarheit lag die ganze Kette des Gebirges vor uns; unmittelbar zu unseren Füßen blauten in trichterförmigen Kesseln die beiden „Augen" des Berges. Diese „Seeaugen" sind eine Eigentümlichkeit der Karpathen, welche sich auf vielen Gipfeln derselben wiederfindet — tiefe trichterförmige Höhlen, welche das Schmelzwasser des Schnees aufnehmen und in unbeschreiblich klarem Blau den Wanderer anlachen, der auf dem Gipfel steht. Die Abhänge der Trichter sind meist mit dichtem Gebüsch einer den Karpathen eigentümlichen Alpenrosenart bewachsen. Das Volk erzählt, daß diese Seen unergründlich tief seien und mit dem Meere in Verbindung ständen. Die Bezeichnung als „Augen" ist unzweifelhaft sinnig und passend.

Der „Räuberbraten", welcher uns beim Abstieg erwartete, mundete uns vortrefflich. Der Harzgeschmack, den er von dem Kiefernspieß angenommen hatte, paßte zur Umgebung, und auch unser Vorrat an „Magyarader" erwies sich als hinreichend. Aber während wir tapfer zugriffen, umwölkte sich der Horizont, und ein tüchtiger Platzregen gab uns das Geleite, als wir den Frumoszapaß hinabstiegen. Bald nahm uns der Wald auf, der womöglich noch wilder und großartiger war, als der beim Aufstieg durchrittene.

Am Nachmittag erreichten wir die Region des Laubwaldes und passierten La Dus, einen zweiten ungarischen Militärposten. Eine Stunde später warfen wir den ersten Blick auf das Zibinsthal; aber noch lag vor uns ein langer Bergrücken, welcher allerdings schon Spuren menschlicher Thätigkeit trug: Flecken bebauten Landes hier und dort, und eine weiße Landstraße, welche den Windungen des Berges folgte. Bald lag die Ebene zu unseren Füßen mit lachenden Dörfern zwischen gelben Saatfeldern und in dieser Ebene das Ziel unserer Reise, Hermannstadt mit seinen Giebeln und Türmen.

Aber dieses Ziel war nicht so nahe, als es aussah. Endlos dehnte sich der weiße Weg, in immer neuen Krümmungen zu Thal steigend; oben in der Einöde der Berge waren wir geduldig entlang gezogen, aber hier, wo uns wieder ein gelegentliches „bun sar", Guten Abend, vorbeiziehender Walachen grüßte, wo wir drunten vor uns in der Stadt Licht um Licht aufflammen und dann wieder allmählich verlöschen sahen, während wir immer noch unseres Weges zogen, hier gieng uns die Geduld aus. In verdießlicher Stimmung erreichten wir endlich Orlat, ein walachisches Dorf, wo wir mit vieler Mühe den Wirt auftrommelten und unsere Walachen mit ihren Pferden entließen. Aber noch waren unsere Leiden nicht

beendet. Wir bestellten einen Wagen, der uns nach Hermannstadt bringen sollte, und fanden in unserer Harmlosigkeit nichts zu erwidern, als man uns einen „Koberwagen" verhieß. Aber nur zu bald wurden wir inne, welch eine Fülle des Unbehagens dieses unscheinbare Wort umschließt!

Ich habe einmal gehört oder gelesen, daß die gerechten Götter jedem Lande seine Wonnen und seine Schrecken verliehen haben. Zu den letzteren gehört in Siebenbürgen der Koberwagen. Ein siebenbürgischer Geistlicher soll denselben als Strafe für die Sünden seiner Pfarrkinder erfunden haben. Asketische Priester benützen ihn noch heute und er vertritt bei ihnen die Stelle der einst üblichen Selbstgeißelungen. Die berühmte Nürnberger Sammlung mittelalterlicher Marterinstrumente ist unvollständig, denn sie besitzt keinen Koberwagen. Die eiserne Jungfrau und die heimtückische Messertreppe von Chillon sind Kinderspiele im Vergleich zum siebenbürgischen Koberwagen, und ich müßte die Feder Mark Twain's besitzen, um die Tortur einer nächtlichen Fahrt in einem solchen Institut zu schildern. Man denke sich eine innen und außen schwarz gestrichene Pianino-Kiste mit einem engen Loch zum Aus- und Einkriechen, ohne Licht, ohne Luft und ohne Federn, in welcher zwei erschöpfte Reisende auf der holperigsten aller Landstraßen herumgeschleudert werden, bis sie unfähig geworden sind, ihre zerschmetterten Gliedmaßen zu unterscheiden, und man wird annähernd den Zustand ermessen können, in welchem wir von unserem hohnlächelnden Fuhrmann in der zweiten Nachtstunde am Thore unseres Hotels in Hermannstadt abgeliefert wurden.

Dr. Fridtjof Nansen's Reise über das Binnenlandeis von Grönland von Ost nach West.

(Schluß.)

Ein weit bedeutenderer Faktor sind meines Erachtens die Schneewehen, die vom Winde veranlaßt werden, der höchst wahrscheinlich ein Bestreben hat, aus dem kalten und hochgelegenen Innern heraus gegen die niedrigeren und wärmeren Küsten zu wehen. In der Mitte des Kontinents wehen jedoch die Winde in allen möglichen Richtungen, und so ist meines Bedünkens auch dieser Faktor von keiner großen Bedeutung. Der hauptsächlichste Faktor, um das Niveau zu erhalten, muß nach meiner Ansicht der Druck sein, welcher innerhalb dieser ungeheuren Schichte von Eis und Schnee hervorgebracht wird. Einerseits drängt dieser Druck das Eis die geneigten Hänge der Berge hinunter durch die Thäler und dem Meere zu, in welches es in Gestalt von Eisströmen oder Gletschern fällt und in Gestalt von Eisbergen davongetragen oder geschmolzen wird.

Einer großen Menge Leute dürfte es gar nicht notwendig erscheinen, daß das Eis sich auf diese Weise seinen Weg nach der Küste erzwingen muß, allein meines Erachtens dürfte, wenn wir sagen, daß das Innere von Grönland mit einer ungeheuren Schichte von Pech ausgefüllt und bedeckt wäre, niemand daran zweifeln, daß dieses seinen Weg nach dem Meere finden würde. In dieser Hinsicht besteht aber in Wirklichkeit kein großer Unterschied zwischen diesen beiden Stoffen, denn durch den ungeheuren Druck wird das Eis wahrscheinlich noch flüssiger gemacht als das Pech.

Allein der Druck führt das Eis nach dem Meere nicht nur in Gestalt von Eis, sondern ebenso und gewiß in noch größerer Menge in Gestalt von Wasser.

Wie allgemein bekannt, hat das Eis die Eigentümlichkeit, daß es durch Druck auch bei Temperaturen, welche bedeutend niedriger sind als sein gewöhnlicher Schmelzpunkt, in Wasser verwandelt wird. Mit anderen Worten, der Druck drückt den Schmelzpunkt herab. Ich glaube jedoch nicht, daß es in dieser Weise hauptsächlich der Druck ist, welcher zum Schmelzen des Schnees beiträgt, da ein so hoher Druck und infolge davon eine sehr bedeutende Menge von Schnee und Eis notwendig ist, um den Schmelzpunkt des Eises um nur einen Grad herabzudrücken. Der allerwichtigste Faktor ist meines Erachtens die Wärme, welche durch den Druck und die Reibung hervorgebracht wird. Wenn so ungeheure Mengen von Eis und Schnee wie diejenigen von Grönland in beständiger Bewegung sind, so liegt es klar am Tage, daß der Druck eine ganz unerhörte Reibung hervorrufen und auf diese Weise eine bedeutende Wärme hervorgebracht werden muß. Es darf daher mit füglichem Grunde geschlossen werden, daß wir, je tiefer wir ins Eis hineinkommen, eine desto höhere Temperatur finden werden, und in einer gewissen Tiefe muß die Temperatur des Eises ungefähr auf dem Schmelzpunkt stehen, welcher daher etwas höher ist als der gewöhnliche Gefrierpunkt, der Nullpunkt der Thermometer von Réaumur und Celsius.

Selbst wenn wir nicht an die Thatsache denken, daß die Temperatur der Erdrinde überall steigt, wenn wir gegen deren Tiefe vordringen, so scheint es doch auf diese Weise wahrscheinlich zu sein, daß in den Tiefen des Binneneises von Grönland, hauptsächlich da, wo das Eis den Boden berührt, ein beträchtliches Schmelzen vor sich geht. Es mag dagegen eingewandt werden, daß noch niemand dieses Schmelzen oder auch nur ein Steigen der Temperatur nach unten hin beobachtet hat. Dies ist ganz wahr, allein ein guter Beweis dafür, daß wirklich ein Schmelzen im Innern vor sich geht, sind die Flüsse, welche selbst in dem kalten grönländischen Winter, am Rande des Binneneises unter den Gletschern hervorkommen. Derartige Flüsse habe ich selbst beobachtet; sie waren sogar da groß, wo keine Möglichkeit eines Schmelzens an der Oberfläche des Eises vorhanden war.

Die Beobachtungen, welche auf dieser Expedition

gemacht worden sind, dürften meines Erachtens für Gletscherforscher von großem Interesse sein, denn ich glaube, sie müssen wesentlich zur Bestätigung mancher Gletschertheorien beitragen. Die sorgfältige Beobachtung einer Schnee- und Eisdecke wie die von Grönland ist nach meinem Dafürhalten von größter Wichtigkeit für die Theorie von der Bildung von Thälern und Fjorden durch das Eis. Die Fähigkeit, den Boden unter ihnen auszuhöhlen, muß bei Eismengen wie diejenige, die wir dort beobachteten, sehr bedeutend sein. Mir erscheint es in der That ganz natürlich, daß, je mehr wir Grönland, seine Küsten und sein Binneneis studieren, wir uns desto mehr von der großen Fähigkeit des Eises, Fjords und Thäler bis zu einer großen Ausdehnung zu bilden, überzeugt fühlen müssen. Wenn wir in der That einerseits die Fjords und Thäler von Grönland mit ihren vielen Zeugnissen für den Einfluß von Gletschern und auf der anderen Seite das Binneneis studieren, so können wir in keinem Zweifel sein, daß beide in naher Beziehung zu einander stehen müssen, und wenn wir dann von Grönland den Blick auf Norwegen und Schottland richten, müssen wir zugeben, daß wir es hier mit ganz ähnlichen Bildungen zu thun haben.

In meteorologischer Hinsicht haben wir einige Beobachtungen von großem Interesse gemacht. Die niedrige Temperatur, die wir im Innern trafen, wird die meisten Meteorologen sehr erstaunen, denn sie scheint, jedenfalls nicht auf den ersten Blick, mit den angenommenen meteorologischen Gesetzen nicht übereinzustimmen. Die Wärmestrahlung von diesem ungeheuren Schneefeld aus in einer solchen Höhe, wo die Luft demgemäß sehr dünn ist, muß offenbar einen großen Einfluß auf die Erniedrigung der Temperatur haben. Das Innere von Grönland muß in der That der kälteste Ort auf der Erde sein, den man bisher kennt; es muß eine Art von Kältepol sein, von wo aus die Winde gegen die Küsten und das Meer wehen. —

Ich glaube, daß diese niedrige Temperatur ein wesentliches Licht auf die vielerörterte Frage werfen dürfte von der Ursache der großen Kälte der Eiszeit in Europa und Nordamerika, welche zu jener Zeit von einer ähnlichen Eisschicht bedeckt waren, wie diejenige, welche wir nun in Grönland sehen. Ich glaube, der beste Weg zur Lösung der Probleme von der großen Eiszeit ist der, hinzugehen und die Oertlichkeiten zu untersuchen, wo ähnliche Bedingungen noch gefunden werden, und in dieser Beziehung dürfte kein Ort geeigneter sein als Grönland. Aber Grönland ist eine ungeheure Region, unsere Expedition war die erste, welche es durchquerte, wird aber hoffentlich nicht die letzte sein. —

An die Vorlesung des obigen Vortrags schloß sich dann folgende Diskussion:

Sir Leopold M'Clintock drückte seine Bewunderung für die Leistungen des Dr. Nansen aus. Eine sehr lange Zeit hindurch habe er (Sir Leopold) viele Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der Schlittenausrüstungen verwendet. Bei Erforschung eines neuen Landes sei natürlich ein Bagagewagen ein höchst wichtiger Artikel, und in arktischen Regionen ersetze der Schlitten den Bagagewagen. Ein solcher Schlitten müsse stark aber leicht sein, weil der Mensch an die Stelle der Zugtiere trete. Schlitten können in zwei Klassen geschieden werden, in den flachen und in den Renn- oder Läuferschlitten. Der flache Schlitten sei ein ausnehmend dünnes Brett von etwa 12 Fuß Länge und am vorderen Ende aufgebogen; wo der Schnee weich und tief sei könne man sich keines andern bedienen. Beim Läuferschlitten sei die Platform, auf welche die Bagage gepackt werde, um einige Zoll vom Boden erhöht und ruhe auf Läufern oder Schlittenkufen. Diese Läuferschlitten seien bei den englischen arktischen Expeditionen benützt worden, und bei den Expeditionen zur Aufsuchung von Franklin's Ueberresten sei eine Strecke von mehr als 40,000 engl. Mln. damit zurückgelegt worden. In Grönland werde der Läuferschlitten beinahe ausschließlich angewendet. Wo die Tiefe des Schnees nicht bedeutend sei, schneiden die Schlittenläufe durch denselben hindurch bis auf das Eis. Der Schlitten, dessen sich Dr. Nansen bedient habe, sei eine Verbindung der beiden Arten, er sei eigentlich ein Läuferschlitten, aber die Läufer seien einfach vergrößerte norwegische Schneeschuhe und der Natur der Oberfläche ganz besonders angepaßt, welche man bei dieser Gelegenheit bereist habe. An Wichtigkeit dem Schlitten zunächst stehen die norwegischen Schneeschuhe, 8 Fuß lang und $3\frac{1}{2}$ Fuß breit. Zur Zeit der Aufsuchung der Franklin-Expeditionen seien sie noch nicht bekannt, aber auch die Umstände ihrem Gebrauch nicht günstig gewesen, denn nur selten habe der Schnee die nötige Tiefe oder Glätte gehabt. Nur bei einer Gelegenheit sei ihm seines Erachtens die Zeit gekommen, wo er einen Triumph hätte feiern können. Es sei ein frischer Schnee gefallen und ein schöner weißer Fuchs in seine Nähe gekommen; er habe sich also auf Schneeschuhen aufgemacht, um ihn zu fangen, aber nach einigen Meilen sich überzeugt, daß er hiezu keine Möglichkeit habe, da er kein geborner Norweger und mit dem Gebrauch der Schneeschuhe nicht genau vertraut gewesen sei. Dr. Nansen habe eine graphische Schilderung seiner Fahrt über das Eis gegeben, aber er verweile hinlänglich auf der merkwürdig niederen Temperatur und erwähne doch kaum des intensiven Schneeglanzes. Sechs oder sieben Wochen hindurch sei nirgends ein Fleckchen Schwarz zu sehen gewesen, und nichts könne eine größere Prüfung für die Augen sein; natürlich haben sie sich rauchfarbiger Gläser und Schleier bedient und Dr. Nansen habe — den englischen Erfahrungen entgegen — die roten Schleier noch weit wirksamer gefunden als die blauen oder grünen. Nur Leute, welche an den Gebrauch von Schneeschuhen gewöhnt seien, hätten das leisten können, was Dr. Nansen gethan habe, denn er fand den Schnee überall gleichförmig weich und tief. Nachdem er Grönland durchquert, habe

Dr. Nansen ein Boot erbauen müssen ohne irgend andere Mittel, als die ihm seine eigene Ausrüstung lieferte, das Rahmwerk desselben habe er aus seinen Schlitten gebildet und dieses mit dem Segeltuch seines Zeltes überzogen und in diesem schwanken Fahrzeug habe dieser würdige Abkömmling der kühnen Normänner eine Strecke von etlichen 50 Meilen durchsegelt; das sei ein höchst merkwürdiges Beispiel von Findigkeit und Anpassungsfähigkeit in Ueberwindung von Schwierigkeiten. Jedermann könne nur den heldenmäßigen Entschluß lobend anerkennen, welchen Dr. Nansen gefaßt habe, sich keinen Rückzug offen zu lassen. Andere Führer, welche ihre Boote hinter sich verbrannt, haben wenigstens ein unbewohnbares Land hinter sich gehabt, aber Dr. Nansen habe nur einen Gletscher vor sich gesehen und sei einzig auf dasjenige angewiesen gewesen, was er auf den Schlitten mit sich führte. Er sei mit Lebensmitteln für 60 Tage aufgebrochen und habe zwischen 70 und 80 Tagen gebraucht, um den Gletscher zu überqueren. Grönland sei 1400 e. Mln. lang und das Ueberqueren desselben an einer Stelle genüge daher den Anforderungen der Wissenschaft nicht. Seine Ostküste sei beinahe unbekannt und es sei sogar ungewiß, ob dort irgend welche menschliche Wesen wohnten. Eine englische Expedition habe im Jahre 1826 zwar dort einige Eskimo getroffen, aber dieselben seien von späteren Besuchern nicht mehr gesehen worden. Er hoffe, daß bei einer günstigen Gelegenheit Dr. Nansen sich nicht abgeneigt zeigen werde, Grönland einen zweiten Besuch abzustatten, und wenn dies geschehe, so dürfe er versichert sein, daß ihn bei seiner Rückkehr ein herzlicher Willkomm von Seiten dieser Gesellschaft erwarte.

Sir Allen Young unterstützte Sir Leopold's Ansicht über Dr. Nansen's wunderbare Leistung. Er habe im Jahre 1860 den „Fuchs", das von Dr. Nansen erwähnte Schiff, auf einer Expedition befehligt, welche die Bestimmung gehabt habe, einen Weg über die Faröer-Inseln, Island und Grönland nach Labrador zu vermessen. Er sei von Dr. Roy begleitet gewesen, welcher die Faröer und Island besucht und die Wege für den Telegraphen vermessen habe. Am 12. September seien sie, nachdem sie 100 e. Mln. Eis passiert hatten, ungefähr unter dem 63. Grad n. Br. an der Ostküste von Grönland angekommen. Der Anblick der Küste sei einfach schrecklich, mit ihren steilen Hochgipfeln und Klippen und den bis zum Meer herabreichenden Gletschern. Er sei ungefähr bis auf eine engl. Meile dem Lande nahe gekommen und hätte eine Bootsmannschaft landen lassen können. Allein in der Ueberzeugung, daß er sein Schiff nicht in dieser Stellung hätte erhalten können, habe er es für besser erachtet, in seinem Bericht die Führung eines Kabels um die Südspitze herum in eines der westlichen Fjorde zu befürworten. Später habe er auf dem Binneneis den Dr. Roy zwei Tage lang begleitet, allein es sei ein tiefer Schneefall eingetreten und er habe große Schwierigkeiten gehabt, wieder nach seinem Schiff zurückzugelangen. Dies sei Mitte November gewesen. Er möchte an Dr. Nansen die Frage richten, ob er es für möglich halten würde, an der Ostküste ein Telegraphenkabel zu landen und es quer über das Binnenland nach der Westküste zu führen?

Dr. Roy fühlte sich gedrungen, seine Bewunderung auszusprechen und die Aeußerungen der Vorredner zu unterstützen über die Art und Weise, in der Dr. Nansen die schwierige Aufgabe, die er mit der Durchquerung von Grönland übernommen, vollbracht habe, obwohl er infolge unvorhergesehener Verzögerung diese Durchquerung nicht in einer so nördlichen Oertlichkeit, noch auf einer so breiten Strecke ausgeführt habe, als er gehofft, allein er sei offenbar und aus augenfälligen guten Gründen von der richtigen, nämlich von der östlichen, aufgebrochen. Dr. Nansen's Schlitten seien unverkennbar in vielen Stücken denjenigen überlegen, die auf den großen arktischen Expeditionen der englischen Regierung benützt worden seien, denn die Läufer der ersteren seien verhältnismäßig viel breiter und haben deshalb ein größeres stützendes Vermögen im Verhältnis zur Belastung als die letzteren, von denen die dieselben ziehenden Matrosen behaupteten, daß sie sich in dem zwischen den Eishöckern liegenden tiefen weichen Schnee vergraben und festgerannt und dadurch ungeheure Mühe und Arbeit gemacht haben, um sie wieder herauszuziehen, während die flachen Schlitten in Gestalt des indianischen „Tobogging" mit Läufern von nur $^5/_8$ Zoll Höhe, wie er (Dr. Roy) sie bei seinen Reisen benützt habe, nicht in den Schnee einsinken konnten, und wenn sie den einen Eishöcker hinabgelaufen waren, durch ihren eigenen Impetus den nächsten halbwegs hinaufliefen. Mit diesen schwerbeladenen und je von einem Mann gezogenen Schlitten wurden mehrere Reisen von mehr als 1000 e. Mln. mit einer täglichen Rate von 20 Mln. zurückgelegt, und im Jahre 1851 seien mit Hülfe von drei halbverhungerten Hunden sogar noch 25 Mln. per Tag gemacht worden, wobei der Führer der Partei noch einen mit 60 Pfund beladenen Schlitten gezogen habe. Hinsichtlich der Telegraphenexpedition des „Fuchs", von welcher Sir Allen Young gesprochen habe, und der versuchten Ueberlandreise, welche er (Dr. Roy) im Auftrag von Oberst Schaffner unternommen habe, sei die Durchquerung von Grönland zwar besprochen worden, es habe aber nicht die mindeste Absicht bestanden, dieselbe zu versuchen, noch sei auch nur die mindeste Vorbereitung irgend welcher Art für ein so mühsames Unternehmen getroffen worden; und wenn man sogar eine derartige Vorbereitung unternommen hätte, so würde die vorgerückte Jahreszeit (November) ein verhängnisvolles Hindernis gewesen sein. Alles, was man zu erreichen gesucht oder erwartet habe, sei das gewesen, daß man einige Meilen weit auf dem Gletscher ins Binnenland eindringe, wobei man bald eine tiefe und breite Eisspalte erreicht, welche jedem weitern Vordringen Halt geboten und gezeigt habe, daß es nicht nur außerordentlich schwer, wo nicht unmöglich,

sondern nach seiner (Dr. Roy's) Ansicht vollkommen nutzlos gewesen sei, einen Telegraphendraht über das Eis hinzuführen; überdem seien durch ein merkwürdiges Mißverständnis die Lebensmittel für die vier Eskimoweiber, welche die Bemannung des Bootes bildeten (vom „Fuchs" sei nur ein Matrose zu erlangen gewesen) gar nicht an Bord genommen worden, so daß die Gesellschaft, als sie durch einen schweren Schneesturm aufgehalten worden sei, auf sehr schmale Kost gesetzt gewesen wäre, wenn es nicht sehr viele Schneehühner gegeben hätte, von denen der Führer der Expedition eine ziemliche Anzahl erlegt, wodurch er sich den Charakter eines sehr erfahrenen Jägers und Schützen erworben habe, weil die Mannschaft gesehen, daß er mit einer Doppelflinte und kleinem Schrot immer zwei oder drei Vögel auf einmal heruntergebracht habe, während der ihn begleitende Eskimo sich zu dem gleichen Zweck einer schlechten Büchse mit einzelnen Kugeln habe bedienen müssen. Sobald dann das Reisen wieder möglich gewesen sei, habe sich die Reisegesellschaft nach dem hölzernen Haus eines Eskimo an der Nordseite des Fjords begeben und sei daselbst so lange geblieben, bis das Eis stark genug geworden sei, um darauf zu gehen, und bis man ihnen vom „Fuchs" Mannschaften mit einem Boot zu Hülfe geschickt habe. Von diesem Eskimo sei dann ein sehr schönes Schaf gekauft worden, welches ein so treffliches Hammelfleisch geliefert habe, als man es nur in London hätte bekommen können und wovon dann allen reichliche Rationen ausgeteilt worden seien. Bei der Ankunft in Julianshaab habe ein Ball stattgefunden, bei welchen Dr. Roy artig eingeladen worden sei, mit jeder von seiner dunkelhäutigen, aber schmucken weiblichen Bootsmannschaft eine Polka zu tanzen, und wobei sich die Eskimomädchen vortrefflich benommen haben.

Admiral Sir E. Ommaney begrüßte mit Freuden den Dr. Nansen in dieser Gesellschaft, als den ersten Mann, welcher je das Festland Grönland von Meer zu Meer durchquert hat. Er habe in Durchwanderung des weißen Kontinents eine ebenso glorreiche That gethan, wie der Mann, der zuerst den dunklen Teil von Afrika durchwandert habe. Er wisse nicht, welchen von beiden er am meisten bewundern solle, ob den Mut, den Dr. Nansen gezeigt habe, als er mit seinen Begleitern auf den losen Eisfluen dahingetrieben worden sei, ein wehrloses Spielzeug der Winde und Strömungen und in stündlicher Gefahr des Unterganges, oder die Willensstärke, Festigkeit und Tapferkeit, welche er während seines merkwürdigen Marsches über das hohe Eisplateau von Grönland an den Tag gelegt habe. Er selbst sei unter den arktischen Erforschern zur See nun ein Veteran geworden, denn er (Sir Erasmus) habe schon unter Kapitän James Roß 1836 an einer Expedition nach der Baffins-Bay teilgenommen und damals an mehreren Punkten der grönländischen Ostküste gelandet. Er habe sich damals gefragt, ob es für ein menschliches Wesen möglich sein könnte, das Binneneis jenes Landes zu durchqueren, und er freue sich, es erlebt zu haben, daß er den Mann sehe, der diese That ausgeführt habe, die in den Annalen der arktischen Reisen und Entdeckungen als eine der großartigsten Leistungen verzeichnet werden müsse. Die Reiseart und die von Dr. Nansen überstandenen Mühsale und Strapazen seien in einem gewissen Grade denjenigen ähnlich, welche man auf den Schlittenreisen während der Suche nach Franklin's Schiffen habe bestehen müssen. Die Zuhörer können sich daher einen Begriff von der edlen Anstrengung bilden, welcher die wackeren britischen Seeleute sich unterzogen, als sie aus Anlaß jener unglückseligen Expedition Schlittenreisen über Tausende von Meilen Eis hinmachten. Es sei ferner sehr wichtig, noch einen ausnahmsweisen Zug in dieser denkwürdigen Reise im Vergleich mit früheren arktischen Forschungsreisen hervorzuheben. Dr. Nansen's Reise habe weit südlich vom Polarkreise hingeführt und er sei spät im Sommer gereist, er habe daher mit der Unbequemlichkeit einiger Dunkelheit während der vierundzwanzig Stunden des Tages kämpfen müssen und von einer Kälte gelitten, die er zuvor niemals kennen gelernt habe, während die englischen Schlittenreisen unter einer weit höheren Breite unter fortwährendem Tageslicht, wobei die Sonne immer über dem Horizont war, ausgeführt wurden. Er (Sir Erasmus) beglückwünsche Dr. Nansen zu seinem großen Erfolg und möchte wünschen, ihn auch die Erforschung der antarktischen Regionen versuchen zu sehen, wo seiner Thatkraft und Geschicklichkeit noch ein weit glorreicheres Feld der Forschung offen stehen würde, als er es in der arktischen Region finden könne.

Dr. Nansen dankte den Rednern herzlich für die schmeichelhaften Worte, womit sie ihn beehrt hatten. Er hielt es für ganz unmöglich, wegen der Bewegung der Gletscher ein Telegraphenkabel quer durch Grönland zu führen und dort zu erhalten. Es könnte keine Stelle gefunden werden, in welcher man Pfähle einschlagen könnte, und man könnte nie gewiß sein, daß das Kabel nicht brechen würde. Er sei mit Sir Allen Young darin einverstanden, daß es besser war, das Kabel der Küste entlang bis zum Kap Farewell und dann nach Labrador hinüberzuführen.

Der Präsident sprach im Namen der Gesellschaft dem Dr. Nansen ihren herzlichsten Dank für den interessanten Vortrag aus, mit welchem er dieselbe beehrt hatte. Es sei die Schilderung einer kühn geplanten, entschlossen unternommenen und äußerst geschickt ausgeführten außerordentlichen Leistung gewesen. Im Alter von siebenundzwanzig Jahren eine hervorragende Stelle unter den nordischen Reisenden eingenommen zu haben, sei genug für den Ruhm gethan, allein er sei überzeugt, daß Dr. Nansen's Thatkraft noch durch das angespornt worden sei, was er bereits gethan habe, und die Aufnahme, welche er heute Abend gefunden habe, dürfte nur die erste von vielen

Anerkennungen des von ihm in so glänzender Weise Geleisteten sein. Es liege in der Füglichkeit der Dinge, daß diese höchst interessante Expedition von den Unterthanen jenes hochbegabten und geschickten Monarchen ausgeführt worden sei, der die beiden nordischen skandinavischen Länder so weise und trefflich regiere und dessen höchst geachteter Vertreter die gegenwärtige Versammluug auch mit seinem Besuche beehrt habe. Allein er sei überzeugt, es müsse Dr. Nansen sehr angenehm gewesen sein, daß auch Dänemark an dieser Ehre teilgenommen habe. Ein wegen seiner Freigebigkeit und seines Gemeingeistes wohlbekannter dänischer Gelehrter, Herr Etatsrat Gamél in Kopenhagen, habe den bedeutendsten Teil der Geldmittel beigesteuert, die für die Expedition erforderlich gewesen seien. Wenn er richtig berichtet sei, so sei Dr. Nansen zwar ein Norweger, aber von dänischem Blute und habe in seinem merkwürdigen Unternehmen im Frieden nun denselben Geist und Mut bethätigt, welchen seine Vorfahren und Verwandten im Kriege an den Tag gelegt haben. Einer von Dr. Nansen's dänischen Verwandten sei ein Held, der in den Annalen der dänischen Flotte glänze. Vor hundertundachtzig Jahren seien die Beziehungen zwischen Schweden und Dänemark durchaus nicht so angenehm gewesen, wie sie es heute seien, und im Jahre 1709 habe zwischen beiden eine Seeschlacht stattgefunden, in deren Verlauf ein Schiff in Brand gesteckt ward, das ein Verwandter von Dr. Nansen, ein Kapitän Hvitfeldt, befehligte. Dasselbe stand windwärts von der dänischen Flotte und Kapitän Hvitfeldt sah, daß drohende Gefahr vorhanden war, sein Schiff könne gegen die anderen getrieben werden. Er entschloß sich daher kurz und sprengte ruhig sein Fahrzeug in die Luft, wodurch er zwar sich selbst opferte, aber seine Freunde rettete. Es scheine kein geringer Teil von Kapitän Hvitfeldt's Thatkraft und Aufopferung in die Adern seines Nachkommen übergegangen zu sein. Zum Schlusse wünsche er Dr. Nansen und allen, welche an dieser Expedition teilgenommen haben, alles Glück und Wohlergehen.

Dr. Nansen stattete seinen herzlichsten Dank für die Worte, welche der Vorsitzende gesprochen, und für den Willkomm ab, welchen er von Seite der Gesellschaft erhalten habe. (Proc. Royal Geograph. Society.)

Reisen in Ostindien.

Von Dr. Ottokar Feistmantel in Prag.

(Fortsetzung.)

Da ist es vor allem nötig und wichtig, die gehörigen Anstalten für einen sichern Transport des ganzen Gepäckes während der Expedition zu treffen. Die Erfahrung lehrt, daß im Halbinselgebiet sich dazu am besten der Elefant eignet, in Rádschputána werden Kameele benutzt; mancherorts benützt man außerdem hiezu Ochsenkarren oder Maultiere und Ochsen als Lasttiere.

Die geologische Anstalt in Kalkutta hatte zu meiner Zeit acht Elefanten zur Disposition der Beamten. Wenn ich drei Elefanten benutzen konnte, so genügten sie mir vollständig zum Transport aller meiner Gepäckstücke; bei zweien aber mußte ich noch irgend ein anderes Transportmittel beiziehen, was aber stets mit Unannehmlichkeiten verbunden war.

Auf meinem ersten Ausfluge in die Rádschmahál-Hügel (1876) in Bengalen nördlich von Kalkutta mußte ich außer meinen zwei Elefanten noch mehrere einheimische Wagen benützen. Diese waren sehr klein, nur auf zwei massiven, aus drei Stücken zusammengestellten Rädern ruhend, bespannt waren sie gewöhnlich mit gezähmten Büffelochsen (Bubalus arni), die aber von ihrem wilden Charakter noch ziemlich viel beibehalten haben, so daß sie fast immer, schon beim Aufbruch, mit den Karren auf und davonliefen und unter unserem Gepäck eine ziemliche Unordnung anrichteten.

Auch die Kameele sind in bergigen Gegenden, wo die Wege nicht hinreichend hergerichtet sind oder wo sie aus felsigem Grund bestehen, fast ohne jeden Nutzen; ich weiß dies aus eigener Erfahrung. Im Jahre 1878, wo ich das Sátpara-Gebirge (Zentralprovinzen) bereiste, hatte ich neben den zwei Elefanten auch noch fünf Kameele aufzunehmen, die mir aber nur eine große Last waren, und speziell an einem bestimmten Tage mich fast zur Verzweiflung führten. Ich befand mich auf der Südseite des Patschmárí-Plateau's, am 24. Januar sollten wir in nordwestlicher Richtung von Süden her vordringen. Wir brachen zeitlich früh auf und wollten bis Abend bis zu einer bestimmten Stelle gelangen, wobei wir drei ziemlich steile Abhänge zu übersteigen hatten, die durch den geologischen Bau des Gebirges bedingt waren. Zwei davon hatten wir, aber ziemlich spät am Nachmittag, überschritten gehabt und gingen noch immer weiter, da kein passendes Dorf sich in der Nähe befand. Endlich ziemlich am Abend konnten wir an ein Weitervordringen nicht mehr denken und machten mitten im Walde Halt; an einer etwas offenen Stelle, in deren Nähe frisches Wasser aus Basaltfelsen hervorsprudelte, wurden die Zelte für die Nacht aufgeschlagen.

Es war mit diesen Arbeiten indessen spät geworden und wo jetzt etwas herzunehmen, besonders für die Diener und Lasttiere? Zufällig kamen zwei Eingeborne (Gonds) an uns vorbei, die nach einem etwa eine Stunde entlegenen Walddorfe zurückkehrten. Diese wurden natürlich aufgehalten; der eine mußte bei uns als Geisel bleiben, während der andere nach dem Dorfe eilte, um etwas Proviant zu besorgen. Spät am Abend, wo es schon vollständig dunkel war, erblickten wir aus der Ferne ein Licht und bald darauf waren menschliche Stimmen zu hören; es waren Dorfleute, welche Nahrung für die Elefanten, sowie einige Eier und etwas Milch brachten; sie leuchteten sich mit brennenden Bambus; außer trockenen

Bambusstäben wird zu solchen Zwecken in diesen Gegenden auch ein anderes Holz, das sogen. Fackelholz von Ixora parviflora (Kori bei den Gonds), benützt, und zwar werden die Aeste dazu genommen; die laufenden Postboten bedienen sich derselben bei ihrem Nachtdienst.

Den andern Tag, 25. Januar, brachen wir abermals sehr zeitlich auf, um noch das dritte Hindernis zu übersteigen; gegen ein Uhr Mittags näherten wir uns der gefährlichsten Stelle; die Elefanten kamen gut und ohne besondere Anstrengung hinüber, aber trotz aller angewandten Mühe und Anstrengung waren die Kameele nicht hinüberzubringen; es war ein steiler, etwa 500 Fuß hoher Gebirgspaß, der aus stufenartig ausgehenden Sandsteinschichten bestand, die gegen Norden einfielen; wir hatten daher die Schichtenköpfe zu übersteigen. Die Sonne brannte fürchterlich auf die kahlen Sandsteinfelsen hernieder, die Hitze war unerträglich und kein Wasser in der Nähe; die Kameele wurden soviel als möglich ihrer Bürde entledigt, gezogen, geschoben, doch alles half nichts; es blieb nichts übrig, als umzukehren, dorthin, von wo wir früh aufgebrochen waren. Dort blieben wir über Nacht; am nächsten Tag teilten wir das Gepäck so, daß wir nur das Nötigste mitnahmen und auf die Elefanten aufluden, das übrige auf die Kameele; diese wurden dann auf einem ganz anderen Wege, auf einem etwa einwöchentlichen Umwege, nach dem Orte, wohin wir zu reisen hatten, geschickt, und ich selbst gieng mit den Elefanten den direkten Weg, den wir Tags zuvor verlassen hatten.

Als das beste Lasttier also erwiesen sich stets die Elefanten. Einen davon benützte ich zum Reiten, das Gepäck, besonders die Zeltteile, waren darauf so angebracht, daß oberhalb eine ziemlich gerade Fläche, wie ein breiter Sattel entstand; dort war ein ganz bequemer Sitz für mich; dort hatte ich meine Karten, meine Notiz- und Skizzenbücher, mein Gewehr, meinen geologischen Hammer, Kompaß ꝛc.

Die Betrachtungen, die ich bei diesen Gelegenheiten an den Elefanten stets anstellen konnte, haben mir auf solchen Reisen so manche Stunden in der Einsamkeit abgekürzt.

Vor allem ist es schon im Lager interessant, den Elefanten zu beobachten, wie er sich nährt. Sobald wir nämlich an der bestimmten Stelle anlangten und er des Gepäckes entledigt wurde, war seine erste Sorge, zum Wasser zu gelangen, um zu trinken; er liebt das Wasser sehr, nicht nur zum Trinken, sondern auch um darin zu baden; er saugt es in seinem mächtigen Rüssel ein, steckt dann diesen, ihn schlingenförmig krümmend in den Rachen, und das Wasser fließt in den Magen; hierauf bespritzt er ebenfalls mit Hülfe seines Rüssels die einzelnen Teile seines Körpers. Wenn es ein Teich ist, zu dem er gelangen kann, so geht er gewöhnlich ganz hinein, außer wenn der Boden zu tiefschlammig ist, weil seine Füße zu tief darin einsinken. Nach der Tränke muß er mit seinem Führer, dem sog. Mahaut, sich seine eigene Nahrung holen; selbe besteht hauptsächlich aus den Aesten gewisser Bäume, und zwar Banian (Ficus indica), Pipal (Ficus religiosa), Simal (Bombax malabaricum), Bambus u. a. m. Wenn selbe nicht gerade in der Nähe des Lagerplatzes sind, so müssen selbe aus weiterer Ferne geholt werden. Es ist ein interessanter Anblick, wie er selbstgefällig und zufrieden mit dieser Ladung zum Lager zurückkehrt! Dann wird er mittelst einer starken Kette an einem Hinterfuß zu einem Baum angebunden und beginnt dann gleich seine Mahlzeit. Von den Aesten verzehrt er nur die Rinde, nicht die Blätter; diese werden vorerst während er den Ast in seinem Munde hält, mittelst des umwundenen Rüssels abgestreift, dann der Ast selbst gebrochen und die Rinde abermals mit dem Rüssel abgeschält. An solchen Stellen, z. B. in der Nähe von Städten oder ausgedehnten Kulturen, wo die genannten Bäume sich nicht vorfinden, muß ihm anstatt dessen Stroh, Heu oder Gras gereicht werden.

Neben dieser schon angeführten Nahrung hatte jeder Elefant täglich 10 Kilo (d. h. 10 Sir oder 20 Pfund) Reis zu bekommen, oder wo nicht Reis zu bekommen war, erhielten sie irgend eine andere Getreideart oder Brot aus schwarzem Mehle im selben Gewicht.

Ich pflegte sie stets vor meinem Zelte zu füttern, um zu sehen, daß sie alles richtig erhalten. Die Fütterung wurde gewöhnlich um 6 Uhr Abends abgehalten. Sobald diese Stunde nahte, wurden die Elefanten unruhig, und sobald sie losgebunden wurden, eilte jeder in langen Schritten zu der für ihn bereiteten Portion. Da wurden alsbald die Rüssel vollgesogen und dann der Reis in den Rachen geschüttet. Mitunter geschah es, daß einer oder der andere auch ein Pfund braunen Zucker zu bekommen hatte; diesen pflegten wir unter die übrige Nahrung zu verstecken — doch der pfiffige Elefant hatte ihn alsbald entdeckt, und da wurde vorerst der Zucker Stück für Stück verzehrt und dann erst die übrige Nahrung. Nach beendeter Mahlzeit mußte ein jeder seine Verbeugung machen.

Während des Marsches ist die Unterhaltung noch größer. Jeden Augenblick erspäht der Elefant etwas, was ihm wohl munden würde, und trachtet um jeden Preis dessen habhaft zu werden. Dabei schien es mir, daß der Rüssel stets eine viel größere Länge annahm, als gewöhnlich, um nur den wohlschmeckenden Gegenstand zu erreichen. Gehen wir über Felder, wo zufällig grünes Getreide steht, da verzehrt er so viel als ihm nur die Kehle durchläßt, und wenn das Feld schon zu Ende geht, da reißt er schnell noch mit seinem Rüssel so viel er kann und trägt dann ein großes Bündel weiter, das er dann am Wege in Wohlbehagen verzehrt.

Sobald wir uns einem Gewässer nähern, so muß er immer trinken; da rinnt das Wasser, das er in seinen Rüssel eingesaugt hat, mittelst dieses in seinen Magen wie in einen Brunnen. Später aber, wenn die Hitze sich stark

fühlbar macht, benützt er das Wasser wieder zu seiner Abkühlung; da wandert jeden Augenblick der Rüssel in die Kehle, saugt das Wasser wieder herauf und bespritzt dann den Bauch und die Seiten. Es ist aber noch nicht vollständig zur Zufriedenheit aufgeklärt, wie dieser Prozeß eigentlich vor sich geht, wo diese Flüssigkeit eigentlich herkommt und ob es in der That das getrunkene Wasser ist oder ob es eher eine sehr wässerige, wasserähnliche Sekretion ist, die von den Schleimhäuten herstammt, in eine eigentümliche Erweiterung des Pharynx heraufgewürgt und von da mit dem Rüssel herausgesaugt wird.

Ueber eine Brücke geht der Elefant nie ohne vorhergehende gehörige Untersuchung von seiner Seite; er ist dabei sehr vorsichtig; vorerst versucht er mit dem Rüssel, dann mit einem Vorderfuße, ob die Brücke fest genug ist; sollte er das Gegenteil finden, so ist er mit keiner Gewalt darüber zu bringen. Dieselbe Vorsicht gebraucht er beim Uebersetzen eines Flusses; da wird zuerst der Boden vorsichtig untersucht, und erst, wenn er feste Stellen findet, wird weiter gegangen. Diese Prozedur war mir stets sehr unangenehm, denn doch sanken die Füße mehr oder weniger ein, was ein ganz eigentümliches Gefühl verursacht, wenn man oben sitzt, so daß ich es vorzog, herabzusteigen und den Fluß durchzuwaten, sehr oft bis über die Lenden in Wasser getaucht. Dafür aber ist der Elefant im Dickicht und beim Reisen in Berggegenden von unschätzbarem Werte; er bricht Aeste, fällt Bäume nieder mittelst des Rüssels und der Füße, dies alles auf eigenen Befehl seines Leiters (Mahaut). Große Aeste, die über den Weg herabragen, so daß der Elefant nicht durchkommen kann, werden auf Befehl mit dem Rüssel herabgebrochen und seitwärts gelegt; steht ein Baum von mittlerer Stärke im Wege, so stemmt sich der Elefant mit Kopf und Fuß dagegen, bis er nachgibt. Eine Eigentümlichkeit ist hervorzuheben, nämlich seine Furchtsamkeit, wenn er hinter sich Geräusch oder Lärm vernimmt. Ich war einigemale in Gefahr, herunterzufallen, bevor ich diese Eigentümlichkeit kannte; bei solchen Gelegenheiten zuckte der Elefant zusammen, machte einen Sprung nach vorn und auf die Seite und trabte in einer gewissen schiefen Lage weiter, wobei er mit dem nach der Seite gewandten Kopfe nach rückwärts nach der Ursache des Geräusches sich umsah. Später gewöhnte ich mich daran, aber auch der Elefant gewöhnte sich an mich, und ich glaube, daß er mich gut kannte, denn von mir ließ er sich so manches gefallen, benahm sich nie wild gegen mich und erschrak auch nicht, wenn ich mich ihm von rückwärts näherte und am Schwanze ihn packte, während er gegen einen Fremden gewiß mit seinem Hinterfuß oder mit dem Rüssel ausgeholt hätte. Seine Diener kennt er ja sehr gut; von diesen läßt er sich ungemein viel gefallen; der Mahaut sitzt während der Reise auf seinem Nacken gerade hinter den Ohren; die Füße hängen gerade hinter den Ohrmuscheln herunter; der Mahaut hat zum Lenken keine andere Waffe als einen kurzen eisernen Spieß, mit dem er auf seinen Kopf losschlägt, wenn er nicht gut aufpaßt; auch benutzt der Mahaut seine Füße dazu, indem er dem Elefanten mit denselben hinter den Ohren kratzt. Interessant ist zu sehen, wie der Mahaut hinaufsteigt; dabei stellt er sich dem Tiere vor den Kopf, erfaßt mit beiden Händen seine Ohrenlappen, befiehlt, der Elefant erhebt etwas seine Rüsselspitze, der Mahaut tritt darauf und der Elefant hebt ihn dann vollständig in die Höhe. Von ihm wird er auch von Zeit zu Zeit gründlich gewaschen und gibt dabei ein sehr großes Wohlbehagen kund.

Noch ist zu erwähnen, daß einmal im Jahre, gewöhnlich im Monat Januar, die Elefanten, besonders die Männchen, sehr unruhig, ja sogar wild und böswillig werden; es ist die Zeit des Erwachens des Geschlechtstriebes; die Eingebornen sagen dann: „Hati mast hogya“ (der Elefant wurde mast). Bei dieser Gelegenheit muß ihnen die Nahrung vermindert werden und es werden ihnen kühlende Mittel gereicht, auch werden sie häufig dabei recht fühlbar gezüchtigt, bis endlich die Zeit wieder vorübergeht.

Was mir bei der ganzen Angelegenheit stets aufgefallen ist, war, wie so ein ungeheures, kräftig gebautes Tier sich so ohne weiteres, ohne jeden Widerstand und ohne irgendwie gefesselt zu sein, von einem verhältnismäßig so schwachen Geschöpf so leicht lenken läßt. Ein Ruck oder ein Griff mit dem Rüssel würde hinreichen, um sich seines Lenkers zu entledigen und dann wieder vollständig frei zu sein. Daraus folgern viele, namentlich jene, die viel mit Elefanten zu thun haben, daß die den Elefanten zugeschriebene Verständigkeit eigentlich nur gering sei — sie lernen wohl leicht und viel an, aber selbst überlegen sie nicht; denn es werden z. B. Fälle erzählt, daß halbgezähmte Elefanten, die beim Annähern des Lenkers weglaufen würden, dennoch auf seinen Befehl, den er ihnen aus der Ferne zuruft, sich niederknieen, worauf er sich ungestört nähern und sich ihrer bemächtigen kann. Auch der Umstand, daß sie in wildem Zustand sich vielfach in Gruben, die nur lose mit Gezweige und Laubwerk bedeckt sind, fangen lassen, beweist, daß sie nicht viel überlegen, und die Vorsicht, die sie in gezähmtem Zustande dann beim Ueberschreiten der Brücken oder überhaupt nicht hinreichend festen Untergrundes an den Tag legen, noch nicht kennen und erst später wohl durch Uebung hiezu gelangen.

Die Regierung besitzt in Indien ein eigenes Departement zum Einfangen, Zähmen und Abrichten der Elefanten.

Was nun das Reisen selbst anbelangt, so ist es je nach der Gegend ziemlich verschieden. In solchen Gegenden, die von großen Verkehrsstraßen weit entfernt sind, namentlich in Gebirgsgegenden, die zumeist von Stämmen sog. Ureinwohner bewohnt werden und wo wenige Polizeistationen sich vorfinden, kann der Europäer ohne besondere Schwierigkeiten von Seiten der Einwohner herumreisen,

braucht auch nur selten irgend welche bevollmächtigende Papiere; die Einwohner sind im Gegenteil ziemlich zuvorkommend. In dieser Art reiste ich 1876 in den Rádschmahál-Hügeln und 1878 im Sátpara-Gebirge, die ersteren sind von Santáls und Malers, letzteres hauptsächlich von Gonds bewohnt.

(Schluß folgt.)

Zur Volkskunde im Königreich Serbien.

Von V. Karić.

Autorisierte Uebersetzung von F. S. Krauß.

(Fortsetzung.)

Dörfer und Städte. Dörfler und Städter.

Die Bevölkerung in Serbien ist nahezu ausschließlich eine ansässige und lebt auf eigenem Grund und Boden. Die Mehrheit lebt auf Dörfern und betreibt Ackerbau und Viehzucht; die Minderheit bewohnt die Städte, wo sie das Gewerbe und den Handel und nur nebenbei auch Ackerbau pflegt.

In den ersten Zeiten der alten serbischen Staatsbildung und der Regierung der Dynastie aus dem Hause der Nemanić[1] gab es wohl in Serbien keine Städte nach heutiger Auffassung. Städtegründer, sowie die Hauptmasse einer Stadtbevölkerung, waren stets Kaufleute und Handwerker. In den frühesten Zeiten des serbischen Staates waren aber sowohl Handel als Industrie sehr gering entwickelt. Das Volk befriedigte nahezu alle seine Bedürfnisse durch die eigene Hausindustrie. Die wenigen Berufshandwerker, die es jedoch gab, waren keine ansässigen Leute, sondern wanderten von Ort zu Ort der Arbeit nach. Der Handel beschränkte sich meist auf Jahrmärkte, nur hie und da gab es etwas ständigere Warenniederlagen, d. h. Faktoreien. Die bedeutenderen Punkte oder Orte in der ersten Zeit des alten Serbenstaates waren die einsamen befestigten Schlösser, Warten und Burgen. In ihnen hausten die serbischen Großen und Gutsherren, umgeben von einer größeren oder geringeren Zahl reisiger Mannen.

In Serbien nahm die Städtebildung erst mit der Entwicklung des Montanwesens und der Montanindustrie ihren Anfang, als auch der Handel einen mächtigen Aufschwung erlebte. In der That waren damals alle Städte Bergwerksorte. Ihre Bewohner waren hauptsächlich Sachsen, Ragusäer und sonst Küstenländer. Einheimische Serben hielten nur langsam Einzug in die Städte. Der wichtigste Punkt im Bergwerksorte war die Burg, die auf einer überragenden Anhöhe stand. In den Burgen saßen die Eigentümer oder Pächter der Gewerkschaften. Am Fuße und unter dem Schutze der Burg entstand allmählich die Unterstadt. Es war ein ungeregelter Haufe Holzhäuser mit Geschäftsbuden, die sich um einen freien Platz in der Mitte der Ansiedlung gruppierten. In jeder Unterstadt stand wenigstens eine, meist aus Stein gemauerte Kirche; darum trifft man als Ueberreste aller solcher Städte nur mehr die Kirchentürme. In der Unterstadt wohnten die Grubenarbeiter, Kaufleute und die Handwerker. Die Unterstadt hieß gewöhnlich trg (Markt, Ware, Handel, Geschäft). In Kriegszeiten und bei einer drohenden Belagerung, zündeten die Bewohner selber die Stadt an und flüchteten mit ihren Habseligkeiten in die Burg und verteidigten sich von da aus im Verein mit der Besatzung gegen den anstürmenden Feind.

Mit der türkischen Invasion hörte die Erzgewinnung so gut wie ganz auf und mit ihr verschwanden auch jene Städte und deren Einwohner. Letztere kamen ums Leben oder wanderten aus. Die Türken erbauten andere Städte, an Orten, die ihrer eroberungssüchtigen Politik bequemer lagen. Die Städte und ebenso die Häuser wurden nach byzantinischen Mustern erbaut. Hier waren nur die Karawansereien und Moscheen (džamije) aus dauerhaftem Materiale, die übrigen Bauten aber aus Holz oder Flechtwerk aufgeführt, wie dies noch heutigentags in der Türkei Brauch ist. In der Türkenzeit gab es drei Arten solcher Orte: Städte (gradovi), Verschanzungen (palanke) und Marktflecken (kasabe). Städte hießen und waren stark befestigte Orte, wie z. B. Belgrad, Smederevo, Sabac, Užice, Soko, Niš und noch einige andere.

Die Palanken waren gleichfalls befestigte Orte, doch nicht mit Mauerwällen, sondern mit Palissaden oder Verschanzungen gewöhnlicher Art umgeben und lagen an den wichtigeren strategischen Punkten, fast immer an denselben Plätzen, wo einst römische Legionen ihren Stand gehabt. Längs der Konstantinopeler Heerstraße befanden sich folgende Palanken: Grocka, Kolare, Hasan, Paša's Palanka, Rača, Batočina, Jagodina, Cuprija, Paraćin, Ražanj, Aleksinac und Bela Palanka, welches letztere späterhin auch eine Burg bekam; auch Loznica, Obrenovac und Valjevo waren Palanken.

Die Marktflecken waren in keiner Weise befestigt. In allen diesen Orten wohnten vor der Befreiung Serbiens fast ausschließlich Türken und nur wenige Serben, die den Türken schmeichelten.[1]

Die Städte in Serbien haben in der Gegenwart, wie schon erwähnt, meistenteils ihr altes, türkisches Aussehen abgestreift. Die krummwinkeligen, schmalen, düsteren und schmutzigen Gassen sind schon längst verschwunden. Ebenso ist im Bau der Häuser alles weggefallen, was an

[1] Von 1165—1375.

[1] Diese Behauptung verträgt eine gute Berichtigung. Die Städte waren nicht ausschließlich von Türken, sondern vielmehr von slawischen Mohammedanern bewohnt, die zu ihrer Sicherheit zusammenziehen mußten, um von der nichtmohammedanischen, der zahlreicheren, Bevölkerung nicht plötzlich vertilgt zu werden. Dieses Schicksal ist den weniger vorsichtigen Mohammedanern in Montenegro im Jahre 1736 zuteil geworden. Krauß.

die türkische Zeit und türkischen Geschmack gemahnen könnte. Die serbischen Städte gleichen, sowohl nach ihrem Gesamteindruck, als auch nach den Straßen und dem Häuserbau, derzeit vielmehr den Städten in den Nachbargrenzgebieten jenseit der Save und Donau. Die Gassen sind mehr oder weniger gerade, hinreichend lang, zuweilen aber auch zu breit; die Häuser sind kerzengerade in einer Linie, gleichmäßig mit der Front gegen die Gasse gebaut. In dieser Hinsicht lassen die Städte in den neugewonnenen Gebieten viel zu wünschen übrig, doch regt sich auch dort das Streben nach Ebenbürtigkeit mit den anderen Städten im Lande.

Während die Städte einander mehr oder weniger ähneln, läßt sich dasselbe von den Dörfern keineswegs sagen. Ihr Aussehen hängt von vielen Bedingungen ab und ist darnach sehr mannigfaltig. Von Einfluß sind nicht blos das Aussehen und die Beschaffenheit des Bodens, sondern auch die ökonomischen Verhältnisse, in welchen das Volk lebt, und die Sondereigentümlichkeiten des Volksgeistes in den verschiedenen Gegenden. In den Ebenen und an den größeren Flüssen, wo sich die Felder und Wiesen des ganzen Dorfes sozusagen in einem breiten Stück ausdehnen; wo infolge der bedeutenderen Fruchtbarkeit des Bodens auch eine dichtere Bevölkerung Bestand haben kann, sind die Dörfer mehr zusammengebaut und die Wohnhäuser nahe benachbart. Solchen Dörfern begegnet man im Saveland, namentlich in der Mačva, dann im Donau-Gebiet, in der Morava, im Stig, am Unterlauf des Pek und am Timok, also immer in Ebenen, in welchen zweifelsohne auch die friedliebende Gemütsart ihrer Bewohner solche Dorfanlagen ermöglicht hat.

Anders verhält sich die Sache in den Gebirgslandschaften. Dort gibt es weniger ertragsfähigen Boden, und selbst dieses Wenige ist selten in großem Umfange vereinigt. Darum ist dort die Ackerbestellung minder lohnend, und das Volk mußte sich mehr der Viehzucht zuwenden, zumal der Wald genug grünes Futterlaub und Reiser und im Herbste Eicheln zur Mastung darbietet. Teils also wegen der Zerstücktheit des Ackerlandes und teils weil für die Erhaltung des Viehstandes ein sehr großer Raum erforderlich ist, müssen die Dörfer aus zerstreuten Hauswesen bestehen, ja nicht zum Geringsten der Zeiterspärnis halber. Und trotzdem kommen derartige zerstreute Dorfanlagen nicht durchgehends im serbischen Gebirgslande vor. Ihr eigentlicher Bezirk ist nur die östliche Hälfte des Landes, welche die Sumadija, das Drina-Gebiet, den Stari Vlah, Podgorina Kopaonik und zum Teil auch die Toplica umfaßt. Dort sind die Häuser an den Abhängen niederer Bergzüge, ein Heim vom anderen in großer Entfernung aufgebaut. Selten kommen Häuser in Thälern vor. So weit als der Dorfbezirk reicht, sind auch die Wohnhäuser zerstreut. So kann es geschehen, daß jemand einen Nachbar näher im anderen Dorfe, als im eigenen besitzt. Im westlichen Serbien findet man derlei nicht; denn dort sind die Dörfer selbst in den gebirgigsten Gegenden zusammengedrängt, gewöhnlich an einem Bache oder in einem tiefgelegenen Thale oder am Fuße eines Berges.

In den südöstlichen gebirgigen Gegenden Serbiens bedingt ein engeres Zusammenbauen des Dorfes auch der Umstand, daß über den Sommer alle erwachsenen Mannsleute nach auswärts auf Taglohn und sonstige Arbeit auswandern und erst gegen den Winter zu heimkehren. So bleiben denn die Frauen und Kinder allein zu Hause. Außerdem besteht in diesen Gegenden, sowie fast im ganzen östlichen Gebirgsland Serbiens und in Kopaonik, der Brauch, also überall, wo das Volk die Schaf- und Ziegenwirtschaft betreibt, Sennereien (bačija) zu halten, infolge dessen die Häuser notwendigerweise nicht zerstreut sein dürfen. Im Frühjahr nämlich wird der Viehstand des Dorfes ins Hochgebirge aufgetrieben, wo das Vieh über den Sommer verbleibt, gemeinsam bewacht und gemolken wird. Das Volk aber in den gedachten westlichen Gebirgsgegenden geht weder auf Taglohn, noch betreibt es Sennwirtschaften. Dort bleibt jeder das ganze Jahr daheim, jeder hütet selber sein Vieh, treibt es regelmäßig früh auf die Waide aus und abends wieder heim. Das geht leicht an, denn die Waideplätze sind immer nahe beim Dorfe. Es kommt noch ein Umstand in Betracht. Wer sich entschließt einsam zu hausen, muß über viel männlichen Mut und großes Selbstvertrauen gebieten, denn er bleibt in mancherlei gefährlichen Lagen einzig und allein auf sich allein und seine eigene Kraft angewiesen. Es scheint aber, als ob diese Tugenden in gewissen Gegenden von Ostserbien nicht erheblich gedeihen. Dort neigt man mehr zu größerer menschlicher Gesellschaft hin und rechnet gern auf gegenseitige Unterstützung.

In neuester Zeit merkt man aber selbst in der Sumadija, namentlich aber in ihren weniger gebirgigen Teilen, einen gewissen Drang, die Dörfer durch Zusammenbauen zu regeln. Dieser Drang ist die Folge des Sinkens der Viehzucht und zugleich der Zunahme des Ackerbaues, ferner der einreißenden Teilung größerer Hausgemeinschaften und der Annahme milderer Sitten im Volke.

Betrachtet man die zusammengebauten Dörfer, so begegnet man wieder verschiedenen Anlagen. Dörfer mit regelrechten Gassen sind gar selten. Man findet ihrer wohl einige in der Mačva, doch sind sie dort erst durch staatlichen Zwang geordnet worden, früher aber waren sie gleichfalls zerstreut. Die Dörfer an der Morava, Mlava, am Pek und Timok sind freilich mehr zusammengebaut, doch die gegenseitige Stellung der Häuser zeigt keinen Plan und keine Ordnung.

In allen Teilen Serbiens haben besonders die größeren Dörfer noch eigene Weilerschaften, die aus einer geringeren Zahl in einiger Entfernung vom Dorfe zusammengebauter Häuser bestehen. In einigen Gegenden, z. B. in den Bezirken von Branja und Niš, gibt es große Dörfer, die aus

lauter Weilerschaften (zaseljak) zusammengesetzt sind. Die Weilerschaften tragen die türkische Bezeichnung Mahala. So werden z. B. die Dörfer Vlasina und Crnatrava aus beiläufig je 20 Weilerschaften gebildet. Jede Weilerschaft besteht aus mehreren nahezu aneinander geklebten Häusern und jede hat ihren besonderen Namen. Auch im Drina-Gebiete stößt man auf solche Weilerschaften. Das Dorf Koviljaća hat z. B. ihrer neun, nur sind die Häuser nicht so aneinander gepferchт, wie in den früher genannten Ortschaften.

Im östlichen Serbien, und zwar namentlich in den Bezirken, in welchen sich die Gebirge verzweigen, die von Stol nach allen Richtungen auseinandergehen, um Kopaonik herum und in dessen Ausläufern bestehen die Dörfer aus je zwei Ansiedelungen; die eine befindet sich näher der Heer- oder Hauptverkehrsstraße und hat ein Gericht, eine Schule und Kirche und meist auch ein Wirtshaus, die andere Ansiedelung aber liegt schütter gebaut im Gebirge. In der ersteren Ansiedelung sind die Häuser hart zusammengebaut, oft wie in Städten, Haus an Haus gelehnt, in der zweiten Ansiedelung sind die Häuser zerstreut. Im Unterdorfe gibt es selten beim Hause Obstbäume, im Oberdorfe aber ist jedes Haus fast mit allen dazu gehörigen Grundstücken umgeben. Das Heim im Unterdorf ist das Winterhaus (zimovnik), im Gebirge aber steht entsprechend das Sommerhaus, das man in verschiedenen Kreisen immer anders nennt; z. B. pojata, salaš, bačija, država u. s. w.; doch gibt es genug Bauern, die das ganze Jahr hindurch im Sommerhaus verbleiben und nur äußerst selten hinab zum Winterhaus schauen. In den großen Dörfern des Crnorekaer Kreises, von welchen einige zwei- bis dreitausend Einwohner zählen, begegnet man zur Sommerszeit nur vereinzelten Leuten, denn nahezu die Gesamtbevölkerung ist mit dem Viehstande ins Gebirg gewandert.

Schließlich gibt es in Serbien auch eine Bevölkerung, die weder in Dörfern noch in Städten wohnt, sondern sozusagen obdachlos ist und jahraus, jahrein herumvagabundiert, das sind die Schwarzwollner (Crnovunci) und die Zeltzigeuner (cigani čergari).

Die Schwarzwollner sind Viehzüchter, die ausschließlich von der Viehzucht sich erhalten. Im Sommer leben sie auf Hochgebirgen, waiden auf fetten Almen ihre Heerden und betreiben Schafmilchwirtschaft. Sie wohnen in Laubhütten oder in Buden aus Baumrinden oder ungehobelten Planken. Gegen den Winter zu steigen sie in die geschützteren Thäler hinab, wo sie in Erdhütten überwintern und das Vieh mit Heu bis zum nächsten Frühjahr füttern.

Während die Schwarzwollner bei ihren Wanderungen doch noch eine gewisse Ordnung einhalten, fehlt eine solche bei den Zeltzigeunern vollends. Diese sind Schmiede oder Muldenschnitzer, schnitzen auch sonst allerlei Gefäße und Werkzeuge, wandern aber immer weiter, sobald sie an einem Orte keine Arbeit und keinen Absatz für ihre Waren mehr finden. Ihre Zelte aus Ziegenwolldecken, die über Stangen gespannt werden, schlagen sie nur im Sommer auf, den Winter verbringen sie in Erdlöchern. Zelte und Erdlöcher befinden sich immer außerhalb eines Dorfes oder einer Stadt.

* * *

Am Anfang dieses Jahrhunderts, als sich Serbien von der türkischen Herrschaft losriß, waren die Serben ein Bauernvolk, wie wir schon vordem erwähnten. Die wenigen altgläubigen Serben, die sich unter den Türken (Mohammedanern), Griechen und Zinzaren (Rumänen) in den Städten aufhielten, waren Kaufleute, und zwar fast ausnahmslos Krämer oder auch Gewerbetreibende (majstori, vom deutschen Meister), hauptsächlich Kürschner, Schneider, Bäcker, Büchsenschäfter und Kleinschmiede (Goldarbeiter). Man nannte sie Varošani (Städter). Da sie sich türkisch kleideten und nach türkischem Brauche lebten, in Zeiten des Aufstandes oder von Kriegen zusammen mit den Türken in die Burgen flüchteten oder mit ihrem Geld auf österreichisches Gebiet übergiengen, so wurden sie von der altgläubigen Bevölkerung gar nicht als Serben geschätzt, vielmehr als Ueberläufer verachtet.

Die Dorfbevölkerung beschäftigte sich vorwiegend mit Viehzucht und nur wenig mit Ackerbestellung. Es gab wohl auch Handelsleute auf den Dörfern, die mit Schweinen, Rauchwaren, Honig und sonstigen Produkten in ihrem Bezirke Handel trieben, doch blieben sie dabei in allem sonst Bauern. Zu jener Zeit mieden die Bauern um jeden Preis die Städte und suchten nur im äußersten Notfalle die Stadt auf. Es fiel ihnen dazumal gar nicht schwer, sich von den Städten fern zu halten, weil man alle Bedürfnisse, sei es an Werkzeugen, sei es an Bekleidungsstücken oder an sonst etwas, durch eigene Hausindustrie deckte. In der Türkenzeit gab es unter den Serben keinerlei Unterschiede, weder nach Geburt, noch nach Bildungsgang. Das Ansehen eines Menschen war von seinem Naturverstande bedingt, besonders wenn sich materieller Reichtum dazu gesellte.

Dorfschulzen (knezovi) waren in der Regel die wohlhabendsten Hausbesitzer des Dorfbezirkes (knežina). Als nach Befreiung Serbiens die Städte durch die Auswanderung der Mohammedaner fast menschenleer geworden waren, begannen sie sich mit serbischer (altgläubiger) Bevölkerung zu füllen. Zuerst siedelten sich in den Städten die Dorfkaufleute an, ihrem Beispiele folgten die reicheren Bauern aus den umliegenden Dörfern, schon mit Rücksicht auf die größere Sicherheit der Person und des Vermögens, und schließlich mußten in manchen Bezirken auf Befehl der Regierung ganze Dörfer in die verlassenen Städte übersiedeln.

Anfangs blieben die neuen Städter bei ihrer vorigen althergebrachten Lebensweise und beschäftigten sich mit Ackerbau und Viehzucht, doch später brachte es die Stellung der Stadt von selbst mit sich, daß die Leute auch

anderen Berufen nachgingen. Als sie merkten, daß man durch Handel und Wandel leichter und angenehmer als mit Pflug und Sterz den Lebensunterhalt gewinnen könne, begannen sie auch dem Handel ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Handel war damals mehr als eine willkommene Nebenbeschäftigung neben dem Ackerbau; als aber die halben Kaufleute nach und nach mehr einen tieferen Einblick in das Geschäftsgebahren gewonnen hatten, gaben sie den Ackerbau ganz auf. So hat sich denn im Laufe der Zeit in den Städten ein eigener Handelsstand herausgebildet, und das Wort Handelsmann (trgovac) gewann die Bedeutung von Städter (varošanin).

Nach dem Abzug der Mohammedaner waren nur wenige Handwerker zurückgeblieben. Mit den gesteigerten Bedürfnissen und der ins Land frisch einströmenden europäischen Kultur hielten auch zahlreiche Handwerker ihren Einzug ins Land. Anfangs waren es blos Serben aus den benachbarten Gegenden, wo man noch Serbisch spricht, dann kamen Deutsche und in neuester Zeit lernen auch serbische Landeskinder Handwerke. Das ist die Entwickelungsgeschichte des serbischen Handwerkerstandes.

Infolge der städtischen Schulbildung und des regeren Verkehrs mit der abendländischen Zivilisation nahmen allmählich die Städter andere Sitten und Gebräuche an, im Gegensatze zu den Bauern, die in ihrer Abgeschiedenheit bei ihrem conservativen Sinne in jeder Beziehung verhältnismäßig zurückgeblieben sind. Die Uebergänge zwischen Dorf und Stadt sind aber noch lange nicht so schroff, als man annehmen sollte. Der Städter kann in seinem ganzen Gehaben die bäuerliche Abstammung nicht verleugnen.

In Serbien gibt es gegenwärtig 3737 Dörfer und 70 Städte und Städtchen. Von den Städtchen sind viele neueren Ursprungs und unterscheiden sich von den übrigen Dörfern nur dadurch, daß sich in ihnen einige Kaufläden (dućani) befinden. Interessant ist die Thatsache, daß nahezu 400 Dörfer mit Pflanzennamen und noch viel mehr mit Vor- oder Zunamen benannt sind.

Nach der Konskription vom Jahre 1884 verteilt sich die Bevölkerung Serbiens wie folgt:

Auf Dörfer	1,662,594	Bewohner	87.51%
Auf Städte und Städtchen	237,406	„	12.49%
Zusammen:	1,900,000	Bewohner	100.00

In der ersten Zeit nach der Befreiung waren die Dörfer noch sehr klein; die größten zählten kaum hundert Häuser, manches kaum 20, die meisten 40 bis 50, so daß man in Bausch und Bogen durchschnittlich auf ein Dorf 50 Häuser rechnen konnte. Unter die kleinen Dörfer rechnet man gegenwärtig diejenigen, die weniger als 100 Häuser haben, doch sind auch Dörfer von 200, 300 und mehr Häusern keine Seltenheit. Namentlich gibt es bedeutende Dörfer in der Mačva, in der unteren Hälfte der großen Morava und um den unteren und mittleren Timok. Nachfolgende Liste weist alle Städte über 3000 Einwohner auf:

Namen der Städte	Zahl der männlichen Einwohner	Zahl der weiblichen Einwohner	zusammen
Čačak	1,890	1,247	3,137
Blasotnici	1,665	1,671	3,336
Cuprija	1,816	1,592	3,408
Knjaževac	1,853	1,717	3,570
Prokuplje	1,913	1,761	3,674
Svilajnac	2,425	2,138	4,563
Jagodina	2,472	2,139	4,611
Zaječar	2,483	2,186	4,669
Negotin	2,590	2,137	4,727
Valjevo	2,812	1,925	4,737
Aleksinac	2,742	2,365	5,107
Kruševac	2,860	2,293	5,153
Paraćin	2,726	2,438	5,164
Užice	3,100	2,650	5,750
Smederevo	3,698	2,880	6,578
Pirot	4,536	4,296	8,832
Branja	4,573	4,330	8,903
Kragujevac	5,181	3,902	9,083
Sabac	5,067	4,139	9,206
Požarevac	5,221	4,173	9,394
Leskovac	5,563	5,307	10,870
Niš	8,717	7,461	16,178
Beograd	19,251	15,613	34,864

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Vereine, Gesellschaften, Versammlungen ꝛc.

* II. Mitteilung der Geographischen Gesellschaft in Bremen. Bremen, 4. September. Betreffs der von der Geographischen Gesellschaft in Bremen in das europäische Eismeer ausgesandten zoologischen Forschungsreise des Dr. Kükenthal schreibt Zollinspektor Pettersen aus Tromsö, den 23. August, an die Gesellschaft das Folgende: „In Bezug auf die Strandung der Yacht „Berntina", Kapitän Johnsen, meldete ich Ihnen telegraphisch, daß Herr Dr. Kükenthal (und Dr. Walter) von der Yacht „Cäcilia Magdalena", Kapitän Arnesen, aufgenommen wurden und daß sie alles gerettet haben. Ich habe nun heute nähere Mitteilungen hierüber vom Schiffer Olsen, der die Nachricht von der Strandung der „Berntina" mitbrachte, erhalten. Es ergibt sich daraus das Folgende: Die „Berntina" strandete am 12. Juni bei den Rus-Inseln, welche südlich vor der Deevie-Bay, Stans Foreland, liegen. (Stans Foreland ist eine zur Spitzbergen-Gruppe gehörige Insel auf etwa 77° 20'—78° 20' n. Br., getrennt von der westlich gelegenen Hauptinsel West-Spitzbergen durch den von Süd nach Nord sich erstreckenden Stor-Fjord.) Dr. Kükenthal rettete, wie bemerkt, alles, ausgenommen etwas Spiritus. Von der „Cäcilia Magdalena" aufgenommen, wird er in dieser Yacht seine Forschungen bestens fortsetzen können. In den ersten Tagen des Juli sperrte das Eis bei den Norske Oer (Norweger-Inseln, gelegen nahe bei Flat Hook, der nordwestlichen Spitze von West-Spitzbergen) die Passage ostwärts, dagegen war das Fahrwasser vom Südkap (der Hauptinsel West-Spitzbergen) ostwärts bis Kong Karls Land ziemlich eisfrei. Am 7. oder 8. Juli wurde die „Cäcilia Magdalena" mit der deutschen Expedition im Fahrwasser zwischen den Ryk-Is-Inseln und Kong Karls Land observiert." So weit das Telegramm. Zur Erläuterung ist folgendes zu bemerken. Die norwegischen Fangschiffe suchen in der Regel so zeitig als möglich die Gewässer um den östlichen Teil der Spitzbergen-Gruppe der Ergiebigkeit des Fanges wegen zu erreichen, und zwar gehen sie, je nachdem die Eisverhältnisse sich gestalten,

norden- oder südenum West-Spitzbergen. Die „Berntina" versuchte nun schon in der zweiten Hälfte des Mai den Weg nordenum, fand aber, wie Dr. Kükenthal berichtete, das Eis „dicht wie eine Wand." Sie ging sodann südlich um das Südkap der Hauptinsel herum und drang nordöstlich bis Whales' Point (Südwestkap von Stans Foreland) vor. Hier legte das Schiff in die Deevie-Bay, von wo Dr. Kükenthal einen Fagdausflug auf Stans Foreland machte. Der kürzlich veröffentlichte Brief des Dr. Kükenthal war von Whales' Point den 29. Mai datiert. Die Strandung fand, wie jetzt gemeldet, am 12. Juni bei den Nus-Inseln, deren Lage oben näher angegeben, statt. Für die Fahrt der „Cäcilia Magdalena" ostwärts scheinen sich nach dem Telegramm die Eisverhältnisse günstig zu gestalten. Die hier in Betracht kommende Region ist geographisch lange strittig und zweifelhaft gewesen, erst vor sieben Jahren haben norwegische Fischer durch ihre Fahrten in diesem Meeresteil einige Aufklärung geschaffen. Das von Th. v. Heuglin und Graf Waldburg-Zeil vom Middendorf-Berge aus (am Walter Thymen Fjord) gesichtete Land, das alte Wycheland der englischen Schiffer, von Dr. Petermann „König Karls-Land" genannt, wurde 1871 und 1872 von norwegischen Fischern in seiner Lage und Ausdehnung einigermaßen erkundet, 1872 sogar betreten, immerhin ist die dadurch von dem Lande erlangte Kenntnis noch unvollkommen. Mit lebhaftem Interesse auch nach der geographischen Seite hin darf man daher weiteren Berichten über die Kreuzen der beiden Gelehrten mit der „Cäcilia Magdalena" entgegensehen, zumal der Monat August in der Regel die günstigste Zeit für Fahrten im Eismeer ist. Die Rückkehr der norwegischen Fangschiffe aus dem Eismeer erfolgt gewöhnlich Ende September oder im Laufe des Oktober; doch kehren einzelne Schiffe, wenn sie gute Fänge gemacht haben, auch schon früher zurück.

Dr. phil. M. Lindeman.

* Ein versunkenes Gebirge.

Der 2. August d. J. hat eine Katastrophe eigener Art zu verzeichnen. Das armenische Dorf Kantzorik ist verschüttet und das vulkanische Gebirge Ziarot-Daghi teilweise versunken. Einem amtlichen Bericht darüber entnehmen wir das Folgende.

Das jetzt nicht mehr existierende kleine Dorf Kantzorik mit 215 Einwohnern liegt im Bezirk Tortum im Vilajet Erzerum in einem engen Thal ungefähr 1600 m. über dem Meeresspiegel, von Erzerum 60, von Nikjah, dem Sitz des Kaimakam, 10 Km. entfernt. Ein unterirdisches Tosen und das plötzliche Versiegen der Quellen am östlichen Ausgange des Thales veranlaßten die Bewohner, der Behörde Mitteilung zu machen, und diese wies sie sofort an, den Ort zu verlassen, aber es war zu spät: am 2. August, um die Mittagszeit, brach mit furchtbarem Krachen ein Teil des Gebirges in sich zusammen und begrub das kleine Dorf unter einer riesigen Schlamm-Masse, 136 Menschen fanden den Tod. Da die Berichte der Ueberlebenden schließen ließen, daß der Schlamm feuer-flüssig sei und da auch die anderen Dörfer der Gegend bedroht erschienen, ordnete der Generalgouverneur von Erzerum, Samih Pascha, deren Räumung an und entsendete mit den entsprechenden Hülfsmannschaften auch einen Fachmann zur Erforschung der geologischen Ursache der Katastrophe an Ort und Stelle, und wir geben hier aus seinen Beobachtungen das Wesentliche wieder.

Der Bezirk Tortum entstammt der zweiten Erdbildungsperiode und weist jurahaltigen Trias- und Kreideboden auf, der aber infolge einer plutonischen Erdbewegung zerrissen wurde; heute ragen aus ihm, mit zahlreichen Spuren primärer Bildung, riesige, aber kein bestimmtes System verratende Massen von Trachyt-, Granit- und Basaltfelsen empor.

Auf dem Wege von Nikjah nach Kantzorik fand der Fachmann in großer Zahl kleine Schlammklumpen, vermischt mit den Rundkieseln des das große Thal von Kantzorik abschließenden Hohlwegs; die Klumpen, von 10 bis 40 cm. im Durchmesser, bestanden aus Sand und Kalk-Bruchstücken, welche durch eine aschenartige Substanz zusammengehalten wurden. Am westlichen Eingange des Thals erstreckte sich von Ost nach West in einer Länge von 7 bis 8 Km. und in einer Breite von 100 bis 300 m. bis zum Fuße des großen östlichen Gebirges gleich einem erstarrten Fluß eine festgewordene Schlamm-Masse, die obere Schicht von blaugrauer Färbung. Diese vielleicht auf 50 Mill. Kubikmeter abzuschätzende Masse bildet eine wellenförmige Fläche, einzelne Ausbauchungen bis zu 10 m. hoch, ohne Zweifel den Beweis liefernd, daß die Masse in flüssigem Zustand aus dem Erdinnern an die Erdoberfläche geschleudert wurde, dort durch die Berührung mit der kalten Luft und durch das rasche Verflüchtigen der mitgeführten Gase erstarrte und daß dabei die Oberfläche die Spuren der wellenförmigen Bewegung erhielt.

Wo das Dorf Kantzorik gestanden, war eine stärkere Erhöhung der Schlamm-Masse bemerkbar, wahrscheinlich infolge des Widerstandes, den sie hier fand: Bruchstücke von Gebäuden waren von der Eruptionsmasse bis an das entgegengesetzte Ende des Thales getragen. Vom Gipfel des Nordabhanges des großen Gebirgszuges zeigte sich das Gebirge in vollem Zerfall befindlich. Das große östliche Gebirge war auf allen Seiten gespalten und zeigte in einer Breite von mehr als 100 m. eine durch das Versinken eines großen Teiles des westlichen Abhanges entstandene und einen riesigen Einschnitt zwischen diesem Teil des Gebirges und seiner Basis darstellende Höhlung, und ohne Zweifel entströmte diesem Riß durch den Berg, dessen Bodenfläche dem Auge durch eine Terrain-Falte verborgen wird, jene mit einem penetranten Geruch ausströmende Schlamm-Masse, welche, Tod und Verderben bringend, das blühende Thal überflutete. Mit solcher Gewalt strömte die flüssige Masse aus, daß sie schwere Felsblöcke mit sich fortriß, und ihre Entfernung war teilweise schuld daran, daß die oberen Felsen den Halt verloren und zusammenbrachen.

Noch jetzt ist in kurzen Zwischenräumen ein dumpfes Geräusch, wie etwa ein über eine Brücke rollender Eisenbahnzug es hervorbringt, vernehmbar und noch immer finden von Zeit zu Zeit, während ein feiner Staub gleich Rauchwolken aufsteigt, große Abrutschungen statt: ob das Geräusch von den noch weiter abstürzenden Felsen verursacht wird oder ob es die Wirkung einer fortgesetzten unterirdischen Arbeit ist, läßt sich nicht unterscheiden.

Auch auf den Granitbergen übrigens, an deren Fuß das von Kantzorik 10 Km. entfernte Dorf Nikjah liegt, werden Risse und Terrainsenkungen wahrgenommen, und es ist also sehr wohl denkbar, daß die vulkanische Umwälzung noch nicht ihren Abschluß gefunden hat.

G. W.

Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

Elf Jahre Balkan.

Erinnerungen eines Preußischen Offiziers aus den Jahren 1876 bis 1887.

(Serbien 1876/77, Türkei 1877/78, Ostrumelien 1879/85, Bulgarien 1885/87.)

Preis geheftet 10 M., gebunden 11 M. 50 Pf.

..... „Mit ganz besonderer Aufmerksamkeit haben wir es gelesen und darin unsere volle Befriedigung gefunden. .." (Allgem. Militär-Zeitung.)

..... „Das Buch wird eine hervorragende Stelle in der Litteratur über den Balkan einnehmen. .." (Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 40. Stuttgart, 7. October 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. – Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. – Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. – Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. In den Alpen Neuseelands. Von R. v. Lendenfeld. S. 781. — 2. Das heutige Persien. Von A. J. Ceyp. S. 784. — 3. Zur Volkskunde im Königreich Serbien. Von V. Karić. Autorisierte Uebersetzung von F. S. Krauß. (Schluß.) S. 787. — 4. Reisen in Ostindien. Von Dr. Ottokar Feistmantel in Prag. (Schluß.) S. 793. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 796. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 798.

In den Alpen Neuseelands.

Von R. v. Lendenfeld.

Im Dezember 1642 entdeckte der berühmte holländische Seefahrer Abel Tasman eine Inselgruppe im Stillen Ozean zwischen 35 und 47° n. Br. und 167 und 179° ö. L. von Gr. Zuerst nannte er die neuen Inseln Staatenland, doch nach seiner Rückkehr von der Reise gab er ihnen den Namen, welchen sie noch heute tragen: Neuseeland.

Einige seiner Leute, die gelandet waren, wurden von den Eingeborenen umzingelt und ermordet, und Tasman begnügte sich deshalb damit, der Küste entlang zu segeln und die wichtigsten Punkte derselben zu fixieren, ohne das Land zu betreten.

Lange Zeit hindurch folgte niemand der Spur des kühnen Holländers. Erst 1769 wurde Neuseeland abermals, und zwar nahezu gleichzeitig von einem englischen und einem französischen Schiff aufgesucht. Kapitän Cook, der das erstere kommandierte, nahm von dem Lande im Namen des Königs von England Besitz und blieb längere Zeit dort, um den Durchgang des Merkur vor der Sonne zu beobachten. Cook fand, daß Neuseeland, abgesehen von zahlreichen kleinen, aus zwei großen Inseln besteht, die durch eine schmale Meerenge — jetzt Cook's Straits genannt — getrennt sind. Die beiden Inseln zusammengenommen erstrecken sich etwa 1200 Km. von Südwest nach Nordost, und sie sind durchschnittlich 160 Km. breit. Vom nordöstlichen Ende geht eine bedeutende Landzunge im Bogen nach Nordwesten ab und es gewinnt somit Neuseeland eine Gestalt, welche lebhaft an Italien erinnert. Es hat einen Flächenraum von etwa einer Viertelmillion Quadratkilometern. Der südlich von Cook's Straits gelegene Teil, die Südinsel, ist ein wenig größer als die Nordinsel.

Cook besuchte zwischen 1769 und 1777 Neuseeland wiederholt, landete an verschiedenen Orten und knüpfte mit den Eingeborenen Verbindungen an. Die Nordinsel war viel dichter als die Südinsel bevölkert. Die Eingeborenen, welche sich Maori nennen, sind von dunkelbrauner Hautfarbe und haben schöne dunkle Augen und schwarzes Haar. Stark, kühn und kriegerisch, wie sie waren, widersetzten sie sich an mehreren Orten den Matrosen und erst als einige von ihnen erschossen worden waren, gaben sie den Kampf gegen die Europäer auf. Nach der Aehnlichkeit ihrer Sprache mit jener der Eingeborenen anderer Inseln im pacifischen Ozean und nach ihren Traditionen zu schließen, sind die Maoris vor vielleicht einem halben Jahrtausend von Norden her in Neuseeland eingewandert. Es ist ziemlich sicher, daß Neuseeland vorher nicht von Menschen bewohnt war. Zur Zeit von Cook's Landung gab es dort keine einheimischen Säugetiere mit Ausnahme von verwilderten Ratten, die wahrscheinlich von Tasman oder von den Maoris dorthin gebracht worden waren. Die Maoris nährten sich von Fischen und Vögeln und den süßen Kartoffeln, welche sie kultivierten. Sie bereiteten auch aus den Wurzelstöcken der sehr häufigen Farnkräuter eine Art Brot, das aber weder nahrhaft noch wohlschmeckend ist. Wohl deshalb, weil größere Jagdtiere fehlten, hatten sich die Maoris gewöhnt, einander zu jagen und aufzufressen. Sie waren arge Kannibalen, und obwohl sie, geistig sowie körperlich, unter allen Südsee-Insulanern die höchste Stufe einnehmen, so waren sie doch damals Wilde im wahrsten Sinne des Wortes.

Cook gab ihnen Schweine, Schafe und Ziegen, sowie Samen und Knollen von Nutzpflanzen, doch von allen diesen haben sich nur die Schweine und die Kartoffeln eingebürgert. Die ersteren verwilderten und verbreiteten sich über das ganze Land. Sie vermehrten sich rasch, und als 50 Jahre später Europäer das Land zu kultivieren begannen, hatten sie viel von den Verwüstungen der massenhaften Wildschweine zu leiden. Erst jetzt sind sie in den zivilisierten Teilen des Landes ausgerottet worden. Die Fülle von Fleisch, welche die Schweine den Maoris darboten, verursachte eine allmähliche Abnahme des Kannibalismus unter ihnen, aber zu Cook's Zeiten war der Menschenfraß bei ihnen noch in vollem Schwung. Damals befehdeten sich die Stämme ununterbrochen, und zwar vorzüglich zu dem Zweck, um ihren Hunger an dem Fleisch ihrer Feinde zu stillen. Sie waren kriegerisch wie unsere eigenen Vorfahren, aber es fehlte ihnen die Biederkeit und der Ränke-verachtende Mut, der den germanischen Völkern die Herrschaft der Welt verliehen hat. In den epischen. Dichtungen der Maoris ist es immer die Falschheit und Hinterlist, welche gefeiert werden und entweder schließlich den Sieg davon tragen oder tragisch unterliegen. In keinem dieser Gedichte, welche sich zum großen Teil auf Frauentreue beziehen, wird Treue und Ehrlichkeit anders behandelt, als wie eine verwerfliche Dummheit.

Merkwürdig ist der Bericht der Maoris über die Landung Cook's. Erst hielten sie sein Segelschiff für einen großen Vogel und betrachteten dessen Segel als Flügel — dies erinnert an die Frithjofsage. Dann, als ein Boot herabgelassen wurde, waren sie der Meinung, dies sei ein Kind des großen Vogels. Als die Europäer landeten, wurden sie, wie oben erwähnt, von den Maoris angegriffen. Die Wirkung der europäischen Gewehre war den Maoris natürlich unverständlich und sie dachten nun, daß die Europäer Gottheiten — feindliche Gottheiten — seien, mit denen nichts anzufangen sei.

Cook ließ niemand in Neuseeland zurück, und auch die Franzosen verließen nach einem mörderischen Kampfe mit den Eingeborenen die Insel ohne eine Niederlassung gegründet zu haben.

Ein einziger europäischer Matrose, der einem Wrack entronnen war, lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts längere Zeit auf Neuseeland; Walfischfänger und Robbenschläger suchten die Küsten öfters auf, um Wasser oder Holz aufzunehmen.

Die blutigen Kämpfe zwischen Europäern und Maoris, welche in Neuseeland stattgefunden hatten, sowie die Berichte, welche über die Wildheit der menschenfressenden Bewohner im Umlauf waren, verhinderten es längere Zeit hindurch, daß europäische Unternehmer oder Missionare die „Zivilisation" dieses Landes in Angriff nahmen. Erst 1814 unternahm es der kühne englische Geistliche Marsden, die humane Moral der christlichen Religion in Neuseeland unter den Maoris zu verbreiten.

Die Maoris ehrten Götzen, die aber wohl alle Darstellungen menschenfeindlicher Gottheiten, waren — Götzen aus Holz mit langer Zunge, ähnlich den „Barteln", mit denen man bei uns die schlimmen Kinder schreckt. Die Priester, welche diesen Kultus beaufsichtigten und vermittelten, hatten sich eine so große Gewalt angemaßt, daß ihnen gegenüber selbst die Häuptlinge wenig vermochten.

Wie bei uns im Mittelalter standen sich auch in Neuseeland die weltliche und geistliche Obrigkeit vielerorts feindlich gegenüber. Dies mag wohl der Grund gewesen sein, welcher einige Häuptlinge veranlaßte, Marsden und seine Lehren freundlich zu empfangen und auf diese Weise die Macht der ihnen feindlichen geistlichen Obrigkeit zu brechen. Trotz aller Warnungen landete Marsden allein an der Küste dieses verrufenen Landes und wagte sich ohne Waffen in das nächste Pah (Maori-Lager). Es gelang ihm, den Häuptling für sich zu gewinnen, die Leute zu bekehren und dem Kannibalismus Einhalt zu thun. Heute gibt es in ganz Neuseeland keine heidnischen Maoris mehr und die Menschenfresserei ist auch schon lange zu Ende.

Marsden's Erfolg zog bald unternehmungslustige Leute von Australien an, und es wurden hie und da an der Küste europäische — englische — Niederlassungen gegründet.

Erst 1837 gingen die Engländer daran, Neuseeland systematisch zu kolonisieren. Im August 1839 landete der „Tory" mit den Kolonisationsagenten unter Kapitän Wakefield im Hafen von Wellington, kaufte von den Eingeborenen Land und gründete die Stadt Wellington, heute die Hauptstadt des Landes. Bald kamen auch die eigentlichen Emigranten an, welche in England mit Sorgfalt ausgewählt worden waren, und in einem Jahre gab es bereits 1200 englische Kolonisten in Neuseeland.

Bald wurden auch an anderen Stellen Ansiedlungen gegründet und die junge Kolonie blühte erstaunlich rasch auf.

Die Maoris, welche anfangs ganze Gaue um ein Faß Rum verkauften, erkannten bald den Fehler, den sie begangen hatten, als sie ihre Ländereien so billig veräußerten, und es kam zu Streitigkeiten, welche in blutige Kämpfe ausarteten. Die Maoris unter Te Kuti ermordeten alle Bewohner einer Niederlassung in Poverty-Bay, 70 an der Zahl, und gewannen dann einige Vorteile im Kampfe gegen die englischen Truppen. Doch sobald sich diese an die Kriegsart der Eingeborenen gewöhnt hatten, wurden die Maoris in mehreren blutigen Gefechten niedergeworfen. Obwohl dieser kleine Krieg ohne Unterbrechung andauerte, so begann doch der eigentliche Entscheidungskampf erst in den sechziger Jahren. Derselbe nahm bald sehr bedeutende Dimensionen an und wurde auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Te Kuti wurde 1869 an der Westküste in einer blutigen Schlacht besiegt. Viele seiner Getreuen fielen im Kampfe, er selber entkam ins Gebirge, wo er sich verborgen hielt, bis er — nach mehreren Jahren — begnadigt wurde.

Trotzdem, daß zu Anfang der siebziger Jahre die englische Besatzung abberufen wurde, machten die Maoris keine Schwierigkeiten mehr, so daß die Polizei und Landesmiliz hinreichten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Der neueste Aufstand endigte damit, daß die Maoris umzingelt und ohne Kampf gefangen genommen wurden. Den Leuten wurden die Waffen abgenommen und kleine Geldstrafen auferlegt. Dies scheint das Ende des Krieges gewesen zu sein.

Ueber die christlich-moralische Berechtigung dieses Kampfes kann wohl kein Zweifel bestehen, und in diesem Lichte betrachtet, hatten die Engländer offenbar Unrecht. Aber christliche Moralität ist eben nicht das Naturgesetz der Völker, sondern Kampf, ewiger Kampf und Unterliegen des Schwächeren. Dem Naturgesetz nach — und so ist es ja auch in Wirklichkeit — hat der Starke recht, und so muß auch den Engländern das Recht zuerkannt werden, Neuseeland zu besitzen.

Trotz der Kämpfe entwickelte sich Neuseeland rasch, und heute besitzt das Land eine europäische, fast rein britannische Bevölkerung von 600,000, welche rasch wächst. Auch die Maoris, die anfangs unter dem Einfluß von Rum und fremden Seuchen, von blutigen Kämpfen mit den Engländern und inneren Fehden an Zahl bedeutend abnahmen, vermehren sich nun wieder, wenngleich lange nicht so rasch, wie die Engländer. Die Maoris wurden zur Zeit der Ankunft der Engländer auf 120,000 geschätzt. 1886 gab es etwas über 40,000. Jetzt dürften ihrer etwa 44,000 sein.

Heute gibt es kein zivilisierteres Land wie Neuseeland. Wir haben prächtige Bauten, großartige Museen, Universität, ausgedehnte Eisenbahnen und Dampftramways, mehr Zeitungen — im Verhältnis zur Bevölkerungszahl — wie in irgend einem anderen Lande auf der Erde, und in den zahlreichen Städten einen Komfort und eine Eleganz, welche sehr gut den Vergleich mit europäischen Städten gleicher Größe aushalten würden. Doch dasjenige, was die hohe Zivilisation Neuseelands am schlagendsten erweist, ist die ungeheure Staatsschuld dieses Landes, welche die Staatsschuld jedes anderen Landes übertrifft. Am 31. März 1887 betrug dieselbe über 34 Mill. Lstrl., das ist über 1000 Mark per Kopf der Bevölkerung! Der Wert des gesamten Besitztums der Kolonie betrug um diese Zeit nach einer offiziellen Berechnung etwa 218 Mill. Lstrl.; es käme demnach auf jeden Bewohner, Mann, Weib und Kind, ein Besitz von 4600 Mark, von dem also nahezu ein Viertel schon verpfändet ist. Nun aber bildet die Staatsschuld nur einen Teil der Gesamtschuld der Bevölkerung und die Privatschulden an Ausländer sind deshalb sehr bedeutende, weil viele einzelne reiche Engländer sowie Konsortien im Mutterlande den Kolonisten und kolonialen Banken größere Geldsummen mit Vorliebe leihen. Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich sage, daß die Hälfte des Gesamtbesitzes — nach eigener Schätzung der Kolonisten noch dazu — verpfändet ist.

Gewiß wird jeder Finanzmann mit Grausen ein solches Verhältnis betrachten, aber die Neuseeländer selber trinken ihren Champagner deswegen nicht mit geringerem Behagen, und wenn sie auch heute oder morgen in einen Bankerott verwickelt sein sollten, so wird ihnen doch immer das Verdienst bleiben, ein ödes, von Menschenfressern und Schweinen bewohntes Inselgebiet in einen zivilisierten Staat verwandelt zu haben.

Trotz des raschen Emporblühens der Zivilisation an den Küsten und in den Städten blieb das Innere des Landes doch unerforscht und besonders das Hochgebirge, welches die Südinsel durchzieht, war lange ein völlig unbekanntes, auf den Karten gar nicht oder falsch und phantastisch dargestelltes Land.

Obwohl die hohen Gipfel, welche dieser Bergkette entragen, weithin sichtbar sind und von Seiten der englischen Admiralität einige Vermessungen der Gipfel von der Westküste aus vorgenommen wurden, so waren die neuseeländischen Alpen im großen und ganzen unbekannt, bis Dr. v. Haast, ein Geologe aus Bonn, seine Forschungsreisen in jenem Gebiete begann.

In den sechziger Jahren unternahm v. Haast neun Expeditionen von durchschnittlich je sechsmonatlicher Dauer nach dem unbekannten Bergland. Er war es, der die Gletscher jenes Gebietes entdeckte und mit bewundernswürdiger Ausdauer und Genauigkeit die ganze Alpenkette topographisch aufnahm und kartographisch darstellte. Da jedoch Haast nur mit dem prismatischen Kompaß und der Kette arbeitete, konnte er keine Elevationswinkel messen und keine Höhen bestimmen. Haast's Karten sind, was die horizontale Darstellung anlangt, sehr genau, es fehlen aber natürlich aus dem oben angeführtem Grunde alle Höhenangaben mit Ausnahme von solchen, welche er an Ort und Stelle mittelst des Aneroids bestimmen konnte.

Wer die Hindernisse kennt, welche der Erforschung eines weglosen und unbewohnten Alpengebietes, wie des neuseeländischen, entgegenstehen, und die vielleicht noch größeren diplomatischen Schwierigkeiten würdigt, welche Haast bei der Kolonialregierung überwinden mußte, um die nötigen Mittel aufzutreiben, wird gewiß mit mir übereinstimmen, wenn ich sage, daß wir alle stolz sein können auf den bleibenden Erfolg, den die unüberwindliche geistige und körperliche Energie unseres Landsmannes in den Gebirgen unserer Antipoden errungen hat.

Haast's Forschungsreisen ergaben, daß die Südinsel Neuseeland der Länge nach von einem Kettengebirge durchzogen wird, welches in südwest-nordöstlicher Richtung der Längenrichtung der Insel parallel verläuft. Vulkanische Massen umstehen in unregelmäßiger Anordnung die teils paläozoische, teils granitische Zentralkette. Die Wasserscheide zwischen dem östlichen und westlichen Meer fällt mit dem Hauptkamme der Alpen zusammen, jener Kette nämlich, in welcher die höchsten Erhebungen liegen. Die Küsten der langgestreckten Insel laufen der Richtung des

Hauptkammes, sowie der Faltenrichtung der Gesteinsschichten, welche die Bergkette zusammensetzen, parallel. Die Insel hat, wie oben erwähnt, eine durchschnittliche Breite von 160 Km. — senkrecht auf die Hauptkammrichtung gemessen — und die Alpenkette ist so sehr der Nordwestküste genähert, daß die Distanz zwischen dieser und dem Hauptkamm durchschnittlich blos 30 Km. beträgt. Es ist also die Distanz von der Wasserscheide zum südöstlichen Meer mehr als viermal so groß wie jene zum nordwestlichen: das Gebirge ist randständig.

In dem zentralen, höchsten Teile der neuseeländischen Alpen ist die Differenz in der Höhe des Hauptkammes und der Nebenkämme eine sehr bedeutende, und größer wie in den europäischen Alpen. Das südwestliche Ende der Südinsel Neuseelands wird von einem ausgedehnten Plateau eingenommen, welches eine durchschnittliche Höhe von 1000 bis 1200 m. besitzt und — besonders nach Nordwesten — sehr steil ins Meer abfällt. Diesem Tafellande entragen zahlreiche Berggipfel von 1500 bis 2000 m. Höhe. Nach Norden hin verschmälert sich dieses Plateau zu einem Gebirgszug, der die höchsten Gipfel der neuseeländischen Alpen enthält. Der höchste derselben, Mount Cook oder Oa Rangi (Feuergipfel der Maoris) ragt 3768 m. über das Meer empor. Dieser mittlere Teil des Gebirgszugs sinkt auf 150 Km. hin nirgends unter 2000 m. herab (zwischen dem Haast-Paß und dem Whitcombe-Paß). Die mittlere Höhe dieses Zentralteiles der Alpenkette beträgt ungefähr 2500 m. Weiter nördlich wird das Gebirge niedriger.

(Fortsetzung folgt.)

Das heutige Persien.

Von A. J. Ceyp.

I.

Das heutige Persien hat ein Areal von 1,648,195 Quadrat-Kilometern und übertrifft das Deutsche Reich mit seinen 540,500 Qu.-Km. um mehr als das Dreifache. Terrassenförmig hebt sich diese mächtige Landmasse vom Kaspischen Meere, vom Persischen Golfe und von Mesopotamien bis zu einer mittleren Plateauhöhe von 1300 bis 1600 m. empor, von mächtigen Gebirgsketten durchzogen, welche nicht nur die einzelnen Terrassen voneinander trennen, sondern auch dem eigentlichen Hochplateau überall aufgesetzt sind. Dies Gebirgssystem, dessen generelles Streichen vom 55. bis 60. Längengrade ab, mit ganz unwesentlichen Ausnahmen parallel der Küste des Persischen Golfes, von Südost nach Nordwest gerichtet ist, bildet eines der hervorragendsten Beispiele von ausgedehnter Faltenbildung, wie es in gleicher Regelmäßigkeit und klarer Anschaulichkeit vielleicht nirgends sonst getroffen wird.

Noch ist der Osten des Landes orographisch nicht genügend erforscht, um auch über seine Gebirgsformation mit gleicher Bestimmtheit urteilen zu können; doch scheint es, als ob auch dort das Faltensystem sich in ähnlicher Weise fortsetze, mit der einzigen Ausnahme, daß hier die Streifrichtung eine mehr westöstliche wird. Infolge dieser eigentümlichen Gebirgsbildung setzt sich das kulturfähige Land von Bändär Abbâs im Osten bis nach Urumîâh im Westen fast ausschließlich aus mehr oder weniger breiten, sich von Südost nach Nordwest erstreckenden Längsthälern zusammen, in deren flacher, mit alluvialen Gebilden ausgefüllter Sohle bei ausreichender Bewässerung der üppigste Anbau gedeiht, und innerhalb deren dem Verkehr kaum nennenswerte natürliche Hindernisse sich entgegenstellen. Ja, selbst wo infolge des Auslaufens der einschließenden Gebirgszüge und des Auftretens anderer, parallel zu jenen verschobener, die Thäler enden, ist es fast überall möglich, ohne Schwierigkeiten in die sich neu anschließenden Thalbildungen überzugehen. Es versteht sich von selbst, daß das hydrographische System dem orographischen aufs engste angepaßt ist. Fast überall fließen die Ströme von Nordwesten nach Südosten oder in entgegengesetzter Richtung, und nur die bedeutendsten haben die mächtigen Gebirgsmauern durchbrochen und eilen dem Meere zu, wie der Sefîd Rûd im Norden, der Karûn im Westen, der Mund im Süden. Die ungeheure Mehrzahl aller Gewässer ergießt sich in salzige Binnenseen oder versumpft, nachdem die größte Menge des Wassers zur Ueberrieselung aufgebraucht worden ist. Wo dann das belebende Naß fehlt, wo künstliche Bewässerung nicht vorhanden ist und nur die Regenzeit temporäre Rinnsale erzeugt, dehnt sich die Wüste aus, die in Persien, entsprechend den geschlossenen, abzugslosen Becken, fast überall den Charakter der Salz- und Kiessteppe trägt.

Während somit in der Richtung von Südost nach Nordwest in dem für Europa zunächst fast ausschließlich in Betracht kommenden westlichen Persien der Verkehr leicht und bequem ist, stellen sich sogleich bedeutende Schwierigkeiten in den Weg, sobald man auch nur aus einem Paralleltale in das zunächstgelegene übergehen will. Zwar vermag man auch hier, wenn man die Thäler bis zu Ende verfolgt und um die auslaufenden Gebirgsketten herumbiegt, meistens, ohne besondere Terrainsteigungen überwinden zu müssen, seinen Zweck zu erreichen, aber die Gebirgszüge, welche umgangen werden müssen, sind fast immer so ausgedehnt, daß der damit verbundene Zeitverlust und die vermehrten Transportkosten diesen bequemen Weg bei dem jetzigen Transportsystem Persiens nur ganz ausnahmsweise als den angemessensten erscheinen lassen. Denn da Persien sich vor anderen Ländern durch die Zucht einer ganz außerordentlich ausdauernden und kräftigen, zum Tragen von Lasten sehr geeigneten Pferde- und Maultierrasse auszeichnet, so ist es nur natürlich, daß daß man zur Verbindung der Paralleltäler fast überall Paßwege gewählt hat. Es legt ein hohes Zeugnis für die Vorzüglichkeit der persischen Pferde und Maultiere ab,

daß sie imstande sind, diese Pässe, die zu den schwierigsten der Welt gehören, und mit denen die Saumpfade der Alpen auch nicht entfernt verglichen werden können, ohne eine Verringerung ihrer sehr bedeutenden Lasten und ohne wesentliche Verkürzung der Tagereisen zu überschreiten. Die eigentliche Pferde-Landrasse, bekannt unter dem Namen Jâbû, ist zwar klein und von unansehnlicher Gestalt, aber im hohen Grade ausdauernd, genügsam und von ungemein sicherem Tritte, selbst auf den schwierigsten Gebirgspfaden, so daß sie in all diesen Punkten dem Maultiere sehr nahe kommt, welches sie andererseits an Fügsamkeit übertrifft, während sie an Tragfähigkeit ihm mindestens gleichkommt. Die Hauptzucht wird naturgemäß von den nomadischen Stämmen getrieben. Die Last beträgt, abgesehen vom Packsattel, 150 Kgr. und die Tagereise 35 bis 60 Km., während in den meisten Ländern die entsprechenden Zahlen nur halb so hoch gegriffen werden können. Demnach liegt es auf der Hand, daß bei solcher Transportmethode die Landesprodukte sehr bedeutend verteuert werden, und daß es daher bei vielen nicht lohnt, sie über eine gewisse Entfernung hinaus zu verschicken. In den Fällen, wo die zu überschreitenden Pässe weniger schwierig sind, wie viele im Nordwesten, im Osten und im ganzen Innern, sowie besonders zur Durchschreitung der Wüste, werden auch Kameele und Dromedare beim Gütertransport benutzt. Zwar tragen sie bis zur doppelten Last, da sie aber nur den halben Weg zurücklegen, weil sie ihr Futter durch Abweiden der Steppenkräuter sich selbst suchen müssen, so können sie nur für Güter Verwendung finden, bei denen die Schnelligkeit der Versendung keine Rolle spielt. Die Pferde, deren Preis je nach der Qualität von 6—100 Tumân beträgt, bilden bereits seit dem Beginn des Mittelalters einen stehenden Exportartikel nach Indien. Zu diesem Behufe befinden sich immer eine Anzahl der in Shîrâz ansässigen Bejât-Türken in Bombay. Echte Araber finden sich im ganzen Umfange der arabischen Halbinsel, besonders aber im Innern, vom jemenischen Djauf bis gegen Bagdâd und Syrien; dennoch gelangen wirklich feine Rassepferde nur äußerst selten nach Europa; die über den persischen Hafen von Muhammärâh an Engländer verkauften Schmuggelexemplare sind in den meisten Fällen nur Halbblut, denen die schlauen Araber allerdings regelrechte Stammbäume beigeben. Stuten sind dem Araber ganz unverkäuflich; im günstigsten Fall kann man eine zum Geschenk erhalten. Die zumeist männlichen Pferde, die verkauft werden, stammen gewöhnlich von einer Stute her, in deren Besitz sich oft 20 bis 30 Araber teilen, welche also mit einem einzigen Tiere eine Art Kompagnie-Geschäft treiben. Auch Esel und Maultiere findet man in Persien in großen Massen. Die letzteren stammen aber durchwegs aus Abessinien oder den Somali-Ländern. Eine Stute wird nämlich zu einer Mesalliance mit einem Esel gezwungen. Neigung aus freier Liebe existiert aber zwischen beiden Gattungen nicht.

Aus alledem geht hervor, daß das persische Verkehrssystem hauptsächlich infolge der eigentümlichen geographischen Gestaltung ein sehr unentwickeltes ist, und daß man daher aus den jetzigen Export- und Importverhältnissen keinen Schluß auf die wirkliche Produktions- und Konsumtionskraft des Landes ziehen darf. In einem Lande wie Persien ist es ungemein schwer, einen richtigen Ueberblick über die Handelsbewegung zu erhalten. Es ist jederzeit schwierig, selbst eine annähernde Schätzung des wirklichen Wertes des persischen Handels zu erlangen, und zwar aus folgenden Gründen: Die natürliche Abneigung der Zollpächter, ihren jährlichen Gewinn zu veröffentlichen; die Gewohnheit, nur die Anzahl der eingeführten Ladungen eines jeden Artikels ohne den wirklichen oder deklarierten Wert derselben einzutragen, und der ausgedehnte Schmuggelhandel mit den angrenzenden Provinzen Rußlands und der Türkei. Die Handelsbilanz steht keineswegs so sehr zu Ungunsten Persiens, wie es auf den ersten Blick der Fall zu sein scheint. Der Schmuggelhandel, dessen Höhe nicht berechnet werden kann, trägt viel dazu bei, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Auch werden große Mengen von Vieh, das Eigentum der Wanderstämme, jährlich jenseit der Grenze verkauft, und hievon kann keine Rechenschaft gegeben werden. Ebenso ermöglichen es die nach Kärbelâ ziehenden Pilger aus den ärmeren Klassen ganz allgemein, die Kosten der Reise dadurch zu bestreiten, daß sie solche Artikel, welche in Bagdâd einen großen Absatz finden, schmuggeln, indem sie dieselben nicht selten in den Särgen ihrer verstorbenen Freunde verbergen, die sie zur Beerdigung nach dem Grabe des Märtyrers Huseîn[1] bringen. Da jährlich 60,000—100,000 Personen diese Pilgerfahrt unternehmen, so ist der Wert dieses Handels keineswegs unbedeutend.

II.

Für ganz Persien ist die Geringfügigkeit der fast ausschließlich auf die drei Wintermonate fallenden atmosphärischen Niederschläge, die im südwestlichen Teile höchstens 25 cm. pro Jahr betragen, und die exzessive Sommerhitze bei verhältnismäßig kühlen, ja selbst kalten Wintern charakteristisch. Besonders im südlichen Persien, dem eigentlichen Gärmsîr, d. h. dem heißen Lande, steigert sich die Sommer-Temperatur zu einem Grade, der dasselbe den heißesten Gegenden des Erdballs ebenbürtig einreiht.

Es war am 17. Juni 1886 in Kâzerûn, an der Grenze des Gärmsîr gelegen, 900 m. über dem Meere, die Temperatur:

[1] Es ist zu bemerken, daß die persischen Eigen- und Städtenamen so geschrieben sind, wie sie der Perser ausspricht. ch entspricht fast dem h gesprochenen Kehllaut. gh dem g, wie in Berlin (Wagen) gesprochen wird, kh dem schweizerischen ch, sh dem deutschen sch, z dem weichen s-Laut, s dem scharfen s-Laut, v dem deutschen w, dj dem zusammengesetzten Laut des englischen j oder des italienischen gi. Der Accent liegt stets auf der letzten Silbe.

Um	8	Uhr	Vormittags	24.0° C.
„	9	„	„	29.5° C.
„	10	„	„	32.7° C.
„	12	„	„	39.7° C.
„	2	„	Nachmittags	40.2° C.
„	4	„	„	39.4° C.
Minimaltemperatur				17.8° C.

Besonderer Erwähnung bedarf die Temperatur auf der Halbinsel von Bûshär, die als Typus der Temperaturen am Persischen Golf dienen kann. Da hier über $1^1/_2$ Jahre sich erstreckende, genaue meteorologische Beobachtungen angestellt wurden, so können Durchschnittszahlen gegeben werden.

1885	Durchschnittliche Maximaltemperatur	Durchschnittliche Minimaltemperatur
Januar	14.4° C.	8.3° C.
Februar	17.1° C.	10.4° C.
März	23.9° C.	14.3° C.
April	27.3° C.	19.2° C.
Mai	34.3° C.	24.6° C.
Juni	34.4° C.	27.2° C.
Juli	34.4° C.	28.9° C.
August	34.3° C.	29.8° C.
September	35.2° C.	26.2° C.
Oktober	31.9° C.	23.4° C.
November	23.5° C.	17.0° C.
Dezember	19.8° C.	12.1° C.

Man könnte nun aus diesen Daten schließen, daß die Sommertemperatur direkt an der Küste weniger lästig sei als im Innern. Das würde indessen ein großer Irrtum sein. An der Küste des Persischen Golfes nämlich ist die Luft während der heißen Jahreszeit bei vollkommen klarem Himmel und unverhüllter Sonne doch so mit Feuchtigkeit gesättigt, daß des Nachts regelmäßig ein sehr starker Thaufall eintritt, und daß am Tage die leichteste Bewegung ein Ausbrechen des Schweißes über den ganzen Körper zur Folge hat. Bûshär ist deshalb nicht ganz mit Unrecht unter den Europäern im hohen Grade verrufen. Nur wenige vermögen dort während der Sommermonate ruhigen Schlaf zu finden, und meistens wandern sie, von der unerträglichen Schwüle und einem oft den ganzen Körper überdeckenden, mückenstichartigen Ausschlag (prickly heat) geplagt, den größten Teil der Nacht schlummerlos auf dem flachen Dache herum, um dann in der Mittagszeit, wo infolge der steigenden Temperatur die Schwüle weniger bemerklich ist, das Versäumte nachzuholen. Ganz anders im Innern des Landes. Schon in Tshâkûtâh macht sich der geradezu furchtbaren Hitze zum Trotz das Abnehmen des Feuchtigkeitsgehalts der Luft angenehm bemerkbar, indem besonders die Nächte eine relativ sehr bedeutende Abkühlung zeigen; und sobald man die Hochthäler des Plateau's besteigt, wächst die Trockenheit der Luft immer mehr und die Nächte werden immer erquicklicher, bis zuletzt, wenn man die Plateauhöhe von 1700 bis 1800 m. erstiegen hat, die gewöhnlichen Sommertemperaturen nur selten die Blutwärme erreichen und somit denen sehr heißer deutscher Sommertage in Bezug auf die absolute Temperatur etwa gleichkommen. Dennoch ist der Eindruck, den sie auf den Körper machen, ein durchaus verschiedener. Bei der großen Trockenheit der Luft fehlt ihnen alles Drückende und man transpiriert so unbedeutend, daß man den Eindruck erhält, als wäre es viel kühler.

Freilich, sobald man aus dem Schatten in die fast senkrechten Strahlen der mit unvergleichlichem Glanze leuchtenden Sonne hinaustritt, bemerkt man, in welch kolossalen Hitzgraden man sich bewegt; und der Europäer, welcher dann seinen Kopf nicht durch einen Hut mit Isolierschicht, am besten eine indische Sola Topi (vom Mark der Aischynomene aspera), schützt, ist sicher, sich einen Sonnenstich oder doch mindestens ein heftiges Fieber zuzuziehen.

Diese eigentümlichen Temperaturverhältnisse haben denn auch dem ganzen Verkehr ihren Stempel aufgedrückt. Es fällt in den heißen Gegenden keinem Eingeborenen ein, zur Sommerszeit anders als bei Nacht oder höchstens Morgens und Abends zu reisen, und besonders der Karawanenverkehr fällt ausschließlich in diese Zeit. Wie Schatten sieht man dann in den breiten Thälern die beladenen Tiere vorüberhuschen, deren Herannahen sich schon von weither durch das Geläute ihrer Glocken und Schellen ankündigt. Um während der Nacht zu lagern, ist es notwendig, trockene, freie Stellen in der Nähe von fließendem Wasser, Brennmaterial und Waide zu wählen, und da, wo noch kein Lager gestanden hat. Für jede einzelne Person ist eine Filzdecke von der Länge, daß sie auf ihr auf dem Boden liegen kann, nötig. Man findet häufig als Brennmaterial den Saksaul, die Absynthwurzel, die ebenso auch den Tieren als Nahrung dienen können.

Der großen Hitze zum Trotz kann das Klima in Persien — die Provinzen Gilân und Mâzânderân ausgenommen — nicht als ungesund betrachtet werden, selbst nicht an der Küste des Golfes, vielleicht mit Ausnahme einzelner Orte, wie Bândär Abbâs, wo besonders lokale Schädlichkeiten obwalten. Wer seine Lebensweise den Verhältnissen des Landes anpaßt, wer mäßig lebt und insbesondere Spirituosen und zu reichliche Fleischnahrung vermeidet, wer sich der Sonne nicht unnötig aussetzt, vermag hier sehr wohl seine Gesundheit lange Jahre zu erhalten. Fieberanfälle nehmen in ganz Persien die Stelle von Schnupfen ein; jeder Eingeborene hat ferner einmal an Aleppo-Knoten, einer an sich nicht schmerzhaften oder gefährlichen Lupusform, gelitten; und in der Nähe des Golfes, besonders in Lâristân, ist unter den barfußgehenden Eingeborenen der Guineawurm, pejuk (Filaria Medinensis), an den Beinen nicht selten. Der Guineawurm ist ein nadeldickes und 20 bis 25 Centimeter lang werdendes Tier, das unter die Haut, meist der Unterschenkel, eindringt, dieselbe unterminiert, Entzündung des Unterhautzellgewebes und Oedem der Haut bewirkt. Hitze und Schmerzen, die dadurch verursacht werden, sollen groß sein.

Diese Krankheit ist nicht anders zu heilen, als durch Beseitigung ihrer Ursache, und darauf verstehen sich die Eingeborenen selbst sehr gut. Sie kratzen eines der hier und dort durch den Wurm verursachten Geschwürchen blank und stecken dann unter den auf dem Geschwürsgrunde deutlich sichtbaren Parasiten ein kleines Holzstäbchen, das die Geschwürsränder überragt. Dieses Stäbchen drehen sie, wie einen Knebel, ganz behutsam und allmählich mehreremale herum und wickeln so den Wurm völlig auf, so daß er schließlich leicht entfernt werden kann. Wenn keine Hautgeschwüre auftreten, wenn also der Wurm nirgends sichtbar ist, so ist die Diagnose schwierig, und eine Therapie fast unmöglich, da man doch nicht auf die subjektiven Angaben hin Einschnitte wird machen können. Es ist mir nicht bekannt geworden, daß jemals Europäer diesen unwillkommenen Gast beherbergt hätten. Eine weitere Krankheit, welche an den Füßen ihren Sitz hat, wird durch den Sandfloh, Pulex penetrans, der auch an der Küste des Persischen Golfes und des Meeres lebt, bewirkt. Dieser Parasit dringt in die Haut der Zehen, dicht vor dem Nagel, ein, und bewirkt, wenn er nicht rechtzeitig entfernt wird, eine Zerstörung des Nagelbettes, und nicht selten, bei ganz nachlässigen Individuen, eine völlige Zerstörung der Weichteile der Zehen nicht nur, sondern auch infolge davon Necrose der Phalangen. Zu entfernen ist er leicht und fast jeder Eingeborene versteht sich gut auf die Operation. Daß der Sandfloh eingedrungen ist, bemerkt der Patient zunächst an dem Jucken unter seinem Zehennagel. Nach einigen Tagen zeigt sich auf weißer Haut ein kleines rotes Fleckchen, das bald nachher heller und zuletzt gelblich wird. Jetzt ist die Zeit gekommen, es zu entfernen, was man am besten so macht, daß man die Haut auf dem Fleckchen abschabt, worauf man ein kleines Bläschen zu Gesicht bekommt, in dem sich eine klare Flüssigkeit, untermischt mit schwarzen Partikelchen, befindet, der Brut des eingedrungenen Tieres. Ist man vorsichtig, so gelingt es, die kleine Blase vollständig herauszuheben; im entgegengesetzten Falle muß man jeden kleinsten Teil des Bläschens sorgfältig mit Pincette oder Nadel heraussuchen, widrigenfalls entwicklungsfähiges Material zurückbleibt. Läßt man jedoch das Ding gewähren, so entsteht bald eine Entzündung der ganzen Umgebung und es kommt schließlich zu dem oben erwähnten Ausgange.

Selbstverständlich ist nicht ausgeschlossen, daß ein Europäer dort auch von den Krankheiten ergriffen wird, denen die Eingeborenen unterworfen sind, obwohl er sie bei vernünftiger Lebensweise oft besser als diese zu vermeiden vermag, besonders wenn er, was immer zu ermöglichen ist, seine Wohnung an der äußersten Grenze der Ortschaften aufschlägt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Volkskunde im Königreich Serbien.

Von V. Karić.

Autorisierte Uebersetzung von F. S. Krauß.

(Schluß.)

Familie und Eigentum.

In Serbien heißt gegenwärtig eine Familie im Dorfe kuća (das Haus); in alter Zeit nannte man eine solche Familie kućna općina (Hausgemeinschaft). Einst beruhte sie hauptsächlich auf folgenden Grundlagen: der Blutsverwandtschaft der Mitglieder auf dem gemeinsamen Grundbesitz und den gemeinsamen heimischen Religions- und anderen Gebräuchen. Dieselben Grundlagen sind wesentlich bis in die Jetztzeit erhalten geblieben, nur daß statt der heimischen Götter christliche Heilige verehrt werden, von welchen jedes Haus einen eigenen zum Schutzpatron hat.

Nach Dušan's Gesetzbuch verstand man unter Kuća eine Familie oder Verwandtschaft unter einem Aeltesten als Vorstand derselben, ohne Rücksicht auf die Verwandtschaftsgrade der Mitglieder untereinander. Ja selbst wenn die Familien eines Hauses sich von einander abgeteilt hatten, so galten sie doch vor dem Gesetze auch fernerhin als nur eine Familie oder als ein Haus, für welches sowohl im bürgerlichen als im Strafrecht nur dessen Hausältester verantwortlich war.

Heutigentags unterscheidet man zwei Arten von Familien auf dem Dorfe: die zusammengesetzte[1] und die einfache. Die zusammengesetzte besteht außer den Eltern und ihren Kindern noch aus den Urenkeln und oft Ururenkeln, die einfache aber blos aus Vater, Mutter und Kindern. Die Stärke einer Familie wird nach der Zahl der erwachsenen Männer geschätzt; zählt eine viele Männer, so heißt sie zadružna (eine gemeinsame, genossenschaftliche, nämlich Familie); wo aber wenig oder gar keine erwachsenen Mannsleute vorkommen, wo also wenig Kräfte für den Landbau vorhanden sind, eine solche Familie nennt man inokosna (abgesondert), mag sie sonst auch zusammengesetzt sein.

So viel Seelen in einem Hause oder einer Familie auch sein mögen, immer tritt letztere als eine ökonomische Einheit auf. Durch Geburten und durch Todesfälle wechseln wohl die Personen, doch die sich erneuernde Familie dauert so lange, bis sie nicht durch Teilung oder durch allgemeines Aussterben zu sein aufhört.

Jedes Haus muß einen Hausältesten haben. Gewöhnlich nimmt der Vater der Familie diese Stelle ein. Der gealterte Vater tritt, wann er einmal zur Arbeit nicht mehr taugt und die Leitung ihm zu beschwerlich wird, an einen seiner Söhne die Hausvorsteherschaft (starešinstvo) ab. Nicht immer ist der älteste Sohn der Nachfolger, sondern der klügste und gewandteste wird dazu bestellt.

[1] In der modernen Jurisprudenz und Litteratur wird sie zadruga genannt.

Stirbt der Vater, ohne bezügliche Anordnung getroffen zu haben, so wird meist der älteste Sohn Hausvorstand, sei es stillschweigend oder nach Vereinbarung der Hausgenossen. Aber auch in diesem Falle geschieht es zuweilen daß die Vorsteherschaft auf einen Jüngeren übertragen wird, wenn er sich als der befähigtste gezeigt hat.

Der Hausvorstand, mag es ein junger oder ein alter Mann sein, kann durch einen anderen ersetzt werden, wenn die Hausgenossenschaft dies für geraten und erspießlich erachtet.

Der Hausvorstand als Hausverwalter muß in wichtigeren Angelegenheiten mit allen erwachsenen Mitgliedern des Hauses Rat pflegen, ja selbst der Vater darf seine Söhne in dieser Hinsicht nicht übergehen. Ohne ihre Einwilligung steht ihm keineswegs das Recht zu, weder bei Lebzeiten noch testamentarisch über das Familienvermögen zu verfügen.

Dem Hausvorstande, als dem verständigsten und würdigsten Mitgliede der Genossenschaft, obliegt die Hauptsorge um die Wohlfahrt und das Gedeihen des Hauses. Er ist der Befehlshaber im Hause; er ordnet alle Arbeiten an und jedermann ist verpflichtet, ihm folgsam zu sein, seine Anordnungen durchzuführen und also den eigenen Willen dem gemeinsamen Willen der Hausgemeinschaft zu unterordnen.

Der Hausvorstand vertritt das Haus vor den Obrigkeiten; er besucht allein die Ratsversammlungen des Dorfes, Bezirkes oder Kreises; nach gepflogener Vereinbarung mit den Hausgenossen verkauft er, was zu verkaufen, und kauft ein, was einzukaufen notwendig ist. Er ist auch der Schatzmeister und sorgt für die pünktliche Zahlung der Steuern und anderer Abgaben. Beim Gebet hebt er an und hört er als letzter auf. Finden sich Gäste ein, so macht er den Sprecher und er allein sitzt mit ihnen an einem Tische während das übrige Hausvolk an einem anderen Tische speist. Er ist auch der Vormund unmündiger Kinder verstorbener Hausgenossen.

Indessen muß der Hausvorstand trotz der ihm eingeräumten bevorzugten Stellung unter den Hausgenossen sehr auf der Hut sein, um nirgends durch Eigenwillen anzustoßen, sei es gegenüber den Familienmitgliedern, sei es in der Verwaltung des Grundbesitzes oder des einlaufenden Baargeldes, weil dann jedem Mitgliede das Recht zustände, Widerstand zu leisten.

Ueber die inneren, häuslichen, namentlich den Frauenarbeiten liegt der Hausvorsteherin (damačica) die Obsorge ob. Hausvorsteherin ist gewöhnlich die Frau des Hausvorstandes; stirbt sie aber oder ist sie untauglich für dieses Amt, so wird ein anderes, schon älteres, jedenfalls das erfahrenste Frauenzimmer im Hause Vorsteherin. Die wichtigsten und laufenden Arbeiten des Tages werden an die verheirateten Frauen verteilt, welche sie der Reihenfolge nach, jede Woche eine andere, als Schaffnerinnen (reduša) übernehmen. Die Sennerin wird auf ein ganzes Jahr bestellt. Die übrige freie Zeit füllen die Frauen aus durch Weben, Nähen, Stricken u. s. w. für ihre Männer, für sich und die Kinder. Sind Mädchen im Hause, so müssen sie werkthätig mithelfen. Wann aber die Feldarbeit drängt, müssen alle, die Frauen und Mädchen, auf dem Felde mitthun.

Betrachten wir die Stellung der Frau im serbischen Bauernhause des näheren. Das Weibsbild ist in keiner, weder in ökonomischer, noch in sozialer, Hinsicht, dem Manne gleichgestellt. Ein Frauenzimmer hat kein Eigentumsrecht, nur das Recht der Nutznießung kommt ihm zu. Die neue Gesetzgebung hat wohl den Frauen das Recht eingeräumt, aus dem Hausbesitz mit einer Ausstattung versorgt zu werden, doch ist dieses Recht den Volksrechtsgebräuchen entgegengesetzt, nach welchen einem Mädchen nicht nur gar keine Aussteuer gegeben wurde, vielmehr der Bräutigam die Braut von deren Eltern abkaufen mußte. Auf den Widerstand des Volkes gegen dieses Gesetz mag zum Teil auch der neue allgemeine Brauch zurückzuführen sein, daß Mädchen ihren Eltern einfach davon laufen und zum Bräutigam ins Haus flüchten, selbstverständlich mit Einwilligung der Eltern beiderseits. So erspart der Bräutigam das Kaufgeld, die Eltern der Braut ersparen die Ausstattung und die Eltern des Burschen den Hochzeitsschmaus.

Die Frauen haben ferner auch kein Erbfolgerecht, solange ein männliches Haupt in der Familie lebt.

Die Frauenzimmer sind die Dienerinnen aller Männer im Hause. Die Frauen kleiden die männlichen Hausgenossen an und aus, putzen letzteren Gewand und Beschuhung, waschen ihnen die Füße, gießen ihnen beim Gesichtwaschen das Wasser über die Hände und bedienen sie bei Tische. Wenn schon einem Weibe die Auszeichnung zu Teil wird, daß sie mit zu Tische sitzen darf, so muß sie zu unterst an der Ecke sitzen; sind aber Gäste da, so müssen die Frauen nur bedienen.

Der jungen Frau rechnet man es als Schande an, wenn sie ihren Gatten mit Namen ruft oder nennt. Die längste Zeit heißt der Gatte für sie nur „Er."

Im allgemeinen hat das Weib im Hause durchgehends weniger zu bedeuten, als irgend ein erwachsener männlicher Hausgenosse.

Das Weib muß dem ankommenden Manne, mag er auch an Jahren der Jüngere sein, die Hand küssen. Das Frauenzimmer muß aufstehen, sei die Arbeit noch so wichtig, wenn ein Mann vorübergeht und Gott zum Gruße bietet. Ein Frauenzimmer darf nie einem Manne den Weg durchkreuzen, sondern muß warten, bis er vorübergegangen. Und selbst in der Kirche haben die Frauen eine eigene Abteilung hinter den Männern. Nur die bejahrte Mutter genießt einige Achtung und nur sie allein besitzt einen gewissen Einfluß auf die Söhne.

Die väterliche Gewalt über die Kinder ist auf dem Dorfe eine im allgemeinen beträchtlich große; sie erstreckt

sich sogar auf die Ausheiratung und Verheiratung der Töchter und Söhne. Bursch und Mädchen haben sich vielleicht einander früher nicht einmal gesehen, schließen aber doch eine Ehe, weil es so die beiderseitigen Eltern beschlossen haben. Doch auch in dieser Hinsicht ist die väterliche Gewalt gegenüber den Frauen weitaus entscheidender, als gegenüber den Männern.

Nach Dušan's Gesetzbuch, der sich im bürgerlichen Rechte an das Gewohnheitsrecht des Volkes gehalten, bildete das Familienrecht die Grundlage des Vermögensrechtes. Zufolge dieses Rechtes und nach dem Gesetzbuche gehörte das Recht auf das gemeinsame Vermögen der ganzen Familie. Daher kommt es, daß alle uns erhaltenen Verschreibungen von Königen, Kaisern, Despoten und Gutsherren nicht von einem Einzelnen, sondern vom Hausvorstande und den nächsten Blutsverwandten desselben ausgehen. Dieses alte Recht behauptet sich kraft des Gewohnheitsrechtes noch gegenwärtig in Serbien, trotz dem aufgenötigten Gesetze aus dem Auslande. Auf dem Dorfe in Serbien ist nicht das Individuum, sondern die Familie der Besitzer, welcher nicht blos Haus und Hof, sondern auch die Ackergeräte, das Vieh und der Bodenertrag angehören. Wohl hat jede Familie ihren Vorstand, doch besitzt er nicht das Recht, über das Familienvermögen zu verfügen. Er kann es weder veräußern, noch kann er Schulden darauf machen ohne Einwilligung der volljährigen männlichen Mitglieder der Familie. Weder er, noch sonst ein Mitglied der Familie darf für sich über das gemeinsame Vermögen testamentarisch verfügen. Kommt es aber aus irgend welchem Grunde zur Teilung, so fällt jedem männlichen Mitgliede ein gleicher Anteil vom Gesamtvermögen zu. Nicht mehr als jeder andere erhält der gewesene Hausvorstand, denn sein Anrecht auf den gemeinsamen Besitz des Vermögens war nicht größer als das jedes anderen erwachsenen Mitgliedes. Doch auch sonst steht jedem erwachsenen männlichen Mitgliede der Familie das Recht zu, wann es ihm beliebt, seinen ihm gebührenden Anteil zu fordern. Nach dem Ableben des Hausvorstandes erfolgt keine Teilung, denn letztere hängt nicht vom Tode eines Familienmitgliedes ab.

Die Gesetzgebung in Serbien übertrug anfangs einfach fremde fertige Gesetze auf das Land, ohne sich auch nur annähernd um eine Anbequemung derselben an die volkstümlichen Rechtsbegriffe und Gebräuche zu bekümmern. Ja diese wurden sogar ohne Ziel und ohne Notwendigkeit niedergetreten. Den größten Nachteil übte solches Verfahren auf die volkstümlichen Begriffe vom Familieneigentum aus. Die Irrtümer des römischen Rechtes mußte das serbische Volk vielfach mit seinem Wohle bezahlen. Daraus erklärt sich die merkwürdige Erscheinung, daß im Königreiche Serbien neben dem geschriebenen und wenig vom Volke geachteten noch ein besonderes Recht, das Volksrecht, zu Kraft besteht.

Volksmusik und Volksspiele.

Die Serben sind ein viel sang- und spielfrohes Volk. Gesungen wird nicht blos zu den Guslen oder an Hochzeiten oder bei sonstigen Volksbelustigungen und religiösen Feierlichkeiten, jede Arbeit und jedes Geschäft hat Gesang in Begleitung. Die Hirten singen auf den Bergen und in den Wäldern, die Arbeiter auf dem Felde, die Spinnerinnen in den Spinnstuben, die Frauen bei den häuslichen Verrichtungen und die Wanderer auf der Reise. Die Flöte hört man nicht blos beim Reigentanz, überall im Lande vernimmt man sie, sobald man nur den Fuß aus der Stadt setzt. Es ist nichts Auffälliges, den Bauer, der Ware zum Verkauf bringt, flötend durch die Stadt gehen zu sehen. In den neugewonnenen Gebieten pflegt von den Arbeitern auf dem Felde den ganzen lieben Tag hindurch einer die Trommel zu rühren oder die Rohrpfeife zu blasen. Auch in der Sumadija ist es Brauch, daß man den Bittarbeitern (moba) von Zigeunern aufspielen läßt, um sie zur Arbeit und Ausdauer anzueifern. Getanzt und gesungen wird selbst nach der ermüdendsten Tagesarbeit. Den Schluß eines Bittarbeitertages bildet fast regelmäßig eine Tanzunterhaltung. Soldaten pflegen nach zurückgelegtem schwierigen Marsch noch einen Reigen zu tanzen.

Bei dieser eigentümlichen musikalischen Veranlagung ist es selbstverständlich, daß das serbische Volk einen ausnehmenden Reichtum an Reigen und Liedermelodien besitzt. Man kennt derzeit noch eine Menge uralter Weisen, aber auch vieler neuen, denn Melodien entstehen und vergehen, kommen oft aus der Fremde und geraten wieder in Vergessenheit, ohne daß man sich um das Woher und Wieso einer Weise so wenig als um die Herkunft eines Volksliedes bekümmern würde. Die nationalen Liederweisen sind nicht aufgezeichnet, sondern werden durch die mündliche Ueberlieferung weiter vererbt. Gewisse Weisen sind aber in einzelnen Gegenden einheimisch.

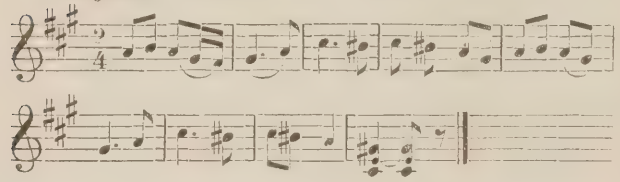
Nach ihrer Qualität werden Melodien unterschieden in: epische, Liebesweisen, naive, satirische, Reigen- und religiöse Weisen; nach der Ausdrucksweise in Sang- und Spielweisen. Beide können auch Tanzweisen sein, immer trifft das aber nicht zu. Melodien ohne Worte begreift der Serbe nur beim Spiel der Hirtenflöte.

Epische Lieder werden stets unter Guslen-Begleitung deklamatorisch vorgetragen, d. h. recitando. Die Melodienmotive dieser Lieder sind einseitig und ihr Umfang mißt kaum drei bis vier Grade. Man kann Guslen-Melodien nicht genug genau mit den üblichen Notenzeichen niederschreiben, weil in denselben die Teilung der Töne noch feiner als die der Halbtöne ist. Sie enthalten eben viele sogen. unreine oder falsche Töne. Wenn man sie aber doch nach hergebrachter Aufzeichnungsart niederschreibt, so sind sie, angefangen vom zweiten Grade, durchwegs in Moll gehalten, mit welchem Ton auch jede Periode abschließt.

Die Melodien der Liebeslieder haben meistens ein gedehntes und leichtes (langsames) Tempo und schließen gewöhnlich mit einem Dominanten-Dreiklang ab. Die Töne dieser Melodien bewegen sich in der Regel im Umfange von fünf Graden, zuweilen aber steigen sie auch zur Oktave auf, doch kommt das seltener vor. Einige Beispiele mögen hier zur Erläuterung dienen:

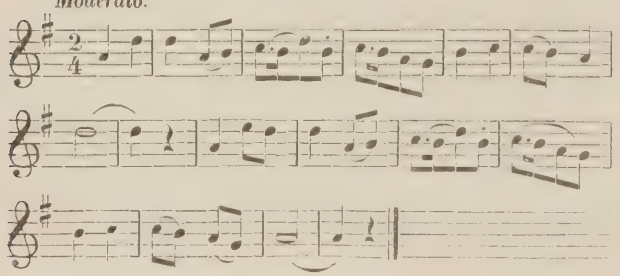
Savila se grana jorgovana.

Larghetto.



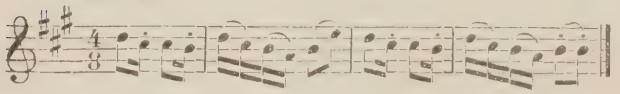
Sva se livada travom nijala.

Moderato.



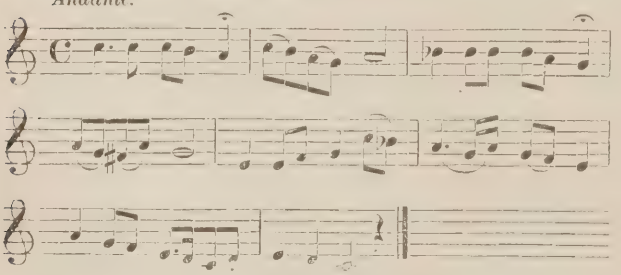
Vijor dolom duje.

Andantino.



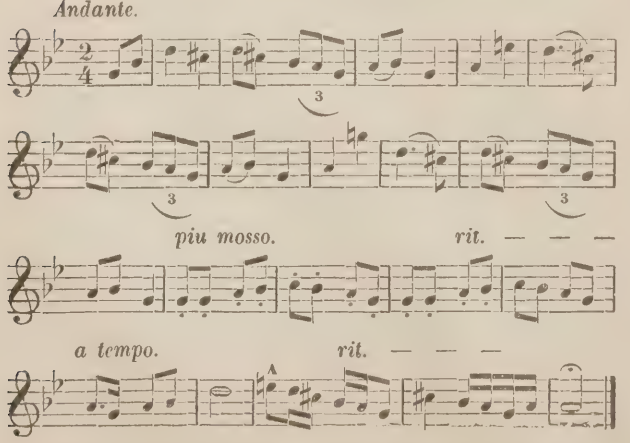
Oj djevojko djevojko.

Andante.



Tri su seje zbor zborile.

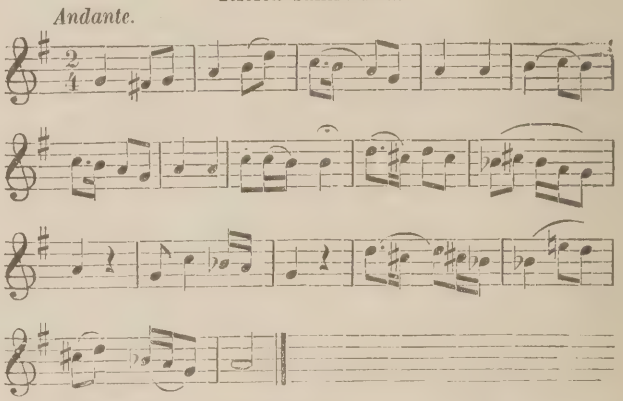
Andante.



Leute von oberflächlicher musikalischer Bildung sind der Ansicht, daß alle sentimentalen und pathetischen Melodien in Moll gehalten sein müssen. Auch bei den gebildeten Serben trifft man häufig auf diesen Irrtum. In Wahrheit gibt es aber ebenso viele Melodien in Dur als in Moll. Die einen wie die anderen halten sich gewöhnlich an eine Skala; es gibt auch welche, die modulieren, und zwar meist aus einnamigem Dur in einnamigen Moll. Hier ein Beispiel:

Iticica sanka ima.

Andante.



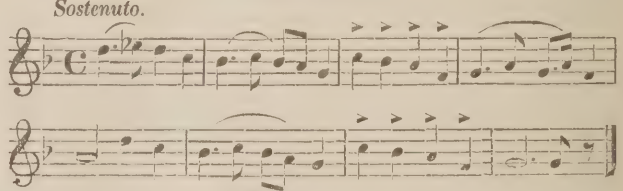
Die Anfänge und Abschlüsse einzelner Melodien sind sehr charakteristisch. Wenn man die Abschlüsse (Cadenzen) auf das moderne System der Harmonisation hinüberleitet, so sind sie unvollständig oder erst zur Hälfte vollständig, d. h. der erste Grad ist der vorletzte, ebenso auch sein Vertreter, der vierte Grad, und der fünfte ist der letzte. Es gibt aber auch authentische Cadenzen. Es kommen Anfänge vor mit I, II, III, IV, V, VI und VIII Graden, was in der Volksmusik gewiß außergewöhnlich ist.

In den Melodien der Liebeslieder herrscht der Zweivierteltakt vor, doch kommt auch der Dreivierteltakt und der kombinierte Takt vor.

Trinklieder und Hochzeitslieder haben durchgehends Melodien von lebendigerem Tempo. Es gibt solcher Melodien sowohl in Moll als Dur; desgleichen in verschiedenen Takten, obgleich auch hier der Zweivierteltakt der gewöhnlichste ist. Ein Beispiel für viele:

Dajda pijemo.

Sostenuto.



Die Melodien der Reigenlieder sind gewöhnlich von fünf bis sechs Graden, es gibt ihrer aber auch welche von einer ganzen Oktave. Ihnen ist nicht blos ein lebhaftes Tempo eigentümlich, auch ihr Rhythmus stimmt stark mit dem Wortaccent überein. Das gilt namentlich für die unflätigen Schnadahüpfel (poskočnice), welche nur von Männern gesungen werden.

Heldenlieder werden nur von erwachseneren Männern gesungen, lyrische sowohl von Männern als von Frauen,

doch die Reigen-Schnadahüpfel nur von Burschen. Das lyrische Lied wird von einer, doch auch zwei Personen zugleich gesungen. Nur die Tanzlieder im Reigen singen alle Mädchen, die mittanzen. Häufig sind Gegengesänge in zweizeiligen Strophen. Meist wird nur in einem Tone gesungen. In den Bezirken Valjevo, Sabac, Užica, Rudnik und Čačan singt man wohl in zwei Tönen. Es singen zwei Personen, die eine führt an, die andere sekundiert. Charakteristisch ist es, daß diese Art des Gesanges nur im Gebiete der südlichen Mundart in Serbien gebräuchlich ist.

Von den Spielmelodien werden die einen als Begleitung zum Gesang, die anderen lediglich zum Tanz gespielt; die ersteren spielt man auf der Sarkija, einem mandolinenartigen, dickbäuchigen, langhalsigen, mit Stahlsaiten bespannten Instrumente, oder geigt sie auf den Guslen; die letzteren aber werden auf der Flöte oder dem Dudelsack gespielt.

Die Sarkija ist in Serbien sehr wenig verbreitet. Ihr feiner Ton wird nur hie und da an der Drina gehört. Wo man die Sarkija in den Städten findet, dort sind die Musikanten durchgehends mohammedanische Zigeuner.

Die Guslen sind dagegen in ganz Serbien vorhanden. In älterer Zeit war kein Haus ohne Guslen; doch waren sie allezeit in Ostserbien seltener, als in den anderen Gegenden, anzutreffen. Die Melodien, mit welchen die Guslen ein Lied begleiten, sind primitiv und eintönig, sofern man sie allgemein betrachtet, doch jede für sich besitzt immerhin noch einen besonderen Charakter; denn jeder Guslar hat seine Art zu geigen (gugjenje) und seine eigene Melodie.

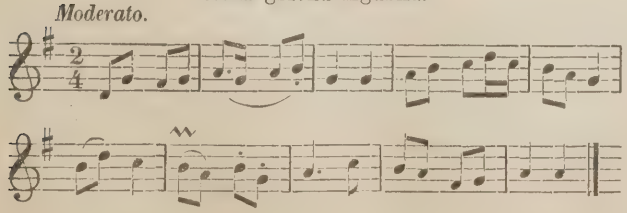
Die Guslen-Melodien haben ihre speziellen Einleitungen. Erst der zweite Teil dient der Begleitung des Liedes. Manche Guslaren beschränken diese Begleitung blos auf die letzten zwei Takte eines jeden Verses.

Von allen den gedachten Melodien unterscheiden sich sehr die Tanzspielmelodien; sie sind lebhaft, zuweilen voll reicher Weichheit und haben mit den Gesangsmelodien nur das eine gemeinsam, daß auch sie zunächst mit einem Dominanten-Dreiklang abschließen.

Melodien für den Tanz gibt es in allen Tempi, angefangen von Andante bis Vivace. Das merkt man aus nachstehenden und den später folgenden Melodien:

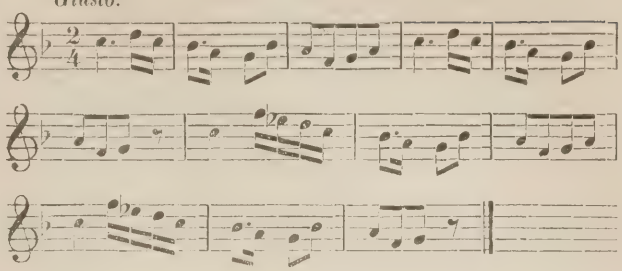
Neda grivnu izgubila.

Moderato.



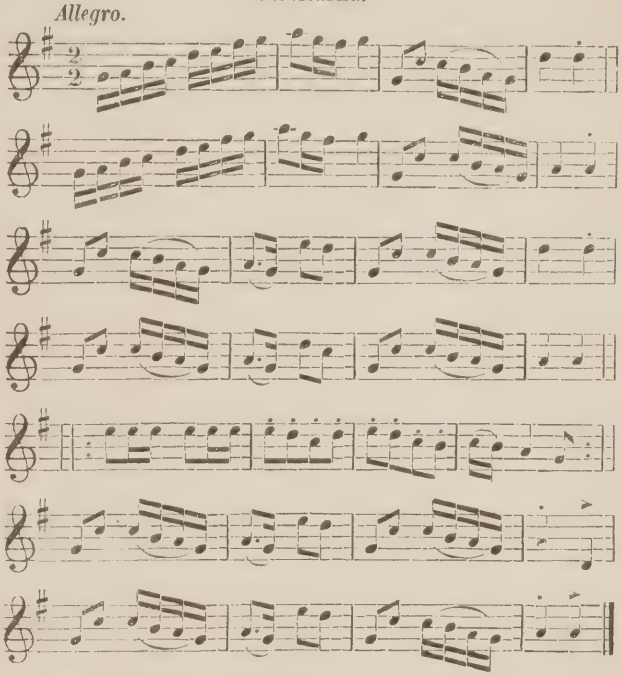
Srbijanka.

Giusto.



Koritarka.

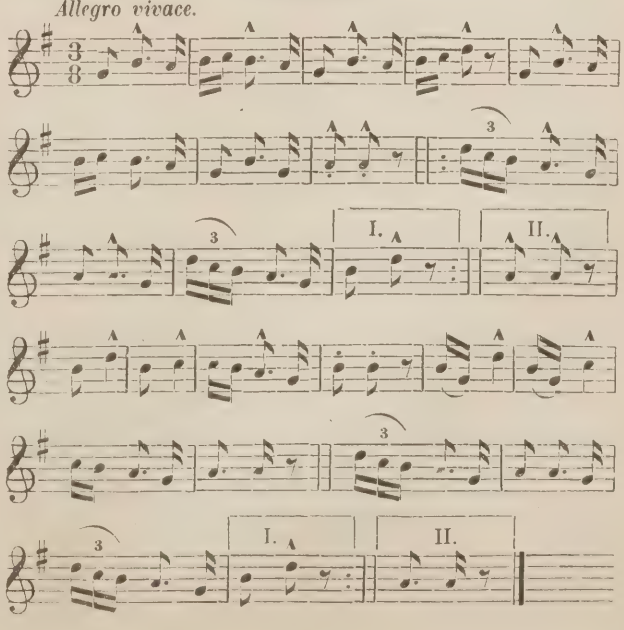
Allegro.



Es gibt auch solche Melodien, in welchen man aus einem Tempo in ein anderes übergeht; von der Art ist z. B. die Melodie von Alt-Niš. Der Takt dieser Melodien ist zumeist zweiteilig; doch kommt auch der dreiteilige vor, wie in folgender:

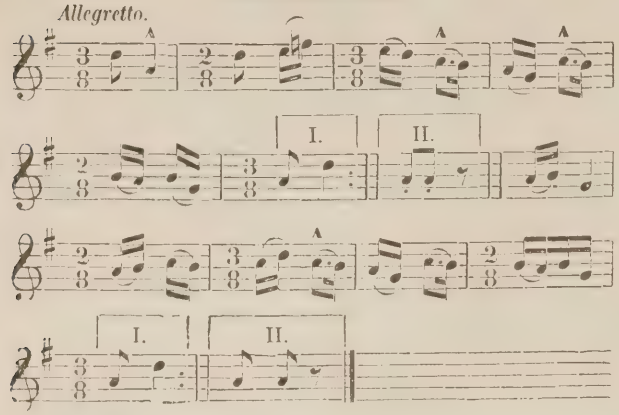
Gjurgjevka.

Allegro vivace.



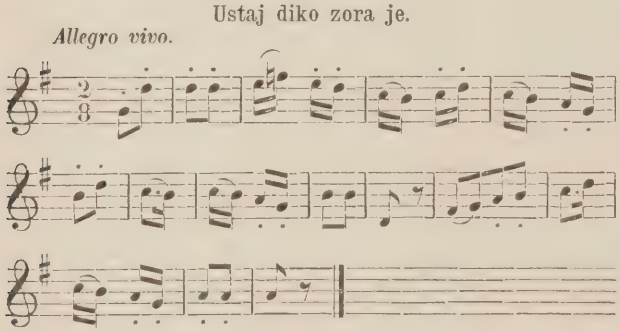
In manchen Tänzen tritt der zweiteilige Takt mit dem dreiteiligen gemischt auf. Von der Art ist folgende Melodie:

Jelka tamničarka.



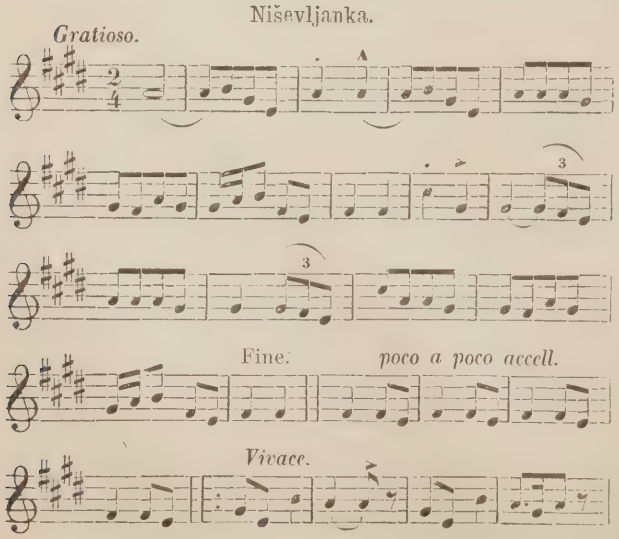
Die Perioden sind gewöhnlich von vier Takten, doch gibt es ihrer auch welche von drei Takten, wie in der oben mitgeteilten Srbijanka oder auch von fünf Takten, wie in folgender:

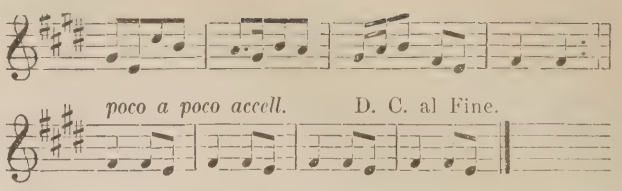
Ustaj diko zora je.



In einigen Tanzmelodien begegnen uns auch die primitiven Formen gegenwärtiger Kunstmusik für Tänze. So z. B. findet sich in folgender Nišeoljanka der erste Teil, dann der Zusatz (Trio) und zum Schluß die Wiederholung des ersten Teiles, ganz wie in der modernen europäischen Tanzmusik.

Niševljanka.





Alle Instrumente bis auf die Sarkija verfertigen die Bauern selber, daher kommt es, daß die Kaufleute keine Instrumente genannter Art zum Verkauf führen. In den Volksliedern wird immer nur der Guslen aus Ahorn (gusle javorove) gedacht, doch schnitzt man Guslen auch aus anderem harten Holz. Es gibt ein- und zweisaitige Guslen; letztere werden meist von blinden Bettlern gebraucht. Der Klang der Guslen ähnelt dem der Viola, ist aber nicht so stark noch eindringlich, sondern mehr elegisch, weich und klagend. Fremde, d. h. Nichtserben, finden sehr geringen oder, besser gesagt, gar keinen Gefallen an Guslenklängen, und so verhalten sich auch die gebildeten Serben dem Instrumente gegenüber, während der Bauer, besonders der Gebirgsländler, ganz im Banne der Guslen steht. Wie oft hat der Guslar mit seinem einförmigen Gesang und noch einförmigeren Spiel den Feuereifer des Volkes zur Befreiung geweckt! Es läuft natürlich auch viel dichterische Uebertreibung mit unter, wenn der Serbe die Guslen rühmt und erhebt.

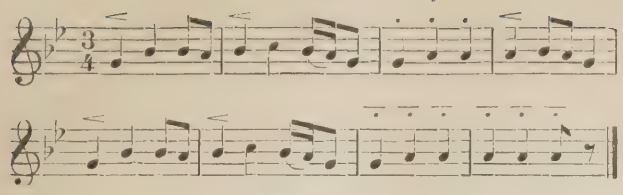
Der Flötenbläser trägt seine Flöte (svirala) immer im Gürtel mit sich herum. Die Flöten sind aber noch häufiger als Guslen mit Schnitzereien und bunt eingesetzten Metallringen und Plättchen verziert. Es gibt zweiröhrige Flöten mit zwei Mundstücken. So eine Doppelflöte heißt dvojnice. Zum Spiel der Doppelflöte wird nicht getanzt.

Der Dudelsack (gajde) ist häufiger im östlichen Serbien anzutreffen. Dort heißt er (karabljice). In Mittel- und Westserbien ist er selten.

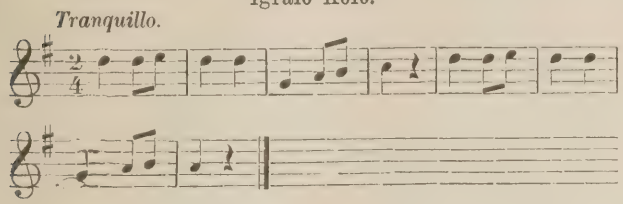
Die türkischen Instrumente: ćemane, zurle, daire, und die Trommel werden nur von Zigeunern gespielt. Der Bauer gibt sich mit diesen Instrumenten nicht ab.

Der Serbe kennt eigentlich als Volkstanz nur den Reigen (kolo). Den Reigen tanzen Burschen und Mädchen durcheinander, doch in den neuen Gebieten tanzen die Burschen für sich, desgleichen die Mädchen. Man fängt sich auf drei Weisen in den Reigen ein: bei den Händen, beim Gürtel und bei der Schulter. Der erstere Reigen gestattet die mannigfachsten Wendungen, darum ist er auch der schönste und eleganteste. Hieher gehört auch die oben mitgeteilte Melodie: Neda grivnu izgubila. Die schönsten Reigen sind diejenigen, die unter Gesang der Tanzenden getanzt werden, so daß sich die Tanz- und die Liedmelodie decken. Die Tänze dieser Art geraten aber zusehends in Vergessenheit. Ich will hier zum Schlusse drei Beispiele solcher Melodien anführen:

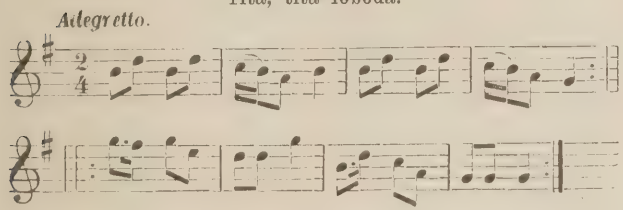
Stojanke Stojano.



Igralo Kolo.



Tita, tita loboda.



Reisen in Ostindien.

Von Dr. Ottokar Feistmantel in Prag.

(Schluß.)

Sobald wir in solchen Gegenden etwa ankamen, um dort unsere Zelte aufzuschlagen, kamen schon die Dorfbewohner herbei; vorerst natürlich aus Neugierde, zugleich aber auch, um den Dienern beim Zeltaufschlagen behülflich zu sein, und bereitwillig brachten sie Stroh, Holz ꝛc. Dann kam gewöhnlich, wie es stets sein soll, der Ortsvorsteher oder der sog. Kotwal, d. i. der Dorfwächter, der die betreffenden Anordnungen betreffs der Herbeischaffung von Nahrung für den Elefanten, für mich und die Diener entgegennahm, und damit war alles in Ordnung. Mit diesen Leuten pflegte ich stets mein Vergnügen zu haben. Nachdem alles in Ordnung war, kam der Vorsteher (Mandschi) mit den Gemeinderäten, alle natürlich halbnackte Eingeborne, um mir quasi die offizielle Aufwartung zu machen, und ließen sich in hockender Stellung im Halbkreise um mein Zelt nieder. Da wurde gewöhnlich nach verschiedenen Sachen ausgefragt oder wurde ihnen Verschiedenes vorgezeigt, wie z. B. das Taschenmesser, die Taschenuhr und ähnliches, worüber sie stets ihre große Verwunderung kundgaben, und als ich ihnen erst das Gewehr und den Revolver vorzeigte, hatte die Verwunderung kein Ende. Ich habe diese Leute sehr lieb gewonnen, denn stets waren sie offen, geradeaus und aufrichtig.

In anderen Gegenden aber, die von den mehr kultivierten Hindus oder Mohammedanern bewohnt sind, wo mehr Verkehr und Handel stattfindet und wo auch zahlreichere Polizeistationen vorhanden sind, ist es stets ratsam, daß sich der Reisende vorerst mit von den Regierungsorganen der betreffenden Provinz ausgestellten Reisedokumenten versehen sollte, die aber nicht gewöhnliche Reisepässe sind, sondern dem Reisenden auch gewisse Rechte den Eingebornen gegenüber verleihen; diese Dokumente heißen Parwanah. Die Distriktsbeamten jener Provinzen, wohin der Reisende sich zu begeben beabsichtigt, stellen diese Dokumente für denselben aus; die muß er mitführen; zugleich aber werden alle dem Distriktsbeamten in der Provinz unterstehenden Beamten und Polizeistationen davon benachrichtigt, daß der und der Reisende in der Gegend reisen werde; diese geben es dann wieder an die Vorsteher der einzelnen Ortschaften kund. Dies ist von Wichtigkeit, wie ich nun beschreiben will; ich schildere ganz aus eigener Erfahrung. Wenn wir auf der Station, woher die Expedition aufbrechen soll, angelangt sind und dann weiter reisen wollen, handelt es sich, bevor wir weiterziehen, um die Weiterbeförderung der Parwanah. Gesetzt den Fall, ich will nächsten Morgen zeitlich nach einem 16 oder 18 Km. entfernten Orte ziehen. Da müssen meine Diener auf Grund der Parwanah zwei Männer bestellen, denen anbefohlen wird, die Parwanah nach dem betreffenden Orte im voraus hinzutragen. Dies ist gewöhnlich mit einigen Schwierigkeiten verbunden; niemand meldet sich freiwillig, alle geben vor, nicht den Weg zu kennen u. s. w., bis endlich nach energischem Auftreten sich zwei solche Männer finden. Diese tragen dann die Parwanah in den nächsten Ort, zeigen selbe dem Ortsvorsteher vor und teilen ihm mit, daß morgen um eine gewisse Stunde ein Reisender mit so und so viel Leuten und Elefanten ankommen werde, es möge dann alles „Nötige" in Bereitschaft sein. Unter diesem „Nötigen" ist folgendes einbegriffen: Stroh, das unter die Zelte und unter alle Sachen gestreut wird, die auf den Boden zu liegen kommen, zum Schutze gegen Termiten (sog. weiße Ameisen); weiter Holz, Thongefäße für die Diener, Milch, Eier u. a. m. Die drei ersten Sachen werden gewöhnlich unentgeltlich beigeschafft, für alles andere ist zu bezahlen.

Sollte es irgendwo nötig sein, den Weg zu verbessern oder Gestrüpp zu entfernen, so haben dies die einzelnen Dörfer, die in der angegebenen Richtung liegen, zu thun; aber wenn daselbst keine Dörfer sein sollten, so müssen es die Dorfbewohner der beiden Enddörfer thun, von wo wir aufbrechen und wohin wir gehen.

Nächsten Morgen wird zeitlich aufgestanden, die Zelte werden gestrichen, alles wird eingepackt, aufgeladen und dann so zeitlich als möglich aufgebrochen (ich that so gewöhnlich um 4 Uhr Morgens), um so viel als möglich der Sonnenglut des Mittags und Nachmittags auszuweichen. Am Wege ist eine sehr mannigfaltige Unterhaltung: da fliegt ein Vogel auf, dort kommt scheues Wild zum Vorschein, da sind wieder schöne Baumgruppen, der Elefant heitert uns auf oder wir nähern uns einem Teiche, wo

zahlreiche Wasservögel sich herumtummeln, grüne Tauben flattern in hohen Bäumen herum und zahlreiche Turteltauben gurren im Dickicht, der Papagei läßt sein kreischendes Geschrei vernehmen und der Wildhahn täuscht uns durch sein Gekrähe. Hasen, Rehe, Rebhühner, Pfauen und vieles, vieles andere Wild kommt zum Vorschein. All dies kann der Reisende nach Belieben schießen. Niemand verhindert es! Endlich kommen wir am Ziele unserer Bestimmung an. Wenn für alles, den Anordnungen gemäß vorgesorgt ist, so ist es recht; wenn nicht, dann trifft die Schuld den Ortsvorsteher oder den Dorfwächter (Kotwal). Einer von beiden muß sich einstellen und sich gehörig rechtfertigen, warum die Anordnungen auf Grund der Parwanah nicht ausgeführt wurden. Dann folgt langes Debattieren und gewöhnlich erst bis er die Energie des Reisenden fühlt, begreift er die Situation, eilt davon, bringt das Dorf in Aufruhr und schafft das „Nötige" herbei. Dann folgt das Abräumen des Platzes, wo die Zelte aufgeschlagen werden sollen, während unterdessen schon das Abladen von den Elefanten begonnen hat; zu dem Zweck knieen diese auf alle vier Füße nieder und ein Stück nach dem andern wird abgeladen. Dann folgt das Aufstellen der Zelte, und zwar wurde gewöhnlich zuerst mein Zelt, dann das Küchenzelt und endlich das Dienerzelt aufgestellt. Wenn wir an Ort und Stelle vor Mittag ankamen, mußte der Koch alsbald etwas zum Essen bereiten, gewöhnlich ein Gedünstetes, gesetzte Eier mit Bacon, gedünstetes Hammelfleisch, wenn dies vorrätig war, 2c.; war die Ankunft erst nach Mittag, dann pflegte ich bis auf das Diner zu warten, und habe so nur einmal im Tag gegessen; da gab es gewöhnlich Suppe entweder aus der Blechbüchse oder frisch zubereitet vom Huhn, Hammelfleisch, Erbsen 2c., dann irgend ein Fleisch, was gerade zu haben war, Huhn, Hammel, auch Ziege, oder zumeist etwas Erlegtes, als grüne Tauben, Turteltauben, wilde Enten, Rebhühner, Pfauen 2c., und dann irgend eine einfache Mehlspeise; daneben aber genoß ich reichlich Thee. Das übrige Getränk pflegte ich so zu verteilen, daß ich eine Flasche Sodawasser während des Tages und eine kleine Flasche Bier dann Abends austrank. Wenn für den Reisenden alles fertiggestellt ist, beginnen dann die Diener für sich zu sorgen. Der mohammedanische Diener pflegte mit meinem Koch zu kochen, aber die übrigen Tschapráší (Hindus) kochen für sich separat; da sie aber gewöhnlich verschiedenen Kasten angehören, so kocht auch unter ihnen ein jeder für sich. Jeder sucht sich außerhalb ihres Zeltes einen passenden Platz aus, baut auf demselben einen kleinen Herd auf, dann bezeichnet er um diesen herum eine kreisförmige Stelle, so groß, daß er darin sitzen könnte, und um diesen Zirkel zu heiligen, beschmiert er ihn mit Wasser, worin Kuhkot aufgelöst ist, dem reinigende Eigenschaften zugeschrieben werden. Dann wird Feuer angemacht, der Kochende entkleidet sich bis auf das Lendentuch, wäscht seine Arme und Füße und beginnt seine Kochkunst zu üben.

An solchen Tagen, wo wir von einem Dorf zum andern reisten, pflegte ich keine Ausflüge mehr zu machen, denn wenn auch das Reisen nur langsam vor sich geht, ist es dennoch sehr ermüdend, so daß ein jeder dann seine Ruhe benötigt. War in der Umgegend des Ankunftsortes zu thun, so wurde dortselbst einige Tage Halt gemacht und wurden nach den zu untersuchenden Orten dann kleinere Ausflüge unternommen.

Am Abend ist dann im Lager alles für die Nacht gehörig vorzusorgen. Die Dorfbewohner müssen einen hinreichenden Vorrat an Holz herbeischaffen, damit die ganze Nacht hindurch Wachtfeuer brennen können. Die Diener müssen abwechselnd Wache halten, außerdem hat das Dorf einige Leute zu demselben Zweck beizustellen.

Die eingesammelten Gebirgsstücke und Versteinerungen werden gleich mit zugehörigen Aufschriften versehen und dann so gut als möglich, wenn auch nur provisorisch, eingepackt und müssen dann auch mit weitergeführt werden; die definitive Verpackung und Absendung kann erst in einem größeren Orte oder zumeist erst am Endziel der Expedition vor sich gehen.

Doch manchmal läuft nicht alles so glatt ab, wie ich es oben geschildert habe. Manchmal fällt es dem Ortsvorsteher oder den Dorfbewohnern ein, daß sie auf die Parwanah keine Rücksicht zu nehmen brauchen, oder daß sie sich so stellen, als wüßten sie nicht, was selbe bedeute, oder daß sie nicht die Anordnungen befolgen, die ihnen die Diener überbringen. Dann muß natürlich der Reisende auf Grund der Parwanah sich selbst auf eine angemessene Weise Recht verschaffen. Solche Schwierigkeiten hat vielleicht jeder Reisende, der längere Zeit durch Indien reisen mußte, zu verzeichnen. Mir kam dies besonders im Jahre 1881 und 1883 vor; da gab es fast kein Dorf, wo ich nicht genötigt gewesen wäre, durch eigene, selbst handgreifliche Intervention, die Dorfbewohner zur Ausführung der Anordnungen zu bewegen, namentlich wo es sich um Lieferung von Proviant und Beistellung von Wegweisern und Begleitern handelte.

Doch die Schwierigkeiten werden noch größer in solchen Gegenden, wo in der Nähe des Ortes, wobei man sein Lager aufschlägt, eine Polizeistation vorhanden ist. Die Polizisten sind zwar auch Eingeborene, aber mißbrauchen bei solchen Gelegenheiten ungemein ihre Gewalt und Amtsstellung sehr zum Nachteil der Dorfbewohner, ihrer Stammgenossen, solange sie dies unter dem Vorwande irgend eines gewissen Rechtes thun können. Diesen Leuten ist die Ankunft eines Europäers in ihrem Bezirke sehr willkommen; sie werden zuerst davon benachrichtigt und ihnen wird der Auftrag gegeben, dem Reisenden soviel als möglich behilflich zu sein. Da wird alsbald, schon lange bevor der Reisende ankommt, aus allen umliegenden Dörfern Proviant der verschiedensten Art auf die Police-thana (Polizeistation) eingetrieben unter dem Vorwande, es sei für den Sahib (Herrn), der da kommen

soll. Die armen Dorfbewohner müssen hergeben, was sie haben und den Polizisten geht es gut dabei. Wenn endlich der „Herr" ankommt, sind die Polizeileute zwar bereitwilligst bei der Hand, aber geben von den eingetriebenen Vorräten nur wenig heraus, da sie dabei auch stets an sich denken. Bei solchen Gelegenheiten darf man mit Strenge nicht geizig sein. Ich pflegte dann gewöhnlich die betreffenden Polizisten in meine Gegenwart zu befehlen; sie mußten herbringen, was sie von den Dorfbewohnern requiriert hatten; dann wurden die Dorfbewohner zusammengerufen, jeder erhielt das zurück, was ihm gehörte, ich behielt für Zahlung, was ich benötigte; die Polizisten erhielten in Gegenwart der ganzen Versammlung eine tüchtige Rüge, mitunter auch etwas Fühlbares, und wurden dann aus dem Dorfe gewiesen.

Natürlich nicht immer geht der Prozeß so einfach vorüber und sehr oft führt es dann auch zu allen möglichen amtlichen Auseinandersetzungen — doch ein Trost ist dabei, daß es den meisten Reisenden zustoßen kann.

Uebrigens ist diese Sitte der Polizisten auch den Regierungsorganen gut bekannt; dies geht deutlich aus einer Parwanah hervor, die mir ausgestellt wurde, als ich 1882—1883 im westlichen Bengalen und Tschota Nagpur reiste; in der Aufschrift, von Seite des politischen Beamten für die Provinz (Commissioner of Chota Nagpore) hieß es:

„For Raja of Sirgoojah. Asking him, to give every assistance to Doctor Feistmantel, Palaeontologist to the Survey, proceeding on duty into Northern Sirgoojah and *to enjoin the Police, not to be obstructive.*"[1]

Doch liegt dies alles im Charakter der Leute, in den Verhältnissen des Landes und bringt es auch die Art und Weise des Reisens mit sich. Die Schwierigkeiten wiederholen sich immer, passieren jedem Reisenden, doch vermindern sie keineswegs die Annehmlichkeiten und das Interesse solcher Ausflüge. Denn dabei ist der Mensch vollständig unabhängig, ist selbständiger Herr seines Lagers, ja er ist der Herr der ganzen Natur, die sich so großartig und in den verschiedensten, erhabenen und farbenreichen Bildern vor ihm ausbreitet. Dort kann er schießen, was ihm in den Schuß kommt, dort sind die Tiere nicht blos für privilegierte Kreise geschaffen; er kann reisen, wie und wohin er will, er kann seine Zelte aufschlagen, wo ihm beliebt und wo er es als notwendig erkennt; natürlich sind dabei gewisse Rücksichten Ausschlag gebend; die Zelte werden nie oder nur selten im Dorfe aufgeschlagen, zumeist auf freien Plätzen außerhalb; es muß Wasser in der Nähe sein, der Diener und der Elefanten wegen; auch sucht man gewöhnlich solche Plätze zum Lager auf, wo hohe Bäume sich befinden, damit sie das Zelt womöglich gegen die Sonnenglut schützen.

[1] „Für den Radscha von Sirgudscha. Ihn ersuchend, jedweden Beistand dem Doktor Feistmantel, Paläontolog an der geologischen Anstalt, der im Dienste nach Nord-Sirgudscha reist, zu geben und der Polizei anzuordnen, nicht widerspänstig zu sein."

Auf solchen Expeditionen kann sich der Reisende in vollem Maße in der Großartigkeit der Natur ergehen; da hat er vor sich Gebirge und Gebirgslandschaften mit steilen Felsen, dort wieder reißende Ströme, die sich in wildem Getöse über Felswände in die Tiefe stürzen; anderwärts sind dichte Waldungen so dunkel wie die Nacht, dann wieder weite Strecken hohen Grases, die sichere Herberge wilder Tiere; anderswo wieder ausgedehnte Gefilde mit einzeln stehenden, buschig bekronten Bäumen oder himmelwärtsstrebenden Palmen an den Rainen. Da durchzieht er Wald- oder Gebirgsdörfer, von armen Ureinwohnern bewohnt, dort wieder ausgedehnte und wohlhabende Ortschaften, mit Marktplätzen, Baudenkmälern und einer interessanten verschiedenartigen, buntbekleideten Einwohnerschaft — kurz jeder Tag bringt etwas Neues, etwas Interessantes. All dies liegt zu seinen Füßen, unterliegt für die Dauer der Reise gewissermaßen seinen Befehlen.

In höheren Gebirgsgegenden, namentlich im Himálaya-Gebirge, treten dann noch andere Reisemethoden ein. Nach Dárdschiling führt heute zwar die Bahn hinauf, aber im übrigen ist dann das weitere Reisen gerade so wie in den anderen Teilen. Zu den übrigen Gebirgsstationen gelangt man entweder mit Wagen oder zu Pferd. Spaziergänge und Ausflüge in der Umgegend werden zu Pferd (auf Ponies) gemacht. Frauen lassen sich aber gewöhnlich in eigenen Tragsesseln, sog. Dschampans oder Dándis, auch Dscholis genannt, weiterschaffen. Unternimmt man längere Ausflüge, aber doch noch da, wo Rasthäuser bestehen, benutzt der Reisende seinen Pony, das Gepäck muß von Trägern (Kulis) weitergeschafft werden, die an einzelnen Orten ausgewechselt werden. Das Gepäck wird in kleineren Bündeln entweder am Rücken oder auf Bambusschäften, die auf den Schultern zweier Kulis liegen, weiter getragen. Diese Art von Reisen hat natürlich bei der großen Zahl von Kulis, die nötig sind, auch ihre Schwierigkeiten und muß zur Herbeischaffung der Kulis auch alle Energie und gewöhnlich der Beistand der betreffenden Provinzämter angewendet werden. Noch schlimmer wird es, wenn man Reisen in solche Gegenden im Gebirge unternimmt, wo es keine Rasthäuser gibt; da muß man auch wieder das Zelt mitnehmen; dann ist die erforderliche Zahl der Kulis noch größer; auch die Mitnahme von Proviant ist nötig, nicht nur für den Reisenden, sondern auch für die Diener und Kulis, da hoch oben im Gebirge fast gar nichts zu bekommen ist, erst wieder jenseit der Pässe.

Uebrigens läßt sich für diese Bereisungen im Gebirge keine bestimmte Norm aufstellen, und hängen die Vorkehrungen dazu sowohl von der Gegend, in die man sich begibt, von der Höhe, die man überschreitet, und von der Zeit, die man im Gebirge zuzubringen beabsichtigt, ab, und ist am besten selbe an der betreffenden Stelle persönlich zu leiten.

Geographische Neuigkeiten.

* Der Pelzhandel in Canada ist früher zwei Jahrhunderte hindurch die hauptsächlichste Hülfsquelle von Handel und Gewerbe in Canada gewesen zu einer Zeit, wo die Fallensteller und Waldläufer als unumschränkte Gebieter auf ungeheuren unbewohnten Landstrichen herrschten. Seit Canada und das Gebiet der Hudsons-Bay-Kompagnie an die Krone England abgetreten worden sind, erleidet dieser Handel viele Schwankungen, denn die Pelztiere nahmen allmählich ab, und seit 1874 konnte man auch das allmähliche Verschwinden des amerikanischen Bison voraussehen. Im Jahre 1871 belief sich der Wert des gesamten, in den vier alten Provinzen von Canada gesammelten Pelzwerks 738,038 Doll.; im Jahre 1881 verzeichneten die eingegangenen Berichte eine Gesamtsumme von 987,555 Doll., aber von dieser Summe waren abzuziehen die Erträgnisse des Nordwestgebiets mit 128,000 Dollars, diejenigen von Britisch-Columbien mit 153,000 Dollars, diejenigen von Manitoba mit 80,000 und diejenigen der Prinz-Edward-Insel mit 1500 Doll. Zieht man diese Summen von der Gesamtziffer ab, so findet man auf Rechnung der vier alten Provinzen eine Verminderung von ungefähr 115,000 Doll. in zehn Jahren.

Der Gesamtwert des unverarbeiteten Pelzwerks, welches im Jahre 1887 von Canada ausgeführt wurde, belief sich auf 1,714,118 Doll. Die Ausfuhr an verarbeitetem Pelzwerk betrug nur 30,261 Doll. Diese niedrige Ziffer rührt daher, daß die Zubereitung des Pelzwerkes vorwiegend in England vorgenommen wird, wo die Felle in rohem Zustande eingeführt werden. Sind sie dann verarbeitet, so werden sie wieder nach Amerika zurückgebracht, und dies erklärt, wie Canada, als Land der Erzeugung, aber nicht der Verarbeitung, im selben Jahre für 614,444 Doll. verarbeitetes Pelzwerk eingeführt, welches sozusagen für den einheimischen Verbrauch im Lande bestimmt war. Die Einfuhr an Pelzmützen, Hüten, Muffen u. s. w. belief sich allein auf 147,000 Doll. Eine weitere Ursache der Abnahme des Pelzwerks ist seit einigen Jahren die Ausdehnung der Besiedelung, welche immer weiter vorschreitet; dagegen werden die Pelztiere immer seltener, bis zu dem Tage, wo sie, infolge der allmählichen Ausrottung des Wildes, ein nicht mehr zu findender und im Preise unerschwinglicher Handelsartikel sein werden.

* Die transandinische Eisenbahn. Man erfährt aus Mendoza: Der Direktor Schaltzmann, welcher als Oberingenieur die Arbeiten an der transandinischen Eisenbahn leitet, und der Verwaltungsrat dieser Bahn haben die Vertreter der hauptsächlichsten Zeitungen der Argentinischen Republik zu einem Ausfluge nach ihren Werften, in einem Expreßzuge, bis zum Kilometer 24 am Rio Mendoza, dem Endpunkte der Arbeiten, eingeladen. Die geladenen Gäste stiegen an diesem Orte ab und überschritten zu Fuß die Brücke über diesen Fluß, welcher aus seinen Ufern getreten, was nach der Aussage der Bewohner der Gegend seit mehr als 50 Jahren nicht mehr vorgekommen war. Die Brücke hat eine Länge von 120 Meter und ruht auf vier ungeheuren Pfeilern, welche 10 m. tief in das Bett des Flusses eingesenkt sind, da man nur mittelst einer solchen Tiefe gegen diesen ungestümen Strom ankämpfen kann, welcher eine Geschwindigkeit von mehr als 10 Meilen in der Stunde hat. Vom Rio Mendoza an wurde die Reisegesellschaft von einem heftigen Wirbelwind ergriffen. Bei Kilometer 31 dringen die Arbeiten schon in die ersten Schultern der Cordilleren ein. Der Weg schlängelt sich um die Hügel herum, denn es ist auf der ganzen durchlaufenen Bahn kein einziger Punkt vorhanden, wo die Bahn auch nur zwei Kilometer weit eine gerade Strecke bildet. Die Kurven sind z. T. so stark, daß der Zug die Gestalt eines Hufeisens haben wird. Bei Kilometer 37 beschreibt die Linie eine sehr ausgesprochene Kurve, und man läuft ganz unversehens in den Caleton-Tunnel, welcher 120 m. Länge und 6 m. Durchmesser hat, den ersten von den sechs Tunnels, welche diese Bahn auf einer Strecke von 190 Km. haben wird. Alle ohne Ausnahme des großen Tunnels im zentralen Massiv, werden eine Durchbohrung von 530 m. im Granit erfordern. Der große Tunnel, dessen Entwurf und Herstellung von Herrn Schaltzmann und einer Kommission von Ingenieuren in die Hand genommen werden wird, soll eine Länge von 8 bis 10 Km. bekommen. Die Bahn übersetzt an verschiedenen Stellen den Rio Mendoza, über welchen zwölf große Brücken und mehr als 20 kleine Viadukte gebaut werden müssen. Die Hochebenen erheben sich bei Kilometer 50 bis zur Station de San Ignazio oder de los Baños, und die Arbeiten reichen bereits bis zum Kilometer 89. Der Ausflug erstreckte sich vorerst bis zum Caleton-Tunnel, welcher für diese Gelegenheit mit dem grünen Gebüsch der Cordillera' und mit wohlriechenden Cactusblüten geschmückt war. Der an dieser Stelle durchbohrte Berg ist sehr hoch; an seinem Fuße rauscht der Mendoza wild vorüber. Das Schauspiel ist wahrhaft imposant. Gegenwärtig arbeiten 1500 Mann unter der Leitung von 45 Ingenieuren an diesem Tunnel, und binnen Kurzem wird die Zahl der Arbeiter auf 3000 erhöht werden. Man hofft, zu Ende dieses Jahres die Bahnlinie bis Uspallata eröffnen zu können. Der Ingenieur Clark wird in den jüngstvergangenen Wochen nach Chile abgegangen sein, um die Arbeiten auf dem anderen Abhang des Gebirges zu beginnen, wo das Material für dieselben schon angekauft ist.

* Die Ergebnisse von Coudreau's Forschungen im Tumac-Humac-Gebirge, Guiana. In der Versammlung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 24. Mai ds. Js. gab Herr Coudreau eine Schilderung seiner Erforschungsexpedition in das Tumac-Humac-Gebirge im Innern von Französisch-Guiana zum Besten. Die Region war früher beinahe unbekannt, bis

der verstorbene Dr. Crevaux sie in den Jahren 1877 bis 1879 besuchte, welcher aber nur flüchtig die Hauptzüge der Gegend einer teilweisen Erforschung zu würdigen vermochte. Unsere Leser werden sich erinnern, daß es Herrn Coudreau in den Jahren 1883 bis 1885 gelang, eine ähnliche Mission nach den Gegenden zu unternehmen, welche im Osten, Süden und Südosten an die französischen Besitzungen in Guiana grenzen. Die Ergebnisse seiner zweiten Expedition, welche vom Mai 1887 bis April 1889 währte, werden von ihm folgendermaßen geschildert. Eine Vermessung im Maßstab von 1 : 100,000 ist auf einer Strecke von 2500 e. Mln. bewerkstelligt und verzeichnet worden, wovon 1625 Mln. auf Flußläufe und die übrigen 875 auf das Gebirge kommen. Eine vollständige Vermessung ward ausgeführt von den Läufen des Maroni, Oyapock und Maruini, von deren Mündungen bis zu den Quellen. Seine Arbeit im Gebirgsbezirk umfaßte 210 Reisetage, worunter 150 Tage, an denen man die Indianerpfade im Urwald verfolgte, und 50 im weglosen Teile des Waldes, wo man sich erst einen Pfad hauen mußte. Von 150 Höhenpunkten wurden Messungen vorgenommen, und die Quellen beinahe aller Wasserläufe auf beiden Abhängen der Bergkette festgestellt. Das Klima jener Berggegenden ist gesund, und die mittlere Temperatur ungefähr 22.2° C. Unermeßliche Wälder bedecken einen breiten Gürtel des Landes am Fuße des Gebirgs. In ethnographischer Hinsicht hat Herrn Coudreau's Reise zum sorgfältigen Studium der Sitten, Bräuche, Trachten und Dialekte der paar Dutzend Indianerstämme, welche diese Gegend besuchen, wesentlich beigetragen. Er fand, daß diese Eingeborenen zum größten Teile intelligent, friedlich, seßhaft, fleißig und zur Beschäftigung mit dem Ackerbau geneigt sind; nur der kleine Stamm der Cussaris erwies sich feindselig und machte einen Angriff auf den Reisenden, wobei derselbe verwundet wurde. Herr Coudreau war während des beschwerlichsten Teils seiner Reisen nur von einem kleinen Gefolge von zwei oder drei Indianern begleitet.

* Eine Reise in das Innere des Gabun-Landes. Herr v. Brazza teilte in einer der jüngsten Versammlungen der Geographischen Gesellschaft in Paris einige Einzelheiten über eine wichtige Reise mit, welche sein Sekretär Crampel in die bisher noch unbekannte Gegend gemacht hat, welche nordwestlich vom Ogowé liegt. Herr Crampel brach am 12. August 1888 mit einer Gesellschaft, welche aus zwei mit Flinten bewaffneten Einheimischen, aus zwei Senegalesen und einem Dutzend Adommas bestand, von Madiville am Ogowé auf, schlug den Weg nach Norden und etwas westlich von demjenigen ein, welchen Herr v. Brazza bei einer früheren Gelegenheit genommen hatte, und erreichte am 1. Oktober den oberen Ivindo, den größten von den Zuflüssen des Ogowé. Der Lauf dieses Flusses, von dem man nur die Mündung und den äußersten oberen Teil kennt, ist niemals festgestellt worden Die Pahuins, welche jene Gegenden besuchen, waren freundlich, und der Reisende ließ sein Gepäck bei einem dieser Häuptlinge zurück, während er in einer nordöstlichen Richtung vordrang, um die Wasserscheide des Kongo zu erforschen. Unter 2° 15′ n. Br. erreichte er den Oberlauf des Flusses Lekoli (? Likuala), welcher sich bei Bonga in den Kongo ergießt. Diese Linie bildet die Grenze der französischen und deutschen Besitzungen in dieser Region und war der nördlichste Punkt, den er erreichte. Herr Crampel wandte sich nun westwärts und bog in die unbekannte Region ein, welche zwischen ihm und der Küste lag. Unterwegs entdeckte er einen westwärts fließenden Strom, den sogen. N'Tem, welcher nach seiner Mutmaßung der Oberlauf des Campo ist. Der französische Reisende Fleuriot de Langle erwähnt einen See N'Tem als die ursprüngliche Heimat der Pahuins und verwechselt ihn ohne Zweifel mit diesem Fluß. An diesem Punkte hatte Herr Crampel, dessen Verkehr mit den Eingeborenen bisher im allgemeinen ein freundlicher und friedlicher gewesen war, einen feindseligen Zusammenstoß mit den Eingeborenen, in dessen Verlauf er verwundet und einer seiner Senegalesen getötet wurde. Er sieht in dem Gebahren der Eingeborenen nur das Ergebnis früherer Händel mit zwei deutschen Expeditionen. Unter bedeutenden Schwierigkeiten drang er nach der Küste vor und erreichte am 3. März 1889 Bata. Die Ergebnisse dieser Reise werden ohne Zweifel wesentlich zur Kenntnis des durchreisten Landes beitragen und einen ziemlich großen weißen Fleck auf unseren Karten von Afrika ausfüllen helfen.

* Die Meereshöhe des Victoria-Nyanza. Herr Ravenstein schreibt: „Die Angaben über die Höhe des Victoria-Nyanza sind noch immer sehr widersprechend. Herr Mackay, welcher im Mai 1855 an der Uganda-Station wie auch in Mtungo an der Murchison-Bay, vier Fuß über dem Spiegel des Sees, beobachtete, gibt dem See nur eine Meereshöhe von 3250 F., was überraschend niedrig war. Herr Mackay beobachtete mit einem George'schen Barometer, und da er seine Ablesungen in dem „Church Missionary Intelligencer" (1885, S. 723) angibt, so bin ich in der Lage gewesen, seine Beobachtungen mit dem folgenden Ergebnis zu berechnen:

Uganda-Station	4089 F.
Mtungo (4 Fuß über dem Seespiegel)	3901 F.

Ich habe auch Herrn Thomson's Beobachtungen in Masali berechnet, welches nach seiner Angabe 20 F. über dem Seespiegel liegen soll; er bediente sich ebenfalls eines George'schen Barometers. Ich bestimme die von ihm gewonnene Höhe auf 3892 F. (Seespiegel 3872 F.), was in befriedigendster Weise mit Herrn Mackay's Ergebnis übereinstimmt. Diese vereinzelten Beobachtungen mögen natürlich nicht ganz frei von Irrtum sein, allein ich glaube, sie rechtfertigen es, daß wir das Niveau des Sees von 4000 F., die ich ihm auf meiner großen Karte gab, auf 3880 F. reduzieren — ein Unterschied, welcher im Ganzen nicht sehr erheblich ist. Da Herrn Mackay's meteorologi-

sches Tagebuch wohlbehalten in England angekommen ist, so werden wir wohl binnen kurzem eine genauere Belehrung über diesen Punkt erhalten.

Kleinere Mitteilungen.

Vereine, Gesellschaften, Versammlungen ꝛc.

* III. Mitteilung der Geographischen Gesellschaft in Bremen. Bremen, 17. September 1889. Nachstehend teilen wir den ersten Bericht des Herrn Dr. Kükenthal an die Gesellschaft mit, welchen derselbe gleich nach seiner am 7. d. Mts. erfolgten Rückkehr nach Tromsö erstattet hat. Es ergibt sich daraus, daß der zweite Teil der Reise, die, wie gemeldet, nach der Strandung der „Berntina" auf einem anderen Fangschiff fortgesetzt wurde, vom Glück begünstigt war und, wie überhaupt, so besonders auch geographisch wertvolle Ergebnisse, namentlich bezüglich des bisher noch so wenig bekannten König Karls-Landes im Osten Spitzbergens geliefert hat.

Deevie-Bay, am 17. August 1889,
Südostküste von Stans Foreland (Spitzbergen-Gruppe).

Da ich wohl annehmen darf, daß Sie meinen Brief aus der Whales' Point-Bucht[1] erhalten haben, so will ich den weiteren Reisebericht daran anknüpfen. Unsere Gefangenschaft im Eise dauerte 11 Tage, bis zum 8. Juni. Wir benutzten diese Zeit, um Streifzüge in das Land zu unternehmen und mancherlei zu erbeuten. Am Abend des 8. Juni hatte sich das Eis so weit verteilt, daß wir in den Stor-Fjord hinaussegeln konnten. Die beiden Pfingstfeiertage hatten wir dichten Nebel, der am 11. Juni von einem Sturme abgelöst wurde, wie ich noch keinen im Eismeer erlebt habe; als der Klüver zerriß, mußten wir vor den in der Deevie-Bay gelegenen Russoernen (den King Louis-Inseln der englischen Karte) vor Anker gehen. Am nächsten Morgen erschien ein nicht breiter, aber dichter Streifen schweren Eises, der, von der starken Strömung getrieben, überaus schnell heranrückte und im Verein mit hoher Dünung aus Südwest unser Schiff auf Steinklippen trieb. Bald darauf trat Ebbe ein und das Fahrzeug fiel um. Alle Anstrengungen, mit der nächsten Flut loszukommen, waren vergeblich; mit Eisblöcken beladene Sturzseen brausten unaufhörlich über Deck, und bald war unsere prächtige „Berntina" wrack. Ueber die treibenden Eismassen hinweg erreichten wir das Land, nur mit dem Allernotwendigsten versehen. Die kleine felsige Insel, auf welche wir nun angewiesen waren, war noch fast gänzlich schneebedeckt. Von lebenden Wesen fanden wir drei Eisbären vor, die wir erlegten, sowie viele Eidervögel und Gänse. Glücklicherweise hatte sich mit Eintreten der nächsten Ebbe durch Einschieben einer Reihe von Eisblöcken zwischen Wrack und Insel vorübergehend eine Brücke gebildet, so daß wir dasselbe erreichen und noch vieles bergen konnten. Kapitän Nils Johnson war vor allem bemüht, unsere Ausrüstung zu retten, und zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit als ein wahrhafter Ehrenmann. Wir erhielten so ziemlich alles, nur das Spiritusfaß war aus dem mit Eisblöcken und Wasser angefüllten Schiffsraum nicht herauszubringen (einige Tage später erhielten wir auch dieses) und die bis dahin gesammelten Vogelbälge, welche von Dr. Walter mit großer Sorgfalt präpariert worden, waren durch das auch unsere Kajüte erfüllende Seewasser vernichtet worden. Leider mußten wir infolge unseres Schiffbruches die meteorologischen Observationen vier Tage lang unterbrechen.

Bereits am Nachmittag des 14. Juni erschienen drei Fahrzeuge, deren Kapitäne uns aufsuchten. Indem mir nun die Wahl gelassen wurde, entweder auf der Insel zu leben, auf welcher Johnson mit einem Teil seiner Leute bis zum Herbst zu verbleiben gedachte und durch Bootsreisen das Gebiet um die Deevie-Bay herum genauer zu erforschen (Kapitän Johnson hatte für diesen Fall seine Mannschaft sowie ein Fangsboot zu unserer freien Verfügung gestellt), oder aber mit einem der drei Fangsschiffe von neuem das Glück zu versuchen, wählte ich das letztere und Kapitän Magnus Arnesen, Yacht „Cecilie Malene" von Tromsö, übernahm uns unter denselben Bedingungen, welche wir mit Johnson abgemacht hatten.

Waren wir bis dahin vom Unglück verfolgt worden, so wurden wir durch die nachfolgende Fahrt reichlich entschädigt, dieselbe ist ohne Uebertreibung als einzig dastehende in diesen Gebieten zu bezeichnen, zumal wenn man die Jahreszeit berücksichtigt, in welcher wir die Hauptresultate erreichten. Eine eingehendere Darstellung derselben will ich mir bis zu unserer Ankunft in Bremen aufsparen, und nur einen kurzen Auszug aus meinem Tagebuch geben.

Am 19. Juni begannen wir der Südostküste von Stans Foreland entlang zu segeln. Am 21. Juni trafen wir Eis an den Nyk Ys-Inseln, denen wir uns auf ½ Meile näherten.

Am 24. Juni segelten wir über die Olga-Straße zum Osteis und bekamen die Ostküste der König Karls-Inseln (von den Fangsleuten fälschlicherweise als „Gillisland" bezeichnet) in 5—6 Meilen Abstand in der Richtung nach Nord zu in Sicht. In den nächsten Tagen folgten wir der 3—4 Meilen breiten Festeiskante der spitzbergischen Ostküste, lagen am 26. Juni in Ost von der Walter Thymen-Straße, am 27. Juni vor der Unicorn-Bay und stiegen am Abend desselben Tages auf einer der nach Ost vorgeschobenen Bastians-Inseln an Land. Damit hatten wir den Schauplatz der Thätigkeit der ersten deutschen Nordpol-Expedition vom Jahre 1868 von Osten her erreicht, einer Thätigkeit, die wir an der außerordentlich zuverlässigen Kartierung merken konnten. — Die Gegend wimmelte von Eisbären, auf einer Jagd auf dem Festeise zählte ich 17 Stück. Im Laufe weniger Wochen hatten wir 18 geschossen, zwei Junge lebend gefangen. Am 1. Juli waren wir vor der Ulve-Bay in einer observierten Breite von 79° 7′ dicht unter dem Nordostlande, dessen Südküste nach unseren Beobachtungen einige Minuten südlicher liegt. Wir folgten am nächsten Tage der Küste dieses Landes, welches hier einen einzigen ungeheuren Gletscher bildet, nach Ost und befanden uns bald darauf unterm Kap Mohn, von wo aus wir nach den König Karls-Inseln segelten. (Näheres darüber siehe den unten folgenden Bericht.) Am 6. Juli befanden wir uns dicht unter der Süd- und Südostküste dieser Inseln.

Bis zum 11. Juli kreuzten wir an der Südmündung der Hinlopen-Straße. Am 12. Juli segelten wir nach Nord, die Hinlopen-Straße hinauf und drangen durch verteiltes Eis bis unter die Fosters-Inseln vor, eine Breite von 79° 31′ erreichend. Nur wenige Meilen um Verlegenhook herum zur Amsterdam-Insel fehlten uns an einer vollständigen Umseglung Spitzbergens, da wir uns bereits am 22. Mai vor Amsterdam befunden hatten. Die nun folgenden Wochen wurden zu einer möglichst gründlichen Untersuchung der Olga-Straße und ihrer Küsten benutzt. Gegen hundertmal dredgten wir in diesem, bisher noch unerforschten Meere, dessen Tiefenverhältnisse wir durch eine größere Anzahl Lothungen ziemlich genau kennen lernten. Die größte Tiefe von 266 m. erreichten wir im Süd der König Karls-Inseln, 6 Meilen von Ostkap derselben entfernt. Die Küstenkontouren wurden, soweit es uns möglich war, aufgenommen und Landschaftsskizzen von allen Gegenden angefertigt, darunter einige von den König Karls-Inseln. Ein wichtiges Resultat scheint uns die Entdeckung eines starken Meeresstromes zu sein, der die gesamte Olga-Straße in der Richtung von Nord nach Süd, unter den König Karls-Inseln nach Südost abbiegend, durchströmt, von Mitte Juli bis Mitte August war er außerordentlich stark. Die Ober-

[1] Dieser Brief ist in der ersten Mitteilung der Gesellschaft vom 28. August abgedruckt.

fläche des Stromwassers hatte Ende Juni eine Mitteltemperatur von +1.5° C., im Juli bis Mitte August +2.6° C. In der Tiefe nahm die Wasserwärme rasch ab, am 26. Juli z. B. betrug sie mitten in der Olgastraße an der Oberfläche +3.2° C., in 40 m. Tiefe aber nur noch +0.3° C. Diesen Strom beobachteten wir überall und zu jeder Zeit von Nordostland an bis zu den Ryk Ys- und König Karls-Inseln, nur an den flachen Küsten wurde er durch die Gezeitenströme gestört.

Am 30. Juli waren wir auf den Ryk Ys-Inseln. Wir fanden nur drei kleine Inseln vor, von den drei weiteren großen zusammen über 3 Meilen langen Inseln, welche auf den Karten verzeichnet stehen, war nichts zu sehen. Dieselben sind nicht vorhanden. Die Vegetation war außerordentlich ärmlich, es fand sich nicht eine einzige Blütenpflanze vor. Interessant war das Vorkommen von Rentierspuren; die Tiere müssen jedenfalls sehr weite Wanderungen über das Festeis unternehmen. Die Ostküste des Barents-Landes untersuchten wir am 5. August, und fanden sie gleichfalls in Bezug auf Vegetation und Tierleben im höchsten Grade ärmlich. In rein geographischer Hinsicht ergebnisreich war auch die Fahrt längs der eisfreien Ostküste von Stans Foreland. Der gewaltige König Johanns-Gletscher, welcher den größten Teil der Südostküste bildet, endet nicht mit Stone Foreland, sondern setzt sich weiter nach Norden und Nordwest fort, um dann plötzlich scharf westlich und westsüdwestlich umzubiegen. Er bildet dadurch den Südrand einer Bay, welche an Breite etwa der Deevie-Bay gleichkommt. Sich verlierende blaue Berge, welche sich an der Nordwestseite tiefer in das Land ziehen, brachten diesem Küstenstrich von Seiten der Fangsleute den Namen „Blaafjorden" ein. Beim Näherkommen erwies sich aber, daß von einem Fjord keine Rede ist, die Berge begrenzen ein tief einschneidendes Thal, die Küste selbst wird von ödem, schlammigem Flachland gebildet, welches sich bogenförmig zum Ende des König Johanns-Gletschers zieht. Ein mächtiger steiler Berg von der gleichen Form, wie der Black Point der Südküste, bildet den nördlichen Thorpfeiler der neuen Bay, er liegt ein paar Meilen südlich von Kap Heuglin.

Am 12. August waren wir zum vierten und letztenmale unter den König Karls-Inseln und wandten uns dann südwärts, da unabsehbare dichte Packeismassen von Norden und Osten vordrangen. Zugleich schlug das bis dahin ausgezeichnete Wetter um, und da fast ununterbrochener Nebel eintrat, verließen wir die Olga-Straße und segelten dicht der Küste folgend nach der Deevie-Bay.

Ueber die Lufttemperaturen, welche wir im Osten Spitzbergens, also in der Olga-Straße gemessen haben, möchte ich folgende Angaben machen:

	Mitteltemperatur	Maximum	Minimum
Juni 20. 30.	+1.5° C.	(27. Juni, 8 Uhr Ab.) +4° C.	(25. Juni, 8 Uhr Ab.) 1.2° C.
Juli	+2.1° C.	(23. Juli, 12 Uhr Mitt.) +5° C.	(18. Juli, 1 Uhr Morg.) 0.7° C.
August 1.–15.	+2.8° C.	(6. Aug., 12 Uhr Mitt.) +4.3° C.	(4. Aug., 4 Uhr Morg.) +1° C.

Diese auch für einen arktischen Sommer sehr niedrigen Temperaturen stehen im grellen Gegensatz zu denen der Westküste von Stans Foreland, wo wir einmal, am 19. August, das Maximum von 11.1° C. erreichten. Nachdem wir die Olgastraße verlassen hatten, brachten wir drei Tage mit Untersuchungen am Lande bei Whales' Point zu, blieben noch einige Zeit in Deevie-Bay, deren reiches Tierleben uns viel Material bot, und segelten am 24. August nach Tromsö zurück.

Tromsö, 6. September.

Am 2. September erreichten wir Land zwischen Hammerfest und Tromsö, mußten vor Sturm im Kvänangen-Fjord Schutz suchen und konnten erst heute Abend nach langwierigem Kreuzen hier anlangen.

Anfang Oktober gedenken wir in Bremen einzutreffen und werden Ihnen noch genauere Nachricht geben.

* * *

Kurzer Bericht über die König Karls-Inseln.

Die erste sichere Kunde von dem Vorhandensein eines Landes östlich von Spitzbergen lieferte die dritte schwedische Expedition vom Jahre 1864. Von dem zwischen Hinlopen-Straße und Helis-Sund gelegenen weißen Berge aus hatten die Forscher ein hohes Bergland mit zwei besonders hervorragenden abgerundeten Berggipfeln gesehen und dasselbe als das etwas sagenhafte „Gillisland" aufgefaßt. Die Entfernung wurde auf etwa 150 Km. geschätzt. In den Karten erschien es unter dem Namen „Schwedisches Vorland".

Verschiedene Angaben, hauptsächlich von Fangsschiffern herrührend, können wir übergehen, da dieselben weder Sicheres noch Neues bringen, und wenden uns der nächsten etwas ausführlicheren Mitteilung aus dem Jahre 1870 zu, welche von Heuglin und Graf Zeil herrührt. Von dem an der Walter Thymen-Straße gelegenen Middendorf-Berge aus erblicken sie ein gebirgiges Land mit zahlreichen scharfen Spitzen, welches, in einer ungefähren Entfernung von 66 Km. gelegen, sich vom 78.° bis zum 79.°, vielleicht bis zum 80.° n. Br. erstrecken sollte. Petermann gab diesem Lande den Namen „König Karls-Land". Man zweifelte nicht, daß dieses Land mit dem schwedischen Vorland in Zusammenhang stand.

Bestimmtere Mitteilungen wurden erst im Jahre 1872 von norwegischen Fangsschiffern gemacht, welche in diese Gebiete vordrangen. Der Hammerfester Kapitän Altman behauptete, daß König Karls-Land aus drei großen und einigen kleinen Inseln bestehe, während Kapitän Nils Johnson aus Tromsö der Ansicht war, daß König Karls-Land ein einheitliches Ganzes sei, die ververmeintlichen Inseln seien durch Flachland verbunden.

Auf Grund hauptsächlich dieser Mitteilungen wurde die Karte von König Karls-Land entworfen, wie sie jetzt vorliegt. Eine weitere Bereicherung erhielt dieses Meeresgebiet durch zwei Inseln, welche im Jahre 1884 von den Fangsschiffern Kapitän Johannessen und Kapitän Hemming Andreassen im Osten von König Karls-Land entdeckt wurden, die sich bis ungefähr 79° 20′ n. Br. und 38—39° ö. L. nach Ost oder Ostnordost verschieben sollen. Weitere Angaben liegen bis jetzt nicht vor. Auf den Karten ist König Karls-Land als zusammenhängendes Land dargestellt, östlich davon die beiden Inseln, deren Nordostpunkt von Schwedisch Vorland circa 35 geographische Meilen entfernt liegt. Da wir in diesem Jahre mit der Tromsöer Yacht „Cecilie Malene", Kapitän Magnus Arnesen, viermal unter den König Karls-Inseln gewesen sind, so sind wir in den Stand gesetzt, von dem Bisherigen recht abweichende Mitteilungen machen zu können.

Unsere vier Fahrten nach diesen Inseln verteilen sich auf folgende Tage. Den ersten Vorstoß machten wir von den Ryk Ys-Inseln aus und befanden uns an der Eiskante 5—6 Meilen südlich vom östlichsten Punkt der Inseln am 24. Juni. Am 3. Juli segelten wir, vom Nordostland kommend, mit südwestlichem Kurse auf die Inseln zu. Bei dem außerordentlich klaren Wetter vermochten wir die gesamte Inselgruppe vollkommen zu überschauen. Im Laufe des Tages kamen wir dicht heran und segelten nun, 3—4 Km. von dem teilweise eisfreien Lande entfernt, die Westküste (dem „Schwedisch Vorland" entsprechend) entlang nach Süd, wo wir größere Massen Eis antrafen. Am Abend waren wir etwa 5—6 Meilen von den Inseln entfernt, im Süden derselben, die klare Luft ließ uns den Inselkomplex auch von dieser Seite überschauen. Eine dritte Fahrt unternahmen wir ein paar Tage später von Barents-Land aus. Am 6. Juli erreichten wir die Südwestküste und segelten in durchschnittlich 4—5 Km. Abstand zwischen verteiltem Eis nach Ost, wodurch uns Gelegenheit wurde, Süd- und Südostküste genauer kennen zu lernen. Da indes Schneegestöber und Nebel eintrat und die Eismassen weiter im

Osten dichter wurden, kehrten wir um. Ein viertesmal segelten wir über die Olga-Straße am 11. August, und kamen am Morgen des 12. August wiederum nahe an die Westküste heran, welcher wir südwärts folgten. Diesmal war die Küste von einem bis 3 Km. breiten dichten Packeisgürtel blokiert. Tage-lang andauernde Nebel, sowie die Gefahr, von den aus Ost und Nord vordringenden Massen schweren Packeises eingeschlossen zu werden, bestimmten uns zur Rückkehr nach Spitzbergen, so daß wir die Ostküste der Inselgruppe nicht erreicht haben. Am besten orientierten wir uns über die West- und Südküste, Nord- und Südostküste konnten wir wenigstens gut überschauen. Wenn wir das Resultat unserer Beobachtungen zusammenfassen, so ergibt sich folgendes:

Von etwa 26° 20′ ö. L. bis höchstens 30° ö. L. in einer Breite von 78° 30′ bis höchstens 78° 57′ n. Br. liegt eine Inselgruppe, bestehend aus mindestens zwei, wahrscheinlich aber drei Inseln. Die westliche dieser Inseln erstreckt sich in ihrer Längsrichtung von Nordwest nach Südost, das Nordkap liegt zwischen 78° 50′ und 78° 51′ n. Br., das Südkap auf circa 78° 30′ n. Br. Ihre größte Längsausdehnung beträgt etwa 6½ Meilen, an der Nordküste ist sie circa 1 Meile, an der Südküste 2 Meilen breit. Die Nordküste wird eingenommen von einem mächtigen vierkantigen Berge mit steilem Felsaufsatz, dessen Gipfel ein von Nord nach Süd sich etwas neigendes Hochplateau darstellt; die Höhe mag etwa 1200 Fuß betragen. Dieses isoliert dastehende Bergmassiv ist auf weite Entfernungen hin wahrzunehmen, man sieht es noch, wenn die sich daran schließende Küste bereits verschwunden ist. Ein schmales Thal trennt es von dem nun folgenden Hochplateau, welches den ganzen Binnenraum der Insel einnimmt, eine mittlere Höhe von 500—600 Fuß besitzt und an der Nordseite sowie an einzelnen vorspringenden Punkten der Westküste etwas ansteigt. Eine bedeutendere Höhe erreicht es erst im Süden, die 2 Meilen breite Südostküste wird von dem Steilabfall des hier über 1000 Fuß hohen Plateau's gebildet. Dem Abfall des Hochplateau's ist an der Westküste bis zum Südkap ein Flachland vorgelagert, welches über eine Meile Breite erreichen kann. Dieses Flachland fehlt der Südostküste vollkommen, an der Nordküste ist es sehr schmal und etwas höher. Wir bemerkten auf diesen meist terrassenförmig sanft ansteigenden Küstenstrecken große Massen von Treibholz. Es steht dieses Vorkommen im Einklang mit dem Vorhandensein eines starken von Norden kommenden Meeresstromes, den wir im ganzen Bereich der Olga-Straße vom Nordostland an konstatieren konnten, und über dessen spezielleres Verhalten wir später berichten werden. Am Südkap war das vorliegende Land vor dem Fjeldabsturz bedeutend erhöht, ein mächtiger, ganz vereinzelt dastehender schwarzer Felsblock ragte hier hoch auf, einer Kirche nicht unähnlich, schon von Weitem ein gutes Merkzeichen abgebend. Der einzige Gletscher, welchen wir vorfanden, befand sich an der Südostküste, etwa ½ Meile vom Südkap entfernt, er war unbedeutend und besaß einen steilen Abfall. Meeresbuchten waren drei vorhanden, zwei flache an der Westseite, durch das weit hervorspringende Südwestkap getrennt, und eine kleinere, aber tiefere an der Südostküste von etwa 1 Meile Breite und 1 Meile Tiefe, deren Westufer von den nach Norden umbiegenden Bergabstürzen des Hochlandes, das Ostufer von dem niedrigen, aber steil abfallenden Ostkap gebildet wird. Von der Ostküste dieser Insel vermögen wir nur über deren nördlichen Teil etwas auszusagen. Von dem Nordberge streckt sich nach Ostnordost eine flache Landzunge. Auch die darauf folgende Küste ist Flachland.

Das Gestein, aus welchem die Insel bestand, war im Norden von rotbrauner Farbe, im Westen und Süden mehr graubraun. Die gesamte Architektonik war dieselbe wie an der Ost- und Südküste von Stans Foreland. Nahe an der Küste angestellte Dredgen brachten ebenfalls dasselbe Gestein, grauen Thonsandstein und „Hyperit", zu Tage.

Die Vegetation war, soweit wir sie beurteilen konnten, eine sehr spärliche; Rentiere konnten wir nicht beobachten, das einzige Säugetier, welches wir auf der Insel sahen, war ein Eisbär. Noch am 12. August waren die Bergabhänge fast vollständig, das vorliegende Flachland zum guten Teil schneebedeckt.

Der Sund, welcher diese Insel von dem östlich davon gelegenen Lande trennt, ist an seiner Nordmündung gegen drei Meilen breit. Die Richtung der Nordküste dieses Landes ist eine ostnordöstliche, der dem Sunde zugewandten Küste eine südsüdwestliche. Das Westkap liegt auf 78° 51′ n. Br., das Nordostkap auf etwa 78° 57′ n. Br. Ein Bergplateau von etwa der gleichen Höhe wie das der Westinsel bildet die Westspitze dieses Landes, es fällt überall steil ins Meer herab. An der Nordküste lassen sich drei aufeinanderfolgende Bergvorsprünge bemerken. Es folgt auf dieses Fjeld nach Osten zu ein breiter schneebedeckter Abhang, der mit einem schmalen, hoch heraufziehenden Felsgrat endigt. In Bezug auf ein darauf folgendes, mehr von Nord nach Süd streichendes schneebedecktes Küstengebiet, war es uns nicht möglich, zu entscheiden, ob dasselbe mit dem vorhergehenden zusammenhing oder durch eine Bucht oder einen Sund getrennt war, ein breites Bergplateau begrenzt es im Osten. An dieses schließt sich flach ansteigendes Land an, welches von dem Nordostkap, einem Berg mit abgerundetem Gipfel, begrenzt wird. Oestlich von diesem Berg, den wir noch mit vielen Details erkennen konnten, war nichts mehr zu sehen. Die Süd- und Südostküste dieses Landes erblickten wir, als wir am Abend des 3. Juli in Südwest vom Südkap der Westinsel lagen. Bei unserer Weiterfahrt nach Süd trat dieselbe mehr und mehr hervor, wir vermochten deutlich zu erkennen, daß sie von den Abhängen eines Hochplateau's gebildet wird.

So ungefähr ist das Bild, welches wir auf Grund unserer Beobachtungen von dieser Inselgruppe erhalten haben; wir denken es später durch eine Kartenskizze und einige Aquarelle der Landschaft, die wir zu entwerfen Gelegenheit hatten, zu vervollständigen. Unsere Angaben über diese Gruppe mit den bereits vorhandenen zu vermischen, getrauen wir uns nicht zu übernehmen und wollen dies gern Berufeneren überlassen.

Vielleicht ist es uns aber gestattet, unsere eigene persönliche Meinung in einem Hauptpunkte dieser Frage zu äußern. Aus verschiedenen und, wie wir glauben, schwerwiegenden Gründen, die hier zu entwickeln indeß zu weit führen würde, glauben wir in dem von uns gesehenen Inselkomplex das auf den Karten verzeichnete König Karls-Land inclusive der von Johannessen und Andreassen im Jahre 1884 entdeckten neuen Inseln zu erkennen. Wir sind überzeugt, daß Kapitän Johnson im Jahre 1872 auf dem östlichsten Punkte der östlichsten Insel gelandet ist und daß man die Ausdehnung der Inseln nach Ostnordost um mindestens 8 Längengrade verringern muß, um der Wahrheit näher zu kommen.

Tromsö, 6. September. Dr. W. Kükenthal.

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Das Weib

in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien

von **Dr. H. Ploß,**

herausgegeben von **Dr. Max Bartels.**

Mit 7 lithograph. Tafeln, Ploß' Portrait und 107 Holzschnitten. 2 Bände. Lex.-8°. Preis brosch. 24 M., gebd. 29 M.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 41. Stuttgart, 14. October 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das neue Landesbefestigungssystem Italiens. S. 801. — 2. Das heutige Persien. Von A. J. Ceyp. (Fortsetzung.) S. 804. — 3. Armenische Sprichwörter und Rätsel. S. 807. — 4. Ein Ausflug nach Westafrika. Von Dr. med. Robert Müller. S. 809. — 5. Die Eskimo der Hudsons-Straße. Von F. F. Payne. S. 812. — 6. In den Alpen Neuseelands. Von R. v. Lendenfeld. (Fortsetzung.) S. 816. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 820.

Das neue Landesbefestigungssystem Italiens.

Italien, auf drei Seiten von einer langgestreckten Küste von etwa 3300 Km. Länge umgeben, besitzt in seinem offenen und verhältnismäßig leicht zugänglichen Küstengebiet eine empfindliche, dem Anfall feindlicher Streitkräfte auf eine sehr ausgedehnte Strecke ausgesetzte Grenze. Der andere Teil seiner Grenze ist von Hochgebirgen gebildet, und wird durch die neutrale Schweiz sowohl um ein beträchtliches verkürzt, als auch in zwei politisch und strategisch völlig getrennte Teile geschieden.

Diese Hochgebirgslandgrenze Italiens ist bei weitem leichter zu verteidigen, als das weite, offene Küstengebiet, da verhältnismäßig nur wenige und leicht sperrbare Pässe über jene Hochgebirge führen.

So wenig nun hier wie an der Küste ein zusammenhängendes Grenzcordon-Vertheidigungssystem, wie etwa das ostfranzösische — in Anbetracht der ungeheuren Länge des zu schützenden Gebietes und des Charakters der heutigen Kriegsführung — von der italienischen Landesverteidigung ins Auge gefaßt zu werden vermochte, so handelte es sich für dieselbe doch darum, sowohl diejenigen wichtigsten Defileen der Hochgebirgslandgrenze zu erkennen und zu befestigen, deren Benutzung einem Gegner die meisten Vorteile verspricht, als an den Küsten die wichtigsten Etablissements für die Marine, sowie die Arsenale, Handelshäfen, Meeresstraßen 2c. durch entsprechende Befestigung zu schützen.

Ferner galt es für die Landesverteidigung Italiens, das Innere des Landes hinsichtlich der Anlage von Befestigungen in so fern in Betracht zu ziehen, als dieselben zur Sicherung des strategischen Aufmarschs und als Stützpunkte für die unmittelbare Verteidigung der Landesgrenze, sowie als Rückhaltpunkte für den Fall einer Niederlage im offenen Felde, in Belang kommen konnten.

Die Schwäche der langgedehnten, offenen italienischen Küste hat die italienische Regierung veranlaßt, da dieselbe in der That dem Anfall einer feindlichen Flotte und Landungsarmee auf einer ungemein großen Strecke ausgesetzt ist, derselben ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. In erster Linie hat dieselbe dabei einen Angriff Frankreichs ins Auge gefaßt und es erscheinen in der That besonders die an den Westküsten Italiens liegenden wichtigen Hafenplätze und Städte durch einen solchen bedroht. Die strategische Situation und geographische Lage Frankreichs Italien gegenüber und die Ueberlegenheit seiner Flotte fordern dieses Land gebieterisch zu einer energischen Offensive zur See gegen die Flotte und Küsten Italiens heraus. Nächst der italienischen Flotte würden Genua, Spezia, Livorno, Rom, Neapel oder Sardinien und Sizilien Objekte einer solchen Offensive sein. Das schwierige Vordringen der französischen Landarmee über die Alpen würde speziell durch einen Flankenangriff der französischen Flotte und einer Landungsarmee auf Genua und über Genua hinaus unterstützt werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Frankreich in der Lage ist, von Toulon und Marseille aus auf 150—160 Transportschiffen ca. 70,000 Mann aller Waffen in einem bis zwei Tagen an die italienische Westküste zu werfen. An Zeit zur Einschiffung bedürfen diese Truppen nur 36 Stunden, da alle Vorbereitungen dazu in umfassendstem Maße getroffen sind. Die Transportfahrtzeit nach Livorno beträgt 24 Stunden, nach Civita Vecchia 36 Stunden, nach Palermo 46 Stunden, nach Neapel 48 Stunden

und nach Sardinien 20 Stunden. Ferner muß die Zeit, welche zur Mobilmachung erforderlich ist, hinzugerechnet werden.

Angesichts dieser drohenden Gefahr im Falle eines Krieges, hat man sich in Italien zur Befestigung der wichtigsten Punkte, welche sowohl Angriffsobjekte selbst, als Stützpunkte für einen Angriff werden können, entschlossen.

Diese Punkte sind der Kriegshafen von La Spezia, die Hauptflottenstation Italiens, von welcher die Operationen einer die ligurische und toskanische Küste verteidigenden Flotte ihren Ausgang nehmen können. Die Bucht von Spezia ist vortrefflich und sehr groß, sowie gegen Winde vollkommen geschützt; sie ist fast eine Meile lang, an der Mündung etwa $^3/_4$ Meilen breit, und ist 10 m. tief. In dem eigentlichen Kriegshafen liegen vier Trockendocks, die Maschinenhallen, Werkstätten, Krahne und die Werfte für Kriegsschiffe 2c.

Die Befestigungen des Hafens bestehen in einer Reihe von Batterien und Forts, und zwar im Osten die Forts Canarbino und Rocchetta, die Batterien Falconara, Sta. Teresa, Pianellone, San Bartolomeo und Valdilocchi; im Westen die Forts von Palmaria, de la Castagna, Santa Maria, Muzzerone und Castellana, und die Batterien von Pezzino. Im Norden das Fort Castellaro und die Batterien Molino a vento und Capuccini. Die Befestigungen von Spezia sind noch unvollendet, denn eine beträchtliche Anzahl von Forts und Batterien befindet sich noch im Bau. Es sind dies die Forts Monte della Rastia, Monte Albano, Verrugali, Santa Croce, Parodi, Lerici, Monte Marcello, Brauri, und Valestresi, und die Batterien von Cava Castellana, Ginestrone, Monte Bramapan und der Panzerturm von Maralunga; ferner die Hauptenceinten von Monte Gaggiano, Frosonora, Trebiano und die nördliche Umfassungsmauer mit den Annex-Batterien, sowie der Panzerturm la Scuola.

Außerdem sind noch die Forts Marinasco, Vissegi, Vallerano und Capitole bei Vezzano und die Haupt-Enceinte von Buon Viaggio projektiert.

Von welcher Ausdehnung die Befestigungen La Spezia's nach ihrer Vollendung sein werden, geht daraus hervor, daß dasselbe alsdann von nicht weniger wie 21 Forts, 11 Batterien und 2 Panzertürmen, sowie einer Hauptenceinte mit Annexbatterien umgeben sein wird. Ein unterseeischer, noch im Bau begriffener Damm wird die Einfahrt sichern.

Ein sehr wichtiger fester Platz ist ferner Genua, welches zur Zeit neue Landforts und Hafenbatterien erhält. Die Bedeutung Genua's für die italienische Landesverteidigung liegt besonders darin, daß es als Ausschiffungspunkt zweier Armeekorps aus dem südlichen Teile der Halbinsel im Kriegsfall in bestimmte Aussicht genommen ist, und ferner den Depot- und Ausschiffungsplatz für den Nachschub zur See nach dem norditalienischen Kriegsschauplatz bilden soll; auch ist Genua als reicher Handels- und Hafenplatz von Wichtigkeit.

Von großer Bedeutung ist ferner die ausgezeichnete Rhede von La Maddalena, deren Befestigungen der Vollendung nahe sind. Sie bestehen aus fünf Forts auf Maddalena und zwei Forts auf dem nahegelegenen Caprera. La Maddalena besitzt ferner ein Arsenal, Magazine, Kasernen, Lazarette 2c. Seine Armierung und kriegsmäßige Ausrüstung war bereits 1888 vollendet. Zwischen beiden genannten Inseln ist ein Brückenbau geplant.

Die Rhede von Maddalena ist besonders deshalb von Wichtigkeit, da sie den kürzesten Weg von der französischen Küste nach Rom, Neapel und Sizilien, die Straße von Bonifacio, beherrscht und eine vorteilhafte Flankenstellung gegen Angriffe auf Sardinien, Elba und Civita Vecchia bildet. Die Rhede ist für Panzerschiffe vom größten Tiefgang geeignet und gut geschützt. Zu ihrer Verteidigung soll die Infanterie-Division der Mobil-Miliz von Sardinien herangezogen werden.

Es wird ferner befestigt: die Rhede von Vado, welche einen geeigneten Stützpunkt für eine Expedition gegen Genua bilden würde und deren Befestigung zugleich die Küstenbahn beherrscht. Ferner Livorno und der Hafen von San Stefano. Auf dem Monte Argentario sind die Batterien zum Schutze des Hafens von San Stefano im Bau begriffen. Auf der Insel Elba werden die Häfen von Porto Ferrajo und Porto Longone durch Strandbatterien gesichert, und durch dieselben die Bahn zwischen Livorno und San Stefano beherrscht. Civita Vecchia, als Ausschiffungspunkt für ein gegen Rom bestimmtes Expeditionskorps von Bedeutung, behält seine alten Befestigungen.

Rom, die Landeshauptstadt, der Sitz der Regierung und Bahnknotenpunkt, nur einen Marsch von der Küste entfernt, ist durch 16 Gürtelforts gesichert.

Die wichtigsten dieser Forts sind im Westen: Aurelia Antica und Bocca; im Osten: Monte Antenne, Pietra Lata und Tiburtina; im Norden: Trionfale, Monte Mario; im Süden: Appia Antica, Ostiense und Portuense.

Die alten Befestigungsanlagen des guten, im übrigen unbedeutenden Hafen- und Waffenplatzes Gaëta werden durch neue Batterien verstärkt, welche zur Zeit in der Armierung und Ausrüstung begriffen sind.

Das verschanzte, nur einen Marsch von der Küste entfernte Lager von Capua schützt besonders das nahegelegene, nur vier Meilen entfernte Neapel, welches angesichts starker, bei Capua versammelter Streitkräfte kaum vom Feinde besetzt werden kann.

Die Befestigungen Neapels, aus den Castellen del Ovo, Nuovo, Capuano del Carmine und Sanct Elmo bestehend, sind veraltet und viel Mauerwerk zeigend, wenig widerstandsfähig, der Hafen von Neapel ist offen und es fehlen ihm Batterien, die das Meer beherrschen. Die volkreiche wichtigste Handelsstadt besitzt ein Arsenal und große

Schiffswerfte, sie fordert den Angriff einer feindlichen Flotte heraus. Allein die Castelle und die Besatzung der Stadt, sowie deren große Ausdehnung und die Nähe des Lagers von Capua gestalten einen feindlichen Angriff auf Neapel immerhin zu einem schwierigen Unternehmen, der nur für ein starkes Expeditionskorps unter dem Schutze einer kräftigen Diversion der Flotte durchführbar erscheint.

Der Hafen von Tarent ist dazu ausersehen, ein Hauptkriegshafen zu werden; er ist zur Befestigung sehr geeignet, man hat jedoch erst mit dem Bau eines Forts, welches die Meerenge von Tarent beherrscht, begonnen.

Die Straße von Messina wird durch Strandbatterien mit Geschützen von großer Tragweite armiert und durch Torpedos gesperrt, und ein doppelter Brückenkopf soll den Uebergang vom sizilianischen auf das kalabrische Ufer sichern. Die Bedeutung der Straße von Messina, die an der schmalsten Stelle eine halbe Meile breit ist, liegt darin, daß sie für die Verbindung von Sizilien mit dem Festlande von größter Wichtigkeit ist, und ihr Besitz den beliebigen Uferwechsel sichert. Die Armierung und Ausrüstung der angelegten Werke ist der Vollendung nahe.

An der Ostküste Italiens ist Venedig der einzige befestigte Platz von Bedeutung am Adriatischen Meere; es ist der Kriegshafen für die Adria. Seine Befestigungen sind sehr ausgedehnte; sie umfassen, aus 24 Forts, 45 Strand- und Lagunen-Batterien und sonstigen Werken bestehend, außer Venedig die Orte Chioggia, Sotto Marina, Pellestrina, Burano, Murano und Mestre, welche zusammen 180,000 Einwohner zählen. Die Befestigungslinie hat einen Umfang von 60 Km. Die wichtigsten Forts derselben sind: San Felice und Caroman bei Chiggia; San Stefano, San Pietro und Alberoni zwischen Pellestrina und Malamocco; die Forts Malghera und Mania bei Mestre; das Fort San Nicolo del Lido, östlich von Venedig. Die Festungswerke sind mit 820 schweren Geschützen armiert, ihre Besatzung beträgt etwa 20,000 Mann. Zur Küstenbeobachtung und Verteidigung dienen die an den Küsten stationierten Finanzwach-Brigaden und das dem Marineministerium unterstellte, aus Marinetruppen ergänzte Küsten-Verteidigungskorps, welches im Frieden zum Teil in den Arsenalen und im hydrographischen Amte beschäftigt ist.

Einen Anhalt dafür, welche umfassenden Vorkehrungen Italien für die Neugestaltung seines Landes-Verteidigungssystems getroffen hat, bieten die enormen Ausgaben, welche seitens des Landes in dieser Richtung in den letzten Jahren gemacht worden sind. Bereits im Jahre 1882 wurden zur Befestigung von Rom 9 Mill. Lire, zur Anlage von Sperrforts 19 Mill., zum Ausbau von Spezia 10 Mill., zu Arbeiten für die Küstenverteidigung 15 Mill., zur Herstellung von Küstengeschützen 9 Mill. und zur Armierung von festen Plätzen 23½ Mill. bestimmt.

Im Jahre 1883 war eine besondere Reichsbefestigungskommission von 12 Generalen und 3 Admiralen zusammenberufen. Dieselbe erstattete nach Beendigung ihrer Arbeiten über die Reichsbefestigung einen Bericht, in welchem eine umfassende Befestigung der Küsten und Grenzen des Landes als sehr dringlich bezeichnet wurde. Die Kommission forderte die Summe von 450 Mill. für diese Befestigung, sowie für den Ausbau der Befestigung von Rom und die Neuanlage eines verschanzten Lagers bei Capua. Von dieser gewaltigen Summe sollten 131 1/10 Millionen auf die Befestigung der Nordwest- und Ostgrenze, 254 1/10 Mill. auf Befestigung der Küsten und Inseln und 64 3/4 Mill. auf die Befestigung der Städte Rom und Capua zur Verwendung gelangen. Gleichzeitig wurde in Vorschlag gebracht, daß die gleich hohe Summe von 450 Mill. später auf die weniger dringend erscheinenden Befestigungsanlagen verwandt werden solle.

Infolge dieser Forderungen der Kommission wurden zunächst 1884 von der Kammer 15 Mill. zur Beschaffung von Küstengeschützen, Torpedos und Mitrailleusen und zur Errichtung von Signal- und elektrischen Beleuchtungsstationen für die Küstenverteidigung bewilligt, und darauf, im Jahre 1885, 57 Mill. für die Küstenbefestigung und zwar für den Ausbau der Befestigungen von Genua, für die Neubefestigung der Rhede und der Insel Maddalena, für die Rhede von Vado, für die Häfen Ferrajo und Longone auf Elba, für Errichtung von Batterien auf dem Monte Argentario, welche den Hafen von San Stefano sichern, für Befestigungen bei Livorno, Lucca, die Rhede von Genua und die Meerenge von Messina und den Hafen von Tarent zur Verfügung gestellt.

Für Spezia außerdem 13 Mill. als erste Rate der 62½ Mill., welche der Bau des unterseeischen Dammes und eine Anzahl von Batterien erforderte. Ferner für den Bau der Enceinte von Rom und des 16. Gürtelforts 10 Mill.; nächstdem als erste Rate für die Hauptfort von Capua 10 Mill. Schließlich für den Ausbau und die Neuanlage von Sperrforts an der Nordwest- und Nordgrenze zusammen 26 Mill., und zwar für den Bau eines neuen Werkes auf dem Mont Cenis, den Ausbau der Forts Exilles und Fenestrelle, den Ausbau des Forts Assietta, des Forts Vinadio und den Batterienbau im Sturathale. Alsdann für die Neubefestigung und den Ausbau von Saccarello, Zuccarello, Melogno, Altare, und Turchino, und für die Neuanlage der Thalsperren der Assa, der Cordevole, der Posina und des Astico und die Verstärkung von Pieve di Cadore im Piavethal, endlich für die Brückenköpfe der Piave-Uebergänge. Außerdem wurden noch für die Armierung von Festungen 20 Mill. bewilligt.

Auch das Budget für 1886/87 weist einige Summen für die Reichsbefestigung auf, so 1,700,000 Frcs. für den Ausbau des unterseeischen Dammes bei Spezia, 1 Mill. für den Ausbau von Sperrforts und 700,000 Frcs. für die Vervollständigung von Festungsarmierungen. Das Budget von 1887/88 enthält wieder beträchtlichere Summen,

und zwar für die Küstenbefestigung $6^1/_{10}$ Mill., für den Ausbau von Sperrforts und Batterien $5^1/_2$ Mill. und für den Ausbau von Forts bei Rom und Capua $1^1/_2$ Mill.

Im verwichenen Jahre endlich wurden zur Verstärkung von Spezia 5,600,000 Frcs., für die Küstenbefestigung 4,400,000 Frcs., für den Ausbau von Sperrforts $5^1/_2$ Mill. und für die Herstellung schwerer Geschütze 4,600,000 Frcs. votiert.

Im ganzen bestimmte Italien neuerdings die gewaltige Summe von $272^1/_2$ Mill. für die Zwecke seiner Landesverteidigung. Diese Summe repräsentiert jedoch nur die wichtigsten Kreditforderungen, und wenn die letzteren auch stellenweise nicht völlig zur Perzeption gelangten, wie z. B. von den 1885 für die Zwecke der Küstenbefestigung bewilligten 57 Mill. nur 47 Mill. zur Verwendung kamen, so liegen in dieser Summe keineswegs alle Geldopfer inbegriffen, welche die patriotische Volksvertretung Italiens dem Interesse der Landesverteidigung gebracht hat. Italien besitzt daher jetzt schon, wie wir sahen, eine ganze Reihe stattlicher und moderner Befestigungen, von denen besonders diejenigen an seiner Westküste erheblich zur Erhöhung der Operationsfähigkeit der italienischen Heere beitragen.

(Schluß folgt.)

Das heutige Persien.

Von A. J. Ceyp.

(Fortsetzung.)

III.

Persien ist unstreitig ein schönes, an Naturprodukten aller Art reiches Land; seine gebirgigen Partien können sich mit vollem Rechte mit denen der Alpenwelt Mitteleuropa's messen. Die bedeutende Bodenerhebung bringt ein Klima hervor, welches mit jenem der südlichen Schweiz in Parallele gestellt wird. Von den heißen Gestaden des Kaspischen Meeres gelangt man im nahen Elburzgebirgs-Hochlande zu Berggipfeln, die in ewigem Schnee prangen; fruchtbarer Boden und das Nebeneinanderbestehen von Klimaten, die vom tropischen bis zum alpinen abstufen, sichern dem Lande einen großen Reichtum an Naturerzeugnissen aller Art. Doch fehlt hier, obgleich dieses Land eine fast tausendjährige Kultur hinter sich hat, die arbeitsame Hand, welche die Schätze der Natur zu pflegen und zu heben versteht. Dank diesen Bodenverhältnissen vereinigt Persien in seinen Grenzen alle Produkte des Südens und Nordens, von der Palme und Banane bis zu den unter ewigem Schnee fortwuchernden Gräsern. Auf den saftigen Matten, wie z. B. beim Dorfe Därbänd und dessen Wasserfalle bis weit über Laar hinaus, entzückt das Auge des Wanderers zur Frühlingszeit eine prachtvolle Flora. Ueber zwei Fuß hohe Anemonen mit weißen Sternen (Anemone narcissifolia), rosafarbene und gelbe Primeln mit lieblichem Duft, blaue, mit der Farbe des Firmaments wetteifernde Gentianen und dunkelrote Fritillarien mit ihren eiförmigen, großen Glocken, die Rosasterne des Pyrethrum roseum, weißgelbe Azaleen in voller Blüte und eine weißblühende Daphne bilden mit dem frischen Grün der Alpenkräuter einen malerisch bunten Teppich. Ein buntes Gemisch von allerlei Sträuchern: Jasmin, wilder Schneeball (Viburnum opulus), Rhododendron, Pimpernuß (Staphilaea pinnata) 2c., hebt sich über den Farnkräutern und dem frischen Gras, in dem sich eine Menge von flinken Laufkäfern (Carabicidae) und rote Käfer mit schwarzen Punkten (Coccinella septempunctata) herumtummeln. Unter den Blumen nimmt die Rose (= kûl, d. i. Blume) von Shîrâz den ersten Rang ein. Sie spielt, gleichwie die persische Nachtigall = bûlbûl, eine große Rolle in der persischen Poesie; man feiert ihr zu Ehren allenthalben Feste. Außer der Rosenflora ist die Tulpenflora die beliebteste und vielartigste, denn jeder Garten ist voll davon. Schon im Februar blühen Veilchen, Hyazinthen und Narzissen im Freien. Der Perser liebt die Blumen, und wenn auch von einer eigentlichen Hortikultur nach europäischen Begriffen, außer in den königlichen, prinzlichen und einigen Gesandtschafts-Gärten, nicht die Rede sein kann, so gibt es doch genug Eingeborene, die es ganz gut verstehen, Blumen zu züchtete; man sieht daher im Frühjahr überall reichen Blumenflor. Mit Ausnahme der Provinzen Gîlân und Mâzânderân ist das Nutzholz im Lande sehr wenig. In diesen beiden ertragsfähigsten Provinzen breiten sich dichte Wälder von Akazien, Hagebuchen, Ahorn, Buchsbaum, Platanen, Ulmen, Tarantelbäumen, Eichen, Rotbuchen, Kornelbäumen aus, von Epheu, Lianen, Hollunder und anderen Gesträuchen umgeben. Man bemerkt viele Bäume, deren Stämme zwei erwachsene Männer nicht umfassen können. Leider wirtschaftet hier der Mensch, wie fast allenthalben in diesen Provinzen, geradezu mörderisch im herrlichen Wald. Hunderte von Stämmen liegen da und faulen, andere sind verbrannt und haben ein trauriges Aussehen, denn ehe ein Baum gefällt wird, wird er angebrannt, so daß Zweige und Aeste gewissermaßen durch das Feuer geputzt werden. Natürlich brennen auch die Nachbarbäume mit an, und es ist zu verwundern, daß nicht ganze Waldpartien in Feuer aufgehen. Viele Stämme stehen verdorrt, von ihren Zweigen hängen lange, dichte Flechten herab. Verschiedene Kerbtiere finden in dem abgestorbenen, faulen Holze ein bequemes Daheim und vollenden die Zerstörung von Menschenhand. In den schattigen Waldpartien tritt allenthalben die hübsche Stechpalme (Ilex aquifolium) mit ihren glänzenden Blättern und brillanten Beeren auf. An den Abhängen der Berge wächst hie und da die Cypresse, Weide und Platane; Cedern und Fichten trifft man auf einzelnen Bergen an, Eichen, Linden, Akazien, den Sumach- oder Färberbaum und Galläpfel auf den niederen Hügeln und in den Felsklüften. Die letzteren (persisch mâzû genannt), kommen hauptsächlich in

Kurdistân und den daran grenzenden Distrikten Azärbâidjâns, Sâûdj Bulâgh, Särdäsht und Soldûz vor und werden stark nach Rußland und anderen Orten exportiert. Der Buchsbaum (Buxus sempervirens), persisch shimshâd, findet sich als dichter Wald in Gîlân und Mâzänderân; in der letzteren Provinz hauptsächlich in dem zwischen den beiden Flüßchen Nämäkâbrûd im Osten und Sefîd Tämîsh im Westen liegenden Distrikte Tänäkâbûn. Diese Bäume werden seit 1870 in ungeheurer Anzahl gefällt und ausgeführt. An feuchten Stellen wachsen die Edelkastanie, Wachholder, eine prächtig gemaserte Esche, ferner die bekanntlich ein sehr schweres, weißes, oft von schwarzen Streifen durchzogenes Holz liefernde, hier sehr stark werdende Kornelkirsche.

Wie bereits erwähnt, ist das Nutzholz in Mittel- und Südpersien sehr wenig; es muß jedoch dem Bedarfe immer genügt haben, weil man in vielen Gärten dennoch sehr alte und große Platanen und Ulmen findet.

Die urwaldliche Beschaffenheit der Provinzen Gîlân und Mâzänderân macht es möglich, daß sich daselbst auch noch eine sehr reiche Tierwelt erhalten hat. Außer Panthern, Bären, Wölfen, Hyänen, Schakalen, Steinböcken, Füchsen, Hasen, wilden Eseln, Bergziegen, Viverren, Stachelschweinen, Genettkatzen, Antilopen 2c. sind in ganz außerordentlichen Mengen namentlich Wildschweine vorhanden, die sich natürlich an den hier vorkommenden Eicheln von geradezu monströser Größe, bis von über 4 cm. Länge, ein Gütliches thun können. Die Tiere werden von den Eingeborenen fleißig gejagt, indeß lediglich des großen Schadens halber, welchen dieselben anrichten, wenn sie zur Nachtzeit den Fruchtfeldern in der Ebene ihre Besuche abstatten. Fell und Fleisch läßt man unbenützt, ja man hütet sich aus religiösen Gründen ängstlich, die getöteten Bestien auch nur anzurühren. Am eifrigsten wird der Bezoarbock des nach ihm benannten Stoffes wegen gejagt. Von Geflügel findet man, außer Hühnern und Tauben, Gold-, Silber- und gemeine Fasanen, sowie wohlschmeckende Rebhühner. Ferner sind fast alle europäischen Zug- und Raubvögel vertreten, von welchen letzteren der Falke zur Gazellen- und Reiherjagd abgerichtet wird.

Der große Ertrag der Fischereien, welche sich an den Mündungen fast aller der zahlreichen Flüßchen von Asterâbâd bis Tâlish befinden, ist bedeutend. Die wichtigsten der dort gefangenen Fische sind die Störe (Acipenser), Schergen (Acipenser stellatus), russisch Sebringa, Hausen, (Acipenser huso), persisch sägh mâhî, Welse (Siluris glanis), persisch sum, eine große Barbenart (persisch Sefîd mâhî), eine große Karpfenart (persisch kupûî) und hauptsächlich Lachse und Lachsforellen (persisch âzâd mâhi). Die Lachse fangen im Mai an aus dem Meere in die Flüsse hinaufzusteigen, und kommen fortwährend noch bis Mitte August. Sie ziehen die Flüsse herauf, um zu laichen, allein nur wenige kommen jemals wieder herunter, denn jeder Fisch scheint in den Flüssen umzukommen, sei es durch Ueberzahl, sei es durch die Hand des Menschen. Der Lachs wird in folgender Weise getrocknet: Man hat eine Reihe offener Schuppen, worin man den Fisch an Stangen aufhängt, nachdem man ihn bis zum Schwanz aufgeschlitzt, den Kopf abgeschnitten und die innere Seite gereinigt und gewaschen hat. Die Stangen sind einige Zoll auseinander gerückt und ruhen mit ihren Enden auf Stangen, die von einem Ende der Schuppen zum andern reichen, so daß die Fische zwar der Luft ausgesetzt, aber vor der Sonne geschützt sind. Sie müssen auch so hoch gehängt werden, daß sie außer dem Bereiche der zahllosen Hunde sind.

Hier bleiben die Fische aufgehangen, bis sie unter dem Einflusse der Luft getrocknet sind. In Gîlân und Mâzänderân wurde das Fischereimonopol im Jahre 1876 mit dem Russen Leonozoff gegen Zahlung eines Pîshkish von 200,000 Kerân für die gesamte Küste des Kaspischen Meeres erneuert. Aus dem ganzen Golf wird ein schwunghafter Handel mit getrockneten Fischen nach Sansibar und Indien getrieben. Nach ersterem gehen gespaltene, 2 m. lange Delphine und Haie, nach letzterem besonders auch Haifischflossen als Delikatesse zur Suppenbereitung. Ebenso wird am Golf in Menge eine größere Garnelenart (persisch meigû) eingesalzen und getrocknet. Diese sämtlichen Produkte, besonders aber die letzteren, würden als Delikatessen selbst in Europa Liebhaber finden. Ein ziemlich schwunghafter Export von Bären-, Wolf-, Fuchs-, Marder-, Otter-, Zobel- und anderen Fellen findet schon jetzt von den nördlichen Provinzen und Isfahân nach Rußland statt. Der Pelz des Zobels ist außer dem des Panthers der wertvollste Ausfuhrartikel dieses Landes. Der Zobelpelz ist zur Winterszeit in seiner besten Beschaffenheit; der Zobel wird dann in Fallen gefangen, denn im Frühjahr, selbst wenn der Winterbalg noch vorhanden ist, fällt das Haar aus, nachdem das Fell zubereitet worden ist. Der Zobel wird immer vom Schwanze aus in Sackform abgebalgt, und während uns diese Operation in der angenommenen und erprobten Art des Landes gezeigt wurde, gab uns ein Eingeborener zugleich einen Vortrag über Zobel und Zobeljagd zum Besten. Der Zobel ist nach seiner Darstellung ein Tier von nächtlicher Lebensweise, geht zwar gelegentlich auch bei Tag auf Nahrung aus, verbringt aber meist diesen Teil der 24 Stunden in einem Loch an den Wurzeln oder in den Stämmen von Bäumen. Er meidet die Nähe der Menschen und wird selten in der Nachbarschaft der Dörfer gefunden, denn sein Lieblingsaufenthalt sind die Tiefen der von den Eingeborenen am wenigsten besuchten Wälder.

Man erklärt die unzugänglichsten und am wenigsten bekannten Landesteile am Kaspischen Meere für die besten Jagdgründe zum Zobelfange. Der Zobel lebt von Hasen, von Vögeln aller Art, kurz beinahe von allen lebenden Tieren, welche er erhaschen kann; er soll aber auch Beeren und sogar Fische essen. Das Weibchen wirft nur einmal im

Jahre, und zwar im Monat April, vier bis fünf Junge auf einmal in einem Nest in hohlen Bäumen. Wenn der Jäger zum erstenmal von einem dieser Tiere gebissen wird, so erfolgt auf den Biß beinahe unfehlbar eine schwere Krankheit, aber bei späteren Gelegenheiten stellen sich keine schlimmen Folgen ein, außer etwa möglicherweise eine leichte Entzündung der Wunde. Der Fang des Zobels wird auf verschiedene Art bewerkstelligt. Bei den Persern ist noch der Fang mit Fallen gebräuchlich. Der Zobel erreicht gewöhnlich eine Länge von 44 cm. und eine Schwanzlänge von 22 cm., ist also etwas kleiner als unser Steinmarder.

Bären sind in Mâzänderân häufig und von bedeutender Größe. Sie werden im September, Oktober und November gejagt, wo sie sehr feist sind. An der Küste des Kaspischen Meeres und des Golfes kommt der Haubentaucher (Podiceps) während der kälteren Jahreszeit in großen Mengen vor.

Persien, dessen Bevölkerung nach neuesten statistischen Berechnungen nur 7,653,600 Menschen (d. h. 4.6 Menschen auf 1 Quadratkilometer) beträgt und in 12 Provinzen — Aderbâidshân, Gilân, Mâzänderân, Tâbäristân, Khurâsân, Ardilân, Luristân, Däshistân, Irâk, Kârâghân, Mäkrân, Kirmânshâhân — eingeteilt wird, hat vor Zeiten als mächtiges Reich vier- und fünfmal so viele Menschen ernährt, als heute notdürftig die nötigen Existenzmittel finden. Thatsächlich ist der Wassermangel in den einzelnen Distrikten das Haupthindernis gegen die Ausdehnung der Bodenkultur. Gewiß waren einmal die zahlreichen Wasseradern, welche von den im Winter durchwegs beschneiten Gebirgen ins Land strömen, direkt gefaßt und gesammelt, daß nichts von der Feuchtigkeit verloren gieng. Ohne Zweifel war das Bodenerträgnis unter Gouverneuren früherer Zeitepochen, welche die unsinnige Devastierung der Wälder im Innern des Landes, sowie das Auspressungssystem noch nicht mit so ausgesprochener Virtuosität, wie in den letzten Zeitepochen, handhabten, ein gesicherteres für den Produzenten, als jetzt, wo dem Landwirte von der Ernte kaum genug zum eigenen Leben belassen wird. Der persische Landmann bearbeitet seine wenigen urbaren Felder mit einem enormen Fleiße und Geschicke. Zuerst legt er Wasserzuläufe zu seinem Grundstücke an, die der technischen Fertigkeit dieser Leute alle Ehre machen. Ich sah in der Umgebung von Teherân und Isfahân Kanalbauten von mehreren Stunden Länge. Die Grundbesitzer, die daran vereint arbeiten, graben oft mehrere Klafter tief unter der Erde diese Kanäle ohne Maschinen, ja ohne irgend welche regelrechte Werkzeuge. Nur ein Mann steht gebückt im Kanale und grabt das Schottermaterial mit einem primitiven Handwerkszeug heraus, gibt es in einen an einer Lederschnur befestigten Ledersack, den ein zweiter nach oben zieht. Von beiläufig 200 zu 200 Schritten ist immer nach oben ein Schacht eröffnet, und von jedem solchen Schachte arbeiten die Leute einander entgegen, bis der Tunnel fertiggestellt ist. Das durch diese Tunnels zugeleitete Gebirgswasser wird durch Stauung auf die Felder und in die Gärten geleitet, welche während der regenlosen Zeit und bis zur Reife der Früchte mindestens zweimal in der Woche unter Wasser gesetzt werden müssen. Hiebei vereinigen sich die Bewohner eines jeden Dorfes betreffs der Reihenfolge in der Zuleitung und Quantität des Wassers. Nicht selten kommt es vor, daß irgend ein Mächtiger sich vor einem Dorfe ansiedelt und den Bewohnern ihren Wasserbedarf mindert oder ganz sperrt. Ist derselbe sehr mächtig und rücksichtslos, so bleibt den Beschädigten nichts übrig als ihre Wohnsitze aufzugeben und sich anderwärts eine Niederlassung zu suchen. Dies, sowie die stetige Entvölkerung des Landes, sind die Gründe, weshalb man in einigen Provinzen mehr verlassene und verfallene, als bewohnte Dörfer antrifft. Wenn der Winter schneereich war und die Frühjahr-Regenzeit ausgiebige Feuchtigkeit bringt, so ist die Ernte aller Früchte gesichert. Ein Verheeren durch Hagel oder sonstige Elementarereignisse ist nahezu ausgeschlossen. So steinig und steril die Ackerkrume auch aussieht, so ist dieselbe im allgemeinen so fruchtbar, daß der eingelegte Same überall reiche Früchte bringt, wenn nur die nötige Bewässerung nicht fehlt. Im Monat April sticht selbst aus dem anscheinend ganz mit Steinschotter bedeckten Humus ein Anflug von Gras hervor, doch die Sonnenstrahlen dorren die Pflänzchen rasch ab. Die großen Schafheerden finden jedoch auf den endlosen Flächen und Hügeln unter dem Schatten-spendenden und Feuchtigkeit-sammelnden Gesteine das zusagende und ausreichende Futter, wenn auch das Auge des Menschen dort keine Vegetation erblickt.

In Mittelpersien beginnt die Ernte der Körnerfrüchte Anfangs Juni, so daß bis Anfang Juli alle Felder kahl und grau erscheinen. In der Nähe des Golfes und bei Bampûr ist die Ernte viel zeitlicher; hier werden nach der Kornfechsung erst noch Melonen, Gurken, Rüben 2c. gepflanzt. Die Bebauung des Bodens erfolgt mit sehr primitiven Werkzeugen, einem Pfluge oder Räder mit einer krummen Scheere, dann Spaten und Haue; eine Egge sah ich nie. Die Körnerfrucht wird mit einer langen, geraden Sichel geschnitten, selbst Gras und Klee werden damit gefechst. Der Pflug wird zumeist von Rindern gezogen. Heu und Klee werden bei guter Bewässerung vier-, auch fünfmal im Jahre gefechst. Das Getreide wird auf dem Felde entkörnt. Zuerst werden die Halme auf einem großen Haufen zusammengeschichtet. Rund um denselben wird die Erde mittelst einer Holzwalze festgestampft, dann werden die Halme handhoch auf die Fläche gestreut und mit einem Schlitten darüber gefahren. Der Schlitten wird von zwei Rindern gezogen; in der Mitte sitzen zwei Menschen, am Hinterteil sind zwei Walzen in die Kufen eingesetzt mit je 5 bis 7 in selbe senkrecht eingefügten Eisenscheiben. Durch die Kufen des Schlittens und durch

die Hufe der Tiere werden die Körner aus den Aehren gedroschen, während durch die mit den Walzen rotierenden Eisenscheiben das Stroh zu Häcksel geschnitten wird. Bei den Wohnhäusern werden dann Gruben gegraben und mit Stroh ausgefüllt; darauf kommt eine Lage Körnerfrucht, dann wieder Stroh und so fort, bis eine bestimmte Höhe erreicht ist Solche Kornkammern sehen riesigen Strohhaufen gleich.

Die Weinkultur ist von großer Ausdehnung, nachdem die Weintraube eines der Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen bildet. Die Pflege der Weingärten ist die denkbar einfachste. Nur nach der Ernte werden die Reben beschnitten und wird das überflüssige Astwerk entfernt. Die Opiumbereitung hat in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen, und bildet auch die Opiumausfuhr eine der größten Einnahmequellen des Reiches. Besonders im vorigen Jahre hatte Persien eine gute Opiumernte; nach England allein sind 5000 Kisten versendet worden. Sehr viel sieht man auch Felder mit 8—9 F. hohen Ricinusstauden, die den Eingeborenen das Brennöl und das beliebteste Purganzmittel liefern. Baumwoll- und Tabakfelder sind überall zu treffen, dann solche, auf denen der indische Hanf (Cannabis indica) gebaut wird, aus dem Haschîsch, das drastischste Narkotikum, bereitet wird. Gerste ist das alleinige Körnerfutter der Pferde und Maultiere. Roggen wird in den höheren Gebirgsgegenden, während Weizen in allen tieferen, wasserreichen Landstrichen angebaut wird. Hülsenfrüchte wie: Bohnen, Fisolen, grobkörnige Erbsen, als Grünfutter für Nutzvieh, findet man allgemein. Kartoffeln sind im Lande noch nicht lange bekannt, werden aber in Gärten mit Vorliebe gepflanzt und gern genossen. Dagegen gibt es mehrere andere Arten von Knollengewächsen, die dort heimisch und auch für einen europäischen Gaumen recht genießbar erscheinen, welche aber bei uns unbekannt sein dürften. Gewürze aller Art, bei uns bekannte und unbekannte, gedeihen dort und spielen in der persischen Küche eine große Rolle. An Beeren (annâb) sah ich nebst Himbeeren und Brombeeren, schwarze und weiße Maulbeeren von seltener Größe und besonderem Wohlgeschmacke. Die Obstgärten, welche zum Schutze vor Plünderung durch Menschen und Tiere mit Umfassungsmauern geschützt sind, enthalten alle Varietäten an Obstsorten der südlichen und nördlichen Zone. Ich sah wiederholt Quittenäpfel in der Größe eines Kindskopfes. Während unsere Arten von Aepfeln dort meist saft- und geschmacklos sind, so sind die Birnen, besonders die Sorte Gûlâbî Shahî, unseren besten Sorten zur Seite zu stellen. Unsere Art von Zwetschgen gedeiht nur in den Alpenregionen, aber große Pflaumen (âlû) von den verschiedensten Arten und Farben gibt es in großen Mengen. Marillen, Aprikosen, Pfirsiche, sowie Kirschen, sind von besonderer Güte. In den Tropengegenden gedeihen Orangen, süße Zitronen und Feigen in Menge und in der Provinz Tâbâristân kommen auch Dattelpalmen genug vor. Man sieht, wie viel aus diesem Lande gemacht werden könnte, das überdies noch sehr reich an Metallen, Steinkohlen und Edelsteinen ist.

(Schluß folgt.)

Armenische Sprichwörter und Rätsel.

Wenn der Schweif des Kameels die Erde erreicht, erst dann wirst Du verstehen.

Dem Nachbar wünsche Eine Kuh, auf daß Gott Dir zwei gebe.

Mache es so, daß weder der Spieß noch der Spießbraten verbrenne.

Ein Esel erarbeitet, ein Pferd aber frißt.

Das Zickel bleibt nicht unter dem Korbe.

Aus Achtung vor dem Besitzer schlage seinen Hund nicht.

Wirf keinen Stein auf den Hund, damit er nicht beiße.

Je mehr Steine man auf den Hund wirft, desto mehr wird er bellen.

Gegen ein breites Kleid gibt es ein Mittel, gegen ein enges keines.

Je mehr Du denkst, desto älter wirst Du.

Wer viel liest, verliert den Verstand.

Was Du redest, wirst Du auch hören.

Was Du säest, wirst Du ernten.

Wer viel redet, erfährt wenig.

Jedes Ding hat seinen Ort.

Je mehr Früchte der Baum trägt, desto niedriger trägt er sein Haupt. (Je gebildeter ein Mann, desto bescheidener ist er.)

Setze Dich nicht höher, um nicht herabsteigen zu müssen.

Je undichter Du die Zwiebeln säest, desto größer werden die Köpfe.

Je öfter man die junge Melone zudeckt, desto schneller vergrößert sie sich. (Eine besonders geschätzte Melonenart, Tutma, wird bis zur Reife der Frucht beständig mit Blättern und Erde sorgfältig bedeckt.)

Salz und Brot stechen dem Feind das Auge aus.

Im Wald ißt eine gute Birne der Bär.

Die Nadel sticht das Auge aus.

Der Appetit pflegt unter den Zähnen zu sein.

Hebst Du den Stock auf, so läuft der diebische Hund davon.

Fängt das Kind nicht zu weinen an, füttert die Mutter es nicht.

Durch Worte kommt es zu keiner Freundschaft.

Was nützt dem Verrückten der Unterricht, dem Schwarzen die Seife?

Wie weiß der Esel, was für ein Ding die Mandel ist?

Ein Gotteslamm frißt ein Wolf nicht.

Beim Weibe ist das Haar lang, der Verstand kurz.

Nach der Decke streck' die Füße.

Eine leichte Wassermelone pflegt hohl zu sein (auf den Charakter eines Menschen bezogen).

Gott gab dem einen Appetit, dem anderen Plow (Reisbrei).

Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Erst denke und dann beginne.

Der Stiefsohn ist kein Sohn.

Das Eisen schmiedet man, so lange es heiß ist.

Klopfst Du an die Thüre, fängt der Hund zu bellen an.

Redest Du zur Wand, redest zu ihm — alles einerlei.

Wer die Wahrheit redet, bei dem pflegt die Mütze löcherig zu sein.

Wer ein Ei stahl, stiehlt auch ein Pferd.

Bis der Dicke hager wird, giebt der Hagere den Geist auf.

Zum Besuch geht man nicht des Essens, sondern der Ehre wegen.

Geduld ist Leben.

Accidenzien leuchten auch im Dunkeln.

Sünden (endigen) mit Thränen, eine Schuld — mit Zahlung.

Fisch fängt vom Kopfe an zu faulen.

Wer fett ist, brockt dem Hungrigen karg ein.

Ein hinkender Hund verreckt nicht.

Das Licht leuchtet unter sich nicht.

Wasser fault am Orte seiner Herkunft. (Stehendes Wasser fault.)

Ehe Du den Tataren nicht schlägst, wird er nicht mit Dir bekannt.

Dem Hausgeistlichen sagt man nicht: „Segne Väterchen!"

Der Name besteht, er selber nicht.

Sie wurden zu Hund und Katze (beißen sich wie solche).

Der Hungrige sieht im Schlafe Brot, der Durstige — Wasser.

Wenn der Kahlköpfige Arznei fände, würde er sich selber zuerst heilen.

Aß als Esel, wuchs als Esel auf.

Schläft für sich, sieht für andere Träume.

Kauen einander das Fleisch (zanken sich).

Iß Brot und Käse, arbeite aber dabei.

Pferd und Maulesel rauften mit einander, zwischen ihnen verendete der Esel.

Berge und Thäler im Bauche des Pfaffen (haben daselbst Platz).

Zu Hause — ein Satan, auf dem Hofe — ein Geistlicher (d. h. zu Hause böse wie der Satan, stellt er sich draußen fromm wie ein Geistlicher).

Die Flucht ist auch eine Kunst.

Das Huhn trinkt einmal Wasser, das anderemal — preist es Gott.

Starker Essig zersprengt sein Gefäß.

Ein gutes Wort erbaut ein Haus, ein bitteres Wort zerstört ein Haus.

Einem Klugen — einmal, einem Dummen — so viel Du willst.

Ein schlechter Mensch ist auch zu Ostern schlecht.

Mit einer Hand klatscht man nicht in die Hände.

Was er einbrockt, wird er essen. (Der Mensch erntet, was er gesäet hat.)

Auf die Spitze des Pfriemens kann man nicht mit der Faust schlagen.

Gewalt ist nicht Recht.

Der Name des Esels ist Esel, aber der Dumme ist schlimmer als ein Esel.

Vom Krächzen der Krähe fällt zum Verklärungsfeste (5. August) noch kein Schnee.

Der Hund wird bellend verenden.

Das Messer liebt keinen Scherz.

Mit Wasser kann man nicht spielen.

Im Hause eines Lügners brach Feuer aus, doch glaubte ihm niemand.

Befreunde Dich mit dem Hunde, aber den Stock laß nicht aus den Händen.

Fünfmal miß, einmal schneide ab.

Die Schlange wird zuerst denjenigen, der sie erwärmte, beißen.

Wo Brot ist, bleibe!

Wo Wein ist, schlafe!

Das Beil wird seinen Stiel nicht behauen.

Wer da eilt, dem gelingt es nicht.

Da ein dünner und dicker Zwirn denselben Preis haben, wehe dem, der dünn spinnt.

Für die Katze ein Spiel, für die Maus — der Tod.

Wenn der Bettler Brot und Käse erhält, schläft er die Nacht nicht.

Wasser fließt dort, wo es früher geflossen.

Rätsel.

Binde ich ihn — geht er fort, lasse ich ihn los — geht er nicht. Bastschuh.

Ehe die Mutter nicht eine halbe Arschin hineinsteckt, schläft er nicht. Thürriegel.

Eine lange Schnur ist nach Nahitschewan hin ausgestreckt. Weg.

Was für ein Gegenstand hat keinen Schatten? Wasser.

Ein langer Darm mit einer Blume am Ende. Licht.

Ein Fuchs sitzt auf dem Schober und dreht den Schweif um den Hals herum. Spinnrocken.

Klein und rund und in der Mitte Perlen. Granatapfel.

Welches Haus hat weder Thüren noch Fenster, in seiner Mitte aber wohnen tausend Leute. Granatapfel.

Von der einen Seite ein Berg, von der anderen ein Berg, in der Mitte rüttelt es nicht. Wiege.

Habe ein Haus, worin tausend Seelen Platz haben, aber kein Heuschober Platz hat. Ameisenhaufen.

Wer ward vom Vater geboren? Eva.

Zwei Zimmer haben Eine Stütze. Nase.

Morgens geht er auf vier Füßen, am Mittag — auf zwei, Abends auf drei. Der Mensch in verschiedenen Lebensaltern.

Vier Brüder stehen unter Einem Hut. Tisch.

Faules Holz schnitt man aus und vergrub darin Blut. Säbel.

Nimmst es in die Hand — weint es, legst es auf den Boden — schweigt es. Tschungur, ein musikalisches Instrument.

Iß, Bruder, einen runden Knopf wie einen reinen Honigstrahl. Feige.

Ein schwarzer Strang zog sich am Bergabhang hinunter. Weiblicher Haarzopf.

Nachts — Herr, Tags — Diener. Stiefel.

Ein schwarzer Teufel hängt an der Wand. Burka, Filzmantel.

Von allen Seiten Meer, in der Mitte Feuer. Ssamowar, russische Theemaschine.

Stein auf Stein, doch kein Stein; weidet, aber kein Vieh, legt Eier, ist aber keine Henne. Schildkröte.

Welches Gewächs wächst ohne Erde, ohne Wasser und sendet Zweige ohne Blätter aus. Hirschgeweih.

Tags — Herr, Nachts — Diener. Bett.

Silberne Wand, mit goldenem Saft darin, einmal zertrümmert, nicht wieder herzurichten. Ei.

(Nach den Aufzeichnungen des Fürsten Dshawachow und Herrn Selinski mitgeteilt von N. v. Seidlitz.)

Ein Ausflug nach Westafrika.

Von Dr. med. Robert Müller.

1. Die Ausreise.

Wenn ein kaiserlicher Marine-Assistenzarzt an einem wunderschönen Winter-Sonntagmorgen, nachdem er seinen Revierdienst gethan hat, in der Hafenkaserne in Wilhelmshaven recht behaglich und warm auf dem ledernen Sopha sitzt, in Pirogoff's Kriegschirurgie liest und an nichts Böses denkt — so ist es eine unangenehme Störung, wenn eine Ordonnanz ins Zimmer kommt und meldet: Der Herr Chefarzt läßt dem Herrn Assistenzarzt sagen: Der „Habicht" würde morgen früh in Dienst gestellt, und Herr Assistenzarzt wären darauf kommandiert, und das Schiff ginge nächsten Freitag in See nach Westafrika, und Herr Assistenzarzt möchten mal nach 'en Herrn Chefarzt kommen. — Ich sage: es ist eine unangenehme Störung, weil der Assistenzarzt, so gern er an Bord geht, für die nächsten Tage eine Reihe von Unbequemlichkeiten und Ueberstürzungen voraussieht, die nicht nach seinem Geschmacke sind. Aber er ist imstande, sich bald aufzuraffen, und nun geht die Jagd los. Zwar hat er sich vorgenommen, den Nachmittag noch ganz sorglos und so, als wenn nichts passiert wäre, mit den Kameraden zu verleben, aber er hat Mittags das Malheur gehabt zum Meßvorstand gewählt zu werden und wird, da in Wilhelmshaven alles sofort bekannt ist, gleich derartig von Lieferanten bestürmt und mit Briefen bedacht, daß er keinen Augenblick zur Ruhe kommt. In den folgenden Tagen dann eine Thätigkeit, wie sie komplizierter nicht gedacht werden kann. Früh aufstehen, an die Angehörigen schreiben, Matrosen untersuchen, Inventar übernehmen, die Messe ausrüsten, umziehen, Kammer einrichten, Proviant verstauen, den Burschen wechseln, abgegessen werden u. s. w. u. s. w. Zu dem allem kam noch eine grimmige Kälte und ein Ostwind, wie er nur in Wilhelmshaven blasen kann. Aber, wenn es sein muß, geht alles; und als wir am Donnerstag Abend zur Koje gingen, konnten wir uns sagen: wenn auch nicht alles in schönster Ordnung ist, wie sonst auf Sr. Maj. Schiffen, so können wir doch morgen früh hinausgehen. Jedoch die Abreise verzögerte sich noch einige Tage, da die Jade komplet zugefroren war. Schließlich aber, da doch auf das Aufthauen nicht gewartet werden konnte, verließen wir den Hafen und sahen es als eine gute Vorbedeutung an, daß es am Morgen des 27. Januar geschah, dem Geburtstage unseres Prinzen Wilhelm. Es war im Jahre 1885. Im Dezember des vorausgegangenen Jahres hatte das westafrikanische Geschwader unter Admiral Knorr die aufständischen Duallas zur Ruhe gezwungen, und der „Habicht" war bestimmt, als Wachtschiff auf dem Kamerun-Flusse die Ruhe aufrecht zu erhalten. Wir verließen Wilhelmshaven frohen Mutes. Auf den Molen stand eine große Gesellschaft von Herren und Damen, die den Scheidenden die letzten Abschiedsgrüße zuwinkten. Vor uns her fuhr ein Lootsenschiff, welches durch das Eis Bahn brach. Es war ein wundervoller Tag. Die Sonne strahlte über die blitzende Eisfläche, die rings umher erglänzte und spiegelte; die Luft war ruhig und klar. Adieu, liebe Heimat! Der Unterlieutenant sang:

Hurrah, Hurrah, Hurrah,
Jetzt geht's nach Afrika,
Wohl in ein andres Land,
Wo Geld ist wie der Sand.

Als wir im freien Wasser angekommen waren, verließ uns der Lootsendampfer und wir fuhren nun allein weiter. Das Wetter wurde jedoch ungünstig. Während seit 14 Tagen der Wind aus Osten gekommen war, drehte er sich jetzt, und als wir etwa die Insel Vlieland erreicht hatten, blies der schönste Südwestwind, der immer stärker und stärker wurde und zuletzt den Eingang in den Englischen Kanal vollständig verlegte. Die Maschine wurde gestoppt, und das Schiff lag ein paar Tage bei. Schließlich passierten wir die Linie Dover-Calais am 1. Februar und liefen am 2. im Sound in Plymouth ein. „Das war eine Schweinefahrt", sagte der Kommandant. Während des mehrtägigen Aufenthalts in Plymouth konnten wir die Ausrüstung, wo sie mangelhaft war, ergänzen, und

insonderheit war es nötig, dem Gallionsbilde, dem „Habicht", den einen Flügel, welchen die See weggeschlagen hatte, wieder anzusetzen.

Plymouth ist einer der englischen Kriegshäfen. Weit draußen vor dem Hafen taucht der Eddystone-Leuchtturm auf, der mir persönlich die schöne Jensen'sche Novelle Eddystone ins Gedächtnis zurückrief. Zwischen zwei vorspringenden Landspitzen fährt man darnach in den Hafen ein, in dessen Hintergrunde die weißen Mauern der Festungswerke glänzen. Die Stadt selbst ist alt und häßlich, hat aber, wie jede englische Stadt, die angenehme Eigenschaft, gutes Fleisch zu liefern, und bietet dem Seefahrer vielfach Gelegenheit, sich zu amüsieren. Der Besuch aller Vergnügungslokale schickt sich jedoch nicht für alle, und Plymouth ist die Stadt, die anderen mit dem guten Beispiele vorangeht, indem in ihr Lokale existieren, in welche dogs and midshipmen are not allowed to enter. Für alle jedoch ist das Royal Theatre, in dem wir eine tolle Komposition, „Jick and Jack", sahen. Das Stück hatte eine ungeheure Anzahl Personen, die als Spaßmacher, Clowns, Coupletsänger, Tänzer, Tierbändiger und Seiltänzer u. s. w. das Publikum lebhaft unterhielten. Pausen wurden überhaupt nicht gemacht, und der Mob war außer Rand und Band. Er johlte, schrie, pfiff, trampelte und warf den unter ihm sitzenden Ladies und Gentlemen, die in großer Toilette erschienen waren, Pfeifenasche auf die Köpfe. Wir würden unsere Damen nicht in ein derartiges Stück führen, und mich hat es gewundert, daß Damen da waren, da man doch sonst in England ihnen zart entgegenkommt und beispielsweise in Kaffeehäusern, in denen sich Damen befinden, nicht rauchen darf. Aber auch sonst machte ich Bemerkungen, wie das englische Leben doch vielfach von dem unsrigen unterschieden ist. Zuerst sind die Kamine zu erwähnen. So schön ein solches Möbel aussieht, ein Ofen ist mir lieber, da man bei ihm nicht auf der einen Seite geschmort und auf der anderen eiskalt wird. Dann war ich unzufrieden mit der Art, das Gemüse zu kochen; und fand es häßlich, daß wir im Restaurant den Chesterkäse ganz aufgetragen erhielten und jeder mit einem Löffel sich seine Portion herauskratzen mußte. Sehr angeheimelt hat mich indessen das altmodische Ameublement, wie man es oft antrifft; ferner die Bauart der offiziellen Gebäude, welche mir große Aehnlichkeit mit unseren alten hannöverischen zu haben schienen, und direkt gefallen haben mir die Keller, in denen man schöne Austern ißt und Porter trinkt. Der Geschäftsverkehr, wie ich ihn in Plymouth kennen lernte, behagte mir außerordentlich. Ich finde, der englische Verkäufer weiß viel besser, was man nötig hat, als es sein deutscher Kollege weiß, besonders gesagt in Bezug auf Güte und Preis der Sachen. Aeußerlich unterscheidet er sich dabei keineswegs von dem deutschen Geschäftsmann: dieselben Gesichter, dieselben Kleider. Seit ich den Engländer in seiner Heimat gesehen habe, wundere ich mich immer mehr darüber, daß er hier bei uns ein so lebhaftes Bestreben hat, sich zur Karikatur zu machen.

Das Wetter war während unseres viertägigen Aufenthalts häßlich geblieben und war auch nicht besser, als wir Plymouth verließen und während der folgenden 14 Tage, die wir nötig hatten, um nach Madeira zu kommen. Unter solchen Umständen ist das Seefahren kein sogen. „Genuß" und das Leben auf einem kleinen Schiffe mit Schwierigkeiten verknüpft. Einer besonderen Fertigkeit bedarf man beim Essen. Mit dem einen Bein muß man sich irgendwo festklammern, mit dem anderen sich wieder abstützen; den Teller muß man, besonders wenn Suppe darauf ist, mit Taschenspielergewandtheit hin und her schwenken; beim Gebrauch der Gabel muß man darauf bedacht sein, daß man die einzuführende Speise nicht, statt in den Mund, in die Nase oder auf die Backen deponiert, und das Trinken aus einem Glase muß ebenso vorsichtig geschehen, wie das Trinken aus einem Horn. Ferner gelingt es den Menschen, die es noch nicht gewohnt sind, nicht sogleich einzuschlafen, wenn sie abwechselnd gegen die feuchte Bordwand und gegen Kleiderschrank und Sekretär, die das Bett auf der anderen Seite begrenzen, geworfen werden. Auch machen die in der Messe hin und her fahrenden Stühle einen hohen Grad von Lärm. Am Tage, wenn man sich in der Messe aufhält, geht es auch ziemlich lebhaft zu, und es mangelt nicht an Beschäftigung: hat man doch genug zu thun, um die sich munter umhertummelnden Bücher, Zahnstocher, Tintenfässer, Biergläser, Aschenbecher, Tischdecken, Zeitungen und Streichhölzer aufzuheben und wieder auf ihren Platz zu bringen. Kommt noch hinzu, daß das einzige Fenster ein „Deckslicht" ist und sich gerade über dem festgeschrobenen Tische befindet, so daß bei Regen das Sitzen unter diesem Fenster aufhören muß, so lange es offen steht. Ist es aber geschlossen, so paßt das wieder dem Ofen nicht, der sofort zu rauchen anfängt, zumal wenn er seinen Rauch wegen des Windes durch den Schornstein nicht loswerden kann. Auch macht sich bei geschlossenem Fenster in dem kleinen Raume der typische Geruch einer Messe, herrührend von frischer Farbe, Zigarrenstummeln, Speisen und Vorräten, recht unangenehm bemerkbar. Doch wäre es falsch, wollte man dabei den Humor verlieren, im Gegenteil! wir stimmen in das Lied unseres sangesfreudigen Unterlieutenants ein, der da singt:

Wenn der Soldat im Feld
Dient seinem König treu,
Hat er zwar nicht viel Geld,
Doch sehr viel Ehr' dabei.

Bevor wir Madeira erreichten, hatten wir noch die Freude, daß das Wetter umschlug und ein freundlicher Nordost herbeikam, der den „Habicht" mit Eile vor sich her trieb. Bei schönem Wetter ändert sich dann auch unser Messebild. Hell und freundlich strahlt die Sonne durch das vorhin so geschmähte Fenster und glänzt wieder

von den weißlackierten Wänden und den soliden Mahagoni-Möbeln. Der Ofen ist mitsamt der Ofenröhre aus der Messe entfernt, und das Sitzen auf dem Sopha gewährt einen wirklichen Genuß. Bier, Wein und Zigarren schmecken besser, das Tischtuch sieht reinlicher aus, jeder Gegenstand bleibt solide auf seinem Platze und geht nicht naseweis auf Entdeckungsfahrten aus. An Deck sind die Gesichter der Leute nach dem überstandenen schlechten Wetter freudiger geworden, und — da es nun in den Hafen gehen soll — wird mit vermehrtem Eifer Messing geputzt. Als wir auf der Rhede von Funchal eintrafen, fiel uns zunächst ein bekanntes englisches Panzerschiff, „Triumph". auf, mit dem wir schon in Plymouth zusammen gelegen hatten, und das, an demselben Tage wie wir jenen Hafen verlassend, gerade wieder mit uns in Madeira eintraf. Die Beschreibung des Eindrucks, den der Hafen auf mich gemacht hat, wird man mir erlassen; es genügt, wenn ich sage, daß er mir ebenso gefallen wie anderen Menschen. Der junge Kaufmann in Heine's Harzreise, der in die Worte ausbricht: „Wie ist die Natur doch im allgemeinen so schön", hat ganz recht.

Die beiden Tage, die wir in Madeira zubrachten, wurden nach Möglichkeit ausgenützt. Zunächst mußte Bekanntschaft mit den Früchten der Insel gemacht werden, sodann natürlich mit dem Wein. Zu diesem Behufe fuhren wir in einem Fruchtboote an Land, wo sich sogleich von allen Seiten der gierige Pöbel herandrängte, teils um direkt zu betteln, teils um es indirekt zu thun, indem die Leute Führung, Wagen oder Pferde anboten. Wehe dem Unglücklichen, der einem dieser Schmarotzer auch nur einen Pfennig schenken würde, man würde ihm die Kleider vom Leibe reißen; ungerührt und kalt drängen wir uns durch die Menge. Eine unserer Unternehmungen bestand in einer Reitpartie in die Berge. Wir mieteten uns Pferde und setzten uns, unter Begleitung zweier wie Banditen aussehender Pferdetreiber, durch die Stadt in Bewegung. Als wir beim letzten Hause angekommen waren, machten die Pferde wie auf Kommando Halt, und die etwas zurückgebliebenen Treiber kamen eilends heran, um uns mitzuteilen, daß hier der beste Wein auf der Insel zu haben sei. Trotzdem wir keine Lust zum Trinken hatten, mußten wir doch wohl den Leuten zum Gefallen eine Flasche kaufen. Sie schien ihnen sehr zu munden, da sie sie im Augenblicke geleert hatten und uns vorschlugen noch mehr kommen zu lassen. Als wir es nicht wollten, waren sie auch zufrieden und die Reise ging weiter. Nach etwa 10 Minuten gelangten wir an ein Haus, in dem, nach dem Bericht der Treiber, noch besserer Wein zu haben war, wovon auch die Pferde zu wissen schienen, da sie auch hier unaufgefordert Halt machten. Uns schien jedoch, als wenn wir durch so häufige Unterbrechung zuviel von der Partie einbüßen würden; wir blieben daher hartherzig, zahlten keinen Wein. Dann möchten wir ihnen wenigstens ein Trinkgeld geben, meinten die Treiber. Auch das thaten wir nicht und büßten trotzdem von der guten Meinung der Leute nichts ein, denn sie führten uns sehr schöne Wege, zeigten uns die schönsten „views" und waren von jetzt an ganz ordentlich. Wir schwelgten so recht auf unserm Ritt, der oft genug beschwerlich wurde, in der prachtvollen Luft und ergötzten uns an den wundervollen Blicken auf die Schluchten des Gebirges und die See. Den Rückweg nimmt man entweder auf Schlitten, die in rasender Eile über die glatten Steine bergab sausen und von einem hinten sitzenden Menschen gesteuert werden, oder man geht zu Fuß, wie wir es diesesmal machten, da wir uns gern noch länger im Freien umhertreiben wollten. Es gesellte sich sogleich ein Mann zu uns, in der Absicht, uns zu einem seiner Freunde zu führen, der eine vorzügliche Wirtschaft habe. Trotzdem wir von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen wollten, ließ er doch nicht von uns, und wir wurden ihn auch nicht früher los, als bis wir ihm ein Stück Geld gegeben hatten, mit dem nachdrücklichen Bemerken, daß er uns nun verlassen solle. Er that es widerwillig, und es ergötzte uns sehr, daß wir sein Gesicht den ganzen Tag über, wir mochten uns hinwenden wohin wir wollten, in unserer Nähe sahen.

Im übrigen kann ich über Madeira nur noch wenig hinzufügen. Kurgäste, deren es ja auch kaum mehr als 200 gibt, sieht man wenig, aber man hat Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß viele Menschen nur noch hieherkommen, um zu sterben, wenn man auf den schönen Kirchhof geht. Aus aller Welt, besonders viel aus Deutschland, liegen sie dort, die hier Heilung suchten, und meist sind sie dahingerafft in der Blüte ihrer Jahre. So gern ich sonst Kirchhöfe besuche, hier beeilte ich mich, wieder hinauszukommen, da mir das Elend vor die Seele trat, das diese Toten vor ihrem Ende zu ertragen hatten.

Für die Fortbewegung auf den glatten Straßen, die nicht jeder gern gehen mag, dienen Ochsenkarren, und niemand, der Madeira besucht, verfehlt, die Photographie eines solchen Vehikels mitzubringen. Man sieht darauf zwei gleichgültig blickende Ochsen, einen Treiber mit dem üblichen Banditengesicht und als Fahrgäste eine freundlich lächelnde, dicke Dame oder einen hochmütig aussehenden Priester. Dazu eine Mauer mit einer Palme dahinter oder ein weißes Haus mit geschlossenen Fensterläden. Man kann natürlich alles, was in Funchal lebt oder existiert, für so und so viel Reis photographiert erhalten. Als mir zum erstenmale Zahlung in dieser Münzsorte abverlangt wurde, fiel mir flugs eine Stelle aus Mark Twain (Innocents Abroad, wenn ich nicht irre) ein, der eine Szene höchst komisch beschreibt, wie eine Yankee-Gesellschaft in Portugal ihre Rechnung verlangt und ihr dieselbe ebenfalls in Reis ausgestellt wird. Die Gesellschaft gerät in die größte Verlegenheit, als sie eine Summe von 14,000 R. erblickt, da sie nicht weiß, wie viel Dollars das sind. Natürlich hat in Madeira englisches Geld seinen guten Klang, ja! man bekommt auf ein Pfund, das einen nominalen Wert von 4500 R. hat, noch ein paar Hundert Reis Agio —

während die wunderlichen Leute ein deutsches Zwanzig-Markstück nicht für voll ansehen, sondern ebenso viel abziehen, als sie dort draufgeben.

Bei andauernd wunderschönem Wetter segelten wir in 8 Tagen, mit kräftigem Nordostpassat, nach Porto Grande auf São Vincente, Cap Verde. So wenig Bedeutung Funchal als Hafen hat und so schön es ist, ebenso groß ist die Bedeutung von Porto Grande und ebenso häßlich ist es. São Vincente ist eine öde Felseninsel ohne einen grünen Baum oder ein grünes Fleckchen Erde, aber ein reges Leben herrscht im Hafen. Fortwährend kommen und gehen Dampfer, die hier ihre Kohlen nehmen und die Post abholen. Wir hatten zehn Tage Aufenthalt und in dieser Zeit Gelegenheit genug, alles genau zu betrachten. Am ersten Tage freilich kamen wir nicht dazu, da wir ein anderes deutsches Kriegsschiff trafen und auf demselben Wiedersehen feiern mußten. Das Schiff verließ uns denselben Tag, um nach Hause zu gehen; wir hatten jedoch noch Verkehr mit dem schon erwähnten englischen Panzer „Triumph", mit dem wir auch hier wieder zusammentrafen. An Bord desselben befand sich auch eine Anzahl Kadetten, kleine Kerle, die kaum über den Tisch gucken konnten, noch Konfekt geschenkt bekamen und doch schon für vier Jahre auf Station in den nordpacifischen Ozean gingen. Es macht einen rührenden Eindruck, wenn man an Bord eines Kriegsschiffs, fern von der Heimat, fiebernde Kindergesichter sieht und Kinderhusten hört.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eskimo der Hudsons-Straße.[1]

Von F. F. Payne.

Reisende und Seefahrer in den arktischen und subarktischen Regionen haben unendlich viel über die Eskimo geschrieben und doch finden wir beinahe in jeder Schilderung irgend etwas Neues, das uns interessiert. In einem kurzen Aufsatz, wie der vorliegende, würde es vergeblich sein, alle die Sitten und Bräuche beschreiben zu wollen, welche der ganzen nun schon so oft geschilderten Rasse eigen sind, und ich werde mich daher bemühen, mich möglichst auf eine Darstellung der interessanteren Teile der Lebensweise derjenigen Stämme zu beschränken, welche an den Gestaden der Hudsons-Straße und ganz besonders am Prinz von Wales-Kap wohnen, von denen viele noch nie einen weißen Mann gesehen und unter denen ich eine Zeitfrist von dreizehn Monaten verbracht habe.

Während der Wintermonate findet man die Eskimo oder Inuit, wie sie sich selber nennen, vorzugsweise an vorspringenden Punkten der Küste sich aufhaltend. Hier bricht das wechselnde Spiel von Ebbe und Flut den Eisgürtel des Ozeans und hier finden sich die Robben ein, von denen sie hauptsächlich leben. Da die während dieser Monate herrschenden Winde vorwiegend aus Nordwest kommen, so weht dies an den südöstlichen Seiten der Hügel den Schnee zu einer bedeutenden Tiefe an. Davon ziehen sie Nutzen, und bald nachdem sie ihre Iglus erbaut haben, sind viele derselben vollkommen im Schnee vergraben und dadurch vor dem Winde vollkommen geschützt. Als ich nach einem Schneegestöber ein Eskimodorf besuchte, ward ich von seiner Aehnlichkeit mit Maulwurfshügeln vollkommen überrascht. Man konnte nichts sehen, als etwas Schnee, welcher zu beiden Seiten einer Höhlung aufgeworfen war, durch welche ein Zugang nach dem Iglu führte; erst beim Näherkommen bemerkte man Fenster etwas unterhalb der Oberfläche, von welcher der Schnee hinweggeräumt war. Als ich einige von diesen Iglus betrat, fand ich unter dem Schnee Gänge ausgegraben, durch welche mehrere von ihnen untereinander verbunden waren, was denselben gewissermaßen das Ansehen eines unterirdischen Dorfes gab.

In diesen Dörfern leben die Eskimo so lange wie möglich und verlassen dieselben nicht eher, als bis sie durch Mangel an Nahrungsmitteln dazu genötigt sind; zu dieser Zeit aber und namentlich wenn von einem andern Teil der Küste die Nachricht eintrifft, daß es viele Robben gibt, ziehen sie in einem hellen Haufen aus denselben aus, und wo man noch vor einer Stunde helles Lachen ertönen hören konnte, grüßt einen nur noch das Knurren eines verlaufenen Hundes, der uns aber auf geraume Entfernung meidet, oder das Krächzen eines Raben, welcher auf einem benachbarten Felsen sitzt und den Fremdling argwöhnisch beobachtet.

Da etwa im Monat März die meisten Robben die Küste verlassen, werden die Nahrungsmittel selten und die Eskimo müssen sich sehr behelfen. Die Männer machen daher mit ihren Hunden eilfertige Ausflüge längs der Küste, auf denen sie zuweilen ihre Familien mitnehmen, aber noch häufiger lassen sie dieselben zurück und der traurige Blick des Vaters, wenn er mit leeren Händen zurückkehrt, zeigt den Seinigen deutlich, wie sehr es ihn schmerzt, sie hungern zu sehen.

Im Verlaufe des Monats März wurden am Prinz von Wales-Kap die Nahrungsmittel immer seltener, und wenn die Eskimo zu anderen Zeiten einander auch hülfreich beisprangen, so handelte es sich nun bei vielen um Leben und Tod, und jeder hatte nur für sich selbst und seine eigene Familie zu sorgen. Wenn er eine Robbe erlegte, wurde diese so schnell wie möglich versteckt. Um diese Zeit wurden alle alten Leute und solche, welche vom Hunger geschwächt nicht mehr imstande waren, die Wanderung mitzumachen, einfach ihrem Schicksal überlassen; wenn dagegen eine Jagdgesellschaft so glücklich war, mehr Wild zu erlegen, als sie für ihre unmittelbaren Bedürfnisse nötig hatte, so kehrte sie gewöhnlich mit Nahrungs-

[1] Nach den „Proceedings of the Canadian Institute", Toronto, April 1889.

mitteln zu denen zurück, welche sie hinter sich gelassen hatten.

Zu Anfang April wurde die Witterung milder und der Schnee fester, und man konnte nun Schlittenreisen nach entfernteren Punkten der Küste unternehmen, was man vor dieser Zeit nicht zu thun imstande war. Um dieselbe Zeit kommen auch die Hirsche aus dem Binnenland nach der Küste herab, und man machte Ausflüge, um ihnen entgegenzuziehen, obwohl vor Ende des Monats nur wenige Hirsche erlegt werden. Die zweite Hälfte des April, der Mai und Juni können für die ergiebigste Erntezeit der Eskimo gelten, denn außer den Hirschen werden auch große Mengen von Robben erlegt, wenn diese nun längs der breiten, im Eise sich bildenden Spalten erscheinen.

Gegen Ende Mai's schmelzen die Schnee-Iglus ab und man sieht die Weiber emsig mit dem Ausbessern der Robbenfelldecken für ihre Tupeys oder Sommerjurten beschäftigt, welche sie seit dem vorigen Sommer unter dem Schnee versteckt hatten. Einige Familien ziehen nun ins Binnenland hinein, um Hirsche zu jagen, während andere ihre Sommerzelte an günstigen Oertlichkeiten der Küste entlang aufschlagen, wo die Männer ihre meiste Zeit damit verbringen, daß sie den Robben auf dem Eise auflauern.

Am 23. Mai verließen vier Familien das Prinz von Wales-Kap und zogen nach einem großen See, welcher ungefähr 160 engl. Meilen weiter südlich lag. Ich hörte, sie wollten daselbst den ganzen Sommer verbringen, um von Hirschen, Fischen und einer Beerenart zu leben, welche an der Küste nicht vorkommt. Dieser See muß nach ihrer eigenen Beschreibung etwa 150 e. Mln. lang und 25 e. Mln. breit sein, und ist allem Anschein nach bisher noch von keinem zivilisierten Menschen besucht worden.

Zu Anfang Juni's kehrten alle Jäger nach der Küste zurück und begannen alsbald, sich einen Vorrat von Robben- und Walroßfleisch einzuthun, welches in Streifen geschnitten und in Säcke aus dem ganzen Fell einer Robbe eingenäht und versteckt oder vergraben wurde.

Am 10. Juni wurden am Prinz von Wales-Kap die ersten Kayaks oder Einzelkähne aus Robbenfell ins Meer gesetzt, und von diesem Zeitpunkt an bis Ende Augusts wurde ein scharfer Auslug nach dem weißen Wal gehalten, welcher einen großen Vorrat von Nahrung liefert. Ungefähr um den 20. August beginnt die Hirschjagd zum zweitenmale und dauert einen ganzen Monat, und während dieser Zeit bemühen sich alle um die Wette, möglichst viel Felle für Kleidung und Bettzeug zusammenzubringen.

Von der zweiten Hälfte Septembers an bis dahin, wo das Meer wieder ganz mit Eis bedeckt ist, werden Walrosse gejagt. Nach diesem Zeitpunkt werden die Kayaks wieder aufgehoben, und der Unterhalt ist dann ein dürftiger, bis das Eis fest genug ist; die caches oder Verstecke für das Fleisch werden dann geöffnet und große Lücken in die kleinen Vorräte von Winterproviant gemacht. Mit leeren Mägen und leckenden Zelten verbringen die Eskimo ihre Zeit bis gegen Ende Dezembers, wo sie ihre Iglus im Schnee wieder bauen und das Winterleben im Ernste wieder beginnen.

Außer dem Walroß, Hirsch, der Robbe und dem Wal können wir alle in dieser Region gefundenen Säugetiere, Vögel und Fische als Nahrung der Eskimo betrachten, doch essen sie manche derselben nur, wenn sie wirklich vom Hunger gedrängt sind, und so dürfen wir im folgenden eine vollständige Liste von denjenigen Nahrungsmitteln, von denen sie leben, aufstellen: Bär, Kaninchen, Fuchs, Hund, Lemming, Ente, Gans, Tauchente, junge Vögel aller Art, Eier, drei oder vier Arten Fische, Miesmuscheln, Venusmuscheln, Garneelen, Krebse, eine Algenart, die Blüten zweier Pflanzen, die Wurzel einer anderen, die Beeren von drei verschiedenen Pflanzen, und Weidenrinde, von welcher namentlich im Frühjahr ungeheure Mengen verzehrt werden. Fuchs, Hund und Lemming werden nur in Zeiten des größten Hungers gegessen, und die größte Ueberwindung zum Verspeisen kostet offenbar der erste, welchen selbst die gefräßigen Eskimohunde nicht berühren, solange sie noch ein Fetzchen trockener Seehundshaut bekommen können. Alle pflanzlichen Nahrungsstoffe tauchen sie erst in Thran, ehe sie dieselben verzehren. In den Wintermonaten werden auch große Mengen Seetang verspeist, wenn es an anderen Nahrungsmitteln fehlt, und diesem Umstande schreibe ich die Krankheit vieler Kinder zu, welche große Schmerzen leiden, wenn sie vorwiegend damit ernährt werden.

Gekochte Nahrung genießen sie nur zur Abwechslung, obwohl sie sich ihrer allgemeiner bedienen, wenn sie viel Brennmaterial haben. Es war komisch anzusehen, wie sie in alten Blechbüchsen von Konserven kleine Stückchen von Robben und anderem Fleisch über einem Feuer von kleinem Tang kochten und dasselbe gewöhnlich halb roh und dick mit Asche bedeckt verzehrten.

Anscheinend nehmen sie täglich nur zwei Mahlzeiten ein, nämlich ein Frühstück morgens unmittelbar nach dem Aufstehen und ein Abendbrot oder Hauptmahlzeit unmittelbar vor Schlafengehen. Bei diesen Mahlzeiten kann man sie um eine erlegte Robbe herum sitzen sehen, jedes irgend eine Art von Messer in der Hand, womit sie sich ihre Portion abschneiden und dann erst ein Stück mageres und dann ein Stück fettes Fleisch verzehren, gerade wie wir Käse und Brot verspeisen. Man kann sich denken, daß ihre Gesichter nach derartigen Mahlzeiten keinen appetitlichen Anblick gewähren.

Man hat viel von dem Mangel an Vorsicht und Fürsorge bei den Eskimo geschrieben, und es ist nicht zu leugnen, daß sie, gleich den allerzivilisiertesten Wesen, bei großem Vorrat an Nahrungsmitteln mehr als gewöhnlich essen und dadurch träger und weniger zur Jagd aufgelegt werden; allein es kann denjenigen der Hudsons-Straße

zu ihrem Ruhm nachgesagt werden, daß sie mit geringen Ausnahmen jederzeit und beinahe bei jeder Gelegenheit der Jagd und dem Fischfang nachgehen und niemals eine Handvoll Nahrungsmittel vergeuden.

Von originellem Genie scheinen sie wenig zu besitzen, obwohl manche ihrer Geräte zu Jagd, Fischfang und Fallenstellen zwar sehr scharfsinnig verfertigt, aber doch immer nach solchen kopiert sind, deren sich ihre Rasse schon seit Jahrhunderten bedient. Zum Beweis für diese Behauptung kann ich beifügen, daß, wo es sich im Notfalle um Wiederherstellung von Fallen und anderen Gerätschaften oder um verlorene Teile derselben handelte, sie sich nicht zu helfen oder dieselben durch andere Vorrichtungen zu ersetzen wußten, als bis sie sich bei meinen Leuten oder mir Rats erholt hatten.

Man kann auch leicht einen bedeutenden Unterschied in der Beschaffenheit aller Handarbeit nachweisen, welche von den Bewohnern der nördlichen und den südlichen Küsten der Meerenge geliefert wird, besonders in den von den Weibern gefertigten Kleidern und den von den Männern hergestellten Jagdgerätschaften oder Schnitzarbeiten, worin die der Nordküste weitaus das Beste leisten. Dies mag von der großen Nachfrage nach derartigen Gegenständen von Seiten der Bemannungen der Walfischfänger herrühren, welche beständig mit jenen Eskimo Tauschhandel treiben, während die Bewohner der Südküste niemals Gelegenheit hiezu haben und sich für ihren eigenen Gebrauch auch mit gröber gearbeiteten Artikeln begnügen.

Gelegentlich traf man auch einen Mann, der mehr Genie bezeigte, als seine Gefährten, und hier kann ich als Beispiel einen gewissen Covktooian anführen, welcher, beiläufig gesagt, viele Jahre an der nördlichen Küste gelebt hatte. Man sah ihn mit den einfachsten Werkzeugen einige hübsche Scharniere in Holzarbeit herstellen und bei einer Gelegenheit unternahm er es sogar, den Zündkegel einer Flinte herzustellen, wobei sein einziges Werkzeug eine Feile war; er bearbeitete zuerst ein Stück Stahl in die erforderliche Gestalt, dann schliff er die Spitze der Feile zu der geeigneten Stärke für einen Bohrer und bohrte damit ein hübsches Loch durch dasselbe. Dann aber war er außerstande, das nötige rohe Schraubengewinde für die Schraubenmutter herzustellen und mußte sich an einen meiner Leute um Hülfe wenden.

Man kann vom Eskimo nicht behaupten, daß er sich durch einen feineren Kunstsinn auszeichne, und doch finden wir bei ihm eine angeborene Vorliebe für Zeichnen und Schnitzerei, in welch letzterer Kunst sie alle etwas zu leisten vermögen. An der Nordseite der Meerenge werden hübsche Modelle von Kayaks, Tieren, Vögeln 2c. aus Knochen und Walroßzahn hergestellt, und die Leute scheinen dort miteinander in der Verfertigung der möglich kleinsten Modelle zu wetteifern. Ihre Zeichnenkunst beschränkt sich beinahe nur darauf, in eine ebene Schneefläche entweder mit einem Stock oder, falls es sich um größere Figuren handelt, mit ihren Füßen Kontouren einzubeschreiben; und in mehreren Fällen wurden ganz genaue Zeichnungen ihrer eigenen Leute dadurch hergestellt, daß sie mit zusammengerückten Füßen sich langsam vorwärts bewegten und einen kleinen Schneerücken als Umriß aufwarfen und hernach die Einzelheiten sehr geschickt mit dem einen Fuß hinzufügten.

Perspektive im Zeichnen war ihnen ein unbekantes Ding, und sogar diejenigen, welche in der Lage gewesen waren, ein ganzes Jahr hindurch täglich Malereien und Bilder an der Wand unseres Hauses zu sehen, konnten die Perspektive nicht verstehen. Unwillkürlich griffen ihre Hände nach dem Bilde und fuhren tastend langsam darüber her, um nach den Gegenständen zu forschen, welche aus dem Hintergrunde herausstanden, während andere die Köpfe schier verdrehten, um hinter Vorhängen oder Thüren nach den Gegenständen zu sehen.

Bald nach unserer Ankunft auf dem Observatorium wurde ein lebensgroßes farbiges Gemälde eines Kindes gerade über meinem Bett dem Fenster gegenüber aufgehangen. Dasselbe hing noch nicht lange dort, so hörte ich einen großen Lärm, ging hinaus, um zu sehen, was es gäbe, und fand, daß ein halbes Dutzend Gesichter sich hart an mein Fenster drückten und alle „Tschimo! tschimo!" riefen, was eine Art Willkommsgruß ist, weil sie alle das Bild für ein lebendes Kind hielten und sich nicht eher vom Gegenteil überzeugen konnten, als bis ich ihnen erlaubt hatte, es genau zu untersuchen.

Ich entsinne mich noch eines ähnlichen Vorfalles mit einer Schreipuppe, deren ich mehrere als Geschenke für die Kinder mitgebracht hatte. Einige Tage nach meiner Ankunft, als gerade ein Weib mit seinem Kinde zum Fenster hereinschaute, holte ich zum erstenmal eine von diesen Puppen hervor, hüllte sie ungesehen in ein Handtuch und näherte sie langsam dem Fenster. Bei ihrem ersten Anblick riß das Weib seine Augen vor Erstaunen weit auf; als ich aber die Puppe schreien ließ, verwandelte sich sein Erstaunen in Schrecken und es wandte sich eilends zur Flucht.

Außer den gewöhnlichen Verfahren, welche die Eskimo in allen Teilen der arktischen Regionen auf der Jagd anwenden, gibt es ohne Zweifel noch andere, welche nur den an besonderen Oertlichkeiten Wohnenden bekannt sind oder von denselben praktiziert werden. Am Prinz von Wales-Kap wurden die Robben selten an ihren Löchern im Eise gefangen, sondern fast unwandelbar längs der weiten Spalten oder im Wasser jenseit des Eises, wo man oft einen Mann mit seinem Speer kratzen sehen und leise pfeifen hören konnte, während sein Begleiter am Rande des Eises lauernd lag; wenn dann irgend welche Robben innerhalb Hörweite lagen, wurden sie immer an Ort und Stelle gelockt, worauf der Eskimo sich rasch erhob und seinen Speer mit der daran gebundenen Leine schleuderte und, wenn er flink genug war, selten sein Ziel

verfehlte. Die Robbe ist jedoch ungemein behend und entgeht dem Jäger oft, indem sie untertaucht, ehe die Harpune sie erreicht.

Viele Eskimo sind zwar mit Schießgewehren versehen, welche nun beinahe ganz die Stelle von Pfeil und Bogen vertreten, aber gleichwohl bedient man sich dieser noch zur Hirschjagd, weil sie nicht knallen; einer der Jäger legt sich dann in einem der engen Pässe der Hügel hinter einigen Steinen in den Hinterhalt, während andere ihm das Wild zutreiben. Auf diese Weise kommt der Schütze aus ganz geringer Entfernung zum Schuß, und man versicherte mich, daß der Pfeil zuweilen auf seine halbe Länge in die Seite des Hirsches eindringe.

Der Fischspeer, dessen man sich in Grönland bedient, wird ebenfalls hier nur selten in Gebrauch gefunden, denn das gewöhnliche Werkzeug, dessen man sich beim Fischen bedient, ist ein langer Handgriff oder eine zugespitzte Stange, an deren Ende ein gewöhnliches Messer fest angebunden wird, so daß es mit der ersteren eine Gabel bildet, deren einer Zinken die Spitze der Stange, der andere die Messerklinge mit der nach einwärts gerichteten scharfen Schneide ist. Mit dieser häßlichen Waffe werden die Lachse angespießt oder vielmehr zerhauen, so daß man sie zuweilen beinahe in Hälften zerschnitten findet.

Zum Fischfang in kleineren Flüssen bedient man sich oft auch des Netzes; allein die gewöhnlichere Art des Fanges ist der Aufbau von rohen, wie ein Sack geformten Steinwänden, welche etwa anderthalb Fuß über die Wasserfläche ragen. Man beunruhigt dann höher stromaufwärts mit Steinen und Stöcken das Wasser und treibt die Fische in die Falle.

Das Stellen der gewöhnlichen stählernen Fallen auf Füchse im Winter geschieht mit einigem Scharfsinn. Man errichtet einen Schneewall von ungefähr anderthalb Fuß Höhe in Gestalt eines Halbkreises von etwa drittehalb Fuß Durchmesser. In der Nähe des Mittelpunktes, von wo aus der Kreis gezogen ist, wird der Schnee zuerst festgestampft, dann wird mit einem Messer ein Loch von der Gestalt der Falle gegraben, die Falle hineingelegt und sorgfältig mit einer dünnen Kruste Schnee bedeckt, so daß wenn der Fuchs auch nicht wirklich auf die schmale Pfanne tritt, ein Teil der zerbrochenen Kruste die Falle zum Zusammenklappen bringt. Vorn und gerade unter dem Schneefall werden kleine Stückchen Köder so gelegt, daß der Fuchs sich drehen und wenden muß, um jedes Stückchen aufzunehmen und dabei unfehlbar auf die Falle treten muß.

Der Belustigungen und Zeitvertreibe der Eskimo gibt es nur wenige, und sie nehmen nur an einigen derselben wärmeren Anteil. Die größte Anziehungskraft übt auf die Männer das Werfen der Harpune, und man sieht sie dieselbe häufig um die Wette nach einem Ziele im Schnee schleudern. Auch mit Ringkämpfen und Wettläufen belustigen sie sich gelegentlich, aber die unterliegende Partei verliert bald ihr Interesse daran. Während der Missionar Stupart dort stationiert war, bauten die Eskimo ein großes Lusthaus von Schnee, dessen gewölbte Decke in ihrem Mittelpunkt von einem breiten Schneepfeiler getragen wurde. Aber das einzige Spiel, welches in diesem Hause getrieben wurde, war eine Art Lanzenstechen nach einem Ring aus Narwalzahn, welcher von der Decke herabhing und durch den die Männer ihre Speere zu werfen suchten, indem sie um den Schneepfeiler herumliefen.

Während meines Aufenthaltes unter ihnen wurde Fußballschlagen eingeführt, für welches Spiel sie sich reger zu interessieren schienen, als für irgend ein anderes. Die aufgeblähte und dann mit Leder überzogene Blase eines Walrosses gab einen trefflichen Fußball ab, und es war ein ganz neuer Anblick, sie bei diesem Spiel zu sehen. Männer, Weiber und Kinder nahmen alle an demselben teil und niemand durfte sich ausschließen. Hier konnte man ein Weib, das sein Kind auf dem Rücken trug, in vollstem Lauf nach dem Ball rennen, im nächsten Augenblick ausgleiten und der ganzen Länge nach zu Boden stürzen sehen, wobei das nackte Kind ein paar Schritte weit über den Schnee kugelte, aber eine Minute später sah man das Kind wieder an seinem Platz und das Weib, sich vor Lachen fast ausschüttend, eifrig bemüht, im Haschen nach dem Ball sich durch die Spielenden zu drängen.

Der Fang von Forellen im Sommer mittelst der oben beschriebenen steinernen Kasten gewährt namentlich den Kindern großes Vergnügen, und häufig sieht man sie in großer Aufregung einen armen unglücklichen Fisch in das seichte Wasser hinaus verfolgen. Die Knaben verbringen auch viel Zeit mit der Verfertigung kleiner Speere und anderer Geräte für Jagd und Fischfang aus Treibholz, worauf sie sich im Wettbewerb mit einander im Werfen derselben üben. Die Mädchen haben ihre Puppen und belustigen sich wie die Töchter zivilisierter Eltern, mit denselben Haushaltung zu spielen, ja sie verzichten häufig auf dieses Spiel erst, wenn sie verheiratet werden, und man kann oft Gruppen von Mädchen jedes Alters zur Sommerszeit an irgend einem geschützten Orte stehen und mit Puppenhäusern spielen sehen, deren sich jede eines aus einem wenige Zoll im Durchmesser haltenden Ring von Steinen oder kleinen Stecken verfertigt hat, und neben welchen andere Holzstücke die Rolle von Puppen spielen und die Stelle von Personen vertreten, welche man Besuche in anderen Häusern machen läßt und für die und in deren Namen man eine fortlaufende Unterhaltung aufrecht erhält.

Dem ernsten finstern Indianer unähnlich, lacht der Eskimo beinahe immer, und selbst in Zeiten großer Trübsal und Heimsuchung ist es nicht schwer, ihn zum Lächeln zu bringen. In der Absicht, eine Landmarke in Gestalt eines Steinmännchens zu errichten, verschaffte ich mir die Beihülfe eines Eskimo, schnitzte einen Kopf aus einem großen Holzklotz und hieß meinen Gehülfen denselben nach dem Hügel tragen, auf welchen ich das Steinmännchen

zu errichten gedachte. Ohne eine Frage oder Bemerkung an mich zu richten, half der Eskimo mir den Mann aufladen und Kopf und Arme demselben ansetzen, und verstand auch die Absicht nicht, als demselben ein Modell von einem Gewehr in die Arme gegeben wurde. Fertig hatte das Steinmännchen eine Höhe von neun Fuß, und als der letzte Stein aufgelegt war, führte ich meinen Gehülfen etwa hundert Schritte weit hinweg und hieß ihn dann sich umwenden und seine Arbeit betrachten. Allmählich riß er die Augen weit auf und brach dann plötzlich in ein solch riesiges Gelächter aus, daß ich beinahe fürchtete, er werde sich auf dem Boden wälzen. Dieses Steinmännchen war als Landmarke für das Schiff bestimmt, welches mich abholen sollte.

Wie wir unter zivilisierten Menschen Leute treffen, welche mit der Natur vertrauter sind als ihre Gefährten, so ist dies auch bei den Eskimo der Fall, und während die einen viele der Gestirne und der anderen Himmelskörper sogar mit Namen kennen, vermögen andere kaum ein Gestirn vom anderen zu unterscheiden. Im ganzen kann man jedoch sagen, daß sie scharfe Beobachter der Natur sind, denn wenn man Sammlungen von Vögeln, Insekten und Pflanzen jener Zone anlegt, sind sie von großem Nutzen und wenn ich ihnen ein Insekt zeigte, wußten sie mir in der Regel genau zu sagen, wo ich noch weitere von dieser Art finden würde.

Beim Nahen des Sommers achteten sie aufmerksam auf dessen Anzeichen und brachten mir oft Insekten, welche sie für die ersten dieser Saison hielten. Der erste Schnee-Ammer, welcher im Frühjahr erschien, ward mit großer Freude begrüßt und mir sogleich Nachricht von seiner Ankunft gegeben.

Tauschhandel unter einander und mit den Stammesgenossen, welche an entfernten Stellen der Küste wohnen, ist eine Lieblingsbeschäftigung von ihnen, und zur Wertbestimmung bedient man sich eines weißen Fuchsfelles. Ihr meistes Pelzwerk wird jedoch durch einen oder zwei vertraute Händler nach Kapitän Spicer's Posten an der Nordseite der Meerenge und nach dem Handelsposten der Hudsons-Bay-Kompagnie zu Fort Chimo an der Ungawa-Bay geschickt, und merkwürdigerweise scheinen diese Händler, welche oft 30—40 Pelzpäcke als Eigentum ebenso vieler verschiedener Familien mit sich führen, ein so gutes Gedächtnis zu haben, daß sie bei der Rückkehr sich genau erinnern, wem die ihnen zum Umtausch übergebenen Päcke gehörten, und doch war anscheinend die einzige Aufzeichnung, welche sie sich von denselben machten, nur der Abdruck von einem Einbiß, welchen sie mit ihren Zähnen auf einigen der Artikel gemacht hatten.

Man nimmt gewöhnlich an, die Indianer und die Eskimo lebten in beständiger Feindschaft mit einander. Dies mag an der nördlichsten Küste von Amerika der Fall sein, gilt aber nicht von denjenigen Stämme, die entweder an der Küste von Labrador oder derjenigen der Hudsons-Straße wohnen, denn alle sprachen in den höchsten Ausdrücken von dem Indianer oder Udler, wie sie ihn nennen, und manche Eskimo trugen Artikel, welche sie von den Indianern gekauft hatten, wenn sie Fort Chimo besuchten.

Wie es bei allen oder wenigstens den meisten unzivilisierten Rassen der Fall ist, so sind auch bei den Eskimo viele von ihren Sinnen nicht gut entwickelt. So ertragen sie z. B. stumm und mit stoischer Ruhe Schmerzen, welche uns ein Stöhnen auspressen würden, wovon ich mich bei vielen Gelegenheiten überzeugen konnte, da ich viele schmerzhafte Wunden zu verbinden hatte. Selbst tiefe Schnitte, welche sie sich durch das zufällige Ausgleiten eines Messers beibrachten, wurden einfach mit einem Stück Tiersehne verbunden und denselben gar keine weitere Beachtung geschenkt.

Ihr Hörvermögen ist sehr gut, und ich konnte mich oft überzeugen, daß sie einen Schall aus der Entfernung, den wir selbst nicht vernehmen konnten, ganz deutlich hörten.

Viele von ihnen leiden zwar an Augenkrankheiten und schwachen Augen, aber bei der Mehrzahl ist der Gesichtssinn ungemein scharf, und ich konnte oft bemerken, daß sie die Robben draußen auf dem Eise zählen konnten, welche uns nur als undeutliche kleine Punkte erschienen. Als der Winter weiter vorrückte, wurden allerdings viele von ihnen schneeblind und alle litten mehr oder weniger von dem Reflex der Sonnenstrahlen auf dem Schnee. In einem Iglu, das wir besuchten, waren drei Kinder vollkommen blind und erhielten, obwohl wir unser Möglichstes für sie thaten, zwanzig Tage lang ihre Sehkraft nicht wieder.

Hinsichtlich ihres Geschmacksinnes erlaube ich mir nur zu bemerken, daß alles, was wir aßen, auch ihnen mundete und daß sie von manchem, was wir nicht essen wollten und würden, beinahe ausschließlich lebten. Sie rauchen leidenschaftlich gern, und das kleinste Körnchen Tabak wird niemals vergeudet; selbst die Asche aus ihren Pfeifen gebrauchen sie als Schnupftabak, und wenn sie Tabak kauen, denken sie nicht ans Ausspucken, sondern schlucken den Saft. Selbst die Strohhalme, womit sie ihre Pfeifenrohre reinigten, zogen sie immer erst durch den Mund, ehe sie sie wegwarfen, so ekelhaft dies uns auch war.

(Schluß folgt.)

In den Alpen Neuseelands.

Von R. v. Lendenfeld.

(Fortsetzung.)

Während im mittleren Teile der Insel eine große Ebene im Osten des Gebirges sich ausbreitet und auch der Westküste littorale Tiefländer entlang ziehen und das Gebirge hier deshalb sehr schmal ist, erscheint der nördliche Teil der Insel von zahlreichen Gebirgszügen in allen Richtungen durchsetzt.

Der höchste zentrale Teil dieses mächtigen Gebirgszuges, der uns hier vorzüglich interessiert, wurde das erstemal von Haast im Jahre 1862 besucht. Haast entdeckte bei dieser Gelegenheit den größten Gletscher Neuseelands, den er, dem Entdecker des Landes zu Ehren, Tasman-Gletscher nannte. 1869 besuchte Haast diesen Teil des Gebirges abermals und gieng diesmal eine bedeutende Strecke, etwa 16 Km. weit, über den Tasman-Gletscher hinauf. Er zeichnete eine Karte des Gletschers und seiner Umgebung, welche sehr genau ist, und untersuchte die Felsen, die den Zentralstock des Gebirges bilden.

1882 unternahm Herr Green aus Irland eine Expedition nach demselben Gebiet zu dem Zweck, den höchsten Gipfel Neuseelands zu besteigen. Trotzdem er zwei Schweizer Führer mitgenommen hatte und obwohl er ziemlich nahe an denselben herankam, gelang es ihm nicht, den höchsten Gipfel zu betreten. Green publizierte mehrere Karten des Tasman-Gletschers und seiner Umgebung, welche aber keineswegs so gut sind als das Haast'sche Original, von welchem sie größtenteils kopiert wurden.

Als meine Frau und ich im Jahre 1883 daran giengen, die Vorstudien zu unserer Reise zu machen, fanden wir, daß mit Ausnahme des Mount Cook keine Gipfelhöhe trigonometrisch bestimmt worden war, daß kein einziger Hochgipfel in den neuseeländischen Alpen bestiegen war und daß überhaupt niemand den oberen Tasman-Ferner, das eigentliche Herz des Gebirges, betreten hatte.

Wir befanden uns damals in Melbourne und beschlossen, von Christchurch, der Hauptstadt der Provinz Canterbury, aus unsere Expedition in Angriff zu nehmen. Auf unserer Fahrt dahin wollten wir die großartigen Fjorde besuchen, welche in den südlichen Teil der Westküste Neuseelands eingeschnitten sind.

Wir verließen Melbourne anfangs Februar, der heißesten Jahreszeit in Australien, und waren herzlich froh, als die Klippen am Eingange des Hafens von Melbourne, Port Philipp, allmählich hinter uns verschwanden und wir durch die Baß-Straße der aufgehenden Sonne entgegen dampften. Oede, unbewohnte Klippen entragen hie und da dem Meere, welches hier, durch die Insel Tasmanien vom offenen Weltmeer getrennt, meistens ruhig ist. Sobald wir über die engste Stelle der Wasserstraße hinaus waren, kamen wir in den Bereich der großen Wellen, welche in dieser Breite völlig ungehindert den Erdball umkreisen. Unser Dampfer wurde so vehement geschaukelt, daß das gute alte Schiff in allen Fugen krachte und man nirgends aufrecht stehen konnte, ohne sich anzuhalten. In dieser Gegend ist das Meer wohl zu keiner Jahreszeit ganz ruhig, obwohl heftigere Stürme nur selten vorkommen.

Am sechsten Morgen beim ersten Grauen des Tages wurden wir des Landes ansichtig. Eben breitete sich ein fahler, grünlich gelber Schimmer über den glatten Horizont des dunkeln Meeres im Osten. Heller und gelblicher wird das Licht im Westen, tiefrot leuchten die hohen Wolken, dunkelviolett und kalt dehnt sich endlos das Meer. Scharf ausgeschnitten aus dem glühenden Gelb des östlichen Himmels stehen schwarz-violett die Gipfel der neuseeländischen Alpen vor uns. Heller wird der Himmel und die steigende Sonne überschwemmt den Osten mit einem Meer von Licht, in welchem die Berge bald wieder verschwinden.

Gegen Mittag näherten wir uns dem Eingange in den Milford-Sund, den größten und zugleich nördlichsten der Fjorde. Keine Ebenen breiten sich an der Küste aus: direkt und steil erheben sich vom Meere die Hänge, welche emporziehen zum Westrand des Tafellandes. Die tieferen Teile sind mit dichtem Baumwuchs bekleidet, ober dem immergrünen Walde thronen schöne Felsgipfel, gekrönt mit Eis und mit Schnee.

Der Eingang in den Fjord ist ungefähr 2.5 Km. breit, der Sund verengt sich aber bald und seine mittlere Breite beträgt nur 1400 m. Der Milford-Sund ist über 16 Km. lang Er liegt unter 44° 32′ s. Br. und ist deshalb besonders interessant, weil er von allen Fjorden auf der Erde der dem Aequator zunächst liegende ist. Von den 13 Fjorden, die in den südlichen Teil der Westküste Neuseelands eingeschnitten sind, ist jedenfalls der Milford-Sund der schönste und der großartigste. In der Mitte, wo der Sund kaum einen Kilometer breit ist, erreichen die Hänge, welche ihn einschließen, die bedeutendste Höhe und größte Steilheit. Besonders der Mitre Peak im Süden, dessen vereister Gipfel das Matterhorn an Schlankheit übertrifft, fällt mit einer 1800 m. hohen und 70° steilen Felswand in den Fjord ab. Bedeutende Wasserfälle ergießen sich über die Felswände, welche den Sund begrenzen, und ein Kranz von herrlichen Berggipfeln umgibt dieses Juwel der Antipoden. Ueberall, wo Felsbänder oder Stufen die Steilhänge unterbrechen, gedeihen immergrüne Bäume. Auf den Höhen thronen Schneefelder und Gletscher, sich spiegelnd in dem dunkeln ewig ruhigen Wasser des Sundes.

Das Wasser in diesem Fjord ist ebenso, wie in den anderen neuseeländischen Sunden, außerordentlich tief — viel tiefer als das vorliegende Meer. In diesem Punkte stimmen die Fjorde Neuseelands mit jenen Norwegens und anderer Gegenden überein. Die größte Tiefe des Milford-Sundes, 360 m., liegt in der Längenmitte desselben. Der Eingang ist nur 140 m. tief, während das vorliegende Meer — 2 Km. vom Eingang entfernt — blos 60 m. tief ist.

Als Durchschnittszahlen für die Maße sämtlicher Fjorde Neuseelands ergeben sich: Länge 25.5 Km., Breite 2 Km., Tiefe des vorliegenden Meeres 81.5 m., Tiefe des Eingangs 100 m., größte Tiefe in der Längenmitte 227 m.

Das seichte vorliegende Meer hat eine so bedeutende Ausdehnung, daß die durchschnittliche Maximaltiefe der

Fjorde (227 m.) erst in einer Entfernung von 30 Km. von der Küste erreicht wird.

Die Gletscherschliffe an den Thalwänden, sowie die Gestalt der Fjorde — ihr U-förmiger Querschnitt — noch mehr aber die Thatsache, daß sie viel tiefer sind, als das vorliegende Meer, weisen darauf hin, daß sie der Wirkung großer Gletscher ihre Entstehung verdanken. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der ganze südliche Teil Neuseelands einstens ebenso vergletschert war, wie es Grönland heute ist. Ein zusammenhängendes Firnfeld breitete sich auf dem Tafellande aus und die Eisströme, welche von demselben herabflossen, erfüllten, wie die hochliegenden Gletscherschliffe an den Wänden erweisen, die Fjorde in einer Mächtigkeit von vielleicht 1000 m.

Da das Gewicht einer Eissäule von 216 m. Höhe hinreicht, um das Eis am unteren Ende zu zerquetschen, so werden wir annehmen müssen, daß sich das Eis an der Bodenfläche dieser Riesengletscher — unter einem Druck von 100 Atmosphären — in einem sehr beweglichen Zustande befunden haben muß, was die Schleifwirkung der in den Gletscher eingebetteten Felstrümmer gewiß wesentlich beeinflußt hat.

Es wird heute von vielen bestritten, daß die Gletscher imstande seien, Fjorde und Alpenthäler überhaupt auszuschleifen; ich glaube aber, daß angesichts der Verhältnisse, wie sie uns in den Fjorden vorliegen, an einer direkten und ausgedehnten thalaustiefenden Wirkung großer Gletscher nicht gezweifelt werden kann.

Die Umgebung des Milford-Sundes, wie der südliche Teil der Westküste überhaupt, ist gänzlich unbewohnt und weglos, und es ist erst wenigen Expeditionen gelungen, diesen Teil der Küste von Osten her über Land zu erreichen.

Nach 24-stündiger Fahrt landeten wir in Bluffharbour, dem Hafen von Invercargill, der südlichsten Stadt Neuseelands, von wo mehrere Eisenbahnen ausgehen.

Das Klima ist hier an der Südküste Neuseelands jenem von Schottland ähnlich. Es ist das ganze Jahr hindurch kühl und regnet drei Viertel des Jahres, besonders im Herbst und Winter fortwährend. Das Land ist größtenteils mit einem dichten Walde immergrüner Bäume bedeckt, zwischen denen die mannigfachsten Farnkräuter üppig gedeihen. Invercargill ist die südlichste, mit Gas beleuchtete Stadt auf der Erde.

Von Bluffharbour fuhren wir per Dampfer nach Port Chalmers, dem Hafen von Dunedin (Neu-Edinburg), der Hauptstadt der Provinz Otago. Dunedin ist die größte Stadt Neuseelands, mit 25,000 Einwohnern (samt den Vorstädten 50,000). Kabeltrams verbinden die Vorstädte mit der Hauptstadt und es vermitteln überdies noch Eisen- und Pferdebahnen den regen Verkehr. Drei starke Batterien schützen Dunedin gegen feindliche Angriffe vom offenen Meer.

Dunedin ist mit Christchurch durch eine der Küste entlang gehende Eisenbahn verbunden, mittelst welcher wir in 12 Stunden unseren Bestimmungsort erreichten.

Christchurch ist, der Lage nach, die schönste Stadt in den australischen Kolonien. Sie ist die Hauptstadt der Provinz Canterbury und wurde 1850 von einer englischen aristokratisch-klerikalen Gesellschaft gegründet. Heute besitzt Christchurch gegen 20,000 Einwohner (samt den Vorstädten 40,000).

In Christchurch trafen wir unsere Vorbereitungen und wurden hiebei von allen Seiten, besonders aber von meinem unvergeßlichen Freunde v. Haast, auf das ausgiebigste unterstützt. Es ist schwer, dem Leser eine entsprechende Vorstellung von der Mühe zu geben, die eine solche Vorbereitung erfordert. Das Problem, die nötigen Dinge mit Berücksichtigung der Transportschwierigkeiten von den überflüssigen zu unterscheiden, diese Dinge in bester Qualität an einem fremden, darauf nicht eingerichteten Orte und noch dazu möglichst billig zu beschaffen, dieselben dann möglichst praktisch einzupacken, so daß nicht etwa das Petroleum die photographischen Platten ruiniert oder der Arsenik (zum Präparieren von Tierbälgen) sich mit dem Salze mischt, daß die Steigeisen nicht etwa ein Loch in die Theerdecken machen und endlich, daß das Gewicht aller Instrumente und des Proviants für sechs Leute auf vier Wochen ein so geringes sei, daß man die ganze Sache am Rücken mehrere Tagereisen weit durch eine weglose Bergwildnis tragen kann — dieses Problem, sage ich, ist ein schwieriges, und obwohl wir uns redliche Mühe gaben, gelang es uns nicht, dasselbe in befriedigender Weise zu lösen. Allerdings litten wir während der Expedition keinen Mangel, aber die Größe und das Gewicht unserer Impedimenta waren solche, daß wir während der ganzen Dauer unserer Reise fortwährend durch diese Hindernisse aufgehalten wurden — und doch nahmen wir nichts Unnötiges mit.

Zwischen Christchurch und dem Meere steht eine Gruppe von Hügeln, deren Kulminationspunkt, Mount Herbert, eine Höhe von 1000 m. erreicht. Von diesen genießt man einen sehr lehrreichen Ueberblick über die große Ebene, welche von der Ostküste zum Gebirge emporzieht, und man sieht von hier aus auch die Alpenkette selbst auf eine Strecke von mehr denn 100 Km. Diese Hügel bestiegen wir zunächst, um uns zu orientieren, und ich möchte den Leser einladen, mich bei diesem Spaziergang zu begleiten, da wir später kaum Gelegenheit haben werden, auf den Aufbau dieses Landstriches zurückzukommen.

Zwischen dem zentralen Teile der neuseeländischen Alpen und der Südostküste der Insel breitet sich eine weite Ebene aus, welche unter dem Namen „Canterbury Plains" bekannt ist. Auf dieser Ebene steht Christchurch am Ufer eines unbedeutenden Flüßchens, des Avon. Die große Ebene wird von den Flüssen durchzogen, welche von der Alpenkette herabkommen, und besteht größtenteils aus postpliozänem Geröll. Von der Küste steigt die Ebene allmählich gegen das Gebirge an, welches gewissermaßen

den Rückgrat der Insel bildet. Die Flüsse sind im Herbst und Winter wasserarm und unbedeutend; im Frühling aber, zur Zeit der Schneeschmelze, nehmen sie sehr bedeutende Dimensionen an und bringen dann große Massen von Geröll und Sand aus dem Gebirge herab in das Flachland. In viele Arme zerteilt breiten sie sich über die Ebene aus und schütten auf derselben Geröllmassen aus. Feineres und leichteres Material, Sand und Schlamm werden hinausgeschwemmt ins Meer. Da das Gefälle von dem Gebirge gegen die Küste hin stetig abnimmt und damit auch die Geschwindigkeit und Tragkraft des Wassers, so wird den ganzen Weg entlang Material aufgeschüttet: die größten Steine liegen den Stellen zunächst, wo die Flüsse aus den Alpenthälern in die Ebene eintreten. Gegen die Küste hin wird das deponierte Material immer feiner. So baut sich der Fluß einen Damm, auf dessen Höhe er fließt. Doch sobald der Damm eine gewisse Elevation erreicht hat, verläßt ihn natürlich der Fluß und breitet sich zu den Seiten desselben aus: mit dem Bau neuer Dämme beginnend. In dieser Weise wird das Niveau der Ebene fortwährend erhöht. Wir haben in dieser Ebene genau dieselben Verhältnisse vor uns, wie sie in der norditalienischen Tiefebene obwalten. Doch werden in Italien die Flüsse durch künstliche Uferwälle auf der Höhe der von ihnen angeschütteten Dämme erhalten, in Neuseeland nicht.

Das feinere Material, welches hinausgetragen wird in die offene See, breitet sich teils in Deltaform an der Mündung aus; teils wird es vor der Mündung des Flusses in Gestalt von Sandbarren aufgeworfen, welche die Einfahrt in den Fluß erschweren oder ganz unmöglich machen. Geschützt — gewissermaßen verschleiert — vor dem Anprall der Wogen des hohen Meeres durch diese Sanddünen, rückt die Küstenlinie selber unter fortwährender Deltabildung gegen das Meer vor: die Ebene wächst nicht nur in die Höhe, sondern sie gewinnt auch an horizontaler Ausdehnung.

Ebenso wie heute die Canterbury-Ebene wächst, ebenso ist sie auch ursprünglich entstanden. Die Küstenlinie bildete stets einen konkaven Bogen, welcher sich zwischen angrenzenden Vorgebirgen ausbreitete und immer mehr einer geraden Linie näherte.

Vor dem Entstehen der Canterbury-Ebene und dann noch fortdauernd während desselben, fanden, etwa 40 Km. von der ursprünglichen Küstenlinie entfernt, im offenen Meere heftige vulkanische Eruptionen statt. Die submarinen Ausbrüche bedeckten den Meeresgrund an jener Stelle mit Lava und Tuff, und bald erschien der Gipfel dieser vulkanischen Erhebung in Gestalt einer Insel über der Oberfläche des Meeres.

Im Zusammenhang mit diesen Eruptionen wurde eine Scholle paläozoischen Gesteins an jener Stelle gehoben. Diese so entstandene Insel vergrößerte sich rasch, indem aufeinander folgende Eruptionen immer frisches Material über dieselbe ausschütteten. Die Kraterwände der nebeneinander stehenden Vulkane erreichten zum Teil eine Höhe von 1000 m. und darüber und die Insel erlangte einen Durchmesser von 40 Km.

Durch Barrankenbildung wurden im Laufe der Zeit die Kratere, deren Böden unter dem Niveau des Meeres blieben, mit diesem in Verbindung gebracht. Regen und fließendes Wasser vereinigten ihre Wirkung mit jener der Brandung, und aus den Krateren, von denen fünf zu unterscheiden sind, wurden ebenso viele Buchten, welche in die vulkanische Insel eingeschnitten sind.

Das von der Insel herabgeschwemmte Material breitete sich auf dem umgebenden Meeresboden aus und erhob diesen. Zugleich schützte die Insel selber die dahinterliegende Küstenstrecke des Festlandes von Neuseeland vor der Gewalt der Brandung. Infolge dieser Ursachen schob sich der hinter der Insel liegende Teil der Strandlinie rascher vor, wie die übrigen Teile der avancierenden Küstenlinie, und schließlich füllte das von den Alpen des Festlandes einer- und von der Insel andererseits herab gebrachte Material die Meerenge aus, welche beide trennte; die Insel wurde zu einem Vorgebirge: Banks' Penninsula. Die hinter der Insel gebildete ganz flache Ebene liegt kaum 6 m. über dem Meere, auf ihr steht Christchurch. Der größte Krater, welcher nach Nordost mit dem Meere in Verbindung getreten ist, ist der wichtigste Hafen von Neuseeland, Port Lyttleton mit der gleichnamigen Hafenstadt.

Fast der ganze transmarine Verkehr der Provinz Canterbury geht über Christchurch und den Hafen von Lyttleton. Mehrere Wege führen von der einen Stadt zur andern über den alten Kraterrand, auf dessen höchstem Punkte, Mount Pleasant, wir stehen. Da alle Uebergänge ziemlich hoch liegen, so war der Verkehr natürlich mit großen Schwierigkeiten verbunden, und es ist deshalb ein Tunnel durch den Kraterwall gebaut worden, welcher jetzt den Eisenbahnverkehr zwischen Lyttleton und Christchurch vermittelt.

Jede vulkanische Explosion verursachte die Bildung von radialen Sprüngen in der umgebenden Erdrinde und in diese wurde das flüssige Gestein von unten her hineingepreßt. In diesen Sprüngen, welche von den Kratern ausstrahlen, erhärtete das Gestein zu mauerartigen Gängen, welche zum Teil sehr hart sind und schwer und langsam verwittern. In der Regel verwittert das umgebende Gestein viel rascher und diese vulkanischen Gänge ragen dann frei in Gestalt von Klippen und Felsmauern über die Umgebung empor. Ein Teil eines solchen Trachytganges ist der hübsche Felsgipfel, auf dem wir stehen.

Obwohl in einigen der Kraterbuchten kleine vulkanische Inseln oder Landzungen jüngeren Alters vorkommen, so scheint doch die vulkanische Thätigkeit in dieser Gegend jetzt erloschen zu sein. Die zahlreichen Erdbeben, die in Neuseeland gespürt werden, gehen alle entweder von Rotomahana oder Cook's Straits aus.

Von unserem Standpunkt aus genießen wir nicht nur einen lehrreichen Einblick in die Gestaltungsverhältnisse dieses vulkanischen Systems, sondern auch einen weiten und prächtigen Ausblick auf die Canterbury-Ebene mit ihren silberglänzenden Flußläufen und auf das Gebirge fern im Westen, unser Ziel. Die Vorberge haben ziemlich kühne und scharfe Formen und zwischen denselben blicken einzelne Gipfel des Hauptkammes zu uns herüber. Der Mount Cook selber ist von dem höchsten Punkte der Bank's Penninsula aus sichtbar. Zu unseren Füßen liegt auf der einen Seite die freundliche Stadt Christchurch, und auf der anderen der Hafen mit seinem Mastenwald und seinem emsigen Treiben.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

* Die türkisch-asiatischen Eisenbahnen.

Die türkische Regierung hat sich vor kurzem über die wesentlichen Bedingungen für den Bau ihrer asiatischen Bahnen ausgesprochen, und zwar anläßlich eines von demselben Ingenieur Pressel ausgearbeiteten Projekts, der schon seit 20 Jahren die sämtlichen Eisenbahn-Vorarbeiten im Ottomanischen Reiche ausgeführt. Für die asiatische Türkei waren von ihm ursprünglich schmalspurige Bahnen geplant, aber die Regierung entschied sich schon im vorigen Jahr für die Normalspur und gleichzeitig wurde der Gruppe Alt-Seefelder für die Verlängerung der schon von ihr betriebenen Bahn (Skutari) Haiderpascha-Ismid über Angora nach Diarbekr, mit späterer Abzweigung nach Samsun und noch späterer Fortsetzung bis Bagdad, die Konzession erteilt. Nachdem aber die dafür engagierten Finanzkräfte, in erster Reihe das Frankfurter Haus Erlanger, wegen der großen Ausdehnung der von ihnen zu übernehmenden Verpflichtungen nachträglich den Abschluß des Vertrags abgelehnt, hat sich die Pforte entschlossen, vorläufig nur die Linie Ismid-Angora (ungefähr 480 Km.) in Angriff zu nehmen, denn diese Linie durchschneidet ein gut bevölkertes und gut angebautes Gebiet und wird namentlich in Verbindung mit der schon vorhandenen Linie (Skutari) Haiderpascha-Ismid (der 95 Km. langen Küstenbahn am Marmara-Meer, Konstantinopel gegenüber) als sehr rentabel betrachtet; dafür dürften sich denn auch um so leichter Konzessionäre finden, als die von der Regierung gestellten Bedingungen keine ungünstigen sind. Die Konzession soll auf 99 Jahre verliehen werden, und es ist die Bildung einer anonymen Gesellschaft gestattet, die allerdings eine türkische sein und also bei den türkischen Gerichten ihr Recht suchen muß; außerdem wird der Grund und Boden, soweit er Eigentum des Staates ist, unentgeltlich abgetreten und für den übrigen das gesetzliche Expropriationsrecht gewährt, alle Baumaterialien genießen Zollfreiheit, die Aktien, Obligationen und sonstige Akte sind stempelfrei, die Brutto-Einnahmen endlich werden in einem Betrag von jährlich 15,000 Francs per Kilometer garantiert, und diese Garantie ist durch die Steuer-Zehnten in den von der Bahn durchschnittenen Sandschaks Ismid, Ertogrul, Kutahia und Angora sichergestellt, wozu noch als besondere Vergünstigung die Zusage kommt, die Linie Haiderpascha-Ismid, welche türkische Staatsbahn ist, gegen mäßige Entschädigung abzutreten. Das Pressel'sche Projekt, von welchem wir oben gesprochen, umfaßt 6346 Km. und davon entfallen 2255 Km. auf die Hauptlinie von Ismid über Angora und Diarbekr bis Bagdad, der Rest auf die Abzweigungen, nördlich zum Schwarzen Meer nach Samsun, südlich zum Mittelländischen Meer nach Sandje (statt des versandeten Hafens Alexandrette, und auf die Fortführung der Bahn von Bagdad nach Basshora am unteren Euphrat an der persischen Grenze. Noch eine wichtige Abzweigung führt von Ada-Bazar, nur 50 Km. von Ismid, nach Eregli (Eraglea) zu den ausgedehnten Kohlenlagern am Schwarzen Meer. Allerdings hat das Gebiet, um welches es sich hier handelt, das türkische Anatolien, nicht entfernt mehr die hohe Kultur, die es, namentlich Mesopotamien und das babylonische Tiefland, unter der makedonischen und römischen Herrschaft gehabt; von den 40,000 Stühlen, die noch vor 400 Jahren bei Mossul, dem alten Ninive, die Musselinweberei betrieben, und von der dort bestandenen Teppich- und Seiden-Industrie ist kaum noch eine Spur vorhanden. Aber das Land, dessen ganzer Verkehr jetzt durch Kameel-Karawanen besorgt wird, birgt reiche Naturschätze an Salz, Erzen, Kohlen, Petroleum, Getreide, Wein, Obst und Südfrüchten, und die Bevölkerung wird im allgemeinen als gut veranlagt geschildert. Freilich, wenn nicht große politische Umwälzungen sich vollziehen und im Zusammenhang mit ihnen strategische Rücksichten sich geltend machen, dürfte die Verwirklichung des Pressel'schen Bahnnetzes noch lange auf sich warten lassen.

G. W.

---

* Die freie und assistierte Einwanderung aus Europa nach den australischen Kolonien auf Kosten der Kolonialkassen, welche früher in großem Umfange gestattet wurde, ist jetzt in den Kolonien Victoria, Neu-Südwales und Südaustralien gänzlich eingestellt. In Queensland erhalten noch Dienstmädchen und tüchtige unverheiratete Feldarbeiter im Alter von 17 bis 35 Jahren freie Fahrt und in Westaustralien und Tasmanien Personen, welche von dortigen Kolonisten nominiert wurden. Nach Neuseeland werden Personen im Alter von 1—12 Jahren für 5 Lstrl. und im Alter darüber für 10 Lstrl., also für die Hälfte des gewöhnlichen Fahrpreises, befördert, das übrige übernimmt die Staatskasse.

G.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kayser, Dr. Fr., Aegypten einst und jetzt. Zweite, erweiterte und völlig durchgearbeitete Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 118 Illustrationen im Text, 17 Tonbildern und einer Karte. gr. 8°. (XII u. 301 S.) **In zwei sonst gleichen Ausgaben zu demselben Preise:** 1. als Bestandteil unserer „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde"; 2. unabhängig von der „Illustrierten Bibliothek", in besonderem Umschlag und Einband jeweils M. 5; geb. M. 7.

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Das Weib

in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien

von **Dr. H. Ploß,**

herausgegeben von **Dr. Max Bartels.**

Mit 7 lithograph. Tafeln, Ploß' Portrait und 107 Holzschnitten 2 Bände. Lex. 8°. Preis brosch. 24 M., gebd. 29 M.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 42. Stuttgart, 21. October 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das arktische Eis und seine Beschiffung. Von A. A. Ackermann. S. 821. — 2. Das neue Landesbefestigungssystem Italiens. (Schluß.) S. 826. — 3. Das heutige Persien. Von A. F. Ceyp. (Fortsetzung statt Schluß.) S. 829. — 4. Die Eskimo der Hudsons-Straße. Von F. F. Payne. (Schluß.) S. 832. — 5. Ein Ausflug nach Westafrika. Von Dr. med. Robert Müller. (Fortsetzung.) S. 836. — 6. In den Alpen Neuseelands. Von R. v. Leudenfeld. (Fortsetzung.) S. 838.

Das arktische Eis und seine Beschiffung.

Nur wenige Leute können begreifen, welchen Zauber das Sommerleben in den arktischen Regionen auf diejenigen ausübt, welche einmal einen derartigen Versuch ohne Unfall bestanden haben. Der hohe Norden ist ein ehrfurcht-erweckendes Land. Die massive träumerische Schönheit der schlummernden Eisberge, die scharfen Umrisse und die steile Höhe der Basaltklippen der Küste, die geheimnisvolle Ausdehnung der Gletscher und die unaufhörliche Bewegung der aneinander anstoßenden, sich reibenden und hell tönenden Fluen erzeugen bei jedem Menschen Regungen von Ehrfurcht und Vergnügen.

Anderswo bewegt sich die Natur ebenso mit Kraft und Großartigkeit, aber langsamer und mit weit weniger Breite der Thätigkeit; dort aber finden die Veränderungen welche in gemäßigten Klimaten Monate erfordern, in geräuschvoller Weise binnen weniger Tage statt.

Das Aufbrechen und Fortschwimmen des Eisfeldes, der Eisgang der Gletscher und der Eisausstoß der Fjorde erfüllen den Menschen mit dem Bewußtsein seiner Unbedeutendheit und Schwäche angesichts solcher gewaltigen Kräfte. Flotten von hohen Eisbergen treiben südwärts, fortgetragen von tiefen unterseeischen Strömungen, und bahnen sich wie Pflüge ihren Weg durch dünneres Eis unter stetem Zersplittern, Zerstoßen und Zertrümmern alles dessen, was ihnen im Wege steht, sich selbst immer drehend und überstürzend, aber immer eine gewisse sphinx-artige majestätische und geheimnisvolle Würde bewahrend. Weit hinaus reichende Eiszungen erstrecken sich von ihren verborgenen Basen so hart wie Stein und ebenso gefährlich für den arglos unvorsichtigen Schiffer, während leewärts ein langer Zug von kleineren Bergen, den Trümmern der ersteren, treibt, ein sich gegenseitig anrennendes Gefolge, welches viel zu ungeschlacht für sichere Nähe ist. Ueber dieser ganzen glänzenden glitzernden Masse von weißem Marmor schweben Myriaden von weißen Möven und in den blauen durchscheinenden Höhlen am Wasserrande widerhallt das Plätschern des Meeres und die Musik der Wasserfälle.

Inmitten solcher Umgebungen können die Menschen sich selbst erproben, wo die Tapferen ihre Furcht bekannt und die Kühnen und Starken ihre Schwäche eingestanden haben, und solange die Menschen noch tapfer und stark sind, wird es Freiwillige für Expeditionen geben, deren nördliche Grenze nur von der Ausdehnung abhängt, bis zu welcher das Glück ihre Anstrengung und Stärke und ihr Urteil begünstigt. Die arktische Forschung hängt jedoch nicht von der Eitelkeit von Abenteurern ab; die Welt wimmelt von begierigen Erforschern der Natur, und aus diesen allein muß der Beweggrund entspringen, welcher direkt zum Erfolg führen kann. Nur selten kommt es vor, daß kräftige Gesundheit und Hang zu Abenteuern die Kenntnis der Verallgemeinerung begleiten, welche nur durch jahrelanges Studium erworben wird und so notwendig an Oertlichkeiten ist, wo es so wenig Bekanntes und der Aufzeichnung Unwürdiges gibt; diesem und nicht allein den Unfällen, von denen kaum eine Expedition verschont bleibt, ist die Thatsache zuzuschreiben, daß den auf die arktische Forschung verwendeten ungeheuren Summen zum Trotz noch so wenig von der arktischen Welt bekannt ist und man sich im allgemeinen davon solch irrige Vorstellungen macht.

Die meisten arktischen Reisenden werden mit mir darin einverstanden sein, daß selbst sorgfältiges Studium

aller Werke über diesen Gegenstand nur eine dürftige Vorbereitung für einen künftigen Polarforscher bildet. Es ist eine neue Welt, die Eindrücke sind so fremdartig und lebhaft, daß kein fester Plan der Schilderung gnügen wird.

In den engen grönländischen Gewässern stehen jede aufeinanderfolgende Landspitze, jede Insel und jeder Berg als Marke des weitesten Vordringens und getäuschter Hoffnungen der wackeren Seefahrer früherer Zeiten da. Kann man sich etwas Pathetischeres denken, als das eigenartige Logbuch jenes kühnen alten Seemanns, des Kapitäns John Davis, mit seiner Schilderung langwieriger Kämpfe und endlicher Enttäuschung? Er fuhr in der Zeit von Raleigh und Blake. Jetzt liegt nur wenige Meilen jenseit eines schwarzen sturmbock-artigen Vorgebirges, dem er den Namen Sandersons's Hoop gab, der dänische Handelsposten Upernawik, und jeden Sommer bahnen sich sehr gewaltige Walfischfang-Dampfer hieher den Weg durch das Eis, das an diesem Punkte Davis' kleine Segelschiffe zurückwies. Seit Hunderten von Jahren, welche auf die Zeit von Davis und Frobisher zurückdatieren, hat sich die Kunst der Eisschifffahrt beständig verbessert, bis es heutzutage entweder für einen Walfischfänger aus Dundee oder einen Robbenschläger aus St. John eine große Seltenheit ist, in der Verfolgung ihres Berufs einen ernsten Unfall zu erleiden.

Mit den amerikanischen Walfischfängern im Berings-Meer ist der Fall anders — dort gibt es wichtige Unterschiede zwischen dem Eise, das man in den grönländischen Gewässern, und dem, das man im Norden von Alaska findet. Eine Schilderung der Umstände, welche die Bildung der verschiedenen Arten von Eisbergen und Flueneis zeigt, wird dies deutlich machen.

Die natürliche Form eines Eisberges ist ein regelmäßiges Prisma, von der Stirnseite des Gletschers abgebrochen, wie seine Vorwärtsbewegung ihn durch die schwellende Bewegung des Wassers der Sohle des einschließenden Fjords entlang treibt. Durch die Gezeiten wechselt der Aufwärtsdruck des Wassers beständig und hat viel zu schaffen mit der Erzeugung innerer Spalten und Spannungen, welche parallel zu der Stirnseite des Gletschers Spaltungsflächen bildet; eine von diesen bezeichnet zuletzt die Grenze des Berges, die anderen sind schwache Punkte, welche sich später entwickeln. Wenn Gletscher sich dem Meere unter einem steilen Winkel nähern, so bewegen sie sich rascher, sind größeren Spannungen unterworfen, es ergibt sich weniger Gelegenheit zur Darlegung der zähen Beschaffenheit des Eises auf dem Gefrierpunkt, der Eisgang kommt häufiger vor und die Berge werden dadurch kleiner und unregelmäßiger. Unter solchen Bedingungen ist das Eis voll teilweise verkitteter Sprünge und gekrümmter Spalten, so daß binnen kurzem Wasserzeichen, Eiskerbungen und Ritzungen und das Schmelzen von Schneeflecken die phantastischsten und luftigsten Gestalten hervorbringen. Dauerhafter als Wolken wetteifern sie mit denselben noch an Mannigfaltigkeit der Zeichnung und der Gestalt, wie sich im Vorübergehen aufeinanderfolgende Schönheiten entwickeln. Anscheinend allen Anforderungen des Gleichgewichts enthoben, infolge des Uebergewichts des untergetauchten Teils, entspringen kühne Vorsprünge und fliegende Bogen aus ihren Wänden und hängende Balkone zieren ihre Häupter.

In Grönland wie im antarktischen Meere gibt es entweder ein großes Festland oder eine Anhäufung von Inseln, bedeckt mit einem Eisfeld von solcher allmählichen Neigung auf große Entfernung hin, daß die Bewegung seiner Stirnseite sehr langsam ist und die Eisgänge und Lawinen minder häufig vorkommen und eine Höhe von ein- bis zweihundert Fuß in der nördlichen und von dreihundert Fuß in der südlichen Erdhälfte haben. Die alaskanischen Gletscher sind von vergleichsweise geringer Ausdehnung, und das Eisfeld, von welchem der Muir- und der Davidson-Gletscher Ausläufer sind, ist nur 400 e. Mln. breit; infolge der Neigung der sie enthaltenden Thäler bewegen sie sich mit großer Geschwindigkeit, und Eisgänge oder Loslösungen von Eis kommen beständig vor; die Berge stürzen in seichtes Wasser, zerfallen rasch in Stücke und die Trümmer, welche endlich durch die verworrenen Windungen der Fjorde und Inselfluren entweichen, sind sehr klein. Außerdem verhindert das vergleichsweise seichte Wasser längs der Küste von Sibirien den Durchgang der Fluenberge von einiger Größe durch die Berings-Straße, während eine Bank von siebzehn Faden nördlich von der Wrangell-Insel allen rechtwinkeligen Eisbergen von mehr als dreiundzwanzig Faden Dicke, welche über das Polarmeer hingetrieben haben, den Weg versperrt. Daher kommt es, daß die Walfischfänger des Berings-Meeres niemals die großen Eisberge sehen, welche in der Schifffahrt der die grönländischen Gewässer Besuchenden eine so wichtige Rolle spielen.

Vielleicht machen die fortwährende Aufregung in den beschränkten Gewässern des letzteren Landes und der natürliche Wunsch, das Neue und Geheimnisvolle mit dem Alten und Gewohnten zu klassifizieren, den Geist so geneigt, Aehnlichkeiten zu sehen. Wie dem aber auch sein mag, die Eisberge scheinen gewissen Gesetzen der Gestalt unterworfen zu sein. Man trifft häufig Kapitäle, Sphinxe, Burgen und Kathedralen, und zu Zeiten ziehen ganze Menagerien von Eisgestalten an Einem vorüber; ruhende Löwen, Pilze, Blumen ꝛc. kommen in Fülle vor. Die kleinen Eistrümmer zeigen durch das Spülen der Wogen und das Einkerben der umgebenden Fluen eine größere Mannigfaltigkeit von Gestalten als die großen Berge.

An der Ostseite der Melville-Bay im nördlichen Grönland ist eine Landspitze, welche wegen ihrer eigentümlichen Gestalt „Des Teufels Daumen" heißt. Es ist ein merkwürdiger Felsenpfeiler in Gestalt einer geschlossenen Hand mit emporgerecktem Daumen und leistet gewichtiges Zeugnis für die Zähigkeit des Granits, woraus derselbe besteht,

welcher in diesen scharfen Umrissen all den verwitternden Kräften jenes Klima's seit Jahrhunderten widerstanden hat. Er ist etwa 700 Fuß hoch. Im Juni 1884 ward eine Photographie von einem sehr hohen Eisberg aufgenommen, welcher in seiner Nähe gestrandet und eine beinahe vollkommene Darstellung einer Hand nebst Handgelenk war, woran der Zeigefinger himmelwärts deutete. Eine Verbindung zwischen dem schwarzen, von der Zeit beschmutzten Teufelsdaumen und diesem schönen marmorgleichen Säulenschaft drängte sich im Nu jedem Beschauer auf, und der Eisberg erhielt den Namen der „Hand der Vorsehung".

Die Walfischfänger begegnen das Packeis von der Bildung eines Winters auf beiden Seiten des Kontinents und müssen dasselbe bekämpfen, bis es unter dem Beistand der Sommersonne besiegt wird und nicht länger ein Hindernis für das Vordringen nach Norden bildet.

Hayes gibt an: die Bildung neuen Eises im Foulk-Fjord während Eines Winters im stillen Wasser sei dreizehn Fuß dick. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß selbst während außerordentlich kalter Perioden noch ein Zuschlag zu dieser Dicke gekommen ist; erfahrene Polarreisende haben seither sogar vermutet, daß ein Teil dieser Dicke von Schnee-Ablagerungen herrührte. Gewöhnlich wird dieses Eis nicht über sieben Fuß dick gefunden. Im Frühsommer bricht es und schwimmt in ungeheuren Fluen als Packeis davon; zuweilen häuft es sich durch Druck in Höckern oder Haufen von drei- bis vierfacher Dicke zur Höhe von kleinen Eisbergen an oder wird in Trümmer zerdrückt, bis es endlich zerschmilzt und auf seinem Weg nach Süden verschwindet. Dieses Eis kann, selbst wenn es zu Höckern aufgetürmt ist, von demjenigen der zertrümmerten Eisberge unterschieden werden an seiner halbdurchsichtig weißen Farbe, welche von der Anwesenheit unzähliger Luftzellen herrührt; die Art und Weise seiner Bildung macht es weicher und poröser als Gletschereis, welches jahre-langem Druck und Konzentration durch eindringende Ströme von gefrierendem Wasser unterworfen ist.

Ehe jedoch die ungeheuren Fluen zerbrochen werden, sind sie in den engen Gewässern Grönlands, wo sie beständig furchtbarem Druck durch Winde und oberflächliche Strömungen unterworfen sind, äußerst gefährlich. Die östlichen Walfischfänger entgehen durch ihre überlegene Ausrüstung und ihr gemeinsames Arbeiten vielen von den Unfällen, welche die Amerikaner im Stillen Ozean heimsuchen, während jenen die Nähe beim Land oder festen Eis und den zahlreichen Eskimo-Dörfern gegründete Aussicht auf Rettung bietet, selbst wenn ihr Fahrzeug verloren gehen sollte. Nach der Ankunft auf ihrer Station haben sie wenig mehr zu fürchten als schwimmende Eisberge und Eishöcker, denn ihre mächtigen Dampfer zerschmettern das alsdann mürbe Eis mit Leichtigkeit. Da die Walfische die Nachbarschaft von Pond's Inlet schon früh im Sommer verlassen, so bemühen sich die Walfischfänger, so rasch wie möglich dorthin zu kommen, und die Schiffsrheder setzen oft einen Preis für die Mannschaft desjenigen Schiffes aus, welches zuerst jenen Punkt erreicht. Sie können sich dies leisten, da ihre Ladung großenteils aus dem wertvollen Fischbein bestehen mag, welches die Eskimo der Nachbarschaft gesammelt haben. Diese Leute sind daher die besten Eisschiffer in der Welt.

Die amerikanischen Walfischfänger haben keinen derartigen Sporn für ihren Eifer, obwohl sie ebenso kühn und ausdauernd sind als irgendwelche andere Seeleute. Ihr Leben ist ein mühevolles; widerfährt ihnen ein Unfall, so bietet sich ihnen kein solcher Ausweg zum Entkommen dar wie den Schotten im Osten, und doch würde es verhältnismäßig leicht sein, an der Nordküste von Alaska eine Rettungsstation zu errichten, welche sich vielleicht besser bezahlt machen würde, als irgend eine andere an den amerikanischen Küsten. Es gibt nur einen einzigen engen Durchgang für die Fluen des Berings-Meeres, und wenn das Eis diesen Kanal passiert hat, so zerstreut es sich und ist leichter zu vermeiden. Das Packeis ist nicht eingeengt und zum Kreisen zwischen gewaltigen Eisbergen oder vielen engen Kanälen gezwungen, wie in den grönländischen und östlichen Gewässern, so daß die neue Anwendung von Dampfern zum Walfischfang anstatt der früheren Segelschiffe mehr von dem Verlangen nach vermehrtem Gewinn als von wirklicher Notwendigkeit diktiert wurde.

Es gibt aber noch ein anderes und gefährlicheres Eis als Flueneis, da es zu seiner Bildung viele Jahre gebraucht. Man trifft es in vereinzelten Fluen, aber nur selten wenn je als Packeis, unterhalb Smith's Sound, und die schottischen Walfischfänger begegnen ihm nur selten. Schiffe sind schon hundertmal von Flueneis umgeben worden und wieder daraus entkommen, aber nur wenige haben sich jemals aus der starren Umschließung des alten Eises des Polarmeeres befreit, welches Nares als Fluenberge oder paläokrystisches Eis bezeichnet. Dieses zeugt von hohem Alter, und sein über dem Wasser befindlicher Teil hat eine Mächtigkeit von 15 bis zu 45 Fuß, was seine Gesamtmächtigkeit von 135 bis zu 405 Fuß bringen würde; das stärkst gebaute Schiff, das je in See stach, würde durch den Druck von zwei solchen Fluen auf seine Seiten in Zündhölzer zerquetscht werden. Dieses Eis bildet die nördliche Grenze des Meeresgebietes, worin die amerikanischen Walfischfänger nördlich von Alaska kreuzen. Einige Jahre lang rückt es südwärts und versperrt jenen den Zugang; dann weicht es wieder zurück und enthüllt mehr von der geheimnisvollen Welt des fernern Nordens. Hie und da durch dasselbe zerstreut sind Polynien oder Eisseen von einjährigem Wachstum, von schweren Fluen überwölbt und eingeschlossen.

Paläokrystisches Eis ist altes Packeis, welches durch aufeinanderfolgende Schnee-Niederschläge während einer langen Zeitperiode aufgebaut ist, was demselben ein Aussehen von Schichtung gibt. Dasselbe zeigt eine Abwechslung von weichem weißem und hartem blauem Eis, das

beziehungsweise zusammengedrückten Schnee und Thauwasser darstellt, das sich bei Tage durch die Sonnenwärme gebildet hat und bei Nacht oder wolkigem Wetter gefroren ist. (Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß Schnee schmilzt und bei Sonnenschein durch Flueneis hindurchsickert, obwohl der Thermometer weit unter dem Gefrierpunkt stehen mag.) Endlich wird während des langen Sommertags die Flue kahl und trocken, aber weich und porös, wenn es noch nicht so hoch im Norden ist, daß die Schneestürme das ganze Jahr hindurch fortdauern. Ueber einigen Schichten liegen Lagen von atmosphärischem Staub, wie ihn Nordenskjöld auf den grönländischen Gletschern fand, und auch die allmähliche Abnahme in der Mächtigkeit der Schichten infolge des Druckes und die Vermehrung des blauen Eises zeigt — wegen größerer Einsickerung, da man dem unteren Teil des Eisberges nahe kommt — ganz deutlich die fortschreitende Beschaffenheit der Eisbildung.

Jenseit des durchschnittlich sechs Fuß dicken Packeises der Melville-Bay liegt das „Nordwasser" der Walfischfänger, entsprechend dem offenen Raum, welchen man gewöhnlich zwischen dem paläokrystischen Packeis und der Berings-Straße findet. Diese See wimmelt von Eishöckern, Brucheis, angewittertem Eis oder zertrümmerten Eisbergen und anderen Eisbergen von gewaltiger Größe, welchen man leicht ausweichen kann, außer in den häufigen Nebeln der Sommermonate. Diese Eisberge brechen von den ungeheuren Gletschern ab, welche die Melville-Bay und den Kennedy-Kanal begrenzen und gelegentlich sich zweihundert Fuß über das Wasser erheben. Es liegt am Tage, daß die unregelmäßig abbrechenden Teile durch eine massige ungeschlachte Gestalt des untergetauchten Teils noch eine viel größere Höhe erreichen dürften. Hayes erwähnt eines Eisberges von mehr als dreihundert Fuß Höhe im „Nordwasser"; der „Proteus" beobachtete auf seiner letzten Fahrt einen Eisberg von 150 Fuß Höhe, welcher sechs engl. Meilen lang und etwas mehr als eine Meile breit war. Diese kolossalen Eisberge tragen am meisten dazu bei, im ersten Frühjahr die Eisfelder aufzubrechen, denn da sie durch tiefe Unterströmungen fortgetrieben werden, ist ihre Bewegung oft derjenigen des vom Wind und den oberflächlichen Strömungen bewegten Flueneises gerade entgegengesetzt.

Auch der Wind spielt eine wichtige Rolle, denn eine Bö aus Südwest treibt das Packeis und die Höcker auf den Rand des festen oder Landeises und zertrümmert es eine Strecke weit, worauf jeder nördliche Wind das freie Eis befreit und einen offenen Raum, das sog. Fahrwasser unter dem Lande, bildet, welchem die frühesten Walfischfänger immer folgen. Dasselbe ist natürlich gefährlich, da ein Südwind das Packeis zurücktreibt und das Schiff einschließt, wo nicht gar zerquetscht. Im Juli bedient man sich des rascheren Weges durch die „Mittelpassage" des Packeises in der Melville-Bay, da das Eis alsdann vergleichsweise harmlos ist, obwohl Schiffe zuweilen angestoßen und ziemlich schwer beschädigt werden.

Es werden keine stärkeren Fahrzeuge gebaut als diejenigen der Walfischfänger von Dundee. Sie haben ein Displacement von vierhundert bis zu tausend Tonnen, mächtige, gutverwahrte Maschinen, um dem Stoß und der Erschütterung des Eisrammers oder dem Stillstand der Schraube durch das Eis zu widerstehen, und sind mit der Absicht auf eine leichte und schnelle Ersetzung des Steuers, der Schraube und des Schraubenwellbaumes, falls solche beschädigt werden, denn diese Teile werden immer in Duplikaten mitgeführt. Ueber allen anderen Erwägungen aber sind diese Schiffe stark genug gebaut, um nach vorn zu rammen und dem Seitendruck Widerstand zu leisten, wenn sie vom Eise angestoßen werden.

Ein anderer sehr wichtiger Zug derselben ist, daß der Bug eine bedeutende Neigung haben muß, welche dem Fahrzeug erlaubt, wenn es gegen sehr schweres Eis anrammt, sich leicht zu heben und darauf zu gleiten, dadurch den Stoß zu mildern und die schneidende Wirkung des des Bugs mit dem nach unten wirkenden zerdrückenden Gewicht des Schiffes zu unterstützen. Auf diese Weise ist es diesen Dampfern möglich, bei voller Geschwindigkeit gegen Eis von mehr als zwanzig Fuß Dicke zu rammen und doch keine Beschädigung zu erhalten, welche sie unmittelbar dienstuntauglich macht.

Wenn das Eis nicht zu schwer ist, wird das scherenartige Steigen und Fallen des Bugs mehrmals wiederholt und das Fahrzeug dampft mächtig vorwärts, bis sein Vordringen gehemmt wird. Die Schwierigkeit liegt dann darin, das Schiff aus dem Dock herauszubringen, welches es sich durch sein Vordringen eingeschnitten hat; die Fluen drängen sich dann an seine Seiten, Eiskuchen und -Trümmer erfüllen sein Kielwasser und es bleibt nichts mehr übrig, als die vom Eis umstrickte Schraube, mit welcher es seine Unthätigkeit überwindet, und sich aus dem Eiszwickel herauszuarbeiten. Häufig reicht die Dampfkraft dazu nicht hin, und das Schiff kann zerdrückt werden.

Beim Zerbrechen einer Eisflue von großer Ausdehnung und Dicke, welches zwar nur selten versucht wird, da die hiefür aufgewendete Kohle und Mühe durch eine Bewegung des Eises in wenigen Stunden erspart werden könnte, arbeiten zwei Schiffe mit großem Vorteil gemeinsam und führen abwechselnd Streiche in einem Winkel miteinander, um dadurch keilförmige Abschnitte abzubrechen, welche so schnell aus dem Wege geschoben werden, als ein Vordringen im Eise bewerkstelligt werden kann.

Man wendet noch verschiedene andere Methoden an, um sich einen Weg durch das Eis zu brechen oder den Druck gegen das Schiff zu erleichtern, allein sie sind alle unbedeutend im Vergleich zu den Ergebnissen kühnen und furchtlosen Rammens. Ohne ein solches würde Greely trotz der äußersten Anstrengungen von Offizieren und Mannschaften nicht befreit worden sein. Die zerstreuende

Wirkung von Sprengstoffen im wasserdurchfeuchteten Eise ist klein, und das Aussetzen von Torpedos erfordert Zeit; die Eissäge ist schwerfällig, langsam und erschöpft eine bereits überangestrengte Mannschaft, während das Bugsieren und Nachschleppen der Fluen im Schlepptau nur die letzte Zuflucht in der Verzweiflung ist.

Man zieht die Kapitäne der Dundee-Schiffe nicht allzu strenge zur Rechenschaft wegen etwaiger Schäden, welche die Fahrzeuge während ihrer kurzen, aber aufregenden Fahrt erleiden mögen. Es müssen täglich verzweifelte Wagnisse unternommen werden; der Mann, welcher sich vor Verantwortlichkeit fürchtet, würde nie Erfolg haben, während ein anderer durch Zaudern oder Mangel an Hülfsquellen sein Schiff rasch verlieren würde. Die Walfischfänger laufen im April von Dundee aus, erreichen gewöhnlich Godhavn, unter 69° 15′ n. Br., schon vor Juni, aber die Fahrt von diesem Punkt bis zu ihrem Bestimmungsort ist ein langer und kühner Kampf mit dem Eise. Da sie fortwährend den Breschen folgen, welche Stürme und Gezeiten in das feste Eisfeld gebrochen haben, ist ihre einzige Hoffnung — obwohl sie von Fluen umgeben sind, welche das Schiff, wenn es von denselben unversehens gepackt wird, zu zerquetschen imstande sind — daß sich an irgend einer anderen Stelle ein offener Kanal ergeben werde, oder, wenn sie von ungeheuren unbeweglichen Fluen eingeschlossen bleiben, bis irgend ein seltener Nordwestwind das Packeis lockert oder die Sonne dieses so schwächt, daß das Schiff imstande ist, sich durchzubrechen und zu entkommen.

Bei Annäherung einer Bö, wenn man erwarten muß, daß das Eis sich rasch bewege und durch den ausgedehnten und gehäuften Druck gefährlich werde, wird eine schöne solide Flue aufgesucht, um sich darin ein schützendes Dock zu bilden. In diese wird das Schiff so weit wie möglich hineingerammt und der Kanal nötigenfalls mit der Eissäge vertieft; solange die Flue zusammenhält, wird das Schiff nur dem Druck jener kleinen Trümmer ausgesetzt sein, welche in den Eingang zu dem Dock hineingezwängt werden mögen.

Um beim Durchbruch durch das Packeis jeden kleinen Fleck offenen Wassers zu benützen, wird eine Spähwache in dem sog. „Krähennest“ ausgestellt; dieses ist ein an den Mast befestigtes großes Faß mit einer Fallthür im Boden als Eingang. Dies ist zuweilen ganz angenehm, weil mit einem Windschirm, einer Stütze zum Auflegen des langen Fernrohrs, einem Glockenzug nach dem Maschinenraum, einem Steuerlenker und einem Kompaß versehen. Die Spähwache ist ungefähr 150 Fuß über dem Meere, und die größte Entfernung, in welcher gewöhnliches Packeis von dieser Höhe aus sichtbar ist, beträgt kaum sieben Meilen; es ist daher klar, wie viel Erfahrung und Urteil erforderlich sind, um die Bewegungen des Schiffes zu leiten, wo die einzigen Anzeichen zu Zeiten nur zweifelhafte Eisblinke und unentschiedene Wasserhorizonte sind.

Der Eisblink ist häufig nur ein schwaches Merkmal im Sommer, da er nur als ein schmaler Streifen von minder hellem und gelblichem Himmel gerade über dem Horizont erscheint. Sein Aussehen ist zu Zeiten so schwach, daß er nur durch Vergleichung mit bekannten Wasserhorizonten erkannt werden kann. Der letztere ist dunkel und düster und gleicht demjenigen, der einem Gewitter vorangeht.

Im Packeis selbst ist es gewöhnlich windstill, und eine leichte Brise ist ein beinahe sicheres Zeichen von der nächsten Nähe eines größeren offenen Wassers. Die Robbenschläger von Dundee und St. John in Neufundland geben sich an letzterem Orte Stelldichein und brechen beinahe in derselben Viertelstunde ungefähr um Mitternacht an irgend einem Märztag auf. Das Datum ist gesetzlich festgesetzt, um die Robben während ihrer Wurfperiode zu beschützen. Sie haben eine minder gefährliche und wagnisreiche Reise als die Walfischfänger, obwohl sie früher aufbrechen, denn ihre Hoffnung geht dahin, die ersten großen Eisfluen im offenen Meere zu treffen, wo sie nur sehr geringem Druck unterworfen sind, obwohl die Nebel und dunklen Nächte es schwer machen, den Zusammenstoß mit einem der zahlreichen Eisberge zu vermeiden.

Die Robbenschläger hängen zum großen Teil von dem Glück ab, gerade auf solche Fluen zu stoßen, auf welchen die Haarrobbe in großer Anzahl gefunden wird. Man nimmt an, daß nur wenige von den ältesten Kapitänen eine Ahnung oder ein eigentümliches Urteil in Betreff derartiger Fluen besitzen, obwohl es keineswegs gewiß ist, daß man die Robben an zwei aufeinanderfolgenden Jahren in demselben Teil des offenen Meeres treffen kann. In der That kommt es häufig vor, daß unter zehn oder zwölf Robbenschläger-Schiffen, welche alljährlich in derselben Stunde auslaufen, nur eines oder zwei der glücklichsten zwei erfolgreiche Fahrten mit voller Ladung im selben Sommer machen, bevor einige von den anderen mehr oder weniger Mißgeschick von ihrer ersten Fahrt zu berichten haben. Der „Proteus“ brachte einmal von seiner ersten Fahrt in der Saison hunderttausend Felle heim.

In Sicht des Eises fahren die Dampfer den großen Fluen entlang und durch die eisfreien Kanäle, bis sie eine Flue finden, auf welcher sich eine Kolonie von Robben gesammelt hat. Nun wird sogleich ein Dock ins Eis gerammt, es werden Eisanker nach vorn ausgelegt und die sehr zahlreiche Mannschaft, welche das Schiff führt, wird mittelst der von den Hauptspieren herabhängenden Jakobsleitern auf dem Eise gelandet. Zuweilen teilt sich die Mannschaft in mehrere Partien, um auf verschiedenen Fluen zu arbeiten; in allen Fällen werden die Robben so rasch wie möglich umzingelt und nach einem gemeinsamen Mittelpunkt hingetrieben; hier kriechen dieselben aufeinander, bellen und winseln, bis sie einen großen Haufen von zehn Fuß Höhe oder mehr bilden, welcher sich durcheinanderwindet und kämpft, während das Eis nach

allen Richtungen hin von den weißen jungen Robben wimmelt, welche noch nicht imstande sind, sich zu flüchten. Die Robbenschläger auf dem Eise sind sehr lüstern nach den gefrorenen Herzen dieser jungen Robben, welche nicht nur sehr schmackhaft sein sollen, sondern von denen sie auch behaupten, daß ihr Genuß sie zur Ertragung von Kälte und Strapazen befähige. Sobald die Robben auf Einen Haufen zusammengetrieben sind, so beginnt das Gemetzel. Jeder Mann ist mit einer Stange versehen, die an einem Ende eine starke eiserne Spitze mit einem Haken trägt, womit die Robben eine um die andere vom Haufen heruntergezogen und durch einen einzigen Schlag auf den Kopf getötet werden. Dann wird rasch die Haut mit der dicken fetten Speckdecke abgezogen und zusammengewickelt. Die Haut der alten Robben ist als Pelz wertlos, wird aber unter Umständen zu Leder verarbeitet, gespalten und zu einer Nachahmung von Kidleder gemacht und zu Handschuhen, zum Füttern von Porte-monnaies oder ungespalten zu Schuhen, Kofferüberzügen, Reisetaschen 2c. verwendet.

Binnen weniger als zwei Monaten nachdem die ersten Robbenschläger-Schiffe ausgelaufen, sind die Robben vollständig verschwunden; wohin sie gehen, ist ein noch unenthülltes Geheimnis. Im Spätherbst erscheinen sie wieder in kleinen Gruppen auf dem Wege von Norden.

Unmittelbar auf die Robbensaison folgt dann die Zeit des Walfischfangs, wozu manchmal dieselben Dampfer verwendet werden. In der ersten Hälfte Septembers, gleichviel ob die Saison erfolgreich gewesen ist oder nicht, treten dann die Walfischfahrer aus Dundee ihre Heimfahrt an und folgen der Ostküste von Britisch-Amerika und Labrador, bis sie in der Nähe von Neufundland den Vorteil der Polarströmung einbüßen. Es ist eine rauhe, strapazenreiche Fahrt, Stürme und furchtbar schwerer Seegang sind der Jahreszeit und Oertlichkeit eigen, und doch gilt eine solche Fahrt beinahe für ereignislos unter den Mannschaften jener zerschlagenen und geschädigten Fahrzeuge, deren Ausbesserung und Wiederherstellung für die Arbeit des nächsten Sommers den ganzen Winter in Anspruch nimmt. A. A. Ackermann.

Das neue Landesbefestigungssystem Italiens.

(Schluß.)

Wir schreiten nunmehr zur Aufführung der Befestigungen Italiens an der Landesgrenze.

Dieselben gliedern sich, vorzugsweise gegen Frankreich und gegen Oesterreich angelegt, in zwei Hauptgruppen.

Bei der französischen Grenzgruppe hat man, was einigermaßen befremden muß, einen Haupteinbruchsweg Frankreichs, die Straße und Eisenbahn entlang der Riviera di Ponente von Nizza nach Genua, welche allerdings schwer zu sperren ist, ganz offen gelassen und selbst die kleine Sperrfestung Ventimiglia aufgegeben.

Der wichtige Paß von Col di Tenda (die Straße von Nizza nach Coni) ist dagegen durch das am Passe gelegene Fort Tenda gesperrt worden. Ebenso die über den L'Argentera-Paß von Barcelonette im Stura-Thal nach Cuneo führende Straße durch neu angelegte Befestigungen bei Vinadio; ferner würde der wichtige Paß des Mont Genèvre, die Straße von Briançon nach Pinerolo, mit verstärkten und neuen Anlagen bei Fenestrelle versehen. Die sich von dieser Straße bei Cesanne nach Susa abzweigende Straße erhielt ebenfalls kürzlich verstärkte Befestigungsanlagen bei Exilles und wird ferner durch das Fort de la Garde und auf dem Colle dell' Assietta durch ein neues Fort, Assietta, gesperrt.

Die wichtige Wegverbindung aus dem französischen Arc-Thal in das Dora Ripera-Thal wird ferner durch ein auf dem Col de la Roue östlich des Mont Tabor und nahe dem Mont-Cenis-Tunnel angelegtes neues Fort beherrscht, welches die Umgehung des Mont-Cenis-Passes von Süden her verhindert.

Eine ganz hervorragende Bedeutung gebührt ferner dem Besitz der Eisenbahnstrecke Modane-Susa; dieselbe wird durch die Befestigungen von Frejus nahe dem Mont-Cenis-Tunnel und außerdem durch die Befestigungen von Exilles und Assietta zugleich mit der bereits erwähnten Straße Cesanne-Susa gesperrt; auch befindet sich hier eine Panzerbatterie für 8 Geschütze. Das neuangelegte Werk Monceniſio sperrt, dicht an der Grenze gelegen, die Straße von Mont-Cenis. Dieses Fort hat eine um so größere Bedeutung, als die italienischen Befestigungen bei Assietta, Fenestrelle und Exilles, wenn dasselbe gefallen ist, umgangen sind.

Eine ganz besondere Wichtigkeit muß dem Punkte Susa, woselbst die Reserven der mit der Verteidigung der beiden Straßen von Modane und Cesanne beauftragten Truppen eine zentrale Bereitschaftsstellung einnehmen können, zuerkannt werden, allein über die Befestigung dieses Punktes verlautete bisher noch nichts.

Die Befestigungen nähern sich jetzt der schweizerischen Grenze und werden dort mit den Werken am Kleinen St. Bernhard, welche die Straße von Moutiers über den Kleinen St. Bernhard-Paß nach Ivrea ins Dora Baltea-Thal beherrschen, sowie mit den Forts St. Vincent und Bard verbunden.

Die erwähnten Befestigungen an jenen Straßen sind zum größten Teil erst ganz kürzlich angelegt. Die anderen immerhin zahlreichen Verbindungen über das Alpengebirge sind nur für kleinere Truppenkörper zu benutzen, und sind zu ihrer Verteidigung in erster Linie die Truppe der Alpini-Bataillone bestimmt, von deren aus Jägern, Sennern und Hirten des Gebirges bestehendem, für den Gebirgskrieg ganz besonders geeignetem Material man sich ganz besonders guter Dienste italienischerseits versieht.

An der schweizerischen Grenze, von woher Italien weder eine Invasion noch einen Durchmarsch gegnerischer

Heere fürchtet, hat man italienischerseits keine Befestigungen errichtet. Dagegen beginnen am österreichischen Grenzgebiet wieder die italienischen Sperrfestungen, und zwar zunächst mit der Sperre bei Fuentes an der Nordostecke des Como-Sees, welche die vom Splügen herabkommende Straße und das Adda-Thal beherrscht; derselben schließt sich die Sperre von Aprica im Valtelin an: sie beherrscht die vom Stilfser Joch herabkommende Straße und die Straße ins Thal von Edolo. Es folgen alsdann die Sperrbefestigungen von Edolo im Thal des Oglio an der Tonal-Straße, am Gabelungspunkt der Straßen nach Aprica und Breno; hierauf die Sperre von Rocca d'Anfo am Idro-See, die die Straße nach Brescia und Peschiera beherrscht.

Ihr schließt sich die schon seit Alters berühmte Veroneser Klause, die „Chiusa Veneta", im Norden von Verona am Etsch-Thal an. Dieselbe besteht aus den Befestigungen auf dem Plateau von Rivoli, und zwar den Werken Marco, Emanuel Rivoli, der Befestigungsgruppe von Ceraino, den Werken Maena, Ceraino und Chiusa, und der Gruppe von Pastrengo mit den Werken Pivazzano, Botega und Feggio Croce, welche sich bereits an die Werke von Verona anschließen. Diesem ausgedehnten, dem starken Verona im Nordwesten vorgelegenen Befestigungskomplex schließt sich östlich die Sperre von Piano delle Fuggazze an der Straße Roveredo-Schio-Vicenza an. Dieselbe besitzt eine gepanzerte Batterie für 6 Geschütze. Oestlich derselben folgt die 1885 beendete Sperrbefestigung von Primolano und Asmone an der Straße Trient-Bassano im Val Sugana im Brenta-Thal. Ihr reiht sich im Projekt begriffen die Sperre bei Agardo an der Straße im Cordevole-Thale nach Feltre an.

Eine besonders wichtige Sperrbefestigungsgruppe ist ferner neuerdings bei Pieve di Cadore neuangelegt und verstärkt worden, deren besonders günstige Lage eine ganze Gruppe wichtiger Straßen, die von Maria Luggau, von Innichen über Sexten und den Kreuzberg, von Landro über Vigo und von Landro über Cortina d'Ampezzo ins Piave-Thal führen, zu beherrschen gestattet. Es folgen schließlich in östlicher Richtung die Sperren bei Ospedaletto und bei Osoppo am Tagliamento an der Straße Tarocs-Pontebba-Resciutta-Daniele resp. Udine. Die letzte Sperrbefestigung gegen Oesterreich endlich liegt bei Stuppizza an der Straße, die von Villaele über Caporetto am oberen Isonzo und Cividale nach Udine führt. Der übrige Teil der österreichisch-italienischen Grenze am mittleren und unteren Isonzo, an welchen ein österreichischer Vormarsch, begünstigt durch das weit weniger gebirgige Land und die bei Görz über den Isonzo führende Bahn, weit leichter ausführbar erscheint, ist auffallenderweise bis jetzt ohne besondere Sperrbefestigung geblieben. Vielleicht rechnet man dort auf die Wirksamkeit der alten Werke von Palma Nova.

Wir gelangen zu den Sperrbefestigungen der Apenninen. Dieselben bestehen im ligurischen Apennin aus folgenden die von der Riviera di Ponente nach Norden führenden Verbindungen sperrenden Forts: Fort Saccarello an der Verbindung Col di Tenda-Ormen, Fort Nova an der Straße Oneglia-Ormen-Ceva, Fort Zuccarello an der Straße Albenga-Garessio-Ceva, Fort Melogro an der Straße von Finalborgo über den Monte Settepani, Fort Altare an der Straße und Eisenbahn von Savona nach Cairo im Bormida-Thal. Eine ganz besondere Bedeutung muß der Sperrbefestigung von Turchino an der Straße Varazze-Acqui vindiziert werden, da dieselbe drei Panzertürme aufweist. Die Befestigungen im ligurischen Apennin schließt das Fort Giovo an der Straße von Genua nach Novi.

Projektiert sind ferner im Apennin die folgenden Sperren: das Fort La Cisa an der Straße von Parma nach la Spezia, die Forts Ceretto und Sassalbo an der Straße von Reggio nach la Spezia, die Forts Pellegrino und Rondinajo an der Straße Modena-Pievepellago-Castelnuovo; Fort Abetone an der Via Giardini, der Straße von Modena über Pievepelago nach Pistoja, Fort Colina an der Straße von Bologna nach Pistoja, Fort della Futa an der Straße Bologna-Calenzano-Florenz, Fort Firenzuola an der Straße von Imola nach Florenz, Fort Casaglia an der Straße von Faenza nach Florenz; endlich Fort San Godenzo an der Straße Forli-Florenz.

Wir ersahen aus dem Vorstehenden, daß Italien die Anwendung von Sperrforts an den wichtigsten Alpenstraßen und Uebergängen des Apennin in ausgedehnter Weise durchgeführt hat und noch weiter auszudehnen beabsichtigt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die an den wichtigen Pässen der Hochalpen gelegenen Sperrforts den Vormarsch feindlicher Heereskörper beträchtlich zu erschweren, niemals jedoch längere Zeit aufzuhalten vermögen, da fast stets eine, wenn auch mühsame und zeitraubende Umgehung dieser Sperren durchführbar sein wird, und da die heutige Geschoßwirkung selbst leichter gegen diese Sperrforts in Thätigkeit gesetzter Belagerungsgeschütze ein Zusammenschießen derselben möglich und den Aufenthalt in denselben unmöglich machen kann. Der Zeitgewinn, den diese Hauptpaßsperren verschaffen, kann allerdings von großer Wichtigkeit für die in ihrem Bahnnetz nicht besonders begünstigte Konzentration der italienischen Armeen, welche auf die Versammlung aus der langgestreckten Halbinsel angewiesen sind, werden; jedenfalls muß die italienische Heeresleitung in diesem Zeitgewinn ein Aequivalent für die bisher bereits 57 Mill. betragenden Kosten der Sperrbefestigungen erblicken, welche unsere vorstehende Zusammenstellung nachwies.

Wir gelangen nunmehr zur Betrachtung der Befestigungen im Innern Italiens.

In erster Linie tritt uns unter denselben das berühmte Quadrilatero in der lombardischen Tiefebene entgegen. Mit Recht hat Schuler in seinem Werke „Die Wehrkraft Italiens", auf dem wir bei der vorliegenden Arbeit vorzugsweise basieren, das Festungsviereck Verona-

Legnano-Peschiera-Mantua mit dem Brückenkopf Borgoforte als „den gesicherten Aufmarsch und Zentralraum für die Verteidigung Oberitaliens gegen Oesterreich-Ungarn" bezeichnet. Am Legnano südöstlich anschließend, bildet die Sumpfniederung der unteren Etsch und des unteren Po den weiteren Schutz für den Aufmarsch der italienischen Streitkräfte.

Von den Festungen des Quadrilatero hat Verona an Wichtigkeit abgenommen, da es infolge der veränderten politischen Situation zu abseits von der Hauptoperationslinie eines Gegners liegt. Die Bedeutung Verona's besteht darin, daß dasselbe ein verschanztes Lager ersten Ranges und zugleich einen doppelten Brückenkopf mit sieben Brücken über die Etsch bildet, und dieses Lager im strategischen Zusammenhang mit den übrigen Festungen des Quadrilatero steht. Seine Hauptenceinte hat 10 Km. Umfang und besteht aus einer alten mit Rondellen versehenen Ringmauer am linken und aus neun bastionierten Fronten am rechten Ufer. Die detachierten Werke bestehen aus 13 Forts am linken und 10 am rechten Etsch-Ufer. Sieben ältere Forts in zweiter Linie auf dem rechten Ufer sind aufgegeben worden. Der Umkreis der Forts beträgt 36 Km. Die Besatzung Verona's zählt im Kriege als normale 30,000 Mann, zur Armierung sind 800 Geschütze erforderlich. Die Südwestfront ist die stärkste.

Die stärkste Festung des Quadrilatero ist, besonders infolge der sie umgebenden Inundationen, Mantua. Seine Befestigungen bestehen aus einem Kern, der von drei gegen Süden und Westen liegenden verschanzten Fronten gebildet wird, aus dem eigentlichen verschanzten Lager, das im Süden von einem geschlossenen Wall umgeben und inundierbar ist, aus den Vorwerken, und zwar vier Werken und drei Batterien gegen Norden und Osten am linken Ufer des Mantuaner Sees und vier Werken gegen Süden und Westen, — am rechten Seeufer schließlich aus den Erdverschanzungen vom oberen Mantuaner See bis zum Po bei Borgoforte, der „Curtatone-Linie". Mantua zählt 31,000 Einwohner.

Peschiera mit nur 2600 Einwohnern, eine reine Militärfestung, besteht aus einer Hauptenceinte, einem bastionierten Fünfeck mit Vorwerken und Wassergräben und aus zehn Gürtelforts, von denen sieben am rechten und drei am linken Mincio-Ufer liegen.

Legnano, dessen Befestigungen früher an beiden Ufern der Etsch lagen, ist jetzt nur ausgiebig am rechten Ufer derselben befestigt, am linken Ufer befindet sich nur der Brückenkopf Porto.

Die Befestigungen von Borgoforte bestehen zur Zeit nur aus einzelnen Werken; es ist jedoch für dasselbe ein doppelter Brückenkopf projektiert.

Nächst dem Quadrilatero lassen sich folgende wichtige Festungsgruppen unterscheiden: die Gruppe Bologna mit den projektierten Befestigungen bei Badia-Boara und S. Maria Maddalena; dieselbe sichert die Verbindung zwischen Ober- und Mittelitalien und erschwert einen feindlichen Vormarsch von Norden gegen Mittelitalien. Bologna selbst ist Lagerfestung ersten Ranges und liegt am Kreuzungspunkt der wichtigen oberitalienischen und mittelitalienischen Bahn. Seine Hauptenceinte besteht aus der Stadtmauer mit breitem Graben und einer derselben vorliegenden zusammenhängenden Feldverschanzungslinie, welcher Vorwerke gleicher Art vorgelagert sind; ferner aus einer Anzahl neuer Gürtelforts. Die Stadt zählt 120,000 Einwohner.

Zu erwähnen ist ferner die Gruppe Piacenza, bestehend aus Piacenza, Cremona, Pizzighetone (Stradella), Pavia. Diese Gruppe ist für die Verteidigung des östlichen Teils von Oberitalien von besonderer Wichtigkeit für den Fall, daß die italienische Armee den westlichen Teil Oberitaliens einem feindlichen Angriff von Westen und Süden gegenüber aufzugeben genötigt wäre.

Im speziellen bildet Piacenza ein verschanztes Lager und doppelten Brückenkopf am Po. Allein seine Festungswerke bestehen nur aus einem alten gemauerten Wall, dem zusammenhängende Erdverschanzungen vorliegen. Die Stadt zählt 37,000 Einwohner.

Cremona, eine sehr veraltete schwache Festung, besitzt eine Umfassungslinie von permanenten Werken und ein Castell. Es hat 34,000 Einwohner.

Der Brückenkopf Pirrighetone an der Adda ist ebenfalls schwach, veraltet und von sehr geringer Bedeutung.

Pavia, ebenfalls ein Brückenkopf, am Ticino gelegen, besitzt eine bastionierte Umfassung in passagerem Styl und ein Castell. Seine Befestigungen sind schwach.

Es ist endlich zu nennen: die Gruppe Alessandria, bestehend aus Alessandria, Valenza und Casale. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie eine erste Verteidigungslinie im westlichen Oberitalien und den dort aufmarschierenden italienischen Armeen Stützpunkte gewährt.

Alessandria ist Lagerfestung und doppelter Brückenkopf am Zusammenfluß des Tanaro und der Bormida. Es besitzt eine bastionierte Enceinte am linken Tanaro-Ufer, eine Zitadelle mit Vor- und Außenwerken, einen Brückenkopf am rechten Ufer und drei detachierte Werke auf beiden Ufern der Bormida. Die Stadt zählt 32,000 Einwohner.

Valenza, bis jetzt unbefestigt, ist als Brückenkopf projektiert. An projektierten Befestigungen ist ferner noch Stradella zu nennen, dessen Defilee durch Befestigungen gesperrt werden soll.

Die übrigen italienischen Festungen sind Turin mit den Forts Fenestrelle, Exilles, Assietta, Monceniſio und La Roue, ein Stützpunkt für den Aufmarsch der italienischen Heere im westlichen Oberitalien. Ferner Mailand mit den Forts St. Vincent, Bard und Rocca d'Anfo, und endlich das verschanzte Lager von Rom. Die Bedeutung desselben liegt darin, daß es der Landeshauptstadt und dem Sitze der Zentralorgane der Regierung

Schutz gewährt, ferner die wichtigen italienischen Bahnen, welche sich in ihm kreuzen, sperrt, daß es dem Vordringen eines Feindes in Mittelitalien starken Widerstand entgegensetzt und einer geschlagenen Armee als Stütz- und Retablissementspunkt dienen kann.

Rom besitzt zehn große detachierte Forts, von denen sechs: Monte Mario, Casal Braschi, Boccia, Aurelia Antica, Bravetta und Portuense, auf dem rechten, die übrigen vier Forts Antenne auf dem linken Tiber-Ufer liegen. Die westliche Hälfte der Stadt auf dem rechten Tiber-Ufer ist durch eine alte bastionierte Front auf dem Monte Vaticano und dem Janiculus und durch das veraltete Castell San Angelo geschützt. Die östliche Hälfte besitzt keine Enceinte. Die Stadt zählt fast 1 Million Einwohner und besitzt große Hülfsquellen für eine bei ihr lagernde Armee.

Italien hat, wie wir sahen, in den letzten Jahren umfassende Befestigungsanlagen ausgeführt und projektiert. In der lombardischen Ebene scheinen fast zu viele größere Plätze vorhanden zu sein. Die Befestigungen Italiens weisen im wesentlichen auf eine Unterstützung der defensiven Landesverteidigung hin, und steht das Befestigungssystem dieses Landes mit demjenigen anderer Großmächte, welche ihre Kriege vorzugsweise offensiv zu führen gedenken, in einem gewissen Kontrast; wir erinnern dabei an Deutschland, welches im wesentlichen nur große Lagerfestungen, einige Sperrpunkte und gesicherte Uferwechselpunkte an großen Flüssen aufweist. Ein künftiger Krieg wird lehren, ob Italien seine geschickt angelegten Befestigungen gut zu verwerten und damit die darauf verwandten gewaltigen Kosten rentabel zu machen versteht. Es bleibt ferner zu berücksichtigen, daß der schließliche Nutzwert aller Befestigungen wesentlich von ihrer energischen und gewandten Verteidigung und ihrer richtigen Beurteilung und Verwertung im gegebenen jedesmaligen Kriegsfalle abhängt. R. v. B.

Das heutige Persien.

Von A. J. Ceyp.

(Fortsetzung statt Schluß.)

IV.

Von der gesamten Bevölkerung Persiens wohnen 1,963,800 in Städten, 3,780,000 in Dörfern, während 1,909,800 noch Nomaden sind. Der Abstammung nach ist die Bevölkerung zusammengesetzt aus den eigentlichen Ureinwohnern, den Persern und Mediern, den türkisch-tatarischen Stämmen, Kurden, Arabern, Armeniern und Kaukasiern, Nestorianern oder Chaldäern, Juden, Turkomenen rein mongolischer Rasse, Zigeunerstämmen, einer kleinen Zahl von Berbern und Hindus (Banianen), als Derwische lebend. Als Prototyp der Perser gilt die kleine Zahl der Guebern (Parsen oder Feueranbeter) in Yezd und Kirmân; als Prototyp der Medier, doch durch die Sumpfluft ziemlich modifiziert, sind die Einwohner am Kaspischen Meere anzusehen. Beide Urvölker finden sich auch häufig zerstreut in Turkistan und Afghanistan unter dem Namen der Tädschik, in Indien als Parsis.

Der Ureinwohner ist von ziemlich dunkler Hautfarbe, das Haar dunkelkastanienbraun, der Bart sehr entwickelt und dicht, der Schädel schön oval, die Stirne nur mäßig hoch; die Augen sind groß, die Augenbrauen bogenförmig gewölbt, über der Nase zusammengewachsen, die Lippen dünnanliegend, das Kinn schmal, der Hals nie lang, der Brustkorb breit und entwickelt, die Hüften und das Becken der Frauen weit, die Hände und Füße von besonderer Schönheit, der Körper stark behaart. Die Gesichtszüge des Persers sind ernst, doch weder so scharf, noch andererseits so schlaff wie die mancher Europäer. Im ganzen bietet er in seiner Körperbildung den schönen kaukasischen Typus und unterscheidet sich dadurch unverkennbar von den mit ihm zusammenwohnenden Nationalitäten, besonders von den Tataren, Armeniern und Juden; auch in seinem Wesen findet sich nichts von alledem, was den Südländer und den Semiten zu charakterisieren pflegt. Die geistigen Fähigkeiten der Perser sind im hohen Grade entwickelt. Die Perser fassen leicht auf, vergessen aber auch schnell; sie bilden sich bald ein, Etwas besser zu verstehen und besser machen zu können als ihre fremden Lehrmeister. Darum intriguieren sie bald gegen diese, um ihre Stellung einzunehmen und in kürzester Zeit alles wieder in Unordnung zu bringen. Dann muß von neuem ein Europäer berufen werden, um den Gang der Geschäfte zu regeln. Dadurch ist aber der Fortschritt in den einzelnen Fächern ungemein erschwert, weil immer wieder von vorn angefangen werden muß. Eine systematische Ausbildung, die systematische Betreibung eines Geschäftes, sind den Persern vollständig unbekannte Dinge. Ein Perser erlernt z. B. in vier Wochen die europäische Küche und kocht unter Aufsicht der Hausfrau dann ganz gut. Kocht er darauf allein, so wird er konfus und es kommen die komischsten Dinge zu Tage; ist er ganze 14 Tage außer (europäischem) Dienst, so hat er alles wieder vergessen. Der Perser, wie er heute ist, muß andauernd unter Kontrole stehen, und dann leistet er Vortreffliches. Er wird ein geschickter und guter Arbeiter.

Die Perser haben einen hochfeinen Geschmack, ein ungewöhnliches Geschick in allen Zweigen der Kunst und Industrie, eine bis ins hohe Alter andauernde Lust zum heitern Leben und wahrhaft französischen Leichtsinn. Leider haben die tristen öffentlichen Verhältnisse, die bis vor Kurzem noch bestehende Unsicherheit des Besitzes, die vielen Hungersnöten und die dadurch bewirkte Verminderung der Bevölkerung die Erzeugung von Kunst- und Industriewerken arg zurückgebracht. Die wenigen alten, schönen Teppiche, Shawls, Seidenstoffe, Gold-, Silber- und Bronze-Arbeiten und Waffen, welche man bei angesehenen Persern

noch hin und wieder findet, zeigen, was in diesen Zweigen noch vor 50 Jahren Vorzügliches geschaffen worden war. Wenn die neueren Erzeugnisse an die alten nicht mehr hinanreichen, so ist es doch noch immer staunenswert, was selbst die gegenwärtige Generation mit den primitivsten Mitteln und Werkzeugen noch zu Tage fördert. Der Perser ist beweglich, er liebt alle körperlichen Uebungen, besonders das kühne und andauernde Reiten, er liebt Reisen, so beschwerlich sie auch sind, und ist passionierter Jäger zu Pferde. Niemals ist er in Verlegenheit um Entschuldigung seiner Worte und Handlungen, er ist rechthaberisch und versucht stets das letzte Wort zu behalten. Dabei wird er aber nie erregt, macht alles mit einer großen Ruhe und einer gewissen Grandezza ab. Selbst bei den unangenehmsten Vorfällen zuckt er kaum mit den Augen, das Verrücken seiner Lämmfellmütze ist oft das einzige Zeichen seiner Erregung. Die Perser sind sehr höflich gegeneinander und gegen Fremde. Die Titelsucht geht ins Unglaubliche und selbst die Diener untereinander beehren sich stets mit einem stolzen Titel. Zwei Stallknechte, die sich auf der Straße begegnen, sprechen sich mit Euer Hochwohlgeboren, Euer Gnaden, Euer Exzellenz an (Scherîf, Djenâbe, Agâ ꝛc.). Ohne Vorrede, Worte der Entschuldigung und Höflichkeit wird selten ein Satz begonnen. Der Perser ist unverläßlich, ein Meister der Lüge und der kleinen Gaunerei, dabei, trotz seines ziemlich kräftigen Körperbaues, mit geringer Ausnahme, ohne persönlichen Mut. Wer sich von seinem freundlichen Wesen bestechen läßt und ihm sein Vertrauen schenkt, mag zusehen, daß er nicht hintergangen und geprellt wird. Die Perser sind, sowie alle Bekenner des Islams, apathisch und Feinde des Fortschrittes. Sie können nur dort bestehen, wo sie eine privilegierte Stellung einnehmen.

Staatliche oder kommunale Volksschulen gibt es im Lande nicht. Die Mûlâs unterhalten eine ziemlich große Anzahl Seminare in den großen Städten durch milde Stiftungen und Geschenke; allein diese Schulen sind wahre Brutstätten des Lasters und der Trägheit. Das Volk lernt im allgemeinen weder Lesen noch Schreiben. Irgend ein Mirzâ (ein des Lesens und Schreibens Kundiger) mietet sich ein Lokal und eröffnet so als Privatunternehmen eine Schule. Er gewinnt eine Anzahl Schüler und lehrt sie nun hauptsächlich den Koran. Schon von ferne hört man das Geschrei einer solchen Kinderschule, denn ein jeder Schüler schreit, indem er laut unter Bewegungen des Oberkörpers den ihm vorgeschriebenen Absatz des Korans herplappert. Dann lehrt man sie auch die rituellen Gebete und Waschungen — für einen wahren Muselmann die wichtigste Lebensaufgabe. Ein systematischer Schulunterricht dürfte vieles auch im Charakter der Perser ändern. Die Reichen halten sich gewöhnlich einen Schriftgelehrten als Hauslehrer ihrer Kinder, d. h. ihrer Söhne, denn Mädchen lernen nur ausnahmsweise Lesen, Schreiben und Koran. Der Perser ist nicht fanatisch, doch will er gern für fromm und glaubenseifrig gelten. Fanatisch ist er nur in der Aufrechthaltung der Vorschriften für das weibliche Geschlecht. Hier kennt er keinen Spaß und Verhältnisse von Europäern mit persischen Frauen gehören zu den gefährlichsten Dingen. Um sein Leben zu retten, hat schon mancher Don Juan in solchem Falle eiligst Muselmann werden müssen. Mit diesem Augenblicke hört jede Verfolgung auf; es wird aber auch gern gesehen, daß der Konvertit namentlich durch Polygamie seine Religiosität zeigt. Der Begriff der Liebe, wie er bei uns im Occident aufgefaßt wird, existiert kaum bei den Orientalen. Die Liebe, welche die persischen Dichter in ihren Poesien besingen, hat entweder einen symbolischen oder einen höchst profanen Sinn; auf das Wort Liebe folgt immer der Begriff der fleischlichen Vermischung. Die Ehe ist entweder auf die Dauer verbindlich, solange nicht ein bestimmter Grund zur Scheidung geltend gemacht werden kann, oder nur auf eine vertragsmäßige Zeit. Da die Sklavin ihrem Herrn mit Leib und Vermögen gehört, so kann von einer eigentlichen Heirat bei ihr keine Rede sein; doch sind ihre Kinder gesetzlich anerkannt und genießen volle Gleichberechtigung mit denen der anderen Frauen; auch hört sie mit dem Augenblick ihrer Niederkunft auf, Sklavin zu sein. Es ist Sitte, daß der Perser auf Reisen, Expeditionen oder Bedienstungen in der Provinz nie seine Frau mitnimmt, sondern fast an jeder Station, wo er länger verweilt, eine Heirat auf Zeit eingeht. In der Stadt Kirmân pflegen die Mûlâs jedem Ankömmling, der nur einige Tage sich dort aufhält, ein Weib anzubieten. In den Städten heiraten nur Khâne und höhere Staatsbeamte drei bis vier; der Handels- und Gewerbestand kann die Last der damit verbundenen Ausgaben nicht erschwingen; er lebt daher meist in Monogamie. Auf dem Flachlande und bei den Nomadenstämmen ist die Monogamie vollends Regel; höchstens nimmt sich ein Häuptling zwei bis drei Weiber. Als eine bemerkenswerte Thatsache sei angeführt, daß auch bei den in Persien lebenden Juden die Polygamie zulässig ist. Bei der Sekte der Sunnis hingegen ist die Ehe auf Zeit nicht erlaubt. Eine verstoßene Frau kann der Perser nach bestimmter Frist wieder ins Haus nehmen, nach der zweiten Scheidung jedoch nur in dem Falle, wenn sie indessen an einen anderen verheiratet war und von diesem den Scheidebrief erhielt. Wenn eine Geschiedene, eine Wittwe oder gar ein Mädchen gebären sollte, so wäre ihr der Tod gewiß. Der Fall ist aber unerhört; alle außerehelichen Schwangerschaften enden mit Abortus, indem man die Eihäute mittels Haken sprengen läßt. Von den Hebammen in den größeren Städten soll diese Operation mit besonderer Geschicklichkeit ausgeführt werden. Jene Nationalitäten, welche sich frühzeitig entwickeln, bei denen die Pubertät der Frauen verhältnismäßig früh erscheint, und zufolge dessen auch schnell verblühen und altern, so die Orientalinnen und Jüdinnen, gebären überhaupt nur selten Zwillinge, wodurch die

Mehrgeburten die unzweifelhaften Exponenten starker Fruchtbarkeit sind und laut Statistik in den überhaupt fruchtbaren Jahren das Verhältnis der Mehrgeburten zu den Einzelgeburten ein höheres als sonst ist. Die persische Frau ist von mittlerer Statur, weder mager noch fett. Sie hat große, offene, mandelförmig geschlitzte, von Wollust trunkene Augen und feingewölbte Brauen; ein rundes Gesicht wird hochgepriesen. Ihre Extremitäten sind besonders schön geformt; Brust und Hüften sind breit, die Hautfarbe brünett; die Haare sind dunkelkastanienbraun, der Haarboden sehr üppig. In Haltung und Bewegung ist die Perserin graziös, ihr Gang ist leicht, frei und flüchtig. Sie ist sehr neugierig, kokett und putzsüchtig. Sie liebt Abenteuer und weiß sie sehr geschickt einzuleiten. Die Frauen verlassen ziemlich ungeniert ihr êndêrûm (Frauenabteilung eines Perserhauses) und gehen ihren Geschäften nach und besonders gern in die Bazars, um Einkäufe zu machen; sie sind dabei mit ihrem blauen Mantel, der über den Kopf gezogen ist und durch ihre dichte Gesichtsmaske aus weißem Baumwollstoff derart verhüllt, daß man vom Gesichte nur die glänzenden Augen durch die Augenluken durchsprühen sieht.

Der Perser hat Sinn für Poesie, Musik und Gesang, wobei er aber häufig dem Worte und dem Rhythmus den Gedanken aufopfert. Ueber die Maßen ergötzen ihn theatralische Vorstellungen, Farcen, Tänze und Feuerwerke; er ist selbst ein geborener Schauspieler. Der Perser ist in der Unterhaltung ungemein schlagfertig. Einem Reisenden, welcher sich wegen seiner derangierten Kleidung entschuldigt, wird er sofort erwidern, er empfange nicht den Rock, sondern den Mann ꝛc. Er schlägt nie eine Bitte ab, gibt hunderterlei ausweichende Antworten, bis der Bittsteller oder Fordernde ermüdet ist und von selbst zurücktritt. Er ist leicht durch Geld zu gewinnen, aber der Erfolg der Bestechung bleibt immer problematisch. Dem Anprall klingender Münze vermag das persische Gewissen nie und nimmer Stand zu halten; es ergibt sich da stets schleunigst ohne allen Kampf. Die höchsten moralischen Güter, Recht und Ehre, sind bei dieser Rasse jederzeit schnöde verkäuflich.

Der Perser gibt unrechtmäßig erworbenes Geld leicht für Luxus wieder aus, weshalb ich auch glaube, daß im Lande sich eine Industrie wohl entwickeln und erhalten könnte. Selbst der Aermste sucht seine Wohnung aufzuputzen. Er liebt es, einen Teppich auszubreiten und die in den Stuben gewöhnlich angebrachten Nischen mit Gläsern, Lampen, Tellern und Tassen ꝛc., welche lediglich Zierrat sind, auszufüllen. Man findet in den Häusern der Reichen oft ganze Magazine. Sowie der Perser Geld hat, kauft er andauernd. Männer, Frauen und Kinder gehen gern geputzt einher. Allmonatlich kauft sich der Diener einen neuen Kattunrock. Kurz, so habgierig der Perser im allgemeinen ist, so leicht gibt er auf der anderen Seite das Geld wieder aus. Er liebt es, Gäste zu bewirten; der niedrigste Knecht ist imstande, seinen ganzen Monatslohn auf eine Einladung der Freunde zu verwenden. Dennoch geht ihm der Begriff wahrer Gastfreundschaft ab; er empfängt Gäste nur deshalb, um von ihnen wieder eingeladen zu werden oder weil es ihn langweilt, sein Brot allein zu essen. Eine für unsern Gaumen kaum begreifliche Einförmigkeit der Speisen ist überall vorherrschend. Selbst beim Schah und in den prinzlichen Haushaltungen gibt es selten eine Abwechslung in der Nahrung. Reis (Pillaw, Tschillaw), Braten (Lamm oder Huhn), Obst sind hier täglich die stehenden Schüsseln; beim Volke Brot, Käse und einige Kräuter. Die Eingeborenen essen durchschnittlich ungesäuertes und ungegohrenes Brot; sie mengen Weizenmehl mit Wasser und backen dünne, flache Brote auf einer eisernen Platte über Holzkohlen. Die Einladungen zu Trinkgelagen erfolgen nur unter vertrauten Genossen, sie finden ausschließlich im Enderum statt, wo nur eine kleine Anzahl bewährter Diener als Zeugen zugelassen wird. Während meines dreijährigen Aufenthalts in diesem Lande war ich wiederholt bei intimen Diners, die in der wohlbekannten persischen Weise serviert wurden, sich durch Abwesenheit von Tischen und Stühlen, von Messern und Gabeln auszeichneten, und bei denen das Konfekt vor der Suppe gereicht wurde. Während der Mahlzeit wurden wir mit Mandolinen- und Tamburinmusik unterhalten, die gar nicht übel war, und mit Gesang, der dem Gekreisch einer langsam, aber stetig zu Tode gewürgten Katze glich. Darnach wurden wir durch verschiedenartige Tänze ergötzt. Kinder beiderlei Geschlechts, im unstatthaftesten Nichtkostüm, führten dieselben aus; ihre Bewegungen hatten einen so lasciven Charakter, daß mir die Schamröte ins Gesicht stieg, während die hartgesottenen Perser und Perserinnen mit hellem Vergnügen den leidenschaftlichen Kindern zuschauten, ja, nach und nach selbst von der sinnlichen Glut der Tänzer mit entzündet zu werden schienen. Die halbwüchsigen Tänzer und Tänzerinnen verfolgten und haschten einander, begafften, umarmten, küßten sich mit vielen, höchst graziös ausgeführten Kapriolen. Die Perser nennen das „ragsidên;“ es besteht in einer Reihe zierlicher und bedeutungsvoller Bewegungen, welche von stetig wechselndem Gesichtsausdruck angemessen begleitet werden, kurz, es ist die allersinnlichste Pantomime. Europäische Ballerinen tragen bei ihren Sprüngen nur das bekannte stereotype Lächeln zur Schau; in den Augen des Persers verdient nur der den Namen eines Tänzers, der auch seine Mienen spielen, das heißt tanzen lassen kann. Ein in Teherân lebender Europäer, der das Unglück hat, an einem fortwährenden nervösen Zucken der Gesichtsmuskeln zu leiden, hat sich daher bei den Persern in recht charakteristischer Weise den Namen rêquâs, das ist Tänzer, erworben. Unter den Tänzen, welche den Gästen vorgeführt wurden, zeichnete sich besonders der der Nautschmädchen aus, sowie der Afghanentanz, der von kriegerischem Feuer war und in dessen Verlauf

die Tänzer kleine Kinderpistolen den Gästen ins Gesicht feuerten. Das Schönste aber war der Kabultanz, bei dem die Tänzer sich Haupt, Hüften und Gürtel mit vielen Fächern geschmückt hatten. Die Wirkung war prächtig. Die Gäste pflegen dabei dem Weine so lange zuzusprechen, bis sie bewußtlos hinsinken, und noch andere Szenen spielen in der Trunkenheit, die zu beschreiben ich mich nicht berufen fühle. Gleich dem Gesange, ist der Tanz keine Erfindung der Kultur, sondern hat seinen Ursprung in der innern angeborenen Natur des Menschen; es ist ein Ausfluß der Freude am Leben, der Ueberfülle von Kraft, die es drängt, sich in rhythmischen Bewegungen auszusprechen. Dem Perser erscheint das Tanzen eines Mannes nicht würdig; er tanzt daher nie, liebt es aber, sich im Enderum von seinen Frauen und Sklavinnen etwas vortanzen zu lassen, weil er durchaus nicht unempfindlich für die Anmut der Bewegungen und das Feuer der Leidenschaft ist, durch welche sich alle orientalischen Tänze auszeichnen, da dieselben eigentlich mimische Darstellungen und im eigentlichen Sinne des Wortes „getanzte Gedichte" sind. Auch gibt es in Persien berufsmäßige Tänzer und Tänzerinnen, welche von Jugend auf für das Gewerbe erzogen sind und ihre Künste gegen klingenden Lohn zum Besten geben. Zum Schlusse solcher Trinkgelage wird häufig auch zu Karten und Würfeln gegriffen, und bedeutende Summen werden aufs Spiel gesetzt. Große Verbreitung haben die Brettspiele (Schach, Mühle u. s. w.). Bei einem dem Trick-Track der Engländer ähnlichen Spiele entscheiden Würfel über den Zug, nicht der Wille des Spielers. Wir kennen es schon als Duodecim scripta der Römer; auch in Alt-Indien war es im Brauch. In Persien, sowie in Indien spielen die Eingeborenen das Tab auf einer Unterlage von Kattunstreifen, auf der Quadrate gemalt sind. Der Genuß geistiger Getränke ist in den großen Städten ein ziemlich verbreiteter geworden — trotz des Verbots im Koran. Ein in Persien Arac genannter, 40- bis 60-prozentiger Alkohol, wird viel getrunken, Wein weniger. Selbst die Frauen Teherâns trinken Schnaps, und der Konsum davon ist kein geringer. Ich bin überzeugt, daß ein gutes leichtes Bier einen großen Absatz allmählich im ganzen Lande gewinnen würde; augenblicklich gibt es weder Brennereien, noch Brauereien oder — trotz der vortrefflichen Weintrauben — eine ordentlich betriebene Weinkelterei. Einige Europäer Teherâns haben in den letzten Jahren mit der Weinfabrikation angefangen und im Lande einen guten Absatz gefunden. (Schluß folgt.)

Die Eskimo der Hudsons-Straße.

Von F. F. Payne.

(Schluß.)

Obwohl die Eskimo unter gewöhnlichen Umständen sehr kaltblütig sind, so werden sie unter Aufregungen doch sehr nervös und man sieht sie zuweilen heftig zittern. Dies ward ganz besonders bemerkt, wenn ein Walroß getötet worden war und noch andere in Sicht waren, sodann beim Kartenspiel und beim Aufbruch nach einem anderen Teil der Küste, woher ihnen die Anwesenheit von Robben gemeldet worden war.

Man kann sagen: Der noch nicht von der Zivilisation beeinflußte Eskimo hat keinen Begriff von Reinlichkeit, denn für ihn ist anscheinend alles auf Erden rein; gleichwohl wäre er ohne Zweifel sehr froh, wenn er den Schmutz und Staub von seinem Körper entfernt halten könnte und Dinge besäße wie Seife, Handtücher und Wasser von einer höheren Temperatur als derjenigen des Gefrierpunktes oder überhaupt den Winter hindurch Wasser von irgendwelcher Temperatur, denn er ist dann schon froh, wenn er nur das zum Trinken nötige Wasser durch Schmelzen von Schnee gewinnt. Während der wärmsten Witterung machte ihnen nichts größeres Vergnügen als sich das Gesicht zu waschen, wenn wir ihnen Seife geben wollten, und es war ein Vergnügen, sie vom Strome zurückkommen zu sehen, wobei sie einander lachend ihre frisch gewaschenen Gesichter zeigten.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die Eskimo stehlen, denn dies ist eine wohlverbürgte Thatsache, aber es ist doch bemerkenswert, auf einige ihrer Wirkungen zu achten. Im allgemeinen schienen alle mit Ausnahme des Diebes und des Bestohlenen in der Handlung selbst nur einen großen Spaß zu sehen, solange es sie nicht selbst betraf, und im Grunde hält nur die Furcht sie davon ab, einander häufiger zu bestehlen. Wir wurden wiederholt gebeten, ihre Habe in Verwahrung zu nehmen, während sie eine Reise machten, und sie bedienen sich aller möglichen Mittel, die Verstecke ihrer Lebensmittel ꝛc. zu verheimlichen. Wenn aber in Zeiten des Mangels ein Eskimo ein cache seines Freundes entdeckt, so hält er es für einen guten Spaß, sich desselben zu bemächtigen, und alle helfen ihm den Inhalt des Verstecke zu verzehren. Gleichzeitig aber läuft der Dieb Gefahr, von dem Eigentümer tüchtig abgestraft zu werden.

In Zeiten des Mangels an Nahrungsmitteln schienen sie sorglos zu werden, und stahlen dann alles, was sie konnten, und einmal machten sie sogar den Versuch einer Razzia gegen mein Vorratshaus. Obwohl bei demselben eine Wache stand und an die benachbarten Eskimo eine Warnung ergangen war, daß diejenigen, welche sich den Eingang erzwingen wollten, sich der Gefahr aussetzten erschossen zu werden, sah ich doch eines Abends, als ich um Mitternacht meine Runde machte, zu meinem Erstaunen eine Anzahl von ihnen aus dem Vorratshaus herauslaufen mit Nahrungsmitteln in den Händen. Sie hatten die Thüre mit Hebeln so geräuschlos aus den Angeln gehoben, wie irgendein gewerbsmäßiger Einbrecher, und machten sich nun davon, so schnell sie nur laufen konnten. Da ich entschlossen war sie einzu-

schüchtern, so verfolgte ich sie energisch und feuerte, als ich in ihre Nähe kam, einige Schüsse über ihre Köpfe hin ab. Einige Zeit darauf trieben sie sich bei Nacht wieder um mein Vorratshaus herum, und Ugaluk, mein Lieblings-Eskimo, drang angelegentlich in uns, immer nur bewaffnet auszugehen, da seine Leute mehrfach gedroht hatten, auf uns zu feuern, wenn wir sie wieder am Stehlen hindern würden. Allein es ward kein neuer Diebstahlsversuch gemacht, und ich bin überzeugt, daß die kühne Stirn, welche wir ihnen zeigten, sie veranlaßte, sich die Verwirklichung ihrer Drohungen noch einmal zu überlegen.

Unter dem Stamme, welcher am Prinz von Wales-Kap wohnte, waren drei verzweifelte Bursche, welche einige Jahre früher einen Teil der schiffbrüchigen Bemannung eines Walfischfahrers namens „Kitty" überfallen hatten, während diese Leute in einem Zelt am Strande nicht weit vom Observatorium schliefen. Anfangs hatten sie dieselben gut behandelt und denselben oft Nahrungsmittel gebracht, aber die Wolldecken und Gewehre der Schiffbrüchigen waren für die Eskimo eine zu große Versuchung, und sie stachen mit ihren Messern alle nieder bis auf einen armen Burschen, welcher die Füße elend erfroren hatte. Seltsamerweise nahmen sie sich dieses Mannes an, und mein Gewährsmann Ugaluk erzählte mir, derselbe habe den ganzen Winter hindurch in seines Vaters Iglu gelebt, wo ihm die Füße abgefallen und er im darauffolgenden Frühling gestorben sei. Bei dem Ueberfall war ein Eskimo erschossen worden und die anderen unverwundet entkommen.

Mehrere Eskimo gaben entweder aus Furcht oder um sich Gunst zu erwerben, gestohlene Gegenstände zurück, verlangten aber in jedem einzelnen Fall Bezahlung und waren höchst entrüstet, als wir uns weigerten, ihnen etwas zu geben. Unsere beste Freundin in diesem Sinne war ein junges Mädchen namens Tscheckualu, welche als unsere geheime Polizei thätig war und uns oft Artikel zurückbrachte, welche ihre Leute gestohlen hatten.

An physischer Kraft scheinen die Eskimo vielen zivilisirten Wesen bedeutend nachzustehen, denn wenn sie sich in Ringkämpfen und Kraftproben mit einzelnen von meinen Leuten maßen, welche an Muskel-Entwickelung nicht über den Durchschnitt hinausragten, unterlagen sie immer unfehlbar.

Wenn wir von der moralischen Seite des Eskimo-Charakters reden wollen, so müssen wir die manchen anwidernden Geschichten wiederholen, die schon so oft von ihnen erzählt worden sind. Es genügt zu wissen, daß sie nach unserem sittlichen Maßstabe unmoralisch sind, allein wir müssen zugeben, daß sie nach alledem was wir von anderen Rassen wissen, verhältnismäßig tugendhafte Wilde sind. Selbst unsere Sittlichkeit, deren wir uns so sehr berühmen, scheint ja nur die Wirkung zu haben, daß das geringe Maß von Tugend, welches der Wilde besitzt, verschlechtert und verdorben wird, sobald derselbe mit ihr in Berührung kommt, und wir können behaupten, daß sich dies nirgends so deutlich zeigt als unter den Eskimo. An der Nordseite der Meerenge, wo häufig Fahrzeuge auf ihrem Wege von und nach der Hudsons-Bay anlegen, ist häufig der Austausch von Weibern im Schwange, während man an der Südseite, wo wenig oder gar kein Verkehr mit derartigen Fahrzeugen stattfindet, wenig oder gar nichts davon hört. Auch ist es den Beteiligten zur Genüge bekannt, daß Seeleute, welche sich an der Nordseite ihren Ausschweifungen ungehemmt hingeben dürfen, von Seiten der an der südlichen Küste lebenden Eskimo einer tugendhaften Verachtung und einem energischen Widerstande begegnen.

Am Prinz von Wales' Kap hatten nur wenige Eskimo drei Weiber, einige hatten deren zwei, allein bei weitem die größere Zahl hatte deren nur eines, und es gab sogar mehrere alte Junggesellen. In beinahe allen Fällen hatten die besten Jäger die meisten Weiber, und eine Wittwe, welche die kräftigste und die beste tüchtigste Arbeiterin ist, hat die günstigste Aussicht, sich wieder zu verheiraten, wenn sie dazu Lust hat und namentlich wenn sie die Mutter von einigen Söhnen ist, denn diese gelten als Quelle der Kraft für ein Hauswesen, während man Töchter als eine Schwäche betrachtet.

Beinahe in den meisten Fällen wird eine zweite Gattin nur aus Neigung für sie genommen; in anderen Fällen geschieht es unbezweifelbar nur aus Mitleid, und es besteht unter den Anwohnern der Meerenge ein eigentümliches Gesetz oder eine Gewohnheit, welche hier erwähnt zu werden verdient. Wenn ein verheirateter Eskimo wegen irgendeines Vergehens für todeswürdig angesehen wird, so wird der Mann, welcher ihn hinrichtet, für den Unterhalt der Witwe und der hinterlassenen Kinder verantwortlich. Die Witwe wird das Weib des Mörders und ihre Kinder werden von ihm liebreich behandelt und erzogen. Ich lernte selbst zwei derartige Fälle aus eigener Anschauung kennen, und einer derselben betraf meinen Günstling Ugaluk, welcher mir erzählte: vor einigen Jahren habe ein sehr böser Eskimo in der Nachbarschaft gewohnt, welcher nicht arbeiten wollte und alle Welt bestahl, und den zu beseitigen er sich verpflichtete. In einer freundlichen Unterhaltung mit ihm stieß er ihm das Messer in die Brust, ruderte ihn in seinem Kayak hinaus und warf ihn ins Meer. Sein Weib und seine Kinder wohnen nun bei Ugaluk, und obschon sie in seiner Wertung nur das zweite Weib ist, scheint sie doch ganz glücklich zu sein und gebar ihm während unseres Aufenthaltes daselbst das dritte Kind. Einem ähnlichen Falle begegneten wir am Kap Chudleigh, und in beiden Fällen schien es sich von selbst zu verstehen, daß diejenigen, welche von dem Tode eines derartigen wertlosen Burschen Vorteil hatten, den Vollzieher der Hinrichtung im Unterhalt der hinterlassenen Familie unterstützen sollten.

Ugaluk erzählte mir von einem Manne, welcher drei

Weiber hatte, dieser würde sich mit Einem Weibe begnügt haben; da er aber von seinem ersten Weibe keine Kinder bekommen, so habe er eine zweite und eine dritte geheiratet, und nun sei der arme Bursche kaum mehr imstande, Eine zu verhalten, und alle drei seien kinderlos.

Ohne Zweifel werden manche Heiraten von Seiten beider Geschlechter durch die Eltern eingeleitet, solange ihre Kinder noch sehr jung sind, aber trotzdem findet viele Liebelei statt. Dies war besonders im Frühsommer bemerklich, wo man die jungen Leute häufig beisammen sah und wo mehrere, anscheinend ohne jemand um Erlaubnis zu fragen, sich ihre eigenen Iglus einrichteten. Auf Grund unserer Wahrnehmungen müssen wir jedoch zu unserem Bedauern sagen, daß ihre Liebe kaum anders ist als diejenige der Vögel in der Luft, nur vielleicht etwas beständiger; die Leute haben eine gewisse Neigung für einander, allein an etwas wie Heimlichkeit in irgendeiner der Phasen der Liebe ist bei ihnen nicht zu denken.

Soweit unsere Wahrnehmungen reichen, findet irgendetwas wie eine Hochzeits- oder Trauungs-Feierlichkeit niemals statt. Die Mädchen heiraten mit sechzehn Jahren und sogar noch früher, und wenn zwei mit einander übereingekommen sind, daß sie mit einander glücklich sein können, so errichten sie sich entweder einen eigenen Iglu oder die junge Gattin wird in das Haus der Familie ihres Gatten aufgenommen, wo dann, wie man sehen kann, Alt und Jung, Männer und Weiber, Brüder und Schwestern alle glücklich und friedlich in Einem Hause oder Iglu beieinander wohnen.

Die Liebe zwischen Eltern und Kindern ist von der rohesten Art und sehr interessant zu beobachten. Sie tritt nicht sehr zu Tage und es wird wenig Schaustellung damit getrieben, aber es scheint bei den Eltern wirklicher Ernst vorzuwalten, für des Kindes Wohlfahrt zu sorgen, während das Kind ein Muster von Gehorsam gegen seine Eltern ist. Mit der Liebe zwischen Mann und Weib steht es ebenso, allein dieselbe schwindet rasch, wenn eines zur Unterstützung und zum Unterhalt des anderen untauglich wird. Teils aus natürlicher Zuneigung und teils aus selbstsüchtigen Beweggründen helfen alle einander; allein es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß wenn ein Jäger erfolgreich von der Jagd zurückkehrt, er dann seine Beute sogleich mit seinen Nachbarn teile, denn einige waren immer reicher an Lebensmitteln und Hausrat als die anderen. Die Männer in diesen wohlhabenden Familien waren vermutlich entweder von kräftigerem Körperbau oder bessere Jäger als ihre Nachbarn und Gefährten.

Wir trafen nur wenige Eskimo, welche durch Alter oder Zufall hülflos geworden waren, und diejenigen, welche wir sahen, schienen ihren Angehörigen eine große Last zu sein und wurden zwar, solange genügende Nahrungsmittel vorhanden waren, sehr liebreich behandelt, aber es bedurfte keiner großen Prophetengabe, um vorauszusagen, daß man sie verhungern lassen werde, sobald es an Lebensmitteln fehle.

Im ersten Frühjahr, wenn wir tagelang keinen Besuch von Indianern erhalten hatten und vermuthen konnten, daß sie diesen Punkt der Küste verlassen haben, wanderten wir nach einem verlassenen Dorfe hinüber und traten in einen Iglu, wo wir zu unserer Ueberraschung ein altes Weib und dessen Sohn fast bis zum Tod verhungert fanden und von ihnen erfuhren, daß ein verkrüppelter Mann und sein Kind in einem benachbarten Iglu sich in denselben Verhältnissen befanden. Hier war der Fall noch ein schlimmerer als der erste, denn etwas kräftigende Nahrung hatte uns in den Stand gesetzt, das Weib und dessen Sohn in einen Iglu zu übersiedeln, welcher der Station näher war, allein der Mann war schon zu schwach geworden und wollte sich auch sein Kind nicht hinwegnehmen lassen. Wir legten jeden Tag Nahrung und ein großes Stück Schnee neben den Mann, und obwohl er seinen Arm nicht selbst gebrauchen konnte, so nährte ihn doch sein Kind, ein Mädchen von drei Jahren. Es vergingen mehrere Tage, und es konnte keine Besserung in seinem Zustande bemerkt werden, und eines Tages, als es stark gethaut hatte, wanderte ich zu dem Iglu hinüber. Beim Näherkommen rief ich wie gewöhnlich, bekam aber keine Antwort, und als ich zur Stelle kam, fand ich, daß der Iglu eingestürzt war, und da lag nun der arme Krüppel mit marmorweißem Gesicht und weit aufgerissenen starren Augen, und sein Kind lag schlafend neben ihm. Wir hüllten den Leichnam in sein Bettzeug, schoben ihn in eine Felsspalte und bedeckten ihn mit Steinen, wie dies bei den Eskimo Sitte ist. Das Kind übergaben wir der Pflege des Weibes und seines Sohnes, und eine Zeit lang waren alle für ihre Nahrung von uns abhängig; allein durch Verwahrlosung starb das Kind bald, und dies ruft mir einen anderen traurigen Auftritt ins Gedächtnis, den ich jedoch hier nicht zu erzählen brauche.

Aus den Eskimo lockt man nur schwer Aeußerungen über religiöse Dinge und theologische Fragen heraus, und ohne Zweifel ist ihr Glaube an höhere Dinge nur ungemein schwach, denn wenn ich sie darüber um Erklärung bat, lachten sie gewöhnlich und sagten, sie befolgten nur gewisse Zeremonien und Bräuche, weil sie es auch von anderen Eskimo sähen. Außerdem hat man bei ihnen noch mit einer anderen Schwierigkeit zu kämpfen, nämlich mit der Furcht, ausgelacht zu werden, worin sie sehr empfindlich sind. So weit ich es zu ermitteln vermochte, glauben sie an ein höchstes Wesen, welches über Himmel und Erde herrscht, und an einige geringere Götter oder Geister, welche über Ebbe und Flut und andere Vorgänge in der Natur gebieten und mit denen nach ihrem Glauben ihr Angekoll in Verbindung steht.

Bezüglich des zukünftigen Lebens glaubten sie an einen Himmel und an eine Hölle, und ersterer ist nach ihrer Ansicht ein Ort, wohin alle kommen, welche nicht

lügen, sondern gut und freundlich sind; dieser Ort befindet sich nach ihrer Ansicht weit im Süden, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, wo es keinen Schnee, Lebensmittel genug und keine Arbeit mehr zu thun gibt. Die Hölle ist der Ort, wohin alle Bösen kommen, und insbesondere diejenigen, welche gelogen, Unrecht gethan und andere geschädigt haben. Es schneit dort fortwährend, ist sehr kalt, und diejenigen, welche dorthin kommen, müssen weit mehr Arbeit leisten, als sie auf Erden zu thun hatten.

Der Angekoll oder Zauberer ist nur ein Individuum männlichen oder weiblichen Geschlechtes, das klüger und verschmitzter ist als seine Gefährten und das bei den Göttern oder Geistern Fürbitte für dasjenige einlegt, was die Leute wollen, und das für seine Dienste bezahlt wird. Sie werden mit wenig oder gar keiner Ehrerbietung von ihren Nachbarn behandelt, außer wenn man sich ihrer Dienste versichert. Ein Angekoll, welcher mir oft glauben zu machen versuchte, daß er besser sei und mehr wisse als sein Volk, ward eines Tages beim Sammeln von Tang vom Einbruch der Flut ereilt, und trotz seines Einflusses auf die Geister warf ihn die steigende Flut unter eine steile Eisklippe, welche er nicht zu erklimmen vermochte, und so kam er elend um.

Während meines Aufenthaltes in der Straße sah ich nie einen Eskimo beten, allein Ugaluk, welcher uns oft beim Gebet beobachtete, versicherte mich, wenn ich ihm sagte, zu wem wir beten, daß seine Landsleute dasselbe thun.

Einer der denkwürdigsten und eigenartigsten ihrer religiösen Bräuche ist die Gewohnheit, Nahrungsmittel und andere Dinge den Geistern zu opfern. An den Gräbern von vielen ihrer Toten fanden wir Portionen von Nahrungsmitteln, Schießpulver, Schrot, Tabak und andere Artikel, und wir vermuteten anfangs, dies seien nur Opfer für die Verstorbenen. Zu meiner Ueberraschung aber fand ich eine Anzahl ähnlicher Artikel an der Landmarke, welche wir in Gestalt eines Steinmannes erbaut hatten; aber noch überraschender war die Thatsache, daß, wir am Strand in der Nähe des Prinz von Wales' Kaps zwei Kanonen fanden, welche ohne Zweifel von einem der ersten Forscher zurückgelassen worden waren, und aus denen, als man sie auf den Kopf stellte, eine Menge Kugeln, Schrot und verschiedene andere Dinge herausrollten. Auf meine Frage, wie diese Dinge dort hineingekommen seien, sagte man mir, dieselben seien den Geistern geopfert worden.

Man glaubt zwar an Amulette, trägt dieselben aber nur selten, und ich habe nur eine einzige Inuit ein solches tragen sehen; diese war Tscheckualu, eine Schwester von Ugaluk, welche ein kleines Stückchen geschnitztes Holz fest an ihr Kleid genäht hatte, und die einzige Antwort, die wir auf unsere Frage nach dem Nutzen und Zweck desselben erhalten konnten, war: es würde nicht gut sein, wenn sie es verlöre. Ein ähnliches Stück Holz, sorgfältig mit Steinen geschützt, fanden wir neben einem Grabe.

Hier wie überall nehmen sich die Eskimo zwei Rasttage, wenn sie ein Walroß erlegt haben, und werden sehr entrüstet, wenn man verlangt, sie sollen während dieser Zeit arbeiten. Während der Zeit der Walroßjagd sind sie nicht dazu zu bewegen, auch nur eine Nadel in ein Hirschfell zu stecken, und wenn die Not sie auch noch so sehr drängte, würde nichts sie bewegen können, es zu thun; auch nähen sie niemals etwas, wenn jemand von der Familie krank ist.

Wenn man eine Robbe erlegt, so wird etwas Wasser auf dieselbe gesprengt, bevor man sie zerwirkt; sie befolgten indessen nicht immer diesen Gebrauch, und wenn sie demselben in unserer Gegenwart nachkamen, so erklärten sie auf unsere Frage nach dem Grunde mit einem verschämten Blick: andere Inuits machen es ebenso.

Als ich eines Tages an der Flutgrenze des Strandes mit einigen jungen Eskimo, welche Schaltiere sammelten, spazieren gieng, war ich überrascht, zu finden, daß eines der jungen Weiber durchaus keine Muscheln auflesen wollte, obwohl ich sie das früher oft hatte thun sehen. Nichts konnte sie dazu bewegen, dieselben auch nur zu berühren, denn sie behauptete, es würde ihr einige Tage lang „nicht gut thun," wenn sie es wagen würde.

Man findet die Gräber der Eskimo überall der Küste entlang, einige hoch mit Steinen überbaut, um die Raubtiere abzuhalten, während andere nur zeigen, wo die Leiche niedergelegt wurde, deren Knochen nun in jeder Richtung zerstreut sind. Die beliebteste Begräbnisstätte ist eine Insel, wo die Füchse und Wölfe nicht an die Leichen gelangen können; in der Nähe des Prinzen von Wales' Kap ist ein Eiland von nur etwa zehn Morgen Flächenraum, das man buchstäblich mit Gräbern bedeckt sieht und auf dessen ganzer Fläche da und dort Denkmäler von zehn Fuß Höhe errichtet sind, die natürlich nur aus roh über einander geschichteten Steinen bestehen. Diese waren offenbar gemeinsam und zu öffentlichen Zwecken erbaut worden und gleich unserer Landmarke mit Portionen von Nahrungsmitteln bedeckt.

Wir beobachteten noch viele andere religiöse Bräuche, welche der Rasse gemeinsam sind, und da wir an denselben keine Abweichung bemerkten, so brauchen wir hier nicht näher auf dieselben einzugehen, da sie schon oft beschrieben worden sind.

Obwohl Herr Rink gezeigt hat, daß die Eskimo reich an Legenden und Sagen sind, so konnten wir doch eine Legende nicht verstehen, welche in sich ganz verbunden war, uns von Ugaluk mitgeteilt wurde und folgendermaßen lautete: Vor nicht vielen Jahren wohnte ein Cublúnak oder weißer Mann an der östlichen Küste der Hudsons-Bay an einer Stelle, wo viele Inuits und auch wenige Udlers oder Indianer lebten. Dieser Cublúnak war ein sehr böser Mann und pflegte viel mit denselben

zu sprechen und lehrte sie verschiedene Lieder singen. Eines Tages kam ein Udler in das Dorf und der Cublúnak fieng ihn ein, versammelte alle Inuits um sich, band den Udler an einen Pfahl, häufte dürren Tang und Buschholz um denselben auf und verbrannte ihn lebendig. Beinahe jeden Tag pflegte er auf einem Umweg einen Hügel zu ersteigen, wobei er Lieder sang und alle Eskimo ihm folgten, und wenn sie dann den Gipfel erreicht hatten, pflegte er zu ihnen vom Himmel zu reden. Eines Tages als der ganze Zug die halbe Höhe des Berges erreicht hatte, weigerten sich die Inuits, mit ihm weiterzugehen; da ging der Cublúnak allein weiter und ward niemals wieder gesehen, aber die Inuits waren nicht davon überzeugt, daß er zum Himmel aufgestiegen sei.

Es ist sehr zu bedauern, daß während unseres Aufenthaltes in der Meerenge unsere Zeit von zu vielerlei Dingen in Anspruch genommen war, als daß wir unsere gegenwärtige Kenntnis ihrer Sprache zu vermehren vermocht hätten; es dürfte jedoch hier die Bemerkung am Platze sein, daß trotz des geringen Verkehrs zwischen der nördlichen und der südlichen Küste der Straße in der Aussprache doch eine größere Aehnlichkeit herrscht als zwischen den Stämmen, welche am Prinzen von Wales' Kap und am Kap Chudleigh wohnen. Der hauptsächlichste Unterschied in allen Fällen ist der Gebrauch oder Mißbrauch des Endlautes von k, welcher eine der wichtigsten Eigentümlichkeiten der Eskimo-Sprache ist. In North Bluff z. B. nennen die Eskimo den Bären Nannu, was am Prinzen von Wales-Kap Nannúk ausgesprochen wird.

Es ist zwar wunderbar, daß die Sprache so unverdorben bleibt, allein es scheint nicht allgemein bekannt zu sein, welcher Verkehr zwischen den Eskimo am einen und denjenigen an einem anderen entfernten Punkte der Küste besteht. In dieser Hinsicht kann ich nur den Fall eines einzelnen Mannes anführen, den ich mit seiner Familie am Prinzen von Wales' Kap traf. Dieser Mann hatte vor nicht langer Zeit droben am Fox Channel gewohnt und war mit einer Anzahl anderer in einem Umiak (Weiberboot, großen Boot aus Robbenfell) über die Meerenge herüber gefahren. Ein anderer Mann, welcher beinahe zweihundert englische Meilen weiter westwärts gewohnt, machte im Frühjahr 1886 diese Reise viermal und legte mit seinem Weib und Kind eine Strecke von nahezu achthundert englischen Meilen zurück. Es ist unter den Eskimo etwas ganz Gewöhnliches, eine Reise nach Fort Chimo und zurück zu machen, auf dem Wege hin und her eine Strecke von sechshundert englischen Meilen, und ein Bruder von meinem Schützling Ugaluk legte den Rückweg in zehn Tagen zurück, wie ich aus dem Datum eines Briefes ersah, der am Tage seiner Abreise von dort geschrieben worden war.

Zum Schlusse möchte ich noch hinzufügen, daß wir, trotz mancher abstoßenden Sitten und Bräuche der Eskimo, nach einem längeren Aufenthalte unter diesem Volke bekennen müssen, daß ein nach diesen Regionen verschlagener und unter denselben Verhältnissen mit ihnen zu leben gezwungener Mensch bald vieles von ihrer Lebensweise annehmen würde. Eingedenk dessen und in Anbetracht vieler schönen Züge in ihrem Charakter, trotzdem daß sie Wilde sind, müssen wir sie notgedrungen als Mitgeschöpfe und als Mitstreber in demselben Kampf ums Dasein betrachten und sie deshalb lieben und unseres Wohlwollens würdig halten.

Ein Ausflug nach Westafrika.

Von Dr. med. Robert Müller.

(Fortsetzung.)

Bei unserem Aufenthalt am Land hatten wir Gelegenheit zu beobachten, wie die Männer auf der Insel meist häßlich, klein und unansehnlich, die Frauen dagegen groß und teilweise stattlich sind. Das Geschlecht ist offenbar entstanden aus einem Gemisch von portugiesischem und Negerblute; Weiße sieht man nur wenig. Die Männer sind im Hafen und auf den Kohlenprähmen beschäftigt, und der Frauen Arbeit ist das Waschen. So sorgfältig wie bei uns, wird dort mit der Wäsche nicht umgegangen. Sie wird nämlich auf Steinen ausgebreitet, naß gemacht und mit einem anderen Steine, der die Stelle der Seife vertritt, nach Kräften gerieben. Darauf wird sie ein paarmal um den Kopf geschwenkt und klatsch! wieder gegen die Steine geschlagen. Nun ist sie gewaschen. Daß die Wäsche das nicht lange aushält, läßt sich denken. Die Weiber waren ungeheuer eifrig bei der Arbeit. Sie hockten in größerer Anzahl um ihre Waschsteine herum und unterbrachen die Thätigkeit, abgesehen von dem eifrigen Schwatzen, nur, um etwa einmal einer Nachbarin in die Haare zu fahren, oder eines der in der Nähe umherkrabbelnden Kinder aufzunehmen und es zu stillen. Im letzteren Falle steckten sie sich gewöhnlich so lange eine kleine Stummelpfeife an. Ein Bild zum Malen.

In der Nähe dieser Wäscherinnen befand sich der Strand, an dem wir uns mit dem größten Vergnügen aufhielten. Wir konnten dort baden, mit Steinen werfen, klettern und die zahllosen kleinen Aquarien bewundern, welche die See in den Felsen angelegt hat. Da lauern in den Buchten der Steine die Herren Seeigel, auf den Inseln und Inselchen gedeihen die prachtvollsten Schwämme und in den kleinen Bassins wimmeln die niedlichsten kleinen Fische, schillernden Schneckchen, Spinnen, Muscheltiere 2c. Man kann stundenlang diese kleine Welt beobachten und muß immer und immer wieder bedauern, daß man nicht so viel gelernt hat, um alle diese kleinen Wesen zu kennen. Auf die ganze Herrlichkeit scheint dann eine ewig heitere Sonne, und George Washington's Face, wie es die Konturen des einen Berges wiedergeben, schaut mit seiner dicken Nase ernst zum Himmel empor.

Die nächste Station für uns war Freetown, die Hauptstadt von Sierra Leone, und hier betrat ich zum erstenmal das Festland von Afrika. Der Fluß, an dem die Stadt liegt, hat wunderschöne Ufer mit sanften Hügeln und Buchten. Schöner grüner Busch und hohe Palmen bedecken das Terrain. Je mehr man sich Freetown nähert, desto schöner wird es, und die Stadt selbst nimmt sich vom Fluß her ganz allerliebst aus. Den Mittelpunkt des Bildes nimmt ein allmählich aufsteigender Hügel ein, gelb von Farbe und mit roten, gewundenen Wegen, auf dessen Spitze eine Anzahl Gebäude liegen. Den Hintergrund bilden Berge von mäßiger Höhe, deren roter Grund hier und dort von grünem Gebüsch und Wald bedeckt ist, wodurch eine höchst zierliche und schön kolorierte Gegend entsteht. Die Stadt liegt zu Füßen jenes Hügels am Wasser, und auch hier wieder ist für Abwechslung durch bunte Farben gesorgt; denn die weißen Gebäude der Europäer und der Wohlhabenden stechen aus der anderen, roten Häusermasse hervor. Ebenso bunt wie das Land erscheint, war eine Anzahl von Negerinnen gekleidet, die unter lautem Geschrei sofort an das Schiff herankamen, um sich als Wäscherinnen anzubieten. Es war so recht der Schlag Neger, über den man lachen muß. Sowie der Neger, wie es hier in Freetown der Fall ist, sich europäisch kleidet, wird er zur Karikatur: er ist nur schön in der Wildheit und nackt. Um übrigens näher darauf einzugehen, ist die Kleiderordnung unter ihnen in der verschiedensten Weise modifiziert. Die bescheidensten Frauen trugen ein schmutziges, oft auch zerrissenes Röckchen um die Hüften, die an Einkommen nächst höherstehenden ein sackartiges Gewand, von den Schultern bis zu den Knieen reichend, und so die nach unserem Geschmack nicht gerade anmutigen Reize der Büsten und Beine unverhüllt lassend. Darauf folgen die handeltreibenden Damen und die erwähnten Wäscherinnen, die eine Nachtjacke und faltige Röcke schön finden. Nach diesen rangieren dann die wirklichen schwarzen Ladies mit europäischen Kleidern, Hut, Handschuhen, Sonnenschirm. Die schwarzen Männer gehen, je nach ihrer Beschäftigung in halber oder ganzer Bekleidung. Wenn sie Wäsche tragen, ist sie sehr unsauber und unordentlich. Inmitten dieser schwarzen Bevölkerung wohnen 125 Europäer und 5 Damen. Von den letzteren hatte eine, die uns auch gezeigt wurde, 100 Verehrer, während die anderen vier sich in die übrig bleibenden 25 Männer als Verehrer teilten. Außerdem steht dort ein westindisches Regiment in Garnison, das seine Kasernements auf jenem Hügel stehen hat, an dem die roten Wege hinaufführen. Pferde können das Klima nicht vertragen, was ich erwähne in Gedanken daran, daß die Offiziere des Regiments Sporen tragen.

Vielfache Klagen hörten wir über den geringen Ertrag, den der Handel jetzt abwürfe. Als Grund dafür wurden folgende Verhältnisse angeführt: Die Eingeborenen, welche der Kolonie landeinwärts am nächsten wohnen, hätten natürlich viel bessere Waffen und Munition als die weiter zurück wohnenden, und benutzten diese Uebermacht dazu, die aus dem Innern kommenden Karawanen entweder rein auszuplündern oder ihnen doch wenigstens einen Zoll aufzulegen. Sie würden so die rechten Wegelagerer und Raubritter und verteuerten den Europäern die Produkte bedeutend. Wollten also die letzteren wirklichen Nutzen von ihren Unternehmungen haben, so genüge es nicht, an der Küste einen schmalen Streifen Landes mit Faktoreien zu versehen, sondern vor allen Dingen sei es nötig, gut bewachte Karawanenstraßen, die tief ins Innere gingen, zu erwerben, um so die Produkte dort entnehmen zu können, wo sie entständen. Diese Ansicht ist zweifellos richtig und hat wohl allenthalben ihre Anhänger.

Zum Andenken an Freetown kann man sich viele schöne Dinge mitnehmen, jedoch wollen wir auf der Rückreise davon sprechen.

Gerade an Kaisers Geburtstag, 22. März 1885, trafen wir vor Lome, dem westlichsten Punkte des unter deutschem Schutze stehenden Togo-Gebietes, ein und feierten das Fest so gut wir konnten. Daß wir noch ziemlich reichlich zu essen hatten, geht daraus hervor, daß bei unserem Diner ein Ferkel die pièce de résistance bildeten, und auch aus folgendem, von der Verpflegungskommission aufgestellten Menu, das unsere Leute abzuessen hatten:

Frühstück: Kaffee mit Kuchen (zu letzterem Rosinen, Butter, Zucker und Backpulver).

Mittagsessen: Sauerbraten mit Sauce, präservierte Kartoffeln, grüne Bohnen und Kohl als Gemüse, Kompote von Pflaumen und Gelee. Bananen, Orangen, Ananas.

Nachmittag: Kaffee und Kuchen wie beim Frühstück.

Abendessen: Mehlpudding mit Himbeersauce, Thee, Kuchen, Butter und Brot.

Als Getränk zu Punsch: 24 Flaschen Rotwein und Rum nach Ordre, Nelken und Zitronen.

Pro Mann vier Zigarren.

Die Verpflegungskommission.

X. Y Z.

Lieutenant z. S. Assistenzarzt. Zahlmeisteraspirant.

Am anderen Morgen fuhren wir mit unseren in Freetown angeworbenen Kru-Leuten durch die Brandung an Bord. Ich muß sagen, daß ich nie zuvor Gelegenheit hatte, eine ähnliche Geschicklichkeit und Ruhe bei Menschen zu bewundern, als beim Passieren dieser Brandung. Es kommt darauf an, unter den mehrere Meter hohen Wellen diejenige abzupassen, die das Boot an richtiger Stelle auf den Rücken nimmt und es an Land setzt. Der Verlust der Kaltblütigkeit oder ein kleines Versehen bringen das Boot unfehlbar zum Kentern, ein Abenteuer mit zweifelhaftem Ausgange, da die Insassen einmal von dem sich überschlagenden Boote getroffen werden können, und sodann, weil sich die bösen Haifische in der Brandung umhertummeln. Die Brandung ist bisweilen so stark, daß

sie nicht passiert werden kann. Die Kru-Leute benutzen in diesen Brandungsbooten (surfboat) lieber nicht unsere Riemen, sondern kurze Pagaien, die hier in ihrer Form vollständig unseren Spaten gleichen, nur daß das ganze Instrument aus einem Stück Holz hergestellt ist und oben keinen Quergriff hat. Der Rand der Schaufel ist ausgezackt.

An Land besuchten wir die Faktoreien und sahen dort mit großem Interesse dem Markt zu. Die Faktoreien sind mit einem hohen Zaune umgeben, in dem die Wohnungen des Europäers mit dem Laden um die Hütten seiner schwarzen Clerks liegen. Vor dem Hause befindet sich ein offener Schuppen, in dem die Landesprodukte der Schwarzen angenommen werden. Es sind hauptsächlich zwei Dinge: Oel und Palmkerne, die sie in großen Kalebassen und Körben herbeischaffen. Die Reinheit des Oels wird durch Auskochen geprüft. Als Bezahlung erhalten die Leute Tabak, Zeug, Schnaps u. s. w.

Von Lome gelangt man in einer Stunde nach Bagida, dem jetzigen Sitze des Regierungskommissärs. Ebenso trostlos, wie in Lome, ist es hier; das einzige was Leben bringt, ist das Donnern und Brausen der Brandung, durch die wir wieder zum Schiffe zurückkehren wollen. Vor uns sehen wir die weißen, hohen Wellenkämme, einen über dem anderen, und als Neuling wird man sich nicht gleich klar, wie darüber hinwegkommen, denn man denkt nicht daran, daß eine gewisse Zeit verfließt, bis der nächste Brecher herankommt, und daß diese Zeit lange genug ist, die gefährliche Stelle zu passieren. Da müssen die Leute wieder ihre ganze Besonnenheit zusammennehmen, nicht zu viel und nicht zu wenig thun. Plötzlich ist das Boot dann über die Stelle hinweg, und während sich eben noch vor uns die Welle brausend überschlug, sehen wir die nächste schon hinter uns zusammenbrechen. Der rudernde Neger kann nun natürlich nicht umhin, voller Schadenfreude ein Lied anzustimmen und das dumme Meer zu höhnen, das ihn nicht gefaßt hat. Wenigstens wurde mir gesagt, daß das den Inhalt ihres Gesanges ausmache.

Wir hielten uns darnach noch kurze Zeit in Little Popo, einer verhältnismäßig großen Ansiedlung, auf. Es befand sich damals noch nicht in festen Händen, doch waren die Franzosen, welche Anspruch darauf erhoben, dort geschäftlich am wenigsten engagiert.

Hierauf gingen wir nach etwa zwölfstündiger Fahrt auf der Rhede von Lagos zu Anker. Um in die Stadt zu kommen, wurde unsere Dampfpinasse klar gemacht; allein es stellte sich bald heraus, daß es eine Unmöglichkeit war, die Brandung mit diesem winzigen Dinge zu passieren. Wir waren froh, als uns ein Dampfer entgegenkam, der uns in den Hafen brachte. Vom Vertreter des Konsuls wurden wir freundlichst aufgenommen und lernten in Lagos einen großen, wohleingerichteten Handelsplatz mit Anlegebrücke für Schiffe und sonstigen zivilisierten Verhältnissen kennen. Leider mußten wir denselben Tag wieder weiter und genossen so nicht das Vergnügen, am folgenden Tage an einem Balle der Lagoser Gesellschaft Teil zu nehmen, in der, so schwarz sie ist, die gentleladies nur in ausgeschnittenen Kleidern und die gentlemen nur in Frack und weißer Kravatte auftreten.

(Fortsetzung folgt.)

In den Alpen Neuseelands.

Von R. v. Lendenfeld.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 28. Februar verließen wir Christchurch und fuhren mit der Eisenbahn der Küste entlang nach Süden. Einige der Flüsse, welche um diese Zeit sehr wenig Wasser führen, werden auf meilenlangen Brücken übersetzt. Es sind Holzbrücken sehr einfacher Konstruktion.

Alle Bahnen in den Kolonien sind Staatsbahnen und viele werden in noch fast unbewohnten Gegenden zu dem Zwecke angelegt, um solche Gebiete dem Welthandel zu erschließen. Zweifellos verdanken die Kolonien ihren fabelhaft raschen Aufschwung zum großen Teile dieser weisen Politik. Sie wäre jedoch nicht durchführbar, wenn die Kolonien nicht einen so außerordentlichen Kredit besäßen, daß sie ohne Schwierigkeit und zu sehr niedrigen Zinsen die Summen aufbringen können, welche zum Bau dieser Eisenbahnen nötig sind.

Die Eisenbahn, welche wir jetzt befahren, durchzieht die Canterbury Plains ihrer ganzen Länge nach, und wir können nun diese Ebene, die wir vom alten Kraterwalle aus betrachtet haben, näher kennen lernen. Die ganze Ebene, welche eine Ausdehnung von ungefähr 4000 Q.-Km. besitzt, ist baumlos, bewachsen mit Gras. Die Fruchtbarkeit derselben ist an verschiedenen Stellen eine sehr verschiedene. Hie und da ist die Ebene so steinig, daß selbst das roheste Gras nur in entfernten Büscheln auf demselben wächst. An anderen Orten wieder ist sie so fruchtbar, daß Jahr für Jahr Weizen mit bestem Erfolge kultiviert wird, ohne daß der Boden je gedüngt würde. Der größte Teil der Ebene hält die Mitte zwischen diesen Extremen und erscheint als eine grasreiche Prärie, auf welcher Schafe und Rinder sehr gut gedeihen. Weitaus der wichtigste Zweig der Landwirtschaft auf der Canterbury-Ebene ist die Schafzucht, und ein großer Teil der $10\frac{1}{2}$ Millionen Schafe, die in ganz Neuseeland gehalten, werden, waidet auf den Canterbury Plains. Die Zucht der reinen Merino ist hier nicht so erfolgreich wie in Australien und es werden statt ihrer Bastardformen zwischen Merino und anderen Rassen gezüchtet, welche viel Wolle geben, die freilich nicht so fein und wertvoll ist wie die reine australische Merinowolle.

Seinerzeit war die Wolle das einzige Erträgnis der Schafzucht, doch in neuester Zeit hat man auch begonnen, das Fleisch der Schafe zu verwerten. Die ausgeweideten und gehäuteten Schafleichen werden in Kammern gebracht,

wo sie durch einen gewöhnlichen Luftkühlapparat (Refrigerator) abgekühlt und gefroren werden. Sie kommen dann an Bord der direkten Dampfer und werden dort in einem ähnlichen Kühlraum zu mehreren Tausend zusammen untergebracht und gefroren nach England gebracht. Das Fleisch verliert während des Transportes, der immerhin 7 Wochen in Anspruch nimmt, zwar etwas von seinem guten Geschmack, ist aber gleichwohl ganz gut und wird in England billiger verkauft wie englisches Schaffleisch. Obwohl sich dieses Verfahren bis heute noch wenig rentiert hat, nimmt doch die Fleischausfuhr Neuseelands wie Australiens nach England fortwährend größere Dimensionen an.

Das Klima ist ein derartig gleichmäßiges, daß die Schafe das ganze Jahr hindurch im Freien hinreichend Futter finden. Nur in der Nähe der Ortschaften, wo der Boden wertvoller ist, die einzelnen Besitzungen kleiner sind und wo mehr Schafe per Hektar gehalten werden, als im Innern des Landes, kultiviert man Rüben und andere Futterwurzeln, die dann den Schafen im Winter, wenn die Prärien am wenigsten Futter geben, gereicht werden.

Die Schafe in Neuseeland haben keine Feinde mit Ausnahme der Kaninchen, welche besonders in den sandigen Teilen der Canterbury-Ebene sehr häufig sind. Die Kaninchen sind von einem jener vielen Philanthropen, die mit der lobenswerten Absicht, der Menschheit zu helfen, den größten Schaden anrichten, nach Neuseeland gebracht worden. Dort haben sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit vermehrt, und heute ist es nimmer möglich, dieser Landplage Herr zu werden. Obwohl die Kaninchen viel durch ihre Wühlerei zerstören, so liegt ihr verderblicher Einfluß doch in erster Linie darin, daß sie die jungen, dem Boden entsprossenen Keime abfressen, ehe sie hinreichend groß geworden sind, um von den Schafen aufgenommen werden zu können. Die Kaninchen fressen den Schafen das Gras vor der Nase weg und die Schafe leiden Mangel, werden mager, geben wenig Wolle oder gehen, wie dies zuweilen in futterarmen Jahren geschieht, an Nahrungsmangel zu Grunde, während an denselben Stellen Millionen von Kaninchen üppig gedeihen. Einige der großen Waidebesitze sind derart von Kaninchen überflutet worden, daß die Eigentümer den ganzen Besitz aufgaben und auswanderten.

Mittags langten wir, nachdem wir mitten durch einen Präriebrand gefahren waren, in Timaru, einer kleinen Hafenstadt, an, wo ein großartiger Schutzdamm aus riesigen Zementblöcken gebaut wird. Von hier führt eine Zweigbahn, welche wir benützten, nach Westen landeinwärts. Abends erreichten wir Albury, die damalige Endstation der Bahn. Albury liegt bereits in den Vorbergen, in einem öden, baumlosen Thale und ist die unserem Ziele, dem Zentralstock der neuseeländischen Alpen, zunächst liegende Eisenbahnstation.

In Albury requirierten wir einen großen hochräderigen Karren mit drei Pferden bespannt. Es war Sonntag, und da man in den kolonialen Hotels Sonntags nach 1 Uhr Mittags nichts mehr zu essen bekommen kann, so waren wir genötigt, von unserem mitgenommenen Proviant Gebrauch zu machen. Alle Dienstboten in den Kolonien haben den Sonntag Nachmittag ganz für sich, so daß alle jene, die nicht gewöhnt sind, ihre Nahrung sich selber zu bereiten, eben hungern müssen, wenn sie nicht etwa, wie wir, Proviant bei sich haben.

Am Morgen des 1. März verließen wir Albury in dem gemieteten Karren, in welchem auch unsere gesamte Bagage Platz fand. Die Straße, der wir folgten, führt in westlicher Richtung thalauf. Sie ist gut erhalten. Zu beiden Seiten stehen zahlreiche Gehöfte und an der Straße selber hie und da eine Schmiede oder ein Wirtshaus. Nach mehrstündiger Fahrt erreichten wir einen Sattel, Burke's Paß, in der Wasserscheide zwischen dem Waitangi-Gebiet und dem Tangawai, in dessen Thal wir uns befinden. Der Waitangi ist der größte Fluß der Südinsel von Neuseeland und mündet an der Südostküste zwischen Timaru und Dunedin in den östlichen Ozean. Der Waitangi entsteht durch den Zusammenfluß dreier Flüsse, des Tekapo, Pukaki und Ohau, welche den ganzen Ostabfall des Zentralstockes der neuseeländischen Alpen entwässern. In seinem Mittellauf erhält er noch weitere Zuflüsse.

Die drei Thäler, welche von den obengenannten Flüssen durchströmt werden, sind alle von großen alten Moränenwällen, die während der neuseeländischen Glazialzeit gebildet wurden, abgeschlossen. Hinter jedem dieser drei Dämme hat sich durch Stauung des Wassers ein großer See gebildet. Diese Seen haben dieselben Namen wie die Ströme, welche sie durchfließen und aus ihnen hervorgehen. Von den Gletschern herab bis zu diesen alten Moränen sind die Thäler breit und flach. Dicht unterhalb der Seen, wo die Flüsse die Moränen durchbrochen haben, sind sie schmal und schluchtartig. Erst fern vom Gebirge tritt der Hauptstrom wieder in ein weites Thal ein. Die Seen haben folgende Meereshöhen: Tekapo 743 m., Ohau 560 m. und Pukaki 523 m.

Da die Zuflüsse des Waitangi fast alle aus Gletschern entspringen, so ist ihr Wasser milchig, getrübt durch den sehr feinen Schlamm, der durch die Reibung der in den Eisstrom eingefrorenen Felstrümmer am Boden des Gletschers entsteht. Merkwürdig ist es nun, daß dieser Schlamm in den Seen keineswegs aller zu Boden sinkt, sondern großenteils suspendiert bleibt. Infolge dessen zeigen die Abflüsse dieser Seen eine fast ebenso starke milchige Trübung wie die Zuflüsse selbst, und der Waitangi ist nahe der Mündung, dort, wo er von der langen Eisenbahnbrücke übersetzt wird, noch ganz milchig. Von den kleineren Quellenflüssen ob den Seen hat das größte Gefälle, 1 : 29, der Murchison, und das kleinste, 1 : 102, der Tasman. Das durchschnittliche Gefälle der drei See-Abflüsse beträgt 1 : 178 und das des Waitangi selbst 1 : 233.

In Burke's Paß, der 751 m. über dem Meere liegt, steht ein kleines Dorf mit einem Wirtshaus. Hier hielten wir Mittagsrast und hier trafen wir auch mit unseren Leuten zusammen, die ich vorher dorthin bestellt hatte. Es waren drei schottische Schafhirten aus den Gebirgen von Nordschottland.

Diese Leute waren zu Pferde. Sie bedienten sich unter einander häufig der keltischen Sprache und waren echte Highlanders. Diese Schafhirten treiben keineswegs ein so idyllisches Handwerk wie die mythischen Hirten der Romanze, welche tagsüber mit dem Krummstab im Schatten eines Feigenbaumes sitzen und mit dem Horn ein Adagio blasen. Den größten Teil des Jahres hindurch kümmert sich niemand um die Schafe, und nur wenn es sich darum handelt, die Schafe zu markieren und zu zählen oder sie zur Schur zusammen zu treiben, dann treten die Hirten in Aktion. Mehrere zusammen veranstalten mit Hülfe ihrer Hunde ein förmliches Kesseltreiben auf die Schafe. Im Galopp jagen sie über Stock und Stein, den steilen Abhängen entlang, den Schafen nach, welche zu entkommen versuchen, und scheuchen sie zurück zur Heerde.

Diese wird endlich in einen abgezäunten Raum hineingetrieben und steht dann ihrem Herrn zu Diensten. Das Schäferhandwerk in den neuseeländischen Bergen erfordert daher Geschicklichkeit und Mut, und ich täuschte mich nicht in der Voraussetzung, daß tüchtige Berghirten auch mir bei meinen Arbeiten gute Dienste würden leisten können.

Als wir Nachmittags von Burke's Paß aufbrachen, war die ganze Expedition vollzählig beisammen: eine Frau, fünf Männer, ein Wagen, sechs Pferde und überdies noch eine Anzahl von Schäferhunden, welche ihren Herren folgten.

Wir fuhren hinab in ein ödes, weites, sumpfiges Thal, ohne Baum, ohne Strauch und ohne irgend eine andere Spur menschlichen Schaffens als die Straße selber, die viele Kilometer weit in schnurgerader Richtung diese traurige Ebene durchzieht. Jenseits kamen wir auf Hügelland. Die Straße steigt rasch an, und auf und ab geht es nun in westlicher Richtung fort. Wir befinden uns hier auf der Höhe jenes alten Moränenwalles, der das Tekapo-Thal quer abschließt. Gegen Abend erblickten wir vor uns den schönen, ungefähr 20 Km. langen Tekapo-See, überragt von den Hochgipfeln, welche das obere Tekapo-Thal (Godley-Thal genannt) einschließen. Der Tekapo-Fluß wird dicht unterhalb der Stelle, wo er aus dem See entspringt, von einer schönen Hängebrücke überspannt — es ist das die letzte Brücke auf unserem Weg. Jenseits steht ein Wirtshaus, wo wir die Nacht zubrachten, es war unsere letzte Nacht in Betten.

Glitzernde Thautropfen sprühten unter den Hufen der Pferde hervor und frisch wehte der kalte Bergwind uns entgegen, als wir am folgenden Tag, den 2. März, unseren Weg fortsetzten. Es war ein herrlicher Morgen. Tief im Schatten lag noch der dunkle See und hell glänzten die schneeigen Gipfel im fernen Norden. Wir hatten beschlossen, daß der Wagen mit meiner Frau und mit zweien von den Männern der Straße entlang nach Bremar, einer Schafzuchtstation im Tasman-Thale, fahren sollte. Weiter geht die Straße nicht. Von hier sollten sie dann durch das breite und flache Tasman-Thal hinauffahren bis zum Zusammenfluß des Zollie, eines kleinen östlichen Zuflusses, mit dem Tasman, der streng meridional vom Zungenende des Tasman-Gletschers im Norden zum Pukaki-See im Süden herabfließt. Ich mit den übrigen Leuten wollte zu Pferde quer über Land direkt auf die Mündung des Zollie-Flusses zusteuern, um das Hügelland näher kennen zu lernen, welches das Tekapo-Thal von dem oberen Pukaki- oder Tasman-Thale trennt.

Bergauf, bergab geht es über dieses undulierende, mit einem dichten Grasteppich bekleidete Land in westnordwestlicher Richtung fort. Auch hier fehlen, ebenso wie auf der großen Canterbury-Ebene, Bäume und Gesträuche vollkommen. Das Gras sieht etwas braun und verdorrt aus, denn hier regnet es nur wenig. Hie und da ist der Rasen von großen Felsblöcken, wahrscheinlich Moränenteilen aus der Eiszeit, unterbrochen, und an diesen wachsen Schwertgräser und andere subalpine Pflanzen, die wir später noch näher kennen lernen werden. Die Aussicht ist wegen des wellenförmigen Terrains in hohem Grade monoton. Hie und da saß ich ab, um einen Stein zu betrachten, eine Pflanze zu sammeln oder an einer Quelle zu trinken.

(Fortsetzung folgt.)

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Das Weib

in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien

von **Dr. H. Ploß,**

herausgegeben von **Dr. Max Bartels.**

Mit 7 lithograph. Tafeln, Ploß' Portrait und 107 Holzschnitten 2 Bände. Lex.-80. Preis brosch. 24 M., gebd. 29 M.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).**

Joseph Baer & Comp., Frankfurt a. M.

So eben erschien und wird auf Verlangen versandt:

Lagerkatalog 245.

Geographie (excl. Europa). Ethnographie und Anthropologie.

Lagerkatalog 247.

Alpina. Die Alpen Deutschlands, Frankreichs, Italiens und der Schweiz.

The London Bibliographical Institute

217 Euston Road, London NW.

Jedem wissenschaftlich Arbeitenden unentbehrlich.

— Man verlange Prospect. —

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 43. Stuttgart, 28. October 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der internationale Kongreß der geographischen Wissenschaften in Paris. Von A. Oppel. S. 841. — 2. Die Cinque Ports (Fünfhäfen) an der englischen Küste. S. 846. — 3. Das heutige Persien. Von J. C. Ceyp. (Schluß.) S. 851. — 4. Ein Ausflug nach Westafrika. Von Dr. med. Robert Müller. (Fortsetzung.) S. 852. — 5. In den Alpen Neuseelands. Von R. v. Lendenfeld. (Fortsetzung.) S. 856. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 859. — 7. Litteratur. S. 860.

Der internationale Kongreß der geographischen Wissenschaften in Paris.

Von A. Oppel.

Unter den zahlreichen Kongressen, welche die diesjährige Allgemeine Ausstellung in Paris hervorgerufen hat, nimmt der internationale Kongreß der geographischen Wissenschaften jedenfalls eine der vornehmsten Stellen ein. Begründet von der altberühmten Pariser Geographischen Gesellschaft, war er durch die dazu bestimmten Kommissare, die Herren Graf v. Vizemont und Gauthiot, mit den sie unterstützenden Kräften langer Hand und auf das sorgfältigste vorbereitet worden. Man hatte sich nicht nur bemüht, die tüchtigsten und bekanntesten Vertreter der Geographie und ihrer Hülfswissenschaften in Frankreich zur Teilnahme und Mitarbeit heranzuziehen, so daß viele berühmte Namen auf dem Programm glänzten, sondern man hat es sich auch angelegen sein lassen, durch wiederholte Rundschreiben — das erste datiert vom 25. November 1888 — die Staaten, die Geographischen Gesellschaften und die Fachgelehrten des Auslandes einzuladen.

Diesen mit echt französischer Höflichkeit abgefaßten Aufforderungen war, wenn nicht von allen, so doch von vielen Seiten Folge geleistet worden. Die Liste der anwesenden Teilnehmer beweist das. Eine Reihe von Vertretern auswärtiger Gesellschaften und der Geographie verwandter Fächer, Repräsentanten auswärtiger Staaten und Gelehrte ohne offiziellen Auftrag waren in Paris erschienen. Um nur einige bekannte Namen anzuführen, nenne ich die folgenden.

Ich fange mit den unmittelbaren Nachbarländern Frankreichs an: es waren aus Belgien die Herren J. Leclercq, du Fief (Brüssel), Generallieutenant Wauvermans (Antwerpen), aus den Niederlanden Prof. Kan, Dr. Riedel, Dr. Norman und Dr. Timmermann, aus der Schweiz Ch. Faure (Genf) und Bouthillier de Beaumont, aus Spanien Oberst Francisco de Coëllo und Torres Campos (Madrid) gekommen. Was die übrigen Länder Europas anbelangt, so hatte Portugal die Herren Luciano Cordeiro, Mendes Guerreiro, Sarrea Prado und Midosi, Italien die Herren Dalla Vedova (Rom), R. P. Tondini (Bologna) und Cavaglion (Venedig), Malta Herrn M. A. Mizzi, Oesterreich-Ungarn die Herren Dr. Ph. Paulitschke (Wien) und M. v. Dechy (Budapest) entsandt. Auch die nördlichen Länder fehlten nicht: aus Großbritannien waren die Herren E. Delmar-Morgan (London) und Eli Sowerbutts (Manchester), aus Dänemark Professor Waldemar Schmidt, aus Schweden Herr Dahlgren, aus Rußland die Herren General Baron Kaulbars, General Venjakoff und Grigorieff gekommen. Nur die deutschen Gesellschaften hatten es unterlassen, offizielle Vertreter nach Paris abzuordnen.

Von den außereuropäischen Erdteilen war Amerika, speziell das romanische Amerika, am stärksten vertreten. Aus Brasilien hatten sich Vicomte de Cavalcanti, aus Mexico Joaquim de Mendizabal-Tamborrel, aus Argentinien Alexis Peyret und Dr. Carrasco, aus Nicaragua H. Désiré Pector, und aus Paraguay H. Ostendorp eingestellt. Asien und Afrika hatten je einen Vertreter nach Paris entsandt, nämlich Herrn Y. Wada (Japan) und Abbate Pascha für Aegypten. So war also nur der fünfte Erdteil, Australien, offiziell nicht repräsentiert.

Die mit der Organisation des Kongresses betrauten Herren hatten ihre Aufgabe in der Weise gelöst, daß die Thätigkeit der Erschienenen nach zwei Richtungen in

Anspruch genommen werden sollte, einmal nämlich durch allgemeine Versammlungen, welche in der Regel des Nachmittags im Hauptsaale des Hauses der Geographischen Gesellschaft stattfanden, sodann durch Sitzungen von Sondergruppen, deren man sieben aufgestellt und denen man in dem beneidenswert geräumigen eigenen Hause der Pariser Gesellschaft die nötigen Räumlichkeiten angewiesen hatte. Ferner war von vornherein nicht nur für die allgemeinen, sondern auch für die Gruppensitzungen ein bestimmter Stoff in Aussicht genommen, der teils durch regelrechte Vorträge, teils durch Diskussion zum Abschluß gebracht werden sollte. Für jede Gruppe hatte man eine Reihe von einschlagenden Sätzen und Fragen formuliert, nur bezüglich der sechsten Gruppe — Reisen und Entdeckungen — war dies unterblieben und den Teilnehmern vor Beginn des Kongresses zugänglich gemacht. So waren ursprünglich 92 Punkte der Thätigkeit der Gruppen überwiesen, zu denen noch viele andere, meist durch Anmeldung einzelner Fachmänner, hinzukamen, so daß, wollte man alles erledigen, mehr als 100 Aufgaben erörtert und durchberaten werden mußten. Bedenkt man den Umfang und die Tragweite vieler einzelner derselben, so war dies ein so riesiges Pensum, daß es auch bei noch emsigerem Fleiß, als der thatsächlich angewendete war, nicht hätte bewältigt werden können. Daher versteht es sich von selbst, daß viele der Programmsätze überhaupt nicht zur Besprechung kamen, andere nur oberflächlich behandelt, wieder andere eben nur berührt wurden.

Die feierliche Eröffnung fand am 5. August morgens 9 Uhr im Hauptsaale der Geographischen Gesellschaft statt. Dieser liegt zu ebener Erde und ist von stattlichem Umfange, so daß er wohl mehrere Hunderte bequem aufzunehmen vermag. Er zeigt die Form eines Rechtecks, dessen eine Seite eine halbovale nischenartige Vertiefung mit erhöhtem Podium für den Vorsitz enthält. Die Wände selbst sind mit großen und kleinen Karten, mit zahlreichen, zu hübschen Gruppen angeordneten ethnographischen Gegenständen und mit Fahnen ausgeschmückt. Etwa 150 Personen hatten sich in diesem echt geographischen Saale versammelt; den Vorsitz führte der Ehrenpräsident der Pariser Geographischen Gesellschaft, der berühmte Graf F. v. Lesseps. Zu seinen Seiten Namen die Herren E. Delmar-Morgan, Vicomte de Cavalcanti, Baron Kaulbars, Don Joaquim de Mendizabal-Tamborrel, Milne Edwards, Präsident der Zentralkommission, und Daubrée, gegenwärtiger Präsident der Pariser Gesellschaft, Platz. Hinter ihnen gruppierten sich, den übrigen Raum ausfüllend, die Herren des Patronats, sowohl Franzosen als Auswärtige, deren Namen zum Teil oben erwähnt sind.

Nun erhob sich Herr v. Lesseps, ein für sein hohes Alter immer noch rüstiger Greis, um durch eine kurze Ansprache den Kongreß zu eröffnen. Der Inhalt derselben ging über die zunächst liegenden Gedanken: Begrüßung der Erschienenen, Dank für die gewährte Teilnahme und Skizzierung der den einzelnen Gruppen zufallenden Arbeitsgebiete, kaum hinaus. Einige wenige Sätze aus Lesseps' (verlesener) Anrede mögen jedoch hier sinngetreu wiedergegeben werden: „Die geographische Gesellschaft zu Paris", so hieß es im Anfange, „ist die älteste von allen und sie hat immer das Beispiel der Brüderlichkeit gegeben; sie vergißt gern die Entfernungen, welche ohnehin durch die Fortschritte der menschlichen Industrie mehr und mehr verschwinden; sie reicht ihre Freundeshand allen Völkern über die wechselnden Grenzen hinweg und öffnet ihre Pforten nur den wissenschaftlichen Erörterungen, welche wohl erregen (passioner), aber nicht eine Kluft hervorrufen können. Die Geographie, wie wir sie gegenwärtig auffassen, ist nicht allein die abstrakte Kenntnis der Erdkugel, sie umfaßt auch die gegenseitigen Beziehungen der Erde und ihrer Teile zu dem Menschen; diese Beziehungen bemühen wir uns zu verbessern, das ist die Aufgabe der Geographen, und wir dürfen mit Stolz sagen, daß es eine größere nicht gibt."

Nach Lesseps' Rede folgten geschäftliche Mitteilungen, und die Versammlung trennte sich nach halbstündiger Dauer, um in die den einzelnen Gruppen zugewiesenen Räume auseinander zu gehen und die ihrer harrenden Aufgaben in Angriff zu nehmen. Wie bereits angedeutet, wurden neben den Gruppensitzungen des Vormittags regelmäßig von 9 Uhr ab allgemeine Vereinigungen abgehalten. Bei dem Bericht über beide mag es nun gestattet sein, die Gruppen zuerst zu besprechen und dann die allgemeinen Versammlungen folgen zu lassen.

In sieben Gruppen hatte man den ganzen Umfang der geographischen Wissenschaften zerlegt; diese heißen entsprechend der Reihenfolge des Programms in wörtlicher Uebersetzung: I. Mathematische Geographie; II. physische Geographie; III. wirtschaftliche und statistische Geographie; IV. geschichtliche Geographie, Geschichte der Geographie und der Kartographie; V. Schulgeographie; VI. Reisen und Erforschungen; VII. anthropologische, ethnographische und linguistische Geographie.

Gegen diese Einteilung möchte ich, obgleich sie anfechtbar ist, nicht viel einwenden, da sie wahrscheinlich mit Rücksicht auf die verfügbaren Räume gewählt wurde. Nur das eine mag gesagt sein, daß es eine statistische Geographie nicht gibt. Denn die Statistik ist kein inhaltlicher Zweig der Geographie, wie die anderen, z. B. der mathematische, der physische, der wirtschaftliche; sie vertritt auch keine bestimmte Richtung, wie etwa die Schulgeographie oder die historische Geographie, sondern sie ist ein Darstellungsmittel, dessen sich wohl alle Teile der gesamten Wissenschaft, wenn auch in verschiedenem Grade, bedienen. Daß die Wirtschaftskunde besonders viel mit Zahlen zu arbeiten hat, spielt hiefür keine Rolle.

Jede Gruppe beriet in einem besonderen Zimmer unter ihrem eigenen, jeden Tag wechselnden Vorsitz. Der letztere wurde regelmäßig in der Weise zusammengesetzt, daß neben

mehreren Franzosen auch eine entsprechende Zahl auswärtiger Mitglieder daran teilnahm. Die Verhandlungen selbst fanden jeden Vormittag nach 9 Uhr ausschließlich in französischer Sprache statt. Die Verfasser von Vorträgen waren meist in Person erschienen; im entgegengesetzten Falle wurden solche von anderen Mitgliedern vorgelesen; auswärtige Arbeiten waren nur wenige eingeliefert worden.

I. Gruppe: Mathematische Geographie.

Die Gruppe der mathematischen Geographie, als deren Vorsitzender in Abwesenheit des programmmäßigen Präsidenten Bouquet de la Greye, des Oberleiters des hydrographischen Amtes der Marine, der durch seine Tiefseeforschungen bekannte Prinz von Monaco den Präsidentenstuhl bestieg, sollte sich gemäß der Organisation mit Geodäsie, Topographie, Hydrographie und Kartographie beschäftigen. Auch gegen diese Zusammenfassung will ich nichts einwenden, obwohl sie den landläufigen Auffassungen widerspricht; danach hätte wenigstens die Meereskunde einer anderen Gruppe, nämlich derjenigen für physische Geographie, zugeteilt werden müssen.

Der mathematischen Gruppe waren seitens der Organisation 11 Gegenstände zugewiesen worden, nämlich die Notwendigkeit eines einheitlichen Sternkataloges für die Breitenbestimmungen und Verwertung der Beobachtungen über Breitenabweichungen für die Geodäsie; Meridianbogenmessungen auf der südlichen Halbkugel; Vergleichung der bei der Bestimmung der Schwerkraft angewandten Methoden und Instrumente; Studium der Abweichung der Schwerkraft und ihres Einflusses auf Präzisionsnivellements, Nutzen eines einheitlichen Nullpunkts; Bestimmung des mittleren Meeresniveau's entlang den Küsten, Wahl der Beobachtungsstationen und der Instrumente; Fortschritte der Karten großen Maßstabes in Europa und die Art ihrer Herstellung; neue Arten topographischer Aufnahmen, Verwendung der Aërostation und der Photographie; Bestimmung der Temperatur und des Salzgehaltes der Meere in verschiedenen Tiefen, Instrumente; Windverhältnisse auf den Verkehrswegen des Meeres; Meeresströmungen; Meeresbeobachtungen auf Schiffen; Centesimalteilung des Quadranten; Einheitlichkeit des Ausgangspunktes, um die Veränderungen der Windrichtung festzustellen.

Dieses gewaltige Programm konnte natürlich in der zur Verfügung stehenden Zeit nicht durchgeführt werden, zumal auch die erste Sitzung am 5. August mit der Verlesung der Fragen und der Feststellung der Tagesordnungen hinging. Wieviel davon erledigt wurde und was sonst vorkam, wird der folgende, wenn auch sehr kurz gehaltene, Bericht zeigen.

Am 6. August sprach zuerst Oberstlieutenant Bassot, Leiter der geodätischen Sektion im Kriegsministerium, über die verschiedenen Arten der Breitenbestimmung, sodann Oberst Derrécagaix, Direktor der geographischen Abteilung im Kriegsministerium, über die Fortschritte in der Herstellung der sogen. Generalstabskarten, wobei er auf den Nutzen hinwies, den die Höhenangaben in Metern gegenüber denen in Fuß gewähren. Bei der daran geknüpften Diskussion, an der sich außer den Vortragenden die Herren Triboulet, Blanchot und Dechy beteiligten, kam auch die Frage der photographischen Aufnahmen zur Sprache. Am 7. August wurde zunächst über Generalstabskarten weiter verhandelt und im Verlauf dessen von Derrécagaix über die Arbeiten der geographischen Abteilung des französischen Generalstabes Mitteilung gemacht. Darauf sprach der Mineningenieur Lallemand über die Notwendigkeit, die Ergebnisse der großen Nivellements in Gebirgsländern nach dem Einfluß der Schwereveränderungen zu berichtigen. Bezüglich der Wahl eines einheitlichen Nullpunktes für Europa machte er die wichtige Angabe, daß nach den neuesten Ergebnissen des neuen französischen Nivellements der Niveau-Unterschied zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Atlantischen Ozean nicht einen Meter, wie man bisher glaubte, sondern nur ein bis zwei Dezimeter ausmacht. Den Schluß der Sitzung bildete die Verlesung einer Bemerkung des Herrn Bouquet de la Greye über die Bestimmung des mittleren Meeresniveau's. Am 8. August hielt Herr Defforges eine kritische Umschau ab über die Arten, wie man seit einem Jahrhundert die Schwerkraftmessung ausgeführt hat, und knüpfte daran das Verlangen, in den verschiedenen Ländern dieselben Behandlungsweisen anzuwenden, wodurch der Vergleich der Ergebnisse erleichtert werde. Nachdem der Japaner Y. Wada auf verschiedene in Japan beobachtete Abweichungen bezüglich der Intensitätswerte der Schwerkraft aufmerksam gemacht hatte, fand der Vorschlag von Defforges, ein gemeinschaftliches Beobachtungsprogramm anzunehmen, um zu erkennen, wie sich die Schwerkraft mit der Höhe ändert, die ungeteilte Unterstützung der Gruppe. Am 9. August vereinigte sich die Gruppe mit der physischen, um zunächst einen Vortrag des Prinzen von Monaco anzuhören, der die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Strömungen und die Tiefseeverhältnisse des Nordatlantischen Ozeans auseinandersetzte. Ihm folgten der Ingénieur-hydrographe Caspari mit einer Mitteilung über den gegenwärtigen Stand der Kenntnisse der Meeresströmungen überhaupt, Herr Thoulet mit einer Erörterung der Beobachtungsmethoden der Temperatur, des Salzgehaltes und der Dichtigkeit des Meerwassers, endlich der Portugiese Guerreiro mit dem Wunsche, daß die europäischen Seestaaten sich über die Einheitlichkeit der Beobachtungsinstrumente einigen und, nach dem Vorbilde der Vereinigten Staaten, monatliche oder dreimonatliche Karten von den ihre Küsten berührenden Meeresströmungen veröffentlichen möchten. Die letzte Sitzung, am 10. August, wurde ebenfalls mit mehreren Gegenständen ausgefüllt. Caspari sprach über Vereinfachungen, die man an dem Umfang der meteorologischen

Beobachtungen an Bord von Schiffen anbringen könne. Oberst Bassot verlas einen Aufsatz des Unterdirektors des Pariser Observatoriums Loevy über die Vorteile der dezimalen Zeiteinteilung, Lallemand einen Bericht des Obersten Valdes über die Einrichtung der topographischen Arbeiten in Mexico, der Bologneser Professor R. P. Tondini endlich suchte die Versammlung für seine bekannten Vorschläge — Wahl des Meridians von Jerusalem als gemeinsamen Anfangsmeridian und Wahl der „Heure universelle" besonders für die internationale Telegraphie — zu gewinnen. Eine Resolution wurde aber von der Gruppe zu Gunsten dieser Vorschläge nicht gefaßt.

II. Gruppe: Physische Geographie.

Die physische Gruppe, der seitens der Organisation ein ungeheures Arbeitsquantum aufgebürdet war, nämlich allgemeine Geographie, Pflanzen- und Tiergeographie, Meteorologie, Klimatologie und medizinische Geographie, hatte den berühmten Geologen Daubrée zum Vorsitzer. Entsprechend der Zahl der zu dieser Gruppe vereinigten Fächer gestaltete sich auch der Betrag der ihr vorgelegten Programmfragen; es waren ihrer nicht weniger als 31 einzelne Nummern. Diese auch nur sinngetreu zu übersetzen, würde hier zu weit führen; es mag genügen, die Schlagworte anzuführen. Diese sind: Veränderungen der Erdrinde und Mittel, sie zu messen, Ursache der Gebirgsbildung, Beziehung der Erdbeben zu der geologischen Bildung, Erdbebenbeobachtungen, Dislokationen der Erdrinde, Wirkungen der Erosion, insbesondere auf Plateaux, große Ebenen und Thäler; Lagerungen am Meeresboden; Gletscherbewegung; Einfluß der circumpolaren Gletscher auf das Klima; Einfluß der Erdoberfläche auf Klima und Meeresströmungen; Einfluß der Bebauung eines Landstriches auf die Gesundheit desselben; Bodenfeuchtigkeit und Sumpfklima; Einfluß des Nebels auf die Gesundheit; Verbreitung des Aussatzes; Widerstandsfähigkeit der Eingeborenen gegen Epidemien; Pflanzen und Tiere in den verschiedenen geologischen Epochen; Meeresfauna; Einfluß der verschiedenen terrestrischen Faktoren auf die Pflanzendecke; Verbreitung von gewissen Pflanzenarten durch den Menschen; Charakterpflanzen der Hauptflorengebiete; Veränderungen der Flora durch Entwaldung, Austrocknung, Kultur u. s. w.

Sehen wir nun, was diesem ungeheuren Programm gegenüber thatsächlich geleistet wurde. Am 5. August trug Herr de Mahé aus Konstantinopel eine Arbeit über die Pestepidemien von 1840 bis 1889 und die Wirkungen vor. Professor Dr. Bleicher aus Nancy machte Mitteilung über sein Werk, das die Vogesen behandelt, worauf diskussionsweise ein Vergleich zwischen der geologischen Bildung dieses Gebirges und derjenigen der Alpen gezogen wurde. Der Japaner Y. Wada sprach über die Einrichtung der Erdbebenbeobachtungen in seiner Heimat. Am 6. August fuhr er damit fort und Herr Saussure berichtete von ähnlichen Arbeiten in der Schweiz, worauf der Wunsch ausgedrückt wurde, daß auch im südöstlichen Frankreich regelmäßige Erdbebenbeobachtungen angestellt werden möchten. Weiterhin folgte Oberst Blanchot mit dem Vortrage über eine neue Theorie der Bildung der Kontinente. Am 7. August sprach Baron v. Schwerin auf Grund eigener Beobachtungen über die Veränderungen der westafrikanischen Küste in der Umgebung des Kongo. Das Meer zieht sich hier überall zurück, der Boden steigt empor, der Regen wird geringer, der Boden trocknet aus und zieht sich zusammen; daraus folgt das Einsinken des Erdteils entlang den Küsten. Saussure sprach von der allbekannten Erscheinung, daß sich fossile Meermuscheln in gewissen Gegenden über dem Meeresspiegel befinden, woraus Folgerungen bezüglich früherer Meeresbedeckung gezogen werden können. Am 8. August verbreitete sich Oberst Blanchot über die Erosion, die die Entblösung der Gebirgsgipfel im Gefolge habe. Im Anschluß daran wurde die Frage der Entwaldung erörtert und der Wunsch ausgedrückt, daß die Forstverwaltung die teilweise Urbarmachung der Bergabhänge zu beschränken suche. Am 10. August wendete man sich zur Prüfung und Bestimmung des Anteiles, der den einzelnen Erosionskräften bei der Modellierung des Erdbodens zufällt. Den Schluß bildete eine Arbeit des Dr. Carton, die, von Herrn Eckmann verlesen, die Bodenfeuchtigkeit und die Versumpfung zu Souk el Arba zum Gegenstand hatte.

III. Gruppe: Wirtschaftliche und statistische Geographie.

Die wirtschaftlich-statistische Gruppe, deren erster Vorsitzer der durch seine zahlreichen geographischen Arbeiten bekannte Professor Levasseur war, hatte ein wesentlich geringeres Arbeitspensum erhalten, als die zweite Gruppe. Obschon sie also in der Lage gewesen wäre, den einzelnen Nummern des ursprünglichen Programms — es waren deren nur elf — Herr zu werden, so geschah dies doch nicht. Einzelne derselben wurden nämlich ganz beiseite gelassen, andere eben nur berührt, andere auch wieder sorgfältiger durchgearbeitet. Als Grund dieses Verfahrens mag der Umstand gelten, daß nachträglich noch zahlreiche Gegenstände dem ursprünglichen Programm zugefügt worden waren. Letzteres bezog sich auf immerhin wichtige und umfangreiche Probleme, als: Ursachen und Statistik von Ein- und Auswanderung; die verschiedenen Kolonisationssysteme; die Wanderungen innerhalb der Staaten; natürliche, wirtschaftliche und geschichtliche Gesetze bei der Gründung, dem Wachstum und dem Verfall der Städte; Vor- und Nachteile des Wachstums der städtischen Bevölkerungen; geographische Verteilung der mineralischen Brennstoffe; Erweiterung der Seefischerei; wirtschaftliche Folgen der Entwaldung und Wiederaufforstung; Museen für Gewerbe und Handel; die großen Landverkehrsstraßen; die Meereswege; Folgen der Erschließung Afrika's für Handel und Industrie.

Der Reigen der Vorträge am 5. August wurde begonnen durch den Vorstand des Auswanderungsbureau's in Buenos-Aires, Herrn Alexis Peyret, mit einer geschichtlichen und statistischen Darstellung der Auswanderung nach dem La Plata, die wegen ihrer mehr und mehr hervortretenden Bedeutung das allgemeinste Interesse verdient und übrigens die Gruppe auch noch weiter beschäftigte, insofern als am 6. August der Argentinier Dr. Carrasco eine Arbeit über Auswanderung im allgemeinen und im speziellen über Argentinien verlas. Durch Vergleichung der Verhältnisse, wie sie in den verschiedenen der Auswanderung geöffneten Ländern vorliegen, gelangte er zu dem bemerkenswerten Schlußsatze, daß zur Zeit Argentinien die günstigsten Bedingungen für die europäische Auswanderung darbiete. Bezüglich der Frage, ob die heimischen Regierungen einen Einfluß auf diese Bewegung ausüben sollen, ist er der Meinung, daß dies nach keiner Richtung geschehen dürfe; die Freiheit des Individuums müsse auch in dieser Sache unangetastet bleiben. Nachdem darauf Herr Ch. Gauthiot das Wort genommen, um die französische Einwanderung nach Canada, wo man hauptsächlich Ackerbauer brauche, kurz zu beleuchten, erwiderte Herr Brau de St. Pol Lias, daß es sich vom Standpunkte der französischen Volkswirtschaft nicht empfehle, das französische Landvolk zum Auswandern zu veranlassen, da dieses ohnehin nicht stark sei und im Lande selbst notwendig gebraucht werde. Den zweiten Hauptgegenstand der Sitzung bildete ein sehr tüchtiger Vortrag des Regierungsstatistikers Herrn Turquan, der auf Grund offizieller Aufnahmen und unter Vorlegung darauf bezüglicher Karten und Diagramme die Frage der Fremden in Frankreich und in Paris erörterte. Seine Arbeit gehört ohne Zweifel zu dem Besten, was der Kongreß bot. Eine Andeutung des Herrn Brau de St. Pol Lias, inwiefern topographische Arbeiten das Werk der Kolonisation zu fördern vermögen, bildete den Schluß der Tagung. Am 7. August beschäftigte man sich eingehend mit den verschiedenen Kolonisationsarten: freie, Strafkolonisationen, militärische, religiöse 2c., und kam nach längerer Besprechung, an der sich zahlreiche Herren beteiligten, zu dem Satze, daß in der Kolonisationssache das Prinzip der Freiheit gelten müsse. Weiteren Stoff boten die Verhandlungen über die Programmfragen Nr. 49 (die Wanderungen innerhalb der Staaten) und Nr. 50 (die Bewegungen der Stadtbevölkerungen); unter den verschiedenen darüber gemachten Bemerkungen ist aber nichts, was nicht anderwärts auch schon geäußert worden ist. In der Sitzung des 8. August wurde zunächst durch Herrn Gauthiot mitgeteilt, daß Herr E. Metzger eine sehr interessante Arbeit über die Auswanderung, besonders in Kaukasien und Nordamerika, eingesandt habe; diese in deutscher Sprache abgefaßte Abhandlung werde ins Französische übersetzt und dann der Gruppe übergeben werden. Dann begann man über Nr. 51: Geographische Verbreitung der mineralischen Brennstoffe, zu sprechen. Carrasco berichtet dazu über neuentdeckte Kohlenlager und Petroleumquellen in Argentinien, der Forschungsreisende Ed. Blanc auf Grund untrüglicher Anzeichen über Kohlenlager an den Grenzen der Sahara, und Mendes Guerreiro über Kohlenlager an den Ufern des Sambesi. Derselbe, übergehend zu Nr. 52 — neue Gegenden für Seefischerei — erzählt von dem Vorhandensein des Dorsches (morue) an der westafrikanischen Küste zwischen Dakar und dem portugiesischen Guinea; da kommt dieser Fisch in großer Menge vor und ist bereits seit dem 17. Jahrhundert gefangen worden. Die Programmnummer 53 — Folgen der Entwaldung und Wiederaufforstung — führt eine Besprechung herbei, die mit dem Wunsche endet, daß alle Völker, deren Länder noch eine genügende Walddecke tragen, aus klimatischen und wirtschaftlichen Gründen darnach streben sollen, diese zu erhalten, und wo sie nicht mehr vorhanden, solle sie wieder geschaffen werden. Die Sitzung des 9. August hob mit Vorlegung zweier der Gruppe eingereichter Originalarbeiten an; die eine derselben war eine Karte des Welthandels von Ganeval, die andere eine Darstellung der Binnenschifffahrt und der Kanäle von Bellet, aus der auch einige besonders bemerkenswerte Stellen verlesen wurden. Zur Vervollständigung des französischen Kanalnetzes bedürfe es, wie Herr Brettemeyer bemerkt, eines durchgeführten Kanals zwischen Cette und Marseille, um den Kampf mit dem Hafen von Genua in erfolgreicher Weise aufzunehmen. Ueber die Kanalisation der Seine, welche den Zweck hat, Seeschiffe bis Paris heraufkommen zu lassen, verbreitet sich eine Arbeit des Herrn Hennequin. Von Interesse war ferner die Angabe des Herrn Carrasco über den Bau der transandinischen Bahn zwischen Argentinien und Chile. Diese wird 1700 Km. lang werden, an einzelnen Stellen 4000 m. Höhe erreichen und die Entfernung von Buenos Aires nach Valparaiso in 40 Stunden zurücklegen, wozu jetzt auf dem Seeweg volle 12 Tage nötig sind. In vier Jahren soll die Bahn fertig sein. Nach Besprechung von Nr. 56 — Seehandelswege — formulierte man auf Vorschlag des Obersten Blanchot einen dringlichen Wunsch, dahingehend, daß die internationalen maritimen Bestimmungen als nicht mehr den Zeitverhältnissen entsprechend im Interesse der Humanität wie des Handels einer gründlichen Umgestaltung unterworfen werden mögen. Dieser wird ganz besonders dem bevorstehenden Kongreß in Washington zur weiteren Verfolgung anempfohlen. Am 10. August endlich kam man noch einmal auf die Seine-Korrektion zurück und sprach den Wunsch aus, daß dieses bedeutsame Werk sobald wie möglich durchgeführt werde: als zu erreichende Wassertiefe wird der Betrag von 6.8 m. verlangt, damit Schiffe bis 6 m. Tiefgang nach Paris kommen können. Im übrigen wurden nochmals die Auswanderungsangelegenheiten verhandelt und dabei von Mendes Guerreiro Ansichten geäußert, die dem früher ausgesprochenen Wunsche nach Wanderungsfreiheit zuwiderlaufen: nämlich die heimliche

Auswanderung müsse mit allen Mitteln verhindert und das Anwerben von Auswanderern gewissen Bestimmungen unterworfen werden. Den Abschluß des Ganzen bildet eine Mitteilung des Herrn Lebourgeois über das bekannte Projekt einer Sahara-Bahn, für deren Anlage die Gruppe im Interesse des internationalen Verkehrs ein gutes Wort einlegen zu müssen glaubt.

(Schluß folgt.)

Die Cinque Ports (Fünfhäfen) der englischen Küste.

England hat sich seit der normännischen Eroberung physisch verändert. Dunwich ist beinahe verschwunden; ein Halbdutzend Dörfer im östlichen Yorkshire, welche in Heinrichs VIII. „Liber Regis" namentlich aufgeführt und eingetragen, sind ganz verschollen. Es hat jedoch unter gegebenen Umständen ein Ersatz stattgefunden in den Sandflächen von Lancashire wie im Schlamm des Wash. Allein die größten Veränderungen, physische und soziale, haben im Südosten von Kent stattgefunden. In den Tagen der Römer und noch einige Zeit später war die damalige Insel Thanet durch eine breite Seebucht abgeschnitten, den Portus Rutupinus, von den Sachsen Wantsum genannt, mit Rutupiae (Richborough) an ihrem südlichen und Regulbium (Reculver) oder Rutupiae Alterae an ihrem nördlichen Eingang. Trotz ihrem allmählichen Zusammenschrumpfen war sie Jahrhunderte-lang der regelmäßige Wasserweg von Frankreich nach London. Die Schiffe entgiengen dadurch der Möglichkeit ungünstiger Winde, welche um das Foreland wehten. Als Richborough hochgelegt und trocken und seine Gewässer ein Sumpf wurden, ward Sandwich weiter draußen auf dem angehäuften Sand gegründet. Allein der durch die Ostwärtsströmung nach Norden getriebene Stour schleicht nun tröpfelnd durch eine traurige Wüste, welche einst die berühmte Sandwich-Bay war, und mündet ins Meer unter den Klippen von Thanet, dicht bei der kleinen Pegwell-Bucht. Romney verlor seinen Hafen hauptsächlich aus einer anderen Ursache: dem Eindeichen der Sümpfe. In vorrömischer Zeit war der Romney-Sumpf, der noch heute an vielen Stellen 10 Fuß unter der mittleren Hochwassermarke liegt, ein seichtes Meer, im Norden begrenzt durch die niedere Klippenlinie von Shorncliff bis Hythe und Lymne, im Osten durch die anwachsende Geschiebe-Ablagerung der Ostwärtsströmung, die damals noch nicht von Dungeneß gehindert wurde, welches noch nicht angefangen hatte, so weit nach der See hinaus zu wachsen. Wer das ganze Dreieck von 22 Acres der See abrang durch Erbauung der sogen. Rhee-Mauer, von der südwestlichen Ecke der Kiesbank bis hinauf nach Appledore, das weiß niemand. Es mögen die Belgier gewesen sein, welche ziemlich zivilisiert waren; haben es aber die Römer gethan, so geschah es früh, denn der Boden ist voll römischer Ueberreste von jedem Datum. Unverkennbar ist das ganze Werk auf einmal aufgeführt; denn man findet keine Spur von Zwischenarbeiten. Die Kiesbank war zur nunmehrigen Dymchurch-Mauer befestigt, und die Rheebank mit einem Kanal, welcher den größten Teil des Wassers des Lymne ableitet, vervollständigte das Werk.

Eine Zeit lang verbesserte die Eindeichung des Romney-Sumpfes den Romney-Hafen und die ganze Rother-Meeresbucht; allein zwei Ursachen führten dazu, daß sie sich mit Schlamm verstopfte und daß Rye und Winchelsea als Häfen ruiniert wurden, während Romney sich gezwungen sah, weiter seewärts hinauszurücken und New-Romney zu werden. Eine dieser Ursachen war der sich vermindernde Ausfluß der Flüsse, welcher angeblich von dem Ausroden des großen Andredes-Wald (The Weald) herrührte, die andere das Wachstum von Dungeneß (auf 7 bis 20 F. jährlich berechnet), welches den Naturhafen von Romney gegen die Gezeiten blockierte und so das „Ausfegen" verhinderte, welches die Verstopfung desselben aufgehalten hatte. Noch im 14. Jahrhundert stand Rye auf einem Hügel in einem hübschen, von Ebbe und Flut berührten Hafen, und Winchelsea war vom Meer aus nur allzu zugänglich, was seine häufigen Hinwegnahmen durch die Franzosen beweisen. Vor dieser Zeit war der Denge-Sumpf — auf Dungeneß, bei Lydd — eingedeicht worden und ebenso Waltand und andere Sümpfe südlich von der Rhee-Mauer, da der ganze zu Canterbury gehörige (von Offa geschenkte) Bezirk und die Eindeichungen das Werk verschiedener aufeinander folgender Erzbischöfe waren. Der Guilderford-Sumpf behielt übrigens noch Wasser, und Orney, zwischen den Armen des Rother, war noch immer eine Insel; in Wirklichkeit wurde Winchelsea in der großen Ueberschwemmung von 1287, welche die Zuydersee bilden half, mit seinen 18 Kirchen zerstört, und eine Zeit lang bekam Rye tiefes Wasser.

Winchelsea — sein Name wird in einem sonderbaren Gemeng von Britisch und Sächsisch verdolmetscht als Gwent-Hesil-ey (d. h. ebene Kies- oder Geschiebe-Insel) — erinnert uns an die Chesil-Bank, welche die Insel Portland mit der Dorset-Küste verbindet und aus Kieseln besteht, welche allmählich in demselben Verhältnisse sich an Umfang vermindern, in welchem sie weiter meerwärts hinausragt, so daß ein erfahrener Schmuggler selbst in der dunkelsten Nacht genau sagen konnte, wo er mit seinem Boot gelandet hatte, wenn er nur einige Steine vom Strande in der Hand wog.

Alle diese Kiesablagerungen rühren von derselben Ursache her — der gleichförmigen Einwirkung von Wind und Flut, welche ungeheure Massen von Kies und Sand in Bewegung setzt, deren Geschwindigkeit in demselben Maße wächst, wie der Kanal schmäler wird. Drei Viertel des Jahres hindurch wehen die vorherrschenden Winde aus Südwest und werden noch durch die Flut unterstützt, welche, Dank der atlantischen Gezeitenströmung, weit stärker ist als die Ebbe. Es werden daher Steine und

Sand ostwärts getrieben, und die letzteren gehen am weitesten, denn die kleinen Steine werden in der Regel weiter getragen als die größeren. Die Kiesbänke am Strande werden unmittelbar durch diese doppelte Einwirkung aufgeworfen; die Sandbänke: Goodwin Sands, die Untiefe welche den Hafen von Sandwich füllt, die Doggerbank und die belgischen und niederländischen Sandbänke, werden da gebildet, wo das Zusammentreffen der Gezeiten oder Strömungen Totwasser verursacht.

Diese Strömung nach Ost hat die „englische Hansa", wie man die Fünfhäfen nennt, beinahe ebenso vollständig ruiniert, wie die gleichen Ursachen die toten Städte der Zuyderzee und eine Anzahl Städte längs der Küste der Provence so vernichtet haben, daß keine von ihnen ihrem Schicksal entgangen ist.

Hastings gedeiht, aber nicht als Hafen; das erste Hastings liegt im Meere, und man kann es bei tiefem Wasserstande noch an den Felsen nachweisen, welche die alte Strandlinie bezeichnen. Als das Meer hereinbrach, folgte der Kies, die kleinen Flüsse wurden verstopft und ein Kiesstrand gebildet, welcher die Unterlage der heutigen Terrassen und Paraden ist. Man kann die Ausdehnung dieser niemals aufgezeichneten Veränderungen an der Wahrnehmung messen, daß eine Insel von anderthalb englischen Meilen Länge, welche auf Norden's Karte vor zwei Jahrhunderten St. Leonard gegenüber verzeichnet war, verschwunden ist, ohne daß sich über ihr Verschwinden irgend eine Aufzeichnung findet.

Dover erhält sich noch, Dank dem unbegrenzten Aufwand, welcher dafür gemacht wird. Sein früherer gleichnamiger Fluß ist nur noch ein vielgewundener Bach. Es hat mehr römische Ueberbleibsel als irgend einer seiner schwesterlichen Häfen; das Erdgeschoß von einem seiner alten Leuchttürme steht jetzt noch auf der Klippe, und gleiches war mit dem Bruchstück eines anderen, des Bredenstone, der Fall, bis dasselbe vor kurzem irgend welchen neuen Befestigungen weichen mußte. Der Name Dover ist britisch, denn dwr bedeutet ein Flüßchen, ein kleines Wasser, und ist noch im Walisischen erhalten, wo man auf einem Spaziergang in jedes Haus treten und einen Trunk dwr glan, reines Wasser, verlangen kann; dwr erinnert an hydor, das griechische Wort für Wasser.

Die Jüten veränderten zwar die Lage von mehreren römischen Stationen, vertauschten z. B. Lymne und seine Burg Stutfal mit Hythe, nahmen aber Dubris gerade so an, wie der letzte „Graf des sächsischen Ufers" (der die Südostküste verteidigende römische Admiral) es verlassen hatte.

Im Doomesday Book (dem großen Grundbuch Englands) heißt es: Godwin's Lieblingsstadt schulde dem König 20 Schiffe mit je 20 Mann auf 15 Tage jährlich. Die Ueberfahrtsgebühr nach Frankreich für einen Boten des Königs war drei Pence im Winter und zwei Pence im Sommer, wozu die Stadtbehörden einen Lotsen und einen Schiffmann stellen mußten; war mehr Hülfe nötig, so mußte sie bezahlt werden. Ausländer hatten keineswegs so gute Bedingungen. Erasmus beschwert sich 1497 bitter über Erpressung und Beutelschneiderei und erwähnt, einige Antwerpener, welche ihn einmal nach England hinüberfuhren, seien beinahe so schlimm wie die Engländer. „Wie ein Affe immer ein Affe, so ist auch ein Seemann immer ein Seemann", sagt er; „sie bestehlen Dein Gepäck und stipitzen sogar Deine Börse, wenn sie Gelegenheit dazu haben." Zu seiner Zeit war das Fahrgeld noch immer dasselbe — „eine halbe Drachme", wie er es nennt.

Hastings — keineswegs römisch (denn Pevensey ist das römische Anderida und weist noch schöne Ueberreste von seinem alten Kastell auf) — hat eine reichere und denkwürdigere Geschichte als Dover. Hastings der Seeräuber ist ein Mythus; der Name stammt von den Haestingas, einem südsächsischen Clan, welcher mit dem übrigen südlichen Sachsenlande von Offa von Mercia unterworfen wurde, welcher die gens Haestingorum der Abtei Saint-Denis schenkte, und später gründete Aethelstan daselbst eine königliche Münzstätte, und in vielen Sammlungen kann man noch ganze Reihen solcher Münzen von Hastings sehen. Nach der Eroberung schwang sich Hastings zum ersten der fünf Häfen auf. Seine „Barone" hatten den Vortritt bei Krönungen; sein Name kam zum erstenmal in Urkunden und Freibriefen vor; Wilhelm baute seine Burg und gab sie dem Grafen von Eu auf der gegenüberliegenden Küste. Eine Hauptbedingung seines Bestehens war, eine offene Verbindung mit dem Festlande zu unterhalten, daher paßte ihm ein Hafen, der seiner eigenen Normandie gerade gegenüber lag, weit besser als Dover. Allein Wilhelm konnte ebenso wenig dem Meere Halt gebieten wie Kanut; es spülte die alte Stadt hinweg, und unter Heinrichs des Zweiten Regierung wurde Hastings mit 18 Schiffen aufgegeben und Rye und Winchelsea erhielten die Weisung, seine Quote je mit einem Extraschiff auszufüllen. Hundert Jahre später ward es mit sechs Schiffen besteuert und sank dann auf fünf herab, auf welchem Standpunkt es während der ganzen übrigen Geschichte der fünf Häfen blieb. Dies war ein Rückgang von den herrlichen Tagen des dritten Kreuzzugs, als im Jahre 1147 Hastings die Führung der fünf Häfen und der „Seekälber" des Grafen Robert von Gloucester aus Southampton übernahm und ein Priester aus Hastings zum Bischof von Lissabon erwählt wurde, sobald die Expedition diese Stadt den Mauren entrissen hatte!

Hastings hat keine Altertümer außer den Mauertrümmern seiner Burg aufzuweisen, nichts Derartiges, wie die Ueberreste zu Dover oder den Wischerturm zu Rye, welchen Wilhelm von Ypern, der Hauptmann von Stephan's Söldlingen, erbaut hatte oder die großartigen romanischen Kirchen zu Hythe und Romney.

Unter allen diesen Städten ist Sandwich die seltsamste. Seine Kirche ist schön, mit den schönsten Türmen

in Kent; sie hat prächtige französische Spitzbogenfenster und eine merkwürdige Uhr, deren gewaltiges Pendel bis zum Fußboden herabreicht, und viele seiner Häuser haben noch ein altväterisches Aussehen. Leider sind aber viele derselben neuerdings niedergerissen worden. Als ich jüngst dort war, sah ich einen ganzen Trödlerladen voll blauer und weißer Backsteinfließen, die Frucht einer dieser Zerstörungen im großen Maßstabe.

Lange Zeit hindurch wetteiferte Stonor, das nur ein kleines Dorf ist, mit Sandwich, und beide waren die hauptsächlichsten Häfen von London; Stonor hieß im zehnten Jahrhundert sogar Londonwick. Beide hatten schwer von den Dänen zu leiden und wurden später nach Canterbury verschenkt, Stonor durch Knut an St. Augustin, Sandwich durch Ethelred an Christ Church.

Richborough ist vielleicht das schönste römische Kastell in England, und namentlich entbehrt seine Lage zwischen Sümpfen und sanft strömenden Flüssen, wo einem das Segel eines Lichterschiffs gar unerwartet vor Augen kommt, nicht einer gewissen Poesie. Aber der Schlamm und Triebsand brachten Richborough um, und obwohl die Wallonen (Niederländer) Sandwich als dem Nachfolger von Richborough neues Leben einflößten, war der Aufschwung nur ein zeitweiliger. Die Kolonie gab sich große Mühe, durch ihre Boy-Fabrikation wieder Wohlstand in die verkommende Stadt zurückzuführen. Im Jahre 1565 hatten die Häuser, die auf zweihundert herabgesunken waren, sich mehr als verdoppelt, da ein ganzes Drittel von Flüchtlingen errichtet worden waren. Sieben Jahre später besuchte Königin Elisabeth die Stadt, hauptsächlich um sich mit diesen holländischen Ansiedlern auseinander zu setzen. Die armen Geschöpfe! sie waren gekommen, um Freiheit zu suchen und fanden ein strenges Regiment. Sie sollten alle ihre Kinder bei Strafe der Verbannung nach der nun eingeführten Ordnung taufen lassen, heißt es in der Verordnung. Selbst über ihre sittliche Aufführung wurde mit derselben Strenge gewacht: im Jahre 1584 wurden „acht notorische flämische Trunkenbolde" verbannt. Als die Königin die Stadt passierte, wurden in den Straßen Gerüste aufgeschlagen und mit schwarzem und weißem Boy behangen und Kinder auf dieselben gesetzt, welche Baumwolle spannen. Allein die Boy-Weber konnten den Hafen nicht ausräumen. Richard III., welcher mehr gutes that als man ihm zutraute, hatte einen ähnlichen Versuch gemacht, der aber mißglückt war. Heinrich VIII. versprach viel, hielt aber nichts. Das Peinigendste und Demütigendste von allem muß Protektor Somerset's charakteristische Antwort gewesen sein, die er im Namen des armen kleinen Eduard gab: „Die Gemeindebehörden haben unsere volle Erlaubnis, zur Ausbesserung ihres Hafens den ganzen Ertrag aus dem Verkauf ihrer Kirchengeräte in ihren drei Pfarrsprengeln zu verwenden." Man denkt dabei an den Mann in Molière's Komödie, welcher, von dem spitzbübischen Diener benachrichtigt, daß sein Sohn gegen Lösegeld von den Türken gefangen gehalten werde, zur Antwort gibt: „Du kennst die große Truhe droben auf dem Speicher? Geh hin, hole daraus alle die alten Kleider, verkauf sie an die Trödler am Hafen und löse mit dem Gelde meinen Sohn aus!"

In Elisabeth's Zeit wurde die Versandung noch schlimmer, und eine starke Regung von besonderer antipapistischer Gesinnung wurde noch hervorgerufen, als eine dem Papst Paul IV. gehörende spanische Galleone strandete und nicht mehr flott gemacht werden konnte. Vielleicht rührt es von der Seichtheit ihrer Häfen her, daß die Schiffe der fünf Häfen, wie heutzutage die Kanaldampfer, immer klein waren. Als Richard I. große Schiffe zur Reise nach dem Gelobten Land brauchte, bezog er beinahe seine ganze Flotte von der Küste von Anjou, von Southampton und von den westlichen Häfen. Aus der Tapete von Bayeux, aus den Siegeln vom 12. und 13. Jahrhundert ersehen wir, daß die Schiffe der fünf Häfen nur halbgedeckte Boote von 20 bis 50 Tonnen waren. Ein Fischerboot ward in der That in ein Kriegsschiff umgewandelt, indem man es mit einem Vorder- und Hinterkastell auftakelte, d. h. mit einer viereckigen offenen Kiste, um den Armbrustschützen Deckung zu verschaffen. Es gab damals noch keine Steuerruder, sondern das Steuern geschah mittelst zweier Ruder, welche über das Hinterdeck hinunter gehandhabt wurden. Da man ferner zu jener Zeit weder Seekarten noch Kompaß hatte, brauchen wir uns gar nicht zu wundern, daß massenhafte Schiffbrüche in jenen seichten Meeren an der Tagesordnung waren. Mit dem 14. Jahrhundert begann man die größeren Kauffahrteischiffe auch für den Krieg zu verwenden. Diese hatten einen zweiten Mast, eine lange Stenge, welche die Stelle eines Bugspriets versah, und ein Steuer. Aber die Fünf Häfen hielten sich an die kleineren Fahrzeuge, von denen zur Zeit von Johann's fieberhaftem seemännischem Unternehmungsgeist „Premier-Port" (Hastings) sechs, die beiden „Altstädte" Winchelsea zehn, Rye fünf lieferte, während von den „östlichen Häfen" Dover einundzwanzig und Romney, Hythe und Sandwich nur je fünf aufstellten.

Das starke Vorherrschen des niederländischen Elements in Sandwich zeigte sich merkwürdigerweise im Jahre 1605. Sir W. Monson, welcher einige niederländische Schiffe vertrieben hatte, schreibt: „Tausende, welche mir vom Ufer aus zusahen, verfluchten mich und die Schiffe Ihrer Majestät; und das ist nicht zu verwundern, denn die Mehrzahl der Einwohner sind entweder in Holland geboren oder erzogen oder kommen von dort her."

Ihre Herkunft ist noch an ihren trefflichen Leistungen in der Gärtnerei zu erkennen, z. B. an dem herrlichen Broccoli, welche sie in diesem kalten, niedrigliegenden Lande gewinnen. Ob sie auch etwas mit der Samengewinnung zu thun haben, welche einer der bedeutendsten

Erwerbszweige von Romney ist, weiß ich nicht. Die Samenzucht ist ein äußerst sehenswertes Geschäft, wenn man zur richtigen Zeit dorthin kommt. Weitere Sehenswürdigkeiten sind die Dymchurch-Mauer, welche noch ziemlich gut erhalten ist, und Hubert de Burgh's Maison Dieu in Dover. Diese erst vor kurzem wieder hergestellte Maison Dieu wurde zu dem Zwecke gegründet, den aus dem Dienst im Ausland zurückkehrenden Personen eine Rast von 14 Tagen zu verschaffen.

Der Hafen von Dover stammt, beiläufig gesagt, aus der Zeit Heinrich's VIII. Der alte Hafen war durch den Einsturz einer gewaltigen Masse von Klippen blockiert worden. König Heinrich baute einen Hafendamm mit zwei runden Türmen; allein Dover kam rasch in Zerfall, und der Mut, welcher bei der Ankunft der Armada aufflammte, war nur ein ersterbender Blitz.

New Romney war so tief gesunken, daß Leland, als er zu Heinrich's VIII. Zeit dort einlief, berichten konnte: „Es hat einen ziemlich guten Hafen, insofern seit Menschengedenken Schiffe bis hart an die Stadt gekommen sind und auf einem der Friedhöfe Anker geworfen haben. Das Meer ist nur zwei englische Meilen von der Stadt entfernt, die dadurch so heruntergekommen ist, daß sich da, wo früher drei große Pfarreien und Kirchen waren, kaum eine mehr erhalten hat." Rechnet man hiezu noch den fortwährenden Aufwand für das Offenhalten von Schleusen und die Ausbesserung von Seemauern, so kann man sich gar nicht wundern, daß im letzten Jahrhundert die Einwohnerschaft auf 500 herabsank. Dank dem Jahrmarkt für das in den Marschen gezüchtete Hornvieh ist die Bevölkerung wieder auf 1200 gestiegen. Romney war früher wegen seiner alten Mysterienspiele sehr beliebt; die Annalen von Lydd enthalten noch Listen über die Kosten der Kostüme, Szenerie, des Lohnes des Abschreibens und andere Einzelheiten.

Hythe ist bei dem Verlust seines Hafens am besten weggekommen, denn der Verlust war ein vollständiger; derselbe ist schon seit mehr als zweihundert Jahren als ganz hoffnungslos aufgegeben worden; auf Schlamm und Kies ist Gras gewachsen, und die frühere Bucht dient schon seit mehr als dreißig Jahren als Schießplatz für die Infanterie. Rye erhielt ein großes französisches Kontingent, hauptsächlich von Flüchtlingen, nach dem Gemetzel der Bartholomäusnacht. Dieselben waren so zahlreich als die Holländer in Sandwich, und Königin Elisabeth gab dem Platze den Namen Rye Royal und seinen Fischern das ausschließliche Recht, ihre Tafel zu versorgen. Der französische Charakter äußerte sich den ganzen langen Krieg hindurch in dem Hang zu systematischem Schmuggeln.

Unter allen den Häfen litt Winchelsea am meisten von fremden Angriffen. Zuerst auf einer Sandbank gegründet, ward es im Jahre 1250 halb ruiniert, denn es büßte dreihundert Häuser ein. Derselbe Unfall wiederholte sich 1284, und doch trotzte die Stadt uneingeschüchtert dem Prinzen Edward und verteidigte sich verzweifelt für Simon de Montfort. Der Platz ward mit Sturm genommen und mit einem furchtbaren Blutbad heimgesucht, denn die Einwohner hatten ihren Entschluß verschoben, zu Schiff nach Frankreich zu entfliehen, hatten sich dann mit Weib und Kind eingeschifft und unterwegs in Portsmouth gelandet und dieses verbrannt. Edward versetzte sodann bergauf auf die gegenwärtige Stelle die Stadt, deren Erbauung er selber überwachte und wobei er beinahe sein Leben einbüßte, denn sein Pferd scheute an einer Windmühle und sprang die Klippe herab. Neu-Winchelsea ward gerade im rechten Augenblick vollendet, denn im Jahre 1257 wurde die halbzerstörte alte Stadt ganz hinweggespült. Allein die neue gedieh nicht besser, denn das Meer, welches seine Vorgängerin durch Vordringen zerstört hatte, ruinierte nun die neue Stadt, indem es sich von ihrem Hafen zurückzog. Es schleppte sich kümmerlich hin, und als Elisabeth seinen Mayor und seine Barone (oder jurati) in scharlachroten Gewändern sah, wie Aldermen, gab sie ihm in ihrer bissig-witzigen Weise den Spottnamen „Klein-London."

Die glorreichste Periode der fünf Häfen war die Zeit der großen mittelalterlichen Seeschlachten von 1216 und 1293. Die erste war die Battle of the Straits oder Hubert de Burgh's Sieg über Eustach den Mönch, welcher mit Hülfe der Barone London eingenommen, Hastings erobert hatte und in Kent eingefallen war. Johann ward durch seine Flotte gerettet, wie es Karl I. auch hätte werden können, und Jakob II. ebenfalls, wenn sie einen de Burgh oder de Albini gehabt hätten, um für sie zu kämpfen.

Eustach's erste Flotte gieng in einem Sturm verloren; der Königin von Frankreich und Arthur's Mutter gelang es, ihn mit einer anderen auszurüsten, an deren Bord ein wie Häringe zusammengepacktes französisches Heer unter Robert de Courtenay war. Dies war das Verderben der Flotte.

Hubert lief mit der Flotte der fünf Häfen aus, wie Drake beinahe vier Jahrhunderte später that; aber anstatt dem Bug der Franzosen entgegen zu fahren, brachte er seine Schiffe in den Wind, bis sie weit hinter den französischen waren, und segelte dann mit der vollen Kraft des Windes auf den unvorbereiteten Feind los. Nur 15 Schiffe entkamen. Eustach ward sogleich als Seeräuber enthauptet, und viele französische Ritter sprangen über Bord, durch den von den Engländern geworfenen gebrannten Kalk ganz wütend gemacht. Ganz England schaute dem Kampf zu, und eine große Prozession von Bischöfen und Geistlichen, welche als Königlich-Gesinnte daselbst eine Zuflucht gesucht hatten, seit die Barone das ganze freie Land besetzt hielten, zog hinunter zum Strand und gieng den Siegern entgegen.

Vor 1293 waren die Gemüter auf beiden Seiten sehr erbittert. Franzosen und Engländer konnten sich bekämpfen und Freunde sein. Als Prinz Ludwig von der Schlacht

der Straits hörte, schloß er sogleich Frieden und verließ England. Allein zwischen Gascognern und Normannen lag die Sache anders; die letzteren betrachteten die ersteren als Verräter und knüpften, wenn sie ein französisches Schiff wegnahmen, seine Bemannung an den Raaen auf, einen Hund je zwischen zwei Mann, und segelten in diesem Aufzug an den Cinque Ports vorüber.

Ein andermal begannen 80 normännische Schiffe, welche sich in der Gironde für Weinschiffe ausgegeben hatten, die arglosen Engländer zu plündern, griffen dann Bayonne und die irische Flotte an und nahmen 70 Schiffe weg. England und Frankreich waren gerade damals in Frieden miteinander, und so nahmen die Cinque Ports sich der Sache an, schickten den Normannen eine Kriegserklärung und segelten mit einer Flotte von 200 Schiffen, worunter irische, niederländische und gascognische, unter wallenden Wimpeln, um anzudeuten, daß keine Gnade gegeben werde, nach St. Mahé in die Bretagne hinüber und vernichteten dort, unter Beihülfe eines wütenden Sturmes, welcher ihnen zur Entfaltung ihrer Seemannskunst Gelegenheit gab, ihre Gegner beinahe ganz. Edward war ob diesem Ausbruch von Feindseligkeiten mitten im Frieden bestürzt; allein Philipp's Verrat durch den Angriff auf die gascognischen Städte gab ihm keine Zeit, die Sache genauer zu untersuchen.

Dreißig Jahre später nahmen die Cinque Ports teil an dem Sieg von Sluys, welcher dadurch gewonnen wurde, daß man Schiffe mit Bogenschützen zwischen diejenigen brachte, welche mit Rittern und Schwerbewaffneten besetzt waren. Das war ein großer Sieg, aber unmittelbar nach demselben verheerten die Franzosen den Küstenstrich von Kent, gerade wie 1360, wo, als die Engländer Frankreich hoffnungslos geschwächt zu haben glaubten, dieses Winchelsea überfiel, plünderte und niederbrannte und dasselbe Kompliment am selben Tag des nächsten Jahres wiederholte.

Zehn Jahre zuvor war auf der Höhe von Winchelsea die von Froissart so lebendig geschilderte Schlacht von Lespagnols-sur-Mer geschlagen worden. Wir können aus Froissart ersehen, wie die kleinen englischen Schiffe vor dem Wind gegen die gewaltigen biscayischen anprallten; wie Sir John Chandos das neueste deutsche Minnelied sang, als die Minstrels auf dem Vorkastell sangen und der kleine zehnjährige John of Gaunt zuhörte. Er hatte sich geweigert, bei seiner Mutter am Lande zu bleiben, obwohl er, als die Schlacht gewonnen war, eiligst landete und mit den anderen davon ritt, um ihr zu melden, daß ihr Gatte und ihre Söhne alle wohlbehalten seien.

Winchelsea stand damals in seiner kurzen Blüte; die Alards, seine angesehenste Familie, waren lauter berühmte Männer. Gervase Alard war der erste englische Admiral der Flotte. Im Jahre 1380 ward die Stadt noch einmal von den Franzosen eingenommen und so gründlich verheert, daß sie sich nie wieder erholte. Nicht einmal die Eroberung der großen Flotte, welche Karl VI. ausgerüstet hatte, um England zu erobern, vermochte dem zerstörten Winchelsea wieder Leben zu geben. Diese Flotte hatte an Bord eine hölzerne Mauer mit hohen Türmen, alle in Stücken verstaut, um sogleich als Verteidigung zusammengesetzt zu werden, sobald die Truppen gelandet waren, und führte einen solchen Vorrat von Wein mit sich, daß derselbe den englischen Markt auf zwei Jahre versorgte. Winchelsea wurde zum drittenmal niedergebrannt im Jahre 1448, aber dies war im Krieg der roten und der weißen Rose. Die fünf Hafen waren damals stark yorkistisch; ja sie giengen sogar so weit, daß sie es mit Jack Cade hielten, zu dessen Heer Hastings ein Dutzend Leute lieferte, während Lydd ihm ein Meerschwein schickte.

Sonst ist nicht mehr viel zu bemerken, als die Jahrhunderte-lange Eifersucht zwischen den Häfen und Yarmouth. Die Sage behauptet, Fischer aus den Cinque Ports haben diesen Ort auf einer Sandbank an der Mündung des Yare, auf einer Art Niemandsland, gegründet, wo sie ihre Netze trockneten und alljährlich einen Markt hielten. Nach und nach, als ihre Hütten zu einer Stadt herangewachsen waren und die Stadt einen Freibrief erhalten hatte, begann die Feindschaft, welche zuweilen tötlich wurde, wenn, wie am Swyn im Jahre 1297, während die Truppen des Königs landeten und sogar unter deren Augen selbst die Mannschaften der Cinque Ports über die Männer aus Yarmouth herfielen, über zwanzig von deren Schiffen verbrannten und deren Bemannungen niedermachten,[1] so daß nur drei Schiffe, deren eines, nach Walter von Heningburg, den Schatz des Königs enthielt, nach der hohen See entkamen. Das Seltsamste aber ist, daß die Leute von den Cinque Ports niemals dafür gestraft wurden. Edward erließ das Edikt, wodurch die ostanglischen Rechte anerkannt wurden; allein die Fehden wurden noch bis in die Zeiten Elisabeths fortgesetzt, worauf im Jahre 1663, als der Jahrmarkt endlich aufhörte, der Magistrat von Yarmouth den Männern aus den fünf Häfen einen großen Schmaus gab.

Eine günstigere Gegend zu einem genußreichen Ausflug für einen Fußwanderer oder Radfahrer, als die Küstenlinie der Cinque Ports, kann es nicht geben. Meile für Meile des Wegs bietet neue und interessante Gegenstände: alte Schlösser und Burgen, wie Saltwood, von wo herab die Erzbischöfe die ihnen unterworfenen Städte überschauten; Spuren von alten Häfen, welche gewissermaßen die Wiege der englischen Flotte waren; schöne Kirchen, römische Altertümer ꝛc. Wer diesen Ausflug macht, der erkundige sich in Faversham nach Harry Pay, welchen die Spanier den „Seeräuber Arripay" nannten. Im

[1] Sie waren nicht immer so glücklich; im Jahre 1356 fuhren sie westwärts, um die Schiffer von Cornwall anzugreifen, weil dieselben im Vorüberfahren nicht die Flagge zum Gruße senken wollten; aber die Leute von Fowey fielen über sie her und schlugen sie zurück.

Jahre 1407 nahm er an der Spitze der Flotte der Cinque Ports auf einer einzigen Fahrt den Spaniern nicht weniger als 120 ihrer Handelsschiffe hinweg.

Das heutige Persien.

Von A. F. Ceyp.

(Schluß.)

V.

Also endlich fängt es auch in Persien an, sich ernstlich zu rühren. Das zivilisatorische Licht des 19. Jahrhunderts, welches seine Strahlen bis in die entferntesten Regionen des Erdballes schickt, scheint nun auch Persien erreichen zu wollen, Persien, das infolge seiner Binnenlage und in Ermangelung von Eisenbahnen vom unmittelbaren Einfluß des Abendlandes bis in die Neuzeit sich frei zu erhalten vermochte und mit seinen gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Eigenschaften immer ein Stück urwüchsiges Asien, ein Bild aus den vergangenen Jahrhunderten des moslimischen Ostens, dargestellt hat. Der Schah hat vor einigen Monaten eine äußerst lobenswerte Handlung gethan, indem er seinem Volke aus freien Stücken Zugeständnisse gemacht und für das Wohl seiner Unterthanen sich besorgt zeigte. Um es kurz zu sagen: der Schah hat eine Proklamation an sein Volk gerichtet, in welcher er jedem seiner Unterthanen volle Sicherheit des Lebens und Eigentums gewährleistet, dergestalt, daß die Bevölkerung fortan mit Vertrauen sich in alle Handels- und gewerblichen Unternehmungen einlassen kann, welche die Grundlagen der Zivilisation, die Wurzeln von Wohlstand und Reichtum bilden. Gegeben im kaiserlichen Palast im Ramazan 1305 (Mai 1888). Der Erlaß ist an alle Provinzbehörden gesandt worden, von einem Färmân begleitet, in welchem denselben die strengste Befolgung bei strengster Strafe auferlegt wird. Der Schah befiehlt, daß beide in allen Moscheen und Versammlungshäusern wiederholt vorgelesen und erläutert, in allen Bezirken, kleinen Städten, auch Dörfern und Lagern verkündet werden sollen und daß die Behörden daraufhin vereidet werden. Abschriften der beiden merkwürdigen Schriftstücke sind allen am persischen Hofe beglaubigten Gesandten übermittelt worden; es soll damit bekundet werden, daß es sich hier um eine ernste Entschließung internationaler Art handelt. Seit kurzem macht auch ein zweiter Schritt des Schah viel von sich reden, nämlich den einzigen schiffbaren Fluß Persiens, den Karûn, dem Handel zu eröffnen. Der treibende Faktor hiebei ist unstreitig der seit November 1887 in Teherân fungierende Vertreter Englands, Sir Henry Drummond Wolff. Unwillkürlich wird man an den heftigen Interessenstreit erinnert, welcher schon seit Dezennien zwischen der russischen und englischen Industrie um die Eroberung, beziehungsweise um die Behauptung des persischen Absatzmarktes geführt wird. In diesem Falle bekommen die Entschließungen des Schah auch einen politischen Beigeschmack, da englisches Kapital, gedeckt durch die formellen Verheißungen des Schah, nicht länger säumen wird, massenhaft nach Persien einzuströmen, um dort die Herstellung von Verkehrsstraßen, Gründung von Banken ꝛc. vorzunehmen, welche in erster Linie dem Zwecke dienen soll, Persien der englischen Einflußsphäre nahe zu führen. England ist auf dem Wege, Persien in merkantile und ökonomische Abhängigkeit von sich zu bringen. Auch noch anderer wichtiger Projekte ist zu erwähnen, welche ohne Zweifel nach Ankunft des Barons Reuter in Teherân wieder besprochen werden und deren Realisierung anzustreben wohl der englische Gesandte sich jetzt ganz besonders bemühen dürfte. Es sind das zwei schon von früher her bekannte Eisenbahnprojekte, zu denen sich in neuester Zeit noch mehrere andere hinzugesellt haben; zu den erstgenannten Projekten gehört das des Barons Reuter, das im Jahre 1873 von dem Schah bereits genehmigt wurde. Die diesem Projekte gemäß konzessionierte Eisenbahn sollte von Bândär-Bûshähr (am Persischen Golf) über Isfahân, Teherân, Näsht und Täbrîz mit dem russischen Eisenbahnnetz in Verbindung gebracht werden. Der Hauptzweck der Engländer ging aber dahin, die Bahn vom Persischen Golf bis nach Isfahân und vielleicht auch Teherân auszubauen und die nördliche Linie für eine unbestimmte Zukunft aufzuschieben. Nach einem zweiten englischen Projekte sollte Isfahân zum Knotenpunkt eines persischen Eisenbahnnetzes werden, von dem aus eine Bahnlinie über Jäzd nach Bândär-Abbâs und weiter längs der Küste des Indischen Meeres durch Beludschistan über Kuratschi nach Indien, die zweite von Isfahân westlich nach Bagdad und Mossul und eine dritte in nordwestlicher Richtung nach Teherân geführt werden sollte. Dieses Eisenbahnnetz hatte nur den ausschließlichen Zweck, den politischen strategischen Interessen Englands zu dienen. Diese Linie sollte dann weiter über Bagdad-Mossul, Diarbekir, Sivas, Angora, Ismid nach Konstantinopel geleitet werden, doch sind alle diese Bahnen infolge der Intriguen der russischen Diplomatie bisher unausgeführt geblieben. Wenn sich die persische Regierung thatsächlich an England anschließen will, so wird man dies wohl sehr bald an den weiteren Konzessionen erkennen, die der Schah im Persischen Golf an England machen wird und zu denen sich die anglo-indische Diplomatie von langer Hand vorbereitet. Es sind dies verschiedene Pachtpläne, durch welche die Imame von Maskat, wie die Sultane von Oman (Vasallen Englands) genannt werden, die Insel Kischm (Taviläh), in deren Nähe die reichen Korallenfischereien sich befinden, am Eingange in den Golf von Persien gegenüber von Bândär-Abbâs nebst deren Umgebung in ihren Besitz zu bekommen hoffen. Was bedeutet nun die Insel Kischm für England? Dieselbe strategische Bedeutung, die der Insel Cypern für Englands Interessen als Stützpunkt für die Erwerbung von Syrien, Mesopotamien, Armenien und

Kurdistân innewohnen könnte, hat auch die Insel Kischm für die Engländer am Eingange in den Persischen Golf für die handelspolitische und strategische Beherrschung Südpersiens (Kirmân, Säjstân), um von dieser Operationsbasis aus den Hafen von Bândär-Abbâs zu erwerben, aus welchem die englischen Strategen schon längst eine Eisenbahn nach Ostpersien zu führen projektiert haben, eine Bahn, die den Engländern schon öfters zur Zeit der Kriege mit Afghanistan von höchstem Nutzen gewesen wäre. Diese Linie war von Bândär-Abbâs über Kirmân und Jäzd in der Richtung nach Khurâsân projektiert, um in Herat und Mäshhäd zum Abschluß zu kommen. Es sollte dieselbe mehr den Charakter einer gegen die russischen Besitzungen in Transkaspien gerichteten militärischen Bahn, als den einer kommerziellen Ader haben, um den Engländern jene Linie zu ersetzen, deren Legung durch Afghanistan von Quetta aus über Kandahar, Girischk nach Herat noch immer nicht erfolgt ist. . . Daß die Engländer bei dieser strategischen Bahn vom Persischen Golf bis nach Herat und Mäshhäd auch kommerzielle Zwecke verfolgen, ist begreiflich, indem es allgemein bekannt ist, daß in dieser Richtung ein sehr wichtiger, nach Nordost gerichteter Karawanenweg verläuft, der dann von Birdshänd an sich teilt und einerseits nach Herat, andererseits nach Mäshhäd und weiter nach Zentralasien führt.

Auf den Schah scheinen die fortgesetzten Wühlarbeiten in der Provinz Khurâsân von Seite russischer Agenten insofern eine heilsame Wirkung auszuüben, daß er sich vollständig der Reorganisation seines Heeres und seiner Flotte zuzuwenden anschickt. Die bis jetzt gänzlich vernachlässigte Flotte wird vorläufig um 3 Kriegsschiffe vermehrt, zu welchem Zwecke Nassr-Eddîn seiner Kriegsverwaltung 200,000 Tumân als erste Rate anweisen ließ. Trotz der nicht besonders glänzenden Staatsfinanzen — jährliche Einnahmen 47—48 Millionen Kerân (Francs) — hat es der Schah bisher immer verstanden, die zur Beschaffung und Ergänzung des Kriegsmaterials notwendigen Summen aufzubringen und ebensowohl seine Artillerie, wie auch die Waffenmagazine der Fußtruppen in einen Stand zu setzen, der im großen und ganzen nicht mehr viel zu wünschen übrig läßt. Alle Berichte stimmen darin überein, daß die militärischen Rüstungen schon seit Jahren so energisch betrieben werden, als gelte es den persischen Machthabern einen letzten, über Sein und Nichtsein entscheidenden Waffengang, welchen denn die Armee auch thatsächlich in einer tüchtigen Organisation aufnehmen würde. Persische Quellen wissen sogar von einem großen Kriegsschatz zu erzählen, der sich in Kûm, am Grabe der verehrten Sîdî-Fatîmäh, Tochter eines der zwölf Kalifen und Enkelin Muhammed's, durch Spenden der Pilger gesammelt haben soll, und der dem Schah zur Verfügung steht, wenn er einmal gezwungen wird, sein Land gegen den nordischen Eindringling zu verteidigen. Ich lasse diese Sage ganz auf sich beruhen, will aber allen Ernstes darauf hinweisen, daß es gefehlt wäre, wegen der glücklichen Sorglosigkeit, welche die persische Verwaltung in allen Geldangelegenheiten auszeichnet, auf ihre kriegerischen Machtquellen zu geringschätzig herabzublicken. Persien steht in dem religiösen Fanatismus aller Mohammedaner dreier Weltteile eine Macht zu Gebote, die sich wahrscheinlich gewaltig äußern würde, wenn es einmal den letzten Kampf gilt. Und nicht allein die persische Armee sichert dem Staate Beachtung im asiatischen Staatenkonzert, sondern auch die Haltung der persischen Staatsmänner, an deren Spitze der Schah in eigener Person steht. In der That hat sich Nassr-Eddîn in seinem Lande eine Autorität errungen, die vor ihm schon lange kein Herrscher besaß. Aus alledem aber geht klar hervor, daß es mit der Vernichtung Persiens noch seine guten Wege hat und daß es ein großer Irrtum wäre, diesen Staat als einen hülflosen anzusehen, der keine Existenzberechtigung besitzt und daher im Kalkule der Diplomatie einfach übergangen werden darf. Vielleicht wäre dem Schah Nassr-Eddîn in der Geschichte seines Reiches noch ein Platz neben den größten Herrschern der Vergangenheit bestimmt, wenn unkluge Verkettung der Verhältnisse den letzten Entscheidungskampf der Bekenner des Islams herausfordern wollte, denn die Armee, welche der jetzige Schah im Verein mit seinem zweitältesten Sohne, dem Prinzen und Gouverneur von Isfahân, Zill-es-Saltân, zu schaffen verstand, ist derjenigen, mit welcher Persien den letzten Afghanenkrieg führen mußte, in jeder Hinsicht weit überlegen.

Ein Ausflug nach Westafrika.

Von Dr. med. Robert Müller.

(Fortsetzung.)

2. Kamerun.

Nunmehr erreichen wir, an der grünen Insel Fernando Po vorüberfahrend, in drei Tagen Kamerun. Auf der wunderschönen Rhede lag im hellen Sonnenschein das westafrikanische Geschwader, bestehend aus „Bismarck," „Olga," „Möwe" und Tender „Adler." Der erste Abend dort wird uns allen in bester Erinnerung bleiben. Der Mond bestrahlte das weite Wasserbecken mit den dunklen bewaldeten Ufern und die majestätischen Häupter des Kamerunberges und des Peaks von Fernando Po; dazu wehte eine leichte Seebrise, welche die Hitze des Tages vergessen machte. Am anderen Morgen war das Bild ein völlig anderes, bei schlechtem, regnerischem Wetter und hoher See, in der eine Pinasse des „Bismarck", die an der Backschear lag, ertrank. Nach drei Tagen gingen wir flußaufwärts, um die „Möwe", die bisher den Wachtdienst versehen hatte, in dieser Stellung abzulösen — und hatten in den folgenden $3\frac{1}{2}$ Monaten, die wir mit nur kurzen Unterbrechungen in Kamerun zubrachten, gründlich Zeit, uns in die dortigen Verhältnisse einzuleben. Ein jeder,

der an Bord eines Schiffes in Kamerun eintrifft, ist erstaunt und angenehm überrascht von der Schönheit des Landes, das mit seiner üppigen Vegetation, seinen Faktoreien, seinen Hulks und dem Leben auf dem Flusse einen eigenartigen, besonderen Eindruck macht. Von der Joßplatte, dem Orte, an dem jetzt die Regierungsgebäude liegen, hat man einen Ueberblick, wie er schöner nicht gedacht werden kann — und ich bin überzeugt, daß es noch schöner werden wird, wenn einmal die Faktoreien vom Ufer des Flusses mehr auf die Böschung verlegt sein werden. Ich möchte hier einschalten, daß man in dem in Berlin ausgestellten Kamerun-Panorama, wenn auch die Verhältnisse nicht ganz richtig wiedergegeben sind, einen ganz vorzüglichen Eindruck von der „Stimmung" des Ganzen erhält.

Wir trafen in Kamerun noch Nachtigal, den persönlich kennen gelernt zu haben ich als einen besonders glücklichen Zufall ansehe. Er empfing uns, auf der Veranda der Woermann'schen Akwa-Faktorei sitzend, mußte sich jedoch bald zurückziehen, da er sich krank fühlte. Kurze Zeit später verließ er Kamerun mit der „Möwe", auf der er ja dann vor Kap Palmas gestorben ist. Sein Nachfolger als Vertreter des Reichs, Buchner, blieb noch bis Mitte Mai, mußte dann aber auch nach Europa schwerer Krankheit halb zurückkehren. Das später (1887) von ihm erschienene Buch über Kamerun (Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot) gibt ein klares, wahrheitsgetreues Bild von den dortigen Zuständen und muß von jedem, der sich darüber unterrichten will, gelesen werden. Eine andere Schilderung, welche wahrheitsgetreu ist, findet man in dem Mitte der siebziger Jahre veröffentlichen Tagebuch von Buchholz. Der Dritte, welcher infolge seines langen Aufenthaltes und seiner besonderen Fähigkeiten wegen gewiß ebenso genaue Berichte über Kamerun aufzustellen imstande gewesen wäre, Passavant, ist inzwischen gestorben. Während der Monate, die wir noch mit ihm verlebten, zwang ihn die unerbittliche Malaria zur Unthätigkeit, und auch er mußte ihrethalben den Ort verlassen (Nekrolog: „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde", Band 22, Heft 5, von Dr. Pauli). Ferner erwähne ich hier den Aufsatz von Pauli, „Kamerun", in „Petermann's Mitteilungen", Heft 1, 1885; und zum Schluß verweise ich auf einen Aufsatz über Malaria in Kamerun (von mir) in der „Berliner Klinischen Wochenschrift", 1888, Nr. 30.

Zur Zeit, als wir in Kamerun eintrafen, herrschte noch Belagerungszustand; die Gerichtsbarkeit befand sich in Händen des Admirals als Gerichtsherrn; der untersuchungführende Offizier an Bord unseres Schiffes hatte viel zu thun, um alle die schwebenden Klagen ad acta zu bringen. Was für Angelegenheiten kamen da zur Sprache und mit welcher rhetorischen Gewandtheit verfocht der Dualla sein vermeintliches Recht! Ohne seine Sprache zu verstehen, die ein Dolmetscher übersetzen mußte, konnte man aus den Mienen und Gesten des Redners oft schon entnehmen, was er wollte. Auch die Exekutionen — Prügel — wurden von Seiten unseres Schiffes ausgeführt. Anfänglich war ein solcher Vorgang eine Haupt- und Staatsaktion, besonders wenn hochstehende Leute mit Prügeln bestraft wurden. Beispielsweise erhielt einmal Manga Akwa, der Bruder des King Akwa und selbst ein Häuptling, deren 25. Ein Kommando mit Tambour und unter Führung eines Offiziers marschierte mit dem Delinquenten an den Ort seiner schmachvollen Handlung, den offiziellen Flaggenstock am Land, den er beschmutzt hatte. Der hohe Herr wird auf einer Tonne festgebunden, der Profoß in Gestalt des Hauptmanns unserer Kru-Jungen tritt vor mit einer schneidigen Flußpferdpeitsche in der Hand, und unter Trommelklang zieht er dem lieben Manga einen nach dem andern unter Wahrung völliger Ruhe und Innehaltung der notwendigen Pausen (damit jeder Hieb dem Delinquenten zum Bewußtsein kommt) über den blosen Rücken. Ich bin sicher, daß eine solche Strafe zieht, beurteilt nach dem Aussehen des Rückens eines so Geprügelten. Die schwarzen Zuschauer fühlen jeden Hieb mit, springen von einer großen Zehe auf die andere, winden und krümmen sich und machen schreckliche Grimassen. Derselbe Manga Akwa war übrigens ein verwegener Bursche. Er hatte sich auf der „Olga", wo er in Eisen lag, frei zu machen gewußt, war an Land geschwommen und lange nicht zu finden gewesen. Endlich glaubte er sich ganz sicher und ging frech mit den anderen auf den Hof einer Faktorei. Doch er entging nicht den Augen John Zink's, eines begeisterten Schwärmers für die kaiserliche Marine, der auf jener Faktorei als Beachmaster angestellt war. Zink nahm ihn unter Hülfe seiner Kollegen gefangen, und ganz außer sich vor Stolz brachte er Manga an Bord. Wie einen Bären führte er ihn am Strick. Später wurde Manga Akwa von uns nach dem Togo-Gebiet deportiert, hat aber sogar von dort verstanden, in die Heimat zurückzukehren, wo er nun verborgen weiter lebt. Die Familie Akwa ist überhaupt im Vergleich zu den Bells von zweifelhafter Güte und muß besonders beobachtet werden. Es möge hier noch eine Geschichte Platz finden, über die damals viel gelacht wurde. Ein Kommis auf einer Woermann'schen Faktorei begoß, ob aus Unvorsichtigkeit oder Uebermut bleibt dahin gestellt, zwei Akwa-Leute, den King Mangro und den Fins Akwa, mit einer ziemlich starken Carbollösung, mit der er den Store desinfizierte. Er zahlte dann den beiden Kerls, deren Schultern und Arme etwas verbrannt waren, eine Entschädigungssumme, mit der sie hoch erfreut von dannen zogen. Billiger konnten sie so viel nicht verdienen. In der Freude ihres Herzens erzählten sie sofort dem King Akwa von dem feinen Geschäft, das sie gemacht hatten. Der war nun ganz schlau und dachte, „Oh, dabei kannst du ja auch noch etwas herausschlagen" und kam mit den beiden Leuten sofort zu uns, um Klage zu führen. Er hatte denn auch die Genugthuung, daß der Admiral den

Kommis zu einer namhaften Geldstrafe verurteilte, und streckte schmunzelnd seine Hand aus, um das Geld in Empfang zu nehmen. Nun wurde ihm jedoch eröffnet, daß die Strafsumme in die Kolonialkasse abgeführt werden würde und daß er keinen Pfennig bekäme. So wolle es die Gerechtigkeit. Da verwandelte seine Freude sich zu grausem Leide, nnd tief betrübt über einen so unerwarteten Ausgang ging er davon.

Was unsere persönlichen Verhältnisse betrifft, so ließ vieles zu wünschen übrig. Zunächst einmal das Essen. An frischem Fleisch hatten wir eigentlich nur Ziegen — und wer je im Leben einmal diese Tiere gegessen hat, wird mir zugeben, daß es höhere Genüsse gibt, als Ziegenfleisch. Allerdings gab es auch Hühner zu kaufen, aber man konnte sie eigentlich nicht zu den Fleischwaren rechnen, da sie nur aus Haut und Knochen bestanden. Eine rechte Wohlthat war dann immer für uns die Ankunft eines Dampfers, auf dem in der Regel der eine oder andere frische Leckerbissen zu kaufen war. Außerdem vermißten wir etwas kriegerische Thätigkeit. Nur einmal, ganz im Anfang schien es, als ob es was geben könnte, aber es war doch nichts. Wir erhielten nämlich eines Mittags plötzlich den Befehl, armierte Boote an's Land zu schicken, da die Schwarzen auf die Faktorei von Jantzen und Thormählen einen Angriff machten. Ehe die Boote jedoch auf dem Kriegsschauplatz ankamen, wurden sie wieder zurückgeschickt, denn die Sache hatte sich schon aufgeklärt. Es handelte sich nur um eine Prügelei, die folgendermaßen entstanden war: Einer der in Passavant's Diensten stehenden Haussa-Leute war mit einem Eßtopfe am Strande entlang gegangen, als ihm ein Kameruner begegnete, der den Deckel von dem Topfe nahm, um zu sehen, was Schönes darin sei. Seine Neugierde trug ihm sofort eine schallende Ohrfeige von dem entrüsteten Topfträger ein, so daß er in lautes Wehklagen ausbrechen mußte. Dadurch zog er einen „großen Bruder" herbei, welcher nun seinerseits den Haussa durch Schläge zum Ausstoßen von Klagelauten veranlaßte. Nicht lange dauerte es, daß das gellende Schlachtgeheul auf beiden Seiten die Parteien vergrößerte, und bald war die schönste Keilerei im Gange. Die Eingeborenen errangen infolge ihrer größeren Zahl die Uebermacht und die Fremdlinge mußten sich auf die erwähnte Faktorei zurückziehen. Bei diesem Rückzuge müssen die Kameruner sehr tapfer gewesen sein, da sie zehn Gegner verwundeten. Wie das hier einmal üblich ist, schlagen und stechen sie nur zu, wenn der Gegner den Rücken kehrt, so daß auch in diesem Falle die Kämpfer alle ihre ehrenvollen Wunden auf der Kehrseite erhielten.

Alles in allem waren die Verhältnisse in Kamerun zur Zeit unseres Eintreffens noch recht ungeordnet und primitiv; sie änderten sich erst, als ein Gouverneur angekommen war, der Anfang Juli eintraf und mit fester Hand die Zügel der Regierung ergriff. In öffentlicher Versammlung der Häuptlinge auf dem Achterdeck Sr. Maj. Kreuzer „Habicht" übergab Admiral Knorr dem Gouverneur v. Soden die Geschäfte. Wir waren dazu in Paradeuniform erschienen, geschmückt mit Orden und Ehrenzeichen, und standen den Fürsten des Landes mit ihren nackten Beinen, Hüfttüchern und mehr oder minder passenden Kopfbedeckungen strahlend gegenüber. Die hervorragendsten unter ihnen erhielten vom Admiral bei dieser Gelegenheit Bilder der kaiserlichen Familie ausgeteilt, ein Geschenk, das sie nicht alle zu würdigen verstanden. Einige Tage später traf auch das andere auf der Station befindliche Kanonenboot „Cyklop" zu unserer Ablösung ein — und so verließen wir Kamerun für zwei Monate, um andere Plätze an der Küste aufzusuchen. Doch soll hier erst noch das schöne Lied Platz finden, das unsere Leute viel sangen und das durch seine prachtvolle getragene Melodie uns oft entzückte. Leider ist der Text nicht vollständig:

1. Die Reise nach Jütland, die fällt mir so schwer.
   „Ade, Du feines Liebchen, wir seh'n uns nicht mehr."
2. „Seh'n wir uns nicht wieder, ei so wünsch' ich Dir Glück,
   O, Du lieber, holder Jüngling, kehr' einmal zurück."
3. Des Sonntags früh Morgens der Lootse an Bord.
   „Wohlauf nun, ihr Matrosen, heut' müssen wir fort."
4. Da sprachen die Matrosen: „Ei warum denn g'rad' heut',
   Denn es ist ja heute Sonntag für alle Seelent'!"
5. Da sagte der Lootse: „Daran hab' ich keine Schuld,
   Denn euer Kapitän, der hat keine Geduld."
6. Das Schifflein, das segelt so stolz in die See,
   Er schwenkt mit dem Hute und rufet Ade!
7. Das Schwenken des Hutes bedeutet Lebwohl,
   Wer weiß, ob ich Dich einmal wieder seh'n soll.

3. Golf von Guinea.

Unser Weg führte uns zunächst nach Fernando Po, wo wir eine Nacht blieben, und von dort weiter nach Bonny, um Kohlen zu nehmen. Hier ist der Endpunkt einer englischen Dampferlinie, und nur in dieser Beziehung ist der Ort von Bedeutung. Im übrigen unterscheidet er sich nicht von anderen europäischen Ansiedelungen. Die Nacht, welche wir dort an der Kohlenbrücke zubrachten, gehört nicht zu den schönsten unseres Lebens, da einige Millionen Muskitos ins Schiff einzogen, die uns keine Minute Schlaf finden ließen. Ich persönlich hatte Abends noch eine Bootsfahrt zu machen, um eine Frau zu besuchen, die von einem Alligator furchtbar zerbissen war. Leider war der Frau nicht zu helfen, da die Familie derselben die Absetzung des besonders verstümmelten Beines, die sowohl ich wie ein außerdem anwesender Kollege von einem englischen Postdampfer anrieten, verweigerte.

Unsere nächste Station war das Togo-Gebiet, uns zum Teil schon von der Ausreise her bekannt; und nachdem wir dort etwa eine Woche verweilt hatten, kreuzten wir 14 Tage im Golf von Guinea, um frische Luft zu schöpfen und weiteren Erkrankungen an Malaria, die in Kamerun auf dem Schiffe mit Sang und Klang Einzug gehalten hatten, aus dem Wege zu gehen.

Am 8. August liefen wir dann im Hafen von Gabon ein, wo wir uns 4 Tage aufhielten. Zuerst kam in einem ganz furchtbar schmutzigen Boote ein Arzt heran, der unser patent de santé verlangte, worauf ihm das Exemplar vom Februar dieses Jahres, das in Plymouth ausgestellt und in Madeira und Porto Grande erneuert war, vorgelegt wurde. Entrüstet erklärte er, daß es viel zu alt sei und er uns deshalb die pratique nicht erteile. Er konnte es nicht begreifen, daß wir in Kamerun noch keine Behörde hätten, die einen Gesundheitspaß auszustellen imstande sei. Es bedurfte erst eines Schriftwechsels mit dem Gouverneur, um die Erlaubnis, mit dem Lande in Verkehr zu treten, zu erlangen. Im übrigen wurden wir in Ruhe gelassen und von den französischen Behörden nicht weiter beachtet. Als wir an Land kamen, fiel uns die ganz enorme Zahl von Zollbeamten auf, und das nächste, woran wir unsere Freude hatten, waren die Zuaven, die dort in Stärke eines Regiments in Garnison stehen. Seit 1870, als sie als Gefangene à Berlin und nach anderen deutschen Städten gingen, hatte ich keine gesehen.

Die Stadt selbst ist langgestreckt, hat eine Anzahl großer öffentlicher Gebäude, ist in mehrere Departements (Libreville, Glaß) eingeteilt und der Sitz eines Gouverneurs und eines Erzbischofs. Der Handel befindet sich meist in Händen französischer Firmen, jedoch haben auch andere Nationen ihre Vertreter. Deutschland hat einen Konsul, von dessen Hause die deutsche Kriegsflagge wehte, während es anderen Zivilpersonen nicht gestattet ist, eine andere als die französische Flagge zu hissen. Wenn äußerlich durch die Uniformen und die Flaggen der Platz, der ja auch schon lange in französischem Besitz ist, als französisch erscheint, so ist von einer Einheit in Bezug auf Sprache und Geld nicht die Rede. Da kommt man mit englischer Sprache und dem Gelde aller Länder durch, wie ich mich bei den gemachten Einkäufen überzeugen konnte. Ein alter Neger hatte sich meiner dabei angenommen und erzählte mir von den dortigen Verhältnissen. Er sprach Englisch und Französisch durcheinander und bedauerte es lebhaft, daß er nicht Gelegenheit gehabt habe. Deutsch zu lernen, wozu er gewiß nicht viel Zeit gebrauchen würde, denn, sagte er, my tongue is easy to learn all languages. Er war in einem amerikanischen Missionshause erzogen worden und nannte daher ein Fünffrancsstück einen Dollar: not a mexican Dollar, not an american, but a french one, look here Napoleon. Ça s'appelle en français cinq francs, in english four shillings. Ich wollte ihm dann beibringen, daß der Schilling bei uns Mark heiße, worüber er sich königlich amüsierte. Dabei war er mir bei meinen Einkäufen sehr behülflich; denn wenn er meinen Wunsch kundgab, daß ich Hühner, Eier 2c. kaufen wolle, kamen die Leute scharenweiß herbei, um dergleichen anzubieten. Um drei Eier oder ein Huhn zu erwerben, mußte ich dabei nicht nur mit dem Besitzer, sondern auch mit jedem Mitglied seiner Familie und der gesamten Nachbarschaft unterhandeln. Diese Neger haben ja immer Zeit. Ein ganz besonderer Zufall passierte uns noch eines Abends, als wir mit unseren Kru-Leuten an Bord zurückkehrten. Einer von ihnen nämlich fiel uns dadurch auf, daß er weinte, und als wir ihn nach dem Grunde fragten, konnte er vor Schluchzen nicht antworten. Der Hauptmann der Leute nahm sich seiner als Vormund an und erklärte, er weine deshalb, weil er seit vier Monaten keinen Urlaub gehabt habe, und das ginge ihnen allen sehr nahe, und nun wären sie so unsäglich traurig. Darauf öffnete auch er seine Thränenschleusen, worauf sich auch die anderen fünf Leute veranlaßt sahen, zu weinen, daß ihnen die Thränen stromweise herunterliefen. Ueber dieses ganz wunderbare Schauspiel mußten nun wir dermaßen lachen, daß auch uns die Thränen in die Augen kamen. Selten wohl hat ein Kriegsschiffsboot eine solche Gesellschaft an Bord gebracht.

Von Gabon aus gingen wir wieder für 14 Tage in See, zuerst südlich. Bei dieser Gelegenheit passierten wir die Linie, wobei Linientaufe abgehalten wurde. Es ist wohl überflüssig, von diesem Ereignis, das auf jedem Schiffe festlich begangen wird, weiter zu reden. Einen ganz außerordentlichen Scherz hatten wir vor der spanischen Insel Annobom, wo wir uns etwa eine Stunde aufhielten. Der „Gouverneur" der Insel kam nämlich in einem Kanu an Bord. Es war ein schwarzer Prolet erster Güte, nur bekleidet mit einem europäischen Oberhemd, das er verkehrt angezogen hatte, so daß das Vorhemd auf dem Rücken saß; dazu trug er eine englische Mütze. Er kletterte mit affenartiger Fertigkeit über die Railing hinüber gleich auf die Kommandobrücke und war hinreißend freundlich, gewann sich indessen unsere Zuneigung nicht, da er ganz furchtbar schmutzig war und übel roch. Einen Tag später gingen wir vor São Thomé zu Anker. Diese Insel ist in portugiesischem Besitz und das Dorado der westafrikanischen Küste. Die Stadt gewährt von der Rhede her einen reizenden Anblick. Ganz vorn auf einer vorspringenden Stelle des Strandes liegt ein altmodisches weißes Fort mitten zwischen Fels und Gestein, an dem sich die Wogen des Weltmeeres brausend brechen. Neben dem Fort eine schöne klare Bucht, bis dicht heran an die Häuser der Stadt, deren Hintergrund wieder von schönen waldigen Höhenzügen gebildet wird. Wie jede portugiesische Niederlassung, ist auch diese Stadt, trotz ihres glänzenden und schönen Eindrucks von der Ferne her, recht unordentlich und verfallen. Eine Ausnahme davon macht auch nicht das sonst so stattliche Gebäude des Gouverneurs, das bei näherer Besichtigung unangenehm wirkende Defekte im Anstrich, in der Mauerarbeit und in der Zahl der Fensterläden aufzuweisen hatte. Im Augenblick allerdings, als ich zum erstenmale daran vorüber ging, achtete ich nicht sehr darauf, weil ich an einem der balkonartigen Fenster eine Gestalt erblickte, die ich nach einigem Ueberlegen für ein menschliches weißes Weib erkannte. Ich hatte seit 5 Monaten keines

mehr gesehen, weshalb man die Ueberlegung, was es sein könnte, erklärlich finden wird. Um der Sache näher auf den Grund zu kommen, schaute ich längere Zeit hin und bemerkte nun auch, daß die weiße Frau hübsch, schön frisiert und wohlgewachsen war, daß sie sich mit einem Europäer in angelegentlicher Unterhaltung befand und daß sie oft lächelte. Außer diesem Paar wohnten noch etwa 1000 Europäer auf der Insel, darunter auch einige Deutsche und ein Chinese. Einer von den Deutschen ist Schiffshändler und ein zweiter bebaut mit großem Erfolg eine Cacao-Plantage, die mehr landeinwärts schön gelegen sein soll und auf der später einige kranke Kameraden gastfreundliche Aufnahme und Erholung fanden. Die Insel ist sehr fruchtbar und lieferte uns die schönsten Gemüse und Früchte und auch Fleisch, ja, wir lebten hier wie der liebe Gott in Frankreich. Man denke nur, wir bekamen sogar frische Milch. Zwischen Madeira und Kapstadt ist das der einzige Platz gewesen an der westafrikanischen Küste, wo wir das haben konnten. Vergnügungslustige fanden hier auch Kneipen, Billards, Frisirläden 2c. Man kann es dort recht gut aushalten, und wir gingen betrübt wieder weiter. Unser nächstes Ziel war Elobey, eine spanische Insel, nördlich von São Thomé gelegen, die für recht gesund gilt, weshalb wir dort noch einige Zeit Aufenthalt nahmen, bevor wir unsern Dienst in Kamerun wieder antraten. Es ist weiter nichts zu berichten, als daß hier unsere Mannschaft zum erstenmale wieder seit fünf Monaten beurlaubt wurde und daß ein junger Matrose, der des Guten in Branntwein zu viel gethan hatte, ertrank. Er wollte in der Betrunkenheit an Bord zurückschwimmen und büßte diesen Versuch mit seinem Leben.

(Fortsetzung folgt.)

In den Alpen Neuseelands.

Von R. v. Lendenfeld.

(Fortsetzung.)

So mochten wir etwa vier Stunden geritten sein, als plötzlich über einen der nahen dunkelbraungrünen Hügel eine schlanke, silberweiß glänzende Pyramide auftauchte. Hochaufragend in den dunklen Aether stand vor uns der Gipfelgrat des Mount Cook, des Kulminationspunktes der neuseeländischen Alpen. Wir ritten hinauf auf eine Anhöhe, um einen freieren Ausblick zu gewinnen. Von hier im Südosten sieht der Berg dachförmig aus, ringsum abbrechend in unnahbaren Steilhängen. Wehmütig trennte ich mich von diesem prächtigen Anblick, und wir setzten unseren Weg in westlicher Richtung fort. Hier wird das Terrain felsiger und für Pferde schwerer gangbar, aber die Schäferpferde, die wir ritten, waren so sehr an derartiges Terrain gewöhnt, daß wir ohne Schwierigkeit fortkamen. Der eine meiner Leute, dem ich mein Erstaunen hierüber ausdrückte, versicherte mich, daß er öfters beim Eintreiben von Rinder- oder Pferdeheerden im schnellsten Tempo solches Terrain passiert habe. Mein ungläubiges Lächeln bemerkend, gab er seinem Pferde den Sporn — die Leute tragen in der Regel nur einen Sporn am linken Fuß — und galoppierte über die Felstrümmer und Löcher davon. Der andere folgte seinem Beispiel. Lumpen lasse ich mich hier nicht, dachte ich, und folgte ihrem Beispiel. So galoppierten wir denn alle drei über die alte Moräne auf einen großen erratischen Block zu, der etwa 500 m. von uns lag. Bei diesem Ritte wurde uns warm, und er artete bald in eine Steeplechase aus. Beim Steine hielt der erste an, ich war der zweite. „Sorry that I did not afford you the pleasure of seing me on the ground", sagte ich. — „Oh, never mind, we will give you another chance" meinte der Dritte. Doch ich bedankte mich höflichst, und wir setzten im Schritt unsern Weg fort.

Am Rande des Hügellandes angelangt, blickten wir hinab in das vor uns liegende, tief eingeschnittene Tasman-Thal.

Während die Hochgebirge Neuseelands nicht bedeutend von den Hochalpen in Europa abweichen, sind die neuseeländischen Alpenthäler wesentlich von den europäischen verschieden. Das Tasman-Thal, welches das größte dieser Thäler sein dürfte, besitzt alle die typischen Charaktere der Hochthäler Neuseelands. Es ist fast ganz gerade, durchaus gleich breit und hat eine vollkommen ebene, 5 Km. breite Sohle. Ziemlich steile Hänge, aus deren Graswuchse hie und da Felsen hervorschauen, setzen ohne Uebergang in die flache Thalsohle ab. Die Sohle selbst ist großenteils bedeckt mit Geröll. Nur an einzelnen Stellen finden sich Raseninseln zwischen den zahlreichen, immer wechselnden Armen des Flusses, der das öde Thal durchzieht. Mit der gleichen geringen Neigung zieht das Thal hinauf bis zum Thalschluß. Der obere Teil wird von dem Tasman-Gletscher ausgefüllt. Dieses Thal ist gar nicht den Gletscherthälern in den europäischen Alpen ähnlich, sondern gleicht vielmehr den Längsthälern, wie sie in Europa nur weiter ab vom Hauptkamm des Gebirges angetroffen werden, etwa dem oberen Rhône-Thal. Die Seitenthäler in den neuseeländischen Alpen besitzen mit einem Worte den Charakter der Hauptthäler in den europäischen. Die Ursache dieser eigentümlichen Erscheinung ist darin zu suchen, daß die neuseeländischen Alpen viel älter sind als die europäischen und demnach viel länger schon den thalbildenden Einflüssen des Regens, des Eises und des fließenden Wassers ausgesetzt sind als diese. Was diese Agentien bei uns erst in den Hauptthälern erreicht haben, das haben sie in Neuseeland wegen der längeren Dauer ihrer Einwirkung schon in den Nebenthälern erzielt.

Der Fluß war hoch angeschwollen und bis zu uns herauf tönte das dumpfe Rauschen der trüben Wassermassen. Nach längerem Aufenthalt ritten wir über die

steile Thalwand hinab und erreichten ein primitives Gehöfte an der Mündung des Jallie-Flusses, dem letzten bewohnten Punkt auf dieser Seite des Tasman-Flusses. Der Wagen war noch nicht heraufgekommen, und wir beschlossen, hier denselben zu erwarten. Stundenlang warteten wir, doch er kam nicht, und da das Terrain, über welches derselbe heraufzubringen war, weglos und teilweise sumpfig ist, so schlich sich bei uns die Besorgnis ein, es möchte dem Wagen ein Unfall zugestoßen sein. Abermals saßen wir auf und ritten hinab durch das Tasman-Thal, nach dem Wagen spähend. Die Sonne sank hinter den westlichen Bergen und leichte Nebelstreifen breiteten sich über die sumpfigen Niederungen aus. Schon fürchteten wir, daß wir infolge der zunehmenden Dunkelheit und des steigenden Nebels unsere Gefährten gar nicht mehr finden würden, als wir eine Rauchsäule, etwa einen Kilometer vor uns, aufsteigen sahen. Dieser uns zuwendend, kamen wir bald mit den anderen zusammen. Der Wagen steckte im Sumpf und schien unbeweglich, die Pferde waideten in der Nähe; zwanzig Schritte vom Wagen entfernt saßen unsere Gefährten um ein Feuer, Thee kochend. „Hullo, what's up now?“ rief einer meiner Leute, „stuck fast, eh?“ Der Kutscher würdigte die Frage keiner Antwort, sondern offerierte uns etwas Thee, der trefflich mundete. Nach einiger Ueberlegung beschlossen wir, nicht an Ort und Stelle zu biwakieren, sondern einen Versuch zu machen, den Abend noch das Gehöfte zu erreichen. Alle sechs Pferde wurden in der einen oder andern Weise am Wagen befestigt, während drei von uns rückwärts die Schultern ansetzten. Mit vereinten Kräften gelang es, den Karren los zu machen, und wir erreichten spät in der Nacht das Gehöft, in dessen Nähe wir unser Zelt aufschlugen.

Die Landestriangulierung von Neuseeland endet etwas unterhalb des Jallie-Flusses: hier stehen die letzten Signalstangen. Da es notwendig war, die später auszuführende Triangulation des Tasman-Gletschers mit dem Dreiecknetze zu verbinden, welches das flache Land überzieht, so beschloß ich, den nächsten Tag dazu zu verwenden, mein Instrument in den letzten Stationen der Landestriangulation aufzustellen und von hier aus einige der wichtigsten Punkte in der Umgebung des oberen Tasman-Thales anzuvisieren. Nachmittags setzten wir unsern Weg fort und schlugen an einem günstigen Punkte, 6 Km. nördlich vom Jallie-Fluß, unser Lager auf. Ein kleiner über den nahen Hang herabkommender Bach versorgte uns mit Trinkwasser und es gab auch etwas Gesträuch in der Nähe, das uns mit Brennholz versorgte, während ein vorspringender Rücken uns vor Wind schützte. Ueppiges Gras, das in der Nähe des Lagers wuchs, versorgte die Pferde mit Nahrung, und so war denn für alles gesorgt. Auf weichem Rasenboden schlugen wir die zwei Zelte, eines für uns und eines für die Leute, auf.

Der Abend war finster und die Luft schien drückend schwül. Im Thale herrschte Windstille. Auf den höchsten Gipfeln der Berge hingen einzelne Nebelfahnen, deren Lage zeigte, daß dort oben Nordwestwind wehte. Noch ehe die Sonne verschwunden war, trübte sich der Himmel und ohne daß abgegrenzte Wolken gebildet worden wären, verwandelte sich allmählich die grünlichblaue Farbe des Firmaments in ein mattes Grau. Anfangs war die Sonne durch diesen Schleier noch sichtbar, doch bald verschwand sie ganz. Sternenlos und schwarz war die Nacht. Die Temperatur nahm fortwährend zu. Das Minimumthermometer sank nicht unter 17^0 während der ganzen Nacht.

Einer Mauer gleich entragen die neuseeländischen Alpen dem Weltmeer. Der warme Antipassatwind, der von Nordwesten kommt, nimmt während seines langen Weges über das Meer große Mengen von Feuchtigkeit auf. Der durch die Verdunstung des Wassers an der Oberfläche des Meeres bedingte Wärmeverlust wird durch die Sonne ersetzt, und so kommt dieser Wind an der Nordwestküste Neuseelands nicht nur warm an, sondern er enthält auch große Mengen von latenter gebundener Wärme in dem Wasserdunst, den er mit sich führt. Anstoßend an den Nordwestabhang der Alpenkette, wird der Wind von seiner horizontalen Richtung nach oben abgelenkt: er weht den Hang hinauf bis auf den Kamm, dessen durchschnittliche Höhe 2000 Meter übersteigt. Jenseit senkt sich der Wind wieder hinab in die südöstlichen Alpenthäler und weht hinaus über die Canterbury-Ebene. Je höher die Luft am Nordwestabhang emporsteigt, um so geringer wird der Druck (Luftdruck), unter dem sie sich befindet, und sie dehnt sich daher aus. Die Ausdehnung bedingt eine Abkühlung, die Abkühlung aber setzt die Feuchtigkeitskapazität, die Fähigkeit, Wasser in Lösung zu erhalten, herab. Das früher absorbierte Wasser wird abgeschieden, es bilden sich Nebel und Wolken, es regnet und schneit. Durch diese Abscheidung des Wasserdunstes in flüssiger Form wird aber die im Wasserdunst gebundene latente Wärme frei und teilt sich der Luft mit, so daß diese wieder erwärmt wird. Die Folge davon ist, daß die Luft, wenn sie am Hauptkamm anlangt, lange nicht so kalt ist, als sie es wäre, wenn die Abkühlung durch Ausdehnung allein gewirkt hätte. Die Luft sinkt nun hinab in die jenseitigen Thäler; der Luftdruck nimmt zu mit der Tiefe, zu welcher der Wind hinabsinkt. Die Luft wird zusammengedrückt und hiedurch erwärmt. Nun war aber — infolge des Freiwerdens der an den Wasserdunst gebundenen Wärme — die Luft nicht so stark abgekühlt worden beim Aufsteigen, wie dies der Höhe entsprochen hätte. Beim Absteigen zu gleichem Niveau wird die Luft um ebenso viel wärmer, als sie beim Aufsteigen kälter geworden ist. Die Folge davon ist, daß die Luft, wenn sie an der Südostküste ankommt, bedeutend wärmer ist, als sie an der Nordwestküste war, und zwar um so viel wärmer, als sie durch Freiwerden der latenten Wärme

beim Ansteigen erwärmt wurde. Zum Beispiel: die an der Nordwestküste ankommende feuchte Luft hat 18°. Durch das Ansteigen und die Verdünnung verliert sie 14°, bleiben 4°. Durch das Freiwerden gebundener Wärme gewinnt sie 8°. Der Wind auf der Höhe hat also 12°. Beim Absteigen gewinnt sie ebenso viel Wärme als sie beim Aufsteigen verloren hat, das ist nämlich 14°. Nun ist sie, wenn sie von der Höhe kommt, 12° warm und wird also an der Südostküste 26°. Es liegen also in Neuseeland ähnliche Verhältnisse vor, wie in den europäischen Alpen. Der Antipassat ist es hier wie dort, der in erster Linie Schnee und Regen bringt.

Wenn keine störenden Umstände dazwischen treten, deponiert dieser Wind den größten Teil seiner Feuchtigauf der Aequatorialseite. Auf der Polarseite der Berge ist er trocken und warm: Föhn.

In Neuseeland liegen die Verhältnisse einfacher wie in den Alpen und es sind deshalb auch die Wirkungen dieses Windes viel auffallendere. Zwei von diesen fallen gleich in die Augen: erstens gehen, weil es dort feuchter und bei Föhnwetter kühler ist, die Gletscher des Westabhanges der neuseeländischen Alpen um 500 m. tiefer herab, wie jene des Ostabhanges; zweitens ist der Westabhang Neuseelands dicht bewaldet, der hinter den hohen Bergen liegende Teil des Südostabhanges und besonders die Canterbury-Ebene aber vollkommen baumlos.

Der Wasserreichtum des Tasman-Flusses, der ausschließlich von dem Schmelzwasser der Gletscher genährt wird, steht natürlich in direktem Verhältnis zur Temperatur. Jetzt, da Föhnwetter herrschte, stieg er stark an, und als wir am folgenden Morgen den Fluß rekognoszierten, fanden wir, daß er derart angeschwollen war, daß an ein Hinüberkommen nicht gedacht werden konnte.

Der Tasman-Fluß entspringt am Ende des Tasman-Gletschers, ungefähr in der Mitte des breiten, flachen Tasman-Thals; er wendet sich dann, den ungeheuren Schuttmassen, welche der Hooker, ein westlicher (rechter) Nebenfluß, im Tasman-Thale ausgebreitet hat, ausweichend, nach links und fließt eine Strecke weit dem Fuße der östlichen Thalwand entlang. Dann wendet er sich rechts und überquert, in zahlreiche Arme aufgelöst, gegenüber von unserem Lagerplatz das Thal. Er bleibt dann bis zu seiner Mündung in den Pukaki-See auf der rechten Seite des Thales. Um nun den Tasman-Gletscher zu erreichen, muß man, wenn man sich, wie wir, auf dem linken Ufer des Flusses befindet, entweder denselben dort übersetzen, wo er das Thal durchquert und jenseit thalauf gehen, oder aber am linken Ufer sich durch die Steilhänge hindurcharbeiten, deren Fuß der Fluß bespült, und dann, am linken Ufer bleibend, den obersten Teil des Tasman-Thales überschreiten. In beiden Fällen hat man nach Ueberwindung der Hauptschwierigkeit noch einen Nebenfluß zu übersetzen, entweder rechts den Hooker- oder links den Murchison-Fluß. Der erstere Weg war von Green eingeschlagen worden, allein dieser war uns durch die Höhe des Flusses nun abgesperrt. Ehe wir die andere Alternative, den Weg über den Steilhang, versuchten, wollten wir noch zuwarten, in der Hoffnung, daß der Fluß sinken würde.

Wir erstiegen den nächsten Tag eine markante Felsnase 700 m. über der Thalsohle. Der Hang ist steil und war größtenteils bedeckt mit langem nassen Grase. Auf der Höhe der Terrainnase fanden wir ein kleines undulierendes Plateau. In den Vertiefungen gediehen Gras und Alpenkräuter. Die Erhöhungen waren kahle, abgerundete Felshöcker von 4—10 m. Höhe. Besonders die dem Thalschlusse zugewendete nördliche Seite aller dieser Höcker schien glatt abgeschliffen zu sein, während die thalwärts gerichteten südlichen Abhänge derselben unregelmäßiger und abgebrochen aussahen. Offenbar war hier der Felsen von einem großen Gletscher einstens abgeschliffen worden; in der That sehen diese Höcker gerade so aus, wie die bekannten, von Gletschern abgeschliffenen roches moutonnées in den europäischen Alpen.

Die Steine, welche von den Bergflanken auf den langsam dahinfließenden Gletscher fallen, gelangen zum Teil, durch Gletscherspalten hinabstürzend, auf den Grund des Eisstroms. Hier, im Eise eingefroren, werden sie mit dem Gletscher thalab bewegt. Unter dem Druck des dicken darauf lastenden Eises bewegen sich diese Steine über das Gletscherbett hin und kratzen und schleifen fortwährend an dem Felsgrunde. Hiedurch werden die Erhöhungen und exponierten Felskanten abgeschliffen. Weichere Teile des Felsgrundes werden stärker ausgeschliffen wie härtere, so entstehen diese Höcker.

Sind schon die alten Moränen, die wir kennen gelernt haben, welche die Alpenflüsse zu Seen stauen, und die Fjorde an der Westküste Beweise einer einstigen ausgedehnten Vergletscherung des Landes, so lassen diese Rundhöcker einen Schluß auf die Dicke der glazialen Eisströme zu, denn da diese roches moutonnées 700 m. über der Thalsohle liegen, so muß der Gletscher, der einstens das obere Tasman-Thal erfüllte, jedenfalls mehr als 700 m. mächtig gewesen sein. Haast hat an vielen Orten in Neuseeland Spuren einstiger Gletscher aufgefunden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Neuseeland, ebenso wie Europa, zu einer Zeit viel mehr vergletschert war als heute. Damals erreichten die Gletscher der Westküste, welche die Fjorde erfüllten, allenthalben das Meer, während die größeren Eisströme des Ostabhanges der Alpen sich über das flache Land ausbreiteten. Diese erreichten jedoch das Meer nicht. Auch in Australien habe ich Spuren einstiger Gletscher aufgefunden, und es ist wohl anzunehmen, daß die Glazialperiode in Neuseeland und Australien gleichzeitig — isochron — waren. Ob die australisch-neuseeländische Eiszeit zeitlich mit der letzten oder irgend einer Glazialperiode in Europa zusammenfiel oder nicht, läßt sich freilich nicht entscheiden,

aber gleichwohl ist es von großem Interesse, daß es auf der südlichen Hemisphäre einstens ebenso gut eine Eiszeit gegeben hat, wie auf der nördlichen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

* Die ungarische Seidenkultur.

Es ist jetzt ein Jahrzehnt verflossen, seit die Regierung die Initiative ergriff, die Seidenkultur in Ungarn wieder in Aufnahme zu bringen und sie unter staatlichem Protektorat weiter zu entwickeln: der Erfolg ist, wie wir einem Bericht des Regierungskommissärs für Seidenzucht und Seidenfabrikation an den Minister für Ackerbau, Handel und Gewerbe entnehmen, ein überraschender gewesen, denn er zeigt, daß volle vier Fünftel des ungarischen Territoriums den klimatischen und Bodenverhältnissen nach für die Seidenzucht nicht blos geeignet, sondern vorzüglich geeignet sind, daß die Bevölkerung dieser Kultur durchweg Sympathie und Verständnis entgegenträgt und daß die einschlagenden unterstützenden Maßnahmen der Regierung sich bisher vollständig bewährt haben.

Die Aktion der Regierung begann damit, daß aus einer Gegend Italiens, in welcher die Seidenkultur in höchster Blüte steht, ein fachmännischer, tüchtiger Instruktor herangezogen wurde, der dann seinerseits eine entsprechende Anzahl von Inspektoren heranbildete, Inspektoren, welche die Aufgabe hatten, unausgesetzt alle Gemeinden zu bereisen, welche sich der Seidenzucht widmeten, um sowohl in der Behandlung der Seidenraupe als in der Führung des ganzen Prozesses der Seidengewinnung und insbesondere in der rationellen Pflege des Maulbeerbaumes, der einzigen Nahrung der Seidenraupe, der Bevölkerung praktische Anleitung zu geben. Unter die Landbevölkerung wurde Raupensamen und Maulbeersamen verteilt, die Anlage von Maulbeerpflanzungen und Baumschulen wurde gefördert und die Einlösung der Cocons in einer für die Seidenbauer möglichst lukrativen Weise geregelt. Mit welchem Erfolg in allen diesen Richtungen gearbeitet wurde, mögen die nachstehenden Daten darthun, die bis zum Schluß des abgelaufenen Jahres 1888 reichen.

Im ersten Versuchsjahr (1879) wurden in ganz Ungarn nur 2507 Kilogramm Cocons erzielt und ihr Einlösungspreis betrug 2809 Gulden; im Jahr 1888 aber wurden 703,488 Kilogramm produziert und es wurden dieselben von den Staatsfabriken mit 724,260 Gulden eingelöst. Das bedeutet für die Landbevölkerung sehr viel, denn während in sechs Komitaten von 19,608 die Seidenzucht treibenden Familien im Jahr 1887 an Steuern überhaupt die Summe von 207,691 Gulden eingehoben wurde, hatten diese Familien in demselben Jahr blos aus der Seidenzucht eine Einnahme von 354,412 Gulden; die betreffende Bevölkerung hatte also aus der Seidenzucht allein nicht blos ihre gesamten Leistungen an den Staat bestritten, sondern noch einen namhaften Ueberschuß erzielt und dabei kommt noch in Erwägung, daß die Seidenzucht keinerlei Vorauslagen und nur sehr wenig Zeit und Arbeit bedingte, daß sie speziell nur Kräfte in Anspruch nimmt, Greise und Kinder, die sonst in der Landwirtschaft kaum nutzbar zu machen sind. Rechnet man nun zu den an Einlösungspreisen erzielten Beträgen noch diejenigen Summen hinzu, welche die Seidenkultur an Arbeitslohn in den Fabriken, an Beamtenbesoldungen ꝛc. ins Verdienen bringt, so ergibt sich für das Jahr 1888 die stattliche Summe (im Jahr 1879 nur 2700 Gulden) von 981,267 Gulden, d. h. für die 10 Jahre seit dem Beginn des Seidenbaues von 2,837,148 Gulden.

Fabrikmäßige Etablissements zur Verarbeitung der Cocons existieren — mehrere Sammel- und Einlösestellen ungerechnet — drei, die Zentralanstalt nämlich in Szegszard und die Fabriken in Pancsowa und in Neusatz, und diese drei Fabriken beschäftigten im Jahr 1888 zusammen 852 Spinnerinnen und sonstige Arbeiter, durchweg Ungarn. Die maschinellen Einrichtungen der Fabriken entsprechen allen Anforderungen der modernen Technik.

Nach den vorstehenden Daten läßt sich an der Lebensfähigkeit der ungarischen Seidenkultur nicht füglich zweifeln, aber der oben allegierte Regierungsbericht stellt, damit dieser Industriezweig dauernd prosperiere, zwei unerläßliche Vorbedingungen hin: er verlangt erstens, daß die Kultur auch fernerhin unter der unmittelbaren Leitung und Oberaufsicht des Staates bleibe, und zweitens, daß sie durch ein spezielles Landesgesetz geregelt werde, beides in erster Reihe deshalb, damit die Landbevölkerung in der Raupenzucht sowohl als in der Kultur des Maulbeerbaums unterwiesen werde. Denn die Maulbeerpflanzungen auf Gemeindegründen zur unentgeltlichen Benützung der Züchter sind schon jetzt sehr schwer anzulegen und zu erhalten, unentgeltliches Gemeingut aber müssen sie bleiben, solange die Seidenzucht nicht so weit erstarkt ist, daß sie die betreffenden Pflanzungen in Pacht nehmen und sich dadurch den Bezug ihres ersten und einzigen Betriebsbedarfs, des Futterstoffs, aus eigenen Mitteln sichern kann. Und die Ablösung des erzielten Produkts, der Cocons, kann der Privatspekulation zur Zeit noch nicht überlassen werden, weil die Cocons nicht nur rasch dem Verderben unterliegen, sondern, wenn sie nicht sofort in die Spinnerei kommen, wertlos sind, die Abwicklung von Kauf und Verkauf aber zwischen dem Produzenten und dem Verkäufer erfahrungsgemäß nur sehr selten, bei einer Baisse auf dem Seidenmarkt aber niemals rasch von statten geht, daß vielmehr an der Forderung einerseits und dem Anbot andererseits regelmäßig so lange festgehalten wird, bis nichts mehr zu geben und zu empfangen vorhanden, bis die Ware verdorben ist. Dem hat der Staat durch einen allgemein festgesetzten und jedem Feilschen entzogenen festen Einlösungspreis abhelfen zu müssen geglaubt.

G. W.

* Offizielle Seife.

Die hier zu erzählende Geschichte spielt in dem allmählich von der Kultur beleckten Montenegro. Ein montenegrinischer Grande, der Wojwod Mascha Vrbica, hat, um die Kultur rascher in seine Berge zu tragen, in Antivari eine Seifenfabrik gegründet, aber dabei die Rechnung ohne seine biederen Landsleute gemacht, welche die Seife für einen der allerentbehrlichsten Luxusgegenstände halten: sie kauften deshalb keine Seife. Dem patriotischen Seifenfabrikanten aber mußte geholfen werden: Das amtliche Blatt des Fürstentums, der in der Haupt- und Residenzstadt Cettinje erscheinende „Glas Crnagora", schrieb einen Leitartikel über die „Seifenfabrik des Mascha Vrbica und ihre wunderthätigen Fabrikate", wunderthätig, weil sie die merkwürdige Eigenschaft besitzen, den Schmutz vom menschlichen Körper zu entfernen, und eingefügt in diesen Leitartikel war ein Schreiben des fürstlichen Sekretärs Vukotic, in welchem dieser im Namen seines Souveräns bezeugt, daß die Seife von besonderer Güte und Brauchbarkeit sei, und den Wojwoden ersucht, eine neue Bestellung zu effektuieren. Mascha Vrbica aber, der Wojwod, ladet auf Grund dieses Schreibens ebenfalls in der amtlichen Zeitung die Montenegriner ein, dem Beispiel ihres Herrn und Gebieters zu folgen und ebenfalls Seife aus seiner Fabrik zu beziehen.

G. W.

* Die transkaspische Eisenbahn.

Die transkaspische Bahn, welche soeben fertig geworden, welche im Jahre 1880 in Angriff genommen wurde und welche am 25. Mai, d. h. am 13. Mai a. St., feierlich eröffnet worden wird, ist eine der großartigsten Eisenbahnbauten der neuesten Zeit. Sie läuft von Michailowsk am Kaspischen Meere aus, sie sollte

es Rußland zunächst nur ermöglichen, größere Truppenmengen in das Gebiet der Tekke-Turkmenen zu werfen, und sie wurde deshalb anfangs nur bis Kisyl-Arwat geführt; als aber die Tekkes unterworfen waren und als die Besetzung Merws erfolgte, wurde sie über Merw hinaus bis zum Amu-Darja und bis Samarkand weiter geführt. Ungeheure Schwierigkeiten waren zu überwinden, denn sie durchschneidet große heiße, regenlose und sandige Wüsten, aber die Schwierigkeiten wurden überwunden, und heute steht eine Schienenstrecke von 1441 Km. vollendet da. Zu ihrem Bau wurden großenteils die eben unterworfenen Tekke-Turkmenen verwendet.

Die Brücke über den Amu-Darja, den Oxus der Alten, den Alexander der Große überschritt, darf geradezu als ein Weltwunder gelten. Der Fluß steigt so gewaltig, daß die Brückenpfeiler sehr hoch hergestellt werden mußten, und das gesamte Holz zum Bau der eigentlichen Brücke mußte — in der wasserlosen Wüste gibt es kein Bauholz — aus dem fernen Innern des europäischen Rußlands herbeigeschafft werden. Die Fahrgeschwindigkeit der Bahn ist eine sehr verschiedene: auf einzelnen Strecken können nur 15 Werst in der Stunde zurückgelegt werden, aber auf anderen Strecken wird eine Schnelligkeit von 44 Werst in der Stunde erreicht und durchschnittlich fährt man 33 Werst in der Stunde. Die Fahrt vom Kaspischen Meer bis nach Samarkand währt 2 Tage 9 Stunden.

Gekostet hat die Bahn, obgleich ihre Herstellung eine verhältnismäßig billige gewesen, 46,112,000 Rubel, und es verkehren auf ihr 110 Lokomotiven und 1080 Waggons. Wärterhäuser gibt es nicht, denn die Wärter hätten in der Wüste einfach nicht existieren können, dagegen sind in Entfernungen von je 12½ Werst für die Aufsichtsbeamten und Wärter kleine Kasernen gebaut, jede mit einem Wartturm, von dessen Höhe der Wärter rechts und links einen freien Ausblick hat. Jeder Eisenbahnzug birgt auch, weil eine andere Verpflegung nicht möglich, einen Restaurationswagen. Die Maschinen werden, da die Wüste wasserlos ist, mit Naphtha geheizt, und die Züge führen außerdem Bassinwagen für den Naphtha- und den Wasser-Transport mit sich.

Wie fast alle russischen Eisenbahnen ist auch die transkaspische Bahn in erster Linie eine strategische: sie gibt Rußland die Möglichkeit, eventuell in wenigen Tagen große Truppenmassen an die indische Grenze zu befördern. Aber auch dem Handelsverkehr wird sie dienstbar sein: alle zentralasiatischen Erzeugnisse, insonderheit Baumwolle, Seidenstoffe, Thee, Wein 2c., die bisher auf dem langen und beschwerlichen Karawanenweg nach Europa gelangten, werden jetzt die Eisenbahn aufsuchen, und umgekehrt wird die Bahn der Ausfuhr europäischer Erzeugnisse, in erster Reihe dem Zucker, denn alle heißen Länder sind starke Zuckerkonsumenten, ein ungeheures Gebiet erschließen. Freilich wird zunächst nicht daran zu denken sein, daß Rußland, namentlich seit es die Freihafen-Stellung Batum's kassierte, den Handel mit Zentralasien aus der Hand gibt, und es zeugt von vorausschendem Geschäftssinn, wenn schon jetzt einzelne fremde Handelshäuser Zweiggeschäfte in Buchara und Samarkand gegründet haben. G. W.

Litteratur.

* *Handbook of New Zealand Mines*, George Didsbury, Wellington (Neuseeland) 1887. — Dieses Handbuch wurde unter der Kontrole des Honor. W. J. W. Larnach, Ministers für Bergwesen in Neuseeland, herausgegeben. Wertvolle geologische Karten, unter denen die über die südliche Insel sich auszeichnet, sind beigegeben. Neuseeland, heißt es, hat ein gesundes Klima, enthält sehr viel vorzügliches Land für Ackerbau und Viehzucht und ist an mineralischen Schätzen sehr reich. Gold und Silber sind über ein Areal von 21,000 c. Quadratmeilen (54,369 Qu.-Km.) von Stewart Island im Süden bis Cape Colville im Norden verbreitet. Bis Ende 1886 wurden aus dem Alluvium und aus Quarz 11,016,729 Unzen Gold zu 43,231,476 Lstrl. gewonnen. Kohle, meist in bituminöser Form, ist, namentlich auf der Südinsel, reichlich vorhanden, es wurden bis Ende 1886 über vier Millionen Tonnen gehoben. Antimon kommt in großer Masse vor, ferner finden sich Zinnober, Bleierz, Zinn, Kupfer u. s. w. Das Handbuch verbreitet sich dann im dritten Abschnitt über die Bergwerksschulen der Kolonie und zuletzt in einem Anhange noch über die hauptsächlichsten Waldbäume Neuseelands in ihrem Werte als Nutzhölzer. G.

* Walcker, Dr. Karl: Grundriß der Statistik der Staatenkunde. Ein Nachschlagewerk und kulturgeschichtliches Lesebuch. Berlin, Mayer und Müller, 1889. — Der Verfasser dieses sehr handlichen gehalt- und lehrreichen Buches ist Dozent der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig und will in dem vorliegenden Grundriß nur den Vorläufer eines größeren Lehrbuches, eine Litteraturübersicht und eine orientierende ergänzende Kritik der Statistik geben. Sein Buch bietet aber noch viel mehr, nämlich außer einer geistvollen Theorie der Statistik und Uebersicht ihrer Litteratur ein vorzügliches praktisches Nachschlagewerk über das ganze Gebiet der Statistik: die Administrativ- und Moralstatistik, die des Deutschen Reichs und seiner Einzelstaaten, sowie der übrigen europäischen Staaten und über Asien, Afrika und Amerika. Die vortreffliche Einteilung, Gliederung und Anordnung des Stoffes macht, daß auf den etwa 350 Oktavseiten des Werkes eine ganz ungeahnte Mannigfaltigkeit und Fülle des Inhalts und Gehalts zu finden ist, wie in wenigen anderen modernen Werken, und daß das Buch nicht allein für den Studierenden und Leser ein trefflicher Leitfaden ist, sondern auch im praktischen Leben als Hülfs- und Nachschlagebuch nicht entbehrt werden kann und sich auf dem Schreibtisch des Gelehrten und des Kaufmanns, des Staatsmannes wie des Publizisten und Journalisten stets parat finden muß.

Notizen.

* Zu welch kolossaler Masse die Kaninchen in Australien verwildert sind, ersieht man aus einem amtlichen Berichte der Kolonie Neu-Südwales, nach welchem dort in den ersten sieben Monaten 1887 10½ Millionen Kaninchen auf Kosten der Regierung getötet wurden. G.

* Die Goldfelder der australischen Kolonie Victoria ergaben im Jahre 1886 einen Ertrag von 665,196 Unzen zu 2,710,673 Lstrl. Es ist dies der niedrigste seit der Entdeckung von Gold in der Kolonie. Die Arbeitslöhne verschlangen davon 2,385,680 Lstrl., so daß ein Reingewinn von nur 324,993 Lstrl. verblieb. Die beschäftigten Arbeiter zählten 25,214, darunter 4476 Chinesen. Der Gesamtertrag aus den Goldfeldern bis Ende 1886 betrug 54,424,399 Unzen im Werte von 217,697,596 Lstrl. G.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Krauss, Dr. Fr. S., Orlović, der Burggraf von Raab.

Ein mohammedanisch-slavisches Guslarenlied aus der Hercegovina. 8°. (VIII u. 128 S.) M. 1.60.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 44. Stuttgart, 4. November 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die holländische Kolonialarmee und der Krieg mit Atjeh. Von Hans Altona. S. 861. — 2. Die Heirat des Kaisers von China. Von W. H. Wilkinson. S. 863. — 3. Ein Ausflug nach Westafrika. Von Dr. med. Robert Müller. (Fortsetzung.) S. 868. — 4. Das neue „Deutsche Volkstheater" in Wien. S. 871. — 5. Der internationale Kongreß der geographischen Wissenschaften in Paris. Von A. Oppel. (Schluß.) S. 873. — 6. In den Alpen Neuseelands. Von R. v. Lendenfeld. (Fortsetzung.) S. 877. — 7. Litteratur. S. 880.

Die holländische Kolonialarmee und der Krieg mit Atjeh.

Der Telegraph hat die Kunde von einer empfindlichen Niederlage der Holländer auf Sumatra gebracht. Es dürfte nicht unpassend erscheinen, bei dieser Gelegenheit die Ursachen des Krieges und den gegenwärtigen Zustand der niederländischen Kolonialarmee in Indien näher zu beleuchten.

Die holländische Kolonialarmee Niederländisch-Indiens besteht aus Europäern und Eingeborenen. Ihr Effektiv-Bestand schwankt zwischen 25- bis 32,0000 Mann. Die Europäer gehören nicht selten der besseren Gesellschaftsklasse an. Durch irgend eine im Vaterlande begangene Thorheit haben sie sich verleiten lassen, in die holländische Kolonialarmee einzutreten. Nur eine verzweifelte Lage oder gänzliche Unkenntnis kann zu einem solchen Schritte führen. Denn der niederländische Soldat ist keineswegs auf Rosen gebettet. Bösartige Krankheiten und das Schwert des Feindes lichten oft in erschreckender Weise die Reihen des Heeres, so daß ein jährlicher Zuschuß von 3- bis 4000 Mann notwendig ist, um die entstandenen Lücken wieder auszufüllen. Besonders seit dem Kriege mit Atjeh und der furchtbaren Berri-Berri-Krankheit sterben eine große Anzahl europäischer Soldaten im fernen Lande dahin.[1] Ueber die Anwerbungen ist bereits viel geschrieben und auch in deutschen Zeitungen dringend davor gewarnt worden. Unerfahrene Jünglinge werden nicht selten unter falschen Angaben zu diesem Schritte verleitet, welchen sie später in der Regel bitter bereuen. Die holländische Regierung steht dem Treiben ziemlich machtlos gegenüber; das Geschäft besorgen die sogen. „Seelenverkäufer" (Koncellaars), welche in den westlichen Provinzen unseres Reiches zur Genüge bekannt sind. Trotz aller Bemühungen der Behörde setzen diese Leute ihr schändliches Gewerbe ungehindert fort. Das Handgeld beträgt zwischen 3- bis 400 Gulden. Doch wird der größte Teil desselben bereits vorher von den Seelenverkäufern, welche das Opfer erst in ihre Schlinge gelockt und dann ausgeplündert haben, beansprucht. Auch gefälschte Legitimationspapiere werden herbeigeschafft. In neuerer Zeit, wo der Zudrang zur Kolonialarmee stärker geworden, ist die holländische Regierung in Bezug auf Gesundheit, Stand und Herkommen des Neu-Aufzunehmenden allerdings etwas vorsichtiger geworden.

Die andere Hälfte der niederländischen Kolonialarmee besteht aus Eingeborenen. Der Eintritt ist freiwillig, kein Zwang. Die Offiziere des Heeres sind größtenteils Europäer. Ihre Vorbildung genießen dieselben auf der Militärschule zu Breda. Doch werden auch andere Europäer, welche sich längere Zeit im Dienst tüchtig zeigten, zu Offizieren befördert. Nur müssen sie dann vorher ein — nicht zu schweres — Examen in Batavia ablegen.

Nach fünfzehnjähriger Dienstzeit oder, wenn es ein ärztliches Zeugnis verlangt, auch früher wird ein zweijähriger Urlaub nach Europa bewilligt. Nach zwanzig-

[1] Eine genaue statistische Zusammenstellung der Sterblichkeitsverhältnisse im niederländisch-indischen Heere gibt Emil Metzger im Oktoberheft der deutschen Kolonialzeitung 1886. — Ueber das eigentliche Wesen der Berri-Berri-Krankheit ist den Aerzten noch nichts Genaues bekannt. Vor einiger Zeit wurde Professor Pekelharing in Utrecht im Auftrage des Kolonialministers nach Indien gesandt, um die unheimliche Seuche genauer zu studieren. Das wissenschaftliche Ergebnis seiner Forschungsreise soll aber kein befriedigendes gewesen sein.

jähriger Dienstzeit wird volle Pension gewährt. Letzteres klingt zwar sehr verführerisch, doch ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß nur wenig Europäer so lange Zeit hindurch den Schrecken des Klima's (Malaria, Berri-Berri) und den Gefahren des Krieges zu trotzen vermögen.

Außer den regulären Truppen gibt es noch Milizen (sog. Schutterijen), welche im Kriegsfalle vom Generalgouverneur mobil gemacht werden können. Zu ihnen gehören alle Europäer vom 16. bis zum 45. Lebensjahre. Unterstellt sind die Milizen dem Platzkommandanten der betreffenden Provinz.

In Bezug auf die Truppengattung unterscheidet man Infanterie, Kavalerie und Artillerie. Erstere besteht aus 32 Bataillonen, 4 Garnisonskompagnien und 5 Hülfskadres. Die Artillerie, welche sich aus 23 Kompagnien zusammensetzt, liegt größtenteils auf Java. Kavalerie gibt es nur ein Regiment. Es besteht aus 4 Feld-Eskadrons, einer Depot-Eskadron und einem Detachement. Die Genietruppen haben 1 Stab und 2 Kompagnien und sind einem Obersten unterstellt.

An der Spitze der gesamten holländischen Kolonialarmee steht ein Befehlshaber mit dem Titel Generallieutenant. Das Kriegsdepartement, welches sich aus sieben Abteilungen zusammensetzt, befindet sich zu Batavia. Die Gesamtausgaben für das Heer beliefen sich im Jahre 1886 auf 24,343,244 Gulden.

Im großen und ganzen haben wir uns die niederländische Kolonialarmee etwa vorzustellen wie ein Heer des dreißigjährigen Krieges zur Zeit Wallensteins. Bei jedem Bataillon ist eine Schule für Erwachsene und für Kinder. Außer in Kriegszeiten dürfen die Frauen frei ein- und ausgehen. Sie unterstützen ihre Männer beim Reinigen der Baracken, Putzen der Waffen u. s. w.

Daß die Aufrechterhaltung der Disciplin in einem aus so verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzten Heere außerordentlich viel Takt und Besonnenheit erfordert, ist einleuchtend. Dieselbe ist im allgemeinen eine sehr strenge, besonders zu Kriegszeiten, wo viele Desertionen vorkommen. Bei leichteren Vergehen entscheidet das Kriegsgericht (Krijgsraad); bei schwereren der hohe Militärgerichtshof zu Batavia.

Der Zustand der holländischen Kolonialarmee ist in den letzten Jahren wiederholt der Gegenstand lebhafter Erörterungen im Parlament des Mutterlandes gewesen. Man hat — und nicht nur von oppositioneller Seite — auf die oft kläglichen Zustände hingewiesen, welche im indischen Heere in Bezug auf Verpflegung, Ausrüstung u. s. w. herrschen. Man kann sich nur wundern, wie sich trotz alledem der Söldner für die Interessen eines ihm in der Regel fremden Staates so wacker schlägt, mit welchem Mut und welcher Ausdauer er alle Strapazen und Anstrengungen des Feldzuges unter einem heißen Klima erträgt. Da die Beschwerden immer dringender wurden, so hat sich der vorige Kolonialminister, Sprenger van der Eijk, veranlaßt gesehen, vor einiger Zeit eine Denkschrift über die Kolonialarmee in Indien zu veröffentlichen, welche die Lage derselben in ein möglichst günstiges Licht zu stellen sucht. Seinen Mitteilungen nach ist der Zustand des Heeres gar nicht beunruhigend zu nennen. Am 31. Dezember 1886 betrug die Stärke der Armee 29,779 Mann, nämlich 13,923 Europäer (darunter 35 Prozent Fremde, größtenteils Deutsche), 1599 Amboinesen und 14,257 andere Inländer. Von diesen Truppen lagern jetzt 4764 Mann in Atjeh, so daß noch 25,015 für den Dienst in den übrigen Kolonien des malayischen Archipels zur Verfügung stehen. Bezüglich der allgemeinen Gesundheit hebt der Minister hervor, daß auch in dieser Hinsicht die vielen geäußerten Klagen meistens der Begründung entbehrten. Trotz der Berri-Berri-Krankheit wären in den Jahren 1884, 1885 und 1886 weniger europäische Soldaten gestorben, als in irgendeinem Jahre seit 1872. Auch widerspricht der Minister den Klagen über die Mutlosigkeit der Soldaten: es herrsche im Gegenteil unter den Truppen eine vorzügliche Stimmung und zu Klagen sei keine Veranlassung.

Der Bericht des Ministers lautet also nicht ungünstig. Aber nach allem, was man aus Parlamentsverhandlungen, Briefen und Zeitungen entnehmen kann, scheint die Lage und Stimmung der Truppen doch keineswegs eine so „vorzügliche" zu sein. Der Krieg mit den Atchinesen, den grausamsten und erbittertsten Feinden der Niederländer, räumt furchtbar unter den Mannschaften auf, und es ist noch nicht abzusehen, wann er sein Ende erreicht haben wird.

Um die Ursachen dieser für Holland so gefährlichen Empörung genauer verstehen zu können, müssen wir etwas in der Geschichte Sumatra's zurückgreifen.

Unter der Herrschaft der ostindischen Kompagnie war Sumatra wenig hervorgetreten. Man hatte sich darauf beschränkt, Freundschaftsverträge mit den einheimischen Fürsten zu Handelszwecken abzuschließen. Im 18. Jahrhundert, als das Ansehen der Kompagnie mehr und mehr sank, wurde englischer Einfluß auf dieser Insel herrschend. Bei der Zurückgabe der holländischen Besitzungen infolge der Londoner Konvention (1814) war Sumatra nicht mit einbegriffen. Im Jahre 1819 schloß England einen Vertrag mit dem Sultan Djanhar Alam, kraft dessen es das ausschließliche Recht erlangte, in diesen Gegenden Faktoreien errichten zu dürfen. Fünf Jahre später (1824) schlossen England und Holland eine neue Konvention, in welcher letzteres alle seine Besitzungen auf dem Festlande abtrat, England dagegen auf seine Rechte im malayischen Archipel verzichtete. Dadurch erhielten die Niederländer auch freie Hand auf Sumatra. Doch lautete eine Klausel des Vertrages dahin, daß die Unabhängigkeit von Atjeh gewährleistet und den fremden, bezw. den englischen Schiffen der freie Durchgang durch die Straße von Malakka zugestanden wurde.

Es war klar, daß auf die Dauer ein solches Verhältnis nicht bestehen bleiben würde. Die Atchinesen stützten sich auf den betr. Paragraphen vom Jahre 1824 und betrugen sich gegen die Holländer, welche sie als fremde und unliebsame Eindringlinge auf ihrer Insel betrachteten, immer herausfordernder. Da sich auf diese Weise die Lage der Dinge für die Holländer von Tag zu Tag bedrohlicher gestaltete, so bemühten sie sich eifrigst, die unangenehme Klausel aus dem mit England geschlossenen Vertrage zu entfernen. Aber erst nach geraumer Zeit wurden ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Im Jahre 1871 kam endlich ein neuer Vertrag zu Stande. Holland trat eine Besitzung in Westafrika, Elmira, an England ab und erhielt dafür freie Hand auf Sumatra. Der Wortlaut des betr. Paragraphen war: „England wird gegen die Ausbreitung der niederländischen Macht in einigen Teilen Sumatra's nichts einzuwenden haben." Das hieß mit anderen Worten: „Wenn ihr die Atchinesen besiegen könnt, so werden wir euch nicht daran hindern."

Bald darauf brach der Kampf mit Atjeh offen aus.[1] Zu Anfang des Jahres 1873 wurde der Vicepräsident vom Rat von Niederländisch-Indien, Nieuwenhuizen, mit einem Ultimatum nach Nord-Sumatra gesandt. Da dieses nicht angenommen wurde, so erklärte man den Krieg (April 1873) und sandte ein Expeditionskorps unter General Köhler nach Atjeh. Aber diese erste Unternehmung verlief sehr unglücklich. General Köhler starb gleich zu Anfang des Krieges und die Truppen mußten, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Java zurückkehren.

Als die Kunde dieses Mißgeschickes im Mutterlande bekannt wurde, herrschte allgemeine Trauer. Dringend forderte man Wiederholung des Unternehmens. Ein neues Expeditionskorps wurde ausgerüstet, und ein bewährter Mann, General van Swieten, zum Anführer desselben ernannt. Das mit großer Umsicht geleitete Unternehmen war mit Erfolg gekrönt. Nach mehreren glücklichen Gefechten ward Kraton, die Hauptstadt von Atjeh, erstürmt. Damit schien der Kampf beendigt.

Aber die Hoffnungen, welche man in Holland an diesen Sieg knüpfte, verwirklichten sich nicht. Die wilden und tapferen Atchinesen erhoben sich immer wieder von neuem. Ungeheure Opfer an Geld und Blut hat dieser unglückliche Krieg seitdem den Holländern gekostet und immer läßt sich noch kein Ende absehen.

Der Grund davon liegt nicht zum wenigsten in der Schwäche und Energielosigkeit der Regierung selbst. Es ist bekannt, daß dem Orientalen nur ein festes Auftreten Achtung einflößt. Und das haben die Holländer bis jetzt nicht verstanden. Sie haben den Kampf mit Lauheit geführt, anstatt ihn mit einem gewaltigen Schlage zu beendigen. Der häufige Systemwechsel in Atjeh, wo bald ein Militär-, bald ein Civilgouverneur hingesandt wurde, ist ebenfalls von nachteiliger Wirkung gewesen. Die schwankende Haltung der Regierung zu Batavia ermutigte die Empörer immer wieder zu neuer Fortsetzung des Kampfes.

Die Engländer sehen dem allmählichen Niedergang der niederländischen Macht auf Sumatra von Singapore aus mit einer gewissen Schadenfreude zu. In ihrem Interesse liegt es ja, wenn der Einfluß der Holländer in den indischen Gewässern mehr und mehr abnimmt. Sie betrachten sich als die natürlichen Erben dieser Insel und hoffen, daß ihnen dieselbe einst als reife Frucht in den Schooß fallen wird. Von Pulo-Pinang und Singapore aus werden die Aufständischen durch eingeschmuggelte Waffen und Munition reichlich unterstützt.

Neuerdings ist in verschiedenen holländischen Fachzeitschriften der Gedanke angeregt worden, das Sultanat in Atjeh wieder herzustellen. Der letzte Sultan starb bald nach Beginn des Krieges, und die Großen des Reiches sind seitdem nicht zur Wahl eines Nachfolgers zu bewegen gewesen. Da nun der rechtmäßige Thronerbe, Tuanku Daud, volljährig geworden ist, so wäre bei geschickter Unterhandlung, wobei natürlich das Angebot bedeutender materieller Vorteile eine Hauptrolle spielen müßte, die Anbahnung eines friedlichen Verhältnisses nicht unmöglich. Damit es aber zu einer solchen Verhandlung kommen kann, müssen die Niederländer zunächst durch angemessene Kraftentfaltung dem Gegner die nötige Achtung einflößen. Sparsamkeit in Bewilligung der nötigen Mittel wäre hier übel angebracht und würde sich später auf das bitterste rächen. Hans Altona.

[1] Vergl. van der Hoeven: Mijne Ervaring van Atjeh. Haag. 1886. — Kielstra: Beschrijving van den Atjeh oorlog. Haag. 1885.

Die Heirat des Kaisers von China.

Von W. H. Wilkinson.

Vor vierzehn Jahren lag der Kaiser von China, Tsai-tschun, an den Pocken gestorben, in seinem Palast zu Peking. Er war der einzige Sohn seines Vaters, des Kaisers Yi-tschu (welcher der Welt am besten bekannt ist durch den Titel seiner Regierung: Hsien-feng), der, um der Schmach seiner Niederlage gegen die Alliierten von 1860 auszuweichen, auf eine Herbstjagd in die Mandschurei gieng und dort im folgenden Jahre gestorben ist, und zwar aus Kummer, wie einige sagen. Tsai-tschuns Mutter war nicht die Kaiserin von Hsien-feng, sondern ein Weib aus einem zahlreichen Zenana (Harem), eine Fay oder Pin, welche spät in dem Leben ihres Herrn ihm diesen einzigen Sohn gebar und die, um ihres Sohnes willen, bei dessen Thronbesteigung zu dem Rang einer jüngeren Kaiserin-Witwe erhoben wurde. Sie und die Kaiserin-Gemahlin von Hsien-feng wurden gemeinschaftlich Vormünderinnen des kaiserlichen Kindes und regierten das

Land in seinem Namen unter dem Beistand des Prinzen Kung, des jüngeren Bruders seines Vaters. Im Jahre 1872 ward Tsai-tschun verheiratet mit Aluté und starb im Jahre 1875 kinderlos in seinem 19. Jahr. Nach europäischen Thronfolge-Theorien war sein Erbe sein ältester Oheim; dies war Prinz Tun, der „fünfte Prinz", d. h. der fünftgeborene Sohn seines Vaters; allein er war früher von einem seiner Oheime zum Erben angenommen worden und von der Thronfolge ausgeschlossen. Der nächste Oheim war der sechste Prinz, der berühmte Prinz Kung. Nach ihm kamen Prinz Tschun, der siebente Prinz und dessen kleiner Sohn Tsai-t'ien. Die herkömmliche chinesische Ansicht über den allgewichtigen Gegenstand des Geburtsrechts — nämlich das Recht, den Ahnenkultus fortzusetzen, — verlangt, daß der Erbe eines kinderlos Verstorbenen sein nächster oder wenigstens ein naher männlicher Verwandter von der nächsten Generation sein solle, so daß, wenn die chinesische Ansicht allein vorgewaltet hätte, der Nachfolger des unglücklichen Kaisers ein Enkel des Prinzen Kung gewesen wäre oder wenigstens ein Kind seines Hauses in dieser Generation. Prinz Kung stand in jenem Augenblick (wie es oft mit ihm der Fall gewesen war) in Ungnade, und weiterhin war Prinz Tschun mit einer Schwester der Mutter des verstorbenen Kaisers verwandt. Das Peking'sche Beamtentum war daher nicht sonderlich überrascht, als am 13. Januar 1875 verkündigt wurde, nach einer Verfügung des verstorbenen Kaisers soll das große Erbe an Tsai-tien, den zwei Jahre alten Sohn des Prinzen Tschu fallen. Das Kind ward in der Nacht aus seines Vaters Fu in den kaiserlichen Palast gebracht und ist seither dort geblieben in einer steten Absperrung, welche nur durch eine wohlbehütete Reise zu den östlichen Gräbern oder einen kurzen Besuch in dem zerfallenen Wan-schou-Schan unterbrochen wurde.

Seine Thronbesteigung wurde ohne vieles Bedenken aufgenommen. Ein Mitglied jener merkwürdigen Behörde, des Censorats — das eine erlaubte und ihrem Wesen nach ehrliche Kritik des Thrones ausgeübt hat, bis es zu einer Schädigung desselben wurde — nahm lieber sich selbst das Leben, als daß er die Manen seines Gebieters ohne einen Erben gelassen sah, denn das Kind Tsai-tien war nicht als Erbe seines Vetters und Vorfahrers Tsai-tschun, sondern seines Oheim's Yi-tschu (Hsien-feng) adoptiert worden. Es wurde ein Versuch gemacht, die verwitweten Kaiserinnen zu einer Einwilligung zu zwingen, daß der älteste Sohn des neuen Kaisers Tsai-tien als Nachfolger von Tsai-tschun auf den Thron gelange; allein die eigensinnigen Kaiserinnen weigerten sich entschieden, dem ihnen hinsichtlich dieses Punktes diktierten Gebote Folge zu leisten. Das Reich im Großen nahm ihre Wahl mit vollständiger Gleichgültigkeit an, denn persönliche Loyalität läßt sich kaum in einem Lande erwarten, worin der Monarch viele Jahrzehnte hindurch seinem Volke sein Gesicht nicht gezeigt hat. Und so begann das kaiserliche Kind seine Regierung, genannt Kuangsü (wörtlich Glorreiche Stetigkeit), in den Gängelbändern seiner Tante und ihrer Schwester der Kaiserin. Letztere starb im Jahre 1881 und seitdem hat diese andere wundervolle Frau eine beinahe unumschränkte Macht ausgeübt. Allein diese Macht hat sie in Wirklichkeit neuerdings mit des Kaisers wirklichem Vater, dem Prinzen Tschun, geteilt, obwohl er dem Namen nach keinen Anteil an der Regierung genommen hat noch nehmen konnte. Sein Sohn ist, eben als sein Sohn, für ihn Neffe und Souverän geworden, und sollte der Prinz eine Audienz bekommen, so muß er vor dem jungen Kaiser niederknieen und ihm huldigen wie irgend ein anderer Unterthan; allein die Natur läßt sich selbst in den Geschäften eines chinesischen Hofes nicht ganz verleugnen, und um daher eine derartige Verkehrung der passenden Beziehungen zwischen Vater und Sohn zu vermeiden, muß der Vater sich des öffentlichen Besuches am Hofe enthalten. Privatim soll er seinen Sohn oft sehen, und während seiner jüngsten gefährlichen Krankheit sollen der junge Kaiser und die Kaiserin-Witwe ihn häufig besucht haben. Vor drei Jahren wurde eine neue Abteilung der Regierung, nämlich eine Admiralität, geschaffen und Prinz Tschun zu dem Präsidenten derselben ernannt. Als oberster Admiral besuchte er Tientsin, Tschifu und Port Arthur, und auf seiner Rückkehr nach der Hauptstadt erfolgten ein Aufgeben des Widerstandes gegen die Ausdehnung der Eisenbahn, die Einführung der elektrischen Beleuchtung in Peking und zunächst in seinem eigenen Palast und andere hoffnungsvolle Anzeichen des Fortschritts. Es ist übrigens jetzt entschieden worden, daß sein Sohn seine Volljährigkeit erreicht hat (er ist nun etwa 17 Jahre alt und hat 14 Jahre auf dem Throne gesessen) und daß, jedenfalls dem Namen nach, die Leitung der Geschäfte in des Kaisers eigene Hände gelegt werden muß. Bevor das aber in seinem ganzen Umfange geschieht, muß der junge Herrscher seine Mannhaftigkeit kundgeben, indem er, wie jeder seiner Unterthanen, vom Mandarinen herunter bis zum Kuli thut, sich verheiratet.

Die Vorbereitungen für dieses wichtige Ereignis sind schon längst getroffen worden. Im Jahre 1885 wurde jeder Beamte von den acht Bannern (der Mandschu-Eroberung) aufgefordert, ein Verzeichnis seiner Töchter zwischen zwölf und achtzehn Jahren an das Zolldepartement (gewiß von allen Departements das sonderbarste!) einzuschicken. Die Mädchen sollten dann im folgenden Jahre in dem Palast erscheinen und dort die Besichtigung und Auswahl durch die Kaiserin-Witwe abwarten. In welchem Lichte dieser gezwungene Tribut anzusehen ist, darüber dürfen die europäischen Residenten, welche ja nur auf dem Saum des chinesischen Lebens wohnen, sich kein Urteil anmaßen, denn sie kommen nur selten mit dieser Phase einer antiken Zivilisation (oder eines Barbarismus, wenn man so will) in Berührung; aber wenn dies

geschieht, schwindet der Nimbus einigermaßen von der alten Geschichte der Esther und ihrer Nebenbuhlerinnen, und nur das Pathos bleibt. Ein sehr gesetztes, langjähriges Mitglied des britischen Konsulardienstes in China erhielt vor etwa 20 Jahren die Weisung, sich von Kanton nach Tientsin zu begeben. Er hatte in seiner amtlichen Eigenschaft die Bekanntschaft eines Offiziers von der Mandschu-Garnison in Kanton gemacht und war, als er sich von diesem verabschiedete, nicht wenig überrascht und noch mehr in Verlegenheit gebracht, als ihn der Offizier bat, er möge seine Tochter nach Tientsin auf ihrem Wege zu der Besichtigung geleiten, welche eine Zenana für den damaligen Kaiser liefern sollte. Der Konsularbeamte hatte keine andere Wahl, als dieser Bitte zu willfahren, und bemühte sich selbst, in Hongkong und Shanghai seiner jungen Pflegebefohlenen und ihrer Duenna die seltsamen ausländischen Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Er war überzeugt, daß ihr Vater in dem Wunsche, seine Tochter zu behalten, auf diesen verzweifelten Plan gekommen war, sie der Fürsorge eines fremden Barbaren anzuvertrauen, weil die geringste Berührung mit einem solchen sie unwählbar für das Zusammenleben mit Seiner geheiligten Majestät machen würde. Das Mädchen gehörte aber gerade zu den Auserwählten und erheitert vielleicht in irgend einer Ecke des Palastes das eintönige Leben ihrer minder gereisten Gefährtinnen durch die Erzählung ihrer Abenteuer in Shanghai. Eine andere derartige Geschichte stammt aus jener reichen Fundgrube chinesischer Thatsachen, der „Peking-Gazette." Der Gouverneur der Provinz Kiangsi, auf dem südlichen Ufer des Yangtzu, war ein Mandschu und als solcher verpflichtet, der Aufforderung des Zolldepartements Folge zu leisten und seine Töchter in den kaiserlichen Harem zu schicken. Seine Verlegenheit wird besser in der amtlichen Sprache seiner eigenen Denkschrift an den Thron erzählt:

„Der Schreiber dieser Eingabe hat zwei Töchter, die eine von 15, die andere von 14 Jahren, und steht unter der gesetzlichen Verpflichtung, sie nach der Hauptstadt zu schicken, und er hat bereits, wie die Aufzeichnungen ausweisen werden, ein Verzeichnis ihrer Namen an die Zollbehörde und an sein Banner eingeschickt. Seine ursprüngliche Absicht war, daß dieselben, dem erhaltenen Befehl gehorsam, im zehnten Monat nach der Hauptstadt aufbrechen sollten; allein der Zufall wollte, daß gerade dann seine zweite Tochter sich erkältete und zum Antritt der Reise unfähig war. Sie ist nun allmählich unter ärztlicher Behandlung etwas genesen, hat aber ihre gewöhnliche Gesundheit noch nicht ganz wieder erlangt. Des Denkschriftschreibers einziger Sohn dient im Kriegsdepartement in Peking und hat ihn nicht auf seinen Posten begleitet, und mit Ausnahme dieses Sohnes hat er keinen Verwandten oder Bekannten, welcher imstande wäre, seine Töchter auf einer solch langen Reise zu Schiff und zu Wagen unter den damit verbundenen Gefahren zu begleiten. In einer besonderen Denkschrift hat Schreiber dieses um eine Audienz nachgesucht, und wenn Seine Majestät eine solche zu gewähren geruhen sollte, so wird derselbe sogleich nach dem Palastthore eilen und diese Gelegenheit benützen, um seine Töchter mitzubringen, damit sie sich der Wahl unterziehen, obwohl er fürchtet, daß sie etwas zu spät kommen werden."

Auf diese pathetische Appellation (denn wir dürfen hier sicher zwischen den Zeilen lesen) folgte als einzige Antwort der kalte Befehl: „Der besagte Gouverneur solle Personen beauftragen, um seine Töchter sogleich nach Peking zu geleiten, damit sie dort die Besichtigung und Wahl erwarten."

Die Auswahl unter den eingesandten Mädchen blieb dem Gutdünken der Kaiserin-Witwe überlassen, von welcher man annahm, daß sie nach einigen Wochen oder Monaten sorgfältiger Erwägung entscheiden werde, welche von ihnen am würdigsten sei, die Gemahlin des Sohnes des Himmels zu werden. Mittlerweile waren die Astrologen des Hofes aufgefordert worden, zwei oder mehr glückliche Tage im kommenden Jahre für die Hochzeit des Kaisers zu bezeichnen. Mit Hülfe derselben wählte die Kaiserin-Witwe den 26. Februar für den Hochzeitstag und den 4. Dez. für den Verlobungstag. Am 8. November fand die verhängnisvolle Auswahl statt, und der chinesischen Welt wurde durch die Spalten der „Peking-Gazette" die Nachricht erteilt, daß die künftige Kaiserin gewählt worden sei. Der Bescheid der Kaiserin-Witwe lautete: „Seit der Kaiser die Nachfolge in seinem väterlichen Erbteil anzutreten geruht hat, ist er von Tag zu Tag mehr zur Mannhaftigkeit herangewachsen, und es ist daher gerecht, daß eine Person von hohem Charakter zu seiner Gemahlin und zu seiner Unterstützung in Erfüllung der Pflichten des Palastes erwählt werde, zu dem Zwecke, daß die hohe Stelle der Kaiserin passend ausgefüllt und der Kaiser in Uebung der Tugend gefördert und gestützt werde. Die Wahl fiel auf Yehhónala, die Tochter des Untergenerals Statthalters Kuni-hsiang, ein Mädchen von tugendhaftem Charakter und anständig-würdevollem Gebahren, und wir befehlen, daß sie zur Kaiserin bestimmt werde."

Gleichzeitig wurden zwei andere Mädchen, Schwestern, die eine fünfzehn, die andere dreizehn Jahre alt, Töchter des Vizepräsidenten irgendeines Kollegiums, welcher einige Jahre früher in Ungnade gestorben war, zu Pins oder Gürtelmägden der Kaiserin ernannt.

Die erwählte Braut vertauschte sogleich ihr Vaterhaus mit dem kaiserlichen Palaste. Ihr Vater, Kun-i-hsiang, ist angeblich ein jüngerer Bruder der Kaiserin-Witwe, und so legt sich der Gedanke nahe, die schlaue Kaiserin sei wahrscheinlich entschlossen und darauf bedacht, jetzt, nachdem sie nahezu 15 Jahre lang das Szepter geführt habe, dafür zu sorgen, daß sie auch ferner den jungen Kaiser unter ihrer Leitung habe und auf den Vorteil ihrer Familie bedacht sei. Es ist natürlich auch möglich, daß der Kaiser

selbst seine Base, denn dies ist ja die Braut, gesehen hat und daß die Heirat mehr eine aus Neigung geschlossene ist, als dies gewöhnlich in China vorkommt; allein noch weit wahrscheinlicher ist es, daß der Kaiser, wie jeder wohlerzogene chinesische Jüngling thun würde, die Wahl gehorsam seiner Tante und Adoptivstiefmutter überlassen hat. Diese Dame ist mittlerweile auf eine Weise geehrt worden, welche jetzt zwar etwas altgebacken und für alle ihre Geheimschreiber äußerst langweilig geworden sein mag. Bei der Geburt ihres Sohnes erhielt sie als ihren Titel die vier ehrenvollen Prädikate: „zärtlich, gesegnet, würdevoll, hülfreich." Mit der Thronbesteigung ihres Sohnes wurden noch einige Eigenschaften hinzugefügt (deren Uebersetzung nur annähernd sein soll), nämlich „ruhevoll und heiter." Als er bei seiner Volljährigkeit die Regierung übernahm, wurden diese Prädikate noch um zwei weitere: „strahlend und zufrieden", und bei seiner Verheiratung noch um zwei weitere: „gesetzt und durchlauchtig", vermehrt. Und jetzt, wo ihr Rücktritt von der Regierung und die Heirat des jungen Kaisers vorüber sind, wird sie mit dem endlichen Prädikat „ehrfurchtsvoll und langlebig" beehrt. Da ihr nun in allen Erlassen, in welchen sie figuriert, ihr voller Titel mit allen Prädikaten gegeben werden muß, so wird diese merkwürdige Fürstin hinfort bezeichnet als die „Kaiserin-Witwe Tz'u-hsi-tuan-yiu-k'ang-i-tschao-yü-tschuang-tsch'êng-kung-schou." Ihrer Nachfolgerin, deren Vater in den Herzogsrang erhoben worden ist, wird bei guter Zeit ein Patent und Titel geschaffen.

Sobald die Wahl vorüber ist, so tritt an das Zeremonienmeister-Amt als nächster Schritt die Pflicht heran, von der Kaiserin-Witwe die Gutheißung der Zeremonien zu erlangen, welche bei Gelegenheit der kaiserlichen Hochzeit stattfinden sollen, und für welche ein kleiner Spielraum gegeben ist. Als die Mandschu im Jahre 1644 China eroberten, fanden sie ein Gesetzbuch in Geltung, wodurch anscheinend jeder nur denkbare Akt des Kaisers und seiner Regierung vorgeschrieben und kontroliert ist. Dieses Gesetzbuch nahmen sie an und veröffentlichten es als „Die Gesammelten Grundgesetze der großen Tsch'ing-Dynastie", ein erstaunliches Werk in 100 Bänden, wovon zwei (der 24. und der 29.) der Wahl und Einsetzung einer Kaiserin und der Feier einer kaiserlichen Heirat gewidmet sind. Unter dieser Anleitung konnte „das Zeremonienmeisteramt" kaum fehlgehen; allein nach einem ungnädigen Erlaß der Kaiserin-Witwe scheint dies gleichwohl geschehen zu sein, und nach einem allgemeinen Tadel stellte das Amt endlich ein Programm auf, welches seine anspruchsvolle Gebieterin befriedigte. Dieses wurde am 10. November veröffentlicht und ordnete die verschiedenen Zeremonien folgendermaßen an: 1. Einsendung der Geschenke an die Braut; 2. die Trauung; 3. gemeinsame Verehrung der Gedenktafeln der Ahnen; 4. Uebertragung eines Patents an die Neuvermählte; 5. Besuch bei der Kaiserin-Witwe; 6. Entgegennahme von Beglückwünschungen, und 7. ein kaiserliches Bankett. Die Zeremonienmeister gaben zugleich kund, daß sie ein goldenes Patent und goldene Geschmeide für die neue Kaiserin bestellt hatten.

Der „einsame Mann", wie der Kaiser von China sich selbst nennt, ist gleichwohl ein Mann und (abgesehen von der Frage der Herkunft) ein Chinese. Seine Hochzeit richtet sich daher in der Hauptsache nach den für jede chinesische Hochzeit geltenden Bräuchen. Wenn ein Chinese sich nach einer Braut umsieht oder wenn seine Eltern eine solche für ihn suchen, so ist der erste und unabänderliche Schritt, einen Unterhändler zu bekommen. Ist die Heirat abgemacht, so gilt es, die acht Zeichen auszutauschen, welche Jahr, Monat, Tag und Stunde der Geburt von Braut und Bräutigam bezeichnen. Die beiden sind nun unlöslich miteinander verlobten. Wenn die Zeit zur Hochzeit herankommt, so fertigt der Bräutigam Geschenke an die Braut ab und schickt ihr nach einem Zwischenraum von Stunden oder Tagen unter der Aufsicht seines vertrautesten Freundes eine Brautsänfte und Musikanten, um sie nach seinem Hause zu bringen. Sobald sie daselbst angekommen ist, knieen er und sie vor den Gedenktafeln der Vorfahren nieder, beten miteinander Himmel, Erde und ihre Vorfahren an, benachrichtigen dieselben von ihrer Verbindung und flehen gleichsam den Segen derselben auf ihre Verbindung herab. Am folgenden Tage, oder einige Tage später, führt der Neuvermählte seine junge Gattin zu seinen Verwandten und Eltern, in deren Hause er wohnt und (was wir vielleicht nicht einmal zu sagen brauchen) bis zu deren Tode zu wohnen fortfahren wird. Auch der Kaiser von China hat, gleich dem geringsten von seinen Unterthanen, einen Unterhändler, und zwar entweder die Kaiserin-Witwe oder eine der Fay, Hofdamen, seines Vorfahrs. Anscheinend braucht er sich nicht auf einen Austausch der Horoskope einzulassen, aber in anderer Hinsicht ist seine Heirat ganz dem gewöhnlichen chinesischen Ritual angepaßt, mit einer einzigen bemerkenswerten Ausnahme: die Braut wird in der Dunkelheit durch abgesperrte und den Blicken der gemeinen Menge entzogene Straßen nach dem Palast gebracht. Als der verstorbene Kaiser heiratete, erließ der Tsungli-Yamên (das chinesische Auswärtige Amt) ein Rundschreiben an alle fremden Gesandtschaften in der Hauptstadt mit der Bitte, doch die Angehörigen ihrer Nation von dem Betreten der Straßen abzuhalten, durch welche die Prozession ziehen würde. Gerade zu jener Zeit war Herr W. Simpson, der Spezialkorrespondent der „Illustrated London News", in Peking und natürlich sehr auf Aufnahme von Skizzen und Beobachtungen erpicht. Durch das freundliche Entgegenkommen eines Residenten war er imstande, hinter den Jalousien eines Dachbodens einen flüchtigen Anblick der Brautsänfte und ihrer Umgebungen zu erhaschen, welchen er dann auch in einem sehr lesbaren Buche verwertet hat. Allein diese Eindrücke waren notwendigerweise beschränkt, und ein ähnlicher Versuch, eine Ansicht von der Heirat des gegenwärtigen Kaisers

zu erhalten, dürfte noch weniger Erfolg gehabt haben. Glücklicherweise ist für diejenigen, welche sich mit den Einzelheiten einer chinesischen Kaiserhochzeit genauer vertraut machen wollen, eine höchst umständliche Schilderung des ganzen Zeremoniells vorhanden, welches bei dieser Gelegenheit beobachtet wird. Es geschah nämlich, daß diese Hochzeit die erste war, welche ein regierender Kaiser von der Dynastie seit derjenigen von K'ang-hsi im Jahre 1674 feierte, und der jugendliche Bräutigam hat damals — entweder in dem Wunsche, seine Unterhanen für dieses Ereignis zu interessieren oder, um sich selbst zu verherrlichen — dem Zeremonienmeister-Amte die Weisung erteilt, ein langes und ausführliches Programm über alle Einzelheiten der Zeremonie herauszugeben. Eine Uebersetzung dieser höchst interessanten Urkunde ward bald nach der Hochzeit veröffentlicht durch Miß Lydia Fay, die einzige ausländische Dame, welche, nach der Wertung der Chinesen selbst, jemals die Würde einer wirklichen Sinologin erreicht hat.

Bei der bestehenden großen Achtung der Chinesen vor Vorgängen kann kaum bezweifelt werden, daß das Zeremoniell bei der Hochzeit des gegenwärtigen Kaisers sich in allen wesentlichen Einzelheiten nach demjenigen seines Vorfahren gerichtet hat, und daß das auf diese Weise von Miß Fay übersetzte Programm eine ebenso treue Schilderung von dem späteren, wie von dem früheren Ereignis gibt. Der erste Akt in der Zeremonie besteht in der Uebersendung der Brautgeschenke. Dieser wird vollzogen am Tage vor demjenigen, welchen man die eigentliche Hochzeit oder Trauung nennen kann, nämlich an welchem die Braut heimgeholt wird. Die Hochzeitsgeschenke — neben den unzähligen Geschenken von der Kaiserin-Witwe und dem Kaiser — begreifen notwendig in sich die goldene Gedenktafel, auf welcher die Einwilligung Ihrer Majestät zur Heirat ihres Adoptivstiefsohnes mit Yehhónala, sodann das Brautkleid mit dem Schleier von herabhängenden Perlen, und die seidenen Hochzeitskleider, welche mit dem Phönix reich gestickt sind, denn dieser ist das Wappen der Braut, gerade so wie der Drache dasjenige ihres kaiserlichen Bräutigams. Ein Szepter und ein Staatssiegel bilden einen Teil der weiteren unerläßlichen Zubehör. Wenn alles fertig ist, werden diese in einem der Höfe des Palastes auf drei reich verzierten Tischen ausgestellt. Auf dem mittleren Tisch liegt das Szepter, auf dem rechten das Siegel, auf dem linken, in einem mit Juwelen verzierten goldenen Kästchen, die Gedenktafel. Rings um den Hof herum ist eine festliche Schar von Prinzen und Adeligen mit Leibwachen, Pferden, Wagen, Bannern, Musikanten und, falls noch welche am Leben sind, Elefanten aufgestellt. Einer der Astrologen ruft als Signal mit lauter Stimme: „Die Stunde der Freude dämmert", und durch einen Raum, welcher eigens für ihn offen gelassen worden ist, tritt der junge Kaiser in den Hof, um seine Geschenke zu besichtigen. Er wird dann zu einem Pavillon geführt und setzt sich auf einen Stuhl, worauf alle anwesenden hohen Beamten ihm huldigen,, indem sie sich dreimal vor ihm bis zum Boden verneigen. Ein Herold verkündigt: „Eine Verordnung Ihrer Majestät der Kaiserin-Witwe!" worauf alle, mit Ausnahme des Kaisers, niederknieen und die Einwilligung der Kaiserin zur Verbindung mit der Fürstin Yehhónala laut vorgelesen wird und der Herold verkündigt: „Die dazu berufenen Beamten bringen im Namen des Herrn des Drachenthrones der Yehhónala das Szepter, die Gedenktafel und das kaiserliche Siegel dar." Die Musik spielt des Kaisers Triumphmarsch, nach dessen Beendigung sich die Prozession bildet. Die kostbaren Symbole auf dem Tisch werden mit aller Ehrerbietung dem Zeremonienmeister übergeben, welcher sie in den Drachenkarren stellt. Der Festzug setzt sich in Bewegung und defiliert durch geebnete und verhangene Straßen und Wege nach der Residenz der Braut unter dem Vorantritt unzähliger Banner und Fahnen und eskortiert durch die Prinzen von kaiserlichem Geblüt. Sie werden am äußeren Thor durch den Vater der Braut empfangen und nach einem inneren Hofe geführt, wo Tische für die kaiserlichen Geschenke hergerichtet sind. Am Eingang dieses Hofes treten alle zurück und knieen nieder, während der Drachenwagen mit den drei Symbolen hineinfährt. Zu gleicher Zeit tragen Eunuchen des Palastes die Hochzeitsgewänder und die Krone in eine entferntere Halle. Wenn Szepter, Siegel und Gedenktafel in der vorschriftsmäßigen Weise aufgestellt sind, so wird dem Vater befohlen, niederzuknieen und Huldigung zu leisten, während er auf den Willen des Himmels hört, wie er sich in der Verordnung der Kaiserin verkörpert. Hierauf zieht er sich zurück, die Thüren der Halle werden aufgestoßen, und seine Tochter tritt daraus in den Hof hervor, angethan mit ihren bräutlichen Gewändern und ihre Perlenkrone auf dem Haupte. Sobald sie erscheint, hebt ein Anführer der Eunuchen in beiden Händen das Szepter empor, vor welchem sie einen Augenblick niederkniet und dann weiterschreitet. Die sie begleitenden Damen thun dasselbe und treten ihr dann zu beiden Seiten. Alle knieen dann nieder und hören so das Edikt und eine Glückwunsch-Adresse von Seiten der Kaiserin vorlesen. Die Gedenktafel und das Siegel werden dann der Braut feierlich überreicht, worauf sie sich neunmal vor dem Szepter verneigt und in ihr Gemach zurückzieht.

Am folgenden Tag muß der Kaiser früh aufstehen und seiner Adoptivmutter seine Huldigung darbringen. Er erwartet ihre Ankunft im Thronsaal stehend, und wenn sie dann, umgeben von ihrem Gefolge von Damen, ihren Sitz eingenommen hat, erweist er ihr seine Ehrfurcht, indem er sich neunmal auf den Boden niederwirft. Sie und der Himmel allein erfreuen sich einer solchen andächtigen Verehrung von seiner Seite, während er sie von der guten übrigen Welt verlangt oder erwartet. Wenn sich dann die Kaiserin zurückgezogen hat, hält der Kaiser einen

ähnlichen Empfang seiner Vornehmen ab, und die Einwilligung der Kaiserin wird abermals vorgelesen. Wenn dann die Audienz zu Ende ist, kommt der hauptsächlichste Teil der Zeremonie: die Heimführung der Braut. Eine prachtvolle Sänfte wird von sechzehn Trägern aus dem Palast getragen und von berittenen Prinzen begleitet, und voraus ziehen ihr Fahnen, Banner, Thronhimmel und Embleme, während die Melodie spielt: „Wir kommen wegen des Phönix." Sobald die Prozession das Haus der Braut erreicht, wird sie wie zuvor von dem Vater derselben empfangen. Nachdem er auf seinen Knieen das Edikt der Einwilligung noch einmal angehört hat, erklärt man ihm, es sei der Wille des Kaisers, seine Braut in Empfang zu nehmen. Der Vater der Braut darf sich dann zurückziehen, und die Sänfte wird nach vorn in einen inneren Hof getragen, wo die erwählte Braut von ihrer Mutter und ihren Begleiterinnen zu der Sänfte geleitet wird, diese besteigt und hier durch Vorhänge dicht verhüllt und abgesperrt wird. Die Mutter entfernt sich und die Sänfte wird vom Vater übernommen und nach dem äußeren Thor seines Hauses gebracht. Die Kavalkade ordnet sich wieder und kehrt auf einem anderen Wege nach dem Palast zurück. An der Goldenen Brücke, welche kein Reiter passieren darf, macht die Prozession Halt und der älteste anwesende Prinz, welcher das Szepter trägt, steigt ab. Ein Herold verkündigt: „Die Phönixsänfte ist da", und als Antwort darauf ertönt aus den Höfen ein Lärm von Musik, Glockengeläute, Schlagen von Gongs und Trommeln, mit dem Schall von Cymbeln und dem Schmettern der Trompeten. Die Sänfte wird dann nach einander durch alle Höfe getragen und endlich in dem großen Thronsaal niedergesetzt; die Prinzen, welche das Szepter, die Gedenktafel und das Siegel getragen haben, ziehen sich zurück, die Eunuchen schieben die seidenen Vorhänge hinweg, die Sänftenträger werfen sich mit verdeckten Gesichtern nieder und die begleitenden Damen führen die Braut nach dem Thron. Ein Herold ruft: „Der günstige Augenblick ist nah, alles ist vorbereitet für die freudige Vereinigung!" Bei diesen Worten tritt der Kaiser ein in seinen mit Drachen gestickten Gewändern, nur begleitet von seinen Eunuchen, und empfängt, ja erblickt vielleicht zum erstenmal seine Braut. Die knieenden Begleiterinnen gießen aus goldenen Krügen Wein in zwei goldene, mit Juwelen besetzte Becher, aus welchen das kaiserliche Paar einander zutrinkt: der Kaiser setzt seine Lippen zuerst an seinen eigenen Becher und dann an den der Braut und sie nippt von dem seinigen. „Diese eigentliche und wirkliche Bekräftigung ihrer Heiratsgelübde wird draußen mit rauschender Musik, innen mit Weihrauchwolken begleitet, welche dem Himmel gewissermaßen als Opfer dargebracht werden."

Der Mangel an Raum verhindert uns, hier die von Miß Fay so reizend übersetzten späteren Zeremonien oder die Schilderung zu zitieren, welche sie von den Hochzeitsgeschenken entwirft. Dasselbe feierliche Gepränge, welches damals die unglückliche Kaiserin Alute bewillkommnete, empfing jetzt auch Yehhónala, obwohl die furchtbare Geißel der Hungersnot, welche durch das Bersten der Deiche des Gelben Flusses der nördlichen Hälfte des Reiches auferlegt wurde, den Glanz dieser Feste etwas getrübt haben mag. Möge trotz dieses Omens ein freundlicheres Geschick über diesem jungen Fürstenpaar walten und seine Heirat glücklich den Anfang einer allgemeinen Veränderung bezeichnen, denn eine Veränderung, sei es zum Guten oder Schlechten, muß über China und seinen alten Hof hereinbrechen und hat vielleicht schon begonnen!

(Frei nach der „Asiatic Quarterly Review".)

Ein Ausflug nach Westafrika.

Von Dr. med. Robert Müller.

(Fortsetzung.)

Am 7. September trafen wir dann wieder in Kamerun ein. Dort fanden wir eigentlich nur Kranke vor; besonders stark war die Malaria auf dem „Cyklop" aufgetreten, der uns deshalb schnell verließ, um auch einmal wieder in frische Luft zu kommen. Für uns begann nun wieder das alte, gleichmäßige Leben. Neben dem Bilde, das oben von Kamerun im Sonnenschein gegeben wurde, mag auch eines davon zur Nachtzeit Platz finden. Da sieht man die Kanus nicht, aber man hört sie. Mit Trommeln und wunderbarem Gesang rudern sie dahin, zum Fischfang oder auf Handelszüge ausgehend. Vom Land her fällt zuweilen ein Flintenschuß und hört man die Wächter sich durch Ruf ermuntern. Weiße Lichter von den Hulks und Faktoreien glänzen über dem Fluß und gespensterhaft ragen die Schiffe aus dem Wasser. Tiefe Stille. Man plaudert über die Heimat, raucht oder träumt. Jetzt ist es neun Uhr, und die allgemeine Stille wird für kurze Zeit unterbrochen durch den Zapfenstreich, der durch das Schiff geht. Dann der Ruf „Ruhe im Schiff", worauf wir in der angegebenen Unterhaltung fortfahren; denn der Aufenthalt in Kammer und Bett ist nicht verlockend. Endlich aber, wenn es oben zu kalt wird, gehen auch wir unter Deck und versuchen unter Strömen von Schweiß den Schlaf zu finden, der aber oft unterbrochen wird durch Muskitostiche, durch lautes Schellen des wachhabenden Offiziers oder durch einen kalten Windhauch, der in das Kammerfenster hineinbläst. Um fünf Uhr rasselt dann wieder die Trommel und weckt die Besatzung zu neuer Thätigkeit. Um sechs Uhr, sobald die Sonne da ist, beginnt der Dienst; mit schweren Kanonen sausen sie an Deck umher, laut werden gewichtige Haufen Tauwerk hingeworfen, Kommandos und Scheltworte ertönen, in der Messe schnarcht der Steward.

Jedoch die eintönigste Zeit liegt bereits hinter uns, so lange hintereinander wie im Anfange sind wir nie wieder auf dem Flusse gewesen. Schon am 12. September

gingen wir mit dem Gouverneur an Bord auf eine achttägige Reise nach dem südlichen Kamerun-Gebiet, Malimba, Batanga, Campo-Bay, Plantation, Kribby. Es sind das lauter Plätze, die wunderschön gelegen sind und an denen sich allenthalben europäische Faktoreien befinden. Die Dünung ist in der Regel sehr stark und daher waren die Kanus, die sich um das Schiff herumtummelten, sehr zu bewundern. Es sind ganz winzige Boote, mit nur einem Insassen, der wie auf einem Pferde, die Beine im Wasser, daraufsitzt. Mit Beinen und der Paddel rudert und lenkt der Junge sein Boot. Es ist die richtige Kavalerie zur See, von deren Geschicklichkeit man sich schwer eine Vorstellung machen kann. Jeden Augenblick glaubt man, daß sie, da die Kanus in so großen Haufen zusammen sind, karambolieren oder sich überreiten. Aber nichts davon, der Junge ist vollkommen Herr der Situation. Geradezu lustig sieht es aus, wie er mit einer Schöpfkelle bald hinter, bald vor sich das Wasser aus dem Boote spritzt, denn natürlich nimmt das Fahrzeug fortwährend Wasser über.

Auch im Oktober unternahm das Schiff, ebenfalls wieder mit dem Gouverneur, eine achttägige Tour und zwar giengs diesesmal ins nördliche Kamerun-Gebiet. Am ersten Abend ankerten wir vor Victoria, das am Fuße des hier dicht an die See herantretenden Kamerun-Gebirges idyllisch gelegen ist. Der erste, der hier zu uns an Bord kam, war ein junger Schwede mit dicker Backe und Zahnweh, mit dem er sich hier, wo sich noch keine Zahnärzte niedergelassen haben, seit Wochen herumgeplagt hatte. Ich war so glücklich, ihm den schlechten Zahn ausziehen zu können, und hatte darnach nicht oft einen zufriedeneren Menschen gesehen. Es war einer der beiden Schweden Knutson und Waldau, die durch ihre Arbeiten als Kulturpioniere sich Ruhm erworben haben. Sie wohnten damals bereits seit $1\frac{1}{2}$ Jahren im Victoria-Gebiet, sammelten und trieben Handel, besonders mit Kautschuk. Die Gegend ist ihnen bis hinter den Kamerun-Berg wohl bekannt, und sie haben auch Karten darüber aufgenommen, so daß sie einem gewissen Pastor Schwarz, der Ende 1885 einmal einen Ausflug im Kamerun-Gebiete machte, die Wege weisen konnten.

Während unseres Aufenthalts hatte der Gouverneur Gelegenheit, einen Streit zu schlichten, der vor einiger Zeit entstanden war. Die englischen Victorianer nämlich hatten mit einem benachbarten deutschen Dorfe, Batoki, eine Keilerei gehabt und dabei 10 Gefangene gemacht — nämlich 2 Greise, 5 Weiber und 3 Kinder. Sie mußten uns dieselben ausliefern und eine Strafe zahlen. Die Batoki-Leute brachten wir in ihre Heimat zurück.

Von Victoria giengen wir dann nach dem Rio del Rey, der nördlichen Grenze der deutschen Schutzherrschaft. Es hieß so, als ob unser Schiff in den Fluß wegen einer Barre nicht einlaufen könnte; jedoch stellte sich das als unrichtig heraus, und wir kamen eine ziemliche Strecke weit hinein (vergl. „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten" von Dr. v. Danckelmann, Heft 2). Nachts lagen wir mitten im Urwald. Schlafen konnten wir nicht wegen der Muskitos; da war es uns denn eine angenehme Unterhaltung, daß wir zwischen 1 und 2 Uhr von weiter Ferne her Trommel und Gesang vernahmen, die sich uns näherten. Und richtig, plötzlich brach die Musik ab in demselben Augenblicke, als aus dem Busche, keine 100 m. von uns entfernt, ein langes Kanu herausschoß, besetzt mit einer Anzahl Wilden. Sie werden sich schön erschrocken haben, in ihrem jungfräulichen Walde ein solch fremdes Wesen, wie es ein deutscher Kreuzer ist, zu erblicken. Lautlos und eilig schlugen sie sich wieder seitwärts in die Büsche, und mit Trommeln und Singen wars aus.

Wir kehrten dann noch einmal nach Victoria zurück und giengen auch nach Bimbia, einem noch schöner als Victoria liegenden Platze (vergl. Pauli, „Bimbia und Victoria", im „Globus", Band 41, Nr. 22, 1887). Bevor wir in Kamerun wieder eintrafen, blieben wir noch etwa eine Woche lang auf der Rhede vor der Halbinsel Suellaba liegen, wo wir jetzt sowohl, wie auch später, immer sehr gern gewesen sind. In dem Urwald dort wurden Wege angelegt, Quellen entdeckt, am Strande Baken gebaut u. s. w., und das alles konnten wir auf Spaziergängen Tag für Tag besichtigen. Suellaba galt dabei, weil es ja doch dicht an der See liegt, für gesünder als Kamerun, so daß wir es für eine Art Sommerfrische ansahen, wenn man unter den dortigen Verhältnissen diesen Ausdruck gebrauchen darf. Der Gouverneur ließ sich ein Haus bauen und gedachte sich hier ebenfalls von Zeit zu Zeit zur Erholung aufzuhalten. Leider aber dauerte die Herrlichkeit nicht lange; denn die See nagte und fraß am Lande und hatte nicht eher Ruhe, als bis das ihr ärgerliche Lusthaus wieder abgerissen war. Sie hätte es sonst selbst weggespült. Beiläufig bemerkt, gieng das Haus später in den Besitz King Bell's über, der es sich in seinem Dorfe wieder aufgebaut hat und nun darin residiert. Damals herrschte in Suellaba einiges Leben. Die Firma Woermann ließ eine Slip bauen, wovon sie sich großen Nutzen versprechen konnte. Auch dieses Unternehmen fiel wieder ins Wasser oder, besser gesagt, blieb unfertig im Wasser liegen. Weshalb? Das wissen die Götter. Was zu unserer Zeit von Bestand geblieben ist, war eine Wohnung für einen Lootsen, deren es zwei gab — Malubi und Morgan oder Bottle Beer — die sich alle Monate auf ihrem Posten ablösten, und einige andere Bretterhäuser, von denen eines besonders hervorgehoben werden muß. Es gieng nämlich in den Besitz der kaiserlichen Marine über und that uns vorzügliche Dienste als Kranken- und Rekonvaleszentenhaus.

Der nächste Monat, der November, brachte wieder einige Abwechslung. Zuerst erschienen die beiden Schiffe „Stosch" und „Prinz Adalbert", auf der Heimreise befindlich, auf der Rhede und verweilten zwei Tage. Darnach

giengen wir für mehrere Wochen fort, um erst zu Weihnachten zurück zu kehren. Nachdem wir eine mehrtägige Schießübung auf See abgehalten hatten und zuletzt vor Groß-Batanga zu Anker gegangen waren, wurde an Land eine militärische Aktion notwendig. Dort hatten die Eingeborenen an mehreren Stellen französische Flaggen gehißt, die nun niedergeholt werden mußten. Der armierte Kutter, welcher zu dem Zwecke an Land geschickt worden war, brachte auch einen Neger mit, welcher der Anstifter gewesen sein sollte. Er hatte einen Frack an und einen Zylinderhut auf, um den herum zwei goldene Streifen genäht waren, welche Mode ich recht hübsch fand. Außerdem wurde bei dieser Gelegenheit noch ein anderer Kerl eingefangen, der einen guten Freund totgeschlagen hatte. Mit diesen beiden Gefangenen an Bord gieng es zunächst nach São Thomé, um dort Ochsen zu kaufen, und dann über Batanga zurück nach Kamerun, wo die beiden abgeliefert wurden. Dort herrschte eine große Erregung. Der „Cyclop", hieß es, ist nach dem Rio del Rey; dort hat der Kommandant einen Ausflug unternommen und wird seit sechs Tagen vermißt. Ueber Stock und Stein saust der „Habicht" jetzt den Fluß wieder hinunter. Der „Cyclop" muß gerettet werden. Aber ganz fidel kam der kleine Bursche um das Kap Kamerun herumgeschwenkt uns schon entgegen. Es war ihm nichts passiert, und sein Kommandant hatte sich auf seinem Ausfluge ganz prächtig amüsiert. Wir fuhren darnach wieder weiter über Bonny nach Quitta und dem Togo-Gebiet und verlebten dann Weihnachten in Kamerun. Dieses Fest sowohl wie Sylvester feierten unsere Leute in der üblichen netten Weise.

In Kamerun herrschte in dieser Zeit große Ruhe: die Bell- und Yoß-Leute, welche seit einem Jahre (nach der Zerstörung ihrer Dörfer) im Busch gelebt hatten, siedelten sich in der alten Heimat wieder an und bauten neue Hütten. Der Handel stockte, weil die Kaufleute die früheren Preise nicht mehr bezahlen wollten, völlig. Das Gouvernement gewann dabei aber immer festeren Boden. Es wurde Recht gesprochen in einigermaßen vernünftigen Sachen, und die Schwarzen wurden so allmählich an Ordnung gewöhnt. In Rechtsfällen von größerer Bedeutung entschied der Court of Equity, ein Gerichtshof, der zusammengesetzt war aus den Beamten des Gouvernements, einigen Kaufleuten und einigen schwarzen Häuptlingen. So konnte am besten Rechtsbewußtsein in das Volk getragen werden, und andererseits lernte der Schwarze auch so einsehen, daß man ihn nicht bedrücken wollte. Er fügte sich denn auch bald in die neuen Verhältnisse und wird mit der Zeit immer mehr lernen. Strenge freilich ist sehr nötig; denn die Haupteigenschaften des Kameruners sind Treulosigkeit und Faulheit. Eine gewisse Ausnahme von der Regel ist die Familie des King Bell. Wenn es schwarze Gentlemen gäbe, würde man King Bell und seinen Sohn Manga dazu rechnen müssen. Auf jeden Fall sind beide hochintelligente Leute, die wohl einsehen, von welchem Vorteil es ihnen ist, daß sie bisher treu zur deutschen Regierung gehalten haben.

4. Südatlantischer Ozean.

Nachdem wir den „wunderschönen Monat" Januar und die erste Hälfte des Februar teils oben im Flusse, teils auf der Rhede, teils zwischen beiden, unter den verschiedensten Beschäftigungen zugebracht hatten, giengen wir in den Südatlantischen Ozean. Zweck der Uebung war, einmal Ogden's Harbour zu suchen, der etwa unter dem 22.° s. Br. liegen und im Jahre 1829 von einem englischen Kapitän angelaufen sein sollte; und zweitens mußte der „Habicht" ins Dock. Unsere erste Etape war São Paolo de Loanda, Hauptstadt von Angola, das wir am 20. Februar erreichten. Im Hintergrunde einer schönen, runden Bucht liegt die Stadt, teils am Strande, teils terrassenförmig aufsteigend, so daß man sie vollkommen überblickt und Abends jedes einzelne Licht zählen kann. Sie ist von etwa 1000 Europäern, darunter einer großen Anzahl Deportierte, und ich weiß nicht wieviel Schwarzen bewohnt, deren Hütten, in breite große Straßen geordnet, in einem besonderen Teile der Stadt liegen. Bevor man mit dem Boote die Stadt erreicht, macht man die Bemerkung, daß der Hafen arg versandet ist, und man nur auf bestimmten Wegen zur Landungsbrücke gelangen kann. Zunächst an Land befindet sich eine große Markthalle, in der die Früchte und Tiere des Landes verkauft werden, und in einer verhältnismäßig großen Anzahl von Läden werden andere kaufbare Dinge feilgeboten. Auf der Höhe des Bergrückens besuchten wir zunächst das am weitesten nach Süden gelegene Fort, das uns ebenso altertümlich wie interessant war. Auf allerlei Zickzackwegen zwischen den Außenwerken gelangten wir in ein dunkles, gewölbtes Thor, unter dem ein portugiesischer Kolonialsoldat, der dort als Posten stand, uns ein gewisses, cordiales Honneur machte und uns den Eintritt mit einer anmutigen Handbewegung gestattete. In der Mitte des freien Hofes machte sich zunächst ein Gefängnis bemerkbar, in dem viele höchst gefährlich-aussehende Männer und Weiber saßen, die uns bettelnd die Hände durch die Gitter entgegenstreckten und einen heillosen Lärm machten. Von den Wällen aus, auf denen auf zerfallenen Laffetten verrostete Kanonen lagen, und wo wir über eine Saat von runden Kanonenkugeln stolperten, hatten wir eine prachtvolle Aussicht auf Land und See, an der wir uns recht ergötzten. Sehr zufrieden giengen wir wieder fort und wanderten weiter. Es begegneten uns sehr fein gekleidete Menschen, die teils in Hängematten oder Ochsenkarren weiter befördert wurden, teils zu Fuß oder zu Pferde waren. Einmal sahen wir sogar eine tadellose, von Pferden gezogene und von einem Kutscher in Livree gefahrene Karosse, und wiederholt bemerkten wir in den Häusern Damen und Kinder, die uns durch ihr kränkliches Aussehen auffielen.

An einer großen Kaserne, vor der uns wieder ein Posten vertraulich grüßte, vorbei gelangten wir auf einen großen Platz, der durch das Standbild des portugiesischen Admirals, welcher das Land für Portugal erwarb, geziert war. Ich muß mich schämen, zu sagen, daß ich den Namen des Mannes vergessen habe, so oft ich ihn mir auch einprägen wollte. Neben dem Platze lud uns das Café Restauraut zum Verweilen ein, in dem wir denn auch Rast machten und den Abend über blieben. Portugiesisch konnten wir nicht, und dort konnte man nur Portugiesisch. Allein eine Verständigung durch Worte war auch gar nicht nötig; denn die Leute brachten uns sofort mehrere Flaschen Bier, da sie uns wohl ansehen mochten, aus welchem Lande wir waren. Unter höflichem Dienern führte man uns später in ein anderes Zimmer, wo ein Tisch gedeckt war, an dem sich eine aus portugiesischen Offizieren, Beamten und Zivilpersonen bestehende Gesellschaft einfand, mit der wir zusammen aßen. Wir freundeten uns sehr mit einem der Herren an, der schon Morgens zum Komplimentieren bei uns an Bord gewesen. Er konnte unsere Sprache und wir die seinige nicht sprechen, und auch auf dem neutralen Gebiete des Englischen kamen wir nicht zusammen. Wie nun schon am Morgen das Komplimentieren nur aus höflichen Verbeugungen, Händeschütteln und sanftem Lächeln hatte bestehen müssen, beschränkte sich auch jetzt unsere Unterhaltung nur auf gegenseitiges Zutrinken und Anlächeln. Als die Tafel aufgehoben war, gesellte er sich zu uns, trank noch einiges mit uns und führte uns zuletzt in den am Hause liegenden Garten, in dem die Kapelle des Regiments ein Konzert gab. Wir giengen stumm zusammen im Garten umher und schieden zuletzt, unter kräftigem Händedruck, als die besten Freunde. So oft wir sonst uns dort trafen, nahm er sich unser an, und einmal sogar, als wir eines heftigen Regens wegen nicht an Bord zurückkehren mochten, sorgte er dafür, daß wir ein Zimmer und Betten bekamen. An einem anderen Tage besuchten wir das Lazareth, ein außerordentlich großes Etablissement mit guten, zweckmäßigen Einrichtungen. Der Chefarzt desselben, Herr A. Ramada, führte uns selbst und entzückte uns durch seine Liebenswürdigkeit. Er sprach Französisch.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue „Deutsche Volkstheater" in Wien.

Was lange angestrebt worden, ist endlich erreicht: Wien hat, wesentlich durch die Thatkraft und die Opferwilligkeit seines Bürgertums, ein Volkstheater, ein wirkliches Volkstheater erhalten, und am 15. September ist dasselbe mit einem Volksstück des trefflichen Anzengruber, „Der Fleck auf der Ehr'", dramatisiert nach der Novellette desselben Verfassers: „Wissen macht Herzweh", eröffnet worden.

Die Bestimmung des Hauses für das „große" Publikum kommt schon in der Physiognomie des Zuschauerraums zum Ausdruck: den weitaus größten Teil nehmen Sperrsitze und Stehplätze ein, und zwar sind für die Sperrsitze die besten Plätze reserviert und nur die verhältnismäßig ungünstigen Plätze nahe dem Proscenium zu Logen ausgenützt. Das Haus enthält 30 Logen, 1223 Sitzplätze und 645 Stehplätze und nimmt alles in allem 2000 Personen auf.

Das anfahrende Publikum gelangt von der Unterfahrt durch drei Thüren in das Hauptvestibule, die Fußgänger betreten diesen Raum durch zwei seitliche Vorhallen. Vom Vestibule aus führen drei Thüren in den rund um den Saal geführten 2.5 m. breiten Parquet-Korridor, während zwei geradarmige breite Treppen zur ersten Galerie führen. Das Publikum des Parquets kommt, an vier Garderoben vorüber, durch nicht weniger als 17 Thüren zu den in 22 Reihen untergebrachten 542 Sitz- und 347 Stehplätzen; die Thüren sind so angelegt, daß das Publikum sich nicht nach rückwärts durch Sperrsitzgänge zu den Ausgängen zu bewegen braucht, sondern daß es aus jeder Sperrsitzreihe, ohne sich mit den Sperrsitzinhabern der anderen Reihen drängen zu müssen, durch eine vor jeder Sperrsitzreihe befindliche Thür direkt in den Parquetgang gelangen kann, und von da aus braucht es nicht wieder zum Vestibule zurückzukehren, sondern es kann, je nachdem es die vorderen oder rückwärtigen Plätze inne hat, nach allen drei Seiten des Hauses durch je drei, also zusammen durch neun Thüren ins Freie gelangen. Das Publikum des ersten Ranges kommt über die bereits erwähnten zwei Haupttreppen durch kreisförmige Entrées zu dem ebenfalls um den ganzen Saal geführten 2.5 m. breiten Galeriegang; es findet dort, der Parterre-Anlage analog, zwei geräumige Garderoben und gelangt durch sieben Thüren zu seinen 327 in zehn Reihen geordneten Balkon-Fauteuils; auch hier ist, wie bei den Sperrsitzen, die Einrichtung getroffen, daß sich das Publikum nicht in den nach rückwärts führenden Sperrsitzgängen zusammenzudrängen braucht, sondern daß es, direkt mit den Sperrsitzreihen korrespondierend, in die Außengänge gelangt. Diesem Publikum stehen an der Hauptfront ein Foyer mit offener Terrasse, zwei Promenaden-Korridors und zwei Buffets zur Verfügung. Für das Logen-Publikum im Mezzanin, im ersten und zweiten Rang sind zwei Treppen in den Seiten-Trakten angebracht; zu den Mezzanin-Logen gelangt es durch den Parquetgang, zu den Logen im ersten und zweiten Rang über die Treppen und Korridors des ersten Rangs. In jedem Logengang befinden sich auf jeder Seite des Theaters zwei Logen für 5 und drei Logen für 4 Personen, und auch das Logen-Publikum braucht im Falle einer Gefahr das Theater nicht durch das Hauptvestibule zu verlassen, sondern gelangt durch kleine Vestibules, direkt neben seinen Treppen, seitlich in das Freie. Das

Publikum der zweiten Galerie kommt mit dem übrigen Publikum gar nicht in Berührung, sondern wird durch zwei seitliche kleine Vestibules über zwei große Treppen direkt in den zweiten Rang geführt und es steht ihm an der Ausmündung der Stiegen ein 40 m. langes und 7 m. breites Foyer mit Garderobe und zwei Buffets zur Verfügung. Aus diesem Foyer führen sieben Thüren zu den in zehn Reihen sich streckenden 354 Sperrsitzen und 298 Stehplätzen; das betreffende Publikum gelangt aber außerdem zu beiden Seiten des Hauses durch vier Thüren zu zwei großen Terrassen, welche im Sommer zu Promenaden, im Fall einer Gefahr aber direkt als Zufluchtsstätten benutzt werden können, denn man gelangt aus ihnen, ohne den Saal wieder betreten zu müssen, direkt in das vordere Foyer und von diesem zu den Treppen. Für den Hof ist auf der rechten Seite des Hauses die Mezzanin-Prosceniumsloge mit separiertem Vestibule, Stiege, Entrée und Toilette reserviert.

Der Zuschauerraum im allgemeinen präsentiert sich, statt des gewöhnlich zylinderartig hohen Theaters, niedriger und mehr saalartig, so daß das Publikum die Vorgänge auf der Bühne in flacheren Sehwinkeln und die Schauspieler mehr vor als unter sich sieht. Oberhalb des Parquets bauen sich die beiden Galerien amphitheatralisch zurück und bieten dem Zuschauer freie, balkonartig entwickelte Sitzplätze, die den ganzen Saal zu überblicken gestatten und auch von jedem Punkte des Saales aus gesehen werden.

Die dekorative Ausschmückung des Zuschauerraums war insofern nicht ohne Schwierigkeit, als in den balkonartig vorspringenden Rängen, fast ohne jede senkrechte Stützenteilung, wenig dekorative Elemente vorhanden waren, und es wurde deshalb als Hauptmotiv und um den Saal-Anschluß an die große Prosceniums-Oeffnung günstig zu vermitteln, ein dreigliedriges Proscenium angeordnet. Die bogenförmige Pfeilerstellung in der zweiten Galerie trägt den in Stichkappen auslaufenden Plafond. Alles in allem wurde von einer ernsteren Stylrichtung abgesehen und der Saal im Barockstyl gehalten, weil seine bewegten und heiteren Formen sich leicht allen Verhältnissen anpassen und weil er mit verhältnismäßig geringen Kosten im Verein mit bildlichem Schmuck von großer malerischer Wirkung ist. Die Gurtung der Prosceniumslogen ist reich gegliedert und in drei Felder geteilt, dessen mittleres ein Bild des Malers Veith zeigt, die Bekränzung der Volksdichter durch die Genien. Der Hauptplafond hat ebenfalls ein in ornamentaler und figuraler Plastik frei eingefügtes Bild vom Bildhauer Friedl, die Huldigung der Vindobona. Alle vortretenden Gliederungen, die Brüstungen, sind licht getönt nnd teilweise vergoldet, die zurückliegenden Teile, die Logenwände und Draperien sind licht und dunkelrot gehalten. Einfacher, aber in derselben Stylrichtung präsentieren sich die Dekorationen der Vestibules, der Foyers und der Treppen. Der Hauptvorhang ist ebenfalls vom Maler Veith geliefert und zeigt „die Einkehr der Burgunder in Pöchlarn während ihrer Fahrt nach Etzelsburg zum Feste der Sonnenwende."

Zum feuersichern Abschluß der 13.5 m. breiten Prosceniumsöffnung ist eine doppelwandige, von der Bühne und dem äußeren Bühnen-Korridor aus hydraulisch zu bewegende Eisen-Courtine vorgesehen und außerdem führt vom rechten Parquetgang eine eiserne Thür zum Bühnentrakt. Die Bühne selbst hat eine Breite von 20 m. und samt der Hinterbühne eine Tiefe von 15.70 m. Rings um die Bühne laufen die nötigen Schauspieler-Foyers, Garderoben, Probezimmer, Möbel-, Garderoben- und Requisiten-Depots und die Direktions- und sonstigen Kanzleien.

Für den Bühnentrakt dienen zu beiden Seiten Steintreppen vom Souterrain bis unter das Dach, und man gelangt von ihnen direkt ins Freie. Ein großes Thor von der Hinter-Façade zur Bühne ermöglicht den Transport von Dekorationen und von Wagen und Pferden. Die Einrichtung der Bühne ist, nach den neuesten Erfahrungen der Bühnentechnik, ganz von Eisen, die Souterrains, die Nebenräume der Bühne und des Zuschauerraums sind zur Zentral-Luftheizung und den Ventilationen, sowie zur Portierwohnung, zur Feuerwachkaserne und zu Musiker-Foyers verwendet. Das ganze Gebäude ist in Mauerwerk, Stein, Eisen und Leim-Gyps aufgeführt, so daß sich, einige Fußbodenbelegungen, die Möbel und die Bühnendekorationen ausgenommen, kein brennbarer Stoff im Hause befindet; alle Nebentrakts-Decken, sowie die Decken des Zuschauerraums sind gewölbt. Die Dachdeckung der Foyers, des Zuschauerraums und der Bühne ist auf Eisen-Dachstühlen in Schiefer und Blech durchgeführt; die Nebenräume haben, da hier die Holzzement-Deckung aus Dachpappe, getheertem Papier und Schotter direkt auf die letzte Stockwölbung gelegt ist, gar keine Böden. Für die Beheizung ist Luftheizung mittelst Calorifère da; die Ventilation, welche dem Hause stündlich 60,000 Cm. Luft zuführt, wird durch einen Gasmotor mit Pulsator im Keller und durch einen Exhaustor am Dachboden besorgt. Die in Nutz- und Feuerleitung geschiedene Wasserleitung wird vom städtischen Hochquellennetz gespeist, und es sind im ganzen, entsprechend verteilt, 17 Stück Feuerhydranten angebracht. Ebenso wird das Haus von einer kompleten Feuersignal-Telegraphenleitung durchzogen. Das Haus ist elektrisch beleuchtet.

Noch einige Worte über das Aeußere des Theatergebäudes. Es steht mit seiner Hauptachse in der Diagonale des Platzes, um einerseits die unregelmäßige Platzform thunlichst zu maskieren, andererseits um mit dem rückwärtigen Teil des Baues sich möglichst fern von der stark ansteigenden Burggasse zu halten und um endlich die Hauptfront gegen die Stadt kehren zu können. Es zerfällt, da jeder Trakt nur genau so hoch angelegt ist, als die inneren Bedürfnisse es durchaus bedingen, für den

Beschauer von selbst in die einzelnen Teile seiner Bestimmung. Die Architektur der Façaden ist im Renaissance-Styl gehalten, doch ist die Vorderfront architektonisch reicher bedacht als die Seitenfronten; die Hauptfaçade stellt sich als ein hoher einstöckiger Bau dar. Auf einem kräftig rustizierten Parterre, vorn mit einer Unterfahrt, entwickelt sich ein dreigliedriges Säulenportal, von einem Giebel überragt, dessen Feld der Bildhauer Vogl mit einem lebhaft bewegten Dionysos-Zug geschmückt hat, und um die Hauptachse des Gebäudes stärker zu betonen, ist der Mittelbau mit einer reich profilierten Kuppel gekrönt.

Zur Unterbringung der Dekorationen, des Malersaals, der Möbel-Depots und der Tischlerei ist in der Nähe der Westbahn ein besonderes Gebäude aufgeführt.

Die verbaute Fläche des Volkstheaters beträgt 1950 m., während für das selige Wiener Stadttheater 2261 m. und für das Opernhaus 8117 m. verwendet sind. Während aber in dem um 300 m. größeren Stadttheater nur 1500 Personen Platz fanden, faßt das Volkstheater 2000 Personen, also 500 mehr, und während das $4\frac{1}{2}$-mal so große Opernhaus 3100 Personen aufnehmen kann, faßt das $4\frac{1}{2}$-mal so kleine Volkstheater doch nur 1100 Personen weniger. Auch verhältnismäßig billig ist es mit seinem Fassungsraum für 2000 Personen hergestellt, nämlich für 530,000 Gulden, während das für nur 1500 Personen berechnete Stadttheater 1 Million Gulden und das für 1750 erbaute ehemalige Ringtheater gar $1\frac{1}{4}$ Mill. Gulden gekostet hat. Allerdings hat das Volkstheater den Bauplatz vom Kaiser nahezu geschenkt erhalten.

Die Gründer des neuen Theaters erhalten durch Frei-Logen und Freiplätze ihr Kapital für alle Fälle verzinst, die Anteilscheine-Besitzer genießen aber nur das Sitz-Vorkaufsrecht ohne Vormerkgebühr und erhalten nur dann Zinsen, wenn durch die Verpachtung des Theaters mehr als die Kosten der Regie, die Steuern und die sonstigen Auslagen hereingebracht wird. G. W.

Der internationale Kongreß der geographischen Wissenschaften in Paris.

Von A. Oppel.

(Schluß.)

IV. Gruppe: Geschichtliche Geographie, Geschichte der Geographie und der Kartographie.

Die historische Gruppe, wie ich sie der Kürze halber nennen will, hatte zum Ehrenpräsidenten den Altmeister der französischen Geographie, Vivien de Saint-Martin, zum Präsidenten aber Herrn Barbié du Bocage. Sechzehn, zum Teil recht weitschichtige Aufgaben waren ihr seitens der Organisation unterbreitet worden, zu denen noch 10 nachträgliche Anmeldungen hinzukamen. Wie früher, will ich den Inhalt der ursprünglichen Programmnummern kurz mitteilen: Wanderungswege der indo-europäischen Rasse und Berührungen derselben mit den Turaniern und den Schwarzen; Beziehungen der pharaonischen Aegypter zu den Negern; Geographie und Ethnographie des Golfs von Gabes nach Herodot; Einfluß der neuen archäologischen, epigraphischen und numismatischen Entdeckungen auf die Land- und Völkerkunde des römischen Reiches; Handel des vorislamitischen Arabiens mit Indien und Ostafrika; Beziehungen zwischen Europa und China vor der Dynastie Tat-Sing; Handel der Mittelmeervölker mit Nordeuropa vom 12. bis 15. Jahrhundert; Beziehungen Japan's und China's zu Amerika vor Columbus; Itinerarien der mittelalterlichen Pilger nach verschiedenen heiligen Plätzen (Jerusalem, Rom, S. Jago de Compostella und Loretto) verglichen mit den Römerstraßen; neugefundene Karten bezüglich der Entdeckungsgeschichte von Amerika; Frage nach dem Vorhandensein eines auswärtigen Exemplares der sogen. Weltkarte des Sebastian Cabot; Einfluß des Islams auf die Afrikaner; die ältesten Karten von Frankreich mit Angabe ihrer Quellen; die etwaigen Mängel der französischen Departementaleinteilung; Verlangen, daß in jedem Lande ein Verzeichnis von Reisenden und Geographen mit Angaben über ihr Leben und ihre Werke hergestellt werde.

Das sind eine Reihe hochinteressanter Fragen, bezüglich deren man nur bedauern muß, daß sie meist auf dem Papier stehen geblieben sind. Immerhin kamen viele Redner zu Worte und wurden zum Teil anziehende Mitteilungen gemacht. Am 5. August zunächst eine solche von du Paty de Clam über die Geographie und die Völkerkunde des Golfs von Gabes, sodann eine weitere des Abbé Pisani über die Geschichte der venezianischen Besitzungen in Dalmatien. Am 6. August folgten Bemerkungen von Gaffard und Marcel über eine anonyme portulane Küstenkarte aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Darauf sprach Herr Castonnet des Fosses über den Handel zwischen Nantes und Spanien, sowie zwischen Flandern und Bremen. Die Verlesung einer langen Arbeit des Herrn R. P. Brucker, welche die von den Jesuiten in China hergestellten Karten zum Gegenstand hat und vieles Neue enthält, z. B. unediertes Material, in dieser Sitzung begonnen, wurde in der nächsten fortgesetzt und beendet. Darauf behandelte Abbate Pascha die auch im Programm angegebenen Beziehungen der Aegypter zur Zeit der Pharaonen mit den in den Inschriften als Kusch bezeichneten Völkern, welche man gewöhnlich als Neger ansieht, während Barbié du Bocage sie für Eingeborene von Babylonien halten zu müssen glaubt. Die Sitzung endete mit einigen kürzeren Bemerkungen von Drapeyron über den ältesten Atlas von Frankreich aus dem Jahre 1592, Rouire's über den See Triton und Teplow's über den modernen Namen des alten Ephesus. Am 8. August verbreitete sich Herr Beauvois über die durch fabulöse Berichte entstellten nordischen Reisen der Venezianer

Gebrüder Zeno, deren erst zwei Jahrhunderte spätere Reisebeschreibung von einer Karte begleitet ist, die uns Island und Grönland zuerst in richtigen Umrissen zeigt. Der schwedische Gelehrte Dahlgren, welcher eine Abhandlung über dieses alte Problem eingereicht hatte, drückte darin unter anderem bezüglich der Karte die Meinung aus, daß sie keine Originalarbeit, sondern nach älteren Karten zusammengestellt sei. Der Vertreter Nicaragua's, Herr Desiré Pector, sprach dann über die Geschichtsschreiber Nicaragua's, der Pole Powinski über die von ihm bei seiner Geschichte Polens befolgte historisch-geographische Methode und endlich kritisiert Gaffard die heutige Einteilung Frankreichs in Departements, bezüglich deren er einige Aenderungsvorschläge macht, ohne aber den ungeteilten Beifall der Versammlung zu gewinnen. Der 9. August bot wieder mancherlei Interessantes; so eine Mitteilung bezüglich Anville's Arbeiten über die Messungen der Alten, eine andere über das ägyptische Stadium, eine weitere seitens des Herrn Caron über die römischen Minen in Tunesien, sowie ihre praktische und wissenschaftliche Verwertbarkeit durch die Franzosen, eine fernere Abbate Pascha's über zahlreiche Spuren in Aegypten ehemals vorhanden gewesener Weinpflanzungen, die, wie er glaubt, seit dem Eindringen des Islam eingegangen sind, eine Bemerkung des Herrn Fr. Coëllo über römische Straßen in Spanien. Der letzte Tag endlich, der 10. August, brachte eine Darstellung der Beziehungen des chinesischen Reiches zu den Griechen und Römern durch Herrn Castonnet des Fosses, eine Arbeit Dahlgren's über die schwedischen Forschungsreisenden des 19. Jahrhunderts, und einige Bemerkungen G. Marcel's über das sogen. Schöner'sche Manuscript der französischen Nationalbibliothek, dessen Reproduktion seitens der Gruppe als wünschenswert bezeichnet wird. Schließlich wird noch dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß in jedem Lande biographische Lexika der Forschungsreisenden hergestellt werden mögen.

V. Gruppe: Schulgeographie.

Die Gruppe für geographischen Unterricht im weitesten Sinne hatte Herrn Vidal de la Blache, sous-directeur de l'Ecole normale supérieure, zum Vorsitzer und sollte dem Programm nach ihre Aufmerksamkeit auf sechs Hauptfragen richten, nämlich den höheren Unterricht in der Geographie und seinen Einfluß auf den Unterricht in den anderen Stufen; den Nutzen des Unterrichts in der allgemeinen Erdkunde in den „établissements d'instruction secondaire"; die Unterrichtsmethode und ihren Stoff auf der unteren und mittleren Stufe; die Prüfungsarten bei den verschiedenen Stufen; neue Vorschläge. Zu diesen Fragen, die wegen ihrer verständigen Beschränkung recht wohl hätten durchberaten werden können, traten freilich im Laufe der Zeit noch dreizehn andere hinzu, unter ihnen einige aus dem Auslande (England, Spanien und Australien). Daher mußte naturgemäß auch die schulgeographische Gruppe weit hinter ihrer Aufgabe zurückbleiben. Immerhin aber muß man es dem Organisationscomité Dank wissen, daß es die Schulgeographie als einen ebenbürtigen Zweig des Ganzen anerkannte. Ich bemerke dies hauptsächlich gegenüber der offenbaren Vernachlässigung, welche seitens der Leitung der deutschen Geographentage den Schulfragen zuteil wird.

Der wirkliche Inhalt der schulgeographischen Versammlungen gestaltete sich in folgender Weise. Am 6. August wurden zwei Fragen besprochen, 1) Muß man die Völkerkunde in den höheren Unterricht einführen? und 2) Soll an den „Facultés" ein besonderer Fachmann als Vertreter der Geographie da sein? Beide wurden in bejahendem Sinne beantwortet. Am 7. August sprach Towne über die Anwendung der kosmographischen Lehrmittel und Frère Alexis über den Stoff und die Art des geographischen Unterrichts im allgemeinen; daran schlossen sich Erörterungen über die Wahl der Bücher, über kartographische Uebungen, Atlanten, Wandkarten, Panoramen und Reliefs.

Am 8. August bildete, wie schon am Tage vorher, das Wesen des geographischen Elementarunterrichts den einzigen Gegenstand. Gegen und für den herkömmlichen Lehrgang, wonach man mit der Heimatkunde beginnt, um nach und nach zu größeren Kreisen überzugehen, wurden verschiedene Aeußerungen gethan, ohne daß man zu einem Abschluß gelangte, der einer späteren Vereinigung vorbehalten bleibt. Der 9. August bot Verhandlungen über die Stellung der allgemeinen Erdkunde und über die Art des Examens. Bezüglich des ersten Punktes sprach die Gruppe den Wunsch aus, daß die Betrachtung der Einzelheiten in Beziehung zu den allgemeinen Gesichtspunkten zu setzen sei, ferner daß man sich bei den kartographischen Uebungen nach den durch die Generalstabskarte gegebenen Thatsachen richten solle; endlich sollen die Examinatoren den reinen Gedächtnisstoff nicht zu sehr betonen und die allzu eingehenden Fragen weglassen. Die letzte Sitzung füllten wieder Besprechungen über die vorher angedeuteten schulgeographischen Probleme; wie früher wurden verschiedene Wünsche formuliert, aber eigentliche Resolutionen nicht gefaßt.

VI. Gruppe: Reisen und Erforschungen.

Der Gruppe für Reisen und Entdeckungen, an deren Spitze Herr A. d'Abbadie getreten war, hatte man von vornherein ein bestimmtes Programm erspart, vielmehr den Beschluß gefaßt, diejenigen Gegenstände zu behandeln, welche sich ihr aus der Mitte der Teilnehmer darbieten würden. Am 5. August sprach man über die Regeln, die seitens wissenschaftlicher Reisenden bei der Benennung der von ihnen gefundenen Oertlichkeiten u. s. w. zu beobachten sind. Auf Vorschlag des berühmten Sahara-Forschers H. Duveyrier einigte sich die Versammlung zu folgendem Satze: „Das Recht des Erforschers beginnt erst in dem

Falle, wo sich in den erforschten Gegenden keine Eingeborenen vorfinden." Demnach wünschte man, daß man in allen als bewohnt befundenen Landstrichen die einheimischen Ortsnamen annehmen solle. Am 6. August hielt erst Herr Masqueray auf Grund von Beobachtungen, die er an Gefangenen in Algier gemacht hatte, einen Vortrag über die Tuarek; darauf verlas der Brasilianer Vicomte de Cavalcante eine Schrift, die den Para manema, einen Nebenfluß des Parana, behandelte. Am 7. August wurden wieder Mitteilungen verschiedenen Inhalts gemacht: H. Duveyrier besprach den Titel „Amrhar", Timmermann bot Bemerkungen über die Sunda-Inseln, Kan solche über die Molukken. Am 8. August beschrieb J. Leclercq einige Baudenkmäler von Samarkand und besonders Tamerlan's Grabmal, Sarrea Prado sprach über die Verkehrswege in den portugiesischen Kolonien und flocht die Bemerkung ein, daß sich seine Landsleute schon im 17. Jahrhundert auf dem Landwege von Portugal nach Indien begaben. Nachdem Vicomte de Cavalcante und Grandidier die Kannibalenstämme Brasiliens besprochen hatten, kündigte Hr. Coëllo an, daß Spanien im Jahre 1892 zur Feier der Entdeckung Amerika's eine Ausstellung, das spanische Amerika betreffend, veranstalten werde. Am 9. August trug Vicomte de Cavalcante Bemerkungen über den Schingu und seine Eingeborenen vor, die in einem ganz primitiven Kulturzustand sich befinden. Endlich am 10. August erörterte d'Abbadie die beste Methode, wie Reisende Karten herstellen, bezw. das dazu nötige Material sammeln können. Ch. Gauthiot machte Mitteilungen über die Reise, welche die Herren Pavie, Capet, Nicolon, de Saint-James und Massie während der Jahre 1888/89 im oberen Laos-Gebiete unternommen haben. Diese verfolgte den Zweck, die Grenze zwischen Annam und Siam festzustellen.

VII. Gruppe: Anthropologie, Ethnographie und Linguistik.

Die Gruppe für Anthropogeographie, wie man sie in Deutschland genannt haben würde, stand unter der Leitung des berühmten Anthropologen de Quatrefages de Bréau und hatte programmgemäß eine ziemlich lange Reihe von Aufgaben zu behandeln. Die abgekürzten Titel der dieser Gruppe vorgelegten 13 Nummern sind: geographische Verbreitung der vorgeschichtlichen Rassen und ihre Beziehungen zu den jetzt lebenden; Ausbreitung der verschiedenen Rassen seit den großen Entdeckungen; die Völker der Südsee, ihre frühere und gegenwärtige Ausdehnung; geographische Verbreitung und Wanderungen der schwarzen Rasse; ehemalige Verbreitung der afrikanischen Zwergvölker; die Fulbe; die geographische Verbreitung der Völker Ostasiens, besonders der Shan und Muong u. s. w.; die Eingeborenen Amerika's, besonders Zentralamerika's; die weiße Rasse und ihre Mischlinge, besonders in Nordafrika; die amerikanischen Sprachen; Sprache und Schrift in Yünnan; Bilderschrift in Amerika und Ozeanien.

Diesem sehr weitschichtigen und teilweise sehr allgemein gehaltenen Programm gegenüber kamen nur die folgenden Gegenstände zur Verhandlung. Am 5. August fand ein Vortrag des Dr. Riedel über die Eingeborenen der Insel Rote in Niederländisch-Indien statt, deren Frauen sich durch ungewöhnliche Schönheit auszeichnen. Am 6. August setzte Dr. Hamy die Ergebnisse einer Reise auseinander, die er mit de la Croix in das südliche Tunesien unternommen hatte, um die Völker dieser Gegend zu studieren; bemerkenswert war besonders die Einrichtung der Häuser. Die Sitzung des 7. August füllte ein Vortrag Ch. Rabot's, der die Lappen und Finnen des nördlichen Rußlands zum Gegenstand hatte. Am 8. August nahm die Gruppe Kenntnis von dem Werke des Generals Grodekoff, das sich mit den Kirgisen beschäftigt, und von einer sehr interessanten Mitteilung Dr. Maurel's, der den Ursprung der Bevölkerung von Kambodja erörterte. Am 9. August behandelte Herr de Gatines das Thema: „l'éthnographie par les beaux arts", G. Vianna die Volksdialekte Portugals, und Capus das abgelegene Land Kafiristan und seine Bewohner. Capus nahm das Hauptinteresse des Tags in Anspruch, da er sich außerdem über die Sprache von Kafiristan und über die Völkerverteilung des zentralen Asien etwas eingehender hören ließ. Am 10. August lenkte Professor Waldemar Schmidt die Aufmerksamkeit der Mitglieder der siebenten Gruppe auf die seitens Dänemarks veranstaltete anthropologisch-ethnologische Ausstellung. Dieselbe, in dem Palais des arts libéraux befindlich, bezieht sich einerseits auf die Vorgeschichte Dänemarks, andererseits auf die Völkerkunde Grönlands und gehört in der That nach Auswahl und Anordnung zu dem Besten, was die wissenschaftliche Abteilung der Ausstellung in dieser Hinsicht zu bieten hatte. Dem Danke, welchen die Gruppe der dänischen Regierung für diese Leistung aussprach, wird sich jeder, der sie sah, gern anschließen.

Allgemeine Versammlungen des Kongresses.

Die allgemeinen Versammlungen, die unter wechselndem Vorsitz stets im Laufe der Nachmittage stattfanden, wurden teils zur Besichtigung von Sammlungen verwendet, in der Hauptsache aber, ähnlich wie die Gruppensitzungen, durch Vorträge und gegenseitigen Meinungsaustausch ausgefüllt. Neben den Versammlungen mit wissenschaftlichen Zielen fanden auch einige dem Vergnügen und der Geselligkeit gewidmete Vereinigungen statt, die in dem nachfolgenden kurzen Bericht mit eingeflochten werden sollen.

Am 6. August kam eine stattliche Zahl von Teilnehmern in den schönen Räumen des herrlich gelegenen Trocadero zusammen, um zunächst unter der liebenswürdigen Führung des Dr. Hamy die daselbst untergebrachte ethnographische Ausstellung kennen zu lernen. Außer den hier befindlichen Sammlungen aus Hinterindien erregte die Darstellung der teils noch gebräuchlichen, teils auch schon der Geschichte angehörenden Volkstrachten Frankreichs

ein besonderes Interesse. Diese Darstellung ist recht anschaulich, weil man da nicht nur bekleidete Figuren sieht, sondern die letzteren auch in charakteristischen Beschäftigungen aufgestellt und in gut nachgeahmten Zimmern untergebracht. Aus dem Trocadero begaben sich die Versammelten in den Palast der Wissenschaften, wo unter Führung des Herrn Germain die große Fachausstellung für Geographie, Kosmographie, Anthropologie und Ethnographie besichtigt wurde. Die größte Bewunderung rief hier mit Recht die Spezialgruppe der Schweiz hervor, die in der That mit ihren großen Karten, vorzüglichen Atlanten und in ihrer Art einzig dastehenden Reliefs den Höhepunkt der ganzen Abteilung ausmacht. Von da ging es in den reizenden, von zahlreichen lebenden Mittelmeerpflanzen umrahmten Pavillon des Fürstentums Monaco, wo der bekannte Mäcen und Forscher, der Prinz A. von Monaco, die von ihm ausgestellten Modelle und Instrumente für Tiefseeforschung erklärte. Von diesem Pavillon führte die Decauville-Bahn die Teilnehmer nach der Esplanade des Invalides, speziell nach dem Pavillon des Kriegsministeriums, wo unter der Führung der Herren Derrécagaix und Germain die sehr lehrreiche Ausstellung für Kartographie in Augenschein genommen wurde.

Für den Abend des 6. August hatte der durch seine ethnographischen Arbeiten bekannte Prinz Roland Bonaparte die Mitglieder des Kongresses in seine fürstlichen Räumlichkeiten eingeladen, wo u. a. durch die Vorträge einer ungarischen Nationalkapelle ein besonderer Genuß bereitet wurde.

Die nächste allgemeine Versammlung unter dem Vorsitz von Prof. Kan aus Amsterdam war wieder der Wissenschaft gewidmet. Der russische Konsul Lessar sprach über die Veränderungen des Oxusbettes, welche nächstdem in eingehendster Weise durch eine Arbeit des Generals Glovkoroskoi behandelt werden sollen. Die übrige Zeit beschäftigte man sich mit der Höhlenforschung; darauf bezogen sich auch die Mitteilungen des Herrn Martell, der die unterirdischen Wasserläufe des Caussés studiert hat, des Herrn Ch. Faure (Eisgrotten im Jura) und des Herrn Grigorieff (Eisgrotten in der Krim).

Am Mittwoch war offener Empfang bei dem Grafen v. Lesseps.

Die Donnerstagssitzung unter Leitung des schweizerischen Delegierten Bouthillier de Beaumont war ganz den norwegischen Reisenden gewidmet. Zuerst wurde von Professor Waldemar Schmidt ein Bericht über die epochemachende Grönlandslandreise von Fr. Nansen vorgetragen, sodann kamen die Mitteilungen von Lumholtz an die Reihe, der sich ein volles Jahr unter den Eingeborenen von Queensland aufgehalten hatte. Bekanntlich liegt ein darauf bezügliches Werk von Lumholtz schon seit einiger Zeit fertig vor. Der Verfasser warf dann noch einen Blick auf die gegenwärtige und zukünftige Lage der Kolonie Queensland. Am Freitag hatte man unter dem Vorsitze von Generallieutenant Wauvermans zunächst das Vergnügen, einen Bericht des Herrn J. Borelli über seine Reise im Galla-Lande zu hören; zur Veranschaulichung des gesprochenen Wortes dienten zahlreiche Photographien und ethnographische Gegenstände. Sodann gab M. v. Dechy eine ebenfalls durch Photographien unterstützte Darstellung der mittleren Kette des Kaukasus mit ihren tiefen Thälern und mächtigen Gletschern. Die letzte wissenschaftliche Vereinigung am Sonnabend leitete Professor Daubrée und führte die Teilnehmer nach Afrika, indem Herr Hoehnel seine Reise nach dem Kilimandscharo, der kürzlich aus dem schwarzen Erdteil zurückgekehrte Crampel seinen Streifzug durch das teilweise noch unbekannte Innere der französischen Besitzung am Ogowe schilderte. Damit waren die wissenschaftlichen Verhandlungen beendet; was noch folgte, bestand in einer Uebersicht der Arbeiten des Kongresses, welche von dem Hauptkommissar, dem Grafen de Bizemont, erstattet wurde und in einer feierlichen Schlußansprache des Vorsitzenden Daubrée. In derselben wurde hervorgehoben, daß durch die vorliegenden Ergebnisse der Nutzen der internationalen Kongresse erwiesen sei. „Die Eigentümlichkeit unserer geographischen Wissenschaft", hieß es weiter, „ist es, sich ewig zu verjüngen, ohne sich zu erschöpfen. Gegenüber den wunderbaren Fortschritten, die wir den Forschungsreisenden und den Gelehrten verdanken, fühlt man sich zuweilen verursacht, zu fragen, ob nicht bald alles über das Studium der Erde gesagt sein wird, ob es noch Länder zu entdecken, ob es noch Probleme zu lösen geben wird. Hauptsächlich am Schluß eines so arbeitsreichen Kongresses, wie dieser war, erkennt man aber den Weg, den man noch zurückzulegen hat, bevor das Ziel erreicht ist, nach welchem der Mensch mit glühendem Wissensdrange strebt: die vollständige Kenntnis der Erde. Die Oberfläche unserer Erdkugel, das Innere derselben und der Schooß der Meere verhüllen noch sehr viele Geheimnisse, und wir werden die Unternehmungen und die geduldigen Studien, welche sie zu enthüllen trachten, noch lange Zeit ermutigen müssen. Die internationalen Kongresse tragen mächtig dazu bei, indem sie den Forschungsreisenden und den Gelehrten Gelegenheit geben, ihren Leistungen eine weite Verbreitung zu verschaffen. Ferner gewähren sie den Vorteil, diejenigen Männer, welche die Lösung der gleichen Aufgaben verfolgen, in gegenseitige persönliche Berührung zu bringen. Die Geographische Gesellschaft würde sich glücklich schätzen, wenn der von ihr veranstaltete Kongreß dieses doppelte Ziel erreicht hätte."

Der Redner wurde mit langanhaltendem Klatschen belohnt, ein Beifallszeichen, was übrigens kaum einem der vielen Redner der Gruppen und der allgemeinen Sitzungen vorenthalten wurde, selbst wenn es sich nur um eine kurze Notiz handelte.

Zu guter letzt versammelten sich schließlich gegen 150 Personen in den Räumen des „Hotel Continental", um ein opulentes Mahl einzunehmen, das außerdem durch

zahlreiche Toaste gewürzt wurde. Der Vorsitzende der Geographischen Gesellschaft in Paris sprach auf den Präsidenten der Republik Sadi Carnot, sowie auf diejenigen Fürsten und Regierungen, welche dem Kongreß ihre Unterstützung gewährt hatten. Der Prinz von Monaco dankte der Geographischen Gesellschaft in Paris für die Organisation und Durchführung des Kongresses. In gleichem Sinne sprach der russische General Kaulbars. Herr de Brazza widmete sein Glas den Forschungsreisenden, deren so viele die Sitzungen mit ihrer persönlichen Gegenwart beehrt hatten; er empfing die gleiche Auszeichnung durch den Italiener Cavalieri. Endlich erwähne ich noch den Trinkspruch des Generalsekretärs Maunoir auf die geographischen Gesellschaften, und des Herrn v. Bizemont auf die Damen, welche die Sitzungen durch ihr Erscheinen ausgezeichnet haben.

In den Alpen Neuseelands.

Von R. v. Lendenfeld.

(Fortsetzung.)

Als wir Nachmittags den Fluß rekognoszierten, fanden wir denselben eher gestiegen als gesunken, und dies war nicht zu verwundern, da die Mitteltemperatur jenes Tages, des 4. März, über 23° betrug. Nachdem infolge dessen unsere Hoffnung, daß der Fluß bald sinken würde, gescheitert war, beschlossen wir, am nächsten Tage zu versuchen, dem linken Ufer des Tasman entlang vorzudringen. Es war das die einzige Alternative. Unsere Partie war nur eine Rekognoszierung, so daß die gesamten Impedimenta in den Zelten zurückgelassen werden konnten. Noch immer war es schwül und trübe. Die Berge waren bis zu 1500 m. herab in Nebel gehüllt. Auf der Höhe wehte Nordwestwind, im Thale war es ruhig. Wir ritten über flache Geröllhalden und Rasenflecken die flache Thalsohle hinauf, überquerten einige kleine Arme des Tasman-Flusses und kamen schließlich an eine Stelle, wo ein mächtiger und reißender Strom unserem weiteren Vordringen über die flache Thalsohle Einhalt gebot. Wir ritten den Steilhang zur Rechten hinauf und folgten diesem in nördlicher Richtung. Anfangs ging es ziemlich gut, doch bald mußten wir absitzen. Der Hang wird durchfurcht von einigen kleinen und seichten Schluchten, in welchen niedriges Gesträuch üppig gedeiht.

Bis hieher war alles Prärieland gewesen: hier kamen wir zuerst in den Bereich von Holzpflanzen. Diese Aenderung in dem Charakter der Vegetation ist wohl auf eine Zunahme der Feuchtigkeit in nächster Nähe des Hochgebirges und seiner ausgedehnten Gletscher zurückzuführen. Dieses Gebüsch war zwar, wie erwähnt, niedrig, aber so steif, dicht und dornig, daß es völlig undurchdringlich schien. Wir setzten zu Fuß unseren Weg fort, eine Bahn mit der Axt uns brechend. Zwei Schluchten passierten wir auf diese Art und kamen hinaus auf einen breiteren grasigen Rücken — das Dickicht beschränkte sich auf die Tiefen — und über denselben leicht vorwärts. Doch jenseit lag eine viel größere Schlucht als die, welche wir schon passiert hatten, und die Vegetation in derselben war noch dichter und bösartiger als in diesen. Gleichwohl gingen wir dem Dickicht ohne viel Bedenken zu Leibe und arbeiteten wacker drauf los. Wohl sahen wir ein, daß, selbst wenn wir selber durchbrechen könnten, es unmöglich sein würde, unsere Impedimenta hier fortzubringen, allein wir wollten nicht gern umkehren. Unsere Kleider wurden zerrissen und die Haut verletzt durch die Dornen. Es war nicht fortzukommen, und schweigend traten wir, niedergeschlagen und aus zahllosen kleinen Kratzern blutend, unsern Rückweg an. Abends langten wir bei beginnendem Landregen im Lager an.

Es regnete gleichmäßig die ganze Nacht fort. Der nächste Morgen brach grau und hoffnungslos an. Ruhig plätscherte der Regen auf die Zelte und donnernd brauste der hochangeschwollene Tasman-Fluß. Mit Mühe gelang es, unter einem schützenden Felsen Feuer anzumachen, und da wir sonst nichts unternehmen konnten, beschäftigten wir uns damit, dem Regen zum Trotz ein Riesenfeuer zu unterhalten. Der Abend war wie der Morgen, und wir mußten uns ohne Hoffnung auf eine baldige Besserung des Wetters schlafen legen. Alles war triefend naß. Am Boden des Zeltes standen Pfützen. Vom Dach tropfte es langsam und sicher herein. Von Minute zu Minute fällt mir ein Tropfen auf's Gesicht. Lange erträgt man so etwas im Halbschlafe mit Resignation, doch Gutta petram cavat — endlich reißt einem doch die Geduld, man macht eine Bewegung, um dem Tropfen zu entkommen und patscht mit dem Ellenbogen in eine Pfütze hinein. Es entschlüpft einem ein höchst unparlamentarischer Ausdruck und dann ergibt man sich in sein Schicksal. Doch ich will nicht länger bei diesem Gegenstande verweilen, kann ich doch Dir, lieber Leser, keine adäquate Vorstellung von dem Elend solch einer Nacht geben — und ich will auch gar nicht, denn es sind ja die Lichtseiten meiner Erlebnisse, die ich beschreiben will, und nicht die Schattenseiten.

Den nächsten Morgen war es etwas kühler und zuweilen regte sich ein Lüftchen aus Süden. Dies, sowie auch das steigende Aneroid verkündeten eine baldige Besserung des Wetters, obwohl es beharrlich fortregnete. Ueberall stand das Wasser in Pfützen, als ob die triefende Erde kein Wasser mehr aufnehmen könnte. In der heißen Asche unseres Feuers machten wir ein großes Dampfbrod und diese Bäckerei nahm unsere ganze Aufmerksamkeit bis spät am Abend in Anspruch. Während der Nacht wurde es kalt, das Minimumthermometer sank auf 5°. Des Morgens, als ich vor's Zelt trat, wehte frisch der Südwind und glänzend im frischen Schnee standen vor mir die Hochgipfel der Alpen. Noch war der Fluß unpassierbar, und so beschäftigten wir uns mit topographischen Arbeiten und mit dem Trocknen unserer Habseligkeiten.

Am Morgen des 9. März endlich konnten wir es wagen, dem Flusse zu Leibe zu gehen. Noch war er zwar ziemlich stark angeschwollen und die Gefahr nicht gering, aber was thut man nicht, um einem solchen Biwak wie unserem zu entkommen! Zeitlich waren wir auf den Beinen, packten unsere Sachen auf den Wagen, spannten vier von den Pferden ein und begannen die Fahrt. Zwei von den Leuten ritten voraus, um die Furten auszuspähen, wir übrigen waren im Wagen.

Bald kamen wir an die ersten Arme, diese waren jedoch klein und leicht zu passieren, doch je weiter wir vorrückten, um so tiefer und reißender wurden die Forrenten, die wir zu übersetzen hatten, und nach zweistündiger Fahrt waren wir in einem Netze wildschäumender Flußarme verwickelt. Ueber die schmalen Geröllinseln auf und abfahrend, übersetzten wir den einen Arm hier, den anderen dort — unsere Vorhut von zwei Reitern immer voran, das Terrain rekognoszierend. So kamen wir endlich kurz nach Mittag an den Hauptstrom, der nahe dem westlichen Thalrande fließt. Dies ist zugleich der letzte der zu übersetzenden Arme. Bald waren wir mitten in der stürmisch dahinrasenden Flut. Bis an die Schultern der Pferde reicht das milchweiße, pfeilschnell dahinschießende Wasser. Die Wellen brechen sich an Pferd und Wagen und über uns fliegt der Sprühschaum. Das laute Rauschen, noch übertönt von dem dumpfen Grollen der am Grunde durch die Gewalt des Wassers dahingewälzten Felstrümmer, geht auf in einem überwältigenden Sinneseindruck, der für das Ohr zu laut, als Schall nicht mehr vernehmbar ist. An den Mienen des nebensitzenden Kutschers sehe ich, wie er mit lauter Stimme seine Pferde anruft, doch kein Laut ist hörbar. Wir merken keinen Fortschritt und nur an der Bewegung der Schultern der Pferde ist zu erkennen, daß wir vom Fleck kommen. Endlich wird es seichter. Unsere wackere Vorhut steht schon am jenseitigen Ufer und endlich springen auch wir aus dem Wagen auf den duftigen Rasen — am rechten Ufer endlich des Tasman.

Meine Leute machten Thee, und in diesem zahmen Getränk brachten wir den besten englischen Toast aus: „our noble selves“, und in der That dünkten wir uns nicht geringe Helden in Anbetracht der glücklichen Uebersetzung des Stromes, der unserem Vorgänger Green den Wagen und manchem anderen, darunter einem von Haast's Begleitern, das Leben gekostet hatte.

Gern verweilte ich länger bei dem Behagen, das die Ueberwindung einer Schwierigkeit, wie diese, der menschlichen Seele einflößt, gern möchte ich zum Augenblick sagen: „Verweile doch, Du bist so schön“ — doch wir müssen weiter.

Einige Kilometer unterhalb der Stelle, wo wir den Fluß passiert hatten, steht eine Hütte, die letzte Wohnung auf jener Seite. Dahin schickte ich einen meiner Leute mit einem Packpferd um ein Schaf und etwas Mehl, während wir anderen unsern Weg thalauf fortsetzten. Wir mußten bald den Wagen zurücklassen, da das Geröll zu grob wurde, packten einen Teil unserer Sachen zwei Pferden auf und setzten dann, teils zu Fuß, teils zu Pferde, unsern Weg fort. Nach einer Stunde erreichten wir den ungeheuren, etwa 6° steilen Schuttkegel, welchen der Hooker-Fluß, der hier, von Westen kommend, ins Tasman-Thal eintritt, aufgebaut hat. Langsam ging es nun über das grobe Geröll fort, bis wir den Hooker-Fluß selber, der hier in drei Arme geteilt ist, erreichten. Da nicht genug Pferde da waren — nur zwei für vier Leute — so saß meine Frau auf meinem Sattel auf und wir passierten wie die ursprünglichen Tempelritter zu zweit auf einem Sattel den Hooker. Obwohl die drei Arme reißend waren und der mittlere über einen Meter tief, so erschien uns doch — nach dem Tasman — dies eine Spielerei, und als einer von den Leuten an einer Stelle Vorsicht empfahl, kamen mir unwillkürlich die Worte von Geßler's Lanzknecht in den Mund: „Wir haben mit dem See gefochten, Freund, und fürchten uns vor keinem Alpenwasser.“

Jenseit des Schuttkegels ist der Thalboden mit üppigem Grase bekleidet, und hier, in der Nähe eines der kleinen Bäche, die vom westlichen Hang herabkommen, schlugen wir unsere Zelte auf und verbrachten die Nacht.

Am andern Morgen schickte ich einen Mann mit einem Packpferd zurück zum Wagen, um mehr Sachen zu holen. Um 8 Uhr früh kam der andere, den ich am vorhergehenden Tage um das Schaf hinabgeschickt hatte, uns nach, und wir setzten dann unsern Weg fort.

Das obere Ende des Tasman-Thales hat denselben Charakter, wie der mittlere Teil desselben, es ist breit und flach und hat eine Neigung von etwa 1 : 100. Der Tasman-Fluß, der aus der Mitte der Gletscherstirne entspringt, wendet sich zuerst nach Osten und schmiegt sich, wie oben erwähnt, dem Fuße der östlichen Thalwand auf eine Strecke an. Keiner seiner Arme hat in neuerer Zeit seinen Weg durch den westlichen, etwas höheren Teil desselben genommen, und es ist dieser daher durchaus bedeckt mit üppigem Rasen. Ueber den weichen Grasteppich geht unser Weg. Es ist ein schöner Morgen und ein frohes, unternehmungslustiges Gefühl zieht in das Herz ein, als wir hinaufreiten durch das schöne Thal.

Vor uns ist das Thal durch einen konvexen, nahezu halbkreisförmigen und etwa 100 m. hohen Damm abgesperrt. Die Hänge desselben waren recht steil und dicht bewachsen mit Gras und niedrigen subalpinen Sträuchern. Dieser Damm schließt den westlichen Teil des Thales vollständig ab. Im Osten ist er abgebrochen — offenbar von dem Tasman-Flusse abgeschwemmt worden. Bald erreichten wir den Winkel zwischen dem westlichen Ende des Dammes und der rechten (von unserem Standpunkt aus linksseitigen) Thalwand. Wir erkannten nun, daß dieser Damm nichts anderes sei, als eine alte, sehr wohl erhaltene Endmoräne des Tasman-Gletschers. Es war klar, daß jenseits das Terrain für Pferde nicht mehr gangbar sein würde, und

wir errichteten daher in diesem Winkel ein Proviantdepot. Bis hier herauf brachte einer der Leute mit Packpferden den Proviant und die Instrumente, welche im Wagen zurückgelassen worden waren, sowie auch Mehl und Schafe von der nächsten Behausung. Dieser Mann ritt während der Dauer der Expedition fortwährend ab und zu und deponierte die Dinge, die er brachte, in dem Winkel. Zwei andere Männer sollten die Sachen dann hinauftragen zu unserem Lager, wo immer wir dasselbe aufschlugen. Dieses Arrangement erwies sich während der ganzen Dauer unserer vierwöchentlichen Expedition als sehr zweckentsprechend, und obwohl wir immer durch die Proviantsorgen in unseren Plänen gehemmt wurden, so litten wir doch bis ganz zuletzt keinen Mangel. Mit genug Brot marschiere ich nach China, sagte Napoleon, und in der That verschwinden bei einer solchen Expedition, wie die unserige, alle anderen Schwierigkeiten gegenüber den Hindernissen, die die Verproviantierung dem Vorrücken entgegensetzt. So war es auch hier, und von der während der Expedition von uns aufgebotenen Energie entfielen gewiß 80 Proz. auf die Heranschaffung des Proviants, und es blieb nur ein geringer Teil von Kraft und Zeit zur Ausführung von wissenschaftlichen Arbeiten.

Nachdem die nötigen Arrangements gemacht waren, setzten vier von uns den Weg fort. Wir stiegen, durch das Dickicht uns Bahn brechend, hinauf auf den alten Moränenwall. Oben angelangt, sahen wir vor uns ein schmales, mit dichtem Gesträuch ausgefülltes Thal mit einem kleinen blauen See und dahinter, steil ansteigend, die grauen Felstrümmer der jetzigen Endmoräne des Tasman-Gletschers, welche sich um etwa 10 m. über unseren Standpunkt auf der alten Moräne erhob. Unseren Weg fortsetzend, kamen wir bald hinab in die Tiefe, doch hier setzte das geradezu undurchdringliche Dorngesträuch unserm weiteren Vordringen große Hindernisse entgegen. Von einem dichten Netzwerk teils frischer, teils halb oder ganz vermoderter, kriechender Stämme von 3—10 cm. Dicke erhob sich das knorrige Geäst der starren Discaria-Stauden, allenthalben starrend mit fingerlangen, nadelscharfen Dornen. Die wenigen Stellen, wo das Tageslicht bis zu dem Boden herabdrang, waren bedeckt mit Büscheln von Schwertgras, dessen starre, scharfspitzige Blätter igelartig bis zu 0.5 m. breite, halbkugelige Rosetten bilden. Von der Mitte der Rosette erhebt sich ein mannshoher Blütenschaft, starrend von Stacheln. Unsere schweren Bündel blieben immerfort an den Dornen hängen. Halb kriechend, wanden wir uns zwischen diesen Spießruten durch und erreichten endlich das Ufer des Sees. Dem seichten Ufer desselben entlang watend, kamen wir leichter fort und erreichten endlich die aller Vegetation bare, aus losen Felstrümmern aller Größen aufgebaute Endmoräne.

Die außerordentliche Stacheligkeit der Gebüsche in der Umgebung der Gletscherzungen ist die wichtigste Charaktereigentümlichkeit der subalpinen Vegetation in den neuseeländischen Alpen. Den Prinzipien der Descendenztheorie entsprechend, sollte man annehmen, daß keine Pflanze ihre Zweige oder Blätter in Dornen verwandeln oder in der Rinde Stacheln zur Entwickelung gelangen lassen würde, wenn nicht die äußeren Umstände eine solche Gewohnheit wünschenswert und vorteilhaft erscheinen lassen würden. Offenbar haben alle diese Pflanzen ihre Wehr gegen pflanzenfressende Tiere angelegt, und die furchtbaren Stacheln und Dornen, von denen in jener Gegend alles starrt, sind gewiß durch allmähliche Anpassung in der Weise erworben worden, daß die stacheligsten Pflanzen viele Generationen hindurch den minder stacheligen gegenüber im Vorteil waren und daher sich rascher und sicherer vermehren konnten. Doch gibt es, wie schon oben erwähnt worden ist, gar keine in Neuseeland einheimischen Tiere, welche sich von größeren Pflanzen, wie diese Gebüsche, genährt haben könnten; also hat es mit der oben entwickelten Theorie eine Schwierigkeit? — Nein, im Gegenteil!

Als die Maoris nach Neuseeland kamen — vor etwa 500 Jahren — fanden sie dort keine Säugetiere vor, aber statt deren verschiedene Arten von riesigen, straußartigen, flügellosen Laufvögeln, welche zu jener Zeit die in Neuseeland dominierenden Tiere waren. Einige von diesen waren fleischfressende Raubtiere, aber die meisten nährten sich, wie ihre Schnabelbildung lehrt, von Pflanzen. Die Maoris nannten diese Vögel Moa. Alle sind groß. Die größten unter ihnen waren gewisse pflanzenfressende Arten, welche eine Höhe von 6—7 m. erreichten. Die Moas sind die größten Vögel, welche die Zoologie kennt. Ihre Skelette, von denen eine prächtige Sammlung in Haast's Museum in Christchurch aufgestellt ist, sehen Giraffenskeletten ähnlich. Auf den zwei langen Beinen, deren Oberschenkel größer und stärker ist, wie der eines Ochsen, ruht der Körper, der ziemlich aufrecht getragen wurde. Der Hals ist ebenso lang wie die Beine, 2.5 bis 3 m., und besteht aus 18 bis 22 Wirbeln. Der Kopf dieser großen pflanzenfressenden Arten ist straußenähnlich. Von Flügeln oder einer vorderen Extremität überhaupt ist keine Spur vorhanden. Die fossilen Eier dieser Vögel, die an mehreren Orten gefunden worden sind, haben eine Länge von einem halben Meter. Die Skelette sind in gewissen Sümpfen und anderen alluvialen Ablagerungen häufig. Haast, dem wir in erster Linie unsere Kenntnis der neuseeländischen Riesenvögel verdanken, hat zahlreiche Exemplare an die bedeutendsten Museen Europa's und Amerika's verteilt, aber wohlweislich mit den schönsten Exemplaren das unter seiner Leitung entstandene Museum in Christchurch geschmückt.

Ich stehe nicht an, anzunehmen, daß die großen Moas die Tiere waren, welche durch ununterbrochene Verfolgung der wehrlosen Pflanzen die einen ausrotteten, die anderen in dieser oder jener Weise durch natürliche Zuchtwahl abänderten, so daß sie den Moas widerstehen

konnten. Eine dieser Wirkungen des Treibens der Moas ist die Stachligkeit der Gebüsche und Aciphyllen (Schwertgräser) in der Umgebung der Gletscherzungen in den neuseeländischen Alpen. Pflanzen, welche seit dem Aussterben der Moas vorzüglich von Norden, wo es keine Moas gegeben hatte, einwanderten, verdrängten allmählich die unbehülflichen, durch ihre Stachelwehr im Kampfe ums Dasein jetzt benachteiligten Pflanzen von dem Tieflande, und sie erhielten sich nur in der subalpinen Region. Höher oben paßt ihnen das Klima nicht, weiter unten wurden sie durch die neuen Ankömmlinge verdrängt, nur in der oberen Randzone ihres einstigen Verbreitungsgebietes sind sie geblieben.

Mühsam arbeiteten wir uns empor über den steilen, aus losen Steinen aller Größen bestehenden Hang der Moräne, erreichten die Höhe, wandten uns dann, der Schneide folgend, nach links und setzten unsern Weg in nördlicher Richtung über die rechte, westliche, Seitenmoräne des Tasman-Gletschers fort. Die Schwierigkeiten, die wir überwinden mußten, hatten uns derart aufgehalten, daß es jetzt schon spät war und wir uns daher nach einem Lagerplatz umzusehen genötigt waren. Zwischen der Seitenmoräne, auf deren First wir stehen, und der westlichen Wand des Tasman-Thales liegt eine hier etwa 700 m. tiefe Einsenkung, bedeckt mit Gras und Dorngesträuch. In diese stiegen wir hinab und schlugen unten unser Zelt auf.

Andern Tags war das Wetter nicht sehr günstig. Wir konnten nicht weiter vorrücken, weil erst die Sachen weitergeschafft werden mußten, und während meine Leute damit beschäftigt waren, Proviant und Instrumente eine Strecke über den Moränenfirst fortzubringen und mit Axt und Feuer einen Weg durch das Dickicht oberhalb des Depots zu bahnen, überquerten meine Frau und ich den unteren Teil des Gletschers, um diesen genauer kennen zu lernen. Wir fanden, daß der ganze Endteil des Eisstroms übersäet ist von Felstrümmern, und daß das Eis selbst nirgends zu Tage tritt: alles ist bedeckt von der Endmoräne. Die Oberfläche derselben ist wellenförmig, hie und da ragt ein kegelförmiger Hügel über die Umgebung empor. In den Tiefen findet man hie und da große, trichterförmige Einsenkungen, wie ich sie in europäischen Gletschern nie gesehen habe. Einige dieser Trichter sind sehr groß. Ihr regelmäßig kreisförmiger oberer Rand hat einen Durchmesser von 100 m. und mehr. Die Seiten sind durchschnittlich etwa 45^0 steil, oben sanfter geneigt, wie unten. Ich wäre geneigt anzunehmen, daß diese Trichter aus Gletschermühlen entstehen und hier am Tasman deshalb zur Entwicklung kommen, weil dieser Gletscher sich langsamer bewegt, wie die großen europäischen Eisströme.

An warmen sonnigen Tagen oder auch bei Regen schmilzt das Eis an der Oberfläche des Gletschers und es bilden sich kleine Bäche, welche das Schmelzwasser aufnehmen. Der Gletscher hat an der Oberfläche eine Temperatur von 0^0, das Wasser ist um ein klein wenig wärmer, es löst der Bach deshalb das anstoßende Eis auf und senkt sich derart in die Oberfläche des Gletschers ein, daß ein deutliches Bachbett entsteht. Bei jedem Regen und an jedem warmen Tag füllt sich das Rinnsal mit frischem Schmelzwasser, welches dieses immer mehr austieft. Solche Bäche vereinigen sich zu größeren Strömen, welche ihren Lauf so lange gegen das Ende des Gletschers nach abwärts fortsetzen, bis sie in eine der Spalten stürzen, die den Eisstrom durchsetzen. Reicht die Spalte bis an den Gletschergrund, so vereinigt sich das durch dieselbe herabstürzende Wasser bald mit einem der Bäche, welche den Gletschergrund entlang fließen. Der Wasserfall in der Spalte arbeitet sich bald einen vertikalen Schacht aus und erhält diesen den ganzen Sommer hindurch offen. In einem ozeanischen Klima wie in Neuseeland dürften diese Schächte den größeren Teil des Jahres offen bleiben. Der Gletscher bewegt sich weiter, und die Spalten schließen sich wieder, nur der Schacht, durch den das Wasser herabstürzt, bleibt offen und erscheint als ein rundes, 1—3 m. breites senkrechtes Rohr — eine Gletschermühle. Man kann sich leicht vorstellen, daß durch allmähliche Abschmelzung des Eises in der Umgebung des Eingangs in die Gletschermühle dieser trichterförmig erweitert werden kann, und ich glaube, daß die Trichter am Tasman-Gletscher in dieser Weise aus Gletschermühlen entstanden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

* Führer durch Bulgarien. Mit 25 Illustrationen und 1 Karte. Verlag von Leo Woerl. Würzburg 1889. — Schwerlich hat man in den letzten Jahren über ein Land so viele wertvolle oder wertlose Urteile, Nachrichten und Schilderungen verbreitet, wie über das glücklich geeinte neue Bulgarenreich und dessen lebens- und entwicklungsfähiges Volk. Auch in Reisebüchern hat man in einem oder mehreren Kapiteln der jungen Staatenbildung gedacht. Trotzdem fehlte bisher ein selbständiger Führer, der es dem sich in Bulgarien Niederlassenden oder dem Orientreisenden ermöglicht hätte, in mühelosem, wenig Zeit erforderndem Studium von allem Wissenswerten Kenntnis zu erlangen. Durch vorliegendes, mit einer Reihe trefflicher Lichtdruckbilder und zuverlässiger Tabellen ausgestattetes Büchlein kann ein solches Ziel erreicht werden.

* *Wealth and Progress of New South Wales* by T. H. Coghlan, Sydney 1888. — Mr. Coghlan ist Regierungsstatistiker der Kolonie Neu-Südwales und beherrscht daher seinen Stoff vollkommen. Das interessante Werk gibt einen geschichtlichen Ueberblick von der Gründung der Kolonie ab bis zur Gegenwart, bespricht ihr Wachstum und ihren Fortschritt, ihre Bevölkerung und ihre ausgedehnte Viehzucht, ihren Handel ꝛc., unterrichtet über die geologische Formation, den mineralischen Reichtum und die Produktionsfähigkeit des Bodens, über die einheimische Tier- und Pflanzenwelt ꝛc. Die Kolonie hatte am 28. Januar 1888 ihr erstes Jahrhundert hinter sich, und die Regierung ließ für dieses Jubeljahr das vorgenannte Werk anfertigen. G.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 45. Stuttgart, 12. November 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der größte Vulkanausbruch auf Island in historischer Zeit. Nach Th. Thoroddsen von M. Lehmann-Filhés. S. 882. — 2. Die wandernden Arbeiter in Rußland. Von Hermann Roskoschny. S. 886. — 3. Ein Ausflug nach Westafrika. Von Dr. med. Robert Müller. (Fortsetzung.) S. 890. — 4. Der englische Adel. Von Rittner-Lübeck. S. 894. — 5. In den Alpen Neuseelands. Von R. v. Lendenfeld. (Fortsetzung.) S. 897. — 6. Kleinere Mitteilung. S. 900.

Der größte Vulkanausbruch auf Island in historischer Zeit.

Nach Th. Thoroddsen von M. Lehmann-Filhés.

Ich entnehme die nachstehende Schilderung dem in dänischer Sprache verfaßten Buche von Th. Thoroddsen: „Oversigt over de islandske Vulkaners Historie“ und schicke als Einleitung einige Zeilen voraus, die sich ebenda in einem Abschnitt über die Lage der noch thätigen isländischen Vulkane finden.

„Nordöstlich vom Mýrdalsjökull, nahe den Quellen der Skaptá, ereigneten sich im Jahre 1783 so heftige Ausbrüche, daß die Geschichte Islands kein Seitenstück dazu kennt. Man glaubte zuerst, sie giengen vom westlichen Rande des Vatnajökull, dem Skaptarjökull, aus, allein durch Sveinn Pálsson's Untersuchungen ist zur Genüge festgestellt, daß der westliche Arm des Lava-Stromes von einer Kraterreihe im Varmárdalur, der östliche dagegen von einer nordöstlicheren Reihe, etwas nördlich vom 64. Breitengrade, herstammt. Das Varmárdalur erstreckt sich von Südwesten nach Nordosten, ungefähr parallel mit den westlicheren Bergen (Skálingjar und Uxatindar) und gibt den Fluß Varmá als einen Nebenfluß zur Skaptá ab. Auch die Kraterreihe hat ihre Richtung von Südwest nach Nordost und besteht aus etwa 20 Kratern, die in einem ungefähr 2 Mln. langen Striche bis hinauf zum Berge Laki, unter 64° 2′ n. Br., liegen. Gleichlaufend mit ihnen gehen mehrere Reihen viel älterer Krater.

„Die östlicheren Krater finden sich im Osten des Laki; von diesen hat sich die Lava in kleinen Bächen nach Norden ergossen, während die größte Masse im Bette des Hverfisfljót abwärts geflossen ist.

„Zweimal sind Versuche gemacht worden, diese interessante Gegend zu untersuchen, im Jahre 1784 durch Magnús Stephensen und 1794 durch Sveinn Palsson.“

Früh im Mai des Jahres 1783 entdeckten einige Seefahrer einen starken Rauch, der außerhalb der (südwestlichen) Halbinsel Reykjanes auf Island aus dem Meere aufstieg, und als sie näher kamen, fanden sie die See gänzlich mit Bimsstein bedeckt. Eine aus ziemlich hohen Felsen bestehende Insel hatte sich gebildet und warf eine so große Masse von Asche und Bimsstein aus, daß das Meer bis zu einem Abstande von 20—30 Mln. davon bedeckt war und die Schiffe Mühe hatten, vorwärts zu kommen. Der Umfang der Insel betrug nach einigen eine ganze, nach anderen nur $^1/_3$ Meile. Man fand auch, daß die Meerestiefe rund herum verändert und eine Schäre entstanden war, die bis an die Oberfläche des Wassers reichte und auf der die Brandung sich brach. Die Insel erhielt den Namen „Neue Insel“, verschwand jedoch sogleich wieder, nachdem sie getauft worden war.

In demselben Jahre fanden im Varmárdalur (Warmfluß-Thal) großartige Ausbrüche statt. Am 1. Juni fühlte man im Skaptafells-Distrikt starke Erderschütterungen, die in einem beunruhigenden Grade bis zum Pfingstmorgen, dem 8. Juni, zunahmen. An diesem Tage sahen die Bauern im Bezirk Síða gegen neun Uhr Vormittags den nördlichen Teil des Himmels durch eine dicke schwarze Wolkenbank verfinstert, und die Bewohner der etwas südlicher gelegenen Landschaft Landbrot konnten deutlich gewahren, daß diese Wolkenbank aus mehreren Rauchsäulen gebildet wurde, welche aus der wilden Gebirgsgegend an den Quellen des Flusses Skaptá aufstiegen. Die Wolkenbank wurde von einem nordöstlichen Winde über die

Landschaft Síða getrieben, und indem sie darüber hinzog, ergossen sich aus ihr Ströme von Asche und Sand, untermischt mit feinen glasartigen Mineralnadeln, und bedeckten die Erde mit einer zolldicken schwarzen Schicht. Bald aber änderte sich der Wind und verhinderte, daß die Aschenwolken an diesem und den folgenden Tagen noch mehr Verwüstungen anrichten konnten. Unterirdisches Knallen und Prasseln, sowie Regen und Blitze, die Schlag auf Schlag die Lüfte durchzuckten, bildeten jedoch ein Vorspiel der kommenden Schrecknisse.

Sicherlich hatte die Lava oben zwischen den Bergen bereits hervorzuströmen begonnen, denn von dorther vernahm man in der besiedelten Gegend ein unaufhörliches Kochen und Brausen, welches mit dem Schall vieler Wasserfälle oder eines überkochenden Riesenkessels verglichen wurde. Die Skaptá, die damals 130 m. breit und an der Ueberfahrtsstelle sehr tief war, fieng schon am 9. Juni an sich zu verringern, und am 10. konnte man von den Ansiedelungen aus deutlich sehen, wie mehrere leuchtende Feuersäulen ihren dunkelroten Schein über den nördlichen Himmel warfen, während die Erderschütterungen noch mehr an Stärke zunahmen. An diesem Tage fiel ein starker Aschenregen, der Löcher in die Blätter des Huflattichs und schwarze Flecke auf die Felle der Schafe brannte; am 12. Juni aber hatte der Ausbruch so große Dimensionen erreicht, daß es nicht zu beschreiben war. Die Skaptá, welche sich im Laufe der Zeiten durch die Tuff- und Basaltmassen ein mehrere Hundert Fuß tiefes Bett gegraben hatte, verschwand plötzlich am 11. Juni, und trockenen Fußes konnte man durch das Strombett spazieren, wo man sonst in Booten übersetzen mußte. Die Ursache dieser Veränderung sah man am 12. Juni, als ein gewaltiger Lava-Strom sich einem brausenden Meere gleich in dem Bette der Skaptá entlang wälzte, und man kann sich eine Vorstellung von den ungeheuren Massen machen, die bei dieser Gelegenheit aus der vulkanischen Tiefe hervorbrachen, wenn man hört, daß dieser Lava-Strom das erwähnte Flußbett, welches an mehreren Stellen 500 bis 600 Fuß tief war, nicht nur vollständig ausfüllte, sondern sich sogar in großen Strömen über dessen Ufer ergoß.

Gleichzeitig war der Himmel durch Aschenwolken verdunkelt, ein übelriechender, erstickender Rauch hüllte die Erde ein und die Sonne war nur als rote Scheibe erkennbar; es fiel Regen und Hagel nebst Asche und Schutt, ein Erdbeben folgte dem anderen, begleitet von unterirdischen Kanonaden und der Widerhall leitete den ununterbrochenen Donner von Berg zu Berg weiter. Es war nicht zu verwundern, daß Leute, die mitten im rasenden Kampf der Elemente allen diesen Gefahren ausgesetzt waren, sich entsetzten, und glaubten, die Welt gehe unter. Der glühende Lava-Strom floß mit reißender Schnelligkeit in dem Bette der Skaptá entlang und hatte schon am 12. Juni das Gehöft A in Síða erreicht, wo er Häuser, Fluren und Wiesen überschwemmte, die Höfe Búland, Svínadalur, Hvammur und Skaptárdalur stark beschädigte und Svartinúpur und Litlanes ganz zerstörte. Nun waren die Bewohner der fruchtbaren Ebene Meðalland am meisten der Gefahr ausgesetzt, unter den Lava-Massen begraben zu werden, und schwebten deswegen in großer Furcht; doch plötzlich wurde der Lava-Strom in seinem Laufe durch einen bodenlosen Schlund aufgehalten, der sich im Bette der Skaptá zwischen den Höfen Skaptárdalur und Á befand und der ausgefüllt werden mußte, bevor die Lava ihren Weg fortsetzen konnte.

An den folgenden Tagen, besonders am 14. und 15., gieng das Zerstörungswerk seinen Gang weiter, indem neue Ausflüsse aus dem Vulkan über die seit dem ersten Ausbruch bereits etwas abgekühlte Lava-Kruste rannen; mehrere fruchtbare Landstriche wurden überschwemmt und einige Buschwaldungen gingen in Flammen auf; ein Arm des Lava-Stromes floß gen Osten, nach dem Hofe Skál, machte aber hier mehrere Tage Halt. Am 14. Juni stürzte aus den Aschenwolken ein säuerlicher Regen hernieder, der den Menschen so unerträglich war, daß viele einer Ohnmacht nahe waren. Schon am 13. brachen einige Männer aus der Gegend nach der Ausbruchsstelle auf, mußten aber ohne Resultat umkehren, weil der dicke Rauch die Reise allzu gefahrvoll machte und sie nichts anderes sehen konnten, als den Lava-Strom im Bette der Skaptá mit seinen unzähligen Schlackenkegeln, Rauch und Feuersäulen und in der Richtung des Ulfarsdalur 22 einzelne hohe Feuersäulen. Die folgenden Tage bis zum 18. breitete sich die Lava vom Gehöfte Skál langsam nach Süden und Südwesten über ältere Lava-Strecken aus, füllte deren Höhlungen an und schmolz sie aufs neue um, so daß halbgeschmolzene Krusten und Stücke alter und neuer Lava sich in bunter Unordnung vermischten. An mehreren Stellen entstanden durch den Druck der eingeschlossenen Gase heftige Explosionen. Der Ausbruch oben im Vulkane selbst nahm mehr und mehr an Gewalt zu, und einige Bauern, die droben auf den Sommerweideplätzen von Síða Sennwirtschaften hatten, mußten Hals über Kopf nach den Ansiedlungen flüchten.

Am 18. kam ein neuer Ausfluß aus dem Vulkan, wodurch die Lava-Massen bedeutend erhöht wurden; auf beiden Seiten des Lava-Stromes entstanden gewaltige, dicke Wolken von Wasserdämpfen aus den von der Lava aufgedämmten Fluten, und die nächstgelegenen Gehöfte wurden mit kochendem Wasser überschwemmt. Dieser neue Lava-Strom teilte sich am 19. Juni in zwei Arme, von denen der eine mit großer Schnelligkeit südwärts den Fluß Melkvísl entlang bis nach Meðalland, der andere gen Ost über Síða floß. Letzterer drang bis zum Berge Skálarfjall vor, von welchem er aufgehalten wurde; die Lava türmte sich hier zu großer Höhe auf und die Rasendecke wurde an den Widerstand-leistenden Hügeln „wie ein Ballen Tuch" aufgerollt. Die Lava ergoß sich auf die Hauswiesen des Gehöftes Skál und am Abend

desselben Tages flohen die Einwohner von hier fort, da sie nur noch 120 F. von der Kirche entfernt war. Gerade an diesem Tage reiste der Probst Jón Steingrímsson nordwärts am Bette der Skaptá entlang und beschreibt den Lava-Strom wie einen Fluß, auf welchem das Eis aufbricht; gewaltige glühende Lava-Blöcke schwammen wie Walfische im Strome, und wenn sie zusammenstießen, flogen die Funken weit und breit umher.

In den nächstfolgenden Tagen kam ein sehr starker Regen; die von der Lava aufgedämmten Flüsse traten weit aus ihren Ufern, und nun wurde auch das Gehöft Skál von kochendem Wasser überschwemmt, indes der westliche Lava-Arm die Pfarre Hólmasel überflutete und Kirche, Häuser und Grasgärten verbrannte. Das Gehöft Hólmar hatte das gleiche Schicksal; am 22. wurde der Hof Efri-Steinsmýri halb zerstört; ein wenig südlich davon aber blieb der Lava-Strom stehen, nachdem er sich auf der Ebene zu einem Lava-See ausgebreitet hatte. Auch hier in Meðalland wurden mehrere Flüsse aufgedämmt und einige von der Lava verschonte Gehöfte unter Wasser gesetzt. Am 25. war die Lava, obwohl sie sich so weit ausgebreitet hatte, hier so mächtig, daß Jón Steingrímsson von einem Felsen bei dem Hofe Efri-Steinsmýri nur die Spitze des Berges Hafursey auf der Sandfläche südöstlich vom Mýrdalsjökull sehen konnte; jetzt dagegen kann man — nach Jónas Hallgrímsson[1] — von demselben Felsen den ganzen Berg von oben bis unten über die Lava hinweg sehen, so sehr ist diese durch die Abkühlung zusammengesunken. Am 26. war der Ausbruch so heftig, daß viele glühende Schlacken und Bimssteine ungefähr 15 Mln. weit bis nach Þórsmörk und Tindafjöll im Rangárvalla-Distrikt flogen, so daß die Leute glaubten, es finde auch bei ihnen ein Vulkanausbruch statt.

Am 30. Juni kam noch ein Lava-Strom von der Ausbruchsstelle und teilte sich in drei Arme. Der westlichste ergoß sich in den Fluß Landá, verwüstete das Gehöft Botnar, beschädigte Asar und Ytriásar und bog dann etwas westlicher in den Kúðafljót, einen der größten Flüsse Islands, ein; hier jedoch machte er Halt, da er nicht Kraft genug besaß, eine solche Wassermasse zu überwinden. Der mittlere Arm nahm die Richtung nach der Landschaft Landbrot, floß über mehrere Höhen und Bergrücken und verwüstete weite, mit Strandhafer bewachsene Strecken. Als die Leute sahen, daß die Lava diesen Weg einschlug, entsetzten sie sich noch mehr, denn sie fürchteten, dieselbe werde sich in das Meer ergießen und ihnen so den Weg zur Flucht abschneiden. Viele flohen nun, um nicht zu spät zu kommen, fort von ihren anscheinend dem Verderben geweihten Heimstätten; dies stellte sich jedoch als unnötig heraus, denn der Lava-Strom blieb in einer Niederung südwestlich von Steinsmýri stehen, in welcher früher ein See gewesen, der nun eingetrocknet war. Der östliche Arm floß gerade gen Osten im Bette der Skaptá, an der Landschaft Síða entlang. Die Höfe Skál, Holt und Dalbær wurden zerstört, Heiði und Hunkurbakkfar beschädigt, große Wiesenflächen in dem ehedem fruchtbaren Skaptárdalur von der Lava bedeckt, einige alte Krater fortgefegt und von dem Strome verschlungen; die Flüsse Holtsá und Fjaðurá, die sich hier in die Skaptá ergossen, wurden aufgedämmt, und der Lava-Strom fuhr fort, weiter zu fließen, bis er am 17. Juli den hohen Wasserfall Stapafoß hinab stürzte und den Schlund, den dieser gegraben hatte, ganz ausfüllte. An demselben Tage kam ein neuer Erguß von dem Vulkane, begleitet von einem so schwarzen und erstickenden Qualm, daß die Leute in der Nachbarschaft eine ganze Woche lang die Sonne nicht zu sehen bekamen, und meinten, Erde und Himmel sollten untergehen. Sonntag den 20. Juli stand die Lava eine Viertelmeile von Kirkjubæjarklaustur (Kirchgehöftkloster) beim Systrastapi (Schwesternfels) still, wo sie einen 130 Meter breiten und 40 Meter tiefen Kanal ausfüllte. Am 12. Juli verbrannten die noch vorhandenen Ueberreste des Hofes Nes in Skaptártunga und den ganzen Juli, August und September hindurch hörten die Lava-Ergüsse im Bette der Skaptá nicht auf; allein sie waren sehr schwach im Vergleich mit den früheren. Aus der Gegend Skaptártunga konnte man bis Mitte Januar 1784 schwache Vulkanausbrüche hinter den Bergen gewahren.

Bisher war nur von dem Lava-Strom im Thale der Skaptá die Rede; es sollten aber bald auch andere Gegenden ihren Anteil von dem Unglück bekommen. Am 29. Juli zog über die Landschaft Fljótshverfi (Stromniederung) und den östlichen Teil von Síða eine große Aschenwolke herauf und brachte eine solche Finsternis mit sich, „daß man am Mittag einen weißen Papierbogen, den man in den Häusern in die Nähe des Fensters hielt, kaum von der dunkeln Wand unterscheiden konnte.“ Große, glühende Lava-Stücke, Sand und Asche regneten auf Fljótshverfi herab, das Gras wurde fortgesengt und die Erde mit einer dicken Aschenschicht bedeckt. Am 31. Juli bemerkte man, daß der Fluß Hverfisfljót an einzelnen Stellen Dämpfe emporsandte, und daß andere Stellen geradezu kochten, weil die Lava oben in den unbewohnten Gegenden begonnen hatte, im Bette des Flusses entlang zu fließen, welches an manchen Orten ebenso tief war, wie das der Skaptá. Das Wasser im Strome wurde weniger und weniger und in der Mündung, wo es zuvor sehr tief gewesen war, konnten die Leute jetzt umher waten. Den 7. August sah man nördlich von Fljótshverfi große Rauchsäulen aufsteigen, ein brausender Lava-Strom wälzte sich mit reißender Geschwindigkeit im Bette des Hverfisfljót entlang, füllte dieses an und breitete sich über die Landstrecken gen Süden aus. Schon am Abend desselben Tages hatte er den Berg Orrostuhóll (Kampfhügel) erreicht. Durch mehrere neue Ausbrüche wurde hier die

[1] Ein isländischer Naturforscher und berühmter Dichter, geboren 1807, gestorben 1845.

Lava-Masse vergrößert; sie fuhr bis zum 14. August zu fließen fort, so daß die Gehöfte Eystridalur und Þverárdalur verwüstet, Seljaland und Þverá sehr beschädigt wurden; vom 14. August bis zum Schlusse des Monats war es einigermaßen ruhig.

Am 1. September brach ein neuer Lava-Strom hervor, überschwemmte einige Ueberreste der beiden erstgenannten Höfe, und dämmte den Fluß Brunná auf; den 13. fiel eine Menge Asche, vom 14. bis zum 26. aber war eine Pause in der Thätigkeit des Vulkans. Den 26. wurden Síða und Fljótshverfi durch einige Erdbeben erschüttert, und die Ausbrüche setzten sich oben im Gebirge fort, allein ohne sonderlichen Schaden anzurichten. Aber am 24. Oktober fühlte man heftige Erschütterungen, und am folgenden Tage brach sich ein großer Lava-Strom Bahn, der über die andern hinweg und noch weiter auf die Sandflächen hinaus floß. Die Sonne wurde von Aschenwolken verhüllt und das Tageslicht in Dämmerung verwandelt, während des Nachts die Lava aus den Kratern so viel Licht verbreitete, daß Menschen und Dinge dunkle Schatten wie beim Vollmond warfen, nicht allein in Fljótshverfi, sondern auch in Síða und Öræfi (Wüste) weiter östlich. Den ganzen Monat November hindurch konnte man die Ausbrüche sehen und von Skálholt aus waren während dieser ganzen Zeit fünf Rauchsäulen zu gewahren, die hoch über die Berge emporstiegen. Im Januar 1784 waren die Ausbrüche schwächer, die Erdbeben aber wollten nicht aufhören und die Gletscher-Flüsse, besonders die vom Skeiðarárjökull, schwanden mehr und mehr, bis letzterer am 18. April 1784 in den Flüssen Súla und Núpsvötn einen gewaltsamen „Gletscherlauf" entsandte, der alle unterhalb liegenden Sandstrecken überschwemmte und längere Zeit allen Verkehr zwischen den westlichen und östlichen Gegenden am Vatnajökull absperrte.

Die großen Lava-Ströme hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Flüsse. Das Bett des Skaptá wurde gleich unterhalb des Ulfarsdalur ausgefüllt und das Wasser aufgedämmt; auch die beiden Flüßchen, genannt die südliche und die nördliche Ofæra, die sich hier in die Skaptá ergossen, hatten dasselbe Schicksal. Das Thal der Varmá und das Bett der Hrossatúnaá wurden vollständig ausgefüllt und etwas südlicher breitete sich die Lava über mehrere grasige Strecken der Síðumannaafrétt (Sommerwaiden der Bewohner von Síða) aus; der ganze östliche Teil derselben blieb jedoch verschont, ebenso ein kleines Stück mitten im Lava-Strom, indem dieser sich bei dem kleinen Berge Hnúta spaltete. Die Skaptá mußte sich neben ihrem früheren Bett einen Weg bahnen und wurde weiter abwärts, unterhalb des Hofes Skaptárdalur, zu unzähligen kleinen Seen abgedämmt, die sich später zu einem Komplex von Flußarmen geordnet haben. Holtsá, Fjaðurá und Lagá wurden von den östlichen Ausläufern des westlichen Lava-Stromes gestaut, und in Meðalland verschwanden Melkvísl, Landá und mehrere andere Flüsse. Jetzt quellen vom unteren Rande des Lava-Feldes viele kleine Bäche hervor und bilden den nicht unbedeutenden Fluß Eldvatn (Feuerwasser) in Meðalland; auch nach Nordosten in die Skaptá fließen einige Bäche von der Lava-Grenze aus. Der Fluß Hverfisfljót, in dessen Bett der östliche Lava-Strom geflossen war, mußte sich näher an den Síðujökull halten; ehedem nahm er seinen Weg an der westlichen Seite des Berges Hnúta, jetzt fließt er östlich von demselben, zwischen Hnúta und Brattiháls. Zum Teil wurde er aufgedämmt und bildete auf den unterhalb gelegenen Sandstrecken große Seen; diese verschwanden später, doch hat sich auch hier aus Bächen, die vom Lava-Strome ausgehen, ein Eldvatn genanntes Flüßchen gebildet, welches sich nahe der Mündung des Hverfisfljót in die See ergießt. Als Ueberbleibsel aus jener Zeit finden sich im Lava-Strom der Skaptá, namentlich in der Gegend Skaptártunga, viele mit Wasser gefüllte Höhlungen in der Lava, die Menschen und Tieren sehr gefährlich sind.

Daß diese Lava-Ströme einen gewaltigen Umfang haben müssen, leuchtet ein, denn der westliche Arm ist 11 Mln. lang und in Meðalland 3 Mln. breit, während der östliche $4\frac{1}{2}$ Mln. lang und in seinem unteren Laufe über eine Meile breit ist. Die Lava hat an mehreren Stellen Thäler oder Klüfte ausgefüllt, die 400—600 F. tief waren, und besitzt auf dem flachen Lande durchschnittlich eine Tiefe von 20—30 F., zuweilen aber von 100 F. Nach einer Schätzung hat dieser Lava-Strom einen größeren Kubikinhalt, als der ganze Montblanc.

Durch den Ausbruch wurden acht Gehöfte vollständig zerstört und verbrannt, 29 mehr oder weniger beschädigt und zwei Kirchspiele, Kálfafell und Skálar, auf zwei Jahre gänzlich unbewohnbar gemacht. In ersterem waren jedoch im Jahre 1793 alle Höfe bis auf zwei wieder bewohnt; in letzterem dagegen nur zwei. Jetzt sind die meisten der damals mehr oder weniger beschädigten Gehöfte wieder bebaut, haben aber alle sehr an Wert verloren. Vor dem Ausbruch gab es im westlichen Skaptafells-Distrikt 289 Bauern, im Jahre 1785 aber nur 190; 1793 war die Zahl bis auf 210 gestiegen, und im Jahre 1870 befanden sich dort 320 Heimwesen mit 1463 Menschen.

Sogleich bei dem ersten Ausbruch wurden die nahegelegenen Bezirke mit Asche und Staub überstreut; die Aschenwolken hielten sich längere Zeit über den vom Feuer verheerten Strecken, denn wenn auch einige Asche fortgeführt wurde, kam doch immer wieder neue an ihre Stelle als Folge der unaufhörlichen Ausbrüche. Die Erde war in eine schwarze Decke gehüllt und die Luft so verdunkelt, daß die Schiffe draußen auf dem Meer das Land nicht sehen konnten, bis sie dicht an der Brandung waren. Die Sonne war kaum und nur als rote Scheibe vm Himmel sichtbar. Die Rauchwolken und Wasserdämpfe stiegen von den Vulkanen so hoch in die Höhe, daß sie in

einer Entfernung von 30 Mln. gesehen werden konnten, und eine große Menge Asche wurde bis zu den Färöern und noch weiter fort geweht. Wie gewöhnlich bei Vulkanausbrüchen, verdichteten sich die Wasserdämpfe zu heftigen Regengüssen, die in Verbindung mit der feinen Asche Ströme von schwarzem Schlamm bildeten, welche die Fluren überschwemmten und Quellen und Wasserläufe vergifteten. Die starken Regengüsse verursachten auch viele verderbliche Bergstürze, und bei plötzlich eintretender Kälte wurden Menschen und Tiere von Hagelkörnern, so groß wie Sperlingseier, halb zu Tode gepeitscht.

Unbeschreiblich war der Einfluß dieses Ausbruches auf die Ernährungsweise des Südlandes oder vielmehr des ganzen Island. Wegen der dicken Nebel und Aschenwolken, die den ganzen Sommer hindurch die Luft verdunkelten, konnten die Fischer selten auf die See hinaus, weshalb der Sommerfischfang höchst unbedeutend wurde. Die Forellen in den Binnenseen starben, weil letztere, mit vulkanischer Asche und Schutt, gesättigt mit schwefelsauren Dämpfen, angefüllt wurden; in den aufgedämmten Flüssen des westlichen Skaptafells-Distrikts wurde eine große Menge Lachse zurückgehalten und von den dortigen Einwohnern gefangen; die großen Vogelscharen, welche ihren Aufenthalt oben im Hochlande an den verschiedenen Süßwasserseen zu haben pflegten, wurden durch die erstickenden Dämpfe vertrieben, und während die Einwohner sonst die Schwäne in der Mauserzeit fiengen, fanden sich nun in den verlassenen Nestern nur wenige Sperlingseier, welche verfault und ungenießbar waren.

Der größte Schaden, den die Ausbrüche herbeiführten, war aber die gänzliche Zerstörung der Grasfluren und damit des einzigen Nahrungszweiges der Bauern, der Viehzucht. Da das Gras entweder vom Boden abgesengt oder mit Asche und Schlamm bedeckt wurde, starb das Vieh an Krankheiten und Hunger. Blumen und Büsche welkten und verdorrten durch den Aschenfall und die ungesunden Dämpfe; an einigen Orten wurden die Grasgärten halb zerstört durch die dem Ausbruch folgende starke Kälte; große Stellen starben ab, ohne in mehreren darauf folgenden Jahren einen einzigen Grashalm hervorzubringen. Der für die Bewohner des Skaptafells-Distrikts so nützliche Strandhafer wurde gänzlich vernichtet, und dasselbe war mit dem Klee der Fall, dessen dicke Stengel die Leute hier als Nahrung benützten.[1] Das isländische Moos, ebenfalls ein wichtiges Nahrungsmittel, fehlte in den nächsten drei Jahren beinahe gänzlich. Im Arnes-Distrikt wurden Schnauze und Klauen der Tiere gelb, wenn diese auf die Wiesen gingen, durch den feinen säuerlichen, halb zersetzten Bimsstein- und Schwefelstaub. Das Vieh magerte ab, weil so viel Asche und Staub auf den Waideplätzen lag, und da fast gar keine Heuernte war, mußten die Bauern gegen den Herbst ein Drittel oder die Hälfte der übriggebliebenen Tiere schlachten; es gab nicht genug Heu, um sie den Winter über am Leben zu erhalten, und dabei mußten sie früh unter Dach gebracht werden, weil die Winterkälte zeitiger als sonst eintrat. Es ist daher nicht zu verwundern, daß viele Menschen schon im Herbst 1783 großen Mangel litten. Im nächsten Frühjahr (1784) bekam das übriggebliebene Vieh von der ungesunden Nahrung, die es genossen hatte, alle möglichen Krankheiten und starb massenhaft; auf manchen Höfen gieng der ganze Viehbestand: Kühe, Schafe und Pferde, zu Grunde. Am schlimmsten war man im Nordlande daran; hier verödete ein Gehöft nach dem anderen und die Menschen kamen haufenweise an Mangel um. Nach den Tabellen des Bischofs Arni Þórarinsson zu Hólar (im Nordlande) waren im Jahre 1784 in seinem Stift:

Distrikt.	Verödete Höfe	Menschen an Mangel gestorben.
Þingeyjar	129	863
Eyjafjardar	58	518
Skagafjardar	58	462
Húnavatns	70	302
	315	2145

Im Winter 1783 bis 1784 starben in ganz Island 11,461 Rinder, 28,000 Pferde, 190,488 Schafe; man kann sich eine Vorstellung davon machen, wie fürchterlich das Land gelitten hat, wenn man einen Blick auf nachstehende Tabelle wirft.

	1783	Gestorben 1783—1784	Am Leben 1784	Von jedem 1000 gestorben
Rinder	21,457	11,461	9,996	534
Schafe	232,731	190,488	42,243	818
Pferde	36,408	28,013	8,395	770

Da in Island die Pferde das einzige Verkehrsmittel bilden, kann man sich leicht denken, welchen Einfluß ihr Tod auf Handel und Wandel hatte; von den Handelsorten konnten die Lebensmittel nicht rechtzeitig eintreffen und die Leute starben Hungers selbst da, wo die Hülfe ganz in der Nähe war. Diese Hungersnot herrschte noch ebenso im Sommer 1784 und im Winter 1784—1785, und das Vieh litt noch an denselben Krankheiten. Die Zähne der Schafe wurden von allerlei Uebeln befallen, besonders von einer Krankheit, die in Island von Vulkanausbrüchen her wohlbekannt ist und „gaddur“ genannt wird; es wachsen dabei einige der Backzähne lang und spitz heraus und verletzen das Zahnfleisch und den Gaumen, so daß Entzündungen und tiefe Wunden entstehen. Bei anderen Schafen wurden die Zähne schwarz und fielen in Stücken aus der Kinnlade heraus; manche der Tiere konnten es nicht ertragen, kaltes Wasser zu saufen, andere starben an innerlichen Wunden und Leiden. Diese Krankheiten hatten schon 1783 das Vieh im Skaptafells-Distrikt befallen. Als dasselbe auf den Bergen eingesammelt wurde, konnten viele Tiere weder stehen noch gehen, die Zähne waren lose, so daß sie nicht kauen konnten, die Backzähne

[1] Trifolium pratense und repens. Die Stengel werden in Milch gekocht oder mit Butter gegessen und für eine leckere Speise angesehen.

mit spitzen Auswüchsen besetzt, die Gelenke geschwollen, Herz, Leber, Niere und Lunge voll Wunden und Beulen, die Kinnladen durchfressen und die Knochen spröde.

Auch der Gesundheitszustand der Menschen litt mittelbar und unmittelbar unter den Folgen des Ausbruches. Die verdorbene Luft, sowie Mangel und Elend, hervorgerufen durch das Zugrundegehen des Viehes, verursachten verschiedene Krankheiten. Ein bösartiger Skorbut plagte die Leute in den Kirchspielen, welche dem Vulkanherde am nächsten lagen, mit der Not aber verbreitete er sich selbst über die fernsten Teile des Landes. Diese Krankheit hörte nicht eher auf zu wüten, als bis nach ein paar Jahren die Fluren wieder ihr gewöhnliches, grünes Kleid trugen und die Zeiten sich zu bessern begannen.

Da die Landleute keine andere Hülfsquelle hatten, als ihr Vieh, mußten sie, nachdem sie dieses eingebüßt hatten, zu den ungenießbarsten Dingen greifen. Einige kochten sogar alte Häute, Felle, Stricke und dergleichen, um ihr Leben zu fristen, andere schlachteten die wenigen übriggebliebenen Tiere und wanderten, als diese verzehrt waren, hinab an die Seeküste; allein da auch der Fischfang fehlschlug, fielen sie dem sicheren Hungerstode anheim. Hier und da fand man an Hunger und Kälte gestorbene oder halbtote Menschen auf den Wegen, wo sie vor Mattigkeit umgesunken waren. In Kirchspielen, wo sonst etwa 20 Menschen jährlich starben, starben jetzt 200. Im ganzen starben auf Island in den Jahren 1784 und 1785 infolge der Wirkungen des Ausbruches 9238 Menschen oder ungefähr ein Fünftel der ganzen Bevölkerung, und all dies Elend führte zuletzt eine Auflösung der sozialen Verhältnisse herbei, so daß Diebstähle und andere Verbrechen in einem beunruhigenden Grade zunahmen. Von allen bekannten Vulkanausbrüchen ist dieser für Island der verderblichste gewesen.

Die wandernden Arbeiter in Rußland.

Von Dr. Hermann Roskoschny.

Unter dem Titel „Das arme Rußland, ein Beitrag zur Kenntnis der wirtschaftlichen Lage des Russischen Reiches“, hat Dr. Herm. Roskoschny soeben (Leipzig, Reißner) ein höchst interessantes Buch herausgegeben, welches die wirtschaftlichen und sozialen Zustände des ungeheuren Nachbarreiches im Osten, die uns bis jetzt noch so unvollkommen bekannt sind, genau, unparteiisch und leidenschaftslos in einer musterhaft gedrungenen Darstellung und schöner, fließender Sprache schildert. Man spricht im allgemeinen so viel von den ungeheuren Reichtümern und Hülfsquellen Rußlands, daß man sich von deren Unerschöpflichkeit ganz phantastische Begriffe gemacht hat. Roskoschny hat es sich nun zum Zweck gesetzt, diese Irrtümer zu beleuchten und uns von der wahren wirtschaftlichen Lage des Russischen Reiches ein richtiges Bild zu geben, so daß wir die gegenwärtige Lage Rußlands im wahren Licht zu erkennen und zu beurteilen vermögen. In zwölf vorzüglich geschriebenen Aufsätzen führt er uns ebensoviele Einzelbilder vor, welche sich über die gewerblichen und sozialen Verhältnisse Rußlands verbreiten und uns zeigen, daß allerdings Hülfsquellen vorhanden, aber noch unentwickelt sind oder in solch unwirtschaftlicher Weise ausgebeutet werden, daß sie beinahe ein Fluch des Landes und aller Fortbildung und Vervollkommnung unfähig sind. Nirgends ist das gewerbliche Leben entwickelt, nirgends lohnt die Arbeit, überall ist die arbeitende Bevölkerung am Verhungern und überall tobt in dem vom Weltverkehr abgeschlossenen Dörfern des inneren Rußlands noch jener Kampf zwischen Hausindustrie und Fabrikarbeit, welcher die Arbeiterbevölkerung dem Hungertod preisgibt und schauderhafte Zustände heraufbeschwört. Herr Roskoschny führt uns in diesen zwölf Bildern in die einzelnen Zentralsitze gewisser gewerblicher Thätigkeit Rußlands: nach Pawlowo, dem Dorf der Schlosser und Schmiede, welches ganz Rußland mit Kleineisenwaren, Messern, Scheren u. s. w. versieht; nach Cholui, dem Malerdorfe, wo etwa 3000 Menschen von der fabrikmäßigen Herstellung von Heiligenbildern leben und dies unter strengster Teilung der Arbeit zustande bringen; nach dem Kürschnerdorf Wassiljewskoje und nach der Stadt Schuja, dem Sitz der russischen Baumwollen- und Kattun-Industrie; er führt uns die Frauen- und Kinderarbeit, das Leihwesen im Hausgewerbe, die Arbeiterwohnungen, die häufigen Hungersnöten, die arme und die reiche Geistlichkeit, das wandernde Bettlerheer und die wandernden Arbeiter, die Nachtherbergen und die Paßlosen, den Branntwein und seine Opfer in drastischer Wahrheit vor und liefert uns von den russischen Zuständen ein furchtbares Schreck- und Jammerbild, das nur mit Entsetzen an die wirtschaftliche Zukunft dieses Reiches denken läßt. Ein Land, wo die Arbeit nicht geschützt und geregelt ist, nicht mehr lohnt, keiner Hebung und Verbesserung aus eigener Kraft fähig ist, wo der Arbeiter nur der verhungernde Sklave des Händlers ist und die Regierung keinen Finger rührt, um durch gesetzliche Vorkehrungen, durch Vermehrung der Verkehrsmittel, durch Schulen, Leihkassen, Musterlager 2c. die Zustände des arbeitenden Volkes zu heben, ist kernfaul und steht auf der Schwelle großer sozialer und wirtschaftlicher Katastrophen. Dies ersehen wir aus der Fülle der Thatsachen, welche Herr Roskoschny in diesem Buche darlegt, von dem jedes einzelne Kapitel in hohem Grade lehrreich und lesenswert ist, namentlich aber das über die arme und reiche Geistlichkeit, über das Bettlerwesen, die Arbeiterwohnungen, den Branntwein 2c. Wir geben als Probe für die klare und ruhige Darstellung, deren sich der Verfasser im ganzen Werke befleißigt, nachstehend das interessante Kapitel über die wandernden Arbeiter.

Man hat einst den Verbrauch der Seife als Bildungsmaßstab aufgestellt, aber es giebt Völker, die sehr viel Seife verbrauchen und doch in der Bildung sehr zurückgeblieben sind. Der einzig richtige Maßstab ist die Lage, in der sich der Arbeiterstand befindet. Eine von diesem Standpunkt geschriebene Geschichte der Menschheit würde uns gar manches in anderem Lichte zeigen, gar mancher Prachtbau würde sich als morsches Gebäude herausstellen. Ganz besonders gilt dies von den beiden größten Reichen der Erde, von England und Rußland. Gegenfüßler in tausendfacher Beziehung, haben sie doch das Eine gemein, daß in ihnen neben dem größten Reichtum die größte Armut zu Hause ist und weite Kreise der Arbeiterwelt ein Dasein fristen, das als ein menschenwürdiges nicht bezeichnet werden kann. Während aber in England das Elend in den großen Städten am größten ist, tritt in Rußland das umgekehrte Verhältnis zu Tage. Die beiden russischen Hauptstädte leisten zwar in dieser Beziehung auch Bedeutendes, aber es bleibt doch weit

zurück hinter dem Elend, das „fern von Madrid“ herrscht, in den dünn bevölkerten Landstrichen, in denen die Handarbeit einen sehr geringen, das Menschenleben gar keinen Wert hat.

Die Arbeiter, die hier in Betracht kommen, sind Wandervögel, die zu bestimmten Zeiten scharenweise ihre Wohnsitze verlassen, um Gegenden aufzusuchen, die ihnen bessern und leichtern Erwerb bieten. Eine Menge Gewerbe ist auf Arbeiter angewiesen, die nicht am Sitz des Betriebes ansässig sind. Gleich den Hausgewerben bilden sie für viele Tausend Bauern einen Nebenerwerb, aber ein großer Teil, ja die Mehrzahl übt auf die Landwirtschaft und damit auf die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse des Bauers einen ebenso nachteiligen Einfluß aus wie die Fabrik, deren Hauptstreben immer bleibt, den Arbeiter ständig an sich zu fesseln und ihn der Landwirtschaft völlig zu entziehen. Es giebt Gewerbe, die durch Arbeiter in Blüte kamen, die nach Beendigung ihrer Feldarbeiten auswärts Arbeit suchten, aber je mehr sich diese Gewerbe dank den fremden Arbeitern entwickelten, desto geringer wurde für diese die Aussicht, in ihnen Beschäftigung zu finden, da die ansässige Bevölkerung dann sofort als günstiger gestellter Mitbewerber auftrat. Zu solchen Gewerben (otchoshije promysly) gehörte z. B. das der Radmacher im Kreis Odojewsk, aus dem die Arbeiter von Medyn, die es früher betrieben, jetzt durch die ansässigen völlig verdrängt sind. Früher pflegten sich Schuhmacher aus dem Kreise Arsamaß zahlreich zu mehrmonatlicher Arbeit nach den südlicheren Wolgastädten zu begeben, aber ihr Zuzug dorthin nimmt von Jahr zu Jahr ab, weil in diesen Städten die Zahl der ansässigen Schuhmacher beständig steigt. Ebenso ergieng es den Wollschlägern von Kaljasin, als die Bauern im Kreis Perejaslawl die Walkerei von ihnen erlernt hatten, den Walkern aus der Umgebung von Alatyr (Gouvernement Ssimbirsk) und anderen. Die von auswärts kommenden Arbeiter sind also nie sicher, daß sie in diesen Gewerben Beschäftigung finden werden. Andere Gewerbe dagegen bieten den herangezogenen Arbeitern zwar großen Verdienst, aber sie werden nur im Sommer betrieben, während der Bauer daheim unentbehrlich ist. Der große Verdienst lockt dennoch viele von ihrer Wirtschaft weg, sie überlassen die Feldarbeiten den Frauen, den Greisen und Kindern und ziehen in die Ferne. Bisweilen müssen Greise und Kinder die Feldarbeiten allein verrichten, denn die Frau folgt dem Mann, um ihre Kraft auch lieber der gut bezahlten Arbeit zu widmen. Unter solchen Verhältnissen leidet die Landwirtschaft, sie geht immer mehr zurück, und wenn dann die lohnende Arbeit plötzlich aufhört, ist die Not größer denn je. Dasselbe gilt von Eisenbahnbauten, bei welchen vielleicht ein oder zwei Jahre verlockende Löhne gezahlt wurden, oder von den Arbeitern, die im Walde als Holzfäller beschäftigt waren; eines Tages ist die Eisenbahn ausgebaut, der Wald ausgerodet — der Bauer muß wieder zu seiner Wirtschaft zurückkehren, aber er findet sie nun so verwahrlost, daß er von Glück sagen kann, wenn er sie in einigen Jahren wieder in den früheren Stand bringt.

Diese otchoshije promysly beschäftigen Hunderttausende von Händen, und neben dem Heer der Nichtsthuer, das sich im ganzen Reich herumtreibt, beleben zeitweilig auch die Scharen eines Arbeiterheeres die Landstraßen. Welche hohe Bedeutung für den Unterhalt des Volkes diese Gewerbe haben, zeigt schon ein Blick auf einen kleinen Kreis in dem gewerblichen Gebiet zwischen Moskau und der Wolga. Um die Wolost Argunowo liegen dort in weitem Umkreis 550 Dörfer, von denen nur 40 nicht ihre ganze Bevölkerung als Zimmerleute auf die Wanderschaft senden. Vom Flusse Pechra kommen Wollschläger nach Gegenden, in denen Schafzucht getrieben wird, und wo man die Wolle nicht zu schlagen versteht. Ihnen folgen aus der Nachbarschaft, vom Flusse Wjasma, Schneider und Kürschner, um auswärts Schaffelle zu Mützen und Pelzen zu verarbeiten. Das Dorf Alesino ist die Heimat von Hausierern, die durch ihre Gewandtheit in ganz Rußland berühmt sind. In derselben Gegend liegt auch ein Dorf, dessen ganze Bevölkerung aus Brunnengräbern besteht; sie verstehen die Stellen zu entdecken, an denen man erfolgreich nach Quellen graben kann, und sie legen vortreffliche Brunnen an. Andere ziehen vom Hause fort, um sich als Hirten zu verdingen.

Doch nicht von diesen bäuerlichen Handwerkern soll hier gesprochen werden, sondern von der großen Zahl derer, die fernher nach den Arbeit in Aussicht stellenden Orten gezogen kommen, um dort eine Beschäftigung zu suchen, zu welcher keine besondere Gewandtheit oder Geschicklichkeit, sondern bloß Körperkraft erforderlich ist. Nach Hunderttausenden zählen auch diese Leute, die nur von der Verwertung ihrer Körperkraft leben, und die traurige Lage, in der sie sich befinden, ist eines der düstersten Bilder der russischen gesellschaftlichen Verhältnisse. Auf der einen Seite das in Saus und Braus lebende betrügerische Bettlerheer — auf der anderen Seite ein hungerndes und frierendes Volk, das ehrlich sein Brot verdienen möchte und keine Gelegenheit dazu findet.

Es giebt in Rußland Gebiete, die seit Menschenaltern eine große Anziehungskraft auf die Bevölkerung entfernter Gegenden ausüben, da die Sage geht, daß in ihnen an Gelegenheit zu Arbeit und Verdienst nie Mangel ist. Zu solchen Gebieten gehören Rostow am Don mit dem angrenzenden Nachitschewan, Asow und Taganrog. Vom oberen Don herab, aber auch noch tief aus dem Innern des Reiches kommen jahraus jahrein gegen 80,000 Menschen nach Rostow, teils zu Fuß, teils auf Barken und Dampfern, teils mit der Eisenbahn oder in Wagenzügen. Das sind Arbeiter, die Beschäftigung suchen. Zum Verladen der Schiffsfrachten und zu anderen Arbeiten sind zwar in der regsamen Handelsstadt viele

Tausende von Händen erforderlich, aber ein solcher Andrang von Arbeitern übersteigt doch bei weitem das Bedürfnis. Ein großer Teil findet keine Beschäftigung und vermehrt über kurz oder lang die Vagabundenscharen. Die Stadt steht fast machtlos den auf sie einstürmenden Wogen gegenüber. Eine zahlreiche Polizei wäre erforderlich, um die Spreu vom Weizen zu sondern, denn unter den zuströmenden Arbeitern befindet sich viel paßloses und jede Berührung mit den Behörden ängstlich scheuendes Volk, und die Zahl der angehaltenen und ausgewiesenen Paßlosen schwankt zwischen 1000 und 2000 jährlich — es müßte auch für Wohnungen für die Arbeiter oder wenigstens für Herbergen gesorgt werden, um die Anhäufung derselben in ungesunden Wohnungen, welche die Entstehung und Verbreitung ansteckender Krankheiten befördern, zu verhindern — aber zu alledem fehlen die Mittel. Die Stadtverwaltung hat für ein gutes Schulwesen gesorgt, unterhält neun städtische Schulen, eine Realschule und ein Mädchengymnasium, hat auch ein städtisches Krankenhaus und ein Armenhaus errichtet, aber um auch noch für viele Tausende, die von auswärts zuströmen, zu sorgen, fehlen ihr die Mittel. So bleiben die ankommenden Arbeiter völlig sich selbst überlassen. In den Häusern der Stadt können nicht alle ein Obdach finden; die Mehrzahl schlägt daher bei Nacht ihr Lager am Landungsplatz der Dampfer, am Flußufer oder auf den Plätzen und Straßen unter freiem Himmel auf, andere suchen in der Umgegend der Stadt in Schluchten und Erdhöhlen Schutz gegen Wind und Regen. Schon im April lagern auf dem Straßenpflaster Leute, die keine Arbeit finden können; von Woche zu Woche wächst dann ihre Zahl. Das Semstwo hatte einst gehofft, den Arbeiterzuzug dadurch hemmen zu können, daß es sorgfältige Erhebungen über den voraussichtlichen Bedarf an Arbeitskräften anstellte, und dann das Ergebnis den Behörden der Gouvernements mitteilte, aus denen der stärkste Zuzug kommt. Vergebene Mühe! Daheim fehlten den Leuten die Mittel zum Leben und sie hatten auch keine Hoffnung auf Besserung ihrer Lage — in Rostow winkte ihnen, auch wenn die Aussichten ungünstig waren, doch immer noch eine Hoffnung. So zogen sie trotz aller Abmahnungen hin. Sie fanden vielleicht noch Arbeit für einen Hungerlohn, aber jede Woche kommen nun neue Tausende an, immer mehr Obdachlose lagern auf dem Straßenpflaster und die Not steigt von Tag zu Tag. Die Friedhöfe von Rostow können davon erzählen, wie Hunger und Krankheiten hier jahraus jahrein die Reihen der Arbeiter lichten. Die Statistik hat am Jahresschlusse so und so viel „Verschollene" mehr zu verzeichnen — in einem fernen Dorfe aber erwartet eine arme Familie vergebens die Heimkehr des Gatten und Vaters, der vor Monaten fortgezogen, um auswärts Arbeit zu suchen. Vielleicht ist sie in all ihrem Elend noch glücklich zu schätzen im Vergleich mit denen, deren Ernährer nach monatelangem Aufenthalt am Don verwildert und verkommen heimkehren. Unter dem bunt zusammengewürfelten Volk findet der ehrliche Bauer keine gute Gesellschaft. Das Kneipenwesen steht in höchster Blüte, an 600 Kabaks und Wirtshäuser (etwa einem Zwölftel der Häuser von Rostow und Nachitschewan entsprechend) winken dem Arbeiter verlockend in allen Straßen, und die Polizei, welche im Laufe der Woche mehrere Hundert Betrunkene auflieſt, vermag diese Arbeit kaum zu bewältigen; sie muß sich oft begnügen, die Betrunkenen, anstatt sie fortzuschaffen, längs der Häuser so zu legen, daß sie wenigstens nicht überfahren werden. Die Polizei weiß hier überhaupt nicht, wo sie zuerst Hand anlegen soll, überall treten Anforderungen an sie heran. Hat sie doch auch mehr als ein halbes Tausend unter Polizeiaufsicht Stehender zu überwachen! Und unter diesen, die sich beständig in den Kabaks herumtreiben, sind verwegene Strolche, die vor keinem Verbrechen zurückschrecken und die den hungernden Arbeiter, mit dem sie zusammentreffen, nur zu leicht auf die Bahn des Verbrechens hinüberlocken.

Ein noch traurigeres Bild russischen Arbeiterlebens lernen wir kennen, wenn wir uns wenige Kilometer ostwärts wenden und den schmalen Landstrich durchschreiten, der den Don von der Wolga trennt. Auch die Wolga, und namentlich ihr Unterlauf, übt eine große Anziehungskraft auf die russischen Arbeiterkreise aus. Viele Zehntausende kommen zum ‚Mütterchen Wolga', um dort in verschiedenen Gewerben oder auf den Landungsplätzen der großen Handelsstädte oder beim Fischfang Beschäftigung zu suchen. Die Wolga ist noch nicht völlig eisfrei, und schon schwimmen Barken den Strom hinab, auf denen Arbeiter nach Süden eilen. Ihre letzten paar Kopeken haben sie zur Bezahlung der vielleicht zwei bis drei Wochen dauernden Fahrt geopfert, aber sie wissen, daß sie im Gebiet der großen Fischereien sofort Beschäftigung finden und ein Handgeld erhalten. Von Zarizyn bis hinab ins Wolga-Delta bevölkern sich die Ufer. Mehr als 60,000 Menschen, Männer und Frauen, sind nun dort während der nächsten sechs Monate thätig, und auf den Versandtplätzen, wo die gefangenen Fische eingesalzen werden, währt die Arbeit Tag und Nacht. Wenn das nächtliche Dunkel die Ufer verhüllt, werden Holzstöße angezündet, und Tausende von Händen regen sich beim Feuerschein. Alle diese Menschen leben in elenden, feuchten Erdhütten, mitten im Sumpf; wie überdies die Luft von dem Gestank faulender Fische verpestet ist — kann man schon nach den Unmassen fauler Fische beurteilen, welche ein mit der Untersuchung der Gesundheitsverhältnisse betrauter Ausschuß allein in der Stadt entdeckte. Und trotz der elenden Lage, in der er sich hier befindet, muß der russische Arbeiter noch froh sein, wenn er solche Beschäftigung findet. An Mitbewerbern, die noch geringere Ansprüche an das Leben stellen, fehlt es hier nicht, und von solchen Arbeiten, die nur rohe Körperkraft erfordern, ist er schon längst von Tataren, Kirgisen und Kalmüken

verdrängt. Kein Russe vermag so schwere Arbeit zu leisten und keiner ist mit so geringem Lohn zufrieden, wie die Angehörigen dieser „Fremdvölker". Ohne sie wäre der Fischfang auf der Wolga in seinem heutigen Umfang unmöglich, aber es ist auch ein grauenvolles Bild menschlichen Elends, das dieser Betrieb bietet.

Der Feinschmecker, der astrachan'schen Kaviar oder einen der köstlichen Sterlets aus der Wolga verzehrt, ahnt nicht, mit wie vielen Menschenleben der Genuß erkauft ist, dem er sich hingiebt. Er ahnt nicht, daß er den Ertrag einer Sklavenarbeit verzehrt, die weit mehr Beachtung verdient, als das Loos der Neger Afrika's. Das ganze Wolga-Delta und ein großer Teil der Küsten des Kaspi-Sees bildet ein Sklavengebiet, in dem die Kräfte vieler Tausend Menschen in einer Weise ausgebeutet werden, wie es schlimmer in den Pflanzungen Amerika's nie der Fall war. Für den amerikanischen Pflanzer war sein Sklave ein Grundvermögen, das er sich möglichst lang zu erhalten suchte, weshalb er sich scheute, ihn durch übermäßige Anstrengung vor der Zeit arbeitsunfähig zu machen. Die Arbeiter an der unteren Wolga aber sind nicht Eigentum ihrer Herren, der Fischereipächter, und keine Rücksicht auf eigenen Vorteil hält diese zurück, sie schonungslos auszubeuten. Sie sind zwar Sklaven, aber Sklaven der Not, die sie zu einem Erwerbszweige treibt, in dem sie für schwere Arbeit ein kümmerlicher Lohn und dann frühzeitiger Tod oder lebenslängliches Siechtum erwartet.

Es sind, wie gesagt, nicht Russen, um die es sich handelt. Russen sind zu Tausenden mit der Gewinnung des Kaviars, mit dem Einsalzen und Versenden der Fische beschäftigt, aber die schwereren Arbeiten beim Fischfang, das Herausziehen der Netze überlassen sie den Kalmüken und Kirgisen. Da gilt es, mit fünfzehn Pfund schweren Stiefeln an den Füßen und in entsprechend schwerer Kleidung sechs bis acht Stunden im Wasser zu arbeiten. Im Sommer ist die Arbeit noch leicht, die Netzzieher müssen aber auch im Winter mehrere Stunden im Wasser zubringen, bevor sie das Netz ans Land gezogen haben. Sobald sie ans Land kommen, gefriert das von ihnen herabträufelnde Wasser und eine Eiskruste überzieht ihre Kleidung. Sie schütteln sich, daß die Eiskrystalle wie Splitter von ihrem Körper wegfliegen, und steigen dann wieder hinein in die eisige Flut zu neuer Arbeit. Dergleichen verträgt selbst der an Kälte gewöhnte Russe nicht. Russische Arbeiter, die sich solcher Beschäftigung zuwenden, erliegen den Anstrengungen in kurzer Zeit, und der ganze Fischfang würde während der kalten Jahreszeit stocken, wenn es an der unteren Wolga nicht hungernde Kalmüken und Kirgisen gäbe, die für einige Rubel Gesundheit und Leben in die Schanze schlagen. Die Kalmüken, unter denen sich häufig Männer von riesigem Körperbau finden, sind geschätztere Arbeiter, als die schwachen, mageren Kirgisen; letztere vermögen kaum halb so viel zu leisten, als die Kalmüken, und erhalten auch durchschnittlich etwa 15 vom Hundert weniger Lohn. Den Fischereipächtern sind sie auch deshalb weniger willkommen, weil der schlaue Kirgise oft ein Handgeld nimmt und in der nächsten Nacht spurlos in der Steppe verschwindet, ohne seinen Verpflichtungen nachzukommen. Auf die Dauer sind allerdings auch die Kalmüken solcher aufreibenden Arbeit nicht gewachsen, und die Sterblichkeit ist unter ihnen sehr groß, aber wer fragt danach, ob ein Kalmük weniger auf der Welt ist? Als die Regierung vor einigen Jahren Erhebungen über die Lage der Arbeiter im Fischereibetrieb anstellen ließ, fand man, daß im Laufe eines einzigen Jahres im Dienste eines einzigen Fischereipächters mehr als 25 Kalmüken an der Wassersucht gestorben. Man hatte sie, als arbeitsunfähig, einfach davongejagt, und sie waren in der Steppe ihrem Leiden erlegen.

An Rheumatismus in stärkerem oder schwächerem Grade leiden alle Arbeiter. Für dieses Uebel gibt es, wenn nicht Heilung, so doch Linderung in den nahen Salzseen. Auch beim Brechen des Salzes sind überwiegend Kalmüken, Kirgisen und Tataren beschäftigt. Viele Kalmüken, die den ganzen Winter hindurch im eisigen Wasser gearbeitet, bieten im Frühjahr den Salzpächtern ihre Dienste gegen geringfügigen Lohn oder völlig unentgeltlich an, weil sie von der Arbeit in den Salzlagern Wiederherstellung ihrer Gesundheit erhoffen. Ein tägliches Bad in der Salzsoole stellt sie im Laufe des Sommers meist wieder so weit her, daß sie zu ihrer Winterbeschäftigung beim Fischfang zurückkehren können. Die ins Stocken geratene Maschine ist wieder eine Zeit lang brauchbar, und sie arbeitet so lange weiter, bis sie endlich gänzlich versagt.

Der stundenlange Aufenthalt in dem eiskalten Wasser und die anstrengende Arbeit ist aber nicht die alleinige Ursache der Krankheiten, die alljährlich die Reihen der Arbeiter lichten. Neben Wechselfieber, typhusartigen Krankheiten und Erkältungen aller Art herrscht unter ihnen die Mundfäule, viele leiden an Nagelgeschwüren und Ausschlag, und geschlechtliche Krankheiten gelangen zu einer geradezu schaudererregenden Entwicklung. Die ganze Lebensweise der Arbeiter ist eine höchst unbefriedigende. Am allerwenigsten ließe sich noch über die Beköstigung Klage führen, die ihnen zu teil wird, weil sie eine reichliche ist, aber ihre Einförmigkeit und insbesondere der Mangel von Fleisch- und Grünspeisen oder das gänzliche Fehlen derselben erzeugen unter den Arbeitern im Fischereigewerbe allmählich Krankheiten, die eine Folge verdorbener Säfte sind. Auch die Anlage der Arbeiterwohnungen an den Fischereiplätzen ist eine höchst unvorteilhafte. Die Wohnungen bestehen aus niedrigen, finsteren, mit Lehm beworfenen Hütten aus Schilfrohr, die ohne Lüftung und im Verhältnis zu der Arbeiterzahl sehr beengt sind. Die Frauen, Erwachsene und Minderjährige, werden sehr oft in einem und demselben Raum untergebracht. Die in Fäulnis übergehende Salzlacke beim Eingang, die Aus-

dünstung des auf die Erde gegossenen Spülwassers, das keinen Abfluß findet, die niedrige Lage der Fischereiplätze und die daraus entstehende beständige Feuchtigkeit, endlich der üble Geruch des geschmolzenen Fetts — dies alles kann nur schädlich auf die Gesundheit der Arbeiter einwirken. Die Krankheiten nehmen überhand und gelangen zur äußersten Entwicklung, da jeder ärztliche Beistand fehlt, der den Kranken zu Beginn der Erkrankung geboten werden könnte. Jetzt wird der erkrankte Arbeiter entweder zum Verlassen des Arbeitsplatzes gezwungen oder bis zu seiner Genesung in der allgemeinen Kaserne untergebracht. Arzneien werden nicht angewendet, solche ausgenommen, welche die rohe Marktschreierei irgend eines Kurpfuschers empfiehlt, der sich unter den Arbeitern befindet und oft bei Aderlässen die Obliegenheiten eines Feldschers verrichtet. Bisweilen ziehen sich die Kranken in das Schilfdickicht in der Nähe des Fischereiplatzes zurück und erholen sich dort wieder oder sterben an Entkräftung. Der Arbeitgeber überläßt einen erkrankten Arbeiter meist vollständig seinem Schicksal; er ist taub gegen alle Bitten, ihn nach der nächsten Heilanstalt befördern zu lassen, und verschanzt sich in der Regel hinter dem Vorwand, daß er kein Boot und keine Leute zur Verfügung habe, während thatsächlich die Beförderung solcher Unglücklichen nach dem Krankenhause entschieden keine Mühe verursacht. Dadurch finden jahraus jahrein viele Arbeiter einen frühen Tod oder bleiben ihr Leben lang Krüppel.

Wenn aber hier, wo die Ausbeute eine riesige, die vortheilhafte Verwertung der Fische durch die verschiedenartigsten Verkehrsmittel erleichtert ist und manche Fischereiplätze ihren Besitzern 100,000 und mehr Rubel Reingewinn bringen, solche Zustände herrschen, was kann man da erst von Fischereibetrieben erwarten, die unter minder günstigen Verhältnissen bestehen! Wenn man den Ob hinabfährt, sieht man hie und da im Schilfdickicht der sumpfigen Ufer einige kleine Holzhütten. Das sind die Wohnungen der Arbeiter, die hier den ganzen Sommer hindurch im Dienste der Fischereipächter thätig sind. Das Leben, das sie auf solchen Plätzen, fern von menschlichen Niederlassungen, mitten im Sumpfe führen, ist nicht beneidenswert; schwere Arbeit bei schlechter, einförmiger Kost (Brot und Fischsuppe, nur an Festtagen auch Thee), und schließlich ein Lohn, der nur in Sibirien möglich ist, wo das Geld hohen Wert hat und die Nachfrage nach Arbeit stets größer ist, als das Angebot. Die Aufseher und Arbeitsleiter erhalten zwar an 300 Rubel Gehalt, die gemeinen Arbeiter aber verdienen durchschnittlich nur 20, viele nur 15 Rubel während des ganzen Sommers. Die Arbeiter teilen sich meist in zwei Abteilungen, deren eine ausruht, während die andere arbeitet, und da jede Abteilung mindestens fünf Netzzüge zu leisten hat, bevor sie abgelöst wird, dauert die ununterbrochene Arbeit oft 18 bis 20 Stunden, bei ungünstiger Witterung vielleicht anderthalb Tage! An Hülfe für Erkrankende hat auch hier niemand gedacht. Die nächste Stadt, in der sich ein Arzt befindet, kann vielleicht erst nach mehrtägiger Bootsfahrt erreicht werden, und selbst wenn sich der Fischereiunternehmer herbeiließe, ein Boot und Ruderer zur Fortschaffung des Kranken zu bewilligen, wäre es noch fraglich, ob ihm die Hülfe nicht zu spät käme. Der Fischereiunternehmer findet seinen Betrieb schon genug gestört, wenn ein Arbeiter stirbt und die Leiche zur Beerdigung nach dem nächsten Kirchdorf gebracht werden muß.

So traurig das Loos dieser Arbeiter ist, so fehlt es doch nicht an solchen, die jahraus jahrein sich wieder einfinden. Den mit russischen Verhältnissen nicht Vertrauten wird so geringer Lohn bei so schwerer Arbeit um so mehr überraschen, wenn er hört, wie riesig die Ausbeute der Fischereien am Irtysch und Ob ist. Im einzigen Kreis Narym werden jährlich ungefähr 100,000 Pud (1 Pud = 16.38 Kgr.) Fische im Werte von mindestens 400,000 Rubel gefangen, und Herr Poljakow, der lange am untern Ob verweilte und die Fischereiverhältnisse gründlich kennen lernte, schätzt die dortige Ausbeute auf mindestens eine halbe Million Pud oder mehr als acht Millionen Kilogramm! Die Fischereipächter haben allerdings mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber angesichts eines so riesigen Ertrags erscheint der den vier bis fünftausend während des Sommers am Ob thätigen Arbeitern gezahlte Lohn ganz unverhältnismäßig gering, und man fühlt sich geneigt, anzunehmen, daß der Arbeiter auch hier in unmenschlicher Weise ausgebeutet wird und nur die geringen Löhne den großen Aufschwung des Fischereigeschäftes ermöglichen.

Es ist das immer und ewig in den verschiedensten Verhältnissen an unser Ohr klingende Klagelied, daß der Arbeiter wohlberechneter Ausbeutung ausgesetzt ist. Er vermag sich dem ihn mit Hunderten von Fangarmen umschlingenden Polypen Geldmacht nicht zu entziehen, mag er nun in seinem Heimatdorfe bleiben und dort mühsam hinter dem Pflug und in den Wintermonaten in der zur Werkstätte umgewandelten Wohnstube sein Brot verdienen oder, verlockenden Verheißungen folgend, sein Glück in der Fremde versuchen.

Ein Ausflug nach Westafrika.

Von Dr. med. Robert Müller.

(Fortsetzung.)

Am 24. Februar verließen wir den Hafen und giengen nach Kapstadt in See, wo wir am Morgen des 23. März ankamen. Wir fuhren nicht entlang der Küste, wegen des in diesem Falle dort ungünstigen Windes und Stromes, sondern in einem großen Bogen, an St. Helena vorbei, in die Region der Westwinde, die uns denn auch in die Tafelbay hineinbliesen. Schade war es, daß wir die Stadt nicht einen Tag früher erreichten, da wir dann Kaisers

Geburtstag, der von unsern vielen Landsleuten dort festlich begangen wurde, wie wir nachher hörten, hätten mitfeiern können. So verlebten wir ihn, außer in Galahosen, in Mäßigkeit und Einsamkeit. Doch mit Entzücken werde ich immer an den Morgen denken, an dem wir in die Tafelbay einliefen. Zuerst lag noch der Nebel über dem Bilde, aber plötzlich jagte die Sonne ihn davon und bestrahlte nun und beglänzte alles vor uns: das klare, ruhige Wasser, die Molen, die Schiffe, die weißen Häuser und die Berge. In der Mitte stieg steil und schroff der Tafelberg empor, an dem jede Kante, jeder Grat klar und deutlich zu erkennen war. Nachdem wir nur kurze Zeit auf der Rhede verweilt hatten, giengen wir in den Hafen und direkt ins Dock und lagen nun, durch eine Brücke mit dem Lande verbunden, ruhig und sicher vor Wind und Wetter da. Der vierzehntägige Aufenthalt in Kapstadt war für uns alle eine rechte Erholung. Um diese Zeit ist es Herbst dort, und der bringt die schönsten Früchte, Weintrauben, Aepfel, Birnen u. s. w. in Hülle und Fülle. Auch fehlte es sonst nicht an guter Beköstigung. Daß wir mehr am Land als auf dem Schiffe waren, kann man sich leicht vorstellen; von besonderem Werte war es für mich, dort in einer Familie verkehren zu können, die mit der meinigen bekannt war. Wir machten Ausflüge in die wundervolle Umgebung und unterhielten uns aufs Beste.

Kapstadt ist das Land der Sprachverwirrung, da hier von allen Seiten und Ländern die Menschen zusammentreffen. Mit der deutschen Sprache kommt man noch am weitesten, da es scheint, als ob das deutsche Element hier in allen Verhältnissen vertreten wäre. Wir trafen auf die lustigsten Zustände. Da waren in der einen Familie Vater und Mutter Deutsche, aber von den Kindern konnte kein einziges Deutsch sprechen, und die Hausfrau konnte wieder nicht Englisch, sprach aber dafür mit dem Dienstmädchen Holländisch. In der zweiten war der Vater ein Deutscher, die Mutter eine Engländerin, die wohl Deutsch verstand, es aber ungern sprach; die Kinder sprachen Englisch und wurden englisch erzogen, d. h. man schloß sie einfach in ihren Spielplatz ein und ließ nur das eine oder andere heraus, wenn es in eine Unterrichtsstunde mußte. Besondere Fertigkeit hatten diese Kinder speziell sich im Klettern erworben; die kleinen Mädchen konnten es aber besser als die Jungen. In wieder einer anderen Familie war der Mann ein Deutscher, die Frau eine Französin, die wohl Englisch und Französisch, aber nicht Deutsch sprach. Dagegen sprachen hier die Kinder Deutsch und wurden in deutscher Weise erzogen.

Wir haben es außerdem noch mit einem Elemente zu thun, das in Kapstadt sehr in den Vordergrund tritt — das sind die Malaien. Sie befinden sich in allen möglichen dienenden Stellungen, haben jedoch dabei ihre Sitte und Art beibehalten. In ihren weiten, aufgebauschten Röcken und weißen, großen Kopftüchern sind die Frauen schon von weitem erkennbar, und auch die Männer verleugnen, obwohl sie teilweise ihre charakteristische Tracht abgelegt haben, ihre Herkunft nie. Denkt man sich zu diesen allen noch eine große Anzahl Neger und Mischlinge, so wird man sich von dem Völkergemisch in Kapstadt eine Vorstellung machen können. Am besten sieht man sie alle zusammen vertreten in den Sträflingsscharen, welche in den Docks arbeiten. Da sind Repräsentanten der Spitzbuben der ganzen Welt. Der heruntergekommene Europäer nimmt einen nicht kleinen Bruchteil dieser zu „hard labour“ verurteilten Verbrecher ein, und mit Schaudern muß man bei ihrem Anblick an die Wandlungen denken, die sie durchgemacht haben. Die Behörden in Kapstadt verurteilen mit der größten Strenge besonders Diamantendiebstähle, die oft genug vorkommen werden. Zu meinem größten Bedauern war es mir, bei der Weite der Entfernung, nicht möglich, die Diamantfelder bei Kimberley zu besuchen.

Für den Sammler gibt es in Kapstadt die schönsten Sachen. Zunächst einmal darf man seinen weiblichen Verwandten Silberblätter mitzubringen ja nicht vergessen. Es sind Blätter von einem Baume, der nur hier wächst, die wegen ihres Silberglanzes allerliebst aussehen. Sie werden von Künstlern angeboten, die darauf das, was man wünscht, sehr zierlich aufmalen: das Schiff, auf dem man fährt, Ansichten u. s. w. Sodann bekommt man an billigen und doch willkommenen Sachen: Straußeneier, Korallen und Muscheln aller Art, unter denen man die schöne Nautilus-Muschel am ehesten wählen wird. Darnach kommen Felle von Löwen, Tigern und sonstigen Bestien und die Straußenfedern. Unsere Leute waren besonders hinter den letzteren her. Einem aber passierte ein Malheur. Für schweres Geld hatte er sich zwei Federn erworben, sich aber darnach mit allerlei Getränken betäubt. Als er an Bord gestolpert kam, hielt er fest und sicher in seiner Hand die beiden Federn, die er gewiß seiner Liebsten zu Hause zu verehren gedachte, aber die Schäfte waren durchgebrochen und der schönste und größte Teil der Federn war verloren gegangen. Wie wird er sich am anderen Morgen verflucht haben!

Greift man dann noch tiefer in seinen Beutel, so erwirbt man sich Kaffernwaffen und Arokodolithe, eine Art bunter Steine, die in den Goldfeldern gefunden und aus denen allerlei Schmuckgegenstände hergestellt werden. Und ist man ein Nabob, so kaufe man Diamanten, versäume aber beileibe nicht, sich einen Ausweis darüber geben zu lassen, wo und wie man sie gekauft; denn sonst kommt die Polizei, sieht einen für einen Diamantendieb an, hängt einem eine eiserne Kette mit Kugel ans Bein und läßt einen 10 Jahre in den Docks arbeiten.

Am 6. April giengen wir von Kapstadt wieder fort und besuchten zunächst Angra Pequena. Zwischen einer Reihe von Guano-Inseln, deren eine den in diesem Falle sehr passenden Namen Plumpudding führt, und dem Festlande liegt vor Angra der Hafen, der, wenn er auch nur

vier Faden tief ist, für unser Schiff doch zugänglich war. An Land und in Sand liegt die Lüderitz'sche Niederlassung, ein paar für Menschen und Ochsen notwendige Häuser und die Lagerräume. Es muß ein grausig ödes Leben dort sein. Zuweilen ist der Agent genötigt, eine Reise landeinwärts zu machen, und ganz, ganz selten kommt einmal ein Schiff dorthin. Die Reisen werden auf Karren unternommen, die von 10 bis 12 Ochsen gezogen werden. Mit einer langen Peitsche lenkt der Führer den Zug vom Karren her, der, denke ich mir, nur langsam durch den Sand dahinkriechen wird. Das einzig Interessante, das es dort für uns gab, war eine Anzahl von Hörnern, von einer Art Steinbock und Antilopen, sowie Felle, die wir mit wenig Kosten bekommen konnten.

Auf Angra folgte Walfisch-Bay in der Reihe der Plätze, die wir anliefen. Dieser Ort, der immer noch in englischem Besitz geblieben ist, macht einen, Angra Pequena gegenüber, geradezu bedeutenden Eindruck, wenn auch das Land ebenso sandig ist. Da steht sogar eine Kirche, wie denn überhaupt die Missionare dort den allergrößten Einfluß haben. Die Bevölkerung wird von einer Anzahl Europäer, die mit ganzer Familie dort leben, und den Hottentotten, die ich hier zum erstenmale sah, gebildet. Ich war erstaunt über die helle Hautfarbe und die geschlitzten Chinesenaugen bei Negerlippen und -Nasen. Es wird, wie ich höre, infolge dieses Aussehens sowohl, wie auch noch einiger anderer Gründe wegen, angenommen, daß die Hottentotten mit den Chinesen zusammenhängen. Da ich hievon nichts verstehe, will ich die erwähnten anderen Gründe nicht weiter anführen. Dabei gelten die Hottentotten für intelligent, sind gute Schützen und gefürchtete Feinde. Ein in Walfisch-Bay ansässiger Deutscher nannte sie die Franzosen von Südwestafrika und Walfisch-Bay ein kleines Paris. Wenn die erste Hälfte dieser Behauptung so wenig Wahres enthält wie die zweite, ist es mit den Hottentotten nicht weit her. Doch fiel mir ein Buch in die Hände von Dr. Theophilus Hahn, der — selbst unter ihnen aufgewachsen — versucht hat, von der Sprache der Hottentotten einen Begriff zu geben. Ich möchte über das Buch hier gern referieren: das Charakteristische der Hottentotten-Sprache besteht in ihren Schnalzlauten, deren sie vier haben und die Hahn unterscheidet in Labiales, Dentales, Palatales und Laterales, je nachdem sie unter vorwiegender Beteiligung der Lippen, Zähne, des Gaumens oder der ganzen Wand des Mundes mit der Zunge hervorgebracht werden. Sie sind es, die das Erlernen der Sprache erschweren, besonders auch dadurch, daß sie alle Anlaute sind. Dr. Hahn hat sie aber zu fixieren versucht und sogar Schriftzeichen für sie erfunden; jedoch glaube ich nicht, daß man mit Hülfe der Grammatik wird Hottentottisch lernen können, besonders schon deshalb nicht, weil ein ganz besonders gebauter und von frühester Kindheit an dazu gezogener Mund erforderlich ist, der imstande wäre so zu arbeiten, daß richtige Schnalzlaute hervorkommen. Sie spotten jeder Beschreibung. Ein Teil des Hahn'schen Buches wird übrigens ausgefüllt durch einige Märchen (oder wie wirs nennen wollen) und sodann durch Ausdrücke der Entrüstung darüber, daß mit Hottentottenwörtern gar nicht behutsam umgegangen wird. So ist es unerhört, daß von Damara- und Namaqua-Land, von Damaras und Namaquas gesprochen wird, da es doch das Dama- und Nama-Land und die Dama und Nama heißt; denn, sagt der Autor, wer würde wohl sagen „der Romanus" oder wer würde das französische Wort „la beurre" mit Mutter übersetzen, da es doch Butter heißt. Ja, ja! es ist wahr, die Oberflächlichkeit ist ein großes Uebel.

Wenn man in Walfisch-Bay an Land will und nicht mit einem eigenen Boote fahren kann, so ist das kein Vergnügen. Die gewöhnlichen Fischerboote werden nämlich, wenn sie vor Anker liegen, von den Vögeln für Guano angesehen, auf denen sie pflichtschuldigst ihre Spenden niederlegen. Dadurch wird das Boot allmählich dermaßen mit Guano-Geruch imprägniert, daß das Sitzen darin nicht schön ist. An Land indessen wird man freundlich aufgenommen und bewirtet, letzteres sogar im Uebermaß, so daß eine lustige Gesellschaft Abends „Guter Mond, du gehst so stille" singen mußte, was nun wieder nicht gut war. Denn ein kleiner, christlich erzogener Junge hörte es, lief erschreckt zu seiner Mutter und klagte ihr: Onkel und die Soldaten sind Heiden; denn sie singen den Mond an.

Das merkwürdigste in Walfisch-Bay sind die Hammelschwänze, die enorm fett werden; wenn ich mich recht erinnere, bringt es manch strebsamer Hammel dazu, daß sein Schwanz 20 Pfund wiegt, über welche Leistung man sich billigerweise freuen muß. Die Viehzucht ist hier, wenn auch nicht direkt an der Küste, sodann meilenweit davon entfernt, dasjenige, was die Leute, eingewanderte Holländer, betreiben. Sie kommen zuweilen zur Küste herunter, und auch ich sah deren und freute mich über das gesunde, kräftige Aussehen sowohl der Männer wie der Frauen. — In der Bucht giebt es eine Menge Fische, von den schmackhaftesten bis zu den ekelhaften Haien hinab. Unsere Leute thaten ganz riesige Fischzüge und beschäftigten sich hier auch damit, die kleinen Haie mit der Angel zu fangen, welche Jagd sehr erträglich war, da die Tiere sofort bissen, wenn der Köder ins Wasser fiel. Sie wurden dann nur getötet und ins Wasser zurückgeworfen, wo sie sofort von ihren Verwandten liebevoll verzehrt wurden.

Auf Walfisch-Bay folgte ein vierzehntägiger Aufenthalt an der Küste zwischen hier und Kap Croß, dem nördlichsten Punkte des Lüderitz-Landes, behufs Aufsuchung des schon erwähnten Ogdon-Hafens und um die Küste oberflächlich zu vermessen. Es war keine leichte Arbeit, einmal des fast ständigen Nebels wegen und sodann, weil wir Nachts nicht unter der Küste bleiben konnten, sondern immer in See hinaus mußten. So öde das Land dabei auch aussah, die Contouren der hier ziemlich nahe an die

See herankommenden Berge erweckten doch Interesse, und die schöne, gewaltige Brandung bot immer wieder neue Bilder. Das Endresultat der Unternehmung war, um das beiläufig zu bemerken, daß der erwähnte Hafen nicht aufgefunden wurde, aber viele Verbesserungen der Karte vorgenommen werden konnten.

Am 2. Mai liefen wir in Mossamedes ein, einem portugiesischen Hafenplatze, welcher, an einer prachtvollen Bucht gelegen, der Endpunkt vieler aus dem Innern kommenden Karawanen und eine Art Bad für Malaria-Kranke ist, die von den nördlicher gelegenen Plätzen wohl hierher gehen, um sich zu erholen. Das Rindvieh war ungeheuer billig, so daß sechs große Tiere an Bord genommen wurden. Eines davon, ein prachtvolles schwarzes Exemplar, war durch das Ueberheißen in Wut geraten, riß sich an Deck los und setzte die gesamte Besatzung des Schiffes für eine halbe Stunde in Aufregung und heftige Bewegung, da sie bald hier-, bald dorthin stürzen mußte, um dem vor Wut schäumenden und brüllenden Stier nicht auf die Hörner zu geraten. Schließlich gelang es zwei Beherzten, ihn zu fesseln.

Von Mossamedes giengen wir nach Benguela, wo wir uns ebenfalls einige Tage aufhielten. Ich muß bedauern, darüber ebenso wenig berichten zu können, wie über Mossamedes, und verweise den Wißgierigen auf einen Aufsatz von Parsoné im „Ausland" Nr. 41, 1888.

Vom 12. bis 17. Mai lagen wir wieder im Hafen von Loanda und verlebten dort, im Verkehr mit angenehmen Leuten an Land, einige sehr vergnügte Tage.

Von Loanda segelten wir in einem Tage nach Banana. Damit waren wir am berühmten Kongo. Das Haupthandelshaus ist holländisch und stand unter Leitung zweier Herren, von denen wir einen bereits in Loanda kennen gelernt hatten, der uns auf das Eingehendste mit den dortigen Verhältnissen bekannt machte. Das holländische Haus ist ein großartiges Geschäft, das größte, welches wir an der Küste kennen lernten. In Banana selbst beschäftigt es 80 europäische „employers" und hat in den Faktoreien 400 schwarze Arbeiter. Die Wohnungen dieser Leute, in ganz kleinen Hütten, waren so primitiv wie irgendmöglich. Kaum ein Hausgerät, nur bretterne Fächer, in denen die Familien übereinander schliefen. Die Dampfer des Hauses, die allmonatlich einmal kommen, können direkt an einer Landungsbrücke anlegen und löschen, was eine große Bequemlichkeit ist gegenüber den Zuständen an anderen Plätzen der Küste, wo die Güter durch Boote an und von Bord gebracht werden müssen. Auch einen Arzt hält sich das Haus, der, wie er erzählte, in Banana noch keinen Europäer an Malaria hatte sterben sehen. Mit dieser Erfahrung steht er im Gegensatze zu Berichten, die von anderen über die Kongo-Verhältnisse gemacht werden.

Einzig in seiner Art ist es auch, daß hier ein Hotel besteht, aber man war zur Einrichtung eines solchen gewissermaßen gezwungen. Denn welch eine Schar von befugten und unbefugten „Afrikareisenden" hat wohl den Kongo aufgesucht und ist anfänglich den Faktoreien zur Last gefallen! Die Gastfreundschaft in ganz Westafrika ist großartig, aber sie wird oft mißbraucht, und es ist den Leuten in Banana nicht zu verdenken, wenn sie sich diese Last vom Halse gewälzt haben.

Das Schiff sollte einige Tage im Hafen bleiben, aber die Muskitos mochten uns gar nicht leiden und verjagten uns am anderen Tage, nachdem sie uns die Nacht hindurch scharf zugesetzt hatten. So flohen wir denn nach dem geliebten São Thomé, und hätten damit die letzte Station vor Kamerun erreicht, wo wir — nach fünftägigem Aufenthalte vor der schönen Insel — am 1. Juni wieder eintrafen.

5. Kamerun und St. Ascension.

In Kamerun hatte sich in der Zwischenzeit manches verändert. Zunächst waren die Vorarbeiten zum Gouvernementsgebäude auf der Joß-Platte so weit gediehen, daß am 17. Juni der Grundstein gelegt werden konnte. Der Gouverneur lud zu der feierlichen Handlung alle Häuptlinge, die im Flusse anwesenden Europäer und die Besatzungen der beiden Kriegsschiffe ein, wodurch eine große Anzahl von Festteilnehmern entstand. Hunderte von Schwarzen standen außerdem als neugierige Zuschauer umher. Die drei Hammerschläge that der Gouverneur, und im Grundstein wurde ein Dokument eingemauert, das von uns Anwesenden unterzeichnet wurde. Die Kings Bell und Akwa machten ein Handzeichen $\times\times\times$. In der Folgezeit wurde, wenn es das Wetter zuließ, rüstig an dem Bau gearbeitet. Unternehmer war ein Altonaer Haus, das zwei Bau-Aufseher herausgesandt hatte, die mit Accra-Maurern und -Zimmerleuten arbeiteten. Nach einer Photographie, die ich vor einiger Zeit von dem fertiggestellten Hause gesehen habe, muß es ganz wunderschön ausgefallen sein und der Joß-Platte zur höchsten Zierde gereichen. Diese war schon vorher, seit der Gouverneur dort wohnte, so verschönert, daß man sie kaum wieder erkannte. Wo vorher hohes, undurchdringliches Gras gestanden hatte, waren nun schöne Wege uud Boskets angelegt, die unter den großen Mangobäumen und Palmen zu Spaziergängen einladen konnten. In diesem Park befindet sich auch das Denkmal, welches die Schiffe „Olga" und „Bismarck" ihren Toten gesetzt haben, ein stattlicher Obelisk mit entsprechender Inschrift. Ebenso sind hier die irdischen Ueberreste Gustav Nachtigal's im vorigen Jahre beigesetzt worden. Das Grab der im Dezember 1884 im Kampfe mit den Kamerunern gefallenen Matrosen liegt nicht hier, sondern auf Suellaba, wo es von einem Zaune umgeben ist — und ebenso liegt der eigentliche Kirchhof von Kamerun, auf dem schon so manches heißklopfende Herz seine Ruhe gefunden hat, etwas mehr flußaufwärts neben der englischen Mission.

Auch die Zahl der Häuser auf der Joß-Platte vermehrte sich. Da sind außer der alten, kleinen Mission,

in welcher der Gouverneur anfänglich wohnte und die jetzt zum Hafenamt geworden ist, noch ein Gefangenhaus und einige andere notwendige Gebäude aufgeführt. Außerdem kommt noch dazu eine meteorologische Beobachtungsstation und ein Krankenhaus, so daß die Ansiedelung jetzt einen respektablen Eindruck machen wird. Auch auf dem Flusse begann die Kultur sich auszudehnen; denn — außer den Hulks, den einheimischen Kanus und den Arbeitsbooten und Kuttern der Faktoreien — gehörten als ständige Gäste jetzt hierher die Dampfbarkasse des Gouverneurs und die „Nachtigal", ein reizender Dampfer mit eleganter Einrichtung, ebenfalls zur Disposition des Gouverneurs stehend. Dann waren und wurden in diesem Sommer Tonnen gelegt und bis zur Mündung des Flusses hin am Strande Baken gebaut. Kommt noch hinzu, daß allmonatlich etwa vier Dampfer, zwei Küstendampfer, mehrere Kutter, die den Verkehr mit Fernando Po und Bimbia unterhielten und die beiden Kriegsschiffe im Hafen ein- und ausliefen, so muß man zugeben, daß das Leben auf dem Flusse ganz rege war. Damit nicht im Einklange stand die Zahl der europäischen Bewohner von Kamerun; denn wenn ich im September 1885 eine Bevölkerungsziffer von einigen 50 konstatieren konnte, handelte es sich im September 1886 nur noch um einige 30 Personen. Das kam daher, daß die Geschäfte ihr Personal teils entlassen, teils an andere Plätze versetzt hatten; und dieser Ausfall war so groß, daß er durch das Beamten-Personal nicht gedeckt wurde. Allerdings war dieses vergrößert worden; denn zu den ursprünglichen drei Mitgliedern — Gouverneur, Kanzler und Sekretär — gesellten sich noch zwei Sekretäre, ein Gerichtsdiener und ein Gouvernementsreisender, von dem noch die Rede sein wird. Schließlich wurde noch neu geschaffen die Stellung des Hafenkommandanten, die von einem Offizier bekleidet wurde, der auch mit auf der Joß-Platte wohnte. Jetzt hat sich die Zahl noch vergrößert; denn es sind hinzugekommen Schulmeister, Postsekretär und Arzt. Bedient wurden diese Herren ausschließlich von schwarzer Hand, nachdem die berühmte weiße Köchin Ida, die mit dem Gouverneur herausgekommen war, ihrer Gesundheit wegen in die Heimat hatte zurückkehren müssen.

Die Thätigkeit des Gouverneurs war eine rege und vielseitige geworden. Da wurden Fahrten auf den Flüssen unternommen, um mit den Häuptlingen bekannt zu werden oder Palaver abzuhalten, und diese kamen wieder flußabwärts, wenn sie Geschäfte zu erledigen hatten. Die Bevölkerung muß, den Berichten nach, besonders am Wuri, sehr dicht wohnen, und da jedes Dorf seinen Häuptling hat, ist deren Zahl nicht klein. Besonders angestellt, um Beziehungen zu diesen Häuptlingen anzuknüpfen, war der oben erwähnte Gouvernementsreisende, der oft wochenlang unter ihnen blieb und von Dorf zu Dorf bekannt zu werden wußte. Es schien dieses der rationellste Weg, um in das Hinterland einzudringen, da sich sonst unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Der Erfolg beweist ja auch jetzt die Berechtigung dieses Modus, Afrika zu erschließen. Außer dieser Thätigkeit hielt das Gouvernement jede Woche einmal einen Gerichtstag ab, zu dem die Völker von allen Seiten herbeiströmten. Die ganze Joß-Platte war dann bedeckt von den prozessierenden Parteien, die durch vom Schiffe gestellte Posten in Ordnung gehalten werden mußten. Dann machten in dieser Zeit die lieben Kameruner allerlei Dummheiten, die wieder in Ordnung gebracht werden mußten. Da geriet z. B. Jim Equalla, der Häuptling von Deidodorf, mit King Akwa in Fehde und hatte die Unverfrorenheit, bei dieser Veranlassung sein Dorf mit Schützengräben zu umgeben, die wieder zuzuwerfen wahrhaftig mit Recht ihm aufgegeben wurde. Als er zauderte, wurde er genommen und bei uns so lange angeschlossen, bis die Seinen die Erde um das Dorf herum wieder geebnet hatten. Uebrigens ließen sie ihn zur Zeit dieser Gefangenschaft nicht verderben, sondern brachten ihm so reichlich zu essen, wie sie nur immer konnten. Wahrscheinlich um uns zu imponieren, servierten ihm seine Sklaven das Futter in schönem, neuem Geschirr. Auch die Bell- und Joß-Leute gerieten einmal in Zwist und schlugen sich herum, wogegen der Gouverneur nichts einzuwenden hatte. Aber als schon wieder Friede gemacht war, brach ein anerkannt gemeiner Kerl, London Bell, Nachts in das Joß-Dorf ein und hackte eine Menge Bananenbäume ab. Solche niederträchtige Handlung konnte ihm unmöglich nachgesehen werden, weshalb auch er brummen mußte. Sogar Manga Bell wurde einmal in Haft genommen wegen irgendeiner Veranlassung, die ich vergessen habe, und war darüber mit Recht etwas beschämt; denn es war allerdings ein Unterschied für ihn: in der Kommandantenkajüte sitzen und frühstücken, wie es früher wohl geschehen war, und nun unter dem Sturmdeck an ein Geschütz angeschlossen sein. Bei seiner Entlassung fragte er daher auch zweifelnd, ob er nun wohl noch für einen Gentleman angesehen würde? Aber bescheiden ist er doch nicht geworden; denn er soll sich über die Gefangenschaft einmal dahin geäußert haben: es wäre nicht recht, ihn in Eisen zu setzen; ob man das etwa dem Kronprinzen von Deutschland auch anthäte, und er befände sich doch in der gleichen Stellung.

(Schluß folgt.)

Der englische Adel.

Von Rittner-Lübeck.

Bei vielen Deutschen, von denen freilich nur die wenigsten aus eigener Anschauung sich ein Urteil gebildet haben, die meisten vielmehr darauf schwören, was sie in tendenziösen Blättern gelesen haben, scheint es förmlich zum guten Tone zu gehören, die Zustände außerdeutscher Länder gegenüber den heimischen in den Himmel zu heben

und die eigenen in den Schmutz zu ziehen, dem Vogel gleich, der sein eigenes Nest beschmutzt.

Wer viel gereist ist und sich die Mühe nicht hat verdrießen lassen, die Institutionen anderer Länder durch eigene, vorurteilsfreie Anschauung zu studieren, anstatt gedankenlos abzusprechen, der gelangt zu wesentlich anderen Anschauungen, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir, ohne uns blind gegen vorhandene Uebelstände im deutschen Vaterlande zu verhalten, behaupten, daß alles in allem genommen weder die wirtschaftlichen noch die sozialen Verhältnisse in irgend einem Kulturlande besser liegen, wie in dem von seinen eigenen Söhnen so oft geschmähten Deutschland.

Es würde eine sehr heilsame Kur für alle Unzufriedenen dieser Gattung sein, wenn es thunlich wäre, sie samt und sonders ins Ausland zu schicken und sie zu zwingen, dort einige Jahre zu leben. Diese Herren würden sich sehr bald von den landläufigen Traditionen losmachen und, so unzufrieden mit den deutschen Verhältnissen sie auch abgereist sein mögen, verhältnismäßig zufrieden und versöhnt mit letzteren heimkehren.

So gehört es zu den beliebtesten Unterhaltungsartikeln freisinniger und sozialistischer Blätter, über den deutschen Adel herzuziehen, allenthalben eine Bevorzugung desselben sowohl im Militär- wie im Zivilstaatsdienste zu wittern, überhaupt den Adel als eine abgethane Sache darzustellen und demgemäß lächerlich zu machen.

Wir sind natürlich weit entfernt, uns für den Adel als besonderen Stand zu erhitzen, allein es mag uns gestattet sein, in den nachfolgenden Zeilen einen flüchtigen Blick darauf zu werfen, welche Verhältnisse bezüglich des Adels in England, dem Eldorado aller mit den deutschen Zuständen Unzufriedenen, heute noch herrschen und von der ganzen Nation anerkannt werden, ohne daß jemand fürchtete, sich dadurch einer Untreue gegen das Prinzip der modernen Gleichheit vor dem Gesetze schuldig zu machen. Man wird sich sehr bald überzeugen, daß der Adel heute noch in England eine ganz andere Stellung einnimmt, wie in Deutschland.

In keinem Lande Europa's ist z. B. die Verfassung des Adels eine so komplizierte wie in England und nirgends treten die Unterschiede zwischen hohem und niederem Adel, d. h. jenem, mit welchem ein besonderes Prädikat verbunden ist, und demjenigen, der nur ein Wappen ohne besonderen Titel zu führen berechtigt ist, so schroff hervor, wie in dem vielgerühmten freisinnigen England.

Während man in Deutschland und anderen uns bekannten Ländern unter dem Gesamtbegriff „Adel" alle Abstufungen: Fürsten, Grafen, Freiherren und Barone, wie nicht minder die einfachen Herren „von" zusammenfaßt, treten uns in England schon besondere Bezeichnungen für die beiden Hauptklassen entgegen, nämlich Nobility für den hohen und Gentry für den niedern Adel, wobei im voraus bemerkt sein mag, daß die Zahl der dem hohen Adel angehörigen Persönlichkeiten eine ganz begrenzte ist, im Gegensatze zu Deutschland, wo sämtliche Söhne das Recht besitzen, das Prädikat des Vaters zu führen, wenn nicht bei Erhebungen in einen höheren Adelsgrad ausdrücklich gegenteilige Bestimmungen getroffen sind, z. B. ist der Sohn des Fürsten Bismarck nicht berechtigt, den Titel Fürst zu führen.

Zur englischen Nobility gehören sämtliche Peers und diejenigen ihrer Descendenten, welche die Berechtigung auf die Anrede Lord oder Lady haben. Diese aber zerfallen wiederum in verschiedene Rangklassen, deren Verhältnis zu einander deshalb einige Aufmerksamkeit verdient, weil es, wenigstens in Europa, einzig in seiner Art dasteht.

Die englischen Peers zerfallen in fünf Rangstufen: Herzöge, Marquis, Earls, Viscounts und Barone. Der höchste herzogliche Titel kommt 6 königlichen Prinzen und 21 anderen Personen zu. Das älteste Herzogtum ist das von Norfolk; es wurde bereits im Jahre 1483 gestiftet. Wenn ein Herzog vorher niedere Grade der Pairswürde innegehabt hat, so bleibt ihm dieser Titel neben dem herzoglichen. Der älteste Sohn eines Herzogs wird in der Regel nach dem nächstniedrigen Titel seines Vaters, also meistenteils Marquis, genannt, doch kommt ihm dieser Titel nicht von Rechtswegen zu, sondern ist mehr eine Höflichkeitsform. Beispielsweise ist das Haupt der bekannten Familie Cavendish der Herzog von Devonshire, der in dieser Eigenschaft Sitz und Stimme im Hause der Lords besitzt, dessen ältester Sohn dagegen ist Mister Cavendish, allein er wird aus Höflichkeit gegen seinen Vater, entsprechend dem zweiten Titel des letzteren, Marquis of Hartington genannt. Vor dem Gesetze freilich bleibt der Marquis of Hartington stets der einfache Privatmann, der im Unterhause sitzt, was unzulässig wäre, wenn er, wie sein Vater, erblicher Peer wäre. Die anderen Söhne des Herzogs von Devonshire führen den Familiennamen, werden also als Lord Arthur Cavendish u. s. w. bezeichnet, während die Töchter einfach Lady Marie Cavendish, Lady Gwendolen Cavendish u. s. w. genannt werden. Der Familienname des Herzogs von Marlborough ist Spencer Churchill und sein ältester Sohn heißt Marquis von Blandford, während ein jüngerer Sohn als Lord Randolf Churchill bekannt ist und im Unterhause sitzt.

Der zweite Rang ist der des Marquis, ein Titel, der so ziemlich der gesellschaftlichen Stellung nach jenem des deutschen Markgrafen entsprechen dürfte. Auch in dieser Rangklasse führt der älteste Sohn das nächst niedrige Prädikat, welches der Vater zu führen berechtigt ist, während die jüngeren Söhne vor ihren Vornamen den Titel Lord, die Töchter dagegen Lady setzen. Es gibt im übrigen überhaupt nur 19 Marquis; das älteste Marquisat ist das von Winchester, welches im Jahre 1551 gestiftet wurde.

Der Titel Earl, welches Wort von dem angelsächsischen eorl herzuleiten ist, entspricht unserem „Graf," doch

gebührt derselbe nur Engländern dieser Adelsklasse; jeder nichtenglische Graf wird count genannt, wie denn auch die Gemahlin eines Earls, da eine weibliche Form dieses Wortes nicht vorhanden ist, countess heißt. Der älteste Sohn eines Earl erhält wiederum den nächstniedrigen Titel, den sein Vater zu führen berechtigt ist, während die jüngeren Söhne die Bezeichnung honourable, d. h. ehrenwert, edel, erhalten, wobei jedoch niemals der Vorname vergessen werden darf. Die Töchter der Earls heißen Lady unter gleichzeitiger Vorsetzung des Vornamens. Die Zahl der Earls ist auf 117 beschränkt; die ältesten Earls sind die von Derby, welche ihren Ursprung auf das Jahr 1485 zurückführen. Der älteste Sohn des Earl Nelson darf mit Bezugnahme auf den großen Seesieg seines Vorfahren den Titel Viscount Trafalgar führen.

Die nächste Rangstufe ist die der Viscounts, deren es 26 gibt; der älteste Viscount ist der aus dem Jahr 1550 stammende Viscount of Beresford. Die Söhne und Töchter eines Viscounts heißen sämtlich „honourable", abgekürzt „hon." geschrieben.

Zwischen der nun genannten und der letzten Adelsklasse, den Baronen, rangieren als geistliche Pairs die Bischöfe, welche Sitz und Stimme im Oberhause haben, wohingegen die Erzbischöfe von Canterbury und York vor den Herzogen ihren Platz haben. Solcher hoher geistlicher Würdenträger — Pairs — gibt es nur 24. Die Frauen dieser geistlichen Pairs sind freilich übel daran, denn während ihr Gatte als the Right Reverend the Lord Bishop of . . ., also etwa als der hochwürdigste Herr Bischof von . . . figuriert, muß die Frau Gemahlin mit dem einfachen Titel „Frau" zufrieden sein.

Die niedrigste Stufe unter den Pairs ist die der Barone, die ihren Titel häufig auf angelsächsischen Ursprung zurückzuführen haben; es gibt im ganzen 260 Barone; die ältesten, de Roß und de Spencer, stammen aus dem Jahre 1264; doch finden wir den Barontitel bereits im 12. Jahrhundert. Unter den Baronen findet man stets eine Anzahl hervorragender Juristen, wie denn auch der Lordkanzler stets zum Baron, manchmal sogar zum Earl ernannt wird. Derartige Barone heißen in England Law-Lords; ihr Ansehen ist gleich dem aller aus Verdienst Geadelten bei denjenigen, die sich des ererbten Adels erfreuen, kein besonders hohes. Alle Pairs werden in der Anrede wie im gewöhnlichen Leben als Lord, resp. Lady bezeichnet, einerlei welcher Rangstufe sie angehören.

Außer den genannten englischen Pairs gibt es aber auch noch 16 schottische und 28 irische Pairs, was indessen nicht ausschließt, daß die Inhaber dieser Würde gleichzeitig auch englische Pairs sind, z. B. ist der schottische Herzog von Buccleugh als Earl Doncaster Mitglied des Oberhauses, während der schottische Earl Abercorn zugleich englischer Marquis und irischer Herzog ist. Auch an weiblichen Pairs fehlt es nicht; zu diesen 7 Mitgliedern der weiblichen Pairie gehört die Baroneß Lady Spencer, sowie Miß Bourdett-Coutts, welche infolge zahlreicher Werke christlicher Nächstenliebe im Jahre 1871 die Pairswürde erhielt.

Um in England zur Pairswürde zu gelangen, muß man vor allen Dingen sehr reich sein, auf Landbesitz begründeten Einfluß besitzen und der politischen Partei, welche jeweilig das Heft in den Händen hat, wesentliche Dienste geleistet haben. Denn wenn immer auch theoretisch die Standeserhöhungen aus der Initiative der Krone hervorgehen, so hat doch der Premierminister eine sehr wichtige Stimme dabei; derselbe verteilt die Standeserhöhungen als Belohnungen an seine einflußreichsten Anhänger. Daneben wird die Pairswürde hie und da auch für andere Verdienste verliehen, bisher aber ist noch nie ein Arzt unter den Beförderten gewesen; auch der bekannte Dr. Mackenzie hat es nur bis zum Baronet gebracht.

Der Titel Baronet ist das Diminutivum von Baron und würde, wörtlich übersetzt, etwa dem deutschen „Barönchen" gleichkommen. König Jakob I. schuf diesen Titel und ließ sich jeden einzelnen mit 20,000 Mark = 1000 Pfund Sterling, einer zu jener Zeit sehr hohen Summe, bezahlen; gleichwohl fanden sich aber zahlreiche eitle Narren, welche sich nicht scheuten, dieses Geld für eine so nichtige Sache anzulegen. Wer heute auf den „Baronet" lossteuert, muß mindestens das Vierfache für wohlthätige Zwecke ausgegeben haben und einen zuverlässigen Rückhalt in seiner politischen Partei besitzen. Der Baronet führt den Titel „Sir" vor seinem Familien-, resp. Vornamen, z. B. Sir Morell Mackenzie, und seine Frau setzt vor ihren Familiennamen den Titel „Lady", doch fällt hier der Vorname fort, weil sie sonst mindestens für die Tochter eines Grafen angesehen werden würde. Der Titel „Baronet" ist der niedrigste, welcher erblich ist und auf den ältesten Sohn übergeht, ohne daß damit ein Sitz im Oberhause verbunden wäre.

Zur Ritterwürde, welche an die Zugehörigkeit zu einem der bestehenden Ritterorden gebunden ist, können auch Nichtadelige gelangen; sie gibt ihrem Inhaber die Berechtigung, seinem Namen das Prädikat „Sir" vorzusetzen und seine Gattin „Lady" anreden zu lassen.

Um noch bei dieser Gelegenheit einen Blick auf den mit den englischen Titelverhältnissen so eng verbundenen Klerus zu werfen, so sei zunächst erwähnt, daß bei keinem anderen Klerus so scharfe Unterschiede in den Titulaturen hervortreten. Der Erzbischof von Canterbury rangiert gleich nach der königlichen Familie und sein voller Titel ist: The most Reverend His Grace the Lord Archbishop of Canterbury, was deutsch etwa heißen würde: Se. Gnaden der hochwürdigste Lord-Erzbischof von Canterbury; bei seinen Unterschriften findet man hinter seinen Initialen das Wort: Cantuar. Der Erzbischof von York unterzeichnet W. Ebor., von Eboracum, der lateinischen

Bezeichnung für York. Der Bischof eines Stuhles in England führt den Titel: The right Reverend the Lord-Bishop of . . . (der hochwürdige Lord-Bischof von . . .), ein Kolonialbischof dagegen nur: The right Reverend Bishop of . . . (der hochwürdige Bischof von . . .). Ein Dekan heißt: The very Reverend the Decan of und ein Archidiakonus: The Venerable the Archdeacon (der ehrwürdige Archidekan); ein in einer Pfründe befindlicher Geistlicher führt den einfachen Titel Reverend, dem jedesmal der Vorname hinzugefügt wird.

Die Unterschiede und Abstufungen in den verschiedenen geistlichen Titulaturen sind äußerst kompliziert; es kann sich in diesem Labyrinth eigentlich nur ein Eingeborener oder jemand zurechtfinden, der lange Jahre in England gelebt und sich speziell für die Sache interessiert hat. Gleichwohl gibt es in England nicht so viele Titelträger wie in Deutschland, wo jeder Sohn eines Adeligen irgend welcher Rangstufe den Titel seines Vaters führt, dagegen aber auch ein solcher Titel lange nicht von der Bedeutung des englischen ist, da ihm der fideikommissarisch zu vererbende Familienbesitz eine sichere materielle Grundlage gewährt.

Wenn wir schon früher bemerkten, daß die Verleihung der Pairswürde praktisch in der Mehrzahl der Fälle nicht von der Krone, sondern vom Premierminister ausgeht, so seien hier noch die bedeutendsten Pairs genannt, welche ihre Würde den beiden hervorragendsten Premierministern der neueren Zeit verdanken. Disraëli ernannte während seiner ersten Amtsperiode im Jahre 1868 eilf Pairs, von denen einige, welche sich bereits im Besitze dieser Würde befanden, nur eine Rangerhöhung erfuhren. Der politische Gegner und Konkurrent des konservativen Disraëli, der vielgenannte, deutschfeindliche Gladstone entwickelte eine reichere (echt demokratische) Thätigkeit in dieser Richtung, denn er ernannte in den Jahren 1869—1874 nicht weniger als 36 seiner Anhänger zu Pairs, von denen 28 ganz neu in diese Würde eintraten. Disraëli verlieh ferner von 1874 bis 1880 zwei Herzogstitel, ein Marquisat, eilf Earltitel, sechs Viscounttitel und dreiundzwanzig Baronieen, während Gladstone von 1880—1883 im ganzen achtzehn Pairs schuf. Es kommt auch mitunter vor, daß die Paiswürde nur auf Lebenszeit verliehen wird, nicht minder, daß beim Aussterben einer Pairsfamilie der Titel anderweits vergeben wird.

In den Alpen Neuseelands.

Von R. v. Lendenfeld.

(Fortsetzung.)

Nach mehrstündiger Wanderung erreichten wir die andere Seite des Gletschers und stiegen über die Endmoräne hinab zu jenem Teil des Bodens des oberen Tasman-Thales, der zwischen dem Murchison und dem Tasman-Fluß liegt.

Von Nordwesten her, einige Kilometer oberhalb des Tasman-Gletscherendes, mündet das Murchison- in das Tasman-Thal, so daß der Tasman-Gletscher an der Mündung desselben vorbeizieht. Der Murchison-Fluß, welcher aus diesem Thale hervorkommt, wird jedoch nicht in seinem Laufe vom Tasman-Gletscher aufgehalten, sondern er fließt in einer engen Schlucht zwischen der linken Seitenmoräne und der westlichen Thalwand hin und vereinigt sich etwas unterhalb seines Ursprungs mit dem Tasman-Flusse.

Der dreieckige Fleck trockenen Landes, auf dem wir stehen, ist eine wüste Geröllhalde.

Der Tasman-Fluß kommt aus einem niedrigen Thor am Ende des Gletschers hervor. Selbst hier ist nur wenig blankes Eis sichtbar, so mächtig ist die Moräne, welche die Gletscherstirne verschleiert. Das Gletscherthor des Tasman-Flusses liegt in einer Höhe von 730 m. (nach meiner Messung). Haast berechnete die Höhe desselben zu 749 m.

Wenn wir bedenken, daß die Alpen Neuseelands nahezu in derselben geographischen Breite liegen wie die europäischen und daß die Mitteltemperatur an den benachbarten Küsten über 10^0 beträgt, so wird die außerordentliche Tiefe, bis zu welcher dieser Gletscher herabreicht, unser Staunen erregen. Reichen doch die europäischen Alpengletscher nicht unter 1400 m. und sind doch die neuseeländischen Alpen um volle 1000 m. niedriger wie die Montblanc-Gruppe. Dazu kommt noch, daß die Alpen Neuseelands sehr steil sind und daß sich nirgends innerhalb derselben Plateaux von größerer Ausdehnung ober der Firngrenze ausdehnen — Plateaux, auf welchen sich die Gletscher bilden könnten. Noch größer wird unser Staunen werden, wenn wir uns der Nordwestabdachung der Alpen zuwenden, denn hier reichen einige der Eisströme, wie z. B. der Franz-Josefs-Gletscher, bis 207 m. über die Meeresfläche herab. Wir müssen in Europa fast bis zum Polarkreis hinaufgehen, um Gletscher zu finden (in Norwegen), die so weit herabziehen ins Thal.

Die Schneegrenze liegt in den neuseeländischen Alpen mehrere Hundert Meter tiefer als in den europäischen, und zwar bei 2400 m. am Südostabhang und bei 2100 m. am Nordwestabhang.

Es reichen also die Gletscherzungen in Neuseeland — trotz der viel geringeren Horizontalausdehnung der Firnplateaux — viel weiter unter die Firngrenze herab als in Europa, und überdies liegt auch die Firn- (oder Schnee-) Grenze beträchtlich tiefer.

Wenn wir diesen Unterschied genauer betrachten, so werden wir zur Ueberzeugung gelangen, daß Neuseeland — im Vergleich mit Europa — sich heute noch in einer Glazialperiode befinde. Diese Schlußfolgerung gewinnt noch an Interesse, wenn wir bedenken, daß nicht Neuseeland allein, sondern die ganze südliche Hemisphäre heutzutage weit mehr vergletschert ist als die nördliche, daß

also die südliche Hemisphäre sich heute in einer Eiszeit befindet. Um zu zeigen, wie großartig die Vergletscherung Neuseelands ist und wie gerechtfertigt der Ausspruch, daß sich Neuseeland in einer Glazialperiode befinde, will ich annehmen, daß plötzlich unsere Alpen — die teilweise in der gleichen Breite, teilweise vom Aequator entfernter liegen als die neuseeländischen — ebenso vergletschert wären, wie die neuseeländischen.

Aus allen den südlichen Thälern drängen Eisströme heraus bis in die norditalienische Tiefebene, die Rebengelände vernichtend und die Seebecken bei Como, Riva 2c. erfüllend. Das Rhône-Thal enthält einen mächtigen Eisstrom, der über den Genfersee hinausreicht. Die Hochthäler des Wallis sind ganz ausgefüllt mit Eismassen, aus deren undulierender Oberfläche nur einzelne Felsgipfel aufragen. Auf dem freundlichen Thal von Zermatt lagert eine über tausend Meter dicke Eismasse — so würde es in den Alpen aussehen, wenn sie in gleichem Maße vergletschert wären wie die neuseeländischen.

Die Ursache der so viel bedeutenderen Vergletscherung der Gebirge in dem gemäßigten und polaren Teil der südlichen Hemisphäre ist nicht etwa darin zu suchen, daß es dort kälter ist, wie auf der nördlichen. Haben doch die Untersuchungen Hann's gezeigt, daß die Mitteltemperatur auf beiden Hemisphären die gleiche ist.

Die Ursache der Vergletscherung der südlichen Hemisphäre ist die größere Wasserfläche auf der südlichen wie auf der nördlichen Hemisphäre. Neuseeland speziell liegt in dem Mittelpunkte der „Hemisphäre der größten Wasserfläche". Unbedeutend nur wird südlich von der Breite des Kaps der guten Hoffnung das Meer unterbrochen von einzelnen Inseln und der Südspitze Amerika's. Die Luft ist infolge der großen Ausdehnung des Meeres außerordentlich feucht, viel feuchter als in den entsprechenden Breiten der nördlichen Hemisphäre, und es ist deshalb auch die Niederschlagsmenge eine viel größere. Besonders in den Gebirgen von Neuseeland und Patagonien, wo die horizontal über die weiten Wasserflächen der Umgebung wehenden Winde nach oben abgelenkt und abgekühlt werden, ist die Niederschlags- beziehungsweise Schneemenge eine sehr große.

Dazu kommt noch, daß die Temperatur eben auch infolge der großen Wassermasse eine viel gleichmäßigere ist wie bei uns: das Klima von Neuseeland ist ozeanisch. Während dort, in der Breite der Alpen, Mais und Wein auch in den Tiefebenen nicht mehr kultiviert werden können, ist doch das Klima an der Küste und im flachen Lande so milde, daß nirgends der im Winter zuweilen fallende Schnee mehr als einen oder zwei Tage liegen bleibt.

Die Winterkälte vergrößert die Gletscher nicht. Sofern die Temperatur unter 0^0 liegt, bleiben sie unverändert. Ob das Minimum -40^0 oder -4^0 beträgt, ist auf das Wachstum der Gletscher von keinem Einfluß. Anders verhält es sich mit der Sommerwärme. Geringe Wärme über 0^0 wird das Wachstum der Gletscher nur wenig aufhalten, hohe Wärme aber sehr wesentlich, und es ist offenbar auf den Gletscher von größtem Einfluß, ob die Temperatur der umgebenden Luft $+4^0$ oder -4^0 beträgt.

Da nun, wie wir oben gesehen haben, die Mitteltemperatur in der nördlichen und südlichen Hemisphäre in entsprechenden Breiten annähernd die gleiche ist und im Süden Sommerwärme und Winterkälte — infolge des ozeanischen Klima's — bedeutend geringer sind, weniger von der Mitteltemperatur abweichen, so ist es klar, daß die südlichen Gletscher schon aus diesem Grunde allein größer sein müssen, als die nördlichen in gleichen Breiten. Die exzessive Sommerwärme der nördlichen Hemisphäre löst die Gletscher auf. Die exzessive Winterkälte trägt nichts zu ihrer Vergrößerung bei.

Die Temperatur nimmt überall mit zunehmender Höhe ab, weil die Luft nicht von oben von der Sonne direkt, sondern von unten durch die Rückstrahlung vom Boden erwärmt wird. Es ist deshalb klar, daß dort, wo die rückstrahlende Bodenfläche klein und das Gebirge hoch, steil und schmal ist, die Temperaturabnahme mit zunehmender Höhe eine raschere sein wird, als dort, wo das Gebirge breiter, horizontal ausgebreitet und die Bodenfläche eine größere ist. In der That haben meine Temperaturbeobachtungen dargethan, daß in dem schmalen und steilen, auf kleiner Inselbasis stehenden Gebirge in Neuseeland die Temperaturabnahme mit zunehmender Höhe eine viel raschere ist, als in den europäischen Alpen, welche breit und reich gegliedert dem ausgedehnten Sockel eines großen Kontinents entragen.

Dies sind die Ursachen der starken Vergletscherung Neuseelands, Patagoniens und der südlichen Inseln.

Würde das Meer auf der nördlichen Hemisphäre um 1000 m. ansteigen, so würden wahrscheinlich die Gletscher der höchsten Alpen, etwa des Montblanc, trotzdem daß diese 1000 m. von ihrer Höhe über dem Meer eingebüßt hätten, noch größer werden, als sie es heute sind, und sie würden bis zu wenigen Hundert Metern über die neue Meeresfläche herabsteigen.

Solche Erwägungen sind geeignet, Licht auf die Ursachen von „Eiszeiten" zu werfen, und es ist vielleicht zu hoffen, daß die genauere Untersuchung der glazialen Reste in Australien und Neuseeland die Frage nach den Ursachen der Eiszeiten ihrer Lösung näher bringen wird. Einfach zu sagen, daß sich gegenwärtig die südliche Hemisphäre in der Eiszeit befinde, geht nicht an, denn es war ja einst, wie wir schon gesehen haben, Neuseeland in weit höherem Maße vergletschert, wie heutzutage; in einem Maße, wie es in derselben Breite in der nördlichen Hemisphäre kaum irgendwo beobachtet worden ist. Nur insoferne können wir von einer gegenwärtigen südlichen Eiszeit reden, als wir die Vergletscherung der südlichen Hemisphäre mit jener der nördlichen vergleichen.

Die ausgedehnte Endmoräne des Gletschers überquerend, kehrten wir Abends zu unserm Zelte zurück. Die Leute hatten inzwischen etwas Proviant und einige Instrumente eine Strecke weit dem First der rechten Seitenmoräne entlang vorwärts geschafft, und so beschlossen wir denn, am folgenden Morgen das Hauptquartier vorzuschieben.

Der 12. März war nebelig und trübe und ein leichter Regen benetzte die Steine, als wir schwer beladen unser Biwak verließen, den hohen Moränenwall erstiegen und über den First der Moräne unsern Weg fortsetzten.

Das blanke Eis reicht bei allen Gletschern in der Mitte viel weiter gegen die Gletscherstirne herab, als am Rande, da die Endmoräne, welche die Gletscherzunge bedeckt, eine U-förmige Gestalt hat.

Wer es nicht selber versucht hat, kann sich keine Vorstellung machen von der Schwierigkeit, die das Fortkommen auf einer Moräne einem schwerbeladenen Manne macht. Hat man nichts zu tragen, so geht es leicht. Man stützt sich auf den Pickel. Man springt von Stein zu Stein. Höher aufragenden Felsen weicht man aus, unter überhängenden Steinen schlüpft man durch; so kommt man ohne Anstrengung rasch vorwärts. Aber anders ist es mit einem 25 Kilogramm schweren, ungeschlachten Bündel am Rücken. Das Balancieren auf den lockeren Steinen, das jeder Geübte unwillkürlich und ohne merkliche Anstrengung vollbringt, ist gar nicht mehr möglich, da die feinen und komplizierten Reflexbewegungen der Fußmuskeln auf Schwerpunktverrückungen des Körpers so reagieren, wie sie es gewohnt sind, und daher auf den schweren Bündel keine Rücksicht nehmen.

Jeden Schritt muß man daher langsam machen und überlegen, wenn man einen Bündel trägt, und es wird sehr viel Muskelkraft unnötig vergeudet, eben nur, weil der ganze Reflexmechanismus auf den Bündel nicht eingerichtet ist.

Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, beschlossen wir, uns nach Osten der Mitte des Gletschers zuzuwenden und unsern Weg über den blanken Eisstreifen, den ich dort vermutete, fortzusetzen. Zweifellos müßte es am Eise leichter mit unseren Bündeln fortzukommen sein, als auf der Moräne.

Wir überquerten mehrere Moränenkämme und kamen dann in ein undulierendes Terrain, welches aus einer scheinbar ununterbrochenen Moräne bestand. Vergebens spähten wir nach dem ersehnten Eisstreifen, alles war gleichmäßig grau, eine endlose Moräne. Der feine Regen, der fortwährend fiel, nahm allmählich zu und gleichzeitig trat Nebel ein. Unter solchen Umständen war es nicht möglich, noch länger nach dem blanken Eise zu suchen, und wir kehrten zurück zu der rechten Seitenmoräne und folgten dieser in nördlicher Richtung bis zu einer kleinen Erweiterung in dem links (westlich) von uns liegenden Seitenthal. Da das Wetter inzwischen noch schlechter geworden war, stiegen wir in diese Thalweitung hinab und schlugen dort unser Zelt auf.

Die Nacht hindurch regnete es, aber am andern Morgen war es schön, und wir brachen zeitlich auf, um noch denselben Tag einen passenden Punkt, möglichst weit nördlich, zu erreichen, wo wir dann unser Hauptquartier aufschlagen wollten.

Abermals keuchten wir schwerbeladen hinauf über den Moränenwall und wandten uns dann wieder nach Osten, um den blanken Eisstreifen zu finden, den wir am vorhergehenden Tage vergebens gesucht hatten. Diesmal hatten wir besseren Erfolg und erreichten, nachdem wir gegen zwei Stunden über die Moräne fortgestolpert waren, einen etwa 800 m. breiten Streifen blanken, ziemlich glatten und gut gangbaren Eises. Diesem folgend, kamen wir anfangs rasch vorwärts. Mit jedem Schritt entfaltete sich das Panorama großartiger. Nach Nord und Süd dehnt sich der ungeheure Eisstrom mit seinen Riesenmoränen. Weit hinaus blicken wir durch das breite Tasman-Thal nach Süden, wo blauer Duft über dem Pukaki-See lagert. Nach links hin erhebt sich aus dem flachen Thalboden ein schönes Felsengebirge. Näher, den Gletscher im Osten begrenzend, liegt das Malte-Brun-Gebirge, das an der Vereinigung des Murchison- mit dem Tasman-Thale beginnt. Nach Norden hin erblicken wir über den coulissenartig hinter einander von diesem Kamme herabsteigenden Gräten die mächtige Eismasse des Mount Eli de Beaumont, etwa 22 Km. von uns entfernt. Näher und in allen Teilen deutlich sichtbar steht gerade vor uns der Mount de la Bêche, der an der Vereinigungsstelle des Rudolf-Gletschers mit dem Tasman beginnt. Links vom de la Bêche-Massiv zieht der Rudolf-Gletscher mit seinen fünf Mittelmoränen hinauf zu dem Hauptkamm, der hier aus einer Firnkante besteht, welcher einige scharfe Felsgipfel entragen, von denen ich ein Paar Kant-Spitze und Mount Spencer genannt habe. Hier beginnt der Kamm anzusteigen. Felsige Coulissen, zwischen denen Eisströme herabziehen, folgen einander im Nordwesten. Einige dieser vom Hauptkamme der neuseeländischen Alpen zum Tasman-Gletscher herabziehenden Gräte erheben sich etwa 1000 m. ober dem Gletscherniveau zu hochaufragenden Felsnasen. Hier von den Ostflanken des Mount Cook und Mount Tasman ziehen mächtige Gletscher herab zwischen diesen Gräten und vereinigen sich mit dem unten flach ausgebreiteten Tasman-Gletscher, etwa wie die kleinen Gletscher auf der Ostseite des Groß-Glockner mit dem Mittellauf der Pasterze. Dicht vor uns im Westen des Tasman-Gletschers tritt von Süden her ein Rücken vor, welcher den von den Südostflanken des Mount Cook herabkommenden Ball-Gletscher zu einem Umweg nach Norden zwingt. Dieser Rücken erhebt sich zu einer Spitze, von welcher ein Kamm nach Süden abgeht. Dieser endet an der Vereinigung des Hooker- mit dem Tasman-Thale. Der Ball-Gletscher wird also durch den erwähnten Rücken

nach Nordwesten abgelenkt und trifft daher unter einem Winkel von 140° nahezu auf den nach Süden fließenden Tasman-Gletscher. Die hier aneinanderstoßenden Eisströme stauen sich gegenseitig. Das Eis in der Umgebung der Kontaktlinie ist wild zerklüftet. Diese dicht vor uns liegenden, wirr zerspaltenen Eismassen bilden den Vordergrund zu einem der großartigsten Bilder auf der Erde. Gletscher, Felsen und fabelhaft steile, lawinen-durchfurchte Schneefelder türmen sich zu einem Walle von 2700 m. Höhe übereinander auf. Dieser liegt so nahe, daß der höchste Punkt desselben, die höchste Spitze des Mount Cook mit einer Elevation von 31°, drohend auf uns herabblickt. Die konkave Gestalt des ganzen Walles gestattet es, daß wir denselben deutlich übersehen können. Der Fuß dieser Wand wird bespült von dem Tasman-Gletscher; ihr höchster Gipfel ist zugleich der Kulminationspunkt des australasiatischen Gebietes, Mount Cook, 3768 m. hoch. Sein Gipfelgrat hat eine beträchtliche Länge und erstreckt sich, eine Höhe von mehr als 3600 m. beibehaltend, über 2 Km. weit, dann bricht er auf beiden Seiten plötzlich ab. Hierdurch gewinnt der Berg seine dachförmige Gestalt.

Mount Cook hat natürlich schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit der Landesvermesser auf sich gezogen, er ist der einzige Punkt des ganzen Gebietes, dessen Höhe vor meiner Reise trigonometrisch bestimmt war. Mr. Green aus Dublin versuchte denselben im Jahre 1882 zu ersteigen, und es gelang ihm, nahe an den Gipfel heranzukommen. Die höchste Spitze selbst aber hat er nicht betreten, dies gesteht er in der eingehenden Schilderung seiner Reise selbst zu. Die Gründe, welche ihn davon abhielten, seinen Fuß auf den Punkt zu setzen, den zu erreichen, er eine Weltumseglung gemacht hatte, sind von Green nicht angegeben, aber sie können nicht unbedeutende gewesen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilung.

* Das Viperngift.

Ueber dieses hat Professor Kaufmann in Alfort sehr eingehende Studien gemacht und ein Werk geschrieben, das von der französischen Akademie der Medizin mit einem Preis gekrönt worden ist („Du Venin de la vipère.“ Paris, G. Masson, 2 fr. 50), dem wir einige seiner wichtigsten Resultate und einige der interessantesten Schlüsse des Verfassers entlehnen.

Das Viperngift ist eine wasserhelle, farblose oder bernsteingelbliche Flüssigkeit, welche ihre Giftigkeit nicht Mikroben, sondern löslichen Stoffen verdankt. Die Mikro-Organismen, welche man im Gifte nachgewiesen hat, sind nicht konstant; wenn sie auch nicht vorhanden sind, behält das Gift doch seine normale Thätigkeit; werden die Mikroben isoliert, kultiviert und Tieren eingeimpft, so sind sie keineswegs pathogen, d. h. sie rufen keine Krankheiten hervor.

In Berührung mit der Luft verändert sich das flüssige Gift und verliert einige seiner Eigenschaften; nach dem Eintrocknen erhält es sich noch lange und offenbart seine Wirksamkeit noch mehrere Monate lang.

Nach der Einspritzung in das Adersystem erscheinen seine Wirkungen mit einer blitzartigen Geschwindigkeit. Im Augenblick der Einspritzung werden die Tiere lebhaft aufgeregt, zappeln und schreien, allein diese Aufregung dauert nur einige Sekunden, dann versinken die Tiere in eine tiefe Betäubung, in eine Art Starrheit, welche bis zum Tode anhält. Es ergibt sich auch unmittelbar nach der Einspritzung ein ungemeines Sinken des arteriellen Drucks und eine große Beschleunigung des Herzschlags bei kleinem und sogar fadenförmigem Puls.

Die Tiere zeigen vor dem Verenden oft noch Blutharnen, Erbrechen, blutige Entleerungen des Unterleibs. Die Verletzungen bestehen immer in Blutaustritt aus den Gefäßen, in Blutergüssen in der Schleimhaut des Magens und der Eingeweide, im Gekröse, in den Nieren, der Leber, der inneren Herzhaut, der Blasenschleimhaut und gewissen Muskeln, besonders denjenigen, welche sich mit dem Brust- und Bauchfell berühren. Das Blut ist flüssiger, minder gerinnbar; die roten Kügelchen haben ihre scheibenförmige Gestalt verloren und sind sphärisch geworden; sie behalten aber noch die Eigenschaft, sich in Berührung mit der Luft zu röten. Die rote Farbe ist jedoch nicht absolut normal.

Der Tod nach der Einspritzung in das Adersystem muß der gastro-intestinalen Apoplexie und der lähmenden oder betäubenden Wirkung, welche durch das Gift direkt auf das Nervensystem ausgeübt wird, beigemessen werden. Die Einspritzungen des Gifts unter die Haut rufen gleichzeitig örtliche Wirkungen, welche sich auf dem Inokulationspunkte entwickeln, und allgemeine Wirkungen hervor, welche von der Absorption des Giftes herrühren.

Die örtlichen Wirkungen bestehen in einer Geschwulst von violetter oder schwarzer Färbung, erzeugt durch den Austritt von Blut und Serum in die unmittelbar vom Gift berührten Gewebe. In diesem Falle kann der Tod herrühren entweder von der Absorption des Gifts oder — welcher Fall vielleicht der gewöhnlichere ist — von der Entwicklung örtlicher Verletzungen, von der Veränderung oder dem Absterben von Geweben am Inokulationspunkt, oder von einer sekundären Ansteckung. Die veränderten Gewebe bilden einen vorzüglichen Boden für die rasche und zahlreiche Vermehrung von Mikroben, welche durch die Wunde in dieselben eindringen. Diese Mikroben sind für gesunde Tiere nicht gefährlich, denn sie können eingeimpft werden, ohne irgendeine Verletzung nach sich zu ziehen.

Es erscheint sogar wahrscheinlich, daß aufeinanderfolgende Einimpfungen von schwachen Giftdosen imstande sind, den Tieren eine gewisse Immunität für stärkere Dosen zu verleihen. Das Viperngift ist für die Viper selbst nicht giftig.

Nachdem Professor Kaufmann sich bemüht hat, Substanzen aufzufinden, welche die Thätigkeit des Gifts aufzuheben imstande sind, hat er ermittelt, daß das übermangansaure Kali und die Chromsäure in einprozentiger Lösung das beste Gegengift bilden. Wenn man am Einimpfungspunkte und seiner Umgebung einige Tropfen davon einspritzt, so verhindert man die Entwicklung örtlicher Wirkungen und vermindert bedeutend die allgemeinen Wirkungen. Die Einspritzungen müssen alsbald nach dem Biß gemacht werden, können jedoch auch noch von Nutzen sein, wenn die örtlichen Zufälle die Zeit gehabt haben, vor der Anwendung des Heilmittels eine gewisse Entwicklung anzunehmen. Nur muß man im letzteren Falle in der Geschwulst einige Stellen scarifizieren und an verschiedenen Punkten einige Tropfen von der einprozentigen Lösung des übermangansauren Kali oder der Chromsäure einspritzen. r.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 46. Stuttgart, 18. November 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Weiterführung der Mainkette oberhalb Aschaffenburg und ihre Bedeutung für die Ausfuhr von Rohprodukten. S. 901. — 2. Das Cumberland-Plateau von Tennessee. Von O. Plümacher. S. 902. — 3. In den Alpen Neuseelands. Von R. v. Lendenfeld. (Fortsetzung.) S. 904. — 4. Die Mekka-Pilger. S. 908. — 5. Ein Ausflug nach Westafrika. Von Dr. med. Robert Müller. (Schluß.) S. 914. — 6. Die Basilika in Gran. S. 916. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 918. — 8. Kleinere Mitteilungen. S. 920. — 9. Litteratur. S. 920.

Die Weiterführung der Mainkette oberhalb Aschaffenburg und ihre Bedeutung für die Ausfuhr von Rohprodukten.

Auf dem kanalisierten Main hat sich gegen 1886 der Wasserverkehr im Jahre 1887 um 64 Proz. und im Jahre 1888 um 42 Proz. gehoben. Gleichzeitig ist der Eisenbahnverkehr um 36 Proz. gegen 1886 und um 58 Proz. gegen 1887 gestiegen, der beste Beweis, daß die Wasserstraßen den Eisenbahnverkehr nicht beeinträchtigen, sondern nur durch die Verbilligung des Transportes eine Vermehrung desselben herbeiführen. Die Frachtersparnis, welche dem kanalisierten Main zu verdanken ist, beläuft sich

für Frankfurt am M.	auf	746,221	M.	im Jahre	1887
„ „	„	1,152,491	„	„	1888
„ die Mainorte	„	395,281	„	„	1887
„ „	„	540,263	„	„	1888

Diese geradezu epochemachende Verkehrssteigerung regt naturgemäß die Frage an, ob nicht auch den Bezirken und Städten am Obermain die Segnungen einer verbesserten Mainschifffahrt zuteil werden können. Um dies zu ermöglichen, bedarf es einmal der Verbesserung des Mainfahrwassers und zweitens der Einrichtung des Kettenschleppschiffdienstes auch oberhalb Aschaffenburg.

Die wirtschaftlichen Vorteile, welche diese Weiterführung der Mainkette mit sich bringen würde, sind in einer interessanten Schrift dargelegt, welche der Verein für Hebung der Fluß- und Kanalschifffahrt für Süd- und Westdeutschland zu Frankfurt a. M. veröffentlicht.[1] An dieser Stelle möge an der Hand derselben die Bedeutung der in Rede stehenden Weiterführung für die Ausfuhr von Rohstoffen erörtert werden.

Zunächst würde die regelmäßige Schifffahrt der Ausfuhr von Steinen und anderem Schwergut zu Gute kommen, in denen alsdann die Mainschiffer wieder mit den Neckar- und Rheinschiffern erfolgreich konkurrieren könnten. Von Wörth aus wurden in dem letzten Jahre per Schiff etwa 864,000 Zentner Bruchsteine ausgeführt deren Versandt sich aber bald über eine Million steigern würde. Für Wertheim kommen bei der Ausfuhr zunächst die Holz- und Steingeschäfte in Betracht, welche durch eine regelmäßige, schnellere und billigere Verbindung mit dem Rhein in den Stand gesetzt werden, voll und ganz in Wettbewerb mit den anderen Gegenden zu treten. Die Ausfuhr in diesen Artikeln würde sehr bald erheblich größere Ausdehnung annehmen und daher dem Main-Thal unberechenbaren Vorteil bringen. In der Miltenberger Gegend würde der Steinreichtum derselben, welcher seither nur der Thalschifffahrt und den außerbayrischen Bahnen zugänglich war, durch die Weiterführung der Kette erschlossen; Steine, bearbeitete und unbearbeitete, würden zur Ausfuhr nach Würzburg auf die bayrischen Bahnen über Schweinfurt, Bamberg, Hof nach Leipzig, Dresden und Berlin gebracht werden können. Es könnten Geschäftsverbindungen mit Nürnberg, München und Würzburg hergestellt werden, wohin (Würzburg) seither schon von Wertheim und Bettingen bearbeitete Steine zu Wasser, bei Unterbrechung des Wasserverkehrs sogar zu Wagen, geführt wurden. Auch die in weiten Kreisen bekannte Klingenberger Erde würde durch eine billigere und regelmäßigere Versandtgelegenheit dem Verkehr vollständig erschlossen, vor allem aber die Zufuhr nach den bayrischen

[1] Die Weiterführung der Mainkette oberhalb Aschaffenburg. Frankfurt a. M. 1889.

Bahnen erleichtert werden. Außer den jetzigen, für die Miltenberger Gegend noch in Betracht kommenden Ausfuhrerzeugnissen, wie Holz und Obst, werden infolge günstigerer Frachten bald erhebliche Mengen anderer Erzeugnisse Absatz finden.

Der Hauptvorteil der Kette für die Ausfuhr von Rohstoffen liegt aber darin, daß die bergwärts leer gehenden Schiffe schnell und billig zurückbefördert werden. Die Karlstadter Zementfabriken, die regelmäßig größere Thalsendungen zu machen haben, können dieselben jetzt nicht zu Wasser bewirken, weil die Schiffer eine die Bahntarifsätze übersteigende Fracht verlangen. Wird der Kettenbetrieb bis Würzburg eingeführt und dadurch eine entsprechende Frachtersparnis ermöglicht, dann werden diese Fabriken sich vermutlich selbst Schleppkähne anschaffen und thalabwärts ihren Zement, bergwärts ihren Bedarf an Kohlen verfrachten. Eine wesentliche Steigerung der Ausfuhr ist mit Sicherheit zu erwarten. In Heilbronn, das nicht so günstig liegt wie Würzburg, ist eine ganz bedeutende Verkehrssteigerung durch die Kette hervorgerufen worden, während der Verkehr von Frankfurt a. M. nach Mainz und umgekehrt im zweiten Jahre nach Fertigstellung der Kanalisierung schon die kolossale Steigerung auf das Dreiundsiebzigfache gegenüber dem früheren Verkehr erwiesen hat.

Es liegt hiernach außer allem Zweifel, daß die Weiterführung der Kettenschleppschifffahrt die denkbar größten wirtschaftlichen Vorteile für die sämtlichen Bewohner des Main-Thales und dessen nächste Umgebung bieten würde.

Für die Einfuhr würden natürlich in erster Linie die Kohlen in Frage kommen. Auch in dieser Beziehung bietet der kanalisierte Main ein lehrreiches Beispiel. Im Jahre nach der Fertigstellung der Kanalisierung (1887) wurden auf jener Strecke 153,706,5 Tonnen Kohlen befördert, gegen den dreijährigen Durchschnitt (1884—1886) vor der Kanalisierung von etwa 4500 Tonnen. Im Jahre 1888 wurden bereits 260,008 Tonnen befördert; der Frankfurter Hafenverkehr in Kohlen steigerte sich um 66.9 Proz. gegen 1887, während schon im letzteren Jahre der mutmaßliche Verkehr von 3 Mill. Zentnern um 2 Mill. überstiegen war. Durch die Weiterführung der Kette würde es den Schiffern möglich, auch für die Orte am Obermain die Kohlen direkt an der Ruhr zu holen und ohne Umladung nach Aschaffenburg, Gemünden und Würzburg zu bringen. Neben Kohlen würden natürlich für die Einfuhr auch andere Rohstoffe in größeren Mengen dem Wasserwege zugewiesen werden. m.

Das Cumberland-Plateau in Tennessee.

Von O. Plümacher.

Wenn es sich mit den Ländern verhalten sollte, wie mit den Frauen, daß diejenigen die besten sind, von denen man am wenigsten spricht, so gebührt Tennessee von allen Staaten der Union die Krone; denn nicht von einem wird weniger geredet, sowohl in Amerika selbst, als besonders auch in Deutschland. Und doch ist es ein schönes und von der Natur überaus reich ausgestattetes Stück Erde; ein junges Land, ein Zukunftsland, so vielversprechend, so günstige Bedingungen dem Unternehmungslustigen bietend, wie nur irgend ein Gebiet des „fernen Westens", und dabei der alten Kulturmutter Europa so viel näher und — dank Dampf und Eisen — den jungen Kulturstätten des Ostens nachbarlich angrenzend. Ist aber schon der Staat Tennessee in Europa wenig gekannt und beachtet, so ist sein Hochland, das Cumberland-Gebirge, so ziemlich terra incognita für alle, mit Ausnahme einer geringen Zahl Fachmänner der Geologie und Geographie.

Es ist aber gerade das Gebirge der Hauptfaktor für die künftige Entwicklung des Staates zu Reichtum und Kultur, erstens um seines Gehaltes an Kohle und Eisenerzen willen, zweitens als das Weinland des Südens, und drittens wegen seiner ungewöhnlich günstigen klimatischen Verhältnisse, welche es zu einem Sanatorium für den Süden wie für den Norden — für ersteren als Sommer-, für letzteren als Winterstation — bestimmen.

Unter diesem Gesichtspunkte möchte die nachfolgende Skizze ihre Berechtigung an dieser Stelle finden.

1. Die Felsen und ihre Schätze.

Das Cumberland-Gebirge erhielt seinen Namen im Jahre 1748, als einige Männer aus Virginia eine Exkursion nach dem damals völlig unbekannten Gebiet unternahmen; es gehört bekanntlich geologisch (zusammen mit der Gruppe der Unacka-Berge) zum Alleghany-Bergsystem und bildet dessen westliches Ende. Es läuft quer durch den Staat von Nordost nach Südwest, einen Riesendamm zwischen Kentucky und Virginien hinunter nach Alabama darstellend. Es zerfällt morphologisch in drei Gruppen: erstens der östliche Teil, der sich in einzelnen Berggipfeln und Rücken erhebt, und wovon nur ein kleiner Teil zum Staate Tennessee gehört; zweitens nach Südwesten hin, vor diesen hingelagert das Cumberland-Plateau im engern Sinne und endlich die durch den Tennessee-Fluß von diesem abgeschnittene Gruppe der Lookout- und Racoon-Mountains, die ihrerseits in die Staaten Georgia und Alabama hinunterreichen.

Ich nannte die zweite Sektion „Plateau im engeren Sinne", weil in der Regel das ganze Gebirge als Tafelgebirge bezeichnet wird, der nordöstliche Teil aber diese Beschaffenheit nur dem Geologen zeigt, für den die Gipfel und Rücken Berge auf dem Berge sind — Faltungen in den Formationsschichten, die sich 1200—1500 Fuß über die mittlere Höhe des Plateau's erheben und so Ursache werden, daß dieser Gebirgsteil dem Laienauge als Ketten- und Gipfelgebirge erscheint, währenddem das westliche Ende den Tafelcharakter augenfällig bewahrt.

Die mittlere Höhe des Plateau's beträgt 2000 Fuß über dem Meere, resp. 1000 Fuß über dem zwischen dem Cumberland-Gebirge und den im Süden gelegenen Unacka-Bergen eingebetteten Thal von Ost-Tennessee[1] einerseits und dem nach Westen allmählich abfallenden Hügelland von Mittel-Tennessee andererseits. Auf dieser mittleren Höhe erheben sich dann die einzelnen „Ridges" und „Berge auf dem Berge", von denen der höchste der Croß-Mountain zu 3500 Fuß (über dem Meere) anschwellt. Die östliche Grenze des Gebirges — nach dem Thale von Ost-Tennessee hin — ist fast gerade, wallartig, nach dem Westen hin aber ist der Gebirgsstock zackig eingeschnitten durch eine Menge allmählich ansteigender und zum Teil tief in das Tafelland eindringender Thäler. Dagegen ist im Ostteil, von Nord nach Süd laufend, ein langes, breites, fruchtbares Thal, das Sequatche-Thal, von dem in ihm dem Tennessee-Fluß zueilenden Fluß gleichen Namens gebildet. Der durch dieses Thal vom Plateau abgetrennte Arm erscheint bei einer Breite von 5—10 e. Mln. als Bergrücken und heißt Walden-Ridge.

Der Fuß des Gebirges bis zu einer Höhe von etwa 500 Fuß ist Kalkstein von weißer bis dunkelgrauer, aber auch braungelber Farbe und feinem Korn, ein guter Baustein.[2] Den obersten Teil des Gebirges bilden Konglomerat- und Sandsteinbänke in einer Dicke von 70 bis 100 Fuß. Der Sandstein bildet an den Rändern steile, mauerartige Klippen. Diese hell- und dunkelgrauen Felswände über dem dichtbewaldeten, schräg abfallenden Unterbau des Gebirges und wieder von Waldkranz überragt, verleihen dem Gebirge sein eigentümlich malerisches Ansehen. Zwischen dem Kalk und dem Sandstein liegen zahlreiche, oft ganz dünne Schichten von Schiefer, Schiefergeröll, Nagelfluh (Puddingstone) und dünnen Sandsteintafeln und dazwischen die Kohlen.

Das Kohlengebiet von Tennessee, das dem Appalachia-Gebiete, welches sich von Pennsylvanien nach Alabama erstreckt und 80,000 e. Qu.-Mln. umfaßt, angehört, umfaßt 5100 Qu.-Mln., und deckt sich der Begriff des tennessee'schen Kohlengebietes mit demjenigen des Cumberland-Gebietes.

Man unterscheidet zwei kohlenhaltige Schichtungsformationen, die untere, die allgemein durch das gesamte Gebirge durchgeht, und die obere, die hauptsächlich im östlichen und nordöstlichen Teil vorhandene, da wo über der mittleren Höhe des Plateau's sich die „Ridges" und die „Berge auf dem Berge" erheben. Wo diese vorhanden, senkt sich in der Regel die untere Formation und ihre Schichtungen sind dünner. Ueber derselben liegt dann eine Sandsteinschicht von 25—30 Fuß und darüber eine dünne Schieferschicht, auf welch letzterer sich dann die oberen Formationsschichtungen erheben. Wo die obere Kohlenformation aber mangelt, da erhebt sich, wie schon angeführt, der Sandstein (Cliffrock) und verschiedene Konglomerate, die aber manchenorts auch fehlen, so daß der Sandstein unmittelbar und ohne Bedeckung durch Alluvium zu Tage tritt.

Die Mehrzahl der jetzt eröffneten Kohlenminen bearbeitet die Kohlenbänke der unteren Formation. Doch gehört eine der ältesten und bedeutendsten der oberen Formation an, nämlich die Serance-Mine bei Tracy City in Grundy County. Diese Minen wurden im Jahre 1858 in Angriff genommen, kamen aber während des Krieges in Verfall und wurden erst 1866 wieder eröffnet. Die Compagnie erbaute die später an die Chattanooga-Nashville R. R. verkaufte Zweigbahn nach Cowan-Station. Sie besitzt ferner eine eigene Waggon-Fabrik, Sägmühle, einen Hochofen und eine Coaks-Brennerei, die täglich etwa 8000 Bushels Coaks liefert. Die Gesellschaft beschäftigt 450—500 Arbeiter (davon ca. 150—200 Sträflinge des Nashviller Zuchthauses, welches dort eine Zweiganstalt hat; meistens farbige Leute). Die obere Formation senkt sich von Swanee gegen Osten nach dem Sequatshie-Thale; an vielen Stellen tritt dort die Kohle in 2 bis 8 Fuß dicken Schichten offen zu Tage. In den schon im Jahre 1854 eröffneten Aetna-Minen, 16 Mln. von Chattanooga in Marian-County, in den Klüften von Racoon-Mountain gelegen, werden Schichten der oberen und der unteren Formation bebaut. Der untern Formation gehören an die Vulkan-Minen (16 Mln. von Chattanooga), 1868 eröffnet; diejenigen von Battle-Creek an der Jasper-Dunlap-Zweigbahn gelegen; die Rockroad-Minen in Roan-County, 90 Mln. nördlich von Chattanooga, am Ostabhang des Gebirges sind schon im Jahre 1843 in Thätigkeit; die Wilcox-Mine seit 1863, Oakdale seit 1873 und Poplar-Creek-Mine seit 1852 eröffnet, alle in Marian-County am Ostabhang des Walden-Ridge; endlich die Victoria-Minen, ebenfalls in den siebziger Jahren eröffnet, am nördlichen Ende des Walden-Ridge. Ferner mehr östlich, 30 Mln. nordöstlich von Knoxville in Anderson-County, an der von dort ins Gebirge führenden Eisenbahn sind die 6 verschiedenen Gesellschaften angehörenden Coal-Creek-Minen im Jahr 1868 eröffnet und in Carreyville, Campel-County, ebenfalls 5 oder 6 Minen; eine derselben bearbeitet eine Bank von 5 bis 8 F. Dicke. Außerdem tritt an einer Menge Stellen die Kohle zu Tage in Adern und Bänken von wenigen Zoll bis mehreren Fuß Dicke und wird zu lokalem Gebrauch gegraben.

Der Norden des Gebirges zeigt dieselben Verhältnisse wie der östliche und südöstliche Teil desselben, dem die hier angeführten Mienen angehören: das Tafelland enthält die untere Formation, deren Kohlenbänke überall zu Tage treten, wo die Wasser in die Schichtungen eingefressen haben, und die „Ridges" und „Berge auf dem Berge" enthalten die obere Formation; jede Formation aber hat 3 bis 4 verschiedene Kohlenbänke, durch Schiefer

[1] Thal von Ost-Tennessee umfaßt 9200 e. Qu.-Ml.

[2] In den Vorhügeln des Gebirges in Ost-Tennessee findet sich bekanntlich der vorzügliche Knoxville-Marmor.

Konglomerat und dünne Sandsteinschichten von einander getrennt. In Cumberland, Morgan, Sutnam, Overton, Fentreß und Scott-County werden an vielen Orten Kohlen zum Lokalgebrauch gewonnen. Der Mangel einer Eisenbahn durch jene Gebiete verhinderte bis jetzt die Anlage von Minen; jetzt ist White-County durch eine Zweigbahn M. Minnville-Sparta-Bellair erschlossen und bei Bellair sind Minen eröffnet. Ueber das im Cumberland-Gebirg enthaltene Quantum Kohle aber meint Killebrew, der Verfasser der „Resources of Tennessee", er möchte wahrscheinlich 42,127,360,000 Tonnen enthalten — eine Zahl, die ich eben nur anführe, ohne mir ein Urteil über deren Berechtigung anzumaßen, also auch ohne für deren Richtigkeit einzustehen.

Das Cumberland-Gebirg ist nicht in dem ausschließlichen Sinne Eisenregion, wie es die Kohlenregion des Staates ist. In West- und Mittel-Tennessee sind bekanntlich Eisenminen und Hochöfen, und reich an Eisenerz sind die wilden und noch so wenig zugänglichen Unacka-Berge in Ost-Tennessee; das Erz, welches dort gefunden wird, ist Limonit, Bohnerz (Shotare) und etwas Magnetit (in Carter County) Grenze von Nordcarolina). Auf dem Plateau wird an vielen Orten Thoneisenstein gefunden; ob genügende Quantitäten davon da sind und ob er überall so reich an reinem Eisen sei, um die Ausbeute zu lohnen, darüber sind die Meinungen geteilt; bis jetzt sind Versuche, ihn zu verwerten, unterblieben; nach Killebrew gewinnt man 25 bis 30 Proz. reines Eisen. Dagegen ist der sogen. „Dyesstone", ein brauner Hämatit, am Fuße des Gebirges vorhanden von Cumberlandgap in der nordöstlichsten Ecke des Staates bis hinunter nach Chattanooga, also am Ostabhang des Gebirges, und wiederum im Sequatshie-Thal am Ostabhange des Tafellandes.

Dieser Hämatit ist an manchen Fundorten so hart, daß er mit Pulver in großen Blöcken gesprengt wird, und wieder an anderen Orten so weich, daß er mit der Hacke gewonnen werden kann. Er gibt 50 bis 60 Proz. reines Produkt. Reiche Minen sind in der Nähe von Cumberlandgap, wo der Hämatit wenige Fuß unter der Oberfläche eine Schicht von 18 Zoll bis 3 Fuß Dicke bildet, die schildförmig mit der Fläche des Gebirgsabhanges läuft. Südlicher, am Fuße der Walden-Ridge und im Sequatshie-Thal, liegt die Schicht zwischen den Kalkfelsen und der unteren Kohlen-Formation und tritt wie letztere an sehr vielen Orten zu Tage.

Die Eisen-Ausbeutung in Tennessee ist älter als die der Kohlen; im westlichen Eisengürtel bestanden Hochöfen (mit Holzkohlenbrand) schon seit 1810; in den Unacka-Bergen und am Tennessee-Fluß seit 1830. In den fünfziger Jahren mit dem Aufblühen der Kohlenminen mehrten sich auch die Eisenminen und Hochöfen und es wurde nun zuerst Steinkohle in letzteren verwendet. Der Krieg legte auch diese Industrie wie jede andere nieder (hatte doch zum Beispiel Chattanooga, vor dem Krieg ein Ort von ca. 5000 Einwohnern, aufgehört, als Stadt zu sein; die Häuser zerstört und verbrannt, die Bewohner geflohen, war es nur noch eine Militärstation); sie hob sich aber rasch wieder, zum großen Teil mit Kapital und Arbeitskraft aus den Nordstaaten. Gegenwärtig ist die Zahl der Minen und Hochöfen zu groß, um hier mit Namen angeführt zu werden; in Chattanooga, welches sich mit Schnelligkeit zur bedeutenden Industriestadt entwickelt, entlang der Cincinnati-New-Orleans R. R., in South Pittsburg am Tennessee-Fluß, an der von Bridgeport von der Chattanooga-Nashville R. R. abzweigenden Bahn durch das Sequatshie-Thal nach Dunlap, in Cawan 2c. glühen die Hochöfen. Und doch ist natürlich auch das erst ein Anfang gegenüber der Masse des vorhandenen Rohmaterials. Kapital und Arbeits- und Unternehmungslust hat überall Gelegenheit, sich zu bethätigen; kann man doch noch Kohle- und Eisenerz-haltiges Land zum gewöhnlichen Preis des wilden Landes von 1 bis 3 Dollars den Acker und Farmen mit etwelchem Obstwuchs und Gebäulichkeiten zu 2—10 Dollars auf dem Gebirg, zu 10—30 Dollars per Acker in den Thälern kaufen. (Forts. folgt.)

In den Alpen Neuseelands.

Von R. v. Lendenfeld.

(Fortsetzung.)

Es war Abend, als Green an den Gipfel herankam, und dabei herrschte schlechtes Wetter und Nebel. Green sagt, er sah vor sich ein „Creak in the cornice", welche seinem weiteren Vordringen Einhalt gebot. Was immer nun die wahre Natur dieses „Creak" gewesen sein mag, so ist klar, daß der Gipfel dahinter lag, während Green davor blieb. Er kann also keinen Anspruch erheben auf die erste Ersteigung eines Hochgipfels in Neuseeland. Mit der Bescheidenheit, welche alle großen Geister auszeichnet, unterläßt es Green auch, irgendwelchen derartigen Anspruch zu erheben, wohl aber thaten dies seine liebenswürdigen Landsleute, sobald sie hörten, daß uns eine Ersteigung in Neuseeland wirklich und ganz gelungen war. Einige englische Alpinisten fielen dann mit einer geradezu lächerlichen Entrüstung über meine Behauptung her, daß vor unserer Reise keine Spitze in Neuseeland bestiegen worden war, mit einer Entrüstung, wie sie von den Engländern überhaupt für solche Gelegenheiten aufgespart wird, wenn unsereiner sich's herausnimmt, mit den Insulanern sich zu messen.

Noch schöner als der Mount Cook ist der nördlich davon liegende ganz aus Eis aufgebaute Mount Tasman, 3247 m. hoch, der zweithöchste Gipfel in den neuseeländischen Alpen. Dieser Berg besteht aus einer Eisnadel, welche nach Nord und Süd mit steilen, scharfen Firnkanten, nach Ost und West aber mit unglaublich jähen

Eiswänden absetzt. Einige Spalten durchziehen quer die uns zugewendete Ostwand des Berges. Das Eis unter jeder Spalte ist bedeutend abgesunken, so daß der obere Teil der bergseits gelegenen Schrundwand frei über den Schrund aufragt. Hiedurch wird der Abhang treppenförmig: es wechseln senkrechte oder überhängende Eismauern mit 60° steilen Firnhängen ab. Die Gesamtneigung des obersten Teiles der Ostwand des Mount Tasman dürfte wohl über 70° betragen. Beim ersten Anblick erscheint die ganze Wand senkrecht. Wenn, wie es allen Anschein hat, die Westwand ebenso steil ist, wie die Ostwand, dann dürfte wohl der Mount Tasman einer der am schwersten zu ersteigenden Berge sein, die es gibt.

Nach Norden hin wird das Eis, über welches unser Marsch uns führt, holprig. Wir kommen hier an die Ausläufer jener Spalten, die sich an der Vereinigungsstelle des Ball- mit dem Tasman-Gletscher bilden. Das Fortkommen über diese ist mühsam, kaum leichter als auf der Moräne. Um 2 Uhr Nachmittags hielten wir Rast und beratschlagten, wo wir unser Zelt aufschlagen sollten.

Jedenfalls soll das Lager auf der Westseite des Gletschers sein, denn sonst müßte der Proviantransport quer über den ganzen Gletscher gehen. Im Westen unseres Standpunktes münden aber zwei große Gletscher, der mehrfach erwähnte Ball-Gletscher im Süden und der noch viel größere Hochstetter-Gletscher im Norden, in den Tasman ein. Zwischen beiden liegt ein wilder, steil gegen den Gletscher absetzender Felsrücken, an dessen Fuß kaum ein günstiger Lagerplatz zu finden wäre.

Wir haben also nur zu entscheiden, ob wir ober- oder unterhalb der Mündungen dieser Gletscher unser Hauptquartier aufschlagen wollen. Nach längerem Zweifel entschieden wir uns für das letztere, überquerten in westlicher Richtung den Gletscher, wanden uns zwischen den Spalten unterhalb des Ball-Gletschers durch und stiegen über die rechte Seitenmoräne hinab in ein schmales Thal, welches sich zwischen der ziemlich steilen Wand der Seitenmoräne und der rechten Wand des Tasman-Thales hinzieht.

Nach längerem Suchen fanden wir nicht nur eine passende Stelle für unser Zelt, sondern auch eine Axt und eine Laterne, Dinge welche hier von Green im Vorjahre zurückgelassen worden und uns jetzt sehr willkommen waren. An dieser Stelle blieb unser Hauptquartier vom 13. bis zum 27. März.

Wir schütteten etwas elastisches Wachholdergesträuch und darüber trockenes Gras auf und errichteten auf diesem Fundament unser Zelt. Während die Leute mit der Bereitung unseres Diners beschäftigt waren, hatte ich Gelegenheit, mich in der Umgebung umzusehen.

Das Thal hat einen etwa 50 m. breiten, flachen, teils sandigen und steinigen, teils mit üppigem, breitblätterigem Grase bewachsenen Boden. Die Dorn- und Stachelvegetation reicht nicht so weit herauf und ist an dem Steilhange der Thalwand durch niedriges Wachholdergesträuch ersetzt. Hie und da gedeihen an diesem Hange auch größere, krummholzartige Gebüsche. An Felsen und in den feuchteren Vertiefungen finden wir Alpenblumen, unter denen der Ranunculus Lyelli mit seinen großen, lederartigen, kelchförmigen Blättern und prächtigen weißen Blüten besonders auffällt.

Wenige Schritte von unserem Zelt geht ein Wasserriß durch den Steilhang zu Thal. Der Grund desselben ist steinig, ausgefegt von Lawinen. Am Fuße des Risses sind große Mengen der knorrigen Stämme der Alpensträucher angehäuft. Dieser Holzhaufen war gut ausgetrocknet und lieferte uns das nötige Brennmaterial. Etwas unterhalb des Zeltes, vielleicht 100 m. entfernt, ist der Moränenwall durchbrochen und es tritt an dieser Stelle das blanke Eis zu Tage. Hier in einer kleinen Gletscherspalte verwahrten wir das Fleisch — halbe Schafe — welches die Leute heraufbrachten. Durch den Riß in der Seitenmoräne hat ein kleiner milchiger Gletscherbach seinen Ausweg gefunden. Er fließt eine Strecke weit über die flache Sohle unseres kleinen Thales nach Süden und verschwindet dann unter einem bedeutenden, aus Moränentrümmern bestehenden Riegel, der das Thal im Süden abschließt. Im Norden wird es von der rechten Seitenmoräne des Ball-Gletschers begrenzt. Es stellt somit eine allseitig abgeschlossene Mulde dar, welche zum Biwakieren wie geschaffen ist. Wir haben hier Wasser, Holz und Eis und erfreuen uns überdies einer geschützten und warmen Lage.

Diese Mulde bildet einen Teil jenes großen Seitenthales, welches ununterbrochen die ganze Gletscherzunge auf eine Strecke von mehr als 8 Km. begleitet und durchaus gleichen Charakter beibehält. Es ist schon vielfach erwähnt worden. Jedem Gletscherkenner wird dieses Seitenthal gewiß sehr paradox erscheinen, da an den Seiten der europäischen Gletscher solche Thäler nirgends angetroffen werden. Man sollte doch meinen, daß der gewissermaßen zähflüssige Gletscher bei seiner Bewegung bergab das flache Thal ganz von einer Seite zur andern ausfüllen würde, ebenso wie wir dies unter ähnlichen Umständen in den europäischen Alpen stets zu sehen gewohnt sind. Wir werden finden, daß das Seitenthal sich nach Norden — thalauf — fast bis zur Firngrenze fortsetzt, daß es von den zuströmenden Sekundärgletschern stellenweise erfüllt wird und daß es da, wo ein Sekundärgletscher unter mehr oder weniger spitzem Winkel mit dem Hauptstrome zusammentrifft, in Gestalt eines tiefen dreieckigen Loches erscheint. In dem südlichen Teile des westlichen Seitenthales fließt der Murchison-Fluß. In jenem viel längeren aber, welches der Ostseite der Gletscherzunge entlang zieht, wird kein Fluß angetroffen. Die Seitenthäler haben im unteren Teile eine durchschnittliche Breite (am Grunde) von 100 m. und sind ungefähr ebenso tief unter dem Niveau der angrenzenden Seitenmoräne, deren

35° steiler Abhang die eine der Thalwände des Seitenthals bildet.

Bevor ich auf die Frage nach der Ursache, ich möchte sagen Existenzberechtigung, dieser Seitenthäler eingehe, möchte ich noch auf eine andere Eigentümlichkeit des Tasman-Gletschers, eine Eigentümlichkeit, die den meisten neuseeländischen Gletschern gemein ist, hinweisen: es ist das nämlich die im Vergleich mit europäischen Gletschern so außerordentlich große Ausdehnung der Moränen. Es gibt keinen Gletscher in den europäischen Alpen, dessen Moränen auch nur annähernd mit jenen des Tasman verglichen werden könnten.

In der Längenmitte des Tasman-Gletschers finden sich neun getrennte Moränen nebeneinander, welche von den seitlichen Felsbegrenzungen der Zuflüsse des Tasman-Gletschers stammen. Die nördlichen von der Sonne beschienenen Hänge liefern größere Moränen, wie die schattigen, nach Süden gewendeten. Da nun die Sekundärgletscher des Tasman größtenteils ostwestlich oder westöstlich in den meridional orientierten Hauptstrom hineinfließen, so finden wir, daß die rechten Moränen aller dieser Zuflüsse im allgemeinen größer sind als die linken an der Westseite und umgekehrt an der Ostseite.

Alle Teile des Gebirges, welche nicht gedeckt sind durch dauernde Eis- oder Schneemassen, werden fortwährend verwittert. Diese Verwitterung wird in der einer Pflanzen- und Humusdecke entbehrenden Hochregion durch die Einwirkung von Luft, Wasser und Temperaturschwankungen verursacht. Die Luft enthält stets Kohlensäure, allerdings in großer Höhe nur sehr wenig, doch immerhin genug, daß durch sie die Felsen chemisch angegriffen werden. Fast alle Gebirgsgesteine mit Ausnahme des Kalks — und Kalk gibt es im Zentralstock der neuseeländischen Alpen nicht — enthalten bedeutende Mengen von kieselsauren, unlöslichen Verbindungen oder sie bestehen ganz und gar aus solchen kieselsauren Salzen. Die Kohlensäure ist in der Kälte eine „stärkere" Säure, als die Kieselsäure und in Verbindung mit dem Regenwasser, das über die Felsen hinabfließt, wirkt sie in der Weise auf diese Kieselfelsen ein, daß sie die Kieselsäure aus ihren Verbindungen verdrängt und selber an ihre Stelle tritt. So entstehen im Wasser lösliche Verbindungen, welche abgeschwemmt werden. Da aber, wie oben erwähnt, die Kohlensäure in der Hochgebirgsluft und besonders in dem Gebiete eines Gebirges, welches, wie das neuseeländische, dem Weltmeer entragt, in ganz minimaler Quantität enthalten ist, so ist die Wirkung dieses verwitternden Faktors hier eine sehr unbedeutende und in der That gar nicht merkbare.

Das Wasser als solches und allein übt kaum einen verwitternden Einfluß aus; das weitaus wichtigste Agens ist die Temperaturschwankung. Bei Tage bescheint die Sonne die Felsen und erwärmt dieselben oberflächlich oft bis 45 oder 50°. Nachts kühlen sie sich oft auf −10° ab und darunter infolge der Wärmeausstrahlung, die hier nur durch eine dünne Luftschicht gehemmt wird. Die Felsen dehnen sich bei Tage der Wärme entsprechend aus und ziehen sich des Nachts zusammen. Dies wiederholt sich an jedem hellen Tage und bewirkt die Bildung von zarten Sprüngen und Rissen in der Oberfläche der Felsen, die immer tiefer eindringen. Nun dringt Wasser in die feinen Risse ein und gefriert dort bei großer Kälte. Mit der Verwandlung des Wassers in Eis geht eine Ausdehnung desselben Hand in Hand und die dünne Wasserschicht, die in dem Riß gefriert, wirkt wie ein Keil, die benachbarten Teile auseinandertreibend und die Kluft vergrößernd. So werden die Felsen allmählich zersprengt. An steilen Abhängen stürzen die losgesprengten Trümmer am Morgen, wenn der sprengende Eiskeil thaut, herab in die Tiefe, und jeder Bergsteiger weiß, daß der Steinschlag unter einer hohen Felswand immer dann am gefährlichsten ist, wenn nach einer kalten Nacht die Morgensonne die Wand bescheint. An weniger steilen Hängen bleiben die losgewitterten Trümmer liegen und werden erst später durch fließendes Wasser oder Lawinen hinabgetragen ins Thal.

Die Hochthäler sind ausgefüllt von Eisströmen, die sich langsam nach abwärts bewegen. Das von den felsigen Thalwänden losgewitterte und herabgestürzte Material häuft sich am Rande des Gletschers an und wird von diesem in Gestalt einer Seitenmoräne thalab getragen. Da die Seitenmoräne immer neuen Zuwachs erhält, gleichzeitig aber immer fortgetragen wird, so hängt ihre Größe von zwei Faktoren ab: 1) der Intensität der Verwitterung und der Größe der Felsfläche, von der das Material der Moräne stammt, und 2) der Geschwindigkeit der Bewegung des Gletschers selbst. Die Größe der Moräne steht zu 1 in gerader, zu 2 in umgekehrter Proportion.

Die Mittelmoränen entstehen durch die Vereinigung von zwei Gletschern und jede Mittelmoräne ist zusammengesetzt aus der linken Seitenmoräne des rechten und der rechten Seitenmoräne des linken Zuflusses.

Sobald die Moräne die Felswand verläßt, erhält sie keinen Zuwachs mehr. Alle Mittelmoränen erhalten keinen Zuwachs. Aber am Tasman-Gletscher erhalten auch die Seitenmoränen unter der Firngrenze keinen Zuchwachs mehr, weil sie durch die tiefen Seitenthäler von den benachbarten Thalwänden getrennt sind. Gleichwohl nehmen nach unten, gegen das Gletscherende hin, alle Moränen an Größe zu. Dies kommt daher, daß das Gesteinsmaterial der Moränen, zum Teil wenigstens, oder der Firngrenze auf den Gletscher niedergelegt wurde und zwischen aufeinanderfolgenden Eisschichten zu liegen kommt. In seinem Unterlaufe schmilzt der Gletscher, besonders von der Oberfläche her, und es werden allmählich die zwischen dem Gestein liegenden Firnschichten entfernt. Je weiter der Gletscher hinabgeht, um so mehr Firn wird aufgelöst und um so mehr von dem eingebetteten Gesteinsmaterial tritt zu Tage. Die Moränen nehmen daher gegen das

Ende des Gletschers hin an Höhe und Breite zu, benachbarte verschmelzen und schließlich finden wir am Ende des Gletschers selbst eine kontinuierliche Moräne, das ist die Endmoräne.

Es ist oben mehrfach darauf hingewiesen worden, daß die Endmoräne des Tasman-Gletschers außerordentlich groß ist. Sie ist fast 5 Km. breit. Wenn wir nun fragen, warum der Tasman-Gletscher eine Moräne hat, die so außer allem Verhältnis größer ist, als die Moränen der europäischen Gletscher, so müssen wir die oben angedeuteten Proportionen in Erwägung ziehen. Was Ausdehnung der verwitternden, moränenbildenden Felsflächen anbelangt, steht der Tasman hinter vielen europäischen Gletschern zurück. Die Intensität der Verwitterung wird auch wohl nicht größer — eher, wegen des ozeanischen Klima's, kleiner — sein, wie in Europa. Wir müssen deshalb zur Erklärung der ungeheuren Größe der Moränen eine außerordentliche Langsamkeit der Gletscherbewegung im Mittel- und Unterlauf des Tasman annehmen.

Direkte Messungen, welche ich angestellt habe, weisen auch dauf hin, daß sich der Eisstrom sehr langsam bewegt, viel langsamer wie die großen Gletscher in den europäischen Alpen.

Die Langsamkeit der Gletscherbewegung ist auch die Ursache der Existenz jener mehrfach erwähnten merkwürdigen Seitenthäler. Der Gletscher bewegt sich so langsam, daß er rascher von der Seite her durch die Wärmerückstrahlung der Thalwände abgeschmolzen wird, als er sich nach der Seite hin ausbreiten kann.

Das ozeanische Klima, die geringe Sommerwärme und die geringe Neigung des Thales, welches der Eisstrom durchfließt, sind die Ursachen dieser Langsamkeit seiner Bewegung.

Ich habe oben darauf hingewiesen, daß die südlichen Seitenmoränen der Sekundärgletscher viel größer sind als die nördlichen. Dieses wird dadurch bewirkt, daß die sonnenbeschienenen Nordhänge, welche die südlichen Seitenmoränen liefern, viel rascher verwittern als die schattigen Südhänge, und zwar deshalb, weil sie bei Tage viel stärker erwärmt werden — durch direkte Sonnenbestrahlung — wie diese, sich Nachts aber gleich stark abkühlen und daher viel bedeutenderen Temperaturschwankungen unterworfen sind, als die schattigen Südhänge.

Von meinem kleinen Spaziergang nach dem Zelte zurückgekehrt, fand ich das Diner nahezu bereit. Ich hatte etwas Wasser wärmen lassen, denn im Gletscherwasser sich zu waschen, ist weder angenehm noch nimmt es den Schmutz. Ich wechselte die Unterkleider, zog meine Patschen an und meine Frau und ich ließen uns im Zelt auf einem der Pelze nieder, denn wir speisen hier nach römischer Façon. Das Triclinium wird erleuchtet durch eine kleine Petroleumlampe, die vom Zeltdach herabhängt; wir haben einen Schluck Cognac genommen und beginnen das Mahl. Ortailsuppe in Blechbüchsen führen wir immer mit, es ist die ausgiebigste und beste Nahrung im Gebirge. Das ist unsere Suppe. Wir haben auch einige Büchsen mit geräucherten Häringen, welche ein vorzügliches Entrée abgeben, doch darüber wird man durstig, und schmeckt ganz prächtig dazu der Chateau Léoville. Nun gibt es Konserve von Schweinsfüßen mit Mixed-pickles und dann Mutton chops — frische gebratene Lammskoteletten — welche jene exquisite Zartheit haben, die nach der Aussage der Leute nur durch längeren Transport auf einem Packpferd erlangt werden kann. Wir haben auch Reis mit, und die Frau hat ihn mit großer Sorgfalt zubereitet. Das prächtige californische Pfirsichkompote, das wir in Blechbüchsen mitführen, ist unser Dessert. Die Léovilleflasche ist zwar leer, aber nun gibt's ja noch Punsch. Ich zünde meine Pfeife an und lehne mich zurück auf dem weichen Lager von Wachholder und Heu. Draußen brennt lustig das Feuer und die Leute brauen ihren Punsch und unterhalten sich in ihrer keltischen Hochlandsprache.

Bald legen sie sich zur Ruhe. Alles ist stille, nicht ein Lüftchen regt sich und selbst der kleine Bach verstummt. Das Lagerfeuer verglimmt und die glänzenden Sterne allein beleben das nächtliche Bild. Eine elegische Himmelsharmonie erfüllt das Herz und die Ruhe der Nacht umfängt unsere Sinne. Kein Gedanke weilt bei dem emsigen Treiben der Menschen und bei ihrem beständigen Kampf, als gäb's auf der ganzen Welt nur Liebe und Friede, Eintracht und Ruhe wie hier. — Laut krachend stürzt eine Eislawine herab von einem der Hängegletscher. Das Rauschen und Sausen der Lawine wird übertönt von dem Knattern der an Felsköpfen zerschellenden Eisstücke und dem dumpfen Donner der großen herabstürzenden Trümmer. Weithin zieht den Berg entlang der dröhnende Widerhall, grollend, allmählich verhallend.

Wieder herrscht Ruhe, aber verscheucht ist der elegische Traum. Am andern Morgen giengen die Leute zum Depot hinab, während meine Frau und ich eine Rekognoscierung des Gletschers unternahmen. Es war trübe und Abends begann es zu regnen, so daß wir kein Feuer machen konnten und am Petroleumherde kochen mußten. Die Nacht hindurch regnete es und auch den nächsten Tag bis gegen Abend. Alles bis zu 100 m. über unserem Lager war in Nebel gehüllt, so daß an eine topographische Arbeit nicht gedacht werden konnte. Wir stiegen auf den Bergrücken hinauf, der uns vom Ball-Gletscher trennte, um zu botanisieren.

Auffallend ist der Mangel an höheren Tieren. Außer zuweilen einer Möve sahen wir hier während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes keinen Vogel, geschweige denn ein Säugetier.

Die verwilderten Ratten, Kaninchen, Schweine und Rinder meiden das Hochgebirge. Einheimische Säugetiere gibt es in Neuseeland, wie schon erwähnt wurde, überhaupt keine. Mehrere Entenarten wurden von uns am Tasman-Fluß angetroffen. In den Dickichten an der

Gletscherstirne gibt es einige kleine Singvögel, doch sie sind selten zu sehen. Auch eine Falkenart ist im Gebirge zu Hause, doch von uns nicht gesehen worden. Häufiger sind die flügellosen Waldhennen (Woodhen), in Gestalt dem Wachtelkönig ähnlich, von denen die Hunde, welche einen meiner Leute begleiteten, mehrere fingen. In dem üppigen Grase, welches an einer Stelle im westlichen Seitenthal gedeiht, sind sie gar nicht selten. Sie haben die schlechte Gewohnheit, glänzende Gegenstände, wie Minimum-Thermometer, Kompaß, Löffel und dergleichen zu stehlen. Einmal versuchte eine solche Woodhen mir, während ich vor dem Zelte schlief, die Schneebrillen, die ich am Hute trug, zu stehlen. Da sie die Brillen nicht vom Hute entfernen konnte, nahm sie mir den Hut vom Kopf und lief samt Brillen und Hut davon. Ich fuhr aus dem Schlafe auf und sah eben noch, wie der Vogel den Hut fallen ließ und davon eilte.

Der neuseeländische Hochalpenvogel par excellence ist ein großer, grüner Erdpapagei, welcher ein „Käo"-ähnlich klingendes Geschrei hervorbringt und deshalb Keo genannt worden ist.

Dieser Keo (Nestor notabilis) wird 50 cm. lang, hat große, ziemlich spitze Flügel und einen ziemlich langen und breiten, abgestutzten Schwanz. Das Gefieder ist größtenteils mattgrün, nur in der Bürzelgegend sind die Federn am Ende roth. Der Schnabel ist außerordentlich groß und stark.

Der Keo nistet im Hochgebirg. Er legt sein Nest in den Wachholderdickichten an und nährt hier seine Jungen vorzüglich mit den Beeren. Im Winter verläßt er die unwirtlichen Höhen und streicht hinab in die Thäler. Im Gebirge, wo er nie gestört wird, ist er dummdreist, lernt aber bald den Menschen als einen gefährlichen Feind kennen und fürchten.

Green erlegte bei Gelegenheit seiner Reise in dieses Gebiet im vorhergehenden Jahre gerade an dieser Stelle — in der Umgebung unseres Hauptquartiers — sehr viele Keos; ich selber habe sowohl oder dieser Stelle, als unter derselben zahlreiche Keos angetroffen, aber hier, wo sie von Green verfolgt worden waren, und auf mehrere Kilometer im Umkreise, sah ich nie einen einzigen. Offenbar graute es den Keos vor diesem Orte. In den unteren Teilen des westlichen Seitenthales, wo wir öfters biwakiert hatten, waren die Keos mit dem Menschen noch unbekannt. Hier näherten sie sich dreist unserem Lager, setzten sich beim ersten Morgengrauen auf's Zelt und rüttelten uns durch ihren gellenden Käo-Ruf vorzeitig aus dem Schlafe. Verscheucht vom Zelt, entfernten sie sich nur einige Meter weit und setzten, auf den nächsten Felsköpfen stehend, ihre Katzenmusik fort.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mekka-Pilger.

Alljährlich verlassen Tausende und aber Tausende von frommen Bekennern der Religion des Propheten Mohammed in seinem Namen ihr Heimwesen und wandern zu Wasser und zu Land nach jenem Lande, welches die Entstehung ihrer Religion sah und Zeuge von den wunderbaren Thaten ihres Erzpropheten war. Aus China, Indien und Persien, aus allen Teilen des türkischen Reiches, aus Aegypten, Tripoli, Tunis, Algier und Marokko, aus Sansibar und vom Senegal, aus Kurdistan und Afghanistan, aus dem Sudan und der großen Sahara und aus vielen anderen Orten, von deren Vorhandensein wir Europäer kaum eine dunkle Ahnung haben, eilen sie schaarenweise herbei — meist arm, unwissend und schmutzig, aber fromm und in ihrem Vorhaben unerschütterlich. Sie sind Pilger nach den heiligen Stätten Arabiens, nach Mekka und Medina, und um dieselben erreichen zu können, sparen und hungern sie Jahre lang, bis sie die hinreichenden Mittel zur Bestreitung ihrer Reisekosten zusammenbringen, und haben unterwegs furchtbare Entbehrungen zu ertragen. Sie vertrauen sich auf Gnade oder Ungnade dem ungeheuren, graueneinflößenden Meere an, welches ja alle echten Orientalen fürchten; sie riskieren die Ausplünderung durch Beduinen und den Tod durch Hitze, und zwar alles mit einem Grade von Phlegma und guter Laune, welche beinahe erhaben sind. Was ihnen auch begegnen mag, kümmert sie nicht: Gott wird für sie sorgen, und sollten sie auch auf dem Heimweg sterben, so werden sie desto bereitwilliger in den Palästen und Armen der Houris aufgenommen werden, von welchen eine jedem gläubigen Bekenner des Propheten in dem siebenstöckigen Paradiese des Islam sicher bestimmt ist.

Im Jahre 1888 fiel der große Hadsch oder Haupttag, an welchem sich alle Pilger zum gemeinsamen Gottesdienste in Mekka zu vereinigen haben, auf Freitag den 17. August. Das Fest findet gewöhnlich um diese Zeit statt, aber das genaue Datum wechselt und wird jährlich von den geistlichen Behörden in Mekka festgesetzt. Es ist allen guten Muslimen als heilige Pflicht auferlegt, die Wallfahrt mindestens einmal zu machen, wenn sie es erschwingen können; manche machen sie mehrmals und einige machen daraus ein Geschäft und verdingen sich als Stellvertreter für andere, denn eine Wallfahrt durch Stellvertretung gilt für ebenso wirksam, als eine persönlich vollzogene, vorausgesetzt daß die Person tot ist, um deren Willen die Pilgerfahrt gemacht wird. Niemand kann bei Lebzeiten einen Stellvertreter dingen, aber er kann in seinem letzten Willen eine Verfügung in dieser Richtung treffen. Die Wallfahrt ist nicht im Lichte einer Buße zu betrachten, nach welcher der Hadschi eine vollkommene Vergebung für vergangene Sünden erhalten soll. Sie ist eine Verordnung oder Einsetzung in der Religion des Islam, ungefähr von derselben Natur wie unser Abend-

mahl, wodurch angenommen wird, der Gläubige werde für die betreffende Zeit in eine innige Gemeinschaft mit der Gottheit und deren menschlichem Vertreter gebracht. Natürlich ist es leicht genug, zu erklären, man vermöge die Kosten des Unternehmens nicht aufzubringen — und viele bedienen sich dieses Vorwands, ohne daß deshalb der geringste Makel auf sie fällt — denn es ist ausdrücklich bestimmt, daß kein Mann die Pilgerfahrt zu machen versuchen solle, der außer Stande ist, seine eigenen Reisekosten zu bezahlen und der daher anderen lästig fallen würde. Die nötigen Auslagen wechseln je nach dem Stande des Hadschi. Ein armer Mann, welcher von den Küsten Persiens aufbräche, könnte die ganze Pilgerfahrt nebst dem Rückwege mit 350 Rupien (à 2 Mark), nach dem gegenwärtigen relativen Werte der Rupien und des englischen Sovereign in Burschi, dem bedeutendsten Seehafen Persiens, bestreiten. Eine Person von einiger Bedeutung würde vielleicht tausend Rupien und ein reicher Mann könnte, wenn es ihm beliebte, noch eine größere Summe brauchen. Es sind jedoch nicht viel Gelegenheiten zu Prunk und Geldverbrauch gestattet. Ganz um Mekka herum sind gewisse Plätze, welche einen Kreis um die Stadt bilden, nach dessen Passierung die Pilgerfahrt erst im Ernste beginnt. Für männliche Pilger ist keine andere Bedeckung erlaubt, als ein Paar weißer Handtücher oder kattunener Betttücher, von denen das eine um die Hüften befestigt, das andere über die Schulter geworfen wird. Auch Frauen wird kein Gold- oder Juwelenschmuck oder Zierrat irgend welcher Art gestattet und ihre einzige Kleidung besteht nur aus Röcken von schneeweißem Leinen.

Es ist eine irrtümliche Annahme, daß keine Frau für geeignet gelte, an dieser wichtigen religiösen Pflicht oder irgend welchen religiösen Verrichtungen überhaupt teil zu nehmen. Man hegt bei uns allgemein die Ansicht, die Muslimen sprechen ihren Frauen den Besitz von Seelen ab. Dies ist ein Irrtum, und es mag hier am Platze sein, zu erwähnen, daß ich dies in Basrah am Euphrat schreibe, und gerade, als ich den letzten Satz niedergeschrieben hatte, trat ein Schech von großer Gelehrsamkeit und von Einfluß am Orte bei mir ein und erwiderte mir, als ich ihm diese Frage vorlegte: in den Augen Gottes stehen Frauen hinsichtlich ihres künftigen Lebens auf demselben Fuße, wie die Männer und dürfen ebenso die Moschee betreten und darin beten; es sei nur nicht gebräuchlich, daß sie dies thun. Diesen Sommer (1888) reiste ich auf einem Dampfer, welcher Pilger vom Mittelländischen Meere und vom Persischen Meerbusen nach Dschidda brachte, unter denen sich eine große Anzahl Frauen befanden. Ich war Zeuge, wie eine Dame von mittleren Jahren und hohem Ansehen, denn sie war eine der Frauen eines mächtigen persischen Schechs, einer ganzen Menge männlicher Zuhörer außerhalb des improvisierten Zeltes, welches sie vor deren Anblick schützte, einen Vortrag über die tiefsten Geheimnisse des Unerkennbaren hielt, mit derselben überraschenden Zuversicht und Verachtung aller Logik, als ob sie eine unserer europäischen Blaustrümpfe gewesen und soeben aus dem Morgengottesdienst gekommen wäre. Vielleicht interessiert es auch manchen meiner Leser, zu erfahren, daß, wenn in Persien eine reiche Frau sich verheiratet, sie die vollständige Verfügung über ihr Vermögen behält, und daß, wenn sie ohne Nachkommen stirbt, dieses an ihre Eltern oder Verwandten zurückfällt, daß sie aber auch einen Teil davon ihrem Gatten vermachen kann; hat sie ein Kind, so geht ihre ganze Hinterlassenschaft bei ihrem Tode an dieses über, gleichviel ob es ein Knabe oder ein Mädchen ist; hinterläßt sie aber zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, so bekommt der Knabe zwei Drittel, das Mädchen ein Drittel, und der Witwer hat auf gar nichts Anspruch.

Diese Frauen sind nicht solche vollkommene Sklavinnen ihrer Männer, wie man allgemein annimmt. Ein maurischer Offizier, welchen wir von Tanger aus nach Dschiddah mitnahmen, hatte seine Frau bei sich; sie war seine einzige Gattin und, obwohl erst 18 Jahre alt, doch schon fünf Jahre mit ihm verheiratet und Mutter von drei Kindern, von denen eines gestorben war, die beiden anderen aber noch lebten und in ihrem Heimwesen in Fez zurückgelassen worden waren, woher sie kamen. Der Offizier hatte schon zweimal den Hadsch mitgemacht und war jedesmal von seiner jungen Frau begleitet worden. Diesmal hatten sie die Mutter der jungen Frau mitgenommen, und die aufmerksame und rücksichtsvolle Weise, in welcher sie diese behandelten, nötigte mir in der That ein aufrichtiges Erstaunen ab. Dieser bigotte Muselmann — welchen seine europäischen Brüder für einen eifersüchtigen Weibertyrannen und für einen Menschen ansahen, welcher gänzlich außerstande sei, die höheren Eigenschaften der Frauen zu würdigen, und der sich derselben nur als ein Mittel zur Befriedigung seiner gröbsten Leidenschaften bediene — hätte sicher manchen von ihnen in dieser Beziehung beschämen können. Das Schiff lag in der Bucht etwa anderthalb Kilometer von der Stadt Tanger; die See gieng ziemlich hoch, und lange ehe die Damen an die Langseite unseres Dampfers kamen, waren beide sehr seekrank. Zärtlich und sachte brachte er sie an Bord und legte sie in einer stillen Ecke nieder, worauf er das ganze Verdeck abschritt, um die beste Stelle zu suchen, auf welcher er sein Zelt aufschlagen könne. Dann öffnete er seine Päcke und nahm aus denselben Teppiche und Kissen und Vorhänge, und in ganz kurzer Zeit war ein wohlausgerüstetes Zelt fertig, in welches er die beiden Frauen trug und niederlegte, und worin er es ihnen behaglich machte. Dort lagen sie nun bis zum nächsten Tage, eher wie zwei Bündel Kleider als wie etwas anderes, denn selbst ihre Gesichter und Hände waren unsichtbar und ich glaube in der That, sie rührten sich nicht ein einzigesmal, obwohl einige Stunden später, als wir die Meerenge von Gibraltar passiert hatten und ins Mittelländische Meer

eingelaufen waren, das Meer vollkommen ruhig wurde. Ein großer Teil ihres Unwohlseins mag von jener unerklärlichen Beschaffenheit gewesen sein, welche die Geduld manches christlichen Gatten auf eine beträchtliche Probe gestellt haben würde. Allein der Offizier machte sich unverdrossen mit ihnen zu schaffen, zündete ein Feuer an, bereitete ihnen sogleich eine hübsche Mahlzeit und verlor seinen guten Humor nicht, weil sie nichts davon essen wollten, sondern nur sorgenvoll auf die Lebensmittel schauten, welche vergeudet werden sollten. Hierauf bereitete er ihnen etwas Thee, dann etwas Kaffee und ließ nichts unversucht, was in seinen Kräften stand, um es ihnen behaglich zu machen, saß geduldig bei ihnen, um sie zu fächeln oder stand hie und da auf, um ihnen etwas Wasser oder irgend anderes zu holen, was sie bedurften. Als die Damen am andern Morgen bewogen worden waren, über die Seiten des Schiffes hinaus zu schauen, und sich überzeugt hatten, daß das Meer so ruhig war, als es nur sein konnte, und daß sie deshalb nicht länger seekrank sein dürften, so rafften sie sich wieder auf, thaten ihre Arbeit selbst und sorgten für das Hauswesen und die Küche. Sie setzten einen Stolz darein, dem Zelt ein hübsches reinliches Aussehen zu geben, und schienen alle zusammen sehr glückliche Menschen zu sein.

Diese Pilger klettern mit großer Behendigkeit und ohne die mindeste Rücksicht auf Würde und Schicklichkeit an Bord. Ein Leiter ist natürlich immer willkommen, allein wenn eine solche nicht zur Hand ist, so klettern sie an Tauen und Stricken oder an den Seiten herauf. Wenn die Weiber sich nicht selbst behelfen können, so werden sie wie andere Bündel hinaufgereicht. Auf eine Stunde oder zwei nach der Einschiffung geben einem die Decke die Vorstellung eines Pandämoniums von schreienden und zeternden Teufeln. Einer scheint mit dem anderen, alle miteinander zu kämpfen: Angstrufe, gellende Wutschreie, Drohungen und Bitten, Gebete, Flüche und Segnungen tönen in betäubendem Lärm und komischer Verwirrung durcheinander. Das Gestikulieren ist entsetzlich, denn die Araber übertreffen hierin noch die Franzosen. Diese Störung ist, so lange sie dauert, etwas Fürchterliches und rührt von dem Suchen nach dem Gepäck, von der Identifikation desselben und von der Wahl der Plätze her, auf denen man Zelte aufschlagen oder Teppiche ausbreiten kann, und die Weiber thun es in diesem Stücke, wie in irgend einem anderen, den Männern zuvor. Wir nahmen in Tanger eine fette alte Negerin an Bord, welche sogleich Lust zu einem Teil des Verdecks bekam, von welchem drei ernste langbärtige Mauren am Abend zuvor Besitz ergriffen hatten. Zornwütig hieß sie dieselben weggehen, und als diese zuerst vor Staunen gar nicht ihrer unbescheidenen Bitte Folge leisten wollten, schickte sie sich an, ihnen eine praktische Demonstration von ihrer Meinung zu geben, indem sie einfach die Teppiche hinwegzog, auf welchen sie saßen. Darauf standen diese auf und ließen sie nicht nur den besten Platz für sich und ihren Gatten hinwegnehmen, der dabei stand und in halb ängstlicher Weise zuschaute, sondern halfen ihr auch noch unterwürfig ihre Kisten herbeischaffen und um sie herumstellen, während sie auf ihren Hacken hockte und ihnen ihre Ansichten von den Dingen überhaupt preisgab.

Eine alte türkische Dame kam in Basrah an Bord mit ihrem vom Wechselfieber befallenen Gatten. Sie selbst schien noch die Spuren früherer ungewöhnlicher Schönheit zu tragen, war aber jetzt nur merkwürdig wegen ihrer Statur und der Länge ihrer Arme. Bis wir Dampf aufmachten und den Fluß hinabfuhren, war sie sicherlich die augenfälligste Gestalt auf den Decks; wo nur immer der Lärm am größten oder der Anschein der Dinge am drohendsten war, da konnte man ihr schwarzes Umschlagetuch deutlich unterscheiden, und ihre langen Arme, welche in größter Aufregung nach allen Seiten hin in der Luft herum fuchtelten, gaben ihr das Ansehen einer wildbewegten Windmühle. Allein bei alledem besaß sie ein so gütiges Herz und ein ebenso für fremdes Leid mitfühlendes Wesen, wie irgend eine ihrer züchtigen und zärtlichen Schwestern im Westen, und die aufmerksame Pflege, welche sie ihrem kranken Gatten angedeihen ließ, und ihre beständigen Bestrebungen, die Unbehaglichkeiten der Kranken und Leidenden in ihrer Umgebung zu mildern, gewannen ihr die allgemeine Achtung. Einige Tage nach unserer Ankunft in Dschiddah begegnete diese Frau dem Kapitän und mir, als wir im Bazar spazieren giengen; sie hielt uns mit einem Ausruf freudiger Ueberraschung an, fragte uns, wie es uns gehe und wann wir wieder abführen, und ergoß in einem Atem eine Fülle von Segenswünschen über unsere Häupter, als plötzlich ein Esel zu nahe an ihr vorübergieng und ihr einen unerwarteten Stoß versetzte, welcher gleichzeitig ihren Körper und ihr Gemüt bedeutend aus dem Gleichgewicht brachte. Rasch drehte sie sich um und versetzte, mit einem plötzlichen und ganz veränderten Gesichtsausdrucke, dem Manne, welcher den Esel trieb und durch dessen Achtlosigkeit der Vierfüßler ihr ohne Warnung so nahe gekommen war, eine der vollständigsten und wirksamsten Ohrfeigen ins Genick, die ich je verabreichen sah, so daß derselbe alsbald mit einem Schmerzschrei der vollen Länge nach auf den Bauch fiel, alle Viere von sich streckte und in dieser würdelosen Lage den ganzen Schwall von Verwünschungen über sich ergehen lassen mußte, welchen sie ausstieß. Damit nicht zufrieden, lief sie dann plötzlich dem Esel nach, warf mit einem geschickten Griff die Last, welche er trug, auf den Boden und jagte ihn mit einem wohlgezielten Fußtritt in einem trägen Trott davon, während sein unglücklicher Treiber aufsprang und unter dem Spott und Gelächter der Zuschauer, die auf den Bänken eines benachbarten Kaffeehauses hockten, davonlief. Hierauf wandte sie sich, mit einem so ruhigen und gleichmütigen Gesichtsausdruck, als ob dieser seltsame Zwischenfall nur ein Traum von meiner Seite wäre,

wieder zu uns, setzte die Unterhaltung gelassen fort, gab uns die neuesten Nachrichten von sich und ihrem Gatten und sagte uns, daß sie noch am selben Abend nach Mekka abreisen würden.

Raufereien sind nicht selten, wenn die Pilger zuerst an Bord kommen. Dies begegnete uns an einem Orte namens Failiyah an der persischen Seite des Euphrat, als die Passagiere aus diesem Orte mit einigen anderen aus Bagdad zusammenstießen und daraus eine Weile eine hübsche Rauferei entstand, bis der Schreiber unseres Agenten, ein baumstarker reizbarer Mann, welcher eine Zeit lang mit Vergnügen und vor Aufregung schwitzend diesem Treiben zugesehen hatte, plötzlich die Selbstbeherrschung verlor, eine gewaltige, ihm zunächst liegende Spiere aufraffte und damit in den Knäuel hinein rannte wie ein neuer Don Quixote de la Mancha. Dieses Gebahren verbreitete eine solche Bestürzung unter den Kämpfenden, daß sie im Nu den Streit aufgaben, sich versöhnten, sich ewige Freundschaft schworen, einander auf beide Wangen küßten und sich dann anschickten, nach ihren Toten und Verwundeten zu schauen.

Es ist zuweilen wünschenswert, solche Händel entstehen zu sehen, denn wenn die Passagiere untereinander durch Meinungsverschiedenheiten getrennt sind, so machen sie dem Kapitän und der Mannschaft weniger zu schaffen. Dies ist keine Sache von geringer Bedeutung und nicht leichtfertig oder geringschätzig zu behandeln. Es sind schon manchmal ernste und allgemeine Aufstände unter diesen Pilgern vorgekommen, wobei die Offiziere und Mannschaft sich mit ihren Revolvern und anderen zur Hand befindlichen Waffen so gut wie möglich gegen dieselben verteidigen mußten. Einzelne Fälle sind nicht ungewöhnlich, wo bei irgend einer leichten Anreizung das glitzernde Messer eines Fanatikers tief im Fleische eines ungläubigen Hundes von Nazarener vergraben wurde. Aus eigener Erfahrung kann ich von keinen derartigen unangenehmen Vorfällen sprechen; im Gegenteil, ich kam sehr gut mit den Leuten aus. Allein wer die wilde, fanatische, mißtrauische Natur dieser Völkerschaften und ihren blinden Haß gegen die Christen kennt und die tausenderlei Ursachen von Reibungen, welche zwischen ihnen und der Mannschaft täglich vorkommen, der kann derartige Ereignisse als sehr möglich und wahrscheinlich ansehen. Wir hatten Waffen genug, obwohl wir uns derselben niemals bedienten; allein unser bester Schutz bestand ohne Zweifel darin, daß bei jeder Fahrt, welche wir mit ihnen machten, unsere Passagiere verschiedenen Sekten und verschiedenen Ländern angehörten, und unter diesen halbbarbarischen Völkerschaften herrscht das Prinzip des Mißtrauens und der heimlichen Feindschaft zwischen verschiedenen Sippen oder Stämmen in einem hohen Grade. Noch vor kurzer Zeit lagen sie im offenen Kampfe miteinander, und der geringste Vorfall vermag die alte Fehde wieder zu entzünden. Die Leute, welche wir in Tanger an Bord nahmen, bestanden aus zwei getrennten Partien, deren einer die vordere, der anderen die hintere Hälfte des Oberdecks angewiesen war. Der maurische Offizier, dessen ich früher erwähnte, gehörte zur letzteren Partie und sein Zelt, welches von seiner rührigen kleinen Frau immer in vollkommener Ordnung und Reinlichkeit erhalten wurde, hatte ein wahrhaft palastartiges Aussehen neben dem Schmutz und Unrat der anderen Behausungen. Die Leute auf dem Vorderdeck waren ein besonders schmutziges Volk, und der Anblick von so viel Wohlstand und Ordnung scheint namentlich ihren stillen Groll erregt zu haben. Die Weiber schienen besonders ergrimmt zu sein, denn die Damen des Zeltes wollten nichts mit ihnen zu thun haben, und dieses abweisende Benehmen ärgerte die anderen, so daß sie vor aller Welt offen darlegen wollten, wie sie sich jenen in jeder Hinsicht gleich und ebenbürtig fühlten. Eines Tages also, als der Offizier in einiger Entfernung sich über die Schanzverkleidung beugte und sah wie das Schiff die blaue Flut mit den unzähligen Schirmquallen durchschnitt, kamen zwei oder drei Weiber vom Vorderteil des Schiffes nach dem Zelte unter dem Vorwand eines Besuches, benahmen sich zudringlich und wie zu Hause und giengen sogar so weit, verschiedene Geschirre, wie Theetopf, Pfanne 2c. für ihren eigenen Gebrauch entlehnen zu wollen. Als ihnen dies abgeschlagen wurde, begannen sie in ihrer Sprache zu schimpfen und zu schelten, und wurden endlich von der Schwiegermutter und einem oder zwei anderen Weibern hinausgeworfen. Die Schwiegermutter war wütend, denn eines der Weiber, welches einen grünen Schleier über ihrem Kopf trug, hatte sie mit besonders schmutzigen und unflätigen Schimpfworten überhäuft, die unter diesen Leuten üblich, aber so obscön sind, daß sie sich hier nicht wiedergeben lassen. Obgleich nun das scheltende Weib nach seiner eigenen Abteilung auf dem Schiffe zurückgeschoben worden, war die Schwiegermutter nicht zufrieden, sondern holte einen Knüttel mit einem mörderischen Knopfe von der Größe einer mäßigen Wassermelone hervor und drohte, soviel wir aus ihren unzusammenhängenden Reden entnehmen konnten, damit das Weib mit dem grünen Schleier niederzuschlagen. Sie zu beschwichtigen oder festzuhalten war nicht möglich; fünf Weiber saßen vergeblich auf ihr und endlich, als letztes Hülfsmittel, wurden Teppiche und Matratzen auf sie geworfen und ein paar schwere Koffer auf das ganze gestellt, um sie niederzuhalten, und da lag sie nun und machte ihrer Leidenschaft in hysterischem Schreien und Weinen Luft. In diesem Augenblick kam der Offizier dazu und nun fand eine Erörterung darüber statt, was zu thun sei. Mittlerweile waren die anderen Weiber zu ihren Leuten zurückgekehrt und hatten diese durch ihr Klagegeschrei und die Schilderung der Behandlung, welche ihnen so eben widerfahren war, zu Haß und Groll aufgestachelt. Ein junger Bursche erschien namentlich sehr tief erregt; er sprach kein Wort, schaute aber so ingrimmig um sich, daß er von einem dauernden Schielen

befallen wurde, raffte einen dicken Stock auf und drang grimmig gegen das Hinterdeck vor. Kaum war er aber am Maschinenraum vorüber, so wurde er entwaffnet, zu Boden geworfen und wäre wahrscheinlich kurzweg totgeschlagen worden, wenn wir ihn nicht befreit hätten. Dann wurden besondere Maßregeln getroffen, um die Leute auf beiden Seiten an Ueberschreitung ihrer Grenze zu hindern allein erst geraume Zeit nachher war alle Gefahr einer allgemeinen Rauferei beseitigt.

Es bestehen unter den Moslimen zwei große Abteilungen: die Sunniten und die Schiiten. Die Türken sind alle Sunniten, die Perser alle Schiiten. Sie unterscheiden sich darin, daß die Schiiten Ali, den Neffen und Schwiegersohn Mohammeds, mit größerer Verehrung betrachten, als Mohammed selbst. Ali heiratete Mohammeds Tochter Fatima und hatte von ihr zwei Söhne, Hassan und Husein. Mohammed soll ihren Tod vorausgesagt haben, und in der That wurden eines Tages Ali und seine beiden Söhne nebst einer Menge ihrer Freunde und Anhänger niedergemetzelt. Die Schiiten erklärten, Mohammed habe ihren Tod heimlich veranlaßt, und bis auf den heutigen Tag hassen sich die beiden Sekten gegenseitig mehr als sie die Christen hassen. Das Jahresfest dieses verhängnisvollen Tages wird unter den Schiiten alljährlich regelmäßig gefeiert; sie sammeln sich in Gruppen um einen gewissen Mann, welcher in ihrer Mitte auf einem erhöhten Ort sitzt und das tragische Ereignis eintönig zu rezitieren beginnt. Allmählich erwärmt er sich, wird aufgeregt, wirft die Arme in die Höhe und schluchzt sogar vor Wehmut, wenn er fortfahrend das Unglück Ali's und seiner Söhne beschreibt. Seine Zuhörer beschatten andächtig und ehrfurchtsvoll ihre Augen mit den Händen, folgen mit alles absorbierendem Interesse seinen Worten, beginnen zu schluchzen und endlich laut vor Gram und Jammer zu weinen, wobei sie sich auf Kopf und Brust schlagen und ihr Haar zerraufen. Der Vortragende beherrscht seine Zuhörerschaft mit dem Schwall seiner leidenschaftlichen Worte, mit leisen flehentlichen Bitten, mit gebrochenen Schmerzensrufen; dann schlägt er plötzlich einen anderen Ton an: was geschehen ist, war nur eine Beichte ihrer Sünden und ein Bekenntnis der Gerechtigkeit jeder Strafe, welche auf sie fallen möchte. Denn die Schiiten waren ursprünglich Sunniten und billigten den Tod Ali's und erst später wurden sie Schiiten und trennten sich von den Sunniten, und in dieser Feier beklagen und büßen sie die Sünden ihrer Vorfahren. Und nun folgt ein brünstiges Gebet mit aufgehobenen Händen zu Gott, er wolle Ali und seine Söhne zu Gnaden annehmen und ihnen in seiner Barmherzigkeit verzeihen. Wann dies dann zu Ende ist, werden Narghilehs oder Wasserpfeifen herumgereicht und die ganze Versammlung genießt ein stilles Rauchopfer von Tabak, um ihre aufgeregten Gefühle zu beschwichtigen. An vielen Orten zieht man aber auch Säbel und Messer und bringt sich furchtbare Wunden bei, an denen schon mancher gestorben ist. Im vorigen Jahre (1888) fand dieser Bußtag am 10. September statt. Aber bei den Pilgern hatten wir diese Feierlichkeit fortwährend, Tag und Nacht, bis sie zum Unfug wurde und der Befehl erfolgte, daß nach acht Uhr Abends kein Lärm mehr stattfinden dürfe. Und dennoch, obwohl die Schiiten Mohammed des Mordes beschuldigen und seine Handlungsweise verdammen, leugnen sie nicht, daß er der wahre und einzige Prophet Gottes sei. Bei den Sunniten genießen Ali und seine Söhne kein Ansehen.

Wir fanden zu unserer angenehmen Ueberraschung, daß die Pilger in ihren Gewohnheiten nicht halb so schmutzig waren, als wir erwartet hatten. Selbst die Perser, welche in dieser Beziehung für die ärgsten gelten, waren nicht so schlimm. Wir hatten mehrere Hunderte von ihnen an Bord, und mit wenigen Ausnahmen erschienen sie in reinlicher und geordneter Kleidung. Sie waren stets erbötig, die Decks von ihren Siebensachen zu räumen, damit man sie waschen konnte, obwohl dies notgedrungen mit vieler Mühe und Unbehaglichkeit für die Passagiere verbunden war. Sie wuschen ihre Hände und Gesichter jedesmal vor und nach dem Essen und badeten sich häufig. Einige, welche wir von Tanger mitbrachten, waren schmierig und lausig; ihre einzige Kleidung bestand in einer Art Sack mit einer Oeffnung für den Kopf und zwei Löchern für die Arme. Diese Mäntel waren häßlich und hatten ihnen offenbar schon eine lange Zeit gedient, denn sie waren aus den Wildnissen der großen Sahara gekommen und kaum etwas Besseres als Wilde. Ein alter Muslim vom Senegal konnte Französisch mit der Geläufigkeit eines Pariser; er war der schwärzeste Neger, den ich je gesehen habe, mit der Gestalt und den Muskeln eines Herkules, und spielte eine sehr augenfällige Rolle, wenn er in einem prächtigen Gewand von orangegelber Seide und einem knallroten Fez auf dem Verdeck herumspazierte. Er wurde von den anderen mit großer Auszeichnung behandelt und war offenbar in seiner Heimat ein angesehener Mann. Dazu war er ein Mann von freundlichen Manieren und konnte über allgemeine Gegenstände verständig plaudern.

Diese Pilger brauchen nicht lange, bis sie mit den Leuten in ihrer nächsten Nachbarschaft bekannt werden, und auf diese Weise zersplittert sich die ganze Menge bald in besondere, deutlich getrennte Gruppen. Jede Gruppe speist in Gesellschaft, betet, raucht und liest den Koran in Gesellschaft und trinkt Thee und Kaffee in Gesellschaft. Dies sind ihre Hauptbeschäftigungen auf der Seereise, aber die wichtigste ist immer das Theetrinken; sie sind immer dabei, namentlich die Perser. Sie haben sehr guten Thee und trinken ihn in kleinen Gläsern, mit Limonensaft anstatt der Milch. Die Mauren würzen ihren Thee mit Minze. Sie sind ungemein freigebig und bieten jedermann etwas von dem an, was sie gerade essen; aber das ist eher eine Qual als ein Genuß, denn ihre Kochkunst ist nicht für europäische Gaumen, und man muß

sich sehr in Acht nehmen, sie nicht durch eine Ablehnung zu beleidigen.

Ich habe schon oben erwähnt, daß es um ganz Mekka herum gewisse Punkte gibt, mit deren Ueberschreitung die Pilgerfahrt im Ernste beginnt. Zur See von Norden her ist dies zu Arába, von Süden her zu Yelúmlum. Sobald die Pilger diese Orte erreichen, legen sie ihre gewöhnlichen Kleider ab, baden sich, rasieren sich den Kopf und legen schneeweiße Gewänder an, welche bei den Männern nur aus zwei Handtüchern oder Stücken Baumwollenzeug bestehen. Wenn die Schiiten gegenüber von Yelúmlum ankommen, stimmen sie, während das Schiff für fünf Minuten anhält, eine Art lauten Lobgesangs an, welcher, da jede Gruppe ihr eigenes Tempo und ihre eigene Melodie hat, für alle diejenigen eine furchtbare Qual ist, welche irgend ein zartes musikalisches Ohr haben und nicht von der religiösen Inbrunst und Begeisterung hingerissen werden, die die anderen in diesem Augenblick ihrer Sinne beraubt zu haben scheint. Nach dieser Zeremonie dürfen sie bis zur Beendigung ihrer Pilgerfahrt kein anderes Kleidungsstück, keine Schuhe und keine Kopfbedeckung tragen. Sandalen dürfen sie tragen, aber nichts was die Füße bedeckt. Während sie ausruhen, dürfen sie sich der Sonnenschirme bedienen, aber auf der Wanderung nach Mekka müssen sie Gott vertrauen und dürfen sich nicht vor der Sonne schützen. Vor einiger Zeit wurde die Frage aufgestellt, ob das Religionsgesetz es ihnen gestatte, unter dem Zeltdach des Schiffes zu bleiben, das sie an ihren Bestimmungsort bringe, und welches die Kapitäne nicht entfernen lassen wollten; und die religiösen Behörden erklärten, in solchem Notfalle solle den Pilgern ihre Sünde verziehen werden, wenn sie bei ihrer Landung in Dschiddah ein Schaf opferten. (Als er dies hörte, erbot sich der Kapitän, das Zeltdach abnehmen zu lassen, allein dagegen protestierten nun die Pilger, welche lieber ein Schaf bezahlen, als an einem Sonnenstich sterben wollten. Ein Schaf kostet nach unserem Gelde etwa 7—8 Mark.) Jede kleine Uebertretung, welche sich die Pilger während ihrer Wallfahrt zu Schulden kommen lassen, muß durch die Schlachtung eines Schafes gebüßt werden, und diese Uebertretungen sind zahlreich, denn wenn sich eine Fliege auf sie setzt, dürfen sie sie nicht töten, und wenn jemand sie schlägt, dürfen sie ihn nicht schelten und ihm nicht fluchen. Tausende und aber Tausende von Schafen werden alljährlich auf diese Weise geopfert, und die Schäfer in Arabien treiben ein lohnendes Geschäft und beten täglich und jährlich, daß die Sünden ihrer Brüder sich doch vermehren mögen.

Bei der Ankunft in Dschiddah erfolgt dann eine Szene, welche jeder Beschreibung spottet, allein an sich schon verlohnt, die Reise dorthin zu machen, um sie zu sehen. Sobald das Schiff in den mittleren Hafen einläuft, kommen vierzig oder fünfzig Dhaus oder einheimische Boote mit lateinischen Segeln herangerudert, drängen sich um das Schiff und suchen sich Passagiere zu sichern. Allein noch weht die Quarantäne-Flagge von der Mastspitze und die Boote der türkischen Kriegsschiffe fahren um das Schiff herum und treiben unter vielem Fluchen und Schelten die Dhaus zurück. Jetzt kommt des Doktors Boot mit seinem schneeweißen Segel und der türkischen Flagge darüber herangerudert, und sobald es an der Langseite angekommen ist und die Schiffspapiere eingesehen sind, wird die „pratique", die Erlaubnis zum Landen, erteilt. Nun ist die Zeit für die Dhaus und die in ihnen befindlichen Kulies. Sie überfluten das Schiff, wie ebenso viele Dämonen, nehmen sich niemals die Mühe, Fragen an jemand zu richten, sondern greifen nach allem, was sie erfassen können, und schaffen es in ihre Boote. Die Weiber werden über Bord geworfen, wie ebenso viele Bündel, gleichviel wessen Frauen sie sind. Die Kulies sind nicht weichherzig; sie achten nicht mehr auf die Bitten, Verwahrungen, Thränen und Flüche der Pilger, als wenn diese nur Hunde wären. Wehe dem Pilger, der hier Widerstand wagt! Ein Mann versuchte sein Gepäck dadurch zu sichern, daß er sich darauf setzte. Drei von den Bootsleuten griffen ihn an und nach langem Ringen lief der eine mit den Bedeckungen seines Gepäckes, der andere mit dem Inhalt und der dritte mit dem Pilger selbst davon. Die Wallfahrer verschaffen sich meist ihr ganzes Eigentum erst wieder im Zollhause, nachdem sie ein tüchtiges Stück Geld als „Bakschisch" bezahlt haben.

Dschiddah ist nur ungefähr acht deutsche Meilen von Mekka entfernt und die Pilger brechen gewöhnlich Abends dahin auf; allein gleichwohl ist die Reise nicht ohne Gefahr, denn die Beduinen machen sich auf dem Weg dahin kein Gewissen daraus, ihre Glaubensbrüder um ihr Eigentum zu berauben. Eine bewaffnete Wache gibt daher immer den Pilgern das Geleite. Beinahe jedermann in Dschidda geht davon. Die Bazare, die noch vor wenigen Tagen voll Lärm und Leben waren, sind nun schweigend und verlassen wie die Straßen einer Totenstadt. Nur viele weißgekleidete Europäer in Sonnenhelmen sieht man umhergehen, denn während der Zeit des Hadsch liegen manchmal zwanzig bis fünfundzwanzig Dampfer im Hafen. Nach dem Aufbruch nach Mekka während des großen Hadsch gehen solche Pilger, welche nicht früh gekommen sind und diese Stadt nicht zu allererst besucht haben, sofort nach Medina, eine Entfernung von zehn Tagreisen. Manche von ihnen erliegen der Hitze und den Entbehrungen, denen sie ausgesetzt sind. Und wehe den Schiffen, welche kranke Pilger auf ihrer Heimkehr aufnehmen müssen! Diese sind in der That eine traurige und schäbig aussehende Gesellschaft und bringen oft unter ihren Angehörigen Fälle von ansteckenden Krankheiten mit, welche nach wenigen Tagen große Verheerungen im Schiff anrichten.

Ein Ausflug nach Westafrika.

Von Dr. med. Robert Müller.

(Schluß.)

Im August kamen wir noch einmal nach Loanda. Die Januarpost war nämlich immer noch nicht in unseren Händen und sollte nun, wie es hieß, in Loanda liegen. Jedoch war das nicht der Fall und wir hatten einen vergeblichen Weg gemacht. Auf der Rückreise starb ein Matrose, den wir, da die Küste zu weit ab war, in das „kühle Seemannsgrab" (wie es in dem Gebete heißt) betten mußten. Die Leiche wird in solchem Falle in Leinwand auf einem Brett festgebunden und, mit einer Flagge bedeckt, im Steuerbord-Fallrepp niedergestellt. Die versammelte Besatzung ist angetreten und betet für den verstorbenen Kameraden. Das Gebet, welches für solche Fälle vorgeschrieben ist, wird vom ersten Offizier vorgelesen. Darauf wird die Leiche, die durch eine Granate beschwert ist, langsam über Bord ins Wasser gesenkt. Das Schiff liegt während dieser Zeit still.

Außerdem verloren wir in diesen Tagen noch einen Passagier, einen schwarzen Gefangenen. Derselbe war eines Morgens nicht mehr an Bord, und es muß angenommen werden, daß er das Schiff verlassen hat, um sich der Gefangenschaft zu entziehen. Das Land, das 50 Mln. vom Schiffe entfernt war, kann er nicht erreicht haben. Er hatte noch zwei Leidensgefährten an Bord, die über sein Verbleiben aber nichts aussagen konnten oder wollten. Auch diese rissen später, als wir wieder auf dem Kamerun-Fluß und sie zur Arbeit an Land gebracht waren, gelegentlich aus, aber einer von ihnen wurde nach einigen Tagen von Fischern wieder gebracht. Er hatte das Pech, kein Kameruner zu sein, und daher lieferten sie ihn wieder ab, während der andere, der aus Kamerun war, bei seinen Landsleuten Unterstützung und Aufnahme gefunden hatte. Der wieder Eingelieferte war ganz abgemagert und furchtbar hungrig.

Noch einmal verließen wir Kamerun am 9. Oktober und giengen, unter Anlaufen von Groß-Batanga, nach St. Ascension, wo wir am 25. Oktober eintrafen. Einsam ragt St. Ascension, ein gewaltiger Steinkoloß, aus den Fluten des Weltmeeres. Gewaltig rollen die Wogen heran und brechen sich donnernd an der felsigen Küste, ihren Gischt weithin über das Gestein sendend. Alle 8 Tage, so wurde uns berichtet, wachsen die „rollers" zu besonderer Höhe an und machen dann den Aufenthalt auf der Rhede noch unbehaglicher als er so schon ist. Denn immer befindet sich das Schiff vor Anker in schlingernder Bewegung und läßt seine Insassen nicht zur Ruhe kommen. Auch wenn man an Land will, heißt es seine ganzen Turnkünste zu Hülfe nehmen: denn da muß man aus dem schwankenden Boote an einem Seil, welches an einem eisernen Arme vom Felsen herunterhängt, sich emporziehen und sich an Land schwingen, damit der Fuß die Treppe betreten kann, auf der man zum Eiland emporklimmt. Ein englischer Soldat, welcher beim Aussteigen behülflich war, erteilt dann weitere Auskunft, wohin wir uns zu wenden haben. Diese Auskunft braucht nur kurz zu sein, denn sowie man oben angekommen ist, orientiert man sich sofort. Da liegen zuerst ungeheure Massen von Kohlen und erinnern uns daran, daß es der eigentliche Zweck der Insel ist, die englische Flotte mit Kohlen zu versehen. Hinter diesen Kohlenniederlagen zieht sich eine öde, mit gelbem Sand bedeckte, weitläufige Straße hin, an der die Wohnungen liegen. Der Platz, der übrigens Georgetown heißt, wird von weiter niemandem bewohnt, als 150 englischen Soldaten nebst den dazu gehörigen Offizieren und Beamten. An ihrer Spitze steht ein Captain-in-charge und für das leibliche Wohl sorgen zwei Aerzte. Alle Verheirateten haben Frauen und Kinder mitgebracht, die, da das Klima durchaus gesund ist, hier gut leben können. Sie müssen allerdings vier Jahre bleiben.

Hinter der Stadt steigt ein steiler Weg hinauf zu einem Warteturm, von dem aus gewiß ein gutes Stück See überwacht werden kann, und in einer anderen Richtung gelangt man auf ein grünes Stückchen Erde oben auf dem Gebirge, wo Gemüse wächst und wo für die Offiziere der englischen Flotte ein Erholungshaus gebaut ist. Ich hatte nicht Gelegenheit, es kennen zu lernen. Außer dem erwähnten Gemüse hält man in Ascension natürlich Ochsen, Schweine und dergleichen kostbare Sachen, aber außerdem ist die Insel der Heimatsort vieler Riesenschildkröten, die auch gefangen und gegessen werden. Es gibt Exemplare, die fünf Zentner und schwerer werden, was ich gern geglaubt habe, nachdem konstatiert worden war, daß das Fleisch einer, die unser Schiff geschenkt bekam, 120 Pfund wog. Wir hatten davon sehr schöne Suppe und Ragout und fanden auch das Beefsteak-ähnlich zubereitete Fleisch ganz delikat. Auch in Kamerun hatten wir wohl gelegentlich Schildkröten gegessen, aber es nie so gut gefunden wie diese. Der Versuch, bis zum folgenden Tage etwas von dem Fleische aufzuheben, mißlang.

Nach dreitägigem Aufenthalte giengen wir direkt nach Kamerun zurück, wo wir am 12. November wieder eintrafen. Hier galt es, sich auf die Abreise vorzubereiten, und dieses geschah nun in der heftigsten und ungemütlichsten Weise. Das ganze Schiff wurde neu angestrichen, innen und außen, und strahlte denn aber auch, als am 20. November Sr. Maj. Kreuzer-Korvette „Luise" eintraf, die uns in die Heimat zurückbringen sollte. Ich befand mich mit mehreren anderen gerade an Land auf Suellaba, als am Horinzonte die Takelage eines Kriegsschiffes sichtbar wurde, das auf uns zusteuerte. Es mußte die „Luise" sein, und als wir dann schließlich die deutsche Flagge erkannten, war die Freude groß.

Am 21. giengen wir neben der „Luise" zu Anker und tauschten am folgenden Tage die Plätze auf ihr mit

denen, die auf den „Habicht" kamen. Den Tag darauf geschah dasselbe mit der Besatzung des „Cyclop". Nun hätte unsertwegen die Rückreise gleich angetreten werden können, aber es giengen noch 14 Tage mit Uebergabe der Geschäfte, des Inventars u. s. w. hin, und erst am 6. Dezember verließen wir die Rhede.

6. Die Heimreise.

Unser Weg führte uns zunächst noch einmal nach São Thomé, dem Platze des Fleisches und der Gemüse, die dort beide reichlich an Bord genommen wurden, da wir uns auf der Rückreise nach Kräften füttern und stärken und alle gesund in der Heimat wieder ankommen wollten. Dieser Wunsch ist denn auch den meisten von uns in Erfüllung gegangen; denn obwohl in der ersten Zeit auf der „Luise" noch einmal eine bedeutende Steigerung des täglichen Krankenstandes eintrat, fiel die Zahl der Kranken auf der Rückreise immer mehr und mehr, und als wir in Wilhelmshaven eintrafen, hatten wir nur noch 17 Malaria-Kranke bei einer Besatzungsstärke von 240 Mann. Außer an den Menschen mußte ich auf der Heimreise meine ärztliche Kunst auch versuchen an einem Hunde, der mit seinem Herrn auf der „Luise" angekommen war. Er wurde mit Ricinusöl und Chinin wieder völlig hergestellt und ist hoffentlich später gesund geblieben. Es war recht leichtsinnig von ihm, diese Reise zu unternehmen, denn er hätte wissen sollen, daß Kamerun für europäische Hunde nun ganz und gar kein Klima ist. Ein anderer Marinehund hatte auf dem „Cyclop" das gleiche Wagnis unternommen, es aber durch baldigen Tod gebüßt, und ebenso verloren ihr Leben mehrere wunderschöne Doggen, die mit den Gouvernementsbeamten herausgekommen waren. Dem gegenüber blieb immer fidel in Kamerun eine niedliche Spitzhündin auf der einen Woermann'schen Factorei. Sie erfreute ihren Herrn von Zeit zu Zeit sogar mit Nachkommen, wahren kleinen Scheusalen von Gestalt, die wohl Kamerunhunde zu Vätern hatten, und das sind degenerierte, borstige Gesellen, die, ich weiß nicht woher, stammen und von Fremden auch gar nicht für Hunde gehalten werden. Ich habe nie einen bellen hören und bin daher wirklich im Zweifel geblieben, ob es richtige Hunde sind.

Von São Thomé dampften wir nach Freetown. An Land trat uns sofort ein bekanntes Gesicht entgegen, das einem unserer früheren Kru-Leute gehörte. Er war mit Zeug prächtig ausstaffiert, und erwiderte auf unsere Frage was er hier triebe: Me, sä, me be gentleman now, sä, and keep house with fine ladies inside, sä. Die Länge des Mundes, den er hiebei grinsend auseinander zog, war beträchtlich; er reichte, glaube ich, noch über die Ohren hinaus.

Jetzt, da wir uns auf der Rückreise befanden, war es an der Zeit, von den hübschen Sachen, die in Freetown zu haben sind, einige einzukaufen. Derjenige, welcher noch keinen von den berühmten Finger- und Armringen hatte, wie sie an der Goldküste in den Handel kommen, fand hier noch die reichste Auswahl. Es sind glatte Ringe in den verschiedensten Breiten, und darauf in erhabener Arbeit die Zeichen des Tierkreises. Wer Silber vorzieht, kann sie auch silbern bekommen, die meisten sind von Gold. Außer diesen gibt es noch sehr niedliche kleine Ringelchen aus Golddraht geflochten, die zu Hause ebenfalls Beifall finden. Hauptsächlich aber liefert Freetown Flechtwerk in allen möglichen Formen, und man hat darin die größte Auswahl. Von Kamerun kann man ja, wenn man von den häßlichen ethnologischen Gegenständen absieht, eigentlich nur Elfenbein und etwas Ebenholz mitbringen, weshalb wir uns freuten, hier noch Gelegenheit zu haben, Besonderes einkaufen zu können. Diese Sachen unterscheiden sich von denen in Kamerun dadurch, daß sie für den Verkauf angefertigt werden und also noch nicht gebraucht sind. Für den richtigen Sammler verlieren sie ja wohl dadurch an Wert und Eigenart, für mich indessen — ich muß es gestehen — gewinnen sie dadurch.

Ferner, wenn wirklich noch jemand im Schiffe war, der noch keinen Papagei, Affen oder ein sonstiges Tier besaß, so konnte er darin sein Gelüste stillen und die Menagerie an Bord vergrößern. Es waren nämlich zu jener Zeit schon etwa 80 Affen und wer weiß wie viel Papageien an Bord, mit denen die Leute ihre Angehörigen in der Heimat zu erfreuen gedachten: aber nur die wenigsten haben diese Freude erlebt. Denn diese Kinder der Sonne vertrugen unsern Winter nicht, in den wir je weiter desto mehr kamen, sondern fingen an zu frieren und zu erfrieren, und als wir in Wilhelmshaven ankamen, lebten nur noch wenige von der ganzen Schar; nur die eben, die besonders hatten gepflegt und gehütet werden können.

In Freetown freulich war in allen noch Leben und froher Mut. Lustig pfiffen und krächzten die Papageien und meckerten die Affen. An letzteren hatten die Leute natürlich ihr größtes Plaisir; z. B. einer war auf Entdeckungsfahrten ausgegangen und auch auf die Ankerboje gesprungen, die gerade dicht am Schiffe vorbei kam. Als er höchst vergnügt darauf saß, entfernten sich Schiff und Boje wieder voneinander und nun saß er einsam mitten im Wasser. Aengstlich fing er zu weinen an. Sein Besitzer erbat sich die Erlaubnis, ihn mit dem Scheuerprahm wieder holen zu dürfen, die er auch erhielt. Schon streckte er die Hand hülfreich nach ihm aus, aber statt sie dankend anzunehmen, biß der Affe hinein und sprang selbst in den Prahm. Er hatte aber nicht bedacht, daß er es mit einem echten Seemann zu thun hatte, der sich aus seinem Beißen nicht viel machte, sondern ihn doch noch ergriff, ihm ein Ende Schnur um den Leib band und ihn nun ins Wasser warf, so daß mein lieber Affe, statt trocken an Bord zu kommen, hinter dem Scheuerprahm herschwimmen mußte, was ihm offenbar recht peinlich war. Um ihm seine Schlechtigkeit noch recht deutlich zu machen, warf ihn sein Herr nachher noch mehreremale ins Wasser.

Am 24. Dezember trafen wir in Porto Grande ein und waren sehr froh, daß wir den heutigen Abend nicht in See zuzubringen brauchten. Wir öffneten unsere Post und freuten uns so recht an dem Gedanken, daß wir nun bald die Heimat wieder sehen würden. In dieser Freude des Herzens hieben wir ganz unmäßig in unser Weihnachtsschwein ein, das der Meßvorstand für das Fest aufgehoben, stark gefüttert und nun geschlachtet hatte. Am ersten Festtage frühstückten wir beispielsweise dreimal, und hatten darnach denn auch die Freude, uns alle eine tüchtige Indigestion zuzuziehen. Am heiligen Abend war die Feier, im Vergleich zum Vorjahre, bescheiden ausgefallen. Einmal war das Schiff bis zum letzten Augenblicke in See gewesen, und sodann beschäftigte sich auch jeder wohl zu sehr mit dem Gedanken an die Heimat, so daß die rechte Festfreude nicht aufkommen konnte.

Die Hafenbehörde hatte uns eine fünftägige Quarantäne auferlegt, trotzdem wir einen „reinen" Gesundheitspaß hatten. Ihr kommt, wie mir später einer der dortigen Aerzte sagte, jedes Schiff von der Westküste verdächtig vor; eine etwas veraltete Anschauungsweise, wie mir scheint. Die Bildung auf sanitätspolizeilichem Gebiete schien dort überhaupt nicht eben groß zu sein; verlangte man doch von uns, daß wir die Wäsche, bevor wir sie an Land gaben, erst in warmes Wasser stecken lassen sollten. Wozu soll das Wasser warm sein, frage ich? Wir ließen uns übrigens die Quarantäne nicht verdrießen, zumal es auch gestattet war, mit den Bumbooten zu verkehren, die für Fischproviant sorgen konnten. Wir blieben 14 Tage im Hafen, aus dem Grunde, um uns in diesem Uebergangsklima für den kalten Winter, in den wir nun kamen, vorzubereiten. Als wärmendes Getränke für die bevorstehende Kälte schafften wir uns eine Menge schwedischen Punsch an, den wir auf einem Dampfer bekommen konnten, und fuhren damit, am 5. Januar 1887, dem Norden entgegen.

Jedoch machten wir erst in Madeira noch Halt und assortierten dort unser Lager an verschenkbaren und Erinnerungsgegenständen. Die verheirateten Herren machten aus ihrem Herzen eine Mördergrube und kauften die schönsten Spitzen und Stickereien. Außerdem bekommt man dort wundervolle Kästchen mit ausgelegter Arbeit, Korbwaren u. s. w.

Am zweiten Tage folgten wir einer Einladung an Land zu einer russischen Familie. Es wurde russisches Neujahr gefeiert, und während der vielfachen Vergnügungen, die uns dort geboten wurden, hatten wir gar nicht bemerkt, daß der Wind immer stärker und stärker und die See immer aufrührerischer wurde. Als wir endlich in den frühen Morgenstunden an Bord zurückkehren wollten, stand eine derartige Brandung, daß wir für kein Geld ein Boot bekommen konnten, das uns hindurchgebracht hätte. Wir gingen also ins Hotel. Am anderen Morgen war unsere „Luise" fort. Es war ihr offenbar auf der freien Rhede zu gefährlich geworden und sie „ritt" den Sturm lieber auf hoher See ab. Da saßen wir armen Würmer nun in Goldstreifenhosen, Frack und Epauletten und fühlten uns unbehaglich. Aber bald siegte der Humor. Wir quartierten uns in dem vorzüglichen englischen Hotel ein, entledigten uns der Epauletten, trennten uns die goldenen Streifen von den Beinen und fanden zum Glück den Waschmann, der uns mit reiner Wäsche versorgen konnte. So fühlten wir uns schließlich „quite comfortable" und verlebten einen sehr angenehmen Tag. Am anderen Mittag kam unser gutes Schifflein wieder, und wir gingen, nach einem vergeblichen Versuchen, ein Boot zu bekommen, in einem guten Boote unserer Kohlenfirma sofort an Bord zurück. Die hatten dort nichts Schönes erlebt, sondern recht schlechtes Wetter gehabt und viel ausstehen müssen.

Noch denselben Abend setzten wir die Heimreise fort und kamen — bei gutem Wetter in der Biscaya — am 21. Januar in Plymouth an. Es war kalt geworden und wir froren. So hatten wir denn auch wenig von diesem mit Recht so beliebten Hafenorte. Auf unsere Anfrage bei der Station in Wilhelmshaven, ob die Jade eisfrei sei, und ob wir kommen dürften, erhielten wir sofort bejahende Antwort, und fuhren nun am 23. von Plymouth ab, kamen im Kanal in starken Nebel, in der Nordsee in den Schnee, und am 26. Morgens auf der Jade an. Ein Torpedo-Boot, welches dort manövrierte, hatte die Unverfrorenheit, uns drei Hurrahs zu bringen. Jedoch war es der erste Gruß in der Heimat und er daher willkommen. Nachdem wir kurze Zeit vor den Molen geankert hatten, gingen wir durch die neue Hafeneinfahrt hindurch und machten, direkt vor der Königsstraße, am Quai fest. Wie immer bei solcher Veranlassung, hatte sich eine große Zuschauermenge eingefunden.

Wir waren gerade zwei Jahre fortgewesen. Ich für meine Person bin allerdings froh über die in dieser Zeit gemachte Lebenserfahrung, besonders aber darüber, daß es mir vergönnt ist, in der Heimat nun dauernd bleiben zu können. Schöner als in ihr ist es doch nigends auf der Erde.

Die Basilika in Gran.

Mitte August, am St. Stephanstage, ist die restaurierte Metropolitankirche in Gran, der Residenz des Primas von Ungarn, in ihrer neuen Gestalt wieder eröffnet worden, eines der herrlichsten kirchlichen Bauwerke in den Ländern der Stephanskrone. Gegründet wurde die Haupt- und Mutterkirche der katholischen Christenheit in Ungarn vom heiligen Stephan, als er, dem christlichen Glauben zugeführt, sein Reich und sein Volk der „Königin des Himmels" geweiht und als Papst Sylvester II. ihm jene goldene Krone übersandt hatte, welche seitdem und bis auf unsere Tage das Symbol und Palladium Ungarns geblieben; die Graner Kirche — Gran war damals die

Hauptstadt Ungarns — war die erste, die sich in dem heidnischen Lande erhob und die bevorzugte hierarchische Stellung ihrer Bischöfe hat sie zum kirchlichen Herzen Ungarns selbst zu der Zeit gestempelt, wo sie von den eingedrungenen Türken zerstört und (im Jahre 1543) das Erzbistum zeitweilig von Gran nach Tyrnau übertragen wurde: in seinem ersten, an seinen gleichfalls heilig gesprochenen Sohn Emerich gerichteten Dekretalienbuche nennt der heilige Stephan die christliche Kirche „adhoc juvenis“ und sagt, wer ihre Würde beflecke, der verunehre den Leib Christi selbst, der da zu Petrus gesprochen: „Du bist ein Fels und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche gründen.“ Die Graner Kirche steht denn auch auf einem die ganze Umgebung beherrschenden Felsen, und alsbald erhob der heilige Stuhl den jedesmaligen Erzbischof von Gran zum Primas von Ungarn.

Prächtiger und prächtiger gestaltete sich unter den Nachfolgern des heiligen Stephan der stolze Bau, bis, wie schon oben bemerkt, im Jahr 1543 die Türken ihn zerstörten: nur die Kapelle des Erzbischofs Bakacs verschonten sie, um selbst darin ihre Gebete zu verrichten. Aber nicht sobald waren die Türken zurückgedrängt, als die zeitweilig in Tyrnau residierenden Primasse daran dachten, nach dem uralten Bischofssitz für immer zurückzukehren, und der Primas Barkoczy (1761—1765) beschloß, auf dem von der Kaiserin Maria Theresia ihm geschenkten Festungshügel eine neue prachtvolle Kirche zu erbauen. Aber erst seinem zweitnächsten Nachfolger Rudna war es beschieden, das 277 Jahre dauernde Tyrnauer Exil verlassen zu können: im Jahre 1820 hielt er seinen feierlichen Einzug in Gran, und alsbald begann er den Bau. Die Festungswerke, welche der Berg trug, lagen teilweise schon in Trümmern: Rudna ließ sie abgraben und terrassieren, und am St. Adalbertstage des Jahres 1822 — der heilige Adalbert war es, welcher den König Stephan getauft — legte er den Grundstein zu einem neuen Dom, der den Namen der Jungfrau Maria und des heiligen Adalbert führt.

Der Dom wurde als Basilika gegründet, nicht um damit ein bestimmtes Bausystem vorzuzeichnen, sondern um im liturgischen Sinne auszudrücken, daß er besonderer Auszeichnungen teilhaftig sei; in seiner baulichen Anlage erinnert er übrigens an das von Ludwig XV. in Paris erbaute Pantheon (St. Geneviève), nur fanden zu beiden Seiten des Hauptbaues Glockentürme ihre Stelle und der große Kirchenplatz wurde mit zwei Obelisken abgeschlossen.

Von außerordentlicher Schönheit ist die (erst im Jahre 1828 vollendete) krypta-artige Gruft für die Erzbischöfe von Gran. Das edle Gestein des im Zwielicht an Beni-Hassan und seine Gräber mahnenden Portals und der Kolossal-Säulen, welche den Innenraum und also den Hauptbau tragen, sind von imponierender Wirkung. Die Erzbischöfe Rudnay, Kopacsy und Szitovsky sind dort zur Ruhe gebettet und neben ihnen weisen altertümliche Gedenksteine auf die früheren Erzbischöfe hin. In einem Seitengewölbe ruht der Baumeister der Basilika, der Architekt Pakh, der von Räubern meuchlings gemordet wurde.

Im Jahr 1856 wurde in Anwesenheit des Kaisers die Kirche konsekriert, und Franz Liszt schrieb für diese Feier seine berühmte Graner Messe. Aber wenn der Dom auch geweiht war, vollendet war er noch nicht; ihn zu vollenden, war dem gegenwärtigen Primas Kardinal Simor vorbehalten. Er fand das Innere noch nüchtern und kalt, mit großen weißen Flächen und mit Fenstern von gewöhnlichem Glas, jeder Glanz fehlte, und die Propyläen, der Vorbau, standen noch in ihren Anfängen; das alles wurde jetzt ergänzt und ausgebaut. In der majestätisch stolzen Vorhalle erzählen vier in Stein gemeißelte mächtige Wappenschilder und ihre Devisen in lapidarer Kürze die Geschichte des Baues, denn es sind die Wappen Rudnay's (coepit), Kopacsy's (continuavit), Scitovsky's (consecravit), und Simor's (consumavit); das letzte Schild ist von zwei Engelsköpfen flankiert. In der Vorhalle sind vorläufig die Statuen von Primas Szechy, der (1440—1464) sich um die alte Kirche hoch verdient gemacht, und von Johann Hunyady, dem Besieger der Türken, aufgestellt. Im Innern ist die Kuppel in der der heiligen Jungfrau gewidmeten Bakacs-Kapelle, deren ärmliche Wölbung zu der ernsten Schönheit des dunkelroten Gesteins nur wenig paßte, wunderbar schön, sowohl dem Ton des Gesteins als dem Renaissance-Styl der Kapelle entsprechend, dekoriert: der Schritt von dieser kleinen Kuppelrunde unter die große Zentralkuppel mit ihrer vor drei Jahren erstandenen imposanten Ornamentierung in Gold und Stucco zeigt die ganze große feinfühlige Kunst des Architekten. Allerdings war dieser Stuccator der Piemontese Detoma, welcher auch unter anderen die Wiener Hofmuseen und das Königsschloß in Herren-Chiemsee dekorierte.

Die gesamte Verzierung der Innenräume überhaupt ist außerordentlich reich. Die Töne der verschiedenen Marmor-Gattungen an den in edlem Grau gehaltenen großen Wandflächen sind von schönster Wirkung; das Gold-Ornament tritt relief-artig und lebendig hervor. Man sieht das Wappen des erzbischöflichen Bauherrn, sein Monogramm, die von einem Kreuze umgebene Eucharistie, über dem Eingang den Gruß Ave Maria Regina, auf dem Hochaltar, in neuer und glücklicher Umrahmung fast plastisch heraustretend, das bekannte Bild der Assunta und Goldgrund ist um die heilige Dreifaltigkeit des Altargewölbes gelegt. Der neue erzbischöfliche Thron ist in der Form der Renaissance erfunden und kostbar ausgeführt. Auch in die große Orgel sind äußerst wirksame architektonische Bildungen eingefügt und stimmungsvoll ornamentiert. In eine Altarwand hineingestellt sehen wir die in carrarischem Marmor gearbeitete überlebensgroße Porträtstatue des Primas Pazmany, des fraglos größten aller ungarischen Bischöfe; oberhalb der Statue, die ein Buch hält mit den von Strahlen umgebenen Buchstaben IHS,

thront eine reizende Madonna mit dem Kinde. Die unter der Basilika gelegene, in den Felsen gehauene uralte Kapelle des heiligen Stephan mit dem Grabe des Primas Erzherzog Ambros, das der Restaurierung entgegensieht, ist schon vor längerer Zeit meisterhaft restauriert und polychromiert. Mit Recht und mit Stolz nennen die Ungarn die Graner Basilika das ungarische Sion.

Wir werfen noch einen flüchtigen Blick auf die Residenz des Primas, aus der um- und neugebauten Residenz, die Hauptfront der Donau zugekehrt, aufgerichtet. Der Baumeister hat es auch hier verstanden, die alte barocke Kirche mit seinem neuen Renaissance-Bau in Einklang zu bringen, der prachtvolle Speise-, Studier-, Gemälde- und Bibliothekſäle in sich schließt. Unter den zahlreichen Gemälden glänzen ein köstlicher Ittenbach und ein reizender Overbeck, in der Bibliothek sind in erster Reihe die berühmten Publikationen der Arundel-Societät zu verzeichnen, fast alles aus den Privatmitteln (nahe 5 Millionen Gulden) des von Leo XIII. zum Kardinal erhobenen Erzbischofs Simor, des 73. Oberhirten der Erzdiözese. G. W.

Geographische Neuigkeiten.

* Ueber die 35 Qu.-Km. große Norfolk-Insel, welche im südwestlichen Teile des Stillen Ozeans, so ziemlich auf halbem Wege zwischen Festland Australien und Neu-Seeland oder Neu-Kaledonien, liegt und unseren praktischen Geographen längere Zeit aus dem Gesicht gekommen gewesen zu sein scheint, erhalten wir durch Konsularberichte wieder einige neuere Nachrichten. Die meist ebene Insel trägt den etwa 320 m. hohen Mount Pik und erfreut sich eines milden und gleichartigen Klima's von 84° F., 46° C. Ursprünglich sehr waldreich und besonders die Heimat der Araucaria excelsa, welche noch jetzt den Charakterbaum bildet, hat sie sich von ihren dichten Urwäldern noch verschiedene stattliche Waldstriche erhalten, welche mit Grasfluren abwechseln; zu ihren vorherrschenden Bäumen gehören noch eine Palme, die Areca baueri, und gegen 30 Arten von Baumfarnen, worunter auch die Alsophila excelsa. Sie wurde vor einem Jahrhundert (1788) mit Sträflingen und freien Einwanderern besiedelt; aber 1809 übersiedelten die freien Kolonen nach Tasmania und die australische Regierung sandte nur die schwersten Verbrecher aus Sydney dorthin, da die Insel wegen ihrer Abgelegenheit sich zu einer Strafkolonie ganz besonders eignet. Aber 1855 erhielt die Insel eine ganz andere Bestimmung, denn man zog von ihr alle Sträflinge zurück und ersetzte dieselben durch etwa 100 Abkömmlinge der Meuterer der „Bounty" von der Insel Pitcairn, von welchen aber viele wieder wegzogen, weil es ihnen hier nicht gefiel. Die beiden Häfen der Norfolk-Insel sind bei rauher Witterung schwer zugänglich; allein die Bewohner überwinden mit ihren schweren und starken Schaluppen, welche sie mit großer Geschicklichkeit handhaben, die Schwierigkeiten des Anlandens leicht. Der Boden, aus Thon und zerkrümeltem Basalt bestehend, ist sehr fruchtbar. Der Mangel an allem Frost begünstigt daselbst die Entwickelung beinahe aller tropischen und subtropischen Gewächse. Namentlich überwuchern daselbst in wildem Zustande drei Pflanzen den Boden so despotisch, daß einen Teil des Jahres hindurch beinahe die ganze Bevölkerung zu deren Ausrottung gezwungen ist; es sind zwei Solaneen: Solanum somodacum und auriculatum, und Cassia laevigata.

Die Bewohner der Norfolk-Insel gelten für vorzügliche Walfischfänger; allein sie beschäftigen sich auch gleichzeitig mit Landbau und Fischfang. Ihr Verkehr besteht vorzugsweise im Tauschhandel, indem sie den anlegenden Schiffen frische Gemüse und Hülsenfrüchte gegen alte Kleider, Segeltuch und ähnliches verhandeln. Diese britische Insel steht zwar unter dem Ressort des Gouverneurs von Neu-Südwales, ist jedoch von dieser Kolonie ganz unabhängig; sie hat nur wenige Gesetze, nur gerade so viel, als für den Bedarf eines Landes hinreicht, worin Verbrechen und die soziale Frage unbekannte Dinge sind. Der ganze Grund und Boden ist in Lose von je fünfzig Acres eingeteilt, welche zu mäßigem Preise gepachtet werden können. Jeder der ursprünglichen Kolonen hatte einen derartigen Bodenanteil erhalten, und eine Zeit lang wurde auch jedem sich verheiratenden Paare ein gleicher Anteil zugewiesen; man setzte diese Ausstattung aber später auf die Hälfte herab, und im Jahre 1884 hob der Gouverneur Lord Loftus diese Landverleihung ganz auf, unter dem Vorwande, die auf diese Weise verliehenen Ländereien werden doch nicht nach Wunsch benützt. Seither besteht auf der Norfolk-Insel eine Agrarfrage, denn die Einwohner haben diese Maßregel sehr übel aufgenommen, und eine andere in Aussicht stehende Regierungsmaßregel, kraft welcher die Insel an Neu-Südwales annektiert werden solle, wirft ebenfalls viel Staub auf.

Die Einführung von Spirituosen, außer zu ärztlichem Gebrauche, ist verboten. Steuern und Auflagen gibt es nicht; der Ausfuhrhandel und Verkehr nach außen vollzieht sich mittelst eines Schuners, welcher viermal im Jahre von den Auckland-Inseln kommt, eines kleinen Dampfers von den Fidschi-Inseln (ebenfalls vier Fahrten jährlich) und eines anderen Dampfers der melanesischen Mission, welcher etwa zweimal jährlich hier anlegt. Die Bevölkerung bestand am 31. Dezember 1887 aus 741 Seelen, worunter 217 Südsee-Insulaner und andere Personen, welche zu der Missionsgesellschaft in irgend welchem Verhältnisse stehen. Unter den 524 eigentlichen Einwohnern befanden sich 248 männliche, 276 weibliche Individuen, 78 verheiratete Personen, 9 Witwen und 10 Witwer. Der Viehstand belief sich auf etwa 2000 Schafe, 1200 Stück Rindvieh und 350 Pferde. Die vorerwähnte Mission, deren Arbeit sich vom Jahre 1866 herschreibt, besitzt 1000

Acres Boden und ihre Niederlassung liegt drei Meilen von Kingston, dem Hauptorte der Insel.

* Die Heuschreckenplage von 1888 und 1889 in Algerien. Wie wir schon berichteten, haben die Heuschrecken im Jahre 1888 die Felder in der Provinz Konstantine so schwer heimgesucht, daß beinahe die ganze Ernte vernichtet wurde, und in diesem Jahre sind dieselben Regionen wieder in der gleichen Weise heimgesucht worden. Man hat zur Bekämpfung dieser furchtbaren Landplage alle lebenden Kräfte der Provinz aufgeboten, Eingeborene und Europäer requiriert und sogar Truppen aus drei algerischen Departements mobilisiert. Zu Aïn-Alid und am Wed-Zenati sind ganze Haufen von Heuschrecken gesammelt und verbrannt worden, und in der ersten Hälfte des Monats Juli hat die erste Phase des Kampfes aufgehört: die dem Gemetzel entgangenen Insekten vollenden ihre letzte Häutung und werden nun geflügelt, werden eigentliche Heuschrecken, welche sich in Flügen zusammenthun und vom Winde im wesentlichen von Südwest nach Nordost getragen werden. Sie fallen dann in anderen Gegenden ein, verheeren alles was noch am Boden ist, paaren sich, legen dann Eier und sterben. All dies vollzieht sich sehr schnell und ist gewissermaßen der Vorläufer zum Feldzug 1890. Man kann also schon jetzt annähernd, aber in sehr genügender Weise, die Bilanz von 1889 ziehen, welche in folgendem besteht. Der gegenwärtige Einfall der Wanderheuschrecken setzt sich schon seit fünf Jahren fort. Gewisse Bezirke, z. B. derjenige von Setif, sind seit dieser Zeit alljährlich mehr oder weniger verheert worden; erst im Jahre 1888 hat man angefangen, schätzbare Erfolge zu erreichen, und erst im Jahre 1889 hat man einen vergleichsweisen Sieg davongetragen. Im Jahre 1888 sind mindestens anderthalb Millionen Hektar von den beinahe sechs Millionen, aus denen das bürgerliche Gebiet des Departements besteht, verheert worden. Von Ende März bis in die ersten Tage des Juni waren 850 Zerstörungsplätze mit 60,000 Arbeitern in Thätigkeit; 2000 Mann Soldaten haben die Eingeborenen bei dieser Arbeit unterstützt.

Die gesamten Arbeiten bildeten eine Summe von 1,916,242 Arbeitstagen, von Seiten der Kolonisten 8988, von Seiten der Soldaten 23,625 Tage. Diese Bemühung hat zur Zerstörung von 38,385 Kubikmeter Heuschrecken geführt. Nach den Berechnungen des Herrn Kunckel d'Herculais und mit Einrechnung derjenigen Summe von Eiern, welche mittelst des Auflesens zerstört worden ist, findet man, daß die Gesamtmasse der getöteten Heuschrecken etwa zwölfhundert Milliarden beträgt.

Für den Feldzug von 1889 vermag man noch nicht die endgültige Bilanz festzustellen, aber doch als sehr annähernd diejenige der folgenden Ziffern anzugeben, welche nicht unbedingt genau sind. Das im Monat September 1888 begonnene Auflesen der Heuschreckeneier ist am 10. Januar 1889 geschlossen worden. Das Auflesen war ein freiwilliges, und es ward den Sammlern eine Prämie von anderthalb Franken für das doppelte Dekaliter ausbezahlt. Die Ausgabe für dieses Sammeln betrug 580,480 Fr., und die Menge der gesammelten Eier zwischen 380,000 und 400,000 Doppeldekalitern. Manche Sammler in gewissen Gegenden haben damit 6 Fr. täglich verdient.

Das erste Ausschlüpfen der Larven ward am 20. März gemeldet und an diesem Tage begann die Bekämpfung. Das Generalgouvernement hat dem Departement 4500 cyprioticsche Apparate, d. h. 225 Km. Segeltuch, geliefert. Würde man diesen Streifen auf der Straße ausbreiten, so würde derselbe beinahe von Konstantine nach Biskra, würde man ihn über das Meer spannen, so würde er von Tunisien bis nach Sicilien reichen.

Die eigentliche Zerstörungs- oder Bekriegungsthätigkeit gegen die Heuschrecken hat allmählich vom 1. Juni an einigermaßen beschränkt werden müssen. Es waren dabei 96,113 Eingeborene unter 296 europäischen Aufsehern, welche die Zerstörungsvorrichtungen zu leiten hatten, beschäftigt. Die Zahl der verwendeten Soldaten betrug 5755 Mann; ein Bataillon Zuaven, Leute von der Fremdenlegion, eingeborene Schützen (Turkos) sind aus der Provinz Oran gekommen. Am 15. Juni betrug die Zahl der geleisteten Tagewerke zwei Millionen und die Masse der zerstörten Heuschrecken 40,000 Kubikmeter.

Aus allen diesen, etwas trockenen, aber doch eigentümlich lehrreichen Zahlen ergibt sich eine merkwürdige Vergleichung, nämlich: die im Jahre 1889 gemachte Anstrengung, welche gewiß das Maximum von dem ist, was das Land leisten kann, ist nicht um ein bedeutendes größer, als die Anstrengung und das Ergebnis des Feldzugs von 1888. Die Zahl der Tagewerke hält sich immer in der Nähe von zwei Millionen, die Masse der zerstörten Insekten in der Nähe von 40,000 Kubikmeter. Und doch ist man im Jahre 1888 überflutet worden, und die Beschädigungen sind ungeheuer gewesen; im Jahre 1889 ist der wirkliche Schaden sehr schwach geworden und die Ernten nur wenig verheert worden; an Gerste und Futter sind nur etwa fünf Prozent verloren gegangen, und nachdem die Ernte eingeheimst ist, können die fliegenden Insekten ihr wenig mehr anhaben. Dieser große Unterschied, welcher uns mit denselben Ziffern eine Niederlage und einen Sieg erkennen läßt, rührt einzig von der besseren Organisation der Verteidigung gegen diese Landplage, von der größeren Zahl der Apparate und der besser geregelten Leitung her. In der That stellt im Jahre 1889 derselbe Kubikgehalt von Heuschrecken eine unendlich größere Anzahl von Tieren dar: anstatt sie groß werden zu lassen, hat man sie, wenigstens überall wo man nur konnte, schon in ganz kleinem Zustande, wo sie kaum größer waren als Fliegen, schon in den ersten zehn Tagen nach ihrem Ausschlüpfen ergriffen und hat sie dann auch keine so großen Entfernungen zurücklegen lassen: man hat sie erwartet, überallhin von ihrer Ankunft Nachricht gegeben, und sie womöglich

schon an ihren Entstehungsorten und Ausgangspunkten vertilgt, ohne ihnen Zeit zu lassen, viele Zerstörungen anzurichten.

Kleinere Mitteilung.

*** Kanaff, die neue Gewebepflanze.**

An den Ufern des Kaspischen Meeres ist vor Kurzem eine neue Gewebepflanze, „Kanaff" genannt, eine einjährige, bis 3 m. Höhe und einen Durchmesser von 2—5 cm. erreichende Pflanze, entdeckt worden, welche einer namhaften ökonomischen Zukunft entgegen zu gehen scheint. Ein englischer Ingenieur und Chemiker namens Brackenbury hat dieselbe zum Gegenstand eines besonderen Studiums gemacht und es ist ihm gelungen, daraus einen vortrefflichen, weichen, elastischen und atlas-artig glänzenden Textilstoff zu gewinnen. Der Faden, von einer außerordentlichen Festigkeit und Zähigkeit, kann gebleicht werden, ohne von seinem Wert etwas einzubüßen. Die aus der versponnenen Faser des Kanaff verfertigten und dann gebleichten Stoffe können mit Erfolg jeder Art von Färbung unterworfen werden und sehr gut mit den anderen dermalen in Gebrauch befindlichen Gewebestoffen in Wettbewerb treten. Wegen seiner ungemeinen Wohlfeilheit und außerordentlichen Festigkeit und Dauerhaftigkeit eignet sich das neue Gewebe ganz besonders zur Herstellung von Packtuch, Säcken, Stricken, Decken 2c. und vermag hierin jeder Konkurrenz zu trotzen. Das spezifische Gewicht des Kanaff ist weit geringer als dasjenige des Hanfs, seine Dauerhaftigkeit und Widerstandskraft dagegen um so größer. Ein aus drei Strängen mit der Hand gedrehter Strick von 8.25 mm. Durchmesser vermag ein Gewicht von 180 Kgr. zu tragen, ohne zu reißen. Ein in Moskau verfertigtes Tau von einem halben Zoll im Durchmesser riß erst unter einem Gewicht von 650 Kgr. Wenn man erwägt, daß man in Rußland alljährlich 150 Millionen Säcke verbraucht, von welchen ein Drittel eingeführt wird, so vermag man sich nicht zu verhehlen, daß das Erscheinen dieses neuen Webestoffs auf dem russischen Markte eine Thatsache ist, welche bedeutende Folgen haben kann. Es ist jedoch noch abzuwarten, ob die Pflanze wirklich alle diejenigen Eigenschaften besitzt, welche man ihr beimißt, und ob sie auch unter Bedingungen angebaut werden kann, welche ihr im Handelsverkehr einen Erfolg sichern. r.

*** Wirkung des Alkohols auf die Fische, namentlich die Karpfen.**

Man mißt dem Alkohol die Eigenschaft bei, gewisse Fische wieder zu beleben, welche bereits infolge eines längeren Aufenthalts außer dem Wasser erstickt sind. Man hat die Wahrnehmung gemacht, daß im Aquarium von Kensington zwei Karpfen, welche vier Stunden lang in einer Kiste trocken aufbewahrt worden waren, absolut tot zu sein schienen, als man sie in ihr Element zurückbrachte. Kaum aber hatte man dem einen Fisch einige Tropfen Alkohol ins Maul geträufelt, so erhielt derselbe augenblicklich seine Besinnung wieder und schwamm von neuem herum; und vier Stunden später erlaubte dasselbe Verfahren, auch den zweiten Karpfen wieder dem Leben zurückzugeben. Der Versuch wurde mit anderen Fischen fortgesetzt, allein wenn er mit dem Alkohol bei der Forelle gelang, so blieb er dagegen beim Lachs ohne alle Wirkung. In der „Revue der angewandten Naturwissenschaften" wird nun vorgeschlagen, sich dieses Verfahrens beim Verschicken frischer Fische zu bedienen; wenn man nämlich ein mit Weingeist getränktes Schwämmchen oder Stückchen weichen Brotes den Karpfen und anderen Fischen ins Maul legt, welche einem längeren Transport ausgesetzt werden, so würde dies die Fische in den Stand setzen, ihren Bestimmungsort lebend zu erreichen. r.

Litteratur.

* Elf Jahre Balkan. J. U. Kern's Verlagshandlung (Max Müller), Breslau 1889. 505 Seiten. — Ein ehemaliger preußischer Offizier erzählt in vorstehend genanntem Buche seine Erlebnisse während des serbisch-türkischen Krieges von 1876, des bulgarisch-serbischen Kampfes von 1885, der erfreulichen Zeit der ostrumelisch-bulgarischen Vereinigung und der unerquicklichen Periode russischer Wühlereien. Das Buch besitzt aber außer historischem auch ethnographischen Wert. Der Verfasser entwirft plastische Bilder orientalischer Städte und Städtchen, orientalischer Volkssitten und schwermütiger osteuropäischer Landschaften. Als besonders wertvoll erweisen sich die Mitteilungen über die Bewohner jener 21 Pomakendörfer, die, bulgarischer Abstammung, jedoch mohammedanischen Glaubens, allzeit als gefürchtete, unabhängige Männer schwer zugängliche Gebirgsschluchten bewohnt haben. Heiduckenverfolgungen geben Gelegenheit, die dunklen, wildreichen Wälder des Rhodope, seine zauberischen Lichtungen, seine grimmigen Hirtengestalten, Mitschuldige und Spione der Räuber, sowie die trotzig kühnen Albanesen vorzuführen.

—l—r.

Anzeigen.

Verlag der **J. G. Cotta'**schen Buchhandlung Nachfolger in **Stuttgart.**

Shakespearestudien

von

Gustav Rümelin.

Zweite vermehrte Auflage.

Preis geheftet M. 6. —.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

So eben erschienen:

Lehrbuch der Meteorologie.

Für Studirende und zum Gebrauche in der Praxis.

Von Dr. **W. J. van Bebber,**

Abtheilungsvorstand der deutschen Seewarte.

Mit 120 Holzschnitten und 5 Tafeln. gr. 8. geh. M. 10.—

Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts

in ihren Beziehungen zu der Entwicklung der

Naturwissenschaften

geschildert von

Ernst Hallier.

Mit 180 Holzschnitten. gr. 8. 1889. M. 20.—

Das Werk des bekannten Naturforschers und Schriftstellers gibt **in gemeinverständlicher Sprache** ein Gesammtbild der Kultur-Entwicklung 19. Jahrhunderts, wie sich solche auf allen Gebieten des modernen Wissens und Könnens auf Grundlage einer stetig fortschreitenden Naturwissenschaft vollzogen hat.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 47. Stuttgart, 25. November 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das Neueste aus Afrika. S. 921. — 2. Die große zentralasiatische Handelsstraße von Pekin nach Kuldscha und Semirtschensk und nach Yarkand und Indien. S. 925. — 3. In den Alpen Neuseelands. Von R. v. Lendenfeld. (Fortsetzung.) S. 927. — 4. Christen und Kurden. S. 930. — 5. Das Cumberland-Plateau von Tennessee. Von O. Plümacher. (Fortsetzung.) S. 932. — 6. Die Rubin-Gruben von Burma. — 7. Die Italiener und die Argentinische Republik. S. 938. — 8. Geographische Neuigkeiten. S. 940.

Das Neueste aus Afrika.

Aus Afrika kommt die traurige Kunde, daß Dr. K. Peters, der Leiter der deutschen Emin-Pascha-Expedition im Innern von Ostafrika, in der Nähe des Tana-Flusses mit seinem ganzen Gefolge von den Masai oder einem anderen Stamme jener Gegenden erschlagen worden ist, und daß sich von seinen Leuten nur zwei zu retten vermocht haben, nämlich der verwundete Lieutenant Tiedemann (Sohn des Regierungspräsidenten in Bromberg) und ein Somali. Der Kapitänlieutenant Ruß und Borchert, welche Peters in Korokoro erwarteten, sollen ebenfalls dem tragischen Schicksal dieser Expedition entgangen sein. Die jüngsten Unternehmungen des Dr. Peters sind vom Mißgeschick begleitet gewesen, und ein eigentümlicher Unstern schien, hauptsächlich durch die Mißgunst der Engländer veranlaßt, auf seinem ganzen diesjährigen Wirken in Afrika zu ruhen. Der Dampfer, welcher seine Waffen- und Reise-Ausrüstung enthielt, war von den Engländern aufgebracht, mit Beschlag belegt und erst nach langatmigen Unterhandlungen freigegeben worden. So konnte Peters die von ihm beabsichtigten Schritte im Witu-Lande nicht ausführen, sah sich in seinem ganzen Vorhaben lahmgelegt und erfuhr in seiner gezwungenen Muße die Nachricht von dem traurigen Zustande, in welchem Emin Pascha sich befand, seit Stanley ihn am Tanganika verlassen hatte. Augenblicklich beschloß er in seiner energischen, schneidigen Weise, Emin Pascha entgegen und zu Hülfe zu eilen, und brach zu diesem Zweck im Laufe dieses Jahres von Witu auf — allerdings, wie viele behaupten, mit ungenügenden Streitkräften und Mitteln und unter Mißachtung mehrfacher Warnungen von erfahrenen Kennern afrikanischer Zustände. Er hatte erst einen kleinen Teil des weiten Weges zurückgelegt, als die sichere Kunde eintraf, Emin Pascha wolle auf einem weiter gen Süden gelegenen Wege die Ostküste zu gewinnen suchen. Schon hatte das Komité zum Entsatz Emin Pascha's beschlossen, Herrn Peters zurückzurufen, da trifft die erschütternde Nachricht von dem Untergang seiner ganzen Expedition ein, über welche wir noch eingehender berichten werden. Der Mißerfolg seines Unternehmens hat nun auch das Gelingen weiterer Unternehmungen zu Gunsten Stanley's und Emin Pascha's in Frage gestellt.

Der letzte Bericht von Dr. Peters war vom 8. Sept. aus Nkone, Landschaft Sakunini am Tana-Fluß, ungefähr drei Tagemärsche unterhalb Massa, datiert. Von Nkone wollte Peters am folgenden Tage, 9. September, aufbrechen, um nach Massa und weiter am Tana hinauf in der Richtung nach dem Kenia-Gebirge zu marschieren. Nach einer weiteren Nachricht war er am 12. September in der Landschaft Malakota, in welcher Massa liegt, angelangt. Peters hatte zur Zeit nur 25 Somalis bei sich und wußte, daß sein Vordringen sehr gefahrvoll war. Er und seine Gefährten, so schreibt die „Nat.-Ztg.", unternahmen die Expedition, für deren Aussendung Peters selbst der eifrigste Agitator war, mit dem vollen Bewußtsein, daß sie ihr Leben einsetzten.

Karl Peters war am 27. September 1856 geboren als Sohn eines Pfarrers in Neuhaus an der Elbe und zeigte, wie die „Kölnische Ztg." sagt, schon als Knabe die ihn auszeichnenden Charaktereigenschaften, nur mit dem Unterschiede, daß sich damals der ihm jetzt eigentümliche unerschütterliche Wille sehr oft als unbändiger Eigensinn kundgab. Obgleich die Lehrer von Peters seine außerordentliche Befähigung anerkannten, hatten sie doch mehrfach

Ursache, mit seinem Betragen unzufrieden zu sein. In der Klosterschule von Ilfeld, wo Peters nach einem kurzen Besuch des Gymnasiums zu Lüneburg seine Ausbildung empfing, überraschte er seine Lehrer zuweilen durch Proben einer recht unbequemen Selbständigkeit. Ohne sich gerade durch besondern Fleiß hervorzuthun, erledigte er mit Leichtigkeit die gestellten Anforderungen und erhielt Ostern 1876 ein glänzendes Zeugnis der Reife. In Göttingen, wo Peters zwei Semester zubrachte, um sich dem Studium der Geschichte, Nationalökonomie und Jurisprudenz zu widmen, genoß er in vollen Zügen die Freuden des akademischen Lebens, was er denn auch noch ein Semester lang in Tübingen fortsetzte. Sowohl in Ilfeld, wie auf der Universität zeichnete ihn ein hohes organisatorisches Talent aus, verbunden mit einer geradezu dämonischen Macht über seine Umgebung, Eigenschaften, die ihn in ausgezeichneter Weise zu einer Führerrolle befähigten. Ein Umschwung in seinem akademischen Leben trat ein, als er Michaelis 1877 nach Berlin übersiedelte. Nach kurzer, angestrengter Arbeit erhielt er dort im Sommer 1878 von der philosophischen Fakultät die goldene Medaille für eine geschichtliche Arbeit über den Frieden zu Venedig. Auf dieselbe Abhandlung hin promovierte er im Sommer 1879 zu Berlin; außerdem bestand er, den Wünschen seiner Angehörigen entsprechend, am 30. November 1880 die Prüfung pro facultate docendi, ohne indes die Absicht zu haben, sich dem Schulfach zu widmen. Sofort nach dieser Prüfung begab Peters sich nach London, um sich in praktischer Weise mit Volkswirtschaft und Politik zu beschäftigen, was ihm besonders dadurch erleichtert wurde, daß er durch nahe Verwandte mütterlicherseits in die maßgebenden Kreise der englischen Kolonialpolitik Einführung fand. Hier legte er den Grund zu seinem reichen kolonialpolitischen Wissen. Außerdem warf er sich mit Leidenschaft auf das Studium der Philosophie, welchem außer einer kleinen Schrift über Arthur Schopenhauer sein größeres Werk „Willenswelt und Weltwille" (Brockhaus, Leipzig, 1883) seinen Ursprung verdankte. Daneben lernte Peters Land und Leute durch mannigfache Reisen kennen; außerdem bereiste er Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn, Holland und Belgien und kehrte Ende 1883 nach Berlin zurück, wo er am 28. März 1884 gemeinschaftlich mit dem Grafen Behr-Bandelin die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" ins Leben rief. Der Gedanke fand großen Anklang, und am 1. Oktober 1884 ging die erste Expedition der Gesellschaft, bestehend aus Dr. Peters, Dr. Jühlke und Graf Joachim Pfeil, von Triest nach Ostafrika ab, das auf den Vorschlag von Dr. Peters als erstes Ziel gewählt worden war. Am 19. November desselben Jahres wurde durch Peters die erste deutsche Flagge in Ostafrika gehißt.

Peters selbst hat den „abenteuerlichen Zug", welcher zur Erwerbung eines großen, reichen Länderkomplexes von 2500 Quadrat-Meilen Flächenraum führte, woraus nachmals die Deutsch-Ostfrikanische Gesellschaft entstand, geschildert. Zum Tode krank kamen er und Dr. Jühlke am 17. Dezember wieder in Bagamoyo an. Spätere Erwerbungen vervollständigten das Unternehmen, welches 1885 unter den Schutz des Reiches gestellt wurde. Peters leitete aus der Ferne die verschiedenen Expeditionen und war trotz aller Anfeindungen unermüdlich thätig für das Kolonisationswerk. 1887 ging er zum zweitenmal nach Ostafrika und leitete mit großen persönlichen Opfern die ersten Einrichtungen der Gesellschaft. Seine Wirksamkeit in der Gesellschaft für deutsche Kolonisation und später in der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ist ebenso bekannt, wie sein uneigennütziger Eifer für die Verwirklichung der Idee der Emin-Pascha-Expedition. Mag sein Auftreten auch nicht immer nach dem Geschmacke einzelner gewesen sein, seine Verdienste um die deutsche Kolonialpolitik müssen ihm ungeschmälert bleiben. Seine letzte Schrift: „Deutschnational" hat Peters mit dem Satze geschlossen: „Mit oder auf dem Schild."

Peters war kein Freund der Engländer und hatte auch keinen Grund, ihnen gewogen zu sein, und namentlich die Art und Weise, wie man von Seiten der englischen Behörden, im vorliegenden Falle von Seiten des Befehlshabers des britischen Blokade-Geschwaders an der ostafrikanischen Küste, von vornherein gegen Dr. Peters und die von ihm geleitete Expedition vorgegangen ist, war unverantwortlich gehässig und dazu angethan, sein Unternehmen zu schädigen, denn sie mußte den Eindruck hervorrufen, der auf die Gesinnung der Eingeborenen leicht einen sehr gefährlichen Einfluß ausüben konnte. Gleichwohl lassen die englischen Zeitungen insgesamt dem Erschlagenen volle Gerechtigkeit widerfahren und anerkennen bereitwillig seine kühne Thatkraft, seinen Wagemut und seine Ausdauer. Um so bedauerlicher und empörender erscheinen nun die Gehässigkeiten, womit die demokratische und deutschfreisinnige Presse von Anfang an und täglich Dr. Peters und seine Expedition überschüttet hat. Sein Ende und der Untergang der deutschen Emin-Pascha-Expedition finden nur eine Parallele an Gordon's Fall in Khartum, und wenn auch die Hetzereien von Pigott und Genossen am oberen Tana und die Mißhelligkeiten und Kämpfe, welche Lieutenant Tiedemann mit den Eingeborenen am unteren Tana zu bestehen hatte, weitere Streitigkeiten erwarten ließen und einiges Licht auf die Ereignisse werfen, so muß doch erst aus den Berichten der Augenzeugen der ganzen Katastrophe hervorgehen, in welcher Weise dieselbe einen Umfang annehmen konnte, welcher den Untergang der ganzen Expedition herbeiführte. Jedenfalls, wenn er auch der von ihm unternommenen Aufgabe nicht ganz gewachsen und zur regelmäßigen geschäftlichen Leitung der von ihm begründeten ostafrikanischen Kolonisation auf die Dauer nicht geeignet war, ist Dr. Peters doch ehrlich und ehrenvoll als ein Soldat der von ihm vertretenen Ueberzeugung gefallen. Wer den lebhaften kleinen Mann voll energischer

Lebendigkeit und Sprungkraft gekannt hat, wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren!

Beinahe gleichzeitig mit der erschütternden Kunde vom Tode des Dr. Peters sind auch zwei Depeschen von Henry M. Stanley an Sir W. Mackinnon, den Vorstand des englischen Ausschusses zum Entsatz Emin Pascha's, in London eingetroffen, welche keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß (nach einer Korrespondenz der „Köln. Ztg.", welche wir hier entlehnen) Stanley und Emin Pascha gemeinsam am 29. August dieses Jahres im Süden des Victoria-Nyanza angekommen sind, und daß sie von dort aus in Begleitung von Casati, Marco, Osman Effendi, dem Apotheker Hassan, den Offizieren Stanley's: Stair, Nelson, Jephson, Park und Bonny, sowie von 800 Mann den Marsch nach Mpuapua angetreten haben. Am 24. Februar 1887 hatte Stanley mit 9 Europäern, 61 Sudansoldaten, 13 Somalis, 3 Dolmetschern und 620 sansibarischen Trägern, sowie Tippu Tip mit 40 Trägern von Sansibar aus die Expedition begonnen, die äußerlich das Ziel hatte, Emin Pascha, dem von der Außenwelt seit 1883 abgeschlossenen Gouverneur der ägyptischen Aequatorialprovinz seit 1877, Hülfe zu bringen und im stillen wohl auch die Ausdehnung der britischen Schutzherrschaft über das reiche Gebiet bezweckte. Stanley konnte sich nicht entschließen, den nähern, aber gefährlicheren Weg von der Ostküste aus zu nehmen; er fuhr vielmehr von Sansibar auf einem eigens gemieteten Dampfer um das Kap der Guten Hoffnung zur Kongo-Mündung (18. März) und von dort den Kongo hinauf nach den ersten Fällen bei Yambuya am Aruwimi-Fluß (Mitte Juni), wo er zunächst ein verschanztes Lager errichtete, einen Teil seiner Leute und Vorräte unter Major Barttelot[1] zurückließ und am 28. Juni 1887 mit 4 Europäern, 385 Trägern und 3000 Kgr. Munition für Emin Pascha den Aruwimi entlang den Marsch nach Wadelai antrat. Die Leiden und Verluste, die Stanley auf diesem Marsch und auf dem Rückweg zum Kongo zu überstehen hatte, sind aus den im Frühjahr dieses Jahres eingetroffenen Berichten noch in guter Erinnerung. Erst am 14. Dezember wurde der Albert Nyanza beim Dorfe Kakongo erreicht, am 16. Dezember mußte noch ein Rückmarsch nach Ibwiri angetreten werden, wo ein Teil der Mannschaft und der Vorräte zurückgeblieben war und wo jetzt ein befestigtes Lager, Fort Bodo, unter Kapitän Nelson mit 43 Mann eingerichtet wurde; im März wurde von hier aus von neuem der Marsch zum Albert Nyanza angetreten, und hier waren Stanley, Emin Pascha und Casati vom 29. April bis zum 25. Mai 1888 zusammen. Ueber das, was diese drei Männer damals verhandelt hatten, ist nichts von Stanley bisher öffentlich mitgeteilt worden; auch haben weder Emin Pascha noch Casati durch Stanley Briefe an ihre Freunde in die Heimat gelangen lassen; nur so viel berichtete Stanley, daß Emin Pascha, getreu seinen früheren anderweitigen Erklärungen, erklärt hatte, seine Provinz nicht verlassen zu wollen. Am 25. Mai 1888 brach Stanley von neuem auf und traf am 17. Aug. in Banalya, einem vorgeschobenen Lager Major Barttelots am Aruwimi, wieder ein. Hier fand er schlimme Zustände vor; Barttelot war am 11. Juni, als er mit einer Hülfskarawane Stanley nachziehen wollte, meuchlings ermordet worden, die Besatzung war von 275 auf 70 Träger zusammengeschmolzen, nur ein europäischer Offizier, Bonny, hatte auf seinem Posten ausgehalten, die übrigen waren krank oder verzweifelnd zur Kongo-Mündung zurückgekehrt; aber Tippu Tip sandte neue Träger, und im September 1888 konnte Stanley mit Bonny — seine übrigen europäischen Offiziere hatte er in Fort Bodo zurückgelassen — und mit 296 Trägern von neuem nach dem Albert Nyanza aufbrechen. Seitdem bis in diese Tage ist keine zuverlässige Nachricht über und von Stanley eingetroffen. Da er den Rückmarsch zum Aruwimi in nicht drei Monaten zurückgelegt, so nahm man an, daß er Mitte oder Ende Dezember wieder Emin Pascha erreicht haben dürfte. Die zweite von ihm jetzt vorliegende Depesche aber beweist, daß er den Marsch zum Albert Nyanza nicht so rasch hat bewerkstelligen können; sie meldet vielmehr, daß der Marsch von Banalya zum Albert Nyanza nicht weniger als 140 Tage gedauert hat, und daß er erst am 18. Januar am Albert Nyanza angekommen ist. Hier ist er bis zum 8. Mai geblieben; darüber, was er in dieser Zeit gethan, hat er noch nichts gemeldet; er schreibt nur, daß er vom 14. Februar bis 8. Mai auf Flüchtlinge gewartet habe. Wann er mit Emin, der seit dem 18. August 1888 gemeinsam mit einem der Stanley'schen in Fort Bodo zurückgelassenen Offiziere, Jephson, durch meuternde Truppen gefangen genommen worden und in einem Briefe an Stanley um Beschleunigung der Ankunft bis spätestens Ende Dezember gebeten hatte, zusammengekommen ist davon berichtet er nichts; doch ist wohl aus dem Zusammenhang der Depesche und aus dem Wortlaut der ersten Depesche vom 29. Aug. mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Vereinigung bereits bald nach der Ankunft Stanley's am Albert Nyanza erfolgt ist, und daß die Befreiung Emin Pascha's aus der Gefangenschaft entweder schon vorher, im Kampfe der treugebliebenen Truppen mit den Mahdisten, oder durch Stanley erfolgt ist. Ersteres ist wahrscheinlicher, da das Gegenteil sicherlich von Stanley in der Depesche gemeldet worden wäre. Da die Mahdisten schon bei Ankunft Stanley's am Albert Nyanza bereits eine Niederlage bei Dufile erlitten und einen Dampfer nach Khartum zurückgeschickt hatten, um Verstärkungen heranzuholen, so erklärt sich auch, warum Stanley so lange, bis zum 8. Mai, ungefährdet am See bleiben und gewissermaßen als Rückhalt für alle Flüchtigen dienen konnte, die Emin Pascha treu geblieben waren und mit ihm die jetzt notwendig gewordene Räumung der Aequatorialprovinz ausführen wollten. Die lange, opfervolle Arbeit Emin Pascha's in

[1] Vgl. „Ausland" 1889, Nr. 16, 17, 18, 21—24.

der Aequatorialprovinz ist jetzt wohl für immer vernichtet und damit die Aufgabe der Stanley'schen Expedition vereitelt; freuen wir uns, daß es wenigstens dem tapfern Deutschen und der kleinen Schar seiner Getreuen gelungen ist, ihr Leben zu retten und den Weg zur Küste unter Stanley's erprobter Führung und Unterstützung zu finden. Angesichts des klaren Wortlauts der ersten Depesche vom 29. August vom Victoria Nyanza erscheint uns wenigstens kein Zweifel darüber gerechtfertigt, daß in der That Stanley, Emin und Casati mit ihren in dieser Depesche einzeln aufgeführten Begleitern den Rückweg gemeinsam angetreten und den schwierigsten, gefährlichsten und längsten Teil des Weges sogar ziemlich ungefährdet in viermonatlichem Marsch zurückgelegt haben. Stanley gibt in seiner Depesche den Weg, den er gewählt, wenigstens ungefähr an. Er hat sich wohl von Kavelli am Albert Nyanza zum Muta-Nzige-See gewandt und scheint hier insbesondere das 50 englische Meilen südlich vom Albert Nyanza von ihm bei seinem ersten Marsche entdeckte Ruwenzori-Gebirge und dessen Quellgebiet gründlich durchforscht zu haben. Er scheint zu dem Schluß gelangt zu sein, daß der Muta-Nzige-See, dem er jetzt den Namen Albert-Edward-Nyanza nach dem Prinzen von Wales beigelegt hat, nicht, wie er bisher annahm, mit dem Kongo-Becken, sondern durch den aus ihm fließenden Semliki oder Kakidi direkt mit dem Albert Nyanza verbunden und somit ein südwestlicher Arm des Weißen Nils ist, während der Victoria Nyanza als der südöstliche Arm desselben Weißen Nils bekannt ist. Von der Ostküste dieses See's, den er auf drei Seiten umgangen hat, hat er sich dann nach dem von ihm angegebenen Weg südöstlich gewandt durch die Gebiete Ankori, Karague und Usinia, und wird dann wohl bei Muanti im Süden des Victoria-Nyanza auf die Straße gelangt sein, die er bereits im Jahre 1875 in umgekehrter Richtung zurückgelegt hat, und die ihn durch die Landschaften Usukunea, Iramba, Ituru und Urimi nach Mukondoku und damit auf die Hauptkarawanenstraße geführt hat, die von Kawele am Tanganjika-See über Tabora und Mpuapua nach Bagamoyo führt, und hier an der Küste ist seine und seiner Begleiter Ankunft spätestens Ende nächsten Dezembers zu erwarten.

Die Regierung des Kongo-Staates veröffentlicht, wie der „N. Z. Ztg." aus Brüssel geschrieben wird, folgende Darstellung der jüngsten mittelafrikanischen Begebenheiten. Nach den bisherigen Meldungen erfolgte die erste Begegnung Stanley's mit Emin Pascha am 29. April 1888 bei der Ortschaft Kavalli, südlich vom Albert-See. Zu dieser Zeit war der ganze äquatoriale Sudan ruhig und Emin hielt mit 1400 Mann 14 Stationen besetzt. Stanley konnte deshalb den Sudan am 25. Mai 1888 leichten Herzens verlassen, um gegen den Kongo-Strom zurückzukehren, wo er im Lager von Yambuya seine Nachhut unter dem Befehle des Majors Barttelot zurückgelassen hatte. Nach dreimonatlichem Marsche begegneten Stanley die Trümmer der Karawane Barttelot, welcher unterdessen von einem seiner Träger ermordet worden war. Am 28. August 1888 gab Stanley zum erstenmale Kunde von seinem Zuge und kehrte am 1. September wieder zu Emin Pascha zurück. Was geschah nun vom 1. September bis zu dieser Stunde? Gestern noch war diese Frage schwer zu beantworten, heute ist das Rätsel gelöst. Man erinnert sich, daß der Afrikareisende Dr. Junker schon im Mai 1888 die Nachricht nach Europa brachte, der Mahdi rüste zu Khartum eine große Expedition nach dem südlichen Sudan aus und stelle dieselbe unter den Oberbefehl Omar-Salchs.

Das Mahdistenheer, welches die von Emin regierte Provinz erobern sollte, zählte mehrere Tausend Mann. Damals maß man der Nachricht Junkers nur wenig Glauben bei. Sie erweist sich jedoch als richtig. Im Oktober 1888 war der Zug der Mahdisten vor Lado, der nördlichsten Station der Emin-Provinz, angelangt. Hintereinander mußten die Garnisonen Emin Pascha's kapitulieren, Emin selbst und Jephson, einer der Offiziere, welche Stanley bei Emin gelassen, fielen in Gefangenschaft. Man erinnert sich, daß Osman-Digma im Dezember 1888 die Nachricht von Emins Gefangennahme an den Gouverneur von Suakin gelangen ließ, jedoch nicht den geringsten Glauben fand. Während die Mahdisten die Aequatorialprovinz besetzten, durchzog Stanley Afrika und kam am 18. Januar 1889 wieder am Albert-See an, wo er von den Ereignissen, die sich während seiner Abwesenheit abspielten, unterrichtet wurde. Glücklicherweise besaß Stanley Truppen genug, um einen Angriff gegen die Mahdisten zu wagen. — Er vereinigte sich mit den treugebliebenen Ueberresten von Emins Truppen und griff die Mahdisten bei Bonfili an. Die letzteren wurden geschlagen, Emin und Jephson befreit und zugleich mit dem Italiener Casati nach dem Seengebiete gebracht. Der Rückzug Stanley's und Emins gegen die Ostküste wird von der Regierung des Kongo-Staates in der folgenden Weise geschildert: Stanley, Emin, Casati und die ägyptischen Offiziere Nelson, Parke, Jephson nnd Bonny brachen am 18. Mai 1889 vom Albert-See auf und zogen mit 800 Mann zunächst gegen den Oberlauf des Flusses Semliki, welcher sich in den Albert-See ergießt. Sodann marschierte die Karawane längs einer schneeigen Bergkette bis zu einem neuentdeckten See, welcher 270 m. über dem Spiegel des Albert-Sees liegt. Dieser See heißt Moutanzige. Die Expedition durchschritt das Ankori-Land und gelangte in das Reich der Karague-Neger, welches Stanley schon im Jahre 1876 betreten hatte, und wo er sehr gastfreundlich empfangen worden war. Vom Karague-Lande, westlich vom Victoria-See, zogen Stanley und Emin durch das Usindscha-Gebiet nach Msalala, wo die englischen Missionare eine Niederlassung besitzen, und wo im Auftrage der englischen Emin-Befreiungsgesellschaft ein Lager mit Vorräten errichttet wurde. Von Msalala aus

sandte sodann Stanley die Nachrichten, welche der Telegraph aus Sansibar in den letzten Tagen übermittelte. In dieser Weise glaubt die Brüsseler Kongo-Regierung die wahrscheinlichste Darstellung von den letzten Ereignissen in Innerafrika entworfen zu haben. Wenn daraus auch hervorgeht, daß Stanley und Emin unversehrt dem schwarzen Erdteil den Rücken kehren, so ist es doch auch wahr, daß alle Hoffnungen, die man durch sechs Jahre an das Unternehmen Emin's knüpfte, verfliegen. Der ägyptische Sudan befindet sich in den Händen der Mahdisten und ist wohl lange für die Gesittung verloren.

Die große zentralasiatische Handelsstraße von Pekin nach Kuldscha und Semiretschensk und nach Yarkand und Indien.[1]

Die Kaschgarei erreicht man von Pekin aus durch den Ala-schan oder, allgemeiner ausgedrückt, über die Wüsten-Kameelstraße über Kwei-wha-tscheng und Barkul und mittelst der Straße durch das Wei-Thal; ein Karawanenweg führt durch Pau-ting-fu, die Hauptstadt von Tschili, Tai-yuen-fu, Hauptstadt von Schansi, Si-nan-fu, Hauptstadt von Schensi, Lan-tschau-fu, den Hauptort von Kansuh und Hami, wobei man die Wüste Gobi zwischen An-si-tschau und dem letztgenannten Orte kreuzt. Diese Straße würde von den Chinesen in Stationen, wie nachstehend, klassifiziert werden, wobei für jede Etappe achtzehn Reisetage angenommen werden würden, nämlich: von Pekin nach Tai-yuen-fu, 375 Mln.; von Tai-yuen-fu nach Si-nan-fu, 438 Mln.; von Si-nan-fu nach Lau-tschau-fu, 449 Mln.; von Lan-tschau-fu nach Su-tschau, 482 Mln.; von Su-tschau nach Hami, 418 Mln., und von da weiter, von Hami nach Hung-miot-za, 408 Mln., von Hung-miot-za nach Karaschahar, 256 Mln., von Karaschahar nach Aksu, 373 Mln., von Aksu nach Kaschgar, 311 Mln.

Nur wenige Europäer haben diesen Weg gemacht, seit die Eroberungen Dschinkis Khans und seiner Nachfolger Asien dem Einblick des Christentums eröffnet haben, und wohl kein Europäer hat denselben in seiner Gesamtheit durchwandert, seit den mohammedanischen Empörungen im nordwestlichen China von 1887, wo Oberst Mark Bell diese Straße zurücklegte. Nachdem der Bericht den Weg durch Schansi nach Si-nan-fu beschrieben und auch die Seitenverbindungen und die mineralischen und landwirtschaftlichen Hülfsquellen der zu durchreisenden Bezirke berührt hat, wird die kommerzielle Wichtigkeit des Wei-Thales hervorgehoben und gezeigt, wie dieses Zentrum der Schwerkraft und des Widerstandes des mittleren China von dem Rest des Reiches durch bergige und hügelige Gegenden abgeschnitten ist, welche gegenwärtig äußerst schwer zu übersteigen sind. Es werden dann die Wege gemustert, welche mit Eisenbahnen besetzt werden sollen, und die Notwendigkeit dieses raschen Verkehrsmittels für China nachgewiesen, wenn dieses den Wunsch hegt, im Besitz seiner nordwestlichen Provinzen und der Kaschgarei zu bleiben. Von Si-nan-fu aus wendet sich die Straße nach Nordwesten und verläßt das fruchtbare Lößthal des Wei, um durch die einst fruchtbaren, aber nun verwüsteten und entvölkerten Hügel und Thäler von Schensi und Kansuh bis an den Saum der Wüste Gobi bei An-si-tschau zu führen. Der Schilderung dieses Weges, welcher über Pässe von 11,000 F. Höhe hinüberführt, folgt dann die Beschreibung des Weges durch die Gobi nach Hami. In Verbindung mit diesen werden die Seitenverbindungen, die Hülfsquellen des Bezirks an Kohlen ꝛc. und die Bewohner sowohl dieses Keils der Kultur, den die Chinesen in früherer Zeit hineingetrieben, als ein Mittel, Zutritt in Zentralasien zu gewinnen, wie der daran grenzenden Gebirge und Wüsten in Betracht gezogen. Die Wichtigkeit dieses flaschenförmigen Teils von Khansil, des einzigen und natürlichen Verbindungsweges zwischen dem äußersten Osten und dem äußersten Westen, als Verkehrsmittel zwischen Zentralasien und dem mittleren China, sowie seine Tauglichkeit zur Anlage einer Eisenbahn und der Einfluß derselben auf den britischen Handel mit China, wird dann eingehend erörtert. Sodann wird der Weg von Hami über den Tian-schan nach Barkul und durch diese Gebirgsgegenden und deren nördlichen glacis-artigen Abhängen entlang nach Hung-miot-za beschrieben, ebenso wie der dortige Abfall dieser großen Bergkette und der natürliche Zugang, welcher an diesem Punkte zwischen dem Tian-schan-Peh-lu und dem Tian-schan-nan-lu, d. h. den beiden großen geschichtlichen Straßen von Hami nach dem Norden und Süden der Tian-schan-Kette, vorhanden ist. Dieser Abschnitt der zentralasiatischen Handelsstraße und des Tian-schan-Gebirges mit seinen öden unwirtlichen Wüsten und seinen paradiesischen Oasen ist früher noch niemals eingehend geschildert worden.

Auf eine Beschreibung des Tian-schan-Peh-lu und -Nan-lu folgen dann einige Bemerkungen über die Wege nach dem russischen Turkestan und Ladakh von Kaschgar und Yarkand aus. Da China für Großbritannien ein sehr hohes Interesse hat als möglicher militärischer Verbündeter für die Zukunft und als gegenwärtiger gewisser und wichtiger Handelsfreund, so ist das Studium der politischen Geographie des Landes, welches dieser wichtigste Karrenweg der Vergangenheit und diese dereinstige Eisenbahntrace für die Zukunft bildet, ein sehr notwendiges für die britischen Interessen im fernen Osten und ganz unerläßlich, um uns in den Stand zu setzen, daß wir künftige Ereignisse voraussehen und sie zu unserm Vorteil gestalten. Als ein Antrieb zu diesem Studium ist der Aufsatz über diese Straße bearbeitet worden. Eine kurze Uebersicht

[1] Nach einem Vortrag des Vizekonsuls Obersten Mark S. Bell in einer Versammlung der British Association im Auszuge bearbeitet.

über die verschiedenen Abschnitte der Straße, wie sie durchreist werden müssen, wird hier gegeben:

Die Straße verläuft von Pekin aus sieben Tage (218 Mln.) über die große Ebene von Tschili nach Whailu und von da fünf Tage lang über die Hügel, die Tschili von Schansi scheiden, in einer Breite von etwa 130 Mln. und führt über Höhen von 4500 F. nach Tai-yuen-fu. Dieser Gürtel von Lößhügeln erstreckt sich vom Nan-kon-Paß auf dem Wege nach Pekin-Kalgan in einer südwestlichen Richtung bis zum Gelben Fluß und wird nur an diesem Kreuzungspunkt und am Tung-kwan von der Honan-Straße, d. h. der Straße nach dem Gelben Fluß, gekreuzt. Die Hügel sind in zahllose Schluchten eingeschnitten, in welchen das Fortkommen überall mit Ausnahme einiger wenigen Wegspuren ungemein schwer ist. Die Landschaft Schansi, welche man nun durchreist, ist reich an Kohlen und Eisen, liefert aber nicht Getreide genug für ihren eigenen Verbrauch. Zwischen den Thälern Tai-yuen-fu und Si-nan-fu sind die Wege denjenigen ähnlich, welche über die Lößhügel führen, und zwischen den Becken des Tai-yuen-fu und Ping-yang-fu muß ein rauher Höhenzug, welcher sich im Han-sin-ling-Paß bis auf 4000 F. erhebt, überstiegen werden. Die Straßen sind nur tiefe Schluchten, auf viele Meilen Entfernung hin nur 8 bis 10 F. breit und 30 bis 50 F. tief; sie sind praktisch nur für eine Linie des Verkehrs geeignet. Es besteht im ganzen Lande keine beschotterte Straße. Shensi erzeugt einen Reichtum von Getreide und auf mehrere Tagereisen um Si-nan-fu herum passiert der Reisende nur ein einziges ausgedehntes Weizenfeld. Von Si-nan-fu, der Hauptstadt von Shensi, bis nach Lan-tschau-fu, der Hauptstadt von Kansuh, auf einer Strecke von 450 Mln., führt die Straße durch ein schwieriges bergiges Gelände, über Höhen von 8000 und 10,000 F. und verläuft während des größten Teils der Zeit in einer Höhe von 6000 bis 7000 F. Die Straße ist zu Zeiten eine schöne Kunststraße, zu anderen Zeiten wieder eine tiefe Schlucht; ihre Hänge sind steil, der größte Teil des Landes ist entvölkert und seine Dörfer zerstört; nur einige wenige der ummauerten Städte sind der Vernichtung durch die mohammedanische Empörung entgangen. Das Vertrauen ist noch nicht unter das Volk zurückgekehrt, denn seit der Unterdrückung der Empörung sind schon vierzehn Jahre vergangen und der Grund und Boden wird noch immer nicht angebaut; die Mohammedaner sind tapferer als die „heidnischen" Chinesen und werden von diesen gefürchtet. Diese Betrachtungen vermögen einen ungefähren Begriff von der gegenwärtigen schwachen Verbindung zu geben, welche zwischen China und Kansuh existiert. Zwischen Lan-tschau-fu und Su-tschau, auf einer Strecke von 482 Mln., führt die Straße zweimal über Höhen von 8000 und 9000 F. mit leichten und allmählichen Steigungen und Senkungen. Auf einem Teil dieser Strecke führt sie durch einen schmalen Streifen angebauten Landes, auf dem übrigen Teil über eine kahle Ebene und zwischen niedrigen Hügeln hin. Eine leichte Straße durch ein sehr verwüstetes Land führt nach An-si-tschau, begrenzt von den Nan-Shan-Gebirgen und der von den Tibetanern und Mongolen bewohnten Wüste; die Chinesen nehmen den dazwischen liegenden schmalen Streifen Landes ein, welcher aus angebauten Strecken, aus Wüste und Waideländern besteht.

Die Gobi ist auf eine Strecke von 200 Mln. beinahe eine absolute Wüste; man kann jedoch leicht Wasser bekommen und findet es zuweilen an der Oberfläche, und Quellen kommen in Zwischenräumen von 20 bis 30 Mln. anscheinend in jeder Richtung vor. Die Straße könnte leicht von Hami aus mit Gras versehen werden, allein die Kärrner ziehen es vor, gehacktes Stroh und Korn als Futter für ihre Tiere mitzunehmen. Das Wasser ist brackisch, aber gesund. In Hami, einer reichen Oase von unbedeutender Größe, teilen sich die beiden Karren-Wegspuren von Si-nan-fu in vier, von welchen zwei nach Kuldscha, 800 Mln., und zwei nach Kaschgar, 1200 Mln. weit, gehen. Hier biegt auch eine gute Kameelstraße von Pekin aus ein, führt durch die Wüste hauptsächlich nach Kwei-hwa-tscheng, und es müssen Lebensmittel auf dieselbe mitgenommen werden.

Ba-kul, das chinesische Pa-li-kul, wird von Hami aus in drei Tagen über ein Waideland jenseit des Passes über den Tian-schan (in einer Höhe von 9000 F.) erreicht; von dort an verläuft auf 130 bis 140 Mln. durch den Tian-schan ein leichter Karrenweg und führt durch natürliche Thäler mit stellenweise gutem Waideland, das aber außerdem reine Wüste ist. Wenn man die Hügel verläßt und sich nach Hung-miot-za oder Urumtsi, 200 Mln. weit, wendet, so trifft man nur einige wenige Städte in weiten Zwischenräumen, zwischen denen Wüsten, Waideland und fruchtbare Oasen abwechseln. Die Oasen sind nur teilweise bewohnt; die Städte und Dörfer liegen in Ruinen und rauhes Gras und Gestrüpp wuchert auf vielen Feldern.

Hung-miot-za ist jetzt die Hauptstadt der Kaschgarei oder der Sin-kiang, d. h. der neuen Provinz, in welche die Kaschgarei, das äußere Kansuh, Ili, die Dsungarei 2c. vereinigt sind und die sich bis an die russische Grenze und die Mongolei ausdehnt. Hier haben die Chinesen hauptsächlich ihre Militärmacht konzentriert und erbauen eine neue Stadt. Von hier führt der Karrenweg nach Ili, 400 Mln. weit. Von Urumtsi aus wurde der Tian-schan wieder überstiegen nach Toksun, einer merkwürdigen Senkung in Zentralasien, mit nur ungefähr 350 F. Meereshöhe, und zwar auf einem leichten Paß. Die Gegend ist im allgemeinen Wüste. Von Toksun aus durchwandert man ein hügeliges Gelände, das für Karren zu schwer ist, der Weg führt über Sand und Kies und hauptsächlich durch Wüste 140 bis 150 Mln. weit, ehe die Oase von Karaschahar, die natürliche östliche Grenze der Kaschgarei, erreicht wird; westlich davon liegt der

schwierige Paß, welcher nach Khur und Khorlia, 33 Mln. weit, führt, von wo es noch 340 bis 350 Mln. nach Aksu ist; das dazwischenliegende Land besteht großenteils aus Wüste mit etwas Waideland und einigen Oasen dazwischen. Ein Chinesenjunge aus Chifu äußerte in Karaschahar seine Ansicht dahin: Sin-kiang gehöre nicht zu den schönsten Oertlichkeiten; nach Westen hin wird es besser, denn mehrere Oasen, wie Khur, Kutschar, Bai 2c., sind ziemlich umfangreich, und man baut in ihnen ziemlich viel Getreide und es gibt Milch und Obst genug in allen Spielarten. Aksu ist ein wichtiger Handelsmittelpunkt, aber eine äußerst schmutzige Stadt, und hier trifft man zum erstenmal indische Kaufleute.

Von Aksu nach Kaschgar besteht die Gegend aus Wäldern, Wüsten und Oasen, von welchen einige ziemlich groß sind. Moskitos gab es in Myriaden zwischen Toksun und Karaschahar, und sie brachten die Pferde beinahe um, so daß man dort die oft 30 bis 40 Mln. breiten Strecken Wald bei Nacht durchwandern muß, weil sie von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang von Pferdebremsen wimmeln.

In Kaschgar brüstet sich der russische Konsul nicht wenig mit seiner Eskorte von fünfzig Kosaken, deren Anwesenheit man nur als den ersten Schritt zur Annexion der Kaschgarei an Rußland betrachtet; die Türken sind den Russen nicht hold, sondern würden sich für die Chinesen schlagen. Sie sind ein untergegangenes, verkommenes Volk und können niemals auf Unabhängigkeit hoffen; ihre mögliche künftige abhängige Stellung zu Rußland mag jedoch eine ereignisreiche werden.

Ein fruchtbares Gelände verbindet Kaschgar und Yarkand, und von letzterer Stadt aus, welche ein hauptsächlicher Mittelpunkt des indischen Handels ist, erreichen Karawanen Leh in einem Monat; man muß aber die Pferde für diese Gebirgsstraße, die trotz ihrer Schwierigkeit und dem Verlust an Ponies, den sie herbeiführt, ziemlich stark besucht ist, eigens trainieren. Beiden Uebelständen ist leicht abzuhelfen und muß abgeholfen werden, denn die Straße ist in ihrem gegenwärtigen Zustande für Saumtiere eine wahre Passage durch das Thal der Schatten des Todes.

In den Alpen Neuseelands.

Von R. v. Lendenfeld.

(Fortsetzung.)

Einer meiner Leute war besonders geschickt in der Jagd auf diese Keos und erschlug während der Reise mehrere Dutzende mit der Axt. Er band ein rotes Flanellfleckchen an einen langen Stock, nahm diesen in die linke und die Axt in die rechte Hand und näherte sich dann den Keos, die zu zweien oder dreien beieinander auf den Steinen saßen. Vor sich hin hielt er den roten Fetzen und schwenkte ihn hin und her, die Aufmerksamkeit der Vögel damit fesselnd. Bald hatten die guten Keos nur Augen für den tanzenden Flanellfetzen. Der Mann holt mit der Axt aus und tritt nahe an die Papageien heran, den Stock so bewegend, daß der rote Fetzen ungefähr an derselben Stelle bleibt; er beschreibt einen Kreis um den fix bleibenden Fetzen. Nahe genug herangekommen, tötet er mit der Axt einen oder mehrere von den Papageien. Sie geben eine ganz ausgezeichnete Suppe, die schon von Green angepriesen wurde.

Obwohl der Keo von Natur aus ein Pflanzenfresser ist, so hat er sich doch in der neuesten Zeit an Fleischnahrung gewöhnt und ist ein wahrer Raubvogel geworden. Nicht nur verzehren die Keos Schlachthausabfälle, in deren Nähe sie sich im Winter ansammeln, sowie einzelne tote Schafe, sondern sie gehen auch den lebenden Schafen zu Leibe. Der Keo setzt sich auf den Rücken des Schafes, klammert sich mit seinen starken Klauen in der Wolle fest und beginnt nun das arme Schaf bei lebendigem Leibe anzufressen. Das Schaf flüchtet schmerzgepeinigt im schnellsten Lauf, doch seinen Feind wird es nicht los und so klug ist es nicht, sich zu wälzen. Endlich sinkt es ermattet zusammen und der Keo hat Muße, die Nieren und die umgebenden Fettlagen, welche seine Leckerbissen sind, herauszupräparieren und aufzufressen.

Häufig wird der Keo verscheucht, ehe er seinen Zweck erreicht hat — denn im Flachlande ist er außerordentlich vorsichtig und scheu — und dann kommt das Schaf mit einer mehr oder minder großen Wunde im Rücken davon, geht aber in der Regel nachträglich ein.

Der Schaden, den die Keos unter den Schafheerden anrichten, ist ein so großer, daß die Regierung ein Schußgeld von 1 Mark auf den Keo gesetzt hat.

Nach längerem Aufenthalt am Ballgrat kehrten wir zum Lager zurück. Auf und ab flutete der Nebel, einmal diese, einmal jene Spitze durchblicken lassend. Es hörte auf, zu regnen, und Abends wurde es schön. Die Leute mit dem Proviant kamen ziemlich spät.

Am andern Morgen wehte Südwind, und obwohl das Wetter noch immer sehr zweifelhaft war, gingen wir mehrere Kilometer weit den Gletscher hinauf, um das Terrain zu rekognoszieren und einen Feldzugsplan zu entwerfen. Wir entschlossen uns endlich, jenen Felsgrat zu ersteigen, der vom Mount-Cook-Kamm im Westen zwischen dem Linda- und dem Hochstetter-Gletscher zum Tasman-Gletscher herabzieht. Von diesem Grate erhebt sich ein wohl markierter Felsgipfel 2090 m. hoch, und es versprach dieser Punkt eine instruktive Aussicht, denn er liegt fast 700 m. höher, als der Gletscher.

Nachmittags kehrten wir zu dem Lager zurück und machten die nötigen Vorbereitungen für die morgige Partie auf jene Felsspitze, welche ich nach Mr. Green's Gemahlin Linda-Grat genannt habe. (Green nennt den Grat Tasman-Spur.)

Am Morgen des 17. März verließen wir bei prächtigem Wetter schwerbeladen unser Lager und wanderten in nördlicher Richtung hinauf über den Gletscher. Wir waren unser vier, einer der Leute war um Proviant zum Depot hinabgeschickt worden. Da begreiflicherweise jeder einen möglichst kleinen und leichten Bündel tragen wollte, so konnten wir uns lange nicht über die Verteilung des Gepäckes vereinbaren, so daß wir erst nach 10 Uhr Morgens flott geworden waren. Jetzt war es Mittag. Wir befinden uns gegenüber dem Fuße des Hochstetter-Gletschers, jener nahezu 2 Km. langen Linie, an welcher er sich mit dem Hauptstrom vereint.

Der Hochstetter-Gletscher ist der größte und schönste Sekundärgletscher im Tasman-Gebiet, seine Firnfelder reichen hinauf bis zum Gipfelgrat des Mount Cook und erstrecken sich weithin über die Ostflanke des Hauptkammes in Gestalt überaus steiler, von Lawinen durchfurchter Eiswände. Am Fuß des obersten Steilhanges in einer Höhe von etwa 2100 m. liegt eine breite, flache Terrainstufe. Hier sammeln sich die Firnmassen des Hochstetter-Gletschers und fließen langsam hinab über die wenig geneigte Terrasse nach Osten. Dem Rand dieser Terrainstufe entragen zwei Berggipfel, eine Pforte bildend, durch welche der Gletscher sich hinabstürzt. Der nördliche dieser Thorpfeiler ist der Linda-Grat, unser Ziel, der südliche die Kulmination des Felsgrates, der den Hochstetter- vom Ball-Gletscher trennt. Diese Pforte ist nahezu 2 Km. breit, und durch sie strömt der Gletscher heraus auf einen etwa 20^0 steilen, 700 m. hohen Abhang, über den er sich hinabstürzt.

Das Bett ist uneben, hier steiler, dort durch vorragende Klippen unterbrochen, wodurch der Eisstrom zerklüftet wird. Wo die Neigung groß ist, bewegt sich das Eis schneller, als an den Stellen, wo der Abhang minder steil ist. Außerdem entstehen an der Kante der Terrainstufe durch das Ueberbeugen des Eises große Querspalten und es wird der ganze Eisstrom durch die zahlreichen einander kreuzenden Spalten in eine Masse von Eistürmen und Säulen zerrissen. Diese beugen sich nach vorn, da ihr oberes freies Ende rascher sich bewegt, als das untere, durch die Reibung aufgehaltene. Sie überstürzen sich, grotesk aufragende Zinnen und Eisklippen bildend. Der Hang ist unterbrochen von einzelnen Felswänden. Bei der allmählichen Bewegung des ganzen Gletschers thalabwärts schieben sich die Eismassen über den oberen Rand dieser Felsen vor und stürzen dann in Gestalt von Eislawinen über dieselben hinab.

Die Zerrissenheit der Gestaltung, welche als Ausdruck von Kraft und Bewegung mit der scheinbaren Ruhe des ganzen Eisabsturzes in lebhaftem Kontrast steht, fesselt das Auge an dieses schöne Bild. Von Zeit zu Zeit bricht, wie erwähnt, das Eis an den Felsen ab, stürzt über diese, einem Wasserfall vergleichbar, hinab und gleitet unten eine Strecke weit fort. Hochauf stieben wolkengleich die kleinen Bruchstücke des im Auffallen zerschellenden Eises. Zu dem Donner der Lawine gesellt sich der klirrende Klang zerbrechender Eisstücke und auf ihn folgt der langgedehnte Widerhall von den entfernten Felswänden. Wie ein zerklüfteter Gletscherabhang mit seinen hellweiß glänzenden Zacken und tiefblauen Schründen der großartigste Anblick ist, den die Natur dem menschlichen Auge darbietet, so ist der Donner der Eislawine die schönste und erhebendste Musik.

Wo sich der Linda-Grat zwischen dem Tasman- und Hochstetter-Gletscher — an ihrer Vereinigungsstelle — auskeilt, liegt ein großes Loch mit steilen Wänden, dessen Entstehungsgeschichte eine ähnliche ist, wie jene der Seitenthäler. Am Fuße des Linda-Grates, und zwar jener Flanke desselben, welche dem Hochstetter-Gletscher zugekehrt ist und welcher wir uns jetzt zuwenden, ist das Eis ziemlich stark zerklüftet, so daß wir hier einige Schwierigkeit mit unseren großen Bündeln haben. Doch bald sind diese Spalten und Eismauern überwunden, und wir stehen am Fuße des Linda-Grates selbst. Der Hang ist steil, aber gut gangbar, und wir kommen rasch über denselben hinauf. Alpengras und niedere Wachholderbestände wechseln ab mit Felsterrassen. Die Blumen, unter denen besonders ein unserem europäischen sehr ähnliches Edelweiß auffällt, sind fast alle weiß, so daß diese Alpenmatte viel monotoner aussieht, wie ähnliche Gebirgswiesen in den europäischen Alpen. Nach oben hin nehmen die Felsabsätze und Trümmeranhäufungen allmählich überhand, und bei etwa 1750 m. erreichen wir die obere Grenze der Blütenpflanzen. Wir befinden uns jetzt auf dem Kamme, der bis hierher gut gangbar war, doch nun folgen klippige Stellen, denen wir im Norden ausweichen. Gegen vier Uhr Nachmittags hielten wir eine kleine Rast und erkannten nun, daß sich das Wetter sehr verschlimmert hatte. Die Nebelfetzen, die hie und da an den Bergen hingen, vergrößerten sich rasch und einzelne unheilverkündende Windstöße heulten durch die Klippen des Linda-Grates. Wir kletterten nach halbstündigem Aufenthalte fort über die Felsen und traten bald hinaus auf eine viel weniger steile Trümmerhalde. Ueber diese gings nun in einer Fallinie aufwärts. Das Wetter verschlechterte sich zusehends und wir wurden in Nebel gehüllt.

Auf der Trümmerhalde gibt es natürlich kein Wasser und wir mußten daher trachten, einen Biwakplatz in der Nähe eines Eis- oder Schneefeldes ausfindig zu machen.

Ich ließ meine Frau mit dem einen der Leute und dem gesamten Gepäck an geschützter Stelle zurück und ging mit dem andern über die Trümmerhalde hinauf, in der Hoffnung, das obere Ende eines kleinen Gletschers zu finden, der über die Südflanke des Linda-Grates hinabzieht. Nach längerem Suchen fand ich das Eis und in der Nähe desselben am oberen Ende der Trümmerhalde, welche auf der Nordostflanke liegt, eine Höhle unter einigen aneinandergelehnten Felsen, welche uns Schutz versprach gegen das heranziehende Hochgewitter. Während mein

Begleiter hinabstieg, um die Zurückgebliebenen und das Gepäck zu holen, arbeitete ich daran, die Höhle wohnlicher zu machen, durch Hinausschaffen von Steinen und durch Planierung des Bodens. Nach einer halben Stunde kamen die anderen herauf. Eine der Kautschukdecken diente als Fußboden, die andere als Dach. Kaum waren die nötigen Einrichtungen getroffen und eine hinreichende Menge Eis, um Wasser zu liefern, in der Höhle geborgen, als das Gewitter mit aller Gewalt losbrach. Rasch folgten auf einander die kurzen, pistolenschußartigen Donnerschläge. Der Sturm brauste über den Felsgrat und der Hagel knatterte auf dem Gestein. Von Zeit zu Zeit trieb ein stärkerer Windstoß einen Schwall von Regen und Schnee in unsere Behausung, doch das scherte uns nicht. Der Petroleumherd war in Aktion; bald war unsere Mahlzeit bereit und der Grog kreiste lustig in unserer Mitte. Als wir uns gegen acht Uhr Abends in unsere Pelze hüllten und schlafen gingen, wütete das Hochwetter noch immer mit voller Kraft.

Wie wir erwartet hatten, war auch am folgenden Morgen das Wetter schlecht, so daß wir uns genötigt sahen, zum Hauptlager zurückzukehren, denn wir hatten natürlich nicht hinreichend Proviant hier heraufschleppen können, um längere Zeit am Linda-Grat auf gutes Wetter warten zu können.

Wir ließen einen Teil unserer Sachen, wie Herd, Decken 2c. in der Höhle und begannen dann um halb zehn Uhr bei andauerndem Regen, nachdem wir erkannt hatten, daß es sich den Tag nicht mehr aufheitern würde, den Abstieg. Wir wählten jetzt einen besseren Weg über die Nordostflanke und erreichten zu Mittag das Seitenthal am Fuße des Linda-Grates. Auf diesem ganzen Wege stießen wir nur an einer Stelle auf Schwierigkeiten. Es läuft nämlich quer durch die Nordostflanke unseres Berges eine handförmige, etwa 20 m. hohe, steile, glatte Platte, eine Rutschfläche, welche nicht allerorts passierbar ist und Vorsicht erfordert.

Das Seitenthal am Fuße des Linda-Grates ist 80 m. tief und ganz schmal. Wir erstiegen die steile Moränenwand, folgten dieser eine Strecke weit, wandten uns dann der Mitte des Gletschers zu und setzten in südlicher Richtung unsern Weg fort. In der Mitte des Gletschers trafen wir auf einen tief eingeschnittenen Wasserriß, in dessen Boden ein großer, reißend schneller Bach dahinschoß. Die Passierung dieses Hindernisses erforderte Vorsicht, wurde jedoch ohne Schwierigkeit bewerkstelligt, und wir langten gegen 5 Uhr Nachmittags wohlbehalten bei unserem Hauptlager an.

In der Nacht wurde es schön und vom nächsten Tag, dem 19. März, bis zum Ende unseres Aufenthaltes in der Gletscherregion, d. i. bis zum 28., blieb das Wetter gut.

Während zwei meiner Leute hinab zum Depot um Proviant gingen, beschäftigten wir uns, begünstigt vom prächtigsten Wetter, mit topographischen Arbeiten auf der Mitte des Gletschers. Wir maßen eine Basislinie auf dem First der westlichen Seitenmoräne und ich visierte von den Endpunkten der mit dem Stahlbande gemessenen Basislinie hinüber nach einem in der östlichen Seitenmoräne angebrachten Signal. Von den Eckpunkten des so erhaltenen Dreiecks visierte ich dann nach allen sichtbaren Punkten in der Umgebung. Von einem der Theodolithstandpunkte aus photographierte ich das Panorama. Am Abend des 20. März, als die Leute mit dem Proviant heraufkamen, waren diese Arbeiten vollendet. Am Morgen des folgenden Tages machten wir uns wieder auf den Weg nach dem Linda-Grate. Wir hatten diesmal die Absicht, ein Firnplateau zu erreichen, das einige Hundert Meter höher liegt als die Höhle, die uns schon bekannt ist. Wir benützten denselben Weg, den wir das letztemal beim Abstieg benützt hatten, überkletterten die steile Platte durch ein Wasserrinnsal und stiegen hinauf über die Trümmerhalde. Ein Viertel vor drei Uhr Nachmittags war nach $6\frac{1}{2}$stündigem Marsche unsere Höhle erreicht. Hier packten wir die das letztemal zurückgelassenen Sachen auf und erstiegen die scharfe Spitze des Linda-Grates, welche ober der Höhle liegt. Von hier aus konnte der Linda-Grat bis hinauf zu dem Firnplateau, das wir erreichen wollten, übersehen werden.

Zunächst senkt sich der Kamm zu einem flachen Sattel hinab. Die felsige Spitze, auf der wir stehen, geht in einen Eisgrat über, der zu dem Sattel hinabzieht. Jenseit des Sattels ist der Grat felsig. Auf den Felsgrat folgt dann ein gewölbter, von ungeheuren Spalten durchzogener, ziemlich steiler Firnrücken, welchem eine Reihe gewaltiger Felstürme entragt. Oben geht dieser Rücken in ein steiles Firnfeld über, welches zu einer niedrigen Felswand hinaufzieht. Diese wird gekrönt von dem Rande jener Firnschicht, welche das Plateau bekleidet.

Nachdem ich den Rücken rekognosciert und besonders die großen Querspalten und jene Randklüfte, welche das Eis von den Felstürmen trennte, mit dem Fernglas genauer betrachtet hatte, begannen wir unsern Marsch; zunächst kletterten wir über wilde Felsen — den oberen Rand der großen Trümmerhalde bildend — hinüber zu dem absteigenden Firnrücken, welchem folgend wir ohne Schwierigkeit den Sattel erreichten. Hier mußten mehrere Spalten umgangen werden, jenseit desselben aber, auf dem Felsrücken, gings viel rascher. Auch der ziemlich schmale Eisrücken, welcher das obere Ende des Felsrückens mit dem untersten Felsturme verbindet, ist gut gangbar. Den Felsturm selber umgingen wir im Norden und erreichten jenseit desselben abermals den Firnrücken. So langten wir, ohne bedeutenderen Hindernissen begegnet zu sein, bei dem zweiten Turme an, welcher aus einem etwa 50 m. hohen, nach allen Seiten überhängenden und oben schief abgestutzten Felsen besteht. Die Randkluft, welche das Eis von diesem Felsturme trennte, ist auf der Südseite so seicht, daß wir hier in dieselbe hinabsteigen

und den Turm in seiner Randkluft umgehen konnten. Ohne besondere Mühe konnten wir oberhalb des Turmes aus der Spalte heraussteigen und unsern Weg über den Eisrücken fortsetzen. Vor dem dritten und letzten Felsturm wandten wir uns nach rechts und stiegen über jenen Firnhang hinauf, der zum Linda-Gletscher, nördlich vom Linda-Grat, hinabzieht. Dieser Hang ist steil und es mußten fortwährend mit dem Pickel Stufen geschlagen werden. In einer Zickzacklinie aufwärts Stufen hauend, kamen wir bald an einen riesigen Schrund, welcher den ganzen Firnhang quer durchzieht und links in die große Randkluft mündet, welche den obersten Felsturm umzieht.

Wir waren alle vier an ein Seil gebunden. Voraus ging ich mit einem kolossalen, auf jeder Seite über meine Schultern hinausragenden Bündel am Rücken, an das noch obenauf der Petroleumherd angeheftet war: so mußte ich Stufen hauen. Der Herd pendelte hin und her und eines der vorstehenden Enden des Bündels streifte zuweilen die Eiswand.

In der Mitte ist der große Schrund von einem Lawinenrest in Gestalt einer sehr steilen Schneebrücke auf eine Breite von einigen Metern bedeckt. Ueber diese „Brücke" geht der Weg. Jenseits gibt es wieder riesige Querspalten, die öfteres Lawieren notwendig machen. Bald sind wir in einem Spaltengewirr verwickelt; nur noch rechts scheint es einen Ausweg zu geben; wir traversieren in dieser Richtung eine Strecke weit. Endlich bemerke ich zu meinem Entsetzen, daß wir auf ein ganz frei vorragendes und schmales Eisstück hinausgekommen waren, welches jeden Augenblick in die Tiefe zu stürzen drohte. Da gibt's kein Ueberlegen — Kehrt! Zurück geht es nun — ich als letzter — über das steile Eis zwischen den Spalten durch und über die Schneebrücke hinab. Hier ist kein Durchkommen, das ist klar.

(Fortsetzung folgt.)

Christen und Kurden.

Schon seit geraumer Zeit ertönt in den britischen Zeitungen der Gladstone'schen Partei der Notschrei der armen christlichen Bevölkerungen Vorderasiens infolge ihrer fortwährenden Bedrängung durch den muslimischen Teil der Bevölkerung, und endlich nach einem Zwischenraum von acht Jahren beschäftigt sich das britische Parlament wieder öffentlich mit der Lage der christlichen Bevölkerung in der asiatischen Türkei. Die Parlamentsverhandlungen haben es namentlich mit dem Vilajet Wan, einer der östlichsten Provinzen der Türkei, an der persischen Grenze, zu thun. Die Einwohnerschaft dieser Provinz besteht aus Türken und Kurden, welche sich zur mohammedanischen Religion bekennen, und aus Armeniern und Assyriern oder Nestorianern, welche Christen sind. Die Volkszahl dieser verschiedenen Rassen beträgt nach den neuesten und zuverlässigsten Quellen: Türken 20,000, Kurden 175,000, Armenier 140,000 und Assyrier 80,000. Diese Ziffern müssen jedoch mit Vorsicht aufgenommen werden. Die Kurden, welche den größten und mächtigsten Teil der Bevölkerung bilden, sind wahrscheinlich eingeborene; sie stehen an Bildung und intellektueller Kraft tief unter den Christen und scheinen auch mittelst der Erziehung keiner sonderlichen Verbesserung fähig zu sein; sie haben indes manche wilde Tugenden und dürften unter einer weisen und sehr festen Regierung ziemlich gute Unterthanen werden. Wir müssen daher von vornherein einen sehr deutlichen Unterschied zwischen den leidenden Rassen: den Armeniern einer- und den Assyriern andererseits, machen. Die Unterdrücker beider sind dieselben. Die Ungerechtigkeiten und Unbilden, über welche sie sich beklagen, sind ganz ähnlich, aber ihre politische Lage ist eine so verschiedene, daß es wünschenswert wird, dieselben abgesondert zu behandeln.

In jeder großen Stadt des Morgenlandes, in Indien und in vielen Teilen Europa's sind Kolonien von Armeniern, Männern von Reichtum, Erziehung und Fortschritt; in Konstantinopel allein sollen mindestens 150,000 Armenier unter einem Patriarchen wohnen, welcher das anerkannte geistliche und weltliche Haupt seiner Nation und das amtliche Mittel des Verkehrs zwischen seinem Volke und der Pforte ist. Der armenische Bauer ist fleißig und sparsam und im Besitz einer gewissen Intelligenz, die bei seinem besser erzogenen Bruder in den Städten sich in einem solchen Grade entwickelt hat, daß die kaufmännische Geschicklichkeit der Armenier sprichwörtlich geworden ist. Die Armenier sind — mit seltenen und augenfälligen Ausnahmen, wie z. B. die russischen Generäle Loris Melikoff und Lazareff — im wesentlichen friedliche, friedliebende und unkriegerische Leute. Ich kenne einen Fall von einer Karawane in Persien von mehr als zweihundert armenischen Kaufleuten, welche von sieben Kurden angehalten und geplündert wurde — ein Fall, der beinahe undenkbar und unmöglich ist, obwohl der Wahrheit gemäß die Armenier nur wenige alte Feuerschloß-Gewehre hatten, während die Räuber mit Winchester-Repetierbüchsen versehen waren. Der unkriegerische Charakter der modernen Armenier, im Verein mit ihrem Hang zu Zank und Streitigkeiten, gibt Einem auch die Ueberzeugung, daß ihr Traum von einem unabhängigen Armenien sich niemals verwirklichen werde, trotz der wunderbaren Rassenzähigkeit, welche seither ihre Auffaugung durch die anderen Nationalitäten, unter die sie seit so vielen Jahrhunderten hineingeworfen waren, vereitelt hat. Ihre nationale Einheit rührt wesentlich von dem Einfluß ihrer Religion her.

Unter einem seit Jahrhunderten unterdrückten und zu Boden getretenen Volke sind die Bischöfe seiner Kirche die Aristokratie, die Geistlichkeit der Adel der Nation geworden, und so werden nun ihre kirchlichen Oberen, vom Patriarchen bis zum Dorfgeistlichen herab, in jeder Not

als die Häupter und Anführer des Volkes angesehen. Aus den Klöstern sind ihre Geschichtschreiber und Schriftsteller hervorgegangen, und in der kirchlichen Ordnung ist auch die einzige nationale Organisation seit dem Sturz des Königreichs von Leo von Lusignan erhalten worden. Gerade wie die griechische Kirche den Geist der Unabhängigkeit aufrecht erhalten hat, als die ganze Rasse unter der Knechtschaft der Ungläubigen seufzte, so ist die armenische Kirche noch heuzutage das Palladium der nationalen Freiheiten. Daher rührt es, daß die religiösen Scheidungen, welche durch die lateinischen Armenier und in noch jüngerer Zeit durch das Aufkommen einer protestantischen armenischen Gemeinde hervorgerufen worden sind, ein deutliches Bestreben zeigen, den nationalen Geist des Volkes zu schwächen. Der Ausgang des Kampfes gegen die brutale türkische Herrschaft und Ungerechtigkeit kann nicht zweifelhaft sein, obwohl ich nach dem, was ich vom armenischen Charakter weiß, nicht glauben kann, daß das armenische Reich sich jemals wieder aus seinen Trümmern erheben wird. Indes wird eine wunderbar vereinigte oder einheitliche Nation von mehr als vier Millionen Seelen, welche über Asien und Europa zerstreut ist und wachsende Hülfsquellen von Reichtum und Intelligenz besitzt, nicht unbeschränkt gezwungen werden, den Leiden der 700,000 Brüder ihrer Rasse, welche innerhalb der Grenzen von Kurdistan wohnen, ruhig zuzusehen.

Wenden wir uns von den Armeniern zu den Assyriern, der anderen duldenden christlichen Rasse in Kurdistan, so finden wir, daß deren Lage in vieler Hinsicht von derjenigen der anderen so verschieden ist, daß sie der Beschaffenheit und den Bedürfnissen derselben eine besondere Berücksichtigung sichert. Die Assyrier haben keine Vertreter in Europa oder auch nur in Konstantinopel — sie sind eine Rasse von einfachen Bergbewohnern und Hirten, in ihrer Unwissenheit hülflos, auf allen Seiten von kurdischen Stämmen eingeschlossen und nur selten imstande, einen Notschrei zu erheben, welcher das Ohr von Europa zu erreichen vermöchte. In der That, ohne die paar Missionare und die noch wenigeren Reisenden, die gelegenheitlich jene entlegene Ecke des türkischen Reiches besuchen, würden die assyrischen Christen niemals die Beachtung der abendländischen Nationen auf sich ziehen. Die armenische Frage muß sich selbst lösen, und zwar in einer mehr oder weniger befriedigenden Weise, obwohl, infolge der unerklärlichen Gleichgültigkeit Europa's, der heutigen Generation der Armenier Erleichterung ihrer Leiden noch versagt werden mag. Die assyrische Frage ist weit schwieriger und zeigt ein gefährliches Bestreben, sich selbst durch die Vernichtung jenes Teils der Rasse zu lösen, welche das Unglück hat, auf der westlichen Seite der persisch-türkischen Grenze zu wohnen. „Ich habe", schreibt Herr Athelstan Riley in der „Contemporary Review", „drei Reisen nach dem schwierigen und beinahe noch unbekannten Lande der Assyrier gemacht, und zwar in den Jahren 1884, 1886 und im Herbst 1888; ich habe beinahe jedes Thal und jeden Bezirk besucht, in welchem sie nur zu finden sind, ich bin mit den meisten ihrer Häuptlinge und angesehenen Männer bekannt und stehe auf vertrautem Fuß mit dem Patriarchen und seiner Familie. Außerdem habe ich alle Veränderungen, welche während der paar letzten Jahre mit der Beschaffenheit des Landes vor sich gegangen sind, genau beobachtet. Allein in Europa weiß man beinahe gar nichts von diesen Christen; sie werden in der öffentlichen Meinung hoffnungslos mit den Armeniern verwechselt, während andererseits ihre Lage in natürlicher wie in politischer Beziehung sehr merkwürdig ist. Man kennt die assyrischen Christen unter verschiedenen Namen im Morgenland und in Europa. In kirchlichen Urkunden werden sie oft Chaldäer genannt, obgleich dieser Namen von den Europäern meist gebraucht wird, um die Assyrier der Ebene von Mosul zu bezeichnen, die schon längst vom Hauptkörper getrennt und unter dem Patriarchen von Babylon mit Rom vereinigt sind. Ein anderer Titel, welchen man ihnen gibt, ist derjenige der Nestorianer, weil sie noch den Lehren dieses Schismatikers des fünften Jahrhunderts anhängen. Ein weiterer Name ist Syrier oder Ostsyrier, welchen man ihnen zuweilen in der Vermutung gibt, daß sie von der Rasse der Jakobiter oder Westsyrier seien und weil sie sich des Syriaks, d. h. einer modernen Form der alten syrischen Sprache, bedienen und noch Dialekte reden, die jedem Stamme eigentümlich sind.

Die Rajah oder christlichen Assyrier sind ganz den Kurden und den türkischen Beamten auf Gnade oder Ungnade preisgegeben. Es läßt sich schwer irgend eine entsprechende Idee von ihrer elenden Lage aufstellen. Ihre Dörfer sind Haufen von elenden Lehmhütten, zuweilen überragt von einem Hause von besserer Bauart, worin ihr Gebieter, der kurdische Aga, wohnt, denn ein großer Teil dieser Rajahs sind nicht Eigentümer ihrer Ländereien, sondern in Wirklichkeit nur Abhängige oder im eigentlichen Sinne die Sklaven eines kurdischen Grundeigentümers. Männer, Weiber und Kinder gehen in Lumpen einher; ihre Geistlichen arbeiten im Felde gleich den übrigen, und ich kenne einen Bischof, welcher von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang im Felde arbeiten muß, um sich sein tägliches Brot zu verdienen. Einige von diesen Rajahs besitzen ihre Dörfer als Freilehen, allein ihr Loos ist wenig besser, als dasjenige von Leibeigenen. Im September 1888 in einer Nacht, welche ich in einem Dorfe in der Nähe von Kochanes verbrachte, kam ein kurdischer Raubzug vor; als die Dorfbewohner am Morgen erwachten, fanden sie, daß der größere Teil ihrer Heerden, auf welchen sie für ihren eigentlichen Lebensunterhalt angewiesen waren, hinweggetrieben worden war. In derartigen Fällen, welche im Sommer beinahe täglich vorkommen, ist es ganz vergeblich, die türkischen Behörden in Anspruch zu nehmen, denn der kurdische Räuber ist wahr-

scheinlich der nächste Verwandte des Kaimakam oder örtlichen Gewalthabers, und jedenfalls halten es die Behörden mit den Kurden gegen die Christen, wenn sie nur können, und die einzigen Beziehungen zwischen den Rajahs und ihren ottomanischen Gebietern sind diejenigen von Steuerzahler und Steuereinnehmer. Der unglückliche Christ wird wie ein Spielball zwischen Kurden und Türken hin und her geworfen. Der Kurde stiehlt dem Christen die Schafe oder zündet ihm den Heufeimen an, während der Türke nach der anderen Seite sieht; dann kommt der Türke zum Vorschein, um dem Christen die Steuern auszupressen, zu deren Bezahlung ihm der Kurde die Mittel geraubt hat. Ich gebe noch ein anderes Beispiel von kurdischer Unterdrückung: voriges Jahr kam ich durch ein Dorf in der Ebene von Gawar, das durch Dürre ruiniert worden war. Ein benachbarter kurdischer Agha hatte den Fluß abgeleitet, welcher die Felder bewässerte, und die Dorfbewohner saßen vor ihren Hütten auf dem Boden und betrachteten das Zugrundegehen ihres kleinen Besitztums mit der Ruhe der Verzweiflung. Es ist schwer, das Verhältnis der Vorwürfe und der Schuld zwischen Kurden und Türken genau zu verteilen. Die Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen werden im allgemeinen von Leuten von kurdischer Rasse begangen, allein dieselben geschehen meist unter Konnivenz von Beamten der Pforte, wenn nicht direkt unter deren Anstiftung.

In der ursprünglichsten Weise mit Steinschloß-Gewehren, Säbeln und leichten Schilden von Flechtwerk bewaffnet, sind diese Assyrierstämme innerhalb ihrer natürlichen Festungen sicher verwahrt außer vor den Angriffen einer großen Uebermacht von Kurden, obwohl die letzteren besser bewaffnet, da sie seit dem russisch-türkischen Kriege in den Besitz einer bedeutenden Menge Martini-Büchsen gekommen sind. Vermöchten diese Thäler ihre Bevölkerung zu ernähren, so hätten die Assyrier wenig oder nichts zu befürchten; allein unter gegebenen Verhältnissen müssen ihre Heerden außerhalb ihrer Thäler gewaidet werden und werden dann von den Kurden davongetrieben; die örtlichen türkischen Behörden erheben einen Tribut von ihnen, indem sie Wachtposten an die Eingänge der Thäler stellen mit der bestimmten Weisung, keine Karawanen mit Weizen einzulassen, wodurch sie die Stämme mittelst Hunger zur Nachgiebigkeit zwingen. Die Wirkungen dieser vollständigen Isolierung von der Außenwelt und die Beseitigung aller zivilisierenden Einflüsse sind die schädlichsten Einflüsse, welche wir zu finden erwarten müssen. Die Aschiret-Assyrier sind in ihren Sitten und Bräuchen wild und roh, ihr Christentum besteht in wenig mehr als einer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an einen Glauben, welchen sie nicht verstehen und der aus dieser Thatsache selbst außerstande ist, ihre Sittlichkeit zu beeinflussen. Sie haben nicht nur keine Schulen, sondern ihre Geistlichen sind nicht einmal imstande, ihre Pflegebefohlenen in den Anfangsgründen der Religion zu unterrichten, denn viele von ihnen können nicht einmal einen Gottesdienst leiten, andere wissen nur einige wichtige Teile der Liturgie auswendig, und nur einige wenige vermögen die alten Handschriften zu lesen, welche noch immer im ganzen Lande im täglichen Gebrauche sind, weil es keine gedruckten Bücher gibt. Nur vergleichsweise selten findet man einen Priester, welcher mit Leichtigkeit lesen und schreiben kann; alles andere Wissen fehlt diesen Leuten ganz und gar. Nur während der Wintermonate, wo der Schnee die Zugänge des Gebirges blockiert, wo aller Feldbau stockt und die Ueberfälle der Kurden unmöglich werden, wären die Aschireten in der Lage, der Erziehung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Das Cumberland-Plateau in Tennessee.

Von O. Plümacher.

(Fortsetzung.)

2. Wald, Wild und Feld.

Höhen und Thäler sind mit Wald bedeckt. Auf dem Tafelland, den „Ridges“ und Berggipfeln besteht derselbe aus Eichen (Quercus alba, Qu. obtusiloba, Qu. castanea, letztere besonders gute Gerberrinde gebend), Kastanien (Castanea vesca), Wallnuß (Juglans nigra und Juglans cinerea), drei Arten Hickory (Carya alba, C. glabra und C. tomentosa), Dogwood (Cornus Floridae), zwei Arten Kiefern (Pinus Metis und P. Strobus) und endlich dem Locust (Robinia Pseudacacia). Auf den Bänken, unterhalb der Felsklippen, in den Klüften und Thälern gesellt sich hiezu noch die Roßkastanie (Aesculus flava), die „Yellow Poplar“ (Liriodendron Tulipifera), der Maulbeer-Baum (Morus rubra), Ulmen (Ulmus fulva und U. alata), die wilde Kirsche (Prunus serotina und Taxodium distichum), Ahorn (Acer saccharinum und A. dasicarpum) und endlich die Ceder (Juniperus virginiana). Letzterer prächtiger Baum bildet auch mit der Stechpalme und dem Kirschlorbeer die Bekränzung der Bäche, während zwei Azaleen, eine hellrosa im Mai, und eine scharlachrot im Juni blühende, den lichten, sonnedurchglühten Wald schmücken.

Wer mit dem Begriff Urwald die Vorstellung von tiefer, grüner Nacht unter riesigen, uralten Bäumen nebst überwuchernder Ueppigkeit des Unterwuchses verbindet, der wird enttäuscht, wenn er zuerst die Wälder Tennessee's, speziell des Cumberland-Plateau's, sieht, und wer den Wald liebt, der wird nur mit dem lebhaftesten Bedauern den Zustand derselben beobachten. Ueberall stößt man auf weite Strecken, welche gleichsam Leichenfelder darstellen, so zahlreich sind die abgestorben emporragenden Bäume und so massenhaft diejenigen, die in allen Stadien der Verwesung auf dem Boden liegen, und wenn sie auch allerdings der jungen Generation als Dünger dienen, doch auch deren geradem, aufrechtem Emporwachsen häufig

hinderlich werden. Aber auch wo der Wald im relativ guten, d. h. normalen Zustand ist, finden sich auf der Ebene verhältnismäßig wenig sehr große, alte Bäume in voller Lebenskraft. Der Gründe für diesen Thatbestand sind aber drei. Der erste ist der, daß auf dem Plateau an den meisten Stellen die Erdschichten zu dünn sind, um Eichen, Nußbäumen und Kastanien hinlänglichen Wurzelgrund zu geben. Haben die Bäume ein gewisses Alter und Maß erreicht, so ist ihre Hauptwurzel auf dem Fels, sie kann nicht mehr genug Nahrung ziehen und der Gipfel fängt an zu dorren. Gleichzeitig ist die Wurzel nicht tiefgehend genug, um dem Baum das Gegengewicht zu bieten, und ein Sturm, der aber noch lange nicht ein Tornado zu sein braucht, stürzt solche markkranke Bäume um, so daß die Wurzeln aus dem Grunde gehoben werden. Der zweite Grund sind die Waldbrände. Jeden Frühling, meist im März, überzieht das Wildfeuer das Gebirge; teils wird es absichtlich angesteckt, damit hernach das Waldgras üppiger und rascher wachsen soll; teils aber entsteht es aus Leichtsinn beim Klären, wohl gar auch aus Büberei. In der Regel brennt nur das dürre Laub weg und die kleinen dürren Aeste, während alte Stumpen ins Glimmen kommen; dann ist der Schaden unbedeutend. Wenn aber das Wetter schon recht warm war und wenn der Wind weht, dann beginnen die toten Bäume anzubrennen wie Riesenfackeln, und die Hitze tötet dann das junge Holz, versengt und berstet die Rinde der tüchtigen Bäume, so daß diese, wenn auch nicht direkt eingehen, so doch dahinsiechen. Der dritte Grund ist des Waldes Schutzlosigkeit gegenüber der Kurzsichtigkeit und Unvernunft der noch auf so niedriger Kulturstufe stehenden Bevölkerung. Kein Forstgesetz schützt bis jetzt die Wälder, und auf die verschwenderischste Weise werden gerade die besten Bäume gefällt, um eines verhältnismäßig kleinen Stückchens Stammes wegen, während der Rest unbenützt liegen bleibt; ja, es gibt genug Leute, welche im Herbste prächtige Kastanienbäume umschlagen, um die Kastanien im Gipfel bekommen zu können!

Besser steht der Wald in den Thälern, Klüften und entlang den tief einschneidenden Bächen. Dort fallen die genannten Gründe der Zerstörung fast ganz fort. Die Bäume finden zwischen den zerklüfteten Felsen tiefen, reichen Wurzelgrund, die größere Feuchtigkeit schützt besser gegen das Feuer und das zwecklose Umhauen großer Stämme kommt seltener vor, weil den Bäumen schwieriger nahe zu kommen ist. Dort ist dann oft große Ueppigkeit, und große, alte Bäume der genannten Arten stehen umschlungen von riesigen Geschlingen der wilden Reben, während der Grund erfüllt ist von blühenden und beerentragenden Gesträuchen der mannigfaltigsten Arten.

Auch diese Naturschätze werden bis jetzt nur in kleinem Maße durch die Industrie gehoben und verwertet.

Sägemühlen, mit Wasser- und Dampfbetrieb, sind zwar in ziemlicher Anzahl vorhanden; es sind aber viele derselben von so primitiver Einrichtung, daß sie nur dem Lokalbedürfnisse dienen. Doch mehren sich gerade in letzter Zeit auch größere Unternehmungen dieser Art, welche für die Bautischlereien und Möbelfabriken von Knoxville, Chattanooga, Mr. Minnville und Nashville arbeiten. Für Täfelwerk, Thüren und Fenster ist besonders das Yellow Poplar (Liriodendron Tulipifera) beliebt; dann wird schwarzes Wallnußholz und Eichenholz für Möbel geschnitten, sowie das Yellow Pine (Pinus Metis), woraus feines Täfelwerk, Thüren und Kaminmäntel und Gesimse gemacht werden, die besonders in den im Cottage-Styl erbauten Häusern und neuerdings auch in größeren, im Queen-Ann-Styl errichteten Bauten Verwendung finden. Das Holz wird hiezu geschliffen, geölt und lackiert und zeigt seine natürliche, aber vertiefte, gelb und rötlich gestreifte Farbe und Textur. Auch vorzügliches Wagnerholz liefern die Berge.

Wo es kein Forstgesetz gibt, da gibt es natürlich auch keinen Wildschutz, und so ist denn auch der Wildstand, der ein ungeheurer gewesen sein soll, in viel rascherem Zurückgehen begriffen, als er es im Verhältnis zu der sich mehrenden Bevölkerung und dem Weichen des Waldes vor dem Pfluge sollte.

Der Hirsch (der sogen. virginische) ist nachgerade ungemein spärlich; werden doch nicht nur die Hirschkühe zu allen Zeiten, sondern auch die Kälber, wenn sie nur wenige Wochen alt sind, zusammengeschossen. Auch die Hasen, eine kleine, graue Sorte von der Größe wilder Kaninchen, und die nur an den Abhängen und in den Klüften heimischen Eichhörnchen (drei Spezies) werden immer spärlicher. Bären und Wildkatzen gibt es noch in den wilden Klüften der östlichen „Ridges" und in den Einbuchtungen des Sequatchie-Thales; auf dem südwestlichen Teil des Tafellandes sind sie verschwunden. Dagegen ist der Fuchs, das Racoon, die Polecat (Stinktier) und das Opossum (Beutelratte) noch sehr zahlreich, und werden deren Felle in bedeutenden Quantitäten nach dem Osten versandt. Panther gab es früher auch, obgleich sie nicht häufig waren. Der letzte wurde vor 21 Jahren auf der Eisenbahnstation Moffat-Station (wo jetzt das Monteagle-Hotel steht) geschossen.

Den Menschen gefährliche Tiere gibt es nun keine mehr außer den Schlangen. Die Klapperschlange wird weniger gefürchtet als die Kupferschlange, da letztere gern unter die Häuser und Ställe kriecht und, wenn sie sich bedroht glaubt, angreift, während die erstere menschenscheu ist und nur beißt, wenn sie getreten oder geschlagen wird. Vieh fällt den Schlangen zuweilen zum Opfer; dem Menschen wird der Biß hier selten tötlich, Branntwein in größten Quantitäten getrunken und Tabak auf die Wunde erweist sich als Heilmittel. Außerdem gibt es mehrere Arten nicht giftiger Schlangen; eine schwarze, die bis sechs Fuß lang wird, wird selten getötet, da sie die jungen Klapper- und Kupferschlangen frißt. Die graue

Hühnerschlange erschreckt die Bäuerinnen häufig, da sie die jungen Hühner verschlingt und sich dann zum Verdauungsschlaf in die Nester im Hühnerhaus legt.

Ein gar nicht gering zu schätzender Vorzug des Gebirges endlich ist es, daß die Mosquitos und ebenfalls die Wanderheuschrecke nicht bis auf das Tafelland herauf kommen.

An Vögeln ist das Gebirge ziemlich arm; der wilde Truthahn, der früher in großen Trupps vorhanden gewesen sein soll, ist jetzt so spärlich als die Hirsche; dagegen sind Rebhühner noch zahlreich, und im Winter bevölkern sich die Teiche und Bachstauungen mit kleinen wilden Enten, die aber im Frühling wieder dem Norden zueilen. Ein Aasgeier erfreut sich des Schutzes des Staates. Adler gibt es nur noch wenige in den unwegsamen Teilen des Nordostens; Hühnerweihe sind überall häufig, ebenso kleine Eulen (Käuzchen) und drei Arten Spechte. An Singvögeln sind einige Finkenarten, Amseln, Mockingbirds und Catbirds da; der Wald ist aber doch recht stumm im Vergleich zu unseren mitteleuropäischen Forsten, und dem Felde fehlt die jubilierende Lerche. Auch der Kuckuck fehlt; dafür ist der Whip-poor-will der Frühlingsherold; von Schwalben habe ich nur eine Art, eine große, dunkle Rauchschwalbe beobachtet, die gern in unbenützten Kaminen nistet, spät im Frühling erst kommt und früh wieder geht. Auch ein größerer, blau-grüner Kolibri ist nur ein flüchtiger Sommergast, der nicht auf der Höhe nistet, sondern nur bei gutem Wetter auf die Berge schwärmt, um sich bei Regenwetter sogleich wieder in die Thäler zurück zu ziehen.

In den Thälern und auf den Bänken, unterhalb der Sandsteinklippen, über dem Kalkfundamente ist der Boden reich und geeignet für alle Arten von Feldfrüchten mit Ausnahme des Weizens, von dem nicht viel gepflanzt wird, weil er oft im Winter durch den Frost bei mangelnder Schneedecke leidet. Das Hauptprodukt sind Mais, Haber, Milletheu, Kartoffeln, Süßkartoffeln (Bataten) — von diesen gibt es solche von einem Fuß Länge und 14—16 Zoll Umfang, scherzhaft „nigger-killers“ genannt — Sorghum, woraus Zuckersyrup gekocht wird, der bei den Eingeborenen bei keiner Mahlzeit auf dem Tische fehlt, und Tabak für den Hausgebrauch.

Auf dem Plateau ist die Ackerkrume dünn, der Boden sandig und verlangt reichliche Düngung, wenn er die darauf verwandte Arbeit lohnen soll. Um hinlänglich Stalldünger zu bekommen, braucht es aber viel Vieh und Stallfütterung, und dies verlangt wieder so viel Futter, daß auch im günstigen Fall der erzeugte Dünger kaum hinreicht, das Land zur Futtererzeugung zu düngen — eine fatale Kreiswirkung, die leicht einen neuen Ansiedler entmutigen kann. Mit Kunstdünger kann man freilich unter diesem günstigen Himmel Wunder thun, aber auf den Berg hinauf transportiert, kommt er zu theuer zur Produktion von Mais, Haber u. s. w., man kauft sich letztere Feldfrüchte ebenso billig aus dem Thale. Dagegen gedeihen Kartoffeln vorzüglich, sowie alle erdenklichen Arten von Gartengemüsen, sowohl unsere mitteleuropäischen, wie die mehr südlichen, als Muskat- und Wassermelonen, Liebesäpfel, Eierpflanzen, Ockra, Pfeffer 2c. Der Boden des Tafellandes wird am nutzbarsten gemacht durch Gartenkultur, wo durch reichlichste Düngung und beständige Bearbeitung gleichsam die Ackerkrume neu geschaffen wird und die feine Qualität des Landesproduktes aufkommt für das kleinere Quantum. Natürlich kann die Landwirtschaft erst in das Stadium der Gartenkultur eintreten, wenn die nötigen Konsumenten da sind. Ist erst das Plateau in seinem östlich gelegenen Teil ein Minen- und Industrie-Gebiet, und in seinem idyllischeren „Westend“ das Villenquartier des Staates und das Sanitarium des rauhen Nordens und des fieberbehafteten Südens, dann wird auch die Landwirtschaft in das den Verhältnissen angepaßteste Geleise kommen, wie sie es vorbildlich schon in der Nähe der Kurorte Beersheba, Monteagle u. s. w. und des Minenorts Fracy City und der Universität Servance ist, wo manche Farmer ihr gutes Auskommen mit der Erzeugung von Gemüsen und feinem Obst finden und dabei ihr Mehl und ihr Viehfutter aus den Thälern beziehen.

Ganz vorzüglich geeignet aber ist der sandige Boden des Plateau's für Obst- und Weinbau. Jede Art Kern- und Steinobst, mit Ausnahme der Pfirsiche, die nicht gut thun, gedeihen vorzüglich und besonders die Apfelbäume tragen Jahr um Jahr ihre Früchte selbst bei mangelhafter Pflege und oft jahrelanger Vernachlässigung.

Vor dem Kriege wurden mehr Aepfel gezogen als jetzt, zum Zwecke der Branntweinbrennerei. Nachdem aber eine so enorme Taxe auf diese Fabrikation gelegt ward — dieselbe beträgt gegenwärtig 80 Cents per Gallone — gingen viele Brennereien ein und damit viele Aepfelpflanzungen. Immerhin bestehen noch viele Brennereien und nebenbei wird auch noch ziemlich viel Wildcat-Brandy von den Moonshiners (so nennt man die heimlichen Schnapsbrenner und ihr Produkt) gemacht, ungeachtet der eifrigen Jagd, die auf sie gemacht wird und der hohen Strafen, die darauf gesetzt sind. Fabriken für Obstkonserven, Apfelgelée u. s. w. bestehen dagegen noch gar keine, und doch müßten solche hier rentabel sein, da das Holz nur das Aufmachen kostet und die Arbeitslöhne niedriger sind, als im Osten und in Californien, von woher die meisten Konserven kommen.

Der Weinbau ist noch in seinen Anfängen; vor Mitte der sechziger Jahre gab es auf dem Plateau nur einzelne Weinstöcke in den Gärten. Seit dem Kriege waren es besonders die Leute aus dem Norden, die Rebgelände anlegten und Wein machten, und der Erfolg ist überall ein ganz befriedigender, sowohl was die Quantität, als besonders auch die Qualität betrifft, die zum Teil eine ganz vorzügliche ist.

Eine große Gefahr droht dem aufblühenden Weinbau durch das Liebäugeln eines großen Teils des Publikums mit dem Prohibition Law, d. h. jenem Staatsgesetze, welches all und jeden Verkauf und Ausschank von Spirituosen, Wein und Bier im Staate verbietet, mit Ausnahme jener kleinen Quantitäten, welche die Apotheken auf Grund ärztlicher Rezepte abgeben dürfen.

Bekanntlich wurde im Laufe des Jahres 1887 lebhafte Propaganda für Einführung dieses Gesetzes gemacht, in einer allgemeinen Volksabstimmung im September aber dasselbe doch mit einem ziemlichen Mehr verworfen. Gegenwärtig besteht das sogen. Fourmiles Law, das heißt: außerhalb der Stadt (Towncorporations) dürfen keine Schenken »(Barrooms) innerhalb eines Umkreises von vier Meilen von einer Schule bestehen, mit welchem Gesetz man die minderjährige Jugend besonders zu schützen beabsichtigt. Da nun nachgerade jedes Dörfchen seine Schule hat, so kommt dieses Gesetz einem gänzlichen Verbot der Wirtschaften auf dem Lande gleich. Die Weinproduzenten werden durch dieses Gesetz direkt nicht berührt, da jeder Weinbauer seinen Wein von einem Quart (ungefähr 1 Liter) aufwärts an irgend jemand verkaufen darf. Das Prohibition Law aber würde diesem hoffnungsreichsten Zweig der Landwirtschaft den Lebensnerv durchschneiden, denn ein erst in der Entwickelung stehender Produktionszweig könnte nicht die Konkurrenz mit den älteren Erzeugern in Ohio und Kalifornien aufnehmen, wenn ihm der Inlandkonsum mangelte. Die Rebenbesitzer müßten sich natürlich auf das Traubenversandtgeschäft werfen, was aber für das Gebirge nicht so passend ist, da die Trauben beim Transport zu Wagen bis zur Bahn zu sehr leiden.

Auch angesichts des Hopfenbaues, für welchen sich das Klima und der Boden von Tennessee sehr gut eignet, wäre das Gesetz ein ökonomischer Mißgriff; ob es zur moralischen Erziehung des Volkes viel gutes leistet, ist eine Frage, deren Erörterung nicht hierher gehört; es ist eines jener Gesetze, so recht gemacht, um zur Uebertretung zu reizen, weil es erstens voller Unbequemlichkeiten ist, auch für den, der eines solchen Schutzes gar nicht bedarf, und weil es den „freien Bürger des glorreichen Landes" zum Unmündigen stempelt. (Forts. folgt.)

Die Rubin-Gruben von Burma.

Die Rubinen-Region von Burma besteht aus einer Reihe kleiner Thäler, welche in den südlichen Abhang einer Bergkette, der sog. Schwey-Doung oder Goldberge, einschneiden oder demselben vorliegen. Diese Bergkette selbst ist ein nach Ost und West verlaufender Arm von der großen Zentralkette von Burma. Die Gruben liegen alle auf einem halb- oder viertelmondförmigen Raum, welcher ungefähr 14 engl. Mln. lang und sechs breit ist und aus kleineren Anhöhen und Einschnitten besteht, an welchen die Wasserläufe unregelmäßig wie die Adern eines Blattes herablaufen. Einige Meilen weiter südlich vereinigen sich alle diese Gewässer zu einem Flusse, der gerade oberhalb Mandalay sich in den Irawady ergießt.

Wege, welche dem Laufe dieses Flusses folgen, bilden ein Annäherungsmittel an die Rubinengruben; Karawanen und britische Truppen sind auf diesem Wege gereist, allein das allmähliche Ansteigen von 200—300 Fuß Meereshöhe zu Mandalay bis zu den 4000—5000 Fuß der Thalbetten bei den Gruben wird vielfach unterbrochen durch Ausläufer von Hügeln und durch rauhe Anhöhen. Die Eroberung der Gegend fand daher von Westen und Norden her über die Pässe statt, die in einer Höhe von 6000—7000 Fuß über die Kämme der Berge führen, deren Gipfel sich bis auf beinahe 8000 Fuß erheben.

Die britischen Truppen unter General Stewart, die diese Expedition mitmachten, hatten eine sehr langweilige und mühsame Vorbereitung zu treffen, um sich Wege zu ebnen und Lebensmittel vorauszuschicken, bevor sie in den letzten Tagen des Jahres 1880 den Anstieg möglich machten. Scharmützel in den Flußebenen deuteten von Seiten der Eingeborenen auf den Entschluß zu energischem Widerstand, und es waren Scharen von Schans und Gebirgsbewohnern aufgeboten, welche gewöhnlich in der Nähe von Verstecken und Deckungen große Kampflust entwickelten; allein der heftige Angriff, den sie schon beim ersten Treffen erfuhren, wo übelangebrachtes Selbstvertrauen sie in ein offenes Gelände verlockte, zwang sie, ausnahmsweise starke Verpfählungen in vorzüglich gewählten Lagen in der Nähe der Gipfel oder Pässe zu verlassen, welche an den Straßen nach Mogok und Kjatpyan liegen. Natürliche Thore, gebildet von ungeheuren schwarzen Kalksteinfelsen, waren durch wiederholte Verhaue von gefällten Baumstämmen verschlossen und zwischen den Verhauen durch spanische Reiter gesperrt, während hinter den Baumstämmen ein sorgfältig ausgehobener Graben, vor demselben eine Brustwehr von Erde, mit Baumstämmen und zugespitztem Bambus gespickt, die \/-förmige Schlucht ganz beherrschte, welcher entlang die steile Straße emporführte. In beiden Fällen aber entmutigte ein angedrohtes Umgehen derselben in der Flanke die Verteidiger gewaltig, und ein kühnes Vordringen in der Front mit einem nur kurzen Feuergefecht veranlaßte die heldenmäßigen Söldlinge, sich plötzlich der Thatsache zu erinnern, daß sie bis zur Stunde noch nicht bezahlt worden seien, worauf sie rasch verschwanden, um Mogok und die größten Dörfer zu plündern, zu deren Verteidigung sie gedungen waren. Es stellte sich heraus, daß beinahe niemand von der wirklichen Bevölkerung der Gruben sich am Widerstand gegen die Truppen beteiligt hatte, und daß nur die Händler aus den Ebenen und die Leute, welche durch Rubinenschmuggel am meisten profitiert, sich zusammengethan und einige Hundert Schans und Kakus (halb Schans und halb Burmesen), welche für die kriegerischsten Stämme im

oberen Burma gelten, aufgebracht hatten, um die Briten von den Rubinengruben abzuhalten. Der Zugang zu dieser Region von dem am Flusse gelegenen Dorfe Kyanyat hatte ungefähr 40 engl. Mln. weit durch eine bewaldete Ebene geführt, ehe er die Hügel erreichte. Der größte Teil der Ebene ist zur Regenzeit durch die Ueberschwemmungen des Irawady tief unter Wasser, und dies erzeugt am Schlusse dieser Jahreszeit eine fiebergeschwängerte Atmosphäre, welche im Verein mit dem Miasma giftiger Bäume von Reisenden einen schweren Zoll erhebt. Nur wenige Fremdlinge entgehen dem Fieber, das zwar keineswegs tötlich ist, dem man aber durch eilige Reise über die Niederungen hin möglichst ausweichen sollte. Unmittelbar ehe man von Norden her in das Mogok-Thal eintritt, gelangt man in eine Reihe wellenförmiger Ebenen in einer Meereshöhe von etwa 6000 Fuß und auf diesen ist seither das einzige Sanatorium von Burma gegründet worden, welches nach dem ersten Oberkommissär von Oberburma den Namen Bernard-Myo führt. Die andauernde Besetzung dieses Ortes hat bewiesen, daß es die einzige Militärstation im Lande ist, welche während des Jahres 1888 von Cholera oder Fieber frei blieb. Während der heißen Witterung ist das Klima sehr angenehm, während der kalten Jahreszeit liegt der Reif bis 10 Uhr Vormittags auf dem Boden. In der Neujahrsnacht von 1887 fand ich den Wassereimer in meinem Zelt mit Eis bedeckt. Es gedeihen hier alle Arten von Vegetabilien mit Einschluß der Kartoffeln, und es können wahrscheinlich die bekanntesten europäischen Obstarten im Freien gezogen werden. Der Regenfall ist nur mäßig.

Auf den Ebenen sieht man nur wenige Bäume, allein die Berghänge sind dicht damit bedeckt und die Wälder scheinen um so dichter zu werden, je weiter man an den steilen Seiten nach dem Gipfel des Passes hinansteigt. Das Laub der Bäume ist dunkelgrün mit einer Annäherung ans Schwärzliche und die verwitterten Gipfel sind einigermaßen geschwärzt durch den Einfluß der Luft oder durch eine festanhängende Flechte, die den weißen Kalkstein oder Marmor verdeckt. Eichen, Kastanien und Fichten herrschen hier vor, allein man findet auch noch viele andere Bäume, welche der Gegend eigentümlich sind. Zahllose Orchideen von großer Schönheit bedecken die Bäume und manche derselben dürften den Sammlern ganz neu sein. Auf der Schan-Hochebene ist kürzlich eine neue Rose entdeckt worden. Der Weg von Bernard-Myo windet sich durch derartige Wälder bis zum Kamm des Gebirges hinauf und jenseit desselben eine Strecke weit an dem steileren Abhang hinab, bevor man einen Blick in das darunter liegende Thal erlangen kann. Nun eröffnen sich plötzlich wechselvolle Szenen von wilder Lieblichkeit. In der weiten Ferne erheben sich die Gipfel und Gründe des Schan-Plateau's in etwas duftigen und undeutlichen Umrissen. Näher und nicht weit unterhalb des Beschauers liegen Massen wellenförmiger Hügel, zerfurcht und zerrissen von Thälern, die der Blick nicht ergründen kann, während unmittelbar darunter die schmalen angebauten Ebenen liegen, welche den vielgewundenen Flüssen Yae-Bu und Yae-Ni folgen. Sie sind dicht besäet mit Dörfern, umgeben von niedrigen Hügeln, die meist mit vergoldeten Pagoden und kunstreich ausgehauenen Heiligenbildern gekrönt sind.

Beim ersten Einzug der britischen Truppen in diese Thäler war jedes Dorf und jedes Haus verlassen. Die flachen Gelände waren gelb und sahen sonnverbrannt aus, wo das Stroh von den geschnittenen Reispflanzen verbrannt worden war. Die Flüsse hatten wenig Wasser und die zahlreichen verlassenen Gruben, jede mit ihrem Hügel von Abraum und ausgegrabener Erde, gaben im Verein mit dem Fehlen der Bevölkerung dem Ganzen ein verlassenes ödes Aussehen. Sah man sie gegen Einbruch der Nacht, wenn Licht und Wärme der Sonne gemindert oder verschwunden waren und die Schatten in den Thalwinkeln sich verdichteten und verdunkelten, so machte das Ganze einen unheimlichen, gespensterhaften Eindruck. Nach der warmen Nachtluft der burmesischen Ebenen macht sich, wenn die Sonne untergegangen ist, in diesen hochgelegenen Thälern eine scharfe, frische, schneidende Kälte geltend, und dies ist wahrscheinlich die Jahreszeit, in der die Neuankommenden vom Fieber befallen werden.

Der wohlverdiente Ruf der Disciplin und Redlichkeit, welchen die britischen Truppen sich erworben hatten, flößte bald Vertrauen ein, und die Einwohner kehrten allmählich wieder in ihre Behausungen zurück. Innerhalb einer Woche blieben nur diejenigen weg, welche sich durch Widerstand gegen das Vorrücken der Briten bemerkbar gemacht hatten. Die ganze Region belebte sich wieder und selbst die unbelebte Natur nahm ein heitereres Aussehen an. Man kann unmöglich von irgend einem Punkte mehr als die Hälfte der Rubinen-Region überschauen; aber diejenigen beiden Punkte, welche ich zu diesem Zwecke empfehlen möchte, wären der Gipfel des Piks Pin-goo Toung in der Nähe von Kyatpyen und der Hügel oberhalb Mogok, wo ursprünglich das Lager stand. Das Panorama der zwischenliegenden Thäler kann bei einem Spaziergang von dem einen zum andern mitgenommen werden. Die klare graue Luft des ersten Tagesgrauens weicht bei Sonnenaufgang einem Nebel, welcher sich in dem trockenen Wetter erhebt und alle flacheren Thäler ausfüllt, ja zuweilen sogar zu den Gipfeln der niedrigeren Hügel emporkriecht; allein wenn die Frühstückszeit vorüber ist, so dringt die Macht der Sonne durch und schlägt den Thau nieder. Während dessen sänftigender Einfluß in der Luft ist, zeigen sich die eigentümlichen Züge und Färbungen der Thäler in ihrer vorteilhaftesten Gestalt. Der höchste Pik, genannt Toung-Meh, der „dunkle Berg", wegen seiner schwärzlichen Färbung, ist der augenfälligste Gegenstand von allen Seiten her; er erhebt sich gerade im Mittelpunkt der Grenzgebirgskette zu einer Meereshöhe von 7800 F. Die höheren Kämme werden zu beiden Seiten von ihm niedriger

und ahmen ihm an Schwärze nach; allein die Farben sänftigen sich nach unten durch Streifen von lichterem Grün, bis die grasigen Hänge der niedrigeren Hügel erreicht werden. Die Berghänge sind längst von Baumschlag entblößt, weil die Bewohner der Gegend hier ihr Brennholz geholt haben, und so sind nur verkrüppelte Büsche und grobes Gras von hellem Grün übrig geblieben. Die hohen steilen Hügel bestehen aus Kalkstein, Gneis und Granit. Das tiefere, wellenförmige, hügelige Gelände, welches mit einer fortwährend sanfteren Neigung in die niedrigeren Thäler übergeht, ist das Ergebnis der zerstörenden Wirkung der Witterung auf die darüberstehenden Felsen und besteht ganz aus dem Schutt derselben in verschiedenen Stadien der Verwitterung. Oft bekleiden diese Schutthalden ihren Mutterfelsen bis beinahe zum Gipfel; allein ungeheure Narben und Risse, die Ergebnisse von Erdschlüpfen nach schweren Regenfällen, durchfurchen ihre Flanken an vielen Stellen und leihen dem Hintergrund bunte Farben von Rot, Gelb und Weiß. Diese Felsen sind gewöhnlich in zahlreiche rauhe Schluchten zerrissen, welche man im grellen Sonnenschein erst erkennen kann, wenn man dicht bei ihnen ist. Dieses wellenförmige Gelände nimmt bei weitem die größte Ausdehnung der Thäler ein und läßt in den Betten in der Nähe der Flüsse nur eine kleine Strecke ebenen Landes für den Anbau übrig. Im Mogok-Thale ist die ebene Thalstrecke durchschnittlich vielleicht zwei e. Mln. lang und eine halbe Meile breit, und ich zweifle sehr, ob im ganzen etwas mehr als fünf oder sechs Quadratmeilen derartigen Landes in allen Thälern vorhanden sind.

Gerade unter diesem Land und in der Regel in der Nähe der Flüsse sind die am stärksten abgebauten rubinenführenden Schichten gefunden worden. Die flachen Ebenen liegen in unterschiedlichen Höhen über dem Meere in verschiedenen Thälern. In der Nähe von Mogok erreichen sie eine Höhe von 4000 bis 4500 Fuß. Bei Kyatpyen und Kathey erheben sie sich auf 5000 Fuß. Merkwürdigerweise findet man, gleichviel welche auch die absolute Höhe der Oberfläche sein mag, gewöhnlich in Tiefen von zehn bis zu dreißig Fuß eine Schicht der rubinenführenden Erde von einem bis zu fünf Meter Mächtigkeit. Die obere Schicht wechselt sehr im Charakter, ist aber gewöhnlich von lockerer, lehmiger Struktur und besteht aus Thon, Kies und Sand. Die eigentliche Rubinerde enthält in der Regel wenig Thon und besteht meist aus Kies und Sand. Wenn sie zuerst an die Luft gebracht wird, glänzt die feuchte Masse an der Sonne mit Myriaden von kleinen Rubinen. Sie wird sorgfältig in etwa fußlangen Schüsseln von Holz oder Bambus gewaschen und die größeren Steine herausgelesen. Um die Rubinerde zu gewinnen, werden zeitweilige Schächte abgeteuft. In den stärkeren oberen Schichten werden kleine Löcher ohne irgend welche Stützpunkte gegraben; allein wenn der Boden weich und mit Wasser beladen ist, werden viereckige Schächte abgeteuft, die sechs Fuß und darüber an jeder Seite betragen. Es werden starke Eckpfosten eingetrieben und leichte Querspanner und Seitenverschalungen eingesetzt, bis man die Rubinerde erreicht hat. Die größte Schwierigkeit bietet die Anwesenheit von Wasser dar. Die Vorkehrungen zum Abbau sind von sehr primitiver Art, aber für die erforderliche einfache Arbeit sehr geeignet und wirksam. In kurzer Entfernung vom Schacht wird ein gegabelter Pfosten in den Boden gegraben; in der Gabel wird ein langer Hebel balanciert, dessen kurzer Arm mit Steinen beschwert ist, während der längere Arm über die Grube hereinhängt und eine Stange trägt, welche lang genug ist, um den Boden des Schachts zu erreichen. An dieser Stange ist ein Korb oder Eimer befestigt, welcher, sobald er gefüllt ist, durch das Gegengewicht an dem kurzen Ende des Hebels emporgehoben wird. Der Mann an der Mündung des Schachts läßt nur den leeren Korb hinab zu den Arbeitern, welche ihn füllen. Oft werden sechs und noch mehr derartige Heber an einem einzigen Schacht angebracht und versehen dann die Dienste von Pumpen und Häspeln. Diese bilden die kunstreichste Maschinerie, deren man sich gegenwärtig in den Gruben bedient; und obwohl sie für das beschränkte Maß von Arbeit, wozu sie angewendet werden, die besten und sparsamsten Methoden sind, in welchen menschliche Arbeit ausgenützt werden kann, so gestatten sie doch keinen ergiebigen regen Abbau. Jede Grube wird im Lauf von einer oder zwei Wochen vollendet und alles Material herausgeschafft, worauf alles Holzwerk aus derselben entfernt und sie dem Einsturz preisgegeben wird.

Eine zweite Art des Abbaues wird in den unregelmäßigen, weichen und niedrigeren Hügeln betrieben, die zwischen den Ebenen und den höheren Bergketten liegen. Diese bestehen, wie wir bereits erklärt haben, aus den zersetzten Trümmern der harten Gesteine über ihnen und enthalten die Rubinen nur spärlich in ihrer Masse verteilt. In diesen thonigeren Böden sind nur sehr wenige unwichtige Arbeiten ausgeführt worden, welche in einem schwachen Maßstab den hydraulischen Waschungen in Californien entsprechen. Ein kleiner Fluß wird angezapft und in einem offenen Kanal und Wasserleitungen nach dem Arbeitsort geführt, welcher allmählig eine trichterförmige Gestalt annimmt, da die Arbeiter mit einem langen schmalen Spaten dünne Schnitte von dem thonigen Boden abschneiden und in das Wasser werfen, welches — zuweilen in einem hölzernen Trog — an der Sohle des Werkes hinläuft. Hier wird der Lehm und Thon aufgelöst und davongeführt, während der Sand und Kies sorgfältig untersucht und alles Wertvolle beiseite gelegt wird. In den größeren Gruben wird das Wasser zuweilen auf Haufen von gesammeltem Stoff geleitet, welcher in seinem erweichten Zustand verschiedene grobe und feine Siebe passiert. Allein diese gesamten Arbeiten sind von einem unbedeutenden Charakter im Vergleich zu den Ergebnissen,

welche mit einem einzigen hydraulischen Wasserstrahl unter dem Druck von einigen Hundert Fuß Fall erreicht werden können.

Eine dritte und in vielen Beziehungen die wichtigste von allen Methoden des Abbaues findet in den härteren Gesteinen selbst statt. Sowohl der Kalkstein wie die Gneisfelsen werden von unregelmäßigen Spalten durchfurcht, die von dem Einschrumpfen und den Verrückungen herrühren und besonders am Zusammenstoß der beiden Gesteinsarten gefunden werden. Diese Spalten sind im Verlauf der Jahrhunderte mit dem von den verwitterten Gesteinen herrührenden Schutt über ihnen angefüllt worden. Die eingeborenen Grubenarbeiter haben viele von diesen Spalten erforscht und in Anbetracht der beschränkten Mittel, welche ihnen zu Gebote standen, sehr gute Resultate davon erlangt. Von einem wirklichen Abbauen in Gestalt von Tunneln und Strecken, welche durch Zimmerung genügend gesichert werden, war natürlich keine Rede, und die hier beschäftigten Häuer scheinen einfach den Wänden der Spalten soweit wie möglich gefolgt zu sein, bis sie von Schwaden und dem Einsturz lockerer Gesteinsmassen aufgehalten wurden. Bei verschiedenen Gelegenheiten haben sich in dieser und der letzterwähnten Klasse von Gruben ernste Unfälle zugetragen. (Schluß folgt.)

Die Italiener und die Argentinische Republik.

Die Ironie des Schicksals hat sich niemals besser veranschaulicht, als im Verlauf der italienischen Kolonisation. Während Minister Crispi, unterstützt vom kräftigsten und entschlossensten Teil der Nation, Geld und Blut massenhaft an der afrikanischen Küste des Roten Meeres beinahe ohne Erfolg vergeudete, haben die Verachtetsten und Demütigsten seiner Landsleute schweigend, aber nichts desto weniger sicher Besitz von einem Lande ergriffen, das ohne alle Frage einer der reichsten und fruchtbarsten Teile unserer Erde ist. Italien hat in Massaua um den geringsten Fußbalt gekämpft, und es ist ihm nach vierjährigem Kriege nur gelungen, sich in den Besitz von so viel Grund und Boden zu setzen, als mit den Büchsen seiner Soldaten bestrichen werden kann; allein seine Unterthanen haben sich ungehemmt in die großen alluvialen Ebenen des gemäßigten Südamerika ergossen und die Argentinische Republik durch ein Verfahren, welches weit leichter und sicherer ist als die Eroberung, in einen italienischen Staat verwandelt. Die Republik mag dem Namen und der äußeren Erscheinung nach spanisch bleiben, allein nichts kann ihre Bevölkerung daran hindern, schließlich ganz italianisiert zu werden. Gerade wie die Holländer von New-York, die Franzosen von New-Orleans und die Spanier von Texas und Californien Amerikaner geworden sind oder rasch in der amerikanischen Rasse aufgehen, die zwar nicht als die erste, aber als die stärkste im Felde sich bewährt hat, so sind auch die Spanier am La Plata dazu bestimmt, von den Ansiedlern aus Neapel, Toscana und dem Venezianischen verschlungen und aufgesogen zu werden.

Die Thatsachen bezüglich des jährlich zunehmenden Stromes italienischer Einwanderung werden überraschend festgesetzt in einem neueren, höchst lehrreichen Bericht des britischen Konsuls Jenner an das Ministerium des Auswärtigen, welcher nur Thatsachen anführt, ohne irgend einen Versuch, Schlüsse zu ziehen, und mit einer löblichen Bemühung, nichts zu übertreiben. Trotz alledem aber weist die von ihm aufgeführte Statistik nur auf den einen Punkt hin, welchen wir oben beschrieben haben. Während der letzten dreiunddreißig Jahre sind etwa anderthalb Millionen Einwanderer in den Argentinischen Provinzen aufgezogen, von denen 65.25 Proz. amtlich als Italiener aufgeführt werden. Die Zahlen weisen jedoch nicht genügend ihr wirkliches Ueberwiegen nach, denn in erster Linie wird ein Viertel der Einwanderer gar nicht klassifiziert, außer wenn sie den Staat über Montevideo betreten, wo gewöhnlich die Umschiffung der Passagiere aus Europa stattfindet. Wenn man die Aufzeichnungen von Montevideo genauer untersuchte, würde sich der Prozentsatz der Italiener auf nicht weniger als 75 Proz. des Ganzen stellen. Allein man muß hier auch eine andere und noch wichtigere Thatsache ins Auge fassen. Die Italiener in Südamerika vermehren sich mit einer merkwürdigen Schnelligkeit und die Heiraten zwischen ihnen und den Eingeborenen erweisen sich als besonders fruchtbar und kinderreich — ein Umstand, welcher unter den übrigen Einwanderern nicht in solch hohem Grade beobachtet worden ist. Die italienische Handelskammer in Buenos Aires berechnete im Jahre 1885, daß die damals im Lande anwesenden Einwohner von italienischer Geburt und Abkunft über eine Million betrugen, während man im jetzigen Augenblick annimmt, daß diejenigen Personen, in welchen italienisches Blut oder italienischer Rasseneinfluß vorwaltet, mehr als die Hälfte der vorhandenen Bevölkerung bilden, welche man dermalen auf drei und eine halbe Million schätzt. Kann man unter derartigen Umständen daran zweifeln, daß in wenigen Jahren die Italianisierung des La Plata-Thales eine vollständige sein wird? Die einzige Thatsache, welche gegen eine derartige Annahme spricht, ist die neuerdings eingenommene Einwanderungspolitik der argentinischen Regierung, welche erst jüngst ihre Agenten in Europa angewiesen hat, ihr Möglichstes zu thun, um auch die nordischen Rassen zur Einwanderung in Argentinien zu veranlassen. Man erkennt und würdigt neuerdings in Buenos Aires die Gefahr, von der kräftigsten der latinischen Nationen überflutet zu werden, vollkommen und hat bereits beträchtliche Mengen von Belgiern, Holländern, Norddeutschen und Schweden durch beinahe freie Ueberfahrten und großmütige Landschenkungen herangezogen. Wir zweifeln jedoch an dem fortdauernden Erfolg einer

derartigen Politik. Die Auswanderung fließt nur schwierig in neue Kanäle. Der Deutsche, welcher sein Vaterland zu verlassen wünscht, wird den Vereinigten Staaten, wo er bereits über vier Millionen seiner Leute angesiedelt finden wird, vor einem Lande unbedingt den Vorzug geben, wo bis jetzt erst ungefähr fünfzehntausend Personen seiner Rasse sich eine neue Heimat gegründet haben. Dieselben Einflüsse werden einem Zuströmen der Belgier und Schweden entgegenarbeiten, außer wenn man seine Zuflucht zu Verlockungen und Aufmunterungen nimmt, welche zu schwer sind, um lange aufrecht erhalten werden zu können. Die Italiener andererseits sind bereits gewöhnt, nach den La Plata-Staaten zu kommen, werden besonders von der großen Menge ihrer bereits dort wohnenden Landsleute angezogen und sind daher des weiteren Zuströmens ihrer Landsleute versichert. Die französische Einwanderung dagegen, welche bisher eine an Kopfzahl bedeutende war, da sie über zehn Prozent der Gesamtsumme bildete und wesentlich dazu beigetragen hat, dem Einfluß der Italiener entgegenzuwirken, scheint in diesem Augenblick ganz aufhören zu wollen, denn wir entnehmen aus den französischen Zeitungen, daß die Präfekten von Paris aus Weisungen empfangen haben, welche einem Verbot der Auswanderung nach der Argentinischen Republik gleichkommen. Angesichts dieser Thatsachen können wir nicht bezweifeln, daß nach Verfluß weiterer zehn Jahre, wenn der Berechnung nach weitere zwei Millionen Einwanderer die Republik erreicht und ihre Bevölkerung auf sieben Millionen Seelen gebracht haben, die italienische Rasse in einer überwältigenden Mehrheit vorhanden sein wird. Der Verschluß der Vereinigten Staaten für Engländer, Iren und Deutsche und ein daraus folgendes Ueberspringen der Einwanderung auf Südamerika ist der einzige Umstand, welcher ein derartiges Ergebnis verhüten könnte, aber er darf als praktische Frage gar nicht ins Auge gefaßt werden. Der Schluß dieses Jahrhunderts wird daher nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit einen mächtigen und volkreichen italienischen Staat, hauptsächlich bevölkert von Menschen italienischer Rasse und im Besitz einer italienischen Zivilisation, erstehen sehen, welcher den natürlichen Handelsmittelpunkt der einen Hälfte der neuen Welt besitzt und die ganze südatlantische Meeresküste beherrscht. Selbst spanische Trägheit und spanische Gleichgültigkeit haben nicht verhindern können, daß der südamerikanische Handel eine hervorragende Stelle in der Welt einnimmt. Welche Ergebnisse dürfen wir erst erwarten, wenn italienischer Scharfblick und Rührigkeit und jener kaufmännische Unternehmungsgeist, welcher in früheren Zeiten Lombardo und Financier zu synonymen Ausdrücken machte, einen Spielraum und Wirkungskreis für ihre Thatkraft erlangen werden, wie sie deren seit dem Sturze des Römischen Reiches keine mehr genossen haben?

Es verlohnt der Mühe, sich einen Augenblick zu vergegenwärtigen, von welcher Beschaffenheit die Erbschaft ist, welche die Italiener sich in Südamerika gesichert haben. Wir hören jeden Tag von Nationen, welche Millionen in Kriegen und Expeditionen aufwenden, um irgend einen pestschwangeren Küstenstreifen in Afrika zu gewinnen, um eine kleine Insel in der Südsee zu annektieren, oder ihren Einfluß auf irgend einen unbedeutenden asiatischen Fürsten geltend zu machen oder auszudehnen, dessen Besitzungen aus dem bereits dicht bevölkerten und von Malaria verseuchten Delta irgend eines tropischen Flusses bestehen. Deutschland bezeigt sich in diesem Augenblick damit zufrieden, daß es seine sonst so sorgsam gehegten und gepflegten Hülfsquellen auf die Erlangung eines Stückes der Sansibar-Küste verwendet, während Frankreich sich in den letzten Jahren in endlose Verwickelungen und Störungen gestürzt hat, um noch weitere Besitzungen in Cochinchina zu erwerben. Und doch sind die Länder der Argentinischen Republik, welche nicht blos dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit für Italien gewonnen werden sollen, ohne Mühe oder Kosten von seiner Seite, ohne Krieg und nur durch den Ueberschuß und Ueberlauf seiner Bevölkerung, Gebiete, welche zu den wertvollsten der Welt zählen. Man denke sich einen Flächenraum von nahezu vier Millionen Quadratkilometer baumloser Ebenen, mit einem tiefen und reichen alluvialen Boden, welcher mit langem Gras und da und dort mit Büschen riesiger Disteln bedeckt ist. Das ist das ungeheure Thal des Paraná und seiner Zuflüsse, welches mehr als die Hälfte des Flächenraums des argentinischen Freistaates bildet. Man erinnere sich ferner, daß das Klima eines der besten in der Welt ist, so gemäßigt, daß Menschen von europäischer Rasse darin ohne Schaden wohnen und arbeiten können, und so mild, daß es beinahe jede Obstart der Erde erzeugt. Bereits bilden die Weinreben und Apfelbäume, welche aus Europa eingeführt wurden und sich akklimatisiert haben, in vielen von den unbewohnten Teilen des Landes ungeheure Dickichte und gewähren den wandernden Indianern Obdach und Nahrung, welche dadurch unbewußt und absichtslos ihre erste Bekanntschaft mit der Zivilisation gemacht haben. Und, was ebenso wichtig als ein mildes gemäßigtes Klima und ein reicher Boden ist, der Ansiedler braucht seine beste Kraft nicht an der Bewältigung des Urwaldes zu erschöpfen. Das Land ist leicht gerodet und urbar gemacht und harrt nur des Pflugs, um demjenigen, welcher sich die Mühe nimmt, den Boden nur leicht aufzukratzen, Ernte um Ernte zu tragen. Man hat das ägyptische Nil-Delta als ein Wunder von Fruchtbarkeit geschildert, aber es kann sich in Wirklichkeit nicht mit den weiten Flußebenen des La Plata vergleichen, wo es keiner jährlichen Ueberschwemmung als unerläßlichen Daseinsbedingung bedarf und wo die Sonne nicht ein halbes Jahr hindurch die wirkliche Feindin des Menschengeschlechtes ist. Ohne allen Zweifel werden die Italiener, wenn sie die Argentinische Republik sich selbst sichern, gar nicht schlecht fahren, wenn sie auch die letzte der kolonisierenden Rassen sind. Von den nahezu

vier Millionen Quadratkilometern, welche das ganze Gebiet umfaßt, sind zwei Fünftel so fruchtbar, wie nur irgend ein Land auf dem Erdboden, und nur die anderen Teile sind öde und unfruchtbar. Mit anderen Worten: ein Land, welches doppelt so groß ist wie Deutschland und leicht eine Bevölkerung von 100 Millionen Menschen ernähren könnte, scheint bestimmt zu sein, dem italienischen Volkselement zuzufallen. Allein obwohl die Beute so reich ist, kann man doch nicht sagen, daß die Rasse, welche der modernen Welt die Künste geschenkt, welche das Handelssystem geschaffen hat, durch welches die Menschheit ihre Bedürfnisse befriedigt und welche (was noch weit mehr ist) den brutalen Materialismus, der aus dem Rausch der Renaissance entsprang, überlebt und über denselben triumphiert hat, — daß diese Rasse in der Landlotterie der Nationen überglücklich gewesen sei, denn die Italiener haben der Welt Wohlthaten erwiesen, welche sogar noch eine größere Erbschaft vollauf rechtfertigen würden.

Geographische Neuigkeit.

* Neuere Nachrichten von Mr. F. S. Arnot. Wir haben einen Brief erhalten, welcher über die neuesten Fortschritte des Herrn F. S. Arnot auf seiner zweiten Expedition in das westliche Zentralafrika berichtet. Er schreibt aus dem Kivula-Lande in Benguella vom 2. Juni: „Das Trägersystem ist beinahe ganz vernichtet worden; die Entdeckungen, welche neuerdings in Kautschuk-gebenden Wurzeln gemacht worden sind, haben alle diejenigen hinweggelockt, welche ihr ganzes Leben lang nur Lastträger gewesen sind. Als ich fand, daß die Sachlage sich so gestaltete, daß selbst die portugiesischen Händler aus Mangel an Händen den Handel mit dem Innern aufgeben mußten, und daß der Priester zu Bailundu seinen Posten verlassen hatte, weil ihm die Lebensmittel ausgingen, so telegraphierte ich sogleich nach Hause um Maultiere. Nachdem ich wiederholt von dem neuangelegten Kabel nach Benguella Gebrauch gemacht hatte, darf ich mich nun der Hoffnung hingeben, mit dem August-Dampfer zwölf Maultiere zu erhalten. Es wird genügen, wenn der Maultiertransport bis Kivula oder Bihé eingerichtet werden kann, denn jenseit dieser Orte sind wieder Träger zu bekommen. Mittlerweile werde ich mir mit meinen Leuten etwas Zeit nehmen, den Weg durch diese Pässe hinauf einigermaßen zu untersuchen. Der Pfad steigt auf einer Strecke von 60 Mln. um mehr als 4000 Fuß an und ist äußerst rauh, aber für Tiere nicht ungangbar. Wir haben in der That schon drei Tiere bei uns: ein Pferd, einen Esel und ein Maultier und letzteres übertrifft die beiden anderen, obwohl der Esel ein großer spanischer und das Pferd an die rauhen Wege auf den kapverdischen Inseln gewöhnt gewesen ist, von wo ich auch meine Maultiere zu bekommen hoffe. Im Innern ist alles friedlich und die Menschen anscheinend ganz auf den Handel erpicht.

* Die Kongo-Eisenbahn. Die Ergebnisse der Vermessungen der projektierten Kongo-Eisenbahn zwischen Matadi und dem Stanley Pool sind kürzlich in einem Bande in Brüssel von der Kongo-Kompagnie für den Handel und die Industrie herausgegeben worden, und ein Exemplar davon ist uns ebenfalls zur Einsichtnahme überlassen worden. Die Vermessung wurde von 14 Ingenieuren durchgeführt und ist das Ergebnis in einer sechzehnmonatlichen Arbeit. Die gezogenen Schlüsse sind folgende: es wird ein Kapital von 25 Millionen Franken erfordern, um die Linie zu erbauen, das Betriebsmaterial anzukaufen, die allgemeinen Unkosten in Europa wie in Afrika zu bestreiten und die einzuschaltenden Zinsen während der auf vier Jahre berechneten Bauperiode zu bezahlen. Die Gesamtlänge der Baulinie wird 435 Km. (270 e. Mln.) betragen, und die ersten 26 Km. (16 e. Mln.) werden nach der Schätzung allein bedeutendere Schwierigkeiten für den Ingenieur darbieten. Matadi, der Ausgangspunkt der Eisenbahn, wird leicht von den überseeischen Dampfern erreicht; der Endpunkt am Stanley Pool wird Ndolo, eine kurze Strecke oberhalb Kimhassa und natürlich oberhalb der Stromschnellen sein, welche die Schifffahrt in der Region der Katarakte finden. Jenseit dieses Punktes können dann Fahrzeuge von geringem Tiefgang den Kongo und seine Nebenflüsse auf einer ununterbrochenen Strecke von 11,500 Kilometer hinanfahren. Zahlreiche Zusätze, Nachträge, Karten und statistische Tabellen erhöhen den Wert dieses Berichts. Wir hören zugleich, daß der erste Dampfer der afrikanischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, der „Kinsembo", seine Ladung in Matadi gelöscht hat.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Kosmos.

Entwurf einer physischen Weltbeschreibung.

Von

Alexander von Humboldt.

4 Bände.

Preis geheftet M. 5.— In 2 geschmackvollen Einbänden M. 6.—

Reise in die Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents.

Von

Alexander von Humboldt.

In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff.

Nach der Anordnung und unter Mitwirkung des Verfassers.

Einzige von A. von Humboldt anerkannte Ausgabe in deutscher Sprache.

4 Bände.

Preis geheftet M. 5.— In 2 geschmackvollen Einbänden M. 6.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 48. Stuttgart, 2. Dezember 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das Plankton und seine Erforschung. Von Dr. Kurt Lampert. S. 941. — 2. An der Grenze von Kurdistan. S. 945. — 3. Stanley's Forschungspläne. Von Heinrich Becker. S. 949. — 4. Das Cumberland-Plateau von Tennessee. Von O. Plümacher. (Fortsetzung.) S. 953. — 5. Die Rubin-Gruben von Burma. (Schluß.) S. 955. — 6. In den Alpen Neuseelands. Von R. v. Lendenfeld. (Fortsetzung.) S. 958.

Das Plankton und seine Erforschung.

Von Dr. Kurt Lampert.

Von der reichen Fülle tierischen Lebens, welches das Meer in seinem Schooße birgt, wurden naturgemäß dem Menschen zuerst bekannt diejenigen Lebewesen, welche in der Nähe der Küsten sich aufhalten. Die gewaltigen Ansammlungen von Schaltieren, welche schon für den prähistorischen Menschen eine Nahrungsquelle bildeten, die an den Küsten lebenden Kruster, die Fische, die in ihrer Nähe sich tummeln, die Korallenbänke der Tropen mit all ihrer Pracht und ihrer ihnen eigen zukommenden reichen Tierwelt — all diese Küstenformen, um nur an einige wenige derselben zu erinnern, mußten die Anwohner des Meeres bald schon kennen lernen, und ihnen wandte ebenso selbstverständlich auch die Wissenschaft zuerst ihr Interesse zu. Sehr allmählich nur gelang es, weitere Einblicke in den Reichtum mariner Tierwelt zu thun. Erst in unserem Jahrhundert wurde der Schleier gelüftet, der scheinbar undurchdringlich die Tiefen der Meere verhüllte; das Grundnetz brachte aus größten Tiefen Zeugen tierischen Lebens herauf, und bald bevölkerte sich vor unseren erstaunten Augen der Boden des Weltmeeres in seinen verschiedenen Tiefen mit Lebewesen verschiedenster Art, die zum Teil zurückführten in ferne geologische Perioden und die Gegenwart an eine längst als abgeschlossen betrachtete Vergangenheit anschließen ließen. Und wie das Grundnetz während der letzten Jahrzehnte den Boden der Meere pflügte und aus allen Teilen derselben die wunderbarsten Beutestücke aus der dunklen Nacht der Tiefe ans Licht des Tages heraufholte, so durchzog das Schwebnetz die Oberfläche des Salzwassers, auch hier eine ungeahnte Fülle und erstaunlichen Formenreichtum organischen Lebens enthüllend.

So lehrten die Meeresforschungen der Neuzeit drei große Gruppen mariner Lebewesen kennen, die sich je nach ihrem Aufenthaltsort unterscheiden: die Küstenfauna, bestehend aus festsitzenden oder freilebenden Tieren in der Nähe der Küsten, die Tiefseefauna, deren Glieder in größeren Tiefen am Boden des Meeres sitzend oder kriechend leben oder die dicht über dem Boden gelagerte Wasserschicht schwimmend bevölkern; endlich die Schar freischwimmender, auf hoher See sich findender Organismen. Die letztgenannte Gruppe soll der Gegenstand folgender Zeilen sein. Gilt doch der weiteren Erforschung der freischwimmenden marinen Lebewesen die neueste deutsche Meeresexpedition, die, in erster Linie durch die Munifizenz des Kaisers ermöglicht, vor kurzem (15. Juli) unter den verheißungsvollsten Auspizien zu einer mehrmonatlichen Fahrt im Atlantischen Ozean den Hafen von Kiel verlassen hat und in den ersten Novembertagen dahin zurückgekehrt ist, — ein sprechender Beweis dafür, daß auch künftighin im Deutschen Reich Pflege der Wissenschaft und thatkräftige Unterstützung derselben nicht beiseite gesetzt werden sollen.

Es mag daher gerechtfertigt erscheinen, eine Uebersicht zu geben über unsere jetzigen Kenntnisse von den freischwimmenden Organismen des Meeres mit besonderer Berücksichtigung der Untersuchungen Victor Hensens, der, nachdem auch hier der morphologische und entwicklungsgeschichtliche Standpunkt bisher fast allein maßgebend war, zuerst an die Lösung biologischer Fragen bei der Untersuchung dieser Organismen herantrat. Unter seiner Leitung steht auch die erwähnte Expedition, die, von ganz neuen Gesichtspunkten ausgehend, schon nach den Vorarbeiten zu

schließen, von hervorragender Bedeutung in der Reihe der wissenschaftlichen Expeditionen zu werden verspricht

Zum Teil ist die freischwimmende Tierwelt der hohen See schon seit Alters bekannt, denn zu ihr gehören auch die wichtigsten Fische, sowie die gewaltigen Meeressäugetiere, die Wale, und nicht minder konnten den Fischern die oft zu gewaltigen Scharen versammelten Quallen oder die Feuerwalzen unbekannt bleiben. Auf die feineren, kleineren Formen hat zuerst der Däne O. F. Müller (1779) die Aufmerksamkeit gelenkt, und in der Folgezeit sind gerade diese kleinen freischwimmenden Organismen der Gegenstand zahlreicher wichtiger Untersuchungen geworden. Während fur die Gesamtmasse all dieser Organismen, deren Charakteristikum darin besteht, daß sie, im Gegensatz zu den festsitzenden oder kriechenden Küsten- oder Tiefseebodenformen, freischwimmen, die Bezeichnung „pelagisch" gebräuchlich ist, indem diese Tierwelt besonders der hohen See, dem Pelagos, zukommt, werden die kleineren Formen dieser pelagischen Organismenschar unter dem Namen „Auftrieb" zusammengefaßt. Neuerdings hat Victor Hensen in Kiel den Namen eingeführt, der den Titel unseres Aufsatzes bildet, indem er die Gesamtmasse aller im Meere treibenden Organismen als „Plankton", d. h. das Treibende, oder mit speziellem Hinweis auf das Meer als „Halyplankton", d. h. das im Meer treibende, zusammenfaßt. Hensen geht bei Wahl dieses Namens von der Beobachtung aus, daß nur ein geringer Teil der pelagischen Organismen nach eigenem Willen die Richtung seines Weges einzuschlagen vermag, daß dagegen die Mehrzahl der pelagischen Tiere, selbst wenn die Schwimmfähigkeit keine unbedeutende ist, keiner bestimmten Richtung folgen kann, sondern willenlos, ein Spiel des Windes und der Wellen, von den Strömungen im Meer umhergeführt wird.

Sehen wir uns die Zusammensetzung der auf hoher See sich tummelnden belebten Schar näher an, so finden wir fast alle größeren Abteilungen des Tierreichs vertreten. Wale, Pottfische und Delphine vertreten die Säugetiere, ein zahlreiches Kontingent stellen die Fische, die Manteltiere werden repräsentiert durch die Ketten-bildenden Salpen und die Feuerwalzen; die Mollusken verfügen über eine ganze Ordnung (Floßfüßer, Pteropoda), deren Glieder alle pelagisch sind und denen sich in dieser Lebensweise Vertreter anderer Weichtier-Ordnungen anschließen; spärlich finden sich Würmer, während die Krebse in zahlreichen Familien, hauptsächlich in den Spaltfüßern, einen wichtigen Bestandteil der pelagischen Tierwelt bilden; völlig fehlen nach bisherigen Erfahrungen Echinodermen; von den Hohltieren sind die prachtvollen Röhrenquallen und andere mit großer Schwimmglocke versehene Quallen pelagisch; den Schluß der langen Reihe bilden die Urtiere, die in dem Leuchttierchen (Noctiluca) bestimmten Infusorien, namentlich der den Vorticellen des Süßwassers ähnlichen Tintinnen, der Dinoflagellaten, und endlich in den formenreichen Ordnungen der Kreidetierchen (Foraminiferen) und der kieselbepanzerten Strahlinge (Radiolarien) eine hervorragende Rolle unter der pelagischen Tierwelt spielen. Von dieser ganzen mannigfaltigen Schar kommt nur den Seesäugetieren, größeren Fischen und gewissen Krebsen, wie etlichen Garneelen, die Fähigkeit zu, in bestimmter Richtung vorwärtszustreben, so daß sie nicht unbedingt den Strömungen folgen; die übrige Masse treibt unbedingt mit den Strömungen und bildet also das Hensen'sche Plankton. Zu dieser Tierwelt des Planktons gesellt sich aber noch eine Familie niederster pflanzlicher Organismen, die, wie es scheint, im Plankton eine Welt für sich bilden, jedoch ihrer gewaltigen Masse nach und als niederste selbständig lebende Pflanzenform ein besonderes Interesse beanspruchen. Es sind dies die Diatomeen, jene niederen Pflanzen, deren ungemein mannigfaltiger und zierlicher Kieselpanzer ein besonders gesuchtes Objekt für mikroskopische Liebhabereien bilden. Auf ihre bedeutungsvolle Rolle, die sie in der belebten Welt des Meeres spielen, hat besonders V. Hensen in später zu erwähnender Weise hingewiesen.

All die in Kürze aufgezählten Glieder des Planktons stimmen darin überein, daß sie die ganze Zeit ihres Lebens schwimmend zubringen; die den Eiern entschlüpfte junge Brut treibt ebenso auf dem hohen Meere umher, wie die erwachsenen Tiere; zu keiner Zeit des Lebens setzen sich diese rein pelagischen Wesen am Boden fest, bei vielen flottieren auch die Eier oder werden, wie bei den Copepoden, von den Muttertieren mit herumgetragen. Zu diesen ständigen Bewohnern des freien Meeres gesellt sich aber noch eine große Anzahl anderer Tiere, die nur einen Teil ihres Lebens pelagisch sind, namentlich Jugendformen festsitzender oder kriechender Küstentiere. Die festsitzenden Schwämme und Korallentiere, die langsam kriechenden Seewalzen, Seeigel und Seesterne, die an den Boden gebundenen Muscheltiere, wie die auf Steinen und Muschelschalen angesiedelten Moostiere und nicht minder auch die höheren Krebse, sind als erwachsene Tiere in ihrem Aufenthaltsort in mehr oder minder hohem Grad an die Küste und deren Nähe gefesselt, ebenso wie die zierlichen Bäumchen gleichenden Polypenstöcke, die die ungeschlechtliche Generation der freischwimmenden Quallen darstellen. All die erwähnten Tiere aber machen eine Verwandlung durch; sie verlassen das Ei nicht in einer den Eltern gleichen Gestalt, sondern als eine meist mikroskopisch kleine, bewimperte, freischwimmende Larve, die erst im weiteren Verlauf des Wachstums durch eine Reihe von Umwandlungen hindurch den Eltern ähnlich wird und hiemit eine seßhafte Lebensweise beginnt. Zum Unterschied von den konstant pelagischen Lebewesen, dem „perennierenden Plankton" (Hensen), werden diese freischwimmenden Larvenformen als sub- oder hemipelagisch oder als „nicht perennierendes Plankton" unterschieden.

Selbstverständlich wird durch diese subpelagischen Larvenformen die Gleichmäßigkeit des perennierenden

Planktons von Zeit zu Zeit gestört, indem zur Zeit der Geschlechtsreife der Küstentiere unzählige schwärmende Larven sich der treibenden Masse beimischen. Zunächst finden sich die subpelagischen Formen an der Küste, in der Nähe ihres Geburtsortes, bald aber erfassen sie die Strömungen und sie werden hinausgeführt in die offene See, weiter und immer weiter hinweg von dem heimatlichen Strand. Auf diese Weise tragen sie bei zur weiteren Verbreitung der Art; was dem schwerfälligen Alter, dem seßhaften geschlechtsreifen Tier versagt ist: die Wanderung von Insel zu Insel, von Küste zu Küste über weite Meeresstrecken hin, das vollendet spielend, von Wind und Welle getragen, die jugendliche Larvenform. Während dieser unfreiwilligen Seereise beginnt die Verwandlung, die Wimpern fallen ab, die Larve sinkt zu Boden; findet sie zusagende Boden- und Tiefenverhältnisse, so siedelt sie sich an und wächst zum geschlechtsreifen Tier heran und wenn nicht, so geht sie zu Grund; für den so entstehenden Ausfall ist durch die kolossale Produktivität dieser niederen Meerestiere in der Natur schon hinreichend Vorsorge getroffen. Je länger das freischwimmende Jugendstadium dauert, um so günstiger liegen die Chancen einer weiten Verbreitung, um so eher ist es möglich, daß die Art über weite Strecken hin verschleppt wird. Die günstigsten Bedingungen für eine weite und gleichmäßige Verbreitung der Art sind in großen Inselkomplexen und in der verstreuten Verteilung kleiner Koralleninseln gegeben, wie wir sie in den Sunda-Inseln, in den Philippinen oder den Inselwolken des Indischen Ozeans und des Ostpazific kennen. Thatsächlich fand Studer bei der Weltumseglung S. M. Schiff „Gazelle" in solchen Distrikten, z. B. in der Molukken-See, der Banda-See, dem Neubritannischen Archipel, eine vollständige Mischung der rein oder eupelagischen mit der subpelagischen Fauna. In großer Entfernung vom Land dagegen finden sich in den treibenden Massen keine schwimmenden Larvenformen mehr, da sie während der langen Reise infolge der eintretenden Verwandlung aus dem perennierenden Plankton wieder ausgeschieden sind. Erst mit der Annäherung der Küste treten sie auf, und zwar, wie Studer ebenfalls auf seiner Reise beobachtet hat, in einer bestimmten Gesetzmäßigkeit. Am weitesten von der Küste entfernt, im äquatorialen Teil des Atlantischen Ozeans, z. B. 250 Mln. von der Küste Afrika's, finden sich Larven gewisser Krebse, mit ihren Schneckenlarven mit Wimpersegeln, auch junge Fische verschiedener Ordnungen, welche sich in reiferem Alter in der Nähe der Küste aufhalten. Näher dem Lande erscheinen andere Krebslarven, Stachelhäuter- und Hohltierlarven, sowie Quallen, deren Ammen festsitzende Polypenstöckchen der Küstenzone sind.

Wie die Strömungen die subpelagischen Larvenformen von Küste zu Küste verschleppen und so in erster Linie maßgebend sind für die Verteilung der Tiere, zu denen diese freischwimmenden Jugendstadien gehören, so sind sie nicht minder von Bedeutung für die Verteilung des perennierenden Planktons im Meere. Je weiter ein Strom ins Meer läuft, desto mehr verbreitert er sein Bett und mischt sich an den Rändern mit dem ruhenden Wasser; hiebei gibt er auch von den Plankton-Formen, die er mit sich führt, an die Umgebung ab; bei Strömungen, die kontinuierlich fließen, wird hiedurch auf sehr großen Strecken eine Gleichmäßigkeit des Planktons hervorgebracht; auch über das ruhende Meer hin muß sich das Plankton gleichmäßig verbreiten, denn eine ohne bestimmte Richtung ins Meer schwimmende oder treibende Masse muß sich in ausreichender Zeit durch den Einfluß des Windes, der die Oberfläche schält, und der Wellen, die die Massen durcheinander rütteln, gleichmäßig verteilen. Eigentlich müßte so, indem das Plankton der höheren Breiten durch die Strömungen in niedere Breiten geführt wird und umgekehrt, die Verteilung dieser treibenden Organismenschar in allen Meeren und unter allen Breiten eine gleiche sein. Thatsächlich aber ist dies nicht der Fall, und wie in der Verteilung der Küstentiere lassen sich auch in der Verteilung der pelagischen Massen zoothalossographische Provinzen unterscheiden, die allerdings nicht zusammenfallen. Denn während wir mit Bezug auf die Küstenfauna eine ganze Reihe verschiedener, in ihrer Fauna von einander abweichender thalassographischer Bezirke kennen, unterscheiden wir in der Verteilung der pelagischen Fauna und Flora nur fünf Verbreitungszonen, eine äquatoriale, eine nördliche und südliche gemäßigte, eine arktische und antarktische Verbreitungszone. In den beiden letzten Zonen finden sich als Glieder des Planktons fast ausschließlich Kruster, Flossenfüßer, einige Tintenfische und Diatomeen; bekanntlich sind die Polarmeere auch die ausschließliche Heimat der Bartenwale. In den gemäßigten Strichen und im heißen Gürtel kommen zu den erwähnten pelagischen Tieren als charakteristische Bestandteile noch hinzu Fische, Salpen, Heteropoden und Quallen. Diese je nach den Breiten verschiedene Zusammensetzung des Planktons kann nur in der Verschiedenheit der Temperatur ihren Grund haben, indem die einzelnen Organismen an bestimmte Temperaturen gebunden sind und bei einer weiteren Verschleppung durch Strömungen aus der Masse des Planktons ausscheiden, sobald sie in eine ihnen nicht zusagende Temperatur kommen und dadurch zu Grunde gehen. Wie hierin die Verhältnisse des Näheren liegen, welche Plankton-Formen besonders empfindlich sind, und wie groß die auf diese Weise zu Grunde gehenden Massen sind, ist noch absolut unbekannt. Sollte die größere Mehrzahl aller freischwimmenden Organismen von größerer Empfindlichkeit gegen Temperaturunterschiede sein, so würden unendliche Mengen jährlich durch die Strömungen einem sicheren Tode entgegengeführt. Nach Hensen müßte in diesem Fall angenommen werden, daß ein größerer Teil des Wassers, als man bisher geglaubt, der Zirkulation fern bleibe, da sonst die Arten des Planktons allmählich

aussterben würden. Diese Gefahr scheint uns nicht nahe zu liegen; die enorme Produktivität der überwiegenden Mehrzahl pelagischer Organismen ist imstande, einen noch so großen Abgang auszugleichen. Es ist aber auch möglich, daß ein größerer Teil des Planktons die ganze Zirkulation des Wassers mitmacht, wobei vielleicht die einzelnen Phasen der Entwicklung der Individuen mit dem Aufenthalt in kalten oder warmen Strömungen in Zusammenhang stehen. So treiben ungeheure Mengen einer Qualle (Aglantha digitalis) mit dem Golfstrom ins Eismeer. Hensen traf dieselben westlich der Hebriden alle noch in unreifem Zustand; in geschlechtsreifem Zustand wurden dieselben an der amerikanischen Küste beobachtet und zwar, soweit zu ersehen, in dem von Norden kommenden kalten Strom. Sind dies die gleichen Individuen, die im Golfstrom nordwärts trieben und während dieser Nordfahrt die Geschlechtsreife erlangten? Es ist ein Hauptpunkt im Programm der neuen deutschen Meeresexpedition, der Lösung dieser Fragen näher zu treten, zunächst durch Untersuchung des Planktons der kalten und warmen Strömungen im nordatlantischen Ozean möglichst nachzuweisen, was aus den Plankton-Massen des Golfstromes wird, ob sie im nördlichen Eismeer ihr Grab finden oder nach dem Süden zurückkehren. In letzterem Fall würden die treibenden Organismen gleich den Flaschenposten und Treibhölzern zugleich ein wesentliches Hülfsmittel zur Feststellung der Meeresströmungen und der Dauer der Zirkulation bilden.

Ueber die Tiefenverbreitung des Planktons ist ebenfalls noch wenig bekannt. Die Untersuchungen und Forschungen anläßlich der größeren und kleineren wissenschaftlichen Meeresexpeditionen der letzten Jahrzehnte hatten ergeben, daß die untere Verbreitungsgrenze der pelagischen Organismen im ganzen und großen zusammenfällt mit der unteren Lichtgrenze im Meer. Ein großer Teil des Planktons unternimmt täglich vertikale Exkursionen, indem er sich nur bei Nacht an der Oberfläche, bei Tag aber in Tiefen von 100 bis 200 m. aufhält, bis wohin nur noch ein geringer Teil des Lichtes eindringt; zu solchen lichtempfindlichen Formen gehören besonders solche, denen die Fähigkeit des Leuchtens zukommt. Möglicherweise veranlassen andere Momente, wie Temperaturschwankungen, einzelne Bestandteile auch noch zum Einsinken in noch größere Tiefe.

Gibt es aber ferner pelagische Wesen, die gar nie an die Oberfläche kommen, sondern freischwimmend den Ozean in seinen verschiedenen Tiefen bevölkern? Die Mehrzahl der Forscher war bisher geneigt, hierauf mit Nein zu antworten, und ließ an der unteren Verbreitungsgrenze der bisher beträchtlichen pelagischen Formen eine tierarme azoische Region beginnen, die sich durch die ganze vertikale Ausdehnung des Meeres hindurch bis dicht oberhalb des Bodens, bis zum Sitz der Tiefenfauna erstrecken sollte. Wohl war Häckel bei seiner klassischen Bearbeitung der von der „Challenger"-Expedition gesammelten Strahlinge (Radiolarien) zu einer gegenteiligen Auffassung gelangt; er glaubte annehmen zu dürfen, daß sich die einzelnen Gattungen und Arten konstant in verschiedenen Tiefen aufhielten, und unterschied demgemäß eine freischwimmende Oberflächenfauna, eine superfizial pelagische Fauna, von Zonen pelagischer Organismen, d. h. solchen, die ständig sich freischwimmend in bestimmten unterschiedlichen Tiefen des Meeres finden. Auch G. Chierchia, der zoologisch gebildete italienische Marineoffizier, der auf der Reise der italienischen Korvette „Vettor Pisani" ein reiches, sehr wertvolles Material sammelte und in bester Weise konservierte, kam zu dem Schluß, daß auch größere Tiefen des Meeres von pelagischen Formen bevölkert sein müßten, da sich öfter an der Lotleine Stücke von Röhrenquallen fanden, die unbedingt in bedeutenden Tiefen sich in die Leine verwickelt haben mußten. Allein etwas Bestimmtes hierüber zu erfahren, war erst möglich, als dem Ingenieur an der zoologischen Station in Neapel, v. Petersen, die Konstruktion selbständig in beliebigen Tiefen sich öffnender und schließender Netze gelang, die volle Garantie dafür boten, daß das mit ihnen gefischte Material wirklich einzig und allein aus einer ganz bestimmten Tiefe stamme und nicht während des Hinablassens oder Heraufziehens des Netzes in dasselbe gelangt sei. Mittelst solcher Netze wies Chun nach, daß wenigstens im Mittelmeer ein erstaunlich reiches tierisches Leben in allen Tiefen pulsiert. Gleich beim ersten Zug in 1300 m. Tiefe fanden sich Plankton-Massen, die an Reichtum und Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung des Oberflächen-Planktons nichts nachgaben. Zum Teil waren es Oberflächentiere, die, wie schon länger bekannt, in den heißen Sommermonaten von der Oberfläche verschwinden und die man nun hier wieder fand, zum Teil aber auch noch unbekannte, diesen Tiefen eigen zukommende pelagische Tiere. Selbstverständlich dürfen die im Mittelmeer gemachten Befunde nicht ohne weiteres auch als für das offene Meere gültig erklärt werden; denn da im Mittelmeer infolge des Abschlusses der kalten atlantischen Tiefenwasser durch die Meerenge von Gibraltar die Temperatur von einer gewissen Tiefe an bis zum Boden hinab konstant bleibt (13° C.), so hindert nichts die Tiere, das Mittelmeer in seiner ganzen vertikalen Ausdehnung zu durchstreifen. Anders ist es im offenen Ozean, wo die ständige Abnahme der Temperatur nach unten zu den meisten Tieren eine uneingeschränkte bathymetrische Verbreitung verbieten wird. Dagegen läßt sich wohl annehmen, daß in verschiedenen Tiefen eine den betreffenden Verhältnissen angepaßte, verschiedene, freischwimmende Organismenschar existiert. Näheres hierüber ist jedoch noch ganz unbekannt, denn nach neuesten Untersuchungen Chun's, der Oberflächentiere selbst noch in 1000 m. Tiefe fand, handelt es sich bei der Tiefenverbreitung nicht nur um aktive Wanderung, sondern vielfach auch um Verschleppung durch vertikale Strömungen.

Von der Biologie der pelagischen Scharen ist seit lange besonders eine Eigentümlichkeit bekannt: das Auftreten einzelner Arten in geradezu unglaublichen Massen. Dies gilt für große wie für kleine Bestandteile des Planktons. In ganzen Scharen vereinen sich gewisse Tintenfische, den Haifischen eine willkommene Beute; nach Tausenden zählen die Ansammlungen der Glockenquallen, die manchmal auch vom Wind in eine Meeresbucht getrieben werden und dann daselbst stranden, und welche Dimensionen die Ansammlungen der kleineren, zum Teil mikroskopischen Bestandteile des Planktons annehmen, das wissen am besten die Walfischjäger zu beurteilen, denn ihr Wild, das größte Tier, welches wir kennen, findet in diesen kleinen Wesen seine Nahrung. Den Waidegrund der Wale bildet das „Schwarzwasser" der nordischen Meere, meilenweit sich erstreckende Ansammlungen ungeheurer Scharen von Diatomeen, Flossenfüßern und Krustern, die das Meer dunkel verfärben und in einen dicken Schleim verwandeln; bei Tag ist das Meer hell und klar und die Wale liegen ruhend zwischen den Eisfeldern, bei Nacht aber steigt das Schwarzwasser aus der Tiefe an die Oberfläche des Meeres, und die Kolosse des Meeres begeben sich „auf die Waide". In den antarktischen Gewässern ist durch sein massenhaftes Auftreten besonders ein kleiner Kruster bekannt (Cetochilus australis), gleich seinen nordischen Verwandten ebenfalls den Walen zur Nahrung dienend und weit sich erstreckende, bankförmige Anhäufungen im Meere bildend. Von der Häufigkeit der skelettführenden Formen unter der Masse des Planktons, von der enormen Anzahl der Diatomeen, Strahlinge (Radiolarien), Kreidetierchen (Foraminiferen) und Flossenfüßer (Pteropoden) geben auch die Bodenablagerungen der Weltmeere Zeugnis. Auf Hunderte von Meilen ist der Boden der Ozeane je nach den einzelnen Gegenden und nach den verschiedenen Tiefen überzogen von Globigerinen-(Foraminiferen-)Schlamm, Radiolarienschlamm, Pteropodenschlamm oder Diatomeenschlamm, — Ablagerungen, die nach den betreffenden pelagischen Organismen genannt sind, deren zu Boden gesunkene, mit Ausnahme der Pteropodenschalen, durchweg mikroskopische Skelettreihe den Hauptbestandteil, öfters bis zu 90 Proz. der submarinen Schlamm-Massen, ausmachen. Sie geben uns einen Begriff, wie in früheren geologischen Perioden die aus Foraminiferenresten bestehenden Kreidefelsen die Radiolarienthone und Diatomeenmergel entstanden sind. (Schluß folgt.)

An der Grenze von Kurdistan.

Das kurdische Dorf Keber-el-Beidh, „die geweißten Grabstätten", bezeichnet die Grenze der Landschaft Schammar nach Norden. Wenn der Reisende die wasserlosen Strecken der großen Ebene Dschazirah verläßt, tritt er wieder in ein Land der Flüsse, Bäche und fließenden Gewässer, ein schönes fruchtbares Gelände, welches unter der Ferse des schwachen, gedankenlosen und leichtsinnigen Osmanli verwüstet worden ist. Hier kehrt der Badu-Führer dem gepflügten und bebauten Lande, welches ihm nicht gehört, den Rücken und wendet sein Antlitz nach den jungfräulichen Einöden seiner eigenen geliebten Wüste. Sechs Stunden heißen, ermüdenden Rittes über die wellenförmigen Dünen, über wogende Felder von gelbem Weizen bringen nach Nisibîn, denn die Vorräte sind erschöpft, und es ist heute nicht möglich zu warten, bis die freundliche Nacht ihren kühlenden Schatten über unseren Pfad wirft. Die Mittagssonne brennt auf Erd' und Himmel herab, und es ist nichts vor ihrer Hitze geborgen. Eine schweigsame echoende Leere flammender Hitze, so blendend und glänzend, daß sie auf den schmerzenden Augäpfeln mit einer Empfindung wie vom schwärzesten Dunkel lastet, denn die Sinne erscheinen alle unter dieser Flut von Flammen und Feuer verwirrt, abgestumpft und aufgehoben. Nisibîn, schon zu Niebuhr's Zeiten ein armseliges Dorf von 150 Häusern, ist noch immer dieselbe Trümmerstätte mit Kurdenzelten, derselbe öde Schatten dessen, was „einst die starke und alte Stadt Nisibis, das festeste Bollwerk der Provinzen des Ostens" war, bis es, nur etwa 10 kurze Jahre nachdem es die Macht Sapor's mit Verlust und Schmach zurückgeschlagen hatte, schmachvoll übergeben ward durch den unwürdigen Nachfolger Julian's, der vor den persischen Barbaren floh und es zu einem Teil des Preises „für den schmachvollen Frieden machte, welcher mit Recht für eine denkwürdige Aera in dem Untergang und Sturz des Römischen Reiches gilt." Nachdem wir über das Flüßchen Mygdonius gesetzt haben, betreten wir die Stadt, welche uns nicht aufzuhalten braucht. Sie hat nichts mehr von der dreifachen Linie von Mauern und hohen Türmen aufzuweisen, welche einst den Scharen des erobernden Schahpur Trotz boten und an den äußersten Grenzen des Römischen Reiches treue Wache hielten. Hassan der Maultiertreiber fand hier einen Bruder, und nach vielen Umarmungen und Küssen in echt orientalischer Weise wetteiferten die beiden Brüder im Wehklagen über das ihnen bevorstehende Unglück, das sie von der Hand der Tschatschâns oder tscherkessischen Räuber erwarte, deren Schlupfwinkel und Revier sie nun zu betreten im Begriff waren. Der Bruder wußte nicht genug zu erzählen von der Wildheit und Schurkerei dieser tscherkessischen Banditen und brachte endlich als Zeugen eine Anzahl armer kurdischer Bauern, Mitglieder einer geplünderten Karawane, welche kaum das nackte Leben aus den Händen dieser gefürchteten Räuber gerettet hatten. Das Ende von dem Lied war, daß der Maultiertreiber sich weigerte, sich und seine Tiere irgend weiter in die Wüsten hinein ohne eine Geleitsmannschaft zu wagen, welche nach seiner Aussage in Mardîn, nur zwölf Marschstunden von Nisibîn, zu erhalten war. Hier ist auch ein Thema für einen Mann, welcher behauptet, daß die Geschichte und das Schicksal mächtiger

Reiche keine Moral enthalte und keine weise Lehre an eine thörichte Generation abgebe, welche von einem „neunzehnten Jahrhundert“ schwatzt, als welches sagen wollte: „Ohne Zweifel sind wir die rechten Leute, und die Weisheit wird mit uns aussterben!“ Wo vor 16 Jahrhunderten Diokletian und sein Cäsar Galerius den Gesandten des großen Königs, des Persers Narses, begegneten und erklärten, die Stadt Nisibis stehe unverletzt und unverletzbar unter dem Schatten des kaiserlichen Rom, ein fester Waffenplatz und ein Mittelpunkt friedlichen Handels auf den fernsten Grenzen des Reiches und stark in der Kraft und Sicherheit der römischen Macht in Asien, da genoß das Land einen tiefen und ungetrübten Frieden; jetzt verbreitet, „von jenseit des Tigris bis jenseit des Euphrat, von den Thoren von Ctesiphon bis zu denen von Antiochia“, eine schwache Horde schlechtbewaffneter, raubgieriger und plündernder Schufte Schrecken und Verwüstung durch das ganze Land, und der Ring der regierenden Paschas sieht hülflos und gleichgültig zu. Das ist ein Bild von dem Verlauf von 19 Jahrhunderten der Zivilisation in einer der schönsten Provinzen Asiens.

Unähnlich Nisibîn sind die selbst in ihrem Zerfall noch prächtigen Ruinen von Dara noch stehen geblieben, um von der früheren Größe dieser byzantinischen Stadt zu zeugen, „welche durch Anastasius gegründet und durch Justinian's Beharrlichkeit verbessert worden war. Am Wege stehen rechts die gewaltigen Ueberreste von alten Burgen, Tempeln und Mauern, und Blöcke von massivem Mauerwerk sind in Bruchstücken auf dem Boden zerstreut. Bei Tage lagert man in Dara, an einer reichlichen Quelle reinen klaren Wassers, welche aus dem Fuß des Masius-Gebirgs entspringt. Quer über das Thal und die niedrigen felsigen Hügel verlaufen die festen Grundmauern jener uneinnehmbaren Veste, deren hohe Wälle und Türme uns die Geschichte als Denkmäler von Pracht und Schönheit schildert. Innerhalb der Linie der Mauern und unter den massiven Trümmern, welche den unebenen Boden überlagern, zieht sich ein Labyrinth von gewölbten Kellern und von in den festen Felsen gehauenen Zisternen hin. Es ist eine unfruchtbare Wüste, den kurdischen Schäfern überlassen, welche zwischen den Ruinen ihre Ziegen hüten, und nach Einbruch der Nacht wagt niemand, den Fuß in den verzauberten Raum zu setzen, denn er ist von Dschinns und scheußlichen Dämonen bewohnt. Reisende kamen, tranken an der Quelle und gingen dann wieder: kleine Gruppen von kurdischen Bauern, dann ein türkischer Zaptié; aber niemand wollte länger als nötig war an den von Geistern unsicher gemachten Ruinen verweilen; und endlich gaben die Reisenden den Bitten Ali's und des Muktâri's nach und wandten mit Bedauern den Ruinen von Dara den Rücken, ehe noch die Schatten der Nacht sich zu sammeln begannen. Die Sonne des nächsten Morgens fand sie den steilen Bergpfad nach Mardîn hinankletternd, einer Stadt, welche auf hohem, mit Mauern und Türmen gekröntem Hügel in 1190 m. Meereshöhe jäh auf die flache Ebene hinunterschaut, die sich wie ein grenzenloses Meer an seinem Fuße bricht. Die engen Straßen steigen wie terrassierte Zinnen zu dem Fuß der steilen abgeböschten Hügelkuppe hin, welche die Ruinen der Zitadelle krönen. Das prachtvolle Thor des Masdschid Sultan Isa, das vollkommenste Beispiel maurischer Baukunst in Asien, erhebt seinen reich mit Bildwerk verzierten Bogen hoch über der Stadt, und man kann von seiner massiven Terrasse und seinen aus Stein gehauenen Galerien aus gerade in den unendlichen Raum hinausblicken, wo die grenzenlose Wüste sich am nebeligen Horizont verliert. Wenn man von dieser glorreichen windigen Höhe auf einigen Hundert ausgetretenen Stufen wieder herabsteigt, so fühlt man aber kaum den Lärm des geschäftigen Lebens, welcher einen umgibt, denn unter allen Plätzen, wo Menschen zu handeln und ihrem Gewinn nachzugehen pflegen, scheut keiner so das Licht des hellen Tages, als der in düsteren, dunklen, gewölbten Grüften abgehaltene Bazar von Mardîn. Ueber demselben liegen die offenen Straßen, drunten scheint der Lärm des Handels eigentümlich gedämpft aus den Eingeweiden der Erde hervorzukommen. „Sieh nur,“ sagte des Muktâri's Bruder zu mir, „hier sind zwei Tschatschânen! Hunde und Hundesöhne! Wenn wir ihnen in der Wüste begegnen, wird unser Blut vergossen wie Wasser. Allah beschütze uns vor den schmutzigen Schurken!“ Die beiden Tscherkessen, welche auf dem Ladentisch einer Bude saßen, trugen selbst inmitten dieser bunten Menge von Asiaten die Palme augenfälliger Wildheit davon; ihre sonnverbrannten Gesichter unter gewaltigen Schaffellmützen trugen wegen ihrer helleren Hautfarbe einen noch wilderen und bösartigeren Ausdruck, und ihre schmierigen und geflickten Kleider zeugten von ihrer Armut oder Gleichgültigkeit oder von beiden zusammen. Der wildeste Badu aus der Dschazirah-Wüste sieht im Vergleich mit ihnen noch einem ehrlichen Mann gleich.

Im Khan war ein lärmender Engländer, welcher auf der Poststraße nach Samsun reiste. Er hatte den ganzen vorigen Tag im Serai dem Tanze beigewohnt und vergessen, den Gouverneur um das Geleite von einem einzigen Zaptié zu bitten. Jetzt schimpfte er nach Herzenslust über den säumigen und an Ausflüchten reichen Türken, dem wenigstens die Entschuldigung zugute kam, daß es ganz unnötig war, ihm auf der vollkommen sicheren Straße eine Bedeckung mitzugeben. Dann kam ein neuer Anschlag auf ihn: der Untergouverneur, ein fähiger und freundlicher Jakobit in schwarzem Gehrock und Fes, ließ Kaffee und Zigarretten kommen und versprach ihm eine Eskorte zu stellen, falls der Mudir die Mannschaft entbehren könne, „obwohl,“ wie er hinzusetzte, „20 Mann Ihnen nichts nützen würden, wenn es den Tschatschânen einfiele Sie anzugreifen, denn diese fürchten weder Gott noch den Teufel, viel weniger noch den Osmanli.“ Gleich darauf wurde der Mudir unter vielen Salaams herein-

geführt, und die Gesellschaft erhob sich. Er grüßte freundlich und artig und versprach sogleich, es sollen zwei Zaptiés jederzeit, wann wir sie wollten, zu unserer Verfügung stehen, womit die Unterredung zu Ende war. Wir hatten in einer halben Stunde das Geschäft erledigt, wozu der vorerwähnte Engländer erfolglos einen ganzen Tag gebraucht hatte, woraus der Schluß zu ziehen, daß die Schuld im Grunde nicht an dem höflichen und gefälligen Beamten liegt.

Anstatt zweier Zaptiés kam aber nur einer zum Vorschein, womit jedoch der Mukâri auch zufrieden war. Scheikh Mir Tschawisch von Mardîn trug eine kurze Repetierbüchse um die Schulter geschlungen, einen Reitersäbel an der Seite und ritt einen prächtigen, kleinen arabischen Doppelpony, welcher sein Eigentum war. Er trug eine dunkelblaue Militäruniform, ein Paar ungeheurer Stiefeln und ein buntseidenes Kaffieh, welches seinen Kopf und Schultern einhüllte. Er war übrigens ein kapitaler Gesellschafter, voll von arabischen Legenden und Volksmärchen, welche er gern mitteilte. Unsere Reisegesellschaft kletterte am frühen Morgen den steilen Pfad hinab und befand sich wieder, das Gesicht dem Euphrat zugekehrt, in der weiten wellenförmigen Ebene, und ritt über diese schweigende Ebene hin, ein beweglicher Fleck inmitten der ungeheuren Ausdehnung, worin kein beweglicher oder lebender Gegenstand neben ihr die Einsamkeit unterbrach. Ein in Trümmern liegendes und verlassenes Dorf lag in dem Pfade und wies nur noch einen rohen steinernen Teich voll trefflichen Wassers auf; die Einwohner waren gestorben oder geflohen, niemand wußte warum oder wie. Tschawisch sagte: es heiße Maschkuk, was auf Arabisch „Zertrümmert" bedeutet. Das Land ist schön und fruchtbar, reich an fließendem Wasser. Wir setzten auf dem Morgenmarsch über zwei tosende Gebirgsbäche, an deren Ufern Rhododendren blühten. Am zweiten Tage bogen die Reisenden vom Wege ab und suchten einen Lagerplatz auf, welcher sich nach Tschawisch's Aussage hier herum befinden sollte. Sie fanden die niederen schwarzen Zelte zerstreut zwischen den erratischen Blöcken, welche um den Fuß eines rohen Hügels lagen. Die wilden ungekämmten und ungeschlachten Eingeborenen kamen heraus, um die Fremdlinge anzustieren, zu dumm oder zu verblüfft, um Tschawisch's freundlichen Gruß zu erwidern. Sie waren, wie man auf den ersten Blick sehen konnte, weder Araber noch Kurden, sondern Jeziden, halbwilde Teufelsanbeter, wie sie von den Muslimen genannt werden, deren einziges sichtbares Zeichen und Sinnbild für ihren Gott ein Hahn ist. Die Mädchen des Lagers kamen heraus, setzten sich auf die Wanderblöcke und drehten schwatzend und kichernd ihre kleinen Handspindeln; endlich gelang es, mittelst eines sehr vorsichtigen Entgegenkommens, den Reisenden, die Leute zum Sprechen zu bringen, und als der Abend niedersank und die Männer ihre Heerden hereintrieben, kam es zu einer seltsamen und panatastischen Versammlung derselben beim flackernden Feuer in dem Zelte des Häuptlings. Ali schwur darauf, die Teufelsanbeter seien lauter Zauberer und Hexenmeister und deren Nähe unheimlich und unsicher; und selbst der kühne Tschawisch versuchte gar nicht, seine Unlust zu verhehlen, als man sich dafür entschied, die Nacht in solch schlimmer Gesellschaft zu verbringen. Der Tagesanbruch aber fand ihn und seine Gefährten noch unversehrt und am Leben, worauf man die Reise nach Wirânschahr, der „verlassenen Stadt", fortsetzte, deren Ruinen ein Wunder und ein Rätsel sind.

Selbst der Name dieser Stadt ist verloren gegangen, und der persische Name, welchen sie heutzutage führt, schildert nur die unbeschreibliche Oede, welche auf ihre Mauern von behauenen und polierten Steinen, ihre herrlichen Paläste und Tempel herabgesunken ist, denn diese anmutigen Säulenschäfte und gewölbten Fundamente, diese zerstreuten Blöcke von Mauern mit Bildwerk zeugen alle von der früheren Schönheit und Größe einer Stadt, welche mit der Macht untergegangen ist, die sie geschaffen hat. Diese Ueberreste sind römisch, denjenigen von Dara ähnlich, aber nicht so massiv, und die Stadt stand, gleich Dara und Nisibis, in der Nähe von Quellen und reichen fließenden Gewässern. Tschawisch, für welchen diese Denkmäler einer verschwundenen Pracht keinerlei Interesse hatten, schlug einen unverweilten Besuch bei dem türkischen Mudîr vor und bedang sich aus, die Unterhandlungen wegen des Wechsels eines Zaptié selbst führen zu dürfen; er wollte nämlich hier sein Amt abgeben und nach Mardîn zurückkehren. Das „Serai" ergab sich als aus einer Reihe von einem Halbdutzend kleiner und schmutziger Zimmer bestehend, welche auf den Hof einer ungeheuren Einschließung von Lehmmauern hinausschauten. In einem der Zimmer war der Bruder des Mudîr, ein kränklich aussehender junger Mann, welcher die Besucher bat, sich an den Bimbaschi, in einem der anstoßenden Zimmer, zu wenden. Tschawisch pochte mit dem Knauf seines Säbels an die Thüre, und alsbald erscholl von innen ein Geräusch von Husten und Spucken; die Thüre ward von einem türkischen Soldaten in einem sehr schmutzigen Hemd geöffnet, welcher die Besucher zu seinem noch im Bett liegenden Oberst einließ, und sich dann nach seiner eigenen Schlafstelle entfernte. Nun erfolgte eine lange Unterredung zwischen Tschawisch und dem Obersten, wobei der erstere nicht im mindesten schüchtern war, sondern sogar einen barschen, anspruchsvollen Ton anschlug. Als er herauskam, begann er sich über sein gutes Geschäft von diesem Morgen zu beglückwünschen.

„Was haben Sie zu dem Manne gesagt?" fragte man ihn.

„Ich sagte, Sie reisten in hochwichtigen Geschäften des englischen Elchi in Stambul, und der englische Daulah würde dem Sultan viel Verdruß machen, wenn Sie nicht sogleich mit einer guten und genügenden Eskorte versehen würden. Dann wollte der Bimbaschi wissen, warum

nur ein einziger Zaptié, nämlich ich, Sie so weit durch diese Wüsten gebracht habe. Ich sagte ihm, wir seien unserer sechs gewesen und ich habe die fünf anderen unterwegs zurückgelassen, damit sie mich auf meinem Rückwege nach Mardîn erwarteten."

„Dann haben Sie ja dem Mann einen Haufen schamloser Lügen gesagt, und ich will sogleich zu ihm zurückkehren!"

„Nehmen Sie meinen Rat an, Beg, und lassen Sie alles bewenden; Sie werden hier keinen einzigen Zaptié bekommen, außer durch List und Bestechung. Ich kenne den Mann und Sie kennen ihn nicht. Ueberdem, wollen Sie mich anschwärzen, der ich Ihnen treulich nur aus Liebe gedient, die ich für Sie gefaßt habe?"

Und Tschawisch, nicht im mindesten beschämt, trat sogleich seine Heimreise an, damit der Bimbaschi nicht durch einen Zufall zu früh den Streich erfahre, welcher ihm gespielt worden war.

Am Nachmittag stellten sich zwei Zaptiés in voller Reiseausrüstung ein. Der eine war ein großer, athletischer Tschatschân oder Tscherkesse ein, sein Gefährte ein gesprächiger kleiner Türke aus Stambul; sie ritten auf Maultieren und führten alte Vorderlader-Büchsen. „Wenn wir den Tschatschânen begegnen", erklärte der Türke, „so wird mein Bruder, der selbst ein Tschatschân und tapfer wie ein Löwe ist, wissen, wie er mit denselben verkehren soll." — „Und was werdet ihr thun?" — „Hegen Sie keine Furcht, Effendi, wir werden Sie verteidigen oder sterben."

Nun folgte ein Ritt viele Stunden lang über eine flache, traurige Ebene, wo nur Gestrüpp und Unkraut und die Mückenschwärme die armen Tiere durch ihre Stiche beinahe zum Wahnsinn trieben. Mit Einbruch der Nacht setzte man über eine Schlucht mit einem Bach oder Flüßchen, welches auf Türkisch „Löwenbach" genannt wurde. Der Weg führt hier über steinige und öde Hügel hinan, bis man, etwa um Mitternacht, auf dem Gipfel des Plateau's eine Haltstelle erreichte, deren arabischer Name Kharâba „die Ruinen" bedeutet, in der mondlosen Mitternacht ein öder unheimlicher Ort. Schwarz hoben sich die namenlosen Ruinen von dem westlichen Himmel ab; weder Mukari noch Zaptié wollten sich in die zerfallenden Mauern hineinwagen, die sie für den nächtlichen Aufenthalt wilder Raubtiere erklärten. Beim Sternenlicht konnte man dort umgestürzte Pfeiler und Trümmerhaufen, sowie gähnende, gewölbte Grüfte und dunkle Höhlen erkennen. Ein ominöses Zischen oder Heulen, welches aus dieser Dunkelheit hervordrang, warnte vor irgend einem lauernden Feind, und es war daher sicherer, dahin zurückzukehren, wo die Tiere angekoppelt waren und die Männer beim heiteren Schein eines Feuers saßen. Dieser Ort diente nur zum Haltplatz, weil es hier Wasser gab. Das Wasser kommt aus den unbekannten Tiefen in den Felsen gehauener Zisternen, jede mit ihrer engen Oeffnung durch den soliden Fels und durch ihren steinernen Schiebdeckel verschlossen, denn die Einschnitte waren noch zu sehen. Diese Zisternen liegen am Wege früherer römischer Heere und römischer Kaiser und sind wahrscheinlich von jenen wandernden Römerscharen ausgehauen und gebraucht worden, damit sie bei der Reise über dieses wasserlose Plateau, welches sich von Edessa bis zum Löwenbache auf seiner östlichen Grenze erstreckt, nicht verschmachten sollen; oder sie mögen sogar noch von höherem Alter sein. Plötzlich wurde das tiefe Schweigen der Nacht unterbrochen durch einen schwachen fernen Schrei, eine Menschenstimme, die sich zu einem langen, anhaltenden Ruf erhob, gleich dem Schrei eines Mannes, der über eine plötzliche Gefahr erschrickt. Die Zaptiés sprangen auf und griffen nach ihren Musketen, die ganze Gesellschaft erhob sich und lauschte aufmerksam, aber der Schrei ward nicht wiederholt, und das Schweigen lagerte wieder auf den einsamen dunklen Bergen.

Dieser Bezirk ist die alte Provinz Osrhoëne, eine der vorübergehenden Eroberungen Trajans im ersten Jahrhundert. Aber erst zweihundert Jahre später wurde sie endgültig zur römischen Provinz gemacht, als Abgarus, der letzte ihrer Könige, in Ketten nach Rom geschickt und Edessa, seine Hauptstadt, zum Rang einer Kolonie erhoben wurde. Südwärts von unserer Straße liegt die Wegspur der unglücklichen Expedition Julians, als er zu Niederlage und Tod in den fernen Besitzungen Sapor's auszog. Von Hierapolis am Euphrat marschierten die römischen Scharen nach Carrhä, dem alten Haran, wo Abraham wohnte, als er aus dem Ur der Chaldäer kam und dem Haran der Araber; dann schwenkte er nach Süden herum und erreichte am dritten Tag wieder die Ufer des Euphrat in Nicephorium, welches von den Arabern Rakkah genannt wird. Haran liegt links hinter dem kahlen Bergzug des Dschebel Taktak. Allein der Mittag bringt die Reisenden zur Höhe eines felsigen Passes und hier zu den Ruinen einer Veste oder wahrscheinlicher eines Tempels, denn dicht dabei sind zwei leere in den Felsen gehauene Grabhöhlen. Die gewaltigen Blöcke von behauenem und geschliffenem Stein sind hier wirr aufeinander getürmt, als ob ein Erdbeben das Gebäude bis zu seinen Grundfesten erschüttert habe. Unter dem glatten, abschüssigen Fels liegt ein prächtiger Wasserbehälter; der Mukâri wurde an einem Seil in seine dunklen felsigen Tiefen hinabgelassen und schickte Eimer um Eimer eiskalten, süßen, aber etwas trüben Wassers herauf, bis Mensch und Tier ihren Durst gelöscht hatten. Ein glatt und tief aus dem anstehenden festen Fels ausgehauener Weg führte in leichter Neigung in das Thal auf der anderen Seite hinab. Wenn das einstimmige Zeugnis der Geschichte nicht Gewähr leistete, daß der berühmte Tempel des Mondes in Carrhä stand, so möchte man leicht vermuten, daß diese riesigen Ruinen gerade die Ueberreste jenes sabäischen Heiligtums seien. Abraham, welcher langsam reiste wie ein arabischer Scheikh heutzutage, mag hier Halt gemacht haben, um

seine Schaf- und Rinderheerden und seine Knechte zu tränken; er mußte hart an diesem Ort vorübergekommen sein, als er aus Haran nach dem Lande Kanaan zog. Der älteste Diener seines Hauses, als er wieder mit seinen Kameelen nach seiner Heimat Mesopotamien kam, um ein Weib für Isaak zu suchen, fand Rebekka an dem Brunnen, und sie stieg hinunter zum Brunnen, ihren Eimer zu füllen, und kam wieder herauf und schöpfte darnach auch für die Kameele. Jakob, als er nach Padar-Aram, derselben Heimat von seines Vaters Mutter, floh, „fand einen Brunnen im Felde und aus diesem Brunnen tränkten sie die Heerden, und ein großer Stein war auf der Mündung des Brunnens, und die Hirten, welche ihre Schafe zu tränken kamen, sagten: Wir sind aus Haran." Zu einem dieser Brunnen steigt der Reisende noch heute wie Rebekka auf ausgetretenen Stufen hinab, was lebhaft an die Schilderungen der Bibel erinnert und die Vermutung zuläßt, dies könnten dieselben Brunnen sein, die in der Geschichte der alten Patriarchen eine so wichtige Rolle spielen.

Dann kamen die Windungen eines langen engen Thales. Tiefste Einsamkeit herrscht absolut in dieser verlassenen Wüste, wo kein sich bewegendes Geschöpf sichtbar ist. Die beiden Zaptiés ritten entweder weit hinten oder weit voraus, und schienen wenig Lust zu haben, in nächster Nähe der Karawane zu reiten. Vielleicht hieß es den kühnen Gesellen Unrecht thun mit dem Verdacht, daß sie vorzogen, sich entweder für Flucht oder für Kampf bereit zu halten, je nachdem es ihnen rätlich erscheinen mochte, falls Tschatschánen plötzlich über die beladenen Maultiere herfallen sollten.

Am Eingang eines niedrigen Thals, welches sich durch die Hügel zur Linken öffnete, lag eine andere Schuttmasse, kantig und viereckig behauene ungeheure Blöcke bedeckten den Boden und versperrten den Eingang zu dem engen Hohlweg. Hart dabei war eine tiefe länglichte Aushöhlung in dem harten Gestein, teilweise bedeckt mit Steinplatten, welche hübsch nebeneinander an ihre Stelle gelegt waren. Die Kammer war leer und trocken, und der Zaptié aus Stambul sagte: sie habe das Gold und die Schätze der Rumi enthalten, lange bevor die Osmanli in's Land gekommen seien. Fünf Stunden später begann der Abstieg von dem steinigen Plateau; in der grünen, fruchtbaren jenseitigen Ebene waren die langen Zeltreihen der syrischen Fellachen, denn die Reisenden näherten sich nun den Grenzen des nördlichen Syrien. Der schwärzliche Araber blieb in seiner heimischen Wüste zurück und eine helle Rasse, weniger frei als er, eine geduldige Rasse, welche in Mühe und Not das Joch manches Unterdrückers getragen hatte, bebaute den Boden des Landes. Sogar die Zelte, so einfach sie in der Entfernung aussahen, zeugten von dieser Veränderung. Viele von den Zelten waren weiß und einige schwarz und weiß gestreift, und niemand hat je einen Araber unter einem Zelt gesehen, das nicht schwärzer war, als sein eigenes schwärzliches Gesicht. Die unförmlichen Jacken und weiten Beinkleider der syrischen Bauern waren eine Beleidigung für das Auge und beinahe eine persönliche Beleidigung nach der weiten anmutigen abba des Arabers. Und dort stand der Khan, solid aus Backstein und Mörtel aufgerichtet, ein sichtbares Zeichen und Beweis, daß die Wüste hinter uns lag. Ali und die Zaptiés hielten eine lärmende Unterhaltung mit einigen Weibern im Hofe: die Weiber waren im bleibenden Besitz, erlaubten aber, daß man das Thor besetze, und zum erstenmal seit manchem Tag schlief die Reisegesellschaft unter einem Dach, das ihr die scheinenden Sterne verbarg.

Am folgenden Tag kam Urfa in Sicht, breit, weiß und glänzend hingelagert und im Strahl der Morgensonne sich von seinem Hintergrund niedriger Hügel abhebend. Das Urfa der Türken ist das weitberühmte Edessa oder Rhoa oder Kallirhoë der klassischen und der christlichen Geschichte, wo das Kreuz seine ersten Triumphe feierte und die finsteren Götzenbilder des Heidentums ihre rivalisierenden Heiligtümer zu Carrhä verließen vor dem Lichte, welches seine christlichen Schulen ausstrahlten; wo arianische Parteien mit dem abtrünnigen Kaiser kämpften und die Wucht des Grolls jenes Unterdrückers der Galiläer zu fühlen bekamen, und wo viele Jahrhunderte später Graf Balduin von Flandern die Fahne gegen einen ernsteren Feind der Christenheit erhob, welcher wirklich oder anscheinend triumphierte, als das kurzlebige christliche Fürstentum unter der Kühnheit von Saladin's Vater fiel. Am Thore Edessa waren wenigstens Gefahren, wenn auch noch nicht Strapazen, vorüber. — Nun, wo waren denn diese ganze Zeit über jene furchtbaren Tschatschánen, die wir nicht zu sehen bekamen? Der Türke aus Stambul raunte seinem tscherkessischen Kameraden etwas zu, welcher mit wenigen Worten und vielen wilden und ausdrucksvollen Geberden antwortete. Dann erwiderte der Türke in schlechtem Arabisch: „Effendi, Sie haben die Tschatschánen nicht gesehen und ich auch nicht; aber mein Bruder, der selbst ein Tschatschäne und ein tapferer Löwe ist, hat sie gesehen. Sie folgten heimlich unseren Schritten von der ersten Nacht in Kharába, bis wir vergangene Nacht hinter vergitterten Fenstern und verriegelten Thüren im Frieden schliefen. „Al-hamd-ul-Illah! Sie sind wohlbehalten hierher gekommen, denn die Furcht vor uns lag auf jenen gottlosen Räubern der Wüste!"

Stanley's Forschungspläne.

Von Heinrich Becker.

Es sind zwei Jahrzehnte, seit Herr Gordon Bennet, der Inhaber des „New-York Herald", zu Stanley sprach: „Finden Sie Livingstone! Erheben Sie von meiner Kasse 1000 Pfd. Strl., ein zweites, drittes, viertes Tausend und so fort, aber — finden Sie Livingstone!" Und Stanley entgegnete: „Ich will ihn finden!"

Es kann selten ein deutscher Forscher mit solchem Vertrauen reden, weil selten ein reicher Mann in Deutschland das Geld für große Dinge so bereit hält, wie die Leute in Amerika es thun, die für Universitäten, ja für ein einziges Teleskop und eine Sternwarte Millionen bereit halten.

Stanley ging und fand Livingstone. Er war am 21. März 1871 von Bogamajo an der Küste von Sansibar mit 189 Mann ausgezogen. Unterwegs mußte er die von dem Wami überschwemmte Ebene durchwaten, dann die Kämpfe der Araber gegen Mirambo, den Beherrscher von Unjamuëši, begleiten. Endlich nach acht Monden kam er mit 50 Mann nach Ujiji zum Tanganjika-See. Dort fand er Livingstone. Er hatte wenig mehr von den Vorräten, die er mitnahm; das andere hatten die Negerhäuptlinge für Lebensmittel und Zoll ihm abgenommen. Eine Flasche Champagner war das einzige, womit er den alten Herrn erfreuen konnte.

Nach kurzem Austausch der Erlebnisse befuhren die beiden Forscher den Tanganjika-See. Am 14. November fuhren sie ab; nach 28 Tagen hatten sie das Nordende des Sees umfahren. Stanley's Augenmerk war zunächst auf den Ausfluß des Tanganjika gerichtet. Der langgestreckten Gestalt wegen schien er am Nord- oder Südende auszufließen. Das Nordende erschien ihm das wichtigere: entweder er floß in einen Nil-See oder in den Kongo. Sie fanden aber am Nordende einen Einfluß, den Rufisi-Fluß; der mündete in einem großen Delta, mit vielen Armen, nachdem er eine große Ebene durchströmt hatte. Papyrus und Grasbarren hatten die Mündungen versperrt; ein tieferes Eindringen war nicht thunlich, auch nicht hinlänglich vorbereitet. Die Forscher kehrten zurück, ohne die Frage nach dem Ausfluß des Sees gelöst zu haben. Der Zusammenhang mit den Nil-Seen ist bis heute noch nicht erforscht.

Stanley schied von Livingstone, nachdem er mit diesem das Gebiet im Osten, die weite Mulde vom Malagarazi erforscht und dessen Schiffbarkeit nachgewiesen hatte. Die Erforschung der gegenüberliegenden westlichen Mulde mit dem Ausfluß des Lukuga war dann Cameron vorbehalten, der im Mai 1874 sie erreichte. Er umschiffte den Tanganjika im Süden; den Aus- oder Einfluß in der Richtung des Njassa-Sees hat er nicht untersucht. Wir wissen nur, daß das Sandstein-Plateau an der Südspitze von neueren Vulkanen (Basalt) durchbrochen ist. Im übrigen wissen wir über die Wasserscheide zwischen Tanganjika und Njassa noch sehr wenig. Dagegen hat Cameron den Ausfluß des Tanganjika durch den Lukuga entdeckt. Zwar versperrten große Papyrus und Grasbarren, die zuvor auf dem Tanganjika schwammen, den Ausfluß. Cameron erkannte aber den nämlichen Salzgehalt im Flusse, wie in dem See. Er war über die Entdeckung so glücklich, daß er „zur Feier des Momentes gern ein Glas Grog getrunken hätte." Er besaß aber keinen und mußte sich mit einer trockenen Pfeife Tabaks begnügen. Der Strom wurde erst im Jahre 1883 von der vierten belgischen Expedition unter Lieutenant Storms offen gefunden, nachdem Stürme die Papyrusbarren weggefegt hatten.

Cameron zog danach zum Kongo nach Niangwe und von da längs der südlichen Wasserscheide von Kongo und Sambesi nach dem Westmeere. Er vervollständigte die Forschung von Livingstone, der von Loanda an der Westküste nach Quelimane an der Mündung des Sambesi gezogen war. Die beiden Forscher hatten die Wasserscheide zwischen Kongo und Sambesi festgestellt und damit den Rahmen für den Kongo im Süden gezogen. Hiernach blieb zu erforschen, wohin diese Wasser aus dem Süden, sowie die vom Tanganjika aus dem Osten flossen. Dies war Stanley's zweiter Forschungsreise vorbehalten.

Im September 1874 kam Stanley zum zweitenmal nach Sansibar. Er zog dieselbe Straße über Bogamajo, durch die große Mulde des Rufisi gegen Tabora zu der Wasserscheide des Malagarazi. Hier wandte er sich nordwärts, durch die Mulde vom Schimiju nach dem Njanza-See. Diesen erreichte er bei Kagehji an der Mündung des Schimiju. Er umfuhr den Njanza-See im Osten, um festzustellen, wie die Zuflüsse von dieser Seite beschaffen seien. Dann fuhr er am Nordrand her zu dem Ausfluß des Nil und am Westrand zurück nach Süden. Am Westrand fand er große Flüsse, die in den Njanza strömten, u. a. den Kagera, der 17 kleine Seen bildet, dann westwärts von diesem den Muta-Nzige, einen See von großer Ausdehnung, der, wie der Tanganjika, von Süden nach Norden zieht. Das Südufer hat er nicht gesehen, es ist deshalb nicht bekannt, ob der See durch den Rufisi zum Tanganjika fließt. Auch das Nordende ist nicht erforscht. Stanley konnte der drohenden Bevölkerung wegen den See nicht umfahren. Es ist deshalb noch nicht festgestellt, wohin der Muta-Nzige seinen Ausfluß hat.[1]

Vom Njanza-See kehrte Stanley zum Tanganjika zurück. Dabei stellte er im Südwesten vom Njanza, an der Quellscheide von Lohugati und Malagarazi die Wasserscheide von Njanza und Tanganjika fest. Nachdem er so das Nil- und das Kongo-Gebiet geschieden hatte, trat er seine Reise nach dem Kongo an. Diesen erreichte er bei Njangwe, dem Nordende des Tanganjika gegenüber. Hier brachte er sein kleines Boot auf den Strom, kaufte ein Dutzend Kanoes von den Eingeborenen, dann fuhr er den Strom hinab, indes der Araberhäuptling Hamed ben Mahommed (Tippu Tip) mit 700 Mann bis zu den Stanley-Fällen ihn begleitete. Nach vielen Kämpfen mit den anwohnenden Negern kam er zum Aruwimi, einem großen Nebenflusse, der vom Osten her dem Kongo zuströmt. Hier stand eine ganze Flottille von mehr als 100 Booten, die Stanley einen hartnäckigen Kampf bereitete. Vierzehn

[1] Bei seiner vierten Fahrt (1887—1889) hat Stanley den Ausfluß des Muta-Nzige zum Mwutan-See entdeckt. Er ist also eine südwestliche Nil-Quelle.

Stunden mußte die Mannschaft, halb rudernd, halb schießend, den Kampf bestehen, indes die Neger wie wütende Raubtiere sie verfolgten.

Vom Aruwimi an wandte der Strom sich westwärts zum Meere hin. An der nördlicheren Wasserscheide herziehend, kam er zu dem breiten Gebirge im Westen, das ihn vom Atlantischen Meere schied. In 32 Wasserfällen und Stromschnellen stürzt der Riesenstrom über die Granit-Terrasse; dann im sandigen Küstenland sich ausbreitend, kommt er mit ungeheurer Wasserfülle zum Meere. Stanley's Mannschaft, durch zahllose Kämpfe ermattet (Stanley berichtet von etlichen 30 Schlachttagen, an denen sie von Morgens bis Abends rudernd kämpften), mußte über steile Berge, tiefe Schluchten die Boote schleppen. Endlich nach neun Monaten des Kampfes, der Drangsal und Not aller Art war die Stromfahrt beendet. Stanley konnte, mit nicht geringerer Freude wie Xenophons Heer, das durch die armenischen Berge sich gerettet, das Meer wieder begrüßen.

Mit dieser Fahrt hatte Stanley das große Problem gelöst, das die Forscher von Deutschland, England, Frankreich, von ganz Europa nur geahnt, kaum in den Umrissen gesehen hatten. Die große Mulde vom Kongo war entdeckt, die vorher für die Weltgeschichte nicht da war. Livingstone und Cameron hatten im Süden die Grenze gefunden; Barth, Schweinfurth, Nachtigal hatten im Norden sie annähernd gezeichnet; Speke, Grant und Baker hatten im Osten sie festgestellt. Stanley dann, den Rahmen im Osten umziehend, fuhr in die Mulde hinein und zeigte den inneren Kreislauf. Eine Riesenmulde, so groß, wie kaum eine zweite auf der Erde, ward den Blicken der staunenden Welt eröffnet und damit ein Stück Erde den Völkern bekannt gegeben, so merkwürdig, wie seit der Auffindung von Amerika und Neuholland nichts ähnliches entdeckt war.

Stanley hatte mit dieser Fahrt eine Großthat ersten Ranges begangen. Er bedurfte nicht des weiteren Ruhmes; er verlangte auch nicht darnach. Es galt ihm aber nicht blos um die Entdeckung dieses merkwürdigen Landes; er wollte es auch der gebildeten Menschheit nutzbar machen. Während seiner Abwesenheit hatte sich zu Brüssel schon im Jahre 1876 ein Komité gebildet „zur Erforschung des zentralen Afrika." An der Spitze stand der König Leopold von Belgien. Dieses entsandte im Oktober 1877 bereits eine Expedition nach Sansibar. Von dort stieg sie zum Tanganjika-See hinüber und gründete die erste Station, Karema. Nach dieser kamen bis zum Jahre 1884 noch vier andere, die den gleichen Weg über Sansibar wählten und bis Nyangwe vordrangen. Sie gründeten Stationen auf der Wasserscheide des Rusiji und Malagarazi, bei Tabora u. a. O., dann am Tanganjika und oberen Kongo.

Aus diesem Komité entwickelte sich im Jahr 1878, nach Stanley's Rückkehr, ein zweites „zur Erforschung des oberen Kongo." Dieses begnügte sich nicht mit bloßen Stationen für die wissenschaftliche Erforschung. Es plante Faktoreien zu gründen, welche die ersten Kolonialversuche machten. Von diesem Komité ward Stanley entsandt. Er ging im August 1879 nach Sansibar, holte sich dort eine erprobte Mannschaft von Negern, fuhr mit ihr an die Mündung des Kongo. Dort waren inzwischen die europäischen Genossen mit einem Dampfer angekommen. Vereint zogen sie, zweihundert Mann stark, den Kongo hinauf.

Vor den Wasserfällen gründete Stanley die Station Vivi, dann längs der Wasserfälle die Stationen Isangila und andere. Jenseit derselben, um den Stanley-Pool, den 15 Stunden weiten See, in den der Kongo vor den Fällen mündet, legte er eine ganze Anzahl an; dann eine weitere Reihe den Kongo aufwärts bis zum Aruwimi und den Stanley-Fällen. Am Aruwimi, wo er zwei Jahre zuvor die große Schlacht zu bestehen hatte, begegnete ihm eine Flottille mit Sklavenhändlern. Händeringend streckten Frauen und Kinder die Arme aus nach dem weißen Manne, den die Männer vorher als „Sklavenhändler" gefürchtet und bekriegt hatten. Stanley vermochte nicht, den Krieg gegen die Araber zu beginnen; mit blutendem Herzen sah er die Unglücklichen davon schleppen, deren Männer erschlagen, deren Häuser verbrannt waren.

So in eiliger Thätigkeit gründete Stanley in drei Jahren von Vivi bis Stanley-Fall 47 Stationen. Ueberall wurden Häuser errichtet, die in Brüssel zugeschnitten, dann auf Dampfern nach dem Kongo gebracht waren. Neben den Wohnhäusern für Führer und Mannschaft wurden auch Pfleg- und Heilstätten errichtet, in denen die vom Klima beschädigten Europäer sich erholen konnten. Rings um die Stätten wurden Gärten und Felder gerodet und auf diesen sowohl die Gewächse des Tropenlandes: Mais, Baumwolle, Tabak u. a., als auch Weizen, Gemüse und Obst aus der Heimat gezogen. Binnen wenigen Jahren waren hier Einrichtungen geschaffen, die dem Europäer den Aufenthalt annehmlich machten und zugleich vor den Anfällen der großen Hitze, der Fieberluft u. a. schädlichen Dingen ihn schützten.

Mit den Negern hatte Stanley stets in der besten Weise verkehrt. Wir haben zu Frankfurt gesehen, wie er einer Versammlung von 2000 Personen, von denen vielleicht ein Zehntel seine englische Rede verstand, durch ein plastisches Mienen- und Geberdenspiel sich verständlich machen, wie er fremde Menschen, die ihn notdürftig verstanden, förmlich bezaubern konnte. So hat er auch seine Genossen bezaubert, als die Araber ihn verließen, so hat er sie befeuert, als die fremden Völker ihn bekriegten, so hat er sie aufgerichtet, wenn sie, von Hunger, Strapazen, Krankheit erlahmt, am Weiterkommen verzweifelten.

Nach dieser dritten Großthat gieng Stanley nach Europa zurück, um seine Reisen zu beschreiben, der Menschheit zu erzählen. In einem Triumphzuge flog er durch

Europa, aller Orten bestaunt als Schriftsteller, als Redner, vor allem als großer Entdecker und Organisator. Dann genoß er ein paar Jahre der Erholung und Sammlung, bis ihn im Jahre 1887 die englische afrikanische Gesellschaft zur Aufsuchung des verschollenen Emin Pascha berief. Es konnte nach den Beweisen von Kenntnis, Einsicht und Geschick auch kein besserer Führer erkoren worden. Mit einer Schar von Sansibariten und Haussa-Negern (vom unteren Kongo) betrat er aufs neue die Fahrt.

Im August 1887 kam er an die Kongo-Mündung. Bei seiner vorigen (Kolonial-) Fahrt hatten die Belgier schon ein Dutzend kleine zerlegbare Dampfer nach dem Kongo gebracht und diese durch Neger über die Wasserfälle zum Stanley-Pool hinauf tragen lassen. Mit diesen Dampfern fuhr Stanley bis zur Station am Aruwimi-Flusse, dann an diesem ein Stück aufwärts. An den Stromschnellen vom Aruwimi bei Yambuga legte er eine Station an. Dort ließ er einen Teil seiner Mannschaft nebst Vorräten. Andere wurden ihm vom Kongo nachgesandt. Den Major Barttelot, einen jungen Engländer, ließ er dort zur Behütung der Station, mit dem Gebot, auf gegebene Botschaft ihm nachzufolgen.

Im Juni 1888 zog Barttelot, nachdem er vom Kongo her seine Mannschaft auf 200 verstärkt und von Tippu Tip eine größere Anzahl erhalten hatte, den Aruwimi hinauf. Die Nachrichten sind ungenau, ob er den Spuren Stanley's folgte oder eine andere Route durch eine unbekannte Gegend einschlug. Es kam aber bald nach dem Aufbruch die Nachricht, daß Major Barttelot von seinen Leuten ermordet worden sei. Die Ursachen sind unklar: eine Nachricht schreibt die That der ungeschickten Führung, dem Mangel an Lebensmitteln zu, der durch den Major verschuldet sei; eine andere will von eigenwilliger Behandlung des Majors wissen; eine dritte weist auf eine Verräterei von Tippu Tip. Wahrscheinlich haben mehrere Ursachen zusammengewirkt. Der Major hat es nicht verstanden — wie Stanley — mit wilden, des Gehorsams entwöhnten Völkern zu verkehren; er mußte — wie die deutschen Emissare der ostafrikanischen Gesellschaft — für seine Kuhnheit einen, wohl nicht verdienten Lohn empfangen.

Bald darauf, im August 1888, kam Stanley an den Aruwimi zurück. Ein Brief vom 17. August an Hamed ben Mahommed (Tippu Tip), seinen „guten Freund", gibt uns Nachricht, daß er zu Boma, am Banalya (Nurenia), mit 199 Mann (von denen ein Teil Emin Pascha gehörte) angekommen sei. Er meldet, daß es Emin wie Casati, dem italienischen Forscher, der Emin begleitete, wohl ergehe. Emin habe einen großen Wohlstand, Tausende von Rindern, Schafen, Geflügel, viel Elfenbein u. v. a. Er werde wieder zu Emin kehren und die anderen Leute und Waren, die er zu Yambuga gelassen, mit nach Wadilai nehmen. Er warte zehn Tage, wenn Tippu Tip mit ihm ziehen wolle. Darnach war er nur fünf Tagereisen, d. h. 20 bis 30 Stunden von den Stanley-Fällen (nördlich) und ebenso weit von Yambuga (östlich) entfernt. Der Banalya oder Nurenia werden Nebenflüsse vom Aruwimi sein.

Tippu Tip kam nicht — warum, kann uns hier weniger interessieren, weil wir den Criminal-Fall Barttelot nicht weiter untersuchen wollen. Stanley zog wieder ostwärts, den Aruwimi-Quellen zu, über die „Blauen Berge" nach dem Bar-el-Gebel (dem oberen Nil), wo Emin hauste. Die Mannschaft, die er mitnahm, wird er nicht zur Verstärkung eines Heeres von Emin Pascha geholt haben, sondern zur Gründung von Stationen längs des Aruwimi bis zu den „Blauen Bergen". Als guter Stratege bedarf er deren zum sicheren Rückzuge, dann auch für die Karawanen-Straße, die er nach den „Blauen Bergen" anlegen will. „Emin hat Elfenbein im Ueberfluß." Elfenbein, das vornehmste Produkt von Afrika, ist also in großer Menge vorhanden. An den Seen Muta-Nzige, Mwutan-See, Njanza, dann auf der Ghazal-Ebene, der mittleren, wasserreichen Mulde vom Nil, wachsen die riesigen Pflanzen, von denen das Riesentier lebt. „Emin's Vieh zählt nach Tausenden." Die Händler können also Tauschwaren und Lebensmittel in Fülle haben.

Es ist unnütz, diesen Reichtum an Tieren am oberen Nil näher zu begründen. Hier am Aequator, wo der australische Meer-Strom wider die Küste von Sansibar schlägt und der australische Sturm seine Regenmassen nach dem Njanza sendet, muß eine Fülle von Pflanzen gedeihen, von denen die vielen Tiere leben können. Bei dem Geographischen Kongreß zu Hamburg im Jahre 1885 waren nicht blos die edelsten Hölzer (Ebenholz, Sandelholz u. a.), sondern auch die schönsten Elefantenzähne, vom oberen Nil herstammend, ausgestellt. Ein Herr Westendarp hatte sogar eine Elefantenkarte ausgestellt, aus der man erkannte, daß der Elefant nur so weit geht, wie der tropische Regen, d. h. bis zum 15.—16.° n. und s. Br., das ist bis zur Wasserscheide vom Kongo. Stanley selber berichtet von einem gleichen Reichtum der Produktion aus der Mitte der Kongo-Mulde.

Hiernach kann kein Zweifel bestehen, in welcher Absicht Stanley den Zug nach Emin's Land unternommen hat. Dr. Schnitzer hat selber den Reichtum der Gegend vom Njanza- und Mwutan-See, wie vom Bar-el-Gebel (oberen Nil) erkannt. Er hat die von Gordon Pascha gegründeten Stationen 12 Jahre lang festgehalten, um das Land der kultivierten Menschheit zu überliefern. Nach Norden, über die Ghazal-Mulde und den mittleren Nil, hatte ihm der Mahdi die Verbindung mit Aegypten verlegt. Nach Süden über den Njanza wurde durch das Ungeschick der Ostafrikanischen Gesellschaft, durch die Erregung der Neger der Weg zum Indischen Meere versperrt. Nach Osten stellen die Galla-Neger sich in den Weg. Es blieb nur die einzige Verbindung nach dem Atlantischen Meere im Westen. Diese war durch die Kongo-Gesellschaft seit einem Jahrzehnt schon vorbereitet, durch Stanley ward die letzte Brücke geschlagen, auf der

die Europäer, die Handelswelt, von bösen Feinden unbehelligt, vom Atlantischen Meere nach dem Nilland und zurück zu schreiten vermögen.

Die Entdeckung der Kongo-Mulde war Stanley's erste große That. Darnach folgte die zweite, die Gründung und erste Organisation des Reiches Kongo. Jetzt kommt die dritte, die Vereinigung des Reiches Kongo mit einem Reich Njanza. Aus dieser wird einst der große Freistaat „Zentralafrika" erstehen. Wer diesen letzten Akt der Organisation vollzieht, das ist in der Zukunft verschlossen. Gewiß aber ist: die Entdeckung, erste Organisation und Vereinigung zum großen Staate ist das Werk des — hiemit unsterblich gewordenen — Henry Stanley.[1]

Das Cumberland-Plateau in Tennessee.

Von O. Plümacher.

(Fortsetzung.)

3. Die Leute.

Das Landgebiet des jetzigen Staates Tennessee gehörte einst zu Nord-Carolina. Als Westgrenze bezeichnete die Einverleibungsurkunde „The South Sea", d. h. den Stillen Ozean. Im Jahre 1769 kam Kapitän William Beans von Pittsylvania-County, Virginia, in das Tennessee-Thal und erbaute sich ein Blockhaus zur Seite eines Baches, wo jetzt ein kleines Dorf an der Cincinnati-Southern R. R. liegt: Beans-Station; sein Sohn Russel war der erste in Tennessee geborene Weiße. Andere Pionniere folgten, meistens Leute aus Nord-Carolina, Virginia und Süd-Carolina. Die ersten Ansiedlungen erfolgten alle in Ost-Tennessee, in dem fruchtbaren Flußthale; Watuga war das erste Gemeindewesen, dem rasch andere folgten. Die Indianer hatten jene Gegend verlassen, so blieben die ersten Ansiedler unbehelligt und verbreiteten sich rasch durch die Thäler und auf die Höhen. Als der Krieg ausbrach, standen sie alle zur Revolutionspartei, und nach dem Siege der letzteren wurde Ost-Tennessee, dessen Westgrenze der Mississippi bilden sollte (also das ganze Gebiet des jetzigen Staates), Washington-County genannt. Zum selbständigen Staat wurde das Gebiet im Jahre 1790 erhoben und die County-Bildung begann, die ihren jetzigen Stand erst anno 1870 erreichte.

Als im Jahre 1771 die erste Fahrstraße von Nord-Carolina in das Gebiet gemacht wurde, wurden jedem Familienvater, der sich dort ansiedeln wollte, 640 Acker Land, sowie je weitere 100 Acker für Frau und jedes Kind angeboten; nach und nach sammelten sich durch Erbschaft ꝛc. große Landkomplexe in einzelnen Familien an, während der Staat keine Ländereien besitzt.

In den Bergthälern, wo der Boden fruchtbar und für alle Getreidearten, sowie für Tabak und Sorghum (Zuckerhirse) geeignet ist, leben die Farmer in behaglichem Wohlstand; baares Geld ist zwar meist spärlich, aber alles zum Lebensunterhalt Nötige ist reichlich vorhanden, besonders weil die Ansprüche geringe sind. Auf diesen Farmen, von ca. 500 bis 5000 Acker, wovon aber immer nur ein Bruchteil unter Kultur ist (100 Acker eingehegt für Viehweide und 50—60 Acker unter dem Pfluge sind schon von den bedeutendsten), wurden vor dem Kriege in der Regel einige Sklaven gehalten und mit deren billiger zu stehen kommender Arbeitskraft wurde mehr produziert, als gegenwärtig. Noch liegen, trotzdem die Arbeitslöhne in den letzten 10 Jahren durch größeres Arbeitsangebot gesunken sind, weite Felder brach und wachsen in Brombeerenstauden und Unkraut auf.

Oben auf dem Plateau sind noch meilenweite Landstrecken in völlig wildem Zustand, deren Grenzen kaum ihren Eigentümern bekannt sind; dagegen sind größere Farmen selten, und viele von denen, die da sind, sind von ihren Eigentümern verlassen, andere sind in den Besitz von Nordländern übergegangen, und diese sind dann fast ohne Ausnahme gut bewirtschaftet.

Die große Masse der „Mountaineers" sind arme Leute, die kleine Plätze von 5—50 Acker, viele von ihnen aber auch gar kein Grundeigentum haben; diese wohnen dann auf den verlassenen Farmen. Der einzige Vorteil, den der Besitzer der Farm von solchen Freipächtern hat, ist der, daß dieser die „Fenzen" (Zäune) und das Blockhaus vor dem Abbrennen durch Waldfeuer bewahren soll; das thut er dann auch — wenn es ohne zu große Mühe geschehen kann; sonst weicht er dem Element. Der Freipächter bebaut nur die bequemst gelegenen Felder, solange als sich ohne Düngung etwas darauf ziehen läßt und sammelt das Obst, so lange als die mit Moos überzogenen und durch Wasserschosse zu buschigen Besen anwachsenden Bäume noch Früchte tragen oder bis er von einem anderen, ihm günstiger dünkenden Platze hört, den er beziehen kann. Aber auch die Besitzer kleiner Grundstücke sind wenig geneigt, auf der Scholle zu bleiben und diese zu verbessern. Heimatsgefühl, Liebe zur Scholle, die man bebaut und die einen nährt, das sind Gefühlsschwelgereien, deren sich der Tennessier nicht schuldig macht.

Die Landbebauung ist die denkbar nachlässigste und mühescheueste, und Tausch und Verkauf und Umzug von einer Ecke des Plateau's zur anderen findet um der nichtigsten Gründe willen statt. Die Bevölkerung des untersten Standes ist in beständiger Bewegung.

Vor dem Kriege wurde diese Klasse Leute von den Sklavenbesitzern poor white trash genannt. Die Leute, die zum Teil dieselben alten englischen Namen tragen

[1] Stanley ist inzwischen, nebst Emin und Casati, aus dem Njanza-Land nach der Ostküste zurückgekehrt. Der momentane Erfolg ist ein anderer, als er und seine Freunde erwarteten. Dies hebt den Wert seiner Thaten, die Richtigkeit seiner Pläne nicht auf. Wer nach ihm kommt, muß doch an dem weiter bauen, was Stanley gegründet hat.

wie die Pflanzer-Aristokratie, sind die Stiefkinder Fortuna's aus den ersten Kolonialzeiten her. Neben dem Nigger mochte der weiße Mann nicht um Lohn im Feld oder überhaupt mit den Händen arbeiten, und so blieb er immer auf der primitivsten Stufe des „Hinterwäldlers." Seit dem Kriege hindert ihn die „Ehre" nicht mehr am Arbeiten; auf seinen mageren Feldern zieht er gewöhnlich nur so viel Produkte, daß er bis Februar oder März zu leben hat. Ist der Vorrat aufgezehrt, dann ist er froh, wenn er Arbeit finden kann, um die Bedürfnisse seines Haushaltes bis zur nächsten Ernte zu bestreiten. Die Bedürfnisse sind einfach genug: mit Speck, Kaffee (der dreimal des Tages getrunken wird), Maismehl zu Brot, wozu noch etwa Aepfel und Bohnen kommen, wird ohne Abwechslung die Küche besorgt.

Noch anspruchsloser sind die Leute in Bezug auf die Wohnung. Selbst auf größeren Farmen, bei wohlhabenden Familien, besteht das Blockhaus nur aus zwei bis drei Räumlichkeiten; sehr viele der „kleinsten Leute" aber haben nur eine Hütte mit einem Raum und einem gedeckten Vorplatz. In dem einen Raum stehen einige doppelte Betten, zwei Tische, einige Stühle, ein kleiner Geschirrschrank und in den letzten Jahren gewöhnlich ein kleiner eiserner Kochofen, obgleich die älteren Frauen vorziehen, am Kaminfeuer zu kochen. Viele dieser Hütten haben kein Fenster, sondern nur zwei Thüren nach entgegengesetzter Seite, von denen die eine auf, der dem Winde abgewendeten Seite, immer offen steht. Von Reparaturen ist selten die Rede; das Dach wird nur geflickt wenn es in die Betten regnet — sonst schadet ja ein Bißchen Wasser nichts!

Vor mehr als 20 Jahren zog ein junges Paar in eine Hütte, an deren Vorderthüre eine der Thürangeln fehlte, so daß die Thüre ausgehängt war; 20 Jahre lang wurde diese Thüre nun jeden Abend gegen die Thüröffnung gelehnt und am Morgen wieder auf die Seite getragen. Inzwischen war ein hübsches Mädchen herangewachsen, der ein junger Ohio-Mann den Hof machte. Den jammerte das Thürelend: er brachte einst eine Angel mit und „fixte" die Thüre. In einer anderen Hütte liegt die Thüre ca. 3 F. über dem Erdboden; statt ein paar Treppenstufen zu machen, krabbelt die Familie seit Jahren hinauf und hinunter und die Kinder fallen der Reihe nach aus dem Hause heraus und sich Löcher in die Köpfe. Diese Fälle sind typisch. Variationen finden sich überall.

Wie mit dem Haus, so ist es mit dem Arbeitsgeräte: Pflug und Wagen stehen im Regen und Wetter und sind in kurzer Zeit verlottert, und außer der Axt, die jeder Mann hat und jeder gut gebrauchen kann, ist kaum Handwerkszeug vorhanden.

Auch der Viehstand ist spärlich und schlecht. Selten ist ein ordentlicher Stall, gewöhnlich nur ein offener Schuppen vorhanden, wo die Kuh und das Pferd beim schlimmsten Winterwetter unterstehen können; das Futter aber ist meistens gegen den Frühling sehr spärlich.

Die Mehrzahl der Bergleute gehört einer Methodistengemeinde an. Während des größeren Teils des Jahres werden die Sonntagsversammlungen nur selten besucht. Jeden Herbst aber finden in allen den über das Land zerstreuten Bethäusern „Erweckungsversammlungen" (revival meetings), von Wanderpredigern gehalten, statt, wo dann Jung und Alt während einer Woche täglich hinströmt: „to get religion" (um Religion zu kriegen), die dann den Rest des Jahres aushalten muß.

Schulen gibt es jetzt auch in den kleinsten Gemeinden, doch wird nur während fünf Monaten Unterricht erteilt. Schulzwang besteht noch nicht, doch ist jetzt eine Bewegung im Gange, um ihn einzuführen. Das Volk anerkennt den Wert der Schule, und mit Ausnahme der ältesten Leute können alle lesen, schreiben und elementares Rechnen.

Die Leute haben auch alle eine gute Kenntnis aller derjenigen Holzarten und Pflanzen, welche auf die eine oder andere Art nutzbar gemacht werden können und haben für dieselben Namen, wenn auch nur lokale; was aber blos zum Schmucke grünt und blüht, das muß sich mit allgemeinen Bezeichnungen begnügen. Nicht nur heißt alles, was aus einer Zwiebelwurzel erwächst, „Lilie", sondern auch jede Blüte, die einigermaßen die Form einer solchen zeigt, heißt so, daher es auch heißt: „Lilienbusch", „Lilienbaum" 2c. für die verschiedensten Zierbäume, z. B. für die Magnolia grandiflora; kleine Blumen, wie Primeln, Viola tricolor 2c. 2c. heißen kurzweg Pretties (ausgesprochen „Pudies"), also etwa „Hübschchen".

Unter den Mountaineers gibt es recht viele sehr alte Leute; trotzdem dieselben während ihrer Lebtage nicht besonders rüstig, sondern Krankheiten unter ihnen ziemlich häufig sind, sogar solche, für welche „der Berg" bei Nordländern zum Heilmittel wird: wie katarrhalische und rheumatische Leiden. Die Ursache hievon sind ohne Zweifel die für die einzelnen kalten Winter- und zahlreichen windigen Lenztage ungenügenden Wohnungen und die auffallend leichte Kleidung. Auch Schwindsucht kommt häufig vor; ob dieselbe aber spontan auf dem Plateau entsteht oder im Thal geholt wird, läßt sich bei dem beständigen Fluctuieren der Bevölkerung vorläufig nicht feststellen.

Die Leute heiraten in der Regel jung; bis das erste Kind geboren wird, lebt das junge Paar gewöhnlich bei den Eltern des einen Teiles. Statt der Hochzeitsreise wird bei den Verwandten herum je für Tage oder Wochen zu Gaste gegangen. Die Familien halten ziemlich zusammen, helfen sich nach Kräften in extremen Fällen, daher wohl Armut, nicht aber eigentliche Not oder hungriges Elend in den Hütten zu finden ist. Auch gastfreundlich ist der Mountaineer; die „Nacht ist keines Menschen Freund" kann man hier in Anbetracht der schlechten Straßen mit gutem Grunde sagen. Der Bergler ist daher nicht gern nach Sonnenuntergang, auf dem Weg und die Einladung „to stay allnight" erfolgt stets gegen Bekannte,

wenn es gegen Abend geht; aber auch der fremde Wanderer findet in der Regel ohne Mühe Unterkunft, doch wird häufig von Fremden Bezahlung angenommen, was vor dem Kriege nie vorgekommen sein soll. Viele der Bergleute sind Freimaurer und jedes County hat sein Logengebäude.

Die Mehrzahl der Bevölkerung stimmt demokratisch; doch ist das Parteigefühl gegenwärtig ziemlich kühl. Das Tragen von blauen Hosen bringt nicht mehr in Gefahr, geprügelt zu werden, wie noch vor 15—20 Jahren, wo diese Farbe als Erinnerung an die Uniform der damn'd Yankees verpönt war. Es ist ziemlich verstummt, das Wort „befor the war". Die Kriegsreliquien, die besonders in Chattanooga einen Handelsartikel bildeten und noch reichlich auf Lager sind, ziehen nicht mehr; nur alte Jungfern bergen noch sorgfältig Pakete Papiergeld der Konföderation (black-and white-backs genannt, im Gegensatz der „greenbacks" der Union) in dem Wahne, dieselben würden noch einmal etwas wert werden.

Bald nach Beendigung des Krieges wurden von Spekulanten aus dem Norden verlassene Farmen zusammengekauft. So kamen ziemlich viele nördliche Familien, besonders auch aus Ohio, darunter auch Deutschamerikaner, auf den Berg. Diese Ohio-men sind dem Mountaineer in landwirtschaftlicher Tüchtigkeit, Ausdauer und Geschick, wie auch in praktischen Kenntnissen behufs des Geldmachens weit überlegen. Sie haben dabei größere Bedürfnisse bezüglich Lebensweise und Wohnung, und so wurden unter ihren Händen aus vielen verlotterten Plätzen schöne, die Familien wohl nährende Güter. Diese Leute sind sich ihrer besseren Bewaffnung im Kampf ums Dasein sehr bewußt und zeigen dies ohne Scheu und ohne Rücksicht; sie stimmen fast ohne Ausnahme republikanisch und gehören in der Regel keiner der hiesigen Kirchen an. Sie sind daher nicht beliebt, obgleich die klügeren der Bergleute einsehen, daß sie dem Lande von Nutzen sind, indem sie durch Beispiel und durch den Zwang der Konkurrenz fördernd auf die Landwirtschaft wirken.

Sonst sieht der Mountaineer gern Fremde, sei es als Ansiedler oder als Sommerfrischler, denn er nimmt gern ihr Geld und verkauft gern seinen Ueberfluß an Land; er ist auch ziemlich ehrlich und ziemlich höflich gegen die Fremden, die ihn nicht durch ihr Pochen auf Yankee-Ueberlegenheit vor den Kopf stoßen; jedoch läßt sich nicht verkennen, daß die Höflichkeit sich in den letzten zwanzig Jahren entschieden vermindert hat.

(Schluß folgt.)

Die Rubin-Gruben von Burma.

(Schluß.)

Es sind auch einige schwache Versuche gemacht worden, in dem trockenen Kalkstein steinbruchartig zu graben und die kiesartigen Geschiebe in den Flußbetten auszuwaschen. Als Andeutungen von reichen Quellen der Ausbeute für die Zukunft sind diese sehr wertvoll, allein vorerst haben die erzielten Ergebnisse keinerlei Bedeutung erlangt. Wenn man den Wert dieser Gruben schätzt, so muß die wirkliche Beschaffenheit der gegenwärtigen und vergangenen Arten der Bearbeitung in Erwägung gezogen werden. Und wenn man dann bedenkt, daß Jahrhunderte hindurch die einzige Zufuhr wertvoller Rubinen für den Bedarf der Welt aus dieser Quelle bezogen worden ist, und zwar mit solchen unvollkommenen und beschränkten Betriebsmitteln, so kann man sich einen Begriff von dem machen, was hätte geschehen können, wenn man bei der Ausbeutung dieser Gruben sich der neuesten und besten Methoden, welche die moderne Ingenieurkunst an die Hand gibt, hätte bedienen können. Die Pächter unter der früheren eingeborenen Regierung zahlten nominell für das Vorrecht, diese Gruben abbauen zu dürfen, einen jährlichen Pacht von 400,000 Mark und mußten noch alle die größeren Steine, welche gefunden wurden, dem König abliefern. Aber wahrscheinlich ergänzte eine im großen Maßstab betriebene Bestechung die wirklichen Pachtgelder, und man nahm seine Zuflucht zu Erpressung und Schmuggelei, um die Mittel dazu zu liefern. Die englische Firma Gillanders, Arbuthnot u. Comp. führte bekanntlich jedes Jahr Rubinen im ungefähren Wert von 80,000 Lstrl. aus, und noch weit größere Mengen wurden von eingeborenen Händlern nach Kalkutta gebracht, außer derjenigen Portion, welche für den örtlichen Verbrauch in Mandalay und Burma überhaupt erforderlich war. Wahrscheinlich haben welche auch den Weg nach Siam und China gefunden. Wenn auch noch große Ungewißheit über die wahren Zahlen dieser Mengen besteht, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß der Betrag derselben ein ziemlich hoher war.

Die neue Handelsgesellschaft hat das Monopol, diese Gruben abzubauen und die Erzeugnisse derselben zu verwerten, für sieben Jahre erworben, wobei noch das Recht der Schürfung auf dem ganzen Gebiet mit inbegriffen ist. Die Anrechte der ganzen eingeborenen Bevölkerung an die Gruben werden sorgfältig geachtet werden. Die Bedingungen, unter welchen diese Erlaubnis erteilt worden ist, sind: Die Bezahlung von 400,000 Rupien jährlich und eines Sechsteils des Nettogewinns von den Arbeiten an die Regierung, welche sich verpflichtet, jede Gelegenheit zum Abbau der Gruben in rechtmäßiger Weise zu geben. Eine kurze Aufzählung der Bedingungen dürfte vielleicht von Interesse sein.

Zuvörderst ist die Bevölkerung in den Rubinenbezirken von höchstem Interesse. Vor der Besetzung der Gegend durch die britischen Truppen war wenig von ihr und den betreffenden Regionen bekannt, da es in der Politik der eingeborenen Herrscher lag, jede fremde Einmischung auszuschließen, so daß man allenthalben übertriebene Gerüchte

von den Schwierigkeiten des Hinwegs und von den Gefahren durch Fieber und Räuber ausstreute.

Natürlich haben innerhalb der letzten Jahrhunderte keine Europäer die Gruben besucht, mit Ausnahme einiger wenigen, welche sich eine besondere Erlaubnis hiezu vom König erwirkten. Den britischen Behörden war es bekannt geworden, daß die echte örtliche Bevölkerung keinen Anteil an dem bewaffneten Widerstand gegen die britischen Truppen genommen hatte, und die Leute durften daher wieder zu ihren Heimwesen zurückkehren, sobald sie nur kommen wollten; sogar die Anführer und Werber der Gegenpartei wurden in versöhnlicher Weise behandelt und ihnen eine vergangene Feindseligkeit auf das Versprechen künftiger Freundschaft hin nachgesehen. Es war merkwürdig, die geringe Zahl und vergleichsweise Vereinzelung der verschiedenen Gemeinden zu beobachten, welche die Bevölkerung der Grubenbezirke bildet. Wahrscheinlich zählte die ganze seßhafte und dauernde Bevölkerung mit Männern, Weibern und Kindern nicht über fünf- bis sechstausend Seelen, und eine flottierende Bevölkerung mochte zu Zeiten die Gesamtzahl auf etwa zehntausend Seelen bringen.

Mogok selbst, die größte Stadt oder Ansiedelung, enthält mit seinem Bazar und seinen östlichen und südlichen Vorstädten und Außendörfern wahrscheinlich die Hälfte der ganzen Bevölkerung. Mogok ist hübsch in Straßen ausgelegt, liegt am Fuß eines niedrigen Hügels und ist mit einer starken Verpfählung umgeben. Pagoden, Klöster, Rasthäuser und Heiligenbilder krönen jede Anhöhe ringsum, erhöhen noch den malerischen Charakter der Gegend und zeugen für den Wohlstand und das Wohlleben des Volkes. Die Häuser sind alle von Holz und nach burmesischer Sitte auf Pfosten erbaut, die Fußböden nur einen bis anderthalb Meter vom Boden, und jedes stand in seinem eigenen Garten oder Grundstück. Ueberall herrscht ein Anblick von Behaglichkeit und Bestand vor. Die Bevölkerung besteht nicht aus Burmesen, sondern aus burmanisierten Schans, welche Sitten, Bräuche und Trachten der Burmesen angenommen haben, aber noch immer die blauen Jacken und Beinkleider der Schans tragen. Im Bazar oder demjenigen südlichen Teil der Stadt, welcher dem Handelsverkehr und der Aufnahme von Fremden gewidmet ist, kann man eine bunte Sammlung von Leuten sehen, besonders an jedem fünften Tage, wo der regelmäßige Markt gehalten wird. Lihsas (Leesaws) von den entfernteren Hügeln bringen Brennholz, Gemüse, Hühner und etliche einfache Erzeugnisse zum Verkauf; sie sind eine wilde, schlecht genährte Rasse, welche aus den tieferen Gegenden in China und den Schan-Staaten vertrieben worden sind und, nun geduldet, unabhängig, aber für ihre Nachbarn nützlich ihre jetzige Heimat bewohnt. Sie leben nicht in der Grubenregion und sind wahrscheinlich weder als Freunde noch als Feinde von irgend einem Nutzen, denn sie arbeiten nicht in den Gruben, noch an den Straßen. Die reinen Chinesen machen sich leicht bemerklich; eine Anzahl von ihnen wohnt in A-Scheu-Yua oder dem östlichen Dorfe, welches Mogok auf der anderen Seite des Flusses gegenüber liegt. Sie züchten Schweine, rauchen Opium, spielen Hazard und sollen angeblich auch einen Schleichhandel in Rubinen treiben; sie sind ruhige, stille und harmlose Leute und betragen sich im ganzen gut, öffnen ihre Schweinfleischläden an Markttagen und sind immer zu einem Geschäft oder Kartenspiel bereit. Sie scheinen nicht dauernd im Lande zu wohnen und erhalten ihre Kopfzahl vorzugsweise wohl durch Wanderung, haben aber keine Schürfrechte. Die muhammedanischen Chinesen oder Pantheys sind eine ganz verschiedene Rasse; sie sind wandernde Kaufleute und große Reisende und gelten für Ueberreste eines Stammes, welcher Yünnan eroberte und von 1850 bis 1873 behauptete. Im Jahre 1868 schickte die englische Regierung eine diplomatische Expedition unter Sir Edward Sladen an ihren Hof in Talifoo. Der herrschende Kriegszustand verhinderte aber die Expedition, über Momien hinauszukommen, wo sie von Ta-Sen-Kon, dem dortigen General, sehr freundlich aufgenommen wurde. Später sammelte die Regierung in Pekin ihre Streitkräfte, führte einen vernichtenden Schlag gegen sie und zersprengte die am Leben Gebliebenen über die Grenzländer zwischen China, Tonkin, Siam und Burma. Sie sind seither die großen Zwischenhändler und Vermittler zwischen den Häfen von Burma und dem Binnenlande geworden. Weiter nach Osten bilden sie unabhängige Banden von Freibeutern, und sie sind es, welche unter dem Namen der „Schwarzen Flaggen" den Franzosen in Tonkin so viel zu schaffen machten. Sie sind ein schöner, wohlgebauter Menschenschlag von guten Manieren und unleugbarem Mut und Thatkraft und werden im künftigen Verkehr der europäischen Mächte mit jenen Ländern noch ein sehr wichtiger Faktor werden. Sie betreiben den größten Teil des eigentlichen Handels in Mogok und man mißt ihnen nicht den Hauptbetrag des Schleichhandels bei, obwohl sie sich möglicherweise an demselben beteiligen. Die diesen folgende und vielleicht gleich wichtige oder noch bedeutendere der nicht seßhaften Rassen sind die chinesischen Schans oder Maingthas, wie sie von den Burmesen genannt werden. Maing ist burmesisch und gleichbedeutend dem Worte Muang, Staat, in der Schan-Sprache; Tha ist das burmesische Wort für Sohn, so daß Maingtha einfach einen Mann aus den chinesischen Schan-Staaten bedeutet, von denen zwölf zwischen Burma und China liegen. Sie sind halb unabhängig, erfreuen sich einer eigenen Regierung durch Eingeborene unter Aufsicht der chinesischen Regierung und haben den Zopf und chinesische Sitten, Bräuche und Trachten und Religion angenommen und sind dem chinesischen Reiche treu ergeben. Ich durchreiste im Jahre 1868 mit Kapitän Sladen vier von diesen Staaten und war eine Zeit lang der Gast von einem ihrer Häuptlinge oder Sawbwas. Sie sind eine schöne, stattliche, unabhängige Rasse, die Weiber manchmal hübsch,

die Männer kräftiger und breitschultriger als die Chinesen, aber in der Regel nicht so groß wie die Pantheys. Sie verwalten ihre eigenen Angelegenheiten ohne Zuthun oder Beaufsichtigung der Chinesen und behaupten sich unabhängig, wenn auch unter bedeutendem Druck von Seiten der wilden Bergstämme der Kachyens. Alljährlich früh im Dezember treffen große Trupps dieser Leute ein und suchen Beschäftigung in den Gruben. Im Winter 1887 bis 1888 trafen über zweitausend von ihnen ein und suchten Arbeit in den Gruben, im jüngst vergangenen Dezember (1888) traf der gewöhnliche Zulauf nicht ein, angeblich infolge von politischen Störungen in der Nähe ihrer Wohnsitze. Von dieser Zufuhr an Arbeitskräften hängt wesentlich der Erfolg im Abbau der Gruben ab. Sie arbeiten sehr gut und fleißig und fordern hohe Bezahlung. Es ist absolut wesentlich, daß der neue Karrenweg vom Irawadi nach den Rubinengruben ohne Verzug eröffnet werde, und diese Leute allein können es thun. Vierunddreißig engl. Meilen von diesem Weg waren schon im Mai 1888 vollendet, aber da brach die Cholera aus und die Arbeiter flohen. Es sind noch weitere zwanzig bis bis dreißig Meilen Weges erforderlich, und zwar über die steilsten Teile des Passes. Falls dies im laufenden Jahre nicht mehr geschehen kann, so werden die Grubenpächter großen Verlust erleiden, da die schwereren Teile der erforderlichen Maschinen nicht nach den Gruben gebracht werden können, und dadurch werden große Auslagen mit nur geringen Ergebnissen entstehen. Hoffentlich wird die britische Regierung einsehen, daß ihr Interesse mit demjenigen der Pächter identisch ist, und wird die Maingthas ermutigen, den notwendigen Straßenbau vollends ganz durchzuführen. Die Maingthas wohnen nicht in den Grubenbezirken und haben dort auch keine festen Rechte.

In der ganzen Grubenregion spricht man Französisch, allein unter den ansässigen Bewohnern gibt es nur wenige Burmesen. Einige wohnen zu Kyathyen und waren die letzten, welche nach der britischen Besetzung der Gegend wieder zu ihren Heimwesen zurückkehrten. Ich begegnete ihnen auf ihrem Heimwege; sie plauderten frischweg mit der humoristischen Unbefangenheit ihrer Rasse über einige Zweifel bezüglich ihrer endlichen Aufnahme. Endlich ließen sie sich nieder und nahmen ihre Arbeit wieder auf; aber sie halten sich absolut von den anderen Rassen getrennt. Auf dem Bazar von Mogok finden sich auch einige burmesische Händler mit Waren aus Mandalay ein. Von ihnen und einigen Händlern der burmanisierten Schans behauptet man, daß sie den gesetzwidrigen Schleichhandel mit Rubinen treiben. Ein solcher Mann wird zeigen, daß seine Bücher in vollkommener Ordnung sind, und beweisen, daß er monatlich nur einen oder zwei Sovereigns verdient, während man doch weiß, daß er den zehnfachen Betrag verbraucht. Die Art und Weise des Verkehrs mit diesen Leuten, welche keinen festen Wohnsitz und keine begründeten Anrechte an den Grubeninteressen haben, bildet einen sehr ernsten Gegenstand der Erwägung. Alle wertvollen Rubinen und große Mengen der gewöhnlichen sind während der letzten zwei Jahre durch diese Leute aus den Gruben nach Mandalay gebracht und von dort ausgeführt worden. Man hat eine Zeit lang ein Verzeichnis über den Wert der durch die Post gehenden Rubinen gehalten und daraus gefunden, daß dieselben weit das verzeichnete Gesamterzeugnis der Gruben übersteigen. Namentlich haben sich drei Tschetkies oder eingeborene Bankiers aus Madras durch den Betrag ihrer Ausfuhren ausgezeichnet und werden nun wahrscheinlich demnächst infolge davon Unannehmlichkeiten vor den Gerichten bekommen. Die Regierung allein kann diesem Mißbrauch entsprechend steuern und hat auch in allen Stücken das Verlangen zu erkennen gegeben, gegen die Pächter loyal zu handeln und den Schmuggel zu verhindern.

Neben den burmanisierten Schans von Mogok, welche die hauptsächlichsten Grubenbesitzer und -Arbeiter in diesen Thälern sind, gibt es auch noch Weiler und Dörfchen von Katheys und Paloungs. Erstere sind Abkömmlinge von Sträflingen aus dem Hindustaate Munipur, welche sich schon vor Jahrhunderten hier niedergelassen haben. Sie haben sowohl ihre Sprache wie ihre Religion eingebüßt und sind praktisch Burmesen geworden, allein denjenigen, welche mit den Burmesen zu verkehren gewohnt sind, fällt der Unterschied alsbald in die Augen — es fehlt ihnen die Gutmütigkeit, das herzliche, offene, hochherzige Gebahren, welches den Burmanen kennzeichnet. Sie sind übrigens fleißige und ausdauernde Arbeiter und wohnen zumeist im Dorfe Kathey oder in dessen Umgebung. Die Paloungs sind ein Volk, welches von den anderen in ihrer Umgebung ganz verschieden ist. Ihr Stamm hat seinen Wohnsitz in der theebauenden Bergregion oder dem Staate Toungbaing, welcher nun in ein Tributverhältnis zu Großbritannien getreten ist und nordwestlich von den Rubingruben liegt. Sie sind freundliche, einfache, hart arbeitende Leute und besitzen in den Spaltengruben von Pingo-Toung und Baumadan sehr wertvolle Besitzungen, wenn dieselben richtig bearbeitet werden.

Im Verkehr mit den wirklichen Gruben und ihren Besitzern muß gegen dieselben jede Rücksicht an den Tag gelegt werden. Dieselben sind seither schonungslos von den Pächtern der früheren burmesischen Regierung und durch die widerrechtlichen Händler aus den Ebenen ausgebeutet worden. Im ehrlichen und redlichen Verkehr haben sie alle Chancen, sich das ganze Erzeugnis ihrer Gruben zu billigen Bedingungen zu sichern und die rechtlosen Schleichhändler zu überbieten, und wenn sie mit ihren Arbeitern billig und ehrlich verkehren, dieselben gut behandeln, ihnen ihre Bedürfnisse gut und zu billigen Preisen liefern und ihnen behülflich sind, ihre Arbeiten weiter zu entwickeln, so kann viel geschehen, um ihr Vertrauen zu gewinnen und die betrügerischen Mitbewerber aus dem Feld zu schlagen.

Gegenwärtig ist alle Aussicht auf einen solchen Erfolg vorhanden, welche irgend welche vernünftige Erwartungen von Seiten der Besitzer der so sehr begehrten Aktien rechtfertigen wird. Es wird allerdings ein gewisser Grad von Gleichmut und Geduld erforderlich sein, ehe wirkliche Ergebnisse jenen Erfolg beweisen werden. Fieber, Räuber, widerrechtlicher Schleichhandel, Verzug in der Eröffnung der Straßen und Störungen, welche in der Herbeischaffung der nötigen Arbeitskräfte eintreten, sind lauter Zwischenfälle, welche den richtigen Abbau der Gruben hindern mögen; allein alle diese sind bekannt und werden mit Vorbedacht und sorgsamem Abbau und unter loyaler Mitwirkung von Seiten der Regierung sicher rasch überwunden werden können.

Es sind jetzt Vorbereitungen getroffen, um die verschiedenen Arten von Gruben mit den neuesten und wirksamsten Maschinen unter der Aufsicht vollkommen tüchtiger Ingenieure und Bergleute an Ort und Stelle abzubauen. Bereits werden Maschinen, Dampfkessel, Waschapparate für die Edelsteine mit Pumpen, nach den Gruben geschafft und binnen Kurzem werden diese noch durch eine reichliche Menge von noch ausgedehnteren und leistungsfähigeren Vorrichtungen ergänzt werden, mittelst deren Hülfe man in fünf Jahren mehr zu leisten imstande sein wird, als bisher in ebenso vielen Jahrhunderten möglich war. Die neuesten Nachrichten bestätigen die Angabe, daß die Eröffnung des Fahrweges vom Flusse zu den Gruben durch die Regierung beschleunigt werden wird, und die Zivilbehörde wird vertreten durch Herrn A. R. Colquhoun, der sich die größte Mühe geben wird, den seit zwei Jahren mit herausfordernder Frechheit betriebenen Schleichhandel zu unterdrücken. Die Zeit, welche seit der ersten Annäherung an die Gruben vergangen, ist nicht ohne Nutzen verbracht worden, da sie gestattet hat, die Hülfsquellen des Landes, die zu überwindenden Schwierigkeiten und die Mittel, um dieselben in Angriff zu nehmen, nützlich zu studieren, und die Aussichten auf einen vorteilhaften Abbau und Betrieb der Gruben sind gegenwärtig höchst ermutigend.

In den Alpen Neuseelands.

Von R. v. Lendenfeld.

(Fortsetzung.)

Es war inzwischen so spät geworden, daß wir nicht mehr hoffen konnten, an diesem Tage noch das Plateau zu erreichen, und wir beschlossen daher, auf dem ersten Felsturm zu biwakieren. Nach links, dem unteren Rande des großen Schrundes folgend, erreichten wir wieder den Rücken.

Obwohl nicht mehr Zeit vorhanden war, das Gepäck auf das Plateau hinaufzubringen, so hatten wir doch noch zwei Stunden Tageslicht vor uns, und wir beschlossen, diese zu einer Rekognoszierung zu benützen. Wir deponierten das Gepäck und schickten den einen Träger mit einem Teile desselben zum Felsturm hinunter, den wir uns zum Nachtlager auserkoren hatten. Der andere Träger, meine Frau und ich betrachteten uns nun die Randkluft und den Turm genauer.

Wir gingen derselben entlang, und ich fand nach längerem Suchen eine Stelle, wo die bodenlose Kluft von dem Rest einer Lawine teilweise überbrückt war. Von den anderen am Seile gehalten, stieg ich hinab in den Schrund und überschritt die Spitzen-artig durchbrochene, zarte Brücke, welche 10 m. unter dem Kluftrand das Eis mit dem Felsen verband. Am anderen Ende der Brücke angelangt, tappte ich an der Felswand umher, bis ich einen Griff fand, schwang mich zu einem schmalen Felsband empor, kroch über dieses einige Meter nach rechts, erreichte einen Kamin und kletterte durch diesen hinauf bis zu einem breiteren Felsband, das dort an der Wand des Turmes hinzieht. Hier stellte ich mich fest und hielt die anderen am Seil, während sie mir folgten. Ueber das Felsband ging es verhältnismäßig leicht, und wir erreichten mit Hülfe desselben das Eis wieder oberhalb des großen Schrundes.

Jetzt trennten uns von dem Plateau nur noch der bereits erwähnte oberste Firnhang und die niedrige Felsmauer, welche sich über dem oberen Rande desselben erhebt. Wir hauten schief über den Firnhang hinauf Stufen und erreichten endlich die Kluft, welche den Firn von der Felswand trennte.

Die einzige ersteigliche Stelle der Felswand ist eine Kamin-artige Schlucht, ein Lawinenriß. An dem Fuße dieses Risses stand ich nun, vor mir die Kluft, über mir die drohenden Eis- und Steinbatterien und hinter mir der jähe Eishang, der hinabführt zu den Schründen, die wir über den Felsturm umgangen hatten. Die Kluft wäre vielleicht durch einen Weitsprung zu passieren gewesen, aber jenseits gab es keinen Griff und kein Band, an dem man sich hätte halten können. Der Felsriß endete 3 m. etwa ober der Firnkante. Einige Steine sausten pfeifend wie Flintenkugeln an uns vorüber, schlugen aufs Eis und setzten in weiten Sprüngen ihren Weg thalab fort. Ich sah die Unmöglichkeit ein, hier durchzukommen und trat schweigend den Rückweg an. Die anderen thaten das Gleiche, und erst als wir außerhalb des Bereiches der Steine und Lawinen uns wieder sicher fühlten, kamen die Worte uns wieder.

Wir stiegen denselben Weg hinab, den wir gekommen waren, nahmen das Gepäck auf und gingen hinab zum ersten Felsturm, wo wir bei einbrechender Dunkelheit anlangten.

An diesem Tage war offenbar nichts mehr zu unternehmen, und wir machten uns daran, unsern Schlafplatz möglichst behaglich einzurichten; doch dies war schwer. Der Platz, den wir gewählt hatten, war eine nicht ganz 1.5 m. breite, sanft gegen den nach Süden senkrecht absetzenden Felshang geneigte, mit eckigen, faust- bis kopf-

großen Steinen überstreute Fläche. Rückwärts und links ragten senkrechte Wände auf, nur von rechts her war die Stelle auf schmalem Felsbande von der Schneide aus zugänglich. Wir entfernten die losen Steine, planierten, so gut es ging, den Boden, breiteten eine Kautschukdecke und einen Pelz aus und legten uns parallel dicht nebeneinander darauf.

Den ganzen Tag hatten wir fast gar nichts gegessen, aber unser Biwak war so ungemütlich, daß uns auch jetzt die Mahlzeit nicht besonders mundete und wir uns bald schlafen legten. Das war eine Kunst. Es war hell, und es stand zu erwarten, daß während der Nacht die Temperatur beträchtlich unter Null sinken würde. Wir mußten uns daher ganz einhüllen, und da wir nur einen Pelz — der andere lag unter uns — für vier Leute hatten, so war dies schwer. Besonders mußte darauf geachtet werden, daß sich nirgends ein Luftloch befand, aber dieses war schwer zu vermeiden, da unsere Füße wegen der Schmalheit des Lagerplatzes frei über den Abhang hinausragten. Endlich nach vieler Mühe war der Zweck erreicht, und ermüdet, wie wir waren, schliefen wir bald ein.

Als ich erwachte und meinen Rock, mit dem ich meinen Kopf eingehüllt hatte, entfernte, erkannte ich an dem fahlen Schimmer der Sterne, daß der Morgen herannahte, aber die eisige Kälte, welche Gesicht und Hände berührte, veranlaßte mich, die schützende Hülle rasch wieder über das Gesicht zu ziehen und mich zwischen die Pelze zu verkriechen. Drinnen war es ganz behaglich und warm. Bald wurde es licht. Ich weckte meinen Nachbar und ersuchte ihn, den Petroleumherd anzuzünden — wir hatten schon am Vorabend alles für das Frühstück bereitgestellt, es handelte sich nur ums Anzünden. Der gute Mann streckte seine Hand heraus, allein mit einem zwischen den Pelzen erstickten Fluch zog er sie wieder ein.

Nun weckte er den anderen. Der machte es ebenso, und es entspann sich unter der gemeinsamen Decke ein edler Wettstreit, denn jeder wollte den heißen Thee haben, aber keiner wollte heraus, um den Herd zu entzünden. Inzwischen war auch meine Frau, die am Rande neben mir lag, wach geworden. Sie hörte unsere unter dem Pelz eifrig geführte Debatte und konnte begreiflicherweise nicht klug daraus werden. Endlich fragte sie, ob der Thee schon bereit sei. Dieses endlich rüttelte uns auf und einer der Leute erhob sich und zündete den Herd an. Es war jedoch so kalt, daß wir liegen zu bleiben beschlossen, bis die Sonne aufging. Bald erglänzte auch der Gipfel des Mount Cook feurig rot, und das Licht kroch, immer gelber werdend, an seinen Hängen herab, endlich traf auch uns der erste Strahl. Schon nach zehn Minuten war es merklich wärmer. Wir rüttelten uns auf und zogen die Schuhe an. Ein Trunk heißen Thee's erweckte die Lebensgeister und wir reckten die steifen Glieder, in der Morgensonne uns badend.

Das Minimumthermometer zeigte nahezu -7^0; kein Wunder also, daß keiner den schützenden Pelz verlassen wollte; erstaunlich ist es nur, daß wir eine so behagliche Nacht verbrachten.

Wir stiegen hinab zum Sattel und jenseits hinauf zur Felsspitze des Linda-Grates, wo ich mein Instrument aufstellte und zu arbeiten begann.

Die Aussicht von diesem Punkt auf die Umrandung des oberen Tasman-Beckens und der Einblick in dieses selbst und in die Gletscher, welche sich in dasselbe ergießen, ist gewiß eine der schönsten Hochgebirgslandschaften der Erde. Links im Nordwesten begrenzt die hochaufragende Firnschneide der Haidinger-Schneide das Bild. Jähe Eishänge, durchfurcht von Lawinenrissen, ziehen von derselben in weiter Flucht herab zum Haast-Gletscher, der den Südwestfuß dieser etwa 1700 m. hohen Wand bespült. Einzelne Felsen unterbrechen den Eishang, die Spitze selber besteht ganz und gar aus Eis. Rechts erheben sich dicht hinter dem steilen Grate, der vom Haidinger gegen Ost herabzieht, die kühnen Felszacken Kant-Spitze und Mount Spencer, welche diesem Teile des Hauptkammes der neuseeländischen Alpen entragen. Von ihnen herab zieht ein Eishang nach Ost, der unten in den breiten Rudolf-Gletscher übergeht. Wir unterscheiden nicht weniger als fünf distinkte Mittelmoränen auf diesem Sekundärgletscher, dessen flacher Unterlauf im selben Niveau wie der benachbarte obere Teil des Hauptgletschers liegt. Der Rudolf-Gletscher ist, wie seine fünf Mittelmoränen andeuten, aus sechs größeren Eiszuflüssen zusammengesetzt, welche von den südwärts schauenden Hängen jenes Teils des Hauptkammes herabkommen, welcher sich scharf im Bogen von Nordost nach Ost und Südost wendet. Im hintersten Winkel dieses Bogens erhebt sich ein hübscher Felsgipfel, die Rudolf-Spitze. Von dem höchsten Gipfel des Mount Cook bis zur Rudolf-Spitze verläuft der Hauptkamm der Alpen nahezu gerade von Südwest nach Nordost. Dieses Gebirgsstück ist 12 Km. lang und die demselben entragenden Gipfel nehmen im allgemeinen von Südwest nach Nordost an Höhe ab; sie sind: Mount Cook 3768 m., Mount Hektor 3411 m., Mount Tasman 3247 m., Haast-Spitze 3017 m., Haidinger-Spitze 3084 m., Kant-Spitze 2908 m., Mount Spencer 2648 m., Mount Jervois 2652 m., Rudolf-Spitze 2924 m.

Die höchsten Teile des Kammes zwischen Kant- und Rudolf-Spitze sind felsig und es krönt eine steile Mauer von schwankender Höhe hier überall die steilen Firnhänge. Südöstlich von der Rudolf-Spitze ist der Hauptkamm ein zackiger Felsgrat, der hinabzieht zu einem flachen Firnsattel. Von diesem steigt der Kamm erst allmählich und dann steil zu dem Delabêche-Massiv an. Der Delabêche ist ein Bergstock, der den oberen Tasman-Firn von dem Rudolf-Gletscher trennt. Er entsendet einen 3 Km. langen Sporn nach Südwesten, welcher sich an der Zusammenflußstelle des Rudolf- und Tasman-Gletschers auskeilt. Groteske Felstürme von ungeheuren Dimensionen entragen

diesem Kamm, der nordöstlich mit der eisgekrönten 3103 m. hohen Spitze des Delabêche endet. Von den Seiten des Kammes gehen steile Gräte ab, die Gletscher von einander trennend, welche die Abhänge des Delabêche-Kammes bekleiden.

Vom Delabêche zieht der Hauptkamm, die Hauptwasserscheide Neuseelands, etwa 5 Km. in nordöstlicher Richtung weiter, erhebt sich zu dem schlanken Felsgipfel des Mount Green (2815 m.) und kulminiert im Norden im Mount Elie de Beaumont, 3075 m. hoch. Von diesem ganzen Kamme sehen wir nur die nach Osten zum Tasman-Firn absteigenden Gräte Coulissen-artig hintereinander und die Gipfel. Im Vordergrund liegt der massige, kompliziert gebaute Delabêche und rechts dahinter sehen wir den ganz aus Eis gebildeten schönen, domförmigen Gipfel des Elie de Beaumont.

Wie eine langgestreckte Ebene, von den Moränenstreifen wie von Straßen durchzogen, liegt zu unseren Füßen der Tasman-Gletscher, den wir seiner ganzen Länge nach übersehen. Entfernt im Süden liegt seine Moränenbedeckte Zunge, die wir schon kennen. Nach Norden erstreckt er sich ganz gerade bis zum Fuß des Delabêche. Hier erscheint er gespalten: der kleinere linke Zweig ist der Rudolf-Gletscher, der größere, rechte, der obere Tasman. Während der Rudolf-Gletscher sehr reich an Moränen ist, sehen wir auf dem oberen Tasman nur wenige unbedeutende Moränenstreifen an den Seiten, welche sich einige Kilometer oberhalb der Mündung des Rudolf-Gletschers verlieren.

Abgeschlossen am oberen Ende ist der ganze Tasman-Gletscher durch einen doppelgipfligen, fast ganz aus Eis gebildeten, 1840 m. hohen Berg, den Hochstetter-Dom.

Der Tasman-Gletscher hat, vom Hochstetter-Dom bis zum Gletscherthor, eine Länge von 28 Km. und einen Fall von 1110 m. Er ist demnach länger als irgend ein Gletscher in den europäischen Alpen, denn der längste und größte unserer Gletscher, der Aletsch, ist nur 24 Km. lang.

Der Hochstetter-Dom ist durch einen breiten flachen Sattel vom Elie de Beaumont getrennt. Von seinen beiden Gipfeln ist der östliche, schärfere, der höhere

Rechts vom Hochstetter-Dom sehen wir einen 4 Km. langen, genau ost-westlich verlaufenden Felsgrat, der im Mount Darwin (2677 m.) kulminiert. Dieser Grat tritt von West her weit in den Gletscher hinein vor und trennt das Firnfeld, welches den Südabhang des Hochstetter-Doms bekleidet, von einem großen Sekundärgletscher, der von Osten herabkommt.

Unter den Gipfeln des westlichen Grenzkammes ist es besonders der uns ziemlich nahe liegende Mount Malte-Brun (2753 m.), der uns fesselt. Kühn erhebt sich sein felsiger Gipfelbau über ein steiles Thal, in dessen oberem Teil zwei kleine Gletscher liegen, die aber mehrere Hundert Meter ober dem Tasman enden. Weiter nach rechts, uns gerade gegenüber, liegt eine Reihe von felsigen Gipfeln, welche nach Süden hin rasch an Höhe abnehmen. Dieser Kamm, welcher die östliche Grenze des Tasman-Gletschers bildet, ist niedriger und sehr viel weniger vergletschert, wie der westliche Grenzkamm, auf dessen Abhange wir stehen. Ich nenne den östlichen Grenzkamm den Malte-Brun-Kamm. Er endet im Süden an der Vereinigungsstelle der Tasman- und Murchison-Thäler.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

* Erste Ersteigung des Kilima'ndscharo. Dieser wahrscheinlich höchste Berg Afrika's ist nun endlich von den Herren Dr. Hans Meyer aus Leipzig und L. Purtscheller aus Salzburg erstiegen worden, nachdem dies bei zwei früher unternommenen Versuchen nicht vollständig gelungen war. Nach einem in Leipzig eingetroffenen Telegramm ist es ihnen gelungen, den höchsten Gipfel des Kilima'ndscharo von Marangu aus zu ersteigen. Damit ist das Ziel, welchem Dr. Meyer seit Jahren nachstrebt, endlich erreicht. Die Expedition schlug diesmal den direkten Weg von Mombas nach Taveta ein und hatte vor dem Aufbruch mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden.

(„Mitteil. d. d. u. österr. Alpenvereins.")

* Berlin, 21. Nov. Ein Extrablatt des „Reichsanzeigers" veröffentlicht ein Telegramm des Hauptmanns Wißmann aus Sansibar vom 20. November: Aus Mpwapwa, 10. November, kommt die Nachricht, daß dort Stanley, Emin Pascha, Jephson, Stairs, Dr. Parkes, Nelson, Bonny, Casati, Schinze, Hofmann und ein anderer Missionar eintreffen. Ich erwarte deren Eintreffen in Bagamoyo frühestens am 1. Dezember. Der Zustand der Station Mpwapwa ist befriedigend.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Sprachvergleichung und Urgeschichte.

Linguistisch-historische Beiträge
zur
Erforschung des indogermanischen Altertums
von
O. Schrader.

Zweite vollständig umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage.

Ein sehr starker Band von 43 Bogen Groß 8°. 14 Mk.

Dieses Buch, dessen günstige Aufnahme in gelehrten und weiteren Kreisen bekannt ist, erscheint hier zum zweiten Mal, und zwar in fast völlig neuer Gestalt. Verarbeitet ist in dasselbe alles, was die seitherigen Studien des Verfassers und der Aufschwung der vergleichenden Altertumskunde während der letzten Jahre an neuen Thatsachen und Gesichtspunkten hervorgebracht haben. Der Verfasser nimmt eine nunmehr feste Stellung zu der vielbesprochenen Frage nach der Vorheimat der Indogermanen ein.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Vitzthum von Eckstädt, Carl Friedrich Graf, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. Zweite durchgesehene Aufl. Geh. M. 5. — Geb. M. 6. —

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 49. Stuttgart, 9. Dezember 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an die **Verlagshandlung** in **Stuttgart** zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Gabun. S. 961. — 2. Reisebilder aus Aegypten. Von Ernst Schrecker. S. 965. — 3. In den Alpen Neuseelands. Von R. v. Lendenfeld. (Fortsetzung.) S. 967. — 4. Das Cumberland-Plateau in Tennessee. Von O. Plümacher. (Schluß.) S. 971. — 5. Das Plankton und seine Erforschung. Von Dr. Kurt Lampert. (Schluß.) S. 973. — 6. Musik und Gesang Irlands. Von Helen Wolff. S. 978. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 979. — 8. Notizen. S. 980.

Todes-Anzeige.

In der Nacht vom 28. auf den 29. November verstarb plötzlich am Herzschlag

Herr Dr. Karl Müller,

seit 1885 Redakteur des „Auslands".

Indem wir diese Trauerkunde unsern Lesern zur Kenntnis bringen, beklagen wir den Hintritt eines Mannes, dem wir um der Sorgfalt und rastlosen Thätigkeit willen, die er durch fünf Jahre der Redaktion des „Auslands" widmete, ein ehrenvolles Gedächtnis bewahren werden.

Stuttgart, Anfang Dezember 1889.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung
Nachfolger.

Gabun.

Das „Annuaire pour l'an 1886, publié par le Bureau des Longitudes" gibt für die Etablissements an der Goldküste und die Territorien des Gabun und Ogowe ein Areal von 370,200 Quadratkilometer an. Wie man zu diesen Ziffern gekommen ist, dafür fehlt der Nachweis, und da weder bei dem einen noch bei dem anderen Gebiet die Ausdehnung nach dem Innern bisher irgend wie limitiert worden ist, sosind sie auch ziemlich bedeutungslos. Der Gothaische Hofkalender dagegen spricht allein dem Kongogebiet und Gabon ein Areal von 670,000 Quadratkilometer zu, danach wäre diese erst durch die Kongokonferenz und die darauf folgenden Abmachungen mit dem Kongostaat Frankreich zugefallene Besitzung erheblich größer als das Mutterland. Faktischen Besitz ergriffen hat Frankreich freilich bis jetzt erst von einem sehr kleinen Teil.

Vor nicht gar langer Zeit tauchten sogar Gerüchte auf von einer Abtretung der damals allerdings viel kleineren Kolonie an England gegen eine Geldentschädigung. Denn die erhofften kommerziellen Erfolge waren wenigstens für französische Interessenten ganz ausgeblieben. Gabun wurde den Franzosen zuerst durch ihren Kapitän Bouet-Willaumez bekannt, welcher, bei seinem Besuch der Küste im Jahre 1838 von der günstigen Lage des Aestuariums überrascht, seiner Regierung den Vorschlag machte, hier eine Erfrischungsstation für die Flotte anzulegen. Louis Philippe ging gern darauf ein, und am 18. Mai 1842 wurde am rechten Ufer des Gabun ein französisches Kontor errichtet, nachdem der dortige Häuptling Louis das benöthigte Terrain abgetreten hatte. Zwei Jahre später, am 1. April 1844, nahm Bouet-Willaumez auf Grund der mit verschiedenen Häuptlingen geschlossenen Verträge Besitz vom ganzen Aestuarium des Gabun, sowie vom Kap Esteiras weiter nördlich und von der Munda-

Bucht. Es sollte der Gabun Hauptstation werden für die zur Unterdrückung des Sklavenhandels abkommandierten französischen Fahrzeuge. Weitere Erwerbungen wurden zunächst gemacht durch die Cession des Territoriums um Kap Lopez und am unteren Ogowe seitens der dortigen Häuptlinge 1. Juni 1862; später erkannten die Häuptlinge von Sanpatang und Isambeh die französische Souveränetät an. Diesem Beispiele folgten die am Muni oder Dangerfluß, und der Landstrich am mittleren Ogowe wurde durch den Verzicht Renoke's, des Häuptlings der Inenga, französisch. Wie in neuester Zeit vornehmlich durch Savorgnan de Brazza's rastlose Thätigkeit und die seine Erwerbungen ratifizierende Kongo-Konferenz hier ein Kolonialbesitz von mächtiger Ausdehnung geschaffen wurde, lebt noch in frischer Erinnerung.

Die ursprüngliche Besitzergreifung dieses Gebietes durch die Franzosen schreibt man vielleicht nicht mit Unrecht ihrer Verzweiflung über ihre Mißerfolge am Senegal zu, wo, ehe Faidherbe dort Ordnung schaffte, die trostlosesten Zustände herrschten. Sobald aber durch diesen energischen und umsichtigen Gouverneur Senegambien wiederum in den Vordergrund des Interesses trat, begann der Enthusiasmus für die neue Besitzung in Aequatorial-Afrika mit ihrem für die französische Flotte so vorteilhaften Zufluchtshafen sich abzukühlen, und als dann der deutsch-französische Krieg Frankreich zwang, seine Aufmerksamkeit auf Europa zu konzentrieren, gerieth Gabun ganz in Vergessenheit. Die der Republik auferlegten kolossalen Geldopfer nöthigten zu größter Sparsamkeit, und man begann in Paris ernstlich daran zu denken, das unnütze Besitzthum zu verkaufen oder zu vertauschen. Als der Plan auftauchte, Gabun gegen die englischen Besitzungen am Gambia hinzugeben, wodurch die nördlichen und südlichen Besitzungen Frankreichs an der dortigen Küste in nähere Verbindung gebracht worden wären, begrüßte man diese Idee am Gabun mit unverhehlter Freude. Nicht nur die dortigen englischen, auch die deutschen Kaufleute hätten diesen Regierungswechsel sehr gern gesehen. Die Europäer am Gambia aber erklärten, alles andere lieber werden zu wollen als französisch, und an ihren energischen Protesten sind denn diese wohlmeinenden Pläne gescheitert.

Die französische Regierung zog nun die der Kolonie bisher gewährte Subvention zurück und überließ dieselbe ihrem eigenen Schicksal. Da aber doch die Verwaltungskosten irgendwie bestritten werden mußten, so führte man Zölle auf die eingeführten wie auf die ausgeführten Waaren ein. Nach dem Dekret vom 12. September 1868 durften alle Waaren, woher sie auch immer kamen, zollfrei eingeführt werden. Dagegen wurde von den Kolonialprodukten ein Ausfuhrzoll von 4 Prozent vom Wert erhoben, den ein späterer Erlaß auf 2 Prozent herabsetzte. Es herrschte also eine durchaus freihändlerische Zollpolitik. Aber ein Dekret vom 4. Juli 1876 stellte die früheren Verhältnisse förmlich auf den Kopf, indem es einen Zolltarif festsetzte, welcher die eingeführten Waaren bis zu 60 Prozent vom Werth belastete. Unter diese höchste Kategorie fiel Rum, während Genever 50, Alkohol 35, Rohtabak 40, Schießpulver 40, Salz 33, Feuersteingewehre 20 Prozent vom Werth zu zahlen hatten. Außerdem sollte 1 Frank für Ankunft oder Abgang jeder Waarensendung von über 100 Franks erhoben werden, wozu noch solche Abgaben, wie Droit de Patente, Impôt foncier et mobilier, Emmagasinage des poudres, Droits sanitaires u. a. kamen, um den Handeltreibenden das Leben möglichst zu erschweren. Dazu nahmen die vielfachen Chikanen der französischen Regierung im Laufe der Zeit einen solchen Umfang an, daß nach und nach ein großer Theil des Handels sich nach der nahe gelegenen spanischen Insel Klein-Eloby zog, „wo von einer Verwaltung weder im Guten noch im Bösen die Rede sein konnte, wo sich aber gerade deshalb die Kaufleute am wohlsten fühlten."

Am 7. November 1884 ist der Zolltarif dann wieder abgeändert worden. Danach werden erhoben pro Hektoliter Alkohol (von 56 Centigrad) 1 Frank, pro Hektoliter Wein (von 16 Grad und darüber) 10 Franken, pro Hektoliter Bier 5 Franken, für je 100 Kilogramm Konserven 10 Franken, für jedes Handelsgewehr (alte Steinschloßflinte) 2 Franken und für Gewebe 10 Prozent vom Werth. Französische Waaren genießen einen Vorzug von 60 Prozent, gleichviel unter welcher Flagge sie segeln.

Dieser Tarif hat indes keine Gültigkeit südlich vom 2.° 30′ südl. Breite, denn dort beginnt nach den Abmachungen der Berliner Konferenz das Freihandelsgebiet. Dazu gehören auch die französischen Thäler des Nyanga und Niari-Kuilu. Aber damit ist die Regierung in ihrem Recht der Zollerhebung nicht allein auf das eigentlich so genannte Gabun und das Thal des Ogowe beschränkt worden, sie wird auch als natürliche Folge in die Nothwendigkeit versetzt, am Gabun und Ogowe nur mäßige Zölle zu erheben. Die Verwaltung der Kolonie wird sich demnach in kurzem in Folge der Berliner Bestimmungen gezwungen sehen, die Verordnung von 1884 wieder aufzuheben und einen liberaleren Tarif an die Stelle der bisher sehr hohen Einfuhrzölle zu setzen. Denn man müßte die Neger schlecht kennen und die Händler sehr schief beurteilen, wenn man meinte, daß sie, welche in jeder Weise den Zollplackereien zu entgehen suchen, nicht sehr bald ihren Handel soviel als möglich nach Süden richten würden. Anstatt, wie jetzt, nach Libreville herunterzukommen, würden die Produkte des Innern ihren Weg zu den Faktoreien an den Lagunen von Settecama oder im Thal des Kuilu nehmen.

Ursprünglich suchte man Gabun seines Menschenmaterials wegen auf. Dieser große natürliche Hafen, der beste an der ganzen Küste, war schon in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts entdeckt worden, aber unbeachtet

geblieben, weil seine Ufer nichts boten, was den Handel reizen konnte. Dieses Reizmittel wurde erst gefunden, als sich herausstellte, daß der bisher wenig geachtete Weltteil in seinen Menschen einen höchst wertvollen Handelsartikel besaß. Gabun wurde bald das Zentrum eines außerordentlich lebhaften Verkehrs, an welchem sich vornehmlich portugiesische Sklavenhändler beteiligten, und noch heute verstehen die Alten die portugiesische Sprache sehr wohl. Die Portugiesen waren indes nicht die ersten Europäer, welche, angezogen durch die Gerüchte von Goldlagern in den Bergen des Hinterlandes, hier eine Niederlassung versuchten. Nach Oskar Lenz, der eine alte französische Chronik in der Jesuiten-Mission zu Gabun einsehen konnte, lief zuerst 1601 ein holländisches Schiff in Gabun ein, doch wurde die Schiffsmannschaft von der damals noch sehr wilden einheimischen Bevölkerung getötet und aufgefressen. Von diesem Schiff sollen noch ein paar große uralte Kanonen herrühren, die noch heute auf der kleinen Insel Coniguet liegen, mitten im Walde, von einer üppigen Vegetation bedeckt und halb in der Erde vergraben. Später soll ein spanisches Schiff dasselbe Schicksal erlitten haben wie das holländische, und dann erfährt man lange nichts wieder von Gabun. Bezahlte sich aber das Goldsuchen nicht, so war der Menschenhandel um so gewinnbringender. Namentlich war Kap Lopez einer der Hauptplätze für den Sklavenhandel, und zahlreiche Schiffe kamen dorthin, um diese lebende Ware aufzunehmen, entweder zur direkten Ueberfahrt nach Amerika oder für die früher so mächtige und reiche Zentralstelle des westafrikanischen Sklavenhandels, São Paolo de Loanda.

Und als unter der Ueberwachung der zahlreichen englischen Kreuzer der früher so blühende Handel zusammenschrumpfte, ein Küstenplatz nach dem andern verödete, da hielt sich der Sklavenhandel noch am längsten in Kap Lopez. Noch 1875 sah Lenz große Mengen von Sklaven nach den portugiesischen Inseln São Thomé und Principe gehen, um dort auf den Kaffee- und Plantagenpflanzungen zu arbeiten. Jährlich kamen damals an 2000 Sklaven den Ogowe herab, von denen ein Teil an die umwohnenden Stämme der Mpongwe und Nkomi verkauft, ein zweiter von den Orungu, die auch Kap Lopez-Leute genannt werden, zu eigenem Gebrauch behalten wurde; dagegen verschiffte man die bei weitem größte Partie nach den genannten Inseln. Von dort kamen Mulatten in großen Kanus herüber, nahmen ihre Ladung ein und hielten sich in den zahllosen Kanälen des Ogowe-Delta's verborgen, solange sich draußen ein Kriegsschiff zeigte, um, sobald es anging, mit alleiniger Hülfe von Rudern in 4—5 Tagen zu jenen Inseln hinüberzufahren.

Die Orungu am Kap Lopez zahlten den Fluß-aufwärts wohnenden Ininga und Galloa für jeden Sklaven durchschnittlich 12—16 Dollars in Waren und erhielten von den portugiesischen Mulatten 30 Dollars bar. Seit der Sklavenhandel nach den portugiesischen Inseln aufgehört hat, geht es den Orungu schlecht, und da sie an die europäischen Waren, namentlich Rum und Tabak, gewöhnt sind, ihr Land aber keine Handelsprodukte mehr liefert, so legen sie sich auf den Raub.

Wie die europäischen Kaufleute bei solchen Vergewaltigungen von der französischen Regierung behandelt werden, davon erzählt Lenz eine Geschichte, die man als Parallele zu Hübbe-Schleidens Schilderungen nehmen darf. Ein Europäer war von den Eingebornen bedroht, einige seiner Leute waren sogar getötet worden. Bei der Verteidigung war aber auch einer der Angreifer gefallen. Als nun die Sache vor dem französischen Kommandanten in Gabun zum Austrag gebracht werden sollte, wurde der Faktorist zu einer sehr hohen Entschädigung an den Stamm des Gefallenen verurteilt, die das ganze seit Jahren mühsam erworbene Vermögen des angegriffenen und beinahe getöteten Kaufmanns verschlang.

In Gabun hat auch der letzte gesetzlich autorisierte Export von Menschen seine reichsten Erfolge gefeiert. Es war dieß die sogen. freie Auswanderung, die in den Jahren 1857 bis 1860 unter der mißleiteten Regierung Napoleons III. veranstaltet wurde.

Erst in der jüngsten Zeit entwickelte sich hier ein umfangreicher legitimer Handel.

Anfangs rüsteten Rheder von London und Bristol, später auch von Havre, Liverpool, Hamburg, Glasgow und New-York einzelne Schiffe mit einer Ladung billiger Waren aus und entsandten sie an die Westküste Afrika's, um diese Waren gegen Gold, Elfenbein und Palmöl einzutauschen. Diese kostbaren Produkte der neuen Ladung hatten oft einen zehnfach höheren Wert als die alte Ladung, aber sie nahmen weniger Raum ein, die Schiffe bedurften daher, um die stürmischen Gewässer der nördlichen Meere sicher zu durchschiffen, einer Auffüllung. Diese fanden sie in den Eben- und Rothholzwäldern an der Bucht von Gabun, und so kam es, daß dieselbe von den hier verkehrenden Handelsschiffen regelmäßig aufgesucht wurde.

So entspann sich mit der Zeit ein Handel mit den Eingebornen, der sich hier wie an der ganzen westafrikanischen Küste dadurch noch mehr erweiterte, daß die Kapitäne den Eingebornen Waren auf Kredit gaben, um dagegen Landesprodukte einzutauschen, dann aber auch einzelne ihrer Leute an geeigneten Küstenplätzen mit größeren Warenvorräten zurückließen, bis das Geschäft aus den Händen der Kapitäne und ihrer Superkargos in die der Schiffsrheder überging, welche nun selber Handelsfaktoreien anlegten. Ihnen folgten endlich in letzter Stelle die eigentlichen Kaufleute.

Zuerst etablierte sich hier die große englische Firma Hatton und Cookson, das war im Jahre 1848. Als die nächste folgte die deutsche Wörmann erst 1862, aber seit-

dem hat sich nicht nur am Gabun selber, auch an der ganzen Küste des französischen Gebietes, wie ja auch darüber hinaus auf dem jetzt portugiesischen Terrain und auf dem Territorium des Kongostaats, eine große Anzahl anderer englischer und deutscher Häuser, sowie portugiesischer, französischer, holländischer und amerikanischer Firmen etabliert und Faktoreien gegründet. Von deutschen Häusern sind außer dem schon genannten noch Jantzen und Thormählen nebst Gödel und Gütschow anzuführen.

Zöller gibt uns in einem Anhang zu seinen „Forschungsreisen im südlichen Kamerun-Gebiet", die sich aber thatsächlich bis zum Kongo erstrecken, ein Verzeichnis der von der Kampo-Bay, dem nördlichsten Punkt der französischen Besitzungen, bis zur Mündung des Luemma im äußersten Süden angesessenen Firmen. In der Kampo-Bay hat Wörmann am Kap Awuni eine Zweigfaktorei, welche ein Schwarzer versieht, am Kap Batta, Bata oder Botas haben Wörmann, Jantzen und Thormählen und John Holt Niederlassungen. Am Südufer des Flusses Benito oder Eyo, unfern von seiner Mündung, hat Wörmann eine Faktorei, nördlich davon an der anderen Seite des Flusses haben amerikanisch-presbyterianische Missionäre die Stationen Heylern und Cabo de Dos Puntas angelegt, wo einige weiße Männer und Frauen thätig sind. Zwischen dem Benitofluß und Kap San Juan, wo spanisches Gebiet anfängt, bestehen mehrere von Schwarzen geleitete deutsche und englische Zweigfaktoreien, so am Dotefluß, in Handsche und Italamanga. Nun kommt das spanische Elobу, wo Wörmann und Jantzen und Tormählen fast den ganzen Handel in Händen haben.

Auf französischem Gebiet in der Gabun-Kolonie begegnen wir den ersten Handelsfaktoreien auf der Munda-Insel in der Munda-Bucht, und zwar denen von zwei Franzosen, die dort einen kärglichen Handel mit Rothholz treiben. Auch ist dort ein französischer Zollposten stationiert, obwohl, wie Hübbe-Schleiden versichert, der Zoll auf das Rothholz, das von dort exportiert wird, das Schmuggeln gar nicht werth wäre und man außerdem von der Insel aus absolut nichts sehen kann von dem, was in der eigentlichen Flußmündung vor sich geht.

Die meisten Handelshäuser befinden sich naturgemäß in Libreville, der Hauptstadt der Kolonie. Man zählt hier drei deutsche, ebensoviele englische, sieben französische und zwei portugiesische Firmen. Von größerer Bedeutung sind aber nur die bereits öfters genannten Wörmann und Hatton und Cookson. Durch ihre Hände geht weitaus der größte Teil der Ein- und Ausfuhr.

Libreville, so in Nachahmung des englischen Freetown genannt, liegt sehr günstig am Nordufer der weiten Bucht von Gabun, welche die Vorteile eines offenen Meeresarms mit dem größeren Schutze vereinigt, den eine weite Flußmündung bietet. Das Südvorland tritt zurück wie das Nordufer an der Mündung der Elbe, „und fast ebenso wie Cuxhaven en face der Nordsee liegt, so öffnet sich vor den Handelsniederlassungen in Gabun der weite Südatlantische Ozean; man genießt dort die frische Luft der offenen See ohne die verpestende Sumpfluft, wie sie oft an den Mündungen tropischer Flüsse herrscht."

Ueber eine Strecke von 7 Kilometer verstreut liegen längs dem nördlichen Ufer der Bucht die Handelsniederlassungen und sonstigen Gebäude der Weißen. Kaum einige Hundert Schritte landeinwärts, halb im Busch versteckt, findet man die kleinen, hauptsächlich aus den Blattstielen der Raphia-Palme erbauten Dörfer der Eingeborenen. Im nordwestlichsten Teil, der den Namen Plateau führt, befinden sich die große katholische Mission und die französischen Faktoreien. Hier hat auch die französische Verwaltung ihren Sitz in einem zweistöckigen steinernen Gebäude mit oben und unten herumlaufenden bogenförmigen Hallen, auf einer kleinen Anhöhe, von der man über einen mit Gras und Bäumen bestandenen Platz hinaus einen schönen Anblick über das Meer genießt. Im unteren Stock befinden sich die Arbeitsräume, in dem oberen wohnt der Gouverneur mit seiner Familie. Seinem Beispiel folgend, haben schon einige andere Europäer ihre Frauen hiehergebracht. Doch zählte man 1885 unter den 162 europäischen Bewohnern von Libreville-Glaß nur vier verheiratete Frauen. Glaß ist der Name der auf Plateau folgenden Ansiedelung, wo die Deutschen und Engländer ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben; den südlichsten Punkt bildet die Faktorei der Firma Gödelt und Gütschow. Die einzelnen Faktoreien liegen völlig von einander getrennt, jede besteht aus einem größeren oder kleineren Komplex von Baulichkeiten, die als Wohnhäuser, Läden, Lagerräume u. a. dienen. Die meisten dieser Gebäude sind aus Brettern und Planken, einige aus dem Material der Raphia-Palme, andere aus Wellblech erbaut. In dem etwas höher gelegenen Baraka hat sich die anglikanische Mission etabliert.

Es befinden sich hier die Stationen von drei Missionsgesellschaften, von zwei protestantischen, einer amerikanischen und einer presbyterianischen, deren Schulen durch das Verbot der Kolonialregierung, den Unterricht in einer anderen als der französischen Sprache zu erteilen, in ernstliche Frage gestellt sind. Die presbyterianischen Missionäre hatten jahrelang ungestört in der von ihnen grammatikalisch bearbeiteten Sprache der Eingeborenen unterrichtet. Die katholisch-französische Mission von Sainte Marie hat etwas nördlich von Libreville ausgedehnte Ländereien erworben und betreibt auf ihrem großen parkähnlichen und sorgsam gepflegten Landbesitz nicht nur den Unterricht im Lesen, Schreiben und in allerlei für die Verhältnisse passenden Handwerken, sondern auch eine Art landwirtschaftlicher Versuchsstation. In kleinem Umfang zieht man tropische Produkte wie Baumwolle, Oelpalmen, Kakao u. a. Doch gibt allein die Oelpalme nennenswerte Resultate, auch der Kakao wächst recht gut, Baumwolle aber will nicht gedeihen, weil der Boden

zu feucht ist. Dagegen sind die in geringem Maße gebauten Kaffee und Vanille von guter Qualität. Die Weinreben bringen aber nur kleine, saftlose Beeren hervor. Europäische Gemüse gedeihen gut während der trockenen Jahreszeit, doch muß man immer wieder neuen Samen importieren, da die, welche man von dem in der Kolonie gezogenen Gemüse gewinnt, nicht keimen. Außer den bereits genannten Gebäuden von Libreville-Glaß wären noch zu nennen ein Haus zum Aufenthalt für die Offiziere der Garnison, ein Pulvermagazin und drei Wirthshäuser, in denen man zwar Speisen und Getränke, aber keine Logierräume haben kann. Als Hospital für Europäer dient ein altes Kriegsschiff, das vielleicht gleich seinem Vorgänger bereits auf den Strand gesetzt ist, um es vor dem Versinken zu bewahren. Diese alte Fregatte dient auch zugleich als Aufenthalt für den Gouverneur, mehrere Offiziere, sowie die Mehrzahl der Soldaten, da es sich herausgestellt hat, daß die an Bord schlafenden Europäer viel weniger von Krankheiten heimgesucht werden, als diejenigen, welche am Lande wohnen. Das Militär besteht aus etwa hundert europäischen Soldaten, die meist als Strafe auf zwei Jahre hieher kommandiert werden, und aus schwarzen Laptots vom Senegal, die sich für hiesige Verhältnisse sehr gut eignen.

(Schluß folgt.)

Reisebilder aus Aegypten.

Von Ernst Schrecker.

1. Von Brindisi bis Kairo.

Es war im November des Jahres 1887, als wir das immer herbstlicher werdende Italien verließen, indem wir in Brindisi an Bord eines Dampfers der englischen „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company“ gingen, vor dem kalten nordischen Winter nach Aegypten zu entfliehen. Wer zum erstenmale eine größere Seereise antritt, kann sich eines gewissen Gefühles der Aufregung nicht erwehren, das aus kühner Unternehmungslust und leisem Bangen gemischt ist. Nun war dies freilich nicht unsere allererste Seefahrt. Schon einmal hatten wir das tückische Element gründlich kennen gelernt bei einer kurzen, aber höchst stürmischen und fast gefahrvollen Ueberfahrt von Neapel nach der reizenden Insel Capri im Golf von Neapel. Die See, anfangs in der gewaltigsten Bewegung, schleuderte das Fahrzeug wie eine kleine Nußschale hierhin und dorthin, die Wellen spritzten schäumend über Deck, und die des Meeres ungewohnten Passagiere sahen schon das schlimmste Verderben drohen, bis schließlich der Sturm sich legte. Dem sinnigen Gemüte konnte da wohl der erste erregende Eindruck etwa in folgender Weise sich wiederspiegeln:

Die Fluten brausen,
Das Wasser, es wallt;
Hörst Du das Sausen
Von Sturmes Gewalt?

Nirgends ein Nachen
Zum sicheren Port;
In Todes Rachen
Schon jagen wir fort.

Wack're Matrosen,
Den Anker jetzt senkt;
Schnell aus dem Tosen
Das Steuer gelenkt.

Noch Augenblicke —
Zerschellt ist das Schiff;
Nichts mehr zurücke
Uns hält von dem Riff.

Zum Steuermann oben
Die Blicke geschwind;
Ihn muß man loben,
Gebeut er dem Wind. —

Sieh da — die Wellen
Wie Spiegel so glatt,
Die Sonne sich hellen,
Die Windsbraut so matt.

Kannst Du ihn fühlen
In Sturmes-Orkan,
Im Wellen-Wühlen
Merkst Du ihn nah'n?

In sanftem Schweben,
In ruhiger Flut
Ahnst Du sein Weben
So freundlich und gut? —

Beides, o Mensch, der Sturm und der Frieden,
Ewig wechselnd im Leben hienieden,
Ist Dir vom Schöpfer der Welten beschieden!

Aber diesmal bei der Abfahrt von Brindisi war die See so spiegelglatt, daß die anfänglich vorhandene Furcht vor Seekrankheit immer mehr schwand, daß selbst die zartesten Damen verschont blieben. Nur eine einzige Dame zog sich in ihre Kabine zurück, sei es nun, daß sie dem Uebel vorbeugen wollte oder wirklich sich davon befallen fühlte. Aber als die Flut so gleichmäßig ruhig sich zeigte, kam auch sie hervor und mischte sich in den fröhlichen Kreis der Schiffsgesellschaft. Der Name dieser Dame ist in letzter Zeit in vieler Mund. Es war nämlich die junge, bestrickend schöne Baronesse Maria von Vetsera, deren jähes Ende mit dem plötzlichen Tode des österreichischen Kronprinzen in so nahen Zusammenhang gebracht wird. Die Familie v. Vetsera (Mutter, zwei Töchter und ein Sohn) war auf dem Wege nach Kairo zu dem schwerkranken Baron v. Vetsera, der dort an der dette publique, der internationalen Schuldentilgungskommission, die man wegen der finanziellen Notlage Aegyptens eingesetzt hat, Bevollmächtigter Oesterreichs war. Die Familie traf ihr Oberhaupt bei der Ankunft schon nicht mehr unter den Lebenden. Sie blieb dann nach dem Leichenbegängnis noch mehrere Monate in Kairo, und zwar in demselben Hotel Shepheard, in dem auch wir abstiegen, so daß wir — schon bei der Ueberfahrt oberflächlich bekannt geworden — nachher fast täglich mit derselben zusammenkamen.

Auf dem Schiff waren sie ziemlich die einzigen, die „Deutsch“ als ihre Muttersprache redeten. Die Mehrzahl der Reisenden bestand aus Engländern. Doch waren im Grunde alle Nationalitäten vertreten, so auch ein indischer Prinz. Manche der Passagiere wollten in die äußersten Weltgegenden fahren, nach Indien, Australien. Andere machten eine transatlantische Reise um die Welt. Im Verhältnis hierzu war unser Weg nach Aegypten nur ein Katzensprung.

Die Schiffsmannschaft war noch bunter zusammengesetzt als die Reisegesellschaft. Von dem hellsten Blaß-

gesicht des Europäers bis zum dunkelsten Schwarz des Nubiers hatte man Farbenschattierungen, alle Rassen waren vorhanden. Und wenn auch die Mehrzahl der Leute aus Indien stammte, so fehlte doch auch der Chinese aus dem Reiche der Mitte nicht. Es war interessant, die mancherlei farbigen Gestalten in ihrem Thun und Treiben zu beobachten, die fremden Leute zu hören und die seltsamen Gebräuche zu sehen. Zum erstenmale hatten wir Europa's Boden verlassen und eine gänzlich fremde Welt ging schon hier uns auf.

Aber mehr noch als das vielgestaltige Menschengewirr war es die Natur, die das Auge fesselte. Es war in früher Morgenstunde noch, als wir uns weiter und weiter vom Festlande entfernten; die Südspitze Italiens (der Absatz des Stiefels) rückte immer mehr in den Hintergrund. Aber statt dessen tauchten am östlichen Horizont die Inseln Griechenlands auf, voran das wundervolle Korfu, das manche zum mutmaßlichen Schauplatz des fabelhaften Phäakenlandes der Odyssee machen und das heute ein vielbesuchter Winteraufenthalt ist. In der Ferne sah man die mit einer leichten Schneedecke umhüllten Bergkuppen Albaniens. Immer weiter ging die Fahrt durch die blaue Flut, deren Farbe hell den tiefblauen Himmel wiederspiegelt und der berühmten „Blauen Grotte" bei Capri nichts nachgibt.

Die Sonne sank tiefer; und als sie niederging, da gewährte sie das herrlichste Schauspiel, von dem sich keiner eine volle Vorstellung machen kann, der es nicht selbst gesehen. Kein Wölkchen hatte den Tag über am Himmel gestanden, die Sonne hatte ihren Goldesglanz ungebrochen ausgestrahlt; nun färbte sie sich röter und röter, bis schließlich der glühende Feuerball in die kühle Flut hinabtauchte. Kein Land ist in Sicht, ringsum die unermeßliche Wasserfläche, über der sich das ewigblaue Firmament wölbt, dessen Flammenkönigin zur Ruhe gehen will.

Wer in solch großartiger Situation nicht in schweigender Bewunderung der Schöpfung Werke anstaunt und gegenüber diesen gewaltigen Naturerscheinungen sich selbst so klein wie Staub im Universum, wie ein winziges Spielzeug in schwankender Nußschale auf den Wassern vorkommt, der bleibe lieber stumpfsinnig daheim hinter seinen vier Wänden, als daß er Zeit und Geld verschwende, wie manche Reisende, die kaum einen Blick für die großartige Schönheit der Natur haben, die überhaupt alle Sehenswürdigkeiten nur zu dem Zweck besuchen, daß sie nachher zu Hause sagen können: „Wir sind dagewesen".

Aber es gibt noch einen erhabeneren Eindruck als solch einen Sonnenuntergang auf dem Meere. Ihn bietet die Nacht. Unbeengt schaut das Auge das unendliche Heer der Sterne, die vom Zenith herab bis zu der Kreislinie, da Himmel und Meer sich zu berühren scheinen, die ganze Fläche des Firmaments überdecken und in der klaren Flut wie unzählige Leuchtfunken sich spiegeln. Es gibt so leicht keinen majestätischeren Anblick als diesen, welchen der sternenbesäete Nachthimmel auf hoher See gewährt. Da die Luft, je südlicher wir kamen, um so lauer wurde, konnten wir, ohne stärkere Bekleidung anzulegen, die halbe Nacht auf Deck bleiben und uns dieses Anblicks erfreuen.

Um aber über schwärmerischem Naturgenuß nicht andere Schönheiten zu vergessen, wurde mit den blonden Töchtern des stolzen Albions manch heiteres Spiel, manch flotter Tanz ausgeführt. (Die beiden Fräulein v. Vetsera hielten sich hievon mehr zurück — wohl wegen der ernsten Trauer, die ihnen voraussichtlich bevorstand — wurden aber sonst sehr gefeiert, und nur ihnen zu Ehren erklang die österreichische Nationalhymne plötzlich in die laue Luft.)

Gesang und Spiel kürzten den Abend, vertrieben überhaupt die Langeweile, die sich bei jeder, auch noch so herrlichen, Seereise fühlbar macht. Zur Ausfüllung der vielen freien Zeit dienten auch die vielen schweren Mahlzeiten, wie sie der Engländer liebt.

Am zweiten Abend passierten wir Kreta, dessen Leuchttürme uns von weitem grüßten. Am vierten Tage endlich, früh Morgens, näherten wir uns unserem Ziele Alexandria. Aus dem Fenster der engen Kabine sahen wir gerade die Sonne über der staubigen Küste Afrika's aufgehen, das für den Winter uns zum Aufenthalt bestimmt war. Fremd erschienen die zahlreichen Palmbäume, die in einzelnen Gruppen auf dem Sandboden standen, aber heimatlich muteten uns die vielen Windmühlen an, welche die Hügel um Alexandria herum besetzt hielten.

Und als wir nun in den Hafen einfuhren, da begann ein Schauspiel, das in seiner Fremdartigkeit hochinteressant war. Der Quai, an dem das Schiff landen mußte, war förmlich belagert von einem dichten Menschenknäuel, aus dem finstere Gesichter unter einem Tarbûsch (arabische und in Aegypten allgemein übliche Bezeichnung für Fez) oder bunten Turban zu uns herübersahen. Und kaum hatte das Boot angelegt und die Wegbrücke zum Lande geschlagen, als diese wilde Jagd stürmischen Laufs auf das Deck stürzte, mit allerlei Lauten uns anredete und fast gewaltsam unseres Gepäckes sich zu bemächtigen strebte. Im Anfang fühlten wir wohl ein geheimes Grauen vor diesen sonnengebräunten Bewohnern Afrika's, aber es schwand bald, da wir sahen, wie unschuldig und harmlos diese finsteren Gestalten im Grunde waren. Jeder wollte dem Fremden zu Dienste sein, natürlich für ein entsprechendes Trinkgeld, welches der Araber Bakschîsch nennt. Dieses Bakschîsch spielt eine große Rolle im ganzen Orient, ist der eigentliche Schlüssel zum Herzen des Arabers, der Zauberbann, mit dem auch die festesten Riegel gesprengt werden. Vom ärmlichsten Eseltreiber bis hinauf in hohe Kreise kann man mit Geld viel erreichen. Und wenn schon sonst der Reisende vielfach überteuert wird, im Orient wird er sicher nicht zum wenigsten geprellt. Das sollte ich gleich am ersten Tage erfahren, als ich mich von einem Türken durch die Straßen Alexandria's führen ließ, die wenigen noch vorhandenen Sehenswürdigkeiten dort zu

betrachten, wie z. B. die Pompejus-Säule, einen Monolith von 22 m., die indessen mit dem berühmten Pompejus nichts zu thun hat, sondern einem Statthalter Pompejus um 300 n. Chr. ihren Namen verdankt, die Katakomben 2c. Die sogen. Nadel der Kleopatra, eine frühere Merkwürdigkeit Alexandria's, ist nach New-York, dann nach London entführt worden. Die Stadt Alexandria, wiewohl auf uns Neulinge ihr afrikanisch-orientalischer Anstrich den größten Eindruck machte, ist doch ein mehr internationaler Hafenort. Aller Herren Länder, Sprachen und Nationen sind vertreten. Aber wie vor Alters, so herrscht noch heute ein gewisser griechischer Typus vor. Nachdem wir an der Douane im Hafen Paß- und Steuerangelegenheit geordnet hatten (es wurde hier sehr leicht gemacht, keine Visa des Passes gefordert, der Koffer nicht geöffnet, während in der Türkei und in Rußland die Penibilität hierin auf die Spitze getrieben wird), schlenderten wir sorglos durch die Straßen der Stadt und ließen das fremdartige Leben an uns herantreten. Auf Schritt und Tritt folgten die Araber nach, boten ihre Reiteſel in Menge an, so daß man oft von allen Seiten umstellt war. Es hilft da nichts, man muß mit dem Stock dreinschlagen, wenn die Treiber zu aufdringlich werden. Sonst lassen sie sich nicht bedeuten. Sie wissen bald durch den häufigen Verkehr mit Fremden, welcher Nationalität der Neuangekommene zugehört, und nun reden sie ihn in seiner Muttersprache in schrecklichem Kauderwälsch an. Um z. B. dem Deutschen ihren Esel mit umsomehr Erfolg anzupreisen, geben sie ihm den Namen eines berühmten deutschen Mannes und sagen: „Bismarck-Esel guter Esel". (Die Kopula „ist" lassen die Araber fort, weil sie dieselbe in ihrer Sprache nicht brauchen.) Dem Engländer hingegen wird derselbe Esel etwa als „Gladstone- oder Salisbury-Donkey" angeboten.

Anfangs meint der Neuling, dieses in Aegypten so beliebten Verkehrsmittels, des Esels, entraten zu können, und will seinen Weg zu Fuß nehmen. Aber die Hitze Afrika's wirkt so ermattend, daß er sich bald erschöpft fühlt und gern, wie die Eingeborenen, den Esel besteigt. Sind doch auch diese Tiere dort gänzlich verschieden von den unsrigen. Während bei uns zu Lande der Esel als sprichwörtliches Symbol der Trägheit gilt, galoppiert er dort munter und, ohne viel Nahrung zu beanspruchen, unermüdlich durch Straßen, Felder und Wüstensand, und nicht selten kommt es vor, daß der unachtsame Reiter durch einige Bocksprünge abgeworfen wird. Wir mußten dies später auch an uns selbst erfahren. Bei jenem ersten Ritte blieben wir noch verschont.

Nur einen Tag brachten wir in Alexandria zu, dann fuhren wir in der Abendkühle unserem eigentlichen Ziele, Kairo, zu, wo wir in dunkler Nacht anlangten.

(Fortsetzung folgt.)

In den Alpen Neuseelands.

Von R. v. Lendenfeld.

(Fortsetzung.)

Im wesentlichen besteht das obere Tasman-Gebiet aus einer nach Norden hin allmählich ansteigenden Fläche, welcher einige parallele, von Nordost nach Südwest verlaufende Gebirgskämme entragen. Der erste derselben erstreckt sich von der Rudolf-Spitze bis zum Mount Cook, er nimmt von Nord nach Süd an Höhe zu und bricht wenig südlich vom Kulminationspunkte plötzlich ab. Der zweite zieht sich mit ziemlich gleichbleibender Höhe vom Mount Elie de Beaumont zum Delabêche, sinkt dann herab und endet an der Vereinigung des Tasman- und Rudolf-Gletschers. Der dritte Kamm erstreckt sich vom Mount Darwin zur Vereinigung des Tasman- und Murchison-Thales. Dieser Kamm nimmt von Nord nach Süd allmählich an Höhe ab und ist in dieser Hinsicht das gerade Gegenteil von dem gegenüberliegenden Mount-Cook-Kamme.

Die Sekundärgräte, die von diesen Haupterhebungslinien herabziehen ins Tasman-Thal, sind unbedeutend und ihre Richtung ist keine konstante. Die größten sind der Darwin-Grat und der Linda-Grat.

Der Hochstetter-Dom, der den Tasman-Gletscher im Nordosten so schön abschließt, liegt auf keinem dieser Kämme. Er erscheint deshalb als ein Berg, weil die sanft nach Norden ansteigende Fläche, welche gewissermaßen das Fundament dieses ganzen Gebirgsteiles ist, dort am Hochstetter-Dom plötzlich mit einer über 1000 m. hohen Felswand nach Norden abbricht. Am oberen Rande, also der aufsteigenden Fläche, erhebt sich der Hochstetter-Dom.

Um die Bildung dieser Gebirge verfolgen zu können, wird es nötig sein, den geologischen Bau derselben näher ins Auge zu fassen.

Wie schon erwähnt, läuft der zentrale Teil der Alpen Neuseelands im großen und ganzen von Nordost nach Südwest, in derselben Richtung wie jene drei Gebirgskämme, welche das Skelet des oberen Tasman-Gebietes bilden. Parallel mit dem Gebirgszuge ist auch die naheliegende Nordwestküste. Dieser Strand ist nur 30 Km. vom Zentralteile der Alpen, dem Mount Cook, entfernt. Ihm entlang finden wir alluviale Bildungen, Sanddünen, Flußterrassen und dergleichen und dazwischen flache Uferseen und Lagunen, aber keine Fjorde.

Das Grundgestein ist hier Gneiß und Granit, der einen weitreichenden, der Nordwestküste entlang ziehenden Streifen bildet. Dieses alte Gestein endet im Südosten in einer kontinuierlichen, der Richtung von Gebirg und Küste parallelen Linie, welche zwischen dem Hauptkamme und der Küste liegt. Nordwestlich von dieser Linie finden sich nur vereinzelt unbedeutende Schollen paläozoischen Gesteins. Der Hauptkamm der Alpen und das ganze

Gebiet des oberen Tasman besteht aus paläozoischen Schichten, Silur und Devon. Die Schichten sind steil, hie und da, wie besonders auffallend am Darwin-Grate, sogar senkrecht gestellt. Sie streichen durchweg von Nordost nach Südwest, parallel den drei beschriebenen Kammlinien.

Nach Südost hin nimmt das Gebirge rasch an Höhe ab und es folgen hier mesozoische Schichten in gleicher Lage, dann wieder ein paläozoischer Sattel und endlich die weite Geröllebene, die Canterbury Plains, welche wir schon kennen gelernt haben.

Der nordost-südwestliche Verlauf der Gebirgskämme und Gesteinsschichtung läßt sich durch die ganze Nordinsel und den größeren Teil der Südinsel verfolgen. Im südlichen Teile der letzteren wird jedoch eine hierauf senkrechte Richtung von Nordwest nach Südost eingeschlagen. Sueß nimmt an, daß hier, im südlichen Teile der Südinsel, zwei verschiedene Gebirgssysteme aneinanderstoßen, — Gebirge, von denen der größere Teil ins Meer abgesunken ist.

Da der größere, nördliche Teil der neuseeländischen Alpen den australischen Alpen parallel läuft und ähnlich wie diese gebaut ist, könnten beide Gebirge einem und demselben System angehören. In diesem Falle müßte man annehmen, daß das Land zwischen Australien und Neuseeland erst in neuerer Zeit versunken sei. Diese Annahme scheint aber deshalb unwahrscheinlich, weil auf Neuseeland die Beuteltiere fehlen, die gewiß schon seit langer Zeit Australien bevölkern.

Wie dem auch sei, so ist es doch sicher, daß die neuseeländischen Alpen ein gefaltetes Gebirge sind, wie die Alpen Europa's. Vulkanische Gesteine nehmen an dem Aufbau dieses Gebirges keinen Anteil. Die vulkanischen Massen, wie die beschriebene Bank's-Halbinsel, stehen fern von den Alpenkämmen.

Die Erde kühlt sich fortwährend ab. Mit der Abkühlung geht eine Verkleinerung derselben Hand in Hand. Der weiche Kern zieht sich um den Mittelpunkt zusammen, die harte Rinde zerbricht in zahlreiche Stücke, welche einzeln zur Tiefe sinken. Die Bruchflächen werden zu Verwerfungen. Das Meer folgt der allmählich und stückweise absinkenden Erdrinde, indem es die entstehenden Tiefen ausfüllt: die Erde wird immer kleiner. In dem Maße, wie das Volumen abnimmt, verkleinert sich auch die Oberfläche, und die einzelnen aneinander hinabgleitenden Stücke der Erdrinde werden zu groß für die neue, kleinere Oberfläche: sie stützen sich gegenseitig zu großen Gewölben, unter denen der minder feste Erdkern zurückweicht. Doch ihre eigene Last ist so groß, daß sie sich nicht frei halten können. Der ungeheure tangentiale Druck in den einzelnen Teilen der Wölbung zerknittert und faltet die tafelförmigen Stücke — so entstehen die Alpenketten.

Neuseeland bildet einen Teil der Begrenzung des großen pazifischen Senkungsfeldes, welches heute vom Stillen Ozean ausgefüllt ist. Ringsum an den Rändern dieses Meeres finden wir Gebirge, welche gegen das Meer hin gefaltet sind. Einen Teil dieser das Stille Meer umgebenden Kette von Alpen sehen wir vor uns: der Mount-Cook-Kamm, der Delabêche-Kamm und der Malte-Brun-Kamm sind von der Erosion übrig gelassene Teile von gegen das Stille Meer vorgeschobenen Falten der Erdrinde.

Da an dem Aufbau der Alpen Neuseelands nirgends so junge Sedimentgesteine teilnehmen wie in den Alpen Europa's, so können wir schließen, daß die Alpen Neuseelands viel *älter* sind als die europäischen. Die Betrachtung der Thalgestalten hat uns zu demselben Resultat geführt.

Um unsere Aufgabe, den Tasman-Gletscher und seine Umgebung topographisch darzustellen, erfüllen zu können, war es offenbar notwendig, einen der Gipfel im Hintergrunde des Thales zu ersteigen. Am vorteilhaftesten schien es, den Hochstetter-Dom zu nehmen, da dieser so recht im Herzen des Gebirges liegt und eine sehr instruktive Aussicht versprach. Ich musterte mit dem Fernrohr den Firnhang, der zum Hochstetter-Dom hinaufzieht, und auch den oberen Teil des Tasman-Gletschers, den wir zu überschreiten haben würden, und stellte eine Route fest.

Wie erwähnt, zieht vom Mount Malte Brun ein Thal herab, dessen unterer Teil eisfrei ist und bewachsen mit Gras. Unser Plan war, in diesem Thal zu biwakieren und von hier aus die Ersteigung des Hochstetter-Doms zu versuchen.

Nachdem ich meine Arbeiten vollendet und diesen Plan mir zurecht gelegt hatte, packten wir unsere Sachen zusammen und begannen den Abstieg. Wir benützten denselben Weg wie beim Aufstieg und erreichten am Abend unser Hauptlager wohlbehalten wieder. Am Wege — in der Nähe des Linda-Gratfußes — deponierten wir die Instrumente, Kautschukdecken, Seile und den Herd, da wir ja ohnedies hier wieder vorbeikommen mußten.

Nach uns kam der eine von unseren Leuten, der um Proviant im Depot war, herauf und am andern Morgen machten wir uns nach dem Malte-Brun-Thale auf den Weg. Diesmal nahm ich alle Leute mit, denn dies sollte unsere letzte Partie sein. Der Proviant, den wir führten, sah ziemlich reichlich aus, allein wir hatten doch Besorgnisse, er möchte nicht ausreichen.

Am Fuße des Linda-Grates angelangt, nahmen wir die deponierten Sachen auf und setzten dann unseren Weg quer über den Gletscher schief nach aufwärts fort. Ueber das Eis ging's ganz gut, aber auf der Mittelmoräne, die wir überqueren mußten — das ist die Moräne, die vom Delabêche-Kamm kommt — fielen uns unsere schweren und ungeschlachten Bündel wieder sehr zur Last. Die Leute murrten, und mit Recht, über die fortwährende harte Arbeit, und wir alle fünf miteinander hatten nur einen einzigen, völlig intakten Schuh, dessen glückliche Besitzerin meine Frau war.

Vom Linda-Grat aus hatte ich gesehen, daß der Gletscher in der Nähe des Malte-Brun-Thales sehr stark zerklüftet sei. Diese Spalten sind sog. Randspalten. Sie stoßen durchschnittlich unter einem Winkel von 45° an den Gletscherrand und ziehen nach innen und oben. Die Spalten erstrecken sich somit senkrecht auf unsere Marschrichtung.

Bald nachdem wir die Mittelmoräne überquert hatten, kamen wir in den Bereich dieser Randspalten. Je weiter wir nach Osten vordrangen, um so größer und dichter aneinander gereiht waren diese Spalten. Schließlich sahen wir uns genötigt, der Spaltenrichtung nach rechts zu folgen, um die östliche Seitenmoräne und das dahinterliegende Seitenthal zu gewinnen, durch welches ein Fortkommen leichter schien.

Wir folgten einem der Eiswälle zwischen den Spalten und kamen über diesen trotz seiner Schmalheit eine beträchtliche Strecke weit gut fort, endlich wurde jedoch unsere Straße so schmal, daß es den Anschein hatte, als ob sie zwischen zwei ineinander übergehende Spalten sich auskeilte. Ich ging voraus, um zu rekognoscieren, und fand in der That, daß der Wall bald aufhörte. Ein anderer Wall mußte gewonnen werden. Wir gingen zurück, bis an eine Stelle, wo der nördliche (linke) Spalt übersprungen werden konnte, setzten dort auf den nächstnördlichen Wall über und folgten nun diesem, bis wir an sein Ende kamen, dann ging's wieder zurück und auf den nächsten Wall an passender Stelle und so fort.

In dieser Weise suchten wir, im allgemeinen der Richtung der Spalten, die sich zu einem Netz mit sehr langgezogenen Maschen — die Maschen sind die Eiswälle — vereinigen, folgend und dabei etwas nach Norden vorgehend, diesem Labyrinthe zu entkommen, was auch endlich gelang: wir betraten die linke (östliche) Seitenmoräne des Tasman-Gletschers und stiegen hinab in das Seitenthal. Dieses ist hier schmal und schluchtartig und der Boden ist höchst uneben und übersäet von Felstrümmern, die von der Moräne herabgestürzt sind. Stellenweise ist das Seitenthal fast ganz von Moränentrümmern ausgefüllt und nur 10 m. niedriger als der First der benachbarten Seitenmoräne. An anderen Stellen senkt sich das Thal bis zu 50 m. In der That besteht es aus einer Reihe von Mulden, durch welche wir nur sehr mühsam fortkamen. Endlich um 2 Uhr Nachmittags erreichten wir nach siebenstündigem Marsche das Malte-Brun-Thal und suchten nach einem passenden Lagerplatz.

Das Malte-Brun-Thal geht unten in einem flachen, nahezu ebenen, mit dichtem Alpengrase bewachsenen Thalboden von nahezu 1 Km. Länge und $^1/_3$ Km. Breite aus. Durch diesen Boden fließt der Bach hinab nach Westen gegen den Tasman-Gletscher hin. Am unteren westlichen Ende wird das Thal quer von der linken, etwa 80 m. hohen Seitenmoräne des Tasman-Gletschers abgeschlossen. Der Abfall dieser Moräne stellt einen ganz geraden, durchaus gleich hohen Damm mit 35° steiler Böschung dar, dessen obere Kante, der First der Moräne, schnurgerade verläuft und dem ganzen Wall den Charakter eines Eisenbahndammes verleiht. Unter diesem Damme verschwindet der Malte-Brun-Bach. Die beiden seitlichen Thalwände sind streng horizontal terrassiert. Ich zählte im ganzen fünf Stufen, die in kurzen Intervallen übereinander liegen. Die unterste Terrasse, bestehend aus einer vorspringenden Terrainstufe, stellenweise 40 m. breit, liegt im Niveau der Oberfläche des Tasman-Gletschers und ist bedeutend besser erhalten als die übrigen Terrassen, die höher liegen, kleiner sind und minder scharfe Kanten haben.

Zusammen mit dem First der Seitenmoräne bildet die Kante der untersten Terrasse eine kontinuierliche, streng horizontale Linie, welche den tiefsten Teil des Malte-Brun-Thales rings umzieht.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Terrassen Teile von dem Schlamm, Sand und Gerölle sind, welche in einem See deponiert wurden. Dieser See entstand öfters durch die Stauung des Malte-Brun-Baches am Tasman-Gletscher. Würde der zur Zeit unserer Reise existierende Abflußtunnel dieses Baches unter dem Tasman-Gletscher geschlossen, so würde sich bald der untere Teil des Malte-Brun-Thales in einen See verwandeln, der ansteigen würde, bis er einen neuen Abfluß durchs Eis fände oder die Höhe der Gletscheroberfläche erreichte. Dieser See würde sich allmählich anfüllen mit dem Material, welches der Malte-Brun-Bach und kleinere Torrenten herabbringen, und welches der See selber von den Thalwänden abwäscht. Die Ausfüllung würde von oben und vom Rand her gegen das untere Ende fortschreiten. Entstände nun ein neuer Abflußtunnel unter dem Eise, so würde der See entwässert und die am Rande und am oberen Ende desselben gebildeten Anschüttungen blieben in der Gestalt von solchen Terrassen zurück, wie wir sie sehen.

Die über der Hauptterrasse liegenden Stufen, welche, wie erwähnt, höher liegen als die Oberfläche des heutigen Tasman-Gletschers, beweisen, daß in früherer Zeit und nachdem das Malte-Brun-Thal schon seine gegenwärtige Gestalt besaß und unten eisfrei war, der Tasman-Gletscher höher — dicker — gewesen sein muß, als er heute ist.

Im Grunde des Thales arbeitet der Bach gegenwärtig erodierend im Grundgestein, hier sind die Seeablagerungen wieder abgeschwemmt worden.

Wir fanden einen überhängenden Felsen an der südlichen Thalwand und unter diesem richteten wir uns häuslich ein. Der Abend und der folgende Tag wurden zu topographischen Arbeiten benützt.

Am 25. März 1883, Ostersonntag, verließen wir um 5 Uhr morgens das Malte-Brun-Thal, um die Ersteigung des Hochstetter-Doms zu versuchen. Die Partie bestand aus meiner Frau, dem besten meiner Leute, Harry Dew, und mir. Wir waren wohlausgerüstet mit Seilen, Eisäxten, hatten aber wenig Proviant mitgenommen. Das

Wetter war herrlich und der sinkende Mond näherte sich dem Gipfelgrat des Mount Cook im Westen, als wir den jetzt am Morgen kleinen Malte-Brun-Bach überschritten und über den Moränendamm emporstiegen.

Kaum hatten wir die Moräne verlassen, so kamen wir auch schon in den Bereich der Klüfte, welche hier noch größer und zahlreicher sind als unterhalb des Malte-Brun-Thales. Hier, zwischen dem Felsrücken, welcher die nördliche Begrenzung des Malte-Brun-Thales bildet, und dem Ende des Delabêche-Kammes ist das Tasman-Thal nur 1300 m. breit, enger als an irgend einer anderen Stelle zwischen dem Hochstetter-Dom und dem Pukaki-See. Die ganze Firnmasse, welche von dem Südabhange des Hochstetter-Doms, vom Darwin-Gletscher, von den östlichen Hängen des Mount Delabêche, Green und Elie de Beaumont herabkommt, muß dieses Défilé passieren. Gleichzeitig krümmt sich hier das Thal ein wenig nach links und die in der Enge eingezwängten Firnmassen müssen nach links abschwenken. Am schwenkenden Flügel des Gletschers mündet der Rudolf-Gletscher ein und beschleunigt dort jedenfalls die Bewegung des Hauptstromes durch seinen Anstoß.

Aus der Kombination dieser Ursachen entsteht die großartige Zerklüftung an dieser Enge, die man passend die Malte-Brun-Enge nennen kann.

Ein System von parallelen Spalten durchsetzt hier den ganzen Tasman-Gletscher von einer Seite zur andern. Die Spalten entstehen dadurch, daß sich der rechte Teil des Gletschers — der schwenkende Flügel desselben — rascher bewegt als der linke. Mächtig verstärkt wird dieser Unterschied der Bewegungsgeschwindigkeit durch den Stoß, welchen der Rudolf-Gletscher auf den rechten Rand des Tasman-Gletschers ausübt. Es entsteht in dem Gletscher eine starke Spannung, ein Zug gegen den Stoßpunkt des Rudolf-Gletschers hin. Dieser zerreißt den Gletscher in eine Kolonne von hintereinander stehenden Eismauern, welche, wie die Spalten, die sie trennen, senkrecht auf die Richtung des Zuges in nordwestnördlicher Richtung verlaufen.

Dieser Teil des Gletschers liegt in einer Höhe von 1500 m., also weit unter der Schneegrenze. Infolge dessen ist das Eis im Sommer einem ziemlich raschen Tauungsprozeß ausgesetzt, welcher zur Verschmälerung der Eismauern und Zuschärfung ihrer freien Ränder beiträgt. Die Spalten sind untereinander nicht ganz parallel, sondern sie strahlen nach Westen aus. Zum Teil stehen die Eismauern und zum Teil die Klüfte netzartig miteinander in Verbindung. Am stärksten ist die Zerklüftung auf der Malte-Brun-Seite, weil hier die Differenzen in der Bewegungsgeschwindigkeit benachbarter Eisteile am größten sind. Die mächtige Seitenmoräne verschwindet zum Teil in dem Spaltengewirr der Enge. Tag und Nacht hört man das Herabstürzen der Moränentrümmer in die gähnenden Schründe. Stellen wie diese sind geeignet, zu zeigen, in welcher Art sich das Eis eines Gletschers thalwärts bewegt.

Ober der Firngrenze, das heißt in Höhen, wo mehr Schnee fällt, als abgeschmolzen wird, häuft sich der Schnee an. Durch den Druck der darüber angehäuften Schneemassen und dadurch, daß der oberflächliche Schnee an warmen Tagen teilweise schmilzt und das Schmelzwasser in tiefere Schichten hinabsickert und dort in den Zwischenräumen zwischen den Eiskryställchen, welche den Schnee zusammensetzen, gefriert, verwandelt sich der weiche Schnee tieferer Schichten in harten Firn. Der Firn ist feinkörnig und weiß — nicht blau. In Höhen, wo die Bodentemperatur weniger als 0^0 beträgt, wie z. B. in den Hochgipfeln der europäischen Alpen, ist der Firn fest an den Grundfels angefroren und bewegt sich nicht. Er verwandelt sich im Laufe der Jahrhunderte durch Molekularbewegungen in seinen Teilen in hartes, durchsichtiges, blaues Eis. Dieses Grundeis bekleidet in den Hochalpen die Hänge. Ueber dasselbe hinab rieselt der frisch fallende, sowie der leichte staubige Schnee, der, von Stürmen verweht, auf diese Eishänge fällt. Unten, wo die Neigung minder steil ist, bildet dann dieser Schnee große Lawinenkegel. In den Böden der Hochthäler in den europäischen Alpen, überall da, wo der Boden flacher ist, scheint die Bodentemperatur nicht unter 0^0 zu liegen. Die mächtige Firndecke schützt hier den Boden vor übermäßiger Ausstrahlung. Hier ist der Firn nicht an den Grundfels angefroren: er ist beweglich. Auf dem Rand der beweglichen Firnmasse, welche die obersten Thalböden füllt, häufen sich die von den Steilhängen der Umgebung herabrieselnden Schneemassen an. Durch diese Lawinen und durch den Schnee, welcher auf die Oberfläche direkt fällt und nur zum Teil geschmolzen und entfernt wird, wächst die Firnschicht in die Höhe. Der Druck in den unteren Teilen nimmt zu, und es beginnt nun die ganze Masse in der Richtung, wo die umstehenden Berge der Bewegung keine Hindernisse in den Weg legen, unter dem eigenen Druck auseinander zu weichen: zu fließen. Es entstehen Druck und Spannungsverschiedenheiten, welche zu lokaler Schmelzung des Eises unter Druck und zur Bildung von Spalten unter Zug führen. Die vielen Spalten erleichtern wesentlich die Bewegung des Eises thalab, da sie den Gletscher in zahlreiche mehr oder minder vollständig getrennte Teile zerlegen, die sich aneinander vorüber bewegen können.

Von dem am Grunde festgefrorenen Eise in der Umrandung des oberen Teiles des Eisstromes ist dieser durch eine tiefe Spalte getrennt, das ist der Bergschrund. Die Lawinen sind immer bestrebt, ihn zu verschütten, die Bewegung des Firns unterhalb desselben aber, ihn zu erweitern. In schneereichen Jahren ist er großenteils überbrückt von Lawinen; in schneearmen klafft er weit.

Bis zur Firngrenze hinab nimmt der Gletscher fortwährend an Dicke zu. Abgesehen von der Wirkung anderer Einflüsse ist dies seine dickste Stelle. Unter dieser Linie

wird er fortwährend sowohl vom Grunde aus — denn hier ist die Bodentemperatur über 0° — wie auch besonders von oben her durch warmen Regen und Sonnenwärme abgeschmolzen. Unter fortwährenden Verlusten rückt er gegen das Thal vor. Je weiter hinab er kommt, um so höher wird die Temperatur und um so rascher schmilzt er ab. Die Lage des Gletscherendes ist demnach abhängig von der Masse des Firns, die dem Gletscher zugeführt, und der Schnelligkeit seiner Bewegung einer- und der Schmelzwirkung der höheren Temperatur in geringeren Höhen andererseits. Es wird demnach der Ort, bis zu welchem ein Gletscher reicht, verändert werden, wenn das Klima sich ändert. Kalte und schneereiche Jahre haben ein Vorrücken, warme und trockene Jahre ein Rückschreiten des Gletschers zur Folge. Diese Aenderungen in der Lage des Gletscherendes treten je nach der Größe des Gletschers verschieden lange nach der Aenderung des Klima's, die sie verursachte, ein. Bei den großen europäischen Gletschern beträgt dieses Intervall 80—120 Jahre. Auf kleine klimatische Unterschiede hin ändert sich die Lage des Gletscherendes sehr bedeutend und ist ein sehr sensitiver Indicator solcher klimatischer Aenderungen.

Durch das Spaltengewirr der Malte-Brun-Enge arbeiteten wir uns nun in nordwestnördlicher Richtung gegen die Gletschermitte hin, wo, wie ich vom Linda-Grat aus gesehen hatte, die Spalten kleiner und weniger zahlreich sind. Die Kanten der Eismauern, denen wir folgen, sind so schmal, daß wir sie größtenteils rittlings passieren müssen. Wo sich die rechtsliegende Spalte verengt, übersteigen oder überspringen wir sie, folgen aber, abgesehen hievon, der Richtung der Eismauern. So kommen wir langsam vorwärts. Plötzlich flammt der Gipfel des Mount Cook auf wie eine Feuersäule. Das tiefrote Licht rückt schnell herab über die steilen Hänge, bald flammt auf dem Mount Tasman ein gleiches Feuerzeichen und in rascher Folge entzündet sich auf allen Gipfeln das glühende Rot, den kommenden Tag uns verkündend.

(Schluß folgt.)

Das Cumberland-Plateau in Tennessee.

Von O. Plümacher.

(Schluß.)

4. Das Gebirge als Sanitarium.

Die geringe Höhe von 1000 bis 1200 F. über dem angrenzenden Vorland hat sich bei verschiedenen im Staate herrschenden Gelbfieber- und Cholera-Epidemien als hinlänglich erwiesen, um das Tafelland völlig frei von deren Einschleppung zu erhalten. Zum Beispiel waren während des letzten bedeutenden Cholerajahres 1873 die Kurorte und die Gasthäuser der kleinen und kleinsten Ortschaften auf dem Gebirge mit Flüchtlingen überfüllt; es erfolgten auch einige wenige Todesfälle von Personen, die schon erkrankt die Reise antraten, aber dabei hatte es sein Bewenden, die Krankheit verbreitete sich nicht. Ebenso kommen das kalte und Wechselfieber (Chill und Ague) nicht vor und ein Aufenthalt auf dem Gebirg ist das sicherste und rascheste Mittel, sich von denselben oder deren Nachwehen zu befreien. Typhus ist außerordentlich selten, und die Fälle, die vorkommen, sind fast immer solche, die zur Annahme berechtigen, daß der Krankheitskeim aus dem Tiefland importiert sei; die Krankheit verläuft auch meistens gelinde und ist nicht ansteckend.

Wie das gesamte Alleghany-Gebiet, sind auch das Cumberland-Gebirg und seine Vorhügel reich an Mineralquellen, von denen die einen Eisen, die anderen Schwefel als Hauptbestandteile enthalten; was den ersteren (Chalybeate-Springs) fehlt, ist die Kohlensäure, sie sind daher schwer zu assimilieren, doch werden sie viel getrunken und von manchen höchlich gepriesen.

Schon in den vierziger Jahren entstanden einige Kurhotels am westlichen Rand des Gebirges, wo dieses seinen Tafelcharakter am reinsten zeigt; die bedeutendsten waren Bellair, fünf Meilen oberhalb Sparta im White-County, und Beersheba-Springs in Grundy-County, letzteres in hohem Flor, vor dem Kriege das „Saratoga des Südens" genannt. Die Gebäulichkeiten von Bellair verbrannten während des Krieges, und erst gegenwärtig, nachdem eine Eisenbahn von Sparta bis zu den Minen in seiner Nähe erbaut ist, werden dieselben wieder aufgebaut. Beersheba-Springs, seit 1870 wieder eröffnet, fristet eine ziemlich kümmerliche Existenz, da die Baulichkeiten den modernen Ansprüchen nicht mehr völlig genügen und es auch achtzehn Meilen von der nächsten Eisenbahnstation (Tracy-City) entfernt ist. In der Nähe des Hotels ist auch eine Anzahl Cottages während der Sommermonate bewohnt; manch hübsches Sommerheim steht aber auch seit Jahren unbewohnt und geht, während seine Besitzer umsonst auf einen Käufer harren, dem Verfall entgegen. Das jetzt blühendste Etablissement und das originellste seiner Art bildet wohl Mount Eagle, sechs Meilen von Tracy-City entfernt, an der Zweigbahn, die von der Chattanooga-Nashville-Bahn ab auf den „Berg" führt. Dort, wo der letzte Panther geschossen wurde, steht jetzt ein riesiges elegantes Hotel, mehrere Kirchen, ein „Camping Ground", worin Wohnzelte und Baracken gemietet werden können, und eine große Anzahl, zum Teil recht eleganter Cottages, teils von den Eigentümern selbst bewohnt, teils zum Vermieten bestimmt. Das Ganze ist eine Schöpfung der „United Southern Methodist Church". Der Ort ist jedes Jahr stark besucht, ja überfüllt, wird doch dort das leibliche und geistige Wohl befördert. Dreimal des Sonntags und täglich wenigstens einmal findet in den verschiedenen Kirchen Gottesdienst statt; außerdem gibt es Erbauungsstunden aller Art im Hotel, quasi-wissenschaftliche Vorträge, Conzerte von „sacred music"; für die Kleinen wird Sonntagschule gehalten, Bazare finden statt zu

Gunsten neu zu erbauender Kirchen u. s. w. — kurz, es ist ein wahres Vergnügen, in Mount Eagle fromm zu sein! Tanzen und „Euker" (ein im Süden sehr beliebtes Kartenspiel) sind aber natürlich verpönt, und da es auch weder Wein noch „flüssigen Geist" dort gibt, so kommen öfter verirrte Schafe nach Beersheba hinüber, um einen oder zwei Abende der Tanzlust zu fröhnen.

Diese Kurorte und einige andere auf den Vorhügeln des Gebirges sind aber nur Sommerfrischen; gewöhnlich erst am 1. oder 15. Juni eröffnet, stehen sie Mitte September bereits verödet, und doch beginnt dann gerade die herrlichste Jahreszeit, der Herbst mit seinen goldigen Tagen und gleichmäßiger Temperatur, ebenso fern von Hitze als von Kälte.

Bisher besteht nicht ein Winterkurort auf dem Gebirge, obgleich dasselbe gerade als Winterstation für die Bewohner des Nordens ganz vorzüglich geeignet wäre.[1]

Der erste Frost tritt gewöhnlich erst Anfangs November ein, bei klarem Himmel und unter den Strahlen der Sonne hebt sich die Temperatur von 0 oder — 1 bei Sonnenaufgang rasch bis + 10—12 ⁰ R. in Mitte des Tages. Schnee fällt nur selten vor Weihnachten; derselbe bleibt überhaupt nie länger als 2—3 Tage liegen und in allen Wintermonaten gibt es immer Perioden, wo das Wetter wie im Spätherbste ist, d. h. die Temperatur des Morgens + 3 bis + 6, des Mittags 8 bis 12 und des Abends + 5 bis 8⁰ R. zeigt. Die größte Kälte, die ich während der sechs Winter, die ich verteilt über 20 Jahre auf dem Gebirge zubrachte, beobachtete, war — 10⁰ R. Wie die ersten Fröste, findet die größte Kälte nur bei hellem Himmel statt, und schon um 9 bis 10 Uhr steigt der Thermometer auf — 3 oder — 2, wo dann unter dem Anprall der Sonne der Boden schon aufzutauen beginnt. Solcher Frosttage folgen sich auch nie mehr als 3—4, und der Bruch der Kälte erfolgt nicht wie in Mitteleuropa (speziell Deutschland und Schweiz) mit Wind und Regen, sondern der Wind dreht allmählich nach Süden und einige sonnige warme Tage folgen den hell-kalten, bevor dann allmählich Regenwetter heranzieht. Wer aus dem Norden oder aus Mitteleuropa nach dem Cumberland-Gebirge kommt, der hat, nachdem die vier Wintermonate November bis Februar vorüber sind, die Empfindung: „wir haben ja eigentlich gar keinen Winter gehabt! Die vielen sonnigen Tage, wo man mit Behagen bei offenen Fenstern oder Thüren im Zimmer sitzt oder sich stundenlang im Freien aufhält, lassen das Wintergefühl, oft so schmerzlich empfunden, so mannigfaltig „gesungen und gesagt", nicht entstehen.[2]

Die Häuser sind hier nur mit Rücksicht auf den Sommer gebaut, hoch und luftig, und Doppelfenster und -Thüren, und andere Heizvorrichtungen als offene Kamine und eiserne Oefen (die bekanntlich mehr Nachteile als Vorteile haben) sind nicht vorhanden. Mit rationell gebauten Häusern mit Dampfheizung, Doppelfenstern, mit Glas geschützten Galerien, mit Hausgartenanlagen von lauter immergrünen Bäumen und Pflanzen (Kiefern, Tannen, Cedern, Stechpalmen, Lorbeer, Immergrün und Epheu) aber ließen sich hier Winterstationen errichten, die unübertrefflich und besonders für Nordländer dem zu warmen und, weil Tiefland, erschlaffenden Florida weit vorzuziehen wären.

Eigentümlich ist, daß, während die Durchschnittstemperatur des Winters auf dem Gebirge etwas niedriger ist als im Mittelland, die extreme Kälte einzelner Tage in letzterem größer ist. Im Sommer ist die größte Wärme + 26⁰ R. gegen + 30⁰ in Nashville. Sobald die Sonne untergegangen ist, wird es kühl, und die Nächte und Morgen sind immer erfrischend mit starkem Thau. Gewitter sind nicht häufig und nicht besonders heftig, Blitzschäden selten, ebenso Hagelschläge; Wind, besonders im Frühjahr, ist sehr häufig, dagegen Sturm, hurricane, wie er im Norden und Westen oft ganze Ortschaften zerstört, fast unerhört.

Die so ungemein günstigen klimatischen Verhältnisse wurden denn auch weislich berücksichtigt, als im Jahre 1857 einige Bischöfe der Southern Episcopal Church den Plan machten, eine Universität des Südens zu gründen, eine Verbindung von Knabenerziehungsanstalt und Gelehrtenschule auf christlicher Grundlage, um — wie das Programm sagte — dem praktischen und theoretischen Materialismus, der im Süden mehr und mehr zu herrschen begann, entgegen zu wirken. Es wurde in Franklin County auf einem Vorsprung des Plateau's, von wo der Blick weit hinaus in das fruchtbare und ziemlich angesiedelte Hügelvorland hinausschweift, ein Grundstück von 4 Qu.-Mln. erworben und im Jahre 1860 der Grundstein des Hauptgebäudes und der Kirche gelegt. Aber der Krieg unterbrach das Beginnen. Das provisorische hölzerne Gebäude wurde verbrannt, die Grundsteine zerstört, um nach den in denselben vermuteten „Schätzen" zu suchen; den Schlüssel des verbrannten Gebäudes nahm ein Soldat des dort hausenden Illinois-Regiments als Beute mit sich und sandte erst letztes Jahr denselben zurück; er hängt nun in der Bibliothek. Einer der bei dem Unternehmen besonders interessierten Bischöfe, Leonidas Polk, hatte den Hirtenstab mit dem Degen vertauscht und fiel als General-Lieutenant bei einer Rekognoscierung bei Pinemountain in Georgia. Endlich im Jahre 1868 konnte der Plan wieder aufgenommen und, wenn auch in beschränkter Form,

[1] Gerade jetzt ist ein Arzt von Chicago in Unterhandlung wegen einer Cottage in Beersheba Springs behufs Herstellung einer Maison de santé; derselbe schwankt noch zwischen der Wahl von letzterem Ort und einem Grundstück auf Walden Ridge, 16 M. von Chattanooga entfernt.

[2] Der Held von Vischer's „Auch Einer" hätte hieher kommen sollen; katarrhalische Leiden verschwinden, wenn nicht schon im ersten, so doch sicher im zweiten hier verlebten Jahre; rote, verschwollene Nasen werden wieder schlank und weiß und reizbare Hälse können den Flanelltüchern und Gurgelwässern Ade sagen.

zur Ausführung gebracht werden. Mit zwei Schülern wurde die Lateinschule (Grammar School) eröffnet und im selben Jahre der Grundstein zu den Hauptgebäulichkeiten gelegt. Rasch mehrte sich die Zahl der Schüler aus allen Südstaaten und im Laufe der 20 Jahre ist ein Gebäude um das andere, zum Teil stattliche, stylvolle, aus dem schönen Material, welches der Berg an Ort und Stelle bietet, errichtet worden. Und wie aus den Bischöfen, die das Institut erdachten, Soldaten wurden, so traten aus den Reihen der gelösten Armee Förderer und Lehrer der Anstalt hervor: der General Kirby Smith ist Professor der reinen Mathematik, der Oberstkommandierende der Artillerie von Johnston's Armeekorps, der jetzige Rev. F. A. Shaup, D. D., ist Lehrer der Physik und so noch mehrere andere. Die Anstalt hat gegenwärtig 320 Schüler, wovon 120 der Lateinschule (Grammar School), die anderen der Art School (was so ungefähr der historischen Abteilung der philosophischen Fakultät — natürlich mit christlicher Einschränkung! — unserer Universitäten entspricht) und der theologischen Fakultät angehören. Eine juristische und medizinische Fakultät ist im Plane, doch hat es bis jetzt an den Mitteln dazu gefehlt.

Für die Entwickelung des Plateau's zu einem Sanitarium und einem Gebiet des behaglichen Lebensgenusses auf Landsitzen, welche mit verhältnismäßig geringen Kosten hergestellt werden können, ist die Universität Savanna von großer Bedeutung. Schon ist auch dort eine Anzahl Landhäuser entstanden, welche teils nur im Sommer, zum Teil aber auch das ganze Jahr von Familien, deren Söhne die Anstalt besuchen, bewohnt sind, und durch diese und den kommenden und gehenden Zug der Studenten und ihrer Angehörigen dringt die Kenntnis der klimatischen Vorzüge der Gegend in immer weitere Kreise der gebildeten und wohlhabenden Stände.

Was zur Stunde noch vor der Ansiedelung abschrecken kann, sind die überaus schlechten Straßen.

Das Gebirge wird von zwei Bahnlinien überschritten; von Knoxville geht ein Zweig der Ost-Tennessee und Georgia R. R. bis Jellico, wo sie in den östlichen Zweig der Louisville-Nashville R. R. einmündet; und von Chattanooga geht die Cincinnati-New-Orleans R. R. ab mit einer kleinen Abzweigung westlich auf das Plateau, von Spring City nach Pickeville. Die Chattanooga-Nashville windet sich zwischen dem Plateau und seinen südlichen Nachbarn und Systemangehörigen, Lookout- und Racoon-Mountain, hindurch und sendet drei Zweiglinien auf dasselbe hinauf: im Süden von Ridgeport, nördlich nach Dunlap; von Cowan-Station nach dem mehrfach erwähnten Tracy City (an welcher Linie auch die Universität, Monteagle und die Serwance-Minen liegen) und endlich von Tullahoma nach Mount Mimaille, Sparta und von dort (in nördlicher Direktion) nach Bellair, auf dem Plateau. Dazwischen aber liegen die weiten Waldflächen, steile „Ridges" und tiefeingewaschene Bäche, und durch und über dieselben führen so schlechte Wege, daß man in Deutschland nicht einmal Holz auf denselben fahren würde, besonders da an sehr vielen Orten die Brücken fehlen und die Furten sich an manchen Orten beständig verändern, so daß die Passage durchaus nicht ohne Gefahr ist.

Bevor, Mitte der fünfziger Jahre, die Chattanooga-Nashville R. R. gebaut wurde, ging die Hauptstraße des Landes (Turnpike-Zollstraße) von Chattanooga nach Nashville quer über den Rücken des Plateau's, die gut gehalten gewesen sein soll und auf der täglich die „Stages" (Postwagen) hin und her gingen. Später ging der Postverkehr ein und während der Kriegsjahre brannten die Brücken ab, die bis jetzt nicht wieder ersetzt sind, obgleich der Teil von Mount Mimaille auf das Plateau (Grundy County) stark benützt wird und bis vor einigen Jahren im Sommer von Mount Mimaille aus die „Stage" die Kurgäste nach Beersheba Springs beförderte. Der übrige Teil der alten „Turnpike" ist manchen Orts von einem trockenen, steinigen, mit Felstreppen durchsetzten Wildbachbett nicht zu unterscheiden. Die Wege sollten von den Gemeinden in Stand erhalten werden, aber den Gemeindegliedern liegt nichts an ihrem Zustand; es wird meistens geritten und mit den Ochsenwagen kommen die Leute hier über Stellen hinweg, die dem Europäer als „unmöglich" erscheinen.

Sollten die verschiedenen, schon lange besprochenen und geplanten Verbindungslinien der jetzt hinaufreichenden Bahnen endlich zustande kommen, so werden, wie die industriellen Unternehmungen, auch die Landsitze, Hotels und Anstalten aller Art rasch sich einstellen. Bis dies geschehen ist, braucht es aber ungeachtet der reichen Natur und des so freundlich über dem Berge lächelnden Himmels einer starken Unternehmungslust und eines gewissen Pionier-Instinktes, um im Urwald ein zivilisiertes, urbanen Lebensformen entsprechendes Heim zu gründen.

Das Plankton und seine Erforschung.

Von Dr. Kurt Lampert.

(Schluß.)

Ist es aber möglich, die Quantität dieser Massen auch nur annähernd richtig nach Maß und Zahl zu bestimmen? Das Gelingen eines solchen Unterfangens erscheint nach dem Vorhergesagten völlig ausgeschlossen, und es mag mit gerechtem Erstaunen erfüllen, zu hören, daß dennoch die Lösung dieser Frage nicht nur in Angriff genommen, sondern auch jetzt schon bis zu einem gewissen Grad gelöst wurde. Das Verdienst, zum erstenmal mit quantitativen Methoden an die Untersuchung des Planktons herangetreten zu sein, gebührt dem schon mehrfach genannten Professor Dr. Viktor Hensen in Kiel. Als Mitglied der sogen. Kieler Kommission zur Erforschung deutscher Meere hatte Hensen es sich schon vor Jahren

zur Aufgabe gesetzt, sich über die Zahl der im Meer treibenden Fischeier möglichst genauen Aufschluß zu verschaffen, da es seine Ueberzeugung war, daß man nur dann richtige Maßnahmen im Interesse der Fischerei werde auffinden können, „wenn man in der Lage sei, sich ein Urteil über die Ertragsfähigkeit des Meeres zu bilden." Bald aber stellte sich heraus, daß das Programm bedeutend zu erweitern sei, indem sich die Notwendigkeit der quantitativen Untersuchung des gesamten Planktons erwies, da dieses in hohem Maße die Nahrung der Fische bildet und bei seiner noch zu erwähnenden Bedeutung als Urnahrung überhaupt nicht außer Acht gelassen werden durfte. In mühevoller, angestrengtester Thätigkeit arbeitete Hensen die letzten Jahre hindurch an der Ausführung dieses Programms. Wurde doch zum erstenmal ein noch völlig ungebahnter Weg betreten und galt es zuerst, eine Methodik zu schaffen, die gestattet, „genügend sichere und ins Einzelne gehende Bestimmungen des Inhalts von möglichst großen Massen von Meereswasser rasch und mit dem geringsten Arbeitsaufwand auszuführen." Es ist leider unmöglich, eingehend die scharfsinnig erdachten Methoden zu schildern, von deren großer Präzision ein kurzer Auszug kaum ein Bild zu geben vermag. Hensen hat ausführlich hierüber im 5. Bericht der „Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere" berichtet, auf den deshalb die Leser verwiesen sein mögen, die sich näher für die Sache interessieren.

Zunächst galt es, ein geeignetes Netzmaterial zu finden, dessen Poren auch sehr kleine Formen nicht durchließen. Als solches wurde von Fol (1884) das unter dem Namen Müllergaze oder Beuteltuch gehende Seidengewebe angepriesen, welches zum Sortieren des Mehles verwendet wird und dessen Herstellung speziell in der Schweiz betrieben wird. Dieses ziemlich teure Gewebe besitzt die wichtige Eigenschaft, daß sich die feinen Seidenfäden nicht verschieben können, die Maschenweite also genau fixiert ist. Wird das Geflecht naß gemacht, so verengern sich, wie Imhof angibt, die feinen Maschen nicht einmal so viel, daß bei mittleren Vergrößerungen eine Veränderung zu konstatieren wäre. Nach Imhof kommt das Gewebe in 22 verschiedenen Maschenweiten in den Handel, wobei je nach den Nummern die Maschenöffnungen nach seinen Messungen von 1.5 mm. bis 0.073 mm. messen, so daß die Verwendung der verschiedenen Sorten zu gleicher Zeit eine Art Sortierung der zu fangenden Objekte gestattet. Auch Hensen hat dieses Beuteltuch als das geeignetste Material erkannt und benützt noch engmaschigere Sorten. Die feinste Sorte läßt die meisten Cilioflagellaten des Meeres und viele Diatomeen nicht mehr durchgehen, andere nur dann, wenn sie gerade senkrecht mit ihrer Spitze auf die Maschen stoßen. Die Form des Netzes ist eine filterförmige, es wird mit der Spitze voraus weit in das Meer hinabgelassen, eventuell bis zum Grund, auf welchem Weg es nichts fangen kann und dann senkrecht in die Höhe gezogen, so daß die über dem Netz stehende Wassersäule auf diese Weise filtriert wird. Durch Bestimmung des auf dem Filter Gefangenen ist es nun möglich, den Inhalt der mit dem Netz durchfahrenen Wassermasse an Plankton zu ermitteln. Bei dieser Bestimmung sind genau die Durchlässigkeit des Netzes, die Größe des Netzeinganges, die Netzoberfläche und die Zuggeschwindigkeit mit in Betracht gezogen, da alle diese Faktoren dazu beitragen, daß weniger Wasser durch das Netz geht, als durch den Eingangsring gehen würde, wenn kein Netz dahinter hinge; auch ist bei der Konstruktion der Netze Rücksicht genommen auf die Auf- und Abwärtsbewegung des Schiffes, wodurch leicht Fangverluste eintreten könnten. Ist der Fang vom Netz abgespült, vom Seewasser befreit und durch eine Reihe mannigfacher Manipulationen in seiner ganzen Vollständigkeit konserviert, so beginnt als zweiter Teil der Untersuchung die Arbeit auf dem Land, die außer in der Bestimmung vor allem in der Messung und Zählung der gefangenen Objekte besteht. Auch hier ist es Hensen gelungen, alle sich entgegenstellenden Schwierigkeiten zu überwinden, wenn es auch natürlich selbstverständlich ist, daß alle seine von ihm überhaupt zum erstenmal aufgestellten Methoden noch weiterer Verbesserung fähig sind. Die quantitative Bestimmung der gefangenen Plankton-Massen erfolgte teils durch Messung der Volumina, teils aber und hauptsächlich durch Zählung der Individuenzahl der einzelnen Bestandteile unter dem Mikroskop auf linierter Glasplatte. Auch hier kann nur ein Einblick in die Originalmitteilungen Hensen's einen Begriff von der Exaktheit der Arbeit geben, wobei man sich fragt: was mehr zu bewundern ist, die Präzision der Methodik oder die Geduld, welche diese viele viele Stunden beanspruchenden Zählungen unter dem Mikroskop erforderten. In die Einzelheiten der Zählung führen am besten die Protokolle ein; mit gleicher Genauigkeit sind die während der Fahrt geführten Journale angelegt, die nicht nur als selbstverständlich genaue Angabe der Zeit und des Fangortes enthalten, sondern auch alle sonstigen, eventuelles Interesse besitzenden Bemerkungen, wie Windrichtung, Wassertemperatur und während des Fanges gemachte besondere Beobachtungen. So wenig einladend diese Tabellen und Journale mit ihren langen Zahlenreihen auf den ersten Anblick erscheinen, so fesselnd wird bei tieferem Eindringen das Studium derselben, das ihre praktische Anlage, besonders die einheitliche Umrechnung der gewonnenen Resultate aufeinander, wesentlich erleichtert.

In der geschilderten exakten Weise wurde von Hensen während der letzten Jahre mit größtem Eifer die Erforschung des Planktons und seiner Verteilung betrieben. In allen Monaten des Jahres wurden mehrere Jahre hindurch in der Kieler Bucht und der westlichen Ostsee Fahrten unternommen, welche im Sommer 1885 bis in die nördliche Nordsee und den Ozean westlich von Schottland und 1887 auch in die östliche Ostsee ausgedehnt

wurden. So wurden die zu Haus ersonnenen Methoden in der Praxis auf ihre Brauchbarkeit geprüft und wenigstens in den deutschen Meeren das gestellte Problem der quantitativen Untersuchung der treibenden Organismen-Massen in Angriff genommen. Daß seine Lösung gelang, daß alle Fahrten von Erfolg gekrönt waren, ist jedenfalls der schönste Lohn aller Mühe und rastlosen Thätigkeit. Hensen hat den thatsächlichen Beweis geliefert, daß eine quantitative Untersuchung der marinen Lebewesen, auch der kleinsten, möglich ist, und hat an Stelle unbestimmter Begriffe, wie der „unendlichen Masse pelagischer Wesen", greifbare Zahlenwerte gesetzt, die jedenfalls der Wahrheit sehr nahe kommen und eine Vorstellung von dem Reichtum des Meeres zu geben vermögen.

Ehe wir einige Beispiele aus den von Hensen gemachten Befunden herausgreifen, sei im Anschluß an das oben bezüglich der vertikalen Exkursionen pelagischer Organismen Gesagte daran erinnert, daß die Masse des Plankton nicht von der Wassermenge, sondern von der Oberflächengröße abhängt. Als Beispiel für die bezüglich des Vorkommens einzelner Plankton-Bestandteile gefundenen Zahlen sei hervorgehoben, daß sich in 10 Cm. Wasser bei ½ Qu.-m. Oberfläche von der Krusterordnung der Copepoden im Durchschnitt 726,000 Stück fanden. Einige weitere Angaben mögen sich auf die Quallen beziehen, da diese durch ihre glockenförmige Gestalt und ihre schöne Färbung ausgezeichneten, im Vergleich zu den übrigen Plankton-Tieren durch ihre Größe auffallenden Tiere wohl am meisten unter allen Meerestieren dem nicht fachmännischen Leser aus eigener Anschauung bekannt sind. So fand Hensen von der zierlichen Rippenqualle (Cydippe pileus) in der Ostsee durchschnittlich zwei bis drei Stück pro Quadratmeter Oberfläche. Im Ozean wurden gar keine Rippenquallen gefunden, ebenso fehlte hier die in der Nordsee häufige Ohrenqualle. Dafür traten hier andere Quallen in großer Zahl auf, besonders die schon oben erwähnte Aglantha digitalis, von welcher sich im Durchschnitt 1500 Individuen unter dem Quadratmeter fanden, so daß der ganze Schwarm, auf den Hensen stieß und der sich über 16,425 Millionen Quadratmeter ausdehnte, auf 23½ Billionen Individuen zu berechnen ist. So überraschend solcher tierische Reichtum erscheinen mag, so wird er noch bedeutend übertroffen von dem Reichtum an Diatomeen, auf den Hensen zum erstenmal in dieser Weise aufmerksam gemacht hat. So fand er von der Gattung Chaetoceras im Ozean pro Quadratmeter Oberfläche bei einem Netzzug von 50 m. Tiefe an 336 Millionen und in der Ostsee pro 10 Cm. 457 Millionen dieser mikroskopischen pflanzlichen Organismen. Auf trockene organische Substanz berechnet, ergeben nach Hensen allein die Diatomeen eine jährliche Produktion von 150 Gramm pro Quadratmeter. Da eine Wiese mittlerer Ertragsfähigkeit an Heu durchschnittlich 179 Gramm trockener organischer Substanz pro Quadratmeter liefert, so erzeugt der Ozean in seinem Plankton mit Anschluß der tierischen Formen desselben allein an organisierter pflanzlicher Substanz schließlich nicht viel weniger als eine kultivierte Wiese. So entpuppt sich im Licht der modernen Forschung die „unfruchtbare Salzflut" Homers!

Selbstverständlich ist, wie schon mehrfach angedeutet, die Zusammensetzung des Plankton an einzelnen Orten eine verschiedene; so ist es eine allbekannte Thatsache, daß die Oberflächenbewohner des Ozeans höchst auffallend von den freischwimmenden Bewohnern der Küstengegenden sich unterscheiden. Wo eine verschiedene Konzentration des Salzgehaltes nachweisbar ist, ist dies ja selbstverständlich, allein selbst da, wo, wie in der Nordsee, der Salzgehalt der Randmeere und ihres Küstenwassers ganz der gleiche ist, wie im Ozean, begegnen wir dieser Thatsache. Andererseits haben besonders Diatomeen eine sehr weite, fast kosmopolitische Verbreitung, und in der Bay von Bengalen finden sich Diatomeen, die auch vor Kiel häufig sind.

Die alle Monate des Jahres hindurch in gleicher Weise durchgeführten Untersuchungen haben auch in schärferer Weise als bisher den Unterschied zwischen perennierendem und nicht perennierendem Plankton zu fixieren gestattet. Eine große Anzahl Arten finden sich Jahr-aus Jahr-ein stets in ungefähr gleicher Anzahl. So bleibt beispielsweise die Bevölkerung der Copepoden stets stabil. Von den 726,000 Stück, die sich, wie oben erwähnt, zu gleicher Zeit in 10 Cm. Wasser bei ½ Qu.-m. Oberfläche lebend finden, sterben im Mittel per Woche 170,500, die gleiche Zahl aber wird wieder geboren; ungefähr zwölfmal im Jahr erneuert sich die ganze Copepoden-Bevölkerung, so daß das angegebene Quantum Wasser im Lauf des Jahres im ganzen etwa 8,700,000 Copepoden beherbergt. Viele Bestandteile des Plankton aber fehlen während bestimmter Zeiten des Jahres, und zwar gehören zu diesem nicht perennierenden Plankton nicht nur die Eingangs schon geschilderten, länger schon bekannten Larvenformen seßhafter Küstentiere; auch eine ganze Reihe von Lebewesen, die als erwachsene Organismen freischwimmend sind und die man bisher als pelagisch betrachtet, verschwinden eine Reihe von Monaten hindurch aus dem Plankton; es sind solche, die sich durch Eier fortpflanzen, welche untersinken und aus denen erst nach längerer Zeit die wieder aufsteigenden und freischwimmenden Tiere hervorgehen. Wir finden dieß unter den Tieren, beispielsweise bei den Wintereier bildenden Meeresdaphniden Evadne und Podon und ähnlich bei den Tintinnen; in gleicher Weise bilden nach den neueren Entdeckungen eine Reihe von Diatomeen Dauerkeime. Solche Sporenbildung ist namentlich bei Chaetoceras und einigen Rhizosolenien bekannt, wobei die Spezies auf etwa ein halbes Jahr von der Oberfläche verschwindet. Diese Dauerkeime sinken unter; in flachen Meeren, wie in der Ostsee, erreichen sie sicher den Grund; wie es dagegen damit in tiefen Ozeanen steht, ist eine Frage, auf welche noch jede Antwort fehlt.

Hensen ist geneigt, diesen Dauersporen der Diatomeen eine große Rolle bei der Ernährung der Tiefseeorganismen zuzuschreiben. Die Mehrzahl aller marinen Tiere sind Räuber, das größere frißt das kleinere, und es ist das Plankton mit seinen kleinsten tierischen Organismen, die ihrerseits wieder von den freischwimmenden Diatomeen leben, schließlich die Urnahrung wenigstens aller Oberflächentiere. Sinken die Dauerkeime, die von einem Teil des Planktons produziert werden, thatsächlich auch in tieferen Meeren bis auf den Boden, um von dort, vielleicht nach längerer oder kürzerer Ruhepause, zu weiterer Entwicklung wieder in die Höhe zu steigen, so trägt das Oberflächen-Plankton auf diese Weise auch zur Ernährung der Tiefseetiere bei; auch die Bevölkerung derjenigen Schichten, welche die Dauerkeime bei ihrem Niedersinken und Aufsteigen durchwandern, würde in ihrer Nahrung zum Teil vom Oberflächen-Plankton abhängig sein. Aber, wie gesagt, all diese Betrachtungen sind noch hypothetischer Natur und kaum sprechen irgend welche Thatsachen dafür oder dagegen.

Haben so die Forschungen Hensen's in vielem den Schleier gelüftet und kaum gehoffte neue Einblicke in das Leben des Meeres thun lassen, so sind durch dieselben nicht minder eine Reihe neuer Fragen aufgeworfen worden, deren Lösung noch kaum in Angriff genommen werden konnte. Ihre endgültige Beantwortung würde zu erwarten sein, wenn in gleicher Weise, wie von Hensen die freischwimmende Organismenschar der Ostsee untersucht wurde, in allen Ozeanen und allen Tiefen derselben das Plankton qualitativ und quantitativ erforscht und in umfassendster Weise seine Biologie und seine Bedeutung für das Leben im Meer klargelegt werden könnte. Die Erfüllung dieser Hoffnung steht wohl noch in weiter Ferne, aber ein vielversprechender Anfang ist gemacht.

Ueberzeugt von der Notwendigkeit, die in der Ost- und Nordsee begonnenen Studien in größerem Maßstab im offenen Ozean fortzusetzen, gelang es Viktor Hensen, die maßgebenden wissenschaftlichen Kreise Deutschlands für die Idee einer wissenschaftlichen Expedition in den Atlantischen Ozean zur Untersuchung des Planktons zu gewinnen. Im ganzen sind 94,000 M. zur Bestreitung der Kosten dieser Forschungsfahrt flüssig gemacht worden, wobei aber 18,000 M. für Bearbeitung des Materials nach Rückkehr der Expedition inbegriffen sind. Den kleineren Teil der ganzen Summe steuerte die k. Akademie der Wissenschaften in Berlin aus der Humboldt-Stiftung bei, den weitaus größeren Teil aber (70,000 M.) bewilligte Kaiser Wilhelm II. aus den für derartige Unternehmungen zu seiner Verfügung stehenden Fonds. So war die „Plankton-Expedition der Humboldt-Stiftung", mit welchem Namen sie Hensen in seinen letzten Mitteilungen bezeichnet, gesichert und konnte, wie Eingangs erwähnt, Anfang Juli in See gehen. Der Reiseplan ist nach den Mitteilungen Professor Krümmels, eines Mitgliedes der Expedition, folgender: „Von der Pentland-Föhrde aus in den Atlantischen Ozean eintretend, wird in westlicher Richtung auf die Südspitze Grönlands und von da auf die Neufundland-Bank gedampft, wobei also sowohl warmes Golfstrom- wie kaltes Eismeerwasser geschnitten wird; alsdann wird der eigentliche Golfstrom quer nach den Bermudas-Inseln hin durchkreuzt. Hier wird der erste Landaufenthalt genommen, der zur Untersuchung der Korallenriffe und des Verhaltens des Planktons in deren Bereich dient. Der zweite Abschnitt der Fahrt wird die Expedition von Bermudas in ostsüdöstlicher Richtung durch das äußerst reich belebte Sargasso-Meer und im nordafrikanischen Strom bei dem Kap Verden endigen. Der dritte Abschnitt ist durch den Gegensatz zwischen dem warmen Guineastrom und der südlich daneben liegenden, entgegengesetzt sich bewegenden Aequatorialströmung bezeichnet. Hier wird der einsamen Insel Ascension ein kurzer Besuch abgestattet. Der vierte Abschnitt der Fahrt führt von hier durch den südlichen Aequatorialstrom an Brasilien entlang nach der östlichen Mündung des Amazonen-Stromes bei Pará und von hier aus diesen größten aller Süßwasserströme der Welt ein Stück hinauf, vielleicht bis Santarem, jedenfalls bis nach Almeirim. Die Rückreise, als fünfter Abschnitt, führt die Expedition von Pará über die Azoren wieder zur Pentland-Föhrde und von da durch die nördliche Nordsee, Skagerrak und Kattegat wieder nach Kiel zurück." Der Leiter der ganzen Expedition ist Dr. Viktor Hensen, Professor der Physiologie an der Universität Kiel; der weitere wissenschaftliche Stab setzt sich aus folgenden Herren zusammen: Prof. Dr. Karl Brandt von Kiel und Dr. Fr. Dahl von da für die zoologische Erforschung des Planktons; Dr. Fr. Schütt von Kiel als Botaniker zum speziellen Studium der Diatameen; Prof. Dr. O. Krümmel von Kiel für allgemeine ozeanographische und meteorologische Beobachtungen; als Arzt begleitet die Expedition Stabsarzt Dr. Fischer, Professor der Hygieine in Kiel, der während der Reise zugleich Gelegenheit finden wird, seine bekannten Untersuchungen über die bisher kaum beobachteten Meeresbakterien zu vervollständigen. Durch die Munificenz eines schleswig-holsteinischen Grundbesitzers ist ferner noch die Teilnahme eines Künstlers, Marinemalers Eschke, ermöglicht und außer der aus 16 Mann bestehenden Besatzung des Schiffes befinden sich als Hülfskräfte speziell für die Zwecke der Expedition noch ein Fischer, ein Takler und ein Mechaniker an Bord. Als Fahrzeug wurde das Kieler Schiff „National" der Rhederei Paulsen und Ivers gewonnen, ein Stahlschiff von 835.43 Registertons brutto und 607 Registertons netto. Sehr groß ist die Mannigfaltigkeit der Ausrüstungsgegenstände, worüber Hensen in der wissenschaftlichen Zeitschrift „Humboldt" Mitteilung gemacht hat. Im Vordergrund steht natürlich das Plankton-Netz; es besteht aus zwei, mit dem weiten Teil aufeinander gestellten Trichtern. Das Gestell des oberen Trichters ist mit undurchlässigem Zeug überzogen und hat an der Spitze eine Oeffnung von 0.1 Qu.-m.; der untere

Trichter ist der fangende Apparat, das Netz, welches ein sehr feines Gewebe, seidenes Beuteltuch Nr. 20, von quadratischen Maschen mit 0.053 mm. Weite darstellt. Die Fläche des Netzes beträgt nahe 3 Qu.-m.; zur Verstärkuug dient ein Ueberzug von einem weitmaschigen Baumwollennetz und einigen Tauen, die einen schweren, am untern Ende des Netzes leicht abnehmbar befestigten Eimer tragen. Derselbe ist aus Messing, der größere Teil seiner Wandung aber besteht aus dem Beuteltuch und unten am Eimer findet sich eine durch einen Stöpsel verschließbare Tülle, aus welcher man den Inhalt hinausläßt, um ihn in einem ähnlichen, aber viel kleineren Apparat weiter zu konzentrieren. Solcher Plankton-Netze sind zwei aneinander gekoppelt, um durch Parallelfänge sich möglichst gegen Zufälligkeiten zu sichern. Außerdem werden noch eine Anzahl weiterer Netze zur Anwendung kommen: vier Chun'sche Schließnetze zum Fischen in verschiedenen Tiefen; ein Wagennetz, bestimmt, auf dem Meeresgrund, über demselben hinfahrend, sich zu öffnen und nach einer Fahrt von 800 m. sich wieder zu schließen; ein großes Netz von 6 Qu.-m. Oeffnung mit weitmaschigerem Beuteltuch zu Vertikalfängen; ein mit zylindrischem Blechmantel versehenes Netz aus Beuteltuch, bestimmt, hinter dem Schiff hergezogen zu werden und doch bei schneller Fahrt noch schonend zu fischen; ein Schwimmnetz für horizontalen Zug von 8 Qu.-m. Oeffnung und Beuteltuch gröbster Art, speziell zum nächtlichen Fang junger Fische; ein Netz von 6 Qu.-m. Oeffnung mit Metallmaschen für den Fang von Fischen und Cephalopoden bei voller Fahrt des Schiffes und endlich zwei Trawlnetze nach den Angaben von Sigsbee. Diesen Netzen schließen sich an eine größere Anzahl großer und kleiner Dredgen. An Stelle der früher benutzten Taue zum Hinablassen der Apparate kommen auch bei der Plankton-Fahrt nach dem Vorgang der Amerikaner Stahldrahtseile zur Anwendung, deren dünnstes 7 mm. Durchmesser hat. Der Vorzug den Hanftauen gegenüber besteht bekanntlich hauptsächlich darin, daß der Reibungswiderstand des Drahtseiles ein sehr geringer ist, während bei den Tauen die Reibung bedeutend stärker ist. Letzteres muß daher, um die Reibung, das eigene Gewicht und das des Netzes aushalten zu können, sehr dick genommen werden, was wieder eine schwerere Belastung des Netzes, damit es sinkt, bedingt, so daß das Fischen in größeren Tiefen mit Tauen wegen des kolossalen Gewichtes des ganzen Apparates eine sehr mühsame und nur von stärksten Maschinen zu bewältigende Arbeit ist. Dem gegenüber hat das Drahtseil den Nachteil, daß es sich, wenn mehr ausgegeben wird, als nötig ist, das Netz auf den Boden zu lassen, leicht verwickelt, Schlingen bildet und abbricht. Es ist daher nötig, vor dem Hinablassen des Netzes genau die Tiefe zu bestimmen, über der man liegt und nicht mehr Draht auszugeben, als nötig ist, das Netz auf den Grund kommen zu lassen. Die Lotungen werden mit der Sigsbee-Lotmaschine vorgenommen, die von der kaiserl. Marine für die Fahrt zur Verfügung gestellt wurde. In hervorragender Weise wurde das Unternehmen auch unterstützt von der Seewarte in Hamburg, die eine ausgezeichnete Kollektion meteorologischer Instrumente zur Verfügung stellte. Aus der Zahl der weiteren Apparate heben wir hervor, daß nach einem neuen Prinzip drei Apparate zur Prüfung der Durchsichtigkeit des Meeres eingerichtet wurden, die neben den bisher schon verwandten, natürlich ebenfalls mitgenommenen einfacheren oder komplizierteren Instrumenten in diese noch vielfach dunkle Frage mehr Licht bringen sollen. Interessante Aufschlüsse dürften auch von der Anwendung des elektrischen Lichtes während der Fahrt zu erwarten sein. Dasselbe hat in den letzten Jahren mehrfach bei Meeresexpeditionen Verwendung gefunden, ohne daß sich ein einheitliches Urteil über Vorteil oder Nachteil desselben gebildet hätte. Während nach Kontrollversuchen mit beleuchteten und unbeleuchteten Netzen, die vom Marine Biology Committee zu Liverpool in der Irischen See angestellt wurden, eine Anzahl niederer Tiere, besonders kleine Kruster, entschieden vom Licht angezogen werden, fanden die amerikanischen Expeditionen, daß es dagegen auf andere Tiere, besonders Fische, abschreckend wird. Der Expedition des „National" sind sowohl Glühlampen wie Bogenlichtlampen in einer zum Ein- und Untertauchen geeigneten Form mitgegeben. Selbstverständlich ist dieser Hinweis auf die wichtigsten Apparate keine Aufzählung den wissenschaftlichen Handwerkszeuges, welches der „National" an Bord führt. Denn die Untersuchung, Konservierung und Aufbewahrung des erbeuteten Materials verlangt eine Reihe von Hülfsmitteln, vom Mikroskop bis zum einfachsten Glasgeschirr herab, der Reagentien- und Konservierungsflüssigkeiten nicht zu vergessen. Es fehlt auch nicht der gewöhnliche Apparat der Sammler, Schmetterlingskasten und was sonst zum Insektenfang gehört, Dinge, die während des kurzen Landaufenthaltes ihre Dienste thun können, und auch ein Photographierapparat zählt mit zum Inventar der Plankton-Fahrt.

So sind nach allen Seiten hin die besten Vorkehrungen getroffen, um das Gelingen des Unternehmens zu sichern, soweit dies überhaupt in der Macht des Menschen liegt; denn mehr als andere Unternehmungen ist eine in ihrem Erfolg so vielfach von Wind und Wetter abhängige Meeresexpedition Zufälligkeiten ausgesetzt. Schon aber sind, während wir dies schreiben, die ersten günstig lautenden Nachrichten über den Verlauf der Fahrt eingetroffen, und wenn der Leser diese Blätter in die Hand nimmt, hat die Plankton-Expedition wohl schon ihr Ende erreicht. Dann folgt der Arbeit auf hoher See die nicht minder mühsame im heimischen Arbeitszimmer, die Verarbeitung des gewonnenen Materials, von deren Ergebnissen wir seinerzeit vielleicht ebenfalls berichten dürfen.

Musik und Gesang Irlands.

Von Helen Wolff.

Der Gesang ist in Irland, mehr als in irgend einem anderen Lande, der Ausdruck des ganzen irländischen Lebens mit allen seinen Schicksalen, wie dieselben noch heute sich vor unseren Augen entfalten. Aber dieser Gesang drückt sich nicht in Worten aus, es sind Klagen ohne Worte, ein Leiden, das in der Tonsprache seinen Ausdruck findet und in seinem spontanen Ergusse keine Zeit hat, nach Worten zu suchen.

Wortstumm, aber voll von Melodie ertönt diese wilde Tonsprache von Hügel zu Hügel und bildet den eigentlichen Nationalgesang Irlands: Rhapsodien oder vielmehr Lieder ohne Worte. Die Worte selbst kommen immer weit später als Ergänzung hinzu. Jedermann kennt Moore's „Irish melodies". Warum dieser Titel?

Was bei allen Liedern Moore's nicht genug hervorgehoben werden kann, ist der Umstand, daß die Musik nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, komponiert worden ist für das Lied, sondern daß die Musik bereits vorhanden, die Melodie bereits geschaffen war, ohne Worte, und als solche in dem Volke lebte; Moore hat blos dieser Melodie „Ausdruck" gegeben, indem er die Worte hinzugedichtet hat.

Ganz merkwürdig dabei ist sein Verfahren, um diese Musik in Worte, nicht um diese Worte in Musik zu setzen. Er soll nämlich ein nationales Lied oder vielmehr eine nationale Melodie, die ihn ganz besonders ergriff, sich mehrere Male auf dem Klavier vorgespielt haben, bis zuletzt ihm, hingerissen von der Melodie, die Töne sich zu Worten gestalteten und ihre eigene Geschichte erzählten. Wenn kein Instrument bei der Hand war, so trommelte, summte oder pfiff er sich die Melodie vor. So weit ging er in seinem musikalischen Eifer, daß die meisten der Instrumentalbegleitungen unter seiner eigenen Aufsicht und nach seinem eigenen Gutheißen ausgearbeitet und niedergeschrieben werden mußten.

Wenn es wahr ist, wie es bereits das Wort Lyra (die Leier) andeutet, daß die Lyrik die Seele der Musik und die Musik die Seele der Poesie ist, so darf es uns keineswegs befremden, daß wir in Moore die höchste Uebereinstimmung finden von Wort und Ton, von Musik und Poesie, wie es nirgends anders der Fall ist. Es steht diese Methode im direkten Gegensatze mit dem heutigen Verfahren, wo das Libretto zuerst hingeworfen, in den meisten Fällen ohne poetischen Anstrich, und dann dem Komponisten freie Hand gelassen wird, die Musik mehr oder weniger den Worten anzupassen. In Moore's Melodien sind Musik und Worte so ineinander verschmolzen, daß, wenn man nicht aus sicherer Quelle über sein Verfahren Gewißheit hätte, man unmöglich entscheiden könnte, welches von beiden zuerst ins Leben getreten, Musik oder Poesie?

Was ist nun der Charakter dieser Tonsprache?

In Irland mehr als in irgend einem anderen Lande ist die Lyrik der Widerhall vergangener Leiden und Freuden. Nur muß man bemerken, daß hier zu dem Ausdrucke der Rückerinnerung an vergangene Leiden und nie mehr zurückkehrende Freuden noch das Gefühl des Selbstvorwurfes hinzutritt, ein zerknirschendes Gefühl, welches ihnen Alles das vorspiegelt, was sie hätten thun können und nicht gethan haben, ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, eine Reue, die rückgängig was für ewig vergangen und ungeschehen machen will, was geschehen ist. Es muß dieser Punkt ganz besonders ins Auge gefaßt werden, weil dies gerade das charakteristische Merkmal ist, welches die schottländische Musik von der irländischen unterscheidet.

In der schottischen Lyrik und Musik finden die Leiden allerdings auch ihren Ausdruck im Gesange, aber der Gesang, wie schmerzensvoll er auch beginnen mag, endet immer nicht allein ohne Reue, sondern frohlockend, triumphierend über vergangene Siege. Der Schotte kennt nicht das Gefühl des Selbstvorwurfes, der inneren Zerknirschung und Zerrissenheit. Seine ehemaligen Leiden und seine jedesmaligen Unglücksfälle schreibt er dem Schicksale zu; aber er hat das Selbstgefühl, mächtiger als das Schicksal zu sein, er überwindet die widerwärtigen Einflüsse und kommt als Sieger zum Vorschein. Nicht so der Irländer. Sein Lied ist wie ein Leichengesang, wo zu dem Gefühle des unwiderruflichen Verlustes sich das ohnmächtige Gefühl der Rache gesellt, das an künftigem Erfolg verzweifelt.

Allerdings hat der Irländer noch immer als nationale Fahne die grüne Farbe der Hoffnung, allerdings schimmert dann und wann ein schwacher Strahl der Hoffnung in seine Seele, aber da alle bisherigen Anstrengungen jeden Versuch der Befreiung vereitelt haben, so tritt nach jedem fehlgeschlagenen Versuche das Gefühl der eigenen Verschuldung, das Gefühl der Schuld immer wieder zum Vorschein und stimmt die Leier und den Gesang zu Trauertönen der Verzweiflung. Als Bestätigung dessen, was wir im vorhergehenden gesagt haben, und ganz besonders um den grellen Abstand der irländischen von der schottischen Lyrik zu zeigen, brauchen wir nur einen Blick auf diejenigen patriotischen Gedichte Moore's zu werfen, welche sich auf die Demüthigung Irlands beziehen. Es ist das Geächze der Verzweiflung über Irlands Geschick, das Toben der Ohnmacht, die sich nicht mehr über das Geschick erheben kann, und die nun weiter nichts als Thränen hat über Heldenthaten, die umsonst ausgeübt, über Blut, das umsonst geflossen ist, ohne jedoch Erleichterung in diesen Thränen zu finden. Es ist die alte und immer neue Geschichte. Sie kamen immer zu spät, sie wußten nie den rechten Augenblick zu ergreifen, und wenn sie, zu den Waffen greifend, im Kampfe unterlagen, dann kam immer die jammervolle Klage, daß es nun für immer um Irland geschehen sei.

Wir kommen jetzt zu einer anderen Kategorie von lyrischen Dichtungen und lyrischen Gesängen, die einzig und allein im Munde des Volkes leben, die sich von Vater zu Sohn fortgepflanzt, am Feuerherd der Hütte gesungen und erst ganz kürzlich in diesem Jahrhundert gesammelt und dem Publikum zugänglich gemacht worden. Sie begründen eine förmliche Nationalpoesie. Moore selbst hatte seine Inspiration aus diesen Gesängen geschöpft. Was nun Moore anbetrifft, so ist derselbe in der litterarischen Welt hinlänglich bekannt. Im Munde des Volkes dagegen leben, wie gesagt, andere Lieder, deren Autoren unbekannt geblieben, die aber so charakteristisch sind für den heutigen Zustand, daß wir es der Mühe wert halten, eines als Typus hervorzuheben. Wir führen hier als kurzes Beispiel „The wearing of the green“ an (das Verbot, die grüne Farbe zu tragen).

O Paddy,[1] ist es alles wahr,
Was man von Euch erzählt,
Daß Shamrock[2] nicht mehr wachsen darf
Auf Erin's grüner Erd'?
Ich traf auf Napfer Tandy,[3]
Er nahm mich bei der Hand,
Er frug mich, wie es ging
Mit dem alten, treuen Land.
„Es ist das allerärmste Land, das man noch je geseh'n,
Denn wer da trägt das rote Band, zum Hochgericht muß geh'n.“

O wenn man nur mit grellem Rot
Sich jetzo schmücken soll,
Denk' an das heißvergoss'ne Blut,
Wovon das Land war voll.
Dann nehmt das Kleeblatt von dem Hut,
Reißt's aus vom grünen Ort,
Zertretet's mit den Füßen dann:
Es pflanzt von selbst sich fort.

Ob die Melodie älter ist, als die Worte, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. Dr. Joyce, ein bekannter Antiquar, drückt sich folgendermaßen darüber aus:

„Ich glaube nicht, daß es je gelingen wird, den Ursprung der Melodie zu ermitteln. Sie gehört zu der Zahl derjenigen Melodien, die massenweise von uralten Zeiten unter dem Volke lebten, gesungen wurden und bis auf uns gekommen sind. Es sind dies Ueberbleibsel einer Zeit, wo die Kultur der Musik einen hohen Grad erreicht haben muß.“

In der irländischen Lyrik finden wir außer den oben angemerkten Charakterzügen noch ein anderes Element, das auf den ersten Anblick fremd zu sein scheint, das aber, näher betrachtet, ganz natürlicherweise eine Folge der irländischen Lyrik ist, wie wir dieselbe geschildert haben. Es ist eine Wohlthat der Natur, welche unglücklichen Menschen Vergessenheit ihrer Leiden verleiht und ihnen im Leichtsinn eine Art von Kompensation zu finden vergönnt für alles Dulden und alle Unterdrückung. Es ist dies eine besondere Eigenschaft des keltischen Blutes. Wir finden dasselbe Element in Frankreich, aber in Frankreich ist es ein Lachen, das nie die Vergangenheit in Erinnerung zieht; ein Lachen „du bout des lèvres“, sie lachen sozusagen blos mit den Zähnen. In Irland dagegen, wo der Humor das Uebergewicht erhält über alle gegenwärtigen Widerwärtigkeiten, lacht man aus voller Kehle. Der Irländer erhebt sich über seinen Zustand durch einen beißenden Witz, der in seiner Erwiderung wie der Blitz einschlägt.

Wie sehr auch immer im wirklichen Kampfe mit den Engländern der Irländer den Kürzeren ziehen mag, im Wortkampfe ist er ihm weit überlegen: ein armer Trost in der That, aber reichlich lohnend für „Paddy“. Und wie Gesang und Lyrik sich in allen Klassen der Irländer finden von dem obersten an bis zu dem Bauer, der mit seinem Schwein in der Hütte hauset, so ist dasselbe auch mit dem Witz der Fall. Er bricht aus, nicht allein in der Poesie, in der Lyrik; nein, die Stimme, die Intonation, die Modulation, alles zeigt, wie reichlich der Irländer begabt ist für Musik, in einem Worte, für alles, was das Leben verschönern könnte, wenn er nur den geringsten Sinn für das praktische Leben hätte.

[1] Jeder Irländer ist bekanntermaßen ein Paddy.

[2] Shamrock oder das Kleeblatt ist, wie die Rose für England, die Distel für Schottland, die symbolische Pflanze für Irland.

[3] Napfer Tandy figuriert hier als der Nachbar von Paddy.

Geographische Neuigkeiten.

* Mount Milanje. Der schottische Missionar R. Cleland hat in Verbindung mit der Ausdehnung der ostafrikanischen Mission der Kirche von Schottland eine Reise nach Milanje gemacht, während deren er auf den Mount Milanje bis zu einer Höhe von 7500 F. anstieg. Herr Cleland verließ seine Station am Chiradzulo Mountain am 28. Dezember 1888 und erreichte nach einem Marsch von 25 Mln., von denen er auf 20 keinen Tropfen trinkbaren Wassers fand, den Tuchira, wo er für die Nacht lagerte. Zwischen Chiradzulo und Milanje liegt eine Ebene mit zerstreuten, tiefen Schlammbildungen, sowie auch Felsen, und in vielen derselben waren große, vom Wasser ausgehöhlte Löcher, welche im Verein mit anderen Zeugnissen nach Herrn Clelands Ansicht auf die Thatsache hinzudeuten scheinen, daß der Schirwa-See einst dieses ganze weite Flachland bedeckte. Der Tuchira, ein Nebenfluß des Ruo, entspringt aus einigen dieser Schlammsümpfe, wimmelt von Flußpferden und fließt in südöstlicher Richtung, bis er sich in den Ruo ergießt. Der Pflanzenwuchs der Ebene war weder so hoch, noch so stark wie im übrigen Lande, was auf mageren Boden deutet. Vom Tuchira aus stieg Herr Cleland allmählich auf eine Strecke von acht oder neun engl. Mln. zum Fuße des Berges an. Am 31. erstieg er den flachen Gipfel, wo er eine sehr kalte Nacht verbrachte, deren Unbehagen noch durch Regen gesteigert wurde, welcher mit dem neuen Jahr zu kommen

schien. Am anderen Morgen ward ein Versuch gemacht, den höchsten Gipfel zu ersteigen, der sich wie ein anderer Berg auf der Gipfelfläche erhebt, und um diesen Zweck zu erreichen, brach Herr Cleland mit drei Männern auf, denn die anderen wollten nicht mitgehen. Der Weg war so rauh und mühsam, daß nach einigem Klettern zwei seiner Leute abfielen; dann der Dritte, worauf er endlich selbst nachgeben und an einem gähnenden Abgrund stehen bleiben mußte, auf welchen er nicht aufmerksam gemacht worden war. An dem höchsten Punkte, den er erreichte, zeigte sein Siedpunkt-Thermometer auf 198.2° F., bei einer Lufttemperatur von 65° F., und er äußert daher seine Meinung dahin, daß ein Zusatz von 1500 F. zu der sich ergebenden Höhe ziemlich genau die Gesamthöhe des Berges angeben würde.

Nach Herrn Clelands Schilderung gleicht die Gipfelfläche des Berges in ihrem Aussehen einigermaßen einer englischen Farm mit gerundeten Abhängen und vielen Bächen; die oberen Ufer, d. h. diejenigen, welche auf derselben Seite sind wie der Hochgipfel, sind steil und felsig, die unteren (oder südwestlichen) Abhänge sind glatt und abgerundet, beide aber mit dichter Vegetation bedeckt. Der Ruo entspringt innerhalb einer Meile von seinem Zufluß, dem Likabulo, nur durch einen schmalen Landrücken von demselben getrennt. Das Likabulo-Thal scheidet nach Herrn Cleland's Ansicht vollkommen Chamba (von welchem man immer wie von einem Teil von Milanje spricht) von dem eigentlichen Milanje. Man betrachtet diesen gewöhnlich für den höchsten Pik, allein Herr Cleland ist der Ansicht, daß derjenige Gipfel, welchen er zu ersteigen versuchte, sich als noch höher erweisen wird. Der Ruo und der Likabulo bieten in der Art und Weise, wie sie zur Ebene abfallen, einen starken Kontrast dar. Der erstere folgt der Hauptachse des Berges (im allgemeinen Südost) und erlangt eine allmähliche Steigung; der Likabulo aber erreicht die Ebene an ihrem nordwestlichen Ende mittelst eines gewaltigen Wasserfalls von vollen 1500 F., fließt dann südlich und ergießt sich in den Ruo. Die Gewässer dieser Flüsse und der anderen waren äußerst klar und hell, obwohl bemerkt werden muß, daß die Ersteigung in der Regenzeit gemacht wurde. Die Vegetation soll von derjenigen der übrigen hier beobachteten Punkte ganz verschieden sein. Farnkräuter waren in Menge vorhanden, und eine rauhe Art von weißblühendem Haidekraut war häufig zu sehen; an den Ufern der Flüsse entlang waren Baumfarne und sehr schöne Kiefernbäume, von deren Aesten fußlange Flechten herabhiengen, sehr häufig; zum erstenmal entdeckte man Kiefern in diesem Teil von Afrika. Da der Milanje der erste hohe Berg ist, welchen die Seewinde bestreichen, so haben viele Teile des Gebirgsstocks einen reichlichen Regenfall und man kann an manchen Stellen das ganze Jahr hindurch grünen Mais sehen. Da viele Teile am Fuß des Berges gut bewässert sind und vielleicht den besten Boden in diesem Teile des Landes haben, so betrachtet Herr Cleland sie als für landwirtschaftliche Unternehmungen ganz besonders geeignet, zumal da mittelst des Likabulo und Ruo die Wasserverbindung mit der Küste ganz zur Hand ist. Während Cleland mit seinen Leuten den höchsten Gipfel zu erklettern versuchte, stießen sie auf viele von den Anyasa gelegte Fallen, und eine geraume Strecke weiter unten entdeckten sie auch einige Hütten derselben. Diese Leute leben in geringer Zahl beieinander und haben ihre Gärten an beinahe unzugänglichen Stellen, aus Furcht vor den Sklavenhändlern, welche ihnen einen solchen Schrecken einflößten, daß sie gar nicht aus ihren Hütten herauskommen wollten, um Herrn Cleland zu sehen, obgleich sie von seinen Leuten wiederholt versichert wurden, daß er keinen Krieg bringe. In einem Dorfe wagten einige sich aus ihren Hütten heraus, und da es das erstemal war, daß sie einen weißen Mann sahen, hielten sie ihn für einen Geist. Herr Cleland folgte in seinem Abstieg dem Laufe des Likabulo und erreichte nach einer rauhen Wanderung den Ort wieder, wo er sein Lager aufgeschlagen hatte. Er hofft, in einer späteren Jahreszeit den Milanje noch einmal besuchen, seinen höchsten Gipfel ersteigen und den Charakter und die Gestaltung des Berges vollständiger erforschen zu können, wo wir dann von diesem bisher beinahe unbekannten Gebirgsstock mehr zu erfahren hoffen dürfen.

Notizen.

* Die Bevölkerung der Schweiz. Am 1. Dezember 1888 belief sich die ortsanwesende Bevölkerung der Schweiz auf 2,920,731 und die Gesamtbevölkerung auf 2,934,027 Seelen. Die männlichen Einwohner zählten 1,427,377, die weiblichen 1,506,650 Köpfe. Die Zahl der Deutsch-sprechenden betrug 2,092,530, die der Französisch-sprechenden 637,972, die der Italienisch-sprechenden 156,606, die der Romanisch-sprechenden 38,305, die der übrigen 8574 Seelen. Man zählt 1,724,957 Protestanten, 1,190,008 römische Katholiken, 8386 Israeliten und 10,706 Mitglieder verschiedener oder gar keiner Religionen. Die Volkszählung ergab für die Bevölkerung der bedeutendsten Städte: für Basel 70,386, für Genf 52,457, für Bern 45,966, für Zürich 27,632 Einwohner.

* Die Grenze zwischen den Kolonien Victoria und Südaustralien bildet seit Jahren eine Streitfrage. Nach der britischen Parlamentsakte 4. und 5. William IV. c. 95 soll der 141° ö. L. von Gr. die Grenze bilden, und in diesem Sinne wurde sie in den Jahren 1847—1849 denn auch reguliert. Eine zweite spätere Vermessung mittelst Volta'scher Signale ergab, daß die Grenzbestimmung eine fehlerhafte gewesen war, indem auf der ganzen Länge ein $1^1/_2$ engl. Meilen (2.41 Km.) breiter Strich Land an Victoria gewiesen wurde, welcher an Südaustralien fallen mußte. Die beiden Kolonien haben sich jetzt endlich dahin geeinigt, daß die Entscheidung der Streitfrage dem Privy Council der Königin von England endgültig unterbreitet werden soll. G.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 50. Stuttgart, 16. Dezember 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an die **Verlagshandlung** in **Stuttgart** zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die nordischen Weihnachten. S. 981. — 2. Landwirtschaftliches Leben in China. Von Adele M. Fielde. S. 985. — 3. Gabun. (Schluß.) S. 987. — 4. Reisebilder aus Aegypten. Von Ernst Schrecker. (Fortsetzung.) S. 992. — 5. In den Alpen Neuseelands. Von R. v. Lendenfeld. (Schluß.) S. 995. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 999. — 7. Litteratur. S. 1000.

Die nordischen Weihnachten.

Die nordischen Weihnachten oder Jul, wie sie in den nordgermanischen Sprachen noch heute heißen, setzten sich früher, da diese wichtigste Festzeit des Jahres noch mehr in Ehren gehalten und gefeiert wurde, aus drei Zeit-, beziehungsweise Festesabschnitten zusammen, die sehr deutlich voneinander geschieden waren, nämlich aus der Zeit der Vorbereitung zu dem Feste, dem Feste in engerem Sinn und der Nachfeier. Mit der Vorbereitung wurde schon mehrere Wochen vor dem eigentlichen Feste begonnen, welches am Weihnachts-(Jul-)Abend seinen Anfang nahm und noch die beiden darauffolgenden Tage andauerte. Die Nachfeier begann mit dem dritten Jultage und währte volle 14 Tage hindurch. Der wichtigste und für uns interessanteste Teil der Jul war natürlich der mittlere, das Fest im engeren Sinne. Dieses galt ja zugleich auch dem Jahreswechsel, da nach alter nordischer Anschauung die Jul den Beginn des neuen Jahres bezeichneten, indem der erste Jultag als erster Tag des Jahres gezählt wurde. Aber auch die Vor- und Nachfeier waren reich an charakteristischen und bemerkenswerten Momenten, besonders Gebräuchen und abergläubischen Handlungen, welche uns erwünschte Einblicke in die Religion und das Volksleben unserer altgermanischen Vorfahren gewähren. Namentlich in die Vorbereitungszeit fielen allerlei solcher Handlungen und Gebräuche, welche in den heidnisch-religiösen Vorstellungen wurzelten. Galt es doch, den Göttern und sonstigen übernatürlichen Wesen, die man sich als an dem Feste selbst teilnehmend dachte, einen würdigen Empfang zu bereiten, die schädlichen Geister und Mächte aber zu bannen, damit durch dieselben der geheiligte „Julfrieden" nicht gestört und den Menschen in dieser freudigen Zeit kein Schaden zugefügt werde. Was die Nachfeier an Reminiszenzen an den alten Götterglauben und das Volksleben bot, ist in diesen Blättern bereits im vorigen Jahre gelegentlich der Beschreibung der unter dem Namen „Julstuben" beliebt gewesenen Vergnügungen und Spiele, welche ja den wesentlichsten Bestandteil der Nachfeier bildeten, hervorgehoben worden.[1] Wir wollen nun diesmal eine Schilderung der beiden ersten Teile der nordischen Weihnachten geben, wie dieselben in der früheren „guten alten Zeit" gefeiert wurden. In unserem aufgeklärten, realistischen Zeitalter sind ja die alten, stimmungsvollen Feste fast gänzlich verblaßt, wenn nicht völlig abgestorben, und auch das nordische Julfest ist jetzt nur mehr ein Schatten der früheren überaus farbigen und charakteristischen Feier des wiederkehrenden Lichtes und der Geburt des Heilandes.

Als Quelle, der wir so getreu als möglich, zumeist wörtlich, folgen, diente auch diesmal zu allermeist Troels Lund's vortreffliches, in Deutschland leider wenig gekanntes Werk: „Danmarks og Norges Historie i Slutningen af det 16de Aarhundrede. I. Indre Historie. Syvende Bog. Dagligt Liv: Aarlige Fester". (Kjobenhavn, 1885.)

Wie schon erwähnt, begannen die Vorbereitungen zum Julfeste bereits mehrere Wochen zuvor. Eine der wichtigen davon war das Bierbrauen, da das Julbier mit besonderer Sorgsamkeit bereitet werden mußte. Selbst im ärmsten Haushalte, wo das Bier für gewöhnlich dünn genug war, mußte man sich für das Julfest eine Sorte

[1] Vergl. die Nummern 51 und 52 des „Ausland", Jahrgang 1888.

stärkerer Art brauen. Das Faß, in dem dasselbe dann für die eigentlichen Festtage aufbewahrt wurde, hatte den besonderen Namen „Julfaß". „Vom Julfaß gekostet zu haben", war denn auch der volkliche Ausdruck für: berauscht sein, und „das Julfaß einlegen" die Bezeichnung für eine besonders gute Bewirtung.

Die Zeit, welche den Jul vorausging, war die allergefährlichste des Jahres. In diesen langen Nächten waren die Mächte der Finsternis los, und das Julbier sowohl wie Menschen der Gefahr ausgesetzt, Schaden zu erleiden. Keine Nacht war aber in dieser Hinsicht so berüchtigt wie die St. Lucien-Nacht (13. Dezember), die an mehreren Orten Norwegens noch jetzt für die längste Nacht gehalten wird. Nach norwegischem Aberglauben trieben in dieser Nacht die Geister der Verstorbenen „den Asgaardsreigen", ihr Spiel. Was der wilde, durch die Finsternis sausende Zug unbewacht traf, riß er mit sich. Jedermann vermied es daher, in dieser Nacht sich im Freien aufzuhalten. An vielen Orten wußte man von Leuten, besonders Mädchen zu erzählen, die auf diese Weise verschwunden waren. Ein Weib, das in der „Lussinat" verschwunden war, gab deutlich zu erkennen, was aus ihr geworden, indem sie im nächsten Jahre, als der Zug wieder vorbeisauste, ihren silbernen Gürtel auf die Stelle niederwarf, von der sie mitgerissen worden war.

Um das Julbier gegen den „Asgaardsreigen" zu sichern, pflegte man an mehreren Orten davon der Schutzgottheit des Hauses, einem heiligen Baum, der sich in der Nähe des Hofes befand oder am Hofplatze (tun) selbst gepflanzt worden war und daher „Tunbaum" oder „Geisterbaum" genannt wurde, zu opfern.

In Dänemark benutzte man die Lucien-Nacht, um einen Blick hinter den Schleier der Zukunft zu thun. Wünschte ein Mädchen ihren zukünftigen Mann kennen zu lernen, so brauchte sie nur in dieser Nacht, wenn sie allein in ihrer Kammer war, ein Licht in jede Hand zu nehmen und, auf einen Spiegel oder eine Fensterscheibe stierend, folgende Verse herzusagen:

„Lucie, Du Milde.
Zeig' mir doch im Bilde,
Wem ich den Tisch soll decken,
Die Liegerstatt soll betten,
Der „Liebchen" mir wird sagen,
Deß Kind ich werde tragen,
In dessen Arm ich schlafen soll." —

und das Gesicht des Betreffenden zeigte sich ihr im Spiegel oder in der Scheibe. Doch haftete immer etwas unheimliches an der „Lussi-Nacht", und man that daher besser, dies und anderes für die wirklichen Jul aufzusparen.

In einzelnen Gegenden Schwedens, besonders in Wärmeland und im ganzen westlichen Schweden, hatte die Lucien-Nacht ein anderes Gepräge als im übrigen Norden. Auch dort scheint sie als die längste und finsterste Nacht des Jahres aufgefaßt worden zu sein; aber gerade deshalb verlegte man — entgegen dem Festkreise der Kirche, jedoch in Uebereinstimmung mit einer hübschen Naturauslegung — die Erscheinung des Julsternes und die Reise der Weisen aus dem Morgenlande just in diese Nacht. All die Wechselgesänge, Verkleidungen, Aufzüge mit dem Sterne u. s. w., welche im übrigen Norden am Heiligen Dreikönigstage stattfanden, wurden in diesen Gegenden Schwedens schon am Lucien-Tag oder Lucien-Abend in Szene gesetzt. Die Schuljungen, welche hier, wie überall, eine Art Privilegium hatten, den Gesang zu besorgen und die Gaben dafür einzuheimsen, wurden deshalb „Lussi-Knaben" (Lussigossarne) genannt. Dieser Name hat sich in Stockholm noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Hier schrieb er sich übrigens vielleicht davon her, daß es in Stockholm Sitte war, am Lucien-Tage ein großes öffentliches Schulfest mit Lichtern und Gesang abzuhalten. Noch im Jahre 1743 wird das Fest in der „Trivialschule" also geschildert: „Das Lichterbrennen begann am Lucien-Tag um $^1/_2$7 Uhr Morgens mit einigen Hundert Lichtern und Lampen. Das Zimmer der Rektorklasse war mit Tannenreisig bekleidet und mit „Glaslampen" geschmückt. Das Katheder war gleichfalls mit Reisig geschmückt und illuminiert, auch war der Namenszug des Rektors darauf angebracht mit einer Krone und Palmzweigen darüber. Ein Schüler der obersten Klasse hielt die Festrede in schwedischen Versen, und vierstimmige religiöse Lieder, von Posaunen begleitet, sowie andere Lieder und Musik wurden aufgeführt. Diese Feste waren von einem gewählten und zahlreichen Publikum besucht, so daß der Saal gar nicht alle fassen konnte."

Alt war die Sitte, daß während der Jul jeder Streit ruhen mußte und blutiger Kampf streng verboten war. Vielleicht datierte diese Bestimmung bereits von der heidnischen Zeit her — es war damals wenigstens Brauch, immer nur unbewaffnet zum großen Opfer in den Tempel zu kommen —; jedenfalls hatte die Kirche im Mittelalter den „Gottesfrieden" für alle zur Pflicht gemacht. In Norwegen war das Gebot des Julfriedens sogar in die weltlichen Gesetze übergegangen. Der „Julfriede" war vom 21. Dezember an befohlen und dauerte drei Wochen. Jede Gewaltthätigkeit, in dieser Zeit begangen, wurde mit verschärfter Buße bestraft. Diese Bestimmungen standen im 16. Jahrhundert noch in vollster Geltung. Um aber diesen Julfrieden zu sichern, war es besonders in den Städten notwendig, gleichzeitig die Wache zu verstärken. Unter der „Julwache" verstand man nicht nur vermehrte Wachmannschaft, sondern eine Wache, die von den Bürgern selbst besorgt wurde. In zahlreicher Schaar, jeder Bürger von seinen Dienern begleitet und mit Degen bewaffnet und mit einer Laterne in der Hand, zogen sie herum und riefen ihr „Wache ihо!" Dieser Wachtdienst war, selbst wenn er tourweise erfolgte, ziemlich beschwerlich, und es lag die Versuchung nahe, unterwegs bei Freunden und Verwandten einzukehren und tüchtig zu zechen.

Im ganzen Norden galt die Form des „Julfriedens",

daß, so lange die Jul dauerten, auch alle Rechtshändel ruhen mußten. Daheim durfte nur die allernotwendigste Arbeit, wie die Wartung des Viehes u. dgl., verrichtet werden. Alles Brennholz für den Hausbedarf mußte schon früher gefällt und gespalten werden. Besondere Scheu hatte man vor Beschäftigungen mit radähnlichen Bewegungen, wie Spinnen, Garnwinden, Bohren u. dgl.; man meinte, daß dadurch sowohl demjenigen, der dies ausführte, wie auch dem Vieh des Hofes Schaden verursacht werde. Es herrschte nämlich der Glaube, daß während der Jul auch die Sonne still stehe und ruhe, und es durfte daher nichts anderes sich in der Runde bewegen.

Einen ganz eigenartigen Ausdruck erhielt der „Julfriede" dadurch, daß er zugleich auch auf die Tiere ausgedehnt wurde. Während der Jul mußte der Mensch sogar mit seinen Erbfeinden, den Wölfen, Bären, Ratten und Mäusen, in Frieden leben, ja er durfte sie nicht einmal durch Nennung ihres richtigen Namens reizen, da man ja nicht wissen konnte, wer in einer solchen Tiergestalt verborgen war. Denn zur Julzeit wurden Menschen nicht selten in Tiere verwandelt.

Je näher das eigentliche Fest herannahte, desto größere Verwirrung und Unruhe herrschte im Hause. Es sollte ja nicht nur all das nötige Essen und Trinken beschafft, sondern das ganze Hausgerät mußte für das neue Jahr gewaschen und geputzt und schließlich auch die Wände gereinigt oder doch wenigstens die rußigen Balken mit Kreide bestrichen werden. Der 23. Dezember war der unordentlichste Tag im Hause. Die Erinnerung daran ist noch bewahrt in der alten Bezeichnung für ein unordentliches Haus: „Hier sieht es aus wie am kleinen Julabend."

Endlich kam der sehnsuchtsvoll erwartete 24. Dezember. In einzelnen Gegenden Norwegens pflegte man an diesem Morgen einander aufzupeitschen; doch scheint dies keine allgemeine nordische Sitte gewesen zu sein. Die ersten Stunden des Tages vergingen damit, daß man ordnete, was noch zu thun war. Sobald das Mittagmahl, auf das man an diesem Tage nur wenig Gewicht legte, vorbei war, begann man mit der Ausschmückung der Stube. Alles, was im Hause an Bankkissen vorhanden war, wurde in die Stube gebracht und gleichzeitig auch der Fußboden mit Stroh bestreut. Dieser letztere Brauch hat sich auf der Insel Bornholm noch bis in unser Jahrhundert herein und in einzelnen Gegenden Schwedens bis auf den heutigen Tag erhalten. In Schweden legte man dem „Julstroh" auch eine besondere geheimnisvolle Bedeutung bei. Dasselbe wurde in Kreuzform gebunden und vor der Thür des Hauses angebracht, später sorgfältig aufbewahrt und auf die Aecker gebreitet oder um die Obstbäume gewunden, um sie fruchtbar zu machen, oder auch dem Vieh zu fressen gegeben, um es gegen Unfälle zu schützen, wenn es im Frühjahr auf die Hochweide getrieben wurde. In Smaaland band man aus dem Julstroh zwölf kleine Strohseile, so dick wie ein Kinderarm, je einen für jeden Monat des Jahres, die „Burmänner" genannt und am Julabend oben an der Dachdecke unter dem First angebracht wurden zum Segen für das kommende Jahr.

Wenn die Stube fertig, mit dem Kreuz bezeichnet und mit Pulver und Schwefel oder anderen Ingredienzien ausgeräuchert war, um die bösen Geister zu verscheuchen, ging man zunächst daran, für die Stallgebäude und deren Bewohner zu sorgen. Auch hier wurde geräuchert, über der Stallthüre wurde ein Stahl befestigt und auf alle anderen Thüren, wie auch auf die Bierfässer ein Kreuz aus Theer gestrichen, während Schinken und Eßwaren mit einem Kreuze aus Butter oder Fett bezeichnet wurden. Auf den alten dänisch-schwedischen Inseln Oesel, Dagö u. a. außerhalb der Bucht von Riga, wo sich noch so viele Erinnerungen aus der altnordischen Zeit unverändert erhalten haben, ist auch das „Julkreuz" noch in seiner ursprünglichen Form bewahrt worden. Der Hausvater macht hier noch auf Fenster und Thüren ein Kreuz, das von einem Kreis umgeben ist. Der Kreis bezeichnet die Jul oder das Sonnenbild (indem Jul als Hjul, d. h. das Rad, verstanden wird), und das Kreuz darin, das ohne Zweifel älter ist als das Christentum, bedeutet in diesem Falle den Hammer, das Thor.

Waren dem Vieh mit Salz oder in einzelnen Gegenden Dänemarks mit einer Mischung von Salz und Ruß die Zähne gerieben worden, so begann für dasselbe der Heilige Abend. Dieser wurde im ganzen Norden durch ein Extrafutter bezeichnet. Sowohl Pferde wie Kühe erhielten an diesem Abend Getreide, oft mit einigen Wörtern zur Erklärung, wie: „Es ist Julabend, liebe Kyre!" — „Hier hast Du, damit Du wissest, daß Jul ist!" oder: „Friß gut, gedeihe gut, heute Abend ist Julabend" u. dgl. In Schweden führte man als Grund dafür, daß die Pferde bei dieser Gelegenheit reinen Hafer erhielten, an: „Sie haben es damals so begehrt, als sie reden konnten." In Holstein pflegte man an mehreren Orten auch ein Jullicht anzuzünden und es neben die Krippe zu stellen. Zum Dank für all diese gute Pflege herrschte denn auch diese Nacht ein besonderes Leben im Stalle. Um die Mitternachtszeit, in der Stunde der Geburt des Erlösers, erhob sich alles Vieh und bekam auch, wie man wissen wollte, auf eine Zeit menschliche Sprache. Dabei durfte aber niemand zugegen sein. Ein Mann in der Gegend von Sorö, der sich aus Neugier davon überzeugen wollte, wurde die ganze Nacht hindurch von einer Wand zur anderen geworfen, so daß er später davon ganz krank war; „und es war nicht das Vieh, welches ihn hin und her geschleudert hat", heißt es in dem betreffenden Berichte.

Aber nicht nur für das Vieh allein wurde gesorgt; auch der Kettenhund wurde losgelassen und durfte mit in die Stube hinein, und sogar die Vögel des Himmels sollten wissen, daß Jul war. In den meisten Gegenden des Nordens pflegt man noch heute zu Weihnachten für die Vögel eine Stange mit einer oder zwei Garben aufzu-

richten. Und sogar die leblose Natur und all die dunklen geheimnisvollen Mächte, welche den Menschen umgaben, durften nicht vergessen werden. An sie denken, konnte vielleicht verschiedenes Glück im Laufe des Jahres zur Folge haben. In Holstein pflegten daher die Bauern in den Wald hinaus zu gehen, auf die Stämme zu klopfen und zu sagen: „Freut euch, ihr Bäume, der heilige Karst (Christus) ist gekommen." In Norwegen trug man den nächsten großen Bäumen des Hofes Speisen hinaus oder man übergoß ihre Wurzeln mit Milch oder Bier. Noch vor drei Menschenaltern stellte man auf dem Hofe Egeland im Unthale den alten Eichen des Hofes an jedem Weihnachtsabend einen Krug Bier, einige Kuchen und ein Stück Fleisch hinaus. Eine alte hohle Eiche beim Hitterthalssee im unteren Telemarken erhält noch jetzt an jedem Weihnachtsabend ihren Teil vom Julbrei. Auch gab es im Norden wohl wenig Orte, wo an diesem Abend nicht den „Nisse" mit einer Schale Brei mit recht viel Butter darin bedachte.

Und wie mit dem Nisse, hielt man es an vielen Orten auch mit den Engeln und anderen unsichtbaren Wesen, mit denen es gute Freundschaft zu halten galt. In Wärend in Schweden stellte man ein Essen vor die Thüre für die Engel, das „Engelbier", wie es genannt wurde. In Telemarken in Norwegen erklärte man sich den Brauch, die ganze weitere Julzeit hindurch den Tisch Tag und Nacht gedeckt zu lassen, als dahin abzielend, daß die wandernden „Tussen" (Kobolde), die unsichtbar vorbeizogen, eine gute Verpflegung finden sollten; und gewissenhaft brachte man auch ein Essen hinaus auf die Anhöhen für die „Erdgeister". An vielen Orten im Norden ließ man am Heiligen Abend alle Thüren unverschlossen, damit die Unterirdischen wenigstens sich frei bewegen konnten, wohin sie wollten. Ganz ähnliche Bräuche sind übrigens auch von anderwärts bekannt. So wurden z. B. auch in Schottland am Heiligen Abend Brot und Käse für die guten Geister vor die Thüre gestellt.

All dies mußte in Ordnung gebracht werden, so lange es noch licht war, denn von dem Augenblicke an, da die große Kirchenglocke, „die Marienglocke", wie sie noch jetzt oft genannt wird, ertönte — und sie wurde bis zum Sonnenuntergang geläutet — mußte jede Arbeit eingestellt werden. Es hielt bisweilen schwer genug, damit fertig zu werden.

Endlich mußte man an sich selbst denken, d. h. vor allem sich gründlich waschen. Die gewöhnliche Art, diese Hauptreinigung des Jahres an sich vorzunehmen, war die althergebrachte: Alle begaben sich in die Badestube des Hofes, um hier ein gemeinschaftliches Dampfbad zu nehmen. Des Dampfbades für die versammelten Bewohner des Hofes in der Dunkelheit des Weihnachtsabends wird noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts als in mehreren Gegenden Norwegens gebräuchlich erwähnt, und war zu dieser Zeit noch allgemein auf dem Lande in Schweden. In Finland und den dänisch-schwedischen Gegenden von Estland hat sich diese Sitte noch bis auf den heutigen Tag erhalten.

War das Dampfbad vorüber, so zog man reine Kleider an. Der erste Abend des Jahres sollte nämlich notwendig durch reine Unterwäsche geehrt werden, einen Wechsel an der Leibesbekleidung, der bei vielen durchaus nicht allzu häufig im Laufe des Jahres vorgenommen wurde. Es ist diese Forderung, auf welche scherzhaft angespielt wird in dem alten Sprichwort: „Reinlichkeit ist eine gute Sache", sagte das alte Weib, als es am Heiligen Abend ihr Hemd wendete. Es ist wahrscheinlich auch diese innere Festtracht, welche zu dem norwegischen Aberglauben Anlaß gegeben hat, daß man in den Julnächten mit dem Hemd am Leibe schlafen müsse und nicht wie sonst nackt, da einen im anderen Falle die Unterirdischen zwingen würden, im Schlafe dahin zu wandern, wo man geboren worden.

Während alle in der Badestube versammelt waren, stand der übrige Hof eine Weile verlassen. Diese Leere an einem Festabend hatte etwas eigenes Geheimnisvolles an sich, und es hat sich ohne Zweifel davon der Glaube entwickelt, der z. B. im südlichen Norwegen weit verbreitet war, daß nämlich diese Augenblicke dazu benützt werden könnten, sein zukünftiges Gemahl kennen zu lernen. Man brauchte blos in der Stille das Bad zu verlassen, sich anzukleiden und draußen in dem finsteren Hofraum dreimal rücklings mit einer Bierschale in der Hand um die Badestube herumgehen. Wenn man sich dann zum drittenmale der Thüre näherte, erklang ein gewaltiger Lärm, dnrch den man sich nicht abschrecken lassen durfte, und kurz darauf wurde die betreffende Person sichtbar, näherte sich, leerte die Schale und verschwand.

Demjenigen, der die Badestube verließ, lag es ob, noch tüchtig in den Ofen zu feuern, so daß sich die Wärme noch lange halten konnte. Die Absicht dabei war, auch den unsichtbaren Wesen Gelegenheit zu geben, ein Bad zu nehmen, wenn es sie darnach gelüstete. Es gibt kaum einen anderen Zug, der uns in so deutlicher und treuherziger Weise zeigt, welch hohen Wert die Nordländer auf Dampfbäder legten.

Sowie die Mitglieder des Hauses gewaschen und festlich gekleidet die Badestube verließen, versammelten sich alle in der Wohnstube („Stube"). Jeder, der eintrat, grüßte und wurde begrüßt mit dem gewöhnlichen „Julgruße". Dieser war, wenigstens nach dem Brauche einer späteren Zeit zu schließen, so ziemlich derselbe im ganzen Norden und lautete in seiner kürzesten Form ungefähr: „Fröhliche Jul! Gesundheit und Wohlbefinden und alles, was lieb ist!"

Die Stube war festlich geschmückt und die Jullichter brannten auf dem mit schweeweißem Tuche bedeckten Tisch. Eine uralte Sitte war es auch, wenn alle versammelt waren, das Feuer auf dem Heerde durch ein gewaltiges

Stück Holz zu verstärken. Dieser Brauch mußte sich natürlich überall dort verlieren, wo Oefen eingeführt wurden und ist in Dänemark längst vergessen; in Schweden und England aber hat er sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten. In Schweden wurde dies „julbrasa", in Northumberland und Yorkshire „yule-block" oder „yule-clog" genannt, eine Bezeichnung, die deutlich genug beweist, daß diese Sitte hier nordischen Ursprungs ist, da ja Weihnachten auf Englisch sonst „christmas" heißt.

Daß indessen die Sitte im ganzen nicht blos nordischer Herkunft und etwa bei den Aseverehrern entstanden ist, sondern wahrscheinlich viel viel älter ist, scheint daraus hervorzugehen, daß sie gegenwärtig auch bei anderen und zwar den verschiedensten Völkern Europas vorkommt. So werden in Kroatien in der Christnacht für jedes Haus ein paar junge Eichen gefällt und es wird Saatkorn über sie geworfen mit dem Rufe: „Guten Morgen, Weihnachtstag!" In Dalmatien werden sie mit roter Seide, Golddraht und Blumen geschmückt und zwischen angezündeten Lichtern auf jeder Seite der Thüre ins Haus hineingetragen, und sodann ins Feuer geworfen. Auch in Norditalien pflegt man am Weihnachtsabend einen ganzen Baumstamm aufs Feuer zu legen; in Deutschland kann diese Sitte bereits im zwölften Jahrhundert nachgewiesen werden. In England legt der Volksaberglaube diesem Baumstamm beschützende Kraft bei, weshalb er oft halbverbrannt aus dem Feuer genommen und bis zum nächsten Jahre aufbewahrt wird. In Albanien bewahrt man die Asche des Stammes, die für ein Heilmittel gilt, und welcher auch die Kraft zugeschrieben wird, Aecker und Weinberge fruchtbar zu machen. In Frankreich heißt das Holzstück, das, wenn möglich, ein Baumstamm sein soll, „souche de noël" und muß entweder um 6 Uhr Nachmittag oder kurz vor Mitternacht ins Feuer gelegt werden. Es ist den Kindern verboten, sich auf diesen Pflock zu setzen, da sie sich dadurch leicht eine Hautkrankheit zuziehen. In einzelnen Gegenden, auf dem Lande, wird das Holzstück „tréfué" genannt, ein Name, der möglicherweise damit in Verbindung steht, daß es sich drei Tage hindurch in Brand erhalten können soll („trois feux").

(Fortsetzung folgt.)

Landwirtschaftliches Leben in China.

Von Adele M. Fielde.

Die Frage, wie viele Personen von den Erträgnissen eines Acre Grund und Boden leben können, scheint zuerst von den Chinesen praktisch gelöst worden zu sein; denn sie erzielen auf einem seit Jahrtausenden bebauten Boden durch eine geschickte Anwendung von Düngemitteln und durch aufmerksame Beobachtung der Existenzbedingungen jeder Pflanze noch Ernten, welche einem jungfräulichen Boden Ehre machen würden. In unserer Umgebung von Swatow sind wahrscheinlich neun Zehntel der Männer mit dem Ackerbau beschäftigt. Die Bauern wohnen in Dörfern, denn vereinzelte Wohnungen sind nicht üblich. Die Dörfer sind von Mauern umschlossen, enthalten keinen unbenützten Raum und sind dicht bevölkert. Die weithin sich ausbreitenden flachen Felder, welche den Flußufern entlang am Fuß der Hügel liegen, werden in Stand gesetzt, hier unter dem Wendekreis des Krebses eine fortlaufende Reihenfolge von Ernten, ohne Unterbrechung durch den Winter, zu geben. Ihre Haupterzeugnisse sind Reis, Zuckerrohr, Bataten, Hülsenfrüchte, Gemüse, Indigo, Sesam, Ingwer, Erdnüsse, die Grastuchpflanze, Tabak und Weizen. Reis ist das hauptsächlichste Nahrungsmittel des Volks, und in den besten Jahren reicht der örtliche Ertrag kaum zur Deckung des örtlichen Bedarfs hin. Der bedeutendste Ausfuhrartikel ist Zucker; das Zuckerrohr erfordert weit weniger Arbeit als irgendein anderes Gewächs und gedeiht auf unbewässertem Lande, welches zum Reisbau nicht brauchbar ist. Auf unbewässertem Lande kann man in demselben Jahr eine Ernte Zuckerrohr oder zwei Ernten von irgendeinem anderen Erzeugnis erzielen. Auf den besten Reisfeldern werden manchmal drei Reisernten in einem Jahre gewonnen. Der Frühreis wird im April gesäet und im Juli geerntet; der Spätreis wird im August gesäet und im November geerntet, und das Feld wird dann zuweilen mit Gemüse und anderen Gartengewächsen bepflanzt, welche im März eingeheimst werden. Die Kosten des Düngens für die dritte Ernte entsprechen aber dem Ertragswert derselben fast so, daß diese niemals für eine Quelle des Vorteils für den Bebauer angesehen wird.

Der ganze Grund und Boden gehört der Theorie nach dem Landesherrn, und von allem Land, welches mit Nutzen gepflügt und bebaut werden kann, muß daher eine Steuer an den kaiserlichen Schatz bezahlt werden. Die Summe, welche alljährlich für den Gebrauch des Landes bezahlt werden muß, ist für jedes Feld bestimmt und beträgt zwischen 60 Cents und zwei Dollars oder im Durchschnitt anderthalb Dollars für den englischen Acre.

Wenn ein Vater stirbt, wird sein Land zu gleichen Teilen unter seine Söhne verteilt, aber der älteste erhält noch ein weiteres Zehntel wegen der besonderen Ausgaben, zu welchen ihn die Verehrung der Manen seines Vorfahrs veranlaßt. Das Land ist in allgemeiner, wenn auch ungleicher Weise unter das Volk verteilt und wird gewöhnlich von seinem bäuerlichen Besitzer bebaut. Nur wenige haben einen Besitz von zweihundert Acres; wer zehn Acres besitzt, gilt schon für wohlhabend, und der Besitz von einem Acre sichert schon ein hinlängliches Auskommen. Die Besitzer von nur einem zehntel bis zu einem halben Acre sind am zahlreichsten, und es gibt deshalb viele, welche nur um einen Anteil am Ertrag den Boden bebauen.

Land, welches für nutzbaren Anbau oder für Besteuerung zu unfruchtbar ist, kostet von sechs bis zu sechzig Dollars per Acre, während der Acre guten Baufelds mit dreihundert bis zu achthundert Dollars bezahlt wird. Reisfelder, welche nicht in der Nachbarschaft einer Stadt liegen, werden gern mit 600 Dollars per Acre bezahlt und sind sogar nicht immer zu kaufen, weil der Grundbesitz für die sicherste Kapitalanlage gilt, und der Besitzer sein Feld nur unter dem Drucke von Schulden verkauft. Die hauptsächlichsten Ursachen des Besitzwechsels von Grund und Boden sind Dammbrüche, Dürre und schlechte Gewohnheiten, und der Landmann verkauft oft lieber ein Kind als ein Reisfeld. Der Zins für Darlehen beträgt, je nach dem Vertrag zwischen Gläubiger und Schuldner, von 12 bis zu 20 Prozent.

Die Hauptausgabe des Bebauers ist die für Düngemittel, als welche namentlich Bohnen und Sesamsamen angesehen werden, aus denen das Oel ausgepreßt worden ist, und die von 6 bis zu 40 oder im Durchschnitt 24 Dollars für den Acre beträgt. Außerdem werden Kartoffelschalen, abrasiertes Barthaar und aller pflanzliche und tierische Abfall sorgfältig gesammelt und der Boden damit gedüngt. Die Schollen des Feldes werden zu kleinen Oefen aufgebaut, in denen man die Stoppeln und das Unkraut der Felder verbrennt, damit ihnen der Rauch derselben zu gute kommt. Häuser von lufttrockenem Backstein (adobe), deren Mauern viele Jahre lang den Rauch der Küchenfeuer und die Ausdünstungen der menschlichen Bewohner eingesogen haben, werden zu Pulver zerschlagen und der immer hungrigen Erde beigefügt. Jede einzel-wachsende Pflanze wird mit besonderer Sorgfalt überwacht, und oft etwas Schabsel von Tabaksstengeln an ihre Wurzel geschüttet, um sie vor Schnecken oder Würmern unter der Erde zu bewahren, und ihre Blätter werden häufig von Raupen und anderem Ungeziefer befreit. Fruchtwechsel findet immer statt.

Da man sich weder der Milch noch der Butter und des Käses bedient, so sieht man auf den Bauernhöfen keinen anderen Vierfüßler als den Wasserbüffel oder Zebu, welcher beim Pflügen und Eggen mithelfen muß. Viele Landleute züchten Enten und nehmen diese mit ins Feld, um die Schnecken, Krabben und jungen Frösche verzehren zu lassen, welche dort zur Saatzeit gedeihen. Zur Erntezeit nimmt man Hühner mit ins Feld, um auch die letzten zwischen den Stoppeln verlorenen Getreidekörner aufpicken zu lassen.

Nur in wenigen Familien fehlt das allgegenwärtige schwarze Schwein, dessen Wohnstätte fast immer die Haustreppe ist. Sein gewöhnliches Futter ist die Kleie des im Hause geschälten und verzehrten Reises; sein Kopf ist das gewöhnliche Opfer, welches man den Laren und Penaten vorsetzt, und sein Fleisch ist der Hauptbestandteil der festlichen Mahlzeiten. Es wird mit geringen Kosten gezüchtet, macht keine besonderen Ansprüche an Raum, liefert das Fett zur Bereitung einer nährenden Kost und kann jederzeit um zehn Cents das Pfund verkauft werden.

Die Ackergerätschaften sind einfach, und eine vollständige Ausrüstung kann um 40 Dollars gekauft werden. Ein Pflug mit zwei Scharen, eine Egge und eine Putzmühle kosten je zwei Dollars; eine Pumpe mit Tretrad zum Bewässern der Felder kostet vier Dollars, ein Wasserbüffel 20 Dollars; Hacken, Sicheln, Körbe, Spaten u. dgl. neun Dollars.

Wenn Land verpachtet wird, so zahlt der Besitzer die Steuern, und der Pächter beschafft alles, was zum Anbau nötig ist. Die Bezahlung an den Grundeigentümer geschieht immer in ungeschältem Reis und beträgt, wenn das Land auf Anteil bebaut wird, ungefähr die Hälfte der Ernte. Die gewöhnliche Bedingung für die Benützung des Landes ist eine und eine Viertelstonne ungeschälter Reis, im Wert von etwa 30 Dollars für jeden Acre. Wenn der Jahrgang ausnehmend ungünstig ist, so kann der Pächter darauf bestehen, daß der Besitzer nur die eine Hälfte des Ertrags nimmt, obgleich diese offenkundig weit weniger beträgt als der ausbedungene Pachtbetrag. Ist der Jahrgang gut und der Bauer wohlwollend, so darf der Pächter nur ein Drittel des Ertrags an den Eigentümer bezahlen, ein anderes Drittel für Düngemittel verwenden und das dritte Drittel als Reingewinn für seine Mühe hinnehmen. Da ein Mann außerstande ist, allein mehr als einen Acre zu bebauen, so ist der durchschnittliche Jahresverdienst eines Mannes, welcher ein Grundstück auf Anteil bebaut, weniger als 30 Dollars. Ein Acre guten Bodens erzeugt durchschnittlich 3648 Pfund reinen Reis.

Ein Feldarbeiter kann um jährlich 8 bis 14 Dollars nebst Nahrung, Kleidung, Kopfrasieren und Tabak gedungen werden. Taglöhner erhalten täglich 8—10 Cents und ein Mittagsmahl. Für Bauen, Säen und Ernten des Reises bezahlt man einen Tagelohn von 10—20 Cents, nebst fünf Mahlzeiten, oder 30 Cents Tagelohn ohne Kost. Nur wenige Grundbesitzer mieten Taglöhner, ausgenommen für einige Tage während der Saat- und Erntezeit des Reises. Diejenigen, welche mehr Grund und Boden haben, als sie und ihre Söhne bearbeiten können, verpachten denselben an ihre Nachbarn.

Vieles Land ist in Zeit- und Erbpacht, den frühere Besitzer an ihre Familienmitglieder verliehen haben. Ihre Abkömmlinge bebauen den Boden noch heute und geben für dessen Gebrauch jährlich Reis im Werte von 7 bis zu 14 Dollars ab.

Die Kost kommt im Durchschnitt auf wenig mehr als einen Dollar monatlich für jedes Glied einer Bauernfamilie zu stehen. Wer seine Mahlzeiten allein kauft, kocht und verzehrt, der verwendet kaum mehr als $1\frac{1}{2}$ bis 2 Dollars monatlich auf Rohmaterial und Feuerung. Zwei Pfund Reis im Wert von $3\frac{1}{2}$ Cents, mit gesalzenem Fisch, eingemachtem Kohl, wohlfeilem Gemüse und Obst

zum Abschmecken, im Wert von 1½ Cents, ist die tägliche Portion für den Feldarbeiter. Abeerethy's Rat an einen üppigen Patienten: „Lebt von einer halben Mark des Tages und verdient sie," wird beinahe von jedem Chinesen treulich befolgt, denn oft teilen sich ein oder zwei von ihm abhängige Verwandte mit ihm in diese halbe Mark.

Fünf Dollars jährlich, weise angewandt, können einem Mann oder einer Frau eine behagliche und sogar zierliche Ausrüstung mit Kleidung verschaffen. Das Zeug für die Kleidung wird gewöhnlich auf dem Handwebstuhl im Bauernhause gewoben, und zwar entweder von der Faser der Grastuchpflanze (Boehmeria nivea) oder aus eingeführtem Baumwollgarn. Der mittlere Betrag der Kleidung, welche ein chinesischer Landmann besitzt, kann auf einen Wert von 4 Dollars geschätzt werden.

Ein Zimmer kann nach chinesischer Sitte mit einem Aufwand von 5 Dollars behaglich möbliert werden und wird gewöhnlich von drei oder vier Personen bewohnt. Der Wert des Hauses wechselt zwischen den 20 Dollars für die Hütte des Armen bis zu der 1000 Dollars kostenden Wohnung des Reichen. Der Wert von Grund und Boden in den Dörfern, worin die Ackerbauer wohnen, ist 600 bis 800 Dollars per Acre.

Da die Auswanderung der Männer und die Tötung der weiblichen Kinder noch immer fortdauern, so wird das Land wahrscheinlich kaum jemals mehr als seine gegenwärtige Bevölkerung ernähren. Gewöhnlich erklärt man einen Sechstelsmorgen für den zu fütternden Mund als das wenigste, was den Bauer in Stand setzen wird, auf dem eigenen Grund und Boden, selbst bei sorgsamster Bebauung und äußerster Genügsamkeit, zu leben. Ein Acre, nur von dem bäuerlichen Besitzer allein bebaut, wird also sechs Personen ernähren: den Bauer, sein Weib, seine betagten Eltern und seine beiden kleinen Kinder; er wird so viel Reis, der im Hause geschält wird, und so viel zwischen den Reisernten gezogenes Gemüse bringen, als zur Nahrung hinreicht. Das Stroh und die Stoppeln werden als Brennmaterial dienen, und das Schwein und die Hühner das Fleisch liefern. Die Kleidung wird das Weib weben und verfertigen, während die Großeltern die Kinder hüten. So werden die Alten und die Jungen durch das Land versorgt, welches das Eigentum der einen gewesen ist und das Erbteil der anderen sein wird. Würden Schmutz, Aberglaube und Lügenhaftigkeit aus einem solchen Hause ferngehalten, so würden seine Bewohner zum Fortleben ungemein tauglich erscheinen. Ein Prozeß natürlicher Zuchtwahl hat ohne Zweifel die Chinesen ihrer Umgebung angepaßt.

Zwei Brüder, 31 und 32 Jahre alt, erbten von ihrem Vater einen Acre Landes, wovon die Hälfte bewässert war. Ihr Haus samt dem Grund und Boden, worauf es steht, ist 50, ihre Mobilien 15, ihre Kleidung 20, ihre Ackergeräte 30 Dollars wert. Sie leben so gut wie ihre Nachbarn, haben eine mit ihrem Land geerbte Schuld abbezahlt und legen nun Geld zurück, um für dasselbe Weiber zu kaufen. Vor 20 Jahren konnte ein Weib noch um 30 Dollars erworben werden, während man jetzt keines mehr unter 100 Dollars erhalten kann, und der Preis noch immer rasch steigt. Letztes Jahr bezogen sie einen Reinertrag an Reis von 27 Dollars von der einen Hälfte ihres Landes, nachdem sie noch 12 Dollars für Düngemittel aufgewendet hatten. Auf der anderen Hälfte bauten sie Zuckerrohr, mit einem Aufwand von 15 Dollars für Düngung, und verkauften die stehende Ernte für 40 Dollars, wobei der jüngere Bruder beinahe alle Arbeit allein besorgte.

Pong Hia wohnt in einem Dorfe von 300 Einwohnern, von denen etwa 30 Grundbesitzer sind, welche zusammen 45 Acres Grundeigentum haben. Pong Hia besitzt 2 Acres, welche er von seinem Adoptivvater erbte, und die 1000 Dollars wert sind. Seine Familie besteht aus 10 Personen. Er selbst ist 46, sein Weib 41, sein Sohn 22, seines Sohnes Weib 21, seine 4 Töchter sind von 7 bis zu 17 Jahren, und seine beiden Enkel 3 und 7 Jahre alt. Er und sein Sohn bebauen das Land, mieten Tagelöhner in der Erntezeit und flechten an Regentagen Strohmatten. Die Weibsleute verfertigen die Kleider, züchten Schweine und Hühner und besorgen alle häusliche Arbeit. Ihre Wohnung mit Grund und Boden wird auf 120, ihre häusliche Einrichtung auf 44, ihre Kleidung auf 40, ihre Ackergeräte auf 40 Dollars geschätzt. Sie besitzen einen Wasserbüffel, zwei Schweine, dreißig Hühner, zehn Enten, ein paar Gänse, einen Hund und eine Katze. Letztes Jahr verkaufte Pong Hia für 20 Dollars Reis von seinem Feld und zahlte 3,60 Dollars an Steuern; er hat 200 Dollars als Kapital ausgeliehen zu einem Zinsfuß von 18 Prozent.

Bei einem derartigen Maßstab vom Ertrag und Verbrauch würde das anbaufähige Land im Staat New-York, sogar wenn man wegen seiner nördlicheren Lage die Hälfte seines Ertrages davon abziehen würde, gegenwärtig die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten ernähren, und das jetzt schon bewohnte anbaufähige Land der Vereinigten Staaten, wenn man seine Produktionskraft wegen des Klimas auf die Hälfte der Ertragsfähigkeit der Ländereien von Swatow herabsetzte, vermöchte eine Bevölkerung zu ernähren, welche derjenigen der ganzen Erde im Betrage von etwa 1400 Millionen Menschen gleichkommt.

Gabun.

(Schluß.)

Zwischen Libreville und Ogowe hat Wörmann zwei Stationen, eine in Koma am Rembuefluß, der von Südosten her dem Gabun zufließt, eine andere in Ngola, in letzterem befindet sich auch ein französischer Zollposten,

am Kap Lopez hat die englische Firma John Holt u. Co. eine Faktorei. Dort ist auch eine mit mehreren Kanonen ausgerüstete Station eingerichtet worden, weil der Ort sich ganz besonders zum Verschiffen der für den Ogowe bestimmten Waren eignet.

Der Ogowe ist sehr stark mit Faktoreien besetzt. Auf den Inseln Akaluma, Aguma und Otanga haben sich Jantzen und Thormählen, Hatton und Cookson und Wörmann niedergelassen, auf Otanga ist auch ein französischer Militärposten errichtet, sowie eine katholische Mission, der am anderen Ufer eine amerikanische Mission gegenüberliegt. Aufwärts am Fluß bei Lambarene haben sich drei verschiedene Häuser eingerichtet; Lambarene ist französischer Militärposten und zugleich französische katholische Missionsstation. An den Flüssen Okanda und Ngunie finden wir wiederum unsere oft genannten Landsleute. Ebenso an der Loango-Küste in Rembo-Nkomi, Banga-Ngovy, Sette Cama. In Majumba aber gesellen sich ihnen neben Engländern auch Portugiesen zu und am Kuilu begegnen wir zum erstenmal der im Gebiet des Kongo so mächtigen Nieuwe Afrikaansche Handelsvenootschap neben Amerikanern und Portugiesen. In Loango, wo französisches Militär steht und eine französische Mission wirkt, sind amerikanische und portugiesische Handelsagenten thätig, in Ponta Negra nur die letzteren, in Massabe teilt sich die eben genannte große holländische Handelsgesellschaft mit den Engländern Hatton und Cookson in den Handel.

Die internationale Gesellschaft des Kongo hatte bis Ende 1884 nicht weniger als 16 Stationen errichtet, und zwar waren dies Grantville, Rudolfsstadt, Alexandraville, Massabe, Nyanga, Mayumba, Sette Cama, Stanley Niadi, Franktown, Sengi, Stephanieville, Strauchville, Philippeville, Mboko, Mukumbi und Arthurville. Sie wurden aber mit alleiniger Ausnahme von Mukumbi, das jetzt gewöhnlicher Fulanponpu genannt wird, gegen eine Entschädigung an Frankreich abgetreten. Dieses war durch den eifrigen Brazza schon seit 1883 in der Anlage von Posten namentlich längs der größeren Flüsse überaus thätig gewesen, und es hatte so bis Ende 1885 folgende Stationen eingerichtet: Mandsche am Kap Lopez, Njole, Okota, Obombi, Atschuka, Bowe, Bandschi, Madiville, Dume und Franceville am Ogowe, Diele, Nyampo, Leketi und Mbotschi an der Alima, Brazzaville, Ngantschuno, Mbe (Makoko), Nkeme, Bonga und Nkundscha am Kongo und seinen rechtseitigen Nebenflüssen, Pointe Noire (Ponta Negra), Loango, Bas Kuilu, Ngotu, Niari-Ludima an der Küste und im Kuilu-Gebiet. Frankreich besitzt die beiden praktikabelsten Handelswege vom Meere zum oberen Kongo, der eine führt am Ogowe und der Alima, der andere am Kuilu-Niadi und Djuo entlang. Von einer Schifffahrt kann hier allerdings nur in sehr beschränkter Weise die Rede sein.

Der ganze Handelsverkehr dieses langen Küstenstriches mit seinem ausgedehnten und ergiebigen Hinterland ist keineswegs bedeutend, er beziffert sich für 1885 auf nur 3,878,571 Fr., wovon nur 398,897 Fr. (Einfuhr 384,319, Ausfuhr 14,578 Fr.) auf den Handel der Kolonie mit Frankreich, dagegen 3,479,674 Fr. (Einfuhr 1,536,611, Ausfuhr 1,940,063 Fr.) auf den Handel mit dem Ausland, also in diesem Fall in der Hauptsache mit Deutschland und England, entfallen.

Haupteinfuhrartikel sind baumwollene Gewebe, Branntwein und andere Getränke, Kleider, Metallwaaren, Steinschloßflinten, Pulver, Werkzeug, Hüte, Holzwaren, dagegen werden ausgeführt in erster Linie Kautschuk, das von einer Gesammtausfuhr einheimischer Produkte von 1,842,904 Fr. nicht weniger als 1,187,044 Fr. beansprucht, nächstdem Elfenbein, Ebenholz, Rotholz, Palmöl, Rohkupfer, Kaffee.

In wenigen europäischen Kolonien, sagt Zöller, spielt der deutsche Handel eine so hervorragende Rolle wie in der französischen Besitzung Gabun. Und dies noch immer trotz der erdrückenden Auflagen und Beschränkungen, welche die französische Verwaltung mit sich bringt. Die meisten Anlagen sind gemacht worden, ehe dieses Gebiet an Frankreich fiel, und da bedeutende Kapitalien in dieselben gesteckt sind, so kann man nur allmählich den Handelsbetrieb auf das günstigere Eloby legen, welche Insel unter spanischer Herrschaft steht und auf der sich bereits ebenso umfangreiche Warenlager befinden als in Libreville.

Für die Verwaltung von Gabun ist es bezeichnend, daß dort weder auf dem Lande noch auf den Flüssen andere Flaggen gehißt werden dürfen als französische oder Konsulatsflaggen oder die Hausflaggen der verschiedenen Firmen, aber beileibe keine deutschen, englischen oder irgendwelche anderen. Früher war es Europäern sogar verboten, Hinterlader zu besitzen. Gegenwärtig beschränkt sich die Zahl der erlaubten Präzisionsgewehre auf eins pro Kopf der männlichen Bevölkerung, und außerdem muß die Nummer eines jeden Gewehres vermerkt und in ein hiezu bestimmtes Buch eingetragen werden. Welche Art von Beistand die europäischen Kaufleute in etwaigen Differenzen mit den geriebenen Schwarzen von der französischen Regierung erhalten, das hat Hübbe-Schleiden drastisch geschildert in der Erzählung von dem grünen Elfenbeinzahn, den er zwar theuer bezahlte, aber dennoch nicht behalten durfte. Und Brazza inaugurierte seinen Amtsantritt damit, daß er den Kaufleuten verbot, oberhalb Njole am Ogowe, wo Stromschnellen die fernere Schiffbarkeit des Flusses verhindern, Handelsstationen anzulegen, obschon er den französischen Missionären volle Aktionsfreiheit ließ.

Hübbe-Schleiden hat in seinem „Ethiopien" als die vier Hindernisse für den hiesigen Handel Dash, Trust, Cannibals und Frenchmen bezeichnet. Unter Dash versteht er die Geschenke, welche jeder Aethiopier, der mit

einem Europäer in irgendwelche Verbindung tritt, von dem letzteren erwartet und die ebenso bei einem abgeschlossenen Handel gegeben werden müssen, als bei einer Dienstleistung, und nicht nach dem Umfang oder der Wichtigkeit der Transaktion bemessen werden, sondern nach der Stellung und dem Wohlstand des betreffenden Gebers oder Empfängers. Ist diese nicht zu umgehende Sitte schon ein den Handel bedenklich belastender Umstand, so steht es mit dem Trust noch viel schlimmer.

Es hat sich nämlich im Laufe der Zeit in ganz Westafrika ein Handelssystem herausgebildet, wonach der Verkehr zwischen den europäischen Häusern an der Küste und den Bewohnern des Binnenlandes, von denen man fast ausschließlich die hier in Frage kommenden Handelsprodukte bezieht, nicht ein direkter ist, sondern durch eingeborene Händler vermittelt wird, die aber auch nur bis zu einer gewissen Zone gehen dürfen, wo dann neue Zwischenhändler eintreten. Auf diese Weise wird natürlich der Preis der Landesprodukte ungebührlich vertheuert. Zu diesem Uebelstand kommt noch ein zweiter, weit größerer. Die eingeborenen Händler verlangen nämlich von dem europäischen Kaufmann den ganzen abzusetzenden Waarenvorrat auf Kredit, ebenso müssen ihm für die Flußschifffahrt Boote und Mannschaften als Ruderer oder Träger beigegeben werden. Alles dies auf Kosten des europäischen Kaufmanns, der keine andere Sicherheit hat als das Wort des schwarzen Händlers, der gar kein Risiko läuft und, wenn er seinen Auftraggeber nicht bezahlt, leicht bei einem Konkurrenten desselben Kredit erhalten kann.

Dieses Kredit-(Trust-)System besteht allerdings an der Loango-Küste nur in sehr geringem Maße. Eher entschließt man sich, an einem günstig gelegenen Orte einen kleinen Handelsposten mit einem schwarzen Verwalter zu eröffnen. Bei den oft recht langwierigen Verhandlungen, Palavers genannt, über die zu vertauschenden Waren ist der in jeder Faktorei angestellte Dolmetscher, Lingster, von großer Wichtigkeit. Man sucht daher für diesen Posten gern vornehme Eingeborene zu gewinnen.

Unter Cannibals werden die von den menschenfresserischen Fan erhobenen Zölle, die ganz, wie das vor Faidherbe's Zeit am Senegal der Fall war, von allen die Flüsse befahrenden Handelsschiffen erhoben, wenn diese Wilden es nicht vorziehen, sich des Schiffs mitsamt der ganzen Ladung zu bemächtigen. Was der Ausdruck „Frenchmen" zu bedeuten hat, wird man nach den vorher berührten vexatorischen Maßregeln der französischen Verwaltung wohl errathen. Die Franzosen regieren eben hier wie anderwärts viel zu viel, und so haben sie es glücklich fertiggebracht, ihren eigenen Handel immer mehr herabzudrücken und die Fremden zu gleicher Zeit am Emporkommen zu hindern.

Was nun die Produkte des Landes angeht, so steht, wie aus den voraufgegangenen Ziffern ersichtlich, der Kautschuk obenan. Man gewinnt denselben aus zwei Schlinggewächsen, welche an den Baumstämmen emporklettern und sich weithin hoch durch die Wipfel des Urwaldes hinziehen, der Landolphia ovariensis, welche eine Dicke von 12—17 Centimeter erreicht, und der Landolphia florida, welche meist nur 5—6 Centimeter stark wird. Die Neger gewinnen den Kautschuk, indem sie Einschnitte in den Stamm machen und darunter aus Scitamineenblättern gedrehte Düten aufhängen, um so den herausfließenden Milchsaft der Pflanze aufzufangen. Die stärksten Ranken geben die größten Quantitäten der weißen und zart rosa angehauchten Milch, aber auch die dünnsten Ausläufer und selbst die lederartigen Schalen der äußerlich den Orangen gleichenden, angenehm sauer schmeckenden Früchte sind voll davon. Anfänglich hieben die Eingeborenen die Ranken einfach in Stücke, nachdem aber durch das sinnlose Verfahren eine große Verwüstung angerichtet worden war, so daß man immer weiter von der Küste sich entfernen mußte, begnügen sie sich damit, nur die Rinde aufzuschlitzen und diese selbst für die regelmäßige Ausnützung zu erhalten.

Die aus den Einschnitten tropfende Milch liefert zwischen 20 und 30 Prozent reinen Kautschuk. Die Eingeborenen gewinnen es nach Pechuel-Lösche, der dabei hauptsächlich die Loango-Küste im Auge hat, auf zweierlei Weise, mit Hülfe und ohne Hülfe des Feuers, die letztere Art soll die vorzüglichste, aber die langsamste und am seltensten angewandte sein. Dabei lassen die Eingeborenen die Milch entweder auf Blättern oder in flachen Mulden oder endlich auf ihrem Körper, auf den sie dieselbe schmieren, eintrocknen, um sie nachher, wenn sie erstarrt ist, abzulösen und zusammenzukneten. Auf diese Weise erhält man den wertvollsten Kautschuk. Die Eingeborenen machen es sich aber bequemer, indem sie den Milchsaft in offenen Gefäßen einkochen und die verdickte Masse zu faustgroßen Bällen zusammenrollen. Zuerst sind dieselben schneeweiß, nehmen indes mit der Zeit eine dunkle Farbe an. Die Bälle sind aber selten rein, da die Neger, um das Gewicht zu vermehren, gern fremde Bestandteile beimischen. Da die Handelsfirmen am Gabun nicht, wie die holländischen südlicher gelegenen Faktoreien, für die Reinigung des Kautschuks eingerichtet sind, so müssen sie sich im schlimmsten Falle auf die Zerstückelung der Kautschukbälle beschränken. Uebrigens wird Kautschuk nur in unmittelbarer Nähe der Wasserstraßen, etwa 50—60 Kilometer von den Flüssen, gewonnen, da er die hiesigen hohen Transportkosten nicht vertragen kann. Am bedeutendsten ist der Kautschukhandel am Ogowe, wo das Volk der Akelle denselben in großen Mengen bereitet. Hier hat die Firma Wörmann deshalb an der Mündung des Rembo Ngumi eine große Faktorei angelegt.

Das von hier stammende Elfenbein wurde immer sehr geschätzt und bildete früher den wertvollsten Handelsgegenstand, wird aber von Jahr zu Jahr seltener. Allein

an der Loango-Bay sollen nach Grandpré im vorigen Jahrhundert jährlich an 600 Zähne ausgeführt worden sein, jetzt kommt es weit aus dem Innern zur Küste. Im Hinterland von Gabun gelten besonders die kannibalischen Fan als Elefantenjäger, leider wird, wie überall in Afrika, die Jagd ganz schonungslos betrieben. Am gesuchtesten sind Zähne von grünlicher Farbe, die von nicht vor zu langer Zeit getöteten Tieren stammen.

Der Elfenbeinhandel wird hier mit dem englischen Namen round trade bezeichnet, weil nämlich für jedes bestimmte Gewicht und bestimmte Größe der Zähne annähernd fixierte Preise gelten. Diese Preise werden in Feuersteinflinten und flachen Messingschalen, Neptunes genannt, ausgedrückt, wozu noch eine ganze Menge anderer Artikel kommen, die man zusammen als Foory bundle bezeichnet.

So wurden beispielsweise für einen Zahn von 75 Pfund Gewicht bezahlt: 12 Gewehre, 65 Neptunes, 8 kleine messingene Pfannen, 21 Fässer Pulver, 10 messingene Kessel, 19 eiserne Töpfe, 9 Hüte, 7 Hemden, 3 Röcke, 2 Infanteriesäbel, 12 Hirschfänger, 3 Aexte, 12 Steinkrüge, 90 messingene und 6 eiserne Stangen, 8 Holzkisten, 6 Bündel Perlen, 3 baumwollene Schirme, 4 rothe Schärpen, 8 rothwollene Mützen, 4 messingene Armringe, 2 messingene Beinringe, 18 Stück verschiedene Baumwollzeuge, 30 Meter rother Flanell und Kaliko, 2 Kisten Genever, 3 Gallonen Rum, 4 Krüge, 4 Tassen, 4 Rasiermesser, 4 Schlachtmesser, 8 kleine Spiegel, 24 kleine Glocken, 8 verzinnte eiserne Löffel, 2 Riegel Seife, 30 Tabakspfeifen, ½ Pfund Tabak, 6 Schnupftabaksdosen und 30 Flintensteine.

Da nun bei jedem einzelnen Gegenstand gehandelt wird — die genannten Waren will man auch nicht einmal immer gleichartig — und für den Neger Zeit kein Gegenstand von Wert ist, so dauert der Abschluß eines Handels oft Tage lang. Dabei verlangt der Verkäufer vielleicht noch sogar von dem Käufer gefüttert zu werden. Oft wird aber auch aus dem Handel nichts, das Gegebene ist dann einfach verloren. Uebrigens trennen sich die Neger sehr ungern von schönen großen Zähnen, die sie am liebsten als Erbstücke in der Familie behalten. Der Wert hängt nicht immer von der Größe ab; relativ am besten bezahlt werden die von mittlerer Größe und möglichst gerader Form, die stark halbkreisförmig gebogenen haben weit geringeren Wert.

Die weiteren Produkte sind von geringem Belang. Die früher starken Ebenholzwaldungen in der Nähe der Küste sind schon gänzlich ausgerottet, doch gibt es noch Bestände zwischen Gabun und Ogowe, besonders an den das Aestuarium von Gabun bildenden Flüssen Komo und Remo. Den Negern ist aber das Fällen und Zurichten der sehr großen Bäume mit ihrem außerordentlich harten Holz zu beschwerlich. Der Handel mit Rotholz war früher lebhaft, besonders nach Amerika, derselbe ist jedoch stark zurückgegangen, seitdem man verstanden hat, die Farben auf chemischem Wege weit billiger darzustellen. Palmöl wird von hier aus in geringer Menge ausgeführt, da die eigentliche Grenze für das Vorkommen der Oelpalme viel nördlicher liegt.

Ein französischer Industrieller begann 1883 zu Donguila am Komofluß eine Pflanzung von Oelpalmen, mußte dieselbe aber infolge der großen Kosten, welche das Unternehmen erforderte, sehr bald wieder aufgeben. Er siedelte nun nach Tschimbieh an demselben Flusse über, wo die Oelpalme ziemlich reichlich vorkommt, und kaufte dort von den Eingeborenen die von denselben gesammelten Nüsse. Die Resultate waren sehr günstig. Schon im ersten Jahre vermochte er in seiner Faktorei 5 Tonnen Palmöl im Monat herzustellen und glaubte diesen Ertrag im nächsten Jahre verdoppeln zu können. Kopal könnte im Hinterlande, namentlich im Süden, gewonnen werden, doch haben die Neger eine große Abneigung gegen das Umwühlen des Bodens. In verschiedenen Gegenden, wo zweifellos bedeutende Kopallager existieren, ist dasselbe sogar mit einem Verbote belegt, das in politisch-religiösen Anschauungen seinen Grund hat.

Brauneisenstein findet man fast überall, bei Libreville tritt er an den Ufern des Gabun ganz deutlich zu Tage, derselbe wird auch seit undenklichen Zeiten von den Fan mittels eines eigentümlich konstruierten Blasebalgs bearbeitet. Malachit soll sich im Innern in großen Blöcken überall auf der Erde verstreut finden, thatsächlich kommt er nur in kleinen Stücken zu den Faktoreien und auch nur in geringer Menge. Erdnüsse werden von den Eingeborenen meist nur zum eigenen Gebrauch gebaut und kommen kaum in den Handel. Zuckerrohr, Baumwolle und Ananas wachsen wild, auf die Fasern der letztgenannten Pflanze wird als ein eventuell wertvolles Material für die Textilindustrie hingewiesen.

Zu diesen Produkten, welche der Europäer im Lande vorfand, hat er neue hinzugebracht. Von den Pflanzungen der katholischen Mission zu Sainte Marie du Gabon habe ich bereits gesprochen, einen weit größeren Versuch hat die Hamburger Firma Wörmann gemacht.

Die von derselben mit einem Aufwand von mehreren hunderttausend Mark angelegte Farm Sibange, die man von den deutschen Faktoreien am Gabun zu Fuß bequem in zwei Stunden erreichen kann, liegt in einer reizenden Landschaft und ist mit allen besten und luxuriösesten Einrichtungen eines wohlgepflegten Landgutes ausgestattet. Die Farm umfaßt einen ansehnlichen Landkomplex, von dem aber erst 50 Hektar geklärt und nur 38 Hektar unter Kultur sind. Und zwar sind 30 Hektar mit Kaffee bepflanzt, 7 mit Reis und Mais und 1 Hektar mit Tabak. Der Kaffee ist fast durchweg Liberia-Kaffee, außerdem findet man einige Bäume und Sträucher arabischen und des wilden einheimischen Kaffees. Die Resultate sind nicht befriedigend gewesen; zwar ist der gewonnene Kaffee

von sehr guter Qualität, allein die Menge ist allzu gering. Der Kaffeestrauch will nicht gedeihen; einesteils liegt dies an der geringen Tiefe der Ackerkrume, anderenteils wohl auch an der ausnehmend großen Feuchtigkeit des Klimas. Als Zöller die Westküste Afrikas bereiste, hatte man auf der sogen. neuen Sibange-Farm 7000 fruchttragende und 13,000 neugepflanzte Kaffeebäume; die alte Farm, auf welcher die meisten Bäume eingegangen waren, enthielt nur noch 6000.

Dagegen verspricht man sich von dem Tabak bessere Erfolge, und wenn diese Kultur in der That lohnend ist, wird sie den Kaffeebaum wohl ganz verdrängen. Was den Mais und Reis anlangt, so baut man sie nur zur Ernährung der Arbeiter, deren Zahl sich 1885 auf 52 belief.

Diese Arbeiter kommen aus Wey von der Sklavenküste und von Kabinda weiter südlich, denn die hier wohnenden Mpongwe, Okanda, Akelle, Fan, Basiote u. a. haben durchaus keine Lust, mehr Arbeit zu verrichten, als irgendwie notwendig ist. Sie bauen meist mit Hülfe ihrer Weiber nur was sie zu ihrer eigenen Nahrung brauchen, also Maniok, Bataten, Bananen, Taro, Mais, Zuckerrohr, Erdnüsse, alles in sehr geringer Menge. Die Nachfrage nach Palmöl hat sie nicht vermocht, die Oelpalme, wie das weiter nördlich geschieht, zu kultivieren, ja, zu träge, die Früchte durch Ersteigen der Bäume zu erlangen, hauen sie die Stämme nieder, ohne daran zu denken, daß sie damit alle künftigen Ernten leichtfertig zerstören.

Von Europäern sind übrigens in der Periode des Sklavenhandels an der Loango-Küste sehr hübsche und ausgedehnte Pflanzungen von allerlei Bäumen angelegt worden, wodurch sie ihre Niederlassungen zu verschönern suchten. Namentlich führten sie die ihnen lieb gewordenen Fruchtbäume ein. An der Loango-Bay fand Pechuel-Lösche neben den Ruinen eines ausgedehnten Sklavenhofes eine mit Sorgfalt und Geschick angelegte, jetzt aber verwahrloste Plantage, die ehedem sogar mittelst gemauerter Kanäle bewässert wurde. Viele dieser Bäume haben ihre Pfleger überdauert und schmücken, einzeln oder in Gruppen stehend, noch deren ehemalige Wohnsitze, haben jedoch kaum eine wesentliche Verbreitung über den nächsten Umkreis hinaus gewonnen. Die heutigen Europäer hegen eine nicht immer begründete Abneigung gegen Tropenfrüchte und zeigen keine Neigung, ihre Wohnsitze zu verschönern, die sie ja doch nur als einen vorübergehenden Aufenthalt betrachten. Die Missionen machen freilich eine rühmenswerte Ausnahme, und auch die Holländer haben bisweilen Pflanzungen angelegt: ein hervorragendes Beispiel ist die herrlichen Schatten gewährende Mango-Allee zu Vista, nördlich am Kongofluß auf dem Gebiet des Kongostaats.

Aber nicht nur für die dauernden Arbeiten des Landbaues, auch für die Verrichtungen, welche die Faktoreien erfordern, sind die Einwohner der Kolonie ungeeignet. Sie betrachten derartige Dienste als unter ihrer Würde; es bietet sich ja da auch nicht die Gelegenheit wie beim Handel, durch Schlauheit und Betrug mühelos ansehnlichen Verdienst zu erlangen. Auch hier versorgt der Stamm der Krus, den wir von Liberia bis Benguela hinab in solcher Thätigkeit finden, die Europäer mit den unentbehrlichen Arbeitskräften. Gewöhnlich verdingen sich die Krooboys auf 2—3 Jahre für einen monatlichen Lohn von 4 Dollars, der aber fast immer in Waren ausgezahlt wird. Auf der Faktorei werden sie in Trupps eingeteilt, ein jeder unter einem Hauptmann, der dem europäischen Kaufmann für seine Leute verantwortlich ist und auch das Recht hat, sie zu strafen. Diese Kru-Neger halten in der Regel treu zu ihrem Herrn, und begabt mit nicht geringem persönlichen Mut und großer Körperkraft, haben sie wiederholt mit Aufopferung ihres Lebens den Besitz ihrer Herren verteidigt, wenn derselbe von räuberischen Stämmen angegriffen wurde.

Die Mpongwe freilich leben bereits in ziemlich geordnetem Verkehr mit den Europäern, auch richten sie sich bis zu einem gewissen Grade nach den Gesetzen der Kolonie. Ihr vor etwa 12 Jahren verstorbener König Denis oder, wie die Engländer ihn nannten, King William, unterstützte die Bestrebungen der Europäer immer mit seiner ganzen Autorität. Dafür war er auch mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, der Papst verlieh ihm für seine Unterstützung des Missionswesens eine Medaille, auch von der Königin von England erhielt er eine solche. Die französische Regierung unterstützte ihn bis zu seinem Tode sehr reichlich, und die schwarze Majestät verfehlte nie, wenn ein französischer Admiral auf seiner Inspektionsreise einmal Gabun berührte, eine der vielen ihm geschenkten glänzenden Uniformen anzulegen und, mit allen seinen Orden geschmückt und von einem zahllosen Gefolge begleitet, an Bord der Fregatte einen Besuch zu machen. Der alte Herr unterließ, selbst nachdem er das neunzigste Jahr überschritten hatte und blind geworden war, diese Höflichkeit niemals, solange er lebte.

Von den Bemühungen der französischen Mission, die Eingeborenen zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden, ist schon gesprochen worden. Unter den eingeborenen Knaben, welche in Gabun die Schule der Mönche, und unter den Mädchen, welche die der Nonnen besuchen, findet man nicht nur Gabunesen, sondern auch junge Sprößlinge aus den Fan-Dörfern, die zwar von wilderem Gesichtsausdruck sind, vor den intelligenteren, jedoch fauleren Mpongwe sich aber durch größeren Fleiß auszeichnen sollen.

Nach den „Statistiques coloniales pour l'année 1885“ bestanden in der Kolonie 10 Schulen mit 40 Lehrern und 295 Schülern, davon 4 in Sainte Marie du Gabon

und je eine in Saint Pierre de Libreville, in Saint Joseph du Cap Esterias, in Saint Paul du Donguila, in Saint François de l'Ogowé, in Madiville (Haut Ogowé) und in Saint Benoît de Benito. In der zur Heranbildung von Handwerkern in Libreville errichteten Schule erlernten 9 das Zimmermanns- oder Tischlerhandwerk, 1 das Schmiedehandwerk, 41 Ackerbau und Gärtnerei, 4 das Schuhmacherhandwerk und 6 verschiedene Beschäftigungen. Es ist eine solche Schule um so nötiger, als europäische Handwerker äußerst selten und nur zu sehr hohen Löhnen zu haben sind. Trotz dieses in Aussicht gestellten reichen Gewinnes finden sich wenige, die bereit sind, in eine Lehrzeit zu treten. Auch für die Mädchen wird etwas gethan; für sie bestehen zwei Schulen in Libreville und drei Lehrerinnen (Nonnen), welche von 85 Schülerinnen besucht werden. Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß der Unterricht ein durchaus unentgeltlicher ist.

Frankreich hat schon sehr bedeutende Summen für seine große Besitzung in Niederguinea ausgegeben und man spricht von neuen Krediten, welche Brazza für seine Unternehmungen verlangt, greifbare Vorteile hat es indes bisher sehr wenige gehabt. Der Handel ist, wie gezeigt, fast ganz in fremden Händen und es sind auch meist fremde Schiffe, welche hier verkehren. Was von französischen Schiffen in Gabun erscheint, ist größtenteils vom Ministerium der Marine mit Vorräten für Militär und Verwaltung befrachtet. Während deutsche, englische und portugiesische Dampfer die wichtigeren Küstenplätze regelmäßig anlaufen, hat das Ministerium für die Kolonien sich nur zu einem Kontrakt mit einem Rheder in Bordeaux entschließen können, wonach derselbe alle sechs Monate ein Frachtschiff nach Neukaledonien und Tahiti zu entsenden sich verpflichtet. Dieses Schiff soll auch Gabun anlaufen. Wie vorwiegend der Verkehr hier in fremden Händen liegt, erhellt aus den amtlichen Schifffahrtsnachweisen für 1885. Danach waren von den 111 eingelaufenen Fahrzeugen mit 69,089 Tonnen nicht weniger als 37 von 42,502 Tonnen englische und 54 von 18,732 Tonnen deutsche.

Daß der Organismus der Verwaltung, die sich viel zu viel in alles und jedes einmischt und dabei die größten Ungerechtigkeiten begeht, nicht ohne Schuld an diesem Umstande ist, glaube ich bereits gezeigt zu haben. Es befindet sich dieser Organismus augenblicklich noch in einem embryonalen Zustande. Erst ganz vor kurzem hat man in Lambarene einen Residenten eingesetzt, dem die Polizei des unteren und mittleren Ogowe zufällt. Es sind auf diesem Fluß auch ein paar kleine französische Dampfer stationiert, um die europäischen Faktoreien gegen die Plünderungen der Orungu und Fan zu schützen.

Reisebilder aus Aegypten.

Von Ernst Schrecker.

(Fortsetzung.)

2. Kairo.

1. Das moderne Kairo.

Kairo, auf arabisch „Masr-el-Kâhira", oder schlechtweg Masr genannt (cf. die hebräische Bezeichnung Mizrajim für Aegypten), auf der rechten Seite des Nils gelegen, hat etwa 300,000 Einwohner, die aus mancherlei Nationalitäten gemischt sind, unter denen aber das arabische Element das vorherrschende ist. Ueberhaupt macht Kairo schon auf den ersten Anblick einen weit mehr orientalischen Eindruck als Alexandrien. Dem Fremden, der zum erstenmale diese Chalifenstadt betritt, ist fast zu Mute, als ob er die Märchenwelt von Tausend und Eine Nacht leibhaftig vor seinen Augen sähe. Die schlanken Minarets von ungefähr 400 Moscheen künden mit dem sie krönenden Zeichen des Halbmondes weithin den hier herrschenden Glauben des Islam.

Doch sollen die Religionen des heutigen Aegyptens an anderer Stelle ihre ausführliche Behandlung finden. Hier sei nur so viel gesagt, daß der arabisch-mohammedanische Typus dem Charakter Kairos sein Gepräge gibt, wenn auch der Einfluß der Fremden, die mit dem gemeinsamen Namen „Franken" hier genannt werden, sich sehr geltend macht. Gewisse Straßen, wie z. B. die Esbekîye, haben in Bauart der Häuser und Anlage des Weges schon vielfach europäischem Geschmack Raum gegeben, und auch die hauptsächliche Geschäftsstraße, die ehedem ganz überdeckte Muski, hat sich Modernisierung nach abendländischer Weise gefallen lassen müssen. Aber trotz alledem wird einer, der aus einer deutschen Stadt mit gleicher Einwohnerzahl plötzlich nach Kairo versetzt würde, den enormen Unterschied dieser gänzlich fremden Welt erfahren. Und wenn man gar etwa auf einem Esel durch die schmutzigen Gassen reitet, wo die Wohnstätten des arabischen Volkes mehr Trümmerhaufen ähnlich sehen und Staub und Schmutz kein Ende nehmen, dann lernt man erst recht die Eigentümlichkeit des ganzen Orients kennen, in dem Staub und Schmutz eine große Rolle spielen.

Da es in Aegypten äußerst selten regnet (im ganzen Winter 1887/88 hat es nur etwa zweimal getröpfelt) und der Sand von dem leisesten Lüftchen aus der nahen Wüste herübergebracht wird, so überzieht sich alles leicht mit einer Staubdecke. Dieser Staub und die grellen Sonnenstrahlen sind auch der Hauptgrund für die Entstehung der sogen. ägyptischen Augenkrankheit. Die sorglosen Araber, die in allen Dingen es gehen lassen, wie es eben geht, wie Allah es will, und infolge des erschlaffenden Klimas einer lässigen Ruhe sich ergeben, denken kaum daran, ihre Augen zu schützen oder zu reinigen. So entzünden sich dieselben, und die unendlichen Fliegenschwärme kommen und setzen sich an die wunden Stellen. Ich habe es oft gesehen

wie namentlich Kinder ruhig an der Erde lagen und auch nicht eine Hand rührten, während ein schwarzer Ring von Fliegen das Auge förmlich umkränzt hielt. So bilden sich über dem Auge von den entzündeten Stellen aus Gewächse, die dem grauen Staar etwa ähnlich sehen, und in nicht allzu langer Zeit ist das Auge verloren. Würden die Araber die nötige Vorsicht anwenden und die Augen immer reinigen, so würde das in Aegypten herrschende Uebel entschieden gemindert werden. Infolge dieser Krankheiten haben die Aegypter meist häßliche Augen; aber auch sonst kann man sie nicht schön nennen. Schöne Frauen habe ich in Aegypten kaum gesehen, während die Haremsdamen Konstantinopels im großen und ganzen das Auge bestechen. Diese zeigen hinter der leichten Verschleierung oft wundervolle Formen, feine Gesichtszüge und schöne Farben.

Bei den Aegyptern ist nur etwas vollkommen schön, und zwar bei Hoch und Niedrig; das sind die Zähne, die wie glänzend weiße Perlenketten den Neid der Abendländer herausfordern, welche mit all ihrer Zahnheilkunde solch blendend schönen Schmuck sich nicht zu eigen schaffen können. Der Hauptgrund für die Vorzüglichkeit der Zähne liegt wohl in der Nahrungsweise des Volkes, die vornehmlich eine vegetabilische ist. Der Araber ist in seiner Kost sehr genügsam.

Bei einem arabischen Essen bilden Früchte, wie Datteln, Feigen, Bananen, Mandarinen und Orangen den Hauptbestandteil; dazu wird Milch und Kaffee getrunken und nach der Mahlzeit die eigentümliche Wasserpfeife — Nargileh genannt — geraucht, bei welcher der Schlauch, durch welchen der Rauch eingesogen wird, durch eine Art gefüllter Wasserflasche geht. (Es ist diese Rauchweise für die Brust zunächst etwas angreifend.) Sonst sieht man die Araber vielfach am Zuckerrohr kauen, welches mit der Baumwolle (diese in Unterägypten) ein hervorragendes Erzeugnis des Landes ist und zur Anlegung mancher Zuckerfabriken Anlaß gegeben hat. Wir haben solche Fabriken mehrfach besucht und gefunden, daß sie ganz nach europäischem Muster eingerichtet sind, meist auch unter Direktion von Europäern stehen.

Der Unterschied in der Gewinnung des Zuckerrohrs besteht also nur in dem verschiedenen Material, das genommen wird, indem an Stelle unserer Zuckerrübe das Zuckerrohr tritt.

Neben den Nutzpflanzen Aegyptens sind unter den Ziergewächsen vor allem auch die Rosen zu erwähnen, die in unendlicher Fülle den ganzen Winter hindurch feilgeboten werden zu dem billigsten Preise. Jeden Morgen konnte man auf der Straße für ein Courantpiaster (nach unserem Gelde etwa 10 Pfennig) einen mächtigen Strauß schönster Rosen kaufen.

In der Tierwelt macht als nützliches Verkehrsmittel dem Esel vornehmlich das Kameel den Rang streitig. Eine größere Wüstentour ist ohne dasselbe undenkbar, während für kleinere der Esel ausreicht. Am ersten Morgen meines Aufenthalts in Kairo sah ich einen Zug von Last- und Reitkameelen gerade an unserem Hotel vorüberkommen. Beduinen mit wild aussehenden Gesichtern, in weißer, hemdähnlicher Bekleidung ritten voraus, indem sie von ihrem hohen Sitze mit stolzer Verachtung auf das übrige Volk herabzusehen schienen. Es ist dem Beduinen eine gewisse Hoheit in Haltung und Gesichtsausdruck nicht abzusprechen. Und auch bei näherem Verkehr mit ihnen kamen mir Züge vor, die ich in ihrem Wesen kaum vermutet hätte. Während nämlich die Araber im allgemeinen die größte Geldgier zeigen und für jeden noch so kleinen Dienst Trinkgeld fordern, ja ohne weiteres sogar ein solches erbetteln, nehmen sie doch für eine Mahlzeit, die sie aus freien Stücken anbieten, nichts bezahlt. Ich wurde einmal bei einer Tour in die Wüste von einem schlichten Araber, der in einem Dorfe an der Grenze von Nil-Thal und Wüste wohnte, dort zu allerlei Sehenswürdigkeiten herumgeführt, wofür ich manches Bakschisch zahlen mußte. Als ich nun aber das Verlangen aussprach, etwas zu essen, forderte der Araber mich auf, bei ihm einzukehren. Ich wollte dieser Einladung folgen und versprach, dafür ein gutes Bakschisch zu geben, in der Meinung, daß ich so den Erwartungen des Arabers am besten entsprechen würde. Aber weit gefehlt! Der Wüstensohn zog seine Brauen finster zusammen und entgegnete in seiner arabischen Sprache: „Araber nehmen nie Bakschisch für gute Mahlzeit.“ Dieser Akt der Gastfreundlichkeit, von dem ich später noch öfter Proben erhielt, befremdete mich bei der sonstigen Geldgier der Leute.

Die Lebensweise der Araber ist eine ziemlich einförmige. Das Hauptgeschäftstreiben ist in den Bazaren, welche — abgerechnet die bunten Farben des Orients — den Markthallen unserer großen Städte in der Anlage nicht unähnlich sehen. Wie nach Innungen sind die Anfertiger und Händler der verschiedenen Fabrikate gruppiert. Es gibt einen Schuhmacherbazar, wo die landesüblichen roten und gelben Schnabelschuhe feilgeboten werden, einen Gold- und Silberarbeiterbazar, einen Teppichbazar ꝛc. Bestimmte Wochentage sind Hauptverkaufstage. Da durchwandert das Publikum die Hallen und feilscht mit den Händlern, denn ohne Handeln kann man im Orient nichts kaufen. Der erstgeforderte Preis ist nie der letzte. Reelle feste Preise existieren nirgends. Am besten ist's, man nimmt sich einen eingeborenen Dragoman (Fremdenführer und Dolmetscher) mit, den man mit den Leuten handeln läßt. Das besondere Trinkgeld, das man ihm zahlen muß, kommt sicher dabei heraus. In diesen Bazaren haben wir das eigentliche arabische Geschäftsleben, während die sonstigen Kaufläden meist von Europäern gehalten werden.

Der Araber ist im allgemeinen infolge des erschlaffenden Klimas sehr zur Trägheit geneigt. Den ganzen Tag über sieht man die Leute in den Cafés oder vor ihren Wohnungen auf der Straße sitzen, ihre Pfeife rauchen

wobei sie sich entweder gemütlich unterhalten oder einem Märchenerzähler lauschen oder spielen. Das Hazardspiel ist in Aegypten in auffallender Weise an der Mode. Von den hochgestellten Persönlichkeiten bis herunter zum ärmlichsten Eseltreiber spielen sie, in vielen Cafés sind die grünen Spieltische aufgeschlagen, ohne daß irgend ein Verbot der Regierung hindernd in den Weg träte. Wenn auch diese Spielhöllen sich nicht mit der Pracht, die in dem Spielpalast von Monte Carlo an der Riviera aufgewendet ist, messen können, so scheinen sie doch hier mehr ihre natürliche Stätte zu haben, sie scheinen ganz dazu zu gehören, und keiner wundert sich darüber. Ob es dabei immer ganz mit rechten Dingen zugeht, ist mir zweifelhaft; mancher Leiter der Roulettes in den Cafés machte keinen gerade Vertrauen erweckenden Eindruck. Natürlich hält sich das Spiel des armen Mannes in den gegebenen Grenzen; die Einsätze sind nur gering. Aber der Eifer bleibt derselbe. Ich habe gerade den gewöhnlichen Leuten oft zugesehen, wenn sie vor der Thür der Wohnung oder eines Cafés spielten.

Auf der Straße kann man das Leben des Volkes so recht beobachten, es verläuft ja bei dem milden Klima zum größten Teil im Freien. Hier nehmen sie oft auch ihre einfache Mahlzeit ein, trinken ihren Mokka-Kaffee, ihr Lieblingsgetränk, von dem man wünschen möchte, daß es auch bei uns zu Lande in gleicher Güte zu haben wäre. Sonst löschen sie den Durst mit schmutziggelbem Nilwasser, das von Trägern in sackähnlich verarbeiteten Eselhäuten aus dem Flusse geholt und durch die Straßen getragen wird. Der Araber trinkt dieses Wasser, trotzdem es undestilliert nicht gesund sein soll. Es soll vielfach das sog. Dengha-Fieber mit veranlassen, das in Aegypten öfter auftritt und, wenn es auch nicht todesgefährlich ist und nicht lange anhält, doch den Körper arg schwächt. Wir mußten das an uns selbst erfahren.

Die Wasserträger mit ihrem Wassersack auf dem Rücken gehören zu den hervorstechenden Eigentümlichkeiten der Straßen Kairos. In ähnlichem Maße fallen dem Fremden die Läufer auf, die den herrschaftlichen Wagen voraufeilen. Jedem solcher Wagen, die im raschen Laufe durch die Straßen fahren, rennen einer oder zwei solcher Läufer, die in bunte Tracht gekleidet sind, voran, indem sie mit lautem Geschrei die sorglos auf der Straße dahin wandelnden Leute aus dem Wege treiben und sie vor der Gefahr, überfahren zu werden, schützen. Mir ist es immer wie eine Menschenquälerei erschienen, daß man von diesen Leuten verlangt, daß sie schneller laufen als die Wagenpferde. Freilich auch die Eseltreiber rennen neben ihren Eseln, die irgend jemand reitend benutzt, einher, als ob es ihnen ein wahres Vergnügen wäre. Es ist das auffallend gegenüber der sonstigen Trägheit der Leute.

Bei der fürstlichen Equipage werden die Vorläufer auch zuweilen in Vorreiter umgewandelt. So sah ich eine Auffahrt des Khediven, der in unserm Hotel bei einem fremden Botschafter seinen Besuch machte. Vorn und hinten war sein Wagen von Berittenen umgeben, die in ihrer bunten Uniform mit krummen Säbeln einen imposanten Eindruck machten. Er selbst dagegen, der Khedive, war im einfachen Kostüm, in schwarzem Anzug (der schwarze Rock glich den sogen. Lutherröcken, wie sie in Deutschland manche Geistliche tragen, und wie man sie in Aegypten vielfach sieht, was bei der Sonnenhitze auffällig ist), trug einen Tarbûsch (Fez), den ja der Höchste wie der Niedrigste hier zur Kopfbedeckung hat, als ein Zeichen, daß alle Menschen im Grunde sich gleichstehende Brüder sein sollen; es ist fast wie eine Ironie auf den sonst im Orient heimischen Despotismus. Dazu hielt er in der Hand einen etwas schäbigen Sonnenschirm. Er ist ein hübscher, liebenswürdiger Mann und grüßte freundlich, als er bei uns vorüber zur Thür des Hotels ging. Dem Korrespondenten der „Times", der gerade dastand, gab er im Vorübergehen die Hand und sprach freundlich mit ihm. Vielleicht lag ihm daran, für England möglichst angenehm geschildert zu werden. Der Direktor unseres Hotels, ein Deutscher, empfing den hohen Herrn am Wagenschlag und geleitete ihn über ausgebreitete orientalische Teppiche ins Haus. Huldvoll erkundigte sich der Fürst nach dem augenblicklichen Stande des Hotels, der gerade der vorzüglichste war, den man sich denken konnte. Das Hotel war stark überfüllt, die englische Nationalität unter den Gästen die vorherrschende. Aber das Personal des Hotels, die Kellner, waren fast alle Deutsche. Die Zimmerbedienung dagegen hatten die Araber. Männliche Araber vertreten ganz die Stelle von Zimmermädchen, die es im ganzen Orient nicht gibt infolge der dortigen Grundsätze, welche das Weib möglichst wenig an die Oeffentlichkeit kommen lassen. Diese Zimmerdiener gaben mir reiche Gelegenheit, durch Unterhaltung mit ihnen das natürliche Wesen der Araber kennen zu lernen. Bei Tag und Nacht standen sie zur Verfügung. Des Nachts lagen sie meist auf den Korridoren umher auf einem ganz einfachen Lager, ohne ihre allerdings leichte Kleidung (sie ist ja meist nur wie ein togaförmiges blaues Hemd) abgelegt zu haben. Ja, vielfach schlafen die Leute auch im Freien. Allabendlich konnte ich Leute vor den Thüren auf hartem, aus Palmenstäben gefertigtem Lager, in eine Decke gehüllt, schlafen sehen. Die Decke hatten sie über den Kopf gezogen zum Schutz gegen die lästigen Stiche der Moskitos. Diese Stechmücken sind eine leidige Plage der heißen Länder. Sie machten uns namentlich in der ersten Zeit viel zu schaffen. Immer mußte man mit einem Wedel sie von sich abfächeln, und des Nachts konnte man unmöglich schlafen, wenn nicht das Moskitonetz das ganze Bett abgeschlossen hielt. Was in der Bibel von den ägyptischen Landplagen berichtet ist, hat noch heute sein Analogon aufzuweisen. Die Fliegen- und Moskitoschwärme sind allerdings noch die geringste Plage. Aber wenn im Frühjahr die Temperatur höher steigt (wir

hatten im März einmal 30° R. im Schatten), so nahen Flöhe und Wanzen, die sich mit keinem Insektenpulver verscheuchen lassen. Und später kommt noch die Saison der Läuse; und eiternde Beulen und Ausschlag sind, je höher der Nil im Sommer steigt, ganz gewöhnliche ekelhafte Krankheiten. Wir warteten allerdings diese letzte schlimmste Periode nicht mehr ab, sondern suchten vorher das Weite.

(Fortsetzung folgt.)

In den Alpen Neuseelands.

Von R. v. Lendenfeld.

(Schluß.)

Wir denken nicht an die Osterglocken, die an diesem Morgen im weiten Erdenrunde die Gläubigen aufrufen zur Feier des Festes; auch das glänzende Schauspiel des erwachenden Tages vermag unsere Aufmerksamkeit nur vorübergehend zu fesseln, denn in diesem Spaltengewirr, auf den schmalen Eiskanten zwischen gähnenden, schwarzen und scheinbar bodenlosen Abgründen hinkletternd, haben wir Vorsicht nötig und keine Zeit zum Herumgaffen. Außerdem fühlen wir wohl, daß wir eine harte Arbeit noch vor uns haben. Halberstarrt sind unsere Glieder von der Kälte des Morgens, und jeder Gedanke weicht dem einen festen Entschluß, trotz aller Schwierigkeiten, die sich uns entgegensetzen, unser Ziel zu erreichen. Unter solchen Umständen fühlt man an drohenden Gefahren und körperlichen Schmerzen ein cynisches Behagen, fest schließt man die Zähne und verbannt aus dem Sinn jeden sanften Gedanken.

Breiter werden die Eismauern und aufrecht gehend kommen wir nun rascher vorwärts, auch mindert sich die Zahl der Spalten, und endlich erreichen wir eine flache, fast ebene und gänzlich spaltenfreie Eisfläche, über die wir im schärfsten Tempo — denn wir wollen uns warm laufen — gegen den Fuß jenes Felsgrates zusteuern, der vom Mount Green zum Tasman-Gletscher hinabzieht.

Hier langten wir um halb zehn Uhr nach viereinhalbstündigem Marsche an und setzten uns zum Frühstück.

Zu unserer Linken steigt der Steilhang zum Delabêche-Kamme empor, bedeckt mit einem Hunderte von Metern dicken Eispanzer, der durchzogen wird von ungeheuren Querspalten, welche mehrere Kilometer weit reichend, den ganzen Firnhang in eine Reihe von langen und mächtigen Firntafeln zerlegen. Nirgends habe ich in den europäischen Alpen etwas derartiges gesehen: der Charakter dieses Hanges ist polar.

Vor uns im Norden steigt die Firnfläche in sanften Wellenformen empor zu dem breiten Sattel, welcher den Hochstetter-Dom vom Mount Elie de Beaumont trennt. Auf diesen Sattel wollen wir zunächst zusteuern und dann von dort an die Spitze erreichen. Um 10 Uhr verlassen wir den Rastplatz. Den spaltenärmeren Schluchten folgend, kamen wir anfangs rasch vorwärts, bald aber trafen wir auf große Querspalten, welche uns zwangen, oftmals nach rechts oder links weit auszuweichen. Diese Querspalten liegen offenbar über dem Rande einer Stufe des Thalbodens, über welche sich der Gletscher hinabbeugt. Ober dem Spaltensystem angelangt, genossen wir einen freien Ausblick auf den vor uns liegenden etwas steileren Hang und seine Spalten. Wir bemühten uns, einen Weg zwischen diesen Spalten auszuspähen. Der Länge und der Quere nach durchziehen ungeheure Schründe den Firn. Jeder Ausweg scheint unmöglich. Besonders eine ungeheure Querkluft, deren Enden wir weder rechts noch links sehen konnten, schien unserem weiteren Vordringen unübersteigliche Schranken entgegensetzen zu wollen. Nach einigem Lawieren kamen wir an den unteren Rand dieses riesigen Schrundes heran. Deutlich hörten wir von der jenseitigen Wand das Echo unserer Worte spottend herüberklingen. Aus der Zeit, welche der Schall über diese Spalte und zurück brauchte, schätzte ich ihre Breite auf 65 m. Sie war an der Stelle, wo wir ihren Rand betraten, in einer Tiefe von etwa 50 m. ausgefüllt durch die Reste eingestürzter Schneebrücken, die, vielfach unterbrochen, an manchen Stellen Einblicke in den schwarzen Abgrund gestatten, der sich unter dieser Decke wohl noch mehrere hundert Meter, vielleicht bis an den Boden des Thales fortsetzte. Wir wandten uns nach links und folgten dem unteren Spaltenrande, nach einer Brücke spähend. Endlich fanden wir eine solche, die schief, von rechts nach links den Schrund überquerte. In der Mitte bedeutend eingesenkt und durchzogen von einer Reihe kleiner Risse, schien uns diese Brücke wenig sicher und einladend, aber es war der einzige Weg. Wir verlängerten die Seile, die uns schon seit dem frühen Morgen verbanden, um die Gefahr, daß zwei von uns gleichzeitig einstürzten, möglichst zu verringern. Rasch schritten wir vorwärts. Ich ging voran und überschritt die Brücke, gefolgt von den anderen. Sie hielt und wir kamen gut hinüber.

Schon unterhalb des Schrundes war es häufig notwendig gewesen, Stufen zu hauen, ober dem Schrunde nahm die Neigung so beträchtlich zu, daß wir konstant hacken mußten. Wir stiegen in einer Fallinie an. Anfangs ging's gut, doch bald verwickelten wir uns in ein Gewirre von großen, teils mit konkaven Schneebrücken bedeckten Spalten. Wir folgten einer etwa 10 m. breiten Eismauer zwischen zwei großen Longitudinalspalten und kamen über diese eine beträchtliche Strecke fort, doch bald hemmten auch hier große Querspalten unsern Marsch. Wir wenden uns links, überschreiten die Schneebrücke, welche den linken Longitudinalschrund deckt, und lawieren nun fort. Doch es geht nicht; wir müssen zurück. Nun versuchen wir's rechts: hier müssen wir eine Schneebrücke auf dem Bauche kriechend überwinden, denn sie ist kaum 20 cm. in der Mitte dick und der Firn ist von der Sonne schon

beträchtlich erweicht. Endlich gelingt es uns, durchzudringen, wir erreichen einen steileren Eishang zur Rechten, in dem keine Spalten sind, und traversieren nach links gegen den Sattel hin. Der Firn wird flacher. Wir können nun ohne Stufen gehen, und bald erreichen wir die wenig geneigte Eisfläche, welche den Sattel erfüllt. Zwischen dem Sattel und dem Gipfel liegt eine Stufe oder Schulter. Ueber ziemlich steilen Firn erreichen wir diese, um halb 1 Uhr Mittags, und blicken zum erstenmal hinaus über den Hauptkamm der Alpen und hinab in das tiefe Thal, das sich nördlich ausbreitet. Ein flacher, moränenbedeckter Gletscher erfüllt seinen Boden, volle 1000 m. unter uns. Wir verfolgen den Gletscher — ich nannte ihn Whymper-Gletscher — bis an seine Endmoräne und das Thal (Watarva-Thal) hinaus bis zu den alluvialen Flächen und Lagunen, welche die Nordwestküste Neuseelands an dieser Stelle begleiten. Hoch über den Vorbergen hinweg zieht der glatte Horizont des unendlichen Meeres. Dies ist unser erster Blick auf den westlichen Ozean.

Das Wetter ist herrlich, noch ist es früh am Tage und nahe — nicht 150 m. über uns — winkt uns der Gipfel. Siegesgewiß setzen wir nach kurzer Rast unseren Weg fort in östlicher Richtung gegen den Eishang, der von der Schulter ansteigt. Doch hier stellte sich uns bald ein Hindernis entgegen, auf das wir zwar vorbereitet waren, das aber schwieriger zu überwinden schien, als wir erwartet hatten.

Bei der Rekognoscierung der Route vom Linda-Grat aus hatte ich gesehen, daß drei große Schründe den Firn, welcher den Gipfel des Hochstetter-Doms bildet, durchsetzen. Der unterste dieser drei Schründe, der nun vor uns lag, umzieht, etwa 100 m. unter der höchsten Spitze, beide Gipfel des Hochstetter-Doms gleich einem Gürtel. Er verläuft so ziemlich in der Isohypse von 2740 m. Der Schrund, das Hindernis, vor dem wir nun stehen, ist ganz erfüllt mit Lawinenresten und allenthalben leicht und ziemlich sicher passierbar, aber es ist der unterhalb des Schrundes gelegene Firn um etwa 40 m. abgesunken und infolge dessen ragt die bergseitige Schrundwand in Gestalt einer steilen, hie und da sogar senkrechten Eiswand frei auf über die Schneebrücken, welche den Schrund überdecken. Diese Brücken haben die Gestalt von Lawinenkegeln, die sich an den Fuß der frei aufragenden Eiswand anlehnen. Einige reichen besonders an Stellen, wo die Eiswand weniger steil ist, ziemlich weit an derselben hinauf. Ueber einen dieser Schneekegel steige ich nun empor und gehe der Eiswand selber mit der Axt zu Leibe. Die beiden anderen haben inzwischen unterhalb des Schrundes Posto gefaßt und halten das Seil, an das ich gebunden bin. Die Eiswand ist hart und steil und die Ausarbeitung einer Stiege durch dieselbe hinauf erfordert viel Mühe und Zeit, doch es geht. In halber Höhe angelangt, haue ich eine tiefe Stufe, stelle mich drin fest und die anderen folgen. Fest eingerammt im Eise ist der Pickel und über seine Klinge gleitet das Seil, welches ich so anziehe, daß es zwischen mir und den Nachfolgenden stets gespannt bleibt. Sobald sie meine Stufe in der Mitte der Wand erreicht haben, setze ich die Hackarbeit fort und nach genau einer Stunde trete ich hinaus auf die sanfter geneigte Firnfläche, welche sich oberhalb des Schrundes ausbreitet. Die anderen folgen am Seil. Oben angelangt, setzen wir in östlicher Richtung ohne Schwierigkeit unsern Weg fort und erreichen bald einen zweiten ähnlichen Gürtelschrund, der ebenfalls beide Gipfel des Hochstetter-Doms umzieht. Wir folgen seinem unteren Rande nach rechts und erreichen den Sattel zwischen den beiden Gipfeln. Dieser obere Gürtelschrund ist ebenso gebaut wie der untere, doch seine frei aufragende Eiswand ist steiler.

Ich hatte vom Linda-Grat aus gesehen, daß die bergseitige Wand dieser Kluft unter dem Sattel zwischen den beiden Gipfeln am niedrigsten ist, und hier wollen wir dieselbe forcieren. Vor uns steigt ein aus staubigem Hochschnee bestehender Lawinenkegel an und endet oben am Fuße einer nur etwa 5 m. hohen, allerdings steil genug aussehenden Eiswand. Wieder fassen die anderen am unteren Rande des Schrundes Posto und ich steige, am Seile gehalten, hinauf über den Schneekegel und erreiche die Eiswand. Am Gipfel des Kegels stehend, haue ich ins Eis Stufen und Griffe für die Hände. Diese sind nötig, denn die Wand ist völlig vertikal. Ich steige in den Stufen hinauf und versuche nun, weitere Stufen zu hauen, doch dieses ist unmöglich. Die Wand ist zu steil. Alles, was man thun kann, ist, sich überhaupt an der Eiswand zu halten. Stufenhauen ist hier unmöglich. Ich muß zurück. Unsere Siegesgewißheit schwindet und traurig stehen wir beisammen, denn es scheint unmöglich, diese Wand zu überwinden. Den westlichen Teil dieser Eiswand hatten wir schon in der Nähe gesehen und wußten, daß derselbe unüberwindlich sei; wir wandten uns daher nach Osten und folgten der Spalte nach rechts hin.

Ein großer Schrund geht von Süd nach Nord mitten durch die höchste Spitze des Hochstetter-Doms. Wo dieser Schrund auf den oberen Gürtelschrund trifft, ist die Eiswand unterbrochen. Hier machten wir abermals einen Versuch, über dieselbe hinaufzukommen, doch auch dieser scheiterte an der außerordentlichen Steilheit des Eises. Was war zu thun? So weit wir sehen konnten, erstreckte sich die drohende Eiswand und es schien kein Durchgang zu existieren.

Wieder wandten wir uns nach rechts und folgten in östlicher Richtung dem Schrunde. Er biegt sich nach Nordost, um den ganzen Berg herum. Wir folgen ihm und erreichen die Kammhöhe. Wieder blickten wir hinab in das öde Watarva-Thal und auf den trümmerübersäeten Whymper-Gletscher. Nach unten hin nimmt die Neigung des gegen das Watarva-Thal im Norden absetzenden Firnhanges allmählich zu. Er ist konvex. Ueber den Hang

hinab zieht vor uns der Gürtelschrund nach rechts hin, doch wir sehen, daß er nach unten hin an Breite abnimmt und daß mit der Breite der Spalte auch die Höhe der freiaufragenden bergseitigen Wand sich mindert. Hier ist also noch eine Möglichkeit uns geboten, unser Ziel zu erreichen. Stufenhauend steigen wir im Zickzack den Hang hinab und erreichen endlich eine Stelle, wo ein Lawinenrest den Spalt ausgefüllt hatte und wo die jenseitige Eiswand nur wenige Meter hoch und unterbrochen war durch vorragende Eisklippen. Hier stellen sich meine Frau und Dew fest und ich überschreite die Schneebrücke, haue Stufen in das senkrechte Eis und klettere in denselben empor. In der obersten Stufe stehend, kann ich den Pickel in das Eis ober dem Schrunde einhauen. Ich schwinge mich empor und kauere am steilen Eise, am Pickelstiele hängend, *ober dem Schrunde*. Das war der kritische Moment: unser Ziel ist in unserem Bereich. Mit den Füßen arbeite ich eine kleine Stufe aus und darin stehend, haue ich mit dem Pickel eine größere, stelle mich hinein, arbeite ein Loch im Eise aus, in dem ich mich festmache, und die anderen folgen am Seil.

Von hier aus hieb ich dem oberen Rande der Spalte entlang Stufen nach aufwärts. Am Rande ist der Hang weniger steil als weiter zur Rechten, und so halte ich mich dem Rande möglichst nahe. Plötzlich sahen wir Licht durch die Stufen heraufschimmern: wir waren auf eine überhängende und frei vorragende Eisplatte hinausgelangt, und obwohl wir die Gefahr erkannten, die uns drohte — das Eisbrett konnte jeden Augenblick unter unserem Gewicht zur Tiefe stürzen — mußten wir doch in den Stufen bleiben, bis ich neue nach rechts hin gehauen hatte. Doch das Brett brach nicht. Wir hielten uns nun ferner vom Schrunde und erreichten nach längerer Hackarbeit wieder die Höhe des Kammes — oberhalb des Schrundes. Es war jetzt 5 Uhr Abends, wir waren 12 Stunden am Wege, und da wir seit 10 Uhr Morgens nicht gerastet hatten, waren wir auch etwas ermüdet. Doch wir hatten keine Zeit, um uns auszuruhen, denn es mußte nicht nur der Gipfel vor Einbruch der Dunkelheit erreicht werden, sondern wir mußten auch trachten, über die schlimmsten Stellen wieder hinabzukommen, ehe es finster wurde. Munter ging's also vorwärts über den breiten, sanft ansteigenden Firnrücken hinauf, in westlicher Richtung der Spitze zu. Bald kamen wir an den großen nord-südlich verlaufenden Spalt, welcher den Gipfel des Hochstetter-Doms spaltet. Er hat dieselbe Gestalt wie die Gürtelschründe: frei ragt seine jenseitige Eiswand empor über die Lawinenreste, welche ihn überbrücken. Auch dieser Spalt nimmt gegen Norden hin an Größe ab. Wir steigen nach rechts über den Eishang hinab, überschreiten das schmale Ende des sich auskeilenden Schrundes und beginnen nun, über den letzten Eishang, der zum Gipfel selbst direkt emporzieht, anzusteigen. Dieser Firnhang ist steil, doch war das Stufenhauen in demselben erleichtert durch die Sonne, welche tagsüber den Hang beschienen und das Eis etwas erweicht hatte. Schon neigt sich die Sonne gegen den westlichen Horizont und blaue Schatten erfüllen die tiefen Thäler am Nordwestabhang der Alpenkette. Vor mir erhebt sich, steil wie ein Kirchendach, der Eishang. Schon lange hat keiner von uns ein Wort gesprochen. Die Schläge meiner Eisaxt allein und das Rauschen der zur Tiefe hinabgleitenden, losgetrennten Eisstücke unterbrechen die tiefe Stille der Hochregion. Nicht denken wir an den 1000 m. tiefen Abgrund hinter uns, in den jedes losgeschlagene Eisstück sausend hinabfährt; nicht an die etwaigen Schwierigkeiten des Abstieges in der kommenden Nacht; nicht merken wir, daß wir seit dem Morgen fasten: wir sind in der That „unzugänglich für menschliche Rührungen". Der eine Gedanke nur, hinauf zu kommen auf unsern Gipfel, stählt den Arm, der die Eisaxt führt, und gibt unserm Weg die Richtung an. Lange dauert die Arbeit, doch endlich erglänzt die Klinge des erhobenen Pickels in einem Sonnenstrahl, der über den Gipfel scheint, und im nächsten Augenblick trete ich hinaus auf die höchste Spitze. Hut und Pickel fliegen in die Höhe und ein lauter Jubelruf verkündet den am Seil folgenden Gefährten das Gelingen der Unternehmung. Es ist 5 Uhr 50 Min. Abends.

Der Gipfel des Hochstetter-Doms, die erste und bisher einzige erstiegene Spitze in den Hochalpen Neuseelands, besteht aus einer messerscharfen ostwestlich streichenden Firnschneide 2840 m. über dem Meer. Auf dieser nehmen wir rittlings hintereinander Platz.

Wir haben Sekt und erheben den schäumenden Becher dem Vaterland zu Ehr' und unserm ruhmvollen Landsmann, dessen Name der Berg trägt: ein dauerndes Denkmal deutscher Forschung und Arbeit im fernen Süd. In groben Strichen skizziere ich das Panorama.

Im Norden blicken wir hinab in das tiefe Watarva-Thal, begrenzt auf beiden Seiten von wild zerklüfteten Bergketten. Zwischen den Felsgräten ziehen Gletscher hinab zu dem flachen Whymper-Gletscher im Thalgrund. Weiter rechts im Nordosten sehen wir den langen Zug der Alpen. Mancher Gipfel ragt hoch über das Gewirr von Spitzen und Gräten, wie besonders die schöne Pyramide des Mount Tyndall und die scharfe Petermann-Spitze. Glänzende Schneefelder zieren ihre Flanken und weit hinaus fließen breite Gletscher in die Thäler, die zwischen den Berggipfeln zu uns heraufblicken. Im Osten sehen wir den Classen-Gletscher im oberen Godley-Thal, der nach den älteren Karten von Haast den Nordabhang des Hochstetter-Doms bespülen sollte. Doch es liegen die Verhältnisse in Wahrheit ganz anders, und der Hochstetter-Dom steht nicht in einem östlichen Nebenkamme der Hauptwasserscheide zwischen Tasman- und Classen-Gletscher, wie angenommen worden war, sondern in der Hauptwasserscheide selbst: das nach Nordwesten ziehende Watarva-Thal reicht an ihn heran.

Senkrecht stehen die Schichten von Gestein in der langen uns gegenüber liegenden Westwand des Darwin-Grates. Sie sind von ungleicher Härte und abwechselnd mehr oder weniger verwittert und entfernt. Die härteren Schichten ragen gleich Strebepfeilern vor. Die ganze, senkrechte und mehrere Kilometer lange Wand gleicht einer riesigen Orgel, gleich Orgelpfeifen ragen die Köpfe der resistenteren Schichten über die Wand empor. Weithin blicken wir hinab über den Tasman-Gletscher, hinaus über die Malte-Brun-Enge mit ihren Spalten, wo sich der große Gletscher um den Fuß der Gräte wendet, welche nach Westen von der scharfen Felsspitze des Mount Malte Brun abgehen. Ueber der Enge sehen wir den Linda-Grat. Klein und niedrig erscheint er von hier aus und ragt kaum merklich aus dem Abhang des Mount Cook hervor, dessen Gipfelgrat über ihm thront. Doch ist der Mount Cook zu weit entfernt, um imponierend zu erscheinen. Wir sehen den Mount Tasman scharf wie eine Silberlanze mit schmaler Spitze in den Himmel ragen und andere Gipfel des Hauptkammes. Näher steht das breite, reichgegliederte Massiv des Mount Delabêche. Rechts und links von seinem Gipfelbau blickt der glatte Horizont des westlichen Meeres herüber zu uns. Weiter rechts, im Norden, senkt sich der Delabêche-Kamm zu einem tiefen Sattel, über den wir hinabblicken zu den großen Gletschern, die nach der Nordwestküste hinabziehen. Dann steigt der Kamm plötzlich an zu der scharfen Felsspitze des Mount Green, dessen Gipfel den Meereshorizont um ein geringes überragt. Im Westen und Nordwesten breiten sich die weiten steilen Firnfelder aus, die von dem breiten Dom des Elie de Beaumont nach Ost und Süd herabziehen. Rechts sehen wir wieder das Meer und über den zackigen Felsgrat der Wilczek-Spitze im Nordwesten die flache, lagunenreiche Küste. Hoch steigt über dieselbe das Meer an, bis zum Horizont, wie eine ungeheure Woge, die hereinzubrechen droht über alles Land: das ist die „hohe" See.

Die Sonne glüht dunkelrot und taucht mit dem unteren scheinbar etwas eingedrückten Rand in das Meer. Glühendem Golde gleich glitzert das westliche Meer. Dunkelrot-violette Flecken liegen in dieser blendend hellen Fläche, wo lokale Winde eine andere Lage der Wellenkämme bedingen. Rasch wechseln die herrlichen Farben auf der unübersehbaren Fläche. Dunkelrot glühen die Berge und der tiefblaue Schatten der kommenden Nacht kriecht empor an den östlichen Flanken der Berge und breitet sich in den tiefen Thalschluchten aus. Dem Eingang in das Paradies gleich glüht der Himmel im Westen, einen dunkelgraublauen Schatten wirft die Erde in den Weltraum nach Osten. Die Sonne sinkt.

Dort eilt sie hin und fördert neues Leben,
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ew'gen Abendstrahl'
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in gold'ne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.

— — — — — — — — — — — —

Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht.

Die Cliquotflasche war leer und diente, in das Eis gesteckt, als Flaggenstock, an den wir unsere Fahne banden. Gegen 7 Uhr Abends verließen wir die Spitze und stiegen mit mehr Eile als Vorsicht über den oberen Hang hinab. Wir folgten dem Aufstiegswege, und es gelang uns, vor Einbruch der Dunkelheit den unteren Gürtelschrund zu überwinden, denn auf den Höhen hält sich die Dämmerung viel länger wie im Thale. Unterhalb des unteren Gürtelschrundes angelangt, hieben wir eine große Stufe und setzten uns hinein, um auf den Aufgang des Mondes zu warten.

Sobald der Mond über dem Horizont erschienen war, setzten wir unsern Weg, den Stufen vom Morgen folgend, fort und erreichten um Mitternacht das obere Ende der flachen Gletscherfläche östlich vom Mount Green. Hier hatten wir am Morgen keine Spuren zurückgelassen, und obwohl der Mond hell leuchtete, so verfehlten wir doch hier unsere Richtung und wandten uns etwas zu weit links, so daß wir bald in den furchtbaren Spalten am Ostrande des Gletschers verwickelt waren. Nachdem wir vergebens versucht hatten, quer über dieselben fortzukommen, beschlossen wir, uns nach links zu wenden, um die Thalwand zu erreichen. Jedoch auch dieses erwies sich als unmöglich und wir mußten uns abermals nach rechts wenden und der spaltenfreieren Gletschermitte zusteuern. Auf das Tageslicht zu warten, wäre Tod durch Erfrieren gewesen, denn es war sehr kalt, und so kletterten wir denn im ungewissen Mondlicht fort.

Unheimlich glitzerten die Kanten der Eismauern im silbernen Mondschein. Tief schwarz gähnten die bodenlosen Schründe. An den Eiskanten kleben die Moränentrümmer, die der leiseste Anstoß donnernd zur Tiefe sendet. Wir sind jetzt schon zweiundzwanzig Stunden am Weg, mechanisch bewegen sich die Glieder, der Geist ist abgestumpft. Noch immer sind wir am Seil. Nur einer kann sich auf einmal bewegen. Während des häufigen Wartens senkt sich auf uns Ermüdung herab. Die ungewissen Umrisse der Mondlandschaft verschwimmen. Die Eismauern und Zinnen verwandeln sich in ein Heer von Titanen, die auf ihrem Rücken die Trümmer der Gebirge hinabtragen ins Thal. Rastlos schreitet das mächtige Heer fort, doch dem einen oder anderen der Recken wird die Last zu schwer, er wirft die Felsen, die er trägt, hinab von seinen Schultern. Das Poltern der stürzenden Trümmer ist kein Traum und zerstreut die Phantasiegebilde, die meinen Geist eingenommen haben.

Wieder, wie am vorhergehenden Morgen, passieren wir rittlings die schmalen Eiskanten, umgehen mit Mühe und Gefahr die derselben aufsitzenden Felsen, springen von Kante zu Kante. Endlos erscheint uns das Gewirre von Klüften. Schon nähert sich der Mond dem Gipfelgrat des Mount Cook, schon beginnt das erste fahle Licht des kommenden Tages auf den Gipfeln zu spielen. Rasch wird es heller. Rot auf flammt der Gipfel des Mount Cook, bestrahlt von der Morgensonne, und noch immer irren wir umher in den Spalten, doch jetzt bei Tageslicht kommen wir besser fort. Die fahle, grünlich schillernde Scheibe des Mondes verschwindet hinter den Bergen, scharf kontrastierend gegen das warme, orangerote Sonnenlicht, das die Höhen vergoldet. Wir hören Rufe; es sind die zwei im Malte-Brun-Thal zurückgebliebenen Träger, die ausgegangen sind, um uns zu suchen. Wir vereinigen uns mit ihnen und erreichen unser Biwak im Malte-Brun-Thal um 8 Uhr Morgens nach 27-stündigem, nur von im ganzen $1\frac{1}{2}$-stündigem Rasten unterbrochenem Marsche.

Hier frühstückten wir und schliefen dann einige Stunden. Um 11 Uhr Vormittags wurde der Weg fortgesetzt und am Abend erreichten wir unser Hauptlager wieder. Hier gab es leider fast keinen Proviant und wir mußten hungernd „zu Bett". Andern Tags, den 27. März, gingen wir schwerbeladen hinab zum Depot, das erst nach Einbruch der Nacht erreicht wurde. Hier gab es Proviant und hier blieben wir einen Tag, ehe wir unsern Rückweg antraten. Der Tasman-Fluß war jetzt viel kleiner und verhältnismäßig leicht zu übersetzen. Wir übernachteten am zweiten Tag in Burnet's Gehöfte und erreichten am 2. April Christchurch, unseren Ausgangspunkt, nach fünfwöchiger Abwesenheit wieder.

Wir sind zurückgekehrt zu der weiten Geröllebene, die sich dem Ostfuß des Gebirges entlang zieht. Noch immer tragen die Flüsse das von der schwankenden Sonnenwärme an den Bergflanken losgesprengte Material hinab in die Ebene, sie erhöhend und vergrößernd. Die Gletscher helfen mit an dem Transporte und verhindern die Ausfüllung der Hochthäler mit Schutt und Geröll. So vereinigen sich Wärme, Eis und Wasser zu dem einen Zweck, die Berge herabzutragen in die Ebene und hinaus ins Meer. Stetig ist dieser Vorgang, ihm entgegen wirkt die fortdauernde Faltung von Teilen der Erdrinde. Die alten Gebirge verschwinden und es füllt sich das Meer an mit ihren Trümmern. Neue Alpenketten entstehen durch Faltung, tauchen empor aus dem Meere und erheben ihre Häupter Tausende von Metern über das flache Land. Gleich den Wellen des Ozeans sinken und steigen die Bergketten im Laufe der Zeiten. Alles ist veränderlich auf der Oberfläche der Erde, nur die Verkleinerung derselben ist konstant. Staunend steht der Mensch vor der ungeheuren, scheinbar endlosen Zeit, die erforderlich ist zur Vollendung dieser Vorgänge; doch wie kurz ist sie im Vergleich zu der Zeit, welche die Entstehung und Ausbildung des ganzen Planetensystems erfordert!

Endlos wie der Raum erscheint uns die Zeit. Wohl rufen diese Gedanken eine dämmernde Ahnung des Unendlichen in uns wach, ein Gefühl wie ein Hauch des Absoluten, aber keinen Begriff.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Besiedelung der transkaspischen Region. General Annenkoff hat kürzlich der Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg einen Vortrag gehalten, worin er nachstehende interessante Bemerkungen über die Möglichkeit macht, die transkaspische Region zu kolonisieren und daselbst einen erfolgreichen Ackerbau zu entwickeln. Er wies zunächst die weite Verbreitung einer fruchtbaren Lößformation in jener Region nach, und aus einer von den Herren Bodganowitsch und Obrutscheff unter der Leitung des Herrn Muschketoff bearbeiteten geologischen Karte geht hervor, daß sich ein breiter, nur an wenigen Stellen von Sandflächen unterbrochener Gürtel von Löß dem Fuß des Kopetdagh entlang von Kyzyl-Arwat bis nach Askhabar und noch weiter östlich dem Atrek entlang erstreckt. Mehrere Bohrungen haben dargethan, daß die Mächtigkeit des Löß mehrere Hundert Fuß beträgt, und die chemische Analyse des transkaspischen Löß bewies, daß seine Zusammensetzung mit derjenigen des chinesischen Löß identisch ist. Die Fruchtbarkeit dieses Lößbodens bei genügender Bewässerung ist in der That erstaunlich. Auf diese Weise gewannen die Turkmenen, welche sogar noch schlechtere Ackerbauer sind als selbst die Bewohner von Bukhara, trotzdem in der Merw-Oase Ernten, welche die beinahe unglaublichen Erträgnisse von 175 : 1 ergaben. Was den Sand anlangt, so muß bemerkt werden, daß derselbe zwar ein Hindernis für den Ackerbau ist und weite Flächen bedeckt, daß aber die mit Löß bedeckten Strecken gegenüber von jenen ungeheuer groß sind. Außerdem liegt, wenn das Eindringen des Sandes in einige Teile des Gebiets wirklich zu besorgen ist, die Schuld am Menschen selbst infolge seiner unverständigen schonungslosen Zerstörung des Pflanzenwuchses auf den Barkans (Sandhügeln) in der Nachbarschaft der Niederlassungen. Die Barkans sind in einer gewissen Entfernung von den Dörfern ganz mit einer dichten Vegetation von Saksaul (Anabasis ammodendron) und verschiedenen Gräsern, welche unter dessen Schutze wachsen, bedeckt, und seit das Verbot ergangen ist, die Saksaul- und sonstigen Büsche innerhalb einer Entfernung von sechs Werst von der transkaspischen Eisenbahn umzuhauen, haben sich die früher vegetationslosen Barkans schnell mit Gebüsch und Gras bedeckt. Offenbar können auch die sandigen Strecken mit gewissen Büschen bepflanzt werden, besonders mit denjenigen, welche in

wildem Zustande in dieser Region gedeihen. Seit die Versuche mit der Anpflanzung eingeführter Arten von Sträuchern und Bäumen sich als vergeblich ergeben haben, hat die Eisenbahn-Verwaltung große Aufmerksamkeit auf die Verbreitung des Saksaul verwendet, und diese Versuche sind von Erfolg begleitet gewesen. Auf den neuen Besitzungen des Zars und um Samarkand herum sind auch Baumpflanzungen angelegt worden, und General Annenkoff hegt große Erwartungen von dem schon lange in Bukhara geplanten Kanal, welcher Karakul mit aus dem Amu-Darja gewonnenem Wasser versehen würde. „Wenn man," sagt General Annenkoff, „den Amu-Darja in Dschardschui, einen 4 Werst (Kilometer) breiten Strom, mit einer Geschwindigkeit von $6^1/_2$ e. Mln. per Stunde, dahinfließen sieht, muß man sich notgedrungen einbilden, ein solcher Plan sei ganz ausführbar und seine Verwirklichung würde ein Wiederaufleben der Zivilisation in der Karakul-Region bedeuten, wo der Lößboden der reichste im ganzen Thale des Serafschan ist. Was die jährliche Regenmenge in der transkaspischen Region betrifft, so scheint dieselbe weit größer zu sein, als man früher glaubte. So erreichte die Regenmenge, welche in Merw in den drei letzten Monaten von 1885 und in den vier ersten Monaten von 1886 (welche man als die den ganzen Jahresbetrag vertretende betrachten kann, da Sommerregen äußerst selten sind) fiel, die sehr hohe Ziffer von 65 Zoll (was die jährliche Durchschnittsmenge des Regens in Großbritannien weit überschreitet. Selbst diese im Winter und Frühling fallende Wassermenge würde zwar sicher die Sommerdürre nicht verhindern, wenn man nicht zur künstlichen Bewässerung schreiten würde; allein die Flüsse Tedschend und Murghab, welche sich nun in den Sandwüsten verlieren, wie der Amu-Darja, vermöchten den nötigen Wasserbedarf liefern, um weite Flächen zu bewässern, vorausgesetzt, daß ein rationelles Bewässerungssystem eingeführt werden würde. General Annenkoff schloß seinen Vortrag mit der Bemerkung, es fehle selbst unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht an russischen Bauern, welche erbötig wären, in das neue annektierte Gebiet auszuwandern; viele seien sogar schon dorthin gekommen, um sich dort niederzulassen; allein sie wüßten nicht sich die Ländereien auszuwählen, welche für Bewässerung geeignet seien, und seien noch ganz unbekannt mit der Art und Weise, wie dortzulande der Ackerbau betrieben wird. Aber sorgfältige Vermessungen, künstliche Bewässerung in einem kleinen Maßstabe, welche in Wiedereröffnung früherer und Verbesserung der vorhandenen Kanäle bestände, und landwirtschaftliche Musterwirtschaften und Versuchsstationen werden den Einwanderern zu großem Vorteil gereichen.

Litteratur.

* Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prärien und Felsengebirge der Union von Rudolf Cronau. Mit vielen Illustrationen. Geschmackvoll gebunden M. 10.—. (Braunschweig, O. Loebbecke.) — Den Lesern unserer Zeitschrift, welche ihren heranwachsenden Knaben ein im besten Sinne belehrendes Buch, das zugleich des Unterhaltenden die Fülle bietet, in die Hand geben wollen, können wir dieses neueste Werk des Spezialartisten der „Gartenlaube" in den Jahren 1880—1884 angelegentlichst empfehlen. Cronaus „Im wilden Westen" ist der eingehenden Schilderung der unvergleichlichen Naturwunder der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewidmet, so namentlich den abenteuerlichen Landschaften der Bad Lands, dem Yellowstone-Park mit seinen gewaltigen Geysirn und Schlammvulkanen, dem herrlichen Yosémite-Thal mit seinen himmelhohen Wasserstürzen und seinen Riesenbäumen und vor allem den Cañons des Colorado-Stroms, denen die alte Welt nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat. Zugleich werden auch manche soziale Verhältnisse, wie sie zur Zeit des Verfassers obwalteten, dargelegt. Trefflich ausgeführte Illustrationen, teils in Farben- und Lichtdruck, teils in Holzschnitten, erläutern das Verständnis der reizvollen Schilderungen Cronaus, die von doppeltem Werte sind, da sie nur Selbstgeschautes und Selbsterlebtes bieten, und gestalten sein Buch zu einem hervorragenden Prachtwerk, das mit glanzvoller äußerer Ausstattung einen hervorragend lehrreichen und bildenden Zweck verbindet, ohne doch den letzteren irgendwie anspruchsvoll hervortreten zu lassen. Der Sinn der heranwachsenden Jugend für Länder- und Völkerkunde wird durch dies Buch bestens gekräftigt und gefördert werden, und in diesem Sinne sei es angelegentlichst empfohlen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig. 1889.

Die Reisen des
Christoph Columbus
1492—1504.
Nach seinen eigenen Briefen und Berichten veröffentlicht 1536 von Bischof Las Casas, seinem Freunde, und Fernando Columbus, seinem Sohne.
Aufgefunden 1791 und veröffentlicht 1826.
Von Don **M. F. von Navarette.**
Deutsch von Fr. Pr.
1890. 224 Seiten. 5 M., geb. 5 M. 60.

Reisen im Kongolande.
Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland von Dr. **Richard Büttner.**
Mit einer Karte von Dr. Richard Kiepert.
1890. 292 Seiten. 3 M., geb. 3. M. 60.

Hierzu ein illustrierter Weihnachtskatalog der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.**

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 51. Stuttgart, 23. Dezember 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an die **Verlagshandlung** in **Stuttgart** zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Herbert Ward der Afrikareisende. S. 1001. — 2. Die nordischen Weihnachten. (Fortsetzung.) S. 1006. — 3. Kreta und seine politische Bedeutung. Von C. Spielmann. S. 1011. — 4. Reisebilder aus Aegypten. Von Ernst Schrecker. (Fortsetzung.) S. 1015. — 6. Eine Liliput-Republik. Von J. Okič. S. 1018. — 7. Litteratur. S. 1019.

Herbert Ward der Afrikareisende.

Mitte Oktober dieses Jahres langte in New-York ein Mann an, welcher als Freiwilliger unter Stanley die Expedition zum Entsatz Emin Paschas mitgemacht und die jüngsten fünf Jahre unter Strapazen und Entbehrungen aller Art in Zentralafrika verbracht hatte. Er war der einzige Ueberlebende der Expedition, der unter namenlosen Schwierigkeiten und beinahe täglich wiederkehrenden Szenen von Hunger und Tod endlich die Küste erreicht hatte. Fünf Jahre lang wohnte Ward in den fieberschwangeren Gegenden des oberen Kongo. Unter feindseligen Wilden, oft ein unwillkürlicher Zeuge von empörenden kannibalischen Orgien, oft in Bezirken, welche von den gefürchteten Pocken oder dem noch furchtbareren afrikanischen Fieber, und oft, wenn er beinahe am Tode, zerlumpt und zerfetzt, heruntergebracht und fußkrank war und noch eine ebenso heruntergekommene und elende Truppe als er selbst war anführte, gelang es ihm doch, unter allen Umständen den Kopf oben zu behalten, mutig und besonnen zu bleiben und durch Ausübung seines unbezwinglichen Willens unverletzt aus Lagen und Gefahren hervorzugehen, welchen so wenige andere entgangen sind. H. Ward ist nach den Schilderungen kompetenter Sachverständigen der Typus eines kühnen Forschungsreisenden, erst 26 Jahre alt, kurz und untersetzt, aber ungemein kräftig gebaut — gleichsam eine „Taschenausgabe von einem Herkules", wie ein amerikanischer Berichterstatter sagt. Seine Augen sind blau und ausdrucksvoll, sein Gebahren bescheiden und zurückhaltend, und nur wenn sein Auge in der Erörterung irgend eines interessanten Gegenstandes aufleuchtet, tritt die Reserve an Kraft und Charakter, welche er sich bewahrt und die ihn durch alle diese Prüfungen hindurchgeführt hat, in Erscheinung. Er stammt aus einer angesehenen englischen Familie, hatte eine natürliche Vorliebe für Abenteuer, wollte durchaus Seemann werden und entlief, als ihm seine Eltern die Einwilligung dazu verweigerten, aus dem Vaterhause. Er gelangte zuerst nach Neuseeland und ging bald darauf nach Australien. Hier schloß er sich an einen Zirkus an und mußte Vorstellungen an Reck und Barren geben, zu welchen Leistungen er sich innerhalb drei Wochen vorbereitete. Seinem unstäten Sinne genügte aber das zahme Leben im Zirkus nicht: er wollte sein Heil als Goldsucher versuchen und brach zu Fuße nach Ballarat auf, ohne einen andern Plan, als soweit als möglich der Zivilisation auszuweichen. Wie es ihm gelang, sein Leben durchzuschlagen, dessen erinnert er sich heute nicht mehr genau — genug, er sah sich bald barfuß und zerlumpt und vom Hungertod bedroht in hülfloser Lage. Eine Gesellschaft von Goldsuchern nahm sich seiner an, und so arbeitete er eine Zeit lang in den Goldgruben und ging dann nach Indien. Hier ward er der Gast des Maharadscha, wo er königlich bewirtet wurde. Nach einigen aufregenden Abenteuern in Indien schiffte er sich auf einem Fahrzeuge ein, welches nach Borneo bestimmt war. Hier traf er Hatton, den berühmten Borneo-Forscher, und es dauerte nicht lange, so begleitete er diesen nach dem Lande der nach Menschenköpfen jagenden Dayaks. In einem kleinen, von einer hohen Stockade umgebenen Gehöfte konnte er die Dayaks lauernd umherschleichen sehen, und oft entging er nur mit Mühe den vergifteten Pfeilen, welche die Dayaks über die Stockade hereinschossen. „Ich war oft gezwungen, Schnappschüsse auf die Bursche abzugeben, sonst hätten sie unsere Köpfe nicht lange in Ruhe

gelassen." Sechs Monate verbrachte er unter den Dayaks, und nachdem er unter Krankheit und Hunger viel zu leiden gehabt hatte, starb sein weißer Gefährte und Ward mußte sich wieder bis zur Küste durchschlagen. Von hier kehrte er nach London zurück, und es ist nach dem Vorhergehenden nicht zu verwundern, daß er nur nach neuen Unternehmungen und Abenteuern verlangte.

Gerade um diese Zeit begegnete er zum erstenmal Stanley. Er hatte von Stanleys kühnen Thaten in Afrika gehört, und es erschien ihm nichts leichter und erwünschter, als dasselbe zu leisten. Um sich die Mittel zu verschaffen, jenen Weltteil zu erreichen, bewarb er sich um ein Empfehlungsschreiben an Stanley, welcher damals in London war. Gerade um jenen Zeitpunkt errichtete König Leopold von Belgien Stationen und Vorposten in verschiedenen Teilen des Kongo-Staates.

„Herr Stanley, ich möchte nach Afrika gehen," sagte Ward; „könnten Sie mir dazu verhelfen?"

„Was können Sie leisten?" fragte Stanley.

„Oh, so ziemlich alles," versetzte Ward und zeigte ihm seine Zeugnisse; „Sie sehen, ich bin ein ehrenvoll entlassener Seemann." Ward war es ziemlich gleichgültig, nach welchem Teil des Kongo-Staates er gehen würde, so lang es nur meilenweit von jeder zivilisierten Ansiedlung war. Durch Stanleys Einfluß erhielt er von König Leopold eine Anstellung, welche ihn mit dem Befehl über eine entlegene Station einige Tausend englische Meilen weit droben am Kongo betraute. Er machte sich verbindlich, in diesem Bezirk drei Jahre lang zu verbleiben, und sein Geschäft bestand hauptsächlich darin, von Tippu Tib die zum Lasttragen geeigneten Leute anzuwerben, welche man von Zeit zu Zeit benötigen würde.

Ward hatte häufigen Verkehr mit dem nun berühmt gewordenen Sklavenhändler Tippu Tib, dem er sich rasch befreundete. Er ist ein geschickter Künstler und Photograph und hat einige Hundert Bilder mitgebracht, welche er selbst während seines Aufenthalts in Afrika bei verschiedenen Gelegenheiten aufgenommen hat. Tippu Tibs Bildnis ist natürlich auch darunter und zeigt ein gutmütiges Gesicht; er scheint einfach ein intelligenter Neger zu sein, hat aber nach Wards Versicherung arabisches Blut in den Adern. Der „alte Tib" ist nach Ward ein gutmütiger Bursche von großer Charakterstärke und einem sehr bedeutenden Einfluß auf seine Leute. Unter den von Ward mitgebrachten Ansichten befindet sich auch die eines großen Haufens Elefantenstoßzähne im Werte von mehreren Hunderttausend Dollars, welcher nachlässig auf dem Boden ausgebreitet ist und ein interessantes Studium gewährt. Mehrere von seinen Bildern zeigen auch Gruppen von Kannibalen von wildem, abstoßendem Ansehen. Ein Mann, welcher seine Camera auf eine Gruppe Kannibalen zu richten wagt, würde auch einem wütenden Nashorn ins Gesicht lachen!

Tippu Tibs Methoden, sich seinen Unterhalt zu erwerben, sind einzig in ihrer Art, wo nicht originell. Der „alte Tib", wie er im gemeinen Leben heißt, war ein Mann von keinem besonderen Ruf und Ansehen, ehe Stanley ihn auf seine erste Expedition mitnahm. Tib machte sich Stanley nützlich, indem er ihm die Träger anwarb und den Dolmetscher machte. Aber Tib hatte offenbar noch andere Pläne im Kopf. Es fiel ihm bei, daß er mit einer Anzahl Araber und gut bewaffneter Eingeborener eine Flibustier-Expedition machen und von benachbarten Stämmen Kriegssteuer erheben könnte, und bekanntlich machte Tippu Tib dann in dieser Richtung vorzügliche Geschäfte.

Tib ist nun, wenn er nach Sansibar kommt, einer der vornehmsten Herren des Hofes. Die meisten seiner gestohlenen Sachen und die Erträgnisse seiner Raubzüge gehen nach Sansibar, und diese Thatsache ist dem Sultan bekannt und wird von ihm gewürdigt, weshalb er Tib unter seinen Schutz nimmt. Tib hat verschiedene Arten, seinen Tribut zu erheben. Zuweilen überrumpelt er ein Dorf und seine Leute schießen dann mit Repetierbüchsen unter die wehrlosen Schwarzen hinein, bis diese ihre Speere wegwerfen und sich ergeben. Dann werden so viele von den Ueberlebenden, als er ergreifen kann, mit einer Anzahl Weiber und Kinder davongeschleppt und gefangen gehalten, bis der Rest des Stammes sie mit Elfenbein oder Häuten loskaufen kann. Ein starker, gesunder, kräftiger Eingeborener ist in Tib's Schätzung einen Elefantenzahn wert. Wenn Tib in eine arme Gegend einfällt, wo die Eingeborenen nichts von Wert besitzen, werden die Gefangenen zu den benachbarten Stämmen gebracht und als Sklaven verkauft oder, was oft geschieht, von Kannibalen gekauft, welche dieselben verzehren. Tib hat Stanley viele Männer geliefert und kann ihm solche immer verschaffen, wenn er sie braucht.

„Es ist ebenso merkwürdig wie interessant, zu sehen," sagt Herbert Ward, „wie Stanley, abgehetzt und mit Geschäften überbürdet, wie er immer gewesen, solche genaue Bemerkungen und Aufzeichnungen machen konnte. Seine Eindrücke sind so richtig und bestimmt gewesen, daß ich und andere Reisende, welche seinen Fußtapfen folgten, gefunden haben, daß alles, was er sagte, absolut *richtig* war und keinerlei Abänderung oder Berichtigung bedurfte."

Ward war anfangs unterhalb der Katarakten-Gegend am Kongo stationiert. Er fand die Eingeborenen harmlos und ruhig, aber vollständig mit Vorurteilen vollgepfropft. Sie schnitzten sich Bilder, von denen sie glaubten, sie seien mit übernatürlichen Kräften ausgestattet. In Zeiten der Dürre wandte man sich an diese Bilder mit der Bitte, die Elemente zu beeinflussen, daß Regen käme. Personen, an welchen der Verdacht hing, daß sie mit den ungünstigen Elementen im Bunde seien, wurden verhaftet, gebunden und so lange gefangen gehalten, bis Regen eintrat.

Wenn ein Mann stirbt, so verlangt es der herrschende

Brauch dieser Wilden, daß man die Dienste des Nyanga Nkissa, des Arztes und Zauberers, in Anspruch nimmt. Der Doktor erscheint in einem Kopfputz von Federn, mit Blut beschmiert und die Augenlider weiß bemalt, um seine Hüften herum hängt eine Anzahl Leoparden- oder Wildkatzenfelle und über der linken Schulter trägt er Bündel von Zaubermitteln, wie Leopardenkrallen, Schlangenköpfe 2c. Der Zauberdoktor macht dann eine Menge Gaukeleien und seltsamer Sprünge und stürzt sich endlich auf irgend einen unglücklichen armen Teufel, den er beschuldigt, er habe die Seele des Verstorbenen gefressen; dem Angeschuldigten wird dann eine starke Dosis Gift gereicht, und der arme Kerl wird liegen gelassen, um in einem furchtbaren Todeskampf zu sterben.

In Bangala, wo Stanley auf seiner denkwürdigen Reise durch den dunklen Kontinent seinen höchst ernsthaften Kampf mit den Eingeborenen zu bestehen hatte, wurde Ward endlich mit der Verwaltung der Station betraut, welche soeben dort errichtet worden war. Die Bangalas sind ein großer und mächtiger Stamm und überdies noch außerordentlich wild und Kannibalen. Sie verzehren jedoch nicht Leute ihres eigenen Stammes, sondern verschaffen sich diesen Luxus durch solche Gefangene, deren sie habhaft werden können, oder kaufen, in Ermangelung von solchen, sich Sklaven von benachbarten Stämmen.

Dieser bedeutende wichtige Stamm wurde damals von einem mächtigen Wilden namens Mata Bwiki regiert. Im Anfang seines Kommandos auf dieser Station mußte Ward mit dem genannten Häuptling die unter jenen Negerstämmen und in ganz Afrika übliche Blutsbrüderschaft schließen. Diese Zeremonie besteht darin, daß jedem der an derselben Teilnehmenden ein Einschnitt im Arm gemacht wird. Sobald das Blut fließt, werden die Wunden mit Pottasche, Salz und einem Pulver bestreut, das aus einer Art Kleie verfertigt wird; hierauf werden die beiden Schnittwunden aufeinander gerieben, damit das fließende Blut sich vermischen kann. Ist dies geschehen, so sind die Beiden Blutsbrüder und schwören, daß sie in Zeiten der Not einander treulich beistehen wollen.

Nach Herbert Wards Ansicht ist keine große Gefahr vorhanden, daß die Elefanten im äquatorialen Afrika aussterben. Nach seiner Ansicht gibt es noch Millionen von Elefanten an Orten, wo kein Mensch sie möglicherweise jagen kann. Ward hat selbst eine Anzahl Elefanten geschossen, aber er thut sich nicht viel auf diesen Sport zu gute. Flußpferde sind in diesem Teil des Kongo sehr groß und wild. „Ich fuhr einmal," erzählt er, „in einem großen Kanu den Kongo hinab, es waren ungefähr ein Dutzend Männer an Bord, alles Eingeborene außer meinem arabischen Diener und mir. Wir waren mehrere Tage und Nächte lang den Strom hinab gefahren, und ich ward bei dieser Gelegenheit — es war bald nach Mitternacht — sehr erschreckt durch das plötzliche Erscheinen mehrerer von diesen gewaltigen Bestien in der Nähe des Kanu. Man konnte ihr Plätschern und Brüllen meilenweit hören, und da ich fürchtete, es möchte eine derselben unter dem Bote auftauchen und dasselbe umstürzen, so feuerte ich meinen Revolver wiederholt auf dieselben ab, um sie zu verscheuchen.

„Ich hatte meinem Araber befohlen, mir eine Tasse Kaffee zu bereiten, da wir einen kleinen Kochofen an Bord hatten, und eben als er mir denselben einschenken wollte, erhielten wir alle einen heftigen Stoß: ein Flußpferd war unter dem Stern des Botes aufgetaucht, hatte die Mehrzahl der Eingeborenen über Bord geschleudert und den Araber und seinen heißen Kaffee über mich hineingeworfen. Als ich mich wieder aufraffte und einen dunklen Gegenstand im Wasser auf uns zukommen sah, zog ich meinen Revolver, um darnach zu schießen, als der verdächtige Gegenstand mir 'Allah 'il Allah!' zurief und es sich herausstellte, daß es Freitag, der Steuermann, war: sein Rufen hatte ihm das Leben gerettet."

Nach Ablauf seiner dreijährigen Dienstzeit brach Ward nach der Küste auf. Als er Stanley Pool erreichte, hörte er von der Expedition zur Befreiung Emin Paschas und von der bevorstehenden Ankunft Stanleys. Dies brachte ihn zu einem festen Entschluß: er wollte mit Stanley gehen. Kurze Zeit darauf begegnete er Stanley und bot seine Dienste als Freiwilliger an, welche angenommen wurden, denn Stanley betraute ihn sogleich mit dem Befehle über eine der Abteilungen der Expedition.

Die übrigen Offiziere der Expedition waren Major Edmund Musgrave Barttelot, James Jameson, Troup und Bonny außer Ward. Major Barttelot, welcher später von einem Eingeborenen ermordet wurde, war der Sohn des Parlamentsmitgliedes Sir Walter Barttelot. Er hatte sich als Offizier der britischen Armee im Sudankrieg durch seine Tapferkeit und seine kühnen Reisen im Kamel-Transportdienste ausgezeichnet.

Jameson, über dessen traurigen Tod wir später die Einzelheiten geben werden, war ein reicher Engländer, welcher schon einmal aus Veranlassung eines Jagdausfluges eine Reise nach Afrika gemacht und für das Vorrecht, sich der Stanleyschen Reisegesellschaft anzuschließen, 2000 Lstrl. bezahlt hatte. Einmal, wo die Mittel der Expedition beinahe erschöpft waren, bot Jameson einen Vorschuß von 30,000 Lstrl. als Vorschuß und Darlehen aus seinem eigenen Vermögen an, um damit die Leute zu bezahlen und nach ihrer Heimat auf Sansibar zurückzuschicken; denn Stanley hatte von den Sansibari gegen zweihundertundvierzig Mann für die Expedition engagiert.

In Bolobo ward Halt gemacht, und Stanley wünschte hier ein Lager zu gründen und Vorräte und Munition als für eine spätere Ergänzung hier niederzulegen. Die Eingeborenen daselbst waren feindselig, und einer der Häuptlinge sagte zu Stanley: „Wenn Du irgend einen als Befehlenden hier lassen willst, so laß es diesen sein (wobei er auf Ward deutete), da wir ihn kennen und

ihm vertrauen." Ward wurde daher, sehr gegen seinen Willen, zurückgelassen; Stanley schied mit dem Versprechen, ein anderes Lager am Aruwimi, dreißig Tagereisen vom Kongo, zu errichten, und marschierte dann vorwärts, Emin Pascha entgegen, um nach einer versprochenen Abwesenheit von drei Monaten zurückzukehren und die Bilanz der Gesellschaft zu ziehen. Auch Bonny wurde in Bolobo zurückgelassen.

Als Stanley Yambuya am Aruwimi erreichte, errichtete er ein anderes Lager, worin er den Major Barttelot und Jameson mit einhundertfünfzig Mann als Garnison zurückließ. Von hier an drang Stanley mit seiner kleinen Kolonne allein ins Innere vor, und hier beginnt die Schauergeschichte von Strapazen, Leiden und Entbehrungen, wo tapfere Männer an Hunger und Pestilenz, durch Mord und wilde Kriegsführung hingerafft wurden, bis Ward und eine bloße Handvoll Leute, die einzigen am Leben Gebliebenen unter den Zurückgelassenen, abgerissen, hager, von Krankheit abgezehrt, die Küste erreichten und nach Europa zurückkehrten.

Ward ist sehr schlecht zu sprechen auf die Beamten des Kongo-Staates und besonders auf den Professor Jansen. Den letzteren schildert er als ein „altes Weib", weil er, obwohl Gouverneur des ganzen Staates, sich doch nie über hundert englische Meilen von der Küste entfernt habe; er beschuldigt den Gouverneur Jansen, daß er sich hauptsächlich mit der Einbringung der Einkünfte beschäftige, welche mit den Todesscheinen verbunden sind. Diese bestehen in einer Art Steuer, kraft welcher bei jedem Europäer, der innerhalb des Kongo-Staates stirbt, die Summe von sechzehn Dollars zu entrichten ist, ehe die Erlaubnis zu seiner Beerdigung erteilt wird. „Da viele Europäer hier sterben," sagt Ward, „so bildet dies keine unbedeutende Einnahmequelle, und der „alte Jansen" begreift diese Thatsache wohl.

Im März 1888 ging Jameson nach Nyangwe, Tippu Tibs Hauptquartier, mit Weisungen von Major Barttelot, den Aufmarsch der Mannschaften zu beschleunigen, da Stanley nicht in der anberaumten Zeit zurückgekehrt war. Troup und Bonny lagen gerade damals am Fieber darnieder, und Ward, welcher ebenfalls einen Befehl von Barttelot erhalten hatte, marschierte nach Bangala vorwärts.

Im Juni 1888 kehrte Jameson an den Aruwimi zurück mit den Leuten, welche er hatte holen müssen, und ging Stanley nach, da Barttelot das Lager nicht eher verlassen konnte. Bald darauf wurde Troup todkrank nach Bangala zurückgeschickt. Vor dieser Sendung waren auf der unteren Station, wo Ward kommandierte, die Lebensmittel und alle Vorräte ganz ausgegangen. Salz war ein unerhörter Luxus, und wenn hie und da ein Flußpferd erlegt wurde, wirkte das ungewürzte Fleisch beinahe ekelerregend. Alsdann brachen die Pocken im Lager aus und richteten, in Verbindung mit Fieber und Hunger, furchtbare Verheerungen im Lager an, wo die Leute schockweise hinstarben und die Eingeborenen alles stahlen, worauf sie nur die Hand legen konnten. Oft wenn Ward nach einem mühevollen Jagdtage ein Flußpferd erlegte, zerwirkte er das Tier nur, damit die Eingeborenen während der Nacht das Fleisch stehlen konnten.

Im ganzen Verlauf der Expedition herrschte die größte Verwirrung, und es scheint, daß mittlerweile ein Dampfer angekommen war und einen belgischen Offizier gebracht hatte, welcher dazu ausersehen war, das Lager am Aruwimi zu kommandieren, woselbst Barttelot noch immer verweilte. Ungefähr drei Wochen später kehrte der Dampfer zurück und brachte die Nachricht von Major Barttelots Ermordung.

Die Leute, welche Tippu Tib geliefert hatte, waren eine sehr wilde und unbotmäßige Bande, und Barttelot fand es beinahe für unmöglich, dieselben in Ordnung zu erhalten, zumal er selbst ein nervöser, leidenschaftlicher und reizbarer Mann war, welchem Umstand auch sein Tod zugeschrieben werden kann. Die eben erwähnten Eingeborenen pflegten nachts zu trommeln und durch ihr Geschrei und ihre Orgien das Lager die ganze Nacht hindurch mit einem wüsten Lärm zu erfüllen.

In einer Nacht, wo sie noch lärmender waren als gewöhnlich und Barttelot schlafen wollte und doch vor Geschrei und Lärm nicht schlafen konnte, stürzte er aus seinem Zelte heraus, um Ruhe zu schaffen. Als er ein Weib am Boden sitzen, eine Trommel schlagen und die Lieder ihrer Heimat plärren sah, stieß der Major die Trommel um und schleuderte das Weib heftig beiseite. Dies sah der Mann des Weibes, welcher in der Nähe stand und den ganzen Auftritt überschaute; er griff zu seinem Gewehr und schoß den Major tot. Nun kam es zu Auftritten der wildesten Unordnung, und unter dem Geschrei der Männer und dem Kreischen der Weiber fand in der Dunkelheit ein erbitterter Kampf statt. Als Jameson am andern Morgen ankam, fand er nur die Leichen von Barttelot und etwa einem Dutzend anderer umherliegend, welche die Opfer des nächtlichen Aufstands gewesen waren. Jameson blieb in Yambuya lange genug, um noch Zeuge der Hinrichtung von Major Barttelots Mörder zu sein, und kehrte dann nach Bangala zurück.

Nachdem Ward die Nachricht von Barttelots Tod erhalten hatte, kehrte er an die Küste zurück, telegraphierte die Kunde an das Comité der Expedition nach London, bat um Verhaltungsbefehle, meldete auch den Behörden des Kongo-Staates die traurige Lage seiner Leute und verlangte, daß man einen Dampfer mit Lebensmitteln und anderen Vorräten den Strom hinaufschicke, was denn auch geschah. Ward wurde von dem Comité in England aufgefordert, zurückzukehren, die Ueberlebenden der Expedition zu sammeln und nach der Küste zu bringen. Als er nach Bangala kam, erreichte ihn die Nachricht, daß auch Jameson in einem Kanu den Fluß herunterkomme. Auf dieser Fahrt wurde Jameson beständig von den Eingeborenen hart bedrängt, deren Trommeln stets das Zeichen

zum Angriff gab und ihm beständig in die Ohren drang. Jameson war damals schon schwer krank, und Wards Schilderung seines Zusammentreffens mit Jameson und des Todes des letzteren ist erschütternd tragisch und traurig.

„Der Nachmittag," sagt er, „war sehr ruhig gewesen, die Sonne war gerade in Begriff, über den Baumwipfeln unterzugehen, und Gruppen von wilden, verkommenen, von Mangel und Leiden entstellten Männern wankten vor mir her, und ich allein in dieser großen Wildnis und öden Wüste vermochte, die Nähe irgend eines großen und drohenden Kummers zu ahnen."

„In weiter Ferne auf dem Flusse sah ich ein großes Kanu gegen uns herankommen, verdrossen gerudert von Männern, welche so elend aussahen wie diejenigen um mich her, und als das Bot näher kam, sah ich den armen Jameson auf dem Boden desselben liegen und wußte, daß sein Ende gekommen war. Die Gestalt, welche ich vor mir sah, war nur noch ein Wrack von der glänzenden Mannhaftigkeit, in welcher ich sie das Jahr zuvor gesehen hatte. Seine starren wilden Augen, seine blutlosen Lippen bezeugten nur zu deutlich, daß das furchtbare afrikanische Fieber ihn in seinen tötlichen Krallen hatte — o, es war ein furchtbarer Augenblick!"

‚Jameson, alter Junge! kennen Sie mich nicht mehr?' fragte ich ihn und schloß seine gebrochene Gestalt in meine Arme; aber es erfolgte kein Blick des Erkennens. Plötzlich drang durch die unheimliche Stille, welche um uns her herrschte, der Wirbel der Trommeln, mit welchem die Eingeborenen um die Zeit des Sonnenuntergangs gewissermaßen den Zapfenstreich schlagen. Von da und dort erscholl das Bum! Bum! verkündigte den scheidenden Tag und schlug den Trauermarsch für den armen Gefährten, den ich in meiner innigen Umarmung hielt."

„Bum! drang der Lärm auch den Fluß herauf. Jameson riß die Augen noch weiter auf. ‚Horch!' sagte er, sich aufrichtend, ‚sie kommen! Gebt es ihnen tüchtig, Jungens! laßt sie nicht zu nahe kommen; wir werden bald in Sicherheit sein! . . . Ah, Ward, sind Sie es? Gott sei Dank!' Damit fiel der wackere edle Mensch in meine Arme zurück und starb."

„Dort unter den Bäumen des Urwalds wurde Jameson beerdigt; kein Leichenstein bezeichnet sein Grab, nur wilde Menschen und wilde Tiere schweifen über den Ort hin, wo ein so herrlicher Mensch ruht als je einer lebte." Jameson hinterließ eine junge Gattin und Tochter, welche noch in England leben.

Es ist ein eigentümlicher Zufall, daß, wie Ward später erfuhr, an demselben Tage von Jamesons Tod Stanley im Lager am Aruwimi ankam und mit allen seinen Leuten und Vorräten ins Innere zurückkehrte.

Wiederum bahnte sich Ward seinen Weg nach der Küste und abermals kehrte er, infolge der erhaltenen Weisungen, zu den Strapazen und Gefahren jener furchtbaren Flußreise zurück. Das Comité hatte Ward telegraphisch die Weisung zukommen lassen, er solle nach dem Aruwimi zurückkehren und alles, was zur Expedition gehöre, nach der Küste herunterbringen, da es nur allzu augenfällig war, daß weitere Operationen vergeblich waren nach den schweren Verlusten durch Krankheit und Tod, welche man bereits erlitten hatte.

Nach einer strapazenvollen Reise von zwei Monaten erreichte Ward die Stanley-Fälle, eine Entfernung von 1200 Meilen von der Küste. Die Reise zu Lande, wenn man die Region der Katarakte erreicht hatte, war besonders schwierig. Ward ging damals barfuß; seine Füße und Beine waren mit Geschwüren bedeckt, und als ob dies noch nicht genug wäre, brachen auch die Pocken wieder unter seinen Leuten aus.

Es gab keine Vorräte mehr zurückzubringen, denn diese hatte Stanley sämtlich mitgenommen, und was die zurückgelassenen Leute anlangt, so waren diese, mit Ausnahme von kaum einem Dutzend, alle tot. Um diese seinen Instruktionen gemäß zurückzubringen, wandte Ward sich wieder heimwärts. Auf diesem Rückwege waren die Wilden, wegen des kleinen Häufleins von Wards Gefolge, noch frecher und kampflustiger als jemals. Tag und Nacht hatte die kleine Gesellschaft sich der feindseligen Eingeborenen zu erwehren. „Ihr Geschrei war etwas Abscheuliches," sagt Ward; „ihre Speere und Pfeile flogen immer um uns herum, und da diese Teufel uns immer ‚Yama, Yama' (Fleisch, Fleisch) zuriefen, so ward es uns nur allzu deutlich, was unser Schicksal sein würde, wenn wir in ihre Hände fielen. Achtundzwanzig Tage und Nächte lang schwamm Wards kleine Reisegesellschaft den Strom hinab und war allen diesen Schrecken ausgesetzt, bis sie den Stanley-Pool, eine der Niederlassungen des Kongo-Staates, erreichte.

Herr Ward beschreibt nun, wie er nach einer Station ging, um vierzig Leute abzuholen, von denen er wußte, daß sie in einer elenden, verlassenen Lage waren, und wie er, als er den Ort erreichte, fand, daß diese armen Teufel sämtlich verhungert waren, und er nur noch die übriggebliebenen Knochen fand, welche in der afrikanischen Sonne bleichten; denn sogar die Kannibalen hatten es verschmäht, diese abgemagerten und abgezehrten Leichen anzurühren.

Als Gast von Tippu Tib machte er eine genauere Bekanntschaft mit diesem berüchtigten Sklavenhändler und Räuber. Tib ist ungemein gastfreundlich und Ward wurde königlich behandelt, während er unter seinem Dache weilte. Tip ist eine milde und humane Art von Wilden, welche nicht entfernt daran denken würden, einen Eingeborenen zu mißhandeln, wenn dieser nicht Widerstand leistete oder ungehorsam wäre.

Als er die Küste erreichte, schiffte sich Ward nach Europa ein und erreichte London am 1. Juli 1889 mit den paar Sansibaris, welche das Glück gehabt hatten, die Mühsale und Entbehrungen dieser Reise zu überleben.

Ward fühlte sich bitter getäuscht und entrüstet darüber, daß Stanley ihn zurückgelassen hatte, und hegt die Absicht, nachdem er in England und dann in Amerika, wohin er sich zunächst begibt, einige Vorträge gehalten hat, nach Afrika zurückzukehren und seine Forschungen auf eigene Faust fortzusetzen. „Ich bin all mein Lebtage nicht für einen Windbeutel und Aufschneider verschrieen worden, allein wenn es sich darum handelt, mit kopfjagenden Wilden und Menschenfressern anzubinden, dann bin ich in meinem Element."

Stanley schildert uns Ward als einen „Berserker", einen Mann von wunderbarem Mut und großer Thatkraft, der aber nicht damit zufrieden ist, behufs der Beobachtung oder des Studiums an irgend einem Orte zu verweilen. Von dem kommerziellen Wert und der Bedeutung des Kongo-Beckens scheint Ward jedoch keine hohe Meinung zu haben. „Es gibt genug Eisen, Kupfer und Kohle," sagt er, „und auch Elfenbein und andere Handelsprodukte sind leicht zu erlangen, allein wenn man an das verderbliche Klima, an die vorherrschenden Fieber und an die Gefahren der Reise denkt, so dürfte es, wenn nicht in einem Falle absoluter vorhandener Notwendigkeit, als ein wildes Unternehmen erscheinen, dorthin zu reisen, besonders im Hinblick auf die natürlichen Verhältnisse anderer noch unentwickelten Teile der Welt."

Herbert Ward hat den Ehrgeiz, sich ein dauerndes Andenken bei der Nachwelt zu sichern, als einer, welcher den Weg für andere gemacht hat; und in Anbetracht alles dessen, was er geleistet und erduldet hat, muß man doch sagen, daß er gewiß jede Auszeichnung verdient, welche in diesem Stück nur zu erlangen ist.

Da Ward, wie schon erwähnt, ein geschickter Photograph ist, so hat er einige Hundert Photographien bei sich, durch deren Vorzeigung er seine Vorträge belebt.

Die nordischen Weihnachten.

(Fortsetzung.)

War der „Julstamm" ins Feuer gelegt, so schritt man an den Austausch der Geschenke. Auch dieser Brauch war uralt und nicht nur von den heidnischen Nordländern, sondern auch von den römischen Saturnalien her bekannt. Die Zahl solcher Geschenke konnte oft überaus groß sein. Bei Frau Anna Brahe zu Löberöd in Schonen sollen sich z. B. nicht selten am Weihnachtsabende draußen auf dem Hofplatze 400 bis 500 Personen von den umliegenden Gemeinden eingefunden haben, um Weihnachtsgeschenke entgegenzunehmen. Erik Rosenkrands auf Bergenhus verteilte im Jahre 1560 Geschenke an 187 verschiedene Personen.

Dies waren natürlich zum Teil Almosen, entsprechend dem, was z. B. in Helsingör Brauch war, wo an jedem Weihnachtsabend an der Schloßpforte Fleisch, Brot, Bier und Licht an die Armen verteilt wurde, welche einen Zettel vom Pfarrer mitbrachten. Wenn schon kein Almosen, so doch eine Art stehenden Rechtes war es, daß alle königlichen Kapitäne, Steuer- und Hochbotsmänner an jedem Weihnachtsabend sich im Schlosse zu Kopenhagen einfanden und jeder eine Mark sowie Bier, Meth und Licht erhielten; sie beklagten sich denn auch ganz laut, als diese Geschenke im Jahre 1576 ausblieben. Von der Menge solcher Gratulanten bekam in etwas späterer Zeit der englische Gesandte Whitelocke einen deutlichen Eindruck, als er sich während der Weihnachtszeit von 1653 bis 1654 am schwedischen Hofe aufhielt. In seinem Tagebuche heißt es: Am 1. Januar kamen die Standtrabanten, Trompeter, Trommler, Jäger, vierzig Bediente, Kutscher u. s. w. der Königin und verlangten Neujahrsgaben. Da der Gesandte hörte, daß dies Sitte sei, gab er nach seinem und des Vaterlandes Ansehen. Hierdurch angelockt, fanden sich natürlich Tags darauf neue Gratulanten ein.

Eine sehr gewöhnliche Gabe vom Hausvater und der Hausmutter waren die sogenannten „Julkuchen"; diese waren teils feiner, entweder aus Honig und Pfeffer, also ungefähr dem entsprechend, was man in Dänemark noch jetzt „Julkuchen" nennt — teils gröber, bloß aus Weizenmehl, sogenannte „Weißbrotkuchen" (Sigtekager). Ihre Form hatte uralte sinnbildliche Bedeutung, indem sie entweder ganz rund sein (wohl im Hinblick auf die Sonne) oder die Gestalt eines lebenden Wesens, am häufigsten eines Mannes, Bockes oder Schweines, haben sollten. Daß dadurch ursprünglich auf Thor, seinen Bock und Freys Eber angespielt wurde, scheint unverkennbar. Die letzte Spur dieser Sitte sind die noch für den Norden eigentümlichen Kinderkuchen: „Kuchenmänner" und „Zuckerschweinchen"; in Dänemark ist die Verbindung zwischen diesen und Weihnachten vergessen, in Schweden noch bewahrt worden.

Auch die runden Julkuchen waren oft mit Figuren geschmückt. So stellte z. B. eine Julkuchen-Form vom Jahre 1637, welche im „Nordiska Museum" zu Stockholm aufbewahrt wird, auf der Oberfläche des Kuchens Figuren der damaligen Festtracht dar. „Weißbrotkuchen" mit eingeritzten Figuren, „beschriebene Weißbrotkuchen", wie sie genannt wurden, waren im 16. Jahrhundert in Dänemark allgemein. Der Dichter Hieronymus Ranck läßt noch in seinem Schauspiel „Samsons Gefängnis" den Philister, in dessen Mühle Samson als Sklave arbeiten mußte, solche Weißbrotkuchen zum Feste backen. Ueber die Größe der Julkuchen teilt Erzbischof Olaus Magnus mit, daß sie in Schweden oft so groß waren wie ein kleines Kind.

Bei Betrachtung des ganzen Brauches bekommt man einen lebendigen Eindruck davon, wie wenig selbst ein Zeitraum von tausend Jahren in Verhältnissen wie diesen zu sagen hat. Den nordischen Vikingern, die in England herrschten, war dieser Brauch alt und wohlbekannt. Da-

von zeugt, daß in jenen Gegenden, welche sie erobert, die alte dänische Benennung „Yule-cake“ sich bis auf den heutigen Tag in der Sprache des Volkes erhalten hat. Wenn Olaus Magnus im 16. Jahrhundert, fern von Schweden, der Heimat gedenkt, erwähnt er auch der ungeheuren Kuchen, die zur Weihnachtszeit gebacken und Freunden und Bekannten geschickt wurden. Und wenn es von den Bauern in Nordseeland in unserem Jahrhundert heißt, daß sie jedesmal zu Weihnachten vierundzwanzigpfündige Kuchen aus Roggenmehl backen, die sie dann teils an die Kinder und Dienstboten, teils an jeden minder Bemittelten, der bei der Sommerarbeit mitgeholfen, verschenken, so würde diese Beschreibung wohl mit geringer Veränderung auch auf die Verhältnisse der alten Zeit passen.

Es scheint ein auch im Norden beliebter Spaß gewesen zu sein, in einen der Julkuchen ein Geldstück hineinzubacken. In England und Süddeutschland pflegte man im 16. Jahrhundert zur Weihnachtszeit einen solchen geldhaltigen Kuchen unter die Bewohner des Hauses, Christus, die Jungfrau Maria und die heiligen drei Könige zu teilen. Die letzten Stücke verschenkte man als Almosen; fand jemand von den Bewohnern des Hauses das Geld in seinem Stücke, so war er an diesem Tage „König“.

Die „Julgaben“ bestanden jedoch gewöhnlich aus anderem und mehr als bloßen Kuchen. Nach der Sitte der Zeit sorgte man gern dafür, daß der Wert derselben deutlich zu erkennen war; man gab daher geradezu Geldmünzen oder leicht verarbeitetes Silber und Gold, einen Löffel, einen Becher, einen Ring oder dergleichen. Unter all den Weihnachtsgeschenken, welche Christian IV. in den Jahren 1592 und 1593 seinen ihm am nächsten Stehenden verehrte, befand sich nur ein einziges von unbestimmbarem Werte, nämlich ein kleiner Becher mit Deckel, den er selbst für Niels Kaas gedrechselt hatte. Das Uebrige waren lauter Gegenstände, deren Wert leicht bestimmt werden konnte, als: ein Goldschmuck für seine Mutter, das eine Jahr für 320, das andere für 1000 Kronen, je ein Goldschmuck für seine beiden Schwestern, das eine Jahr zu 260, das nächste Jahr zu 360 Kronen das Stück, Goldringe für die Regierungsräte zu 120 Kronen das Stück ꝛc.

Ein seltsamer Brauch, der jedoch bei den Betreffenden nicht Anstoß gefunden zu haben scheint, waren die offiziellen Weihnachtsgeschenke, die jedes Jahr den obrigkeitlichen Personen geschickt werden mußten, mit denen man im Laufe des Jahres in Berührung war. Die Stadt Helsingör z. B. schickte zu Weihnachten jedesmal ein Geschenk an den Schulzen auf Schloß Kronborg, an dessen Schloßvogt, Schreiber und Verwalter, sowie ferner an den Pfarrer der Stadt und dessen Kaplan, an den Organisten, den Stadtschreiber, an die beiden städtischen Polizeidiener und die beiden Diener des Stadtvogtes. Die Geschenke waren niemals zwei Jahre hintereinander ganz dieselben; doch erhielten in der Regel der Pfarrer, der Kaplan, der Organist und der Stadtschreiber einen Ochsen zur Teilung, so daß auf jeden ein Viertel davon entfiel. In Helsingör ging man überhaupt in der Höflichkeit weiter als anderwärts, indem man sich nicht damit begnügte, nur dem eigenen Schulzen Julgaben zu senden, sondern auch den beiden benachbarten Schulzen von Frederiksborg und Helsingborg solche schickte. — Einen ansprechenden Eindruck macht es, zu sehen, wie Niels Hemmingsen, nachdem er in Ungnade gefallen, seiner Lehrkanzel verlustig und nach Roeskilde verwiesen worden war, doch noch an jedem Weihnachtsabend von der Kopenhagener Universität ein halbes Faß Wein als „Julgabe“ zugeschickt erhält.

Was die Weihnachtsgeschenke für die Kinder betrifft, so war es Brauch, daß jedes Kind einen Teller oder eine Schale entlehnte — eine „Julschüssel“, wie es hieß — diese, sowie es dunkel geworden war, selbst ins Freie hinaus stellte und hierauf abwartete, was das Christkind bringen würde. Wenn das Kind seine „Schüssel“ wieder erhielt, war sie entweder mit Geschenken angefüllt oder, wenn das Kind unartig gewesen, leer. In Schweden und Norwegen erinnert die allgemein gebräuchliche Benennung „Julеklap“ für Weihnachtsgeschenke noch an dieselbe Sitte, indem „Klap“ wohl das geheimnisvolle Klatschen oder Pochen an der Thür bezeichnet, welches andeuten sollte, daß draußen eine Gabe war. Noch ist es auch Brauch in Schweden, daß die Julgabe kommen muß, ohne daß der Geber entdeckt wird.

Das Mahl am Weihnachtsabend bestand entweder aus getrocknetem Fisch und süßem Brei oder aus Schinken mit „Grünlangkohl“ und Brei, am liebsten Reisbrei. Eine Torte oder ein Apfelkuchen schloß häufig die Mahlzeit ab. Für einige war also der Heilige Abend noch nach streng katholischer Sitte ein Fischtag, d. h. Fasttag, für andere ein Fleischtag. Diese Gerichte haben sich auch noch ziemlich unverändert bis auf unsere Zeit erhalten; jede Gegend hat in dieser Hinsicht noch ihren besonderen Brauch. Doch sind an einzelnen Punkten die verschiedenen Sitten im Verlaufe der Zeit eigentümliche Verbindungen eingegangen. So hat man auf den Inseln an der Westküste Norwegens Fleisch- und Fastenspeise auf die Weise vereinigt, daß man am Heiligen Abend um drei Uhr ein gebratenes Fleisch, am liebsten Lammfleisch, und etwas später zum Nachtmahle frischen Fisch und Milchsuppe ißt. In Smaaland hat man alles zu einer Mahlzeit vereinigt: zuerst gedörrten Fisch (gesotten), dann die „Julsuppe“, die nur an diesem einen Tag des Jahres genossen wird und aus einem Gemisch von Schweinsrückensuppe und frischer Milch besteht, hierauf den „Julbrei“, Rippenbraten und endlich die Torte. Eine der ältesten Formen für die Fleischspeise ist wohl die, welche sich auf dem Lande in Südjütland erhalten hat, wo an diesem Abend ein gekochter Schweinskopf genossen wird. Auch in mehreren Gegenden Englands und in Smaaland wird ein geschmückter Schweinskopf wenigstens

auf den Tisch gesetzt. Hingegen trifft man im 16. Jahrhundert noch keine Spur der viel späteren Sitte, am Heiligen Abend eine gebratene Gans zu essen.

Der „Grünlangkohl" war ein uraltes Julgericht. Derselbe wurde in Schonen in späterer Zeit, jedoch zweifellos auf alte Art, also zubereitet: ein Knabe füllte draußen im Kohlgarten einen Korb mit Grünkohl an und schnitt ihn auf der Häckerlingsbank klein; hierauf schüttelte ihn die Braudirne in kleinen Partien in das Gefäß, worin der Schinken für die ganze Weihnachtszeit gekocht worden war, immer nachfüllend, je nachdem er zusammenkochte. Dabei wurde der Kohl mit einem zwei bis drei Ellen langen Holz in der Form eines Ruders umgerührt. War er endlich so dick wie ein Teig, so wurde er in ein Sieb geschöpft, damit das Wasser ablaufen konnte. Er wurde in so großen Mengen gekocht, daß er gleich dem Schinken die ganze Festzeit hindurch vorhalten konnte. Der Reisbrei wurde mit einem Kreuz bezeichnet, in dessen Mitte man die Butter anbrachte. Mehrere Angaben scheinen darauf hinzudeuten, daß man in den Gesindestuben Christians III. und Friedrichs II. den Scherz gekannt hat, Mandeln in den Julbrei zu verstecken, wie es auch scheint, daß die Hofleute an diesem Abend zu ihrem Brei Honig erhalten haben.

Ein ganz eigenartiges Schaugericht auf dem Jultische war, wenigstens in Schweden, der sogen. „Juleber". Es war dies ein großer Kuchen aus Weizenmehl, in Gestalt eines Ebers. Derselbe stand am Heiligen Abend und die ganze Julzeit hindurch auf dem Tisch, aber niemand aß davon. War Weihnachten vorüber, so wurde er eingepackt und erst wieder, vertrocknet und zersprungen, hervorgeholt, wenn die Frühjahrsarbeiten begannen. Nunmehr wurde er allerwärts verteilt. Einen Teil davon bekamen die Knechte zu essen, die an der Pfluggabel zu gehen hatten, ein anderer Teil wurde, mit Gerste gemischt, den pflügenden Pferden gegeben, wieder ein anderer zerbröselt in den Korb zur Saat gegeben und mit dieser auf den Acker gestreut: Alles in der Hoffnung auf eine reichere Ernte. Es waren dies deutlich Erinnerungen aus der heidnischen Zeit, wo man an jedem Julabend einen wirklichen Eber in die Stube führte, der später im Februar für Glück und Wohlergehen geopfert wurde. Diese Sitte hat sich in einigen Gegenden Schwedens noch erhalten, aber am reinsten wohl auf Oesel und in Esthland. Hier legt die Hausfrau noch an jedem Heiligen Abend einen „Juleber" auf den Tisch, d. h. ein Brot, beinahe eine Elle lang, aus feinem Mehl bereitet und mit deutlichen Augen, Nase und Mund sowie Borsten. Sie legt es dem Hausvater vor, zeichnet mit Kreide ein Ringkreuz darauf und läßt es dann die ganze Weihnachtszeit hindurch zur Schau auf dem Tisch liegen. In denselben Gegenden hatte sich bis vor kurzer Zeit ein anderer Brauch erhalten, von dem im übrigen Norden jede Spur verschwunden zu sein scheint. Die Gemeinde brachte nämlich dem Geistlichen Julgeschenke, die aus Weizenbrot und Schinken bestanden. Daß dieser Brauch nordischen Ursprungs war, geht zur Genüge aus den Namen dieser Geschenke hervor. Das eine hieß „Julgalt", das andere „Julopfer".

Bevor nach dem Essen das Tischgebet gebetet wurde, pflegte man noch einer andern alten Sitte nachzukommen. Der Hausvater brachte ein Hoch auf Christus oder das neue Jahr aus. Wie jedes Gesundheittrinken, geschah auch dieses in der Weise, daß derjenige, welcher den Trinkspruch ausgebracht hatte, nachdem er gesagt, was er wollte, und aus dem Becher getrunken, diesen seinem Nachbar reichte, der dann wieder mit ähnlichen Worten seinem Nachbar zutrank u. s. w. In Schweden war es noch im 17. Jahrhundert, und zwar bei Hoch und Niedrig, Sitte, daß sich jeder, der diesen Trinkspruch ausbrachte, unter eine kleine, an einer Schnur am Deckenbalken aufgehängte Keule, die „Julklubba" (Julkeule), stellen und selbst das Zeichen des Rades machen mußte, indem er dieselbe in schwingende Bewegung brachte, so daß sie seinen Kopf umkreiste. Wurde er von ihr getroffen, während sie in schwingender Bewegung war, so mußte er abermals trinken. Dieses Gesundheittrinken war gewissermaßen der feierlichste Augenblick des Festes, in dem der Julsegen über alle gesprochen wurde und jeder einzelne, während der Becher in der Runde herumging, zum Gliede ein und derselben Kette der Eintracht ward. Die Namen hatten im Laufe der Jahrhunderte nur den Klang gewechselt: jetzt hieß es nicht mehr „Thors" oder „Othins Gesundheit", sondern „Christi" oder „Unseres Herrn Gesundheit"; im übrigen aber war das Verfahren in seinen Hauptzügen ohne Zweifel unverändert geblieben seit der Zeit des Heidentums. Hierauf deuten auch die vielen uralten Gewohnheiten, die damit in Verbindung standen. Der Brauch, einander als Julgeschenk Trinkwaren zu senden, was so häufig vorkam, war nur eine weitere Entwickelung jenes Gesundheittrinkens am Julabend, indem man durch die Gabe ausdrücken wollte, daß man dem Betreffenden hierdurch Gottes Gesundheit zutrank und ihm Julfrieden und Glück im neuen Jahr wünschte. Mit dem Faß Rheinwein, das die Stadt Helsingör zu Weihnachten 1562 dem Schulzen Frantz Brokkenhaus sandte, folgte ein Schreiben von Bürgermeister und Rat, worin es direkt hieß, daß sie den Herrn Schulzen bäten, diesen Wein anzunehmen, „worin wir Euch des heiligen Christ Gesundheit zugetrunken haben". Die Sitte, einander am Neujahrsabend „Kräuterwein" oder irgend ein anderes Mischgetränk zu schicken, wird noch im Jahre 1705 als in Dänemark ganz allgemein erwähnt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts pflegten die Bauern in Norwegen am Heiligen Abend noch die „Gesundheit des heiligen Geistes" zu trinken, und es kostete den Geistlichen nicht wenig Beschwer, diesen Unfug abzustellen.

Eine andere weitere Entwickelung dieses Gesundheittrinkens fand sich in Schweden, wo man auf dem Lande

am Heiligen Abend allen Nachbarn einen Trunk schickte zum Zeichen, daß man mit ihnen in Frieden und Einigkeit leben wolle. So lange dies geschah, pflegte man auch der Freundschaft. Dieser Trunk hieß „Unseres Herrn Gesundheit". Ein letzter Rest der ganzen Sitte ist noch in Dänemark zurückgeblieben in den Volksausdrücken „Singot" und „god Taar" (wörtlich: guter Tropfen). Während dieselben jetzt häufig unrichtig angewendet werden als ermunternder Zuruf an den Trinkenden, gebrauchte man sie vor noch nicht langer Zeit korrekt als einen Wunsch, der von demjenigen, der trank, selbst ausgesprochen wurde. Beide Ausdrücke stammen ursprünglich vom Gesundheittrinken am Julabend her. „Singot" ist nämlich nur eine Entstellung von „Signe Gud!" (d. h. segne Gott!) und „god Taar" nichts anderes als „godt Aar" (d. h. gutes — neues — Jahr), beides aber waren die natürlichen Wünsche, wenn man am ersten Abend des Jahres seinem Nachbar zutrank. Der Trinkspruch „til árbotar", wie er ursprünglich hieß, „godt Aar", wie es dann in Dänemark hieß, fand jedoch bereits im 16. Jahrhundert eine freiere Anwendung, so daß es nichts Befremdendes mehr hatte, jemand selbst bei einem gewöhnlichen Trinkgelage ein „gutes Jahr" zu wünschen.

Das Trinkgefäß, das zum Gesundheittrinken am Heiligen Abend benutzt wurde, war in der Regel das älteste und ehrwürdigste, welches das Haus besaß. An vielen Orten, wo man längst aufgehört hatte, aus Schalen zu trinken, und für den täglichen Gebrauch Becher und Krüge benützte, wurde bei dieser Gelegenheit noch ein altes Trinkhorn hervorgeholt. Bei den Bauern, besonders in Norwegen, waren Trinkhörner noch allgemein. Mit besonderem Interesse fragte der Bischof von Oslo, Jens Nielssen, nach einem solchen, als er im Jahre 1595 auf seiner Visitierungsreise nach dem Hofe Aas im Flatthale kam. Dieses Horn hatte aber auch eine höchst merkwürdige Geschichte. Als ein Bauer des Hofes, namens Gunner Giesemand, einmal an einem Heiligen Abend von Hjärdal nach seinem Hofe heimgeritten kam, hatte er, als er am Vallerhoug vorbeiritt, in seiner Ausgelassenheit gerufen: „Hör' du Geist im Vallerhoug, steh' auf und gib Gunner Giesemand einen Trunk!" Da kam vom Innern der Anhöhe die Antwort: „Ja!" und es wurde einem Knaben gerufen: „Geh' hinaus und gib ihm einen Trunk, nicht vom besten und nicht vom schlechtesten!" Als Gunner hörte, daß der Geist ihm wirklich einen Jultrunk geben wollte, erschrak er und sprengte davon; aber in demselben Augenblick kam eine Gestalt aus dem Hügel und schleuderte ihm das Horn nach; dieses traf das Pferd an den Lenden und versengte demselben Haare und Haut. Als Gunner das Horn am Wege liegen sah, hielt er einen Augenblick an, stach darnach mit seinem spitzigen Beilblatt, nahm es auf und sprengte damit heim nach dem Hofe. So oft später aus diesem Horn getrunken wurde und einer es nur an den Tisch schlug, gerieten alle, die sich in der Stube befanden, in eine Schlägerei. Der Bischof erfuhr wohl von diesen Nebenumständen, aber das Horn selbst bekam er nicht zu Gesichte, da es bereits an einen anderen Hof gekommen war.

War das Tischgebet nach dem Mahle gesprochen, so erhob man sich vom Tische, dankte dem Hausvater und der Hausmutter für das Essen und reichte hierauf den übrigen die Hand. Wenn es bei dieser Gelegenheit zeremonieller herging als gewöhnlich, so lag der Grund darin, daß dieser Dank nicht nur für die einzelne Mahlzeit, sondern für das ganze abgelaufene Jahr galt. Es ist dies eine alte Sitte, die sich noch in mehreren Gegenden, besonders in Norwegen, erhalten hat; sie ist es, auf welche in folgendem charakteristischen Gespräch zwischen Eilert Sundt und einem Bauern aus dem Sokne-Thal im Stifte Drontheim angespielt wird:

E. S.: „Nach den Sitten bei Euch hier sieht man nicht viel von Liebeszeichen zwischen Mann und Weib, nicht einmal einen Handschlag. Du bist schon fünfzehn Jahre verheiratet; aber ich möchte glauben, Du hast in diesen Jahren Deinem Weibe nicht mehr die Hand gereicht seit dem Tage, an dem Ihr beide als Bräutigam und Braut zusammen vor dem Altare gestanden seid?"

Der Mann stutzte bei der Frage und meinte: „Na, das thu' ich doch an jedem Heiligen Abend."

„So?"

„Ja, denn es ist Brauch an diesem Abend, für das Essen zu danken. Sind Alte im Hause, so danken zuerst sie einander, sodann danken der Hausvater und die Hausmutter erst den Alten und hierauf einander. Sodann kommen die Kinder heran und danken erst den Alten, dann dem Vater und der Mutter, und zuletzt thun die Dienstleute dasselbe."

Nach beendeter Mahlzeit wurde das Tischtuch nicht abgenommen, sondern der Tisch blieb, wie er war, die ganze Festzeit hindurch gedeckt stehen, indem man nur immer nachfüllte, wenn die Speisen verzehrt wurden. Hiermit wurde ein doppelter Zweck erreicht. Teils mußte beständig Speise zur Hand sein, wenn irgend ein Gast kam, arm oder reich, damit niemand dadurch, daß er nicht aß, „die Jul aus dem Hause trage"; teils konnten die Weiber des Hauses auf diese Weise wirklich den Julfrieden genießen, indem ja das Essen für die ganzen vierzehn Tage auf einmal gekocht war. Der „Jultisch" bekam dabei freilich zuletzt kein sehr einladendes Aussehen. Wo das Julstroh auf dem Boden lag und bei den Spielen der späteren Tage in der Stube herumflog; wo diese selbst, wie es in der Regel der Fall war, zugleich den Wohn- und gemeinschaftlichen Schlafraum der Familie bildete; wo endlich, wie an vielen Orten auf dem Lande, die Bewohner der Stube noch durch zwei- und vierbeinige Haustiere vermehrt wurden: da konnte ja der Jultisch am letzten Jultage unmöglich so appetitlich erscheinen wie am ersten.

Nach der Mahlzeit beschäftigte man sich gern mit

der Erforschung von Vorbedeutungen in Bezug auf das, was das neue Jahr bringen werde. Schon während des Mahles konnte dies geschehen, wenn jemand den Mut hatte, bevor noch das Tischgebet gesprochen war, sich in den finstern Hof hinauszuschleichen und in die erleuchtete Stube hineinzusehen. Man sah dann nämlich denjenigen, der im Laufe des Jahres sterben sollte, ohne Kopf bei Tische sitzen. . . . Doch wurde diese ganze Art, die Zukunft zu erforschen, für nicht ganz gehörig angesehen und war auch nicht ohne Gefahr für denjenigen, der sie anwendete.

Die richtige Art, Vorbedeutungen zu erhalten, war die mit verschiedenen Gegenständen in der Stube selbst, und zwar vor allem mit Hülfe der „Jullichter". Unter „Jullichtern" (Julkerzen) verstand man die Lichter, welche sich auf dem Tische befanden und deren mindestens zwei, bisweilen auch mehr waren. Die damalige Zeit war ja in Bezug auf Beleuchtung nur wenig verwöhnt, und überhaupt Licht zu brennen, galt in so manchem Hause für einen seltenen Luxus. Der Heilige Abend mußte jedoch selbst in dem ärmsten Heim auf diese Weise gefeiert werden, und was noch mehr war, die Lichter mußten die ganze Nacht hindurch brennen. Auf Island heißt wegen dieser Lichter Weihnachten noch heute das „Lichtfest".

Diese alte Sitte hatte wieder mehrere eigentümliche Gebräuche mit sich geführt, die im 16. Jahrhundert alle noch in vollster Uebung standen. So mußte man z. B. am Heiligen Abend jedem Armen ein Licht geben, und was die spätere Zeit „Neujahrwünschen" nannte, bestand damals im wesentlichen darin, herumzugehen und um Licht zu bitten. In Ribe erreichte diese Unsitte ihren Höhepunkt beiläufig um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Vom St. Thomastage, dem 21. Dezember, an streiften die Stadtboten, die Wächter, die Pfeifer, die Thorwarte, der Scharfrichter, der Schornsteinfeger und eine Menge anderer in allen Häusern herum und baten um Jullichter für das Fest. Die Spielleute der Stadt begleiteten ihre Bitte mit Musik, indem sie gleichzeitig auf der Straße „für gute Leute" spielten. Im Jahre 1562 mußte daher in Ribe ein Verbot gegen dieses ganze Unwesen erlassen und jedem, der Lichter an der Thür verschenkte, mit einer Geldstrafe von 4 Kronen gedroht werden; zugleich wurde einzelnen der oben genannten Personen ein jährlicher Ersatz in Geld zugestanden für die Einnahme, die ihnen so verloren ging. Die Stadtboten und Wächter verhielten sich ruhig, bis diese neue Löhnung eingeführt wurde; dann aber vereinten sie beide Einnahmen: das Absammeln von Lichtern und eine Krone, um dies zu unterlassen. Noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts erhielten sie diese Vergütung, „damit sie die Bürger nicht um Lichter anbettelten". Zu Beginn unseres Jahrhunderts pflegten in Schonen noch die Armen auf dem Lande herumzugehen und um Lichter zu bitten. Was sie an Brot und Fettwaren erhielten, steckten sie in einen Sack, den sie auf dem Rücken trugen. Talglichter und Bier thaten sie in ein und denselben Krug, um nicht die Kerzen zu zerbrechen.

Die Jullichter wurden in den verschiedenen Gegenden verschieden angewendet. An einigen Orten scheint man nur ein einziges großes Licht angezündet zu haben, an anderen hatte jede anwesende Person ihr Licht brennen, und wieder in anderen Gegenden brannten die Jullichter an jedem Abend, so lange die Festzeit dauerte. Gewöhnlich aber betrachtete man am Heiligen Abend zwei bestimmte Lichter als die eigentlichen Jullichter, und an diese wurde denn auch ein besonderer Aberglaube geknüpft.

Diese beiden Lichter, das des Hausvaters und das der Hausmutter, bedeuteten das Glück und den Frieden des Hauses für das kommende Jahr. Deshalb pflegte man auch in einzelnen Gegenden das ganze Silberzeug und „weiße Geld" auf den Tisch zu legen, um die Jullichter Glück darauf scheinen zu lassen, oder man hängte sämtliche Alltagskleider in der Stube auf, um sie durch den Schein der Jullichter gegen Motten zu schützen. Aus ähnlichen Gründen stellte man in Holstein die Jullichter einen Augenblick in die Krippe der Kühe und brannte man in Norwegen am nächsten Morgen mit den übriggebliebenen Stümpfchen der Jullichter jedem einzelnen Vieh dreimal ins Haar mit den Worten: „Ich brenne dir das Ungedeihen aus und das Gedeihen ein." Wer von den Anwesenden in dem von den Jullichtern geworfenen Schatten an der Wand ohne Kopf erschien, mußte im Laufe des Jahres sterben. Die Jullichter sollten die ganze Nacht hindurch brennen. Um Brandgefahr zu vermeiden, brachte man sie bisweilen in einem Kessel an, wenn alle zur Ruhe gingen. Um Mitternacht, in der Stunde der Geburt des Erlösers, teilte sich die Flamme in zwei Teile und gegen Morgen wurde das Schicksal des Hausvaters und der Hausmutter entschieden. Hielten die Lichter aus, so lebten beide noch das nächste Jahr, erloschen sie, so mußten sie sterben, und zwar dasjenige von ihnen zuerst, dessen Licht zuerst ausgegangen war.

So abweichend auch die Bräuche mit den Jullichtern in den einzelnen Gegenden sein mochten, so traf man doch keine Spur davon, daß man sie irgendwo im Norden anders als in Leuchtern angebracht hätte — niemals geschah dies auf einem Baume. Der Christbaum war ganz unbekannt. Wohl pflegte man in Schweden Weihnachten auch dadurch zu feiern, daß man vor dem Hause eine Tanne oder Fichte aufstellte, das natürliche Sinnbild des unüberwundenen Lebens, den Baum, der gerade im Winter das schönste Grün trägt. Aber die Sitte, den Baum in die Stube zu bringen und mit Lichtern und Geschenken zu schmücken, hat sich erst in diesem Jahrhundert auch in Skandinavien eingebürgert.

Noch auf eine andere Art gebrauchte man die Jullichter, um durch dieselben Vorbedeutungen zu erhalten. Man ließ sie nämlich ins Wasser tropfen oder schmolz auch Blei an ihnen und ließ dieses ins Wasser tröpfeln.

Die Figur, die dadurch entstand, enthielt, richtig gedeutet, die Antwort auf das, was man wissen wollte.

Schlug man an diesem Abend die Bibel auf, so gab wieder der erste Vers, den man las, Antwort auf die geheimen Gedanken. Ein Verfahren, das häufig von Weibern angewendet wurde, um den Namen des Freiers zu erfahren, den das Jahr bringen sollte, bestand darin, daß man einen Apfel in einer einzigen Schale schälte und diese über den Kopf hinter sich warf; wenn sie zu Boden fiel, zeigte sie den betreffenden Namen. Derselbe ließ sich auch mit Hülfe von Eiweiß deuten, das in einen Becher mit Trank geschlagen wurde.

In Norwegen übt man übrigens in dieser Beziehung auch folgenden Brauch: will man wissen, mit wem man sich verheiraten wird, so muß man, wenn alle Hausgenossen zu Bett gegangen sind, eine Flasche oder ein Glas mit Wasser, eine andere mit Bier und eine dritte mit Branntwein auf den Tisch stellen. Hierauf setzt man sich, in ein Laken gehüllt, auf einen Stuhl mitten in die Stube. Die zukünftige Ehehälfte zeigt sich alsbald unter großem Lärm. Die auf dem Stuhl sitzende Person muß dabei thun, als schlafe sie, und die erschienene, die sie, falls sie ihr nicht bekannt ist, leicht erkennen kann, tritt hierauf an den Tisch und trinkt aus einer der Flaschen oder Gläser. Trinkt sie aus der Wasserflasche, so bleiben sie im Ehestande arm, trinkt sie vom Bier, so wird es ihnen gut ergehen, trinkt sie vom Branntwein, so werden sie reich. Nachdem sie getrunken, entfernt sie sich. Wird die die Zukunft befragende Person unverheiratet bleiben, so zeigt sich ihr ein Gerippe.

Eine sehr gewöhnliche Art in die Zukunft zu sehen, war endlich auch im ganzen Norden die, seinen einen Schuh über den Kopf hinter sich zu werfen. Je nach der Frage, die es galt, ob man im Laufe des nächsten Jahres sterben, den Dienstplatz wechseln, heiraten u. s. w. werde, war die Antwort deutlich in der Lage des Schuhes, je nachdem er mit der Spitze oder der Ferse gegen die Thür lag, zu lesen.

Während die Antwort auf alle diese Fragen rasch und klar gegeben wurde, aber zuverlässig nur an diesem ersten Abend des neuen Jahres, gab es eine andere wichtige Frage, die an diesem Abend nur gestellt werden konnte, deren Beantwortung aber die ganze Julzeit in Anspruch nahm. Es war dies die Frage, wie das Wetter sich im neuen Jahr gestalten werde. Um dies zu bestimmen, machte man am Heiligen Abend mit Kreide zwölf Kreise auf den Deckenbalken, einen für jeden Monat, und an jedem der folgenden zwölf Jultage bezeichnete man dann an einem dieser Kreise, indem man den Strich ganz oder halb auswischte oder auch auf andere Art, wie das Wetter an diesem Tage gewesen war, ob heiter, wolkig, regnerisch, warm, kalt, ob Schnee gefallen u. s. w. Hiermit war die Antwort gegeben, die Wetterkarte des Jahres gezeichnet; denn wie das Wetter an jedem der ersten zwölf Tage des Jahres war, so gestaltete es sich auch während des ganzen betreffenden Monats.

Dieser Aberglaube war übrigens nicht nur in Skandinavien, sondern auch in Deutschland und anderen Gegenden verbreitet und kann sehr weit zurück verfolgt werden. Die mit Kreide gezeichneten Kreise an der Decke wurden in Dänemark „Julemærker“ (Julzeichen) genannt. Der Ausdruck ist dort noch erhalten in der Redensart: „Wenn nicht alle Julzeichen trügen“ u. s. w., eine Wendung, die von vielen gebraucht wird, ohne eine Ahnung von den Kreidezeichen an der Decke zu haben, von denen sie herstammt. (Schluß folgt.)

Kreta und seine politische Bedeutung.

Von C. Spielmann.

Wie vor zwanzig und etlichen Jahren, richten sich auch heute wiederum die Blicke nach jener herrlichen Insel des Mittelmeeres, die mit Gewalt vom drückenden Joche des Türkentums sich zu befreien strebt. Und zwar verfolgen wir nun mit ungeteilterem Interesse die Vorgänge „dort hinten weit in der Türkei“, während damals der kretische Lärm in dem allgemeinen europäischen fast verklang. Hatten wir doch zu jener Zeit außer der orientalischen noch eine italienische und eine deutsche „Frage“, welch' letztere beide erst in dem „Blut- und Eisenjahre“ von 1870—1871 ihre endgiltige Lösung erfuhren. Aber die erstgenannte Frage steht immer noch als drohendes Gewitter am politischen Horizont Europas, und es bedarf nur irgend eines geringfügigen Umstandes, um dasselbe zur Entladung zu bringen. Wie das „Bißchen Herzegowina“ seinerzeit einen Völkerkrieg im Osten mit mannigfachen darauffolgenden Verwickelungen verursachte, so kann heute das „Bißchen Kreta“ vielleicht Grund zu noch weitergehenden Gefahren für den europäischen Frieden abgeben.

Kreta — dies ist der alte und der eigentliche Name der Insel (neugr. Kriti, türk. Krîd), während Candia, die Umformung des arabischen Chandak, die venezianische Benennung, sich nur auf der Karte, nicht im Volke erhalten hat — ist die größte Insel im Griechenmeere. Langgestreckt, liegt sie vor dem Ausgange desselben, ein „Querriegel“, wie man wohl in geographischen Werken liest; der Vergleich erscheint zutreffend. Das sechsunddreißig Meilen lange und stellenweise zehn, durchschnittlich jedoch nur fünf Meilen breite Eiland ist eine Fortsetzung der Inselreihe Rhodos, Karpathos, Kasos nach Cerigotto, Cerigo und der Südspitze von Morea hin. Jedenfalls war das Ganze in früheren Zeiten der felsige Südrand eines nachher zertrümmerten Kontinents, der das Aegäische Meer füllte. Der aus Kalkstein gebildete Gebirgszug erreichte auf Kreta die bedeutendsten Höhen und die massigsten Anhäufungen. Vier durch schmale, schluchtenartige Einsenkungen getrennte Gebirgsstöcke erheben sich aus dem Meere; am östlichsten

das Sitia- und das Lasithi-Gebirge, beide lang, schmal und wegsam. Sie sind am niedrigsten; trotzdem steigen ihre Spitzen bis zu 5000 Fuß auf. In der Mitte hebt sich das Gruppengebirge des Ypsiloriti (des alten Ida) bis zu 8000, im Westen das Alpenland der Sphakia bis zu 7000 Fuß. Die Insel erscheint als ein Stück nordischen Berglandes, das ins Südmeer versetzt ist. Von dem von Osten nach Westen ziehenden Hauptkamm gehen nach Norden zu Ausläufer bis zum Meere hin, zwischen sich einzelne geneigte Flächen einschließend. Nach Süden zu stürzt dagegen das Gebirge schroff und steil zum afrikanischen Meere hin ab, einen ganz schmalen Küstensaum übrig lassend. Nur zwischen dem Ida und dem Steilzuge, der im Kap Theodia endigt, also recht in der Mitte der Insel, senkt sich das Land zu der von dem einzigen größeren Flusse durchströmten, fruchtreichen Ebene von Messara.

Der Gegensatz von Süd- und Nordküste ist begreiflicherweise in jeder Hinsicht bedeutend. Das breitere Nordgebiet hat einen ganz natürlichen Vorzug vor dem schmalen südlichen. Hier streichen die Glutwinde der Libyschen Wüste, wenig gemildert durch das Meer, herüber, um sich an den himmelhohen Steilwänden zu brechen. Oede und dürr zeigt sich deshalb das felsige Gestade im allgemeinen. Die Unzugänglichkeit der Hochwände und der Mangel an Buchten und Häfen lassen es unbewohnt erscheinen; nur an den Ausgängen der das Gebirge scheidenden Schluchten, die zugleich die Verbindung mit dem Nordgebiete darstellen, liegen größere Ortschaften. Sonst hängen nur vereinzelte Niederlassungen an den Vorsprüngen und Rändern, Adlernestern gleich. Die breite Nordküste dagegen gewährt einen anderen Anblick. Das allmähliche Vorschieben der Seitenausläufer des Hochgebirges und der sich senkenden Abdachungen läßt eine reiche Küstengliederung mit vielen Kaps, Buchten und Häfen zu. Zahlreiche Bäche und Flüßchen führen ihre Wasser von den Höhen über die Flächen, die, gegen die südlichen heißen Winde gesichert, den Einflüssen der gemäßigten Seewinde des Nordens offen sind. Bisweilen zwar dringen die Stürme von Süden durch die Querschluchten und fahren als Windhosen über die Wogen des Kretischen Meeres dahin bis ins Aegäische hinein. Ein mildes, erträgliches Klima, das vom Mai bis zum November anhält, so daß der Thermometer fast stets 20^0 R. zeigt, herrscht in diesen Gegenden. Der Winter ist gemäßigt, außer auf den Höhen; doch auch hier zergeht der Schnee unter dem Einfluß der afrikanischen Winde im Juli überall. Dann tritt an die Stelle der blinkenden, blitzenden Felsgrate und -kämme das schimmernde Weiß des Gesteins, Kalk, Kreide, Marmor, Tropfstein. Den günstigen Bedingungen der Bodenbeschaffenheit, der Bewässerung und des Klimas auf der Nordseite entspricht die Vegetation. Die saftigsten Matten, die schönste Blumenfülle, die herrlichsten Wäldchen von Platanen und Oliven, die ergiebigsten Fruchtgärten, Weinberge und Getreidefelder besitzt Kreta, wie keine der übrigen Inseln des Mittelmeeres.

Daß ein so gesegnetes Eiland bereits in frühester Zeit seine Bewohner besaß und jeden Fremden anzog, ist leicht erklärlich. Die erste Bevölkerung der Insel und alle folgenden bis auf die letzte fanden von Norden aus statt. Hier finden wir auch heute noch die ältesten und die bedeutendsten Niederlassungen, darunter die drei größten Städte Kanea, die Hauptstadt, Megalokastro (das alte Candia), dazwischen Retimo. Ersteres ist der Haupthandelsplatz; die Ausfuhr von Olivenöl, Weizen, Honig und Käse wird großenteils von hier aus besorgt. Die Zahl der Einwohner Kretas betrug in der Blütezeit der Insel, im Mittelalter, eine Million; die Türkenherrschaft hat sie auf das Fünftel dieser Summe heruntergebracht. Vier Fünftel davon gehören der Urbevölkerung an, die übrigen sind Türken. Ein Teil der ersteren und die letzteren sind dem Islam ergeben, doch sind sie keine fanatischen Mohammedaner. Sie trinken Wein im Ueberfluß; auch verehren wohl die Männer so halb und halb diesen oder jenen Heiligen — der bedeutendste ist der heil. Titus — die Frauen vor allem die Panhagia. Die ländliche, namentlich die Bergbevölkerung besteht aus Christen. Die Sprache aber ist überall, bei Türken und Urbevölkerung, das Griechische; es ist sogar zur Amtssprache geworden. Der Charakter der Bewohner soll immer noch im allgemeinen das alte Wort bestätigen: „Die Kreter sind Großsprecher, wilde Menschen und Faulpelze." Die eine große Tugend, die sie üben, ist die der Gastfreundschaft.

Soviel von Land und Leuten; nun von der politischen Bedeutung, von der Machtstellung, welche die Insel zu allen Zeiten ausübte! Sie war nach des Landes Lage niemals eine geringe. Die Sphäre der Macht erstreckte sich naturgemäß nördlich — alles auf der Insel weist nach Norden. Von Kleinasien (Karien) und von dem Peloponnes her kamen die Einwanderer in grauer Vorzeit herüber; am frühesten Hamiten von Osten her — „Eteokreten", d. h. eigentliche Kreter, nannte man sie in historischer Zeit. Den Westen dagegen besetzten arische Stämme, Pelasger, später Kydonen genannt. Umfassende Reiche hat, so scheint es, keines beider Völker gebildet. So viele Thäler und Mulden, so viele selbständige Gemeinschaften, die miteinander in beständiger Fehde lagen. Vorort der Hamiten war das alte Gortyna in der Messara-Ebene; der der Arier-Pelasger Kydonia (das heutige Kanea). Wer weiß, ob nicht schon in damaliger Zeit eine Art Freibeutertum auf der Insel herrschte. Zu dieser Urbevölkerung kamen im 14. Jahrhundert v. Chr. die seefahrenden Phöniker und besetzten die nördlichen Küsten, die Eingeborenen ins Innere zurückdrängend. Unweit des heutigen Megalokastro gründeten sie „Kart" (semitisch: Qirjath, „die Stadt"), aus welchem Namen die Griechen *Καρήτος* machten. Davon wurde der Name der Bewohner der Insel abgeleitet: *Κρῆτες*, wofür man später

Κρῆτες sagte. Von hier aus übten die semitischen Fremdlinge zum erstenmal die Herrschaft über den Archipelagus aus; unzweifelhaft saß im alten Karaitos ein König, der die umliegenden Inseln und einen Teil des peloponnesischen Festlandes seiner Macht unterwarf. Die phönikisch-orientalische Kultur drang bei den Pelasgern ein; vor allem wurde die Verehrung des einen semitischen Gottes unter ihnen verbreitet. Der „Götterkönig" (Meleq, Moloch, Meleq-kart, Melkart, Stadtkönig) trat dem altpelasgischen Zeus nahe; er verschmolz mit diesem, daher die Sage der Zeusgeburt auf dem Ida. Aber auch die entsetzlichen Menschenopfer des Meleq verpflanzten sich auf die Insel. Da wurde der Göttervater zu dem seine eigenen Kinder fressenden Kronos, zu dem sagenhaften Minotauros (Minosstier — der Meleq besaß einen Stierkopf), dem die pelasgischen Gestade ihren Tribut an Jünglingen und Jungfrauen liefern mußten.

Etwa anderthalbhundert Jahre hatten die Phöniker von der Hochburg zu Karaitos aus ihre Tyrannei über die umliegenden Küsten ausgeübt, als eine allgemeine Bewegung der Nordvölker losbrach. Es war zur Zeit des großen ägyptischen Pharao Ramses III. um 1170 v. Chr.,[1] als, durch ein noch unbekanntes Ereignis bewogen, die Völker im Ost- und Westbecken des Mittelmeeres eine gewaltige Südwärtswanderung begannen, teils zu Schiff, teils zu Lande. Das Ziel war das ägyptische Delta. Auch Kreta stellte seinen Anteil an Wanderern; wahrscheinlich wegen der drückenden Phönikermacht wandten sich Scharen von Eingeborenen zu Schiff südöstlich. Der gewaltige Volksschwall erlag aber den Waffen des kriegsgeübten Pharao bei Pelusium, wie später die Barbarenschwärme der Kimbern und Teutonen den Legionen des Marius. Die Reste, darunter Kreter und Philister (sem. Plischtîm, Wanderer), wurden im Süden der palästinensischen Küste angesiedelt. Die Insel Kaphthôr, die als Heimat der Philister genannt wird, kann keine andere als Kreta gewesen sein. Die Wanderung, wie überhaupt die Seebewegung, kam den phönikischen Gewalthabern teuer zu stehen. Der ganze Archipel geriet in Revolution, und es entbrannte ein Kampf des Arismus gegen den Semitismus. Er endigte mit dem Siege des ersteren und mit der Vertreibung der Phöniker aus den griechischen Gewässern. An die Stelle der phönikischen Dynastie auf Kreta trat eine pelasgische; aus dem Namen Karaitos wurde der Name Knossos. Minos, der Richter, Gesetzgeber und König, dessen Persönlichkeit vielfach als mythisch erklärt worden, wurde der Erbe der Phönikermacht im Archipel. Die kretische Thalassokratie blieb also bestehen, nur kam die Herrschaft in die Hände eines anderen Stammes; auch die orientalische Kultur übte nach wie vor ihre starke Macht aus. Daß Minos der pelasgischen Zeit angehört, ist ganz unzweifelhaft, da sein Name stets in Verbindung mit vorhellenischen Erinnerungen erwähnt wird; ihn in die Zeit der Dorer zu setzen, würde sehr verkehrt sein. Etwa zweihundert Jahre (1120—920) bestand der pelasgische Seestaat von Knossos.

Gegen das Ende dieser Periode verursachten die aus dem Norden von Hellas vordringenden Dorer oder Hellenen eine neue Völkerbewegung, welche die Aeoler und Joner übers Meer nach Kleinasien drängte und die Sagen vom Argonautenzuge, vom Trojanerkriege u. a. veranlaßte.[1] Die Dorer drangen nach; um die Mitte des zehnten Jahrhunderts erreichten sie das Meer im Süden und setzten über Cythera und Aegilia nach Kreta hinüber. Nun erfolgte auf der Insel ein erbitterter Kampf gegen die Urbewohner, der damit endigte, daß das ganze mittlere Nordgebiet und die Küsten von dem streitbaren Bauernvolke besetzt, die alten Bewohner, die sich nicht unterwarfen, in den Osten und Westen und in die Berge zurückgedrängt wurden. Anstatt des einen Königreichs zu Knossos erhoben sich nun so viele Gemeinwesen, als es Städte und Landschaften gab. Man sprach nicht umsonst vom „hundertstädtigen Kreta". Die dorischen Republiken waren ganz nach dem Muster der heimatlichen im Peloponnes eingerichtet. Die Macht besaß der herrschende dorische Kriegeradel; die Freien oder Periöken waren die freiwillig gehorchenden Urbewohner. Außerdem gab es noch Halbfreie (Mnoiten), Hörige (Klaroten) und Sklaven. Die Abstufungen zeigen deutlich, wie sich auf der Insel die Volkselemente aufeinandertürmten und in der Urzeit, wie es scheint, sich streng von einander sonderten. Unter den neuen Einwanderern blühte die Insel gewaltig empor; an die Stelle der phönikisch-pelasgischen Thalassokratie trat die dorisch-hellenische, die von neuem ihre Gewalt im folgenden, dem neunten, Jahrhundert über die südlichen Cykladen und Sporaden ausdehnte. Zum zweiten Male unternahm es Kreta, seine alte Kultur — diesmal dem Hellenismus — zu vermitteln, zur Zeit des großen Lykurgos; so bewahrte es sich stets ein hohes Ansehen. Ueber achthundert Jahre stand die blühende, mächtige Seefeste in stolzer Unabhängigkeit da. Ihre Flotten trotzten sowohl dem nördlichen meerbeherrschenden Athen, wie den großen asiatischen Despoten und Eroberern, nicht minder deren helleno-makedonischen Epigonen, selbst dem „Seekönige" Demetrios Poliorketes. Kreter dienten in dem Solde der Antiochen und Mithradate, aber die Herrschaft zur See, die Freiheit ihrer Heimat ließen sie sich nicht nehmen, nicht antasten. Ja, als die entnervten helleno-orientalischen Staaten nach einander der Herrschaft der erobernden Römer erlagen, da war es Kreta, das an die Spitze einer gewaltigen Reaktion gegen Rom trat. Mit allen Raubstaaten der griechischen und kleinasiatischen Küste im Bunde setzte es der römischen Landtyrannei eine Seetyrannei entgegen; es machte sich zum unbestrittenen Herrn des ganzen Mittel-

[1] Nicht 1270, wie früher angenommen.

[1] So nach den neuesten Forschungen. Die dorische Wanderung ist ca. 1000 zu setzen. Wann wird sich dieses Datum endlich in die Schulgeschichtsbücher einbürgern?

meeres. Das dauerte Jahrzehnte hindurch, der terror creticus war eine jener eigentümlichen Erscheinungen, die Rom stets inmitten seiner stärksten Kraft und Machtentfaltung mit dem Untergange bedrohten. Endlich ermannten sich die Herren der Welt zum umfassenden Angriffe auf die Piraterie. Systematisch wurden die Korsaren in den Südostwinkel des Mittelmeeres zusammengedrängt und dort vernichtet. Auf Kreta selbst wütete ein zehnjähriger Vertilgungskrieg (70 — 60 v. Chr.). Tausende von Einwohnern fielen unter dem erbarmungslosen Schwerte der Römer, niemand wurde zum Sklaven gemacht; alles Lebende, was in die Hände der Ergrimmten fiel, wurde niedergemetzelt. Triumphierend meldete zuletzt der Prätor Q. Cäcilius Metellus seinen Sieg nach Rom. Die Insel wurde römische Provinz; italische Kolonen siedelten sich an. Ihre zwölfhundertjährige Macht und Selbständigkeit war vernichtet; Grabesruhe herrschte auf dem schönen Eilande.

Beinahe neunhundert Jahre lang haben sich die Kreter nicht mehr gerührt; sie machten willenlos alle historischen Wandlungen im Römerreiche mit. In der Zeit nahmen sie auch das Christentum an. Der Sturm der germanischen Völkerwanderung erreichte die Kalkfelsen des Eilandes nicht; es ging aus den Händen des panrömischen Kaisertums in die des rhomäischen zu Byzantion über. Sogar die Flotten der Araber stürmten südlich an den kahlen Felswänden vorbei. Die Rhomäer aber übten die Seeherrschaft im Archipelagus von der Inselfeste aus und behaupteten sie gegen Omaijaden und Abbasiden. Zu gewaltiger Machtentfaltung aber sollte Kreta durch ein neues, ganz fremdes Element kommen. Um 820 n. Chr. kamen in gewaltiger Anzahl andalusische Araber, die Aegypten anzugreifen beabsichtigten, auf Kreta an. Von der „Schanze" (arab. Chandak) aus, die sie auf den Trümmern von Knossos anlegten, unterwarfen sie sich die ganze Insel und gründeten den Seestaat „der weißen Fahne". Der Emir von Chandak beherrschte bald durch seine Flotten den ganzen Archipel und weiterhin alle Küsten und Inseln von Sicilien bis Cypern. Mit den Venezianern stritten die kretischen Seeräuber um die Herrschaft auf der Adria; gewaltige Schläge führten sie gegen die zweite Hauptstadt des Rhomäerreiches, das blühende Saloniki. Die schwachen Kaiser im Blachernenpalaste waren den kriegs- und seetüchtigen Korsaren lange Zeit nicht gewachsen. Endlich raffte der aus dem Feldherrnstande zum Kaiser emporgestiegene Nikephoros, ein gewaltiger Krieger, alle Kräfte des Reiches zusammen. Vierthalbtausend Schiffe führten die Streitmacht von Ephesos nach Kreta hinüber. In zweijährigem Kriege (960—961) wurde Chandak zerstört, die Insel unterworfen, der Islam, der bereits Boden gefaßt, ausgerottet. Wiederum waren die Rhomäer Herren des östlichen Mittelmeeres, und nachdrücklicher als je beherrschten sie von Kretas Höhen die östlichen Gewässer an dritthalbhundert Jahre.

Da stürzte der vierte Kreuzzug, der mit Unrecht diesen Namen führt, das byzantinische Reich in Trümmer; es entstand die lateinische oder die Frankenherrschaft in der Levante. Scheinbar der Titularkaiser der Abendländer, thatsächlich die Republik des heiligen Marcus besaß die Obgewalt im Südosten Europas. Das vermochte sie allein durch den Besitz von Kreta. Kreta war der Hauptstützpunkt, der Mittelpunkt der venezianischen Macht in der Reihe der Kriegs- und Handelsstationen, die sich von der Lagunenstadt über die dalmatischen und ionischen Inseln, über die Cykladen und Sporaden bis nach Cypern hin erstreckten. Deshalb schufen die neuen Herren von Kreta auch die Insel zu einem Bollwerk, zu einer vollständigen Feste um. Die gewaltigen Ringmauern von Candia-Megalokastro erregen heute noch die Bewunderung der Beschauer, nicht minder die Hafenbauten der Nordstädte. Freilich mußten die venezianischen Nobili, denen die Signoria ihre Ritterlehen auf der Insel anwies, sich dieselben erst erobern, und es gab beständige Fehden mit den wieder zum Selbstbewußtsein erwachten Kretern. Das Volk der Berge blieb auch diesem neuen, dem siebenten Volkselemente feindlich gegenüberstehen. Nur durch unerhörte Grausamkeit konnte nach Art der Krämervölker die Republik ihre Obergewalt behaupten; aber sie behauptete sie weit und breit. Das lateinische Kaisertum stürzte, das neubyzantinische desgleichen; die Frankenherrschaften gingen unter, selbst die Venezianer verloren eine levantinische Besitzung nach der anderen. Nur auf den Zinnen der kretischen Inselfestungen flatterte stolz fort und fort das Banner von San Marco, und so lange es von dort nicht herabgestürzt war, konnte niemand anders als Venedig die Macht in jenen Gewässern ausüben.

Fünfthalbhundert Jahre (1206—1669) bestand die Herrschaft der Republik auf Kreta. Da wälzte der kriegerische Islam seine erobernden Massen über die Wogen gegen die Gestade der Insel. Die tapferen Sultane des sechzehnten Jahrhunderts hatten Kreta ganz übersehen; die gewaltigen Großwessiere aus dem Hause der Kiuprili beschlossen, den Riegel vor dem Meeresthore hinwegzustoßen. Fünfundzwanzig Jahre lang (1645—1669) rangen Kreuz und Halbmond zu Wasser und zu Lande um den Besitz der schönen Insel. Mit den Streitmassen aus Asien und Afrika, welche die Osmanen herbeiführten, fochten Krieger aus allen Ländern Europas. Der tapfere venezianische Held Francesco Morosini bedeckte sich mit Ruhm. Endlich, endlich siegte die türkische Uebermacht und Ausdauer Achmet Kiuprili pflanzte den Roßschweif auf die Wälle der kretischen Hauptstadt, nachdem die Venezianer abgezogen waren. Zweimalhunderttausend Türken waren gefallen, aber noch mehr Kreter und Venezianer wanderten von der Insel aus.

Nun wurden die Osmanen die Herren der Osthälfte des Mittelmeeres und Kreta ward ihr Stützpunkt. Die Insel erhielt einen Generalgouverneur und wurde in drei Ejalets, Kanea, Retimo, Candia, geteilt; diese setzen sich aus

vielen Livas zusammen. Jedem Ejalet steht ein Pascha, jedem Liva ein Kaimakam vor. Die durch den Abgang der venezianischen Nobili freigewordenen Lehen fielen den türkischen Agas und Begs anheim, die ein letztes, achtes Element der Bevölkerung bildeten. Sie haben aber heutigen Tages an Zahl sehr abgenommen und drängen sich meist in den großen Städten zusammen. Die Türken halten besonders seit dem letzten furchtbaren Aufstande von 1866—1869 die Insel unter völliger Militärherrschaft; auf allen Höhen flattert das rote Banner mit Halbmond und Stern; jeder strategisch wichtige Punkt ist mit einem Fort oder Blockhause gekrönt, aus dem die Mündungen der Kruppkanonen drohend hervorblicken. Trotzdem den einzelnen Verwaltungsbeamten sog. Conseils zur Seite stehen, haben erstere doch die vollziehende bürgerliche und militärische Gewalt in Händen, und der im Konak zu Kanea residierende Generalstatthalter mit dem Range eines Muschir (Feldmarschalls) besitzt ausgedehnte Vollmachten.

Dessenungeachtet behauptet sich der Freiheitstrotz der kretischen Bergvölker nach wie vor. Träger desselben sind die Bewohner der sogen. „weißen Berge", des Hochlandes im Westen, die Sphakioten. Diese reinen Nachkommen der Dorer hielten sich in ihren Schlüften und Hochthälern bei ihren Schafherden gegen alle fremden Eindringlinge unabhängig und wiesen alle Angriffe auf ihre Heimat blutig zurück. Sie haben manche Eigentümlichkeit des Urdorismus beibehalten, u. a. den Kriegstanz (die Pyrrhiche), die harte Erziehung der Jugend, die Volksversammlungen auf dem Omalo, dem „kretischen Rütli". Geldgierig wie sie sind, dienten sie als Landsknechte den orientalischen Despoten wie den Venezianern, aber Unterwerfung in der Heimat, das gab es nicht für sie. Man mußte ihnen stets Zugeständnisse machen oder sie zeitweise verräterischerweise durch ein Blutbad lichten. Das thaten auf ganz entsetzlich grausame Art die Venezianer zu Anfang des sechzehnten, die Janitscharen zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Zu vernichten aber vermochte sie weder Ritterschwert noch Handschar. Die beiden furchtbaren Empörungen gegen die moslemische Tyrannei, die von 1821 bis 1828 und von 1866 bis 1869, fanden in den Sphakioten ihre Hauptträger. Im ersteren Kriege zerschellte die Macht der ägyptisch-albanesischen Bataillone des furchtbaren Mehemed Ali an den Klippen des Alpenlandes; im zweiten trug der Besieger der Russen und Montenegriner, Omer Pascha, seinen Kriegsruhm in den Schluchten von Askypho und Samaria zu Grabe. Erst als der wilde Ungestüm der Türken der bedächtigen Guerrilla Platz machte, gelang die allmähliche Bezwingung des Aufstandes durch Gewalt und Güte. Beide Male wurden die Hoffnungen der Kreter, mit Griechenland vereinigt zu werden, getäuscht, obschon sie zuletzt Georgios, dem Könige der Hellenen, bereits gehuldigt hatten. Der Sultan versprach den Großmächten gegenüber Reformen, hat sein Wort aber — wie immer — nur halb gehalten.

Und heute rebellieren die Kreter wieder. Ein neues kriegerisches Geschlecht ist herangewachsen, das die Entsetzlichkeiten des letzten Krieges aus eigener Anschauung nicht kennt. Aber leicht wird es ihnen nicht werden, wenn sie unabhängig werden wollen. Fester als je hält der Türke das Eiland in der Faust; Schakir Pascha, der gegenwärtig auf Kreta waltet, ist gerade der rechte Vertreter der Gewaltherrschaft. Die Großmächte zeigen sich sehr lau, und selbst Georgios wendet sich von den Kretern ab. Und doch ist es klar am Tage, daß der Halbmond die längste Zeit über der Perle des Mittelmeeres seine Herrschaft ausgeübt. Was aber dann, wenn sein Glanz völlig erlischt? Drei Möglichkeiten sind vorhanden. Die eine ist die, daß Kreta völlig autonom wird. Dann aber wäre der ewige Zank im Innern und eine stete Bedrohung des orientalischen Friedens nach außen hin die Folge. Oder Kreta fällt an Griechenland. Dann würde letztere Macht einen gewaltigen Aufschwung nehmen und die Herrin des ganzen Archipels werden, eine den übrigen Beherrschern des Mittelmeeres ebenbürtige Gewalt ausüben. Das wird manchem nicht recht sein. Oder aber — England nimmt Kreta in Besitz, trotz der gegenteiligen Beteuerungen Lord Salisburys. Was es aber heißen würde, wenn die militärische Linie Gibraltar, Malta, Kreta, Cypern sich in einer Hand — in Englands Hand — befände, das zu bedenken, wollen wir den Diplomaten überlassen, aber doch die, wenn auch unmaßgebliche Meinung äußern, es sei gut, von allen Uebeln das kleinste zu wählen — also Kreta lieber autonom oder griechisch zu machen.

Reisebilder aus Aegypten.

Von Ernst Schrecker.

(Fortsetzung.)

2. Die bedeutendsten Altertümer bei Kairo.

Von dem modernen Kairo wenden wir uns nunmehr ab und einigen Resten des alten Aegypten zu, die sich in nächster Nähe der Hauptstadt finden. Zunächst ist es das Museum von Bulak, das uns anzieht. Auf staubigem Wege gelangt man zu jener dorfähnlichen Vorstadt Kairos, wo von sorgsamer Forscherhand die Errungenschaften fleißiger Ausgrabungen und Untersuchungen niedergestellt und aufbewahrt sind. Schon wenn man in den Vorhof dieses Museums tritt, fühlt man sich in das alte Aegypten versetzt: Sphinxe, Statuen der Pharaonen und mächtige Sarkophage stehen rings umher und sprechen mit ihren geheimnisvollen Hieroglyphen-Inschriften von längst vergangenen Zeiten, und in einiger Entfernung hinter diesem Vorgarten sieht man über eine niedrige Mauer hinweg auf den Nilstrom, der heute noch wie vor alters vorüberzieht und gleich den stummen Zeugen, die hier aus Stein gehauen vor uns liegen, von den Jahrtausenden zu er-

zählen weiß, die vorüberrauschten, indem Geschlecht auf Geschlecht ins Grab sank, ohne doch die Schätze der Kunst mit hinabzunehmen, ja ohne daß selbst der eigene Leichnam der völligen Vernichtung anheimgefallen wäre. Hier im Museum von Bulak — und das war mir das Interessanteste, weshalb ich auch hauptsächlich nur dies von dem vielen Sehenswerten hervorheben will — liegen ja in einem Saale in Glassärgen neben einander die Mumien der allmächtigen Pharaonen. Oft und lange stand ich vor der gut erhaltenen Mumie Ramses' II., des Großen, des gewaltigen Königs im hundertthorigen Theben, und schaute in das Antlitz, das noch heute, obwohl ganz schwarz gefärbt, von Hoheit zeugt. Die Adlernase ist noch deutlich zu erkennen. Und neben ihm ruht Ramses III. und mancher andere König und Priester. Sie haben es sich wohl nicht träumen lassen, daß ihre einbalsamierten Körper der neugierigen Schaulust der Reisenden dienen würden, welche über diese Verewigung des verweslichen Menschenleibes nur noch ein Lächeln haben und nach dem Tode lieber durch schnellen Verbrennungsprozeß den Körper in Asche auflösen. Statt dessen harren jene uralten Könige noch immer der Wiederkunft ihrer abgeschiedenen Seele entgegen. Wie möchte sich die Seele Ramses' des Großen verwundern, wenn sie plötzlich in ihren Leib zurückkehrte und ein zweites Menschenleben hier im neuen Aegypten führen sollte! Wo sind die alten mächtigen Pharaonen, wo sind die Paläste von Memphis und Theben? Was ist aus den Nachkommen der alten Aegypter geworden!? Elende Fellachen, ärmlichste Bauern, die im Schweiße ihres Angesichts das Land bestellen! Ueber sie hat der semitische Araber den Halbmond als Zeichen seiner Herrschaft erhoben. Aber auch diese Nation wieder, verkommen und zerfallen, sinkt immer mehr herab zum Spielball der Politik mächtiger europäischer Staaten, unter denen der englische augenblicklich hier die Vorhand hat. Das hätte sich der allmächtige Beherrscher Ober- und Unterägyptens gewiß nicht träumen lassen, daß es mit seinem Lande dahin kommen würde! Aber das ist der Gang der Geschichte, daß in wechselndem Kreislauf ein Volk zu hoher Blüte, Kultur und Macht aufsteigt und dann, wenn seine Zeit abgelaufen, wieder sinkt. Aegypten von einst und jetzt predigt allen Völkern ein deutliches „memento mori“: Auch die höchste Kultur kann in Barbarei, auch die höchste Macht in elende Knechtschaft und Abhängigkeit wieder fallen.

Aber als ob man sich, wenn man das heutige Kairo oder die nächste Umgebung durchwandert, stets die ehemalige Größe Aegyptens gegenwärtig halten sollte, sieht man immerfort von der Wüste her, weithin sichtbar, die gewaltigen Pyramiden, aus mächtigen Granitblöcken scheinbar für die Ewigkeit gebaut, herüberragen. Nach mehrstündigem Reiten oder Fahren erreicht man den Boden des alten Memphis bei dem heutigen Dorfe Gîzeh (z ist wie ʃ zu sprechen). Dort stehen die ältesten Bauten Aegyptens, die nach ungefährer Berechnung etwa viertausend Jahre v. Chr. entstanden sind, indem die Könige des alten Reiches sich diese gewaltigen Mausoleen errichteten. Man hat sich gewundert, daß man nur fertige Pyramiden in Aegypten angetroffen, nicht solche etwa, die nur halb vollendet geblieben wären. Jeder König hatte nämlich nur Interesse, sich selbst eine Grabstätte zu bauen. Wenn er nun mitten in der Arbeit starb, so war vielleicht die Pyramide erst halb fertig, und der Nachfolger hätte sie schwerlich weiter geführt, denn der hatte wieder genug zu thun, sich selbst eine möglichst großartige Gruft zu verschaffen. Wie kommt es nun, daß die eine Pyramide so gewaltig groß, die andere dagegen verhältnismäßig klein ist? Der Pharao, der sie baute, konnte doch nicht wissen, wie lange er leben würde, und wenn er den Grundriß der Pyramide zu groß anlegte, so konnte durch frühen Tod sein Werk unvollendet bleiben. Und wiederum wenn einer den Grundriß klein anlegte und er lebte lange, so würde ihm solch Bauwerk nicht genügt haben. Da hat man denn eine Hypothese aufgestellt, welche Wahrscheinlichkeit für sich hat. Jeder König, wenn er zur Regierung kam, begann sofort den Bau seiner Gruft in Pyramidenform nach kleinstem Grundriß, eben angemessen groß, damit er innen eine königliche Grabstätte hätte. Um diese erste Pyramide wurde dann gleichsam als Pyramidenmantel eine neue gelegt u. ſ. f., ein Pyramidenmantel über den andern. Und wenn er starb, so hatte der Nachfolger nur den letzten Pyramidenmantel zu vollenden. Diese Hypothese entspricht vollkommen dem inneren Bau der Pyramiden und erklärt alles gut. Und weiter kann man dann — diese Hypothese als richtig angenommen — einen Rückschluß auf die Länge der Regierungszeit der einzelnen Könige machen. Je größer die Pyramide eines Pharao, um so länger seine Regierungszeit, und umgekehrt.

Die größte unter allen Pyramiden, etwa aus der vierten Königsdynastie stammend, ist die des Cheops (oder Chufu). Sie überragt die beiden andern auf dem Felde von Gîzeh stehenden, die des Chefren (sprich: Schéfren) und Menkaura (griechisch: Mykerinos). Diese Pyramide des Cheops ist in ihrer inneren Einrichtung merkwürdig, weil sie drei Grabkammern über einander hat. Die unterste befindet sich 30 m. unter der Grundlinie der Pyramide. Die mittlere ist ganz mit poliertem Granit ausgekleidet. Zu den Grabkammern führen Gänge, die nach außen hin in einen zusammenlaufen. Früher waren bei allen Pyramiden die Gänge zu den Grabkammern mit kolossalen Blöcken verrammelt und die Mündung des Ganges an der Außenfläche der Pyramide durch die Bekleidung unkenntlich gemacht. Aber die Araber fanden doch die Eingänge vielfach und plünderten die Grabkammern aus. — Die Luft in den Gängen der Pyramiden ist unangenehm drückend, da die inneren Räume die mittlere Jahrestemperatur des Landes, also einige 20° C. bewahren.

Die Cheopspyramide hat eine Höhe wie der Kölner

Dom etwa (genau 151 m.). Es verlockt, hinaufzuklettern und von der Plattform aus, die sich oben auf der Spitze befindet, einen Rundblick zu halten. Aber wie hinaufkommen? Eine Treppe gibt es nicht. Doch die wilde Schar der Beduinen, die der Häuptling, genannt Schêch-el-Beled (Dorfschulze etwa), mit dem Stock dreinschlagend, in Ordnung zu halten sucht, bietet sich zur Beihülfe an. Und allerdings geht es auch nicht ohne sie. An jede Hand faßt ein Araber, ein dritter schiebt hinten nach, und gewöhnlich sind noch einer oder mehrere im Gefolge. Und nun geht es hastig von einem gewaltigen Steinblock zum andern hinauf, indem man diese vorspringenden Steinblöcke als Stufen benutzt, obgleich sie manchmal die schwer ersteigbare Höhe von der Größe eines Menschen haben. So klettert man eilig nach oben, denn die Araber wollen ihr Geschäft so bald als möglich beenden. Aber doch finden sie unterwegs schon Zeit, den Fremden um ein möglichst großes Bakschisch anzugehen, und machen zuweilen förmliche Erpressungsversuche. Aber man thut gut, wenn man ihnen den Lohn erst nach gethaner Arbeit gibt, weil sie in ihrer Unersättlichkeit doch noch immer mehr fordern. Oben angekommen, hat man einen majestätischen Rundblick. Es war kurz vor Sonnenuntergang, als ich auf der Spitze ankam. Nahe östlich sah ich den Nil vorüberziehen, dahinter Kairo. Prächtig nahm sich die Kairo überragende Zitadelle mit ihrer wundervollen Alabastermoschee, der Gâmi Mohammed Ali, im Strahl der Abendsonne aus. Aber wenn der Blick darüber hinausschweifte, so wollte die Wüste, hier „arabische" genannt, kein Ende nehmen. Und nach der westlichen Seite hin entsprach derselben die „libysche" Wüste, ebenfalls ins Unermeßliche sich ausdehnend. Der Sonnenuntergang in der Wüste gewährt einen ähnlichen Anblick wie der auf hoher See. Die grenzenlose Wüste, in der man nichts als weißen Sand und Steine sieht, gleicht mit ihren wellenförmigen Höhenzügen sehr den Wogen des Meeres. Nur daß kein Brausen das Ohr des Menschen berührt; lautloses Schweigen herrscht ringsumher. Aber gerade auch dieses Schweigen macht einen so tiefen Eindruck auf das menschliche Gemüt. Und es ist wohl nicht zufällig, wenn die Stifter der großen Religionsformen oft den Aufenthalt in der Wüste gesucht haben, wo sie in einsamer Ruhe dem Eindruck der gewaltigen Erhabenheit, wie hier die Natur ihn bot, sich überließen, so ein Moses in der Wüste am Sinai, Jesus in den Einöden Palästinas, auch Mohammed in Arabien. Wenn — wie an jenem Tage, als ich auf der Plattform der Cheopspyramide stand — die Sonne, den Rand der Wüste am Horizont rötlich färbend, untergeht, so steht der Mensch bewundernd vor der Schönheit und Größe der Natur. In diesem Genuß des Naturspieles störte mich einigermaßen einer meiner arabischen Begleiter, mit denen ich als einziger Europäer hinaufgeklettert war. Er examinierte mich über meine Nationalität, Stellung ꝛc. Und als er in mir einen Arzt vermuten zu können glaubte, stellte er sich ebenfalls als Arzt vor. Er sei ein bedeutender Arzt in Gîzeh, habe bei seinem Vater studiert. Eine eigentliche medizinische Fakultät gibt es nämlich an dortiger Universität nicht, sondern der Vater vererbt seine medizinischen Kenntnisse auf den Sohn fort. Sie werden auch darnach sein! Dieser sogen. Arzt wollte mir seine Kunst beweisen, indem er mich auf einen Herzfehler untersuchte. Er behandelte mich gleichsam als seinen Kollegen, natürlich um dadurch einen um so höheren Anspruch auf größeres Trinkgeld zu erhalten. Es kam mir absonderlich vor, hier oben auf der fast sechstausendjährigen Pyramide des Königs Chufu solche wunderliche Gespräche führen zu müssen. Dann ging es wieder hinab. Aber der Hinunterstieg schien noch mehr halsbrecherisch als das Hinaufklettern. Freilich die Araber sind so gewandt und halten den Fremden so fest, daß er sich ihnen sicher anvertrauen kann. Allerdings schwindelfrei muß man beim Hinunterklettern sein. Denn man denke sich z. B., daß man von der Spitze des Kölner Domes auf einer Freitreppe hinuntergehen sollte, es würde manchem dabei doch merkwürdig zu Mute sein. Hier nun gibt es, wie gesagt, gar keine Treppe, sondern man springt von Stein zu Stein. Nun ich war froh, als ich endlich wieder unten war, und opferte willig mein Bakschisch. Die Erinnerung an diese Besteigung der Pyramide machte sich in meinen Knochen noch tagelang fühlbar. Als ich unten angekommen war, drängten die übrigen Araber wieder herzu, boten allerhand echte und unechte Antiquitäten an und redeten auf mich ein. Da sie sahen, daß ich das Reisebuch von Baedeker in der Hand hatte, das sie am roten Deckel als solches erkannten, sagte einer: „Baedeker musch tayyib" (Baedeker nicht gut). Ich antwortete: „Baedeker tayyib ketir" (Baedeker sehr gut). Darauf fragten sie mich über Alemânia, und es war ganz interessant, sich mit ihnen, wenn auch radebrechend, zu unterhalten. Dann wurde ich vom Dorfschulzen, dem Schêch-el-Beled, zum Abendessen eingeladen. Es gab allerlei Früchte: Bananen, Mandarinen, Orangen, Feigen, Datteln ꝛc., Milch und Kaffee, und das alles umsonst. Im Verkehr mit diesem Schêch-el-Beled mußte ich unwillkürlich an eine hochinteressante, aus Holz geschnitzte Figur des Bulaker Museums denken, die man ebenfalls Schêch-el-Beled genannt hat, die aber, weil sie auf dem Boden des alten Memphis hier bei Gîzeh gefunden wurde, ein Alter von nahezu sechstausend Jahren verrät, indem Memphis als Reichshauptstadt etwa viertausend Jahre v. Chr. blühte. Man staunt über die Kunstfertigkeit, die vor langen Jahrtausenden solche Figur schnitzen konnte. Die Gestalt hat eher mit einem deutschen Bauern Aehnlichkeit, als mit den heutigen Beduinen. Der Häuptling, bei dem ich einkehrte, hatte mit ihm sicher keine Verwandtschaft.

Nach dem frugalen Mahle bei meinem Schêch ritt ich allein auf meinem Esel, nur gefolgt von dem Esel-

knaben, über das Totenfeld von Memphis hin zu dem Sphinx, der nicht weit entfernt aus dem Wüstensande emporragt, jenes sonderbare Steinbild mit dem Löwenleib und Menschenantlitz, das vor allen Tempeln Aegyptens wiederkehrt. Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht richtig, das Wort als Femininum, wie üblich, zu behandeln. Denn die bisher an den Sphinxen gefundenen Inschriften zeigen alle Namen männlicher Könige, die unter dem Bilde dargestellt wurden; auch sagt Herodot in seinem Buche über Aegypten „ὁ Σφιγξ“ (also als Maskulinum). Der Irrtum mag vielleicht daher rühren, daß die Gesichter — wie eben die Gesichter vieler männlicher Steinbilder in Aegypten — weiblichen Charakter zu zeigen scheinen, namentlich infolge der weibischen Haartour. Daß man mit Löwenleib den Sphinx dargestellt hat, soll wohl besagen, daß wie der König der Tiere über sein Reich, so allgewaltig auch der Pharao über die Menschen herrscht. Dieser kolossalste Sphinx auf dem Gräberfeld der alten Reichshauptstadt Memphis ist vermutlich von König Chefren erbaut, aus dem Felsen gehauen und 55 m. lang. Dieser mächtigen Länge entsprechen dann auch die Dimensionen der einzelnen Körperteile. Als ich am Sphinx ankam, war indessen der Mond aufgegangen, und unter seinem magischen Lichte nahm sich diese Kolossalfigur, an der das an sich schon häßliche Antlitz durch starke Beschädigungen noch mehr verunstaltet ist, fast fürchterlich aus. Lange Zeit lagerte ich vor dieser rätselhaften Gestalt, die der zugewehte Wüstensand immer wieder zu verschütten droht und die deshalb von Zeit zu Zeit von neuem freigelegt wird; dicht vor mir hatte ich einen halbverschütteten Tempel, über den sich der Sphinx als unheimlicher Wächter des Totenfeldes erhebt. Und im Hintergrunde stehen die mächtigen Pyramiden. Dies alles vom Zauber des Mondlichtes übergossen und dazu die lautlose Stille in der unermeßlich rings sich ausdehnenden Wüste — es mußte einen tiefen Eindruck bei mir hinterlassen, den ich beim Scheiden von Aegypten in den nachfolgenden Worten niederlegte:

„Sei mir gegrüßt, du Land der Pharaonen,
Darinnen mir erschien die Wunderwelt;
Nicht Regen rauscht, nicht Schnee in diesen Zonen,
Der blaust Himmel ist dein stetes Zelt;
Tagtäglich glüht die Sonn' im Strahlenglanz,
Und rings erblüht ein bunter Blumenkranz.

Sei mir gegrüßt zum letzten, Land der Götter,
Die wie der Nilquell unerforschlich tief,
Gleichmächtig sind als Strafer wie als Retter,
Wenn sie des Priesters Zauberstimme rief;
Euch weihten sie der Tempel ew'ges Haus,
Schau' ich Euch an, ich fühle Furcht und Graus.

Lebt wohl, ihr alten stolzen Pyramiden,
Ihr steht allhier von Kind zu Kindeskind;
Welch' Künstler denn, welch' Bildner konnt' hienieden
Euch schaffen, die für Ewigkeiten sind!
Ihr ragt hinauf bis in der Wolken Kreise,
Dem Kön'ge, der euch schuf, zu stetem Preise. —

Hier stand ich noch. Der Sonne letzte Strahlen
Versanken hinterm weiten Wüstenmeer;
Ich sah wie Gold den Wüstensand sich malen, —
Gedanken kamen mir so hoch und hehr; —
Dort auf dem Gipfel jener Pyramiden
Fühlt' ich, welch' Glück mir Sterblichem beschieden.

Ich stieg hinab; und schummernd Abenddunkel
Umfängt in tiefem Schweigen die Natur;
Doch bald bei Mondenschein und Sterngefunkel
Zeigt sich ein ander Bild, fast schöner nur:
Sind's Nebelgeister altägypt'scher Ahnen,
An die mich jene Flimmerlichter mahnen? —
Und sieh! — nicht weit — der Sphinx ragt aus dem Grunde,
Dies Rätselbild, ein Mensch von Angesicht,
Und grinst mich an und schaut um in die Runde, —
Gespenstig leis', doch deutlich es jetzt spricht:
Was willst, Du Mensch, an dieser Totenstätte,
Suchst Du im Wüstensand Dein Sterbebette? —

Vielleicht — klingt's nach in meinen Nachtgedanken, —
Nur zu! — Fahr wohl; ich hab' genug gelebt,
Sah hier die Freude sich um Palmen ranken,
Groß war das Leben, schön was ich erstrebt,
Was ich erreicht — es war ein kurzes Träumen,
Es fließt dahin, wie Nileswellen schäumen!“

(Schluß folgt.)

Eine Liliput-Republik.

Von J. Okič.

Man ist gewöhnt, seit dem 20. September 1870, an welchem Tage die italienischen Truppen durch die Porta Pia in Rom eingezogen, den italienischen Stiefel als Italia unita — einiges Italien — darzustellen. Im Allgemeinen trifft das wohl zu, ist aber, bei Licht besehen, doch nicht apodiktisch richtig. Gleichsam im Herzen Italiens, im rechten südlichen Winkel zwischen dem zwölften Meridian und dem vierundvierzigsten Breitengrade liegt die Republik San Marino.

Diese Liliput-Republik besteht seit dem sechsten Jahrhundert und wußte in der langen Dauer ihres Bestandes in allen Sturm- und Drangperioden der verschiedenen Jahrhunderte ihre Unabhängigkeit zu wahren. Es hat sogar Zeiten gegeben, in welchen bewaffnete Angriffe an dem Widerstande des Zwergstaates abprallten.

Die Grundfläche der Republik San Marino beträgt 85.6 Qu.-Km., deren Bevölkerung aber nach der letzten, im Jahre 1880 vorgenommenen Volkszählung 8598 Seelen.

San Marino besteht aus zwei Haupt- und sieben Nebengemeinden, welche ausnahmslos die vollste Zollfreiheit genießen.

Das ordentliche Budget der Republik ist auf 145,000 Franks veranschlagt. Außerordentliche Einnahmen belaufen sich durchschnittlich jährlich auf 80,000 Franks. In der Zentralstaatskasse sind 300,000 Franks als unangreifbare Reserve deponiert. Staatsschulden hat die Republik San Marino — keine.

Der gesetzgebende Körper der Republik besteht aus 60 ad hoc erwählten Bürgern. An der Spitze der Verwaltung stehen zwei auf ein Jahr gewählte Präsidenten, welche nach Ablauf ihrer Funktionsdauer durch die drei aufeinander folgenden Jahre nicht wieder wählbar sind. Dieselben regieren jedoch nicht gemeinschaftlich, sondern jeder auf die Dauer von sechs Monaten. Der Regierungsantritt beginnt mit dem 1. April und 1. Oktober eines jeden Jahres. Für das laufende, mit dem 1. Oktober begonnene Jahr wurden der Sparkassendirektor und ein Kaufmann zu Präsidenten ernannt. Die Präsidenten führen den Titel Capitani reggenti — Regierungskapitäne. Staatssekretäre oder Minister zählt die Republik San Marino fünf und zwar: Aeußeres und Finanzen, Inneres, Kultus, Miliz und Justiz. Eine Unterabteilung der Miliz ist das Departement der Mobilgarde. Der Generalzahlmeister steht im Range eines Unterstaatssekretärs des Finanzministeriums.

Der Justizsekretär ist zugleich auch Friedensrichter und — Untersuchungsrichter in Strafangelegenheiten.

Die Justizpflege besteht aus drei Instanzen. Das Tribunal der ersten Instanz besteht aus einem einzigen Richter, gegenwärtig Kambo Enrico. Die gleiche Anzahl Richter weist auch das Appellationsgericht auf und zwar gegenwärtig den Advokaten Commendatore Marruchi Agosto. Viel stärker dagegen ist das Kassationsgericht, denn dasselbe ist aus dem Kanzlerrichter als Vorsitzendem und zwölf Geschworenen zusammengesetzt. Gnadengesuche kennt das Gesetz nicht.

Die Post ist mit dem Telegraphen kombiniert und zählt im ganzen drei Beamte: einen Direktor und zwei Manipulationsbeamte. Der Telegraphendienst ist beschränkt.

Das Staatsarchiv enthält sehr wichtige Dokumente, welche bis in das 6. Jahrhundert n. Chr. zurückreichen. Das Drum und Dran des Staatsarchivs ist gegenwärtig Herr Ritter v. Belluzzi-Luciano.

Das Grundbuch und die mit dem Museum verbundene Staatsbibliothek werden von je einem Beamten verwaltet.

Der Lyzealdirektor ist gleichzeitig der Kultusminister.

In Italien, ebenso in der Republik San Marino, gibt es keine vollzähligen Gymnasien, sondern Gymnasien mit fünf Klassen, an welche sich das Lyzeum mit drei Jahrgängen anschließt. Nach der Absolvierung des letztern muß man sich, um die Universität besuchen zu können, der Maturitätsprüfung unterziehen. In den fünf Gymnasialklassen sind — drei Lehrer thätig. Die „Hörer" der fünften und vierten, ferner jene der zweiten und ersten sitzen in zwei Zimmern zusammen und haben „einander so lieb", während die dritte Klasse, als die stärkste, sich eines eigenen Schulzimmers erfreut.

Der hochwürdige Herr Giuseppe Ritter v. Giannini, Erzpriester (Dechant) und Pönitentiär, repräsentiert die höchste kirchliche Behörde und ist gleichzeitig der Stadtpfarrer der Residenz. Ihm stehen zwei Priester helfend zur Seite.

Ganz im Gegensatze zu Italien, welches, soviel es in seiner Macht stand, die Klöster auflöste und die Mönche und Nonnen nach allen Windrichtungen versprengte, erfreuen sich die Konvente in der Republik San Marino der höchsten Achtung. Im Hauptorte San Marino bestehen die Klöster der Franziskaner, Kapuziner und der Klarissinnen, welch' letztere sich mit der Erziehung der weiblichen Jugend befassen. Außerdem besteht in dem zweitgrößten Orte der Republik, Borgo maggiore, ein Servitenkloster.

Die ganze Republik San Marino ist in sieben Gemeinden und acht Pfarren eingeteilt. Normalschulen gibt es im ganzen sieben und zwar zwei männliche und zwei weibliche, ferner drei gemischte. Diesen wäre noch ein mit dem Oeffentlichkeitsrechte versehenes Konvikt im Hauptorte selbst beizuzählen, in welchem die Zöglinge für die Verpflegung 42 Franks monatlich bezahlen.

Wohlthätigkeitsanstalten bestehen in San Marino vier, und zwar die Sparkasse, das Armenhaus, die Waisenanstalt und die Zirkulationsbibliothek (Biblioteca circolante).

Für die Sicherheit und Ordnung im Staate sorgen die Landpolizei und das Gendarmerie-Korps. Beide stehen unter dem Kommando eines Lieutenants. Miliz-Kommanden bestehen in jeder Gemeinde.

Der Boden produziert Wein und Getreide. Die Viehzucht und die Käsefabrikation stehen auf hoher Kulturstufe. In S. Anastasio entspringen mehrere heilskräftige Mineralquellen. Die nächste italienische Eisenbahnstation, Rimini, ist vom Hauptorte 17 Kilometer entfernt.

San Marino hat mit Italien eine Postkonvention abgeschlossen. Von auswärtigen Staaten ist nur Italien durch ein Konsulat vertreten.

Als Kuriosum teile ich mit, daß in San Marino drei Spielkartenfabriken bestehen.

Litteratur.

* Jensen, Wilhelm: Der Schwarzwald, mit Illustrationen von Wilh. Hasemann, Emil Lugo, Max Roman, Wilh. Volz, Karl Eyth u. a. m. Berlin, H. Reuthers Verlagsbuchhandlung, 1889. — Der Schwarzwald ist dasjenige deutsche Mittelgebirge, welches durch seinen geognostischen Aufbau, seine herrliche Bewaldung und eigenartige Natur und durch die Fülle von lieblichen und großartigen Landschaften, welche er darbietet, den tiefsten Eindruck auf den Wanderer macht. Nirgends im Mittelgebirge stehen Land und Leute in einem solchen Einklang und solch mächtiger Wechselwirkung wie hier; nirgends begegnen wir so vielen und höchst denkwürdigen Spuren einer uralten reichen Geschichte und Kultur, nirgends einer solchen Ursprünglichkeit des Menschenlebens, einem so reichen Netz von Sage und Dichtung, womit das ganze Land überspunnen ist. Wir können uns nicht lebhaft genug darüber freuen, daß dieses reiche Gelände nun den Gegenstand eines populären illustrierten Pracht-

werkes bildet, welches uns seine hohen wechselvollen Schönheiten und Vorzüge in Wort und Bild würdig vorführen wird, wie es in den uns vorliegenden neun Lieferungen dieses schönen Werkes geschieht. Niemand ist wohl berufener und geschickter, uns den Schwarzwald zu schildern, welchen er während seines mehr als zwanzigjährigen Aufenthaltes in Freiburg i. B. so oft nach allen Richtungen durchwandert hat, als der sinnige, fein beobachtende Jensen, und kaum irgend ein Künstler versteht uns ja Natur und Menschenleben im Schwarzwald so nahe zu legen wie Hasemann, der geniale Illustrator von Auerbachs Dorfgeschichten, und seine Genossen. So heißen wir denn mit unverhohlener Herzensfreude dieses auf 12—14 Lieferungen berechnete illustrierte Werk über den Schwarzwald herzlich willkommen und zeigen es einstweilen an, mit dem Versprechen, nach der nahe bevorstehenden Vollendung desselben nochmals ausführlich darauf zurückzukommen, da die Verlagshandlung das komplette Werk noch auf den Weihnachtsmarkt zu bringen gedenkt, und bemerken nur, daß das, was seither davon erschienen ist, unsere Erwartungen von Gehalt wie Ausstattung noch übertroffen hat.

* Fränkel, Dr. Arthur: Der Nachbar im Osten, Kultur- und Sittenbilder aus Rußland. 3 Bände. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung, 1889. — Der Länderkoloß Rußland, dessen Flächenraum sich über den siebenten Teil der gesamten Erdoberfläche erstreckt, macht mit seinem gewaltigen, säbelrasselnden Heer und seiner Flotte auf den ersten Anblick einen ehrfurchtgebietenden Eindruck, welcher jedoch unbeschreiblich rasch ins Gegenteil umschlägt, wenn man hinter die Coulissen sieht. Es fehlt gottlob neuerdings nicht an Werken; welche uns diesen Blick hinter die Coulissen vermitteln und die inneren, politischen, sozialen und namentlich wirtschaftlichen Zustände Rußlands in ihrem wahren Lichte zeigen, und zu diesen Büchern gehört auch das vorliegende, der „Nachbar im Osten", dessen Schilderungen wir Momentphotographien nennen möchten und die uns im Gewande einer angenehmen Feuilletonplauderei ein ungeschminktes, reich mit Thatsachen und Anekdoten durchspicktes Bild des heutigen Rußlands nach jeder Richtung hin geben. Der erste Band schildert in fünf gehaltvollen und inhaltreichen Kapiteln die russischen Ostseeprovinzen, den Charakter des russischen Landes, die Kulturentwicklung Rußlands seit dem Beginne der russischen Geschichte bis auf Alexander II., Kulturbilder aus den letzten Zeiten Alexanders I. und Nikolaus', sowie den russischen Nationalcharakter und seine Wirkungen auf das russische Leben. Im zweiten Band führt uns der Verfasser die Umgestaltung des russischen Lebens unter Alexander II., Bilder aus der Landschaft seit der Aufhebung der Leibeigenschaft bis auf die unmittelbare Gegenwart, die Lebenshaltung, die Krankheiten, die Lebensdauer und Bevölkerungszunahme, den Zustand der Landwirtschaft, den Wandererwerb und das häusliche Kleingewerbe, den Panslawismus und den Deutschenhaß und den Nihilismus, ebenfalls in fünf Kapiteln, vor. Im dritten Band werden uns in sieben Kapiteln Bilder aus dem russischen Städte- und dem Verkehrsleben, aus dem russischen Soldaten- und Kriegsleben, namentlich in den Kriegsjahren 1877 und 1878, und treffende Schilderungen der russischen Kirche und des Sektenwesens, des Beamtentums, des Bildungszustandes des russischen Volkes und Bilder aus Sibirien geboten. Wenn wir den Charakter des Buches mit wenigen Worten bezeichnen sollten, so möchten wir sagen: es ist lehrreich, pikant und weit gehaltreicher, als es auf den ersten Anblick erscheint, und das beste Mittel gegen die Russophobie, welche uns dermalen die Blätter der extremen politischen Parteien einflößen möchten.

* Parlow, Hans: Bilder und Träume aus Spanien. Reise-Erinnerungen. Leipzig, B. Elischer Nachf. (Bruno Winckler), 1889. — Wie viel auch neuerdings über Spanien geschrieben wird, so vermag doch jeder weitere litterarische Tourist manches Neue über das „Land der verblichenen Vergoldung" zu sagen, welches samt seinem in der Kultur zurückgebliebenen Volke so reich an Erinnerungen der Vorzeit und an Eigenart in der Gegenwart ist. Auch das vorliegende frisch und unterhaltend geschriebene Buch bringt wieder manches Neue und Interessante und wirft sinnige Blicke in das heutige Volksleben und die dermaligen Zustände. Der Verfasser ist ein feiner Beobachter und ein hochgebildeter Mann von Geist, der nicht nur Kirchen, Baudenkmale, Gemäldegalerien und Kunstsammlungen durchwandert, sondern in den verschiedenen Provinzen auch der unveräußerlichen Eigenart ihrer Bewohner nachgeht und aus derselben auch die Physiognomie der Städte, den Charakter der Baudenkmäler und das ganze Volksleben zu erklären versteht. Dies verleiht seinem Buche einen pikanten, fesselnden Reiz und macht es sehr lebhaft. Besonders anziehend und anschaulich sind die Schilderungen, welche er uns von spanischen Städten entwirft, von Valladolid und anderen altcastilischen Städten, dann von Simancas, Tordesillas, Zamora, Madrid, Sevilla, Barcelona, Oviedo und von der andalusischen Küste von Cadiz bis Cartagena. Er ist ein Meister der Schilderung und reich an feinen, geistvollen Bemerkungen, welche den Wert des stofflichen Gehalts seines Buches sehr erhöhen und demselben eine hervorragende Stelle in unserer touristischen Litteratur anweisen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger** in **Stuttgart.**

Empfehlenswerte Festgeschenke für gebildete Kreise.

Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter.

Von der Zeit Justinian's bis zur türkischen Eroberung.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zwei Bände.

Geh. Preis M. 20. — In 2 geschmackvollen Einbänden M. 24. —

Shakespearestudien

von

G. Rümelin.

Zweite vermehrte Auflage.

Preis geheftet M. 6. —

Die Mechanik der Wärme

in gesammelten Schriften

von

J. R. Mayer.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Preis geheftet M. 8. —

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und München.

Zweiundsechzigster Jahrgang.

Nr. 52. Stuttgart, 30. Dezember 1889.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an die **Verlagshandlung** in **Stuttgart** zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die nordischen Weihnachten. (Schluß.) S. 1021. — 2. Einiges über Land und Leute aus Nordwestafrika. S. 1025. — 3. Die beabsichtigte Kanalbrücke zwischen Frankreich und England. S. 1030. — 4. Reisebilder aus Aegypten. Von Ernst Schrecker. (Schluß.) S. 1032. — 5. Zigeunergeschichten. Von Rudolf Bergner. S. 1036. — 6. Litteratur. S. 1039.

Die nordischen Weihnachten.

(Schluß.)

Das Letzte, was man am Heiligen Abend, wenigstens noch in Norwegen, thut, ist, daß man eine Schale, worin irgend ein Erbsilber liegt, z. B. ein Ring, etwas Bier gießt und dies bis zum nächsten Morgen stehen läßt, worauf man noch irgend ein anderes Getränk hineingießt und es zugleich mit einem kleinen Heuwisch, dem sogen. „Frühbund", den man die Nacht über vor der Thür liegen gelassen, dem Vieh gibt.

Während man am Julabend drinnen in der Stube eifrig damit beschäftigt war, Vorbedeutungen herbeizuführen, hatte das Leben draußen ein verschiedenes Gepräge, je nachdem es in einer Stadt oder auf dem Lande war. In den Städten wurde der Schein von all den erleuchteten Zimmern durch die Spalten der Fensterläden auf die Straße hinausgeworfen, wo es an diesem Abend so licht war, daß man nicht mit einer Laterne zu gehen brauchte. Hier zogen Leute der verschiedensten Sorte herum, Gratulanten, die mit Geschenken beladen heimkehrten, die Julwache, welche die Ordnung aufrecht erhielt, und andere, die nur auf eine Gelegenheit lauerten, einen wohlgefüllten Topf an die Thür zu werfen. Während alldem erklang, einförmig durch seine Wiederholung, der Gesang der armen Schulknaben, wenn sie in geteilten Haufen, an der Spitze eines jeden ein Lehrer, die Gassen, von Thür zu Thür, singend und bettelnd durchwanderten.

Die Sitte, Töpfe an die Thüren zu schlagen und Neujahr einzuschießen, war alt. Man hatte dabei auch die Absicht, durch den Knall die bösen Geister zu vertreiben; denn diese fürchteten jeden Lärm, der an den Donner erinnerte. Noch heute hält man in Norwegen einen Büchsenschuß für das sicherste Mittel, das Geistergesindel zu verscheuchen. Aber hierzu kam in Bezug auf die Töpfe noch ein Aberglaube, der außerordentlich verbreitet ist und sowohl bei den meisten europäischen Völkern, wie bei den Indianerstämmen Nordamerikas nachgewiesen werden kann, der nämlich, daß kein zerbrochenes irdenes Gefäß aus dem alten Jahre ins neue hinübergenommen werden dürfe, da solches Unglück bringen würde. Im Norden waren die zerbrochenen Gefäße, welche gegen die Hausthüren und Fensterläden der Nachbarn nebenan und gegenüber geschleudert wurden, häufig mit Koth und sonstigem unsauberen Zeug gefüllt.

Ein eigenes Instrument, das am Julabend benutzt wurde, waren die sogen. „Brummtöpfe" (Rumlepotter). Dieselben bestanden aus einem irdenen Topf oder dergleichen, über dessen Oeffnung man eine Blase gespannt hatte, worin wieder eine Kielfeder, eine Segelgarnschnur, ein Stückchen Rohrschilf oder dergleichen befestigt war. Durch beständiges Befeuchten dieser Gegenstände und darauffolgendes Reiben mit den Fingern wurde ein hohler, unheimlich rollender Laut hervorgebracht, der dem Schrei eines Uhus ähnlich war. Diese Instrumente waren besonders in Dänemark sehr beliebt. Im Jahre 1668 hören wir, daß die Obrigkeit in Kopenhagen am Heiligen Abend an das Rathausthor ein Verbot anschlagen ließ, das gegen das Herumgehen mit „Brummtöpfen" gerichtet war. Später wurde aber diese Lustbarkeit neuerdings aufgenommen, und das Instrument ist noch jetzt im südlichen Jütland in Gebrauch.

Im Gegensatze zu all diesem Lärm in den Gassen der Städte herrschte auf dem Lande eine unheimliche

Stille außerhalb des Hauses. Das Vieh hatte das Seine bekommen, so daß sich niemand mehr um dasselbe zu bekümmern hatte, und jedermann hütete sich auch davor. Denn draußen waren jetzt alle Mächte der Finsternis los. Mußte gleichwohl jemand hinaus, so durfte er nicht vergessen, den Namen Jesus auszusprechen. Auch durch das Fenster durfte man nicht hinaussehen. In einzelnen Gegenden Norwegens hat sich noch die Sitte erhalten, daß die Mutter, wenn ein Kind zum Fenster hinaussieht, dasselbe hastig ergreift mit den Worten: „Nein, Jesus! Du darfst jetzt nicht durch das Glas hinaussehen!" War es so um die halberwachsenen Kinder bestellt, so mußte man noch mehr auf die ganz kleinen achten. Man mußte ihnen einen stählernen Gegenstand, abgesengtes Haar und andere dergleichen zuverlässige Dinge in die Wiege legen, um zu verhindern, daß die Unterirdischen eines von ihren Kindern statt des menschlichen hineinlegen. Wurde das Kind trotzdem umgetauscht, so blieb nichts anderes übrig, als drei Donnerstage hintereinander des Abends das kleine Ungetüm zu schlagen, es anzuspucken, in den Kehricht zu werfen und mit diesem hinauszukehren; dadurch wurde das Mitleid des Trolls erweckt, und er holte sein eigenes Kind wieder und legte das richtige an dessen Stelle. War man in Ungewißheit darüber, wie es sich mit dem Kinde verhielt, und wagte man es nicht, eine so harte Kur anzuwenden, so ließ sich der Fall wenigstens bis Ostern aufklären. Man brauchte nämlich blos am Ostermorgen das Kind nackt gegen die Sonne hinauf zu halten. War es ein Wechselbalg, so zerbarst es.

Gerade bei der unheimlichen Stimmung, welche der Gedanke an all diese Fährlichkeiten hervorbringen konnte, war es ein beruhigendes Gefühl, am Julabend zu wissen, daß diese Nacht niemand allein zu liegen brauchte. Es war nämlich Sitte, an diesem Abend, und in vielen Gegenden die ganze Julzeit hindurch, nicht zu Bette zu gehen, sondern zusammen, Hausvater, Hausmutter, Kinder und Dienstboten, auf dem Boden im Julstroh der Stube zu schlafen.

Um diese Sitte zu verstehen, müssen wir zwischen dem, was hierin täglich geschah, und dem, was ungewöhnlich war, unterscheiden. Es war ganz allgemeiner Brauch, bei festlichen Gelegenheiten den Boden mit Heu oder Stroh zu bestreuen — ein Brauch, der sich ursprünglich offenbar von der Zeit her schrieb, wo der Boden, selbst in einer königlichen Halle, aus dem bloßen Erdboden bestand, und felsiger Grund oder gestampfter Lehm in gleicher Weise einer Ueberlage bedürfen konnte. Obschon die Verhältnisse sich längst geändert hatten, hatte dieser Brauch sich doch bis ins sechzehnte Jahrhundert redlich bewahrt. In England ging man noch im Jahre 1589 so weit, daß der Saal im Schlosse Greenwich, wenn Königin Elisabeth Audienz erteilte, mit Heu bestreut war.

Es lag deshalb in dem festtäglichen Brauche, den Boden mit Stroh zu bestreuen, nichts für Weihnachten besonderes, und erst eine viel spätere Zeit hat dies mißdeutet als einen Versuch, die Stube am Geburtstage des Erlösers wie eine Krippe auszustatten. Aber für Weihnachten eigentümlich war es, daß eine oder mehrere Nächte alle zusammen auf dem Boden in diesem Stroh schliefen. Wir stehen hier wohl einem der ältesten Julbräuche gegenüber, einem Ausdruck für den uralten Gedankengang, der den Nordländern und Römern gemeinsam war: daß nämlich am Feste des Jahreswechsels eine kurze Zeit alle gleich sein sollten. Daß dies die Meinung bei dem sonst so seltsamen Brauch, sein Bett für das unvollkommene gemeinschaftliche Lager aufzugeben, war, scheint auch aus einzelnen Nebengebräuchen, die in verschiedenen Gegenden daran geknüpft waren, hervorzugehen. So hat sich in Smaaland und an anderen Orten Schwedens der Aberglaube erhalten, es werde, wenn alle, bevor sie sich ins Julstroh legten, ihre Schuhe dicht zusammenstellten, im folgenden Jahre kein Unfriede und keine Uneinigkeit im Hause entstehen können. An der Westküste Norwegens ist es noch Sitte, daß der Hausvater und die Hausmutter, so lange sie auf diese Weise schlafen, am anderen Morgen zuerst aufstehen und die Uebrigen bedienen müssen, welch letzteres ganz den alten römischen Verhältnissen entspricht.

Uebrigens scheint diese Sitte nicht so lebenskräftig gewesen zu sein, als man nach ihrer Bedeutung und ihrem Alter sollte schließen können. In den allermeisten Gegenden Dänemarks erhielt sie sich kaum länger als überhaupt die Sitte, bei Festen den Boden mit Stroh zu bestreuen. Nur Bornholm bildet in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Hier war es noch zu Beginn unseres Jahrhunderts allgemein Brauch, am Heiligen Abend den Boden der Wohnstube mit Stroh zu bedecken, worin dann „die Leute des Hofes, Bauer, Bäuerin, Söhne und Töchter, Mägde und Knechte, ja auch Gäste von anderen Höfen, in geselliger Eintracht einige Nächte verbrachten". In Norwegen kommt die Sitte, so viel bekannt, nur noch auf den Inseln längs der Westküste vor. Doch können sich auch z. B. in Hedemarken alte Leute noch erinnern, daß sie dort geübt worden war. Auf den Inseln ist man auch etwas von der uralten Gewohnheit abgewichen, indem man sich's behaglicher macht und „Flachbetten" für alle auf dem Boden der Stube bereitet. Hingegen hat die Sitte sich unverändert in vielen Gegenden Schwedens, besonders in Smaaland, erhalten, wo die Stube am Heiligen Abend wenigstens eine viertel Elle hoch mit frischem Roggenstroh bedeckt wird und dieses Stroh als gemeinschaftliches Lager bei Tag und bei Nacht liegen bleibt, bis es endlich am dreizehnten Weihnachtstage, durch das viele Stampfen darin zu „boss" (Spreu, Kaff) verwandelt, entfernt wird.

Im sechzehnten Jahrhundert dauerte jedoch das Schlafen im Julstroh in der Christnacht nicht lange. Einer uralten Sitte zufolge mußte man nämlich die aufgehende Sonne begrüßen, und nach katholischem Brauch sollte jeder, der konnte, der Mitternachtsmesse beiwohnen.

Es war klar, daß in diesen beiden Gebräuchen sich zwei verschiedene Lebensanschauungen äußerten. Die alte heidnische Auffassung hatte den heiligen Moment in den Sonnenaufgang, den Anbruch des Tages, gelegt. Die Verkünder des Christentums hatten einen Vorsprung gewonnen, indem sie die Hauptfestlichkeit in die Mitternacht selbst verlegen konnten, die als die Geburtsstunde Christi angegeben wurde. Um diese sammelten sich — und erschienen später als christlich — all die alten heidnischen Gebräuche mit geisterabschreckenden Feuern, besonders Höhenfeuern, die nun geradezu als Freudenfeuer bezeichnet wurden. Und will man einen sprachlichen Beweis dafür haben, wie der Schwerpunkt des Festes für das Volksbewußtsein nach und nach in die Nacht verlegt wurde, so beachte man, daß der Name des Julfestes im Deutschen zur „heiligen Nacht" (Weihnachten), im Englischen zur „christmas", der mitternächtigen „Christmesse" selbst, geworden ist.

Für die Feier der nächtlichen „Christmesse" sind in Dänemark noch einzelne Zeugnisse aus dem Mittelalter erhalten. Nach Einführung der Reformation kam man hier aber, wie auch in Norwegen, mit der Christmesse in Verlegenheit. Dieselbe wurde von den Obrigkeiten als eine katholische Ueberlieferung angesehen, die ausgerottet werden mußte; das Volk hing jedoch noch fest an derselben. Vergeblich wurde Verbot auf Verbot dagegen erlassen. Auf den Edelhöfen sowohl, wie in Dörfern gab es lutherische Priester genug, die mit Freuden darauf eingingen, um zwölf, zwei oder vier Uhr nachts Christmesse am Altare in der erleuchteten Kirche zu halten.

Was der Christmesse ohne Zweifel — und nicht am mindesten im sechzehnten Jahrhundert — etwas eigenes Einnehmendes gab, war das Gefühl gemeinsamer Gefahr, das bei dieser Gelegenheit alle beherrschte. Denn diese Stunde war ja auch die der bösen Geister und der Verstorbenen. Als die Christmesse später abgeschafft wurde, nahm dieses Gefühl der Unheimlichkeit stark zu, und merkwürdig genug vererbte die Christmesse sich auf die Toten, von denen man nun glaubte, daß sie sich als eine Art „Asgaardsreigen" in jeder Christnacht zum gemeinschaftlichen Gottesdienst in der Kirche versammelten. Wehe jedem, der, durch das Licht darin verlockt, sich verleiten ließ, einzutreten im Glauben, es werde die Frühpredigt gehalten. Die Toten ergriffen ihn und zogen ihn zu sich. Es gab nur wenige, denen es, wie einer alten Frau in Christiania, gelungen ist, glücklich, nur mit Verlust ihres Mantels, zu entkommen.

Leider besitzen wir keine Beschreibung davon, wie die Christmesse im Norden im sechzehnten Jahrhundert gefeiert wurde. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß es ungefähr auf dieselbe Art geschah, wie es noch heutzutage in Smaaland Brauch ist. Bereits um zwölf Uhr mitternachts beginnen die Scharen nach der Kirche zu ziehen. Der Gottesdienst wird wohl nur als bloße Frühmesse (Julotta) bezeichnet, ist aber in Wirklichkeit eine Christmesse, da zum erstenmal um zwei Uhr zur Kirche geläutet wird und der Gottesdienst selbst zwischen drei und vier Uhr beginnt. Von allen Höfen strömt die Bevölkerung herbei, jede Schar mit brennenden Fackeln aus getrocknetem harzigen Holz versehen; meilenweit sieht man diese leuchtenden Punkte sich langsam gegen die Kirche hin bewegen. Auf dem Kirchhof werden alle Fackeln zu einem großen Feuerhaufen zusammengeworfen. Das Innere der Kirche ist erleuchtet vom Altar und von der Kanzel aus und von Kronleuchtern; außerdem aber haben jeder „rechtschaffene" Bauer und die Bäuerin ihr Licht mit sich, so daß sich keine Stube in dieser Nacht mit der Kirche bezüglich heller Erleuchtung messen kann. Der Gottesdienst dauert mit Gesang, Predigt und Altargang bis zum Morgengrauen: sowie sich aber der Tagesschimmer zeigt, stimmt die versammelte Gemeinde das Lied: „Der gesegnete Tag" an.

Diese alte „Tagweise", wie sie genannt wurde, ist eines der ältesten geistlichen Lieder des Nordens, für das sich keine lateinische Quelle nachweisen läßt, und dasselbe paßt so vorzüglich sowohl in Bezug auf seinen Namen wie auf seinen Inhalt gerade für diesen Augenblick, daß man versucht sein könnte, anzunehmen, es sei eben zum Gebrauche bei dieser Gelegenheit entstanden. Einfach und natürlich sind der Anbruch des Tages und Christi Geburt in den ersten Versen miteinander verknüpft:

„Der gesegnete Tag, den wir jetzt seh'n,
Er möge vom Himmel kommen.
Gott leuchte uns noch länger und mehr,
Uns allen zu Freude und Frommen!
Gott lasse es heute nicht geschehn,
Daß Not oder Sünde über uns kommen!

Der gesegnete Tag, die gesegnete Zeit,
Gott stieg herab zu den Seinen.
Da kam ein Licht vom Himmel, um weit
Hin über die Erde zu scheinen.
Es möge leuchten in Ewigkeit
Jetzt uns und all' den Seinen!"

Diese „christliche Tagweise" ist vielleicht als Gegenstück und dadurch unbewußte Nachahmung einer früheren „heidnischen" Weise entstanden. Dunkle Spuren scheinen nach dieser Richtung zu deuten. Auf den Shetlands-Inseln, wo sich nicht wenige Erinnerungen aus der nordischen Vikingerzeit erhalten haben, wird noch gegenwärtig Weihnachten damit eingeleitet, daß bei anbrechendem Tage eine uralte norwegische Melodie, „Tagesgrauen" („the day-dawn") genannt, gespielt wird. In Yorkshire war es noch zu Beginn unseres Jahrhunderts bei der Bevölkerung Sitte, am Morgen des Weihnachtstages „den gesegneten Tag" (the blessed morn) mit Gesang zu begrüßen. Der Name „Tagweise" kommt bekanntlich auch in Deutschland vor, wo ein Lied aus dem 13. Jahrhundert auf die Geburt Christi in der Handschrift diese Ueberschrift trägt.

Während sich also die alte Christmesse in Smaaland noch erhalten hat, ist sie im übrigen Norden ganz verdrängt

oder doch stark verändert worden. Leicht zu erkennen ist sie indessen noch in einem Brauche, der im westlichen Norwegen geübt wird. Man steht dort am Morgen des Weihnachtstages zwischen vier und fünf Uhr auf, kleidet sich halb an und versammelt sich um den Tisch zum „Chor", d. h. einer Andacht mit Gesang und Gebet. Hierauf geht die Stallmagd zu dem Vieh und gibt demselben ein Extrafutter, worauf sich alle wieder zu Bette begeben, jedoch der Hausvater und die Hausmutter zuletzt, welche vorerst herumgehen und die Liegenden traktieren müssen. Nach zwei bis drei Stunden stehen dann alle wirklich auf.

Als die Christmesse im 16. Jahrhundert allmählich abgeschafft zu werden begann, glitt der kirchliche Schwerpunkt des Festes hinüber auf den Vormittagsgottesdienst am ersten Weihnachtstage. Daß dieser einer der drei großen Festtage des Jahres war, ersah man aus vielen Dingen; unter anderem wurde bei dem Gottesdienst an diesem Tage auch für den Pfarrer geopfert, wie zu Ostern und Pfingsten. Das Opfern geschah beiläufig ebenso wie noch jetzt in den Dorfkirchen, indem nämlich die Gemeinde der Rangfolge nach an dem Altar vorüberging und ihre Gaben dort niederlegte. Diese bestanden in den meisten Fällen in Geld.

Alles deutet darauf hin, daß der erste Weihnachtstag als ein häusliches Fest betrachtet wurde, das nur innerhalb der vier Wände des Heims gefeiert werden durfte. Nach beendigtem Gottesdienste scheint sich daher jedermann rasch nach Hause begeben zu haben, und jede gesellschaftliche Zusammenkunft scheint an diesem Tage verpönt gewesen zu sein. In Smaaland war es noch im vorigen Jahrhundert Sitte, am ersten Weihnachtstag im Galopp von der Kirche heimzulaufen oder zu reiten.

Der zugrunde liegende Gedanke ist wohl der, daß der erste Tag der Jul, und somit des neuen Jahres, dem Heim geweiht sein sollte. Der erste Jultag stellte alle innerhalb des einzelnen Hausstandes gleich. Die späteren Tage des Festes dehnten die Gleichheit auf das ganze Kirchspiel aus. Spuren dieser uralten Auffassung haben sich im Norden bis auf den heutigen Tag erhalten. Wohl wird in den Städten nur der Weihnachtsabend als das häusliche Fest betrachtet; auf dem Lande aber, besonders in Norwegen und Schweden, wird noch immer streng darauf gesehen, daß man am ersten Weihnachtstage zu Hause bleibe und das Festmahl nur für die Hausleute gelte. Besuche an diesem Tage werden als unschicklich angesehen.

Wenn man sich dieses vor Augen hält, sieht man ein, welch unheimliches Doppelverbrechen der Bauer Aasen von einem der Dörfer in der Umgebung Drontheims beging, indem er nicht nur den Gottesdienst am ersten Weihnachtstage versäumte, sondern schon an diesem Tage bei seinen Nachbarn sich zum Trinken einfand. Die Strafe blieb denn auch nicht aus. Als der Bauer am vierten Weihnachtstage nach einem Trinkgelage bei einem Nachbar mit dem Bote heimruderte, sah er, daß ein Troll am Steuerruder saß, der keinen Kopf, in der Brust aber ein Loch hatte, durch welches man hindurch sehen konnte. Dieser Troll zwang ihn, eine viertel Meile vom Hofe entfernt, ans Land zu steigen, und hier kam rasch ein Haufe böser Kumpane herbei, die ihm nur die Wahl ließen, entweder mit ihnen zur Hölle zu fahren oder ihnen eines seiner Glieder zu geben. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mit seiner eigenen Axt eine Hand abzuhauen, und er kam erst sehr spät darnach in einem jämmerlichen Zustande nach Hause. Seine Leute verfolgten später die Spuren im Schnee und fanden die abgehauene Hand, so daß diese nebst mehrerem anderen, was der Bauer später beichtete, bevor er das Abendmahl empfing, die volle Wahrheit dieses Ereignisses bewies.

Der zweite Jultag war von alters her der Pferdefesttag. Der Ursprung dieses Festes ist sehr interessant und muß in der Zeit des alten heidnischen Götterkultus oder vielleicht noch weiter zurück gesucht werden. Sicher ist, daß das Pferd das heilige Tier des Gottes Frey gewesen ist. Wie so viel anderes, war indessen auch dies vergessen worden, und die alte Sitte erschien nunmehr in christlicher Verkleidung. An Stelle des Frey trat der christliche Heilige des zweiten Jultages, St. Stephanus, und so wenig dieser auch mit Pferden zu schaffen hatte, mußte er doch die Rolle des heidnischen Gottes übernehmen und wurde so zum Pferdepatron. In gutem Glauben sang man schon frühzeitig in Dänemark:

„Sankt Stefan reitet die Fohlen in's Bad,
Der helle Stern weiß alles.
Gewiß ist geboren nun der Prophet,
Der die ganze Welt soll erlösen."

In Schweden ging man weiter. Man wußte dort, daß St. Stephan bei König Herodes — Stallknecht gewesen sei. In einem alten schwedischen Liede heißt es deshalb:

„Staffan war ein Pferdeknecht
— Halte Dich gut mein Fohlen!
Er tränkte die Fohlen alle fünf.
— Helf Gott und Sankte Staffan!"

Man hat auch von England und Deutschland Beweise dafür, daß St. Stephan daselbst als Schutzpatron der Pferde angesehen wurde.

Die gewöhnlichste Form des Festes scheint darin bestanden zu haben, daß man in früher Morgenstunde einen Wettritt nach einer vorher bestimmten gemeinschaftlichen Schwemme oder Tränke unternahm. In Südjütland war es dabei Brauch, daß derjenige, welcher zuerst ankam, einen Gewinst erhielt und Stephan genannt wurde. In Telemarken pflegte man zuerst um die Gebäude des Hofes zu reiten, bevor man um die Wette nach einem Brunnen ritt, der sich beiläufig in der Mitte des Kirchspiels befand; den Ritt nannte man hier: „um die Häuser reiten." Trotz der Hindernisse, welche durch die Jahreszeit herbeigeführt wurden, kamen die Leute aus weiter Ferne zusammen, und der Wettritt wurde oft meilenweit über zugefrorene

Seen und Flüsse unternommen. Um die Pferde munter und feurig zu machen, gab man ihnen das Bier zu trinken, welches am Weihnachtsabend in den Kannen zurückgeblieben war.

Eine Reminiszenz an die ursprünglich mit dem Feste verbundenen Pferdeopfer könnte vielleicht in dem Aberglauben gesucht werden, der sich nicht nur in Skandinavien, sondern auch in England und Deutschland nachweisen läßt, daß es nämlich nützlich sei, den Pferden am zweiten Weihnachtstage zur Ader zu lassen, am besten, nachdem sie starke Bewegung gemacht hatten, so daß sie über und über mit Schweiß bedeckt waren. In England wird es bereits im Jahre 1517 als stehender Brauch erwähnt, daß jedem Pferde an diesem Tage zur Ader gelassen wird.

Eine eigene Form des Wettrennens, zumeist in Schweden gebräuchlich, war das Wettreiten und Wettfahren am zweiten Weihnachtstage von der Kirche nach Hause. Auch dieses wurde — gleich dem Morgenritte nach der Schwemme — „Staffensweg" genannt, und man glaubte, daß derjenige, welcher zuerst daheim anlangte, auch zuerst die Ernte einbringen werde. Wir begegnen auch hier wieder dem alten Glauben an den Gott Frey in einem neuen Gewande. Denn dem Frey waren nicht nur der Eber und das Pferd geheiligt, sondern er war auch zugleich der Gott der Fruchtbarkeit.

Der Stephansritt in beiden Formen scheint nun auch im Norden so ziemlich außer Gebrauch gekommen zu sein. Dasselbe gilt von einem anderen Rest des Festes. Es war nämlich, wenigstens in Norwegen und Holstein, Sitte gewesen, daß sich Nachbarn in der frühesten Morgenstunde des zweiten Weihnachtstages unbemerkt einzuschleichen suchten, um für einander Arbeiten zu besorgen, und zwar galt es ganz besonders, in den Pferdestall zu kommen und die Pferde zu striegeln und zu wässern. In Telemarken suchte man wieder ungesehen fortzukommen; wurde man entdeckt, so mußte man in die Stube hineinkommen und eine Schale Bier trinken. In Holstein hingegen war es Brauch, sich nach beendigter Wartung der Pferde auf eines derselben zu setzen und einen solchen Lärm zu schlagen, daß die Hausbewohner darob erwachten, herauskamen und die nächtlichen Gäste traktierten. Dieser ganze Scherz wurde hier „Peerdesteffen" genannt.

Eine letzte Form des Pferdefestes, die noch in Norwegen und Schweden geübt wird, ist der Julritt am zweiten Weihnachtstage. Vom frühen Morgen an zieht alles in großem Aufzuge herum, ladet sich unter Scherz und Lachen zu Gaste und wird als solcher auf jedem Hofe, an dem der Zug vorüberkommt, traktiert. In Norwegen wird dies blos „Julreiten" genannt und unter Jauchzen und Schreien ausgeführt; in Schweden hingegen heißt auch dieser Ritt „Staffansweg" und findet unter Absingung der Stephansweise statt, zu welcher für jeden Hof neue Verse gefügt werden, die Glückwünsche für das kommende Jahr enthalten.

Wir vermögen nicht leicht zu erraten, wie sich dieses Fest in der Zeit seiner Blüte ausgenommen hat. Das Schwemmen, das Biertrinken der Pferde, das Wettlaufen und das Pferdeblut haben sicherlich jedes für sich seine religiöse Bedeutung gehabt. Pferdekämpfe, Pferdeopfer und ein gemeinschaftlicher Schmaus, bei dem das Fleisch der geschlachteten Tiere verzehrt wurde, haben wohl dazu gehört. Was wir hingegen sehen können, ist, daß ein solches Fest, welches alle versammelte, besonders geeignet war, den dritten Teil der Julfestzeit einzuleiten. Der Julabend und der erste Jultag gehörten dem Heim; vom zweiten Jultag an umschloß das Fest das ganze Kirchspiel und stellte alle einander gleich. Und recht bezeichnend ist es, daß gerade der Teil der alten Gebräuche, worin die Gleichheit aller am deutlichsten ausgedrückt ist: der Julritt, sofern sich bei ihm jeder zu Gaste bot, auch zugleich derjenige ist, der sich am längsten erhalten hat.

Einiges über Land und Leute aus Nordwestafrika.

1. Unter Kabylen, Arabern, Kulur'lis und Negern in Algerien. — 2. Volkstypen. — 3. Arabische Legenden, Volksmärchen und Koranweisheit aus dem Munde eines eingeborenen Gelehrten.

Algerien, der Mittelpunkt des Landstrichs, den die arabischen Eroberer mit dem Namen Magh'reb (Gegend des Sonnenuntergangs) bezeichneten, zählt etwas über zwei Millionen eingeborener Muselmänner. Wenn diese nun aber auch sämtlich mehr oder minder streng die Lehre des Propheten befolgen, so besteht doch unter ihnen keinerlei Verwandtschaft der Rasse noch des Charakters, und die Verschiedenheit der Sitten und Trachten ist ebenfalls eine in die Augen fallende Thatsache. Außerdem ist wenig innere Sympathie zwischen den äußerlich so scharf geschiedenen Elementen der Bevölkerung zu entdecken, und häufig sogar bricht in ihren Beziehungen die deutlichste Antipathie hervor. Der Kabyle oder Berber haßt den Araber, der ihn einst aus der Ebene vertrieb, wo der Orangebaum blüht, und der Araber seinerseits verabscheut den Kulur'li, der ihm als Ueberrest des eingedrungenen türkischen Elementes gilt und dessen Turban ihm stets die Erinnerung an die vier drückend schweren Jahrhunderte erneuert, während welcher Algerien unter der großherrlichen Paschaherrschaft seufzte. Nur der Neger hat sich durch die Gewohnheit der passiven Existenz des Sklaven angepaßt und ist von Natur aus dem Herrn ergeben, welcher ihn gekauft hat, und der ihn als echter Muselmann menschlich behandelt. Nur der Neger ist es demnach, der ohne Unterschied dem Berber, dem Araber und dem Türken dient und weder Vorliebe für diesen, noch jenen an den Tag legt.

Die Kabylen, einst durch die unaufhaltsam vordringenden Araber auf die Höhen des Atlas getrieben, sind heutzutage Bergbewohner. Die Begüterten unter

ihnen leben unter dem Zeltdache, führen das Dasein der mächtigen Familien bei den Arabern, ändern häufig ihre Niederlassungen und reisen stets zum Kampfe bewaffnet. Die Armen dagegen hängen sehr an ihren elenden Gurbis (Lehmhütten), bebauen das kleine Stückchen Feld, welches ihnen Korn und Gerste trägt, und treiben etwas Viehzucht. Wie die Stämme, die ihnen das Terrain des Tell entrissen haben, so teilen sich auch die Kabylen in drei Hauptzweige, welche in der bergigen Region der drei Provinzen Oran, Algier und Constantine zerstreut leben, denn die Bezeichnung Großkabylien, die man dem Djurdjura zu geben pflegt, ist nur eine konventionelle.

Die wichtigsten Stämme der Provinz Oran sind: die Flita, die Trara und die Beni-Snuß. Die der Provinz Algier: die Flissa, berühmt durch die blanken Waffen, die sie verfertigen, die Guechtula im sog. Großkabylien und mehr nach Süden hin die Quargla und die treulosen Tuaregs.

In der Provinz Constantine jedoch, im sog. Kleinkabylien, wohnen die Beni-Tifut, die Mzaïa, die Tudja und endlich in der Sahara die Ruara.

Die Kabylen, in der Landessprache Kebaïl (Einzahl Kabila) sind das, was übrig blieb von den Ureinwohnern, zuerst vermischt mit den Römern, später mit den Vandalen. Sie haben nichts vom semitischen Typus. Ihre Stirn ist gerade, ziemlich breit, ihre Augen sind immer blau, das Haar kastanienbrau, häufig blond, zuweilen entschieden rötlich, die Hautfarbe die der weißen Rasse, gebräunt durch die afrikanische Sonne. Wie schon angedeutet, zeigen die Kabylen mit Ausnahme ihrer Krieger und Edlen keine nomadischen Neigungen und entfernen sich selten von dem Orte, wo sie geboren sind. Der Hauptteil dieser Bevölkerung Algeriens besteht aus Hirten und Ackerleuten, zwischen denen dann der Handwerker steht, welcher alle Gewerbe mit großer Geschicklichkeit treibt. Seit undenklichen Zeiten ist der Kabyle in Nordwestafrika der Mann des Gewerbes im besten Sinne gewesen. Er ist es, der dem Araber die Waffen, das Pulver, die Ackergeräte, die Leinwand und Teppiche und Körbe aller Gattungen liefert. Er gilt sogar dafür, mit seltener Vollkommenheit das Gewerbe des Falschmünzers zu üben. Man sieht ihn gewöhnlich im braunen oder schwarzen Burnus, welcher ein weißwollenes Hemd bedeckt, das bis unter die Kniee reicht und mit dem Burnus ungefähr die ganze Kleidung ausmacht. Wenn der Kabyle auch hin und wieder den Haïk trägt, so geht er doch öfter barhäuptig, was bei dem Araber nie vorkommt.

Auch die Lage der Frauen ist charakteristisch für die Verschiedenheit der Gebräuche und Anschauungen bei der arabischen und kabylischen Rasse. Während die Frauen der ersteren durchaus keine Stellung einnehmen und durch ihren unumschränkten Gebieter in einem wahrhaft empörenden Zustand der Unterordnung erhalten werden, ist die Frau des Kabylen wirklich die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes. Sie teilt seine Arbeit und — ein bemerkenswerter Zug der Analogie mit den nordischen Urvölkern — sie treibt ihn zum Kampfe an in Kriegszeiten. Sie folgt ihm überall nach, sie trägt ihn heim, wenn er verwundet worden, und ist er im Kampfe erlegen, so ergreift sie sein Gewehr, um, ihn rächend, häufig selbst den Tod zu finden. Diese Energie, ja einfache Größe, von welcher bei der weichlichen Araberin keine Spur zu finden ist, hat dem Kabylenweibe eine gewisse achtungsvolle Anerkennung gesichert.

Von Kenntnissen besitzt der Kabyle nicht mehr als der Araber auch, und nur wenige Individuen unter diesen und jenen können lesen und schreiben. Die Kriegsgesänge, welche die Thaten der Vorfahren verherrlichen, und die Ueberlieferungen, welche vom Vater auf den Sohn übergehen, machen sein hauptsächliches Wissen aus, und auch in dieser Gewohnheit die Geschichte zu überliefern, ist ein verwandtes Element mit den gewaltigen Barbaren, deren unwiderstehliche Lawinen das römische Weltreich zermalmten. Zum Lobe des Kabylen ist auch noch zu erwähnen, daß ihm (mit seltenen Ausnahmen) ein gradsinniges Wesen und sogar eine Art von Rechtschaffenheit eigen ist, bei ausgesprochener Gastfreundlichkeit und entschiedener Neigung zur religiösen Betrachtung. Unglücklicherweise aber sind seine höchst unklaren Religionsbegriffe nur als ein Gewebe von rohem Aberglauben zu bezeichnen, der ihn zum Spielball der Marabus und schurkischer Heuchler werden läßt. Befällt ihn eine Krankheit, so nimmt er seine Zuflucht zu einem Amulet, welches einen Koranvers enthält und das ihm irgend ein Marabu so teuer als möglich verkaufte. Bei schwerer Erkrankung verbrennt er das durch den Spruch „des Buches" geheiligte Papier und nimmt die Asche zu sich. Wird er dennoch nicht geheilt, so hat es Allah eben nicht gewollt.

Merkwürdig ist auch die Wahrnehmung, daß man in Kabylien neben den Gebräuchen des Islams noch Spuren aus der Zeitepoche begegnet, da die Berber fast durchgehends Christen waren und Apostel zählten, wie Cyprian und Augustinus. Ich selbst habe häufig Kabylen beobachtet, die zwischen ihren vorgeschriebenen Kniebeugungen und dem Sich-zur-Erde-werfen auch hie und da ein Kreuz schlugen. Warum? Dies wissen sie nicht zu sagen; es ist einfach eine Gewohnheit, welche der Sohn dem Vater abgesehen hat und die sich so in der Abgeschiedenheit der Berge unbewußt erhielt, die Zeitalter und Wandlungen überdauerte und die Generationen, seit Edris, der Urenkel Alis, den Berbern um 789 (172 der Hedschra) die Religion der Sieger aufzwang.

Jedes Kabylendorf wird durch einen Gemeinderat, die Djemâa, verwaltet, welcher sich aus einem Gemeindevorsteher (Amin), einem Steuereinnehmer (Ukil), den Adjunkten (Dahmans) und den Beiräten (Enquals) zusammensetzt. Die Anwesen einer und derselben Familie bilden eine Gruppe, Kharuba genannt, und jede Kharuba

ist im Gemeinderat durch einen Adjunkten vertreten. Freitags allwöchentlich tritt die Djemâa zu einer abendlichen Beratung zusammen, und gegenwärtig haben die Gemeindevorsteher der französischen Behörde Bericht über die Verhandlungen zu erstatten. Die Wahl des Freitags als Sitzungstag erklärt sich dadurch, daß für die Anhänger des Islams dieser Tag als Ruhetag gilt, unserm Sonntag entsprechend. Die Diâ oder Blutsteuer ist bei den Kabylen nicht eingeführt, dagegen üben sie eine erbarmungslose Blutrache, die sich in den Familien forterbt mit derselben schrecklichen Konsequenz wie nur die corsische Vendetta.

Die Araber der Bevölkerung Algeriens fallen unter zwei Hauptkategorien, welche sich wiederum durch namhafte Abweichungen in Sitten und Anschauungen scharf unterscheiden:

Der Araber Maure, der in Städten ansässige Araber, zivilisiert, religiös, von sanfter Gemütsart, sehr indolent und voll Verachtung gegen jeden Fremden, „der Gott nicht dient" auf die eine oder andere Art; und der Araber Beduine oder Wüstennomade, wenig der Zivilisation zugänglich, abergläubisch, anmaßend oder kriechend unterwürfig, je nachdem der Wind weht, verschlagen, eitel, unbekümmert, wenn es sich um ein gegebenes Versprechen handelt, und bei Gelegenheit entsetzlich barbarisch.

Beide Kategorien aber begegnen sich in der Uebung einer patriarchalischen Tugend. Sie sind gastfrei und wohlthätig, und das Haus des Städtebewohners wie das Zelt des Nomaden öffnet sich bereitwillig dem, der Einlaß begehrt.

Die Araber Mauren sind als die Abkömmlinge der ersten muselmännischen Eroberer zu betrachten und diesen ersten Ueberwindern, die mit Edris im achten Jahrhundert den Boden des Landes betraten, genügte es, den Kabylen seiner Unabhängigkeit zu berauben, ihm ihren eigenen Glauben mit ihren Gesetzen aufzuzwingen, aber sie verdrängten ihn nicht aus dem fruchtbaren Flachland des Tell, das sich von den Bergen bis zum Meer erstreckt. Diese ersten Gefährten Edris' ließen sich in den Stätten nieder und brachten dahin etwas von der Größe des Khalifenreiches, von dem feinen Kunstsinn, den die Abbassiden in Bagdad so sorgsam gepflegt hatten. Jenes Schönheitsgefühl, welches, durch den Ommiaden Abdérame nach Spanien verpflanzt, dort zu solcher Vollkommenheit wachsen und gedeihen sollte, daß der unnachahmliche Reiz seiner Schöpfungen noch heute zu Granada, Sevilla und Cordova das Auge entzückt.

Erst im elften Jahrhundert vollzog sich das Schicksal der Kabylen endgültig, als die arabischen Nomadenstämme, welche sich unter dem Namen der Almoraviden wie ein reißender Strom über Magh'reb ergossen, dieselben aus ihren alten Niederlassungen verjagten und, in Stämme geteilt, selbst ihre Zelte auf allen Punkten dieses gottbegnadeten Landstriches aufschlugen.

Mauren und Beduinen haben denselben Typus gemein. Deutlich tritt bei ihnen die verwandte Abstammung von einem kraftvollen Geschlecht, bei welchem Schönheit und stolze Bildung zur Rasse gehören, hervor. Bei den einen wie bei den anderen ist dasselbe längliche Oval der Gesichtsform, die etwas zurückweichende Stirnlinie, das funkelnde schwarze Auge, die Adlernase, der feine Schnitt der Lippen, der dichte Bart von der Farbe des Kopfhaares. Der einzige in die Augen fallende Unterschied im äußeren Ansehen besteht in der helleren Hautfarbe des Mauren als Städtebewohners, der sich weniger der Sonnenglut aussetzt, während die Züge des Beduinen manchmal wie in dunkles Erz gegraben erscheinen. Die Mauren, Hadar (Einzahl Hadri) im Lande genannt, und die Beduinen wie alle Muselmänner dürfen vier Frauen haben; denn der Koran sagt im IV. Kapitel, III. Vers: „Heiratet unter den Weibern, die euch gefallen nur zwei, drei oder vier." Aber dieses vierfache Element der Zwietracht wird sehr selten bei ihnen getroffen, und wenn auch zuweilen die Dreizahl gefunden wird, so gilt doch im allgemeinen die Sitte, daß sich heutzutage auch der Araber mit einer Gattin begnügt. Diese aber, sei sie Moreske oder Beduinenfrau, ist einer Null gleich angesehen und ihre Existenz nur nach äußeren Bedingungen hin verschieden. Die Moreske, ob reich oder arm, ganz dem Vergnügen hingegeben, träge, naschhaft und verzogen, strebt nach allen ihr nur irgend erreichbaren Genüssen. Sie hat nichts in sich, was ihrem Gatten Achtung für die weibliche Natur einflößen könnte. Gehört sie den höheren Ständen an, so bringt sie ihre Zeit damit zu, sich zu putzen, zu essen und zu schlafen, ihre Freundinnen zu empfangen und ihren Schmuck zur Schau zu tragen, wo sich eine Gelegenheit dazu ergibt, sei es in den täglich besuchten maurischen Bädern oder bei den Frauenfesten. Die vom Glück minder Begünstigte hat nichtsdestoweniger dieselben Neigungen. Sie arbeitet nur notgedrungen, und sieht man sie Wolle spinnen, so geschieht es meist nur, um sich dadurch ein paar Sous zum Besuch der billigen maurischen Bäder zu verschaffen.

So wenig Gutes jedoch der unparteiische Beobachter über den psychischen Teil der Maurin berichten kann, so bestechend wirkt ihre äußere Erscheinung. Ihre Tracht ist bunt und prächtig, vorzüglich dem meist graziösen Wuchs entsprechend. In der Provinz Algier bewirkt dies das weiße, bauschige Beinkleid, welches bis oberhalb des Knöchels reicht, oder das ärmellose westenartige Jäckchen aus Sammt oder Brokat, welches über ein mit weiten Aermeln von Tüll oder Gaze versehenes Hemd je nach den Mitteln der Trägerin mehr oder minder reich mit Gold oder farbiger Seide gestickt ist. Mit den kleinen Füßen schlürft die Moreske in Babuschen umher, und den Kopf ziert ein winziges Käppchen aus blauer, roter oder grüner Seide mit langer Quaste. Auch die Babuschen und das Käppchen sind gewöhnlich mit künstlicher Stickerei geschmückt. Beim Ausgehen hüllt sie sich in einen durchsichtigen Haïk und läßt

die fast immer schönen Augen sehen, während ein Stück weißen Stoffes, ähnlich der Spitze an einer Halbmaske, den unteren Teil des Gesichtes verdeckt. In der Provinz Oran verschwindet das Beinkleid unter einem langen, ärmellosen Gewande (Abaïa). Auch hier hängen die aus Tüll oder Gaze gefertigten Aermel mit dem Hemde zusammen, während das Kleid aus großgemustertem Brokat oder Baumwollendamast besteht und darüber eine durchsichtige Hülle aus brochierter Gaze oder gesticktem Tüll geworfen wird. Ein goldner Gürtel mit langen Seidenquasten umschließt die Taille über einem engen Mieder (Fremlâ) aus Silber- oder Goldbrokat. Eine ziemlich hohe, konische Mütze (Chechia) von goldgesticktem roten Sammt, durch ein ebenfalls reichgesticktes Band auf dem Kopfe festgehalten, vollendet den Anzug, zu dem anstatt der algerischen Babuschen ausgeschnittene Lederschuhe gehören. Die Futa, eine Art zweiten Rockes, bei den Reichen aus silber- oder golddurchschossenem Gewebe, bei den Armen aus einfach gestreiftem Baumwollenzeug, wird nachlässig am Gürtel befestigt und bildet eine unerläßliche Vervollständigung des oranischen Kostüms. Um die Chechia schlingt dann die verheiratete Frau bei festlichen Gelegenheiten den Mendil, ein dreieckiges seidenes Tuch von lebhafter Farbe mit Gold- und Silberstreifen durchwirkt wie die Futa. Zuweilen wird auch der Mendil mit Edelstein- und Perlenschnüren umwunden und mit Diamantagraffen befestigt. Das Haar der Moreske fällt gerade abgeschnitten auf die Stirn, wie es auch in der Bretagne Sitte ist; zwei Flechten oder Strähne umrahmen das Gesicht und hinten von der Mitte des Kopfes hängt ein einzelner mit Bändern durchflochtener Zopf bis auf den Saum des Kleides nieder.

Jeder einzelne Bestandteil dieser reichen Frauentracht bietet willkommene Gelegenheit zur Verwendung von Zierat und Juwelen aller Art, die zuweilen uralte Erb- oder Beutestücke von herrlicher Arbeit bilden, häufig aber auch schlecht gefaßt und von rohem Schliffe sind. Halsketten von Zechinen, Arm- und Knöchelspangen, Haïk-Agraffen, Stirnbinden und Schließen, mit Diamanten besetzt, Parfümbüchschen und -fläschchen, Ohrgehänge aus echten Perlen in Traubenform und die wertvollsten Perlenschnüre geben Zeugnis vom Reichtum des Hauses, in dessen Truhen sie oft einen Teil des Familienvermögens überhaupt ausmachen, da der Islam seinen Bekennern das Verleihen von Geldsummen gegen Zinsen untersagt. Im Gegensatz zu der Moreske Algeriens erscheint die Bewohnerin der südlicheren Regionen Orans auf der Straße tiefverhüllt in einem Haïk aus weißer Wolle, der nur ein Auge unbedeckt läßt. Im Winter schützt sie ein Kaftan von rotem, violettem oder grünem Samt oder Tuch, der unter dem Oberkleide getragen wird.

Von all dieser Stoffes- und Farbenpracht dringt nichts in das Zelt der Beduinenfrau. Sie ist vom Kopf bis zu den Füßen in weißen Kaliko gekleidet und verschleiert sich nicht. Ihr ganzer Luxus, und es ist dies ein seltener, besteht in der makellosen Weiße des Stoffes, der sie umhüllt. Glasperlenschnüre um Hals und Arme sind ihr Schmuck, zumeist aber besitzt sie nicht einmal diese, sucht sie vielmehr durch die rohe Tätowierung auf Stirn und Armen zu ersetzen, der man sie schon in der Kindheit unterworfen hat.

Die maurische Männertracht in den Städten ist wohl dieselbe geblieben, die Abdérame und Boabdil getragen haben: ein weites Beinkleid, bis unter's Knie reichend (der Serual), eine Oberweste (Djabadoli) und zwei goldgestickte oder tressenbesetzte Unterwesten, ein weißer Turban, um ein Chechia von rotem Filz mit blauer Quaste (dem Fez der Türken) geschlungen; dazu manchmal Halbstrümpfe in ausgeschnittenen Schuhen. Im Winter über all diesem zwei oder drei blaue oder weiße Burnusse. In der warmen Jahreszeit wirft der Maure einen weißen Burnus oder Haïk leicht über die Schultern, nicht ohne eine gewisse Grazie und Kunst des Faltenwurfs, die mich häufig denken ließ, daß die Mauren ihren Haïk tragen, so wie wohl die Römer einst die Toga trugen.

Eben dieser Burnus bildet auch einen Hauptbestandteil in der Kleidung des Beduinen; ein Haïk, mit der oft erwähnten Kamelhaarschnur umwunden, dient als Kopfbedeckung und fällt malerisch in Falten auf die Schultern nieder. Die nackten Füße schützen weite, tiefausgeschnittene Schuhe. Die Mauren, unter denen sich treffliche Ledersticker finden, treiben Handel und bekleiden Beamtenstellen. Aus ihnen gehen die Kadis oder die Richter und Notare hervor, die Adul (Mehrzahl von Adel) oder Ergänzungsrichter, worunter der erste den Kadi in dessen Abwesenheit zu vertreten hat, die Ukils (Anwälte), die Aun (Gerichtsboten) und endlich die Krodja, die Aktuare oder Gerichtsschreiber.

Kadis und Adul können nur ernannt werden, wenn sie am Hauptort der Provinz vor einer dort zusammentretenden Prüfungskommission ein Examen bestanden haben. Um zu diesem zugelassen zu werden, müssen sie Tolba, das heißt gründlich in der Wissenschaft des Koran erfahren sein, weil dieser das ganze muselmännische Gesetzbuch enthält. Die Anstellung der Kadis, Bachadul und Adul (erstere etwa mit Oberrichter zu übersetzen) erfolgt auf den Vorschlag der französischen Zivil- oder Militärkreisbehörde durch den Gouverneur von Algerien. Auch der Mufti, das religiöse Oberhaupt, und die Imâms oder Priester sind meistens Mauren. Was nun den Araber der Ebene betrifft, der sich selten den höheren Studien widmet, die ihn zu ähnlichen Aemtern wie den obigen befähigen würden, so kann er, wenn er von vornehmer Abkunft ist, Aga, Kaïd oder Scheik werden. Der Mann des Pferdes und des Schießpulvers, wie er sich mit Vorliebe selbst bezeichnet, der Krieger bis in die Fingerspitzen aber bildet den Kern des Stammes oder Gums, der dann außerdem noch den Hirten und Feldbauer in sich begreift. Der Araber Beduine hält zahlreiche Herden; den Adel

ausgenommen, zählt jedoch die Landbevölkerung nur kleine Grundbesitzer, Pächter, Knechte und Handlanger. Von Gewerben kommt unter ihnen nur das des Sattlers vor, aber auch dieses ausschließlich, soweit es wirklich Pferdesättel und Reitzeug für Pferde und Kamele herstellt.

Ein Stamm ist eine Vereinigung von Familien desselben Ursprungs, und ein Duar oder Zeltdorf besteht aus dem Zelte eines Familienoberhauptes und größeren Grundbesitzers und denen seiner Kinder, Verwandten, Verbündeten und Pächter. Von Rechtswegen ist dieses Oberhaupt dann der Kebir Carta (Herr, Meister) über alle Bewohner des Duar. Dem Stamme aber, der manchmal 1500 bis 6000 Angehörige in 20 bis 30 Duars zählt, gebietet der Kaïd, und die Kaïds sind wieder ihrerseits, was militärische und administrative Angelegenheiten belangt, dem Aga untergeben, dessen unmittelbarer Vorgesetzter der Kreiskommandant ist.

Auf adlige Herkunft wird bei den Arabern hoher Wert gelegt, und zwar zerfällt ihr Adel in drei Kategorien: den Geburtsadel, den Militäradel und den religiösen Adel. Unter dem Geburtsadel ist der angesehenste der der Chérif. Er stammt nachgewiesenermaßen von Fatma, der Tochter des Propheten und Gemahlin Alis, ab und erfreut sich großartiger Vorrechte.

Der Djuad oder Edle, welcher dem Militäradel zugezählt wird, hat in den meisten Fällen einen der aus dem Orient gekommenen Eroberer zum Vorfahren. Solchen Familien steht im Kriege der Oberbefehl zu.

Der Mann vom religiösen Adel endlich, der Marabu, ist durch seine frommen Uebungen und seine strenge Beobachtung der Vorschriften des Koran nach dem Glauben der Araber mit Gott in Verkehr getreten. Die Anaïa oder der Schutz eines Marabu bewahrt die Reisenden und Karawanen vor Ueberfällen. Ihre Anwesenheit genügt, um feindliche Stämme zu versöhnen, und niemand versteht sich besser darauf, als diese Heiligen, den Brand des heiligen Krieges gegen die Christen zu schleudern. Der religiöse Adel ist erblich gleich dem Stammes- und Kriegsadel. Ihm gehörte der einst vielgenannte Emir Abd-el-Kader-ben-Mah-eddin an.

Wenn nun aber Cheurfa (Mehrzahl von Chérif), Djuads und Marabus wie andere Sterbliche von Wechselfällen des Glückes betroffen werden, so übernimmt es der Stamm, ihren Wohlstand wiederherzustellen. Hie und da begegnet man jedoch auch verarmten Adligen, die zum Pfluge zurückgekehrt sind oder sich sogar darein ergeben haben, irgend welches Gewerbe zu treiben. Ich selbst kannte zwei Personen dieser Art zu Tlemsen, der alten Königsstadt im Süden der Provinz Oran. Die eine dieser gefallenen Größen war Ali-ben-Mansur, dem hohen Geburtsadel angehörig, jedoch von mehr als bescheidenem Aussehen. Er besaß ein kleines Grundstück und einige Esel, die er mir zu Ausflügen in die Olivenwälder vermietete, und als mir einmal ein besonders eigensinniges Reittier zugefallen war, verschmähte es der vornehme Mann nicht, es selbst Gehorsam zu lehren. Der andere verarmte Edle war Ben-Ali-ben-Yusef, ein Abkömmling des zu Milianah hochverehrten Marabus Sidi-Yusef, und ihn habe ich mit Mauren arbeiten sehen, die beim Geniewesen beschäftigt waren. Später stieg er höher und wurde Chauch (Ausläufer) bei der Wasser- und Straßenbauverwaltung. Solche Schwankungen im Geschicke verhindern jedoch nicht, daß in Zeiten politischer Gährung Personen dieser Art nicht plötzlich wieder Ansehen gewinnen können, wenn sie einen Namen tragen, an welchen sich Traditionen der Macht und einstiger hervorragender Autorität knüpfen, die im Volke unvergessen bleiben.

Bei den Arabern, die den Saum der Wüste bewohnen und ausschließlich Hirten sind, verwischt sich der Klassenunterschied in gewisser Beziehung, nur der Scheikh nimmt mit seiner Familie eine höhere Stufe ein.

Außer dem Grundbesitz und den Herden besteht das bewegliche Eigentum des Arabers in Juwelen und gemünztem Gelde, welches er in seinen Truhen verschlossen hält, da, wie schon erwähnt, ihm seine Religion untersagt, es auf Zinsen zu legen. Man behauptet, mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß auf solche Weise auf algerischem Boden Hunderte von Millionen dem Umlauf entzogen sind.

Die hervorragendsten Stämme der Provinz Oran, meist auch Araber Beduinen, sind die Hachem, die Djafra, die Ghossel, die Zenata und die Ulad-Rich, die den Tell bewohnen. Die Amur, die Harar, die Hamyânen und die Uled-Sidi-Cheikh behaupten die Region der Sahara und die Oasen der Chotts.

Die Kulur'li endlich, das dritte Hauptelement der Bevölkerung Algeriens neben Kabylen und Arabern, sind entweder Türken, welche nach der französischen Besitznahme im Lande geblieben sind, oder Söhne von Türken und arabischen Frauen. Sie sind Städtebewohner und unterscheiden sich von den Hadar nur durch die Kopfbedeckung, da sie einen bunten Turban um die Chechia tragen, während, wie schon gesagt, der des Mauren immer von weißer Farbe ist. Diese Türkenabkömmlinge haben meist nur eine Frau, doch scheiden sie sich ebenso leicht wie die Araber und sind wie diese glaubenseifrige Mohammedaner. Trotzdem aber schlugen sie sich nach den ersten Erfolgen der französischen Waffen in Algerien auf die Seite Frankreichs, dem sie tapfere Dienste leisteten. Ich erinnere hier nur an die heroische Verteidigung des Meschuar, der Zitadelle der arabischen Stadt Tlemsen, in welcher sich eine Schar Kulur'li mit fünfhundert Leuten des Kapitäns Cavaignac im Jahre 1836 einschloß und fünfzehn Monate hindurch den Marokkanern und Arabern Abd'-el-Kaders heldenmütigen Widerstand leistete. Die Parteiergreifung für die jüngsten Gebieter Algeriens gesellte sich im Gemüte der Araber zu dem traditionellen Groll, der sich im Laufe der vierhundertjährigen Willkürherrschaft der Paschas angesammelt hatte, und macht sie heutzutage zu geschworenen

Feinden der Kulur'li. Niemals wird mehr eine Heirat zwischen diesen und jenen geschlossen, und ich habe algerische Türken offen sagen hören, daß „wenn es je im Buche Gottes geschrieben stände", daß die Franzosen Algerien wieder verließen, sie auch alle mit dem letzten Franzosen abziehen würden, eher, als sich dem Hasse der Araber preisgegeben zu sehen. Ihre erste Sorge, wenn sie Europäer kennen lernen, ist, dieselben sofort über ihre Nationalität aufzuklären durch ein energisches: „Ich bin ein Türke, Herr, kein Beduine." Spricht er dann von sich selbst und seinen Gewohnheiten, so wird er sich stets der Bezeichnung „Eingeborener" bedienen und sorgfältig jede Wendung vermeiden, in der das Wort arabisch auch nur als Eigenschaftswort aufträte. Die Türken-Nachkommen Algeriens sind thätige, redliche Menschen von aufgewecktem Geist. Ihre Dienste sind überall gesucht, und man begegnet deren viele unter den Dolmetschern, Bankbediensteten, Advokatenschreibern und Gerichtsdienern.

Inmitten dieser drei Rassen nun, die den Kern der Bevölkerung Algiers, Constantines und Orans ausmachen, steht der allen dienstbare Neger, der trotz der Abschaffung der Sklaverei noch fast durchgehends Eigentum seines wohlhabenden Gebieters durch Ankauf geworden ist. Er hat jedoch durchaus keinen Grund, Klage zu führen, im Gegensatz zu seinen Stammesbrüdern im südlichen Amerika. Er ist weder mit Arbeit überlastet, noch in der Familie hart gehalten, welche ihn als zum Hause gehörig betrachtet. Sein Dasein ist völlig sorglos, denn er hat nicht um das tägliche Brot zu kämpfen. Dem Islam ist er mit naiver Frömmigkeit ergeben, denn dieser lehrt seinen Herrn, ihm ein milder Gebieter zu sein. Eigentümlich erscheint es, daß er in den Augen der arabischen oder maurischen Frauen nicht als ebenbürtiger Mann gilt, was gestattet, daß er vertraulich mit ihnen im Hause verkehrt und zu ihrem Hüter verwendet wird. Die Negerin dagegen, die ihr Gebieter zu seiner Gattin erhoben hat, steht den anderen eingeborenen Frauen gleich und ihre Kinder teilen die Rechte derjenigen von arabischer oder türkischer Mutter.

Sicherlich weniger glücklich als der leibeigene Neger ist der Freigelassene, Berrani genannt, der mit Vorliebe das Gewerbe des Maurers, Wasserträgers, Pflasterers, Handlangers und Lastträgers treibt. Die Negerinnen dieser Klasse trifft man als Badedienerinnen in den maurischen Bädern, als Hausdienerinnen, Wäscherinnen oder auch als Jüngerinnen der schwarzen Magie, als Zauberinnen und Wahrsagerinnen. Als solche verstehen sie sich auf das Brauen von Liebestränken, rufen auf Wunsch weiße, grüne oder blaue Geister an, die für günstig, und wohlwollend gelten, oder verscheuchen rote, schwarze und braune, die man für schädlich hält. Bietet sich die Gelegenheit, so wird die Negerin sogar zum weiblichen Zeichendeuter. Sie bereitet zu diesem Zweck einen Rost mit glühenden Kohlen, wirft Weihrauchkörner und Benzoe darauf und weist den Ratbedürftigen an, den Dunst des Räucherwerkes einzuatmen. Unterdessen durchschneidet sie Hühnern zur Hälfte die Kehle und legt sie nieder auf den Sand. Wälzen sich die mit dem Tode ringenden Tiere in der Richtung dem Meere zu, so ist das Opfer dem Geiste wohlgefällig und der Wunsch wird Erhörung finden, sterben sie aber, ohne ihre Lage auf dem Boden zu verändern, so kann man nicht auf glücklichen Erfolg zählen. Die Uebung der Gewohnheit verleiht den Negerinnen die Fähigkeit, die Zeichen willkürlich, je nach der Freigebigkeit des Befragenden, sprechen zu lassen. Bei großen Gelegenheiten vertritt ein Hammel die Hühner, ja zu Zeiten sogar ein Ochse. Dann aber versieht ein Neger das Amt des Opferpriesters.

Es gibt kein muselmännisches Fest ohne Neger. Sie sind es, die in den Wohnungen für die Marabu sammeln; sie auch nehmen den Lärm der Festfreude auf sich, und die große Trommel wie das Tamtam verstummen nie unter ihren Händen.

Die beabsichtigte Kanalbrücke zwischen Frankreich und England.

Der projektierte unterseeische Tunnel zwischen Frankreich und England ist rettungslos an dem hartnäckigen Vorurteil Albions gescheitert und dürfte wohl niemals ausgeführt werden. Bekanntlich trägt man sich statt dessen mit dem Gedanken, den britischen Kanal mittels einer Eisenbahn zu überbrücken, und dieser Vorschlag hat in beiden Ländern großen Beifall gefunden und ist ernstlich ins Auge gefaßt worden, da der Plan nach der Ansicht der französischen wie der englischen Ingenieure gar keine erheblichen Schwierigkeiten darbietet und das benötigte Kapital rasch zusammengebracht werden könnte. Die bedeutendsten Großindustriellen beider Länder zollen dem Unternehmen die innigste Teilnahme und haben der Verwirklichung desselben durch eine Anzahl wertvoller Berechnungen vorgearbeitet. „Das Eisen- und Stahlinstitut", welches dem Plane besonders hold ist, hat sich dieses Jahr in Paris versammelt und am 24. September in den Räumlichkeiten der Gesellschaft zur Ermutigung der nationalen Industrie unter dem Vorsitz des Sir J. Bitson abgehalten, welche ziemlich stark besucht war.

Die Herren Schneider vom Creuzot und Hersent, der frühere Präsident der französischen Gesellschaft der Zivilingenieure, legten einen Aufsatz über die sogen. Kanalbrücke vor, welche eine eingehende Schilderung des geplanten Unternehmens enthält. Die als Bahnlinie gewählte Trace erstreckt sich über die seichtesten Teile des britischen Kanals und verbindet dessen Ufer an der Stelle, wo dieselben einander zunächst rücken; sie beginnt an einer Stelle in der Nähe von Cap Grisnez, führt über die Colbart- und Varnebänke und endet in der Nähe von

Folkestone. Die Colbart- und Varnebänke liegen beinahe im Mittelpunkt des Kanals, ungefähr 8 Km. auseinander, die Wassertiefe ist an diesem Punkte bei tiefem Wasserstande nicht über 7 bis 8 m. und sind voneinander durch eine Einsenkung von 25 bis 35 m. Tiefe getrennt. Zwischen der Varnebank und der britischen Küste übersteigt die Meerestiefe 29 m. nicht, allein in der Nähe der Colbartbank senkt sich der Meeresgrund etwas steil bis zu 40 m. und erreicht dann ungefähr in der mittleren Breite des Kanals eine Tiefe von 55 m., worauf der Meeresgrund allmählich wieder zu steigen beginnt.

Die größten Schwierigkeiten in diesen Teilen des Kanals dürften in der Legung der Fundamente getroffen werden. Das Ergebnis wiederholter Untersuchungen und Experimente geht dahin, daß der Meeresgrund hinreichend solid gefunden wird, um ausgedehnte Kunstbauten zu tragen, und die Bohrungen, welche in neuerer Zeit in Verbindung mit dem beabsichtigten Tunnel veranstaltet wurden, haben die früheren Experimente über die Lage und Beschaffenheit des Grundes, welche von Herrn v. Gamond veröffentlicht wurden, vollkommen bestätigt. Es werden nun noch genauere Untersuchungen nötig werden, wenn die Arbeiten bis zum Bau der einzelnen Pfeiler fortschreiten, damit man in der Lage sein wird, jede einzelne Schwierigkeit im voraus zu lösen. Das zu verwendende Material ist Stahl. Die ausgedehnte Anwendung, welche von demselben in neuerer Zeit in Frankreich und anderwärts, namentlich bei der Forth-Bridge, gemacht worden ist, beseitigt jeden Zweifel an der Möglichkeit, bei Anwendung von Stahl ungefähr 50 Prozent am Gewicht zu ersparen und gleichzeitig dem Bau denselben Grad von Festigkeit und Sicherheit zu geben.

Der zu beschaffende Betrag an Metall und Maschinerie dürfte ein Gesamtgewicht von einer Million Tonnen betragen, wobei angenommen wird, daß jedes der beiden Länder ungefähr eine Hälfte von diesem Betrag zu liefern haben wird. Dies würde auf eine lange Zeitfrist dem nationalen Gewerbefleiß einen gewichtigen Anstoß geben. Die zahlreichen Verbesserungen, welche man in der Kunst des Brückenbaus gemacht hat, verbürgen jede Hoffnung auf Erfolg in einem Versuche, Metallspannungen von 500 m. Länge über den Kanal anzuwenden, wenn sie von Säulen und Pfeilern getragen werden, welche in verschiedenen Tiefen in dem Meeresgrunde ruhen.

Die Gesamtkosten der Erbauung ergeben nach einer rohen Schätzung eine Summe von 34,400,000 Lstrl., welche sich ungefähr folgendermaßen verteilen: 380 Millionen Franken für den Unterbau von Mauerwerk und 480 Millionen Franken für den metallischen Oberbau, d. h. 860 Millionen Franken oder 34,400,000 Lstrl. Die Arbeiten für den Tunnel und die Eisenbahnen beider Länder würden erst später geplant und berechnet werden im Einverständnis mit den Eisenbahngesellschaften, deren Linien bis zu der Brücke reichen würden. Die zum Bau des Ganzen erforderliche Zeit könnte auf ungefähr zehn Jahre festgesetzt werden. Die Gesamtheit der Pfeiler wird wenig über ein Zwölftel des Durchschnitts des Kanals einnehmen. Diese Verringerung des Durchschnitts des Kanals dürfte wahrscheinlich keinen bemerkenswerten Einfluß auf die Erosion des Meeresgrundes ausüben oder eine berechenbare Vermehrung der Geschwindigkeit der Bewegung von Ebbe und Flut herbeiführen. Die Entfernungen der Pfeiler, für die großen Spannungen auf 500 und 300 m. festgesetzt, werden für die kleinen Spannungen beziehungsweise nicht weniger als 100 oder 200 m. betragen und vollkommen hinreichen, um zu verhüten, daß sie zu einem Hindernis für die freie Schiffahrt der Dampf- und Segelfahrzeuge werden. Für die Dampfschiffe ist überhaupt weniger Gefahr zu besorgen, da die Strömung, welche im Mittelpunkt der offenen Spannungen etwas stärker und rascher ist, alle schwimmenden Körper und sogar dienstunfähige Schiffe nach jenen Teilen hintreiben und sie an der Berührung der Brücke hindern würde. Infolge dieser Entfernungen und Maßverhältnisse würden die Pfeiler in keiner Weise die Beschaffenheit der Schiffahrt im Kanal verändern und jedenfalls kein bemerkbares Hindernis für die Schiffahrt im allgemeinen bilden.

Was den metallischen Oberbau anlangt, so sind die metallischen Säulen, welche fest auf die Plattformen der Stützpfeiler aus Mauerwerk aufgesetzt sind, von einer deutlich cylindrischen Gestalt und wechseln in Höhe zwischen 40 und 42.78 m., und erst auf sie werden die hauptsächlichsten Balken oder Träger der Brücke befestigt werden. Auf diese Art wird zwischen dem untern Teil der Balken und dem Meeresspiegel bei Tiefwasserstand ein freier Raum vorhanden sein, welcher an Höhe zwischen 61 und 63.78 m. wechselt, welche Höhe bei Hochwasserstand auf beziehungsweise 54 und 56.78 m. reduziert werden wird. Diese Höhe ist weitaus hinreichend für den Durchgang von Schiffen irgend welcher beliebigen Art oder Tonnenlast. Dadurch daß man die Straßenbahn der Brücke auf vertikal-cylindrische Säulen setzt, wird die minimale Höhe von 54 m. durch die ganze Breite einer Spannung erhalten — ein Ergebnis, welches bei der Brücke über den Forth nicht erreicht wurde. Die Balken sollen einfach, ohne Hänge- und Gitterwerke sein, so daß sie die geeignete Verteilung aller Belastungen und Schübe sichern.

Das Niveau des bleibenden Brückenweges ist 72 m. über der Tiefwassermarke. Man hätte die Höhe noch reduzieren können, wenn man den permanenten Weg in den untern Teil der Brücke verlegt hätte; allein in diesem Fall wäre es nötig gewesen, die Querbalken um einen guten Teil breiter und darum auch schwerer zu machen. Durch die Erhöhung des permanenten Weges dagegen ist eine bedeutende Ersparnis erreichbar, die gewiß nicht durch vermehrte Kosten absorbiert werden wird, welche durch die

Notwendigkeit, Viadukte an beiden Enden der Brücke zu errichten, herbeigeführt werden dürften. Es wird natürlich ein doppeltes Schienengeleise gelegt werden und die Breite der eigentlichen Bahn sich auf 8 m. erstrecken. Die Breite der Brücke selbst ist veränderlich; die größte Entfernung zwischen den Achsen der Hauptbalken, 25 m., ist der Raum, welcher zur Sicherung der Standfähigkeit des Gebäudes unter der Einwirkung heftiger Windstöße notwendig ist. Die Bahnen sind von der gewöhnlichen Breite von 15 m. zwischen den Achsen und den Schienen, und die letzteren liegen zur Vermeidung von Unglücksfällen in Auskehlungen. Der Fußboden aus geripptem Walzeisen soll die Brücke ihrer ganzen Länge nach so bedecken, daß jeder Teil derselben den mit ihrer Ueberwachung betrauten Beamten zugänglich ist.

Es müssen natürlich der ganzen Brücke entlang Leuchttürme und Leuchtfeuer errichtet werden, um Unglücksfälle zu vermeiden. Die verschiedenen Arten der bei Leuchttürmen verwendeten Leuchtfeuer dienen auch dazu, den Schiffen die Entfernungen von den Colbart- und Varne-Bänken anzuzeigen. Es würde leicht gewesen sein, eine Brücke mit vier Bahngeleisen, anstatt mit zweien, herzustellen, allein die voraussichtliche Entwickelung des Verkehrs schien keine Vermehrung der Auslagen in dieser Hinsicht zu rechtfertigen. Eine Straßenbahn für gewöhnliche Fuhrwerke ist ebenfalls überflüssig, da die Waren alle mittels Schienenbahn befördert werden. Um Einwendungen vom militärischen Gesichtspunkte aus zu begegnen, so könnten ja Anordnungen getroffen werden, um die Spannung an jedem Ende der Brücke zur Benützung unbrauchbar zu machen. Insbesondere könnte man die beiden Endspannungen, welche mit den Landfesten und Widerlagern in Berührung stehen, drehbar oder leicht abnehmbar machen.

Der Vortrag ließ sich auf eine genaue Schilderung der ganzen Bauart ein und war von Plänen und Zeichnungen begleitet. Der Verlesung des Vortrags folgte eine Erörterung, in welcher Herr Daniel Adamson, der ehemalige Präsident des Instituts, bemerkte, der Grund sei für einen Tunnel ausnehmend günstig, während eine Brücke für den freien Verkehrsweg der Nationen viele Hindernisse und Beeinträchtigungen mit sich bringen würde. Während der zur Erbauung der Eisenbahnbrücke erforderlichen zehn Jahre würden die Dampfschiffe noch weitere Fortschritte gemacht haben. Er billigte die Abweichungen von der Forthbrücke hinsichtlich der Balken und der baulichen Anordnungen. Es könne keine größere Plackerei geben als gekrümmte elliptische Balken, und bei den mit Gitterwerk versehenen Balken würde der Wind ohne Zweifel weit geringeren Einfluß haben. Die jährlichen Kosten des Anstrichs behufs der Erhaltung der Brücke würden ungeheuer sein. In dem Oberbau würde er kein Wagnis erblicken, denn jedes Wagnis in diesem Falle würde in den Pfeilern oder Fundamentierungen von der Wirkung der Wogen liegen. Der ganze Bau würde überhaupt vielen Unfällen ausgesetzt sein, und ein einziger Zusammenstoß könnte unbedingt eine gänzliche Störung des Verkehrs auf ein halbes oder ganzes Jahr herbeiführen. Trotzdem verdiene ein derartiger Plan für die Erleichterung des Verkehrs und die Förderung der Behaglichkeit der Reisenden eine hoffnungsvolle und ermutigende Aufnahme. Herr Tilden Wright als ein Vorkämpfer des Tunnelprojekts, äußerte seine Genugthuung über diese parallele Bewegung und drückte seine Ueberzeugung dahin aus, daß in den nächsten zwanzig oder dreißig Jahren doch eine derartige Verbindung zwischen den beiden Ländern hergestellt werden wird und müsse. Der Tunnel würde nur den sechsten Teil der Summe kosten, auf welchen die Erbauung der Brücke geschätzt werde. Der Vorsitzende drückte den Herren Schneider und Hersent den Dank des Instituts für ihren umfangreichen Aufsatz über diesen hochwichtigen Gegenstand und für die mit so großer Sorgfalt und so großem Aufwand hergestellten Zeichnungen aus, welche dieselben begleiteten. Er meinte, die einzige noch erforderliche Formalität sei die, daß reiche Nationen wie England und Frankreich die zum Bau erforderliche Summe herbeischaffen würden. Ein hervorragender Pariser Finanzier sei erbötig, das Unternehmen selbst zu finanzieren, gerade wie er glaube, daß es Herren gebe, welche alles finanzieren würden, und als Eisenwerksbesitzer betrachte er das Unternehmen mit einer großen Vorliebe und gebe sich dem Vertrauen hin, daß ein großer Anteil an den Kontrakten über die Millionen Tonnen Stahl in die Hände der Mitglieder des Instituts gelangen würde.

Reisebilder aus Aegypten.

Von Ernst Schrecker.

(Schluß.)

3. Die Hauptreligionen des heutigen Aegyptens (Islam und koptisches Christentum).

Unter den sonderbaren Eigentümlichkeiten des heutigen Aegyptens nimmt entschieden die Art der herrschenden Religionsformen eine hervorragende Stellung ein.

Es soll nun nicht unsere Aufgabe sein, eine eingehende Abhandlung über das Wesen dieser Religionen zu geben. Dazu müßte notwendig eine genaue und umfassende Untersuchung der schriftlichen Urkunden dieser Religionen mitgehören, die hier zu weit führen würde. Es sollen nur die Eindrücke geschildert werden, die der beobachtende Reisende macht.

Sowie wir den Orient betreten, kommen wir in den Bereich des Islams, der hier die beherrschende Stellung einnimmt. Zahlreiche Moscheen mit schlanken gen Himmel ragenden Minarets, die noch vom Zeichen des Halbmondes gekrönt sind, künden, daß hier der große Prophet Allahs gesiegt hat.

Unter den vielen Moscheen Kairos (es sind etwa 400 an der Zahl) zeichnet sich die Gami Mohammed-Ali durch ihre herrliche Schönheit aus. Sie ist erst in diesem Jahrhundert auf der Kairo überragenden Zitadelle errichtet und besteht aus glänzend weißem Alabaster. Weithin leuchten ihre stolzen Minarets. Sie ist der Hagia Sophia von Konstantinopel nachgebildet. Diese Moschee „Mohammed-Ali" ist in vollständig gutem Zustande, während die meisten anderen halb zerfallen sind. Der Mohammedaner läßt ja in träger Ruhe alles gehen, wie es geht. Er läßt die Häuser ruhig einstürzen, ohne Reparaturen zu unternehmen, und auch die schönen Moscheen läßt er verfallen. Ich sah manche, die überhaupt nur halbfertig gebaut waren. Eine solche liegt unten an der Zitadelle, nicht weit von der Gami „Mohammed-Ali". Hier befindet sich auch die größte Moschee von Kairo überhaupt, die Moschee „Sultan Hasan" aus dem 14. Jahrhundert.

In ihrer Einrichtung sind alle Moscheen ziemlich ähnlich. Erst kommt man in einen großen Vorraum, einen nach oben hin offenen Hof, in welchem sich der Wasserbehälter für die täglichen Waschungen befindet. Auch einzelne Wannen zum Baden habe ich in vielen Moscheen bemerkt. Diese religiösen Waschungen sind für ein im Grunde unsauberes Volk bei dem im Orient herrschenden Staube und Schmutz sehr nötig. Hinter dem Vorhof befindet sich gewöhnlich der Hauptraum, der im ganzen leer ist. Bänke gibt es in ihm nicht. Man sitzt eben mit gekreuzten Beinen auf dem mit Strohmatten oder schönen Teppichen belegten Fußboden oder kniet beim Beten. Ringsherum an den Wänden sieht man fromme Koransprüche in arabischer Sprache angeschrieben, sonst aber keine Bilder, da Bilderverehrung dem Mohammedaner zuwider ist. Auch eine Kanzel ist in den Moscheen vorhanden, von der aus an den eigentlichen Fest- und Feiertagen (der Freitag ist der ständige Feiertag) gepredigt wird. Aber im allgemeinen tritt im Kultus das Element der Predigt zurück. Der eigentliche Gottesdienst ist Zeremonial- und Gebetsgottesdienst. Zu festgesetzten Stunden, namentlich bei Sonnenauf- und -untergang und zur Mittagszeit, wenn der Muezzin (Gebetsrufer) von den Minarets zum Gebete ruft, sehen wir den Mohammedaner in den Moscheen oder auch, wo er sich gerade befindet, im Garten, ja an öffentlichen Plätzen, seine vorschriftsmäßigen Gebete verrichten, indem er die streng vorgeschriebenen Bewegungen des Kniebeugens, Niederfallens, die bestimmten Handbewegungen 2c. dabei macht. Man gewinnt allerdings den Eindruck, daß dieser Gottesdienst vielfach tote, äußerliche Form ist, aber der Eifer, mit dem sie innegehalten wird, ist oft bewundernswürdig. Nur ist auffällig, daß die gottesdienstlichen Uebungen Sache der Männer sind, während die Frau vom Besuche der Moscheen fern bleibt.

Unter den Moscheen Kairos gewährt der Besuch der Gami-el-Azhar wohl des Eigentümlichen am meisten. Hier befindet sich nämlich die Universität, die größte des ganzen Islams, indem sie ungefähr 7000 Studenten zählt. Wie alle Moscheen, so darf man auch diese nur mit einer besonderen, von der ägyptischen Regierung ausgestellten Erlaubniskarte besuchen, und zwar darf man die Heiligtümer nicht mit beschuhten Füßen betreten. Der Mohammedaner entledigt sich beim Betreten der Moschee sofort seiner Schuhe und geht auf Strümpfen oder barfuß in's Heiligtum, während der Fremde mindestens Filzpantoffeln überziehen muß. Ich hatte letzteres einmal versäumt und wurde unbarmherzig aus der Moschee hinausgewiesen. Ferner muß man sich in den Moscheen möglichst ruhig und vorsichtig benehmen, daß man nicht den Verdacht erregt, als ob man sich über den mohammedanischen Kultus lustig mache. Besondere Vorsicht ist namentlich hier in der Gami-el-Azhar nötig, da die Studenten sehr fanatisch sind. In der ersten Vorhalle, die wir betreten, finden wir — merkwürdig — einen Rasiersalon, wo die Studenten sich nach mohammedanischer Art ihr Kopfhaar abrasieren lassen. Die Mohammedaner lassen sich den Kopf meist glatt rasieren und tragen dann den Turban darüber. Aus diesem Vorraume gelangen wir in die eigentlichen Hallen der Moschee, gleichsam die Hörsäle. Hier sitzen die Musensöhne in Gruppen um ihre Professoren herum, die ihnen aus dem Koran Sätze erklären. Eine Menge Lehrer mit je einem Kreise von Zuhörern sitzen in demselben Saale und halten ihre Vorträge. Die Studiosi lesen nach und lernen summend auswendig. So hört man in der ganzen Moschee ein halblautes, dumpfes Geräusch, das von diesem Gemurmel herrührt und den Eindruck hinterläßt, als ob wir, wie wir sagen, in einer sogen. Judenschule wären. In mechanischem Auswendiglernen besteht das Studium. Wer genug auswendig weiß, kann Professor werden. Es gibt nur zwei Fakultäten: Theologie und Jurisprudenz, von denen die letztere wieder ganz auf der ersteren fußt, indem der Koran die Rechtsgrundlage bildet. Die Medizin ist keine Universitätswissenschaft, sondern wird vom Vater auf den Sohn vererbt; sie ist natürlich höchst mangelhaft, so daß die Araber selbst in ernsteren Fällen zu europäischen Aerzten gehen, die zahlreich in Kairo vertreten sind. Aber auch die vorhandene Universitätswissenschaft ist höchst mangelhaft, da sie nur in mechanischem, rezeptivem Auswendiglernen besteht. Doch dünken sich diese Musensöhne als Weiseste unter den Weisen und sehen verächtlich auf die Bildung des Abendlandes herab. Mir war es auch, als ob sie stolz auf mich, den armen, studierten Europäer, der von ihrer gelehrten Weisheit keine Ahnung hatte, herunterblickten. Sie lachten vielfach, als ich vorüberging, oder zeigten ein übelwollendes Gesicht.

Ein hervorragendes Interesse nehmen noch die Zikrs der Derwische in Anspruch, welche jeden Freitag gehalten werden. Die Derwische bilden besondere Orden, und nehmen unter den Bekennern des Islams etwa eine Stel-

lung wie die Mönche in der katholischen Kirche ein. In einem Derwischkloster Kairos konnten wir jeden Freitag den Zikr der tanzenden Derwische beobachten. Stumm traten die Derwische in den einem Zirkus nicht unähnlichen Raum, um ihre gottesdienstliche Vorstellung zu geben. Sie trugen ein Gewand nach Art eines Frauenkleides und auf dem Kopf eine spitze, dütenförmige Mütze, wie sie bei uns zuweilen die Zauberkünstler oder auch die Clowns in einer Kunstreitergesellschaft tragen. Ein Schêch führte sie an; und nun begannen sie ihren Tanz, ohne einen Laut von sich zu geben, sich kreisend um sich selbst bewegend, immer schneller und schneller, indem sie zugleich mit Händen und Armen allerlei verschiedene, aber genau bestimmte Bewegungen machten. Das ging so eine Weile fort, bis sie ganz erschöpft waren. Nach kurzen Pausen fingen sie dann von neuem ihren Reigen an, bis sie auf ein Signal, das der Schêch durch einen schrillen Schrei gab, den Raum wieder verließen. — Dann wandte ich mich zu dem Zikr der „heulenden Derwische", die in der Moschee Kasr-el-'Ain ihr Wesen treiben. Wieder kommen wir in eine Art Arena. Im Kreise stehen die Derwische, geleitet von ihrem Schêch. Ein Musikcorps intoniert mit allerlei Instrumenten eine schreckliche Musik. Nach dem Takte dieser Musik machen die Derwische ihre Bewegungen, indem sie dazu unartikulierte, heulende Laute ausstoßen, die anfangs dem Getöse einer abfahrenden Lokomotive oder dem Grunzen eines Schweines vergleichbar sind. Die Bewegungen, meist Beugungen nach vorn und hinten, werden immer rascher und wilder, die ausgestoßenen Laute immer unbändiger und wüster, je mehr sich das Getöse der begleitenden Musik steigert. Das lange, auf den Rücken niederfallende Haar (wie es diese heulenden Derwische im Unterschiede von den übrigen Mohammedanern tragen) wird bei der Bewegung frei nach vorn und hinten geworfen. Die Derwische geraten nach und nach in die höchste Ekstase, bis sie schließlich erschöpft niedersinken. Das Ganze macht einen fürchterlich wüsten Eindruck, so daß zuschauende Damen dabei nicht selten in Ohnmacht fallen. Man versteht kaum, wie dies ein gottesdienstlicher Akt sein soll. Auch wird es heutzutage als eine Art Vorstellung betrachtet, in der man von dem fremden Besucher ein Trinkgeld nimmt.

Außer diesen gewöhnlichen Feiertagsgebräuchen beobachteten wir auch die besonderen Feste. Die Hauptfestzeit in mohammedanischen Landen ist der Monat Ramadan, in welchem am Tage gefastet wird, während in der Nacht lärmender Festtrubel herrscht. Diesen Ramadan habe ich jedoch nicht selbst durchgemacht. Wohl aber wurde in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Kairo der Geburtstag des Propheten „Moûd-en-Nebi" acht Tage lang gefeiert. Die Hauptfestzeit war des Nachts. Ich ritt um Mitternacht nach dem Festplatz auf der Abbasîye in Kairo und fand noch das bunteste Leben, einen so dichten Menschenknäuel, daß man zu Fuß schwer durchkommen konnte. In langen Prozessionen mit Lampen und Lichtern zog das Volk unter lautem Allahgeschrei umher. Wie ein großer Jahrmarkt kam es mir vor; nur viel lärmender ging es zu. Da waren allerlei Buden zum Verkauf von Zuckerwaren, Gaukler und Seiltänzer traten auf, und der ganze Festplatz war prächtig illuminiert. Für den Khediven, der auch die Feste mit seiner Gegenwart beehrt, war ein besonders schönes Zelt aufgeschlagen. Das Volk war mit Eifer an dem Feste beteiligt.

Dann sah ich einmal einer großen Prozession bei Tage zu. Es wurden die Reliquien des Propheten von dem Palais des Khediven nach einer Moschee übergeführt. Auf dem großen Platze Abdeen vor dem vizeköniglichen Schlosse stand die zum Feste versammelte Menge. Auch die feinen Damen des Harim waren zu Wagen erschienen, wenn auch immer dicht verschleiert. Schüsse Krupp'scher Kanonen gaben von der Zitadelle herab das Signal zur feierlichen Eröffnung. Der Festzug begann: voran ein Musikcorps, dann Truppen, Priester, Derwischorden, Studenten 2c. In feierlichem Geleit wurden so die Reliquien übergeführt. Aehnlich ist der Aufzug, wenn die Mekkakarawane — wie alljährlich — abzieht. Ein großer Volksauflauf umgibt den Festzug, in dessen Mitte ein Kamel mit den für die Kaaba in Mekka bestimmten wertvollen Geschenken steht. Der Abzug und die Rückkehr der Mekkakarawane ist für den Mohammedaner ein wichtiger Moment, wie denn auch die eigene Pilgerreise zur Kaaba von Mekka zu den bedeutendsten Ereignissen seines Lebens gehört. Unvergeßlich bleiben ihm diese Erinnerungen, und er verewigt sie auch in allerhand Malereien, die er an der Wand seines Hauses anbringt. Diese Bilder sind nach unseren Begriffen oft sehr häßlich, aber dem Mohammedaner heilig, er verknüpft mit ihnen tiefreligiöse Erinnerungen. Und wie man auch über den Standpunkt des mohammedanischen Glaubens denken mag, ob derselbe auch zumeist zur toten Form veräußerlicht ist, — dieses Lob müssen wir doch der mohammedanischen Bevölkerung im allgemeinen zuerkennen, daß sie ihre Religion ehrt und an ihr mit ganzer Seele fest hält. Ich habe mich öfters mit schlichten Arabern über ihre religiösen Anschauungen unterhalten und gesehen, wie sie ihren Glauben hochhalten und gegen alle Angriffe verteidigen.

Nächst dem Islam nimmt unter den Religionsformen Aegyptens das koptische Christentum die erste Stelle ein. Die Zahl der Kopten ist bedeutend geringer als die der Mohammedaner. Immerhin haben die ersteren in Kairo an dreißig Kirchen inne, und in Ober-Aegypten ist die Bevölkerung sogar zum großen Teil koptisch. Sie sind christliche Nachkommen der alten Aegypter und stehen unter einem Patriarchen in Kairo. Unter ihren Kirchen ist eine in Alt-Kairo gelegene wegen ihrer Altertümlichkeit besonders bemerkenswert. Die größte Hauptkirche liegt in Neu-Kairo unmittelbar neben dem Palais des Patriarchen. Oftmals habe ich hier die Gottesdienste besucht

so daß ich fast in den Verdacht kam, übertreten zu wollen. Freilich verstand ich die Sprache des Kultus nicht. Sie ist teils arabisch (so meist in der Predigt), teils koptisch. Letztere Sprache wird sonst nicht mehr gesprochen, da sie eben nur noch Kirchensprache ist, die der gewöhnliche Laie nicht kennt. Die Schriftzeichen der Sprache sind ein Gemisch aus griechischen Buchstaben und Zeichen der alten hieratischen Schrift. In Alt-Aegypten gab es nämlich außer der hieroglyphischen noch die hieratische und demotische Schrift. Wer den koptischen Gottesdienst besucht, gewinnt dabei den Eindruck, daß er hier ein vielfach verzerrtes Christentum vor sich hat. Kleidung und Benehmen der Leute im Gottesdienst ist durchaus orientalisch. Auf den ersten Anblick scheint es, als ob wir ein Gemisch von Mohammedanismus und griechisch-katholischem Christentum vor uns hätten. Dem griechisch-katholischen Kultus ähnelt der koptische in seinem ganzen theatralischen Ceremoniel. Während der gottesdienstlichen Feier laufen die Leute ungeniert hin und her und sprechen ganz laut mit einander, während der Priester seine Predigt hält. — Wenn ich so dem Kultus beiwohnte, setzte sich gewöhnlich irgend ein Kopte zu mir und erklärte mir den Verlauf des Gottesdienstes in englischer oder französischer Sprache. Das war alles erlaubt und störte die Feier nicht. — Der Raum, in welchem sich die amtierenden Priester befinden, ist von dem übrigen Raum, in dem die Gemeinde sich aufhält, abgesperrt und heißt der Hekel. Hier tritt der Priester in den verschiedensten Kostümen auf indem er dieselben je nach der Handlung, die er vornimmt, wechselt. Wenn die Leute zum Gottesdienste nahen, pflegen sie zunächst zum Handkuß zugelassen zu werden. Es sind meist nur Männer, die zur Kirche kommen, die Weiber bleiben wie bei den Mohammedanern fern. Gewöhnlich geschieht im Gottesdienst Schriftverlesung oder auch Predigt. — Einmal hatte ich Gelegenheit, dem Abendmahl beizuwohnen. Bei den Kopten wird das Abendmahl sehr oft gereicht. Auch Kinder nehmen daran teil. Sie bekommen, soviel ich aus den Erklärungen, die uns der Priester nachher in italienischer Sprache gab, verstanden habe, das Brot in Wein getaucht. Die Erwachsenen empfangen Brot und Wein getrennt. Zum Schluß verteilt der Priester unter alle in kleinen Stücken geweihtes Brot, um dieselben für die Angehörigen nach Hause mitzunehmen. Das erinnert an die ähnliche Weise in der ersten christlichen Kirche. Auch uns wurden solche Stückchen vom Abendmahlsbrot gegeben, obwohl uns der Priester natürlich als Fremde erkannt hatte. Denn schon durch das orientalische Kostüm mit Tarbusch (Fez) oder Turban und durch ihr ganzes Auftreten unterscheiden sich die Leute von unserer europäischen Art. Die Kopten haben große Neigung zur Proselytenmacherei. Da sie mich so oft zum Gottesdienst kommen sahen, fragten sie mich endlich, ob ich übertreten wollte, und hoben ihre Konfession bis in den Himmel. Ich entgegnete, daß ich mir die Sache überlegen wollte, um sie so hinzuhalten und noch weiter in das Wesen ihrer Religion einzudringen. Später baten sie, mich ihrem Patriarchen, dem sie von mir erzählt hätten, vorstellen zu dürfen. Ich folgte der Aufforderung und ging mit einigen Begleitern zum Palais dieses obersten Kirchenfürsten der christlichen Kirche Aegyptens. Ich wurde feierlich empfangen und zunächst mit Kaffee und Obstwein bewirtet. Der Patriarch hatte auf einem Thronsessel Platz genommen, ich auf einem Divan. Glieder der koptischen Gemeinde und Diener standen ringsum, dazu ein Dolmetscher, der die Unterhaltung zwischen dem arabisch redenden Patriarchen und mir, der ich französisch sprach, vermittelte. Zunächst entbot mir der Patriarch einen feierlichen Friedensgruß, den ich erwiderte. Darauf entspann sich ein allgemeines Gespräch über Aegypten, weiter dann über die verschiedenen Religionen der Erde. Endlich erlaubte ich mir, den Patriarchen zu fragen, ob er mir den Grund sagen könnte, der seine Kirche von der katholischen getrennt habe.

Die Monophysiten, zu denen die Kopten zu rechnen sind, hatten sich nämlich seit dem Konzil von Chalcedon 451 von der katholischen Kirche geschieden, weil sie die hier festgestellte Lehre von den zwei Naturen in Christus, — die unvermischt und unverändert, aber auch ungeteilt und ungetrennt zur Einheit der Person mit einander verbunden seien, — nicht annehmen wollten, sondern nur eine menschgewordene göttliche Natur in Christus behaupteten. Von diesem Trennungsgrund wußte der hochwürdige Patriarch nichts. Er schloß mit dem Wunsche, daß alle Glaubensgesellschaften sich wieder vereinigen möchten, und entließ mich mit seinem Segen. Es war mir diese Unterredung mit dem koptischen Patriarchen sehr interessant, weil sie mich lehrte, wie eine Religionsform von der andern gänzlich verschieden geartet sein kann, auch ohne daß man sich der ursprünglichen dogmatischen Differenzen, welche die Trennung ursprünglich veranlaßten, bewußt ist. Es wäre heute schwer im einzelnen zu sagen, wodurch die koptische Religionsform sich von anderen christlichen unterscheidet. Das ganze Wesen hat eben ein gänzlich anderes Gepräge bekommen, indem auch der Charakter der Landessitten und -gebräuche, das Zusammenleben mit der mohammedanischen Bevölkerung seinen Einfluß fühlbar gemacht hat. Soviel steht fest, daß wir in der koptischen Religion eine der heruntergekommensten Arten des Christentums vor uns haben. Jetzt arbeiten namentlich die Engländer mit dankenswertem Eifer daran, mittels der guten Schulen, in die sie die Kopten aufnehmen, auch in religiöser Hinsicht verbessernd auf sie einzuwirken. Diese Schulen stehen indirekt im Dienste der Mission, wenn auch die Kopten daran nicht denken.

So aber wie das Koptentum augenblicklich ist, kann in ihm von religiösem Leben kaum noch die Rede sein. Der Geist ist herausgetrieben, und nur die tote Form geblieben. Ein trauriger Anblick!

Neben dem koptischen Christentum und Islam sind andere religiöse Sekten des heutigen Aegyptens nur von untergeordneter Bedeutung und erfordern daher keine Erwähnung.

Zigeunergeschichten.

Von Rudolf Bergner.

Seit dem ersten Auftreten des „Volkes der Ausgestoßenen" in Europa, dessen Ursache höchstwahrscheinlich der Mongolensturm gewesen ist, sind mehr denn sechs Jahrhunderte in's Grab der Vergangenheit hinabgerollt, und nach wie vor erwecken die braunen Gesellen des Waldes und der Heide nicht nur das lebhafteste Interesse des Forschers, der ihren Wortschatz mit kritischem Blicke untersucht, sondern auch das des Landmanns und des Bürgers, der in den Gästen vor allen Dingen die — gewandtesten Diebe und die schmutzigsten Faulenzer erblickt und sich als geneigt erweist, den Wanderern das Schlechteste zu wünschen, vielleicht bedauernd, daß jene Zeiten vorüber sind, wo die seltsamen Fremdlinge vogelfrei waren und sich einzelne Edelleute aus ihrer Haut Hosen machen ließen. Ein so reges Interesse für die armen indischen Parias, deren geheimnisvolle Herkunft in unserem Jahrhundert endgültig ergründet worden ist, erscheint erklärlich, wenn man bedenkt, daß diese gehetzten und verachteten Landstreicher sich über alle Erdteile verbreitet und in der Hauptsache trotzdem ihren ursprünglichen Typus und ihre originelle Lebensweise erhalten haben. Die Zigeuner bilden dadurch gleich den Semiten eine ethnographische und kulturhistorische Merkwürdigkeit, der zuliebe schon mancher Forscher die Feder ergriffen hat. Auf diese Weise konnte sich eine ganz auffallend reichhaltige Litteratur über das Rumvolk herauswachsen, von jenem eigentümlichen Buche des vorigen Jahrhunderts angefangen, in dem der gute Professor Grellmann mit großem wissenschaftlichen Apparat nachweist, daß die Zigeuner abscheuliche Menschenfresser sind, bis herauf zu den geistreichen philologischen Abhandlungen unserer Tage. Gerade in Anbetracht des bereits an's Licht beförderten, beinahe erschöpfenden wissenschaftlichen Materials kann es keineswegs Zweck der nachstehenden Skizze sein, das Rumvolk in der herkömmlichen Weise zu zergliedern und zu beleuchten, ich hoffe vielmehr Dank zu ernten, wenn ich einmal die üblichen Geleise verlasse und über Zigeunerbrauch und -sitte in leichtem Plaudertone einiges von dem vorführe, was ich auf mehrjähriger Reise im Herzen des karpathischen Waldgebirges erlebt oder erfahren habe.

Wer da annimmt — und dies geschieht noch heutigentags sehr häufig — daß der Zigeuner ganz und gar nicht kulturfähig sei und daß die edlen Bestrebungen Josefs II. in Ungarn und Siebenbürgen gänzlich erfolglos verlaufen seien, der irrt gewaltig. Von den 80,000 Zigeunern Siebenbürgens ist mehr als die Hälfte ansässig, sie sind zu Ackerbauern und Handwerkern geworden, die sich nur wenig von den übrigen Bewohnern des Landes unterscheiden. In den Dörfern des Bistritzer Distrikts sieht man sie gleich den Sachsen mit der Hacke auf der Schulter vom Felde kommen, um zu Haus ihre Familienangelegenheiten in Ruhe und mit häuslichem Sinn zu erledigen. Seitens der Obrigkeit sind sie sehr streng zum Schulbesuch ihrer Kinder angehalten worden, und obgleich die sächsischen Bauern anfangs gemurrt, weil ihre saubergekleideten Kinder neben denen der armen, verachteten Zigeuner auf der Schulbank sitzen sollten, so hat sich doch bald ihr Groll gelegt, und heute freut sich sogar der kernige Sachse über die Zigeunerbuben mit den rollenden Augen, die gar so gut sächsisch sprechen und so höflich grüßen. Die neuen Verehrer der Zivilisation besitzen einen etwas bleicheren Teint wie die Kinder der herumstreifenden, was einerseits auf eine Mischlingsrasse hinzudeuten scheint, andererseits aber in der veränderten Lebensweise begründet sein dürfte. Um die völlige Germanisierung dieser ehemaligen Nomaden der Bistritzer Gegend darzuthun, will ich erwähnen, daß man an lauen Sommerabenden, in Neudorf oder Petersdorf promenierend, das Lied ertönen hört: „Wer hat die schönsten Schäfchen, die hat der goldene Mond." Erkundigt man sich nach dem Ursprung des harmonischen Gesanges, so wird man staunend vernehmen, die Schar der Sänger gehöre den auf dem Hügel wohnenden Zigeunerkindern an.

Eines grellen Gegensatzes zu obiger Thatsache bin ich freilich nur wenige Meilen weiter inne geworden; er beweist unleugbar das Vorhandensein von Individuen, deren wilder Sinn die Segnungen der Kultur nicht zu begreifen vermag. Einer der liebenswürdigen, jovialen und so hoch gebildeten sächsischen Pfarrherren hat mir erzählt, er habe nach öfterem vergeblichen Zureden endlich einen Zeltzigeuner bewogen, sich in einem leerstehenden sächsischen Haus niederzulassen. Der braune Gesell zog ein, als aber der Pfarrer drei Tage später an dem Gebäude vorbeikam, bemerkte er zu seinem Erstaunen das aufgeschlagene Zelt des Nomaden inmitten der leeren Bauernstube! Andere sollen bei derartigen Versuchen schon nach wenigen Stunden das neue Heim verlassen und sich mit ihren elenden Leinwandzelten auf freiem Felde etablieren. Man ersieht daraus nur zu deutlich, daß einzig und allein entweder die Anwendung von Gewalt, wie sie Kaiser Josef benutzte, oder Geduld, öfteres Probieren und zwar mit heranwachsenden Sprößlingen erfolgreich ist, wobei jedoch selbst dann erfreuliche Resultate erst in der zweiten und dritten Generation erwartet werden dürfen. Die Fähigkeit, Handarbeiten befriedigend zu erledigen, besitzen die Zigeuner ganz unstreitig. In allen Karpathengegenden bedient man sich ihrer sehr gern als Erdarbeiter, zur Ableitung von Gewässern, zum Ziehen von Dämmen und Gruben, und in den südlichen Gegenden Siebenbürgens rühmt man sie

als treffliche Feldarbeiter. Ihre Gewandtheit, bei Mondschein das Getreide zu schneiden, ist bekannt; um ihr Engagement entspinnt sich daher oft ein förmlicher Wettkampf. Uebrigens werden auch die wandernden Zigeuner zu Feldarbeiten entboten, sobald sich nämlich die Erntearbeiten als überwältigend erweisen. Dann ereignet es sich oft, daß die Sachsen eine Deputation zu den auf dem Hatter lagernden Zeltzigeunern entsenden, die Wanderer willkommen heißen, ihnen einen Trunk verabfolgen und sie zur Arbeitsbeteiligung auffordern.

Für die gänzliche Kultivierung der „Neubauern" des Kaisers Josef sprechen einige Episoden, die sich in den sächsischen Dörfern Siebenbürgens ereigneten und wobei sich deutsches Blut mit Zigeunerblut vermischte. Ein sächsischer Bauernbursche hatte sich sterblich in ein Zigeunermädchen verliebt und zog trotz der Drohungen seiner Eltern und Verwandten in die Zigeunergasse des Dorfes, wo er seine sächsischen Sitten und Bräuche mehr und mehr ablegte. Diese Zigeunergassen finden sich bei vielen ungarischen Ortschaften; sie liegen in der Regel dicht am Ausgang derselben oder erheben sich einige Hundert Schritte abseits auf einem Hügel. Meist umfassen sie höchstens ein oder zwei Dutzend Häuser, Kaisd in Siebenbürgen erfreut dagegen sich des Besitzes von über 100 Zigeunerfamilien. Auch große Städte, wie Hermannstadt haben ihre „Ziganie". Die berühmte Ziganie von Klausenburg, auf dem Fellegvár, hat sich aufgelöst. Sie lag auf einem kahlen Lehmhügel, dessen Weichheit es gestattete, daß die bronzenen Gesellen in Erdhöhlen wohnten. Hier hatte sich ein angenehmes Schmarotzergesindel zusammengefunden, dessen Hauptspekulation der Fremdenbesuch bildete. Boner und Borrco haben besonders gern da geweilt; der letztere so lange, bis er wehmütig lächelnd erzählen konnte: „Heute haben sie mir mein letztes Taschentuch gestohlen."

Die Ziganien der siebenbürgisch-sächsischen Ortschaften enthalten in der Regel kleine Häuser, die jedoch einen recht anheimelnden Eindruck hervorrufen. Vergleicht man sie mit den Behausungen jener zerlumpten und verkommenen Individuen, welche am Ausgang der slowakischen Dörfer in der Zips oder im Tschuroczer Komitat vegetieren, so ergibt sich ein Unterschied, wie der zwischen Tag und Nacht. In elenden Lehmhütten, die sich kaum vier Fuß hoch über die Erdoberfläche erheben und deren Wand schräg verläuft, hausen Menschen mit gemeinen Gesichtern, abgemagertem Körper und tierischen Instinkten. Die erbärmlichen Hemdenfetzen — sie flattern gleich zerschossenen Fahnen im Winde — genügen kaum, um die Blößen zu bedecken, viel weniger, um die Wirkung der zahlreichen Prügel zu schwächen, mit denen sich diese Leute täglich traktieren, und an welche ihre Kinder derart gewöhnt sind, daß sie selbst die schallendste Ohrfeige, das bedenklichste Würgen und ein Emporziehen an den Haaren so leicht vergessen, als handelte es sich um eine Liebkosung.

Betteln, Stehlen und Wahrsagen, alles am besten auf Jahr-, Vieh- und Wochenmärkten ausgeführt, bilden die Haupterwerbsquellen eines solchen Gesindels, Beschäftigungen, denen mit ebenso viel Unverschämtheit als Gewandtheit gehuldigt wird. Und dies gilt natürlich in noch viel stärkerem Maße von den herumziehenden Angehörigen des Rumvolkes, deren Lust, sich durch Kesselflicken und Hufbeschlag etwas zu erwerben, noch viel geringer ist. Weilt ein solcher Nomadentrupp in der Nähe des Dorfes, so muß der Landmann scharfen Lugaus halten, im Unterlassungsfalle wird sein Federvieh, sein Gemüse, sein Obst spurlos verschwinden. Der Zigeuner wird es sich leichten Fußes und noch leichteren Gewissens aneignen, denn seiner Philosophie zufolge gedeiht ja das Eßbare für alle Menschen, nur ist es dem lieben Gott nicht gelungen, es gleichmäßig zu verteilen, und diesem Uebelstand abzuhelfen, muß sich eben der Zigeuner bemühen.

Zahlreich sind die Fälle, wo die Zigeuner ihre Diebstähle mit außerordentlicher Schlauheit ausgeführt haben. So traf es sich vor sechs Jahren, daß die braunen Gesellen vor einem Pferdestall eine gut befestigte eiserne Querstange vorfanden. Ohne sich zu besinnen, kroch einer von ihnen hinein, veranlaßte das Fohlen durch allerlei Kunstgriffe, sich auf eine Decke niederzulegen, und die Außenstehenden zogen das Tier unter der Stange weg. Dem Fohlen folgte die Stute, die Zigeuner umwickelten die Füße der Tiere mit Stroh, zwei schwangen sich auf, und Roß und Reiter sah man niemals wieder. In der Regel triumphieren die schlauen Gesellen, selten verrät sie der tückische Zufall, wie es einem Zigeunertrupp unlängst in der Slowakei geschah, bei dem der Pandur sechs gestohlene Schafe suchte. Schon im Begriffe, an die Unschuld der in rührendster Weise wimmernden Parias zu glauben, bemerkte der Mann der Gerechtigkeit, daß abseits vom Lager ein Hammelbein aus der Erde hervorschaute. Zu dem Bein gehörte ein Hammel, zu diesem gesellten sich seine fünf Brüder, die von den Zigeunern abgeschlachtet und im Schoße der Mutter Erde verborgen worden waren.

Auch mit Dingen, für deren Wert den Zigeunern das Verständnis fehlt, geht der braune Tagdieb pfiffig und vorsichtig um. Ein rumänischer Geistlicher kam eines Abends auf einem Spaziergang bei der Hütte eines Zigeuners vorüber. Dieser rief ihn an, und als der Geistliche Folge leistete, fand er zu seinem Erstaunen in der Hütte wertvolle Schriften, welche während der unheilvollen Stürme der Jahre 1848 und 1849 abhanden gekommen waren. Der Zigeuner hatte dieselben seit jener bewegten Zeit aufbewahrt und sie wiederholt gegen Angriffe seines Weibes verteidigt, welches in dem alten Papier gutes Feuerungsmaterial witterte. Daß der Geistliche die Manuskripte für eine Kleinigkeit in Sicherheit brachte, ist einleuchtend.

Um zu zeigen, wie die Zigeuner bei ihren Wahrsagungen vorgehen, sei noch angeführt, was man mir eines Tages zu Repszin Siebenbürgen erzählte. Eine Zigeunerin

wünschte einem Bauern die Zukunft zu verkünden, allein dieser meinte zu ihr: „Mich betrügst Du nicht, gehe jedoch zum Nachbar, dem zwei Frauen gestorben sind, und der jetzt zum drittenmale heiraten will. Sage ihm, er werde mit seinem dritten Weibe glücklich sein.“ Nachdem sich die alte Megäre ängstlich erkundigt hatte, ob sie der Bauer nicht etwa belüge, um sich an ihrer Verlegenheit zu weiden, begab sie sich zum Nachbar und verkündigt ihm stolz und sicher das Vernommene. Der Bauer war natürlich hocherfreut, er versäumte nicht, die Prophetin durch ein ansehnliches Geschenk zu belohnen.

Noch seien einige Beiträge zur Physiologie der Liebe angeführt. Ein sächsischer Bursche verlor sein Herz an eine Blume der Zigeunergasse. Wie sein obengenannter Kamerad, kämpfte er siegreich für seine Liebe, und es gelang ihm endlich, sie trotz seiner griesgrämigen Eltern, Geschwister, Vettern und Basen, als Herrin in sein Bauernhaus zu geleiten. So geschehen in der Brooder Gegend, wo die nationalen Gegensätze schier unübersteigbare Schranken für Liebende aufgerichtet und ähnliche Verbindungen zwischen Sachsen und Rumänen unerhört sind. War bei dem erwähnten Vorkommnis der Held ein Deutscher, so wird bei einem anderen ein schmucker stattlicher Zigeuner als siegreicher Don Juan geschildert. Ein Mitglied der Zigeunergasse eines Sachsendorfes der Hermannstädter Gegend war als Soldat nach Wien gekommen und hatte hier außer dem Korporalstitel das Herz eines Wiener Bürgermädchens erobert. Er verstand es, die blonde Tochter Vindobonas glauben zu machen, daß er ein wohlhabender magyarischer Gutsbesitzer sei, und veranlaßte sodann nach vollendeter Dienstzeit die Geliebte, ihn nach Siebenbürgen zu begleiten. Als die Liebenden am Abend das Heimatsdorf des Korporals erblickten, zeigte dieser der Wienerin das erleuchtete Pfarrhaus, bemerkend, dasselbe sei sein Gut, er habe es jedoch verpachtet, und sie müsse einstweilen mit einem kleineren Haus vorlieb nehmen. Das Häuschen dünkte die Wienerin eine Hütte, allein sie fand darin das Glück, überwand den Schmerz, den ihr einige Tage später die Entdeckung des wahren Sachverhaltes bereitete, und wurde das Weib des schwarzhaarigen Geliebten. Erst vor wenigen Jahren ist die Heldin dieser vollkommen auf Wahrheit fußenden Zigeunergeschichte als altersschwache und arme Matrone verschieden.

Meinen Beobachtungen zufolge durfte ein Schönheitspreis für Zigeuner weit eher dem männlichen, als dem weiblichen Geschlechte zugesprochen werden. Ich habe auf mehrjährigen Reisen in Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien wohl Hunderte von jungen Zigeunerinnen gesehen, keine aber gefunden, die durch regelmäßige Züge oder plastischen Körperbau Erwähnung verdiente, währenddem ich gleichzeitig von Zigeunerknaben und -Jünglingen angebettelt wurde, deren tadellose Gestalt im Verein mit dem schwarzlockigen Haar, dem kühnen Gesichtsausdruck, den blitzenden Adleraugen und der freien Haltung einen etwas zu sehr an Bronze erinnernden, aber im übrigen vollendeten Adonis darstellte. Hinsichtlich der jungen Zigeunerinnen möchte ich behaupten, daß unter fünf von ihnen eine leidlich hübsch genannt werden kann, hin und wieder soll auch eine wahrhaft klassische Schönheit trotz Schmutz und Lumpen erblühen. So selten dieselben sind, so bezaubernd sollen sie sein, kein Wunder daher, daß mehr als ein ungarischer Gutsbesitzer in leidenschaftlicher Liebe zu einer Tochter des Volkes der Ausgestoßenen entbrannt ist, wodurch alsdann deren Genossen derart keck und unverschämt geworden sind, daß sie mehrere Wochen lang im Bewußtsein des mächtigen Schutzes beim Dorfe gelagert und währenddem fast sämtliche Bauernhöfe, Obstbäume und Felder ausgeplündert und verwüstet haben. Die am meisten gerühmte Zigeunerin Siebenbürgens wohnt in Torda; sie führt den Namen „der schönen Luise“, allein auch hier dürfte der Ruhm vollkommener Schönheit ungerechtfertigt sein und die betreffende weit mehr durch Geist und Pikanterie, als durch äußere Vorzüge ihren Ruf erlangt haben. Wahr ist es immerhin, daß sich ihretwegen ein junger Aristokrat am Morgen desjenigen Tages, der ihn mit einer Adligen am Altar vereinigen sollte, erschossen hat.

Als interessantes Schauspiel muß eine Hochzeit wandernder Zigeuner hingestellt werden. Bei Szolksva im siebenbürgischen Erzgebirge wurde mir das Glück zuteil, Zeuge einer solchen ethnographischen Spezialität zu sein. Am Ufer des Aranyos feierten Zeltzigeuner die Verbindung eines starken Burschen mit einem etwa fünfzehnjährigen, beschränkt dreinschauenden Mädchen. Sechs oder acht Teller mit Kraut, eine Flasche voll Branntwein, das waren die lukullischen Gerichte, die auf einem als Tisch dienenden Brette paradierten. Einige alte Weiber, fürchterliche Megären, tummelten sich herum, halb und ganz nackte Kinder balgten sich mit zottigen Hunden um die Speiseabfälle, drei Musikanten spielten der Gesellschaft auf. Ein Glöcklein an einem vertrockneten Tannenbaum bildete ein eigentümliches Orchesterstück; es begleitete eine Geige und einen Rumpelbaß. Der Ball entwickelte sich sehr schnell, allein die Tänzer tanzten so plump und matt, daß man fast denen widersprechen möchte, die den Zigeunern die Erfindung des Csárdás zuschreiben. Der vornehmste Gast der Gesellschaft war der Richter des rumänischen Dörfchens; er fungierte als Trauzeuge, hat es aber gewiß nicht verhindern können, daß sich das Pärchen einige Tage später in einem entfernten Orte von neuem trauen ließ. Ehebund, Taufzeremonie und Religionswechsel dienen bekanntlich diesen sorglosesten aller Erdenpilger als nie versiegender, stets ergiebiger Geldborn. Aeußerst charakteristisch ist ein Mährchen, welches sich die siebenbürger Rumänen erzählen. Laut dieser Dichtung besaßen die Zigeuner eine schöne stattliche Kirche, die Rumänen dagegen nur ein Gotteshaus von Schinken und Speck. Als nun die Zigeuner eines Tages Hunger verspürten, tauschten sie ihr Gotteshaus gegen das rumänische

aus und begannen sogleich mit der Verspeisung. Die Sache mundete ihnen, und, meint das Märchen, seitdem sind die Zigeuner stets bereit, eine ergiebigere Religion einzutauschen.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß alle Zigeunerhochzeiten so kläglich verlaufen wie die der geschilderten Zeltbewohner; hat man doch vor einigen Jahren eine in Klausenburg gefeiert, an welcher sich 120 Personen beteiligten und bei der eine bessere Kapelle aufspielte als wie sie mancher Fürst besitzt. Auch ist der Schmutz und die zur Schau getragene Armut der Zeltzigeuner häufig nur ein Gewohnheitskleid oder ein Deckmantel, der die Nomaden nicht hindert, im geheimen eine Familienkasse zu besitzen, die nicht nur eine ansehnliche Summe in barer Münze, sondern auch allerlei Schmuckgegenstände enthält. Ein siebenbürgischer Gutsbesitzer hat mich beispielsweise versichert, ein Zigeunerpatriarch habe ihm einstens einen kostbaren, mit Rubinen und Smaragden ausgelegten Kelch vorgewiesen. Das Familienerbstück sei von altindischer Arbeit gewesen und habe einen Wert von mindestens 4000 fl. repräsentiert. Das Vorhandensein derartiger altertümlicher Schätze bildet meiner Ansicht nach einen neuen wichtigen Beweis für die indische Abstammungstheorie der braunen Gesellen.

Die ansässigen Zigeuner Ungarns beschäftigen sich auf dem Lande mit dem Feldbau und mit Straßenarbeiten, mit dem Schmiedehandwerk, dem Rohrschneiden, dem Verfertigen von Körben und von hölzernen Löffeln, sowie mit Musizieren, in den Städten handeln sie zuweilen mit — alten Kleiderresten, ferner bilden sie daselbst die oft weit und breit mit Recht beliebten Musikkapellen oder sie versehen das Amt des — Schinders und des Henkers. In den beiden letzten Branchen beweisen sie große Geschicklichkeit. Wandeln wir z. B. an einem Montag durch die Straßen Klausenburgs, so kann es sich treffen, daß das Winseln eines Hundes an unser Ohr dringt. Es geht uns durch Mark und Bein, und zugleich bemerken wir, wie sich die Menge an einem Punkte zusammendrängt. Einige dunkle Gestalten huschen gespensterartig umher und endlich sehen wir, daß zwei der braunen Burschen einem Hunde ohne Steuerzeichen eine Drahtschlinge über den Kopf werfen und das arme Geschöpf, welches entsetzlich heult, in ein kleines Wägelein schleudern. Das elende Gefährt beherbergt bereits eine große Anzahl Mitleidender. Nachdem das Tier in sicheren Gewahrsam gebracht worden ist, knallt der schwarzhaarige Kutscher, und fort geht es wie der Wind, neue Opfer zu suchen. Das Ganze hat sich so schnell abgespielt, daß es uns als ein wüster unheimlicher Spuk erscheint.

Die Schinder sind seltsamerweise bei ihren sonst gewiß nicht zartfühligen Genossen verachtet, so daß keiner von diesen mit ihnen verkehrt. Hegen sie den Wunsch, wieder Beziehungen zu „anständigen, ehrbaren" Kreisen zu erlangen, so müssen sie sich in Begleitung einiger Zeugen zum Kaplan begeben. Weil nun der geistliche Herr nicht gern in handgreifliche Verbindung mit dem Entehrten tritt, gießt er in der Regel behufs Rehabilitierung aus dem Fenster eine Flasche Wasser auf den Kopf des Untenstehenden herab.

Als Henker entwickelten die Zigeuner ebensoviel Grausamkeit und Geschicklichkeit wie Galgenhumor. Zu einem würdigen Repräsentanten für alle seine Berufsgenossen ist jener Zigeuner geworden, der in die Lage kam, seinen eigenen Schwager zu expedieren. Ruhig warf er ihm den Strick um, stieg auf die Leiter, sah seinen Verwandten wehmütig an, streichelte ihm die Wangen und meinte: „Verzeihe mir, lieber Freund, ich kann es ja nicht ändern, aber bei Dir will ich es mit Freude und Sorgfalt thun, Du sollst nicht lange zu leiden haben. Und nun auf Wiedersehen!" —

Litteratur.

* In der allernächsten Zeit dürfen wir der Rückkehr unseres kühnen Afrikareisenden Dr. Hans Meyer von seiner hoffentlich glücklich vollendeten dritten Expedition nach dem Kilima'ndscharo entgegensehen, von wo er wohl eine reiche Ausbeute für die Kunde von Afrika insbesondere und für die Wissenschaft im allgemeinen mitbringen wird. Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht versäumen, hier auf das Prachtwerk aufmerksam zu machen, welches derselbe unter dem Titel

Zum Schneedom des Kilima'ndscharo; 40 Photographien aus Deutsch-Afrika, mit Text; Berlin, Hermann J. Meidinger,

erscheinen ließ. Es ist ein eigenartiges Album der wertvollsten Art, welches uns eine Reihe von Vegetations- und Landschaftsbildern, Porträts, Szenen aus dem Volksleben, Ansichten von Niederlassungen, von Stationen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft 2c., welche die anschaulichste Illustration zu dem Reisewerke des Dr. Hans Meyer bilden, aber dabei auch einen allgemeinen Wert haben und in einem kurzen gediegenen Text eine Erklärung finden. Wir begrüßen in diesem höchst lehrreichen Prachtwerk den wertvollen und Vertrauen erweckenden Vorläufer der Dr. Meyer'schen ausführlichen Reisebeschreibung, auf welche wir wohl nicht lange mehr zu warten haben werden, und einen einstweiligen kurzen Abriß derselben, sodann aber ein höchst lehrreiches und schönes Bilderwerk, welches uns in lebendigster Weise in jene uns kaum erschlossenen Gebiete der höchst interessanten Binnenländer des tropischen Afrika versetzt und uns einen Begriff von der wuchernden Ueppigkeit des Pflanzenwuchses jener Länder, von dem großartigen Aufbau und Anblick ihrer Landschaft und Gebirge, von der Physiognomie und dem Kulturzustand ihrer Bewohner und von der Eigenart und dem Zauber jener Gegenden, besonders in der Landschaft Dschagga, am Fuße des Kilima'ndscharo, gewährt. Dieses Bilderwerk hat einen bleibenden Wert, denn es wird erst dann nach seiner vollen Lehrhaftigkeit gewürdigt werden, wenn uns das vollendete große Reisewerk des Dr. Hans Meyer die Gelegenheit bietet, Wort und Bild im Verlauf der Reisebeschreibung miteinander zu verbinden, und es wird dadurch noch lehrreicher und anschaulicher werden. Wir begrüßen in diesem prächtigen Bilderalbum eine der wertvollsten Bereicherungen unserer neueren geographischen Litteratur über Afrika und ein Denkmal deutscher Beharrlichkeit und deutschen Forscherfleißes.

* Seler, Dr. Eduard: Reisebriefe aus Mexico. Mit 8 Tafeln und 11 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Ferdin. Dümmler, 1889. — Diese Reisebriefe berichten eingehend und mit anschaulichster Lebendigkeit über eine Reise zu archäo-

logischen Zwecken, welche Dr. Ed. Seler und seine Frau vom Oktober 1887 bis August 1888 in das herrliche Land Anahuac gemacht haben. Die Reiseroute führte zunächst vom Mississippi bis zum Rio Grande nach El Paso über die interessanten alten Pueblo- oder Indianerdörfer von Neu-Mexico, welche vortrefflich in Wort und Bild geschildert sind, dann mit der mexicanischen Zentralbahn nach der Hauptstadt Mexico selbst, wo ein mehrwöchiger Aufenthalt genommen wird, um Land und Leute und die Landessprache kennen zu lernen und die interessanten alten Städte und Sehenswürdigkeiten der Umgebung zu besuchen; dann geht es in das Binnenland hinein nach Xochicalco und seinen berühmten Ruinen, der Feste Coatzin und den Altertümern von Miacatlan, von wo man wieder nach der Hauptstadt zurückkehrte, um Mitte Januar noch einen Ausflug zu den alten Kunst- und Baudenkmälern von Texcoco und Teotihuacan zu machen. Ende Januar ward dann aufgebrochen, um über Queretaro die höchst interessante Landschaft Huaxteca zu besuchen, deren eingehende Schilderung den halben Umfang des Buches einnimmt und sich mit dem interessantesten und beinahe noch am wenigsten bekannten Teil des mexicanischen Reiches befaßt. Diesem folgt eine nicht minder interessante Bereisung des Landes Zapotekan mit Mitla, Tlacolula, Teotitlan, Tehuacan 2c., von wo dann nach den letzten Ausflügen über Orizaba, Puebla, Cholula, Mexico die Heimreise angetreten wird. Die Reisebriefe rühren umschichtig von Dr. Seler und seiner Gattin her, welche die Feder ebenso gewandt führt wie den Pinsel und eine ebenso erfahrene Botanikerin wie feine Beobachterin ist und deren frische, kecke und unmittelbare Schilderungen im hohen Grade anziehend sind. Die Beschreibung der Altertümer und der ganz archäologische Zweck des Buches drängen sich nicht auffällig in den Vordergrund und erscheinen im Buche nicht so sehr als Hauptzweck wie als Würze. Dagegen sind Land und Leute, Natur, Landschaft und Volksleben mild, vorurteilsfrei, wahrheitsgetreu und meisterhaft beschrieben. Das Seler'sche Ehepaar hat sich der landesüblichen Lebens- und Reiseweise anbequemt und hat mehr vom platten Lande und seinen Bewohnern gesehen als die meisten anderen Reisenden, und darum lernen wir aus diesen Reisebriefen allein schon mehr von dem Lande und seinen Bewohnern als aus Dutzenden von Schilderungen anderer Touristen. Wir stehen daher nicht an, dieses unterhaltende Buch für eines der gehaltvollsten und lehrreichsten zu erklären, welche je über Mexico erschienen sind, und müssen auch seinen Illustrationen nach eigenen photographischen Aufnahmen unserer Reisenden das Verdienst vindizieren, ebenso streng sachlich als künstlerisch vollendet zu sein und das beschreibende Wort durch bildliche Anschauung zu ergänzen.

* Hurgronje, Dr. C. Snouck: Mekka. Herausgegegeben von „Het Koninglijk Instituut voor de Taal-, Land- und Volkenkunde van Neederlandsch-Indië te 'sGravenhage". Erster und zweiter Band, mit Bilderatlas. Haag, Martinus Nijhoft, 1889. — Mekka und Medina, die heiligen Stätten und die Wiege des Islam, üben seit Jahrhunderten einen geheimnisvollen Reiz auf die gebildete Welt aus, und je mehr man von dieser Wiege des Mohammedanismus seit Bürckhardt und Kapitain Burton erfuhr, desto höher stieg im Abendland die Neugier, von jenen Stätten mehr kennen zu lernen. Jetzt liegt uns in dem vorgenannten Werke eine Monographie über Mekka vor, welche unsere Neugierde nach allen Seiten hin zu befriedigen imstande ist. Auf Grund eigener Anschauungen und sorgfältigster Studien schildert uns im ersten Bande des Werkes der holländische Verfasser „Die Stadt und ihre Herren", d. h. die Topographie und Geschichte von Mekka und den Charakter und das Leben ihrer Bewohner in früherer Zeit, und im zweiten Band bietet er uns sogen. Skizzen „Aus dem heutigen Leben" von Mekka. Diese angeblichen Skizzen verdichten sich aber zu einer gründlichen Schilderung des äußeren Lebens in Mekka, diesem „Babel von Westarabien", zu einer umfassenden Schilderung der Stadt, ihrer Einteilung, ihrer Bewohner, der Sitten und Bräuche, der Religion und ihrer Zeremonien 2c., ferner des Familienlebens nach der religiösen Vorschrift des Islams und nach der Entwickelung des orientalischen Lebens, der arabischen Ehe und ihrer Bräuche, der Stellung der Sklavinnen und Frauen, der Geburt und Erziehung der Kinder, der Beschneidung der Knaben, der Sitten und Bräuche beim Freien, bei den Hochzeiten und Sterbefällen 2c. Endlich faßt er im dritten Abschnitt „Wissenschaft" das beschränkte geistige Leben des heutigen Arabiens unter dem einen gemeinsamen Brennpunkte des Korans und der Ueberlieferung zusammen und schildert uns das Studium des Korans nach seinen verschiedenen Stadien und Zwecken und nach seiner Vertiefung in die Mystik. Der vierte und letzte Abschnitt des zweiten Bandes handelt von den Djawah, d. h. der Summe der aus dem fernsten Osten stammenden und namentlich der malayischen Rasse angehörenden Völker und ihrer in Arabien anwesenden Vertreter, gleichviel ob sie Muslimen oder Nicht-Muslimen sind, denn diese interessante Menschenklasse spielt nach allen Seiten hin eine wichtige Rolle, weil Mekka auch das geistige Zentrum des ostindischen Islams ist. Das sehr schön und gediegen ausgestattete Werk mit seinem lehrreichen Bilderatlas ist ein in seiner Art einziges und epochemachendes, eine Fundgrube für alles, was das heutige Arabien und seine Bevölkerung Interessantes aufweisen, und eines der wertvollsten Werke unserer heutigen geographischen Litteratur, das in keiner Bibliothek fehlen darf und uns dem Autor zu hohem Danke verpflichtet. Wir werden noch einmal auf dasselbe zurückkommen und empfehlen es aus innigster Ueberzeugung.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in München und Stuttgart.
Für die Redaktion verantwortlich: W. Keil in München.

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger** in **Stuttgart.**

London, Gastein und Sadowa,
1864—1866.

Denkwürdigkeiten

von

Karl Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt,

damals: K. Sächsischer Wirklicher Geheimer Rat, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am K. Großbritannischen Hofe.

Preis geheftet M. 13. —

In geschmackvollem Einband M. 15. —

Die Denkwürdigkeiten des Grafen Vitzthum aus den Jahren 1864—1866 bringen die Fortsetzung der in unserem Verlage erschienenen Memoirenwerke desselben Verfassers: „Berlin und Wien, 1845—1852", und „St. Petersburg und London 1852—1864", bilden jedoch ein selbständiges Werk.

Während dieser letzten Jahre seiner Amtsthätigkeit in London führten die Ereignisse den sächsischen Diplomaten wiederholt nach Paris und Wien, ebenso nach Dresden, Hannover, München, Stuttgart, Frankfurt, Gotha, Florenz und Rom und brachten ihn überall in Verkehr mit den leitenden Persönlichkeiten.

Die ereignisreichen Jahre, in welchen sich in Deutschland ein welthistorischer Umschwung vollzog, werden daher in diesem Werke nicht im einseitigen sächsischen Interesse, noch ausschließlich vom englischen Standpunkte aus besprochen. Ueberall hat der Verfasser sich bestrebt, dem Kausalitätsbedürfnisse unserer Tage entsprechend, den treibenden Ursachen, den geheimen Triebfedern welterschütternder Ereignisse nachzuforschen.

Das vorstehende Werk gibt daher einen Ueberblick über die europäische Politik jener Tage aus dem Munde vieler, die, im Vollbesitze der diplomatischen Geheimnisse, entweder selbst Geschichte gemacht oder denen nahe gestanden haben, unter deren maßgebendem Einflusse der Werdeprozeß des neuen Deutschen Reiches sich vollzogen hat.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.